Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Vierundfünfzigster Jahrgang.

1860.

Stuttgart und München.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Augsburg.

Register.

Gedichte.

Festgedicht. Vorgetragen bei der Schillerfeier in Rom am 10. November, von Ferd. Gregorovius 3.
Aus Dante, einem Romanzencyclus. 6. 7.
Neue Gedichte von Hermann Lingg. 11. 13.
Neuer Spaziergang. 14.
Prolog zu dem Carnevalsfeste der Künstlergesellschaft „das Bergwerk" in Stuttgart. Von Karl Grunert. 17.
Dorfidyllen, von Robert Waldmüller. 21. 25.
Lieder und Bilder aus dem Badeleben. 28.
Epigramme. 33.
Der Eroberer. 34.
Auf der Höhe. 41.
Russisches Treiben. Von H. Geibel. 46. 47.
Todesschau. Von Georg Pertz. 51.

Erzählungen.

Der Philanthrop. Ein Stück Menschenleben aus den Tagen Josephs II. 2. 3. 4. 5. — 9. 10. 11. 12.
Die Schlangenkönigin. Von O. Roquette. 13. 14. 15. 16. 17.
Friesische Köpfe. 18. 19. 20. 21. 22.
Des Doktors Gebirgsreise. 24. 25. 26. 27. 28. 29. 30.
Junker Hans vom Staal. Ein Lebensbild aus dem siebzehnten Jahrhundert. 30. 31. 32. 33. 34. 35.
Freierei in Angeln. 36.
Zum goldenen Laube. Novelle aus dem vorigen Jahrhundert. 37. 38. 39. 40. 41. 42.
Das Bild des Sohnes. 43. 44. 45. 46. 47.
Ein Sommer in den Vogesen, ein Winter in Rom. 48. 49. 50. 51.

Reisen.

Reise ins schottische Hochland. 1.
Aus Alex. v. Humboldts Reise in die Aequinoctialgegenden des neuen Continents. 10. 12.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Hellas und Deutschland. Zum Jahreswechsel. 1.
Theaterkritik. 2.
Musikalisches. 3.
Shakespearesche Charaktere. 4. 5. 6.
Skizzen aus Venedig. 4.
Die Preisvertheilung für das beste Drama. 5.
Johanna d'Arc. 6. 7. 8. 9. — 35. 36. 37. 38.
Schilderungen aus der letzten Zeit der römischen Republik. 6. 7.
Aus dem Archiv des Mannheimer Theaters. 7.
Goethe. Vorgetragen im Hörsaal des chemischen Laboratoriums zu München. 8. 9. 10.
Zur Erinnerung an Großherzogin Stephanie. 8.
Skizzen aus Spanien. 11. 12. 13. 15. 17.
Aus Baden von ehedem. Zur Erinnerung an Fonblanque. 13. 14.
Tanz und Mimik. 15.
Don Juan bei Tirso, Molière, Mozart und Byron. 16. 17. 18.
Die Marseillaisen des Jahrhunderts. 16.
Pädagogische Briefe. 18. 19. 20.
Goethe und Gleim. 19. 20.
Ueber weibliche Bestimmung. 21. 22.
Der Alte von Rodach, Wahrheit zu Rückerts Dichtung. 22. 23. 24. — 28. 29.
Spaziergänge durch Paris. 22. 23.
Zur Geschichte der Spielkarten. 23. 24. 25. 26.
Pariser Briefe. 26. 27. 31. 32. 33. 39. 43.
Unter den Wilden. Aufzeichnungen eines schwäbischen Lanzknechts auf Java. 27.
Asmus Carstens. 29. 30. 31.
Aus München vor dreißig Jahren. 32.
Bilder und Geschichten aus der Mark Brandenburg. 33. 34. 35. 42. 44. 45.
Theodor Körner und André Chénier. Eine literarische Parallele. 34.
Belgische Städte. Mecheln. 36. 37.
Der glückhafte Bahnzug. 38. 39. 40.
Zur Theaterfrage. 38.
Schiller als Historiker. 40. 41. 42. 43.
Aus meiner Pilgertasche. 41.
Das Geheimniß des Psyche-Mythus. 44. 45.
Shakespeare's Hamlet. 46. 47.
Dresden. Stadt- und Landschaftsbilder. 48. 49.
Der Proceß Richter. I. 48.
Molières Sittencomödie und die gelehrten Frauen auf seiner komischen Bühne. 49. 50.
Die Beginenhöfe in Belgien. 50. 51. 52.
Silhouetten aus Weimar. 51. 52.
Albrecht Dürer als Schriftsteller. 52.

Korrespondenz.

Wien. 1. 3. 4. 7. 9. 11. 12. 14. 16. 17. 18. 20. 23. 24. 25. 30. 32. 34. 41. 45. 48. 49.
London. 31. 33. 35. 44. 45. 47. 51. 52.

Berlin. 2. 5. 7. 8. 11. 12. 13. 18. 24. 39.
Paris. 3. 6. 8. 9. 13. 15. 16. 19. 20. 21. 25. 28. 30. 32. 33. 36. 37. 38. 39. 40. 41. 42. 44. 45. 46. 47. 48. 49. 50. 51.
Elberfeld. 37.
Bern. 35.
Stuttgart. 21.
Aus Tirol. 22. 32.
Aus dem Badischen. 22.
Saarbrücken. 22. 23. 24.
Von der deutschen Ostseeküste. 26.
Aus dem bayerischen Voigtlande. 26. 27. 30. 31.
Aus Mecklenburg. 40. 41. 42.
Aus dem Wupperthal. 42. 43.
Aus dem Odenwald. 43. 50. 51. 52.
Aus der Schweiz. 1. 28.
Baden-Baden. 29.
Aus Thüringen. 17.
Vom Oberrhein. 39.
Vom Mittelrhein. 1. 2.
Aus Nordsavoyen. 38.
Kopenhagen. 2. 17. 33. 40. 49. 50.
Aus Nordfriesland. 43. 35.
Von der Elbe. 27.
Aus der Pfalz. 2.
Aus dem nördlichen Frankreich. 3. 4. 14. 15. 16.
B. im Herbst. 5.
Hamburg. 5. 10. 28. 29. 36.
Dresden. 6. 8. 14. 46. 47.
Genf. 7. 21. 31. 36. 37. 44.
New York. 9. 10. 11. 17. 18. 22. 26. 48. 52.
Stockholm. 10. 11.
Leipzig. 14.
Aus Süddeutschland. 18. 19.
Weimar. 38.

Literatur.

Schillers Demetriusplan. 1. 2.
Otto Müller und seine neuesten Romane. 8.
Erzählungen von Hermann Kurz. Neue Sammlung. 12.
Neue Erzählungen aus dem Ries von Melchior Meyr. 13.
Altes und Neues. Gedicht von Fr. Bodenstedt. 15.
Victor Hugos poetische Werke. Deutsch von L. Seeger. 19. 20.
Gedichte von Feodor Löwe. 2te Aufl. 23.
R. H. Wegener, Dichtungen. 25.
Schillerkranz, geflochten aus frischen Blüthen. 38.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 1. 1. Januar 1860.

Haud tu crede Deos ita nos intendere contra,
Ut rerum inviderint summum, et fastigia nolint
Germanos orbisque caput molemque tenere.
Ulricus de Hutten.

Hellas und Deutschland.

Zum Jahreswechsel.

Das scheidende Jahr läßt uns unter Eindrücken zurück, denen wir nur eine bleibende Nachwirkung wünschen können. Das an den drei Novembertagen in der ganzen gebildeten Welt (den Ausdruck hier nicht im fashionablen, sondern im culturhistorischen Sinne genommen) gefeierte Schillerfest ist der deutschen Nation zum äußern Anhaltspunkt geworden, um sich, wie nie zuvor, ihrer Einheit und Größe, ihrer Stellung und specifischen Aufgabe unter den Völkern bewußt zu werden. Wenn auch Deutschland ein bloßer geographischer Begriff ist, die Deutschen haben erkannt, daß sie ein geistiger Begriff sind; Deutschland, wie es auf den Karten und in den Akten beschrieben steht, und die Deutschen, die mit ihrem Geiste die ganze Welt umspannt halten, sind zwei ganz verschiedene Begriffe. Wenn das deutsche Volk seine äußern Geschicke nicht in seiner Gewalt hat, hier steht sein Schicksal allein in seiner Hand, und je kräftiger es da eingreift, um so größere Bürgschaft hat es, daß ihm auch dort noch ein lieblicheres Loos fallen werde. Man muß es als eine eigentlich providentielle Fügung ansehen, daß gerade das Jahr, welches über Deutschland so tiefe Demüthigungen brachte und uns unsere politische Ohnmacht abermals auf's schmerzlichste erkennen ließ, mit einer so freudigen geistigen Erhebung schloß, daß der politische Mißwachs durch eine gesegnete Ernte auf einem andern Felde gut gemacht wurde.

Wir treten das neue Jahr in gehobener, freudiger Stimmung an, und ferne sey es von uns, diese Begeisterung durch grundlose Kassandrarufe zu stören. Was die ganze Nation innerhalb und außerhalb der Grenzen Deutschlands durchdringt, das bewegt auch unsere Brust so lebendig und kräftig, als es nur irgendwo empfunden werden kann; dem allgemeinen Enthusiasmus darf sich der Einzelne nicht in vornehmer Selbstüberhebung entziehen, er darf nicht mit vermeintlichem Besserwissen daran mäkeln und deuteln. Es ist ein erhebendes Schauspiel, wie es die Weltgeschichte noch selten gesehen: ein großes Volk, das sich seiner Aufgabe so klar und deutlich bewußt ist, und diese Aufgabe nicht ein gewaltthätiges Streben nach äußerer Herrschaft, sondern eine rein geistige und menschliche Mission, die Verbreitung seiner eigenthümlichsten, aber — wie es hoffen darf — zum Gemeingut aller Völker bestimmten Bildung.

Man hat ein Recht, hiebei an das griechische Volk und seine Stellung in der Geschichte zu denken. Nicht bloß das geistig nationale Fest, das wir gefeiert haben,

kann uns an die griechischen Spiele mit ihren musischen Wettkämpfen erinnern: das Panionische und Panhellenische trifft in noch viel weiterem und tieferem Sinn mit dem Pangermanischen zusammen. Das deutsche Volk, als das auserwählte Volk der idealen Bildung, der humanen Cultur, nimmt überhaupt dieselbe Stellung ein, wie die Griechen, die alle Völker außer ihnen, selbst die siegreichen Römer, als Barbaren anzusehen ein Recht hatten. Wie sie ihre Colonien ausschickten, damit sie in der ganzen Welt Pflanzstätten der Kunst und Wissenschaft würden, so sind sich die Wanderer, die wir über das Meer nach dem äußersten Westen senden, dessen auf's deutlichste bewußt, daß sie nicht bloß ausziehen, um einen von Menschen noch nicht betretenen Boden zu cultiviren, sondern auch den Samen einer neuen Bildung in der Wildniß auszusäen. Wie die ältesten griechischen Seefahrer überallhin auf ihren Schiffen ihre Götter, ihre Nationalheiligthümer mit sich führten, so nehmen unsere Auswanderer die Heroen der nationalen Kunst und Wissenschaft mit sich, um sie den fremden Völkern zur Bewunderung und Verehrung hinzustellen. Selbst die über die fernsten Meere gebietende, übermächtige angelsächsische Race ist ihnen barbarisch in ihrem nichtswissenwollenden Materialismus und der hieraus erwachsenden gewaltthätigen Wildheit und Rohheit; sie haben den Kampf mit ihr begonnen und sind der unerschütterlichen Zuversicht, daß sie mit überlegenen Waffen kämpfen, daß sie den Geist repräsentiren, der überall allmächtig ist, und daß der deutsche Geist nothwendig den Sieg davon tragen müsse. Durch den Cultus des Schönen, der Poesie, der Musik, des Gesangs hoffen sie die goldenen und ehernen Götzen, die Anbetung des Dollars, die Herrschaft des Messers und Revolvers zu stürzen und dem deutschen Geiste zu der Anerkennung zu verhelfen, daß er überall der höheren menschlichen Bildung, der edleren und milderen Sitte die Bahn breche — emollit mores, nec sinit esse feros.

Von dem Bewußtseyn dieser hohen Bestimmung war das deutsche Volk vielleicht noch niemals während seiner ganzen Existenz so energisch durchdrungen, wie in diesem Augenblick; in demselben hat es sich erst recht zusammengefunden und seine eigentliche Einheit und Einigkeit gefunden. Je höher nun aber der Punkt ist, auf dem wir zu stehen glauben, desto nothwendiger ist es, mit klarem und nüchternem Blick um sich zu schauen, damit wir nicht schwindeln und einen eben so jähen Fall thun. Im höchsten Glück lehren uns die Griechen den Neid der Götter fürchten; unwillkürlich beschleicht die bange Sorge unser Herz, was wir für die Morgenröthe einer schönen Zukunft ansehen, möchte vielleicht das Abendroth des verglimmenden Tages seyn. Gerade die Erinnerung an die Griechen ist so ganz geeignet, solche Besorgnisse in uns zu wecken. Ihre Wissenschaft allerdings ist unsterblich, mit ihrer Kunst entzücken sie noch jetzt alle Völker und sind die unerreichten Vorbilder in allem Schönen; sie haben einen Samen hinterlassen, aus welchem die menschliche Bildung, so oft sie auch niedergetreten werde und verwese, immer wieder zu neuem Leben, zu frischer Blüthe ausschlagen wird. Aber sie selbst sind untergegangen, früher untergegangen und spurloser verschwunden als jene Barbaren, deren rohe Kraft sie mit ihrer Bildung zügelten. Je feiner und geistiger ihre Blüthe war, um so schneller ist sie abgewelkt. Ist es nicht ein ähnliches Schicksal, das auch wir zu fürchten haben? Ihre Bildung blühte so herrlich auf, weil alle Städte darin mit einander wetteiferten, weil sie alles andere dem Ruhme hintansetzten, hier das Herrlichste geleistet und den ersten Kranz davon getragen zu haben. Ueber den Genüssen des Geistes versäumten sie an die Einigkeit und Stärke nach außen zu denken und wurden eine Beute der Barbaren. Ist das nicht auch unser Fall? könnte es ähnlich nicht auch uns ergehen?

Wir lassen diese Frage nicht gern an uns kommen. Wenn wir von der einen Seite die Vergleichung mit den Griechen und ihrer Bildung uns wohl gefallen lassen, sie mit Begierde uns aneignen, so möchten wir andererseits jede Erinnerung an ihr nationales Geschick ferne von uns halten. Unsere Wissenschaft selbst zeigt uns alle möglichen Wege, dieser unerfreulichen Aussicht zu entgehen, ihr wenigstens unser Auge zu verschließen. In der neuen Geschichte, finden wir, geht nicht, wie in der alten Welt, die Bildung von einem Volke zum andern in der Weise über, daß jenes darum zu Grunde gehen und verschwinden müßte. Die moderne Bildung ist nicht mehr das Eigenthum eines einzigen Volks, von welchem das nächste sie empfange, daß sie auf einander folgten wie die Inder, Egypter, Griechen und Römer. Wir bewegen uns nicht mehr in solchen exclusiven, sondern in concentrischen Kreisen. Wenn jetzt ein Volk auf dem Gipfel seiner Entwicklung angekommen ist, so kann allerdings eine Zeit des Stillstandes für dasselbe eintreten, es kann sich für eine Weile zurückziehen, aber damit gibt es nicht seine ganze Existenz auf und tritt nicht einmal für immer vom Schauplatz ab, sondern nimmt zur rechten Zeit seine Rolle auf einer höheren Stufe wieder auf.

Mit diesen und ähnlichen Reflexionen suchen wir uns selbst zu beschwichtigen; vor allem aber werden wir nicht müde, an die unverwüstliche Naturkraft des germanischen Stammes zu erinnern, der weder in

Materialismus und Sinnlichkeit, noch in raffinirtem Spiritualismus und luxuriosem Kunstgenuß untergehen könne. Diesen Glauben an sich selbst, an seine edlere Natur darf freilich ein Volk so wenig verlieren als das Individuum; aber wie dieses oft auf den Glauben an seine höhere Begabung und Sittlichkeit hinein sündigt, so muß auch ein Volk zusehen, daß es nicht durch einen falschen Schimmer sich selbst verblende und betrüge.

Auch die Griechen wollten nicht glauben, daß zu der Zeit, da sie sich gerade auf dem Höhepunkt ihrer Bildung wähnten, der Wurm des Verderbens bereits an ihrer Wurzel nage. Die Gefahren, die ihnen von äußern Feinden drohten, konnten sie sich freilich nicht verbergen. Die unbestochenen Redner erhoben ihre warnende Stimme; der patriotische Demosthenes schleuderte seine Philippiken. Es fehlte weder an tugendhaften noch an tapferen Männern, die der schönsten Zeiten würdig gewesen wären. Nachdem Athen und Sparta durch unversöhnliche Eifersucht sich gegenseitig zu Grunde gerichtet hatten, trieb der Instinkt der Noth zu engeren Bündnissen der kleineren, gleichberechtigten Staaten, und der letzte große Feldherr der Griechen, Philopömen, schien der Retter seines Vaterlandes werden zu können.

Wenn hier der Ort wäre, politische Parallelen zu ziehen, es wäre ja leicht nachzuweisen, wie die Schicksale der beiden Völker bis auf eines Haares Breite zusammentreffen. Aber wir haben es hier nur mit den geistigen Zuständen zu thun, deren Aehnlichkeit eben so unverkennbar ist. Da glaubten die Griechen auch an die Allgewalt des Geistes, an die Unzerstörbarkeit der Bildung und waren der Meinung, ein Volk, das hierin die unbestreitbare Superiorität behaupte, könne unmöglich untergehen. Unbekümmert sahen sie jeder Erschütterung ihrer nationalen Einigkeit und Selbstständigkeit zu, wenn sie sich nur sagen konnten, daß sie noch immer die ersten Rhetoren und Philosophen seyen, daß an Kunstsinn und Feinheit des Geschmacks ihnen niemand gleichkomme. Als sie bereits die Sklaven der Barbaren waren, trösteten sie sich mit dem Bewußtseyn, in Allem, was den Geist betreffe, deren Herren zu seyn. Sie glaubten auch an die Unverwüstlichkeit ihrer nationalen Anlage, durch die sie den übrigen Völkern stets überlegen bleiben werden. Aristoteles, dessen Kenntnisse verhältnißmäßig noch universeller waren als die unseres Humboldt, bewies ihnen, sie seyen die erste Nation und werden sie bleiben, weil ihr Geist die richtige Mitte halte zwischen der weichen Feinheit der Orientalen und der rauhen Kraft des Nordens; von der einen Seite komme ihnen die schöne Reizbarkeit und Empfänglichkeit zu, ihr feiner Geschmack und Kunstsinn, von der andern das ethische Maßhalten, die Sophrosyne als Inbegriff der sittlichen Tugend, vermöge deren sie niemals in üppige Weichlichkeit, in barbarische Sinnlichkeit sich selbst verlieren könnten.

So urtheilte Aristoteles und seine Construction war so richtig als irgend eine unserer Philosophen. Aber während er mit eben so viel philosophischem Tiefsinn als empirischer ethnographischer Kenntniß die schöne Harmonie des griechischen Geistes demonstrirte, war dieselbe bereits zerstört, hatte der eine Factor den andern überwogen und dadurch die gesunde Bewegung und Thätigkeit des Ganzen gelähmt. Er selbst, der große Mann, steht ja an der Grenzscheide der beiden Zeitalter, ja er eröffnet bereits das des Verfalls, in welchem aus der griechischen Wissenschaft und Kunst der Geist entwichen war und sie sich zur Dienerin der Ueppigkeit, des barbarischen Luxus herabwürdigte.

Und wir, wie verhalten wir uns hiezu? Was Aristoteles geschrieben, das sehen wir an, als wäre es für uns und auf uns geschrieben; auch wir halten uns für das Kernvolk, für das Volk der Mitte. In der durchaus eigenthümlichen und originalen Mischung unseres nationalen Genius, sagen wir, sey auch die südliche Feinheit und die nordische Kraft vereinigt; wie die Griechen die schöne Mitte eingehalten haben zwischen den weichlichen Asiaten des Südens und den rauhen Scythen des Nordens, so wir zwischen Romanen und Slaven, zwischen Barbarei und Entnervung, zwischen Despotismus und Zügellosigkeit. Wir sprechen von der unverdorbenen germanischen Naturkraft, welche alle Schätze der alten und neuen Bildung, das Ausgezeichnete aller Nationen und Zeitalter in sich aufgenommen habe, ohne daß es ihr schade, ohne daß sie etwas von ihrer ursprünglichen Kraft und Gesundheit dadurch verloren habe. Bei allen Völkern wissen wir die Symptome des Verfalls, der Abgelebtheit so klar und bestimmt nachzuweisen; nur uns selbst weissagen wir eine schöne Zukunft und alle gegentheiligen Stimmen, die da und dort laut werden, sind nicht ernst gemeint. Und doch läge es so nahe, daran zu denken, ob nicht auch wir bereits über den Punkt des Gleichgewichts und der harmonischen Mischung hinaus seyen, ob nicht auch für uns der Silberblick dieser schönen Durchdringung von Kraft und Feinheit vorüber sey. Gerade der gegenwärtige Augenblick fordert uns besonders auf, hierüber nachzudenken.

Die nationale Erhebung, die alle diese Betrachtungen in uns wach gerufen hat, knüpft sich zunächst an das Andenken eines Mannes, der unter unsern „classischen" Dichtern eine der ersten Stellen einnimmt. Unter Classikern verstehen wir ursprünglich die griechischen

und lateinischen Schriftsteller, als in ihrer Art vortrefflich und unübertrefflich, als Autoren der ersten Classe, des ersten Rangs. Nicht alle aber, die in diesen alten Sprachen geschrieben haben, gelten uns als solche; wir unterscheiden wohl zwischen denen, in welchen sich der Geist des Alterthums in seiner Reinheit und lauteren Kraft ausdrückt und solchen, die nicht viel mehr als ein historisches und linguistisches Verdienst haben. Jene ersteren, die ächten und wahren Classiker, gehören alle einer Periode an, in welcher auch der alte nationale Geist noch in ungeschwächter und ungefälschter Kraft vorhanden war. In der einfachen Sprache, die für Alles den stärksten und bezeichnendsten Ausdruck hatte, fand dieser Geist seine natürliche und nothwendige Hülle. Es ist nicht so, als wären die später Geborenen weniger fein und geistreich gewesen; eher ist das Gegentheil richtig; aber jener Geist der Simplicität, der auf der nationalen Sitte beruhenden individuellen Tugend war von ihnen gewichen und mit den reichsten Mitteln waren sie nicht im Stande, sich den Zauber jener ursprünglichen Frische und Gediegenheit zu geben, so wenig als sie mit den strengsten philosophischen Systemen, mit der schneidendsten Satire oder mit neuplatonischer Romantik das goldene Zeitalter der Vorfahren, die alte nationale Tugend zurückzurufen vermochten.

Wenden wir diese unwidersprechlichen historischen Resultate auf uns an. Auch wir haben unsere classischen Schriftsteller — gehabt. Wir zählen dazu natürlich auch nur die trefflichsten und besten, und die, die wir dazu rechnen, gehören einer bestimmten Zeitperiode an. Nach derselben gibt es keine Classiker mehr. Dieses plötzliche Abbrechen, dieses vollständige Versiegen beklagt man mit Recht; aber thöricht ist es, dasselbe den Persönlichkeiten zur Last zu legen. Es ist thöricht, zu klagen, daß kein Mann mehr geboren werde wie Goethe und Schiller. Wir nehmen keinen Anstand zu behaupten, daß fort und fort Männer erscheinen, die nicht weniger Talent und Genie haben, deren Anlage gewiß eine nicht minder glückliche wäre. Warum werden sie keine Classiker mehr? Ohne allen Zweifel deßwegen, weil sie nicht mehr die einfach solide Grundlage des nationalen Culturlebens haben, wie jene Glücklichen, weil sie nicht mehr getragen werden von einem die ganze Zeit durchdringenden ethischen Princip, von einer ungebrochenen Begeisterung; weil die Subjektivität überwiegt und sich einseitig geltend macht, da sie sich nicht mehr im Zusammenhang mit dem Ganzen harmonisch ausbilden kann. So tastet sie unsicher und willkürlich nach allerlei künstlichem Reiz umher und verfällt in Einseitigkeit und Uebertreibung; selbst wo sie an das Einfache und Natürliche sich hält, ist es nicht mehr das ächte und ursprüngliche, sondern kommt aus der zweiten Hand, aus Absicht und Reflexion. Warum will uns z. B. das Drama nicht mehr befriedigen? Warum haben wir an jedem Stück bald dieses bald jenes auszusetzen? Die Dichter verstehen die Regeln der Composition, die Sprache steht ihnen zu Gebot, besser als früher, an Talent fehlt es ihnen nicht, und ihre Meisterschaft im Technischen ist unbestritten; und dennoch will es uns nicht gefallen. Der Grund ist der alte und immer wiederkehrende: die classischen Zeiten sind vorüber und mit ihnen die classischen Dichter.

So gehörten Aeschylus, Sophokles und Euripides drei unmittelbar auf einander folgenden Generationen an; und doch welcher außerordentliche Unterschied in der Form und dem ganzen Geist ihrer dramatischen Werke! Alle drei sind wahrhaft classisch; aber innerhalb dieser Classicität verdient der mittlere diese Bezeichnung wieder in höherem Grade als die beiden andern, weil die Zeit seiner Produktivität zusammen fällt mit der Periode der zur höchsten Feinheit geläuterten und doch noch nicht von der corrodirenden Macht einseitiger Subjektivität angefressenen Bildung seiner Zeit. Aeschylus verhält sich zu ihm wie etwa Klopstock zu Schiller; der erhabene Schwung des religiösen Pathos läßt dem Hervortreten der ewigen sittlichen Mächte, dem menschlich Wahren und Schönen noch nicht den gehörigen Spielraum. Dagegen nimmt Euripides zu Sophokles etwa die Stellung ein, wie ein neuerer Dramatiker zu Schiller; das ewig Wahre und Menschliche hat für ihn und seine Zeit die unmittelbare Gewalt verloren, mit welcher es die vorangegangenen Generationen unwiderstehlich ergriffen hatte. Die Zeit jenes ersten Idealismus ist vorüber; denn es gibt in der Entwicklung der Völker wie der Individuen Perioden, wo beide schnell leben, wo Jahrzehnte an jenen fast so tiefgehende Veränderungen hervorbringen als sonst Jahrhunderte. Daher sucht der spätere griechische Dichter, gerade so wie einer der modernen Epigonen, was ihm an einfacher Schönheit und sittlicher Gediegenheit abgeht, durch geistreiche Pointen, durch Sentenzen und Reflexionen zu ersetzen. Der Einzelne, so sehr er auf seine Zeit einwirkt und derselben in manchem Betracht vorangeht, ist im Grunde doch ganz nur ein Kind seiner Zeit.

Ueber den griechischen Geschichten, könnte es scheinen, haben wir Deutschland aus den Augen gelassen. Aber von Sophokles und Euripides war nur deßwegen die Rede, damit es uns um so deutlicher werde, wie auch wir keine Classiker mehr haben und wie viel damit für uns verloren ist. Nicht das ist es, daß wir um ein paar Männer ärmer sind, welche die Berechtigung

in sich trugen, an der Spitze der gesammten nationalen Bildung zu stehen und sie mit consularischer Gewalt zu leiten. Wir verkennen den Werth ausgezeichneter Individualitäten durchaus nicht; der Einzelne ist oft mehr werth und von größerer Bedeutung als eine ganze Masse; aber er ist es nur durch und für die Masse. Daran fehlt es eben, an dem Ganzen, am Volke. Für dieses ist, wenn wir nicht irren, sein classisches, sein perikleisches Zeitalter vorüber. Allerdings ist gegenwärtig mehr von Deutschland, von nationaler Einheit und Bildung die Rede als vor achtzig Jahren; gerade so wie die Griechen in den späteren Zeiten, als sie bereits von der Strömung, die sie dem Abgrund zuführte, erfaßt waren, mehr von Griechenland sprachen als in der Periode ihrer Großthaten, durch welche sie wie mit einem Zauberschlage zur Hegemonie der Weltgeschichte sich berufen sahen. Aber diese scheinbare Energie des nationalen Bewußtseyns war bei ihnen und ist bei uns nicht das Werk primitiver Begeisterung, sondern einer Reflexion, welcher die frische Kraft der Schwingen bereits gebrochen ist, die, weil sie auf sich selbst nicht mehr sicher ruht, überall Stützen und Anhaltspunkte sucht, um ihrer Schwachheit den täuschenden Schein größerer Stärke zu geben. Als Athen den Zorn des großen Königs auf sich nahm, waren die Städte Griechenlands auch schon von der beklagenswerthen Eifersucht ergriffen, den verderblichen Antagonismus des Nordens und Südens hatten sie wie einen organischen Fehler mit in die Welt ihrer politischen Existenz gebracht; aber die „veilchenbekränzte“ Stadt stellte sich mit ihren hölzernen Mauern vor das ganze Griechenland hin, das damals fast noch weniger als ein geographischer Begriff war, nicht mit ehrgeizigen und herrschsüchtigen Nebengedanken, nicht um die diplomatische Initiative oder die oberste Leitung des Bundesheeres zum Dank für das gebrachte Opfer an sich zu bringen, sondern im neidlosen Bewußtseyn der eigenen Kraft und Trefflichkeit schreckte es vor dem Schwersten nicht zurück, um sich selbst und damit auch das gesammte Vaterland mit unsterblichem Ruhm zu bedecken.

Diese Spontaneität der Begeisterung und Opferfähigkeit war später nicht mehr vorhanden. Als man anfing von Griechenland zu sprechen, als man die achäischen Bündnisse schloß, da lauerte bereits das unglückselige Bewußtseyn im Hintergrund, daß Griechenland verloren sey. An edlen Männern fehlte es nicht; die Einzelnen waren noch immer Griechen, den Barbaren an Tapferkeit und strategischer Kunst eben so wie an feinerer Bildung und hohem Sinn überlegen; aber aus dem Ganzen war der alte Geist gewichen und die Einzelnen tranken den Giftbecher oder verbluteten auf dem Schlachtfeld, ohne das Vaterland retten zu können. Und eben so war es in Kunst und Wissenschaft. Das Ziel, das man sich gesteckt hatte, war ein unendlich höheres und weiteres, ein eigentlich universalistisches; und diesem Ziele strebte man entgegen mit vollem Bewußtseyn, mit Aufbietung aller Kräfte. Die eigentliche griechische Wissenschaft stammt erst aus jenen späteren Zeiten; die Philosophie thut sich jetzt erst als besondere Disciplin hervor und faßt alle geistige Kraft zusammen, überspannt den Bogen des Idealismus bis zum Brechen, um die Verderbniß des herrschenden Materialismus zu überwinden. In den schönen Künsten hält man sich bereits das Classische als ideales Vorbild vor und sucht dasselbe zu erreichen, wo nicht zu überbieten. Aber darin gerade offenbart sich die einseitig überwiegende, nicht mehr von dem lebendigen Geiste des Ganzen getragene Subjektivität. Das beste, was sie hervorbringt, sind Werke der Schule; die Polyhistorie lähmt die wahre Produktivität, in der Kunstgeschichte geht die Kunst unter; über der Unzahl der gebildeten Individuen geht die allgemeine nationale Bildung, der Alles zusammenhaltende Geist der Arete und Kalokagathie verloren.

Es ist ein beklagenswerthes Schauspiel, ein ganzes edles Volk so unaufhaltsam dem Untergang entgegen eilen sehen. Nicht leichtsinnig und blindlings werden sie dahin gerissen; im Gegentheil, sie haben eine deutliche Ahnung, ja sie erkennen es auf's lebendigste, zu welchem Ende ihre nationalen Geschicke sich neigen. Aber das ist eben das Tragische, daß sie sich vergeblich dagegen stemmen, daß keine menschliche Macht im Stande ist, das Vorausgesehene aufzuhalten, daß sie mit allem, was sie dagegen thun, mit allen Ursachen der Einigung, der Neubelebung und Auffrischung, mit aller Wissenschaft und Kunst die Katastrophe nur herbeiführen und sie beschleunigen. Ein solches Schauspiel nimmt vor allem unsere menschliche Theilnahme in Anspruch; es verdient aber auch unsere ernstlichste Beherzigung. Wenn wir es für keine Vermessenheit halten, uns neben das griechische Volk zu stellen, uns unter den modernen Völkern den gleichen Rang zu vindiciren, den jenes unter denen der alten Welt einnahm, so müssen wir dasselbe uns auch als Spiegel vorhalten und uns nicht verdrießen lassen, aus seiner Geschichte die Stimmen der Warnung zu vernehmen. Wir können es uns nicht erlassen, näher darauf einzugehen, in wie weit wir in diesen Schicksalen unsere eigenen wiederfinden sollen, in wiefern wir im Vortheil oder Nachtheil sind.

Der welthistorische Aufschwung der hellenischen Bildung fällt mit einer großen nationalen Waffenthat zusammen. Bis zu den Perserkriegen, lange Jahrhunderte

eines glücklichen, aber dunkeln Mittelalters hindurch, hatte sich in den einzelnen Städten, an den Höfen der Tyrannen eine gediegene, aber mit dem Roste eines kleinstädtischen, altfränkischen Wesens behaftete Kunst und Bildung in der Stille entwickelt. Mit der kriegerischen Großthat kam in diese bisher so engen Verhältnisse mit einemmal Luft und Leben, eine noch nicht gekannte großartigere und freiere Bewegung. Das Mittelalter war vorüber, Asien war entdeckt, der Weg zu den Schätzen des Perserkönigs gefunden, der unermeßlichste Spielraum für die bis dahin so eng zusammengedrängten und eingekeilten Kräfte eröffnet. Die alte Tüchtigkeit und Mannhaftigkeit, die ganze väterliche Tugend und Integrität des Charakters war vorhanden; zu ihr aber hatte sich ein neues Moment einer in unendlich weiterem und freierem Gesichtskreis sich bewegenden Bildung gesellt; beide hatten sich in ungesuchter, sich von selbst ergebender Mischung mit einander verbunden und sich gegenseitig durchdrungen. Das war die eigentliche griechische Bildung, wie sie die Welt bis auf diesen Tag bewundert, die glückliche Vereinigung von einfacher Natur und hoher Kunst, die List und Gewandtheit des Themistokles und die Rechtschaffenheit und Unbestechlichkeit des Aristides gleichsam in Einem Subjekte verkörpert. Diese Bildung wurde also von den Perserkriegen auf den Schild erhoben; in rauher Wiege geschaukelt sprang sie auch mit frischer jugendlicher Kraft, kampfbereit und angriffslustig auf die Beine. Auf den kriegerischen Triremen, mit dem Schwerte in der Hand brachte der Grieche seine Bildung den Barbaren, Gelehrter und Künstler, Pflanzer und Krieger zugleich. Das griechische Volk fühlte sich nicht als das zurückgesetzte, das seine Zeit in Geduld erwarten und durch den allmähligen und unmerklichen Einfluß seiner überlegenen Cultur sich erst seine Geltung erringen müsse; im Gegentheil, es gebot über die Meere, in seiner Hand lag die Herrschaft über die ihm bekannte Welt, im Bewußtseyn allseitiger Ueberlegenheit konnte es überall auftreten. Mußte dadurch nicht seine Bildung eine ganz besondere Beweglichkeit und Aktivität, ein Gefühl stolzer Sicherheit und Siegesfreudigkeit mit auf den Weg bekommen?

Die deutsche Bildung fällt nicht mit einer politischen Aufraffung unseres Volks zusammen; sie entfaltete sich vielmehr zur Zeit unserer größten äußerlichen Demüthigung und Schmach. Fast bei allen auch von den modernen Nationen ging das classische Zeitalter ihrer Kunst und Literatur Hand in Hand mit einem äußerlichen nationalen Aufschwung, mit großen Entdeckungen, mit glücklichen Kriegen zu Land oder zur See. Nicht so bei dem deutschen Volke; seine geistige Bildung wurde nicht getragen von einer gleichzeitigen politischen und kriegerischen Erhebung, sondern beruhte auf sich, war von Anfang an einseitig spiritualistischer Natur. Statt aus natürlicher nationaler Basis hervorgegangen zu seyn, soll sie vielmehr das Mittel werden, eine solche erst zu schaffen. So wurde sie, möchte man fast sagen, in die Luft gestellt und fühlt nirgends den festen, mütterlichen Boden unter sich. Wo sie hinkommt, darf sie nicht im Gefühl ihrer Ueberlegenheit auftreten, sie hat keine Mittel, sich geltend zu machen, die äußerliche Sicherheit und Leichtigkeit, mit der man allein Propaganda machen kann, geht ihr ab, sie muß sich mit dem stillen Bewußtseyn ihrer höheren Würde trösten. Dieses von der griechischen Heiterkeit so grell abstechende, stillverkommene Wesen hat die deutsche Cultur aus ihrer luftigen Wiege als Mitgift davon getragen. Wohl ist sie dem deutschen Geiste eigenthümlich und aus ihm hervorgegangen; aber der Anstoß, dem sie ihre Entfaltung verdankt, ist nicht ein specifisch deutscher, nationaler. In den großen historischen Krisen der früheren Jahrhunderte hatte die deutsche Nation stets eine Niete gezogen. Ihre größte That, die Reformation, hatte sie nicht zu größerer Machtentfaltung nach Außen und dadurch zu innerer Consolidirung geführt, sondern im Gegentheil die Spaltung erst recht erweitert und unheilbar gemacht. Auf äußerem, politischem Wege schien ihr nicht geholfen werden zu können; man mußte auf einen rein geistigen Anstoß warten, um sie aus ihrer Lethargie zu wecken und auf ihre Füße zu stellen.

Diesen Anstoß brachte das achtzehnte Jahrhundert, in welchem eine allgemeine Begeisterung für Licht und Freiheit, für Humanität und Bildung alle Nationen des westlichen Europa erfaßt hatten, so daß äußere Kämpfe und Erfolge gegen die Resultate des geistigen Wettkampfes in den Hintergrund traten. Da war endlich die Zeit des deutschen Volkes gekommen; in diese Schranken zu treten war es durch keine widrigen äußeren Verhältnisse gehindert. Und es trat ein mit noch frischer, unverbrauchter Kraft, während die andern verhältnißmäßig bereits weit mehr abgenutzt und erschöpft waren. An der Sonne der Humanitätsbegeisterung wachte das so lange gebundene Leben dieses Volkes auf, seine starren Glieder wurden gelenk, der Rost der Jahrhunderte wurde abgestreift und „an des Jahrhunderts Neige“ stand es da „in edelstolzer Männlichkeit.“ Seine so lange bewahrte und verschlossene Innigkeit und Tiefe erwachte unter dem Pygmalionskuß der neuen Zeit; darum blieb ihm auch der ideale Hauch dieses neuen Geistes so tief eingepflanzt, während er bei den andern längst von Selbstsucht und Materialismus niedergeschlagen worden und wieder verflogen ist.

So kam der deutsche Genius „als eine unzeitige Geburt" allerdings zuletzt unter den Nationen, aber für die Menschheit hat er mehr und tiefer gearbeitet als sie alle und ist der erste worden. Das ist sein Ruhm und seine Ehre. Damit hängt aber auch unvermeidlich seine schwache Seite zusammen. Bei seinem schönsten Aufschwung in einseitig idealistische und spiritualistische Bahnen gelenkt, mußte er von da an sein Nächstes, die Sorge für seine äußerlich selbstständige Existenz nur um so mehr aus den Augen verlieren; an die ganze Menschheit denkend hat er sich selbst vergessen. Ob nun diese rein ideale Herkunft seiner Bildung derselben eine um so längere Dauer verspreche, ob ihre Macht um so unverwüstlicher sey, je reiner sie nur auf sich selbst, auf einer von allen materiellen Hülfsmitteln und Rücksichten unabhängigen geistigen Basis steht, oder ob ihre Existenz deßwegen um so unsicherer und preisgegebener seyn wird, darüber schweben wir zwischen Furcht und Hoffnung und müssen die Entscheidung von der Geschichte erwarten.

Wohl sagen wir mit Recht: die moderne, die deutsche Bildung ist tiefer als die antike, als die griechische. Die innere Gefühls- und Gemüthswelt, in die wir uns mit so viel Behagen einbauen, war dieser gänzlich verschlossen. Damit entging ihr allerdings der höchste Reiz des menschlichen Daseyns, der nur da vorhanden ist, wo die beiden Seiten unseres Wesens in Spannung zu einander treten, wo der Gegensatz und darum auch die Einheit und Versöhnung für den Menschen eine vollkommen bewußte ist. Von dieser Spannung wußte der griechische Geist allerdings noch nichts, ihm war die Einheit unmittelbar vorhanden und damit war ihm die Quelle unserer höchsten Freuden verschlossen; eine Poesie des subjektiven Idealismus in unserem Sinne kannte er gar nicht. Dafür waren ihm aber auch unsere Kämpfe und Schmerzen erspart; mit unbefangener Heiterkeit konnte er über die Erscheinung hinschweben, und nur darauf war er bedacht, ihre Schönheit aufzufassen und sich zurecht zu legen. Seine Bildung war daher eben so dem wirklichen Leben und seinen Bedürfnissen zugewandt als die unsrige — d. h. natürlich nicht die exacten Wissenschaften, sondern was wir unter philosophischer und ästhetischer Bildung verstehen — davon abgekehrt ist.

Muß sich uns da nicht die Frage aufwerfen, welche Weltanschauung wohl mehr Aussicht haben werde, sich tiefer einzuwurzeln und auf längere Dauer zu erhalten? Man kann die Frage nach der einen wie nach der andern Seite entscheiden, und für beides fehlt es nicht an Gründen und Gegengründen; wir glauben aber, daß Eine Erwägung hauptsächlich in's Gewicht fallen wird. Je schärfer und einseitiger nämlich ein Princip hingestellt wird, um so leichter schlägt es in sein Gegentheil über. Der einseitige Idealismus und Spiritualismus insbesondere kehrt sich unwillkürlich in leere Aeußerlichkeit um. Je mehr er auf dem abstrakten Geist, und zwar auf einer specifischen Beschaffenheit und Stimmung des Geistes beruht, um so gewisser wird er, da diese Stimmung nicht immer dauern kann, geistlos. Die Bildung also wird zu einer bloß formellen, innerlich hohlen, wird Manier, Mode, trügerischer Schein. An einzelnen Phasen unserer Bildung haben wir dieses schon auf's deutlichste wahrgenommen; wir trösten uns aber damit, daß ja die moderne Bildung im Ganzen keineswegs auf einem einseitigen und abstracten Princip beruhe, daß die Einheit von Sinnlichkeit und Geist ihre unzerstörbare Basis sey.

Theoretisch ließe sich auch hierüber viel für und wider sagen. Das ist aber nicht unsere Sache; es wäre auch um so unnöthiger, da wir nur die concreten Erscheinungen in's Auge zu fassen brauchen, um zu einem viel sichereren Schluß zu gelangen. Wir, d. h. das große Publikum, wenn man will die ganze deutsche Nation, rühmt sich ihrer Bildung und glaubt auf sie allein alle Hoffnungen der Zukunft bauen zu dürfen, und wir, d. h. der Schreiber dieses ist für die Wissenschaft und Bildung seines Volks nicht weniger begeistert als irgend jemand; auch ihm ist sie der einzige Stolz, zu dem er sich bekennt. Wenn aber neben diesen enthusiastischen Lobpreisungen immer auch eben so laute Klagen und Bedenken hergehen, wenn das Publikum und die Kritik sich in gleicher Weise für unbefriedigt erklären, so muß man doch fragen: sind diese Klagen unbegründet oder haben sie Recht, daß wirklich etwas, d. h. sehr viel, gerade die Hauptsache, faul ist? und wenn dieses, welche Berechtigung haben dann neben diesen Klagen jene zuversichtlichen, selbstzufriedenen Lobeserhebungen? wie gleicht sich Gutes und Böses, Lob und Tadel gegen einander aus?

Die Antwort hierauf, denken wir, ist in allem Bisherigen enthalten, und das Einzelne, was zu bemerken ist, ergibt sich hieraus von selbst. Die geistige Blüthezeit eines Volks ist diejenige, in welcher die größte sittliche Gediegenheit und die höchste geistige Feinheit, das materielle und das formelle Princip in harmonischer Durchdringung neben einander sind. Der Verfall beginnt naturgemäß damit, daß der materiale Factor, d. h. die sittliche Kraft, von dem formalen überwogen wird. In der alten Geschichte vollzog sich dieser Proceß in der Regel successiv an einem Volk nach dem andern; das eine trat ein, wenn das andere seine Rolle ausgespielt hatte. Sobald einmal sämmtliche

Völker der alten Welt auf demselben Stadium angekommen, als die Bildung in Asien, in Griechenland und Rom in gleichem Maße verfeinert und des geistigen, sittlichen Gehalts entleert war, da konnte nicht mehr ein Volk das andere aufrecht erhalten, sondern die ganze alte Welt stürzte mit einem mal zusammen. Die moderne Bildung ist solidarischer; die europäischen Culturvölker werden von denselben Instinkten geleitet; die Zustände des einen pflegen sich in ununterbrochenem Stoß allen andern mitzutheilen. Dadurch wird auch die Gefahr für alle beständig eine gemeinsame. Wenn wir nun sehen, daß die gesammte europäische Cultur in einem Auflösungsproceß begriffen ist, demjenigen ähnlich, welcher in der Alexandrinischen oder Cäsarischen Aera die antike Bildung ergriffen hatte, so beruhigen wir uns damit, daß wir eine Ausnahme davon machen, daß wir uns immerhin noch von den übrigen Völkern unterscheiden, indem die ideale Grundlage unseres geistigen Lebens dem materialistischen Zug, der uns gleich allen andern fortreißt, entgegen wirke.

Dieses idealistische Gegengewicht läßt sich nicht in Abrede ziehen; aber hüten wir uns, daß wir nicht falsche Schlüsse darauf bauen. Die andern Völker, mit denen wir uns zu vergleichen pflegen, Engländer und Franzosen, sind allerdings materialistischer als wir, das ist nicht zu läugnen; allein je kräftiger dieser Materialismus ist, um so leichter entspringen daraus auch wieder ideale Antriebe. Jene Völker sind egoistischer und materialistischer vermöge ihres mehr unmittelbaren und exclusiven Nationalgefühls; eben darin liegt aber für sie auch eine Quelle fortwährender Verjüngung und Erneuerung. Uns geht dieses ab; verlieren wir daher unsere ideale Elasticität, so haben wir Alles verloren. Diese Möglichkeit liegt aber näher, als wir denken. Indem die idealistische Bildung, von ihrer materiellen Grundlage abgelöst, auf sich selbst beschränkt und nur um ihrer selbst willen da ist, wird sie nothwendigerweise egoistisch und materialistisch, und dieser Materialismus ist dann nur um so schlimmerer Art. Der schöngeistige Quietismus und Servilismus, die von ihrer eingebildeten Höhe sich selbst herabstürzende und verkaufende Wissenschaft spielen in unserer Geschichte eine traurige Rolle. Anstatt daß uns unsere Wissenschaft und Bildung die mangelnde Nationalität ersetzte, könnte es geschehen, daß die vernachlässigte nationale Selbstständigkeit uns noch um unsere Bildung brächte.

Es bedarf keiner besonders scharfen Diagnose, um die zahlreichsten Symptome dafür zu finden, daß diese Bildung in einem kritischen Fall sich als ein Rohrstab erweisen dürfte, welcher dem, der sich auf ihn stützen wollte, die Hand verwundete. Wie die ernsteren Wissenschaften vielfach in eine Sophistik und Scholastik ausgeartet sind, daß es damit kaum jemals schlimmer war, soll hier nicht ausführlicher nachgewiesen werden. Der schönwissenschaftlichen Literatur sind diese Blätter stets mit kritischen Blicken gefolgt. Wir unterlassen es, das Resultat ihrer Einzelnkritiken zusammenzufassen und machen nur auf eine einzelne Erscheinung aufmerksam, die uns aus neuester Zeit ein besonders bedeutsames Zeichen zu seyn scheint, auf den Umstand nämlich, daß auch Dichter höheren Ranges anfangen, sich immer mehr der poetischen Erzählung zuzuwenden. Das scheint uns ein unzweideutiger Beweis dafür zu seyn, daß die Poesie ihren Schwerpunkt nicht mehr in sich selbst findet, daß sie so kraftlos oder das Publikum so stumpf geworden ist, um des äußeren, stofflichen Reizes zu bedürfen.

Mehr als alles andere aber scheinen uns die musikalischen Zustände die ernsteste Beachtung in culturhistorischer Hinsicht zu verdienen. Die Musik hat offenbar alle übrigen Künste in den Hintergrund gedrängt; die Poesie selbst hat in Vergleichung mit derselben ihre Zauberkraft verloren und geht nur noch mit stumpfen Waffen, wie ein emeritirter Professor, honoris causa neben dem Löwen des Tages einher. Wie das gekommen, läßt sich leicht erklären: die Musik ist die innerlichste und eben damit auch die äußerlichste aller Künste. Auch von der Poesie verlangen die meisten nichts weiter, als daß sie „das Gemüth anspreche;“ doch erfordert sie immer noch weit mehr, daß man sich dieses Eindruckes bewußt werde und davon Rechenschaft geben könne. Dieß fällt bei der Musik weg. Abgesehen von den wissenschaftlichen Theoretikern, deren es immer nur sehr wenige sind, erwartet man von der Musik nur, daß sie die innere, dunkle Gefühlswelt anrege, etwas Unbewußtes, Namenloses. Das ist nun allerdings das Innerlichste des Menschen; es wird aber auch niemand verkennen, wie nahe diese unbewußte Innerlichkeit mit der Sinnlichkeit zusammenhängt, wie beide in einem Schoße neben einander schlafen und mit einander auch aufgeweckt werden. Darum artet auch die Musik schneller als jede andere Kunst oder Darstellungsweise in einen rein sinnlichen Spektakel aus. Wir haben hier im Einzelnen den anschaulichsten Beleg für den oben angeführten allgemeinen Satz, daß das Allerinnerlichste und Geistigste um so leichter in das Alleräußerlichste und Sinnlichste umschlage.

Die alte Welt war bekanntlich so gut als gar nicht musikalisch, aus dem schon angegebenen Grunde, weil ihr die Welt des Gemüths noch ganz verschlossen war. Von den Griechen, welche als das Hauptculturvolk jener Zeit auch hierin vorangingen, wissen wir nicht viel mehr, als daß sie ein wenig Cither schlugen und die Flöte bliesen. Aber das wissen wir sehr gut:

als diese „unglücklichen Flötenbläser" aus Griechenland anfingen an dem Höflein Kleinasiens sich zu produciren oder von dem übermüthigen Römer sich die Sesterzien zuwerfen ließen, da war der letzte Ton der griechischen Mannhaftigkeit und wahrhaft geistiger Bildung längst verklungen. Die Deutschen haben gegenwärtig die Ehre, das erste Musikvolk der Welt zu seyn; in allen Ländern, außer in Deutschland selbst, ist die deutsche Musik die herrschende. Den sittlich bildenden Einfluß der Musik kann nun wohl kein denkender Mensch verkennen, und wir geben den Deutschen in Amerika ganz Recht, wenn sie von der jenseits des Oceans sich immer mehr einbürgernden deutschen Musik einen ähnlichen Einfluß auf die Rowdies in Baltimore oder Newyork erwarten, wie der, den die Griechen dem Orpheus auf die ungeleckten Bären in Thracien zuschrieben. Die amerikanischen Wilden, wollen wir hoffen, lassen sich durch die deutsche Hirtenpfeife zähmen; von der andern Seite aber müssen wir fürchten, die zahmen Deutschen könnten über diesen Sirenentönen wieder in Wildheit verfallen, und zwar in die Sorte von Wildheit, welche nach Rousseau die allerschlimmste ist, die nicht der Bildung vorangeht, sondern ihr nachfolgt. Das sittliche Moment, welches die Pflege der Musik mit sich führt, wird nach unserer Ueberzeugung gegenwärtig unglaublich schnell absorbirt; nach dem, was wir von der damaligen Zeit wissen, war es vor fünfzig Jahren, als die musikalische Bildung noch bei weitem nicht den Grad erreicht hatte wie heute, in weit größerer Stärke vorhanden. Tausende, welche der Macht der Töne huldigen, jagen dabei gewiß einem rein sinnlichen Genuß nach, welcher nicht mit ihren höheren Instinkten, sondern mit ihren niedern Trieben in Zusammenhang steht. Die armen Virtuosenkinder, die ihre Fingerfertigkeit vor aller Welt zur Schau tragen müssen und ein Stück antiken Sklaventhums in die neue Welt der Humanität hereintragen, könnten in kurzer Zeit, wie sie jetzt den Ruhm deutschen Kunstsinns ausbreiten helfen, die Schande des deutschen Namens bei allen Völkern herumtragen.

An dem einen hervorstechenden Zweige unseres Culturlebens haben wir zu zeigen versucht, welchen Gang die übrigen alle und die ganze Bildung überhaupt nehmen könnten und zum Theil schon genommen haben. Niemand, der sich nicht in optimistischer Sicherheit selbst verblenden will, kann sich die Gefahren, die hier für unsere ganze äußere und innere Existenz liegen, verbergen. Man thut dieß auch nicht, sondern neben der stolzen Selbstzufriedenheit, die wir alle darüber empfinden, daß wir es so herrlich weit gebracht, können wir, wie gesagt, uns eben so wenig der schlimmen Ahnung erwehren, das hochragende Werk möchte sich bald als ein Koloß mit thönernen Füßen erweisen und einen schmählichen Fall thun. Wenn die Geschichte lehrt, daß die Bildung früherer Perioden immer diesen Verlauf genommen, so beweist dieß freilich nicht, daß es wieder so kommen müsse; wenigstens läßt sich über den früheren oder späteren Eintritt einer solchen Katastrophe auch bei der scharfsinnigsten historischen Zeichendeuterei nichts bestimmen. Hat aber die Geschichte in ihren Mitteln und Wegen auch eine unerschöpfliche Mannigfaltigkeit, so daß nichts sich je in derselben Weise wiederholt, ihre Gesetze sind doch immer und ewig dieselben. Darum wollen wir uns von ihr wenigstens insoweit belehren lassen, daß wir nicht zwischen eitler Hoffnung und nutzloser Angst unentschieden dahinleben, sondern dem Gefürchteten herzhaft unter die Augen sehen, ob wir ihm nicht zu begegnen wissen. Ein einziger Schlag gibt oft allem eine unerwartete und nicht zu berechnende Wendung, und wo unsere Weisheit den Anfang des Endes sehen wollte, da setzen oft die Blüthen einer ganz andern und dauernden Entwicklung an. Deutschland hat in dem verflossenen Jahre den schwarzen und den weißen Stein zugleich aus der Urne gezogen; das traurigste wie das glänzendste Bild seiner Zukunft sind ihm nacheinander vorüber geschwebt. Fahren wir im kommenden unter den guten Zeichen fort, und Gott verläßt einen ehrlichen Deutschen nicht.

Schillers Demetrius-Plan.

Zur Schillerfeier am 10. November wurde im Wiener Burgtheater das ausgearbeitete Bruchstück des Demetrius aufgeführt — eine Wahl, welche vielfach getadelt worden ist, aber nach unserer Ansicht ihre eigenthümliche Berechtigung hatte. Daß der längst morsche Lebensfaden des Dichters zerriß, während sein Geist sich zu neuen Schöpfungen spannte, wird uns durch das Fallen des Vorhangs, das dem sich rasch entfaltenden

Interesse die Befriedigung abschneidet, in einer so fühlbaren und zur Wehmuth stimmenden Weise vergegenwärtigt, wie es sonst kaum möglich ist, und keine würdige Schillerfeier durfte der Momente wehmüthiger Erinnerung und Besinnung entbehren. Die Wehmuth aber, welche wir den Zeitgenossen des Dichters, die sein Verlust überraschte, nachempfinden — eine Wehmuth, in die sich ein gewisses Schuldgefühl mischt — verschwindet in dem erhebenden Gedanken an die Kraft, die der Geist in einem schon zerfallenden Leibe zu bewahren und zu entfalten vermag, und in dem Gefühle, daß der Tod des noch rastlos Strebenden und Schaffenden ein schöner, ein Jünglingstod ist, wenn auch die Jugendblüthe der Gestalt längst verschwand. In diesem Gefühle kann und darf uns der Zweifel, ob der dramatischen Energie Schillers noch ein erneuter Höhepunkt vorbehalten gewesen wäre, wenn er länger gelebt, und ob schon der Demetrius dem glänzenden Anfange entsprechend durchgeführt werden konnte, nicht stören; es genügt, daß dieser Anfang uns den Dramatiker Schiller im sichern und durchgebildeten Besitze seines Vermögens zeigt. Aber für das eingehende Verständniß Schillers ist es gewiß wichtig und interessant, den Demetriusplan und seine nicht ausgeführten Dramenplane überhaupt in ein bestimmtes Verhältniß zu seinen vollendeten Schöpfungen und ihrer Reihenfolge zu setzen, um die Tendenz, welche sich in diesen fortschreitend befriedigte, als eine ersatzweise hervortretende, zurückgehaltene und vermittelte zu erkennen.

Von diesen Planen ist der zum Demetrius der einzige, dessen schon begonnene Ausführung von dem Dichter ohne den Eintritt seines Todes unfehlbar durchgesetzt worden wäre und deßhalb eine besondere Berücksichtigung verlangt; daß aber gerade Schiller mit keinem der von ihm aufgegebenen Plane Zeit verloren oder eine unfruchtbare Mühe an sie verschwendet hat, ist indirekt schon ausgesprochen und ergibt sich aus dem Charakter seiner Produktion. Denn es wird sich kaum ein anderer Dichter nennen lassen, bei dem sich die Consequenz des inneren Bedürfnisses so streng zur Geltung gebracht hätte, wie bei ihm, der so wenig Gelegenheitsdichter, so unabhängig von zufälligen und beiläufigen Veranlassungen und Einwirkungen, so entfernt von der Willkür gewesen wäre, die Stoffe als solche sucht und sich an gefundene hingibt. Jede seiner Schöpfungen war ein Produkt des sich bestimmenden Willens, und in seinen unausgeführten Planen gewann er das Bewußtseyn dessen, was er leisten konnte und mußte, des im Allgemeinen und ihm insbesondere Möglichen und Nothwendigen.

Mit den „Kindern des Hauses“ wollte Schiller dem bürgerlichen und rührenden Schauspiele einen zweiten Tribut — der erste war „Kabale und Liebe“ — entrichten. Er fand aber bald nach der Conception Idee und Anlage ungenügend, und es machte sich in ihm das Bewußtseyn geltend, daß die dramatische Form durch das psychologische Interesse als solches niemals gerechtfertigt sey. Dessen ungeachtet gab er den Plan nicht auf, sondern erweiterte und erhöhte die ursprüngliche Absicht zu der Aufgabe, die moderne Civilisation, wie sie in dem Leben einer großen Stadt concentrirt ist und die mannigfachsten wie die extremsten Gegensätze umfassend verdeckt, zur Darstellung zu bringen, und zwar in der Weise, daß ihre Geheimnisse durch die Thätigkeit einer fast allwissenden und überall, unsichtbar wie sichtbar eingreifenden Polizei bloß gelegt wurden. Daß diese Aufgabe vermöge ihrer culturhistorischen und — sofern das komische wie das tragische Drama stets das Interesse der „Enthüllung“ hat — auch vermöge ihrer dramatischen Universalität für Schiller etwas Reizendes hatte, ist wohl begreiflich; er konnte sich aber nicht lange verhehlen, daß die Schwierigkeit der Ausführung, wenn nicht unüberwindlich, so doch für eine Leistung, die doch immer nur ein dramatisches „Gemälde“ geblieben wäre, d. h. des einfachen dramatischen Gedankens, der sich in der Handlung entwickelt und schlagend beweist, entbehrt hätte, viel zu groß sey. Daher ließ er sich nicht verleiten, einen Nebenweg zu betreten, der eine ähnliche, andauernde Anstrengung, wie sie zum Wallenstein erforderlich gewesen war, in Anspruch genommen hätte, ohne mittelst der Ausführung des Plans einen gleichen Gewinn für seine Darstellungsfähigkeit abzugeben.

In gewisser Beziehung umgekehrt verhielt es sich mit dem älteren Malthesers-Plane. Dieser hatte in einer Richtung gelegen, die Schiller unmittelbar nach dem Don Carlos einzuschlagen versucht gewesen war. Er hatte dieser Versuchung widerstanden, also den Malthesers-Plan vorläufig zurückgelegt in dem Gefühle und Bewußtseyn, daß für ihn der unmittelbare Uebergang von dem subjektiven, abstrakt idealen Freiheitspathos seiner früheren Stücke zu der Darstellung des idealistisch gefaßten, objektiv geschichtlichen Pathos leicht, aber unberechtigt sey, daß er vorerst das kritisch historische Bewußtseyn, welches er entwickelt hatte, poetisch verwerthen und ausprägen, hiemit aber die realistische Seite seines Darstellungsvermögens ausbilden und herausstellen mußte. Dieser Gewissenhaftigkeit und Entschlossenheit, welche die Wahl zwischen den Malthesern und Wallenstein entschied, verdanken wir den letzteren und Maria Stuart.

Nachdem aber in beiden der Aufgabe, die kritisch realistische Auffassung der Geschichte poetisch geltend zu

machen, also die Verfälschung und Unwahrheit des historischen Pathos ausdrücklich darzustellen, genügt und damit zwei im eigentlichen Sinne historische Dramen — deren Sujets der modernen Geschichte entnommen seyn mußten — geschaffen waren, trat die ihretwegen zurückgehaltene Tendenz, die in dem Malthesers-Plane den Ansatz zu einer voreiligen Befriedigung gemacht hatte, von neuem hervor, und zwar einerseits — eben weil die Darstellung des falschen historischen Pathos abgethan war — freier und entschiedener, andererseits mit dem Gewinne eines tieferen Begriffes der Religiosität und einer vielseitigeren Darstellungsfähigkeit. Aus dieser erneuten, befreiten und gehobenen Tendenz ging die Jungfrau von Orleans, ein „romantisches Schauspiel," hervor. Der Malthesers-Plan hatte seine Anziehungskraft verloren oder sie war doch nicht mehr ausreichend dem neuen Sujet gegenüber, das dem Verlangen des Dichters entgegen getreten war, einem Sujet, welches mit Maria Stuart unter anderem dadurch zusammenhängt, daß schon in der letzteren die religiöse Innigkeit durch ein Weib vertreten ist, das aus einer „Sünderin" zu einer Heiligen und Märtyrerin wird. Dem Dichter mußte jetzt die Darstellung des religiösen und heroischen Pathos in den Malthesern einerseits zu vermittelt, nicht rein und einfach genug erscheinen — denn es sollte zunächst als ein abgeschwächtes und verderbtes dargestellt werden — andererseits als ein an sich zu beschränktes und durch die Gebundenheit an die Ordensform veräußertes. Hiezu kam, daß in dem Malthesers-Plane, während er nach der einen Seite die noch unbefriedigte Tendenz zu dem Intriguendrama verräth, nach der andern eine äußerliche Annäherung an die antike Tragödienform mittelst der Einführung des Chors beabsichtigt ist. Diesen letzteren bei einer Wiederaufnahme des Plans wieder fallen zu lassen, hätte sich Schiller wohl kaum entschließen können, da jener durch die ganze Anlage des Stücks zum Träger des reinen und ungebrochenen Pathos, der Seele des Ordens gemacht, und die bewußtere Richtung auf die antike Tragödienform dem Dichter schon gegeben war, während ihm die bloße Einschiebung desselben jetzt nicht mehr genügen konnte, weil er die Bedingtheit des Stoffes und der Form durcheinander, so wie den wesentlichen Gegensatz der antiken und modernen Tragödie erkannt hatte. Deßhalb gab er auch der an sich noch verdeckten und hinterhaltigen Tendenz, diesen Gegensatz ausdrücklich zu vermitteln, nicht unmittelbar nach, sondern genügte zunächst dem Bedürfniß, die idealen Triebkräfte der Geschichte in dieser selbst, d. h. in einem bestimmten Umkreise historischer Verhältnisse, zu reiner und voller Darstellung zu bringen, eine Aufgabe, die unmöglich zu lösen ist, ohne daß der realistische Zusammenhang des historischen Geschehens aufgelöst wird, also das romantische Drama bedingt. Erst nachdem sich der Dichter von diesem Bedürfnisse in der Schöpfung der Jungfrau befreit hatte, unternahm er es, das modern geschichtliche Bewußtseyn, wie es in ihm ausgebildet war, als concentrirtes in die Form der antiken Tragödie zu legen und mit der entschlossen aufgenommenen Schicksalsidee zu vereinbaren. Damit — in der Braut von Messina — erreichte Schiller den Höhepunkt seines Strebens, und trat gewissermaßen über sich selbst und über das, was der modernen Tragödie vorläufig möglich ist, hinaus. Es ist aber klar, daß nun der auf dem Scheidewege, d. h. bei noch ungeschiedenen und unklaren dramatischen Tendenzen entstandene Malthesers-Plan für immer beseitigt war.

Eine sogleich auffallende Verwandtschaft mit dem Demetrius-Plan hat der noch zu erwähnende Warbeck-Plan, und zwar ist sie eine so nahe, daß beide Plane unmöglich neben einander zur Ausführung gelangen konnten. Indem wir sofort als den Grundgedanken des Demetrius-Planes die Wahrheit und die Unwahrheit des Legimitätsprincips aussprechen, haben wir auch hinzuzufügen, daß dieser Gedanke als der einer Tragödie die Gegenüberstellung des Legimitätsprincipes und des Rechts der persönlichen Herrscherbefähigung und die Aufgabe einschließt, die Conflicte, die sich aus der scheinbaren Geltung der Legitimität ergeben, zu veranschaulichen. Jener Gegensatz ist für die dramatische Spannung unerläßlich, und an diesen Conflicten — nicht als einfacher Vertreter der Legitimität oder als einfacher Usurpator — muß der Held der Tragödie zu Grunde gehen, wenn der Kampf, der im Gegensatze gegeben ist, nicht äußerlich gefaßt und entschieden, sondern in die Tiefe und Lebendigkeit des Selbstbewußtseyns verlegt, als ein Widerspruch, der in die Persönlichkeit eintreten und sie mit sich selbst entzweien kann, veranschaulicht werden soll. Hiemit ist einerseits die Nothwendigkeit ausgesprochen, daß der Schein der Legitimität sich irgendwie zum Betruge veräußert; denn die Unwahrheit, die nicht zum Bewußtseyn kommt, kann keinen Zwiespalt des Bewußtseyns bedingen; daß aber der Schein behauptet und zur Macht erhoben werden kann, muß uns durchaus veranschaulicht werden, wenn das Legitimitätsprincip dramatisch in Frage gestellt werden soll; andererseits ist damit gefordert, daß der Held kein einfacher Betrüger ist, wenn auch ein noch so begabter, sondern entweder in den Conflict mit seinem Gewissen dadurch hinein geräth, daß die Täuschung seiner Legitimität bei ihm zerstört wird, oder er sich

von vornherein über die Rolle des Betrügers innerlich erhoben hat, indem er Vertreter eines Princips ist, das an sich eine sittliche Berechtigung, und zwar eine über den starren Grundsatz der Legitimität hinausreichende hat. In dem einen und in dem andern Falle muß der tragische Held zu Grunde gehen, dieser Untergang aber muß zu der Schuld ein Verhältniß haben, und obgleich der Betrug an sich Schuld ist, so kommt es doch noch auf den besondern Charakter derselben an, weil ohne einen solchen das Interesse für den Helden von vornherein fehlen oder mit dem Eintritte des schuldigen Verhaltens erlöschen würde, weil, mit andern Worten, die moralische Schuld als solche keine tragische ist und ihre „Bestrafung" zwar eine moralische, aber keine poetische Befriedigung gewähren kann. Sehen wir also von der moralischen Schuld, die im Betruge als solchem liegt und immer eine gleiche ist, ab, so muß der Held, wenn er die Rolle, die er im Glauben an sein legitimes Recht gespielt, auch dann, wenn er enttäuscht ist, fortsetzen will, nothwendig den Glauben an das Princip selbst, an die unbedingte und unerläßliche Geltung desselben aufgeben und, um nicht sich und uns als einfacher Selbstsüchtling zu erscheinen, nach Vorwänden principieller Art greifen, die seinem Rechte für sein Bewußtseyn eine neue Gestalt geben sollen. Seine Schuld ist also der Glaubenswechsel, dessen Unwahrheit zu verdecken ihn gerade sein besseres Selbst nöthigt, und sie rächt sich dadurch, daß der neue „Standpunkt," den er eingenommen zu haben glaubt, ihm nicht die Energie gibt, die zur Durchführung seiner Rolle gehört, so daß sein Handeln ein unsicheres und inconsequentes wird, und die Offenbarung des Betrugs, die er nicht zu hindern vermag, während dieß dem consequenten Egoisten weit eher gelungen seyn würde, zu seinem Untergange und zum Abschlusse der auf diese Weise angelegten Tragödie genügt. Der von ihm innerlich verläugnete Glaube bewährt sich damit als der noch herrschende und durch seinen Bestand berechtigte; eine Berechtigung, die durch die Möglichkeit thatsächlicher Verfälschungen und Täuschungen nicht aufgehoben wird. Dagegen muß der Held, der von vornherein als Betrüger auftritt, nicht nur ein der Legitimität entgegengesetztes Princip zum Ausdruck bringen, sondern uns auch überzeugen, daß es ihm damit Ernst ist, und er überzeugt uns davon nur, wenn er uns zugleich für die Berechtigung seines Princips zu gewinnen weiß. Seine tragische Schuld besteht also darin, daß er sich anmaßt, den allgemeinen Glauben, indem er ihn als solchen voraussetzt, für seine höheren An- und Absichten zu benutzen, daß er denselben also zum Mittel herabsetzt und mit einem Princip, das er nicht anerkennt, spielt. Der dieser Schuld entsprechende Untergang aber kann nur darin bestehen, daß sich seine Voraussetzung der Allgemeinheit des Legitimitätsglaubens als eine falsche erweist und gerade das von ihm geheim vertretene Princip, in dem es offen hervorbricht und sich geltend macht, seinen Fall bewirkt. Er muß also an einer Kraft unterliegen, die sich ihm entgegen auf das geöffnete Wahlfeld stellt, indem sie den Deckmantel der Legitimität verschmäht, oder vor dem Volkswillen untergehen, der als solcher zum Durchbruch kommt.

Fassen wir nun den Warbeck-Plan in's Auge, so finden wir als Helden einen bewußten und noch dazu vorgeschobenen, benutzten Betrüger, ohne daß von ihm ein der Legitimität entgegengesetztes Princip vertreten würde. Warbeck will kein bloßes Werkzeug seyn, er strebt nach Selbstständigkeit, er besitzt die Eigenschaften, die zu seiner Rolle gehören, und er spielt sie mit Natur und Grazie; er hat eine edlere Anschauung von der Fürstlichkeit als der wirkliche Fürst Erich, der überhaupt dazu da ist, ihm zur Folie zu dienen. Aber er kann sich nicht selbstständig machen, er weiß sich als Betrüger und er glaubt an das Legitimitätsprincip. Um die Unlöslichkeit dieses Widerspruchs zu verdecken und die Peinlichkeit der Situation für unser Gefühl erträglich zu machen, muß die Persönlichkeit Warbecks fortgesetzt in einem günstigen Zwielichte entwickelt werden, und hiezu geschieht alles Mögliche. Er zeigt sich dem Fürsten Erich in jeder Beziehung überlegen, er wird von der Prinzessin, welcher das fürstliche Vorurtheil und die Berechnung fremd sind, „um seiner selbst willen" und mit Resignation geliebt, er beweist seine Legitimität im Zweikampfe gegen den Betrüger Simmel (obgleich man nicht begreifen kann, woraus er hiezu den moralischen Muth schöpfen soll) — bis zuletzt nichts weiter übrig bleibt, als daß der ächte Plantagenet erscheint, Warbeck ihm huldigt und das Räthsel seines Schicksals und seiner dunkeln Gefühle dadurch gelöst wird, daß er und wir erfahren, er sey ein natürlicher Sohn Eduards IV.

Zu dem Helden einer Tragödie konnte Warbeck nach den vorhin ausgesprochenen Bedingungen — d. h. ohne die Vertretung eines oppositionellen Princips durch den Helden selbst — nicht werden; es wird also eine wohlgefällige Auflösung geboten. Wie aber das „Schauspiel" überhaupt eine bedenkliche Mittelgattung ist, so können wir auch hier den Stoff, wie er zurechtgemacht ist, nicht als einen dramatischen, sondern nur als einen Romanstoff anerkennen, und zweifeln nicht, daß er sich als solcher dem Dichter fühlbar gemacht hat oder gemacht haben würde, wenn er an seine Bearbeitung

gegangen wäre. Indessen war der Warbeck-Plan einfach dadurch, daß sich Schiller für den Demetrius entschied, abgethan. Dasselbe Thema zu variiren, wäre für den unablässig Strebenden unmöglich gewesen; daß er aber nicht daran dachte, dem Legitimitätsprincip gegenüber ein anderes und entgegengesetztes positiv hervortreten und zu einem Siege, der das tragische Geschick des Helden gewesen wäre, gelangen zu lassen, ist durch den Warbeck-Plan als solcher bewiesen, und damit zugleich, daß er sich für den Demetrius, welcher eine derartige Absicht an sich ausschloß, von seinem Standpunkte aus mit Recht entschieden hat.

(Schluß folgt.)

Eine Reise in's schottische Hochland.

(s. Nr. 52 v. J.)

Von Oban bis zum Loch Lomond. — Rückkehr nach Edinburgh.

Noch am selben Abend kehrten wir nach Oban zurück. Wer in Jona bleiben und die Grabsteine des Reilig Owain einer mehr kritischen Durchsicht unterwerfen will, der findet in den Hütten der Schiffersleute ein nothdürftiges Unterkommen, kann aber vor Ablauf von drei Tagen nicht nach Oban zurück, da die Hutcheson'schen Steamer nur zweimal wöchentlich die Fahrt nach Staffa und Jona machen.

Wir waren also wieder im Hinterhause der Mrs. Mackay (die uns, wie sich der Leser erinnern wird, bei einer Hintersassin von ihr, einer zimmervermiethenden alten Waschfrau untergebracht hatte), und waren just müde genug, um trotz des nachbarlichen Pferdestalls, dessen ich auch schon erwähnte, einen guten Schlaf zu thun. Das Erwachen war minder froh. „Get up, gentlemen, or you will miss the steamer!“ so klang es draußen, während eine geschäftige Hand abwechselnd klopfte und an der Klinke rasselte. Mit Worten, die einem Morgengebet so unähnlich waren, wie nur möglich, sprangen wir aus dem Bett, und kaum halb angezogen, griffen wir schon nach unsern Reisetaschen, um die zerstreut umherliegenden Garderobestücke so gut wie möglich unterzubringen. Wir waren noch nicht fertig damit, als wir vom Quai her das Läuten einer Schiffsglocke vernahmen und im selben Augenblick von draußen die wenig variirten Worte hörten: „Make haste, gentlemen, or you will miss the steamer!“ Wer kennte nicht die nervöse Aufregung, in die man verfällt, wenn man beim Packen oder gar im Fiaker schon (die immer doppelt langsam fahren, wenn man doppelte Eile hat) von der Furcht beschlichen wird, den Zug zu versäumen und volle 24 Stunden an einem bereits absolvirten Ort zubringen zu müssen, der nun plötzlich mit einer Physiognomie vor uns tritt, als habe es seit Heinrich dem Städtebauer nie einen langweiligeren Platz gegeben! Dieser „Panic“ ergriff uns jetzt. Wir flogen in unsere Röcke und Ueberzieher hinein, rafften alles zusammen, was noch auf Tisch und Betten lag, stopften es in die Säcke und stürzten fort. An der Hofthür stand die Wirthin, nicht Mrs. Mackay, sondern die Hintersassin, die alte Waschfrau (keine Chamisso'sche), deren Putzstube hatte aushelfen müssen. Sie trat uns in den Weg, um die ungemüthlichen Geldgeschäfte stehenden Fußes abzumachen. „Wie viel?“ — „Fünfzehn Schillinge. —“ Es war eine enorme Summe für zwei Nachtquartiere und weiter nichts; indeß die Schiffsglocke, die eben wieder einsetzte, schnitt jede Unterhandlung ab und die Schillinge und halbe Kronenstücke liefen rasch aus meiner Hand in die Hand der Wirthin. Unerhört! es reicht nicht, es fehlt ein Sixpence! Die Silberstücke fallen in meine Börse zurück und ein Sovereign steigt statt ihrer aus den Tiefen der Ledertasche ans Licht. „Give me change!“ rufe ich der Alten zu, die mit der Ruhe des Siegers vor mir steht. Sie nimmt den Sovereign, steckt ihn ein und erwiedert nicht ohne Anflug von Hohn: „I have no change, but I will send to the butcher.“ Ein letzter Abschiedsgruß fällt unverschleiert von meinen Lippen; dann setzen wir uns, mit Zurücklassung eines unbeabsichtigten Fünf-Schilling-Trinkgelds, in Trab und erreichen das Schiff, das allerdings eben Miene macht, seine Brücke einzuziehen und vom Quai sich loszulösen. Halb ärgerlich noch nehmen wir Platz am Schornstein, um uns so viel wie möglich gegen die Morgenfrische zu schützen; dann aber fliegt a tempo das Lächeln

wiederkehrender guter Laune über unsere Gesichter. Wir beginnen unser Herz und unsern Aerger auszuschütten, und im Aussprechen kommt der Trost. Es war kein Zweifel, die Hintersassin der Mrs. Mackay hatte mit uns eine Scene durchgespielt, deren praktische Brauchbarkeit sie längst erprobt haben mußte. Wie an der kurischen Küste ein Edelmann lebte, der falsche Feuer anzünden ließ, um an gescheiterten Schiffen sein Strandrecht zu üben, so war es bei der alten Waschfrau Geschäftsmaxime geworden, ihre Gäste so spät wie möglich zu wecken, um von der panischen Wirkung des: „make haste, gentlemen, or you will miss the steamer," den möglichsten Vortheil zu ziehen. Erst am Abend desselben Tages, als wir im Gasthaus zu Balloch einen Blick in unsere Reisesäcke thaten, erkannten wir ganz, wie die Hintersassin uns mitgespielt hatte. An Morgenschuhen, Haarbürsten und Nachttüchern, die zurückgelassen waren, übte die Alte nun triumphirend ihr Strandrecht, und ein eben ausgepackter Lackstiefel, der ohne Halt und Gegenlehne auf dem Tisch stand, schien die Frage an mich zu richten: „wo ist der andere?" Sie haben sich nicht wiedergesehen. Aber das waren die dunkeln Loose, die noch im Schooß der Zukunft ruhten, als wir, unsere Rücken am warmen Schornstein, aus der Bucht von Oban hinausfuhren.

Die Fahrt geht südlich und führt uns zunächst wieder an der Insel Mull und ihren Basaltformationen vorbei. An einer Stelle, wo nach meilenweiter Oede ein Grasplatz den Felscharakter dieser Küste unterbricht, deutet der Finger des Capitäns auf ein ärmliches Häuschen, wo Sir Colin Campbel, der jetzige Lord Clyde, geboren wurde. Sein Vater, ein Zimmermann, starb erst letzten Winter zu Granton bei Edinburg, neunzig Jahre alt. Nach etwa zweistündiger Fahrt haben wir die Höhe der Insel Juma erreicht und biegen nun scharf östlich ein, um den Crinankanal zu erreichen, der die lange Halbinsel Cantire an ihrem Oberende durchschneidet. Cantire, etwa zwölf deutsche Meilen lang, gleicht einem vorgestreckten Bein des schottischen Festlands, und wer den Kanal verschmäht (der genau der Weichenlinie dieses Beins entspricht), der ist gezwungen, vorausgesetzt, daß er nach Glasgow will, zwölf Meilen hinunter und fast eben so viele Meilen wieder hinaufzufahren. Der Unterschied, in Zahlen ausgedrückt, ist wie 1 zu 20. So benutzen denn alle kleineren Fahrzeuge, die von Norden kommen, diesen Kanal, und die Hutcheson'schen Dampfschiffe, die vielleicht zu viel Tiefgang haben, helfen sich auf die Weise, daß an beiden Enden des Kanals eine Ausschiffung der Passagiere stattfindet. Ein drittes Boot, in Form eines überdeckten Elbkahns, unterhält die Communikation zwischen dem Außen- und Innensteamer, von denen der eine (der Außensteamer) die Fahrt nach Oban, der andere die Fahrt nach Glasgow macht.

Wir haben die Außenseite des Kanals erreicht, verlassen den Oban-Steamer und machen in einer Art Treckschuite, an zum Theil hübschgelegenen Landsitzen vorbei, die Kanalfahrt bis nach Lochgilphead hin (an der Innenseite der Halbinsel), wo der Glasgow-Steamer eben anlegt, um seine Passagiere an Land zu setzen und uns statt ihrer einzunehmen. Auf der Landungsbrücke begegnen sich die beiden Menschenströme. Es ist dasselbe Leben und Treiben, das jeder kennt, der auf den großen Verwirrungsbahnhöfen von Mecheln, Bamberg, Magdeburg ꝛc. ein Augenzeuge oder Mitspieler moderner Reisetroubels gewesen ist. Was mir nichtsdestoweniger die ganze Scene lebhaft im Gedächtniß erhalten hat, war die Erscheinung zweier Männer in Hochlandstracht, die, während wir von der Menschenmasse vor- und zurückgeschoben wurden, mit festem Schritt vom Quai zur Landungsbrücke herniederstiegen. Die Schönheit des schottischen Costüms war mir nie so frappant entgegengetreten. Die Hochländer, ächt und unächt, denen man in London oder im Süden Englands begegnet, lassen viel zu wünschen übrig. Es sind meist Bettler (ächtes Londoner Vollblut aus Clerkenwell und St. Giles), die sich einen Kilt und Dudelsack gemiethet haben, oder im günstigsten Falle Farmerssöhne, die dem Verlangen nicht widerstehen können, dem lang- und dünnbeinigen Londoner zu zeigen, was es mit einer national-schottischen Wade auf sich habe. Diese Londoner Eindrücke, die nicht allzu günstig für das Hochlandscostüm waren, änderten sich freilich bald, als ich nach Schottland kam; nie aber war mir das zugleich Malerische und Imposante dieser Tracht so überraschend entgegengetreten wie in diesem Augenblick, wo die Brücke, auf der wir standen, unter dem herniedersteigenden Taktschritt der zwei Hochlandssöhne zu vibriren anfing. Der ältere von ihnen war ein Häuptling, das bewies die Adlerfeder, die in der Agraffe seiner Mütze steckte. Beide waren über sechs Fuß hoch und die Jagdflinte, die auf ihren Schultern hing, nahm sich aus wie ein bloßes Spielzeug. Es waren Londoner Gardeoffiziere (der schottische Adel ist in den Garderegimentern stark vertreten), die vor acht oder vierzehn Tagen die Residenz verlassen hatten, um die Jagdzeit, die shooting season, in ihrer Heimath, dem Hochland, zu verbringen. Der jüngere von beiden trug die Hochlandstracht nur, wie man ein Phantasiecostüm trägt. Aus jenem graugelben Sommerzeug, das jeder kennt, der einem halben Dutzend reisender Engländer irgendwo in der Welt begegnet ist, hatte er sich einen Kilt und eine

Jacke machen lassen und nichts an ihm war ächt schottisch als die dunkelblaue Wollenmütze und der kurze, graukarrirte Strumpf. An jeder andern Stelle der Welt wäre er ein schöner Mann gewesen, neben seinem Freunde, dem Häuptling, aber nahm er sich aus wie dessen Milchbruder: ebenso groß, ebenso breit, ebenso frisch, aber racelos. Der Häuptling schritt, ohne ein direktes Zeichen der Ueberhebung, durch die Menschenwoge hin, als habe er nicht das geringste mit ihr gemein. Er trug eine weite schwarze Sammtjacke und viel gelb in dem gewürfelten Tartan, war also von dänischer Abstammung,* wahrscheinlich ein Macleod. Um den Leib trug er jene eigenthümlich schottische Jagdtasche, die fast die Form einer Geldkatze hat, und die sechs langen Geisbärte, die wie eben so viele Siegeszeichen an dieser Tasche zu hängen pflegen, fielen malerisch über den faltenreichen Kilt. Das kurze schottische Schwert hatte er daheim gelassen, aber das Fangmesser mit einem großen Amethyst oben am Griff, steckte nach Landessitte im rechten Strumpf und bewies, neben der Adlerfeder, wer der Ankömmling sey. Nie habe ich eine schönere Erscheinung gesehen; selbst die wachthabenden Royal Blue's, denen man in den Corridoren von St. James und Buckingham-Palace begegnet und die mir in ihren Helmen und Stulpenstiefeln, den Pallasch nachlässig in den linken Arm gelehnt, so oft wie herabgestiegene Kriegsgötter erschienen waren, verschwanden in der Erinnerung neben dem Häuptling der Macleods.

Nach einer halben Stunde waren wir glücklich an Bord des Glasgow-Steamers. Die Fahrt geht von Lochgilphead aus wieder südlich, abwechselnd an flachen und felsigen Ufern vorbei, aber die gedeckte Tafel und die Mahnungen des Stewarts rufen uns zunächst von Deck in den Salon und entziehen uns der Naturbetrachtung. Auch nachdem wir unsere alten Plätze auf der Galerie des Steamers wieder eingenommen haben, kommen wir nicht mehr zu einem Festhalten all der Bilder, die an uns vorüberziehen. Die Schuld liegt nicht an dem Gebotenen, sondern an der Unmöglichkeit, die Fülle des Gebotenen aufzunehmen. Die Bilder sind prächtig, reich, grandios und in ihrer Belebtheit fesselnder und reizvoller als die Mehrheit dessen, was wir bisher gesehen; aber es geht im Fluge daran vorüber und wir ertrinken fast im Stoff. Wir gleichen einem, der das große Loos gewonnen hat und dem es in purem Golde ausgezahlt werden soll; anfangs glitzert es ihm entgegen und er lacht und strahlt bei jedem neuen Stück, bald aber bittet er, es ihm düten- und beutelweis zu liefern. Gold bleibt Gold und Lust und Fähigkeit sind hin, um nach dem Rande zu gucken oder nachzusehen, welches Potentatenbild die Münze schmückt. Von Rothsay an (die schöne Insel Arran zur Rechten) wächst der Verkehr von Minute zu Minute, bis wir Greenock erreichen, den Hafen Glasgows an der Mündung des Clyde. Von hier an beginnt ein Treiben, das ich nur mit der Einfahrt in die Themse vergleichen kann; selbst die Fahrt den Mersey hinauf bis Liverpool bietet nichts Aehnliches. Stadt drängt sich an Stadt; hunderte von Schiffen und Dampfern steuern an uns vorüber oder wir an ihnen; die Flaggen aller Nationen sind um uns her; Leben, Fülle, Reichthum, wohin wir blicken, und die Wahrheit zu gestehen, ein Gefühl der Heimathlichkeit kommt wieder über uns. Diese Fahrt den Clydefluß hinauf gleicht einer Themsefahrt von Gravesend bis London, und wenn man auch der Themse und ihren Ufern freilich eine größere Wichtigkeit zugestehen muß, so haben die Ufer des Clyde die größere Schönheit voraus.

Spät Nachmittags passirten wir Dumbarton, eine jener vier Felsenfestungen, die, nach dem Wortlaut der Unionsakte, als feste Punkte gehalten werden müssen. Die Sonne ging eben unter und Felsen und Festung lagen wie ein Wolkenschloß da, um das breite, goldene Lichter spielen. Eine halbe Meile weiter aufwärts erreichten wir Bowling, den Hauptstationsort für alle Reisenden, die, von Glasgow oder dem Süden her, einen Ausflug nach dem Loch Lomond machen wollen. Unser Steamer legte, aus besonderer Freundlichkeit gegen uns, an eben dieser Stelle an und eine Viertelstunde später führte uns ein Abendzug bis an das Gasthaus von Balloch, am Südwestufer des Lomond-Sees.

Als wir im Gasthaus zu Balloch ankamen, war es bereis zu spät, um noch einen Ausflug auf den See hinaus machen zu können; wir hätten wenigstens Mondschein haben müssen, und der fehlte. So ließen wir denn Tische nach draußen bringen und nahmen unter einer Gruppe von Kastanienbäumen Platz, die uns just noch einen Blick auf Gärten und Wiesen und dahinter auf einen schmalen Streifen des Lomond-Sees gestatteten. Von Zeit zu Zeit trug der Abendwind eine weiche, kühle Luftwelle wie einen Gruß zu uns herüber. Wir waren unserer vier, seit sich von Bowling aus zwei Schotten, ein Mr. Tait und ein Mr. Henderson, zu uns gesellt hatten. Mr. Tait war aus

---

* Unter den Tartans (den buntgewürfelten schottischen Zeugen) unterscheidet man drei Hauptgruppen: die mit viel roth, mit viel grün und mit viel gelb. Roth ist die Farbe der schottisch-britischen Clane, grün die Farbe derer, die aus Irland stammen, und gelb tragen diejenigen, die sich von den Dänen und Skandinaviern herleiten.

Melrose, wo er an einem Armen- und Rettungshause, wie es deren in England und Schottland so viele gibt, als geistlicher Direktor angestellt war. Die Salbung, mit der er sprach, ließ kaum einen Zweifel darüber, daß er ein Temperanzprediger sey. Mr. Henderson war noch jung und auf dem Punkt, über den Loch Lomond nach Aberdeen zurückzukehren, wo ihm ein Onkel gestorben war. Diesen Onkel zu beerben, reiste er jetzt nach dem Norden zurück. Die goldenen Aussichten machten ihn gesprächig und er erzählte viel von seinem früheren Leben, das interessanter war, als ein Leben von 22 Jahren gewöhnlich zu seyn pflegt. Er war mit in der Krim gewesen, bei Inkermann leicht verwundet worden und hatte dann während des thatenlosen, trübseligen Winters, der folgte, seinen älteren Kameraden von der Füsiliergarde Romane von Currer Bell und Geschichtskapitel aus Macauley vorgelesen. Vorher war er in Indien gewesen. Das fällt in England nicht auf und jeder darf von seinen Reisen erzählen, ohne deßhalb der Eitelkeit bezüchtigt zu werden. Es ist gleichgültig, ob man in Greenwich oder in Shanghai zu Mittag gegessen hat, und weil es gleichgültig ist, ergibt sich die vollste Unbefangenheit bei Sprecher und Hörer.

Beim Plaudern hatten wir die Abendkühle nicht beachtet, die jetzt anfing uns frösteln zu machen. Ein Glas „Toddy“ indeß (Whisky-Punsch) stellte das Wohlbefinden rasch wieder her und in der besten Laune oder, wie die Engländer zweideutig sagen, „in good spirits,“ zogen wir uns endlich in unsere Schlafzimmer zurück.

Der andere Morgen führte uns an Bord des „Mac Gregor“ wieder zusammen und um zehn Uhr früh begann die Fahrt über den schönen See. Der Loch Lomond ist der Nachbar des Loch Katrine. So befanden wir uns denn nach Verlauf von wenigen Wochen wieder an alter Stelle, d. h. in jenem vielbesungenen Mac-Gregor-Lande, das wir von Stirling aus bereist hatten. Wieder sahen wir auf Schiff und Boot die wohlbekannten Clanfarben und hörten Geschichten von dem letzten Helden des Clan Alpine, von Rob Roy. „Dort steht die Hütte, wo seine Flinte vorgezeigt wird; dort ist die Höhle, wo er sich verbarg,“ so erzählen sich die Passagiere und zeigen hier und dort hin. — Der Loch Lomond ist eine schöne, noble Wasserfläche und es kommt ihm zu, daß er „der König der Seen“ heißt. Dieß ist jedoch mehr sein Ehrentitel als sein Namen; die eigentliche Bedeutung von Loch Lomond ist „der inselreiche See.“ Er ist groß und wasserreich und die Inseln schwimmen auf ihm wie große Nymphäenblätter. Selbst die Berge an seinen Ufern scheinen ihn nicht gebieterisch einzudämmen, sondern gleichen Satelliten, die ihn umstehen und begleiten. Die Stellung dieser schönen Berge, die sich bis 3000 Fuß hoch erheben, ist nämlich der Art, daß man immer in ihrem Kreistanze bleibt und sie jederzeit um sich hat wie den Mond, wenn man in einer klaren Nacht meilenweit durch die Felder fährt.

Nach etwa zwei Stunden hatten wir die Spitze des Sees erreicht. Die meisten Passagiere verließen uns (auch Mr. Henderson), um nach Loch Katrine oder dem Norden zu gehen; wir aber, die wir Perth- und Invernesshire kannten und nur erschienen waren, um dem Loch Lomond unsere besondern Honneurs zu machen, waren entschlossen, mit demselben Dampfboot, das uns gebracht hatte, nach Balloch und dem Süden zurückzukehren. Wir hatten ein paar Stunden Zeit, durchzogen die nachbarlichen Schluchten, bis wir müde waren, und warfen uns dann in's Farrenkraut nieder, wo junge Eschen und Hagedornbüsche eine Laube für uns bereitet hatten.

Nachmittags begann die Rückfahrt. Die Gesellschaft war steif und leblos und wir waren endlich froh, mit einer irländischen Dame in's Gespräch zu gerathen, die uns bald völlig in Anspruch nahm. Es war eine ächte Tochter Erins: lebhaft, witzig, ungenirt, von bedenklicher Toilette und gleichgültig gegen die üblichen Formen englischer Sitte und englischen Anstands. Ihr Name war Miß Arabella Fitzpatrick; Karten führte sie nicht, aber sie war freundlich genug, auf ein abgerissenes Stückchen Papier uns obigen Namen aufzuschreiben. In England wäre das mindestens „shocking“ gewesen. „You are Germans?“ begann sie, als wir auf der Schiffswand saßen und, der Höhle Rob Roys den Rücken zukehrend, wenig Lust bezeugten, uns den üblichen Ciceronevortrag zum zweiten mal halten zu lassen. Wir nickten. „Es sind noch mehr Deutsche an Bord,“ fuhr sie fort und zeigte auf eine Gruppe großer starker Männer, die in lebhaftem Gespräch neben dem Kajüteneingang standen. Sie hatte Recht. Es zeigte sich bald, daß sie der deutschen Sprache einigermaßen mächtig war. Wir sprachen nun von der Schönheit des Sees, endlich auch von dem romantischen Charakter Irlands und fügten den aufrichtig gemeinten Wunsch hinzu, „die grüne Insel“ mit nächstem bereisen zu können. Das gewann uns ihr Herz. Sie fing nun an allerhand Beschreibungen und sonstige berühmte Stellen aus Thomas Moore zu citiren, den sie auswendig zu kennen schien. Als sie endlich anhob:

Erin, thy silent tear never shall cease,
Erin, thy languid smile ne'er shall increase,

konnte ich dem Drange nicht widerstehen, in das wohlbekannte Lied mit einzustimmen, und so folgten denn,

wie ein gesprochenes Duett, zwischen ihr und mir, die Schlußzeilen:

Till, like the rainbow's light,
They various tints unite,
And form in heaven's sight
One arch of peace.

Sie sah mich groß an und sagte dann: „You are a poët." Ich lehnte die Ehre ab, zeigte aber auf meinen Reisegefährten und flüsterte vertraulich: „He is." „Gut denn," fuhr Miß Arabella fort, „so wird Ihr Freund es übernehmen, einen hübschen Reim, ein Erinnerungswort hier in mein Buch zu schreiben. Er muß begeistert seyn, hier der Loch Lomond und hier — ich." Sie lachte und gab ihm ihr Notizbuch. Ablehnung wäre wenig am Platze gewesen; so nahm Freund B. denn den Handschuh auf und schrieb in verbindlicher Weise:

Ich liebte immer den Thomas Moor,
Heut' lieb' ich ihn mehr noch denn zuvor.
Ich hab' ihn gelesen hier und dort,
Hinreißt nur das lebendige Wort.

Die Zeilen waren mit deutschen Buchstaben geschrieben, die der Miß Arabella fremd waren. Sie reichte mir also das Büchelchen zurück und bat mich, ihr die Zeilen langsam vorzulesen. Ich that es. „Ach," fuhr sie fort, „ein Impromptu! Es klingt sehr gut; bitte, übersetzen Sie es mir." Ich wollte eben eine simple Prosaübersetzung beginnen, als mir's durch den Kopf schoß, wohl oder übel die Uebersetzung in ein paar englischen Reimen zu versuchen. Es ging leichter, als ich dachte, und in nicht allzu langen Pausen deklamirte ich:

I ever liked your Thomas Moore,
I like him more now than before.
The irish harpers full accord
Sounds mightier in the spoken word.

Sie hatte aufmerksam zugehört, lachte schelmisch und sprach dann rasch:

Deceiver, deceive no longer me!
You are a poët as well as he.

Der „He" war Freund B., auf den sie zeigte. Der letztere, begierig sich für die Verlegenheiten zu revanchiren, die ich ihm bereitet hatte, stimmte mit ein, und das vorgehaltene Notizbuch ließ mir zuletzt keine Wahl mehr. Ich schrieb also folgendes oder wenigstens ähnliches:

Es hat geklippt, es hat geklappt,
Ich seh es wohl, ich bin ertappt;
Erst Dichter, Leugner dann — so geht's,
Ein Uebel gebiert das andre stets.

Impromptuschreiber sind wie Kinder, die beim Spiel nicht müde werden, und wer weiß, wohin diese Vierzeilen geführt und wie viel Notizbuchblätter sie noch gekostet hätten, wenn nicht eben jetzt der würdevolle Mr. Tait an uns herangetreten wäre, um über die alte Vogelflinte Rob Roy's eine schätzenswerthe Mittheilung zu machen. Die Impromptu's (als wäre die Vogelflinte selber losgegangen) flogen davon, wie ein aufgescheuchtes Volk Hühner.

Mr. Tait war salbungsvoll, aber gastfreundlich. Der Moment war nahe, wo wir scheiden mußten, und der würdige alte Herr wollte sich nicht von uns trennen, ohne uns vorher mit liebenswürdiger Dringlichkeit nach Melrose hin, und zwar zu einem „plain scotch dinner" an seinem eigenen Tische, eingeladen zu haben. Wir sagten zu, hielten aber nicht Wort. Freund B. und ich pflegten uns später gegenseitig vorzuwerfen, daß wir den Besuch aus Furcht vor einem Temperanz-Diner unterlassen hätten, in Wahrheit aber trug „Melrose-Abbey" die Schuld, deren wunderbar schöne Ruinen uns Mr. Tait, sein Rettungshaus und sein plain scotch dinner vergessen ließen.

Gegen sieben Uhr waren wir wieder in Balloch, am Südufer des Sees. Eine Stunde später führte uns ein Schnellzug zunächst nach Bowling, dann ostwärts mit wachsender Raschheit nach Glasgow. Die Sonne war längst unter, als wir uns der reichen Hauptstadt des schottischen Westens näherten, aber die dunkeln Häusermassen traten doch noch deutlich aus dem grauen Abenddämmer hervor. Die Frage entstand, „bleiben oder nicht?" Die Schilderungen, womit uns ein lokalpatriotischer Glasgower während der Fahrt unterhalten hatte, waren an Ohr und Herz meines Reisegefährten nicht spurlos vorübergegangen; ich meinestheils sehnte mich aber zurück nach Canongate und der Highstreet von Edinburg. Statt aller weiteren Antwort zeigte ich nur auf einige der dreihundert Fuß hohen Fabrikschornsteine, deren eben mehrere, wie erstarrte Dampfsäulen, hoch in den Himmel stiegen. Der Schornstein ist das Wahrzeichen Glasgows. Dieser Hinweis genügte. Von einer Seite des Bahnhofs eilten wir rasch nach der andern hinüber, wo der Edinburger Zug bereits ungeduldig wartete und seine Ungeduld durch Murren und Zischen zu erkennen gab; dann ein lang anhaltender Pfiff, und an Falkirk und seinen Schlachtfeldern

vorbei, ohne Gruß für Linlithgow, das wie ein Schattenbild neben uns verschwand, bogen wir nach kaum einstündiger Fahrt um den Schloßfelsen Edinburgs herum und sahen seine Häuser rechts und links emporsteigen, phantastisch nebelhaft wie immer, eine Wolkenstadt, aus der die Lichter blitzten.

Th. Fontane.

Correspondenz-Nachrichten.

Wien, December.

Die Preßnovelle. — Verwarnungen. — Tiefere Gründe. — Die St. Peterspfennige. — Die Sturmvögel. — Professor Schmidt am Stephansthurm.

Bei allem Ernste, womit ich die Aufgabe der Tagespresse, auch der kleinen, im Ganzen auffasse, kann ich zuweilen kaum umhin, sie mit dem Vogel zu vergleichen, dessen Kiel sich zu ihrem Dienste in eine Spitze verwandelte, bevor sich die schreibende Hand mit dem metallenen Tintenschnabel bewaffnete. Ich spreche ihr dadurch nicht etwa die Berechtigung auch zum Schnattern ab, so wenig wie dem Geflügel, das doch nur einmal eine weltgeschichtliche Sendung zu vollführen hatte. Das unharmonische Lautgeben vieler Stimmen auf einmal hat oft — gerade wie auf dem Anger — einen unbedeutenden Gegenstand zur Ursache, aber dagegen auch zuweilen einen von erheblicher Wichtigkeit. Dieß war in den letzten vierzehn Tagen wiederum der Fall. Zu Ende des vorigen Monats erschien nämlich ein Zusatz zur Preßordnung, wodurch die bisher ausschließlich einer Person verliehene Befugniß zur Herausgabe einer Zeitung zum erblichen Eigenthum erklärt, die Wirkung einer Verwarnung auf zwei Jahre eingeschränkt wurde. Diese Bestimmungen waren ganz im Geiste des kaiserlichen Willens gehalten, als dessen Vollstrecker das Ministerium vom 22. August sich ankündigte; nicht minder wurde zugleich das Wort zur Wahrheit, welches Freiherr von Hübner zu den versammelten Vertretern der Wiener Zeitungspresse gesprochen, als er sagte, daß die richterliche Gewalt vorkommenden Falles mit desto entschiedenerer Unnachsichtigkeit die Grenze der Zuständigkeit werde bewachen müssen, je freiere Bewegung der Presse gestattet sey. Dieser Vorbehalt verstand sich von selbst, und Freiherr von Thierry hatte darum auch nicht nothwendig, ihn bei seinem Amtsantritte zu wiederholen. Er fuhr indessen gleich seinem Vorgänger in ruhiger Beobachtung fort, und nachdem drei volle Monate seit dem 22. August verflossen, kamen nebst den obenerwähnten Zugeständnissen erfreulicher Art auch ein paar Bestimmungen zum Vorschein, die gerade denen am ungelegensten erschienen, welchen sie vorzugsweise galten und bleibend gelten sollen. Die beiden Paragraphen (3 und 4) nehmen Einrichtungen des Staates, die Gebahrung der Behörden und die Sicherheit der persönlichen Beziehungen der Staatsangehörigen in Schutz gegen unbefugte Ein- und Angriffe einer Presse, deren Verantwortlichkeit im Verhältniß zu der gewährten Freiheit in ihrer Bewegung wachsen mußte, wenn man nicht den Weg zu jenen Zuständen betreten wollte, worin der Einzelne, vom Gesetz im Stiche gelassen, zur Selbsthülfe greift. Die zwei §§ nehmen sich ihrer Fassung nach sehr stark dehnbar aus und würden in den Händen einer polizeilichen Rechtspflege allerdings zu mancherlei Bedenken berechtigen; da jedoch die Preßvergehen vor den ordentlichen Richter gehören, so hat es damit wenig Noth. Nichtsdestoweniger hat sich gegen die §§ ein gewaltiges Geschrei erhoben, in welches selbst die (zur Zeit noch ministerielle) Preußische Zeitung einstimmte, indem sie die §§ 1 und 2 als nur scheinbare Zugeständnisse bezeichnete und den §§ 3 und 4 Spott und Schande nachsagte. Nachdem nun in Wien nur zwei Blätter die erwähnten Zugeständnisse dankbar anerkannt, hat die Wiener Zeitung endlich für gut gefunden, eine Erklärung zu geben, welche die Bemängelungen widerlegte und auf das Preßgesetz hinwies, vermöge dessen niemand ein Urtheil zu sprechen hat als der ordentliche Richter, wie ich oben schon erwähnte, woraus erhellt, daß die vom Chorus gegen die Absichten der Regierung mehr als bloß angedeuteten Verdächtigungen die angefochtene Maßregel rechtfertigen und zugleich den eigenen Inhalt greifbar widerlegen.

Gleich nach dem Erscheinen der Zusatzverordnung sind drei Blätter schnell hinter einander mit einer ersten Verwarnung bedacht worden: die „Neuesten Nachrichten," die „Presse," die „Vorstadtzeitung," aber nicht wegen ihres Auftretens gegen die §§ 3 und 4, sondern betreffs ihrer Haltung in der Politik, theils wegen offenbarer Angriffe gegen den Grundsatz der Einheit des Kaiserstaates und die Gesetze, auf welchen diese Einheit beruht, theils wegen grober Verletzung des Anstandes gegen eine befreundete

Regierung. Dieser letztere Vorwurf fand sich namentlich in der Verwarnung für die „Presse" angeführt, die in einem Leitartikel unter der Aufschrift „Spanien und Marokko" nicht nur die Regierung von Madrid in wahrhaft roher Weise verlästert, sondern auch unter sehr durchsichtigem Schleier den allgemeinen Satz vertheidigt hatte, daß ein katholisches Land am Katholicismus zu Grunde gehen müsse. Die Verwarnungen galten übrigens nicht sowohl den einzelnen Ausschreitungen als der verfolgten Richtung überhaupt. Eine monarchische Regierung übt nicht bloß Nothwehr, sondern erfüllt ihre Pflicht, wenn sie Bestrebungen nicht duldet, welche offenkundig auf den Umsturz des Grundgesetzes abzielen. Und diese Bestrebungen sind jetzt für Oesterreich doppelt gefährlich, denn indem ein großer Theil der Tagespresse durch seinen Widerstand das Zustandekommen der Gemeindeordnung zu hindern sucht, aus welcher die Landesvertretungen der einzelnen Kronländer erwachsen sollen, hat er die — wohlgemerkt: deutlich genug eingestandene — Absicht, die Regierung dahin zu drängen, ihr Werk der Umgestaltung nicht von unten auf zu bauen, wie sie begehrt, sondern mit der Einberufung eines allgemeinen Reichstages zu beginnen. Unter den gegenwärtigen Umständen wäre ein solcher Schritt der Anfang zur Wiederholung des französischen Spieles von 1789, und wer A gesagt, könnte leicht zum B und C genöthigt werden, und zwar um so eher, als man auf einer Seite schon zum voraus entschlossen scheint, sich an das Vorbild zu halten.

Ich habe in obigem die tieferen Beziehungen der Regsamkeit in unserem öffentlichen Treiben anzudeuten versucht und übergehe besondere Einzelnheiten von nur örtlicher Bedeutung; denn diese nehmen sich wie ganz gewöhnliches Gezänk aus und werden sogar an Ort und Stelle von vielen Leuten für nichts weiter gehalten. Nur ein Vorkommniß will ich nicht mit Schweigen übergehen, und zwar einzig und allein darum, weil niemand davon öffentlich spricht, so daß man draußen muthmaßlich nichts davon erfahren hat. Seit Anfang des vorigen Monats hatte ohne vorhergegangene Aufforderung ein Zusammenfluß von Geldgaben für den Papst begonnen. Seitdem hat der Oest. Volksfreund, bei dessen Herausgeber diese St. Peterspfennige einlaufen, täglich ein Verzeichniß davon gegeben. Die Spenden bestehen meistens aus geringeren Beträgen; die höchste belief sich auf eine Staatsschuldverschreibung von tausend Gulden, eine gute Anzahl auf hundert oder fünfzig Gulden, und dann befindet sich eine große Schaar von goldenen und silbernen Gründlingen der Sparbüchse darunter. In neuester Zeit strömen auch viele Gaben unter einem Gulden zu. Die Gesammtsumme ist an sich nicht bedeutend; ihr Betrag erreicht bis heute noch nicht 5000 Gulden. Aber die Kundgebung ist an und für sich von Belang, und auch ihre Frucht kann noch zu einer gewissen Wichtigkeit anwachsen, da bereits in einigen Städten Oesterreichs und Deutschlands das Beispiel Nachahmung erweckt hat. In der Kundgebung als solcher sind es namentlich die Spenden von Kreuzern, welche bezeichnend sich geltend machen; sie bilden die Masse des Fußvolks der „Crociati," die bei der Musterung erscheinen zu einer Zeit, in welcher die Parteien überall sich zählen und wo auf allen Seiten die Vögel aufflattern, die zwar den Sturm nicht machen, wohl aber verkünden.

Die Verordneten, welche dem kranken Stephansthurm einstweilen den Puls fühlen, zählen einen schwäbischen Landsmann in ihrer Mitte, welcher dem Vernehmen nach vor allen berufen seyn dürfte, dem Rath die That folgen zu lassen. Die Wahl wird jeden von Herzen freuen, dem der Stephansthurm lieb und die ächte Kunst theuer ist. Friedrich Schmidt gehört zur alten Bauhütte. Geboren ist er in einem Hochthal der schwäbischen Berge. Das erste Bauwerk, welches die kindlichen Augen von den Höhen herab in blauer Ferne mährchenhaft erblickten, war der Dom von Ulm. Der Knabe trat bei einem Meister zu Stuttgart in die Lehre; der Meister erzog ihn zum Steinmetz, aber die Eßlinger Kirche mit ihrem wundersamen Thurm zum Baukünstler. Fragt nur des Küsters Weib zu Eßlingen, wie sie vor etwa zwei Jahrzehnten zum erstenmal ein junges Bürschlein zum Thurme führte und nicht eher hinaufsteigen ließ, als bis sie dem Gelbschnabel eine eindringliche Ermahnung gehalten und ihn ernstlich befragt hatte, ob er auch an Vater und Mutter gedacht und an sein junges Leben, und ob er auch gehörig seine arme Seele Gott empfohlen. Späterhin ward es die gute Frau gewohnt, daß der kecke Bursche des Sonntags kam und stundenlang am Thurme herumkrabbelte. Wenn heutzutage ein Fremder den Thurm besteigen will, sieht sie es ihm gleich an, ob er ein Baukünstler ist; dann gibt sie ihm den Kirchenschlüssel, denn sie wisse schon, meint sie, wie es solche Herren machen, und verspüre keine Lust, stundenlang unten zu warten. An's Halsbrechen denkt sie gar nicht mehr. Zweifelsohne aber wird sie vernommen haben, welch ein Mann von großem Rufe des Steinmetz Lehrling geworden ist, der sich zu Köln am Rhein beim Dombau zum Meister gemacht hat. Vor ein paar Jahren wurde er als Professor an die damalige k. k. Akademie der bildenden Künste zu Mailand berufen. Als im letzten Sommer der uralte Zankapfel in Wälschland einmal wieder — zur Abwechslung — dem Franzmann zugerollt war und dieser in schlauer Großmuth mit dem unhaltbaren Gewinn den Sarden belehnt hatte, verließ Schmidt mit andern Getreuen des Kaisers die Akademie, obschon ihn die Wälschen gar zu gerne behalten hätten. In Wien erhielt er eine neue Anstellung, ebenfalls als Professor an der k. k. Akademie der Künste, und somit darf sich der liebe alte Stephansthurm beim Frieden von Villafranca fein bedanken, der ihm diesen Zunftgenossen des Meisters Pilgram zugesendet. Es freut mich, dem traurigen Tage einmal auch etwas Gutes nachsagen zu dürfen; im übrigen traue ich ihm nicht weiter als das alte Sprüchwort dem Landfrieden. Er dürfte ein jüngerer Bruder des Friedens von Campo Formio seyn und diesem nachgerathen.

Aus der Schweiz, December.

(Schluß.)

Milizwesen. — Versammlung der gemeinnützigen Gesellschaft. — Die Schillerfeier.

Ad vocem schweizerischer Soldatenlust muß ich hier noch etwas über die Entwicklung unseres Milizwesens einschalten. Während der rauhen Wintermonate ruht zwar bei uns der Waffenlärm und man trifft vom einen Ende der Schweiz zum andern kaum eine andere Uniform als jene friedlichen der „Landjäger.“ Aber schon mit dem ersten Finkenschlag fangen die Trommeln an zu wirbeln. Rekruteninstruktion, Militärschulen, Wiederholungskurse und Inspektionen folgen sich in den verschiedenen schweizerischen Waffenplätzen und Kantonshauptorten ununterbrochen während des ganzen Sommers. Im Herbst gibt es dann größere Truppenzusammenzüge und Feldmanöver bald in der Ostschweiz, bald in der Westschweiz. Es werden hiezu gewöhnlich strategisch wichtige Punkte gewählt. Im letzten Jahr fand die Truppenconcentration bei Luzienſteig statt, und unser simulirter Feind kam aus Oesterreich her. Dieses Jahr war das Uebungslager in die Nähe des Städchens Aarberg verlegt worden und wir hatten es mit einer französischen Invasionsarmee, die vom Jura her kam, zu thun. Es waren ungefähr achttausend Mann aller Waffengattungen beisammen unter dem Obercommando des eidgenössischen Obersten Egloff aus Thurgau, und wurde acht bis zehn Tage lang trotz Wind und Regen tüchtig manövrirt. Der eidgenössische „Bettag,“ das größte religiöse Fest des ganzen Jahres, fiel gerade in die Lagerzeit; da wurde denn auf einem weiten Plane für sämmtliche 8000 Mann gemeinschaftlicher Feldgottesdienst gehalten; der Prediger jedoch mußten es viere seyn, zwei für die Katholiken und Protestanten deutscher Zunge, zwei für die französisch sprechenden Katholiken und Protestanten. Wer sich in die Mitte stellte, konnte alle vier Prediger zugleich hören.

Es wäre ungerecht zu behaupten, daß dieser Eifer für militärische Ausbildung keine Früchte getragen hätte. Manches unserer Milizbataillone und besonders die Spezialwaffen — Artillerie und Schützen — dürfen sich ohne Scheu neben jeder andern Truppe sehen lassen, nicht nur neben den von Adam und Rittmeier gezeichneten. Aber all diese Soldaten und Offiziere haben ein bürgerliches Gewerbe, welches sie und ihre Familien ernähren muß, und „das Soldatenmachen trägt nichts ein, — im Gegentheil!“ Da darf man sich nicht wundern, zuweilen einen derben Fluch zu hören über die unerschwinglichen Zumuthungen, welche das Vaterland an die Bürgersoldaten mache, nicht minder über das Geld, welches das Soldatenspiel verschlinge. Und unsere Kriegsobersten sind bei alledem noch immer nicht zufrieden, sie verlangen noch größere Opfer an Geld und Zeit. Wie soll sich die Republik aus diesem Widerstreit gleich berechtigter Ansprüche heraushelfen? Hoffen wir, daß die allgemeine Entwaffnung, das Kaiserreich des Friedens und Elihu Burrit uns aus der Verlegenheit ziehen werden; es käme nicht bloß unserer demokratischen Republik zu gut.

Kaum waren am Rande des „großen Mooses“ die letzten Patronen verbrannt und die letzten Beiwachtfeuer ausgelöscht worden, und Soldaten und Offiziere um ein gutes Theil wettergebräunter in ihre Schreibstuben und Werkstätten zurückgekehrt, so versammelten sich nicht weit von jenen unblutigen Schlachtfeldern im alten lindenumkränzten Solothurn eine Anzahl von Friedensmännern zu einem, wenn auch ganz verschiedenen, doch nicht minder löblichen Thun; es war die „schweizerische gemeinnützige Gesellschaft,“ die dort ihr Jahresfest hielt. Die „gemeinnützige Gesellschaft“ ist nun bald fünfzig Jahre alt und hat während ihres Bestehens ohne Prunk und ohne übertriebene Zeitungsposaunenstöße manches Gute zu Wege gebracht. Armenwesen und Volkserziehung sind die Felder, die sie mit Vorliebe bebaut; eine von ihr gegründete und erhaltene Rettungsanstalt für verwahrloste Kinder, die schon seit Jahren segensvoll wirkt, gibt Zeugniß, daß die Gesellschaft nicht bloß gemeinnützige Zweckessen hält und vaterländische Toaste anhört. Neben der Rettungsanstalt „Bächteln“ bei Bern ist nun bereits eine zweite für katholische Kinder auf dem Sonnenberg bei Luzern eröffnet worden, ebenfalls aus den Mitteln der Gesellschaft. Es war bei ihrer vorjährigen Versammlung in Schwyz, daß die Anregung geschah, es möchte das Rütli, das „stille Gelände am See,“ aus den Händen eines die geheiligte Stelle exploitiren wollenden Spekulanten gerettet werden. Am heurigen Jahresfeste konnte bereits Bericht erstattet werden über den Ankauf des Rütli aus den Beiträgen der schweizerischen Jugend. Das Rütli ist jetzt Nationaleigenthum. Die große Verlegenheit besteht nur noch darin, was mit dem Ueberschuß der gesammelten Beiträge anzufangen sey. Der ganze Betrag belief sich auf einige neunzigtausend Franken; der bisherige Eigenthümer ließ sich für das Fleckchen Erde 55,000 Franken bezahlen; etliche Tausende wurden für Anfertigung eines „Rütlibildes“ verwendet, von welchem jedes beitragende Kind einen Abdruck erhielt. Bleiben noch immer dreißig- bis vierzigtausend Franken zu verwenden. Einige wollten diese Summe den beiden Rettungsanstalten zukommen lassen, andere damit das schon seit Jahren auf seine Ausführung harrende, von Schlöth in Rom modellirte Winkelrieddenkmal ausführen helfen, die dritten auf dem Rütli ein Waisenhaus

bauen, die vierten daselbst einen englischen Garten anlegen. Die „gemeinnützige Gesellschaft," welcher hierüber das letzte Wort zusteht, faßte den eben so demokratischen als klugen Beschluß, noch keinen Beschluß zu fassen, sondern erst noch die Stimme des Volkes anzuhören.

Da die gemeinnützige Gesellschaft sich grundsätzlich nicht in politische Fragen mischt, so sitzen bei ihren Jahresfesten Männer von den verschiedensten Parteifarben friedlich neben einander, nicht minder protestantische und katholische Geistliche. Da sah man an der Seite des früheren conservativen Regierungspräsidenten des Kantons Bern, Blösch, den jetzigen radikalen Regierungspräsidenten, Schenk, neben dem aargauischen Klosterstürmer Augustin Keller den berühmten Kapuziner Pater Theodosius.

Der Kapuziner wurde der Löwe des Festes. Jedermann wollte ihn sehen, ihn sprechen hören. Es war aber auch eine eigenthümliche Erscheinung, dieser Mann in der braunen Kutte, dieser Bettelmönch, welcher, ohne einen Thaler sein eigen zu nennen, Spitäler erbaut, Waisenhäuser gründet, Erziehungsanstalten stiftet, Klöster errichtet und erhält und sogar Fabriken erbaut, worin er seine Waisenkinder ihren eigenen Unterhalt erwerben läßt. „Ihr werdet euch vielleicht wundern," sprach er, „daß ich, ein armer Mönch, zugleich ein Industrieller bin und weben lasse; aber ist nicht jeder Mensch ein Weber, der an seinem Lebensfaden webt, bis der Tag kommt, da er ihm unversehens abgeschnitten wird und das Zeug dann auf die Bleiche kommt?" — Dem Körper und dem Geiste nach ist der Pater, ein geborner Bündner, eine jener eisernen rhäthischen Naturen, die mit unbeugsamer Energie, Kraft und Standhaftigkeit ihre Zwecke verfolgen, — als Zuckerbäcker Kuchen verkaufen, bis sie sich für ihr Alter in ihrem Hochthale einen Palast erbauen können, — als Kapuziner die Welt durchbetteln, um Anstalten zu gründen, für welche das Vermögen eines Fürsten kaum ausreichen würde. Am Banket nahm der Mönch gleich den andern Theil. Wegen seiner angeblich ultramontanen Tendenzen geneckt, stieg er, ohne sich lange zu besinnen, auf die Tafel und hielt von da aus, als wär's seine Kanzel, eine sarkastische Rechtfertigungsrede, auf welche seine Necker die Antwort schuldig blieben. „Dieser Kapuziner ist einmal ein ganzer Mann!" dieses Zeugniß mußten ihm selbst seine principiellen Gegner geben.

Das föderalistische Wesen unseres Staatslebens wiederholt sich auch in unsern Vereinen und Gesellschaften. Auch die „gemeinnützige Gesellschaft" hat in fast allen Kantonen ihre Sectionen, die sich im Kleinen ihren besondern selbstständigen Wirkungskreis schaffen, während größere, allgemeinere Aufgaben von der Gesammtheit in die Hand genommen werden. Jedes Jahr spielt dann eine der Sectionen die Rolle des Wirths und ladet ihre Schwestern zu sich zu Gast. Da dann die Bevölkerung mithilft, Gastfreundschaft auszuüben, so wird jedesmal ein kleines Volksfest daraus. Die Solothurner hatten den Einfall, die bekannte „Einsiedelei," einen romantischen Spaziergang in der Nähe der Stadt, zu Ehren ihrer Gäste abendlich zu beleuchten; die gesammte Bevölkerung drängte sich hinaus um das Lichterkreuz, das gleichsam frei am nächtlichen Himmel hing, während im Vordergrund Fels und Busch und Bach durch bunte bengalische Flammen erleuchtet waren, zu bewundern; ein begeisterter Redner erfaßte den Augenblick, bestieg die Terrasse des in den Felsen hineingebauten Klausnerkirchleins und sprach beredte Worte zur Menge, die Kopf an Kopf in der Schlucht und an ihren Abhängen stand, bald grell beleuchtet von den farbigen Flammen, dann plötzlich wieder in nächtlichem Dunkel verschwindend. Als der Redner zu Ende war, stimmte die Musik die Nationalhymne an und alles Volk fiel ein: „Rufst du, mein Vaterland." Es war eine tiefergreifende Scene, welche wohl keiner, der dabei war, sobald vergessen wird.

Ob hiemit unser Festkalender für 1859 zu Ende ging? Bewahre! Hat doch auch in der Schweiz kaum eine Stadt oder ein Städtchen den 10. November ungefeiert vorübergehen lassen. Die Schillerfeier hatte zwar bei uns nicht jene hohe weittragende nationale Bedeutung, wie in Deutschland. Oeffentliche Aufzüge fanden nicht statt. Um so inniger wurde der Dichter gefeiert, vor allem der Dichter des Tell. Den Kern des Erinnerungsfestes bildete deßhalb fast überall in der Schweiz die theatralische Aufführung jenes Meisterwerkes. Daß dabei an Festgedichten und Prologen kein Mangel war, versteht sich wohl von selbst; gegen den großen Todten kommt kein Dichterneid mehr auf. Auch Gottfried Keller und Georg Herwegh ließen sich wieder einmal hören, und wie viele Berufene und Unberufene neben ihnen! Die edle Tochter des Gefeierten hat den Wunsch öffentlich ausgesprochen, es möchte ihr alles aus Anlaß des Schillerfestes Gedruckte zugesendet werden. Möge nicht das Schicksal von Goethes Zauberlehrling sie ereilen! Schon der Beitrag, den die Schweiz zu liefern im Stande wäre, ist ein erschreckender; was mag erst Deutschland leisten! Doch ist nicht zu läugnen, daß die Feier selbst minder berühmte Poeten zu Ergüssen begeisterte, die es verdienen von der Pietät jener edeln Frau gesammelt und aufbewahrt zu werden. Als Beleg theile ich Ihnen zum Schluß meines heutigen Briefes eine Strophe aus dem Prologe mit, welcher der Festaufführung des „Tell" auf einer schweizerischen Dilettantenbühne zur Einleitung diente. Wenn Sie mit mir einverstanden sind, daß untenstehende Verse in epigrammatischer Form einen originellen Gedanken aussprechen, so werden Sie dieselben auch Ihren Lesern nicht vorenthalten.

„Friedrich der Große, steig aus deinem Grabe
In unsre Mitte, Genius, hoch und hehr!
Nicht Krieger du, mit deinem Krückenstabe, —
Du, der auf Adlerschwingen zog einher!
Nicht du, der Oestreichs Feldherrn kühn bezwang, —
Du, der das blanke Schwert des Geistes schwang!
Nicht du, gekrönter Buhle fränk'scher Musen, —
Du, Liebling an der deutschen Dichtkunst Busen!" —

Vom Mittelrhein, December.

Die Ueberbrückung des Rheins.

Unaufhaltsam schreitet die nie ruhende Zeit voran und drängt uns fort und fort, ihrem mächtigen Zuge zu folgen, um nicht in ihren immer höher gehenden Fluthen unterzugehen. Vor einigen Monaten hat uns ein auffallendes Beispiel recht deutlich vor Augen geführt, in welchem Maaße die Verkehrsmittel in der neuesten Zeit, in weniger als einem Menschenalter, umgestaltet worden sind, und es ist klar, daß wir in dieser Beziehung erst am Anfang einer unendlichen Entwicklung stehen. In fast unglaublich kurzer Zeit wurde ein österreichisches Armeecorps von 36,000 Mann mit 11,000 Pferden und 80 Kanonen sammt allem Kriegsmaterial auf eine Entfernung von 130 Stunden entsendet, in so viel Tagen, als noch vor zwanzig Jahren Monate erforderlich gewesen wären. Berge und Ströme bilden längst keine Hindernisse mehr, und die mannigfachen, zum Theil sehr erheblichen Bedenken, welche der Ueberbrückung der letzteren von Seiten mehrfacher Sonderinteressen entgegen gestellt werden, weiß man, wenn auch nach harten Kämpfen, vollständig zu beseitigen oder doch zurückzudrängen, wie wir so eben bei der Erbauung der Kölner Brücke gesehen.

Der Rhein, welcher seit einem Jahrtausend schon und länger noch frei von den Fesseln einer „stehenden" Brücke seine Fluthen dem Meere zusendete, muß jetzt seinen stolzen Nacken diesen Verhältnissen beugen. Die Erleichterung der Communikation zwischen den Ländern diesseits und jenseits des Stromes und die Verhütung der Unterbrechung durch alljährlich bald stärker, bald schwächer eintretende Hochwasser und Eisgänge ist ein unabweisbares Bedürfniß geworden, welchem durch Errichtung von stehenden Brücken an fünf verschiedenen Orten zu fast gleicher Zeit gebührende Rechnung getragen werden soll, und zwar zu Köln, Coblenz, Mainz, Mannheim und Kehl. — Die Brücke bei Köln ist vollendet, bei Kehl sind die Arbeiten in Angriff genommen und bei Mainz sind großartige und umfassende Vorarbeiten im Werke. Mannheim und Coblenz sind mit ihren Projecten noch nicht so weit vorgeschritten, doch werden sie sicher nicht zurück bleiben, und so werden unbezweifelt vor Ablauf eines Lustrums diese Riesenarbeiten vollendet seyn — Riesenarbeiten für die Zeiten welche waren, gewöhnliche, fast alltägliche Bauten für die Gegenwart mit ihren vielfachen, immer vollkommener werdenden Hülfsmitteln, wie sie die vorschreitende Wissenschaft und eine staunenswerthe Technik gewähren.

Es sind dieses jedoch nicht die ersten stehenden Brücken, welche über den Vater Rhein führen und die Schifffahrt mehr oder weniger hemmen werden. Von seinen Fluthen bedeckt, die im Verein mit des Menschen Hand seit vielen Jahrhunderten mit scharfem Zahne an ihrer Vernichtung arbeiten, liegen dem Auge jetzt unsichtbar, als stumme Zeugen vergangener Größe und Herrlichkeit, eine Anzahl steinerner Pfeiler im Bette des Stroms zwischen Mainz und Castel und bezeichnen die Richtung, in welcher einst der Wanderer trockenen Fußes darüber ging und vom hohen Brückengeländer sein Auge auf den köstlichen Bildern weilen ließ, welche auf beiden Seiten des Stromes auf- und abwärts die gesegneten Ufer desselben verschwenderisch enthalten. Diese Pfeiler sind die Reste einer stehenden Brücke, welche vor mehr als tausend Jahren die genannten beiden Städte verbunden hatte und die im Munde des Volks heute noch „die römischen Pfeiler" schlechtweg heißen.

Wer diese Pfeiler gegründet und darauf zuerst eine Brücke gebaut, ist eine noch unentschiedene Frage, deren Lösung schon längere Zeit die Alterthums- und Geschichtsforscher vielfach beschäftigt. Während einige sie Trajan zuschreiben, wird von andern Schriftstellern — ich glaube unbedingt mit größerem Rechte — Kaiser Karl der Große als Erbauer genannt.

Die erwähnten Pfeiler waren, wie gesagt, von Stein. An den äußern Seiten befanden sich größere, mit eisernen Klammern verbundene, theilweise 30 bis 40 Cubikfuß haltende Quader von Sandstein; das Innere, der Kern der Pfeiler, war mit kleineren Kalkbruchsteinen ausgefüllt und diese mit Mörtel und Beton verbunden. Sie standen auf einem Rost von eichenen Pfählen, welche in eine Lettenschichte eingerammt und durch Lang- und Querschwellen verbunden waren. An den Köpfen der Pfeiler waren diese Pfähle dicht eingerammt, auf den übrigen Seiten stehen sie je 10 Fuß weit auseinander. Die Verbindungsschwellen sind theils in einander gezapft, theils von der Seite überblattet. Diese Pfähle, 16 Fuß lang, 15 Zoll dick, sind von Eichenholz, das noch gut erhalten, theilweise sogar noch mit seiner Rinde bekleidet ist; eben so sind die ungefähr 26 Zoll langen schmiedeeisernen Pfahlschuhe größtentheils gut erhalten. Die Pfeiler waren etwa 24 Fuß dick; die mittleren fünf standen je 120 Fuß von einander; diesen folgten auf beiden Seiten je drei Pfeiler mit einem Abstande von 100 Fuß, und diesen wieder folgten auf der Seite von Mainz fünf, auf der Seite von Castel zwei, je in 60 Fuß Entfernung. Dieß sind die 18 Pfeiler, deren Reste im Jahr 1847 noch vorhanden waren.

Es ist mehr als wahrscheinlich, daß auf der Mainzer Seite noch sieben, auf der Casteler Seite noch eilf weitere Pfeiler standen. Nimmt man nun den mittleren Pfeiler jener ersterwähnten fünf mit einer Zwischenweite von 120 Fuß als die Mitte der ganzen Brücke an, so haben wir eine regelmäßige und durchaus symmetrische Construction derselben. — Gegenwärtig stehen nur noch 16 Pfeiler, indem einer im Jahr 1847 aus dem Strome entfernt wurde, weil er durch seine hohe Lage im Fahrwasser der Schifffahrt, besonders bei der Thalfahrt, hinderlich war. Der andere wurde im Jahr 1853 beseitigt, weil er denselben

Nachtheil den Dampfbooten verursachte, wenn sie am Casteler Ufer anlegen wollten. Auf diesen Pfeilern lag nun ohne Zweifel eine hölzerne Fahrbahn, welche, die auf beiden Seiten befindlichen, wahrscheinlich überwölbten Auffahrten ungerechnet, 500 Schritte lang war.

Einhard, der bekannte Zeitgenosse, Geheimschreiber und Biograph Karls des Großen und Aufseher der kaiserlichen Bauten, sagt hierüber im 17. und 32. Kapitel der Lebensbeschreibung seines kaiserlichen Herrn zu den außerordentlichsten Denkmalen seiner Regierung gehöre die bei Mainz über den Rhein erbaute Brücke, welche mit ungeheurer Mühe und bewunderungswürdigem Fleiße in zehn Jahren vollendet worden sey. Nachdem sie aber kaum ein Jahr dem Gebrauche übergeben gewesen, wurde sie in drei Stunden ein Raub der Flammen, die so heftig wütheten, daß auch nicht ein Stück Holz außer dem, welches durch das Wasser bedeckt war, übrig blieb. Diese Brücke, im Jahr 803 begonnen, war im Jahr 813 vollendet worden. Alsbald nach ihrer Zerstörung beschloß der Kaiser, sie nunmehr ganz von Stein wieder aufbauen zu lassen; leider starb der große Mann schon im folgenden Jahr und so unterblieb das Werk. Den Brand der Brücke zählte man damals zu den vielen Wunderzeichen, welche dem Tode Kaiser Karls voraus gingen. Nach Einhard war der Brand durch Zufall (fortuito incendio) entstanden. Der bekannte Mönch von St. Gallen (Monachus San-Gallensis, de gestis Caroli Magni etc. in Canisius antiquit. Lectiones T. II. pag. 57) berichtet, boshafte Schiffer seyen die Brandstifter gewesen, weil sie gefürchtet hätten, sie möchten durch die Brücke ihre Nahrung verlieren. Endlich enthalten die Dissibodenberger Annalen die Nachricht: Erzbischof Richold habe die Brücke verbrennen lassen, weil sich des Nachts Räuber auf derselben aufgehalten, welche die Vorübergehenden beraubt und in den Rhein geworfen.

Später kam nie wieder eine stehende Brücke über den Rhein zu Stande. Bis zum Jahr 1661 dienten Nachen und sogenannte Nähen zur Communikation zwischen den beiden Städten, von denen es sich hier handelt, und im Frühjahr des genannten Jahrs wurde die erste Schiffbrücke vom Kurfürsten Johann Philipp erbaut. Als sie dem Verkehre übergeben wurde — am 12. Mai 1661 — ging der Kurfürst mit seinem ganzen Hofstaate zuerst hinüber und bezahlte das festgesetzte Brückengeld. — Hutten in seinem historischen Taschenbuche und Fuchs in seiner Geschichte der Stadt Mainz erzählen: im Jahr 1746 habe ein Rheinmüller einen der alten Brückenpfeiler, der nur einen Fuß unter dem Wasserspiegel gelegen, gemessen und denselben 36 Fuß dick gefunden. In den Monaten März und April 1800, zur Zeit eines sehr niedern Wasserstandes, untersuchten einige damals in Mainz anwesende französische Ingenieure die noch vorhandenen Pfeiler und fanden — nach ihrer Angabe — 18 Pfeiler von 36 Fuß Breite und 54 Fuß Länge, die Entfernung von einem Pfeiler zum andern 64 Fuß und die ganze Länge der Brücke 2500 Fuß. Diese Vermessungen und Angaben sind übrigens durchaus ungenau und mehrentheils ganz unrichtig. Was namentlich die Angabe der Größe der Pfeiler betrifft, welche gerade so angenommen wurde, wie jener Rheinmüller sie gefunden haben wollte, so hat man nicht berücksichtigt, daß dieselben fast keinen Zusammenhang mehr besitzen, sondern nur noch als Steinhaufen zu betrachten sind, die weit über die ursprüngliche Gestalt und Größe der Pfeiler sich ausdehnen. Die von mir oben angegebenen Maße der Größe, Ausdehnung u. s. w. sind das Ergebniß einer sehr sorgfältig mit der Peilstange u. s. w. in neuester Zeit von einem Sachverständigen vorgenommenen Untersuchung. Napoleon I., dessen großer Geist das dringende Bedürfniß und die nicht zu berechnenden Vortheile einer stehenden Brücke über diesen Strom fühlte, hatte die Absicht eine solche zu erbauen, indessen kam das Projekt nicht zur Ausführung. Er hatte übrigens bereits Modelle zu einer solchen Brücke anfertigen lassen, und zwei derselben sind noch vorhanden. Das eine, vom damaligen Oberingenieur des Brücken- und Straßenbaues, St. Far, befindet sich in der Mainzer Stadtbibliothek, das andere vom verstorbenen großh. hessischen Baudirektor Arnold wird in der Ecole d'application des ponts et chaussées zu Paris aufbewahrt. Weder das eine noch das andere dieser Modelle konnte jedoch bei dem Entwurfe der Brücke Berücksichtigung finden, welche gegenwärtig die Aktionäre der Ludwigs-Eisenbahn ausführen lassen; das halbe Jahrhundert mit seinen kolossalen Fortschritten, welches zwischen jenen Tagen und heute liegt, macht in dieser Beziehung Ansprüche, denen die Technik jener Zeit nicht gewachsen war. Auch davon hat man gesprochen, ob nicht die vorhandenen Pfeilerreste zu dem Neubau benutzt werden könnten; aber diese Frage wurde wohl nicht im Ernste aufgeworfen, denn theils sind diese Pfeiler ganz zerstört, theils auch so hoch gegründet, daß sie nicht im Stande sind eine Belastung zu tragen, wie sie jedenfalls stattfinden wird. Wäre dieses aber auch der Fall, so wäre damit nur eine sehr unerhebliche Kostenersparniß, vielleicht auch gar keine möglich, und somit das Wagniß durchaus nicht gerechtfertigt. Daneben erheischen auch die nächsten Zwecke, welche man durch die Brücke erreichen will, einen andern Platz für dieselbe.

Zur Unterstützung der Vermuthung, die mehrfach erwähnten sogenannten „römischen Pfeiler“ seyen, wie ihr Name sagt, römischen Ursprungs, führt man folgende Gründe an: Der römische Geschichtschreiber Florus sagt von Drusus, welcher vierzehn Jahre vor Christi Geburt den Oberbefehl am Rhein führte, er habe Mainz und das gegenüber liegende Castel (das von ihm erbaute und nach ihm benannte Castellum Drusi) durch eine Brücke verbunden und mit seiner Flotte beschützt. Daß aber dieses eine stehende Brücke gewesen, dafür spricht auch nicht einmal eine entfernte Vermuthung. Eine stehende Brücke zu errichten, war weder die dazu nöthige Zeit, noch eine Veranlassung vorhanden, da eine Schiffbrücke vollkommen genügte. Man hat auch später größtentheils diese Ansicht verlassen und vielmehr Trajan in den Jahren 97—99

nach Christus für den Erbauer gehalten. Allein kein römischer Schriftsteller, selbst nicht Dio Cassius, der Lobredner Trajans, spricht davon, während er mit großer Ausführlichkeit von der Brücke erzählt, welche derselbe über die Donau errichtete. Man hat sodann zu verschiedenen Zeiten Steine, offenbar römischen Ursprungs, in der Nähe jener Pfeiler gefunden, auch im Mauerwerke selbst; namentlich im Jahr 1819 fand ein Casteler Schiffer am ersten Pfeiler einen Stein mit den Zeichen der römischen XXII. Legion, welcher diese als Erbauerin beurkunden soll. Es ist nicht zu bezweifeln, daß dieser Stein wirklich ein Denkstein der 22. Legion ist, welche im Jahr 81 nach Christus in diese Gegenden kam und dort über zweihundert Jahre verweilte. Als im Jahr 1847 einer der alten Brückenpfeiler, wie oben erwähnt, aus dem Strome entfernt wurde, zog man noch mehrere Steine heraus, welche mehr oder weniger mit ähnlichem Bildwerke verziert sind. Endlich fand man im Jahr 1853 bei Entfernung des oben gleichfalls erwähnten Pfeilers noch ein Fragment eines Sandsteinquaders mit den zur Zeit noch nicht entzifferten spärlichen Resten einer Inschrift. Es möchte aber zweifellos seyn, daß diese Steine nicht von der Gewalt der Fluthen zerbrochen und in diesen Zustand versetzt worden sind, daß sie also bereits als Bruchstücke zum Mauerwerke verwendet worden. Der unbefangene Beurtheiler wird demnach der Ansicht seyn müssen, daß der Erbauer dieser Brücke diese Steine römischen Bauruinen entnommen und zur Gründung der Brückenpfeiler verwendet habe, wozu sie wegen ihrer ansehnlichen Größe sich tauglich zeigten. Für diese Meinung spricht auch der Umstand, daß bei der großen Menge Steine, welche herausgenommen wurden — z. B. bei dem letzterwähnten Pfeiler über fünf Cubikklafter, unter denen sich Quader von dreißig bis vierzig Cubikfuß befanden — einestheils nicht ein einziger unzerbrochener Stein unter den mit Bildwerk versehenen war, anderntheils überhaupt nur sehr wenige — bei zwei Pfeilern nur sechs — solcher Fragmente, von denen nie zwei zusammen gehören, sich vorfanden. Es ist kein Zweifel, daß diese Steine Gebäude römischen Ursprungs entnommen wurden, welche zur Zeit der Gründung dieser Pfeiler in Trümmern lagen, und eben so gewiß ist wohl, daß zu Trajans Zeit von den Römern gegründete Gebäude in Mainz oder Castel — überhaupt in der Nähe der Brücke — in keinem Fall in dem Grad zerstört waren, daß man gerade sie zu Fundamentsteinen verwendet hätte. Was aber für die Römer und für Trajans Zeiten mehr als unwahrscheinlich ist, das ist um so wahrscheinlicher für Karl des Großen Zeit. Damals waren heidnische Tempel und Gebäude ein Gräuel, Alles, was von den Heiden herrührte, wurde zerstört, und warum sollte man Steine, welche als Werkstücke zur Fundamentirung so zweckmäßig zu verwenden waren, unbenutzt liegen lassen? — Was noch insbesondere den Denkstein der XXII. Legion betrifft, so würde gewiß die Vollendung eines so bedeutenden Werks, wie eine stehende Brücke über einen solchen Strom, nicht durch einen so unbedeutenden Denkstein, deßgleichen man an andern Orten schon so viele gefunden, der Nachwelt angekündigt worden seyn; man würde gewiß durch eine ausführliche Inschrift mit dem Namen des Kaisers der Nachwelt Kunde davon gegeben haben.

In den Zwischenräumen der Steine des zuletzt entfernten Pfeilers fand man eine Anzahl antiker Erzmünzen; leider sind sie schwer zu bestimmen und konnten keinen Anhaltspunkt geben, um Vermuthungen über die Entstehung dieser Bauwerke zu unterstützen, wiewohl die Ansicht, daß es Römerbauten seyen, dadurch neue Nahrung erhielt. Wahrscheinlich kamen diese Münzen durch irgend einen Zufall später hierher, denn in dem 1847 herausgenommenen Pfeiler fand man so wenig Münzen als in jenen, welche auf beiden Ufern bei Erbauung des Amthauses in Castel, so wie des Zeughauses u. s. w. in Mainz zerstört wurden.

Zu diesen Gründen, mit welchen man die Ansicht, daß die Pfeiler römischen Ursprungs seyen, direct unterstützt, kommen noch folgende Punkte, mit welchen man die Vermuthung bekämpft, daß Karl der Große der Erbauer der Brücke gewesen sey. Man behauptet nämlich, es haben sich bei der zweiten Erbauung der Stadt Mainz unter Dagobert I. in der ersten Hälfte des siebten Jahrhunderts — auf der sogenannten Mitternacht — Pfeiler gefunden, die man als Pfeiler der Rheinbrücke erkannt und überbaut habe. Es ist dieses jedoch ein durchaus unverbürgtes, ganz grundloses Gerücht und bedarf somit keiner ernstlichen Widerlegung.

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 2. 7. Januar 1860.

Dans ses façons d'agir il est fort singulier;
Mais j'en fais, je l'avoue, un cas particulier,
Et la sincérité dont son ame se pique,
A quelque chose en soi de noble et d'héroique.
Molière,
le Misanthrope.

Der Philanthrop.

Ein Stück Menschenleben aus den Tagen Josephs des Zweiten.

Das griechische Wort Philanthrop wäre leicht genug in deutschem Ausdrucke wiederzugeben, insofern damit ein Menschenfreund im Allgemeinen bezeichnet werden sollte; an dieser Stelle aber hat es die Bedeutung eines Kunstausdrucks. Die besondere Art von Nächstenliebe, welche man im vorigen Jahrhundert „Philanthropie" nannte, gehörte zu den eigenthümlichen Strömungen einer Zeit, deren Stimmführer den Boden des Christenthums mehr oder weniger unter den Füßen verloren hatten, und nun in dunkelm Drange auf allerlei künstlichen Umwegen die irdischen Ergebnisse desselben zu erlangen trachteten, ohne sich um die höheren Lehren zu bekümmern. Die Schule, welche vom Gebote „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst und Gott über alles" vor allem die letzte Hälfte wegstrich, nannte sich selber Philanthropie; es ist daher billig, diesen Namen einem Charakter zu lassen, welcher ihrer einseitigen Richtung folgte, wenn er sich vielleicht auch nicht förmlich zu ihren Lehren bekannt haben sollte. Auch in unsern Tagen hat nicht jeder, der mit irgend einer Zeitströmung dahinfährt, die Flagge aufgehißt; mancher führt sogar Contrebande unter der oder jener Farbe, die nicht dazu paßt.

* * *

Der Hauer war lustig und guter Dinge. Die Frau Sonne hatte einen edlen Tropfen gebraut. Nicht minder wohlgemuth zeigte sich das Volk aus der Stadt. Es war, obgleich ohne Trommeln und Pfeifen, förmlich als Landsturm aufgeboten worden, des Rebmanns Fässer zu leeren. Der Herbst des vergangenen Jahres hatte nämlich den Mißwachs von drei oder vier Sommern gutgemacht, wenn auch nicht durch Geist und Blume, so doch durch die reichliche Menge. Der Winzer wünscht sich's nicht besser, als daß nach etlichen Durstjahren urplötzlich Ströme Weines ihm in die Geschirre rinnen. Besonders gut braucht der Trank dann nicht zu seyn, nur viel will er haben, sehr viel. So war's geschehen nach Wunsch und Willen. Der Heurige war das Jahr über besser bezahlt worden als zu andern Zeiten der Alte, bis endlich von Jacobi an die Preise gefallen, um immer mehr zu weichen, je voller und saftiger die ungeheure Menge der Trauben sich rundete. Der Hauer ließ sich's nicht leid seyn. Seinen Schnitt hatte er ohnehin gemacht; jetzt galt es, Raum für den neuen Wein zu gewinnen, der an Süßigkeit und Stärke alles verhieß, was je ein Jahrgang geleistet. Und da die Lese bereits begonnen, war es alles mögliche, daß der Hauer seinen Gästen aus der Stadt nicht den Wein umsonst verzapfte und ihnen dazu mit einem Stück Käse aufwartete. Dafür aber waren die Stadtleute

auch keine blöden Paphnuzi, die unter dem Dache stehen blieben, wenn es Gold regnete. Sie brachen Sonntags in hellen Haufen auf's Land heraus, sobald Hochamt und Predigt vorüber. Viele dehnten den blauen Montag bis zum Dienstag aus. Andere fingen mitten in der Woche den Feierabend gleich nach dem Mittagsläuten an. Jeder arbeitete, wenn nicht im Weinberge des Herrn, so doch beim Weinkeller des Bauern nach Leibeskräften, mancher sogar auch über Macht.

So lag einer am Abhange unter dem alten Nußbaum hingestreckt im Grase, so lang er war. Zufällig war er nicht sonderlich lang, zum Glück für seine Füße, die sonst ein kaltes Bad genommen hätten. Die tänzelnde Welle netzte streifend nur hie und da die benagelten Sohlen der rindsledernen Schuhe. Das Bächlein, von duftiger Minze, breitblätterigem Wegerich, hochaufgeschossenem Sauerampfer überwölbt, kam in seinem winzigen Rinnsal kaum sichtbar aus einem der vielen Einschnitte des Kahlenberges, dürftig und namenlos wie so viele seinesgleichen, eben nur bestimmt, den armseligen Bach speisen zu helfen, der nach kurzem Laufe zwischen den Häusern einer Vorstadt verschwindet, um dann sein bischen Wasser mit Unrath übersättigt der Donau als trüben Beitrag zu spenden. Im Kopfe des Mannes ging es nicht so friedlich zu wie unter seinen Füßen. Dort sauste, brauste, rauschte und wirbelte ein wilder Strom, der hundert Mühlräder zu treiben, hundert klappernde Mühlwerke zu bewegen schien. Der Strom schrieb ebenfalls seinen Ursprung von den südlichen Hängen des Kahlenberges her, aus der eichenen Brunnenstube mit den birkenen Gürteln. Dem Mann wäre etwa besser geworden, wenn die Hitze sich zu den Füßen hinabbegeben und die tänzelnde Welle ihm die Stirne gekühlt hätte. Die uralte Vorschrift besagt ja schon: Kopf kühl, Füße warm. Uebrigens sah er nicht aus wie einer, der sich vor dem Landsmann im hölzernen Röcklein zu fürchten hatte. Er war eine kernkräftige Gestalt mit so zu sagen viereckigem Kopf, ungefähr wie einer von den Granitwürfeln, womit die Straßen der Kaiserstadt gepflastert sind. Das breite Gesicht mit der Kartoffelnase, den vorstehenden Backenknochen, den wulstigen Lippen und den kräftig ausgebildeten Freßwerkzeugen, die breiten Schultern, die gewaltigen Fäuste, alles trug das entschiedene Gepräge urwüchsiger Derbheit. Die Waden in den quergestreiften Strümpfen hätten jenem „nackten Mann" im Burghofe keine Schande gemacht, für den Strümpfe stricken zu müssen den kleinen Mädchen gedroht wird, wenn sie nicht gutthun wollen. Die Tracht war die eines Städters, der über seinen Stand hinaus will und doch nicht kann, so daß sich der Thorheit eines albernen Ehrgeizes noch die Lächerlichkeit des Unvermögens zu gesellen schien. Oder war vielleicht der Mann so arm, daß er sich nicht neue schlichte Kleider anschaffen konnte, sondern sich mit dem abgelegten Gewand der Hoffahrt nothgedrungen begnügen mußte? Wohl möglich; wer sich am Werktage voll zecht, dem mag es wohl geschehen, daß er sich in die abgestoßene welke Schale einer vornehmeren Zwiebel wickelt.

Neben dem Rinnsal des Wässerleins zog sich ein Weg durch die Schlucht, eine halsbrecherisch holperige Fahrstraße, wo die vollen Weinfuhren nicht weniger mühsam abwärts kamen als die zweibeinigen Saumthiere, wenn sie das Naß im Magen und den Dampf im Haupte von dannen trugen. Jenseits des Weges bezeichnete eine niedere Hecke die Grenze eines Gehöftes von geringem Umfange, aber wohlgehaltenem Aussehen. Augenscheinlich gehörte das kleine Haus einem Städter. Auf dem Erdgeschoß saß ein Stockwerk. Die Fenster waren etwas breiter und höher als an den gewöhnlichen Bauernwohnungen und hatten im obern Stock sogar größere viereckige, statt der runden und in Blei gefaßten kleinen Glasscheiben. An der einen Flanke zeigte sich ein Ziergarten mit Blumenbeeten, Lauben und Schattenplätzen. Und obschon hinter dem Hause ein Rebgelände sich den Berg hinan zog, das allem Anschein nach dazu gehörte, so war doch kein Busch von Tannenreis ausgehängt; mithin gehörte die Besitzung keinem Hauer. Deßhalb aber war sie doch nicht unbesucht, nur daß die Gesellschaft anders aussah wie die, welche zum Heurigen wallfahrtete. Schöne Frauen und feine Herren trieben sich im Garten und zwischen den Rebstöcken umher. Sie begingen eine Vorfeier der Weinlese, die in allernächster Zeit bevorstand. Der freundliche Wirth hatte ihnen zu Gefallen einige Butten voll Trauben unter die Presse gebracht, um ihnen mit süßem Most aufzuwarten; auch im übrigen ließ er es nicht an den guten Dingen dieser Erde fehlen. Das war von jeher landesüblich.

Die Herren waren ungefähr in derselben Art gekleidet, wie der vierschrötige Endymion unter dem Nußbaum gegenüber, doch hatten sie ihre Kleider nicht vom Tandelmarkt geholt. Von ihnen pflegte dergleichen erst aus zweiter Hand dorthin zu gelangen. Alles Gewand lag nach der neuesten Mode knapp am Leibe. Auf den bezopften Köpfen saßen niedere runde Hüte nach englischem Muster. Um den Leib schmiegte sich ein dunkelgrüner oder ein rostfarbiger Frack, um die Wade ein gestreifter Strumpf. Am Degengriff glitzerte und flimmerte der rautenweise geschliffene Stahl wie Demanten. Zwei Uhrketten mit schweren Gehängen baumelten unter der Weste, eine rechts, die andere links.

Die Weiber und Jungfern sahen um ein gutes Stück natürlicher aus, als ihre Mütter und Großmütter ausgesehen. Das Jahrhundert eilte augenscheinlich in Anbetracht der Moden einem Umschwung von mehr als gewöhnlicher Gewaltsamkeit zu. Die kostbaren und dauerhaften Kleiderstoffe von ehedem ersetzten sich durch leichtere und wohlfeilere. Der künstliche Weichselzopf, der wie jener biblische Thurm auf dem Libanon gen Himmel geragt, hatte sich geebnet, um einem Hut von ganz leidlich zweckmäßiger Form den Platz zu überlassen. Mit Einem Wort, das Frauenzimmer zeigte bereits vom Scheitel bis zum Gürtel eine menschliche Form, wenn auch die untere Hälfte noch der Entzauberung Widerstand leistete. Der Oberleib ragte nämlich aus einer hochgebauschten Glocke empor, deren inneres Gerüst aus Fischbein und Stahl bestand. Man hieß ein solches Ungethüm eine Bouffante; heutzutage nennt man es Crinoline. Wie es den Anschein hat, ist das weibliche Geschlecht dem Loose der schönen Melusine verfallen, die sich von Zeit zu Zeit in ein Meerwunder verwandelte; aber Melusine besaß wenigstens hinlänglichen guten Geschmack, sich in ihrer Entstellung nicht unter den Leuten zu zeigen, gleichwie ihre Ahnfrauen, die Sirenen, ihre mißgeformte Hälfte unter dem Wasser verbargen, wenn sie die Seefahrer anlockten. Unsere Frauen dagegen prunken und prahlen noch mit der Verunzierung und halten sie in seltsamer Verblendung für einen Hauptbestandtheil ihrer Reize. Eben so machten es unsere Ahnfrauen in den ersten Regierungsjahren Josephs des Zweiten.

Eine Bouffante wandelte dicht hinter der Hecke hin und her. Man hätte sagen mögen, sie wälzte sich. Die Dame hätte fürwahr keines Reifrocks bedurft, um etwa den Menschenstrom unter dem Rothenthurmthor zu stauen, wenn sie dort stehen blieb. Die Reifen unter der äußern Hülle dieser füllreichen Gestalt stammten zweifelsohne von einem Stückfaß aus dem Klosterneuburger Stiftskeller. Neben der stattlichen Frau lustwandelte ein wohlgenährter Herr von eben so reifen Jahren wie sie selbst in vertraulicher Zwiesprach.

Zu gutem Glück besaßen sie beide ein feines Gehör, so daß sie die leise gesprochenen Worte aus der Entfernung vernahmen; wenn sie Lust verspürt hätten einander in die Ohren zu zischeln, so hätten sie zuvor Bollwerke abtragen und Berge ebnen müssen. Die Dame schien irgendwen mit Spannung zu erwarten; wenigstens spähte sie fleißig auf den Weg hinaus, nicht etwa gegenüber nach dem Gast am Nußbaum, sondern hinunter gegen Währing. Dabei sprach sie, wenn auch zuweilen zerstreut, doch mit stets unverminderter Geläufigkeit.

Die Unterhaltung ward auf französisch geführt. Das geschah indessen nicht der Mode zulieb, sondern weil die wandelnde Riesenglocke an den Ufern der Schelde aufgewachsen war. Ihren Umfang hatte sie freilich erst an der Donau gewonnen, doch durfte es ihr nicht verdacht werden, wenn sie sich vorzugsweise gern in der Redeweise ihrer schlanken Jugend ausdrückte.

„Ihr berühmter Ritter von Veilchenau läßt Sie sitzen, wie es scheint, meine liebe Frau von Taillefer," sagte der Begleiter plötzlich. „Vergebens spähen Sie nach ihm aus. Selbst die schönsten Augen verläugnen ihren Zauber, wenn man sie nicht sieht." Sie konnte nicht umhin, die schmeichelhafte Anspielung wohlgefällig zu belächeln. Vermuthlich bildete sie sich auf ihre Augen etwas ein. Die unverwüstlichen Lichter, schwarz wie Sammt und glühend wie Kohlen, waren weder dick noch alt geworden. Oder gehörte vielleicht das Lächeln als Begleitung zur Geberde, womit sie auf den Weg hinaus deutete? — „Der Wolf in der Fabel," sprach sie dazu. „Machen Sie die Augen auf, mein armer Herr von Winterbaum."

Dieser schüttelte das Haupt. „Ich erblicke den guten Nowotny," sagte er, „und es freut mich allerdings nicht wenig, ihn zu sehen. Wir sind seit lange gute Bekannte und haben manche wackere Partie Schach mitsammen durchgeführt, bevor ihn sein Beruf in andere Kreise warf. Aber bei alledem ist er nicht derjenige, den wir heute erwarten." — „Um Vergebung," fiel Adele von Taillefer ein, „allerdings erwarten wir auch ihn, den treuen Mentor unseres Telemachs. Erstens gehört er zu unserer kleinen Verschwörung...." — „Woraus eben nicht folgt, daß wir ihn heute zur Stelle haben müßten." — „Zweitens und hauptsächlich pflegt sein Zögling nicht weit zu seyn, wo er sich zeigt."

Abermals schüttelte Winterbaum das weise Haupt. — „Der Vogel ist flügge geworden," bemerkte er, „und in neuester Zeit verlautet, daß er dem Hofmeister so fleißig aus dem Weg gehe, wie er ehedem ihm nachgelaufen. Ich würde mich nicht wundern, wenn das Gerücht wahr spräche. Art läßt nicht von Art. Sein Vater, Gott habe ihn selig, den wunderlichen Kauz, war auch so einer, der von einem Aeußersten zum andern zu springen liebte."

„Sein Salto mortale aus bitterer Armuth in den goldenen Schoß des Ueberflusses war übrigens kein übler Einfall," sagte Adele lächelnd. — „Schade nur, daß es kein allmähliger Uebergang, sondern ein Sprung war," erwiederte Winterbaum; „ein furchtbarer Satz, den Sie eben ganz richtig als Salto mortale bezeichneten. Eines Abends legte sich der alte Mosbauer-Wastl als armer Schelm zu Bett, schwerer Gedanken

voll. Unter anderem wußte er nicht, was er aus seinem kleinen Peter machen sollte. Der Bube hatte lesen und schreiben gelernt und besaß einen feinen Verstand, wollte aber nicht auf einen geistlichen Herrn studiren, während für weltliche Studien die Mittel fehlten. Von einem Handwerk wollte Peter auch nichts wissen. Er sprach immer davon, Kutscher zu werden, und der Mosbauer lief zu allen Herrschaften und zu allen Lohnkutschern, um seinen Peter als Stallbuben unterzubringen. Bei den Herrschaften richtete er natürlich nichts aus, da er unter der Livrée keine Gönner besaß; bei den Lohnkutschern fand sich zufällig kein Platz. Und als Wastl sich an jenem Abend niederlegte, war er beinahe entschlossen, dem Söhnlein einen andern Beruf aufzunöthigen, so ungern er auch Zwang gegen den Liebling seiner Seele ausübte. Ein Gönner aus früherer Zeit, der Herr Johannes von Winterbaum, den Sie ja kennen, hatte ihm anbieten lassen, den Kleinen als Gärtnerbuben unterzubringen. Mein Gärtner in Penzing, ein wahrer Künstler in seiner Art, war bereit, einen Lehrling anzunehmen. Wastl wollte noch einen letzten Versuch bei einem Großfuhrmann auf der Wieden wagen, als er Morgens aufstand. Mißrieth es auch dort, so mußte unser Peterl ohne Gnade zu Schaufel, Rechen und Gießkanne nach Penzing. Wastl ging fort, den Buben an der Hand. Es war am Nachmittag; unterwegs fiel ihm ein, daß zur Mittagsstunde die kleine Lotterie gezogen worden, in die er aus Verzweiflung wenige Tage zuvor seine letzten Siebzehner geworfen. Die Frau Base, welche ihm dazu gerathen, hatte ausnahmsweise recht gehabt. Als er zur Collectur kam, um sich nach dem Schicksale seiner Nummern zu erkundigen, standen alle vier leibhaftig auf der Tafel und er hatte zwölfhundert Ducaten gewonnen."

„Sie sind besser in dieser Sache unterrichtet als ich," warf die Taillefer dazwischen. „Vom Lottogewinn habe ich gewußt, und dann im Allgemeinen, daß Mosbauer in Zeit von zwei Jahren reich geworden ist, und nicht lange darauf einen Adelsbrief erwirkt hat. Ich wäre neugierig, zu erfahren, wie er das angefangen. Die Grundlage von zwölfhundert Ducaten scheint mir für so große Erfolge in der kurzen Zeit doch gar zu bescheiden."

„Wir kommen hier auf den eigentlichen Punkt," fuhr Winterbaum fort. „Hätte der Wastl mit seinem Gewinn innerhalb zehn oder zwölf Jahren ein Vermögen gemacht, so hätte er sich auch allmählig an Wohlstand und Reichthum gewöhnt. Statt dessen wurde er so zu sagen über Nacht reich. Er fing einen Fruchthandel an. Das Korn wurde damals wohlfeil, doch machte er mit den ersten Lieferungen noch ganz leidliche Geschäfte, die ihn zu weiteren Fortsetzungen ermuthigten. Aber er wollte mit Vorsicht vorangehen, weil die Preise noch zu sinken drohten, denn eine gesegnete Ernte stand in Aussicht. Die Wintersaat war glücklich zum Frühjahr gediehen, die Witterung gestaltete sich günstig. Auf seine Anfragen bei den Mäcklern in Galizien, in Ungarn und im Banat hatte Wastl die möglichst billigen Bedingungen erhalten. Peter, der seinen Schreiber vorstellte, wurde beauftragt, einige Bestellungen zu machen. Der Knabe verschrieb sich und irrte in den Zeichen, so daß die Zahlen um eine Null zuviel hatten und statt des kleineren Maßes das größte verstanden wurde, Säcke für Kübel. Die Erzeuger waren zufrieden, ihre Scheunen für die nächste Ernte zu leeren, die Mäckler kannten den Mosbauer zwar noch nicht lange, aber doch als zuverlässigen Zahler, kurz, die ungeheuern Bestellungen wurden unbedenklich ausgeführt. Der arme Wastl riß die Augen weit auf, als er wenige Wochen darauf von den verschiedenen Stapelplätzen die Meldungen erhielt, daß man dem und dem Schiffer, dem und dem Fuhrmann die Fracht von so und so viel tausend Säcken Weizen, Roggen, Hafer oder dergleichen mit der und der Lieferzeit übergeben habe und sofort die betreffenden Wechsel losschießen werde. Er raufte sich die Haare aus und sah seinen Sturz vor Augen. Schier wäre er zum Gericht gelaufen, um Concurs anzusagen. Schon war er unterwegs, zum Glück bekam er Durst, fiel in ein Wirthshaus ein und fand beim Wein guten Rath, vor allem den: die Dinge an sich kommen zu lassen. Das war wohlgethan. Bevor die Lieferungen an Ort und Stelle gekommen, hatte die Welt eine andere Gestalt gewonnen. Ueberschwemmungen, naßkalte Witterung und sonstige Ereignisse trieben die Fruchtpreise in die Höhe, wodurch es geschah, daß durch des Söhnleins Schreibfehler der Vater zum reichen Mann wurde. Der gar zu schnell erworbene Reichthum aber stieg ihm zu Häupten, und der Rausch nahm zu, als es ihm gelang, seinen angestammten Namen mit dem Zusatz „Ritter von Veilchenau" zu verbrämen. Er wollte hoch hinaus, mit dem Kopf durch die Decke, und ich denke, wie ich vorhin bereits gesagt, daß der Apfel nicht weit vom Stamme gefallen seyn wird."

„Hoffentlich wollen Sie damit nicht sagen," hob Adele zögernd an, „daß Peter —" — Winterbaum unterbrach sie lächelnd: „Seyen Sie ohne Sorge. Ist der Bube, obschon er nicht zu Penzing bei meinem alten Jörgel in die Lehre gegangen, ein rechtschaffener Gärtner geworden, so soll er ohne weiteres die Pflege meiner edelsten Blume anvertraut erhalten. Natürlich mache ich die geeigneten Vorbehalte, vor allen den, daß

der Freier meiner Sini genehm sey. Das Mädel ist leidlich hübsch und nicht arm, wird also auch ohne den Veilchenau schwerlich sitzen bleiben."

Nowotnys Annäherung machte der Zwiesprach ein Ende. Der kleine Mann schritt mit dem Ausdruck hastiger Geschäftigkeit einher, als hätte er Gott weiß welche Staatsangelegenheiten zu besorgen. Adele gab nicht Acht darauf, weil sie seine Art und Weise kannte. Die Hast, die Geschäftigkeit, die bedeutsame Miene des fuchsartig zugeschnittenen Gesichtes von ächt böhmischem Schlage und das geheimnißvolle Wesen war sie an ihm gewohnt. In deutscher Sprache rief sie ihm entgegen: „Wo hat der Herr seinen Zögling?" — „Ich dachte ihn bei der gnädigen Frau bereits zu finden. Der Springinsfeld hat das Haus vor mir verlassen. Auch bemerkte ich im Vorüberfahren sein Zeugl zu Währing vor dem wilden Mann." — „Vermuthlich fürchtete er hier nichts zu essen zu bekommen," spottete Winterbaum. — „Oder er hat sich verirrt," meinte Adele. „Der Weg von Währing nach Weinhaus ist schwer zu finden. Ist der Herr Nowotny allein herausgefahren?" — „Nicht doch, ich hatte Gesellschaft, so gut ein Zeiselwagen sie bieten kann."

Das junge Volk hatte die Ankunft des Hofmeisters wahrgenommen. Im Weingehege riefen etliche Silberstimmen zugleich seinen Namen. Wie ein Schwarm von Vögeln, der vom Beerennaschen verscheucht wird, rauschten die Bouffanten auf und flatterten herbei. Die Herren und die minder jungen Damen blieben nicht zurück. Diese Eilfertigkeit hatte ihren guten Grund. Der kleine Czeche war eine wandelnde Chronik, und da man die Stadt einige Stunden vor ihm verlassen, so konnten sich ja in der Zwischenzeit unerhörte Dinge zugetragen haben, die zu erfahren eine löbliche Wißbegierde alle Gemüther spornte. — „Was gibt es Neues?" fragte es rechts, links, vorn, hinten. Die Erwartung blieb nicht unbefriedigt. Nowotny hatte die neueste Nummer einer geschriebenen Zeitung mitgebracht, die in zwanglosen Lieferungen erschien, je nachdem es Stoff gab. Der Inhalt befaßte sich mit weit wichtigeren Dingen, als mit den großen Welthändeln. Die Abschriften wurden nicht geradezu öffentlich verkauft, sondern von gewissen Verschleißern, namentlich von Buchbindern, im engsten Vertrauen an wohlbekannte Kunden abgelassen.

Es gab solcher Zeitungen mehrere. Jede hatte ihre besondern Kreise in irgend einem Bezirke der Stadt oder der Vorstädte, mit deren Angelegenheiten sie sich vorzugsweise beschäftigte. Eine davon aber trug ein Gepräge von Allgemeinheit; sie brachte Tratsch und Klatsch aus allen Ecken und von allen Enden her. Der Verfasser schien Verbindungen sowohl in den Vorzimmern und in den Höfen der Paläste wie in den Kneipen der äußersten Vorstädte zu unterhalten. Dabei war er ein aufgeweckter Kopf mit scharfen Fangzähnen. Um solcher Ursach halber waren die Briefe des Most-Barthel an den Wein-Poldl unter allen den geschriebenen Flugblättern die beliebtesten, zugleich aber trotz ihrer weiten Verbreitung am wenigsten leicht zu erlangen. Und just einen solchen Brief hatte Nowotny in der Tasche, und zwar den allerneuesten; das war ein doppelter Glücksfall.

Mit Heißhunger wollte man über die Handschrift herfallen, zwanzig Hände streckten sich darnach aus. Der Eigenthümer barg den Schatz unter seinen Hut. — „Halt," rief er, „halt! Das Geriß haben ist schon recht, nur nicht wie das Katzerl von Jedlersee, das von den Hunden zerrissen ward. Nur schön stad, meine Damen! Wenn Sie den Wisch zerfetzen, so ist der Fetzen verwischt und wir erfahren für dießmal nicht, wo Barthel den Most geholt. Wählen Sie eine Vorleserin, oder lieber einen Vorleser. Zwar habe ich aus lauter Ungeduld, in den Sonnenschein Ihrer Reize zu gelangen, mir nicht Zeit gegönnt, vom Inhalt Kenntniß zu nehmen, aber ich weiß zum voraus, daß Ausdrücke darin vorkommen, wie sie nicht über die Rosenlippen der zarten Schönheit stolpern dürfen."

„Der Herr Nowotny soll vorlesen," riefs von allen Seiten. Er machte um so weniger Schwierigkeiten, dem allgemeinen Verlangen zu entsprechen, als er es ohnehin erwartet gehabt. Die Vorlesung begann und wurde mit ungetheilter Aufmerksamkeit angehört, oft auch von schallendem Gelächter begleitet. Der Briefschreiber wußte eine Menge Neuigkeiten zu erzählen und hatte manchen gelungenen Scherz in Bereitschaft. Die Neuigkeiten waren vielleicht nicht immer wahr, doch liebten die Hörer das mehr, als alte Wahrheiten zu vernehmen. Die Späße klangen selten fein, doch würde nichts so sehr die Hörer überrascht haben, als ein feiner Scherz aus des Most-Barthel derber Feder. Kam es einmal gar zu grob, so schlugen die Damen die Augen nieder, „um es nicht zu hören." Uebrigens war das Frauenzimmer jener Tage um ein paar Grade weniger zimpferlich, als gegenwärtig. Insofern die Gegenwart immer recht hat, möge diese Bemerkung zum Lobe unserer Schönen gelten.

Manchmal kamen auch räthselhafte Stellen, wie unter andern die folgende: „Wenn der Wein-Poldl einmal ein bischen Zeit übrig hat, so schlage er doch in seinen Büchern nach, wie der lateinische Name für die Raupe lautet, die kein Laub frißt, sondern Blut saugt wie ein Vampyr. Der Schmetterling ist ein Nachtfalter, der aber auch bei Tage fliegt. Er ist

buntscheckig, glänzend und wechselt den Schmelz. Ich habe ihn schon als Trauermantel und Pfauenauge gesehen. Ich besitze gegenwärtig ein Prachtexemplar in meiner Sammlung und möchte gern den lateinischen Namen dazu schreiben."

„Wem gilt der Hieb?" fragte es von allen Seiten. Niemand wußte Bescheid. Vielleicht hatten Winterbaum und der Vorleser selbst eine leise Ahnung, wer ungefähr gemeint seyn könne, doch behielten sie jedenfalls ihre Gedanken für sich. Nach einer Weile gelangte die Gesellschaft zu der Ueberzeugung, daß der Spaß wahrscheinlich eine untergeordnete Persönlichkeit von Thury, von Margreten, Hundsthurm oder Hungelbrunn angehe, mithin nicht der Mühe werth sey, sich den Kopf darüber zu zerbrechen. Der Vorleser wurde ermahnt, seines Amtes zu walten, und ließ es sich gesagt seyn.

Der Zwischenfall war bereits vergessen, als Nowotny plötzlich stockte und Miene machte, das Blatt zusammenzulegen. — „Schon fertig?" fragte die wißbegierige Schaar. — „Der Herr Nowotny will uns eine halbe Seite unterschlagen," rief eine Mädchenstimme. — „Das gilt nicht, das geben wir nicht zu!" fielen die andern ein. Nowotny richtete einen wehmüthig vorwurfsvollen Blick auf die junge Schönheit, die ihm über die Schulter gesehen haben mußte, um die beabsichtigte Unterschlagung zu entdecken. Mehr als überflüssig groß war sie dazu, eine stattliche Gestalt von hohem Wuchs, stark und zierlich zugleich.

„Vor allen andern hätte Fräulein Sini es dürfen bleiben lassen," sagte er mißlaunisch. — „Warum just ich?" fragte Alfonsine von Winterbaum mit einem Blick voll unbefangener Neugier aus ihren großen Augen. Nowotny blieb die Antwort schuldig, gedrängt wie er war vom mahnenden Voran! der Umstehenden. Er reichte das Papier einem jungen Herrn und sprach dazu: „Der Herr Leander möge mich ablösen. Mich befällt eine plötzliche Heiserkeit, als wäre ich eine wälsche Primadonna." Ein Hüsteln, das leidlich natürlich klang, ergänzte den Satz. Leander, nicht minder ungeduldig wie alle übrigen, riß ihm das Blatt mehr aus der Hand als er es nahm, und begann unmittelbar zu lesen: „Von den Freimaurern habe ich verwichen dem Poldi allerlei erzählt. Ob es ihm gefallen hat, weiß ich nicht. Er muß halt vorlieb nehmen, wie's eben kommt, dick oder dünn. Ich habe noch etwas anzuflicken. Die Maulaffenloge am Kohlmarkt zum glimmenden Sauzahn hat einen neuen Meister vom Stuhl erhalten. Ein langer und breiter Schlankl, blutjung, grad von Paris, Mailand und London zurückgekommen, behängt mit Ketten und Ringen wie ein heiliger Leib, ein rechter Köder für die männersüchtigen Häringstonnen, der Augapfel aller Mütter lediger Töchter, denn er hat mehr Geld geerbt, als er in fünfzig Jahren erwerben könnte, wenn er so fleißig bei nützlicher Arbeit bliebe, als er es im Pflastertreten ist. Höchstens hätte er einen brauchbaren Kutscher gegeben, wenn er sich sein Brod selber verdienen müßte."

Der Vorleser hielt plötzlich inne, ganz wie kurz zuvor Nowotny. „Weiter, weiter!" mahnte es ringsumher. — „Die Herrschaften müssen schon verzeihen," sagte Leander, „aber ich fühle mich nicht berufen, mich zum Herold eines Pasquills zu machen, das seinen Geifer gegen eine Persönlichkeit zu spritzen versucht, die uns allen, mir aber vor allen werth ist." — „Die Ausrede zieht nicht," fiel eine Dame ein; „der Herr Muckenthaller ist beleidigt, weil auf die Herrn gestichelt wird, die Nachmittags vor der Kaffeebude Tabak rauchen und die Leute ausrichten." — „Wenn wir lachen," fügte eine andere hinzu, „sobald der Most-Barthel über Fremde loszieht, dürfen wir auch unserer guten Freunde wegen nicht gar zu empfindlich seyn."

„Im Mißgeschick eines Freundes liegt ohnehin immer etwas Angenehmes für uns, wenn das französische Lästermaul la Rochefoucauld nicht lügt," ließ sich eine volltönende Männerstimme vernehmen. Die Stimme gehörte einem jungen Herrn, der beim Anfang der Vorlesung nicht zugegen gewesen und unbeachtet angelangt war. Die Art, womit er jetzt, nachdem er sich gemeldet, von allen Seiten empfangen wurde, schien das Uebersehen sühnen zu wollen, als wäre es ein Verschulden gewesen. „Der Herr Ritter von Veilchenau!" riefen die einen laut, murmelten die andern leise. In Ton und Miene lag der Ausdruck tiefer Zerknirschung. Die Dame vom Hause und der Gemahl der Hausfrau hießen den Ankömmling willkommen, nicht ohne liebreiche Vorwürfe wegen des späten Erscheinens.

„Zu früh bin ich gekommen, nicht zu spät, und dafür muß ich um Vergebung bitten," antwortete Peter. „Die verehrte Gesellschaft war eben in der unterhaltendsten Weise mit meiner Wenigkeit beschäftigt. Sie hatte mich, allen Außenwerkes entledigt, unter Messer und Gabel, und da eben der saftigste Bissen an die Reihe kommen sollte, fiel ich, gewappnet mit all meinem Außenwerk, störend in die Lustbarkeit. Doch möge wenigstens die Störung nur eine vorübergehende seyn. Lese der Herr Muckenthaller weiter." — „Eher bisse ich mir die Zunge ab!" rief Leander ungestüm. „Sey der Herr Ritter versichert, wenn ich den schändlichen Pasquillanten je erwische, so prügle ich den Kerl wie einen Tanzbären." — „Vorausgesetzt," lächelte Peter, „daß der Bär dem Herrn nicht zu stark ist." — „Dann helfen wir," fielen mehrere Stimmen ein.

Einer und der andere fügten noch einiges hinzu, um einer allgemeinen Entrüstung Worte zu leihen, von der sie behaupteten, daß sie sich gar nicht genügend ausdrücken lasse.

„Sie halten mich für empfindlicher als Seine Majestät den Kaiser selbst," bemerkte Peter, spöttischen Ausdrucks wie zuvor. „Zweifelsohne liegt darin eine Ermahnung zur Bescheidenheit für mich. Ich stehe nicht hoch genug, um für Pasquille unzugänglich zu seyn, das erkenne ich an, aber mich schützt als Panzer die bombenfeste Gleichgültigkeit." — „Der Herr spricht von Seiner Majestät?" fiel Winterbaum ein. „Gut, führen wir den Stoff weiter aus. Seine Majestät hat die Schranken der Censur weit hinausgerückt, so weit, daß der vorgezeichnete Weg den Straßen auf der Debrecziner Heide gleicht, die so breit sind wie die Heide selbst. Da aber die Vorschriften der Censur gar so milde sind, so ist die Umgehung derselben vollends nicht zu dulden, und darum müßte folgerichtig das Unwesen dieser handschriftlichen Zeitungen endlich einmal sein „Quousque" vernehmen." — „Der Herr Regierungsrath ist gar zu grausam," erwiederte Peter noch spöttischer als zuvor. „Nehme er sich in Obacht, er zieht sich sonst den Unwillen aller dieser schönen Damen zu, die er um eine Lieblingsunterhaltung verkürzen will. Jedenfalls mag ich an solchem Frevel nicht theilnehmen, weßhalb ich ernstlich und dringend bitte, die Vorlesung fortzusetzen, die ich so ungeschickt gestört. Der Unwille, den ich mir zugezogen —"

Die Frauen und Fräuleins ließen ihn nicht weiter reden. Sie wetteiferten im Bemühen, den jungen Herrn zu überzeugen, daß der Spott des gemeinen „Blattlschreibers" sie keineswegs ergötzt, sondern nur geärgert habe. Um nicht geradezu grob zu werden, mußte Peter den Gegenstand fallen lassen. Ohnehin wäre ihm keine andere Wahl geblieben. Nowotny hatte das Blatt wieder an sich genommen und in die Tasche gesteckt. Für den Augenblick wagte niemand, auch nur um geheime Mittheilung der Schmähschrift zu bitten, so daß der mißliebige Handel der Vergessenheit geweiht schien. Wenige Minuten später saßen Winterbaum und Nowotny bei einer Partie Schach. Einige ältere Frauen und Herrn machten sich an's Kartenspiel. Die andern verzettelten sich im Garten und im Weingehege. Adele stellte „das Fräulein von Winterbaum" und „den Herrn Ritter von Veilchenau" mit großer Förmlichkeit gegenseitig vor und behielt beide neben sich. Nicht lange darauf befanden sich Alfonsine und Peter allein auf der Höhe des Weinberges unter dem offenen Schirm, der wie ein Riesenpilz dastand, wohl nur um dem Betrachter der Gegend von weitem einen Anhaltspunkt für den Blick zu bieten, denn gegen Sonne oder Regen konnte er nicht schützen. Die Stelle bot eine hübsche Aussicht, namentlich ostwärts auf die Stadt. Die sinkende Sonne beleuchtete mit schrägem Strahl den ungeheuern Steinhaufen, die grünen Umgebungen und den Wasserspiegel. Der graue Stephansthurm fing an sich mit hellen warmen Farbentönen zu überziehen. Auf seiner Spitze glitzerte es wie ein Flammenstern. Das reiche Bild, oft gesehen und dennoch immer wieder neu, schien noch mehr als das Gespräch mit dem jungen Manne des Fräuleins Aufmerksamkeit zu fesseln.

Es schien so; ob es aber wirklich der Fall war, bleibe einstweilen dahingestellt. Jedenfalls war Peter keiner von denjenigen, welche von heirathbaren und noch nicht versagten Mädchen unbeachtet zu bleiben pflegen. Jung, wohlgemacht, reich und zur Zeit noch zu haben, war er fürwahr eine Persönlichkeit in der Gesellschaft, der einige Aufmerksamkeit zuzuwenden gerade nur natürlich schien. Vor kurzem von weiten Reisen zurückgekehrt, die er in Begleitung seines Erziehers gemacht, hatte er nach Eintritt seiner Mündigkeit sein väterliches Erbtheil übernommen. Jetzt handelte es sich für ihn darum, einen Beruf zu wählen und seinen Hausstand zu gründen. Und da er in der jüngsten Zeit durch sein Benehmen die Auslegung hervorgerufen, als weihe er dem Fräulein von Winterbaum von weitem stille Huldigungen, was Alfonsine gewiß nicht unbemerkt gelassen hatte, so mußte diese erste anerkannte Begegnung zum allerwenigsten ihre Neugier spannen, selbst wenn Veilchenau ihr sonst ganz gleichgültig war.

Mit einer jener scharfen Wendungen um die Ecke, wie sie Peter beim Kutschiren und in der Unterhaltung liebte, hob er plötzlich an: „Man hat uns feierlich und förmlich vorgestellt, als wären wir einander wildfremd. So will es das geschwollene und gespreizte Wesen unseres geselligen Verkehrs, dem alle Natürlichkeit widerwärtig ist. Wir sind bald keine Menschen mehr, sondern Puppen, die auf einer Nadelspitze tanzen." — „Der Herr Ritter ergeht sich seinerseits in Uebertreibungen," entgegnete Alfonsine. „Wenn die Pfade des Lebens von Schranken eingefaßt sind, so gewährt uns das mehr Sicherheit, als es Unbequemlichkeiten verursacht. Sobald wir einmal anfangen die Formen zu verachten, so werden wir nur zu schnell den Weg unter den Füßen verlieren." — „Indem ich das Fräulein höre," meinte Peter, „sehe ich leibhaftig die alte zaundürre Französin vor mir, den Stock, woran das Röslein gebunden war." — „Gott schenke ihr eine fröhliche Urständ, der guten L'Orfevre," sprach Alfonsine dazu.

„Das Fräulein hat ein treues Gedächtniß, wie ich mit Vergnügen wahrnehme," hob Peter wieder an, „mithin werden Sie nicht vergessen haben, daß wir uns als Kinder schon gekannt. Die kleine Sini war ein allerliebstes Dirndl, ein Wesen wie ein Kuß. Der Mosbauer-Peter hätte es gern geküßt, aber die Französin gab's nicht zu, die garstige Hexe, gelb wie der Neid. Ich kann's ihr nicht vergessen." — „Hatte sie denn gar so Unrecht?" fragte Alfonsine. — „Ja, beim Himmel, sie hatte Unrecht!" rief Peter. „Wir waren Kinder, und Kinder sollten doch wenigstens noch Menschen seyn dürfen. Die Kindheit währt ja nicht lange, und für die Schule der Unnatur bleibt noch Zeit genug übrig. Ich für mein Theil schätze mich glücklich, daß ich frank und frei meine Knabenjahre genießen durfte, bevor man anfing mich zum Affen zu ziehen." — „Man merkt dem Herrn Ritter an," sagte Alfonsine nicht ganz leutselig, „daß sein Herr Vater ein wenig spät an's Erziehen gedacht haben muß." — „Wie des Fräuleins Frau Mutter zu früh," erwiederte er rasch. „Darum haben Sie sich gewöhnt, keinen Anstoß an der Unnatur zu nehmen. Selbst Ihr Reifrock gefällt Ihnen. Sie bilden sich ein, alles sey auf's herrlichste eingerichtet in dieser besten aller Welten."

Alfonsine schüttelte das Haupt. — „Hierin irrt der Herr Ritter," sagte sie. „Ich finde den Zwang nicht angenehm, aber ich füge mich. Ich halte es für eines jeden Menschen heilige Pflicht, den gegebenen Verhältnissen sich zu bequemen, wie der Soldat sich dem feindlichen Feuer entgegen stellt, obschon er lieber geborgen säße. Der Herr Ritter mag mir's glauben, ich trüge gewiß lieber das leichte Gewand meines Stubenmädchens, als den steifen Reifrock. Ich seufze, aber ich murre nicht." — „Wenn alle so denken, nimmt das Elend ja kein Ende!" rief Peter. — „Um Vergebung," antwortete Alfonsine, „es gibt Menschen, welche durch ihre Stellung berufen sind, Verbesserungen einzuführen, und auf diese müssen die andern warten. Die Damen vom hohen Adel haben uns bereits manche Erleichterung verschafft, und wie man mit Bestimmtheit vernimmt, gehen sie ernstlich damit um, sich und damit auch uns von den Bouffanten zu erlösen." — „Des Fräuleins Worte bestätigen, was ich eben gesagt. Sie sind zu früh an die Kette gewöhnt worden. Die widernatürliche Eintheilung der Menschheit in hohen Adel, zweiten Adel, Bürgerschaft und Volk erregt Ihnen keinen Widerwillen. Mir kehrt sie das Herz im Leibe um. Der Mensch sollte vor allem Mensch seyn. Mich empört es, daß ich mich Ihnen erst mußte vorstellen lassen, nachdem ich, vom Strahl Ihrer schönen Augen überwunden, Ihnen mein Herz zu Füßen gelegt."

Alfonsine hielt für passend, endlich zu bemerken, daß Adele sich fortbegeben. — „Wohin ist Frau von Taillefer nur gerathen?" fragte sie umherschauend. — „Sie hätten die Entfernung der gnädigen Frau wirklich nicht wahrgenommen?" versetzte Peter mit einem unverkennbaren Anflug von Spott. Statt zu antworten, trat das Fräulein den Weg nach abwärts an. Er blieb an ihrer Seite. Sie wandte das Gesicht von ihm weg, so daß er nicht sehen konnte, wie es in Feuer und Flammen stand. Wenn er den zürnenden Ausdruck der stolzen Miene wahrgenommen, hätte er vielleicht seiner übermüthigen Wallung Zaum und Gebiß angelegt; statt dessen ließ er der tollen Laune freien Lauf und spornte sie noch.

„Uns beide behandelt man geradezu wie Marionetten," fuhr Peter fort. „Nachdem man gemerkt, daß Sie Eindruck auf mich gemacht, hat man berechnet, daß die Gelegenheit ganz geeignet wäre, das Fräulein von Winterbaum anständig zu versorgen." — „Herr Ritter," fiel ihm Alfonsine in die Rede, „des Regierungsraths von Winterbaum geringste Sorge war wohl von jeher die, wie er seine Töchter versorge." — „Ich zweifle nicht," nahm Peter im vorigen Tone wieder das Wort. „Die eine hat den, die andere jenen geheirathet, die dritte aber keine Aussicht, sitzen zu bleiben. Ich rede auch nicht vom Herrn Vater, sondern von der Frau Mahm, oder was sie ist. Man ist hier weiblichen Geschlechts. Wie in Hindostan die gezähmten Elephanten die wilden in die Falle locken, so gibt es verheirathete Frauen, die mit aller Gewalt ledige Leute unter das Joch bringen wollen. Diese Leidenschaft—" — „Horch!" unterbrach Alfonsine den unartigen Anbeter, „horch! drunten gibt es Musik. Wir haben einen Tanz, wie es scheint." Sie fing an zu laufen, so daß Peter nur mit Mühe gleichen Schritt halten konnte und keinen Athem zum Reden übrig behielt.

(Fortsetzung folgt.)

Schillers Demetrius-Plan.

(Schluß.)

Die Grundzüge zu der Entwicklung des Demetrius sind in dem, was wir in Bezug auf die tragische Schuld der Glaubensverläugnung gesagt haben, enthalten. Demetrius schöpft aus dem Glauben an seine Legitimität eine Begeisterung, in der sich seine Kraft wunderbar rasch entfaltet. Der Czar Boris, der als ein überlegener Geist und eine willenskräftige Natur, außerdem aber als ein „schätzbarer Fürst und ein wahrer Vater des Volks" dargestellt werden soll, unterliegt dem Jüngling, der zwar schön, aber keineswegs mächtig begabt ist, der nur Verheißungen macht, wie sie alle Prätendenten zu machen pflegen, und der mit Hülfe der Fremden einzieht — eine Hülfe, die zwar für sein erstes Auftreten nöthig und nützlich war, weiterhin aber dem Erfolge entgegen steht, da sie eine Demüthigung des Nationalstolzes enthält, und eine alte Nationalfeindschaft, wie es die zwischen Russen und Polen ist, zwar durch die Macht ungewöhnlicher Ereignisse und Aufregungen zurückgedrängt werden kann, aber eben nur zurückgedrängt, nicht aufgehoben wird, was nur der langsam rinnenden Zeit und der fortgesetzten Verknüpfung der Interessen möglich ist. Für das, was Demetrius verheißt, hat das russische Volk, dessen Anschauungen und Gewohnheiten der frühzeitig Exilirte entfremdet ist, wenig oder keinen Sinn, und wenn dieses Volk auch gewohnt ist, Thronwechsel ruhig hinzunehmen, so ist es doch keineswegs veränderungslustig. Demnach ist es wesentlich der Legitimitätsglaube, welcher, durch ein Wunder, wie es der Glaube verlangt, aufgeregt, das Entgegenkommen des Volks bewirkt, in dem er die Furcht vor dem Herrscher und den Fremdenhaß paralysirt, wie er Demetrius selbst, dem die Kraft des Usurpators fehlt, zu einer schönen Heldenrolle befähigt. Es wird uns daher von vornherein wie schließlich die Macht des Legitimitätsglaubens dargestellt.

Wäre dieser Glaube in Bezug auf den Demetrius ein begründeter oder würde die Täuschung durchgesetzt, ohne sich für das Volk aufzulösen, so läge unter den gegebenen Verhältnissen die Möglichkeit eines tragischen Ausgangs theils in der Unversöhnlichkeit der Nationalitäten und in dem Anspruch der Polen, ihre Hülfe auszunutzen, theils in dem Mißverständniß der Volksbedürfnisse, die bei Demetrius wohl motivirt wäre und das Interesse für ihn nicht schwächen würde. Der Vorwurf der Tragödie wäre dann einfach der, die Schwäche und Oberflächlichkeit des Legitimitätsglaubens darzustellen, und zwar gegenüber dem gegebenen Charakter der Nationalitäten und gegenüber dem zur Willenskraft gelangenden Volksbedürfnisse. Nach dem Schiller'schen Plane aber ist die Enttäuschung des Legitimitätsglaubens bei dem Volke neben seinem eigenen innerlichen Glaubenswechsel für den Untergang des Demetrius eben so wesentlich, wie seine Erfolge durch die Aufregung dieses Glaubens bedingt waren. Wir finden allerdings die Consequenzen der Fremdenhülfe und die Verkennung des Volkscharakters als mitwirkende Momente des tragischen Ausgangs scharf genug hervorgehoben, und haben eben deßhalb — da die Tragödie die tragische Schuld verlangt und die Bestimmtheit dieser zu der Bestimmtheit des tragischen Ausgangs ein wirkliches Verhältniß haben, also ihn bedingen muß — darin einen Theil seiner tragischen Schuld zu sehen, daß Demetrius mit Hülfe der Fremden sein Recht erlangen will, weil er dazu gezwungen ist, und daß er sich in einer Weise populär zu machen denkt und sucht, die dem Charakter des Volks nicht zusagt. Dabei ist zu beachten, daß er von vornherein das Gefühl der bösen Nothwendigkeit hat, welcher er sich fügt, daß er aber dieses Gefühl — abgesehen von der Leidenschaft für Marina — durch den Gedanken beschwichtigt, daß jetzt und ihm die Gelegenheit gegeben sey, die alte Feindschaft der beiden Nationen gründlich aufzuheben, obgleich zunächst ein beschworener und zwanzig Jahre gehaltener Friede gebrochen werden muß. Damit steht im Zusammenhang, daß ihm eine Uebertragung der „politischen Freiheit," die er kennen gelernt hat, auf sein Vaterland, das er erst kennen lernt, vorschwebt, ein Ideal, welches nicht nur auf der Verkennung der Verhältnisse, sondern auch des Wesens der Freiheit schlechthin beruht und an dessen Verwirklichungsfähigkeit zu zweifeln der Dichter uns von vornherein veranlaßt. Aber obgleich sich aus der Hülfe der Fremden schwer zu lösende Conflikte ergeben müssen, und obgleich Demetrius seine idealen politischen Plane unmöglich festhalten kann, ohne sich unmöglich zu machen, und nicht fallen lassen, ohne seine sittliche Schwäche zu beweisen, so könnte er doch jene Conflicte durch ein entschlossenes wie kluges Handeln überwinden und

sein politisches Ideal den Verhältnissen gemäß modificiren, wenn er der „ächte" Demetrius wäre oder die Kraft hätte, sein Herrscherrecht ohne die Stütze des Legitimitätsglaubens zur Bewährung und Geltung zu bringen.

Diese Kraft hat er nun aber nicht: er verliert den Glauben an sein legitimes Recht, ohne des Legitimitätsglaubens, des persönlichen wie des allgemeinen, entbehren zu können; die Sicherheit seines Handelns und Wollens, die schwungvolle Art, in der er aufgetreten ist, wird gebrochen, und sein Unglaube erzeugt „geheimnißvoll" den Zweifel der andern. „Er glaub' an sich, so glaubt ihm auch die Welt," sagt Marina im ersten Akt, und drückt damit eine Macht des Glaubens aus, die sie freilich unmittelbar darauf verläugnet, und zwar praktisch verläugnen will. Sie will „hell sehen," um den Gläubigen zu beherrschen, und um das „mit kluger Kunst" durchzusetzen, was er „aus Himmelshöhen sich zugefallen wähnen mag." Ihr erster Ausspruch aber, der trotzdem wahrer ist, als sie meint, gilt deßhalb auch für den Unglauben: die Welt glaubt nicht mehr an den, der nicht mehr an sich selbst glaubt, und der Glaube des Demetrius an sich war eins mit dem Glauben an sein legitimes Recht. Er verliert also mit dem Verlust dieses Glaubens die Gewalt über die Gemüther, die Bedingung des „Glücks" und des nachhaltigen Sieges, da er, wie Marina weiß und indirekt ausspricht, zum Helden der großen historischen Intrigue, der mit den Leidenschaften und Vorurtheilen der Menschen „spielt," nicht angelegt ist. Dennoch muß er den Legitimitätsglauben als allgemeinen oder als Princip aufgeben, nachdem ihm der Glaube an sein persönliches Recht genommen ist, weil ihm sonst nur die Entsagung oder der im steten Kampfe gegen sein Gewissen fortgesetzte Betrug übrig bliebe, gegen die Entsagung aber sich sein Schamgefühl und das Bedürfniß der historischen Rolle, gegen die fortgesetzte Glaubensverläugnung seine sittliche Natur sträubt. Er ist nicht sittlich genug, um die Wahrheit des Glaubens, den er bekannte, durch die Entsagung zu bewähren und mit der Lüge als solcher zu brechen; er ist aber nicht unsittlich genug, um seinen Glauben, ohne ihn zu ändern, dem egoistischen Bedürfniß zu Liebe praktisch zu verläugnen.

Somit zwingt ihn seine bessere Natur zu einem innerlichen Glaubenswechsel, und der Monolog, der nach dem Plane des Dichters auf die Enthüllung, die den Traum des legitimen Rechts zerstörte, folgen sollte, hätte den Proceß des Glaubenswechsels, von dem Bedürfniß der historischen Aktivität, welches der Held nicht mehr unterdrücken konnte, ausgehend, darstellen müssen. Daß der Legitimitätsglaube faktischen Täuschungen ausgesetzt ist, zeigt ihm die eigene Erfahrung, und er folgert daraus, daß es überall nicht auf die Thatsache der Legitimität, sondern darauf ankommt, das Bedürfniß, welches sich in dem Legitimitätsglauben ausspricht, zu befriedigen. Sein Verhalten gegen die alte Zarin, von welcher er verlangt, daß sie ihn adoptiren soll und welcher er Sohn seyn will, weist darauf hin, daß er das Princip der natürlichen Vererbung mit dem der rechtskräftigen Uebertragung innerlich vertauscht hat, und die Unterwerfung des Volkes unter seinen Anspruch als einen unbewußten Wahlakt willkürlich ansieht. Seinen Glaubenswechsel zu verheimlichen, ist er durch die einmal eingenommene Stellung — durch das Schicksal, welches ihm seine Rolle auflegte — genöthigt, und diese Nöthigung würde ihn weniger unfrei und unsicher machen, als es in der That der Fall ist, wenn er nicht fortgesetzt das Bedürfniß fühlte, sich auf den Legitimitätsglauben zu stützen, wenn er also den Standpunkt des Usurpators, der sein Recht in seiner persönlichen Kraft und in seiner bestimmten historischen Aufgabe findet, entschieden einnehmen wollte und könnte.

Hierin liegt die Inconsequenz und die historische Unberechtigung des von ihm angenommenen Glaubens, da ein Volk, welches die Naivität und Fülle des Legitimitätsglaubens noch nicht verloren hat, auch die Usurpation verträgt und die usurpatorische Kraft verlangt, und es nur die Willkür der Schwäche ist, welche einem solchen Volke einen unbewußten Wahlakt unterlegt, während sie seinen Legitimitätsglauben benutzen will. Allerdings hängt diese Schwäche bei Demetrius mit dem Adel seiner Natur zusammen, während die entschlossene und rücksichtslose Usurpation, welche die Lüge eines Wahlaktes ausdrucklich in Scene setzt, unser sittliches Gefühl empören muß; aber es bleibt eine Schwäche des Willens wie der Erkenntniß, obgleich Demetrius darin Recht hat, daß er die Macht des Legitimitätsglaubens fürchtet. Denn dieser ist im Volke lebendig, seine Aufregung wird durch das Mißtrauen das Demetrius zeigt, unterhalten, und er entscheidet seinen Untergang.

In der Schlußscene ist es die Verläugnung Marfas, welche die schon beschwichtigten Empörer zur That ermuthigt und die möglich erscheinende Rettung abschneidet; jene schweigende Verläugnung aber ist der Sieg des gläubigen Gewissens über das persönliche Rachebedürfniß, welches die alte Zarin bestimmte, auf die Täuschung des Legitimitätsglaubens einzugehen. Sonach rächt dieser das Spiel, das mit ihm getrieben wurde, und den innern Abfall, den verheimlichten Glaubenswechsel, dessen sich Demetrius — ohne zu einer

consequenten Negation und zu einer entsprechenden Position zu kommen — schuldig gemacht hat. Denn wie er sich selbst nicht als Usurpator ansehen will und sich durch eine Fiction die Thatsache, daß er es ist, verdeckt, so ist die historische Aufgabe, die er sich stellt, eine Willensillusion, die sich an der Starrheit der gegebenen Gegensätze und Zustände auflöst.

Der junge Romanow, den eine „Erscheinung" als den künftigen Herrscher Rußlands und den Stammvater eines sicher fortherrschenden Geschlechtes vorausverkündet, soll offenbar die Gegenfigur des Demetrius abgeben, also ohne Glaubenswechsel und innern Zwiespalt das politische Recht und die politische Rechtlichkeit — die sich in der Starrheit des Legitimitätsprincips veräußern, in der fortgesetzten Usurpation oder Revolution auflösen — weniger reflectirend als mit der Sicherheit des Rechtsgefühls vertreten. Der Gegensatz zwischen ihm und Demetrius — ein Gegensatz, durch welchen der letztere für unsere ästhetische Empfindung nicht in den Schatten gestellt werden darf, wenn das dramatische Interesse zusammengehalten werden soll — läßt sich in den Andeutungen des Planes von Anfang bis zu Ende leicht verfolgen. Während Demetrius keinen Augenblick daran zweifelt, daß er von seinem vermeintlichen, wunderbar entdeckten Rechte Gebrauch machen müsse, bleibt Romanow der Gedanke an Ansprüche, die er aus seiner Verwandtschaft mit dem letzten rechtmäßigen Zar Feodor schöpfen könnte, fern, und seine Liebe zu Axinia, der Tochter des Usurpators, ist eine „uneigennützige und hoffnungslose." Er wird aber von Axinia mit voller Hingebung geliebt, während die stolze Marina Demetrius benutzen und beherrschen will, und auch das Gefühl des Demetrius, der Marina, ehe er seinen „Rang" kannte, hoffnungslos liebte, ist ein unwahres, eine Verkleidung seiner Ehrsucht gewesen, und nur deßhalb fühlt er sich ihr so rasch entfremdet. Bei Romanow wirkt das Motiv der Liebe mit dem des Pflichtgefühls — der Treue, die er dem bewährten Herrscher schuldig zu seyn glaubt — zusammen, um seiner Handlungsweise eine unbeirrbare Sicherheit zu geben; durch Marina wird zwar zunächst die Kühnheit des Demetrius erhöht, sodann aber die Enttäuschung seines Legitimitätsglaubens verschärft und verbittert, und die Fessel, die ihm die Hülfe der Polen überhaupt anlegt, in einem persönlichen Verhältnisse, das er nicht zu zerreißen vermag, verkörpert.

Daß Romanow und Demetrius in der Liebe zu Axinia Rivalen werden, ist symbolisch für ihre noch verdeckte politische Rivalität; der Abscheu, mit dem Axinia den Demetrius zurückweist, muß niederdrückend und deßhalb aufreizend auf sein politisches Gewissen wirken, das Bewußtseyn seiner Lügenrolle verschärfen und die Hoffnung, den widerwilligen Volksgeist zu versöhnen, schmerzlich beugen, während bei Romanow die Erinnerung an die verlorene Geliebte mit der Aussicht auf eine große politische Bestimmung, die sie ihm „erscheinend" eröffnet hat, verschmilzt. Diese Bestimmung empfängt er vom Schicksal: seine active Rolle ist durchweg durch die gegebenen Verhältnisse und durch das sichere Gefühl des moralisch und politisch Gebotenen, also durch das Zusammengreifen der äußeren und inneren Nothwendigkeit bestimmt, während Demetrius, weil er nicht die moralische Kraft der Entsagung hat, sich dazu zwingt, die angetretene Rolle als eine vom Schicksal auferlegte anzusehen, ohne dieser Rolle, trotz seiner Heldenbegabung und — wenigstens theilweise — wegen des idealistischen Zuges, den sein Charakter hat, gewachsen zu seyn. Denn so wenig wie Romanow ist Demetrius zu der politischen Intrigue, welche „Geschichte macht," angelegt und befähigt: beide vertreten das ideal historische Pathos, der eine mehr phantasie-, der andere mehr gemüthvoll, der eine das reformatorische, der andere das conservative, aber so, daß die Vertretung des ersteren eine verfälschte, die des letzteren eine unverfälschte ist. Die Persönlichkeit des Demetrius muß glänzender ausgestattet seyn als die Romanows, wenn uns sein Untergang nicht die einfache moralische Befriedigung, daß die Wahrheit über die Lüge siegt, gewähren, wenn also seine Schuld als eine tragische empfunden werden soll. Romanow muß unser Herz gewinnen, ohne das Interesse für Demetrius zurückzudrängen, und der Dichter begnügt sich mit Recht, seine künftige Erhebung voraussehen zu lassen, und zwar schon vor der entscheidenden Katastrophe, an der er keinen Theil haben darf, nicht nach derselben, wobei, was die „Erscheinung" Axinias anbetrifft, an die kritischen Bemerkungen, die Schiller über die Erscheinung Klärchens im Egmont macht, erinnert seyn mag, aber keineswegs, um Schiller im Widerspruch mit sich selbst zu finden.

Das Thema des Demetrius ist ein historisch politisches, dessen Tragweite sich vergrößert, wenn wir den Begriff der Legitimität zu dem des historischen Rechts ausdehnen, welches in der Legitimität eine äußerliche und doch bedeutsame Zuspitzung hat, wie sie dem dramatischen Interesse zusagt. Dieses Thema ist so behandelt, daß, wie in der „Jungfrau," die Macht des Glaubens, und zwar als ein Geschichtsfactor, der die übrigen und insbesondere die politische Lüge und Intrigue überwiegt, dargestellt, daß ferner, wie im Wallenstein, das Recht der Usurpation dem Rechte der Legitimität gegenüber gestellt wird, und daß endlich als

der historisch berechtigte „Kern" des letzteren der Conservatismus erscheint, der die Stetigkeit der historischen Existenz und Entwicklung gegenüber der Usurpation und Revolution auf der einen, der Restauration auf der andern Seite zu behaupten strebt.

Schon im „Tell" ist die Freiheitsidee conservativ gefaßt oder derjenige Conservatismus dargestellt, der die in den natürlichen Verhältnissen und der Einfachheit des Culturzustandes gegebene Freiheit erhalten will; im „Demetrius" geht Schiller dazu fort, die mögliche Freiheit in der Wirklichkeit des Nothwendigen, also in dem Zustande zu finden, welcher dem durch die ursprüngliche Anlage, durch die geographischen Verhältnisse und durch die Bestimmtheit des historischen Gestaltungsprocesses bedingten Volksbedürfnisse entspricht, dieses Bedürfniß aber als ein, trotz der Passivität des Volkes, wirksames und durchdringendes darzustellen, wie in der „Braut von Messina" mittelst einer Symbolik, die denselben Gedanken in weiter greifender, universeller, aber negativer Fassung hinter sich hat, die in der Unverwüstlichkeit der passiven Volksexistenz und in der nothwendigen Selbstvernichtung der Herrschaft an sich gegebene Freiheit dargestellt wird.

Schiller hat in allen seinen Dramen, in denen der zweiten wie in denen der ersten Periode, den Gegensatz des subjektiven Wollens und des historisch Gewordenen, des allgemeinen und des Einzelwillens behandelt und die Begriffe der Freiheit und Herrschaft dramatisch kritisch auseinander gesetzt; und während er mit seinem ersten Stücke, den „Räubern," die historische Bestimmtheit als den Zustand der Unfreiheit negirt, setzt er mit seinem letzten, unausgeführten, dem „Demetrius," die Möglichkeit der allgemeinen Freiheit in die Consistenz historisch bestimmter Zustände. Wie aber der „Tell," so steht auch der „Demetrius" in einem innern Zusammenhange mit der Reaction, welche in den Gemüthern und Geistern gegen den Napoleonismus und die hinter ihm liegende Revolution eingetreten war, und im „Demetrius" insbesondere finden wir politische Fragen und Gegensätze, die erst später eine praktische Bedeutung erhalten sollten, vorgreifend behandelt.

Als Drama ist der Demetrius so weit und sicher angelegt, und so reich an Handlung wie kein anderes der Schiller'schen Stücke. Wir finden hier, besonders was die Fülle bestimmt geschiedener Charaktere anbetrifft, eine eben so entschiedene Annäherung an Shakespeare — mit Ausschluß des Episodischen — wie es die „Braut von Messina" an die antike Tragödie war. Aber eine gleichmäßige, überall ausreichend motivirende und doch energisch zusammengehaltene Durchführung des Planes läßt sich nicht ohne einen gewaltigen Kraftaufwand denken, wie er dem Dichter nicht mehr möglich war. Ob die Nothwendigkeit dieses Kraftaufwandes zu der Fassung des Gedankens, den der Demetrius herausstellen soll, in einem angemessenen Verhältniß stehe, brauchen wir nach dem Bisherigen nicht besonders zu beantworten, so wenig wie die Versuche der Vollendung, die mehrfach gemacht sind, einer ausführlichen Kritik bedürfen. G. D.

Theaterkritik.

Jeder Künstler hat eine Unzahl Feinde, die man zusammengenommen Publikum nennt. Gegen wen ich kämpfen muß, der ist mein Feind. Nun, der Künstler rückt mit Farben, Tönen, Versen, Entrechats und dergleichen gegen tausend Herzen in's Feld und will ihnen Rührung, Begeisterung oder Heiterkeit abstreiten; er muß sie belagern, er muß stürmen, miniren, beschießen, er muß die Zufuhr ungehöriger Gefühle abschneiden, bis sich die Festung endlich ergibt.

Der natürliche Mensch ist träge, er ist dem physikalischen Gesetze des Beharrungsvermögens unterworfen, er weint und lacht nur auf dringende Aufforderung. Die Begeisterung schlummert in ihm, wie die Funken im Feuerstein, es muß stark angepocht werden, damit sie herauskommen; die Thränenfisteln halten wie in hartnäckigen Muscheln ihre Perlen im Verschluß; die Lachnerven sind schlaff und unthätig, sie müssen erst wach gekitzelt werden. Kurz, die Kunst hat eine gewaltige Gegnerin zu überwinden in der Stabilität des menschlichen Gemüths.

Das ist aber nur die defensive Gegnerschaft, die ihr entgegentritt; auch eine offensive ist zu bekämpfen. In des Menschen Geist und Herz liegt bekanntlich eine ganze Menagerie von reißenden Trieben versteckt, wie

in den indischen Dschungeln die Bestien. Die grinsende Hyäne des Spottes, der Schakal der Ironie, der Tiger des Sarkasmus, all dieß wilde Gethier brüllt heißhungrig nach Nahrung und jeder Künstler muß ein malender, singender, spielender Orpheus seyn, um es zu zähmen, oder er wird zerrissen. Nun gibt es in diesem Gladiatorenkampf zwischen Künstler und Publikum gewisse Vorkämpfer des letzteren, welche **Kritiker** genannt werden. Es ist kein Wunder, daß sich wider diese der Gesammthaß der Künstler gegen das Publikum concentrirt, wie der Haß des Gymnasiasten gegen den Direktor, des Soldaten gegen den feindlichen Feldherrn, des Christen gegen Beelzebub, der Teufel Obersten.

Unter allen Künstlern hat wiederum keiner so viel gerechte Ursachen, den Goetheschen Spruch: „Schlagt ihn todt, den Hund, es ist ein Recensent!" für berechtigt zu halten, als der **Schauspieler**.

Der wirkliche Werth eines Gedichts, eines Gemäldes oder einer Composition kann eine Weile verneint, aber nicht durch Tadel vernichtet werden; er kann lange verschwiegen, aber nie todtgeschwiegen werden. Alles Aechte erlebt so gewiß seine Zeit, wie alles Unächte seinen Tod erlebt. Es gibt nachgemachte Verdienste in der Kunst, Cichorien- und Runkelrübenverdienste, Renommées von Neusilber, die eine Zeit lang vom großen Publikum mit ächten verwechselt werden, aber nur eine Zeit lang. Lügnerisches Urtheil der Kritik kann sie für eine Weile als gute Waare einschmuggeln, umgekehrt die wirklich gute verketzern und verschreien. Die Kritik des Augenblicks verleiht nie einem Ding den wahren Werth, erst die Kritik der Geschichte spricht den Urtheilsspruch über Tod und Leben eines Kunstwerks. Bei dem Kunstwerk aber, das der Schauspieler schafft, ist es anders. Es kann seine Rechtfertigung nie nachträglich antreten, es ist vorübergehuscht, und wenn die Kritik es bekämpft, so ist das ein ungleicher Kampf zwischen dauernden Waffen und zerstörten. Darum sieht der Schauspieler eine tadelnde Kritik an wie ein Photographirter eine häßliche Photographie. Ein solcher will nie so ausgesehen haben, als er gesessen, er hält es für pure Perfidie der Sonne, daß sie sein Bildniß so fixirt hat; aber das Bild bleibt vorläufig da und es kann niemand beweisen, daß er während der Sitzung nicht wirklich ein solches Gesicht geschnitten habe. Denn weder der Photographirte noch der Schauspieler ist während der Sitzung oder während des Spiels im Stande, sich selbst einen Spiegel vorzuhalten. Die Selbstbespiegelung kommt immer hintennach bei beiden. Ja der Schauspieler wird dann am besten gespielt haben, wenn er am wenigsten wußte, wie er spielte, am schlechtesten, wenn er es am meisten wußte. Genug, er sieht seinen kritischen Photographen als einen Todfeind an.

Auch unterscheidet sich der Mime von den meisten andern Künstlern dadurch, daß der wesentliche Lohn seiner Arbeit im nachträglichen Lob und Beifall besteht. Die Wonne der werdenden Arbeit, den Frohgenuß der Arbeit selbst kennt er nicht in dem Maße wie der Maler, der Tonsetzer und Dichter; er ist während der Darstellung zu sehr in Anspruch genommen, als daß er dem Flügelschlag des Genius, wenn überhaupt einer in ihm sitzt, lauschen könnte. Ehre und Anerkennung sind seine Seelenspeise. Wer ihm diese schmälert, wer ihm in eine Schüssel Lobes nur einen Tropfen des Tadelwermuths träufelt, der verdirbt ihm die ganze Mahlzeit und erscheint ihm wie jene schrecklichen Vögel der griechischen Sage dem Gequälten, dem sie täglich die ersehnte Nahrung ungenießbar machten.

Da des Menschen Wissen bekanntlich Stückwerk ist, und da ferner der Kritiker nicht immer ein Unmensch ist, so bleibt auch sein Wissen zuweilen Stückwerk. Hierin liegt ein neuer Grund für die Abneigung des Schauspielers gegen ihn. Ein Mangel hängt auf der Welt immer mit andern zusammen. Weil der Recensent nicht allwissend ist, so ist er auch nicht allgerecht, was doch seine Schuldigkeit wäre. Zum Beispiel Hamlet spricht seinen großen Monolog, in dem er sich die Unannehmlichkeiten des Todtschießens so triftig beweist, daß er schließlich am Leben bleibt, schlecht. Der Recensent verzeichnet dieß einfach. Er weiß nicht, daß das Verhängniß, durch welches dem Dänenprinzen bestimmt war, schlecht zu deklamiren, hinten im Ankleidezimmer sitzt, nämlich in Gestalt eines leichtfertigen Friseurs. Der Recensent weiß nicht, daß dieser den Bart des Hamlet oberflächlich angeklebt hat, daß an den tausend Haaren dieses Bartes eben so viele Damoklesschwerter über „Seyn oder Nichtseyn" hingen. Er urtheilt ungerecht, denn statt zu sagen: „der Herr X ist ein elender Hamlet," hätte er sagen müssen: „der Theaterfriseur Y. ist ein elender Friseur."

Das Spiel des Künstlers auf der Bühne ist von gar zu Vielem, oft Unbedeutendem abhängig; zum Exempel vom Spiel seiner Mitspieler; vom Requisitenmeister, der durch ein Giftfläschchen, welches nicht da ist, die ganze Erhabenheit einer Shakespeare'schen Katastrophe in Lächerlichkeit verkehren kann; vom Maschinisten, der die Versenkungen nicht in Ordnung hält und einen Geist, der verschwinden muß und nicht kann, so in Verwirrung bringt, daß er alle Geistesgegenwart verliert und vor Verlegenheit in den Boden sinken möchte, wenn er es nur könnte, von wegen des Maschinisten; endlich, daß ich den tiefgestelltesten, aber hoch-

wichtigsten Mann an jeder Bühne nicht vergesse, vom Souffleur. In dem kleinen Inferno, welches dieser Mensch bewohnt, hausen oft verderbliche Leidenschaften. Wer nicht im Stande ist, hin und wieder durch einen harten Thaler seine Brust zu erweichen, für den steht oft genug die Dante'sche Hölleninschrift über dem kleinen Kasten: lasciate ogni speranza, laßt alle Hoffnung fahren, wenn ihr nicht selbst Etwas gelernt habt, Etwas von mir zu erfahren. Ich weiß nicht, ob die größere Herzensgüte oder die höhere Stimme des andern Geschlechts der Grund ist, warum man in neuerer Zeit an einigen Orten weibliche Souffleurs angestellt hat. Genug, daß die Thatsache vorhanden: der Recensent ist häufig so ungerecht, dem Schauspieler vorzuwerfen, was der Mann im Kasten verbrochen. Einst stellte mich ein Bühnenkünstler zur Rede, daß ich eine solche Ungerechtigkeit begangen. Er hatte eine Strophe gestottert, aber der Souffleur trug die Schuld. Ich sah mein Unrecht ein und beschloß künftig nach jeder Vorstellung am andern Morgen brieflich bei den Darstellern anzufragen über die näheren Umstände ihres Spiels. Zu diesem Zweck hatt' ich folgendes Schema entworfen, das ich zur Zeitersparniß auf Postpapier stereotypiren lassen wollte: „Werthgeschätzter Herr (eine Anzahl für Künstlerinnen bestimmter war anders überschrieben)! Wollten Ew. Wohlgeboren mir geneigtest angeben, warum Sie Ihre gestrige Rolle .... (hier war ein leerer Raum auszufüllen, je nachdem, mit: so elend, jammervoll, mittelmäßig, in ungewohnter Zerstreutheit, nicht mit der gewohnten Vollendung, ohne das Ihnen eigene geniale Erfassen ꝛc.) gespielt haben, ob vielleicht störende Familienvorgänge, eine kleine gastrische Indisposition oder vorübergehende Spannung mit dem Souffleur oder anderes dergleichen die Schuld daran getragen, so würden Ew. Wohlgeboren durch die betreffenden Angaben meinem Billigkeitsgefühl auf das Dankenswertheste entgegen kommen. Mit ewig gleicher Hochachtung (auch hier lautete der Ausdruck in den für die weiblichen Genie's bestimmten Blätter anders) der Ihrige." — Ich unterließ die Ausführung meines vortrefflichen Vorhabens aus zwei Gründen: erstens weil ich überlegt hatte, daß in den meisten Fällen eine solche Anfrage die Mutter von unzähligen andern seyn würde, da ich z. B. billigerweise auch den Souffleur u. s. w. wiederum um die Mittheilung seiner Motive hätte angehen müssen. Der zweite Unterlassungsgrund lag darin, daß ich überhaupt das Geschäft der Theaterkritik an den Nagel hing und wieder ein menschliches Daseyn zu führen begann.

Ich habe Einiges über Nordpolexpeditionen gelesen, z. B. einen Aufsatz in Schleidens „Studien." Bei der Schilderung des unsäglichen Elends, das so ein Nordpolfahrer förmlich sucht, wie jener im Mährchen, der auszog das Gruseln zu lernen, erscheint einem die Energie der Menschennatur in wahrhaft erhabenem Lichte. Sie gibt das Behagen der gemäßigten Zone auf, um dorthin zu ziehen, wo der Tod seine Heimath hat und das ewige Einerlei der Farbe das Auge blendend verwundet, wo der sonst so treue Führer in Wasser und Sandwüsten, der Compaß, die Dienste kündigt; wo eine kümmerliche Flechte, tripe de roche genannt, oft wochenlang, neben altem Schuhleder als Beilage, die einzige Nahrung bietet; wo die Eisbären wandeln und die Eisberge sich verderbliche Rendezvous geben; wo der Mensch nicht mit der Natur kämpft, sondern ihr schweigend und thatlos entgegenduldet. Das alles liest sich mit einem angenehmen Grausen, wenn man in den Schlafrock gewickelt mit der Pfeife auf einem Sopha sitzt, das in der Nachbarschaft eines warmen Ofens steht. Noch viel köstlicher muß das Gefühl eines Nordpolfahrers seyn, der zurückgekehrt auf einer europäischen Ofenbank von den purpurrothen Winternächten der Barrowstraße und ihren 25 Graden unter Null träumt.

Diese Empfindung wird derjenigen ähneln, die mich überkommt, wenn ich der Zeiten gedenke, in denen ich Theaterkritiker war. An und für sich hat das Geschäft des Nordpolfahrers mit dem des Theaterrecensenten eine gewisse Verwandtschaft. Es gibt Fälle, in denen bei dem letzteren der Compaß der Seele, das Gewissen, sich hin und her bewegt und schlechterdings keine bestimmte Richtung angibt; oft wochenlang bekommt sein Geschmack keine andere Nahrung als dramatischen tripe de roche und poetisches altes Leder; das ewige Einerlei des Repertoires gähnt ihn an, und wenn auch das, was er sieht, sein Auge selten blendet, so verwundet es dasselbe doch oft genug; eine Eisbären-Analogie ließe sich auch finden, und zwischen Theaterpersonal und Publikum ist der Kritiker eingeengt, wie der Nordpolfahrer zwischen dräuenden Eisbergen.

Ja, auch das Publikum dankt dem Recensenten seine Bemühungen eben so wenig als die Schauspieler; es verachtet sein eigen Fleisch und Bein, denn am Ende ist der Kritiker doch nur ein Theil des Publikums, und er ist für die Aesthetik ein gerade so unentbehrliches Institut, wie ein Polizeidiener für die öffentliche Sittlichkeit. Aber niemand in der Welt läßt sich gern bevormunden, auch das Publikum nicht. Dieß ist einer der Gründe, warum es gegen den Theaterrecensenten eine instinctive Abneigung hat. Ein anderer bei der gebildeten Männerwelt liegt darin, daß sie die Thätigkeit des Recensenten mit geringschätzigen Augen ansieht. Es ist bekannt, daß nur deßhalb der eine Mensch schrift-

stellert, der andere nicht, weil der eine zufällig die Zeit hat oder sich nimmt, was der andere — in der Regel aus Gewissenhaftigkeit — nicht thut. Die meisten Juristen, Mediciner und Theologen haben in ihrer Jugend gewiß Anfechtungen durch poetische oder literarische Gelüste gehabt, aber sie in der Ueberzeugung überwunden, daß, wer seines Muthes Herr ist, größer sey, als der Städte bezwingt. Daher ist begreiflich, daß ein gebildeter Mann, der fürs Allgemeine arbeitet in Ernst und Tüchtigkeit, mit einiger Geringschätzung diejenigen betrachtet, die so schwach sind, ihren Literaurtrieben nicht zu widerstehen, z. B. einen Theaterrecensenten.

Auf weniger sittlich ernsthaftem Boden wurzelt die Verstimmung gegen diesen bei dem schönen Geschlecht. Das schöne Geschlecht hat bekanntlich weniger Sinn für das Abstrakte, als das nicht schöne. Der Mann schätzt den Schauspieler um seines Spieles, Frauen und Mädchen hochschätzen oder geringschätzen das Spiel um des Schauspielers willen. Haben sie einmal beschlossen, daß ein solcher oder eine Schauspielerin liebenswürdig sey, so begreifen sie es nicht, daß er den Faust im ersten Theil wie einen hypochondrischen Seminaristen, im zweiten wie einen Commis Voyageur, oder daß sie die „Jungfrau“ wie eine Pariser Lorette gespielt haben soll. Wer es doch behauptet, ist ein Hochverräther.

Bekannt ist Heinrich Heines Spruch, daß wenn er die Wahl hätte zwischen einem bösen Gewissen und einem bösen Zahn, er das erstere wählen würde. Zahnweh hat Heine wohl gehabt, aber vermuthlich nie ordentliches Gewissensweh, sonst würde er anders urtheilen. Ein redlicher Theaterrecensent weiß, wie es thut. Der schlimmste seiner Feinde, schlimmer als Theaterpersonal und Publikum, sitzt ihm in der eigenen Brust. Wenn er mit diesem in Frieden leben will, muß er nicht nur in beständigem Kriege mit den beiden feindlichen Heeren leben, die bereits vor den Augen des Lesers aufmarschirt sind, er muß auch unaufhörlich auf Vorposten liegen gegen seine eigenen guten und bösen Triebe. Er darf nicht gutmüthig und nicht boshaft, nicht höflich und nicht grob, nicht leidenschaftlich und nicht phlegmatisch seyn, er darf nicht menschlich fühlen und nicht unmenschlich handeln, er muß mit Einem Worte ein Uebermensch seyn. Es gibt keine bessere moralische Schule, als die Carrière des Theaterkritikers; doch geht es dabei, wie überhaupt bei öffentlichen Correktionsanstalten; wer sie verläßt, ist entweder ein Mustermensch oder ein completer Schuft geworden. Mein Lehrer der Naturwissenschaften am Gymnasium hat mir eingeprägt, daß ein Schmalkalder Messer, wenn es gut sey, ausgezeichnet sey. So ist es auch mit der Sittlichkeit des Theaterkritikers. Hierin liegt weder ein Eigenlob noch eine Selbstanklage für mich. Ich habe die theaterkritische Laufbahn zu schnell verlassen, um in ihr wesentlich verschlechtert oder verbessert worden zu seyn.

Um nur einige erschwerende Umstände anzuführen, so ist der Kritiker genöthigt, sich in beständiger geselliger Absonderung von allen denen zu halten, deren Leistungen er beurtheilen soll. Er muß sich hüten, über die Familienverhältnisse des Schauspielpersonals Kenntniß zu erhalten, weil der Umstand, daß einer oder der andere eine Anzahl unmündiger Kinder mit Schwierigkeiten erzieht oder ernährt — welcher Fall oft die heimlichsten Sorgen und Nöthen hervorruft — seine Menschenliebe auf Kosten der Gerechtigkeit und Aesthetik mitkritisiren lassen könnte. Er muß den Verkehr mit allen Schauspielern meiden, weil möglicherweise ein gemüthlicher Kerl darunter ist und es schwer hält, gegen einen solchen ungemüthlich zu werden. Und gar die Künstlerinnen! Ulysses band sich an den Mast und verstopfte seinen Gefährten die Ohren, als er an der Insel der Sirenen vorüber segelte. Der Kritiker kann seine Augen nicht in so gesicherter Position weiden und die Ohren hat er im Gegentheil möglichst aufzusperren. Es gibt ferner ein Stückchen Pappe, über das die Redlichkeit des Kritikers jeden Abend zu stolpern droht. Das Freibillet, dieses papier au porteur, das, statt gefälscht zu seyn, wie manches andere, selbst leicht fälscht, nämlich das Urtheil, ist ein Schutz- und Geleitbrief; aber es wird, wie der kaiserliche für die Juden des Mittelalters, gar leicht ein Privileg zum Schacher, nämlich mit Lob und Tadel. Der Kritiker hat die Wahl, ob er das Sitzkissen in seinem Sperrsitz dem Ruhekissen des guten Gewissens vorziehen will, und wie oft dünkt ihm das erste weicher als das letztere! Von gewissen Fünfsiegelbriefen, die Friedrich H. zwar nicht erfunden hat, aber deren Mechanismus er sehr genau kennen soll, gar nicht zu reden.

Wahrlich, die Geschichte der redlichen Theaterrecensenten ist eine Martyrologie! Lessing war nach einem Monat, während dessen er zu Hamburg außer dem Schauspiel auch die Schauspieler beurtheilte, so mürbe gemacht, daß er sich für alle Zeit von der Personalkritik lossagte. Es fiel ihm noch rechtzeitig ein, daß er zu einigen ersprießlicheren Dingen berufen sey, als zur Schwindsucht, die er sich auf jeden Fall an den Hals kritisirt hätte. Von Voltaire hat Einer gesagt, dieser Mensch hätte Ruhm für eine Million gehabt und habe nach einem Sous mehr gelechzt. Jener Madame Hensel, die dem größten Kritiker der Welt sein Geschäft hinsichtlich des Theaterpersonals direct

verleidete, hatte Lessing eine ungeheure Rothschild-summe von Lob in einem Wechselbrief von zwanzig Worten ausgezahlt und schließlich einen einzigen Groschen wieder abgezogen. Die Million sah sie nicht an, nur nach dem Groschen lechzte sie, und dieser gierige Geiz bewog den Mann, der sie noch mit unvergänglichen Schätzen hätte bedenken können, seine Zahlungen gänzlich einzustellen.

Ludwig Börne begann 1818 sein Journal „die Wage," kritisirte darin das Frankfurter Theater und brachte es schnell so weit, daß er die Straßen seiner Vaterstadt nur mit geladenen Pistolen in den Rocktaschen zu passiren sich getraute. Ich erlaube mir hier die beiläufige Bemerkung, daß die Welt eine Anzahl ausgezeichneter Geisteswerke im Grunde niemand anders verdankt als dem Laster der Faulheit, zum Beispiel Heinrich Heines sämmtliche Schriften, nämlich wenn man seinem Onkel, dem seligen Millionär in Hamburg, Salomo Heine, trauen darf, der versicherte, wenn sein Neffe mehr gelernt hätte, würde er nicht nöthig gehabt haben, Bücher zu schreiben; ferner die hebräische Grammatik von Gesenius, der durch das Universitätsexamen fiel, weil er kein Hebräisch gelernt hatte, und dann aus Aerger Tag und Nacht hebräisch studirte, bis er ein berühmter Professor und der Verfasser einer Grammatik wurde, die 1851 die sechzehnte Auflage erlebte.

Und daß ich noch eine Celebrität aus der Geschichte unserer Theaterkritik nenne, so hat niemand ein beklagenswertheres Geschick gehabt als Ludwig Tieck. Er war ein scharfer, geistreicher Kritiker und endete als — Hofdramaturg. Louis Napoleon trat nicht lange nach seiner Wahl zum Präsidenten eine Rundreise durch Frankreich an. Bei dieser Gelegenheit besuchte er auch Ham, sein ehemaliges Gefängniß, in dem er 1846 plötzlich unsichtbar geworden war. Wie er aller Orten zweckmäßige Ansprachen hielt, so äußerte er hier die weisen Worte: „Heute, wo ich, von ganz Frankreich erwählt, das rechtmäßige Oberhaupt dieser großen Nation geworden bin, vermöchte ich mich nicht einer Gefangenschaft zu rühmen, deren Ursache der Angriff auf eine regelmäßige Regierung war. Wenn man gesehen hat, wie viele Leiden die gerechtesten Revolutionen nach sich ziehen, so begreift man kaum die Vermessenheit, daß man die schreckliche Verantwortlichkeit einer gewaltsamen Veränderung hat auf sich nehmen wollen. Ich schlage Ihnen daher mit wahrem Glücke einen Toast zu Ehren der Männer vor, welche trotz ihrer Ueberzeugung entschlossen sind, die Institutionen ihres Vaterlandes zu achten."

Nicht nur an Ludwig Tieck, sondern an manchem andern, der aus einem Recensenten der Präsident oder Mitregent eines Theaterstaats geworden, kann man einen ähnlichen Gedankengang beobachten, wie bei dem Manne vom 2. December. Seitdem ein solcher die Seelenwanderung vom Kritiker zum Dramaturgen oder dergleichen durchgemacht, mag er in der Regel sich nicht mehr jener „Leiden rühmen, deren Ursache der Angriff auf eine regelmäßige Theaterverfassung war." Er begreift kaum noch die Vermessenheit, daß er die „schreckliche Verantwortlichkeit einer gewaltsamen Veränderung" des Repertoires, des Personals, der Regie durch seine kritischen Nergeleien hat auf sich nehmen wollen. Er achtet alle die Männer hoch, die trotz ihrer ästhetischen Ueberzeugungen entschlossen sind, die Institutionen einer hochansehnlichen Bühnenleitung zu achten. Mit Einem Wort, er spielt die Rolle jenes Wolfes in der Fabel, gegen dessen Metzeleien der Schäfer keinen andern Rath wußte, als daß er ihn anstatt seines Hundes installirte. Nach wenigen Tagen fielen ihm vor lauter Amtswürde alle Schneidezähne aus.

Carl Altmüller.

Correspondenz-Nachrichten.

Berlin, December.

Die Crinoline. — Der Luxus und der gebildete Mittelstand. — Bilderverehrung. — Das Schillersdenkmal.

Das Interdikt gegen die Crinoline ist vom Hoftheater spät ergangen, aber ernst gemeint. Das Ungethüm wird auf den luftigen Räumen über den Brettern verschwinden, und vielleicht noch weiter. Daß es Mühe kosten wird, sich wieder an das Natürliche zu gewöhnen, versteht sich von selbst. Wie wenige Jahre genügen im Gebiet der Mode, um einem Dinge die Herrschaft und die Alleinherrschaft zu sichern! Lese man darüber die Modejournale vom Anfang dieses Jahrhunderts! Ist die verpfuschte griechische Kleidertracht mit den engen und kurzen Röcken und Aermeln und einer Taille, die über den Busen herauf den Hals berühren wollte, geschmackvoller als unsere Reifröcke? Oder Jahrzehende später jene andere Mode der abscheulichen Gigotärmel und eines schiefgedrückten Verrückennestes von Locken über den Schläfen, unter denen Gesicht und Körper unserer Schönen erdrückt schienen? Und jenes war die Zeit, wo Schiller und Goethe ihre vollendetsten Dichtungen zur Welt geschickt, wo Napoleon seine größten Siege geschlagen, und Preußen und Deutschland zu seinen Befreiungskriegen seine größten Männer, seine Stein, Scharnhorst, Fichte, Schleiermacher, Arndt ins Leben rief. Und waren nicht die deutschen Frauen ein lebendiger Theil dieser Wiedererweckungszeit? Ihre abscheulichen Frisuren und Kleiderpopanze erschrecken nur uns in ihren Bildern; sie selbst empfanden keine Unbehaglichkeit, kein Gefühl, daß ihr Kleid ihrer Grazie und ihrer Würde widerstrebe. Ich will hiemit nur daran erinnern, daß wir nicht zu befürchten brauchen, die Kleidermode werde auch in den Geist der Zeit eingreifen oder denselben inficiren. Die Palingenesie des Reifrocks hatte eine andere Bedeutung; sie umhüllte und begleitete nur die Reaktionszeit, welche so viel Roccocoartiges an sich riß, und wird mit ihr zugleich wieder fallen. So ist denn auch das Interdikt für das Theater in diesem Augenblicke symbolisch und charakteristisch. Wir wissen nicht mehr so genau, welche Mühe es auf dem älteren französischen Theater kostete, die Römer und Griechen der Corneille und Racine aus der Garderobe Ludwigs des Vierzehnten heraus und in das Faltengewand der Antike hineinzubringen. Hier aber hatte ich das schlagende Beispiel, wie bereits die Mode eingegriffen hatte, als ein junges Mädchen neulich bei der Aufführung des Cäsar verwundert zu ihrer Gouvernante sagte: „Die Portia trägt ja keine Crinoline!“ Wir Aelteren vergessen, wie rasch, in drei, vier Jahren, ein Kind in das Jünglingsalter eintreten kann, und das Mädchen betrat vielleicht zum erstenmale das Theater. Uebrigens war die Unnatur doch noch nicht zum höchsten Grade gestiegen; ich erinnere mich wenigstens nicht, daß Geister aus den Versenkungen oder Göttinnen aus den Wolken mit dem Reifrocke schwebten.

Der Crinoline steht wahrscheinlich auch sonst Fall und Untergang bevor. Wir betrachten den Namen selbstredend nur als Bezeichnung für eine ganze Sache, wenn eine edle Fürstin, dereinst von Einfluß auf Stadt und Land, auf Hof und Volk, sich entschieden gegen den übertreibenden Luxus der Damen ausgesprochen hat. Die Anekdote, wie sie bei Hofe sich darüber ausgedrückt haben soll, wird vielfach geschmückt; uns interessirt nur der Sinn, daß die junge Fürstin sich mit allem Ernst gegen eine Verschwendung erklärt hat, die mit den Mitteln unseres nicht reichen Volkes nicht mehr im Einklang stehen könne. Interdikte, auch königliche, wenn sie wirklich noch zulässig wären, thun nichts, aber das Beispiel hochgestellter Personen vermag sehr viel. Man erinnere sich, was der bürgerliche Lebensbrauch, der ökonomische Hofhaushalt König Friedrich Wilhelms III., und wie er alle Extravaganzen des Luxus von sich abwies, auf das ganze preußische Volk lange Zeit wohlthätig eingewirkt haben. Und der Luxus steht jetzt auf einem Höhenpunkte, wo nicht nur Moralisten, auch alle Staatsökonomen darauf aufmerksam zu werden genöthigt sind. Ja es stellt sich für Individuen und Familien die Frage des Seyn oder Nichtseyn, wenn die Theurung und die Bedürfnisse, wie sie sind, ferner bleiben. Für jene erstere gibt es keine Abhülfe, seit die eröffneten unterirdischen Goldschätze den Werth des Geldes in der Welt vollkommen verändert haben und noch mehr verändern werden; es fragt sich also nur, ob viele, die bis jetzt noch der Gesellschaft angehören, mit dem Bedürfniß sich abfinden wollen und können, um den Formen jener zu genügen; mit dürren Worten, ob sie hungern wollen, um anständig gekleidet u. s. w. zu erscheinen. Der Staat kann nicht helfen. Wenn er auch die Gehalte aller Beamten mehr erhöhte, als die großmüthigsten Landstände zustimmen dürften, reichten sie für die Mehrzahl derselben zu dem Bedürfniß nicht hin, wie die Gesellschaft es jetzt fordert; und wer hilft den Tausenden und aber Tausenden, welche ohne Gehalt und Pension, und ohne selbst zu produciren, nur von altem Kapital oder Einnahmen zehren? Es ist eine Aristokratie des Geldes geworden, so daß eine ungeheure Mehrzahl der Gebildeten und ehemals Vermögenden sich zur geheimen Dürftigkeit genöthigt sieht, um dem Scheine der gesellschaftlichen Existenz genügen zu können. Dieß wird weit mehr gefühlt als darüber gesprochen. Daß sehr viele in der Verzweiflung zur Spekulation und von der Spekulation zum Schwindel sich verleiten lassen, ist ein

bejammernswerther Uebelstand, doch ein geringerer in Vergleich zu dem andern, daß der gebildete Mittelstand, in welchem Deutschlands moralische Kraft ruhte, mehr und mehr verkümmert und herabgedrückt wird. Wie die Verhältnisse stehen; können jetzt allein glückliche Spekulanten, glückliche Kaufleute, glückliche Fabrikanten und große Grundbesitzer, welche Boden und Conjunktur zu nützen wußten, seltener Kapitalisten aus alter Zeit, den Ansprüchen des Luxus genügen; die größere Zahl von Schichten der Bevölkerung kann es aber nicht, und darunter höher gestellte Staatsbeamte, die man ehedem zu den glücklichen und vermögenden rechnete und beneidete. Sie sind zu dem gefährlichen Plattiren gedrungen, und je glänzender der Schein, um so mehr zehrt er an der Existenz. Freilich wird dieser Luxus auch von einer andern Seite der Gesellschaft gierig verschlungen, von dem Theile des Proletariates, welches von der Hand in den Mund lebt, aber den klingenden Thaler hinwirft, um am Abend Genuß und Glanz zu schlürfen, dem Morgen es überlassend, ob der Zufall ihm wieder ein Stück Brod zuwirft. Diese sind nicht zu berechnen, aber wohl Dankes werth ist es, wenn eine künftige Königin nicht allein an die Bettler und Gebrestigen, sondern auch an die Oekonomie der gesunden großen Masse des Volkes denkt, an die Masse, aus der die Gedanken und Erfindungen, der moralische Muth und die moralische Rechtlichkeit, die Zukunft der Treue, die Gemüthlichkeit, der Glaube und die Hoffnung in Deutschland von jeher hervorgingen. Denen genügt es nicht, wenn sie Brod und einen erwärmten Hausraum haben; wenn sie hoffen, schaffen und in Lust ausdauern sollen, muß ihnen nicht alles entzogen werden, was dem Menschen Lust macht. Und wie viele der edlen Genüsse des Lebens sind schon jetzt diesen gebildeten Familien entzogen, während sie ihren Vätern nicht gefehlt hatten! Theater, Reisen, besonders der Jugend, Anschaffung der guten Bücher, alles das ist freilich keine Nothwendigkeit, um zu existiren, aber auch kein Luxus; es war ein Bedürfniß zur nationalen Bildung. Diese gebildete und gesunde Mittelklasse vor dem Luxus zu retten, welcher sie Jahr um Jahr mehr, wie Schmarotzerpflanzen einen Baum, umringt und ihr Mark aussaugt, das wäre eine so ernste Aufgabe, daß auch die andere, keine der tausendfältigen Adern der Industrie zu unterbinden, dagegen nicht aufkommt.

Ob die Kraft der Könige und der Großen dazu ausreicht, ist eine Frage. Laßt uns zuerst bei der Frage bleiben, ob Große und Könige diese Aufgabe ernsthaft wollen und wollen können? Eine edle Königin im Süden unseres Vaterlandes hatte zu Anfang dieses Jahres Aehnliches gewollt; wenn es auch nur galt, die deutschen Frauen von dem Luxusjoch der Franzosen zu emancipiren, so war es doch dem Sinne nach der Gedanke, die deutsche Weiblichkeit auf edlere Bestrebungen zu richten, als auf die jährlich wechselnde Mode. Aber ist es geglückt, oder ist der gute Vorsatz schon verschwunden? Es steht eine Macht dagegen, wider die auch die Macht der Könige keinen Widerstand hat, die des Lächerlichen. Wer kann das überwinden? Ein melancholischer Militär sagte: „Es hilft nur ein Mittel der Besserung, ein durchgreifender verwüstender Krieg, der die Menschheit in ihre Natürlichkeit und Erbärmlichkeit heimführt.“ Was aber müßte das für ein Krieg seyn? Der indische (für England), der orientalische (in der Krim), der gleich blutige in Italien (der mit Villafranca schloß), hat er den Luxus in London, Petersburg, Wien, Paris und Berlin vermindert oder vermehrt?

Die Zeit der Bilderverehrung fängt an. Wenn man nach dem Vorangehenden mich auch als Melancholikus und Thränodisten schelten will, so rechne man mich wenigstens nicht zu denen, welche den Cultus großer Männer auch als gotteslästerlichen Luxus verdammen. Ist es ja ein Trost, eine moralische Stärkung in unserer Zeit der Halbwollenden, wenn man uns in Stein und Erz Männer auf die Straßen stellt, welche ganze Männer waren! Stein wird nun von ganz Deutschland, auch vom preußischen Staate, auch von Berlin, verehrt werden; und warum nicht auch dicht hinter ihm Hardenberg, wenn auch sein Metall nicht vom selben Gusse war? Es verdienten noch viele Todte gegossen zu werden zum Muster und zur Stärkung für uns, und da man einmal in der Lust und Thätigkeit ist, so setze man es fort; es werden Ritter und Soldaten für einen künftigen Nationalkrieg, wenn er nothwendig würde. Eine Befürchtung, welche in einer Epoche das alte Rom befiel, ist für uns doch noch lange nicht nahe, daß mehr Standbilder auf unsern Straßen und Märkten seyn möchten, als lebendige Einwohner.

Das Schillerstandbild hat selbstredend das Verlangen immer stärker angeregt, auch andere große Todte in unsere Mitte zu citiren. Die Stimmen über das Fest schwirren noch nachträglich in allen Kreisen. Wie wäre eine Einigung darüber möglich, so politisch wie ästhetisch! Zwei Thatsachen nur sind unzweifelhaft, daß Schillers Fest nirgendwo die Sturmglocke der Revolution angezogen hat, und daß man Schiller auf dem Gensdarmenmarkt allein aufrichten wird, nicht Arm in Arm mit Goethe. Ich sehe immer, wenn ich in Stuttgart bin, mit einer Art Bedauern den großen Dichter da in einem Winkel gedrückt, allein, im Schatten großer Gebäude, nichts Freudiges um sich, nichts Erhebendes, nur hingesetzt, scheint es, weil die Nothwendigkeit es so geboten hat. Und ein Schiller muß nicht als ein philosophischer Träumer gedacht und gefaßt werden, sondern als der begeisterte Prophet der Zukunft, der, die Millionen umarmend, auf das Sternenzelt sein tiefes, klares Auge richtet. Wird er auf dem Gensdarmenmarkt in Berlin, an's Theater gelehnt, besser aussehen? Gewiß, es ist Freiheit, Luft, Sonne, Marktgewühl um ihn her; aber werden ihm diese Millionen genügen, wird er sie, von seiner Sehnsucht gesättigt, umarmen? Wird er nicht auch da einsam dastehen? werden die Vorübergehenden, die aus der Rauschfeier des 10. November erwacht sind, nicht fragen: warum er allein? warum nicht neben ihm auch Goethe? — Im Streit der Mei-

nungen kamen übrigens zwei Pole zu Tage, und verschiedener konnte man die wunderbare Thatsache nicht fassen. Von der äußersten Rechten hieß die Feier, wie sie angegriffen worden, ein revolutionäres Treiben, und die Autorität im Staate fast erschüttert, weil Stadt und Magistrat, Akademie und Universität, Regierung und Ministerium, ja endlich die Regentschaft selbst, damit geliebäugelt und dem Wahnsinn die Hand gedrückt. Von der äußersten Linken hörte ich: weil die Regierung den Fackelzug nicht erlaubte, habe sie sich selbst, ihre eigene Autorität untergraben, und damit sey Preußens moralisches Ansehen in Europa, in Deutschland, im eigenen Volke unwiederbringlich vernichtet. — Gott sey Dank, daß zwischen diesen beiden Polen so viele Stationen sind! Wer will die Meinungen auf allen aufzählen! Doch Eine ward mir eben aufgedrungen. Ein Aristokrat von ächtem Wasser beklagte die Beitragslisten zum Schillerdenkmal, nicht weil zu viel oder zu wenig Unterschriften zu sehen, sondern weil die Beiträge der großen Grundbesitzer, des alten Adels kaum zu bemerken seyen. Und warum sey dem so? Darum doch nicht, weil der deutsche Adel Schiller nicht für würdig und keiner Ehrensäule der deutschen Nation werth halte! Das aussprechen wäre eine Injurie, die im Ernst auch niemand zu denken wage. Nein, sie hätten sich nur deßhalb zurückgehalten, weil die Führer der guten Bewegung Gegner, Radikale, Juden gewesen! Er fürchte daher die schlimme Ernte der bösen Saat.

Kopenhagen, December.

Gesellige Verhältnisse. — Politische Stimmung.

Während in einigen nordischen Städten, wie St. Petersburg und Stockholm, der Winter die eigentliche Saison für Vergnügungen und Erholungen aller Art ist und deßhalb bei seiner Ankunft mit Freuden begrüßt wird, sehen wir ihm hier nicht ohne ein gewisses Grauen entgegen. Der Winter zwingt uns hier in die Häuser hinein nicht sowohl seiner Strenge als seiner eintönigen Langeweile wegen. Bei Thauwetter macht die naßkalte Luft den Aufenthalt im Freien unerträglich und der Frost wird gewöhnlich nicht streng genug, um jene im höheren Norden so beliebten großartigen Schlittenfahrten auf dem schneebedeckten Eise zu gestatten. Auch kommt noch der Uebelstand hinzu, daß wir weder durch Behausung noch durch Bekleidung auf strengen Frost eingerichtet sind; ein strenger Winter bringt immer unsägliches Elend und Krankheit mit sich, und zwar nicht nur unter den armen Leuten. Wenn also der Winter die Bewohner dieser Stadt behufs ihrer Vergnügungen in die Häuser weist, so soll es nicht geläugnet werden, daß es zahlreiche Anstalten für diesen Zweck gibt, wo man Abends nach den überstandenen Mühseligkeiten des Tages sich erholen mag. Außer dem königlichen Theater gibt es zwei Volkstheater, einen Circus, ein Pantomimentheater in der Vorstadt, große Maskenbälle, Concerte, Unterhaltungen allerlei Art, wozu auch die meist in den Tanzlokalen gehaltenen gottesdienstlichen Versammlungen unserer zahlreichen Sectirer und Separatisten gerechnet werden können. Aber das Alles genügt für die Masse des Publikums nicht. Wenige sind reich genug, um alle Abende die Theater besuchen zu können, und die öffentliche Geselligkeit des Bierhauses oder sonstiger Restaurationen, die dem vereinzelt lebenden Manne den Mangel der privaten Geselligkeit ersetzen mag, fehlt hier so gut wie ganz. Nicht als ob hier an dergleichen Wirthschaften Mangel wäre; es ist vielmehr Ueberfluß da, aber sie werden nur behufs der Befriedigung des leiblichen Bedürfnisses oder höchstens des Billardspieles wegen besucht und bilden nicht die Mittelpunkte geselliger Erholung, wo man den ganzen Abend zubringen mag. Kein Wunder, daß die an das fröhliche und wohlfeile Wirthshausleben gewöhnten Deutschen den hiesigen Winter unschmackhaft finden, was übrigens ebenfalls von dem Einheimischen gilt, der keine geselligen Verbindungen hat. Die private Geselligkeit ist nämlich der Vorzug unserer Stadt, und diejenigen, die sich derselben in einem umfassenden Maßstabe erfreuen, mögen daher vielleicht den Winter als ihre Saison betrachten. Es gibt in dieser Geselligkeit verschiedene Abstufungen: mehrere Clubs in englischer Weise eingerichtet, unter denen der Königsclub der vornehmste ist, die engere Kreise von Standesgenossen zu abendlicher Unterhaltung und Lhombrespiel versammeln und große, elegante Räumlichkeiten bieten, die den Tag über offen stehen und mit einer Auswahl der periodischen Literatur versehen sind; es gibt Lese-

gesellschaften und sonstige gesellige Vereine, wie das Athenäum, der Studentenverein (wo jedermann, der an der Universität studirt hat, aufgenommen werden kann), der Industrieverein u. s. w. In einigen dieser Vereine werden dann und wann Vorträge gehalten, auch dramatische Aufführungen unternommen. Das alles ist aber nur als Vorstufe zu der eigentlichen privaten Geselligkeit zu betrachten, die sich unter gewissen Klassen der Bevölkerung so vielfach verzweigt, daß das Leben hier einen kleinstädtischen Anstrich annimmt, wo niemand dem Loos entgeht, allgemein gekannt zu seyn. Diese Privatgeselligkeit, wo mit Conversation, Musik, Kartenspiel und Tanz gewechselt wird, ist für die ächten Kinder unserer Stadt die höchste Wonne; hier bietet sich Gelegenheit zum Courmachen, zur Anknüpfung vortheilhafter Verbindungen, kurz um seine Person geltend zu machen. Der Nutzen wird mit dem Vergnügen verbunden. Durch diese Geselligkeit wird der interessante Stoff der Tagesneuigkeiten in Umlauf gesetzt, wovon die geselligen Vorgänge selbst, besonders die Verlobungen, einen Hauptbestandtheil ausmachen. In keiner Stadt der Welt hat man so viel mit Verlöbnissen zu thun, wie hier, wie denn überhaupt die Privatangelegenheiten Gegenstand eines noch lebhafteren Interesses sind als die öffentlichen.

Die fashionable Welt ist hier der höhere Mittelstand, besonders der Beamtenstand. Die frühere aristokratische Gesellschaft ist seit der im Jahr 1848 erfolgten Revolutionirung des Hofes und des Landes so gut wie verschwunden oder mit der bürgerlichen amalgamirt. Seitdem die Aristokratie ihre politische Bedeutung eingebüßt hat und sogar der Hof durch die eheliche Verbindung des Königs mit einer ehemaligen Putzmacherin demokratisirt worden, hat der Adel wenigstens hier sich nicht einmal als geselliger Kreis behaupten können und hält sich meistentheils auf seinen Gütern in mürrischer Abgeschlossenheit zurück. Allerdings droht die Demokratie sich zu überstürzen. So demokratisch bürgerlich unsere Gesellschaft ist, die Regierung und der Reichstag sind noch demokratischer. Wir haben neuerlich einen Ministerwechsel erlebt, der ein Ausdruck der Allianz des Hofes mit der Demokratie des Reichstages ist; den neuen Ministern fehlt es gänzlich an Ruf; sie haben nichts, was den Glanz der alten Namen oder den selbst erworbenen Ruhm der neuen aufwiegen kann, nichts als den Beifall des Hofes und das Vertrauen der Reichstagsdemokratie, was sie zur Ergreifung des Staatsruders befähigen konnte. Der in die hiesige Gesellschaft vielfach verzweigte Anhang der früheren Minister empört sich gegen die Anmaßung so untergeordneter Leute, an die Stelle so anerkannter Capacitäten wie die Herrn Hall u. s. w. treten zu wollen; man scheint fast mit der Aristokratie gemeinschaftliche Sache machen zu wollen gegen den früher abgöttisch verehrten Volkskönig und die Gräfin Danner, wie denn schon seit längerer Zeit die Forderung einer Regent- oder Mitregentschaft immer mehr in den Vordergrund dringt.

Was bei der jetzigen Sachlage die Leute fast zur Verzweiflung bringen könnte, ist die nicht abzuläugnende constitutionelle Correctheit derselben. Der König nimmt ein Ministerium aus der Majorität der zweiten Kammer; daß diese Majorität zur Zeit mit ziemlicher Geringschätzung angesehen wird, daß der Hauptfactor der Kabinetsbildung das Interesse des Hofes ist, macht nichts zur Sache, weil man sonst sowohl die Kammern als den Hof als Palladium unserer Freiheit anzupreisen gewöhnt war. Die Werkzeuge, die man früher im eigenen Interesse gebraucht hat, werden jetzt von andern Händern für andere Zwecke genutzt. Der Vortheil der jetzigen Sachlage besteht darin, daß sie selbst die blödesten Augen für die Gebrechen unserer ultrademokratischen Verfassung öffnen muß, deren Bösartigkeit bisher durch die Rücksicht auf das Ausland in Schranken gehalten wurde. Sobald diese Rücksicht wegfällt, wird die Demokratie bald ihre ganze Unerträglichkeit verrathen. Doch wir wollen uns hier nicht in Erörterungen über das wahrscheinliche Schicksal unserer wenig beneidenswerthen Verfassungszustände vertiefen, da es uns vielmehr darum zu thun ist, ein Bild des Gesammtlebens unserer Hauptstadt zu geben.

Die Kunst spielt natürlich eine ähnliche Rolle hier wie in andern größeren Städten. Während im vorigen Jahre die Volkstheater mittelst der Tänzerin Pepita einen Paroxysmus der Begeisterung im Publikum hervorriefen und vom Besuche des königlichen Theaters abhielten, hat in dieser Saison das königliche Theater in der Frau Heiberg, der jetzt auf der Bühne wieder erschienenen gefeierten Schauspielerin ersten Ranges, eine Acquisition gemacht, die alles, was die kleinen Theater bieten können, mit ihrem Glanz verdunkelt. Letztere erfreuen sich jedoch noch immer eines zahlreichen Besuchs und versuchen das Menschenmögliche, um durch übertragene und originale Arbeiten das Publikum bei guter Laune zu halten. — Uebrigens sind wir nicht nur im Theaterwesen, sondern auch in andern Beziehungen mit der Welt fortgeschritten. Eine Eisenbahn setzt uns in Verbindung mit der Umgegend, Dampfschiffe fahren von hier aus nach allen Weltrichtungen hin. Im Sommer werden mit denselben Ausflüge nach Schweden, nach der Insel Mön, Bornholm, Helsingör u. s. w. gemacht; im Winter schließt man sich in die Stadt ein. Die hiesigen Seebäder Klampenborg (eine Meile von hier entfernt) und Helsingör ziehen nach und nach zahlreiche Besucher auch vom Auslande herbei und werden wohl bald an Comfort mit andern gerühmten Badeorten wetteifern können. Die Bevölkerung ist in den letzten Jahren in einer so starken Zunahme begriffen gewesen, daß die Vorstädte ungemein erweitert worden sind und die Schleifung unserer Festungswerke behufs neuer Straßenanlagen vorbereitet wird. Auch ist eine Vergrößerung der Stadt in anderer Richtung, nämlich durch großartige Hafenanlagen, in Anregung gebracht. Die zwischen der Insel Amack und Seeland sich erstreckende Meerenge, Kallebodstrand genannt, soll ihrer ganzen Länge nach zum Hafen ausgegraben werden,

um ausreichenden Platz für die Schiffe zu gewinnen. Natürlich würde die Ausführung dieses Plans eine entsprechende Erweiterung der Stadt nach sich ziehen.

Zum Schlusse etwas Kirchliches. Die Erweiterung der Vorstädte hat die Aufführung einer Kirche nothwendig gemacht; das Unternehmen hat aber mit unsäglichen finanziellen Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt, trotz freiwilliger und erzwungener Beiträge; trotz eines Vorschusses der Staatskasse und bedeutender Schenkungen von Privatleuten ist der Bau ins Stocken gerathen und wird ohne einen Zuschuß der Commune nicht vollendet werden können. So kirchlich indifferent die Staatskirchengläubigen sich zeigen, so betriebsam erweisen sich die Separatisten und Sektirer, denen es nimmer an passenden Lokalen für ihre gottesdienstlichen Gebräuche gebricht. Seitdem die Religionsfreiheit hier gestattet worden, haben wir Baptisten mehrerer Art, Methodisten, Mormonen, Freigemeinden aller Farben. Auch die Katholiken verstehen die Freiheit des Bekenntnisses zu nützen. Im August erschien zum erstenmale seit der Reformation ein katholischer Bischof (von Osnabrück) hieselbst, um uns das Bild eines ächten apostolischen Bischofs vor die Augen zu halten. Bisher wähnte man in den hiesigen protestantischen Bischöfen legitime Nachfolger der Apostel zu haben; dieser Wahn ist jetzt zerstört worden.

Vom Mittelrhein, December.

(Schluß.)

Die Ueberbrückung des Rheins.

Bei der Erbauung des jetzigen Zeughauses und einiger andern Gebäude in dortiger Gegend in den Jahren 1736 bis 1740 stieß man auf einige Pfeiler, woraus man schloß, sie könnten nur von den Römern und nicht von Karl dem Großen herrühren, da zur Zeit des letzteren der Rhein weniger Breite gehabt habe, als zur Römerzeit. — Dieser Einwand rührt ganz gewiß nicht von Brückenbauverständigen her, denn die Thatsache ist leicht zuzugeben, aber der Schluß ist falsch. Gerade weil die Brücke eine stehende war, und deßhalb Vorsorge getroffen seyn mußte, daß Fahrzeuge unter derselben durchpassiren konnten, mußten die Auffahrten zu beiden Seiten sich so weit, und noch weiter hinaus auf das Ufer erstrecken; dieß mußte um so mehr der Fall seyn, als noch zu Karls Zeiten der Strom breiter war, als heutzutage. — In neuerer Zeit sucht man aus den oben angezogenen Stellen in Einhards Lebensbeschreibung einen Beweis für die mehrerwähnte Behauptung zu finden. Einhard sage, heißt es, Karl habe eine Brücke aus Holz gebaut, der steinernen Pfeiler aber keine Erwähnung gethan, und deßhalb sey anzunehmen, sie hätten schon von früher her gestanden. Diese Ansicht bedarf wohl kaum einer Widerlegung; denn wäre es nicht lächerlich, wenn man sagen wollte, es sey eine Brücke „mit Pfeilern" erbaut worden? Versteht sich das nicht von selbst, wenn irgend wo eine Brücke erbaut wird, daß auch Pfeiler dabei sind? Kann man nicht mit größerem Rechte sagen: wären zu jener Zeit schon Pfeiler vorhanden gewesen, so würde Einhard deren gewiß Erwähnung gethan haben; da das aber nicht geschehen ist, so waren auch keine vorhanden? Auch heutzutage sagt man von einer Brücke mit hölzerner Fahrbahn, wenn auch die Pfeiler von Stein sind, es sey eine hölzerne Brücke.

Schon vor Jahrhunderten hielt man nicht die Römer, sondern Karl den Großen für den Erbauer der Brücke, was folgende Thatsache unwiderleglich beweist. Im Jahr 1615 wurde in Castel das genannte Amthaus erbaut; beim Graben der Fundamente stieß man, wie bereits oben erwähnt, auf einen Brückenpfeiler, den man abtrug und dessen Steine man zu dem neuen Baue verwendete. Den einen derselben versah man mit der Inschrift: „Als man zahlt Achthundert III Jahr, dieser Stein zur Rheinbrucken gebaut war. 1615."

Neben dem bisher Gesagten, was wohl genügen dürfte, die Ansicht der Gegner vollständig zu widerlegen, will ich einige weitere Gründe zur Unterstützung der Annahme aufführen, daß die Brücke nicht von den Römern, sondern von Karl dem Großen erbaut wurde. — Kaiser Julian zog im Jahr 357, nachdem er die Alemannen bei Straßburg besiegt, von da nach Rhein-Zabern (Tres Tabernae) und sofort nach Mainz, und schlug hier eine Brücke über den

Rhein, um die Feinde in ihrem eigenen Lande aufzusuchen u. s. w. Hienach ist nicht zu bezweifeln, daß damals — also lange nach Trajans Zeiten — eine stehende Brücke in jener Gegend nicht war. — Ferner: Kaiser Valentinian I. schlug im Jahr 371 eine Brücke über den Fluß, um in das Land der Alemannen einzudringen, welche zwischen dem Main und der Lahn wohnten. Wahrscheinlich war dieß in der Nähe von Mainz, wenigstens würde dieser Kaiser sich jedenfalls lieber der stehenden Brücke bei Mainz bedient haben, falls eine solche vorhanden gewesen wäre, ehe er eine neue Brücke in solcher Nähe geschlagen hätte. — Wollte man annehmen, die Brücke wäre wirklich von den Römern erbaut gewesen, so war die Zerstörung derselben ein so wichtiges Ereigniß, daß doch wohl irgend ein Schriftsteller davon Erwähnung gethan haben würde, indem ja eine Menge Thatsachen von viel geringerer Bedeutung uns in dieser Weise überliefert sind, wie ja auch die Zerstörung von Kaiser Karls Brücke uns erzählt wird. — Die mehrerwähnte Nachricht Einhards sagt, der Brückenbau habe zehn Jahre gewährt, und sey mit ungeheurer Mühe und bewunderungswürdigem Fleiße zu Stande gekommen (per decem annos ingenti labore et opere mirabili). Könnte man dieses sagen, wenn die ganze Arbeit darin bestanden hätte, eine hölzerne Fahrbahn auf vorhandene steinerne Pfeiler zu legen? Bei den großartigen Hülfsmitteln, welche Karl zu Gebot standen — wie viele andere Bauwerke, namentlich zu Aachen, Ingelheim, Nimwegen u. s. w. bezeugen — ist es durchaus nichts Außergewöhnliches und Erstaunenswerthes, wenn mit Anwendung von „unendlicher Mühe und bewunderungswürdigem Fleiße" in zehn Jahren die steinernen Pfeiler gegründet wurden, auf die man endlich eine hölzerne Fahrbahn legte. — Endlich darf man wohl auch den verhältnißmäßig guten Zustand der Pfähle und Pfahlschuhe berücksichtigen. Wenn es schon Erstaunen erregt, daß dieselben in den tausend Jahren, welche sie seit Karls des Großen Zeiten in dem nassen Boden ruhten, so gut erhalten geblieben, * so wäre es aller Erfahrung entgegen, wollte man diesen Zeitpunkt noch weiter hinaus setzen, und gar bis zu Trajans Zeiten, also fast achthundert Jahre weiter.

Fassen wir nun Alles, was ich mit aller Unparteilichkeit über die vorliegende Frage hier mitgetheilt habe, zusammen und erwägen mit Sorgfalt und Ruhe das Für und Wider, so sind wir wohl zu dem Schlusse berechtigt, daß keine völlige Gewißheit vorliegt, auch wohl nie erreicht werden wird, dagegen dürfen wir wenigstens als sehr wahrscheinlich annehmen, daß Kaiser Karl der Große wirklich die theilweise noch vorhandenen steinernen Pfeiler im Rhein gegründet und mit einer hölzernen Fahrbahn versehen habe, daß dagegen die andern Annahmen mehr oder weniger unwahrscheinlich, zum Theil sogar ganz unhaltbar und entschieden irrig sind. Wir aber dürfen und wollen hoffen, daß die gegenwärtig im Entstehen begriffenen fünf Rheinbrücken nach abermals tausend Jahren nicht als kaum erkennbare Reste, sondern stattlich erhalten dastehen, und indem sie unsern Nachkommen unzweifelhafte Kunde von unsern Werken geben, ihnen die segensreichen Dienste wohl noch in erhöhtem Maße fort und fort leisten werden, die wir in der Gegenwart und nächsten Zukunft mit aller Zuversicht von ihnen erwarten.

* Architekt W. Heim in Darmstadt, welcher im Jahr 1853 die Arbeiten zur Entfernung eines Pfeilers leitete, ließ Fournire aus einem solchen Pfahle schneiden und ein Kistchen damit bekleiden, welches er Sr. königl. Hoheit dem Großherzoge von Hessen überreichte.

Heinrich Hensler.

Aus der Pfalz, December.

Der Kaiserdom im kritischen Feuer. — Decorationswuth. — Die Retscherkirche. — Neuer Gesangbuchssturm. — Lichtblicke des Jahres.

Ehe das Jahr vollends zur Rüste geht, will ich doch auch noch einmal zur Feder greifen, nicht um Ihnen viel Neues und Merkwürdiges zu berichten, vielmehr um Ihnen zu sagen, daß ich nicht aus Nachlässigkeit so lange geschwiegen, sondern weil ich nicht vor Ihnen erscheinen wollte wie ein Soldat, der seinem Offizier gehorsamst meldet, daß nichts zu melden sey.

Kein König ist im Laufe des verflossenen Sommer

in unsere Provinz gekommen, kein großer Gelehrter oder Künstler hat von sich reden gemacht, kein nach außen hin merkwürdiges Bauwerk ist aufgeführt worden, und was in letzterer Beziehung an unsern beiden Festungen geschehen, das wird, obwohl alle Welt es weiß und sieht, so geheimnißvoll behandelt, daß selbst die Zeitungen kein Wort darüber verlauten lassen und somit auch ich mich billig scheue, davon zu reden, um nicht am Ende gar in den Verdacht eines Verräthers zu kommen. Reden soll man nicht davon, aber zu kommen und zu sehen ist keinem Menschen verwehrt.

Ueberdieß ist der Dom zu Speyer schon im vorigen Jahre aus meinen Traktanden gefallen, wie man in der Schweizer Tagsatzung zu sagen pflegt, und nichts weiter an ihm geschehen, als daß die Krypte alle ihre früheren Altäre wieder erhalten hat. Schon um ihrer angenehmen Kellerwärme willen wird diese von den älteren geistlichen Herren gern zum Messelesen benützt, und auch die andächtigen Beter werden durch diese Wärme zahlreich in das tiefe Düster dieser Unterkirche hinabgezogen.

Fremde Besucher hat der Dom auch in diesem Jahre wieder in großer Zahl nach Speyer geführt. Selbst Minister v. Schleinitz hat auf einen Tag die schweren Sorgen für die Erhaltung des Friedens abgeschüttelt, um sich hier im Bereiche der Kunst zu ergehen. Im Paradiese soll er lange in tiefen Gedanken gestanden seyn und sich diese Kaiser und ihre Kronen betrachtet haben. — Je mehr indeß der restaurirte Kaiserdom besucht wird, desto lauter und vielfältiger wird jetzt die Stimme der Kritik. Sie fährt scharf, in mancher Beziehung wohl zu scharf über die neuen Schöpfungen her. Es wundert mich nicht, daß Archäologen und Architekten vom Fach, wie der selige Abbé Martin, Didron u. a., zusammenstimmend mit englischen und deutschen Kennern, die Klage erheben, hier sey die Architektur der Malerei als Opfer gefallen. Sehne ich mich doch selbst zuweilen nach der großartigen Einfachheit und Erhabenheit der Hallen, wie sie früher schmucklos standen und nur durch Maaße und Verhältnisse überwältigend wirkten. Hätte ich eine Stimme in dem Rathe gehabt, der die Ausmalung des Domes beschloß, ich würde von vornherein auch gegen dieselbe, zum mindesten gegen die Ueberfülle der Malerei, als den ernsten monumentalen Eindruck des Baues beeinträchtigend, gestimmt haben. Nun aber das Werk in seiner Art ausgeführt und doch etwas anderes und mehr ist als „eine großartige akademische Bildergalerie," so sollte man auch von Seiten archäologischer Kenner um so weniger ungerecht gegen dasselbe werden, als die architektonischen Verhältnisse und Gliederungen eine wirkliche Alterirung nicht erfahren haben.

Daß die neue, etwas bunte Stirnseite des Gebäudes ihre Tadler finden werde, habe ich vor Jahren schon voraus gesagt. Sie mag im Zusammenhalt mit dem älteren Bau allzu schmuck und darum zu unruhig, zu wenig ernst erscheinen; man mag den arbiträren Giebel wegwünschen, aber dem Architekten die Berechtigung zu dieser ganzen Behandlung des Baues absprechen zu wollen, wäre ein Fehlgriff. Ein Blick auf das Quaderwerk des Querschiffes, ja selbst auf das der Krypte kann jeden eines Bessern belehren. Jene zweifarbigen Wände haben seiner Zeit auch bunt ausgesehen und ihre Jahre gebraucht, um den jetzigen Ton zu gewinnen. An dem neuen Vorderbau wird die Zeit das Ihre gleichfalls thun. Daß man von modernen Fenstern spricht, das wird sich doch wohl nicht auf die Form derselben beziehen sollen? Ihre Vor- und Ebenbilder sind ja auch am Querschiffe zu sehen.

Doch die Bemerkungen neuerer Kritiker bringen mich in Gefahr, vor Jahren Gesagtes hier zu wiederholen. Ich breche darum ab, um noch einen verwandten Gegenstand kurz zu berühren. Die Ausschmückung des Speyerer Doms hat auf viele Stadt- und Dorfkirchen günstig gewirkt. Es ist seitdem viel für Säuberung und Auszierung derselben geschehen, aber man fängt jetzt auch an, über die Schnur zu hauen, wenn ich so sagen darf. Die Dekorations- nicht Malerei, sondern Tüncherei nimmt überhand und die Schönheit der Kirchen gewinnt nicht durch unverständige Tapezerei, die alle Wände mit Mustern befleckst und Sterne von rothem, grünem, violettem und gelbem Glase in die Fenster setzt, um durch solche „Bauernkirchweihe" die Glasmalereien zu ersetzen. Das ist in der That kein Gewinn für die Förderung des Kunst- und Schönheitssinnes im Volke.

Der Bau jener projektirten evangelischen Kirche, die ein Denkmal der Entstehung des Namens der Protestanten werden soll, konnte bis jetzt noch nicht begonnen werden. Wohl fließen dafür fortwährend Beiträge aus der Nähe und Ferne, aber die Ungunst der Zeit, welche die Augen auf ganz andere Gebiete lenkt, ist bis jetzt noch hemmend dazwischen getreten. An ein Aufgeben des Vorhabens ist jedoch nicht zu denken. Es fehlt nicht an Ermuthigungen und niemand gibt die Hoffnung auf, daß in nicht allzu ferner Zeit ein frischeres Leben in die Sache kommen, dem Retschervereine neue Freunde und mit ihnen neue Spenden zuführen werde. Der Bau dieser Denkmalskirche ist eine Ehrensache aller Protestanten, die sie nicht fallen lassen können.

Mittlerweile hat sich bei uns ein neuer, oder vielmehr ein alter Sturm neu erhoben. Im August des Jahrs 1858 glaubte ich Ihnen das nahe Ende des oft erwähnten Gesangbuchstreites melden zu können. Das war eine Täuschung. Mit der Einführung des Buches, das einen reichen Schatz der besten Lieder bietet und keine Zeit des evangelischen Kirchengesangs unberücksichtigt läßt, haben sich die Gegner von neuem dawider aufgemacht, große Versammlungen gehalten und eine Beschwerde über Gewissensbedrückung an den König abgehen lassen. Voran standen, wie bei allen derartigen Demonstrationen, die Bewohner von Neustadt mit denen einiger andern Städtchen längs der Kette der Haardt, wo der alte Rationalismus noch am festesten sitzt und die Kirchlichkeit nicht eben am heimischsten ist. Die umliegenden Dorfschaften werden natürlich

großentheils in das oppositionelle Treiben mit hinein gezogen, während wieder andere Dörfer und Städte sich davon gar nicht berühren lassen und längst fröhlich die alten und die neuen Lieder und Weisen aus dem neuen Buche singen und sich derselben herzlich freuen.

Während ich diese Zeilen schreibe, kommt die Nachricht, daß der König die erwähnten Beschwerden abermals als unbegründet abgewiesen hat, doch ist bei der neu erwachten Rührigkeit der Opposition zunächst noch wenig Aussicht, daß die Zerrissenheit ihr baldiges Ende finden werde, zumal man auch in politischer Beziehung wieder Flügelschläge spürt, die lebhaft an die Jahre von 1848 gemahnen. So weit den einen darüber das Herz aufgeht, so bedenklich und besorgt schauen die andern den neu auflebenden Regungen und Bewegungen zu, von denen sie, nach allen bisherigen Erfahrungen, wenig oder gar kein Heil erwarten. Dazu kommt die unheimliche Schwüle, die schon während des ganzen Jahrs in der ganzen politischen Atmosphäre liegt und auf unser Grenzland um so beängstigender drückt, je entschiedener dasselbe zu den Objekten gehört, auf welche das gierige Auge jener Macht gerichtet ist, die man nicht unpassend mit der Boa constrictor vergleicht.

Bei allem dem hat es uns auch in diesem Jahre nicht an einzelnen Lichtblicken gefehlt. Zu ihnen gehört die dreihundertjährige Jubelfeier des schon durch seine Ausgabe der Classiker berühmten Zweibrücker Gymnasiums, die am 9. August begangen worden ist und das Erscheinen mehrerer werthvollen Programme und Monographien veranlaßt hat. Es war in der wenig erquicklichen Zeit ein recht erquickendes Fest, bei dem sich die alten und die jungen Söhne einer gemeinsamen geistigen Mutter in großer Zahl zusammen fanden und procul negotiis sich herzlich freuten.

Der andere lichte Tag war, wie allerwärts in Deutschland, der 10. November, an dem Schillers Geist die bösen Geister der Zwietracht wenigstens auf kurze Zeit verscheuchte und die Hoffnung einer besseren Zukunft neu belebte. Fürchten Sie nicht, daß ich post festum mich in Schilderungen der Festlichkeiten ergehen will, die bis in die kleinsten Städtchen, ja bis in die Dörfer hinein, gefeiert wurden. Ich kann den Lesern nicht wieder die Feuer vor Augen zaubern, die auf unsern Bergen flammten und weit über den Rhein hinüber leuchteten. Sie sind erloschen. Ich will sie nicht in den Wald von Schillerlinden führen, noch will ich die Fluth der Reden und Trinksprüche dahin rauschen lassen; aber unbemerkt soll nicht bleiben, daß in dem Städtchen Oggersheim die Straße, in welcher der Dichter im Oktober und November des Jahres 1782 sein Versteck gefunden, auf seinen Namen umgetauft worden ist und künftig nicht mehr Speyerer, sondern Schillerstraße heißen wird. Aehnliches ist auch anderwärts, wo Schiller niemals war, geschehen, dabei aber auch eine Krähwinkeliade mit untergelaufen, die ich aus Patriotismus gern verschwiege, hätte sich ihrer nicht schon der Witz bemächtigt und sie in die Ferne getragen. Den Bewohnern von Neustadt, die sich vor allen andern gern ihrer Intelligenz rühmen, ist der schlimme Streich begegnet, den „Viehberg" mit dem „Eselsweg" in „Schillerberg" und „Schillerweg" umzuwandeln und diese Metamorphose für die Frucht eines sehr glücklichen Gedankens zu halten.

Noch einen Glanzpunkt des schwindenden Jahres darf ich zum Schlusse nicht vergessen. Es ist der Herbst mit seinem köstlichen Wein, der sich ebenbürtig neben seine beiden Vorgänger stellt. Daß er ihnen ganz gleich kommen wird, wollen viele bezweifeln, und erst die kommenden Monate werden darüber endgültig entscheiden. Immerhin gehört eine Serie von drei solchen guten Weinjahren zu den Merkwürdigkeiten, um nicht zu sagen zu den Wundern, die sich nur selten wiederholen. Ob diese drei kräftigen Geister im Stande seyn werden, als ächte Sorgenbrecher die schweren Bedenken zu verscheuchen, die wir aus dem abgeflossenen Jahre in's neue mit hinüber nehmen, das ist eine Frage, die ich nicht zu beantworten, der ich nur eine glückliche Lösung zu wünschen vermag.

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 3. 14. Januar 1860.

Sic fatus cingit viridanti tempora lauro,
Et primum ante omnes victorem appellat. —
Virgil:

Festgedicht,

vorgetragen bei der Schillerfeier in Rom, am 10. November,

von **Ferdinand Gregorovius.**

Ja! er tritt schön aus des Jahrhunderts Hülle,
Ein Genius, gewaltig, sonnenhaft:
Nun offenbart sich alle Lebensfülle,
Die er auf seinem Erdengang geschafft;
Nun erst bewegt in reicheren Akkorden
Sich jene Geisteswelt, die er geworden,
Nun zeigt er seine volle Götterkraft.

Des Daseyns Tiefe, die er kühn entfaltet,
Ein Seher in der Gottberauschung Lust,
Das Reich der Grazien, das er gestaltet,
Wird uns in freudevollem Dank bewußt.
Und wie wir heißer ihn und heißer lieben,
So fühlen wir: er lebt, er ist geblieben
Der wärmste Herzschlag noch in Deutschlands Brust.

Die Feierglocke war er in dem Dome,
Den Deutschlands ernste Denker aufgebaut.
Sie hallte mächtig ob dem Zeitenstrome,
Da kaum der Freiheit Morgen war ergraut.
Die Menschheit rief sie mit Prophetenstimme,
Daß sie der Wahrheit steile Bahn erklimme,
Und Liebe war ihr seelenvoller Laut.

Kühn trat er auf des Lebens Sonnenhöhen,
Die Harfe der Begeist'rung in der Hand;
Da überschauerte wie Frühlingswehen
Sein Jugendhauch das ganze Vaterland;
So sang er seine Wonnen, seine Klagen,
So sah er schön're Zukunft-Welten tagen,
Indeß die dumpfe Erdenwelt ihm schwand.

Ach! Liebes Hauch kann nicht die Welt bewegen,
Die bleiern schwer des Schicksals Ring umflicht;
Ob glühend sich des Dichters Pulse regen,
Es leiht von ihm die Zeit die Schwinge nicht.
Ein Sehnsuchtstraum, ein Geist aus fremder Sphäre,
So schwebt ob dieses Lebens ödem Meere
Nur als ein Irisbogen das Gedicht.

Was auch der Genius Großes mag erzeugen,
Und ob er Herkules Mühen überbot,
Die alte Hydra wird der Nacht entsteigen,
Gemeinheit bleibt der herrschende Despot.
Was frommt es ihm, der Götter Wort zu sprechen?
Er muß die Tafeln des Gesetzes brechen,
Im Zorn, daß er dem Unverstand sie bot.

Doch nein! die ew'gen Ideale siegen!
Kein schaffender Gedanke wird zerstört.
Mag auch der Held dem Irdischen erliegen,
Vom Feuer seiner Leidenschaft verzehrt:
Die Erde glühet doch von seinen Gluten,
Es erben seine Opferthat die Guten,
Und schwingen fort sein geistig Flammenschwert.

Ihn waffnete sein Gott mit einem Strahle
Des Himmels, der sich seinem Blick erschloß;
Bewehrt mit heiliger Entrüstung Stahle,
So schwang er sich auf's flügelfrohe Roß.
Er schwärmt' — ein Perseus in des Aethers Lüften,
Er stieß dem Lindwurm in der Lüge Grüften
In's finstre Herz sein flammendes Geschoß.

O heißer Kampf um die verfälschte Wahrheit!
Seht dort des Schmerzes schwermuthvollen Zug
In seinem Seherangesicht voll Klarheit:
Die Spur der Geistesschlachten, die er schlug!
Doch an der Stirn, so hell von Himmelsahnen,
Erkennt die Götterschwinge des Titanen,
Die ihn in's Ewige hinübertrug.

Das Gute trägt in sich des Lohns Gewährung;
Weil er den hohen Glauben nicht verlor,
Umglänzt ihn nun heroische Verklärung,
Und leuchtend tritt und hoch sein Bild hervor.
Da blicken wir in schwächrer Enkel Zeiten,
In dieser Tage wirrem Widerstreiten
Zu seinem Stern ermuthigter empor.

Ja! Deutschlands Genius! gleich jenem schönen,
Aus dessen Füllhorn alles Edle quillt,
Dem Gotte gleich der bildenden Hellenen,
So hat auch er der Menschheit sich enthüllt.
Wie viel der deutschen Geister gingen, kamen,
Heut' trägt er stolz und freudig Schillers Namen,
Und kleidet sich in sein erhabnes Bild.

O möchte nun des Volkes Herz entzünden
Die Fackel, die ihm hoch in Händen brennt!
O möcht' er nun versöhnen und verbinden,
Was nicht der Haß, nur Mißgeschick getrennt!
Sey Er das Zeichen neuem Geistesbunde!
So feire ernst die schöne Weihestunde,
Wer sich zum deutschen Genius bekennt!

Und sieh', so weit des Sängers Lieder schallen,
Da fügt sich heute Hand zu Bruderhand;
Da sieht man sie in Festeszügen wallen,
Ein Jubelchor das ganze deutsche Land.
Da bricht die Liebe mächtig ihre Dämme,
Da schlingt um alle Städte, alle Stämme
Der Genius der Eintracht schönes Band.

Fern liegt die Heimath, deren Ruf wir hören,
Die blutgen Alpen zwischen uns und ihr.
O wären bei den deutschen Bruderchören
Am Donaustrand, am schönen Rheine wir!
Getrost! wir schließen froh auch unsern Reigen,
Im wälschen Land von deutscher Treu' die Zeugen,
Das deutsche Vaterland, es ist auch hier.

So feiern wir auf Roma's Weltruine
Bedeutend eines deutschen Dichters Tag,
Auf dieser heil'gen Weltenschicksals-Bühne,
Wo tragisch alle Herrlichkeit erlag;
Wo Cäsar's Krone deutsche Kraft getragen,
Da denken der Geschichte großen Tagen,
Des eignen Volkes Ruhm wir freudig nach.

Schön sind der deutschen Eiche frische Aeste,
Die heute man um Schillers Bild verzweigt;
Wir fügen einen Schmuck zu seinem Feste,
Den uns für ihn die hohe Roma reicht;
Den Kranz, den nur das Göttliche errungen,
Den Lorbeer, der, auf Trümmerstaub entsprungen,
Aus Heldengrüften still zum Himmel steigt.

So schmückt auf's neu ihn mit des Heros Kranze!
Sein hoher Genius kann nicht vergehn,
Er muß in immer heller'm Strahlenglanze
Auf alle Trümmer siegreich niedersehn.
Und ewig wird er sich der Welt bemeistern!
So darf vereint mit auserwählten Geistern
Auch Er im Pantheon der Menschheit stehn.

Der Philanthrop.

Ein Stück Menschenleben aus den Tagen Josephs des Zweiten.

(Fortsetzung.)

Das Fräulein hatte sich nicht verhört. Man hörte drunten klimpern und kratzen. Eine Harfe und eine Fiedel erklangen auf dem Wege vor dem Garten. Das junge Volk hatte ein paar vorüberwandernde Musikanten ersucht, einen Augenblick anzuhalten und zwei oder drei Tänze aufzuspielen. Das Gesuch, von etlichen Zwanzigern unterstützt, hatte bereitwilliges Gehör gefunden, obschon die Künstler eigentlich große Eile hatten, wenigstens behaupteten sie es. Sie spielten draußen auf dem Weg; auf einem Rasenplatz neben dem Hag tanzten die Paare. Leander Muckenthaller stand dabei, ein müßiger Zuschauer. Plötzlich fühlte er sich erfaßt und in den Reigen gezogen; besser gesagt, er ward gepackt und gerissen. Die Presserin war Alfonsine, die mit flammendem Gesicht auf die Gruppe zugelaufen war, ohne auf Peter zu hören, der mit ihr zu tanzen begehrte. Dieser blieb in einiger Entfernung stehen mit verschränkten Armen und trutziger Miene.

Die dicke Tailleser, Winterbaum und Nowotny steckten die Köpfe zusammen und den beiden ersteren wollte der Auftritt nicht recht behagen; der Hofmeister aber lachte dazu. „Liebe will gezankt haben," sagte er; „mein Peterl ist ein Teufelskerl. Ich habe ihm viel zugetraut, aber nicht, daß er es in der ersten Viertelstunde seiner Hofmacherei schon bis zum Hader bringen würde. Die Partie ist gewonnen." — „Der Herr Professor könnte schier recht haben," meinte nach kurzem Bedenken die Taillefer; „das Fräulein fliegt wie ein feuriger Drache umher. Das liegt sonst nicht in ihrer Art." Winterbaum sagte nichts, aber richtig kam ihm die Sache nicht vor. Am ungelegensten erschien ihm dabei, daß Alfonsine den Muckenthaller förmlich auszuzeichnen schien, den sie bisher stets mit frostiger Gleichgültigkeit behandelt hatte und der auch nicht zu denen gehörte, welche des Fräuleins Vater unter die vollberechtigten Freier rechnete. Leander zeichnete sich weder durch großes Vermögen noch durch besonders glänzende Aussichten aus.

Da geschah es, daß ein paar junge Leute, Studenten oder Handelsbeflissene, des Wegs am Garten vorbei kamen und den Schläfer unter dem Nußbaum bemerkten, der sich eben mit lautem Gähnen reckte und streckte. Sie blieben vor dem Manne stehen und fingen an, nach der Art der Wiener Jugend, sich über ihn lustig zu machen. Dieser aber hatte, wie es schien, seinen Rausch so ziemlich ausgeschlafen, und er nahm die Herausforderung der jugendlichen Spötter alsbald mit ungemeiner Kraft auf. Witz- und Schimpfworte flogen hin und her; die Musikanten brachen ab und mischten sich in den Handel, indem sie die Partei des Mannes unter dem Nußbaum nahmen, der ihnen wohl bekannt schien und den sie Rauschinger nannten. Endlich fanden es die jungen Leute gerathen, abzuziehen, und ihr Gegner, der noch immer unter dem Nußbaum saß, rief ihnen nach: „Milchsuppengefrießer, vermaledammte! Kommt zum guten Hirten, wenn ihr Herz im Leibe habt! Dort will ich euch den Most vollends herunterputzen. Wer sich an mir reibt, dem ist schon geholfen. Ich bin der richtige Barthel, der den Most holt, Niemand weiß wo."

Bei diesen Worten horchte Leander Muckenthaller hoch auf und beschloß der unerwartet entdeckten Fährte zu folgen. — „Grüß dich Gott, Most-Barthel," wandte er sich mit süßlicher Stimme zu Rauschinger; „wie geht's, wie steht's, alter Spezi?" — „Ich kenne den Herrn nicht," versetzte Rauschinger, der offenbar seine fünf Sinne noch nicht recht wieder beisammen hatte, sonst wäre er schwerlich in die Falle gegangen. „Besinne dich," hob Leander wieder an, indem er die Gatterthüre öffnete und auf den Weg hinaus trat, wohin ihm die andern Herrn größtentheils folgten. „Wir kennen uns bereits lange. Du hast schon von mir an den Wein-Poldl geschrieben." — „Habe ich?" entgegnete Rauschinger, immer noch nicht recht bei vollem Verstande; „mag schier seyn, obschon ich mich nimmer darauf besinnen kann. Gewiß habe ich dem Herrn alles Gute und Liebe nachgesagt." — „Denke wohl," ließ sich Leander vernehmen, um dann mit unverkennbarem Spotte hinzuzufügen: „Meine Freunde und ich sind dir ein Trinkgeld schuldig geworden. Wir gehören zu der gewissen Loge am Kohlmarkt vor Milanis Kaffeehaus. Und weil wir just so gemüthlich beisammen sind, so möchte ich dich schon um das Räthsel vom Tag- und Nachtfalter fragen."

Diese Worte halfen dem Rauschinger vollends aus dem Traume. Er merkte, daß er sich auf's Eis hatte

lassen. Das schüchterte ihn nicht etwa ein, sondern er ärgerte sich nur darüber, daß er „aufgesessen" war. Auf den Leim zu gehen wie ein Gimpel, ist für einen Mann aus dem Volke die ärgste Schande, besonders wenn es vor den Augen von seines Gleichen geschieht. Die zwei Musikanten wechselten spöttische Blicke. Um jeden Preis mußte die Scharte ausgewetzt werden, und dazu wußte der verdrießliche Mann kein anderes Mittel, als mit großartiger Grobheit vorzufahren. Sein Zeughaus litt keinen Mangel daran. — „Schon recht," sagte er; „mich freut's, daß ich den rechten Fleck getroffen. Ich weiß mir gar nichts besseres auf der Welt, als die Herrenkerle zu tratzen. Man muß sie niedertauchen, die Gefrießer. Ihre Hoffahrt wächst über den Schneeberg hinaus. Der Kaiser selbst möchte nur Sonntags seyn, was sie sich die Woche über einbilden." — „Nur zu, Mann, nur zu!" rief Leander. „Lasse nur dein ungewaschenes Maul laufen, es ist das letzte mal und geht dann in einem Aufwaschen hin. Ich werde dir das „Aufbegehren" für wenigstens sieben Jahre verleiden." — „Wie schade, daß ihr die zwei andern Maulaffen von vorhin nicht dabehalten habt," höhnte Rauschinger. „Ich bin Manns genug, mit dir fertig zu werden," rief Leander und hob drohend das Meerrohr. Rauschinger sprang auf seine Füße und trat mit herausfordernder Miene näher.

Da hielt es der Harfner für angezeigt, einzuschreiten. Nachdem er sein Saitenspiel vorsichtig abseits gestellt, schob er seine jugendkräftige, breite Gestalt vor den erbosten Leander. — „Der gnä' Herr thut mir schon den Gefallen und läßt den Mann in Frieden." — „Franzl," unterbrach ihn Rauschinger, „setz' dich lieber hin und hau' einen Landlerischen auf, daß ich den Schnipfer nach Noten wichsen kann." — „Kann nicht aufgeführt werden," sagte der Harfner; „wenn der gnä' Herr „raufet werden" will, so muß er mit dem Oberhofheiner Franzl anfangen." — „Und mit dem Kremser Siemandl dazu," fiel der Geiger ein; „ich will ihm den Fiedelbogen um die Ohren schlagen, als hätte er die Wahrheit gegeigt." — „Wir sind auch noch da!" riefen einige der Herrn. — „Schon recht," sagte der Harfner, wir „wassern" die Stockfische alle mitsammen."

Der Handel nahm eine höchst bedenkliche Wendung. Schreiend flüchteten sich die Frauen in den Hintergrund des Gartens; mehrere Herrn zügelten ihre Rauflust, um das schöne Geschlecht zu begleiten. Es wäre ja gar zu unritterlich gewesen, die Frauen in ihrer bittern Seelenangst ohne tröstlichen Zuspruch zu lassen, selbst auf die Gefahr hin, sich den falschen Schein der Feigheit aufzubürden. Indessen besaßen nur die wenigsten diesen Opfermuth; die andern zeigten sich bereit, den Raufhandel mit Stock und Faust durchzuführen; nur mit Stock und Faust, nicht etwa mit dem Degen. Die Klinge zog man bloß gegen seines Gleichen, oder wenn es um das Leben im Stande der Nothwehr ging, etwa bei einem nächtlichen Ueberfall, gegen Mörder und Räuber.

Muthmaßlich wäre Peter unter gewöhnlichen Umständen nichts weniger als abgeneigt gewesen, die Rauferei mitzumachen. Sein Müthchen zu kühlen, war er sonst immer bereit, und im Grunde des Herzens hatte ihn die zugetheilte Großmeisterschaft der Loge bei Milani doch gewaltig verdrossen. Zufällig aber war er in weit höherem Grade gegen die Gesellschaft aufgebracht, und deßhalb geschah es, daß er sich zur Gegenpartei schlug. Vorspringend rief er: „Halt da, der Rauschinger steht unter meinem Schutze! Wehe dem, der nur ein Haar seines Hauptes zu krümmen wagt!" Ein Ausruf allgemeinen Erstaunens beantwortete die überraschende Aeußerung. Während Rauschinger in seiner groben Weise sagte, daß er allenfalls in Geldangelegenheiten eines Gönners bedürfen könne, aber Prügel zu wechseln ohne Hülfe im Stande sey, ließ sich Leander vernehmen: „Ich weiß nicht, wie der Herr Ritter von Veilchenau mir vorkommt. Er ist ja der vor allen Beleidigte." — „Was nicht noch? Ich bin nicht beleidigt," rief Peter. „Ich vertrage die Wahrheit so gut wie der Kaiser. Der Blattlschreiber hat die Wahrheit geschrieben. Wir sind Maulaffen sammt und sonders." — „Oho, oho!" murrten die Herrn; „der Herr Ritter wird unanständig. Wenn er selber ein Maulaffe seyn will, so ist das seine Sache, aber wir —" — „Wir gehören alle in einen Topf," fiel Peter ein. — „Auf 'ne Art," fügte Winterbaum hinzu, der eben aus dem Hintergrunde zum Vorschein kam. „Gleich werden wir weiter davon reden. Vor allem aber sind die streitenden Parteien auseinander zu bringen. Wissen die Herren, wer ich bin?" — „Der Herr ist der Regierungsrath von Winterbaum," sagte Leander. — „Und der Polizeihofstelle zugetheilt," ergänzte Winterbaum. „Vielleicht finden die Herren in dieser Erinnerung einen Grund, meiner Einladung in den Garten zu folgen." Zu Rauschinger gewendet, fügte er hinzu: „Der Mann hat vernommen, wer ich bin. Ich befehle ihm, Ruhe zu geben. Wenn er glaubt, daß ihm ein Unrecht widerfahren, so beschwere er sich bei der Polizei. Selbsthülfe ist verboten." — „Aber nicht die Nothwehr," versetzte Rauschinger. „Ich theile gewiß nicht die erste „Flaschen" aus, aber schuldig bleibe ich keine. Die Herrn da haben mich bedroht." — „Und er hat zurückgedroht. Abgemacht! Man nehme

beiderseits den Willen für die That und schließe die Rechnung."

Die Herren folgten zwar nicht der Einladung in den Garten, aber sie gaben unzweideutige Zeichen von friedfertigerer Gesinnung gegen den Blattlschreiber. Mit halber Stimme, aber immer noch vernehmbar genug, sprachen sie unter einander. — „Weßhalb sollten wir raufen? Etwa darum, weil ein Mensch beleidigt worden, der unsern guten Willen mit dem schnödesten Undank vergilt? Der Glückspilz schaue allein zu, wie er fertig wird!" — „Der Rath kommt wie Senf nach Tische," sagte Peter achselzuckend; „ich schwimme mitten im Strome, und man ruft mir zu, ich möge schwimmen lernen." — „Meine Herrn," fiel Winterbaum ein, „ich muß Sie ernstlich ersuchen, hereinzukommen. Die Damen wünschen endlich einmal Kaffee zu trinken. Sie halten ihre Schönheit sämmtlich für haltbar genug, um den Trank heiß nehmen zu dürfen. Die Damen vor allem, meine Herrn!"

Die Mahnung wirkte. Leander zog sich trotzig langsam in den Garten zurück, die andern folgten. Nur Peter zögerte, indem er sagte: „Der Herr Regierungsrath äußerte vorhin in einem Tone, der ziemlich spöttisch klang, er gedenke das, was ich gesagt, einer weiteren Besprechung zu würdigen. Ich warte die ganze Zeit schon auf das Orakel." — „Mache mich der Herr nicht wild!" brummte Winterbaum. — „Mir scheint, er ist schon wild genug und braucht mich nicht dazu," versetzte Peter in jenem schneidend spöttischen Ton, welchen niemand besser trifft als ein Wiener aus den südwestlichen Vorstädten. Rauschinger und die Musikanten lachten hell auf. Ihre Heiterkeit galt vorzugsweise dem Doppelsinn des Wortes „wild," das zugleich „häßlich" bedeutet. Winterbaum begriff das ohne Mühe und gerieth ernstlich in Wuth. — „Lasse der Herr solche Dummheiten unterwegs," polterte er, „sonst sind wir geschiedene Leute!" — „Bevor wir nur verbunden waren," erwiederte Peter. — „Bevor wir nur verbunden waren," wiederholte der andere; „der Herr ist überhaupt noch nicht mit uns verwachsen, sondern gleichsam ein Pfropfreis der guten Gesellschaft, weßhalb seine Stellung besonderer Schonung bedarf, um das Anwachsen nicht zu vereiteln."

Als Peter in dieser zwar verblümten, doch darum nicht minder verständlichen Weise die Niedrigkeit seiner Herkunft sich vorwerfen hörte, stieg auch ihm der Zorn zu Häupten. Von Hause aus war er nicht sanftmüthig, seit einer halben Stunde befand er sich in einem gereizten Zustande, der mit verliebtem Zorne begonnen, um sich von Augenblick zu Augenblick zu steigern. Das Wort „Glückspilz" hatte ihn verschnupft, und wenn die kränkende Anspielung aus dem Munde Winterbaums nicht gezündet hätte, so würde eine Bemerkung Rauschingers diese Wirkung geübt haben. Der Most-Barthel hatte nämlich, während Alfonsinens Vater sprach, zwischen den Zähnen gemurmelt: „So haut man sich den Eidam zurecht!" Kein Wunder also, wenn die volle Schale des Grimms überschäumend sich ergoß.

„Zu allen Drachen mit dem verknöcherten Kastengeist!" rief Peter, den alten Herrn unterbrechend. „Ich kenne keine Gesellschaft, ich weiß nur von Menschen. Den Menschen hat Gott nach seinem Ebenbilde erschaffen, und wenn er die gemeinsame Ordnung eingesetzt, so hat er es fürwahr nicht gethan, um die sogenannte Gesellschaft auf den Altar zu heben, jene Gesellschaft, deren hauptsächlichste Aufgabe darin besteht, allen seinen Geboten Hohn zu sprechen. Der Herr befiehlt: im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brod essen! Ihr aber setzt eure höchste Ehre darein, dem Müssiggange zu fröhnen. Wenn ihr eine Arbeit habt, so ist es die, welche euch aus den Vergnügungen erwächst. Wenn ihr euer bischen Geist anstrengt, so geschieht es nur, um irgend eine neue Täuschung, irgend einen betäubenden Rausch zu finden, welcher den entsetzlichen Katzenjammer der öden Langeweile für Augenblicke mildere. Die Kraft und Gesundheit, welche euch verliehen worden, um die Beschwerlichkeiten eines arbeitsamen Daseyns zu überwinden und eben dadurch auch zuträglich zu machen, ihr vergeudet sie in den entnervenden und nutzlosen Strapazen der Kurzweil, in Nachtwachen am Spieltisch, auf dem Tanzboden, ihr verderbt sie durch Fraß und Völlerei. Wenn ihr euch kleidet, so geschieht es nicht, um euch gegen Wind und Wetter zu schützen. Eure Schuhe bewahren den Fuß nicht vor Nässe, eure Hüte bedürfen des Schirmes vor dem Regen. Und was soll ich erst von den Putzdocken sagen, zu welchen sich eure Weiber und Jungfern verunzieren? Sie zwängen sich in steife Mieder, sie schnüren sich zu Wespen, und indem sie ihren Leib um seine natürlich schöne Form bringen, vereiteln sie zum voraus ihre eigentliche Bestimmung. Eine arme Magd, welche aus Verzweiflung ihr Kind ermordet, steckt ihr in's Zuchthaus, aber die Weiber, welche dem Moloch der Mode ihre Kinder schlachten, umgebt ihr mit allen Zeichen der Achtung, der Verehrung. Und doch sind sie die größeren Verbrecherinnen, denn sie haben weder Schande für sich noch Elend für ihre Geborenen zu fürchten."

Vermuthlich war Peter mit seiner Standrede weiter gegangen, als er ursprünglich gewollt. Der Zorn ist kein Mentor, und die Wuth des jungen Tollkopfs hatte sich noch gesteigert, weil, indem die Gesellschaft aus

begreiflicher Neugier näher getreten, Leander sich an Alfonsinens Seite gestellt hatte, als gehöre er vorzugsweise zu ihr. Wahrscheinlicherweise hatte das Fräulein nicht darauf geachtet, weil ihre Aufmerksamkeit, noch weniger getheilt wie die der gesammten Umgebung, einzig dem einen Gegenstande galt. An eine solche Möglichkeit dachte indessen niemand weniger als Peter.

„Honneur aux dames!“ rief Frau von Taillefer ernst mahnenden Tones. Als mütterliche Freundin hatte sie ein Recht, gehört zu werden. Ihr Recht wurde schwer verkannt; es wäre verkannt worden, hätte auch Rauschinger die Worte ungesagt gelassen: „Kann der Nudelwalker nicht deutsch reden?“ — Immerhin blieb jedoch der Spott geeignet, Oel in die lodernde Flamme zu gießen.

Nowotny kam heraus, ergriff die Hand seines unbändigen Zöglings und sagte mit halber Stimme in französischer Sprache: „Sind Sie vom Satan besessen, Peter? Sie legen es förmlich darauf an, sich Acht und Bann zuzuziehen. Solche Späße versteht die Gesellschaft nicht. Und wenn sich mit der Zeit auch der Bann heben ließe, weil dem Reichthum viel verziehen wird, so wäre doch eines unwiederbringlich verloren, nämlich Ihre Aussicht, die Hand des schönen Fräuleins zu erlangen, um welche Sie Ihre Bewerbung mit so überraschend schnellem Erfolg begonnen haben.“

Peter lachte ihm in's Gesicht. „Lasse der Herr mich aus mit dem einfältigen Geplausch!“ entgegnete er laut und auf deutsch. „Ich bin ohnehin teufelswild und brauche seinen Spott nicht zu meinem Schaden. Wenn ihm die Bewerbung wirklich so erfolgreich vorgekommen ist, wie mir nicht, und wenn er zufällig recht haben sollte, so sage er der geschnürten Herrenjungfer in der Reifenglocke, ich hätte mein Sprüchlein von A bis Z aufgesagt und wüßte weiter nichts. Wenn sie mich haben wollte, so möchte sie sich bei mir melden. Gott befohlen!“

Trotzig wandte er sich um und ging gemessen langsamen Schrittes gegen Währing hinab. Der Professor wollte ihn zurückhalten. „Laissez le!“ rief die Taillefer. — „Was fliegen will, das lass'!“ fügte Winterbaum hinzu. Nowotny blieb zweifelnd stehen, um dann in den Garten zurückzukehren, tief gekränkt und noch tiefer beschämt. Die Beschämung ward einigermaßen gemildert, weil Winterbaum und die Taillefer sich dahin aussprachen, daß die mißrathene Erziehung nicht des Professors Schuld sey, denn der Bube sey schon gar zu arg verwildert gewesen, bevor er in die Zucht gekommen. Doch wenn die verletzte Eigenliebe auch ein Pflaster fand, für das gekränkte Herz gab es keinen Balsam. Der kleine Mann liebte seinen unbändigen Zögling wie einen leiblichen Sohn und hielt ihn — vielleicht nur deßwegen — für einen großen Mann auf dem Halme. Diese Ansicht wurde von der Versammlung durchaus nicht getheilt; die Frauen plapperten gleich geschwätzigen Elstern, krächzten gleich vorwitzigen Hähern, klagten gleich trübseligen Dohlen oder schalten wie schlangenartig zischende Gänse, und alles Plappern, Klappern, Schnattern, Klagen und Zischen galt einzig dem jungen Herrn, aber nicht seinen etwaigen Vorzügen. Nur eine von den Damen schwieg, um auf ein leises Flüstern im tiefsten Grunde ihres Herzens zu lauschen, das schüchtern und kaum vernehmbar, wie das ferne Rauschen bebenden Espenlaubs, zu Gunsten des Flüchtlings sich regte — ganz geheim: für alle Schätze der Welt hätte Alfonsine eine Regung nicht eingestanden, die sie sogar vor sich selber zu verläugnen suchte.

Der Gegenstand aller dieser offenen Ungnade und geheimen Sorge, aller dieser beleidigten Eitelkeit und gekränkten Neigung ging indessen nachdenklich seines Weges. Er war mit sich selber nichts weniger als zufrieden, und vom dunkeln Drange getrieben, sein eigenes Gewissen zum Schweigen zu nöthigen, haderte er in seinen Gedanken mit Gott und der Welt und erhob Anklagen gegen die Umstände, Verhältnisse und Bedingungen des gesellschaftlichen Daseyns, gegen alles Mögliche, nur nicht gegen das eigene Verschulden. Das Gewissen aber ließ sich nicht irre machen; es schien alles zu vernehmen, was im Garten des Tailleferschen Landhauses gesprochen ward. Vor allem aber hielt es sich an die übermüthig unartigen Abschiedsworte. Die Erinnerung an diese ward immer schwerer, sie ließen sich nicht ungesprochen machen. Wie von einer körperlichen Last gedrückt, setzte sich Peter endlich auf eine Bank, die am Wege stand.

Es war vollends Abend geworden, aber nicht dunkel. Die Scheibe des Vollmonds, welche bisher in duftigem Silbergrau am Himmel geschwebt, hatte sich mit Gold überzogen und leuchtete in mildem Glanze. Rauschinger und die Musikanten, die ungefähr hundert Schritte hinter Peter einherschlenderten, blieben stehen. — „B'hüt Gott, Barthel,“ sagte der Harfner. „Wir müssen dort hinüber und es ist hell genug, den Feldweg über den Ganserlberg einzuschlagen. Schade, daß du nicht mit uns gehst. Es wird lustig werden.“ Lachend schüttelte Barthel den viereckigen Kopf. — „Just habe ich einen „Gutgemachten“ ausgedudelt,“ versetzte er; „zwei an einem Tage wären schier zu viel. Ich bin nimmer so jung, wie ich zu deines Vaters (Gott tröste ihn!) Lebzeiten gewesen bin.“ — „Wie du meinst,“ hob der Franz wieder an. „Morgen sehen

wir uns eh'. Du wirst mir wohl auch einmal wieder neue G'stanzeln zukommen lassen? Zeit wär's schon; ich weiß schier nimmer, was ich singen soll." — „Schon recht, Franzl," erwiederte Rauschinger; „mir ist ein Hauptjux eingefallen. Der G'schwuf hat vorhin eine Predigt gehalten, aus der ich ein Lied machen will, daß sich die Leute vor Vergnügen wälzen." — Der Harfner lachte mit dem ganzen Gesicht, sein Begleiter rieb sich behaglich die Hände. „Aber recht bald!" sagten die Musikanten wie aus Einem Munde. — „Auf die Wochen," beschied Rauschinger. — „Warum nicht gleich? Wir zahlen extra eine Maß oder zwei." — „Das geschieht so wie so, meine Buben, nur ein bissel später. Ich habe Bestellungen, die sich nicht aufschieben lassen. Uebermorgen läßt der Meister Dobrowolna seine Alte begraben. Es ist das erstemal seit dem Hochzeittage, daß sie ihm den Willen thut. Ich muß dazu ein recht rührendes Gedicht machen. Der Meister zahlt gut und ich mag mir die Kundschaft um so weniger verschlagen, als nächstens die Bestellung auf ein Hochzeitgedicht und nach drei Vierteljahren wiederum etwas in Aussicht steht. Uebermorgen gibt es noch etwas; die Zermedel heirathet ihren Altgesellen —" — „Oho," unterbrach ihn der Kremser, „die alte Schachtel soll dem Barthel ein Geld geben, damit er sie nicht in's Blattl setzt?" — „Daß ich ein Narr wäre," lachte Rauschinger; „sie muß das Gedicht doppelt zahlen und kommt dann erst recht in's Blattl. So ist's bei mir der Brauch. Ich habe sonst auch noch Geschäfte, die mich aufhalten, und es bleibt dabei, wie ich gesagt. B'hüt Gott, meine Buben."

So schieden sie. Die Musikanten wandten sich rechts, Rauschinger ging auf der Straße fort. Auch er fühlte gleich Peter das Bedürfniß, eine Grille zu verscheuchen, die er gefangen. Es war ihm nämlich nicht ganz lieb, daß er einer Anzahl von Herrenleuten als Most-Barthel bekannt geworden; nicht etwa aus Scheu vor dem Herrn von Winterbaum; die Polizei fürchtete er von Hause aus nicht sonderlich, am wenigsten aber im gegebenen Falle, denn er war zwar der Schreiber, aber nicht der Verbreiter der Briefe. Er konnte seinem „Spezi" im Vertrauen schreiben, was er wollte; was ging es ihn an, wenn der Poldl das Vertrauen mißbrauchte? Allerdings besprach er Regierungsmaßregeln manchmal nicht glimpflich, und indem er im Sinne der Bevölkerung mancherlei Neuerungen anfocht, wurde sogar die Person des Kaisers nicht immer mit der gebührenden Rücksicht behandelt. Doch das verursachte dem Schreiber auch nicht die allergeringste Sorge. Joseph der Zweite verstand Spaß wie kein anderer und nahm sogar den Ernst nicht übel. — „Bevor sie mich einsperren," meinte Rauschinger, „müssen sie erst den Weimar und den Wucherer henken, die gegen Seine Majestät mehr drucken, als ich je zu schreiben wagte." Wenn der Spottvogel jedoch weder die Frau Themis noch ihre flinke und scharfsichtige Zofe, die Polizei scheute, so fürchtete er um so mehr in seinem Geschäft beeinträchtigt zu werden, sobald sein Gesicht gar zu bekannt wurde. Der gewohnte Verkehr mit Thürhütern, Lakaien, Stubenmädchen, Hausmeisterinnen und andern dienstbaren Geistern konnte darunter leiden. Das berechnete er und darüber ward er verdrießlich, denn dieser Verkehr war ihm Acker und Pflug.

Als Rauschinger bei dem rastenden Peter anlangte, blieb er unwillkürlich stehen. — „Wünscht der Herr etwas?" fragte Peter. — „Freilich wohl," antwortete Rauschinger, „aber ich weiß nicht, wie ich's vorbringen soll." — „Das nimmt mich Wunder," sagte Peter; „der Most-Barthel hat eben erst bewiesen, daß er nicht auf den Kopf gefallen ist und daß die Amme nicht vergessen, ihm das Zungenbändel zu lösen. Auch gehört er nicht zu den Verzagten." — „Ich fürchte eben, daß der Herr Ritter mich dazu rechnen könnte, wenn ich ihm mittheile, was ich auf dem Herzen trage. Das allein ist meine Sorge." — „Wenn der Barthel sonst keine Schmerzen hat, so darf er sagen, daß ihm pudelwohl sey. Setze er sich her zu mir auf die Bank und rede er frei von der Leber weg. Die Einleitung kann er sich schenken. Er ist erstaunt darüber, daß ich, aller Maulaffen Großmeister, seine Partei genommen?"

„Es fällt mir nicht ein, mich darüber zu verwundern," fiel ihm Rauschinger in die Rede; ich kann den Herrn Ritter nicht beleidigen. Dazu bin ich viel zu gering, das weiß ich. Derlei Mückenstiche fühlt ein Mann wie der Herr Ritter gar nicht. Aber ich möchte den Herrn gar schön gebeten haben, mir zu erlauben, ihm mitzutheilen, daß sich meine Meinung über ihn völlig geändert hat, nicht wegen der Großmuth, die er gegen mich geübt, sondern weil er den Herrschaften die Wahrheit so sauber gegeigt. Dem Herrn Ritter wird zwar an meiner Meinung nichts gelegen seyn —" — „Ja und nein, wie man's nimmt," unterbrach ihn Peter seinerseits. „Wenn er sich auf den Dankbaren spielen wollte, würde ich ihn frischweg auslachen; wenn aber ein Mann sagt, er habe sich in einem andern Manne geirrt, so ist diese Erklärung entgegenzunehmen, wie sie gegeben wird. Es hat mich freilich nicht gekränkt, daß er mich für einen Laffen ausgab, aber es gereicht mir zur Genugthuung, daß er das Uebersehen merkt und keine Scheu trägt, sich zur bekehrten Ansicht freimüthig zu bekennen."

Mit diesen Worten erhob sich der junge Herr,

wünschte dem andern mit der verbindlichsten Miene guten Abend und setzte seinen Weg fort. Mürrisch sah Rauschinger dem Davongehenden nach, dessen Art von Leutseligkeit nicht nach seinem Geschmack war. Nach einer Weile folgte er demselben Wege, indem er vor sich hin brummte: „So haben wir eigentlich nicht gewettet. Die hochmüthige Brut des Kornwurms hat mitten in der Partie aufgehört, wie ich eben abgetrumpft war, und meines Vaters Sohn ist richtig der Narr im Spiele.“ Er besann sich, um dann hinzuzufügen: „Ist er? Nein, er scheint nur. Zeit bringt Rosen. Der Letzte hat noch nicht geschoben. Die Reihe kommt schon wieder an mich. Der Kegelbub setzt frisch auf und wir wollen sehen, ob ich nicht alle Neun werfe.“ — Unter solchen und ähnlichen Betrachtungen war er in's Dorf und bis gegen den wilden Mann hin gekommen. Währing war damals wirklich noch ein Dorf; heutzutage ist es eine Vorstadt, worin sich Haus an Haus reiht. Als der Barthel anlangte, wurden eben Veilchenaus Pferde und Wagen vorgeführt, ein muthiges Viergespann vor einem offenen leichten Gefährt. Peter sprang auf den Bock, ergriff die Zügel und die Rosse stoben wie im Sturmwind von dannen.

„Da haben wir den Menschenfreund!“ fuhr Rauschinger in seinem lautlosen Selbstgespräche fort. „Sein Zeugl stellt er sich mit vier Pferden zusammen, und alle die sechzehn Hufeisen schlagen nur darum Funken vom Steinweg, um seine Philanthropie von der Stelle zu bringen. Mich läßt er in Gottes Namen einherzotteln wie einen Pudel. Er fragt nicht einmal, ob ich vielleicht müde geworden? Der Zeiselwagen befördert mit seinem Einen Roß zehnmal im Tage sechs, oft auch acht Personen mit einander, und doch ist das Roß nur ein Krampen, der morgen oder übermorgen nach Klederling stolpern muß. Daß unser Herrgott einen Hafer wachsen läßt, hat er seit Jahren vergessen. Die vier starken Pferde aber, jung und feurig, fressen den ganzen Tag aus voller Krippe, und ihre ganze Arbeit besteht doch in nichts anderem, als den gnädigen Herrn einmal im Tage spazieren zu führen, nur einmal! Beim Himmel, ich habe Unrecht gehabt, ihm Abbitte zu leisten. Trotz der wackern Regung, zu der ihn nicht die Gesinnung, sondern nur der Geist des Widerspruchs trieb, ist und bleibt er ein ... was er war. Aber warte nur, o du mein Achazi, der zahlende Tag wird nicht ausbleiben! Ich vergesse dirs nicht, daß du meine gemüthliche Wallung mißbraucht hast, um mir eine demüthigende Niederlage beizubringen. Du sollst es noch bereuen, hoffährtiger Mosbauerbue, daß du dem müden Most-Barthel nicht einmal einen Platz auf deinem Karren angeboten hast. Eigentlich wäre seine Schuldigkeit gewesen, mich in die Stadt zu führen, mir ein paar Zwanziger, einen Kronthaler oder meinetwegen auch einen Ducaten in die Hand zu drücken. — Schon recht, der ersparte Ducaten soll dem schäbigen Knauser noch theuer zu stehen kommen.“ In solcher Weise fuhr Rauschinger fort, sich immer mehr in die Wuth zu reden. Am Ende kam er sich vor wie einer, der in der ungerechtesten Weise unterdrückt und geplündert worden.

Eine Reihe von Tagen war seit der Begebenheit von Weinhaus verstrichen. Ein heiterer Spätherbstabend hüllte die Stadt ein. Durch die frische klare Luft glitzerten die Sterne, die Oellämpchen in den Laternen durch ihren Glanz beschämend. Auf dem Stephansplatz, Graben und Kohlmarkt ergänzte sich die mangelhafte Beleuchtung durch das Licht, welches die Gewölbe der Kaufleute und die Kaffeehäuser ausströmten. Geschäftiges Volk und müßige Lustwandler kreuzten und drängten sich. Die Uebergänge, damals noch enger als heutzutage, verstopften sich zuweilen, besonders an der Kohlmarktseite des Grabens, wo ein Block von Häusern, seitdem geschleift, nur zwei enge Gäßchen freiließ, deren unteres, das Paternostergäßchen, weniger eine Straße als einen Durchschlupf vorstellte. Unablässig ertönte das warnende Ho...o der Rosselenker gleich trübseligem Unkenruf, begleitet vom groben „Aufgeschaut“ der rothrockigen Sesselträger und der Karrenschieber. Wer geschäftig einherlief, stieß an die schlendernden Müßiggänger, oder mindestens nahm er Anstoß an ihnen, wenn die körperliche Berührung etwa nicht rathsam schien. Das war freilich nicht immer der Fall. Es hatte nichts zu sagen, wenn er mit dem alten Herrn carambolirte, der fest in seinen Capot eingewickelt und den Hut tief in der Stirne wie auf Eiern einherschlich, oder wenn er den wälschen Abbate unsanft zur Seite schob, der, mit einem „o che bella ragazza“ auf den Lippen, nach einer unbegleiteten Schönheit schielte. So gab es noch viele, deren Gewissen nicht ruhig genug war, um sie Händel anfangen zu lassen, dagegen aber auch manche, die sich nichts daraus machten, wenn sie bemerkt wurden oder gar Aufsehen erregten, vor allen der Offizier, der außer der weißen Hose alle Abzeichen seines Standes und Berufes abgelegt. Das Meerrohr, womit er der vorüberwandelnden Bouffante den freundschaftlichen Klapps gab, war auch mit ernstlichen Hieben geladen, ging überaus leicht los und war noch unerschöpflicher als unsere heutigen Dreher nach Colts oder irgend eines andern Pistolenkünstlers Zusammenstellung.

Vor dem Kaffeehause am Kohlmarkte, wo die

Wallnerstraße einmündet, standen und lehnten nach gewohnter Art Mitglieder der Zunft, welche der unverschämte Blattlschreiber mit dem unliebsamen Spitznamen der Maulaffenloge belegt hatte, um ihr dann auch noch die nähere Bezeichnung durch einen etwas gar zu volksthümlichen Ausdruck für die Tabakspfeife zu geben, der schon einmal angeführt wurde und wiederholt zu werden nicht eben nöthig hat. Man soll nicht einmal des Guten zuviel thun, geschweige denn des nicht unbestreitbar Guten.

Die Anspielung des Most=Barthel auf die Nachfolger der Tempelherrn dürfte in Anbetracht der Lebenskreise des Blattlschreibers heutzutage manchen verwunderlich vorkommen, und für diese sey hier beiläufig bemerkt, daß in der Zeit, von welcher hier die Rede, die freimaurerischen Ausdrücke dem gemeinen Manne so geläufig waren, wie ihm die Bezeichnungen aus dem Tempel des goldenen Kalbes geworden, nachdem er die Redensarten des Jahres 1848 vergessen. Die Maurerei ging unter Kaiser Joseph II. zu Wien stark im Schwange. Mode ist Mode.

Bei Milani wurde nach hergebrachter Weise vor und unter der Thüre „geplauscht," so auch drinnen im Saale, wo noch außerdem die Billardkugeln klapperten und hie und da wohl auch ein stiller Gast die Zeitung las. Letzteres geschah indessen nur ausnahmsweise und war nicht wie heutigen Tages die Regel. Die Zeitung von damals brachte nur abgetragene Meldungen; die frischen Neuigkeiten kamen aus den Schreibstuben der Kaufleute, deren Briefe von den großen Handelsplätzen nebenbei auch die politischen Händel meldeten, so daß man durch Vermittlung der Geschäftsmänner manchmal Begebenheiten vernahm, die sich kaum vierzehn Tage zuvor in Paris zugetragen hatten. Das galt damals für herenschnell.

Die Haupt= und Staatsactionen aus fernen Landen mußten übrigens von überwiegender Wichtigkeit seyn, wenn sie auf anhaltendere Aufmerksamkeit und Theilnahme Anspruch erheben wollten. Der Vorrang gehörte unbestritten den kleinen Begebenheiten des täglichen Lebens und in zweiter Reihe den politischen Vorgängen in der Heimath, die seit dem Tode der Kaiserin Maria Theresia sich ohnehin mehr als je zuvor in den Vordergrund drängten, da Josephs des Zweiten ungestümes Walten eine sehr auffallende Aehnlichkeit mit einem Strome besaß, der, lange zurückgestaut, mit Flößholz überladen aus dem Thore der geöffneten Schleuße bricht.

Eine Gruppe unter Milanis Thüre sprach von einer sehr wesentlichen Angelegenheit, vor welcher die politischen Neuigkeiten erbleichten wie die Sterne vor dem Vollmonde. Die Rede war nämlich von Veilchenau, und Leander Muckenthaller galt in Bezug auf diesen stets für gut unterrichtet. — „Unser Peterl ist völlig übergeschnappt, Messieurs," ließ er sich im Orakelton vernehmen. „Das ist die Ursache, weßhalb wir ihn seit etlichen Tagen nicht gesehen." — „Dachte ich's doch," ließ sich ein ältlicher Herr von jungthuendem Wesen vernehmen. „Er hat am vergangenen Donnerstag die Assemblee bei der Frau von Landreuther ausgelassen." — „Das geschah nicht freiwillig," fiel ein junger Herr mit schadenfrohem Lächeln ein. „Die Landreuther war ja bei der Tailleser zugegen und hat ihm am nächsten Morgen ein Billetdour geschrieben, das er schwerlich an den Spiegel gesteckt haben wird.

Hier ist zu wissen, daß man Visitenkarten und gelegentlich auch Briefe, deren man sich rühmen wollte, an den Spiegel steckte, wie man jetzt seit etwa zwanzig Jahren und darüber die Kärtchen mit den Namen der Besucher in einem offenen Behälter auf dem Tische im Empfangzimmer zur Schau legt.

„Der Mosbauer hat solcher Brieflein noch mehrere erhalten," setzte ein dritter hinzu. „Und als er meinem Herrn Vetter aufwarten wollte, ließ ihm dieser hinaussagen, er könne ihn nur im Geleit des Herrn Regierungsrathes von Winterbaum empfangen."

Die Hörer lachten hell auf. Solche Widerwärtigkeiten, meinten sie, seyen allerdings dazu angethan, das schwache Gehirn des hoffährtigen Emporkömmlings vollends zu zerrütten. — „Er ist also eingesperrt?" fragte einer. — „Nicht doch, Messieurs," entgegnete Leander; „so habe ich's nicht gemeint. Er ist reif für den Narrenthurm, doch noch nicht von amtswegen dafür erklärt. Denkt euch nur, er hat seinen Viererzug abgeschafft, seine Livrée verabschiedet und für den Koch eine Köchin eingestellt." — „Ei, der Kaiser hat ja auch für seine Person eine Köchin und will nichts essen, was Männerhände bereiteten," bemerkte einer. — „Muß man dem Kaiser denn alles nachmachen?" fragte Leander. „Quod licet, und so weiter, heißt es hier. Uebrigens kommt es noch besser." — „Laß der Herr Muckenthaller hören."

Leander ließ n i c h t hören. Es wäre überflüssig gewesen, von etwas zu reden, das sich so deutlich vor Augen stellte, als es beim schwachen Laternenschein und bei dem Lichtschimmer des Kaffeehauses möglich war. Jedenfalls reichte die Beleuchtung für unverwöhnte Augen vollständig hin, um nicht nur den Ritter von Veilchenau zu erkennen, sondern auch die Veränderungen zu unterscheiden, welche er in seinem Anzuge vorgenommen. Die zierlich modische Tracht hatte er mit einer bürgerlich einfachen vertauscht. Auf dem Haupte saß

etwas windschief ein aufgekrempter Hut; die Wurzel des Zopfes zierte keine andere Schleife, als die kleine und bescheidene des Wickelbandes. Den Leib umfing ein bequemer Ueberrock von starkem Tuch, der ein gutes Stück über die Knie hinab reichte. Die Wade bedeckte ein Kappenstiefel ohne Sporen. Unter den Schößen des Ueberrocks, wenn sie im Schritt sich öffneten, zeigten sich gelbe Lederhosen. Kurz, der sonst als Zierbold angelegte Stadtherr glich auf's Haar einem ganz gewöhnlichen Menschenkinde, wie deren zu Dutzenden beim Lothringer saßen, um Bier zu trinken und Tabak aus Thonpfeifen zu schmauchen.

Für die Brüder in der „sichtbaren" Loge genügte Peters veränderte Außenseite vollkommen, um Leanders Mittheilung auf die glaubhafteste Weise zu begründen. Ein reicher junger Herr, welcher in den obersten Schichten der zweiten Gesellschaft den Anspruch auf das Heimathsrecht besaß, mußte offenbar übergeschnappt seyn, wenn er freiwillig sich der Abzeichen entäußerte, welche diesen gesellschaftlichen Anspruch darlegten, wie der Wappenschild den Adel, Orden und Titel den Rang begründen. Die meisten von den Herrn hielten ohne Zweifel auch modisches Gewand, Goldketten, Demantringe, galonirte Lakaien, Haiduken und Läufer, Kutschen und Pferde für die eigentliche Hauptsache, gleich wie es sogar im erleuchteten neunzehnten Jahrhundert viele Leute gibt, denen es z. B. für einzig wesentlich gilt, daß einer einen Orden besitzt; wie er etwa dazu gekommen, bleibt außer Erwägung.

Der Sohn des Emporkömmlings schritt mitten durch die Gruppe hindurch, ohne irgend dergleichen zu thun, als kenne er einen der Herren. Im Saale nahm er Platz an einem Tischchen, wo ein junger Mann von einfachem Aussehen die Zeitung las. Peter ließ sich Kaffee und eine lange Pfeife reichen. — „Wenn der Herr fertig gelesen hat," sagte er zu seinem Nachbar, „so bitte ich um das Blatt." Der andere schaute auf. Die Stimme war ihm bekannt vorgekommen. Das Gesicht überzeugte ihn, daß er sich nicht geirrt. Das Blatt hinüberreichend versetzte er: „Bediene sich der Herr Ritter, ich hab's nicht eilig." Peter äußerte nicht das mindeste Erstaunen, sich gekannt zu sehen. Das war er seit der zweiten Woche seiner Heimkehr hinlänglich gewohnt. Nichtsdestoweger starrte er dem höflichen Gaste ganz erstaunt in's Antlitz und vergaß darüber die Zeitung zu nehmen.

„Nun, Herr Ritter?" fragte dieser nach einem Weilchen. „Gehört vielleicht die verminderte Höflichkeit auch zu seiner Maskerade?" — „Von welcher Maskerade spricht der Herr?" fuhr Peter auf, um dann in einem und demselben Athemzuge, aber veränderten Tones hinzuzufügen: „Doch davon nachher. Das gebeizte Wort hat alle meine Zweifel gehoben. Wie dein Aussehen sich auch verändert haben möge, du bist mein alter Spezi, der Kletzen-Seppel." — „Ich fühle mich sehr geschmeichelt," antwortete der andere, „daß der Herr Ritter wenigstens die Person nicht vergessen hat, wenn er sich auch des rechten Namens nicht mehr entsinnt. Ich —" — „Ich weiß deinen richtigen Schreibnamen so gut wie du selber, mein lieber Pepi," unterbrach ihn Peter, „und wenn ich dich bei deinem Spitznamen aus unserer glücklichen Gassenbubenzeit rief, so lag darin eine Aufforderung, von der ich mehr noch beklagen müßte, sie mißverstanden als abgelehnt zu sehen; denn ersteres würde beweisen, daß die Anlagen des Knaben nicht jenen Grad der Ausbildung erreicht haben, den zu erreichen sie bestimmt gewesen."

Pepi lachte hell auf. — „Pack' ein, Peterl, pack' ein!" rief er dann. „Die geschwollenen Redensarten bringen einen Tannenbaum um. Du plauschst einen Stiefel daher wie ein Bruder Berliner. Reden wir deutsch mitsammen. Dich langweilt das vornehme Leben. Statt deinen Abend beim Lhombretisch oder gar in einem Bureau d'Esprit zuzubringen, willst du zur Abwechslung einmal den Harun al Raschid spielen. Das ist ohnehin die vornehmste Alamodi zu jetziger Zeit und liefert hernach Stoff, die Bouffanten stundenlang zu unterhalten. Schon recht, ich habe nichts dagegen. Wenn du dir aber einbildest, daß ich dir meinen Bart leihe, um daran das Rasiren zu lernen, so hast du die Rechnung ohne den Wirth gemacht." — „Ganz der Alte!" murmelte Peter vor sich hin, um dann etwas vernehmlicher hinzuzufügen: „Nur zu, Pepi, so lange dich's freut! Ich höre mit Vergnügen zu. Sobald du fertig bist, lasse mich's wissen. Ich möchte dir dann eine Frage stellen."

Pepi stand auf. — „Ich bin fertig," sagte er; „wenn der Herr mit mir ein weiteres zu reden wünscht, so suche er mich auf. Ich wohne auf der Laimgrube im Fokanedihause." — „Ich begleite dich," versetzte Peter, sich ebenfalls erhebend; „unterwegs können wir ungestört plaudern. Du hast wohl nichts dagegen." — „Der Weg gehört allen Leuten," sprach Pepi, „und ist breit genug für uns beide."

(Fortsetzung folgt.)

Musikalisches.

(Das Quartettspiel der Gebrüder Müller.)

Die Gegenwart bedarf immer einmal von Zeit zu Zeit eines Ereignisses, welches sie in ihrer athemlosen Hast einen Augenblick anhalten und sich zu stiller Besinnung sammeln heißt. Solch ein Ereigniß, und zwar auf künstlerischem Gebiete, bilden in der neuesten Statistik der Musik die Kunstreisen der als Quartettspieler berühmten Gebrüder Müller, Hofquartett Sr. Hoheit des Herzogs von Sachsen-Meiningen, und die „Akademien" oder Soireen, zu denen sie in den bedeutenderen Städten das musikliebende Publikum versammeln.

Die jungen Virtuosen haben Pietät für ihre Kunstgattung und persönliche Bescheidenheit genug, um nicht noch andere musikalische Hülfstruppen herbeizurufen und neben fremder Stümperhaftigkeit selbst nur um so heller glänzen zu wollen. Schlicht und kurz, wie es der wahren Kunst geziemt, ist die Ankündigung ihrer Programme, geräuschlos und schmucklos das ganze Verhalten der jungen Leute: sie treten mit einer Verbeugung vor und setzen sich zum Spiele nieder. Sind sie, wie bei Tonstücken mit Pianoforte, auf fremde Kräfte angewiesen, so wählen sie doch nur solche Künstler, die in ihrem Bereiche ihnen selbst ebenbürtig sind. In Dresden veranstalteten sie zwei Quartettabende, die jedoch bei weitem nicht genug besucht waren. Das zweite mal (Freitag den 28. Oktober) war ich selbst Theilnehmer und bekenne, einen hohen, ja einzigen Genuß gehabt zu haben, wie ihn eben nur ein solcher Grad von technischer Meisterschaft zu bieten vermag. Diesen Eindruck hatte auch das Auditorium im Ganzen, so daß schließlich das Gesammturtheil über die Leistungen ein durchaus einstimmiges, ungetheilt begeistertes war. Ein kleines Privatvergnügen besteht dann bei mir immer noch darin, daß ich hinter dem Genuß an der bloßen Musik meine eigenen Gedanken habe und Betrachtungen über die Zusammenstellung des Programms, über das Charakteristische und Unterscheidende der einzelnen Tonstücke, über die Gegensätze zwischen alten und neuen Meistern u. s. w. anstelle, wobei naturgemäß auch ästhetische Grundfragen mit unterlaufen. Gestatten Sie mir, Ihnen dieses Versteckspiel meiner bescheidenen Reflexionen hier zu einiger Ordnung gruppirt darzulegen, und nehmen Sie es auf, wie ich es Ihnen gebe — sine ira et studio. Zuvor jedoch bemerke ich noch, daß ein C-dur-Quartett von Mozart, das S-dur-Quintett mit Pianoforte von Schumann, und das A-moll-Quartett von Beethoven, eines der spätesten, aus den 120 oder 130ger Werken, an diesem Abend zum Vortrag kamen.

Die vier älteren Gebrüder Müller, gewöhnlich die Braunschweiger genannt, galten bis dahin für das Höchste im Quartettspiel, weniger durch geniale Begabung als durch das Verdienst eigenen, unermüdlichen Fleißes, zartester gegenseitiger Anbequemung, die es bis zum präcisesten Einklange des Zusammenspiels gebracht hatte. Die vier jüngeren Brüder, die Söhne eines der älteren desselben, der noch jetzt als Concertmeister an der Braunschweiger Hofoper wirkt, sind eine lebendige Fortsetzung, eine ebenbürtige Wiederholung jener Originale — in der That, eine glückliche, seltene Vereinigung. Denn eine Ausnahme wird es immer seyn, wenn vier Brüder in natürlicher Reihenfolge nicht bloß am Leben bleiben, sondern auch so gleichmäßig begabt und leiblich vor jedem Unfall, vor jeder Verletzung so bewahrt erscheinen, daß sie eine geschlossene Künstlergruppe bilden, die es in einer reich vertretenen und sehr beliebten Gattung der Musik zur Meisterschaft gebracht hat. Ich gestehe, mich einer Anwandlung von Rührung, von Dankbarkeit nicht haben enthalten zu können, als ich die vier Brüder vortreten und sich zum Spiel anschicken sah; ich erblickte in ihnen nicht zuerst die Künstler, sondern die Schützlinge der göttlichen Vorsehung, die Lieblinge eines freundlichen Geschicks, das ihren Lebensweg bisher so sicher und friedlich geführt und die vier Zusammengehörenden auch glücklich beisammengelassen hat. Meister aber in ihrem Bereiche sind sie wirklich, wenigstens was das präcise Ensemble betrifft. Ist ihnen in dieser Beziehung allerdings die Tradition des väterlichen Vorbildes, die praktische Anleitung, das eigene Hören ihrer Vorgänger von Kind auf zu Hülfe gekommen, so hat doch der eigene Fleiß, die mühsame, unausgesetzte Selbstübung das Meiste bei ihnen thun müssen, um den Zusammenklang zu einem absolut vollendeten zu machen.

Gerade dieser Punkt ist sonst die Klippe aller Quartettspieler. Man hört da immer, daß es vier einzelne sind, die spielen: einmal dominirt die erste Violine über die andern Instrumente, dann setzt der Eine jetzt ein, der Andere später; hier wird von dem Einen retardirt, von dem Andern nicht in gleichem Maße nachgegeben; dort ist eine Ungleichheit in der

Tonstärke bemerkbar — kurz, das Zusammenspiel ist mangelhaft, also gerade dasjenige, worauf es ankommt, wenn ein einheitliches Kunstwerk zu Stande kommen soll: weder der Einsatz erfolgt genau in einem Moment, noch ist die Schattirung, der Vortrag der Nüancen bei Allen der nämliche. Dieß nun aber ist bei unserem Doppelbrüderpaar durchaus der Fall, ja so sehr, daß die Meisterschaft in dieser technischen Hinsicht nicht noch höher getrieben werden kann. Denn es grenzt fast an das Wunderbare, wenn bei vier getrennten Individuen der Wille, das Auge, die Hand so sehr von einem Zuge beseelt, so sehr zu einem Griff, zu einer Bewegung zusammengewachsen erscheinen, daß im Eindruck, in der Leistung diese Sonderung zu Individualitäten ganz und gar aufhört und wir nur einen einzigen Spieler zu hören glauben. Bei näherer Untersuchung würde sich das Geheimniß vielleicht in etwas aufklären und sich auf die Verständigung durch die Sprache der Augen, durch eine Kopfbewegung, durch einen leisen Druck mit dem Fuße zurückführen lassen. Aber gerade diese Illusion behält, eben weil man sie auf diesem Gebiet noch nie in solcher Vollendung erhalten, etwas Räthselhaftes; man hat den Eindruck des Ideals, des nicht mehr zu Uebertreffenden; denn was Quartettspiel ist und welcher Kunstwerth in den betreffenden Werken steckt, wird uns erst Angesichts solcher Vollendung offenbar. Schwierigkeiten in technischer Beziehung gibt's hier nicht: das Schwierigste kommt mit der gleichen Leichtigkeit, mit derselben Sicherheit und Glätte zum Vorschein, wie das Leichteste. Ebenso sind Schwankungen im Vortrage ein unbekannter Begriff. Ein eintretender Tempowechsel durchzuckt alle vier Spieler plötzlich und gleichmäßig; nach einer Pause, bei einem Ritardando ist das Zeitmaß sofort bei Allen, und zwar bis auf das letzte Atom von Rhythmus, das nämliche; bei ganz verschiedener Stimmenführung sogar, wenn durch die Querbewegung von Synkopen der Takt zerrissen erscheint, oder wenn die einzelnen Instrumente zu gleicher Zeit ganz verschiedene Figuren auszuführen haben, etwa Achtel, Triolen und Sechzehntheile — Alles dieß alterirt das Zusammenspiel nicht im Mindesten; wir hören auch dann immer nur Einen, es ist ein Griff, ein Strich, ein Schlag, der zu unserem Ohre kommt. Der Componist selbst schwebt gleichsam als unsichtbarer Genius über den Vieren und haucht ihnen die Stimmen seiner Partitur ein, daß sie wie ein einziger Strom, wie ein eben erst geborener Tonerguß zum Erklingen kommen.

Dieser rhythmische und dynamische Gleichklang des Spiels wird noch mehr in dem Falle bemerkbar, wenn ein Fünfter als Ausführender hinzutritt, wie in dem Schumannschen Quintett. Da war, trotz der anerkannten Virtuosität des Klavierspielers, sofort eine kleine Differenz im Ensemble wahrzunehmen, indem das Pianoforte sich nicht an allen Punkten zu vollem Einklange mit den vier Geigen amalgamirte. Man hörte, daß dieser Hülfsmann ein fremdes Element war, nicht in derselben Schule wie die Vier aufgewachsen, nicht im Zusammenspiel mit ihnen großgeworden, sondern aus einem andern Entwicklungsgange herkommend und von jeher gewohnt, seinen eigenen Eingebungen, seiner selbstständigen Empfindungsweise zu folgen. Im Ganzen allerdings — das müssen wir hinzufügen — war auch hier das Zusammenspiel höchst exakt, der Pianist bequemte sich dem Quartett durchaus gefügig an, so daß die Ausführung des Tonstücks unter allen andern Umständen für vollkommen gelungen gegolten haben würde. Aber gerade neben der Vollendung der vier Brüder war auch schon die kleinste Abweichung im Vortrag spürbar. Das Ohr des Publikums hatte sich durch das vorangegangene reine Quartettspiel schon zu sehr verwöhnt, zu sehr mit dem unbilligen Anspruch erfüllt, als müsse nun mit einem mal jegliches Instrumentalspiel in der Weise der Meister zusammenklappen. Hier also hörte der verschärfte Sinn Differenzen, die an und für sich keine sind oder doch fast zum Nichts verschwanden, die aber andererseits den Zuhörern das Gefühl gaben, wie außerordentlich schwierig es seyn und welches Studiums es bedurft haben müsse, ehe solcher Einklang erreicht werden konnte, wie der durch die Concertgeber zu Gehör kommende.

Bei dieser objektiven Schätzung nun aber, welche den in ihrer Art einzigen Leistungen der jungen Virtuosen mit psychologischer Analyse nachgeht und ihnen, technisch betrachtet, die unbedingteste Anerkennung zollt, ist die Erwähnung eines Mangels um so weniger eine Ungerechtigkeit, als das, was wir sagen wollen, den wenigsten Zuhörern überhaupt zum Bewußtseyn gekommen seyn wird. Es hat uns nämlich scheinen wollen — und bei ihrer Jugend darf dieß nicht befremden — als fehle unsern Künstlern noch ein letztes Etwas zur erschöpfenden Wiedergabe der von ihnen vorgeführten Tonwerke, nämlich jene Reife der eigenen Entwickelung, des eigenen Gemüthslebens, welche den geistigen Gehalt, den Empfindungsreichthum in den Compositionen wie ein persönliches Erlebniß nachfühlen, in den Spielern selbst sympathetisch erzittern läßt; jene über alle Technik hinausgreifende Versenkung in den psychischen Proceß der Stimmungen und Kämpfe, die in den Werken niedergelegt sind, und die warme, beseelte, gemüthsinnige Wiedergabe aus dieser Versenkung, aus diesem Mitgefühl mit den betreffenden Schöpfungen heraus.

Dieses für die künstlerische Reproduktion überhaupt letzte, geheimste Ziel der technischen Virtuosität bleibt den jungen Spielern noch zu erstreben und kann auch in der That erst mit der wachsenden innern Entwicklung selbst erreicht werden. Um aber zu dieser Reife zu gelangen, sind eigene Seelenerfahrungen, heiße Herzenskämpfe, bittere Täuschungen, gemüthsvolle Lebensbeziehungen nicht zu umgehen. Nur in der Schule der Liebe, des selbsterworbenen Glücks, unter der Zucht des Schmerzes und der Entsagung gedeiht die Blume des eigenen Seelenlebens. Diesen rauhen und doch beglückenden Weg müssen wir im Interesse ihrer künstlerischen Vollendung den edeln Brüdern noch wünschen; nur so kommt ihre Entwicklung zum Abschluß, nur so werden sie dem idealen Gehalte der Tonwerke ganz gerecht und den Zuhörern bleibt kein Wunsch mehr übrig; die Staffel der absoluten Meisterschaft nach allen Seiten hin ist erstiegen, der Genuß, dergleichen zu hören, ist der unbedingt höchste, über dem nichts mehr gedacht werden kann. Die technische Ausführung zwingt uns, wie gesagt, schon jetzt Bewunderung ab; aber zu dieser Feinheit der Zeichnung, der Gestaltenbildung muß der beseelende Lebensathem, die tiefe Blutwärme der Empfindung kommen. Möge den jungen Künstlern das Leben diese erziehende Führung nicht schuldig bleiben!

Und bei dieser Gelegenheit wollen wir denn gleich noch einen andern, an sich allerdings geringfügigen und äußerlichen Umstand der Berücksichtigung der jungen Virtuosen empfehlen, der uns aber für ihre künstlerische Unbescholtenheit unerläßlich scheint: nämlich die Reinstimmung der Instrumente in den Pausen und die zu lange Ausdehnung dieser letzteren. Allerdings ist Reinheit die erste Voraussetzung zum Spiel und Gewissenhaftigkeit in dieser Beziehung nicht genug zu loben. Aber das Stimmen muß leiser geschehen und kürzer abgemacht werden, als es von unsern Virtuosen geschieht; wenige, fast unhörbare Striche genügen hierzu. Die Kürzung der Pausen aber nach jedem Satze der Quartette ist eine ästhetische Forderung im Interesse der gedrängten Geschlossenheit, der Einheit des Kunstwerks. Lange Zwischenräume unterbrechen den Zusammenhang beim Publikum und lassen seine Phantasie in zerstreuende Nebengedanken abschweifen, statt gefesselt von dem Eindruck des eben Gehörten ganz bei der Sache zu bleiben und das Folgende, als Gegensatz oder Ergänzung, an das Vorige anzuknüpfen. Letzteres ist nur möglich und das Ganze kann nur dann als Ganzes gefaßt werden, wenn nach wenigen Augenblicken zum nächsten Satze fortgegangen wird. Die vorgeführten Tonstücke werden mehr zu ihrem Rechte kommen und der Eindruck bedürfnißloser Meisterschaft wird reiner seyn, wenn die jungen Künstler beide Rathschläge freundlichst beachten wollen.

Von größerem Reize vielleicht noch, als die im Bisherigen versuchte technische Analyse, ist — und das sind nun eben meine geheimen Hintergedanken — die ästhetische und historische Betrachtungsweise, zu der die Leistungen unserer Quartettspieler reiche Gelegenheit boten. So gleich das Programm, welches nach dem ersten der beiden überhaupt möglichen Principe, nämlich entweder der historischen oder der rein musikalischen Auswahl, aufgestellt war. Die jungen Künstler hatten den geschichtlichen Gesichtspunkt festgehalten und in der Reihenfolge: Mozart, Schumann, Beethoven sowohl den historischen Fortschritt — Beethoven hätte allerdings in der Mitte stehen müssen — als den Gegensatz von classisch und modern im Auge gehabt. Mozart repräsentirt die ruhige, kühle Würde, die maßvolle Schönheit der Antike, Beethoven und Schumann den transscendentalen Charakter der modernen Romantik. In der beziehungsreichen Vergleichung dieser innerlich verschiedenen Sphären bestand der Reiz dieser Nebeneinanderstellung.

Besonders dankbar waren wir den jungen Künstlern für das Mozart'sche C-dur-Quartett, das, als ein Stück Classicismus, uns die so vielfach angefochtene und doch noch immer vorbildliche Bedeutung und Mustergültigkeit der classischen Musik versinnlichte. Seit den Fortschrittsbestrebungen der „neudeutschen" Schule ist es üblich geworden, die alten Meister nur noch mit Achselzucken zu betrachten und ihren Werken nichts als eine halb erzwungene Duldung zu Theil werden zu lassen. Man beruft sich dafür auf den stereotypen Schematismus ihrer Formen, auf den zopfstylmäßigen, spießbürgerlichen Geist in ihren Werken; der Inhalt, sagt man, sey nur klein, die Formen eng und dürftig, die ganze Musik bloß ein liebliches Ton- und Empfindungsspiel, ohne Ernst, ohne Vertiefung, ohne Kampf, ohne große Leidenschaften, noch kein Funken von der Unendlichkeit des modernen Geistes und den gesteigerten Ansprüchen der Neuzeit.

Daran ist sehr viel Wahres, und es wäre wunderbar, wenn sich's anders verhielte. Die classische Musik ist, wie die Kunst auf ihrer jedesmaligen Stufe überhaupt, ein Kind, ein Reflex ihrer Zeit, der damaligen Weltanschauung und Empfindungsweise; darüber hat sie so wenig hinaus gekonnt, als wir über die heutige Auffassung hinaus können. Die Bedeutung der classischen Musik beruht aber darin, daß sie eine ganze Stufe des Weltbewußtseyns, der Menschheitsentwicklung, und zwar eine sehr berechtigte, repräsentirt, nämlich

den Standpunkt der Naivetät, der Unmittelbarkeit, der bruchlosen Einheit von Subjekt und Objekt, also genau den Standpunkt des hellenischen Alterthums, an dem wir noch heute die ursprüngliche Versöhnung jener beiden Seiten, die Harmonie von Leiblichem und Geistigem, von Formschönheit und Gehaltstiefe, das genußfreudige Genügen am Irdischen als vorbildliches Ziel aller späteren Kunstthätigkeit, als ästhetisches Grundprincip überhaupt verehren. Diesen objectiven Charakter der Antike, diese in der Beruhigung und im Maß gegründete Schönheit repräsentirt nun eben auch die classische Musik. Alle ihre Schöpfungen athmen diese naturwüchsige Unmittelbarkeit und Unschuld, diese gesunde, ihres Glückes frohe Natürlichkeit, durch alle zieht sich die Stimmung idyllischer Genügsamkeit, heitern Spiels und Behagens. Zwar sind Kämpfe, Schmerzen, Vertiefung in die Geheimnisse des Seelenlebens ihr nicht ganz fremd; aber sie sind nur vorübergehend, nur oberflächlich, nur zur Abschattung der innern Gegensätze vorhanden, nicht wesentlich, nicht aus einem zerrissenen Hintergrunde hervortretend, nicht die ganze Produktion beherrschend. Nichts Ungelöstes, Unerfüllbares, kein himmelstürmendes Sehnen und Ringen, keine ungetrockneten Thränen kommen zum Ausdruck; dagegen überall ein besonnenes Ansichhalten, Beisichbleiben, ein beruhigtes Insichzurückkehren. Kindliche Einfalt, Freude, Gefühl unserer reinen, natürlichen Menschlichkeit, das ist der Eindruck, den wir von dieser Musik empfangen.

Dieser Grundstimmungen aber, dieser Erinnerung an die ursprüngliche Einfalt bedürfen wir Epigonen, die wir bereits mitten in der Bahn des Fortschritts, vielleicht schon der Uebertreibung und Auflösung stehen. Es ist uns excentrischen Gefühlsmenschen, uns haltlosen, zerfahrenen Kindern der modernen Ueberschwänglichkeit heilsam, ein Urbild der Gesundheit, des Maßes zu haben und auf dieses zurückblicken zu können, ein Urbild, in welchem die allgemein menschlichen Gefühle der Fröhlichkeit und des Entzückens, des Schmerzes und der Klage und ihrer vielfach modificirten Abstufungen mit sprechender Treue gezeichnet sind. Es ist uns, denen fast alle feste Form verloren zu gehen droht, heilsam, ein Modell der Formvollendung zu besitzen, das sowohl Ausgangspunkt als Correctiv für alle moderne Kunstthätigkeit bleiben wird, eben weil in ihm die Durchdringung von Inhalt und Form in maßgebender Weise zum Ausdruck gekommen ist. So wenig die kühnsten Bestrebungen der Zukunftsmusiker über die Grundlagen des herkömmlichen Tonmaterials, der traditionellen Intervalle und Akkorde, der arithmetisch begründeten Harmonien hinausgehen dürfen, so wenig wird die spätere Musikproduktion selbst für ihre erweiterten Intentionen, für ihre vertiefteren Empfindungen der festen Formen entbehren können. Denn ohne Form ist jede Kunst, auch die Tonkunst, ein Unding, und die Form für gleichgültig oder beliebig wandelbar zu halten, zeugt von unkünstlerischer Beschränktheit oder Ueberspannung. Ebenso kann es besondere Gattungen innerhalb einer einzelnen Kunst nur dann geben, wenn jede derselben ihr besonderes Gepräge hat, jede an einem bestimmten, nur wenig dehnbaren Schema festhält.

Und diese einzelnen Gattungstypen in der Musik aufgestellt zu haben, ist ein weiteres, nicht hoch genug anzuschlagendes Verdienst der classischen Meister, vornehmlich Haydns und Mozarts: wie die Sonate, das Quartett, die Symphonie im Wesentlichen zugeschnitten seyn müssen, haben sie uns gezeigt. Die Modernität kann diese Grundformen — und damit hat schon Beethoven den Anfang gemacht — erweitern, sie mit reicherem Empfindungsleben, mit freierem Geiste tränken; aber sie wird die ursprünglichen Grundzüge für die einzelnen Gattungen respektiren müssen, wenn sie überhaupt eine Sonate, ein Quartett, eine Symphonie schreiben will, wenn die Sonate, das Quartett u. s. w. überhaupt das noch bleiben soll, was es seinem Begriffe nach ist. Schließlich aber können wir auch den Vorwurf des Zopfmäßigen, Kleinlichen, den man der classischen Musik macht, nicht einräumen. Wohl ist ihr Inhalt beschränkter, ihr Geist naiver, harmloser, als der heutige; aber es ist in diesen Tonstücken gerade das rechte Quantum von Geist, in diesen kleinen Dimensionen gerade diejenige Fülle von Inhalt, welche der jedesmaligen Form entspricht. Von Beethoven her an ausgereckte Formen, an einen übergreifenden, titanisch ringenden, zersprengenden Inhalt gewöhnt, dem überall schon die großen symphonischen Tendenzen vorschweben, verlangen wir jetzt auch schon für die kleineren Gattungen einen größeren Inhalt und vergessen dabei, daß doch das Maß des Geistes, das Maß von Innerlichkeit in jeder Gattung ein anderes, ihren Größenverhältnissen entsprechendes seyn muß: die Sonate gestattet für ihren bescheidenen Umfang ein geringeres Quantum von Ideen und Combinationen, als das größere Streichquartett oder Quintett, die Symphonie bedarf ein reicheres Leben, einen höheren Flug, kühnere Intentionen, als die kleineren Gattungen u. s. w.

Auch in dieser Hinsicht sind die classischen Tonwerke mustergültig, auch diese Bescheidenheit, diese Beschränkung des geistigen Gehalts sowohl wie der formellen Fassung, also wiederum diese Congruenz von Inhalt und Form, diese zart abwägende Uebereinstimmung

beider Seiten ist durch die alten Meister festgestellt worden. Was die Modernen daran für Zopf, für Steifheit, für Beschränktheit auszugeben belieben, ist vielfach gerade dieser Vorzug des Sichentsprechens beider Seiten, das bescheidene Maß von Gedanken für die bescheidene Form. Und nun im Einzelnen, welch geistvolle Durchdringung dieser Form, welche Fülle von Beziehungen, von Schönheiten, von geheimen Reizen, von sinniger, sauberer Arbeit! Welche Kunst der Stimmenführung, der Verschlingung und Entwirrung der Stimmen! Welche selbstständige, charaktervolle Behandlung einer jeden einzelnen zur gemeinsamen Ausgestaltung des Inhalts, noch völlig frei von dem virtuosenhaft eiteln Vordrängen zur obligaten, concertirenden Tonangeberin! Sodann aber, welches Geschick in der Gruppirung und Gegenüberstellung, welch munteres Spiel der Gegensätze, welch schalkhaftes Necken und Herausfordern, Angreifen und Ausweichen, Fragen und Antworten! Welcher edle, maßvolle Ausdruck der Freude, der Leidenschaft, und welche tief empfundene Klagen, welche elegische, herzdurchdringende Wehmuth! Und das wäre geistlos, wäre ausgelebt? Mag sich die moderne Tonkunst immerhin ihres Fortschritts rühmen, mag sie in der technischen Handhabung, in der Wiedergabe eines beziehungreichen Inhalts wirklich auf einer höheren Stufe stehen: jene Klarheit der Anlage, jene Wahrheit der Gefühle, jene Feinheit der Durcharbeitung soll sie erst noch lernen, in diesen Stücken hat sie an der classischen Musik ihr noch längst nicht erreichtes Muster. Und aus diesem Grunde ist es, daß wir uns den jungen Künstlern zu großem Danke verpflichtet fühlten, wenn sie uns durch Vorführung eines classischen Quartetts diese wichtigen Wahrheiten wieder in's Gedächtniß riefen. Mögen sie nie aufhören, in ihren Programmen auch Haydn'schen und Mozart'schen Quartetten neben denen der Neueren eine Stelle zu gönnen. Sie bieten damit den Zuhörern nicht bloß den Genuß des historischen Fortschrittes und Gegensatzes in der Musik, sondern sie geben auch Gelegenheit, uns immer wieder die ewigen Vorzüge der alten Meister zum Bewußtseyn zu bringen und für unser eigenes Schaffen und Schätzen auszubeuten.

Das Schumannsche Es-dur-Quintett für Streichinstrumente und Pianoforte und das A-moll-Quartett von Beethoven dienten als Repräsentanten der neueren Musik im Gegensatz zur classischen und führten uns die Eigenthümlichkeiten jener zu Gemüthe. Der innere Quellpunkt der heutigen Weltanschauung, der modernen Romantik ist nicht mehr die classische Naivetät, die unmittelbare Einheit von Subjekt und Objekt, sondern im Gegentheil der Bruch zwischen Individuum und Wirklichkeit, das Auseinanderfallen beider Welten. Die vorhandene Welt genügt nicht mehr, die naive Hingabe an sie ist nicht mehr möglich: ein Unendliches, ein überirdisches Ideal ist dem Bewußtseyn aufgegangen, die wehmüthige Resignation im Irdischen, die überschwängliche Sehnsucht nach jenem Höheren, der leidenschaftliche Kampf um dieses neue Ziel, seltener die unbefangene Fröhlichkeit sind die herrschenden Stimmungen, bilden die Dialektik des modernen Standpunktes. In der classischen Musik ist viel mehr Genüge, Concentration, an sich haltende Ruhe; die Tiefe versinkt nicht in's Bodenlose, Schwung und Jubel verlieren sich nicht in unabsehbare Fernen; überall erfreut die plastische Geschlossenheit, die maßvolle Begrenzung, die nirgends ausschweift, sondern bei sich bleibt oder sich immer wieder zu sich zurückfindet. In der neueren Musik dagegen ist der Himmel droben aufgethan, die naive Scheidewand zwischen dem Hier und Dort ist durchbrochen und alle leuchtenden Gestirne der Ewigkeit, alle Stimmen der Innenwelt, alle Flügel der Sehnsucht sind rege geworden, das namenlose Jenseits, die Seligkeit jener Idealwelt zu erreichen. Die moderne Menschheit hat Vertiefung, größere Wärme des Gemüthslebens gelernt und diese Elemente auch ihrer Kunst, ihrer Musik eingehaucht; auch diese ist mit überschwänglichem Inhalt gesättigt, von jenem ruhelosen Suchen nach dem Unendlichen ergriffen. Diesem größeren Inhalt gemäß sind denn auch die modernen Kunstformen gewachsen, die Dimensionen der einzelnen Musikgattungen und Sätze haben sich ausgeweitet, der Umfang des Tonreichs ist größer, die technischen Darstellungsmittel sind mannigfaltiger geworden. Häufig schon faßt der alte Schlauch den neuen Wein nicht mehr und ist geborsten; die Formgeschlossenheit der Classiker ist vielfach verflüchtigt und zerbröckelt; die Mißbräuche des gebrochenen Harpeggirens beim Spiel, des Vibrirens mit der Stimme beim Gesange, der stoßweisen, in bloße Accordschläge zerstückelten Begleitung beim Accompagnement haben Platz gegriffen, und die Befürchtung ist nur allzusehr gerechtfertigt, daß es in dieser Beziehung immer weiter gehen werde.

Alle diese Grundeigenschaften der modernen Musik, natürlich noch ohne die gefährlichen Uebertreibungen der allerneuesten Zeit, reflektiren sich nun auch in dem Schumannschen Quintett. Seine Stimmungen sind gesund und klar und seine Formen maßvoll zusammengehalten, wie denn überhaupt der Schumannsche Genius vielleicht das lauterste Gefäß, das zarteste Saitenspiel für die moderne Romantik war. Dieses Quintett wenigstens gilt nicht bloß für den gelungensten Wurf in Schumanns gesammter Instrumentalproduk-

tion, sondern für eine der reifsten und edelsten Schöpfungen der neueren Musik überhaupt. Der elastische, jubelvolle Aufschwung, die Ausweitung der Seele zu ihrer ursprünglichen Freiheit, das Großwerden des ganzen Menschen bis zu dem stolzen Siegestrotze des Titanen, und auf der andern Seite — worin Schumanns Stärke besonders besteht — diese grabmüde Versenkung in das Leid, in die süße Wehmuth des Schmerzes; dieses ruhelose, ewig unbefriedigte Hinschleichen und Sehnen nach geahntem Glück, dieses herzerschütternde Weinen um verlorene Seligkeit, das sich nimmer genugthun, sich zum Ausgangspunkte der ursprünglichen Grundtonart nicht zurückfinden kann — dieß Alles tönt uns aus der Composition mit beredter Tonsprache entgegen und läßt uns nur bewundern, wie unergründlich tief und reich die Gemüthswelt dieses Meisters war und wie schreckend treu er selbst die unaussprechbarsten Stimmungen in dem schwanken Spiegel der flüssigen Tonwellen aufzufangen wußte.

Höchst gemischt waren dagegen unsere Gefühle bei Anhörung des Beethovenschen A-moll-Quartetts. Neben großen Einzelschönheiten, neben klaren, hohen Gedanken, neben reinen, einfachen Empfindungen, die ganz dem genialen Beethoven der früheren Periode angehören und wie ein heiteres Stück Sternenhimmel inmitten schwarzer, jagender Wolkenmassen auf uns niederblicken — neben diesen Glanzstellen reiner Schönheit begegnet uns eine Fluth von Geschraubtem, Ueberspanntem und Unschönem. In dem Streben, jede Stimme ihre Rolle gleichsam dramatisch durchführen zu lassen — was überhaupt den späteren Beethoven charakterisirt — ist die Stimmenführung äußerst gekünstelt und durchkreuzt, der Zusammenklang unklar und bei den häufigen, dadurch unvermeidlich gewordenen Dissonanzen vielfach häßlich. Man merkt überall, die beschränktere Anlage der ursprünglichen Quartettform, wie er selbst sie früher gehandhabt, genügt dem Componisten nicht mehr, er hat mehr geben, etwas Neues, ganz Eigenthümliches schaffen wollen. Aber gerade durch diese Absichtlichkeit ist das Ganze so verzwickt und verzwackt geworden, daß von reiner, einfacher Schönheit, von einem wohlthuenden Eindruck nicht mehr die Rede ist. Hier haben wir nicht mehr den markigen, feurigen, hochfliegenden Beethoven seiner ersten Lebenshälfte vor uns, sondern den kranken Mann, der, des Gehörs beraubt und in sein verdüstertes, vereinsamtes Gemüth zurückgeschleudert, auch nur kranke Schöpfungen, herbe Ergüsse seiner Verbissenheit, seines Argwohns, verzweifelte Anklagen gegen sein bitteres Geschick zu Stande bringen konnte. Ja hier haben wir zugleich den ersten historisch bedeutsam gewordenen Abfall von dem edeln Maße der classischen Schönheit, den ersten Fortschrittsversuch über die angeblich ungenügende und später so geschmähte Formfertigkeit der alten Meister hinaus.

Und da ist es denn freilich ein sehr bedenkliches Ding, wenn sich die neueste Tonkunst, wenn sich zumal die „neudeutsche" Schule diesem „späteren" Beethoven in die Arme geworfen hat, sich diesen kranken, tauben, unglücklichen Genius zum Ausgangspunkte und zum Gewährsmann ihrer noch weiter getriebenen Neuerungen nimmt. Was auf solchem Fundamente, auf der Unterlage verschrobener Stimmenführung, greller, ungelöster Dissonanzen, harmonischer Härten und Gewaltsamkeiten, schroffer Uebergänge, mit Einem Wort, auf lauter Ausnahmsfällen und Querständen aufgebaut wird, was diese Ausnahmen, diese Verirrungen zur Regel, zum Princip der ganzen neueren und künftigen Musik machen will, fürwahr, das kann selbst nichts Gesundes, nichts Berechtigtes, nichts Dauerndes seyn und trägt — so fürchten wir — den Todeskeim schon von vornherein in sich. Früher vielleicht, als man vermuthet, wird sich's ausweisen, wo mehr gesunde Kraft, mehr Lebensfähigkeit, mehr innere Wahrheit vorhanden gewesen ist, ob in den gescholtenen Zopfträgern Haydn und Mozart oder in dem wirren und wüsten „späteren" Beethoven. Alle Hochachtung vor dem Meister — und er bleibt bei alledem doch der genialste Tonschöpfer der Neuzeit, an den Wagner und Lißt nicht entfernt hinanreichen — aber man thut ihm und dem Publikum keinen Gefallen mit Vorführung seiner letzten Schöpfungen. Für die Zuhörer bieten sie in der That nichts Erquickliches, und seinen eigenen Ruhm können sie wahrhaftig nicht fördern. Höchstens der Musikkenner und kunstgeschichtliche Beobachter hat, wenn auch keinen positiv ästhetischen, so doch den negativen, höchst eigenthümlichen Genuß, den Wunderlichkeiten dieses sonst hochbegabten Geistes nachzuspüren und die Fäden bis an ihren Anfang zu verfolgen, welche abwärts in das wilde Gewebe der jüngsten Musikbestrebungen herüber führen. Aus diesem Gesichtspunkte betrachtet bekennt sich der Verfasser den hochgeschätzten Künstlern nicht minder dankbar, als für den Hochgenuß der Mozartschen und Schumannschen Werke.

Dresden, Ende Oktober 1859.

Dr. Schneider.

Correspondenz-Nachrichten.

Paris, Januar.

Beranger. — Der Proceß in Tours. — Die Broschüre: „der Papst und der Congreß.“ — Das neue Drama: die Kartenschlägerin. — Die komische Oper. — A. Dumas d. J. — Giblains Freisprechung.

Beranger war einst der populärste unter allen Pariser Dichtern, und jetzt weiß sein Verleger kaum mehr, wie er die Waare anbringen soll. Beranger, eines Schneiders Sohn oder Enkel, gleichviel, hatte sich so hoch hinauf chansonnirt, daß er eine Personnage im Staate geworden war. Lafitte bot ihm Tisch und Wohnung, Kasse und Stellen an; ich weiß nicht, wie viele Aemter und Würden ihm angetragen wurden; ein Mann, der so hübsche Chansons machte, war ja zu allem fähig, und war er's nicht, so verhielt es sich eben bei ihm wie bei so vielen andern. Das ist alles höchst ergötzlich und ächt französisch. Damals sang oder las man seinen Beranger im schönsten Appartement des Hauses, in der Mansarde und in der Loge des Portiers — Concierges gab es noch nicht; die Royalisten ließen ihn von Zeit zu Zeit einsperren, aber sie lachten zu seinen Späßen, und tausend und aber tausend Exemplare gingen über die Grenze nach Ost und West, nach Süd und Nord; er wurde in viele Sprachen übersetzt und von wenigen im Auslande verstanden. Heutzutage verstehen ihn selbst die jüngeren Franzosen nicht mehr ganz, und was sie davon verstehen, sagt ihnen nicht mehr zu. Alles ist eitel auf dieser Welt, sagte schon Salomo, und der Ausspruch hat sich an ihm selbst nach seinem Tode bewährt. Denn der jüdische Geschichtschreiber Josephus berichtet, der weise König habe 3000 Bände Parabeln geschrieben, die bis auf einige verloren gegangen sind. Perrotin hat den verzweifelten Entschluß gefaßt, eine Familienausgabe unter dem Titel: „le Béranger des familles“ zu veranstalten. Wenn der lose Zeisig noch lebte, er würde selbst darüber lachen, oder auch sich ärgern. Um Beranger zu versittlichen, muß man ihm gerade das nehmen, was seine Originalität ausmacht; da müssen die zweideutigen Jovialitäten und alles Obscöne verschwinden, sey es auch noch so geschickt gazirt und elegant in der Form, und die allerliebsten Lästerungen des Throns und des Altars, wie man damals sagte, und die Ausfälle gegen die Minister und die Präfecten, den Staatsprocurator — lauter meist verschollene Personen. Hat man aber dem Pfauen die blaugrün schillernde Aigrette vom Kopfe gerissen und ihm die goldfunkelnde Zier der Schweiffedern ausgerupft, so steht er da gar jämmerlich anzuschauen auf den häßlichen Beinen. Am Béranger des familles hat man vielfach Anstoß genommen. Renan hat sich dieser Tage in einer sehr derben Weise darüber ausgelassen, und zwar im Journal des Débats, das zu Berangers Zeiten mit diesem im besten Vernehmen stand. Wer denkt aber hier an so etwas, und wer stößt sich daran? Renan ist, was man in Deutschland einen Rationalisten nennt, ein gelehrter Theolog, der aber bei uns, jenseits des Rheins, seine Gelehrsamkeit holt, fix und fertig, und sie französisch einkleidet und zustutzt, etwas frisirt und parfümirt, wie's hier die Eleganz und die Lebensart erfordert, ohngefähr wie Cousin sich seine Philosophie aus Berlin kommen ließ. In seiner Eigenschaft als Theolog erboste sich Renan ganz besonders gegen Berangers „le Dieu des bonnes gens;“ diesen Herrgott der braven Leute will Renan durchaus nicht gelten lassen, und er vergaß sich so weit, zu behaupten: „den Gelehrten, den Theologen und Philologen gehöre Gott allein.“ Das Siècle ließ nicht lange auf eine nicht minder derbe Replik warten und fertigte Renan wenigstens in diesem Punkte mit einer unbestreitbaren Ueberlegenheit ab. Ist aber auch der Angriff auf Beranger dießmal abgeschlagen worden, so ist es schon ein bedeutendes Zeichen der Zeit, daß er überhaupt erfolgte, und zwar in einem hochgestellten und vielgelesenen Blatte, das in der Literatur eine entscheidende Stimme hat, und so wird es allen Dichtern ergehen, die ihre Muse einer Partei verdingen. Die Partei stellt sie dafür auf den Triumphwagen und führt sie in den Kampf, und sie muß singen, was ihr befohlen wird und wann es ihr befohlen wird, und mit der Partei verschwindet der Ruhm ihres Herolds.

Auch der Proceß Lemoine in Tours hat einige Bewegung in der Tagespresse hervorgerufen. Sie kennen das schauderhafte Assisendrama. Durch die Debatten stellte sich heraus, daß Angelina — Namen sind oft eine grausame Ironie des Zufalls — daß dieses sechzehnjährige, bildschöne Kind, welche ihren Kutscher-Gärtner verführt hat, die Valentine von G. Sand gelesen hat und Marion Delormes Geständnisse. Das kam den katholischen Blättern zu statten, die in der genialen Schriftstellerin noch mehr das große Talent als ihre Lehren hassen. Sie zogen mit vieler Strenge gegen ihr literarisches Wirken los und machten sie gewissermaßen für die frühzeitige sittliche Entartung des Mädchens verantwortlich. Gegen dergleichen Anfeindungen ist die Verfasserin der Lelia längst abgehärtet: sie ließ den Sturm vorüber brausen und jetzt läßt man sie in Ruhe. In ihren ersten Werken, wie Indiana, Valentine, ist eine Frische, eine Innigkeit des Gefühls, die gar Vieles wieder gut machen. Später ließ sich ihre abenteuerliche Phantasie, die durch keine sittliche Ueberzeugung geregelt ist, durch die socialistischen Lehren zu allerlei Verrücktheiten verleiten; in den Romanen aus dieser Zeit kommen Arbeiter vor, die von Prinzessinnen geliebt und selbst geheirathet werden, und diese hätten

allenfalls auf Angelina einwirken können. In Valentine hingegen ist von dergleichen keine Spur. In Valentine ist Poesie und sie liebt, und die Muse und die Liebe haben eine schützende Kraft, welche das Herz einer Jungfrau vor gemeinen Verirrungen bewahrt, und welche man bei Angelina vergebens sucht. Selbst die Geständnisse der Marion Delorme können nicht solche Verwüstungen in einer jugendlichen Phantasie anrichten. Wir müssen tiefer hinabsteigen: die französische Literatur des achtzehnten Jahrhunderts ist reich genug an Produkten, deren Titel anzugeben selbst Angelina sich geschämt haben würde. Ein Mädchen, die sich von Valentine verführen ließe, würde sich höchstens von einem jungen Manne ihrer Wahl entführen lassen, und ihn möglicher Weise wider den Willen der Eltern heirathen.

Es geht einmal hier nicht ohne Spaß ab: mitten im Bürgerkriege hört man oft die drolligsten Dinge, und so hat selbst dieser grausige Proceß zu komischen Auftritten Anlaß gegeben. Ein Mitarbeiter des Siècle, Edmond Texier, hat einige Aehnlichkeit, wie es scheint, mit Lemoine, dem geschiedenen Gatten der Madame Lemoine und Angelina's Vater. Geht Texier über die Boulevards, so deutet man mit Fingern auf ihn und da heißt es: „voilà Lemoine.“ Kürzlich redete ihn ein junger Mann auf offener Straße an und bat ihn um die Hand seiner Tochter; gleich darauf tritt Texier in den Laden eines Patissier; es war da große Gesellschaft. Villemsant, der Eigenthümer des Figaro, geht eben vorüber und erblickt ihn durch die Fensterscheiben: er geht hinein, drängt sich durch die Gruppen bis zu seinem Freunde Texier, schüttelt ihm die Hand: „Guten Tag, Lemoine.“ Ehe jener antworten konnte — er hatte eben den Mund voll — war Villemsant verschwunden. Die Umstehenden schauten den vermeinten Mann der Kindesmörderin groß an und sprachen leise unter einander. Texier machte, daß er fort kam. Dem wahren Lemoine sollen bereits mehrere Heirathsanträge bezüglich seiner Tochter gemacht worden seyn. Angelina ist reich! Wäre der Schinder Millionär, er bekäme einen Nabob zum Eidam.

Die oben erwähnte Bewegung in der Tagespresse ging vom Univers aus und theilte sich den übrigen Blättern mit, die unter der Fahne desselben fechten, wenn auch nicht in allem mit ihm einverstanden, Beweis genug, daß auch unter den Rechtgläubigen Sekten sich befinden, so gut wie unter den Freidenkern und unter den Juden, bei denen es Katholiken, Protestanten und Reformirte gibt, je nachdem sie sich ganz oder zu drei Viertel oder zur Hälfte bekehrt haben. Auf Anlaß dieses Processes verlangte die katholische Presse Aufhebung der Oeffentlichkeit der Gerichtsverhandlungen, und demnach Unterdrückung der Gerichtszeitungen, welche gute Geschäfte machen. Böswillige streuen aus, eben diese guten Geschäfte seyen schuld, daß man Le Droit und Gazette des tribunaux aus dem Wege räumen wollte. Im Aufsatze Veuillots ist von derlei unlautern Gründen nichts zu verspüren. Es soll, so sagt der fromme Mann, der Skandal verhütet werden, den dergleichen Schrecknisse verursachen. Man ist höheren Ortes stets geneigt, die periodische Presse zu beschränken, es könnte seyn, daß der Fingerzeig einigermaßen berücksichtigt würde. Die völlige Aufhebung der öffentlichen Gerichtspflege ist aber heutzutage eine Unmöglichkeit; diese ist die einzig mögliche Garantie gegen Tortur, Justizmorde ꝛc. Gerade in Fällen wie der vorliegende, ist die unbedingte, vollständige Publicität nothwendig und der Angeklagte selbst muß sie verlangen und hat ein Recht dazu. Bevor Madame Lemoine vor den Assisen stand, wurde die an sich schon schauderhafte That mit Zusätzen erzählt, die sich während der Debatten als verleumderisch herausgestellt haben.

Die Lemoine hat Cassation nachgesucht; demnach ist die Sache noch nicht abgethan, die Entscheidung noch in der Schwebe, und die öffentliche Meinung beschäftigt sich noch immer mit ihr. Das stolze Weib bleibt ungebeugt; sie geberdet sich im Gefängnisse, als bewohne sie noch ihre Prunkgemächer in Chinon und als breite sich noch vor ihren Fenstern der Garten aus, in dessen Schattengängen die schöne Angelina für ihren Geliebten seufzte! Von Reue ist nichts bei ihr zu verspüren: die Ehre erforderte dieß Opfer, damit beschwichtigt sie ihr Gewissen. An Gott glaubt sie nicht; der Stolz allein hält ihre Seele aufrecht. An der Cassation der Urtheile zweifelt sie nicht, und zählt mit Gewißheit auf eine Lossprechung von einem andern Geschwornengerichte. Ihre Verurtheilung in Tours schreibt sie den Einwirkungen ihrer Feinde zu, woran es dem hochmüthigen Weibe keineswegs gebrach. So lauten die neuesten Nachrichten aus Tours. Angelina ist hier im Kloster; am besten für sie und für die Familie wäre es, wenn sie darin bliebe.

Dem Univers ist für seinen Fingerzeig hinsichtlich der Gerichtsblätter schlecht gelohnt worden; seine Polemik gegen die bekannte Broschüre: „der Pabst und der Congreß,“ hat ihm eine zweite Verwarnung zugezogen. Nach dem dritten Avertissement würde das Blatt zu erscheinen aufhören, und dahin wird es unausbleiblich kommen, wenn der Clerus fortfährt, die Broschüre mit so rücksichtsloser Heftigkeit anzugreifen. Am kühnsten und am beredtsten hat sich bis jetzt der Bischof von Orleans ausgelassen in dem Blatte Union. An einer Stelle seines in Form eines Briefes gefaßten Aufsatzes droht Msgr. Dupanloup mit Bürgerkrieg: „Nehmt Euch wohl in Acht, daß Ihr uns nicht reizet; glaubt Ihr, das Christenblut habe verlernt zu fließen?“ Noch verwegener wird der ungestüme Prälat am Schlusse seiner Homilie, wo es heißt: „Von wem ist die Schrift? Es ist Zeit, daß der Verfasser die Maske abwerfe. In Fällen, wie dieser, thut es noth, daß man ein Gesicht vor sich habe, dem man in die Augen schauen kann, einen Menschen wollen wir vor uns haben, damit wir ihm antworten können.“ Als Abbé Dupanloup dieß schrieb, hatten bereits sämmtliche Journale den Kaiser selbst als den Hauptverfasser genannt, und diese Angabe war nicht widerlegt worden. Die verwegene Provocation ist

von oben herab nicht gerügt worden; der Constitutionnel hat versucht, die Broschüre zu vertheidigen: es fehlen ihm aber die Ueberzeugung und die reiche und beredte und zu Zeiten wahrhaft prachtvolle Sprache, Eigenschaften, die hier zu Lande ihre Wirkung nicht verfehlen. Der Erzbischof von Paris, Msgr. Morlot, rührt sich nicht: seine Stellung erfordert in diesem Augenblick viel Umsicht und Takt. Das Pikanteste bei allem dem ist, daß Cardinal Morlot wegen seiner ultramontanischen Gesinnungen dem Bischofe von Orleans vorgezogen wurde, der sich unter den Candidaten zu dem erzbischöflichen Stuhle von Paris befand, und der des Gallicanismus verdächtig war.

Gleichzeitig mit der Broschüre traf das neue Drama in der Porte Saint-Martin zusammen: „die Kartenschlägerin." Was hat die Kartenschlägerin mit dem Papste und dem Congresse gemein? werden Sie fragen. Es wird Ihnen sogleich klar werden; hören Sie nur gefälligst den Prolog an. Dieser Prolog ist ein Drama für sich und ein schauderhaftes; schade daß es auf einer Unwahrscheinlichkeit beruht. Gemea heißt die Heldin des Stückes, die Kartenschlägerin eine Jüdin; Gedeon ist ihr Mann. Beide Gatten verreisen gleichzeitig und lassen ihr Kind, das noch in der Wiege liegt, mit ihrer Säugamme, einer Christin, allein. Sie werden stündlich erwartet. Neben der leeren Wiege sitzt die Amme in Aengsten, das Kind lag im Sterben; sie hing ihm ein Skapulier um und es kam davon; darauf hat es die Amme getauft und in einem benachbarten Kloster untergebracht. Die Eltern kehren zurück: die Mutter frägt nach ihrem Kinde; die Christin gesteht, daß sie es getauft. Gedeon hebt den schweren mit Eisen beschlagenen Stock auf, und droht sie zu ermorden, wenn sie nicht den Aufenthalt des Kindes entdeckt. Vor Schrecken stürzt sie todt zu Boden, und nimmt ihr Geheimniß mit sich ins Grab. Bald darauf stirbt auch Gedeon. Man könnte den Prolog betiteln: „zwei Sterbefälle in Folge eines nicht geführten Stockstreiches. Daß ein jüdisches Ehepaar in den ersten Jahren des achtzehnten Jahrhunderts — wo die Handlung spielt — ihr Kind allein in der Gewalt einer Christin lasse, ist eine Thatsache, an die Niemand glauben wird, der nur einigermaßen die vorsichtigen und mißtrauischen Söhne Israels kennt; hier gilt nicht einmal das Credat Judaeus apella des Horaz.

Die Anspielung auf die Entführung des jungen Mortara steht hier wohl außer Zweifel. Was uns in dieser Ansicht bestärkt, ist gerade die Protestation, die wir im Pays dagegen gefunden. Das halbofficielle Blatt sieht sich veranlaßt zu erklären: der Verfasser beabsichtigte in den langen Peripetien seines Drama's die gewaltigste und heiligste aller Leidenschaften, die Mutterliebe, zu schildern. Dieses war offenbar das einzige Ziel, wornach er strebte; er wollte zwei Mütter darstellen, die natürliche und die Adoptivmutter. Zu diesem Endzwecke mußte er nothwendigerweise in der Geschichte eine Situation wählen, die ihm Gelegenheit gab, diesen Contrast auf eine ergreifende Weise zu schildern. Diese Situation ist aber nicht der eigentliche Zweck des Drama's. Er hat etwas anderes im Auge gehabt, als unnütze Anspielungen auf eine gleichzeitige Thatsache, welche aber eben deßhalb nicht auf der Bühne behandelt werden darf. Insonderheit hat er das Stück nicht geschrieben, um zwei verschiedene Glaubenslehren im Kampfe mit einander darzustellen. — So weit das Pays. Wir haben die Stelle — mit den nöthigen Abkürzungen — wörtlich wiedergegeben; sie ist interessant, denn unter dem Vorwande einer Protestation enthält sie einen Commentar. Es ist allgemein bekannt, daß die Idee zu dem Stücke von einer hochgestellten Person ausgeht. Die Kartenschlägerin hat, außer F. v. Sejour, noch Hrn. Mocquart zum Verfasser, und dieser Herr Mocquart ist nichts geringeres als Kabinetschef des Kaisers; er war früher Literat und schrieb für's Theater. Napoleon III., die Kaiserin und ein Theil des Hofes wohnten der ersten Vorstellung bei und applaudirten mit Enthusiasmus. Man wird sich erinnern, daß in der Angelegenheit des jungen Mortara der Papst nichts thun konnte oder wollte. Die Erinnerung an diese Geschichte mußte natürlich die Wirkung der Broschüre steigern. Es wird sich bald zeigen, ob eine Broschüre und ein Drama in der Porte St. Martin hinreichen, um die weltliche Macht des Papstes zu stürzen oder zu erschüttern. Die Zeiten sind fern, wo ein deutscher Kaiser im Büßerhemde unter den Fenstern des päpstlichen Palastes stand. In einem Lande, wo das Theater so leidenschaftlich besucht wird, und einen so gewaltigen Einfluß auf die Ideen und die allgemeine Bildung hat, war das Mittel jedenfalls geschickt gewählt.

Achtzehn Jahre sind seit dem Prolog verflossen. Gemea hat in der Zwischenzeit ganz Italien durchwandert, allein vergebens. Erst in Genua gelingt es ihr, die nun achtzehnjährige Paula ausfindig zu machen. Die Herzogin Lomellini begibt sich zu der allgemein berühmten Kartenschlägerin und läßt sich von ihr weissagen. In einem sehr geschickt geführten Dialog entlockt ihr die Sibylle das Geheimniß der Geburt ihrer Adoptivtochter Paula. Diese, welche sich für die wirkliche Tochter der Herzogin hält, wird von Gemea geraubt und nun beginnt ein allerdings höchst dramatischer Kampf zwischen beiden Müttern um den Besitz des unglücklichen Mädchens, welche ihr Herz zur Adoptivmutter, ihre Pflicht dagegen zur Gemea hinzieht, die sie geboren. Darüber wird Paula wahnsinnig: wie Ophelia, mit Rosmarin bekränzt, irrt sie in den Schattengängen des Parks. Beide Mütter folgen ihr in einiger Entfernung. Da erschallt Glockengeläute und Gesang aus der nahen Kirche. Die heiligen Töne erwecken in der Wahnsinnigen die Erinnerungen an die Kindheit; ihr Schmerz löst sich in milde Thränen auf; ein Strahl des Himmels fällt in die Nacht, die ihren Geist verfinstert, sie stürzt auf die Knie und nach einem wahrhaft schönen Gebete legt sie die Hände der beiden versöhnten Mütter in einander. Wem fällt da nicht Nathan der Weise ein? Eine Madame Laurent gibt die Gemea zuweilen etwas zu

heftig für uns Deutsche; allein wo sie das richtige Maß einhält, macht sie durch wahres Gefühl und durch eine nie ermüdende Energie eine tiefen Eindruck. Gerade solche Stellen haben hier weniger Erfolg; die stürmische Vehemenz, das Schreien, das krampfhafte Aufbieten aller Kräfte, das ist's was den Parisern am meisten zusagt. Wer kann deßhalb mit ihnen rechten? sie wissen am besten, was und wie sie es brauchen. — Noch heute sagte mir ein junger, nicht ungebildeter Pariser, Glucks Orpheus habe ihn gelangweilt. Ein Glück, daß Berlioz nicht zugegen war, er hätte Händel mit ihm angefangen. Es ist der alte Streit zwischen den Gluckisten und den Piccinisten, zwischen der Seite des Königs und der Seite der Königin. Offenbachs Orpheus hat zweihundert Vorstellungen hinter einander erlebt; Glucks Meisterwerk bringt es nicht bis zur Hälfte, so sehr es auch in befreundeten Blättern ausposaunt wurde. Geneviève de Brabant macht ebenfalls gute Geschäfte; sobald ich Näheres darüber erfahre, werde ich es Ihnen mittheilen.

Im Grunde sagt den Parisern die Opéra comique am meisten zu. Dieses Theater ist das einzige, das Jahr aus Jahr ein alle Tage spielt. Die komische Oper ist ein Pariser Kind, zierlich, artig, zuweilen auch wohl ein bischen unartig, doch immer scharmant, graziös und liebenswürdig. Es trillert und macht Läufe, Cadenzen und tanzt die Tonleiter auf und ab und macht darauf Sprünge und Capriolen, daß Einem oft schwindlich wird; dabei ist es witzig und versteht seine Worte wohl zu setzen und plaudert allerliebst und weint auch mitunter, wenn es nicht anders ist, aber nur im Vorbeigehen und um gleich hinter drein über die Thränen zu lachen. Geht man Abends aus der komischen Oper nach Hause, so trillert man muntere Weisen; heiter und wohlgemuth legt man sich zu Bette, träumt von schönen Frauen, von Romanzen, von tollen Einfällen und wacht Morgens in rosenfarbener Laune auf und wundert sich, wie leicht es sich leben lasse und wie es möglich sey, daß es Hypochonder gebe; die Bouffes parisiens wirken drastischer, der Witz ist grobkörniger, die Muse ist etwas hochgeschürzt und etwas décolletée, wie man hier zu Land sagt; allein das Zerrbild ermüdet sehr bald und mit Einer Vorstellung der Bouffes hat man auf lange Zeit genug.

„Gregorio," vom Grafen Gabrielli, ist eine komische Oper, die dem oben Gesagten ganz und gar entspricht. Das Sujet ist amusant und streift etwas an's Frivole, doch bleibt man in den Grenzen des Anstands. Bekanntlich ist in Paris die Kunst, das Frivole auf eine anständige Weise durchzubringen, am weitesten gekommen; daher drücken wir auch wohl Etwas mit französischen Worten aus, das wir nicht wagen würden deutsch zu sagen. Gregorio ist ein frommer und naiver junger Mann, schüchtern und mit gesenktem Blicke, er ist Hofmeister im Hause eines Marchese, der ehemals Tenorsänger war; so weit ist es mit den Tenorsängern und mit den Marchesen gekommen. Auch ist Gregorio Kapellmeister und componirt Kirchenmusik, er hat eben ein Oratorium, Daniel, in der Arbeit. Der Marchese hat ihm besonders eingeschärft, ein Auge auf seinen Zögling Luigi zu haben und ja zu verhindern, daß dieser keine Liebschaften sich erlaube, denn seine Hand ist längst an eine reiche Erbin versprochen. Gregorio kommt dem Befehle seines Prinzipals gewissenhaft nach; er hat Luigi stets mit der größten Wachsamkeit beobachtet und nicht aus den Augen gelassen, dergestalt daß Luigi schon seit drei Jahren eine Geliebte hat, und daß er sich mit ihr vermählt, und daß ein Kind ihren Bund geheiligt, und daß die junge Frau im Hause des Marchese sich befindet und einen Gartenpavillon bewohnt. Die Liebenden machen Gregorio zuletzt zu ihrem Vertrauten; er geht darauf ein und geräth nun in eine Reihe komischer Verwickelungen. In einer Scene muß der fromme Mann sich küssen lassen; er hilft einem Grenadiere aus der Noth, der mit der Zofe Lauretta ein Liebesverhältniß hat; er steigt auf eine Leiter und bricht Thüren auf, damit Luigi zu seiner Frau gelangen kann und holt selbst das Kind, das im benachbarten Dorfe untergebracht war. Zuletzt kommt alles wieder ins Geleise und endigt wie es in einer komischen Oper endigen muß; der Marchese verzeiht und ergiebt sich in die Heirath seines Neffen. Der Graf Gabrielli schrieb zu diesem Stoffe eine durchaus entsprechende Partitur. Die Melodien sind fließend, die Ensemblestücke mit Geschick durchgeführt; überhaupt herrscht durchweg hier eine heitere Eleganz, Geschmack und guter Ton, nur schade daß man bei jeder Nummer meint, man hätte das wohl schon gehört. Da aber im Publikum die Zahl der Kenner gering ist, so thut dieses der Wirkung der Oper keinen Eintrag und wir zweifeln keineswegs an einem nachhaltigen Erfolge.

Da hätten wir beinahe den „père prodigue" des A. Dumas junior vergessen. Das Drama hat gefallen, und ist selbst einstimmiger von der Kritik gepriesen worden, als wie die früheren Stücke des Verfassers. Indeß haben wir zweierlei daran auszusetzen: für's Erste ist die Handlung doppelt und dann interessirt man sich mehr für den Vater als für den Sohn, was sicherlich der Sohn nicht gewollt hat. Daß hier wieder eine fille de marbre unter dem Namen Albertine auftritt, hat man mit Unrecht getadelt, Dumas ist aber nur consequent: er hat dem Maitressenthum den Krieg erklärt, und das ist lobenswerth, obgleich lose Mäuler meinen, sein Haß gegen die Marmortöchter rühre von übermäßiger Sparsamkeit her.

Zur guten Letzt ein Wort von einem höchst erbaulichen Proceß, in Sachen gegen den Wechselagenten (Sensal) Giblain. Im Laufe der Debatten wurde das Räderwerk der Börseoperation Stück für Stück auseinandergelegt und vorgezeigt und man konnte sich einigermaßen einen Begriff davon machen, bis plötzlich wieder unendlich viele Umstände und Bedingungen in die Quere kamen, und man zuletzt bloß die Ueberzeugung gewonnen, daß im Labyrinth dieses complicirten Mechanismus für den Betrug stets Schlupfwinkel bereit sind, um sich zu verstecken und ein Loch, um zu entwischen. Giblain, welcher nach der Anklage 180 Falsa begangen hat, wurde freigesprochen.

Wien, December.

Der Pariser Sturmvogel. — Eine verdächtige Verkettung von Umständen. — Die „Presse" für den Papst. — Der Schneefall. — Ein papierener Don Ranudo. — Vom Postenlauf. — Wirkung desselben auf unsere Tagespresse. — Eine vorsorgliche Frage.

„Weiße Weihnacht, grüne Ostern," sagt die Bauernregel. Die Weihnacht ist dießmal rechtschaffen weiß, aber an grüne Ostern denken die Leute weniger als an rothe. Das macht der Sturmvogel, der uns am Tage vor dem heiligen Abend, und die Umstände, unter denen er uns zugeflattert. Diese Umstände erscheinen wirklich seltsam und auffallend genug. Die neue Flugschrift la Gueronnières, „der Papst und der Congreß," deren eigentlicher Urheber Louis Napoleon ist, wurde in ganz Deutschland schneller bekannt als in Paris selber. Am 23. December Nachmittags brachte die Post, um acht Stunden in ihrem Laufe verspätet, gleichzeitig mit den Pariser Sendungen vom 20., die nur erst vom bevorstehenden Erscheinen der Flugschrift sprachen, aus Köln vom 21. Abends die deutsche Uebersetzung des in Paris zu selbiger Zeit noch unbekannten Textes. Am 24. Vormittags erhielt ich aus Paris einen Brief vom 21. von einem politischen Freunde, der mir in der Regel alle fünf Tage schreibt, dießmal aber vierundzwanzig Stunden gewartet hatte, um über das neue Seitenstück von Napoléon III. et l'Italie nähere Angaben bringen zu können. Die Schrift war bei Abgang des Briefes noch nicht einmal in einzelnen Abdrücken ausgegeben, man glaubte, sie führe den Titel Napoléon III. et le congrès und wußte nur, daß sie sich für die Losreißung der Romagna vom Kirchenstaate ausspreche. Auch die Briefe aus Paris vom 21. in der sonst so vortrefflich bedienten Independance belge brachten nur Muthmaßungen. Aus diesen Umständen erhellt, daß wenigstens Bürstenabzüge, wenn nicht geradezu die deutsche Uebersetzung selbst, nach Köln an das den Tuilerien ergebene Blatt gesendet wurden, und die auffallende Thatsache liefert einen neuen schlagenden Beweis dafür, wie recht die Allgemeine Zeitung hatte, als sie das grausame Witzwort von der Gazette de Cologne aufbrachte. Welche Wirkung die jüngste Enthüllung der Napoleonschen Politik bei uns übt, läßt sich aus dem Umstande ermessen, daß heute (25. December) die „Presse," trotz ihrer widerkatholischen Richtung, ausdrücklich für das bedrohte Recht der dreihundert Millionen Katholiken des Erdkreises eintritt. Diese Wendung ist ein bedeutsames Zeichen für den bevorstehenden Umschlag der öffentlichen Meinung auch in jenen Kreisen, welche die ganze Zeit her in der Erniedrigung des heiligen Stuhles ein freudenreiches Ereigniß begrüßten, sie fangen endlich an zu merken, daß auch vom Standpunkte der verweltlichtsten, aller Rücksichten auf das Gemüthsleben der Bevölkerungen baren Politik die Herrschaft des Franzosen in Rom nichts geringeres bedeuten würde, als die Unterwerfung Europas.

Der Schneefall dieser letzten Tage hat sich, wie aus den verschiedenen Zeitungsnachrichten erhellt, so ziemlich über ganz Deutschland und Frankreich erstreckt, und wir befanden uns in einer Art von Belagerungszustand, der uns das Futter von Neuigkeiten vorenthielt. Noch am heiligen Abend waren einige Posten im Rückstande, doch scheinen die Verbindungen gegenwärtig wieder eingerenkt, und wenn die Feiertage keine neuen Elementarereignisse bringen, wird die letzte Jahreswoche in gewohnter Weise den Vorrath von kleinen Tagesbegebenheiten, großen Gerüchten und überschwänglichen Muthmaßungen den Zeitungen zuführen, unter denen diejenigen, welche ausschließlich von der Fremde leben, bereits in gelinde Verzweiflung gerathen waren. Einigen kam freilich die Pause ganz gelegen; sie gewannen Raum für Besprechungen, den ihnen kurz zuvor die Masse der Tagesbegebenheiten ungebührlich beschränkt hatte. Auch ein komischer Zwischenfall trug sich zu; ein Morgenblatt, dessen Redaktion aus Ersparungsrücksichten darauf angewiesen ist, die Nachrichten aus dem Westen und dem Nordwesten den hiesigen Abendblättern zu entnehmen, sah sich im Stiche gelassen, weil die sonst von diesen Abendblättern benutzten Morgenposten erst spät in der Nacht eintrafen und selbst im Kaffeehause nicht mehr zu lesen waren, so daß die „Original-Correspondenzen" aus Morgenblättern zusammengeschrieben werden mußten und dadurch der Postverspätung sich noch eine besondere von 24 Stunden zugesellte. Das hat — freilich nur in kleinem Kreise — vielen lustigen Spaß gegeben; die große Masse weiß natürlich nichts vom Daseyn des papierenen Don Ranudo de Colibrados, und da sie nicht sieht, wie er sich Nachmittags so fleißig die Zähne stochert, kann sie nicht darüber lachen, daß er gar nicht zu Mittag gespeist hat.

Bei dieser Gelegenheit wird zu sagen seyn, wie sich die Posten bei regelrechtem Laufe vertheilen, und wie sie dadurch das Erscheinen von zweierlei Ausgaben der Zeitungen nothwendig machen. Am späten Abend treffen die Meldungen aus Preußen bis Berlin, aus Ungarn bis Pesth, aus dem östlichen Ober-Italien ein; das sind die fremden Neuigkeiten für die Morgenblätter, welche der Wiener beim Frühstücke genießt. Morgens treffen die Sendungen aus Bayern, aus dem südwestlichen Deutschland, aus Rheinland und Westphalen, aus Belgien, Frankreich, England und mehreren Kronländern ein. Die Pariser Post bringt die neuesten Nachrichten aus Piemont, Mittel-Italien, Neapel und Spanien mit, — das ist der zugeführte Stoff für die Abendblätter, die entschieden im Vortheil seyn würden, wenn nicht die einheimischen Tagesneuigkeiten sich erst am

Abend ansammelten. Das jetzige Verhältniß, durch welches die Theilung der Ausgaben sich bedingt, wird kaum eher eine Aenderung erfahren, als bis die Eisenbahn durch Mittel-Deutschland vollendet ist; wenn dann, wie es nicht unmöglich erscheint, die westdeutschen und die Pariser Posten um sechs bis acht Stunden früher eintreffen, so werden die Redactionen mit ihren Druckereien sammt und sonders genöthigt seyn, die Nacht zum Tage zu machen. Für die Allgemeine Zeitung wird ein großer Vortheil daraus erwachsen; sie kann die Versäumniß wieder einbringen, die ihr jetzt daraus erwächst, daß sie nicht auf geradem Wege über Eisenschienen zu uns gleitet. Die Vollendung der verhältnißmäßig nur noch geringen Bahnstrecken, welche die geographische Mitte Deutschlands wiederum als solche in ihr natürliches Recht einsetzen soll, kann freilich nicht lange mehr dauern, aber es erhebt sich dann die Frage, welcher Zeitraum vergehen wird, bis sich die verschiedenen Verwaltungen über die Einrichtung des Postenlaufes verständigen, und ob sie nicht auch dießmal dabei Zugeständnisse machen, welche dem Auslande mehr zu gute kommen, als dem deutschen Verkehr.

Im Burgtheater ist ein neues Stück von Mosenthal, „Düweke," (das Täubchen von Amsterdam) zur Darstellung gekommen. Der Dichter scheint eine ältere ziemlich bekannte Bearbeitung des Stoffes in Erzählungsform als Leitfaden benutzt zu haben und hat seine Aufgabe mit einer Geschicklichkeit gelöst, die ihn als würdigen Schüler der Birch-Pfeiffer ausweist. Nichtsdestoweniger hat er Unrecht gethan, sich in diese Schule zu begeben; seine Arbeit hat eine frostige Aufnahme gefunden und diese ihm die verdrießliche Mühe auferlegt, eine Scharte auszuwetzen. Er wird es nicht unterlassen, und die Angelegenheit ist nur eine Frage der Zeit, aber bei unserer Armuth an dramatischen Erzeugnissen bleibt es ein empfindlicher Schlag, eine Ernte mißrathen zu sehen von Seiten eines Dichters, der sich durchaus keiner raschen Fruchtbarkeit zu rühmen hat und stets mehrerer Jahre bedarf, um ein einziges Stück auf den Kiel zu setzen und zum Stapellauf zu bringen.

Auch hier sind in den französischen oder französisch geschriebenen Blättern, namentlich in der Brüsseler Independance die Gerichtsverhandlungen von Tours („Proceß Lemoine") fleißig gelesen worden, doch haben unsere Zeitungen Feingefühl genug besessen, die schwierigen Einzelheiten der Verhandlung mit Schweigen zu übergehen. Die Vertheidigungsrede des berühmten Lavaud hat hier in weitgezogenen Kreisen tiefe Entrüstung wachgerufen. Mit vollem Rechte. Diese Vertheidigung geht an Maßlosigkeit noch über Olliviers Rede hinaus, die im Februar dieses wunderlichen Jahres 1859 den Grenadier des Meuchelmordes, Orsini, zum Helden stempeln wollte. Im December macht Lavaud eine Frau zur Heldin, welche aus den bekannten Gründen eine Handlung der scheußlichsten Barbarei vollzog, und das noch dazu in unseren Tagen in einem Lande, wo die Mittel, den äußeren Schein zu retten, sogar den ärmeren Klassen der Gesellschaft zu Gebote stehen. Und wenn man allenfalls auch, was ich für meinen Theil sein bleiben lasse, den Redner mit seiner Pflicht als Anwalt entschuldigen wollte, was soll man zu den Geschworenen sagen, die sich zur Anerkennung von mildernden Umständen in einem Falle verleiten ließen, in welchem der Mord und die Verbrennung der Leiche einem geringfügigen Geldopfer von Seiten einer wohlhabenden Frau vorgezogen worden? Mit tausend Francs hätte die Lemoine vom Rufe ihrer Tochter gerettet, was überhaupt noch davon zu retten war; wenig genug zwar, wie sie wußte, aber gerade dieser Umstand, daß sie es wußte, erhöht ihre Schuld. Ohnehin mußte nach den Zeugenaussagen für die Geschworenen feststehen, daß die Verbrennung des Kindes von der widernatürlichen Großmutter zum Voraus für jeden Fall beschlossen war, mochte es nun lebensfähig oder schon als Leiche das Licht des Tages erblicken. Für die Geschworenen war sie eine Mörderin, so wie so; ich denke, daß auch für den Buch-Juristen die Verbrennung der Leiche sie dazu stempeln dürfte, obschon allerdings sich nicht beweisen läßt, daß sie es war, welche den Körper zur Leiche gemacht, bevor er in Asche verwandelt wurde. Der bereit gehaltene Brennstoff im Kamin stellt die böse Absicht außer Zweifel, und zwar um so klarer, als nachgewiesen wurde, daß die Reißigbündel, deren zur Verbrennung einer frischen Kindesleiche, also eines bedeutenden Stückes Fleisch mit allen seinen Säften, eine ziemliche Menge nöthig war, bereits einige Zeit vorher heimlich in die Nähe eines Orts geschafft worden seyn mußten, wo man nur im Winter zu heizen pflegte, nicht aber inmitten eines heißen Sommers, wie der von 1859 war.

Nach dem Eindrucke, welchen Lavauds Rede und der Geschworenen Wahrspruch hier hervorgebracht haben, glaube ich die Ueberzeugung aussprechen zu dürfen, daß, wenn wir auch die Einrichtung der Schwurgerichte besäßen, eine solche Rede und ein solcher Spruch zu den Unmöglichkeiten gehören würden. Und so, denke ich, wird es auch im ganzen deutschen Vaterlande bestellt seyn.

Aus dem nördlichen Frankreich, September.

(s. Nr. 44 v. J.)

Drei Tage in der Vendée. — La Pénissière, Tiffauges, Torfou.

Clisson hatte, wie es noch jetzt im Departement der Niederloire liegt, dessen Präfectur sich in Nantes befindet, sonst zur Grafschaft Nantes, also zur Bretagne gehört. Erst heute befand ich mich auch in politischer Beziehung in der eigentlichen Vendée und zwar im Departement Vendée selbst. Nur zu laut erinnerte mich der Meierhof la Pénissière de la Cour beim nahen Dorfe Eugand daran; derselbe war nämlich in dem letzten Aufstande zu Gunsten der Herzogin von Berry der Schauplatz einer dramatischen Episode, und zwar (nebst einem andern Gefechte am selben Tage) der einzigen bedeutenden Affaire von 1832. Am 6. Juni dieses Jahrs rückten nämlich Morgens früh 45 junge Leute gegen Eugand an, um die dortige Nationalgarde zu entwaffnen; zwei Bauern, mit Hörnern versehen, begleiteten sie als Signalisten. Bald müssen sie sich vor den heranrückenden Soldaten zurückziehen, sie verschanzen sich im genannten Meierhofe, wo sie von denselben umzingelt werden. Sie hatten schon drei Angriffe zurückgeschlagen, als letztere an einer fensterlosen Seite des Hauses auf Leitern das Dach erstiegen und Feuer auf dem Boden anlegten. Nach erhaltener Verstärkung nimmt die Truppe den untern Stock, die aufständischen Chouans aber brachen jetzt die Zwischendecke durch und gaben von oben Feuer auf die Soldaten, die nun auch unten Feuer anlegen. In das Feuergeprassel und Flintenknattern mischen sich die Hornsignale der Bauern wie Zeichen lustigen Trotzes, aber endlich treibt die fressende Gluth die Chouans zum Rückzug, acht Freiwillige bleiben zurück, um denselben durch Flintenschüsse zu decken. Die Anführer der beiden Haufen waren Brüder, sie trennen sich auf Nimmerwiedersehen; jetzt bricht der flüchtige Theil ein Loch durch die Hintermauer und enteilt durch das Feld, die verfolgenden Soldaten schießen auf sie, tödten unter andern ihren Führer und verwunden einen Signalisten mit drei Kugeln, der aber wacker fortbläst, während die Zurückgebliebenen aus einer Mauervertiefung ihr Feuer fortsetzen. Da stürzt plötzlich die Decke zusammen, Qualm und Rauch steigt hoch auf und in das Krachen und Poltern der Balken und Mauern schallt das laute Freudengeschrei der Soldaten, die ihre Feinde erschlagen und verschüttet glauben und sich auch bald darauf zurückziehen. Bei einbrechender Nacht aber kommen die verschont gebliebenen acht heraus und entfliehen, während das Feuer in der Stille und Dunkelheit nach und nach erlischt.

Das sind nun seit lange schon Erinnerungen geworden trotz den Träumen einiger versessenen Legitimisten und den Prahlereien junger, unverständiger Hitzköpfe. Die Bauern, die erst auf Louis Philipp und seine Straßenbauten schimpften, können jetzt nicht genug bekommen und möchten auch noch die Eisenbahn dazu haben. In der emporgekommenen Bourgeoisie hat der Adel, der sonst mit der Geistlichkeit hier allein herrschte, einen mächtigen Gegner erhalten, der das bekannte ôte-toi, que je m'y mette recht hübsch zu prakticiren verstanden hat. Da war z. B. der Intendant eines Edelmanns. Dieser emigrirte, sein Schloß ward zum Nationalgut erklärt und der Herr Intendant, wenig scrupulös, kauft das Gut seines Herrn. Und siehe da, die Familie des Intendanten, die erst durch die Revolution reich geworden ist, ja ihr allein ihren ganzen Wohlstand verdankt, schimpft jetzt auf die Revolution ärger als je der Adel. Der reiche Industrielle ist jetzt was sonst der Seigneur war. So sah ich z. B. eine Papierfabrik (seit langer Zeit ein bedeutender Industriezweig der Vendée), deren Besitzer für seine Arbeiter eine Art Phalanstère erbaut hat. Er meinte es sicher ganz gut; die reinlichen Wohnungen, die er an sie vermiethet und die sie nehmen müssen, wollen sie anders Arbeit bei ihm haben, sind gewiß besser als die alten Dorfhütten. Und doch murren die Arbeiter darüber; sie ahnen in ihrem Instinkt ganz richtig, daß sie dadurch von dem Bürger abhängig werden, ganz wie sonst die Hörigen, die sich um das adelige Schloß herum anbauten. Indessen den Druck, den die mittelalterliche Lehensherrschaft ausgeübt hat, wird die Bourgeoisie wohl nimmermehr ausüben können, und wenn man auf den Ruinen von Tiffauges an die entsetzlichen Gräuel denkt, die der Grundherr hier begangen hat, dann wird man von grimmiger Entrüstung über das Vendéer Bauernvolk erfaßt, das die Waffen für einen Zustand ergriff, der solche Scheußlichkeiten möglich machte. Bei dem Namen Tiffauges steigt der Schatten Gilles de Rais aus dem höllischen Abgrunde empor.

Tiffauges ist ein ansehnliches Dorf an der Sèvre, da wo die drei Departements Niederloire, Maine und Loire und Vendée zusammengrenzen. Wir fuhren am Morgen die kurze Strecke hin. Eine alte Kapelle, ursprünglichen romanischen Styls, deutet auf hohes Alterthum des Orts hin; die Gegend ist romantisch wie bei Clisson, nur großartiger, wilder und düsterer. Dasselbe läßt sich auch von den Schloßtrümmern sagen, die sich über dem Dorfe auf einem hohen, umfangreichen Berge befinden. Zerfallen wie sie sind, und versteckt unter neue Anbaue, bedurfte mein Freund, der Archäolog, längere Zeit, um den ursprünglichen Plan aufzufassen. Nach und nach zu seinem letzten Umfang angewachsen, trägt übrigens das Schloß Spuren aller Baustyle vom ältesten romanischen bis zum eleganteren der Renaissance herab. Man erkennt noch die befestigte Spirallinie, durch welche man sich zu dem anfangs isolirten Donjon hindurchwand; nebenan steht die erst von

ihm getrennt gewesene Kapelle mit einer zweiten unterirdischen (Krypte), ein interessantes romanisches Werk. Während Trutz und Arglist den Charakter der älteren Burg bilden, zeichnen sich die jüngeren Theile des Schlosses durch wissenschaftliches Raffinement aus. Eben so merkwürdig sind die äußeren Befestigungen durch künstliche Teiche und Schleusen. Das Schloß war eines regierenden Fürsten würdig. Einen solchen konnte man den Baron Gilles de Rais (so schrieb man damals statt Retz) nennen, der es im fünfzehnten Jahrhundert besaß. Dieser fürchterliche Mensch hat bisher alle Historiker als ein psychologisches Räthsel beschäftigt; das Beste über ihn hat Guéraud in seiner historischen Skizze (Rennes 1855) nach bisher unbenutzten Quellen im Archiv von Nantes gesagt. Werfen wir einen Blick auf sein Leben.

Wenn, wie Chateaubriand sagt, unter Karl VII. die Gesetze der Feudalität erloschen und nur deren Gebräuche noch fortdauerten, so ist Gilles de Rais der letzte, aber auch der abscheulichste jener gewaltthätigen Unterdrücker des natürlichen Menschenrechts, die das Feudalwesen erzeugt hat; die Verbrechen seines Lebens übertrafen, so sagt Mezeray, die Größe seines Standes. In ihm vereinigten sich die Verderbtheit des kaiserlichen Roms, der Aberglaube des christlichen Mittelalters und die Rohheit der Feudalepoche. Er ist das Nachtstück des Jahrhunderts der Jungfrau von Orleans, die Kehrseite der Medaille; sein Aberglaube wurzelte in demselben Zeitgeiste wie die Schwärmerei der Jungfrau. In der That, wäre es noch heute möglich, daß eine Bauerndirne sich zur Führerin von Krieg und Staat aufwärfe? Gewiß nicht, und wäre das öffentliche Elend zehnmal größer als damals. Der Aberglaube der Epoche hob sie, derselbe Aberglaube verbrannte sie als Hexe. Während sie aber ihr edler Instinkt zur Retterin ihres Vaterlands machte, wird der verwilderte Gilles zum Ungeheuer.

Gilles ward am Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts geboren, an dessen Ende die Geburtswehen der neuen Zeit beginnen, welche Krise sich durch die Erfindung der Buchdruckerkunst, die Entdeckung Amerikas und die Reformation kundgibt (1404). Sein Vater besaß die (1581 zu Gunsten Gondis zum Herzogthum erhobene) Baronie Rais (Retz), deren Hauptstadt Machecoul nahe am Meere lag. Mit zwölf Jahren durch den Tod seines Vaters Herr eines fürstlichen Vermögens, sich wenig um seinen Vormund kümmernd, erschien er bald am bretagnischen Hofe; 1420 heirathete er Katherine von Thouars, die ihm außer vielen andern Besitzungen Tiffauges zubrachte, und besaß endlich, seine Einkünfte als Marschall von Frankreich inbegriffen, ein Einkommen von dritthalb Millionen Franken heutigen Werthes. Männliche Schönheit, Tapferkeit, Stolz und Hoffahrt zeichneten ihn aus. War jemand zu historischem Ruhm berufen, so war es Gilles. Im Glanz und Feuer der ersten Jugend that er sich auch im bretagnischen Kriege gegen das Haus Clisson hervor, das den Herzog Jean V. gefangen hielt, und war u. a. bei der Eroberung des Schlosses Clisson. — Dem Bürgerkriege der Bretagne folgte der Nationalkrieg zwischen Frankreich und England. Der Herzog der Bretagne, der sich mit Karl VII. versöhnte, stellte den jungen Gilles von Laval (dieß war sein Familienname) dem Könige vor, der sich glücklich preist, den mächtigen Baron in seinen Dienst zu ziehen. Letzterer nimmt auch sogleich glänzenden Antheil am Kriege, zuerst unter dem Connetable von Richemont, Bruder des genannten Herzogs, dann — welch' ruhmvolles Geschick! — als Begleiter der Jungfrau; er war in Orleans, bei Jargeau, Patay u. s. w. Mit 23 Jahren ernennt ihn der König zum Marschall (damals gab es nur vier in Frankreich) und bei der Salbung des Königs zu Rheims hat er die Auszeichnung, als Pair von Frankreich zu erscheinen und mit drei andern die heilige Ampel zu geleiten. Der Friede von Arras 1435 thut dem Waffenlärm Einhalt, die großen Lehnsherrn kehren in ihre Besitzungen zurück, um die letzten Jahre der Feudalherrschaft in Ruhe zu genießen; denn wie in der Person der Jungfrau das Volk, nicht der Adel die Monarchie gerettet hat, so wird bald der Bürgerkönig Ludwig XI. die Macht des Adels brechen und die neue Zeit eröffnen.

Gilles de Laval entfaltete jetzt daheim einen Luxus, der den des herzoglichen Hofes der Bretagne beschämte; sein Lieblingssitz Tiffauges aber glänzte in wahrhaft königlicher Pracht. Namentlich ließ der Baron den Kirchendienst mit dem größten Prunke versehen; das Altargeräthe war von massivem Silber und sein Kapitel, aus dreißig Kaplänen bestehend, die mit den Titeln „Bischof, Dechant u. s. w." prangten, schien der Klerus einer Domkirche zu seyn. Mit Bedauern erkennt man dabei, daß in diesem prunksüchtigen Gilles eine künstlerische Seele zu Grunde ging, die gut geleitet Großes hätte wirken können. So liebte er z. B. die Musik leidenschaftlich; er ließ sich nicht nur Musiker aus Italien kommen und mehrere Orgelwerke erbauen, sondern sich auch auf seinen Reisen eine Orgel nachführen. Bei hohen Festen ferner ließ er von einer in seinem Dienste stehenden Schauspielertruppe Mysterien und spanische Tänze, Moresken genannt, aufführen. Nicht gesättigt durch den Beifall, den er auf seinen Besitzungen erntet, sucht er auf weiten Reisen durch seinen Luxus seinen Ruhm zu verbreiten und läßt z. B. auf dem Platze zu Orleans mit ungemeiner Pracht die Mysterien aufführen, die die Belagerung der Stadt darstellen. Vielleicht gibt das im Vatikan befindliche, von A. Keller 1844 herausgegebene Manuscript die Mysterien von Gilles wieder.

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.
Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 4. 22. Januar 1860.

Nomine mentito veros exponit amores.
Ovid.

Shakespearesche Charaktere.

(s. Nr. 22—23. 1858.)

Viola und Olivia.

(Was ihr wollt.)

Während das Lustspiel „Viel Lärmen um Nichts" ein Trauerspiel einschließt, welchem die Spitze abgebrochen wird, indem es den Fortschritt der komischen Handlung vermittelt, die Leidenschaft aber nirgends eine sentimentale Färbung annimmt, hat „Was ihr wollt" einen entschieden sentimentalen Hintergrund, der die komischen Situationen und Vorgänge theils greller hervortreten läßt, theils sich mit ihnen verschmilzt und hiedurch eine eigenthümliche unmittelbare Mischung des Komischen und Rührenden bewirkt. Dort finden wir bei den ernsten Charakteren und Situationen ein theilweise förmliches und plattes, theilweise mit Ironie versetztes, theilweise der Energie des Tragischen sich annäherndes Pathos der Leidenschaft, hier eine Zartheit und Beweglichkeit der Empfindung, welche, in sich sentimental, den naiven Ausdruck nicht ausschließen, sondern vielmehr durchweg heben, dagegen weder die Ironie noch die pathetische Förmlichkeit vertragen und aufkommen lassen. Dort ist zum Behufe der scheinbaren tragischen Verwicklung das Schurkenthum in starker und ziemlich einfacher Ausgeprägtheit vertreten, während die nobeln und anständigen Persönlichkeiten, zu welchen wir in dem Sinne, in welchem wir hier diese Bezeichnungen brauchen, Beatrix und Benedict nicht rechnen, uns von dem Adel ihrer Gesinnung und der Tiefe ihres Gefühls nicht überzeugen, sondern begründeten Zweifeln Raum geben; hier ist die Schurkerei gänzlich ausgeschlossen und die Personen, die uns nicht als komische interessiren, sind so innerlich und zugleich anmuthig edel, wie sie uns die Dichtung nur immer vorführen mag.

Aus dieser Haltung und Stimmung des Stücks ergibt sich von selbst, daß hier der zweideutige Witz, den Shakespeare in andern Stücken und insbesondere auch in „Viel Lärmen um Nichts" ziemlich frei spielen läßt, nicht zu breiterer Entfaltung kommen kann, daß aber überhaupt die Komik des Witzes gegenüber der Komik der Situationen eine untergeordnete seyn muß, und daß wir es ferner nicht mit einem Intriguenlustspiele, sondern mit einem solchen zu thun haben, in welchem der sonderbare und anmuthige Zufall die Handlung verschlingt und forttreibt. An derb komischen Scenen fehlt es allerdings nicht, eben so wenig an nichtsnutzigen Charakteren und an einem komisch bösartigen Streiche, der einer Nebenperson gespielt wird, indem man sie zum Selbstgefühl einer Hauptperson hinaufschwindelt; aber das Terrain der derben Komik ist ein beschränktes, die Nichtsnutzigkeit ist so humoristisch,

daß sie den moralischen Gesichtspunkt nicht hervortreten läßt, und die Intrigue, die gegen den ehrbar aufgeblasenen Malvolio angezettelt und durchgeführt wird, ist ein Zeitvertreib für die Nebenpersonen und für uns, der auf den Gang der Handlung keinen Einfluß hat. Eine andere, einfachere Intrigue, welche die eine „Heldin" des Stücks und die traurigst komische oder komisch traurigste Person desselben in ein ergötzliches Gegenüber versetzt, greift allerdings in die Handlung ein, aber nur durch den Zufall, der eine bis zur Möglichkeit des Verwechselns gehende Aehnlichkeit zwischen Bruder und Schwester zur Voraussetzung hat.

Im Allgemeinen versetzt uns das Stück in eine Sphäre naiver Romantik, von welcher die komischen Personen — Malvolio, Junker Christoph von Bleichwang und Junker Tobias — theils die Carrikatur, theils die prosaische Kehrseite darstellen, während die edeln, im romantischen Sinne ernsthaften Personen durch die würdige oder zwanglose Grazie, mit der sie sich bewegen, und den natürlichen Ausdruck ihrer weichen Empfindungsweise die Kritik ihres Verhaltens, wie die Kritik des Zufallspieles, das die Situationen schürzt und löst, abhalten, so lange es nöthig ist.

Das Thema ist auch hier wie in „Viel Lärmen um Nichts" und wie in unzähligen Lust-, Schau- und Trauerspielen des modernen Theaters das Verhältniß und das Verhalten der Geschlechter in der Liebe. Das tief in der modernen Art und Bildung wurzelnde Interesse an „Liebesgeschichten," insofern es sich über das oberflächliche Erregtseynwollen erhebt und nicht einfach in dem Mangel des historischen Sinnes begründet liegt, ist theils ein psychologisches, welches die Mystik der Liebe offenbart und gelöst verlangt, theils ein praktisch sociales, auf die sittlichen Voraussetzungen und Consequenzen des herrschenden geschlechtlichen Verhaltens und auf die Bedeutung der Ehe gerichtetes. Es versteht sich von selbst, daß die poetische Darstellung der Liebe und des Geschlechtsverhältnisses schlechthin, um eben eine poetische zu seyn, die Symbolik concreter Erscheinungen, und daß insbesondere das Drama Gestalten erfordert, die uns an sich interessiren, und Conflicte, in denen sich die Leidenschaft überraschend bestimmt, daß also die poetische Befriedigung des psychologischen und des praktisch-socialen Interesses an der Liebe und Ehe ein in bestimmter Weise vermitteltes seyn muß. Aber andererseits gibt es kein wahrhaft ästhetisches Interesse, welches sich nicht mit dem psychologischen und socialen zusammenschlösse und in ihm das Maaß seiner Tiefe hätte, so daß der Dichter, der nicht nach der einen oder nach der andern Seite ausgiebige und bestimmte Reflexionen veranlaßt, den Namen des Dichters nicht verdient. Daß nun insbesondere das Thema der Liebe und Ehe für die poetische Behandlung erschöpft sey, wird niemand behaupten wollen, wenn es auch in der That Zeit ist, wie das lyrische Liebesgeklingel, so die trivialen Liebeswettrennen mit Hindernissen, welche den Inhalt so vieler Romane und Schauspiele noch immer abgeben, möglichst zu beseitigen. Das Verhältniß der Geschlechter, d. h. die Naturgemäßheit und Sittlichkeit desselben, ist eine wesentliche Frage gerade der Gegenwart, in welcher der Auflösungsproceß der sittlichen Begriffe und Formen so rasche und gleichmäßige Fortschritte macht. Von den Dichtern aber müssen wir die poetische „Beantwortung" dieser Frage um so eher erwarten, als sie ein allgemeines, wenn auch zum großen Theil oberflächliches oder unklares Interesse dafür vorfinden, während es zu einer zusammenhängenden wissenschaftlichen Erörterung des Gegenstandes noch zu früh seyn möchte.

Was Shakespeare betrifft, so liegt es in der Natur und Tendenz seiner Dramatik, daß er für das praktisch sociale Interesse an dem Thema der Liebe und Ehe wenige oder keine Anhalte und Veranlassungen bietet, wogegen er dem psychologischen Interesse eine überaus reiche Ausbeute gewährt. Zwar finden wir in seinen Dramen nicht selten die Liebesleidenschaft als einen Factor bei historischen Ereignissen und Veränderungen, wie er überhaupt die Geschichte auf die Gegenwirkung der Leidenschaften, ihre Nothwendigkeit auf die Macht der Persönlichkeit zurückführt. Aber eben weil dieß ein Grundzug seiner Dramatik ist, und weil, im Zusammenhange damit, sein Sittlichkeitsbegriff am persönlichen Adel des Menschen haftet, während sein Interesse für das punktweise hervortretende Leben ein unbegrenztes ist, kann bei ihm die Liebesleidenschaft nur ein zufälliger und vereinzelter Factor des historischen Ereignisses seyn, und die Reflexion auf den Zusammenhang des geschlechtlichen Verhaltens, wie es sich in frappanten Fällen als herrschendes offenbart, mit den Gesellschaftszuständen bleibt ihm fern, d. h. sie tritt höchstens gelegentlich hervor und wird niemals zu einem dramatischen Motiv.

Dieser Mangel — wenn überhaupt bei einer Einseitigkeit, die mit schöpferischer Fülle unmittelbar verknüpft ist, von Mangel die Rede seyn kann — darf uns nicht hindern, jene psychologische Ausbeute, welche die Shakespeareschen Dramen bezüglich des Verhältnisses der Geschlechter zu einander gewähren, so weit als möglich zu machen, auch wenn wir die socialen Gesichtspunkte für die Gestaltungen der Liebe und Ehe nicht zurücktreten lassen wollen und können. Denn das eine und das andere Interesse stehen sich überhaupt

nicht abstrakt gegenüber, spielen vielmehr stets ineinander; die psychologisch historische Erfahrung aber ist für diejenige Bestimmung des Sittlichkeitsbegriffes, welche weder eine äußerlich traditionelle, noch eine willkürliche seyn soll, die nothwendige Voraussetzung, d. h. die Grenzen, innerhalb deren die geschlechtliche Leidenschaft wirksam seyn soll, lassen sich berechtigter Weise nicht ziehen, ohne daß wir das natürliche und das durch besondere Verhältnisse und Sitten eingeengte oder bestimmte Spiel dieser Leidenschaft, ehe wir das männliche und weibliche Bedürfniß, wie es sich mannigfach offenbart, und die Conflikte, die es herbeiführen kann, wirklich kennen. Für diese Kenntniß aber sind die „Fictionen" der Dichter keineswegs belanglos, sofern sie nur energisch poetische sind, am allerwenigsten aber die Dramen Shakespeares, der mit jedem Griff das Leben erfaßt, und so romantisch seine Situationen und Personen seyn mögen, die Natur der Leidenschaft stets individuell hervortreten läßt. Er ist wie kein anderer Dichter im Unwahrscheinlichen wahr, und trotz der genialen Leichtigkeit oder auch Leichtfertigkeit, mit der er seine Stoffe oft behandelt, treffen wir bei ihm immer auf charakteristische Gegensätze und wohl motivirte psychologische Wendungen.

Die in „Was ihr wollt" herrschende Stimmung läßt allerdings so scharfe Charaktergegensätze bei den handelnden Personen, wie sie in „Viel Lärmen um Nichts" Benedict und Claudio, Beatrix und Benedict darstellen, nicht zu, so wenig wie die im letzteren Drama vorwaltende Verstandesdialektik, welche die Freiheit des Willens gegenüber der Leidenschaft und in ihr zu beweisen und zu bewähren sucht. Dennoch sind auch Olivia und Viola, der Herzog und Sebastian, obwohl in gleich unmittelbarer Weise von der Leidenschaft ergriffen und bestimmt, entgegengesetzte Charaktere, und trotz der Unmittelbarkeit, mit der die Liebe sich erzeugt, ihren Gegenstand findet und wechselt — ein Wechsel, der hier allerdings sehr begreiflich ist und sich von selbst macht — fehlt ihr nicht die innere psychologische Nothwendigkeit.

Eine Entwicklung der Liebe finden wir überhaupt bei Shakespeare selten oder nie dargestellt, wenn wir von der Neigung, die Othello Desdemona durch die Erzählung seines abenteuervollen Heldenlebens unmerklich einflößt, und von dem Streite Benedicts und Beatrices, der ihre Leidenschaft verdeckt, absehen. Die Shakespeareschen Helden und Heldinnen lieben unter günstigen Umständen bei der ersten Begegnung, und zwar mit Ausnahme weniger Fälle gegenseitig, wobei die Erklärung auch von weiblicher Seite niemals lange ausbleibt. Den Vorwurf einer zurückgestoßenen und consequent nach dem Besitze des Geliebten ringenden wahrhaften und energischen Leidenschaft hat Shakespeare nur Einmal aufgenommen, in „Ende gut, Alles gut," wo die Liebende, Werbende und endlich Gewinnende das Weib ist. In den Fällen einer einseitigen oder unglücklichen Liebe, welche vorkommen, stellt sich die Leidenschaft, wenn sie nicht eine verheimlichte und unbemerkte, und zwar in Folge äußerer zwingender Umstände ist, entweder als eine scheinbare und erkünstelte oder als eine im Grunde unbestimmte und objektlose heraus. Die Liebe, zu welcher sich Romeo quälte, verschwindet wie ein Traum, sobald er Julia erblickt, während in den beiden Veronesern der treulose Mann allerdings dasselbe zu erleben erklärt, aber im Grunde nur den gegenwärtigen Genuß nicht entbehren mag und die entstandene Leere ausfüllen will. In „Was ihr wollt" bleibt die Liebe des Herzogs, die Violas und die Olivias unerwidert und unbefriedigt, bis der Knoten der Handlung sich löst; daran ist aber bei diesen ein äußerlicher, obgleich pikanter Umstand, die Verkleidung, Schuld, welche Viola hindert, als Weib zu reizen, und Olivias Sehnsucht nach dem Manne täuscht, während die Liebe des Herzogs zu Olivia, trotz ihrer melancholischen Consequenz, doch nur romantischer Eigensinn ist, der sich als solcher dadurch offenbart, daß ein Moment, der Gedanke der Entkleidung und Umkleidung Violas genügt, um sie zur Geliebten zu erheben.

Wir Modernsten sind durch unser Leben und durch unsern Roman daran gewöhnt, einerseits die Liebe sich langsam entwickeln oder doch hervortreten zu sehen, andererseits an die Nachhaltigkeit und Wahrheit der unglücklichen, d. h. unerwiderten Liebe zu glauben, ja sie auch dann interessant zu finden, wenn sie mit der energielosen Resignation anfängt, in ein klägliches Hinsiechen oder eine wahnwitzige Verzweiflung ausläuft, und keine classischen Sonette, sondern höchstens schlechte Reimereien hervorbringt. Zwar ist dieses letztere Interesse an „der alten Geschichte, die ewig neu wird" — an der chronischen oder acuten Liebesschwindsucht, — bedeutend im Abnehmen begriffen, wogegen das Interesse an den Stadien der Liebesentwicklung steigt, und es läßt sich hierin ein Fortschritt der psychologischen und sittlichen Betrachtung und Auffassung der Liebe erkennen, der indessen ein punktweiser bleibt, weil im Allgemeinen die schwächliche Sentimentalität nur eine andere Gestalt angenommen hat, indem sie nach der einen Seite hin blasirt, nach der andern raffinirter geworden ist. Bei Shakespeare findet, wie aus dem Gesagten hervorgeht, das Interesse an der stadienweisen Liebesentwicklung so wenig Nahrung, wie das an dem

Unglück der unerwiderten Liebe, sofern es die Persönlichkeit nicht anspannt, sondern abspannt. Während dieses Unglück durchweg mit Ironie, mit witzig ausgesprochener oder in der objektiven Darstellung versteckter, behandelt wird, und die Energie der zurückgestoßenen Leidenschaft nur Einmal — in Isabella, die tragische Zerrüttung eines zart organisirten weiblichen Wesens, welche die männliche Eigensucht verschuldet, gleichfalls nur Einmal — in Ophelia — dargestellt wird, entscheidet sich die glückliche, d. h. gegenseitige Liebe der Shakespeareschen Männer und Frauen augenblicklich, wenn auch die Befriedigung hinausgeschoben, oder durch den tragischen Zufall gebrochen wird, und das vom Auge bestochene Herz liegt nicht nur den Männern, sondern auch den Frauen auf der Zunge.

Wer aber das „Sich sehen und lieben" in den Shakespeareschen Dramen platt, und das Entgegenkommen der Shakespeareschen Frauen unzart und unweiblich findet, verräth, daß er für die Motivirung der fertig hervorspringenden Leidenschaft durch die Situation und die Bestimmtheit der sich begegnenden Gestalten einen schwachen Sinn hat, und daß er die „Weiblichkeit" entweder mit einer sehr äußerlichen Anstandselle mißt oder einseitig und in einem künstlichen Begriffe befangen auffaßt. Denn Shakespeare hat nicht nur sein dramatisches Recht, für den Fortschritt der eigentlichen Handlung gleichgültige und immerhin einförmige Entwicklungsgeschichten mit dem regelrechten Ausspiel einer bloß formellen Zurückhaltung sich und uns zu ersparen, sondern er kennt auch die Natur der Liebe und der Frauen, die immer durchschlägt und zur Geltung kommt, wo das Leben ungewöhnlich erregt wird, zu welcher Verkünstelung auch die wechselnde Mode und die starre Sitte gediehen seyn mögen.

Eine Liebesentwicklungsgeschichte enthält „Viel Lärmen um Nichts" insofern, als die Neigung Benedicts und Beatrices zunächst die Form der Abneigung hat, und der Umwandlungsproceß, der die Neigung offenbart, künstlich, d. h. durch das Eingreifen des Zufalls und der Intrigue befördert wird. Was aber diese Geschichte interessant und zu einem geeigneten Vorwurfe für die Shakespearesche Darstellung macht, ist eben der Schein einer inneren Umwandlung, die in der That nicht stattfindet, und der Aufwand von Mitteln, den das Herausstellen der von vornherein gegebenen Thatsache verlangt, die dennoch, sobald sie herausgetreten ist, wenn auch nicht ernsthaft, so doch humoristisch negirt wird. Shakespeare macht also auch hier von der Regel, die Liebe, welche überhaupt zu ihrer Befriedigung gelangt, weder allmählig werden, noch erwerben und gewinnen, sondern als gegenseitige aus der Begegnung hervorgehen zu lassen, nur eine scheinbare Ausnahme, deren Tendenz ist, das an sich gegebene Verhältniß des Mannes und Weibes als einen Kampf darzustellen, bei welchem das Zurückdrängen und die Verläugnung des Bedürfnisses durch den Willen des Sieges, dieser aber durch den Willen, in der Befriedigung die persönliche Freiheit zu behaupten, bedingt ist. Wo die Liebe als ein solcher Kampf zum Bewußtseyn gelangt, ist ihre „Romantik," die in dem ungelösten und wechselnd hervortretenden Widerspruche des Besitzbedürfnisses und des Bedürfnisses der Hingabe besteht, aufgehoben, aber keineswegs ihre Innigkeit und Wahrheit, wie denn in „Viel Lärmen um Nichts" Claudio und Hero, deren regelrecht romantische Liebe das Ziel der Verlobung rasch erreicht, sich offenbar fremder sind und bleiben als Benedict und Beatrice. Wir finden also in diesem Stücke Shakespeares eine Kritik der romantischen Liebe, welche auf die Forderung eines bewußten und freien Verhaltens von Mann und Weib hinausläuft, aber allerdings nur in der Form der Komik. Die Kritik Shakespeares ist eben eine poetische, keine moralisirende. Die reflexionslose und rasche Entfaltung der Leidenschaft, welche die verfrühte Reflexion nicht aufkommen läßt, ist ihm eine normale Erscheinung, dagegen die Verläugnung des Bedürfnisses und die „Kälte," welche die „Gluth" verbirgt, eine interessante Ausnahme, die als solche berechtigt und darstellenswerth, aber keineswegs zu einer Regel im Sinne des Postulats zu erheben ist. Die Gesundheit und Wahrheit der Liebe besteht, nach der Shakespeareschen Anschauungsweise, in der persönlichen Bedingtheit derselben; sie ist krankhaft oder doch unwahr und unfruchtbar, wenn sie nach einem „Objekt" umhersucht, statt sich aus der Begegnung zu erzeugen, und sich an einem willkürlich gesetzten Objekte entweder bis zum Uebermaße steigert oder mit demselben spielt. Nicht nur das letztere, sondern auch das erstere kann stattfinden, auch wenn die Scheinliebe eine gegenseitige ist; aber das Uebermaß einer im Grunde unpersönlichen Leidenschaft muß bei der entschiedenen Annäherung umschlagen, erhält also nur durch die Schwierigkeit der Annäherung oder durch den Widerstand, der von der einen Seite geleistet wird, einige Dauer, während das Spiel, wo es kein gegenseitiges ist, auf eine bald ermüdende Neckerei hinausläuft, und als gegenseitiges zwar langsam, aber sicher die Gleichgültigkeit erzeugt.

Von der ursprünglichen Gegenseitigkeit der persönlichen und persönlich bedingten Leidenschaft machen Benedict und Beatrice keine Ausnahme, obwohl von dem gewöhnlichen Uebergange des Liebespathos zu der quasijuristischen Bestimmung des Verhältnisses,, worunter

selbstverständlich die Formalität desselben nicht zu verstehen ist. Denn das Verhalten der scheinbar Hassenden gegen einander ist das gleiche von beiden Seiten und bleibt es in dem Uebergange zur offenkundigen Liebe. Dagegen bietet „Ende gut, Alles gut“ allerdings eine sehr ernsthafte Ausnahme von der ursprünglichen Gegenseitigkeit der Neigung, aber eine Ausnahme, welche nur beweist, daß einerseits auch die Abneigung eine künstlich gesteigerte seyn kann, und in diesem Fall die vorgreifende Unterdrückung der Neigung ist, andererseits die noch nicht eingetretenen Bedingungen für ein persönliches Verhältniß sich durch Willensconsequenz verwirklichen lassen, und diese Möglichkeit gerade dann gegeben ist, wenn die Persönlichkeiten auf ungleicher Höhe der Entwicklung und Durchbildung stehen. Die Ausnahme ist eben deßhalb, weil sie nicht mehr und doch sehr viel beweist, eine frappante, und um so frappanter, als die erziehungsbedürftige Unreife durch den Mann, die Willensconsequenz durch das Weib vertreten ist, wie es denn Shakespeare überhaupt liebt, die weibliche Ueberlegenheit zur Darstellung zu bringen.

In „Was ihr wollt“ haben wir drei „unglückliche“ Leidenschaften, die des Herzogs zu Olivia, die Violas zum Herzog und die Olivias zu der verkleideten Viola. Diese Häufung des „Unglücks“ läßt an sich auf eine objektiv ironische Behandlung der unglücklichen Liebe schließen, und in der That gelangen wir kaum zu einer irgend ernsthaften Theilnahme für das Liebesunglück als solches, dagegen sehr bald zu der Heiterkeit, welche die Gewißheit der Lösung und das kleine Hemmniß, welches derselben entgegen steht, hervorbringen muß. Dieses kleine Hemmniß ist die Verkleidung Violas, welche die Liebe Olivias zu ihr möglich, die des Herzogs unmöglich macht, wobei die Gestalt Sebastians, der Viola bis auf den Unterschied des Männlichen und Weiblichen gleicht, also ihre thatsächliche Vermännlichung repräsentirt, den mehr als tröstlichen Rückhalt für die Täuschung abgibt, in der das Liebesbedürfniß Olivias befangen ist.

Die Liebe des Herzogs ist sentimental — ein in hinschmelzenden Bildern schwelgendes Schmachten — und dieß gilt auch von der Liebe der beiden Frauen, obgleich bei Viola das jugendlich elastische und schalkhafte Wesen, welches ihr eignet und in der eigenthümlichen Situation Nahrung findet, sich behauptet, während bei Olivia die Willensenergie, die der „vollendeten Thatsache“ zustrebt, so entschieden durchbricht, als es mit der weiblichen Würde noch vereinbar ist. Der Herzog wirbt um die „grausame“ Olivia so zart pathetisch und so geduldig, wie ein romantisches Gemüth es verlangen kann, aber doch mit fürstlicher Bequemlichkeit, indem er es bei Botschaften bewenden läßt und sich arglos glücklich schätzt, einen so anmuthigen Boten, wie es Viola-Cesario ist, gefunden zu haben. Dabei ist der Ausdruck seiner Leidenschaft, obgleich er uns von Anfang an poetisch genug anspricht, so einförmig melancholisch, daß er durchaus nicht dramatisch spannend wirkt, sondern mit dem Musikgenusse verschmilzt, den der melancholische Fürst, um sein Liebesleid in harmonischen Fluß zu bringen, sich und uns wiederholt verschafft. Daß sein Vertrauter und Bote Cesario, den wir als Jungfrau kennen, Olivia gefährlich wird und ihr von der Trauer niedergehaltenes Verlangen entbindet, ist ein tragikomischer Zug, der in Viola zur Reflexion kommt und sein komisches Streiflicht einerseits auf die erglühende Olivia, die sich eben noch in der Würde der Unzugänglichkeit fühlte, andererseits auf den poetisirenden Herzog wirft, der sich in der Ferne hält, um seine Sehnsucht zu steigern und zu beschwichtigen.

Aber auch der Ansatz zu einer tragischen Verwicklung, der in dem schuldlos entstehenden Schein einer absichtlichen Täuschung des edeln Vertrauens gegeben liegt, kommt nachträglich zu momentaner Entfaltung, als der Herzog von plötzlicher, aber vorbereiteter Eifersucht ergriffen, in die Worte ausbricht:

„Weßwegen sollt' ich nicht, litt' es mein Herz,
Wie der egyptische Dieb in Todesnoth,
Mein Liebstes tödten?“

und mit der Drohung schließt:

„Komm, Knabe! Mein Entschluß ist reif zum Urtheil;
Ich will mein zartgeliebtes Lamm entseelen,
Um einer Taube Rabenherz zu quälen.“

Dieser Ausbruch wirklicher Leidenschaftlichkeit kann zwar, wie wir den Herzog kennen und wie die Situation sich gestaltet hat, keine ernste Besorgniß eines tragischen Ausgangs hervorbringen, er leiht aber dem Bilde des Herzogs einen männlichen Zug, dessen er für unser Interesse der nahen Lösung gegenüber bedarf, wie er dazu dient, die jungfräuliche Herzensinnigkeit Violas zum klarsten und rührendsten Ausdruck zu bringen.

An und für sich sind die Irrungen des Begehrens, welche Violas Verkleidung veranlaßt, von einer Bedeutsamkeit, welche über die nächste fein komische Wirkung hinausreicht. Ihre durch das einfachste Mittel bedingte Möglichkeit weist darauf hin, daß die Phantasie, obgleich oder weil von zufälligen Aeußerlichkeiten leicht und rasch bestimmt, den sinnlichen Instinkt überwiegt und täuscht, daß aber trotz dieser Täuschung, welche die Phantasie auf die Sinne überträgt, der Instinkt des Herzens wirksam bleibt, und daß der Irrthum

nicht nur einen tieferen Grund als den oberflächlich hervorgebrachten Schein, sondern auch ein objektives Recht haben kann, folglich, insofern dieß der Fall, nur die Maske des wirklichen individuellen Bedürfnisses ist.

Die bloße Verkleidung könnte nicht bewirken, was sie bei feinsinnig und edel gehaltenen Persönlichkeiten, wie die unseres Dramas, bewirkt, wenn sie nicht durch eine theilweise Indifferenz der Erscheinung schlechthin und der männlichen und weiblichen Erscheinung insbesondere unterstützt wäre, d. h. sie zur Voraussetzung hätte, und diese Indifferenz ist einerseits eine negative, insofern das Wesen nicht durchaus in der Erscheinung aufgeht, sondern sich für weitere Offenbarungen zurückhält, andererseits eine positive, insofern der Gegensatz des Männlichen und Weiblichen kein unvermittelter ist, sondern, von der Bestimmtheit seiner eigentlich organischen Ausprägung abgesehen, eine Menge von Uebergangsformen hat und zeigt, die für die Individualität wesentlich sind. Daß Viola ihrem Bruder Sebastian bis zur Verwechslung gleicht, obgleich in ihnen der Gegensatz des Männlichen und Weiblichen ausgesprochen genug ist, erweitert nicht nur die in der Verkleidung gegebene Möglichkeit der dramatischen Verwicklung, sondern vertieft sie auch, weil in Folge davon der Irrthum Olivias und theilweise des Herzogs, statt in eine einfache, die Oberflächlichkeit der Anschauung herausstellende Enttäuschung auszulaufen, zu einer befriedigenden Lösung kommt. Eine Gleichheit, wie die angenommene, die allerdings in der Wirklichkeit nur annäherungsweise vorkommt, nöthigt uns, den Unterschied des Männlichen und Weiblichen theilweise hinter die Erscheinung zu setzen, während sie doch zugleich erkennen läßt, daß die organisch ausgesprochene Thatsache der Männlichkeit und Weiblichkeit eine nach innen durchgreifende ist. Wir kommen auf diese Punkte bei der näheren Charakteristik der einzelnen Persönlichkeiten zurück und werden dann nachzuweisen haben, daß der Irrthum der Liebe in unserem Drama — welches als eine „Komödie der Irrungen" gleich dem, welches diesen Titel führt, bezeichnet werden könnte — so zufällig auch dieser Irrthum veranlaßt und verlängert erscheint, das wahre Bedürfniß oder den Instinkt des Herzens von vornherein zum Hintergrunde hat und verräth.

Dabei ist nicht belanglos, daß wir hier neben der Geschlechtsliebe die zärtliche und leidenschaftliche Freundschaft vertreten finden — eine Freundschaft, für welche die Schönheitsempfindung wesentlich ist — also auch von dieser Seite darauf hingeleitet werden, daß der Unterschied des Männlichen und Weiblichen, wie der Unterschied der Empfindung für das Männliche und Weibliche, kein abstrakter, sondern ein mannigfach vermittelter, aber dessen ungeachtet ein äußerlichst und innerlichst entschiedener ist. Weil dieß der Fall ist, kann es allerdings keinen größeren Irrthum der Liebe geben als den, der aus der falschen Voraussetzung der Männlichkeit und Weiblichkeit hervorgeht, aber man darf ihn weder als einen groben bezeichnen — da die Indifferenz des Männlichen und Weiblichen bis zu einer gewissen Grenze besteht und als positiv gegebene einen individuellen Reiz einschließt — noch die durch den Irrthum bedingte Empfindung, obschon sie komisch wirken muß, für eine unwahre und verschwendete halten, sofern sie nur keine willkürlich erzeugte und gesteigerte ist. Daß ein Irrthum dieser Art leicht zu beseitigen, das Hemmniß für seine Lösung als ein durch den einfachsten Akt zu hebendes erscheint, während er dennoch gefährliche Verwicklungen bedingt, ist ein komisches Motiv, welches zwar die Theilnahme an der Unglücksempfindung der Irrenden, aber nicht das ernste Interesse für ihre Persönlichkeit und für ihre Gefühlsäußerungen ausschließt.

(Fortsetzung folgt.)

Der Philanthrop.

Ein Stück Menschenleben aus den Tagen Josephs des Zweiten.

(Fortsetzung.)

Während der widerborstige Spielgenosse von ehedem mit dem Kellner ein Wechselgeschäft abwickelte, kamen Leander und einige seiner Begleiter in den Saal zurück und pflanzten sich vor Peter auf. Einer von ihnen nahm das Wort: „Der Herr ist der Ritter von Veilchenau?" — Peter lachte ihm in's Gesicht. „Muß

ich dem Herrn von Wollersfeld eine Brille kaufen?" fragte er. — „Wird schier nöthig seyn," entgegnete Wollersfeld; „mit freiem Auge ist der Ritter von Veilchenau schwer genug auszunehmen, so deutlich ich auch den Mosbauerbuben vor mir sehe." — „Sehr begreiflich," ließ sich Peter vernehmen; „für ihn und seines Gleichen macht die Kutte allein den Kapuziner. Uebrigens gehört das nicht hieher. Womit kann ich dem Herrn in aller Geschwindigkeit dienen?" — „Mit der Antwort auf eine Frage." — „Frage er immerhin. Vielleicht finde ich mich dann aufgelegt, einen Bescheid zu ertheilen." — „Ich wünschte zu wissen," sagte Wollersfeld, „ob der Herr Ritter wirklich seine Livree davon geschickt, sein modisches Zeugl weggegeben hat?" — „Der Herr will mich doch nicht pfänden lassen?" spottete Peter.

Die Hörer, obschon sie zu Wollersfelds Partei gehörten und ihn zu ihrem Wortführer eigens bestellt hatten, konnten sich eines schadenfrohen Lächelns nicht erwehren. Es kam ihnen gar zu närrisch vor, daß einer der größten Schuldenmacher Wiens eine Forderung an irgendwen in dieser Welt haben sollte, wenn sie nicht etwa in einer von jenen Schulden bestand, für die kein Recht zur Klage anerkannt wird. Solche Forderungen hatte der Betreffende allerdings zuweilen einzutreiben, doch wenn sie nicht bezahlt wurden, schrieb er sie um so williger mit Kohle in die Esse, als es ihm nie einfallen konnte, selber derjenige zu seyn, welcher die Gerichte auf sich aufmerksam machte.

Wollersfeld ließ sich durch das anzügliche Gelächter nicht aus der Fassung bringen. „Ferner heißt es," fuhr er fort, „daß der Herr Ritter im Schilde führe, sich aus der Gesellschaft zurückzuziehen, indem er mit ihren Gewohnheiten auch ihrem Verkehr entsagt." — „Darf ich fragen, was den Herrn das angeht?" erwiederte Peter. — „Es geht mich und meine Freunde sehr nahe an," versetzte Wollersfeld. „Wir haben nämlich vernommen, daß der Herr ein Schand- und Spottlied auf die gute Gesellschaft verfaßt hat, das die Harfenisten im Lerchenfeld singen."

Peter wußte kein Wort von dem Liede. Das Reimen war nicht seine Sache; aber den Zusammenhang reimte er sich ohne Mühe zusammen. Offenbar hatten die Harfenisten oder der Most-Barthel die Standrede, welche er bei der Frau von Taillefer gehalten, sich gemerkt und in Gstanzln gebracht. Natürlich ließ er sich nicht herab, ein Wort der Erklärung zu geben, sondern erkundigte sich nur, was mit der Anfrage bezweckt werde?

„Der Zweck liegt auf der Hand," sagte Wollersfeld. „Wenn der Herr Ritter durch diese Kundgebung sich von der Gesellschaft losgesagt hat, so geht uns die Geschichte nichts an. Um also zu wissen, ob wir uns weiter darum zu bekümmern haben, ist die Vorfrage zu erledigen, ob der Herr Ritter, wie ich vorhin gesagt, sich von der Gesellschaft zurückgezogen hat oder nicht?" Mit eiserner Ruhe gab Peter zur Antwort: „Ich werde morgen früh von acht bis neun Uhr in der Rofranogasse lustwandeln. Guten Abend." Mit diesen Worten ging er.

Die Rofranogasse, wo die Vorstadt St. Ulrich sich mit dem Glacis verbindet, war damals eine abgelegene Straße. Den Anfang derselben bildete der Rofrano-Palast, gegenwärtig dem Fürsten von Auersperg zugehörig. Hinter dem Hause dehnte sich ein langer Garten hin, von welchem der obere Theil in unsern Zeiten mit Häusern überbaut wurde. Das Gegenüber der Gartenmauer bestand aus Zäunen und Hecken, wohinter höchstens zwei oder drei Hütten, von Bäumen verborgen, in wahrhaft ländlicher Abgeschiedenheit standen. Seit mehr als zwei Menschenaltern war der Platz bei der Gartenmauer das Stelldichein der Raufbolde, und jemand in die Rofranogasse bescheiden hieß so viel als ihn vor die Klinge fordern.

Die Herrn steckten die Köpfe zusammen und beriethen eifrig, was zu thun sey. Das Ergebniß der Berathung war der tapfere Entschluß, aus der Rofranogasse wegzubleiben, vorbehaltlich eines weiteren, sobald der Ritter von Veilchenau wiederum standesgemäß zu leben beginne.

Der Held dieser Besprechung hatte auf der Gasse noch kein Dutzend Schritte gegen die Michelerkirche hinauf gethan, als er an seiner Seite den Ausruf vernahm: „Horch, Peterl!" die Stimme war Pepis, dessen Gegenwart Peter in der Hitze des Auftrittes gänzlich vergessen gehabt. — „Ja so," sagte Peter, „ich wollte dich ja begleiten." — „Statt dessen begleite ich dich," versetzte Pepi; „und wenn dir's recht ist, schwenken wir gleich rechts ab durch das Burgthor und lustwandeln über das Glacis hinauf oder hinab, je nach deiner Wahl."

Dem andern war's gleich recht. Die Worte des Jugendgespielen enthielten der Thatsache nach eine vollständige Abbitte und Ehrenerklärung, und Peter besaß hinlänglich guten Geschmack, um nicht auch noch den Punkt auf's I zu verlangen. „Wir können draußen ungestört plauschen," bemerkte er dazu, „und uns darüber freuen, daß wir zu rechter Zeit geboren wurden, um als Buben noch die urwüchsige Wildheit des Glacis mit ihren Hügeln und Gruben zu genießen, während jetzt, da wir Männer geworden, die seitdem geebneten und beleuchteten Pfade unsern Neigungen und

Bedürfnissen besser entsprechen." — „Welcher Eigennutz für einen Philanthropen!" scherzte Pepi. „Empfindest du keine Trauer im Namen der heranwachsenden Jugend um den schmerzlichen Verlust der romanhaft wechselvollen Tummelplätze?" — „Die Trauer wäre eine völlig unberechtigte," meinte Peter; „die Grasplätze, die Baumgänge, die Hecken an der Gegenböschung werden dem nachwachsenden Geschlechte nicht minder romanhaft vorkommen, wie uns die verwilderte Esplanade vorkam, auf deren ungeebnetem Boden wir Türken und Polacken spielten und uns oft erbärmlich durchwalkten. Wie hätten wir gezetert, wenn die Fraumutter oder der Herrvater uns nur den zehnten Theil der Hiebe aufgemessen, die wir lachend im Spiele hinnahmen!"

Das Gedränge in den Durchgängen durch die Burg, durch das feste Thor, über die bereits für den wachsenden Verkehr zu enge Brücke machte der Unterhaltung für den Augenblick ein Ende. Es war keine Kleinigkeit, sich unversehrt durch Menschen, Rosse und Fuhrwerke durchzuschlagen. Jenseits der Brücke thürmte sich ein neues Hinderniß auf: die Zunft der Fackelbuben. Die Verbindungswege zwischen Stadt und Vorstädten waren zwar bereits seit einigen Jahren (seit 1776) mit Laternen versehen, doch hatten deßhalb die Lucifers ihr Recht auf Erwerb nicht aufgegeben, und fanden wohl auch keinen Grund dazu, da an regnerischen Abenden die Laternen keineswegs ausreichten, den Weg genügend hell zu machen. Die Fackelbuben — wie sie noch mit ihrem alten Namen hießen, obschon sie statt des offenen Windlichtes von ehedem Stalllaternen trugen — stellten sogar als Glaubenssatz auf, daß selbst beim Vollmondscheine die öffentliche Beleuchtung ungenügend sey, und es gab viele Leute, die ihnen wenigstens theilweise beistimmten. *

Zu diesen gehörten indessen die beiden Lustwandler nicht, die ungestört beim Sternenschimmer plaudern wollten. Nachdem sie nicht ohne Mühe sich der zudringlichen Gesellen erwehrt, hängte sich Peter in des Begleiters Arm und begann ohne weitere Einleitung zu sprechen: „Mein Herrvater, Gott schenke ihm die ewige Ruhe! hat mir ein stattliches Vermögen hinterlassen, und ich war bisher der Narr, mit meinem vielen Gelde ein armer Schelm zu bleiben." — „Das geht mir nicht zusammen," rief Pepi; „so viel ich weiß, hast du die besten Aussichten, als ein steinreicher Mann dazustehen, nachdem die Geschäfte deines Erblassers abgewickelt worden, welche du nicht fortsetzen willst. Der Buchhalter deines seligen Vaters behauptet, die Abwickelung werde sich in wenigen Monaten ohne erhebliche Verluste bewerkstelligen lassen. Vermuthlich wirfst du dann dein Geld auf Hausfätze legen. Oder fürchtest du etwa mit den Zinsen nicht auszukommen?" — „Das eben nicht," erwiederte Peter, „aber mein ganzes Einkommen mußte ich bisher sammt meiner Muße dem Tyrannen opfern — der Gesellschaft, um deren Gunst ich dienen soll, wie jener biblische Erzvater um Labans Töchter. Für die Gesellschaft mußte ich ein großes Hauswesen führen, für die Gesellschaft mich langweilen wie ein Mops. Bis zur triefäugigen Lea einer maßleidigen Duldung hätte ich es richtig damit gebracht, und die Rachel der Anerkennung als gleichberechtigten Mitgliedes würde mir am Ende auch zu Theil werden, nachdem ein neues Geschlecht herangewachsen, das von meines Vorfahrs bescheidenen Anfängen nur wie von einem verschollenen Mährchen vernommen. Aber der Preis erscheint mir zu theuer im Verhältniß zu dem, was ich damit erkaufe. Vornehm zu seyn bloß durch Geld und Gut, erscheint mir nicht wie ein Glück, das solcher Opfer werth wäre."

„Bist du denn gar nicht ehrgeizig?" fragte Pepi. — „Wenn ich es wäre," versetzte Peter, „so würde ich's mit Cäsar halten, der lieber auf einem Dorfe der erste als in Rom der zweite seyn wollte. Fürwahr, das wäre ein armseliger Ehrgeiz, zum Troß einer Gesellschaft zu gehören, die nicht einmal den ersten Rang behauptet. Aber diese Betrachtung liegt nur im Hintergrunde meiner Gedanken. Ich begehre vor allem, ein Mensch unter Menschen zu seyn." — „Besitzest du die Laterne des Diogenes?" fragte Pepi. — „Darauf werde ich antworten," beschied Peter, „sobald du mir Auskunft gegeben, ob der Cyniker auch wirklich gefunden, was er gesucht: das Geschöpf seiner verirrten Einbildungskraft. Meines Erachtens sind wir allesammt Menschen, einer wie der andere, nur mit dem Unterschiede, daß viele von uns nicht menschlich leben. Ich will mich zu denen schlagen, die im Schweiße ihres Angesichts ihr Brod essen."

„Dann mußt du dir selber einen Beruf wählen." — „Das werde ich auch thun." — „Welchen?" — „Das liegt auf den Knieen der Götter. Vor allem besteht meine Aufgabe darin, eine Lehrzeit durchzumachen, um meine Fähigkeiten und meine Mittel an den Mitmenschen zu messen, deren Dichten und Trachten mir fremd geworden. Sobald ich den rechten Maßstab gewonnen, werde ich den Beruf wählen, der, indem er mir Arbeit zutheilt, strenge und rechtschaffene Arbeit,

* Noch im dritten Jahrzehnt des laufenden Jahrhunderts gab es solche Laternenvögel in Wien; sie stellten sich aber nur an Regenabenden nach dem Schlusse der Theater ein. Die Gasbeleuchtung hat sie gänzlich verscheucht.

mir zugleich den Weg öffnet, auf welchem ich für das Wohl meiner Mitbürger so wirksam eintreten kann, als meine Mittel an geistigen Gaben und Glücksgütern irgend verstatten. Ich will mit meinem Gelde mich nicht etwa von der Menschenpflicht loskaufen."

Pepi zuckte die Achseln. — „Mein Lieber," sagte er, „du verfolgst einen Irrwisch. Für die rechte Arbeit gibt es nur zwei Sporen: die Leibzucht und den Ehrgeiz. Da du nun des Broderwerbes nicht bedarfst und den Ehrgeiz verleugnest, so wird aus allem deinem philanthropischen Schwebeln und Nebeln nichts rechtes herauskommen." — „Du bist mir ein sauberer guter Freund," rief Peter mißvergnügt. — „Nimm's krumm oder grad," versetzte der Unerbittliche; „ich bin gewohnt zu reden, wie ich denke. Wenn du in den Verhältnissen, in die du einmal gerathen, als Mensch und Staatsbürger deine Aufgabe zu lösen nicht verstehst, so wirst du es noch weniger in Kreisen vermögen, in deren unbekannte Wirbel du dich kopfüber gestürzt. Uebrigens maße ich mir nicht an, dir einen Rath ertheilen zu wollen."

„Außer ich frage dich um deine Meinung, nicht wahr?" lachte Peter etwas gezwungen. — „Kommt darauf an," lautete der wenig verbindliche Bescheid; „ich gehöre nicht zu denen, die nach Art der Nymphe Echo zu antworten lieben. Uebrigens hat es mich gefreut, dich einmal wieder zu sehen," fügte Pepi etwas freundlicher hinzu. „Mein Weg geht rechts ab. Gott befohlen!"

Peter hielt ihn nicht auf. Sie befanden sich an der Wiedener Brücke. Der widerborstige Jugendgespiele bog zur Vorstadt ein, der Verlassene ging in der früheren Richtung weiter, ohne dabei irgend ein Ziel im Auge zu halten.

„Mir wird es schier wie dem Bären in der Fabel ergehen," dachte er in seinem Sinne, um dann die Schlußverse vor sich hinzumurmeln: „Du Narr willst klüger seyn als wir? Man zwang den Petz davonzulaufen." Nach einem Weilchen nahm er den Faden seiner Gedanken wieder auf. Was sollte er beginnen? Etwa als verlorener Sohn in den Zwinger zurückkehren? Das konnte ihm nicht beifallen, wie er sich selber betheuerte. Sich in ländliche Einsamkeit begraben? Dazu fühlte er sich zu sehr Stadtkind. Ohne den Stephansthurm tagtäglich in der Nähe zu betrachten, könne er nicht leben, behauptete er; wenigstens könne er in der Ferne nicht ruhig sitzen bleiben, fügte er erläuternd hinzu. Ei, so begeben wir uns auf Reisen! lautete nun der Rath. Aber er hatte ja die Welt vor kurzem erst abgereist und mochte nicht sobald wieder von vorne anfangen. Plötzlich unterbrach ein leuchtender Einfall die trübe Gedankenfolge. Was gehen mich Paris, London, Berlin, Genua, Mailand und Benedig an? Ich weiß ja meine Zufluchtsstätte, wo nicht Französisch parlirt wird, wo keine Bouffanten rauschen und kein spießbürgerlicher Hochmuth sich vor mir zuknöpfen wird." Eine alte Erinnerung war urplötzlich vor seiner Seele in frischen Farben aufgetaucht, glanzvoll, verlockend.

Wenn der Mosbauer ausnahmsweise besonders gut aufgelegt gewesen, hatte er sein Peterl am Sonntag Nachmittag mitgenommen, bald dahin, bald dorthin, natürlich aber stets in ein Wirthshaus. Unter allen den gastlichen Zufluchtsstätten für Hunger, Durst und Langeweile war dem Sohne Mosbauers vor allen eine ganz absonderlich herrlich vorgekommen. Das langgestreckte Haus war in seiner Erinnerung ein wahrer Palast, wie es mit einem Stockwerk über dem Erdgeschoß die ebenerdigen Wohnungen der Weißgerberstraße überragte. Die Seitenflucht schaute auf die Kirchgasse, oder besser gesagt, auf den Weg, der zwischen Zäunen zum Margarethenkirchlein hinaufführte. Der geräumige Hof mit seinen großen Stallungen und Wagenschuppen hatte der Zufahrten zwei, eine von der Hauptstraße, die andere von der Seitengasse her. Ueber jeder wölbte sich ein Thorbogen, hoch und breit genug, um dem gewaltigsten Frachtwagen freien Paß zu lassen, auch wenn vier Paare riesiger Karrengäule kaum genügten, ihn auf ebenem Boden langsam von der Stelle zu rücken. An den Hof schlossen sich Gartengründe, deren einer mit Kegelbahn und „Salettl" den Gästen des Hauses zur Verfügung stand, wenn sie einen warmen Sommerabend nicht zwischen vier Wänden zubringen mochten.

Das stattliche Einkehrwirthshaus hieß zum guten Hirten. Es heißt auch heutzutage noch so und ist eine Einkehr geblieben, aber die Bezeichnung „stattlich" paßt nicht mehr. Die Umgebung ist ihm über den Kopf gewachsen, während sein eigenes Aeußere sich vernachlässigt hat. Die Gäste aus der Stadt erscheinen nicht mehr in der Gaststube und im Extrazimmer, um von dem gepriesenen Wein und von den berühmten Würsteln des guten Hirten zu kosten. Die Kärrner sind längst ausgeblieben, nicht etwa weil ihnen das Haus verleidet worden, sondern weil sie nicht mehr nach Wien kommen, seit der Schienenweg sich ihrer Kundschaft bemächtigt hat. Vermuthlich wird das Haus selbst nicht gar zu lange mehr stehen; der Platz befindet sich in der Gegend des werdenden Geschäftsviertels in vortheilhafter Lage. Gegenwärtig dient die Spelunke allerlei schmierigem Volke aus dem Nordosten als Zufluchtsstätte; so wenigstens behauptet ein Gerücht, dem kaum zu widersprechen seyn dürfte, da man in der That

nicht leicht durch jene Gegend gehen kann, ohne polnischen Juden zu begegnen.

„Zum guten Hirten will ich gehen!" dachte Peter, da er eben an die Weinbrücke auf dem Wege zur Landstraße gelangt war. Er betrat die Brücke, um dann jenseits die verwahrlosten Pfade nach dem Donauufer einzuschlagen. Auf der Brücke wiederholte er mit lauter Stimme, ohne zu wissen, daß er sprach: „Zum guten Hirten!"

Vier oder fünf Schritte vor Peter trippelte ein Herr von kleiner Gestalt, der vom Stubenthore her gekommen, in seinen Mantel gewickelt eiligen Schrittes einher. Er vernahm den Ausruf des Nachfolgenden, blieb stehen und sagte, indem er sich umdrehte: „Da kann ich dem Herrn schon dienen. Ich gehöre für heute Abend zu den Lämmern des guten Hirten und befinde mich eben auf dem Wege zu seiner Tränke." — Peter lachte hell auf. „Das lasse ich mir gefallen," rief er; „der Mentor, welcher stets gegen die Kneipen gepredigt, erbietet sich jetzt selber zum Führer Telemachs."

Nowotny erkannte seinen Zögling. Er erschrack keineswegs, sondern lachte von Herzen mit. „Schau, schau," sagte er, „treffe ich den Herrn auch einmal wieder! Freut mich. Noch mehr freue ich mich darauf, wieder einmal ein Stündlein mit ihm zuzubringen." — Während sie weiter schritten, gab Peter zur Antwort: „Der Herr setzt mich mit seinen Reden in Erstaunen. Sind wir nicht Hausgenossen? Könnte er mich nicht alle Tage sehen?" — „Ich bin den ganzen Tag über auswärts beschäftigt," erwiederte Nowotny. — „So?" fragte Peter. „Gibt er etwa wieder Lectionen?" — „Das just nicht; es wäre ja Sünde und Schande, den magern und zähen Bissen armen Schelmen wegzuschnappen, welche davon leben müssen. Ohnehin trage ich kein Verlangen nach selbigem Verdienst. Ich habe diese Schule durchgemacht, und wenn ich jemals in Noth geriethe, würde ich lieber Hühnerhunde abrichten. Ich wende gegenwärtig meine Zeit daran, eine Anstellung zu suchen." — „Natürlich," sagte Peter verdrießlich, „mit den lumpigen sechshundert Gulden, die ihm der alte Mosbauer sichergestellt, kann er sich nicht begnügen. Geht er vielleicht auf Freiersfüßen?" — Nowotny schüttelte den Kopf. „Zum Müßiggänger bin ich nicht geschaffen," sagte er. „Einige Jahre hätte ich mir's gefallen lassen, herumzulungern, um dann einen jungen Veilchenau vom Kindsmädel zu übernehmen. Da aber der Herr Ritter so geschwind nicht heirathen wird —"

„Wer sagt ihm das?" unterbrach ihn Peter. „Vielleicht fällt mir's morgen ein, obschon ich heute nicht daran denke." — „Mag schon seyn," meinte Nowotny, „aber es ist ein Unterschied zwischen Heirath und Heirath, und zu einer standesgemäßen Verbindung hat der Herr Ritter so schnell keine Aussicht." — „Liegt da der Hase im Pfeffer?" rief Peter mit einem Lachen, das nicht fröhlich klang. „Er sucht also eine Hofmeisterstelle bei —" — „Rede der Herr nicht weiter," unterbrach ihn Nowotny entschiedenen Tones; „ich suche keine Hofmeisterstelle. Ich würde sie nicht annehmen, wenn man sie mir böte, was übrigens ein unmöglicher Fall ist." — „Freilich, freilich," meinte Peter, jetzt von Herzen lachend; „wenn der General eine Hauptschlacht verloren, wenn der Arzt eine Cur verpfuscht, wenn der Advokat einen Proceß zu bösen Häusern geführt, so schaut es scheu aus mit ihrem Rufe. Welche Stelle sucht denn der Herr, wenn ich fragen darf?" — „Bibliothekar möchte ich werden," sagte Nowotny. — „Dazu mache ich ihn," rief Peter. — „Für seine fünf Dutzend Bücher?" bemerkte der kleine Mann. — — „Pah, wir gründen eine Büchersammlung," versetzte sein Zögling. „Der Vortheil für ihn liegt auf der Hand. Eine gemachte Bibliothek muß er nehmen, wie er sie findet; eine, die er selber zusammengestellt, richtet er sich nach seinem Belieben ein. Hah, was meint der Herr dazu?"

Den Hörer wandelte etwas wie Rührung an; derlei aufkommen zu lassen, lag jedoch nicht in seiner Art. Er hätte am liebsten einen seiner possenhaften Späße dazu gemacht, aber ein Scherz wollte ihm nicht beifallen, was ihn dergestalt verdroß, daß es ihm glücklich gelang, seiner weichen Stimmung Herr zu werden. „Schon recht," murmelte er; „ich werde morgen anfangen bei den Antiquaren umherzustöbern." — „Was da stöbern!" rief Peter. „Kaufe er die Wissenschaften nach der Butte, wenn's ihn freut. Thue er überhaupt nach Lust und Laune; nur füge er dem Andenken des alten Mosbauer nicht die Schmach zu, seine Füße unter fremde Tische stecken zu wollen. Ich bin ja mit der Arbeit zufrieden, die er geliefert hat, und erachte den Lohn dazu für viel zu gering." — „Ich begehre keinen Lohn," sagte Nowotny trotzig genug. — „Ich biete ihm auch keinen," entgegnete Peter in demselben Tone. „Seine Rente kommt von meinem Vater, nicht von mir. Ich würde mich schämen, ihm ein solches Nasenwasser geboten zu haben." — „Oho," fiel Nowotny ein; „weiß der Herr nicht, daß mit sechshundert Gulden eine bürgerliche Familie ganz anständig auskommt und ihre Kinder erzieht? Ein Hagestolz ist reich damit." — „Meinetwegen," rief Peter; „übrigens weiß ja der Hagestolz, daß er seinem guten Freunde, dem Mosbauerschen, nur ein Wort zu sagen braucht, wenn's irgendwo nicht langen sollte." — „Wenn ich etwas

von ihm begehren will," bemerkte der andere, „so werde ich schier anderswo anzufangen haben als beim lieben Gelde. Aber ich halte fein den Schnabel."

„Wenn mir recht ist," sagte Peter, „so sind wir beim guten Hirten angelangt." — Der andere bejahte, um hinzuzufügen: „Heute ist Würstltag. Wir finden eine ganz hübsche Gesellschaft." — Sein Begleiter blieb stehen. „Verständigen wir uns," ließ er sich nach kurzem Zögern vernehmen. „Der Herr spricht zweifelsohne von Gästen aus der Stadt?" — „Ist er leutscheu?" fragte Nowotny entgegen. — „Wie's einer nimmt," erwiederte Peter. „Ich habe in der Erinnerung an meinen Vater dieses Ziel erkoren, und wo einst der alte Mosbauer Platz genommen, da will ich auch sitzen."

Der Hofmeister ließ sich nicht anmerken, daß ihn diese Worte einigermaßen aus der Fassung brachten. „Mir ohne Leid," meinte er; „ich kann so gut in der Schwemme sitzen wie im Extrazimmer. Beim Ritter von Veilchenau befinde ich mich überall in guter Gesellschaft." — „Wenn ich nur das verdammte Wort Gesellschaft nimmer hören müßte!" murmelte Peter.

Es gibt noch manche wackere und gemüthliche Kneipe nicht nur in der Welt, sondern auch in Wien, aller Vornehmigkeit zum Trotze, die uns bereits über den Kopf gewachsen ist, wie verwöhnte Schoßkinder dem schwachen Pfleger über den Kopf zu wachsen pflegen; doch wo es eine zwischen dem Tabor und der Spinnerin am Kreuze gibt, ist sie entweder nur ein Ueberbleibsel von ehedem, das nächstens verschwinden wird, oder — und zwar in den meisten Fällen — das mehr oder minder künstliche Erzeugniß eines Zusammenflusses günstiger Umstände, die Errungenschaft eines Kreises, der heute oder morgen gleich einer Seifenblase platzen kann und jedenfalls eines schönen Tages platzen wird. Seit die Menschen so wenig mehr daheim zu Hause sind, gibt es auch in der Schenke kein Daheim für sie. Vor Zeiten war das anders; wer kein Zuhause besaß, weil er sich in der Uebergangszeit zwischen dem kindlichen Verhältnisse und der Gründung des eigenen Herdes bewegte, oder weil er sich auf der Reise befand, für den gab es im Wirthshause eine Art von Häuslichkeit, die sich in der Weise ihrer Anlage eben so den Gewohnheiten und Ansprüchen des Tages anbequemte, wie auch jetzt die Gaststube dem Urbilde unseres Verkehrs entspricht.

Der Wirth war ein Hausvater, die Besucher waren seine Gäste in des Wortes freundlicherer Bedeutung. Freilich bezahlten sie ihre Zeche so gut wie heutzutage, doch schien dieß nur eine Nebensache; man wollte den Mann nicht in Unkosten setzen, der so gefällig war, seine große Unterstube zu geselliger Unterhaltung offen zu halten. Es war nicht, wie es später wurde, das Verhältniß der Kundschaft zum Geschäftsmanne. Wer eintrat, gehörte zur Tafelrunde. Gegen früher war jedoch schon darin ein Unterschied zu merken, daß es bereits zwei Abtheilungen für die Gäste gab: ein Extrazimmer und die Gaststube, gewöhnlich Schwemme geheißen. Auch fand sich die Küche von den Sitzräumen getrennt.

Im guten Hirten bestand diese Trennung noch nicht von Menschengedenken her, sondern erst seit dem letzten Umbau des Hauses, der mit einer ausgiebigen Vergrößerung verbunden gewesen. Es gab unter den Stammgästen noch manchen, der nicht ohne Bedauern daran zurückdachte, wie einst die Gesellschaft sich um den Herd geschaart, über welchem der Bratenwender sich drehte und der Wurstkessel brodelte.

Peter selbst hatte diese Küche nicht mehr gekannt, doch wußte er von ihr aus seines Vaters Reden, der, bevor ihm mit dem Gelde die Vornehmigkeit angeflogen, unerschöpflich gewesen war an unwilligen Spottreden über die neue herrenmäßige Wirthschaft beim guten Hirten. Doch war er am Ende nicht deßhalb weggeblieben, weil die Wirthschaft ihm zu fein erschien, sondern im Gegentheil, weil er für sie zu fein geworden. So geschah es, daß Mosbauers Sohn beim Wiedersehen keine älteren Zustände umgestürzt fand. Freilich kam ihm die Stube etwas kleiner vor, als sie ihm in der Erinnerung vorgeschwebt; doch setzte ihn das nicht in Erstaunen, da er in demselben Augenblicke daran dachte, wie er selber während der Zwischenzeit größer geworden war und mancherlei gesehen und erfahren hatte, das geeignet gewesen, den Maßstab für äußerliche Dinge in ihm zu berichtigen. Nicht minder wußte er, daß der Maßstab kindlicher Erinnerungen sich einer solchen Berichtigung nicht eher fügt, als bis die handgreifliche Wirklichkeit ihn mit ihrer hergebrachten Unerbittlichkeit dazu nöthigt.

(Fortsetzung folgt.)

Skizzen von Venedig.

1. Das Marktleben am Rialto.

Wenn wir das Marktgetreibe am Rialto von Venedig in seiner vollen Entfaltung sehen wollen, müssen wir uns schon bequemen, etwas frühe von unserem trefflichen italienischen Lager aufzustehen. Oed und menschenleer dehnen sich noch die schmalen Gassen hin, schlaftrunken sehen die spitzen Giebel der hohen Häuser auf uns nieder, und da und dort liegt noch auf den Marmorstufen einer Brücke in süßem Schlummer ein brauner Barcarole. Lebhafter wird's, wenn wir uns dem Rialto nähern; da hat schon ein Café seine Bude geöffnet und plaudernd steht ein Trupp Obsthändler aus dem Friaul davor, die dampfende Tasse in der Hand; dort schreitet gravitätisch ein stattlicher Dalmatiner, den rothen Fez auf dem Kopf; hinter ihm tragen Lastträger schwere Obstkörbe an Stangen über den Schultern, und jetzt strömts auch von allen Gassen auf die schöne Rialtobrücke zu, die mit ihrem einzigen Marmorbogen so kühn und leicht über den großen Kanal wegsetzt.

Wir dürfen's nicht versäumen, ehe wir uns in's Marktgetümmel mischen, einen Blick von der Höhe der Brücke herabzuwerfen. Da stehen sie alle vor uns die stolzen Paläste mit den stolzen Namen, Manin, Bembo, Loredan, Farsetti, Grimani, und wie sie alle heißen, einer am andern und einer reicher, gewaltiger, malerischer als der andere, gothisch und maurisch, Renaissance und Classicismus neben und durch einander, und noch weithin dehnen sich in sanftem Bogen, dem Kanale folgend, links und rechts die imposanten Reihen der herrlichsten Marmorbauten, die Häupter jetzt übergossen mit dem röthlichen Schein der kommenden Sonne, während unten der Wasserspiegel noch im stillen Dämmerlichte liegt. Wie stolz mögen sie einst hieher die blanke Marmorstirn gewiesen haben, da sie noch im Glanz der Jugend standen! Jetzt hat das Alter und die Salzluft mit düsterem Schwarz die Wände bekleidet; es ist das Trauergewand, das die stolze Venezia sich angelegt um ihre einstige Größe.

Still, wie das Grab, nun spiegelt und schwermuthsvoll in der Fluth sich
Gothischen Fenstergewölbs schlanker und zierlicher Bau.

Wenn wir dagegen an den östlichen Rand der Brücke treten, überrascht uns das vollste Bild lebendiger Rührigkeit. Da steht uns zur Rechten voran der Fondaco dei Tedeschi, ein stattlicher Bau, den die Republik einst ihren werthen Gästen, den deutschen Kaufherrn, durch einen Deutschen, Namens Hieronymus, errichten ließ und dessen Mauerwände ihre größten Söhne, Tizian selbst und Giorgione, mit Fresken überdecken mußten, die nun freilich längst der salzigen Luft zum Opfer gefallen sind. Aus dem deutschen Kaufhaus ist die Mauthstätte geworden, und darum sind seine Hallen so frühe schon geöffnet und zahlreiche Schiffe laden vor ihm ein und aus.

Noch viel belebter aber ist's auf unserer linken Seite durch den **Frucht- und Gemüsemarkt**, dessen eigentlicher Sitz uns durch den Palazzo dei Camerlenghi verdeckt ist. Der Kanal zu unsern Füßen ist weit bis über die Mitte hinaus bedeckt mit Fahrzeugen aller Art, die in der Kühle der Nacht von den Inseln, den Lidi, der Terraferma die Vorräthe herbeigeführt haben, welche nun von behenden, barfüßigen Gestalten auf die Platten des Campo hinausgeschafft werden. Nichts ist wunderlicher als ein solcher hoch bepackter Nachen, von oben angesehen. Drunten im Unterraum haust das gemeine Volk der Erdäpfel, schmutzige Gesellen in ihrer braunen Montur; neben ihnen machen sich die Kürbisse, die Zuccen, breit, eine weit verzweigte Sippschaft in den allerwunderlichsten Gestalten und Farben. So sind da ein paar von den riesenhaften Zucche sante, wohl vier Fuß lang und darüber, gleich derben Bauernlümmeln auf dem Boden ausgestreckt; dort wieder liegt wie ein Pascha auf untergeschlagenen Beinen in komischer Gravität die dickbeleibte Zucca barucca, und ganz zur Seite, der niedrigen Verwandtschaft sich schämend, zeigt die vornehmere Melone, von Wohlgerüchen duftend, ihr zierliches Embonpoint. Für die saftig grünen Angurien aber, die Wassermelonen, die erklärten Lieblinge des Venetianers, hat man gar einen besondern Verschlag gebaut, so zahlreich sind sie vertreten. Welches Farbenspiel durch einander, wenn nun unter all diese tieferen Töne die goldgelbe Gurke und der brennend rothe pomo d'oro die helleren Lichter bringen! Die rechten Hauptpersonen aber zeigen sich wohl oben auf den breiten Gallerien, die sich am Rand des Nachens rings herum ziehen. Das sind die Pfirsiche und die Trauben; da stehen sie hoch über die runden Körbe hinaus pyramidalisch aufgeschichtet, in Rebenlaub gehüllt und mit Schnüren bezogen, die sich oben,

wie beim Zuckerhut, in Schleifen vereinigen. Eine Mutter kann ihr Kind nicht sorgsamer verwahren gegen den Winterfrost, als es diese kostbaren Früchte sind, die sich vielleicht auf eine weite Reise, bis über Wien und Prag hinaus, wohl gar bis zur Nordsee, einrichten müssen, und kaum findet da und dort ein runder Pfirsich Gelegenheit, seine Rosenwangen mit ihrem zarten Flaum zu zeigen.

So ist der Nachen bis hoch über Bord geladen und dem Fährmann bleibt nur der schmale Rand zur Bewegung übrig. Jetzt sind sie im Ausladen begriffen. Kräftige Bursche fassen die schweren Körbe, schwingen sie behend über die Schulter und eilen über das schwanke Brett an's Land hinüber. Es ist eine Lust, ihnen zuzusehen: wie prächtig steht die phrygische Mütze und das rothe Tuch, um ihre Lenden geschlungen, zu dem blauen Hemd, dem schwarzen Haar, dem dunkeln, feurigen Auge! Schmutzig sind sie, das ist wahr; aber wir merkens kaum, so sehr fesselt uns dieser feste und doch so elastische Bau, die schön gebildeten Glieder, frei abgehoben eines vom andern, die ehernen Muskeln des entblösten Arms, das satte Braun, der ganze Eindruck plastischer Gediegenheit.

Wir schreiten die breiten Marmorstufen der Rialtobrücke hinunter, biegen um den Palast der Camerlenghi und vor uns liegt die Erberia, der Gemüsemarkt Venedigs. Welches Leben, welches Drängen und Durcheinanderwogen! Die weiten Hallen der Marktgebäude und die Höfe, welche sie umschließen, fassen weitaus nicht die Menge der zu Markt gebrachten Früchte; der ganze Campo vom Kirchlein San Giacomo di Rialto bis zur Riva des großen Kanals hinab ist bedeckt mit den Körben und Kufen. Der große Hof, in den wir zunächst eintreten, ist den eigentlichen Gemüsen vorbehalten; wir dürfen nicht an ihm vorüber eilen, denn hier sitzen die Weiber und Töchter der Pächter von der Terraferma vor ihren Körben, und die letzteren zumal fesseln den Nordländer wohl einen Augenblick durch den Reiz einer ganz ungewohnten, eigenthümlichen Erscheinung.

Was ist das gleich für eine Schwärze des üppigen Haars, aus dem die Granatblüthe so lebenslustig sich abhebt! Wir suchen vergeblich nach Vergleichungen, ein solches Schwarz, so mitternächtig dunkel und doch so leuchtend, wiederscheinend, haben wir noch nie gesehen. Dann das dunkle Auge, feurig und doch träge, halb schwermüthig und doch unruhig umher laufend; das Profil streng und ernst geschnitten, die Züge groß und bestimmt, die Gesichtsfarbe mit ihrem kräftigen Braun derb und doch jugendlich überhaucht, der ganze Körperbau so stämmig und robust, fast unbeholfen, und dabei doch ein gehobenes Maß, eine Art von feierlichem Rhythmus in den Bewegungen. Und nun zu alledem die Tracht, der wunderlichste Gegensatz zu allen Forderungen des Klimas. Ein bauschiger Rock von altväterischem Muster legt sich schwerfällig um die Gestalt; ein schreiend buntes Halstuch ist in straffen Falten bis unter das Kinn hinauf gezogen; auf dem Hinterkopf sitzt, an blauem Bande festgehalten, ein wetterbrauner Strohhut, nicht in weichen Linien nach vorn sich schwingend, wie unsere koketten Amazonenhüte, sondern steif zum Himmel ragend wie ein Matrosenhut, und geometrisch rund wie der Heiligenschein auf einem mittelalterlichen Altarblatt. Das Allermerkwürdigste aber ist der Haarputz: die reiche Fülle des prächtigen Haars ist in eine unglaubliche Zahl von kleinen Flechten zertheilt, die nun so kunstvoll, so endlos durch einander geschlungen sind, daß ein wunderbarer Bau entsteht, der entweder am Hinterkopf hoch aufgethürmt empor ragt, oder an den Schläfen in Schnecken sich windet, wie Jupiter Ammon sie nicht prächtiger haben konnte. Natürlich aber erfordert dieser Putz eine Arbeit, zu der die arme Pächterstochter höchstens am Sonntag Morgen Zeit findet, und daher denn das bedenkliche, fast verkommene Aussehen, das dieses sonst so glänzende Haar an den Werktagen, zumal gegen den Schluß der Woche zeigt.

In der That, es ist ein starker Zusatz von barocker, beinahe pedantischer Steifheit in der Erscheinung dieser jugendlichen Gestalten, und doch erschrecken wir, von den Töchtern auf die Mütter blickend, bei dem Gedanken, daß diese Jugend zu d i e s e m Alter werden soll; denn hier ist nun Alles potenzirte Häßlichkeit von dem unordentlichen Geschlapp des schmutzigen Anzugs bis zu dem entsetzlichen Lederbraun des furchendurchzogenen Gesichts und dem markdurchbohrenden Gekreisch der nimmer ruhenden Stimme. Und doch gehört auch dieser Contrast zu dem ächten Gepräge des Südens. Wie überhaupt die südliche Natur die Gegensätze in ihrer unvermischten Reinheit liebt, wie sie die Farben in der Landschaft, die Laute in der Sprache schärfer unterschieden, weniger vermittelt auf einander stoßen läßt, so scheiden sich hier auch die Altersstufen weit bestimmter und charakteristischer von einander als im Norden, wenigstens im Gebiete des der nivellirenden Kultur entrückten Volkslebens. Die italienische Frau hat im Grunde nur zwei Altersstufen, Jugend und Alter; wo jene aufhört, beginnt sofort und unbarmherzig das andere; jene lange, süße Mittelstufe, die bei uns so sanft, so schonend, so ganz unmerklich zur nächtlichen Hälfte des weiblichen Daseyns hinüber leitet, ist ihr versagt, und wenn wir wohl den Gang des

menschlichen Lebens gern mit dem in sich selbst zurückkehrenden Kreise vergleichen, so ist's dort vielmehr die scharf gebrochene Linie, die steil aufsteigend in spitzem Winkel eben so steil wieder abfällt.

Doch der Lärm um uns herum läßt uns nicht Muße zu vergleichenden Betrachtungen. Wir sind aus den stilleren Hallen der Gemüse und der grünen Waaren heraus auf die eigentliche Wahlstatt des Marktes getreten, wo die Kerntruppen, die Pfirsiche, einen unabsehbaren Plan bedecken; hier ist nun erst das Hauptgetümmel, hier entspinnt sich erst der heiße Kampf. Denn nicht um Pfund und Kreuzerswerth wird hier gestritten, da handelt sich's gleich um Dutzende, ja um Hunderte der kostbaren Körbe. In den schmalen Gassen zwischen ihren stattlichen Reihen, wo wir schiebend und geschoben langsam vorwärts kommen, welches Getümmel, welcher Lärm, welche Töne! Da brüllt ein Verkäufer die Vorzüge seiner Waare in die Lüfte, dort schreit ein Lastträger, trippelnd unter der schweren Tracht der Körbe, die ihm den Nacken niederbeugen, sein ewiges „via, via!“ um sich Bahn zu brechen, und hier wieder verhandeln in lautester Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des Verfahrens Käufer und Verkäufer mit einander, und mit ächt südlichem Gemeingefühl ergreift das müßige Volk umher Partei, redet diesem zu und jenem ab, billigt hier und schilt dort und wird dergestalt erhitzt über der fremden Sache, daß die Luft erbebt vom Geschrei, und dazwischen sitzt an seinem Tischchen, den Kaufcontract ausfertigend, das leibarme Schreiberlein, verloren in all dem wilden Gewirre. Wie soll sich's die nordische Phantasie ausmalen, dieses Bild des beweglichen Südens, diese Disputirgewandtheit, diese Lungenfertigkeit, dieses Pathos, dieses Gebärdenspiel, dieses ganze bunte Durcheinandertreiben der abenteuerlichsten Gestalten und Trachten, von dem Slavonier und dem dalmatinischen Großhändler bis zum armen Contadino und dem zerlumpten Chiozzoten! Keine Kunst der Bühne vermöchte eine wirkungsvollere, bunter belebte Scene zusammenzustellen, als sie sich hier vor unsern Augen entwickelt, dargestellt von ausgemachten, vollendeten Spielern; denn daß der Italiener ein geborener Schauspieler ist, das erweist sich nirgends augenscheinlicher, als hier auf der Erberia von Venedig.

Wir dürfen nur wenige Schritte am großen Kanal weiter gehen und um die große Ecke biegen, um vom Früchtemarkt zu einem andern Markt zu kommen, der nicht minder großartig und in seiner Art auch nicht minder anziehend ist als der, von dem wir kommen. Was das für ein Markt ist, das verräth uns auf weithin schon unsere Nase. Es ist der Fischmarkt, die Pescheria. Und wo sollte auch der Fischmarkt großartiger seyn als in Venedig, der neptunischen Stadt? Sind doch die Fische so recht das charakteristische Eigenthum, die rechtmäßige Domäne des Venetianers; er hat keine Wiesen, keine Felder, keine Weinberge; die einzigen Früchte, welche die Natur ihm gegönnt, sind die frutti di mare, die Fische, und die einzigen Thiere, die mit ihm inmitten der Fluthen wohnen, sind wiederum die Fische, seine trauten Genossen, seine Hausthiere so zu sagen. Und ist er denn nicht der Herr über diese Wasser und alles was darinnen ist, von Haus aus und durch altes, geheiligtes Recht? Ist nicht das stolze Meer seine Braut, von Alters her ihm angetraut in signum veri perpetuique dominii? Wie sollten wir nicht kommen, die Morgengabe zu schauen, die sie jeden Morgen neu ihm spendet? Die Fischerkähne alle können kaum sie schleppen, die prächtigen Trachytplatten der Pescheria kaum sie fassen, die reichen Angebinde, welche die treue Braut ihrem Herrn und Gebieter darbringt; ja so weit geht ihre zarte Aufmerksamkeit, daß, wenn er fasten muß, sie gleich das Doppelte, das Dreifache schickt, ihn zu trösten.

Da liegen sie denn vor uns, die wunderbaren Geschöpfe der dunkeln, räthselhaften Fluth, da liegen sie, unsern Blicken preisgegeben, die Wunder der geheimnißvollen Tiefe, eine ganze Welt von Bildungen und Formen! Wer kann sie alle nennen und kennen, die hundert Arten und Gestalten! Da ist, allen voran, der mächtige Thun, der Riese dieser Wasserwelt, ungefüg wie ein Stück Holz, widrig braunroth sein festes Fleisch, ein hochgeschätzter Leckerbissen dem venetianischen Gaumen; so auch nicht minder der zierlichere Pranzin daneben, der auf keiner Freitagstafel fehlen darf. Weniger geschätzt, aber um so zahlreicher vertreten ist der Aal; gleich vor uns steht ein ganzer Korb mit diesen schlangenartigen Geschöpfen; endlos schieben sie sich durch einander mit ihren glatten Leibern, einen Ausweg suchend, denn ihr Stündlein ist gekommen. Einen um den andern nimmt der rohe Mensch mit den aufgestülpten Hemdärmeln auf den blutgetränkten Tisch, ein Schnitt — der Kopf ist ab; nun noch fünf, sechs Einschnitte am Rücken hinab, der Aal ist fertig, ein anderer wird geholt. Das geht alles so ruhig, so handwerksmäßig, als wäre es Schnittlauch, was er unter dem Messer hat. Weg von ihm zu der kleinen Waare dort drüben, den Goldfischen, den Triglie, den Sardellen und Sardinen, und wie sie alle heißen, halbfingerlange Geschöpfe zum Theil, zu Hunderten in Einem Korbe aufgeschüttet! Wie funkeln und glitzern sie in der Morgensonne mit den goldenen und silbernen Schüppchen! Kann's etwas Zierlicheres geben? Nur vor den Triglie schaudert uns,

die kahl, wie ohne Haut, mit dem rosenrothen Fleisch an einander kleben. Wie abenteuerlich aber die Schollen, die rombi, daneben! Meint man doch, die Natur habe sie in einer absonderlichen Laune geschaffen, so sehr scheinen sie aller Analogie organischer Bildung Hohn zu sprechen; viereckig und platt, wie der Filzfleck unter dem bayerischen Seidel, unbeweglich, hülflos liegen sie über einander geschichtet. Was ist das doch für ein anderes Leben in jenem Korb! Da ist ein gar munteres Völkchen bei einander, die Taschenkrebse, daumengroß und noch kleiner; wie das wimmelt und zappelt und krabbelt und kneipt! Alle Augenblicke muß ein derber Stoß den Korb wieder in Ordnung bringen, daß nicht das wuselige Völkchen über alle Berge läuft. Gar komisch ist dabei der großmächtige Hummer, der quer über dem Korb liegt; es scheint dem vornehmen Herrn wenig zu behagen bei dem naseweisen Volk und er geberdet sich erstaunlich mürrisch, wenn einer von den kleinen Knirpsen ihm über die mächtigen Scheeren krebseln will. Grabesstille aber liegt über jenen Wannen und Körben; was mögen sie bergen? Die Austern sind's und ihre mannigfachen Brüder und Gesippen, die Muscheln, die Schnecken, die Capi u. s. f. Dort aber, uns graust beim Anblick, zeigt sich das schwarze Ungethüm, der Tintenfisch und des Hammers gräuliche Ungestalt, und — immer gräulicher wird's — der Quallen Geschlecht, die schwammig gallertartig, wüst und schwappig bei einander liegend, zu scheußlichen Klumpen geballt! Schaudernd stehen wir, und sieh! da kriecht's heran, regt hundert Gelenke zumal, will schnappen nach mir; nein — der Mensch versuche die Götter nicht,

Und begehre nimmer und nimmer zu schauen,
Was sie gnädig bedecken mit Nacht und mit Grauen! —

Nur einen Blick werfen wir auf unserer jähen Flucht vor diesen Meerwundern in das lange, alterthümliche Gebäude zur Seite des Fischmarkts, aus dem uns wohlbekannte Töne entgegendringen; eine einstige Kirche hat ihre Hallen dem Geflügelmarkt öffnen müssen, und bei der großen Bedeutung, welche das Wort pollastri für den Italiener und das Geflügel jeder Art für die italienische Küche hat, begreift sich auch die Großartigkeit dieses dritten Marktes am Rialto. Lange Tische ziehen sich in der Mitte durch die ganze hochgewölbte Halle hin, zahlreiche Leichen unglücklicher Hähne, Hühner, Kapaunen, Enten u. s. f. liegen darauf hingestreckt, um von den prüfenden Händen der Käufer und Käuferinnen betastet und gewogen zu werden. Den Wänden entlang stehen unzählige Käfige und Verschläge mit lebendiger Waare, die nicht müde wird mit unbändigem Geschrei die Luft zu erfüllen. Ists die Klage um ihre Jugend und Freiheit, um die Thäler, die geliebten Triften, die sie nimmer wieder sehen werden, oder ists die Todtenklage um die Leichen der erschlagenen Brüder auf den Tischen drüben, „die grablos liegen, unbeklagt, ein süßes Mahl den Argen, die zum Raube lüstern niederschauen?“ Dann und wann macht sich auch ein Sack am Boden bemerklich, krampfhaft hin- und hergezerrt von seinem lebendigen Inhalt, der in edlem Freiheitsgefühl Protest einlegt gegen solch unwürdige Haft. Aber das Sonderbarste sind die vielen Vogelkäfige mit ihrer buntscheckigen Bewohnerschaft; da sind Krammetsvögel, Wachteln, Lerchen, unglückliche Singvögel aller Art, selbst der ordinäre Spatz fehlt nicht bei dem vielstimmigen Concert; denn in Italien ist alles, was da fleucht und ins Garn geht, der Küche verfallen.

Doch wir eilen, dem ohrzerreißenden Geschrei aus Menschen-, Hühner- und Vogelkehlen zu entrinnen. In der ruga degli orefici, die sich vor uns öffnet, um uns wieder zur Rialtobrücke hinzuführen, entschädigt uns für all die grausamen Eindrücke, die unsere Einbildungskraft bestürmt haben, das wohlthuende Bild idyllischer Genüsse, und nirgends können wir uns auch besser restauriren, als eben hier. Zwar bei dem ungeheuren Kürbis mögen wir nicht mithalten, den dort die Höckerin in zwei kuchenförmige Hälften zerschneidet und über dem lustig brennenden Feuer röstet — es soll kastanienartig schmecken. Auch der andern sehen wir noch ziemlich verblüfft zu, welche eben kunstgerecht den Kessel mit Polenta umstürzt; dampfend schwankt die gelbe Masse auf der runden Holzplatte hin und her, und schon hat sich eine Schaar eßlustiger Liebhaber um sie gesammelt, und einem um den andern wird seine Portion mit einem Bindfaden von der weichen Masse abgeschnitten, auf einem Stück Papier gewogen und kredenzt. Weit eher würde es uns locken, mit den Lastträgern zu halten, die dort auf den Stufen von San Giacomo ihr frugales Mahl halten. Wie bei uns der Taglöhner zur Mittagszeit im Schatten sich niedersetzt, den Brodlaib aus der Tasche zieht und Stück um Stück mit dem Taschenmesser sich abschneidet, so haben jene sich Angurien mitgebracht. Die dunkelgrüne Schale wird angeschnitten und von dem safttriefenden rosenrothen Fleisch wandert eine Scheibe um die andere in den gierigen Mund. Aber was auch sonst nur irgend unser Herz begehren mag von herrlichen Früchten, steht hier lockend vor uns ausgestellt, die Preise auf reinlichem Zettel in jedem Korbe aufgesteckt. Da sind prächtig duftende Melonenschnitten, goldene Orangen, Granatäpfel, Trauben, herrlich anzusehen, zumal die

goldgelbe uva d'oro, eine Krone der Schöpfung, an den Ulmen der sonnigen Hügel bei Petrarcas Grab gereift, vor allem aber die wundervollen Pfirsiche, faustgroß und noch größer, ein Anblick, so lockend, so labend, daß dem Nordländer nothwendig das Herz im Leibe lachen muß. Äpfel und Birnen liegen in bescheidenen Körbchen demüthig daneben; was wollen sie auch hier, die nüchtern spießbürgerlichen Gesellen, im Land, wo die Citronen blühen? Drüben, hinter den Alpen, da sollen sie uns wieder willkommen seyn; aber hier, im Zaubergarten der Hesperiden, wär's ja eine Sünde, nicht zu schwelgen in des Südens Schätzen aus der Pomona köstlichem Füllhorn. Drum lassen wir uns bei den edeln Früchten nieder unter dem gastlichen Zeltdach der Bottega; und wahrhaftig, eine Wonne ists, hier im Schatten zu sitzen und hinausschauend auf das bunte Leben, „das um alle Stufen des Rialto wühlet," kühlende Sorbetti zu schlürfen oder „bei der süßen Chiertraube Blut von dem stürmischen Gewühle der Agora auszuruhen." Ist ja doch gleich zu unserer Rechten die riva del vino, wo die rothmützigen Griechen die edeln Weine ihrer schönen Inseln landen, den feurigen Cephalonier, der auf Odysseus Felseneiland hingeschaut, oder den süßen Cyper, oder den Samier, von dem Anakreon gesungen.

Da mögen wir denn gerne zurückdenken an jene glänzenden Zeiten, wo der Venetianer selbst auf jenen Inseln die Traube gepreßt, wo das Banner von San Marco alle jene Meere beherrscht und noch die Flaggen dreier Königreiche auf dem Marcusplatze wehten. Und da gedenken wir auch, daß es heiliger Boden ist, auf dem wir selbst hier stehen; denn das ist ja die Isola di Rialto, das uralte Rivoaltum, wo in grauen Zeiten die ersten Keime der werdenden Stadt sich angesetzt. Hier haben einst die Veneter des nahen Festlands Zuflucht gesucht vor den andringenden Völkerstürmen der Barbaren, der Gothen erst, dann der Hunnen, der Longobarden, und wie sie alle auf einander kommen; hier haben sie ihre schlichten Holzhütten auf den schwanken Schlammboden gesetzt und dann allmählich, die Sicherheit ihrer Lage mitten in Sumpf und See erkennend, auf tausenden von Ulmen und Eichstämmen festere Sitze gegründet. Rialto ist auch lange Zeit der Name des jugendlichen Freistaats gewesen, der Anfangs unter Tribunen, dann unter Herzogen oder Dogen die „älteste Republik der christlichen Welt" geworden ist.

Das Kirchlein uns gegenüber, San Giacomo di Rialto genannt, will schon im Jahr 421, gleich nach Alarichs Einfall gegründet seyn, und das wunderliche Standbild des gebückten Manns daneben, über dessen Rücken rohe Stufen laufen, der gobbo di Rialto, soll einst die Tribunen getragen haben, wenn sie die freie Volksgemeinde von Rialto um sich sammelten. Von hier schickten sie dann, die kühnen Söhne der Fluth, ihre Schiffe aus durch die Adria und übers Mittelmeer, und holten vom Nil und vom Tanais die kostbaren Schätze des Morgenlands herüber, und hier, gerade wo jetzt die harmlosen Früchte lagern, waren in alten Zeiten jene Himmelfahrtsmessen, bei denen Abendland und Morgenland sich vereinigten. Noch zeigt man, wo die feinen Wollenstoffe lagerten, wo die florentinischen Seidenhändler, wo die Goldschmiede und die Juwelenverkäufer ihre Buden hatten; hier war die berühmte „Venediger Bank," hier war's, wo Shylock wandelte, hier, wo die Contarini, die Mocenigo, die Giustiniani u. s. f. „die blinkenden Zechinen" gewannen, mit denen sie dann ihre Marmorpaläste an die Ufer des Canal grande setzten; von hier endlich gingen die Produkte der Levante weiter, vom Saumthier über jähe Alpensteige hinübergetragen, in die deutschen Gaue, nach Nürnberg, Augsburg, Ulm bis zur einsamen Ritterburg oder dem üppigen Fürstenhofhalt, und wo sie zogen und wo sie Halt machten, die zauberhaften Kinder des Orients, da keimte Glück und Wohlstand unter ihnen auf, kräftiges Bürgerthum, Sang und Kunst erblühten, Dome und Münster strebten empor, allenthalben regte sich ein frisches und gesundes Leben. Und das alles ging aus von dem kleinen Platze zur Seite der Rialtobrücke, wo jetzt die Früchte und die Gemüse verkauft werden.

Das mag nun freilich ein anderes Marktleben am Rialto gewesen seyn, als wir es eben gesehen haben, und ein ander Geschlecht von Menschen. Denn fürwahr, ein Volk von Königen ists doch gewesen, jene Kaufherrn vom Rialto, das so eine Welt aus dem Nichts erschaffen konnte, und wir geben Platen Recht, der überhaupt Venedig am tiefsten, viel tiefer jedenfalls als Goethe, ins Herz geblickt hat, wenn er von ihnen singt:

Kaufmannsvölker erblickte die Welt oftmals und erblickt sie
Heute noch; aber es sind leidige Sammler des Gelds:
Ihr wart Helden und trugt im Gemüth die unsterbliche Großheit,
Welche das Leben verklärt durch die Gebilde der Kunst.

Literatur.

Gedichte von Hermann Lingg. Vierte vermehrte Auflage. J. G. Cotta'scher Verlag. 1860.

Als vor sechs Jahren die erste Auflage dieser Gedichte erschien, sprach sich die allgemeine Stimme dahin aus: wir haben hier die bedeutendste poetische Kraft, die seit wenigstens zehn Jahren unter der Masse unserer Sänger sich hervorgethan habe. Aus diesen letzten sechs Jahren wüßten wir auch keinen Neugekommenen zu nennen, der im Stande wäre den poetischen Stern Linggs zu verdunkeln. Eine so ausgezeichnete Stelle während so langer Zeit am deutschen Dichterhimmel zu behaupten, ist nichts Geringes. Und diese Anerkennung ist nicht einmal auf die deutschen Organe der ästhetischen Kritik beschränkt; sie ist im Ausland eine eben so lebhafte und entschiedene. Die Revue Germanique z. B. glaubt eine neue Aera für die deutsche Poesie anbrechen zu sehen und erblickt in Lingg und Fischer die Dioscuren, welche dieselbe mit besonderem Glanz eröffnet haben.

Das französische Journal weiß diese neue Bewegung in der deutschen Poesie nicht näher zu bezeichnen und ist nur darüber gewiß, daß dieselbe wirklich da sey. Doch glaubt es wenigstens so viel mit Sicherheit wahrzunehmen, daß unsere Poesie anfange von der politischen, religiösen und socialen Tendenz sich loszusagen und einen unbefangenen, selbstständigen Inhalt zu suchen. Dieß ist allerdings auch nach unserer Ansicht der eine Hauptfaktor dieser poetischen Bewegung. Auch dem andern kommt die französische Revue auf die Spur, indem sie eine apriorische Untersuchung über das Verhältniß von Gefühl und Einbildungskraft, von Empfänglichkeit und künstlerischer Schöpfungskraft anstellt und zu dem Resultat gelangt, es gebe keinen Ausdruck ohne vorhergehenden Eindruck; um die Dinge poetisch aus sich herausstellen zu können, müsse der Dichter sie vorher eigenthümlich aufgefaßt haben.

Wir haben es hoch anzuschlagen, daß ein ausländisches Organ unserer poetischen Entwicklung so weit nachzugehen und wenigstens die allgemeinen Gegensätze und bewegenden Kräfte derselben zu erkennen wußte. Daß es diese Bewegung auch im Einzelnen nachweise, können wir nicht erwarten und dürfen es daher auch nicht als einen so großen Verstoß ansehen, wenn die Revue Mörike, Roquette und Bodenstedt zusammenstellt und durch sie den Uebergang von der politischen Schule zu der neuen Aera bezeichnet glaubt, für deren entschiedene Vertreter sie Lingg und Fischer ansieht. Von der deutschen Kritik dagegen darf man verlangen, daß sie diesen Nachweis mit vollständiger theoretischer und historischer Erkenntniß zu liefern im Stande sey. Indem wir dieses hier in der Kürze zu thun suchen, werden wir am besten auch die Stelle bezeichnen können, welche Lingg in dieser Bewegung einnimmt.

Es ist merkwürdig, in welchem direkten Widerspruch die Praxis oft mit der klarsten theoretischen Erkenntniß steht. Die Objektivität der Poesie war in Deutschland seit langer Zeit das erste ästhetische Axiom, und doch behaupten die Franzosen mit Recht, daß sie, denen unser Begriff von Poesie abgeht, eine Tendenzpoesie, in dem Sinn und Grade wie wir, nicht gekannt haben. Gerade die überspannte Objektivitätsdoctrin rief eine um so heftigere subjektive Reaktion hervor. Natürlich wird es keinem ästhetisch gebildeten Menschen einfallen, der Tendenzpoesie das Wort zu reden; aber die ewigen Diatriben gegen Tendenz, Reflexion, Oratorik zeugten doch auch nicht für wirkliche Bildung und Kenntniß. Die tendenz- und gedankenlose Unmittelbarkeit war noch etwas viel schlimmeres als alles rhetorische Pathos, und das trostloseste ist, wenn beide nicht sowohl einander gegenüber stehen, sondern in einander übergehen und sich vermischen. Der Gegensatz der Tendenz ist ja gerade als solcher selbst auch nichts anderes als wieder Tendenz; die reflektirte Objektivität ist die widerwärtigste Subjektivität. In diesem Zirkel geht alle Unbefangenheit und Kraft der Produktion wie der Kritik verloren. Dieser Zirkel aber war es, in welchem sich unsere Poesie so lange bewegte, in diesem Kreise wurde sie herum geführt, ohne die grüne Weide, einen gesunden, vernünftigen Inhalt finden zu können. Eine falsche, manierirte Naivetät und Sentimentalität sind um nichts weniger nihilistisch als die himmelstürmenden Deklamationen der politischen oder religiösen oder socialistischen Rhetoren. Bei den meisten aber waren beide Sorten des Nihilismus neben und in einander; eine falsche Sentimentalität ist nie ohne ein hohles Pathos, und das leere Pathos schlägt eben so nothwendig in lächerliche Sentimentalität um. Die beiden einseitigen Richtungen haben eine krankhafte Wurzel mit einander gemein, daß sie nämlich die Poesie vorherrschend in die Erregung des Gefühls setzen und zu wenig darnach fragen, von was das Gefühl erregt wird und ob ihm auch die nöthige Kraft zur Seite steht, diese Erregungen zu bemeistern, sie künstlerisch zu gestalten und aus sich herauszustellen. Das bloße Gefühl ist noch nicht Poesie, sondern nur das Medium, das Vehikel derselben, zu welchem Inhalt und Form noch hinzukommen müssen. Poesie ist immerhin eine Kunst; der wilde Dithyrambus ist eben so

unkünstlerisch und eben so weit von der Poesie entfernt als die elegisch-sentimentale Affektion.

Es war also nicht bloß das Zurückkommen von der Tendenz, was unserer Poesie Noth that, sondern das Aufgeben der Tendenzlosigkeit, um uns so auszudrücken, war nicht weniger ein Bedürfniß. Um aber darüber hinwegzukommen, war es nöthig, sich mehr um den Inhalt und seine poetische Auffassung und Verarbeitung zu bekümmern; man mußte realistischer werden, um wieder zum Idealismus gelangen zu können; denn der philosophische wie der poetische Idealismus besteht in nichts anderem als darin, daß man die Dinge substantiell, nach ihrem inneren Wesen auffaßt. Perorire ich nur über die Außenseite der Erscheinungen, so bin ich bei aller Begeisterung, mit allem Aufwand von Worten und Bildern weder ein Philosoph noch ein Dichter; habe ich aber die Idee der Erscheinung erfaßt, so bin ich ein Philosoph, und habe ich auch die Kraft, sie verkörpert darzustellen und auszusprechen, so bin ich ein Dichter. Wenn also wirklich eine neue Aera für die deutsche Poesie angebrochen ist, so können wir dieselbe nur bezeichnen als den Uebergang vom Nihilismus, vom abstrakten Gefühl zu einem realistischen Idealismus oder idealistischen Realismus.

In welchem Sinn die französische Revue unter denen, welche diesen Uebergang vermittelten, namentlich Roquette aufführt, können wir uns freilich nicht recht vorstellen. So sehr wir ihn sonst zu schätzen wissen, so ist er uns doch für diese Rolle viel zu nihilistisch in dem oben angegebenen Sinn, d. h. viel zu wenig substanziell. Der treffliche Mörike dagegen gehört ganz hieher, wenn auch in anderer Beziehung als in der von dem französischen Kritiker wahrscheinlich gemeinten. Dieser dachte nämlich ohne Zweifel zunächst an die Unbefangenheit und Tendenzlosigkeit von Mörikes Muse, während wir noch weit mehr jene Substanzialität der dichterischen Auffassung und Darstellung hieher beziehen möchten, welche sich niemals in's Unbestimmte, in die falsche Unmittelbarkeit verliert, sondern das Concrete herausgreift, und dasselbe, ob es der prosaischen Anschauung noch so unbedeutend erscheine, in seiner idealen Gestalt, in künstlerisch plastischer Abrundung hinzustellen weiß. Er ist nicht nihilistisch, weil er jede Situation in ihrer substanziellen Fülle zu erfassen versteht. Etwas anderes ist es mit Bodenstedt. Er hat nicht die feine Fühlung, in welcher Mörike fast einzig ist, auch das Geringste mit poetischen Fingern anzufassen und es in ideale Lichtgestalten zu metamorphosiren; aber er theilt mit ihm den gesunden Realismus, dessen Phantasie stets eine concrete Unterlage vom wirklich Erlebten oder Empfundenen hat. Die von fremden Ländern und Völkern empfangenen Eindrücke werden ihm ein hauptsächliches Material des poetischen Ausdrucks. Einen ähnlichen Realismus finden wir neuerdings häufiger, z. B. bei Moriz Hartmann, dessen Herbstzeitlosen wirklich großentheils Gelegenheitsgedichte im guten Sinn, wie Goethe sie verlangt, genannt werden können.

Hier ist nun der Ort, wo nach unserer Ansicht Lingg eintritt. „Geschichte“ nimmt in dem Inhaltsverzeichniß seiner Gedichte den ersten Platz ein, und diesen Produktionen, glauben wir, verdankt er auch vor allen andern seinen Ruf. Pausanias, Spartakus, der Normannenzug, der schwarze Tod rc. haben beim ersten Lesen die Phantasie so gewaltig ergriffen, daß sie unauslöschlich in unserem Gedächtniß haften. Auch in den „vermischten Gedichten,“ welche innere Zustände zum Gegenstand haben, offenbart sich eine große poetische Kraft; wäre aber Lingg in der Weltanschauung befangen geblieben, die hier herrscht, hätte er sich nicht aus diesen innerlichen „titanischen“ Kämpfen hinaus gerettet in Natur und Geschichte, so hätte sich sein Talent verzehrt, wenigstens wäre er nie der bedeutende und selbstständige Dichter geworden, der er jetzt ist, sondern im besten Fall der glänzende Nachtreter einer Richtung, über welche es gerade hinauszukommen gilt. Schon in der ersten Auflage war dieses Vorherrschen des Geschichtlichen zu bemerken, und in den folgenden hat es sich immer deutlicher herausgestellt. Nicht bloß die eigentlich historischen Gedichte haben sich mit jeder Auflage vermehrt, so namentlich auch wieder in dieser vierten im Vergleich mit der dritten; wir rechnen hieher auch alle die Gedichte, welche es mit der äußeren Erscheinung in Natur oder Geschichte zu thun haben. Unter den Sonetten sind die Seestädte, Madeira, Neapel u. s. w. rein historische Gedichte und ebenso viele unter der Rubrik „Weltleben.“ Namentlich aber gehört hieher die neue Abtheilung „Reiseblätter,“ um welche die neueste Auflage gegen die frühere vermehrt worden ist.

Man verstehe uns aber nicht falsch, als wollten wir es Lingg zum Vorzug rechnen, daß seine Gedichte einen solchen stofflichen Inhalt haben. Einen Realismus in diesem Sinn wollen wir ganz und gar nicht. Im Gegentheil sehen wir es als ein Zeichen des Verfalls und der Ohnmacht an, daß die Poesie sich gegenwärtig genöthigt sieht, ihre Hauptstütze in dem stofflichen Inhalt zu suchen. Die sogenannten epischen Gedichte oder die versificirten Erzählungen, Sagen und Novellen, die man uns in neuester Zeit von allen Seiten darbietet, beweisen uns nur den Schiffbruch, den absoluten Nihilismus, aus dem sich die Poesie nur durch äußere Hebel herauswinden zu können glaubt. Auch wenn, wie es ja geschieht, höher begabte und gebildete Dichter sie zur Hand nehmen und mit der ausgezeichnetsten Feinheit im Einzelnen behandeln, müssen wir derartige Gedichte immer für Produkte einer untergeordneten Gattung halten. Wir wünschten, daß selbst Linggs „Völkerwanderung“ immer nur Fragment bliebe, oder ein Cyclus einzelner selbstständiger Gesänge, an welchem sich allmählig Ring um Ring anschlösse. Diese einzelnen Bilder sind vortrefflich, „der Aufbruch der Hunnen“ z. B. ist ein Meisterstück poetischer Auffassung und Darstellung, ganz jenen oben gerühmten Gedichten an die Seite zu stellen, durch welche Lingg einen so starken und dauernden Eindruck erreicht hat. Ob aber eine mehr zusammenhängende Darstellung, namentlich mit ausführlichen Schlachtenschilderungen,

denselben poetischen Eindruck auf uns machen würde, möchten wir bezweifeln.

So also meinen wir es nicht, als müßte die Poesie, um nicht inhaltslos zu seyn, einen äußerlich gegebenen Stoff haben; im Gegentheil geht nach unserer Ansicht die Poesie in der Erzählung fast immer zu Grunde. Etwas anderes aber ist es, wenn der Dichter jede Erscheinung nach ihrer innersten Eigenthümlichkeit aufzufassen und sie in einem vollendeten Bilde hinzustellen weiß, wenn er die Seele der Dinge, sey es in Natur oder Geschichte, erfaßt und sie mit dem adäquatesten Ausdruck verkörpert, so daß Form und Inhalt sich vollkommen decken. Diese Feinheit der Auffassung, verbunden mit dem Schwung der Phantasie, der Gewalt der Sprache ist es, was Linggs Bedeutung ausmacht. Man hat ihn schon vielfach mit Fischer zusammengestellt, und sicherlich ist es nicht das bloße zeitliche Zusammentreffen, was auch die französische Kritik veranlaßte, in diesen beiden die Choragen einer neuen poetischen Aera zu erblicken; eine große innere Verwandtschaft ist eben so wenig zu verkennen. Wir finden sie darin, daß beide dem, was wir vorhin als realistischen Idealismus bezeichneten, den glänzendsten Ausdruck zu geben wissen. Diese Aehnlichkeit ist aber doch mehr nur eine äußerliche; ihrem innersten Wesen nach sind sie nach unserem Urtheil sehr weit von einander geschieden. Bleiben wir bei jenem die beiden Seiten vereinigenden Ausdruck des realistischen Idealismus stehen, so müssen wir sagen: der eine hat daran Theil wie der andere, bei keinem überwiegt die eine oder andere Seite ausschließlich, aber doch herrscht bei Lingg entschieden der realistische Zug vor, bei Fischer der idealistische, oder: jener ist überwiegend Künstler, Artist, dieser Philosoph. Beide suchen die Substanz der Erscheinung zu erfassen, aber jenem stellt sie sich mehr als die ruhende dar, diesem drängt sich mehr ihre treibende geistige und sittliche Kraft auf; jener sieht vorherrschend das Gewordene, dieser das Werdende; der eine die Vergangenheit mit all dem wunderbaren Zauber, der um ihre großen Ruinen schwebt, die Schädelstätte der Geschichte, der andere die Perspektive der Zukunft, das Unsterbliche, Ewige.

Um diese Antithesen zu veranschaulichen, müssen wir auf Einzelnes eingehen. Wir nehmen zunächst zwei neuere Gedichte, welche beide Poeten über denselben Gegenstand haben, über Alhambra. Für Fischer wächst aus diesen Prachtruinen die ethisch-historische Wahrheit hervor, daß überall da, „wo am höchsten seine Wogen trug der Zeitengröße Strom,“ daß da die „Könige im Bettlermantel“ wohnen, die, stolz auf die Erbschaft der gefallenen Größe, mit Hochmuth die Lappen um der Glieder Blöße schlagen und verächtlich auf den Fremdling mit dem dunkeln Auge zücken. Eine sittliche Anschauung ist es, die ihn beherrscht:

Und es ist das Größt' und Kleinste
Einer todten großen Zeit,
Daß so bittere Satire
Bald auf ihrem Schutt gedeiht.

Linggs Anschauung ist viel concentrirter, sinnlicher, plastischer. Ueber den stolzen Trümmern sieht er den Himmel mit seinen ewigen Gestirnen, welchen die arabischen Astronomen die Namen gegeben, und die mit immer gleichem Schein auf die gefallene Größe herabsehen. Daher rundet sich ihm der Gegensatz des Vergänglichen und Bleibenden in dem Gedanken ab:

Araber, ein letzter Schimmer
Eurer stolzen Reiche blieb
Nur am Himmel — wo noch immer
Wega glänzt und Algenib!

Es ist unverkennbar ein großer Vortheil auf Linggs Seite, daß er so sich auf die specifische Eigenthümlichkeit jeder Erscheinung zu beschränken und diese in aller Schärfe, mit den prägnantesten Zügen, mit den glänzendsten Farben darzustellen weiß; er ist dadurch concreter, poetischer im engeren Sinn. Wenige werden ihn erreichen in der gewaltigen Wucht, mit welcher seine Verse in ihrer wohlbemessenen Rundung auf den Leser fallen. Ebenso wenig aber ist zu leugnen, daß damit auch ein Nachtheil zusammenhängt. Indem nämlich Lingg sein Augenmerk vorherrschend nur auf das fein gemeißelte, glänzende Bild richtet, das er uns in überraschender Neuheit und Vollendung vor Augen stellen will, bleibt er oft allzusehr an dieser äußerlichen Formenschönheit hängen; er besticht uns und regt nur die Phantasie an, ohne auch einen tiefer gehenden geistigen Eindruck zu hinterlassen. Auch wo die Bilder ganz zur Sache gehören, werden wir fast erdrückt von diesem Reichthum, von der Pracht der fremd und hoch tönenden Namen. Es kann aber nicht anders seyn, als daß die reichen Gewänder öfters auch in allzu weiten Falten den Körper umbauschen, und dann wird das sonst so helle und klare Bild unbestimmt und verschwommen. Beispiele solcher luxurirenden exotischen Malerei ließen sich in Menge anführen; wir wollen hier nur an das berühmte Gedicht „Timur“ erinnern, dessen erster Vers poetische Dilettanten wegen seiner Prosodie schon so viel beschäftigt hat:

Der Elephant geht unter Jochen;
Der Tiger brüllt im Hindostan;
Siegessäulen aus Menschenknochen
Baut Timur, der Mongolenchan.

Wir wissen es natürlich wohl zu würdigen, wie in den zwei ersten Linien ganz Asien mit all seinem Ungeheuerlichen und Schrecklichen gezeichnet ist; die Perspective ist vortrefflich, aber so unbegrenzt, daß sich uns das ganze Bild zu verwischen droht, daß wir schwer dem Kitzel widerstreben, parodirend zu sagen: „Jedoch der schrecklichste der Schrecken ist Timur, der Mongolenchan.“

Mit diesem außerordentlichen Bilderreichthum hängt unmittelbar zusammen die Liebe zu Contrasten und Antithesen, durch welche Lingg ebenfalls die schlagendste Wirkung

hervorbringt. Als ein ausgezeichneter poetischer Colorist versteht er es auf's trefflichste, Licht und Schatten zu vertheilen, die Monotonie durch Nebeneinanderstellung abstechender Farben zu vermeiden. Welch durchschlagenden Effekt bringt z. B. eben in „Timur" der Schlußvers hervor, welcher den furchtbaren Verheerungszügen, der in den Boden getretener Herrlichkeit Asiens die Winterruhe des rohen Nomadenlagers gegenüber stellt:

Und Winters, in der Steppe mitten,
Von Siegen und von Beute satt,
Erbaut er aus Gezelt und Schlitten
Beweglich eine goldne Stadt.

Oder im „Normannenzug," wo die Fürsten von Sicilien, die Herren der Normandie, die in Biscayas Bucht sich sonnen oder mit ihren Schiffen von Malta jagen bis zum Hellespont, ihrer nordischen Heimath, der rauhen Tapferkeit der Väter und des furchtlosen Heldentodes gedenken in den schönen Schlußzeilen:

Im Norden auf dem Grab der Hünen,
Auf unsrer Väter Grab, der Kühnen,
Glänzt hell im Mond der tiefe Schnee.

Das sind ächt poetische Contraste, welche das Ganze erst recht hervorheben und ihm eine eben so überraschende als kräftige Haltung geben. Es leuchtet aber auch ein, wie nahe die Versuchung liegen muß, dieselben häufiger und auch da anzuwenden, wo der Eindruck, der zurückbleibt, nicht eben so ein harmonischer ist.

Wir gehen zu einer weiteren, hiemit ebenfalls zusammenhängenden Eigenthümlichkeit Linggs über. So glänzende Farben ihm auch zu Gebot stehen, so sonnenhelle Gemälde er auch zu entwerfen weiß, so scheint doch das düstere Helldunkel sein eigentliches Element zu seyn, in dem er sich am behaglichsten fühlt. Wie nimmt uns der mitternächtige Zauber gefangen in dem berühmten Gedicht „Waldnacht!" Wie gewaltig prägen sich unserer Phantasie ein des Wolfs durchschossene Augen, der Hirsche moderndes Geweih! Alle Schauer des alten Heidenthums mit seinen nächtlichen Geheimnissen durchrieseln uns in der wundervollen „nordischen Sommernacht." Es ist gewiß keine Uebertreibung, wenn man sagt, daß in allen Literaturen, daß bei den größten Dichtern solche Gedichte selten sind. Das letztere konnte uns bereits darauf aufmerksam machen, daß nicht nur in der Naturschilderung, sondern auch in der Geschichtsanschauung Lingg eine Vorliebe für das Schaurige, für die Nachtseite hat. Das Tragische in der Geschichte ist es, was ihm vorzugsweise imponirt. Daher ist sein Blick meistens rückwärts gewendet, nach den Trümmern der Vergangenheit, auf die ruhenden, die todten Gestalten. Und wo er es mit der Gegenwart und Zukunft zu thun hat, auch da ist sein Interesse weniger bei der Idee, bei dem treibenden Gedanken, als bei dem Ruhenden, bei dem plastischen Bilde. Er ist, wird gesagt, ganz specifisch Poet, die Anschauung ist bei ihm ganz überwiegend.

Wir kommen hier, um Linggs Eigenthümlichkeit in ihrem letzten Grund zu erfassen, noch einmal auf die Vergleichung mit Fischer zurück. Beide so vielfach verwandte Dichter sind, wie schon oben behauptet wurde, doch nach ihrer innersten Anlage und Weltanschauung durchaus verschieden. Fischer wird wesentlich von einem ethischen Interesse zur Geschichte getrieben, er hat ein lebendiges subjektives Pathos; sein Bewußtseyn ist ein versöhnteres, muthig strebendes. Lingg ist durchaus objektiv. Der Reichthum seiner Bildung, alle die wundervollen Anschauungen, die ihm zu Gebot stehen, treiben ihn nicht vorwärts, er bewegt sich darin wie der Künstler unter Marmorstatuen. Eine Mittagsschwüle liegt auf ihm und seinen Gebilden; er steht am Ufer der Geschichte und „müd' lächelnd sieht er der besiegten Meerwelle zu." Die Stimmen der Vergangenheit schlagen an sein Ohr, wunderbare, unerklärliche Laute, wie er in dem prächtigen Sonett „Mittagszauber" die geheimnißvollen Laute in der Natur beschreibt:

Jetzt ist die Zeit, wo oft im Schiff ein Wimmern
Den Fischer weckt; der Jäger hört ein Lachen,
Und golden sieht der Hirt die Felsen schimmern.

Dieser Unterschied und der tiefste Grund desselben wird uns am anschaulichsten werden, wenn wir wieder zwei Gedichte der beiden Dichter über dasselbe Thema mit einander vergleichen. Wir wählen hiezu die bekannte „Sonnenwende" von Fischer und den entsprechenden „Hochsommer" von Lingg, zu welchem das „Frühlied" insofern nothwendig gehört, als die Anschauung, die Fischer in dem einen ausspricht, bei Lingg auseinander gehalten und auf diese zwei vertheilt ist. Lingg bleibt bei der Erscheinung stehen und resignirt. Vortrefflich schildert er, wie das erste quellende Leben vorüber ist; die Nachtigall singt nicht mehr, wie am Maienfeste, sondern fliegt zum tiefverborgenen Neste, „mit mütterlich besorgtem Laut."

Der goldne längste Tag ist nieder,
Der Himmel voll Gewitter glüht;
Verklungen sind die ersten Lieder,
Die schönsten Blumen sind verblüht.

Fischern dagegen reißt es nach Oben, von der Erscheinung zur Idee. Die Welt ist ihm nicht müde und absterbend, sondern was da lebt, streckt zum Lichte die höchsten Ranken, und

— zwischen Erde und Himmel schwebt
Der Mensch mit den hohen Gedanken.

Sein ist dieses Wonnemeer und all die unendlichen Räume, er hält sie fest in den irdisch himmlischen Räumen:

Und irdische Blüthe und himmlischer Thau
Läßt nie seine Jugend sterben.

Der Gedanke an die Sonnenwende des Lebens ist so nahe gelegt, daß sich der eine Dichter desselben so wenig entschlagen kann als der andere. Wie verschieden aber ist der Wunsch, nicht allmählig von der Mittagshöhe hinabzusinken, bei beiden modificirt! Auf dem freudigen Todesmuth Linggs liegt doch ein schwarzer, unheimlicher Schatten, das Gefühl einer Schuld, eines tragischen Geschicks. Er hält sein Haupt nicht für rein genug, die Silberlocke zu tragen:

Die Blume meiner Freuden
War irdisch ja, ich trank
Vom goldnen Kelch der Heiden
Und trotzte, bis ich sank.

Ich war ein wilder Jäger,
Mein Haupt von Schuld nicht rein,
Soll nie ein Würdeträger
Der Silberlocke seyn.

Ganz anders Fischer. Seine Todesfreudigkeit ist eins mit der ungetrübtesten Lebenslust:

So lang mir der Scheitel von Rosen glänzt
Und in vollen, goldenen Güssen
Der Lieblichsten Haar mein Haupt umkränzt
Unter warmen, lebendigen Küssen;

Im Maien des Lebens laß mich schon
Um die Krone des Liebes werben,
Und eh' ich gesungen den letzten Ton,
Am duftigen Morgen sterben!

Hier scheint uns die innerste Eigenthümlichkeit Linggs zu liegen. Das magische Helldunkel, das über seine Gedichte ausgegossen ist, es ist in ihm selbst; es ist ein gebrochenes Licht, das er aus seinem gebrochenen Bewußtseyn auf alle Erscheinungen der äußern wie der innern Welt fallen läßt. Nacht muß es seyn, wo seine Sterne leuchten. Er ist ein Dämmerungsfalter mit wundervoll gezeichneten Flügeln — as are the tiger-moth's deep damask's wings, wie ein englischer Dichter sagt, dem die Götter verliehen am duftigen Morgen zu sterben, und der dieses Gefühl so lebendig in sich trug, daß er sagte: „that he felt the dairies growing over him.“ Dieses Gebrochene, Müde, vereint mit der höchsten Kraft, mit außerordentlicher Energie poetischer Auffassung und einem düster glühenden Kolorit, gibt den Gedichten Linggs ihren specifischen Zauber. Es leuchtet ein, daß diese Stärke zugleich auch seine Achillesferse ist. Das frische, lebendige Pathos, das freudige ideale Streben hat er nicht. Dafür besitzt er die ihm eigenthümlichen Vorzüge in so hohem Grade, daß wir keinen Anstand nehmen zu sagen: es kommt ihm hierin von den gegenwärtigen Dichtern keiner gleich.

Correspondenz-Nachrichten.

Wien, Januar.

Zeitabschnitt. — Der gültige Rechnungsfehler. — Die classische Tragödie von 1859. — Der saubere Anfang von 1860. — Die wiedererstandene Theaterzeitung. — Nachtrag zu Düweckes Fall. — Crescentia.

Der Zollstab des Jahrhunderts hat die sechste Null angesetzt und seiner zweiten Hälfte erstes Fünftel zurückgelegt, um mit dem allgemeinen Irrthum zu reden, der — festgeklammert an die handgreifliche Zahl — das neunzehnte Jahrhundert mit der Ziffer 1800 angefangen hat, demgemäß mit der Ziffer 60 in das siebente Jahrzehnt tritt und mit Anno 1899 das Säculum abschließen wird, um das nächste mit 1900 anzufangen. Jeder einzelne für sich kennt den Rechnungsfehler, insofern er ein bischen nachdenken will, aber wenn wir in Masse beisammen sind, wollen wir's nicht wissen, sondern folgen der bequemen Gewohnheit. Auch kommt es bei einem so langen Zeitraum auf den Abgang eines einzigen Jahrs fürwahr nicht an; die dreihundertfünfundsechzig Tage, welche dem ersten Säculum abgeknappt wurden, vertheilen sich jetzt als Umlage auf 18,6 Jahrhunderte, auf deren jedes mithin nur wenige Stunden kommen, fürwahr leichter zu verschmerzen als die zehn Tage, welche zu Hogarths Zeiten der Londoner Pöbel nach der Kalenderverbesserung von Sr. Majestät Ministern und dem Parlament herausverlangte. Auch besitzt der Rechnungsfehler durch die optische Täuschung, woraus er entsprungen, wie durch sein ehrwürdiges Alter eine Berechtigung, gegen welche bekanntlich zu Anfang des Jahrhunderts (beziehungsweise zu Ende

des vorigen) von den Gelehrten ohne Erfolg angekämpft wurde. Vom Volke wurde das Jubiläum am 1. Januar 1800 gefeiert.

Wir haben ein verhängnißvolles Jahr beschlossen, das mit dem Neujahrsgruße im Tuilerienschlosse begann, um mit La Gueronnières Flugschrift (Papst und Congreß) zu enden. Wenn wir auf die mannigfach verschlungenen Begebenheiten und Zettelungen dieser Spanne Zeit zurückblicken, so ergeht es uns, als hätten wir jenen wunderbaren Saum, „verwirrend auch den schärfsten Blick," zu betrachten. (Siehe Goethe in Epimenides Erwachen.) Das Jahr 1859 fing idyllisch an, um in dramatischer Steigerung zu furchtbaren Verwicklungen und Entwicklungen spannend überzugehen und in classisch tragischer Ruhe mit dem Eintritt des ernsten Verhängnisses großartig zu schließen. Am 1. Januar 1859 herrschte die Gemüthlichkeit. Vom heiteren Himmel fuhr der Blitzstrahl zündend nieder. Ganz Europa erschrack: das allgemeine Gefühl war das der Entrüstung, das allgemeine Begehren ging nach Bewaffnung. Das gesammte deutsche Volk verlangte die Aechtung des Friedensbrechers; seine Fürsten waren mit ihm einverstanden, bis auf einen, und dieser eine, der mächtigste von allen, schien einzustimmen. Oesterreich zog wohlgemuth in den Kampf, fest überzeugt, daß Deutschland seinerseits mit fliegenden Fahnen, schmetternden Drommeten, wirbelnden Trommeln über den Rhein ziehen werde. In der That, die Fahnen flatterten, die Fanfaren schmetterten, die Trommeln rasselten, die Bayonnette blinkten, vor den Geschützen stampfte die Bespannung den Boden, — aber ein böser Zauber bannte die Heerschaaren fest, als wären sie bleierne Soldaten aus der Nürnberger Schachtel. Indessen wurde der Gambitzug von Montebello gemacht, wurden die Schlachten von Magenta und Solferino geschlagen. Bei Verona sammelten sich die Streitkräfte zu einem Riesenkampfe. Wenn dort der Franzose nicht entschieden siegte, war er entschieden verloren, und zu einem vollen Siege hatte er jetzt keine gesicherte Aussicht mehr; wenn Oesterreich aber die Schlacht verspielte, so mußte es sich, obschon dadurch nicht rettungslos verloren, allen den unannehmbaren Bedingungen fügen, welche jetzt von Berlin gestellt wurden. Für Napoleon III. stand die Krone auf dem Spiele einer einzigen Schlacht, für Oesterreich aber seine Stellung an der Spitze des deutschen Bundes. Beiderseits schien der Einsatz zu hoch, und dieses Bedenken ward zur Quelle des Friedens. Wie dieser Friede auf diplomatischem Felde eher verfälscht als unterzeichnet wurde, haben wir mit angesehen. Vorgestern noch war er ein zweideutiger Geselle; heute (am Tage der heiligen drei Könige) ist er auch das nicht mehr. Mit dem polnischen Sohne des ersten Napoleon ist der letzte Schleier gefallen, Graf Walewski hat den Frieden von Zürich in seiner Tasche mitgenommen, und wenn der Krieg noch unentfesselt bleibt, so ist's um desto schlimmer, ein Zeichen, daß „die Raben noch den Berg umkreisen." Unter solchen Umständen einer unglückschweren Vergangenheit, einer trostlosen Gegenwart und einer trüben Aussicht in die Zukunft wird es schier kein Wunder seyn, wenn uns die Aufmerksamkeit auf die flüchtigeren Erscheinungen des Tages einigermaßen abhanden kommt und wir heute nicht mehr recht wissen, womit wir uns gestern unterhalten haben, insofern wir überhaupt irgend einem Zeitvertreibe nachgegangen seyn sollten, was selbst der Ernsthafteste nicht ganz zu unterlassen pflegt. Es gibt auch viele bei uns, welche der Himmel mit einer so bombenfesten Unbefangenheit gesegnet hat, daß sie vom furchtbaren Ernste der Zeiten gar nichts verspüren. Sie bilden sich ein, daß es bei allen den gegenwärtigen Fragen sich nur um einige persönliche Zwistigkeiten handle, deren zur Zeit noch unbestimmter Ausgang, wie jede andere Haupt- und Staatsaction, auf dem Theatrum Europäum ablaufen werde. Sie bilden sich ein, unter jeglicher Bedingung Zuschauer auf ihren Bänken zu bleiben, die nach dem Fallen des Vorhanges friedlich zum Abendessen und dann zu Bette gehen. Diesen Unschuldigen hat das neue Jahr eine große Freude beschert. Bäuerles Theaterzeitung nämlich ist wieder aus dem Scheintode erwacht, und zwar in ihrer unverfälschten ursprünglichen Gestaltung, aller der Zuthaten entkleidet, womit Bäuerle in den letzten Jahren seines Lebens dem schwankenden Unternehmen aufhelfen wollte, ohne doch die Fähigkeit zu besitzen, die Hebel einer ihm fremd gewordenen Zeit wirksam zu verwenden.

Die Befugniß zur Herausgabe des Blattes ist in Folge der neuesten Preßverordnungen einer Tochter Bäuerles übertragen worden, und sie hat ihrerseits die Leitung in geschickte Hände gelegt. Die Theaterzeitung hält sich, wie es ihrem Titel entspricht, vorzugsweise an die Bühne. Aus Wien, aus dem Kaiserstaate und von auswärts meldet sie, was Bemerkenswerthes in der Coulissenwelt vorgeht. Die bedeutenderen Erscheinungen, namentlich in der Heimath, werden mit einer Gründlichkeit erörtert, die rührend genug an die Tage einer arkadischen Vergangenheit erinnert. Dabei werden die gesellschaftlichen Beziehungen, die Mode, der kleine Tratsch mit Geschicklichkeit herangezogen, und der Erfolg führt den Beweis, wie unrecht der selige Bäuerle that, als er fremde Elemente in sein Blatt ziehen wollte, um die beherrschende Stellung, welche unwiederbringlich verloren gegangen, zurückzuerobern. Er gewann nichts außerhalb seines Kreises und vernachlässigte darüber, was sich hätte behaupten lassen. Die neue Theaterzeitung dagegen hält sich weise in ihren Schranken, arbeitet mit Fleiß und Geschick auf dem engbegrenzten Raume, zieht passende Mitarbeiter an sich, die in ihrer Art etwas Tüchtiges leisten, und wird dadurch zum Mittelpunkt eines Schäferordens, der in den letzten Jahren sich zerstreut hatte, vergleichbar den Lämmern einer Heerde, welche Wolf und Unwetter auseinander gesprengt. Die Zahl dieser Unschuldigen ist zwar verhältnißmäßig gering, doch immer noch groß genug, den Hirten mit den Seinen zu nähren. Das Theatervolk in der ganzen Monarchie wird ihm den Tribut nicht vorenthalten dürfen.

Da vom Theater die Rede, so sey im Vorübergehen

erwähnt, daß unsere erste Bühne das neue Jahr mit Unglück begonnen hat, wie es das alte mit Mißgeschick beendet. Im alten Jahre wurden die weiteren Darstellungen von Mosenthals „Düwecke" polizeilich eingestellt; anfangs hieß es wegen der politischen Schlagworte, welche der Dichter eingeflochten; nachträglich hat sich der wahre Grund herausgestellt. Der Stoff nämlich ist an und für sich schon ziemlich verfänglich, wie euch allen nicht unbekannt seyn dürfte, und der Dichter hat nicht nur versäumt, ihn einigermaßen zu läutern und das, was von Schlacken nicht zu beseitigen blieb, in künstlerischer Auffassung zu verklären, sondern er hat mit einer wahrhaft Birch-Pfeifferschen Plumpheit die gemeine Verworfenheit der seelenverkäuferischen Mutter schreiend grell hervorgehoben. Zu allem Unglück griff die Trägerin der Rolle das gegebene Bild mit Vorliebe auf, und die Meisterschaft, womit sie ihre Aufgabe löste, machte das Aergerniß voll. — Das neue Stück dieses Jahres heißt (oder hieß) „Crescentia." Der Dichter nennt sich mit einem noch gänzlich unbekannten Namen: Blittersberg, den manche für ein Pseudonym halten. Das Werk ist im Burgtheater beispiellos vollständig durchgefallen.

Aus dem nördlichen Frankreich, September.

(Schluß.)

Drei Tage in der Vendée. — La Pénissière, Tiffauges, Torfou.

Solche Verschwendung erschöpfte endlich Gilles de Lavals Vermögen. Um diesem Luxus fröhnen zu können, hatte er schon den größten Theil seiner Güter, meist an Herzog Johann V. von Bretagne, verkauft, so daß, gedrängt von der Familie des Barons, Karl VII. ihm zuletzt nicht nur ferneren Verkauf verbot, sondern auch die früheren annullirte. Der habsüchtige Herzog kümmerte sich freilich um den königlichen Befehl nicht. Auf's Aeußerste getrieben wendete sich Gilles zuerst an Gott, der, so meinte er, das Haus Rohan und das von Laval-Montmorenci zu sehr respektirte, um sich eine Weigerung zu erlauben. Indessen erfuhr sein Hochmuth die Kränkung, nicht erhört zu werden. Vom Gebete ging er nun zur Alchymie über. Er verschaffte sich seltene Manuscripte, umgab sich mit Gelehrten, und bald rauchten die Oefen in seinem Schlosse Tiffauges. Gestachelt von wahnsinniger Neugierde, empört gegen die Ohnmacht der menschlichen Wissenschaft, erhitzt durch geistige Getränke und Schwelgereien, verirrte er sich nun zur Zauberei und Teufelsbeschwörung, damals ein furchtbares Verbrechen, das die Inquisition mit dem Feuertode bestrafte. Er beruft die berühmtesten Geisterbanner zu sich, aber der Böse trotzt ihren Beschwörungen. Da läßt er endlich den gelehrten Florentiner Franz Prelati aus Italien kommen. Jetzt gehen in den Tiefen des Schlosses von Tiffauges seltsame, entsetzliche Dinge vor, phantastische Beschwörungen, zauberhafte Erscheinungen, blutige Opfer. Kinder sind verschwunden. Ein altes Weib, genannt die Meffrain, durchirrt die Felder, den Kopf in ein schwarzes Tuch gehüllt, und lockt die Kinder mit glänzenden Versprechungen ins Schloß; aber einmal darin, verlassen es die unschuldigen Geschöpfe nicht wieder. Die Sage geht, der Herr von Rais bringe sie um, um mit ihrem Blute die Teufelsbeschwörungen zu schreiben, die ihm wieder zu Gütern und Schätzen verhelfen sollen. Jahrelang schon grollt das furchtbare Gerücht; aber Gilles von Laval ist zugleich Großwürdenträger und Verwandter des Königs, Generalstatthalter des Herzogs der Bretagne und vor allem oberster Gerichtsherr auf seinem Gebiete. Wer wird es wagen, die Stimme gegen ihn zu erheben? Obgleich schon lange im Geheimen von den Verbrechen des Mannes unterrichtet, handelte der Bischof von Nantes doch erst dann, als Gilles gewisse Kirchenimmunitäten verletzt hatte; das Interesse diente der Nemesis als Mittel der Gerechtigkeit. Der Bischof erhielt endlich die Bulle des Papstes und die Ermächtigung des Königs, wie die des Herzogs; den letzteren bestimmte ebenfalls mehr Habsucht und Geiz als Entrüstung über den Verbrecher. Dieser ward am 10. September 1440 verhaftet und nun kamen Sachen ans Licht, Thaten, so gräßlich, daß die Welt vor Entsetzen verstummte. Mehr als 140 Kinder von zartem Alter hatte er unter qualvollen Martern zum Theil mit eigener Hand geopfert, nachdem sie ihm und seinen Helfershelfern zu den abscheulichsten Lüsten gedient hatten. Je schrecklicher die Todesart war, je willkommener war sie den Würgern. Sie waren so gräßlich abgestumpft, daß ihnen das Schreien, Winseln und Zucken der Sterbenden ein schallendes Gelächter entlockte. Grausamkeit und Wollust stehen in geheimem Zusammenhange, aber auch die Zauberei war Triebfeder zu diesen Gräueln; so gab Gilles einmal dem Italiener Hand, Herz und Augen eines Kindes, um den Teufel zu beschwören, wobei der Marschall stets einen Splitter des wahren Kreuzes Christi bei sich führte, um seinem Heil ein Hinterpförtchen offen zu lassen. Es kommen aber bei diesen Verbrechen Dinge vor, sagt Guéraud in seiner Schrift, die man nur im Lateinischen lesen kann.

So wurde denn Gilles mit zwei seiner Diener zum Feuertode verurtheilt; in Betracht seines hohen Ranges gewährte man ihm, vor dem Verbrennen gehenkt zu werden; auch sollte in Anbetracht seiner Reue und Zerknirschung, die auf längeres Abläugnen gefolgt war, sein Körper vor gänzlicher Vernichtung bewahrt bleiben, damit er christlich beigesetzt werden könne; mit seinen Dienern aber, die er verführt hatte, machte man keine Umstände, sie wurden lebendig und zu Asche verbrannt. Daß man aber trotz dem diese Hinrichtung als einen gewaltigen Sieg der Gerechtigkeit über die bisher allmächtige Feudalität ansah, geht aus der Wichtigkeit hervor, die die Geistlichkeit ihr beilegte, indem sie ihren Triumph überall hin verkünden ließ und Auszüge aus dem Proceß in verschiedene Städte sandte. Die Familienväter und Mütter der Gegend aber fasteten drei Tage zum Heil der Seele des Sünders und gaben ihren Kindern die Ruthe, damit sich dieselben an die schreckliche Strafe erinnern sollten.

Sieht man, zu welch ungeheuern Verbrechen der Glaube an Teufelsbeschwörung wirklich geführt hat, so wird man fast zur Nachsicht gegen die Hexenprocesse gestimmt. Nur in solcher Zeit aber war eine Jungfrau von Orleans möglich, deren Sendung im kritischen achtzehnten Jahrhundert keinen Glauben gefunden hätte; dieses letztere konnte nur die Pucelle Voltaires erzeugen. Ich aber, als ich auf dem Schauplatz dieser Frevel unter den Trümmern von Tiffauges stand, vergegenwärtigte mir die „gute alte Zeit,“ die dem Lehnsherrn Macht zu solchen Gräueln gab und für die das Volk der Vendée mit gleichem Aberglauben die Waffen ergriff.

So düstere Eindrücke durch heitere Bilder zu verwischen, fuhren wir über die Sèvre nach einem nahen Schlosse, dessen Park der schönste ist, den ich je gesehen habe. Nirgends kann die Natur englische Gartenanlagen mehr begünstigt haben als hier, wo Fernsichten, Waldesstille, Bergwasser, Felsgeklüfte sich zu einem herrlichen, romantischen Ganzen vereinigen. Und sollte man's glauben, daß die Besitzerin dieses Schlosses, in der Kraft der Jahre schon lebenssatt, sich in ein nahes, von ihr erbautes Kloster, wo sie eine neue, vom Papst genehmigte Gemeinschaft gegründet, zurückgezogen hat, um den fröhlichen Jugendrausch in Gebet und Büßungen zu sühnen? Die Traditionen der bourbonischen Frömmigkeit leben in diesen Familien noch fort. Dieselben Traditionen werden auch noch von der sogenannten „kleinen Kirche“ genährt, die im Dorfe St. Aubin des Ormeaux, das wir von der Höhe erblickten, noch viele Sectirer zählt. Dieselben weigern sich das Napoleonische Concordat anzuerkennen, sie hatten ihre (nun wohl ausgestorbenen) eigenen Priester und werden „still“ begraben. Es erinnert dieß an den Streit der Altlutheraner gegen die preußische Agende. Der Bischof von Luçon reiste einmal nach St. Aubin, um diese „Stillen im Lande“ zu bekehren; da bedeckten sie die Pfähle, die über dem Wege stehen, dermaßen mit Unflath, daß der Bischof, um Skandal zu vermeiden, wieder umkehrte.

Indessen sollte ich nicht ohne eine erhebende Erinnerung von der Gegend scheiden. Unfern des erwähnten Parks beim Dorfe Couboureau erhebt sich eine Denksäule, die das Gedächtniß einer heroischen That bewahrt. Es war im Jahr 1793; General Kleber war von den verfolgenden siegreichen Vendéern auf's Aeußerste bedrängt, da befahl er, um seine Division zu retten, dem Commandanten Chouardin, sich an einer Brücke beim nahen Orte Torfou aufzustellen und sich dem Uebergange der Feinde bis auf den letzten Mann zu widersetzen. Chouardin und seine Schaar gehorchten mit römischem Heldenmuth, sie ließen sich niederhauen bis auf den letzten Mann. Ich war naiv genug zu glauben, die Säule sey zum Andenken an diese heldenhafte Aufopferung gesetzt worden. Mein Begleiter lächelte; „wissen Sie doch,“ sagte er, „daß die Republik keine Denkmäler in Frankreich hat. Die Säule ist von Vendéern zum Andenken an ihren Sieg errichtet worden.“ Gleichviel, so haben es die Vendéer unwillkürlich gethan, denn bei ihrem Siege muß doch ein Jeder an die Helden der Republik denken.

Der Abend kam. Wir fuhren, Tiffauges östlich hinter uns lassend, Vieillevigne zu, einem großen Kirchdorf, das am südlichsten Ende des Departements Niederloire liegt. Bei Kometenschein kamen wir am Städtchen Montaigu vorbei, wo der Schriftsteller Dugast-Matifeur an einer Geschichte des Vendéerkriegs arbeitet, die (ich kenne den Verfasser persönlich) alles bisher Geschriebene in Schatten stellen wird; dann fuhren wir über eine alte römische Straße, deren trefflich erhaltene Chaussée meilenweit sichtbar ist. Die ganze Landschaft um uns trug den ächten Charakter des Bocage; die Scenen des Bürgerkriegs traten wie Schatten aus der Stille der Nacht hervor, aber in Vieillevigne sollte ich Augenzeugen desselben treffen, die ihre Gastfreundschaft mit der Erzählung ihrer Erlebnisse krönten.

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 5. 29. Januar 1860.

— In medio omnibus
Palmam esse positam, qui artem tractant musicam.
Terent:

Die Preisertheilung für das beste deutsche Drama.

Der von dem Prinz-Regenten von Preußen ausgesetzte, von drei zu drei Jahren zu ertheilende Preis für das beste deutsche Drama hat in einem der letzten Stücke der „Unterhaltungen am häuslichen Herd" eine höchst bittere und scharfe Verurtheilung gefunden. Der Verfasser derselben begnügt sich nicht, diese Anordnung als eine werthlose, die Kunst nicht fördernde darzustellen; sie ist ihm eine gefährliche, der Bühne Verderben bringende. „Sie beruht," heißt es, „auf dem tiefsten Mißverständniß der wahren Interessen der Poesie, und zugleich auf einer erschreckenden Unkenntniß des stillen Waltens der Dichterseele.... Wie diese Entschließung jetzt vorliegt, ist ihr innerstes Wesen die Ungerechtigkeit, und ihre Folge die gänzliche Ueberlieferung der deutschen Bühne an die Uebersetzer aus dem Französischen und an Lohnarbeiter, die ohne Ehrgeiz schreiben." — Das wäre freilich entsetzlich genug. Der Regent von Preußen entzöge den deutschen Musen nicht bloß seinen Schutz, er träfe eine Anordnung, die sie ihrem Verderben, dem Ende ihres Schaffens und Wirkens zuführte.

Nicht minder befremdlich als diese düstere Weissagung lauten die Gründe, auf denen sie beruht.

Kein Dichtergemüth, meint der Verfasser, strebt eine Concurrenz an. Schon auf Ausschreibung von Preisen für die besten unter den zur Bewerbung eingereichten Stücken ist er nicht gut zu sprechen, aber einer solchen könne sich jeder Dichter doch entziehen. „Jetzt ist dieß unmöglich geworden; jetzt **muß** man concurriren, **muß** in die Arena."

Muß? Ich dächte, jeder, der seine Werke nicht im Pulte behält, sondern damit in die Oeffentlichkeit tritt, begibt sich **freiwillig** in die Arena, und wenn das Publikum sich umher versammelt und seinen Ausspruch thut, so wird diese nothwendige Folge seines Schrittes dadurch um nichts nothwendiger, daß sich daneben alle drei Jahre in Berlin Kunstrichter versammeln und auch ihrerseits ein Urtheil sprechen. „Das stille Walten der Dichterseele" läßt sich entweder schon von dem Mißfallen beirren, welches das Publikum äußert, oder weder von diesem noch von einem ungünstigen Ausspruch der Neun.

Der Verfasser sagt selbst: „Während Schiller von Triumph zu Triumph flog, schrieb Goethe eines seiner schwächsten Dramen: „die natürliche Tochter." Er wurde genug gestraft durch die kühle Aufnahme des Publikums und die Verspottung der Kritik." Wenn es sich so verhält (ganz verhält es sich nicht so, die Stimmen der Kritik

über die natürliche Tochter waren getheilt) — wenn es sich so verhält, so möchte ich wissen, was ein eine Tragödie Schillers krönender Ausspruch von neun Richtern der Niederlage Goethes noch hätte hinzufügen können. Er wäre gegen die öffentliche Meinung gar nicht in Betracht gekommen, da er nur ein negativer, nur ein ausschließender hätte seyn können. Unser Verurtheiler des Preisgerichts läßt also selbst das, was er die Strafe Goethe's nennt, ganz von der öffentlichen Meinung ausgehen. Welche Widersprüche!

Doch die Wirkung, die der Verurtheiler den gefürchteten Neun beilegt, ist eine unausmeßbare. Wenn man, sagt er, den Dramen Schillers das Käthchen von Heilbronn oder die Weihe der Kraft vorgezogen hätte, würde dieß jenen bestimmt haben, der dramatischen Gattung zu entsagen. — Haben wir darum vor wenigen Wochen den außerordentlichen Dichter mit einer so großen, so gerechtfertigten Begeisterung gepriesen, um nun einen Ausspruch vernehmen zu müssen, welcher so gering denkt von seinem Glauben an seinen großen Beruf! Eine durch wahrhaft dämonische Mittel lähmende Kraft muß der Verfasser dem gefürchteten Preisgericht beilegen; nur eine solche würde die Entsagung Schillers und den geweissagten Tod der ganzen deutschen dramatischen Poesie herbeiführen können.

Ein Beispiel, mit welchem der Verfasser seinen Satz erhärten will, beweist, weil er kein besseres aufzutreiben gewußt hat, recht die Schwäche seiner Behauptung. Als Schröder einen Preis auf das beste Trauerspiel gesetzt, und Leisewitz seinen Julius von Tarent eingereicht hatte, Klingers Zwillinge aber vorgezogen wurden, habe jener dieß als ein solches Mißgeschick empfunden, daß er nie mehr etwas für die Bühne geschrieben habe. So viel ich sehe, ist dieser Umstand zuerst von Klingemann, ziemlich lange nach dem Tode von Leisewitz, berichtet; sichere Beglaubigung fehlt ihm. Wenn es sich aber auch so verhielte, so wäre Leisewitz über die Kränkung, die ihn als dreiundzwanzigjährigen Jüngling getroffen, gewiß hinweggekommen, um so mehr, da sein Trauerspiel bald nachher die günstigsten öffentlichen Beurtheilungen erfuhr, wenn er eine wahre Schöpfungskraft in sich verspürt hätte. Man braucht aber nur das Bändchen, welches seine sämmtlichen Schriften umfaßt, in die Hand zu nehmen, um sich zu überzeugen, daß seine Schwingen sehr kurz waren.

Mehr Schein hat eine Ueberlieferung aus der alten Literaturgeschichte, die der Verfasser selbst nicht anführt; ich will ihm diese Waffe in die Hand geben, um dann ihre Schärfe zugleich abzustumpfen. Ich meine die Geschichte von Aeschylus, der durch den Sieg des jungen Sophokles über ihn so tief verletzt worden sey, daß er deßwegen seine Vaterstadt verlassen habe. Höchst wahrscheinlich haben wir hier nichts vor uns als eine jener Erfindungen des psychologischen Pragmatisirens, mit welchem die Literaturgeschichte nicht weniger verfälscht worden ist, wie die politische. Es sollte für des Dichters Reise nach Sicilien ein pikanter Grund in seinem athenischen Lebenslauf vorhanden seyn. Gesetzt aber wiederum, es stecke Wahrheit in der Ueberlieferung, was würde daraus hervorgehen? Ein Argument gegen den Verfasser. Sie würde beweisen, daß ein großer Künstlergeist sich von einer solchen Kränkung wohl einmal für eine Zeit verstimmen lassen kann, nicht aber von dem Wege abbringen, auf den sein Genius ihn gewiesen hat. Denn gewiß ist, daß Aeschylus die orestische Trilogie, dieses vollendetste seiner auf uns gekommenen Werke, später gedichtet hat. Erst zehn Jahre nach jenem Vorfall brachte er sie in Athen auf die Bühne.

Doch ich besinne mich, daß der Verfasser in keinem Falle weder mit der Anekdote von Leisewitz noch mit der von Aeschylus viel anfangen könnte. Bedauert er doch nur die, welche wider ihren Willen von dem furchtbaren Preisgericht in seinen Kreis gebannt werden, nicht die freiwillig in die Arena Hinabsteigenden!

Noch einer Klage des Verfassers darf ich nicht vorbei gehen. „So traurig," sagt er, „sollte es mit der deutschen Bühne aussehen, daß alle drei Jahre nur Ein anerkennenswerthes bestes Werk zu krönen wäre!" — Als ob es im Sinne einer Preisvertheilung liegen könnte, alles Gute als gut zu krönen! Als ob es nicht vielmehr der wäre, dem Besten unter dem Dargebotenen den Kranz zuzuerkennen, möge das übrige von mehr oder weniger guter Beschaffenheit seyn! Indeß können wir das ausgesprochene Bedauern über die dem Guten zu entziehende Ehre nicht ganz verstehen ohne die Vorstellung des Verfassers von dem Zustande unserer gegenwärtigen dramatischen Poesie. Unter einer Reihe von ihm aufgeführter Poeten dieser Gattung sind nicht weniger als dreizehn, die er als „Zierden der Literatur unserer Tage" bezeichnet, derer zu geschweigen, die er ihnen unter der Kategorie „und manche andere Namen" anfügt. Ich weiß nicht, ob vielen der heutige dramatische Parnaß in eben so glänzendem Lichte erscheint, möchte es indeß stark bezweifeln. Wenn aber dieser kritische Ausspruch des Verfassers gegründet ist, desto schlimmer für seine Sätze. Wie? Eine solche Schaar von älteren und jüngeren Zierden unserer Literatur besäßen wir, und keiner wäre unter ihnen, der sich nicht einschüchtern ließe von Kunstrichtern, die eine Regierung einsetzt? Nimmermehr! Man müßte an aller

Begeisterung, allem Schwung, aller Kraft, allem Selbstgefühl, welche die Musen ihren Lieblingen einflößen, verzweifeln, wenn man das glauben sollte.

Doch genug, und schon zu viel der Widerlegung solcher Paradoxien. Ich lasse die dem Preisgerichte angedichtete dämonische Macht, um zu der Bedeutung, die es wirklich haben kann, überzugehen.

Keine Gattung der Poesie kann sich an unmittelbarer, das Leben ergreifender Wirksamkeit mit der dramatischen vergleichen. In dem nicht durch das Medium der Erzählung hindurchgegangenen, sondern den Vorgang selbst nachahmenden Bilde, das uns vorgeführt wird, in welchem wir mit der Handlung selbst ihre gleichzeitigen Wirkungen unmittelbar anschauen, liegt diese Gewalt, diese seelenführende Kraft, diese Macht des Schauspiels, sittliche Gefühle und Vorstellungen zu erregen — oder auch unsittliche, wenn ein moralischer Verfall des Zeitalters auch sie ergriffen hat. Die Kunst ist ein Abbild der Zeit; die Ideen, die in dieser walten, stellen sich in ihr in anschaulicher Concentration dar. Aber sie hat außer dieser passiven Rolle auch eine active. So sehr ist sie nicht Dienerin der Zeit, daß sie nicht auch einen aus ihr selbst stammenden Einfluß auf sie üben könnte. Dadurch kann ihre Macht eine große und heilsame seyn, und dieß gilt unter allen Künsten wiederum am meisten von der dramatischen.

Auf dieser ihrer Kraft beruht die Bedeutung ihres Zusammenhangs mit dem Staatsleben. Mag der Staat sich dessen bewußt seyn oder nicht, mag er Anstalten treffen, die heilsamen Wirkungen der Bühne zu fördern und ihren schädlichen zu begegnen oder nicht — der Zusammenhang ist vorhanden. Aber in dem entwickelten Staatsleben wird dieses Bewußtseyn nicht leicht fehlen, der Staat wird einen gewissen Einfluß auf die Bühne zu seinen Obliegenheiten rechnen, dessen Art und Maß natürlich sehr verschieden aufgefaßt und bestimmt werden können. Da, wo die dramatische Kunst ihren Anfang nahm, aber auch eine so mächtige Entwicklung fand, daß keine spätere sie überholt hat, in Athen, hielt der Staat die Bühnenverhältnisse für eine sehr wichtige, ihn betreffende Angelegenheit. Das Institut der Preisrichter in den Wettkämpfen der Bühnendichter ging von ihm aus. Der edle Durst der Griechen nach Lob und Ruhm, der so viel Herrliches hervorrief, war mit Kränzen im metaphorischen Sinne nicht zufrieden; er wollte sie sichtbar und tastbar von den Richtern dargereicht. Diese waren nicht dazu bestimmt — und konnten es schon darum nicht seyn, weil sie durch das Loos berufen wurden — das Urtheil des Publikums zu leiten, oder ein ihm entgegengesetztes geltend zu machen, wohl aber ihm einen Ausdruck, oder zwischen streitenden Meinungen den Ausschlag zu geben. Denn der feinste Geschmack, der richtigste Sinn für poetischen Werth, die es je gegeben, geriethen doch auch zuweilen in's Schwanken und verloren, durch persönliche Einflüsse bestimmt, oder einem vorübergehenden oberflächlichen Reize nachgebend, die Klarheit und Unbefangenheit. Dieß konnte zu Entscheidungen führen, welche, bei dem außerordentlichen Interesse Aller an dieser Angelegenheit, die Staatsregierung verhüten zu müssen glaubte. Ein sehr merkwürdiges Beispiel davon hat uns Plutarch im Leben des Cimon aufbehalten. Der noch junge Sophokles trat zum erstenmal als Bühnendichter auf und wagte es mit keinem geringern als dem Aeschylus um den Preis zu kämpfen. Die darüber entstandene Spannung war groß, die Meinungen zeigten sich schon im voraus so getheilt, daß der vorsitzende Archon die Entscheidung dem Loose nicht anvertrauen wollte. Da trat Cimon, der eben von einem glorreichen Kriegszuge zurückgekommen war, in das Theater, um dem Gotte die üblichen Spendopfer zu bringen. Sofort wandte der Archon sich an die Feldherrn, auf welche die Blicke aller sich wandten, und legte ihnen die Verpflichtung auf, den Ausspruch zu thun. Sie schworen den Richtereid und entschieden dann zu Gunsten des Sophokles. Dieß ist übrigens die Begebenheit, an welche Spätere die Sage vom heftigen Zorn des Besiegten geknüpft haben. Gewiß hat der Archon den Feldherren nicht darum den Ausspruch übertragen, weil er ihnen das treffendste Urtheil über die Vorzüge tragischer Dichtungen zutraute. Vielmehr kann die von ihm getroffene Auskunft keine andere Bedeutung haben, als daß das hier obwaltende Interesse des Staats groß genug sey, um die Entscheidung seinen verdienstvollsten Bürgern zu übertragen.

Athens Herrlichkeit ist in den Staub gesunken und wird so, wie sie war, nicht wiederkehren. Seine Schaubühne, dieses Produkt eines einzigen Vereins von Religion, Kunst und Vaterlandsgeist, gehört einem für immer dahingegangenen Blüthenalter der Menschheit an. Die moderne Zeit hat die Individuen frei gelassen in vielen Stücken, wo sie im Alterthum an das Staatsleben geknüpft waren, allerdings auf Kosten der Uebereinstimmung, welche nur durch diese innere Verknüpfung des Staatswesens und des individuellen Lebens möglich war. Aber damit haben die Beziehungen zwischen dem Staat und den Erscheinungen des Culturlebens keineswegs ganz aufgehört, sie sind nur in ihren neuen Formen freier und lockerer geworden. Es ist eine Aufgabe auch des modernen Staats, in das Culturleben einzugreifen, wo es nöthig und nützlich ist,

aber ohne der Selbstbestimmung desselben zu nahe zu treten. Daß er auch gegen die Kunst Pflichten hat, wird allgemein anerkannt. Wenn Athen seinen vermögenden Bürgern Leistungen auflegte, um die Bühnenspiele würdig und glänzend auszustatten, so unterstützen heutzutage die Höfe die Theater ihrer Residenzen mit fürstlicher Freigebigkeit, wofür sie großen Dank verdienen, obschon die gespendeten Summen zuweilen zu einer Bühnenpracht verwendet werden, welche den wahren Zwecken des Schauspiels mehr nachtheilig als förderlich ist. Worin kann aber wohl eine Analogie der athenischen Einrichtung zur Erweckung eines edlen Wettstreits unter den Dichtern bestehen? Zur Bestellung eines Preisgerichts für bestimmte Aufführungen an bestimmten Tagen würden griechische Festspiele und Festgefühle, zur Krönung der Sieger auf frischer That vor den Augen Aller würden griechische Sitten gehören. Und nicht nur eine solche Art der Preisvertheilung wird bei uns wegfallen müssen, sondern auch die Beziehung auf eine bestimmte Bühne wegen der Weite und Breite unserer dichterischen Produktionen, ja auch die Beziehung auf eine irgendwo geschehene Aufführung überhaupt, die aus sehr zufälligen Ursachen nicht zu Stande gekommen seyn kann. Die Zuerkennung der Preise wird bei uns also viel weniger feierlich stattfinden und viel allgemeinere Beziehungen haben. Und nicht minder ist es unsern Zuständen angemessen, daß der höchst mißlichen Ernennung der Richter durch das Loos die Wahl von Männern vorgezogen wird, denen die oberste wissenschaftliche Behörde eines großen Staats Geschmack und Kritik zutraut. Aber dieser Behörde fällt es sicher nicht ein, damit einen Ausspruch veranlassen zu wollen, der das Urtheil der Mitwelt, oder gar der Nachwelt bestimmen soll (es werden im Stillen oder laut Dichter und Kritiker anderer Meinung seyn), eben so wenig wie sie glauben kann, durch ausgesetzte Geldbelohnungen das Genie zu entflammen. Ihr Zweck kann nur seyn, auf eine praktische Art zu zeigen, daß dem Staate die Entwicklung der Schaubühne und die Förderung ihres Einflusses auf die Cultur und die Sittlichkeit der Nation durch würdige, erhebende poetische Werke am Herzen liegen. Dieß und nichts anderes ist denn auch — wenn ich nicht sehr irre — der Sinn der von dem Prinz-Regenten beschlossenen Anordnung.

Nichts natürlicher auch, als daß sich dieser Beschluß an die eben mit so großer Begeisterung begangene Schillerfeier knüpfte. Von selbst lenkte sich da der Blick auf den seit dem Tode des großen Dichters verflossenen Zeitraum unserer Bühne. Wie man auch über den gegenwärtigen Zustand derselben denken möge, darüber wird man einverstanden seyn, daß der Stuhl der Herrschaft, auf dem Schiller dort saß, seit seinem Hingang leer geblieben ist. Es hat eine Zeit gegeben, wo jeder, der nicht einstimmen wollte in die begeisterte Bewunderung der Schicksalstragödien Müllners, Houwalds und anderer, die auf den Lippen der Menge und ihrer Tonangeber war, mit scheelen Blicken angesehen wurde. Und wo sind sie geblieben, diese Triumphe? Vorübergehende Erfolge lassen keine Spur zurück, als die, daß sie aufgezeichnet stehen zum Behuf einer Geschichte der Wandlungen des Geschmacks. Wenn mit dem Verschwinden des Reizes der Neuheit das Publikum des Klatschens müde wird, und die Leere der Häuser die Stücke vom Repertorium verdrängt, verhallen auch die kritischen Parenthyrsen. Bewähren müssen sich die Stücke durch einen Beifall, der sich von einer Generation auf die andere überträgt. Classisch dürfen wir nur nennen, was eine unvergängliche Frische in sich trägt, was immer wieder von neuem gefällt, was immer mehr gefällt, je öfter wir es genießen. Daran hat uns die Schillerfeier wieder recht erinnert. Welches Preisgericht dürfte sich anmaßen, dem Dichter, den es krönt, solche Erfolge zu verbürgen! Ohne Zweifel wird das in Preußen einzusetzende aus Männern bestehen, die von ihrer Wirksamkeit bescheidene Vorstellungen hegen. Aber das Vertrauen wird ihm nicht fehlen, daß es seine Aufgabe nicht leicht nehmen, sondern mit Ernst an ihre Lösung gehen wird. Und dieß wird nicht ohne heilsamen Einfluß bleiben auf den Ernst, mit dem die Dichter die ihre betrachten werden. Es wird junge Poeten geben, die sich bei dem Gedanken an das Preisgericht desto eher erinnern werden, daß zum Schaffen eines Dramas, welches höhere Anforderungen befriedigen soll, weder die flüchtige Begeisterung einiger günstigen Stunden, noch die geschickte Handhabung von Effekten, welche die Menge bestechen, genügen; daß es dazu ernster, eingehender Studien, besonnener kritischer Erwägungen und der Geistesvertiefung bedarf. Wenn das wahre Genie damit rasch zu Stande kommt, wenn bei ihm die Conception, die den realen Gegenstand in's Auge faßt und ihn poetisch bildet, mit dem Nachdenken über die allgemeinen Erfordernisse der Dichtungsart sich rasch verbindet, ist es doch Thorheit zu glauben, daß es diese Forschungen ganz entbehren kann.

Großartig schaffende, gewaltig anregende Geister sind Geschenke, von göttlicher Gunst dem Volke zugetheilt, unter dem sie geboren werden; die Bedingungen für ihre Wirksamkeit, die in ihrer persönlichen Befähigung liegen, sind unberechenbar. Aber es gibt auch Bedingungen für den Erfolg, welche aus der Richtung und Entwicklung der Nation stammen, und diese können allerdings in eine berechnende Betrachtung gezogen werden.

Lessing sagt am Schluß der Hamburgischen Dramaturgie: „Ueber den gutherzigen Einfall, den Deutschen ein Nationaltheater zu verschaffen, da wir Deutsche noch keine Nation sind! Ich rede nicht von der politischen Verfassung, sondern bloß von dem sittlichen Charakter. Fast sollte man sagen, dieser sey: keinen eigenen haben zu wollen." Wer sich je die Mühe gegeben hat, die Erzeugnisse unserer dramatischen Poesie mit denen fremder Theater eingehend zu vergleichen, weiß, wie gegründet diese Bemerkung des großen Kritikers ist. Ohne Zweifel gehört der Mangel eines recht bestimmt hervortretenden Nationalcharakters zu den Hindernissen der deutschen Bühne. Von der politischen Verfassung will Lessing nicht reden; gewiß aber hängt deren Beschaffenheit mit der größeren oder geringeren Nationaleinheit zusammen, welche wiederum auf den Nationalcharakter einen großen Einfluß übt. Mit dem Bewußtseyn der Zusammengehörigkeit wächst das Vertrauen des Volks zu sich selbst und mit diesem der Muth und der Wille des Einzelnen, in sich die Nation zu repräsentiren. Schwach genug war dieses Bewußtseyn, als Lessing jene Worte schrieb; es hatte sich schon gehoben in den dreißig Jahren, die von da bis auf Schillers Wallenstein verflossen, aber noch ungleich mehr ist es in dem seit Schillers Tode verflossenen Zeitraume geschehen. Daß das deutsche Volk von der Idee der anzustrebenden Einheit erfüllt ist, trotz alles Widerstrebens des Particularismus, ist eine Thatsache, die niemand leugnen kann, ja wir können sagen, die niemand leugnen will. Die Erreichung des Zieles, seine Zeit und sein Maß liegen im Dunkel der Zukunft, aber dieß thut dem Einfluß dieses Strebens keinen Abbruch, und die Hitze des darüber entbrannten Kampfes ist nur ein Beweis mehr für die Stärke der Wirkung auf die Nation. Wenn der dramatische Dichter die Triebfedern, mit welchen die Bedeutung jener Idee und des gerechten Stolzes darauf die Gemüther erfüllt, in Bewegung zu setzen weiß, so hat er Vortheile in Händen, die Schiller aus dem angegebenen Grunde entbehren mußte.

Schon an sich wirkt diese Stimmung erhebend; sie gibt aber auch dem Stoffe suchenden Dichter die würdigste Richtung, indem sie ihn auf vaterländische lenkt. Es ist kein Zufall, bemerkt Jacob Grimm in der jüngst gehaltenen Rede auf Schiller, daß diesem, auch ohne daß er es wußte und darauf ausging, die einheimischen Stoffe (Wallenstein und Tell) am besten gelangen, minder gut die aus fremder Geschichte entlehnten. Allerdings, setze ich hinzu, ist es kein Zufall, sondern die Einwirkung des patriotischen Hauches, von dem angeweht und beseelt der Dichter unbewußt schuf. Die bewußte Gesinnung war in Schillers Zeit die, daß das Vaterländische nur für unreife Nationen wichtig sey; auf den höheren Stufen müsse das kosmopolitische Interesse walten. Dieses faßte man bald ganz unbestimmt und schwärmerisch, bald abstrakt und reflektirend auf. Nichts desto weniger war in den ersten und besten Geistern der Kern deutsch; das deutsche Herz und die deutsche Weltanschauung gaben ihren kosmopolitischen Gedanken die Besonderheit und die Farbe. Vergleichen wir Shakespeare damit, so finden wir, daß auch in ihm beide Elemente, das kosmopolitische und das vaterländische, neben und in einander vorhanden sind, aber in ganz verschiedener Weise. Shakespeare ist durch und durch Engländer, aber er weiß, daß er es ist, er würde nicht begriffen haben, wie es anders seyn könne. Von diesem seinem englischen Standpunkte aus umfaßt er die Welt, die vor seinem großen klaren Verstande aufgeschlossen da liegt, durchsichtig bis in ihr Innerstes hinein. Er ist bis in das Mark römischer Charaktere gedrungen, die an großen Wendepunkten die Geschicke ihres Volkes in sich tragen und abspiegeln; er deutet sie für Alle, aber wie ein Engländer. Wollen wir aber sehen, wo sein ganzes Herz ist und seine ganze Liebe, wo sein patriotisches Gefühl mit vollen Segeln geht, so müssen wir die Stücke aufschlagen, in welchen er die englische Geschichte behandelt. In unsern Tagen sind wir für die Schätzung des vaterländischen Elements durch Reflexion auf den Standpunkt gekommen, auf dem sich Shakespeare durch unmittelbare, naive Anschauung befand, und damit ist auch für uns die Zeit da, wo die tragische Muse, gewiß nicht ausschließlich, aber mit Vorliebe sich der vaterländischen Vergangenheit zuzuwenden hat, in froher Ahnung des Gelingens und im Bewußtseyn, daß das ihr hier zuströmende Blut das wärmste ist. Wenn frühere Versuche, große Zeitläufte der deutschen Geschichte in Reihen zusammenhängender Dramen darzustellen, wirkungslos vorübergegangen und rasch der Vergessenheit anheimgefallen sind, so lag dieß nicht am Stoffe, sondern an dem Unpoetischen und Oberflächlichen der Auffassung und an dem Matten und Lahmen der Behandlung. Einem Talente, welches die großen Ereignisse unserer Vergangenheit mit Begeisterung, ächt historisch, und darum das Tendenziöse verschmähend, erfaßt, einem Talente, welches das Wesen der dramatischen Dichtung erkennt und an die Ausführung eine strenge Geistesarbeit setzt — einem solchen kann man bessere Erfolge versprechen. Sollten wir aus diesem Quell etwa darum nicht schöpfen, weil die tragischen Stoffe, die in ihm strömen, nur zu tragischer Natur sind? weil wir kaum eine große, die Schicksale des Gesammtvolks umfassende

Wendung finden, die nicht eine aus unseligem Zwiespalt erwachsene Zerstörung in sich birgt, und einen die Blüthen der schönsten Hoffnungen knickenden Hader? Aber es bleibt daneben doch immer ein Kelch stehen, in dem eine schaffende Kraft des ringenden Geistes liegt, aus dem unerwartet herrliche Früchte hervorwachsen, ein Kern, auf dessen unversiegbare Macht wir zählen dürfen als auf eine den äußern Feind abwehrende, die verwirrenden, trübenden Leidenschaften im Innern dämpfende. Und dieß ist ein großes tröstendes Element für die Sache und ein höchst günstiges für die poetische Behandlung, wenn sie es versteht, diesen Kern immer durchschimmern zu lassen. Der zugleich mahnende und ermuthigende Ausspruch, mit welchem der Bastard den König Johann schließt, gilt auch für uns, wenn wir der darin ausgesprochenen Gesinnung gemäß wollen und handeln. Wir dürfen in diesen herrlichen Versen nur „England" in „Deutschland" verwandeln, und sie können aus einer deutschen Tragödie eines großen deutschen Dichters herzurühren scheinen:

Dieß Deutschland lag noch nie und wird auch nie
Zu eines Siegers stolzen Füßen liegen,
Als wenn es erst sich selbst verwunden half.

— — —

Es rüste sich die Welt an dreien Enden,
Wir trotzen ihr: nichts bringt uns Noth und Reu,
Bleibt Deutschland nur sich selber immer treu.

G.

Der Philanthrop.

Ein Stück Menschenleben aus den Tagen Josephs des Zweiten.

(Fortsetzung.)

Abgesehen von den einschrumpfenden Verhältnissen fand sich alles beim Alten in der geräumigen Stube. Die Gestalt des Raumes war ein lang gestrecktes Viereck. Die Decke bestand einfach aus den glatt behauenen Balken, die, einer an den andern geschoben, den Boden des oberen Stockwerks bildeten. Diesen „Dippelboden," der sich quer über das Gemach spannte, kreuzte und stützte statt der fehlenden Zwischenwand ein mächtiger Durchzugsbalken, in der Mitte des Gemaches auf einem Pfeiler mit weit gespreiztem Zwickel ruhend. Alles dieses Gebälk hatte einst in Form von Fichten droben auf den Höhen des Wiener Waldes gestanden und war hellfarbig dem Bau eingefügt worden; mit der Zeit nachgedunkelt, zeigte es verschiedene Abstufungen von Dunkelbraun, wie es eben in des Fichtenholzes Art liegt.

Die Länge des Gemaches hielt in der Mitte eine Tafel besetzt, durch welche der Pfeiler hindurch ging, wie der Mastbaum durch ein Schiffsdeck. Am obern Ende der Tafel breitete ein gepolsterter Lehnsessel, mit Leder überzogen, seine Arme aus. An den Flanken reihten sich Schemel hin, runde Brettchen, spreizbeinig auf drei Füßen, wie sie sich heutzutage nur noch in des Schusters Werkstätte finden. In den Fensternischen und am größten Theil der Wände zogen sich Bänke vor der Holzverkleidung hin, die etwa vier Schuh hoch vom Estrich empor reichte. Ein Schenktisch, mehrere kleine Tischchen, zwei große Schränke, ein castellartiger Kachelofen, zwei doppelgeschnäbelte Hänglampen am Durchzugsbalken zu beiden Seiten der Säule vollendeten die Einrichtung. Um das Bild des gastlichen Raumes zu vervollständigen, wird noch hinzuzufügen seyn, daß Tische, Bänke, Stühle, Verkleidung aus Eichenholz weniger kunstreich als massenhaft verfertigt waren, von der Zeit dunkel gebeizt, von fleißigem Gebrauche blank gescheuert und glatt gehalten.

An Gästen fehlte es nicht. Der Wirth, ein hoher Fünfziger und nicht fettleibiger, als es seinem weinschenkenden, schweinestechenden und kälbermordenden Berufe ziemte, thronte fürwahr nicht einsam auf seinem gepolsterten und durch ihn im Augenblick auch gegengepolsterten Sitze. Die Tafelrunde nahm sich ganz stattlich aus. Da gab es Fuhrleute, die sich in der Herberge so breit machten, wie ihre Fuhrwerke auf des Kaisers Heerweg; kräftige Gestalten, im Vergleich zu andern Menschenkindern, was ihre breithufigen Rosse zu andern ihres Geschlechtes; wetterharte Gesichter, die jüngeren roth von Wangen, die älteren roth von Nase; Tracht: weiße Zipfelkappe unter dreikantigem Hute, blaues Ueberhemd und darunter ein kurzes

Aermelwamms, Brustfleck, Lederhose, umspannt von handbreitem Gurt, und hohe weiche Stiefeln. Neben dieser Aristokratie der Heerstraßen, Einkehrwirthshäuser und Schenken machte sich die Gentry der Landkutscher geltend, kenntlich am Mangel des Ueberhemdes und an einem minder selbstbewußten Wesen.

Der Unterschied rührte von der Art der Ausübung des Berufes her. Der Kärrner wurde mehr von der Kundschaft gesucht, als er suchte. Er hatte seine sicheren Verfrachter, wie der Schiffer seine Rheder, und machte seine Geschäfte meistens mit dem Spediteur allein ab. Unterwegs war er der unumschränkte Selbstherrscher seines Fahrzeuges. In allen Herbergen an der Straße wurde er stets mit besonderer Rücksicht empfangen. Er machte mit seinen Gäulen eine rechtschaffene Zeche, die er blank und baar berichtigte. Weit anders war es mit dem Landkutscher bestellt, den man anderwärts „Hauderer" nannte. Der hatte mit seiner „Gelegenheit" stets mit allerlei Volk zu feilschen und zu handeln, zu Hause, am Ziele, wie unterwegs. Mit den Wirthen an der Straße stand er in einem Verhältniß, das ihn zwar nicht weniger willkommen als den Kärrner machte, aber sein Ansehen beeinträchtigte; für die Gäste, welche er brachte, beanspruchte er eine verhältnißmäßige Vergütung, die zwar nur die mittelbar und ohne besondere Verabredung gereicht wurde, aber jedenfalls nicht ausbleiben durfte, hier als eine Maß neben dem Kerbholz, dort als ein „ist schon zahlt, Hannsl!" je nachdem eben die lebendige Fracht zahlreich war oder sonst sich eingestellt hatte. Als Trinkgeldschnapper spielte er theils den Bettler, theils den Presser, und unter der bettelhaften wie unter der groben Zudringlichkeit litt seine Ehrenfestigkeit Schiffbruch.

Neben den Rosselenkern gab es einheimische Stammgäste, meistens behäbige Handwerker, die sich nach dem Nachtmahl ihren Nachttrunk holten und ein Plauderstündlein abhielten. Unter ihnen befanden sich etwelche, die mehr oder weniger ihre Muße ganz und gar dem guten Hirten widmeten; der eine, weil er ein Wittwer ohne Kinder im Hause, der andere, weil er zur Zeit noch ohne Hausholden, der dritte vielleicht aber, weil er verheirathet war. In letzterem Falle konnte das Weib wohl Recht zur Beschwerde haben, doch mußte dem Landesbrauche von dazumal gemäß angenommen werden, daß sie selber die Schuld trage. Sie war, wie man's zu Wien heißt, eine Bisgurn.

Die zufälligen Gäste bestanden gewöhnlich aus Reisenden, die nicht vornehm genug für's Extrazimmer schienen, oder — insofern sie zum Gefolge irgend eines Eingekehrten gehörten — sich nicht zu diesem an denselben Tisch setzen mochten.

Zu dieser letzten Klasse mochte ein feines Ehepaar gehören, das abseits an einem kleinen Tische saß, sie ein niedliches Weibchen von den bekannten neunundzwanzig Jahren, er ein glauer Mann „vom Alter aller Leute," wie die Franzosen in ihrer unnachahmlichen Höflichkeit es heißen. Er hatte in seiner Tracht wie in seinem Wesen etwas, das auf den ersten Anblick den Fremdling kennzeichnete; schon die Art, wie er aus seiner Thonpfeife mit dem langen gebrechlichen Stiele bedachtsam schmauchte, hatte etwas Ausländisches an sich. Die beiden hätten gewiß nicht in der Schwemme gesessen, wenn sich im Extrazimmer nicht irgendwer befunden, der ihnen zu befehlen hatte. Sie genossen dafür auch der besondern Ehre, daß ihnen ein Licht hingestellt worden, freilich nur eine Talgkerze auf blechernem Leuchter, aber mit einem Zänglein zum Schneuzen versehen, das eine Drahtkette am Leuchter festhielt.

Peter und sein Begleiter wurden zu diesem Tische gewiesen. Der junge Herr zögerte, indem er seine Blicke an der Haupttafel hingleiten ließ. Die Kellnerin, eine wohlgemachte Dirne, rund und schlank, wunderbar derb für die Zierlichkeit ihrer Formen, oder umgekehrt zum Erstaunen zierlich für dieser Formen stramme Ueppigkeit, sagte ungeduldigen Tones: „Was macht der Herr einen langen Hals? Hilft ihm nichts. Alles besetzt. Fürchtet er sich etwa vor dem saubern Weibe? Sie beißt nicht." — Peter sah der Kellnerin in das blühende apfelrunde Gesicht, das ein braunes Kopftuch vortheilhaft umrahmte. „Wenn sie mir gefährlich vorkommt," entgegnete er, „so brauche ich ja nur nach dir hinüberzublicken, um den Teufel mit dem Belzebub auszutreiben." — Kathi verstand zwar nicht die Bedeutung dieser Worte, wohl aber begriff sie, daß dieselben eine Artigkeit vorstellen sollten. An derlei war sie gewöhnt wie ein Dragonerroß an Trompete, Trommel und Gewehrfeuer. Wenn ein Lächeln über ihre vollen frischen Lippen zuckte, so galt es nicht sowohl der alltäglichen Huldigung, als dem schönen jungen Mann. „Schaffens 'nen Heurigen oder 'nen Alten?" fragte sie. — „Einen mit 'nem Schnauzl," versetzte Peter; „aber keinen süßen. Nimm gleich der Flaschen etliche aus dem Keller herauf; eine wird schier nicht langen."

Die Ankömmlinge nahmen Platz und grüßten höflich, wie es der Brauch war. Der Gruß wurde zuvorkommend erwiedert. Die Frau versäumte keinen Augenblick, um eine Unterhaltung anzuknüpfen. Sie eröffnete das Feuer mit dem gewöhnlichen Gemeinplatz vom Wetter, doch verstand sie ihm eine besondere Wendung dadurch zu geben, daß sie fragte, ob zu Wien immer eine so schöne Witterung herrsche, wie sie angetroffen.

„Das Wetter zeichnet sich hierlandes durch seine Launen aus," nahm Nowotny das Wort. „Es ist wo möglich noch unbeständiger als das Frauenzimmer." — „Und ungetrübt heitere Tage," fiel Peter ein, „sind noch seltener als himmelblaue Augen." — Die Fremde schien gar nicht zu wissen, daß sie ein Augenpaar von der genannten Farbe führte, wie es zu ihrer durchsichtig feinen Haut von Sammtglätte und zum zarten Blond ihres seidenartigen Haares paßte, das sie ungepudert trug. Unbefangen begann sie zu erzählen, wie sie auf der langen Reise von Berlin, auf welcher sie drei Wochen zugebracht, immerdar vom schönsten Wetter begünstigt gewesen. Sie sprach mit geläufiger Zunge in norddeutscher Betonung, und sprang dabei jeden Augenblick vom eigentlichen Gegenstande ab, aber stets wieder dazu zurückkehrend, ungefähr wie ein munteres Hündlein, das, seinen lustwandelnden Herrn begleitend, bald rechts, bald links abschweift, hier mit einem andern Hunde spielt oder rauft, dort ein Mausloch aufscharrt, hier einem flatternden Sommervogel nachspringt, dort dem tiefsinnig gemüthlichen Nasenleben seines Geschlechts einige Augenblicke widmet, und dennoch niemals seinen Gebieter verliert. Bei diesen Abschweifungen erfuhren die Hörer gelegentlich, mit wem sie zu thun hatten, wenigstens ungefähr, so daß sich allenfalls errathen oder ergänzen ließ, was gar nicht gesagt oder nur leise angedeutet worden. Aus diesen mehr oder weniger klaren Angaben setzte sich, nachdem sie geordnet waren, ungefähr folgendes Bild zusammen.

Das Ehepaar stammte aus dem Norden Deutschlands. Der Mann hieß Götz; der Titel, den ihm seine Frau beilegte, lautete „Laborant." Allem Anschein nach war er seines Zeichens ursprünglich ein Apotheker. Ob er es je zu einer eigenen Apotheke gebracht, blieb ungesagt, doch ließ sich vermuthen, daß er, wenn es etwa geschehen, dabei auf keinen grünen Zweig gekommen. Gegenwärtig war er mit einem Freiherrn von Liebenstein vergesellschaftet, und welche Bewandtniß es mit solcher „Gesellschaft" hatte, ließ sich schon daraus entnehmen, daß Götz nicht beim Freiherrn im Extrazimmer saß. Auch ergab sich aus dem Zusammenhange, daß der Laborant nicht bloß in chemischen Dingen seinem Herrn zur Hand ging; er machte, um es kürzer und deutlicher als die Frau Minna auszudrücken, den Kammerdiener, während sie die Haushaltung besorgte, ohne die Küche und das Bügeleisen fremden Händen anzuvertrauen. Mit dem Liebenstein aber hatte es sein besonderes Bewenden. In seinen jüngeren Jahren war er preußischer Offizier gewesen. Als Hauptmann hatte er im siebenjährigen Kriege die Stelle eines Adjutanten beim General Salomon bekleidet. Nach den Andeutungen der Götzin hatte es nie einen gefährlicheren Eisenfresser gegeben, und die Hörer mußten sich billigerweise verwundert fragen, weßhalb Friedrich II. einen solchen Krieger aus den Reihen seines Heeres entlassen, statt ihn zum General zu befördern? Dieser räthselhafte Umstand blieb ohne unmittelbare Erklärung. Vielleicht war es nur die Liebe zur Wissenschaft, um deren willen Liebenstein seinen Offiziersdegen an den Nagel gehängt. Er befaßte sich mit der Chemie und hatte ein Arzneimittel gegen Schärfe im Blute erfunden, das sogenannte philosophische Goldsalz. Die Arznei erfreute sich eines gewissen Rufes. Der Erfinder war nach Wien gekommen, um Oesterreich und von da aus auch die übrigen Kronländer mit seinem kostbaren Mittel zu beglücken; namentlich schien er sein Absehen auf Ungarn gerichtet zu haben, wo es verhältnißmäßig wenig Aerzte und ein kernkräftiges Volk gab, das leicht genug von selber gesund wurde, wenn ihm irgend etwas fehlte, so daß jedes Mittel zu helfen im Stande war, insofern es nicht zu spät kam. Dieses „zu spät" ist aber nicht im gewöhnlichen Sinne zu verstehen, sondern dahin, daß die Hülfe sich beeilen mußte, um vor der Genesung einzutreffen. Das philosophische Goldsalz bestand aus stark mit Vitriol gesättigtem Weinstein und einem von Liebenstein sogar vor seinem Laboranten geheim gehaltenen Zusatz; doch haben spätere Erfahrungen in Ungarn gezeigt, daß auch ohne den Zusatz die Wirkung die gleiche blieb, wie aus den hinterlassenen Aufzeichnungen des im Jahr 1810 gestorbenen Hofraths Bretschneider erhellt.

Während die Götzin in ihrer unaufhaltsamen Weise schnatterte, stellte Kathi den bestellten Ungarwein auf. Als eine rechtschaffene Kellnerin, die sie war, brachte sie ungeheißen gleich vier Becher mit. Nach einem Herkommen, das seitdem verschollen ist, verstand es sich gerade nur von selbst, daß zu einem Trunk, der aus Stengelgläsern genommen ward, die Nachbarn einzuladen seyen, besonders wenn sie mit einander in kleiner Zahl an einem eigenen Tischchen saßen. Die Götzischen weigerten sich auch keineswegs, sich mit dem Wein aufwarten zu lassen, wenn auch der Laborant nicht vergaß, sein Bedauern auszudrücken, daß sich die fremden Herrn seinetwegen in Unkosten versetzten. Kathi schenkte ein und nippte aus Peters Glas ein paar Tropfen. Er fühlte sich dadurch sehr geschmeichelt, obschon er recht wohl wußte, daß sie dazu verpflichtet war; sie bezeichnete ihn damit als den Bestgeber. Er w o l l t e es nicht wissen und meinte, die schöne Kellnerin würde ihm jedenfalls diese Höflichkeit erwiesen haben.

„Was gibt's zu essen?" fragte Peter. Bevor Kathi

antworten konnte, fiel Nowotny ein: „Was gehen uns Braten und Salat an? Heute ist ja „frischer Würstltag." Wie viel ich brauche, weiß die Kathi eh', und für den Herrn da mag sie nicht weniger bringen." Der Kellnerin fiel's wie Schuppen von den Augen. Sie hatte bisher den kleinen Mann gar nicht beachtet, weil sie nur auf Peter gesehen. Gut für sie, daß der nichts davon wußte; er war ohnehin eitel genug. Sie ließ sich von ihrer Ueberraschung nichts anmerken, doch konnte sie die Frage nicht unterdrücken, weßhalb der Herr Professor sich nicht in's Extrazimmer gesetzt habe? Es sey gesteckt voll von lauter „Hotwollehs," * fügte sie hinzu.

„Da mußt du den da fragen, Katherl," sagte Nowotny, auf Peter deutend. Fragend richtete sie ihre nußbraunen Augen auf diesen. — „Ich sage dir's ein andermal, wenn wir allein sind," beschied Peter, ohne sich etwas besonderes dabei zu denken. Als sich jedoch Kathi erröthend umwandte und der Küche zulief, dachte er sich allerdings noch nachträglich etwas besonderes dabei; aber es reute ihn nicht, was er gesagt. Es wird als möglich anzunehmen seyn, daß er während des Nachsinnens darüber einiges von dem überhörte, was die Götzin sagte, die in der Schilderung ihrer Reiseabenteuer fortfuhr; doch kam er deßhalb nicht aus dem Zusammenhange.

Die Würstl rückten an, eine dampfende Schüssel voll, reichlich mit „Kren" bestreut. Die Götzischen wurden dazu eingeladen. Sie hatten schon zu Nacht gespeist, ließen sich aber bald überreden. Der Berliner kann zu jeglicher Frist, so gut wie der Wiener, etwas zu sich nehmen, wenn schon aus ganz verschiedener Ursache; was beim Wiener die Uebung vermag, bewerkstelligen beim Berliner die geschonten Kräfte. Die fremden Gäste stießen sich auch nicht daran, daß zu den Würstln nicht einmal Teller, geschweige denn Messer und Gabel gereicht wurden; was heutzutage eine Eigenthümlichkeit der Oesterreicher geblieben, wurde damals noch allerwärts für selbstverständlich genommen.

Ein neuer Gast gesellte sich zu den vieren am Seitentisch, ein Mann von etwa dreißig Jahren, in bescheidener Weise herrenmäßig angethan, allem Anscheine nach ein kleiner Beamter. Nowotny kannte ihn. „Grüß Gott, Herr Bacciochi," redete er den Ankömmling an, der wie zweifelnd in der Nähe stehen geblieben war; „verirrt er sich auch einmal zum guten Hirten?" — „Unsereins kommt überall hin," antwortete Bacciochi, „und ist darum allerwärts selten. Aber ich hätte in der Schwemme den Herrn Professor —" Er stockte nicht ohne Verlegenheit, da eben sein Auge auf Peter fiel. — „Herr Baron," begann er zu stottern; „ich weiß nicht... mir scheint..." — „Kathi, ein Glas für den Herrn!" rief Peter der Kellnerin zu.

Inzwischen hatte sich Götz erhoben, machte eine tiefe Verbeugung und begann zu reden: „Wenn ich nicht irre, ist das der freundliche Herr von der Hauptmauth, der uns bei der Ankunft so gütig behandelte und unserem Baron hieher das Geleit gab. Vermuthlich sucht er den Baron; im Extrazimmer kann er ihn finden." Der Mauthbeamte schüttelte den Kopf. — „An den Herrn von Liebenstein habe ich mit keiner Sylbe mehr gedacht," sagte er. „Der steht für Unsereins zu hoch. Zu dem müssen schon Vornehmere kommen."

Götz lachte in sich hinein. Peter lud den Ankömmling ein, sich zu setzen und ein Glas Wein anzunehmen. Bacciochi nahm Platz, indem er auf italienisch sich vernehmen ließ: „Euer Gnaden haben zu befehlen, und ich mache desto weniger Umstände, als auch ich in besonderer Sendung zur Stelle bin, obschon ich kaum die Ehre haben dürfte, von Euer Gnaden persönlich gekannt zu seyn."

Peter verstand zwar italienisch, wie der Redende von ihm als einem wohlerzogenen Wiener Kinde ganz richtig vorausgesetzt; den Sinn der Worte jedoch verstand er nicht. Indessen that er nicht dergleichen, sondern entgegnete in derselben Sprache: „Vollzieht Eure Sendung, als ob ich nicht zugegen wäre. Uebrigens heiße ich hier nur Peter, abgesehen davon, daß ich kein Baron bin." Bacciochi behauptete, er werde sich nach den Befehlen des Signore Pietro zu benehmen nicht verfehlen, worauf er sich in deutscher Sprache zu dem Ehepaar wandte.

In ziemlich weit hergeholten Redensarten drückte er sein Vergnügen aus, die „schöne Frau" und den „angenehmen Herrn" so unvermuthet zu treffen; er habe nämlich geglaubt, dieselben hätten bereits eine bürgerliche Wohnung bezogen. Götz ertheilte den Bescheid, daß der Baron erst einen Ausflug nach Pest und Ofen zu machen vorhabe, sein Gefolge aber in der Zwischenzeit unter der Obhut des guten Hirten lassen wolle. Später werde er ein kleines Haus in der Vorstadt für sich allein zu miethen suchen, um ungestört zu „laboriren." — „Weßhalb hat denn der Herr vorhin gelacht?" fragte Bacciochi. — „Er darf mir das nicht gar zu sehr verübeln," versetzte der Laborant; „das Lachen hat auch nicht ihm selber gegolten. Der Irrthum, in den er bei unserer Ankunft verfallen, war zu natürlich, als daß ich mich darob hätte verwundern mögen." — „In welchen Irrthum wäre ich denn verfallen?" meinte der andere. „Mich bedünkt, daß ich

* Haute volée.

aus gegebenen Prämissis ganz logisch meine Folgerungen gezogen. Ich bemerkte bei der amtlichen Besichtigung eures Gepäcks eine Menge Geschirr zur lateinischen Küche und chemische Präparate, woraus ich schloß, der Eigenthümer solchen Geräthes müsse ein Alchimist seyn, ob Adept oder nicht, war zu errathen mir nicht gegeben. Ich behandelte ihn mit der Ehrerbietung, die einem Manne gebührt, der vielleicht auf der Spur des Steines ist, möglicherweise sogar ihn gefunden hat. Auch war meine Ehrerbietung nicht verschwendet, so kühl, so abstoßend sie auch aufgenommen wurde. Der Baron hat das Goldsalz erfunden. Wo liegt also mein Irrthum?" — „Der Irrthum liegt darin," beschied Götz, „daß er unsern Alten für einen Rosenkreuzer gehalten hat." — „Ich?" — „Er selbst." — „Wer sagt das?" — „Der Baron." — „Der alte Herr hat es uns selber gesagt," fiel die Götzin ein, höchlich vergnügt, endlich zum Worte zu gelangen, wenn der Herr Ba... Bi... Bo... erlaubt..." — „Bacciochi," ergänzte der Mauthner. — „Also Herr Batschowski erlaubt," fuhr die Frau fort, „so will ich ihm wiederholen, wie sich der alte Brummbär geäußert hat. Er muß mir's nicht übel nehmen. Nicht ich bin es, die redet; ich wiederhole nur."

Die Erzählung fiel weitschweifig genug aus. Hier genügt es, den Sinn in kurzem wiederzugeben. Liebenstein war ein stacheliger Charakter, kurz angebunden, barschen Wesens und soldatenhaft freimüthig. Die Zuvorkommenheiten des Mauthners hatte er geradezu grob aufgenommen, um sich später gegen seine Umgebung auszulassen: „Der Racker ist sicherlich ein Freimaurer oder sonst ein Rosenkreuzer, wie es die Hannsdampfe heißen, und hält mich für einen der geheimen Obern." In dieser Meinung fand sich Liebenstein vollends bestärkt, als am nächsten Morgen einige Herrn bei ihm erschienen, die ihm mit großer Feierlichkeit eröffneten, sie seyen Abgeordnete einer — (hier wußte die Berichterstatterin nicht, wie das Ding eigentlich geheißen; sie glaubte aber es sey etwas vom Theater gewesen, vielleicht Galerie oder Orchester, und habe auch sonst noch einen Beinamen geführt. Wir ergänzen also: einer) Loge. Man habe erfahren, daß der große und berühmte Erfinder des philosophischen Goldsalzes in der Stadt eingetroffen sey. Die Brüder zweifelten nicht daran, daß er zu den ihnen zur Zeit unbekannten Obern gehöre, und nähmen sich die Freiheit, ihn einzuladen, ihre „Galerie oder Orchester" mit seinem Besuche zu beehren, ihre Arbeiten zu prüfen und ihnen aus der Schatzkammer seiner Geheimnisse etwelche Kleinode mitzutheilen. Liebenstein wurde vor Ungeduld schier toll. Den Mauthner, welcher ihm, wie er sagte, das Pack von Pharisäern auf den Hals gezogen, nannte er zunächst einen Zöllner und Sünder, um dann noch mehrere Gattungsbezeichnungen hinzuzufügen, worunter seine Lieblingsausdrücke: Racker, Hannsdampf und dummer Junge nicht fehlen durften. (Die Erzählerin schenkte dem Hörer nicht einen einzigen, vergaß aber auch nicht die gebührenden Vorbehalte zu machen.) Nachdem der querköpfige Haudegen unter manchem „Schock Donnerwetter" und „Schwerenoth" sein Herz über den Esel ausgeschüttet, der Schuld daran trage, daß Krethi und Plethi ihn überliefen, wandte sich sein Grimm in unvermindertem Ungestüm gegen die Rosenkreuzerei. (Rose und Kreuz hatte sich die Götzin richtig gemerkt.) Mit erstaunenswerthem Mangel an Ehrerbietung nannte er das Rosenkreuzerwesen eitel Larifari, Narrenspossen und Betrug. Wer dazu gehöre, erdreistete sich Liebenstein zu sagen, sey unbedingt entweder ein Narr oder ein Schurke, wenn nicht beides zugleich. Nach dieser Erklärung ersuchte er die wenig geschmeichelten Brüder, sich zum Teufel zu scheren, damit er nicht etwa genöthigt werde, ihnen unhöflich zu begegnen.

(Fortsetzung folgt.)

Shakespearesche Charaktere.

(Fortsetzung.)

Darin, daß in unserem Drama dargestellt ist, wie leicht sich das Liebesverlangen täuscht und wie nahe ihm das entsprechende Objekt der Befriedigung zu seyn pflegt, liegt die objektive Ironie der unglücklichen Liebe, welche der Dichter bezweckt. Indem er aber die Verwechslung des Geschlechtscharakters zum Mittel der Darstellung macht, hat er die weitere Tendenz, einerseits den besondern Reiz, der in der Annäherung der

männlichen und weiblichen Form an einander — ihrer positiven Indifferenz oder Ausgleichung — liegt, andererseits die Aeußerlichkeit der Erscheinung schlechthin, d. h. die Thatsache darzustellen, daß sie zugleich eine offenbarende und verdeckende ist, also die Innerlichkeit gegenständlich macht, aber auch täuschend maskiren kann.

Was den ersten Punkt betrifft, so läßt die gegebene Ausgleichung der männlichen und weiblichen Schönheit, die keine bloß äußerliche seyn kann, den concentrirten Gegensatz des Geschlechtscharakters, und zwar den äußerlichen wie den innerlichen, frappanter hervortreten, als es bei der einfach und durchgreifend ausgeprägten Differenz geschieht, und der besondere Reiz, den die Mittelform übt, besteht hienach darin, daß sie zunächst der Empfindung ein freieres Spiel gewährt als die ausgeprägte Einförmigkeit, sodann aber durch die Offenbarung des Gegensatzes überraschend und unwiderstehlich bestimmend wirkt. Daher ist das eigentliche Gebiet für die spielende Sentimentalität, welche den sinnlichen Drang zurückhält und verdeckt, aber innerlich anwachsen läßt, das Gebiet der Mittelformen. Die Verkleidung aber, welche die Mittelform künstlich hervorbringt, indem sie dieselbe bis zu einem gewissen Grade voraussetzt, muß, so lange sie täuscht, sofern sie das gleiche Geschlecht „vorspiegelt," unbestimmt, sofern das andere, in der bestimmtesten Weise reizen, woraus dann folgt, daß die Enttäuschung den bestimmten Reiz plötzlich niederschlägt, während sie den unbestimmten eben so plötzlich bestimmt und entwickelt.

In unserem Drama wird Olivia die eigentliche Enttäuschung erspart, d. h. es kommt nicht zu jener niederschlagenden Beschämung, welche zwar ein sehr wirksames komisches Motiv ist, aber die Würde der Persönlichkeit, welche so beschämt wird, augenblicklich aufhebt. Erst nachdem die Trauung stattgefunden hat, nachdem also Olivia der Besitz des Jünglings, den Viola vorstellte, sicher ist, erfährt sie die moralische Beschämung, die das unmännliche Benehmen des Geliebten bei dem edel empfindenden Weibe stets hervorbringt, und wird dafür durch die Entdeckung der Wahrheit entschädigt. Wir sehen also, daß der Dichter ein nahe liegendes komisches Motiv unbenutzt, und statt der komischen die rührende Beschämung des irrenden Weibes eintreten läßt, was für die zarte und trotz oder wegen der Verfänglichkeit der Situationen keusche Haltung unseres Dramas charakteristisch ist.

Gleich bedeutsam in dieser Beziehung ist dieß, daß der Herzog, als er das Geschlecht Violas entdeckt, zwar seiner Liebe zu ihr unmittelbar sicher ist, aber sogleich auch, von dem heftigen Reize, den sie jetzt auf ihn ausübt, beschämt, sie in Mädchenkleidern zu sehen verlangt. Es liegt aber in der Natur einer Verkleidung, welche die Geschlechtscharaktere verdeckt und dadurch künstlich vermittelt, daß sie nicht gewußt werden kann, ohne in einer Art zu reizen, welche von dem Liebenden als unnatürlich empfunden wird. Dieser unnatürliche Reiz aber wird sich immer bis zum Unästhetischen verstärken, folglich da von vorn herein ein unästhetischer seyn, wo die Verkleidung nicht gewußt werden sollte, wenn diese ausgeprägt weibliche oder ausgeprägt männliche Formen nicht sowohl verdeckt als im Widerspruch zu der Bekleidung hervortreten läßt, also die Mittelform nicht zur Voraussetzung hat. Denn in diesem Falle zeigt die Gestalt, welche sich darstellt, eine abnorme Annäherung der weiblichen an die männliche und der männlichen an die weibliche Form, welche abstößt oder doch lächerlich erscheint, wo sie nicht einer blasirten Begehrlichkeit entgegentritt und auf diese erregend wirkt, wobei, wenn die Verkleidung täuscht, der unnatürliche Geschmack sein Objekt erhält oder zu erhalten glaubt, wenn sie nicht täuscht, die Vorstellung der möglichen Abnormität mit der des specifischen Geschlechtsunterschiedes in Wechselwirkung tritt.

Sehen wir also von der komischen Wirkung, die ihr ästhetisches Recht hat, aber das persönliche Pathos ausschließt, ab, so kann die Verkleidung, welche das Weib als Mann und umgekehrt erscheinen läßt, nur unter der Voraussetzung der an sich gegebenen, und zwar der an sich gegebenen normalen Mittelform ästhetisch wirken. Allerdings gibt es hier, wie überall, von dem Normalen zu dem Abnormen, von der Möglichkeit zu der Unmöglichkeit der schönen Erscheinung Uebergänge, aber der ästhetische Sinn wird es stets klar empfinden, ob die sich unverhüllt darstellende Mittelform einen ungelösten oder einen gelösten Widerspruch vergegenwärtigt, ob also der Geschlechtsgegensatz an einer und derselben Gestalt veräußert, oder ob die ideale Mitte des Männlichen und Weiblichen nach der einen Seite bestimmt ist.

Eine weitere Voraussetzung für den ästhetischen Eindruck der Verkleidung ist die Jugendlichkeit der Gestalten. Denn obgleich sich die Mittelform, wo sie entschieden vorhanden ist, in das reifere Alter hinein erhält, so gilt dieß doch nur von dem allgemeinen Charakter der Gestalt, während das Alter als solches unverkennbare, theils rein äußerliche, theils aus der männlichen und weiblichen Bestimmung sich ergebende „Merkmale" des Männlichen und Weiblichen hervortreten läßt. Dem männlich werdenden Jünglinge ist eine täuschende Verkleidung kaum möglich, und sie macht, wann sie gelingt, keinen schönen Eindruck, wie dieß auch die Verkleidung der Frau, obgleich sie den

oberflächlichen oder durch verschiedene Illusionsmittel befangenen Blick leichter täuscht, für die klare Betrachtung nicht vermag, weil das Frauenbewußtseyn und der Frauenausdruck sich der männlichen Tracht und Bewegung entgegensetzt. Selbst der eben vermählten, aber zur vollen Reife gediehenen Portia würde eine andere Verkleidung als die in einen ernsten jungen Rechtsgelehrten, oder sonst einen an abgemessene Bewegungen gewöhnten Jüngling-Mann, nicht wohl angestanden haben. So würde sich auch Olivia zu der Rolle, die Viola mit Grazie durchführt, nicht eignen, weil sie hiezu schon zu gereist ist, obwohl diese Reife zum Theil eine erkünstelte genannt werden muß und sich als solche erweist. Jedenfalls hat Olivia das Bewußtseyn der weiblichen Würde und will sie ausdrücklich vertreten, wobei sie sich in dem Gedanken gefällt, mit dem mädchenhaften Liebesbedürfniß gebrochen zu haben. Dagegen hat Viola nicht nur die ganze Elasticität der Jugend, sondern auch die volle Naivetät eines bedürftigen Herzens, was sie nicht hindert, sondern befähigt, ihre wachsende Leidenschaft zu verbergen, während Olivia von der ihren überrascht wird und sich zu schwach findet, die weibliche Zurückhaltung, die ihr unmittelbar vorher so leicht wie nothwendig erschienen ist, zu behaupten.

Der wenigstens theilweise verfrühten und in so weit auch scheinbaren Reife Olivias gegenüber stellt der Herzog eine thatsächlich gereifte Männlichkeit dar, an und in welcher das Bedürfniß einer tieferen Liebesbefriedigung verspätet auftritt. Wir können nicht glauben, daß der Herzog bei seinem Stande, seinem Alter und der Weichheit des Gefühls, die er offenbart, die Liebe noch nicht genossen hat, aber eben so wenig, daß er die Erfahrung der nachhaltigen und nachhaltig befriedigten Leidenschaft gemacht hat, weil er in diesem Falle der geduldigen und schmachtenden Werbung um Olivia nicht fähig wäre, sondern entweder entschiedener, drängender und selbstständiger auftreten oder resigniren würde. Wir haben also anzunehmen, daß der Widerstand Olivias seine Leidenschaft zu ungewöhnlicher, weil nicht durch die Befriedigung abgebrochener Entwicklung bringt, zugleich aber in ihm das Bewußtseyn weckt, trotz aller früheren Erfolge noch nicht geliebt gewesen zu seyn, ein Bewußtseyn, das ihn melancholisch stimmt, ohne den Entschluß zur Resignation erzeugen zu können. Olivia aber weist die Werbung des Herzogs entschieden zurück, weil sie nicht das Liebes*spiel* will, für welches ihre Stimmung zu ernst und feierlich ist, während doch im Grunde ihres Herzens das Bedürfniß der Liebe schlummernd wächst, und zwar das Bedürfniß nach einer frischen, jungfräulichen Männlichkeit, wie sie der Herzog nicht darstellt. Dieses bestimmte Bedürfniß ist einestheils in ihrer Individualität begründet und in sofern ein natürliches: sie verlangt nach der *männlichen* Geschmeidigkeit, Keckheit und Anmuth, weil *ihrer* Weiblichkeit diese Eigenschaften fehlen, nach naiver Innigkeit, weil sie fühlt, daß ihre eigene Haltung etwas Förmliches hat; anderntheils ist es ein unnatürlich überspanntes, obgleich zurückgedrängtes, und zwar durch das willkürlich festgehaltene Pathos der Trauer, welches sie zum Bedürfniß in Beziehung gesetzt, weil zum Willen der *Entsagung* bestimmt hat, wobei ein früheres und zwar frühzeitiges Wohlgefallen an Triumphen, also auch eine Art von kokettem Wesen vorausgesetzt werden muß.

Der Herzog und Olivia entsprechen sich demnach in gewissen Beziehungen zu sehr, um sich lieben zu können; der Herzog glaubt aber zu lieben, weil die Trauer Olivia verwandelt hat und sie gerade für ihn in dem günstigsten Lichte zeigt, wozu der von ihr ausgesprochene Wille der Entsagung kommt, der sie den Reiz des Nonnenhaften gewinnen läßt und sein Verlangen, obgleich nicht seinen Willen erhöht, wogegen Olivia die sich unmittelbar bietende Gelegenheit, ihren Willen zu bewähren, benutzen *muß*, wie sie es ohne Kampf *kann*. Die Werbung des Herzogs kommt ihr insofern gelegen, was nicht ausschließt, daß ihre Phantasie gegen ihn parteiisch wird. Diese Parteilichkeit kommt der Erscheinung Viola-Cesarios zu gute; daß aber diese Erscheinung so plötzlich und hinreißend wirkt, hat seinen Grund in dem zurückgehaltenen und überspannten Bedürfnisse Olivias. Ihre Leidenschaft ist eine unnatürliche, weil ihr die Weiblichkeit des Scheinjünglings nicht fühlbar wird, oder vielmehr, weil er sie trotz und wegen der *unbestimmten* Empfindung weiblichen Wesens und weiblicher Form, die er erregt, unwiderstehlich reizt, so daß das ästhetische Wohlgefallen unmittelbar in das besitzsüchtige Verlangen übergeht. Glücklicherweise ist für das wahre und natürliche Bedürfniß der durch die frühzeitige Eitelkeitsbefriedigung und sodann durch das angenommene Nonnenthum ungewöhnlich rasch gereiften Jungfrau dadurch gesorgt, daß im Hintergrunde Viola-Cesarios Sebastian steht, der seiner Schwester auch im Aeußern nicht ganz gleichen kann, obwohl beide fortgesetzt verwechselt werden, wobei zu beachten ist, daß Olivia mit Viola in keine nähere Berührung kommt. Sebastian, der sich das Wunder, von ihr geliebt zu seyn, ohne weitere Reflexion gefallen läßt, entspricht ihrem natürlichen Bedürfniß, weil er sich von Viola nicht durch die äußere, sondern auch durch die innere Männlichkeit, die trotz seiner Jugend eine entschiedene ist, unterscheidet, während er die Geschmeidigkeit, Anmuth und Herzens-

frische mit ihr gemein hat und nach seiner eigenen Aeußerung ein jungfräulicher Jüngling ist.

Da aber der Herzog und Olivia sich in einer Art verwandt sind, welche sie hindert, sich zu lieben, entspricht Viola eben so dem wahren Bedürfniß des Herzogs, wie Sebastian dem Olivias, wobei es charakteristisch ist, daß der Herzog die Liebe Violas, wie Sebastian die Olivias, als eine glückliche Ueberraschung erfährt, und daß Viola um den Herzog in einer gewissen Art, und wie es die Umstände gestatteten, eben so geworben hat, wie Olivia um sie selbst in ihrer Jünglingserscheinung und um Sebastian, dessen sie sich mit einemmal bemächtigt, daß also die Frauen den Männern gegenüber die aktivere Rolle spielen, was allerdings bei Shakespeare überhaupt nicht selten vorkommt, aber hier einen durchgreifenden Charakterzug des Stücks abgibt, da selbst Junker Tobias eine schlaue Bewerberin hat, die sich zu seiner Frau zu machen weiß.

Unser Drama zeigt durchweg, daß die glückliche Liebe immer, die unglückliche niemals möglich wäre, wenn nicht einerseits das objektiv Unmögliche gewollt würde, andererseits die rechten Begegnungen rechtzeitig stattfänden. Die letzteren sind aber vom Zufall abhängig, dessen Spiel an sich ein tragisches wäre, wenn wir die Bestimmung der Individuen für einander als eine absolute und nicht vielmehr als eine sehr relative anzusehen hätten, da einestheils das Bedürfniß sich umbildet, anderntheils für seine Befriedigung nur die allgemein bestimmte, generelle Individualität, nicht die absonderlich und zufällig bestimmte, d. h. dieses oder jenes Individuum unbedingt nothwendig seyn kann. Ist daher das Spiel des Zufalls kein an sich tragisches, so ist es ein komisches da, wo uns der Wille des objektiv Unmöglichen und die Bewußtlosigkeit der möglichen und naheliegenden Befriedigung als Grund des Liebesunglücks frappant entgegen tritt, wie es in unserem Drama geschieht, dessen Verwicklung auf der Macht des leicht erzeugten Scheines beruht. Daß der Schein trügerisch ist und daß die durch ihn und an ihm entstandene Leidenschaft in die Enttäuschung ausläuft, ist in so weit komisch, als die Leidenschaft, indem sie pathetisch wird, eine oberflächliche bleibt, oder, wenn sie tiefer greift, auf dem Umwege des Irrthums zu einer überraschenden Befriedigung gelangt.

Dabei handelt es sich aber nicht nur um den Schein, der künstlich, wenn auch mit leichten Mitteln, hervorgebracht, der Persönlichkeit äußerlich ist, sondern auch um den Schein, in welchem sich die Persönlichkeit bestimmt, also um die Unwahrheit der das Wesen ausdrückenden Erscheinung. Viola täuscht Sinn und Phantasie durch ihre Verkleidung, die Wirksamkeit dieser Täuschung aber wird dadurch potenzirt, daß sie Sebastian zum Verwechseln gleicht, während doch der Unterschied der männlichen und weiblichen Art in beiden bestimmt genug ausgeprägt ist, d. h. vom Dichter geflissentlich hervorgehoben wird. Das Wesen bleibt also hinter der Erscheinung zurück und kann sich im Widerspruch zu ihr gestalten, so daß die Erscheinung zu einer täuschenden wird, wie andererseits in der Persönlichkeit fremdes, also falsches oder gemachtes Wesen herausgestellt und ausgeprägt werden kann, in welchem Falle die Täuschung, ohne nothwendig eine absichtliche zu seyn, einen positiven Charakter annimmt. Hiebei spielen die Selbsttäuschung und der Wille, einen bestimmten Eindruck hervorzubringen, der Art in einander über, daß sie sich oft schwer scheiden lassen; sofern aber das dargestellte Wesen ein gemachtes ist, ist mindestens der unbewußte Wille des bestimmten Eindrucks auf Andere immer vorhanden.

Die Trauer Olivias, die ihr zum Motiv wurde, das Pathos der Entsagung herauszustellen und eine nonnenhafte Jungfrauenwürde anzunehmen, war sicher keine unwahre, wohl aber dieses Pathos selbst, mit dem sie vor sich und Andern kokettirt. Diese Koketterie ist keine unedle, und die plötzliche Auflösung des Scheinwesens, der Durchbruch des natürlichen, aber durch die Zurückhaltung überspannten Bedürfnisses entbehrt zwar keineswegs einer fein komischen Wirkung, läßt jedoch Olivia die dramatische Würde, die ihr in der Rollenvertheilung des Stücks zukommt, nicht einbüßen.

Dagegen wird eine drastisch komische Wirkung durch die Umwandlung des ernsten, gemessenen, höchst verständigen und höchst moralischen Malvolio in einen verliebten Narren und Gecken erzielt — eine Umwandlung, welche die moralisirende Verständigkeit und die steife Bedientenwürde des Haushofmeisters als angenommen herausstellt, obgleich der verständige und der durch eine leichte Intrigue zum Narren gemachte Mann denselben Grundzug eines beschränkten Hochmuths zeigen. Seine Narrheit aber — die ihn den scheinbar unglücklich Liebenden als den scheinbar glücklich Liebenden gegenüber stellt — besteht darin, daß er an das Unmögliche, und zwar an das vorzugsweise, obgleich nicht bloß vermöge seiner Persönlichkeit Unmögliche unbedenklich glaubt, wobei er jeden Anspruch auf etwaiges Mitleid dadurch verwirkt, daß seine Verliebtheit durchaus nichts weiter als exaltirte Eitelkeit ist und sein „sich geliebt wissen“ in der bedientenhaften Hoffnung auf Standeserhöhung aufgeht. Die Züchtigung und Heilung seiner Narrheit bleibt daher durchweg ergötzlich und ist es insbesondere da, wo er gezwungen werden soll, den Glauben an die Seelenwanderung

zu bekennen, eine Zumuthung, die er ernsthaft nimmt und der er, obgleich er „würdig" von der Seele denkt, zuletzt doch noch entsprochen haben würde. Nebenbei liegt in dem „Schicksale" Malvolios für unglücklich Liebende der ironische Trost, daß die unglückliche Liebe, auch wenn sie im Herzen sitzt, immer noch besser ist als die eingebildete glückliche Liebe, die in eine lächerliche Enttäuschung ausläuft.

Wir sehen demnach, daß in unserem Drama die Möglichkeit der Täuschung nach verschiedenen Seiten komisch ausgearbeitet ist; daß aber diese Möglichkeit auch tragisch ausschlagen kann oder daß es einen tragischen, durch die täuschende Erscheinung bedingten Irrthum gibt, läßt sich nicht verkennen, und es fragt sich nur, wo die Möglichkeit dieses tragischen Irrthums beginnt, welches also hier die Grenzen des Tragischen und Komischen sind. Dabei ist zu beachten, daß das Traurige noch nicht das Tragische, der traurig Betrogene an sich noch keine tragische Figur ist, wie auch nur die frappante Täuschung und Enttäuschung komisch wirken kann. Wir gehen übrigens auf dieses weit reichende Thema hier nicht näher ein.

In Bezug auf die Charakterzeichnung steht „Was ihr wollt" keinem andern der Shakespeareschen Lustspiele nach und vielen voran, indem die gleichmäßige Stimmung des Ganzen, die bestimmte Färbung des durchweg herrschenden Pathos nicht nur die grellen Charaktergegensätze, sondern auch die unmittelbare Offenbarung der Charakterunterschiede ausschließt. Selbst Antonio, in welchem offenbar ein anderes Pathos als das des Liebebedürfnisses das herrschende ist, der den offenen, energischen und unternehmungslustigen Seemannscharakter hat, kann in den Kreis der ernsten Mitspieler in unserem Drama nur unter der Bedingung eintreten, daß er von einer schwärmerischen Zärtlichkeit ergriffen wird, welche den schönsten Jüngling, den er noch gesehen, zum Gegenstande hat, und ihn in das Gebiet des Herzogs führt, das er zu meiden hätte. Die Gefahr, die er vorausgesehen hatte, verwirklicht sich, aber der piratenhafte Schein, in welchem ihn der Herzog sieht, schwindet von selbst zusammen.

Was die eigentlich komischen Figuren des Stücks anbetrifft, so stellen sie theils die Carricatur des in ihm herrschenden poetischen Pathos, theils den Humor der Indifferenz und Ungenirtheit dar, einen Humor, der zwar nichts weniger als „nüchtern," aber doch Verstandeshumor, und zwar der Skandal machenden und Scenen hervorbringenden Intrigue ist. Malvolio, der von vornherein die verständige Förmlichkeit mit einem Anstrich carrikirter Würde repräsentirt, wird zur Carricatur eines mit „hoher Gunst" beglückten Liebenden verwandelt und bildet so das Gegenüber Sebastians, der sich in sein überraschendes Glück mit Leichtigkeit hineinfindet, während die Einbildung desselben Malvolios Verstand aus den Fugen rückt. Dabei ist zu bemerken, daß die stolze Olivia sich in der That zu einem Diener, wie es doch „Cesario" ist, herabläßt und sich dieser Herablassung, obgleich sie von dem fünffachen Wappen spricht, das die edle Erscheinung und das edle Wesen Cesarios ihm aufprägen, wohl bewußt ist, wie in den Worten schmerzlicher Beschämung:

> So wär's ja wohl zum Lächeln wieder Zeit.
> O Welt, wie leicht wird doch der Arme stolz!"

hervortritt. Wäre also Malvolio nicht Malvolio, so wäre sein Glaube nicht ganz so narrenhaft, als er es ist, da in unserem Drama die Liebe mehrfach als den Stand wie das Alter ausgleichende Macht dargestellt ist, obgleich diese Wirksamkeit derselben nach der ernsten Seite nur schwach accentuirt wird. Geht doch, vom Herzog abgesehen, auch Junker Tobias schließlich auf eine „Mißheirath" mit dem schlauen Kammermädchen Marie ein, deren Schlauheit er wohl bemerkt und sich mit allem Behagen von ihr „herumbringen" läßt. Daß aber Malvolio zu der Einbildung, der Gegenstand einer geheimen und unwiderstehlichen Leidenschaft seiner Herrin zu seyn, gelangen kann, ist für diese beschämend genug und es setzt sich darin die Nemesis, welche ihren Unzugänglichkeitsstolz traf und auflöste, fort. Von vornherein beweist sich ihre Schwäche, den Entschluß der Abgeschiedenheit durchzuführen, überhaupt aber die Herrin in ihrem Hause zu seyn, die sie mit Würde spielt, darin, daß sie ihren wüsten „Vetter," der sich bei ihr „niedergelassen" hat, sein Wesen treiben lassen muß, obgleich dieses zu einer poetischen Klösterlichkeit, zu einem Aufenthalte, wo die Trauer, oder auch nur zu einem solchen, wo die Würde herrscht, gar nicht paßt.

Obgleich aber Junker Tobias seiner Nichte so lästig wie möglich und wie dazu gemacht ist, ihre Stimmung und ihre Absichten prosaisch zu stören, gehört er zu den ergötzlichsten und gelungensten Figuren der derberen Komik. Er ist vor allen Dingen ein Trunkenbold mit einer eigenthümlichen, nicht wohl scheidbaren Mischung aristokratischen und plebejischen Wesens; seine Leidenschaft aber, obgleich er ihr mit ununterbrochener Treue fröhnt, gilt doch nicht bloß dem Getränk als solchem, sondern ist zum Theil ein Deckmantel und Mittel für den Willen, ungenirt und unbehelligt von Sorgen und Ansprüchen, von der Prosa und der Poesie des gesellschaftlichen Daseyns, in den Tag und in die Nacht hinein zu leben. Die Lebensfüllung, die der Junker begehrt,

ist das die Stimmung unterhaltende Getränk, eine lärmende Unterhaltung und gelegentliche Streiche und Späße. Er ist „burschikos" in der bei dem soliden Bürger wie bei der feinen Welt übel angeschriebenen Bedeutung des Worts — auch die Vertrautheit mit dem Degen fehlt ihm nicht — und ein alter Knabe, der keine Besserung verspricht. Mit diesem Charakter steht nicht im Widerspruch, daß sein natürlicher Verstand der beständigen Benebelung trotzt, und daß er schlau genug ist, um in bequemster Weise andere auszubeuten und auszubeuteln. Was hierin „Schuftiges" liegt, wird dadurch gemildert, daß er sich an Personen hält, welche zur Ausbeutung einladen, und daß er die Sache mit Humor betreibt. Der derbe Witz, mit dem er sich und andere ironisirt, wie die Neigung, komische Scenen herbeizuführen, geht ihm nicht aus und setzt ihn über das Bewußtseyn hinweg, daß seine Erscheinung und Lebensweise „unanständig" sind.

Der Narr, den er sich zur Zeit angeschafft hat und der für seine Belustigung fortgesetzt und in jeder Beziehung herhalten muß, ist der lang aufgeschlossene, kraft- und witzlose, aber sein Vermögen unaufhaltsam durchbringende und mit dem unwillkürlichen Humor des mildgradigen Blödsinns ausgestattete Junker Christoph, ein besonders ausgezeichnetes Exemplar des rohen, leeren und dummen, aber auf Manieren ausgehenden und alle Renommagen der Mode mitmachenden Junkerthums. Auch dieser traurige Ritter mit dem blödheitern Antlitz ist ein Bewerber um Olivia, weil sich Junker Tobias nicht bedenkt, seine schöne und stolze Nichte zum Köder zu brauchen, mit dem er den Goldfisch, den er abschuppen will, festhält.

In die meisten Scenen aber, die ernsten wie die komischen, spielt sich der privilegirte Narr hinein, der zu Olivias Haushalt gehört und den sie zu einiger Erheiterung nöthig zu haben glaubt, obgleich er eigentlich ein überflüssiger Narr ist und sich als solcher fühlt. Denn wo der Witz des Zufalls spielt, wo die klugen und ernsthaften Leute sich die Zeit vertreiben, indem sie sich Rollen zurecht machen und aufführen, wo es Malvolios und Junker Christophe und Leute gibt, welche sie zu würdigen und auszubeuten wissen, da hat der angestellte Narr nichts zu thun, als über die Narrheit zu philosophiren oder mitzulachen und mitzuwirken, wo dieser und jener zum Narren gehalten wird, was der Narr unseres Dramas in Bezug auf Junker Christoph und Malvolio redlich thut, wobei er ein nicht unebenes Schauspielertalent herausstellt, indem er sich mit der Würde des Teufel beschwörenden Pfarrherrn umkleidet. Diejenige aber, welche die Intrigue einfädelt und leitet, ist das kernfeste, schelmische und schlaue Kammermädchen, so daß auch in den derbkomischen Nebenspielen des Stücks das „Weib" die eigentliche aktive Rolle hat.

Die meisten Personen des Dramas sind von vornherein um Olivia gruppirt und haben zu ihr Beziehungen, wie eine solche auch Viola, deren bescheidenes Auftreten das wirksamste ist, sogleich gewinnt. Die Charaktere der beiden Jungfrauen, deren hervorspringende Züge wir schon verschiedentlich bezeichnet und angedeutet haben, so daß nur noch die ausdrückliche Gegenüberstellung erübrigt, stellen einen sehr bestimmten Gegensatz innerhalb der Grenzen der reinen und normalen, reizvollen und bedürftigen, leidenschaftsfähigen und edeln Weiblichkeit dar.

Olivia gehört zu jenen stattlichen Jungfrauengestalten mit dem dunkelblonden Haar und den leuchtenden blauen Augen, die zu fester Fülle angelegt sind und den Mangel der Elasticität nur durch eine würdevolle Grazie ersetzen können. Die Schönheit, die solchen Gestalten eignet, ist die junonische, deren volle Wirkung von der vollen Reife abhängig ist, die aber auch als sich entfaltende imponirt und anzieht, sofern die Bewegungen glücklich beherrschte sind. Denn die Grazie stellt sich hier nicht von selbst ein, sie ist das Produkt der Reflexion und des ästhetischen Willens, und obgleich eben deßhalb bei den Jungfrauen solcher Organisation das Bedürfniß der abgemessenen Form in Bewegung und Verkehr m i t der Entwicklung der Jungfräulichkeit auftritt, so ist doch die gemessene Form als solche noch nicht die schöne Form, und der ungebildete ästhetische Sinn bedingt hier entweder die geistlose Manier oder die Unfreiheit der Bewegung, bis das Gefühl der vollendeten Entfaltung ausgleichend wirkt. Olivia haben wir uns jedenfalls mit dem ästhetischen Willen und der ästhetischen Fähigkeit von Haus aus begabt und unter günstigen Umständen entwickelt, also mit freier Abgemessenheit sich bewegend und die jugendliche Gestalt vortheilhaft herausstellend zu denken, so daß sie, frühzeitig in die Gesellschaft eingetreten, nicht nur die Aufmerksamkeit, sondern auch die Huldigung der Männer sogleich auf sich ziehen und sich daran gewöhnen mußte.

Diese Gewöhnung aber und das daran sich knüpfende Spiel mit der halb erregten Leidenschaft übt gerade auf Organisationen wie die Olivias, die weder zur Empfindsamkeit neigen noch elastisch genug sind, um das Spiel als solches fortzusetzen, einen blasirenden Einfluß, der das Bedürfniß der Liebe in das Bedürfniß wechselnder Triumphe umwandelt, also eine Art von Koketterie erzeugt — diejenige, welche mit dem weiblichen S t o l z e in Beziehung steht, also weder die

Sinnenerregung noch das tiefere Gefühl sich entwickeln läßt, sondern sie zu Gunsten der Befriedigung, welche die Gewißheit des eigenen Reizes und der männlichen Unbefriedigung gewährt, fortgesetzt unterdrückt. Diese Aufgabe aber ist nicht leicht, sondern ermüdend, da bei den Gestalten, die wir im Auge haben, das Liebebedürfniß weder ein schwächliches ist, noch sich im Spiele der Phantasie auflöst, sondern, so wie es sich geltend macht, auch den Willen spannt, also eine Gegenspannung erfordert, zu welcher die nachhaltige Kraft nur in der Männerverachtung und in dem Glauben, daß der Sieg des Mannes demüthigend sey, gewonnen wird. Diese Männerverachtung neben dem Bedürfniß männlichen Umgangs und männlicher Huldigung ist gefährlich für den Charakter und greift die Selbstachtung an, weßhalb bei edleren und feiner empfindenden Naturen zeitig, doch irgendwie veranlaßt, eine Reaktion eintritt, die zunächst immer die Form der Entsagung und Vereinsamung hat.

Eine solche bleibt auch bei Olivia nicht aus und wird durch den Tod des Bruders veranlaßt, ein Ereigniß, welches an sich bei den Betroffenen eine Art von Reue über das übermüthige Gebahren der vergangenen Tage hervorzurufen pflegt, und hier den Widerwillen gegen eine Eitelkeitsbefriedigung, die das Herz unbefriedigt läßt, aber abmattet, zum Durchbruch bringt. Olivia ist so fein organisirt, als es die junonische Anlage noch zuläßt, und wenn wir daher annehmen müssen, daß sie die Koketterie mit würdiger Grazie geübt hat, so haben wir kein Recht zu zweifeln, daß ihr Wille der Entsagung aus einer sittlichen Erhebung hervorgeht, also nicht bloß die Folge oberflächlicher Ueberreizung und ein „poetischer" Einfall ist. Dennoch erhält sich einerseits bis zu einem gewissen Grade die Macht der Gewohnheit — sie kann nicht auf den Genuß der Huldigung verzichten — andererseits wächst unter der Decke der Entsagung ihr unbefriedigtes Liebesbedürfniß und spannt sich geheim einer jugend- und herzfrischen Männlichkeit entgegen, der die Lüge der Liebe fremd ist und die ihren ästhetischen, nicht sowohl auf die Würde als auf die Anmuth gerichteten Ansprüchen Genüge leistet. Daher kann auch die Nemesis, welche die Unwahrheit ihrer Liebesverläugnung bloßlegt, nicht ausbleiben, und führt — im Dienste der poetischen Gerechtigkeit — die Demüthigung ihres Stolzes herbei, ohne ihr die schließliche Befriedigung zu entziehen.

So entschieden und wahr ihr Wille der Werbung des Herzogs entgegen steht, so erweist sich doch der Ueberdruß, seine Botschaften anzuhören, nicht als nachhaltig: der neue Bote wird vorgelassen, nachdem sie von seinem hübschen „Aeußern" und von seinem kecken Wesen gehört hat, und mit den Worten: „Ich will noch mal Orsinos Botschaft hören," verschleiert sie sich, unzweifelhaft schon in der dunkeln Absicht, durch die Entschleierung zu überraschen. Damit ist die Wendung zur Offenbarung ihrer Schwäche eingetreten, einer Schwäche, die in der Stärke des ausdrücklich zurückgehaltenen Bedürfnisses besteht, die unmittelbar den Willen erzeugt, die Gleichgültigkeit, der sie überraschenderweise begegnet, zu überwinden, und die durch die Gunst des mildlaunigen Schicksals mit dem Gewinn eines liebend Geliebten, eines Jünglings, der das Zeug der Männlichkeit hat, gekrönt wird. Die hervortretenden Momente dieser Entwicklung sind der Entschluß Olivias, die Liebe des lieblich trotzigen Jünglings, den sie in Viola sieht, zu gewinnen, ihre Beschämung gegenüber der Abwehr, die sie erfahren muß, das Auftreten Sebastians und die eilige Verehelichung mit ihm, die Scene, in der sie sich von dem Gemahl feig verleugnet glauben muß, und die endliche Lösung der vielfach in einander spielenden Mißverständnisse.

Im raschen Fortschritt der Handlung zeigt Olivia, indem sie die äußerlich ruhige Haltung behauptet, eine Liebesbedürftigkeit, die sie nicht mehr zu bewältigen vermag, die sich aber, da sie ihrer Natur und Entwicklung gemäß es nicht ertragen kann zu leiden, sofort in den entschlossenen Willen, die Befriedigung zu erobern, umsetzt. Als sie entdeckt, daß sie „angesteckt" ist, da sie sich des reizenden Bildes, das sie eingesogen, nicht entschlagen kann, geht sie mit den Worten: wohl, es sey! zur Handlung über, indem sie Viola ihren Ring nachschickt. Hiebei ist charakteristisch, daß sie weder ihrer Schönheit noch dem Verrathen ihrer Leidenschaft vertraut, sondern an gewinnende Geschenke denkt — ein Beweis, wie schnell sich ihr Stolz nach der einen Seite herabgespannt hat, während doch andererseits darin, daß sie werbend siegen und gewinnen will, nicht sowohl eine Verläugnung als eine weitere Offenbarung desjenigen Stolzes liegt, welcher der Unterwerfung unter den Mann widerstrebt und sich herablassen will. Als sie daher Viola-Cesario durch sein unzweideutig abweisendes Bedauern beschämt, zeigt sie mit den Worten:

„So wär's ja wohl zum Lächeln wieder Zeit,
O Welt, wie leicht wird doch der Arme stolz!
Soll man zur Beute werden, wie viel besser
Dem Löwen zuzufallen als dem Wolf!"

wie tief in ihr die Auffassung der Liebe als eine Preisgebung wurzelt, und daß sie eigentlich aus stolzer Scham über die Grenzen der weiblichen Zurückhaltung

und Schamhaftigkeit hinaus gegangen ist. Eben deßhalb aber ist es ihr unmöglich, zurückweichend ihr Wort zu bewahrheiten und mit der Wiederaufnahme einer kalt lächelnden Koketterie das Geschehene zu ignoriren, oder sogar mit scheinbarer Befriedigung da nachzugeben, wo sie ihre Freiheit bewährt hat, nämlich dem Herzoge gegenüber, obgleich sie auch noch späterhin den Gedanken ausspricht, daß Cesario sie möglicherweise seinem Herrn gewinnen könnte. Sowohl ihr Stolz wie ihr Liebesgefühl sind für eine solche Wendung zu ächt, und sie fährt daher, ihrer Beschämung zum Trotz, fort, sich um Cesario zu bemühen, ohne sich besonders überrascht zu zeigen, als sie ihn plötzlich — weil Sebastian seine Stelle eingenommen hat — mehr als bloß nachgiebig findet, was sich nur daraus erklärt, daß sie die Umwandlung nicht bemerken, aber benutzen will.

(Schluß folgt.)

Correspondenz-Nachrichten.

Berlin, zum Jahresschluß.

Weihnachtsvorstellungen der Maler. — Der Maler Beckmann. — Die Stiftung für Maler. — Schiller und Goethe. — Feldblumen. — Criminalfälle.

Es sah in diesen Weihnachten im Allgemeinen nicht anders aus als in früheren Jahren. Vielleicht wurde etwas weniger gekauft und möglicherweise etwas weniger producirt. Das Schillerjubiläum floß nachträglich so wenig auf die Situation ein als die brennenden Fragen der Politik, obgleich die eine, in welcher ängstliche Gemüther einen reaktionären Umschlag wittern wollten, den guten Bürger doch unter andern Umständen ernster hätte beschäftigen können, als die Frage, ob der Sturz näher dem Großtürken oder der Tiara bevorstehe. Aber man war und ist in der Stimmung, ruhig zu seyn, man ist müde. Das gilt geistig und physisch; man läßt ab von der Mühe, neue Reize zu erfinden. Die Hetzjagden waren in den letzten Jahren zu stark betrieben gewesen. Die Weihnachtsvorstellungen unserer Maler, zuerst nachgebildet den sogenannten Krippen im katholischen Schlesien und an andern Orten, wurden ohne eine bedeutende Veränderung wieder fortgesetzt. Möchten sie lange fortdauern! Jüngeren Künstlern fiel der Gedanke ein, die bedeutendsten und einfachsten Gemälde der alten Meister aus der Heiligengeschichte als Transparente zwischen dunklem Rahmen dem Publikum vorzuführen. Zur Erhöhung feierlicher Stimmung begleiteten unsichtbare Sängerschaaren jedes Bild mit einem besondern Choral. Es war nicht zu vermeiden, daß Stimmen dagegen sich erhoben, und ein bekannter Fürst und Schriftsteller verließ, nachdem der erste Vorhang niedergefallen, die Scene mit den Worten: „Das riecht nach Katholicismus!" Wer das fürchtet, braucht ja nicht zu kommen und zu bleiben, und die Mehrzahl des Publikums fand sich befriedigt durch die Erscheinung der weltberühmten Bilder, gegen welche die Kunstkritik, katholisch oder protestantisch, nie seit Jahrhunderten opponirt hatte, durch den Lichterglanz, das Dunkel, die Stille umher und die musikalische Beigabe. Zur Weihnachtsfeier verlangt auch wohl der Alltagsmensch eine höhere Stimmung. Ich kann versichern, daß die dermaligen jungen Maler in Berlin am weitesten davon entfernt waren, für Rom Propaganda zu machen. Sie wählten das Anerkannteste und ihnen am meisten Passende aus den alten Malerschulen, sie zollten der Feierlichkeit der Adventszeit ihren Tribut, und endlich boten sie das, was die Käufer am dauerndsten festhalten mochte. Dieß hat sich so bewährt, daß alle späteren Versuche, moderne Gegenstände darzustellen, gescheitert sind. Wenn aber die Unternehmer der Vorstellungen an Käufer, d. h. an Zahlende, dachten, geschah es nicht zu eigenem Gewinn; denn sämmtliche jüngere und ältere Maler, die dabei thätig waren, arbeiteten und schafften nur, um ein Kapital zu gründen, von dessen Zinsen heruntergekommene Genossen, deren Kinder und sonst Hinterlassene zu unterstützen wären. Der Bedürftigen werden mit jedem Jahre mehr, und die Zinsen des gewonnenen Kapitals von ein paar tausend Thalern werden nicht allen Bedürftigen helfen. Und doch ist die Summe dieses Kapitals ansehnlich genug in Betracht, daß Berlin allein beisteuerte, die Maler es nicht recht verstanden hatten, die Presse für ihr Interesse zu gewinnen, und kein leuchtender Name die Gönnerschaft übernahm. Ein tüchtiger Künstler, welcher mit seinem Fleiß und Schweiß zur Stiftung mit arbeitete und später mit bewirkte, daß die zuweilen uneinigen oder muthlosen Kräfte nicht aus einander gingen, ward in diesem Jahre zur Erde getragen. Als Genius, auch als Talent ersten Rangs hervorgehoben zu werden, hat er keinen Anspruch, aber Künstlers Erdenloose sind oft seltsam,

und das Eigenthümliche, wie das Loos dem redlichen Beckmann sich gestaltete, wird der Leser wohl nicht ohne ein theilnehmendes Interesse hören.

Beckmann, früher Architekt, hatte sich in Berlin unter dem italienischen Decorationsmaler Verona und später in Italien in einen Architekturmaler verwandelt und war in den zwanziger Jahren nach seiner Vaterstadt Berlin zurückgekehrt. Seine Lichtbilder, wie man es damals nannte, d. h. namhafte italienische Gebäude, in der Stern- oder anderer Beleuchtung aufgefaßt, erregten Theilnahme und Aufsehen. Besondere poetische Schöpferkraft war ihm nicht gegeben, aber er wußte getreu und exakt die Gegenstände und die Lichtwirkungen aufzufassen. Es gab noch keinen Hildebrandt, der mit brennendem Feuer malt, auch fingen die Malerschulen in Berlin, Düsseldorf und München erst damals an sich bedeutend zu regen. Das Publikum war zufrieden, wenn der Maler auf das fleißig und treu Erfaßte und Ausgeführte einen Accent setzte, worin nun auch der Effekt bestehen mochte. Gab es doch in Berlin einen eigenen Lichtmaler, Professor Hummel, welcher einen Gegenstand in mehreren Gemälden behandelte, die uns heute unbegreiflich erscheinen würden. Während die colossale Granitschale in der Canzlanschen Werkstätte geschnitten und polirt wurde (bestimmt für den Lustgarten vor dem neuen Museum, wo sie jetzt sehr unansehnlich zurückgeblieben ist), zeichnete und fertigte Hummel in mehreren Oelgemälden den Mechanismus dieser Vorrichtung, natürlich nur, um die Wirkung des Lichtes und der Schatten in den spiegelglatten Granitwänden und den nebenan gestellten Spiegeln wiederzugeben. Auch diese Gemälde wurden bewundert; man hielt solches für eine Aufgabe der Kunst. Beckmann führte uns doch zu natürlichen Gegenständen, zu den Kreuzgängen und Schluchten des Klosters San Subiaco, zu den nicht unmalerischen Hinterhäusern, welche den Berliner Schloßgraben an einer Stelle verdecken. Es war Natur, Effekt und eine tüchtige Behandlung, welche Publikum und Kritik anerkannten und Beckmann in Berlin einen ehrenvollen Namen verschafften. Aber, wie gesagt, die Schöpfergabe war in ihm nicht ausgiebig, seine Phantasie wählte unter den Gegenständen nicht immer die gefälligsten, und das Publikum pflegt erst dann zu kaufen, wenn ein Künstler in der Mode ist. Beckmann trat in Selbstbescheidung aus der glänzenden Arena zurück und beschäftigte sich als Lehrer in der Akademie, als Restaurateur (bekanntlich eine sehr ehrenwerth gewordene Beschäftigung), und stand glücklicheren Künstlern zur Aushülfe bei. Wer den Mechanismus der älteren Malerschule verfolgt, weiß, welche Bedeutung diese Aushülfe hatte. Was wäre aus den Rubens, den Titian geworden, wenn sie ohne Schüler und Freunde die Ausführung ihrer umfassenden Werke allein hätten übernehmen müssen, und wie viele Meister stecken auch hinter den größeren Raphaelischen Compositionen, und es war nicht allein ihr Pinsel und ihre Farbe, sondern auch ihr Geist und ihre Begeisterung! Beckmann schloß sich einem Malermeister an, der sein Jugendfreund gewesen, aber in doppelter Beziehung einer der Erwählten war. Er traf ohne Mühe, was er hinwarf, gefiel, und das äußere Glück begleitete ihn Schritt für Schritt, sogar zu sehr für seine Künstleraufgabe. Er mußte spielen, würfeln und bedurfte daher fleißiger und geschickter Freunde, um auszuführen, was er hingeworfen hatte. Ich nenne den in seinem Fache wohl bekannten Meister nicht bei Namen, denn ich will den einen reichen Todten nicht vor Gericht rufen, was dem andern armen Todten nicht mehr hilft; aber ich kann nur versichern, daß der Berühmte seine zahllosen, hoch gefeierten und hoch bezahlten Gemälde nicht fertig gebracht haben würde, wenn er nicht unter sich einen so fleißigen und diskreten Mitarbeiter und Freund wie Beckmann gefunden hätte. Es sind Gemälde unter seinem geistigen Nachlaß, die wichtige geschichtliche Momente verewigen sollen; denn sein unangetasteter Ruf und mehr noch die Mode brachte es mit sich, daß bei ihm bestellt wurde, wozu oft andere Maler wohl berufener gewesen wären. Mehrere dieser Gemälde haben ihren künstlerischen Werth besonders durch die Behandlung der Architektur, und alle diese Partien sind — Beckmanns Arbeit und Verdienst. Das ward unter den Freunden nie bestritten, und eben so wenig verweigerte der Glückliche unseren Bekannten seinen sogenannten Lohn. Wer erinnert sich nicht des Carl Beckschen Liedes von den Reichen, die mit Tropfen geben, was sie mit Eimern eingenommen? Er bezahlte ihn (wie auch andere seiner Beihelfer) mit dem besten Tagelohn, und da er, ein Lebemann, einen guten Tisch und gute Gesellschaft liebte, auch mit Champagner, Austern, und was sonst den Genuß des Tages ausmacht. Dafür gab der Geselle den Ruhm und eine andere Aussicht hin. Mit dem Ruhm hatte Beckmann es abgethan, aber er hatte sich mit dem Alter abzufinden, und mehr noch mit der Pflicht als Familienvater. Er überdachte, daß er doch anderweitig, wenn nicht so angenehmen, doch sichereren Erwerb sich verschaffen könnte als an der Seite des liebenswürdigen und großmüthigen Freundes. Er hatte jenes erwähnten Lichtmalers Hummels Professur an der Akademie provisorisch erhalten; es wäre ihm nicht schwer gewesen, die Professur definitiv zu erhalten, aber er versäumte die nöthigen Schritte, denn der gutmüthige Freund wollte nichts davon wissen. Dieser war reich, sehr reich geworden und hatte keine Kinder; weßhalb sollte Beckmann die ungeleckten Bären lecken wollen und weßhalb sich fest als Lehrer binden! So lange er, der Mäcen, lebe, solle es ihm gut gehen, und wenn er vor ihm sterben sollte, werde besser für ihn gesorgt seyn, als der beste Staat könne und dürfe. Das stand nicht in Contracten und nicht mit Siegel und Unterschrift, aber so, daß wenn beide sich in's Auge sahen, jeder sich geschämt hätte, an der Wahrhaftigkeit des andern zu zweifeln. Warum sollte Beckmann nicht glauben? Der Gönner und Freund war auch, was man sagt, eine ehrliche Haut, ohne Arg, und so vermögend, daß seinen fernen Erben ein Malerlegat seyn mußte wie der Splitter an einem Block. Beckmann betrieb also nicht die Bestallung

zur Professur in Berlin; auch eine andere in Danzig, die ihm geboten war, lehnte er ab, denn er fühlte sich kränklich, an den Augen leidend, und seine Zukunft war gesichert. Was ist sicher? Wenn die Thüren gegen Arglist und Betrug verrammelt sind, wer schützt auch vor dem Leichtsinn! Der reiche Künstler hatte es unter seinen Frühstücksfreuden vergessen, daß ein Federstrich über die Existenz seines armen, verdienten Freundes entscheide. Er hatte das Legat vergessen und lachende Erben feierten im wohlbesetzten Weinkeller beim Champagnerknall die Eröffnung des Testaments. Eine Viertelmillion oder mehr zerfloß in Hände, die kaum gewußt, wie sie dazu kamen; viele seiner historischen und berühmten Gemälde hängen in den Kabinetten der Könige, tragen in Ewigkeit den Namen des reichen Malers, und der des armen, welcher Landschaft, Ferne, Baulichkeiten, die ganze Hälfte manches dieser Bilder ausgeführt hatte, bleibt in der Vergessenheit. Eine Sage, daß der reiche Maler kurz vor seinem Tode, zu spät an die Abänderung des Testaments gedacht gehabt, gibt der Geschichte noch eine elegische Färbung. Beckmann erhielt von der ganzen Erbschaft nichts, als den Auftrag, gegen Diäten den Katalog des Ateliers und der Sammlung zu liefern, und als er vor wenigen Monaten starb, glaubte der Minister, seiner unbemittelten Frau und Kindern auch die kleine herkömmliche Pension verweigern zu müssen, weil der Verewigte nicht definitiv zur Professur bestallt gewesen.

Da haben denn wenigstens die Verwalter der Weihnachtsstiftung Beckmanns Verdienste um dieselbe anerkannt und Frau und Kindern einige Tropfen aus dem noch nicht gefüllten Eimer gereicht. Die Schillerstiftung und diese Stiftung für Maler sind aber doch ein Beweis, daß im deutschen Volke sich das Bewußtseyn regt, daß es nicht Fürsten und Regierungen allein zu überlassen sey, für darbende Talente zu sorgen. Aber es muß noch sehr viel geschehen, will man dem Bedürfniß entsprechen. Wir warten noch immer auf die letzten Willen reicher Erblasser. Hätte doch jener Maler seinen Namen für die Ewigkeit gesichert, wenn er nur die Hälfte seines Vermögens zu einer Stiftung für seine Kunst bestimmt hätte! Wir hoffen, daß auch der Schillerstiftung auf diesem Wege ihre Hauptquelle in künftiger Zeit zuströmen wird.

An ausgezeichneten Todten in unserer Stadt fehlt es auch sonst nicht, wenn wir das abgelaufene Jahr überfliegen; ein Wilhelm Grimm an der Schwelle, nachdem ein Ritter einer ganzen Reihe vor ihm nachgegangen war. Sie konnten mehr hinter sich lassen als eine kleine Summe Thaler für eine gute Stiftung, sie hinterließen einen Quell des Wissens und Erkennens, der hoffentlich immer fließen wird für das deutsche Leben. Aber wie schmilzt mehr und mehr die Zahl der Kernmänner! Daß gerade Ernst Moritz Arndt geistig und körperlich kräftig das Decennium betritt, welches zum Jahrhundert aufsteigt, ist allerdings erfreulich, aber wie wenige unter den späteren, jüngeren Generationen haben eine ähnliche Aussicht! Er selbst rühmte einmal in der Zeit der Befreiungskriege, als die ästhetische Modeherrschaft gerade Goethe nicht recht würdigen wollte (wie das ja oft in unserer Literatur vorkam), daß dieser der einzige Deutsche und Dichter gewesen, der seine Heiterkeit aus einer gesunden Vorzeit durch die Zeiten des Aechzens und des Krächzens sich gerettet habe. Es ist die Frage: wer ist denn jetzt gesund? Gesund seyn und sich der Gesundheit rühmen, ist leider ein Unterschied.

Wenn die Schillersche Philosophie uns Deutsche jetzt gesund machen soll, ist das wenigstens nur eine Palingenesie. Unsere Väter, oder wir selbst noch, waren davon entzündet und begeistert, bis der erste Napoleon und seine brandschatzenden Marschälle uns in solche Verzweiflung drängten, daß wir den Trost anderswo suchten und uns nach einem andern Soter umsahen. Seitdem ist's freilich wieder ganz anders geworden; wir verlangen und finden Rettung gegen die vielen orthodoxen Heilande und deren allein gültige Regulative; aber daß es wieder gerade jene Philosophie seyn sollte, welcher wir in unsern höchsten Aengsten den Abschied, wenn auch mit Ehren, gegeben, ist doch sonderbar. Ist's nicht auch sonderbar, den Pangermanen Arndt im selben Athem anzuräuchern, wo man dem kosmopolitischen Göttersohne Friedrich Schiller allerwärts im deutschen Lande die höchsten Tempel errichtet! Man wird zur Besinnung, und bald genug, kommen, daß Schiller in höchster Bedeutung nicht allein herausgerissen werden durfte. Zur höchsten deutschen Einheit und zum harmonischen Einklang zwischen Idealismus und ewiger Wirklichkeit gelangt er nur durch die verschlungenen Arme mit Goethe. Das hat der Parteieifer übersehen; möge es nicht der guten Sache zum Schaden geschehen; aber gewiß ist, die Philosophie ist nicht gesund, die Schiller allein an die Spitze stellt und Goethe vergessen zu können die Miene macht.

Wie vieles gibt's, und allüberall, des Nichtgesunden! Man hat hier ein neues Theater errichtet, das an Vortrefflichkeit alles überbietet, was nur trefflich und gut gewesen ist. Der neueste und berühmteste Baumeister hat sich selbst überboten; an Raum war kein Mangel, also die grandiosesten Verhältnisse mit dem geschmackvollsten Zierrath im Einzelnen; luftige Hallen, Corridore, Bequemlichkeiten, wie man nur wünschen kann; Dekorationen, daß man erstaunt, das versteht sich von selbst; Licht, Lampen- und Kronleuchter; auch Schauspieler von allen Seiten her verschrieben, und ein stolzer bestechender Name unter dem Frontispiz: es heißt Victoria. Was konnte daher fehlen? und wer wills rügen, daß man in der Fülle solcher Vollkommenheiten an die Poesie nicht gedacht hatte? Die Caprice des Schicksals verlangte es aber dießmal, es forderte, daß ein Theater nicht allein genug Coulissen, Statisten und dergleichen, sondern auch Dichtungen haben müsse, und weil es nur veraltete Kleinigkeiten aus den Schubkästen dem Publikum gebrachte, war dieses unzufrieden, und für das neue Theater trat ein trauriger Tag der Krisis ein. Wie komme ich dabei auf ein harmloses kleines Büchlein, Gedichte einer schüchternen Dichterin, das mir in die Hand

gereicht ward? Gewiß hunderte solcher Sammlungen sind glänzender, poesievoller, anspruchsreicher und inhaltvoller; der Name spricht ja schon was diese Gedichte sind: „Feldblumen,“ (gesammelt von Clara Ernst. Berlin 1860), aber viele Blätter fesseln mich; darunter das eine:

Und ist der Tag auch noch so leer,
Und will er gar nicht enden,
Siehst du nur Arbeit um dich her,
Wohin du dich magst wenden,
Der Morgen trüb, der Abend schwül,
Dein Herz so heiß beklommen —
Gedulde dich und halte still,
Der Abend muß doch kommen.

Und ist das Leben noch so schwer,
So mühsam für das Wandern,
Und siehst du sterben rings umher
Ein Hoffen nach dem andern,
Und ist mit jedem neuen Jahr
Dir neuer Schmerz gekommen —
Bleib du nur ruhig, still und klar:
Der Abend muß doch kommen.

Hier fand ich etwas Gesundes, und gedichtet von einer Berliner Dichterin. Darum schrieb ich es den Lesern ab, und hoffe, es wird mancher danach einen Blick in die Feldblumen thun, wenn ihn nach gesunder, bescheidener Kost verlangt.

Zum Schluß des Jahres erwarten Sie wohl auch einen kurzen Bericht über die grauenvollen Criminalfälle, welche das Publikum erschreckt und erschüttert haben. Es haben indeß die Dinge in der Ferne furchtbarer ausgesehen als am Orte selbst; wenigstens wird es hier niemand einfallen, in den Coincidenzen etwas Systematisches zu erblicken. Freilich ist der Witz erfindungsreich, in Berlin wird das Zuthun desselben aber auch immer schon im voraus abgerechnet. Wenn betrunkene Pöbelrotten am Schillerabend einen unverzeihlichen Unfug trieben, so glaubten Verständige weder an agents provocateurs der Reaktionspartei, um das Fest in Mißkredit zu bringen, noch daß die Constabler dem bösen Spiele ohne Eingreifen zugesehen, um der Regierung und dem Publikum zu zeigen, daß sie nothwendiger sind, als beide jetzt zu glauben anfangen und deßhalb daran denken, das Institut zu beschränken. Man erzählte es sich, um zu lachen und um das halb Geglaubte und ganz Belachte wieder zu vergessen. Eben so wenig konnten Verständige von der andern Seite im Ernste glauben, daß, weil in den Häusern der beiden rigorosen Geistlichen, Hengstenberg und Büchsel, ein nächtlicher frecher Einbruch verübt worden, die Bösewichter aus liberalen Principien die betreffenden Personen ausgewählt hätten. Zum Ueberfluß sind die Verbrecher, wohlbekannte Gesellen, inzwischen entdeckt und verhaftet worden. Dasselbe ist nicht so gelungen mit dem großen Betrüger, welcher unter militärischer Maske, mit unglaublicher Schlauheit einige Bankiers und andere vermögende Personen übervortheilt oder geradezu bestohlen hat. Ihm ist es wahrscheinlich schon gelungen, Amerika zu erreichen. Genies der Art pflegen aber in allen großen Städten und in allen Zeitaltern aufzutreten. Die wachsamste Polizei und die argwöhnischste Schlauheit der erfahrensten Geschäftsmänner reichen hier so wenig aus, als der gelehrteste Astronom die Erscheinung jedes Meteors vorausahnt und berechnet. — Die Mordgeschichte, wobei ein Hotelbesitzer zuerst den Käufer seines großen Wirthshauses, als er endlich gerichtlich den Besitz desselben ergreifen wollte, hinterrücks und dann sich selbst durch den zweiten Pistolenschuß in die Brust erschießen wollte, ist mehr eine Familientragödie als ein gemeiner Criminalfall. Der Verkäufer und Mörder, früher ein Friseur, hatte bis vor kurzem die glücklichsten Geschäfte gemacht. Sein Hotel hatte, von ihm errichtet, noch im letzten Jahre, wie verlautet, eine reine Einnahme von achttausend Thalern eingebracht, er hatte zwei Frauen nach einander geheirathet, die ihm über hunderttausend Thaler zugebracht, und im Augenblick der Mordthat aus Verzweiflung hatte er sein Hotel und den letzten Heller verloren und der unglücklichen letzten Frau ihr ganzes Vermögen geraubt. Wie verlor er Alles? Das Gerücht sagt: in den vornehmen Spielhöllen, deren jetzt in Berlin mehr existiren sollen, als man für möglich hält, und die, wenn auch sonst exclusiv, jeden aufnehmen, wenn er nur klingende Beutel oder vollwichtige Papiere auf den Tisch setzt.

Der letzte gemeine Criminalfall hat durch die Situation, besonders aber für das bürgerliche Sicherheitsgefühl etwas Aufregendes. Es kann ja das jedem begegnen! ruft der gute Spießbürger. Wo ist aber unter der vollendetsten Polizei eine Assecuranz, daß dir dieß und das nicht begegnen kann? Ein königlicher Lakai, ein geachteter, hochbejahrter Mann, wohnt mit seiner ruhigen Familie drei Treppen hoch in einer unserer frequentesten Straßen. Die Familie ist am Festtage Nachmittags zur Erholung fortgegangen. Der alte Mann will in stiller Beschaulichkeit ruhen. Als es zu dämmern anfängt, klingelt man heftig von draußen an der Wohnungsschelle. Der Lakai findet sich nicht gemüßigt, weder zu öffnen noch zu antworten. Aber im nächsten Augenblick hört er das Schloß nach der Küche aufschließen; jetzt muß er entgegentreten, und gleich darauf tritt ihm der Dieb, der mit dem Nachschlüssel geöffnet hatte, schon entgegen. Der Akt der Mordthat ist der dritte Moment, doch war sie schwerlich Absicht des Verbrechers. Er hatte, wie viele Diebe der Art, Sonntag Nachmittags ein leeres Nest zu finden gehofft, und nun, als es anders war, zur Nothwehr gegriffen. Das ist alles in der traurigen Ordnung. Er riß eine mörderische Stange aus dem Rocke, womit er den Alten lebensgefährlich verwundete, riß ihn aber dann, was nicht in der Ordnung, auf's Bett, um ihm mit einem Dolche zu drohen, wenn er einen Laut ausstoße. Noch weniger in der Ordnung war, daß er ihm nach einer Weile eine Art Entschuldigung in's Ohr raunte:

er habe es leider nur gethan, um sich selbst zu retten, und dann, ohne etwas zu nehmen, entfloh. Vielleicht ein Anfänger auf bösem Wege. So viel bekannt, ist der Thäter noch nicht entdeckt. Wie viele Selbstmörder werden aber in jeder Woche in der Spree gefunden, auch gänzlich Unbekannte, und wird man auch wirklich ihre Identität ermittelt, wer entdeckt das Mysterium des Warum und Woher bei jedem modernden Leichnam?

B., im Herbst 1859.

Le Prese, ein neuer Curort in Graubünden.

Je mehr die Eisenbahnen die Zahl der Schweizer Reisenden verdoppeln und vervierfachen, desto mehr vertheilt sich ihr Strom auch in die entlegeneren Regionen und ist das früher noch wenig gekannte Engadin ein immer gesuchteres Reiseziel geworden. In demselben Maße haben sich dort, wie viel sie auch jetzt noch hinter dem Luxus und der Ueppigkeit des Hotellebens der übrigen Schweiz zurückstehen, die Reisecomforts verbessert und vermehrt. Eine Landschaftsidylle an der Grenze Engadins ist indeß englischen und deutschen Reisenden noch fast unbekannt geblieben, auf welche zukünftige Reisende aufmerksam zu machen uns eine Pflicht scheint.

Hat der Wanderer von Samaden oder Ponte-Resina aus den Berninapaß überschritten, so eröffnet sich vor seinen Augen in der Tiefe das von dem Poschiavino durchströmte fruchtbare Puschlaver- oder Poschiavothal mit seinem reizenden kleinen See, Lago di Poschiavo, gegen Norden überragt von den schneebedeckten Spitzen der Berninakuppen, östlich von dem hellen Marmorstock Sasso albo. Für Reisende nun, welche bei der Wahl eines unter den vielen reizenden Pensionsorten der Schweiz vor allem Stille und Nervenkräftigung durch Alpenluft suchen, ist kaum ein lieblicherer Sommeraufenthalt als der in diesem Thale zu empfehlen. Höher gelegen als die sonst am meisten frequentirten Orte dieser Art, nämlich 2940 Fuß, umgeben von einer höheren Gebirgswelt, läßt es frischere Lüfte athmen, und andererseits, nach Italien offen, sieht es diese Frische wiederum gemäßigt, so daß bei wechselnden Tags- und Jahreszeiten gerade dieses Thal sich einer besondern Ebenmäßigkeit der Temperatur erfreut. Wenn in dem nördlich liegenden Poschiavo der Thermometer auf 25 Grad R. steigt, in dem südlicheren Berusia noch einige Grad höher, erreicht er in dem am See gelegenen Le Prese nur 18 Grad. Niemals wird am See entlang des Tages die Hitze drückend, und noch spät an den meist windstillen Abenden kann man ohne Mantel an den Ufern spazieren und sich italienisch lauer Lüfte erfreuen. Mag die Aussicht von Montreux und Vex am Genfer See durch ihren Umfang und ihre weiche Lieblichkeit, die von Beckenried und Selisberg am Vierwaldstätter See durch ihre kräftigere Anmuth, die am Thunersee durch den erhabenen Prospekt auf die Kette der schneegekrönten Bergriesen die Brust des Beschauers erweitern und erheben; was Le Prese voraus hat, ist der kräftigende Balsam seiner Atmosphäre und die stille Abgeschlossenheit seines Bergthals, wozu noch die Reize des nahen Italiens hinzukommen. Denn eine Stunde nur von dem Flecken Le Prese, bei Brusio, beginnt die italienische Natur mit Maulbeerbäumen und Kastanien und führt die Straße hinabwärts in die fruchtbare Ebene des Veltlins. Drei Stunden von Le Prese entfernt liegt das Bild italienischen Lebens nach seinen Licht- und Schattenseiten, umringt von blühenden Gefilden, das Städtchen Tirano, wo auch der Fußwanderer im Gasthaus zum Angelo oder in dem Tiroler zu den zwei Thürmen, nachdem er in Le Prese sein Frühstück genommen, sein Mittagmahl einnehmen und dann am Abend wieder auf seinem Grund und Boden in seiner Pension das Abendessen genießen kann.

Diese Naturgenüsse sind indeß erst recht zugänglich geworden, seitdem die 1857 eröffnete Curanstalt in Le Prese auch für den leiblichen Comfort der Fremden auf's reichlichste gesorgt hat. Eine heilkräftige Schwefelquelle nämlich am obern Ende des Sees gab einer Gesellschaft von Actionärs die Veranlassung zu diesem höchst eleganten und anmuthigen Etablissement. Herrlich präsentirt sich am See das villenartig gebaute Gebäude, dessen Inneres mit geschmackvoller Einrichtung und höchster Sauberkeit die Einfachheit vereinigt und an Zuvorkommenheit des Direktors der Anstalt, Promptheit der Bedienung und Güte der, besonders durch die trefflichen Lachsforellen des Sees ausgezeichneten Küche nichts zu wünschen übrig läßt. Im Verhältniß zu ähnlichen Schweizer Anstalten ist der Pensionspreis allerdings etwas hoch, auf sieben Franken außer Service gesetzt. Welche Erquickung und tiefe Beruhigung gewährt aber hier für den Gast, dessen Zimmer nach dem See zu gelegen ist, der Hinausblick auf den stillen Seespiegel, zumal wenn der Mond sein zauberisches Licht am Abend darauf wirft! Nichts fehlt, um sich in italienische oder spanische Nächte versetzt zu fühlen, als der Guitarrenklang. Nicht wenig trägt auch zur Erheiterung der Gäste

die schöne Gondelfahrt auf dem See bei, wozu durch mehrere Barken Gelegenheit gegeben wird, und wenn in wenigen Jahren die geschmackvollen kleinen Gartenanlagen herangewachsen seyn werden, werden auch diese die Aussicht auf den See zu verschönern beitragen.

Nur an Mannigfaltigkeit der Ausflugsorte fehlt es, wie in ähnlichen schmalen Bergthälern. Am öftesten wendet man sich noch nach der nördlichen Seite zu, nach dem etwa eine Stunde entfernten Poschiavo, einem merkantilisch blühenden Flecken. Hieher zieht auch alljährlich mehrere Curgäste der heilkräftige Magnetiseur Ragazzi.

Sprache und Sitte des Thales ist italienisch und das Deutsche nur das Eigenthum einiger aus den höheren Ständen und des Personals der Curanstalt. Die kleinere Hälfte der Thalbewohner gehört jedoch der protestantischen Confession an und in Puschlav wird wenigstens in der Charwoche auch Ein deutscher Gottesdienst gehalten. Greller tritt der Abstand des Reichthums katholischer Cultusform und protestantischer Einfachheit nirgends hervor als in diesen reformirten italienischen Gemeinden, wo selbst der Gemeindegesang fehlt und die nackten Kirchenwände in Brusio nichts zeigen als in erhabener Einfachheit die Schriftworte: „Kommet her zu mir, die ihr mühselig und beladen seyd," und „wo zwei oder drei in meinem Namen zusammen sind, da bin ich mitten unter ihnen." — In Puschlav war es auch, wo vor einigen Jahren der katholische Priester Iseppo mit edler Popularität und Innigkeit die biblischen Grundwahrheiten ohne katholische Zuthat zu predigen wagte, mit außerordentlichem Applaus von Protestanten und Katholiken, bald jedoch durch die Censuren des Bischofs von Como sich zu einem traurigen Widerruf bewegen ließ.

Für England und Deutschland war Le Prese bis jetzt eine unbekannte Größe. In der siebten Ausgabe von Murrays Handbook, 1856, hat es, da die Badeanstalt erst 1857 eröffnet worden, noch keine Aufnahme finden können, nur der See ist vorübergehend erwähnt. Bädeker hat in der achten Auflage, 1859, einen kleinen Artikel darüber aufgenommen. Bald wird es indeß bekannter werden. Der Maler Georgy in Leipzig hat sich längere Zeit im Poschiaver Thal aufgehalten, um Ansichten in demselben aufzunehmen; eine solche vom Curhause mit seinen Umgebungen ist einem so eben erschienenen lehrreichen Büchlein beigegeben: „Das Poschiavothal, Bilder aus der Natur und dem Volksleben, von Leonhardi, Pfarrer in Brusio, Leipzig 1859." — Die Besucher sind bis jetzt noch zum größten Theil eigentliche Badegäste gewesen zum Gebrauch der gegen chronische Hautleiden und verschiedene Digestionsbeschwerden sehr heilkräftigen Quellen. Die Kriegsunruhen, welche in diesem Jahr auch diese Besucher fern gehalten, sind einem rascheren Aufblühen der jungen Anstalt hinderlich gewesen. Je mehr sie aber besucht wird, desto schneller wird sich gewiß ihr Ruf verbreiten.

Hamburg, Januar.

Die neue Verfassung. — Wohlthätige Stiftungen. — Nachwirkung der Schillerfeier. — Vorlesungen. — Die Bewegung für das Seerecht. — Küstenbefestigung. — Schifffahrt.

Im December vorigen Jahres ist ein alter, an schwerem Siechthum lange Zeit schon Leidender endlich Todes verblichen und unter stillem Beileid der ganzen Bevölkerung ohne Sang und Klang beerdigt worden. Dieser edle Todte, der sein Leben auf beinahe 150 Jahre gebracht hat, war unsere alte Verfassung. An ihre Stelle trat die neue, aus allgemeinen direkten Wahlen hervorgegangene Bürgerschaft, die nunmehr bereits einige bedeutsame Sitzungen gehalten hat. Dem Anscheine nach wird sie unserem Gemeinwesen, das an sehr vielen alten und meistentheils schlecht vernarbten Wunden krankt, ein rationeller Arzt werden. Es gibt wenigstens unter den Mitgliedern derselben eine Anzahl Männer, denen es nicht an Energie gebricht, das einmal Begonnene auch muthvoll und consequent zu Ende zu führen. Ohne Stürme wird es dabei freilich nicht abgehen; es kann sogar seyn, daß mancher Sanguinische die Geduld verliert, ehe sich das Werk zum Heile der Gesammtheit vollenden läßt. Ihre regelmäßigen Versammlungen hält die neue Bürgerschaft im großen Saale des patriotischen Gebäudes. Dieses Lokal ist ein historisches, denn hier tagten ihrer Zeit auch die Mitglieder der Constituante, welche die Art an die Wurzel des alten, längst schon morsch gewordenen Verfassungsbaumes legte. Da die Sitzungen öffentlich sind, so mußte außer dem Raume, welcher für die Stenographen und Journalisten zu reserviren war, auch dem Publikum Zutritt gewährt werden. Man hat nun dieses auf die leider nur schmale Galerie verwiesen, ein Platz, der sich unbequemer kaum denken läßt, da nur die vorne an die Brüstung Gelangenden den Saal überblicken können. Hoffentlich wird man diesem Uebel, so weit es überhaupt thunlich ist, abhelfen. Für etwa zuhörende Damen, für die Senatsmitglieder und das diplomatische Corps ist eine besondere Loge elegant eingerichtet.

An das Ableben der alten Verfassung knüpft sich die Gründung einer schönen Stiftung. Ein reich begüterter

hiesiger Kaufmann hat zum Andenken an die erfreuliche Wendung, welche die Verfassungsangelegenheiten in neuester Zeit nahmen, ein Kapital von 120,000 Mark (60,000 Thlr. preuß. Cour.) ausgesetzt, um dasselbe zur Erbauung von fünfzig Freiwohnungen für Unbemittelte auf einem Platze zu verwenden, den der Staat dafür anweisen wird. Dem Vernehmen nach soll dieses schöne Beispiel großartiger Wohlthätigkeit neuerdings bereits Nachahmung gefunden haben, und sollen zu gleichem Zwecke von einem Andern ebenfalls namhafte Geldmittel zur Verfügung gestellt worden seyn.

Wie fast überall äußert auch bei uns die Schillerfeier eine ungewöhnlich nachhaltige Wirkung auf das Volk. Kein Fest, es möchte denn etwa das dreihundertjährige Reformationsfest gewesen seyn, ist so tief in's Volk gedrungen und so durch und durch einem nationalen Bedürfniß entsprungen, als die hundertjährige Geburtstagsfeier unseres großen Dichters. Wir haben diesem Jubiläum, wie schon früher erwähnt ward, eine herrliche Glocke für den dereinst zu vollendenden Thurm der St. Nicolaikirche zu verdanken; das Gast- und Krankenhaus hat dadurch seine Schillerstelle erhalten und nebenbei noch viele reiche Geldspenden zur Besetzung der noch übrigen Stellen. Die Zeit des alle Klassen der Bevölkerung in lebhafte Bewegung setzenden Domes oder Weihnachtsmarktes, wo Hamburg allen Glanz, den ihr der Welthandel verleiht, mit unbestreitbarem Geschmack entfaltet, wo es seine Bazars mit immer größerer Pracht ausschmückt, hat uns auch eine Ausstellung aller der Banner, Embleme, Kunst- und Gewerbeerzeugnisse gebracht, welche in überraschender Menge und Mannigfaltigkeit dem großen Festzuge einen so eigenthümlichen Reiz verliehen. Der Besuch war stark, der Anblick der Ausstellung von überraschender Eleganz, und die Einnahme wird dem Zwecke, dem sie gilt, sicherlich entsprechen. Der Ertrag soll nämlich zur Errichtung einer Schillerstatue verwendet werden. Kleinere Summen für diesen Fond sind bereits durch Verkauf der Festprologe Endrulats u. s. w. eingegangen. Derselbe Schriftsteller gibt ein mit Illustrationen von O. Specter geschmücktes „Schillerbuch" heraus, das eine detaillirte Beschreibung aller bei uns stattgehabten Festlichkeiten während der dreitägigen Dichterfeier enthalten wird. Eine kleinere, für wenige Schillinge zu habende Schrift, die sich ebenfalls mit diesen festlichen Tagen beschäftigt und einen recht guten Ueberblick des Geschehenen gibt, ist bereits im Verlage der „Reform" erschienen. Als werthvolles Erinnerungsblatt dürfte ferner der lithographirte Festzug des Lithographen Adler auch auswärts guten Absatz finden. Es ist ein Blatt von ungefähr 50 Fuß Länge, das mit anerkennenswerther Sorgfalt gearbeitet ist und wirklich ein möglichst treues Abbild des Riesenzuges gibt, welcher bei uns das unvergeßliche Dichterjubiläum schloß.

Von Jahr zu Jahr mehren sich in erfreulicher Weise die Bestrebungen, dem geistig regsamen Theil unserer Bevölkerung auch mehr geistigen Nahrungsstoff zuzuführen, als dieß früher der Fall war. Es fehlt bei uns weder an Kräften, die in dieser Beziehung etwas Tüchtiges leisten können, wenn sich nur ein eingreifendes Zusammenwirken Aller glücklich erzielen läßt, noch an Solchen, die willig das gebotene Gute annehmen. Die Vorlesungen in der „Lesehalle" haben diesem Aufleben des Geistes bei uns seit Jahren vorgearbeitet, jetzt scheint der frisch grünende Seitenzweig dieses Instituts, das erst seit Jahresfrist bestehende „Athenäum," in erweiterter Weise diese Bestrebungen, überall hin Saatkörner der Bildung auszustreuen, fortführen zu wollen. Eine Reihe von Vorlesungen, die bereits begonnen wurden, sind von dem Vorstande des genannten Instituts angekündigt, und die Theilnahme, welche dieselben finden, beweist, daß es bei uns nicht an Sinn für Höheres mangelt. Die Gegenstände, welche behandelt werden sollen, sind folgende: „Ueber die Einheit des Menschengeschlechts" von Professor Schleiden aus Jena; „Charakter der ersten Christenverfolgungen" von Professor Aegidi; „über Handel" von G. D. Otten; „Einheit und Nationalität des Rechts" von Rath Triebs aus Wolfenbüttel; „Hamburgs Luxus und Geselligkeit in früherer Zeit" von Dr. B. J. Meyer; „Einklang des Thier- und Pflanzenlebens mit allgemeinen Naturgesetzen" von Dr. K. Möbius; „über das Becken des Mittelmeers in seiner culturhistorischen Bedeutung" von Dr. Heinrich Barth, und „über Irrenwesen und Cultur" von Dr. Ludwig Meyer. Sämmtliche Vorlesungen finden im Gymnasium statt, da dieses geeignetere Räumlichkeiten darbietet als das der Gesellschaft des „Athenäums" zu Gebote stehende Lokal. Der Reinertrag derselben ist für den Fond der zu erbauenden Kunsthalle bestimmt. Außerdem lesen noch einzelne Professoren des akademischen Gymnasiums öffentlich über vielfach interessante Gegenstände. Ferner werden verschiedene Vorträge über Schiller und seine Wirksamkeit — manche nur für Damen bestimmt — gehalten, und endlich kündigt auch der „Verein für Beförderung der Gewissensfreiheit," der im vorigen Winter zuerst seine Wirksamkeit begann, wiederum eine Reihe von Vorträgen an, die sich dießmal auf verschiedene, mit den Bestrebungen des Vereins harmonirende Redner vertheilen werden.

Kurz vor Jahresschluß hat das Schillercomité Rechnung abgelegt über die Verwendung der Summe, welche zur Feier des mehrerwähnten Festes eingegangen war. Diese Summe betrug über 19,000 Mark Courant. Nach Abzug aller Kosten wurden dem hiesigen Schillerverein davon 4000 Mark überwiesen. Eine Anzahl von Personen, welche sich besonders lebhaft an der Sache betheiligten und Mühe und Zeit derselben zum Opfer brachten, sind vom Comité durch Geschenke sehr reichlich bedacht worden. Man kann das sehr löblich finden, obwohl die betreffenden Geldspenden schwerlich von den Gebern zu solchem Behufe verabreicht worden sind. Auffallend aber finden es sehr viele, daß man dem Verleger der Endrulat'schen Beschreibung des hiesigen Schillerfestes, die sich doch wohl durch den Verkauf selbst decken mußte, eine Summe von 200 Thlr. preuß. Cour. überwiesen hat. Unter solchen Umständen ist es allerdings sehr leicht, Verleger zu seyn. Uebrigens

hat sich das Schillercomité nunmehr aufgelöst, um demnächst unter der Firma „Schillerverein zur Förderung idealer Bestrebungen in Hamburg" wieder aufzustehen.

In unserem bürgerlichen Gemeinwesen, das sich seit Beseitigung der alten Verfassung doch etwas beweglicher gestalten zu wollen scheint, hat die Seerechtsagitation, welche von unserer Schwesterstadt Bremen ausgegangen ist, allgemeines Interesse erregt. Bei den bloßen Resolutionen, die man in Bremen beliebte, wird es hoffentlich nicht sein Bewenden haben. Die Bremer Anregungen dürften sich eben so wenig still ad Acta legen lassen, wie die politischen Bestrebungen des Nationalvereins, der am Fuße der Wartburg das erste Lebenszeichen von sich gab. Die Zeiten, wo man willkürlich und einseitig Gesetze fabricirte, wie man sie gerade für sich selbst und die nächste Verwandtschaft brauchte, sind vorüber, wenn sich auch die Neigung, den alten Nepotismus in seiner ganzen Verwerflichkeit wieder aufleben lassen zu wollen, bald da bald dort immer von Neuem wieder zeigt. Wir hoffen daher, die Bremer Resolutionen werden in nicht gar langer Zeit Gemeingut aller civilisirten Nationen werden, trotz des lärmenden Spöttelns der „Times," die ganz richtig die ungeheure Tragweite herauswittert, welche in den Einfällen der paar hansischen Rheder an der Weser verborgen liegt. Unsere Kaufmannschaft konnte begreiflicherweise, ohne sich selbst ein Armuthszeugniß auszustellen, nicht zurückbleiben. — Nächstdem beschäftigt uns hier die Frage der Küstenbefestigung, wie es kaum anders seyn kann, ebenfalls sehr lebhaft. Hoffentlich bleibt man nicht ganz still dabei und legt die Hände ruhig in den Schooß. Das Beispiel des mächtigen Mecklenburgs wird unsere Republik doch gewiß nicht nachahmen, wenn sie auch nur merkantile Zwecke im Auge behalten und das Wohl des großen Ganzen dem eigenen hintansetzen wollte. Die Wehrhaftmachung der deutschen Nord- und Ostseeküsten ist eben so nothwendig, wie die Beseitigung der Flußzölle oder die Offenhaltung der Wasserstraßen für tiefgehende Seeschiffe. Praktische Vorschläge begreift man bei uns leicht, und darum glauben wir, daß man entscheidenden Orts hier auch die Bestrebungen des in den meisten deutsch-nationalen Fragen so rüstig vorwärts strebenden Preußens richtig zu würdigen verstehen wird.

Die Schifffahrt, kurz vor Weihnachten durch den plötzlich ungewöhnlich streng auftretenden Winter gänzlich gelähmt, ist nunmehr bereits wieder in vollem Gange. Eine bis über 12 Grad R. gestiegene Kälte hatte den Strom mit Eis überbrückt, das freilich noch nicht betretbar war, selbst aber von Dampfschiffen nicht mehr durchbrochen werden konnte. Anhaltendes Thauwetter und eine Temperatur, die sich täglich auf + 8 und 9 Grad R. hebt, haben das Eis der Unterelbe gänzlich abgetrieben und das der Oberelbe dergestalt gelockert, daß es bereits in zerbröckelnden Schollen nachfolgt. Eine Uebersicht des Schifffahrtsverkehrs zur See vom Jahr 1859 weist nach, daß der Verkehr selbst beträchtlich war, nur die Ladung der Schiffe fehlte gar zu häufig, was wohl mit den kriegerischen Ereignissen mehr zusammenhängen mochte als mit den Erschütterungen der Krisis von 1857 und deren nothwendigen Folgen. Im Ganzen liefen im vorigen Jahr 4554 Seeschiffe in unserem Hafen ein, die zusammen mit 45,327 Personen bemannt waren. Von diesen hatten 3980 Ladung an Bord, 574 segelten leer oder in Ballast. Ausliefen von hier in dem nämlichen Zeitraum 4594 Seeschiffe, von denen aber nur 2566 beladen waren, 2028 dagegen leer oder in Ballast. Die Schiffsbewegung des vorigen Jahrs betrug demnach gegen das Jahr 1858 für die abgegangenen ein Mehr von 190, für die angekommenen ein Mehr von 217 Schiffen. Unsere Marine bestand am Schlusse des Jahres aus 483 größeren Seeschiffen, unter denen 60 Fregatten oder Vollschiffe sich befinden und 19 Dampfschiffe.

Die veränderliche Witterung bleibt nicht ohne Einwirkung auf den Gesundheitszustand im Allgemeinen. Die Kinder haben viel von Keuchhusten, Masern und andern Krankheiten zu leiden, ältere Personen werden von rheumatischen Uebeln häufig heimgesucht, auch grassiren unter Jung und Alt schon seit Wochen die Blattern, wenn auch nicht gerade in lebensgefährlicher Weise. Das Ueberhandnehmen derselben kommt jedenfalls von einer nicht zu entschuldigenden Nachlässigkeit her, der sich viele achtungslos hingeben, indem sie es versäumen, die Kinder frühzeitig impfen zu lassen. Ein wenig Zwang oder doch gelegentliche ernsthafte Erinnerung, einer Wohlthat sich nicht zu entziehen, für welche die ganze Menschheit der medicinischen Wissenschaft doch nur Dank schuldig ist, wäre hier wohl am Platze.

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 6. 5. Februar 1860.

Nicht Englands und Burgunds vereinte Macht,
Dich stürzt der eigne Kleinmuth von dem Throne.
Die Könige Frankreichs sind geborne Helden,
Du aber bist unkriegerisch gezeugt.

Schiller.

Johanna d'Arc.

(s. Nr. 14 v. 3.)

Der Krönungsfeldzug nach Reims.

Am Morgen nach der Schlacht bei Patay (Sonntag 19. Juni 1429) begab sich Johanna mit dem siegreichen Heere auf den Rückweg nach Orleans. Geistlichkeit und Bürgerschaft empfingen die Heldin, der sie die Großthaten der verflossenen Woche allein zuschrieben, mit begeistertem Jubel und veranstalteten feierliche Dankgottesdienste. Auch der gefangene Herzog Karl von Orleans gab der Jungfrau einen Thatbeweis der Erkenntlichkeit für die Befreiung seiner Erblande, indem er ihr zwei mit den Farben seines Hauses gezierte Kleidungsstücke als Geschenk überreichen ließ. * Ganz Orleans war in freudiger Erregung. Sämmtliche Bewohner schmeichelten sich mit der Hoffnung, der König werde in den Mauern ihrer Stadt, welche für das allgemeine Beste so schwere Opfer gebracht, seine tapfere Armee begrüßen und die Anordnungen zum Krönungszuge treffen. Mit um so gewisserer Zuversicht glaubten sie diese Erwartung hegen zu dürfen, als der König nach der Rettung der Stadt noch keinen Fuß in dieselbe gesetzt hatte, und machten deßhalb die glänzendsten Vorbereitungen zu einem festlichen Empfange. Vergebens harrten sie mehrere Tage mit bis zu Empfindlichkeit gesteigerter Ungeduld. Um der treuen Stadt einen Liebesdienst zu erzeigen und den patriotischen Wunsch derselben durch persönliche Fürsprache zu unterstützen, beschloß Johanna, selbst an's Hoflager nach Sully zu reisen. Allein auch ihre eifrigen Bemühungen blieben wenigstens in der Hauptsache erfolglos. Zu einem Besuche in Orleans war Karl VII. durchaus nicht zu bewegen, die Rücksicht auf die Armee aber

* Quicherat V, 112—114. Sie bestanden in einer robe, d. i. sorte de lévite longue à l'usage des hommes, von fine Brucelle vermeille, d. i. drap cramoisi superfin de Bruxelles, und einer huque, d. i. blouse ou cotte courte qui se portait soit par-dessous la robe, soit par-dessus l'armure, von vert perdu, d. i. vert sombre tirant sur le noir. „Le vert et le cramoisi étaient les couleurs de la livrée de la maison d'Orléans. Le vert fut gai ou clair du temps du duc Louis. Après qu'il eut été assassiné, son fils remplaça le vert gay par le vert brun. Le vert perdu succéda à ce dernier après la bataille d'Azincourt, où le prince fut fait prisonnier."

wahrte er einigermaßen dadurch, daß er die Befehlshaber derselben zur Berathung nach Chateauneuf beschied und ihnen bis dahin am 22. Juni entgegen kam.* Zu diesem Verfahren, welches in Orleans große Verstimmung erregte und selbst bei manchen Hofleuten Mißbilligung fand, bewog den König ohne Zweifel die Besorgniß, mit dem Grafen von Richemond zusammenzutreffen, der ihm persönlich verhaßt war und von seinem Günstling, dem Herrn von La Tremouille auf's heftigste angefeindet wurde. Der Connetable hatte sich, dem Verlangen des Herzogs von Alençon gemäß, am Tage nach der Schlacht von dem königlichen Heere getrennt und war nicht nach Orleans, sondern nach Baugenci gegangen, um in bescheidener Ferne abzuwarten, ob ihn der König auf Johannas und der Feldherrn Fürbitte wieder zu Gnaden annehmen werde.**

Auf jeden Fall bildete das Gnadengesuch des Connetable einen Hauptgegenstand der Verhandlung in Chateauneuf. Von den versammelten Kriegshäuptern unterstützt, bot Johanna alles auf, um den König zur Versöhnlichkeit zu stimmen. Sie bat ihn, dem Connetable seine früheren Gewaltstreiche zu vergeben in Anbetracht der aufrichtigen Gesinnungen, die er neuerdings bewiesen. Sie stellte ihm die guten Dienste dar, welche derselbe in den letzten Tagen geleistet habe, und hob mit besonderem Nachdruck den feierlichen Eidschwur hervor, womit er bei Baugenci gelobt hatte, seinem Fürsten und Herrn als pflichttreuer Unterthan mit unverbrüchlichem Gehorsam zu dienen. Auch auf die stattliche Kriegerschaar des Grafen, welche bei dem bevorstehenden Feldzug nach Reims von großem Nutzen seyn konnte, lenkte sie die Aufmerksamkeit des Königs. Aber so warm auch ihre Bitten, so überzeugend die Gründe seyn mochten, womit Johanna der Begnadigung das Wort redete, sie scheiterten alle an dem übermächtigen Widerstreben des Herrn von La Tremouille, welcher den Willen des schwachen Königs vollständig beherrschte. La Tremouille, früher ein Liebling des Grafen und durch dessen Empfehlung zu Einfluß bei Hofe gelangt, hatte seinem Gönner mit schnödem Undank vergolten und ihm das Heft der Regierung aus den Händen gewunden. Bei der Unfähigkeit des Königs war es ihm bald gelungen, unter dem bescheidenen Titel eines conseiller chambellan die Leitung aller Staatsgeschäfte in seiner Person zu vereinigen. Aber Frieden hoffe nimmer zu ernten, wer das Vertrauen mordet und die Herrschaft auf Unrecht baut. Wie hätte La Tremouille auf dem Gipfel der Machtvollkommenheit sich der Furcht vor dem Connetable und seinen Anhängern entschlagen können? Er kannte dessen schroffe Gemüthsart und quälend stand ihm die blutige Rache vor Augen, womit derselbe den Undank der Herren von Giac und von Beaulieu gezüchtigt hatte. Was anders konnte ihm eine Aussöhnung des Königs mit dem Connetable bedeuten, als den eigenen Sturz, wo nicht den Verlust des Lebens? Wie natürlich, daß er in jedem Versuch des Grafen, sich dem Könige zu nähern, die versteckte Absicht witterte, ihm selbst die Zügel der Regierung zu entreißen! Statt das Versöhnungswerk zu fördern, mußte er im Gegentheil dahin arbeiten, das Herz des Königs dem Grafen immer mehr zu entfremden und den Bruch wo möglich unheilbar zu erweitern. Wie geschickt er dieses Ziel verfolgt hatte, erhellt aus der Antwort, welche Karl der Jungfrau ertheilte. Um ihr einen Gefallen zu thun und wenigstens den guten Schein zu wahren, erklärte er sich zum Verzeihen bereit, die Dienste des Connetable aber schlug er unbedingt aus. Zugleich ließ er diesem den Befehl zugehen, sich in seine Heimath zurückzuziehen. Richemond wagte einen letzten Schritt. Da er wohl wußte, daß, was Johanna nicht vermochte, dem allgewaltigen La Tremouille immer noch möglich sey, so schickte er die Herrn von Beaumanoir und Rostrenne an letzteren mit der demüthigen Bitte, ihm den Dienst im königlichen Heere zu gestatten; ja er erniedrigte sich vor seinem Todfeinde bis zu dem Versprechen, in allen Stücken den Willen desselben zu thun, sogar die Kniee ihm zu küssen. La Tremouille, welcher in dieser Huldigung weiter nichts als eine Schlinge der Arglist sah, schürte nur um so eifriger den Groll des Königs, und dieser gab den Abgesandten den unwiderruflichen Bescheid, der Connetable solle hingehen, woher er gekommen; lieber wolle er gar nicht gekrönt seyn, als in dessen Gegenwart. Die gleiche Ungnade erfuhr der Graf von Predriac und La Marche. Johanna sowohl als viele der Obersten waren mit diesem Verfahren des Königs, wodurch er sich einer tüchtigen Streitmacht für

---

* Chateauneuf liegt am rechten Loireufer ein paar Stunden von Sully stromabwärts nach Orleans hin.

** Dieser Umstand widerspricht keineswegs der Annahme, daß Karl deßhalb nicht nach Orleans gekommen sey, weil er gefürchtet habe, mit dem Connetable zusammenzutreffen. Baugenci war ja so nahe bei Orleans, daß der Graf die Anwesenheit des Königs daselbst sehr leicht hätte zu einer Zusammenkunft benutzen können. Bedenklich für La Tremouille mußte namentlich das Zusammentreffen des Königs mit dem Grafen in Gegenwart des Heeres seyn. Konnte La Tremouille bei der Charakterschwäche des Königs unbedingt sicher seyn, dem Einfluß des Heeres, welches dem Connetable ohnehin zugethan und durch die Gemeinschaft des jüngst erfochtenen Sieges auf's engste befreundet war, das Gegengewicht zu halten?

den Kriegszug beraubte, im höchsten Grade unzufrieden. Ueber Gegenstand und Ergebniß der anderweitigen Berathungen in Chateauneuf erfahren wir nichts. Vermuthlich wurde die Heerfahrt nach Reims in Erwägung gezogen. Darauf kehrte Karl nach Sully, Johanna mit den Feldherrn nach Orleans zurück.

Nicht lange verweilte Johanna in der geliebten Stadt. Schon Freitag den 24. Juni sagte sie früh Morgens zum Herzog von Alençon: „Lasset die Trompeten blasen und steiget zu Pferde. Es ist Zeit, zum edlen Dauphin Karl zu gehen und ihn aufzufordern, daß er sich auf den Weg mache zu seiner Krönung in Reims." Kurz darauf trat das ganze Heer, welches durch Zuzüge von allen Seiten beträchtlich gewachsen war, sammt Proviantwagen und Kriegsgeräth den Marsch nach Gien an. In diese Stadt, welche zum allgemeinen Sammelplatz der Truppen und zum Ausgangspunkt des Krönungsfeldzuges bestimmt war, begab sich der König mit seinem Hofe und einer Schaar von Kriegern an demselben Tage, um die siegreiche Armee mit gebührender Auszeichnung zu empfangen. Groß war die Freude, welche die Ankunft des Heeres in Gien verursachte. Karl dankte den Feldherrn und Kriegern auf die ehrenvollste Weise für ihre Verdienste um Thron und Vaterland und heiligte die allgemeine Begeisterung durch eine kirchliche Siegesfeier. Johanna aber war die Sonne, um die sich alles bewegte. Jedermann pries staunend die Thatenwunder vom letzten Sonnabend: drei bedeutende Festen an Einem Tage dem Könige zurückerobert — Meun, Baugenci, Jenville — am selbigen Tage die Feinde in offener Feldschlacht auf's Haupt geschlagen! Wer hat Aehnliches erlebt? Niemals sind solche Thaten gesehen worden, in keinem Buche liest man dergleichen! So ging's von Mund zu Munde. „Mein Herr hat ein Buch," sagte Johanna, „in welchem nie ein Priester gelesen hat, mag er noch so vollkommen seyn in seinem Priesterthum." Im Volk und Heere bezweifelte nach solchen Thatbeweisen nicht leicht jemand, daß die Jungfrau den Beruf von Gott habe, alle Feinde binnen kurzem aus dem Reiche zu verjagen und dem Könige den Vollbesitz seiner Herrschaft zu erkämpfen. Und am Hofe? Sah man auch hier in Johannas Werken Thaten Gottes? Folgte man dem Rathe der Jungfrau als dem Willen Gottes und widersprach nicht, weil Gott und seine Engel durch ihren Mund gesprochen? Verstummte jeder Hochmuth, jede Selbstsucht im Gehorsam des Glaubens, ging jede Zaghaftigkeit unter in der Zuversicht freudigen Gottvertrauens? Oder wog man noch auf der Wage der eigenen Weisheit, was Johanna verkündigte, erhob der Eigennutz noch so ungescheut, wie früher, die freche Stirn? * Die Antwort auf diese Fragen erhalten wir in den Berathungen zu Gien, welche den untrüglichen Gradmesser für den Glauben des Königs und der höchsten Hofbeamten abgeben.

Die Heerfahrt nach Reims war schon vor Beginn des Loirefeldzuges vom Könige beschlossen und öffentlich bekannt gemacht worden. Der Natur der Sache nach konnte also in Gien nur von Maßnahmen zur Ausführung des Unternehmens die Rede seyn. Man denke sich das Erstaunen und den Schmerz der Jungfrau, als bei den Berathungen der Feldzug selbst in Frage gestellt wurde! Und waren es etwa neue Gründe, aus einer veränderten Sachlage geschöpft, welche die Zweifler und Widersacher in die Wagschale zu werfen hatten? Nur die alten Einwände wurden wieder aufgefrischt: Reims ist von Gien hundert Meilen entfernt; viele feste Städte und Plätze, von Engländern und Burgundern wohl besetzt, sperren den Weg; eine einzige Niederlage in Feindesland kann dem Heere, kann dem Könige und mit ihm ganz Frankreich zum Verderben werden. „Das alles weiß ich wohl," entgegnete Johanna, „und küm-

---

* Man vergleiche hier die Forderung, welche Jacob Gelu vom Standpunkt des Glaubens seiner Zeit, der für unser Urtheil allein maßgebend seyn muß, an den König und seine Räthe stellt, Quicherat III, 409 sq.: „Quare credendum, quod ille, qui commisit (d. i. Gott), inspirabit creaturae suae, quam misit, ea, quae sunt agenda, melius et expedientius, quam prudentia humana exquirere posset..... Quare consuleremus, quod in talibus primo et principaliter exquireretur votum Puellae, et quamvis esset dubium nobis, vel non magnam apparentiam quoad nos habens, quod tamen, si fixe aliquid diceret, illud dominus rex sequeretur, tanquam a Deo, propter manutenentiam negotii sibi commissi, inspiratum servaretur. Quod autem ad praeparationem negotiorum, ut de machinis, de pontibus, de scalis et similibus faciendis, de victualibus pro numero commilitonum et de similibus, de modo financias habendi et talibus extrinsecus, sine quibus tamen res durare sine miraculo non posset: satis diceremus per prudentiam humanam providendum... Sed ubi per divinam sapientiam aliquid est magis quam alias faciendum, succumbere debet et humiliare se prudentia humana et nihil debet attentare, proponere aut sequi, quod divinam majestatem offendat. Et in hoc consilium Puellae primum et praecipuum dicimus esse debere, et ab ea ante omnes assistentes, quaerendum, investigandum et petendum. Qui dat formam, dat consequentia ad eam, et qui committit unum, committit et omnia... Quare sperare in Domino debemus, qui causam regis suam fecit, quod talia inspirabit, per quae res finem suum debitum et effectum sortietur, quia Dominus opus imperfectionis non novit."

mere mich nicht darum; denn Gott will es, daß der Dauphin nach Reims ziehe, um dort gesalbt und gekrönt zu werden. Die Zeit ist da, darum getrost vorwärts! Alles wird glücklich gehen. Fürchtet nichts, wir werden niemand finden, der uns schaden könnte, auf keinen Widerstand werden wir treffen. Im Namen Gottes, ich führe den edeln Dauphin Karl sicher sammt seiner Armee, und gekrönt wird er werden in Reims!" Auch der Mangel an Geld wurde als Gegengrund vorgeschützt. „Macht euch keine Sorge, ich werde Leute im Ueberfluß haben, und viele werden meiner Fahne folgen," versetzte die Jungfrau und verwies auf den lebendigen Thatbeweis ihrer Behauptung, der in den Schaaren Freiwilliger und auf eigene Kosten Dienender aller Welt vor Augen stand. Dergestalt abgefertigt, nahmen die königlichen Räthe ihre Zuflucht zu Gegenvorschlägen, in der Hoffnung, den Krönungsfeldzug abermals durch eine Zwischenunternehmung hinauszuschieben. Die einen bestanden darauf, daß zuvörderst der ganze Loirestrom von Feinden gereinigt, daß insbesondere Bonny, Cosne, La Charité dem königlichen Scepter wieder unterworfen würden; die andern riethen, die Macht Englands in ihrem Hauptsitze, der Normandie, zu brechen, was der größeren Nähe halber viel leichter und gefahrloser sey. Mag immerhin die Idee, von dem Mittelpunkte der französischen Herrschaft aus gegen die nächstliegenden Städte und Länder der Feinde vorzugehen, den Grundsätzen entsprechen, welche eine besonnene Kriegs- und Staatskunst unter alltäglichen Verhältnissen einzuhalten hat, nach der glänzenden Thatbewährung der Jungfrau und bei der damaligen Ohnmacht der Engländer sind jene Vorschläge, ganz abgesehen von der hohen Bedeutung, welche die Krönung in Reims für das religiös-politische Zeitbewußtseyn hatte, im tiefsten Grunde weiter nichts, als klägliche Zeugnisse von dem Unglauben und dem Egoismus ihrer Urheber. Johanna ließ sich auf keinerlei Zugeständniß oder Vermittlung ein. „Es ist Zeit, weil Gottes Wille," wiederholte sie. „Sobald der Dauphin gekrönt ist, wird der Feinde Macht immer mehr zusammenbrechen, und zuletzt werden sie weder dem König noch dem Reiche schaden können." Aber nicht in der ersten Rathssitzung errang Johanna durch die Beharrlichkeit ihres Glaubens den Sieg. Mehrere Tage lang zogen sich die Berathungen hin, bis die Heerfahrt nach Reims nochmals zum Beschluß erhoben und ein neues Truppenaufgebot in großem Maßstabe angeordnet ward.

Wer nun waren diejenigen, welche der Jungfrau abermals solche Schwierigkeiten in den Weg legten? Zunächst der König selbst. Er war zu schwach zu einem starken Glauben und deßhalb jeder Einflüsterung des Zweifels preisgegeben, womit bald das eigene Herz, bald der Eigennutz seiner gewissenlosen Günstlinge ihn zu berücken wußten. Kaum gibt es auf dem weiten Gebiet der Geschichte einen so schneidenden Gegensatz, als den in unglaubiger Thatenscheu hinbrütenden König Karl VII. und die in gottbegeisterter Thatkraft glühende Heldenjungfrau. Nicht von Herzen Johannas Gegner, wurde er ihr ärgster Peiniger durch das Nichts seiner mattherzigen Halbheit und wankelmüthigen Willensschwäche. Die Ursache alles Leides für Johanna war ihres Königs Unglaube. Sich selbst und seine Aufgabe in seiner Zeit versteht nur, wer sich und die Welt aus Gott faßt. Nur das Bewußtseyn göttlicher Pflichten und Rechte gibt namentlich dem Fürsten das wahre Vertrauen zu sich selber, gibt die Kraft der That und den Opfermuth für das allgemeine Wohl. Auch ist's der Glaube allein, der den Charakter zu eiserner Stärke vollendet. Karl vermochte weder die Lage der Dinge zu durchschauen, noch die Schritte mit Sicherheit zu thun, welche die Hand Gottes ihm klärlich vorzeichnete. Daß im wahren Sinne bei Karl von Glauben keine Rede seyn kann, das zeigt sein Thun selbst dem blödesten Auge. Er, der zweimal zur Beschämung seines Kleinmuths das scheinbar Unmögliche hatte wirklich werden sehen, bangte jetzt vor der dritten Glaubensprobe, deren Lohn die göttliche Weihe seines Königsthums seyn sollte. In unbegreiflicher Kürze waren durch den Heldengeist der Jungfrau anscheinend unbezwingbare Festen gefallen, das ganze Feindesheer in einer Hauptschlacht so gut wie aufgerieben, und Karl, getragen von einer zahlreichen, glaubensmuthigen Armee, erschrack in der Feigheit seines Unglaubens vor den Städten und Burgen auf dem Wege nach Reims, von denen keine so stark bewehrt war, als Jargeau. Er sah vor Augen, wie nach den erfochtenen Siegen das Nationalgefühl des französischen Volks sich allenthalben zu erheben und zu bethätigen begann; dennoch vermochte er weder zu seinem Volke das rechte Herz, noch zu seiner Sache ein unerschütterliches Vertrauen zu fassen. Und wenn er sich am Ende zu dem Krönungsfeldzug verstand, so war dieß, wie die Folge zeigt, kein Sieg, den er über sich selbst gewann, sondern nur ein Opfer, das er dem allseitigen Drängen des Volks und der Unbeugsamkeit der Jungfrau zu bringen nicht umhin konnte. Die Begeisterung des Heeres und Volkes, welche seit der Schlacht bei Patay den Gipfelpunkt erreicht hatte, war in Gien die gewaltigste Stütze für Johannas Glaubensenergie, wie in Chinon und Poitiers die Noth der Stadt Orleans.

Als Vertreter der Ansicht, daß man den Krieg zunächst in die Normandie zu tragen habe, bezeichnet

Graf Dunois die Herrn von königlichem Geblüte. Unstreitig haben wir unter diesen vorzugsweise an den Herzog von Alençon zu denken. Der eigennützige Wunsch, so schnell als möglich zum Wiederbesitz seiner Apanagegüter in der Normandie zu gelangen, machte ihn wenigstens anfänglich zum Gegner des Krönungsfeldzuges. Die Hauptwidersacher der Jungfrau aber haben wir nach der Versicherung des Perceval von Cagny in dem Kabinet des Königs zu suchen. Diese waren es, welche des Königs Hang zur Unthätigkeit dazu mißbrauchten, seinen Widerwillen gegen den Zug nach Reims durch Bedenken jeder Art zu mehren, und dieses nichtswürdige Treiben auch noch im geheimen unabläßig fortsetzten, nachdem sie bereits für gut befunden hatten, dem offenen Widerspruche gegen die Jungfrau zu entsagen.

Der Herr von La Tremouille, welcher an der Spitze des königlichen Kabinets stand, war in jedem Betracht das leibhaftige Widerspiel der Jungfrau. Suchte Johanna nicht das Ihre, sondern das, was Gottes und ihres Königs war, so ging La Tremouilles ganzes Dichten und Trachten in der Selbstsucht seines Ehrgeizes auf. Dort Glaube bis zum Selbstvergessen, eine Liebe zu König und Vaterland, wie sie nur im Lichte religiöser Idee geboren wird; hier eine Hingabe an das eigene Interesse, die Gott und alles, nur nicht sich selbst vergißt und kein anderes Richtmaß des Handelns kennt, als den persönlichen Vortheil. Sich die Gunst des Fürsten zu erschmeicheln und dadurch in den Alleinbesitz der Regierungsgewalt zu drängen, das war von dem Tage an, wo ihn der Connetable an den Hof brachte, der Zielpunkt seines alleinigen Strebens. Die verkehrten Ansichten und Neigungen des Fürsten boten ihm die Mittel zum Zweck, indem dieselben so glücklich mit seinen Bestrebungen zusammen paßten, das jenen dienen, diese fördern hieß. Wie jeder eigensinnige Schwächling, hielt Karl alle Personen von seinem geheimen Rathe fern, denen entweder die Hoheit der Geburt, oder die Gediegenheit des Charakters eine Selbstständigkeit der Ueberzeugung und des Willens bewahrte. Welchen andern Grundsatz hätte La Tremouille im eigenen Interesse befolgen dürfen? Gerade dadurch, daß er den Prinzen von Geblüt jeden Einfluß auf die Regierung abschnitt und den Connetable von Hof und Heer verbannte, bekam er die Leitung der Geschäfte ungetheilt in seine Hand. Mangel an Vertrauen zu dem eigenen Volke bewog den König, die Stützen seines Thrones in fremden Truppen zu suchen; die Furcht, in einem vaterländischen Heere eine Macht gegen sich selbst herauf zu beschwören, nöthigte dem Herrn von La Tremouille das gleiche Verfahren auf. Noch im Monat April, also vier Wochen nach Johannas Ankunft in Chinon, bat La Tremouille den König von Aragon um eine Hülfsarmee. Erst als die Unterhandlungen sich an den Bedingungen zerschlugen, welche der König von Aragon stellte, und der Druck der Noth keinen andern Ausweg übrig ließ, that La Tremouille, was nicht zu ändern war, und entsandte Johanna mit einer Hand voll Kriegern zur Rettung von Orleans. Sobald durch die Befreiung der Stadt die Hauptbedrängniß geschwunden war, ward er der Hemmschuh, wenn nicht jeder weiteren, doch sicherlich der großartigen Unternehmungen, auf welche Johanna fortwährend drang. Den selbstsüchtigen Berechnungen des Höflings kamen auch in diesem Falle die Fehler des Königs, und zwar die Grundgebrechen desselben, die Gleichgültigkeit und Trägheit, trefflich zu statten, und er versäumte nicht, sie gründlich auszubeuten. Schon der Krieg an und für sich mußte dem starren Egoisten widerwärtig seyn, weil er ihm wenigstens keine Lorbeeren trug. Unterhandlung, wenn auch mit Drangabe hochwichtiger Güter, war sein Grundsatz, die Wege dazu sich offen zu halten, seine Staatsweisheit. Nun gar der große Krieg, welche augenfälligen Gefahren drohte er ihm! Frankreich seufzte nach einem starken Arm, um das Joch der Fremdherrschaft abzuschütteln, und jedes tapfere Herz, das in Treue gegen Fürst und Vaterland schlug, war der Schlaffheit satt und müde, welche am Hofe herrschte. La Tremouille fühlte, daß er der Mann der Zeit nicht war, er wußte, daß er weder die Liebe des Heeres, noch des Volkes besaß. Wie hätte er sich auch dem Wahne hingeben können, man werde in Frankreich vergessen, daß die Engländer, als sie im Jahr 1428 das Orleanais unterwarfen, seine Stadt Sully verschonten? Wem mußte nicht die Verbindung verdächtig seyn, worin der höchste Reichsbeamte mit seinem Bruder und seinen übrigen Verwandten stand, welche sämmtlich am Hofe oder in der Armee des Burgunderherzogs dienten?

Das alles sagte sich La Tremouille selbst, und wie ein Gespenst verfolgte ihn unaufhörlich der Angstgedanke, vom Steuer des Staates hinweggestoßen zu werden. Zumeist zitterte er vor dem Connetable, der mit seinem zahlreichen Anhang den rechten Augenblick erspähend in der Verbannung schmollte. Was könnte unter diesen Umständen eine Volkserhebung für La Tremouille werden! welche Elemente des Widerspruchs auf die Oberfläche treiben! Um keinen Preis also ein großer Krieg mit großen Heeresmassen! Ein Loirefeldzug und seines Gleichen allenfalls; aber eine Heerfahrt nach Reims, die noch dazu den König selbst an die Spitze seines Kriegsvolks rief! Wie sollte hier jedem feindlichen Einfluß gesteuert, wie der Gefahr

vorgebeugt werden, daß der Strom der Ereignisse den schwachen Fürsten in eine der bisherigen entgegengesetzte Bahn hineinriß, wenn auch das ganze Kabinet ihn mit eifersüchtiger Wachsamkeit umstand! Auf alle diese Besorgnisse hatten die Erfahrungen des Loirefeldzugs das bestätigende Siegel gedruckt. Der Connetable war trotz des schärfsten Gegenbefehls durch die Macht der Verhältnisse und Johannas Verbürgung, zur Freude der Hauptleute wie der Krieger, beim Heere zugelassen worden, und einmüthig hatten in Chateauneuf die Kriegsobersten Johannas Verwendung für den Grafen unterstützt. In der That, La Tremouille hätte nicht er selbst seyn müssen, sondern ein Kind an Einfalt und Arglosigkeit, wenn er sich dem Krönungsfeldzuge nicht hätte mit aller Macht entgegenstemmen sollen. Nachdem aber vollends die Gewalt der Volksbegeisterung aller Gegenwirkung ungeachtet der Jungfrau in Gien Siegeskraft gegeben hatte, war sie für La Tremouille ein Stein des Anstoßes, und ihrem Einfluß Schranken zu setzen, die Lebensfrage seiner Machtstellung. Denn daß Johanna sich jemals dazu bequemen würde, ihren Eingebungen abzusagen, um das fügsame Werkzeug seiner Politik zu werden, das konnte ihm nimmer in den Sinn kommen.

Als treuer Helfershelfer stand ihm in diesem heillosen Vorhaben der Erzbischof von Reims, Reinhold von Chartres, zur Seite. Daß dieser so wenig als La Tremouille an Johannas göttliche Sendung glaubte, beweist die hinterlistige Treulosigkeit, womit er in Blois die Feldherrn von der Rückkehr nach Orleans zurückzuhalten begehrte. Heimtücke war überhaupt der widerlichste Zug seines Charakters; der Verlauf der Geschichte wird noch mehrere Proben derselben zu Tage legen. — Rudolph von Gaucourt hat seinem Unglauben ein glänzendes Zeugniß in Orleans ausgestellt. Wie hätte der Ehrgeizige, der sich auf seine früheren Kriegsthaten nicht wenig einbildete, der Jungfrau die Schmach verzeihen mögen, womit sie ihn am Morgen vor Erstürmung der Brückenburg überhäufte und der Wuth des Volkes preisgab?" — Der vierte im Rathe des Königs, Robert Le Maçon, Herr von Trèves, war unstreitig der Beste, aber nicht der Mann, die Ränke seiner Amtsgenossen zu durchschauen, noch ihnen zu begegnen.

Wir sehen, und das ist ein tieftragischer Zug dieser Geschichte, daß während das Volk wie aus Einem Herzen und Munde seiner Heldin Hosianna rief, auch die Pharisäer nicht fehlten, welche die gottgewiesene Bahn der Jungfrau zu einem wahren Kreuzes- und Leidensweg machten. Nicht in den Reihen der Engländer und Burgunder, im eigenen Parteilager erwuchsen der Jungfrau ihre schlimmsten Gegner. Der Unglaube derjenigen, deren Heil Johannas Glaube werden sollte, ist ihres Lebens Qual und die letzte Ursache ihres Märtyrerthums gewesen.

Johanna verdoppelte ihre Thätigkeit Angesichts der eifrigen Gegenbestrebungen. Bereits am folgenden Tage (25. Juni) schickte sie einen Brief an die Bewohner von Tournay, worin sie dieselben aufforderte: „Haltet euch als treue Franzosen und seyd alle bereit, zur Krönung König Karls nach Reims zu kommen, wo wir in der Kürze seyn werden; gehet uns entgegen, wenn ihr unsere Annäherung erfahret." Gleichzeitig richtete sie an den Herzog von Burgund ein Schreiben ähnlichen Inhalts, und wir dürfen annehmen, daß sie noch viele Einladungen der Art hat ergehen lassen. Wenn die ersteren, so werden auch die übrigen redende Denkmale der Glaubensgewißheit gewesen seyn, womit Johanna bei jeder Gelegenheit die baldige Krönung Karls VII. verkündigte.

Wahrscheinlich an demselben Tage forderte Karl durch Herolde die Befehlshaber der Festungen Bonny, Cosne und La Charité zur Unterwerfung auf. Alle drei gaben abschlägliche Antworten. Bonny in Feindeshand zu lassen, mochte dem König besonders bedenklich erscheinen, weil die Stadt in der Nähe von Gien lag. Deßhalb sandte er den Admiral von Culen mit zahlreicher Mannschaft ab, um den Platz zu erobern. Das bloße Erscheinen der Franzosen genügte, um die Besatzung zu Unterhandlungen zu bestimmen, welche die sofortige Räumung der Feste (am 26. Juni) zur Folge hatten.

Um dieselbe Zeit berief der König auf mehrseitigen Wunsch seine edle Gemahlin, Marie von Anjou, nach Gien. Die hochherzige Frau kam in der Hoffnung, mit nach Reims zu gehen und die Krönungsfeier zu theilen; allein im Rathe erhob sich Widerspruch dagegen. Die Königin war in dem Falle, wenn der König starb, oder in die Gewalt der Feinde gerieth, die Regentin des Reichs und Vormünderin des Thronfolgers. Durfte man sie der gleichen Gefahr mit dem König aussetzen? Dieser auf den ersten Blick sehr bestechende Gegengrund war im Mund La Tremouilles und seines Gleichen schwerlich viel mehr als ein Vorwand, um die einsichtsvolle Frau, welche das Unwesen der Günstlinge am Hofe von jeher mit mißfälligen Augen betrachtet hatte, nach wie von dem Könige fern zu halten. Die Frage wurde schnell im Sinne der Gegner entschieden, worauf die Königin wieder nach Bourges zurück reiste.

Inzwischen ging Johannas Versicherung: „Ich werde Leute genug haben, viele werden mir folgen" auf eine Weise in Erfüllung, wie man kaum geahnt

hatte. Von allen Gegenden strömten Adelige und Ritter mit ihren Gefolgschaften, Soldaten und Bürgerwehrmänner zusammen, um unter Johannas Erlöserfahne dem König nach Reims zu folgen. Niemand zweifelte an dem Gelingen, weil man in den Thaten der Jungfrau die sichtbare und greifbare Gewähr für ihre göttliche Berufung zu haben glaubte; alle erklärten unumwunden, sie seyen bereit, überall hinzugehen, wohin Johanna sie führen würde. Adelige und Begüterte dienten auf eigene Kosten, manche Edelleute, die zu arm waren, um in standesgemäßer Ausrüstung zu erscheinen, kamen auf kleinen Pferden, bloß mit Bogen oder Schwert bewaffnet. So groß war die Menge der Streiter, daß man leichtlich alles hätte wieder erobern können, was die Engländer im Reiche besaßen, wenn man alle, die da kamen, hätte annehmen wollen. Daß dieß nicht geschah, dafür sorgte La Tremouille mit seinen Amtsbrüdern. Angst und bange ward ihnen für das eigene liebe Ich beim Anblick solcher Begeisterung, und jeden schickten sie wieder nach Hause, von dessen Gesinnung sie sich nicht völlig versichert hielten. Der Unwille darüber war groß, aber „man wagte der Zeit nicht, gegen Herrn von La Tremouille zu sprechen, obwohl jeder deutlich sah, daß der Fehler von ihm herkomme.“ Der Fehler, sagt der Chronist und kurz vorher: „zum sehr großen Schaden für König und Reich.“ Allerdings, wir hätten eine andere Geschichte, wenn ein Mann wie der Connetable am Staatsruder gestanden und in demselben Augenblick, wo Karl die Krönungsfahrt nach Reims antrat, eine tüchtige Armee gegen die von Truppen entblöste Hauptstadt Paris geführt hätte.

(Fortsetzung folgt.)

Shakespearesche Charaktere.

(Schluß.)

Daß Olivia auf Sebastian einen unmittelbar gewinnenden Eindruck macht, und daß er sich dem Wunder, als längst Geliebter behandelt zu werden, entzückt fügt, kann nicht verwundern. Olivias Schönheit ist so imponirender Art, daß ihre unvermittelte Liebesäußerung auf einen Jüngling wie Sebastian, der sich das Weib noch nicht anders als zart gewährend denkt, unwiderstehlich wirken muß, und seine Empfindung eines wunderbaren Glückes wird stärker und sicherer, als er Olivia so würdig, „ruhig und weise“ das Haus und die Dienerschaft „regieren“ sieht, so daß der störende Zweifel an dem vollen Bewußtseyn des ihm holden Weibes im Entstehen gehoben und der Werth der ihm geschenkten Neigung in seinen Augen gesteigert wird. Ihrerseits läßt Olivia kein Bedenken aufkommen, sondern beschleunigt, praktisch wie sie ist, die Vermählung, um sich den Erfolg, von dem sie mehr überrascht ist, als sie sich gesteht, zu sichern. Sie muß aber noch die Erfahrung machen — wenn auch an einer nur scheinbaren Thatsache — daß der Besitz als solcher nicht das Glück sichert, sondern daß hiezu die Treue und Männlichkeit des Geliebten nothwendig ist. Denn sie kann es nur für unmännliche Furcht halten, daß Cesario, den sie für Sebastian hält, sie und die eben stattgefundene Vermählung dem Herzog gegenüber verläugnet, und die Worte: „Bei so viel Furcht heg' etwas Treu doch nur!“ bezeugen ihre tiefste Beschämung, die schon den Keim des Widerwillens enthält, da kein Weib auf die Dauer den entschieden unmännlichen Mann, wie kein Mann das entschieden unweibliche Weib lieben kann. Insofern daher ihr unnatürlicher Stolz und ihr in gewisser Beziehung blasirtes Bedürfniß nach einer ästhetisch anmuthigen und dabei fügsamen „Männlichkeit“ verlangte, und insofern ihre Art der Werbung einen unweiblichen Charakter angenommen hat — wobei jedoch, wie früher bemerkt, der rechte Maßstab angelegt werden muß — wird ihr jetzt die Nemesis fühlbar, ein Gefühl, das bei ihrer edeln Anlage kein oberflächliches seyn kann und sie befähigt, dem wirklichen Manne gegenüber Weib zu seyn, weil es den Willen dazu entspringen läßt. Wir haben daher, da dieser Wille durch die natürliche Befriedigung nur gestärkt werden kann keine „unglückliche Ehe“ zu befürchten, sondern vielmehr anzunehmen, daß ihre Liebe zu dem jugendlich anmuthigen und kräftigen Gemahl in demselben Maße, in welchem er sich auch äußerlich vermännlicht, an Herzlichkeit gewinnen und daß sie seine Liebe erhalten wird, indem sie diejenige weibliche Würde,

zu welcher sie angelegt ist, befriedigt und geläutert zu unverfälschter Darstellung bringt.

Die äußere und äußerste Aehnlichkeit Violas mit ihrem Bruder läßt sich selbstverständlich ohne die nächste Verwandtschaft ihrer Organisation nicht denken; beide sind fein gegliederte und höchst elastische Gestalten, denen dieselbe natürliche Anmuth, dieselbe Feinsinnigkeit, dieselbe Lebendigkeit des Gefühls, und dieselbe Freiheit und Sicherheit der Bewegung und Aeußerung eignen. Beide sind hiebei nicht nur jugendfrisch, sondern wahrhaft unschuldig, mit den Vorstellungen des Geschlechterverhältnisses zwar vertraut, aber weder von dem Ernste noch von der Frivolität desselben berührt, in gleicher Weise lebensmuthig und vertrauensvoll, anspruchslos, aber von der Zuneigung, die ihnen entgegen kommt, nicht überrascht. Diese Gleichheit aber läßt den Unterschied der männlichen und weiblichen Natur um so deutlicher hervortreten, und muß es, da die Unweiblichkeit der Jungfrau sich nicht mit ihrer naiven Grazie, die Unmännlichkeit des Jünglings sich nicht mit seiner Frische und Integrität vertragen würde. Denn die naive Grazie der weiblichen Gestalt bedingt zugleich die Freiheit und die Schamhaftigkeit der Bewegungen, während sie ein männischer Sinn nothwendig unfrei oder schamlos macht; ein weibischer Jüngling aber ist ohne Verweichlichung der Sinnlichkeit und somit ohne die Verfrühung und die geheime Pflege der sinnlichen Triebe nicht denkbar. Also muß trotz und wegen der Annäherung der Form und trotz und wegen der gleichen Elasticität Violas Wesen ein ausgesprochen weibliches, Sebastians ein ausgesprochen männliches seyn, und dieser Gegensatz im Gleichen, auch abgesehen von der organischen Ausprägung der Männlichkeit und Weiblichkeit, welche die Gestalt modificirt, muß für das ruhige Auge zur Erscheinung gelangen.

Der männliche Muth, den Sebastian besitzt und den Viola nicht in sich findet, als er ihr — freilich ironisch und unter der Voraussetzung, daß die Keckheit, die sie als Cesario zeigt, eine „stutzerhafte“ sey — zugemuthet wird, muß die Bewegung des ersteren energischer machen und seinem Blicke mehr Geradheit und Festigkeit geben, in Violas Augen aber die Verschmelzung des Schelmischen und Innigen, die ihrem Wesen eignet, in ihren Bewegungen die Anschmiegungsfähigkeit ausgedrückt seyn. Der Herzog empfindet auch die Weiblichkeit in Violas Wesen und Erscheinung auf das Bestimmteste, während bei Olivia dieselbe Empfindung eine unbestimmte ist und der Reiz, den Viola-Cesario auf sie übt, darin liegt, daß sie einen gewissen Widerspruch des Wesens und der Erscheinung, der allerdings kein durchgreifender seyn soll, voraussetzt. Deßhalb kann ihr Sebastian, als sie mit ihm in nähere Berührung gekommen ist, anders als Viola-Cesario, und zwar ernster, gehaltener und doch offener erscheinen, ohne daß sie dadurch noch überrascht zu werden brauchte, nachdem sie, ohne sich dessen bewußt werden zu wollen, den überraschenden Eindruck der plötzlichen Nachgiebigkeit des „spröden“ Geliebten schnell überwunden hat. Ihr Ergänzungsbedürfniß verlangt trotz alledem, d. h. obgleich sie in dem Geliebten jenes Etwas, das ihrer Weiblichkeit fehlt, finden will, nach dem Männlichen in seiner ersten Frische. Was ihr aber selbst als dem stolz entfalteten Weibe fehlt, ist die fein ausgestaltete Form, die elastische Beweglichkeit, die aus der harmonischen Elasticität hervorgehende Anmuth, die Naivität einer sich unmittelbar bestimmenden Empfindung und die Geschmeidigkeit des Geistes — die Eigenschaften, welche Viola charakterisiren. Dieß ist ein Gegensatz, der sich bis zum Aeußerlichsten der Erscheinung und bis in das innerste Geheimniß des Selbstbewußtseyns fortsetzt, und welcher entschiedene Abstoßung oder entschiedene Anziehung bedingt, wenn die Persönlichkeiten in ein Verhältniß gesetzt werden.

Die Schönheit Violas ist nichts weniger als imponirend, wie es die Olivias ist; ihr fehlt die Hoheit der Gestalt, obgleich sie, um der Rolle, die sie spielt, gerecht zu seyn, nicht allzuklein dargestellt werden darf; es fehlt ihr die Fülle der Formen und selbst der bestechende Glanz der Färbung, der für Olivias Schönheit ein bestimmtes und gelegentlich hervorgehobenes Merkmal abgibt. Haar, Auge und Gesicht haben bei Viola eine bescheiden südliche Färbung; jene sind dunkel, ohne glänzend zu seyn, die Gesichtsfarbe von einem Blaß, das nicht auffällt, während Olivias Haar in seiner dunkelblonden Färbung um so üppiger erscheint, das blaue Auge siegerisch leuchtet, und das reinste Weiß den Widerschein geheimen Erglühens reizend hervortreten läßt. Olivias Stirne ist hoch, Violas niedrig, bei jener die Gesichtsformen ausgeprägt und ausgerundet, bei dieser von einem Ebenmaß und einer Feinheit, welche die nähere Betrachtung verlangt. Violas Schönheit ist eine bescheidene, aber von einer intensiv wirkenden Lieblichkeit, zart, ohne weichlich, ausdrucksvoll, ohne herausfordernd, edel, ohne stolz zu seyn. In der geschmeidigen Gestalt ist die weibliche Fülle fein und fest zusammengenommen, ihre Linien, wie die des Gesichtes, zwar nicht schwungvoll, aber von einer sprechenden Bestimmtheit, die ein edles Ebenmaß beherrscht und ausgleicht. Ihr dunkles Auge zeigt trotz der lebhaften Bewegung den Hintergrund einer träumerischen Innigkeit, ihre Lippen lächeln freundlich oder schelmisch, schürzen sich trotzend und verrathen die süße Sehnsucht

in einem Wechsel, der dem Gesicht Olivias wenig anstehen würde. Das Auftreten Violas ist ein natürlich sicheres, und die Keckheit, die dem unreifen Mädchen eignete, nimmt sie von neuem auf, um ihre Rolle zu spielen, sie spielt aber diese Rolle gut, mit schnellem Verständniß des angenommenen Charakters und nicht ohne Genuß an der gelungenen Täuschung, obgleich sie gewiß nicht selten und nicht nur in den Momenten, in denen sie ihre Männlichkeit herausstellen und bewähren soll — also z. B., als sie sich dem feigen, ihr als Raufer geschilderten Christoph „zu stellen" genöthigt wird — sondern auch dann, wenn sie einsam ihrer Liebe nachhängen darf, sich in „Mädchenkleidern" wünscht.

Daß Olivia eine ähnliche Rolle nicht spielen durfte, haben wir früher bemerkt, und diese ästhetische Unmöglichkeit ist für den Charaktergegensatz bezeichnend. Abgesehen davon, daß Olivias Gestalt in der Männerkleidung unästhetisch wirken müßte, fehlt ihr die Elasticität der Phantasie und des Gemüths, welche nothwendig ist, um derartigen Verkleidungen das sittlich Haikle zu benehmen, also eine in jeder Beziehung unbefangene Durchführung der Rolle zu ermöglichen. Viola besitzt diese Elasticität in hohem Grade, und dabei die Integrität der Sinnlichkeit und des Gefühls, welche eine sich von innen heraus potenzirende Erregung der Scham nicht zuläßt; sie kann daher wohl in Verlegenheit gesetzt werden, aber diese Verlegenheit macht sie weder innerlich noch äußerlich unfrei, und die an sich verfängliche Reflexion über „das, was ihr zum Manne fehlt," zu welcher sie öfter angeregt wird, bleibt bei ihr eine durchaus naive, reizend unschuldige. Wie leicht sie von einer Vorstellung zur andern übergeht, ohne daß dieser Uebergang jemals ein unmotivirter wäre, und in dem die ihr eigene Gefühligkeit stets hindurchschlägt, so daß wir gewissermaßen das jungfräulich knospende, unschuldig lüsterne, für Schmerz und Freude gleich empfängliche Herz pulsiren hören, offenbart sich von vornherein in der Unterredung mit dem Schiffshauptmann, in dem Kampfe von Trauer und Hoffnung wegen des verlorenen Bruders, in den Fragen nach Orsino und dem Fräulein, um das er vergebens wirbt, in dem schnell gefaßten Entschlusse, entweder dem Fräulein oder dem Herzoge verkleidet zu dienen.

Das aufregende Erlebniß des Schiffbruches, mit so schmerzlichem Verlust es begleitet war, hat die jugendliche Lust am Erlebniß, das Verlangen nach dem Abenteuer geweckt, und dieses geheime Verlangen hat an dem Plane, den sie entwirft, eben so viel Antheil wie der Zweck, dem Zustande der Schutzlosigkeit, der für ein Mädchen peinlich ist, zu entgehen. Daher hat sie auch an den Verwicklungen, die ihre Verkleidung hervorbringt, so verfänglich und gefährlich sie werden, ein geheimes Vergnügen, wie die Unbefriedigung ihrer rasch entwickelten Liebe, so innig und intensiv diese ist, die anmuthige Keckheit, die sie ihrer Rolle gemäß zu steigern hat, keineswegs dämpft und ihren frischen Lebenssinn nicht beeinträchtigt. Sie benutzt die Freiheiten, welche ihr die Verkleidung gewährt, mit Humor, ohne die zarten Grenzen des dem Weibe Anständigen zu überspringen, und sie macht insbesondere von der Möglichkeit, sich dem Herzoge mehr anzunähern, als es der äußere Anstand dem ihm noch nicht vertrauten Weibe erlauben würde, und ihm ihre Liebe versteckt offen zu gestehen, einen eben so naiven wie sinnigen und rührenden Gebrauch.

Man kann wohl sagen, daß sie um die Liebe des Herzogs wirbt, aber diese Werbung bleibt — im Verhältniß zu der ihr gestatteten Freiheit — eine jungfräulich schüchterne; sie beherrscht sich selbst, während Olivia dem entbundenen Bedürfniß nicht widerstehen kann und, ihre Schwäche zur Willensentschiedenheit umsetzend, sich des widerstrebenden Geliebten bemächtigen will. Was aber Viola die Herrschaft über sich gibt, ist nicht die Reflexion oder die Willensstärke, sondern die Natürlichkeit ihres Wesens und ihrer Neigung. Was sie verlangt, ist nicht der Besitz des Geliebten, sondern die Hingabe an denselben, die nur als eine von ihm verlangte wahrhafte Hingabe und wahrhafte Befriedigung ist.

Daß Viola, die kaum erschlossene Jungfrau, den Herzog, einen vollreifen Mann, mit der ganzen Wärme und Begehrlichkeit ihres jungen Herzens liebt, ist keineswegs eine abnorme Erscheinung. Nur das Weib, das vom wirklichen Genuß schon blasirt ist, oder dasjenige, welches die männliche Hingabe beansprucht und verlangt, ziehen die noch unreife Männlichkeit der gereiften vor, wogegen das frische und naive Bedürfniß von den Merkmalen der vollen Männlichkeit zuerst angesprochen wird, wie denn Viola gelegentlich mit witziger Zweideutigkeit sagt, daß sie „nach einem Barte schmachte." Ihr Bedürfniß aber ist ein ästhetisches und der Herzog entspricht demselben als ein schöner, die edle Gestalt mit Würde darstellender Mann. Hiezu kommt, daß sie seine unerhörte Liebe zu Olivia im voraus kennt, daß sie von ihm zum Vertrauten gemacht wird, daß er sie also in sein Herz blicken und die Sprache einer männlichen Sehnsucht, die nicht ihr gilt, vernehmen läßt. Die Erfahrung, daß ein Mann eine Andere unerhört liebt, spannt zwar bei der Kokette das Interesse für ihn herab, erhöht es aber für das natürliche Gefühl, dem eine solche Thatsache

ein das Mitleid und die Neugier zugleich anregendes Phänomen ist, und es läßt sich annehmen, daß die Erzählung des Schiffshauptmanns ein derartiges Interesse bei Viola weckt, um so mehr, als ihr der Name Orsinos nicht unbekannt ist und sie von seinem Unvermähltseyn — offenbar wie von einer auffallenden Thatsache — schon früher, und zwar vom eigenen Vater sprechen gehört hat. Da sie nun den Herzog nicht nur als einen schönen und stattlichen, sondern auch als einen leutseligen und gütig gesinnten Mann kennen lernt, muß sich einerseits ihre Spannung auf die Erscheinung Olivias, die von vornherein eine kritische ist, steigern, andererseits aber der unverhüllte und poetische Ausdruck der unbefriedigten Leidenschaft, obgleich und weil er nicht ihr gilt, ihre Phantasie verführerisch anregen: sie muß sich selbst als den möglichen Gegenstand einer solchen, das männliche Wesen durchdringenden und von der jugendlichen Aufwallung durchaus verschiedenen Leidenschaft denken, und an diesem Gedanken, indem sie sich zu Olivia in geheime Rivalität setzt, ihr Verlangen sich bestimmen. Daher ist der kecke und etwas übertriebene Humor, den sie der verhüllten Olivia gegenüber entwickelt, zum Theil auf die Rechnung ihrer Eifersucht zu setzen, obgleich dieses Gefühl sich nicht ausbilden kann, sondern zunächst durch die ihr bekannte Abneigung Olivias gegen die Werbung des Herzogs und sodann durch die Verlegenheit, in welche sie die unzweideutige Leidenschaft Olivias für sie selbst versetzt, paralysirt wird.

Hiebei erscheint schon die durchaus naive Hingebungs- und Aufopferungsfähigkeit Violas, die sich später so rührend offenbart. Während wir nicht zweifeln können, daß Olivia, wenn sie Viola als ihre Nebenbuhlerin bei dem Herzoge kennte, sie mit einer Art von Verachtung behandeln würde, obgleich sie selbst des Herzogs Liebe verschmäht, kämpfen in Violas Gemüth die Eifersucht gegen Olivia und die Befriedigung über ihren hartnäckigen Widerstand auf der einen, das Mitleid mit der unglücklichen Liebe des Herzogs und das Bedürfniß, seine Neigung gerechtfertigt zu finden, auf der andern Seite; dieser Kampf aber bleibt ihr theilweise, in Folge der Unschuld und Elasticität ihres Wesens, ein unbewußter, und offenbart sich nur andeutungsweise in der Art ihres Benehmens, wie in gelegentlichen Aeußerungen und Reflexionen. Sie ist eifersüchtig und kritisch gespannt auf die Erscheinung Olivias, aber sie möchte um des Herzogs willen nicht, daß sie der Leidenschaft unwerth erschiene; sie empfindet die „Pein,“ für den Herzog, dessen „Gattin“ sie selbst seyn möchte, um die Nebenbuhlerin zu werben, aber es ist ihr mehr als Pflicht, so beredt zu werden, als sie es vermag. Die Schönheit Olivias muß ihr zwar, als eine der ihren entgegengesetzte, imponiren, sie übertreibt aber, um eine Anwandlung der Eifersucht zu unterdrücken und der entstehenden Abneigung zuvorzukommen, den Ausdruck ihrer Bewunderung, und indem sie sich hiebei ganz in die Jünglingsrolle, die sie spielt, versetzt, wird dieser Ausdruck ein wahrhaft leidenschaftlicher, was nicht wenig dazu beiträgt, die Phantasie Olivias zu entzünden.

Die Entdeckung des Eindrucks, den sie auf Olivia gemacht hat, gewährt Viola, trotz der Verlegenheit, in welche sie dadurch versetzt wird, und trotz des Bedauerns, das sie empfindet, eine geheime Befriedigung: ihrer Eitelkeit, die so mäßig ist, als sie es bei einem Mädchen seyn kann, wird geschmeichelt, und der Humor der an sich traurigen Thatsache regt ihren humoristischen Sinn, zugleich aber den Gedanken an, daß sie vielleicht in Mädchenkleidern eben so auf den Herzog, wie in männlicher Kleidung auf Olivia wirken könnte. Sie fühlt sich demnach Olivia gegenüber gehoben und gefällt sich in der Rolle der abweisenden Sprödigkeit, in und mit der sie eine doppelsinnige Treue gegen den Herzog bewährt, die ihrem Herzen Genuß ist. Als daher in Folge einer Verwicklung, die ihr noch unbegreiflich ist, bei dem Herzoge der Verdacht entsteht, daß sie ihn treulos verrathen habe, fühlt sie sich durch die Ungerechtigkeit dieses Verdachtes, zugleich aber durch die unbestimmt süße Vorstellung, ein Gegenstand der Eifersucht des Herzogs zu seyn, im Innersten bewegt; sie will jetzt, auch unerkannt, ihre hingebende Treue besiegeln, und die Drohung des geheim Geliebten, sie seiner Eifersucht zu opfern, ergreift sie mit der wollustvollen Vorstellung unbegrenzter Hingabe.

Dieses Gefühl bricht in einem Liebesgeständnisse aus, wie es von keinem Weibe unbedingter, inniger und rührender abgelegt werden kann; sie ist bereit, ihm, der ihr mehr als Leben und Augenlicht ist, zum Troste sich willig tausend Toden hinzugeben. So offenbart sich ihre Liebe, die sie spielend zu hegen scheint und hinter anmuthiger Beweglichkeit und Munterkeit verbirgt, als die tiefste, deren das Weib fähig ist, die Liebe bis zum Tode. Diese Offenbarung ist in gewisser Hinsicht der Gipfelpunkt unseres Dramas, indem sie dem komischen Gedanken desselben, daß das Liebesunglück auf Täuschung beruht, eine Wendung gibt, die über die reelle Möglichkeit eines tragischen Ausgangs hinaus weist, weil sie zeigt, daß für die wahrhafte Liebe selbst das Geopfertwerden Genuß ist.

Der Charakter Violas hat eine gewisse Verwandtschaft sowohl mit dem Portias im Kaufmann von Venedig, als mit dem Beatrices in „Viel Lärmen um

nichts," obgleich wir uns den letzteren zum Behuf der Vergleichung sofort gemildert denken müssen. Allen dreien gemeinsam ist die Elasticität der Gestalt und des Wesens; bei Portia aber ist der geschmeidige Wuchs mit weicher Rundung verbunden, Beatrice ist klein und ihre Formen erscheinen bei aller Feinheit gedrungen, Viola hat die schlankste, aber ausgeformteste Gestalt. Die Gesichtszüge der blonden Portia sind rein, edel und sanft mit dem Ausdruck eines klaren und beweglichen Geistes und eines gütevollen Wesens, die Färbung licht, zart, aber bestimmt; Beatrice hat scharfe Gesichtszüge, die nicht unedel sind, blitzende Augen und eine energisch dunkle Färbung; Violas Augen haben bei aller Lebhaftigkeit das Träumerische, das ihnen die sich geheim entfaltende Sehnsucht leiht, ihre Gesichtszüge sind die am feinsten gezeichneten und mäßig gerundet, die Gesichtsfarbe von einem Blaß, das weder licht, noch dunkel zu nennen ist. Beatrices Bewegungen sind rasch und gewandt, unruhig und doch bestimmt, Portia bewegt sich leicht, aber mit einer gewissen Ebenmäßigkeit, Viola hält auch in dieser Beziehung zwischen ihnen die Mitte; sie hat mehr Haltung und Gleichmaß wie Beatrice und bewegt sich energischer wie Portia. Die geistige Elasticität ist bei Portia mit sinniger Klarheit, bei Beatrice mit weiblicher Kampfslust, bei Viola mit feiner Gefühligkeit verbunden. Allen dreien eignet ein humoristischer Zug, der bei Portia als Neigung zu sinnlich sinnigen Anspielungen und zur wohlwollenden Intrigue, bei Beatrice als witzige Streit- und Neckluft, bei Viola als Freude an dem Versteckenspielen der Rede und an sonderbaren Situationen erscheint. Portia ist so gütig, als sie erscheint, was nicht wenig sagt, Beatrice gefühlvoller, als sie erscheinen will, Viola von tieferer Innigkeit, als ihre Jugend und Anmuth voraussetzen läßt.

Olivia bietet verschiedenartige Vergleichungspunkte mit Isabella in „Ende gut, Alles gut." Bei der einen wie bei der andern bricht sich das zurückgehaltene Bedürfniß plötzlich Bahn, und beide werben um einen widerstrebenden Geliebten, der hier wie dort eine noch unreife Männlichkeit darstellt. Beiden fehlt von Haus aus die Leichtbeweglichkeit und damit ein Erforderniß der natürlichen Grazie, in beiden liegt eine gewisse Anlage der Erhabenheit. Dennoch ist der Unterschied ihres Wesens so groß wie der ihrer Erscheinung. Die Gestalt der einen nähert sich dem Junonischen an, die der andern ist streng madonnenhaft. Jene hat die Stärke ihrer Sinnlichkeit wie ihrer Leidenschaft frühzeitig dem Willen unterworfen und glaubt sie zu beherrschen; in dieser, einer intensiven Natur, haben sich die Sinnlichkeit und das Verlangen des Gemüths zu einem Bedürfniß von stiller Mächtigkeit concentrirt. Jene kennt den Eindruck, den sie hervorbringt und ist an Huldigungen gewöhnt, diese ist zu innerlich, um auf die eigene Erscheinung zu reflektiren, und zu keusch, um durch sie reizen zu wollen. Beide setzen sich den Besitz des Geliebten als Ziel und sind entschieden in ihrem Willen; aber Olivia, welcher das Glück die Nothwendigkeit der Resignation erspart, wendet von vorn herein alle Mittel der Bestechung an, die ihr zu Gebote stehen, und würde nach Erschöpfung derselben resigniren; Isabella scheint sich in ihr Schicksal zu fügen und macht sich den Geliebten durch einen consequent durchgeführten frommen Betrug, die äußere Keuschheit opfernd, zu eigen. Diese Gegenüberstellung ließe sich nach verschiedenen Seiten weiterführen; wir müssen und können aber davon absehen, da wir Isabella früher, und zwar Portia gegenüber, ausreichend charakterisirt haben, wie im Vorliegenden Olivia gegenüber Viola.

Wir schließen daher mit der Bemerkung, daß trotz des Gestaltenreichthums der Shakespeareschen Dramen die einzelnen Gestalten sich auf das Schärfste von einander abscheiden, weil sie auf das Bestimmteste und insbesondere auch in physiognomischer Bestimmtheit vom Dichter vorgestellt sind, d. h. in seiner Vorstellung rasch und sicher Gestalt angenommen haben.

Schilderungen aus der letzten Zeit der römischen Republik.

Die Geschichte Roms in seinem Uebergange aus der republikanischen Verfassung in die monarchische ist eine der interessantesten Perioden des Alterthums, nicht bloß weil in ihr die Umwälzung sich vollendete, die die Gestaltung der Welt für Jahrhunderte bestimmte, sondern auch weil die in diesem großen Drama handelnden Personen zu den bedeutendsten und glänzendsten Gestalten der römischen Geschichte gehören; dazu kommt, daß eine große Anzahl gleichzeitiger und aus gleichzeitigen geschöpfter Berichte uns ein im Ganzen klares Bild der Zeit gewinnen läßt. Diese Berichte (unter denen Ciceros Briefe und Reden in erster Reihe stehen) belehren uns nicht bloß über das damalige öffentliche Leben Roms, sie führen uns auch in die Häuslichkeit der Großen ein und geben uns über die sittlichen und Bildungszustände der vornehmen Welt unschätzbare Aufschlüsse. Das Privatleben dieser Aristokratie ist wohl einer ausschließlichen näheren Betrachtung nicht unwerth.

Die damalige Nobilität entspricht dem modernen Adel nur bis auf einen gewissen Grad. Sie war ein Amtsadel, der aber allerdings durch Forterbung auch zum Geburtsadel wurde. Wer zuerst in seiner Familie eines der höheren (curulischen) Aemter bekleidete, war selbst noch ein „neuer Mensch“ (homo novus), aber er adelte seine Nachkommen. In dieser späteren Zeit geschah es jedoch nur noch selten, daß neue Männer (wie Cicero und Marius) sich zur Nobilität aufschwangen. Das Streben der Aristokratie, einen abgeschlossenen Stand zu bilden, wurde durch verschiedene Umstände begünstigt; die Ehrfurcht des Volks vor den alten großen Namen, die großen Opfer, welche die Verwaltung der höheren Aemter erforderte, trugen hauptsächlich dazu bei, daß die Regierung in den Händen eines verhältnißmäßig kleinen Kreises von Familien blieb.

Die Nobilität besaß das auszeichnende Vorrecht, die Bilder ihrer Ahnen aufstellen zu dürfen. Dieß waren mit den natürlichen Farben bemalte Wachsmasken, die an den Wänden des Hauptsaals im Palast (des Atrium) angebracht, durch Linien (vermuthlich zweigartig) verbunden, den Stammbaum des Hauses bildeten. Unter diesen ehrwürdigen, von Alter und Rauch geschwärzten Bildern meldeten Inschriften die Thaten der Vorfahren. Die Claudier, eines der ältesten, stolzesten und mächtigsten patricischen Geschlechter, führten ihren Stammbaum bis zur Erbauung Roms hinauf; sie zählten in der Kaiserzeit achtundzwanzig Consulate, fünf Dictaturen, sieben Censuren, zwei große, zwei kleine Triumphe. Mit einem siebenhundertjährigen Adel noch nicht zufrieden, führte eine Anzahl von Familien ihre Abstammung auf etruskische Könige, andere auf Aeneas und seine Genossen zurück. Zu diesen sogenannten trojanischen Familien gehörten vor allen die Julier, die sich von Julus, Aeneas Sohn, ableiteten, also Venus als ihre Stammmutter verehrten. Diese Abstammung Julius Cäsars von dem Ahn der römischen Könige, gab den Ansprüchen Julius Cäsars und seines Geschlechts auf die Alleinherrschaft einen gewissen Schein von Legitimität. Der Kaiser Galba, der aus dem altadeligen Geschlecht der Sulpicier stammte, verschmähte es nicht in seinem Atrium einen Stammbaum auszustellen, auf dem seine Abkunft von väterlicher Seite auf Jupiter, von mütterlicher auf Minos Gemahlin Pasiphae zurückgeführt war. Die Antonine leiteten sich (wie die Fabier) von Herkules ab.

Dergleichen Herleitungen von den Heroen und Heroinnen der griechischen Mythologie verrathen die Arbeit griechischer Gelehrten, die in den römischen Palästen für ihre Gönner die Stammbäume und Familienchroniken ausarbeiteten, und mit Ahnenreihen ohne Zweifel sehr freigebig waren. So wurde nicht bloß den alten Geschlechtern ein noch höheres Alter angedichtet, sondern auch den jungen neu emporgekommenen. Das Geschlecht des Kaisers Vitellius, der niedriger Herkunft war, erhielt (wie es scheint von einem griechischen Freigelassenen des Hauses) einen Stammbaum, der von Faunus, König der Aboriginer, und seiner Gemahlin Vitellia anhob. Das der Octavier, dem August angehörte, wurde wenigstens mit einer bis in die Zeit des Tarquinius Priscus hinaufreichenden Ahnenreihe beschenkt. Es fehlte auch in den altadeligen Familien nicht an Stammsagen, angeblich von hohem Alter. Der Zweig der Domitier, der den Beinamen Ahenobarbus (Kupferbart) führte, hatte in seinem Hause die Tradition, daß ihr Ahn einst zwei Jünglingen von übermenschlicher Gestalt begegnet sey; diese hätten ihm befohlen, einen Sieg des römischen Heeres, über den man noch in Ungewißheit war, dem Senat und Volk zu verkünden. Zum Zeichen, daß er eine höhere Botschaft überbringe, hätten sie seinen Bart durch Berührung aus schwarz in roth verwandelt. Die Rothbärte waren in der Familie üblich. Es braucht kaum bemerkt zu werden, daß diese Familienchroniken

keineswegs sehr zuverlässig waren; auf die Geschichte der früheren Zeit haben sie einen höchst nachtheiligen Einfluß geübt.

Bei dem feierlichen Leichenbegängniß eines Mannes von altem Geschlecht zogen die Bilder seiner Ahnen der Bahre voraus. Sie wurden von Menschen vorgestellt, welche die bemalten Wachsmasken vor dem Gesicht hatten und in das entsprechende Costüm gekleidet waren. Consuln und Censoren erschienen da in der Amtstracht, die Triumphatoren in der goldgestickten Toga, von Fasces und Beilen wie im Leben umgeben. Auch Ahnenreihen der Frauen des Hauses wurden mitaufgeführt. So zogen z. B. bei der Bestattung der Junia, Schwester des sogenannten Befreiers Brutus und Wittwe des Cassius, die Bilder von zwanzig hochadeligen Familien vor der Bahre her. Auf dem Forum vor der Rednerbühne hielt der Zug, die Träger der Ahnenbilder setzten sich auf curulische Sessel und einer der Leidtragenden hielt die Lobrede auf den Verstorbenen und rühmte dann auch die Thaten der Vorfahren, an deren Repräsentanten er sich wenden konnte. Natürlich kam auch durch diese Lobredner viel Falsches in die Geschichte; es wurden Thatsachen erdichtet, Triumphe angegeben, die nie gefeiert worden, die Zahl der Consulate vermehrt, die Genealogien verfälscht u. s. w.

Um standesgemäß leben zu können, bedurften die der Nobilität angehörigen Familien ein großes Vermögen, und die meisten besaßen es. Cato von Utica, der nicht zu den reichen Optimaten gehörte, erhielt aus dem Nachlaß seines Vaters 120 Talente (gegen 180,000 Thaler), er erbte 150,000 Thaler von einem Verwandten, außerdem besaß er Güter in Lucanien. Pompejus war reich und vergrößerte sein Vermögen trotz einer beispiellosen Munificenz; seinem Sohn Sextus boten die Triumvirn zur Entschädigung für die eingezogenen Güter des Vaters 17½ Millionen Denare (gegen fünf Millionen Thaler). Einer seiner Freigelassenen, Demetrius, besaß sechs Millionen. Noch reicher waren Lucullus und vor allen Crassus. Das Vermögen des ersteren wird nirgends angegeben. Der letztere erbte von seinem Vater, der von den Anhängern des Marius geplündert worden war, verhältnißmäßig nicht viel; er besaß anfangs noch keine halbe Million, vor dem Feldzuge nach Parthien aber, in welchem er blieb, betrug sein Vermögen schon über zehn Millionen, ja Plinius schätzt seine Landgüter allein auf mehr als zwölf. Er pflegte zu sagen, daß niemand reich sey, der nicht ein Heer unterhalten könne. In der That war dieß der reichste Römer der Republik; in der Kaiserzeit wurden noch viel kolossalere Besitzthümer in einer Hand vereinigt.

Die Art, wie die römischen Großen erwarben, war sehr verschieden. Zu den für jene Zeit charakteristischen Erwerbsquellen gehören die Vermächtnisse, in denen alle, denen man verpflichtet war, bedacht wurden. Es galt für eine Beleidigung, einen Freund zu übergehen. So war Pompejus der einzige von Sullas Anhängern, der in dessen Testament nicht erwähnt war, da der Dictator ihn nie geliebt hatte. Es ist klar, daß für einflußreiche Männer, die in ihrer öffentlichen Laufbahn Gelegenheiten aller Art hatten, andern wichtige Dienste zu leisten, aus dieser Sitte bedeutende Einnahmen erwachsen mußten. Ganz besondere Vortheile genossen gesuchte Redner, die durch Vertheidigungen vor Gericht oder vor dem Volke Ansprüche auf die Dankbarkeit vieler erwarben. Da die Sachwalter gesetzlich kein Geld oder Geschenke von ihren Clienten annehmen durften, so hatten diese um so mehr die Pflicht, ihre Schuld durch Vermächtnisse abzutragen. Cicero gewann auf diese Weise allein weit über eine Million. Schon ehe er nach Cilicien ging, hatte er gegen 50,000 Thaler verliehen. Nicht nur in Rom hatten Staatsmänner von Einfluß ihre Clienten, sondern auch in den Provinzen und unter den auswärtigen Fürsten, die mit Rom in Beziehungen standen. So floß, wie Cicero selbst sagt, das Geld aller Nationen in die Hände einiger wenigen zusammen.

Aber bei weitem die ergiebigste Quelle der Einnahmen war die Verwaltung der Provinzen, zu welcher man nur durch das Consulat und die Prätur gelangen konnte und die daher ausschließlich in den Händen der Nobilität war. Diese Aemter wurden dann in der Regel auch so ausgebeutet, daß sie den Statthaltern nicht nur die ungeheuren Ausgaben ersetzten, welche die Verwaltung der curulischen Aemter, die Bestechungen bei den Wahlen, die Spiele u. s. w. verursacht hatten, sondern auch einen Ueberschuß zurückließen, von dem sie ferner standesgemäß leben konnten. Lucius Licinius Lucullus, ein Zeitgenosse Ciceros, lehnte die ihm übertragene Provinz Sardinien ab, weil der Name Proprätor durch die schrankenlose Raubsucht und Gewaltthätigkeit der Provinzialstatthalter zum Schimpf geworden war. In Ciceros Anklageschriften gegen Verres, der Sicilien in den Jahren 73 bis 71 vor Chr. geplündert hatte, haben wir nur zu anschauliche Bilder der römischen Provinzialverwaltung. So schlimm war sie freilich nicht überall, aber man darf nicht glauben, daß dieser Fall eine besondere Ausnahme machte, weil er zufällig der einzige ist, den wir genau kennen. Der designirte Consul des nächsten Jahres übernahm seine Vertheidigung, und ohne Ciceros rastlose und unerschrockene Energie wäre er sicher, wie so viele andere, freigesprochen worden. Verres sagte, daß er zufrieden sey, wenn ihm

nur der Raub eines Jahres verbliebe, den des zweiten wolle er dann gern seinen Vertheidigern, den dritten den Richtern opfern. Eben daher, sagt Cicero, würden die Provinzen bald in Rom um Abstellung der Processe gegen die Statthalter flehen, denn dann würde jeder nur für seinen eigenen Bedarf plündern, während sie gegenwärtig noch obendrein für ihre Anwälte und den ganzen Gerichtshof die Bezahlung erpressen müßten. Den Betrag der von Verres in Sicilien erpreßten Summen veranschlagte Cicero erst auf sechs bis sieben, dann nach Untersuchungen auf der Insel selbst auf gegen drei Millionen; in der That war die ihm auferlegte Geldbuße verhältnißmäßig so gering, daß Cicero in den Verdacht gerieth, von ihm bestochen zu seyn. Der Proconsul Piso erpreßte bei der Verwaltung Macedoniens (57 und 56 vor Chr.) von den Achäern allein jährlich etwa 150,000 Thaler, monopolisirte in seiner Provinz den Getreidehandel und bestimmte die Preise nach Willkür, führte Waarenzölle ein und ließ sie für sich erheben; trotzdem erhob sich gegen ihn keine Anklage. Als Cicero die Provinz Cilicien übernahm, war sie durch seinen Vorgänger so ausgesogen, wie ein Kranker, dem bis zur äußersten Erschöpfung Blut entzogen ist. Sich selbst vergleicht Cicero mit dem hülfreichen Arzt, und ohne Zweifel war seine Verwaltung fleckenlos. Nichts desto weniger verließ er die Provinz um mehr denn hunderttausend Thaler reicher, als er gekommen war, und erhielt überdieß noch reiche Geschenke an Statuen und Gemälden.

Die Pacht- und Miethgelder von Grundstücken, Häusern, Meierhöfen, Gärten, Buden und andern Baulichkeiten, der Ertrag der durch Freigelassene oder Sklaven verwalteten Besitzungen, als Kornfeldern, Wein- und Oelpflanzungen, Viehtriften, Bergwerken u. s. w., endlich die Ausbeutung der Sklaven selbst durch Verwerthung ihrer Arbeit oder durch Vermiethung (so wurden z. B. Gladiatorenbanden für hohe Bezahlung an die Veranstalter von Spielen vermiethet) — all diese regelmäßigen Einkünfte beliefen sich bei den meisten Mitgliedern der Nobilität auf eine beträchtliche Höhe. Besonders einträglich war der Häuserbesitz in Rom selbst, wo die Miethen erheblich höher waren als im übrigen Italien, wie es scheint, durchschnittlich um das vierfache; denn Cäsar bezahlte einmal den Jahreszins für alle armen Miether, in Rom bis zur Höhe von etwa 150 Thlr., in den übrigen Städten von 30—40. August folgte diesem Beispiel; zu den populären Vorschlägen der Tribunen gehörte der Antrag auf theilweise Bezahlung der Hausmiethe auf Staatskosten. Cicero bezog von zwei Miethhäusern in Rom jährlich über 5000 Thaler.

Am unermüdlichsten in der Vermehrung seines Vermögens war Crassus; für ihn war Erwerb der eigentliche Zweck des Lebens. Bei Feuersbrünsten kaufte er schon brennende und bedrohte Häuser, oder solche, die dem Einsturz nahe waren, um einen Spottpreis. Unter seinen fünfhundert Sklaven waren alle Bauhandwerker in genügender Anzahl vorhanden, um die gekauften Häuser aus- und umzubauen, in Stand zu setzen und zu erhalten, und das darin angelegte Kapital trug hohe Zinsen. Andere Sklaven arbeiteten als Schreiber und Rechner oder in andern Geschäften für ihn, in denen er sie unterrichten ließ oder selbst unterrichtete. Galt es einen vortheilhaften Kauf, dann ließ er sich durch keine Rücksicht abhalten. Die Vestalin Licinia besaß ein Grundstück vor der Stadt, auf das er sein Auge geworfen hatte; sie wollte es nicht abgeben. Crassus erschien nun fast täglich bei ihr, um seinen Wunsch durchzusetzen, bis sie zuletzt um des Geredes willen, das diese fortwährenden Besuche veranlaßten, nachgeben mußte. Crassus Geldgeschäfte hatten eine weite Ausdehnung; er lieh in Rom und in den Provinzen, die meisten Senatoren waren seine Schuldner. Die Optimaten waren oft genug in Geldverlegenheit, wie bei großen Unternehmungen, bei Processen, bei Candidaturen; Crassus schoß jedem vor, der Sicherheit geben konnte, natürlich gegen hohe Zinsen, und forderte unnachsichtig ein.

Andere Geldmänner liehen nicht gern in Rom selbst, weil das Verklagen der Schuldner Feindschaften herbei führte; so der Bankier Atticus (der übrigens nicht zur Nobilität gehörte). Desto einträglicher fand er und die meisten andern Kapitalisten die Geldgeschäfte in den Provinzen; die unglücklichen Provinzialen mußten zur Befriedigung unerschwinglicher Forderungen Geld zu unerschwinglichen Zinsen aufnehmen und stürzten sich nur immer tiefer in Schulden. Daß diese Wuchergeschäfte nicht bloß von Kapitalisten aus dem Ritterstande, sondern auch von Mitgliedern der Aristokratie betrieben wurden, zeigt nur zu schlagend das berüchtigte Beispiel des Marcus Brutus, des sogenannten Befreiers. Er lieh durch einen Agenten den Bewohnern der Insel Salamis Geld zu 48 Procent, und durch Kapitalisirung der Zinsen verdoppelte sich die Schuld sehr bald. Zur Eintreibung derselben erhielt jener Agent von dem Statthalter Ciliciens ein Reitercommando, mit welchem er die Senatoren der Salaminier so lange einsperrte, bis fünf derselben Hungers gestorben waren.

Groß wie die Einnahmen der Nobilität waren auch die Ausgaben, zu denen sie ihre Stellung verpflichtete. Von der Kostspieligkeit und Ausdehnung eines standesgemäßen Haushalts, den großen Dienerschaften,

der Pracht der Einrichtung und des öffentlichen Auftretens u. s. w. wird später die Rede seyn. Ungeheure Ausgaben verursachten die Bewerbungen um die Aemter. Die Bewerber um das Consulat steigerten sich in ihren Anerbietungen an die Wähler so sehr, daß im Jahr 54 vor Christus der Abtheilung, die bei der Wahlversammlung zuerst aufgerufen wurde, gegen 700,000 Thaler versprochen wurden. Durch diese enormen Bestechungen stieg das Geld in Rom auf den doppelten Werth, von vier Procent auf acht; die Bankiers befanden sich am besten dabei. Doch noch viel kolossalere Summen verschlangen die öffentlichen Schauspiele, zu deren Veranstaltung die Magistrate verpflichtet waren, und zu welchen sie aus der Staatskasse nur sehr unzureichende Unterstützungen erhielten. Als die glänzendsten, die während der Republik gegeben worden, sind die Schauspiele berühmt, die Scaurus als curulischer Aedil im Jahr 58 veranstaltete. — Plinius betrachtete sie als eine Ursache des zunehmenden Sittenverfalls, was in so fern wahr ist, als man später auch diese ungeheure Pracht noch zu überbieten streben mußte, um den Zuschauern zu genügen.

Rom hatte damals noch keine stehenden Theater. Das von Scaurus für einen Monat erbaute schien für die Ewigkeit bestimmt zu seyn. Es faßte 80,000 Menschen. Die Bühnenwand bestand aus drei Stockwerken, das unterste mit Marmor, das mittlere mit Glas, das oberste mit vergoldetem Täfelwerk bekleidet; sie war mit 360 Säulen und 3000 Statuen, kostbaren Gemälden und Teppichen geschmückt. Bei den Thierkämpfen sah man nie gesehene Thiere, namentlich fünf Krokodile und ein Nilpferd, überdieß 150 Panther. Scaurus war freilich sehr reich, aber diese Schauspiele stürzten ihn in Schulden; er suchte sein zerrüttetes Vermögen durch Erpressungen in der Provinz Sardinien wieder herzustellen; deßhalb wurde er angeklagt, aber die durch seine Spiele erworbene Popularität erwirkte ihm Freisprechung.

(Schluß folgt.)

Aus Dante, einem Romanzencyklus.

Konradin in Rom.

Wo der Rhein der Alpen Mantel
 Rückwirft, die verhüllt ihn haben,
Und zum See sich lichthell breitet,
 In dem schönen Land der Schwaben,

Traten vor den Herzog Konrad,
 Den sie Conradino nannten,
Aus Italien, aus Sicilien
 Ghibellinische Gesandten. *

„Tummle jetzt nicht deine Rosse,
 Sing jetzt nicht der Minne Lieder;
Deine Krone ging verloren,
 Deine Krone hol' erst wieder.

„Laß nicht ab von deinem Rechte,
 Weil es Räuber frech gewannen:
All' Italiens Herz empört sich
 Wider Anjou, den Tyrannen.

„Botschaft ward an deiner Wiege
 Von den Guelfen selbst vernommen,
Dich zu ihrem König fodernd,
 Und ein Pfand, du werdest kommen.

„Damals gab für dich die Mutter
 Dein Gewand von Hermeline,
Und den edeln Schatz der Guelfen
 Neidete der Ghibelline.

„Ueberschreite jetzt die Berge,
 Tritt auf deiner Väter Erden,
Und dein Heer wird wachsend, reißend
 Wie ein Strom der Berge werden!" —

Sechzehn Maie zählte Konrad,
 Angeweht von Lenzeshauche,
Aber schon des Sommers Zeugniß
 Sonnekündend in dem Auge.

Minneklanges mächtig worden,
 Als er fast „noch Kind an Jahren," *

* Im Jahr 1267, zwei Jahre nach Dantes Geburt.

* Worte Konradins selbst, in einem noch von ihm erhaltenen Minnelied.

Hatte jetzt, kein Kind an Herzen,
  Er Italiens Spruch erfahren.

„Mutter, Mutter, ward dir Kunde,
  Was mir diese Boten bringen?
Einmal diesen Arm noch laß dich,
  Und dann lang nicht mehr umschlingen.

„Sprich nicht von der Macht des Feindes,
  Sprich nicht von der Jugend Zärte:
War mein Ahne, Friedrich, älter,
  Als er siegreich griff zum Schwerte?

„Sprich nicht von dem Herzogthume,
  Wie es kaum noch mir gehöre:
Laß mein Letztes mich verpfänden;
  Stark, wenn nackt, wird Männerehre.

„Was mir bleibet, ist mein Name,
  Name jener Hohenstaufen,
Eine Perle, welche ausreicht,
  Um die Welt damit zu kaufen.

„Was mir bleibt, blieb Alexandern,
  Eh' den Erdkreis er besiegte;
Was mir bleibet, ist die Hoffnung:
  Laß mir, was auch ihm genügte!"

Und er überstieg die Alpen
  Nach der Väter alten Reichen,
Und alsbald von hundert Thürmen
  Wehten ihm des Grußes Zeichen.

Die Lombarden, die Toskaner
  Ließen hoch den Adler flaggen,
Und im Aufruhr warf Sicilien
  Schon das Frankenjoch vom Nacken.

Also freudig, angeflutet
  Ringsher von der Freude Wogen,
Nicht den Bann der Kirche achtend,
  War er rasch vor Rom gezogen.

Und die Römer kamen jubelnd
  Dem Gebanneten entgegen,
Bis hinaus zu Monte Malo
  Wölbend grüne Lorbeerbögen.

Bunt war, wie von einem Frühling,
  Straß' an Straße überhangen,
Den Ersehnten, Blüthereichen
  Unter Blüthen zu empfangen.

Schon nicht mehr dem König galt es,
  Dem den Thron der Franke raubte;
Schon sahn sie die Kaiserkrone
  Funkeln auf dem Jünglingshaupte.

Konradin gefangen.

Konradin, das Wort der Sterne
  An den größten deiner Ahnen,
Unter Blumen werd' er sterben,
  Mocht' dich's jenen Tag nicht mahnen?

Dachtest du nicht, was die Kränze,
  Was der Gruß der Stadt dir böten,
Die den keuschen Kranz der Freiheit
  Schon so hundertmal zertreten?

Deren Zuruf, deren Feste,
  Gleich dem Kuß der Buhlerinnen,
Jeder, der ihr werbend nahte,
  Sicher war sich zu gewinnen? — —

Fort zog Konrad, weit geleitet
  Von dem jauchzenden Getümmel,
Und breit hallend, tausendstimmig
  Stieg dieß Abschiedswort zum Himmel:

„Lebewohl, du kühner Adler,
  Muthig hebe dein Gefieder,
Kehre bald zu deinen Römern,
  Bald als Sieger kehre wieder!"

Und er focht bei Tagliacozzo,
  Wo sich Feind mit Feind vereinte,
Also tapfer, löwenmuthig,
  Daß der König Karl schon weinte.

Doch zuletzt, schon im Triumphe
  Vollen Siegs, durch List geschlagen,
Floh er dahin, wo die Freude
  Ihn umklang vor wenig Tagen.

Wo jetzt waren jene Blüthen,
  Die ihn eben noch umschlungen?
Wo jetzt jenes Willkomms Rufe,
  Die aus jedem Thor gedrungen?

Jene Rosen wurden Dornen,
Eh' ihr Purpur noch erblaßte;
Jener Ruf war Schrecken worden
Vor dem wiederkomm'nen Gaste.

Ungegrüßt, wie ein Gestorbner,
Ging er durch die scheue Menge,
Der noch ob den Häuptern schwebten
Jenes Blumendachs Gehänge.

An weß Thüre sollt' er pochen,
Falls die Guelfen sich bewehrten,
Ihre Führer, die Orsini,
Die Savelli wiederkehrten?

Drum mit Wen'gen nach Astura
Floh er auf gemiednen Pfaden,
Dort ein Fahrzeug zu gewinnen
Nach Siciliens Gestaden.

Milde Sommerhauche spielten
Mit des Hafens Wimpeln leise,
Günst'ge Halcyonen zogen
Ob den Fluthen ihre Kreise.

Willig ließ sich, rasch, ein Fährmann
Zu dem leichten Wagniß dingen;
Leise hob das Glück der Staufen
Noch einmal die alten Schwingen.

Schon umspritzt von weißem Schaume
Schnitt das Schifflein durch die Wogen,
Als ein breit gespanntes Segel
Rauschend kam ihm nachgeflogen.

Denn der Herr Asturas hatte
Von zwölf Eilenden erfahren,
Die, mit Gold den Schiffer zahlend,
Rasch an Bord gegangen waren.

Waren's Deutsche, waren's Welsche,
Die so schnell den Port verlassen?
Edle schienen's, Schlachtentfloh'ne;
Eine Beute galt's zu fassen!

„Halt!“ so rief's vom hohen Decke
Der bewehrten Galeote,
Rückkehr nach dem Strand gebietend
Dem erreichten flücht'gen Boote.

„Wer ist's,“ frugen die Ereilten,
„Der die off'ne See uns wehret?“ —
„Giacome * di Frangipani,
Dem Astura angehöret!“ —

„Frangipani? Hoffnungsname!
Meine Sterne seh' ich leuchten!“
Rief der Herzog, als die Andern
Ob dem rauhen Wort erbleichten.

Und: „Wer bist du?“ frug ihn Jener,
Als sie an das Land gestiegen. —
„Kennst du mich nicht,“ sprach der Jüngling,
„An des Freunds, des Ahnes Zügen?

„Ich bin Der, von dessen Ahne
Du zum Ritter wardst geschlagen;
Der, von dessen Ahn die Deinen
All ihr Gut zu Lehen tragen.

„Ich bin Der, der um sein Erbe
Offnen Kampf mit Karl begonnen;
Ich bin Der, den List besiegte,
Als den Sieg er schon gewonnen.“ —

„Der?“ rief Jener. „Bist du kommen,
Um Neapels Thron zu ringen?
Sieh, dort nahen schon die Boten,
Dich vor diesen Thron zu bringen!“

Und gleich einem niedern Frevler,
Von der Menge Hohn begleitet,
Ward in seines Reiches Hauptstadt
Friedrichs letzter Sproß geleitet.

Frangipani, Frangipani,
Dieß war alten Bunds Gedächtniß?
Dieß an deine Ritterehre
Jenes Kaiserstahls Vermächtniß?

Herz Italiens, das ergrimmte
Unter Anjous blut'gem Schwerte,
Dieses war das Band der Eintracht,
Die dir endlich wiederkehrte?

Land des Lenzes, das der Schönheit
Blüthenreich Geschenk erhalten,
Mußt, um ihren Kranz du streitend,
Ewig deine Seele spalten?

* Jakob (Dschacome). Nach andern hieß er Johann.

Siehst nicht des allein gelaß'nen
Männerschmerzens bitt're Thränen,
Wie sie von der Wange schleichen
Heimlich deinen besten Söhnen?

Wer die erste deiner Perlen,
Eifern ewig deine Städte,

Werden nie zu Eines Herzens
Fester, feindesmächt'ger Kette. *

Fr. Notter.

* Das Gedicht ward vor den jetzigen Bestrebungen in Italien, überhaupt schon vor dem letzten Kriege verfaßt.

(Schluß folgt.)

Correspondenz-Nachrichten.

Paris, Januar.

Kapellmeister Girard †. — Graffet †. — Lord Seymour. — Sans queue ni tête. — Lamartine. — Lacordaire, Candidat für die Akademie. — Ball in den Tuilerien.

Das plötzliche Verscheiden des Kapellmeisters Girard hat in der That etwas Grausiges. Man gab die Hugenotten; der große Saal war vollgepfropft, wie gewöhnlich, wenn das Stück auf dem Zettel steht. Eine glänzende Versammlung horchte auf die wohlbekannten Töne, die man immer mit Freuden wieder hört, als plötzlich der Genius des Todes vorüber schwebte und mit dem eisigen Finger das Herz des Meisters berührte, der das Fest leitete. Nach dem zweiten Aufzuge sagte Girard zu einem Nachbar: „Fühlen Sie, wie mir das Herz klopft! Mir ist nicht wohl." Man rieth ihm, sich zu entfernen; der zweite Kapellmeister Deldevère war in der Nähe und konnte ihn, ohne die geringste Störung zu verursachen, auf der Stelle ersetzen; Girard blieb. In der Mitte des dritten Aktes sah man ihn erbleichen; er wäre vom Stuhle gefallen, wäre nicht seine nächste Umgebung ihm zu Hülfe gekommen. Man führte ihn in's Foyer und trug ihn in den Wagen, der ihn nach seiner Wohnung brachte, wo er um ein Uhr nach Mitternacht verschied. Das unerwartet Schreckliche dieses Sterbefalls hat wesentlich zu der allgemeinen Theilnahme beigetragen, denn als Kapellmeister, oder, wie man hier sagt, chef d'orchestre, stand eigentlich Girard nicht in unmittelbarem Verhältniß zum Publikum und hatte sich durch seine eigenen Leistungen keinen sonderlichen Ruf erworben. Ich kenne von ihm bloß eine einzige komische Oper: „Les deux voleurs," die zwar unter die guten, nicht aber unter die besten gehört. Und in jeder Kunst ist nur das Beste gut. In den ersten Jahren der Regierung Louis Philipps leitete Girard das Orchester der italienischen Oper, die damals in ihrer Blüthezeit stand. Da sangen Rubini, Tamburini, Lablache und die Diva Ninetta, die Malibran, welche heiße Thränen auf der Bühne vergaß und alles in der Wirklichkeit litt, was die Frauen litten, die sie darstellte. Wenn sie am Schlusse einer Vorstellung hinter die Coulissen trat, hüllte man sie in eine wollene Decke und trug sie in ihre Loge. — Nach Habeneks Rücktritt ward Girard zu dessen Nachfolger gewählt und übernahm gleichzeitig die Direktion der Société des Concerts im Jahr 1846. Er schied, ohne einen seiner sehnlichsten Wünsche erfüllt zu sehen, nämlich die Gehaltsverbesserung der Musiker des Orchesters der großen Oper. Die Mehrzahl derselben verdient nicht so viel, wie die allergewöhnlichsten Fiedler, die auf den öffentlichen Bällen spielen. Girard selbst bezog als erster Kapellmeister achttausend Francs, die monatliche Gage der Borghi-Mamo. Die Exequien fanden in der Kirche St. Roch statt gegen eilf Uhr. Um neun Uhr war's schon nicht mehr möglich in die Kirche zu kommen; die Pariser, die immer lüstern nach einem Schauspiele und nach einer musikalischen Produktion sind, zumal wenn es nichts kostet hatten sich in aller Frühe schaarenweise eingefunden. Es lohnte sich allerdings der Mühe. Die Société des Concerts und die Sänger der großen und der italienischen Oper führten das Requiem von Mozart und Beethovens Trauermarsch auf.

Als Girards muthmaßlicher Nachfolger wurde sofort Berlioz bezeichnet. Unter allen Concurrenten ist er unstreitig der fähigste; er hat bei vielen Veranlassungen bewiesen, daß er es wie kein anderer versteht, große Massen von Executirenden zu handhaben und durch die verwickeltsten Engpässe einer Partitur ohne Anstoß zu führen; allein zwei Hindernisse stehen ihm im Wege. Berlioz hat bekanntlich das Referat über die Musik im Journal des Débats, und in seinen humoristischen Excentricitäten hat er sich oft sehr derbe Ausfälle gegen das Treiben an der großen Oper erlaubt; sodann würde sich die Direktion

gewissermaßen genöthigt sehen, das neueste Werk des genialen Mannes darzustellen, dessen Opern bisher durchgefallen sind. Hat das Publikum, hat der Autor Unrecht? darauf kommt's der Direktion eben nicht an, welche vor allen die materiellen Interessen der Anstalt zu wahren hat. Die „Gründung Roms," so heißt die Oper von Berlioz, erfordert aber einen großen Aufwand. Somit erklärt sich's, daß der Urheber so vieler trefflichen Instrumentalcompositionen, der seitherige chef des choeurs, Dietsch, vorgezogen wurde. Girard war 1797 in Nantes geboren.

Gewissermaßen als Parodie auf diesen Trauerfall melden heute die Journale das plötzliche Verscheiden des Komikers Grassot. Nie hat ein Schauspieler mit geringeren Mitteln eine größere Popularität erlangt, als dieser; Stimme, Gesichtszüge, Gesten und Reden, alles bei ihm war Carricatur, Grimasse; man kann sagen er war die Carricatur der Carricatur. Mit seinem Erscheinen im Theater des Palais royal beginnt die Verfallzeit desselben; sofort wird das Komische grotesk, das Schlüpfrige wird unflätig, die Sprache wird gemein; sie encanaillirt sich und sinkt allmählig bis in die unheimliche Region, wo das Argot der Gauner und Diebe anfängt. Da konnte man in einem der besuchtesten Theater der civilisirtesten Stadt der Welt eine charmante Dame sagen hören: „Je m'en vais piquer un chien," statt, ich will mich schlafen legen. Der Unfug wurde endlich so arg, daß sich die Behörde in's Mittel schlug und in Hinsicht der Sprache Dichter und Acteurs in die Grenzen des Schicklichen zurückgewiesen wurden. Grassot war zuletzt heiser geworden, wie es heißt, in Folge von Excessen; er brachte einen Theil seines Lebens in einem Café in der Nähe des Theaters zu, wo er sich die Zeit mit Dominospielen vertrieb und dazwischen eine Menge petits verres zu sich nahm. Eine Reise nach Italien blieb ohne Wirkung auf seine Gesundheit. Er brachte aus diesem Lande ein Punschrecept mit, und der Punsch Grassot ist jetzt in allen Cafés zu haben. Seit einem Jahr hatte sich Grassot vom Theater zurückgezogen und das Café Minerve in der Nähe des Théâtre français in Pacht genommen.

Lord Seymour war in seiner Art ebenfalls eine Carricatur. Er ist zwar schon seit längerer Zeit todt, allein gegenwärtig werden die zu seiner Verlassenschaft gehörigen Mobilien, Kunstsachen rc. versteigert und die bereits fast erloschene Celebrität dieses Mannes flackert für ein paar Tage wieder auf. Lord Seymour war einer jener hier nur zu zahlreichen Fremden, die sich in der Pariser Nationalität verlieren. Der reiche Engländer ist selbst in seinen Excentricitäten völlig unabhängig; er befriedigt sein Gelüste, und ihn kümmert wenig, ob das Publikum davon Notiz nimmt oder nicht. Ziemlich allgemein ist die Geschichte jenes Lord bekannt, der in Mainz eine Yacht für sich allein miethete, sie mit allen Lebensbedürfnissen und nöthigen Möbeln versehen ließ, eine Reisehandbuch nebst einem Cicerone mitnahm, und in Köln ausstieg, ohne die schönen, von jedermann gepriesenen Landschaften auch nur eines Blickes gewürdigt zu haben. Dabei hatte er nur wenig Zeugen, und ehe die Kunde ruchbar geworden, war Mylord längst über alle Berge. Lord Seymour hatte Paris zum Schauplatz seiner humoristischen Streiche gewählt. Die Grenzen der Salons waren ihm zu enge; er wollte auch auf der Straße berühmt werden. Kein Fastnachtdienstag verging, wo nicht ein Aufzug veranstaltet worden wäre, von dem es hieß: „Das ist Lord Seymour." Man behauptet, er habe nur selten sich derlei Späße erlaubt; allein er wußte seine Sachen so geschickt zu machen, daß man ihm alle Fastnachtschwänke zuschrieb, welche einigen Aufwand erforderten. Die Eitelkeit hatte bei ihm die Selbstständigkeit, den Trotz des ächten britischen Humors vernichtet. Seine hinterlassenen Mobilien, Gemälde, Zeichnungen rc. legen von seinem Geschmacke eben kein glänzendes Zeugniß ab; desto besser ist oder war sein Keller bestellt: in diesem Punkte war er ganz Engländer. Man fand bei ihm nicht weniger als 18,000 Flaschen vor, lauter feine Weine, und sein Ruf als Weinkenner war so bewährt, daß bei der Versteigerung manche Sorten einen fabelhaften Preis erreichten; zehn Flaschen Chateau-Margaut wurden zu 300 Franken losgeschlagen, 30 Fr. die Flasche. Weder Steinberger noch Johannisberger haben es so weit gebracht. Die Virtuosität des edeln Lords im Kosten hatte einen so hohen Grad erreicht, daß wenn man ihm 24 Proben vorstellte, er auf's Genaueste den Namen einer jeden Sorte angeben konnte. Den Bordeaux zog er jedem andern Weine vor, und er entblößte ehrfurchtsvoll das Haupt, so oft der Gruaud-Larose von ihm genannt wurde, ein Name, der, ich will's nur gestehen, mir völlig unbekannt ist.

Von Lord Seymour zu „sans queue ni tête" ist der Uebergang leicht gefunden: es ist eigentlich gar keiner nöthig; wir bleiben in demselben Gebiete; hier wie dort tolles Zeug, Narretheien, mitunter gute Einfälle, und vor allem unermeßlicher Aufwand. Es braucht nicht bemerkt zu werden, daß „sans queue ni tête" zu deutsch heißt: „ohne Hand und Fuß." Die Jahres-Revue der HH. Coignard und Clairville entspricht vollkommen dem Titel; sie gibt selbst noch mehr, als dieser verheißt. Man könnte sie auch: „das Unterste zu Oberst" betiteln, denn sie fängt an, wie die meisten derartigen Schwänke schließen, mit einem Rundgesange, wobei sämmtliche Acteurs im Halbkreise aufgestellt sind. Einer nach dem andern tritt vor und läßt seinen Witz los, der in ein vierzeiliges Couplet gefaßt ist. Ein Herr auf dem Balkon protestirt dagegen, und es entspinnt sich ein Streit, der die Provinzialen und Fremden nicht wenig befremdet, die nicht wissen, daß der Protestirende selbst ein Acteur ist. Hierauf erscheint Monsieur Canardin, dessen Name keines weiteren Commentars bedarf, und meldet, daß der berühmte Seiltänzer Blondin nie existirt habe, und daß also der Uebergang über den Niagara eine Ente sey. Dann ruft er in die Coulissen: „au changement," und die Scene verwandelt sich. Mittelst des Herrn Canardin wird hie und da einiger Zusammenhang

zwischen den achtzehn Tableaux bewerkstelligt, woraus das Ganze besteht. Das Tableau, wo die Pariser Barrièren erscheinen, ist keines der glänzendsten; für den Pariser indeß ist es keine geringe Freude, ein halbes Dutzend hübscher junger Frauenzimmer zu sehen, die sich Madame de l'Etoile, Madame de Montmartre &c. nennen und, wie's hier Brauch ist, artig und höflich einander begrüßen: „Wie befinden Sie sich, Frau von Berry?" — „So ziemlich; und Sie, Frau von Clichy?" Dann schimpfen sie über Paris, das sie zerstöre; sie verschwören sich gegen die unersättliche Hauptstadt. Ein unterirdisches Getöse verkündet die Barrière d'Enfer; sie steigt feuerroth aus dem Boden und schreit: „Tod und Verdammniß!" Nur Charenton stimmt nicht mit ein: „da ganz Paris in Charenton nicht Platz fände, so habe man wohl gethan, Charenton nach Paris zu bringen." Eine der interessantesten Figuren im ganzen Stücke ist Père Lanturlu, der an den demolirten Häusern der Cité Wache hält: „Vor fünfundsiebzig Jahren wurde ich Rue aux Fèves in der Cité geboren, und heute steht von der Cité und von der Rue aux Fèves nur noch Père Lanturlu fest auf seinem Fundamente; ma parole d'honneur, c'est extraordinaire! — Kann ich doch kaum mich in diesen Straßen zurecht finden, wo meine Jugend verflossen!" Diese Betrachtungen sind an und für sich wahr, machen aber dadurch noch besondern Effekt, daß sich in ihnen ein Gefühl ausspricht, welches vielen hunderten von Zuschauern sich aufdrängt beim Anblick der Zerstörung eines großen Theils der Hauptstadt. Am Schlusse des Auftritts erschallt Militärmusik; die französische Armee kehrt aus Italien zurück. Die verwandelte Bühne stellt die Boulevards vor; eine Compagnie Zouaven defilirt, vor ihnen her geht eine Ziege, der Hund des Regiments und die Sapeurs u. s. w. Am besten gelingt den beiden Verfassern, die selbst dramatische Schriftsteller sind, die Persiflage der Bühnenstücke, die im vergangenen Jahr einiges Aufsehen gemacht haben. Die Wallfahrt nach Ploërmel konnte natürlich nicht verschont bleiben; Meyerbeer bleibt aber aus dem Spiele; die Späße zielen ausschließlich auf den Text und sind im Ganzen harmlos. Viel schlimmer kommt eine der neuesten Possen der Bouffes Parisiens weg: Geneviève de Brabant. „Ohne gerichtlich gezwungen zu seyn, parodiren sie mich, machen mich lächerlich, entpoetisiren mich, machen mich dumm, ja dumm (me bêtisent), das ist das rechte Wort. Sie nehmen mir mein Kind, verwandeln meine Hindin in einen Pudel, und lassen mir meinen Mann obendrein!" Der Père prodigue kommt hinzu, schenkt ihr ein Perlenhalsband, einen Zug Apfelschimmel, verspricht ihr die Ehe und geht mit ihr ab. Das Schlußtableau stellt die Unterwelt vor; Pluto tritt auf mit einem Brief in der Hand, den ihm so eben der Briefträger aus Paris gebracht: Chicard und Mimi Bamboche laden sich bei ihm zu einem Maskenballe ein. Orpheus singt in den Coulissen: „J'ai perdu mon Eurydice!" — „Ist der vermaledeite Sänger schon wieder da!" ruft Pluto entrüstet. „Was will der Pinsel?" — „Es ist Orpheus vom Théâtre lyrique, er wünscht Sie zu sprechen, er habe Eile." — „Sagt, ich sey nicht zu Hause; ich muß auf's Kaffeehaus, meinen Absynth zu trinken &c." Die Scene zwischen Orpheus und Eurydice wird mit einigen Varianten parodirt: Pluto erweckt Eurydice zum Leben, sie weigert sich aber ihrem Gemahl zu folgen; sie bleibt, um an dem Balle Theil zu nehmen, der mit einem Galop infernal schließt. In dem Stücke sind mit Inbegriff der Tänzerinnen an die hundert Schauspieler und Schauspielerinnen beschäftigt, die im Durchschnitte drei Rollen, manche vier zu spielen haben, deren jede ein besonderes Costüm erfordert. Unter den Personagen, die auftreten, befinden sich, außer den sieben Barrièren, das Dictionnaire des contemporains, eine Landkarte, der Boulevard du Temple, der Wein zu 4 Sous, ein Dutzend Nordlichter (aurores boréales), der Prado, das Casino, das Concert Musard, der Platz Du Châtelet u. s. w., alle in allegorischer Tracht. Außer den bereits erwähnten Dekorationen kommt unter anderem vor: das Kabinet eines chef de station einer Eisenbahn, nebst dem Apparat für den elektrischen Telegraph; ein Regenbogen, wo die während des verflossenen Jahres an verschiedenen Orten beobachteten Nordlichter im Widerschein des Sonnenglanzes als hübsche Frauen erscheinen und in anmuthigen Gruppen aufgestellt sind u. s. w. Es nimmt kein Ende, es ist eine Abwechslung, ein Reichthum, eine Verschwendung, die zuletzt ermüdet und erdrückt, und man dankt Gott, daß einen die Hölle endlich von dem Spuk befreit. Mehrere andere Theater geben eine ähnliche Jahresmusterung; mit Einer ist's hier genug; es fehlt dergleichen wunderlichen Schauspielen meist der logische Zusammenhang und das Interesse an einer allmählig sich entwickelnden dramatischen Handlung.

Geneviève de Brabant ist ein gänzlich verunglücktes Machwerk, und ich habe eine wahre Freude an dem Fiasco der beiden Schriftsteller, welche die rührende Legende mit ihrem unflätigen Witze besudelt haben. — Eine der interessantesten Theaterneuigkeiten ist noch im Werden: Lamartine arbeitet an einem Drama, das nächstens in der Porte St. Martin in Scene geht: „Geneviève oder die Geschichte einer Dienstmagd." Der Stoff ist aus einem seiner besseren Romane entlehnt, der denselben Titel führt. Gestern las ich in einem hiesigen Journale: „Dienstag 7. Februar 1860 wird in der Notariatskammer von Paris Mittags um zwölf Uhr das schöne Landgut Monceau, Hrn. A. de Lamartine gehörig, an den Meistbietenden versteigert werden. Diese sieben Kilometer von Macon gelegene Besitzung besteht aus einem Schlosse nebst Park, Wiesen und Weinbergen ersten Ranges; vierzig Wohnungen für Weingärtnersleute, mit Kellern und nöthigem Geräthe versehen; außer dem Schlosse mehrere herrschaftliche Häuser mit englischen Anlagen, Küchengärten; sehr schöne Aussicht nach dem Jura und den Alpen; jährliche Einkünfte 45 bis 70,000 Franken; Anschlag eine Million." So ist's also geschehen: die Nationalsubscription hat den

Dichter stecken lassen. Große Talente reichen nicht hin, um allgemeine Sympathien zu wecken! Nach dem Tode des Generals Foy brachte die Nationalsubscription zwei Millionen für seine hinterlassene Familie zusammen. Selbst als Redner wird niemand General Foy mit Lamartine vergleichen wollen, der in jeder Hinsicht eine der außerordentlichsten literarischen Erscheinungen ist, die Frankreich hervorgebracht. Doch brechen wir ab. Ich möchte nicht gern den Dichter der Meditationen verletzen. Diese große Besitzung gibt uns übrigens Aufschluß über die finanziellen Wirren, in die Lamartine zuletzt gerathen ist. Ursprünglich gehörte ihm nur ein kleiner Theil, das Uebrige kaufte er von den Collateralerben unter sehr lästigen Bedingungen zusammen, die seinen Ruin nach sich zogen. Das schöne Landgut Monceau, das jetzt gerichtlich an den Meistbietenden versteigert wird, wurde für ihn das Faß der Danaiden, das die ungeheuern Summen verschlang, die ihm seine Schriften eintrugen. Dabei hält sich der Dichter noch immer für einen tüchtigen Geschäftsmann; er lächelt über seine Poesien, wie der erwachsene Jüngling über das Spielwerk seiner Kindheit. Gretry hielt sich für einen großen Denker und schrieb ein großes Werk über Metaphysik, das niemand gelesen hat und auf das er sich mehr zu gute that, als auf alle seine Opern. Zur Ehre Lamartines muß ich noch beifügen, daß, einem allgemein verbreiteten Gerüchte zufolge, seine Schulden bezahlt würden — wenn er wollte.

Den 4. Februar wird die Académie française einen Sitz in ihrer Mitte vergeben. Unter den Candidaten befindet sich Pater Lacordaire, worüber mancher Leser sich wundern wird, und nicht ohne Grund. Die Herren der Akademie befassen sich allerdings zunächst mit der Redekunst, und Lacordaire hat als Kanzelredner einen verdienten Ruf; allein sie machen Theaterstücke und die Schauspieler sind der Hölle verfallen, daran zweifelt kein wahrer katholischer Christ; sie dichten auch über die Liebespein und über die treulosen Frauen und über andere eben so unorthodoxe oder heterodoxe Dinge; die meisten sind wohl Freidenker, Heiden, die außer der homerischen Fabellehre kein Heil in der Kunst sehen und für welche der Verfall der Beredtsamkeit mit dem Erscheinen der Kirchenväter beginnt. Und bei der Aufnahme eines neuen Mitgliedes, oder bei sonstigen öffentlichen Feierlichkeiten eilen die schönsten Frauen von Paris in die Rotunde des Institutspalastes, und das ist kein Schauspiel, das sich für einen Ordensgeistlichen, für einen Mönch schickt, in dessen Kloster kein weibliches Wesen zugelassen wird. Abbé Dupanloup ist freilich auch Mitglied der Académie française, allein er ist Weltgeistlicher und Bischof und durch seine Stellung gezwungen, in der großen Welt zu erscheinen. Pater Lacordaire ist, wo ich nicht irre, in Besançon geboren und kam nach geendetem Rechtsstudium nach Paris, wo er ein paar Jahre als avocat stagiaire arbeitete. Nach Verlauf dieses Noviciats begab er sich zu den Sulpitzianern, trat in's Seminarium, studirte Theologie und machte sich durch seine Kanzelreden bemerkbar. Mit dem berühmten Abbé Lamenais, Generalvikar der Diöcese Rennes, entzweite er sich nach dessen Abfalle von der Kirche und stiftete später ein Kloster nach der Regel des heil. Dominicus. Im Jahre 1848 ließ er sich im Departement der Rhonemündungen zum Mitglied der Nationalversammlung wählen, wo er eine unbedeutende Rolle spielte. Mit der gegenwärtigen Regierung stand er nicht zum besten, und ich wunderte mich schon, daß er noch keine Tiraden zu Gunsten des Papstes abgefeuert; die Candidatur des beredten Paters erklärt mir dieses kluge Schweigen, denn die Wahlen der Akademie müssen durch den Kaiser bestätigt werden.

Die Faschingssaison wurde auf's glänzendste durch einen Ball im Tuilerienschlosse eröffnet. Diese Feste übertreffen an Pracht alles, was man unter Louis Philipp und selbst unter der Restauration gesehen. Der Ballsaal fängt eigentlich schon an der Stiege an, die mit Teppichen belegt, mit Blumen behängt, besteckt und bekränzt ist; dazwischen Girandolen, Lüstres; es ist ein Glanz und eine Verschwendung, daß man sich kaum denken kann, im Saale selbst noch Reicheres und Prachtvolleres zu finden. Einen wirklich blendenden Anblick gewähren die vielen Uniformen von allen europäischen Nationen. Die Kaiserin trug eine blauseidene Robe, darüber einen Ueberwurf aus Spitzen (point d'Alençon) und in ihrem Diadem den unter dem Namen „le régent" bekannten Diamant.

Dresden, Januar.

Dresdner Grübeleien.

(s. Nr. 45. 1859.)

II.

Nur an einem schönen Gesicht bemerkt und rügt man die Unregelmäßigkeit. Durchschnittsgesichtern ist solche Musterung erspart. Wenn wir an Dresden Dieß und Jenes auszusetzen haben, so kommt es lediglich daher, weil es zu den bevorzugten Erscheinungen zählt, deren Mängel um dieser Ausnahmsstellung willen doppelt weh thun. Es hat einmal ein feiner Kopf — wir glauben einer mit „Neige"-Locken — die Bemerkung gemacht, und Tieck soll dazu gelächelt haben, Dresden habe zwar viel Wind, aber der rechte Wind fehle ihm doch. Es kann nur jener kräftige Luftzug darunter gemeint seyn, gegen welchen ängstliche Naturen sich abzusperren lieben, jene geistige Brise, die hellen Augen und gesunden Lungen so zuträglich ist, und die verhätschelten Persönlichkeiten so leicht einen Schnupfen zuzieht. Wir sind häufig verschnupft und das eben um dieses Luftzugs willen. Könnten wir uns ganz unter die Glasglocke setzen, es ginge uns besser. Aber als eigentlicher Mittelpunkt des großen geographischen Begriffs, als ideales Washington der vereinigten Festlandsstaaten künftiger Geschlechter, als Hüttchen zwischen den beiden großen Gehöften Oesterreich und Preußen liegend, sitzen wir in beständig wechselnder Zugluft, ohne doch jener kräftigen Luftströmung uns rühmen zu dürfen, von welcher die Dame in Neige-Locken redete. Wir sind mit dem preußischen Königshause nah verschwägert — unser gelehrter König hieß im Munde des kranken Preußenkönigs sogar Herr Bruder Professor — wir sind ein protestantisches Völkchen und Moritz von Sachsen hat in der Altstadt ein an große Zeiten mahnendes Denkmal. Aber auf der andern Seite der Elbe, in der Richtung nach dem für uns verhängnißvollen Polen, galoppirt auf bronzenem Streitroß im prächtigen Imperatorenkleide der stark genannte August und erinnert an den Tag im Wienerischen Baden, wo das sächsische Königshaus sich wieder der allein seligmachenden Kirche zuwendete. Wir haben einen katholischen Hof. Was an Prinzen und Prinzessinnen um uns aufgewachsen ist, vermählt sich mit Ebenbürtigen aus Toscana, Tirol, Portugal und andern katholischen Staaten. Wir sehen die schwarzgelbe Flagge öfter als die schwarzweiße an der Pillnitzer Schloßtreppe aufgehißt, und wir stehen diesen begreiflichen Sympathien zu nahe, um dagegen zu remonstriren, wie wenig wir den Messias auch von den böhmischen Bergen herabkommen zu sehen erwarten. Mit Einem Worte, wir befinden uns in der Lage eines zwar vernünftigen, aber nicht übermäßig entschiedenen Mannes, welcher, in der Gefahr rechts und links gegen natürliche Sympathien zu verstoßen, allmählig schweigsam und schüchtern geworden ist. Nicht daß dieß Alles so ganz freiwillig vor sich gegangen wäre; 1849 liegt erst zehn Jahre hinter uns und Waldheim ist noch nicht ganz leer. Aber unverkennbar lag doch im Keime in uns, was unter des Gärtners Messer und Scheere im Lauf der letzten Jahre aus uns geworden ist, und so dürfen wir die eigenthümliche Lage, in welche das Schicksal uns gepflanzt hat, wohl als wesentliche Bedingung unseres Wesens betrachten. Wir stecken so voll Rücksichten, daß wir nicht einmal einen Versuch in der Richtung der nationalen Agitation gewagt haben, obschon unsere beiden einzigen Tageszeitungen sich Tag für Tag um den Eisenacher Kaiserbart und seine mehr oder wenigen grauen Haare befehdet haben.

Wenn ich nur von zwei Zeitungen rede, so ist dieß im großstädtischen Sinne zu verstehen. Es gibt deren mehrere, doch befleißigen sich nur zwei einer selbstständigen Polemik, das Dresdner (officiöse) Journal und die Constitutionelle Zeitung. Das ministerielle Journal verdankt seine Bekanntschaft in weiteren Kreisen einerseits der Rührigkeit unseres vielreisenden Ministers des Auswärtigen, dessen Ansichten und wohl auch häufig eigenhändige journalistische Auslassungen in den Spalten jenes Journals niedergelegt zu werden pflegen; andererseits der bezeichnenden Schlappe, welche unsere kleinstaatliche Allwissenheit kurz vor dem Ausbruch des italienischen Krieges erlitt, als wir Europa belehren wollten, Napoleon sey der Mann des Friedens und seinen gezogenen Geschützen fehle so Zündloch wie Mauloffnung; wir hätten's in den Vorzimmern der Tuilerien selber erlauscht. Uebrigens hat dieses Journal verdienstliche Anstrengungen gemacht, durch überarbeitete Artikel einen fortlaufenden Ueberblick der Tagespresse zu geben, so weit diese nicht allzu abweichende Ansichten vertrat. Eine Zeit lang war dieses fleißige Gebahren so im Credit, daß sich Leser der Opposition an der ministeriellen Zeitung vorzugsweise zu sättigen begannen, und man Hoffnungen auf politischen Witterungswechsel daran knüpfte. Seitdem sind die Neue Hannoversche und die Neue Preußische Zeitung — denn in dieser wohlfeilen Weise halten wir uns gern zu den Neuerern — so sehr wieder zu unsern Lieblingsschriftstellern geworden, daß die Farbe der verstorbenen Sachsen-Zeitung mit ihrem Redakteur Brandes nunmehr deutlich auf dieses ministerielle Journal vererbt erscheint und alles Schillern ein Ende erreicht hat.

Diesem Blatte gegenüber steht, mit einem Fuße auf kirchlich rationalem, mit dem andern auf großdeutsch nationalem Gebiete, die Constitutionelle Zeitung, welche seit ihrem etwa zehnjährigen Bestehen in Sachsen eine leidliche Volksthümlichkeit gewonnen hat, und deren Redakteur, Advokat Siegel, wenn auch kein gewandter Journalist, doch ein in gesetzlichen und confessionellen Fragen gut bewanderter Kämpe ist. Unsere engen Verhältnisse sind leider Schuld, daß sich begabte Federn der wenig lohnenden oppositionell politischen Journalistik nicht zuwenden. So begnügen wir uns denn mit der Freude an dem guten Willen und der Ehrlichkeit des Charakters und befriedigen unsere hier nicht gestillte Bedürfnisse in fremden Blättern. Uebrigens hatten wir auch eine Volkszeitung, die ihrer Berliner Namensschwester in ihrer politischen Richtung etwas näher stand, als die specifisch Constitutionelle Zeitung. Sie ist durch Kauf und Umtaufung wie ein Licht erloschen, das seinen Docht bereits im Erlöschen sah, als man es noch in's Nachbarhaus zu schaffen unternahm.

Zum Glück für unsere Landbevölkerung besteht endlich — wir übergehen die kleineren Tagesbremsen — noch eine „Dorfzeitung," deren besonnener Redakteur Walther allwöchentlich eine gut geschriebene Zusammenstellung der politischen Wochenereignisse dem Volke zugänglich macht, worin er frei von Pathos und Redeaufwand den Einheitsbestrebungen Deutschlands und einer richtigen Würdigung der größten protestantischen deutschen Macht das Wort redet. Er hat viel dazu beigetragen, daß unsere ländliche Bevölkerung eine klare Anschauung in diesen Dingen hat, und ohne von dem Für und Wider der beiden Tageszeitungen Notiz zu nehmen, mit jedem Wochenschlusse so ungefähr weiß, wo uns der Schuh drückt. — Auch der Dorfbarbier schlendert noch immer mit seinem politischen Scheerbeutel von Haus zu Haus, und die beliebte Gemüthlichkeit seines Redakteurs Stolle macht die zunehmende Abneigung gegen den ehemals so gern gehörten, naivweitläuftigen Gesprächston, in dem sich General Pulverrauch und der Barbier noch immer unterhalten, bis jetzt für das Blatt zu keiner bedrohlichen. Lange freilich wird man dergleichen denn doch wohl nicht mehr gedruckt lesen mögen, und die mancherlei guten Gedanken, so wie die immer vortreffliche Haltung in entsprechenderer Form lieber und kürzer sich gefallen lassen.

Den ästhetischen, belletristischen, kritischen und dramaturgischen Fragen geht im Feuilleton des Dresdner Journals der Liedercomponist Carl Bank nach. In der Constitutionellen Zeitung hat Dr. Gieseke, der frühere Redakteur der Leipziger Novellenzeitung, seit Anfang des vorigen Jahrs den von der Feuilleton-Redaktion zurückgetretenen Dr. Julius Hammer ersetzt. Außerdem gehen von hier aus in der Form von dramaturgischen und literarhistorischen Briefen von Zeit zu Zeit Berichte des Dr. Wolfsohn an das Sonntagsblatt der officiösen Leipziger Zeitung. Auch Alexander Ziegler, der Reiseschriftsteller, Julius von Wickede, der militärische Belletrist, Sternberg, der Mann der untergegangenen guten Zeit, leben und schreiben hier, Gutzkow nicht zu vergessen, den der römische Zauberer noch nicht losläßt, und Gustav Kühne, welcher ohnlängst ein Schauspiel: Kuß und Gelübde oder die Geheimnisse von Venedig (irren wir nicht, nach einer italienischen Novelle), an die Bühnen versandte.

Gustav Kühne hat ohnlängst eine anmuthige Villa sammt umfangreichem Weinberge zwischen Pillnitz und Nieder-Pognitz gekauft. Julius Hammer residirt im Sommer in Pillnitz selbst, wo er im Schatten schöner Nußbäume sich von den Mühen des abgeschüttelten Redaktionsjochs in schöner, dramatisch fruchtbarer Muße erholt. Robert Waldmüller hat sich auf einem Bergsitze über dem weinreichen Oertchen Wachwitz angebaut, von wo aus das gesegnete Elbthal von Meißen bis nach dem böhmischen Schneeberge hinüber sich in augenerquickender Schönheit überblicken läßt. Berthold Auerbach endlich weilt seit dem vorigen Frühjahr in Schandau und hat die dortige Natur so lieb gewonnen, daß er auch den Winter daselbst zubringt. Es scheint die lockende Gegend von der sächsischen Schweiz bis nach Dresden noch zu mancher dichterischen Siedelei verführen zu wollen. Namentlich Berlins naturvernachlässigte Bewohner senden alljährlich ihre Vorposten hieher, und früher oder später wird Pillnitz das moderne Bajä der Intelligenzmetropole werden. Im vorigen Jahre erfreute es sich, außer des Einspruchs vieler andern Besucher, einer Erholungsvillegiatur der Gebrüder Grimm. Auch Adolph Stahr und Fanny Lewald brachten ein paar Weinlesewochen in dieser freundlich gelegenen Abgeschiedenheit zu, und wenige mögen von hier scheiden, ohne den Wunsch dauernder Wiederkehr und Niederlassung im Herzen zu hegen. Man hört denn auch von manchem derartigen Plan.

Leider stehen uns auf anderem Gebiete Verluste bevor. Kaum hat uns Düsseldorf Bendemann entführt, so lockte, von Berlin aus, der ehrende Ruf der Akademie unsern Rietschel nach Spree-Athen hinüber. Es lockten zugleich mit diesem Rufe 3000 Thaler jährlichen Gehalts. Wer könnte einem Familienvater verübeln, daß sie mit in's Gewicht fallen? Läge Berlin für Rietschels delikate Gesundheit nur zum wenigsten günstiger als Dresden, dessen scharfe Luft ihn schon zu wiederholten malen nöthigte, über die Alpen pilgernd, sich von ihren Unbilden zu erholen. Noch ist übrigens große Hoffnung, Rietschel seiner Vaterstadt zu erhalten.

Noch beklagenswerther als jener doch nur lokale Verlust würde für die große Anzahl der Verehrer Ludwig Richters die Nachricht seyn, wenn sie sich bestätigt, daß die illustrirende Thätigkeit dieses ausgezeichneten Künstlers ihr Ende erreicht zu haben scheint. Obschon noch rüstig von Gesundheit und frisch von Empfindung und Erfindung, wird ihm aller Wahrscheinlichkeit nach der leidende Zustand seiner Augen gerade diejenige Bühne seiner Thätigkeit verbieten und völlig verschließen, auf welcher seine

Begabung ihre volksthümlichsten Seiten herauszukehren vermag: das Illustriren auf dem Wege des Holzschnitts. Wie wir diese Art Zeichnung bis jetzt behandelt sehen, erfordert sie schon beim Aufzeichnen auf den Holzstock eine feine Behandlung, die dem Auge fast zu viel zumuthet. Schnorr, dessen illustrirte Bibel in jedermanns Hand ist, hat bisher, obschon einäugig, mit bewundernswerther Ausdauer diesen Kunstzweig gepflegt, allem Anscheine nach begünstigt durch die minder kleinen Verhältnisse seiner Darstellung, verglichen mit den häufig auf knappe Raumberechnung angewiesenen Figuren Richters. Vielleicht daß, wenn es diesem letzteren möglich wäre, sich an Größenverhältnisse zurück zu gewöhnen, die dem Auge weniger Anstrengung zumuthen, seine Thätigkeit in dieser Richtung ihre nun frühzeitig erreichten Grenzen noch einmal in weitere Entfernung hinaus stecken könnte. Aber dergleichen scheint dem Uneingeweihten leichter, als es in Wirklichkeit ist. Wir können für den engen Rahmen alle Bedingungen in uns ausgebildet haben und fühlen eben deßhalb, daß sie uns nicht freie Entfaltung unserer Kräfte mehr gestatten, wenn wir daran gehen, den großen Rahmen zu füllen. Immer bleibt es gewiß, daß wir Richters Bleistift vermissen werden, wenn es ihn zu ersetzen gilt. Obschon sich fortwährend Schüler an ihm heranbildeten und man sich daran gewöhnt hatte, diese wohlfeile Art unserer Kunstgenüsse als einen nie auszuschöpfenden Born zu betrachten, der, einmal erschlossen, nicht mehr fehlen werde, so lange Schriften wie die Spinnstube, wie die Bechstein'schen Mährchen, wie die Hebel'schen Gedichte Verwandtes hervorrufen; obschon wir, wie die frische Luft und das tägliche Brod, ohne viel Dankesworte hinnahmen, was so leicht hingeworfen erschien — fehlen wird es uns mit Einem Schlage, und Keiner ist da, ihn zu ersetzen. Bei solchem plötzlichen Kraftversagen drängt sich der Wunsch mächtig vor, alle Kunst der ärztlichen Wissenschaft zur Bekämpfung des verkümmernden Uebels in's Feld gerufen zu sehen; und wir fragen uns, wie es nach so vielgewürdigter Thätigkeit mit den Arbeitsfrüchten steht, von denen sich außerordentliche Anstrengungen zu nochmaliger Genesung bestreiten ließen. Leider aber tritt uns hier die alte Erfahrung entgegen, daß nicht jeder das reichlich Ausgestreute in eigene Garben binden darf, vor Allem nicht der Künstler in seiner arglosen Lust am Schaffen, über die das Recht am Geschaffenen seiner Beachtung entgeht. Die meisten Holzstöcke hat Richter auf Bestellung gezeichnet und sie sind nicht mehr sein. Sie gehören den Verlegern der illustrirten Werke, und in seiner anspruchslosen Weise hat der eigentliche geistige Besitzer derselben wohl kaum noch selbst die Möglichkeit vorausgesehen, daß ihr künstlerischer Werth sie dermaleinst zu einem Geschenke geeignet machte, das in selbstständiger künstlerischer Zusammenstellung die Freunde dieser Gattung aus keiner Hand lieber in den Buchhandel gebracht sehen würden, als aus der Hand des Künstlers selbst. Nun ist ihm noch überdieß zur Zeit seiner ungeschwächten Thätigkeit ein spekulativer Buchhändlerkopf mit dem Gedanken an ein solches Unternehmen zuvorgekommen. Wigands Richter-Album ist in den Händen Aller. Es hat ohnlängst die dritte Prachtausgabe erlebt, wie wir gehört zu haben glauben, die Auflage zu nicht weniger als 3000 Exemplaren gerechnet. In diesem Album finden sich außer den Holzschnitten für Wigands Verlag (Hebels Gedichte) auch solche, welche andern Buchhändlern gehörten und die ohne Zweifel in der nämlichen Voraussetzung zu diesem Zwecke abgelassen wurden, welche dem Käufer des Albums, zumal beim Lesen der Vorrede sich aufdrängt, nämlich, daß Richter selbst, wie billig, durch nochmalige zusammengestellte Herausgabe seiner besten Zeichnungen eine Nachlese auf eigenem Acker halte. Nichts ist aber der Wirklichkeit unähnlicher. Wir mögen den Ehrensold gar nicht nennen, welcher, als freiwillige Huldigung Seitens des glücklichen Spekulanten, dem Schöpfer dieses Werkes noch Dankesverpflichtung auferlegt hat — oder aber warum nicht? wir wollen seine Bescheidenheit nicht unserem Unmuth einen Zaum anlegen lassen, wir wollen die Summe verrathen — es waren in Allem zweihundert Thaler. Ein gesetzkundiger Kopf klügle heraus, wie weit etwa des Autors Recht hier nachträgliche Sühne verlangt. Jetzt, wo Richters Hand uns wenig oder nichts in dieser Art mehr spenden wird, jetzt wäre es doppelt erfreulich, zu wissen, daß jene lieblichen Bleistiftgedichte sich in Eine, und zwar in seine Hand zurück vereinen ließen, um uns so nochmals zu neuem Genusse zurückgegeben zu werden. — Wo sind doch die Zeiten hin, in denen ein Auge, wie z. B. das Tizians, nahezu an die hundert Jahre im Dienste der Kunst aushielt? Schadow erblindete, Bendemanns Sehkraft ist seit Jahren im Abnehmen; nun kommt noch die Sorge um Richter hinzu. Möchte eine gründliche Kur ihm aufhelfen!

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 7. 12. Februar 1860.

— Saevior armis
Luxuria incubuit victumque ulciscitur orbem.
Juvenal.

Schilderungen aus der letzten Zeit der römischen Republik.

(Schluß.)

Erwägt man außer diesen Veranlassungen zu ungeheuern Ausgaben den Luxus, die Verschwendung und Ueppigkeit jener Periode, so kann es nicht überraschen, daß die Repräsentanten der vornehmsten Familien auf's äußerste verschuldet waren. Diese zerrütteten Vermögensverhältnisse zahlreicher, auf die Höhen des Lebens gestellter, an asiatischen Ueberfluß gewöhnter, kühner und begabter, von Gewissensrücksichten nicht gebundener Männer hat nicht am wenigsten zum Sturz der Republik beigetragen; sie hatten bei Umwälzungen nichts zu verlieren und alles zu gewinnen. Julius Cäsar, dessen väterliches Vermögen nicht groß und bald verschwendet war, der nie so viel hatte, als er brauchte, schuldete schon, ehe er ein Amt übernahm, an zwei Millionen. Nichtsdestoweniger verzierte er als Aedil das Forum, die Basiliken und das Kapitol mit Gemälden und Statuen, erbaute Hallen, in denen die zu seinen Festen angeschafften, aber überflüssigen Dinge aufgestellt wurden, und gab Fechterspiele, bei denen die Gladiatoren in silbernen Rüstungen auftraten. Als er nach der Prätur in seine Provinz Spanien abreisen wollte, ließen die Gläubiger ihn nicht fort, bis Crassus sich für etwa anderthalb Millionen verbürgte. Marc Anton schuldete schon in seiner Jugend nicht viel weniger als eine halbe Million, in der Zeit von Cäsars Ermordung (nach der Angabe seines Gegners Cicero) gegen drei. Curio wurde von Cäsar durch Bezahlung seiner Schulden erkauft, die auf etwa vier Millionen angegeben werden. Cicero bemerkt in seinen Briefen an Atticus, Cäsar könne auf alle Verschuldeten rechnen, ihre Zahl sey größer, als er gedacht habe; übrigens bedurften die Anhänger des Pompejus des Kriegs nicht weniger, um ihre Gläubiger los zu werden. Als non plus ultra erwähnt Plinius, daß der von Cicero vertheidigte Mörder des Clodius, Milo, etwa fünf Millionen geschuldet habe. Bei seiner Verbannung wurde seine Habe für einen geringen Preis verkauft, und seine Gläubiger erhielten nicht mehr als vier Procent.

Ueber die Wohnungen und häuslichen Einrichtungen der damaligen Großen ausführlich zu sprechen, würde zu weit führen; einige charakteristische Angaben sind hinreichend, um wenigstens im Allgemeinen hievon richtige Vorstellungen zu geben. Das erste Haus in Rom, in dem man marmorne Säulen fand, und zwar zu einer Zeit, wo es deren noch in keinem öffentlichen Gebäude Roms gab, war das des Redners Crassus (der im Jahr 91 vor Christus starb). Er hatte vier Säulen von hymettischem Marmor aus Attika kommen

lassen, um damit die Bühne bei den Schauspielen seiner Aedilität zu schmücken, dann ließ er sie in seinem Atrium aufstellen; dafür wurde er heftig getadelt und wegen solcher Ueppigkeit spottweise (sein Haus befand sich auf dem Palatin) „die palatinische Venus" genannt. Hauptsächlich wurde die Wohnung wegen der herrlichen Bäume des Gartens geschätzt, die erst 180 Jahre später im Neronischen Brande zu Grunde gingen; mit Einschluß dieses Gartens taxirte einer sie auf ungefähr 400,000 Thaler. Doch wurde dieser Palast an Pracht von dem des Q. Catulus, des Besiegers der Cimbern, übertroffen, welcher (wie viele der damaligen Großen) ebenfalls auf dem palatinischen Hügel wohnte, der später ganz von den Kaiserpalästen occupirt wurde. Hier waren auch die Wohnungen Ciceros, Catilinas, des Hortensius, Antonius und Scaurus. Ciceros Haus kostete ungefähr 250,000 Thaler. Viele dieser Paläste waren jedoch verhältnißmäßig einfach, wie der des Hortensius, in dem man kein anderes Material als Stein von Albano und einfache Fußböden fand. Nichtsdestoweniger wurde er von August bis zum Jahr 3 nach Christus bewohnt, und nur einige Lorbeerbäume, die auf Senatsbeschluß vor der Thür gepflanzt waren, und ein am Giebel angebrachter Kranz von Eichenlaub bezeichneten dieses Haus als das des Beherrschers der Welt. Auch das Haus des Pompejus war weder groß noch prächtig; nach dem Siege über Mithridates und die Seeräuber ließ er es neu bauen und mit Schiffsschnäbeln verzieren. Aber auch so fand es Marc Anton, dem es nach Pompejus Tode zufiel, keineswegs seinen Bedürfnissen entsprechend, und machte neue Erweiterungen und Verschönerungen darin.

In der Regel dienten nur die Erdgeschosse der Paläste der Herrschaft zur Wohnung, die obern Stockwerke (die sich fast immer nur über einzelnen Theilen des untern erhoben) der Dienerschaft. Mosaicirte Fußböden waren schon seit länger als einem Jahrhundert in Rom bekannt. Wie unentbehrlich zu einer wohleingerichteten Wohnung man sie damals achtete, mag man daraus sehen, daß Julius Cäsar sie auf seinen Kriegszügen mit sich führte, um sie in seinen Zelten anbringen zu lassen. Dagegen waren die Wände noch mit Stuck bekleidet, und Cäsars Feldzeugmeister Mamurra war der erste, der sie mit Marmortafeln auslegen ließ. Wandmalereien sind jedoch vermuthlich damals schon üblich gewesen. Geräth enthielten die Zimmer und Säle der Römer nach modernen Vorstellungen nur wenig, das wenige war freilich um so pracht- und geschmackvoller und kostbarer. Bei dem vorwiegend öffentlichen Leben konnte ein Sinn für häuslichen Comfort sich nicht entwickeln (was, wenn auch nicht ganz in dem Grade, auch für das jetzige Italien gilt); dagegen suchte sowohl der feingebildete Formensinn als die rohe Prachtliebe auch in der häuslichen Einrichtung ihre Befriedigung. Die Gestelle der Sophas hatten schön geschweifte Bronzefüße oder waren ganz aus Bronze. Cicero versichert, daß alle derartigen Werkstätten in Syrakus während der drei Jahre von Verres Prätur mit solcher Arbeit für Verres beschäftigt gewesen seyen. Aber häufig waren sie auch mit Elfenbein, Schildkröte, Gold und Silber ausgelegt oder hatten Füße von edelm Metall; die Polster waren mit purpurnen oder gestickten (orientalischen) Teppichen behängt.

Ein enormer Luxus wurde mit kleinen runden Tischchen getrieben. Die Platten derselben mußten aus einer massiven Scheibe des am Atlas wachsenden Thujabaumes bestehen, dessen Querschnitte eine besonders schöne Maserung hatten. Da nun der Baum selten die nöthige Dicke erreichte, waren die Scheiben ungeheuer theuer. Plinius sah noch einen Tisch, für den Cicero ungefähr 70,000 Thaler bezahlt hatte, ein Preis, den er bei der relativen Armuth jener Zeit doppelt erstaunlich fand. Diese runden Platten ruhten auf einem einzigen künstlich geformten Fuß von Elfenbein. Dazu kamen prächtige Candelaber aus Bronze und Gefäße aller Art, theils durch ihr Material, theils durch die Arbeit werthvoll. In Sullas Zeit zählte man in Rom bereits hundertfünfzig hundertpfündige Schaalen von Silber, und manche Proscription war nur auf Anstiften von solchen erfolgt, die selbst eines dieser Kleinodien zu besitzen wünschten. Waren dergleichen Prachtgefäße angeblich oder wirklich aus den Händen berühmter griechischer Ciseleurs hervorgegangen, so bezahlten die Liebhaber ganz enorme Preise. Der erwähnte Redner Crassus hatte zwei Becher von der Hand des gefeierten Mentor, dessen Arbeiten in Rom sehr gesucht waren, für 7000 Thaler ungefähr gekauft, sie waren ihm aber zu kostbar, um sich ihrer zu bedienen.

Noch größer war die Leidenschaft für Arbeiten aus korinthischer Bronze, deren Mischung man nicht mehr kannte (daher die Sage, sie sey bei dem Brande Korinths durch den Zusammenfluß geschmolzener Metalle zufällig entstanden). Sie wurde mitunter selbst höher bezahlt als Silber und Gold. Ueberhaupt aber gehörten griechische Kunstwerke, wo möglich alte und von berühmten Künstlern gearbeitete, bereits nothwendig zum Inventar eines vollständig dekorirten Palastes. Die Art, auf welche man sich in den Provinzen dergleichen verschaffte, lernen wir aus Ciceros Anklageschriften gegen Verres kennen, wenn dieser freilich auch eben so sehr durch seine Kunstmanie als durch die

Unverschämtheit seiner Räubereien die meisten seiner Standesgenossen übertraf.

Auch Cicero, der von Kunst weder etwas verstand noch viel darauf gab, stattete seine Wohnung mit Gemälden, Büsten und Statuen aus, welche letztere durch Atticus Vermittlung in Griechenland gekauft waren. Hortensius bezahlte ein einziges Bild mit zehntausend Thalern ungefähr. Viele hatten damals schon Gemäldegallerien, und eine Villa ohne Marmor und Bronzestatuen und Bilder gehörte zu den seltenen Ausnahmen. Der oben erwähnte Scaurus legte die erste Sammlung von geschnittenen Steinen (Daktyliothek) in Rom an. Auch Bibliotheken fehlten nicht; am berühmtesten war die des Lucull, ein Sammelplatz der gelehrten Griechen, die sich damals in Rom aufhielten.

Wenn der Luxus der Paläste in Rom vorzugsweise auf Repräsentation berechnet war, so waren die Villen ganz dem Genuß und der Erholung geweiht. Die Sitte erforderte, daß man eine Besitzung in unmittelbarer Nähe der Stadt hatte (suburbanum), was natürlich die Preise dieser Grundstücke ungemein steigerte. Die anmuthigen Höhen und Abhänge des Albanergebirges mit ihrer reinen Bergluft und ihren wundervollen Aussichten auf Rom, die Campagna und das Meer waren damals zur Villeggiatur nicht minder gesucht als heute, namentlich Tusculum, dessen Ruinen über dem heutigen Frascati liegen. Hier hatte Cicero einen seiner geliebtesten Landsitze, der sich von der Höhe in die Ebene hinab erstreckt zu haben scheint; doch ist der Lokalpatriotismus der italienischen Antiquare vergebens bemüht gewesen, unten den zahlreichen Ruinen der Gegend die Ueberreste seiner Bauten zu ermitteln. Die kleine Besitzung wurde (seiner Meinung nach zu gering) auf 30 — 40,000 Thaler veranschlagt. Ein hochgelegener Spaziergang hieß zu Ehren des Aristoteles Lyceum, ein tieferer Akademie; er war mit bedeckten Gängen und Sitzen umgeben. Eine Statue Platos hatte Atticus Cicero aus Athen gesendet, deßgleichen andere Skulpturen und Gemälde; natürlich befand sich hier auch eine Bibliothek. Cicero vergleicht den Aufenthalt mit den Inseln der Seligen. Auch der mäßigste Mann konnte sich mit Einem Landsitz nicht begnügen. Cicero, der keineswegs besonders verschwenderisch oder prachtliebend und auch niemals in eigentlich glänzenden Verhältnissen war, hatte deren dreizehn. Nächst den Gebirgsgegenden waren vor allem die Meeresküsten gesucht. Hier lagen Ciceros Villen bei Porto d'Anzo, Astura, Gaeta (in deren Park er ermordet wurde) und mehrere am Golf von Neapel. Hier war der Boden so sehr im Preise gestiegen, daß Lucull für eine Villa an dessen Südspitze, welche Cornelia, die Mutter der Gracchen, für 5000 Thaler gekauft hatte, mehr als 160,000 gab. An dieser Küste strömten die schöne Welt, die vornehmen Müssiggänger zusammen, abgesehen von den zahlreichen Kranken, die in den dortigen Bädern Heilung suchten. Von Lucullś Villen war die tusculanische die schönste; hier war alles vereint, was zum raffinirtesten Lebensgenuß beitragen konnte; doch tadelte man die Ueberladung mit Gebäuden, weßhalb sie ein Landgut ohne Land genannt wurde. Ein Ankläger Lucullś zeigte sie dem Volk im Bilde, um ihm von seiner Ueppigkeit eine Vorstellung zu geben. Wenn einer der Zeitgenossen in der Pracht und Schönheit seiner Villen mit Lucull wetteifern konnte, so war es Hortensius. Er wendete auf ihre Ausstattung und Erhaltung eine Sorgfalt, die viel Veranlassung zu Spott gab. Seine Feinde versicherten, er habe seine Lieblingsplatanen mit Wein begossen. Thiergärten, Fischteiche mit künstlich erwärmtem Wasser, worin die Fische abgerichtet waren, das Futter aus der Hand des Herrn zu nehmen, Vogelhäuser versorgten seine Tafel; aber die Wahl der schönsten Punkte zu seinen Landaufenthalten, ihre Ausstattung mit den Schätzen der Kunst und Wissenschaft zeigten, daß er für höhere Genüsse eine nicht minder feine Empfänglichkeit besaß.

So ausgedehnte Besitzungen in der Stadt und auf dem Lande erforderten eine große Menge von Sklaven, und eine noch größere die Sitte. Wie viele Bediente zu einem standesgemäßen Haushalt eines Großen in der Stadt gehörten, sieht man aus Ciceros Schilderung der unverständigen Wirthschaft seines Gegners Piso. Da ist keine Eleganz, nicht einmal Sauberkeit; ein Kunstwerk sieht man nirgends, die Becher sind groß, aber aus einer gewöhnlichen italienischen Fabrik; die Tafel ist nicht mit feinen Schüsseln, als Fischen und Muscheln, sondern mit Massen halbfaulen Fleisches bedeckt. Die aufwartenden Sklaven sind in schmutziger Tracht, einige darunter schon alt, der Koch versieht zugleich den Dienst des Saalaufsehers, ein Bäcker ist gar nicht im Hause, der Keller leer; Wein und Brod werden von den Verkäufern und aus der Schenke zur Mahlzeit geholt. Wenn es für unanständig galt, keinen besondern Koch und Bäcker zu haben, so mußte ohne Zweifel auch eine große Menge anderer Dienste durch eigene Sklaven besorgt werden, für die sehr leicht ein einzelner hingereicht hätte.

Daß Crassus fünfhundert Sklaven besaß, war damals keine Ausnahme mehr, wie man aus einem, nur ein Menschenalter später erlassenen Gesetz Augusts sieht. Es war Sitte, durch testamentarische Verfügung einer großen Zahl von Sklaven die Freiheit zu schenken, indessen

zur Verhütung der Uebelstände, die sich hieraus ergaben, nie mehr als ein Fünftel der ganzen Sklavenfamilie frei zu lassen, keinesfalls aber mehr als hundert; Plinius erwähnt, daß ein gewisser C. Claudius Isidorus, der im Jahr 8 vor Christus starb, nebst einem ungeheuern Vermögen in Geld und Grundstücken 4116 Sklaven hinterließ, und dieß, nachdem er in den Bürgerkriegen viel verloren hatte. Man wird also annehmen dürfen, daß einige hundert Sklaven in vornehmen Häusern die gewöhnliche, tausend und darüber noch keine ungewöhnliche Zahl waren. Bei der kurzen Reise von Rom nach Lanuvium, auf welcher Milo von Clodius angefallen wurde, ward er von einem großen Gefolge von Sklaven, worunter sich auch Gladiatoren befanden, begleitet. Clodius war zu Pferde, sein Gefolge bestand aus dreißig Sklaven ohne Gepäck, „wie es damals auf Reisen Sitte war.“ Ueberhaupt muß man sich hier erinnern, daß viele hochgestellte Männer Banden von Gladiatoren unterhielten, theils um sie in den Straßenkämpfen zu verwenden, theils um aus ihrer Vermiethung Gewinn zu ziehen. Spartacus brach mit einigen und siebzig Genossen aus der Gladiatorenschule des Lentulus Batiatus zu Capua aus, aber zweihundert waren im Ganzen an dieser Verschwörung betheiligt gewesen, und vermuthlich enthielt die Schule eine noch größere Anzahl, sämmtlich Sklaven Eines Herrn. Cicero erwähnt in seinem Briefwechsel gegen dreißig Sklaven und Freigelassene, natürlich nur auf besondere Veranlassung. Gewöhnliche Hausbediente werden (außer Briefboten) nicht genannt, desto mehr unterrichtete, ja literarisch und wissenschaftlich gebildete Leute, als Abschreiber und Vorleser, Aerzte, Lehrer (seines Sohnes und Neffen). Manche derselben versuchten sich selbst als Schriftsteller, wie der (bald freigelassene) Sekretär Tiro, der seinen Herrn überlebte und unter anderem sein Leben schrieb. Diese gelehrten Sklaven waren meistens Griechen, und Griechenland und der Orient lieferten überhaupt die meisten Sklaven nach Rom; celtische und germanische verwendete man lieber zur Landarbeit. Doch mit der Ausdehnung der römischen Herrschaft, die damals schon den größten Theil der bekannten Welt umfaßte, wurden Menschen aus immer ferneren Ländern nach Rom geschleppt. Schon zu Sullas Zeit ließen junge Stutzer sich von Negern in's Bad begleiten.

Die Behandlung der Sklaven war natürlich in verschiedenen Häusern sehr verschieden. Cicero behandelte die seinen milde und gütig, so viel als möglich räumte er ihnen die Menschenrechte ein, die ihnen die römische Ansicht völlig absprach. Während der alte Cato dem Landwirth empfiehlt, unter andern unbrauchbar gewordenen Dingen auch alte und kranke Sklaven zu verkaufen, erklärt es Cicero für unerlaubt, Sklaven bei großer Theuerung dem Hungertode preiszugeben. Er hielt sie nicht nur gut, sondern würdigte auch ihre Treue und Anhänglichkeit. Der Tod eines Vorlesers schmerzte ihn mehr „als sich vielleicht (nach römischer Ansicht und für einen Philosophen) geziemte.“ Die verdientesten wurden mit der Freiheit belohnt und dann, wie Tiro, beinahe als Familienmitglieder behandelt. Aehnliche Verhältnisse zwischen Herren und Sklaven scheinen nicht selten gewesen zu seyn; denn in den Proscriptionen des zweiten Triumphirats wurden viele Geächtete von ihren Sklaven mit eigener Gefahr und Aufopferung gerettet, während andere selbst von Gattinnen und Kindern verrathen wurden. Natürlich war eine gütige Behandlung der Sklaven nicht allgemein. Ein Piso (welcher, ist zweifelhaft, doch scheint er dieser Zeit anzugehören) hatte seinen Sklaven auf's strengste eingeschärft, nie zu reden, außer wenn sie gefragt würden. Einst ließ er einen Clodius zu Tisch bitten. Alle Gäste fanden sich ein, nur dieser nicht. Der mit der Einladung beauftragte Sklave wurde auf die Straße geschickt, um zu sehen, ob er käme, aber der Abend brach ein und er war nicht gekommen. Nun fragte Piso den Sklaven: „Hast du ihn auch geladen?“ — „Ja.“ — „Warum ist er denn nicht gekommen?“ — „Er hat sich entschuldigt.“ — „Warum sagtest du das nicht gleich?“ — „Weil du mich nicht danach fragtest.“

Das eheliche Leben und die Verhältnisse zwischen den beiden Geschlechtern überhaupt kommen in der Literatur und Geschichte jener Zeit überaus häufig zur Sprache, weil der Einfluß der Frauen selbst auf die öffentlichen Angelegenheiten ein sehr bedeutender war. Glückliche Ehen waren auch in den höchsten Ständen keineswegs selten, und unter den vornehmen Frauen war die Anzahl derer nicht gering, die in dem schmähsüchtigen Rom auch nicht die geringste üble Nachrede traf. Die drei Gemahlinnen Sullas, die Mutter Cäsars Aurelia Cotta, seine Gemahlin Calpurnia, seine mit Pompejus jung vermählte Tochter Julia, die Mutter des Marc Anton, Julia, seine mit dem älteren Drusus vermählte Tochter Antonia, Ciceros Frau Terentia und seine Tochter Tullia, die Mutter und Frau seines Freundes Atticus, die Mutter Augusts Aelia — unter all diesen hochgestellten Frauen ist nicht Eine, die ihren Ruf befleckt hätte. Bei der Massenproscription, welche die zweiten Triumvirn anordneten, wurden mehrere der Geächteten von ihren Frauen gerettet, zum Theil mit eigener Gefahr, oder auf der Flucht begleitet, wogegen freilich andere Frauen ihre bei ihnen Schutz suchenden

Männer auslieferten oder gar selbst ihre Proscription betrieben.

Eine der großartigsten und eine der liebenswürdigsten Frauen, die die römische Geschichte kennt, gehören dieser Zeit an, Porcia und Octavia. Porcia, die Tochter Catos von Utica, hatte den männlichen Sinn und die leidenschaftliche Freiheitsliebe ihres Vaters geerbt, ihre Sittenreinheit war über jeden Verdacht erhaben. Als Gemahlin des Brutus, des Befreiers, war sie die Theilnehmerin seiner Plane, die er ihr nicht zu verbergen vermochte; bei den Berathungen der Verschworenen nach Cäsars Ermordung wurde sie zugezogen. Daß sie, wie bei Shakespeare, vor ihrem Gemahl starb, ist sehr unwahrscheinlich; es war vielmehr der Schmerz über seinen Tod und den Fall der republikanischen Sache, der sie zum Selbstmorde trieb. Auch dieser scheint von dem Gerücht in's Abenteuerliche ausgeschmückt zu seyn: nicht durch Verschlingung glühender Kohlen, sondern wahrscheinlich durch Kohlendunst hat sie sich, da man ihr die Waffen entzog, den Tod gegeben.

Octavia, die Schwester Augusts und Gemahlin Marc Antons, ist eine der reinsten und edelsten Erscheinungen, die das römische Alterthum aufzuweisen hat. Ihre ächt weibliche, herrliche Natur bewährte sich unter den härtesten Schicksalen, die ihr ganzes Leben zu einem, trotz alles äußern Glanzes, höchst unglücklichen machten. Als die Triumvirn Tausende durch die Proscription opferten, fanden die Frauen der Bedrohten bei ihr freundliches Gehör, und durch ihre Verwendung bei den Machthabern gelang es nicht wenigen ihr Leben mit Geld zu erkaufen. Nach dem Tode ihres ersten Gemahls Marcellus ward sie, obwohl sie ein Kind von ihm noch unter dem Herzen trug, mit Antonius vermählt, zur Besieglung des Friedens, den ihr Bruder mit ihm geschlossen hatte. Diese Ehe, obwohl durch politische Convenienz gestiftet, schien glücklich zu werden, denn Octavias Jugend, Schönheit und Liebenswürdigkeit fesselten Antonius anfangs, und es gelang ihr eine Zeitlang, die Zwistigkeiten, die zwischen Bruder und Gemahl immer auf's neue ausbrachen, auszugleichen. Als Antonius sie dann um der viel älteren und nicht schönen Cleopatra willen verließ, angeblich um einen Krieg gegen die Parther zu führen, brachte sie Geld und Mannschaft auf, um ihn zu unterstützen, und zog ihm nach. Er verbot ihr die Weiterreise, sie gehorchte und bat ihn nur, zu bestimmen, wohin sie die Truppen senden solle. Ihr Bruder, dem es gewiß nicht unerwünscht war, durch den Anblick der edeln Dulderin das römische Volk gegen ihren unwürdigen Gemahl erbittern zu können, gebot ihr nun, dessen Haus zu verlassen, aber sie blieb und ließ auch in der Pflichttreue nicht nach, mit der sie seinen Sohn aus erster Ehe (von Fulvia) mit den beiden Töchtern, die sie ihm geboren hatte, erzog. Aber Cleopatra brachte Antonius dahin, daß er der Frau, die ihm trotz seiner unwürdigen Treulosigkeit eine so aufopfernde Hingebung bewahrte, den Scheidebrief schickte. Mit welchen Empfindungen mußte Octavia dem nun entbrennenden Bürgerkriege entgegen sehen, in dem ihr Bruder gegen ihren Gemahl stand! Aber auch mit Antonius Tode war das Maß ihrer Leiden noch nicht erfüllt. Ihr Sohn aus erster Ehe, von August (der nur eine Tochter hatte) adoptirt und zum Nachfolger bestimmt, ein herrlicher Jüngling, auf dem die Hoffnung des römischen Volkes ruhte, welkte in der Blüthe der Jugend hin. Man flüsterte in Rom, Livia, Augusts Gemahlin, die ihren eigenen Sohn Tiberius auf den Thron bringen wollte, habe ihm Gift gegeben. Auch dieser Schlag beugte weder die einzige Frau, noch erbitterte er ihr Gemüth, und den Abend ihres Lebens mag das Glück ihrer Töchter erheitert haben. August hatte ihr zu Ehren eine Halle gebaut, mit der eine Bibliothek verbunden war. Noch steht eine Ruine von diesem Porticus der Octavia in einem der schmutzigsten Theile des jetzigen Rom, am Eingang des Ghetto. In der Nähe ragt die geschwärzte Ruine des Theaters, das den Namen ihres Sohnes Marcellus trägt.

Doch wenn Frauen von fleckenlosem Wandel auch in den höheren Ständen jener Zeit gerade nicht selten und eheliche Treue keine Ausnahme war, so war freilich die größte Frivolität in den Verhältnissen der beiden Geschlechter nur zu sehr verbreitet, der Ehebruch gewöhnlich und die Ausschweifung suchte sich häufig nicht einmal zu verbergen. Die Leichtfertigkeit, mit der Ehen geschlossen und gelöst wurden, hatte schon damals eine schreckenerregende Höhe erreicht. Wie gering die Ehrfurcht vor der Heiligkeit des ehelichen Bundes war, zeigt in höchst auffallender Weise die Doppelehe von Marcia, Gemahlin Catos (von Utica). Der berühmte Redner Hortensius, eben so sehr als Gastronom und geschmackvoller Schwelger wie als Rival Ciceros viel genannt, bewarb sich bei Cato um seine Tochter Porcia (die oben erwähnte spätere Gemahlin Brutus, des Befreiers), obwohl sie damals schon vermählt war (mit Bibulus). Er wollte, so hieß es, nur Nachkommen haben, in deren Adern das Blut des allgemein verehrten Cato fließe; wenn dieser Wunsch ihm erfüllt worden sey, mache er sich bereit, Porcia ihrem Gemahl zurückzugeben. Dieß wies Cato nun freilich zurück, um so erstaunlicher ist es, daß er seine eigene Frau Marcia (mit Bewilligung ihres Vaters) an

Hortensius bis zu dessen Tode abtrat, ohne sich von ihr zu scheiden, und in der That kehrte sie nachher wieder zu ihm zurück. Dieses höchst seltsame Verhältniß machte nun freilich großes Aufsehen und wurde übel gedeutet. Cäsar, der eine Schrift gegen Cato verfaßte (der Anticato), behauptete, Cato habe mit seiner Frau ein vortheilhaftes Geschäft gemacht, sie habe ihm ein bedeutendes Vermächtniß von Hortensius mitgebracht. Jedenfalls wirft die unleugbare Thatsache, daß der strengste Mann jener Zeit zu einem solchen Verhältniß seine Hand bieten konnte, das ungünstigste Licht auf die damaligen sittlichen Zustände.

Eine der berüchtigtsten Frauen war jene Clodia, die zweite von den drei Schwestern des von Milo ermordeten Tribunen Clodius, Gemahlin eines Metellus, der im Jahr 60 das Consulat bekleidete. Unter ihren Liebhabern, deren Anhänglichkeit sie, wie man sagt, mit baarem Gelde erkaufte, war auch der junge und schöne Ritter Cölius Rufus. Als er sie verließ, rächte sie sich durch eine Anklage wegen Mordversuchs und anderer Verbrechen. Cicero vertheidigte ihn; wir haben diese Rede noch. Er hat sie (die übrigens einst seine Frau zu werden wünschte) um so weniger dabei geschont, als ihr Bruder sein verhaßtester Feind war; vermuthlich ist also das Bild, das wir von ihr erhalten, sehr grell gemalt, aber ganz und gar unähnlich kann es nicht seyn. Sie erschien durch Gang, Kleidung, Gefolge, Frechheit des Blicks und Licenz der Rede als eine dreiste Buhlerin; sie umgab sich mit jungen Männern, die sie um jeden Preis an sich zu fesseln suchte, auch durch Geschenke, wenn sie geizige Väter hatten. In ihrem Hause herrschte schamlose Unzucht, und selbst ihren Sklaven gestattete die Hausfrau eine zügellose und unziemliche Vertraulichkeit. Am ungescheutesten feierte sie ihre Orgien in dem berühmten Seebadeort Bajä, eben so berühmt wegen seiner paradiesischen Lage als berüchtigt als Schauplatz der zügellosesten Ausschweifungen. Ihre Gastmähler, Partien, Gondelfahrten unter Gesang und Musik waren in jedermanns Munde. In einer Stadt, in der es so viel üble Nachrede gab wie in Rom, wurde einer Frau, die so wenig Rücksicht auf ihren Ruf nahm, ohne Zweifel manches angedichtet, woran sie unschuldig war. Man beschuldigte sie eines strafbaren Umgangs mit ihrem Bruder und der Vergiftung ihres Gemahls, als dieser plötzlich starb. Auch wenn diese Beschuldigungen grundlos sind, sind sie für die damaligen sittlichen Zustände bezeichnend. Es fehlte der Clodia natürlich nicht an Beinamen; Cicero nannte sie wegen ihrer großen und ausdrucksvollen Augen in seinen Briefen die Farrenäugige, wie Homer die Götterkönigin.

Die sittenlosen Frauen jener Zeit glänzten nicht selten durch Geist und Bildung. Die Gemahlin des Consuls D. Junius Brutus, Sempronia, in deren Hause am Forum sich in Abwesenheit ihres Mannes die Theilnehmer der Catilinarischen Verschwörung versammelten, schildert Sallust folgendermaßen: „Viele Verbrechen von männlicher Kühnheit hatte sie verübt; durch Geburt und Schönheit, durch Gemahl und Kinder war sie beglückt, in griechischer und lateinischer Literatur gelehrt, auf Saitenspiel und Tanz verstand sie sich besser, als es für eine rechtschaffene Frau nöthig ist; sie hatte poetische Gewandtheit, Witz, verstand so gut bescheiden als üppig oder dreist zu reden, besonders war sie voll Scherzhaftigkeit und Anmuth. Aber alles war ihr von jeher lieber gewesen als Ehre und Keuschheit. Ob sie ihr Geld oder ihren Ruf weniger schonte, war schwer zu entscheiden.“

Die Reihe der Frauen, die hier als charakteristisch für jene Zeit zusammengestellt sind, mag Livia, Augusts letzte Gemahlin, beschließen. Sie war von wunderbarer Schönheit und entflammte die Leidenschaft des Cäsars in so hohem Grade, daß er sie ihrem Gemahl Tiberius Claudius Nero mit dessen Zustimmung entführte; sie gebar von diesem einen Sohn drei Monate nach der zweiten Vermählung. Seit diesem Schritt, den bei der Laxheit der damaligen Ansichten kaum ernster Tadel traf, war Livias eheliches Leben rein; die innere Kälte ihrer Natur bewahrte sie vor Verirrungen und ließ sie die Verirrungen ihres Gemahls mit Ruhe ertragen, um ihren Einfluß desto sicherer auf ihn zu üben. Gewinnende Anmuth und unergründliche Verschlagenheit vereinten sich in diesem „Ulysses im Frauengewande,“ wie sie Caligula nannte, um sie dem größten Staatsmann seiner Zeit ebenbürtig, ja überlegen zu machen. Man erzählte in Rom, daß August, wenn er ein wichtiges Gespräch mit ihr führen wollte, sich darauf schriftlich vorbereitete. Sicherlich war sie die Genossin und Berätherin seiner Politik, und das unbegrenzte Vertrauen, das sie ihm allmählig einflößte, wurde für sein Haus und für den Staat gleich verderblich. Denn ihr ganzes Thun und Trachten war mit unabänderlicher Festigkeit auf den Einen Zweck gerichtet, ihren Sohn aus erster Ehe, Tiberius, auf den Thron zu bringen. Sie erreichte diesen Zweck, obwohl Tiber seinem Stiefvater gründlich verhaßt und mindestens drei berechtigte Nachfolger vorhanden waren: der Schwestersohn Augusts Marcellus (von dem oben gesprochen worden ist) und seine Enkel (von seiner Tochter Julia): Lucius und Gajus. Alle drei starben jung und unerwartet, bei allen gab die öffentliche Meinung Livia Schuld an ihrem Tode, und bei den beiden letzten wohl

schwerlich mit Unrecht. Endlich starb auch August, und Tiber, bereits ein Mann von 56 Jahren, bestieg den Thron. Livia genoß noch eine Reihe von Jahren der durch so viele Verbrechen erkauften Macht. Sie sprach es öffentlich aus, daß sie es sey, die ihren Sohn zum Herrscher gemacht, und Senat und Volk beeilten sich, ihr ihre Huldigungen darzubringen; sie empfing die täglichen ehrerbietigen Besuche der Vornehmsten und Zuschriften wie eine Mitregentin, ja sie unterzeichnete anfangs mit Tiber gemeinsam die öffentlichen Urkunden. Tiber, auf seine Macht eifersüchtig, that sich anfangs so viel Zwang an, um ihre Anmaßung gelassen zu ertragen; aber bald trat die Entfremdung zwischen beiden immer entschiedener hervor, die so weit ausartete, daß sie sich endlich in drei Jahren nur einmal sprachen. Livia starb in hohem Alter, eine Angabe nennt 82, eine andere 86 Jahre.

Johanna d'Arc.

(Fortsetzung.)

Die Anstrengungen, welche Johanna machte, um für die Bedürfnisse der Truppen zu sorgen und die Zurüstungen zum Aufbruch zu beschleunigen, grenzen an's Unglaubliche. In Wahrheit, sie ließ sich die Krone saurer werden, als der gemächlich hinträumende König. Letzterer erzählte später oftmals, er habe eines Tages die Jungfrau in Saint-Benoit von aller Mühsal, die sie sich aufgebürdet, so erschöpft gesehen, daß es ihm zu Herzen gegangen sey und er ihr geboten habe, sich Ruhe zu gönnen. Darauf sey Johanna in Thränen ausgebrochen und habe gesagt, er möge doch keinen Zweifel hegen, er würde sein ganzes Reich wiedererhalten und binnen kurzer Frist gekrönt werden. Die Jungfrau, welcher die Gabe, die Geister zu prüfen und die Herzen zu durchschauen, verliehen war, straft in dieser Mahnung den Unglauben des Königs an ihre göttliche Sendung und an den glücklichen Ausgang der Krönungsfahrt. *

Trotzdem, daß so vielen Kriegern die Aufnahme in die Armee versagt wurde, stieg die Zahl derselben bis auf 12,000 Mann. Die Prinzen von Geblüt und die Häupter des Adels waren fast alle in Gien eingetroffen, um den König auf seinem Ehrenzuge zu begleiten. Daß die Kabinetsräthe des Königs, der Kanzler von Frankreich, Reinhold von Chartres, Erzbischof von Reims, die Herren von La Tremouille, von Gaucourt und von Trèves (Robert Le Maçon), den Feldzug mitmachten, versteht sich von selbst; wie hätten sie auch den König inmitten seines Volks allein und unbewacht lassen mögen!

Das ganze Heer war von hohem Glaubensmuthe beseelt, welchen Johanna beständig anfeuerte, indem sie den Kriegern dieselben Worte zurief, womit sie im Rathe gesiegt hatte. Kein Mann wurde mißvergnügt oder verzagt über den geringen Sold von drei Franken, welchen der König jedem Soldaten in Gien auszahlen ließ. Nur der König lieh noch immer den einschüchternden Einflüsterungen der Räthe sein Ohr und suchte Vorwand auf Vorwand, um noch zu guter letzt die ganze Unternehmung zu vereiteln. Da that endlich Johanna, der Ausflüchte und Saumseligkeiten überdrüssig, einen kühnen Schritt und rückte am 27. Juni mit mehreren Hauptleuten und einem Theile des Heeres in's Feld. Vier Meilen von Gien machte sie Halt, wahrscheinlich in Briare. Zwei Tage später (St. Petritag den 29. Juni) sah sich der König trotz alles Widerstrebens genöthigt, der Jungfrau zu folgen.

Das auf diese Weise wiedervereinigte Heer schlug die Richtung nach Auxerre ein. Johanna stand zu dem Heere in demselben Verhältnisse, wie bei den früheren Feldzügen. Sie hatte nicht den Oberbefehl, sie war die belebende Seele desselben. Unterwegs schloß sie sich nach Gutbefinden bald dem Hauptcorps, bald dem Nachtrab oder Vortrab an. Letzterer wurde von den Marschällen von Rais und Sainte-Sévère geführt,

* Quicherat Aperçu p. 23: Comme cette scène eut lieu à la veille du voyage de Reims, dans un moment où Jeanne usait de toute sa vertu pour le lui faire entrependre, et où, au contraire, il cherchait mille prétextes pour s'y dérober, il s'ensuit qu'il ne pouvait pas causer de plus grand chagrin à la Pucelle que de lui parler comme il faisait.

unter welchen außer andern La Hire und Poton von Saintrailles befehligten. An die Städte, welche die Armee auf ihrem Marsche berührte, sandte der König Herolde voraus und ließ sie zu freiwilliger Unterwerfung auffordern. Bis in die Nähe von Auxerre leisteten alle Städte, insbesondere Saint-Fangeau, Cravant, Coulange-la-Vineuse, unbedingten Gehorsam. Der König ertheilte ihnen Verzeihung für alles geschehene, wogegen die Bürger Nahrungsmittel, Frachtwagen, und was das Heer sonst bedurfte, nach Vermögen lieferten. Am 1. Juli war Auxerre erreicht. Diese damals wohl befestigte Stadt, welche seit dem 21. Juni 1424 unter Botmäßigkeit des Herzogs von Burgund stand, verschloß aus Anhänglichkeit an letzteren dem König die Thore. Karl verlangte Einlaß als rechtmäßiger Oberherr. Die Bewohner waren nicht so verblendet, daß sie sich mit dem Wahne betrogen hätten, der Uebermacht nachhaltigen Widerstand entgegensetzen zu können; lediglich in der Hoffnung, auf dem Wege der Unterhandlung der Gefahr eines Angriffs zu entgehen, gaben sie anfangs abschlägliche Antwort. Johanna rieth, wie viele Hauptleute, die Stadt zu bestürmen, und verbürgte sich im voraus für den Erfolg. Anders die Räthe des Königs. Den Herzog von Burgund nicht durch Einnahme seiner Stadt noch mehr zu reizen, sondern durch Schonung seines Besitzstandes zu begütigen und auf diese Weise allmählig vom Bunde mit England abzuziehen, schien dem Herrn von La Tremouille die gescheideste Politik. Er schenkte deßhalb den Abgeordneten, welche von Auxerre mit der Bitte an ihn geschickt wurden, die Neutralität der Stadt beim Könige zu befürworten, um so lieber Gehör, als ihm der Dank für seine Vermittlung in klingender Münze mit 2000 Livres entrichtet wurde. Nachdem Karl hinlänglich vorbereitet war, traten die Gesandten mit dem Gesuche vor ihn, für dießmal ohne Feindseligkeit an den Mauern der Stadt vorüberzuziehen, wogegen sie sich erboten, der Armee Lebensmittel zu stellen. Der König willigte unter der Bedingung ein, daß Auxerre sich verpflichte, ihm nachträglich denselben Gehorsam zu leisten, welchen er in Troyes, Chalons, Reims zu finden erwarte; ein schmählicher Vergleich, der dem Könige, wenn der Zug nach Reims glücklich von statten ging, nichts weiter sicherte, als was ihm ohnehin zu Theil werden mußte, im Falle des Mißlingens dagegen einen störrigen Feind dem Heere im Rücken ließ. Brechen mußte der König den ersten Troß, der ihm auf seinem Wege begegnete, um allen Widerspenstigen ein ernstes Beispiel der Warnung vorzuhalten, während er durch sein schüchternes Auftreten jedes Widerstandsgelüste ermuthigte. Tiefer Unwille bemächtigte sich des Heeres, und die Hauptleute brachen in lautes Murren gegen La Tremouille sammt Genossen aus; insbesondere war Johanna voll Entrüstung über das Unwürdige eines solchen Verfahrens. Königlicher fühlend, als der König, forderte sie, daß Frankreichs Städte dem Könige Frankreichs ihre Thore öffneten, sey's aus freien Stücken, sey's gezwungen durch Gewalt. Wer tief blickte, mußte aus dieser ersten Probe die Ahnung mitnehmen, daß die Anwesenheit des Königs und seines Rathes beim Heere das Ende war für jede entscheidende Waffenthat. Was Johanna bisher Großes im Felde vollbracht hatte, das war ihr wesentlich durch die unbeschränkte Geltung ihres Willens gelungen, dessen gottbegeisterte Energie ebenso jede Berechnung und Gegenwehr der Feinde zu Schanden machte, wie die Gegenbestrebungen der Freunde in Schranken wies; durch die Gegenwart des mächtigeren Fürstenwillens ward von jetzt an ihre beste Kraft wie mit Ketten gebunden, und wenn nichts destoweniger ihre nächsten Schritte noch mit glänzenden Erfolgen bezeichnet wurden, so war es keineswegs die Schärfe ihres Schwertes, sondern der Schrecken ihres gefürchteten Namens, womit sie dem Könige seine Widersacher zu Füßen legte.

Drei Tage hatte Karl mit der Armee vor Auxerre zugebracht, am 4. Juli zog er weiter durch Brinon l'Archevêque, Saint-Florentin und Saint-Phal. Alle drei Plätze ergaben sich ohne weiteres. Vor dem Abmarsche nach Troyes hielt die Jungfrau eine große Heerschau, wobei sich herausstellte, daß die Kriegerzahl unterwegs nicht unbeträchtlich gewachsen war; denn auch in den vom Feinde unterjochten Gebietstheilen schaarten sich fortwährend Waffenfähige aus allen Ständen unter Johannas Freiheitsbanner.

Am 5. Juli Morgens gegen neun Uhr erschien Karl VII. vor Troyes, jener Stadt, worin vor neun Jahren der schmähliche Vertrag abgeschlossen ward, welcher den Dauphin für alle Zeit des Thrones seiner Väter verlustig erklärte. Die Bewohner von Troyes, welche sich nicht nur beim Abschluß jenes Vertrags, sondern auch während der ganzen Folgezeit als eifrige Anhänger der englisch-burgundischen Partei gezeigt hatten und deßhalb die Rache des Königs in besonderem Grade fürchten mochten, waren gleich zu Anfang des Krönungsfeldzuges in leidenschaftliche Aufregung gerathen und hatten bereits am 1. Juli nach Reims geschrieben, „wenn sie von den Feinden aufgefordert werden sollten, etwas zu thun, was der Partei zuwider wäre, womit sie es hielten, so wären sie entschlossen, eine durchaus abschlägliche Antwort zu geben und bis in den Tod hinein der Sache des Königs von England

und des Herzogs von Burgund treu zu bleiben. In dieser Stimmung empfingen die Bewohner von Troyes folgenden Brief, welchen Johanna am 4. Juli von Saint-Phal aus an sie gerichtet hatte:

„Jhesus Maria. Sehr liebe und gute Freunde, wenn ihr nichts dagegen habt, Herrn, Bürger und Einwohner der Stadt Troyes. Johanna die Jungfrau thut euch kund und zu wissen von Seiten des Himmelskönigs, ihres rechtmäßigen und obersten Herrn, in dessen königlichem Dienste sie jeden Tag steht, daß ihr wahren Gehorsam und Anerkennung darbringen möget dem edlen König von Frankreich, welcher sehr bald, was auch dawider komme, in Reims und Paris seyn wird und in seinen guten Städten des heiligen Reiches, mit Hülfe des Königs Jesu. Treue Franzosen, kommt dem König Karl entgegen, unterlaßt es nicht, und heget keine Furcht um eure Person oder eure Habe, wenn ihr so thut. Thut ihr nicht also, so verspreche und versichere ich euch bei eurem Leben, daß wir mit Gottes Hülfe in alle Städte, welche zu dem heiligen Reiche gehören, eintreten und daselbst sicherlich guten Frieden schließen werden, was auch dagegen komme. Gott befehle ich euch, Gott behüte euch, so es ihm gefällt. Antwortet bald."

Mit diesem Briefe war der Augustiner- oder Franziskanermönch Richard dem Heere vorangeeilt, derselbe, welchen die Engländer seiner Predigten halber am 30. April aus Paris entfernt hatten. Seitdem war er in der Bourgogne und Champagne umhergezogen und hatte auch hier durch seine Beredtsamkeit großes Ansehen erlangt. Als das königliche Heer sich Troyes näherte, ging Richard, der sich wahrscheinlich damals gerade in Troyes befand, demselben entgegen, sey es aus eigenem Antrieb, sey es bewogen von den geistlichen Herrn in Troyes, auf jeden Fall in der Absicht, die Jungfrau zu beobachten * und sich Gewißheit zu verschaffen, ob sie vom Teufel oder von Gott sey. Indem er Johanna erblickte, machte er das Zeichen des Kreuzes und sprengte Weihwasser vor sich her. „Kommt nur dreist heran, ich werde nicht davonfliegen," sagte Johanna; der Mönch gewann Zutrauen und die Jungfrau beauftragte ihn mit der Besorgung ihres Briefs. Dieser mehrte nur den Geist des Widerspruchs in Troyes. Man wollte weder Sinn noch Verstand darin finden, sondern lauter Ungereimtheiten und Abgeschmacktheiten, und warf das Original, nachdem man eine Abschrift genommen hatte, mit Verachtung in's Feuer. Johanna nannte man eine Prahlerin, eine Närrin voll des Teufels, und würdigte sie keiner Antwort. Richard wurde, als der Hexerei und Verrätherei verdächtig, in Gewahrsam gehalten.

Auch der König bemühte sich, die Stadt auf dem Weg der Güte zur Unterwürfigkeit zu bringen. Er sandte am Morgen des 5. Juli, bevor er selbst mit dem Heere anlangte, mehrere Herolde nach Troyes mit einem von seiner Hand unterzeichneten und mit seinem Geheimsiegel versehenen Schreiben, worin er die Einwohner benachrichtigte, daß er, auf seiner Krönungsfahrt nach Reims begriffen, am folgenden Tage durch ihre Stadt zu ziehen Willens sey, und sie demgemäß aufforderte, sich zu seinem Empfange zu bereiten, insbesondere ihm den pflichtschuldigen Gehorsam zu leisten. Unter dieser Voraussetzung sicherte er ihnen seine volle Gnade zu und versprach, keinerlei Rache zu üben, vielmehr alles Vergangene zu vergessen. Fruchtlos blieb auch dieser Versuch. Nicht einmal der Eintritt in die Stadt wurde den Herolden vergönnt, sondern ihnen, nachdem der Brief im Rathe vorgelesen worden war, von den Mauern der Bescheid ertheilt, die Herren und Ritter, welche seitens des Königs (von England) und des Herzogs von Burgund in der Stadt wären, hätten sammt den Bewohnern einen Schwur gethan, niemanden in Troyes einzulassen, der ihnen an Stärke überlegen wäre, ohne die ausdrückliche Erlaubniß des Burgunderherzogs. Kraft dieses Eides wagten sie nicht, ihn (Karl VII.) in die Stadt aufzunehmen. Die Bürger, welche wohl einsahen, daß ohne Hülfe Widerstand auf die Dauer unmöglich sey, und sich deßhalb für alle Fälle zu decken wünschten, ließen zu ihrer besondern Entschuldigung beifügen, was auch ihr Wille seyn möchte, sie seyen gebunden durch die große Menge der Krieger, welche stärker als sie in der Stadt wären. Von beiden Briefen, dem der Jungfrau und des Königs, schickten sie sofort Abschriften an die Bürger von Reims und meldeten ihnen, daß sie noch an diesem Tage das Eintreffen der Feinde und den Anfang der Belagerung erwarteten, daß sie aber sammt und sonders auf den kostbaren Leib Jesu Christi geschworen hätten, sich selbst und die Stadt bis zum Tode im Gehorsam des Königs und Herzogs zu bewahren, in Anbetracht sowohl ihrer gerechten Sache, als des ihnen von den Fürsten versprochenen Beistandes. In letzterer Hinsicht ersuchten sie ihre Brüder von Reims,

* Johanna vermuthet (Quicherat I, 100) que ceux de la ville de Troyes, comme elle pense, l'envoièrent devers elle, disans que ilz doubtoient (craignoient) que ce ne feust pas chose de par Dieu (dicentes quod dubitabant ne ipsa Johanna non esset res veniens ex parte Dei). Daß wir bei den ceux de la ville an die Geistlichen zu denken haben, ergibt sich aus Quicherat IV, 296.

sich mit der Bitte an die Herzoge von Bedford und von Burgund zu wenden, daß sie mit ihren armen Unterthanen Mitleid haben und ihnen zur Hülfe eilen möchten. Dieselbe Bitte erneuerten sie um fünf Uhr Nachmittags, wo sie die um neun Uhr Morgens erfolgte Ankunft Karls VII. und den Beginn der Belagerung mit dem Zusatz nach Reims und Chalons berichteten, ein jeder von ihnen habe sich auf die Mauern und auf seinen Wachposten gestellt, mit dem festen Entschluß, wenn man Gewalt gegen sie gebrauche, bis auf den Tod zu widerstehen.

Troyes war eine bedeutende, mit Mauern und Gräben wohl verwahrte Stadt, welche durch ihre zahlreiche Bürgerschaft, so wie durch 500 bis 600 Engländer und Burgunder vertheidigt wurde. Letztere machten auf die anrückende Vorhut des königlichen Heeres einen hitzigen Angriff, wurden aber nach kurzem Gefechte genöthigt, sich in verwirrter Flucht hinter die Stadtmauern zurückzuziehen. Karl VII. lagerte sich darauf mit seiner Armee ganz in der Nähe der Stadt; die Belagerten blieben kampfbereit auf ihren Schutzwehren. Statt nun sofort Gewaltmaßregeln gegen die Stadt zu ergreifen, legte sich der König, trotzdem daß er schon einmal schnöde zurückgewiesen worden war, auf's Unterhandeln. Die Bewohner von Troyes gaben drei volle Tage lang keinem Vorschlag zur Güte Gehör. Reichlich mit Lebensmitteln versorgt, mochten sie erwarten, daß der Mangel derselben den König bald genug zwingen würde, unverrichteter Sache von ihrer Stadt abzuziehen. Das war die erste bittere Frucht und die verdiente Strafe, welche dem Könige sein mattherziges Verfahren mit Auxerre eintrug. Die unwürdige Politik seiner Räthe, welche jene Schmach verschuldet hatte, drohte ihm vor Troyes eine weit empfindlichere Niederlage. Welch ein Gegensatz zwischen diesem halt- und kraftlosen Gebaren und jenem Eilen von That zu That, das in Orleans, wie auf dem Loirefeldzuge, wo Johanna allein die treibende Macht war, Freund und Feind in Staunen setzte! Bald waren die wenigen Vorräthe aufgezehrt, welche das Heer bei sich führte, und eine große Hungersnoth brach aus. Die Nahrungsmittel wurden so theuer, daß 5000 bis 6000 Soldaten mehrere Tage lang keinen Bissen Brod zu essen bekamen, sondern sich mit halbreifen Getreidekörnern und Bohnen begnügen mußten, die sie auf den Fluren vorfanden. Zum Glück hatten die Leute von Troyes in diesem Jahre eine ungewöhnlich große Menge von Aeckern mit Bohnen besäet. Der Mönch Richard hatte nämlich in seinen Predigten bildlicherweise gesagt: „Säet, ihr guten Leute, säet brav Bohnen, denn der, der da kommen soll, wird sehr bald kommen," und diese Worte hatten die Leute im eigentlichen Sinne verstanden. Natürlich konnte solche Nahrung nur augenblickliche Abhülfe schaffen und den bittersten Hunger beschwichtigen, allmählig aber begann Unmuth und Verzweiflung sich des ganzen Heeres zu bemächtigen. Diese Stimmung benutzten diejenigen unter den königlichen Räthen, welchen die Krönungsfahrt von Anfang an ein Dorn im Auge gewesen war, um Karl zur Rückkehr nach Gien zu überreden, indem sie ihm außer dem allgemeinen Nothstand und dem beharrlichen Ungehorsam der Stadt Troyes namentlich die Thatsache vorhielten, daß Chalons und Reims ebenfalls in feindlichen Händen und zum Widerstand gerüstet wären. *

Karl versammelte deßhalb am 8. Juli, also am vierten Tage der Belagerung, seine Räthe, die Feldherrn und Hauptleute zu einer Berathung über die Frage, was unter den bewandten Umständen zu thun sey. Er selbst führte den Vorsitz. Offenbar gab es drei Auswege aus der schwierigen Lage. Entweder mußte man ungesäumt an die Loire zurück gehen, oder Gewalt gegen Troyes brauchen, oder endlich nach Reims weiterziehen und eine so wichtige Stadt wie Troyes unbezwungen im Rücken lassen. Die letztere Maßregel war eben so gefährlich, wie die erstere schandvoll; für Johanna gab es keine andere Wahl, als Erstürmung der abtrünnigen Stadt. Das wußten die, welche die Fortsetzung des Feldzugs zu vereiteln trachteten, und darum — sollte man es glauben? — war Johanna nicht im Rath. Der Erzbischof von Reims und Kanzler von Frankreich erhielt vom Könige den Auftrag, das Wort in der Versammlung zu führen. In einer wohl durchdachten, schlau berechneten Rede setzte er zuvörderst auseinander, daß wegen der aufreibenden Hungersnoth und des allgemeinen Geldmangels sich das Heer nicht länger vor Troyes in seiner bisherigen Stellung zu halten vermöge. Sodann legte er die Gründe dar, weßhalb es nicht gerathen sey, Gewaltschritte gegen die Stadt zu versuchen. „Die Bewohner von Troyes," sagte er, „sind ganz und gar nicht gewillt, sich in den Gehorsam des Königs zu begeben, wie dieß die erfolglosen Unterhandlungen sattsam bewiesen haben. Die Stadt im Sturme zu nehmen würde aber ein abenteuerliches Unterfangen seyn, da dieselbe mit Mauern und Gräben stark geschützt, mit einer tüchtigen Besatzung von Kriegern und Bürgern versehen, überdieß mit Lebensbedarf reichlich versorgt ist. Wir

* Quicherat IV, 182 heißt es: Fut par aucuns conseillé au roy etc. Daß wir nicht im Irrthum sind, wenn wir unter dem aucuns die widerwilligen Räthe des Königs verstehen, wird der Verfolg lehren.

dagegen haben weder Artillerie, noch sonstiges Geschütz, nicht einmal die zur Eroberung einer solchen Stadt nothwendige Kriegerzahl." Zum Schluß gab der Erzbischof zu bedenken, daß man bis nach Gien an der Loire, welches mehr als dreißig Meilen entfernt sey, keinen Platz, keine Festung habe, worauf man sich stützen und woher man Hülfe beziehen könne. Dieß der Zielpunkt, der Kern und Stern der ganzen Rede. Nicht zwar mit ausdrücklichen Worten, aber für jeden Hellsehenden mit unverkennbarer Klarheit war damit angedeutet, daß unter den obwaltenden Verhältnissen auch jedes weitere Vorgehen nach Reims unbesonnen, daß folglich die schleunigste Rückkehr an die Loire das einzig Vernünftige sey. In Wahrheit, Reinhold von Chartres ist vor Troyes derselbe noch, der in Blois dem Werke der Jungfrau gleich im Entstehen den Todesstoß zu versetzen suchte. Ein Fünkchen ächten Glaubens an Johannas höhere Mission hätte dem Erzbischof und hätte dem König ein solches Spiel hinter dem Rücken der Jungfrau rein unmöglich gemacht. Gewissen und Schamgefühl würden ihm das Blut in die heuchlerischen Wangen getrieben und das lästerliche Wort in der Kehle erstickt haben.

Nachdem der Kanzler seine staatskluge Rede geendet hatte, forderte ihn der König auf, die gegenwärtigen Herrn der Reihe nach um ihre Ansicht zu befragen, was nach dem dargelegten Sachverhalt am besten zu thun sey. Der Erzbischof schickte die Ermahnung voraus, daß jeder der Anwesenden seine Pflicht, dem König nach bestem Wissen und Gewissen zu rathen, in Treue erfüllen möge, und begann darauf die Stimmen zu sammeln, indem er der hergebrachten Sitte gemäß von den jüngeren Mitgliedern ausgehend bis zu den ältesten und bewährtesten fortschritt. Die Meinungen waren getheilt. Nur wenige riethen zur Gewalt und zur Fortsetzung des Zuges nach Reims, die bei weitem überwiegende Mehrzahl hingegen erklärte sich einhellig dahin: in Erwägung sowohl der vom Erzbischof angeführten Gründe, als insbesondere des Umstandes, daß schon die Stadt Auxerre, die doch weder so fest, noch so gut vertheidigt sey, wie Troyes, dem König den Einzug geweigert habe, sey es das beste, wenn der König mit seinem Heere wieder an die Loire zurückkehre, weil ein längeres Verbleiben vor Troyes, oder ein Weiterziehen nach Reims voraussichtlich das völlige Verderben des ganzen Heeres zur Folge haben würde.

So stand denn Johannas großes Werk, für das sich Gott so sichtbar mit Segen und Zeichen bekannt hatte, abermals auf dem Punkte, an dem Unglauben von Menschen zu zerscheitern, welche Augen nur zu haben schienen, um nicht zu sehen; aber Gott lenkte es anders, als die Selbstsucht und Verzagtheit dachte. Als nämlich die Reihe der Abstimmung an Robert Le Maçon, Herrn von Trèves und weiland Reichskanzler, kam, da sprach dieser: „Meiner Ansicht nach muß man Johanna herbeirufen, da sie möglicherweise einen dem Könige heilsamen Rath weiß. Der König hat den Feldzug unternommen, nicht im Vertrauen auf seine große Heeresmacht, oder seine reichen Geldmittel, auch darum nicht, weil ihm derselbe leicht ausführbar schien, sondern er hat die Heerfahrt einzig und allein auf Ermahnung der Jungfrau beschlossen, die ihm beständig zurief, er möge hinziehen zu seiner Krönung nach Reims, wenig Widerstand werde er da finden, denn es sey der Wille Gottes. Wenn Johanna nichts anderes vorbringt, als was bereits in diesem Rathe gesagt ist, dann stimme ich der allgemeinen Meinung bei, daß König und Heer dahin zurückkehren, woher sie gekommen sind."

Das war das rechte Wort zur rechten Zeit. Johanna ward herbeigerufen. Nachdem sie sich ehrfurchtsvoll vor dem Könige verneigt hatte, theilte ihr der Kanzler den Gegenstand der Berathung mit und forderte sie auf, dem Könige ihre Ansicht darüber kund zu thun. Die Jungfrau wandte sich darauf an den König mit der Frage, ob er ihren Worten glauben würde? Karl erwiederte, wenn sie etwas Nützliches und Vernünftiges vorbrächte, so wolle er ihr gerne glauben. Zum zweiten mal fragte sie, ob er ihr glauben würde, denn eben der Glaube war das große Ein und Alles, woran es dem König gebrach, weßhalb er keine festen Tritte thun konnte. „Je nachdem du reden wirst," antwortete Karl bezeichnend genug. — „Edler Dauphin," hob darauf Johanna an, „laßt Eure Krieger kommen und die Stadt Troyes belagern. Haltet nicht ferner so lange Berathungen, denn im Namen Gottes! bevor drei Tage vergehen, werde ich Euch in die Stadt Troyes hineinführen, sey's durch Güte, sey's durch Gewalt oder Tapferkeit, und das falsche Burgund wird in große Bestürzung gerathen." — „Johanna," entgegnete der Erzbischof, „wäre man gewiß, die Stadt in sechs Tagen zu haben, man wartete gern; aber ist denn das wahr, was Ihr sagt?" — „Zweifelt nicht daran," sprach die Jungfrau, den Blick auf den König gerichtet. „Morgen werdet Ihr in der Stadt seyn!"

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Archiv des Mannheimer Theaters.

Die zunächst folgenden und fernerhin mitzutheilenden Actenstücke aus dem Archiv des Mannheimer Theaters kamen uns mit der Versicherung zu, daß dieselben bis jetzt nirgends veröffentlicht seyen. Bei dem Eifer, mit dem man in unserer Zeit noch weit unscheinbarere literärgeschichtliche Trümmer ausgräbt, war dieß gar nicht wahrscheinlich. Bei näherer Erkundigung hat es sich aber wenigstens als höchst wahrscheinlich herausgestellt, daß das Vorliegende noch nicht edirt ist. Wir geben indessen nur solche Stücke, welche für die Geschichte der Bühne in der Zeit der deutschen classischen Poesie von einiger Bedeutung erscheinen, und lassen dabei den Text unverändert.

* * *

Beantwortung der Frage: Ist das Händeklatschen oder eine allgemein herrschende Stille der schmeichelhafteste Beifall für den Schauspieler? durch Iffland.

Freunde, Ruf, Ehre, alles was ein Meisterwerk dem Schauspieler verschaffen kann, dauert gewöhnlich nicht so lang als die Erschöpfung, welche dadurch bei ihm veranlaßt wird. Aus einer Anhäufung von Staatsactionen, aus Versen, deren Barbarei alle Harmonie verscheuchte, schuf Eckhof oft mit Verschwendung aller Seelenkräfte große Werke. Keine Leinwand hat sie uns aufbehalten, kaum erinnert man sich der unschätzbaren Augenblicke, wo er in dem Zeitraum zweier Stunden eine Kraft die andere verdrängen, ein Feuer das andere verzehren hieß, und selbst in den Ruhepunkten der Natur uns es verbarg, daß die Maschine die Gewalt der Seele nicht ausdauern konnte. — Er ist nun nicht mehr, und alles, was denen, die seine Werke zurückrufen möchten, langsam und traurig über den Disteln auf seinem Grabe entgegenhallt, ist — Er war da! Daher ist der augenblickliche allgemeine Beifall des Künstlers größter Lohn. Er soll sich darum nicht nur bemühen, er soll darnach ringen.

„Wo Wahrheit ist, ist Beifall. Wo Beifall ist, ist Wahrheit.“ Wo Wahrheit ist, ist Beifall? Das ist denn wohl schon erwiesen und anerkannt. Aber wo Beifall ist, ist Wahrheit? das scheint verwegen, scheint unrichtig gesagt. Das ist sicher, hätte ich Glauben genug, diesen Satz ohne nähere Erklärung, wie er dasteht, geltend zu machen, Helden und Heldinnen, von der Residenz bis zum Amtsflecken, würden willfährig seyn, mir eine unvergeßliche Ehrensäule zu errichten. Aber so muß ich wieder verderben, was ich gut gemacht zu haben scheine. — Das Händebewegen des Mannes von sogenanntem gutem Ton, die Prädilektion für Schauspieler und Schauspielerinnen, die bestellte Kabale sind bei ihrer Einzelheit allezeit sehr vorlaut und verrathen eben dadurch, daß sie keineswegs Stimmen der Versammlung sind. Nur des Volkes einstimmige laute Anerkennung vollendet dargestellter Wahrheit ist Beifall. Beifall ist es also, was ich fordere, nicht Beitritt. Wo aber Beifall ist, ist Wahrheit!

Ob indessen der laute Beifall oder die Stille dem Schauspieler am meisten schmeicheln? Das hängt von der Art der darzustellenden Handlung ab, denn diese bestimmt die Art des Beifalls. Ich will einige der Fälle anführen, wo die Stille nicht nur erforderlich, sondern wo schlechterdings Stille oder Unruhe die deutlich darthuenden Beweise guten und schlechten Spiels sind.

Bei jeder großen Handlung, jeder feierlichen Ceremonie, bei der Ankündigung, Entwicklung, bei dem Sprunge eines Charakters, bei Begebenheiten, wovon der Anfang eines Stückes Ahndung gab, bei diesen allen ist die ganze Versammlung so zur Stille vorbereitet, oder geräth so sicher dahin, daß es nun nur von dem Schauspieler abhängt, ob er und wie er davon Gebrauch machen will.

So lange der Schauspieler recitirt, wenn auch mit Geschmack und Feuer, ist das Publikum nicht fixirt und fixirt ihn nicht; sobald er aber durch Nüancen und die unzähligen Dinge, welche diesem anhängen, die Darstellung des Menschen zuwege bringt, dann nimmt nach Maßgabe der Wahrheit die Ruhe zu, geht in Stille über, wird endlich feierlich — todt. Während dessen ist der Zuschauer so in die Sache versetzt, daß er nicht an die Trefflichkeit des Künstlers denkt, bis das Bild verschwindet. Dann hört der Traum auf, man erwacht, es erfolgt Ein Athemzug, der Geist des Zuschauers hat sich von der Täuschung erholt — nun erfolgt der laute Beifall. Dieser Beifall aber, der dann erst erfolgt, wenn der Künstler bereits dem Zuschauer aus den Augen ist, scheint nur deßwegen der schmeichelhafteste zu seyn, weil er dabei nichts, sondern sein Werk Alles für ihn that. Darum sagte ich vorhin: das Bild verschwindet. Der Gegensatz ist, wenn man dem Zuschauer das Bild wegreißt; dann überholt der Ehrgeiz die Größe des Künstlers, er will noch gegenwärtig seyn, wenn

man ihn belohnt; daher führt er das Werk in seiner Trefflichkeit bis an die Spitze, hier bricht er ab, geht aus seiner Schöpfung, wird wieder er selbst, der Zuschauer wird erinnert, erwacht aus der Täuschung, erholt sich, und der Kunstler ist noch gegenwärtig, da man ihn lohnt.

Manchmal spielen die Schauspieler mit falschem Feuer, sie recitiren und sind ohne Wahrheit, gleichwohl erhalten sie lauten Beifall; aber es ist eine schlimme Sache mit diesem Beifall, er ist laut, aber nicht voll. Die guten Schauspieler haben dafür ein delikates Ohr; es scheint ihnen, als ob der Zuschauer mit dem Künstler einen Handel, eines in's andere, das Mittelmäßige gegen das Fürtreffliche gerechnet, geschlossen hätte, nun aber contractmäßige Zahlung auch für den unvollständigen Artikel leistete. Dieser Beifall hat etwas Hülfegebendes, Mitleidiges, man wünscht ihn nie.

Der größte, der ächte Beifall hat im Augenblick seiner Aeußerung bei dem Zuschauer nichts weniger zum Zweck als die Belohnung des Schauspielers. Es ist ein Verlangen des Zuschauers, seine zurückgedrängten Kräfte zu erlösen, Verlangen nach Mittheilung des Gefühls, welches unter den Verhältnissen sich nicht anders äußern kann, als durch ein einfaches, lautes, für die Bedeutung anerkanntes Zeichen — Händeklatschen. Die Zuschauer belohnen also um so mehr, je weniger sie es im Augenblick wollen. Was sich sonst noch über die möglichen, billigen, nöthigen, oder gemißbrauchten, unartigen Wege zum Beifall sagen ließe, gehört hier nicht her, sondern in das Kapitel des Rhythmus, Harmonie, oder in die Chronik der Bühnen, Schauspieler und ihrer Epochen.

Allgemeine Betrachtungen über das Mannheimer Schauspiel, vom Freiherrn Heribert von Dalberg.

Die unbeschreibliche Wirkung, welche Mad. Engst in „der großen Toilette“ als Frau von Hohenhaupt auf ein Publikum hervorbrachte, welches bei Anwesenheit des Hofes selten zu applaudiren sich erlaubt, und heute stürmisch herausrief, beweist, welche Gewalt der Schauspieler auf ein jedes Publikum hat, es sey so kalt wie es immer wolle, wenn er sich jener Vortheile, Mittel und Kräfte durch Fleiß und Anstrengung und feines Studium seines Publikums gehörig zu bedienen weiß, welche ihm seine Kunst verleiht, eine Kunst, deren Wirkung und Gewalt auf die menschlichen Gefühle, Empfindungen und Leidenschaften stets gewiß ist, so oft es nur des Schauspielers fester Vorsatz ist, des Zuschauers Seele Feuerfunken zu entloden. Der Schauspieler sage sich: „Heute will ich wirken.“ Er bleibe bei möglichster Anstrengung der Wahrheit getreu, und er wird wirken, obschon Umstände und Verhältnisse der Wirkung selbst einen verschiedenen Grad von Stärke und Schwäche geben können.

Nach der Vorstellung obbenannten Stückes nun war das Publikum aus seiner Schlafsucht erwacht, weil Madame Engst mehr Leben, Feuer, Geschäftigkeit und rasches Spiel in diese Vorstellung gebracht hatte, als bisher gewöhnlich war. Dieser Eindruck wurde durch ihre Rolle in den Milchbrüdern noch vermehrt. Ueberhaupt ging dieß Stück bei der ersten Vorstellung, so wie jede Vorstellung gehen sollte, wenn sie von täuschender Wirkung seyn soll. Jede Rolle wirkte zum Ganzen, und das Ganze wieder auf jede einzelne Rolle. Es blieb zwischen dem Reden und dem Einfallen keine Lücke, kleine Reden wurden rasch gesagt, große mit Nachdruck gesprochen, so daß der Zuschauer auf des einfallenden Schauspielers Gegenreden mit Begierde wartete. Kurz das Spiel dieses kleinen Stücks war *schöne täuschende Wahrheit*.

Ich habe aus der Wirkung dieses Stücks die Bemerkung gezogen, daß es eine sehr falsche Berechnung des Schauspielers ist, wenn er seine Rolle allein zum Hauptpunkt der Wirkung eines Stücks nimmt und diesem Egoismus das übrige ganz oder theilweise unterordnet. In diesem Egoismus, welcher öfters bei den vorzüglichsten Mitgliedern unseres Theaters auf den höchsten Grad steigt, liegt der Grund, warum den meisten Vorstellungen hier Wahrheit und Leben mangelt, und warum so selten eine Vorstellung ein vollkommenes Ganzes ist. Der Schauspieler, welcher in einem Stücke auf *sich allein* das Hauptinteresse zu ziehen sucht und nicht zugleich auf die Wirkung der übrigen Mitspielenden Rücksicht nimmt, Reden und Stichwörter wegläßt, um dem Mitschauspieler gute Reden und wirksame Stellen zu verderben, verfehlt gewiß seinen Endzweck; denn indem er durch sein eigenes, auf *seine* Rolle allein berechnetes Spiel Aufsehen erregen will und seinen Mitschauspieler nicht wechselseitig einwirken läßt, verliert am Ende seine Darstellung selbst, weil sie vom Ganzen abgerissen erscheint, eine isolirte Figur im Gemälde, ohne Haltung und Gruppirung; daher so selten Rundung, so selten Harmonie, die Seele theatralischer Wirkung, der höchste Punkt möglichster Täuschung in unsern Vorstellungen ist.

Es bleibt gewisse Wahrheit, und sie gilt vorzüglich von *Lustspielen*: so oft dem Zuschauer von Stelle zu Stelle so viel Zeit und Raum gelassen wird, daß er über dasjenige reflektiren kann, was ihn so eben vergnügt und zum lauten Lachen gestimmt hat, so oft

seine Seele nicht in eine Art von froher Berauschung durch feuriges, rasches Spiel ohne Lücken und Stockung versetzt wird, so oft ist die Wirkung der Vorstellung verloren. Darin liegt der Grund, warum so selten Lustspiele, vorzüglich die Jünger- und Schröder'schen, beim Lesen gefallen, die hingegen, wenn sie rasch gespielt werden, sehr angenehm unterhalten. Der Schauspieler benimmt sich öfters selbst die Gewalt, Wirkung durch manche Rolle in dergleichen Stücken hervorzubringen, indem er den Werth des Stücks und seiner Rolle bloß nach der Lektüre genau und ängstlich berechnet und abmißt, ohne sich selbst zu sagen: „Dein feuriges Mitwirken zum Ganzen wird deiner Rolle sicher aufhelfen, und vom Spiele des Ganzen hängt dein einzelner Beifall ab." Ein allgemeiner Fehler bei unserer Bühne ist, daß zu viel Berechnung auf den Werth oder Unwerth eines Stücks nach der bloßen Lektüre gelegt wird, ohne die Wirkung der möglichst guten Darstellung bei fleißigem Spiele vorzüglich in Anschlag zu bringen. Wie oft hat diese falsche Berechnung manche Mitglieder unserer Bühne schon verleitet, eine Rolle zu vernachläßigen und dadurch dem ganzen Stücke zu schaden, welches bei andern Theatern (wo dabei mehr auf's Ganze Rücksicht genommen wurde) von vorzüglich guter Wirkung war!

Ein Beispiel davon ist die letzte Vorstellung des Lustspiels: „Stille Wasser sind betrüglich." Herr Beil, so viel Originalität er auch immer in die Rolle legte, vergißt nach meinem Bedünken dessen ungeachtet diesen Charakter, wahrscheinlich aus dem irrigen Wahne, um zu wirken, müsse diese Rolle ganz umgeschaffen werden, vieles im Dialog sey zu lang, zu trivial, man müsse also willkürlich davon weglassen und andere Bonmots hinzusetzen. Die Art des Vortrags machte freilich lachen, aber verlor nicht die Wahrheit dabei? Ist Lachen erwecken der einzige Endzweck einer komisch angelegten Rolle? — Der Schauspieler, welcher sich einmal auf diese Weise Stellen zu verwischen, Stichwörter wegzulassen, und bei der ersten Vorstellung schon zu extemporiren erlaubt, muß nothwendig sich derselben Kunstgriffe bei den nachfolgenden Vorstellungen doppelt bedienen, um zu gefallen. Daher entsteht Ueberladung, Carricatur, überhäuftes Extemporiren, und allmählig sucht jeder, wenn er gefallen will, diesem Beispiel zu folgen. Wahre Natur wird unvermerkt mit anhaltendem Fleiße von dem Theater verbannt und der Geschmack des Publikums gänzlich verdorben. Durch ein markirteres Spiel, durch schnelleres Einfallen bei jeder einzelnen Rede, durch richtigeres Ab- und Zugehen auf dem Theater und durch einzelner Schauspieler thätigeres Mitwirken zum Ganzen kann das Publikum allein in Zukunft theilnehmend und lebhaft für unsere Bühne erhalten werden.

Möchten meine Bemerkungen zum Besten des Ganzen in Zukunft etwas fruchten, und jedes Mitglied der hiesigen Bühne anfeuern, mehr Feuer, Leben, Fleiß und Anstrengung anzuwenden, wodurch den hiesigen Vorstellungen allein Rundung und Vollkommenheit gegeben werden kann. Möge jeder Schauspieler, jede Schauspielerin (fern von jedem unzeitigen Egoismus, allein brilliren und den Beifall allein an sich reißen zu wollen) etwas mehr Rücksicht auf's Ganze als auf die einzeln vorzutragenden Rollen nehmen; dann glaube ich' gewiß, wird in Zukunft jede besondere Rolle selbst mehr wirken, mehr Dank empfangen, und unsere Vorstellungen werden zuverläßig besser und lebhafter aufgenommen werden. Dieß ist mein Wunsch!

Die Anordnung auf den Proben und das Nichtlernen der Rollen betreffend, verlesen vom Freiherrn Heribert v. Dalberg in außerordentlicher Sitzung am 28. Mai 1784.

Gegenwärtig die Herren Rennschüb, Böck, Beck, Iffland, Kirchhofer, Schiller.

Die in früheren Jahren eingerissene Nachläßigkeit, die wenige Befolgung der Theatergesetze, und das willkürliche Betragen bei Theaterproben, wodurch das Ansehen unserer Bühne stark herabgewürdigt worden ist, erregten schon damals den Entschluß in mir, allen Theaterbeschäftigungen gänzlich zu entsagen, weil ein Theatervorstand unter diesen Verhältnissen, statt Ehre und Vergnügen, nur Schande und Unzufriedenheit des Publikums einerntet, wenn seine Absichten nicht durch Fleiß und Ordnung der Schauspieler unterstützt werden. In Hoffnung, daß durch Einführung neuer gesetzlicher Ordnung und durch Stiftung unserer Ausschußversammlungen dem Uebel gesteuert werden könnte, entschloß ich mich dann noch einen Versuch zu machen, ob der Plan durchzusetzen sey, die Mannheimer Bühne zu einer der vollkommensten in Deutschland zu erheben. Von Ihrer Unterstützung, meine Herrn, erwartete ich zum Theil die Erfüllung dieses Endzwecks. Einige unter Ihnen boten alle Kräfte auf, um für's Beste des Ganzen durch Fleiß thätig und anhaltend zu wirken. Ihre Namen sind zu deutlich in unsern Protokollen bemerkt (das deutsche Publikum wird sie einst gedruckt finden), als daß ich sie hier zu wiederholen brauche.

Unterdessen aber hatte unsere Ausschußeinrichtung bisher die Absicht nicht erfüllt, vollendete Rundung in's Ganze zu bringen. Auch war es ein eitler Versuch,

verschiedene Mitglieder dieses Ausschusses durch das Gefühl wahrer Ehre dahin zu bewegen, Fleiß, Achtsamkeit und gut memorirte Rollen mit auf die Hauptproben neuer sowohl als schon gegebener Stücke zu bringen.

Seit einiger Zeit reißt das Extemporiren, das willkürliche Streichen in Rollen, das schlechte Memoriren und die Nachlässigkeit in der Darstellung selbst wieder dergestalt ein, daß allenthalben gegründete Beschwerden gegen den schlechten Gang vieler Stücke einlaufen. Nach der Vorstellung der Badekur und des Stückes: „So fängt man die Männer," mußte ich beim Herausgehen aus dem Theater von Fremden folgende Worte hören: „Es ist nicht möglich ein Stück schlechter aufgeführt zu sehen!" — Wenn dieser Vorwurf mich nicht mitträfe, und ich keinen Antheil an dem Theater nähme, so wäre Alles, was ich thun könnte, aus dem Schauspielhaus zu bleiben und eine bessere Beschäftigung als Langeweile im Theater zu suchen. So aber empfinde ich mit dem Publikum oft nebst Langeweile noch den unangenehmen Gedanken, manche schöne Aussichten und Träume zur Vervollkommnung unserer Bühne gänzlich vereitelt zu sehen. Zur Sommerszeit sind die Fremden in unserem Theater am häufigsten und gerade da reißt wieder eine unerträgliche Laune und Vernachlässigung ein. Unter dem Vorwand, das Stück oder die Rolle sey nicht gut, werden die Proben ohne Ordnung gehalten, die Rollen herausgelesen, und am Abend geht die Vorstellung eines mittelmäßigen Stücks (das immer durch gutes und wahres Spiel gehoben werden kann) äußerst erbärmlich.

Meine Herren, entweder steuern Sie diesem Unfug durch wechselseitigen Fleiß und wachen Sie selbst als Mitglieder des Ausschusses (dem überhaupt die Erhaltung des Ganzen mit anvertraut ist), daß neue sowohl als gegebene Stücke lebhafter, und die Proben nach den Gesetzen besser gehalten werden, oder ich sehe mich endlich genöthigt nach so manchen mißlungenen Versuchen, allen Theaterintendance-Beschäftigungen gänzlich zu entsagen und sie einem andern zu überlassen. Ich kann nicht länger meine Ehre und meinen Namen zu Unordnungen und willkürlichen Unfugen, welche die Achtung des Publikums beleidigen, hergeben, ich kann nicht stets allen Proben beiwohnen, weil ich theils überhäufte andere Geschäfte habe, und weil ich auch durch Proben verhindert werde, mich der Täuschung und dem unbefangenen Urtheil über die Vorstellung selbst zu überlassen.

Dieß ist mein fester unveränderlicher Entschluß, unterdessen meine Herren, zum Beweis des Zutrauens, das ich in den mitwirkenden Fleiß verschiedener Mitglieder des hier versammelten Ausschusses gesetzt habe, gebe ich Ihnen hiemit den Auftrag, selbst einen Plan und eine geschärfte Verordnung unter sich zu verabreden und zu entwerfen, wodurch dem eingerissenen Unfug bei Proben ernstlich abgeholfen, und den Stücken überhaupt ein lebhafterer Gang verschafft werden kann. Ein jeder von Ihnen schicke mir längstens bis künftigen Montag Früh seine Gedanken dießfalls schriftlich. Wie gerne will ich mich diesem Geschäft noch länger unterziehen, wenn durch wahres Gefühl der Ehre, durch Liebe zum Ganzen und durch gemeinschaftlichen Fleiß das Handwerksmäßige der Schauspielkunst und die übel verstandene Laune von unserer Bühne endlich ganz verbannt werden kann. Aber auch nur unter dieser Bedingniß kann ich's länger, weil sonst alle Hoffnung, durch die Bühne zu wirken, gänzlich verlischt, und jede herzugelaufene Truppe bloß zur eitlen Belustigung gut genug ist.

Einige Bemerkungen über die Mannheimer Bühne von Anfang Decembers 1783 bis April 1784. — Erwiederung auf obigen Aufruf Dalbergs, von Iffland.

Der kalte, oft schlechte Gang der Stücke ist sicher uns in eben dem Grade widrig aufgefallen als einer hohen Intendance. Dieser Uebelstand ist mit nichts zu entschuldigen, ihm muß abgeholfen werden, gleich — schnell — mit Ernst, wir sind darüber einig.

Daneben aber wird es nicht ohne Nutzen seyn, wenn man einige Aufmerksamkeit auf die Dinge verwendet, welche mit beitrugen, dieses Uebel zu veranlassen. Die Mannheimer Nationalbühne hat das schwächste Personal unter allen deutschen Bühnen, gleichwohl leistet sie, was jede andere Bühne mit dem stärksten Personale leistet; ein großes Compliment für dem Eifer der Regie und den Fleiß der Schauspieler. Der Zuwachs an neuen Stücken ist seit einem halben Jahre sehr beträchtlich. In wiefern ist dieß aber durchaus zuträglich? In wie weit kann dieses mit Nutzen länger bestehen?

Statt neuer Vorstellungen sind bisher unvollkommene Skizzen zu Befriedigung der Neugierde gegeben worden. Unsere neuen Stücke sind, auch aus andern bekannten Gründen, vorzüglich aber wegen der Menge in diesem Winter gegebenen schlechten Lustspiele, in so üblem Kredit vor ihrer Vorstellung, daß der so oft widrig getäuschte Zuschauer allen Muth verliert. Dieses Uebel kann halb gemindert werden. Man kann Rundung erzwingen. Rundung, aber nicht Geist. Eine Vorstellung ohne Geist bleibt aber immer ein Jammerding!

Ich traue dem Fleiß des Schauspielers nicht viel, der immer Kunst und Kunsteifer im Munde führt. Die deutschen Bühnen sind einmal so beschaffen, daß der Schauspieler eben um der Kunst, eben um der Erhaltung der Kunst willen, viel, vielleicht die Hälfte von seinen Kräften, der Oekonomie des Ganzen aufopfern muß. Wenn ihm der Kunsteifer, den er im Munde führt, am Herzen liegt, wird er das willig thun, wird nicht vergessen, daß Oekonomie der Kunst Nahrung gibt. Nur müssen beide Kinder zu gleichen Theilen gehen, nur enge die Oekonomie nicht sichtbarlich den Raum für die Kunst.

Das ist hart, wenn der Künstler, wie im vergangenen Winter, sich oft sagen muß: „du bist eine Maschine, welche Geld einbringt," wenn Alles dem einen Punkt zustrebt, eilt und arbeitet, während dem andern nur Feld gelassen wird. Unsere Bühne, die, in Wahrheit gesagt, vermöge ihrer Intendance, ihrer trefflichen Einrichtung, ihrer Schauspieler und des thätigen Publikums nicht nöthig hat, ihren Repertoiren bald Mangel, bald den Strom der Mode, bald Zufall ansehen zu lassen, sie kann von allen diesen Seiten her Plan des Geschmacks und der Bildung haben und ausführen. Mit einen und denselben Schauspielern aber darf man nicht im Angesicht eines und desselben Publikums leichte, schwankende Versuche oft wiederholen. Gute ältere, von den Schauspielern ganz ausgeführte Stücke thun sicher mehr Effekt als neue schlechte Kassenlocker, die selbst dazu nicht mehr dienen, weil das Publikum nicht mehr traut, denn die neuen Vorstellungen sind besonders leer.

Wo hinaus wollen wir, wenn die Mittelgattung nicht unsern Ehrgeiz aufbietet, wenn bloß Epochen- und Paradestücke uns zu der Darstellung eines Ganzen anfeuern sollen? — Warum gehen wir den guten französischen Stücken aus dem Wege? Ihre anerkannten wahren Lustspiele enthalten nichts, das wir nicht ausführen könnten. Wäre es aber Plan, ihnen darin ganz auszuweichen, so wollen wir ihnen auch ihre seichten Dramen lassen, ihre Natalien; dann sollten wir auch ihrer glänzenden Stärke ausweichen, dem Verstrauerspiel.

Was eine hohe Intendance auch nur vorkehren kann, dem bisherigen Uebel abzuhelfen, das ist nothwendig und gerecht. Aber unsere vereinigten Stimmen gegen ganz zu bezweifelnde Stücke, gegen Ueberladung müssen um so kräftiger sich geltend machen, als das Mißbehagen des Publikums nach seinem seit kurzem erst gestiegenen übellaunigen Betragen zu bemessen ist. Ich habe Emilia Galotti gesehen. Alles versprach eine gute Vorstellung, aber gleich im Anfang und so durchaus war das Publikum in einer Stimmung, davon ich nicht begreife, daß sie den Schauspielern Fassung ließ.

Gestern war es der nämliche Fall bei dem Debut der Madame Genseke. Ich würde in ihrem Fall von dieser Unart auf Kabale geschlossen haben, gleichwohl war es nur eine Folge der Stimmung des Publikums, das uns für seine Schuldner hält, weil unsere Münze um die Hälfte zu leicht war.

Nach der Ausführung eines in Rücksicht auf die Kräfte angeordneten Plans, nach fleißigen reinen Darstellungen, nach alle dem wird eine hohe Intendance nicht Anstand nehmen, die mit dem Gouvernement (dessen Pünktlichkeit bekannt ist) bereits getroffene Polizeiordnung zu erneuern, den Leuten des Redouten-Entrepreneurs bei namhaftem Nachtheil Sittlichkeit und Ordnung anzubefehlen und auf diese Befehle genau halten zu lassen; dann kann der Geschmack der Intendance, der Eifer der Regie und die Talente der Schauspieler zu Einem Zweck mit Erfolg arbeiten. Ich übergebe meine Meinung mit der Bitte, ihr die Untersuchung nicht zu versagen, welche ihre Wahrheit verdient.

Aus Dante, einem Romanzencyklus.

(Schluß.)

Konradins Verurtheilung.

Angethan in schwarze Mäntel
Und ein Crucifix vor ihnen,
Um dem König von Apulien
Als sein höchst Gericht zu dienen,

Saßen in dem Dom Neapels,
Vor des Hochaltares Stufen,
Dreizehn Kundige des Rechtes,
Rings aus Welschland einberufen.

Und der König brachte vor sie,
An Sankt Evaristi Tage,
Gen der Hohenstaufen Letzten
Diesen Antrag seiner Klage:

„Herzog Konrad, Kirchenfrevler,
Wider König Karl Rebelle,
Soll den Tod mit Jedem sterben,
Welcher seines Thuns Geselle."

Schrecken bei des Königs Antrag
Zuckte durch der Richter Seele,
Aber Furcht ließ Jeden sinnen,
Welch erwidernd Wort er wähle,

Bis es Guido von Supara
Also keck ihm warf entgegen:
„Nicht als Räuber und Empörer
Ist dir Konradin erlegen.

„Seine angestammten Lande
Wollt' er off'nen Kampfs gewinnen;
Frei sprech' ich ihn hier als Richter
Von jed' sträflichem Beginnen.

„Will die Kirche ihn bestrafen,
Weil er ihren Bann gebrochen,
Sey von ihr er vorgeladen,
Sey von ihr der Spruch gesprochen!"

„Frei sprech' ich ihn jeden Frevels!"
Scholl's drauf von den Richtern allen,
Nur die Stimme Robert Bari's
War dem König zu Gefallen.

Und auf diese einz'ge baute
Karl Vollzug der Todesworte,
Auf den dritten Morgen ladend
Napels Volk zur Hafenpforte.

Konradins Tod.

Vor Neapels Thore hob sich
Ein Gerüste, roth behangen,
Und es wogte drum die Menge,
Und viel dunkle Stimmen klangen.

Hergeführt ward Herzog Konrad,
Mit ihm seine elf Gefährten,
Knechten gleich, die sich vermessen
Gegen ihren Herrn empörten.

Und hervor trat Robert Bari,
Napels Volke kund zu geben,
Konrad, Sohn des deutschen Kaisers,
Hab' verwirkt sein schuldvoll Leben.

Murrend standen drob die Franken,
Und Graf Robert, Herr von Flandern,
Der des Königs eig'ner Eidam,
Lieh des Unmuths Wort den Andern.

„Wie darfst solchen edeln Ritter,"
Rief er, „Schurke, du verdammen?"
Und von seines Schwertes Schlage
Stürzte Bari bleich zusammen.

Alle Frankenritter lobten
Alsogleich das Thun des Grafen,
Unbekümmert um die Blicke,
Die aus Anjou's Aug' sie trafen.

Da noch einmal bat der Herzog,
Daß man ihm das Wort gestatte,
Und mit Mannessinn vertrat er,
Was, ein Kind, gethan er hatte:

„All' die Treuen, denen hier einst
Meine Väter Sorg' getragen,
Alle Fürsten, die auf Erden
Ihre Throne aufgeschlagen,

„Und vor Allen dich, den Höchsten,
Frag' ich, den ich hier seh' walten,
Dich deß Ahn von meinem Ahne
Die Provence zum Lehn erhalten:

„Hat Der eine Schuld begangen,
Schuld, die Todesbuß' ihm brächte,
Der verfochten mit dem Schwerte
Sein und seiner Völker Rechte?

„Und selbst wenn ich schuldig wäre,
Wer darf Die zur Strafe ziehen,
Welche, Keinem sonst verpflichtet,
Herz und Arme mir geliehen?"

Thränen sah nach diesem Worte,
Thränen ohne That, man fließen,
Wie der Thau des ersten Frühlings
Machtlos schimmert auf den Wiesen.

Denn Der, der bei Tagliacozzo
Thränen hatte jüngst vergossen,
Blieb des Mitleids sanfter Bitte
Trocknen Auges, streng verschlossen.

Da warf seinen Ritterhandschuh
Konrad hin dem Zeugenkreise,
Zeugniß gebend, daß er Andern
Seinen Anspruch überweise.

Und: „O Mutter, welche Qualen
Heute dir bereitet werden!“
Rief er aus, und diese Klage
War sein letztes Wort auf Erden.

Und dieß Wort seit jenem Tage
Tönt durch aller Deutschen Herzen,
Und die Mutter lebt noch immer,
Und sie lebt von ihren Schmerzen.

Deutschland, Deutschland, hohe Mutter,
Die so Herrliches geboren,
Wie das Haus der Hohenstaufen,
Hast du All', was groß, verloren!

Ohne Ziel den andern dienend
Stehst du in der Völker Mitten,
Schauend auf die Krone nieder,
Die vom Haupte dir geglitten,

Nach dem Sohn, der sie erhebe,
Suchend in der Zukunft Ferne,
Doch ob deinem Blicke hängen
Bleiche Himmel ohne Sterne.

Fr. Rotter.

Correspondenz-Nachrichten.

Wien, Januar.

Schwindel in Handel und Wandel. — Zeichen der Zeit. — Ein Amtsgeheimniß. — Herr P * * *, eine schauerliche Begebenheit ohne Blutvergießen. — Die letzte v. d. Trenck.

In der dritten Woche dieses jungen Jahrganges hat sich vor dem peinlichen Gerichte ein Trauerspiel von ganz gewöhnlich spießbürgerlichem Aeußern abgewickelt. Der Staatsanwalt hatte einen bankerot gewordenen Fabrikanten nebst dessen Buchhalter unter der Anklage auf Betrug an die Schranken geführt; beide wurden für schuldig befunden und zu entsprechenden Kerkerstrafen verurtheilt, wie man es vorausgesehen. Dergleichen Fälle sind an sich leider nicht selten, und ihr Verlauf reizt keine Neugierde. Für die Insassen der Stadt selbst war von absonderlicher Bedeutung dabei, daß der Hauptschuldige der Stammhalter einer seit fünfzig Jahren ehrenvoll bestandenen Firma war — die Firma ist in der Geschäftswelt der Wappenschild — und daß er, gestützt auf seines Hauses alten und unbescholtenen Namen, das Geheimniß fand, bei einem eigenen Besitzstand von höchstens 30,000 fl. (in seiner besten Zeit) falsche Wechsel von 348,864 fl. in Umlauf zu setzen, außerdem noch 294,963 fl. Wechselschulden und 236,479 fl. Buchschulden zu machen, also nahe an das Minus einer Million zu kommen. Doch auch diese Umstände würden es kaum rechtfertigen, wenn ich an dieser Stelle den Vorgang anders als im flüchtigsten Vorübergehen berühren wollte, und ich würde es in der That dabei bewenden lassen, wenn die Verhandlungen nicht ein paar tiefe Wunden, einen wahren Abgrund von Wunden unserer Gesellschaft bloßgelegt hätten. Der Fall ist in einigen seiner Beziehungen von allgemein sittengeschichtlicher Bedeutung, und um sie darzustellen, müssen auch einige Züge miterzählt werden, welche dieß nicht sind.

Rudolf Khünl, * geboren 1820, ist der Sohn eines, wie schon erwähnt, geachteten Hauses. Sein Vater, ein angesehener Druckfabrikant in Himberg, erzog ihn sorgfältig in jeder Beziehung und ließ ihn schließlich seine technische wie seine kaufmännische Bildung auf Reisen durch Deutschland, Frankreich, England und Schottland vollenden. Später übernahm er das Geschäft seines Vaters und gab demselben nach dem erschütternden Sturme des Jahres 1848 eine Ausdehnung auf dem Platze Wien, welcher seine Mittel nicht gewachsen waren. Er gerieth in augenblickliche Geldverlegenheiten und half sich durch Wechselreiterei auf fahlem Pferde, durch sogenannte „Hülfswechsel,“ von welchen — merkt wohl auf — in der öffentlichen Schlußverhandlung behauptet worden ist, sie seyen auf dem Platze Wien auch bei den ersten und achtbarsten (!) Firmen gäng und gäbe, um sich „billiges Geld“ zu verschaffen. Der damalige Buchhalter und spätere Procuraführer Julius Groß wurde mit der Anfertigung dieser Wechsel mit erfundenen Namen, und bei Khünl „domicilirt“, betraut. Diesem schien die Sache durchaus nicht verfänglich, denn es fehlte dem Hause nicht an Deckung für die Beträge, wenn

---

* Die Namen ganz zu schreiben ist hierlandes Sitte seit vier Monaten. Alle Zeitungen thun es. Bleiben wir dabei.

Der Verfasser.

dieselbe auch nicht augenblicklich flüssig war. Unter solcher Gebahrung kam das berüchtigte Jahr 1856 mit dem Creditactienschwindel. Khünl blieb, wie es scheint, im Anfange zwar von der Seuche verschont, oder spielte wenigstens bescheiden mit; allmählig riß ihn die Spielwuth fort und er verwickelte sich so stark, daß ihn der plötzliche Umschwung mit argen Verlusten traf. Um sich zu erholen, ging er von der „Liebhaberei" zur Contremine über; zu unglückseliger Stunde. Entsetzlich gerupft zog er sich vom Spiele gänzlich zurück. Im Ganzen hatte er 177,000 fl. verloren. Er wollte durch Fleiß und Anstrengung in seinem Geschäft den Verlust hereinbringen, und um dieß im Stande zu seyn, dasselbe zur Ausdehnung von einer Million jährlichen Umsatzes hinaufschwindeln. Nach seiner Berechnung sollten drei bis vier Jahre ausreichen, die Scharte von der Börse auszuwetzen und ihn in den Stand zu setzen, dem gefährlichen Auskunftsmittel der leidigen „Hülfswechsel" zu entsagen. Die Sache ließ sich in der That nicht übel an und hätte möglicherweise eine befriedigende Lösung gefunden, wenn nicht mit dem Jahr 1859 die Gestalt der politischen Dinge eine so verhängnißvolle Umwandlung erfahren hätte. Die Geschäfte stockten, große Firmen fielen, darunter solche, bei denen Khünl nahmhafte Accepte hatte. Die Stellung war nicht länger haltbar. Das Haus sagte die Gant an, Khünl und Groß stellten sich am 6. Mai zur Verfügung der Strafbehörde mit dem Geständniß, daß unrichtige Wechsel von ihnen im Umlaufe seyen. Die Anfertigung war von Groß besorgt worden, wobei er theils Unterschriften auswärtiger Geschäftsfreunde nachgemacht, theils aus der Luft gegriffene Firmen beigesetzt hat. Die Untersuchung wickelte sich glatt genug ab, so auch das öffentliche Schlußverfahren, da beide Angeklagte durchaus keine Winkelzüge machten und mit solcher Freimüthigkeit alles eingestanden, daß Khünl sogar auf die Frage, ob sein (1855 verstorbener) Vater um die „Hülfswechsel" gewußt, die Antwort gab: „Da ich in allem die Wahrheit sage, sage ich auch hier ja. Sonst würde ich seinem Namen diese Schande ersparen." Dieselbe Offenherzigkeit, welche das Andenken des Vaters nicht schonte, nahm auch keine zarte Rücksicht auf den guten Namen der Standesgenossen. Khünl erklärte nämlich auf die Frage, wie er auf den Gedanken zur Anfertigung von „Hülfswechseln" gerathen sey: „Ich wußte seit vielen Jahren, seit meiner frühesten Jugend, daß die geachtetsten Kaufleute des Kaiserstaates solche Wechsel ausstellen. Ich meinte ebenfalls thun zu dürfen, was andere thun." Nun könnte man allerdings meinen, der Angeklagte habe dieß angeführt, um, wenn nicht seine gesetzliche, so doch seine sittliche Straffälligkeit zu mildern; aber die Zeugenaussagen ergaben, daß die Unsitte solcher Fälschungen sehr weit verbreitet ist. So ist folgender Fall festgestellt worden. Bei einem abgegebenen Wechsel fehlte die Unterschrift des auswärtigen Ausstellers; der Zeuge, welcher das Papier übernommen, bemerkte nachträglich den Mangel, ging zu Khünl und fand es ganz in der Ordnung, daß die fehlende Unterschrift stehenden Fußes durch Groß ergänzt wurde, ohne die Post oder den Telegraphen zu bemühen. Man hat also aus den Zeugenaussagen entnommen — und hierin eben liegt die Tragweite des Falles, — daß es unter den Geschäftsleuten des Platzes (nebenbei gesagt: auch unter dem nicht kaufmännischen Publikum) ihrer viele gibt, welche den Mißbrauch mit den „Domicilen" für die allernatürlichste Sache von der Welt halten, und im Ganzen jeden Zweifel an ihrer gediegenen Rechtlichkeit sehr übel vermerken würden, sogar wenn er in ihnen selbst sich regen wollte. Unter den großen Firmen gibt es welche, die ihrem Gewissen nichts zu vergeben glauben, wenn sie falsche Wechsel, deren verdächtige Natur ihnen nicht verborgen ist, ohne weiteres escomptiren, indem sie darauf zählen, daß die Gefahr, bei etwaiger Entdeckung der Fälschung dem Strafgesetz zu verfallen, dem Giranten ein Sporn seyn werde, das Papier rechtzeitig einzulösen. Und auf diese in so weiten Kreisen verbreitete Auffassung gestützt, durfte der Vertheidiger Khünls in den Hallen der Gerechtigkeit selbst die grauenerregende Aeußerung vorzubringen sich unterfangen, daß Khünl eben nur Unglück gehabt habe, denn wären seine Unternehmungen gerathen, so würde er ein großer Geschäftsmann geworden seyn; ein Usurpator, dem sein Staatsstreich gelinge, setze sich die Kaiserkrone auf's Haupt, nachdem er es darauf gewagt, für den Fall des Mißrathens dieses Haupt auf den Block legen zu müssen. Es ist schlimm genug, daß die menschliche Gerechtigkeit den Kronenräuber nicht erreichen kann (beziehungsweise will), doch berechtigt dieß nicht zu dem Schluße, daß alles Sittengesetz nur auf dem elften Gebote beruhe, welches da lautet: du sollst dich nicht ertappen lassen. Diese Anerkennung „der Gewalt der Thatsachen" ist in verjüngtem Maßstabe ein Seitenstück zu der Vertheidigungsrede, welche vor beinahe zwei Jahren ein Jules Favre für Orsini hielt. Die Stimmung einer Zeit, in der in sonst achtbaren Kreisen solche Thatsachen, wie die eben erzählten, nicht zu den vereinzelten Erscheinungen gehören, und solche Ansichten, wie die eben vorgebrachten, zu landläufiger Münze geworden, liefert den sprechendsten Beweis für die Berechtigung derjenigen, welche das Sittengesetz für verloren halten, sobald seine festen Pfeiler des lebendigen und positiven Christenthums durch allerlei humanitaire Nothstützen ersetzt werden.

General von **, welcher die Werbungen für den heiligen Vater besorgt, erhielt Abends telegraphisch die Nachricht, daß zu Triest ein Schiff angelangt sey, um Angeworbene nach Ancona zu holen. Das Fahrzeug könne bis zu zweihundert Mann aufnehmen. Der General verfügte sich persönlich, es war ungefähr acht Uhr, zum Bureau des Telegraphen und ließ zurückmelden, er werde am nächsten Tage 120 Mann auf der Eisenbahn abgehen lassen. Am nächsten Morgen stand in einer Zeitung: „Heute gehen 120 päpstliche Freiwillige nach Triest ab." Diese Notiz konnte erst am späten Abend der Redaktion zugegangen seyn, denn vor Ankunft der Depesche aus Triest wußte der

General selbst noch nichts davon, daß er schon am nächsten Tage einen Schub wegschicken werde. Und da er an selbigem Abend seinen Leuten in Meidling draußen wohl nichts davon gemeldet und schwerlich einer Redaktion die Nachricht zu geben für passend gehalten hat, so erwachte der Argwohn, obschon ich, unbekannt mit den häuslichen Verhältnissen des Generals, mir's gefallen lassen muß, wenn eingewendet wird, daß der Kundschafter zwischen seinen vier Pfählen zu suchen seyn dürfte. Es versteht sich von selbst, daß dieser mögliche Fall in den Kaffeehäusern, wo man den Vorfall erzählt, nicht für stichhaltig gilt, sondern geradezu behauptet wird, ein Bediensteter des Telegraphenamts habe das „pikante" Notizlein verkauft. Wenn die Sache sich wirklich so verhalten sollte, wie die Sage behauptet, so dürfte der Schleich- und Schleifhandel wohl bald ein Ende nehmen, wenn auch kein Ende mit Schrecken solcher Art, wie es vor kurzem die Veruntreuungen eines Postconducteurs gefunden, welcher längere Zeit hindurch die Langweiligkeit des Fahrens durch bekannte Gegenden sich durch eine Zerstreuung absonderlicher Art zu versüßen trachtete. In seinem Bahnwagen untersuchte er nämlich das Felleisen mit den recommandirten Briefen, denen häufig Banknoten beigeschlossen werden, theils aus Bequemlichkeit des Absenders, welchem die Förmlichkeiten der Uebergabe und der fünffachen Versiegelung eines Geldbriefes allzu lästig vorkommen, theils um an Porto zu sparen. Der Conducteur hatte allmählig, wie er später selbst vor dem Richter zugab, durch die „Uebung" eine bedeutende Fertigkeit in den Fingerspitzen erlangt, beim ersten Griff herauszufühlen, ob ein Brief Banknoten enthielt, welche er sofort zur Strafe für die bequeme Trägheit oder den für das Aerar nachtheiligen Geiz des Absenders in Beschlag nahm. Mit dem Werth belohnte er seinen eigenen Pflichteifer, von dem er aus purer Bescheidenheit weiter kein Aufhebens machte. Zum Unglück für ihn übten andere Leute nicht die gleiche Schweigsamkeit. Bei der Postbehörde liefen Beschwerden ein, und dieser konnte mit der Zeit nicht entgehen, daß es hauptsächlich die vom Conducteur P*** übernommenen Sendungen waren, bei denen Briefe, ohne daß sie eine Spur geschehener Eröffnung trugen, ihres Werthinhaltes ledig geworden. Der Dieb war also mit den Künsten des schwarzen Kabinets vertraut. Sobald der Verdacht sich einmal gegen eine bestimmte Persönlichkeit gerichtet hatte, ohne daß diese durch ein Zeichen gewarnt worden, war der Dieb auch schon so gut wie gefangen. Der gute Herr P*** setzte in ungestörtem Vertrauen auf seine Sicherheit das einträgliche Geschäft fort und lief richtig in's Netz. Aus dem Thatbestande sind folgende Umstände zu erwähnen: P*** hat sich innerhalb eines halben Dutzend von Jahren bei einem Gehalt von 250 — 300 Gulden ein Vermögen von mehr als 12,000 Gulden gemacht. Einen Theil davon hat er durch Diebstahl erworben; der Betrag des Raubes ist mit Wahrscheinlichkeit auf 4000 Gulden festgestellt, doch wurden nur 500 Gulden gesetzlich in aller Form nachgewiesen und vom Angeklagten rechtsgültig eingestanden; das übrige will er im Börsenspiel gewonnen haben; gelebt hat er, seiner Angabe nach, von seinem Gehalt und dem Zufluß von Trinkgeldern. Das Gericht hat ihn zu schwerem Kerker und zum Ersatz verurtheilt.

In diesen Tagen ist hier im tiefsten Elend eine alte Frau von 87 Jahren gestorben, von der behauptet wird, sie sey das letzte Reis vom preußischen Aste des freiherrlichen Hauses von der Trenck gewesen. Ihr Oheim war Friedrich von der Trenck, bekannt durch seine lange Haft in Magdeburg und durch sein Ende unter der Guillotine, von der ihn nicht retten konnte, daß er sich als den Verfasser des bekannten Hexameters auf Franklin auswies: „Eripuit coelo fulmen sceptrumque tyrannis." Karoline v. d. Trenck war mit dem preußischen Schiffskapitän von Kuschicke verheirathet, der im Jahr 1807 zu Stralsund als k. preuß. Hochverräther gegen den großen Napoleon von den Franzosen weggeschleppt wurde und seitdem verschollen blieb. Die Wittwe kam zwei Jahre darauf nach Wien, wo sie durch Anfertigung von Spitzengeweben sich schlecht und recht durchbrachte, bis sie durch die furchtbare Ueberschwemmung von 1830 ihre gesammte Habe einbüßte. Von da an versank sie in Elend und lebte großentheils von Unterstützungen, die im Jahr 1848 plötzlich aufhörten. Manche andere hätte sich hingelegt und wäre verhungert, oder sie hätte sich in die Donau gestürzt; aber Frau von Kuschicke war eine ächte Trenck; sie meldete sich, trotz ihrer 75 Jahre, zur öffentlichen Arbeit und verdiente mit dem Schubkarren das tägliche Brod. Mit der Ordnung kehrte auch die Mildthätigkeit zurück und das alte Weiblein blieb nicht vergessen. Sie erhielt einige kleine Pfründen, die ihr ein sicheres Einkommen von etwa 120 Gulden jährlich zuwandten, und wurde von der Kaiserin Mutter wie von andern hohen Personen mit gelegentlichen Spenden bedacht. So hatte sie wenigstens nothdürftig zu leben. Auf ihrem letzten Krankenlager, das sechs Wochen lang währte, wurde sie von ihrer Ziehtochter treulich gepflegt. Das Begräbniß bestritt die protestantische Gemeinde Augsburger Bekenntnisses, der sie angehörte. So ist das Haus der preußischen Trenck erloschen, wie es scheint.

Genf, Januar.

Das Weihnachts- und Neujahrsfest in der französischen Schweiz. — Das gesellige Leben Genfs.

Die bei den verschiedenen Völkern gefeierten Feste sind bekanntlich ein treuer Spiegel der nationalen Eigenthümlichkeiten und Gegensätze. Die Völkergruppe germanischer Abstammung hat als Hauptwinterfest Weihnachten, die romanische Race das Neujahrsfest angenommen. In beiden Festen, abgesehen von ihrer kirchlichen Bedeutung, treten einige gemeinsame Züge hervor; sie fallen der Zeit nach so ziemlich in die Wintermitte, und die Sitte, seine Angehörigen und Freunde zu beschenken und sich ausgedehntester Festfreude zu überlassen, bildet bei beiden den wesentlichsten Bestandtheil und eigentlichen Kern ihres volksthümlichen Charakters. Die deutschen Weihnachten sind Volks- und Familienfest zu gleicher Zeit; in dem deutschen Weihnachtsbaum liegt jene die Race kennzeichnende, mährchenreiche, träumerische Mystik mit ihrer innigen und steten Beziehung zur Natur, wie im ganzen germanischen Heidenthum. Jene Seligkeit des Erwartens, was „Christkind“ beschert, jene dem Weihnachtsabend wochenlang vorhergehende, die Phantasie anregende Spannung, die wir alle erlebt, kennt die romanische Kinderwelt weniger. Das Neujahrsfest an sich ist hier mehr Volks- als Familienfest, es ist mehr öffentlich als häuslich.

Genf und die westliche Schweiz sind romanischer Race, aber die politische Verbindung mit der deutschen Schweiz und die confessionelle Beziehung zu dem gesammten protestantischen Deutschland haben es mit sich gebracht, daß die französisch schweizerischen Bildungszustände mit deutschen Elementen, ja selbst Anschauungen gemischt sind. Vielleicht wirkt auch die Racekreuzung, das Blut der alten Burgundionen und Franken noch heute fort. Das Weihnachtsfest nähert sich besonders in neuerer Zeit, wenigstens als Kinderfest in den höhern Klassen, in Genf, Lausanne und Vevey einigermaßen dem deutschen Charakter desselben. Ein Genfer Poet hat den deutschen Weihnachtsbaum vor einiger Zeit in französischen Versen besungen. Die Tannenabhänge des Jura und der benachbarten savoyischen Berge werden von Jahr zu Jahr mehr geplündert, und am Weihnachtsabend schimmert in den obern Stadttheilen von Genf aus manchem der alten Steinpaläste der helle Lichterglanz herab auf die engen, bergigten Straßen. Aber das Fest bleibt auf jene Stadttheile beschränkt, der Weihnachtsbaum ist eine exotische Pflanze, an der sich nur die Kinderwelt der reicheren Stände erfreut. Das Volk bleibt bei seinen Neujahrssaturnalien und seinen „Etrennes,“ die auch unter der Aristokratie keineswegs durch die Weihnachtsbescherung verdrängt sind. Auf eine Ueberraschung wie bei der letzteren ist es bei den Etrennes weniger abgesehen. Eine eigenthümliche Sitte charakterisirt die nüchterne, praktische Richtung des Genferthums. Großeltern, Tanten, Oheime und alle dergleichen mit einer zahlreichen zu beschenkenden Clientel ausgestattete Personen lassen sich von dieser vor Neujahr ein schriftliches Verzeichniß der Gegenstände ihrer Wünsche einreichen, woraus sie dann ihre Gaben wählen.

Von mythologischen Beziehungen wie bei den deutschen Weihnachten finden sich im französischen Neujahrsfest wohl nur sehr geringe Spuren. Geisterhafte Göttergestalten, wie Frau Holle und Knecht Ruprecht, gibt es in Frankreich nicht. Der Bonhomme Etrennes könnte als ein Analogon erscheinen, aber er ist nur eine blasse, magere Abstraktion der Sitte gegenüber den markigen, bedeutungsvollen Gestalten der deutschen Tradition. Die gallischen und römischen Götter scheinen nicht so langlebiger Art gewesen zu seyn, wie ihre germanischen Standesgenossen. Dagegen besteht in dem herrlichen Lande zwischen Jura und Alpen, wohin die Römer zuerst die Cultur verpflanzten, und dann Franken und Burgunder Reiche gründeten, noch manche Sitte, die wohl ihre Beziehungen zu altheidnischen Festen, gleichviel ob römischen oder germanischen, haben mag. Daß die Burgunder kurz nach ihrem Einfall in das römische Gallien Christen wurden, ist wohl kein Gegengrund; ihre bekanntlich so überaus rasche Bekehrung zum Christenthum läßt gerade eher das Fortbestehen heidnischer Festgebräuche und dergleichen vermuthen. Hieher gehört z. B. die Neigung zum Mummenschanz in der Zeit von Weihnachten bis Dreikönigstag. Maskirte Aufzüge kommen von Zeit zu Zeit am Neujahrstag in den kleineren waadtländischen Städten vor, auch in Genf sieht man wohl an diesen Tagen einzelne Masken. Daß Vermummungen während des ganzen Christmonats in der Volkssitte der genannten Gegenden lagen, möchten wir noch aus einem andern Umstande schließen. Das Escaladefest, bekanntlich zur Erinnerung an den glücklich abgeschlagenen Ueberfall Genfs durch die Savoyarden in der Nacht vom 11. auf den 12. December 1602 gefeiert, ist allmählig zu einem vollständigen Mummenschanz ausgeartet. In der ersten Zeit wählte man wohl zu diesen Verkleidungen nur Trachten, die an das Ereigniß erinnerten und zu den auf die Savoyarden gesungenen Spottliedern paßten, später gesellten sich andere Masken, der allgemeinen Sitte des Volks in dieser Jahreszeit folgend, hinzu, und gegenwärtig ist jede Vermummung gerecht. In Vevey im Canton Waadt fand heuer eine merkwürdige Neujahrsfeier statt, die an das Perchtenlaufen in den deutschen Alpen erinnert.

Straßenanschläge verkündigten schon früh Morgens,

daß die Société des nègres blancs, présidée par le capitaine Cash-Ton-Piff, auf den verschiedenen Plätzen der Stadt einen Umzug halten und kriegerische Tänze aufführen werde. Bald erschien auch ein Zug von gegen hundert Negermasken, mit einer Anzahl costümirter Reiter und einer Musikbande. Es wurde getanzt und gesungen, während einige der Neger mittelst eines colossalen, bis zum dritten Stock der Häuser reichenden trichterförmigen Beutels Geld sammelten für die Hospitäler und Armen der Stadt, denn die Theilnehmer der Maskerade selbst gehörten dem wohlhabenden Bürgerstande an. Am folgenden Tag, 2. Januar, begab sich dann die ganze Gesellschaft der „weißen Neger" mit dem Dampfschiff nach Villeneuve am östlichsten Endpunkt des Genfer Sees, und von da im Zuge zu Land zurück durch die herrlichen Ufergelände von Montreux und Clarens, wo die auch in diesem Winter zahlreich weilenden Fremden nicht wenig durch die Neujahrsfeier der fröhlichen Veveyer überrascht wurden.

Es geht ein heiterer Zug durch den Volkscharakter der nördlichen Uferbewohner des Genfer Sees, und zahlreich sind noch heute die Ueberreste alter Sitten und Volksfeste, die diese Heiterkeit, diese Freude am Lebensgenuß, die im frivolen achtzehnten Jahrhundert bis zur üppigen Leichtfertigkeit fast in allen Classen der Gesellschaft ausartete, beurkunden. Oft, wenn ich den fröhlichen Kirchweihtänzen des Landvolks in der Umgegend von Montreux und Vevey zur Zeit des Nachsommers und Herbstes beiwohnte, wenn ich die ausschweifende Lustigkeit der Zecher in den Weinstuben, an denen jedes Dorf, jeder Weiler jener Gegenden, ja des ganzen Waadtlandes überreich ist, beobachtete, und die Ungebundenheit im Umgang beider Geschlechter in den untern Classen bei jeder festlichen Gelegenheit bemerken konnte, oft habe ich mir dann die Frage vorgelegt, wie dieser heitere Lebensgenuß, diese sinnlich fröhliche Sitte mit der puritanischen Nüchternheit der confessionellen Richtung dieser Bevölkerung, unter welcher selbst der frömmelnde Methodismus seine Anhänger zählt, in Einklang und Uebereinstimmung zu bringen ist. „Vevey ist," sagt ein bekannter waadtländischer Schriftsteller, „seiner Reinlichkeit nach eine holländische, seinem Geschmack, seiner Fröhlichkeit und Vergnügungssucht nach eine französische, seiner cordialen Sitte nach eine schweizerische Stadt." Die Schilderung ist vollkommen richtig, aber sie löst das Räthsel des eben angedeuteten Gegensatzes nicht. — In Vevey wird bekanntlich auch noch von Zeit zu Zeit jenes berühmte und merkwürdige Winzerfest gefeiert, dessen Ursprung sich in das graue Alterthum verliert und welches in einzelnen seiner Momente eine Beziehung zum römischen Göttercultus andeutet. Ob die bezeichneten Ueberreste alter Neujahrsfestgebräuche sich an römische oder germanische religiöse Sitte anschließen, müssen wir, wie gesagt, dahingestellt seyn lassen; die Aehnlichkeit mit dem sogenannten Berchtenlaufen oder Berchtenspringen besteht jedenfalls. Auch ist es keinem Zweifel unterworfen, daß in der mythischen Gestalt der Königin Bertha, der fleißigen Spinnerin, der eigentlichen Hauptfigur der waadtländischen Sage, Beziehungen zur Berchta und Frau Holle des germanischen Mythus nachzuweisen sind.

Wir könnten unsern heutigen Brief hier schließen, denn das gesellschaftliche Leben bietet diesen Winter so karge Ausbeute, daß wir es füglich gänzlich übergehen dürfen. Die alte Genfer Geselligkeit ist größtentheils dahin; viel feine sociale und geistige Bildung überhaupt ist noch heute wie ehemals in den höheren Kreisen Genfs vorhanden, aber es hat sich dieser Stände nun einmal ein tiefgehendes Mißbehagen bemächtigt, welches zunächst aus der Unzufriedenheit mit den öffentlichen Händeln, von welchen jene Stände theils ausgeschlossen sind, theils sich selbst ausgeschlossen haben, hervorzugehen scheint. Die Gesellschaft hat sich in kleinere, scharf gesonderte Cirkel aufgelöst, welchen Familienbeziehungen, politische und religiöse Ansichten und Meinungen zur Grundlage dienen. Diejenigen Schichten der größeren Masse, in welchen ihrer socialen Lage zufolge noch höhere geistige Bedürfnisse vorauszusetzen wären, jagen den materiellen Interessen nach und lassen sich von der allgemeinen Strömung der Zeit forttragen. In andern Kreisen cultivirt man Frömmigkeit, gelegentlich auch etwas religiöse Kopfhängerei. Ein kritischer Gegensatz zu diesen Richtungen, der auf den Grundsätzen einer freien humanistischen Weltanschauung beruhte, macht sich höchstens in literarischen und artistischen Kreisen *theoretisch* bemerkbar. Wo es auch praktisch geschehen wollte, da trat das politische Parteiwesen wiederum in seiner Einseitigkeit hemmend dazwischen. Genf befindet sich seit einer Reihe von Jahren in seiner socialpolitischen Uebergangsperiode, in welcher eine vernünftige Vermittlung der Gegensätze noch nicht gefunden ist. Die Verhältnisse sind dabei zu klein, auf einen zu engen Raum beschränkt, als daß darunter die geselligen Beziehungen nicht auch zu leiden haben sollten. — Wir könnten noch ein paar Worte von unserer deutschen Colonie beifügen. Das Schillerfest hat in seinem Gefolge noch eine deutsche Festlichkeit gehabt, eine Abendgesellschaft, welche in der ersten Woche des Jahres die Elite der deutschen Colonie in den glänzenden Räumen des Hôtel de la Métropole vereinigte. Die Soirée gehörte zu den glänzendsten geselligen Vereinigungen des gegenwärtigen Winters und bewies, was die Deutschen auch in geselliger Hinsicht hier in Genf leisten könnten, wenn sie nur wollten. Aber — doch es sind der Wenn und Aber so viele, daß wir sie lieber übergehen. Mancher Umstand hemmt hier, der auch im Vaterland auf dem gesellschaftlichen und öffentlichen Leben lasten soll. Wir von der älteren Schule verstehen weder das materialistische Wettrennen der Gegenwart, noch die Frommseligkeit vieler unserer Zeitgenossen. Zu „unserer Zeit" zog die Kritik gegen solche Erscheinungen zu Felde, allein gegenwärtig ist die Kritik, wo sie sich zeigt, ein ungebetener Gast.

Wir könnten hier noch eine lange Jeremiade über die trübseligen Witterungsverhältnisse des heurigen Winters

folgen lassen, allein wir fürchten, daß unsere Genfer Leser, so oft sie auch mit uns über diesen endlosen Regen, diesen drückenden Nebel, diesen feuchtkalten ewigen Südwestwind geklagt haben, uns für einen mürrischen Malcontenten erklären würden. Und dafür möchten wir doch nicht gern gehalten werden, sondern wollen uns lieber mit der Hoffnung trösten, daß auf die Langeweile des Winters ein um so heitereres Frühlings- und Sommerleben am Leman folgen wird.

W. L.

Berlin, Januar.

Nachwirkung der Schillerfeier. — Preisstiftung für das beste Drama. — Dramatische Neuigkeiten.

Eine gewisse Abspannung wird immer besonders aufgeregten Tagen folgen. Das ist die Erfahrung, die wir politisch durchmachen, und die wir auch in künstlerischen Kreisen hier erleben. Die Schillerfeier hatte alle Gemüther aufgeregt, die großartige nationale Idee, die glänzendste Huldigung des Genius, die die Geschichte bisher aufzuweisen hat, angehaucht von den scharfen Windströmungen der Parteien, hatte sich leuchtend Bahn gebrochen, alle Kreise und Lebensstellungen mit ihrem Strahl gestreift, und nun folgte das alltägliche Leben, nüchtern, verstimmend. Noch eine Zeit lang klangen die Aufregungen jener Tage nach, die Theater mußten ihre Festvorstellungen wieder und wieder bringen, die Ausstellungen, die sich der Feier anschlossen oder von ihr hervorgerufen waren, dauerten fort, und mehr als alles das, in jedem Hause wohl wurden die populärsten Dichtungen unserer Nation mit voller Hingabe wieder vorgeführt, gelesen und an's Herz gelegt. Das war die wahrste Schillerfeier, die nachklingendste, die beglückendste. Es schritt der große Genius durch das Vaterland und klopfte an alle Herzen.

Neben dem Grundstein, der die Statue Schillers tragen soll, wurde aber hier noch ein anderer Stein des Gedächtnisses für die Zukunft niedergelegt, der, wir wünschen es lebhaft, kein Stein des Anstoßes werden möge — wir meinen die Statuten des Schillerpreises, der nach je drei Jahren dem besten, in dieser Zeit an die Oeffentlichkeit getretenen deutschen Drama ertheilt werden soll. Von den meisten, namentlich den heimischen Organen war diese unerwartete, bleibende Nachfeier mit Freude und Genugthuung begrüßt worden. Da trat Gutzkow in seinen Unterhaltungen am häuslichen Herd scharf, hart und mißbilligend dagegen auf; das Für und Wider wurde erwogen, und jetzt scheint sich eine Meinung festzusetzen, die die Absicht des Fürsten, in dessen Hand jetzt die Geschicke Preußens liegen, freudig anerkennend begrüßt, die die Berücksichtigung der dramatischen Muse billigt, die aber mit der Art, wie diese Berücksichtigung verheißen ist, sich nicht völlig einverstanden erklären kann. Wir müssen uns zu dieser Ansicht bekennen, ohne jedoch die Hoffnung aufzugeben, daß die nothwendigen Erfahrungen der Zeit die jetzt unpraktisch erscheinenden Institutionen zu segensreichen und förderlichen machen werden. Unsere Bedenken sind rein praktischer Natur, und fangen bereits an sich zu rechtfertigen. Die Zusammensetzung des Preisgerichts ist auf Schwierigkeiten gestoßen, und vorläufig haben unser würdiger Historiker v. Raumer und Grillparzer ihre Betheiligung abgelehnt. Man vermuthet, daß auch andere diesem Beispiele folgen werden, und in der That ist die Aufgabe, die den Herren gestellt wird, eine in den meisten Fällen unlösbare. Aus der ganzen Fluth dramatischer Dichtungen, die das gesammte Deutschland in drei Jahren hervorbringt, eine als die entschieden beste hervorzuheben, und zwar so, daß sie vor allen andern zu krönen ist, wird fast unmöglich seyn, wenn nicht ein weit überstrahlendes Genie der dramatischen Muse zugeführt wird, und das wahrlich bedürfte des Kranzes nicht. Bereits, und das ist gerade für die erste Ertheilung des Preises bedenklich, hört man conjecturiren, und nicht Eine entschiedene Stimme hat ein bestimmtes Werk bezeichnen können. Wäre es nicht dem Auslande gegenüber ein trauriges testimonium paupertatis, wenn die Preisrichter gleich damit anfingen, zu erklären, daß kein Drama der letzten drei Jahre des Preises würdig sey? Wir haben die Schwierigkeit für die Preisrichter anerkannt, aber wir können auf der andern Seite auch die Situation der zur Concurrenz gezwungenen dramatischen Dichter nicht als eine günstige bezeichnen. Den ausgeschriebenen Concurrenzen konnte sich jeder entziehen, und der Usus hatte sich ausgebildet, daß namhafte Autoren von denselben zurückblieben. Zu der Bewerbung um diesen Preis ist jeder geladen, und niemand kann sich ausschließen. Der bescheidene Autor, der weit davon entfernt ist, eine besondere Auszeichnung für sich in Anspruch zu

nehmen, wird aber nichts desto weniger mit classificirt, und ich fürchte, daß darin mehr Abschreckendes als Aufmunterndes liegt. Wehe dem aber, dem der Preis ertheilt wird, wenn die Würdigkeit seinem Werke nicht so leuchtend auf die Stirn geschrieben ist, daß aller Zweifel davor schweigt! Es ist nicht gut, irgend ein Kunstwerk auf ein höheres Piedestal zu heben, als das, welches es sich selbst baute, und welche schonungslose Behandlung wird solchem Werke von der Kritik werden, da die besondere Auszeichnung auch besondere Strenge rechtfertigt! Ja, wenn der Gekrönte den halben Raub seines Preises in stillster Verborgenheit bergen könnte; aber vielleicht will er nach dem siegreichen Drama noch mit einem neuen in die Oeffentlichkeit treten. Wie werden da die doppelt geschärften Gläser auf ihn gerichtet seyn, wie muß er um den schon gewonnenen Kranz kämpfen! Und gewiß wird er doppelt zahlen, was ihm zuviel geworden ist an Auszeichnung.

Fassen wir alles zusammen, so müssen wir noch einmal mit voller Freude die Absicht des Regenten anerkennen, anknüpfend an die Schillerfeier, der dramatischen Literatur eine bleibende und sichtbare Berücksichtigung des Staates zu gewähren; wir hoffen aber, daß die Erfahrung dieser Absicht einen andern Weg vorzeichnen wird, als den bisher eingeschlagenen. Vielleicht daß man den Preis unter drei gleichberechtigte Stücke vertheilt, oder sich begnügt, Medaillen an eine ganze Reihe von Dichtern auszutheilen, die sich um die Bühne in edler Weise verdient gemacht haben. Vor allen Dingen scheint es mir angemessen, für die Würdigen zu sorgen, den Superlativ aber zu streichen.

Der dramatische Preis führt uns nothwendig auf die Dramen der dießjährigen Saison. Wir müssen gestehen, daß wir nicht glauben, daß die vier Novitäten, die dieser Winter uns vorführte, eine Aussicht auf eine gekrönte Auszeichnung haben werden. „Unsere Freunde," von Max Ring, ein Lustspiel, im Zuschnitt des „Glases Wasser," behandelt eine nicht unglückliche Lustspielidee, in geschicktem Aufbau, jedenfalls aber in etwas grober Form, und kann einen andern Werth als den der momentanen Unterhaltung nicht beanspruchen. Gleiches gilt von dem neuen Lustspiel der Birch-Pfeiffer, „ein Kind des Glücks," das recht artig, dießmal in besonders gewandtem und gebildetem Dialog, unterhält und vortreffliche Rollen in glücklichen Situationen vorführt. Wenn das Stück nichts desto weniger in seinem Erfolge gegen die glücklichsten derselben Verfasserin zurücksteht, so liegt das einerseits darin, daß die „Grille" die Erwartungen des Publikums in ungewöhnlicher Weise gesteigert hat, anderntheils in der Unzulänglichkeit der Trägerin der Hauptrolle, die, für die Goßmann geschrieben, hier nicht genügend zu besetzen war. Die „Maria," von Klein, jedenfalls das genialste der vorgeführten Stücke, scheiterte an der Planlosigkeit der Anordnung, und es war fast wie eine Ironie, daß auf dieses Stück, das unser ganzes darstellendes Personal in Anspruch nahm, eine Tragödie, „des Hauses Ehre," von Hugo folgte, der sich mit drei Darstellern begnügte. Spannende Situationen, aber fast willkürlich zu tragischem Schlusse gegipfelt, französische Effekte, zum Abschluß deutscher Tragödie nicht herausentwickelt, sondern mit Gewalt gedrängt, ließen das Stück schnell vom Repertoire verschwinden, auf das es sich fast wie durch Zufall verirrt. Für die nächste Zeit stehen nur die „Sabinerinnen" und „Elisabeth Charlotte" von Heyse, dazwischen der „Usurpator" von Brachvogel in Aussicht, nebst mehreren neu einzustudirenden Stücken des alten Repertoires, die ihre Wiederbelebung dem Engagement einer schönen, aber künstlerisch unbedeutenden Schauspielerin verdanken, die man, wahrscheinlich ohne Erfolg, versuchen will einzubürgern. — Die Oper brachte uns nur „Christine" von Tempeltey, Musik vom früheren Generalintendanten Grafen Redern. Wer die Schwierigkeiten kennt, für die moderne Oper einen Text zu schaffen, wird dem Dichter der Clytämnestra manches Unzureichende nicht anrechnen, was durch die eigenthümlichen Anforderungen der Oper bedingt ist. Erkennen wir es dankbar an, daß wir in Gedanken und Form poetischen Versen begegnen, die sonst in den löschpapiernen Wegweisern durch die Labyrinthe der Opern nicht anzutreffen sind. Die Musik ist gefällig, melodiös und findet freundliche Aufnahme.

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 8. 19. Februar 1860.

A man, who, for half a century, has led the literature of a great nation, and will go down to posterity as the first literary character of his age.

Byron.
Letter to Goethe, 1820.

Goethe.

Vorgetragen im Hörsaal des chemischen Laboratoriums zu München.

Wir haben das große Fest des einen unserer ersten Dichter nicht feiern können, ohne dabei auch des andern zu gedenken, und wir dürfen es als einen Fortschritt nationaler Bildung bezeichnen, daß die Versuche nur ganz spärliche und vereinzelte waren, Schiller auf Kosten Goethes erhöhen zu wollen; vielmehr wie von den herrlichen Männern selbst einer am andern neidlos seine Freude hatte, so lernen wir endlich ihnen mit gleicher Liebe gerecht werden, und schon regt sich die Empfindung, daß für Schiller vom deutschen Volke zwar nicht zu viel, aber für Goethe zu wenig gethan worden. Wie oft hat man ihn vor seinem Freunde als den Glücklichen gepriesen! und allerdings war er ein Günstling der Natur, reich von ihr begabt, leicht dahingetragen von der Woge der Zeit und sicher auf die Höhe des Daseyns gestellt, während Schiller weit mehr unter dem Druck äußerer Verhältnisse zu leiden und zu ringen hatte, und der himmlische Genius in ihm die leibliche Lebenskraft verzehrte; aber auch Schiller erstürmte mit der ersten Jugendthat die Herzen des Volks, er fand im frischesten Mannesalter ein schönes Familienleben, eine freie Weltstellung, sein Schicksal hat der Anlage und der Entwicklung seiner Persönlichkeit förderlich entsprochen; so hat er in allen geistigen Dingen und jetzt noch durch sein Fortwirken auf Erden auch in dieser Feier seines hundertsten Geburtstags das entschiedenste Glück gehabt. Die politischen Stürme schienen am Anfang des Jahres ihr hindernd entgegenzutreten, aber sie haben ihr nur den Weg bereitet, und es knüpft sich an sie ein neuer Aufschwung unseres Volksgemüthes, während vor zehn Jahren bei der Ernüchterung nach dem Rausch und der anscheinenden Hoffnungslosigkeit der öffentlichen Verhältnisse nur eine kleine Gemeinde sich am 28. August in dem Gedanken versammelte, daß uns in Goethe ein Stern aufgegangen von so reinem und vollem Glanz, der uns die Hoffnung in das Herz strahlt, es werde dennoch das Germanenthum die Begründung der humanen Cultur vollenden, für die der Dichter gelebt und gesungen.

Und hat nicht er selbst, der Seliggepriesene, am Abend seines Erdenwallens bekannt, daß wenn er die Summe seiner Tage zöge, nur wenige Wochen ungetrübten Glückes herauskämen? Sollte auch im Ernste jemand zweifeln, daß es noch andere Sorgen gibt, als die um das tägliche Brod, noch andere Schmerzen, als die der irdischen Bedürftigkeit? Wer eine glühende Masse auf dem Herde sieht, äußert Goethe einmal, denkt nicht, daß so viele Schlacken darin stecken, als sich offenbaren,

wenn sie unter den Hammer kommt. So habe es eines gewaltigen Hammers bedurft, um seine Natur von den vielen Schlacken zu befreien und sein Herz gediegen zu machen. Das eherne Schicksal hat auch ihn zum Manne geschmiedet wie seinen Prometheus, dessen Qualen er empfunden, in der eigenen Brust und in der Außenwelt den Widerspruch der Wirklichkeit mit dem Ideal, die glühende Sehnsucht nach Wahrheit und Freiheit für sich und für Alle aus Irrthum, Verfinsterung und beengenden Schranken, den Wahn der Menge, die den zurückstößt, höhnt oder kreuzigt, der ihr das Heil bringen will. Sein harmonisches Lied der Versöhnung, die Iphigenie, nannte Goethe ein Schmerzenskind; er war selber der Orestes gewesen, der in umdüsterter Seele nach dem Lichte gerungen, ehe er das Götterbild der reinen Schönheit heimbrachte; seinem edlen Sinne war es nicht gleichgültig, daß König Thoas so reden sollte, als ob kein Strumpfwirker im Thüringer Wald hungere. Er hatte neben der Lust auch die Leiden eines gesteigerten Phantasielebens dahinzunehmen, und wer gleich ihm eine melodische Stimme für das innerste Fühlen und Denken einer Welt werden sollte, dessen Herz mußte so zart besaitet seyn, daß gar vieles, was die andern unberührt läßt, ihn gleich der Aeolsharfe durchzitterte und erschütterte. Wer seinen Faust das Wort sagen ließ: „der Menschheit ganzer Jammer faßt mich an," der mußte selber erfahren haben, was das heißt; ja der mußte die himmlischen Mächte kennen, der den Harfenspieler singen ließ:

Wer nie sein Brod mit Thränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf seinem Bette weinend saß,
Der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte.

Oder klingt jene Stelle im Tasso anders als selbstempfunden?

Wohl ist sie schön, die Welt! In ihrer Weite
Bewegt sich so viel Gutes hin und her.
Ach daß es immer nur um einen Schritt
Von uns sich zu entfernen scheint,
Und unsre bange Sehnsucht durch das Leben
Auch Schritt vor Schritt bis nach dem Grabe lockt!
So selten ist es, daß die Menschen finden,
Was ihnen doch bestimmt gewesen schien,
So selten, daß sie das erhalten, was
Auch einmal die beglückte Hand ergriff!
Es reißt sich los, was erst sich uns ergab,
Wir lassen los, was wir begierig faßten;
Es gibt ein Glück, allein wir kennen's nicht,
Wir kennen's wohl und wissen's nicht zu schätzen!

Der Dichter war ein Siebziger geworden, als er in der Kunst den Balsam für die Wunden der Seele suchte und der Marienbader Elegie das Motto aus seinem Tasso gab:

Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt,
Gab mir ein Gott zu sagen, was ich leide.

Arbeit und Entsagung! so lautet auch bei ihm das Wort der Wanderjahre auf Erden. Er hat es sich nach eigenem Bekenntniß sauer werden lassen sein Leben lang, und nur dadurch gelang es ihm, die Pyramide seines Daseyns und Wirkens so breit und hoch zu bauen, ohne Hast und ohne Rast, weil er in ununterbrochener Thätigkeit allein sein Glück fand, weil er Denken und Thun für die Summe aller Weisheit hielt, und zu lernen stets jung genug blieb; nichts kam ihm so elend vor als der behagliche Mensch ohne Arbeit. Und da schmähen sie ihn, daß er sich fern zu halten suchte, was ihn in der ruhigen Geistesklarheit stören konnte, die dem vielbewegten Gemüthe nöthig war, wenn er als Künstler schaffen sollte, daß er seine erhabene Existenz abgrenzte gegen die tausend Anforderungen des Unverstandes! Goethe wäre ein Egoist gewesen? Ja in dem Sinne, daß er sein Ich, den gottgewollten Kern seiner Persönlichkeit, mit originaler Kraft entfaltete und die eigene Bahn ging, aber wahrlich nicht in kleinlicher Selbstsucht; auf dem Neidpfad hat ihn niemand betroffen. Den Freunden war er treu, und wie er für sie alle in der Nähe und Ferne gesorgt, dafür bringt jedes neue Dokument, das aus dem weiten Kreise seiner Umgebung veröffentlicht wird, auch neues Zeugniß. Er selber hat seine Forderung erfüllt: Edel sey der Mensch, hülfreich und gut! Und da machen sie ihm einen Vorwurf daraus, daß er Minister gewesen, statt Gott zu bitten, daß recht oft ein Minister so viel für die Förderung und Befreiung des deutschen Geistes thun möge; sie ärgern sich, daß er Excellenz geheißen, statt zu wünschen, daß doch recht bald wieder eine Excellenz so excelliren möge wie Er! Denn, um es kurz zu sagen: Er ist unser größter und deutschester Dichter. Werther und Götz, Hermann und Dorothea, Faust und Iphigenie und seine Lieder brauche ich doch nur zu nennen, um allgemeiner Zustimmung sicher zu seyn, daß deutsches Gemüth und deutsche Geistestiefe nirgends inniger und reicher ausgesprochen, das Erbtheil des Hellenenthums nirgends verständnißvoller angeeignet, das Volksthümliche nirgends so treu bewahrt und so künstlerisch durchgebildet und verklärt ist als von Goethe. Zu Homer und zu Shakespeare ist er der Dritte im Bund. Wenn Homer, als der Mund seines Volks und seiner Zeit, die weltoffene Entfaltung

eines jugendlichen Heroenthums, voll ungebrochener Gediegenheit, einig mit sich selbst und mit den Göttern, episch dargestellt, wenn Shakespeare den Streit in des Menschen Brust und des Menschen in der Welt, die Gegensätze des Daseyns in aller Härte und in allem Glanz, und in ihrer Auflösung den Triumph der Idee dramatisch uns vorgeführt, so hat Goethe die Geheimnisse des Herzens und die Tiefen der Seele in ihrer Innerlichkeit, die Befreiung des Geistes in seinen Wehen und Wonnen lyrisch mit vollendeter Meisterschaft offenbart, als er dem bildlosen Gefühl und der gewaltigen Leidenschaft des Nordens die formenbestimmte Klarheit des Südens und das schöne Maß des Alterthums verband, als er in dem Reiche des Gedankens und Gemüths das Besitzthum des Deutschen ergriff und in dessen Harmonisirung seine eigenthümliche That erkannte.

Goethe trat wie ein wiedergeborner Volkssänger unter uns auf; alle Zauber des Volksliedes standen ihm zu Gebot, und das Ahnungsvolle desselben ward zugleich lichte freudige Erfüllung durch die vollendende Kunst. Er erklärte mit Klopstock, daß das den Dichter mache, ein volles, ganz von einer Empfindung volles Herz; aber der Geist schwebte über den brandenden Wogen der Gefühle, ordnete sie zu melodischer Folge, und indem die eigene Lust der befreiten harmonischen Seele aus dem Bild ihrer Empfindungen wiederstrahlte, gewann es den herzgewinnenden Glanz der Anmuth. Auch Bürgers Gesang hatte die ergreifende Stärke des ächten Brusttons, aber er war weniger die Darstellung als die Geburt der Leidenschaft; die Schwermuth, der Unwille war auch die Muse des Dichters, und so fehlte ihm das Ebenmaß und die Weihe der Kunst. Schiller erkannte dieß und verlangte darum, daß der Dichter nicht unter der gegenwärtigen Herrschaft der Empfindung, sondern erst aus der sanfteren, fernenden Erinnerung dichten solle; dadurch aber kommt der Herzschlag des Gefühls und die musikalische Stimmung der Seele zu wenig zu ihrem Recht. Goethe erklomm die höhere Mitte zwischen beiden Genossen. Er stand in und über seinen Gefühlen; er erzählt es selbst, daß mit seinen ersten Liedern die Richtung begann, von der er sein Lebenlang nicht abweichen mochte, das was ihn freute oder quälte, in ein Gedicht zu verwandeln und darüber mit sich abzuschließen.

Er dichtete, was er erlebte; dadurch empfing seine Darstellung ihre Naturwahrheit, und frei von Phrase und Künstelei war sie, dem Gegenstande gemäß, bald der unmittelbar sanfte Hauch, bald der vollschwellend brausende Erguß des bewegten Gemüths. Er empfand seine innere Erregung als Freude oder Qual; das bürgte ihm dafür, daß sie auch andere zu rühren fähig war. Aber mitten im Wellenschlag der Gefühle stand die Freiheit seines Geistes als der Entschluß zur Befreiung fest, und er vollzog diese, indem er seine Empfindungen darstellend sich gegenständlich machte, sie dadurch aus sich heraus versetzte, und ihnen gegenüber, während sie noch in seinen Nerven bebten, die Ruhe der Anschauung in seinem Selbstbewußtseyn gewann. Als Lyriker war er der ganz subjektive Dichter, der die Welt nur nach ihrer Resonanz im Herzen schildert; aber er war ein so großer Künstler und sein Auge war so klar, daß er die innern Phantasiebilder ganz und rein von sich ablöste und in voller Selbstständigkeit hinstellte, daß er ihnen nicht bloß seine Seele einhauchte, sondern ihnen auch plastische Bestimmtheit gab. Er geht vom Einzelnen aus, aber um es zur allgemeinen Weihe zu berufen, er weiß das Besondere so zu gestalten, daß seine ewige Bedeutung aufleuchtet, daß wenn seine Mignon von Italien, der Heimath ihrer Kindheit singt, darin die Paradiesessehnsucht der Menschheit wiedertönt, daß jedes Herz die eigene Liebe wiederfindet, wenn seine Stimme freudvoll und leidvoll erklingt, daß sein Lied an den Mond auch uns die Seele löst und wir mit ihm genießen,

> Was von Menschen nicht gewußt,
> Oder nicht bedacht,
> Durch das Labyrinth der Brust
> Wandelt in der Nacht.

Er ist gleich groß, ob er im Hymnenschwunge des selbstbewußten Geistes die Götterworte zur Lösung der verworrensten Lebensräthsel verkündigt, oder ob er die gepreßte Seele nur in einzelnen äußeren Zügen ahnen läßt, im Strauß, den er gepflückt und an's Herz gedrückt, oder im Becher, der dem König von Thule das Symbol aller genossenen Lust, der Träger aller schmerzlich süßen Erinnerung geworden ist, den er nur mit dem Leben lassen kann. Er verschwebt nirgends in bloß musikalischer Unbestimmtheit, aber die Bilder, die aus seiner Stimmung hervortauchen, veranschaulichen dieselbe auf eine ihr ganz entsprechende Weise. Es kommt nirgends zu bloß äußerlicher Beschreibung, vielmehr wird die innere Seele der Dinge, die Melodie des Gegenstandes entfaltet, mag nun in den Römischen Elegien der gegenwärtige Lebensgenuß sich wie grünender Epheu um die Trümmer der Vorwelt ranken und die ewige Stadt mit ihrem sonnigen Tag und ihrer liederdurchklungenen Sternennacht, mit ihren Götterbildern und mit der Erinnerung an die großen Menschen des Alterthums der Hintergrund für die Liebesfreude des Dichters seyn, oder mag er den Wanderer

in die Abenddämmerung des vaterländischen Waldes geleiten und das Lied des Friedens anheben:

Ueber allen Gipfeln
Ist Ruh;
In allen Wipfeln
Spürest du
Kaum einen Hauch.

Die Vögelein schweigen im Walde;
Warte nur, balde
Ruhest du auch.

So wird das Gleichniß von der Poesie und dem Weine auf keine Dichtung passender anzuwenden seyn, als es Vilmar in Bezug auf Goethes Lieder ausgeführt hat. „Die Gährung hat sich abgeklärt zu dem goldenen, duftenden Wein, dem man seine Heimath, sein Gewächs, seinen Jahrgang, seine Erde und Traube noch nachschmeckt, der aber von allem diesen nur die feinsten, lieblichsten Arome behalten, und sie in die köstlichste Weinblume vergeistigt zusammengefaßt hat; das Gefühl der Leidenschaft und der Herzensunruhe ist noch vorhanden, aber nur das leise Beben derselben zittert noch, in die reinste Harmonie verschmolzen, durch die Töne des Gedichts, sie begleitend hindurch; Unruhe und Leidenschaft haben keinen Theil an dem Gesange, dürfen nicht mit ihren schneidenden Lauten eingreifen in die melodischen Klänge, welche wie selige Geister leicht und heiter dahinschweben über dem Aufruhr, der Plage und Pein dieses Lebens.“ Wie Blumen umgaukelnde Schmetterlinge, so frei, zart und leicht schweben diese Lieder dahin, und dennoch sind sie des tiefsinnigsten Gehaltes voll, und, wie jeder mit ihnen Vertraute immer mehr erlebt, Menschengeschick bezwingend; schlank und rein wie aus dem Nichts gesprungen, aber die Siegeslaute eines kämpfenden Geistes, der die Noth der Erde überwunden; stets prunklos und schlicht, in buntester Formenfülle, wie der Inhalt es will, doch dem Genius der Muttersprache immer getreu, ja seine wohllautendste Offenbarung.

Wie die dreifach verschlungene Lyra am Wappen des Vaterhauses zu Frankfurt es weissagend angedeutet, sollte Goethe in den drei Weisen der Poesie groß werden; aber auch im Epos und Drama ist er vorwiegend subjektiv und lyrisch. Seine Werke sind alle die aufbewahrten Freuden und Schmerzen des eigenen Lebens, überall ist er Seelenmaler, überall kommt es ihm auf die Entfaltung des Gemüthes an; die Zustände des Herzens interessiren ihn mehr als die Begebenheiten der Welt, der Kampf der Helden ist bei ihm nicht nach außen gerichtet, sondern im Innern werden die Schlachten geschlagen, wird der Friede gewonnen. So nennt er auch seine eigene Lebensbeschreibung eine Ergänzung zu den Bekenntnissen, die er seinem Volk in seinen andern Werken gemacht, so leiht er seinen Empfindungen und Stimmungen nur die geschichtlichen Namen. Es ist die eigene naturschwärmerische Sentimentalität, die er im Werther, die eigene Empfänglichkeit für alle Bildungsströme der Zeit, die er im Wilhelm Meister veranschaulicht; es ist der eigene originale Lebensdrang, die alle Höhen und Tiefen umspannen wollende Genialität der eigenen Natur, der schmerzenreiche Kampf des eigenen Geistes um die höchste Wahrheit und Freiheit, was er im Faust geschildert. Hier haben wir den aktiven, dort den passiven Pol seines Wesens, und so ist seine eigene ganze Persönlichkeit größer als seine Helden, sie sind nur die einzelnen Seiten derselben; er selbst ist neben dem dichterischen Tasso der weltmännische Antonio, neben dem gemüthsweichen Clavigo der verstandesscharfe Carlos; er steht damit auch hier zugleich in und über seinem Werk, er kann jede besondere Gestalt in ihrem Recht darstellen und doch über ihre Mängel oder ihr einseitiges Uebermaß das Gericht herbeiführen, indem er in sich selbst die streitenden Kräfte ausgleicht und sich als lebendiges Ganzes behauptet. Es war das Princip der Subjektivität, das voll Sturm und Drang in der Empfindungsfülle des Herzens und in der Starkgeisterei des auf sich selbst gestellten Gedankens zu Goethes Jugendzeit die Welt bewegte; aber während von den Genossen der eine die ungebändigte Kraft vertobte, der andere sein Leben und Dichten haltlos zerrinnen sah, der dritte von dem ungezügelten Reigen der Phantasiebilder in die Nacht des Wahnsinns hineingezogen ward, fand Goethe Maß und Klarheit für sein Wesen und Wollen, weil er sich so ernst um sittliche Selbstbeherrschung bemühte, und so gelang es ihm, das zu erfüllen, was die ganze Zeit verlangte und anstrebte, die *schöne Subjektivität* in der Persönlichkeit wie in der Poesie zur Darstellung zu bringen. Aber dieses Gut wollte schwer errungen seyn. Sagt doch Goethe selbst in den Geheimnissen:

Wenn einen Menschen die Natur erhoben,
Ist es kein Wunder, wenn ihm viel gelingt;
Man muß in ihm die Macht des Schöpfers loben,
Die schwachen Thon zu solcher Ehre bringt;
Doch wenn ein Mensch von allen Lebensproben
Die sauerste besteht, sich selbst bezwingt,
Dann kann man ihn mit Freuden andern zeigen,
Dann sagen: Das ist Er, das ist sein eigen!

Denn alle Kraft dringt vorwärts in die Weite,
Zu leben und zu wirken hier und dort;

Dagegen engt und hemmt von jeder Seite
Der Strom der Welt und reißt uns mit sich fort;
Bei diesem innern Sturm und äußern Streite
Vernimmt der Geist ein schwer verstanden Wort:
Von der Gewalt, die alle Wesen bindet,
Befreit der Mensch sich, der sich überwindet.

So war auch das Goethes Ansicht, daß alles verderblich sey, was unsern Geist befreie, ohne uns die Herrschaft über uns selbst zu geben, und so lautete auch sein künstlerisches Bekenntniß:

Vergebens werden ungebundne Geister
Nach der Vollendung reiner Höhe streben.
Wer Großes will, muß sich zusammenraffen,
In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister,
Und das Gesetz nur kann die Freiheit geben.

Goethes Richtung war, wie frühe schon sein Freund Merk ihn erinnerte, dem Wirklichen eine poetische Gestalt zu geben, während andere Genossen ihre Einbildungen verwirklichen wollten und dadurch nur tolles Zeug hervorbrachten. Später konnte Schiller urtheilen, daß die Natur in Goethe getreuer als in einem andern wirke, daß er unter den modernen Dichtern sich am wenigsten von der sinnlichen Wahrheit entferne, daß es ihm vor allen gelinge, die Blume des Dichterischen von den Gegenständen, von der Gelegenheit rein und glücklich abzubrechen. Die Wahrheit war die Göttin, durch die Goethe selbst sich zum Dichter weihen ließ, aus deren Mund er das Wort vernahm:

Dem Glücklichen kann es an nichts gebrechen,
Der dieß Geschenk mit heit'rer Seele nimmt,
Aus Morgenduft gewebt und Sonnenklarheit,
Der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit.

Und wenn es dir und deinen Freunden schwüle
Am Mittag wird, so wirf ihn in die Luft;
Sogleich umsäuselt Abendwindeskühle,
Umhaucht euch Blumen-Würzgeruch und Duft;
Es schweigt das Wehen banger Erdgefühle,
Zum Wolkenbette wandelt sich die Gruft;
Besänftiget wird jede Lebenswelle,
Der Tag wird lieblich und die Nacht wird helle.

Ein weltliches Evangelium nannte er darnach die Kunst, die uns durch ihre Heiterkeit von der Last des Irdischen zu befreien wisse. Darum fühlen wir uns so heimisch bei ihm, es ergreift auch uns, wir wissen nicht wie, ein himmlisches Behagen, während wir bei ihm zu Gaste sind; das Aechzen und das Krächzen wird abgethan, wir lernen

Uns vom Halben zu entwöhnen
Und im Ganzen, Guten, Schönen
Resolut zu leben.

Ja, „gedenke zu leben!“ ist die trostreich holde Mahnung, die der Dichter statt des düstern Memento mori uns gibt, wie auch Spinoza sagt, daß die Betrachtung des Weisen nicht die des Todes, sondern des Lebens sey.

Nach seiner Subjektivität war Goethe mehr der Darsteller des individuellen als des geschichtlichen Lebens. Während Schiller dem Kampf um die großen Zwecke der Völker, um die Fragen der Jahrhunderte seine Stimme lieh, vertiefte sich Goethe in das Geschick und die Seelenzustände einzelner Persönlichkeiten. Der große Hintergrund der Reformation wird in Götz kaum berührt, die französische Revolution erschreckt den Dichter durch ihre Gewaltsamkeit, und wo er sie erfaßte, da blieb er kleinlich an Aeußerlichkeiten haften, wie im Bürgergeneral, oder kam vor symbolischer Allgemeinheit zu keiner lebendigen Färbung, wie in der natürlichen Tochter. Männliche Charaktere, die im Wirken nach außen als handelnde Naturen sich bethätigen, hat er kaum geschaffen, aber als der Dichter der Gemüthsidealität durch eine reiche Fülle meisterhaft ausgeführter weiblicher Gestalten die Palme errungen. Die Frauen schienen ihm das einzige Gefäß, das den Neueren geblieben sey, um eine Idealität hinein zu gießen, und wie er einzelne Seiten seiner Natur durch seine Männergestalten in streitendem Contrast darstellte, sprach er die reine Idee der Menschheit in den Frauen aus; in ihnen erscheint der Kern seines eigenen Wesens, die Höhe und der Frieden seiner Weltanschauung, der sittliche Adel seiner Poesie.

Das Ideal der Weiblichkeit bildet sich mit ihm selber aus; in der Jugendzeit der Naturkraft ist es die naive Kindlichkeit des Herzens, die ihrer selbst unbewußte Holdseligkeit, in den späteren Dichtungen ist es die geistige Hoheit, die Anmuth der Bildung, der selbsterrungene Glanz einer sittlichen Schönheit. Sollen wir den ganzen Reigen Goethe'scher Frauen und Jungfrauen heranführen? Wenigstens die hervorragenden wollen wir begrüßen. Die helle, klare Lotte, die den Gegensatz des gefühlschwärmerischen Werther, des praktisch verständigen Albert in sich versöhnt hat. Klärchen, das phantasiereiche Bürgermädchen, die in Egmont den volksthümlichen Helden liebt, gleich ihm das Leben leicht und heiter nimmt, im Genuß des Unbegreiflichen schwelgt, daß dieser Mann ihr angehört; das Vaterland ist ihr in ihm verkörpert, an seine Rettung setzt sie ihr Alles und eilt voran, ihn jenseits zu empfangen. Gretchen, deren Herzensgeschichte das Gegenbild

für die Geistesgeschichte Fausts darstellt, wie eine Blume rein und hold, durch Liebe in Schuld verflochten, durch Buße geläutert, daß durch die Schauer des Wahnsinns und der Kerkernacht der ursprüngliche Adel der Seele hindurchscheint, und die rettungverheißende Stimme von oben ihr auch aus unserer Brust entgegen tönt. Elisabeth, die treue Hausfrau des Götz, treu bis in den Tod; wen Gott lieb hat, dem gibt er solch ein Weib. Ihr gegenüber die Adelheid, die Zauberin voll Geist und Liebreiz, bei deren Schöpfung Gott und der Teufel um das Meisterstück gewettet, die aber durch ihr Ende beweist, wie aller Glanz und alle Freiheit nur ein im Sumpf verlöschendes Irrlicht ist, wenn die Reinheit der Seele und die sittliche Würde fehlt. Oder gehen wir im Meister auch an Marianne und Aurelia vorüber, so fesselt uns doch die anmuthige Gauklerin Philine, die in kecker Weltlust und scherzendem Behagen stets der Gefahr entspringt, zur Dirne zu werden, um endlich an der Hand des tollen Friedrich mit gutem Humor und großer Scheere den Mädchen Kleider zuzuschneiden; dann Mignon, das holde Kind mit dem Heimweh im Herzen, ein dunkles Verhängniß ahnend, das sie nicht aussprechen kann, wie eine wider Willen in diese Welt gebannte Psyche, die den Sehnsuchtslaut der Poesie durch das Wanderleben ihres Freundes ergießt, bis die Hülle sinkt und sie vor der Einkehr in die himmlische Heimath, der Verklärung sicher, singen kann: So laßt mich scheinen, bis ich werde, zieht mir das weiße Kleid nicht aus! Endlich Natalie, die mit amazonenhafter Größe uns entgegen tritt und doch ein immer liebendes Herz im Busen trägt, die wie ein schwertgerüsteter Schutzgeist im Gemüthe des Geliebten lebt, bis sie ihm in der ebenmäßigen Bildung ihres edlen Wesens das erworbene Glück der schönen Menschlichkeit entgegen trägt. Sie geleitet uns zu Iphigenie, der priesterlichen Jungfrau, die durch den Adel ihrer Seele und die Klarheit ihres nie überwogenden Selbstbewußtseyns alle Schuld und allen Irrsinn heilt, sich im Kampfe rein bewahrt und ihren Frieden segnend auf alle ausgießt. Neben dieser classischen Gestalt steht die romantische der Prinzessin Eleonore; ganz auf die Sitte gebaut, empfindungstief, durch Leiden früh zur Geduld gemahnt, schmückt sie das Heiligthum ihres Busens mit den himmlischen Idealbildern der Dinge, der Erkenntniß treu, daß so viele Güter der Erde nur durch Entbehren unser eigen werden. Und entsagend verklärt sich auch Ottilie in den Wahlverwandtschaften, ein Kind der Natur, holdselig, der Uebermacht der süßesten Gefühle dahingegeben, aber aus dem Traum aufgeschreckt, willfährig, der Idee ihres Wesens, der jungfräulichen Reinheit der Liebe das Daseyn zum Opfer zu bringen. Endlich Dorothea, welche die sinnige Gemüthlichkeit mit entschlossenem Geist vereint, die Innigkeit ihrer Natur in hülfreicher Geschäftigkeit offenbart, und in der häuslichen Tugend den Stamm erkennen läßt, auf dem alle weibliche Schönheit und Größe erblüht, wie sie selbst so tief als einfach sagt:

Dienen lerne bei Zeiten das Weib nach ihrer Bestimmung,
Denn durch Dienen allein gelangt sie endlich zum Herrschen,
Zu der verdienten Gewalt, die doch ihr im Hause gehöret.
Dienet die Schwester dem Bruder doch früh, sie dienet den Eltern,
Und ihr Leben ist immer ein ewiges Gehen und Kommen,
Oder ein Heben und Tragen, Bereiten und Schaffen für Andre.
Wohl ihr, wenn sie daran sich gewöhnt, daß kein Weg ihr zu sauer
Wird, und die Stunden der Nacht ihr sind wie die Stunden des Tages,
Daß ihr niemals die Arbeit zu klein und die Nadel zu fein dünkt,
Daß sie sich ganz vergißt und leben mag nur in Andern!
Denn als Mutter fürwahr bedarf sie der Tugenden alle,
Wenn der Säugling die Kranke weckt und Nahrung begehret
Von der Schwachen, und so zu Schmerzen Sorgen sich häufen.
Zwanzig Männer verbunden ertrügen nicht diese Beschwerde,
Und sie sollen auch nicht, doch sollen sie dankbar es einsehn.

Wie Raphael sagte, daß er sich beim Malen seiner Madonnenbilder nach einer gewissen Idee richte, die er im Sinne trage, so äußerte auch Goethe, daß seine Idee der Weiblichkeit nicht von den Erscheinungen der Wirklichkeit abstrahirt, sondern ihm angeboren sey. Aber wachgerufen in's Bewußtseyn mußte sie doch durch die Erfahrung werden, zumal er überall nur Selbsterlebtes wahrhaft dichterisch zu gestalten verstand, und so wollen auch wir uns nun seinem Leben zuwenden und sehen, wie seine Werke als Bekenntnisse seiner Persönlichkeit, als Spiegel seiner selbst und seiner Zeit hervortreten.

M. Carriere.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Erinnerung an die Großherzogin Stephanie.

Es wäre eine Aufgabe von bedeutendem Umfange, das Leben einer Frau darzustellen, die, ein Glied des modernen Atridenhauses, die weltbewegenden Geschicke ihres Geschlechtes von allem Anbeginn seiner geschichtlichen Bedeutung an, wenn auch nicht durch Thaten unmittelbar eingreifend, miterlebt, den großen Corsen in seiner aufsteigenden Bahn begleitet, seinen Sturz in vieljähriger Trauer beweint, den neuen Aufschwung genossen und nicht eher sich zur Ruhe gebettet hat, als bis sie den abermals emporgestiegenen Stern an der obersten Stelle erglänzen und ihn in die Bahn einlenken sah, welche zu den fallenden Häusern führt, so daß ihr Augenpaar von 74 Jahren sich wohl mit dem schmerzlichen Bewußtseyn geschlossen haben dürfte, keine dauerhaft begründete Zukunft hinter sich zu lassen. Oder lag vielleicht ein Trost für sie darin, nicht auch, nachdem sie zweimal die aufsteigende Bahn mitgemacht, den zweiten Sturz erleben zu müssen?

Die Aufgabe, welche ich genannt, wäre nichts geringeres als die Schilderung der letzten siebzig Jahre der europäischen Geschichte, mit allen ihren Wandlungen, vom Brennpunkte eines Frauenherzens aus. Sie vollständig durchzuführen bedürfte es eines Buches, das vorderhand wohl ungeschrieben bleiben wird, bis einst Tage erscheinen, wenn solche überhaupt der gegenwärtigen Gesittung noch beschieden sind, worin es wieder möglich, wie in den Jahren von 1815 bis 1848 bedachtsam zu sammeln und zu sichten. Ich werde diese Zeit jedenfalls nicht mehr erleben. Aber wie ich ihr in flüchtigen Schilderungen aus unsern Tagen schon manchen bezeichnenden Zug aufgespeichert zu haben mir schmeichle, glaube ich ihr auch ein paar Striche zu dem Bilde der Großherzogin Stephanie von Baden hinterlassen zu können, insofern das „habent sua fata libelli“ einem kommenden Geschlecht diese Blätter in die Hände spielen sollte. Ich will vorzugsweise von dem reden, was ich gesehen.

Kurz und im Vorübergehen kann ich nur erwähnen, daß der Name Beauharnais (ehedem Beauharnois geschrieben) vermuthlich bloß irrthümlich der hohen Dame beigelegt wird. Ich glaube, daß sie von ihrem Vater her eine Tascher de la Pagerie war, und daß der Graf Tascher entweder ein Bruder oder Vetter der Kaiserin Josephine gewesen. Diese Umstände sind unerheblich. Napoleon I. nahm Stephanie an Kindesstatt an und verheirathete sie — ich hätte schier geschrieben: an das Großherzogthum Baden, das seine Schöpfung war, ein schmaler Strich Landes, nach seiner Absicht eine offene Pforte für Frankreich zum rechten Rheinufer. Natürlich rechnete er dabei auf die Fortdauer der deutschen Uneinigkeit, von der hier zu reden nicht am Platze scheint.

Die Ehe Stephanies mit dem Großherzog Karl trennte der Tod nach wenigen Jahren. Die Wittwe blieb mit drei Töchtern zurück. Die Söhne waren gestorben, oder — wie die Sage im Munde des Volkes sich ausdrückte — „gestorben worden.“ Einer davon soll Kaspar Hauser gewesen seyn. Die Sage gilt heutzutage für ein schlechterfundenes Mährchen, und mit vollem Recht. Wer jemals die Personen gekannt, welche die Verleumdung in der schauerlichen Begebenheit handelnd auftreten ließ, findet die Erfindung geradezu lächerlich. Die Markgräfin Amalie soll ihre Enkel beiseit geschafft haben, um nicht Halbblut auf den Thron gelangen zu lassen. Diese Dame war die gute Stunde selbst, und fürwahr nicht danach angethan, gegen ihr eigenes Fleisch und Blut zu wüthen, wenn ihr auch die Heirath mit einer nicht Ebenbürtigen unwillkommen gewesen. Dabei war sie eine Frau von nicht gewöhnlichen Geistesgaben, und doch hätte nur eine ganz geringe Dosis von Hausverstand hingereicht, um zu begreifen, daß es aus und vorüber seyn werde mit den Zähringern, wenn sie die Söhne des Großherzogs Karl wegschaffte. Vom Mannsstamme war niemand mehr vorhanden, als der alternde unvermählte Markgraf Ludwig. Die jungen Grafen von Hochberg stammten aus morganatischer Ehe Karl Friedrichs mit einem badischen Fräulein; ihre Erbfähigkeit ist erst später durch die Bemühungen des Großherzogs Ludwig mit dem Beistande des Czars Alexander beim deutschen Bunde zur Anerkennung gediehen. Als Werkzeuge der unnatürlichen Großmutter wurden zwei Männer bezeichnet, die zu solchem Geschäft von Orloff'schem Zuschnitt nicht übler gewählt seyn konnten: der Landjägermeister Freiherr von Kettner und der Major Hennenhofer. Ich habe beide ziemlich gut gekannt. Kettner war ein gemüthlicher Kauz, rechtschaffenen Gemüths und klaren, wenn auch nicht weitreichenden Blickes, der gerne einen guten Schoppen trank und in seinen späten Jahren das Sprüchwort von den alten Fuhrleuten, die noch gerne schnalzen hören, nicht zu Schanden machte. Er ließ es vielleicht nicht bloß beim Hören bewenden. Was Hennenhofer betrifft,

so war er in seiner grünen Zeit allerdings ein so überlustiger Gesell, als nur je einer Possen trieb. Die Welt kannte ihn als Hebels Adjunct (?) im Rheinischen Hausfreund. Beim Großherzog Ludwig stand er seines aufgeweckten Kopfes halber und wegen seiner behenden Brauchbarkeit in hoher Gunst. Von politischen Geschäften war dabei keine Rede, und zum Hofmörder hätte er vollends keinen Beruf gehabt. Als nach Kaspar Hausers Ermordung gesagt wurde, Hennenhofer habe den Dolchstoß zu Ansbach geführt, erwies der Verleumdete sein Anderswo schlagend genug. Er hatte zu jener Zeit in Malberg krank auf den Tod gelegen und war durch die Krankheit zum Krüppel geworden. Er befand sich übrigens damals in der Ungnade des Hofes; der Großherzog Ludwig lebte nicht mehr und es hätte eher in seinem Vortheile gelegen, einen Sohn des Großherzogs Karl zum Vorschein zu bringen, als ihn aus dem Wege zu räumen.

Die Großherzogin Stephanie hatte als Wittwensitz das Schloß zu Mannheim inne; in Baden-Baden besaß sie als persönliches Eigenthum ein kleines Landhaus in einem großen Garten, wo sie nach wie vor einen großen Theil des Sommers zubrachte. Im sogenannten neuen Schloß, das ebenfalls zu ihrem Witthum gehörte, brachte sie einen Theil ihres Gefolges unter und benutzte manchmal die Säle, um große Gesellschaft darin zu empfangen; doch kam das nur ausnahmsweise vor. Ihr eigentlicher Wohnsitz in Baden blieb der „Pavillon," wie das Landhaus mit Recht genannt wurde. Ein Viereck, auf jeder Seite dreifensterig, mit Stockwerk und Halbstock über dem Erdgeschoß und flach gedeckt, ragte er wie ein Thurm vom sanft anschwellenden Hügel aus seiner grünen Umgebung empor, die Aussicht rings umher beherrschend. Als der Pavillon gebaut wurde, stand er in einer Art von Wildniß. Der Hügel, worauf er fußte, ist der letzte Ausläufer eines Grates, vom vorletzten durch einen Hohlweg getrennt. Von der Stadt schieden ihn der Graben und die alterthümliche Ringmauer. An seine westliche Flanke lehnten sich ein paar kleine Häuser der Vorstadt, worunter das alte Wirthshaus zum goldenen Lamm, wo „Nazen Nazele" den besten Wein schenkte, und an dessen Stelle späterhin „Nazen Nazeles Naz" den großen Gasthof aufführte, worauf der Wirth mit seinem Buchnamen Herr Ignaz Rößler genannt wurde und sein Haus aus dem Lamm in einen holländischen Hof umtaufte. Gegen Osten und Süden gab es in der nächsten Nähe nur Gärten und Aecker.

Im Erdgeschoß des Pavillons, dessen großen Saal die Terrasse vorstellen mußte, empfing die Großherzogin Wittwe während ihres Sommeraufenthaltes fast an jedem Abend Gesellschaft, auch nachdem Baden-Baden schon zu einem großen Bade geworden, so daß es wenigstens zweimal in der Woche vonnöthen schien, mehr als hundert Leute auf einmal einzuladen, obschon die leutselige Wirthin sich in dieser späteren Zeit genöthigt gefunden, der Auswahl gewisse Schranken zu setzen. Die Nöthigung war hauptsächlich von den hoffährtigen Engländern ausgegangen, die bekanntlich ihre gesellschaftlichen Vorurtheile überall hin mitschleppen und in dieser Beziehung namentlich gegen ihre Landsleute eine wahrhaft hindostanische Strenge üben. Ein Fremder, der sich vorstellen zu lassen wünschte, hatte sich durch den Gesandten seines Heimathlandes als gesellschaftsfähig beglaubigen zu lassen. Einem ständigen Bewohner Badens, insofern er überhaupt zu den Kreisen gehörte, welche man gute Gesellschaft zu nennen sich angewöhnt hat, wurde es als ein Verstoß angerechnet, wenn er sich ungemeldet ließ. Ich kenne einen, der sich durch solche Vernachlässigung einen zwar sehr liebenswürdigen, aber immer doch einen Verweis zuzog. Es war im hohen Sommer 1834, Morgens um sechs Uhr. Er ging, um sein Rippoldsauer Wasser zu trinken, in den Garten der Großherzogin, welcher damals noch aller Welt offen stand, bis ein paar Jahre später eine That ekelhaften Unfugs die Sperre veranlaßte. Zu so früher Stunde vermuthete er die Besitzerin noch im Bette. Er stellte Flasche und Glas auf einen Tisch, schenkte ein, trank und wandte sich, um durch die Gänge zu wandeln. Da stand die Großherzogin, vollständig zum Morgenspaziergang angezogen, vor ihm. Er trat grüßend zur Seite, um sie vorüber zu lassen. Sie ging nicht vorüber, sondern redete ihn auf Französisch mit einer Bemerkung über das prächtige Wetter an. „Wir werden einen berühmten Wein erhalten, wenn Gott so fortfährt seine Sonne nachdrücklich scheinen zu lassen," versetzte er, natürlich nicht versäumend, die königliche Hoheit in die Rede einzuflicken. Vermuthlich merkte sie aus der Betonung, daß er lieber Deutsch gesprochen hätte. Sie that ihm den Gefallen, hieß ihn sie begleiten und spann eine Unterhaltung an, ohne jedoch eine Frage zu stellen. Sie plauderte überaus angenehm und war, trotz ihrer vier Dutzend Lenze, immer noch eine entschieden hübsche Frau, deren Aussehen sich nicht vor dem hellen Sonnenlicht und der frühen Morgenstunde zu scheuen brauchte. Allmählig brachte sie die Rede auf ihre Stellung in Baden-Baden. Sie habe ihre Freude daran, einen großen Kreis um sich zu bilden, äußerte sie, doch beruhe dieß auch zugleich auf einer Art von Verpflichtung, die ihr als Erbtheil in ihren Wittwenstand gefolgt. (Das war ein Hieb auf die streng abgeschlossene Großherzogin Sophie.) Diese Verpflichtung, fuhr sie fort, begründe aber auch gewisse

Ansprüche. Damit hatte der Begleiter, der sich schon im dritten Sommer nicht hatte vorstellen lassen, seinen richtigen Verweis. Näher wurden die Ansprüche nicht erörtert, sondern der junge Herr mit der Bemerkung verabschiedet, es dürfte Zeit zu seinem zweiten Glase seyn.

Es versteht sich so ziemlich von selbst, daß er sich noch an demselben Vormittag beim Freiherrn von Schreckenstein, dem Kammerherrn, meldete. Er wurde seinerzeit vorgestellt und eingeladen. Von der Begegnung im Garten war niemals mehr die Rede. Vermuthlich hat Schreckenstein auch nichts davon erfahren. Hohe Herrschaften finden, wie die böse Welt behauptet, eine Art von Schadenfreude darin, wenn sie vor der Wachsamkeit ihrer nächsten Umgebung irgend ein kleines Geheimniß bewahren können, gleichsam eine letzte Zufluchtstätte ihrer Sehnsucht nach Unabhängigkeit. Von dieser wußte sich Stephanie übrigens ein größeres Maß zu bewahren als manche andere ihres Gleichen. Sie stand zu frühester Stunde auf und kleidete sich straßenfertig an, um allein oder begleitet von einer ihrer Töchter im Garten zu lustwandeln oder auch auszugehen. In den Hütten der Armuth war sie bekannt wie die Morgensonne, mit der sie gemeinschaftlich zu erscheinen liebte. Am späteren Vormittag empfing sie zuerst Bittsteller und dann Besucher. Besuche abzustatten kam verhältnißmäßig selten genug an sie; geschah es aber, so machte sie keine Umstände dabei. Sie kam zu Fuß; statt eines Lakaien lief der Gärtner voraus, um sie anzumelden. Ich habe selber einmal mit angesehen, wie sie Vormittags um eilf Uhr in Begleitung ihrer jüngsten Tochter kam, um die Fürstin Sophie Radziwill aufzusuchen. Diese befand sich nach Aussage des Dieners im Bade. Die Großherzogin erblickte von weitem den Hausherrn und winkte ihn herbei. „Die Fürstin schläft wohl noch?“ fragte sie. — „Sie erhebt sich nie vor eilf oder zwölf Uhr vom Lager,“ beschied er. Sie lächelte schelmisch, um dann ernsthaft zu sagen: „Schade um die schöne junge Frau. Sie wird abwelken, bevor sie vierzig Jahre zählt.“ Dem Diener bedeutete sie, daß sie die Rückkehr der Fürstin aus dem Bade abwarten werde, worauf sie sich im Schatten niederließ und munter plauderte, bis die Siebenschläferin erschien, umflattert von einem weißen Morgengewande, das blonde Haar unter Spitzengewebe versteckt, die apfelrunden Wangen von fahler Farbe überzogen, die blauen Augen noch von matter Schläfrigkeit umnebelt. Die sonst so schöne Frau sah überaus welk aus, obschon ihr vom vierten Jahrzehnt noch ein gutes Stück abging.

Die Abendgesellschaften im Pavillon verkehrten in anmuthiger Zwanglosigkeit. Im Salon wurde getanzt, in den andern Gemächern — mit Einschluß der Terrasse — geplaudert. Den einleitenden Thee genoß man stehend, ebenso das Nachtessen von kaltem Geflügel und süßem Backwerk. Wer es unbequem fand, mit dem Hute in der Hand den Teller zu halten, Messer und Gabel zu führen, Brod und Wein zu versorgen, hatte volle Freiheit, seine Vorräthe zu einem Tische im Garten oder zu einer Bank zu schleppen. Viele zogen den Rasenplatz vor. Man sah in der reizenden Sommernacht ein schmausendes Lager. Die Großherzogin ging dann als freundliche Wirthin umher, mahnte, sich nichts abgehen zu lassen, und trieb wohl auch ihren Scherz über die Bequemlichkeit bei ihrer Tafel mit à la guerre comme à la guerre und dergleichen mehr. Im Schlosse droben war in den großen Sälen des Raumes für die Herren weniger als unten im Garten; da mußten sie sich zu allerlei Künsten bequemen, und der rothe Wein hat in jenen Räumen mancher weißen Hose einen Fleck angehängt, der sie für immer von der Gesellschaft ausschloß. Doch wurde das Schloß, wie schon gesagt, nur ausnahmsweise benutzt, wenn es galt, einen recht großen Schwarm auf einmal abzufertigen.

Im Sommer 1836 verweilte Ludwig Napoleon als Gast bei seiner Anverwandten im Pavillon. Sein Gefolge bestand aus einem Begleiter, die Stallpartei abgerechnet, welche im Schlosse untergebracht war. Wer dieser Begleiter war, habe ich nicht erfahren. Er galt für den Kammerdiener. Gewiß ist, daß er täglich mit dem Prinzen ausritt und diesen auf seinen häufigen Ausflügen zur Hühnerjagd nach Stollhofen und Bischofsheim zu begleiten pflegte. In jene Gegenden der Rheinebene pflegten von jeher die Jagdliebhaber von Straßburg zu kommen, und wenn vielleicht Ludwig Napoleon (damals Ludwig Bonaparte geheißen) mit einigen Herrn aus Straßburg dort zusammengetroffen seyn sollte, so galt das für bloßen Zufall. Erst nachträglich ist die Vermuthung aufgetaucht, daß derlei sich zugetragen haben dürfte, wie denn überhaupt die Vorbereitungen zum Straßburger Putsch mit großer Geschicklichkeit getroffen und geheim gehalten wurden. Das Ereigniß selbst fand bekanntlich im Oktober des genannten Jahres (ich glaube gegen den 20. hin) statt, nachdem der Prinz schon seit längerer Zeit Baden verlassen. Eben so bekannt ist, daß der Versuch in Straßburg mißrieth, aber nichts desto weniger keine verlorene Arbeit war. La Gueronnière wenigstens hat vor ungefähr neun Jahren, im Anfange seiner Laufbahn als Archibrochurier, mit großem Scharfsinne die Behauptung durchgeführt, daß ohne die Krawalle von Straßburg und Boulogne der Prinz schwerlich den General

Cavaignac aus dem Sattel gehoben hätte. Im Jahr 1836 hätte man den Prinzen Bonaparte wohl eher für alles andere als für einen Verschwörer genommen. Er galt für schläfrig und beschränkt, wie Brutus der Aeltere, bevor er sein Licht unter dem Scheffel hervorgeholt. Am wenigsten traute man ihm Ehrgeiz zu. Er zeigte sich bürgerlich genügsam in seinen Ansprüchen an das Leben und wußte seine kleinen Neigungen ohne sonderlichen Aufwand von Zeit und Geld zu beschwichtigen.

Der Straßburger Putsch setzte die Großherzogin Stephanie in eine mehr als gelinde Verzweiflung. Noch lange darnach empfand sie es überaus schmerzlich, daß sie für eine Hehlerin der Zettelung gehalten wurde. Zweifelsohne hat sie mancherlei bitteres darüber anhören müssen. Mehr als acht Monate waren seitdem verstrichen, als ich sie wiedersah. Ihr erstes Wort lautete: „Nun, was sagen Sie zu den Straßburger Thorheiten?“ Ich beglückwünschte sie, daß Ludwig Philipp kein Schüler des großen Napoleon sey. Fast reute mich das Wort; die Anspielung auf den Prinzen von Enghien schien sie äußerst schmerzlich zu berühren. Indessen war sie zu verständig, um mir nicht recht zu geben. „Das äußerste ist uns erspart geblieben,“ äußerte sie; „nichts desto weniger hätte Hortenses Sohn mir, gerade mir so etwas nicht anthun sollen. Das war ein schlechter Lohn für meine Gastfreundschaft.“ Mit einem Seufzer fügte sie hinzu: „O die Verwandtschaft!“

Der Seufzer galt zum großen Theil der Frau Wise (Lätitia Bonaparte), die eines schönen Tages im Spätherbste nach Baden gekommen war und sich dort festgesetzt hatte. Die Lebensgeschichte dieser Zeitgenossin ist in ihren Hauptzügen ziemlich allgemein bekannt; wer sie einst aufzeichnet, möge vom Altvater Goethe jene Ueberschrift entlehnen, welche das Seitenstück zu den Bekenntnissen einer schönen Seele bildet. Ich lasse die Einzelheiten ihrer Pilgerfahrt auf sich beruhen. Im Jahr 1834 hatte ich Lätitia zu Paris bei der Herzogin von Abrantes kennen gelernt. Meine Mutter hegte eine besondere Vorliebe für sie und hatte sie an mich in Baden empfohlen. Ich machte der Empfehlung nach Kräften Ehre. Im Fasching drückte Frau Wise mir den Wunsch aus, einen Ball zu besuchen. Dieses Verlangen setzte mich aus einem besondern Grunde in Verlegenheit. Ich nahm zwar keinen Anstand, sie in Gesellschaft meiner Frau auf einen Ball im englischen Hofe zu führen, aber ich hatte in Paris wahrgenommen, daß sie gegen den Schneider karger war als gegen die Augen der Gesellschaft. In einer kleinen Stadt paßte solche Großmuth nicht recht, und ich sollte nun Mittel finden, ihr die Nothwendigkeit begreiflich zu machen, an ihre classisch schöne Fülle etwas mehr moderne Hülle zu wenden. Ich weiß nicht, ob die schöne Dame bei dieser Gelegenheit sich verletzt fühlte; aber sicher ist, daß sie den Ball besuchte, ohne der kleinstädtischen Zimpferlichkeit durch ihren Anzug, der eben zum vollständigen Anzug geworden, irgendwie Anstoß zu geben. Als der Sommer herangekommen, legte sie wieder mancherlei von ihrer winterlichen Zurückhaltung ab. Ich bekam sie selten mehr zu Gesicht. Wenn ich sie traf, beschwerte sie sich über die Großherzogin, von der sie, Bonapartesches Vollblut, gar nicht wie eine Verwandte behandelt werde, und doch sey jene nur ein Findelkind des hohen Hauses. Von der Großherzogin dagegen vernahm ich Klagen über Lätitias Aufführung, über ihre übertriebenen Ansprüche, über ihre maßlosen Geldforderungen. Stephanie war nicht etwa karg. Ihr Einkommen gab sie Jahr für Jahr aus; aber sie hielt strenge Ordnung in allen Dingen und hielt es schwerlich für passend, ihr Geld nothleidenden Geschöpfen zu entziehen, um es einer verschwenderischen Thörin in die losen Hände zu werfen.

Ich breche diese Skizze hier ab, statt sie zu schließen. Sie soll eben nur eine Skizze seyn, sonst nichts; ein Streiflicht, das flüchtig durch die Ritze fährt, ein paar Stäubchen tanzen läßt und im nächsten Augenblick wieder verschwunden ist.

Johanna d'Arc.

(Fortsetzung.)

Niemand wagte ferner, eine solche Glaubenssicherheit mit Worten anzufechten. Und wer hätte wohl die Stirn gehabt, wer hätte sich die Blöße geben mögen, auf einen noch früheren Abmarsch zu dringen? Kurz man beschloß abzuwarten, ob Johannas Verheißung sich erfüllen würde. Sofort bestieg Johanna (8. Juli

Nachmittags) ein Roß, stellte sich mit dem Banner in der Hand an des Heeres Spitze und führte dasselbe in die Nähe der Stadtgräben. Sodann setzte sie alle Krieger, weß Standes sie seyn mochten, Ritter und Knappen nicht minder als gemeine Soldaten und Werkleute, in rasche Thätigkeit. Während die einen Reisbündel zu Faschinen herbeischleppen mußten, um damit die Gräben zu füllen, trugen die andern Balken, Thüren, Fenster und Dachsparren zusammen, so viele deren im Lager und in der Umgegend zu finden waren, um Sturmhütten und Schutzdächer daraus zu verfertigen. Auch wurden die wenigen Kanonen und Bombarden, welche sich beim Heere befanden, zur Beschießung der Stadt aufgestellt. Niemand weigerte sich der Mühe, weil jeder sich freute, auf diese Weise seines Hungers bald ledig zu seyn. Die ganze Nacht hindurch ward an diesen Zurüstungen zum Sturme gearbeitet, und Johanna leitete dieselben mit solcher Geschicklichkeit und mit so unermüdetem Eifer, daß zwei oder drei der erfahrensten und ausgezeichnetsten Kriegshelden es ihr nicht gleich zu thun vermocht hätten. Der Anblick einer so außerordentlichen Rührigkeit und Kraftentwicklung reichte hin, den hochfahrenden Trotz der Stadtbewohner wie mit einem Schlage in kleinmüthige Verzagtheit umzuwandeln. Von Stunde an, wo Johanna die Maßregeln der Gewalt, wozu sie dem König gerathen hatte, vorzubereiten begann, entschwand den Bürgern, wie diese nachmals selbst bekannt haben, aller Muth zum Kampfe. Das vermessene Selbstvertrauen, womit sie noch jüngst eidlich gelobt hatten, ihre Stadt bis auf's Blut, ja bis in den Tod zu vertheidigen, sank zur peinlichsten Furcht herab, welche sie zu Haufen in die Kirchen trieb, um bei Gottes Barmherzigkeit Rettung zu suchen.

Jetzt war der Augenblick gekommen, wo der Bischof, der Dombechant und die übrigen Geistlichen von Troyes, welche sich seit Richards Rückkehr der Sache Frankreichs im Stillen zugeneigt hatten, ihren Einfluß auf das Volk geltend machen konnten. Sie bedienten sich dazu vorzugsweise jenes beredten Franziskanermönchs, welcher seit seiner Begegnung mit Johanna durchaus für die Sache des Königs gewonnen war. Diesem war es ein Leichtes, unter dem Eindruck des Schreckens die Gesinnung der Stadtbewohner zu Gunsten Karls VII. umzustimmen. Die Bedrängten besannen sich schnell darauf, daß nicht der König von England, sondern Karl VII. ihr rechtmäßiger Herr und Gebieter sey; sie gedachten des allverbreiteten Gerüchtes, daß Gott die Jungfrau gesandt habe, um Karl VII. auf den Thron seiner Väter zu erheben, und stellten sich lebhaft Johannas wunderbare Thaten vor, wobei ihnen namentlich der Gedanke schwer auf die Seele fallen mochte, wie hart das Schwert derselben die in ihrer Untreue beharrenden Franzosen getroffen habe. Kurz, ehe noch irgend ein Gewaltschritt gegen Troyes geschehen war, erfolgte eine so vollständige Sinnesänderung der Bürger, daß es schien, wie die Chronik der Jungfrau sich ausdrückt, als wenn ihnen Gott plötzlich das Herz bewegt und einen guten Willen eingegeben hätte. Als nun am Morgen des 9. Juli Johanna mit dem Siegesbanner in der Hand ihre kampfbereiten Truppen gegen die Mauern führte und unter dem Rufe: Zum Sturme! die Faschinen in die Gräben zu werfen befahl, * da trat der Bischof vor die bestürzte Bürgerschaft und erbot sich zum Vermittler einer gütlichen Vereinbarung mit dem Könige. Unterhandeln! so erschallte es alsbald aus jedem Munde, sogar die Krieger der englisch-burgundischen Besatzung sollen dazu gerathen haben. Man beschloß ungesäumt eine Gesandtschaft an den König zu schicken und zu ermitteln, ob und unter welchen Bedingungen derselbe zu einem friedlichen Uebereinkommen geneigt sey. Demzufolge begab sich der Bischof, Johann Leguisé, an der Spitze der Geistlichkeit und begleitet von vielen der angesehensten Bürger in's Lager des Königs. Karl erklärte den Gesandten, er sey nach dem Ableben seines königlichen Vaters der einzige und alleinige Erbe Frankreichs; aus diesem Grunde habe er seinen Zug nach Reims unternommen, um sich krönen zu lassen, so wie in die andern Theile seines Reiches, um dieselben seiner Herrschaft zu unterwerfen; er wolle alles ohne Ausnahme vergessen und vergeben, was vergangen sey, und seine Unterthanen in Frieden und Freiheit regieren, so wie es einst der heilige König Ludwig gethan habe. Mit dieser Antwort kehrten die Abgeordneten nach Troyes zurück. Die Bürger faßten darauf in großer Versammlung den Beschluß, Karl VII. als ihren rechtmäßigen König anzuerkennen und ihm vollständigen Gehorsam zu leisten unter der Voraussetzung, daß er ihnen unbeschränkte Amnestie gewähre, keine Garnison in der Stadt zurücklasse, daß er alle Verbrauchssteuern mit Ausnahme der Salzsteuer aufhebe und der englisch-burgundischen Besatzung die Erlaubniß gewähre, sammt ihrer Habe frei und ungekränkt abzuziehen. Der König war mit diesen Bedingungen vollkommen zufrieden und

* Die Erzählung der Chronik der Jungfrau (Quicherat IV, 231): „Einige geringe Leute sagten, sie hätten um die Fahne der Jungfrau eine große Menge von weißen Schmetterlingen flattern sehen,“ findet sich in keiner der andern Quellen und ist vielleicht aus Q. I, 105 entstanden.

ließ unverzüglich (9. Juli) die Vertragsurkunde ausfertigen. Den Geistlichen, welche das Friedenswerk mit Wort und That so eifrig gefördert hatten, bestätigte er ihre Pfründen, mochten sie dieselben von seinem verstorbenen Vater, oder vom englischen Könige erhalten haben, indem er ihnen letztere durch neue, unter seinem Namen ausgestellte Urkunden verbriefte. Den Bischof Johann Leguisé und dessen Familie belohnte er noch überdieß durch Erhebung in den Adelstand. Freude herrschte in Troyes über den glücklichen Ausgang der Unterhandlungen. So feindselig sich die Bürger bisher gegen ihren rechtmäßigen Herrn verhalten hatten, eben so entzückt waren sie jetzt über seine außerordentliche Milde. Sie beklagten es, ihm so lange widerstanden zu haben, und nannten in ihrer Begeisterung Karl den bescheidensten, einsichtsvollsten und tapfersten Fürsten, der je aus Frankreichs edlem Herrscherhause entsprungen sey. Den ausgehungerten Kriegern des königlichen Heeres verabreichten sie Speise und Trank nach Herzenslust. Erfüllt war sonach, was die Jungfrau Tags zuvor ihrem König und seinem Kanzler im Rathe vorausgesagt hatte. „Morgen werdet Ihr Herr der Stadt seyn."

In aller Frühe des folgenden Tages (Sonntag des 10. Juli) räumte die englisch-burgundische Garnison die Stadt. In der Eile, womit die Verhandlungen gepflogen worden, hatte man vergessen über eine Anzahl französischer Gefangener, welche sich in den Händen des Feindes befanden, eine Bestimmung in den Vergleich aufzunehmen. Die Burgunder und Engländer wollten nun auf Grund des Zugeständnisses, das ihnen Hab und Gut mitzunehmen erlaubte, auch ihre Gefangenen mit sich führen, um das Lösegeld nicht einzubüßen. Der Buchstabe sprach für sie, und wahrscheinlich würden sie ihren Willen durchgesetzt haben, wenn Johanna nicht gewesen wäre. Am Thore stehend, als die Besatzung ausrückte, rief sie beim Anblick ihrer unglücklichen Landsleute: „Im Namen Gottes, sie sollen sie nicht mit sich führen!" Ihr ganzes Gefühl sträubte sich dagegen. Der König mußte sich in's Mittel legen und die Gefangenen loskaufen, indem er für jeden derselben dem Besitzer eine Mark Silber auszahlen ließ.

Nunmehr betrat Johanna zuerst die Stadt und stellte die Straßen entlang von dem Thore, durch welches der König einziehen sollte, bis zu der Kathedrale Bogenschützen in Spalier auf. Nachdem alles in Troyes zum festlichen Empfange bereit war, kehrte Johanna zum König zurück. Dieser bestieg sein Pferd und erschien gegen neun Uhr in glänzendem Aufzuge in der Stadt. Neben ihm ritt Johanna, ihre Fahne tragend; das weitere Gefolge bildeten die Fürsten, die Marschälle und Heerführer, alle in reichen Gewanden auf stolzen Rossen. Der Zug bewegte sich unter dem freudigen Zuruf der Menge in den Dom, wo ein feierliches Hochamt gehalten wurde. Die Armee blieb nach des Königs Befehl während dieses Tages und der folgenden Nacht unter Ambrosius von Loré in ihrem Feldlager. Erst am nächsten Morgen (am 11. Juli) hielt das ganze Heer in schönster Ordnung einen Durchzug durch die Straßen von Troyes unter dem Schalle der Trompeten und dem Jubelruf des Volkes. Wie sehr die Stimmung des Volkes sich zum Vortheil der Jungfrau geändert hatte, davon gibt unter andern der Umstand Zeugniß, daß während ihres kurzen Aufenthalts ein Bürger von Troyes sie zur Taufpathin seines Kindes erkor.

Karl verweilte in Troyes nur bis zum Morgen des 12. Juli, wo er auf Bitten der Jungfrau, die ihn beständig zur Eile trieb, sich mit dem ganzen Heere nach Chalons an der Marne in Marsch setzte. Nunmehr sollten sich die tiefgreifenden Wirkungen offenbaren, welche Johannas thatkräftiges Vorgehen gegen Troyes weit und breit hervorgebracht hatte. Unter den Bewohnern von Chalons hatte ursprünglich eine ganz so feindselige Stimmung gegen Karl VII. geherrscht, wie in Troyes. Als die Bürger von Troyes ihnen des Königs Ankunft mit der Versicherung meldeten, sich auf's Aeußerste vertheidigen zu wollen, schrieben jene unmittelbar darauf in hoffährtigem Tone nach Reims, sie wären ebenfalls fest entschlossen, aus allen Kräften den Feinden Widerstand zu thun. Aber der Demüthigung von Troyes war auch die Entmuthigung in Chalons auf dem Fuße gefolgt, und Karl brauchte die Unterwerfung dieser Stadt jetzt bloß zu verlangen, um sie zuverlässig zu erhalten. Er sandte seinen Herold Montjoie nach Chalons voraus und ließ die Einwohner auffordern, sich zu seinem Empfange bereit zu halten und ihm vollen Gehorsam zu leisten. Sogleich schickten ihm die Bürger mehrere Abgeordnete bis nach Bussy-Lettré entgegen. Diese brachten erwünschte Nachricht nach Chalons zurück, worauf die Bürgerschaft in großer Versammlung einmüthig beschloß, Karl VII. als rechtmäßigen Landesherrn anzuerkennen und in ihre Mauern aufzunehmen. Demgemäß ging dem König, als er Donnerstag den 14. Juli vor der Stadt eintraf, der Bischof mit einer großen Zahl von Bürgern entgegen und überreichte ihm in aller Demuth die Thorschlüssel.

Eine frohe Ueberraschung ward der Jungfrau in Chalons zu Theil. Es hatten sich daselbst vier ihrer Landsleute aus Domremy und Greux eingefunden, welche das wunderbare Kind, das in stiller Unschein-

barkeit in ihrem Dorfe aufgewachsen war, in dem Glanze seiner Siegesherrlichkeit zu schauen wünschten. Welch ein Wiedersehen! welche Unterhaltung! Eine bedeutsame Antwort, welche Johanna dem Gerardin d'Epinal, wir wissen nicht auf welche Frage gab, hat dieser der Geschichte aufbewahrt: „Ich fürchte nichts, als Verrath!" Den also fürchtete sie, und daß sie ihn fürchtete — fürchtete sogar in ihren schönsten Ruhmestagen, wer will es ihr verdenken, wenn er sich der vielfachen Treulosigkeiten erinnert, welche Johanna auf ihrer kurzen Laufbahn, ja so eben noch, und zwar in schwärzester Gestalt vor Troyes erfahren hatte, und dabei nicht vergißt, in wie hohem Grade ihr die Gabe der Geisterprüfung verliehen war. Dem Johann Morel, einem ihrer Taufzeugen, schenkte sie ein Kleidungsstück von rother Farbe, welches sie gerade trug.

Schon am folgenden Tage (Freitag den 15. Juli) verließ der König Chalons, nachdem er einen Hauptmann und mehrere Offiziere daselbst eingesetzt hatte, und betrat den Weg, der ihn als Ziel seiner Heerfahrt in die alte Krönungsstadt Reims bringen sollte. Wer möchte glauben, daß nach den gemachten Erfahrungen der König in seiner Seele noch Raum gehabt hätte für irgend einen Zweifel? Und dennoch ging er nur mit zagendem Herzen, denn er fürchtete sich vor dem möglichen Widerstand der Stadt Reims, weil es ihm an Belagerungsgeschütz fehlte. Ermunternd sprach die Jungfrau zu ihm: „Seyd unbesorgt, die Bürger von Reims werden Euch entgegen kommen und sich ergeben, ehe Ihr noch vor ihre Stadt gelangt seyd. Gehet muthig vorwärts und heget keinerlei Furcht, denn wollt Ihr vorwärts gehen, wie es einem Manne ziemt, so werdet Ihr Euer ganzes Reich wieder gewinnen."

Um den Bürgern von Reims Zeit zur Ueberlegung zu lassen, machte Karl vier Stunden von Reims Halt in dem Orte Septfaulx und übernachtete daselbst im erzbischöflichen Schlosse.

Unter den Bürgern von Reims waltete keineswegs eine so feindliche Stimmung gegen Karl VII. wie in Troyes und Auxerre, vielmehr hatten dieselben trotz der langen Fremdherrschaft größtentheils eine ächt französische Gesinnung bewahrt. Sich rückhaltlos für den König von Frankreich zu erklären, so lange dieser von der Stadt noch fern war, dazu hatten sie freilich in ihrer eigenthümlichen Lage nicht Entschlossenheit genug gehabt. Rings von Feinden umgeben, suchten sie vielmehr klüglich den Schein standhafter Anhänglichkeit an die englisch-burgundische Sache zu wahren. So sehr sie nun sich bemühten, ihre wahren Gesinnungen zu verhüllen, so war doch die versteckte Absicht derselben, dem Könige Karl ihre Thore zu öffnen, dem Commandanten der Stadt, Wilhelm von Chatillon, schon längst kein Geheimniß geblieben. Er hatte sich deßhalb, noch ehe der König vor Troyes erschien, nach Chateau-Thierry begeben und die Bürger von Reims ihren eigenen Entschließungen überlassen. Am 8. Juli sandten letztere ihren Amtmann, Wilhelm Hodierne, nach Chateau-Thierry und luden ihn ein, nach Reims zu kommen, um sich mit ihnen über die Angelegenheiten der Stadt zu berathen. Anstatt selbst der Einladung zu folgen, schickte er durch Peter von La Vigne ein Schreiben an die Bürgerschaft, worin er mit aller Förmlichkeit die Hauptpunkte feststellte, von deren unbedingter Annahme und unverbrüchlicher Ausführung er seinen Entschluß abhängig machte, Reims mit dem Schlosse Porte-Mars auf Leben und Tod zu beschützen. Ob und welche Antwort ihm die Bürger darauf ertheilten, ist nicht bekannt. Nur so viel steht fest, daß Wilhelm von Chatillon mit den Herrn von Saveuse und von L'Isle Adam nebst einer ziemlichen Anzahl von Kriegern gerade zu der Zeit (am 9. oder 10. spätestens 11. Juli) vor Reims eintraf, als die ganze Stadt durch die Uebergabe von Troyes in heftiger Gährung war. Die Reisigen hielten vor den Thoren, die Anführer traten in die Stadt und entboten sofort die Bürger zu einer Versammlung. Die Vertheidigung der Stadt war Gegenstand der Berathung. Die burgundischen Herrn brachten darauf bezügliche Eröffnungen und Ermahnungen ihres Herzogs. Die Bürger hielten ihnen zwei Fragen vor: ob sie stark genug wären, die Stadt Reims zu schirmen, und wann der Herzog von Burgund eine Armee in's Feld stellen könne, welche dem Heere des Dauphin gewachsen sey. Die Feldherrn erwiederten, ihre Kräfte allein reichten zwar zum Schutze der Stadt nicht aus, aber wenn die Bürger den guten Willen hätten, sich zu halten und zur Wehr zu setzen, so würden sie binnen fünf bis sechs Wochen Beistand vom Herzog erhalten; denn nach Ablauf dieser Frist werde das burgundische Heer schlagfertig seyn. Nach solchen Versprechungen aber stand den Bürgern nicht der Sinn. Harte Reden wurden von beiden Seiten gewechselt, die Bürger verweigerten den Reisigen den Einlaß in die Stadt und die burgundischen Befehlshaber mußten unverrichteter Sache mit ihren Leuten wieder nach Chateau-Thierry abziehen. Die Thatsache der Huldigung von Troyes war es, welche die Bewohner von Reims zu diesem entschiedenen Auftreten und zum Verlassen ihrer bisherigen unwahren Haltung bestimmte. Mochten sich fortan die Anhänger der Engländer und Burgunder in den benachbarten Städten noch so große Mühe geben, die Reimser Bürger auf Seiten der Herzoge zu erhalten, all ihr Reden und Schreiben blieb ohne Wirkung, und weder,

hätte es der brieflichen Ermahnungen (am 12. Juli von Troyes aus) des Erzbischofs Reinhold von Chartres bedurft, der einen gewissen Einfluß in Reims besaß, noch der dringenden Aufforderungen der Schwesterstädte Troyes (11. Juli) und Chalons (16. Juli), welche den Edelsinn und die Sanftmuth des Königs mit Begeisterung schilderten, um die vaterländische Richtung der Reimser Bürgerschaft zu offener Bethätigung zu entflammen.

Die Ankunft Karls in Septsaulx, so nahe bei Reims, versetzte alle Gemüther in die äußerste Spannung. Eine Versammlung aller Bürger ward berufen und in derselben mit Stimmeneinhelligkeit beschlossen, Karl VII. als rechtmäßigen Herrn und Gebieter anzuerkennen. Darauf wurde aus den angesehensten Geistlichen und Weltlichen eine Gesandtschaft gewählt und dem König entgegengeschickt, wie es die Jungfrau vorausgesagt hatte. Die Gesandten händigten am Morgen des 16. Juli dem Könige die Schlüssel der Krönungsstadt ein und versprachen ihm im Namen der Bürger Gehorsam. Karl gab ihnen dafür vollständige Amnestie. Noch an demselben Morgen eilte Reinhold von Chartres, um die Anstalten zum Empfange des Königs persönlich zu treffen, in seine erzbischöfliche Residenz, die er seit seiner Ernennung zum Erzbischof nicht gesehen hatte und wahrscheinlich nimmer betreten haben würde, wenn seine Ränke gegen Johanna nicht zu Schanden geworden wären. Gegen Abend hielt auch der König in Begleitung der Jungfrau mit seiner Ritterschaft und dem ganzen Heere seinen feierlichen Einzug. Schon seit mehreren Tagen hatten sich die Bewohner auf einen würdigen Empfang ihres Königs bereitet. Der Erzbischof an der Spitze aller geistlichen Körperschaften, die weltlichen Behörden, die Bürgerschaft und das Volk gingen ihm in festlichem Zuge entgegen unter dem anhaltenden Rufe Noël. Groß war der Jubel und das Gedränge um den König, aber mehr noch, als auf ihm, hafteten die Blicke Aller auf der Heldenjungfrau, der allein der König seine jetzige Herrlichkeit verdankte. Aehnlich wie in Orleans betrachtete man die Jungfrau in Reims „als ein himmlisches Wesen," um mit den Worten des Papstes Pius II. zu reden. Noch bis zu den Zeiten der französischen Revolution ward im Dome zu Reims eine alte Stickerei aufbewahrt, welche diesen denkwürdigen Einzug Karls VII. und der Jungfrau im Bilde darstellte. Erfüllt war Johannas Verheißung, womit sie seit Anfang des Feldzugs den König getröstet hatte. Karl war, ohne ernstlichen Widerstand zu finden, ohne einen Tropfen Blutes zu vergießen, sicher und ungefährdet mit den Seinen in der Krönungsstadt angelangt, wo ihm sofort der Eid der Treue geleistet ward.

Die Salbung und Krönung wurde auf den folgenden Tag, Sonn- und Festtag der heiligen Maria Magdalena, festgesetzt und bestimmt, daß die Feier ganz nach dem alten Herkommen * vollzogen werden sollte.

Am Abend und während der ganzen Nacht waren die königlichen Offiziere und Räthe mit den Anordnungen zu der Krönungsfeier beschäftigt. Die alten Kroninsignien befanden sich zu Saint Denis in den Händen der Engländer, man mußte deßhalb neue in der Stadt zusammensuchen. Es befand sich alles, was man bedurfte, selbst eine Krone im Schatz der Reimser Kathedrale, und alle Zurüstungen wurden mit einer Vollkommenheit getroffen, als wäre die Feier ein Jahr zuvor anberaumt worden.

Früh am Morgen des Krönungstages (17. Juli 1429) kam der Herzog René von Bar, Schwiegersohn des Herzogs von Lothringen und Bruder des Königs von Sicilien, mit dem Heer von Commercy und einem großen Gefolge von Kriegern nach Reims, um dem König seine Dienste zu bieten an seinem Ehrentage. Johanna benutzte eine Frühstunde vor Beginn des Festes, um in einem zweiten Briefe den Herzog von Burgund zur Aussöhnung mit Karl VII. zu ermahnen. Das Original dieses auf Pergament geschriebenen Briefes wird bis auf den heutigen Tag in dem Archiv von Lille aufbewahrt und lautet in wortgetreuer Uebersetzung folgendermaßen:

„Jhesus Maria Hoher und gefürchteter Fürst, Herzog von Burgund, Johanna die Jungfrau entbietet Euch durch den König des Himmels, meinen rechtmäßigen und obersten Herrn, daß der König von Frankreich und Ihr einen guten, festen Frieden machen sollt, der lange daure. Verzeihet einer dem andern von Grund des Herzens, wie es guten Christen geziemt, und wenn Euer Sinn nach Krieg stehet, wohlan so ziehet gegen die Sarazenen. Fürst von Burgund, ich bitte Euch,

---

* Nach dem alten Brauche wurde am Tage vor der Krönung ein Gerüst in der Kathedrale errichtet. Dieses Gerüst bestieg der König am Vorabend der Krönungsfeier mit den Pairs des Reiches, welche ihn dem versammelten Volke zeigten und dabei die hergebrachten Worte sprachen: „Sehet da euren König, den wir Pairs von Frankreich krönen zum König und zum obersten Herrn. Sofern jemand Einspruch dagegen erheben will, sind wir hier, um ihm sein Recht angedeihen zu lassen. Und an dem morgenden Tage wird er geweiht werden durch die Gnade des heiligen Geistes, wenn ihr dagegen keinen Einspruch gethan habt."' Ob diese Förmlichkeit auch bei Karl VII. beobachtet worden ist, wissen wir nicht, da keine der Quellen derselben Erwähnung thut.

ich flehe und ersuche so demüthig, als ich Euch um etwas ersuchen kann, daß Ihr nicht ferner wider Frankreich, das heilige Königsland, im Streite stehen, sondern Eure Leute zur Stelle und unverzüglich aus den Städten und Burgen des besagten heiligen Reiches heimkehren heißet. Was den edlen König von Frankreich betrifft, so ist er zum Frieden mit Euch bereit, unbeschadet seiner Ehre, so daß es nur an Euch liegt. Und ich thue Euch kund durch den König des Himmels, meinen rechtmäßigen und obersten Herrn, zu Eurem Besten und um Eurer Ehre und Eures Lebens willen, daß Ihr gegen die getreuen Franzosen keine Schlacht gewinnen werdet, und daß alle, die da Krieg führen wider das benannte heilige Königreich Frankreich, Krieg führen wider den König Jesus, den König des Himmels und der ganzen Welt, meinen rechtmäßigen und obersten Herrn. Darum ersuche ich und flehe Euch an mit gefalteten Händen, daß Ihr keine Schlacht wider uns thuet und keinen Krieg wider uns führet, Ihr, Eure Dienstleute und Unterthanen. Und glaubet gewißlich, wie groß auch die Zahl Eurer Dienstmannen sey, die Ihr wider uns führet, sie werden nichts ausrichten, und es wird ein großer Jammer seyn um die große Schlacht und das Blut, das von denen vergossen wird, die wider uns ausziehen. Drei Wochen sind es, seit ich Euch ein Schreiben gesandt und gute Botschaft durch meinen Herold, damit Ihr bei des Königs heiliger Salbung zugegen wäret, die heute, Sonntag den siebzehnten Tag des gegenwärtigen Monats Julius, in der Stadt zu Reims vor sich geht, ich habe aber keine Antwort darauf erhalten und auch keine Kunde von dem besagten Herold vernommen. Ich empfehle Euch Gott, möge er über Euch wachen, wenn es ihm gefällt, und bitte Gott, er wolle uns guten Frieden verleihen. Geschrieben in dem besagten Orte Reims, an dem siebzehnten Tage des Julius."

Um neun Uhr Vormittags begann die Krönungsfeier. Uraltem Gebrauche zufolge wurde dieselbe damit eingeleitet, daß der König vier Großwürdenträger des Reichs in die Abtei des heiligen Remigius sandte, um das geweihte Gefäß mit dem heiligen Salböl (la Sainte-Ampoule) abzuholen, welches nach dem Glauben des französischen Volks eine weiße Taube vom Himmel zur Taufe Chlodwigs gebracht hatte. * Zu diesem ehrenvollen Amte wurden von Karl VII. die Marschälle von Sainte Sévère und von Rais, der Admiral von Culan und der Großmeister der Armbrustschützen, Johann Malet Herr von Graville auserseben. Zu Pferd, in voller Rüstung und ihre Banner tragend, begaben sie sich unter glänzender Bedeckung in die Kirche des heiligen Remigius. Nachdem sie daselbst mit den herkömmlichen Eiden gelobt hatten, die heilige Ampulla sicher geleiten und zurückführen zu wollen, nahm der Abt, mit einem oberpriesterlichen Prachtgewande angethan und mit einem reichen Goldschmuck überhangen, das geweihte Gefäß, ging mit seinen Mönchen aus der Abtei und trug das Kleinod, in ehrfurchtsvoller Haltung unter einem kostbaren Baldachin einherschreitend, bis vor die Kirche des heiligen Dionysius, wo er nach altväterlicher Gewohnheit stillstand. Inzwischen hatte der Erzbischof, mit allen Abzeichen seiner Würde bekleidet und von den Domherrn umgeben, die Kathedrale verlassen und war dem Abt bis an die Dionysiuskirche entgegen gegangen. Hier empfing der Erzbischof das heilige Geräth mit dem Krönungsöl aus des Abtes Händen und brachte es in die Liebfrauenkathedrale, wo er es auf dem Hochaltare niedersetzte. Die vier Großwürdenträger ritten beständig an seiner Seite bis in die Kirche hinein und stiegen erst am Eingange des Chors von ihren Rossen, um der Krönungsweihe beizuwohnen.

Mittlerweile hatten sich die in Reims anwesenden Prälaten, Fürsten, Ritter und Herrn, welche theils den Feldzug mitgemacht hatten, theils von nah und fern herbeigeströmt waren, in dem Dome versammelt und in der Nähe des Altars die für sie bestimmten Sitze eingenommen. Dicht neben dem Altare nahm Johanna Platz, ihre Fahne in der Hand haltend, „die, weil sie in der Mühsal gewesen, auch die Ehre zu theilen verdiente." * In der That war es die Jungfrau allein,

---

* Quicherat IV, 513 (Papst Pius II.): Opinantur Galli candidam olim columbam e coelo missam beato Remigio, ejus urbis antistiti, liquorem olei attulisse, quo reges inungerentur; idque summa religione custodiunt neque imminui putant, quamvis a Clodoveo usque in haec tempora permulti reges illo sint usi; negantque verum esse regem qui hoc oleo non sit delibutus. Ob eam causam quum de transportando liquore saepius Anglici consuluissant, divina voluntate praepeditum propositum arbitrantur. Vergl. IV, 328: Et fut trouvé la saincte Ampole remplie d'oille miraculeusement (bei Karls VII. Krönung), comme on disoit.

* So Johanna (Quicherat I, 104. 301. 187. 304.) Die Richter legen der Jungfrau das Tragen der Fahne in der Kirche als Hochmuth aus (Q. I, 300) und deuten mit der Frage (187. 304), ob man bei der Krönung die Fahne dem König um das Haupt geschwungen habe, auf eine abergläubische Verehrung derselben hin. — Der Mönch Richard, welcher seit der Uebergabe von Troyes dem königlichen Heere folgte, war ebenfalls bei der Krönungshandlung gegenwärtig; daß er die Fahne gehalten habe, davon weiß Johanna (104. 301) nichts.

die durch ihren gottbegeisterten Heldenmuth Frankreichs Schicksal gewendet und den am Rande des Verderbens schwankenden König zu dieser erhabenen Feier geführt hatte. Auf ihr ruhten deßhalb vorzugsweise die Blicke des Volks, welches in unzählbarer Menge die ungeheuren Räume der Kirche füllte.

Die Hauptfeier ward damit eingeleitet, daß der Wappenkönig von Frankreich sich vor den Hochaltar stellte und die alten weltlichen Pairs: die Herzoge von Burgund, von der Normandie und von Aquitanien, die Grafen von Flandern, Toulouse und Champagne, bei ihren Namen aufrief. Als dieselben nicht erschienen, so traten als Stellvertreter der Herzog von Alençon, die Grafen von Clermont und von Vendôme, die Herrn von La Tremouille, von Laval und von Albret hervor, sämmtlich in königlichem Kleiderschmuck. Der Herzog von Alençon versah an Stelle des Herzogs von Burgund den Dienst des ersten Pairs von Frankreich, der Herr von Albret hielt das Reichsschwert. Von geistlichen Pairs waren nur der Erzbischof von Reims und der Bischof von Chalons gegenwärtig, die abwesenden wurden durch die Bischöfe von Orleans, Séez und zwei andere Prälaten ersetzt.

Nunmehr erschien der König in einer der Herrlichkeit des Tages entsprechenden Tracht und kniete an den Stufen des Hochaltars nieder. Der Erzbischof von Reims trat vor ihn an der Spitze der Geistlichkeit und sprach der hergebrachten Sitte gemäß: „Wir fordern dich auf, zu geloben, daß du uns und den uns anvertrauten Kirchen ihr kanonisches Vorrecht, das schuldige Recht und Gerechtigkeit bewahren wollest und uns schirmen und vertheidigen, wie es die Pflicht eines Königs in seinem Reiche gegen jeden Bischof und die ihm anvertraute Kirche erheischt."

Der König erwiederte hierauf die vorgeschriebenen Worte: „Im Begriffe, durch Gottes Gnade zu einem Könige von Frankreich gesetzt zu werden, gelobe ich an dem Tage meiner Weihe vor Gott und seinen Heiligen, daß ich das kanonische Vorrecht, Recht und Gerechtigkeit gegen einen jeden von Euch Prälaten bewahren werde und Euch beschirmen nach meiner Macht mit Gottes Hülfe, wie von Rechtswegen ein König in seinem Reiche jeden Bischof und die ihm anvertraute Kirche beschirmen soll." Und weiter: „Ich verspreche in Jesu Christi Namen dem mir untergebenen christlichen Volke folgende Dinge: Erstlich, daß ich alles christliche Volk der Kirche bewahren werde und den wahren Frieden alle Zeit nach Eurem Rath. Deßgleichen, daß ich es schützen werde vor allem Raube und vor Ungerechtigkeit jeder Art. Ingleichen, daß ich bei allen Urtheilen Billigkeit und Barmherzigkeit empfehlen werde, damit der milde und barmherzige Gott mir und Euch seine Barmherzigkeit gewähre. Deßgleichen, daß ich in rechter Treue mich bestreben will, nach meinem Vermögen alle von der Kirche erklärten Irrgläubigen aus meinem Lande und meiner Gerichtsbarkeit zu verbannen. Alle diese Dinge gelobe ich eidlich."

Nachdem der König auf diese Weise das ordnungsmäßige Gelöbniß seiner Pflichten vor Gott abgelegt hatte, wurde er vom Herzog von Alençon zum Ritter geschlagen, denn die Ritterwürde stand zu jener Zeit noch in so hoher Geltung, daß sie einem Könige nicht fehlen durfte. Unmittelbar darauf ertheilte der Erzbischof unter dem Beistand der höchsten Prälaten Karl VII. die Salbung mit dem heiligen Oele, welche das natürliche Recht des Fürsten in der Idee des christlichen Volkes zur Würde des göttlichen Rechtes verklärte, und setzte ihm sodann die Krone auf's Haupt. Dabei befolgte er alle die Gebräuche, sprach die Gebete, Segnungen und Ermahnungen gerade so, wie sie die Kirchenordnung für diesen Fall vorzeichnete.* Es war ein herzerhebendes Schauspiel. Alle geistlichen und weltlichen Großen umstanden den König und dicht an seiner Seite hielt sich während der ganzen Handlung die Jungfrau, die Fahne des Erlösers in der Hand. Bei der Salbung sowohl wie bei der Krönung rief das Volk sein tausendstimmiges Noël, und beidemal schmetterten die Trompeten dergestalt in das Jubelgeschrei hinein, daß es schien, als müßten die Gewölbe der Kathedrale sich spalten.

Als nun damit der Höhepunkt der Feier vorüber war, warf sich die Jungfrau in Gegenwart Aller vor dem Könige nieder und sprach, dessen Kniee umfassend und ihm den Fuß küssend, unter heißen Thränen: „Edler König, nunmehr ist das Wohlgefallen Gottes vollbracht, der da wollte, daß ich die Belagerung von Orleans aufheben und Euch in die Stadt Reims führen sollte, um Eure heilige Weihe zu empfangen, damit offenbar würde, daß Ihr wahrer König seyd und derjenige, welchem die Krone Frankreichs von rechtswegen gebührt." Jeder, der die Jungfrau so knieen sah und

* Wir sind den Quellen treu gefolgt. Le Brun de Charmettes, welcher die Krönung vor die Salbung setzt, schreibt L. II, 316 über die erstere nach Villaret: Aussitôt le serment du roi prononcé, deux pairs ecclésiastiques, toujours conformément au cérémonial, soulevèrent le siége sur lequel le prince était assis, tandis que les autres pairs soutenaient la couronne royale au-dessus de sa tête, et ils le montrèrent à l'assemblée, représentant le peuple, comme pour lui demander son consentement.

ihre Worte hörte, ward in tiefster Seele bewegt; wer aber vermochte zu ermessen, was in diesem Augenblick in ihrem Herzen vorging! Es war der Höhepunkt ihres Lebens. Der zweite und, „nach Johannas Idee," wichtigste Theil ihres göttlichen Berufes war vollbracht.

Die ersten Handlungen des neugekrönten Königs, bevor er die Kirche verließ, waren die Erhebung der Herrn von Sully und Laval in den Grafenstand und die Ertheilung des Ritterschlags an drei Edelleute, zu denen der Herr von Commercy gehörte. Auch der Herzog von Alençon, der Graf von Clermont und die übrigen Pairs schlugen viele Edelknappen zu Rittern. Nachdem zuletzt noch Handschuhe an alle Ritter und Edelleute ausgetheilt worden, welche der Festlichkeit beigewohnt hatten, wurde die kirchliche Krönungsfeier damit geschlossen, daß das geweihte Gefäß mit dem Salböl wieder eben so in die Abtei des heiligen Remigius getragen und geleitet wurde, wie es in die Liebfrauenkathedrale gebracht worden war. Zwei Uhr Nachmittags war es geworden.

In dem erzbischöflichen Palaste wurde das Krönungsmahl gehalten, zu dem alle Prälaten und Herrn geladen waren. Die Pairs, mit Ausnahme des Erzbischofs, bedienten den König an der Tafel. Auch das Volk belustigte sich an Spielen und Gelagen.

Die Nachricht von der Krönung Karls VII. in Reims kam schon zwei Tage später (am 19. Juli) nach Paris.

Eine ganz besondere Freude war der Jungfrau in Reims beschieden. Ihr Vater, der alte Jakob d'Arc, und ihr Oheim, Durand Laxart, waren von Domremy nach Reims gereist. Da nun Johannas beide Brüder, Peter und Johann, mit dem Heere gezogen waren, so fühlte sich Johanna auf kurze Zeit gleichsam in den Schooß der ländlichen Familien versetzt, in der sie Gott hatte geboren werden lassen. Die Landleute waren gekommen, um die Jungfrau in ihrer Herrlichkeit zu sehen; sie fanden in ihr das demüthige Mädchen wieder, dessen Freude von Kindheit an das Dienen gewesen war. Wie alle, die ihre Thaten bewunderten, so werden auch Vater und Oheim von ihr zur Ehre Gottes gehört haben: was ich gethan, war nur ein Dieneramt. Uebrigens weiß die Geschichte nichts von den Herzensergießungen und Gesprächen, welche im trauten Kreise dieser seltenen Menschen stattgefunden haben; sie überläßt es dem Herzen eines jeden, dieselben zu ahnen. Unstreitig hat sich der König mit Johannas Vater und Oheim persönlich unterhalten, wenigstens versichert der letztere, er habe dem König in Reims den Lebenslauf seiner Nichte seit dem Abschiede aus dem Elternhause bis zur Reise nach Chinon erzählt. Karl zeigte sich dem Vater seiner Retterin dadurch dankbar, daß er ihm sechzig Livres durch die Tochter zustellen ließ. Die Stadt Reims bewies dem alten d'Arc besondere Aufmerksamkeit. Sie trug die Kosten seiner Bewirthung im Gasthause „zum gestreiften Esel" und kaufte ihm überdieß ein Pferd für die Rückreise. Da diese erst nach dem fünften September erfolgte, so hat Jakob d'Arc ohne Zweifel die Verheißung, wo nicht gar die Urkunde des königlichen Gnadengeschenkes in die Heimath mitgebracht, welches die Insaßen von Domremy und Greux für alle Zeit von jeder Steuer befreite. * Der König sagt in diesem Steuererlaß, der in Chateau-Thierry am 31. Juli 1429 ausgefertigt worden ist: „Zu Gunsten und auf Ersuchen unserer sehr geliebten Johanna der Jungfrau." Wir fügen mit Hase hinzu: „Das ist das Einzige gewesen, was Johannas großes Herz für sich begehrt hat. Nicht lange genoß sie die Freude der Wiedervereinigung mit ihrem Vater und Oheim. Bereits Donnerstag (den 21. Juli) brach der König mit der Armee von Reims auf, nachdem er den Neffen des Erzbischofs, Anton von Hellande, als Befehlshaber darin zurückgelassen hatte, und begab sich nach der fünf bis sechs Stunden entfernten Priorei Corbeny, wo der heilige Marculf begraben liegt. Nach uralter Sitte wallfahrteten die französischen Könige an dem Tage nach der Krönung zu der Grabstätte dieses heiligen Einsiedlers, der aus dem Königsstamme Frankreichs entsprossen, durch seine christliche Frömmigkeit den französischen Herrschern die göttliche Gnade erworben haben soll, die Kröpfe (écrouelles, scrophulöse Geschwülste der Halsdrüßen) durch Berührung mit der Hand und Hersagen geheimer Worte zu heilen. Somit machte diese Wallfahrt gleichsam den Beschluß der ganzen Krönungsfeierlichkeit.

---

* Hase, S. 37: Die Nachfolger Karls VII. haben dieß gelten lassen, in den Steuerbüchern ist das Blatt bei Domremy leer gelassen, an der Stelle der Zahlung steht „die Jungfrau," bis die Revolution auch diesem Vorrecht und Gedächtniß ein Ende machte. — Ausführlicheres s. Quicherat V, 137 sq.

(Fortsetzung folgt.)

Literatur.

Otto Müller und seine neuesten Romane.

„Bürger“ und „Charlotte Ackermann,“ zwei gelungene Lebensbilder aus der deutschen Literatur- und Kunstgeschichte, haben zuerst den Ruf Otto Müllers begründet. Diese beiden Romane, zumal der letztere, sind in den allerweitesten Kreisen bekannt und gern gelesen. Weniger in's große Publikum drangen „Volker,“ ein Roman aus den Bewegungsjahren, der die damaligen Stimmungen und Ereignisse im klaren, unparteiischen Spiegel der Dichtung wiederstrahlt, und die „Mediatisirten,“ ein Roman, der die Schilderung des Treibens der Land- und Stadtjunker, zumal in den deutschen Mittel- und Kleinstaaten — den Staaten mit den kleinen Mitteln — zur Aufgabe und diese auch fast durchaus glücklich gelöst hat. Seit der herrlichen Charlotte Ackermann, die ihm so zahlreiche und so treue Freunde verschafft hat, ist von Otto Müller weiter erschienen eine Idylle, der „Tannenschütz,“ „der Stadtschultheiß von Frankfurt,“ „eine italienische Künstlergeschichte,“ und der „Klosterhof.“ Der „Stadtschultheiß von Frankfurt“ und der „Klosterhof“ — diese beiden trefflichen Werke, wovon das erste bereits in zweiter Auflage vorliegt und welche der Verfasser „Familienromane“ zu nennen beliebt hat, spielen auf einem ähnlichen Boden wie die Charlotte, auf freireichsstädtischem. Wie die „Charlotte“ in Hamburg, so spielt der „Stadtschultheiß“ in der freien Reichsstadt am Main und der „Klosterhof“ in einer der Hansestädte. In Frankfurt werden wir in das väterliche Haus von Goethe eingeführt und sehen Vater und Mutter des großen Mannes mitten in ihrer eigenthümlichen Umgebung, die Hauptpersonen eben so richtig und charakteristisch wie jenen gezeichnet. Es ist ein durchaus künstlerisch abgerundetes episches Werk, das man immer und immer wieder mit wahrem innigem Behagen liest.

Der „Klosterhof“ spielt nicht, wie sich in einem Hamburger Blatt einmal eine Stimme vernehmen ließ, in Hamburg, sondern in einer andern norddeutschen Großhandelsstadt. Während wir in Frankfurt die „gute alte Zeit“ und die herrlichsten, originellsten Gestalten derselben in lebenden, bewegten Bildern vor uns stehen und wandeln sehen, führt uns der „Klosterhof“ in die moderne Zeit und ihr materielles und egoistisches Treiben ein; er zeigt uns den geldstolzen Millionär, ohne Geist, ohne Herz, ohne Bildung, aber gut gefirnißt, und die Spekulanten der Börsen und der Häfen im Bunde mit den Spekulanten auf die kirchliche Leichtgläubigkeit; die letzteren werden mit ganz besonderer Vorliebe behandelt und „abgewandelt.“ Den modernen Schwindlern gegenüber steht der ehrliche, aber etwas beschränkte Großhandelsmann der alten Zeit, der, aus andern Gründen und weniger durch eigene Schuld, wie der moderne höhere Industrieritter, zum inhumanen Verbrecher an seinen nächsten und würdigsten armen Verwandten wird. Der Glanzpunkt des Romans ist nun eben diese heruntergekommene, mit der reichen nächstverwandte, von ihr aber elend im Stich gelassene Kaufmannsfamilie. Da ist der alte Herr, ein köstliches Original, da sind drei Töchter, immer eine eigenthümlicher, anmuthiger und bei aller Misère lustiger als die andere, ganz moderne Fräulein, keck, vorurtheilsfrei, aber Zierden jeder Familie und jedes modernen Familienromans. Eben so gelungen ist der europamüde junge muntere süddeutsche Gelehrte, der endlich die weibliche Perle dieser Familie heimführt, mit seinem derb humoristischen, gutmüthig schlauen „Stiefelwuchs,“ so wie die unglückliche Anna, die Schwester des Constantin Volkhausen, der aus falschem Ehrgeiz gefälschte Reisebriefe des Pythagoras schreibt und herausgibt und in Folge dieser Schuld tragisch endet. Der Dichter hat allen psychologischen Scharfsinn aufgewendet, diesen seltsamen Charakter zu motiviren, wie denn Otto Müller überhaupt in seinen Romanen sich als tiefer Seelenkenner und Nierenprüfer zeigt. Dennoch haben wir Zweifel, ob der Versuch ganz gelungen ist, da die Vereinigung so großer Gaben eines warmfühlenden Herzens und eines gebildeten Geistes auch unter den unglücklichsten Umständen, wie sie hier durch die Fühllosigkeit seiner Familie herbeigeführt sind, mit einer so maßlosen Gelehrteneitelkeit, die bis zum gemeinen Betrug führt, uns als ein Ding der moralischen Unmöglichkeit erscheint. Im übrigen ist der Roman mit klarem künstlerischem Bewußtseyn und mit ausgezeichnetem Geschick geschrieben und bietet ein an spannenden Situationen und fesselnden Charakteren überaus reiches, durch und durch eigenthümliches, modernes Familiengemälde. Modern daran sind vor Allem die musterhaften Gestalten der Mädchen, in welchen wir bei allen Anwandlungen von Humor und leichter Weltauffassung, wie sie nur auf dem Boden einer eben so umfassenden als freien Bildung und Anschauung möglich ist, dennoch die kräftigen, durch und durch tüchtigen Hausfrauen erkennen. Diese hübschen, armen Klosterprinzessinnen sind ganz prächtige Incarnationen der Frau Rath, jede der andern eben so ähnlich wie unähnlich. — Der neueste Roman von Otto Müller hat den seltsamen Titel: „Roderich, eine Hof- und Räubergeschichte.“ Er erscheint in der Hackländer'schen illustrirten Zeitung: „Ueber Land und Meer,“ die sich mit Geschick und Glück bereits in den zweiten Jahrgang hinübergearbeitet hat. Dem Roman scheinen

höchst abenteuerliche historische Fakta zu Grunde zu liegen, welche für die Geschichte gewisser kleiner deutscher Höfe charakteristisch genug sind. Ein Prinzenerzieher und Favorit einer Fürstin — ein ehemaliger Räuber, oder einer Verbindung mit der Frau eines Räubers und dadurch mit diesem selbst höchst verdächtig, ja so gut wie überwiesen — kann man sich einen pikanteren Romanstoff wünschen?

L. S.

Correspondenz-Nachrichten.

Dresden, Januar.

III.

Dresdner Grübeleien.

Rostopschin sagt in seinen Memoiren: „Mein Kopf ist eine in Unordnung gerathene Bibliothek." So oft unser theatralisches Wochenrepertoire veröffentlicht wird, meint man sich an dieses anschauliche Bild eines überladenen Gedächtnisses erinnert zu sehen. In der That, welche Vielseitigkeit, welche bunte Musterkarte, welcher kaleidoskop-ähnliche Farbenreichthum, und dabei doch — welche in Unordnung gerathene Bibliothek! Aber auch die Unordnung hat ihre liebenswürdigen Seiten, und wenn der Geschmack des regelmäßigen Theaterbesuchers dabei verwildert, so wird der ohnehin schon seltenere Gast durch jenen Wirrwarr nur noch mehr auf die Freuden der Häuslichkeit zurückgewiesen, und befindet sich wohl dabei. Das Hoftheater einer kleinen Residenz ist in dieser Beziehung meistens der Spiegel des Weltkunsttreibens draußen; das Hoftheater einer mittelgroßen Residenz, wie Dresden, könnte sich, wenn es anders wollte, schon bessere Tage machen und der zweiten Bühne alles das überlassen, was sich irgend in das Bereich ihrer Leistungen verweisen läßt. Es thut es nicht, und da bei einem Hoftheater andere Rücksichten als ausschließliche Kunstrücksichten in Betracht kommen, so hat es von seinem Standpunkte Recht. Daß es solchen Standpunkt gibt, ist freilich der wunde Fleck des Ganzen. Natürlich geht dergleichen bei uns nie in's Ungeheuerliche, und der Hund des Aubry belästigt uns eben so wenig wie die Seiltänzergesellschaft, deren Begünstigung dem Dramaturgen Holtei vor Zeiten so unangenehme schlesische Nachwehen bereitete. Aber wir sind ein grübelndes Völkchen und können uns nicht leicht mit Thorheiten befassen, ohne nachträglich verdrießlich zu werden.

Die Ziege aus Ploërmel wird übrigens auch bei uns in diesen Tagen die Bretter betreten. Eine hochgestellte Dame soll den Wunsch geäußert haben, die Ziege durch ein Lamm zu ersetzen, da die ruhige Lammsnatur weniger Gefahr laufe, auf Bocksprünge zu verfallen. Aber der Componist hat mit Recht diese wesentliche Entstellung seines Werks, wie man wenigstens behauptet, abgelehnt. Er selbst befindet sich seit längerer Zeit hier und es scheint seine Anwesenheit die peinlichen Verstimmungen beseitigt zu haben, welche die Ziege unserem Balletcorps bereitete. Es handelt sich darum, jener neuen Collegin einen Theil des Garderoberaums abzutreten, welcher bisher das ausschließliche Reich unserer Bajaderen war. Sie haben sich jetzt, wie es heißt, dem Unvermeidlichen gefügt.

Inzwischen scharmützelt's bereits zwischen den Anhängern des Propheten und denen des Tannhäuser in unserer Makulaturpresse. Seit Reißigers Tod regen sich begreifliche Hoffnungen. In der Weihnachtswoche hat unsere Kapelle an die Spitze ihres Concertprogramms eines jener Liszt'schen Kraftwerke gestellt, die ein Witzbold jenseits des Kanals mit dem Ausdruck „musikgewordner Leviathan" bezeichnete. Unsere kritischen Tonangeber sind ihrerseits mit löblichem Grobgeschütz dagegen zu Felde gezogen. Man sollte auch wirklich diese der Zukunft angehörende Musik nicht jetzt schon abnutzen. Ihre Zeit wird gekommen seyn, wenn die Tonsätze Haydns, Mozarts und Beethovens einmal entwerthet seyn werden. Warum sich jetzt schon mit den Hieroglyphen einer Schule abquälen, die sich selbst nicht ohne Programmschlüssel zu entziffern im Stande ist?

Uebrigens grübelt man in diesem Sinne wohl gegen den Weimaraner Kreis, nicht aber gegen den Verfasser des Tannhäuser, und die Begnadigung und Wiederberufung desselben würde den lebendigsten Anklang finden. Zehn Jahre Verbannung für einen Künstler, dessen Genius nur im engsten Zusammenhange mit der vaterländischen Bühne seine Schwingen frei zu bewegen vermag, ist eine furchtbare Strafe. Die wenigsten machen sich's klar, wie entkräftigend diese Strafe wirkt. Die neueren Arbeiten des Verbannten scheinen das nur zu sehr zu bestätigen. Weil denn unsere Maigefangenen fast alle in der letzten Zeit der Freiheit wieder gegeben sind, so gibt es gläubige Gemüther, die auch auf Wagners Begnadigung hoffen und der Meinung sind, er hätte im heimischen Gefängniß nicht schwerer büßen können, als in der Fremde. Er selbst hat hier ohnlängst bei der Todesnachricht Spohrs einen Nachruf veröffentlicht, in dem er zugleich eine Dankesschuld

gegen den verstorbenen Chordirigenten Fischer abträgt. Dem Eifer des letzteren rühmt er's nach, daß seine Opern überhaupt mehr wurden als Manuscripte im Pult des Componisten.

Einstweilen ist nun Reißigers Stelle noch nicht wieder besetzt und Krebs hat die alleinige Leitung der Kapelle. Man sprach von Abt, von Julius Rietz, auch noch von andern. * Wie immer sucht man bei solchen Besetzungen weniger nach einem tüchtigen Dirigenten als nach einem berühmten Componisten, meist zum Schaden der Kunst des letzteren, da der Operndirigent früher oder später nur noch fremde Melodien im Ohre hat.

Auf Reißiger findet das im hohen Grade seine Anwendung, und wenn, bei der ihm und Spohr geltenden neulichen Gedächtnißfeier, der Prolog Robert Waldmüllers über diese bedenkliche Stelle hinwegschlüpfte, um Reißigers im übrigen classischen Geschmack zu betonen, der da entschieden nur für die gediegene Musik Propaganda machte, so geschah es nach dem Grundsatze, daß wir die Mängel eines Dahingeschiedenen um seiner Vorzüge willen vergessen dürfen.

Es mag sich hier der Nachruf anknüpfen, welchen Waldmüller der begabten Schauspielerin Frida Schütz nachsandte, deren jäher Tod um so erschütternder wirkte, als ihr seltenes Talent für Dialektrollen, wie die Almerin im „letzten Fensterln“ und in ähnlichen Stücken, eben das Vollendete in diesem Genre zu leisten begonnen hatte. Sie war von großem Wuchse, hatte das blasse Colorit der Ungarinnen (sie stammte aus Ungarn) und eine schöne, gutgeschulte Sopranstimme. Die Natürlichkeit ihres Spiels in naiven Dialektrollen ist schwerlich je übertroffen worden. An unserem Hoftheater machte man den Fehler, sie auch in carrikirten Rollen, wie z. B. als Gräfin in den „Wiener in Berlin“ verwenden zu wollen, wo sich ihr schönes Talent wie der Pegasus im Joch abquälte. Sie starb im Delirium, weiß Gott woran, plötzlich, von einem Tage zum andern, zum großen Schrecken zweier oder dreier Aerzte, denen diese robuste, kaum zwanzigjährige Natur für eine weit gemächlichere Behandlung geeignet erschienen seyn mag. Es hat etwas Schauerliches dieses an einander Rücken von Bühnenpomp und Grabesstille, und so verallgemeinert sich jener persönliche Nachruf fast zu einer Klage über den Tod jeder jungen Schauspielerin, die so in der Fülle ihrer talentvollen Erscheinung zusammen bricht.

Nun öffnet sich die winterliche Erde
Und nimmt in ihren dunkeln Schooß sie auf,
Gleichgültig, mit alltäglicher Geberde
Verfolgt das Leben ringsum seinen Lauf.

Die Welt des Scheines, der sie angehörte,
Hält Musterung nach gefälligem Ersatz,
Und rasch verschmerzend, was der Tod zerstörte,
Füllt sie mit einer Andern ihren Platz.

* Auf Julius Rietz ist inzwischen die Wahl gefallen.

O flitterhafter Trug! Wie grausam rächen
An deinem Bilde sich die Wirklichkeit,
Und alle ihre lähmenden Gebrechen,
Wenn's nun in deine Lenze frostig schneit!

Wo ist der Jäger nun, den's aus dem Kampfe
Der Schlacht zurück in ihre Arme zog,
Hin zu der Almerin, im Nebeldampfe
Der Alpen, über Wolken himmelhoch!

Das Band der Liebe — haltlos morsche Binsen,
Nur Trug im Aug der helle Tropfen Thaus,
Schein, Alles Schein nur! Einer Larve Grinsen —
Der Vorhang fällt und Jeder geht nach Haus.

O hätte dich die donnernde Lawine
Dahin gerafft, wenn sie zu Thale jagt!
O lägst du jetzt, wo deine wahre Bühne,
Von Kindern des Gebirgs umringt, umklagt!

O könnten wir die Täuschung uns bewahren —
Denn nun hat sie allein für uns noch Sinn —
Du seyst im Wettersturm dahin gefahren
Und starbst den Tod der ächten Almerin!

Eine ohnlängst hier aufgetauchte Schauspielerin, Fräulein Delia, welche das Genre der Goßmann zu pflegen scheint, und auch die Almerin zu ihren Rollen zählt, bedrohte unser erstauntes Publikum eine Weile mit der Gefahr, Einfachheit und Natürlichkeit gegen Keckheit und starken Auftrag in der Wagschale zu sehen. Sie gab unter andern den Pariser Taugenichts und hatte die Lacher auf ihrer Seite. Doch besann man sich am Tage darauf, daß der Rausch ihrer Erscheinung Kopfweh im Gefolge habe, und so ist sie ohne fesselnde Anträge an uns vorübergegangen.

Bis zum Erscheinen der Meyerbeer'schen Wahnsinnsoper sind die Repertoirelücken mit einleitenden und vorbereitenden Lust- und Trauerspielen ausgefüllt worden, z. B. mit Cato von Eisen, der mit fixen Ideen geplagt ist, und Narciß, dem die Narrheit schon bis an's kleine Gehirn geht. Cato ist in den Händen eines mittelmäßigen Darstellers ein paar mal rasch über die Bretter geeilt und dann zurückgelegt worden. Wir haben die beiden Virtuosen Dawison und Devrient zu oft und zu nah vor Augen, um nicht im Genre der feineren Darstellungen im Kunstwerke selbst noch einen Virtuosen als Künstler zu verlangen; sonst erkühlt unsere Theilnahme. Das ist freilich bedenklich, aber es ist so, und ist der Grund, warum die „Journalisten“ und die Scene „am Clavier“ alljährlich zu ungezählten malen wiederkehren, beide Lieblingsrollen Devrients, die der Souffleur schon ohne Buch unterstützt. Wir hätten uns an Cato eben so wenig satt gesehen, wie an Bolz, wenn eben jener ewig Jugendliche uns mit den Schwächen des Laube'schen Stücks versöhnt hätte. So wie es war, merkten wir die unerlaubten Streifzüge auf's Gebiet der Posse und kamen trotz der nur zwei Minuten langen Zwischenakte hinter die Kunstgriffe des Verfassers.

Narciß ist in Dawisons Händen, und das heißt so viel, als wir lassen ihn uns noch immer gefallen. Freilich vermissen wir ein Bild der Pompadour'schen Staatsfäulniß und müssen schon unsern Rotteck mit in's Theater bringen, um unsere sittliche Entrüstung rechtzeitig zu Hülfe zu rufen, wenn das abscheuliche Schlagflußcomplott gegen die leidende Frau uns zu ihren Gunsten zu stimmen beginnt. Aber Dawison schlägt der Gypspagode mit allerliebster Nonchalance den Kopf ab, und wir können dem Dichter, der so hübsche Einfälle hat, nicht böse seyn. Im Nachhausegehen kommen uns allerdings diese und jene Gedanken. Das Stück nennt sich Schauspiel, aber beide Hauptpersonen liegen, wenn der Vorhang fällt, in den letzten Zügen, die eine auf der ebenen Erde, die andere auf dem Divan. Warum ist es denn kein Trauerspiel? Ohne Zweifel, weil das Schauspiel ein weiter, sehr unordentlicher Begriff ist, das Trauerspiel ein sehr feststehender, über den schon Aristoteles die Hand gelegt hat. Wohl, so nennen wir es Trauerspiel. Ich habe nichts dagegen, nur müssen dann diejenigen zu Grunde gehen, welche die Marquise morden. Man benützt ihre Hinfälligkeit, um ihr den letzten Stoß zu geben. Diese verbrecherische That hält uns fünf Akte lang an ihren Webstuhl gefesselt, während das Opfer vor unsern Augen keine Schuld auf sich ladet. Unser sittliches Gerechtigkeitsgefühl, das auf der Bühne sich gegen die lebendige Schuld auflehnt, nicht gegen die geschichtliche, wird auf die Folter der Verwirrung gespannt und tritt nach dem letzten Akt mit uns in kläglicher Verstimmung in's Freie. Alle tragischen Stücke, die den Namen Trauerspiel nicht aushalten, sind verdächtige Gesellen.

Zur Abwechslung, und um auch dann zu spielen, wenn es an Zeit zu Proben fehlte, hatten wir in letzter Zeit den Versuch gemacht, lebende Bilder zu stellen. Die Kritik hat sich dagegen erklärt und unsere Makulaturpresse ist wieder während einiger Tage der Ausdruck kränkender und gekränkter Zierlichkeiten gewesen. Wir nehmen die Partei der lebenden Bilder, vorausgesetzt, daß sie mit feinem Verständniß gestellt sind und da ergänzend eintreten, wo die Rede ihrer nicht entbehren kann, z. B. in allegorischer Anwendung bei Gedächtnißfeiern und ähnlichen von der Bühne nun einmal nicht abweisbaren, nicht eigentlich dramatischen Veranlassungen. Kann man sie diesen verschließen, gut, so verbanne man auch die nach Meisterwerken gestellten lebendigen Gruppen. Wo nicht, so halte man sie doch hoch und werth, so lange nicht der gottgesandte Sänger vorhanden ist, welcher Festfeiern dieser Art zu einem wirklichen Kunstwerke des Worts zu erheben vermag. Retten sie uns doch vor so mancher allegorischen Puppe, die man sich um jeden Preis vom Halse schaffen sollte. Wir reden von solchen lebenden Bildern, wie man sie, etwa im Geschmack der Nebelbilder, im Hintergrunde der Bühne durch eine sich öffnende Mauer zur Anschauung bringt, nicht von beweglichen Drehscheiben Quirin Müllers.

Und da die Malerei hier einmal ihre Nachbarrechte geltend macht, so sey noch des Bildes erwähnt, welches hier ohnlängst als Apollo und Marsyas, von Raphael, von einem spekulativen Briten zu Gunsten der Schillerstiftung öffentlich ausgestellt worden ist. Es ist von geringem Umfange und faßt die bekannte Fabel von der arglosen Seite, indem der Gott des Gesanges in sicherer Ueberlegenheit dem andächtig vor ihm musicirenden Flötenspieler zuhört. Wir haben, durch mancherlei Bedenken mißtrauisch gemacht, das Bild nicht selbst gesehen, hören aber, daß hier wie in München die Schale der Kunstkenner zu Gunsten der Echtheit des Bildes sich neigt. Hoffen wir, daß die wunderbare Fertigkeit der italienischen Raphael-Nachahmer dießmal nicht mit im Spiele ist. Die milde Auffassung dieses zu ganz anderer Behandlung herausfordernden Gegenstandes ist jedenfalls ein Gedanke im Geiste des großen Meisters. Der glückliche Besitzer des Bildes benutzt seinen Fund auch als Autographen-Sammler, indem er den vielen Bewunderern Gelegenheit gibt, ihren Gefühlen in einem ausgelegten Buche schriftlich Luft zu machen. Er hat bereits Werthvolles in Menge zusammengebracht.

Professor Rietschel bleibt denn in Dresden. Der Staat hat ihm eine billige Gehaltserhöhung bewilligt und ein sehr schönes Haus zur Verfügung gestellt, dem eine Werkstatt hinzugefügt werden wird. Für die nächsten Jahre wird das Lutherdenkmal Rietschels Thätigkeit noch vollauf beschäftigen.

Von Julius Hammer wird in nächster Zeit eine Sammlung türkischer Lyrik in die Oeffentlichkeit gebracht werden, die, „unter dem Halbmonde" benannt, in engerem Hörerkreise bereits hie und da erfreulich angeklungen hat. Aus dem zerstreuten Besten zusammengetragen und in vortheilhaftester Weise neu gefaßt, gibt diese Sammlung freilich ein sehr idealisirtes Bild türkischen Denkens und Dichtens, aber immer führt sie uns in anmuthigster Beleuchtung auf ein bisher nur von wenigen betretenes Gebiet, das wir in seinem gesäuberten Zustande uns schon gefallen lassen dürfen.

Das Comité unserer Tiedgestiftung hat sich ohnlängst durch zwei bildende Künstler verstärkt. Diese Stiftung wird bekanntlich den dritten Theil des Ertrages der Nationallotterie erhalten, und da sie auch bildende Künstler unterstützt, die fördernde Theilnahme auch dieser in Anspruch nehmen können. Bisher haben Maler und Bildhauer noch wenig für die Nationallotterie gethan. Es scheint sich jetzt auch von dieser Seite ihr thätiger Vorschub zuwenden zu wollen. Zu Anfang dieses Jahres waren etwa 130,000 Loose abgesetzt.

Im übrigen rückt die Zeit heran, welche nervösen Leuten immer Beklemmungen bereitet, die Zeit nämlich, wo 25 prinzeßliche oder 101 prinzliche Salutschüsse in naher Aussicht stehen. Wenn es, wie bisher, auch ferner nicht zu 101 Schüssen kommen sollte, so würden unsere Söhne aller Wahrscheinlichkeit nach den Hof von Weimar nach Dresden übersiedeln sehen — eine Möglichkeit, deren weite Perspektive allein schon geeignet ist, unser Völkchen — im Grübeln zu erhalten.

Berlin, Januar.

(Schluß.)

Theater.

Seit December ist Berlin nun um eine Bühne bereichert, gegen deren Concurrenz das Wallnersche und Friedrich-Wilhelmstädtische Theater durch cassemachende Possen mit Glück kämpfen. Am empfindlichsten ist die neue Rivalin für die Casse der königlichen Bühne. Wir meinen das Victoria-Theater, das seit Jahren von sich reden macht und mehrmals während des Baues bankerott, durch die Theilnahme des Hofes flott gemacht werden mußte. In den letzten Tagen des alten Jahres wurde es nun dem Publikum eröffnet, zeigte aber in glänzendem und geschmackvollem Raume eine so erbärmlich zusammengewürfelte Darstellung abgespielter, werthloser Stücke, daß die Theilnahme des Publikums todt war, ehe sie Zeit hatte in's Leben zu treten. Da kam als Rettungsstern eine vortreffliche italienische Operngesellschaft, die schnell von der Mode zum Liebling des Publikums erklärt wurde, und seitdem drängen sich die eleganten Equipagen vor dem neuen Kunsttempel, der allabendlich überfüllt ist und wiederhallt von dem hier ungewohnten, aber dießmal nicht unverdienten Beifall. Daß der ewig jugendliche Barbier von Sevilla in nicht enden wollender Anziehungskraft immer wieder vorgeführt werden muß, spricht für Publikum und Darstellung.

Dieser neue Zuwachs unserer öffentlichen Vergnügungslokale, um nicht allzukühn Kunstinstitute zu sagen, möchte in anderer Beziehung mancherlei Bedenken in uns wach rufen; denn wir können zu den bereits genannten Theatern noch die Bühne bei Kroll, ein vorstädtisches Theater, und einen sehr besuchten Kunstreitercircus hinzufügen. Die Zeit ist nicht allzu fern, in der die königliche Bühne keine andere Rivalin hatte, als die in ihrer Concession vielfach beschränkte Königsstadt. Hat sich nun, müssen wir fragen, die Bevölkerung, der Wohlstand und die Vergnügungslust in Berlin so weit gesteigert, daß für die eine Bühne, die geschlossen wurde, fünf andere eintreten konnten, daß die Existenz aller in würdiger Weise gesichert ist, und zwar ohne Nachtheil für die Gesellschaft? Da müssen wir nun zuerst zugeben, daß in den letzten zehn Jahren, namentlich für die Wintermonate, die Gesellschaft, die ihre Abende in Theatern zuzubringen pflegt, sich bedeutend vermehrt hat. Die Kammern bringen eine Anzahl von Familien für den Winter nach Berlin, dazu ist die Bevölkerung gestiegen, und zwar die der gebildeten Klassen, das zeigt uns der erste Blick auf die Physiognomie der Stadt. Ganze Stadttheile mit großen und schönen Häusern sind entstanden und wachsen alljährlich, während die Baulust in den älteren Theilen der Stadt fortwährend an der Stelle unansehnlicher Häuser hohe, geschmackvolle Bauwerke aufführt. Wer Berlin seit zehn Jahren nicht sah, wird es kaum wieder erkennen, und was uns, die wir es mit erlebt, kaum merklich ist, wird ihm in die Augen fallen, daß auch dem Schönheitssinn Rechnung getragen ist und die Residenz immer mehr berechtigt ist, für eine schöne, geschmackvoll gebaute Stadt zu gelten. Wenn wir daraus auf das Wachsen und die Wohlhabenheit der Bevölkerung schließen, so ist es natürlich, daß auch die Zahl der Theater, ein Vergnügen, auf das besonders die gebildete Klasse angewiesen ist, steigen mußte, um dem allgemeinen Bedürfniß zu genügen. Wir verkennen ferner den Vortheil der Concurrenz nicht und müssen solchen selbst auf die dramatische Literatur einräumen. Die Repräsentanten der Literatur, die dem Drama ihre Kräfte widmen, finden ein weites und gesondertes Feld und die jungen Kräfte Gelegenheit, die Richtung zu prüfen, in der sie diesen Boden zu bebauen gedenken. Selbst die beginnenden dramatischen Künstler werden leicht auf einer oder der andern Bühne eine Stelle gewinnen, die ihnen neben der Ausübung ihrer Kunst Gelegenheit bietet, die Muster gereifter Meister, die natürlich Berlin aufzuweisen hat, zu benutzen. Freilich hat die Concurrenz in der Kunst auch ihre bedenklichen Seiten, und diese machen sich bereits, namentlich in Bezug auf die königliche Bühne, bemerkbar. Es ist bedauerlich, daß dieses reich dotirte Kunstinstitut gezwungen ist, dem Tagesgeschmack zu huldigen, um ein zahlreiches Publikum anzuziehen, das seine Casse füllt. Das zahlreiche Publikum ist nun nicht immer das beste und die Mittel, die dieses locken, werden nicht immer die künstlerischsten seyn. In der That sind wir dahin gekommen, durch den Glanz der äußern Ausstattung, durch die Schaustellung der Massen den Sinnen zu schmeicheln, und zwar mit Hintansetzung der künstlerischen Interessen. Es läßt sich das mehr empfinden, als es sich in flüchtigen Worten beweisen läßt. Aber wir müssen das als eine traurige Folge der gehäuften Concurrenz erkennen und die eben gerügte Richtung gibt sich in scheinbar unwesentlichen und fern liegenden Dingen kund. Ueber die Abschaffung der Zwischenmusiken während der Schauspieldarstellungen der königlichen Theater ist seiner Zeit vielfach für und wider geschrieben worden. Wir müssen gestehen, daß wir uns trotz der Zeit von mehreren Jahren an diesen Mangel nicht haben gewöhnen können und den Gewinn an Plätzen nicht im Verhältniß zu stellen vermögen mit dem Verlust, den wir an Illusion und Stimmung erlitten haben. Das uneingerahmte Bild bleibt kahl, selbst wenn wir annehmen,

daß der Rahmen oft ein ungehöriger war. Nun tritt noch eine andere Anordnung hinzu, die nicht den pecuniären Vortheil im Auge hat, sondern lediglich scenische Ausstattung und Gruppirung begünstigt. Man hat es für gut befunden, die Verwandlungen während der Scene durch das Herablassen eines Zwischenvorhangs zu decken. Freilich können so die Decorationen reicher an Versatzstücken und Möbeln ausgestattet werden und eine geordnete Gruppe die Scene eröffnen, aber wir müssen es für durchaus unkünstlerisch erklären, wenn wir so anstatt der fünf, nicht willkürlich erfundenen, sondern durch uralte Regeln bedingten Akte ein halbes Dutzend oder mehr bekommen, und wahrlich, was wir gewonnen, steht nicht im Verhältniß zu dieser Ungehörigkeit. Hätten wir nun noch die Zwischenmusik, die uns den Abschnitt der wirklichen Akte bezeichnete, so möchten wir es als eine reine Aeußerlichkeit hinnehmen; so aber fühlen wir uns selbst in den bekanntesten Dichtungen desorientirt und empfangen zerhackte Stücke, statt eines künstlerisch geordneten Ganzen. Der Vorhang fällt und es bedingt jedenfalls ein sehr großes Herausreißen aus der Illusion, um sich klar zu machen, daß der grüne nur die Verwandlung, der weiße den Schluß des Aktes anzeigt. Vielen, davon bin ich überzeugt, wird die Sache als etwas ganz Unwesentliches erscheinen. Wer aber die Nothwendigkeit des Aktschlusses in künstlerischer Beziehung erkennt, muß uns Recht geben, und die Einbuße an Illusion und Stimmung rächt sich sofort an dem Genuß an der Kunstdarstellung. Erkennen wir bei alle dem die fleißige Leitung unserer Hofbühne dankbar an, deren Schwierigkeiten durch die überreiche Concurrenz gehäuft sind. Erkennen wir es an, daß für das Aeußerliche viel geschehen mußte, ehe wir das „zu viel" zu rügen hatten, und wünschen wir vor allen Dingen auch unserem königlichen Theater ein Drama, das im vollen Sinne das unbestrittene Anrecht auf den Preis hat, der um so gewichtiger wird, als er den Namen unseres größten dramatischen Dichters trägt.

Paris, Februar.

Witterung. — Die kirchliche Bewegung. — Veuillot. — Die industrielle Umwälzung.

Wir haben hier Sturm und Regen Tag und Nacht, fast ohne Unterlaß. Nur bläst zuweilen der alte Boreas die schwarzen Wolken auf ein paar Stunden von der Sonne. Die Pariser, die es nie lange zu Hause aushalten können, laufen in aller Eile auf die Boulevards; dann brechen die Cataracten des Himmels plötzlich wieder los, und die Promenirenden stieben aus einander, schreiend und lachend; die Damenhüte sind ruinirt, die Bottinen nicht mehr zu brauchen; aber man ist eine halbe Stunde spazieren gegangen. In der Nacht rutschen die Schiefer vom Dache, ein Stück Schornstein folgt nach, die Fenster klirren; es saust und braust in der Luft, als führe das wilde Heer vorbei. Vielleicht bedeutet's Krieg! In den Provinzen stehen ganze Thäler unter Wasser; es bilden sich Seen von vielen Stunden im Umfange; ein Blatt, das in Rouen erscheint, wenn ich nicht irre, meldet, daß, wenn's so fort gehe, man sich auf eine Sündfluth gefaßt machen müsse.

Und eben so rumort's und stürmt's in der politischen Welt, und in der Industrie, und selbst in den sonst so friedlichen Regionen der Musik. Wagner ist hier und hat seinen Tannhäuser und seinen Lohengrin und Tristan und Isolde losgelassen, zum Glück nur in Bruchstücken. Darüber sogleich ein Mehreres.

Die Agitation wegen der päpstlichen Angelegenheiten dauert nicht allein fort, sondern sie greift täglich weiter um sich und nimmt gleichzeitig an Intensität zu; die Broschüren folgen massenweise auf einander. Unter dem parlamentarischen Regimente war die Broschüre verschwunden; das Journal bot ein viel bequemeres Mittel, anzugreifen und abzuwehren; die Polemik blieb ausschließlich der Tagespresse vorbehalten. Unter der Herrschaft des Avertissement sind die Journale behutsam geworden, denn im Kampfe mit der Regierung sind sie von vorne herein überzeugt, daß sie unterliegen müssen. Demnach hat sich die Opposition in die Broschüre geflüchtet, wobei freilich zu bemerken ist, daß diese unter Censur steht und nur das erscheint, was man erscheinen lassen will. Einige dieser fliegenden Blätter habe ich hie und da durchblättert und mich überzeugt, daß man sich in der kirchlichen Angelegenheit von oben herab ziemlich tolerant zeigt. Der Papst findet Kämpen, die sehr trotzig drein schauen und kein Blatt vor den Mund nehmen. Dem katholischen Blatte l'Union wird aus Lyon ein Gebet zugeschickt, das ein dortiger Generalvikar in der Kirche nach dem letzten Evangelium am Fuße des Altars gesprochen, und worin es unter anderem heißt: „Göttlicher Heiland, wirf einen Blick des Mitleids auf deine Kirche und auf ihr erlauchtes Oberhaupt, deinen Statthalter auf Erden! Ihre Feinde haben sich auf's neue gegen sie verbündet und sich zu deren Untergang verschworen. Dulde nicht, daß fortan das Erbe

der Heiligen mit Füßen getreten werde!" Die Behörden können gegen dergleichen nicht einschreiten; denn unter den Feinden der Kirche, würde der Generalvikar sagen, verstehen wir die Empörer in Italien. Das Gebet zielt aber offenbar auf das Schreiben, worin der Kaiser der Franzosen dem Papste rieth, auf die abtrünnigen Provinzen zu verzichten. Der Erzbischof von Lyon, Cardinal de Bonald, genehmigt das Gebet und verheißt jedem, der es täglich spricht, einen Ablaß von zwanzig Tagen. Heute veröffentlichen Siècle und Constitutionnel das Rundschreiben (lettre encyclique) des Papstes an die Patriarchen, Primaten, Erzbischöfe und Bischöfe, und gleichzeitig bringt der heutige Moniteur ein kaiserliches Dekret, wodurch das Journal l'Univers unterdrückt wird. Dieß ist die Antwort auf das päpstliche Dokument. Der Siècle meint, es sey ein Aufruf zum Religionskriege. Weitere Erörterungen liegen außerhalb unseres Bereiches. Was die katholische Zeitung l'Univers anbelangt, so sind wir überzeugt, daß selbst ein Theil, ja die Mehrzahl des Klerus das Aufhören derselben nicht ungern sieht. Schon mehrmals haben sich im französischen Episkopat Stimmen des Tadels gegen den allzuheftigen Kämpen des Katholicismus erhoben, der die Prälaten selbst vor seinen Richterstuhl zog. Seine Zerwürfnisse mit Monseigneur Sibour sind noch nicht vergessen, und der gallicanische Erzbischof von Paris mußte nachgeben. Seyen wir übrigens gegen Veuillot, den Hauptredakteur des Univers, gerecht. Er verdient als Privatmann Achtung; Eigennutz hat nie seine Feder geleitet; er ist kein Heuchler und der religiöse Eifer ist für ihn kein Aushängeschild. Als Schriftsteller hat er kein geringes Verdienst und kann sich mit den Besten messen. Was er mit Ruhe schreibt, ist vortrefflich; man findet in seinen Reisebeschreibungen Gemälde, so frisch und heiter wie ein goldener Maimorgen. Aber regt sich einmal bei ihm die religiöse Leidenschaft, dann gebärdet er sich wie die Pythonissa auf dem Dreifuße zu Delphi; die Dünste des unterirdischen Orakels lähmen ihm den Verstand, die Insulte ist in seiner Hand eine mörderische Waffe, und er handhabt sie wie ein römischer Bravo das Stilet, und von der Lippe des ultramontanen Zeloten träuft die Injurie wie der Honig von den Lippen Nestors. Mit allen seinen Talenten, mit dem redlichsten Eifer und einer unermüdeten Thätigkeit hat Veuillot der katholischen Kirche mehr geschadet als Voltaire, Diderot und alle Encyclopädisten zusammen.

Auch in den industriellen Regionen regt sich die Broschüre; die Baumwolle ist ungehalten, der Weinbauer reibt sich die Hände. Wer kann voraussehen, wohin die Ermäßigung, ja theilweise Beseitigung der Zolltarife und die Aufhebung der Prohibitionen führen wird? Bisher war böhmisches Glas verboten; nicht allein wurde die Waare confiscirt, sondern der Einschwärzer wurde zur Geldbuße verurtheilt. Wenn das böhmische Glas ungehindert über die Grenze kommt, was wird aus den französischen Glasmanufakturen? Der Direktor der Porzellanfabrik zu Sèvres zeigte mir vor Zeiten ein prachtvolles Krystallgefäß aus Böhmen und stellte eine Vase aus Baccarat daneben „Sie sehen," sagte er, seiner Nationaleitelkeit Gewalt anthuend, „welch ein Unterschied! So etwas bringen wir nicht zu wege." Im Allgemeinen werden wahrscheinlich Handel und Gewerbe in Frankreich dabei gewinnen; die Maßregel entspricht den Interessen und den Zwecken einer demokratischen Regierung. Was die Republik versäumte, hat das Kaiserthum nachgeholt. Die Männer von 1848 waren Journalisten, Artikelschreiber, tartiniers — Lamartine hieß le père la tartine. So nannte man die langen Spalten der premiers Paris in den Journalen. Sie wußten nichts vom Staatshaushalt; sie schafften die unbedeutende Salzsteuer ab und ersetzten sie durch die lästigen centimes additionnels. Diese brachen der Republik den Hals; denn der Bauer haßt jede neue Abgabe, das ist bekannt. Ein Handelsminister — sein Name ist mir entfallen — der von einem Repräsentanten gefragt wurde, wie viel Salz in den Nachbarstaaten verbraucht würde, antwortete ganz einfach, er habe Agenten abgesendet, um Nachweisungen über diesen Punkt einzuholen. Ferner schaffte die provisorische Regierung für Paris das Octroi auf Fleischwaaren ab, wobei bloß die Fleischer gewannen, die das Fleisch um keinen Liard wohlfeiler verkauften. Die Eingangszölle auf das Schlachtvieh an der Grenze hätten sie abschaffen sollen, denn diese haben keinen andern Zweck, als das Monopol der Züchter in der Normandie zu sichern, die dafür jährlich den boeuf gras liefern. Und was werden die Besitzer der Hochöfen sagen und der Eisenhämmer? An Adressen, Reclamationen, Deliberationen, respektvollen Vorstellungen hat es nicht gefehlt, allein der Entschluß des Kaisers stand fest; seit seinem Regierungsantritt trug er das Projekt mit sich herum. Daß es so auf einmal verwirklicht wurde, daran mögen allerdings politische Conjuncturen schuld seyn, die wir selbstverständlich unberührt lassen.

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

// Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 9. 26. Februar 1860.

— Mores tibi nosse volenti
Sufficit una domus.
Juvenal:
The business asketh silent secrecy.
Shakespeare.

Der Philanthrop.

Ein Stück Menschenleben aus den Tagen Josephs des Zweiten.

(s. Nr. 5.)

Zweite Abtheilung.

Wir haben den Ritter von Veilchenau verlassen, wie ihn eine seltsame Stimmung in das ehrsame Gasthaus zum guten Hirten getrieben. Dieser Stimmung und diesem Hause sollte er geraume Zeit getreu bleiben.

Wir sehen ihn mit seinem ehemaligen Mentor noch dem Gesinde des norddeutschen Laboranten gegenüber. Indessen war es spät geworden, und Peter, der eben den Rest der vor ihm stehenden Flasche ausgetheilt, klopfte auf den Tisch. Statt der Kellnerin erschien der Wirth, lüftete seine Sammtkappe und nannte den Betrag der Zeche. Verwundert blickte Peter nach ihm um; er bemerkte erst jetzt, daß die Stube sich geleert hatte. „Ich habe eigentlich die Dirne gemeint,“ sagte der junge Herr zögernd. — „Kathi,“ rief der Wirth, „der Herr will zahlen.“ — Die Kellnerin fuhr von der Bank auf, wo sie eingenickt war. „Bin schon da!“ sagte sie schlaftrunken und offenbar noch von einem Traum befangen; „der Herrvater ist heute im Lerchenfeld.“ — „Das weiß ich gut,“ lachte der Wirth, „und er wird schier Einen heimbringen, wenn er ihn heimbringt. Der Oberhofheimer Franzl hat ihn zur blauen Flaschen geladen, um ihm das Trinkgeld für die Gstanzln auf die „Bohmonds und Hotwollehs“ zu verabreichen. Der Herr da will zahlen.“ — „Eigentlich möchte ich noch einen Wein,“ meinte Peter. — „Der Kellermeister hat sich auf's Ohr gelegt,“ antwortete der Wirth mit spöttischem Lächen. — „Wünsche ihm wohl zu ruhen,“ sagte Peter in derselben Weise und wandte sich zu Kathi, um ihr einen Ducaten in die Hand zu drücken. Das Wort „Drücken“ ist hier in vollem Sinne zu nehmen. Als die Kellnerin in die Geldtasche fuhr, um Silbermünze zum Wechseln hervorzunehmen, sagte er: „Der Rest für dich!“ worauf er sich zu dem Ehepaar wandte, um gute Nacht zu sagen.

Bacciochi, der Mauthner, gab dem Hofmeister und dem Zögling eine Strecke weit das Geleit. Er vergaß so wenig, als es die Götzischen gethan, sich für die großmüthige Bewirthung zu bedanken, wobei er die Bemerkung einfließen ließ, daß es wohl ein Kinderspiel seyn werde, dem Laboranten das Geheimniß abzugewinnen. „Der Kerl sieht ganz darnach aus,“ sagte er, „als würde er für ein Stück Geld seinen leiblichen Bruder verkaufen;“ worauf Peter mit spöttischer Ruhe erwiederte: „Der von Liebenstein hat wohl recht, wenn er sagt, ihr Rosenkreuzer seyet allesammt Halunken.“ Tödtlich erschrocken blieb Bacciochi stehen.

Ohne sich weiter um ihn zu kümmern, ging Peter weiter mit Nowotny, der sich in seinen Arm gehängt hatte und ihn eilig fortzog.

Im nächsten Augenblick hatte der junge Herr den Zöllner vergessen. Seine Gedanken weilten bei der schönen Kellnerin. Wessen das Herz voll ist, fließt der Mund über. Nowotny ließ ihn ungestört reden. Endlich sagte er: „Die Kathi ist eine ehrliche Dirne, versteht mich der Herr?“ — „Weiß er das so gewiß?“ — „Sie erfreut sich des besten Leumunds. Der Wirth zum guten Hirten und sein rechtschaffenes Weib sind auch nicht die Leute, die Bandeleien in ihrem Hause duldeten.“ — „Ei, sie wollen das Mädel doch nicht einsalzen?“ fragte Peter. — „Das freilich nicht; sie haben schon viele ihrer Dienstboten ehrlich ausgeheirathet, als wären sie Vater und Mutter, und bei der Kathi werden sie schwerlich aufhören. Was ihn aber betrifft, junger Herr, so will ich nicht hoffen, daß er mit der feinen Sitte zugleich auch die guten Sitten von sich geworfen. Sollte er aber plötzlich umgeschlagen haben, wie ich es nicht von ihm erwartet hätte, so wird er sich schier anderswo umschauen müssen. Es gibt lose Waare genug in Wien; tröste er sich damit. Die Rauschingersche ist nicht für ihn gewachsen. Schreibe er sich das hinters Ohr und lasse er sich den nichtsnutzigen Gusto vergehen.“

In diesem Tone gings eine geraume Weile fort. Endlich ließ sich Peter vernehmen: „Beruhige sich der Herr. Ich denke nicht dran, mich auf die linke Seite zu legen. In diesem Stücke wenigstens ist seine Erziehung nicht mißrathen. Auch sollte er mir nicht zutrauen, daß ich, nachdem ich die Fesseln der Gesellschaft zerbrochen, die Laster derselben mit mir geschleppt. Meine Flucht gilt der Unsitte noch mehr als der albernen Lächerlichkeit. Wenn ich ein Mensch unter Menschen zu seyn begehre, so ist damit nicht gesagt, daß ich die sittlichen Grundlagen aller menschlichen Gesellschaft verkenne. Im Gegentheil, ich achte sie nur desto höher, indem ich ihre Bedeutung für alle Menschen ohne Ausnahme beanspruche. Und nun erlaube er mir eine Frage. Wie ist es gekommen, daß er mir keine Predigt hielt, sondern vielmehr Oel in's Feuer goß, als ich Winterbaums Tochter nachlief?“

„Mein Gott,“ versetzte Nowotny, „die Tochter des Regierungsraths —“ — „Ist eine Tochter so gut wie jede andere,“ fiel Peter ein; „oder besser gesagt, die Kellnerin, insofern sie nicht selber ihr Ehrenrecht verwirkt hat, und das ist hier nicht der Fall, steht mir so hoch wie die Herrenjungfer. Und damit sey der Herr ernstlich gebeten, seine Ermahnungen auf einen geeigneteren Gegenstand zu versparen. Wenn ich mich um die Gunst eines Mädchens bewerbe, so versteht sich's bei mir ganz von selber, daß ich die redlichsten Absichten hege. Wer das Gegentheil muthmaßt, verkennt mich, und wenn er seinen ungerechten Argwohn nicht für sich behält, so beleidigt er mich.“

Nowotny schwieg. Er wollte seinen Zögling nicht durch Widerspruch noch mehr erhitzen. Vielleicht war es ja auch nur der Rebensaft, der aus dem Tollkopf sprach. Mit dem ungarischen Wein ist nicht zu spaßen; glatt schlüpft er über die Zunge wie ein Aal, aber im Leibe wird er zum Stacheligel. „Und wenn es zum äußersten kommen sollte,“ meinte der kleine Mann in seinem Sinn, „so wird sich wohl auch für diese Hacke noch ein Stiel finden.

Das Geheimniß des Hannswurst war es, daß sich in der Annagasse im Hause Nr. 998 eine „□“ befand, und zwar schon von den Tagen der Kaiserin Maria Theresia her, unter deren Regierung die Freimaurerei strengstens verpönt gewesen. Nun hatte Kaiser Joseph zwar die polizeilichen Verfolgungen gegen den Orden eingestellt, nichts destoweniger jedoch hatte die kleine Loge zum Harpokrates, nebst der strengen Auswahl und der Beschränkung in der Zahl ihrer Mitglieder, alle Vorsicht der Geheimnißkrämerei beibehalten.

Das Haus, ein winziges Gebäude von drei Fenstern Breite und zwei Stockwerke hoch, steckte wie ein Zwickel eingeschlagen zwischen zwei großen Zinshäusern. Es war Eigenthum der Loge, aber den Namen des Hausherrn trug ein Mitglied, als dessen Pächter ein dienender Bruder im Erdgeschoß eine öffentliche Speisewirthschaft führte. Den ersten und zweiten Stock hatten je ein Bruder ledigen Standes gemiethet und es ging niemand etwas an, wenn er es zufällig auch erfuhr, daß die beiden guten Freunde zusammen im ersten Stocke hausten und den zweiten zu Gesellschaftsräumen eingerichtet hatten, wo bald der eine, bald der andere seine Bekannten empfing und bewirthete.

Des Gelasses war nicht viel in dem Gebäude; es stand, wie heute noch sein Nachfolger, auf einer Baustelle von vier Klaftern Breite gegen die Gasse hinaus und zehn bis eilf Klaftern Tiefe. Den Raum nach der Gasse zu nahm ein Zimmer ein, wovon im Erdgeschosse die Wirthsstube an ihrer Flanke noch einen langen Hausgang ablassen mußte, der — so schmal er war — einen empfindlichen Verlust an Raum bewirkte. Dieser Flur führte zu einem Aufgange, der — mehr einer Leiter als einer Stiege gleich — sich im Lichthöfchen schräg an der Feuerwand des Nachbarhauses hinanzog. Die andere Hälfte des Lichthöfchens, oder besser gesagt Luftloches nahm ein offener Gang ein,

der — wieder nach vorwärts führend — die Verbindung mit dem zweiten Aufgang, wie mit dem Innern des Hauses herstellte. Dort trat man in ein Gelaß von sechs Schuh Tiefe und acht Schuh Breite, das für ein Vorgemach gelten mußte. Es mündete mit seinen zwei innern Thüren nach vorn in das Gassenzimmer und seitwärts in ein Gemach, dessen zwei schmale Fenster sich gegen den Gang hinaus öffneten. Dasselbe war im ersten Stock der Bettraum für die zwei Junggesellen, im zweiten ein Empfangszimmer, das mit fest geschlossenen Läden bei Kerzenbeleuchtung sich recht wohnlich ausnahm.

In dieser obern Hinterstube befand sich der geheime Ausgang aus den Tagen der stets drohenden Verfolgung von Seiten der Polizei. In der hintersten Ecke gegen das östliche Nachbarhaus Nr. 997 zu stand nämlich ein gewaltiger Schrank aus Eichenholz, dessen künstlich verschiebbare Rückwand zu einem ähnlichen Kasten im andern Hause führte, wo einer der Brüder vom Harpokrates wohnte, der seinerseits durch einen nicht minder sinnreichen Durchschlupf in das Hintergebäude des großen Hauses Nr. 1009 in der Krugerstraße gelangen konnte. Dort wohnte, wie sich's von selber versteht, ein anderer Bruder. Die Besucher der beiden konnten, ohne das geringste Aufsehen zu erregen, in den von zahlreichen „Parteien" bewohnten Gebäuden aus- und eingehen und von letzterem aus den etwa in der Annagasse aufgestellten Lauschern schadenfroh ein Schnippchen schlagen.

Dieser geheime Zugang wurde weniger als ehedem, aber doch immer noch benutzt, namentlich von denjenigen Brüdern, die wegen ihrer amtlichen Stellung nicht gerne für Maurer gelten wollten, um nicht für parteilich gehalten zu werden, wenn sie ihre Genossen und deren Sippschaft in allen möglichen Amtssachen begünstigten, beförderten oder einer verdienten Ahndung entschlüpfen ließen.

Der Wirth in der Annagasse machte die besten Geschäfte; sein Zimmer war stets von Gästen überfüllt, die begierig waren, etwas von den Geheimnissen der Loge zu erlauschen. Sie bekamen freilich nichts weiter davon zu merken, als daß manchmal Abends ein dem Hause sonst fremder Bursche in grüner Schürze sich zeigte, der Trank und Speise die Stiege hinauf trug, ohne sich um die unten sitzenden Gäste jemals zu bekümmern. Aber das war immerhin schon etwas; es war sogar viel. Wenn der ältliche Mann mit seinem feierlich ernsten Antlitz geschäftig hin und her lief, so waren im zweiten Stock droben die Freimaurer hinter den verschlossenen Spaletläden und hinter den sorgfältig zugezogenen Vorhängen versammelt, um zu „arbeiten," und dieß zu wissen war schon ein Gewinn, wenn nicht für die Wißbegierde, so doch für die geschäftige Einbildungskraft. Es geht dieser letzteren ja gar oft wie dem leeren Magen, der seine nagende Ungeduld mit einem kleinen Bissen für eine geraume Weile beschwichtigen läßt.

Die Vorstellungen der Gäste von der Arbeit im zweiten Stockwerk umgaben sich mit schauerlich geheimnißvollem Reiz in nebelhaften Formen, deren Kern einige mehr oder weniger halb verstandene Begriffe bildeten. Da wurde von Hammer und Kelle aus gediegenem Silber, vom Schurzfell aus weichem Gemsenleder, vom goldenen Maßstab, vom Mörtel aus Marcipan und mit dem edelsten Wein gelöscht, und von ähnlichen symbolischen Dingen gesprochen, mit denen die Maurer sich umgaben, um allerlei Hexenwerk zu treiben. Ueber die Einzelheiten besagten Hexenwerkes wußte jeglicher immer etwas Neues und Besonderes; doch waren die Anwesenden so ziemlich ohne Ausnahme stets über zwei große Hauptfragen einer und derselben Meinung: die Maurer beteten den Teufel an und suchten mit seinem Beistande den Stein der Weisen zu gewinnen, wofür sie, um sich der Gunst des Höllenfürsten stets würdiger zu machen, an der Ausrottung des Christenthums arbeiteten. Diesem Bemühen war die schon unter Maria Theresia erfolgte Aufhebung und Beraubung des Jesuitenordens zuzuschreiben, gleichwie die seit dem Tode der Kaiserin ergangenen Maßregelungen der Kirche sammt dem Toleranzedict. Ihrer viele schlossen daraus, daß Kaiser Joseph und der alte Kaunitz selbst zu den Maurern gehörten, und wenn die Muthmaßung in Bezug auf ersteren auch mancherlei Zweifeln begegnen mochte, so schien es doch besser, in der Gesellschaft beim Meister Fesenmayr zum goldenen Stern in der Annagasse davon zu schweigen. Wer derlei vorgebracht, hätte sich leicht als dienender Bruder der Maurer verdächtig gemacht. Wenn einer aber sich gar so weit vergaß, förmlich in Abrede zu stellen, daß die Brüder sich mit ihrem Blute dem Teufel verschrieben hätten, oder zu behaupten, daß sie den Stein der Weisen gerade nur auf wissenschaftlichem Wege suchten, und daß sie, obschon nicht eben die besten Christen für sich selbst, doch keine Verschwörungen gegen den Bestand der Kirche selbst anzettelten, dann konnte er sich auf die derbsten Grobheiten gefaßt machen und that wohl, auf den Rückzug zu denken.

Etwas von solcher Art trug sich an einem milden Märzabend zu. Die Stammgäste merkten, daß die Loge versammelt war. Sie sprachen davon in ihrer gewohnten abenteuerlichen Weise, und zwar mit

Beziehung auf einen besondern Fall. Auf dem Glacis war ein männlicher Leichnam vollständig ausgeschält gefunden worden. Im goldenen Stern war davon die Rede, und da der Name des Todten, so wie der Umstand bekannt geworden, daß er zu einer Loge gehört habe, so fand die Phantasie der Gäste sofort den Zusammenhang heraus, daß er die Heimlichkeiten des Ordens verrathen habe und als falscher Bruder der Vehme verfallen sey.

„Dann wäre er doch schwerlich beraubt worden," bemerkte ein Fremder, der ganz zufällig in die Gesellschaft gerathen war. — Die Antwort war schnell bei der Hand: das war geschehen, um den Verdacht abzuleiten. Der Andere ließ sich nicht damit abspeisen. Bei Milani wollte er vernommen haben, daß der angeblich Ermordete, der einen schweren Rausch aus dem Lerchenfelde heimgeschleppt, unterwegs von einem Schlagflusse gerührt und sein Leichnam nachträglich von denen geplündert worden sey, die ihn bereits todt gefunden. Diese Auslegung ward mit allgemeinem Hohngelächter aufgenommen. Das sey ein von den Maurern ausgeheckteß Mährchen, hieß es rings im Kreise, doch werde es ohne Zweifel seine amtliche Geltung behaupten, da die Todtenbeschau gewiß aus Mitgliedern des Ordens bestanden habe.

Der Fremde begann sich zu ereifern. „Leben wir denn hier in einer Räuberhöhle und Mördergrube? Ist der kluge und gerechte Kaiser Joseph denn ein Mann, der seine Erblande durch eine Rotte von Schuften unter dem Vehmgerichte halten läßt?" — Ein Murren des Mißvergnügens begleitete den Schluß der Rede. Der Wirth trat an den fremden Gast dicht heran, lüftete für einen Augenblick sein steifes Sammtkäppchen und ließ sich sehr entschiedenen Tones vernehmen: „Des Fesenmayrs schlechtes Beißl ist's gar nicht werth, den Namen Seiner Majestät zu vernehmen." — „Aber ich habe ja nichts gegen den Kaiser gesagt," meinte der Fremde. — „Hätt's dem Herrn auch nicht rathen mögen," sagte der Wirth mit einem bedeutsamen Blicke gegen die Thüre hin. — „Und das Murren der Herren da?" fragte der Fremde. — „Das habe ich nicht auszulegen," versetzte Fesenmayr. — „Aber es wäre doch seine Schuldigkeit," fuhr der Andere fort, „seine Miethsleute und Gäste droben nicht zu Mördern und Mordgesellen machen zu lassen."

Der Wirth zuckte die Achseln. „Ich bin nur eine Partei und nicht der Hausherr," sagte er. „Wer Essen und Trinken bei mir nur von auswärts holen läßt, ist nicht mein Gast, sondern eine Kundschaft. Auch weiß ich nur vom Hörensagen, daß die Herren droben Freimaurer seyn sollen; es kann wahr seyn oder nicht, und ich habe die Wahl, was ich davon glauben will."

„Der Herr hat ausgetrunken," rief ein Gast über den Tisch. — „Seine Schuldigkeit macht zehn Kreuzer," sagte Fesenmayr und streckte die hohle Hand aus. — „Ich will noch ein Seitl," versetzte der Fremde. — „Wegen einem Seitl geh' ich nicht in den Keller," hieß der Bescheid. — „Also eine Halbe." — „Das Faß ist leer und zweierlei Wein in einem Magen thut kein gut."

Der Fremde wurde hitzig. „Ich glaube gar," rief er, „der Herr will mich abschaffen?" — „Der g'spannt' was!" lachte eine Stimme. — „Hier ist seine Zeche," ließ sich eine andere vernehmen, und ein Silberzehner klimperte auf dem Tische. — „Ich kann schon selber zahlen," ließ sich der mißliebige Gast vernehmen, indem er dem Worte die That folgen ließ. — „Mich gehorsamst zu bedanken," sagte der Wirth mit Katzenfreundlichkeit. „Schaffen's ein andermal." Ohne ihn einer Antwort zu würdigen, entfernte sich der Fremde.

Während Fesenmayrs Gäste im Erdgeschoß über „den abgeschafften Spitzl" lachten, um bald darauf wieder zum eigentlichen Gegenstande ihrer Unterhaltung zurückzukehren, versammelten sich droben diejenigen, welchen so viele Gräuel nachgesagt wurden, zu gemüthlichem Verkehr ohne alle Feierlichkeit, insofern nicht etwa die verschiedenen Anhängsel an den Personen und etwelche besondere Abzeichen im Gemach eine solche vorstellten. Neulinge, auf die ein Eindruck hervorzubringen gewesen, waren nicht vorhanden, und das Benehmen der Eingeweihten war ungefähr mit dem der Gäste eines Maskenballes nach Mitternacht zu vergleichen; die Larven waren längst vom Gesichte genommen, niemand dachte mehr an die eigene und der andern Verkleidung.

Das Abendessen war abgethan. An mehreren kleinen Tischen wurde das Bilderbuch von zweiundfünfzig Blättern gehandhabt, an andern das edle Spiel der zweiunddreißig Figuren auf den acht mal acht Feldern des Schachbrettes geübt. Die Nichtspieler sahen entweder zu oder plauderten zusammen oder gaben den eigenen Gedanken Gehör. Fast alle rauchten Tabak aus stattlich langen Pfeifen. Die stärkste der Gruppen umstand ein Schachtischchen, wo eben eine lebhaft geführte Partie ihrem Ende zueilte, ohne daß der Ausgang vorherzusehen war. Die Weißen wie die Schwarzen standen eben so gefährlich wie gefährdet. Der schwarze König konnte in zwei Zügen matt werden und Weiß war an der Reihe; wenn dieses aber unmittelbar den entscheidend vorbereitenden Zug that, so wurde Schwarz in den Stand gesetzt, mit Aufopferung seiner Dame

einen Angriff zu eröffnen, welcher den weißen König zwischen drei leichten Offizieren einer unvermeidlichen Niederlage zuführte. Solche Stellungen pflegen den kunstverständigen Zuschauer in athemlose Spannung zu versetzen, besonders wenn er nichts dreinreden darf; indessen mit dem Schweigen wurde es hier, dem Sinnbilde zum Trotz, nicht allzu genau genommen, so daß die Brüder vom Harpokrates gleich den schachkundigen Bauern von Ströbeck ihr „Nachbar mit Rath" sehr häufig anwandten und dabei unter sich mit lauter Stimme die Aussichten der beiderseitigen Stellungen verhandelten, als hieße die Loge nicht zum Harpokrates, sondern zu den sieben Elstern.

Die beiden Spieler, welchen die nicht ganz bequeme Ehre so großer Theilnahme, wie gewöhnlich auch dießmal, wurde, waren Winterbaum, der Meister vom Stuhle, und der kleine „Professor" Nowotny. Sie fühlten sich so wenig gestört, daß sie oft auf das hörten, was ringsumher gesprochen wurde, und sogar nicht allzu selten sich in ein Gespräch mischten, das von ganz andern Dingen als vom Schachspiele handelte. Starke Köpfe vertragen eine mehrfache Gedankenströmung ohne Beschwerde.

So wurde in der Umgebung gefragt: „Wo bleibt heute nur der Bruder Schweidler?" — „Das möchte ich auch wissen," sagte Winterbaum; „ich hatte bestimmt darauf gerechnet, ihn heute hier zu sehen. So viel ich weiß, kann ihn kein Geschäft zurückhalten. Gestern ist er mit allen Abschlüssen fertig geworden und wollte heute Nachmittags dem Veilchenau die Gelder übergeben. Die Liquidation ist ohne nennenswerthe Verluste abgelaufen, das ganze Vermögen liegt theils bar, theils in gemachten Wechseln in Kasse, und schon sind die Haussätze bestimmt, wo die Gelder am ersten des nächsten Monats angelegt werden sollen. Bruder Schweidler ist also zur Stunde ein Freiherr und kann sich nicht mit Geschäften entschuldigen." — „Ich bitte um Vergebung," fiel Nowotny ein; „der Ritter von Veilchenau ist gestern auf die Schnepfenjagd gefahren und dürfte heute vor Abend kaum zurückgekommen seyn, wenn er überhaupt bei dem schönen Wetter an die Heimkehr gedacht hat." — „Jetzt muß ich den Bruder Nowotny um Vergebung bitten," fiel einer ein, der sich durch die Gruppe drängte; „Bruder Schweidler ist heute Nachmittags mit Postpferden abgereist." — „Der Bruder Schmidtbauer wird sich irren," bemerkte Winterbaum kopfschüttelnd.

Schmidtbauer konnte sich unmöglich irren. Er hatte am Nachmittag als Beamter der Aufsichtsbehörde, der er war, Dienst an der Favoritenlinie gehabt, den ihm wohlbekannten Schweidler ganz deutlich gesehen und hernach aus den Händen des Wächters den von Winterbaum selbst unterzeichneten Passierschein in Empfang genommen. Der ungewöhnliche Umstand, daß der Regierungsrath eigenhändig den Zettel unterschrieben, war ihm aufgefallen. — „Seltsam, höchst seltsam!" murmelte Winterbaum vor sich hin, um dann vernehmlicher hinzuzufügen: „Die Herren Brüder werden dringend ersucht, unter keinerlei Umständen des Vorfalls außerhalb dieser vier Wände zu erwähnen."

Nach diesen Worten wandte er sich wiederum dem Brette zu, wo Nowotny, gänzlich theilnahmlos für die Umgebung, inzwischen einen Zug gethan, dessen Meisterhaftigkeit Bewunderung verdiente, aber nicht erwarb. Die Zeugen waren im Augenblick nur der Verwunderung über die Gleichgültigkeit des Bruders Professor zugänglich, und zwar mit vollem Recht. Die Abreise Schweidlers mit einem verfälschten Passierschein und also wahrscheinlich auch mit einem Passe, von welchem die Polizei nichts wußte, erschien um so verdächtiger, als er die Kasse nicht abgeliefert hatte. Er war nämlich lange Jahre hindurch die Seele des Mosbauerschen Geschäfts gewesen, hatte — wie oben gesagt — die Liquidation geleitet, und wenn er mit der Kasse durchgegangen, so war Peter unwiderruflich ein Bettler; denn die Liegenschaften, deren Eigenthümer er hieß, waren bis zum äußersten mit Hypotheken belastet, deren Werth im Geschäft verwendet worden und jetzt nach der Auflösung erst zurückerstattet werden sollte. Bei so bewandten Umständen begriff niemand Nowotnys Gelassenheit. Wenn sein Vertrauen auf den erprobten Diener des Hauses noch so felsenfest stand, — wenn er mit Recht auch fragen durfte, was der alte Junggeselle ohne Kinder, ohne Leidenschaften und ohne Liebhabereien bei seiner bescheidenen Lebensweise außer dem großmüthig zugemessenen Ruhegehalt irgend noch wünschen könne, so mußte er doch daran denken, daß alle Menschen gebrechliche Wesen sind und Gelegenheit Diebe macht. Bei allem Wenn und Aber blieb es möglich, daß den guten alten redlichen Schweidler die glänzende Versuchung zum Hallunken gemacht, und seine verdächtige Abreise auf die leichte Achsel zu nehmen schien, fürwahr nicht am Platze. Demnach wurde es Nowotny verübelt, daß er seine Schachpartie zu Ende führte und mit lächelnder Kaltblütigkeit sogar gewann.

Solcherlei Betrachtungen wurden in einiger Entfernung vom Schachtische im Flüstertone verhandelt, bis einer der Redenden, im Eifer sich vergessend, mit lauter Stimme sagte: „Aber so bedenkt doch, daß Schweidler die Ehre hat, zu uns zu gehören. Ein Rosenkreuzer wird nie zum Schelm." — „Bruder Robert," unterbrach ihn Winterbaum, indem er sich von seinem

Sitz erhob, feierlichen Tones: „seine Rede erinnert mich daran, daß ich unserer ehrenwerthen Versammlung eine schmerzlich betrübende Mittheilung zu machen habe, die ich bisher zaghaft verschob, um die Lust der Geselligkeit nicht zu stören.“ Die Worte übten die vorher gesehene Wirkung. Sie erregten großes Aufsehen und eine allgemeine laute Bewegung, worauf eine eben so allgemeine feierliche Stille der Erwartung folgte. Alle Gruppen in den beiden Zimmern hatten sich zu einer einzigen um den Meister vom Stuhle mit größerer Geschwindigkeit vereinigt, als hätte die Silberklingel geschellt und der Silberhammer geklopft.

Winterbaum hob zu reden an. Nach einer Einleitung über die menschliche Gebrechlichkeit, welche sogar die erlesensten aller Sterblichen, die Bauleute am Tempel Salomonis, zu befallen hie und da Macht habe, sagte er dumpf und nachdrücklich: „Szekely sitzt wegen Veruntreuung im Criminale!“ Die Hörer fuhren jeder mit beiden Händen nach seinem Kopfe, als sey die Zimmerdecke auf ihn hernieder gestürzt. Alles Blut drang zum Herzen, die Augen starrten glasig ohne Blick, das eigene Gehör schien zum Verräther geworden. Nichts erklärlicher als diese betäubende Wirkung. Der Oberstlieutenant Szekely war ein alter verdienter Offizier, der am Abend seiner Laufbahn in der Garde versorgt worden. Nun gehörte er zwar nicht unmittelbar der Loge zum Harpokrates an, aber doch einer andern, welche zu dieser in ganz besonders freundschaftlichen Beziehungen stand und deren Meister vom Stuhle, der Reichshofrathsagent Matolai, manchmal einen Unterhaltungsabend in der Annagasse als geladener Gast zubrachte. Winterbaum wurde mit Fragen bestürmt, doch kam er lange genug nicht zum Wort, um einen Bescheid zu ertheilen, der wesentlich in folgendem bestand.

Oberstlieutenant Szekely war ein sreisamer Soldat, der in seinen grünen Jahren den Säbel wacker geführt und darüber Lesen und Schreiben vollends verlernt hatte. Namentlich aber war das Rechnen seine schwache Seite. Nichts destoweniger war ihm die oberste Oberhut der Gardekasse anvertraut worden, und zwar nach dem in einem Handschreiben der Kaiserin Maria Theresia auf das schmeichelhafteste ausgedrückten Befehl: ohne Gegensperre. Ein so bewährter treuer Diener, hieß es darin, bedürfe keiner Aufsicht. Dieses Vertrauen stürzte den alten Kriegsmann in's Unglück. Weder der Gardekapitän (General Fürst Eszterhazy), noch die ungarisch-siebenbürgische Hofkanzlei kümmerten sich um die Geldgebahrung der Garde, und der arglose Szekely noch weniger. Er hielt jedermann für so ehrlich, wie er selber war, überließ sorglos dem Rechnungsführer Lakner die Schlüssel und unterzeichnete die Rechnungen stets ungelesen. Dieser Lakner war ein feiner Kopf, aber leichtsinnig und von lockeren Sitten, dem Spielteufel ergeben und damit — gleich allen Erzspielern — auch jeglicher Unordentlichkeit verfallen. Da ihm nun die Kasse offen stand und der kindlich vertrauensvolle Vorgesetzte durch seine Unterschrift die volle Verantwortlichkeit übernahm, so griff der gewissenlose Spitzbube ohne weiteres zu. Sein großer Aufwand ward mehrere Jahre hindurch zum Stadtgespräche, und wenn auch Szekely nichts davon inne ward, so hätten doch die Herren von der betreffenden Hofkanzlei darauf merken sollen, statt sich auf Lakners unmittelbaren Vorgesetzten zu verlassen, dessen Sorglosigkeit ihnen nicht minder bekannt seyn mußte wie seine Unfähigkeit zum Rechnungswesen, woraus Szekely nie ein Hehl gemacht. Eines schönen Morgens fuhr nach durchschwärmter Nacht der leichtfertige Lakner dahin in der Blüthe seiner Sünden. Szekely übernahm die Schlüssel, und als er die Kasse öffnete, kam es ihm vor, als befinde sich „etwas zu wenig“ darin. Erschrocken machte er sich an die verdrießliche Arbeit, die Bücher mit dem Geldbestand zu vergleichen, und wie wenig er auch davon verstand, gelangte er doch zu der schauerlichen Ueberzeugung, daß ein Posten fehlen müsse; wie viel, ward ihm freilich nicht ziffermäßig klar, aber er mochte die Sache drehen und wenden wie er wollte, das Eine ließ sich nicht wegleugnen: der Abgang betrug eine für ihn unerschwingliche Summe, und nach einem ehrenvollen Daseyn sah er seine weißen Haare mit Schande bedroht. Sein erster Gedanke war, sich eine Kugel durch den Kopf zu jagen, um wie ein Soldat durch Pulver und Blei zu sterben. Da aber erwachte in seinem Herzen ein Fünklein von Christenthum, das ihm aus früheren Tagen noch übrig geblieben, obschon er ein Zögling des achtzehnten Jahrhunderts und überdieß noch in seinen alten Tagen ein Freimaurer geworden war. Dazu kam ihm ein Einfall, den er für einen leuchtenden hielt. Der Strohhalm des Ertrinkenden!

Die Loge nämlich, der er angehörte, stand in Unterhandlungen zur Erwerbung eines kostbaren Geheimmittels. Ein ehemaliger preußischer Hauptmann, Freiherr von Liebenstein, war mit seinem Goldsalze nach Wien gekommen, wie in der ersten Abtheilung dieser Geschichte erzählt worden. Die Rosenkreuzer hatten eine Verbindung mit Liebenstein gesucht, waren aber schmählich abgelaufen. Die Begierde nach der Wunderarznei, vereint mit der Erbitterung über den erfahrenen Schimpf, hatte die Rosenkreuzer angetrieben, durch Verrath sich des Geheimnisses zu bemächtigen. Sie machten sich an Liebensteins Diener, den Laboranten Götz, und dessen Weib. Der Mauthbeamte Bacciochi umstrickte auf

Matolais Befehl das Ehepaar. Die Zettelung nahm den besten Fortgang. Liebenstein war nach Ungarn gereist, um dort Verbindungen anzuknüpfen. Götz, ein eben so schlauer Fuchs als schlechter Mensch, hatte gleich gemerkt, wohinaus die Sache wollte, und wenn er Anfangs den Spröden spielte, so geschah es nur, um desto mehr Geld herauszuschlagen. Begreiflicherweise gab er vor, das ganze Geheimniß zu kennen, ohne des ihm unbekannten Bestandtheiles zu erwähnen, den Liebenstein der Mischung zusetzte. Nach längeren Unterhandlungen erklärte er sich bereit, das Recept zu verkaufen, aber um einen Preis, welchem die Mittel der Loge nicht gewachsen schienen. Die Mitglieder waren Rosenkreuzer geworden, um durch den Stein der Weisen zu Vermögen zu gelangen, aber keiner besaß genug, um ein bedeutendes Capital an eine Unternehmung zu setzen, die, wenn sie nicht vollständig glückte, ihn zum armen Manne machen konnte. Kurz, das Geld schien nicht aufzutreiben, und da Götz nichts abdingen ließ, so wurde in der Loge schon davon gesprochen, den Handel fahren zu lassen.

Auf diesem Punkte standen die Sachen, als Szekely die furchtbare Entdeckung des Kassenabgangs machte. Er beschloß, seiner äußerlichen Ehre das Gewissen zum Opfer zu bringen, dessen Bedenklichkeiten zu beschwichtigen er allerlei Gründe auftrieb. Es geht ja kein Rabulist über den Menschen vor dem innern Richter. „Wenn ich das Anlehen nicht mache,“ meinte er, „so verliert der Staatsschatz alles, was Lakner gestohlen; mache ich jedoch das Anlehen“ — er betonte das Wort „Anlehen“ mit starkem Nachdruck — „so gewinne ich, indem ich zugleich meine Ehre rette, den Raub zurück. Als Diener des Kaisers ist es meine Pflicht, seinen Schaden zu verhüten; als Offizier liegt mir ob, die Standesehre eines wohllöblichen k. k. Militärs unversehrt zu erhalten.“ Zu guter Letzt bildete sich Szekely noch ein, er vollführe ein edles Werk, als er einen tiefen Griff in die anvertraute Kasse that, um als Schelm den Handel mit dem Spitzbuben Götz zu Stande zu bringen. Auch das war an und für sich kein feines Stück, aber darum kümmerte sich Szekely nicht im geringsten, denn es galt ja, wie Matolai sagte und die ganze Loge nachbetete, im Dienste des Tempels ein kostbares Geheimniß zum Wohle der gesammten Menschheit den Händen eines Unwürdigen zu entwinden, welcher sich Acht und Bann des Ordens zugezogen und bei dessen Verfolgung alles erlaubt war.

Das Geheimniß wurde gekauft, indessen konnte das Mittel nicht gleich verwerthet werden. Man mußte für allerlei sorgen, und das raubte Zeit; dann hatte man sich erst davor zu schützen, daß Liebenstein nicht nach Wien zurückkehre. Das gelang für eine geraume Weile. Er wurde durch allerlei Vorspiegelungen in Ungarn von Ort zu Ort gezerrt, wo er das Goldsalz anrühmte und viele Gläubige gewann, welche später von den Rosenkreuzern ausgebeutet werden sollten. Diese Zeit war für das Geschäft nicht verloren, wohl aber für Szekely. Er überzeugte sich allmählig, daß Jahre darüber hingehen müßten, bevor auch im besten Falle sich nur das Anlagekapital getilgt habe. Damit war ihm noch lange nicht geholfen, und nach der Tilgung gehörte nicht einmal der ganze Gewinn ihm; ein Antheil war der Genossenschaft vorbehalten. Dieses Herabstimmen der stolzen Hoffnungen war schon schlimm genug, und doch sollte es noch ärger kommen. Szekely hatte alle Minen springen lassen, um einen seiner Bekannten, auch einen Rosenkreuzer, an Lakners Stelle zu bringen, die zwar eine Weile, aber doch nicht für immer unbesetzt bleiben konnte. Diesen wollte er in's Vertrauen ziehen, und brauchte keinen Verrath zu fürchten, weil er Schriftstücke in Händen hatte, welche den Mann jede Stunde dem Gericht überantworten konnten. Die gewünschte Ernennung schien bereits gesichert; der Vorschlag lag zur Unterschrift beim Kaiser. Dem aber kam das Papier in einer seiner launenhaften Stunden zu Gesicht. Er schrieb eine Null darauf und ließ die Bestallung für einen andern ausfertigen, den er sich selber ausgesucht. Da nun dieser neue Rechnungsführer, welcher in wenigen Tagen aus einer fernen Stadt eintreffen und sein Amt antreten sollte, nicht zu Szekelys Freunden, nicht zum Orden gehörte, so ließ sich nichts anderes von ihm erwarten, als daß er nach der unvermeidlichen Entdeckung des Loches in der Kasse keinerlei Rücksicht auf die Wünsche seines Vorgesetzten nehmen werde. Szekely gab sich verloren, lief in seiner Verzweiflung zum Kaiser, that vor der Majestät einen Fußfall und erzählte getreulich, was er sein Mißgeschick nannte. Joseph II. hatte ihm gleich anfangs befohlen, sich auf die Füße zu stellen, hörte ihm aufmerksam zu, ohne eine Miene zu verziehen, und fragte schließlich: „Hat er sonst noch etwas zu sagen?“ — „Ich unterwerfe mich geduldig der verdienten Strafe und bitte um keine Gnade für meine Person,“ versetzte der unglückliche Greis; „aber ich erflehe von Ew. Majestät Schonung für die Ehre meiner Familie und meines Standes, dessen Gewand Sie selber tragen.“ — „Ist er jetzt zu Ende?“ fragte Joseph. Szekely verbeugte sich. Sofort ließ ihn der Kaiser in Verhaft nehmen und ordnete stehenden Fußes die Untersuchung an, deren vorläufiges Ergebniß einen Kassenabgang von 97,000 Gulden feststellte. Winterbaum hatte letztere Umstände noch in derselben Stunde auf vertraulichem

Wege erfahren, doch ließ er dieß ungesagt, gleichwie er keine Auskunft darüber ertheilte, aus welchen Quellen ihm eine so genaue Wissenschaft des ganzen Zusammenhanges der trübseligen Begebenheit geworden.

Die Mittheilung hatte eine erschütternde Wirkung hervorgebracht. Die Lust der Geselligkeit war zu Ende, obschon nicht das Gespräch, das sich noch lebhafter als um Szekely um den Bruder Schweidler drehte, von dem jetzt keiner mehr bezweifelte, daß er in seinen alten Tagen zum Schelm am Sohne seines verstorbenen Freundes und Wohlthäters geworden. — Da in vorliegender Erzählung Szekely nicht mehr vorkommen wird, so sey hier erwähnt, daß Kaiser Joseph II. das Urtheil des Kriegsgerichts, welches auf acht Jahre Kerker lautete, zwar auf die Hälfte ermäßigte, dagegen durch Ausstellung am Pranger verschärfte. Da es nicht erhört war, daß ein Monarch durch einen Machtspruch ein Urtheil verschärfte — und für eine Verschärfung galt mit Recht die Ausstellung am Pranger — so verschlimmerte sich dadurch die ohnehin nicht günstige Stimmung gegen den Kaiser. Die Zeugnisse darüber findet man in Flugschriften aus der Josephinischen Zeit.

Winterbaum und Nowotny verloren sich in das Hinterzimmer, zündeten einen Wachsstock an, entschlüpften durch den Kasten und begaben sich durch die zweite geheime Verbindung in das Haus 1009, welches damals dem Ritter von Veilchenau gehörte. Das Gemach, welches sie betraten, stand einerseits mit Nowotnys Schlafzimmer in Verbindung und hatte auf der andern Seite seinen Ausgang durch ein kleines dunkles Vorgemach nach der Stiege des Hinterhauses zu. Der Professor benutzte es als eine Art von gelehrter Rumpelkammer, wo er allerlei wunderliche Geräthe verwahrte, denen niemand von den Hausgenossen nahe kommen durfte. Die Dienerschaft versuchte auch nicht dergleichen, sie fürchtete sich theils vor den Todtengerippen, theils aus eigener Erfahrung oder vom Hörensagen vor der Thürklinke, die Nowotny gelegentlich mit seiner Elektrisirmaschine in Verbindung gesetzt hatte. — „Hier also ist das Fach?“ fragte Winterbaum umherblickend. — „Nicht doch,“ versetzte Nowotny, „es befindet sich in der dicken Mauer zwischen diesem und meinem Schlafzimmer innerhalb der gedoppelten Thüre; der Verschluß birgt sich hinter meiner Bettlade, von wo der Schlüssel die Hebestange lenkt, welche die Steinplatte vor dem Getäfel wegrückt. Will Euer Gnaden mir die Ehre erweisen, in mein Wohnzimmer zu kommen?“ Winterbaum lehnte ab; er wünschte vor Thoresschluß aus dem Hause zu gelangen. — „Meine Empfehlung an das Fräulein,“ sagte Nowotny. — „Die werde ich schier nicht ausrichten können,“ lächelte Winterbaum. Der Professor schlug sich auf den Mund; er hatte nicht daran gedacht, daß er zur Zeit vor den Augen der Welt nicht mit dem Regierungsrathe verkehrte. — „Wie befindet sich Fräulein Sini?“ fragte er. Sini's Vater zuckte die Achseln. — „Das Mädchen gefällt mir immer weniger,“ sagte er; „sie stellt sich frisch und munter, aber es kommt gezwungen heraus. Ihr Herz ist krank und das Uebel nimmt eher zu als ab. Reden wir lieber nicht davon. Gute Nacht, Bruder Nowotny!“

Mit diesen Worten ging er. Der Professor folgte ihm nach einer Weile, um sich über die Hauptstiege nach seiner Wohnung zu begeben und unterwegs zu fragen, ob Peter zurückgekommen. Der junge Herr war nicht heimgekehrt. — „Die arme Sini!“ dachte Nowotny; „sie fällt als ein Opfer, ohne daß überirdische oder unterirdische Mächte durch ihr Herzblut zur Milde gestimmt würden. Es wird ihr schwerlich etwas helfen, fürchte ich, daß wir der Vorsehung in's Geschäft zu pfuschen uns anmaßen.“

(Fortsetzung folgt.)

Goethe.

Vorgetragen im Hörsaal des chemischen Laboratoriums zu München.

(Fortsetzung.)

Vom Vater hab' ich die Statur,
Des Lebens ernstes Führen,
Vom Mütterchen die Frohnatur,
Die Lust zu fabuliren.

So sagt Goethe in einem scherzenden Gedicht, in ernster Prosa bemerkt er in dem biographischen Meisterwerk, in welchem er seine eigene Bildungsgeschichte im Zusammenhang mit der deutschen Culturentwicklung

erzählt hat, daß wenn er alles erwähnen könnte, was er andern verdankte, für ihn wenig übrig bliebe; und doch war er der Bannerträger seiner Zeit! Wir gehen kurz über das Allbekannte aus seiner Jugend hinweg, wie durch Mährchenzählen, durch Puppenspiele seine Phantasie erwachte, wie die erste Liebe zu Gretchen ihn beglückte, wie er auf der Universität zu Leipzig und Straßburg juristischen und medicinischen Studien neben den schönen Wissenschaften oblag, wie Klopstock, Gellert, Lessing, Winckelmann und Shakespeare auf ihn gewirkt, wie er aus seiner Erfahrung heraus die Laune der Verliebten und die Mitschuldigen noch im französisch nüchternen Style gedichtet, bis der Umgang mit Herder und das liebliche Idyll, das er mit Friederike in Sesenheim erlebte und so trefflich darstellte, seine Eigenthümlichkeit frei machten und sie nun ihre Schwingen entfaltete. Im Verkehr mit Frommen und Weltkindern findet er ungetheilte Bewunderung, und in den Briefwechseln der Zeitgenossen erscheint er bei Allen als der Höhere und Größere. Als einen Feuergeist mit Adlerflügeln, ein Genie vom Wirbel bis zur Zehe, begrüßt ihn Heinse, der Dichter der Sinnlichkeit; ein Genie, dessen Grundzug Liebe sey, nennt ihn der schwärmerische, fromme Lavater, und der sinnige Jung-Stilling bedauert, daß so wenige diesen trefflichen Menschen seinem Herzen nach kennen. Der Dichterphilosoph Jacobi hält es für unmöglich, dem, der Goethe nicht gesehen noch gehört habe, etwas Begreifliches über dieses außerordentliche Geschöpf Gottes zu sagen; es sey lächerlich, von ihm zu begehren, daß er anders denken und handeln solle, als er thue. In zwei großen Werken hat er das Denkmal seiner Jugend für alle Zeit aufgestellt. Denn eine gesunde männliche Jugend erlebt beides, das Vollgefühl eigener Kraft, den Drang, selbstherrlich das Leben zu gestalten, mit der Ueberlieferung zu brechen und sich und die Welt nach eigenem Sinne zu bilden, und dann wieder die traumselige Hingabe des Herzens an ein anderes, die schwärmerische Sentimentalität, die während der goldenen Tage der ersten Liebe in der Stille des Gemüths sich eine schönere Welt erbaut. Goethes studentische Waffenlust fand ihren Ausdruck im Götz, und wie dieser in einer herrenlosen Zeit sich selbst hilft, bis er mit dem Ruf nach Freiheit sein Leben verhaucht, so schüttelte der Dichter die herkömmlichen Regeln des französischen Dramas ab und gab nicht sowohl die einheitliche Entwicklung einer großen Handlung, als eine bunte Scenenreihe, indem er neben dem Helden auch sein Gegenbild in Weißlingen und Adelheid aufstellte, und schon seine Richtung einschlug, im Drama wesentlich Charakterzeichner zu seyn. Dabei beschnitt er mit frühgereiftem Kunstsinn um des Ganzen willen die prächtigsten Auswüchse seines vollsaftigen Geistes im ersten Entwurf, und durch die Kernhaftigkeit der Menschen und der Sprache, durch den deutschen Sinn und Ton, durch den raschen Gang der Ereignisse wie des Dialogs eroberte das Werk die Herzen des Volks im Sturm, und übt es noch seine unwiderstehliche Gewalt.

Kunstvollendeter ist der Werther, da hier die Lyrik des Dichters sich in der so glücklich gegriffenen Briefform frei ergießen und das leidenschaftlich auflodernde, dann in sich verglühende Gemüth unmittelbar aussprechen konnte. Wir sehen hier den Kampf des Herzens mit der Welt und ihrer Prosa, wir sehen mit Begeisterung die Emancipation der Gefühle verfochten, für die Rousseau in Frankreich stritt und litt, und wir sehen zugleich den tragischen Untergang der Subjektivität, wenn sie nicht lernt sich zu beherrschen und mit der Wirklichkeit in's Gleichgewicht zu setzen. Eine dumpfe Schwüle, die bald das reinigende Gewitter der Revolution bedurfte, eine Unbefriedigung über die Gegenwart lag damals schwer auf der Jugend; sie gefiel sich in hinbrütender Melancholie, in Selbstmordgedanken. Goethe rettete sich aus dieser Trübung dadurch, daß er sie darstellte, daß er seine eigenen Empfindungen und Erfahrungen, seine eigene Liebe zu der Braut eines Freundes mit dem Geschick des jungen Jerusalem verschmolz, und so den Typus für die ganze Zeitstimmung nach ihrem Recht wie nach ihrem selbstzerstörerischen Uebermaß fand. Der allmählige Uebergang Werthers von der heitern homerischen Welt zu Ossians düstern Nebelgestalten, die sich steigernde Reizbarkeit seines Herzens gegenüber der mit sicherer Hand gezeichneten Realität der Dinge, das Gegenbild des Wahlheimer Knechtes, der nicht sich, sondern den Nebenbuhler erschlägt, die Natur, die bald die Seelenstimmung widerstrahlt, bald in die Handlung mit begleitenden Accorden eingreift, dieß alles zeigt mit der melodischen Sprache, die sich dem Reichthum der Anschauungen, der Wärme der Empfindungen wunderbar anschmiegt, eine unübertreffliche Meisterschaft. Bekanntlich hat Napoleon, als er auf dem Erfurter Fürstentage über den Dichter den Ausspruch that: „das ist ein Mann!“ auch über den Werther sich mit ihm unterhalten und es getadelt, daß neben der unglücklichen Liebe noch gekränkter Ehrgeiz als das Motiv für Werthers Selbstmord angewandt sey; aber Goethe hat nicht bloß den Liebhaber der Braut eines Andern, er hat in Werther den Idealismus des Gefühls schildern wollen, das überall sich von Unnatur, sinnlosen Regeln und Uebereinkömmlichkeiten beengt und zurückgestoßen sieht, und sich selbst an ihnen zerschellt, statt das Recht der Wirklichkeit zu erkennen, ihr

Unrecht zu überwinden, das Bestehende humanisirend fortzubilden.

Ich schweige davon, wie der Werther gezündet und gewirkt, wie theologisches Zelotenthum und nüchterne Aufklärerei gegen ihn gekämpft, die Jugend aber durch das Buch erst recht in den Zauberkreis hineingezogen ward, aus dem der Dichter durch die Darstellung sich gerettet, und berühre nur kurz Stella und Clavigo, die von der Leichtigkeit der poetischen Gestaltung zwar Zeugniß geben, leider aber, gleich Erwin und Elmire, Claudine von Villa Bella und andern dramatisirten Kleinigkeiten, es bedauern lassen, daß ihn so oft äußere Anlässe oder das Spiel seines reichen geistigen Vermögens sein eigenes Wort vergessen ließen: der innere Gehalt sey Anfang und Ende der Kunst; so ward an unbedeutende Stoffe eine Kraft verschwendet, deren Genialität im ewigen Juden, im Muhammed, wenn sie diese Plane ausgeführt, Seitenstücke zu dem Faust geschaffen hätte, an dem Goethe jetzt schon arbeitete. Dagegen wird man an den köstlichen Stücken in der volksthümlichen Weise des Hans Sachs, an Pater Brei, an Bahrdt, sich immer ergötzen und des gesunden Humors froh werden, der hier das Zufällige und Gelegenheitliche zum Typischen erhoben und gestempelt hat. Mitten in dieses übermüthige literarische Treiben fiel der Brautstand des Dichters mit Lili Schönemann in Offenbach, und schrieb er an seine Freundin Gräfin Auguste von Stolberg, daß unter all dem Nichts sich so viele Häute von seinem Herzen lösen, sein Blick in die Welt heiter, sein Umgang mit Menschen weiter und fester wird, und dabei sein Innerstes immer ewig allein der heiligen Liebe gewidmet bleibt, und durch den Geist der Reinheit, der sie selbst ist, endlich lauter wird wie gesponnen Gold.

So konnte er, noch nicht ein Dreißiger, es wagen, dem Ruf nach Weimar zu folgen, und wie er die überschwellende Macht der Gefühle und die trotzige Selbstkraft der Jugend nur aus dem eigenen Herzen in seine Dichtungen übertragen hatte, so fand er auch die Genialität des Lebens in einem kecken frischen Wildfangshumor, und suchte er mit seinen Gesellen durch die Liebe zu Wein, Weib und Gesang zu beweisen, daß sie keine Narren seyen, was zuweilen nöthig scheinen mochte. Der junge Herzog stimmte selbst in das tolle Treiben ein, das Getümmel von Festen, Jagden, Bällen, Ausflügen, Maskeraden, Theaterdarstellungen hatte Goethe poetisch zu würzen; sein Kopf war wie ein prasselndes Feuerwerk. Bedachtsam mahnte der alte Klopstock, daß sie in einem leichtsinnig wüsten Treiben nicht zu Grunde gehen möchten, bedachtsam der scharfsichtige Merck, daß Goethes dichterisches Vermögen nicht gleich Raketen und Schwärmern verpuffe, statt Werke zu schaffen, die als ewige Sterne am vaterländischen Himmel glänzen. „Ich heiße Legion!“ ruft Goethe. Alle streitenden Kräfte sind in ihm rege. Er will sehen, wie ihm die Weltrolle zu Gesicht steht. Auf Spaziergängen wird ihm ein Stück Reich, ein Amt und Geschäft nach dem andern übertragen. Einmal eingeschifft auf der Woge der Zeit, will er versuchen, ob er entdecken und gewinnen, oder ob er scheitern, ob er mit aller Ladung sich in die Luft sprengen wird. Aber er selbst war der Erste, der sich sammelte. Sobald er in's Ministerium eingetreten, rühmt Wieland den Geist der Mäßigung, der über diesen herrlichen Gottesmenschen gekommen sey; ja Goethe zog den Herzog auf einige Zeit aus den Weimarer Kreisen heraus; eine winterliche Schweizerreise war wie ein stärkendes kaltes Bad, und auf den Heimgekehrten läßt sich sein Dichterwort anwenden:

> Er stehet männlich an dem Steuer;
> Mit dem Schiffe spielen Wind und Wellen,
> Wind und Wellen nicht mit seinem Herzen;
> Herrschend blickt er in die grimme Tiefe
> Und vertrauet scheiternd oder landend
> Seinen Göttern.

Es mag bemerkt werden, daß man in Weimar die Fremden, die später der Stolz der Stadt geworden, anfangs mit ungünstigen Augen ansah. Als Goethe Herdern berufen wollte, sollte dieser schleunig sich durch irgend einen Professor von unbeanstandeter Rechtgläubigkeit ein Zeugniß ausstellen lassen, sonst würde es schwer halten ihn durchzusetzen, und auf eine förmliche Eingabe gegen Goethes Anstellung antwortete Karl August eigenhändig: „Einsichtsvolle wünschen mir Glück, diesen Mann zu besitzen. Sein Kopf, sein Genie ist bekannt. Einen Mann von Genie an einem andern Orte gebrauchen, als wo er selbst seine außerordentlichen Gaben gebrauchen kann, heißt ihn mißbrauchen. Was aber den Einwand betrifft, daß durch den Eintritt viele verdiente Leute sich für zurückgesetzt erachten würden, so kenne ich erstens Niemand in meiner Dienerschaft, der meines Wissens auf dasselbe hoffte, und zweitens werde ich nie einen Platz, welcher in so genauer Verbindung mit mir, mit dem Wohl und Wehe meiner gesammten Unterthanen steht, nach Anciennetät, ich werde ihn immer nur nach Vertrauen vergeben. Das Urtheil der Welt, welches vielleicht mißbilligt, daß ich den Dr. Goethe in mein wichtigstes Collegium setze, ohne daß er zuvor Amtmann, Professor, Kammerrath oder Regierungsrath war, ändert gar nichts. Die Welt urtheilt nach Vorurtheilen, ich aber sorge und arbeite,

wie jeder andere, der seine Pflicht thun will, nicht um des Ruhmes, nicht um des Beifalls der Welt willen, sondern mich vor Gott und meinem eigenen Gewissen rechfertigen zu können."

Je mehr wir im Einzelnen erfahren, desto mehr sehen wir, daß Goethe auch in amtlicher Wirksamkeit viel Gutes gethan. Weil während der zehn Jahre seiner ersten Weimarer Zeit wenig von ihm gedruckt worden, hat man gemeint, sie seyen für seine Poesie verloren gewesen, und vielfach hat man mit Niebuhr das Hofleben die Delila genannt, die diesem Simson die Locken abgeschnitten. Aber einmal hat doch der Spruch des Dichters seine Geltung:

Sag' ich, wie ich es denke, so scheint durchaus mir, es bilde
Nur das Leben den Mann, und wenig bedeuten die Worte.

In der Schule des Lebens gewann er den Stoff der Dichtungen, die in Italien dann die vollendende Kunstform finden sollten. Seit der Briefwechsel mit Frau von Stein erschienen ist, wissen wir nicht bloß, daß er damals schon die Iphigenie, den Tasso, den Egmont, einen Theil von Wilhelm Meister entworfen und ausgearbeitet, wir wissen auch, was er meinte, als er an Lavater schrieb: „Mein Gott, dem ich immer treu geblieben, hat mich wohl gesegnet im Geheimen; mein Schicksal ist den Menschen ganz verborgen;" oder an seine Mutter: „Das Beste ist die tiefe Stille, in der ich gegen die Welt lebe, wachse und gewinne, was sie mir mit Feuer und Schwert nicht nehmen können." Denn das seltene, selten ausgesprochene und noch weniger ausgesungene Glück, durch die Anschauung eines harmonischen Gemüths und durch dessen liebevolle Aufnahme in das eigene Herz selbst Ruhe in der Bewegung, Frieden im Kampf und eine sittliche Läuterung zu finden, ward ihm im Umgang mit Frau von Stein zu Theil, und er hatte früh und spät Stunden der Sammlung gleich Stunden des Gebets, welche die Liebe ihm gab, die ihn auch hier zum Dichter machte, ohne die er nur leeres Stroh zu dreschen bekannte. „Es ist mir," schreibt er ihr einmal, „in deiner Liebe, als wenn ich nicht mehr in Zelten und Hütten wohnte, sondern ein wohlgegründet Haus zum Geschenk erhalten hätte, darin zu leben und zu sterben und all meine Besitzthümer zu bewahren. Wie eine süße Melodie uns in die Höhe hebt, unsern Schmerzen und Sorgen eine weiche Wolke unterbaut, so ist mir Dein Wesen und Deine Liebe." Und diese innere Erfahrung hat ja in der Iphigenie ihre Darstellung gefunden. Mir aber erscheint die sittliche Lebensführung des Dichters wiederum besonders groß darin, daß er dann auch rechtzeitig erkannte, wie ihm für den Abschluß seiner langsam reifenden Werke eine völlige Künstlerruhe, für die rechte Klärung seines Geistes der lichte Himmel Italiens und der Verkehr mit den Bildwerken des Alterthums nothwendig sey. Wie ein Zug nach dem Süden das deutsche Gemüth von jeher bewegt hat, wie dem deutschen Geist ein Höchstes gelingt, wenn er das Griechenthum in sich wieder gebiert, das sollte Goethe nun an sich selbst inne werden. Die Sehnsucht nach Italien war ihm ein wahrer Schmerz geworden, hätte er ihr nicht genügt, er wäre zu Grunde gegangen. Seine Abreise glich einer Flucht, und als ein hellerer Tag mit Farben und Formen ihm den fröhlichen Süden schmückte, brach er in den Ausruf aus: nun könne man doch wieder einmal an einen Gott glauben! Der Gedanke der Solidität, des strengen und ernsten Arbeitens für einen großen Zweck ging ihm auf in der ewigen Stadt, er feierte in Rom einen neuen Geburtstag, sein Geist ward zur Tüchtigkeit gestempelt, zu einem Ernst ohne Trockenheit, zu einem gesetzten Wesen mit Freude.

Wie Goethe in Italien sich selbst als Dichter wieder fand, so schilderte er im Tasso den Dichter, der auch im Schiffbruch des Lebens an seinem Talent sich aufrichtet; wie er sich selbst in der Anschauung des Alterthums läuterte, begann der antike Marmor unter seiner Hand durch die Wärme seines Gefühls in der Iphigenie sich neu zu beleben. Natur und Kunst sind jetzt in seiner Poesie auf's Innigste verschmolzen. Wie in sittlicher, so entwickelt sich ihm auch in ästhetischer Beziehung das Wesen des Maßes, und der hohe Styl der griechischen Meister in der Plastik wird auch der seine. Denn der Bildhauer scheidet mehr als jeder andere Künstler den fremden, gleichgültigen Stoff, das unnöthige Beiwerk aus; er wirkt nur durch die Form, durch die Gestalt allein, und solch eine klare Geschlossenheit, solch eine gediegene Durchsichtigkeit fand jetzt Goethe für seine seelenvollen Dichtungen. Einem Plastiker gleich umschreibt er nun, wie Gervinus so bezeichnend sagt, die Gestalten seiner Gedichte gleichsam mit körperlichen Linien, so daß wir uns unter ihnen wie in einem Bildersaal bewegen. Hatte er doch auch vor einem Raphaelischen Gemälde das förmliche Gelübde gethan, daß seine Iphigenie kein Wort sagen solle, das jene Heilige in ihrer strengen Jungfräulichkeit nicht auch aussprechen könnte. Und so ward dieses Drama zum Symbol der Vermählung des deutschen und griechischen Geistes, indem Goethe zur antiken Mythe die christliche Idee der Gnade, der Versöhnung des Gemüths in der sittlichen Gesinnung der Liebe heranbrachte. Das Wort der Götter spricht durch unser Herz zu uns, das

dunkle Schicksal ist zur Vorsehung gelichtet. In rhythmischem Wohllaut tönt das Preis- und Ehrenlied der Weiblichkeit zugleich als ein Triumphgesang der Wahrheit, der Wahrhaftigkeit. In Agamemnons Haus hat sich Recht und Unrecht zu einem wirren Knäuel verschlungen. Um der Politik willen, dem Heer günstigen Fahrwind zu erlangen, hat der König die eigene Tochter zum Opferaltar geführt und dadurch in der Seele seines Weibes den Schmerz der Mutterliebe, die Rache geweckt; heimkehrend fällt er durch Klytämnestras Hand. Orestes rächt den Vater und König, aber es ist die eigene Mutter, gegen die er das Schwert der Vergeltung zückt, und so steigen aus dem vergossenen Blut die Qualen des Gewissens auf. Heilung ist ihm im Haine der Artemis in Taurien verheißen. Dorthin hat die Göttin Iphigenien entrückt; aber da soll sie als Priesterin die Ankömmlinge, den eigenen Bruder und seinen Freund Pylades opfern. Sie erkennen einander. Und soll nun nicht das Furchtbarste geschehen, so muß sie, scheint es, mit dem Götterbilde, mit den Ihrigen fliehen, also den Thoas, der sie gastlich aufgenommen, täuschen und berauben, und das Gute, das Heil für die Ihrigen so erwerben, daß sie zugleich Schuld auf sich ladet. So steht auch sie im Conflikt, im Widerstreit der Pflichten, aber sie betet zu den Göttern: „Rettet mich und rettet euer Bild in meiner Seele!“ Sie vertraut der Macht der Wahrheit und der Menschlichkeit, sie gesteht den Anschlag an Thoas und bewegt ihn durch die überzeugende Innigkeit ihrer edelklaren Rede, daß er sie ziehen lasse. Orest bewährt zugleich seine Heilung, das wiedergewonnene Licht des freien Selbstbewußtseyns durch die wunderschöne Deutung des Orakels; er sagt zu Iphigenien, wie Apollon in Delphi gesprochen:

„Bringst du die Schwester, die an Tauris Ufer,
Im Heiligthume wider Willen weilt,
Nach Griechenland, so löset sich der Fluch.“

Sie legten's von Apollons Schwester aus, vom Bild der Artemis, er hatte aber die Schwester des Orest gemeint. Dieser fährt fort:

Die strengen Bande
Sind nun gelöst; du bist den Deinen wieder,
Du Heilige, geschenkt. Von dir berührt
Ward ich geheilt .. und neu
Genieß' ich nun durch dich das weite Licht
Des Tages. Schön und herrlich zeigt sich mir
Der Göttin Rath. Gleich einem heil'gen Bilde,
Daran der Stadt unwandelbar Geschick
Durch ein geheimes Götterwort gebannt ist,
Nahm sie dich weg, die Schützerin des Hauses,
Bewahrte dich in einer heil'gen Stille
Zum Segen deines Bruders und der Deinen.
Da alle Rettung auf der weiten Erde
Verloren schien, gibst du uns alles wieder ...
Gewalt und List, der Männer höchster Ruhm,
Wird durch die Wahrheit dieser hohen Seele
Beschämt, und reines kindliches Vertrauen
Zu einem edlen Manne wird belohnt.

In gleich melodischer Weise enthüllt Tasso die Geheimnisse des Dichtergemüths; er ist die Tragödie der Phantasie, welche dem Dichter zwar die Welt verklärt, ihn aber auch einspinnt in ihre Träume, so daß er in den Bildern seiner Innenwelt und nicht in der Wirklichkeit lebt, und an deren rauhen Außenseite scheiternd, wieder auf sich selbst, auf das künstlerische Gestalten des Ideals hingewiesen wird. Rahel bezeichnete Tasso als die vorzüglich zu beachtende Dichterthat Goethes, weil man hier erkennen lerne, wie er alles andere habe machen können. Hier ist er recht eigentlich Seelenmaler, hier zeigt sich seine Kunst darin, wie er einmal dem Leben und Dichten Tassos eine große Menge von Zügen entlehnt, eben die, welche das einseitige Walten der Phantasie bekunden, wie er damit aber die eigenen Erfahrungen sowohl in den Verhältnissen zu Weimar als in der Tiefe seines Gemüths verwebt und auf diese Art die reinen Typen des Dichters, des Weltmanns, des Fürsten auf ganz realer Grundlage schafft, oder die Ideale völlig mit Realität sättigt und dabei das Leben Tassos durch Vor- und Rückblicke in der Geschichte eines vorbildlichen Tages concentrirt. Das Schicksal, die Ereignisse entwickeln sich aus den Charakteren, die Empfindung, das Erlebniß wird durch den betrachtenden Geist zum Gedanken, zur allgemeinen Lebenswahrheit ausgebildet. Und so spricht der Dichter auch den Begriff des Tragischen tiefsinnig aus:

Zu fürchten ist das Schöne, das Vortreffliche,
Wie eine Flamme, die so herrlich nützt,
So lang sie dir auf deinem Herde brennt,
So lang sie dir von einer Fackel leuchtet;
Wie hold! wer mag, wer kann sie da entbehren?
Doch greift sie ungehütet um sich her,
Wie elend kann sie machen!

Oder in einer andern Stelle:

Verbiete du dem Seidenwurm zu spinnen,
Wenn er sich schon dem Tode näher spinnt!
Das köstliche Geweb' entwickelt er
Aus seinem Innersten, und läßt nicht ab,
Bis er in seinen Sarg sich eingeschlossen.

O geb' ein gü'ger Gott auch uns dereinst
Das Schicksal des beneidenswerthen Wurms,
Im neuen Sonnenthal die Flügel rasch
Und freudig zu entfalten!

Auch im Egmont haben wir die Tragödie eines idealen Gemüths. Er ist der lebensfreudige jugendliche Held, der seiner guten Natur gewiß den Augenblick rückhaltslos genießt, und auch dann keine Runzeln des Nachdenkens auf der leuchtenden Stirne will, wenn der Ernst der Zeit furchtbar mahnend herantritt. „Scheint mir die Sonne heut, um das zu überlegen, was gestern war?" In diesen Worten liegt sein Sinn und sein Geschick. In der Arglosigkeit seiner Natur bleibt er, als Oranien geht, und eröffnet die Falten seines Herzens vor Alba, der plötzlich mit festem Tritt sich in das heitere bewegliche Treiben hineinstellt und ein ehernes, unentrinnbares Netz über die Häupter der Niederländer auswirft. Herrlich ist der Gegensatz der Principien in seiner Unterredung mit Egmont dargelegt, nur daß sie nicht dramatisch ist, weil Albas Entschluß auch ohne sie feststand, statt daß er sich erst aus diesem Gespräch entscheiden sollte. Sehr fein hat Hillebrand bemerkt, wie auch Egmonts Element die Phantasie ist, und darum vor seinem Tode ihr Licht noch einmal hell aufstrahlt, ihm die Freiheit in der Gestalt der Geliebten erscheinen und den Traum des Lebens von Freiheit und Liebe ihn noch einmal träumen läßt.

Ich habe in meiner Aesthetik * von der Einheit der Stimmung im kunstvollendeten Drama gesprochen, von dem Grundton, der das Ganze bis in jeden einzelnen Vers hinein durchklingt, und in jedem Werk ein anderer ist; der Tonreichthum und die Harmonie der Goetheschen Dichtungen erhellt, wenn wir die drei eben betrachteten Werke in dieser Hinsicht vergleichen. Die Scene der Iphigenie ist der heilige Hain vor einem antiken Tempel, und eine priesterliche Feierlichkeit, eine plastische Formklarheit waltet durch das ganze Stück. Dagegen führt uns der Egmont auf den Markt der Niederländer mit seinem Volkstreiben und in das stille Bürgerhaus; wir haben eine malerische Fülle genrehafter Gestalten mit dem perspektivischen Hintergrunde des Umschwungs der Zeit vor uns. Im Tasso aber wandeln wir in einem italienischen Garten mit seinen Lorbeeren und Cypressen, seinem Orangenduft und südlich warmen Himmel, und der Glanz der Romantik ist leuchtend über das Ganze ausgebreitet. Idee, Charaktere, Handlung, Zeit und Ort, eines stimmt zum andern, folgt aus dem andern, und so gewinnen wir in aller Fülle einen eigenthümlichen Totaleindruck.

Goethe brachte diese Dichtungen seinem Volk als Geschenk aus Italien mit. Aber es hatte anderes von ihm erwartet, wildgeniale, leidenschaftliche Werke, wie der Götz und Werther gewesen; er hatte in Rom sich selbst gefunden, stand aber heimgekehrt den andern nun unverstanden gegenüber. Schillers Räuber und Heinses Ardinghello beherrschten das Publikum, Werke, mit deren roher Naturkraft und kühner Sinnlichkeit er es nicht mehr aufnehmen konnte noch wollte, die der idealen Ruhe und durchgebildeten Schönheit seiner neuesten Schöpfungen widersprachen, das von ihm Angestrebte in Frage stellten. War er in sich gerundeter und fertiger geworden, so schloß er sich nun auch mehr in sich und für sich ab, hielt alles Störende fern und lebte seinen Erinnerungen, Studien und Ideen. Der Zauber, mit dem Frau von Stein früher beschwichtigend und mildernd auf ihn gewirkt, hatte durch das Ende der Gährung und der Lehrjahre sein Ziel gefunden, Goethe war ihm entwachsen. M. Carriere.

* Aesthetik II, 600 ꝛc.

(Schluß folgt.)

Johanna d'Arc.

(Fortsetzung.)

Wir dürfen die Glanzperiode im Thatenleben unserer Heldin nicht verlassen, ohne eine Streitfrage in Betrachtung zu ziehen, deren Wurzeln bis in den Revisionsproceß hinauf reichen. Wir fassen diese Streitfrage in die Worte zusammen: Ist die Krönung des Königs in Reims, oder ist die Vertreibung der Feinde aus ganz Frankreich der Endpunkt von Johannas Mission? Je nachdem die Antwort ausfällt, erhalten

Geschichte und Charakter der Jungfrau eine verschiedene Beleuchtung. Erstreckte sich der göttliche Auftrag nicht über die Salbung Karls VII. hinaus, dann hat Johanna, indem sie durch die Bitten ihres Königs sich zum Bleiben bestimmen ließ, ihren Beruf überschritten; Menschen hat sie mehr als Gott gehorcht, und ihre späteren Unfälle, zuletzt die Gefangenschaft erscheinen im Lichte göttlicher Strafgerechtigkeit. Anders im andern Falle. Wenn Gottes Wille, den sie in ihren Stimmen zu vernehmen glaubte, ihr die vollständige Errettung des Vaterlandes vom Feindesjoch zur Pflicht machte, dann können die Gründe, weßhalb sie das gottbefohlene Werk nicht zum Abschluß brachte, nur in ihr oder in denen gesucht werden, an welche ihre Sendung gerichtet war. Prüfen wir nunmehr die Beweise für die in neuester Zeit wieder stark vertretene Ansicht, daß Johanna dem König zu Gefallen unter den Waffen geblieben sey. Der Hauptverbreiter derselben ist Villeret im 14. Bande seiner Geschichte von Frankreich.

Im August des Jahres 1429 ward der König mit seinem Heere bei Crepy in Valois von dem Landvolk mit begeistertem Jubel empfangen. Johanna, welche zwischen dem Grafen Dunois und dem Erzbischof ritt, war davon so entzückt, daß sie in die Worte ausbrach: „Das ist ein gutes Volk; ich habe noch kein anderes Volk gesehen, das sich so gefreut hätte über die Ankunft eines so edlen Königs. Wäre ich so glücklich, in dieser Erde begraben zu werden, wenn ich stürbe!" — „An welchem Orte," fragte der Erzbischof, „habt Ihr die Hoffnung zu sterben?" — „Wo Gott will," antwortete Johanna, „denn ich weiß von der Zeit und dem Orte nicht mehr, als Ihr. Möchte es Gott, meinem Schöpfer, gefallen, daß ich nunmehr die Waffen ablegte und zu meinem Vater und zu meiner Mutter zurückkehrte, ihnen zu dienen und ihre Schafe zu weiden mit der Schwester und meinen Brüdern, die sich sehr freuen würden, mich wieder zu sehen." * So berichtet Graf Dunois. Das Tagebuch der Belagerung von Orleans (verfaßt im Jahr 1467) und nach diesem die Chronik der Jungfrau geben die Stelle mit folgender Veränderung wieder: „À quoi elle respondit que non, et qu'en la volonté de Dieu en estoit; disant oultre à luy et aux autres seigneurs: „J'ay accomply ce que Messire me avoit commandé, qui estoit lever le siége d'Orléans et faire sacrer le roy." Je vouldroy qu'il luy pleust me faire remener à mon père et à ma mère, affin que je gardasse mes brebis et mon bestial, et feisse ce que je souloie faire." Der hervorgehobene Satz ist von den Chronisten, denen das Verbindungsglied zwischen dem letzten und vorletzten Satze entging, lediglich zu dem Zwecke eingeschoben, Johannas Wunsch anschaulicher zu begründen, und hat demnach auf historische Gültigkeit keinerlei Anspruch. Villeret erlaubt sich, die Worte der Chronisten von Crepy nach Reims hinüberzuspielen und daraus ein Zwiegespräch zwischen Johanna und dem König zu bilden, worin jene um ihre Entlassung bittet und dieser sie weigert. *

Die Hauptstütze, worauf die Vertreter der fraglichen Ansicht bauen, ist die Schlußstelle in der Zeugenaussage des Grafen Dunois. Zuletzt sagt der Zeuge, darüber befragt: „Obgleich Johanna manchmal, um die Krieger aufzumuntern, im Scherz redete über vieles, was auf den Krieg Bezug hat, was vielleicht nicht zur Ausführung gekommen ist, so behauptete sie doch, wenn sie ernsthaft vom Kriege, von ihrem Werke und von ihrem Berufe (vocatione) sprach, niemals etwas anderes, als daß sie gesandt sey zur Aufhebung der Belagerung von Orleans, zur Hülfe des unterdrückten Volkes in der Stadt und den umliegenden Ortschaften und zur Führung des Königs nach Reims, damit er gesalbt werde." Schlechthin und ohne Beiwerk bezeichnen auch F. Garivel, der übrigens im Jahr 1429 ein Kind von dreizehn Jahren war, ferner W. von Richarville, G. Thibaud und S. Charles die beiden von Dunois angegebenen Stücke als Johannas Aufgabe.

Sehen wir zunächst von den letztgenannten Zeugen ab, die höchstens nur einen Beweis aus dem Schweigen ermöglichen, und halten uns lediglich an Dunois, so müssen wir erstens behaupten, daß seine Angabe ein sehr bestimmtes Zeugniß gerade für das ist, was sie verneinen soll. Johanna hat also vieles in Aussicht gestellt, was nicht zu Stande gebracht ist. Durch wen nicht? Doch nur von ihr nicht, denn zur Zeit des Revisionsprocesses war allerdings alles in Erfüllung gegangen, was Johanna verkündigt hatte. Und dieses Viele, was sie ihren Kriegern zur Ermuthigung vorhielt, was wird es sonst gewesen seyn, als die

* Treffend Hase, S. 38: Es ist der Seufzer eines noch versagten Glücks und mit dem Bewußtseyn dieser Versagung. — Und S. 301: Jedenfalls liegt in der Weise, wie die Jungfrau den Wunsch ausspricht, nach Dunois wie nach der Chronik, daß sie nicht eine volle Berechtigung desselben anerkennt und nicht auf sofortige Gewährung desselben hofft.

* Pour en être venu là, il faut d'abord avoir commis un contre-sens sur la phrase: je voudrais qu'il lui plut, en rapportant au roi le pronom qui se rapporte à Dieu. Quicherat Aperc. p. 38.

Befreiung des ganzen Vaterlandes? Zweitens aber: Wem fällt nicht die Absichtlichkeit im Munde des Fragestellers und die überlegte Zurückhaltung und Abgemessenheit in der Antwort des Grafen auf? Wir haben oben bereits darauf aufmerksam gemacht, daß wenn Johanna auf Geheiß ihrer Heiligen beim Heere geblieben sey, das theilweise Scheitern ihrer Mission in den Augen der treuen Franzosen nur zwei Ursachen gehabt haben könne. Entweder mußte Johanna, oder mußten die, denen ihre Sendung galt, sich der Gnade Gottes unwürdig gemacht haben, die letzteren dadurch, daß sie nicht gethan, was Johanna als Gottes Willen bezeichnete. Auch ließen beide Möglichkeiten sich vereint denken. Durfte man sie aber auch gelten lassen? Die eine nicht, ohne Johanna, die andere nicht, ohne den König in tiefen Schatten zu stellen. Kurz, wir glauben, daß, um beides zu verhüten, man im Revisionsproceß das Ansehen des Grafen nach beiden Seiten hin als Schild gebraucht hat, und daß es dem Herzen Dunois nicht schwer geworden ist, sich mit seinem Gedächtniß abzufinden. Vergessen wir dabei nicht, daß alle Zeugen den Zeitabschnitt zwischen der Krönung des Königs und Johannas Gefangennahme so gut wie ganz mit Stillschweigen übergehen. Wie aber? Bliebe nicht auf diese Weise Johanna dennoch im Nachtheil? Dem wäre so und wir würden Dunois einseitiger Rücksichtnahme beschuldigen dürfen, wenn in den Quellen auch nur die leiseste Spur sich vorfände, daß Freund oder Feind das Bleiben im Dienste des Königs ohne göttliches Gebot der Jungfrau zum Vorwurf gemacht hätte. Erinnern wir uns übrigens, daß im Gedanken Johannas das französische Reich das Reich Christi, der französische König Lehensträger des Herrn im Himmel war, und daß ihr aus dieser Idee die Ueberzeugung entsprang, der Besitz der Krone sey die göttliche Bürgschaft für die Wiedereroberung des ganzes Reichs; * so kann es für uns keinem Zweifel unterliegen, daß Johanna recht oft die Weihe Karls in Reims, deren Vorbedingung Orleans Rettung war, kurzweg als den Zweck ihrer himmlischen Sendung bezeichnet hat, das Höchste für das Ganze setzend. Dieß wird der Natur der Sache nach vorzugsweise zu Anfang ihres Auftretens, wo ihr das Ganze ihrer Mission noch als ideelle Einheit und die Krönung als deren Mittelpunkt vor Auge stand, der Fall gewesen und zum Theil schon daraus die Thatsache zu erklären

* Das ist der Kern ihres Gedankens, den Dunois (D. III, 13) im Gedächtniß bewahrt hat: Quod, dum rex esset coronatus et sacratus, potentia adversariorum diminueretur semper, nec possent finaliter nocere sibi neque regno.

seyn, daß Garivel und die erwähnten Mitzeugen das Bekenntniß, welches Johanna in Chinon und Poitiers über ihren Beruf abgelegt hat, auf Orleans und Reims beschränken. Daß aber Johanna dabei keineswegs stehen geblieben ist, sondern sowohl ihrem König bei der ersten Audienz, als der Prüfungsbehörde in Poitiers die Befreiung des ganzen Vaterlandes als ihre Aufgabe dargestellt hat, das läßt sich unseres Dafürhaltens zur abschließenden Gewißheit erheben.

Wir stellen in den Vordergrund unserer Beweisführung ein Wort Johannas, das für sich allein zur Entscheidung ausreicht, aber sonderbar genug sämmtlichen Forschern entgangen ist. Im Verhöre vom 13. März 1431 hat Johanna ihren Richtern gesagt: „Der Engel versicherte dem König, indem er ihm die Krone brachte, er werde das ganze Reich ungeschmälert erhalten durch die Hülfe Gottes und die Mühwaltung der Johanna (quod ipse haberet totum regnum Franciae ex integro, mediante auxilio Dei et mediante labore ipsius Johannae)." Wir kennen ja die Engelsfiction und wissen, daß der Engel hier Sinnbild der Johanna selber ist, wie sie ihrem König die ihr durch den Erzengel Michael und die Heiligen gewordene Offenbarung verkündigt. Wer den einfachen Worten nicht unnatürlichen Zwang anthun will, wird sie nur so verstehen können: „Ich Johanna bin von Gott gesandt, um in seiner Kraft Dir (Karl VII.) ganz Frankreich zu erobern." Das hat Johanna dem König bei der ersten Unterredung in Chinon gesagt.

An die Engländer läßt Johanna in Poitiers am 22. März 1429, also ein paar Wochen später, schreiben: „Ich bin hierher geschickt von Gottes wegen, des Himmelskönigs, um euch Leib gegen Leib aus ganz Frankreich zu verjagen (pour vous bouter hors de toute France)." In den fünf Abschriften, worin sich dieser Brief erhalten hat, stehen diese Worte, und was das Wichtigste ist, Johanna hat dieselben vor Gericht als ächt anerkannt. Sie entsprechen haarscharf der Versicherung, die sie dem König gegeben hat.

Sehen wir nunmehr, wie Johanna ihre in Chinon und Poitiers gethanen Aeußerungen bis über Reims hinaus in die Gefangenschaft hinein aufrecht erhält. In Selles setzte sie am 6. Juni vor Beginn des Loirefeldzugs dem Herrn Veit von Laval, bei einem Besuche desselben, Wein vor mit den Worten, sie werde ihm bald in Paris Wein zu trinken geben, was jener am 8. Juni seiner Mutter schrieb. Unter dem 21. Juni dieses Jahres berichtete Perceval von Boulainvilliers, Seneschal von Berri, dem Herzog von Mailand, Johanna sage, sie sey von Gott geschickt, um die Engländer

aus Frankreich zu vertreiben; der Herzog von Orleans müßte auf wunderbare Weise befreit werden. Sie meint damit ihren Zug nach England, sofern der Herzog nicht durch Austausch gegen gefangene Engländer erlöst werde. Am 4. Juli fordert Johanna die Bürger von Troyes im Namen Gottes auf, dem König Gehorsam zu leisten, der in der Kürze in Reims und in Paris seyn werde. Am Krönungstage, den 17. Juli, melden drei Edelleute vom Hofe Karls VII. der Königin: „Morgen wird der König nach Paris ziehen. Die Jungfrau hegt keinen Zweifel, daß sie Paris ihm unterwerfen werde.“ Perceval von Cagny sagt in seiner Chronik unmittelbar nach der Beschreibung der Krönung: „Die Jungfrau hatte die Absicht, den König in seine Herrschaft wieder einzusetzen und sein Reich unter seine Botmäßigkeit zu bringen.“

Vor Ablauf des Juli, nach der Krönung, meldete Karls Geheimsecretär, Alain Chartier, einem Fürsten des Auslandes, die Stimme des Erzengels habe der Jungfrau aufgetragen: „Befreie Orleans von der Belagerung, führe darauf den König nach Reims zur Krönung, gib dem Geweihten Paris wieder und setze ihn wieder ein in sein Reich (regnum restituas).“ Am 5. August meldet Johanna den Bewohnern von Reims: „Der König hat einen Waffenstillstand von vierzehn Tagen geschlossen mit dem Herzog von Burgund auf die Bedingung hin, daß dieser ihm Paris mit Ablauf der vierzehn Tage friedlich übergebe. Mittlerweile wundert euch nicht, daß ich nicht so schnell daselbst einziehe ꝛc.“ Und daß die Jungfrau selbst in der Gefangenschaft die Hoffnung nicht aufgab, ihren göttlichen Beruf noch bis zu Ende zu vollbringen, dafür spricht einestheils ihre feste Erwartung, durch eine That Gottes der Gewalt ihrer Feinde entrissen zu werden (oportebit semel quod ego sim liberata), * anderntheils, und zwar am 2. Mai 1431, kurz vor ihrem Tode, das schlagende Wort, womit sie die Ermahnung der Richter, ein Weiberkleid anzuziehen, zurückweist: „Wann ich das werde vollbracht haben, um dessentwillen ich von Gott gesandt bin, dann werde ich weibliche Kleidung anlegen.“

Alle diese Zeugnisse runden sich zu einem gegen jeden Widerspruch so fest in sich geschlossenen Ganzen, daß es keines indirekten Beweises bedarf, um die Thatsache zu begründen, daß die Wiedereroberung von ganz Frankreich in Johannas Idee das Ziel ihrer göttlichen Sendung war. Indessen gibt es auch einige indirekte Beweise, die wir zum Schlusse anführen wollen. Desjardins meint, wenn Johanna die Absicht zu gehen offenbart hätte, so würde ihr schwerlich Seitens der Hofleute ein Hinderniß in den Weg gelegt worden seyn. Hase bemerkt ganz richtig: „Das Jahr ihrer Sendung war kaum zur Hälfte abgelaufen, und es zeigt sich keine Spur, daß sie gegen die Stimmen ihrer Heiligen, auf die sie fortwährend hört, geblieben wäre.“ Auch keine Spur von Reue oder Gewissensbissen, fügen wir hinzu, kein Anzeichen, daß sie ihre Gefangennahme als Strafe für die Ueberschreitung ihres göttlichen Berufes und für die Mißachtung ihrer Heiligenstimmen betrachtet hätte. Und eben dieser Umstand führt uns auf einen Gedanken, der, so nahe er liegt, ja vielleicht gerade um deßwillen, noch keinem Kritiker in den Kopf gekommen ist. Für uns und, wie wir hoffen, für jeden, der die Verhörakten nachlesen will, ist dieser Gedanke von so siegender Beweiskraft, daß er nicht bloß Einem, sondern sämmtlichen positiven Zeugnissen die Wage hält und die ganze Streitfrage unbedingt beseitigt. Die Richter haben nämlich Johanna gefragt, ob sie immer thue und erfülle, was die Stimmen ihr vorschrieben, und sich zu wiederholten malen herbeigelassen, sie des Ungehorsams gegen ihre Stimmen zu zeihen, offenbar in der Absicht, sie als eine Gottlose zu brandmarken. Welch ein besseres Mittel, welche schärfere Waffe hätten sie gehabt, um einen wahren Streich der Vernichtung gegen die Jungfrau zu führen, als wenn sie ihr das Bleiben beim Könige wider ihres Gottes und seiner Heiligen Gebot unter die Augen gerückt hätten! Gegen einen solchen Schlag hätte es für Johanna keine Wehr gegeben, mit schweigender Scham hätte sie ihn hinnehmen müssen. Aber nicht die geringste Andeutung, nicht die entfernteste Spur eines solchen Vorhaltes oder Hintergedankens findet sich in den Proceßakten oder sonst irgendwo. Daß den Richtern die Sache selbst unbekannt geblieben wäre, auf diesen Einwand könnte nur derjenige verfallen, der nie einen Blick in die Akten gethan hätte und nicht wüßte, wie bis in's Kleinste unterrichtet Johannas Gegner über alles waren, was auch nur von ferne einen Schatten auf sie zu werfen schien.

* Den tieferen Sinn jener Verheißung verstand Johanna erst auf dem Scheiterhaufen.

Correspondenz-Nachrichten.

Wien, Februar.

Der Leichnam im Koffer.

Wir haben uns in jüngster Zeit in den tiefsten Frieden zurückgeträumt. Was kümmerten uns die Bedrängnisse des Hauptes der Christenheit, was die Zettelungen des Napoleonschen Lehrsatzes von der natürlichen Grenze, was die vier Vorschläge John Russells, was die siegreiche Schlacht des Grafen von Lucena? Wir hatten ja eine einheimische Blutthat, eine so schauerliche Mordgeschichte, als nur je eine das gewisse „Gruseln" erzeugte, welches zu den beliebtesten Erregungen des Menschengeschlechts gehört.

Der Thatbestand ist in kurzem folgender: Zu Rzeszow im polnischen Oesterreich ruhte seit langer Zeit vergessen ein Koffer, angeblich mit „Delicatessen," dessen Bestimmung nicht zu ermitteln gewesen. Kein Empfänger hatte sich gemeldet, kein Absender verlangte das Gepäckstück zurück. Im Lagerhause herrschte seit Monaten ein gräulicher Gestank, der endlich so pestilenzialisch überhand nahm, daß eine ernstliche Untersuchung veranlaßt wurde. Man gerieth auf den vergessenen Koffer. Muthmaßlich befanden sich Würste oder Schinken darin, welche in Fäulniß übergegangen. Die Eröffnung ward verfügt. Man fand eine zerstückelte Leiche. Im Anfang wußte niemand, woher die Sendung gekommen, wer der Todte im Leben gewesen. Bald jedoch ergab sich die Spur, von wo der unheimliche Koffer gekommen; sie führte nach Prag, von dort nach Wien zurück bis in das Speditionsmagazin der Nordbahn. Nach und nach stellte sich heraus, daß der Ermordete ein Kaufmann Namens Karl Hurtz war, von dem es seit dem Frühjahre 1859 hieß, er sey mit einer eben erhobenen Summe Geldes durchgegangen, und der deßhalb steckbrieflich verfolgt worden. Auch der Mörder wurde sofort ermittelt und handfest gemacht. Um den Hergang verständlich zu machen, sind vorerst einige Nebenumstände beizubringen. Die Brüder Joseph und Karl Hurtz besaßen eine Fabrik in Leobersdorf (unterhalb W. Neustadt) an der Südbahn, eine andere — von Spiegelrahmen — in der Alservorstadt und eine Muster-Niederlage in der innern Stadt, wo Bestellungen angenommen wurden. Die Fabrik in Leobersdorf leitete Joseph Hurtz unmittelbar; er wohnte draußen. Der Fabrik in der Alservorstadt stand Karl als Buchhalter vor; einen großen Theil der Schreibereien besorgte er in der rückwärts gelegenen zweiten Abtheilung des Gewölbes in der Bischofgasse, wo im übrigen ein Commis den laufenden Geschäften oblag, die Muster besehen ließ, die Bestellungen verzeichnete und gehörigen Ortes meldete.

Dieser Geselle, Namens Schmitt, war vor ungefähr sechs oder sieben Jahren, ein vierzehnjähriger Bube, als Lehrling eingetreten. Joseph Hurtz mochte den Burschen von allem Anfang an nicht recht leiden, ließ ihn sich aber gefallen, weil Karl Fürbitte einlegte und weil der ältere Bruder Schmitts Sollicitator beim Rechtsfreunde des Hauses, dem Advokaten Dr. Kreutzberg, war. Gleich wie gegen den Burschen hatte Joseph Hurtz eine große Abneigung gegen die Einrichtung des Gewölbes in der Stadt bewiesen. Die Ausgabe schien ihm zu groß im Verhältniß zum Nutzen. Die am Geschäft betheiligten Verwandten und der jüngere Bruder Karl hatten durch ihr Zureden den Widerstand überwunden. Man könnte sagen, Joseph habe eine Ahnung des schlimmen Ausganges empfunden; aber da drängt sich ganz von selbst die Frage auf, warum nicht Karl derlei Ahnungen gehabt? Bei dem wären sie besser am Platze gewesen. In ihm wurde keine jener Stimmen laut, von denen Schillers Wallenstein behauptet: „Doch Warnungsstimmen möcht' ich sie nicht nennen, die nur das Unvermeidliche verkünden." Er hegte und pflegte seinen zukünftigen Mörder und beschwichtigte sogar mehrmals seinen Bruder, als Unterschleife entdeckt wurden, die Schmitt begangen hatte. Durch diese Güte und Nachsicht wurde der Schlingel indessen nicht gebessert, und wie es scheint, war auch Karl Hurtz am Tage vor seinem Verschwinden drauf und dran, ihn fallen zu lassen. Er mag eine grobe Unterschlagung entdeckt haben, deren Betrag sich auf 400 fl. belief; für diesen Betrag hat Schmitt Waaren aus der Niederlage verkauft, die dort nur, wie schon gesagt, als Muster ausstanden. Um die Sache zu vertuschen, hatte er eine Stelle im Kassenbuche gefälscht, und alle Anzeichen deuten darauf hin, daß Karl die Radirungen entdeckt hatte. Nach Karls Verschwinden behauptete Schmitt, dieser habe die fehlenden Gegenstände an einen Fremden verkauft, der seine eigenen Träger mitgebracht.

Dem Verschwinden waren folgende Umstände vorhergegangen. Das Haus hatte Zahlungen im Betrage von 14,000 fl. zu leisten. Die Kasse in der Alservorstadt enthielt deren nur 5000. Karl mußte also für die Ergänzung der Summe sorgen. Er erhob bei der Creditanstalt 6000 fl., kassirte für 800 fl. fällige Wechsel ein und sorgte für die übrigen 2200 fl. in anderer Weise. Von diesen Geschäftsgängen ermüdet kam er Abends gegen sieben Uhr in die Niederlage. Man muthmaßt, daß er dort an seinem Pulte das zusammengebrachte Geld zählte und ordnete, und nebstbei den Schmitt wegen der unterschlagenen 400 fl.

zur Rede stellte. Möglicherweise mag er auch gesagt haben: „Meine Nachsicht ist zu Ende und ich muß dich der gerechten Entrüstung meines Bruders anheimgeben.“ Schmitt ergriff eine Sperrstange der Gewölbthüre und führte mit dieser eisernen Keule einen Streich auf Karls Schädel mit solcher Gewalt, daß er ihm die Hirnschale bis zum Nasenbein zerschmetterte, worauf er die Gasflamme abdrehte und hinausging, um das Gewölbe zu sperren. Ein Zeuge, der Schwager Josephs, Namens Schönwetter, traf ihn um sieben Uhr beim Zuschließen an und sah ihn die Richtung gegen die Alservorstadt einschlagen. Schmitt kam indessen nach einiger Zeit zurück, um die Leiche wegzuschaffen; und hier ergeben sich einige Anzeichen, daß der Mord ein vorbedachter gewesen, wenn auch angenommen werden mag, daß die Drohung Karls, „den Betrüger fallen zu lassen,“ den noch wankenden Vorsatz zur Reife gebracht. Daß Karl an jenem Tage Geld zusammentreiben werde, dürfte er früher schon gewußt haben. Er schälte den Leichnam aus den Oberkleidern, zerstückelte ihn und packte die „Waare“ in einen Koffer, mit ihr ein Waschbecken und ein Handtuch, die Blutspuren trugen. Das Behältniß war damit voll. Die Lache des vergossenen Blutes war bis in die vordere Abtheilung des Gewölbes geronnen. Er nahm ein Gefäß mit Goldlack, der zu den Verkaufsgegenständen des Geschäfts gehörte, und leerte die Flüssigkeit darüber aus. Von der Hausmeisterin ließ er sich „zum Fußwaschen“ ein Schaffel (einen kleinen Kübel) mit Wasser bringen, das er ihr unter der Thüre abnahm. Mit diesem Wasser nahm er die erste Abwaschung des Estrichs vor. Gegen neun Uhr Abends begab er sich zu seiner Braut und brachte ein Päckchen Männerkleider mit. Als kaum der Morgen graute, kam Schmitt in Begleitung eines fremden Weibes zur Niederlage zurück und ließ den Boden scheuern. Die Hausmeisterin beschwerte sich über diese Beeinträchtigung ihres Erwerbes. Er entschädigte sie mit einem Gulden und entschuldigte den Vorgang durch die Ausrede: Herr „von“ Hurtz sey mit ihr unzufrieden. Die Stiefeln des Ermordeten, in deren einem der zerknitterte Hut steckte, schenkte er dem Aufwaschweibe. Den Koffer trug er selbst in das Gütermagazin der Nordbahn, wohin er durch das Hinterhaus gelangen konnte. Die Aufschrift lautete nach Prag, wohin er — wie es scheint — selbst gefahren, um die Sendung nach Rzeszow zu leiten. Den Rock des Ermordeten schenkte er später dem Bruder seiner Braut. Die Hosen waren noch in der Nacht des Mordes verbrannt worden. Der Schönen hatte Schmitt gleich nach der That 2500 fl. verehrt.

Am Abend war Karl Hurtz nicht nach Hause gekommen. Man vermuthete ihn bei seinem Bruder, in Leobersdorf. Nachdem er Morgens jedoch weder mit dem ersten noch mit dem zweiten Bahnzuge zurückgekehrt, wurde nach Leobersdorf die Mahnung an die fälligen Zahlungen telegraphirt. Joseph Hurtz fuhr mit dem nächsten Zuge zur Stadt. Sein Bruder blieb verschwunden. Allgemein faßte man den Verdacht, er sey mit den Tags zuvor erhobenen Geldern durchgegangen. Nur Joseph glaubte nicht an die entehrende Auslegung. Sein brüderliches Vertrauen in die ihm wohlbekannte wackere Gesinnung des Mannes, der bis in sein neunundzwanzigstes Lebensjahr den tadellosesten Wandel geführt, stützte sich auch auf äußerliche greifbare Thatsachen, die seltsamerweise vergebens gegen die vorgefaßte Meinung stritten. Die Kasse in der Alservorstadt enthielt die 5000 fl., welche sie nach dem richtig gestellten Buche enthalten mußte. Von der Leibwäsche Karls fehlte nichts, als was immer fehlen mußte, nämlich je ein Stück, das er am Leibe trug. Dieselbe Bewandtniß hatte es mit den Kleidern. Im Pulte fanden sich Ringe, Ketten und andere Kleinigkeiten von Werth, sogar die Brieftasche des Verschwundenen, lauter Dinge, die ein Dieb nicht liegen ließe, der nur 9000 fl. gestohlen, um damit in die weite Welt zu laufen. Niemand außer Joseph wollte das einsehen. Die Behörde erließ Steckbriefe nach dem Flüchtling. Der Verdacht gegen Schmitt, welchen der Fabrikant unverholen äußerte, blieb gänzlich unberücksichtigt. Allgemein galt Josephs Auffassung für eine fixe Idee.

Befangen von seiner sogenannten Einbildung, wie er nun einmal war, beschloß Joseph Hurtz, den Verdächtigen nicht aus den Augen zu lassen, behielt ihn deßhalb — und nur deßhalb — in seinem Dienste und äußerte gegen seine Freunde zu wiederholten malen: „Den Schmitt spare ich mir auf.“ Aus dieser Ursache erhielt Schmitt auch nicht den Urlaub zu einer Reise, die er zu machen wünschte. Unterdessen betrieb der Commis seine Heirathsangelegenheiten. Der Vater seiner Geliebten, ein Kleinhäusler und „Badwaschl“ (Badediener) im nahen Curort Baden, wollte von der Verbindung nichts wissen. Eines Tags im Sommer 1859 machte Schmitt einen Besuch beim Schwiegervater in spe. Sie gingen zusammen zum Heurigen, wobei sie wie gewöhnlich Streit bekamen. An demselben Tage noch fand der Alte seinen Tod durch einen Sturz in den Keller. Man schrieb das Unglück dem Weine zu. Jetzt ist der Verdacht aufgetaucht, daß Schmitt dem Rausche ein wenig nachgeholfen habe. Die Tochter legte Trauer an, wartete die Zeit ab und ließ sich dann mit Schmitt aufbieten. Die Hochzeit sollte noch im laufenden Fasching stattfinden. Das zweite Aufgebot erfolgte am Tage nach der Verhaftung des Brautpaares, wovon das Pfarramt noch nicht unterrichtet war.

Im Laufe des Spätherbstes wohnte Joseph Hurtz einer Jagd bei. Unter der Gesellschaft befand sich ein Polizeicommissär. Dieser fragte Joseph gelegentlich, ob keine Spur von Karl aufgetaucht sey? Die Frage mußte verneint werden, aber sie fiel dem Beamten wieder ein, als der Bericht von dem Funde zu Rzeszow hieher gelangte und gerade ihm zur Amtshandlung zugetheilt wurde. Er veranlaßte einen Freund des Fabrikanten, diesen nach Wien zu bescheiden; „es handle sich um wichtige Familienangelegenheiten,“ hieß es im Telegramm. „Das betrifft meinen Bruder Karl!“ war Josephs erstes Wort, als er

die Zeilen gelesen. Natürlich eilte er spornstreichs nach Wien, zum Freunde, der ihm telegraphirt, und mit diesem zum Commissär. Auf dem Tische des Beamten lagen die ersten Acten in der Sache „die Leiche im Koffer," obenauf der Frachtbrief zum Koffer. Den Frachtbrief sehen und ausrufen: „Schmitts Handschrift!" war für Hurtz das Werk eines Augenblicks. Sofort verfügte der Commissär die polizeiliche Verhaftung des Schmitt, und diese Maßnahme fand sich bald genug dergestalt gerechtfertigt, daß nicht nur die Braut des Verdächtigen eingezogen, sondern auch die Angelegenheit schon nach wenigen Tagen dem Landesgerichte übergeben werden konnte. Sub judice lis est, heißt es jetzt. Am Tage der Schlußverhandlung wird sich zeigen, was von den oben angegebenen Umständen mehr oder weniger richtig ist. Im Polizeigewahrsam soll der Angeklagte die Zerstücklung, Verpackung und Versendung der Leiche eingestanden, den Mord selbst jedoch in Abrede gestellt haben. Nach seiner Angabe wäre am verhängnißvollen Abend ein Fremder, und zwar ein Engländer, zu Karl Hurtz in's Gewölbe gekommen. Letzterer habe ihn, den Schmitt, fortgeschickt, um Briefmarken zu holen. Bei seiner Rückkehr habe er seinen Brodherrn erschlagen gefunden und sich verführen lassen, mit dem Mörder den Raub zu theilen. Sothaner Fremdling, der hier als Engländer auftritt, ist so ziemlich aller Welt bekannt. Wer den alten Pitaval, die neuen „Pitavals," die englischen und französischen Gerichtsverhandlungen u. d. m. fleißig gelesen, hat den Unbekannten tausendmal unter verschiedenen Gestalten angetroffen und zugleich die Erfahrung gemacht, daß der geheimnißvolle Gesell eine außerordentliche Gewandtheit darin besitzt, sein „Anderswo" durch unverwerfliche Zeugnisse festzustellen, und zwar mit dem sonst unerhörten Vorrechte, bloß seine Abwesenheit zu bekunden, ohne seine Anwesenheit an irgend einem Orte darzuthun. Ich vermuthe, daß er auch dießmal mit dem abstoßenden Pol ohne Hinweisung auf den anziehenden ausreichen dürfte.

Da sozusagen von nichts anderem die ganze Zeit her in der Stadt geredet wurde, so versteht es sich von selber, daß die Erfindungsgabe in ausgiebigstem Maße ihr Spiel dabei trieb. Ich habe jedoch, wie sich's gebührt, mir rechtschaffen Mühe gegeben, die Spreu vom Korn zu sondern, und glaube nach den zuverlässigsten unter den zugänglichen Quellen meinen Bericht abgefaßt zu haben, so daß er so ziemlich das darstellen dürfte, was man bis jetzt wissen oder mit einigem Grunde muthmaßen kann. Wenn ich mich zum Echo aller Gerüchte, namentlich über die minder erheblichen Einzelheiten machen wollte, so müßte ich noch ein paar Briefbogen vollschreiben, was sowohl gegen die schuldige Rücksicht für die Leser, als auch gegen die Achtung vor der erhabensten Amtshandlung menschlicher Rechtspflege verstoßen würde. Einstweilen genüge uns, daß der arme Karl Hurtz, nachdem er sein junges Leben unwiederbringlich eingebüßt, wenigstens wieder zu einem ehrenvollen Andenken gekommen ist, und daß seine Angehörigen, deren Wohlstand sein Verschwinden mit dem Gelde so folgenschwer erschütterte, nicht mehr der Versuchung ausgesetzt sind, ihr Mißgeschick ihm zur Last zu legen. Es dürfte auch zu erwarten stehen, daß nach der Aufhellung des Zusammenhangs das eingeleitete Vergleichsverfahren der Firma Hurtz mit ihren Gläubigern desto erfreulichere Ergebnisse liefere, indem sich das Mißtrauen beseitigt, welches die vermeintliche Unredlichkeit eines Mitgliedes gegen die gesammte ehrenwerthe Familie rege gemacht hatte, und das nur um so stärker dadurch geworden war, daß man meinte, Joseph Hurtz wolle seines Bruders Verbrechen vertuschen.

Paris, Februar.

(Schluß.)

Neue Opern. — Die Geschichte einer Fahne. — Die Memoiren Merlins von Thionville. — Lacordaire in die Akademie gewählt. — Die kirchliche Bewegung. — Lamartine. — Der Fall der Barrièren. — Zur Statistik von Paris.

Richard Wagner hat hier seinen Einzug gehalten, wie Sie wissen. Die Adepten erwarteten ihn wie einen Messias; sie sind ihm entgegen gegangen und haben Palmzweige auf seinen Weg gestreut und haben gerufen: „Gesegnet, der da kommt im Namen — der Zukunft!" Wagner gab sein erstes Concert im Saale des italienischen Theaters. „Alle Deutsche in Paris eilten dahin," sagt Fiorentino im Constitutionnel, „die Elsäßer folgten; die Gesellschaft roch bedeutend nach Bier und Choucroute." Das Bier wollen wir allenfalls gelten lassen, obgleich die Pariser heutzutage Bier trinken trotz einem Münchner Studenten; aber mit dem Choucroute wäre es nachgerade genug; es ist ein abgestandener Spaß. Meint man nicht, der Deutsche komme bloß auf die Welt, um Sauerkraut zu essen — und allenfalls Johannisberger zu trinken? In einem französischen Romane, der in Deutschland spielt, trinkt alle Welt

Johannisberger, als wenn er in Bächen durch das Land flöße, wie Milch und Honig im goldenen Zeitalter. Derselbe Fiorentino berichtet im Moniteur, wo er De Rovray unterzeichnet: „Richard Wagner gab uns bloß Bruchstücke zum Besten. Vermuthlich hat er dazu nicht die schlechtesten ausgewählt. Einige darunter haben uns sehr angesprochen. Was die übrigen anbelangt, so wollen wir nicht sagen, daß sie unklar, verworren und unverständlich seyen, indeß, sie übersteigen unsere Fassungskraft.“ Ich habe leider das erste Wagner'sche Concert versäumt; es kommt aber auf meine persönlichen Ansichten hier nicht an, da ich am Ende die Werke des deutschen Componisten, die hinlänglich in Deutschland bekannt sind, mehr oder weniger vom deutschen Standpunkt aus beurtheilen würde. Aber es dürfte nicht bloß für Männer vom Fach, sondern für jeden Gebildeten interessant seyn, zu erfahren, was die Pariser Kritik davon hält. Die „Presse“ gehört zu den Journalen, welche, den Verhältnissen nach zu urtheilen, dem politischen Flüchtlinge nicht abhold sind; wir theilen deßhalb, um der Unparteilichkeit des Richters gewiß zu seyn, einige Bemerkungen dieses Journals über Fragmente der Wagnerschen Opern mit, die in dem erwähnten Concerte zu Gehör gebracht worden, mit Hinweglassung der einleitenden Gemeinplätze. „Ouvertüre zum fliegenden Holländer. Ein Gewitter, und der Legende nach sollte man hier ein großartiges, diabolisches Gewitter erwarten. Es ist bloß ein Sturm, ohne Blitz und Donner; der Wind pfeift wie in den Gängen eines alten Schlosses, die beiden fortlaufenden (continues) Noten, die unaufhörlich wiederkehren, sind nicht sowohl klagend als monoton. Nach dem Gewitter in der Pastoralsymphonie bleibt den Deutschen nichts mehr zu erfinden.“ — „Ouvertüre zum Tannhäuser. Von großer Wirkung; die Violinen, welche den Einzug der Gäste in die Wartburg begleiten, und der Chor sind wirklich eine schöne Inspiration. — Ouvertüre zum Venusberg (?) (ouverture du Venusberg). Die Musik ist verständlicher als die Erklärung des H. Fr. Liszt; dieses literarische Produkt ist eine der unverständlichsten Phantasien und es ist in einem so wunderlichen Französisch geschrieben, als uns je eines vorgekommen. Die Ouvertüre ist wohl das Beste, was uns Wagner vorgeführt; im Gesang der Sirenen offenbart sich ein großer Musiker. — Die Einleitung zu Tristan und Isolde ist ein langes, metaphysisches, chromatisches, unerträgliches Adagio u. s. w.“ — Das Endurtheil lautet: „Man weiß, wessen die Deutschen in Beziehung auf Abstraktion und Metaphysik fähig sind. Im vorliegenden Falle haben diese hingereicht, eine wahrhaft außerordentliche musikalische Organisation aus ihrer Bahn zu werfen.“ Im Hochzeitsliede (épithalame), womit das Concert endigte, lobt der Kritiker der Presse, Saint Victor, „einen kleinen Chor im komischen Operstyle von ächt deutscher und unbeholfener Grazie,“ den er außerdem neu und rührend findet.

In diesen kurzen Andeutungen resumiren sich so ziemlich die Ansichten der Pariser Journale über Wagners Talent. Daß er theilweise große Wirkung hervorgebracht und mehrmals stürmisch applaudirt wurde, dieß läßt sich nicht in Zweifel ziehen, wobei man jedoch nicht außer Acht lassen darf, daß der deutsche Componist hier dem Pariser Publikum einen Blumenstrauß aus seinen Werken bot, daß der Reiz der Neuheit zum Erfolge beitrug, daß dieß für Wagner nur ein Vorpostengefecht war, und daß die entscheidende Schlacht auf dem Theater geschlagen werden muß.

Dinorah verfolgt ihren Siegeslauf und die Ziege folgt ihr getreulich, oder vielmehr hat sie einen Vorsprung. Das Stück wurde eine Zeitlang durch Faures Unpäßlichkeit unterbrochen; böse Mäuler sprengten aus, Bellah habe sich insurgirt und den Dienst aufgesagt. Die Ziege ist sanft wie ein Lamm, sie ist in Paris gebildet worden, man sieht's ihr an an Gang und Haltung. Sie weiß jetzt ihre Rolle auswendig; wenn ihre Loge aufgeschlossen wird, so galoppirt sie von selbst an ihren Platz in den Coulissen. Wenn früh oder spät die Oper eine Zeitlang bei Seite gelegt wird, so könnte die Direktion Bellah verleihen, um Schülerinnen zu bilden.

Ueber den Erfolg der Wagnerschen Concerte kann man keine Gewißheit erhalten. Der eine sagt: „Es ist ein vollständiges Fiasco,“ der andere: „Wagner ist ein Genie, un grand homme.“ Jedenfalls geht daraus hervor, daß in seinen Werken vieles ist, das viele anspricht. Die Bruchstücke aus dem Tannhäuser haben entschieden gefallen; die späteren Werke, gerade diejenigen, in welchen Wagner seine Grundsätze am vollständigsten in Anwendung gebracht, finden den größten Widerstand. So entspricht die Ouverture zum Lohengrin keineswegs dem Inhaltsverzeichnisse, das unter dem Titel „Programm“ ausgegeben wurde. Sie soll die Visionen eines gottesfürchtigen Mannes schildern, der den heiligen Graal erblickt und die Chöre der Engel hört. Ich habe darin weiter nichts finden können als eine Reihenfolge monotoner Noten, die sich durch nichts von einander unterscheiden als durch das Abwechseln des Piano, Crescendo und Forte. Ich habe in deutschen Bauernkirchen Gesänge gehört, die Meisterwerke dagegen waren. Der Kritiker, der im Journal „l'Illustration française“ Bericht über Wagners Produktionen erstattet, ist übel auf ihn zu sprechen. Es ist keineswegs meine Absicht, seine beißenden Bemerkungen hier zu wiederholen, und erwähne dieses Aufsatzes bloß, weil ich folgende Stelle darin bemerkt habe: „Vor zwei Jahren hörte ich den Tannhäuser in Wiesbaden; er wurde von eminenten Sängern vorgetragen; das Orchester war vortrefflich; durch seine Intelligenz, durch die gewissenhafte Sorgfalt, durch die Kraft des Vortrags ohne Brutalität ꝛc. erinnerte es mich an die schönsten Leistungen des Orchesters des Pariser Conservatoire; es war etwas anderes, aber eben so trefflich. Hagen (der Kapellmeister) schien mir würdig, das erste Orchester der Welt zu dirigiren. Unter seiner Leitung

ging der Tannhäuser vortrefflich u. s. w." Nun muß man bedenken, daß der Pariser in der Regel durchaus nichts zugibt, was sich irgend mit den Leistungen des Orchesters des Conservatoire nur im Entferntesten vergleichen ließe. Die Anerkennung des Verdienstes des Orchesters und der Oper in Wiesbaden ist für den Berichterstatter und für Hagen gleich ehrenvoll. Ich nenne Hrn. Héquet zuerst; eine Artigkeit ist die andere werth. Der Mann plaudert übrigens nicht in's Blaue hinein; er ist vom Handwerk, und hat recht hübsche Sachen componirt. Er ist zugleich Mitarbeiter an der Gazette musicale. — Herrn Hans von Bulow, Liszt's Schwiegersohn und einer der Adepten der Zukunftsmusik, macht entschiedeneres Glück als Wagner. Ueber das Concert, das er dieser Tage im Saale Pleyel-Wolff gab, sagt die Gazette musicale: „Wer Hrn. Hans von Bulow im vorigen Jahre gehört, hat ihn unmöglich vergessen; denn er ist einer jener in allen Landen seltenen Pianisten. Sein tiefes Gefühl wird stets durch einen hohen und sichern Geschmack beherrscht und geleitet; ihm ist mehr darum zu thun, die Gedanken der Meister in ihrer ganzen Originalität und Wahrheit wiederzugeben, als seine vollendete Technik geltend zu machen. Er flieht die Manier eben so sorgfältig, als andere nach ihr haschen. H. von Bulow scheint sich ganz besonders mit den letzten Werken Beethovens beschäftigt zu haben. Man fühlt, daß er ihre Geheimnisse erforscht, daß er Schönheiten darin entdeckt hat, die mehr als ein Executirender vor ihm nicht darin gefunden, und daß es für ihn ein Bedürfniß ist, bei andern dieselben zur Anerkennung zu bringen. Er hat außerdem zwei Stücke von Chopin, eines von Schubert gespielt, und zwar mit vielem Beifall; allein die Liszt'sche Musik trägt er vorzugsweise mit einer an Vollendung grenzenden Meisterschaft vor. Die marche hangroise mußte er wiederholen rc."

Im Théâtre lyrique hat eine Operette: „Die Tante schläft," Text von Crémieux, Musik von Caspers, Glück gemacht. Ein Akt, mehr nicht; für den Anfänger ist diese Form die günstigste. Das Stück hört auf im Augenblick, wo die Langeweile anfängt. Signor Braga ist auch ein Anfänger, und er hat sich an eine Oper in drei Akten gewagt; wahrscheinlich wäre es ihm aber schlimm ergangen ohne die Borghi-Mamo, welche die „Margherita la Mendicante" singt; damit haben Sie zugleich den Titel der Oper. Diese Margherita hat bereits vor vielen Jahren auf französisch gebettelt, aber nicht gesungen, im Drama von Anicet Bourgeois und Michel Masson, das 1852 im Theater der Gaité gegeben wurde. Da hieß sie Marguerite, und eigentlich heißt sie Margarethe, denn sie ist deutschen Ursprungs und ein deutscher Graf, von Rendorf, der sie ihrem Manne, einem Waffenschmied, Namens Rudolph Bergen, entführt, läßt sie sitzen und bringt sie an den Betteistab. Ich will Sie mit der Erzählung ihrer weiteren Schicksale nicht behelligen. Die Italiener sind gute Patrioten und haben ihrem Landsmanne alle Ehre angethan; im Grunde können sich die Borghi-Mamo und Verdi am meisten auf das Klatschen zu gute thun; denn Braga ist ein Nachahmer Verdis.

Als einer Seltenheit erwähne ich noch einer Oper, die unter dem blauen Himmel, aber in dem sehr dürren und staubigen Boden der Provence sich entfaltet hat, und zwar in fünf Akten. Sie heißt „das Gottesgericht;" die Worte sind von einem Marseiller Dichter und die Musik von August Morel, Direktor des Conservatoriums dieser Stadt, einem abgesagten Feind Mozarts, daher wir nicht viel gutes von ihm erwarten. Gleichfalls in Marseille hat ein Italiener, Agnelli, die Musik zu „les deux avares" geschrieben. Solche Versuche der Decentralisation der Kunst in Frankreich sind um so verdienstvoller, da sie unbelohnt bleiben. Beide Opern werden in Marseille einstudirt.

Hier in Paris herrscht eine Theaterwindstille; heute Montag den 6. Februar hat weder der Moniteur noch das Journal des Débats ein Theaterfeuilleton; zum mindesten ist im Berichte von J. Janin von nichts neuem die Rede, als von einem Debut im Théâtre français. „Die Geschichte einer Fahne" im Cirque Napoléon macht jeden Abend volle Häuser. Die Leute haben alle diese Heldenthaten schon hundertmal gelesen, hundertmal gesehen; sobald aber der Cirque wieder in die Trompete stößt und die Trommel rührt, so kommen sie eilig herbeigelaufen, als wär's voller Ernst und ginge von neuem wieder los; die meisten Familien kennen diese Schlachten und Feldzüge durch die Erzählungen eines oder des andern ihrer Mitglieder oder Anverwandten. Man findet auch noch Veteranen, die selbst die Feldzüge mitgemacht, und zwar nicht nur die des Kaiserreichs, sondern die Revolutionskriege, selbst die Expedition nach Egypten. Neulich war die Darstellung bis zur Schlacht bei den Pyramiden gekommen. Die Soldaten liegen zum Theil entkräftet, von Durst und Hitze gequält, auf dem heißen Sande. Ein junger Rekrut fällt ohnmächtig nieder; Bonaparte kommt hinzu, läßt ihn in sein Zelt bringen und befiehlt ihn zu pflegen. Da erhebt sich plötzlich im Parterre ein alter Mann mit schneeweißen Haaren und tiefgefurchten Zügen; seine Augen schwimmen in Thränen: „Der war ich!" ruft er schluchzend; „ich war's!" Man kann sich denken, welche Wirkung diese plötzliche Erscheinung hervorbrachte. Nachdem der Vorhang gefallen, drängte man sich um den Alten, der unter Bonaparte gefochten, auf seinem Feldbette geruht und von seinem Arzte behandelt worden, und ließ sich alles umständlich erzählen. Dann mußte er mit in's Kaffeehaus und wurde tractirt, und trank auf's Wohl des Kaisers.

Weil uns die Fahne des Cirque Napoléon in jene Zeiten zurückgeführt, benutzen wir die Gelegenheit, um der Biographie des bekannten Merlin de Thionville zu erwähnen, die kürzlich unter dem Titel: „Das Leben und die Correspondenz Merlins" erschienen ist. Wir haben darin Interessantes über die Belagerung von Mainz durch die Preußen im Jahr 1793 gefunden. Merlin nennt diese Episode der Revolutionskriege „eine Iliade, die zugleich ein Roman war." General Kleber hatte eine Flotille

errichtet, die mit Binger Schiffern (mariniers) bemannt war, und womit er Streifzüge gegen das rechte Rheinufer unternahm. Die Noth war so hoch gestiegen, daß 3000 Mainzer die Festung verließen und in's preußische Lager flüchten wollten. Der preußische General weigerte sich, sie einzulassen, und trieb sie, wie es seine Pflicht war, in die Festung zurück. Der französische Obergeneral weigerte sich seinerseits, wie es das Kriegsrecht erforderte, ihnen die Thore zu öffnen. Die Scene fand zu Castell statt. Da ließ Merlin ein Detaschement Cavallerie aufsitzen und machte damit einen Ausfall; als sie zurückkamen, hatte jeder Reiter eine Frau, oder ein Kind, oder einen bejahrten Mann hinten auf dem Pferde sitzen; die übrigen schlichen sich zwischen den Reitern in die Festung. Des andern Tags wurde Merlin vor ein Kriegsgericht gestellt, das ihn freisprach.

Lacordaire ist zum Mitglied der Académie française gewählt worden. Vier Akademiker waren abwesend, darunter der Generalprokurator Dupin, der wahrscheinlich dem Wetter nicht getraut hat. Demnach betrug die Zahl der Stimmen in allem 36. Bei dem ersten Skrutinium erhielt Lacordaire 21, und siegte also auf glänzende Weise über seine Mitconcurrirenden. Mazères erhielt nur 7 Stimmen, eine literarische Reliquie aus den Zeiten Louis Philipps; er hatte noch mit Picard gearbeitet, schrieb verschiedene verschollene Lustspiele und ward zum Unterpräfekten von St. Denis ernannt, nach dem einmal hier angenommenen Grundsatze, daß ein Dichter, ein talentvoller Literat auch ein guter Administrator seyn müsse. Man kann annehmen, daß unter den Präfekten und Unterpräfekten kaum zehn sind, die nicht eine Tragödie, ein Lustspiel oder mindestens ein Vaudeville auf dem Gewissen haben. Camille Doucet, Bureauchef der schönen Künste im Staatsministerium, mußte sich gar mit 3 Stimmen begnügen. Die Académie française lebt mit den Oberbehörden nicht im besten Einverständniß. Henri Martin, der Verfasser einer trefflichen Geschichte Frankreichs, wurde mit Einer Stimme abgefertigt. Der Mann hat Wissen und Scharfsinn; eine deutsche Akademie hätte ihn den drei übrigen vorgezogen. Welche Haltung wird der Dominikaner in der Polemik über die päpstlichen Angelegenheiten annehmen? In seiner Antrittsrede muß er vorsichtig auftreten, denn sie wird vorerst dem Minister und durch diesen dem Kaiser vorgelegt. Bis jetzt hat Lacordaire geschwiegen. Bekanntlich wurde nach der Reformation der Dominikanerorden zunächst zu dem Endzwecke gestiftet, dem Katholicismus und dem Papste das Wort zu reden; daher der Name Predigerorden. Auch die Jesuiten verhalten sich passiv. Wenn Pater Felix auf dem Kampfplatze erschiene, er würde sie alle verdunkeln. Er hat nicht die spirituelle Heftigkeit des Abbé Dupanloup, nicht das etwas theatralische Pathos des Dominikaners, aber er besitzt eine Denkkraft von seltener Stärke und Schärfe und umfassendes theologisches Wissen. Der Erzbischof von Paris hat sich bis jetzt darauf beschränkt, das päpstliche Rundschreiben in den hiesigen Pfarrkirchen auf der Kanzel ablesen zu lassen und Gebete für Se. Heiligkeit anzuordnen, worüber das Siècle sehr ergrimmt ist und Sr. Eminenz gestern den Text gelesen hat. Und Veuillot kann dem Siècle nicht antworten! Das freisinnige Blatt hat einen gefährlichen Gegner vom Halse und macht sich's zu Nutze. Union und Gazette de France sind wohl noch vorhanden, aber keiner versteht sein Handwerk wie Veuillot. Einem Gerüchte zufolge, das wir für einen schlechten Witz halten, hätte Villemsant, der Eigenthümer des Figaro, ihm am Tage nach der Unterdrückung des Univers einen Besuch gemacht und ihm vorgeschlagen, für sein Blatt zu arbeiten, und was noch seltsamer klingt, Veuillot habe den Vorschlag angenommen. — Was wird's in den Fasten geben? Wird Pater Felix seine Conferenzen in Notre Dame wieder aufnehmen, und spart er seine Broschüre bis zur Zeit auf, wo er sie selbst von der Kanzel herab sprechen kann? Wird der hiesige Clerus die Fastenpredigten mißbrauchen? Die Regierung soll deßhalb nicht ohne Besorgniß seyn. Der Gefahr würde am sichersten durch eine präventive Censur vorgebeugt — wenn sich der Clerus dazu versteht, jedesmal die zu haltende Predigt vorerst der Behörde vorzulegen.

Heute, Dienstag den 7. Februar, wird die Besitzung, fast hätte ich gesagt die Grafschaft, Lamartines in der Kammer der Notare von Paris versteigert. Monceau wird in fremde Hände übergehen, mit dem Schlosse, wo seine Vorfahren wohnten, mit den Weinbergen, die er angepflanzt. Ein Fremder wird fortan in den Alleen des Parkes wandeln, wo noch die letzten Fußtapfen der Muse sichtbar sind, die ihn besucht. Was auch der große Dichter verschuldet, er ist genug dafür bestraft durch die schwachen Sympathien, die er in seinem Vaterlande gefunden, und es thut weh, eine so glänzende Existenz ein so klägliches Ende nehmen zu sehen. Ein kleiner Trost ist ihm in dieser düstern Lage geworden. Ein ehemaliger Offizier der königlichen Garde, Graf von Fontenay, der die Summe nicht auftreiben konnte, die er zur Subscription für Lamartine bestimmt hatte, ließ den schönsten Baum seiner Terrasse umhauen und verkaufen und schickte ihm den Erlös mit einem Gedicht zu. Lamartine drückte ihm seinen Dank gleichfalls in Versen aus. Ich theile hier die zwei letzten mit, die mir im Gedächtniß geblieben sind:

Je ne demande pas que le ciel te le rende,
Car l'ombre la plus douce est un bon souvenir.

Gestern führte mich der Zufall nach dem Platz Du Trône. Die Barrière gleiches Namens ist verschwunden, nur die zwei Säulen mit den Bildnissen Karls des Großen und Chlodwigs stehen noch und werden wohl stehen bleiben; sie machen einen großartigen Effekt am Eingange der prachtvollen Avenue von Vincennes, die zwei mal so breit ist als die Chaussée der Champs Elysées. Auf diesem Platze empfingen Ludwig XIV. und Maria Theresia im Jahr 1660 die Huldigungen des Volks; man hatte zu diesem Behuf ein thronartiges Gerüste hergerichtet, daher

der Platz noch heutzutag place du trône genannt wird. Am andern Ende der Vorstadt St. Antoine stand die Bastille. Im Jahre 1794 wurde hier ein kolossales Symbol der Freiheit mit der Pike und der griechischen Mütze aufgestellt. Da das Bild in der Eile fabricirt worden, bekam es bald große Risse, in welche sich Tauben einnisteten. Wohin hatten sich die Vögel der holden Cypria verirrt! Als die Guillotine hier ebenfalls ihr blutiges Werk begann, verschwanden die Tauben; das Volk sagte, sie seyen emigrirt. Es ist eine schöne Legende, wie sie in Paris, und zumal in jener Schreckenszeit, selten vorkommen.

Wer jetzt von hier rings um die Stadt ritte oder führe — zum Gehen würde der Spaß etwas zu lange dauern — der hätte ein Schauspiel vor Augen, das sich hier wohl nie wieder darbieten wird. Er sähe einen Steinhaufen, der sich längs eines drei Fuß tiefen, aber nur einen Fuß breiten Grabens hinzieht, in einer Länge von 6½ Lieues. An den Stellen, wo die Barrièren standen, ist dieser Steinwall durch Lücken unterbrochen, welche die Eingänge bezeichnen. Die Zollhäuser sind bereits zur Hälfte niedergerissen, die Wände stürzen mit donnerartigem Gekrache zusammen und die Menge klatscht in die Hände. Sie kennen Monsieur Prudhomme, den übertriebenen Patrioten, den sententiösen Biedermann, halb Philister, halb Spießbürger, eine Figur, welche die neueste Zeit geschaffen und durch die Robert Macaire von Schauplatz verdrängt worden. In einem Bilde des Charivari stand neulich Monsieur Prudhomme auf einem solchen Trümmerhaufen, sein Söhnchen an der Hand. „Adolph," spricht zu ihm der weise Vater, „präge dir den Anblick fest ein; du siehst, daß die Macht der Ideen zuletzt alle Schranken durchbricht." — „Ja, Papa," spricht das Söhnchen, das in die Ferne schaut; „aber sage mir doch, Papa, wie's kommt, daß man sie etwas weiter wieder aufbaut?"

Statt der 55 Barrièren hat Paris nunmehr 66 Eingänge, und nicht hundert Thore gleich dem alten Theben, wie Anfangs einige Blätter prahlten. Die Zahl der beim Octroi angestellten Individuen ist von 1259 auf 1862 erhöht worden. Die durch das Octroi veranlaßten Ausgaben beliefen sich vor dem ersten Januar 1860 auf 2,925,725 Franken; sie sind auf 4,275,962 gestiegen. Die zum größten Theil aus den Octroikassen fließenden Einkünfte der Stadt Paris betragen nunmehr 103,500,000 Fr.; die kleinen Ziffern sind dabei übergangen. Das Kapital der Municipalschuld beträgt 132,414,000 Fr. Der Sitz der Centralverwaltung ist das Hôtel de Ville (Präfektur des Seinedepartements). Außerdem besoldet Paris noch 9000 Employés, welche in der Stadt vertheilt sind und den einzelnen Zweigen der Verwaltung (services spéciaux) vorstehen.

Paris besitzt gegenwärtig 74 Märkte und 65 Pfarrkirchen, von denen 50 Gemeindereigenthum sind. — Für Wohlthätigkeitsanstalten werden jährlich 8,600,000 Fr. verausgabt. Die Gemeinde stellt 7172 Betten für Kranke, 7838 für Greise, 2195 für Geisteskranke, 609 für Kinder, zusammen 17,814 Betten. Außerdem werden aus Mangel an Platz 1600 Kinder in den Departements aufgezogen; 14,422 sind bei Privatleuten oder in den Ackerbaukolonien in Frankreich und Algerien untergebracht; 20,000 Kranke werden unentgeltlich in ihren Wohnungen behandelt. Die Gemeinde hat 16 Hospitäler und 13 Hospitien mit 362 Commis, 38 Aumoniers, 91 Aerzten, 42 Chirurgen, 15 Apotheken. Für Armenbegräbnisse verausgabt die Municipalverwaltung jährlich 200,000 Fr.; man rechnet fünf Franken auf ein Begräbniß. — Für das Dienstpersonal der öffentlichen Bauten und sonstige mit diesem Verwaltungszweige zusammenhängende Kosten werden jährlich 14,000,000 Fr. gerechnet. — Endlich enthält gegenwärtig Paris 894 Kilometer Straßen und Gassen, deren Namen seit der Annexion des Weichbildes der Centralstelle nicht wenig zu schaffen machen, da nunmehr häufig zwei bis drei verschiedene Straßen denselben Namen führen. Eine Commission ist vom Präfecten niedergesetzt worden, um diesem Mißstand ein Ende zu machen. Es wäre zu wünschen, daß man die Gelegenheit benützte, um die im Laufe der Zeit entstellten Namen zu rectificiren. Von den mir bekannten nenne ich bloß die vielen Straßen Grenelle, die ursprünglich Guernelle hießen, Saints Pères statt Saint Pierre, St. André des Arcs oder des Arcs statt St. Andéol de Laas, Vivienne statt Viviers, wie ein Parlamentsrath unter Ludwig XIV. hieß.

Newyork, Januar.

Der Süden gegen den Norden.

Das alte Jahr mit seinen Stürmen ist dahin, die sogenannten Hochverräther sind von der Erde vertilgt, die Welt ist einstweilen noch nicht aus den Fugen und ungestört gehen Handel und Gewerbe ihren Weg; allein nichtsdestoweniger dauert die Angst, die Spannung und Aufregung im Süden fort, und gibt sich vorzüglich in einer solchen Feindseligkeit und Gehässigkeit gegen den Norden kund, daß der unschuldigste, unverfänglichste Reisende von dort sich eher in Feindesland als in demselben Staatenverband zu befinden glauben könnte. Man hat eine Art von Schreckenssystem eingeführt, welches in diesem Jahrhundert noch nirgends in der civilisirten Welt seines Gleichen gesehen hat, und das alle Garantien der Constitution zu leeren, bedeutungslosen Buchstaben macht. Weder Leben und Freiheit noch Eigenthum des friedlichsten, vorwurfslosesten Bürgers sind jenseits von Masons und Dixons Linie sicher, wenn er sich erlaubt, die Sklaverei für unrecht zu halten und seine Meinung darüber, wenn auch noch so schonend und gemäßigt, auszusprechen. Vor wenigen Tagen langten in Ohio sechsunddreißig Personen aus Kentucky an, alle fleißige, friedliche und anständige Leute, Prediger, Schullehrer, Farmer und Handwerker mit Frauen und Kindern, an denen kein anderer Flecken haftete, als daß sie der Sklaverei feindlich gesinnt waren, ohne indessen jemals gewaltsame Mittel zu ihrer Abschaffung angerathen oder vertheidigt zu haben; noch stand ein Einziger im Verdacht, Sklaven zur Flucht veranlaßt zu haben und ihnen dabei behülflich gewesen zu seyn. In Kentucky ist die bloße Gesinnung ein solches Verbrechen und wird für so staatsgefährlich gehalten, daß sie den Grund zu einer Anklage liefern kann. In einer großen Versammlung der Sklavenhalter und ihrer Anhänger wurde die Gegenwart der erwähnten Abolitionisten für schlechterdings unverträglich mit dem Wohl des Staates erklärt und der Beschluß gefaßt, dieselben auszutreiben. Ein berittener Trupp von fünfundsechzig Mann machte darauf bei allen, die auf diese Weise geächtet worden, die Runde und eröffnete ihnen, daß sie den Staat innerhalb zehn Tagen verlassen müßten, widrigenfalls man sie mit Gewalt vertreiben würde. Die armen Leute, welche sich dergestalt wie durch einen Blitzstrahl aus heiterem Himmel urplötzlich aus ihrem Wohnsitz, ihrer Häuslichkeit, ihrer Beschäftigung und ihrem Eigenthum gerissen sahen, riefen den Gouverneur des Staates um Schutz an. Dieser hatte aber nicht den Muth, den Anmaßungen und der Gewaltthätigkeit des sklavenhaltenden Pöbels in irgend welcher Weise entgegen zu treten, und erwiederte, die Erbitterung und Aufregung gegen sie sey zu heftig und allgemein, als daß er es unternehmen könnte, sie davor zu schützen, und es wäre für ihre eigene Sicherheit und die Ruhe des Staates am rathsamsten, wenn sie sich einstweilen dem Willen ihrer Mitbürger fügten. Ein Seitenstück zu solchem Despotismus der Massen möchte man wohl in allen andern Staaten der Welt vergeblich suchen. Manche der Extreme, zu welchen der Süden in seiner Wuth und Verzweiflung schreitet, gehen in's Komische, so daß sie im Norden nur Schadenfreude und Hohngelächter hervorrufen und schwerlich anderswo Glauben finden würden, wenn die officiellen Mittheilungen der südlichen Blätter nicht selbst die Belege lieferten. Ein wohlmeinendes Individuum trägt zum Beispiel in der gesetzgebenden Versammlung von Virginien darauf an, daß künftig bei den öffentlichen Schulen kein Lehrer und keine Lehrerin mehr angestellt werden sollten, welche jenseits der Sklavenstaaten geboren seyen, oder nicht wenigstens schon zehn Jahre lang im Süden gelebt hätten. Nun weiß man zwar allgemein, daß der Süden in allem, was zur Bildung und zum Unterricht gehört, von jeher einzig auf den Norden angewiesen war, und das geringe Wissen, dessen er sich rühmen kann, fast nur der Vermittelung neuenglischer Lehrer und Lehrerinnen verdankt, und daß eine solche Maßregel sich nicht wesentlich von einer gänzlichen Schließung der Schulen unterscheiden würde; aber bei dem jetzigen Zustand der Dinge wäre es dennoch gar nicht befremdlich, wenn die weisen Gesetzgeber sich dahin entschieden, daß gründliche, unschuldige Unwissenheit allen Kenntnissen der Welt vorzuziehen sey, wenn diese nur mit Gefahr der Ansteckung mit gewissen schon durch die Constitution und die Unabhängigkeit sanctionirten Freiheits- und Gleichheitsideen errungen werden können.

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 10. 4. März 1860.

> There is little in the history of the hunter state of man, that can be dignified with the name of monuments. The most antique things in this vast area appear to be the peoples themselves. Thy are the greatest wonder that the continent has produced.
>
> Schoolcraft,
> History of the Indian Tribes.

Aus Alexander von Humboldts Reise in die Aequinoctialgegenden des neuen Continents.

Der große Naturforscher, der mit Lessing, Kant, Goethe und Schiller die unsterbliche Ehre theilt, dem deutschen Geiste die Bahnen gewiesen zu haben, auf denen unser Volk in wenigen Menschenaltern den ihm gebührenden Platz unter den Culturvölkern wieder erstiegen hat, ist erst in der letzten Periode seines langen Lebens mit der Masse der Gebildeten in nähere nachhaltige Berührung getreten, und zwar durch das große, bei seinem hohen Alter erstaunliche Unternehmen des Kosmos. Seiner Beschäftigung mit diesem denkwürdigen Werke verdanken wir zunächst die Umarbeitung der „Ansichten der Natur," und nunmehr auch die deutsche Ausgabe seiner südamerikanischen Reisebeschreibung.* Wie der Kosmos sein letztes, so war diese sein erstes großes Werk. Leider ist sie unvollendet geblieben und umfaßt nach Raum und Zeit nur ein Drittheil der Wanderungen, die Humboldt mit Bonpland auf dem Neuen Continent unternommen. Der hohe Werth dieses ausgezeichneten Buches noch in anderer als rein wissenschaftlicher Beziehung war in den bisherigen, ohne Wissen und Zuthun Humboldts unternommenen deutschen Bearbeitungen desselben kaum zu erkennen gewesen. In seinen letzten Lebensjahren, im Besitz der edelsten, großartigsten Popularität, sprach Humboldt den natürlichen Wunsch aus, dieses schöne Denkmal der großen That seiner Jugend, „der zweiten Entdeckung Amerikas," in würdiger Weise der deutschen Literatur einverleibt zu sehen. Das Geschäft der Uebertragung selbst mußte der unermüdliche Greis, der Alles daran setzte, den Kosmos zu vollenden, andern Händen überlassen; aber er beeiferte sich, die Weise der Bearbeitung festzustellen und die Anfänge der Ausführung zu prüfen.

Die Reisebeschreibung war ursprünglich nur für gelehrte Kreise bestimmt, aber Humboldt war überzeugt, daß sich ohne Verletzung des eigentlichen geistigen Kerns ein Buch daraus bilden lasse, das die Berührungspunkte zwischen seinem Geiste, und damit dem ächten Geiste der neueren Naturforschung, und dem deutschen Publikum auf's willkommenste und fruchtbarste vervielfältigen mußte. Dazu brauchte nur das streng Wissenschaftliche ausgeschieden zu werden, im Uebrigen mußte der Text vollständig erhalten bleiben, und das Ganze ließ sich auch äußerlich dadurch abrunden, daß der erste Akt der großen Reise, die Fahrt über das atlantische Meer, der Besuch von Teneriffa, die Wanderungen auf dem Küstenland von Caracas und die für die Kenntniß von Amerika so einflußreiche Reise auf

* A. v. Humboldts Reise in die Aequinoctialgegenden des neuen Continents. In deutscher Bearbeitung von H. Hauff. Nach der Anordnung und unter Mitwirkung des Verfassers. Einzige von A. v. Humboldt anerkannte Ausgabe in deutscher Sprache. Vier Bände. J. G. Cotta'scher Verlag.

dem Orinoco und dem Rio Negro mit der Ueberfahrt nach der Havana, von wo sich Humboldt zur Südsee wendete, zu einem natürlichen Abschluß kommt. Der Erfolg des Unternehmens sollte darüber entscheiden, ob später das, was Humboldt über den weiteren Verfolg seiner Reise meistens bruchstückweise ausgearbeitet, in gleichem Geiste zusammengestellt werden könnte.

Die ersten Bände der Reise in die Aequinoctialgegenden des neuen Continents sind bereits in den Händen des Publikums, und es kann sich in vielen Kreisen schon jetzt ein Urtheil darüber gebildet haben. Dasselbe wird nächstens sammt der eigens dazu entworfenen Karte vollendet seyn, und wir glauben den Lesern dieser Blätter etwas Angenehmes zu erweisen, wenn wir hier aus den späteren Abschnitten einige Stücke vorlegen, die sich ohne Zwang ablösen lassen.

* * *

Indianische Alterthümer.

Am 6. April 1800 fuhren wir erst gegen Süd, dann gegen Südwest weiter den Orinoco hinauf und bekamen den Südabhang der Serrania oder der Bergkette Encaramada zu Gesicht. Der dem Fluß am nächsten gelegene Strich ist nicht mehr als 140—160 Toisen hoch, aber die steilen Abhänge, die Lage mitten in einer Savane, ihre in unförmliche Prismen zerklüfteten Felsgipfel lassen die Serrania auffallend hoch erscheinen. Unter den Eingeborenen dieser Länder hat sich die Sage erhalten, „beim großen Wasser, als ihre Väter das Canoe besteigen mußten, um der allgemeinen Ueberschwemmung zu entgehen, haben die Wellen des Meeres die Felsen der Encaramada bespült.“ Diese Sage kommt nicht nur bei einem einzelnen Volke, den Tamanaken vor, sie gehört zu einem Kreise geschichtlicher Ueberlieferungen, aus dem sich einzelne Vorstellungen bei den Maypures an den großen Katarakten, bei den Indianern am Rio Erevato, der sich in den Caura ergießt, und fast bei allen Stämmen am obern Orinoco finden. Fragt man die Tamanaken, wie das Menschengeschlecht diese große Katastrophe, die Wasserzeit der Mexicaner, überlebt habe, so sagen sie, „ein Mann und ein Weib haben sich auf einen hohen Berg, Namens Tamanacu, am Ufer des Asiveru, geflüchtet; da haben sie Früchte der Mauritiapalme hinter sich über ihre Köpfe geworfen, und aus den Kernen derselben seyen Männlein und Weiblein entsprossen, welche die Erde wieder bevölkert.“ In solch einfacher Gestalt lebt bei jetzt wilden Völkern eine Sage, welche von den Griechen mit allem Reiz der Einbildungskraft geschmückt worden ist. Ein paar Meilen von Encaramada steht mitten in der Savane ein Fels, der sogenannte Tepumereme, der gemalte Fels. Man sieht darauf Thierbilder und symbolische Zeichen, ähnlich denen, wie wir sie auf der Rückfahrt auf dem Orinoco nicht weit unterhalb Encaramada bei der Stadt Caycara gesehen. In Afrika heißen dergleichen Felsen bei den Reisenden Fetischsteine. Ich vermeide den Ausdruck, weil die Eingeborenen am Orinoco von einem Fetischdienst nichts wissen, und weil die Bilder, die wir an nunmehr unbewohnten Orten auf Felsen gefunden, Sterne, Sonnen, Tiger, Krokodile, mir keineswegs Gegenstände religiöser Verehrung vorzustellen scheinen. Zwischen dem Cassiquiare und dem Orinoco, zwischen Encaramada, Capuchino und Caycara sind diese hieroglyphischen Figuren häufig sehr hoch oben in Felswände eingehauen, wohin man nur mittelst sehr hoher Gerüste gelangen könnte. Fragt man nun die Eingeborenen, wie es möglich gewesen sey, die Bilder einzuhauen, so erwiedern sie lächelnd, als sprächen sie eine Thatsache aus, mit der nur ein Weißer nicht bekannt seyn kann, „zur Zeit des großen Wassers seyen ihre Väter so hoch oben im Canoe gefahren.“

Diese alten Sagen des Menschengeschlechts, die wir gleich Trümmern eines großen Schiffbruchs über den Erdball zerstreut finden, sind für die Geschichtsphilosophie von höchster Bedeutung. Wie gewisse Pflanzenfamilien in allen Klimaten und in den verschiedensten Meereshöhen das Gepräge des gemeinsamen Typus behalten, so haben die cosmogonischen Ueberlieferungen der Völker aller Orten denselben Charakter, eine Familienähnlichkeit, die uns in Erstaunen setzt. Im Grundgedanken hinsichtlich der Vernichtung der lebendigen Schöpfung und der Erneuerung der Natur weichen die Sagen fast gar nicht ab, aber jedes Volk gibt ihnen eine örtliche Färbung. Auf den großen Festländern, wie auf den kleinsten Inseln im stillen Meer haben sich die übrig gebliebenen Menschen immer auf den höchsten Berg in der Nähe geflüchtet, und das Ereigniß erscheint desto neuer, je roher die Völker sind und je weniger, was sie von sich selbst wissen, weit zurückreicht. Untersucht man die mexicanischen Denkmale aus der Zeit vor der Entdeckung der neuen Welt genau, bringt man in die Wälder am Orinoco, sieht man, wie unbedeutend, wie vereinzelt die europäischen Niederlassungen sind und in welchen Zuständen die unabhängig gebliebenen Stämme verharren, so kann man nicht daran denken, die eben besprochene Uebereinstimmung dem Einfluß der Missionäre und des Christenthums auf die Volkssagen zuzuschreiben. Eben so unwahrscheinlich ist es, daß die Völker am Orinoco durch den Umstand, daß sie Meeresprodukte hoch oben in den Gebirgen gefunden, auf die Vorstellung vom großen

Wasser gekommen seyn sollten, das eine Zeit lang die Keime des organischen Lebens auf der Erde vernichtet habe. Das Land am rechten Ufer des Orinoco bis zum Cassiquiare und Rio Negro besteht aus Urgebirge. Ich habe dort wohl eine kleine Sandstein- oder Conglomeratformation angetroffen, aber keinen secundären Kalkstein, keine Spur von Versteinerungen. — —

Am 24. Mai. Wir brachen von unserem Nachtlager vor Sonnenaufgang auf. Beide Ufer des Cassiquiare sind völlig unbewohnt; gegen Norden erheben sich hohe Gebirge, gegen Süden dehnt sich, so weit das Auge reicht, eine Ebene bis über die Quellen des Atacavi hinaus, der weiter unten Atabapo heißt. Der Anblick eines Flusses, auf dem man nicht einmal einem Fischerboot begegnet, hat etwas Trauriges, Niederschlagendes. Unabhängige Völkerschaften, die Abirianos und Maquiritares, leben hier im Gebirgsland, aber auf den Grasfluren zwischen Cassiquiare, Atabapo, Orinoco und Rio Negro findet man gegenwärtig fast keine Spur einer menschlichen Wohnung. Ich sage gegenwärtig; denn hier, wie anderswo in Guyana, findet man, wie schon oben erwähnt, auf den härtesten Granitfelsen rohe Bilder eingegraben, welche Sonne, Mond und verschiedene Thiere vorstellen und darauf hinweisen, daß hier früher ein ganz anderes Volk lebte, als das wir an den Ufern des Orinoco kennen gelernt.

Diese Ueberreste einer alten Cultur fallen um so mehr auf, je größer der Flächenraum ist, auf dem sie vorkommen, und je schärfer sie von der Verwilderung abstechen, in die wir seit der Eroberung alle Horden in den heißen östlichen Landstrichen Amerikas versunken sehen. Hundert vierzig Meilen ostwärts von den Ebenen am Cassiquiare, zwischen den Quellen des Rio Branco und des Rio Essequebo, findet man gleichfalls Felsen mit symbolischen Bildern. Ich entnehme diesen Umstand, der mir sehr merkwürdig scheint, dem Tagebuch des Reisenden Hortsmann, eines Hildesheimers, das mir in einer Abschrift von der Hand des berühmten d'Anville vorliegt. Dieser Reisende fuhr den Rupunuvini, einen Nebenfluß des Essequebo, hinauf. Da wo der Fluß eine Menge kleiner Fälle bildet und sich zwischen den Bergen von Maracana durchschlängelt, fand er,* bevor er an den See Amucu kam, „Felsen, bedeckt mit Figuren oder (wie er sich portugiesisch ausdrückt) varias letras." Dieses Wort Buchstaben haben wir nicht in seinem eigentlichen Sinn zu nehmen. Man hat auch uns am Felsen Culimacari am Ufer des Cassiquiare und im Hafen von Caycara am untern Orinoco Striche gezeigt, die man für aneinander gereihte Buchstaben hält. Es waren aber nur unförmliche Figuren, welche die Himmelskörper, Tiger, Krokodile, Boas und Werkzeuge zur Bereitung des Maniocmehls vorstellen sollen. An den gemalten Felsen (so nennen die Indianer diese mit Figuren bedeckten Steine) ist durchaus keine symmetrische Anordnung, keine regelmäßige Abtheilung in Schriftzeichen zu bemerken. Die Striche, die der Missionär Fray Ramon Bueno in den Bergen von Uruana entdeckt hat, nähern sich allerdings einer Buchstabenschrift mehr, indessen ist man über diese Züge noch sehr im Unklaren.

Was auch diese Figuren bedeuten sollen und zu welchem Zweck sie in den Granit gegraben worden, immer verdienen sie von Seiten des Geschichtsphilosophen die größte Beachtung. Die Völker von tamanakischem Stamm, die alten Bewohner dieses Landes, haben eine lokale Mythologie, Sagen, die sich auf diese Felsen mit Bildern beziehen. Amalivaca, der Vater der Tamanaken, das heißt der Schöpfer des Menschengeschlechts (jedes Volk hält sich für den Urstamm der andern Völker), kam in einer Barke an, als sich bei der großen Ueberschwemmung, welche die „Wasserzeit" * heißt, die Wellen des Oceans mitten im Lande an den Bergen der Encaramada brachen. Alle Menschen, oder vielmehr alle Tamanaken, ertranken, mit Ausnahme eines Mannes und einer Frau, die sich auf einen Berg am Ufer des Asiveru, von den Spaniern Cuchivero genannt, flüchteten. Dieser Berg ist der Ararat der arameischen oder semitischen Völker, der Tlaloc oder Colhuacan der Mexicaner. Amalivaca fuhr in seiner Barke herum und grub die Bilder von Sonne und Mond auf den gemalten Fels (Tepumereme) an der Encaramada. Granitblöcke, die sich gegen einander lehnen und eine Art Höhle bilden, heißen noch heute das Haus des großen Stammvaters der Tamanaken. Bei dieser Höhle auf den Ebenen von Maita zeigt man auch einen großen Stein, der, wie die Indianer sagen, ein musikalisches Instrument Amalivacas, seine Trommel, war. Wir erwähnen bei dieser Gelegenheit, daß dieser Heros einen Bruder, Vochi, hatte, der ihm zur Hand ging, als er der Erdoberfläche ihre jetzige Gestalt

* Am 18. April 1749. Nicolaus Hortsmann schrieb Tag für Tag an Ort und Stelle auf, was ihm Bemerkenswerthes vorgekommen. Er verdient um so mehr Zutrauen, da er, höchst mißvergnügt, daß er nicht gefunden, was er gesucht (den See Dorado und Gold- und Diamantengruben), auf Alles, was ihm unterwegs vorkommt, mit Geringschätzung zu blicken scheint.

* Es ist dieß das Atonatiuh der Mexicaner, das vierte Zeitalter, die vierte Erneuerung der Welt.

gab. Die beiden Brüder, so erzählen die Tamanaken, wollten, bei ihren eigenen Vorstellungen von Perfektibilität, den Orinoco zuerst so legen, daß man hinab und hinauf immer mit der Strömung fahren könnte. Sie gedachten damit den Menschen die Mühe des Ruderns zu ersparen, wenn sie den Quellen der Flüsse zuführen; aber so mächtig diese Erneuerer der Welt waren, es wollte ihnen nie gelingen, dem Orinoco einen doppelten Fall zu geben, und sie mußten es aufgeben, eines so wunderlichen hydraulischen Problems Meister zu werden. Amalivaca besaß Töchter, die große Neigung zum Umherziehen hatten; die Sage erzählt, ohne Zweifel im bildlichen Sinne, er habe ihnen die Beine zerschlagen, damit sie an Ort und Stelle bleiben und die Erde mit Tamanaken bevölkern müßten. Nachdem er in Amerika, diesseits des großen Wassers, Alles in Ordnung gebracht, schiffte sich Amalivaca wieder ein und fuhr an's andere Ufer zurück an den Ort, von dem er gekommen. Seit die Eingeborenen Missionäre zu sich kommen sehen, denken sie, dieses „andere Ufer" sey Europa, und einer fragte Pater Gili naiv, ob er dort drüben den großen Amalivaca gesehen habe, den Vater der Tamanaken, der auf die Felsen symbolische Figuren gezeichnet.

Diese Vorstellungen von einer großen Fluth; das Paar, das sich auf einen Berggipfel flüchtet und Früchte der Mauritiapalme hinter sich wirft, um die Welt wieder zu bevölkern; dieser Nationalgott Amalivaca, der zu Wasser aus fernem Lande kommt, der Natur Gesetze vorschreibt und die Völker zwingt, ihr Wanderleben aufzugeben — alle diese Züge eines uralten Glaubens verdienen alle Beachtung. Was die Tamanaken und die Stämme, die mit dem Tamanakischen verwandte Sprachen haben, uns jetzt erzählen, ist ihnen ohne Zweifel von andern Völkern überliefert, die vor ihnen dasselbe Land bewohnt haben. Der Name Amalivaca ist über einen Landstrich von mehr als 5000 Quadratmeilen verbreitet; er kommt mit der Bedeutung Vater der Menschen selbst bei den caraibischen Völkern vor, deren Sprache mit dem Tamanakischen nur verwandt ist wie das Deutsche mit dem Griechischen, dem Persischen und dem Sanskrit. Amalivaca ist ursprünglich nicht der große Geist, der Alte im Himmel, das unsichtbare Wesen, dessen Verehrung aus der Verehrung der Naturkräfte entspringt, wenn in den Völkern allmählig das Bewußtseyn der Einheit dieser Kräfte erwacht; er ist vielmehr eine Person aus dem heroischen Zeitalter, ein Mann, der aus weiter Ferne gekommen, im Lande der Tamanaken und Caraiben gelebt, symbolische Zeichen in die Felsen gegraben hat und wieder verschwunden ist, weil er sich zum Land über dem Weltmeer, wo er früher gewohnt, wieder zurückgewendet.

Der Anthropomorphismus bei der Gestaltung der Gottheit hat zwei gerade entgegengesetzte Quellen, und dieser Gegensatz scheint nicht sowohl auf dem verschiedenen Grade der Geistesbildung zu beruhen, als darauf, daß manche Völker von Natur mehr zur Mystik neigen, während andere unter der Herrschaft der Sinne, der äußern Eindrücke stehen. Bald läßt der Mensch die Gottheiten zur Erde niedersteigen und es über sich nehmen, die Völker zu regieren und ihnen Gesetze zu geben, wie in den Mythen des Orients; bald, wie bei den Griechen und andern Völkern des Occidents, werden die ersten Herrscher, die Priesterkönige, dessen, was menschlich an ihnen ist, entkleidet und zu Nationalgottheiten erhoben. Amalivaca war ein Fremdling, wie Manco-Capac, Bochica und Quetzalcohuatl, diese außerordentlichen Menschen, die im alpinischen oder civilisirten Striche Amerikas, auf den Hochebenen von Peru, Neu-Grenada und Anahuac, die bürgerliche Gesellschaft geordnet, den Opferdienst eingerichtet und religiöse Brüderschaften gestiftet haben. Der mexicanische Quetzalcohuatl, dessen Nachkommen Montezuma in den Begleitern des Cortes zu erkennen glaubte, hat noch einen weiteren Zug mit Amalivaca, der mythischen Person des barbarischen Amerikas, der Ebenen der heißen Zone, gemein. In hohem Alter verließ der Hohepriester von Tula das Land Anahuac, das er mit seinen Wundern erfüllt, und ging zurück in ein unbekanntes Land, genannt Tlalpallan. Als der Mönch Bernhard von Sahagun nach Mexico kam, richtete man genau dieselben Fragen an ihn, wie zweihundert Jahre später in den Wäldern am Orinoco an den Missionär Gili: man wollte wissen, ob er vom andern Ufer komme, aus dem Lande, wohin Quetzalcohuatl gegangen.

Wir haben oben gesehen, daß die Region der Felsen mit Bildwerk oder der gemalten Steine weit über den untern Orinoco, über den Landstrich (7° 5′—7° 40′ der Breite, 68° 50′—69° 45′ der Länge) hinausreicht, dem die Sage angehört, die man als den Localmythus der Tamanaken bezeichnen kann. Man findet dergleichen Felsen mit Bildern zwischen dem Cassiquiare und Atabapo (2° 5′—3° 20′ der Breite, 69°—70° der Länge), zwischen den Quellen des Essequebo und des Rio Branco (3° 50′ der Breite, 62° 32′ der Länge). Ich behaupte nicht, daß diese Bilder beweisen, daß ihre Verfertiger den Gebrauch des Eisens gekannt, auch nicht, daß sie auf eine bedeutende Culturstufe hinweisen; setzte man aber auch voraus, sie haben keine symbolische Bedeutung, sondern seyen rein

Erzeugnisse müßiger Jägervölker, so müßte man doch immer annehmen, daß vor den Völkern, die jetzt am Orinoco und Rupunuri leben, eine ganz andere Menschenart hier gelebt. Je weniger in einem Lande Erinnerungen an vergangene Geschlechter leben, desto wichtiger ist es, wo man ein Denkmal vor sich zu haben glaubt, auch die unbedeutendsten Spuren zu verfolgen. Auf den Ebenen im Osten Nordamerikas findet man nur jene merkwürdigen Ringwälle, die an die festen Lager (die angeblichen Städte von ungeheurem Umfang) der alten und der heutigen nomadischen Völker in Asien erinnern. Auf den östlichen Ebenen Südamerikas ist durch die Uebermacht des Pflanzenwuchses, des heißen Klimas und die allzu große Freigebigkeit der Natur der Fortschritt der menschlichen Cultur in noch engeren Schranken gehalten worden. Zwischen Orinoco und Amazonenstrom habe ich von keinem Erdwall, von keinem Ueberbleibsel eines Damms, von keinem Grabhügel sprechen hören; nur auf den Felsen, und zwar auf einer weiten Landstrecke, sieht man, in unbekannter Zeit von Menschenhand eingegraben, rohe Umrisse, die sich an religiöse Ueberlieferungen knüpfen. Wenn einmal die Bewohner des doppelten Amerika mit weniger Geringschätzung auf den Boden sehen, der sie ernährt, so werden sich die Spuren früherer Jahrhunderte unter unsern Augen von Tag zu Tag mehren. Ein schwacher Schimmer wird sich dann über die Geschichte dieser barbarischen Völker verbreiten, über die Felswände, die uns verkünden, daß diese jetzt so öden Länder einst von thätigeren, geisteskräftigeren Geschlechtern bewohnt waren. — — —

„Tengo en mi pueblo la fabrica de loza" (ich habe in meinem Dorfe eine Steingutfabrik), sprach in der Mission Maypures Pater Zea und führte uns zu einer indianischen Familie, die beschäftigt war, unter freiem Himmel an einem Feuer von Strauchwerk große, zwei und einen halben Fuß hohe Thongefäße zu brennen. Dieses Gewerbe ist den verschiedenen Zweigen des großen Volksstamms der Maypures eigenthümlich und sie scheinen dasselbe seit unvordenklicher Zeit zu treiben. Ueberall in den Wäldern, weit von jedem menschlichen Wohnsitz, stößt man, wenn man den Boden aufgräbt, auf Scherben von Töpfen und bemaltem Steingut. Die Liebhaberei für diese Arbeit scheint früher unter den Ureinwohnern Nord- und Südamerikas gleich verbreitet gewesen zu seyn. Im Norden von Mexico, am Rio Gila, in den Trümmern einer aztekischen Stadt, in den Vereinigten Staaten bei den Grabhügeln der Miamis, in Florida und überall, wo sich Spuren einer alten Cultur finden, birgt der Boden Scherben von bemalten Geschirren. Und höchst auffallend ist die durchgängige große Aehnlichkeit der Verzierungen. Die wilden und solche civilisirten Völker, die durch ihre staatlichen und religiösen Einrichtungen dazu verurtheilt sind, immer nur sich selbst zu copiren,* treibt ein gewisser Instinkt, immer dieselben Formen zu wiederholen, an einem eigenthümlichen Typus oder Styl festzuhalten, immer nach denselben Handgriffen und Methoden zu arbeiten, wie schon die Vorfahren sie gekannt. In Nordamerika wurden Steingutscherben an den Befestigungslinien und in den Ringwällen gefunden, die von einem unbekannten, gänzlich ausgestorbenen Volke herrühren. Die Malereien auf diesen Scherben haben die auffallendste Aehnlichkeit mit denen, welche die Eingeborenen von Louisiana und Florida noch jetzt auf gebranntem Thon anbringen. So malten denn auch die Indianer in Maypures unter unsern Augen Verzierungen, ganz wie wir sie in der Höhle von Ataruipe auf den Gefäßen gesehen, in denen menschliche Gebeine aufbewahrt sind. Es sind wahre „grecques," Mäanderlinien, Figuren von Krokodilen, von Affen, und von einem großen vierfüßigen Thier, von dem ich nicht wußte, was es vorstellen soll, das aber immer dieselbe plumpe Gestalt hat. Ich könnte bei dieser Gelegenheit eines Kopfs mit einem Elephantenrüssel gedenken, den ich im Museum zu Velletri auf einem alten mexicanischen Gemälde gefunden; ich könnte keck die Hypothese aufstellen, das große vierfüßige Thier auf den Töpfen der Maypures gehöre einem andern Lande an und der Typus desselben habe sich auf der großen Wanderung der amerikanischen Völker von Nordwest nach Süd und Südost in der Erinnerung erhalten; wer wollte sich aber bei so schwankenden, auf nichts sich stützenden Vermuthungen aufhalten? Ich möchte vielmehr glauben, die Indianer am Orinoco haben einen Tapir vorstellen wollen, und die verzeichnete Figur eines einheimischen Thiers sey einer der Typen geworden, die sich forterben. Oft hat nur Ungeschick und Zufall Figuren erzeugt, über deren Herkunft wir gar ernsthaft verhandeln, weil wir nicht anders glauben, als es liege ihnen eine Gedankenverbindung, eine absichtliche Nachahmung zu Grunde.

Am geschicktesten führen die Maypures Verzierungen aus geraden, mannigfach combinirten Linien aus, wie wir sie auf den großgriechischen Vasen, auf den

* Die Hindus, die Tibetaner, die Chinesen, die alten Egypter, die Azteken, die Peruaner, bei denen der Trieb zur Massencultur die freie Entwicklung der Geistesthätigkeit in den Individuen niederhielt.

mexicanischen Gebäuden in Mitla und auf den Werken so vieler Völker sehen, die, ohne daß sie mit einander in Verkehr gestanden, eben gleiches Vergnügen daran finden, symmetrisch dieselben Formen zu wiederholen. Die Arabesken, die Mäander vergnügen unser Auge, weil die Elemente, aus denen die Bänder bestehen, in rhythmischer Folge an einander gereiht sind. Das Auge verhält sich zu dieser Anordnung, zu dieser periodischen Wiederkehr derselben Formen wie das Ohr zur taktmäßigen Aufeinanderfolge von Tönen und Accorden. Kann man aber in Abrede ziehen, daß beim Menschen das Gefühl für den Rhythmus schon beim ersten Morgenroth der Cultur, in den rohesten Anfängen von Gesang und Poesie zum Ausdruck kommt?

Die Eingeborenen in Maypures (und besonders die Weiber verfertigen das Geschirr) reinigen den Thon durch wiederholtes Schlemmen, kneten ihn zu Cylindern und arbeiten mit den Händen die größten Gefäße aus. Der amerikanische Indianer weiß nichts von der Töpferscheibe, die sich bei den Völkern des Orients aus dem frühesten Alterthum herschreibt. Man kann sich nicht wundern, daß die Missionäre die Eingeborenen am Orinoco nicht mit diesem einfachen, nützlichen Werkzeug bekannt gemacht haben, wenn man bedenkt, daß es nach drei Jahrhunderten noch nicht zu den Indianern auf der Halbinsel Araya, dem Hafen von Cumana gegenüber, gedrungen ist. Die Farben der Maypures sind Eisen- und Manganoxyde, besonders gelber und rother Ocker, der in Höhlungen des Sandsteins vorkommt. Zuweilen wendet man das Satzmehl der Bignonia Chica an, nachdem das Geschirr einem ganz schwachen Feuer ausgesetzt worden. Man überzieht die Malerei mit einem Firniß von Algarobo, dem durchsichtigen Harz der Hymenaea Courbaril.

Ich mache hier noch eine Bemerkung, die über die Geschichte der amerikanischen Civilisation einiges Licht verbreiten kann. In den Vereinigten Staaten, ostwärts von den Alleghanis, besonders zwischen dem Ohio und den großen canadischen Seen, findet man im Boden fast überall bemalte Topfscherben und daneben kupferne Werkzeuge. Dieß erscheint auffallend in einem Lande, wo die Eingeborenen bei der Ankunft der Europäer mit dem Gebrauch der Metalle unbekannt waren. In den Wäldern von Südamerika, die sich vom Aequator bis zum achten Grad nördlicher Breite, das heißt vom Fuße der Anden bis zum atlantischen Meer ausdehnen, findet man dasselbe bemalte Töpfergeschirr an den einsamsten Orten; aber es kommen damit nur künstlich durchbohrte Aexte aus Nephrit und anderem hartem Stein vor. Niemals hat man dort im Boden Werkzeuge oder Schmucksachen aus Metall gefunden, obgleich man in den Gebirgen an der Küste und auf dem Rücken der Cordilleren Gold und Kupfer zu schmelzen und letzteres mit Zinn zur Verfertigung von schneidenden Werkzeugen zu legiren verstand. Woher rührt dieser scharfe Gegensatz zwischen der gemäßigten und der heißen Zone? Die peruanischen Incas hatten ihre Eroberungen und Religionskriege bis an den Napo und den Amazonenstrom ausgedehnt, und dort hatte sich auch ihre Sprache auf einem beschränkten Landstrich verbreitet; aber niemals scheint die Cultur der Peruaner, der Bewohner von Quito und der Muyscas in Neu-Grenada auf den moralischen Zustand der Völker von Guyana irgend einen merklichen Einfluß geäußert zu haben. Noch mehr: in Nordamerika, zwischen dem Ohio, dem Miami und den Seen, hat ein unbekanntes Volk, das die Systematiker von den Tolteken und Azteken abstammen lassen möchten, aus Erde, zuweilen sogar aus Steinen ohne Mörtel zehn bis fünfzehn Fuß hohe und sieben bis achttausend Fuß lange Mauern gebaut. Diese räthselhaften Ringwälle und Ringmauern umschließen oft gegen 150 Morgen Land. Bei den Niederungen am Orinoco, wie bei den Niederungen an der Marietta, am Miami und Ohio liegt der Mittelpunkt einer alten Cultur westwärts auf dem Rücken der Gebirge; aber der Orinoco und die Länder zwischen diesem großen Fluß und dem Amazonenstrom scheinen niemals von Völkern bewohnt gewesen zu seyn, deren Bauten dem Zahn der Zeit widerstanden hätten. Sieht man dort auch symbolische Figuren in's härteste Felsgestein eingegraben, so hat man doch südlich vom achten Breitengrade bis jetzt nie weder einen Grabhügel, noch einen Ringwall, noch Erddämme gefunden, wie sie weiter nordwärts auf den Ebenen von Varinas und Canagua vorkommen. Solches ist der Gegensatz zwischen den östlichen Stücken der beiden Amerika, zwischen denen, die sich von der Hochebene von Cundinamarca und den Gebirgen von Cayenne gegen das atlantische Meer ausbreiten, und denen, die von den Anden von Neu-Spanien gegen die Alleghanis hinstreichen. In der Cultur vorgeschrittene Völker, deren Spuren uns am Ufer des Sees Teguyo und in den Casas grandes am Rio Gila entgegen treten, mochten einzelne Stämme gegen Ost in die offenen Fluren am Missouri und Ohio vorschieben, wo das Klima nicht viel anders ist als in Neu-Mexico; aber in Südamerika, wo die große Völkerströmung von Nord nach Süd ging, konnten Menschen, die schon so lange auf dem Rücken der tropischen Cordilleren einer milden Temperatur genossen, keine Lust haben, in die glühend heißen, mit Urwald bedeckten, periodisch von den Flüssen überschwemmten Ebenen niederzusteigen. Man sieht leicht, wie in der

heißen Zone die Ueberfülle des Pflanzenwuchses, die Beschaffenheit von Boden und Klima die Wanderungen der Eingeborenen in starken Haufen beschränkten, Niederlassungen, die eines weiten freien Raumes bedürfen, nicht aufkommen ließen, das Elend und die Versunkenheit der vereinzelten Horden verewigten.

Goethe.

Vorgetragen im Hörsaal des chemischen Laboratoriums zu München.

(Schluß.)

Goethe fühlte sich vergnüglich und versorgt daheim, er sang seine römischen Elegien. Indessen vergingen die ersten sechs Jahre nach seiner Rückkehr aus Italien ohne größere poetische Schöpfungen, indem auch noch die furchtbare Wendung der französischen Revolution den Dichter erschütterte; mehrere Reisen, die Theilnahme am Feldzug in der Champagne, naturwissenschaftliche Arbeiten schienen ihn der Poesie ganz zu entziehen. Da kam ihm ein neuer Geistesfrühling im Bunde mit Schiller, gerade als dieser seinen Bildungsgang durch Philosophie und Geschichte durchgemacht hatte und sich wieder zur Dichtung wandte. Ein günstiger Stern leuchtete der Stunde, wo ihre Wege sich zusammenfanden, wo der realistische und der idealistische Dichter sich zum vollen Menschenthum ergänzten und ihr Streben und Wirken fortan als ein gemeinsames betrachteten. Ihr Briefwechsel, ein Buch, wie keine andere Literatur ein ähnliches besitzt, gibt Zeugniß, wie sie durch Rath und That einander gefördert; er eröffnet uns den Einblick in ihr Schaffen, er zeigt uns dabei eine Blüthe der Humanität in selbstbewußt sittlicher Gesinnung und Lebensführung, die unserer Nation zur Ehre gereicht und zum erstenmal das Beispiel liefert, daß geistige Pole, wie Gottfried von Straßburg und Wolfram von Eschenbach, Voltaire und Rousseau, Wieland und Klopstock, sich nicht abstoßen, sondern anziehen, in einander eingehen und sich verbinden sollen.

Jetzt flogen die Schwärmer der Xenien hinaus und beide Dichter übten ein literarisches Faustrecht, indem sie gemeinsam von der Höhe des Parnasses Besitz ergriffen und der anmaßlichen Mittelmäßigkeit den Krieg erklärten; sogleich aber dachten sie an positive Leistungen, und es erschienen im Wetteifer die Balladen, die Goethe'schen meist lyrische Stimmungsbilder in Form der Erzählung, dem Volkslied nahe stehende Naturlaute in süßester Kunstvollendung; die Schiller'schen dramatisch bewegt, in anschaulicher Schilderung den Kampf und Sieg der Idee verherrlichend. Auch hier bewährt sich, wie Goethe ein Priester der Natur war, Schiller das Evangelium der Freiheit predigte. Dann schuf Schiller den Wallenstein, dem jedes Jahr bis an seinen frühen Tod eine große Tragödie folgte; Goethe vollendete den Wilhelm Meister und dichtete Hermann und Dorothea.

Hatte Werther den Kampf des Herzens mit der Welt geschildert, so führen Wilhelm Meisters Lehrjahre durch die Schule des Lebens zur Versöhnung des Realen und Idealen, so zeigen sie die Verschmelzung von Natur und Cultur in der humanen Bildung, welche der Persönlichkeit ihre Freiheit gibt, die Unterschiede der Stände ausgleicht, und zu einer menschenwürdigen Gestaltung der Gesellschaft führt. Der Roman spiegelt das eigene, bildsam allempfängliche Wesen des Dichters, der auch in holdem Irren des hohen Zieles einer einklangvollen Entwicklung aller Gemüthskräfte gewiß ist, sollte er sie auch erlangen wie Saul, der auszog nach den Eselinnen seines Vaters und ein Königreich fand. Darum bemerkt Schiller richtig, das Ganze habe eine schöne Zweckmäßigkeit, ohne daß der Held einen Zweck hätte. Wie leicht und einfach beginnt das Werk, um uns in immer weitere Kreise zu führen, immer tiefere Fragen aufzuwerfen und darstellend zu lösen! Von den Brettern, die die Welt bedeuten, gelangen wir auf die Bühne der Welt selbst, Oekonomie und Handel, Kunst und Lebensweisheit finden alle die anschaulichste Verkörperung und das rechte Wort. Die Einheit des Ganzen ist nicht straff angezogen, die Composition vielmehr locker und lose; man fühlt es wohl, daß der Dichter mit dem Werke gewachsen, daß er während der Ausarbeitung neue Standpunkte erreicht hat; dafür ist aber die Fülle des Mannigfaltigen wunderbar, neben

der lachenden Weltlust stehen die wehevollsten Geheimnisse, aber die Farben stimmen in sanftverfließenden Tönen, in leisen Uebergängen zusammen, und der heitere Humor des Dichters, der über allem schwebt, verleiht jedem sein Maß und seine Melodie, alle Erdenschwere ist aufgelöst, und wir freuen uns des schönen Scheines einer Erscheinungswelt, die als das freie und harmonische Spiel seelenhafter Kräfte sich entfaltet.

Goethe hat vollbracht, was er vom Dichter fordert; seine Worte, welche die ästhetische Weltanschauung selbst graciös aussprechen, lauten also: „Sieh die Menschen an, wie sie nach Glück und Vergnügen rennen! Ihre Wünsche, ihre Mühe, ihr Geld jagen rastlos, und wonach? Nach dem, was der Dichter von der Natur erhalten hat, nach dem Genuß der Welt, nach dem Mitgefühl seiner selbst in andern, nach einem harmonischen Zusammenseyn mit vielen oft unvereinbaren Dingen. Was beunruhigt die Menschen, als daß sie ihre Begriffe mit den Sachen nicht verbinden können, daß der Genuß sich ihnen unter den Händen wegstiehlt, daß das Gewünschte zu spät kommt, daß alles Erreichte und Erlangte auf ihr Herz nicht die Wirkung thut, welche die Begierde uns in der Ferne ahnen läßt? Gleichsam wie einen Gott hat das Schicksal den Dichter über dieß alles hinübergesetzt. Er sieht das Gewirre der Leidenschaften, Familien und Reiche sich zwecklos bewegen, er sieht die unauflöslichen Räthsel der Mißverständnisse, denen oft nur ein einsylbiges Wort zur Entwicklung fehlt, unsäglich verderbliche Verwirrungen verursachen. Er fühlt das Traurige und das Freudige jedes Menschenschicksals mit. Wenn der Weltmensch in abzehrender Melancholie über großen Verlust seine Tage hinschleicht, oder in ausgelassener Freude seinem Schicksale entgegengeht, so schreitet die empfängliche, leichtbewegliche Seele des Dichters wie die wandelnde Sonne von Nacht zu Tag fort, und mit leisen Uebergängen stimmt seine Harfe zu Freude und Leid. Eingeboren auf dem Grunde seines Herzens wächst die schöne Blume der Weisheit hervor, und wenn die andern wachend träumen und von ungeheuern Vorstellungen aus allen ihren Sinnen geängstiget werden, so lebt er den Traum seines Lebens als ein Wachender, und das Seltenste, was geschieht, ist ihm zugleich Vergangenheit und Zukunft. Und so ist der Dichter zugleich Lehrer, Wahrsager, Freund der Götter und der Menschen. Der Held lauscht seinen Gesängen und der Ueberwinder der Welt huldigt einem Dichter, weil er fühlt, daß ohne diesen sein ungeheures Daseyn nur wie ein Sturmwind vorüberfahren würde; der Liebende wünscht sein Verlangen und seinen Genuß so tausendfach und so harmonisch zu fühlen, als ihn die beseelte Lippe zu schildern verstand."

Von Wilhelm Meisters Lehrjahren hat Hillebrand treffend bemerkt, daß sie die Summe der Strebungen und Richtungen der menschlichen Gesellschaft während des achtzehnten Jahrhunderts in poetischen Ziffern darstellen, daß hier der Mensch lerne Mensch zu werden. Es war nicht zu viel behauptet, wenn Friedrich Schlegel in etwas paradoxer Form die Aeußerung that: Fichtes Wissenschaftslehre, die französische Revolution und Goethes Wilhelm Meister seyen die drei größten Tendenzen des Jahrhunderts; sind diese Tendenzen doch die Selbstherrlichkeit des denkenden Geistes, die staatsbürgerliche Freiheit, die harmonische Bildung der Persönlichkeit und der Gesellschaft.

In Hermann und Dorothea erwuchs die anmuthig idyllische Anlage, die ein Ereigniß, das sich zu Altmühl im Oettingischen mit auswandernden Salzburger Protestanten begeben, in die Gegenwart rücken und ähnlich wie Alexis und Dora in engem Rahmen darstellen sollte; diese Anlage, sage ich, erwuchs zum Epos, zum herrlichsten Nachklang, den die homerische Poesie jemals gewonnen hat, zu einer Perle aller Literatur. Schiller hat das Werk als den Gipfel der neueren Dichtung bezeichnet, Goethe hat es vor all seinen Schöpfungen geliebt und konnte es niemals ohne Rührung lesen, wie er schon beim ersten Vortrag im Schiller'schen Kreise in Thränen ausbrach und lächelnd sagte: „So schmilzt man bei seinen eigenen Kohlen." Die ächte Rührung ergreift uns, wo wir inne werden, daß das Schöne ein Glück ist, in welchem die Widersprüche des Lebens sich aufheben, die Gegensätze von Innen- und Außenwelt, von Sinn und Seele sich auflösen und in der Energie der Liebe, in der Harmonie des Seyns uns der gemeinsame göttliche Lebensgrund aller Dinge offenbar wird. * In Hermann und Dorothea wird die kleine Begebenheit zum Spiegel der Weltgeschichte, wir erkennen den Umschwung der Zeit in einem Seelengemälde, die Wandlung der Welt im häuslichen Kreise. Deutscher Sinn und deutsche Sitte, der Geist der Dauer, der selbstbewußt am bestehenden Guten festhält und in der Familie seinen Träger hat, und der Geist der Bewegung, der dem Alten das Neue sicher verknüpft und die Menschheit fortbildet, sie sind hier so schlicht, edel und klar, mit solcher Innigkeit der Empfindung, in so stetigem Gange der Handlung dargestellt, daß W. v. Humboldt in einem eigenen Buch die Gesetze des Epos an Hermann und Dorothea entwickelt und dargethan hat, wie durch Tiefe des Gehalts und Reichthum der Gedanken ersetzt werde, was dem

* Siehe über den Begriff des Rührenden meine Aesthetik I, 132 f.

Gedicht im Vergleich mit Homer an äußerem Glanz und umfassender Größe des Stoffs abgehe. Alles ist wirklich und ideal zugleich; der Duft patriarchalischer Urzeit webt sich um das gegenwärtige bürgerliche Leben. Die wichtigsten Fragen werden durch das ganze Gedicht hin angeregt und gelöst. Fortschrittsdrang und Zufriedenheit stehen neben einander; Bewegung ist das Gesetz der Welt, darum im Wechsel unsere Aufgabe. Das Heil liegt in dem gesunden und geraden Sinn, der jede Verwirrung und Unruhe zurückweist, am Rechte unerschütterlich festhält, aber jedem höheren und besseren Eindruck offen steht. So bewahren wir unsere Natur und bilden sie aus, und was außerhalb der Grenzen unserer Macht mit uns vorgeht, was das Schicksal uns bietet, das gibt uns neuen Stoff zum Handeln, die Ereignisse erhalten unsere Thätigkeit rege, und wer fest auf dem Sinne beharrt, der bildet die Welt sich; im Wechselwirken aller entfaltet sich die allgemeine Vollkommenheit.

Von diesem Gipfelpunkte neigte sich Goethes künstlerische Schöpferkraft allmählig abwärts. Hatte er in seiner Jugend von einem dunklen Drang aus darstellend nach Klarheit gerungen, so führte ihn die Reife des Alters zum Bewußtseyn der Idee in der Form des Gedankens, aber die Phantasie war nicht mehr mit jener Morgenfrische thätig, und die Gestalten wurden zu Symbolen allgemeiner Begriffe; ja es machte die Lust sich geltend, in die Poesie allerhand hinein zu geheimnissen und sich an den Räthseln allegorischer Maskenspiele zu ergötzen. Hatte in der ersten Periode die Unmittelbarkeit der Natur und das Volksthümliche geherrscht, waren dann Natur und Kunst in ein herrliches Gleichgewicht edelster Bildung getreten, so war jetzt die bewußte Kunst das Vorwaltende, die sinnliche Saftfülle begann zu vertrocknen und der Styl ward dadurch bei fortschreitendem Alter mitunter zur Manier vornehmer Künstlichkeit. Der Dichter selbst war wissenschaftlicher Forschung zugethan, und sein Künstlergenius bethätigte sich jetzt vorzugsweise in der meisterhaften Darstellung seiner Anschauungen und Erkenntnisse aus dem Gebiete der Natur und der Geschichte.

Auf der Grenze der zweiten und dritten Periode steht die natürliche Tochter, stehen die Wahlverwandtschaften. Das vielgebrauchte Wort von jenem Drama: „marmorglatt und marmorkalt," möchte ich nicht unterschreiben; das Schmerzgefühl des Herzogs über den Verlust der Tochter, die Bedrängnisse dieser bei der bevorstehenden Auswanderung aus dem Vaterland sind höchst ergreifend geschildert; dabei werden Empfindungen und Gedanken in so klarer Plastik, in so maßvoll reiner Form ausgesprochen, daß ein Denker wie Fichte das Werk für die reichste Frucht der neueren Kunst halten konnte. Aber wie nur Eugenie mit ihrem Namen auftritt, die andern Personen jedoch als Herzog, Hofmeisterin, Mönch, Gerichtsrath bezeichnet werden, so fehlt das Individuelle der Charaktere, so sind sie zu sehr nur ideale Typen von Lebenskreisen, Lebenslagen und Ständen, und das Werk muß auch deßhalb einen weniger befriedigenden Eindruck als Iphigenie und Tasso machen, weil es nicht fertig geworden, weil es kein abgeschlossenes Ganze, sondern nur der erste Theil einer Trilogie ist, weil es nur exponirt, nur die Anlage gibt, aus der die folgenden Dramen erst den Conflict und seine Lösung entbinden sollten.

Die Wahlverwandtschaften sind künstlerisch vollendeter; die Wärme des Gefühls durchglüht die Betrachtung, die besonnene Erwägung des gestaltenden Geistes, der ordnend über dem Stoffe waltet und in stetiger Motivirung, in feinster Entfaltung der Charaktere seine Meisterschaft beweist. Die Idee der Ehe in ihrer unantastbaren Heiligkeit ist die Seele des Romans; sie offenbart sich tragisch in dem Gericht über die, welche sich gegen sie vergangen haben. Die wahre Ehe soll auf der persönlichen Liebe beruhen, soll wahlverwandte Naturen unauflöslich an einander binden. Eduard und Charlotte aber, die man in blühender Jugend sich gern als ein Paar dachte, haben an dem Wesen der Ehe gesündigt, als sie beide um äußerer Zwecke willen Convenienzheirathen schlossen, und dann wieder frei geworden, sich nicht aus Herzensdrang, sondern in der Erinnerung an frühere Tage mit einander verbanden. Nun kommen ihnen die Persönlichkeiten entgegen, durch welche sie erst in ihrem innersten Seyn harmonisch befriedigt werden — aber nun zu spät. Das verstandesklare Paar, der Hauptmann und Charlotte, wird nicht so tief berührt und überwindet entsagend, das empfindungsvolle Paar aber, Eduard und Ottilie, genießt die Wonne des Liebezaubers, der es umstrickt, muß aber das irdische Daseyn hingeben, um geläutert bei einem seligen Erwachen in einer höheren Daseynssphäre sich anzugehören.

In wissenschaftlicher Hinsicht war Goethe durch seine ganze Art mehr auf die Natur, ihr still organisches Walten und Weben, ihre klar und scharf ausgeprägten Formen hingewiesen, als auf die Geschichte und die im Verborgen wirkenden Kräfte ihrer Bewegung. Das Reich der Formen und der Farben zog den Künstler an; die Morphologie, die Gestaltungslehre, verdankt ihm viel, namentlich in der Metamorphose der Pflanzen ward er für die Botanik bedeutend, und wenn seine Farbenlehre in physikalischer Beziehung sowohl nach der Seite ihrer Polemik gegen Newton als nach der eigenen

Theorie unzulänglich blieb, der physiologische Theil, die Erzeugung der Farben in unserem Sinn und ihre Wirkung auf das Gemüth, ist gelungen. Alexander von Humboldt bewundert im Kosmos das tiefe Gefühl für die Natur, das alle Werke Goethes durchdringt, in den Liedern wie in der Metamorphose der Gewächse, in den Leiden des jungen Werther wie in den Erinnerungen an Italien, und erklärt, daß niemand seine Zeitgenossen beredter angeregt habe, das Bündniß zu erneuern, welches im Jugendalter der Menschheit Philosophie, Physik und Dichtung mit einem Bande umschlang.

In der Geschichte der Farbenlehre gab Goethe ein bis jetzt unübertroffenes Muster, wie etwas Specielles im Zusammenhang mit der allgemeinen Culturentwicklung dargestellt werden kann und soll; wir machen einen Gang durch die Weltgeschichte, indem wir die Farbentheorie in ihrem Werden kennen lernen. Die gleiche historische Meisterschaft zeigt Goethes Selbstbiographie. Er nannte sie „Wahrheit und Dichtung," nicht in dem Sinne, daß er durch allerhand Erfindungen aus seinem Leben einen Roman machen wollte, sondern weil er wußte, daß jeder doch das Erlebte und Vergangene in der Erinnerung sich zurechtlegt, deutet und umbildet, daß nur die Kunst des Dichters im Stande ist, ein inneres Leben durchzuführen. Es sind allerdings im Einzelnen manche Irrthümer nachgewiesen worden, und Gödecke hat in seiner vortrefflichen Lebensbeschreibung Goethes aus andern zeitgenössischen Quellen die Berichtigungen gegeben, dabei aber selbst bemerkt: „Wer aus Dichtung und Wahrheit Goethes Lebensbeschreibung ausziehen wollte, würde sich nur allzuhäufig in unentwirrbare Verwicklungen verstricken und den Faden in der Hand reißen sehen; aber wer den strengen Faden nicht sucht, und aus der Durcharbeitung des von außen gebotenen Materials, der gleichzeitigen Literatur, der Briefe, der Denkwürdigkeiten, der Biographien an Wahrheit und Dichtung herantritt, muß der alles überflügelnden Vollendung dieses lebendig gewordenen Lebens den Preis abtreten und mit Jacobi gestehen, daß die Wahrheit dieser Dichtung oft wahrhafter ist als die Wahrheit selbst."

Die Goethesche Kunstbetrachtung war von Italien her besonders der Antike und den auf ihrem Studium fußenden neueren Strebungen zugekehrt; so fürchtete er, es möchte das von Carstens Errungene in Composition und klarer Formengröße verloren gehen bei der neuen Hinwendung der jüngeren Maler zu mittelalterlichen Anfängen, und so kam er zu keiner rechten Freude an der Cornelianischen Epoche.

Sein Sinnen und Denken fand zwar nicht in demonstrativ entwickelten philosophischen Werken, wohl aber in einer Fülle von Maximen und Reflexionen seinen Ausdruck, deren hoher Werth immer mehr wird gewürdigt werden, je mehr man die Philosophie in dem Begreifen der Wirklichkeit nach ihrem Zusammenhang und Grund, statt in dem Herausspinnen eines Systems aus einzelnen Sätzen und subjektiven Annahmen sieht. Solchen Gedanken gab er gern auch dichterische Form, und das Leben des Greises legte sich auf diese Art dar in den Weisheitssprüchen, die er als zahme Xenien zusammenstellte. Mit sich selbst in's Reine zu kommen ist ihm die rechte Lebensaufgabe:

> Liegt dir Gestern klar und offen,
> Wirkst du Heute kräftig frei,
> Kannst auch auf ein Morgen hoffen,
> Das nicht minder glücklich sey.

Wie die Lyrik der Grundton seines Dichtens war, so hielt sie am längsten und reinsten aus; wie am frühesten, so gelang ihm auch hier noch am spätesten das Vollendete. Aus dem Unbehagen der damaligen europäischen Verhältnisse wandte er sich gern nach dem Orient, dort im reinen Osten Patriarchenluft zu kosten, wo die Menschen noch empfingen Himmelslehr' in Erdensprachen und sich nicht den Kopf zerbrachen. Er sieht mit den persischen Dichtern in allen Dingen die Offenbarung des Ewigeinen, und das verleiht ihm jene kummerlose Heiterkeit und Gemüthsruhe; eines endlichen Sieges des Guten gewiß, sagt er gegenüber dem Widerwärtigen und Niederträchtigen: „Wirbelwind und trockner Koth, laß sie drehen und stäuben!" Wunderholde Liebesklänge tönen dazwischen. Er vergleicht sich der Kerze: sie leuchtet, indem sie vergeht; er preist die selige Sehnsucht des Lebendigen nach Flammentod, nach Verklärung und geistiger Auferstehung:

> Und so lang du das nicht hast,
> Dieses: Stirb und werde!
> Bist du nur ein trüber Gast
> Auf der dunkeln Erde.

Endlich suchte der Dichter auch die beiden Werke abzuschließen, die ihn durch sein Leben begleitet hatten, den Meister und den Faust. Den Lehrjahren sollten Wander- und Meisterjahre folgen. Die Wanderjahre führen den Nebentitel: die Entsagenden, und wir müssen uns allerdings auch in deren Bund aufnehmen lassen, wenn wir den rein poetischen Genuß des früheren Romans erwarten. Eine Reihe von Novellen, mitunter köstlicher Art, werden lose an einander gefügt, den Faden bildet eine sinnige Betrachtung, welche Vergangenheit und Zukunft des gesellschaftlichen Lebens umspannt. Wie im zweiten Theile des Faust hat auch

hier die Idee das Uebergewicht über die Erscheinung, aber die Idee ist großartig und herrlich. Im Faust haben wir kein geschlossenes Kunstganzes, das von der Einheit der Stimmung getragen durch Gleichmäßigkeit der Behandlung und Ausführung befriedigt, vielmehr das poetische Tagebuch seines Lebens, in welches Goethe niederlegte, was er Süßestes gefühlt und Tiefstes gedacht, die einschneidendste Schärfe des Negativen und den überwältigenden Ausbruch der Begeisterung; indem er in der deutschen Mythe sein eigenes Wesen und Werden abspiegelt, gibt er zugleich ein Bild des Menschenthums und Menschenlebens in einer Allgemeingültigkeit, die das Werk an die tiefsinnigsten Erzeugnisse des Dichtergeistes, an den Hiob der Bibel und den Prometheus des Aeschylus, an den Parceval Wolfram von Eschenbachs, und an Dantes göttliche Komödie und Shakespeares Hamlet anreiht. Wie diese Werke entfaltet es das Schicksal des Menschen im Zusammenhang mit seiner Natur und seinen Thaten, wie diese rechtfertigt es die göttliche Vorsehung, die sittliche Weltordnung, und führt aus Nacht zum Licht, aus Zweifel und Kampf zu Frieden und Klarheit, durch Schuld und Buße zur Versöhnung. Im ersten Theil arbeitet der Dichter sich selbst zu reiner und heller Erkenntniß empor, im zweiten schwebt das Bewußtseyn der gefundenen Wahrheit über den Gestalten; daher dort mehr unmittelbares Leben, Leidenschaft und Poesie der Empfindung, während hier die Personen weniger individuell als symbolisch, Repräsentanten von Begriffen, Richtungen, ja Weltaltern sind, und die Ruhe der Betrachtung sich ausspricht.

Alle Style der Goetheschen Darstellung sind im Faust vertreten, die volksthümliche Naturpoesie, die viele abgerissene Scenen wie dialogisirte Balladen erscheinen läßt; die vollendete Kunst in selbstbewußt gestaltender Meisterschaft, und dann das Alter, das durch superlative Beiwörter für die Energie der Gefühlsfrische einen mangelhaften Ersatz versucht, aber in der erleuchteten und erleuchtenden Weisheit seine eigene Würde und Größe hat. Die Idee, welche der Dichter während sechzig Jahren mit sich herumgetragen und gestaltet hat, ist die Freiheit des Geistes, der mit der äußeren Autorität brechen und sich auf sich selbst stellen kann, ohne aus der Liebe Gottes zu fallen, der Weisheit und Genuß vermählen und aus Irrthum und Schuld zur Versöhnung gelangen kann. Selbstbestimmung ist seine Gottesehre. Damit er das Rechte mit eigenem Willen vollbringe und sich selbst sein Schicksal bereite, ist ihm die Möglichkeit des Bösen gegeben als Widerspruch und Lockung, die er überwinden soll. Aus der Einsamkeit der Studierstube tritt Faust in die Kreise des häuslichen Lebens, aus den Privatverhältnissen in die Sphäre des staatlichen Wirkens; nirgends läßt seine ideale Natur von ihrem hohen Ziele nach allseitiger Lebensvollendung sich abziehen, aber überall ist sie unbefriedigt geblieben, weil ihre Kraft Freiheit und Schrankenlosigkeit verwechselt und das Maß noch nicht gefunden hat. Dieß geschieht durch Fausts Vermählung mit Helena, dem Ideal der Schönheit, die uns das Symbol der Aufnahme des Alterthums in unser neueres Leben gibt; von da an verschmäht Faust das ziellose stürmische Streben, und findet Ruhe und Glück in einer zweckvollen Arbeit für das Wohl der Menschheit. Er erkennt:

> Das ist der Weisheit letzter Schluß:
> Nur der verdient die Freiheit und das Leben,
> Der täglich sie erobern muß.

In dem Bewußtseyn, für Mit- und Nachwelt Gutes gestiftet zu haben, auf freiem Grund mit freiem Volk zu stehen, befriedigt er sich und hat er sich von der Gewalt des verneinenden Geistes losgerungen, der sittlichen Weltordnung sich angeschlossen, so daß seine Aufnahme unter die Seligen, dem Prolog im Himmel entsprechend, das Siegel der göttlichen Gnade auf sein Leben drückt. Wie der Herr gesagt, daß ein guter Mensch auch in dunklem Drange den rechten Weg finde, daß er ihn aus der Verworrenheit in die Klarheit führen wolle, so singen jetzt die Engelchöre:

> Gerettet ist das edle Glied
> Der Geisterwelt vom Bösen!
> Wer immer strebend sich bemüht,
> Den können wir erlösen.
> Und hat an ihm die Liebe gar
> Von oben Theil genommen,
> Begegnet ihm die selige Schaar
> Mit herzlichem Willkommen.

An Wilhelm Meister und Faust knüpfen wir schließlich am füglichsten eine Betrachtung von Goethes politischer und religiöser Weltansicht. — Es ist aus dem Gesagten wohl schon klar geworden, daß er stets die Sache der Freiheit und Ordnung, dieser beiden Principien der menschlichen Gesellschaft, zugleich vertrat, was allen denen Anstoß gab, die entweder revolutionär oder reaktionär nur das Eine wollten. Man hat ihm seine Theilnahmlosigkeit an den Befreiungskriegen vorgeworfen; hören wir seine eigene Aeußerung darüber: „Wie hätte ich die Waffen ergreifen können ohne Haß? wie hassen können ohne Jugend? Wär' ich ein Zwanziger gewesen, ich wäre sicherlich nicht der

Letzte geblieben, allein ich war bereits über die ersten Sechzig hinaus. Kriegslieder schreiben und im Zimmer sitzen, das wäre meine Art gewesen! Aus dem Bivouak heraus, wo man Nachts die Pferde der feindlichen Vorposten wiehern hört, da hätte ich mir's gefallen lassen. Doch das war damals nicht meine Sache. Aber in dem, was die Natur mir zum Tagewerk bestimmt, habe ich mir keine Ruhe gegönnt, habe ich gethan, was ich konnte. Ich habe oft einen bitteren Schmerz empfunden bei dem Gedanken an das deutsche Volk, das so achtbar im Einzelnen und so miserabel im Ganzen ist; in Wissenschaft und Kunst habe ich die Schwinge gefunden, mich darüber hinweg zu heben; aber der Trost, den sie gewähren, ist doch nur ein leidiger Trost und ersetzt nicht das Bewußtseyn, einem großen und starken Volk anzugehören. Doch ist unsere Bestimmung noch nicht erfüllt und ich halte ihn fest, den Glauben an Deutschlands Zukunft."

Nach einem Besuch bei Goethe im Jahr 1817 schreibt Varnhagen: „Er sieht nur früh und schnell die Dinge so, wie die meisten erst spät sie sehen. Er hat vieles schon durchgearbeitet und beseitigt, womit wir uns plagen. Goethe kein deutscher Patriot? Ein ächter und wahrhafter, wie es jemals einen gegeben hat! In seiner Brust war alle Freiheit Germaniens früh versammelt und wurde hier zu unser aller nie genug anerkanntem Frommen das Muster, das Beispiel, der Stamm unserer Bildung. In dem Schatten dieses Baums wandeln wir alle. Fester und tiefer drangen nie Wurzeln in unsern vaterländischen Boden, mächtiger und emsiger sogen nie Adern an seinem markigen Innern." Wir können im Bilde bleiben und Heinrich Heine weiter reden lassen: „Die Altgläubigen, die Orthodoxen freilich ärgerten sich, daß in dem Stamm des großen Baumes keine Nische mit einem Heiligenbildchen befindlich war, und hätten gern mit geweihter Axt die alte Zaubereiche gefällt; die Neugläubigen, die Liberalen ärgerten sich im Gegentheil, daß man diesen Baum nicht zu einer Barrikade benutzen, noch auf seinen Wipfel eine rothe Mütze stecken konnte. Die Verständigen aber verehrten ihn, weil er so selbstständig herrlich war, weil er so lieblich die ganze Welt mit seinem Wohlduft erfüllte, weil seine Zweige so prachtvoll bis in den Himmel ragten, daß es aussah, als wären die Sterne nur die Früchte des großen Wunderbaumes."

Wie tief Goethe, mehr um das Wesen und den Inhalt, als um Formen und Formeln bekümmert, gerade die sociale Frage, die Frage nach Freiheit, Wohlstand und Bildung der Menschen, im Herzen gehegt und wie er sie darstellend zu lösen getrachtet, daran hat Rahel vielfach gemahnt, das hat Varnhagen „im Sinne der Wanderer" an die Wanderjahre anknüpfend, verständnißvoll erörtert, darauf haben Karl Grün und Alexander Jung in eigenen Büchern mit allem Nachdruck hingewiesen. In den Lehrjahren schon ist der alten Barbara der Schmerzensruf der Armen und Verwahrlosten in den Mund gelegt, und wird es schon beklagt, daß uns so vieles Mögliche dennoch versagt bleibe, daß jeder Neugeborene in eine Welt trete, die schon in Besitz genommen sey, die ihn durch Anhäufung todter Stoffe und übereinkömmlicher Schranken hemme. Aber nicht durch Gewaltsamkeit und Schrecken der Revolution, sondern durch Einsicht, Wohlwollen und Bildung sollen die befriedigenden Formen des Lebens gewonnen werden. Das Dauernde wie das Bewegliche wird gleichermaßen geschätzt; die Veredlung und Erhebung des Bestehenden, die Reinigung und Harmonisirung der Welt, das Fortschreiten in organischer Entwicklung ist des Dichters Grundsatz und sein Ziel; im Irdischen jedem einen richtigen Antheil am Besitz und Genuß der vorhandenen Güter zu gewähren, im Geistes- und Gemüthsleben aber bei so vielem Unmöglichen, welches versagt bleiben muß, das versagte Mögliche aus den zerbrechbaren Fesseln zu befreien. So sehen wir denn, wie im Faust der Segen der Arbeit gefeiert wird, wie in den Wanderjahren Ackerbau und Gewerbe hervorgehoben werden und zu der harmonischen Ausbildung der Persönlichkeit nun auch die Ausübung eines naturgemäßen Berufs hinzu kommt, der die eigenthümliche Gabe eines jeden im Dienste und zum Wohle des Ganzen wirken läßt. Beruf und Fähigkeit bestimmen und adeln jede Verrichtung; die Erziehung entwickelt die Anlagen, das Leben läßt sie sich bethätigen jede nach ihrer Weise; jede Arbeit hat ihre Ehre, Handwerk und Kunst rücken nach einander heran; in richtigen Ehebündnissen lösen sich die Standesunterschiede durch die Liebe und schwindet das Mißverhältniß der Frauen, deren Erscheinen sogar zum freien priesterlichen Segenswirken gesteigert wird; eine neue Würdigung der Dinge und Thätigkeiten, ein neuer Sinn des Schönen und Guten eröffnen durch eine große, wohlgeordnete Association, durch den freien Bund einander ergänzender Persönlichkeiten die reiche Aussicht einer in Arbeit und Bildung fortschreitenden Menschheit. — Wer das erwogen hat, der wird verstehen, warum Goethe vom nachwachsenden Geschlecht sich am liebsten als einen geistigen Befreier betrachtet wissen wollte, der wird verstehen, wie der vertrauteste Kenner des deutschen Wesens in England, Carlyle, sagen kann: „Eine französische Revolution ist ein Ereigniß von Bedeutung, aber als Ergänzung und geistiger Exponent derselben ist ein Dichter Goethe und die deutsche

Literatur für mich auch eines. Wenn das alte weltliche Leben in Feuer aufgegangen ist, haben wir nicht hier die Prophezeiung und die Morgenröthe einer neuen geistigen Welt, der Mutter viel edleren, freieren neuen Lebens?"

In religiöser Beziehung muß ich zuerst daran erinnern, daß ein Unterschied ist zwischen Religion und Theologie, zwischen Christenthum und Dogmatik. Die Religion ist Sache des Herzens, ist Wiedergeburt des Willens; wir nennen nicht denjenigen religiös, der alle Concilienbeschlüsse auswendig weiß, sondern den, der Gott im Herzen hat, Liebe übt und das Endliche und Zeitliche an das Ewige und Unendliche knüpft. Theologie und Dogma dagegen sind ein Werk des Verstandes, der Wissenschaft, sind übereinkömmliche Satzung früherer Jahrhunderte. Ihnen gegenüber bewahrt der kritische Geist sein Recht der Prüfung und erkennt nur das als religiöse Wahrheit, wodurch unser Seelenheil wirklich bedingt ist, wovon jeder eine eigene innere Erfahrung haben kann. Ob zum Beispiel alles aus blinden Naturkräften hervorgeht und wieder von ihnen vernichtet wird, oder ob ein Wille der Liebe einsichtvoll alles schafft und lenkt, das ist entscheidend auch für unser sittliches Leben. Sittlichkeit ist mit logischer Folgerichtigkeit nur unter der zweiten Voraussetzung möglich, dann, wenn der freie Geist das Princip und der Herr des Seyns ist. Wäre alles Selbstbewußtseyn nur ein Erzeugniß des Stoffwechsels, so wären wir der Herrschaft chemischer Kräfte und physikalischer Gesetze willenlos unterthan, Selbstbestimmung wäre unmöglich, Zurechnung unstatthaft. Ob aber Gott die Welt in sechs Tagen vor sechstausend Jahren geschaffen, oder ob vielmehr die Erde allein schon eine fortschreitende Entwicklung von Millionen Jahren zeige, das berührt unser Gewissen nicht und muß Gegenstand ungebundener Forschung seyn. Auf der Grundlage der von Christus offenbarten und durch sein Leben und seinen Tod verwirklichten religiösen Wahrheit haben frühere Jahrhunderte nach Maßgabe ihrer Bildung theologische Systeme errichtet; es muß auch uns freistehen, die Worte und Werke Christi in ihrer ursprünglichen Gestalt mit der Natur- und Geschichtserkenntniß unserer Zeit in Verbindung zu setzen und unsere Religionswissenschaft darnach zu bilden. Die aber die Geister an die Satzung und den Buchstaben früherer Jahrhunderte binden wollen, statt mit dem lebendigen Geist Christi sie zu befreien und zu beleben, die haben es selbst verschuldet, daß so viele der zeitlichen Erscheinungsweise des Christenthums entfremdet wurden, die doch seinen Kern im Gemüthe trugen. Das gilt auch von Goethe. Er sang:

In unsres Busens Reine wogt ein Streben,
Sich einem Höhern, Reinen, Unbekannten
Aus Dankbarkeit freiwillig hinzugeben,
Enträthselnd sich den ewig Ungenannten;
Wir heißens: fromm seyn.

Und wer hat das Gefühl der Abhängigkeit des Endlichen vom Unendlichen, diese Grundlage aller Religion, empfindungstiefer ausgesprochen als Goethe?

Wenn der uralte
Heilige Vater
Mit gelassener Hand
Aus rollenden Wolken
Segnende Blitze
Ueber die Lande streut,
Küss' ich den letzten
Saum seines Kleides,
Kindliche Schauer
Treu in der Brust.

Und kann die Sehnsucht der Seele nach ihrem Urquell, ihr Liebesaufschwung zu Gott inniger und wärmer ausgesprochen werden als im Liede Ganymeds?

Umfangend umfangen!
Aufwärts an deinen Busen,
Allliebender Vater!

Ist das Gedicht vom Gott und der Bajadere nicht nach den Worten des Heilandes gedichtet?

Es freut sich die Gottheit der reuigen Sünder,
Unsterbliche heben verlorene Kinder
Mit feurigen Armen zum Himmel empor!

Sie wäre kein Christenthum, jene Fürbitte Goethes für den Unglücklichen in der Harzreise im Winter?

Ist auf deinem Psalter,
Vater der Liebe, ein Ton
Seinem Ohre vernehmlich,
So erquicke sein Herz!
Oeffne den umwölkten Blick
Ueber die tausend Quellen
Neben dem Dürstenden
In der Wüste!

Goethe stand in der Erkenntniß des lebendigen Gottes, der in Natur und Geschichte sich offenbart, in dem wir weben und sind; darnach hat man ihn zum Pantheisten machen wollen, und gemeint, daß die Welt sein Gott sey. Man vergaß, daß er schon im Werther von der Seligkeit des Wesens geredet, das alles in sich und durch sich hervorbringt, wogegen ihm jenes pantheistische Meer des Lebens, in welchem die Dinge wie Wellen

zwecklos auf- und abwogen nach einem bewußtlosen, lieblosen Gesetz, ein Gegenstand der Angst, ja des Grauens war, ein ewig verschlingendes, ewig wiederkäuendes Ungeheuer. Freilich wollte er Gott und Welt nicht scheiden nach Art des dualistischen Deismus.

Was wär' ein Gott, der nur von außen stieße,
Im Kreis das All am Finger laufen ließe?
Ihm ziemt's die Welt im Innern zu bewegen,
Natur in Sich, Sich in Natur zu hegen,
Auf daß, was in Ihm lebt und webt und ist,
Nie Seine Kraft, nie Seinen Geist vermißt.

Gott ist in allem gegenwärtig, aber er ist und bleibt zugleich über allem bei sich selbst, er ist der selbstbewußte Wille der Liebe.

Wenn im Unendlichen dasselbe
Sich wiederholend ewig fließt,
Das tausendfältige Gewölbe
Sich kräftig in einander schließt,
Strömt Lebenslust aus allen Dingen,
Dem kleinsten wie dem größten Stern,
Und alles Drängen, alles Ringen
Ist ewige Ruh in Gott dem Herrn.

Auch in unserem Geist erkannte Goethe ein Wesen von ganz unzerstörbarer Natur, ein fortwirkendes von Ewigkeit zu Ewigkeit, der Sonne ähnlich, die bloß unsern irdischen Augen unterzugehen scheint, die aber eigentlich nie untergeht, sondern unaufhörlich fortleuchtet. Und als ihn die nun hochbetagte Freundin der Jugend, Auguste von Stolberg, brieflich anmahnte, Blick und Herz dem Ewigen zuzuwenden, und den zu suchen, der sich so gern finden lasse, da dankte er von schwerer Krankheit genesend dem Allwaltenden, der ihm noch vergönnte, das schöne Licht der Sonne zu schauen, und schrieb weiter: „Bleibt uns das Ewige jeden Augenblick gegenwärtig, so leiden wir nicht an der vergänglichen Zeit. Redlich habe ich es mein Lebenlang mit mir und andern gemeint und bei allem irdischen Treiben immer auf's Höchste hingeblickt; Sie und die Ihrigen haben es auch gethan. Wirken wir also immer fort, so lange es Tag für uns ist; für andere wird auch eine Sonne scheinen, sie werden sich an ihr hervorthun, und uns indessen ein helleres Licht erleuchten. Und so bleiben wir wegen der Zukunft unbekümmert! In unseres Vaters Reiche sind viele Provinzen, und da er uns hier zu Lande ein so fröhliches Ansiedeln bereitete, so wird drüben gewiß auch für beide gesorgt seyn; vielleicht gelingt uns alsdann, was uns bis jetzo abging, uns angesichtlich kennen zu lernen und uns desto gründlicher zu lieben. Gedenken Sie mein in beruhigter Treue. Möge sich in den Armen des alliebenden Vaters alles wieder zusammenfinden!"

Und so schließen wir mit dem mystischen Chorgesang, der am Ende des Faust steht:

Alles Vergängliche
Ist nur ein Gleichniß.

Die irdischen zeitlichen Dinge sind nur die äußere Entfaltung und Gestaltung ewiger unsichtbarer Wesenheit; sie sind ein Stückwerk, das seine Vollendung fordert und finden wird in einer höheren himmlischen Sphäre:

Das Unzulängliche,
Hier wird's Ereigniß.

Da wird vollbracht seyn, was wir jetzt nur ahnen, was uns jetzt noch nicht darstellbar ist, zu dem uns aber selber die ewige Liebe, die ursprüngliche Harmonie des Seyns empor führt, wie sie in der Totalität des Gemüths sich offenbart:

Das Unbeschreibliche
Hier ist es gethan.
Das Ewigweibliche
Zieht uns hinan.

M. Carriere.

Der Philanthrop.

Ein Stück Menschenleben aus den Tagen Josephs des Zweiten.

(Fortsetzung.)

Es war am frühen Morgen. In der Wirthsstube beim guten Hirten hatte Kathi mit rührigen Händen alles in die beste Ordnung gebracht, als die Wirthin hereinkam. — „Du bist ein fleißiges Dirndl," sagte die Frau; „es ist schade um dich, daß du ein Herrenweib werden willst. Du wirst vor Langeweile schier umkommen, wenn du einmal nichts zu thun hast, als dich anzulegen, wenn du auch siebenmal im Tage in eine andere Bouffante schliefen müßtest." — Kathi schüttelte das Haupt so, daß die braunen Seidenzipfel des Kopftuchs wie Wimpel im Wirbelwinde flatterten. — „Wird nichts draus!" erwiederte sie. Drauf schüttelte die Wirthin ihrerseits den Kopf. — „Wir kennen uns aus," sagte sie; „den jungen Dirnen gehts wie einem, der todt ist und weiß es nicht. Du hast ihn gern, soviel ist sicher. Oder?" — „Weßhalb sollte ich ihn nicht gern haben?" versetzte Kathi mit unbefangener Gelassenheit. „Er ist sauber gewachsen und hübsch angelegt, und ganz artig." — „Du bist freundlich mit ihm," fuhr die Wirthin fort. — „Soll ich etwa dem Meister einen so guten Gast abschrecken?" fragte Kathi. — „Er gibt dir jedesmal statt des Trinkgeldes einen Dukaten," sagte die Wirthin. — „Das wäre schon recht," versetzte Kathi, „wenn mir der Herrvater die meisten von den Dukaten nicht wieder abjagte." — „Was machst du denn mit dem Gelde?" — „Die Frau stellt wunderliche Fragen. Ein Heirathsgut möchte ich mir zusammensparen. Glaubt die Frau 'leicht, daß ich meiner Lebtag eine Dirne bleiben will, um zuletzt den Stephansthurm zu reiben? Vor mir mag er ungewaschen bleiben. — Aber wenn's der Frau recht ist, will ich jetzt dem Herrnvater ein Frühstück bringen." Ohne eine Antwort abzuwarten, holte sie Wein in einem Steinkrug, nahm eine Semmel aus dem Korbe, legte den Betrag für beides auf das Zahlblech und schickte sich zum Gehen an. — „Es wäre ein rechtes Glück für dich," sagte die Wirthin, „wenn du das große Glück nicht machtest. Aber er wird dich nimmer auslassen, du magst zappeln wie du willst."

Sie fügte noch mancherlei hinzu, was niemand als sie selber vernahm. Kathi war bereits unterwegs, schwerer Gedanken voll. Es war ihr schon seit längerer Zeit klar geworden, daß der freundliche Herr aus der Stadt ganz andere Dinge mit ihr vorhabe, als nur ein wenig Scherz zu treiben, und daß seine Absichten dabei keine unredlichen seyen. Niemals hatte er eine von jenen Vogelstellerkünsten versucht, deren feine wie grobe Arten eine schöne Kellnerin schnell genug kennen und verstehen lernt. Sie hatte allen möglichen Grund, einen Heirathsantrag zu erwarten, und fürchtete sich in allem Ernste davor, weil die Leute ihr sagten, daß ihr ein großes Glück bevorstehe, und außer der Wirthin alle hinzufügten, daß sie es nicht mit Füßen treten dürfe; vor allem aber weil in ihrer eigenen Einbildung der Glanz des Reichthums mächtig lockte. Und dennoch fühlte sie, daß sie mit dem jungen schönen reichen Manne nicht glücklich werden könne; nicht etwa darum, weil die Ueberlegung sie lehrte, daß sie in Verhältnisse und Beziehungen kommen würde, in die sie vermöge ihrer Erziehung nicht paßte, sondern weil in der Tiefe ihres Herzens eine stille Flamme brannte, um so heißer und unauslöschlicher, je weniger eine Menschenseele davon wußte. Eine etwa ausgenommen. Und wie Kathi eben dieser Seele besonders lebhaft gedachte, kam sie ihr von weitem entgegen in ihrem leibhaftigen Gehäuse von Fleisch und Bein.

Es war auf einem engen Fußwege zwischen den Gartenzäunen, an ein Ausweichen nicht zu denken. Wenn ihrer zwei an einander vorüber wollten, mußte jedes Raum geben. Der Begegnende schlich trübselig einher; Gestalt und Antlitz gehörten dem Oberhofheimer Franzl, aber die Miene jedem andern Mutterkinde eher als dem sonst so übermüthig lustigen Harfenisten. Wie sein gesenktes Auge sich vom Boden erhob, als er die Schritte der Nahenden vernahm, wurde er in demselben Maße bleich, wie sie roth geworden. — „Grüß Gott, Bue," sagte Kathi. — „Eben so viel," sagte er leicht, indem er sich an den Hag drückte, um sie vorüberzulassen, wobei er scheu zur Seite blickte. Kathi ging aber nicht vorüber; sondern fragte, woher der Franzl schon so früh des Weges komme? — „Von der Jungfer ihrem Herrnvater," hieß die Antwort. Die Dirne empfand es übel, daß der Franz so förmlich mit ihr sprach. Indem er sie „Jungfer" nannte und mit „sie" in der dritten Person des Singularis anredete, war es, wie wenn heutzutage einer „Fräulein"

sagte und sich der dritten Person des Pluralis bediente. Kathi ließ indessen ihre Bemerkung nicht laut werden. — „Was hast du beim Herrnvater gemacht, Franzl?“ fragte sie. „Vermuthlich ein neues Lied geholt.“ — „Ja,“ rief der Harfenist unmuthig, „ein Lied, auf das ich keine Melodie weiß! — Doch ich finde schon einen, der mir den Hochmuthsnarren in G'stanzln bringt.“ — „Um aller Heiligen willen, was ist denn geschehen?“ fragte Kathi. „Auf was wäre denn der Herrvater hochmüthig?“ — „Die Jungfer wird es schier nicht wissen!“ höhnte der Harfenist. „Auf seine Putzgredl hat er einen Stolz.“

Kathi ließ einen bezeichnenden Blick an ihrem bescheidenen Werktagsgewand hinabgleiten. — „Geh sie weg mit ihren Acten!“ hob der erboste Sänger wieder an. „Ich sitze ihr nicht auf wie der Herrengimpel. Der Oberhofheimer Franzl kennt sich aus.“ — „Aber was ist dir denn, Franzl?“ unterbrach ihn Kathi. „Du stellst dich völlig wie verrückt. Ich habe dir ja nichts gethan.“ — „Schon recht,“ fuhr er fort; „gethan hast du mir nichts, ich darf dich nicht verklagen. Wir haben keinen Verspruch gehalten, du hast mir kein gegebenes Wort gebrochen, und wenn ich mir etwas eingebildet habe, so war ich allein der Narr für mich. Wer sich selber foppt, ist am ärgsten gefoppt. Ich darf auf niemand böse seyn, als auf mich allein, und wenn ich nicht das Maul halte, werde ich noch obendrein ausgelacht. Wer den Schaden hat, bekommt den Spott umsonst. Also schön stad, Oberhofheimer Franzl!“

Abgewendeten Blickes drängte er sich vorüber, eilte ungestüm weiter und fang mit lautem Schall einen oberösterreichischen Ländler mit den Worten: „Und willst mi nit lieben, so lassen wir's bleiben, und i wier wegen deiner an's Kreisamt nit schreiben.“ Die klare Stimme schnitt wie mit scharfen Messern der armen Kathi durch die Seele; zugleich jedoch weckte das Spottlied ihren Trotz, und fast unwillkürlich sang sie die Antwort: „Und magst mi nit lieben, so lassen wir's gehn, und für d' Zeit, daß d' mi g'liebt hast, bedank' i mi schön.“ So rissen sich zwei Herzen aus einander, die von Kindesbeinen an in stiller Liebe zusammengewachsen gewesen, gerade in demselben Augenblick, wo diese gegenseitige Neigung zum erstenmal zur Sprache gekommen war, als sollte das sie trennen, was andere erst recht zu vereinigen pflegt. Das war von der Regel eine Ausnahme, aber keine durchaus unerhörte; auch sind Beispiele erlebt worden, daß eine Liebe, die sich dergestalt in der urplötzlich aufgeflammten Gluth verzehrt zu haben schien, nicht wie aufgeflogenes Schießpulver in Rauch verrann, sondern vielmehr gleich dem Wundervogel Phönix neuverjüngt der Asche entstieg.

Kathi erreichte, sie wußte nicht wie, die Wohnung ihres Vaters. Dieselbe war genau so beschaffen, wie Barthel sie in einem der wenigen Briefe beschrieben, welche unter altem Papierwust sich auf unsere Zeiten vererbt haben. Inmitten eines Gartens erhob sich das Haus mit feuerfesten Mauern, bestehend aus Erdgeschoß und Stockwerk, außen verziert mit Steinhauerarbeit, innen mit gewölbten Gemächern, deren Aussicht sich einerseits auf den Donauarm und die Auen des Praters, andererseits gegen Erdberg hinauf öffnete. Der Bau war ursprünglich für eine vornehme Herrschaft aufgeführt; der Wappenschild über der Thüre bezeugte es. Dieses Gelaß bewohnte Rauschinger für sich allein, und für das, was er von seinem Ueberfluß an „Parteien“ abgab, nahm er keinen Zins. Ein solcher Aufwand mag etwas wunderlich erscheinen für einen Mann, der für sein Gewand nur deßhalb dem Schneider keine Rechnung schuldig blieb, weil er es beim Tandler kaufte, der Lieder für Harfenisten verfertigte und gelegentlich betrunken unter Nußbäumen lag; indessen wird sich das Räthsel ohne Mühe erklären, nämlich so: Das Gebäude war ein Gartenhäuschen, das seinem Style nach zu einem Herrenhofe aus den Tagen Leopolds I. gehört haben mußte. Der Palazzo war bei der Belagerung von 1683 zerstört worden, das Gartenhäuschen aber Gott weiß wie verschont geblieben; muthmaßlich stand es dazumal zwischen hohen alten Bäumen, denen die Türken ohnehin nicht gern ein Leid zufügen, und war, ein willkommener Kiosk, von einem höheren Befehlshaber zur Aufbewahrung lebendiger Beutestücke mit langen Zöpfen benutzt worden. Späterhin hatten sich die Gründe ringsumher in Krautgärten verwandelt und die Besitzer „das Salettl“ zur Aufbewahrung ihres Geschirrs und zum Nachtlager für Taglöhner benutzt. Endlich war es der Wittwensitz eines alten Weibes geworden, der mütterlichen „Frau Ahndl“ Kathis, von welcher diese es im Namen ihrer seligen Mutter geerbt. Ansprüche an die Grundstücke gehörten nicht mehr dazu, mit Ausnahme des Weges durch den Garten und der dargebotenen Gelegenheit, sich in aller Stille einige Küchengewächse zuzueignen. Jedes Stockwerk bestand aus einem einzigen Raume, in jeglicher Beziehung innen so verwahrlost wie außen, — die Lücken der Thüre mit alten Zaunbrettern vernagelt, die Fensterscheiben großentheils durch geöltes Papier vertreten, Verputz und Stuck nur noch in unscheinbaren Ueberresten vorhanden, die Steinplatten des Estrichs wackligt, schadhaft, wohl auch durch gestampften Lehm ersetzt. Die Stiege von Stein, welche im Innern aufwärts führte, mahnte an einen Gebirgspfad über Steingeröll. Dem Zustande der

Wohnung entsprach die Einrichtung, das Bett, der Tisch, der Sessel und die Truhe im oberen Gaden, — den Windofen nicht zu vergessen, der mit seinem langen Rohre sich den Weg durch ein Fenster gebahnt. Die Einrichtung des Erdgeschosses bestand aus aufgeschichtetem Brennholz und einigem Küchengeräthe neben dem offenen Kamin. Was die Afterparteien betrifft, wovon oben die Rede, so waren darunter Mäuse zu ebener Erde, und im Sommer Schwalben am Gesims zu verstehen.

Rauschinger pflegte sich in dieser Wohnung überaus behaglich zu fühlen. Die gute Laune in seinen Briefen und G'stanzln bezeugte dieß, die er doch so oft mit halberstarrten Fingern geschrieben, eingewickelt in einen alten Reitermantel. Heute brannte ein munteres Feuer im Windofen, obschon streng genommen die Heizung überflüssig war. Der Mantel lag auf dem Bette, wo er nächtlicher Weile die Decke vorstellte. Der Insasse ging im Zimmer auf und ab, indessen war ihm nichts weniger als behaglich zu Muthe; wenigstens sah er nicht darnach aus. Auch lag auf dem Tische am gewohnten Schreibplätzchen ein Bogen Papier, mit allerlei Figuren bekritzelt, die statt der Buchstaben aus der am oberen Ende zerkauten Feder geflossen. Offenbar hatte sich die Muse an diesem schönen Morgen spröde erwiesen.

„Küss' die Hand, Herrvater," sagte die eintretende Kathi; „da bringe ich ein Frühstück für den Herrnvater." — „Schon recht, stell's nur hin," versetzte er, ohne seiner sonstigen Gewohnheit gemäß nach dem goldenen Naß zu langen. Kathi verwunderte sich darüber, aber nur im stillen, und machte sich sofort daran, das Lager und das Zimmer einigermaßen in Ordnung zu bringen. Nach einer Weile hob der Vater zu reden an: „Jetzt will ich dir etwas sagen, Kathi. Meine Geduld ist nicht lang, du weißt es wohl, und heute ist schier kein Zipfel davon übrig mehr." — Die Dirne sah sich nicht um. „Was hat denn der Herrvater?" fragte sie in einem Tone, der wirklich so unbefangen klang, als er klingen sollte. Rauschinger war jedoch nicht der Mann dazu, eine falsche Fährte anzunehmen, sobald er auf der rechten jagte. — „Stelle dich nicht dummer als du bist!" rief er. „Zum Papierln ist dein Herrvater nicht in der Wienerstadt. Es gibt andere genug. Das Bandeln habe ich satt, sage ich dir. Ich will einmal das Ende sehen." Kathi hielt immer noch nicht für angezeigt, die Anspielung zu verstehen. — „Du wirst am Heirathen nimmer sterben," fuhr er fort, nachdem er vergeblich auf eine Antwort gewartet. „Wäre deine Fraumutter, Gott schenke ihr die ewige Ruh! noch am Leben, wäre sie lange nicht doppelt so alt wie du. Ich sage dir: schau zum Heirathen!"

Die Dirne nahm sich zusammen, um mit geschämigem Lächeln zu antworten: „Ich sperre mich ja nicht. Wenn einer mich will, soll er nur anklopfen; ich bin da. Aber es klopft ja keiner an, im Gegentheil. Eben ist mir der Franzl begegnet, und der hat mir nur Grobheiten gesagt." Rauschingers Miene erheiterte sich wie durch einen Sonnenblick, freilich nur einen flüchtigen. — „Der Trottl!" sagte er; „just war er bei mir und hat richtig gemeint, ich solle ihm aufsitzen. Aber ich habe gleich gemerkt, was er wollte, und wie ich ihn so von weitem kommen sehe, schrecke ich ihn wie mit einem Boding voll kalten Wassers ab. Der wird schier genug haben, bilde ich mir ein."

Der armen Kathi ging dabei ein Stich durch's Herz. Es gereichte ihr nur zu leidigem Troste, daß der Franzl keinen förmlichen Korb bekommen hatte; abgewiesen war er doch. — „Wenn's der Herrvater so macht, muß ich wohl ein freilediges Mensch bleiben," sagte sie weinerlich. Aus war's mit dem Sonnenblick. Rauschinger wetterte und fluchte. — „Wenn du nicht in acht Tagen eine Hochzeiterin geworden," drohte er, „so nehme ich den Schedel zur Hand und —" — „Bin ich denn ein Bue, der auf die Brautschau gehen kann?" unterbrach ihn Kathi in einem Ton, mit dem sie sich als ihres Vaters richtige Tochter bewies. Rauschinger jedoch blieb im Beweisen seinerseits auch nicht zurück. Behend holte er zu einer Ohrfeige aus; noch behender als er duckte sich die Dirne, huschte davon und war die Stiege hinabgesprungen, bevor er sich nur nach ihr umgewendet. — „B'hüt Gott, Herrvater!" rief sie hinauf. — „Wart ein bischen!" rief er hinunter. — „Die Frau schilt, wenn ich so lange wegbleibe." — „Ich habe dir nur ein paar Worte zu sagen. Komm!" — „Sprich der Herrvater nur von oben herunter, ich bin nicht „thörisch." *

Rauschinger stellte sich an die Stiege, seine Tochter darunter an den Ausgang, die Hand auf die Thürschnalle gelegt. Er begann: „Schau, Dirndl, du bist gescheit genug, um zu merken, daß du nur die Hand auszustrecken brauchst, um den „G'schwuf" zu greifen. Er verlangt's nicht besser. Und du bist schuldig es zu thun. Warum? Weil du dir so lange den Hof von ihm hast machen lassen. Wenn du ihn jetzt fortschickst, so heißt's, er hätte dich angeführt, und wie hernach die Kirchenleut und die Marktleut das auslegen werden, brauche ich dir nicht erst zu sagen. Niemand glaubt dir's, daß du ihn zum Narren gehabt, denn

* Harthörig.

er ist ein reicher vornehmer Herr, du ein armes Mensch."

Der Dirne wurde schwindelig. Es war, als hätte in dunkler Nacht der Blitz vor ihren Füßen einen ungeahnten Abgrund erhellt. Wenn der Anbeter von dannen geschickt wurde, so trug er seinen Korb nicht leer mit sich fort; Kathis guter Name lag darin. Der Vater übersah nicht, wie sie bleich wurde, und freute sich im Stillen, daß er in so wichtiger Angelegenheit den Nagel richtig auf den Kopf getroffen. — „Ich weiß, daß du brav bist," begann er wiederum in ernstem, aber herzlichem Tone; „du schlägst deiner Fraumutter nach in jedem Stück. Schade wär's, wenn dir's erginge wie so mancher, die wenigstens weiß, wofür sie dem Teufel ihre arme Seele verkauft hat. Du hättest außer den paar lumpigen Trinkgeldern nichts davon als Schimpf und Schande. Und ist's denn gar so arg gefehlt, für einen liederlichen armen Musikanten einen schönen feinen Herrn einzutauschen und eine Gnädige zu werden? Ist's ein Unglück, in Sammet und Seide einherzurauschen, die Pratzerl in weichen Lederhülsen zu tragen, in einer Kutsche zu fahren, alle Tage nach Gusto Hendl, Kapaunen, Polackln, Schustervögel, Kälbernes, Schweinernes, Rostbradl, oder Fisch und Strudl zu speisen? Wird's dir gar so ein Kreuz machen, wenn dein Herrvater in einem saubern G'wand einhergeht, statt des Heurigen einen alten Ungar trinkt und Sonntags leicht sein Glasl Schampaninger oder Rheinwein schlürft? Geh, Dirndl, überlege dir's fein! Denke an meine alten Tage, die ich lieber in Glück und Ehre, als in Armuth und Schande verleben möchte. Verstehe mich wohl, ich habe Schande gesagt!"

Er zog sich zurück, seines Erfolges sicher, wie er meinte. Und er hatte fürwahr die Zeche nicht ohne den Wirth gemacht. Die Tochter ging mit zerschmettertem Herzen von dannen, von der schmerzlichen Ueberzeugung erfüllt, daß sie nur die Wahl habe zwischen Spott und Schande vor der Welt oder einem Ehebunde, den sie fürchtete, obschon sie nichtsdestoweniger Verlangen darnach trug, wie bereits gesagt worden.

(Fortsetzung folgt.)

Correspondenz-Nachrichten.

Hamburg, Februar.

Stiftung des Schillervereins. — Verein für Gewissensfreiheit. — Staatshändel. — Witterung. — Die Vereinsbank. — Theater.

Durch die großartige Schillerfeier sind Kräfte in Bewegung gesetzt worden, die, wenn sie entsprechender Pflege genießen, dem nationalen Ganzen in mannigfacher Weise zu gute kommen werden. Unser Volk in seiner Gesammtheit ist sich dadurch bewußt geworden, daß es unverwelkliche Güter besitzt, die ihm aller politische Hader weder rauben noch schmälern kann, und wenn wir als Nation noch immer vergebens nach jener Einheit ringen, die uns dem Fremden gegenüber allein erst stark und mächtig machen kann, so haben wir bei dieser Gelegenheit doch einsehen gelernt, daß wir geistig viel einiger sind, als wir selbst zu glauben wagten. Wenn nun dieser Gedanke uns mehr und mehr durchdringt, und wenn wir ernstlich darauf Bedacht nehmen, ihn immer lebendiger im Herzen des Volks zu machen, so gewinnen wir für unser geistiges Gedeihen eine Macht, die uns auch gegen politische Stürme, ja gegen ein mögliches nationales Unglück wappnen kann. Auch bei uns will man diese schönen Regungen nicht spurlos verkommen lassen. Der Name Schiller soll uns als Standarte vorgetragen werden, auf welche die Augen des Publikums immer gerichtet bleiben mögen. Am Geburtstage Lessings ist, um einen Anfang zu machen in der Pflege alles Schönen und Edlen, hier ein Schillerverein gegründet worden, dessen nächster Zweck der Errichtung eines Schillerdenkmals gelten wird. Eine Summe von nahezu tausend Thalern hat man bereits zusammengebracht. Andere Beiträge werden nicht ausbleiben, und so wird in einiger Zeit auch Hamburg eine Statue des großen Dichters besitzen. Weitere Zwecke des hiesigen Schillervereins sind die Hebung des Theaters, was freilich seine Schwierigkeiten haben wird, da diesem gewiß nur löblichen Streben die Pflege der Oper und des Ballets hinderlich seyn dürfte. Beide aber können bei dem herrschenden Geschmack des großen Publikums nicht entbehrt werden, wenn die Direktion des Stadttheaters sich ohne Subvention über Wasser halten will. Ferner will der genannte Verein für Volksconcerte Sorge tragen, Volksfeste edlerer Art veranstalten und Volksbibliotheken anlegen, endlich auf

Verbreitung von Bildung in allen Kreisen, namentlich durch Rede und Schrift, hinwirken, und auch Schritte thun zur Gründung eines Bildungsvereins für angehende Kaufleute. Ein provisorisches Comité ist beauftragt worden, weiteres zu veranlassen und speciellere Vorschläge in angedeuteter Richtung zu machen.

Durch Vereine zu wirken ist überhaupt Tendenz der Zeit. Es gibt der Vereine so viele, daß wir mit deren bloßer Aufzählung schon einen ganz artigen Raum auf dem Papier füllen könnten. Regsam und unermüdlich thätig ist besonders diejenige Partei, welche dem unbedingten Fortschritt huldigt. Schon im vorigen Winter trat hier eine Anzahl Gleichgesinnter zusammen, um die so vielfach ventilirte Frage der Gewissensfreiheit schärfer in's Auge zu fassen und dieselbe der großen Menge recht schmackhaft zu machen. So entstand der Verein zur Förderung der Gewissensfreiheit. Erst vor kurzem hielt derselbe eine Generalversammlung, in welcher der Jahresbericht verlesen und Rechenschaft über dessen bisheriges Wirken abgelegt ward. Gegenwärtig zählt dieser Verein 203 Mitglieder, darunter 48 Damen. Er hat sich mit dem Auslande in Verbindung gesetzt und auch hin und wieder Anklang gefunden, im Ganzen aber ist die Betheiligung des Auslandes eine nur geringe geblieben. Hier am Orte wirkt er besonders durch Vorlesungen, deren bis jetzt zwei stark besuchte gehalten wurden. Sein Hauptstreben geht auf Einführung von Civilstandsregistern und auf Gründung confessionsloser Schulen. Die Anhänger des Vereins zur Förderung der Gewissensfreiheit sehen nämlich das wahre Heil des Volkes in einem sittlichen Leben, das jedes religiösen Bekenntnisses entbehrt. Vielleicht beruht diese Ansicht auf einem Irrthum; beipflichten wenigstens können wir derselben nicht. Es würde aber unserem Dafürhalten nach sehr verkehrt seyn, wollte man dem Streben selbst wehren. Die Kirche verliert jedenfalls nichts, wenn sich diejenigen ganz von ihr lossagen, die an das, was sie bietet, nicht glauben.

Unsere innern staatlichen Angelegenheiten gleichen noch immer einem gordischen Knoten. Ihn zu lösen, mühen sich viele, bis jetzt ohne sonderlichen Erfolg, ab. Die letzten Beschlüsse der neuen Bürgerschaft, welche Ende vorigen Jahrs das Erbe der früheren Erbgesessenen angetreten hat, scheinen uns eher zu einer noch größeren Verwirrung derselben, als zu völliger Entwirrung angethan zu seyn. Sie harmoniren so wenig mit dem, was der Senat will oder zu bewilligen sich geneigt zeigt, daß wir durch die bisherigen langathmigen Debatten kaum einen Schritt vorwärts gekommen sind. Das Verfassungswerk befindet sich, wie vorher, erst am Anfang des Anfangs, und Gott allein weiß, wann und wie es zum Gedeihen der Lebenden und deren Nachkommen zu einem guten Ende wird geführt werden können. Demnächst kommt abermals in der Bürgerschaft ein an diese gelangter Senatsantrag zur Verhandlung, welcher einen Zuschuß von 360,000 Mark Cour. für den Bau der St. Nicolaikirche bevorwortet. Da wird es gewaltige Reden geben! Denn obwohl die Weiterführung dieses Baus eine Nothwendigkeit ist, der sich Hamburg gar nicht entziehen kann, ohne sich schlimmster Nachrede preiszugeben, so sind doch sehr viele gegen Unterstützung der Baucommission aus Staatsmitteln. Die Nichtkirchlichen vor Allen sagen: „Habt ihr ohne genügende Mittel einen so gewaltigen Prachtbau, welcher Millionen zu verschlingen droht, begonnen, so seht zu, wie ihr damit zu Stande kommt. Oeffnet die eigenen Börsen, wenn der gemachte Bauanschlag auf einem Rechnungsfehler beruht! Der Staat hat und soll für solche Luxusbauten kein Geld haben, und gäbe es noch so viele Ueberschüsse." Die genannte Kirche hat übrigens neuerdings auf der Spitze des östlichen Giebels ein colossales gußeisernes Kreuz mit vergoldeten Enden erhalten, dessen Gewicht auf hundert Centner angegeben wird.

Seit mehreren Wochen treibt ein geheimnißvoller Uebelthäter bei uns sein Wesen und hat eine Zeit lang einen großen Theil der Bevölkerung in nicht geringe Angst versetzt. Dieser Ungreifbare, obwohl er von sehr kräftigem Körperbau seyn muß, hat es auf Plünderung der Geldkisten in den verschlossenen Comptoirs abgesehen. Seine Fertigkeit im Oeffnen der kunstreichsten Schlösser nennen Sachverständige fabelhaft. Zwei, drei und mehr Einbrüche dieser Art kamen oft in einer einzigen Nacht vor, und wie unausgesetzt auch unsere Polizei vigilirte, zu fassen war der schlaue Patron nicht. Neulich ist nun allerdings ein Stillstand in dieser neumodischen Industrie eingetreten; dieß beweist aber noch nicht, daß unter den vielen gefänglich eingezogenen Individuen, die sich andere Eingriffe in fremdes Eigenthum erlaubt hatten, auch der gefährliche Einbrecher sich befindet. Wahrscheinlicher ist, daß er seinem Handwerk einstweilen entsagt hat, weil es nicht mehr sehr gelohnt haben mag. Wer von den Comptoir- und Ladeninhabern Furcht hatte, der war so klug, beim Schließen seines Geschäftslokales alles baare Geld mit zu nehmen. Auf baare Münze aber hatte es der geheimnißvolle Einbrecher von Anfang an allein abgesehen.

Statt der bisherigen durch Menschenhände in Bewegung gesetzten Fähre über die Nordereibe am Grasbrook, die so oft zu gerechten Klagen im Winter bei Treibeis Veranlassung gab, da es nicht selten für Menschen und Thiere lebensgefährlich war, auf diesem unsichern Fahrzeuge die Wogen des hochgehenden Stroms zu überschreiten, hat man neuerdings eine Dampffähre, die ziemlich viel Geld kostet, in Fahrt gesetzt. Leider soll sich schon jetzt herausstellen, daß sie nicht leistet, was man sich von ihr versprochen hat. Ohne Zweifel ist die Bauart daran Schuld. Es wird nichts übrig bleiben, als das neue Project anders und zweckmäßiger zu gestalten und so lange, bis dieß geschehen ist, sich mit dem alten weiter zu behelfen. Zum Glück gehört der gegenwärtige Winter zu den mildesten, die es in unsern Breiten gibt. Durch Eis wurde die Segelschifffahrt nur momentan, die Dampfschifffahrt im strengsten Sinne eigentlich noch gar nicht unterbrochen. Gelinder Frost wechselt

fortwährend ab mit Thauwetter, auf Schneegestöber folgt regelmäßig entweder höchst unbequemes Glatteis oder heftiges Regenwetter, und Stürme aus West, Süd- und Nordwest sind, namentlich in jüngster Zeit, sehr häufig vorgekommen. Bei dieser allzu großen Veränderlichkeit der Witterung läßt der Gesundheitszustand sehr viel zu wünschen übrig. Die Zahl der Kranken, Erwachsener wie Kinder, ist überaus groß, und die Aerzte müssen eine goldene Ernte halten.

Von unsern neuen, seit einigen Jahren bestehenden Bankinstituten hat vor kurzem die Vereinsbank ihre jährliche Generalversammlung abgehalten. Die Größe der Geschäfte derselben läßt sich ermessen, wenn wir den Umsatz derselben in Zahlen angeben. Im Ganzen war der Bruttogewinn des genannten Instituts verhältnißmäßig nur gering, da derselbe bloß 242,802 Mark Banco betrug, der Nettogewinn nach Abzug aller Kosten sich aber bloß auf 172,518 Mark belief. Dagegen stieg der Jahresumsatz auf 1429,518,678 Mark. Dieß ergibt eine Durchschnittssumme per Tag von 4,686,946 Mark Banco. Der größte Umsatz wurde am 14. September erzielt mit 8,329,523 Mark 15 Schilling Banco, am schwächsten war derselbe am 6. Mai 1859, indem er sich an diesem Tage nur auf 1,802,728 Mark 7½ Schilling Banco belief. Im Ganzen ergab sich im vergangenen Jahre gegen 1858 eine Zunahme des Totalumsatzes von ungefähr 47 Procent. Die Zahl der Bankinteressenten hob sich im Laufe des verflossenen Jahres von 1125 auf 1350.

Ein hiesiges Handelshaus, das in der Handelswelt seit ein paar Menschenaltern eines unbegrenzten Vertrauens genoß, verlor kürzlich seinen Chef durch den Tod in der Person des früheren Senators Christian Matthias Schröder. Das verhängnißvolle Krisisjahr 1857 brachte auch diese Firma zum Falle, was den Chef derselben veranlaßte, auf seine Entlassung aus dem Rathe anzutragen. Diese wurde dem Verstorbenen, welcher ein Alter von über 82 Jahren erreichte, gewährt, indem man demselben seinen Gehalt als Pension, im Betrage von 6000 Mark jährlich, bis zu seinem Abscheiden beließ.

Die Zeit des Carnevals, die man in unserem, für derartige heitere gesellige Vergnügungen etwas gar zu ernsten Norden gern nachahmen möchte, obwohl es dazu unserer Bevölkerung gar zu sehr an Humor und geistiger Beweglichkeit gebricht, bringt uns eine Reihe sogenannter Maskenbälle, von denen die besuchtesten im Stadttheater gehalten werden. Auch im gegenwärtigen Jahre veranstaltete die Direktion der genannten Bühne deren zwei, die beide sehr stark besucht waren, im Ganzen aber doch nicht viel von sich sprechen machten.

Von theatralischen Neuigkeiten ist nur die Meyerbeer'sche Oper „Dinorah" erwähnenswerth. Dieselbe ward im Stadttheater mit verhältnißmäßig großer Pracht zur Aufführung gebracht und ist seitdem mit geringen Unterbrechungen unter großem Zulauf fortwährend gegeben worden. Neuigkeiten im Schauspiel liefen eigentlich nur als Lückenbüßer nebenher und machten keinerlei Epoche, wenn sie auch die Kasse leidlich gut gefüllt haben mögen. Das Thaliatheater, dessen Direktion stets darauf bedacht ist, so weit die Beschränkungen des Repertoires, denen diese Bühne sich fügen muß, es erlauben, Neues und auch Gutes zu bringen, hat neuerdings die besten Einnahmen mit der von Berlin zu uns übergesiedelten Posse „Einer von unsere Leut'" erzielt. Wer sich einmal recht satt lachen will, ohne seinem ästhetischen Gewissen gar zu große Zumuthungen zu machen, der mag sich gern einmal durch Ansicht dieser lustig-tollen Narrethei die Nebelwolken zerstreuen lassen, die immer von Neuem dem brodelnden Herenkessel der ewig gährenden Zeit entsteigen, und mehr geneigt sind, uns trüb als heiter zu stimmen.

Ein böser Streit ist zwischen den Schiffbauerbaasen und den Schiffszimmerleuten ausgebrochen und hat das gänzliche Niederlegen der Arbeit Seitens der letzteren zur Folge gehabt. Als Veranlassung dieses „Strike's" hört man allgemein die Klage der Schiffszimmerleute über zu geringen Arbeitslohn nennen. Ob diese Klage begründet ist oder nicht, das ist eine Frage, die doch wohl nur Sachverständige der Billigkeit gemäß entscheiden können. Die Baase haben sich, da der Widerstand der hiesigen Schiffszimmerleute bis jetzt durchaus nicht zu brechen war, an fremde Arbeiter gewendet, von denen, wie wir hören, eine beträchtliche Anzahl von verschiedenen Orten hier eingetroffen seyn soll. Die von Flensburg verschriebenen Zimmerleute, etwa gegen vierzig an der Zahl, zogen, nachdem sie mit ihren hiesigen Genossen Rücksprache genommen hatten, wieder ab. Andere, heißt es, sind geblieben, und auf den bis dahin leer stehenden Werften herrscht seitdem wieder einige Thätigkeit. Wahrscheinlich stimmt dieses Eintreten fremder Arbeitskräfte die widerhaarigen einheimischen Schiffszimmerleute etwas milder und macht sie den Baasen gegenüber gefügiger.

Newyork, Januar.

(Schluß.)

Der Süden gegen den Norden. — Einsturz der Pemberton Mills. — Der „Wanderer.“

Ein anderer Vaterlandsfreund hat in Alabama den Antrag gestellt, die Postmeister gesetzlich zu verpflichten, jedes Buch, jede Zeitung, Broschüre oder Abbildung jeder Art, welche das Mindeste gegen Sklaverei enthielte, sofort den Behörden auszuliefern, und daß derjenige, an den das brandstifterische Dokument adressirt sey, falls er überwiesen werden könne — das heißt, wenn er nicht das Gegentheil beweisen kann — die Absicht gehabt zu haben, dadurch Unzufriedenheit unter den Sklaven oder den freien Farbigen zu erregen, zu wenigstens zehnjähriger Zuchthausstrafe verurtheilt, das corpus delicti aber öffentlich verbrannt werden solle. Fügt man nur die Worte „durch Henkershand“ hinzu, so hat man die Inquisition im neunzehnten Jahrhundert im Lande der Preßfreiheit und der republikanischen Institutionen.

Als einer Probe ächt südlichen Ritterthums ist noch eines Vorgangs zu erwähnen, der sich vor kurzem in Philadelphia zutrug, bei welchem sich eine Bande von etwa hundert jungen Virginiern ihre Sporen verdienten. Diese Hoffnungsvollen, sämmtlich Söhne von Sklavenhaltern, welche auf der Universität zu Philadelphia ihren Studien oblagen, hatten im Verein mit noch einigen Gesinnungsgenossen einen Versuch gemacht, eine Antisklavereiversammlung mit Gewalt zu verhindern; allein der Mayor setzte ihrem lobenswerthen Beginnen einen so energischen Widerstand entgegen, daß sie schimpflich in die Flucht geschlagen und einige der Unbändigsten arretirt wurden. Darüber ergrimmte Jung-Virginien dermaßen, daß es bittere Rache schwor und sich gelobte, den Staub der undankbaren Stadt von seinen Füßen zu schütteln. Wenige Tage darauf versammelten sich demnach auch wirklich die jungen Patrioten im Bahnhof und traten ihren Abmarsch nach Virginien an, mit Ausnahme einiger wenigen, die kurz vor dem Abgang des Zuges zum großen Ergötzen der übrigen Anwesenden von zärtlich um sie besorgten Gläubigern zurückgehalten wurden und deßhalb noch einstweilen die verhaßte Luft der freien Staaten zu athmen gezwungen sind. Die andern wurden bei ihrer Ankunft in Richmond vom Gouverneur Wise mit einer bombastischen, ganz Don Quixotischen Rede empfangen, in der er ihre Gesinnungstüchtigkeit und ihren Patriotismus bis in die Wolken erhob. Philadelphia hat den Schlag glücklich überlebt und befindet sich so wohl als zuvor.

Ein schrecklicher Unglücksfall trug sich am 10. Januar in Lawrence in Massachusetts zu. Die „Pemberton Mills,“ eine große Baumwollen-Dampfspinnerei, welche über neunhundert Arbeiter beschäftigte, stürzte um fünf Uhr Abends plötzlich zusammen. Etwa dreihundert der Arbeiter waren schon zum Abendessen gegangen, die übrigen waren noch in dem Gebäude und wurden großentheils unter den Trümmern begraben. Das donnerähnliche Krachen, welches der Einsturz verursachte, schreckte zuerst die Umgegend aus ihrer Ruhe auf, und so wie die Kunde des Unglücks sich verbreitete, strömten sogleich Tausende von Menschen aus allen Richtungen herbei, um den Verunglückten Beistand zu leisten. Viele waren schon theils unbeschädigt, theils verletzt oder todt aus dem Schutt hervorgezogen worden, und andern war man nahe genug gekommen, um mit ihnen zu sprechen, sich zu versichern, daß sie unverletzt waren, oder ihnen durch Oeffnungen Erfrischungen zu reichen, und mit höchstem Eifer wurden die Arbeiten zu ihrer Befreiung betrieben, als aus irgend einer unbekannten Ursache in den Ruinen Feuer ausbrach, das mehrere Stunden wüthete, ehe es glückte ihm Einhalt zu thun. Die Schrecknisse, welche jetzt folgten, überbieten jede Beschreibung. Die Arbeitenden wurden durch die Flammen gezwungen, ihre Bemühungen einzustellen, und die unglücklichen Verschütteten wurden in ihren Kerkern bei vollem Bewußtseyn buchstäblich geröstet. So weit die Nachrichten bis jetzt reichen, sind über zweihundert Personen todt und etwa dreihundert mehr oder weniger beschädigt. Zu den Empfindungen des Entsetzens, des Mitleids und der Theilnahme gesellt sich die der tiefsten Empörung; denn keine blinde Naturkraft, kein Aufruhr unbezwinglicher Elemente hat diese gräßliche Zerstörung verursacht, sondern jene beispiellose Nachlässigkeit und Unbekümmertheit in Allem, was die Sicherheit und den Schutz des Lebens betrifft. Man wußte, daß das Gebäude nicht sicher war, und schon vor sieben Jahren, noch ehe der Bau vollendet war, bereits solche Zeichen von Unhaltbarkeit gegeben hatte, daß es nöthig gefunden wurde, es durch eiserne Klammern zusammen zu halten; trotzdem aber geschah nichts, um dem Uebel abzuhelfen, und ruhig wartete man die Katastrophe ab, als wenn sie unvermeidlich und unabwendbar wie der Tod selbst gewesen wäre. Ueberhaupt gehört das Einstürzen von Häusern hier keineswegs zu den seltenen Ereignissen, und nur der ungeheure Verlust an Menschenleben, alle die schrecklichen Einzelheiten sind es, welche in dem gegenwärtigen Fall einen tieferen, nachhaltigeren Eindruck hervorrufen. Weniger als vierzehn Tage zuvor stürzte hier in Newyork ebenfalls ein großer Speicher ein und tödtete in seinem Fall mehrere Menschen, allein schon nach zwei Tagen sprach kaum noch jemand davon, außer etwa die Nachgebliebenen der Verunglückten. Auch in diesem Fall

wußte man, daß das Gebäude, welches ursprünglich für leichtere Waaren errichtet worden war, keine hinreichende Festigkeit besaß, um dem Druck der Getreidemassen zu widerstehen, die man darin aufgehäuft hatte, aber auch hier war nicht das Geringste geschehen, um das Unheil abzuwenden; man benutzte es, so lang es stand, wie man etwa einen Rock trägt, bis er zerreißt. Als das Unglück geschehen war, wurde man indessen doch darauf aufmerksam, daß noch ein anderes Haus bedenkliche Risse zeigte und ebenfalls jeden Augenblick einzustürzen drohte. Man räumte demnach die anstoßenden Häuser und sperrte die Straße ab, um fernere Unglücksfälle zu verhüten; allein als der Tag verflossen war und sich keine merkliche Veränderung zeigte, wurden alle Vorsichtsmaßregeln wieder aufgegeben, und wer sich etwa aus Unwissenheit oder Unvorsichtigkeit in diese gefahrdrohende Nachbarschaft wagt, kann jeden Augenblick erwarten, von den zusammenstürzenden Wänden erschlagen zu werden. — Ganz zu derselben Zeit fiel auch das Dach des Eisenbahnhofes in Troy ein, des größten im Land, glücklicherweise in einem Augenblick, als gerade kein Zug angelangt war oder erwartet wurde, so daß hier der bloße Zufall ein schreckliches Unglück verhinderte. Keine Behörde wacht hier über die Sicherheit von Gebäuden und Brücken, deren Brechen alljährlich mehrere furchtbare Eisenbahnunfälle verursacht.

Das berüchtigte Sklavenschiff „Wanderer," welches bereits einmal früher verurtheilt war, und von dem Eigenthümer Charles Lamar in Savannah für einen Spottpreis wieder angekauft wurde, hat sich auf's neue öffentlich bemerkbar gemacht, und seltsam genug ist es in Boston aufgetaucht, wo man sein Erscheinen am allerwenigsten hätte vermuthen sollen. Die Geschichte ist seltsam, ungewöhnlich und dramatisch wie ein Seeroman Eugène Sues, und liefert einen neuen Beitrag zur Geschichte des afrikanischen Sklavenhandels. — Es war ziemlich bekannt, daß der „Wanderer" in Savannah für eine neue Expedition ausgerüstet wurde; ehe er jedoch mit hinreichenden Vorräthen versehen war, und ehe die Schiffspapiere ausgestellt waren, verschwand er bei Nacht und Nebel plötzlich aus dem Hafen. Lamar, der wahrscheinlich fürchtete, die Behörden möchten ihm Schwierigkeiten in den Weg legen, und deßhalb diese Flucht selbst angeordnet hatte, stellte sich höchst entrüstet und erstaunt und ließ den Flüchtling als widerrechtlich entwichen ankündigen, doch verlautete nichts von dem Wanderer bis vor wenigen Tagen. Seitdem hat sich herausgestellt, daß der Capitän fünfzehn Mann angeworben und veranlaßt hatte, an Bord zu kommen, angeblich um Wasser und Lebensmittel einzuladen. Am Abend kam er jedoch selbst an Bord, rief die Mannschaft zusammen und erklärte, daß er entschlossen sey, augenblicklich unter Segel zu gehen, wobei er einen Revolver zog und jeden niederzuschießen drohte, der seinen Befehlen nicht unbedingt Folge leisten würde. Einige von der Mannschaft, welche in dem Geheimniß waren, luden die beiden auf dem Schiff befindlichen Kanonen, und so wurden die übrigen, und zwar die größere Zahl, gegen ihren Willen zum Mitgehen gezwungen. Zuerst hatte der Capitän ihnen gesagt, die Reise gehe nach einer der westindischen Inseln, um ihre Besorgnisse zu beschwichtigen; allein nach einigen Tagen erklärte er ihnen unumwunden, daß das Schiff nach der Westküste von Afrika bestimmt sey, wo er eine Ladung von siebenhundert Negern einnehmen würde. Indessen fehlte es ihm fast ganz an Lebensmitteln, so wie auch an den nöthigsten Instrumenten und Karten; er lief deßhalb in den Hafen von Flores ein, wo er unter falschem Namen und fabricirten Papieren für etwa 1500 Dollars Vorräthe einkaufte. Unter allerlei Vorspiegelungen brachte er auch zwei Portugiesinnen an Bord, welche er, wie er der Mannschaft offen erklärte, für Neger umzutauschen beabsichtigte, deren er achtzig für diese beiden Frauen erhalten zu können behauptete. Inzwischen war die Entführung der Frauen am Lande bekannt geworden; die Behörden waren dem Capitän auf der Spur, und wie früher Savannah, verließ er Flores bei Nacht in höchster Eile, ohne einen Cent für die empfangenen Vorräthe bezahlt zu haben. Trotzdem war er noch immer nicht hinreichend mit Lebensmitteln versorgt, und er erklärte, daß falls er sie nicht von irgend einem vorüberfahrenden Schiffe gütlich erhalten könnte, er sie sich mit Gewalt verschaffen würde. Er machte auch wirklich auf einige Schiffe Jagd, ohne sie jedoch einzuholen, bis er endlich mit einem französischen Schiff zusammentraf, deren Capitän sich bereit erklärte, ihm auszuhelfen, und mit vier Mann ging er in einem Boot an Bord des französischen Fahrzeuges.

Dieß war der entscheidende Augenblick für das Schicksal der Mannschaft. Einstimmig beschlossen sie sich des Schiffes zu bemächtigen und es nach den Vereinigten Staaten zurückzuführen. Einem unter ihnen wurde das Commando übertragen, augenblicklich wurde das Schiff gewendet, alle Segel beigesetzt und dem Capitän das Nachsehen gelassen. Ohne weitere Unfälle langte die kleine Schaar in Boston an, wo das Schiff sogleich den Behörden übergeben wurde, deren Händen es dießmal wohl nicht wieder so leichten Kaufs entkommen wird, als früher in Savannah.

Stockholm, Februar.

Canalfahrt von Gothenburg nach Stockholm. — Die Stadt.

Vor zwanzig Jahren gehörte der nördliche Theil Schwedens mit der schönen Hauptstadt Stockholm zu den am wenigsten gekannten Oertlichkeiten Europas, wohin sich nur Alterthumsforscher, Diplomaten und vereinzelte extravagante Touristen verstiegen. Seitdem hat zuerst der sogenannte Skandinavismus den gegenseitigen Verkehr, besonders mittelst der collectiven Besuche der nordischen Studentenschaften, vielfach gefördert, bis endlich die Reise nach Schweden um ihrer selbst willen, ohne allen und jeden politischen Beigeschmack, gleichsam zum Kassenstück des Reisetheaters erhoben worden ist. Von dem dänischen Flächenlande aus ist Schweden das nächste Gebirgsland, und wenn auch die Gebirge, die man auf der Canalfahrt von Gothenburg nach Stockholm zu sehen bekommt, nicht eben zu den großartigen gehören, geben sie doch der ganzen Umgebung einen landschaftlichen Charakter, der gegen die Ebenen des südlichen Schwedens und Dänemarks einen auffallenden Contrast bildet. Besonders sind die zahlreichen Riffe, die entweder ganz nackt oder mit verkümmertem Tannenholz bedeckt aus dem Wasser emporschießen, interessant. Wo ein Fluß oder Binnensee in's Meer einmündet, bilden diese Riffe den Uebergang, das Mittelglied zwischen Land und offener See, gleichsam eine Brustwehr der Länder gegen die See, und viele Meilen hin erstrecken sich diese Skärgarde (Riffhöfe) sowohl vor Gothenburg als Stockholm. Der Göthaelf und der Mälarsee ergießen ihre Gewässer in dieselben, womit sie fast gänzlich ihr Salz einbüßen, was aber die feinfühligen Städter nicht verhindert, sie Salzseen im Gegensatz zum Süßwasser zu benennen. Doch wollen sich diejenigen, die eines wahrhaften Seebades bedürftig sind, mit diesen bloß titulirten Salzseen nicht begnügen, sondern gehen lieber nach Warberg oder einer andern Küstenstadt, um der Erfrischung durch wahrhaftes Salzwasser theilhaftig zu werden.

Schon im Gothenburger Skärgard ist der landschaftliche Charakter des ganzen Canalstriches bis über Stockholm hinaus, ja bis in die Alandinseln hinein gegeben. Vereinzelte Felsen von 100 bis 200 Fuß Höhe finden sich durch den ganzen Strich vor, schießen mitten in den Städten auf, wodurch oft eine schöne Aussicht über dieselben gewährt wird. In Gothenburg überschaut man von solchen Felsen den mit zahlreichen Schiffen bedeckten Hafen, in Stockholm hat man von der sogenannten Mosebanke und andern steinernen Anhöhen wahrhaft entzückende Anblicke der an Abwechslung so überaus reichen Landschaft. Diese Felsen sind zuweilen zur Anlage von kleinen Forts benutzt, die jedoch nur als Gewahrsamorte von Sträflingen dienen, die unter militärischer Aufsicht im Freien arbeiten. Wer zuerst in Gothenburg den schwedischen Boden betritt, bekommt einen sehr vortheilhaften Eindruck von Land und Volk, der aber durch Bekanntschaft mit dem übrigen Lande, besonders in Bezug auf die Wohlhabenheit, vielfach modificirt wird. Obgleich die Stadt nichts besonders Merkwürdiges in architektonischer Beziehung darbietet; ist sie doch mit schönen Bauten im modernen, wir möchten fast sagen hamburgischen Styl reichlich ausgestattet, die Börse, der Götha Cellar (so nennt man in Schweden gewöhnlich die Gasthöfe) und andere Gebäude treten aus dem Ganzen vortheilhaft hervor, die massiven Eisengitter der Brücken zeugen von dem Ueberfluß an diesem Mineral im Lande, die zahlreichen Kais und Plätze gewähren freie Aussichten nach allen Richtungen hin. Die Stadt ist sehr wohlhabend und man lebt hier halbwegs englisch und überläßt die derbe Hausmannskost den nördlichen und östlichen Gegenden. Nur die häufigen Fruchtspeisen hat Gothenburg mit dem übrigen Lande gemein; besonders während der Sommerzeit dürfen Hallon (Himbeeren), Sultrom (Erdbeeren) oder Krusbär (Stachelbeerengrütze) mit zugehöriger Sahne an einer guten Tafel nicht vermißt werden. Die Zahl der Reisenden ist während des Sommers so groß, daß man zuweilen Wochenlang auf einen Platz auf den Canalschiffen warten muß, so daß die bereits angefangene Eisenbahn nach Stockholm (die sogenannte westliche Stammbahn) einem wirklichen Bedürfniß entgegen kommt. Diese Schiffe sind übrigens sehr comfortabel eingerichtet, das Essen ist gut und billig, das Nachtlager bequem, was auf einer Reise von drei Tagen und eben so vielen Nächten nicht unwichtig ist.

Der einzige interessante Punkt auf der ganzen Fahrt ist übrigens der Trolhätta-Wasserfall, der jedoch nicht mit seiner ganzen Masse in Einem Zuge, sondern nur allmählig von mehreren Terrassen herabstürzt. Mit dem Rheinfall hält er keinen Vergleich aus, auch ist er viel schmaler. Bekanntlich sind es die Gewässer des Wenersees, die hier in den Göthaelf ausmünden. Dieser große Binnensee sieht dem Meere ganz ähnlich, nur auf zwei Seiten sind die Ufer desselben sichtbar, sonst reicht der Gesichtskreis nicht über die Wasserfläche hinaus. Nach einer Fahrt von drei Stunden geht er wieder in die Enge, bis man den Wettersee erreicht, der zwar nicht so groß, aber viel tiefer ist. Von da an fährt man durch einen langen, eintönigen Strich, der meistens mit Tannenholz bewachsen ist und nur 30 bis 40 Fuß sich über die Wasserfläche erhebt. Die einzige Abwechslung machen hier die Schleußen, wo die Durchfahrt den Reisenden Gelegenheit gibt, auszusteigen und neben dem Schiffe zu spazieren. Die letzte Schleuße findet sich beim See Roxon, von wo aus der Linköpinger Dom in der Ferne ansichtig wird. Nachdem dieser nicht eben

große See passirt ist, muß man noch in's offene Meer hinaus, ehe man in den Mälarsee gelangt. Auf dieser Strecke nimmt das Land einen gebirgigeren Anstrich an. Bei dem Städtchen Söderköping finden sich die höchsten Berge, die man auf dieser Fahrt zu sehen bekommt. Im Mälar selbst hat man nur die vereinzelten Riffe der Göteborger Skärgard, die sich in etwas großartigerer Formation im Stockholmer Skärgard wiederholen. Auch die Tannenhölzer sind wieder die nämlichen. Uebrigens gewinnt man auf dieser Fahrt kein rechtes Bild vom Mälarsee. Das Wasser ist noch zu offen, die Riffe und felsigen Ufer zeigen sich meistens in zu großer Ferne; erst gegen Stockholm hin verengt sich das Fahrwasser und lassen sich die Einzelheiten der Ufer, z. B. Schlösser, Dörfer genau unterscheiden. Erst wenn man von Stockholm nach Upsala fährt, bekommt man Gelegenheit, den ganzen Reichthum des Sees an abgerissenen Felsen zu erkennen. Das gibt freilich keine Abwechslung; die sechsstündige Fahrt ist deßhalb ziemlich ermüdend. Nur an einem Orte bietet sich ein bedeutsames Baudenkmal dem Anblick dar. Es ist dieß das Schloß der Grafen Brahe, Skokloster (Waldkloster), das seine drei Flügel gegen den See nach drei Richtungen hin präsentirt. Noch langweiliger als die Seefahrt ist die Fahrt auf dem Fyriself, der die Universitätsstadt mit dem Mälarsee verbindet. Das Land wird von da an ganz flach und Upsala selbst liegt in einer weiten, fast den Schein einer Einöde bietenden Ebene, wo nur Schloß und Dom der Betrachtung einen Ruhepunkt gewähren. Wie ganz anders präsentirt sich Stockholm, das, so mitten in den Mälar hingeworfen, dessen abgerissene Riffe mit seinen Kirchen und Palästen belebt hat, und fast nach allen Seiten hin tiefe, umfassende Einblicke in sein Inneres gewährt. Besonders vom Mälar, d. h. vom Westen aus hat man einen prachtvollen Anblick der Inselstadt, die aber überall so vom See durchgeschnitten wird, daß die einzelnen Stadttheile eine Mannigfaltigkeit von eigenthümlichen Partien darbieten, wo jedoch überall gewisse gemeinsame Hauptzüge vorwalten.

Stockholm ist ursprünglich nur auf den Holmen oder kleinen Inseln des Mälar angelegt. Erst später hat die Stadt sich auf das Festland erstreckt, wo die Stadttheile Norr (Nord), Söder (Süd) und das Ladujardsland mit ihren großen Plätzen und Parkanlagen sich finden. Die ursprüngliche Stadt, die jetzt auch vorzugsweise Stadt heißt, war auf den Schloßholm gebaut, nachher sind Ritterholm, Längoholm und Skepsholm (Schiffsholm) hinzu gekommen. Die verschiedenen Zeiten haben sich in den architektonischen Eigenheiten der Stadtviertel gezeichnet, indem die sogenannte Stadt mit ihren schmalen, winkeligen Gassen, Durchfahrten und sechsstöckigen Häusern das Mittelalter verräth, während die übrigen Viertel durchgängig einen modernen Anstrich haben. Der Norr ist besonders von den höheren Classen, der Söder mit seinen hölzernen Baracken vom Proletariat, die Stadt von Kaufleuten bewohnt, während auf dem Schiffsholm die Baracken der Flottenmannschaft, auf dem Ritterholm die öffentlichen Gebäude den Platz einnehmen. Der Verkehr zwischen diesen, durch Kanäle des Sees von einander getrennten Stadttheilen wird durch Omnibus und zahlreiche Kähne vermittelt, so daß man nie in seinem Fortkommen aufgehalten wird. Dieselben Verkehrsmittel erleichtern Ausflüge in die Umgegend, und für entferntere Orte stehen zahlreiche Dampfboote bereit.

Das bedeutsamste Gebäude der ganzen Stadt, das nicht nur seine nächste Umgebung, sondern auch das Entferntere durch seine imposante Größe und sein kunstvolles Maaß beherrscht, ist das königliche, vom Architekten Grafen Tessin gebaute Residenzschloß. Die ungeheure Masse ist so durch Vorsprünge und Flügel abgetheilt, daß der Beschauer, anstatt von ihr erdrückt zu werden, vielmehr dem Gefühle der Harmonie sich hingibt. Hier finden sich die Kunstsammlungen, sowohl Skulpturen als Gemälde, letztere freilich meistens in den Wohnzimmern der königlichen Familie zerstreut. Hinter dem Schlosse stoßen wir auf die älteste Kirche der Stadt, die sogenannte Großkirche, deren Oberpfarrer als Generalvikar des Erzbischofs auf dem Reichstage Sitz und Stimme hat. Sonst ist Stockholm an kirchlichen Denkmälern nicht reich; außer der gothisch gebauten Ritterholmskirche, die nur als Camposanto benutzt wird, gibt es nur sehr wenig, das auf Beachtung Anspruch machen kann. Der Styl ist meistens byzantinisch, oder gar ganz modern nach Zweckmäßigkeitsrücksichten eingerichtet. Interessanter als die Kirchen sind die einander symmetrisch entsprechenden Gebäude Gustavs des Dritten, das Theater und die Kunstkammer. Letztere enthält viele Raritäten, besonders Trophäen, die den Russen in den Schlachten abgenommen worden. Auch der Marschallstab Bernadottes wird hier aufbewahrt.

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 11. 11. März 1860.

> There is the moral of all human tales;
> 'Tis but the same rehearsal of the past,
> First Freedom, and then Glory — when that fails,
> Wealth, vice, corruption, — barbarism at last;
> And History with all her volumes vast,
> Hath but one page.
>
> Byron.

Neuere Gedichte von Hermann Lingg. *

Rom und die Völker.

Erwach' aus deinem süßen Friedensschlafe,
Entsteige deinem Melodienborn,
Du Königin der Strophen, auf, Octave,
Gürt' um dein Schwert, stoß' in dein goldnes Horn!
Auf daß ich deine Feinde Lügen strafe,
Leg' in dein schönes Angesicht den Zorn,
Wirf deine seidne Lockenfluth, enthülle
Im stolzen Gang des Südens Formenfülle!

Zerstörte Tempel, umgestürzte Säulen,
Schlachtfelder, von Erschlagenen bedeckt;
Verheerte Länder, nur von Schakalheulen
Aus wüster Einsamkeit emporgeschreckt;
Paläste, nun durchrauscht vom Flug der Eulen,
Seestädte, die kein Schifferruf mehr weckt;
Entnervte Völker, zuckend in Verblutung,
Erdbeben, Hunger, Pest und Ueberfluthung;

Jahrhundert langes Frevelthum gezüchtigt,
Kein Blüthethal, kein Leben unverschont;
Glorreiche Thaten, Namen schwer berüchtigt,
Verbrechen mit Verbrechen abgelohnt;
Wie Meteore Reich um Reich verflüchtigt,
Unsterbliche wie Sterbliche entthront;
Zwei Welten sich im Kampf entgegenbrausend:
Ein sterbend und ein werdendes Jahrtausend.

Das war die Fluth der Völkerwanderungen,
Sie riß den Erdkreis von der Kette frei,
Mit welcher Rom die Völker hielt umschlungen;
Doch mit der Kette riß zugleich entzwei,
Was in Jahrhunderten der Geist errungen;
In Trugverkündung, Nacht und Barbarei
Erschien bis auf den letzten bleichen Funken
Die alte Freiheit und Cultur versunken.

Nie, seit in unversehrter Frühlingsgrüne
Auf jedes Menschenweh mit Jubelschall
Die Erde Antwort gibt, trug ihre Bühne
Ein Trauerspiel, wie jenen Donnerfall
Des alten Roms — nie floß mehr Blut der Sühne,
Und nie, so lang die Menschheit stürmt im All,
Den Himmel fleh'nd mit Hülfruf und Verfluchung,
Bestand ihr Genius größere Versuchung.

---

* Aus der vierten vermehrten Auflage der Gedichte, Stuttgart 1860. S. Nr. 4 d. J. dieser Blätter.

Von jenen Stürmen, die sich längst gelegt,
Wir hören's noch wie ferne Brandung rollen;
Und der auch uns den Völkerkrieg erregt,
Wir hören ringsum dumpfen Donner grollen;
Mit Kampflust ringt die Furcht, und tief bewegt
Erschließt die Gegenwart in ahnungsvollen
Gefühlen sich dem kommenden Verhängniß,
Wie sich der Blüthenkelch dem Lichtempfängniß.

Denn wir auch fragen, ob es uns erreiche,
Daß jenem ausgestorbnen Lebensstrom,
Daß jener alten Welt einst unsre gleiche?
Schon einmal drohten Hunnen unserm Dom!
Weissagung wohnt im Schutt der alten Reiche,
Wie sibyllinisch blickt Athen und Rom!
Herolde der Nothwendigkeit entsteigen
Aus ihrem Grab mit ernsten Fingerzeigen.

In Indien wächst ein Baum aus Lavaklüften,
Vor welchem scheu die Schlange selbst entweicht;
Der Vogel fällt getödtet aus den Lüften,
Wenn ihn der Zweige Blüthenhauch erreicht;
Zu Boden sinkt vergiftet von den Düften
Der Tiger, wenn er hier nach Beute schleicht,
Und beide deckt, den Räuber sammt dem Raube,
Der Todesbaum mit seinem dunklen Laube.

Ein stolzrer Baum ist Rom dereinst gewesen!
Kein Geist der Freiheit schwang sich hoch genug,
Es kam aus allen Völkern auserlesen
Jahrhundert lang ein langer Sklavenzug,
Um unter seinem Gifthauch zu verwesen;
Selbst als des Nordens Schwert den Stamm zerschlug,
Sank noch wie oft die Kraft der Heldenglieder
Vergiftet von den schon gestürzten nieder.

Kein Boden gab, es floß kein Quell so spärlich,
Er trug für Rom doch beide Hände voll;
Kein Meer schien, keine Ferne zu gefährlich,
Zu räubrisch kein Tribut, zu hoch kein Zoll,
Wenn nur der Stadt nie satten Wölfen jährlich
Der Nil aus seinen reichen Ufern quoll,
Wenn nur das tausendköpf'ge Thier sich füllte
Und nicht zu laut am Thor der Cäsar'n brüllte.

Aus allen Meeren in die große Küche
Entluden die Galeeren ihre Fracht;
Aufstöhnten aller Inseln Marmorbrüche,
Erz floß für Rom aus jedem Felsenschacht;
Zur goldnen Decke dampften Wohlgerüche
Von den umschwelgten Tischen Tag und Nacht;
Und Tag und Nacht erfüllten sich mit Schwärmen
Die Räume der Theater und der Thermen.

Nur von des Lasters Größe übertroffen,
Ließ eine ungeheure Tyrannei
Der Tugend einzig einen Ausweg offen,
Die Wahl des Todes, die allein blieb frei.
Was wagte diese Menschheit noch zu hoffen?
Sie hoffte auch nichts mehr, mit einem Schrei
Bacchantischer Verzweiflung warf sich Alles
Dem Abgrund zu des allgemeinen Falles.

Ha, wie sie stürzten von den goldnen Stühlen,
Die rasenden Halbgötter, dort und hie,
Mit Mienen, denen Furcht den Tod zu fühlen
Das Ausseh'n sterbender Bacchanten lieh,
Auftaumelten von ihren Purpurpfühlen,
Und hoch noch jene Leuchter hielten, die
Erst einer Welt Leuchtthürme, jetzt verdammten
Berauschten Tigern in die Hölle flammten.

Lemuren nur und Schemen und Empusen
Bewegten noch, als Alles unterging,
Ihr wacklig Haupt; die letzte von den Musen
Trat auf und lachte schallend und empfing
Mit stolzem Hohn den Dolch in ihren Busen.
In Trotz und keckem Uebermuth verhing
Die alte Welt, wie Lucian der Spötter,
Das Schicksal über sich und seine Götter.

Stürmt an, dringt vor, ihr tapfern Siegesboten
Des Weltgerichts! Auf, blonder Alarich!
Vandalen, Markomanen, Sueven, Gothen —
Auf, Attila! auf, düstrer Geiserich!
Werft diese Stadt hinunter zu den Todten;
Ihr Maß ist voll, ihr graus Gestirn erblich!
Dringt an, stürmt vor, und euren blut'gen Wegen
Folg' Heil und einer neuen Aera Segen!

Der Philanthrop.

Ein Stück Menschenleben aus den Tagen Josephs des Zweiten.

(Fortsetzung.)

An demselben Morgen, nur etwas später, schickte sich Nowotny zu einem Ausgange an. Unterwegs sprach er im ersten Stockwerke vor. Peter war ziemlich früh ausgegangen, ohne etwas zu sich zu nehmen. Er wollte zum Frühstück heimkommen. Der Hofmeister beschloß ein wenig zu warten. — Ich bekomme ihn sonst den ganzen Tag nicht zu sehen, dachte er. Er brauchte nicht lange zu verziehen; der junge Herr kam, besuchsmäßig angezogen. — „So zeitig schon in Gala?" fragte der Professor. — „Ich war beim Regierungsrath," erwiederte Peter, indem er seinen Frack mit einem Gehrock vertauschte. — „Beim Herrn von Winterbaum?" — „Bei ihm. Ich habe ihn ersucht, keine Verfolgung gegen den Spitzbuben einzuleiten. Ich mag nicht klagen." — „Von welchem Spitzbuben spricht der Herr?" — Die Frage setzte Peter in Erstaunen. — „Vom wem soll ich denn reden als vom Schweidler?" versetzte er. — „Der alte Schweidler ist kein Spitzbube," sagte der andere nachdrücklich. — „Ist er nicht durchgegangen?" — „Nein." — „Hat er nicht mein Geld mitgenommen?" — „Noch weniger."

Peter lachte hell auf, obschon nicht lustig. — „Der Herr Professor hat mir dasselbe schon zehnmal gesagt," sagte er dann, „und die Vorstellung scheint bei ihm zur fixen Idee geworden. Ich halte mich an die Thatsache, daß der Buchhalter sammt dem Gelde verschwunden ist. Was hat er dagegen aufzubringen?" — „Respice finem," versetzte Nowotny. — „Funem!" sagte Peter halb für sich. „Der Schweidler wird seinen Strick schon finden ohne mich. Durch mich soll er nicht in's Criminale kommen. Als ich ein kleiner Bube war, eines armen Mannes Sohn, hat er mit eigener Lebensgefahr mich aus dem geschwollenen Wienfluß gerettet. Wenn er nicht dazu kam, wie das Wasser urplötzlich den Steg wegriß, worüber ich eben ging, und wenn er nicht beherzt sich in den Wogenschwall stürzte, so war ich verloren und konnte nie den Schreibfehler machen, durch welchen mein Vater zu Gold und Ehren kam." — „Diese fromme Dankbarkeit macht dem Herrn Ritter Ehre," sagte Nowotny. — „Mein Vater," fuhr Peter fort, „verdankt ihm demnach glückliche Tage, ich verdanke ihm, daß ich lebe. Leben ist ein hohes Gut, auch ohne Reichthum. Selbst der Bettler lebt gerne, und ein Bettler bin ich lange noch nicht. Ich habe etwas tüchtiges gelernt und verstehe zu arbeiten. Auch besitze ich mehr, als vor zwanzig Jahren der Mosbauer seinem Sohne zu hinterlassen sich jemals träumen ließ. In meinem Kasten liegen ein paar hundert Ducaten, ein Hause von Kronthalern und Zwanzigern. Uhren, Goldketten, Silberzeug, Porcelan, Hausrath ergeben beim Verkauf eine runde Summe. Vielleicht bekomme ich auch vom Schweidler noch etwas heraus. Der Winterbaum will ihm einen vertrauten Mann nachschicken, um wo möglich in gutem einen Vergleich zu erwirken. Ich rechne nicht darauf, was mich betrifft, aber ich hätte gern ein Capital für den Herrn Professor."

Nowotny drückte ihm gerührt die Hand und sagte: „Er ist ein Mann nach dem Herzen Gottes, ein rechtbeschaffener guter Freund. Für mich brauchte er übrigens keine Sorge zu haben, wenn die Dinge auch so ständen, wie er in seiner eigensinnigen Verblendung sich einbildet." Peter konnte nicht umhin, über den Narren zu lächeln, der ihn für närrisch hielt. Ohne darauf zu achten, fuhr jener fort: „Ich habe einen Nothpfennig liegen, der mich ohne weiteres ein Jahr über Wasser hält, und eines Jahres würde ich lange nicht bedürfen, um eine Unterkunft zu finden, wenn ich sie brauchen sollte." — „Bei alledem ist es doch Schade um unsere schönen Träume," seufzte Peter. — „Halten wir uns an die Wirklichkeit," versetzte Nowotny; „vielleicht fällt sie doch noch schöner aus."

Mit diesen Worten nahm er Abschied, obschon er gerne noch länger geplaudert, um gelegentlich einiges zu erfahren, das er gerne gewußt hätte. Die Stunde schlug und er hatte einige Obliegenheiten für den Harpokrates zu besorgen. Die Loge über alles! hieß es bei ihm.

Peter blieb mit seinen Gedanken allein. „Ich bin unmittelbar dem Volke entsprossen," dachte er, „und kehre zu meinem Ursprunge zurück, um ein Mensch unter Menschen zu seyn. Ich habe mich auch sonst beim Schicksal für die plötzliche Wendung zu bedanken; sie macht der schweren Ungewißheit ein Ende, die mich wie mit Hexerei vor dem Scheidewege festgebannt hielt. Jetzt, da ich zum armen Schelm geworden, brauche ich vollends nicht mehr auf die Putzdocke zu warten —"

Er seufzte tief. Die Schöne, welche er mit dem so wenig ehrerbietigen Namen belegt hatte, war eben doch

seine ächte Herzdame, und er hatte seit jenem verdrießlichen Auftritt zu Weinhaus sich, ohne es sich selber recht eingestehen zu wollen, in der That eingebildet, Alfonsine werde, wenn auch nicht zu ihm kommen, ihm wenigstens leise winken. Er fühlte sich geneigt, dann sein übermüthiges Wort zurückzunehmen. Daher sein Zögern und Zaudern der Kellnerin im guten Hirten gegenüber, die zu heirathen er sich in einer augenblicklichen Wallung vorgenommen. Er zweifelte nicht daran, daß er der Kathi schon am ersten Abend das Herz abgewonnen habe, wobei sein — damaliger — Reichthum durchaus nicht in Anschlag gebracht worden. Die Eroberung verdankte er allein seiner unwiderstehlichen Persönlichkeit; das verstand sich ganz von selbst. Alles übrige war Nebensache. Von diesem Standpunkte aus die Sache betrachtend, konnte er sich allerdings Vorwürfe darüber machen, daß er „das arme Ding so lange zappeln ließ." Und in dieser Reihenfolge der Gedanken gedieh er zu dem Entschlusse, noch an demselben Tage der Herzenspein Kathis ein Ende zu machen und ihr anzukündigen, daß sie ihren Erkorenen zu eigen haben solle. Ganz wohl zu Muthe war ihm freilich nicht bei dem Entschlusse. Vermuthlich wäre er vor innerlichem Vergnügen emporgeschnellt, wenn er innegeworden, daß Kathi ihn nicht halb so lieb hatte, wie er vermeinte; aber kein Zauberer war zur Hand, um ihm das Geheimniß zu offenbaren, und demzufolge verrannte er sich in seinen Entschluß wie der Fisch in die Reuße.

„Mein Mann wird wohl gleich heimkommen. Es muß halb eilf Uhr schlagen. Die Eßstunde hält er gewissenhafter ein wie der Soldat den Zapfenstreich. Verfüge sich der Herr Bacciochi gefälligst in die Gaststube hinab. Ich mache mich zurecht und komme baldigst nach." Diese Worte wurden in einem Fremdenzimmer der wackern Herberge zum guten Hirten gesprochen, und zwar aus dem Munde der Götzin. Der sie hörte, ist eben genannt worden. Das Zimmer war einer jener wohnlichen Räume, wie unsere sparsame Baukunst mit ihren Menschenfutteralen sie nicht mehr kennt. Es hatte nur Ein Fenster und Eine Thüre, wie eine Zelle, dafür aber um so mehr Wand, woran vor Zugluft sicher die Betten im Winkel stehen konnten und alles Geräthe sich bequem unterbrachte. Die Einrichtung war übrigens bescheiden genug nach unsern Begriffen, und auch wieder nach denselben Begriffen in ihrer Weise verschwenderisch. Wand und Decke trugen nämlich die einfach weiße Kalkfarbe, der Boden war ungebohnt, das Schreinwerk nicht geglättet und gefirnißt. Dafür aber bestand das Estrich aus Fußtafeln von Eichenholz, das Schreinwerk aus schweren Stücken von Nußbaum, während heutzutage dergleichen Hölzer mit ihrem Glanze nur in feinen Plättchen auf ganz gewöhnliches Tannenholz geleimt sind.

Gehorsam erhob sich der galante Mauthner von seinem Sitze. „Die schöne Frau hat zu befehlen," sagte er, „und wird immerdar einen ergebenen Knecht an mir finden." Minnas Hand küssend fügte er hinzu: „Sie würde mich übrigens sehr glücklich machen, wenn die Sache sich dergestalt einrichten ließe, wie ich ihr vorhin gesagt. Ich lege mein ergebenstes Bittgesuch wiederholt zu dero kleinen Füßchen." — Minna lächelte bedeutsam. „Ich habe mich ja nicht aus Ziererei dagegen gewehrt," versetzte sie; „ich möchte lieber noch als der Herr selber. Seine Frau Mahm ist gewiß eine liebe Frau." — „Die gute Stunde selbst," sagte Bacciochi, „und sie thut mir zu Gefallen, was sie mir an den Augen absehen kann. Es wird die schöne Frau gewiß nicht reuen, wenn sie ihren Herrn beredet, die Einladung anzunehmen. Das Landhaus, der große Garten, die Salettln zwischen verschwiegenen Büschen." —

Minna legte ihm die feine weiße Hand auf den Mund. „Der Herr läßt mich schon wieder nicht zu Worte kommen, genau wie vorhin. So höre er doch. Männeken will ja fort von Wien." — Bacciochi erschrack in allem Ernste, obschon ihm im Augenblick nicht einmal beifiel, wie nothwendig die Loge des Laboranten noch bedurfte. „Was fällt ihm denn ein?" rief er. „Er soll sich eine andere Wohnung nehmen, wenn er sich vor dem Liebenstein fürchtet, der übrigens lange noch nicht aus Ungarn zurückkommen wird. Wir hoffen sogar ihm das Wiederkommen ganz und gar zu verleiden. Darum ist ja der Götz nach des Herrn von Matolai Anweisung heute zur Burg gegangen, um Audienz im Controlorgang zu nehmen."

Hier ist zu wissen: der genannte Gang in der Hofburg war sozusagen das allgemeine Stelldichein für alle, die mit Kaiser Joseph zu sprechen begehrten. Jedermann ohne Ausnahme hatte Zutritt in diese offene, gewölbte Halle von ungefähr achtzig Klafter Länge und drei Klafter Breite. Der Kaiser fand sich an jedem Tage zu verschiedenen malen ein, ohne sich jedoch an irgend welche Stunden zu binden. Wer mit Sr. Majestät zu reden begehrte, kam ungemeldet nach eigener Wahl. Wenn ers recht unglücklich traf, so hatte er vielleicht lange zu warten, kam aber jedenfalls im Laufe der Stunden zur Audienz.

„Vom Liebenstein ist keine Rede," versetzte die Götzin. „Ich will damit nicht etwa sagen, daß wir ihn nicht fürchten; wir fürchten ihn wie den Teufel selbst. Wenn er zurückkommt und in Erfahrung bringt,

was der Götz gethan, so sind wir alle beide unseres Lebens schlecht getröstet." — „Er wird sich doch nicht an der schönen Frau vergreifen?" fragte Bacciochi kopfschüttelnd. — „Er fährt auf wie Schießpulver," erwiederte sie. „Braun und blau hat er mich schon geprügelt."

Bacciochi ballte drohend die Faust. Minna fuhr fort: „Männecken verspürt eine weit näher liegende Angst. Der Herr von Szekely ist wegen eines Kassenabgangs in Untersuchung. Wir könnten zum Ersatz des Geldes angehalten werden, das vermuthlich aus der Kasse genommen worden."

Bacciochi lachte ob dieser spaßhaften Besorgniß, dann sagte er: „Dergleichen wäre vielleicht in Constantinopel oder meinetwegen in Berlin möglich, aber bei uns in Wien herrschen die Gesetze nach strengster Norm und Form. Das Gesetz ..." — „Mein Mann!" unterbrach ihn Minna. In der That, rasche Schritte kamen näher. Der Mauthner winkte der Erschrockenen zu, sich von ihm zu entfernen, trat seinerseits leise zur Thüre und fragte, als der Nahende eben öffnete, mit lauter Stimme, ob der Herr Laborant nicht zu Hause sey? — „Da bin ich schon," sagte Götz eintretend. Bacciochi wandte sich nach ihm um. — „Denke der Herr nur," fuhr jener fort, „ich bin schön angelaufen in eurem Controlorgang. Was hilft mir ein Kaiser, der wie Absalon unter dem Thore sitzt und die Leute anhört, wenn er mir hernach nicht den Willen thut oder gar mir Hundsloden anhängt? Ich habe dem hohen Herrn alles und jedes vorgestellt, wie der gnädige Herr von Matolai mir vorgeschrieben. Wenn ein Hund mich angehört, er hätte kein Stückchen Brod mehr vom Liebenstein genommen. Der Kaiser neigte sein Ohr mit derselben ruhigen Aufmerksamkeit, wie er die Leute vor mir angehört, und schaute mir aus seinen kaiserblauen* Augen gradso in's Gesicht, wie den übrigen. Auch schien er in der besten Laune. Und mir, mir ging's wie geschmiert vom Maule weg, als hielte ich eine eingelernte Predigt. Meine Sache schien mir haushoch gewonnen, aber — gehorsamster Diener. — „Wenn sein Herr kein richtiger Christenmensch ist," sagte er, „so kann ich ihm nichts dafür anhaben, so lange er nicht etwa sich untersteht, in meinem Lande Anhänger für den Unglauben zu werben. Und wenn der Götz sich in seinem Gewissen beschwert findet, so braucht er mich nicht dazu. Er ist mit dem Hexenmeister nicht verheirathet und kann sich nach eigener Wahl bei rechtschaffenen Leuten verdingen." Nach diesen Worten wandte sich der Kaiser zu meinem nächsten Nachbar und ich —".

Es klopfte an der Thüre. Der Postbote brachte einen Brief. Götz bezahlte und trat zum Fenster, um zu lesen. Er wurde bleich, seine Hand sank nieder und ließ das Papier fallen. Mit der andern Hand haschte er nach der Brüstung, wie um sich zu halten. — „Das fehlte mir noch!" stammelte er. Minna hob das Blatt vom Estrich auf und reichte es dem Besucher, damit er den Inhalt vorlese. Der Brief kam von Liebenstein aus Ofen. Der Freiherr kündigte seine nahe bevorstehende Ankunft an. Er werde den Weg über Raab und Wieselburg einschlagen und in letzterem Orte ein paar Tage verweilen, weil er Unterhändler aus mehreren Theilen des Königreichs, namentlich aus den slavischen Kronländern dort erwarte. Wenn etwas Eiliges aus Wien an ihn zu melden sey, so möge Götz ihm schreiben und den Brief in einen andern an den Reichsadler-Wirth einschließen.

Minna rang trostlos die Hände, Götz seufzte schwer; Bacciochi ging einigermaßen verblüfft im Gemache auf und ab, doch nicht lange. Ein leuchtender Gedanke stieg in ihm auf. Er blieb vor dem Laboranten stehen, verschränkte die Arme und sagte: „Der Brief hat sich verspätet, wie das Datum ausweist. Sein Baron muß gestern Abends in Wieselburg eingetroffen seyn." — „Wir haben keine Zeit zu verlieren!" rief Götz. — „So meine ich auch," fuhr der andere fort. „Nach dem Essen muß der Herr sich aufmachen und Post nach Wieselburg reiten." — „In des Löwen Höhle?" fragte Götz verwundert. „Der Herr wollte wohl sagen, daß ich und Minchen mit Extrapost nach der Neustadt oder sonst wohin fahren sollten. Das Weibchen kann doch nicht reiten?" — „Für einen so gescheidten Mann, wie ich ihn kenne, plauscht er leidlich dumm daher," versetzte der Mauthner. „Ich habe mich nicht verredet, sondern weiß genau, was ich sagte. Nach Wieselburg muß der Herr, in den Reichsadler, und dort seinem Baron einen tüchtigen Schreckenberger einschenken." — Götz schüttelte den Kopf. „Der läßt sich vom Teufel selber nicht in's Bockshorn jagen," meinte er. — „Spitze der Herr die Ohren!" ließ sich Bacciochi vernehmen. „Sein Baron ist ein preußischer Werber, das Goldsalz nur der Vorwand für seine Reisen durch die Erbländer seiner kaiserlich königlichen Majestät. Die Polizei hat die Papiere des Herrn von Liebenstein hier unter Siegel gelegt und wartet nur seine Wiederkehr ab, um ihn selbst in den Schatten zu setzen. Der Götz ist bei Nacht und Nebel aufgebrochen, um den gnädigen Herrn zu warnen. Der Baron mag sich noch so schuldlos wissen, er wird schwerlich Lust

* Von des Kaisers Augen kam die Benennung einer damaligen Modefarbe.

verspüren, sich Monate lang von einem Gefängniß in's andere schleppen zu lassen."

Der Plan leuchtete dem falschen Knecht vollkommen ein. Wie er seinen Herrn kannte, war die Vorstellung einer langen Untersuchungshaft ganz darnach angethan, ihn zu bewegen, sich auf Seitenwegen über die Grenze zu flüchten. — „Wenn mein Baron aber doch nach Wien käme, was dann?" fragte er schließlich. — „Dann sorgt der Herr von Matolai dafür, daß er als Werber angezeigt wird," versetzte der Mauthner. — „Bis dahin hat er uns beide todtgeschlagen," meinte Götz. — „Man räumt euch vorher aus dem Wege. Die schöne Frau bringe ich morgen nach Hernals zu meiner Frau Mahm, von der ich schon so oft gesprochen. Ihr Haus ist groß genug und sie bewohnt es im Winter allein mit ihren Leuten."

Die Hausglocke schellte zur Wirthstafel. Arm in Arm folgten die beiden Männer dem Rufe. Minna versprach in wenigen Augenblicken zu folgen. Der saubere Anschlag war fertig. Nach Tische kam ein Postknecht mit einem Handpferde angekleppert, Götz ließ einen englischen Sattel auflegen, welchen sein Herr zurückgelassen, und nach zärtlichem Abschiede von seiner Getreuen trabte er hinter dem blasenden Burschen im rothen Reitrock von dannen. Mit thränenumflortem Blicke sah Minna ihm nach und ließ ein Tüchlein flattern, so oft er sich umwandte.

So traf sie Peter noch an, der eben von der andern Seite des Weges kam. Theilnehmend erkundigte er sich nach dem Leide der schönen Frau; bereitwillig erhielt er Auskunft. Um Trost war er nicht verlegen; er sprach von der erhöhten Lust des Wiedersehens, um dann, während er sich in's Innere des Hauses begab, in seinen Gedanken hinzuzufügen: „Die sogenannten gemeinen Leute tragen doch noch menschliches Gefühl in sich und scheuen sich nicht, es zu zeigen. Eine vornehme Dame würde es für unanständig halten, ihr liebendes Gemüth dergestalt auf offener Gasse zur Schau zu stellen."

Zur selben Frist war der Scheidende um die Ecke verschwunden. Minna trocknete ihre Augen, wandte sich lächelnd zu dem neben ihr stehenden Freunde und fragte ruhigen Tones: „Wie schlagen wir am besten den Nachmittag todt?" — Um Auskunft war Bacciocchi nicht verlegen. „Zuerst fahren wir zur Frau Mahm, um den Antrittsbesuch zu machen," entgegnete er, „und das übrige besprechen wir unterwegs. Auch in der Fasten fehlt es zu Wien nicht an Unterhaltung. Soll ich die schöne Frau mit einem Fiaker am Stubenthor erwarten?" — Minna erklärte sich einverstanden, worauf Bacciocchi sie in's Haus zurückgeleitete, um vor den Augen der Wirthin förmlich und feierlich sich zu empfehlen. Zum Abschied sagte sie: „Männecken hat mir befohlen, meine Strohwittwenschaft auf dem Lande bei einer Freundin zuzubringen, deren Namen ich verschweigen soll. Auf Wiedersehen also nach einigen Tagen."

Inzwischen hatte sich der Wirth in die Fensternische gemacht, wo Peter Platz genommen, nachdem er bei Kathi ein Fläschchen Menescher Ausbruch und zwei Stengelgläser bestellt. Sein Entschluß in Bezug auf die Kellnerin stand fest. Für sie hatte er das zweite Glas bestimmt. Kathi sollte mit ihm als Verlobte anstoßen und trinken. „Der Herr Ritter erwartet noch jemand?" fragte der Wirth. — „Wie man's nimmt," erwiederte Peter. — „Man wird's schier nehmen müssen, wie man's sieht," meinte der Wirth dazu mit einem Gesicht, das nicht aus seinem feierlichen Faltenwurf zu bringen war, eine seltene Erscheinung bei dem urvergnügten Manne. Da Peter keine weitere Entgegnung gab, hob der gute Hirt wieder an: „Der alte Mosbauer, Gott verleihe ihm eine fröhliche Urständ, war ein rechtbeschaffener Mann und ein meiniger Freund. Er ist später freilich verdammt vornehm geworden, aber ehrlich geblieben wie zuvor. Außer der Hoffahrt war ihm nichts unrechtes nachzusagen. Darum hat es mich recht von Herzen gefreut, daß des alten Mosbauers Sohn mein schlechtes Haus so fleißig mit seinem Besuche beehrt hat." — „G'horsamster Diener," versetzte Peter, „wenn das dem Meister zum besondern Vergnügen gereicht, schaut er einer fröhlichen Zukunft entgegen." — Der Wirth nahm wieder das Wort: „Das kommt erst noch darauf an. Ich schaue nicht auf das Kleid, nicht auf den Reichthum, sondern auf Ehre und Biederkeit. Der Herr Ritter ist ein gar vornehmer Herr, vornehmer, als sein Herrvater gewesen ist. Warum? Weil er unter den Herrschaften aufgewachsen ist —"

Peter begriff, daß der Andere in Schraubenwindungen gleich dem Sperber ein erkorenes Ziel umkreiste. Zugleich erkannte er dieses Ziel. Deßhalb beschloß er, ihn nicht zum Stoßen kommen zu lassen, und fiel ihm in die Rede: „Mit der Vornehmigkeit hat es keine Noth bei mir. Ich bin entschlossen, auch die letzten Reste von mir abzuthun. Das Wie steht allein noch in Frage. Beinahe hätte ich Lust, ein Bauer zu werden; aber da müßte ich erst viel lernen. Dagegen verstehe ich mich vortrefflich auf's Fuhrwerk. Schon als Bub wäre ich immer gern Fiaker geworden. Was meint der Meister: gäbe ich nicht einen richtigen Fiaker?" — Der Wirth vermochte seine Ernsthaftigkeit nicht länger zu behaupten. Seine Stirne glättete sich und lächelnd

sprach sein Mund: „Die Leute sagen, jeder Wiener sey ein geborener Fiaker. Das kommt aber daher, weil der Fiaker ein ächtes und rechtes Wiener Früchtl ist, wie er mit schiefgerücktem Hut auf seinem Bock thront." Er unterbrach sich selber, um wieder ernsthaft fortzufahren: „Doch um's Spaßmachen ist mir's eigentlich nicht zu thun." — „Mir auch nicht," sagte Peter. „Der Meister kommt mir gerade recht. Ich brauche einen Freiwerber." — Der Wirth sah ihn groß an, um dann nach einer Weile in erstauntem Tone zu fragen: „Er will also nicht den schlechten Kerl machen, wie es auf dem ganzen Weißgerber-Grunde heißt?"

Die unmittelbare Antwort durfte Peter sich sparen. Kathi kam mit dem Wein. Der junge Herr ergriff ihre Hand, die sich ihm nicht entzog. Die Dirne hatte nicht vergessen, was früh Morgens der Vater ihr gesagt, und was in Folge dessen sie selber sich vorgenommen. „Meister," sagte er, „will er thun, um was ich ihn angegangen?" — „Dirndl," wandte sich der Wirth zur Kellnerin, „dir blüht ein großes Glück. Der Herr Ritter von Veilchenau will dich zur gnädigen Frau machen." — „Halt, halt!" fiel Peter ein; „so ist es nicht gemeint!" — „Will mich der Herr zum Narren halten?" fuhr der Wirth auf. — „Keineswegs," versetzte der Andere; „aber der Meister foppt die Kathi. Der Mosbauer Peter will ein Weib nehmen; von einer gnädigen Frau ist keine Rede." Zu Kathi gekehrt redete er weiter: „Wenn du dir vielleicht einbildest, daß ich dich in eine Bouffante stecken, mit seidenen Fähnlein, mit Spitzen und Bändern behängen will, um dich in einer Kutsche mit galonirten Dienern spazieren fahren zu lassen, so hast du die ganze Scheibe gefehlt. Ich bedarf eines häuslichen Weibes, das kochen und nähen und waschen kann und seine Wirthschaft selber besorgt." — „Ein so reicher Herr!" sagte der Wirth. — „Was da reich!" rief Peter aus. „Das Geld ist beim Teufel! Für einen Cavalier wäre ich ein Lump, für ein bürgerliches Geschäft reicht mein Vermögen noch." — Der Wirth lachte wie ein Schelm in sich hinein, während Kathi in ihrem Sinne dachte: „Wollte Gott, er spräche wahr!" — „Schlägst du ein, Dirndl?" fragte Peter, die Hand ausstreckend. — „Da muß der Herr mit meinem Herrnvater reden," versetzte Kathi mit gesenkten Wimpern und brennenden Wangen. — „Will ich denn deinen Vater heirathen?" fragte er. — Der Wirth trat zwischen beide. „Geh jetzt nur zu, Kathi," sagte er. Sie gehorchte. Der Meister fuhr fort: „Wenn der Herr werden will wie Unsereins, und das will er ja werden, wenn man ihn hört, so muß er sich auch wie ein getaufter Christ benehmen. Bei den Herrenleuten mag es hergebracht seyn, daß Kinder hinter dem Rücken ihrer Eltern Verspruch halten. Unter gemeinen Leuten ist das nicht Sitte. Klopfe er beim Rauschinger an. Es wird schier genug seyn, daß ihn die Kathi zu ihrem Herrnvater schickt. Dazu habe ich als Freiwerber ihm verholfen, genau soweit, wie ich's zuvor gemeint, und jetzt wollen wir unsern Wein trinken."

Er schenkte die Gläser voll. Peter ließ sich bedeuten und stieß an. „Wo wohnt der Alte?" fragte er. — „Ich werde dem Herrn Ritter gleich sagen, wo er den Rauschinger treffen kann," hieß der Bescheid. — „In einem Wirthshause?" — „Das kommt erst später. Nachmittags geht er gewöhnlich zum Siebenlechner Poldl, seinem guten Freunde."

Ein Buchbindergewölbe öffnete sich gegen den Hofraum des Zwettlhofes, der von Alters her schon einen lebhaft benutzten Durchgang zwischen der Wollzeil und dem Stephansfreithofe bildete. Jetzt stellt das Gebäude sich einheitlich und stattlich dar; zu der Zeit, von der hier die Rede ist, bestand es noch aus einem Gemisch verschiedener Baulichkeiten, wie sie seit einigen Jahrhunderten je nach dem Bedürfniß des Eigenthümers sich regellos an einander gereiht und oft theilweise, aber nie im Ganzen, ausgebessert oder erneuert worden. Die jetzige Gestaltung sieht vornehmer aus und trägt großen Zins; malerischer war jedenfalls die frühere.

Ueber der Glasthüre des schmalen Ladens baumelte ein Stück Holz in Form eines Folianten an eiserner Stange. Die Vorübergehenden lasen darauf von jeder Seite in Frakturbuchstaben: „Leopold Siebenlechner, bürgerlicher Buchbinder." Vielleicht war auch das letzte Wort „Puechbinder" geschrieben, treu der Ueberlieferung vom Urgroßvater her. Die Glasthüre und das Fenster, als Auslage dienend, zeigten mancherlei Drucksachen, die sich platt an die Scheiben drückten, theils fliegende Blättter mit neuen Liedern, „gedruckt in diesem Jahr," theils Traumbüchl, theils sichere Anweisungen, im Lotto zu gewinnen, theils Spott- und Schmähschriften gegen den Kaiser. Bis auf letztere sehen viele Buchbinderauslagen in Wien immer noch so aus; nur werden die Flugschriften des neunten Jahrzehnts des achtzehnten Jahrhunderts jetzt an der Schwelle des siebenten des neunzehnten durch verschiedene Zeitungen vertreten, und zwar durch jene am häufigsten, welche, wenn sie den Kaiser anzugreifen sich unterfangen dürften, das entschiedene Widerspiel jener Schriften vorstellen würden. Damals nämlich sprach die volksthümliche Presse für die ehrwürdige Sitte, für die erhaltenden Grundsätze in Staat und

Kirche, während in den höchsten Kreisen die Lehren des Umsturzes herrschten.

Gebetbücher und Kalender wies die Auslage nicht auf; daß diese zu bekommen seyen, wußten die Leute selber. An den Verkaufsladen stieß die Werkstätte, worin Gesellen und Lehrlinge sich tapfer rührten. Von der Werkstätte führte eine Müllerstiege in die Wohnung, aus Stube, Kammer und Küche bestehend. Im Wohngemach sah es schier aus wie in einer Kanzlei; der lange Tisch war mit etlichen großen Tintenfässern besetzt, mit weißem Schreibpapier belegt, mit geschnittenen Gänsekielen bestreut. In gewissen Stunden — und eine solche hatte eben geschlagen — saßen Leute an diesem Tische, die emsig nachschrieben, was einer, der ebenfalls schrieb, ihnen aus einem vorliegenden Text in die Feder sagte. Die Schreibenden waren junge Studenten * aus dem Gymnasium, die sich ein paar Groschen zu verdienen gerne die Gelegenheit wahrnahmen, wie spärlich immerhin auch die Gröschlein zugemessen wurden. Was sie anfertigten, war eine geschriebene Zeitung; sie waren jedoch nicht gehalten zu wissen, wozu ihre Schreiberei verwendet werden sollte.

Meister Siebenlechner saß im Laden und bediente die Kundschaft, um seinem Weibe einige Muße zur Besorgung häuslicher Geschäfte zu lassen. Sein Aussehen war das eines so behäbigen Mannes, als nur je einer bei fleißiger Arbeit mit gelassenem Muthe und bei reichlicher Kost sein Daseyn hinspann. Seine kugelrunde Gestalt bewies, wie trefflich die Kost ihm anschlug; seine brennrothe Nase gab Zeugniß von wackerem Eifer im Leermachen der Fässer für erwartete Herbste.

Siebenlechner befand sich just allein, als Nowotny in das Gewölbe trat. — „Grüß Gott, Meister," sagte der kleine Mann. Der Buchbinder erwiederte den Gruß höflich, aber sichtlich verlegen, wie einer, der kein sauberes Gewissen hat. — „Kein Brief da?" fragte Nowotny und fügte ohne Pause hinzu: „Der Meister braucht mir nicht zu antworten. Ich seh' es ihm an der Nase an, daß es heute nicht anders geht wie die ganze Zeit her." — „Euer Gnaden hat recht," versetzte Siebenlechner. „Ich warte auf die zweite Hälfte des Briefes. Es ist ein Schimpf und eine Schande, wie es der Barthel treibt. Gut Ding will halt Weile haben." — „Foppe der Meister sich doch nicht selber," rief Nowotny. „Mit dem guten Ding hat's seinen Haken. Aber wie! Seinem Barthel geht der Faden gewaltig aus. Wenn das noch ein Vierteljahr so fortgeht, ist ihm in sechs Wochen die Kundschaft abgefallen wie das Laub um Martini. B'hüt Gott, Meister!"

Gleich einem Irrwisch, wie er hereingefegt, fuhr der mißvergnügte Kunde auch wieder ab. — „Wenn der allein so daher planschte, hätte ich leicht lachen," meinte Siebenlechner in seinen Gedanken; „aber es sagen's gar viele Leute. Das Geschäft geht eh' auf seinen letzten Füßen. Die Preßfreiheit richtet mich zu Grunde und aus ist die Kunst, wenn ich jetzt auch noch den Barthel einbüße. Darauf hat er's angelegt, wie mir scheint. Er will mir das Ding verleiden, damit ich ihn abschaffe. Gewiß hat ihn der Wucherer angeworben, um ihm fliegende Hefte zu schreiben, und von mir will der schlechte Kerl sich losschrauben, ohne seine Schuldigkeit zu entrichten. Deßhalb soll ich es seyn, der ihn fortschickt. Aber er wird sich schier irren, wenn er meint, ich sitze ihm auf, ich, ein Burger in der Wienstadt, ihm, dem Lumpen vom Haggenmüller'schen Grunde. *

Die Meisterin unterbrach das Selbstgespräch. Sie nahm ihren Posten wieder ein und Siebenlechner verfügte sich in die Wohnung hinauf, um, wie er es nannte, nach seinem „kleinen" Federvieh zu schauen. Das „große" war bei ihm der Barthel. Das Gefieder stellte wirklich einen Hühnerhof vor; es schnatterte und gackerte und überhörte darüber des Meisters trampeln des Nahen. Dem war das gerade recht. Er konnte seine üble Laune auslassen und versäumte nicht die gute Gelegenheit. Er polterte wie ein Schulmeister. — „Aber wir haben ja nichts mehr zu schreiben," ließ sich endlich einer der „Abgekampelten" vernehmen. — „Warum hast du das nicht gleich gesagt?" fuhr ihn Siebenlechner an. Sein Gedankengang nahm sofort eine neue Richtung, doch keine wohlwollendere. Er fing an auf Rauschinger zu schelten, und darüber kam dieser selbst herein. Er verstand, wovon die Rede war.

„Oho, Spezi," sagte er mit lachender Grobheit, „ich glaube gar, du machst deinen Beichtspiegel." — „Du wärst mir schon der rechte Spezi," versetzte Siebenlechner in gleichem Tone. „Mit dir bin ich sauber angeführt, du schlechter guter Freund! Du wirst alleweil „schlampeter" im Geschäft. Deine Tage hältst du schon lange nimmer ein, und wenn du endlich daher gezottelt kommst, bringst du Pfuschwerk, elendiges." — „Wie der Lohn, so der Thon," sagte Rauschinger achselzuckend, um dann heftig hinzuzufügen: „Meinst du,

---

* Unter Student versteht man in Oesterreich jeden Schüler von den untern Klassen an.

* Freiherr von Haggenmüller war damals Grundherr in Erdberg. Die Vorstädte standen auf herrschaftlichen Gründen, die bereits jedoch größtentheils dem Magistrat gehörten.

ich bin für die paar lumpigen Zwanziger dein „G'schlav," wie die armen Trottl da, die für dich schreiben müssen, bis ihnen das Blut unter den Nägeln hervorspritzt, damit sie nicht völlig verhungern? Du behandelst die Menschen wie Viecher, du Dickwanst, und noch schlimmer, denn dem dreschenden Ochsen wird das Maul nicht verbunden." Er warf einen Zwanziger auf den Tisch. — „Das ist auf eine Jausen für euch," sagte er zu den Schreibern; „ich kann keinen Christenmenschen hungern lassen wie der Mann da, den ich mit meinem Schweiß und Blut gemästet. Wenn der Geizhals nicht zehntausend Gulden an mir verdient hat wie einen Knopf, so soll mein Herr Vetter in der Hölle braten."

Siebenlechner fühlte sich einigermaßen eingeschüchtert. — „Sey gescheit, Alter," hob er in bedeutend gemildertem Tone an. „Ich bin zwar nicht reich geworden durch deine Schriften, aber wir haben mitsammen recht hübsche Geschäfte gemacht. Freilich, wenn du deine Sache nicht besser ausgerichtet hättest, als in den jüngsten Wochen —" — „Wenn dir meine Arbeit nicht gut genug ist," unterbrach ihn Rauschinger, „so suche dir einen andern. Ich stehe nicht darauf an, bei dir etwas zu verdienen." — „Wir reden gleich mehr davon," versetzte Siebenlechner, worauf er zum Tische tretend ebenfalls einen Zwanziger hinlegte mit den Worten: „Ich will mich nicht lumpen lassen. Und damit euch das Geld nicht drückt, gebe ich euch auf eine halbe Stunde Urlaub, um es zu verklopfen. Geht!" Die Studentlein ließen sich's nicht zweimal sagen. Nachdem sie sich bei den beiden Herrn gebührend bedankt, waren sie blitzschnell verschwunden.

„Seyen wir vernünftig und plauschen wir stad," sagte der Buchbinder. „Schau, es ist nicht fein von dir, daß du mich vor den Gelbschnäbeln da wie einen Seelenverkäufer und G'schlavenhändler hinstellst. Sie sind eh' muthwillig genug und führen Mäuler wie die Schwerter. Und du kannst dich doch nicht über mich beschweren. Dein Vorschuß wird alleweil größer; er übersteigt bereits fünfzig Gulden." — „Das ist auch der Mühe werth!" lachte Rauschinger. „Das ganze Gerstl hat sich im Laufe der Jahre zusammengebettelt." — „Du hattest verheißen, es „zizelesweis" abzutragen," bemerkte der andere. — „Und du hast das geglaubt?" fragte Rauschinger mit unbeschreiblichem Hohne. „Sage ja, wenn du's wagst!" Siebenlechner war zu ehrlich, um es zu wagen. Rauschinger zog ein zusammengelegtes Papier aus der Tasche, doch nur um es schnell wieder einzustecken, indem er mit pfiffigem Schmunzeln sagte: „Was die Geldangelegenheiten betrifft, so kommen wir darauf zurück. Ich werde dir den Brodkorb höher hängen. Weßhalb? weil ich nicht mehr auf deine paar Siebzehner anstehe." — „Hast du eine Erbschaft gemacht?" fragte Siebenlechner. — „Die würde mir nicht viel helfen," erwiederte Rauschinger. „Wenn ich ein Capital zu verwalten hätte, wär's bald hin. Ich kann nur Kleingeld zum Verthun brauchen, und das blüht mir — jede Woche drei Ducaten, vielleicht noch mehr! Immerhin, ich bin der Mann, auch mit zehn fertig zu werden. Doch was ich sagen wollte: weißt du schon die großartige Neuigkeit?" — „Welche?" — „Unser Pepi * macht wieder saubere Geschichten. Wir sollen vollends noch zu Unchristen werden. Eine neue Begräbnißordnung ist herabgelangt. Die Grüfte und Gottesäcker innerhalb der Städte und Ortschaften dürfen nicht mehr zu Begräbnissen dienen."

Siebenlechner schüttelte bedenklich das Haupt. — „Na, na," fuhr der Andere fort, „nur stad! Du fängst zu früh mit dem Kopfbeuteln an. Weiter: die Verstorbenen sollen nackt in einen Sack genäht, zwar in einer Todtentruhe auf den Friedhof geführt, aber ohne diese in die Grube geworfen und mit ungelöschtem Kalk bedeckt werden. Kommen mehrere Leichen zugleich an, so sind sie in die nämliche Grube zu werfen; aber es ist jedenfalls so wie so Anstalt zu treffen, noch in derselben Nacht den Graben mit Erde zu füllen."

„Herr im Himmel!" rief Siebenlechner händeringend; „wie soll einer das heißen?" — „Verlochen soll es heißen," versetzte der Barthel. „Wie ein Aas wird der getaufte Christenleib geachtet. Wenn ich der Kaiser wäre, ich würde lieber gleich die Todten dem Wasenmeister ausfolgen."

Diese Worte vernahm Peter, welchen die Meisterin, da er im Gewölb nach Siebenlechner gefragt, durch die Werkstatt über die innere Stiege geschickt hatte, um ihm den Umweg zur Hausthüre zu ersparen. Die beiden Männer hatten in ihrem Eifer des Ankömmlings nicht gleich Acht. Der Buchbinder rief: „Horch, Barthl, dießmal darfst du kein gutes Haar an der Verordnung lassen! Das ganze grobe Geschütz mußt du dagegen auffahren." — „Ei, ei, Meister," unterbrach ihn Peter, „der Kaiser thut ja nur, was die Edelsten und Besten im Lande verlangen. Ein gescheiter, aufgeklärter Mann, wie der Wein-Poldi —" — „Hol' ihn der Teufel mitsammt seiner Aufklärung!" blitzte Siebenlechner auf. — „Gemach, gemach!" lispelte Rauschinger dem Freunde in's Ohr. „Der reiche Veilchenau."

Der Zürnende verstummte mit einer tiefen Verbeugung. Demüthig wie ein schweifwedelnder Pudel

* Joseph.

hieß Rauschinger „den gnädigen Herrn“ willkommen und bot ihm einen Sessel. Peter wandte sich zum Buchbinder: „Ich bitte um Vergebung, daß ich mich hier eingedrängt. Ich suche den Herrn Rauschinger, mit dem ich in einer wichtigen Angelegenheit zu reden habe. Die Meisterin hat mich auf den kürzesten Weg gewiesen. Und wie ich so die Stiege heraufgehe, höre ich die beiden Herren von der Begräbnißordnung reden, die zwar noch nicht herabgelangt ist, aber jedenfalls beschlossen seyn dürfte. Der große Menschenfreund, der die Kronen ziert, welche er trägt, und nicht sie ihn, wird sich von diesem lang genährten Plane so wenig abbringen lassen, als von seinen andern hochherzigen Entwürfen zum Heile der kurzsichtigen Menschheit.“

In Rauschinger kochte die verhaltene Wuth wie im überhitzten Kessel der Dampf; er konnte seit der Unterredung auf dem Wege zwischen Weinhaus und Wehring den jungen Herren nicht ausstehen, und sein Haß war während der ganzen Zeit gewachsen, in welcher die Berechnungen des Eigennutzes ihm Gewalt angethan. Diese Gewalt machte sich jetzt in erhöhtem Maße geltend, denn wenn der Ritter von Veilchenau den Barthel eigens aufsuchte, statt eine der häufigen Begegnungen beim guten Hirten abzuwarten, so mußte er etwas Besonderes zu sagen haben, und dieses Besondere konnte unter den obwaltenden Umständen nicht leicht etwas anderes als „den Vater“ der Kathi betreffen. Siebenlechner seinerseits hatte vom Verkehr im guten Hirten einiges vernommen, wenn schon nur von weitem, doch jetzt machten ihm Peters Erscheinen und Barthels Benehmen den Zusammenhang klar. Diese Wahrnehmung würde ihm natürlich keine Rücksicht aufgenöthigt haben, wenn er nicht als ein ächter und rechter Spießbürger jene tiefe Verehrung für den Reichthum gehegt hätte, welche sich so leicht und gewöhnlich auf den Eigenthümer des Mammons überträgt und selbst im reichen Philister sich geltend macht.

Darum war der Buchbinder aus der Rolle des Grobians gefallen; aber ganz verstummen mochte er deßhalb doch nicht. — „Ich will nicht mit dem gnä' Herren streiten,“ sagte er, „aber er wird mir schier erlauben müssen, auch meine eigene Meinung zu sagen.“ — „Ich habe dem Herrn so wenig etwas zu erlauben als zu verbieten,“ versetzte Peter. — „Der gnä' Herr heißt den Kaiser einen Menschenfreund,“ fuhr Siebenlechner fort; „Seine Majestät bildet sich auch ein, dergleichen zu seyn, ist aber nur ein Philanthrop.“ Peter lächelte vornehm überlegen. — „Der gnä' Herr braucht mich nicht auszulachen,“ sprach jener weiter. „Mein Herrvater, Gott tröste ihn, hat mich meine acht Schulen durchmachen lassen, bevor ich zum Handwerke kam, und ich habe mein bissel Griechisch noch nicht ganz verschwitzt. Ich weiß, daß „philein“ lieben heißt und „Anthropos“ einen Menschen bedeutet; aber das griechische Wort ist ein Kunstausdruck geworden. Philanthrop heißt bei uns schlichten Leuten ein hochnasiger Kerl mit einer französischen Vexirbrille, der sich einbildet, alle Weisheit ganz allein mit dem Schöpflöffel gefressen zu haben. Dabei ist er eigensinnig und rechthaberisch wie ein Schulmeister, stets bereit, mit dem Schell dreinzuschlagen, wo man ihn nicht hören will. Nicht im Traume fällt es ihm ein, daß viele Dinge, welche ihm nicht in den Kram taugen, andern Leuten theuer und heilig seyn können. Ihm gilt es gleich, die Seelen zu zerreißen, die Herzen zu zerfleischen, wenn er nur seinen Willen durchsetzt. Und ein solcher Philanthrop ist unser Kaiser. Darum nennen wir ihn keinen Menschenfreund, sondern einen unchristlichen Tyrannen.“

„Ihr verkennt Seiner Majestät gute Absichten,“ hob Peter wieder an; „bedenkt nur, wie theuer das Holz schon ist, und doch sollen zu Wien allein jährlich zehntausend Särge nutzlos unter der Erde verfaulen?“ — „Besser verfaulen die Bretter unter, als die Herzen über der Erde,“ versetzte Siebenlechner. „Wir Bürgersleute wollen uns nicht vollends auch noch zu Heiden machen lassen, wie es so viele Herrenleute schon sind.“ Peter zuckte die Achseln und wendete sich zu Rauschinger: „Ich hoffe, der Barthel wird seine witzige Feder nicht länger zur Vertheidigung mittelalterlicher Vorurtheile hergeben, sondern die Gaben, welche ihm die Natur verliehen, zur Beförderung des Lichtes der Aufklärung verwenden.“ — „Der gnä' Herr hat über seinen ergebensten Diener zu verfügen,“ erwiederte der Barthel kriechend; „aber wenn ich nicht irre, ist er gekommen, um mit mir etwas Besonderes zu reden. Ist's wichtig?“ — „Wichtig und eilig,“ lautete die Antwort. — „So rede der Herr frischweg,“ sagte Rauschinger und fügte in schlauer Berechnung hinzu: „Vor dem Siebenlechner habe ich keine Heimlichkeiten.“ — „Die Angelegenheit soll auch durchaus kein Geheimniß bleiben,“ ließ sich Peter vernehmen. „Der Herr wird wissen, daß ich ein Auge auf seine Tochter geworfen habe.“ — „Alle zwei,“ schaltete Rauschinger mit ermunterndem Schmunzeln ein. — „Mit Vergunst,“ sagte Siebenlechner, „mir scheint, daß der Herr Ritter von Veilchenau einen Brautwerber braucht. Wenn er erlaubt, will ich meinen Bratenrock anlegen und für ihn sprechen.“ — „Sprechen mag der Meister immerhin,“ erwiederte Peter, „aber nicht für den Ritter von Veilchenau, sondern für den Mosbauer Peter, wegen dessen sich in Gala zu werfen nicht der Mühe lohnt.“

Sie wurden unterbrochen. Es klopfte an der äußern

Thüre an. Ohne das Herein abzuwarten, rollte ein kugelrundes Männlein in's Zimmer. — „Ei!“ rief Siebenlechner, „der Prandhofer scheint's g'nöthig zu haben!“ — „Ob ich's g'nöthig habe!“ krähte der dicke Mann mit seiner dünnen Stimme. „Ich mußte mich schleunen, daß mir nicht einer von den flinken Spatzen auf den Strohbeinen das Trinkgeld wegschnappe. Ich habe einen feisten Fang gemacht und bringe dem Barthel einen zum Zerreißen, wie er ihm fürwahr nicht alle Tage vor Schnabel und Krallen kommt. Sorte Nummer Null, superfein!“ — „Also heraus damit!“ rief Rauschinger.

(Schluß folgt.)

Skizzen aus Spanien.

Das Wohnhaus.

Wir besitzen einige Reisebeschreibungen von Spanien, denen ein gewisser Werth in dieser oder jener Rücksicht gewiß nicht abzusprechen ist, von denen aber keine, unseres Wissens, eine etwas genauere Schilderung eines spanischen Wohnhauses liefert. Wir wollen versuchen, im Folgenden dem Leser, so viel an uns liegt, eine Vorstellung von einem spanischen Wohngebäude zu geben.

Betrachtet man das Aeußere spanischer Häuser, so begegnet man sogleich einem der vielen Widersprüche, die das spanische Naturell in sich vereinigt. Da der Spanier so großen Werth auf das Aeußere legt und so gerne an der Oberfläche der Dinge haftet, so sollte man vermuthen, seine Häuser bieten ein sehr schönes und gefälliges Aeußere dar. Bei weitem die meisten Gebäude sind aber schon äußerlich sehr vernachläßigt. In den Städten ersten Ranges, z. B. in Barcelona, wo wir gegenwärtiges Bild entwerfen, hat nicht Ein Haus einen frischen, soliden und geschmackvollen Anstrich. Schmutzig graue, nicht selten zerbröckelte Außenwände geben den meisten Häusern ein wirklich ruinenhaftes Aussehen. Davon machen selbst die Häuser der Vornehmsten selten eine unbedeutende Ausnahme. Wie erstaunt man anfangs beim Anblick sogenannter Paläste, deren Aeußeres meist nicht so vortheilhaft ist als das eines nur etwas in gutem Stande gehaltenen Hauses eines schlichten deutschen Städters. Die Bekleidung der Außenseiten mancher Häuser mit weißer Terracotta schützt schlecht gegen den Eindruck des Unschönen und verräth einen sehr zweifelhaften Geschmack. Eben so wenig kann die Ueberladung derselben mit nichtssagenden Arabesken ein besonderes Wohlgefallen erwecken.

Die flachen Dächer des Südens bedürfen wohl kaum der Erwähnung. Sie sind hier zu Lande allgemein. In ästhetischer Beziehung kann ein solches Dach nicht verfehlen, den unbefriedigenden Eindruck von etwas Unfertigem zu machen. Die horizontale Ebene bildet zu wenig einen Abschluß eines architektonischen Ganzen. Sie stellt vielmehr die natürliche Basis dar, auf welcher sich irgend ein Gegenstand erheben soll, wogegen die schiefe Ebene deutlich ausdrückt, daß, ihrer Natur nach, nichts mehr darauf gesetzt werden könne und also auch nicht solle. Eine große Menge flacher Dächer macht jedem aufmerksamen Beobachter die Richtigkeit dieser Anschauung fühlbar.

Daß durch solche Dächer zugleich der so nützliche Raum der Speicher verloren geht, versteht sich von selbst. Viele Gegenstände, die am besten dorthin entfernt werden, nehmen daher Räume des eigentlich bewohnbaren Theiles des Hauses ein, wodurch die Nutzbarkeit der letzteren wesentlich vermindert oder eine Menge von meist dunkeln Kammern und Winkeln nöthig wird. Das horizontale Dach, in Spanien Terrasse genannt, dient nur zum Trocknen der Wäsche. Die auf der Terrasse eines vier- bis sechsstockigen Hauses vor jedermanns Auge im Winde flatternde Wäsche macht jeden andern als einen romantischen Eindruck, zumal wenn man ihn von mehreren Häusern zugleich erhält. Ein bedeutender Theil des Hausraums wird ferner durch den beinahe allgemeinen Mangel an Kellern weggenommen. Vorräthe, die man bei uns in letzteren aufbewahrt, werden in Kammern, Magazinen und dergleichen untergebracht. Selbst in Schenken befindet sich gewöhnlich das ganze Weinlager oberhalb der Erde im Erdgeschoß.

Das Innere spanischer Häuser ist von dem der deutschen noch mehr verschieden als das Aeußere. In den meisten Häusern der Reichen und Vornehmen ist im Erdgeschoß keine Wohnung oder nur eine kleine für einen Pförtner. Dagegen zeigt sich in denselben allenthalben die Neigung, die sehr beträchtliche Höhe

bis zum ersten Stockwerke durch eine möglichst lange Reihe steinerner Treppen, die bisweilen an drei Wänden herumgehen, und durch Galerien auszufüllen. Gewöhnliche Häuser haben mehr oder minder enge Eingänge, schmale, dunkle und schlechte Stiegen. Die Thüre, welche zur Wohnung führt, ist, wie die Hausthüre, mit einem Thürklopfer versehen. Ziemlich selten ist, selbst in den größten Städten, an jener statt des Klopfers eine Klingel angebracht. Auf ein Zeichen mit dem einen oder dem andern dieser Instrumente wird innerhalb ein kleiner Schieber zurückgeschoben, um sich zu überzeugen, ob das außen stehende Individuum unverdächtig genug aussieht, um ihm die Thüre zu öffnen. Jedermann ist in diesem romantischen Lande stets auf der Hut vor Dieben, Räubern und Mördern.

Hat man Gelegenheit, alle Räume eines Stockwerkes zu besichtigen, so kann man über manche und bisweilen über die meisten stark im Zweifel seyn, ob man in einem Gange, einem Vorzimmer oder überhaupt in was für einer Art von Lokalität sich befinde. So scheint nicht selten der größere Theil nur Gang und doch wieder wegen der in solchen Räumen aufgestellten Möbeln wirklich Zimmer zu seyn. Wollen wir aber diese unbenennbaren Räume für Zimmer halten, so vermissen wir andererseits meist gänzlich das wohnliche Aussehen. Ein wirklich so zu nennendes Zimmer hat gewöhnlich nur Ein Fenster, das zugleich Thüre ist, die auf einen Balkon führt, wenn das Zimmer nach der Straße oder einem Garten, oft auch wenn es nach einem Hofe zu liegt. Diese Balkonthüre mit Fenster ist in der Mitte der betreffenden Wand angebracht. Will man nun nicht mit der Arbeit auf den Balkon sitzen, was im Winter ohnedieß unthunlich, noch dem Fenster gerade gegenüber, weil dadurch leicht alle Ordnung gestört würde, so hat man durchgehends in spanischen Wohnungen, wenn ihre Lage noch so günstig ist, spärliches Licht. Wir sahen Büreaux mehrerer Consulate und Staatsbehörden, so wie Comptoirs vieler der bedeutendsten Handelshäuser, die so düster sind, daß ein Verehrer des Lichtes in solchen Höhlen verderben müßte. Eckzimmer haben gewöhnlich zwei solche Thürfenster und zwei Balkone, sind daher natürlich heller. Der Balkon aber ist nach spanischer Anschauung eine absolute Nothwendigkeit eines Zimmers, so daß man im oben erwähnten Zweifel, ob man sich in einem Zimmer oder in einem andern Raume befinde, nur nach dem Balkon schauen darf, dessen Vorhandenseyn jedenfalls den betreffenden Raum als Zimmer erkennen läßt. Er fehlt der elendesten Bauernhütte nicht, ist übrigens auch an den Häusern der Vornehmsten nur mit einem einfachen eisernen Gitter umgeben. Bisweilen ist neben dem Balkonfenster ein anderes, gewöhnlich kleineres ohne Balkon, das sich dann sehr unsymmetrisch ausnimmt. Säle haben mindestens drei Fenster, wovon wenigstens das mittlere auf einen Balkon geht. Nun denke man sich ein vier- oder fünfstockiges Haus mit einem Balkon vor jedem oder beinahe jedem Fenster und die Mehrzahl oder alle ganz von Menschen eingenommen. Dann erweitere man dieses Bild auf eine eine halbe Stunde lange Straße. Wenn nicht Thatsachen genug bewiesen, daß Häuslichkeit kein Charakterzug des Spaniers ist, so ginge dieß schon aus der Allgemeinheit des Balkons hervor. Nicht genug, daß sich alle Welt fast immer außen herum treibt, selbst zu Hause mag man nicht zu Hause seyn. Wer gerade nicht nothwendig im Innern beschäftigt ist und auf dem Balkon Raum hat, macht sich dorthin; die schöne Welt besonders bringt ohne und mit Arbeit ganze Tage dort zu. Freilich strengt man sich bei der Arbeit auf dem Balkon nicht sehr an. Man wählt ja diesen Sitz vorzüglich, um die trockene Arbeit angenehmer zu machen und durch mancherlei Unterhaltung zu erleichtern.

Was der spanischen Wohnung nach unsern Begriffen ein sehr ungefälliges, unwohnliches Aussehen gibt, sind die mit quadratförmigen Backsteinen belegten Böden. Oft sind diese Steine freilich etwas geglättet oder gewichst, wodurch aber der Eindruck nicht gemildert wird. Die meist nackten Wände tragen dazu bei, den Eindruck der Unwohnlichkeit zu erhöhen. In den an der See gelegenen Provinzen wird zum Mörtel sehr häufig Seesand verwendet. Da dieser immer salzhaltig ist, so schwitzen solche Wände über die Maßen, sobald die Luft etwas feucht ist.

An einander stoßende Häuser haben nur Eine Wand, worin sie sich berühren. Läßt nun der Nachbar ein Stockwerk oder das ganze Haus verändern, so werden nach Bedarf Löcher in diese einzige Wand gehauen, um das Gebälke einfügen zu können. Mittlerweile wird dem Nachbar die so durchlöcherte Wand auf seiner Seite provisorisch nur mit eingelegten Steinen zugestopft und erst nach Vollendung des andern Hauses zugemauert. Am Plafond ist das ganze Gebälke sichtbar, höchstens angestrichen. In kleineren Städten und in Dörfern tritt meist das nackte Gebälke hervor.

Eine Folge der leicht sich abreibenden Backsteine und der vielen Fugen, die ein damit belegter Boden zeigt, ist die Unreinlichkeit spanischer Wohnungen. Um diese rein zu halten, bedarf es eines Dienstboten, der den ganzen Tag nur mit Abstäuben beschäftigt ist. Aber auch damit ist es nicht gethan; während an einer Stelle gesäubert wird, läßt sich der Staub an andern

desto dichter nieder. Zu unserem größten Verdruß machten wir überall diese Beobachtung. Spanier sind in diesem Punkte nicht so pedantisch und empfindlich als Deutsche oder gar Niederländer. Ein an strenge Reinlichkeit gewöhnter Nordländer glaubt hier in Staub und Schmutz ersticken zu müssen. Wohin man sich wendet und dreht, setzt und lehnt, verrichtet man wider Willen das Geschäft des Abstäubens.

Die Mobilien der besteingerichteten Wohnungen sind gewöhnlich plump und geschmacklos. In manchen trifft man so gut wie gar keine. Die kleine Garderobe fährt dann in einigen Kisten herum, über denen einfach der Deckel liegt, oder auch nicht. Herren und Frauenkleider sieht man oft in ganz anständigen Häusern an Pflöcken hängen, Weißzeug oben darauf liegen, dem Staube völlig ausgesetzt, oder höchstens mit irgend einem Tuche bedeckt. Schöne Ordnung und zweckmäßige Bequemlichkeit sind selbst den Wohnungen der Vornehmsten fremd; es ist wenig oder kein Sinn dafür vorhanden. Die schönsten Zimmer scheinen nur Räume zum Plaudern oder Tanzen zu seyn. Die schlichteste, wohlgeordnete Wohnung eines nicht zu ärmlichen deutschen Dorfes erscheint schon auf den ersten Anblick ihrem Zwecke weit angemessener als diese spanische Grandezza.

Der Fremde, dem seine Mittel nicht erlaubten, ein möblirtes Zimmer oder Möbeln zu miethen (in kleineren Städten, d. h. unter 40,000 Einwohnern, kann er aber oft mit allen Mitteln beides nicht erhalten), muß seiner Liebe zur Ordnung und Bequemlichkeit so lange Zwang anthun, bis er sich daran gewöhnt hat, seine Effecten in Koffern und Kisten oder sonst auf spanische Art aufzuheben, um nicht zu sagen aufzubewahren.

Die Thüren vieler der reichsten Häuser sind nur mit Wasserfarbe angestrichen, die meist so unhaltbar ist, daß das verwitterte Holz mehr oder weniger hervortritt. So viel Gauner und Diebe es auch gibt, so sind die Schlösser meist von der einfachsten Arbeit, sehr oft nur einfach schließbar. Das Schlossergewerbe, wie so manches andere, befindet sich hier noch auf der Elementarstufe.

Wenn alle diese und ähnliche Mängel den besten Häusern anhaften, wie traurig und lotterhaft müssen in unsern Augen erst die minder guten oder schlechten bestellt seyn!

Eines sehr empfindlichen Mangels, woran durchgehends die spanischen Wohnungen leiden, müssen wir noch zum Schlusse gedenken. Beinahe allgemein fehlen Kamine oder Oefen. Oefen im warmen schönen Süden! wird mancher rufen; aber er soll wissen, daß zu Anfang Decembers hier zu Lande die Temperatur so zu sinken beginnt, daß man bei der nämlichen in Deutschland bereits die Zimmer heizen, wenn auch das Feuer nicht den ganzen Tag unterhalten würde. Im Innern und in Gebirgsgegenden ist die Kälte noch strenger, weil nicht durch die Seeluft gemäßigt. Dort ist Schnee eben keine Seltenheit, wenn er auch nicht lange liegen bleibt. Macht man sich Bewegung, so ist freilich diese Kälte nicht mit der nordischen zu vergleichen. Wer aber ganze Tage ruhig im Zimmer zubringen muß, wird den geringeren Frost des spanischen Winters weit heftiger empfinden, als den strengeren im Norden, gegen den er doch zu Hause geschützt ist. Zu diesem Mangel an Heizung rechne man noch die kalten steinernen Böden und die meist kahlen Wände. Wir haben Wohnungen und Arbeitslokale genug gesehen, denen selbst die einzigen Schutzmittel gegen die Kälte, Fußteppiche, Matten von Binsen, Stroh oder Espartogras gänzlich fehlten. Den Ofen muß hier ziemlich allgemein das Kohlenbecken (brasero) vertreten, womit man die Füße wärmt und verdirbt. Die einfachsten sind aus Thon, viereckig oder rund, in Holz eingefaßt, das meist einen runden, breiten Rande bildet, so daß sechs und mehr Personen um das Kohlenfeuer herum sitzen und die Füße auf den Rand des Beckens stellen können. Die elegantesten sind von Messing oder Kupfer und mit einem gitterartigen, gewölbten Deckel versehen, worauf man die Füße setzt. Diese dienen gewöhnlich nicht so vielen Personen als erstere. In Arbeitszimmern ist aber von solchen Artikeln nichts zu sehen.

Mancher wird aus dem Gesagten schließen, der Spanier müsse sehr unempfindlich gegen die Kälte seyn; es findet aber gerade das Gegentheil statt. Während wir in einem soliden Winterrocke mit beinahe bloßem Halse außer dem Hause bei gehöriger Bewegung einen hohen Grad von Kälte ertragen, mummen sich hier Leute der untersten Volksklassen, die man doch für abgehärtet halten sollte, in schwere Teppiche, Decken oder Mäntel, und wickeln Hals und Gesicht in lange Shawls ein.

Die Fonda.

Um dem deutschen Leser einige Vorstellung von der Art und Weise zu geben, wie er in Spanien vegetiren kann, versuchen wir, ihm das Bild einer „Fonda" der zweiten Stadt des Reiches zu geben, die in Allem, was Comfort heißt, für die am meisten vorangeschrittene gilt.

Was zunächst das Wort „Fonda" betrifft, so kann dasselbe nicht mit „Gasthaus" übersetzt werden, da man mit letzterem Worte sogleich alle dem Deutschen

geläufigen Vorstellungen verbinden würde, die im Worte „Fonda" im Allgemeinen gar nicht liegen. Es gibt hier, in Barcelona, nur zwei Fondas, die so ziemlich auf dem Fuße französischer Hotels gehalten werden und so kostspielig sind, daß es keinem, der nicht über sehr bedeutende Mittel verfügt, einfallen kann, Wohnung oder Kost auf die Dauer dort zu nehmen. Von allen übrigen bequemen sich nur etwa drei oder vier, und nur theilweise, fremdem Style, lassen sich aber die geringste Entfernung von spanischer Weise tüchtig vergüten. Die Bestimmung der spanischen Fonda besteht einzig darin, dem Gaste Speise mit dem dazu etwa verlangten Getränk zu reichen und, sofern dieselbe dazu eingerichtet ist, ein Nachtlager zu gewähren. Sie wird nicht besucht, um sich durch ein Glas Wein zu erquicken, noch weit weniger, um bei einer Erfrischung sich gesellig zu unterhalten.

Das Gebäude einer Fonda ist gewöhnlich, je größer desto mehr, ein Labyrinth von Räumlichkeiten, die den Namen von Zimmern oder Sälen gar nicht verdienen. Die Wirthschaft ist meist im ersten Stockwerk. Einen Theil des Erdgeschosses nimmt häufig ein Schuhflicker, Scheerenschleifer oder ein Memorialist (von diesem später) ein. Das Uebrige ist entweder freier Raum oder theilweise zu Vorrathskammern oder zu Ställen verwendet. Gewöhnlich führt eine schlechte Stiege aus Backsteinen in den ersten Stock. Hier tritt man in manchen Fondas zuerst in einen Vorraum ohne Fenster, der sein Licht durch die offenen Thüren der sogenannten Zimmer zu beiden Seiten und durch die Küche im Hintergrunde erhält. Mit wenigen, doch deßhalb keineswegs glänzenden Ausnahmen hat das Innere einer solchen Fonda ein ruinenhaftes Aussehen.

Das gesammte Dienstpersonal nicht nur der Fondas, sondern auch der Cafés, der Chocolaterien und Schenken gehört nicht dem schönen Geschlecht an, eine Sitte, deren triftiger Grund leicht erkennbar ist. Dutzendweise tummeln sich in stark besuchten Fondas Aufwärter von vierzehn bis dreißig und mehr Jahren geschäftig herum. Sie erscheinen im völligsten Negligé. Eine kattunene Blouse fällt von den Schultern bis zur Hüfte herab, nicht zusammengehalten von einem Bande oder Gürtel; darunter läßt sich ein farbiges Hemd blicken, das bisweilen die Blouse überflüssig macht und selbst statt dieser dient. Die Farbe des einen wie des andern der genannten Garderobestücke ist durch den Dienst oft sehr unbestimmt geworden. An den Füßen tragen sie meist nur Sandalen, und den Kopf bedeckt eine gewöhnliche Mütze, die tief im Nacken sitzt.

Treten wir an den Tisch, ein längliches Viereck, bisweilen eine Ellipse oder ein Kreis aus unpolirtem und unlakirtem Tannenholz, so einfach als möglich, schlechthin nur dem Zwecke entsprechend, eine Anzahl Teller, Gläser rc. zu tragen. Das baumwollene Tischtuch vom schlichtesten Gewebe ist nicht selten mehr oder minder stark ausgebessert. Die Stühle sind schlecht aus Stroh geflochten, das Gestell ist roh und plump, oft mit Wasserfarbe verschönert, die stellenweise oder großentheils abgebröckelt ist. In der ächt spanischen Fonda gibt es weder Table d'hote noch eigentliche Mahlzeit nach der Karte; denn eine solche gibt es nirgends, entweder weil es zu mühsam wäre, für jede Speisezeit eine zu schreiben, oder weil in der ganzen Wirthschaft Alle gar nicht oder doch nur unleserlich schreiben und unter den Gästen viele nicht lesen können. Die Aufwärter sagen daher die Gerichte, die zu haben sind, aus dem Gedächtniß her, was ihnen um so leichter wird, da es jeden Tag dieselben sind. Hat der Bursche nicht gerade ein Gericht aus der Küche zu holen, so nimmt er sich nicht die Mühe, dorthin zu rennen, um sich seiner Aufträge zu entledigen, sondern ruft auf halbem Wege oder unter der stets offenen Thüre alle Bestellungen mit lauter Stimme in die Küche hinaus. Diese Rufe werden sehr eigenthümlich, bald näselnd, bald schnarrend, zugleich unter Beschleunigung oder Dehnung der letzten Sylben, modulirt.

Was die spanische Kochkunst betrifft, so ist in diesem Punkt das Urtheil des Ausländers allerdings noch befangener, als wenn es sich von der Wohnlichkeit der Häuser handelt. Auch sind wir überzeugt, daß schwerlich je ein Fremder die spanische Kost schmackhaft finden wird. Manche Speisen sind noch zu wenig dem Naturzustande enthoben. Statt des Schmalzes oder der Butter wird allgemein, bei Suppen wie bei Braten, Olivenöl, und zwar nicht immer frisches, angewendet; demselben die etwaige Strenge des Geschmacks durch Abdämpfen zu benehmen, fällt niemanden ein. Das Oel gibt den Speisen einen Geschmack, an den sich der Fremde sehr selten recht gewöhnt. Zu den Suppen dienen durchgängig viererlei Stoffe, Brod, Reis, mit der Maschine fabricirte Nudeln und Macaroni. Gewöhnlich sind sie stark mit Safran gewürzt, der auch ein wesentliches Ingrediens der Saucen bildet. Gemüse sind so gut als unbekannt. Bisweilen sieht man auf einem Teller drei oder vier Stückchen Kartoffel, je in der Größe eines Taubeneis.

Hier ist der Platz, des viel genannten Nationalgerichtes, der Olla, auch Puchero genannt, zu erwähnen. Ein Quantum Hammelfleisch, seltener Ochsenfleisch, wird mit einer verhältnißmäßig geringen Quantität Kohl und einer Art großer Erbsen (garbanzos) in einem Kessel gekocht. Dazu wird etwas Speck

und geräucherte Wurst gefügt. Der Kohl und die Erbsen werden nun abgebrüht, letztere nicht einmal gehülst. Eine Portion solcher Olla besteht aus etwas mehr als einem halben Viertelpfund Fleisch, einem Schnittchen Speck und Wurst, zwei oder drei Rippchen Kohl und einer sehr leicht zu zählenden Zahl oft so harter Erbsen, daß unsere Jungen sie noch zu gewissen Spielen gebrauchen könnten. Wenn man guten Grund hat, die Olla für das beste spanische Gericht zu halten, so bedarf es der Erwähnung anderer nicht.

Eine andere Lieblingsspeise der Spanier sind die Bohnen, die sie ganz, nicht als Muß zubereitet, täglich, und zwar sehr oft zweimal, genießen. In ganz angesehenen Häusern kann man sie Tag für Tag beim Nachtessen paradiren sehen. Bedenkt man, daß dieselben, wie die eben erwähnten Erbsen, meist ungehülst bleiben, so kann man sich einen Begriff von der unverzärtelten Constitution der Esser bilden. — Die Braten und sogenannten Ragouts könnten kaum geschmackloser seyn, und Fische versteht man vollends nicht zuzubereiten. Eine einzige Portion Fisch verbreitet einen wirklich verscheuchenden Seeduft im ganzen Zimmer. Wahrscheinlich aber wissen die Fremden diese und andere Hautgouts spanischer Gerichte nicht zu würdigen.

Das Beste an einer Mahlzeit ist das schlichte Weißbrod und der Wein. Was das Brod betrifft, so ist schwarzes durchaus unbekannt; aber auch halbweißes, das weißer ist als dieselbe Klasse bei uns, wird bei weitem nicht so häufig genossen als ganz weißes. An Güte des Stoffes ist es dem französischen überlegen, steht letzterem aber hinsichtlich der Fabrikation etwas nach. Eine Fonda schenkt gewöhnlich nur eine einzige Sorte Wein aus, dessen Feuer aus Gesundheitsrücksichten meist durch ein gehöriges Quantum kühlenden Wassers bedeutend gemildert ist.

In Betreff der Quantität, welche Leute von Stand und Mitteln bei einer Mahlzeit zu sich nehmen, muß sich ein Nordländer anfangs wundern, wie man damit bestehen kann. Unsere Constitution, wenn sie noch so leicht zu befriedigen ist, macht ungleich mehr Ansprüche. Eine bei uns seltene Genügsamkeit in dieser Beziehung ist eine natürliche Eigenschaft südlicher Völker überhaupt, nicht erworbene Tugend.

In manchen, und zwar nicht für schlecht gehaltenen Fondas bedient man sich hölzerner Löffel und Gabeln, von Silber aber sind sie nirgends, und diese Geräthe sind nichts weniger als spiegelhell gescheuert. Zugleich mit der Suppe, die in einem anständigen Fayenceteller aufgetragen wird, erhält der Gast Löffel und Gabel. Diese Instrumente sucht der Bursche erst aus einem Schranke und legt sie dem Gaste nicht gerade pedantisch vor, sondern wirft sie, wenn er noch Andere zu bedienen hat, auf Gerathewohl hin. Kommt das Fleisch und es ist in der Nähe des betreffenden Gastes ein Messer frei geworden, so gibt er ihm dieses, welches Jener, ohne den etwa noch anwesenden Nachbar, der sich desselben bedient hatte, zu beleidigen, nicht verweigern darf. Je nach Umständen bedienen sich auch zwei Gäste eines und desselben Messers, und es wäre nicht räthlich, es dem Nachbar zu wehren, wogegen ich, ohne lange um Erlaubniß zu bitten und ohne deßhalb als unhöflich angesehen zu werden, mir auch die Freiheit nehmen darf, mich des seinigen zu bedienen, wenn mir eines fehlt und ich nicht auf die Bedienung warten will. Dieß sind Freiheiten, die unter Personen von Stand und Bildung so gut üblich sind als unter dem gemeinen Volke. Der Servietten bedient man sich selten. Gewöhnlich erhält man sie nur auf Verlangen und wird leicht um dieses Uebermaß von Civilisation besonders angesehen. Nur in den wenigen Fondas, die sich den Ansprüchen der Fremde etwas anbequemen, findet man diesen Luxusartikel.

Salat, gewöhnlich Endivie, bereitet sich der Gast selbst. Manche bedienen sich zum Essen desselben der natürlichsten Gabel, der Finger. In Bauernfamilien trifft man sehr oft nur Eine Schüssel und Einen Löffel, wenn es gut geht, auch Eine Gabel. In wahrhaft urzuständlicher Einfachheit macht das betreffende Instrument die Runde. In Fondas auf dem Lande hat man gewöhnlich alles zu essen, was man selbst mitbringt. In einem Dorfe, nur fünf Viertelstunden vom hochcivilisirten Barcelona, trafen wir in der einzigen Fonda um Mittagszeit nur Brod und Wein. Das Gebäude war romantisch ruinenhaft, das sogenannte Zimmer geräumig, die Tische mit Marmorplatten bedeckt, deren Anblick im Nothfall sättigen könnte.

Die Weinschenke.

Die spanische Weinschenke ist von der deutschen, wo möglich, noch verschiedener als die Fonda von einem deutschen Gasthause. Sie liegt gewöhnlich auf gleicher Ebene mit der Straße, bisweilen einige Treppen tiefer, selten höher. Die Thüre, oder vielmehr das Thor, steht den ganzen Tag offen und läßt, ungeachtet der über eine eiserne Stange geworfenen Decke, die vielmehr dem Zutritt der Sonne als den Blicken der Vorübergehenden wehrt, beinahe das ganze Innere überschauen. Zwei Reihen Fässer sieht man auf Gestellen an einer oder zwei Wänden über einander gelagert. Die Fässer sind gewöhnlich mit einem Zettelchen versehen, worauf der Preis oder wohl auch die Qualität

des Weines verzeichnet ist. Außer Wein verkauft der Tavernero auch Spirituosen, Oel und Essig; Eßwaaren aber sind in der Taverne nicht zu finden. Selten trifft man eine Bank oder einige Stühle, höchst selten einen Tisch. Die spanische Taverne ist demnach kein Ort, wo man sich Stunden lang mit Plaudern unterhält. Im Vorbeigehen nimmt man stehend oder, wenn man einen Stuhl findet, sitzend ein Gläschen zu sich. Bisweilen sieht man eine ziemlich zahlreiche Gesellschaft solcher stehenden Gäste, die fast immer zum gemeinen Volke gehören. Der „Gebildete" besucht solche Lokale nicht einmal im Vorbeigehen. Der Fremde aber, der erfahren will, wie sich das Volk benimmt, was es spricht, wie es denkt, kann nicht wohl umhin, sich unter Zöllner und Sünder zu mischen, wenn er nur sicher ist, daß der Ruf seiner Bildung und seines Standes dabei keinen Schaden leidet.

Hier mag es uns vergönnt seyn, uns, nach unserer bescheidenen Kenntniß des Gegenstandes, etwas über den spanischen Wein zu verbreiten, erstens weil manche unserer Landsleute Interesse für den Gegenstand haben werden; dann um denselben etwas genauer als unter dem vagen Prädikat der Güte kennen zu lehren; endlich weil derselbe, nach unserer Ansicht, wohl das Beste ist, was der Nordländer hier zu Lande findet. Nach den Fleischtöpfen Spaniens wird wahrlich niemand sich zurücksehnen, seinen edeln Wein aber wird man gewiß vermissen.

Man unterscheidet allgemein süßen und herben Wein (vino dulce, vino seco, ital. vino dolce, vino asciutto). So gibt es süßen und herben Malaga, Xeres, Alicante, Malvasier 2c. Zu jeder von beiden Klassen werden bestimmte, dazu geeignete Sorten von Trauben ausgewählt. Gleich allgemein wird ein Unterschied im Alter gemacht. Der neue Wein wird selten vor Verlauf eines Jahres angestochen. Verbindet man beiderlei Unterschiede, so findet man vier allgemeine Sorten von Wein, neuen und alten süßen oder herben Wein. Manche Sorten des vino seco sind für unsern Gaumen so abstringirend, daß wir diese Eigenschaft gerne durch Mischung mit etwas vino dulce mildern. Der süße Wein würde ungemischt uns oft weit weniger munden. Manche Sorten desselben haben eine wirklich medicinartige Süßigkeit. Selbst die Spanier, sonst so große Liebhaber alles Süßen, nehmen ihn selten rein, sondern mischen ihn mit herbem. Abgelagerter Wein, ob süß oder herbe, ist im allgemeinen von sehr angenehmem Geschmack, namentlich der alte herbe (rancio seco), für welchen aber „herbe" nicht der passendste Ausdruck ist. Ohne einer Mischung mit süßem zu bedürfen, ist er weder hart, noch rauh, noch süß, sondern zeigt eine angenehme aromatische Bitterkeit. Wir kennen keine Sorte deutschen Weines von ähnlichem Geschmack. Kein spanischer Wein, wenn nicht verdorben, ist säuerlich, wie die deutschen Weine insgesammt. Er kann sehr hart, rauh, abstringirend seyn, ohne deßhalb im mindesten sauer zu werden. Dagegen hat nicht Eine Sorte spanischer Weine die Blume, das Bouquet so vieler deutscher Weine. Die Farbe der spanischen Weine ist entweder sehr tief roth, so daß sie sich jedem Gegenstand ungeschwächt mittheilt, oder braungelb schillernd. Was den Gehalt betrifft, so sind selbst ziemlich ordinäre Sorten weit stärker als manche der edleren Sorten deutscher Weine. Selbst schwere französische Weine scheinen dagegen ziemlich wässerig. Gleichwohl ist es nichts weniger als allgemeine Sitte, den Wein mit Wasser zu mischen. Der Spanier weiß sehr wohl, daß man dadurch den Wein verdirbt. Man trinkt lieber je nach der Stärke weniger.

Die Preise sind im Verhältniß zur Güte des Produkts billig zu nennen, obschon die Spanier sehr klagen, daß der Wein in Folge der Traubenkrankheit, die in einigen früheren Jahrgängen stellenweise geherrscht, sehr theuer geworden sey. Allerdings haben die feineren Sorten des vino rancio einen anständigen Preis, im Allgemeinen aber bei weitem keinen so hohen als die edleren Rheinweine. Schließlich geben wir dem Leser die Versicherung, daß man nach den wenigen zweideutigen Proben spanischer Weine, die man bisweilen in Deutschland kostet, dieses mit unbedingtem Recht so gerühmte Produkt Spaniens unmöglich gebührend würdigen kann.

Correspondenz-Nachrichten.

Berlin, Februar.

Hoffeste. — Dramatische Aufführungen bei Hof. — Neue Dramen. — Verhandlungen der Abgeordneten.

+ Der Carneval ist zu Ende und mit ihm ist die Reihe der größeren Hoffeste geschlossen, die wieder in diesem Jahr nicht in den Gallazimmern des Schlosses, sondern im Palais des Prinzen Regenten allwöchentlich einen zahlreichen Kreis versammelten. Für unsere Königsfamilie lag ein trüber Hintergrund hinter diesen Festen, ein Hintergrund, der seinen Schatten warf in den Glanz dieser Versammlungen und wehmüthig durchtönte durch den rauschenden Klang des Monats, der besonders den geselligen Freuden gewidmet ist. Sanssouci, der Ort, der jetzt seinen Namen so wenig mit Recht trägt, der die Leiden des Königs und die unermüdlichen Sorgen der Königin einschließt, Sanssouci ist der Hintergrund, der allen unsern Festen seine ernste Mahnung und seinen schmerzvollen Stempel aufdrückt. Noch andere Trauerfälle haben im Lauf des Jahrs unser Königshaus betroffen. Marie Paulowna von Sachsen-Weimar, die Mutter zweier unserer Prinzessinnen, die Schwester zweier Kaiser von Rußland, die Freundin Goethes, deren Vermählung Schiller durch seine „Huldigung der Künste" feierte, versetzte durch ihren Tod unsern Hof in Trauer, die, kaum abgelegt, für Stephanie von Baden wieder aufgenommen wurde. Diese liebenswürdige Fürstin, zugleich die Schwiegermutter des Prinzen von Hohenzollern, jetzigen Ministerpräsidenten, der im Laufe des Jahres schon seine Tochter, die liebliche Königin von Portugal betrauerte, greift hinüber in die glänzenden Erinnerungen Napoleonischer Größe, und ihr Leben verklang wehmüthig in einer Zeit, wo diese Erinnerungen wieder ihr Echo gefunden hatten. Das inhaltschwere Leben zweier deutscher Fürstinnen ist abgeschlossen, und der junge Lebensfrühling einer deutschen Fürstentochter auf dem Throne eines auswärtigen Landes frühzeitig gebrochen. Hoffeste sind nicht Familienfeste, aber wenn die Trauer so hinein greift, können sie wenigstens nicht heitere Feste seyn. Man hat deßhalb in diesem Jahr nicht getanzt am Berliner Hof, nur Concerte, lebende Bilder und eine Theateraufführung waren die Gastgeschenke, die der Prinz Regent und seine geistreiche Gemahlin der Gesellschaft boten. Die Theateraufführung beschwor nebenbei auch noch eine andere Erinnerung herauf, die die älteren Mitglieder der Gesellschaft in die Regierungstage Friedrich Wilhelms III. zurück versetzte. Damals hatten kleine Theateraufführungen im Palais des Königs, das jetzt der junge Prinz Friedrich Wilhelm bewohnt, in kleinem Rahmen und vor kleinem Zuschauerkreis die Mitglieder unseres Hoftheaters vorgeführt. Heitere Lustspielchen hatten hier oft zum ersten mal das Interesse des Hofes erregt, ehe sie dem großen Publikum zur Kritik übergeben wurden. Die glänzendste Zeit des Berliner Lustspiels, die Zeit der Charlotte Hagen und der beiden Stichs neben der berühmten Mutter, unser Komiker Gern, Weiß, Rüthling, Wauer, Schneider, Crüsemann und so mancher andere Name von freundlichem Klang in unserer Theatererinnerung illustriren das Andenken an diese kleinen Aufführungen, die den Künstlern unvergeßlich waren und sie mit freundlichen Banden an unser Hoftheater fesselten. Friedrich Wilhelm IV. suchte von diesem harmlosen Theatervergnügen in seiner geistvollen Weise zu andern dramatischen Versuchen hinüber zu führen, denen sich die Bühne bis dahin nicht erschlossen hatte. Den Aufführungen im Schloßtheater zu Potsdam und Charlottenburg, die der König veranstalten ließ, verdanken wir die Wiederbelebung der antiken Tragödie, der Antigone mit der Mendelssohnschen Musik, später der Medea und des Ajax. Auch ein Versuch mit der Athalie des Racine wurde gemacht, und Tieck und Mendelssohn brachten uns den Sommernachtstraum, dem sich der Blaubart und der gestiefelte Kater von Tieck anschlossen. Mendelssohn und Tieck haben wir begraben, und Friedrich Wilhelm IV. gab in den Regierungssorgen der letzten Jahre diese künstlerischen Vergnügungen auf. Zum ersten mal nun seit den Zeiten Friedrich Wilhelms III. bringt uns das Palaistheater des Prinzen Regenten kleine, einfache Lustspiele, und dieses mal einige Scenen des Barbiers von Sevilla, von den Sängern der italienischen Operngesellschaft vorgeführt. Wir haben diese Wiederbelebung des kleinen Lustspiels mit Freuden begrüßt und Hoffnungen an dieselbe geknüpft. Es soll kein Tadel für die jetzige Verwaltung des königlichen Schauspiels seyn, wenn wir erwähnen, daß das graziöse kleine Lustspiel fast ganz von seinem Repertoire verschwunden ist. Die Concurrenz der Theater zweiten Ranges drängte die Kräfte vorzüglich zum classischen Drama, zur Tragödie und zum Schauspiel; der Tod hatte die Reihen der Diener der heitern Muse gelichtet und die Schriftsteller suchten sich mit ihren kleinen Arbeiten lieber den leichten Zugang zu den zweiten Bühnen, als den schweren auf die Bretter, auf denen sie neben die Heroen der Literatur gestellt worden wären. Das einaktige Lustspiel begegnet uns fast nicht mehr am Gendarmen-Markt, und wenn wir das auch erklärlich finden, so können wir es doch nicht erwünscht nennen; denn auch diese Richtung unserer dramatischen Literatur hat ihre bescheidene Berechtigung, wie das Miniaturbild in den Sälen unserer Kunstausstellung, und nur das kann zu künstlerischster Ausführung des Genres anregen, wenn auch die

künstlerischste Darstellung in Aussicht steht. Es waren auch dieses mal wieder zwei Uebersetzungen aus dem Französischen, die man uns bot, denn deutsche Stücke hatten wir nicht vorzuführen, und es wollte uns scheinen, als wenn unsere Künstler sich nicht recht heimisch fühlen wollten in dem kleinen Lustspiel in kleinem Rahmen. Nur unser Posadarsteller als Doctor Robin machte eine rühmliche Ausnahme und fand sich besser als die andern zurecht, deren Spiel hie und da über den Rahmen hinaus ragte. Wir knüpfen nun unsere Hoffnungen an diesen ersten Versuch und meinen, er könnte uns das kleine Lustspiel zurückführen und Publikum und Künstler an dasselbe gewöhnen; denn wir denken, daß zu ihm sich besser herabsteigen läßt vom Kothurn der Classicität, als herauf vom Soccus der Posse, daß also seine Stelle an der ersten, nicht an den zweiten Bühnen zu suchen ist.

Von den Stücken, die ich im letzten Bericht als am königlichen Theater zu erwarten bezeichnete, sind uns nun „die Sabinerinnen“ von Heyse und „der Usurpator“ von Brachvogel vorgeführt; beide mit ehrendem Erfolg bei der ersten Darstellung, beide ohne Aussicht zu einem längeren Verbleiben auf dem Repertoire. Wenn wir sonach die Stücke im Erfolg gleich stellen, so sind die Motive dazu doch sehr verschieden: beim ersten Geist, Bildung und poetischer Schwung, dem aber eine glänzende dramatische Gestaltung fehlt, und dem das Bleigewicht der Antipathie gegen antike Stoffe anhängt; beim Brachvogelschen Stück theatralische Effekte, einzelne wirksame Momente, aber ohne alle historische Bildung, ohne alles tiefere Verständniß der Tragödie zusammen gebaut. Die Stücke stehen sich gegenüber, wie die classisch französische Tragödie im Théâtre français und die Spektakelstücke der Porte St. Martin, wie der Effekt des römischen Mantels und das nervenerschütternde Scharlachgewand des Henkers, der eben vom Blutgerüste kommt.

Je stiller es jetzt in den Festsälen wird, desto lebendiger fängt es an in den Sitzungssälen der Abgeordnetenhäuser zu werden. Mancherlei Hoffnungen, Erwartungen, Befürchtungen, die unsern Kammerverhandlungen vorangingen, sind freilich geschwunden. Die deutsche Frage, von einzelnen Seiten lebendig angeschlagen, ist unausgesprochen, und somit auch unbeantwortet verklungen. Sie ist nicht an Theilnahmlosigkeit gestorben, sie ist zurückgewichen, theils vor der Schwierigkeit, genügende Form und Antwort zu finden, vor der Scheu, groß aufgeworfen, kleinlich zu verschwinden, und vor der gehäuften Arbeit, die die Kräfte für das engere Vaterland in Anspruch nimmt. Die Entscheidung über neue Heeresorganisation steht bevor, und in den letzten Tagen war es die langangeregte, vielbesprochene Frage der Grundsteuerausgleichung, die das Haus der Abgeordneten beschäftigte. So einfach die beiden Theorien sich scheiden, von denen die eine die Abgaben des Grund und Bodens als Rente, die andere als Steuer auffaßt, deren eine diese Abgaben als verderblich darstellt, während sie der andern als nothwendig oder als wohlthätig erscheint, so verwickelt ist die Lösung gerade für Preußen. Wer die unzähligen Motive, aus denen in verschiedenen Provinzen, ja in einzelnen Kreisen des Landes die Grundsteuer aufgelegt ist, in's Auge faßt, wer die Schattirungen prüft von augenscheinlicher Ueberbürdung bis zu völligem privilegirtem Befreitseyn, kann zugleich einen Abriß unserer ganzen Geschichte studiren. Jede Eroberung, jeder Zuwachs durch Vertrag, jede zeitweilige Occupation, ja wir möchten sagen jede Zeit finanzieller Noth hat in irgend einem Theile des Landes ein bleibendes Denkmal in einer Grundsteuer zurückgelassen. Einzelne Landestheile sind doppelt und dreifach betroffen, und die unerwünschte Last blieb, wenn auch das Motiv aufhörte, das sie hervorrief. Dadurch wird die Ausgleichung durch alle Provinzen fast zur Unmöglichkeit, noch dazu, wenn man bedenkt, daß Lage, Communikationsmittel und Bodenbeschaffenheit die Tragfähigkeit für diese Last von der Nordsee bis zum Rhein so verschieden gestalten, und diese von Jahr zu Jahr bei der immer wachsenden Industrie sich so verändert, daß ein gleicher Berechnungsmodus fast unausführbar ist. Die Debatten haben uns die Nothzeit unter dem großen Kurfürsten, die Kämpfe der deutschen Ritter an der Weichsel, die militärische Liebhaberei Friedrich Wilhelms I., die denkwürdigen Tage des siebenjährigen Krieges, das verhängnißvolle Schicksal Polens, französische Occupation und westphälische Herrschaft in das Gedächtniß gerufen. Alle die Wunden, die diese Zeiten geschlagen haben, sollten jetzt mit einem Wort geheilt werden. Das Abgeordnetenhaus hat sich in überwiegender Majorität für diese Heilung ausgesprochen, aber es wird noch der ganzen ärztlichen Geschicklichkeit unserer Staatsmänner bedürfen, um sie auszuführen, ohne neue Wunden zu schlagen, an denen der Einzelne wenigstens verbluten könnte. Die Debatten waren anziehend, sowohl für den Historiker, der in der Vergangenheit liest, als für den Politiker, dessen Auge das Dunkel der Zukunft zu durchdringen sucht.

Wir sind Gelehrsamkeit, gutem Willen, Bereitwilligkeit zu Opfern, denen freilich die scharfen Gegensätze nicht fehlten, begegnet, immer aber schieden sich die Grundtheorien, von denen man keine als ganz voll und keine als ganz unberechtigt hinstellen kann. Anerkennen müssen wir, daß das Ministerium nicht zurückschreckte vor der Schwierigkeit der Aufgabe, und den lauten Stimmen, die seit Jahren aus allen Theilen des Landes ertönten, Rechnung trug, anerkennen, daß das Abgeordnetenhaus das Ministerium mit besten Kräften unterstützte, und so haben wir Aussicht auf eine Lösung, die begonnen hat, wenn auch unzählige Hindernisse sich auf dem eingeschlagenen Wege zu zeigen anfangen. — Im Herrenhause hat das Ehegesetz eine für viele unerwünschte Lösung gefunden, und so bleibt die brennende Frage offen, die uns bereits im vorigen Jahre beschäftigte. Wenn wir jetzt daran denken, wie damals mit dem Frühlingstage die Europa bewegenden Ereignisse den Kammerverhandlungen das Interesse nahmen und ein Ende machten, kann uns ein unheimliches Gefühl

beschleichen, daß auch dem jetzigen Ernst für das Wohl des engeren Vaterlandes die noch ernstere Frage des allgemeinen Friedens entgegentreten kann. Darin liegt eine Warnung zugleich und ein Sporn. Seyen wir gerüstet! Darin liegt auch die Bedeutung der neuen Heeresorganisation, die uns zunächst beschäftigen wird, und der Grundsteuerverhandlung, in der wir uns befinden; denn diese soll die Mittel zu jener geben, und si vis pacem, para bellum.

Wien, Februar.

Ankündigung einer österreichischen Kreuzzeitung.

Schon längst hat es viele nachdenkliche Köpfe Wunder genommen, daß die stattlichste Genossenschaft in Oesterreich, welche sowohl für das Reich als für sich selber großartige Beziehungen nicht nur zu vertreten, sondern auch zu verfechten hat, sich bisher einer der mächtigsten Waffen unseres Jahrhunderts, der Zeitungspresse, zu bedienen verschmähte. Verkannte der Adel die Bedeutung der Presse? War er zu stolz, sich ihrer zu bedienen? Ich wage keine Entscheidung dieser Fragen, aber sie konnten nicht unerwähnt bleiben, weil sie sich aufdrängen; denn es fehlt in den Reihen des Reichsadels fürwahr weder an hoher geistiger Begabung noch an Mitteln, den Ausdruck derselben in geschlossener Phalanx zur Rennbahn zu führen. Die Söhne der edlen Geschlechter, welche alle Siege mit ihrem Blute erkauften, alle großen Blätter der Geschichte mit ihrem Namen schmückten, können fürwahr mit Hoffnung auf Erfolg da eintreten, wo es gilt sich dagegen zu wehren, daß auch ihre Zunft von der allgemeinen Staatsgleichmacherei verschlungen werde. Und wären sie längst schon für ihr eigenes Recht eingetreten, so hätten sie zugleich den Bestand aller übrigen Stände vertheidigt, damit endlich dem Aufgehen der gesammten bürgerlichen Gesellschaft in Papierwesen ein Ziel gesteckt werde, damit nicht Schreiberthum und Börse über einen bunten Haufen von Bettelvolk herrschen, damit es auch fortan noch ehrsame Bürger und richtige Bauern gebe.

Doch lassen wir die Vergangenheit auf sich beruhen. Was versäumt ist, wird nachgeholt werden. In diesen Tagen ist eine Ankündigung erschienen, von sechs der edelsten Namen des Reichs unterzeichnet, welche eine Adelszeitung in nahe Aussicht stellt. Die Ankündigung schleudert in langathmiger Auseinandersetzung den zwei Hauptübeln unserer Tage, dem Staatsschreiberwesen und dem Franzosenthum, ritterlich den Handschuh in's Gesicht. Das Schriftstück ist mir nicht zur Hand, ich konnte es nur flüchtig überlesen und muß mir vorbehalten, seinerzeit darauf zurückzukommen, allenfalls sobald die neue Zeitung einmal zu erscheinen begonnen haben wird, deren Namen noch nicht bekannt ist. Unter den Leuten wird sie einstweilen als österreichische Kreuzzeitung bezeichnet. Der Gedankengang der Ankündigung ist mir nicht im Gedächtniß geblieben, aber die Lesung hat ungefähr folgende Vorstellungen in mir hinterlassen, die mit der Entwicklung in einem ihrer Hauptpunkte verwandt seyn dürften:

Unter Franzosenthum ist der revolutionäre Sauerteig zu verstehen, welchen das Jahr 1789 mit allem, was daraus und darauf folgte, in die Welt geworfen. Auf welchem Dünger 1789 erwachsen, wird als bekannt vorausgesetzt. Jedermann weiß, wie die Verwandlung des französischen Grundadels in ein Hofschranzenthum zuerst das Zeichen zur Auflösung alles Ständewesens gab; wie sich lange vor 1789 schon der Eintausch von albernen Vorrechten für wesentliche Rechte und das Vergessen der hohen Pflichten des großen Grundbesitzes gerächt hatte. In der ersten französischen Revolution gingen mit dem Adel des Landes alle Stände zu Grunde, und zwar um so rettungsloser, als der bäuerliche Landbesitz sich zersetzte. Darauf ward Frankreich ein Land, worin fortan nichts mehr Bestand haben kann, welche Form der Regierung ihm auch gegeben werde, denn es gibt keinen auf die Dauer befestigten Besitz mehr dort. Das gesammte Nationalvermögen ist flüssiges Kapital, die ganze Bevölkerung eine Wassermasse, aus welcher vom Sturm gepeitscht sich bald diese bald jene Woge empor hebt, aber nicht in der Höhe bleiben kann. Das gilt von der Regierung bis zum Bäuerlein, dessen Ackerfeld sich theilbar auf ein Dutzend Köpfe vererbt. Was in Frankreich sich bleibend festgesetzt, ist einzig die Bureaukratie, die mit den Ständen auch alles Gemeindewesen verschlungen hat und in einem Meer von Tinte jede Regung selbstständigen Lebens ersäuft. Gegen solche heillose Staatsgleichmacherei, welche, indem sie jede volksthümliche und jede persönliche Besonderheit in ihr Prokrustesbett nöthigt, alle Stände vermischt und verwischt und alle Bedingungen ehrenfester Dauerhaftigkeit in ihr Widerspiel verkehrt, gibt es keine andere Abwehr, als das moderne Franzosenthum von sich abzuthun.

Wenn ein ächter und rechter Adel, wie er noch in Oesterreich besteht, gegen solche Staatsgleichmacherei sich

wehrt, so streitet er, wie ich oben schon bemerkt, nicht für sich allein, sondern für Kaiser und Vaterland, und so wird denn von jedem, der ein gesundes Herz und einen klaren Kopf besitzt, die neue Zeitung mit dem freioffenen Stechhelm freudig zu begrüßen seyn. Der Vorsatz, sie in's Daseyn zu rufen, ist schon allein eine That von großer Tragweite. Das Beispiel fällt schwer in die Wagschale. Auch dürfte die Fehde, welche im öffentlichen Leben dem Franzosenthum angekündigt worden, schwerlich umhin können, das Gebiet des gesellschaftlichen Verkehrs und des häuslichen Daseyns ebenfalls zu berühren. Neutralität ist hier kaum denkbar, besonders wenn die Betrachtung zu hellem Bewußtseyn gedeiht, daß die höheren Stände es waren, welche dadurch, daß sie das höfische Franzosenthum einschleppten, dem demokratischen als Bahnschlitten dienten. Französische Moden, und was sonst noch drum und dran hängt, spielen hier die Rolle eines giftigen Ausschlags, der von außen nach innen ansteckt, und mehr das Zeichen innerer Zersetzung als ein Uebel an und für sich ist. Und wenn die Ritter mit rechtem Ernste gegen die fremde Verpestung streiten, müßte es doch mit wunderlichen Dingen zugehen, wenn ihre Damen ihnen dabei Schwierigkeiten im eigenen Lager bereiteten. Diese Schwierigkeiten, wiewohl sie auf Kleinigkeiten zu fußen scheinen, würden allen Erfolg gefährden, weniger durch das, was sie ausrichten, als durch jenes, was sie nicht aufkommen lassen. Eine Frau, die nur französisch sich putzt, kann kein rechtes Herz für des Vaterlandes Ehre und Größe haben, und wo einer Sache mit dem Herzen der Frauen ihre Zunge fehlt, kann sie keinen rechten Aufschwung nehmen. Das gilt im Guten wie im Bösen. — Man kann wohl sagen, daß das Franzosenthum seit dem offenen Ausbruche der Krankheit im Jahre 1789 der schlimmste Feind Frankreichs selber ist; aber durch ihre Verbreitung über ganz Europa wird das Uebel nicht gehoben. Im Gegentheil. Wer gegen das Franzosenthum ankämpft, wirkt für die Heilung Frankreichs mittelbar mit.

Und hiemit für heute genug von der österreichischen Kreuzzeitung, die ich als einen guten Stern „in crescenda domo" freudigen Herzens begrüße. Höchstens möchte ich noch den Wunsch ausdrücken, daß die heute aus Laibach gemeldete Angabe, sie werde „Neue österreichische Zeitung" heißen, sich nicht bestätige. Ich hasse alle Nachahmung. Dabei ist zu bemerken, daß die „Neue preußische Zeitung" so zu sagen von niemand mehr bei diesem ihrem ursprünglichen Titel gerufen wird; selbst die Redaktion bittet ihre Freunde, sich nur der Aufschrift „Kreuzzeitung" zu bedienen, und ich wundere mich sechsmal in jeder Woche, daß die alte Ueberschrift noch nicht verschwunden ist. Aehnliches wird auch der jüngeren Schwester in Oesterreich begegnen, möge sie nun ein Bild oder auch nichts dergleichen zur Schau tragen. Der letztere Fall wäre der schlimmere, weil er böswilligen Späßen noch mehr Spielraum ließe und kaum die Möglichkeit bleiben würde, den schlechten Scherz, wie es bei der †-Zeitung geschehen, in guten Ernst zu verwandeln.

Stockholm, Februar.

(Schluß.)

Trinksprüche. — Geselligkeit und Luxus. — Der Hof. — Die Presse. — Universitätswesen. — Die Geistlichkeit.

Wenn übrigens von öffentlichen Gebäuden die Rede ist, dürfen die Ständehäuser nicht mit Stillschweigen übergangen werden. Das Ritterhaus, „palatium ordinis equestris," ist ein großes Viereck im Renaissancestyl mit vielen geräumigen Sälen. Das eigentliche Sitzungslokal des Ritterstandes ist ganz und gar auf den Wänden mit den Wappenschildern des gegen sechshundert Familien zählenden Adels bedeckt, die alle einen oder mehrere Vertreter in's Ritterhaus zu schicken berechtigt sind. Nur wenige machen jedoch von diesem Rechte Gebrauch und durchschnittlich dürfte die Zahl der anwesenden Mitglieder kaum sechzig überschreiten, so daß die Bänke des großen Lokals nur sparsam besetzt sind. Die in großen Abständen von einander zerstreuten Mitglieder machen eher den Eindruck zufälligerweise anwesender Zuhörer, als einer parlamentarischen Versammlung. Nur bei sehr wichtigen Gelegenheiten stellt sich alles, was in der Hauptstadt wohnhaft und im Hause stimmberechtigt ist, ein. Der Hof versäumt nicht seine zahlreichen adeligen Beamten, Offiziere u. s. w. dahinzuschicken, um der Majorität sicher zu seyn.

Die drei unprivilegirten — ofrälse — Stände, unter denen aber der Priesterstand der enormsten Privilegien genießt, versammeln sich in einem eigenen, für sie bestimmten, ganz gewöhnlichen Hause. Der Saal des Priesterstandes bietet den interessantesten Anblick dar; da sitzen die behäbigen Gestalten des reichen, wohlbepfründeten Clerus mit

seinen Bischöfen, die zu ihrem Brustkreuze auch noch Ordenssterne tragen. Der Stand besteht fast nur aus der Aristokratie des Clerus; der niedere Clerus hält es für überflüssig, einen Vertreter dahin abzuordnen, der nichts für ihn würde ausrichten können. Sowohl Adel als Priesterstand des Reichstages sind sehr unpopulär wegen der Zähigkeit, womit sie sich den von den andern Ständen gewünschten Reformen widersetzen; die Bevölkerung ist durchweg demokratisch, aber doch so sehr von Respekt des Althergebrachten durchdrungen, daß eine Massenagitation gegen die allerdings ziemlich mittelalterliche Verfassung bis jetzt nicht hat zu Stande gebracht werden können. Ein Stockholmer Putsch im Jahr 1848 scheiterte sofort an der gänzlichen Theilnahmlosigkeit des besseren Theiles der Bevölkerung und das Revolutionsjahr ließ kein anderes Denkmal zurück, als das unvermeidliche, aber höchst unschuldige Märzministerium, das erst im Jahr 1852 entlassen wurde. Jetzt scheint man jeden Gedanken an eine Verschmelzung der vier Stände in eine oder zwei Kammern aufgegeben zu haben, der übrigens der Bauernstand nicht weniger als Adel und Geistlichkeit abgeneigt ist, und begnügt sich mit einer Reform der einzelnen Stände, die neue Elemente in sich aufzunehmen genöthigt worden. So haben die nicht corporativen Bürger neuestens Vertreter im Bürgerstande bekommen und in ähnlicher Weise soll den nicht bäuerlichen Grundeigenthümern auf dem Lande — wenn sie etwa nicht als Geistliche oder Edelleute in andern Ständen repräsentirt sind — das Vertretungsrecht im Bauernstande zugestanden worden. Vom parlamentarischen Leben ist trotz der vier Stände wenig die Rede. Das Publikum besucht den Reichstag nicht, und die ständische Beschränkung läßt kein Rednertalent aufkommen. Das Beste in dieser Beziehung wird im Ritterhause geleistet; doch hat die so eben erwähnte Erweiterung des Bürgerstandes mehrere Redner in diesen Stand gebracht, unter denen der im Jahr 1854 als Verfasser der Schrift: „La Scandinavie, ses craintes et ses espérances" mehrfach genannte Lotterstedt sich besonders hervorthut. Derselbe ist unter anderm Urheber des Antrags in Betreff der Italiener, der von Turin aus in so rührender Weise beantwortet wurde. Das liberale Publikum in Schweden ist noch mehr als der sonstige Liberalismus zu leeren Deklamationen geneigt und läßt nicht leicht eine Gelegenheit vorübergehen, um diese Neigung durch irgend eine auffallende Demonstration zu bethätigen.

Der Hang zur Deklamation verbreitet sich von den Universitäten auf das ganze Volk. Alles, was irgendwie zu den gebildeten Klassen gerechnet werden kann, hat auf einer der beiden Universitäten studirt. Hier erlernt man besonders gründlich die Kunst der Trinksprüche und sonstiger Improvisationen. Ein gemeinschaftliches Mittag- oder Abendessen würde nicht ohne Trinksprüche vor sich gehen können; zuweilen wird sogar irgend ein renommirter Virtuose im Fache eigends für diesen Zweck eingeladen, der alsdann für alle zu sprechen hat. Wie es die ernste Natur des Volkes mit sich bringt, zeichnen sich diese Reden mehr durch Pathos als durch leichten Witz aus, und besonders in politischen Reden tritt dieses Pathos sehr entschieden hervor. Die italienische Motion Lotterstedts ist in der That nur ein parlamentarisch travestirter Trinkspruch, an den niemand einen Augenblick länger denkt, als während er ihn hört.

Neben diesen in einer nationalen Eigenthümlichkeit wurzelnden Charakterzügen gibt es andere, die in den geselligen Verhältnissen gegründet sind. Dahin gehört vor allem der Lebensgenuß und Luxus höherer Geselligkeit, der durch die Aristokratie und das Hofleben in Stockholm einheimisch geworden ist, und sich auch auf die niedern Klassen des Volkes erstreckt. Nirgends ist die Wintersaison eine so ununterbrochene Reihe von Bällen und sonstigen Lustbarkeiten als hier. Der Unbemittelte will in Toilette und sonstigem Aufwand hinter den Bemittelten nicht zurückbleiben und versinkt bald tief in Schulden. Es ist sehr bezeichnend, daß im vorigen Winter (1858—1859), d. h. gerade ein Jahr, nachdem die Geldcrise fast den ganzen Handelsstand über den Haufen geworfen hatte, der Luxus noch maßloser als sonst auftrat, so daß die Presse gegen ein solches Gebahren warnen zu müssen glaubte. Es gibt im Grunde nur wenig soliden Reichthums in Stockholm. Der Handelsstand hatte durch den Krieg von 1854—55 einen Aufschwung genommen, der täuschen mochte, bis die Enttäuschung mit der Hamburger Katastrophe folgte. Der zahlreiche Beamtenstand ist nicht so glänzend besoldet, daß er den Anforderungen des conventionellen Luxus ohne Schulden sollte genügen können. Man zieht aber den unvermeidlichen Ruin in einiger Entfernung einer sofortigen Beschränkung auf ein bescheideneres Maß des Lebensgenusses vor. Der Ton, der seit den Zeiten Gustavs des Dritten angeschlagen worden, wird sich behaupten, so lange ein üppiger Hof mit seinen zahlreichen Cavalieren das höhere gesellige Leben beherrscht.

Im Winter spielt natürlich das Theater eine Hauptrolle im hauptstädtischen Leben. Das Volk hat seine kleineren Theater. Das Hoftheater zeichnet sich besonders durch sein treffliches Opernpersonal aus, das es in Stand setzt, alles, was von Bedeutung auf diesem Gebiete geleistet wird, zur Aufführung zu bringen, was z. B. mit dem Kopenhagener Theater nicht der Fall ist, um von dem norwegischen Theater in Christiania nicht zu sprechen, das überhaupt Opern nicht aufführen kann. Unter den Sängern nimmt der jetzt freilich ältliche Strandberg die erste Stelle ein, unter den Sängerinnen Mlle. Michol, wie Jenny Lind aus dem ärmeren Theil des Stockholmer Volkes entsprossen.

Dieses Theater wird mit einem bedeutenden Zuschuß aus der Staatskasse unterhalten und von Hofbeamten, die nur dem König verantwortlich sind, verwaltet. Der Hof betrachtet sich als unumschränkten Herrn desselben und übt auch damit einen großen Einfluß auf das Stockholmer Leben aus. Dieser Hof schließt übrigens sehr verschieden-

artige Bestandtheile in sich. Die Königin-Großmutter, Wittwe Bernadottes, lebt sehr zurückgezogen und quält ihre Hofdamen dadurch, daß sie sich erst um zwei Uhr Nachts zur Ruhe begibt, um Mittags aufzustehen und ihren Tag in ungeheiztem Zimmer — was in Stockholm kein Spaß ist — zuzubringen. Die Königin-Mutter ist des katholischen Propagandismus verdächtig, der in diesem starr lutherischen Lande sehr gefürchtet wird. Der König hat eine sehr aristokratische Umgebung und ist dem Liberalismus entschieden abgeneigt. Man hat sogar geglaubt, daß er die Preßfreiheit abschaffen wolle, die allerdings hier mit vielerlei Uebelständen verbunden ist. Nicht als ob staatsgefährliche Lehren dem niedern Volke gepredigt würden; der Preßunfug macht sich besonders in der Ausbeutung des Stadtgeklatsches fühlbar und niemand ist seines guten Rufes sicher, wenn er sich nicht dazu verstehen will, sich den Gelderpressungen der erbärmlichsten Wichte, die die hiesige Skandalpresse in ihren Händen haben, zu fügen. Die liberale Partei ist mit diesem Unfug so unzufrieden als die conservative, will aber doch keinerlei Beschränkung der Preßfreiheit zugeben. Es ist nicht lange her, daß das Ritterhaus eines seiner Mitglieder, Munk af Rosenschöld, der ein solches Schmutzblatt schrieb, aus seiner Mitte ausstieß.

Das Literatenhandwerk wird wegen der sehr verbreiteten, aber höchst oberflächlichen Universitätsbildung von vielen ausgeübt. Bei der großen Leselust des gemeinen Volks fällt es nicht schwer, für ein periodisches Blatt Leser zu gewinnen und die höchst kärgliche Versorgung, die der Staat oder die Kirche einem eben nicht mit akademischen „Meriten" überladenen Mann bieten kann, läßt vielen das unabhängige und einträglichere Literatenleben erwünschter erscheinen, womit sie schon auf der Universität, in der Upsalognik, wie man in Stockholm sagt, den Anfang machen. Diese Musenstadt ist in der That ein Paradies verkümmerter Individuen, die hier ihre Lebenszeit auf Unkosten ihrer Commilitonen zubringen, die ihrer bettelhaften Zudringlichkeit zu widerstehen nicht im Stande sind. Der in Schweden so gewöhnliche Genuß von erhitzenden Getränken, besonders des entsetzlichen Banko, einer Punschart, trägt viel zum Verderben der Studentenschaft bei, die übrigens auch in edleren Genüssen, besonders im Gesang, Erholung sucht. Neuerlich wurde sogar ein Capitular des Erzstiftes von seinem Amte suspendirt, weil er im betrunkenen Zustande Straßenunfug getrieben hatte. Dem wüsten Leben auf der Universität entspricht die barbarische Disciplin der Schulen, wo mehrmals Lehrer, ja sogar Rectoren, einer unmenschlichen Behandlung ihrer Schüler wegen zur Verantwortung gezogen wurden. Die kirchlichen Behörden haben aber Alles gethan, um die Uebelthäter freisprechen zu lassen.

Wenn man die Musenstadt Upsala betritt, glaubt man sich plötzlich mehrere Jahrhunderte in der Zeit zurückgesetzt. Es finden sich kaum regelmäßige, gepflasterte Straßen; es scheint einem, als ob sich eine Menge Leute aus einer großen Stadt sich in ein Dorf verirrt hätten. Schloß und Dom rühren aus dem Mittelalter her, aus neuerer Zeit ist nur das große Bibliothekgebäude bemerkenswerth. Schon lange ist die Verlegung der Universität nach Stockholm in Anregung gebracht, wo sich schon die chirurgische Akademie und das technologische Institut finden. Die Professoren und die Geistlichkeit widersetzen sich einer solchen Aenderung, womit die Stadt bald zum Niveau eines gewöhnlichen Dorfes herabsinken würde. Obgleich die Metropolitankirche sich in Upsala findet, würden doch Erzbischof und Domcapitel bald der Universität in die Hauptstadt folgen. Upsala war als Sitz der Erzbischöfe, die mit den Königen um die Oberherrschaft wetteiferten, im Mittelalter die zweite Hauptstadt des Reichs. Im Grunde vertraten die geistlichen Herren mehr die Interessen ihrer Magnatengeschlechter, als diejenigen der Kirche; die drei letzten katholischen Erzbischöfe, Ornefod (deutsch Adlerklau), Oxenstierna und Trolle führten offenen Krieg gegen die gleichzeitigen Könige; das Ende des Streites war bekanntlich die Einführung der Reformation und die Verbannung des geächteten Gustav Trolle, der in Dänemark starb. Seitdem gab es nur protestantische Erzbischöfe, deren Epithaphien mit zugehörigen Wappen sich in der Domkirche finden. Mehrere der ersten Familien des Landes stammen von diesen Kirchenfürsten ab, die zwar nicht die Gewalt ihrer katholischen Vorderen hatten, aber dennoch als Oberhäupter der neuen Kirche auch im Staate eine einflußreiche Stellung behaupteten. Alle Versuche, den politischen Einfluß der Kirche zu brechen, sind bis jetzt gescheitert. Wenn Schleiermacher — nach den Erinnerungen Atterboms — einmal die schwedische Kirche das „Paradies der protestantischen Geistlichkeit" genannt hat, so gilt das noch immer, obgleich der Boden immer mehr von Seiten der Separatisten unterwühlt wird.

Newyork, Februar.

Literarischer Krieg des Nordens gegen den Süden. — Die Octoroon.

Alle diejenigen jenseits des Meeres, welche noch den frommen Glauben hegen, daß Bücherverbote und Verfolgung der Verfasser zu den ausschließlichen Merkmalen monarchisch-despotischer Staaten gehörten, würden auf einmal eines andern belehrt werden, wenn sie nur einen Blick in den Süden unserer großen Republik werfen könnten. Vor etwa acht Monaten erschien in Newyork ein Buch unter dem Titel: „The impending crisis of the South,“ von Rowan Hinton Helper aus Nordcarolina, welches gleich einem Lauffeuer durch die Vereinigten Staaten ging und sich in kurzer Zeit in jedermanns Händen befand. Die Krisis, welcher der Süden entgegengeht, ist nichts geringeres, als seine gänzliche Verarmung, sein vollständiger Ruin in Folge des Fluches der Sklaverei, welcher auf ihm lastet. Das Buch ist den sechs Millionen nicht sklavenhaltenden Weißen des Südens gewidmet, die von einer Aristokratie von etwa dreimalhunderttausend Sklavenhaltern in einem Zustand der Unterdrückung, der Unwissenheit und der politischen Unmündigkeit gehalten werden, welche die nächste Stufe über der Sklaverei bildet, und an sie, die am zahlreichsten vertretene Klasse des Südens, richtet der Verfasser vorzüglich seine Beweise, und fordert sie auf, ein Joch abzuschütteln, unter dem sie mit jedem Tage in tiefere Erniedrigung und Verarmung sinken müssen. Der Streich, welcher der Sklaverei in diesem Buche versetzt wird, ist einer der empfindlichsten, welche sie in der letzten Zeit erhalten hat. Helper bekämpft den Feind nicht etwa vorzugsweise mit Gründen der Humanität und Gerechtigkeit, welche bereits von den Abolitionisten des Nordens erschöpft worden sind und durch den Egoismus unwissender Massen stets ihrem Interesse gemäß modificirt und diesem untergeordnet werden können, sondern mit statistischen Tabellen, mit nackten Zahlen, den officiellen Registern in Washington entnommen, in denen die unerbittlichen Thatsachen selbst dem beschränktesten Menschen so unwiderleglich vor Augen gehalten werden, daß jeder Südländer, der nicht Sklavenhalter ist, nachdem er Helpers Buch gelesen, von dem eigenen Interesse in die Reihen der Abolitionisten gewiesen wird. Er erfährt daraus unter anderm, daß im Jahr 1790, als die erste Volkszählung vorgenommen wurde, der Staat Newyork nicht halb so viele Einwohner hatte als Virginien, während 1850, also gerade sechzig Jahre später, Virginien nur wenig mehr als den dritten Theil der Einwohnerzahl von Newyork besaß. Noch überraschender ist das Mißverhältniß hinsichtlich des Handels, der Erzeugnisse der Industrie und der Agricultur zwischen dem Norden und Süden, obgleich dieser letztere in der ersten Zeit der Unabhängigkeit entschieden das Uebergewicht hatte. Wir lernen daraus, daß allein der Werth der Heuernte der freien Staaten, welcher im Jahr 1850 die Summe von 142,138,998 Dollars betrug, nicht etwa bloß den der Heuernte der Sklavenstaaten, sondern auch den ihrer ganzen Ausbeute an Tabak, Hanf, Zuckerrohr und selbst der alles beherrschenden Baumwolle um 3,533,275 Dollars übertraf, daß in demselben Jahr der durchschnittliche Werth des Morgen Landes in den nördlichen Staaten 28 Dollars 7 Cents, in den nordwestlichen 11 Dollars 39 Cents, im Süden dagegen bei im Ganzen besserem Boden nur 5 Dollars 34 Cents betrug. Wir ersehen ferner, daß das bewegliche und unbewegliche Eigenthum der Einwohner des Staates Newyork hinreichen würde, das ganze Besitzthum der Staaten Arkansas, Delaware, Florida, Maryland, Missouri, Mississippi, Tennessee, Texas und den Distrikt Columbia dazu, die Sklaven miteingerechnet, zu kaufen, und daß Newyork nach diesem Handel noch die Summe von 133 Millionen Dollars übrig haben würde. Ein gleiches Mißverhältniß findet in Beziehung auf Wissen, Unterricht und alles das statt, was damit zusammenhängt. Während im Norden im Jahr 1850 1790 Journale und Zeitschriften erschienen, gab es deren im Süden nur 704, welche alle miteinander lange noch nicht in so vielen Abdrücken verbreitet waren, als die 428 Blätter, die allein in der Stadt Newyork herausgegeben wurden. Am auffallendsten stellt sich jedoch der Unterschied in der Zahl der Erwachsenen heraus, welche nicht lesen und schreiben können. Trotzdem die Einwohnerzahl des Nordens die des Südens um mehr als das Doppelte übersteigt, und der erstere außerdem seine jährliche Zufuhr von vielen Tausenden ganz unwissender irländischer Einwanderer erhält, ist der Süden ihm dennoch fast um 100,000 in der Zahl der erwachsenen Weißen voraus, welche nicht lesen und schreiben können.

Kein Wunder, daß die Sklavokratie über dieses Buch schäumt und seine Verbreitung in den Sklavenstaaten zu einem solchen Verbrechen gestempelt hat, daß derjenige, bei dem es gefunden würde, nicht mehr seines Lebens sicher wäre, gar nicht von dem Verfasser zu reden, der sich noch seines Glückes freuen könnte, wenn man sich nur die Mühe gäbe, ihm einen Scheinproceß zu machen, anstatt Lynchjustiz zu üben und ihn an den nächsten Baum zu hängen. Wie immer bei solchen Gelegenheiten, haben jedoch die bittersten Feinde bessere Dienste geleistet als die eifrigsten Freunde hätten thun können; denn sehr natürlich hat der Lärm, das Geheul und Geschrei der Demokraten erst recht die Aufmerksamkeit auf das Buch hingelenkt und ihm eine größere Verbreitung verschafft, als alles Lob der Republikaner vermocht hätte. Die ängstlichste Wachsamkeit der Sklaventreiber kann nicht verhindern, daß Tausende von Exemplaren

im Süden eingeschmuggelt werden. Auf dem Boden der unverfänglichsten Kisten mit Stoffen, Modewaaren, Schulbüchern, Ackerwerkzeugen, Handwerksgeräthen und den tausend andern nothwendigen und überflüssigen Gegenständen, mit denen der Norden den Süden bis in die geringsten Details zu versorgen hat, befindet sich wohl verborgen the impending crisis of the South. Ueberhaupt gelangt dort genug Zündstoff hin, denn während die Newyork Tribune und so manche andern zwar der Sklaverei feindlichen, aber im Grunde doch noch gemäßigten Blätter von den Postmeistern dort nicht mehr ausgetheilt werden, sorgt der Herald, das Hauptorgan der nördlichen Sklavereipartei, mit einer wahrhaft belustigenden Naivetät dafür, daß den lieben Freunden im Süden nichts im Gebiete der Antisklavereibestrebungen verloren gehe. Findet etwa in Newyork irgend eine Versammlung statt, in der die Folgen der Sklaverei mit den stärksten Farben geschildert werden und dieselbe mit den unwiderleglichsten Gründen bekämpft wird, tritt irgend ein hervorragender Abolitionist zur Vindication John Brown's auf und predigt einen Kreuzzug zur Ausrottung aller Sklavenhalter, so kann man sicher darauf rechnen, daß der Herald der erste ist, welcher am folgenden Tag Feuer schreien und das brandstifterische Dokument in seinen Spalten zum Nutzen und Frommen des Südens in voller Länge mittheilen wird. Die Dienste, welche der Herald auf diese Weise der guten Sache in seiner blinden Wuth leistet, ermangeln auch keineswegs der gebührenden Anerkennung, und bei der Zusammenkunft eines der radikalsten Abolitionistenvereine wurde beschlossen, ihm den tiefgefühlten Dank der Gesellschaft für seine bereitwillige Verbreitung ihrer Grundsätze und Ansichten auszudrücken.

Wenn in der Politik die Negerfrage den Mittelpunkt bildet, die Hauptfrage, der sich alle andern unterordnen, so ist es nicht zu verwundern, daß sie sich auch auf andern Gebieten des Lebens, bei andern Vorkommnissen und Erscheinungen des Tages mehr oder weniger in den Vordergrund drängt. Einem Correspondenten, der es sich zur Aufgabe stellt, das Leben und Treiben einer großen Stadt, und insofern sie das ganze Land wiederspiegelt, auch dieses mit möglichster Treue zu schildern, muß daran liegen, dasselbe in seiner ganzen Mannigfaltigkeit darzustellen; wenn wir uns nun aber von der Politik etwa der Literatur und dem Theater zuwenden, so finden wir, daß unter allen derartigen Erscheinungen seit langer Zeit keine ein solches Aufsehen gemacht hat, als ein Drama, welches ebenfalls die Conflikte schildert, welche die Negerfrage im Süden in allen Beziehungen des Privatlebens hervorruft. „The Octoroon —“ mit welchem Namen diejenigen bezeichnet werden, die zu sieben Achttheilen von kaukasischer und zu einem Achttheil von afrikanischer Abstammung sind — ist der Name eines Stückes, welches schon den ganzen Winter hindurch eine solche Anziehungskraft geübt hat, daß außer den allabendlichen Vorstellungen, die für den Zudrang nicht ausreichten, noch Nachmittagsvorstellungen veranstaltet wurden. Dion Bourcicault, ein hiesiger Schauspieler, ist der Verfasser des Stücks. Aus ästhetischem Gesichtspunkt hat dieses nun zwar nicht den geringsten Werth; von Charakterzeichnung, Gedanken und interessanten Verwicklungen ist schlechterdings selbst mit einem Vergrößerungsglas keine Spur zu entdecken; Ereignisse, welche in dem Süden zu den täglichen Vorkommnissen gehören und die man alle Tage in den Zeitungen lesen kann, sind locker an einander gehängt; durch ein paar scenische Effekte, wie zum Beispiel das Verbrennen eines Dampfschiffes, ist dafür gesorgt, daß die Leute doch auch etwas zu sehen bekommen, und ein glänzender Erfolg und nicht minder glänzender Gewinn sind auf die wohlfeilste Weise erreicht. So wenig nun auch eine solche Arbeit den Ansprüchen der Kritik genügen kann, so darf man doch auf der andern Seite nicht in Abrede stellen, daß die Octoroon trotzdem durch den mächtigen Eindruck, den sie auf die große Menge hervorgebracht, unbestreitbar Nutzen gestiftet hat; Thatsachen, welche den meisten sonst ziemlich fern liegen, wurden durch die Illusion der Bühne auf einmal in die nächste Nähe gerückt und als schreckliche Wirklichkeit unterstrichen. Daß ein so entschieden gegen die Sklaverei gerichtetes Stück solchen ungetheilten Erfolg haben konnte, ohne daß von der Gegenpartei auch nur die geringste Gegendemonstration versucht worden wäre, beweist übrigens einen erfreulichen Fortschritt in der öffentlichen Meinung; denn noch sind es nicht sieben Jahre her, daß der Pöbel einer der jährlichen Versammlungen der Garrisan'schen Antisklavereigesellschaft mit Gewalt ein Ende machte, und nicht viel länger, daß der Pöbel in Philadelphia bei einer ähnlichen Gelegenheit den Saal in Brand steckte, in dem die Versammlung stattfinden sollte.

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 12. 18. März 1860.

Tantum religio potuit suadere malorum!
Lucret:

Aus Alexander von Humboldts Reise in die Aequinoctialgegenden des neuen Continents.

Der Fels der Mutter.

Wir verließen die Mission St. Balthasar Morgens ziemlich spät und fuhren den Atabapo noch fünf Meilen hinauf; statt ihm aber weiter seiner Quelle zu gegen Osten, wo er Atacavi heißt, zu folgen, liefen wir jetzt in den Rio Temi ein. Ehe wir an die Mündung desselben kamen, beim Einfluß des Guasacavi, wurden wir auf eine Granitkuppe am westlichen Ufer aufmerksam. Dieselbe heißt der Fels der Guahiba-Indianerin, oder der Fels der Mutter, Piedra de la madre. Wir fragten nach dem Grund einer so sonderbaren Benennung. Unser Reisebegleiter, Pater Zea, konnte unsere Neugier nicht befriedigen, aber einige Wochen später erzählte uns ein anderer Missionär einen Vorfall, den ich in meinem Tagebuch aufgezeichnet und der den schmerzlichsten Eindruck auf uns machte. Wenn der Mensch in diesen Einöden kaum eine Spur seines Daseyns hinter sich läßt, so ist es für den Europäer doppelt demüthigend, daß durch den Namen eines Felsen, durch eines der unvergänglichen Denkmale der Natur, das Andenken an die sittliche Verworfenheit unseres Geschlechts, an den Gegensatz zwischen der Tugend des Wilden und der Barbarei des civilisirten Menschen verewigt wird.

Der Missionär von San Fernando war mit seinen Indianern an den Guaviare gezogen, um einen jener feindlichen Einfälle zu machen, welche sowohl die Religion als die spanischen Gesetze verbieten. Man fand in einer Hütte eine Mutter vom Stamme der Guahibos mit drei Kindern, von denen zwei noch nicht erwachsen waren. Sie bereiteten Maniocmehl. An Widerstand war nicht zu denken; der Vater war auf dem Fischfang, und so suchte die Mutter mit ihren Kindern sich durch die Flucht zu retten. Kaum hatte sie die Savane erreicht, so wurde sie von den Indianern aus der Mission eingeholt, die auf die Menschenjagd gehen, wie die Weißen und die Neger in Afrika. Mutter und Kinder wurden gebunden und an den Fluß geschleppt. Der Ordensmann saß in seinem Boot, des Ausgangs der Expedition harrend, die für ihn sehr gefahrlos war. Hätte sich die Mutter zu stark gewehrt, so wäre sie von den Indianern umgebracht worden; Alles ist erlaubt, wenn man auf die conquista espiritual auszieht, und man will besonders der Kinder habhaft werden, die man dann in der Mission als Poitos oder Sklaven der Christen behandelt. Man brachte die Gefangenen nach San Fernando und meinte, die Mutter könnte zu Land sich nicht wieder in ihre Heimath

zurückfinden. Durch die Trennung von den Kindern, die am Tage ihrer Entführung den Vater begleitet hatten, gerieth das Weib in die höchste Verzweiflung. Sie beschloß, die Kinder, die in der Gewalt des Missionärs waren, zur Familie zurückzubringen; sie lief mit ihnen mehrere male von San Fernando fort, wurde aber immer wieder von den Indianern gepackt, und nachdem der Missionär sie unbarmherzig hatte peitschen lassen, faßte er den grausamen Entschluß, die Mutter von den beiden Kindern, die mit ihr gefangen worden, zu trennen. Man führte sie allein den Atabapo hinauf, den Missionen am Rio Negro zu. Leicht gebunden saß sie auf dem Vordertheil des Fahrzeugs. Man hatte ihr nicht gesagt, welches Loos ihrer wartete, aber nach der Richtung der Sonne sah sie wohl, daß sie immer weiter von ihrer Hütte und ihrer Heimath wegkam. Es gelang ihr, sich ihrer Bande zu entledigen, sie sprang in den Fluß und schwamm dem linken Ufer des Atabapo zu. Die Strömung trug sie an eine Felsbank, die noch heute ihren Namen trägt. Sie ging hier an's Land und lief in's Holz; aber der Präsident der Missionen befahl den Indianern, an's Ufer zu fahren und den Spuren der Guahiba zu folgen. Am Abend wurde sie zurückgebracht, auf den Fels (piedra de la madre) gelegt und mit einem Seekuhriemen, die hier zu Lande als Peitschen dienen und mit denen die Alcaden immer versehen sind, unbarmherzig gepeitscht. Man band dem unglücklichen Weibe mit starken Mavacureranken die Hände auf den Rücken und brachte sie in die Mission Javita.

Man sperrte sie hier in eines der Caravanserais, die man Casas del Rey nennt. Es war in der Regenzeit und die Nacht ganz finster. Wälder, die man bis da für undurchdringlich gehalten, liegen, 25 Meilen in gerader Linie breit, zwischen Javita und San Fernando. Man kennt keinen andern Weg als die Flüsse. Niemals hat ein Mensch versucht zu Land von einem Dorf zum andern zu gehen, und lägen sie auch nur ein paar Meilen aus einander. Aber solche Schwierigkeiten halten eine Mutter, die man von ihren Kindern getrennt, nicht auf. Ihre Kinder sind in San Fernando am Atabapo: sie muß zu ihnen, sie muß sie aus den Händen der Christen befreien, sie muß sie dem Vater am Guaviare wieder bringen. Die Guahiba ist im Caravanserai nachlässig bewacht, und da ihre Arme ganz blutig waren, hatten ihr die Indianer in Javita, ohne Vorwissen des Missionärs und des Alcaden, die Bande gelockert. Es gelingt ihr, sie mit den Zähnen vollends loszumachen, und sie verschwindet in der Nacht. Und als die Sonne zum vierten mal aufgeht, sieht man sie in der Mission San Fernando um die Hütte schleichen, wo ihre Kinder eingesperrt sind. „Was dieses Weib ausgeführt," sagte der Missionär, der uns diese traurige Geschichte erzählte, „der kräftigste Indianer hätte sich nicht getraut es zu unternehmen." Sie ging durch die Wälder in einer Jahreszeit, wo der Himmel immer mit Wolken bedeckt ist und die Sonne Tage lang nur auf wenige Minuten zum Vorschein kommt. Hatte sie sich nach dem Lauf der Wasser gerichtet? Aber da Alles überschwemmt war, mußte sie sich weit von den Flußufern, mitten in den Wäldern halten, wo man das Wasser fast gar nicht laufen sieht. Wie oft mochte sie von den stachligten Lianen aufgehalten worden seyn, welche um die von ihnen umschlungenen Stämme ein Gitterwerk bilden! Wie oft mußte sie über die Bäche schwimmen, die sich in den Atabapo ergießen! Man fragte das unglückliche Weib, von was sie sich vier Tage lang genährt; sie sagte, völlig erschöpft habe sie sich keine andere Nahrung verschaffen können als die großen schwarzen Ameisen, Vachacos genannt, die in langen Zügen an den Bäumen hinaufkriechen, um ihre harzigten Nester daran zu hängen. Wir wollten durchaus vom Missionär wissen, ob jetzt die Guahiba in Ruhe des Glücks habe genießen können, um ihre Kinder zu seyn, ob man doch endlich bereut habe, daß man sich so maßlos vergangen? Er fand nicht für gut, unsere Neugierde zu befriedigen; aber auf der Rückreise vom Rio Negro hörten wir, man habe der Indianerin nicht Zeit gelassen, von ihren Wunden zu genesen, sondern sie wieder von ihren Kindern getrennt und in eine Mission am obern Orinoco gebracht. Dort wies sie alle Nahrung von sich und starb, wie die Indianer in großem Jammer thun.

Dieß ist die Geschichte, deren Andenken an diesem unseligen Gestein, an der Piedra de la madre, haftet. Es ist mir in dieser meiner Reisebeschreibung nicht darum zu thun, bei der Schilderung einzelner Unglücksscenen zu verweilen. Dergleichen Jammer kommt überall vor, wo es Herren und Sklaven gibt, wo civilisirte Europäer unter versunkenen Völkern leben, wo Priester mit unumschränkter Gewalt über unwissende, wehrlose Menschen herrschen. Als Geschichtschreiber der Länder, die ich bereist, beschränke ich mich meist darauf, anzudeuten, was in den bürgerlichen und religiösen Einrichtungen mangelhaft oder der Menschheit verderblich erscheint. Wenn ich beim Fels der Guahiba länger verweilt habe, geschah es nur, um ein rührendes Beispiel von Mutterliebe bei einer Menschenart beizubringen, die man so lange verleumdet hat, und weil es mir nicht ohne Nutzen schien, einen Vorfall zu veröffentlichen, den ich aus dem Munde von Francis-

kanern habe, und der beweist, wie nothwendig es ist, daß das Auge des Gesetzgebers über dem Regiment der Missionäre wacht.

Das Pfeilgift.

Die Mission Esmeralda ist berühmt als der Ort, wo am besten am Orinoco das starke Gift bereitet wird, das im Krieg, zur Jagd und, was seltsam klingt, als Mittel gegen gastrische Beschwerden dient. Das Gift der Ticunas am Amazonenstrom, das Upas-Tieute auf Java und das Curare in Guyana sind die tödtlichsten Substanzen, die man kennt. Bereits am Ende des sechzehnten Jahrhunderts hatte Ralegh das Wort Urari gehört, wie man einen Pflanzenstoff nannte, mit dem man die Pfeile vergiftete. Indessen war nichts Zuverlässiges über dieses Gift in Europa bekannt geworden. Die Missionäre Gumilla und Gili hatten nicht bis in die Länder kommen können, wo das Curare bereitet wird. Gumilla behauptete, „diese Bereitung werde sehr geheim gehalten; der Hauptbestandtheil komme von einem unterirdischen Gewächs, von einer knolligten Wurzel, die niemals Blätter treibe; durch die giftigen Dünste aus den Kesseln gehen die alten Weiber (die unnützesten), die man zur Arbeit verwende, zu Grunde; endlich, die Pflanzensäfte erschienen erst dann concentrirt genug, wenn ein paar Tropfen des Saftes auf eine gewisse Entfernung eine Repulsivkraft auf das Blut ausüben. Ein Indianer ritzt sich die Haut; man taucht einen Pfeil in das flüssige Curare und bringt ihn der Stichwunde nahe. Das Gift gilt für gehörig concentrirt, wenn es das Blut in die Gefäße zurücktreibt, ohne damit in Berührung gekommen zu seyn." — Ich halte mich nicht dabei auf, die von Pater Gumilla zusammengebrachten Volksmähren zu widerlegen. Warum hätte der Missionär nicht glauben sollen, daß das Curare aus der Ferne wirke, da er unbedenklich an die Eigenschaften einer Pflanze glaubte, deren Blätter erbrechen machen oder purgiren, je nachdem man sie von oben herab oder von unten herauf vom Stiele reißt?

Als wir nach Esmeralda kamen, kehrten die meisten Indianer von einem Ausflug ostwärts über den Rio Padamo zurück, wobei sie Juvias oder die Früchte der Bertholletia und eine Schlingpflanze, welche das Curare gibt, gesammelt hatten. Diese Heimkehr wurde durch eine Festlichkeit begangen, die in der Mission la fiesta de las Juvias heißt und unsern Ernte- und Weinlesefesten entspricht. Die Weiber hatten viel gegohrenes Getränke bereitet, und zwei Tage lang sah man nur betrunkene Indianer. Bei Völkern, für welche die Früchte der Palmen und einiger andern Bäume, welche Nahrungsstoff geben, von großer Wichtigkeit sind, wird die Ernte der Früchte durch öffentliche Lustbarkeiten gefeiert, und man theilt das Jahr nach diesen Festen ein, die immer auf dieselben Zeitpunkte fallen.

Das Glück wollte, daß wir einen alten Indianer trafen, der weniger betrunken als die andern und eben beschäftigt war, das Curaregift aus den frischen Pflanzen zu bereiten. Der Mann war der Chemiker des Orts. Wir fanden bei ihm große thönerne Pfannen zum Kochen der Pflanzensäfte, flachere Gefäße, die durch ihre große Oberfläche die Verdunstung befördern, dütenförmig aufgerollte Bananenblätter zum Durchseihen der mehr oder weniger faserigte Substanzen enthaltenden Flüssigkeiten. Die größte Ordnung und Reinlichkeit herrschten in dieser zum chemischen Laboratorium eingerichteten Hütte. Der Indianer, der uns Auskunft ertheilen sollte, heißt in der Mission der Giftmeister (amo del Curare); er hatte das steife Wesen und den pedantischen Ton, den man früher in Europa den Apothekern zum Vorwurf machte. „Ich weiß," sagte er, „die Weißen verstehen die Kunst, Seife zu machen und das schwarze Pulver, bei dem das Ueble ist, daß es Lärm macht und die Thiere verscheucht, wenn man sie fehlt. Das Curare, dessen Bereitung bei uns vom Vater auf den Sohn übergeht, ist besser als Alles, was ihr dort drüben (über dem Meere) zu machen wißt. Es ist der Saft einer Pflanze, der ganz leise tödtet (ohne daß man weiß, woher der Schuß kommt)."

Diese chemische Operation, auf die der Meister des Curare so großes Gewicht legte, schien uns sehr einfach. Das Schlinggewächs (bejuco), aus dem man in Esmeralda das Gift bereitet, heißt hier wie in den Wäldern bei Javita. Es ist der Bejuco de Mavacure, und er kommt östlich von der Mission am linken Ufer des Orinoco, jenseits des Rio Amaguaca im granitischen Bergland von Guanaya und Yumariquin in Menge vor. Obgleich die Bejucobündel, die wir im Hause des Indianers fanden, gar keine Blätter mehr hatten, blieb uns doch kein Zweifel, daß es ein Gewächs aus der Familie der Strychneen sey. Der Mavacure wird ohne Unterschied frisch oder seit mehreren Wochen getrocknet verarbeitet. Der frische Saft der Liane gilt nicht für giftig; vielleicht zeigt er sich nur wirksam, wenn er stark concentrirt ist. Das furchtbare Gift ist in der Rinde und einem Theil des Splints enthalten. Man schabt mit einem Messer 4—5 Linien dicke Mavacurezweige ab und zerstößt die abgeschabte Rinde auf einem Stein, wie er zum Reiben des Maniocmehls dient, in ganz dünne Fasern. Da der giftige Saft gelb ist, so nimmt die ganze faserigte Masse die

nämliche Farbe an. Man bringt dieselbe in einen 9 Zoll hohen, 4 Zoll weiten Trichter. Diesen Trichter strich der Giftmeister unter allen Geräthschaften des indianischen Laboratoriums am meisten heraus. Er fragte uns mehreremale, ob wir por alla (dort drüben, das heißt in Europa) jemals etwas gesehen hätten, das seinem Embudo gleiche? Es war ein dütenförmig aufgerolltes Bananenblatt, das in einer andern stärkeren Düte aus Palmblättern steckte; die ganze Vorrichtung ruhte auf einem leichten Gestell von Blattstielen und Fruchtspindeln einer Palme. — Man macht zuerst einen kalten Aufguß, indem man Wasser an den faserigten Stoff, die zerstoßene Rinde des Mavacure, gießt. Mehrere Stunden lang tropft ein gelblichtes Wasser vom Embudo, dem Blatttrichter, ab. Dieses durchsickernde Wasser ist die giftige Flüssigkeit; sie erhält aber die gehörige Kraft erst dadurch, daß man sie wie die Melasse in einem großen thönernen Gefäß abdampft. Der Indianer forderte uns von Zeit zu Zeit auf, die Flüssigkeit zu kosten; nach dem mehr oder minder bittern Geschmack beurtheilt man, ob der Saft eingedickt genug ist. Dabei ist keine Gefahr, da das Curare nur dann tödtlich wirkt, wenn es unmittelbar mit dem Blut in Berührung kommt. Deßhalb sind auch, was auch die Missionäre am Orinoco in dieser Beziehung gesagt haben mögen, die Dämpfe vom Kessel nicht schädlich. Fontana hat durch seine schönen Versuche mit dem Ticunasgift vom Amazonenstrom längst dargethan, daß die Dämpfe, die das Gift entwickelt, wenn man es auf glühende Kohlen wirft, ohne Schaden eingeathmet werden, und daß es unrichtig ist, wenn La Condamine behauptet, zum Tode verurtheilte indianische Weiber seyen durch die Dämpfe des Ticunasgifts getödtet worden.

Der noch so stark eingedickte Saft des Mavacure ist nicht dick genug, um an den Pfeilen zu haften. Also bloß um dem Gift Körper zu geben, setzt man dem eingedickten Aufguß einen andern sehr klebrigten Pflanzensaft bei, der von einem Baum mit großen Blättern, genannt Kiracaguero, kommt. Da dieser Baum sehr weit von Esmeralda wächst, und er damals so wenig als der Bejuco de Mavacure Blüthen und Früchte hatte, so können wir ihn botanisch nicht bestimmen. Ein eigenes Mißgeschick entzieht leider nur zu oft die interessantesten Gewächse der Untersuchung des Reisenden, während tausend andere, bei denen man nichts von chemischen Eigenschaften weiß, voll Blüthen und Früchten hängen. Reist man schnell, so bekommt man selbst unter den Tropen, wo die Blüthezeit der holzigten Gewächse so lange dauert, kaum an einem Achttheil der Gewächse die Fructifikationsorgane zu sehen. Die Wahrscheinlichkeit, daß man, ich sage nicht die Familie, aber Gattung und Art bestimmen kann, ist demnach gleich 1 zu 8, und dieses nachtheilige Verhältniß empfindet man begreiflich noch schwerer, wenn man dadurch um die nähere Kenntniß von Gegenständen kommt, die noch in anderer Hinsicht als nur für die beschreibende Botanik von Bedeutung sind.

Sobald der klebrigte Saft des Kiracaguero-Baums dem eingedickten, kochenden Giftsaft zugegossen wird, schwärzt sich dieser und gerinnt zu einer Masse von der Consistenz des Theers oder eines dicken Syrups. Diese Masse ist nun das Curare, wie es in den Handel kommt. Hört man die Indianer sagen, zur Bereitung des Giftes sey der Kiracaguero so nothwendig als der Bejuco de Mavacure, so kann man auf die falsche Vermuthung kommen, auch ersterer enthalte einen schädlichen Stoff, während er nur dazu dient, dem eingedickten Curaresaft mehr Körper zu geben. Der Farbenwechsel der Mischung rührt von der Zersetzung einer Verbindung von Kohlenstoff und Wasserstoff her. Der Wasserstoff verbrennt und der Kohlenstoff wird frei. Das Curare wird in den Früchten der Crescentia verkauft; da aber die Bereitung desselben in den Händen weniger Familien ist und an jedem Pfeile nur unendlich wenig Gift haftet, so ist das Curare bester Qualität, das von Esmeralda und Mandavaca, sehr theuer. Ich sah für zwei Unzen fünf bis sechs Franken bezahlen. Getrocknet gleicht der Stoff dem Opium; er zieht aber die Feuchtigkeit stark an, wenn er der Luft ausgesetzt wird. Er schmeckt sehr angenehm bitter und Bonpland und ich haben oft kleine Mengen verschluckt. Gefahr ist keine dabei, wenn man nur sicher ist, daß man an den Lippen oder am Zahnfleisch nicht blutet. Bei Mangilis neuen Versuchen mit dem Viperngift verschluckte einer der Anwesenden alles Gift, das von vier großen italienischen Vipern gesammelt werden konnte, ohne etwas darauf zu spüren. Bei den Indianern gilt das Curare, innerlich genommen, als ein treffliches Magenmittel. Die Piraoas- und Salivas-Indianer bereiten dasselbe Gift; es hat auch ziemlichen Ruf, ist aber doch nicht so gesucht wie das von Esmeralda. Die Bereitungsart scheint überall ungefähr dieselbe; es liegt aber kein Beweis vor, daß die verschiedenen Gifte, welche unter demselben Namen am Orinoco und am Amazonenstrom verkauft werden, identisch sind und von derselben Pflanze herrühren. Orfila hat daher sehr wohl gethan, wenn er in seiner Toxicologie générale das Woorara aus holländisch Guyana, das Curare vom Orinoco, das Ticuna vom Amazonenstrom und all die Substanzen, welche man unter dem unbestimmten Namen „amerikanische Gifte“ zusammenwirft,

für sich betrachtet. Vielleicht findet man einmal in Giftpflanzen aus verschiedenen Gattungen eine gemeinschaftliche alcalische Basis, ähnlich dem Morphium im Opium und der Vauqueline in den Strychnosarten.

Ich lasse mich hier auf keine Erörterung der physiologischen Wirkungen dieser Gifte der neuen Welt ein, die so rasch tödten, wie die Strychnosarten Asiens (die Brechnuß, das Upas-Tieute und die Ignatiusbohne), aber ohne, wenn sie in den Magen kommen, Erbrechen zu erregen und ohne die gewaltige Reizung des Rückenmarks, welche den bevorstehenden Tod verkündet. Wir haben während unseres Aufenthalts in Amerika Curare vom Orinoco und Bambusrohrstücke mit Gift der Ticunas und von Moyobamba den Chemikern Fourcroy und Vauquelin übermacht; wir haben ferner nach unserer Rückkehr Magendie und Delille, die mit den Giften der neuen Welt so schöne Versuche angestellt, Curare mitgetheilt, das auf dem Transport durch feuchte Länder schwächer geworden war. Am Orinoco wird selten ein Huhn gespeist, das nicht durch einen Stich mit einem vergifteten Pfeil getödtet worden wäre; ja die Missionäre behaupten, das Fleisch der Thiere sey nur dann gut, wenn man dieses Mittel anwende. Unser Reisebegleiter, der am dreitägigen Fieber leidende Pater Zea, ließ sich jeden Morgen einen Pfeil und das Huhn, das wir speisen sollten, lebend in seine Hängematte bringen. Er hätte eine Operation, auf die er troz seines Schwächezustandes ein sehr großes Gewicht legte, keinem Andern überlassen mögen. Große Vögel, z. B. ein Guan (Pava de monte) oder ein Hocco (Alector) sterben, wenn man sie in den Schenkel sticht, in 2—3 Minuten; bei einem Schwein oder Pecari dauert es oft 10—12. Bonpland fand, daß dasselbe Gift in verschiedenen Dörfern, wo man es kaufte, sehr verschieden war. Wir bekamen am Amazonenstrom ächtes Gift der Ticunas-Indianer, das schwächer war als alle Sorten des Curare vom Orinoco. Es wäre unnüz, den Reisenden die Angstausreden zu wollen, die sie häufig äußern, wenn sie bei der Ankunft in den Missionen hören, daß die Hühner, die Affen, die Leguans, die großen Flußfische, die sie essen, mit vergifteten Pfeilen getödtet sind. Gewöhnung und Nachdenken machen dieser Angst bald ein Ende. Magendie hat sogar durch sinnreiche Versuche mit der Transfusion dargethan, daß das Blut von Thieren, die mit den ostindischen bittern Strychnosarten getödtet worden sind, auf andere Thiere keine schädliche Wirkung äußert. Einem Hund wurde eine bedeutende Menge vergifteten Bluts in die Venen gespritzt; es zeigte sich aber keine Spur von Reizung des Rückenmarks.

Ich brachte das stärkste Curare mit den Schenkelnerven eines Frosches in Berührung, ohne, wenn ich den Grad der Irritabilität der Organe mittelst eines aus heterogenen Metallen bestehenden Bogens maß, eine merkliche Veränderung wahrzunehmen. Aber bei Vögeln, wenige Minuten nachdem ich sie mit einem vergifteten Pfeile getödtet, wollten die galvanischen Versuche so gut wie nicht gelingen. Diese Beobachtungen sind von Interesse, da ermittelt ist, daß auch eine Auflösung von Upas Tieute, wenn man sie auf den Hüftnerven gießt oder in das Nervengewebe selbst bringt, wenn sie also mit der Marksubstanz selbst in Berührung kommt, gleichfalls auf die Irritabilität der Organe keinen merkbaren Einfluß äußert. Das Curare, wie die meisten andern Strychneen (denn wir glauben immer noch, daß der Mavacure einer nahe verwandten Familie angehört) werden nur dann gefährlich, wenn das Gift auf das Gefäßsystem wirkt. In Maypures rüstete ein Farbiger (ein Zambo, ein Mischling von Indianer und Neger) für Bonpland giftige Pfeile, wie man sie in die Blaserohre steckt, wenn man kleine Affen und Vögel jagt. Es war ein Zimmermann von ungemeiner Muskelkraft. Er hatte die Unvorsichtigkeit, das Curare zwischen den Fingern zu reiben, nachdem er sich unbedeutend verlezt, und stürzte zu Boden, von einem Schwindel ergriffen, der eine halbe Stunde anhielt. Zum Glück war es nur schwaches (destemplado) Curare, dessen man sich bedient, um sehr kleine Thiere zu schießen, das heißt solche, welche man wieder zum Leben bringen will, indem man salzsaures Natron in die Wunde reibt. Auf unserer Rückfahrt von Esmeralda nach Atures entging ich selbst einer ziemlich nahen Gefahr. Das Curare hatte Feuchtigkeit angezogen, war flüssig geworden und aus dem schlecht verschlossenen Gefäß über unsere Wäsche gelaufen. Beim Waschen vergaß man einen Strumpf innen zu untersuchen, der voll Curare war, und erst als ich den klebrigten Stoff mit der Hand berührte, merkte ich, daß ich einen vergifteten Strumpf angezogen hätte. Die Gefahr war desto größer, da ich gerade an den Zehen blutete, weil mir Sandflöhe (pulex penetrans) schlecht ausgegraben worden waren. Aus diesem Fall mögen Reisende abnehmen, wie vorsichtig man seyn muß, wenn man Gift mit sich führt.

In Europa wird die Untersuchung der Eigenschaften der Gifte der neuen Welt eine schöne Aufgabe für Chemie und Physiologie seyn, wenn man sich einmal bei stärkerem Verkehr aus den Ländern, wo sie bereitet werden, und so, daß sie nicht zu verwechseln sind, all die Gifte aus Guyana verschaffen kann, so wie die verschiedenen Sorten vom Amazonenstrom, vom Guallaga und aus Brasilien. Da die Chemie die reine Blausäure und so viele neue sehr giftige Stoffe entdeckt

hat, wird man in Europa hinsichtlich der Einführung dieser von wilden Völkern bereiteten Gifte nicht mehr so ängstlich seyn; indessen kann man doch allen, die in sehr volkreichen Städten (den Mittelpunkten der Cultur, des Elends und der Sittenverderbniß) so heftig wirkende Stoffe in Händen haben, nicht genug Vorsicht empfehlen. Was unsere botanische Kenntniß der Gewächse betrifft, aus denen Gift bereitet wird, so werden sie sich nur äußerst langsam berichtigen. Die meisten Indianer, die sich mit der Verfertigung vergifteter Pfeile abgeben, sind mit dem Wesen der giftigen Substanzen, die sie aus den Händen anderer Völker erhalten, völlig unbekannt. Ueber der Geschichte der Gifte und Gegengifte liegt überall der Schleier des Geheimnisses. Ihre Bereitung ist bei den Wilden Monopol der Piaches, die zugleich Priester, Gaukler und Aerzte sind, und nur von den in die Missionen versetzten Eingeborenen kann man über diese räthselhaften Stoffe etwas Sicheres erfahren. Jahrhunderte vergingen, ehe Mutis' Beobachtungsgeist die Europäer mit dem Bejuco del Guaco (Mikania Guako) bekannt machte, welches das kräftigste Gegengift gegen den Schlangenbiß ist und das wir zuerst botanisch beschreiben konnten.

In den Missionen herrscht allgemein die Meinung, Rettung sey unmöglich, wenn das Curare frisch und stark eingedickt und so lange in der Wunde geblieben ist, daß viel davon in den Blutlauf übergegangen. Unter allen Gegenmitteln, die man am Orinoco und (nach Leschenault) im indischen Archipel braucht, ist das salzsaure Natron das verbreitetste. Man reibt die Wunde mit dem Salz und nimmt es innerlich. Ich selbst kenne keinen gehörig beglaubigten Fall, der die Wirksamkeit des Mittels bewiese, und Magendies und Delilles Versuche sprechen vielmehr dagegen. Am Amazonenstrom gilt der Zucker für das beste Gegengift, und da das salzsaure Natron den Indianern in den Wäldern fast ganz unbekannt ist, so ist wahrscheinlich der Bienenhonig und der mehligte Zucker, den die an der Sonne getrockneten Bananen ausschwitzen, früher in ganz Guyana zu diesem Zweck gebraucht worden. Ammoniak und Lucienwasser sind ohne Erfolg gegen das Curare versucht worden; man weiß jetzt, wie unzuverlässig diese angeblichen specifischen Mittel auch gegen Schlangenbiß sind. Sir Everard Home hat dargethan, daß man die Heilung meist einem Mittel zuschreibt, während sie nur erfolgt ist, weil die Verwundung unbedeutend und die Wirkung des Giftes eine sehr beschränkte war. Man kann Thiere ohne Schaden mit vergifteten Pfeilen verwunden, wenn die Wunde offen bleibt und man die vergiftete Spitze nach der Verwundung sogleich zurückzieht. Wendet man in solchen Fällen Salz oder Zucker an, so wird man verführt, sie für vortreffliche specifische Mittel zu halten. Nach der Schilderung von Indianern, die im Krieg mit Waffen, die in Curare getaucht gewesen, verwundet worden, sind die Symptome ganz ähnlich wie beim Schlangenbiß. Der Verwundete fühlt Congestionen gegen den Kopf, und der Schwindel nöthigt ihn, sich niederzusetzen; sodann Uebelseyn, wiederholtes Erbrechen, brennender Durst und das Gefühl von Pelzigtseyn am verwundeten Körpertheil.

Das Juviasfest.

Dem alten Indianer, dem Giftmeister, schien es zu schmeicheln, daß wir ihm bei seinem Laboriren mit so großem Interesse zusahen. Er fand uns so gescheit, daß er nicht zweifelte, wir könnten Seife machen; diese Kunst erschien ihm, nach der Bereitung des Curare, als eine der schönsten Erfindungen des menschlichen Geistes. Als das flüssige Gift in die zu seiner Aufnahme bestimmten Gefäße gegossen war, begleiteten wir den Indianer zum Juviasfeste. Man feierte durch Tänze die Ernte der Juvias, der Früchte der Bertholletia excelsa, und überließ sich der rohesten Völlerei. In der Hütte, wo die Indianer seit mehreren Tagen zusammen kamen, sah es ganz seltsam aus. Es waren weder Tische noch Bänke darin, aber große gebratene, vom Rauch geschwärzte Affen sah man symmetrisch an die Wand gelehnt. Es waren Marimondas (Ateles Belzebuth) und die bärtigen sogenannten Kapuzineraffen, die man nicht mit dem Machi oder Saï (Buffons Simia Capucina) verwechseln darf. Die Art, wie diese menschenähnlichen Thiere gebraten werden, trägt viel dazu bei, wenn ihr Anblick dem civilisirten Menschen so widerwärtig ist. Ein kleiner Rost oder Gitter aus sehr hartem Holz wird einen Fuß über dem Boden befestigt. Der abgezogene Affe wird zusammengebogen, als säße er; meist legt man ihn so, daß er sich auf seine langen, magern Arme stützt, zuweilen kreuzt man ihm die Hände auf dem Rücken. Ist er auf dem Gitter befestigt, so zündet man ein helles Feuer darunter an. Flammen und Rauch umspielen den Affen und er wird zugleich gebraten und berußt. Sieht man nun die Eingeborenen Arm oder Bein eines gebratenen Affen verzehren, so kann man sich kaum des Gedankens erwehren, die Gewohnheit, Thiere zu essen, die im Körperbau dem Menschen so nahe stehen, möge in gewissem Grade dazu beitragen, daß die Wilden so wenig Abscheu vor dem Essen von Menschenfleisch haben. Die gebratenen Affen, besonders solche mit sehr rundem Kopf, gleichen auf schauerliche Weise Kindern,

daher auch Europäer, wenn sie sich von Vierhändern nähren müssen, lieber Kopf und Hände abschneiden und nur den Rumpf auftragen lassen. Das Affenfleisch ist so mager und trocken, daß Bonpland in seinen Sammlungen in Paris einen Arm und eine Hand aufbewahrt hat, die in Esmeralda am Feuer geröstet worden; nach vielen Jahren rochen diese Theile nicht im geringsten.

Wir sahen die Indianer tanzen. Der Tanz ist um so einförmiger, da die Weiber nicht daran Theil nehmen dürfen. Die Männer, alt und jung, fassen sich bei den Händen, bilden einen Kreis und drehen sich so, bald rechts, bald links, stundenlang, in schweigsamem Ernst. Meist machen die Tänzer selbst die Musik dazu. Schwache Töne, auf einer Reihe von Rohrstücken von verschiedener Länge geblasen, bilden eine langsame, melancholische Begleitung. Um den Takt anzugeben, beugt der Vortänzer im Rhythmus beide Knie. Zuweilen bleiben alle stehen und machen kleine schwingende Bewegungen, indem sie den Körper seitlich hin und her werfen. Jene in eine Reihe geordneten und zusammengebundenen Rohrstücke gleichen der Pansflöte, wie wir sie bei bacchischen Aufzügen auf großgriechischen Vasen abgebildet sehen. Es ist ein höchst einfacher Gedanke, der allen Völkern kommen mußte, Rohre von verschiedener Länge zu vereinigen und sie nach einander, während man sie an den Lippen vorbeiführt, anzublasen. Nicht ohne Verwunderung sahen wir, wie rasch junge Indianer, wenn sie am Fluß Rohr (carices) fanden, dergleichen Pfeifen schnitten und stimmten. In allen Himmelsstrichen leisten diese Gräser mit hohem Halme den Menschen im Naturzustand mancherlei Dienste. Die Griechen sagten mit Recht, das Rohr sey ein Mittel gewesen zur Unterjochung der Völker, weil es Pfeile liefere, zur Milderung der Sitten durch den Reiz der Musik, zur Geistesentwicklung, weil es das erste Werkzeug geboten, mit dem man Buchstaben geschrieben. Diese verschiedenen Verwendungsarten des Rohrs bezeichnen gleichsam drei Abschnitte im Leben der Völker. Die Horden am Orinoco stehen unläugbar auf der untersten Stufe einer beginnenden Culturentwicklung. Das Rohr dient ihnen nur zu Krieg und Jagd und Pans Flöte sind auf jenen fernen Ufern noch keine Töne entlockt worden, die sanfte, menschliche Empfindungen wecken können.

In der Festhütte fanden wir verschiedene vegetabilische Produkte, welche die Indianer aus den Bergen von Guanaya mitgebracht und die unsere ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen. Ich verweile hier nur bei der Frucht des Juvia, bei den Rohren von ganz ungewöhnlicher Länge und bei den Hemden aus der Rinde des Marimabaums.

Der Almendron oder Juvia, einer der großartigsten Bäume in den Wäldern der neuen Welt, war vor unserer Reise an den Rio Negro so gut wie unbekannt. Vier Tagereisen östlich von Esmeralda, zwischen dem Padamo und dem Ocamo, am Fuß des Cerro Mapaya, am rechten Ufer des Orinoco, tritt er nach und nach auf; noch häufiger ist er auf dem linken Ufer beim Cerro Guanaya zwischen dem Rio Amaguaca und dem Gehette. Die Einwohner von Esmeralda versicherten uns, oberhalb des Gehette und des Chiguire werde der Juvia und der Cacaobaum so gemein, daß die wilden Indianer die Indianer aus den Missionen ungestört die Früchte sammeln lassen. Sie mißgönnen ihnen nicht, was ihnen die Natur auf ihrem eigenen Grund und Boden so reichlich schenkt. Kaum noch hat man es am obern Orinoco versucht, den Almendron fortzupflanzen. Die Trägheit der Einwohner läßt es noch weniger dazu kommen als der Umstand, daß das Oel in den mandelförmigen Samen so schnell ranzigt wird. Wir fanden in der Mission San Carlos nur drei Bäume und in Esmeralda zwei. Die majestätischen Stämme waren acht bis zehn Jahre alt und hatten noch nicht geblüht.

Schon im sechzehnten Jahrhundert sah man in Europa, nicht die große Steinfrucht in der Form einer Cocosnuß, welche die Mandeln enthält, wohl aber die Samen mit holzigter dreieckigter Hülle. Jean de Laet nennt den Baum Totocke und erwähnt der Steinfrucht von der Größe eines Menschenkopfs, welche die Samen enthält. Diese Früchte, erzählt er, seyen so ungemein schwer, daß die Wilden es nicht leicht wagen, die Wälder zu betreten, ohne Kopf und Schultern mit einem Schild aus sehr hartem Holz zu bedecken. Von solchen Schilden wissen die Eingeborenen in Esmeralda nichts, wohl aber sprachen sie uns auch davon, daß es gefährlich sey, wenn die Früchte reifen und 50 bis 60 Fuß hoch herabfallen. In Portugal und England verkauft man die dreieckigten Samen des Juvia unter dem unbestimmten Namen Kastanien (Castañas) oder Nüsse aus Brasilien und vom Amazonenstrom, und man meinte lange, sie wachsen, wie die Frucht der Pekea, einzeln auf Fruchtstielen.

Der Baum, von dem die „brasilianischen Kastanien“ kommen, ist meist nur 2 bis 3 Fuß dick, wird aber 100 bis 120 Fuß hoch. Wir haben den majestätischen Baum nicht blühen sehen. Er setzt vor dem fünfzehnten Jahr keine Blüthen an, und dieselben brechen zu Ende März oder Anfangs April auf. Die Früchte reifen gegen Ende Mai, und an manchen

Stämmen bleiben sie bis in den August hängen. Da dieselben so groß sind wie ein Kindskopf und oft 12 bis 13 Zoll Durchmesser haben, so fallen sie mit gewaltigem Geräusch vom Baumgipfel. Ich weiß nichts, woran einem die wunderbare Kraft des organischen Lebens im heißen Erdstrich augenfälliger entgegenträte, als der Anblick der mächtigen holzigten Fruchthüllen, z. B. des Cocosbaums (Lodoicea) unter den Monocotyledonen, und der Bertholletia und der Lecythis unter den Dicotyledonen. In unsern Klimaten bringen allein die Kürbisarten innerhalb weniger Monate Früchte von auffallender Größe hervor; aber diese Früchte sind fleischigt und saftreich. Unter den Tropen bildet die Bertholletia innerhalb 50 bis 60 Tagen eine Fruchthülle, deren holzigter Theil einen halben Zoll dick und mit den schärfsten Werkzeugen kaum zu durchsägen ist. Ein bedeutender Naturforscher (Richard) hat bereits die Bemerkung gemacht, daß das Holz der Früchte meist so hart wird, wie das Holz der Baumstämme nur selten. Die Kapuzineraffen (Simia chiropotes) lieben ungemein die „brasilianischen Kastanien," und schon das Rasseln der Samen, wenn man die Frucht, wie sie vom Baum fällt, schüttelt, macht die Eßlust dieser Thiere in hohem Grade rege. Meist habe ich nur 15 bis 22 Nüsse in einer Frucht gefunden. Der Geschmack derselben ist sehr angenehm, so lange sie frisch sind; aber das sehr reichliche Oel, durch das sie ökonomisch so nützlich werden, wird leicht ranzigt. Die kugligte Fruchthülle der Bertholletia ist oben durchbohrt, springt aber nicht auf; das obere bauchigte Ende des Säulchens bildet allerdings (nach Kunth) eine Art innern Deckel, wie bei der Frucht der Lecythis, aber er öffnet sich nicht wohl von selbst. Viele Samen verlieren durch die Zersetzung des Oels in den Samenlappen die Keimkraft, bevor in der Regenzeit die Holzkapsel der Fruchthülle in Folge der Fäulniß aufgeht. Nach einem am untern Orinoco weit verbreiteten Mährchen setzen sich die Kapuziner- und Cacajao-Affen (Simia chiropotes und Simia melanocephala) im Kreis umher, klopfen mit einem Stein auf die Frucht und zerschlagen sie wirklich, so daß sie zu den dreieckigten Mandeln kommen können. Dieß wäre wegen der ausnehmenden Härte und Dicke der Fruchthülle geradezu unmöglich. Man mag gesehen haben, wie Affen die Früchte der Bertholletia am Boden rollten, und dieselben haben zwar ein kleines Loch, an welches das obere Ende des Säulchens befestigt ist, aber die Natur hat es den Affen nicht so leicht gemacht, die holzigte Fruchthülle der Juvia zu öffnen, wie bei der Lecythis, wo sie den Deckel abnehmen, der in den Missionen la tapa (Deckel) del coca de monos heißt. Nach der Aussage mehrerer sehr glaubwürdiger Indianer gelingt es nur den kleinen Nagern, namentlich den Agutis (Cavia Aguti, Cavia Paca), vermöge des Baus ihrer Zähne und der unglaublichen Ausdauer, mit der sie ihrem Zerstörungswerk obliegen, die Frucht der Bertholletia zu durchbohren. Sobald die dreieckigten Nüsse auf den Boden ausgestreut sind, kommen alle Thiere des Waldes herbeigeeilt; Affen, Manaviris, Eichhörner, Agutis, Papagaien und Aras streiten sich um die Beute. Sie sind alle stark genug, um den holzigten Ueberzug des Samens zu zerbrechen; sie nehmen die Mandel heraus und klettern damit auf die Bäume. „So haben sie auch ihr Fest," sagten die Indianer, die von der Ernte kamen, und hört man sie sich über die Thiere beschweren, so merkt man wohl, daß sie sich für die alleinigen rechtmäßigen Herren des Waldes halten.

Eine der vier Piroguen, mit denen die Indianer auf der Juviaernte gewesen waren, war großentheils mit der Rohrart (Carice) gefüllt, aus der Blaserohre gemacht werden. Die Rohre waren 15 bis 17 Fuß lang, und doch war keine Spur von Knoten zum Ansatz von Blättern oder Zweigen zu bemerken. Sie waren vollkommen gerade, außen glatt und völlig cylindrisch. Diese Carices kommen vom Fuß der Berge von Yumariquin und Guanaja. Sie sind selbst jenseits des Orinoco unter dem Namen „Rohr von Esmeralda" sehr gesucht. Ein Jäger führt sein ganzes Leben dasselbe Blaserohr; er rühmt die Leichtigkeit, Genauigkeit und Politur desselben, wie wir an unsern Feuergewehren dieselben Eigenschaften rühmen. Was mag dieß für ein monocotyledonisches Gewächs * seyn, von dem diese herrlichen Rohre kommen? Haben wir wirklich die Internodia einer Grasart aus der Sippe der Nostoiden vor uns gehabt? oder sollte dieser Carice eine Cyperacea ohne Knoten seyn? Ich vermag diese Fragen nicht zu beantworten, so wenig ich weiß, welcher Gattung ein anderes Gewächs angehört, von dem die Marimahemden kommen. Wir sahen am Abhang des Cerro Duida über 50 Fuß hohe Stämme des Hemdbaums. Die Indianer schneiden cylindrische Stücke von zwei Fuß Durchmesser davon ab und nehmen die rothe, faserige Rinde weg, wobei sie sich in Acht nehmen, keinen Längsschnitt zu machen. Diese Rinde gibt ihnen eine Art Kleidungsstück, das Säcken ohne Nath von sehr grobem Stoffe gleicht. Durch die obere Oeffnung steckt man den Kopf, und um die Arme durchzustecken, schneidet man zur Seite zwei Löcher ein. Der

* Schon die glatte Oberfläche der Blaserohre beweist, daß sie von keinem Gewächs aus der Familie der Schirmpflanzen kommen können.

Eingeborene trägt diese Marimahemden bei sehr starkem Regen; sie haben die Form der baumwollenen Ponchos und Ruanas, die in Neu-Grenada, Quito und Peru allgemein getragen werden. Da die überschwengliche Freigebigkeit der Natur in diesen Himmelsstrichen für die Hauptursache gilt, warum die Menschen so träge sind, so vergessen die Missionäre, wenn sie Marimahemden vorweisen, nie die Bemerkung zu machen, „in den Wäldern am Orinoco wachsen die Kleider fertig auf den Bäumen." Zu dieser Geschichte von den Hemden gehören auch die spitzen Mützen, welche die Blumenscheiden gewisser Palmen liefern und die einem weitmaschigen Gewebe gleichen.

Beim Feste, dem wir beiwohnten, waren die Weiber vom Tanz und jeder öffentlichen Lustbarkeit ausgeschlossen; ihr trauriges Geschäft bestand darin, den Männern Affenbraten, gegohrenes Getränk und Palmkohl aufzutragen. Des letzteren Produkts, das wie unser Blumenkohl schmeckt, erwähne ich nur, weil wir in keinem Lande so ausnehmend große Stücke gesehen haben. Die noch nicht entwickelten Blätter sind mit dem jungen Stengel verschmolzen, und wir haben Cylinder gemessen, die sechs Fuß lang und fünf Zoll dick waren. Eine andere, weit nahrhaftere Substanz kommt aus dem Thierreich, das Fischmehl (manioc de pescado). Ueberall am obern Orinoco braten die Indianer die Fische, dörren sie an der Sonne und stoßen sie zu Pulver, ohne die Gräten davon zu trennen. Ich sah Quantitäten von 50 bis 60 Pfund dieses Mehls, das aussieht wie Maniocmehl. Zum Essen rührt man es mit Wasser zu einem Teige an. Unter allen Klimaten, wo es viele Fische gibt, ist man auf dieselben Mittel zur Aufbewahrung derselben gekommen. So beschreiben Plinius und Diodor von Sicilien das Fischbrod der Ichthyophagen * am persischen Meerbusen und am rothen Meer.

In Esmeralda, wie überall in den Missionen, leben die Indianer, die sich nicht taufen lassen wollten und sich nur frei der Gemeinde angeschlossen haben, in Polygamie. Die Zahl der Weiber ist bei den verschiedenen Stämmen sehr verschieden, am größten bei den Caraiben und bei all den Völkerschaften, bei denen sich die Sitte, junge Mädchen von benachbarten Stämmen zu entführen, lange erhalten hat. Wie kann bei einer so ungleichen Verbindung von häuslichem Glück die Rede seyn! Die Weiber leben in einer Art Sklaverei, wie bei den meisten sehr versunkenen Völkern. Da die Männer im Besitz der unumschränkten Gewalt sind, so wird in ihrer Gegenwart keine Klage laut. Im Hause herrscht scheinbar Ruhe und die Weiber beeifern sich alle, den Wünschen eines anspruchsvollen, übellaunigen Gebieters zuvorzukommen. Sie pflegen ohne Unterschied ihre eigenen Kinder und die der andern Weiber. Die Missionäre versichern (und was sie sagen, ist sehr glaublich), dieser innere Frieden, die Frucht gemeinsamer Furcht, werde gewaltig gestört, sobald der Mann länger von Hause abwesend sey. Dann behandelt diejenige, mit der sich der Mann zuerst verbunden, die andern als Beischläferinnen und Mägde. Der Zank nimmt kein Ende, bis der Gebieter wieder kommt, der durch einen Laut, durch eine bloße Geberde, und wenn er es zweckdienlich erachtet, durch etwas schärfere Mittel die Leidenschaften niederzuschlagen weiß. Bei den Tamanacas ist eine gewisse Ungleichheit unter den Weibern hinsichtlich ihrer Rechte durch den Sprachgebrauch bezeichnet. Der Mann nennt die zweite und dritte Frau Gefährtinnen der ersten; die erste behandelt die Gefährtinnen als Nebenbuhlerinnen und Feinde (ipucjatoje), was allerdings nicht so höflich ist, aber wahrer und ausdrucksvoller. Da alle Last der Arbeit auf den unglücklichen Weibern liegt, so ist es nicht zu verwundern, daß bei manchen Nationen ihre Anzahl auffallend gering ist. In solchem Falle bildet sich eine Art Vielmännerei, wie wir sie, nur entwickelter, in Tibet und im Gebirge am Ende der ostindischen Halbinsel finden. Bei den Avanos und Maypures haben oft mehrere Brüder nur Eine Frau. Wird ein Indianer, der mehrere Weiber hat, Christ, so zwingen ihn die Missionäre, eine zu wählen, die er behalten will, und die andern zu verstoßen. Der Moment der Trennung ist nun der kritische; der Neubekehrte findet, daß seine Weiber doch höchst schätzbare Eigenschaften haben: die eine versteht sich gut auf die Gärtnerei, die andere weiß Chiza zu bereiten, das berauschende Getränk aus der Maniocwurzel; eine erscheint ihm so unentbehrlich wie die andere. Zuweilen siegt beim Indianer das Verlangen, seine Weiber zu behalten, über die Neigung zum Christenthum; meist aber läßt der Mann den Missionär wählen, und nimmt dieß hin wie einen Spruch des Schicksals.

* Diese Völker, die noch roher waren, als die Eingeborenen am Orinoco, dörrten geradezu die frischen Fische an der Sonne. Bei ihnen hatte der Fischteig die Form von Backsteinen, und man setzte zuweilen den aromatischen Samen des Paliurus (Rhamnus) zu, gerade wie man in Deutschland und andern nördlichen Ländern Kümmel und Fenchel in das Brod thut.

Der Philanthrop.

Ein Stück Menschenleben aus den Tagen Josephs des Zweiten.

(Schluß.)

Mit verschmitztem Lächeln und halbunterdrückter Stimme erwiederte Prandhofer: „Ihr werdet ungefähr wissen, ihr zwei, wer der Ritter von Veilchenau ist?“ — „Ob?“ rief Siebenlechner. „Kennt ihn der Prandhofer?“ — „Gesehen habe ich ihn noch niemals, so viel ich weiß,“ beschied der Gefragte; „vermuthlich der Meister auch nicht. Nichts desto weniger ist der Allerweltsnarr bekannt wie ein bunter Hund.“ — „Halt an, Manderl!“ unterbrach ihn Rauschinger; „rede er mit gehöriger Deferenz von Seiner Gnaden.“ — „Was da Deferenz! Was da Gnaden! Der Kerl ist ein Lump!“

Peter trat auf ihn zu mit den Worten: „Wie kann er sich unterstehen, einen ehrlichen Mann einen Lumpen zu heißen?“ — „Von der Ehrlichkeit ist keine Rede dabei,“ erwiederte Prandhofer, indem er sich eingeschüchtert hinter Rauschinger und Siebenlechner zurückzog. — „So?“ fragte Peter. „Was versteht er denn eigentlich unter dem Ehrentitel?“ — „Wenn einer viel gehabt und nichts mehr hat, wenn er fertig ist, wie der Veilchenau.“ — „Ei so lüg'!“ schrie Rauschinger und packte den Unglücksraben bei der Brust. — „Lasse er den Mann los,“ sagte Peter; „als er eintrat, wollte ich eben davon zu reden anfangen, wie eine plötzliche Wendung in meinen Vermögensverhältnissen eingetreten ist.“

Der Rauschinger war wie vom Donner gerührt. Sein schöner Traum vom Schlaraffenlande war dahin, den gebratenen Pockerln und Kapaunen waren Federn und Flügel gewachsen, der sonntägliche „Schampaninger“ war in den Brunnen gefallen. Er mußte nach Luft schnappen, bevor er daran denken konnte, Worte zu suchen. Der Buchbinder, dem nichts in den Brunnen gefallen, fand die Worte sogleich. „Wie kommt mir der Herr denn vor?“ ließ er sich groben Tones vernehmen. „Wie kann er sich unterstehen, mir in's Haus zu fallen und mich um's tägliche Brod verkürzen zu wollen? Der Rauschinger ist mein Acker und mein Pflug.“ — „Und was soll ich erst sagen, ich?“ fiel Barthel ein. „So ein Mensch kommt daher, um mein Dirndl unglücklich zu machen!“ — „Was dem Herrn nicht alles beifällt!“ rief Peter. „Ganz ohne Mittel bin ich nicht. Seine Tochter müßte zufrieden seyn, wenn sie einen Mann mit fünfhundert oder tausend Gulden bekäme, und ich reiche immer noch an die zehntausend hin, wenn nicht drüber hinaus.“ — „Bettelmanns Umkehr für seines Gleichen!“ brummte der Schwiegervater ex spe. Peter fuhr fort: „Meines Gleichen (er betonte das Wort sehr stark) versteht zu arbeiten und weiß mit dem Gelde umzugehen. Mit dem, was ich besitze, kann ich ein Weib wohl ernähren und einen bürgerlichen Wohlstand begründen. Die Kathi hat mich lieb —“ — „Den Teufel hat sie lieb!“ fiel ihm Rauschinger in die Rede. — „Sie selber hat mich zum Herrnvater geschickt,“ hob Peter wieder an. — „Wen hat sie geschickt?“ — „Mich.“ — „Das bildet sich der Herr nur ein. Den reichen Ritter von Veilchenau hat sie geschickt. Und warum hat sie ihn geschickt? Weil ich ihr heute Früh erst gedroht habe, wenn sie nicht bald eine gnä' Frau würde, um ihren Herrnvater in seinen alten Tagen zu versorgen. Sie ist eine brave Tochter und wollte sich opfern, obschon sie einen ganz andern lieb hat als so einen —. Sein Geld haben wir gewollt, nicht ihn!“

Der arme Peter fühlte sich wie aus sieben Himmeln herunter gefallen. Er dachte im Augenblick gar nicht daran, daß er im Grunde seiner Seele eigentlich ganz zufrieden seyn konnte, von der einfältigen Freierei, die ihm doch nicht recht von Herzen gegangen, loszukommen und seine Freiheit zu retten. Seine Eigenliebe war verletzt. Natürlich gestand er sich selber das nicht ein. Er meinte Schmerzen darüber zu empfinden, daß er unter den kleinen Leuten dieselbe Gemeinheit der Gesinnung angetroffen, welche ihn in höheren Kreisen so angewidert. Indem er dergestalt sich in seine Betrachtungen vertiefte, hörte er weiter nicht darauf, wie Rauschinger fortfuhr, ihn mit einem wahren Hagel von Hohn und Spott zu überschütten. Er wußte auch nicht, wie er aus dem Hause und aus der Stadt gekommen, als er sich plötzlich im Prater wiederfand. Wenn ihm jemand gesagt hätte: du bist hinausgeworfen worden! er hätte es glauben müssen. So arg war es übrigens nicht. Er hatte sich in ganz leidlicher Haltung zurückgezogen.

Nach Peters Entfernung legte Siebenlechner mit höhnischem Schmunzeln die breite Pfote auf Rauschingers Schulter und fragte: „Nun, Spezi, wie steht's mit dem Briefe?“ Der Barthel zog zum zweitenmal

das zusammengelegte Papier aus der Tasche. „Da hast du die Begräbnißordnung," versetzte er kleinlaut. „Wir bleiben die Alten." — „Schon recht," sagte Siebenlechner; „ich will großmüthiger seyn wie du und dir den Brodkorb nicht höher hängen, obschon du es um mich verdient hättest. Ich bin halt ein gar zu ein guter Kerl."

Zwei Frauen saßen beisammen am Fenster, eine alte und eine jüngere. Die alte war aufgeputzt in jugendlichen Farben, das Kleid saftgrün mit rosenrothen Maschen in Hülle und Fülle, als wollte sie einen Rosenstrauch in voller Blüthe darstellen. Das faltige Antlitz war dicht mit Farbe überschmiert, weiß und roth, und mit etlichen Schönpflästerchen beklebt, wie sie ein paar Jahrzehnte zuvor in der Mode gewesen. Vielleicht bildete sich die alte Fee ein, die längst entschwundene Jugend zurückzuzaubern, wenn sie bei den Gewohnheiten ihrer schönen Zeit blieb. Zweifelsohne waren Haare, Zähne und andere Zierrathen des Menschenleibes nur nachgemachte Waare an dem dürren Gestell in seiner umfangreichen Bouffante. Die andere Dame war ebenfalls gesellschaftsmäßig angezogen, aber mit Geschmack, ohne Ansprüche auf vornehmes Wesen, und dazu — was die Hauptsache — leidlich hübsch, wenn auch nicht mehr in der ersten Jugend, sondern ein bedenklich weites Stück Wegs darüber hinaus. Die Alte zupfte Goldfäden aus alten Borten, welche Beschäftigung gleich den Schönpflästerchen ehedem im Vordertreffen der Mode einhergezogen und jetzt als matter Nachzügler einherhinkte. Die Jüngere las in einem Buche, das allen Zeichen nach ihrem Geschmack vollständig entsprach; wenigstens schien es ihre Aufmerksamkeit ungetheilt zu fesseln.

Uebrigens war die Aussicht, welche das Fenster darbot, auch nicht darnach angethan, eine anziehende Zerstreuung zu gewähren. Im Sommer freilich mochte die Umgebung ein reizendes Bild grüner Abgeschiedenheit darbieten, aber jetzt schien die Märzsonne auf kahles Rebgelände und dürres Gezweig, woran das beginnende Schwellen der Knospen nur erst in nächster Nähe zu erkennen war. Das Landhaus lag nicht sowohl in Hernals, als es zur Gemarkung dieses Ortes gehörte; man hätte es eben so gut zu Währing, noch besser fast zu Weinhaus gerechnet, wohin eine Seitenstraße dort vorüberführte, welche zufällig besser im Stande war als der Hauptweg selber. Diese Straße beherrschte der Blick von dem Fenster aus, woran die Frauen saßen. Jenseits gewahrte man ein weitläufiges Gehöft von ziemlich verwahrlostem Aussehen: ein bäuerliches Anwesen, wovon ein Theil zur Sommerfrische für Städter eingerichtet worden. Die Hauptsache schienen Stallungen und Schuppen rings um den geräumigen Hof. Das Anwesen hatte einem Großfuhrmann gehört, welcher ein paar Jahre zuvor als ein reicher Kauz ohne Kind und Kegel gestorben war. Die lachenden Erben, Landleute in entfernten Gegenden, hatten nicht gedacht das Geschäft fortzusetzen. Die fahrende Habe (fahrend in jeglicher Bedeutung) war versilbert, der Massepfleger, ein Advokat, beauftragt worden, die Liegenschaft zu veräußern. Dieser hatte seinerseits zur Aufsicht eine arme Haushaltung bestellt, welche für ihre Mühewaltung freie Wohnung genoß und sich begreiflicherweise dabei so wenig Mühe als möglich auferlegte. Darin folgte sie dem Beispiele des Verwalters, der seine Zeit sparte und zur Erhaltung des Gebäudes nicht mehr Geld verausgabte, als er unbedingt ausgeben mußte, um nicht in polizeiliche Verdrießlichkeiten zu gerathen.

Ein junger Herr kam des Weges von der Stadt her und betrachtete sich das Gehöft. Die Leserin, wie vertieft sie auch schien, bemerkte ihn augenblicklich. Es liegt in der Weiber Art, unter den gesenkten Wimpern aus den Augenwinkeln heraus alles wahrzunehmen, was um sie herum vorgeht. „Der Ritter von Veilchenau!" sagte sie vor sich hin. — Die geputzte Alte schnellte in die Höhe. „Wo?" rief sie aus. Die Andere deutete auf den Ankömmling, der sich eben in das Innere des Gehöftes verfügte. — „Die Frau Götzin wird sich irren," sagte die Alte. — Minna lächelte. „Ich bedarf, Gott sey Dank, keiner Brille," sagte sie; „die gnädige Frau kann darauf zählen. Habe ich denn den Herrn Ritter seit Monaten nicht so zu sagen täglich gesehen?" — „Ein Anbeter?" fragte die gnädige Frau. — „Die Frau von Sedlaczek traut mir gar zu viel zu," hieß die muntere Antwort; „der junge Herr hat nur Augen für die Kellnerin im guten Hirten."

Ohne eine Antwort zu geben, durchfurchte die Sedlaczek das Gemach nach allen Richtungen mit trippelnden Schritten, unverständliche Redensarten vor sich hin murmelnd. Aus einzelnen Worten glaubte die Hörerin zu entnehmen, daß die Dame von einem verdrießlichen Zwischenfall spreche; näheres wurde ihr nicht klar. Endlich rief die Alte: „Bin ich deßhalb Manka getauft, um mir auf der Nase tanzen zu lassen?" worauf sie vor Minna hintrat und zu ihr sprach: „Wir kennen uns zwar erst seit zwei Tagen, aber wir könnten Schwestern seyn." Minna verspürte große Lust, die Nase höhnisch zu rümpfen; die Dankbarkeit für genossene Freundlichkeit hätte sie schwerlich davon abgehalten, aber billige Rücksichten auf die Zukunft legten ihr Zurückhaltung auf. Die Frau Mahm des Herrn Bacciochi sollte ihr noch mancherlei erhebliche Dienste

erweisen, auch schien es ihr höchst schmeichelhaft, mit einer Dame zu verkehren, die man eine „gnädige" oder eine Frau „Baronin" wenigstens nannte, wenn ihr der Titel auch nicht zukam. Manka hatte im Munde der Leute den Titel als Zugabe der Hinterlassenschaft geerbt, die ihr durch das Vermächtniß eines dankbaren Freundes von vornehmem Stande zugefallen. Ihres Zeichens war sie ursprünglich eine böhmische Köchin gewesen und später zur Haushälterin vorgerückt. Minna ließ also die für ihre Jahre wenig schmeichelhafte Schwesterschaft gelten und fragte verbindlich, womit sie dienen könne? Manka ersuchte sie, sich in das Gehöft hinüber zu begeben. Zum Vorwande könne sie dem kranken Kinde der Hausmeisterin ein Labsal bringen, und bei dieser Gelegenheit herauszubringen suchen, was den Ritter hergeführt. Um jeden Preis möge sie ihn in eine längere angelegentliche Unterhaltung verwickeln. Das war der nach und nach zum Vorschein kommende Sinn einer ziemlich weitschweifigen Auseinandersetzung, worin das alte Weib mit der feinsten Geschicklichkeit der Eitelkeit des „Schwesterleins" Weihrauch anzuzünden schien, eigentlich aber doch nur einen Trumpf darauf setzte, ob Minna im Stande seyn werde, für ein Stündchen durch ihre Reize die Kellnerin vom guten Hirten aus dem Felde zu schlagen und den Herrn von Veilchenau zu einem Spaziergang im Garten hinter dem Wohnhause zu bewegen. Die schlaue Manka hatte die richtige Saite angeschlagen. Minna war augenblicklich bereit; nur ein Bedenken stellte sich ihr in den Weg.

„Wenn aber Bacciochi inzwischen eintrifft?" fragte sie. — „Der kommt erst viel später," hieß die zuversichtliche Antwort; „und wär's nicht so, werde ich ihn schon zu beschäftigen wissen." — „Aber ich erwarte heute auch Männekens Rückkunft," meinte Minna. — „Mit dem werde ich noch leichter fertig," tröstete Manka; „im Nothfall rufe ich die Frau Götzin dann selber ab."

Minna fügte sich. Die Alte rieb sich vergnügt die Hände, sah der andern nach, wie sie bald darauf mit einem verdeckten Teller über die Straße ging, und sprach zu sich selbst: „Das wird mir schier gerathen seyn. Es wäre auch Schade gewesen, wenn ein plumper Zufall das feine Spiel so unliebsam verdorben hätte. Aber wir sind dem Satan zu pfiffig und besitzen Geistesgegenwart."

Sie fügte noch mancherlei hinzu, um sich zu loben, bis ein Besuch diese angenehme Beschäftigung unterbrach. — „Grüß Gott, Herr von Muckenthaller," rief Manka dem Eintretenden entgegen. Er küßte ihr die Hand und erkundigte sich nach der kostbaren Gesundheit der schönen Frau Baronin. Sie hatte weder gegen die Schönheit noch gegen die Baronin etwas einzuwenden und behauptete, noch an den Folgen der russischen Strauchen zu leiden, wovon sie im Winter befallen gewesen. Strauchen heißt auf deutsch ein Schnupfen, und der russische Schnupfen wurde anderwärts Influenza genannt; heute sagt man Grippe dazu. Leander drückte seine Hoffnung auf baldige Wiederherstellung aus und fügte hinzu: „Ich komme doch nicht zu spät?" — „Durchaus nicht," antwortete Manka, „was die Hauptsache betrifft, aber das Essen hat der Herr versäumt." — „Amtsgeschäfte!" entschuldigte sich Leander. — „Ich hatte mir geschmeichelt, der Herr von Muckenthaller werde mir zulieb einmal den Dienst an den Nagel hängen." — „So hatte ich's vor," versetzte er, „aber ein Einlauf hinderte mich, der die Frau Baronin betraf." — „Schon wieder?" rief sie erschrocken. — „Sey die Gnädige ruhig," tröstete Leander; „so lange sie ergebene Freunde meines Schlages besitzt, werden ihr die spürnasigen Hallunken nichts anhaben. Ich habe den Schlingel von einem Angeber gehörig in's Bockshorn gejagt, und er dürfte sobald kaum wieder kommen. Ohnehin leben wir ja nicht mehr in den Tagen der Kaiserin." — „Gott vergebe ihr, was sie mir angethan!" murmelte Manka. „Ich kann ihr die zwei Jahre nicht vergessen, die sie mir von meinem Leben gestohlen." Die leidige Erinnerung von sich schüttelnd, fügte sie hinzu: „Die Briefe hat doch eine zuverlässige Person geschrieben?" — „Meine linke Hand," sagte Leander, „und die wird nichts verrathen. Das Blatt für den Alten wird durch den Marqueur übergeben werden, während er seine Rösselsprünge zieht. Ich denke, daß die Gnädige mit ihrem Schüler nicht minder zufrieden seyn wird, als er ihr zum Danke verpflichtet bleibt."

Manka versicherte, daß sie im Gegentheil Muckenthallers Schuldnerin bleibe, selbst nachdem es ihr gelungen seyn werde, ihm zu der schönen und reichen Frau zu verhelfen, auf welche er sein Absehen gerichtet; denn dieser Dienst könne nicht in die allgemeine Rechnung kommen, da sie durch besondere Verhältnisse genöthigt seyn werde, obschon mit widerstrebendem Herzen, die verheißenen hundert Ducaten entgegen zu nehmen. Muckenthaller verbarg seine Ueberraschung unter einem gezwungenen Lächeln. Er hatte nur fünfzig Ducaten verheißen. — „In dieser Beziehung soll die Gnädige mit mir zufrieden seyn," sagte er, um sofort zum Capitel der Stadtneuigkeiten überzugehen, unter denen obenan stand, daß der Ritter von Veilchenau durch die Treulosigkeit seines Buchhalters plötzlich „ein Lump geworden," wie die liebreiche Redensart lautete,

und zugleich einen Korb von der Kellnerin im guten Hirten erhalten habe, der er seine Hand angeboten.

Diese Neuigkeiten gaben überreichlichen Stoff zu einer Unterhaltung, ausgiebig genug, um Manka der Versuchung zu entheben, etwas davon verlauten zu lassen, daß sie den Gegenstand des Gesprächs in der Nähe wisse, wovon zu reden sie übrigens gar keinen Beruf verspüren mochte. — Peter betrachtete sich indessen das Anwesen des verstorbenen Großfuhrmanns. Er hatte erfahren, daß es feil stehe; die Bedingungen, unter denen es ausgeboten wurde, waren seinen Vermögensumständen angemessen; er vermochte die verlangte Barzahlung zu leisten und dabei ein hinreichendes Betriebscapital in der Hand zu behalten. — „Die kleinen Leute sind zwar eben so gemein wie die vornehmen," hatte er zu sich selber gesprochen; „aber wenn ich auch in dieser Beziehung nichts gewinne, sondern aus dem Regen in die Traufe komme, so bleibt mir dennoch keine Wahl, als entweder der Abhängigkeit zu verfallen, oder ein bürgerliches Geschäft zu treiben, um wieder auf die eigenen Füße zu kommen. Ich gewinne wenigstens den einen Vortheil, daß ich in meinem neuen Berufe ohne Schande für meinen Stand so gemein seyn darf wie meine Umgebung. Das wird einige Jahre währen. Im Laufe derselben werde ich entweder, was ich im Anfang nur geschienen, oder erwerbe mir ein Vermögen, das mich in den Stand setzt, mich in irgend eine entlegene Gegend zurückzuziehen und meine Tage als Menschenfeind zu verleben, der jugendlichen Thorheit spottend, welche sich eingebildet, daß die Niederträchtigkeit das Ergebniß besonderer engbegrenzter Verhältnisse sey. Sie ist das angestammte Erbtheil des gesammten Geschlechtes, und keine Verschiedenheit gibt's als in der Form."

Dem guten Peter erging es hier nicht besser als so manchem andern, der sein liebes Ich für den Mittelpunkt der Welt hält und ein paar kleine persönliche Erfahrungen zum Maßstabe nimmt, den er an Gottes ewige Ordnung und der Menschheit wandelbare Gestaltungen legt.

Das Anwesen behagte dem Kauflustigen nicht übel. Er nahm alles mit gewissenhafter Gründlichkeit in Augenschein und ließ sich mit der Hausmeisterin in weitschweifige Gespräche ein. Die Frau verfehlte dabei nicht, ihm ihr Elend zu klagen. — „Als der selige Fuhrmann noch lebte," sagte sie unter anderem, „ging's uns ganz leidlich. Damals hatten wir Verdienst vollauf. Ich besorgte die Wäsche; der Meinige hatte den Garten unter sich und sonst noch Arbeit. Jetzt müssen wir uns mit den vier Wänden begnügen." — „Kann denn ihr Mann nicht auswärts Verdienst erhalten?" fragte Peter mit einer Theilnahme, die mehr seiner philanthropischen Vergangenheit als seiner menschenfeindlichen Gegenwart anzugehören schien. — „Du mein Gott!" versetzte das Weib, „er könnte schon, aber er gehört zu den Leuten, die einen strengen Meister mit dem Schedel hinter sich wissen müssen, wenn sie gut thun sollen. Seit er den Seligen nicht mehr zu scheuen braucht, ist er ein Saus-aus und Nixnutz geworden, der lieber beim Heurigen sitzt als im Weinberge arbeitet. Dazu liegt mein Dirndl schon seit zwanzig Wochen krank. Wenn unser Schutzengel nicht leibhaft in ein Herrenweibergewand gefahren, es wäre völlig zum Verzweifeln."

Peter erkundigte sich näher nach dem Schutzengel. Die Auskunft, welche er erhielt, machte ihn nicht viel klüger, als er zuvor gewesen. Der Engel war überaus schön, noch sehr jung, sah bleich und kummervoll aus, und das schmerzhafte Lächeln auf seinen Lippen hatte etwas Herzergreifendes. Die schöne Dame kam an jedem Donnerstag, um in Hernals und Währing eine Anzahl von Hausarmen zu besuchen, und erschien nie mit leeren Händen. Ihre Kranken besorgte ein Arzt in ihrem Auftrag, der zugleich die Arzneien unentgeltlich anwies, und zwar nicht bloß aus der lateinischen Küche, sondern auch vom Fleischhacker oder vom Wirth, wie er's eben für angezeigt hielt. „Und wie heißt die Wohlthäterin?" fragte Peter. — „Schutzengel," hieß der kurze Bescheid. — „Sie wird doch sonst noch einen Namen haben?" meinte der junge Herr. — „Wird schier seyn," sagte das Weib; „aber wir wissen nichts davon. Wenn jemand den Herrn Doctor darum fragt, so schickt ihn der zur Kartenhexe, und den Fiaker fragt schon erst gar niemand, denn ein Fiaker versteht sich wohl auf's Anplauschen, doch mit dem Ausplauschen gibt er sich nicht ab. Wenn aber der gnä' Herr gar so wißbegierig ist, so braucht er nicht lange mehr zu passen; heut ist ja Donnerstag und schier sollte die Gnädige schon da seyn. Setze sich der Herr nur auf den Holzkloß unter dem Schupfen da; durch die Ritzen und Astlöcher kann er bequem hinaus schauen. Ich muß meinem kranken Dirndl seine Medicin eingeben und bin gleich wieder zurück."

Weg war sie. Peter sagte sich, er sey durchaus nicht neugierig; nichtsdestoweniger nahm er den angewiesenen Platz ein, aber bloß um auszuruhen. Was ging ihn auch der Bouffanten-Engel an? Gab es doch noch manche ihres Gleichen, die aus purer Langeweile —. Hier stockte sein Gedankengang plötzlich wie ein scheues Pferd. „Die Sache ist doch nicht ganz so," sprach's in ihm; „wenn ich zugeben muß, daß das Volk im Großen und Ganzen eben so schlecht ist wie die Vornehmen und Gebildeten, so darf ich auch nicht leugnen, daß der

Edelmuth bei Einzelnen von keinen Standesverhältnissen ausgeschlossen wird. Die Schlußfolgerung drängt sich nach allen strengen Regeln der Logik auf. Wenn es überhaupt gute Menschen gibt, was sich am Ende doch nicht leugnen läßt, so können sie auch in Sammt und Seide einhergehen. Ich will also annehmen, daß es wirklich edle Triebe sind, von welchen geleitet die junge Dame ihre stille Wohlthätigkeit übt."

Wenn Peter dergestalt ungestört sich hatte mit der Hausmeisterin unterhalten dürfen und jetzt seinen Gedanken nachhängen konnte, so verdankte er dieß nur einem Zufall. Minna war, wie vorhin gesagt worden, in Wehr und Waffen ausgezogen, um ihn für ein halbes Stündchen an den Siegeswagen der Gefallsucht zu schirren. Die Aufgabe war an und für sich nicht schwierig. Die hübsche Frau kannte den jungen Herrn ja schon seit längerer Zeit und es bestanden zwischen ihnen der Berührungspunkte genug, um ein längeres Gespräch in munterster Gangart zu erhalten. Um ihre Sendung zu vollführen, mußte Minna damit beginnen, die Herzstärkung für das kranke Kind abzuliefern. Die Stube fand sie leer, doch sah sie durch das offene Fenster die Kleine auf einer Bank im Garten sitzen. Sie ging hinaus. In demselben Augenblick fügte sich's, daß Bacciochi des Weges kam, der seitwärts am Garten zur Fahrstraße hinführte. Er nahm ihrer wahr und rief sie an. Im Augenblick hatte Minna ihres Auftrags vergessen, eilte durch die Seitenthüre hinaus, hängte sich in des Freundes Arm und lustwandelte mit ihm querfeldein statt nach dem Hause der Baronin zu. Vielleicht geschah es nur unwillkürlich, wahrscheinlicher jedoch mit Vorbedacht; jedenfalls blieb der Erfolg sich gleich, die Rechnung Mankas erfuhr einen Querstrich, ohne daß sie etwas davon ahnte.

„Dort kommt der Fiaker," sagte die „Baronin" zu ihrem Gaste, auf die Straße hinausdeutend. — Leander nahm eilfertig seinen Hut, lief zur Hinterthüre hinaus durch den Garten auf die Straße und kam gerade recht, um „zufällig" mit dem Fiaker zusammenzutreffen, der vor dem Gehöfte anhielt, während eine hochgewachsene junge Dame ausstieg. Ohne die Blässe auf ihren Wangen, ohne den trüben Flor über den Augensternen, ohne die bläulichen Ringe um die Augen wäre sie eine vollendete Schönheit gewesen. Muckenthaller machte eine tiefe Verbeugung. Der Gruß wurde mit höflicher Kälte erwiedert. Keineswegs abgeschreckt folgte Leander der Dame in den Hof und redete sie an: „Wie dankbar bin ich dem günstigen Gestirn —" — Da sie nicht stehen blieb, vertrat er ihr den Weg, um sein Sprüchlein vollends abzuspinnen. „Das Fräulein —" hob er an. — Sie ließ ihn nicht weiter reden, sondern unterbrach ihn: „Was berechtigt den Herrn Muckenthaller zu solcher Freiheit?" — „Das Fräulein selbst hat mir ein Recht dazu gegeben," versetzte er. „Nachdem sie mich eines schönen Tages selbst zum Tanze aufgefordert und damit zu ihrem Anbeter erkoren —" — „Platz da!" rief sie. — Statt Raum zu geben, erhaschte er ihre Hand. — „Ich, dero ergebenster Sklave," sagte er, „ich sterbe —"

„Ein Sklave hat vor allem zu gehorchen," ließ sich eine Männerstimme vernehmen. — Leander ließ erschrocken die widerstrebende Hand des Fräuleins fahren. Sie aber wandte sich dem Ankömmling in einer Weise zu, als erblicke sie einen erwarteten Freund, ergriff seinen Arm und zog ihn mit den Worten: „Kommen Sie, lieber Veilchenau!" in das Haus. — Betreten schaute Muckenthaller dem Paare nach und schlich dann sozusagen mit hängenden Ohren davon. „Der Teufel verstehe die Weiber!" dachte er. „Vor einem halben Jahre hat sie mich dem dort vorgezogen, und wenn sie den ganzen Winter gegen mich wie gegen alle Welt die Spröde spielte, so war doch vom Mosbauer die Rede so wenig bei ihr, als bei ihm von ihr. Und jetzt thun sie wie die besten Freunde!"

Beschämt, wie er war, mochte Leander sich nicht vor der Baronin zeigen. Sie hatte vom Fenster aus den Vorgang nicht gesehen, der sich in dem vom Schuppen verdeckten Theile des Hofes zugetragen. So bildete sie sich denn ein, Peter lustwandle mit Minna im Garten, Leander sey mit Alfonsine in die Hausmeisterswohnung getreten, um die vorbereitete Entwicklung abzuwarten, und während ihre leichtsinnige Abgesandte sich mit Bacciochi erging, Leander wie ein begossener Pudel auf dem Seitenwege abzog, träumte das alte Weib in ruhiger Zuversicht von ihrem stattlichen Kuppelpelz.

Alfonsine wußte kaum, wie sie in Haus und Stube gelangt war, und drinnen kam sie nur zur Besinnung, um neuem Entsetzen zu verfallen, welches sich nicht durch die Wahrnehmung milderte, daß sonst niemand sich im Gemache befand. Die Hausmeisterin war mit ihrem Kinde beschäftigt, das gebratene Huhn zu verzehren, welches Minna als das erstbeste Gericht, das sie im Küchenschranke gefunden, überbracht hatte. „Was muß der Herr Ritter von mir denken!" sagte Alfonsine. — „Die Antwort ist einfach genug," entgegnete er; „ich weiß, daß Fräulein Sini alle Donnerstag als Schutzengel hier erscheint." Purpurröthe überflog Sinis bleiche Wangen, ihre matten Augen blitzten freudig auf. Peter bemerkte die Wallung und verschluckte den Nachsatz, daß seine Wissenschaft keine halbe Stunde alt sey. Statt dessen sprach er die Vermuthung aus, daß

Leander das Fräulein mit Spähern umgeben habe, um Gelegenheit zu dem Wegelagererstückchen zu finden.

Zu derselben Frist langten zwei Kutschen vor dem Gehöfte an, die eine von Weinhaus, die andere von der Stadtseite her gekommen. Aus der einen wälzte sich Frau von Taillefer, die seit vierzehn Tagen auf dem Lande wohnte, wohin des Arztes Spruch ihren Gatten zu so ungewohnter Zeit verwiesen hatte. Aus der andern stiegen Winterbaum und Nowotny. Nicht gegenseitig war man überrascht, sich zu sehen, wohl aber einerseits. Verwundert forschte der Regierungsrath nach der seltsamen Ursache des Zusammentreffens. Jetzt kam an die Dame die Reihe des Erstaunens. — „Sollte ich Ihre Worte mißverstanden haben?" rief sie auf Französisch, worauf sie, ein Papier aus der Tasche hervorkramend, hinzufügte: „Oder hätte ein ungeschickter Schreiber Ihre Worte unrichtig wiedergegeben?" Ohne die Zeit mit Fragen zu verlieren, griff Winterbaum nach dem Zettel. — „Doch was sehe ich?" bemerkte die Taillefer. „Ihre Hand ist ja unverletzt?" Der Zettel, wodurch sie beschieden worden, gab eine Verletzung der rechten Hand vor und sprach von einem wichtigen Geheimniß, das die Empfängerin erfahren solle. — „Ei, ei," bemerkte Nowotny, „das ist ja dieselbe Schrift wie in unserem Briefe!"

Der Brief, welchen Winterbaum bei seiner Schachpartie mit dem kleinen Professor im Kaffeehause erhalten, beschwor ihn, sich nach Hernals an eine genau bezeichnete Stelle zu begeben, wenn er seine Tochter bei einer verliebten Zusammenkunft überraschen wolle, die regelmäßig Donnerstags stattfinde und bereits zum Stadtgespräche geworden. Doch davon zu reden, blieb keine Muße, weil sich die „Baronin" zu der Gruppe gesellte.

„Die Herrschaften wollen gewiß das Grundstück kaufen," sagte sie; „belieben sie dort nur zur Hausmeisterin hineinzuspazieren." — „Ist nicht ein junges Fräulein hier?" fragte Winterbaum. — „Dort steht der Fiaker, in dem eine Dame gekommen," erwiderte Manka; „ob jung oder alt, vermag ich nicht zu sagen." — „Allein?" — „Ich habe niemand weiter gesehen."

Während Peter noch seinen Muthmaßungen über Leanders unwürdige Zettelungen Worte lieh, unterbrach ihn Alfonsine, deren Gesicht dem offenen Fenster zugekehrt war. — „Wende sich der Herr Ritter nicht um, da kommen die Purkmayrschen mit der Hausmeisterin. Was die nur wollen? Die Charitas ist sonst doch nicht ihre schwache Seite." Auch dießmal war sie's nicht. Die beiden alten Jungfern Purkmayr hatten eine Bestellung mit falscher Unterschrift erhalten; sie sollten ein verliebtes Paar überraschen, und man hatte ihnen die genaueste Anweisung gegeben, wie sie es anzustellen hätten. Den Namen der Dame hatte man nicht genannt, wohl aber den Herrn als Leander Muckenthaller bezeichnet. Sie kannten ihn zwar nicht näher, aber als ächte Klatschschwester wußten sie von ihm wie von allen Leuten auf dem Pflaster von Wien.

Zum Fenster tretend, rief die eine hinein: „Darf ich meinen Glückwunsch darbringen, Herr von Muckenthaller, zum Brautstande?" Peter wandte sich um. — „Ich heiße Mosbauer," sagt er. In demselben Augenblick öffnete sich die Thüre. Herein stürmten Winterbaum, Nowotny, Frau von Taillefer und die zudringliche Manka. Sini verhüllte ihr Gesicht mit dem Taschentuch unter beiden Händen.

„Herr Ritter," sagte Winterbaum ohne weitere Einleitung, „warum bemüht er sich nicht zu mir, wenn er meine Tochter begehrt? Solch krumme Wege ziemen sich für keinen Ehrenmann." — „Der Herr Regierungsrath ist im Irrthum." — „Wie, verlangt er etwa nicht des Fräuleins Hand?" — „Ich möchte nichts lieber, Gott weiß es, aber der Stand meiner Vermögensverhältnisse—" — „Hier ist von höheren Dingen die Rede als von Geld und Gut," fiel ihm Winterbaum in die Rede, worauf er, Sinis und Peters Hände in einander legend, zu der Umgebung sprach: „Meine Herrschaften, Fräulein Alfonsine von Winterbaum und der Herr Ritter von Veilchenau empfehlen sich als Verlobte."

Sofort begannen die Glückwünsche von allen Seiten. Nur Manka zog sich betreten zurück. — „Der dumme Spaß kostet mich hundert Ducaten!" murmelte sie in sich hinein. In der nächsten Minute fuhr die ganze Gesellschaft — so weit sie zusammen gehörte — nach Weinhaus, mit Ausnahme Nowotnys, der nach kurzer heimlicher Besprechung mit Winterbaum den Fiaker bestieg, in welchem Sini gekommen, um zur Stadt zurückzukehren, angeblich weil er sich in Gala werfen müsse. Der eigentliche Grund war indessen ein ganz anderer. Er mußte die Bücher und die Kasse, welche Schweidler nicht mitgenommen, mit den eingesiegelten Schlüsseln und einem Briefe in Peters Kleiderkasten schaffen. In dem Schreiben entschuldigte der Buchhalter seine plötzliche Abreise und verwies im übrigen auf die Bücher. Wenn sich ein Anstand ergebe, werde er nach seiner Heimkehr mündliche Auskunft ertheilen.

Der Rest versteht sich von selbst. Zu sagen bleibt nur noch folgendes: Der ehrliche Schweidler verstand sich auf Befehl des Meisters vom Stuhle dazu, späterhin seinem Brodherrn und allen Leuten zu verschweigen, daß er dem Professor mit der Kasse zugleich den Brief übergeben hatte. In der Uebereilung hatte er,

wenn man ihn hörte, das versiegelte Päckchen auf die Kasse statt auf den Schreibtisch gelegt. Daher das Mißverständniß, welches er tief beklagte.

Peter beklagte es nicht. Hatte ihn doch das „Mißverständniß" nicht nur vor schwerem Ungemach bewahrt, sondern auch vor einer schiefen Richtung seines Daseyns auf den Pfad geordneten Denkens, Dichtens und Trachtens zurückgebracht und in den Hafen des Glücks befördert.

Skizzen aus Spanien.

Das gesellschaftliche Leben.

Dem fremden Beobachter fällt im geselligen Verkehr der Spanier alsbald ein Hauptcharakterzug auf, nämlich in allen Ständen eine Ungezwungenheit und Freiheit der Bewegung, des Benehmens, wovon in andern Ländern kaum die „Gebildeten" eine Ahnung haben. Ein freier, natürlicher Anstand ist dem niedersten Proletarier im Allgemeinen so eigen als dem Granden, und dieser zeichnet sich vor jenem durch keinen höheren aus. Complimentirbücher, deren jede Leipziger Büchermesse ein hübsches Contingent liefert, und die gleichwohl bis zur Stunde noch nicht im Stande gewesen sind, nur einen Anflug der dem gemeinen Spanier eigenen natürlich guten Sitte zu erzeugen, wären hier zu Lande die größte Lächerlichkeit. Zwar ist gesunder, natürlicher Anstand unsern Landsleuten gewisser Klassen nichts weniger als fremd; derselbe genügt aber nicht den „bessern," „höhern Cirkeln," deren „höhere Bildung" auch mit „höherem" Anstande verbunden ist. Dieser aber fehlt nun dem gebildetsten Spanier ganz und gar. So weit bringt er es in der Entäußerung aller Natürlichkeit nicht, als der höher gebildete Germane. In den feinsten Kreisen, wenn man nach dem gedruckten oder ungedruckten Codex unserer höheren Cirkel spanischen Gesellschaften überhaupt ein solches Attribut geben darf, vermißt man durchaus jene zarte Blüthe nordischer Cultur. Dagegen findet man aber auch keine Spur von der abschreckenden Rohheit und, gerade heraus gesagt, Unfläthigkeit, die in gewissen Klassen unseres Volkes leider keine Seltenheiten sind. Diese unästhetischen Eigenschaften müssen oft sehr tief wurzeln, wenn mancher Deutsche, der schon Jahre lang sich in Spanien aufhält, dieselben in ihrer ganzen Ursprünglichkeit bewahrt hat.

Die genannte, dem Fremden so wohlgefällige äußere Erscheinung des Spaniers, deren Werth durch Mangel an innerem Gehalt nicht verringert werden kann, beschränkt sich jedoch auf den harmlosen und interesselosen Verkehr. Sobald er das Interesse, das er, mit Recht oder Unrecht, an einer Sache nimmt, berührt sieht, erscheint die ganze Heftigkeit seines cholerischen Temperaments. Eine Caprice, die auf einen Widerstand stößt, macht sehr leicht auch den Gebildeten so unbändig, daß wir uns — zu unserer Freude — nicht erinnern, an den rohesten Individuen unseres Volkes solche Ausbrüche von Leidenschaftlichkeit beobachtet zu haben, daß der bloße Gedanke an die nahe liegende Möglichkeit eines solchen Vorkommens den erwähnten Vorzug ganz vergessen läßt. Wie oft hört man Flüche und Gotteslästerungen ausstoßen, so häßlich, so abscheulich, so obscön, daß wir uns scheuen müßten, sie auch nur als Beispiele in den Mund zu nehmen.

Der natürliche Anstand, den der Proletarier mit dem Vornehmen gemein hat, macht die absolute Vermischung aller Volksklassen an allen öffentlichen Orten möglich, wo anderwärts eine oft bis an's Kastenartige grenzende Absonderung herrscht. Lebendige Copien des Modejournals sitzen in Fondas, in Kaffeehäusern 2c. neben schmutzigen, zerlumpten Gestalten. Das Kaffeehaus namentlich ist das eigentliche Gesellschaftslokal des Spaniers. Wenn in großen Städten die Cafés zweiten Ranges schon sehr anständig sind, so zeichnen sich die vornehmsten durch glänzende, ja prächtige Einrichtung so sehr aus, daß, nach ihnen zu schließen, Spanien auf der Höhe der Civilisation zu stehen scheint. Wenn die Häuser ersten Ranges, obgleich sie ganz dieselben Preise halten, wie die niedersten, von den untern Volksklassen weniger besucht sind, so rührt dieß daher, daß dieselben den Tag über nicht in gleichem Maße dieses gebildete Bedürfniß haben, und Abends lieber Häuser zweiten oder dritten Ranges besuchen, wo es gewöhnlich eine kleine musikalisch-dramatische Vorstellung gibt, für welche die Leute sehr eingenommen sind.

Einen Hauptzeitvertreib in diesen Lokalen bildet das Domino, das erstaunlich stark gespielt wird. Nachmittags und noch mehr Abends hört man schon in bedeutender Entfernung das ununterbrochene Rasseln der Steine, die zusammengeworfen und gemischt werden. Nur wo Billards sind, machen diese jenem geistreichen Spiele die ausschließliche Herrschaft etwas streitig.

Ein anderer Hauptzug im geselligen Verkehr der Spanier ist der Anschein einer gewissen Gleichheit, welche den Ständeunterschied meist gänzlich verschwinden läßt und oberflächliche Beobachter zur Ansicht führen kann, die spanische Sitte sey demokratisch. Wir führen erst einige hervorstechende Thatsachen an und versuchen dann, den Grund derselben zu entdecken. Nie hörten wir einem Namen durch Erwähnung des Reichthums oder des hohen Ranges der Person eine besondere Bedeutung beilegen; indessen beobachteten wir hunderte von Fällen, wo Individuen von untergeordneter Stellung social höher Stehenden gegenüber, ungeachtet der Leichtigkeit der Bewegungen, den ganzen Abstand nicht deutlicher hätten markiren können. Richtig ist, daß der Adel in der öffentlichen Meinung in politischer Beziehung weniger Halt hat als irgendwo; dagegen hat er seine Bedeutung in socialer Hinsicht keineswegs eingebüßt. Andernfalls hätten auch die Erhebungen auf die verschiedenen Stufen dieses Standes und das so rege, leidenschaftliche Streben nach dieser Ehre gar keinen Sinn. Im verflossenen Jahre verloren Hunderte Titel, die sie unrechtmäßig besaßen. Wozu die Anmaßung, wenn der Titel nicht einmal höhere sociale Bedeutung verliehe? Die Beamten vom höchsten Range bis zum niedersten Subalternen zeigen kein gebieterisches, herrisches Aeußere. Der Versuch dazu könnte dem Herrn gegenüber der im Allgemeinen scharf ausgesprochenen Individualität dessen, mit dem er verkehrt, leicht mißlingen.

Im geselligen Verkehr der Spanier macht sich allerdings eine Gleichheit geltend, die einem Deutschen sehr auffallen muß. Erstlich läßt aber schon der allgemeine natürliche Anstand, von dem oben die Rede war, den Unterschied des Ranges nicht hervortreten, eine Beobachtung, die man ja tausend mal auch bei uns machen kann. Hauptsächlich aber hat jene Erscheinung ihren Grund im tief gewurzelten Egoismus, in dem das Individuum sich als unbedingten Ausgangs- und Reflexionspunkt der Welt um sich her betrachtet und als solchen sich möglichst geltend zu machen sucht, oder in einer eben so unerschütterlichen Indolenz gegen Alles, was das Ich nicht unmittelbar berührt. Jeder bleibt dem andern innerlich weit fremder als bei uns, setzt denselben zu sich in keine innigere, gemüthliche Beziehung. Es ist kein Vorurtheil, daß die Völker germanischen Stammes durchgehends gemüthlicher sind, als andere. In Spanien namentlich ist der fast gänzliche Mangel an Herzlichkeit und Zutraulichkeit im gegenseitigen Benehmen höchst auffallend und kann nur von dem übersehen werden, der überhaupt nicht beobachten kann oder dem jene Eigenschaften selber unbekannt sind. Gegenseitiges Mißtrauen ist zum Erschrecken allgemein und erkältet den geselligen Verkehr. Jeder wird daraus mit Recht auf relative Armuth an sittlichem Gehalte schließen.

Daß die beste spanische Gesellschaft einen gebildeten Deutschen kalt und theilnahmlos lassen muß, ist nach dem Gesagten leicht begreiflich. Im Allgemeinen sind die Spanier überdieß nicht sonderlich gesprächig und mittheilsam, was sich aus dem vorerwähnten Charakterzug leicht erklärt. Mehrere Individuen können lange an einem Tische sitzen, ohne daß Einer ein Gespräch anknüpft. Ist aber einmal ein solches im Gange, so läßt die Lebendigkeit des Temperaments, das nöthige Interesse vorausgesetzt, es nicht leicht in's Stocken gerathen. In Folge seiner Leidenschaftlichkeit spricht der Spanier gewöhnlich ungemein schnell, auch wo kein Grund vorliegt, die Rede zu beschleunigen. Sehr oft macht dieß auf den Hörer den Eindruck eines wahren Mühlengeklappers, zumal bei solcher Schnelligkeit die betonten Sylben nicht mit dem gehörigen Nachdruck hervorgehoben werden können. Es ist einem, als könnte die Zunge nicht so maschinenmäßig rasch plappern, wenn sie einen werthvollen Inhalt auszusprechen hätte, oder der Redende ein tieferes Interesse an demselben nähme. Wirklich haben wir noch nirgends eine größere Gedanken- und Geistesarmuth gefunden, als in spanischer Gesellschaft. Einige frivole, der Form nach selten gelungene Späße machen diese Gehaltlosigkeit erst recht fühlbar. Da das gemeine Volk keinen Anspruch auf höhere geistige Entwicklung macht, und diese bei ihm nirgends vorausgesetzt wird, so ist ein Gespräch mit einem schlichten Manne von gesundem natürlichen Verstande nothwendig weit befriedigender, als die Unterhaltung mit Personen, die ihre Bildung ausschließlich oder vorzüglich in einem Modelager erworben haben. Nie werden wir vergessen, wie unvergleichlich wir uns in Gesellschaft von Spaniern gelangweilt haben, die für „höchst gebildet" galten. Zeigt sich in den Reden solcher Gebildeten ein großer Mangel an positivem Wissen, so ist doch die offenbare Unfähigkeit, über Menschen und menschliche Dinge, selbst der nächsten Umgebung, etwas gründlich nachzudenken, noch auffallender. Freilich ist tüchtiges Denken eine Arbeit und erfordert Uebung, und darum bleibt die allbekannte spanische Indolenz an der seichten Oberfläche der Dinge haften. In dieser

Beziehung, könnte man im pretiösen und prätensiösen Style geschmackvoller Schriftsteller sagen, herrscht in Spanien allerdings eine gewisse Demokratie der Bildung. Die Gebildeten stehen durchschnittlich auf einer nicht wesentlich höheren Stufe geistiger Bildung als der gemeine Mann. Sie theilen mit diesem dieselben kindischen und läppischen Liebhabereien, dasselbe lebhafte Interesse für Bagatellen. Beispiele davon ließen sich zu tausenden anführen. Wir unterlassen aber eine Aufzählung von Abgeschmacktheiten, von denen manche ans Unglaubliche streifen.

Literatur.

Erzählungen von Hermann Kurz. Neue vermehrte Sammlung. Zweiter Band. Stuttgart. 1859.

Wir haben uns sattsam selbst darüber verspottet, daß Bücher für uns Ereignisse sind, und zwar Geschichten zum bloßen Zeitvertreib. Welch traurige Zeiten nun für uns schöngeistige Opiumraucher, wenn unser belletristisches Vegetiren nicht einmal durch solche Büchereereignisse Unterbrechung und neuen Anstoß erhält, wenn Jahre vorüber gehen, ohne daß sie wenigstens durch einen Epoche machenden Roman bezeichnet wären! Solche unfruchtbare Jahre sind für uns die letzt verflossenen gewesen. Die rasch auf einander folgenden Romane von Müller, Scheffel und Kurz waren für uns ästhetische Traumdeuter die letzten fetten Kühe, seither leben wir von verbrannten Aehren, von Schwindelhaber, Dippelhaber. Schreiber dieses hat in den letzten Jahren dann und wann den einen oder andern Roman besprochen, um der ästhetischen Witterung den Puls zu fühlen. Als gewissenhafter Mann und unabhängiger Kritiker glaubte er meistens die Bücher für allzu leichte Waare erklären zu müssen. Der Verstand kommt mit den Jahren. Nachdem er etwas länger gelebt und kritisirt hat, sieht er sich veranlaßt, die wackern Autoren beiderlei Geschlechts, denen er in diesen Blättern zu nahe getreten, öffentlich um Verzeihung zu bitten. Er bekennt, von einem überspannten Ideal ausgegangen zu seyn und übertriebene Forderungen zu seinem Censoramte mitgebracht zu haben. Hätte er damals schon etwelche belletristische Originalbibliotheken und sonstige Produkte von Erzählungs- und Unterhaltungsfabriken gelesen gehabt, die ihm seitdem in die Hand gekommen, so wäre er gewiß vernünftiger gewesen, er hätte nicht überall nach höchster poetischer Auffassung verlangt, sondern wäre zufrieden gewesen, wenn er wenigstens leidliche Erfindung, eine anständige Darstellung und correcten Styl gefunden hätte. In dieser Beziehung also glaubt er klüger geworden zu seyn; man soll ihn in Zukunft traktabler finden.

So weit übrigens konnte und wollte er doch seinen alten Adam nicht ausrotten, daß er sich nicht jezuweilen ein desipere in loco vorbehielte, d. h. daß er nicht dann und wann auch wieder den höchsten Maßstab anlegen wollte, wo er glaubt, daß es am Holz sey. Ist er auch nicht so thöricht, Trauben aus den Dornen oder Feigen von den Disteln lesen zu wollen, so wird man es ihm hinwiederum auch nicht verargen, wenn er einmal auch von dem guten Baume süße Früchte essen möchte. Mit diesem Wunsche, in dieser Erwartung hat er die Erzählungen von Kurz zur Hand genommen, bei dem er sonst schon so viele Befriedigung fand. Spendet er hier nicht das Lob mit vollen Händen, so ist die Ursache darin zu suchen, daß er von dem viel fordert, dem viel gegeben ist. In diesem Falle ist eine Hand voll besser als ein ganzer Epha.

Die schwäbische Kritik hat sich über diese Erzählungen unbedingt günstig ausgesprochen, und wir wollen sie darüber nicht tadeln. In Blättern, in denen man sein Urtheil weniger eingehend motiviren und ästhetisch begründen kann, ist es, zumal wenn man es mit einem mit Recht geschätzten Landsmanne zu thun hat, immer besser, direct zu loben als direct zu tadeln, damit man die Leute nicht irre macht. Etwas anderes aber ist es, wo man, wie hier, sagen kann und soll, was man auch an einem sonst trefflichen Buche auszusetzen hat, wo man mehr Farben als bloß schwarz und weiß im Kasten haben soll. Daß Kurz nichts Ordinäres schreibt, darf man voraussetzen; der geistreiche Mann gibt sich überall zu erkennen, und Referent insbesondere glaubt Kurz's Talent so vollständig würdigen zu können als irgend wer. Aber schon bei dem ersten Bande konnte er sein Bedenken gegen diese Art literarischer Memoiren nicht zurückhalten, und er glaubt dem Verfasser einen Dienst zu erweisen, wenn er dieselben bei dem zweiten eben so unverholen und noch entschiedener ausspricht.

Die Erzählungen des ersten Bandes waren zum größeren Theil noch, was sie ihrem Titel nach seyn sollten, Erzählungen. Die Eindrücke, welche der Verfasser von dem Aufenthaltsort seiner Knabenjahre, von der alten Reichsstadt mit ihren allgemeinen und Familientraditionen erhalten, und die er mit schöner Pietät sich bewahrt, die er als die feinsten Wurzelfasern seiner ganzen geistigen Existenz mit sich durch's Leben getragen hat, er verarbeitet sie dort in ächt poetischer Weise und gestaltet sie zu einzelnen reizenden Bildern. Ohne daß ein sichtbarer, handgreiflicher Faden sich hindurchzöge, fühlt man doch, wie sich die alten Familien- und Stadtgeschichten überall auf den Helden und Autor beziehen, wie sie von ihm und zu ihm geschaffen sind, weil er der poetische Mittelpunkt und Träger, der Genius loci ist. Es ist eine Art Lebensläufe in aufsteigender Ordnung und das jüngste Glied ist ideell schon in dem ersten und ältesten gesetzt, durch eine Art von rücklaufendem Traducianismus. Der Enkel steckte in seinen Voreltern, und bei allem, was sie vor Jahrhunderten erlebten, war er als die Hauptperson, auf welche all diese Ereignisse als sein poetisches Erbe kommen sollten, geistig zugegen. Dieses Ineinanderspielen von Gegenwart und Vergangenheit ist ächt poetisch und entspricht durchaus den Anforderungen, die wir an einen Novellisten machen, der wesentlich auch Dichter seyn muß. Aber schon in jenen Erzählungen trat zu oft das empirische Ich störend an die Stelle des idealen; es war als ob da und dort der poetische Boden unter den Füßen einbreche, so daß man unversehens aus der höheren poetischen Welt sich in die der gemeinen Wirklichkeit versetzt sah. Um Wahrheit und Dichtung aus seinem Leben zu schreiben, ist zum Glück nicht jeder objektiv genug. Und Kurz hatte das Verhältniß der beiden Elemente zudem ganz anders festgestellt als Goethe.

In dem zweiten Band nun macht sich die Subjektivität noch in weit höherem Grade geltend als im ersten. Hier ist nirgends mehr ein gegebener Stoff, sondern der Verfasser grübelt lediglich in seinen eigenen Erinnerungen. Er macht den Eindruck, als hielte er seine Laufbahn nahezu für geschlossen, als stünde er nicht mehr im Fluß der Entwicklung, sondern glaubte es bereits an der Zeit, auf sein Gewordenseyn zurückzublicken. Dazu ist er aber, wenn er sich auch für den Augenblick von dem literarischen Markt zurückgezogen zu haben scheint, doch noch viel zu unmittelbar mit allen Beziehungen des Lebens verflochten. Um Erinnerungen aus seiner Jugend, um Denk- und Glaubwürdigkeiten zu schreiben, ist ein Vierziger allerdings nicht mehr zu jung; und wenn er sich mit einer gewandten humoristischen Darstellung, bei welcher einige Idealisirung niemals ausgeschlossen ist, begnügen will, so wird ihm der Erfolg nicht fehlen. Die Aufgabe, die sich Kurz gestellt hat, ist aber eine höhere. Er verschmäht es, einige Jugendgeschichten mit jener komischen Laune, die man im gemeinen Leben auch Humor zu nennen pflegt, zu erzählen und den Leser einfach zu unterhalten. Die tiefere Auffassung, die höhere Bildung zeigt er auch hier dadurch, daß er vom Einzelnen zum Allgemeinen, wenn es erlaubt ist den doctrinären Ausdruck nochmals zu gebrauchen, vom empirischen Ich zum idealen sich erhebt. Indem er erzählt, wie die in der damaligen Zeit gelegenen Bildungselemente auf seine Subjektivität eingedrungen, gibt er eine poetische Schilderung jener Culturatmosphäre überhaupt und ihres Einflusses auf eine jugendlich empfängliche Phantasie. Natürlich gibt er keinen kulturhistorischen Abriß mit persönlichen Belegen und Nutzanwendungen in usum Delphini, sondern folgt einem feineren strategischen Plan mit allerlei Rückzügen und Flankenmärschen. Aber auch hier wieder jene Vermischung des Empirischen und Idealen. Manche Kleinigkeiten und Schrullen sind ihm so an's Herz gewachsen, er macht, um ihnen nachzugehen, so viele Diversionen, daß er den Hauptplan aus den Augen verliert. Seine Colonnen können aus dem engen Terrain, in das er sie geführt, nicht deployiren und confundiren sich. Es gehört nicht geringe Aufmerksamkeit und schon ein tieferes Verständniß, als man bei den meisten Lesern voraussetzen darf, dazu, um ihm überall zu folgen und seine eigentliche Meinung herauszufinden. Für Viele geht ohne Zweifel gerade das Beste verloren. Und auch der gründlichere Leser athmet leichter auf, wenn er sich durch all die Kreuz- und Querzüge durchgearbeitet hat und endlich mit dem Roman zwischen dem sechsten und siebenten Buch wieder soliden Boden unter die Füße bekommt.

Hier treffen wir Kurz wieder auf altbekannten Fährten. Im „Sonnenwirth" hat er so zu sagen den Uebergang von der Dorfgeschichte zum Volksroman gemacht, er hat alle Elemente von jenem in einen höheren und weiteren Kreis hinübergenommen, die Unmittelbarkeit desselben zur Basis gemacht, auf welcher er ein Gebäude mit weiterer Perspektive errichtete. In ähnlicher Weise hat er hier ein beschränktes Genre in eine höhere Ordnung erhoben, die schwäbische Pfarrhausgeschichte, eine mit der Dorfgeschichte im genauesten naturwüchsigen Zusammenhang stehende Gattung. In der That ein Stoff für den Roman, wie sich ein günstigerer kaum in irgend einer andern Sphäre finden ließe. Hier liegen die größten intellektuellen und socialen Contraste neben einander; die interessantesten philosophischen und politischen Probleme lassen sich an diesen bukolisch-akademischen Existenzen zur Lösung bringen, welche oft wie die letzten Indianerhütten unter die Pflanzungen einer neuen Cultur hinein gestellt sind. Unsere belletristischen Touristen, die überall auf neue pikante Stoffe aus sind, haben denn auch längst die Entdeckung dieser attisch-arkadischen Chaumières gemacht. Allen Lesern dieser Blätter ist ohne Zweifel die vortreffliche Frau bekannt, welche diese Pfarrhäuser unter den verschiedensten Rubriken beschrieben, eine eigentliche Pfarrhaus-Physiologie geliefert hat. Die Frau hat mit diesen Geschichten, die man so ganz aus dem Leben gegriffen fand, überall in Schwaben den größten Anklang gefunden. Nur darin konnte sie mit allem ihrem Talent für holländische Malerei den Kennern nicht

genug thun, daß sie ihren zierlichen Bildchen nicht auch die derben Striche zu geben wußte, welche gleichsam die Pfahlwurzeln bilden, durch welche diese Häuser und ihre Insassen in den verschiedensten Bodenarten eingewurzelt sind. Hier ist männliche Kraft offenbar besser am Platz als weibliche Feinheit und Sauberkeit. So faßt das Verhältniß auch Kurz auf, wenn er eine zweite Sammlung merkwürdiger Pfarrhäuser in Aussicht stellt, welche mit jener ersten in die Arena treten und unter deren Charakteren „der gebratene Backsteinkäsepfarrer" eine hervorragende Rolle spielen werde. Man trifft es wirklich nicht übel, wenn man sagt, der männliche Humor verhalte sich zum weiblichen wie Backsteinkäse zu einer Mandeltorte.

Mit dem Stoff seines Romans hat also Kurz einen glücklichen Griff gethan, und er wäre ohne Zweifel auch ganz der Mann, um diesen Stoff tüchtig zu verarbeiten. In der vorliegenden skizzenhaften Behandlung hat er gezeigt, daß er die Sache an der Wurzel zu fassen und die weitesten Perspektiven in den allgemeinen culturhistorischen Hintergrund zu ziehen weiß. Es sind nicht bloß einzelne ergötzliche Anekdötchen, die er zum Besten gibt; das humoristische Pfarrhaus, in das er uns einführt, ist auf dem Untergrund des ganzen theologisch-pastoralen Lebens auferbaut. Nehmen wir das auf dem Berge stehende und den Correspondenten desselben in der Tiefe, von denen jedes seinen eigenen Humor hat, zusammen, so haben wir schon die Hauptumrisse zu einem erschöpfenden Bild dieses Pfarrerlebens mit aller seiner Behaglichkeit und Verkommenheit, mit dem Nebeneinander seiner durch keine dogmatische Formel zu versöhnenden Bildungscontraste. „Der Pfarrer aus der Höhe, der seine Freistunden, deren er, wie der selige Kurfürst von Düsseldorf, täglich 24 hat, mit einem so harmlosen, gutmüthigen dolce far niente auszufüllen weiß, der wahrhaft ein otium cum dignitate führt, mit seinem Dekan ein Spielchen macht und in der Residenz bei einem Vetter logirt, der zu den diis majoribus gehört, dieser dicke und darum auch gute Mann, in dem feinen schwarzen Rock und der weißen Halsbinde, der Gnade hat bei Gott und den Menschen, er ist zu allem diesem Segen gekommen ohne besonderes Verdienst und Würdigkeit, der Herr hat es ihm im Schlafe gegeben, denn er war dazu prädestinirt. Und jener andere, der in der Tiefe, der, ein wahrer Prediger in der Wüste, von Heuschrecken und wildem Honig lebt, Backsteinkäse an einer abgebrochenen Rapierklinge röstet, seine Zunge mit der elenden Creatur, small beer genannt, kühlt, die er sich an seinem eigenen Herdfeuer bereitet hat, und die Speisung von Weib und Kind dem überläßt, der die Lilien auf dem Felde kleidet und die Vögel unter dem Himmel ernährt, der Mann mit dem struppigen Aussehen, mit dem durren, gelbtrockenen Gesicht, der sich vor dem Anblick seiner glücklichen Collegen verbirgt, den Grimm in sich hinein schlingt und seinen Bauch mit Ostwind anfüllt, er hat nichts gethan, womit er seine Würdigkeit verscherzt hätte, „er ist herunter gekommen und weiß doch selber nicht wie." Es ist das unbegreifliche Fatum, die Tragik des Pfarrerlebens, in welche diese beiden Spieler mit den weißen und den schwarzen Steinen uns hinein sehen lassen.

Hiemit hatte Kurz die breiteste Basis gewonnen für einen Roman, in welchen die verschiedenartigsten Beziehungen, Stadt- und Dorfgeschichten, nicht in Geßnerischer, sondern in Hogarthscher Manier sich von selbst einfügten. Wir bedauern, daß er diesen prächtigen Markknochen, der ihm hier unter die Hände gekommen war, nicht gründlicher aussaugen mochte. Wie geschickt er das Austernmesser zu handhaben weiß, um die feinsten humoristischen Bissen herauszuschälen, hat er in den flüchtigen Umrissen gezeigt, die er uns gegeben. Die Tubus-Correspondenz ist nicht nur eine glückliche poetische Fiktion; so phantastisch sie zu seyn scheint, es fehlt ihr auch die historische Wahrheit nicht. Es ließen sich ähnliche Geschichten erzählen, die sich wirklich und wahrhaftig zugetragen haben; so ganz ist dieses pastorale Leben eine verzauberte Welt mitten in der gewöhnlichen Wirklichkeit, bald in luftiger Höhe über ihr schwebend, bald in ihre tiefste Gemeinheit herabsinkend. Die classischen Billete, die zwischen den beiden Pfarrern wie Weberschifflein herüber und hinüber schießen, verrathen einen Briefsteller, der selber einmal Sitz und Stimme in dem geistlichen Wahlreich hatte. Die ganze Exposition geht trefflich von statten. Wo konnte der Knoten besser geschürzt und gelöst werden, als bei jenen olympischen Spielen des studirenden Schwabens, zu welchen die jungen Athleten für den philologischen Wettkampf, sorgfältiger gepflegt und trainirt als englische Rennpferde, von den Vätern selbst geführt werden, damit diese mit den gewonnenen Kränzen das eigene Haupt schmücken oder die gefallenen Kämpfer auf dem Schilde nach Hause tragen können? Wie viele tausend Menschenschicksale sind schon entschieden worden auf diesem schmalen Isthmus, in diesen für die Hoffnungen des ganzen Volks der gebläuten Achiver so verhängnißvollen Tagen, an denen Paradiesesbhelle wechselt mit tiefer, schauervoller Nacht!

Hier wird auch das Schicksal der beiden Pastoren und ihrer Söhne in wahrhaft tragischer Weise entschieden. Aber — nun sollte es auch entschieden seyn und bleiben. Der Schicksalsschlund hat den Pfarrer aus der Tiefe mit seinem Sohne hinabgeschlungen; der aus der Höhe ist dem einst so geliebten Feinde zur Unterwelt gefolgt; der Tod versöhnt, requiescant in pace — „verschließt die Erde, vollendet den Bann!" Wohl gibt es noch eine andere und schönere Versöhnung; die Kinder können das Band, das die Väter in Haß zerrissen haben, in Liebe wieder anknüpfen, auf daß nicht des Lajus ganzes Haus verderbe; Wilhelm und Kunigunde durften wohl zusammen kommen. Aber Wilhelms Klosterabenteuer, so humoristisch sie sonst seyn mögen, sind ein Knäuel, in welchem die Entwicklung hängen bleibt und über Gebühr aufgehalten wird. Hier verfängt sich Kurz wieder in seine Reminiscenzen und läßt sich von ihnen in so weiten Irrwegen herumführen, daß die Abrundung und Vollendung des Ganzen darüber

verloren geht. An einem andern Orte wäre diese Episode gewiß von guter Wirkung gewesen; hier aber ist sie ein eigentliches hors-d'oeuvre, das einen fremdartigen Eindruck auf uns macht. Während des Lesens warteten wir immer, ob sich uns nicht noch ein rettender Faden darbieten werde, der den Theil mit dem Ganzen enger verknüpfe; einmal glaubten wir ihn schon gefunden zu haben in dem „dürren Zwetschgenbuben." Könnte nicht, mußten wir fragen, in diesem industriösen Jungen der Mann aus dem Busche wieder auftauchen, der Prinz Biribinker, der seinem Schwertbruder zeigen will, was aus einem Exspectanten werden kann, der in der Arithmetik zwei große A gemacht hat. Aber der Hase will nicht aus dem Busch; „gesehen und nimmer." Realismus und Humanismus kommen nicht in Conflikt; Wilhelm macht ungestört seine Klosterjahre durch; Eduard kommt nimmer zum Vorschein, sondern läßt seine Kunigunde allein auf dem Schauplatz, da Wilhelm statt des zerbrochenen väterlichen Tubus seine eigene werthe Person anbietet, so daß das Fernrohr zuletzt noch zum Wunderspiegel wird, in welchem er seine künftige Pfarrerin sieht.

Der Schluß lenkt wieder trefflich ein, und wäre nicht die lange Abschweifung mit den Seminaristreichen, so würden wir die Novelle vollendet nennen. Kurz hat sonst ein so feines Gefühl für Maß und Form, daß er diese Ueberschreitung gewiß selbst anerkennen wird. Wir glauben sie daraus erklären zu müssen, daß er seinen subjektiven Angelegenheiten und Liebhabereien zu viel nachgibt; und dieses leiten wir weiter davon ab, daß er seine Kraft nicht an etwas Ganzes und Großes setzt, sondern sie in Zufälligkeiten zersplittert, in die er vielleicht mit Liebe und Genuß sich vertieft, aus denen er aber niemals etwas objektiv Vollendetes und allgemein Befriedigendes machen kann. Die Vorzüge, die sich auch in diesen trifles of idleness kund geben, wissen wir vollkommen zu schätzen, und es wäre keineswegs gegen unsere Ueberzeugung gewesen, alles Schöne darüber zu sagen. Damit hätten wir aber nicht die ganze Wahrheit gesagt und die Pflicht einer ehrlichen und ernstlichen Kritik versäumt, einem Autor, der auf krumme Wege kommen will, auf das Ziel hinzuweisen, das seiner würdig ist, ihn zu erinnern an das macte, puer, virtute tua, sic itur ad astra. Kurz gedenkt in seinen Memoiren auf's freundlichste eines Spielgenossen, der ihm in einer Fehde den Rockflügel vom Leibe gerissen, in späteren Jahren aber den Schaden vergütet und ihm im freundschaftlichsten Sinne des Worts am Zeug geflickt habe. Möge er es eben so als Freundschaft erkennen, wenn ihn derselbe gute Kamerad wieder am Flügel zupft, nicht um ihn abzureißen, sondern um den Vogel zum Fliegen zu bringen.

Correspondenz-Nachrichten.

Berlin, März.

Die Briefe Alex. v. Humboldts an Varnhagen.

+ Selten hat ein Buch in Berlin ähnliches Aufsehen gemacht und in allen Kreisen eine gleich leidenschaftliche Besprechung gefunden, als der von Ludmilla Assing herausgegebene Briefwechsel Alexander von Humboldt mit Varnhagen von Ense. Beide Persönlichkeiten gehörten Berlin an, beide griffen ein in die verschiedensten Kreise der gebildeten Gesellschaft, beide sind noch so frisch in unserem Gedächtniß, daß das hinreichen mußte, die Aufmerksamkeit auf ein Buch hinzulenken, das den geistigen Verkehr dieser beiden Heroen der Wissenschaft und Literatur enthüllen sollte. Mit Entrüstung, im besten Fall mit Enttäuschung, jedenfalls aber mit Bedauern, werden die meisten Leser das Buch aus der Hand gelegt haben. Um das zu erklären, müssen wir auf die Geschichte des Buches zurückgehen und uns die Eigenthümlichkeiten Humboldts und Varnhagens zurückrufen.

Varnhagen von Ense, der sorgfältigste Autographensammler, der fleißigste Compilator aller kleinen Details, die sich auf Personen von irgendwie hervortretender Bedeutung und auf deren intimste Verhältnisse bezogen, war zugleich der eifrigste Correspondent nach allen Seiten hin, und jedes Blättchen wurde von ihm mit Sorgfalt bewahrt und in seine Mappen einregistrirt. Dazu bewahrte ein genau geführtes Tagebuch die hervorragendsten Momente seiner intimen Gespräche mit Männern aller Kreise und von verschiedenartigster Bedeutung auf. Das vorliegende Buch gibt uns einen kleinen Theil der aufgespeicherten Schätze des reichen Materials für die Geschichte unserer Tage. Man konnte, man mußte Werthvolles erwarten, und wirklich hat das Buch, wenn auch nicht so viel als man hoffte, geistreiche und anziehende Mittheilungen in Fülle. Leider hat die taktlose und indiscrete Redaktion des Buchs uns völlig um die Freude an diesem Werthvollen gebracht. Vielleicht nie hat eine indiscretere Hand die intimen Mittheilungen Verstorbener schonungsloser an's Licht gerissen und tiefere Schatten auf die Dahingeschiedenen geworfen, als es hier Ludmilla Assing gethan hat. Nicht nur daß in den brieflichen Aeußerungen Humboldts und in den aus seinen mündlichen Mittheilungen in dem Tagebuche Varnhagens aufbewahrten Notizen die kränkendste

Impietät gegen seinen königlichen Freund Friedrich Wilhelm IV. sich ausspricht, auch eine große Anzahl anderer, theils noch lebender Personen wird in schonungslosester Weise besprochen, und die vielleicht in erregten Stunden unter vier Augen von Freund zu Freund gethanen Aeußerungen rücksichtslos an das Licht gezogen. Briefe berühmter Personen, in Freundschaft und Verehrung an Humboldt gerichtet, überschickt dieser mit sarkastischen Begleitbillets an Varnhagen für seine Autographensammlung, und diese Briefe werden, hinter die andern gedruckt, uns vorgelegt. Wir enthalten uns, auf Details einzugehen, um das Verdrießliche nicht zu wiederholen, aber das Buch stört uns das Bild einer edlen und idealen Freundschaft, die der geistreiche König dem greisen Gelehrten bis zu seinem Tode bewahrte und die von diesem mindestens ohne Herz erwiedert wurde. Und das wird uns vorgeführt in dem Augenblick, wo das tragische Geschick des Königs ihn in Banden schwerer Krankheit dem Tode entgegenwelken läßt. Auch die Wahl dieser Zeit zur Veröffentlichung trifft wesentlich die Herausgeberin, und diese Impietät gegen seinen königlichen Freund schreitet wie ein düsterer Schatten dem Leichenbegängniß nach, mit dem wir vor kaum einem Jahre den Nestor der Wissenschaft bestattet haben. Vielen wird das Andenken jenes Tages jetzt verdüstert in der Erinnerung stehen.

Anders steht Varnhagen dem Buche gegenüber. Was dort Impietät ist, wird hier Indiscretion. Es soll keine Entschuldigung seyn, sondern eine Erklärung, wenn wir uns die beiden Männer im vertrauten Umgang vergegenwärtigen: Varnhagen, gereizt, verletzt durch mancherlei Zurücksetzungen, die ihn, wir untersuchen es nicht, mit Recht oder Unrecht getroffen haben; fern dem Hofe und den Kreisen des Hofes, aber bereit, jedes kleine Detail, jede pikante oder sarkastische Bemerkung aufzunehmen, zu verstehen oder zu würdigen; Humboldt, über mancherlei politische Ereignisse verstimmt, mit Talent und Rücksichtslosigkeit zur Medisance ausgestattet, behaglich sich gehen lassend in dieser Richtung wich der Zurückhaltung, die ihm die Hofkreise auferlegten. Manches Bonmot, das ihm dort auf den Lippen schwebte, wurde denn hinter der verschlossenen Thür dem Freunde ausgesprochen. Und das alles kommt vor die Oeffentlichkeit! Mag einer in dieser autographensammelnden Zeit noch so vorsichtig in seinem brieflichen Verkehr seyn, wer wollte das vertrauliche Wort, das unvorsichtige Kind der Stimmung, der Nachwelt überliefert sehen? Und ein erquickliches Bild gewinnen wir auch aus der Darstellung der Freundschaft nicht, wie sie uns entgegen tritt in den Briefen. Der erste aus dem Jahre 1827, der letzte vom September 1858 — welch langer Zeitraum gemeinsamen Verkehrs, und wie gnädig herablassend klingen die Briefe Humboldts, wie unterwürfig in tiefster Verehrung und dankbarster Ergebenheit nennt sich Varnhagen Sr. Excellenz Gehorsamsten! Hatten diese Männer wirklich kein Herz für Freundschaft, daß sie in dem jahrelangen Verkehr die banalen conventionellen Formen gebrochen hätten? War es wirklich nur Eitelkeit, die sie zusammen führte, und der Wunsch gegenseitig die literarischen Hülfsmittel auszubeuten? Das Buch ist auch in dieser Beziehung unerquicklich.

Wenden wir uns schließlich zur Herausgeberin. Was hätte eine taktvolle Redaktion nicht aus dem Buche zu schaffen vermocht! Wenige Bleistiftstriche hätten hingereicht, die Mittheilungen von allgemeinem Interesse von dem zu sondern, was wir zur Skandalliteratur gehörig bezeichnen müssen, und was so diese Veröffentlichung den Büchern zureiht, die ein edles Gefühl aus der Literatur ausgestrichen sehen möchte. Die Herausgeberin sucht sich zu rechtfertigen durch eine dem Buche vorgedruckte Stelle aus einem Briefe Humboldts vom 7. December 1841. Sie heißt wörtlich: „Ihr letztes mir sehr ehrenvolles Schreiben enthielt Worte, die ich nicht mißverstehen möchte: „Sie gönnen sich kaum den Besitz meiner Impietäten.“ Ueber solch Eigenthum mögen Sie nach meinem baldigen Hinscheiden walten und schalten. Wahrheit ist man im Leben nur denen schuldig, die man achtet, also Ihnen.“ Heißt walten über Impietäten dieselben ohne Auswahl drucken lassen? „Wahrheit,“ sagt Humboldt, „bin ich Ihnen schuldig;“ aber auch aller Welt, der Gedrucktes zugänglich ist? Gibt der Auszug aus diesem Briefe auch das Recht, alles, was nach dem Jahre 1841 geschrieben wurde, zu veröffentlichen? Und gerade in den letzten Jahren finden wir die rücksichtslosesten und verletzendsten Aeußerungen. Auf diese konnte sich die ohnedieß nicht klare Erlaubniß gewiß nicht beziehen, am wenigsten aber auf die mündlichen Mittheilungen, und über die Veröffentlichung dieser gibt es keine, auch nicht die gesuchteste Entschuldigung. Einer unserer geistreichsten Kritiker, Ernst Kossak, sagt: „Was sind gegen diese giftigen Pfeilschüsse über das Grab hinaus irgend welche Grobheiten unter dem offenen Namen der lebenden Verfasser? Aber es gibt wirklich Leute, die noch etwas Bewunderungswürdiges in der Feigheit finden, sich vor aller Verantwortlichkeit durch den Sargdeckel schützen zu lassen.“

Wir möchten diese Verantwortlichkeit auf die Herausgeberin werfen, die wahrlich kein Werk der Pietät an ihrem verstorbenen Oheim durch die Herausgabe dieses Buches geübt hat, und sey es aus einer Geldspekulation, sey es aus maßloser Eitelkeit, ihren Namen den beiden berühmten hinzufügte und sich nicht scheute, schmeichelhafte Kritik ihrer eigenen Persönlichkeit in den Briefen Humboldts mit abdrucken zu lassen. Es ist von vielen Seiten die Ansicht aufgetaucht, daß Einzelnes in die Briefe mit eingeflossen sey, was den Schreibern fremd war. Diese lobenden Epitheta hat man dahin zählen wollen und manches andere, was der bekannten Eleganz des Humboldtschen Styles geradezu widerspricht. Wir wollen auf diese Beschuldigung nicht weiter eingehen, wer aber jemals die Handschrift Humboldts gesehen hat, wird die unfreiwillige Commentirung der schwer zu entziffernden Schriftzüge begreiflich finden, und vielleicht las man aus den undeutlichen Worten gerade das heraus, was im Augenblick am

Pikantesten erschien. Eine takt- und pietätvolle Redaktion haben wir freilich von Fräulein Ludmilla Assing nicht erwartet; daß ihr diese beiden Eigenschaften fehlten, hatte sie bereits in ihren Biographien der Gräfin Ahlefeld und der Sophie la Roche bewiesen, in denen wir aber die Geschicklichkeit bewundern mußten, mit der sie gegen besseres Wissen die Ereignisse nach ihren Absichten darzustellen wußte, und Briefe durch die Stellung, die sie ihnen in ihrem Buche anwies, in ein ganz anderes Licht stellte, als das, in dem sie geschrieben und empfangen waren. Wir wollen nur ein Beispiel erwähnen. Wie schamlos verzerrte sie das Bild der noch lebenden Wittwe Karl Immermanns, und war dreist genug, zu behaupten, daß nach der Trennung des Dichters von der Gräfin Ahlefeld auch seine Produktionskraft von ihm gewichen sey, und doch konnten schon die buchhändlerischen Cataloge ihr zeigen, daß in dem kurzen Jahr der glücklichen Ehe die beiden letzten Bände des Münchhausen, Tristan und Ysolde und die Memorabilien entstanden. Wenn Ludmilla Assing uns nichts desto weniger mit diesem Buche überraschte, so mag das ein Beweis seyn, wie sehr sie darin jedes Schicklichkeitsgefühl, jede Achtung vor den Verstorbenen, jede Rücksicht für die Lebenden hintansetzte. Im Namen der deutschen Literatur aber müssen wir protestiren gegen derartige Spekulationen auf die berühmten Namen Dahingeschiedener. Wir verkennen nicht den literarhistorischen Werth von Briefsammlungen, aber nur gewissenhafte und taktvolle Redaktion kann solche rechtfertigen. Von einem solchen Treiben muß jedes edle Gefühl sich abwenden, und wenn die Herausgeberin geglaubt hat, sich einen Namen zu machen, so geben wir zu bedenken, daß nicht nur was berühmt ist, besprochen wird, sondern auch das, was berüchtigt ist.

Wien, März.

Des Faschings Ende. — Eine Anregung für die Zukunft. — Das Judengesetz und die beschlagnahmten Blätter. — Die Schwierigkeiten der Landesvertretung. — Spaltung im Adel. — Die Deichgrafen.

Der Fasching hat ausgetobt; nachdem er sich lange genug schlafhaubig dahingeschleppt, ist er zu guter Letzt noch toll geworden wie eine Vierzigerin in der sprichwörtlichen dritten Hitze. Damit soll nicht etwa gesagt seyn, daß zuvor nicht getanzt worden. Die Kreise, deren Wahlspruch lautet: „Je serai canaille tant que vous voudrez, mais jamais mauvais genre,“ haben viele Sohlen durchgetanzt, eben so das kleine Volk, bei welchem das Sprüchlein mehr oder weniger umgekehrt lautet. Nur in den feineren Leuten wollten die Noten (nämlich die für den Fiedelbogen) keinen Widerhall wecken. Zum Theil mögen wohl einige Noten des europäischen Concertes die Schuld davon getragen haben, unmittelbar und mittelbar; letzteres durch die herrschende Theuerung und durch das Einschrumpfen des papierenen Vermögens. Die steigende Unsicherheit alles Besitzstandes mahnt zur Sparsamkeit, während die Ansprüche an den Aufwand sich nicht herabstimmen wollen, welcher innerliche Widerspruch namentlich die häuslichen Vergnügungen in der sogenannten zweiten Gesellschaft beeinträchtigt. Da man nicht wenig geben darf, gibt man lieber gar nichts. Das ist vergönnt. Wir machen es zwar lange noch nicht wie die Pariser, die vor kurzem bei einem Lucullus das zweite Fest bekrittelten, weil nicht abermals wie beim ersten für zehntausend Franken Treibhauserdbeeren beim Nachtisch verschlungen wurden; aber unsere jungen Männer wollen nicht tanzen, wenn sie nicht mit dem üppigsten Glanze abgefüttert und getränkt werden. Am Tanze in anständiger Gesellschaft finden sie eben kein Vergnügen mehr, weil alles das, was der Tanz einer unentweihten Jugend als erstes Pfand des Lebenslenzes bietet, den Reiz für sie verloren. Pfingsten ist vor Ostern gekommen. In früheren Tagen war der Tanz die Hauptsache, die Bewirthung eine bescheidene Zugabe, die sich leicht bestreiten ließ, und man war dabei wahrhaft vergnügt. Doch wenn auch den häuslichen Bällen durch die angedeuteten Umstände Eintrag geschehen ist, so hat wenigstens des Faschings Ende sich durch Feste auf gemeinschaftliche Kosten ausgezeichnet, die sich sozusagen Schlag auf Schlag drängten. Von Künstlern wurde auch ein sogenannter Costümeball veranstaltet, und dadurch die Anregung zur Erörterung der Frage gegeben, ob nicht auch in Wien öffentliche Maskenzüge nach rheinischem Muster am Platze wären. Vor der Hand scheint es, daß ein Maskenzug für die Katharina-Redoute (am letzten Sonntag vor dem Advent) verabredet wurde. Das wäre schon ein guter Anfang, und dabei findet die gegebene Anregung so sichtlich allgemeinen Beifall, daß möglicherweise sich auch noch weiteres entwickeln könnte. Man sagt zwar, daß zu Wien kein Boden für Lustbarkeit auf Straßen und Plätzen sey und derlei keine andere Theilnahme als die einer glotzäugigen Neugier finden würde; das ist aber eben nur eine vorgefaßte Meinung. Wer die Geschichte Wiens auch nur halbwegs kennt, weiß recht gut, daß das lustig freie Treiben volksthümlicher Kurzweil erst in den Tagen des modernen Polizeistaates auf Flaschen gezogen wurde. Noch unter Karl VI. schöpfte sich die Lustbarkeit aus offenem Strome, und im Anfang der Regierung Maria Theresias lief sie wenigstens noch vom Zapfen.

Die große Angelegenheit dieser jüngsten Zeit war das neue Judengesetz. Ihr werdet seine Bestimmungen ausführlich in den Zeitungen gelesen haben. Den Abkömmlingen der alttestamentarischen Erzväter ist gestattet, Grundbesitz zu erwerben. Sie dürfen große Güter kaufen, einzig mit dem Vorbehalt, daß etwaige Patronats- und Schirmvogtsrechte, die selbstverständlich nur ein Christ ausüben soll,

ihnen nicht zustehen. Eben so versteht es sich von selber, daß ihr Grundbesitz sich deßhalb nicht den Leistungen entziehen darf, welche zu diesen Ehrenrechten gehören, denn das wäre Beschädigung eines dritten — hier der Kirche und der Schule. Bauernhöfe dürfen die Juden erwerben, um sie selbst zu bewirthschaften; so ist dem Güterschacher vorgebeugt. In Gallizien ist der Güterkauf noch besonders an einen gewissen Bildungsgrad gebunden. Für Tirol und noch einige Kronländer bleibt das Gesetz einstweilen noch außer Kraft, weil dort die Vorstellung vom Polizeistaat noch nicht jene ursprüngliche vom christlichen Gemeinwesen zu verdrängen im Stande war.

Ich berichte nur und lasse mich in keine Erörterungen ein. Das Gesetz ist gegeben und die Frage keine offene mehr. Doch gehört es zum Thatbestande, daß zwei Blätter von ganz entgegengesetzter Richtung wegen dieser Angelegenheit mit Beschlag belegt wurden, Morgens die Ostdeutsche Post, Abends der Oesterreichische Volksfreund. Der O. D. P. scheinen die Beschränkungen des Gesetzes gar zu ferne von ihrem Ideal der völligen Gleichstellung geblieben zu seyn. Der Oe. V. dagegen brachte Bemerkungen anderer Natur vor. Nachdem er sich nämlich förmlich und feierlich gegen den Verdacht verwahrt, eine Verordnung der von Gott gesetzten Obrigkeit anfechten zu wollen, und nachdem er abgelehnt, die Bestimmungen des Gesetzes auch nur in erlaubter Erörterung mit seinen eigenen Vorstellungen vom christlichen Staate zusammenzuhalten, wies er einfach die Anmaßung des Stockjobberthums zurück, welches sich öffentlich gleichsam darüber gerechtfertigt hatte, daß die Börse nicht mit einem erklecklichen Steigen das neue Heil für Israel gefeiert habe. „Es ist das alte Lied von der ganz unmäßigen Belohnung," sagt die Entgegnung, „welche das judenfreundliche Oesterreich von der auserwählten Nation werde zu erwarten haben, sobald es ihr die alten verhaßten Fesseln abgenommen. Daß diese Belohnung augenblicklich noch ausblieb, wird nun mit trüben politischen Verhältnissen entschuldigt. Fürwahr, nicht übel. Gerade unter solchen Verhältnissen wäre ja die Großmuth recht angezeigt und willkommen und wirklich etwas werth; später, wenn die Verhältnisse mit Gottes und ohne der Juden Hülfe wieder klar und glücklich geworden, kommt das Steigen schon von selber." Uebrigens scheine es unpassend, dem Gesetzgeber Beweggründe solcher Art unterzuschieben. Man wolle eben zur Wohlthat sich auch den Dank schenken lassen. Er sey geschenkt. „Denn nicht von Rechten oder Gnaden kann hier die Rede seyn, wo nur das Ergebniß zwingender Umstände vorliegt, die ja in diesen Tagen schon so manches geschaffen haben und noch weiter zu schaffen daran sind, so manches, das oft genug keinen Grund seines Bestandes aufzuweisen vermag."

Die öffentliche Besprechung bleibt durch diese Beschlagnahmen natürlich nach beiden Seiten hin abgeschnitten. Eben so natürlich geht die mündliche Erörterung ihren Gang fort, der nicht immer und überall der behaglichste ist. Doch lasse ich das um so mehr auf sich beruhen, als mir noch alle näheren Angaben über die Aufnahme des Gesetzes im Lande fehlen. Wenn ich muthmaßen dürfte, würde ich vielleicht keine Dankschreiben in Aussicht stellen, aber ich gebe mich nicht mit Wahrscheinlichkeitsrechnungen ab und harre der Thatsachen. Ohnehin ist die weitere Entwicklung der Judenfrage, wie wir in der amtlichen Zeitung gelesen, den künftigen Landesvertretungen vorbehalten, deren Einrichtung, wie verlautet, mit gründlichem Eifer betrieben wird, aber nur sehr langsam vorrückt; sehr begreiflich, und zwar nicht nur durch die Wichtigkeit der Angelegenheit, sondern auch durch den Widerstand, welchen eine der stärksten Tagesströmungen dem Werke bereitet. Die Regierung will eine naturwüchsige Vertretung nach Ständen und Körperschaften; die zersetzenden Parteien streben nach einem einheitlichen Kopfzahlparlament, um wieder Gesellen in's Feuer zu bringen, wie man sie vor zwölf Jahren in Wien versammelte oder nach Frankfurt schickte. Eine andere Schwierigkeit ergibt sich aus der Zersetzung der Körperschaften, deren selbst die großen Grundherren sich nicht ganz zu erwehren vermögen. Wenigstens gewinnt es den Anschein, daß dem so sey, seit man vernimmt, daß die Adelszeitung entweder gar nicht, oder nur für das Kronland Böhmen in Prag, oder in zwei getrennten Unternehmungen erscheinen werde. Die dritte dieser Möglichkeiten wäre der Uebel geringeres und könnte allenfalls durch löblichen Wetteifer die Scharte wieder auswetzen, welche ein Schein von Uneinigkeit der Waffe schon in der Scheide geschlagen. Wie man sagt, soll das ausgegebene Programm der sechs Cavaliere, wovon ich neulich gesprochen, in den Reihen des Grundadels selbst erheblichen Widerstand gefunden haben. Näheres weiß ich nicht darüber, doch glaube ich aus allem, was öffentlich ausgeduftet, schließen zu dürfen, daß sich in dieser Angelegenheit theils eine Josephinische Richtung, theils ein Liebäugeln mit den Modeverkehrtheiten des Zeitgeistes geltend gemacht haben dürften. Für letzteres gibt es große und kleine Vorbilder, doch will ich weiter keinen Namen nennen, außer dem Grafen von Mirabeau, weil sich an diesen der Wunsch anknüpfen läßt, daß alle, die mit seinem Winde segeln, doch die Geschichte dieses gewaltigen Mannes mit treuem Fleiße, kritischem Nachdenken und haltbarem Gedächtniß lesen möchten. Sollten aber die Mirabeaus auf dem Halme das Feld behaupten, so stürzt der letzte Damm gegen die Staatsgleichmacherei nach dem Zuschnitte von 1789 und muß sich binnen einer gegebenen Frist in Oesterreich der Grundbesitz in Staub auflösen, wie jenseits des Rheins. Das sollten vor allem die geborenen Deichgrafen bedenken.

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 13. 25. März 1860.

— In this desert,
Under the shade of melancholy boughs,
Lose and neglect the creeping hours of time!
Shakespeare.

Die Schlangenkönigin.

Erzählung von Otto Roquette.

1.

Der alte Herr erzählt.

Alljährlich um die Sommerzeit tauchen Erinnerungen in mir auf, Jugenderinnerungen, schön und trübe zugleich, die mich mit unwiderstehlicher Macht gefangen nehmen. Es ist wie eine Mährchenwelt, was vor meiner Seele lebendig wird, wie ein uralter Zauberwald der Romantik, der mir seine Wunder erschließt. Hundert Wasserarme durchkreuzen ihn in anmuthigen Windungen, und durch die Blätterkuppeln fällt tanzendes Sonnenlicht auf die leise bewegte Fluth. Die weißen Wasserrosen duften zwischen ihren breiten Blättern und wiegen sich nach einer alten Melodie, die aus der Ferne bringt. Aus dem Schilfe nickt die Blumenbinse mit roth blühendem Fächer, und vom Erlenzweige flattert die rankende Winde herab. Blaue Libellen und dunkle Waldschmetterlinge fliegen hinüber und herüber, die Mücken spielen und die goldene Biene summt flüchtig vorbei. Es ist still am hellen Tage, traumstill, nur die Eine ferne Liederweise weht durch die Luft. Immer leiser und ferner klingt sie, das Wasser hört auf zu fließen, die Blumen bewegen sich nicht mehr, des Falters müde Schwinge sucht eine Blüthe, die Mücke zur Ruhe einen Grashalm. Der letzte Ton ist verklungen und mein Auge sinkt zum Schlummer nieder. Wie ich erwache, schimmert das Mondlicht durch die Zweige. Um mich her plätschert und lacht es im Wasser, ich sehe nackte Kindergestalten in reizenden Bewegungen durch die Wellen spielen. Sind es Elfen, Nixen, Kobolde? Sie haschen nach silbernen Schlangen, werfen sich dieselben zu, daß sie sich um die weißen Arme und Nacken schlingen. Da tönt von neuem die alte Melodie, aber tiefer, trauriger, ferner. Im Kahne schwebt eine blasse Mädchengestalt heran, die Elfenschaar jauchzt ihr entgegen und all die silbernen Schlangen schießen in leichtem Sprunge in ihren Kahn. Sie hat die Arme ausgestreckt, aber auf mir liegt ein Bann, ich kann mich nicht regen und mein Haupt sinkt schwer auf Arme und Knie nieder. Einen Seufzer höre ich noch, ein schluchzendes Weinen, und wie ich mich erhebe, verlieren sich im Nebel die letzten Umrisse meines Zauberwaldes. — —

Mein Vater war ein wohlhabender Kaufmann in Berlin. Sein Haus lag in dem lebhaftesten Theil des alten Berlin und hatte noch die eigenthümliche Einrichtung eines Geschäftshauses früherer Zeiten. Die

gewölbten Räume des Erdgeschoßes umschlossen große Waarenlager, ebenso das ganze speicherartige Hinterhaus. In dem ganzen obern Stockwerke hatte die Familie Platz sich auszubreiten. Leider aber sollte die Familie sehr klein bleiben. Meiner Mutter erinnere ich mich nicht mehr, sie starb vor meinem zweiten Jahre. Dagegen knüpfen sich meine liebevollsten Kindheitserinnerungen an ein anderes weibliches Wesen. Ich hatte eine wendische Amme aus dem Spreewalde. Es war, wie alle Ammen, die dorther kommen, eine junge Frau. Sie hatte ihren Mann noch vor der Geburt ihres ersten Kindes verloren. Da sie sich in dem verödeten Hause sehr anstellig und brauchbar zeigte und ich mich an die treue Kascha wie an eine Mutter gewöhnt hatte, behielt mein Vater sie im Hause und überließ ihr die Wirthschaft mit der Zeit fast ganz. Sie sorgte für mich mit Liebe und Aufopferung und hegte und pflegte mich, denn ich war ein schwächliches Kind. Oft erzählte sie mir mit Sehnsucht von ihrem Knaben, so daß in mir die gleiche Regung erwachte und ich dem Vater anlag, den kleinen Franz aus dem Spreewalde kommen zu lassen. Da ihm meine Vereinsamung längst schmerzlich gewesen seyn mochte, so ging er darauf ein und nahm den Knaben in sein Haus auf.

Ich hatte nun einen Spielkameraden und entwickelte mich an und mit ihm schneller. Anfangs zwar sprach er fast nur wendisch, aber bald lernte er das Deutsche geläufig, zumal da seine Mutter es sprach, während ich andererseits durch diesen Verkehr der wendischen Sprache ziemlich Herr wurde. Wir hatten dieselben Lehrer und lebten auch sonst in jeder Weise wie Brüder.

Mein Vater verheirathete sich wieder. Die Stiefmutter vernachlässigte mich nicht gerade, brachte mir aber doch keine so große Zärtlichkeit entgegen, daß sie mich der treuen Kascha hätte abspenstig machen können. Erst in späteren Jahren, als sie die Hoffnung, Kinder zu bekommen, aufgegeben hatte, entstand ein innigeres Verhältniß zwischen uns, und ich darf nicht ungesagt lassen, daß das schöne und freundschaftliche Entgegenkommen gegen den nun schon heranwachsenden Sohn durchaus von ihr und einem herzlichen Bedürfniß ausging.

Franz und ich hatten dieselben Neigungen und Eigenthümlichkeiten. Wir waren beide mehr innerlich lebende, träumerische Naturen, Poesie und Künste zogen uns über alles an. Es war im Anfang des Jahrhunderts, Schiller stand in frischestem Andenken, Goethe noch in schönster Blüthe. Wir gaben uns der neuen idealen Welt, die diese beiden Genien erschaffen, mit ganzer Seele hin, und fanden darin in meiner Stiefmutter eine begeisterte Theilnehmerin. Indessen überkam mich, der ich bis zu meinem achtzehnten Jahre außer Berlin noch nichts gesehen hatte, ein immer heftigerer Drang in die Welt hinaus. Und da mir Franz und Kascha oft und viel von ihrer Heimath erzählt hatten, so wurde der Spreewald das Land meiner Sehnsucht. Endlich, nachdem die Schülerjahre vorüber waren, gestattete mein Vater mir die Reise in Franzens Begleitung. Vier Wochen lang wohnte ich mit ihm bei seinem Oheim, einem einfachen Bauer, und dieser Aufenthalt, diese Wiesen, Baumdickichte und Wasserarme, erschienen meinen Neulingsaugen als das irdische Paradies. Selbst später noch, als ich die Alpen, Italien und Frankreich gesehen hatte, kehrte ich mit alter Liebe gern in den kühlen Spreewald zurück, und fand dort immer neue Schönheiten.

Seit dieser ersten Reise aber trennten sich meine und Franzens Lebenswege. Er wollte Schullehrer werden und bezog ein Seminar, ich selbst rüstete mich zur Universität. Mein Vater sah mich nicht gern dahin abreisen; er hätte gewünscht, mich schon jetzt in sein Geschäft aufzunehmen, da es künftig auf mich übergehen sollte. Indessen vermochte er nicht dem Wunsche seines einzigen Kindes zu widerstehen, zumal da die Stiefmutter auf meiner Seite war und ich ihm die Hoffnung keineswegs nahm, nach Vollendung meiner Studien ihm ein thätiger Gehülfe zu seyn. Da ich durchaus nicht gezwungen war, mich an ein Fachstudium zu halten, lebte ich auf mehreren Akademien ganz meinem dichterischen und künstlerischen Hange und durfte, von der Freigebigkeit meines Vaters unterstützt, mir auf Reisen auch die Welt in größeren Kreisen betrachten. In meinem zweiundzwanzigsten Jahre kehrte ich heim und beglückte den Vater durch den Entschluß, mich von nun an unter seiner Leitung in die Geschäftsthätigkeit einzuarbeiten. Kein halbes Jahr verging, so wurde die Freude und das Glück des Hauses noch erhöht. Ich verlobte mich mit dem liebenswürdigsten und schönsten Mädchen, dem reinsten und gütigsten Wesen, das je die Welt gesehen. Meine Wahl fand den ganzen Beifall der Eltern. In meinem dreiundzwanzigsten Jahre war ich Gatte, im vierundzwanzigsten glücklicher Vater eines Knaben.

Das Glück unseres Hauses hatte keine Grenzen, es gab bei uns nur Freudentage. Die Stiefmutter schien neu aufzuleben, sie liebte mein junges Weib wie ihre Tochter, sie pflegte meinen Knaben mit der ganzen Zärtlichkeit einer Großmutter. Denke ich an jene Zeit zurück, so ist mir, als hätten wir in einem Rausch von Wonne und Seligkeit gelebt. Es waren zwei Jahre, so erfüllt von Glück, daß sie ihren Glanz

über ein ganzes, gedehntes Leben ausbreiteten. Ach, es mochte wohl des Glückes zu viel seyn!

Noch hatte ich nichts, gar nichts erlebt, was irgend wie mich hätte innerlich tiefer erschüttern können, als mich völlig Unvorbereiteten der furchtbarste Schlag traf. Mein junges, heißgeliebtes Weib starb! Ich glaubte wahnsinnig zu werden vor Schmerz. Mit einem einzigen Sturz war das ganze Gebäude meines Glückes zusammen gebrochen, ich wollte auf der verödeten Stätte nicht mehr leben. Und wie ich innerlich zerrüttet und zerrissen war, so begann auch mein Körper zu leiden. Man schickte mich in die Bäder, auf Reisen. Ich hielt es nicht aus, allein umher zu schweifen, und kehrte schon nach einem halben Jahr zu den kummervollen Räumen zurück, die mein Glück gesehen hatten. Man war liebevoll und nachsichtig gegen mich. Die Stiefmutter ging ganz in Sorge für mein Kind auf, das auf's Schönste gedieh, der Vater verlangte nichts von mir, und sann nur darauf, mich zu trösten und zu zerstreuen. Er wußte mich dahin zu bringen, daß ich mich ein wenig mit Zeichnen und Malen beschäftigte, wie ich es sonst wohl getrieben hatte, er vermittelte mir Bekanntschaften mit Künstlern, und wurde aus Liebe zu seinem Sohne ein Kunstmäcen. Besonders zog er jüngere Maler in's Haus, damit ich durch ihren Umgang dem Leben wieder gewonnen würde. Ich ließ mit mir anstellen, was man wollte, mein Herz war nicht bei der Kunst noch bei den Menschen, und in das Innere meiner Brust fiel kein Funken des Trostes. Zu heiß hatte ich geliebt, zu tief war der Riß durch mein ganzes Wesen.

Franz hatte inzwischen eine Stelle als Lehrer erhalten, und zwar in seinem heimathlichen Spreewalde, in dem Dorfe Leige. Die treue Kascha war ihrem Sohne gefolgt und führte ihm das Hauswesen. Da schrieb er mir, wie er oft gethan hatte, und bat mich zu ihm zu kommen, um bei ihm meinen Kummer zu zerstreuen. Das letztere hoffte ich zwar nicht, doch ging ich auf seinen Vorschlag ein, denn ich war ruhelos im Hause, und das bunte Leben, mit dem mein Vater mich umgab, beängstigte mich eher, als daß es mich vergessen gelehrt hätte.

Aber ich sollte nicht allein reisen. — Zu den Künstlern, die in unserem Hause aus und ein gingen, gehörte auch ein junger Maler, den ich nur bei seinem Vornamen Victor nennen will. Er hatte noch kein größeres Werk von Bedeutung geschaffen, aber seine reichlichen Skizzen und Zeichnungen zeigten ein liebenswürdiges Talent. Mein Vater, der ihm ganz besonders gewogen war, kaufte ganze Mappen voll von seinen kleinen Zeichnungen, und zeigte sich ihm als einen freigebigen Gönner. Es war jedoch vielleicht weniger sein Talent, als seine Persönlichkeit, die ihn in unserem Hause so beliebt machte. Victor war von angenehmer Erscheinung, hatte den liebenswürdigsten Umgangston, und wußte sich in jeder Gesellschaft zu bewegen. Geistvoll, lebhaft, immer zum Scherzen aufgelegt, schien er den Meinigen vor Allen geeignet, mich aus meinem Hinbrüten heraus zu reißen. Man sah ihm viel nach. Er war eine derb sinnliche Natur, oft bis zur Frivolität. Es fehlte ihm an Bildung, hauptsächlich an Bildung des Gefühls, er hatte keine Tiefe, leichter Genuß war das Element, in dem er lebte und das ihn an einem ernsteren Streben hinderte. Er wußte mich zu unterhalten, und so sehr er mich oft verstimmte, doch wieder zu fesseln. Ich war damals in einem Zustande, in welchem die Außenwelt wirklich nur wie Schatten an mir vorüber ging; weder eine Verstimmung noch eine Anregung drang über die Oberfläche meines Wesens. So ließ ich ihn gelten, und verhielt mich, trotz seines freundschaftlichen Entgegenkommens, weder annähernd noch ablehnend gegen ihn.

Victor nun war es, der sich erbot, mich in den Spreewald zu begleiten. Ich merkte wohl, daß er im Auftrage meines Vaters handelte, und so wenig mir dießmal seine Gesellschaft erwünscht war, so gab ich den stillen Wünschen der Meinigen doch nach und nahm seine Begleitung an. Der Wagen meines Vaters, vollgepackt mit Vorräthen für Kascha, nahm uns auf und führte uns zum Halleschen Thor hinaus. Vierzehn Meilen im Sommerstaube des märkischen Sandes, im glühenden Dunste halb verdorrter Föhrenwälder, waren zu überwinden. Doch es kamen die Seen von Neuhof, es kamen frische Wiesen, Dörfer und Städtchen, von Laubwald umgeben, die Ebene wurde immer grüner und lachender. Endlich, es war um die Mittagszeit, langten wir in dem Städtchen Lübbenau, dem Ausgangspunkte des Spreewaldes, an.

2.

Ein Sommernachtstraum im Spreewalde.

Und nun öffne dich noch noch einmal vor meiner Erinnerung, du kühles Wipfelgezelt, und nimm mich in dein grünes Labyrinth auf! Leicht und wie vom Winde getragen gleitet der Kahn mitten in das Erlendickicht, das mit schlanken Stämmen aus dem feuchten Grunde aufsteigt. Mit unzähligen schweifenden Wasserarmen und selbstgeschaffenen Kanälen hat die Spree einen Flächenraum von vier Quadratmeilen zu ihrem Eigenthum gemacht und Wald und Wiesen zu einem

Inselreich gestaltet. Um den Boden zu entwässern, grub die Hand der Menschen immer neue Kanäle unter den grünen Laubwölbungen, verband die breiteren Wasserstraßen durch schmälere mit einander und zog so ein Netz von Wegen durch den Wald, die den schlanken Kahn zu dem einzigen Verkehrsmittel der Gegend machen.

Es ist ein Waldvenedig und alles erinnert hier an die eigenthümlichen Züge der Lagunenstadt. Wie die Bäume am Ufer sich unmittelbar aus dem Wasser empor heben, so zum Theil auch die Häuser. Jedes Gehöft liegt, malerisch von Baumwuchs umgeben, auf seiner eigenen Insel. Wo sich der Sonne ein freier Durchblick bietet, da berankt Weinlaub die Wände bis hoch auf das graue Strohdach hinauf. Bunte Blumen blühen in Fülle in den sorgsam gepflegten Gärtchen, Netze und Fischkasten deuten auf reiche Ausbeute in den Kanälen. Frauen und Mädchen sind vor der Thür geschäftig und zeigen eine noch unbeirrte, farbenprächtige Nationaltracht. Das brennende Roth ihrer Kleider, das Blau und Weiß ihrer Tücher und Hauben glänzt lachend zwischen dem Grün der Bäume hervor. Spielende Kindergruppen sitzen, eben so bunt gekleidet, auf den Wurzeln der Bäume oder in den zwischen dem Schilf angebundenen Kähnen. Wer das Haus verlassen will, muß den Nachen besteigen. Wie der Gondolier in Venedig, steht hier der Einzelne aufrecht in seinem schmalen Gefährt und stößt es mit der Ruderstange fort.

Du siehst eine schlanke Mädchengestalt mit rothem Kopftuch über die Wiese kommen; sie scheint zu schweben, denn du bemerkst nicht die Bewegung ihrer Füße. Da wendet sich ihr Weg und aus einem Kanal tritt sie im Kahne in das breitere Wasser herein und gleitet dir langsam entgegen — ein reizendes Bild im grünen Waldesrahmen. Und neue Dörfer steigen zwischen Erlen und Eichen aus der beschatteten dunkeln Fluth auf. Du siehst hoch hinauf geführte Brücken, zwar von der einfachsten Bauart, aber in ihrer Weise doch auch wieder an die mächtige Stadt der Kanäle erinnernd. Vier Stangen stehen in der Mitte und tragen ein paar Bretter, während zu beiden Seiten andere, statt der Stufen nur mit Latten benagelt, zum niedrigen Ufer sich hinab senken. Und während du noch nach dem Grunde dieser luftigen Form des Uebergangs fragst, kommt die Antwort dir schon entgegen geschwommen. Ein Kahn, hoch mit Heu beladen, nähert sich aus der Ferne und bewegt sich unbehindert unter dem leichten Gerüste fort. Es ist still, feierlich still in dem ganzen Wasser- und Baumrevier. Du hörst kein Geräusch von Pferden und Wagen, nur ab und zu einen Ruderschlag oder den Ruf eines einsamen Vogels. Es gibt hier keinen Acker für Pflug und Egge, es gibt nur Gartenland und Waldwiesen, und jede Ernte führt der Kahn in die Scheuern.

Mir ward leichter um's Herz, als ich nach dem heißen Tage unter den kühlen Wölbungen der Erlen dahin fuhr. War dieß doch einst das Paradies meiner Jugend gewesen, wo ich zum ersten mal die goldene Luft der Jünglingsfreiheit gefühlt. Unser Gepäck hatten wir für's erste im Gasthofe zu Lübbenau gelassen und sogleich einen Kahn bestiegen. Ich glaubte von früherer Zeit her die Wege genau zu kennen, und so lehnte ich den Führer ab und ruderte meinen Gefährten allein in den Wald hinein. Doch vermied ich den großen Spreearm, welcher direkt nach Leige, dem Wohnort Franzens, führte. Ich wollte dem Maler zuerst die reizenden Bilder des Dorfes Lede zeigen.

Bald war es erreicht. Victor gerieth außer sich vor Entzücken. Die umrankten, von Blumen umblühten Häuschen und Gehöfte, still, behaglich und lauschig im Grünen, die hoch empor strebenden Bäume, die bunten Gewänder, der Verkehr auf den leichten Kähnen, alles war ihm neu und unerwartet. Bei jeder Windung ein anderes Bild, ein neuer Blick in einen Kanal, auf hölzerne Gebäude, wie von Künstlerhand malerisch zusammengestellt, auf Kindergruppen und blonde Mädchengestalten bei der Arbeit in Hof und Garten. Das Auge weiß nicht, wo es hinsehen soll, so reich ist die Mannigfaltigkeit, so einzig die Zusammenstellung und Verschmelzung von Dorf, Wald und Wasser in der Landschaft. Wüßtet ihr nur, was ihr hier lernen könntet, ihr Maler! Ihr müßt den Schnee der Alpen, ihr müßt die Wunder des fernen Südens sehen — nun wohl, ihr müßt, aber ihr verschmäht oder wißt nicht, welch ein Reichthum für euren Griffel hier in nächster Nähe liegt. Ihr braucht nur abzuschreiben und das Bild ist fertig. Aber freilich, was hundert Meilen weit entfernt liegt, wird immer als das Schönere und Ersehnenswerthere gelten, und der Mensch vergißt, daß er das Gute so nahe hat. Erst wer in der Fremde Großes und viel gesehen hat, kehrt mit geläutertem Auge zur bescheideneren Heimath zurück. Bildung macht wohlwollend und anerkennend, wie im Leben so in der künstlerischen Naturbetrachtung. Für sie bedarf es nicht des Apparates gewaltiger Erscheinungen. Was aus einfachen Mitteln sich harmonisch zum Ganzen verbindet, gilt ihr eben so viel als das, was die Natur in großen, erhabenen Zügen dichtet. Das Vergleichen ist die beliebteste und doch unglücklichste Kritik des Laien, oder gedankenlosen Halbgebildeten. Bringt nur die Reinheit des Gemüthes mit und die unentweihte Genußfähigkeit für das Schöne, und ihr werdet, wenn ihr schon das Große und Erhabene

kennt, auch an der einfachen Anmuth noch eine Fülle der Freude finden.

Stunden waren uns im träumerischen Hingleiten vergangen. Wir hatten sie nicht gezählt, ganz dem Eindruck dieser erquickenden Waldesruhe hingegeben. Selbst Victor war still geworden, lag ausgestreckt im Kahne und ließ die Hand im Wasser spielen, oder nach einer schwimmenden Blume haschen. Immer einsamer wurde es, kein Nachen begegnete uns mehr, die Dämmerung webte schon einen dichten Flor um uns her. Es mußte schwül im freien Felde seyn, denn wenn wir zuweilen aus den Bäumen heraus und durch eine freiere Lichtung glitten, wehten uns heiße Luftwellen entgegen. Schon hob sich über der Wiese die große rothe Mondesscheibe empor, und als wir von neuem in das Dickicht einfuhren, war tiefe Nacht um uns her.

Ich hatte inzwischen erkennen müssen, daß ich vollkommen verirrt war, und sah voraus, daß wenn der Zufall uns nicht Hülfe schickte, wir noch Stunden lang, möglicherweise die ganze Nacht mit unserem Kahne umherkreuzen könnten. Mein Begleiter nahm diese Besorgniß indessen mit größerer Ruhe auf, als ich befürchtete. „Was thut's?“ rief er, „kann man zu Nacht besser eingewiegt schlafen? Und wenn Elfen und Kobolde erscheinen, uns zu necken, so soll mir die neue Bekanntschaft willkommen seyn!“

Ein helles Wetterleuchten und fernes Gewitterdröhnen gab eine drohende Antwort auf seine Herausforderung. Und schweigend fuhren wir weiter. Ich überließ mich ganz den Windungen des Wassers. Keine Richtung war mehr zu erkennen. Auf dem Grunde und zwischen den Stämmen dichte Finsterniß, nur oben in den Wipfeln spielte das Mondlicht. Da erblickte ich seitwärts in der Entfernung einen Schimmer. Ein Kanal führte in gerader Linie rechts ab zu einem größeren Wasserbassin, auf dem der volle Mondschein lag. Der Kanal war so eng und seicht, daß ich den Kahn nur mit Mühe zwischen dem hohen Schilf hindurcharbeitete.

Noch hatten wir die lichte Stelle nicht erreicht, als wir lachende, jauchzende Kinderstimmen und lebhaftes Geplätscher im Wasser vernahmen. Wir kommen an ein Ziel! dachte ich und strengte meine Arme an. Aber noch ehe ich den Ort des lebendigen Geräusches erreicht hatte, erblickte ich, aufrecht stehend und über das Schilf hinaus sehend, ein so überraschendes Bild, daß ich die Ruderstange sinken ließ.

„Was gibts?“ rief Victor, indem er sich erhob. Ich hieß ihn schweigen und deutete nach dem Wasser. Sein lautes Ha! des Erstaunens wurde von dem Geräusch im Wasser und den hellen Kinderstimmen übertäubt. Ich beschwor ihn, ruhig zu seyn und das reizende Bild nicht zu stören. So zwängte ich den Kahn bis in den Schilfkranz des Wasserbeckens, und von Dunkel und Röhricht versteckt, beobachteten wir die lieblichste Scene eines Elfenmährchens.

In der hellen Wasserfläche plätscherte ein Dutzend nackter Kindergestalten umher. Ihre Arme und Nacken glänzten im Mondschein, und die Sprühwellen, mit denen sie sich jubelnd besprützten, schimmerten wie ein Diamantenregen. Und in der Mitte dieses ausgelassenen Chors saß im Nachen eine Mädchengestalt. Der volle Mondschein fiel auf ihr Gesicht. Sie hatte nur das rothe Kopftuch abgeworfen, und das blonde Haar hing ihr aufgelöst um die Schultern. Eifrig flocht sie an einem Kranze von weißen Seerosen, die die Kinder ihr vom Ufer brachten. Bald näherte sich ihr ein muthwilliger Knabe, aber anstatt ihr die Blume zu reichen, warf er ihr den schweren, nassen Kelch in's Gesicht. Strafend suchte sie ihn mit dem langen Blüthenstengel zu treffen. Aber der lustige Kobold überschlug sich ausweichend im Wasser, und riß andere mit sich herum, daß es bei jauchzendem Schreien eine Weile dauerte, ehe sich Glieder und Gestalten aus dem funkelnden Schaum entwirrten. Dann wieder kam ein Nixlein zum Vorschein — man sah das goldene Haar lang hinter ihr her schwimmen — das führte ein noch kleineres, kaum dreijähriges. Es prustete und geberdete sich ein wenig ängstlich, bald aber lachte es in den schützenden Armen seines Schwesterchens, das neben ihm kauerte, und klatschte mit den kleinen Händen auf das flimmernde Wasser. Es war ein Lachen, Springen und Tanzen, eine Bewegung in dem feuchten Elemente, daß die herumgeworfenen Wellenkreise an unserem versteckten Nachen hoch aufsprangen.

Jetzt setzte das schöne Mädchen im Kahne ihren fertigen Kranz auf und bog sich über, um ihr Bild im Wasser zu betrachten. Aber der Spiegel war durch die Bewegung unterbrochen. Da erhob sie sich und klatschte in die Hände. Plötzlich rief eine Stimme aus dem hüpfenden Chor: „Schlangenkönigin! Schlangenkönigin!“ Und: Schlangenkönigin! tönte es mit Jubel und Händeklatschen aus allen Kehlen. Diese Huldigung schien ihr zu gefallen. Schnell hob sie sich empor, streckte die Arme aus und rief mit lachendem Gesicht:

„Schlangenkönig im tiefen Grund,
Hab' deine Kinder gepflegt allstund,
Hab' sie genährt drei Jahre schon,
Sage, was gibst du mir zum Lohn?
Sage, wo liegt dein goldner Schatz?
Komm herauf, und zeig mir den Platz.
Schlangenkönig, herauf!“

Da leuchtete das Wetter heftiger auf, und näher grollte schon der Donner. Die Schlangenkönigin schien zu erschrecken. „Nach Hause!" rief sie. „Nach Hause!" Die kleine, nackte Koboldschaar sprang an's Ufer, das Mädchen ergriff das Ruder und stieß den Kahn um eine schilfige Ecke, und im Nu war das ganze Gebilde unseres Sommernachtstraums zerstoben. Mir erschien es wie die Vision eines goldenen Zeitalters, ein flüchtiges Geschenk der Poesie, voll Unschuld und Liebenswürdigkeit. Aber die lebhaftere Natur meines Gefährten lehrte mich wohl an die Wirklichkeit glauben. Er hatte von dem Ganzen nur die Schlangenkönigin in's Auge gefaßt, und sah in ihr nicht mehr als eine irdische Schönheit. Ich beschwor ihn, sich ruhig zu verhalten, ich mußte ihn fest halten, daß er nicht in's Wasser fiel, so bog er sich über, so war er ganz benommen und bezaubert.

Jetzt riß er mir die Stange aus der Hand, um der Erscheinung des reizenden Mädchens schneller zu folgen. Aber unser Kahn war in Röhricht und Schlamm so fest gefahren, daß es, trotz vereinter Anstrengungen, nicht möglich war, ihn von der Stelle zu bringen. Eine Viertelstunde verging, Victors Ungeduld stieg auf's Höchste, und schon trat ein abgerissenes Wolkenstück vor den Mond, ein finsterer Vorposten des heraufziehenden Gewitters. Endlich mußten wir uns entschließen, in's Wasser zu steigen und unser Fahrzeug aus dem Grund heraus zu ziehen und zu heben. So wurden wir wieder flott, durchschnitten im Fluge den wieder glatten Wasserspiegel, und folgten der Richtung, den die Schlangenkönigin mit ihrem Gefolge eingeschlagen hatte. Aber in fernster Ferne verhallte schon das Lachen und Rufen. Mehrere Kanalwindungen durchschnitten sich hier und wir schwammen rathlos am Kreuzwege. Ein Windstoß fuhr durch die Bäume, machte die Wipfel aufrauschen, das Schilf schwirren und die Wellen an's Ufer klatschen. Das Gewitter war da.

3.

Die Hexenküche.

In großen Tropfen prasselte der Regen nieder und wild und geräuschvoll schüttelte sich der ganze Wald. Finsterniß lag um uns her, und dennoch ruderte ich mit angestrengten Armen, ich wußte nicht wohin. Blitz und Schlag folgten auf einander, der Kahn stand voll Wasser, wir mußten daran denken an's Ufer zu steigen. Da fuhr im Zickzack ein züngelnder Strahl durch die Luft, gleich darauf ein Krachen, der Sturz eines Körpers in's Wasser, daß die zurückgepeitschte Fluth uns über Kopf und Nacken strömte und der Kahn dem Umschlagen nahe war. Der Blitz hatte den Ast einer Eiche abgerissen, dessen äußerste Zweige sich vor uns in den Kanal warfen. Der Weg war versperrt, wenn noch von einem Wege die Rede seyn konnte. Victor hatte in dieser furchtbaren Gewitternacht längst seine Herausforderung an die Kobolde bereut. Ich stieß den Kahn zurück, und während ich mich umsah, gewahrte ich durch das Dunkel einen röthlichen Schein.

„Das sind helle Fenster!" rief Victor, und mit erneuter Hoffnung schob ich uns am Ufer entlang. In der That näherten wir uns dem Lichte. Ich fühlte mit dem Ruder, daß sich hier wiederum ein Seitenkanal abzweigte. Er war nicht breiter als ein Graben, doch führte er uns nach einiger Zeit wirklich zu einer menschlichen Wohnung. Mit erleichtertem Herzen tappten wir uns an das vom Regen schlüpfrige Ufer bis zum Hause und klopften. Eine Weibergestalt, die wir nur aus den Umrissen erkannten, öffnete eine Spalte des Fensters und fragte im Tone höchsten Erstaunens, wer noch so spät klopfe. Sie hatte wendisch gesprochen und so bediente ich mich derselben Sprache, so gut es ging, um ihr in ein paar Worten unsere Lage auseinander zu setzen. Sie wandte sich um und befahl zu öffnen. Wir wurden eingelassen.

Ein rauchgeschwärzter Raum, welcher Küche und Zimmer zugleich vorstellte, empfing uns. Auf dem Herde brannte ein helles Feuer, dessen Wärme uns bis auf die Haut Durchnäßten sehr zu statten kam. Die Bewohner schienen über unsern Besuch nicht wenig verwundert, lachten aber laut auf, als ich erzählte, ich hätte die Wege allein finden zu können geglaubt. Ich bat, man möchte uns zu Nacht ein Unterkommen gönnen. Die Alte schien keine Lust zu haben, darauf einzugehen, und es blieb unentschieden, was in dieser Nacht aus uns werden sollte. Indessen zogen wir zwei Stühle an den Herd, um unsere Kleider, die wir, bis auf den Rock, freilich auf dem Leibe behalten mußten, zu trocknen. Die Frau ließ sich endlich bereit finden, uns eine Brodsuppe zu kochen, das Einzige, was sie uns noch bieten zu können behauptete. Sie unterhielt sich dabei mit dem anwesenden Manne in einer Sprache, die ich nicht verstand. Wendisch war es nicht, wiewohl ich das slavische Idiom heraus erkannte.

„Wir sind hier unter Zigeunern und Kosacken," flüsterte mir Victor zu. „Ich gestehe dir, mir ist es hier fast eben eben so unheimlich wie draußen in Sturm und Regen." — Die beiden Gestalten, welche sich um uns her bewegten, waren allerdings fremdartig genug anzusehen. Die Alte, mager und hochgewachsen, zeigte

in ihrem braunen Gesicht den unverkennbaren Typus des Zigeunervolks. Sie hatte ein rothes Tuch um den Kopf geschlungen, unter dem das graue Haar unordentlich hervor hing. Ueber dem ebenfalls rothen und zerlumpten wollenen Rock trug sie eine Jacke von unbestimmter Farbe. Sie nahm in ihren Worten und Geberden dem Manne gegenüber eine durchaus übergeordnete Stellung ein. Er war viel jünger, vielleicht kaum dreißig alt, dabei von sehr kleiner Gestalt und an einem Fuße hinkend; das Haar schwarz und lang, die Züge stumpf, doch nicht ohne einen verschmitzten Ausdruck. Von der Oberlippe hing ihm ein langer Schnurrbart herab. Es war ein Kosackengesicht, wie ich deren in den Kriegsjahren, in welche meine Knabenzeit fiel, genug in Berlin gesehen hatte. Die Alte rief ihn bei dem Namen Sarbok.

Dieses sonderbare Paar war in der That nicht geeignet, besonderes Vertrauen zu erwecken, eben so wenig als seine Umgebung ein behagliches Aussehen hatte. Von den Wänden des aus Bohlen gebauten Hauses war der Bewurf längst herab gefallen. Man sah die geschwärzten Balken und an den Nägeln überall die wunderlichsten Dinge aufgehängt; unzählige trockene Kräuterbündel in langen Reihen, welche ein Gemisch von starken Gerüchen verbreiteten, dazwischen Katzenfelle, an Schnüren aufgereihte Pilze und große und kleine Säckchen mit unbekanntem Inhalt. Es war eine fürchterliche Luft im Zimmer, feucht, dunstig und erstickend. Und draußen goß der Regen an die Fenster, strömte es mit immer heftigerem Geräusch durch die Blätter und Blitz und furchtbares Krachen jagten sich in ununterbrochener Folge.

(Fortsetzung folgt.)

Aus Baden von ehedem.

Zur Erinnerung an Fonblanque.

Vor kurzem hat sich zu Belgrad ein Mann zur langen Ruhe gebettet, der viele Jahre hindurch mit großer Selbstverleugnung auf jenem verlorenen Posten fleißig gewirkt, ein schätzbarer und in der That auch sehr geschätzter Arbeiter, von dessen Verdiensten jedoch die große Oeffentlichkeit verhältnißmäßig nur wenig wußte. In den letzten Jahren erst ist sein Name, mehr oder weniger richtig geschrieben, durch alle europäischen Zeitungen geschleppt worden, aber nicht um die Welt davon zu unterrichten, was Thomas Fonblanque gethan und geleistet, sondern weil ein paar türkische Soldaten den harmlos Lustwandelnden bei der Gegenböschung des Festungsgrabens von Belgrad in einer Anwandlung viehischer Wuth angefallen und gefährlich verwundet hatten. Die Leute haben dadurch erfahren, daß er englischer Generalconsul in Serbien war; mancher wird sich dabei auch erinnert haben, daß Fonblanque im Jahre 1848 in Ausführung der erhaltenen Aufträge des Lords Feuerbrand sich am linken Ufer der Save mißliebig gemacht und die k. k. Behörde zu Semlin genöthigt hatte, sich zu erinnern und ihn daran zu mahnen, daß er nur am rechten Gestade beglaubigt sey. So mußte denn der Consul sich bequemen, seine Wohnung in Semlin aufzugeben und nach Belgrad hinüber zu ziehen, das sich bekanntlich sehr hübsch ansieht, aber nicht angenehm bewohnt.

Weil nun der englische Consul Fonblanque (Thomas Grenyer Viscount of Fonblanque) bei Gelegenheit seines Todes wiederum vielfach genannt worden ist, so glaube ich ein Stück aus meinen Erinnerungen aufzeichnen zu sollen, worin er zwar keine hervorragende, aber doch eine hinlänglich bezeichnete Rolle spielt. Um indessen ihn vorführen zu können, muß ich noch manche andere Gestalten, und darunter etliche ganz unbekannte mitbringen; dem Mineralogen gleich, der ein Stück Glimmer in Quarz seiner Sammlung einreiht. Er kann beide nicht trennen, ohne die eigentliche Bedeutung seines Steines zu zerstören. Demgemäß wird es ein Blatt aus meinem Leben seyn, worauf Fonblanques Namen zufällig zwischen andern sich findet, und das ich dem Verstorbenen zu Ehren in den Wind hinaus flattern lasse.

Es war im Winter 1831 zu 32. Der Curort Baden-Baden hatte im Sommer zuvor einen merklichen Ruck in seinem Aufschwunge gemacht. Die Badeliste war mit einem Ausweise von mehr als 11,000 Namen am 1. Oktober abgeschlossen worden. „Der Spieß,“ wie Spindler die Bürger zu nennen liebte, fühlte sich

wie der Vogel im Hanfsamen. Er sprach vom Erbauen neuer Häuser, und damit waren keine Luftschlösser im Zuge. Die Basler „Herre" gaben Batzen her, so viel einer wollte, wenn er irgend ein Stückchen Erde sein nannte. Ich sage mit Vorbedacht „nannte," weil es manchen gab, dem nach dem amtlichen Schätzungswerthe kein Halm auf seinem Baugrunde gehörte. Die klugen Eidgenossen verstanden besser zu rechnen als der Gemeinderath; sie erkannten die steigende Richtung und waren froh, ihr Geld zu vier vom Hundert anzulegen. Bares Geld war damals wohlfeil im Verhältniß zu jetzt. Ein großes Vermögen trug kaum drei Procent, wenn es für sich allein arbeiten sollte. Nur aus dem fernen Ungarlande schallten Anerbietungen von sechs Procent für Hypotheken herüber; aber in der voreisenbahnlichen Zeit lag Ungarn im Monde, wenigstens im Halbmonde, und es gab dort keine Grundbücher. Mit solcher Unordnung wollten die Geldsäcke von Basel nichts zu schaffen haben.

Die Verhältnisse im Orte waren damals bescheiden wie sein Name „Baden bei Rastatt," welcher letztere Ort noch vom Nachruhme des Congresses zehrte und einen Rest von scharfsinnigen Leuten durch die ungelöste Frage beschäftigte: wer wohl die französischen Gesandten ermordet haben möge? In Baden blühte ein betriebsamer Gewerbstand. Namentlich waren es die Seiler, die auf viele Meilen in der Runde die Märkte mit Tauwerk versorgten. Die Bürger waren seit dem Ende des siebzehnten Jahrhunderts erbgesessen, nachdem im Jahr 1689 die französischen Mordbrenner bei der Verwüstung des Landes auch die Ureinwohner des Städtchens Baden in's Elend gejagt, von denen späterhin wenige mehr zurückgekehrt. Die Gemeinde war reich, sie legte ihren Angehörigen keine Lasten auf, sondern gewährte ihnen Nutzungen. Der Bürger bekam Brennholz aus dem Walde, so viel er brauchte, und wer ein Haus baute, hatte Bauholz anzusprechen. Unter solchen Verhältnissen schien der Aufschwung, welchen das Bad genommen und noch ferner zu nehmen sich anschickte, jedem einzelnen Bürger eine Zukunft glänzenden Wohlstandes zu gewährleisten. Die Rechnung war freilich ohne den Wirth gemacht, und es ist nur ein glänzendes Elend aus den schönen Verheißungen hervorgegangen; aber das gehört in ein anderes Capitel. Nur die Andeutung sey hier eingeschaltet, daß noch überall, wo außerordentliche Gewinne ohne entsprechende Mühe gemacht wurden, die Ansprüche der Menge sich unverhältnißmäßig steigerten; jeder meinte, er müsse flugs über Nacht reich werden, und wenn er ein mehr oder minder fettes Stück erschnappte, galt es ihm für eine Abschlagzahlung auf seine Renten, das er möglichst schnell verjubeln müsse. Gar zu leichter Gewinn ermangelt des Segens, der auf den Früchten rechtschaffener Arbeit ruht, und verlockt zu Aufwand und Ueppigkeit über Macht. Derlei haben wir vor vier Jahren während des großen Aktienschwindels erlebt, und in Curorten, wo öffentlich gespielt wird, kommt es noch häufiger vor; wäre das nicht, so würden solche Orte zu großem Wohlstande gedeihen, aber es ist deßhalb, weil es in der menschlichen Natur liegt.

Die nicht unmittelbar zum kleinen „Spieß" gehörigen Winterinsassen waren in dem Eingangs genannten Jahre bereits zahlreich genug geworden, um das im badischen Reich ohnehin herkömmliche Bedürfniß nach einer abgeschlossenen Wirthshausgeselligkeit der Befriedigung entgegen zu führen. Man wünscht Abends nicht zu Hause und doch abgesondert zu seyn, zu kneipen, ohne in offener Kneipe zu sitzen. In den größeren Städten des Landes hat man zu solchem Behufe ein Museum, daneben wohl auch noch andere Anstalten ähnlichen Schlages; in kleineren begnügt man sich mit einem Leseverein. So war's in Baden. Der alte Aloys Schreiber, der mit den Resten seiner Jahre und seines Hofrathstitels seinen Ruhegehalt in der „Aurelischen Quellenstadt" als ein grüner Greis verzehrte, hatte den Oberamtmann, den Physicus, den Oberförster, den Revisor, den Rittmeister „a. D.," einige Ruhegehalte, Renten, höheres Philisterthum und einen im Einlager befindlichen fremden Rittersmann glücklich zur Bildung eines Lesevereins zusammengetrommelt. Noch werden ein paar Choleraflüchtlinge zu nennen seyn; sie waren aus Gegenden gekommen, welche von der Cholera bedroht schienen, nachdem diese in Wien übel gehaust hatte. Aus Scheu vor der Cholera war auch Spindler aus München schneller nach Baden übergesiedelt, als er es ursprünglich im Sinne gehegt. Er wurde von A. Schreiber zum Verein gepreßt und ließ sich's unter der Bedingung gefallen, daß man ihm keine Mühewaltung unter dem Vorwande eines Ehrenamtes zumuthe. Mit Spindler zugleich war Eduard Duller nach Baden gezogen. Wilhelm Chezy war in München zurückgeblieben, um die letzten Hefte des Jahrganges 1831 der Wochenschrift „Zeitspiegel" zu besorgen, die später (1832) in Karlsruhe erscheinen sollte. Wilhelm und sein Bruder Max wollten erst im Frühjahr nach Baden kommen, folgten aber schon im November, der eine um eine dumme Liebschaft abzubrechen, und beide, um von der Mutter wegzukommen, mit der sie sich nicht allzuwohl vertrugen, weil der Trieb nach häuslicher Unabhängigkeit in ihnen stärker wirkte als jede andere Rücksicht. Wilhelm wurde, als zu Spindler und sein Bruder als zu ihm gehörig, ohne Kugelung in den

Verein aufgenommen, mit dem Rechte, jährlich zwei Kronthaler zu bezahlen, dem Wirth vom goldenen Lamm möglichst viel zu verdienen zu geben, und ohne die Verpflichtung, eine der aufgelegten Zeitungen zu lesen.

Der Verein hatte seinen Sitz im Gast- und Kaffeehause zum goldenen Lamm, das der Herr Ignaz Rößler „zum Lamm" kurz zuvor stattlich an der Stelle einer alten Herberge aufgeführt hatte. Die Umgebung vor dem Hause sah noch wüst aus, weil eben der Stadtgraben ausgefüllt, an der Stadtseite die Ringmauer eingerissen wurde. Doch das war eine nur vorläufige Unbequemlichkeit und den Winter über hat niemand Arm und Bein, geschweige denn den Hals vor dem goldenen Lamm gebrochen; nicht einmal beim Kommen; beim Fortgehen verstand sich die Begleitung des Schutzengels von selbst, denn Rößler führte rechtschaffenes Gewächs aus dem Rebland.

Die Gesellschaft hatte den Speisesaal neben dem großen Billardsaal inne. An der langen Tafel führte A. Schreiber den Vorsitz. Zu seiner Rechten saß der Physicus Pitschaft (natürlich auch ein Herr Hofrath). Pitschaft war ein ausgezeichneter Arzt, ein wahrer Heilkünstler, aber bereits dick und bequem geworden, obschon er kaum fünfzig Jahre zählte. Als Gesellschafter gehörte er zu den liebenswürdigsten, wenn nicht eine hypochondrische Laune dazwischen kam. Seinen Beruf übte er bei armen Leuten mit der edelsten Selbstverleugnung und Großmuth aus; wer jedoch Geld genug hatte, sich überhaupt einen Arzt zu bezahlen, mit dem machte er weniger Umstände oder beziehungsweise gar keine, wenn ihm der Rathsuchende nicht zu Gesichte stand. Dabei hatte er die Untugend, immer und überall laut zu denken. In einer großen Stadt hätte der wunderliche Kauz zweifelsohne einen hohen Rang gewonnen; in der kleinen besaß er dafür desto mehr Feinde. Er schrieb sehr viel für wissenschaftliche Zeitschriften und machte nebenbei auch Verse, die aber ein Vorsichtiger nur las, wenn Pitschaft selbst in der Nähe war, um als Speer des Achilles die Wunden zu heilen, welche er geschlagen. Pitschaft in seiner ernsten Ruhe, tiefsinnig aus den blauen Augen schauend, mit dem spöttisch feinen Lächeln auf den Lippen, die aus der langen Pfeife kleine Wölkchen bliesen, bildete einen bemerkenswerthen Gegensatz zu A. Schreiber mit dem dünnen flatternden Silberhaar, dem beweglichen Mienenspiel des runzligen Gesichtes, der mit leidenschaftlicher Hast und Jast immerdar flackerte und mit seinem Ulmerkopf an kurzem Rohr in der Luft focht.

Von dieser Tafelrunde, welche damals so gemüthlich beisammen saß, haben viele schon den letzten Schoppen getrunken, manche vor der Zeit, wie Spindler und Max Chezy. Schreiber hat sein Leben über achtzig Jahre gebracht. Pitschaft ist nicht auf siebzig gekommen. Ludwig Robert starb schon 1832. Noch mancher andere aus dem Kreise ist still geworden. So der wackere Forstmann Hubbauer, der als württembergischer Feldjäger den russischen Feldzug mitgemacht hatte und an der Beresina von den Kosaken gefangen worden war. Vermuthlich war er bei der schließlichen Gebietsabgrenzung als Landeskind an Baden gefallen. Wir nannten ihn den grünen Juden, nicht sowohl wegen des schwunghaften Weinhandels, den er betrieb, als weil er einen von uns bei einem Roßhandel ganz judenmäßig geprellt hatte. Die Beschwerde darüber war, nebenbei bemerkt, höchst ungeziemend; beim Pferdehandel betrügt der Bruder den Bruder, wofür man einen ganz eigenen Kunstausdruck hat. — Auch Behaghel ist todt, der lebige Rittmeister außer Dienst, der seinen Abschied hatte nehmen müssen, um von den Dragonern zur Artillerie insofern übergehen zu können, als er die Wittwe des Wirths zur Kanone, in Karlsruhe oder sonstwo, die „Stuckwirthin" zu heirathen gesonnen war, welche Verbindung die Epauletten nicht zugeben wollten. Die Begebenheit war ein völliger Roman, um so seltsamer klingend, wenn man den Helden dazu sah, der sich wie ein rechter Stockphilister aus- und benahm. Seine Meerschaumpfeifen waren, um ein Beispiel anzuführen, ein wandelnder Kalender; er besaß ein langes „System" davon, das er systematisch vornahm; sieben von den Köpfen hatten die Woche über der Reihe nach den Dienst beim Ausgehen Morgens, andere sieben Abends, wieder andere zu Hause während verschiedener Tageszeiten. Jede Tageszeit hatte ihre besondere Tabaksorte, die ein paar Jahre auf dem Lager vorräthig gewesen seyn mußte. Mit diesen sorgfältig geordneten und bezeichneten Vorräthen hätte sich ein Kramladen ausstatten lassen. Die Köpfe wurden wie Kinder gehegt und gepflegt; Kindsfrau war der Besitzer. Im Erzählen war Behaghel ein wahrer Münchhausen, doch fehlte ihm leider die schöpferische Einbildungskraft, so daß er häufig Erlebnisse von sich erzählte, die schon der „Kurtzweilige Reißgespann" zweihundert Jahre früher mitgetheilt.

Ich komme auf die Winterfremden, unter denen drei Herren aus der Umgebung des Kurfürsten von Hessen eine hervorragende Rolle spielten. Dem Kurfürsten hatten seine rebellisch gewordenen Unterthanen nicht nur die berüchtigte Verfassung von 1831 (den jetzigen Zankapfel im deutschen Bunde) abgenöthigt, sondern auch Kränkungen in seinen häuslichen Beziehungen

bereitet. Um sie zu züchtigen, wie er sagte, hatte er ihnen seinen Sohn zum Regenten gesetzt und war mit der Gräfin Reichenbach und ihren Kindern nach Baden gezogen, wo er, früher ein Feind des nicotischen Dampfes, nicht nur selbst wie ein Türke rauchte, sondern auch seine gesammte Umgebung dazu anhielt. Man sah ihn oft auf Spaziergängen, aber nie anders als bewaffnet mit einer gewaltigen Porzelanpfeife. Die Furcht vor der Cholera hatte ihn rauchen gelehrt, die Furcht vor der geistigen Seuche jener Tage aber ihm die Weisung an seine Leute eingegeben, sich nach Kräften beliebt zu machen. Die Livrée kugelte deßhalb in allen Kneipen herum, die Cavaliere knüpften gesellige Verbindungen an. In den Leseverein kamen drei von den Herrn: Graf von Bentheim-Teklenburg, Freiherr Rivalier von Meysenbug, und der Reichenbach Bruder, dem irgend ein schönklingender Name mit Rosen sammt dem Freiherrntitel angeheftet worden; ich glaube, daß man ihn Rosenfeld nannte, doch könnte das Ende möglicherweise auch Stein, Berg, Thal, Fels, Blatt oder was weiß ich gelautet haben. Ich will beim Feld bleiben. — Bentheim war ein zierlicher Cavalier, zwischen 30—40 Jahren alt, der mich in seiner feinen Art und Weise, so wie durch sein nicht minder feines Aussehen lebhaft genug an seinen Landsmann, den Dichter Ernst Otto von der Malsburg gemahnte. Man sagte, er sey aus Liebe zur älteren Tochter der Gräfin Reichenbach dem Kurfürsten in die Verbannung gefolgt. Viele behaupteten, das Paar sey verlobt. Gewiß ist nur, daß aus der Verbindung nichts geworden, so wie daß Bentheim in Unfrieden vom Kurfürsten geschieden ist. Man erzählte den Hergang folgendermaßen: Als die nachbebende Angst vor der Revolution unter heiterem Sonnenschein geordneter Zustände verwunden und damit natürlich auch vergessen war, soll es eines Tages bei Tische sich zugetragen haben, daß Bentheim, gewohntermaßen von seinen guten Bekannten in der Lesegesellschaft dieß und jenes erzählend, von der Reichenbach mit der mißmuthigen Bemerkung unterbrochen wurde: „Sie treiben sich in schlechter Gesellschaft herum!" — „Sehr wahr, Frau Gräfin. Ich erkenne, daß meine Gesellschaft nicht eines Bentheim würdig ist." Mit diesen Worten erhob er sich und ging von dannen, um nie wiederzukehren. Ich gebe diese Erzählung „unter allem Vorbehalt," als wäre sie ein diplomatisches Schriftstück, das aus dunkler Quelle in eine Zeitung geräth.

Der andere Herr war ebenfalls ein wohlerzogener Hofmann, geistreich und heiter, nicht mehr jung, und — wie ich glaube — von Herkommen ein Franzose, welchen der Revolutionssturm schon in zarten Jahren über den Rhein geweht. Ob die zwei Freiherren von Meysenbug (von den Zeitungssetzern oft in Meysenburg verkeßert), deren einer in Oesterreich, der andere in Baden eine hervorragende Stellung einnimmt, seine Söhne sind, weiß ich nicht. Ich entsinne mich bloß, daß er einen Sohn besaß, der zum Diplomaten bestimmt war. — Was den Herrn von Rosenfeld betrifft, so wird zu sagen seyn, daß er ein lustiger Kumpan war, mit dem sich gemüthlich trinken ließ, und der, so viel seine Beschäftigungen als cidevant jeune homme irgend zuließen, sich rechtschaffen Mühe gab, mit den Backsteinen des Conversationslexikons die Lücken auszumauern, welche seine geistige Erziehung zurückgelassen. Die etwaigen Mängel des äußeren Schliffes ersetzten sich durch eine von Natur wohlwollende Gemüthsart und angeborenen Geselligkeitstrieb; auch soll er in seiner Jugend einer Beschäftigung zugethan gewesen seyn, welche schon mit der Kunst verwandt ist.

Einen eigenthümlich besondern Eindruck rief schon durch sein Aeußeres ein Besucher des goldenen Lammes hervor: ein stattlich gewachsener großer Mann, scheinbar noch in der Mitte der dreißig, doch in der That 44 Jahre alt, stolz von Haltung und Gang und Miene, schwarzhaarig, mit einem edel geformten Antlitz, dem ein schwarzer schmaler Schnurrbart noch den letzten entscheidenden Schattenstrich hinzufügte. Man glaubte diesem Gesichte die Abkunft von den Eroberern Englands aus der Normandie anzusehen, auf welche auch der Name Fonblanque hindeutete. (Augenscheinlich von den alten Wurzelworten font und blanc abzuleiten und allenfalls durch Weißborn zu übersetzen. Die Aussprache lautet: Fonblan.) Diese ritterliche Gestalt war in eine sehr unscheinbare und vernachlässigte Tracht gehüllt. Den Kopf bedeckte ein Cylinder mit abgestoßenen Rändern, die Gestalt umschloß, stets bis oben zugeknöpft, ein schwarzer Gehrock im Zustande der Fadenscheinigkeit. Das Beinkleid von grauem Segeltuch zeigte Fransen über den Fersen. Die Krawate um den Hals hatte sich überlebt. Fürwahr, es gehörte die ganze Stattlichkeit der Erscheinung des Trägers dieser verkommenen Gewandstücke dazu, um ihn nicht für einen Landstreicher zu nehmen.

Der edle Viscount aus Normannenblut befand sich in einer verdrießlichen Lage. Nachdem er in etwa zehnjährigem Ehestande seine Vermögensverhältnisse gründlich zerrüttet, war er zum Consul in Belgrad ernannt worden, aber seine Frau fand keinen Geschmack am Leben in barbarischer Einsamkeit. Sie konnte ohne den Verkehr der schönen Welt nicht bestehen. So hatte er denn (ich glaube noch vor Antritt des Amtes) Urlaub genommen und den Sommer in Baden zugebracht,

wo der grüne Tisch sein Geldwesen vollends zu Grunde gerichtet. Seine Frau war nach London gegangen, um Hülfe aufzutreiben, er als Gefangener in Baden geblieben. Daß er nicht zwischen vier Mauern saß, hatte er dem Hofrath Schreiber zu verdanken, der seine Verhältnisse kannte und die Bürgschaft des Inländers für ihn gestellt, die angenommen werden mußte, obschon der alte Herr kein Vermögen besaß, wie alle Welt wußte. Diesem hatte Fonblanque sein Wort verpfändet, den Stadtbann nicht zu verlassen. Eines der Kinder, ein sechsjähriges Mädchen, war bei einer einheimischen Familie untergebracht; die andern hatte die Mutter mitgenommen.

Wenn die Lage Fonblanques aber auch, wie gesagt, eine verdrießliche, so war sie immerhin doch nur eine zeitweilige Klemme, von der mit ihm alle Leute wußten, daß sie vorübergehen werde. Er bedurfte nur einiger Geduld, die ihm schon darum nicht allzuschwer fallen konnte, als er keine Langeweile auszustehen hatte. Er hatte viel gelernt und erfahren, wußte sich geistig zu beschäftigen und fand anregenden Umgang. Einen großen Theil seiner Zeit verwandte er darauf, seine Kenntniß der deutschen Literatur zu vervollständigen. Unsere Sprache verstand er beim Lesen vollständig in allen ihren Eigenheiten, wenn er sie auch nicht ganz geläufig im Munde führte. Die Allerweltssprache dagegen schien ihm anerzogen wie einem geborenen Franzosen. Lange einsame Wanderungen durch die auch im Winter reizenden Umgebungen von Baden gewährten ihm ein wahres Vergnügen. Am Abend gab's eine Spielpartie; bei schlechtem Wetter war Nachmittags das Billard da, so daß es an keinerlei Art von Kurzweil gebrach. Vielleicht sogar würde Fonblanque auch ohne geistigen Verkehr sich wohlgelaunt in die Lage gefunden haben, wenn er nur hätte spazierengehen und spielen dürfen. Letzteres gehörte zu seinen Lebensbedürfnissen wie Essen und Schlafen. Ohne Spiel hätte er sich wahrhaft unglückselig gefühlt; doch solcher Entbehrung ist in einer kleinen Stadt irgendwer noch weniger ausgesetzt als in einer großen. Auch im Leseverein fehlten nicht die grünen Klapptischchen. Es gab Tarok, Whist und Piquet. Nach und nach setzten sich auch ein paar Ecartépartien an. Doch diese führten zu mehrfachen Verdrießlichkeiten.

(Schluß folgt.)

Skizzen aus Spanien.

Das schöne Geschlecht.

Da wir uns überzeugt haben, daß von den wenigen spanischen Tänzerinnen, die nach langen Wanderungen, Strapazen und Abenteuern auch nach Deutschland gelangen, sich sehr schwer ein Schluß auf die Schönheit der spanischen Frauen ziehen läßt, so versuchen wir, zuerst von der äußern Erscheinung der schönen Welt Spaniens dem deutschen Leser ein Bild zu geben, so treu, als das Wort überhaupt und unsere Feder insbesondere es vermag, auf die sichere Gefahr hin, weit hinter einem guten Gemälde und noch viel weiter hinter der lebendigen, unendlich mannigfaltigen Wirklichkeit zurückzubleiben.

Das Prädikat „schön“ verdient die Frauenwelt in Spanien mehr als in irgend einem Lande Europas. Der Typus des schönen Geschlechts, so wie der Mehrzahl der Männer, nähert sich auffallend dem orientalischen der maurischen Araber. Die bekannte Thatsache, daß dieses Volk im Jahre 711 auf iberischem Boden Fuß faßte und die Halbinsel beherrschte, bis allmählig nach Jahrhunderte langen Kämpfen im Jahr 1482 das letzte maurische Königreich, Granada, in die Hände der christlichen Spanier fiel, mußte unvertilgbare Spuren im Aeußern und im Charakter des spanischen Volkes zurücklassen. Jeder etwas aufmerksame Beobachter wird uns zugeben, daß (die später eingedrungenen Türken ausgenommen) kein Volk Europas bis auf den heutigen Tag so viel orientalische Elemente enthält als das spanische, ja daß dasselbe gar nicht verstanden werden kann, wenn man es als ein rein occidentalisches betrachtet und von seiner Vermischung mit den maurischen Arabern absieht. Der orientalische Typus der spanischen Physiognomie erscheint also leicht

erklärbar. Reiner fließt wohl das gothische Blut in den Gesichtern, welche diesen Typus weniger oder beinahe gar nicht tragen; durchgängig aber sind die Physiognomien desto mehr plastisch schön, je mehr sie denselben bewahren.

Die Gesichtszüge sind höchst regelmäßig, durch vollendet schöne, scharfe Linien gebildet, die möglichst einem Canon der Schönheit zu folgen scheinen. Das schwarze oder schwarzbraune Auge liegt meist etwas tief in der Höhle, welche die Form des bekannten Mandelschnittes hat. Sein eigenthümliches Feuer strahlt es unter etwas langen Wimpern hervor. Beschattet wird es von mäßig dichten gewölbten Brauen, deren innere Enden in richtigem Verhältnisse von einander abstehen.

Die etwas gewölbte Stirne finden wir für das Geschlecht ziemlich hoch und breit, ein Verhältniß, welches der Miene einen eigenthümlich frischen und heitern Ausdruck verleiht. Die Nase tritt nur sehr mäßig hervor und ist fast durchgängig sehr fein und ganz gerade. Die Wange ist mäßig voll, und die Wangenknochen beeinträchtigen nicht im Mindesten das vollkommene Oval des Gesichts. Der Mund ist sehr mäßig, eher klein als groß zu nennen. Die Lippen sind meist fein, selten voll, und eigenthümlich sanft gezogen. Die Mundwinkel und die sie umspielenden Züge sind sehr lieblich und oft von unbeschreiblicher Anmuth. Das Kinn ist mäßig, rund und voll. Wie das der griechischen Idealstatuen hat es gewöhnlich kein Grübchen.

Die Hautfarbe ist eigenthümlich gelblichbraun. Die ausgezeichnete Reinheit derselben macht aber, verbunden mit der Weichheit, der Glätte, dem Glanz und der Transparenz der Haut, ganz vergessen, daß es auch weißen Teint gibt. Unbeschreiblich ist die Wirkung, die bei solchem Teint bisweilen ein sanfter, sich leise verlierender Anflug von Incarnat macht.

Ein wahres Problem scheint die Natur in den Linien des Nackens sich vorgesetzt und wunderbar gelöst zu haben. Diese Linien muß man mit eigenen Augen betrachten; wer aber ästhetischen Sinn dazu mitbringt, wird nicht umhin können, sie zu bewundern. Der Wuchs ist meist schlank, dabei mangelt aber nicht eine schöne verhältnißmäßige Fülle. Nur ältere Frauen neigen öfters zur Wohlbeleibtheit. In Haltung und Gang liegt eine Grazie, wie sie bei unsern Schönen nur als Ausnahme auftritt.

Kurz, über die ganze Erscheinung des weiblichen Wesens ist eine Fülle von Anmuth und Liebreiz ausgegossen, die den Fremden in Erstaunen setzt. Was die Dauerhaftigkeit dieser Schönheit betrifft, so ist sie nicht im Mindesten geringer als anderswo. Wir sahen häufig Frauen von vierzig und mehr Jahren, die allen Schmelz und Duft jugendlicher Grazie mit dem heitern Ernste der Matrone paarten. Mit den genannten Vorzügen der Gestalt vereinigt das schöne Geschlecht alle Leichtigkeit und Ungezwungenheit des Benehmens in noch höherem Grade, als das männliche. Da ist nicht eine Spur von einfältiger Ziererei und Prüderie.

Daß es mannigfache Modifikationen und Grade dieser Normalschönheit, so wie Abweichungen aller Art davon gibt, versteht sich von selbst. Regel ist aber Schönheit und Grazie.

Nachdem wir mit unsern bescheidenen Kräften versucht, das durch Worte Unerreichbare der Vorstellung des Lesers etwas näher zu rücken, können wir nicht umhin, von der Schilderung der äußerlichsten Oberfläche des Gegenstandes zur genaueren Betrachtung desselben zu schreiten.

Oben nannten wir die spanische Schönheit nachdrücklich eine plastische, eine Schönheit der reinen Form. Da diese nothwendig und wesentlich den Charakter eines allgemeinen Canons, einer idealen Regel trägt, so kann sich darin ein tiefer, reicher individualisirter Gehalt nicht wohl aussprechen. Daher mangelt der spanischen Schönheit vor Allem der lebendige Ausdruck eines reichen und tiefen Innern, und zwar einfach, weil ein solches Innere eben nicht vorhanden ist, sonst würde es sich nicht so gänzlich verbergen. Es ist erstaunlich, wie ausdruckslos und nichtssagend bei genauerer Beobachtung die schönsten Gesichter erscheinen. Bei schönen Männerphysiognomien ist dieser Mangel durchaus widerlich. Es sind lebendige Modejournalgesichter, charakter- geist- und herzlos. Nicht einmal den Wechsel der Empfindungen, wenn er nicht sehr stark ist, drückt eine solche Schönheit mit hinlänglicher Lebendigkeit aus. Die Züge der germanischen Physiognomie sind nicht so scharf und entschieden gegen einander abgegrenzt, sie sind weicher und fließen mehr in einander, drücken daher desto leichter die leisesten Schwingungen des Seelenlebens aus. Die plastische Schönheit erregt Bewunderung, Staunen und unendliches sinnliches Wohlgefallen, läßt aber Herz und Gemüth kalt; die physiognomische (die wir dem Wesen und der Form gemäß, im Gegensatz zur plastischen, auch die malerische nennen können), d. h. die Schönheit, welche, die Grenzen des Canons der Schönheit nicht überschreitend, sondern mit unberechenbarer Freiheit sich innerhalb derselben bewegend, die möglichst entsprechende Erscheinung eines scharf individualisirten, gehaltvollen Innern ist, gewinnt zugleich Herz und Gemüth. Die germanische Schönheit ist vorzugsweise physiognomisch, weil germanischer Geist reicher und tiefer organisirt und individualisirt ist als der romanische

oder orientalische. Aus der geringeren Fülle und dem relativen Mangel des Gemüths- und Geisteslebens ist begreiflich, daß es in der spanischen Schönheit sehr wenige und nur geringe Unterschiede gibt. Die Individualitäten männlichen und weiblichen Geschlechts sind zu oberflächlich, um tiefere Unterschiede in die Erscheinung treten zu lassen.

Auch die Grazie der Spanierin, so mächtig dieselbe ist, kann nur oberflächlich, d. h. sinnlich wirken, und ist meist so sehr nur geschlechtlichen Charakters, daß man wohl sagen kann, minder gut wäre besser.

Der Ausdruck des Blicks ist leidenschaftlich, heftig, feurig, stechend; mancher würde ihn frech nennen. Wir erinnern uns nicht, je einem stillen, ruhigen, sanften, milden Blicke begegnet zu seyn.

In Beziehung auf inneres, geistiges Leben theilt das schöne Geschlecht mit dem männlichen die Gemüthlosigkeit und den tief wurzelnden Egoismus. Dieser macht sich zwar in aller Welt geltend, doch mit Unterschied. Die Deutschen z. B. erscheinen im Allgemeinen, den Spaniern gegenüber, beinahe frei davon. Liebe, diese unbedingte, rückhaltslose Hingabe an eine andere Persönlichkeit, kennt das weibliche Geschlecht in Spanien so wenig als das männliche. Sie ist hier eine Art Geschmackssache. Die eine macht einer andern, anziehenderen Platz. Sie ergreift nicht die ganze Persönlichkeit, ist weder von Schmerzen, noch von unaussprechlicher Seligkeit begleitet; sie ist mehr nur ein nothwendiger Zeitvertreib in der Langeweile des leeren und seichten Herzens, die eitle Lust zu gefallen und zu erobern.

Die Erfahrungen, welche beide Geschlechter in ledigem Stande an Unverheiratheten und Verheiratheten des andern Geschlechtes persönlich oder durch den Mund anderer machen, müssen den Glauben an Treue nothwendig vernichten oder doch bedeutend wankend machen. Daß die Ehe demnach das Vertrauen schwerlich wieder herstellen und neu beleben werde, läßt sich denken. Gleichwohl leben die Geschlechter darin in gutem Einvernehmen. Sie kennen einander ja zu gut. Mann und Frau gehen ihre eigenen Wege, sich wenig um einander kümmernd, so lange nicht reellere Interessen als Liebe und Treue im Spiele sind. Verträglich drückt man gegenseitig ein Auge zu. Man denke sich nun ein spanisches Familienleben!

Eine Schwäche theilt die Spanierin mit dem größten Theile ihres Geschlechts, die Eitelkeit, sofern sie als Putzsucht erscheint. Alles versagt sich die Spanierin um die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Es darf als ausgemacht angenommen werden, daß selbst im Lande der Moden ein solcher Grad von Luxus unter der schönen Welt nicht so weit verbreitet ist als in den größeren Städten Spaniens. Die unmäßige Putzsucht ist es auch, die das schöne Geschlecht hier mehr als irgendwo auf Abwege führt. In Familien, denen es an Allem gebricht, was zur Erleichterung und Bequemlichkeit des Lebens dient, ja denen oft das Nöthigste mangelt, herrscht sehr gewöhnlich die Sitte, daß der Mann der Frau ein Aversum für Toilette auswirft. Reicht dasselbe nicht hin, so besteht die Frau auf einer entsprechenden Erhöhung, widrigenfalls sie ihm nicht selten unumwunden droht, sie werde sich die wünschenswerthen Artikel selbst zu verschaffen wissen. Glaubt der Mann annehmen zu dürfen, daß auch ohne solche Drohung deren Inhalt sich verwirklichen könne und werde, so läßt er dieselbe unberücksichtigt. Oft genug sieht man Frauen geringen Standes in wahrhaft fürstlicher Pracht, wandelnde Kleiderstöcke, selbstgefällig einherschreiten. Der Ueberfluß auf der einen Seite wird gewöhnlich durch ein Minus auf Seite der Männer, oft sehr unangenehm, ausgeglichen. Manchen sahen wir in schlichtester Jacke und abgenutzten Beinkleidern seine Herrin begleiten. Es ist unmöglich, daß irgendwo der Mann mehr vom Weibe beherrscht werde und dieser Herrschaft sich unmännlicher unterwerfe als in Spanien. Endlich duckt sich ein solches Paar in ein barackenhaftes Haus. Die Frau ist sehr befriedigt, auf eine Menge Männer den gewünschten Eindruck gemacht und den Neid minder luxuriös Gekleideter erregt zu haben.

Bei allem Luxus aber ist die Kleidung oft nichts weniger als geschmackvoll. Schlicht und geschmackvoll sich zu kleiden verstehen die Spanierinnen nicht. Am vortheilhaftesten steht ihnen die Schleiermantille, die dem Hute wohl für immer wehren wird sich einzubürgern. Sie fällt vom Hinterhaupte, wo sie am Kamme befestigt ist, bis auf die Hüfte.

Zum Schlusse können wir die Bemerkung nicht unterlassen, daß das über den vorliegenden Gegenstand Gesagte in seinem ganzen Umfang und in ganzer Kraft zwar nicht von jedem Individuum, jedoch von einer solchen Mehrzahl gilt, daß sie einer durchschnittlichen Allgemeinheit gleichkommt, endlich, daß Ausnahmen die Regel bestätigen.

Neuere Gedichte von Hermann Lingg.

(s. Nr. 11.)

Elephantenwanderung.

Wolken wie die Midgardschlange recken sich am dunklen Himmel,
Auf die weiße Winterdecke blickt Arktur im Sterngewimmel,
Die bereiften Bäume strecken Aeste aus, die nie mehr blühen,
Dürr wie Todtenfinger, riesig wie Geweih von Elennkühen. —
Aelter noch als Elenn lebten einst im Norden Elephanten,
Als noch auf die Polregionen heiße Sommertage brannten;
Denn die Sonne ging nicht unter, und der Erde voller Feuer,
Ihr entsproßten Riesenbäume, kühne Pflanzenungeheuer;
Bunte giganteske Schlangen hingen an den hohen Aesten,
Oder wanden ihre Leiber in den glühenden Morästen.
Weißer Elephanten Heerden lagerten am Rand der Quelle,
Oder grasten oder trabten durch den Wald in Windesschnelle.
Und Jahrtausende vergingen dem Geschlecht der Mastodonte.
Aber eines Tages wurd' es dunkel an dem Horizonte,
Und aus einer grauen Wolke fielen Flocken, kalte Flocken;
Elephant und Mammuth standen voll Erstaunen und erschrocken;
Denn es starb das Grün der Palmen vor dem raschen Ueberfalle,
Und die Blumenkronen welkten vor der stürmenden Krystalle.
Da verlor das Aug' der Schlange viel von seinem ersten Feuer;
Vor dem kleinen Feinde bebten all die großen Ungeheuer.
Noch erhoben ihre Rüssel wie zum Kampf die Elephanten,
Wie Posaunen gegen Himmel hochentrüstete Tubanten,
Stampften auf den Schnee, den Gegner, mit den Füßen, mit den plumpen.
Doch vergebens, er erstarrte und ward Eis in harten Klumpen.
Nun zur Flucht gewendet eilten Heerd' an Heerde weite Reisen,
Nach dem Süd' dem Frost entfliehend, aus des Nordens Wendekreisen
Ueber himmelhohe Berge, den Verfolger hart im Rücken,
Immer fliehend vor dem Eise, das den Flieh'nden baute Brücken.
Viele mußten auf dem Schlachtfeld ihre Zähne liegen lassen;
Doch vor deren reiner Weiße mußte selbst der Feind erblassen.
Selbst der Schnee kann nicht an Reinheit das Gebein der Mammuthleichen,
Nicht den Elephantenknochen, nicht das Elfenbein erreichen.

Die Ansiedler.

Einige warf die Fluth an's Land,
Andre kühn wie wilde Pferde
Auf der neuen Erde
Wuchsen auf, am Pflug die Hand,
Stark durch Mühsal und Beschwerde.
Trotz Entbehrung und Gefahr
Sah'n sie ruhig ohne Sorgen
Nur in goldne Morgen.
Welche reiche Zukunft war
Ihren Blicken noch verborgen!

Hirsche sah'n sie durch die Fluth
In der Wildniß Einsamkeiten
Nach dem See zu schreiten,
Und im Schilf der Möven Brut
An den Ufern sich verbreiten.

Tausendstimmiger Gesang
Hallte von den Zweigen wieder,
Schimmerndes Gefieder
Blitzte durch das Laub und schwang
Im Gebüsch sich auf und nieder.

Wenn die Hütte war gebaut
Und der Stall den jungen Lämmern,
Früh bei Tagesdämmern,
Klang die Axt im Wald, und laut,
In die Nächte noch das Hämmern.

Blüthenschmuck im Lockenhaar
Kam die Braut in holden Sitten
Zum Altar geritten,
Oft aus tödtlicher Gefahr
Von dem wilden Feind erstritten.

O, es war in der Prärie
Auf der Jagd und im Gefechte
Um die neuen Rechte
Etwas Eignes, wie die Poesie
Im uraltesten Geschlechte!

Männer mit dem Büffelwamms!
Durch die Steppen mit der Heerde,
Weib und Kind zu Pferde,
Als die Väter eures Stamms
Zogt ihr auf der neuen Erde.

Wo um's Messer ihr geloost,
Wo ihr schoßt den braunen Bären,
Wo ihr mit den Fähren
Auf dem breiten Strom geflößt,
Bindet jetzt ein Volk die Aehren.

Wo ihr schlugt den schwarzen Schwan,
Wo ihr eingrubt eure Leichen,
Sehen jetzt die reichen
Städte der Ohiobahn
Meere sich die Hände reichen.

Herbst.

Was hab' ich nicht alles dem Himmel verziehn,
Nur weil er auf Hügeln die Rebe läßt blühn!
Ich liebe den Herbst, und im ersten Schnee
Die Tannen im Nebel, im Berge den See.

Wo einsam im Winde die Blume sich neigt,
Die Heide nur dräuende Wolken noch zeigt,
Aus alternder Eichen zerklüfteter Wucht
Nur Raben umflattern die dämmernde Schlucht,
Da steigen mir über den Felsen im Moor
Die Götter der nordischen Sagen empor.

Sie schreiten und reiten um Berg und zu Thal,
In Stürmen auf Wolken zum Mitternachtmahl.
Ich füll' mir indessen den Becher mit Wein,
Und lasse vergangen Vergangenheit seyn!

Vorüber ist mancherlei, das uns gequält,
Und war es auch bitter, es hat uns gestählt;
Die stürmischen Tage des Lebens vergehn,
Wie jagende Wolken am Himmel hin wehn.

Und alles sey freudig dem Himmel verziehn,
Nur weil er auf Hügeln die Rebe läßt blühn.

Salomon und die Geister.

Dreimal schwang den Zauberstab
Salomon, des Siegels Meister,
Und die Dschinnen aus dem Grab
Stiegen auf, die bösen Geister.
Was vor Adams Tag gelebt,
Was dem Chaos war entstanden,
Kam im Flug heraufgeschwebt
Auf aus diamantnen Banden.

Aus der Mondgebirge Rund,
Aus den Höhlen der Vulkane
Flogen Teufel auf im Bund
Mit den Fürsten der Orkane.
Aus der Edelsteine Schooß,
Aus den Tiefen der Metalle
Rißen sich die Geister los,
Die die Welt verstören alle.
Als der Plagegeister Schaar,
Ihren Flug zur Höhe lenkend,
Um den Thron versammelt war,
Die gezackten Flügel senkend:
Feinde jedes Guten, hört!
Rief ihr Herrscher, bei den Kronen
Eurer stolzen Häupter, schwört
Dreierlei nunmehr zu schonen.

Schwöret mir mit einem Eid,
Wenn euch lieb ist euer Leben,
Nimmermehr geschehe Leid
Nicht den Rosen, nicht den Reben.
Schwöret, nicht mit eurer Gluth
Eva's Töchter zu verletzen,
Nicht beim Bad in kühler Fluth,
Nicht beim Spielen und Ergötzen.

Und ein Dschinn zu Salomon
Sprach: Ich gebe dieß Versprechen,
Wenn nicht mehr, o Himmelssohn,
Rosen mit den Dornen stechen,

Wenn der Wein nicht mehr berauscht,
Wenn von Weibes Schmeichelblicken
Nicht mehr langes Elend tauscht,
Wen sie trügerisch bestricken.

Sprach's der Dschinn, und Salomon
Zürnend rief er: Dreimal schlimmer
Als der Biß vom Scorpion
Ist der Neid, so büß' ihn, Grimmer! —
Sprach's, da warf den Dschinn ein Blitz
Aus dem Ring des Königs nieder,
Und er sank von seinem Sitz
In den tiefsten Abgrund wieder.

Und mit Beben schwur den Eid
Alles andre Volk der Dschinnen:
Nimmermehr gescheh' ein Leid,
Herrscher, deinen Lieblinginnen.
Mögen stets die Rosen blühn,
Eva's Töchter wie die Rose,
Mög' des Goldes Feuer sprühn
Aus der Rebe süßem Schooße!

Unter einer Eiche.

In Hergensweiler.

Eiche, deine dunkeln Zweige ragen
Stolz empor aus längst vergangnen Tagen,
Geister wandeln durch dein ästig Haus —
Sieben Menschenalter sahst du schreiten,
Und wie Harfen aus den alten Zeiten
Rauscht es durch dein Laub im Sturmgebraus. —

O wie oft in deiner Schattenkühle
Haben Mähder bei des Sommers Schwüle
Ausgerastet von des Tages Mühn;
Deine friedlichen Gezweige kränzten
Keine Siegeshelme, hier erglänzten
Hirtenfeuer nur und Alpenglühn.

Hirsche nur und junge Rehe sprangen
Aus dem Wald herauf und Lerchen sangen
Unter deinen Blumen auf der Flur;
Während ringsum Kriegsgeschütze dröhnten,
Feindesbanner flatterten, ertönten
Hier des Sonntags fromme Glocken nur.

Aus der Wunde deiner harten Adern
Quillt ein Honig, summenden Geschwadern
Wilder Bienen dient dein Holz zum Bau;
So quillt Sanftmuth aus der tiefen Wunde,
Die vernarbt in unsers Herzens Grunde,
Aus dem Schmerz des Liedes milder Thau.

Sturm und Blitz verschonten dich, o Eiche,
Vor des Beils verhängnißvollem Streiche,
Schirmend soll mein Segen dich umwehn!
Lebewohl, und seh' ich einst dich wieder,
Laß auf's neue dann durch meine Lieder
Deiner Wipfel dunkles Rauschen gehn!

Literatur.

Neue Erzählungen aus dem Ries von Melchior Meyr. Berlin, 1860.

Es war zu erwarten, daß die sehr günstige Aufnahme und warme Anerkennung, welche Melchior Meyrs „Erzählungen aus dem Ries“ unter den Freunden einer gediegenen Poesie gefunden haben, für den Autor ein Antrieb seyn werde, aus derselben trefflichen Quelle, der er dieselben entnommen, den Stoff zu noch andern Erzählungen zu schöpfen, und diese Erwartung findet in dem vorliegenden Buche ihre Befriedigung. Es enthält dasselbe nur zwei Erzählungen, aber von größerem Umfange als die des ersten Bandes, übrigens von derselben sinnigen Anlage und meisterhaften Ausführung.

Die erste derselben, „Regine,“ ist den Lesern des Morgenblatts bereits bekannt und ich darf voraussetzen, daß sie sich ihrer als einer Geschichte von eigenartig rührendem, ja tief ergreifendem Charakter noch lebendig genug erinnern werden, um einer besondern Empfehlung derselben nicht zu bedürfen. Der Stoff derselben ist seinen Grundzügen nach unverkennbar dem wirklichen Leben entlehnt.

Seine Eigenthümlichkeit und eine gewisse Herbigkeit, zu der sich eine Schöpfung der Phantasie kaum entschließen würde, bezeugen es. Daß eine Frau, die zugleich Mutter von Kindern ist, aus Liebe zu ihrem Mann sich entschließt, demselben dadurch, daß sie sich geflissentlich einer lebensgefährlichen Krankheit aussetzt, in den Tod zu folgen, hat etwas der vorherrschenden Empfindungsweise unserer Zeit so Widerstrebendes, daß schwerlich ein so besonnener und der Naturwahrheit so gewissenhaft Rechnung tragender Dichter, wie Melchior Meyr, gewagt haben würde, es als Schlußmoment einer Erzählung zu erfinden, wenn ihm nicht die Erfahrung diese Handlung als eine wirkliche Thatsache in die Hand gegeben und ihm nur die poetische Motivirung und Gestaltung derselben zur Aufgabe gemacht hätte. Je mißlicher und schwieriger diese Aufgabe war, um so mehr muß man den Takt und die Kunst des Autors bewundern, durch die es ihm gelungen, sie in befriedigendster Weise zu lösen, dergestalt, daß man die That Regines aus der vorangegangenen Geschichte ihres äußeren Lebens und ihrer inneren Entwicklung auf das Vollständigste begreift und sie, wenn auch nicht absolut schuldlos, doch so sehr in ihrer Natur begründet und mit ihren Tugenden auf das Innigste zusammenhängend findet, daß sie uns zugleich tief erschüttert und wieder mit sich versöhnt und in und mit dem Moment der Schuld zugleich das Moment der Katharsis bietet. Auch die psychologische Zeichnung der übrigen Personen, die einfache natürliche Fortspinnung und Aneinanderknüpfung der Fäden, die allgemeine Charakteristik der bäuerlichen Verhältnisse und des ländlichen Lebens, so wie auch die Schilderung der in die Geschichte verwobenen städtischen Zustände ist vortrefflich und zeigt auf's Neue, wie feinsinnig der Verfasser zu beobachten, wie treu und lebenswahr er darzustellen versteht, ohne sich doch mit irgend einem Zuge in den Mechanismus einer bloß naturalistischen Nachahmung zu verirren.

Was „Regine" im Ernsten und Ergreifenden leistet, leistet „der Sieg des Schwachen" im Komischen und Erheiternden. Auch hier hat sich der Autor einen Stoff gewählt, der in minder geschickten Händen sehr leicht hätte verunglücken können. Der Held der Geschichte ist ein junger Schneider, und zwar ein Schneider im reinsten Sinne des Worts, mit allen den guten und schlimmen Seiten ausgestattet, die den Typus eines ächten Schneiders ausmachen und Veranlassung geworden sind, daß der Schneider von jeher eine lächerliche Rolle in der menschlichen Gesellschaft gespielt hat. Je mehr nun aber die komischen Seiten einer solchen Figur schon Gemeingut des allgemeinen Witzes geworden und theils in Volkssagen und Volksliedern, theils in Novellen und Dramen in den verschiedensten Formen verarbeitet sind, um so gewagter war es, einen Menschen der Art nochmals zum Mittelpunkt einer Erzählung zu machen und ihn naturgemäß zu schildern, ohne entweder in's Triviale und Abgenutzte, oder umgekehrt in's Gesuchte und Excentrische zu fallen. Unser Dichter hat jedoch zwischen dieser Scylla und Charybdis glücklich durchzusegeln verstanden und uns in seinem Tobias Eber ein Exemplar gezeichnet, an dem einerseits „jeder Zoll ein Schneider" im typischen Sinne des Worts, andererseits doch aber wieder so viel Eigenthümliches und Individuelles, theils aus allgemein menschlichen Eigenschaften, theils aus besondern Umständen und Verhältnissen Hervorgehendes ist, daß uns derselbe nicht bloß als eine ungewöhnlich ergötzliche, sondern auch als eine durchaus lebenswahre, von Anfang bis zu Ende mit unserem Lachen zugleich unsere Theilnahme in Anspruch nehmende Person erscheint.

Eine eigenthümliche Färbung erhält er schon dadurch, daß er nicht ein städtischer, sondern ein Dorfschneider ist. Auf dem Dorfe ist der Schneider „zugleich Besitzer einer kleinen Oekonomie und legt die Nadel einfach weg, um den Pflug, die Sense, den Dreschflegel in die Hand zu nehmen. Dieß erhält ihn frischer und läßt zwischen den Gestalten seiner Nachbarn und der seinigen keinen allzugroßen Unterschied aufkommen." Der Dichter macht jedoch von diesem Umstande, um sich von der vis comica seines Helden nichts Wesentliches entgehen zu lassen, mit feinem Takt nur einen indirekten Gebrauch, indem er nicht Tobias selbst, sondern nur dessen Vater eine Ausnahmsrolle unter den Schneidern spielen, ja diesen geradezu den Stärksten im Dorfe seyn läßt, so daß Tobias gleichsam das specifische Schneiderthum für diesen mitzuvertreten und es demzufolge mit zwei feindlichen Mächten, einer im Hause und einer außer dem Hause, zu thun hat. „Um einen halben Kopf kleiner als der Alte, die Gliedmaßen zart, das Gesicht hübsch und zierlich, die Farbe hell, die ganze Person leicht und fein, schien er von dem Starken nichts geerbt zu haben, als das Selbstgefühl, das bei ihm aber einen vorherrschend mädchenhaften Charakter annahm. Er war ein guter, ein ungewöhnlich guter Mensch, wohlmeinend gegen alle Welt, und begriff nicht, wie man ein Vergnügen daran haben könne, andere ohne Noth zu vexiren und zu plagen. Von Natur leicht erregbar und phantasiebegabt, konnte er unschwer seine Fassung verlieren, deßgleichen in jene Gemüthslage kommen, wo einem nach dem Rieser Ausdruck alle seine Sünden einfallen. Er pflegte sich dann nicht besonders aus der Affaire zu ziehen und sich über sein Mißgeschick, auch über seine Dummheit bedeutend zu ärgern, bis ihn sein leichtes Blut alles wieder vergessen ließ. Sein Element war der Friede, und im Frieden glücklich zu seyn, hatte er alle Eigenschaften. Leider besaß er aber auch ein paar, die recht danach angethan waren, seine Ruhe zu stören und ihn in die Aufregung und Unlust des Kampfes zu verwickeln." Diese beiden Eigenschaften waren Selbstgefälligkeit und Empfindlichkeit und gaben im Verein mit seiner Gutmüthigkeit und Zaghaftigkeit fort und fort Veranlassung, ihn zu „trätzen" und zu hänseln; und da ihm einst ein Versuch, seine Empfindlichkeit thatkräftig zu äußern, sehr übel abgelaufen war, so blieb ihm nichts übrig, als zum bösen Spiel gute Miene zu machen

und die Thaten der Rache bloß mit seiner Phantasie auszuführen. So machte er denn zuletzt, „wie es mancher ehrliche Deutsche thut, eine Faust in der Tasche und regalirte seine Feinde mit ideellen Schlägen, denen zu seinem vollständigen Triumph nichts abging, als eben die gemeine Wirklichkeit. Hatte man ihm eines Abends übel mitgespielt und saß er zu Hause und arbeitete mit der Nadel, so stach er diese nicht in's Tuch, sondern in's Fleisch irgend eines Unverschämten, daß es Blut gab und der Tropf zuckte und Ach und Wehe schrie. Wenn er den Schneiderhammer schwang, so klopfte er nicht eine Falte, sondern den breiten Rücken eines boshaften Spötters aus, wobei ihn namentlich dessen klägliche Widerstandslosigkeit innig erfreute. War er besonders erzürnt und handhabte er die Sense auf der Wiese, so mähte er statt des Grases seinen Widersachern die Beine weg, daß sie jämmerlich um und um purzelten und dalagen. Eine solche Strafe war indessen für bloße Worte, so impertinent sie auch gewesen seyn mochten, doch etwas stark; die Rachbegierde des Guten war hier schneller gesättigt, und indem er die Handlung nun selber grausam fand, war es ihm zuletzt lieb, daß er eigentlich doch nicht die Beine von Menschen, sondern bloß Gras entzwei geschnitten hatte."

Aber bei solchen kleinen Conflikten, die man mit der Phantasie auszukämpfen vermag, blieb es nicht. Tobias verliebt sich in die hübsche Pfarrmagd, sein Vater aber will, daß er des Bachweckers Sibylle, die freilich mehr Geld, aber auch eine hohe Schulter hat, heirathen soll. Sein Vater ist ein Mann, der keinen Widerspruch verträgt, am wenigsten von Tobias, den er von Kind auf wegen seiner Zierlichkeit verachtet, und Tobias hat alle Ursache, den Zorn seines Vaters zu fürchten, denn er weiß, was er trotz seiner einundzwanzig Jahre von ihm zu erwarten hat, wenn er ihm nicht parirt. Es gilt also jetzt einen doppelt schweren Kampf, den der Schwäche und Furchtsamkeit mit der Stärke und Herrschsucht, und den des kindlichen Respekts mit der väterlichen Autorität. Die Entwicklung und Darstellung dieses Kampfes bildet den eigentlichen Inhalt der Geschichte, und es läßt sich denken, daß es dem Autor zwar nicht schwer werden konnte, diesem glücklich angelegten Stoff eine Reihe äußerst komischer und drastischer Auftritte abzugewinnen, daß aber um so mehr Schwierigkeit in der Auffindung eines befriedigenden Schlusses für ihn lag, weil es galt, nicht bloß den Schwachen über den Starken, sondern auch den Sohn über den Vater siegen zu lassen, und hiebei den bis dahin allerdings etwas kläglichen Helden in der Achtung des Lesers zu restituiren, ohne ihn zugleich mit seiner Gutmüthigkeit und Kindlichkeit in Widerspruch zu verwickeln. Der Dichter hat jedoch auch diese Aufgabe auf eine seinem Helden und der Sachlage völlig entsprechende, psychologisch richtige Weise zu lösen gewußt und hiedurch erreicht, daß wir zuletzt von Tobias mit der Hoffnung scheiden, er werde sich das Glück, wie er es sich erlitten und errungen, auch zu behaupten wissen. Nicht minder glücklich, als Tobias, ist die resolute Pfarrmagd gezeichnet; sie trägt wesentlich zu dem erheiternden und wohlgefälligen Eindruck des Ganzen bei, und kann überhaupt für eine der gelungensten Dorfgeschichtenfiguren gelten. Warum der Autor das Paar, nachdem es sich Alles glücklich erkämpft, nach Amerika gehen läßt, sehen wir nicht ein. Nach unserem Gefühl wäre der Schluß ohne diese Wendung noch befriedigender gewesen.

A. Z.

Correspondenz-Nachrichten.

Berlin, März.

Die Statuen auf dem Wilhelmsplatz. — Die Militärreform. — Die Civilehe und das Herrenhaus. — Das Grundsteuergesetz. — Die Börse. — Die Briefe Humboldts an Varnhagen.

Den Helden des siebenjährigen Krieges auf dem Wilhelmsplatze steht eine Veränderung bevor. Fest steht bis jetzt, daß Schwerin von seinem Piedestal genommen und ein wirklicher menschlicher und friedericianischer General an die Stelle des römischen gesetzt, der etwas steife und zopfige Seydlitz aber etwas lebendiger zu dem wahrhaften und genialen Reitergeneral restaurirt wird. Wenn es gelingt, werden aber wahrscheinlich auch zwei der andern Helden der künstlerischen Prüfung und Restauration sich unterwerfen müssen. Vom künstlerischen und ästhetischen Gesichtspunkt aus ist gegen diese Veränderung gar nichts einzuwenden, und am wenigsten, wenn die Bearbeitung, oder gar Neubildung einem Meister wie Kiß übertragen ist. Seit einem Menschenalter oder darüber ist wohl niemanden in den Sinn gekommen, in den Statuen etwas besseres zu erblicken als Antiquitäten, Symbole oder Ornamentur. Der spindeldünne Graf Schwerin mit seinen Sandalen, dem Brustharnisch, den bloßen Armen, der sogenannten Fahne und der Perrücke auf dem Kopf, glich mehr der Carrikatur eines Operntänzers in der Zopfzeit,

als einem wirklichen Menschen, einem Krieger und gar dem ehrwürdigen Helden von Prag. Die Helden an den vier Ecken des Platzes galten eben für nicht mehr als — um den alten Berliner Ausdruck zu benutzen — für Puppen, das heißt Aufsätze, Vasen, Figuren zur Zier der Architektur. Daß sie Friedrichs Paladine gewesen, oder doch bedeuten sollten, das ließ man sich gefallen trotz Häßlichkeit und Verstümmelung, wie ja auch, als in katholischen Ländern die unschönen Heiligen und Marien den Glauben und die Verehrung der Bevölkerung nicht verkürzen. So sind wir, die wir durch zwei Menschenalter gelebt, oder gar in drei geblickt haben, mit diesen Puppen aufgewachsen und groß geworden; der wüste Sandfleck in der Mitte, zum Einreiten der Pferde bestimmt, ist zum zierlichen Kunstgarten umgewandelt und die Bäumchen, welche Alleen zur Verbindung zwischen den Statuen bildeten, sind inzwischen so mächtige Bäume geworden, daß sie die Häuser umher überschatten, wie viel mehr die Marmorgestalten, ihre Piedestale und Vergitterungen. Gestehen müssen wir uns allerdings, die Generale stehen nicht in conspectu omnium, wie Heroen es sollten, sondern unter diesem Laub- und Schattendach wie grauweiße Schatten, die in einem bestäubten Elysium einen bescheidenen Ruheplatz suchen. Aber was schadet es? Wir kennen den Sinn und sie. Und daran knüpft sich noch etwas anderes. Sie sind von Friedrich selbst hier aufgestellt worden, und das sollte man doch beachten. Daß des großen Königs künstlerischer Sinn, nach unsern Begriffen, nicht eben groß gewesen ist, daß er nur französische Fabrikarbeiter benutzte und zufrieden war mit dem Was, gleichviel wie das Wie geworden, machen wir ihm doch nicht zum Vorwurf. Sein Volk wußte es nicht besser, und er ist der erste, der es lehrte, daß ein dankbares Volk nicht allein seine Fürsten, sondern auch seine ausgezeichneten Männer durch öffentliche Bildsäulen feiern soll. Freilich, uns dünkt's jetzt fabelhaft, daß man den Verfertiger des römischen Schwerin kaum dem Namen nach gekannt hatte. Die ungenannte Größe des Steinmetzgesellen — oder hieß er Meister? — soll erst jetzt aufgefunden worden seyn!

Die Nachfolger des ersten glücklichen Steinmetzgesellen respektirten den Typus, den er natürlich auch nur nach der Schablone anderer vor ihm angewendet hatte. Sie verließen freilich die Sandalen, die Tunika und den römischen Schuppenharnisch, sie gaben ihren Helden auch etwas mehr Fleisch, aber der Zopf blieb; und was denkt man nicht alles beim Gedanken Zopf! Auch als später der Meister Schadow in der Mitte der Vier die Helden Ziethen und den alten Dessauer hinzustellte (der letztere in seiner Art bekanntlich ein Meisterstück), achtete er doch die Existenz der älteren Gesellschafter. Er stellte die beiden Gäste künstlerischer, menschlich und historisch wahrhaftiger dar, es war das sein Recht und seine Pflicht, aber er respectirte die Anciennetät, das historische Alterthum. — Vom siebenjährigen bis zum Befreiungskriege ist ein langer Zwischenraum, und ein eben solcher Zwischenraum ist zwischen der Monumentalsculptur auf dem Wilhelmsplatze und der von der Schloßbrücke. Die Scharnhorst und Bülow wurden in einer hoch ästhetisch künstlerischen Epoche von einem großen Künstler behandelt, und im selben Geiste wurden Blücher und seine Begleiter und Friedrich der Große zur Säcularfeier errichtet. Was sie sind und bedeuten, weiß jeder; sie sind Heroen und möglichst getreue Porträts, nach Gesichtszügen, Haltung und den Costümen ihrer Zeit. Sie stehen auf hohem Postament, wirklich ein conspectu omnium, und an einem Durchweg, der von Berlins größtem Thore durch seine schönste Straße nach den größten und erhabensten Gebäuden und Richtungen der Stadt führt. Hier war im Allgemeinen alles erfüllt, was man wollen konnte, und wenn man künftig großen Männern der Zukunft oder Vergangenheit Statuen errichten will, wird man wohl dieselben Rücksichten und Regeln zu beobachten haben, unbeschadet, daß der Geschmack künftiger Jahrhunderte andere Gesetze gefunden haben sollte. Aber soll dieser Geschmack auch rückwärts reguliren? Wodurch ist das geboten? Die vier Standbilder auf dem Wilhelmsplatze sind unschön, mehr oder minder zopfig, eines sogar so häßlich, daß es zum Lächeln auffordert, aber es sind Monumente der Vergangenheit, sie ruhen auf bald hundertjährigem Fundamente; man vergißt das Häßliche, Geschmacklose, selbst das Lächerliche ist überwunden; wo ist nun die Nothwendigkeit, sie modern umzumodeln und zu restauriren? Es wird doch immer nur Flickarbeit, und wenn man nicht alles ringsum ändern, terrassiren und auch die schönen Bäume abhauen will, bliebe Grund und Boden nicht dazu geeignet. Wenn man für passend hielte, jetzt eine Ruhmeshalle, eine Walhalla, oder wie die Hallen und Säle in München heißen, für die Helden des siebenjährigen Kriegs zu errichten, wie solches immerhin seine Bedeutung haben kann, warum dabei nicht von neuem anfangen? Da könnte der Kunst im höchsten Sinne Genüge geschehen, wie Geschmack, Patriotismus und Phantasie es erfordern; aber die Pietät für das Alte, wenn auch nur aus der Roccocozeit geborene, hätte man immer respectiren sollen. Wenn der Kunstgeschmack absolut reguliren soll, warum gießt man nicht den großen Kurfürsten auf der langen Brücke um? Der Römerheld mit dem Perrückenhaar und den vier gefesselten Sklaven unter seinem Rosse gefällt heute auch nicht, weder dem Geschmack noch dem patriotischen Gefühl. Der große, herrliche Gründer unseres Staats konnte sich gewiß nach einer besseren „Suite“ und andern Emblemen umsehen, als nach Sklaven. Aber so faßte ihn einmal seine nächste Zeit auf, und niemand hat ein Recht oder Anlaß, das so Gewordene umzuschaffen. Wenn man bei wandelndem Geschmacke historische Bildnisse und Monumente umzuändern sich gedrungen fühlte, was gäbe das für eine Confusion, oder wollen wir es Vandalismus nennen? Es wird gewiß eine Zeit kommen, wo man, was jetzt als Anstandsregel gilt, für eine Schrulle hält, nämlich öffentlich nur regierende Fürsten zu Pferde darzustellen. Ja wir finden es jetzt schon unpassend, daß Reitergenerale

wie Seydlitz, Ziethen und ein Dörfflinger nur ohne Roß auf Markt und Straßen erscheinen dürfen. Werden nun die Nachkommen sich gedrungen fühlen, die alten Standbilder umzuarbeiten und den Helden Pferde unterzulegen?

Doch wer denkt im Augenblick hier an jene alten Generale und die Regulirung ihrer Uniformen! Wir haben an Wichtigeres zu denken, und dießmal ist es rechter Ernst. Wie würden die Helden des siebenjährigen Kriegs unsere Generalität vor der langen Brücke mustern! und würden sie damit zufrieden oder unzufrieden seyn? Und wie würden die Scharnhorst, Bülow u. s. w. den Regierungsantrag vor den Landständen über das neue Armeewesen betrachten? Gleichviel, ob die Landwehr im Wesen bleibt oder nicht, es liegt eine weit größere Frage für unser Daseyn vor. Wir sind alle einig, daß die vortrefflichsten Maßregeln des Jahres 1813, die in der Conjunctur der damaligen Verhältnisse bedingt waren und ausreichten, in den gegenwärtigen nicht mehr gefordert werden können und dürfen, und doch auch nicht mehr ausreichen. Dafür fordert man von der einen Seite etwas weniger, von der andern weit mehr, unendlich mehr. Welcher Patriot stimmt nicht von der andern Seite auch zu: wenn neue Kriege kämen wie 1813, also um Ehre und Existenz des Vaterlandes, so müßten wir auch wie damals alle Soldaten werden und zu allen Opfern bereit seyn. Aber sey es denn zweckmäßig und gut, so übermäßige Opfer schon im voraus für die Möglichkeit eines solchen Krieges am Altar des Vaterlandes niederzulegen? Und gar, wenn dazu nicht geflüstert, sondern laut ausgesprochen wird: das kleine Preußen könne auch mit diesem geforderten ungeheuren Militärstande, mit so viel Soldaten, Geschützen, Pferden, Festungen, Magazinen und Kasernen den größeren Mächten ringsum weder durch diese Mittel, noch durch seinen Muth allein, sondern nur durch die Conjuncturen der Verhältnisse siegreich auf die Dauer widerstehen? wenn unsere erfahrensten Militärs erklären, ein siebenjähriger Krieg sey jetzt eine Unmöglichkeit, auch der Genius eines Friedrichs könnte solchen Kräften, solchen jetzt entwickelten Massen und Mitteln seiner reicheren Feinde auf die Dauer nicht widerstehen? Weßhalb dann so unnatürliche Anstrengungen, weit über die natürlichen Kräfte hinaus? warum immer auf dem qui vive stehen, wenn im schlimmsten Falle alles doch nicht ausreicht, und warum nicht auch auf die guten Conjuncturen vertrauen, welche im siebenjährigen Kriege und auch 1813 Preußen gerettet haben? Dieses Vertrauen auf die gute Sache, eine gute Regierung und Verfassung, auch Sitte und Billigkeit seyen stärkere Fundamente als ein immer bereit gehaltenes Kriegsheer von fast einer Million, welche das Land auf die Dauer unvermeidlich schwächen und verzehren müsse. Beim kriegerischen Sinn in der ganzen Nation, bei der Bereitwilligkeit aller, wenn die Gefahr wirklich droht, Soldaten zu werden, vielleicht bis zur vollen Million, wenn dann hundert, oder ein paar hunderttausend als Stamm täglich bereit bleiben, so müsse das für Preußen hinreichen, wenn auch nicht Deutschland zu erobern, was man ja nicht wolle, aber doch allen Feinden gehörigen Respekt einzuflößen — auch unter den jetzigen Conjuncturen, oder, besser gesagt, mit Gottes Hülfe. — Das ist die Meinung einer sonst sehr loyalen Opposition. Sonst erkennt sie die Tüchtigkeit und Billigkeit der vorgelegten Maßregeln. Was technisch dabei bezweifelt und angefochten wird, ist Sache der Fachmänner. Wenn die Regierungsvorschläge siegen, und es hat die Wahrscheinlichkeit für sich, beklagt das Publikum nichts empfindlicher als die zwanzig Millionen, welche zur Erbauung neuer Kasernen nöthig seyn sollen. Alle Versuche, diese immensen Steinbauten durch architektonische Formen gefällig zu machen, als Castelle und Burgen des Mittelalters oder der Renaissance, haben dem Bürgerthum, der Bildung, ja eigentlich der ganzen Bevölkerung keinen Geschmack dafür beibringen und sie damit befreunden können. Welches Material, welche Arbeitskraft, welche Zeit wird an diesen soldatischen monotonen Klöstern verschwendet! Und wenn man alle diese Steinmassen mit dem dazu Benutzten in freie industrielle Thätigkeit auflösste, könnte ein armes Land dadurch reich werden! Diese ungeheuren Burgcolosse mögen nützlich und schicklich seyn für den Despotismus des Orients und seine Janitscharen, auch für den Cäsarismus, den altrömischen mit seinen Prätorianern und den modernen mit seinen Zuaven und Turcos, aber auch für einen deutschen Fürsten, der inmitten der Liebe seiner Unterthanen, gleicher Gesetze und einer Verfassung so ruhig sitzt, daß er vor seinem Haute kaum der Schildwachen bedarf? Das sind so freundliche Gedanken im denkenden Publikum, wenn es die Masse der alten Kasernen ansieht und vor neuen, die zwanzig Millionen verschlingen sollen, erschrickt.

Daß noch tausenderlei andere Gedanken auch in den Köpfen spucken, welche sonst mit der Politik nichts zu schaffen haben, versteht sich wohl von selbst. Die Regierungsanträge vor beiden Häusern sind zu wichtig, als daß sie nicht in jedem Haus und in jeder Familie eine Bewegung hervorbringen sollten. Als das Ehescheidungsgesetz die Gemüther bewegte, hatte man die Bemerkung gemacht, daß Männer, welche notorisch in glücklicher Ehe lebten, am eifrigsten für die leichteren Scheidungsgründe stimmten. Aehnliches dürfte auch bei der Debatte über die Civilehe sich zeigen. Es handelt sich ja nur um Ausnahmsfälle; das Gesetz will niemand zwingen, ohne priesterliche Einsegnung zu heirathen; es fordert nicht einmal, daß es der gesetzlichen neben der geistlichen Form genüge; nur und allein den sporadisch in einer durchaus christlichen Bevölkerung Zerstreuten und mit der Orthodoxie in Zwistigkeit Gerathenen will man den Weg öffnen, sich gesetzlich zu verbinden, was das Gesetz erlaubt. Und daß man auch das hartnäckig verweigern will, hat denn natürlicherweise eine eigene Entrüstung gegen den einen Factor der Gesetzgebung hervorgerufen. Wie da zu helfen ist, wo die Regierung und der gesammte Landtag einig sind, ist noch nicht ausgesprochen; aber klar ist, daß endlich geholfen werden muß, wie es sey. Man weiß, daß die zur Zeit seltsam zusammengewürfelten Mitglieder

des Herrenhauses weit entfernt davon sind alle als Herren und Lords eines englischen Oberhauses zu figuriren. Es wird wohl geholfen werden müssen, und hoffentlich nicht mit zu schneidenden Mitteln. So manche Patrioten hätten gewünscht, daß alle diese Herren wirklich Lords wären; aber der Adel — das erkennen selbst gewichtige Mitglieder desselben an — hat eine empfindliche moralische Schlappe erhalten. Warum haben sie sich von Fanatikern — um nicht Scheinheilige zu sagen, wie die vox populi zu sagen liebt — fortreißen und in Dinge mischen lassen, die ihnen ganz fremd sind? Scheinheilige sind jene Fanatiker nicht alle, aber in krankhafter Verbissenheit befangen, weil ihre Theorien, die zehn Jahre in Preußen herrschen sollten, in Preußen und eigentlich in der ganzen Culturwelt stürzen mußten. Sie wollen heroisch und Märtyrer seyn, um ihre Existenz zu beweisen; in der Nation erblickt man nur ein Lanzenrennen gegen Windmühlen. Und schmerzlicher als die Schlappe für den Adel wäre es, wenn jener Zelotismus der Nichtlords um kirchliche Satzungen auch der wahrhaften religiösen Stimmung im Volke Schaden brächte.

Von der Grundsteuerfrage soll hier um so weniger die Rede seyn, da sie durch ein Ja beendet ist, — endlich, nachdem sie ein halbes Jahrhundert geschwebt hatte, obgleich der Wille vor fünfzig Jahren das Siegel darauf gedrückt hatte. Wie schwach ist aber oft auch der Wille mit der vollkommensten Autorität, wenn er mit dem Geldbeutel anderer widerwilliger Autoritäten in Conflikt geräth! Der Schluß dieser Frage ist übrigens vielleicht ein Abschluß für manche andere, und eine gewisse Sicherheit für Alle. Bei diesem heftigen Kampfe war das Interessante, daß die Glieder der Parteien vielfach aus ihren Lagern austraten und an der Seite ihrer sonstigen Gegner stritten. Das unglückselige Geldinteresse! Seit der amerikanischen Krisis hat es keine Ruhe im politischen Wirbel gefunden, und hat noch keine Aussicht dazu. Ein poetischer Börsenreferent versinkt (am 6. März) in folgende Dithyrambe: „Leider sind die sonnigen Tage des Börsenverkehrs bereits längst dahin; jeder Keim eines sich zeigenden Aufschwungs überdauert kaum das Alter einer Eintagsfliege; schon den nächsten Tag vernichten rauhe Winde aus allen Himmelsgegenden das hier und dort schüchtern hervorgetretene Vertrauen, und es ist als wenn die Welt von einem dämonischen Geiste durchweht würde, der heute in Savoyen, morgen in Marokko, in der Türkei, oder in Suez seinen Spuk treibt. Mit kurzen Worten, die alte Ruhe ist dahin, und mit ihm das eigentliche Lebenselement der Börse, die von dem Bewußtseyn getragen wird, daß eine „unerbittliche Logik" der Thatsachen nirgends verheerender geübt werden konnte, als gerade hier."

Das ist die poetische Klage der Papierbörse. Was haben die Kaufleute, die Fabrikbesitzer und die zu thun, welche Geld oder Credit zu großen reellen Unternehmungen besitzen, und Woche um Woche warten und mit der Zeit die Mittel vergeuden? Unserer Eisenbahnen sind so viele, daß es noch mehrerer bedarf, um sie zur Geltung zu bringen; aber wer wagt zu neuen Strängen, die nicht besonders garantirt sind, den ersten Spatenstich zu thun? Muth ist nur da zu Schwindelgeschäften, und deren sind denn leider nur zu viele im Gange. Die Zeitungen bringen in jeder Woche unglückliche und glückliche Wagestücke zu Tage, die verdienterweise mit dem Zuchthaus enden.

Zu brennenden Fragen sind noch zwei andere Gegenstände geworden: die unglückliche Verbrennung einer Operntänzerin, Fräulein Hölke, die, gewissermaßen vor den Augen des Publikums, in Flammen gerieth und nicht mehr gerettet werden konnte, und die Assingsche Schrift aus Humboldtschen Briefen und Varnhagens giftigem Tagebuch. Ueber letztere ist nicht viel zu sagen, da im Publikum nur Eine Stimme herrscht. Bei dem ganzen dämonisch unglücklichen Ereignisse ist nur Ein glücklicher Nebenumstand, daß die Regierung sofort die Verfolgung aufgegeben und das Buch frei gelassen hat, das Urtheil dem Publikum selbst überlassend. Außer daß öffentliche Männer immer vorsichtiger werden, wird wohl keine der vielen Folgen eintreten, welche man fürchtet. Alexander von Humboldt bedarf keiner Vertheidigung, auch vor denen nicht, welche, seine Gegenpartei, ihn für nicht so entschieden in seiner Meinung und in seinem Urtheil hielten, als sie es nun in seinen Briefen finden. Er war ein Hofmann, aber kein Höfling, und wer über jene gedruckten Aeußerungen erstaunt ist, da er in den Hofsälen und Antichambres immer anders gesprochen habe, weiß nur nicht, daß er anderwärts, gegen Freunde, ja eigentlich gegen jedermann, den er achtete, seine freien Ansichten, auch sein Urtheil, seinen Tadel, seinen Mißmuth offen aussprach. Die andern Herrn haben ihn nur nicht hören wollen. Ich erinnere an seine Worte gegen einen meiner Freunde: „Wenn ich nicht den blauen Rock mit rothem Kragen trüge, und nicht im Hause Seiner Majestät wohnte, würde Herr von Hinkeldey auch mich längst aus den Thoren fortgeschickt haben." Dieß konnte jeder von ihm hören. Es war in dem edeln Manne weder Falschheit noch Undankbarkeit. Daß, was warmblütig von den Lippen sprudelte und nur dem Moment gehörte, nach dem Tode, unredigirt, wer weiß ob nicht gefälscht und verschärft, vielleicht in anderer Stellung gedruckt wurde, ist und bleibt eine Versündigung an Preußen und gegen den edeln Todten, die keine Assing und keine buchhändlerische Spekulation hätte wagen sollen.

Paris, März.

Tanzlokalen. — Fasching. — Gezwungene Bälle. — Fasten. — Pater Felix. — Deutsche Sprache und deutsche Musik. — R. Wagner.

Der Fasching ist hier zu Lande durchaus überflüssig. Wozu eine specielle Tanzperiode in einer Stadt, wo das ganze Jahr hindurch getanzt wird, vom Neujahrstage bis Sylvesterabend, durch die Fasten durch, und ich glaube wahrhaftig selbst in der Charwoche? Auch geht die Zahl der Tanzböden in's Unübersehbare. Im Innern von Paris hat jedes Quartier oder Stadtviertel wenigstens Ein Lokal, wo Quadrille und Polka getanzt werden. Die Polka ist gewissermaßen Nationaltanz geworden. Der muntere, kecke Tanz sagt dem muntern, kecken Volke mehr zu als der weiche, gemüthliche, langsame Walzer. In seinen Tänzen malt sich ein Volk eben so wie in seinen Liedern; daher denn auch, beiläufig gesagt, das Wort Lied im Französischen das Bürgerrecht erlangt hat. Man sagt allgemein: un lied, des lieders. Längs der äußersten Boulevards (ehemals an der Barrière) befinden sich die meisten Tanzsäle. Auf einer Strecke von vier bis fünf Stunden findet man alle zwei- bis dreihundert Schritte irgend eine Kneipe, wo wenigstens Quadrille gesprungen wird, mit Begleitung einer Geige, einer Baßgeige und einer Piccoloflöte. In der Regel zählt das Orchester zehn bis zwölf Musiker, in den besseren Anstalten steigt die Zahl auf vierundzwanzig. Eben so schwankt der Eintrittspreis zwischen fünf Sous und drei Francs. Die Erfrischungen sind in den vornehmeren Anstalten die gewöhnlichen, in den Kneipen Kaffee und rother Wein mit Wasser und Zucker. Betrunkene findet man selbst an diesen Orten selten, doch setzt es häufig Händel und Prügeleien wegen Tänzerinnen, deren Gunst von mehreren in Anspruch genommen wird. Seitdem es nicht mehr erlaubt ist, moderne Tanzweisen zu spielen, wenn sie das rechtmäßige Eigenthum eines Verlegers geworden sind, muß jeder Orchesterchef fähig seyn, eigene Weisen zu componiren, oder Motive aus alten Opern, Chansons etc. zu arrangiren. Im Allgemeinen herrscht zwar an diesen Orten etwas mehr Anstand, oder etwas weniger Unart als früher; indeß sind noch immer Polizeiagenten und Gendarmen zur Hand, um allzu lustige Tänzer und Tänzerinnen zur Thüre hinaus zu transportiren. Auf Maskenbällen ist man etwas nachsichtiger. Wenn's nicht zu weit geht, so bieten solche Quadrillen — ich spreche nicht von den Bällen in der großen Oper — ein sehr ergötzliches Schauspiel. Von einem Pas oder irgend einer Regel ist dabei keine Rede; jeder tanzt eben wie's ihm in den Kopf oder in die Beine kommt; Muthwillen, Keckheit, Kraft und Behendigkeit thun sich in Stellungen und Capriolen kund, denen der beste Groteskstänzer mit Nutzen zusehen würde. Zu den alten Maskencostümen ist dieses Jahr das „Bébé" hinzugekommen. Bébé ist ein Kind mit einem Fallhut und langen Kleide. Bei ganz jungen Frauenzimmern ist der Anzug erträglich. Am Fastnacht-Sonntag und Dienstag war, wie gewöhnlich, eine ungeheure Menschenmasse zusammen gelaufen, um die Maskenzüge zu sehen, die, wie gewöhnlich, ausblieben. Diese Belustigungen sind ganz in Verfall gekommen. Den letzten Stoß gaben ihnen die Industriellen, welche sie zu Reclamen benutzten; nur der boeuf-gras widersteht der allzerstörenden Wirkung der Zeit. Mit dieser erhabenen und mächtigen Personnage würde die Fastnacht hier völlig ein Ende nehmen. Aus Vorsicht hat man sie jetzt verfünffacht, damit das Publikum an jedem der drei Tage etwas zu sehen bekommt. Dieses Jahr hatte der Zug mancherlei Ungemach zu erdulden. Der Wagen, auf dem die Gottheiten saßen, brach zusammen, indeß ohne daß eine der darauf thronenden Herrschaften beschädigt worden wäre. Saturnus, der Gott der Zeit und des Wetters, wurde naß bei dem starken Regen und bekam den Schnupfen; er mußte sich unaufhörlich schneuzen. Amor hatte einen Regenschirm ausgespannt und Venus — es ist eine klägliche Geschichte — Venus fuhr auf ihrem bretternen Olymp durch die Straßen und ihre Schönheit wurde durch laute Zurufe begrüßt; sie dankte huldvoll und Stolz und Freude rötheten ihre vollen Wangen, und auch wohl einige Gläser Bordeaux, womit die Gesellschaft in den Tuilerien bewirthet worden, als sie plötzlich erbleichten. Unter den Zuschauern hatte sie ihren Vater wahrgenommen. Der Vater hatte ein Urtheil des Gerichtes erster Instanz des Seinedepartements in der Tasche, welches ihn ermächtigte, seine Tochter bis zu ihrer Großjährigkeit einsperren zu lassen. Er verfügte sich zum Polizeicommissär und beide nahmen die Göttin bei ihrer Rückkehr in's Schlachthaus, von wo der Zug ausgegangen war, in Empfang und führten sie im Fiaker in's Zuchthaus. Lugete Veneres! Jupiter soll sich sehr eifrig für seine augenblickliche Adoptivtochter verwendet haben; allein er hatte neuerdings Gelegenheit, sich zu überzeugen, daß die Zeiten sich geändert. Das Ergötzlichste, das die Fastnachtstage geliefert, sind die närrischen Einfälle, die der humoristische Cham im Charivari mit seinen eigenen Zeichnungen illustrirt. Z. B. ein Viehzüchter steht neben seinen zwei mit einem Blumenkranze geschmückten Thieren; es sind Laureaten der letzten Musterung; sie sind beide zur Würde eines boeuf-gras erhoben. Der Mann wischt sich die Augen mit einem ellenlangen Schnupftuch und spricht mit Rührung: „Kinder habe ich nicht, aber meine Ochsen machen mir viele Freude." Als Gegenstück steht ein Ochse, der beim Examen durchgefallen war, gesenkten Hauptes vor der Pächterin und schämt sich seiner Niederlage, und die Pächterin steht vor ihm mit verschränkten Armen und sagt ihm die Wahrheit. „Was? kein Prämium? nicht einmal ein Accessit? Ist das der Lohn

für die vielen Opfer, die man für euch gebracht hat?" — Der erste Laureat, der boeuf-gras Nr. 1. stürzt auf den Präsidenten der Commission zu, welche die Preise vertheilt, um ihn zu embrassiren, wie solches bei den Preisvertheilungen in den Schulen stattfindet u. s. w.

Nicht allein die Kneipen der Barrièren geben ihre Tanzsoiréen während der Fasten, auch in den Salons der vornehmen Welt, werden in dieser Zeit der Buße Bälle gegeben, die sogenannten gezwungenen Bälle, wie Frau von Girardin sie in ihren Feuilletons in der Presse nannte; Bälle, welche Beamte oder sonst bedeutende Personen im Interesse ihrer Stellung geben müssen, und wovon Frau von Girardin eine höchst ergötzliche und ziemlich boshafte Schilderung gibt. Da herrscht eine nicht genug zu bewundernde Harmonie. Jeder Mißstand wird durch einen ihm entgegengesetzten Mißstand aufgehoben. Die Zimmer sind schlecht dekorirt, dagegen sind sie auch schlecht beleuchtet; hier ist's zu warm, dort ist's zu kalt. Das Orchester ist schlecht, allein man hört's nicht, es ist im Nebenzimmer. Tänzer sind wenig da, dagegen sind sie alt. Beim Abschied fleht euch der Hausherr an, als wollte er sagen: „Ich habe euch nicht zu meinem Vergnügen eingeladen," und eurerseits blickt ihr ihn an, als wolltet ihr sagen: „Ich war nicht gekommen, um mich zu amüsiren."

Was Essen und Trinken anbelangt, so ist die Fastnacht — die jours gras — mit einem Eifer begangen worden, als rüste man sich zu einer wirklichen vierzigtägigen Abstinenz, wie zur Zeit, wo man dem armen Teufel, der überführt war, in den Fasten Fleisch gegessen zu haben, den Kopf abschlug, wahrscheinlich damit er nicht in Versuchung komme, eine so schreckliche Sünde zum zweiten mal zu begehen. Das Gebot oder Verbot wurde von Karl dem Großen erlassen, dessen Hauptcivilisirungsmittel, außer dem Lateinischen und dem Catechismus, das Beil war. Wäre die Pönalität heutzutage noch eben so streng, so würde die Guillotine noch weit mehr zu thun haben, als unter Robespierre, dem Anbeter des allerhöchsten Wesens. Die Abstraktion in religiösen Dingen hat schlimme Folgen: Pascal, den strengen Mathematiker, machte sie zum Narren, und Robespierre zum Henker. Eine solche Strenge wäre in unsern Zeiten höchst unbillig. Der Arbeiter muß Fleisch essen, erstens, weil er Kräfte braucht zum arbeiten, und dann, weil er zu arm ist, um Fische zu essen — Häringe und Bücklinge ausgenommen. Ich muß gestehen, daß frische Häringe, und diese werden hier in enormen Massen consumirt, wenn sie theuer wären, sehr gesucht seyn müßten, denn sie sind sehr schmackhaft; allein welcher Speiseverständige, welcher Cibophile — von den proceres gulae gar nicht zu reden — würde auf seiner Tafel einen Fisch dulden, den jeder Handlanger um einen Sou kaufen kann! An Mehlspeisen ist die französische Küche sehr arm, und zwar aus dem Grunde, weil die Franzosen zu viel Brod essen. Wir wollen dieses wichtige Capitel nicht schließen, ohne darauf aufmerksam zu machen, daß in den Kasteiungen, welche für die Fastenzeit vorgeschrieben sind, folgende Abstufungen stattfinden. Jeûner — ich muß die französischen Ausdrücke beibehalten — jeûner heißt eigentlich bloß die Mahlzeit verschieben, sie später als gewöhnlich zu sich nehmen, z. B. um acht Uhr diniren, statt um fünf Uhr. Faire maigre bedeutet kein Fleisch essen, wobei mancherlei Nüancen eintreten: an gewissen Tagen sind Butter und Eier verboten, auch Milch. Faire abstinence heißt „nichts essen." Eine weitere Kasteiung oder Buße ist das Besuchen der Predigten. Für dieses Jahr ist Pater Felix neuerdings zum Fastenprediger in Notredame de Paris auersehen worden. In seiner ersten Conferenz hat der umsichtige Jesuit eine kurze Uebersicht oder Inhaltsanzeige der vorjährigen Conferenzen gegeben; darin wurde dargethan, daß Christus die menschliche Gesellschaft auf drei Pfeiler gestützt hat, die christliche Liebe, die christliche Gleichheit und die christliche Brüderlichkeit. Die Basis, auf welcher diese Pfeiler ruhen, ist die Gewalt (autorité). Es gibt vier Gewalten: die väterliche, die priesterliche, die königliche und die päpstliche; letztere ist der Inbegriff aller Gewalten. Auf solche Weise entsprach der Redner der Erwartung seiner Zuhörer, die vor allem einer Aeußerung aus seinem Munde über die gegenwärtigen Wirren entgegen sahen. Sogleich aber geht der Jesuit zur Familie über, und weist deren Wichtigkeit im Leben der Völker nach. In diesen ersten Vorträgen haben wir ihn ganz wieder gefunden, wie er früher war: behende Dialektik, lebendige Sprache bei vieler Ruhe und Besonnenheit, und eine unerschöpfliche Fruchtbarkeit der Anschauungen, die sich nur zuweilen in allzu breiten Strömen ergießt.

Die Pariser haben sich bekanntlich erst spät in unsere schöne Literatur gefunden, und auch heutzutage sind bloß Schiller, Goethe, Hoffmann und Heine allgemein bekannt; die meisten Auflagen haben die Uebersetzungen der Mährchen von Hoffmann erlebt. Daß unsere Literatur so große Mühe hat hier durchzudringen, rührt theils von den schlechten Uebersetzungen unserer Classiker her, theils von den Schwierigkeiten, welche den Franzosen die Erlernung unserer Sprache darbietet. Hören sie jemand deutsch reden, so sagen sie: „vous hachez de la paille." Mich fragte einmal eine Pariserin in allem Ernste, ob es mir nicht weh im Halse thue, wenn ich deutsch spreche? In der Musik ist es anders; da wird mit Gluck, Mozart, Haydn eine wahre Abgötterei getrieben, und auch Händel und der alte, ernste Sebastian Bach spielen ihre Rollen in vielen Concerten. So gab neulich eine Madame Tardieu de Malleville eine Soirée, in der sie Sachen von dem großen Sebastian mit einem vollen Verständnisse seines Geistes ausführte. Die Concerte des Conservatoire sind hinlänglich bekannt, wie auch die Matinéen der jeunes artistes du conservatoire, die wieder meistens nur deutsche Namen auf ihr Programm setzen. Außerdem haben sich Soiréen für Kammermusik gebildet, die irgend einen unserer Meister zu ihrem Schutzpatron erwählen. Allard und Franchomme spielen mit ihren Collegen vorzüglich Mozart und Mendelssohn. Allard gilt für die erste Violine in Paris,

Franchomme wird zu den besten Cellisten gerechnet, obgleich schon etwas vorgerückt in Jahren. Es war mir ein herrlicher Genuß, diese beiden Virtuosen in einem Trio von Mendelssohn (C-moll) zu hören. Wie tief waren beide in den Geist des Meisters gedrungen, wie sorgfältig wurde jede Nüance hervorgehoben, wie ernst, ich möchte sagen, mit welcher Ehrfurcht faßten sie vor dem Werke, das sie interpretirten! Dann kam ein Quartett von Mozart, und mit der Art und Weise des Meisters wechselte sofort der Vortrag. Allard besonders war unübertrefflich; mit der Reinheit seines Tons, mit dem süßen Klange seines Instruments, mit seiner Ruhe in der Begeisterung und seinem freudigen Gefühle des Schönen ist der Mann so recht gemacht, um Mozarts Meisterwerke wieder zu geben. Wollte ich Sie in alle Concertsäle und Salons führen, wo man deutsche Musik zu hören bekommt, ich würde nicht fertig. Das Quartett Chevillard, Sabbatier ꝛc. befaßt sich zunächst mit den letzten Arbeiten Beethovens. Ein anderes Quartett hat Mühe und Talent Mendelssohn und Schumann gewidmet. Auch fangen die Lieder des letzteren an sich hie und da vernehmen zu lassen; der Erfolg scheint mir aber zweifelhaft. Unser trefflicher Sänger Lindau trug zwei Lieder von Schumann in dem Concerte des Pianisten A. Jaell vor; sie sprachen nicht an. Das Publikum applaudirte am Schlusse aus Höflichkeit. Der Hofpianist A. Jaell ist ein junger Mann, von untersetzter, kräftiger und voller Statur, welcher sein Spiel vollkommen entspricht. Jaell gehört als Pianist zu den Coloristen; Fülle und reiche Färbung zeichnen sein Spiel aus. Sein Glockenspiel ist ein wahres Tonfeuerwerk, welches blendet und entzückt; vielleicht wäre im Ganzen mehr Innerlichkeit zu wünschen. Uebrigens hat Jaell einen vollständigen Erfolg gehabt; neben der vollendeten Technik besitzt er Feuer und Leben, Eigenschaften, die der lebendige, feurige Franzose vor allen andern schätzt. Auch die deutschen Chöre stehen hier in großem Ansehen. „Die deutschen Chöre," sagt heute der Figaro, „zeichnen sich durch ihr Ensemble aus, durch richtiges Intoniren, durch Ausdruck und Gefühl und vollständiges Zusammenklappen (union intime) der Stimmen. Der deutsche Chor ist der Briareus der Musik; es ist ein Sänger mit hundert Stimmen, die sämmtlich einem einzigen Willen gehorchen. In der französischen Oper ist der Chor eine Nebensache, in der deutschen ist er eine Hauptsache, die stets gewünscht und mit enthusiastischem Applaus begrüßt wird." Ich habe absichtlich die Stelle wörtlich übersetzt, sie ist der letzten Nummer des Figaro (8. März) entlehnt. Der Eindruck, den die deutschen Choralgesellschaften in den höheren Regionen gemacht, haben, so scheint es, die Kaiserin Eugenie bewogen, eine Vocalgesellschaft zu bilden; sie besteht aus den ersten Damen der Hauptstadt, der Prinzessin Czartoriska, der Marquise de las Marismas, der Frau von Grammont, der Gräfin Labédoyère, der Frau von Bourgoing ꝛc. Ueber ihre Leistungen ist mir nichts bekannt geworden; so viel weiß ich, daß man bei dieser Gelegenheit an einen Ausspruch Napoleons I. erinnerte: „Einer Dame aus der großen Welt sey erlaubt, falsch zu singen." Er wollte sogar ein Dekret in diesem Sinne erlassen.

Ich habe Richard Wagner besucht. Er wohnt am Ende der Stadt Paris, nämlich des alten Paris, das bis zur Barrière du Trône sich erstreckt; was jenseits derselben liegt, kann man sich noch nicht recht als einen Theil der Hauptstadt denken. Man sagt noch immer und wird noch lange sagen: Batignolles, Montmartre, la Chapelle, Chaillot. In Chaillot bewohnt Wagner ein kleines Haus, in welches man durch ein Gärtchen gelangt und wohin er sich, wie er mir sagte, geflüchtet, um den Fortepianos zu entgehen. Sein viertes Concert ist noch nicht angekündigt. Seinem Freunde Berlioz hat er in einem offenen Sendschreiben geantwortet, das die Débats veröffentlicht haben. Im wesentlichen verwahrt er sich darin gegen die ihm angedichtete Erfindung der „Zukunftsmusik." Diese Erfindung gehöre dem Professor Bischof in Köln an. Wagner hat seine Ideen über ein Opernideal, das ihm vorschwebt, in einer Schrift entwickelt, welche er allerdings „das Kunstwerk der Zukunft" genannt. Damit soll aber bloß gesagt seyn, daß das ihm vorschwebende Ideal der Oper erst in der Zukunft sich verwirklichen werde. Gegen diese Rechtfertigung läßt sich nichts einwenden. Wenn Wagner selbst die Verwirklichung seiner Ansichten erst von der Zukunft erwartet, so gibt dieß ein unbestreitbares Zeugniß von seiner Bescheidenheit; er traut sich ja demnach selbst nicht die Fähigkeiten zu, die zu dem Kunstwerke der Zukunft seinen Ansichten nach erfordert werden. Dieses Glaubensbekenntniß wird ihm leider wenig helfen, um das fatale Wort „Zukunftsmusik" von sich abzuwaschen. Kurz darauf brachte der Charivari, der ihn als politischen Flüchtling gastlich aufnahm und sehr günstige Berichte über seine Concerte veröffentlichte, eine Carrikatur, auf der ein Kinderorchester musicirt, mit der Inschrift: „Zukunftsmusiker, die Werke des Hrn. Wagner spielend." Offenbar arbeitet ihm eine mächtige Partei entgegen. Journalisten, die ihn anfangs glimpflich behandelten, stimmten später einen andern Ton an; unter andern Fiorentino, der im Moniteur sich unparteiisch zeigte, schimpfte hintendrein im Constitutionnel und zog sich dadurch einen fulminanten Artikel der presse théâtrale zu, die sich des deutschen Reformators annimmt. Die Polemik ist so heftig und geht in die miserabilia der gegenwärtigen Pariser Journalistik mit einer solchen Leidenschaft ein, daß wir hier inne halten und es bei der Erwähnung des Streites bewenden lassen. Diese Anfeindungen leisten indeß dem Angefeindeten einen größeren Dienst, als die Gegner ahnen und wollen: sie lenken die öffentliche Aufmerksamkeit auf ihn.

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 14. 1. April 1860.

Audet iter, magnique sequens vestigia mutat
Herculis.

Statius.

Neuer Spaziergang.

Sieh, dort steigt er empor mit dem röthlich strahlenden Gipfel,
Welchen des Sängers Lied weihte, der freundliche Berg!
Sey er dem Wandrer gegrüßt! Und dich auch grüß' ich, o Sonne,
Die ihn, wie dazumal, lieblich auch heute bescheint.
Längst verstummt ist der Mund, der einst melodischen Klanges
Meiner Jugend erzählt, was ihr ihm Großes enthüllt;
Aber du stehst unwandelbar noch, o Berg, und du, Sonne!
Strömest, wie einst, auch mir noch dein erfreuliches Licht.
Auf und hinan den gewundenen Pfad! Durch's schattige Laubdach
Leitet er ebenen Schritt's mich zu der freieren Höh'.
Ungehindert nun schweift mein Blick in die endlose Ferne
Bis zu des blauen Gebirgs duftig verschwimmenden Rand.
Dieß ist die Welt und der Erde Gestalt, die der Sänger gezeichnet:
Wald und Gefild und des Stroms lieblich geschlängelter Lauf,
Friedliche Dörfer, umsäumt von der Saatflur farbigen Streifen;
Dort aus felsigem Kern hebt sich die prangende Stadt.
Alles noch find' ich bewahrt und erhalten, und jedes erkenn' ich;
Aber im alten Bezirk waltet ein neues Geschlecht:
Zwar gleichartig dem Stamm der Erzeuger an Form und an Bildung,
Ungleichartig jedoch jenen an Wesen und Sinn.
Denn sie dränget, als ob zum Augenblicke des Lebens
Dauer sich hätte verkürzt, immer zur Eile der Trieb;
Ueberall, wo sie schaffen und bau'n, und wo sie zerstören,
Gähret die Ungeduld, gähret die rasende Hast.
Dennoch preis ich dich hoch, der Menschheit herrliches Streben,
Heilige Flamme, die nie in den Geschlechtern erlischt:
Denn dich nährt die Begier, die erhab'ne, des Wissens und Könnens,
Stets von dem hohen Gewinn lockend zum höheren Preis. —
Da vergräbt sich in Nacht bei der einsamen Lampe der Denker,
Grübelnd prüft er des Stoffs, prüft er der Kräfte Gewalt;

Suchet das feste Gesetz im Wechsel der flücht'gen Erscheinung,
Bannt in die Schranke der Zahl, was sich den Sinnen entzieht.
Rührigen Händen alsdann und des Werkmanns markigen Armen
Reicht er, was er geheim, mühevoll sinnend, erdacht.
Und es entfaltet sich rasch, dem frei sich ringenden Keim gleich,
Wenn er zum wärmenden Strahl dringt, der lebendige Trieb,
Wächst zum kräftigen Stamm, weit dehnend die Zweige; der Erde
Schatten zugleich und dem Licht bietet er Blüthen und Frucht. —
Wunder auf Wunder entstehn. Was in Staunen versetzte die Väter,
Bleicht vor des Enkels Blick schon zum Alltäglichen hin.
Ungeduldig verschmäht die Länder verknüpfende Straße
Nun den geschlängelten Lauf, der sich, ein schimmernder Streif,
Mühsam entlang die Flur hinwand und erklimmte den Berghang:
Felsen durchbricht sie und springt über die gähnende Kluft.
Nicht mehr forscht nach dem sicheren Grund der bedächtige Pfeiler,
Daß er hinüber zum Strand führe das hüpfende Joch:
Keck an dem Seile von Draht sich schwingend im mächtigen Sprunge
Ueber die Tiefe des Stroms strömet die Brücke nun hin. —
Aber verwirrt mich ein Traum? Ist's Wirkliches, was ich erblicke?
Hat auf ein magisches Wort Wesen und Schein sich vermischt?
Will sich mit Spangen von Erz ausschmücken die alternde Tellus?
Hat sie ein feindlicher Gott zürnend in Fesseln gelegt? —
Horch! Dort braust es heran auf den zwiefach ehernen Reifen,
Rasselnd — ein Ungethüm, wie's der Atride gesehn,
Schnaubend und Dampf ausathmend und Qualm und sprühende Funken!
Herrschet ein Dämon in ihm? Folgt es dem starren Gesetz?
Hinter sich schleppt es die Last der Wagen in endloser Reihe,
Und mit der Eile des Sturms kam es — und flog es vorbei!
Seitwärts steht mit dem keuchenden Gaul der neidische Kärrner,
Schüttelt das Haupt und mahnt mürrisch zur Eile sein Roß.
Ewiger Krieg des Vulkan mit dem Erderschüttrer Poseidon, —
Hast du dich endlich nun, endlich in Frieden gelöst?
Aber den Sieg, es gewann ihn Vulkan, der Flammenbeherrscher,
Und der bezwungne Neptun hat sich zum Dienst ihm gebeugt.
Frei nun gibt er sein Reich dem Gewaltigen: grollend und schäumend,
Doch ohnmächtig umdrängt den Pyroscaphen die Fluth.
Aeolus staunt: er vernimmt nicht mehr das brünstige Flehen,
Das um günstigen Wind sonst ihm der Schiffer entsandt;
Unmuth steigert sein Wehn: umsonst! Die geschäftigen Schaufeln,
Die in der Tiefe sich drehn, spotten des feindlichen Hauchs.
Von des Aequators Gluth zu des Nordpols ewigem Eise
Und zum Süden zurück steuert der kecke Pilot.
Was Nigritien zeugt, was fern der Sinese geerntet,
Mit berechnendem Sinn wählt er und füllet die Fracht.
Ueberholend im Flug des Seglers trügliche Schwingen
Bringt er dem Westen behend, was er dem Osten entführt.
Da mit Jubel empfängt ihn im Hafen der harrende Kaufmann
Und in des Speichers Raum birgt er den reichen Gewinn.
Doch an dem Ufer die Stadt, wie fremd erscheint sie dem Auge!
Hat sich der Halbmond jüngst hier mit dem Kreuze versöhnt?
Nein, mich täuscht die Gestalt von zierlichen Minareten,
Welche den thürmenden Bau ragender Essen verbirgt.
Weithin über den Strand zerstreut und weit in das Land hin
Zwischen die Häuser gedrängt sieht man ihr rauchendes Heer,
Und der entsteigende Qualm und der Hämmer geschäftiges Tosen
Zeugen vom emsigen Fleiß, der in dem Innern sich regt.
Da ermuntert vom Schlaf die rohen Kräfte der Werkfleiß,
Und gehorchend dem Ruf beugen sich alle dem Joch.

Wie auf Zaubergebot belebt sich, was eben noch todt lag,
Und es verkettet zum Dienst alle die Geister ein Geist.
Frei vom trägeren Leib entwindet der winzige Tropfen
Sich und im weiteren Raum dehnt sich des Dampfes Gewalt.
Doch sie beherrscht mit stärkerer Macht die umklammernde Schranke,
Aber der hemmende Zwang mehrt und verdoppelt die Kraft,
Daß sie, vom Meister gelenkt, die Räder zum kreisenden Umlauf
Treibt und den Hebel zum Kampf zwingt mit der wuchtenden Last.
Tausend Spindeln bewegt ein Rad, es drängen sich tausend
Fäden herzu — es schwirrt sausend der Spulen Getön.
Fernab müht sich der Krahn und das unermüdliche Schöpfrad,
Riesen gleich, die sich kühn messen mit Riesen im Streit.
Berge verschwinden, es weicht der Fels und es füllt sich der Thalgrund;
Saaten erblühen, wo jüngst brausend noch wogte das Meer.
Aber der Mensch, mit Stolz die gelungenen Werke betrachtend,
Während sich alles ihm beugt, wird er des Sieges nicht froh.
Zwei noch weigern die Pflicht dem Geiste, dem Weltenbeherrscher;
Ob er sie tausendmal zwang, bieten sie dennoch ihm Hohn.
Zeit und Raum, die Unendlichen, sind's, die seiner nicht achten!
Zwar durchfliegt er ihr Reich, doch er beherrschet es nicht.
Siehe, da raubt er noch einmal den Blitz, ein neuer Prometheus,
Und zum erstaunlichen Dienst bändigt und führt er ihn an,
Hinzufliegen im Nu die Brücke metallener Fäden,
Daß er durch Länder und Meer trage das sinnige Wort.
Und er gehorcht! Mit Staunen vernimmt an der Themse der Britte,
Was an der Tiber Strand eben der Römer gedacht.
Was im Herzen sich regt, was im Haupte der Denker erwogen,
Führet ein Augenblick in des Entferntesten Brust,
Und ein empfindendes Netz verbreitet sich über den Erdkreis,
Das ein Funke belebt, das ein Gedanke beseelt.
Wird in dem hohen Olymp der Donnerer, wird er es dulden,
Daß der Sterblichen Volk seiner zu spotten gewagt,
Sich der Allgegenwart anmaßend, des göttlichen Vorrechts?
Straft sein mächtiger Arm nicht den erneuerten Raub?
Klirrt die Kette nicht schon an des Kaukasus schrecklichem Felsen?
Schwebt der Geier nicht schon hoch in umkreisendem Flug?
Doch ihn fürchten sie nicht, des Jupiter rächenden Diener,
Denn den Gequälten erschreckt nimmer die drohende Qual.
Ihnen zerfleischen schon längst gefräßige Geier die Seiten,
Und kein schützender Arm naht mit dem rettenden Pfeil:
Ekel am sichern Genuß und nach dem versagten die Sehnsucht,
Und des schimmernden Golds nimmer zu stillende Gier!
Finstre Geburten der Nacht! Von der Heimath friedlichem Herde,
Die ihm die Sorge bewacht, treibt ihr den Bürger hinweg,
Hin in's wüste Gefild der Mühe und Sorgen ihn lockend,
Wo ein trügender Schein täuschend ihm zeiget das Glück.
Dort den Hügel hinauf in traurigem Zuge bewegt sich's,
Kernige Männer voran, Greise dahinten und Frau'n,
Mütter, den Säugling im Arm, und harmlos scherzende Kinder,
Die an des neuen Spiels wechselndem Reiz sich erfreu'n.
Und von der trennenden Höh' noch einmal sendet der Wandrer,
Thränen im Auge, den Blick über die heimische Flur.
Vieles läßt er zurück und Unersetzliches, Theures:
Freunde, Verwandte, den Ort, wo er die Jugend verlebt;
Und den vertraulichen Klang, den gewohnten — die Sprache der Väter,
Ach, und das Vaterland läßt er auf immer zurück!
Aber der Seufzer verhallt in des drängenden Zuges Getöse
Und der Vergangenheit Bild hüllt sich in Wolken des Staubs.
Doch in des Hafens Gewirr, wo das Schiff schon rüstet der Bootsmann,
Schon der Anker sich hebt, hör' ich verworrnes Geschrei:
„Freiheit!" schallt es. „Hinweg von der Willkür! — Reichere Felder
Lasset uns suchen! — Heran, Brüder, wir graben nach Gold!"
Lärmend ziehen sie fort und erhitzt vom Rausche der Hoffnung,
Nicht des tückischen Meers achtend und seiner Gefahr,

Hin, wo aus grünlicher Fluth auftaucht das fremde Gestade,
An Enttäuschungen reich, doch an Erfüllung wie arm!
Denn das Glück — ihr findet es nur, wohin ihr es traget;
Welches euch tief in der Brust wohnet, nur das ist das Glück! —
Doch, wo bin ich? Es irrt pfadlos im Dunkel der Waldnacht,
Von des achtenden Sinns Führung verlassen, mein Fuß.
Lichter nun wird's. Im freieren Raum vom stürzenden Felshang
Gleitet erstaunt mein Blick über ein lachend Gefild.
Emsig furchet das Land für künftige Ernten der Pflüger,
Auf den Weiden ertönt friedlicher Heerden Geläut.
Ueber mir, unter mir schallt das Lied der gefiederten Sänger;
Hoch in des Aethers Blau schmettert der Lerche Gesang.
Freundliches Bild! Du erweckst mir Träume von goldenen Zeiten,
Da an der Erde Brust kindlich noch ruhte der Mensch,
Noch sich begnügte mit dem, was sie gern dem Bescheidenen darbot,
Noch ihr Inneres nicht, gierig nach Schätzen, zerriß.
Hätt' er sie nimmer entdeckt! Denn er fand mit dem Heil das Verderben,
Mit dem Eisen zugleich fand er das brennende Gold,
Fand mit der schmeichelnden Kunst den Ueberfluß und den Luxus,
Neben der Bildung Frucht fand er der Leidenschaft Gift;
Und in die friedliche Welt hinschleudernd die leuchtende Fackel
Mit dem erhellenden Schein warf er vernichtende Gluth. —
Jene Wimpel, sie wehn von kriegsgerüsteten Schiffen,
Donnerbewehrten; es faßt Heere der mächtige Bau.
Fernhin trägt er die eiserne Schaar streitkundiger Männer;
Schrecken eilt ihr voran; aber ihr flatternd Panier
Trägt mit höhnendem Ruf der Gesittung heiligen Namen,
Und ihr Schlachtengesang tönet von Segen und Heil.
Mord verbreitet ihr Schwert und ihre Geschosse Zerstörung,
Aber im schrecklichen Werk rühmen sich jene der Gunst —
Düngen den Boden mit Blut, darein zu pflanzen den Oelbaum,
Und auf Trümmer und Schutt bau'n sie Minervens Altar.
Hat es nicht Einer vermocht von allen, welche die Gottheit,
Gnädig unserer Welt, lehrend und warnend entsandt —
Keiner hat es vermocht den Menschen zum Menschen zu bilden?
Hat nicht Einer sein Herz brüderlich fühlen gelehrt?
Jener nicht, der vom Sinai stieg, noch die Weisen in Hellas?
Selbst das sühnende Kreuz, ward es vergebens erhöht? —
Hart, wie Felsen und Erz, ist die Brust der Erdegebornen;
Von dem rauhen Geschlecht wend' ich verzagend mich ab,
Fliehe zu dir, o fromme Natur, allwaltende Mutter,
Die du mit ewiger Kraft ewige Güte vereinst!
Ruhigen Ganges und ernst der Menschen Gewühle begleitend
Schreitest du, Hehre, dahin; aber mit freundlicher Hand
Und nie zögernder Huld den immer begehrenden streust du
Deiner Gaben Geschenk aus unerschöpflichem Horn;
Reichst sie den Vätern und reichst sie mit gleicher Milde den Enkeln,
Und die Sonne Homers, siehe, sie lächelt auch uns!

Flemming.

Die Schlangenkönigin.

(Fortsetzung.)

Wir sprachen wenig mit unsern Wirthen, da sie selbst sich gegen uns einsylbig zeigten. Unsere Aussage, daß wir den Schullehrer in Leige besuchen wollten, schien mit Mißtrauen aufgenommen zu werden. Fremde, noch heutzutage nichts Gewöhnliches in dieser Gegend, mochten dazumal mit noch größerer Verwunderung betrachtet werden, zumal in diesem Hause. — Endlich war unsere Suppe bereit. Die Alte schüttete sie in zwei irdene Teller, und wir setzten uns zu unserem Mahle. Noch aber hatte Victor den Löffel nicht zum Munde geführt, als er mit einem Schrei vom Schemel auffuhr und krampfhaft etwas abzuschütteln suchte. Eine kleine Schlange hing an seinem Arme und wickelte sich um das Handgelenk. Mit Entsetzen riß er sie ab und schleuderte sie von sich. „Weg aus dieser Höhle!" rief er. „Ich bleibe nicht länger. Möchten doch Mäuse, Ratten, alles Ungeziefer der Welt hier seyn, ich wollte es nicht achten, nur nicht Schlangen, das Entsetzlichste, was es für mich gibt! Komm! Hinaus!" — Schon hatte er die Thür in der Hand, als ein Wetterschlag, der ganz in der Nähe getroffen haben mußte, uns sagte, daß es draußen schlimmer sey, als in diesem Raume. Ich überredete ihn, sich zu beruhigen. Jetzt aber stand die Alte mit geballter Faust vor ihm und überschüttete ihn mit einem Strom von Flüchen. Und zwar, zu unserer Ueberraschung, deutsch, denn wir sollten sie hören. „Du hast mein bestes Thier getödtet!" schloß sie; „dafür sollst du büßen!" Eilig fuhr sie in die Ecke, fand die Schlange, welche keineswegs todt war, und verbarg ihren Liebling im Busentuche. Der Kosak hinkte indessen zu uns heran und sagte begütigend: „Schlange nicht beißen! Keine Furcht haben. Alte Zarea wieder gut seyn. Schlechtes Wetter draußen, müssen Herrn hier bleiben. Essen Ihre Suppe, und nicht fürchten!" — Ich entschuldigte meinen Freund mit seinem Widerwillen gegen Schlangen, und darauf schien es das Gerathenste, den Platz wieder einzunehmen und Sardoks Aufforderung zu folgen.

Die Alte hatte inzwischen ein wenig Suppe in einen Napf gethan, und diesen auf den Fußboden mitten in's Zimmer gesetzt. Schweigend, aber mit grollenden Blicken, saß sie auf der Ofenbank und beobachtete uns. Nach einer Weile begann sie mit einem unangenehmen Lachen: „Feiner Herr, das! Fürchtet sich vor einem glatten Thierchen! Haha! Hab' mehr davon, und will ihm eine Freude machen!" — Darauf begann sie zischende und pfeifende Töne vor sich hin zu wispern, und aus allen Ecken des Raums, selbst unter unsern Füßen her, ringelten sich graue, schillernde Schlangen hervor, kleine und größere, einige davon wohl drei Fuß lang. Suchend huschten sie am Boden herum, bis sie den Napf fanden und hastig mit den Köpfen hinein fuhren, um den Inhalt zu leeren. Die Alte sah ihnen, mit Armen und Brust auf die Knie gelehnt, zu, rief sie in ihrer fremden Sprache liebkosend an und ihre Augen glänzten von Antheil und Schadenfreude.

Victor war längst wieder aufgesprungen und hielt mich krampfhaft am Arm fest. Er schwieg, war aber in seiner Idiosynkrasie gegen dieses Gethier, von der ich bisher nichts gewußt hatte, halb außer sich gebracht. Ich selbst theilte sie nicht, auch wußte ich von meinem früheren Aufenthalte her, daß diese Wasserschlangen durchaus unschädlich seyen. Doch hatte ich deren nie in solcher Anzahl gesehen und fühlte, daß die unbehagliche Scheu vor dieser sich ringelnden, kühlen Brut der Masse gegenüber auch bei mir erwachte.

Während Sardok in seinem gebrochenen Deutsch fortwährend versicherte, daß die Thiere uns nichts zu Leibe thun würden, trat ich zu der Alten, warf ihr einen Thaler in den Schooß und sagte auf wendisch: „Zarea, befreie uns von deinen Schlangen! Ich glaube du bist viel besser, als du dich gibst, und kannst auch freundlich seyn. Wir haben uns zu dir verirrt, und so laß uns bis morgen früh deine Gäste seyn." Die Alte nahm das Geldstück hastig in die Hand, sah mich groß an und dann wieder den Thaler. Sie warf ihn auf die Bank, als ob sie am Klange prüfen wollte, ob er nicht falsch sey. Befriedigt steckte sie ihn in die Tasche und ihr Wesen war plötzlich verändert. — „Bist ein braver Junge!" rief sie, indem sie mir auf die Schulter klopfte. Mit ein paar zischelnden Lauten jagte sie die ganze Schlangengesellschaft aus einander, daß sie wieder in alle Ecken verschwanden. Beinahe hätte ich aufgelacht, als ich meinen Gefährten auf den Schemel und dann auf den Tisch springen sah, da er den allgemeinen Aufbruch des Geziefers für einen neuen Angriff ansah. Erleichtert stieg er jetzt herab. Die Alte faßte ihn bei der Schulter. „Sey ohne Furcht, mein Sohn," sagte sie, „ich will dich nicht mehr

plagen. Sardok soll euch sein Bett abtreten, da mögt ihr ruhig schlafen."

Das letztere lehnten wir ab und baten nur, das Feuer auf dem Herd unterhalten zu dürfen. Die Alte verließ uns, Sardok warf sich auf sein Lager, das sich in demselben Zimmer mit uns befand, und bald schlief er. Wir waren in dieser fremden, unheimlichen Umgebung unter uns. Ich legte mich, da ich sehr ermüdet war, auf die Ofenbank, während Victor erklärte, er werde die ganze Nacht nicht schlafen. Aber trotz meiner Mattigkeit wollte der Schlaf nicht kommen. Wenn ich die Augen öffnete, sah ich meinen Gefährten, der zur Beruhigung eine Cigarre angezündet hatte, auf dem Stuhle am Feuer sitzen. Bei jedem Knistern, und es knisterte wirklich sehr viel im Zimmer, sah er sich scheu um und legte einen neuen Scheit auf den Herd. Endlich verschwamm mir sein Bild und ich schlief ein.

Als ich erwachte, verglommen noch die letzten Kohlen. Es war halb dunkel im Zimmer, aber draußen sah ich hoch durch die Wipfel das Morgengold blitzen. Victor saß noch immer vor dem Herde, aber der Kopf war auf die Brust gesunken; er schlief in einer Stellung, die ihn bei der nächsten Bewegung zu Boden werfen mußte. Ich faßte ihn am Arm und er fuhr aus seinem Schlafe auf. „Gott sey Dank!" rief er, „es ist Morgen! Ich glaube vor einer Stunde wachte ich noch! Sind auch keine Schlangen mehr da?" Sardok, von unserem Reden erweckt, sprang vom Lager auf und lachte uns grinsend und halb verschlafen an. Er hinkte zum Herde und erweckte das Feuer durch trockenes Reisig. Zarea trat ein. — „Ho! das nenn' ich muntere Jungen!" rief sie. „Nun sollt ihr was Besseres haben, als gestern, und hernach mag Sardok euch auf den Weg bringen."

Die Aussicht auf ein warmes Frühstück war uns sehr willkommen, denn wir fühlten uns von der ungewohnten Nacht und der Morgenkühle durchschauert. Trotz dem glühten mir die Augen und wir gingen hinaus, um das Gesicht mit dem Wasser des Grabens anzufrischen. Jetzt erst sahen wir, wo wir uns befanden. Ein wahrer Urwald umgab das schwarze, gebrechliche Blockhaus. Die Außenwand desselben war mit wuchernden braunen Schwämmen übersät, der sumpfige Boden ließ den wilden Schierling in dichten Massen aufschießen, daß seine Blüthendolden bis an das Strohdach reichten. Aus hohem wilden Gestrüpp sahen rothe Fingerhutblüthen mit langem Halse zum Lichte hinauf. Die Bäume standen so dicht beisammen, daß man den Himmel nicht sehen konnte. Wir waren in ein Waldversteck gerathen, wie man es dunkler und verborgener nicht finden konnte.

Sardok schaufelte inzwischen das Wasser aus unserem Kahne und legte eine zerlumpte wollene Decke über die Bretter. Bald darauf rief uns Zarea zum Frühstück. Eine Mehlsuppe dampfte uns entgegen, nebst gesottenen Eiern; frischer Speck und schwarzes Brod lagen dabei. Es galt einige Ueberwindung, denn das Geschirr, der Tisch und die Wirthin selbst sahen keineswegs sauber aus. Dießmal berichtigte Victor die Zeche. Sie war über Erwarten reichlich, und die Alte schien sehr zufrieden. Sie begleitete uns bis an den Kahn. „Wenn die Leute hören werden," rief sie, „daß ihr bei der alten Zarea wart — die werden Augen machen und euch von mir erzählen! Was mache ich mir daraus? Können doch nicht ohne mich leben! Wenn ich euch dienen kann, seht euch nur um nach mir. Der da —" sie sah mich von der Seite an — „der da ist blaß und hat was Schweres auf dem Herzen! Aber du hast rothe Backen," wandte sie sich an Victor, „und magst was Schönes gern. Kannst meine Hülfe wohl noch brauchen."

Sie klopfte ihm zudringlich auf die Schultern und lachte in sich hinein. Wir trieben Sardok zur Eile an, denn ihre Vertraulichkeit erschien uns beiden noch unheimlicher als ihre Feindschaft. Als wir endlich aus dem engen Graben in einen breiten, schön gewundenen Kanal einfuhren, den blauen Himmel über uns sahen und die Strahlen der Morgensonne spürten, da erst fühlten wir uns erleichtert und begannen die Abenteuer der Nacht durchzusprechen.

4.

Die Kindtaufe.

Die flüchtige Erscheinung des schönen Mädchens im Kahne, die uns zu Nacht so spurlos entschwunden war, trat bald in den Vordergrund unseres Gespräches. Ich neckte Victor, indem ich meinte, daß sie nur in ihrer Qualität als „Schlangenkönigin" habe Eindruck auf ihn machen können. Er stutzte. Jetzt, da er eine nähere Bekanntschaft mit wirklichen Schlangen, den ihm widerwärtigsten Geschöpfen, gemacht hatte, fiel der Titel, den die Kinder dem Mädchen gegeben hatten, so wie ihre Herausforderung an den Schlangenkönig ihm schwerer auf's Herz. Ich ließ ihn seine Vermuthungen über alte Zigeunerinnen, Schlangen und schöne Spreemädchen anstellen, und beobachtete inzwischen unsern Kahnführer. Victor saß mit dem Rücken gegen ihn, während ich dem Kosaken das Gesicht zuwendete. Und so bemerkte ich denn, daß er aufmerksam auf unser Gespräch geworden war. So oft der Name Schlangen-

königin genannt wurde, lag sein Blick lauernd auf Victor, ja ich glaubte einen immer wachsenden Ingrimm in demselben zu lesen. Es war unverkennbar, daß auch Sardok seine Vermuthungen anstellte, und einen Grund zum Argwohn gegen uns zu haben glaubte. Es hätte nahe gelegen, ihn nach der Schlangenkönigin zu fragen, indessen suchte ich das Gespräch auf andere Dinge zu bringen, da mir Victors Interesse als ein eingebildetes erschien. Ich kannte seine Leichtfertigkeit, und wünschte ihm Unannehmlichkeiten zu ersparen.

Zwei Stunden hatten wir zurückgelegt, der Wald war lichter geworden, und schon fuhren wir durch einen Verbindungskanal zwischen Wiesen dem eigentlichen Flußbeet der Spree entgegen. Ich habe zu sagen vergessen, daß wir nicht nach Leige, sondern nach Lübbenau zurück steuerten. Es war Sonntag, und da Leige keine Kirche hat und die ganze Gemeinde die Predigt in Lübbenau besucht, so sah ich voraus, daß wir auch den Schullehrer daselbst eher finden würden, als in seinem Wohnorte. Schon hörten wir die Glocken läuten. Feierlich klangen sie durch die weite Stille. Der Thau hing an dem üppigen Graswuchs der Wiesen, der Wald verschwamm in der Entfernung im blauen Morgendufte. Nähere Baumgruppen hoben sich in saftigster Frische hervor, oder zeichneten sich, vor die Sonne tretend, in dunkeln Umrissen ab.

Da erscholl ein hellstimmiger Chorgesang. Es war ein religiöses Lied mit innig schöner Melodie. Und als wir aus den hohen Grasufern des Verbindungskanals jetzt in den Fluß einbogen, kam uns auf unzähligen Kähnen die Kirchenwallfahrt der Gemeinde entgegengeschwommen. Voran der Lehrer mit den singenden Schulkindern; dann in größeren Kähnen alte Frauen, Männer und Kinder; Gruppen von jungen Mädchen, die sich zusammen gethan hatten, geführt von einem schlanken Burschen, der stolz im Fahrzeug aufrecht stehend den Nachen dahin gleiten ließ. Kleine schmale Kähnchen umkreisten sie im Wetteifer, oder machten das Gefolge der größeren. Bald war es eine kühne, geputzte Dirne, die allein auf ihrer Nußschale daher schwamm, bald ein Bursche, der von Nachen zu Nachen schoß und den Mädchen lustige Worte zurief. Sie schlugen die Augen auf das Gesangbuch nieder, denn sie waren ja auf der Kirchfahrt. Unabsehbar schien der Zug in seiner mannigfaltigen Farbenpracht. Die weißen Haubenkrausen der Frauen, die sich breit und gesteift von den Schläfen herab um das Kinn zogen, die bunten Kopftücher, die rothen, grünen und blauen Röcke, die hundert Gestalten in ihren verschiedenen Stellungen, die der Wasserspiegel wieder gab, das alles wob sich mit der morgenhellen Landschaft zu einem wunderbar schönen Bilde zusammen. Und dazu tönte Glockenklang und der Chorgesang der Kinder mit ihrem Lehrer.

Ich hatte Franz sogleich erkannt und ließ auf ihn zusteuern. Die Begrüßung war herzlich, aber kurz, denn er befand sich in seiner Amtsthätigkeit. Nachdem er mir gesagt, daß er mich schon erwartet habe, und mein Freund ihm gleich willkommen sey, wandte er sich flüsternd näher zu meinem Ohr. „Um alles in der Welt!“ rief er, „wie kommt ihr zu diesem Kahnführer? Macht, daß ihr von ihm los kommt, oder fahrt an unserem Zuge vorüber. Er ist der Gemeinde ein Aergerniß! Auf Wiedersehen nach der Kirche!“

Seine Befremdung konnte mir nach dem, was ich selbst zu Nacht von Sardoks Umgebung gesehen, nicht auffallend seyn. Aber von ihm los zu kommen war jetzt nicht möglich. Ich befahl dem Kosaken daher, in einiger Entfernung an dem Zuge vorüber zu fahren, denn verbergen konnten wir uns eben so wenig. Victor, der mein Vorhaben nicht begriff, replicirte heftig, mußte sich jedoch meiner Anordnung fügen. Wir hatten den Vortheil, so den Zug um so besser übersehen zu können, leider aber bemerkte ich, daß Franzens Aussage gegründet sey, denn wir waren der Gegenstand beobachtender und, wie es schien, mißbilligender Blicke.

Schon hatten wir die letzten Kähne erreicht, als sich noch ein kleinerer Zug dem großen anschloß. Es war eine zusammengehörige Gesellschaft, ein Taufzug. In dem Hauptkahn saß eine Frau, den Täufling auf den Knieen, umgeben von den Pathen. Plötzlich fuhr Victor auf mit den Worten: „Da ist sie, da!“ Ehe ich noch der Richtung seiner Augen folgte, ließ ich meine Blicke zufällig über unsern Führer streifen. Ich bemerkte in Sardoks Zügen eine Verzerrung der Wuth, die mich mit Schreck erfüllte, und sah, wie er darauf das Mädchen, auf welches Victor wies, mit den Augen zu verzehren schien. Auch ich erkannte in ihr die Schlangenkönigin des gestrigen Abends. Aber ihre Erscheinung war heute eine andere. Sie trug sich ganz in Schwarz, den Rock von feiner Wolle, Schürze, Kopf- und Busentuch von Seidenstoff. Die blendend weißen kurzen Aermel sahen unter den langen Fransen ihres schön gefalteten Brusttuches hervor, und ein Theil ihres blonden Haars kam an den Schläfen zum Vorschein. Diese Tracht war nicht Trauer — denn die Farbe der Leidtragenden ist durchaus weiß — sondern freie Wahl, Geschmackssache der Dorfaristokratie im Spreewalde (auch wieder ein Anklang an die Sitte der Lagunenstadt). Das einzige Farbige, was das Mädchen als Schmuck an sich trug, war ein Strauß von künstlichen Blumen und Flittergold, der Pathenstrauß mit einer langen bunten Bandschleife. Neugierig richtete sie ihre großen

blauen Augen auf uns und unsern Führer, ließ sie aber mit dem Ausdruck des Unwillens auf ihren Strauß sinken. Eben solche und noch verächtlichere Blicke wurden uns von den übrigen Personen zu Theil, und es mußte wohl fest stehen, daß wir uns im Spreewald in der ungünstigsten Weise einführten.

Victor schien nichts davon zu merken. „Sie ist wieder gefunden!“ rief er. „Laß sie uns nicht aus den Augen verlieren.“ Er war unglücklich und ärgerlich, daß ich darauf bestand, weiter zu fahren, bis von dem Zuge nichts mehr zu sehen wäre, um dann langsam nach Lübbenau zu rudern. Er nannte mich einen unbegreiflichen Pedanten, und es würde einen ernstlicheren Streit gegeben haben, wenn ich nicht hartnäckig geschwiegen hätte.

Schweigend landeten wir an der Stadt. Victor eilte, ohne ein weiteres Wort an mich, nach der Kirche, ich aber zog es vor, mich im Gasthofe, wo unser Gepäck lag, erst umzukleiden, denn meine Kleider waren vom gestrigen Regen noch feucht. Als ich Sarbok seinen Führerlohn gab, trat er näher zu mir und sagte: „Herr ist guter Herr, aber der andere—“ er brach ab, ballte die Faust und blickte zurück nach der Richtung, welche Victor genommen hatte. Ich suchte den Kosaken zu begütigen und fragte, was er gegen meinen Gefährten habe? Er sah mich mit zweifelhaften Blicken an, schüttelte den Kopf und ging davon. Mir schwante nichts Gutes, eine Stimme sagte mir, daß ich durch die Gesellschaft Victors noch Unannehmlichkeiten würde zu bestehen haben. Hatte die Reise doch abenteuerlich genug begonnen, freilich ohne seine Schuld, aber er konnte daran Schuld seyn, daß sie sich noch abenteuerlicher gestaltete.

Schnell wechselte ich meinen Anzug und begab mich nach der Kirche. — Die wendische Predigt näherte sich schon ihrem Ende. Ich blieb im Hintergrunde der Kirche stehen, erblickte aber nach einiger Zeit Victor ganz in der Nähe des Altars, dem schönen Mädchen gegenüber. Sie saß, nach wendischer Sitte, auf der Seite der Frauen, alle Männer nahmen die gegenüber liegende ein. Nach Beendigung des Gottesdienstes wurde die Taufe verrichtet. Das Mädchen hielt den Täufling. Und nachdem auch dieser Akt vorüber war, kam Franz auf mich zu und reichte mir die Hand. Hier an heiliger Stätte sahen wir uns Auge in Auge; es war viel zwischen uns zu sagen, denn er hatte mich zuletzt als glücklichsten Menschen im Besitz des geliebtesten Weibes gesehen. Sein stummer Händedruck vertrat für's erste die Worte des Antheils, bewegte mich aber auf's Tiefste.

Arm in Arm verließen wir die Kirche und gingen die Straße entlang, um kurze Zeit allein zu seyn. Er wußte den rechten Ton der Herzlichkeit zu treffen, der mir im Innersten wohl that. Und da er verstand, daß ich nicht hierher gekommen sey, um meinem Schmerze nachzuhängen, wußte er das Gespräch bald in ein anderes Geleis zu lenken. Ich erzählte ihm von unserer nächtlichen Irrfahrt und dem unheimlichen Nachtquartier.

„Ihr seyd da an einen üblen Ort gerathen,“ sagte er. „Die Alte lebt seit langen Jahren hier, es ist eine verlaufene Zigeunerin, weiß Gott, in welcher Weise sie den Weg zu uns gefunden hat. Sie steht sehr im Verrufe und doch wollen die Leute ihrer nicht entbehren. Sie nennen sie eine Hexe, die den bösen Blick hat und Unheil unter den Menschen stiftet. Andererseits ist sie der begehrteste Thierarzt in der ganzen Gegend. Sie soll stehlen, gleich allen ihrer Nation, dennoch scheut man sich, ihr irgend einen Diebstahl bestimmt vorzuwerfen. Ein boshaftes Geschöpf ist sie jedenfalls. Dazu kommt, daß man sie wie den Kosaken für Heiden hält — unsere Kirchen besuchen sie wenigstens nicht — die mit dem Teufel in Verbindung stehen. Vor etwa zehn Jahren, als die Russen im Lande waren, verschwand die Alte plötzlich. Nach einiger Zeit kam sie wieder und brachte ihren Gefährten, der damals noch ein junges Blut von achtzehn Jahren war, mit. Es ist ein wirklicher donischer Kosak. Er war verwundet worden, versprengt irgendwo liegen geblieben; sie curirte ihn und aus Dankbarkeit oder Indolenz folgte er ihr. Sie hält ihn halb als ihren Sohn, halb als einen Knecht. Merkwürdigerweise stellte sich nun heraus, daß er sich mit unsern Wenden sehr wohl verständigen konnte. Das slavische Idiom seiner Sprache traf hier auf eine ungeahnte Verwandtschaft. Trotzdem hat ihn die Verbindung mit der Alten ebenfalls zu einer unheimlichen Person gemacht. Ich selbst halte ihn für ein gutmüthiges Geschöpf, das man nur nicht reizen muß. Aber leider kann unsere Jugend das Spotten über seine burleske Erscheinung nicht lassen, worauf dann seine heimtückische Rache nicht ausbleibt. Und kurzum, er hat das Unglück, in einer Gegend, die nicht seine Heimath ist, eben so verachtet als verlacht zu werden.“

Als ich meinem Freunde von unserem Sommernachtstraum erzählte, sagte er lachend: „Wie dichterisch läßt sich alle Prosa auffassen, wenn man sie mit poetischem Auge betrachtet! Das Mädchen besitzt eine zahme Schlange, die, wie du weißt, hier nichts Seltenes sind. Und, daß ich's nur gestehe, der Titel Schlangenkönigin rührt von mir her. Ich nannte sie einst im Scherz so, und bald wurde der Name allgemein. Und das Elfentreiben ihres Gefolges war weiter nichts

— du wirst mir verzeihen, lieber Freund — als ein genußreiches Badefest ihrer Schwesterkinder, an die sich die Freundschaft angeschlossen hatte. Wie nahe wart ihr übrigens in jenem Augenblick einem besseren Nachtquartier! Hundert Schritt davon liegen drei stattliche Gehöfte, deren eines Mariens Schwager gehört. Bei ihm ist sie seit einiger Zeit zum Besuch. — Aber bei der Erwähnung ihres Schwagers fällt mir ein, daß wir in's Wirthshaus zurückkehren müssen. Ich bin als Gast zu seiner Kindtaufe geladen. Wenn es mir möglich ist, verschaffe ich dir und deinem Reisegefährten auch noch eine Einladung, indem ich euch als meine Freunde einführe. Doch kann ich es nicht versprechen, denn man ist im Spreewald nicht sehr zuvorkommend, und überdieß wird man euch wegen der Begleitung des Kosaken vielleicht scheel ansehen. Indessen ist es günstig, daß du dich wendisch auszudrücken weißt."

Als wir in das Wirthshaus traten, sahen wir Victor, umgeben von einem Kreise von Männern, die über seine Possen in lautem Gelächter waren. Er erzählte von unserem Nachtquartier bei der Alten, machte sie und besonders den Kosaken lächerlich, und wußte der spreewäldischen Eitelkeit zu schmeicheln, indem er sich über den abscheulichen Zufall beklagte, der ihn in dieser köstlichen Gegend in so ein Hexennest habe gerathen lassen. So hatte er in schlauer Weise Franz vorgearbeitet, und durch seine Vermittlung wurden wir nun zur Theilnahme an dem Feste eingeladen.

Man ging förmlich zu Tische, und das Mahl wurde mit großer Opulenz aufgetragen. Die Braten folgten einander, an Fischen fehlte es nicht, und besonderes Gewicht legte man auf die großen Hechte, den Stolz der Spreewaldfischerei. Es wurde nicht nur Wein, sondern auch Champagner getrunken.

Ich hatte meinen Platz neben dem Taufvater, dem reichen Bauer Koal. Mit Genugthuung sah er über den Tisch. Er wollte zeigen, daß ihn dieser Zuwachs der Familie, obgleich heut sein achtes Kind getauft worden war, in keiner Weise drücke, daß sein Besitzstand gestatte, jedes Familienfest mit Aufwand zu begehen. Er sprach, wie die meisten Bewohner des Spreewaldes, auch das Deutsche geläufig, aber meine Kenntniß der wendischen Sprache machte ihn um so vertraulicher und gesprächiger gegen mich.

Uns gegenüber saß seine Schwägerin Marie, die Schlangenkönigin, und zwar zwischen Franz und Victor. Sie war in der That ein schönes Mädchen, von eher blasser als frischer Farbe, wie alle Töchter des Spreewaldes, die Wangen nur leise geröthet; die blauen Augen groß und eben so ausdrucksvoll als lebhaft; zuweilen ruhig ernst, bald aber wieder muthwillig und schalkhaft. Sie wußte sich überraschend gut auszudrücken. Von ihrem Schwager erfuhr ich, daß sie elternlos sey und für gewöhnlich bei ihrem Bruder lebe. Dieser Bruder hatte, als Sohn des wohlhabenden Dorfschulzen, studirt, und war jetzt Pfarrer in seinem Heimathorte Burg, dem größten Dorfe des Spreewaldes. Durch das Leben in seinem Hause und mit ihm hatte Mariens Bildung die eines gewöhnlichen Landmädchens weit überschritten. Sie kleidete sich zwar in die Nationaltracht ihrer Gegend, sie zeigte sich, so weit ich ihre Unterhaltung hören konnte, durchaus natürlich und naiv, aber in ihrem Wesen lag eine angeborene Vornehmheit, die sie von allen übrigen unterschied. Der Schwager schien sehr eingenommen von ihr zu seyn, er rühmte ihre guten Eigenschaften, schloß aber doch: „Die ist nicht wie meine Frau! Einen gemeinen Bauer nimmt sie nicht, sie will höher hinaus!"

Während er sprach, beobachtete ich Marien. Sie sah mich nicht an, sondern hörte Franzen aufmerksam zu. Plötzlich rief sie: „Gott im Himmel! Ein Wittwer — und noch so jung!" — Ihre Blicke begegneten den meinigen. Sie erröthete und schlug die Augen nieder. Victor nahm sie darauf in Anspruch, und seine Unterhaltung machte sie vielfach lachen.

So vergingen die Stunden, und die Gesellschaft war durch Wein und Vergnügen sehr lärmend geworden. Es ging zum Aufbruch. Man vertheilte sich unter großem Geräusch und Lachen in die Kähne. Victor hatte, ohne zu fragen, Marien gegenüber Platz genommen. Ihr Schwager sah ihn erstaunt an und setzte sich an ihre Seite. Franz rief mich in ein kleines, schmales Kähnchen, in welchem er selbst das Ruder führte. Wir blieben zur Seite des Koalschen Gefährtes. Um uns herum kreisten und schossen die Nachen, hier wurde gesungen, dort gelacht, die Heimkehr war noch von der Festfreude erfüllt. Auch Koal, der über die auffallende Art, in der Victor Marien den Hof machte, etwas verdrießlich geworden schien, kam bald wieder in Stimmung, denn von allen Seiten rief man ihm vergnügt zu und meinte, so eine Taufe sey lange nicht gewesen.

Victor pflückte eine Wasserrose und fragte Marien: „Ist diese schöne Blume nicht dem Schlangenkönig geweiht?" — „Wie so?" entgegnete sie. „Das hab' ich nicht gehört." — „Aber es gibt doch eine Sage vom Schlangenkönig hier?" fragte er weiter. „Erzählen Sie!" — „O die ist kurz zu erzählen!" sagte Marie lachend. „Wer die Schlangen recht hegt und pflegt, den läßt der Schlangenkönig einen großen Schatz finden, und Alles was er will, muß ihm nach Wunsch gehen." — „Und wenn es ein Mädchen ist," fuhr Victor fort,

„dann macht sie der Schlangenkönig vermuthlich zu seiner Königin?“ — „Das steht nicht geschrieben,“ meinte sie. „Wenn ihr gelingt, was sie will, dann hat sie die Wahl, und braucht keinen Schlangenkönig mehr.“

„Das sind dumme Geschichten, die so die Leute glauben!“ warf Koal ein. „Es ist etliche Jahre her, da fand Einer hier in der Gegend beim Graben ein langes Stück goldenen Draht. Es war in Ringel gewunden, wie eine Schlange. Er fuhr damit in die Stadt, und es wurde für ächtes Gold erkannt. Hernach kam das Ding nach Berlin, und die Gelehrten haben ausgesagt, es sey ein königliches Armband von Jahrhunderten her, da die Wenden noch Heiden waren. Der Mann aber hat ein gutes Stück Geld dafür gelöst. Und nun sagen die Leute, das sey auch ein Geschenk des Schlangenkönigs gewesen, weil er die Schlangen in seinem Hause gefüttert habe!“

„Aber das ist ja eine ganz entsetzliche Sitte!“ rief Victor. „Wie kann man Schlangen in seinem Hause dulden?“ — Marie sah ihn schalkhaft an. „Oh!“ sagte sie, „Sie mögen Schlangen nicht leiden?“ — „Gott bewahre mich! Aber was gilt's, ich habe zu Nacht, wenn nicht den König, so doch die Schlangenkönigin gesehen. Sie trug einen Kranz von solchen Blumen, wie ich hier eine in der Hand halte, und um sie her tanzten lustige Kobolde im Wasser.“

Marie richtete ihre Augen groß und erstaunt auf ihn. Dann wendete sie sich schnell nach mir um und fragte in ernstem Tone: „Der Herr war zu Nacht bei der alten Hexe wohl ganz krank vor Furcht, daß er solche Träume hatte?“ — Ihr Ernst war sehr komisch und bewirkte, daß wir Alle zu lachen anfingen. Sie selbst aber wurde von diesem Augenblick an schweigsam, bis wir nach Leige kamen. Victor drang darauf, die Familie bis zur Lindenkaupe, dem Wohnort Koals, zu begleiten, mußte aber gute Miene zu unserer Weigerung machen, und stieg in unsern Kahn herüber. Wir gaben Koal das Versprechen, ihn bald zu besuchen, und unsere Kähne trennten sich. Jene steuerten dem Walde entgegen, wir aber fuhren in die Kanäle des malerisch gelegenen Dorfes Leige ein.

5.

Kascha.

Die alte Kascha, die treue Pflegerin meiner Kindheit sah uns an's Ufer steigen, und lief mir entgegen. In ihrer Freude fiel sie mir um den Hals, erschrack aber über ihre Freiheit und bat mich um Verzeihung. Dann stürzten ihr die Thränen aus den Augen, denn auch sie hatte mich zuletzt als den glücklichsten Gatten gesehen. Franz führte uns in sein Schulhaus ein. Aber so sehr er auch strebte, mich von den wieder erwachenden Gedanken des Kummers abzuziehen, seine Mutter arbeitete ihm entgegen. Sie konnte nicht ruhen, mich über die ganze Leidenszeit auszufragen, über meinen jungen Knaben, meine Familie, und so wurde durch ihren gutmüthigen Antheil die kaum geschlossene Schmerzenswunde heut lebhafter wieder geöffnet. Victor fühlte sich sehr unbehaglich dabei. Er versuchte durch ein paar scherzhafte Wendungen unsere Unterhaltung gewaltsam in eine andere Bahn zu bringen, doch mißlang es ihm und er erntete nur strafende Blicke von Kascha. Franz wußte ihn endlich in ein besonderes Gespräch zu ziehen und überließ mich seiner Mutter. Sie forderte mich auf, mit ihr das für mich bereitete Zimmer zu mustern, ob auch Alles darin nach meiner Bequemlichkeit sey. Ich sprach ihr meine Zufriedenheit mit der Einrichtung aus, so sehr sie sich auch beklagte, daß nicht Alles so seyn könne, als ich es zu Hause gewohnt sey. Plötzlich setzte sie sich nieder.

„Ernstchen,“ begann sie, „das mit dem Franz haben Sie auch wohl schon gemerkt?“ (Sie nannte mich bald du und Ernstchen, bald Sie und Herr Ernst.) — Ich fragte verwundert, was sie meine? — „Na, Sie waren ja heut den ganzen Tag mit ihm und den Leuten beisammen!“ — Ich verstand noch immer nicht. Sie hatte, wie ich wohl merkte, ein Geheimniß auf der Seele, von dem sie wünschte, daß ich es erriethe. „Mögen Sie die Marie leiden?“ fuhr sie endlich heraus. — „Die Schlangenkönigin?“ fragte ich. — „Ach, Ernstchen, gehen Sie doch mit dem häßlichen Namen! Aber freilich haben ihn die Kinder im Dorfe schon gelernt, und wo sie hinkommt, da heißt es: Schlangenkönigin! Gott erbarme sich, ich muß dabei immer an die alte Hexe in der schwarzen Kaupe denken! Aber das Mädchen weiß sich was darauf, und ist, seit sie den Namen hat, nur noch stolzer geworden.“ — Mir dämmerte eine Ahnung auf. „Meinst du, Mutter Kascha,“ begann ich, „daß Franz —“

Sie unterbrach mich mit einem hastigen Zeichen des Schweigens, sah sich wie erschrocken um, nickte aber mit Lebhaftigkeit. Dann rückte sie näher zu mir; das Eis war gebrochen, sie mußte sich mittheilen. — „Der Franz soll gar nicht wissen,“ begann sie in halb flüsterndem Tone, „daß wir zwei davon reden. Aber siehst du, Ernst, dich hat mir der liebe Gott recht geschickt, daß ich mal drüber sprechen kann, denn du verstehst es und kannst vielleicht helfen. Denn mein

armer Franz ist gar nicht glücklich, und du weißt, was das sagen will."

Von neuem rannen ihre Thränen und ich mußte sie bitten, sich zu trösten und mir zu erzählen, was zu erzählen sey. — „Na," rief sie, „der Franz hat die Marie gar zu gern, und es ist keine Frage, daß er sie heirathen möchte, aber die stolze Creatur will nicht." Ein schmerzliches Gefühl ging durch meine Brust. Ich kannte meinen Freund und konnte ermessen, wie tief ein solches Geschick ihn berühren mochte. — „Hat Marie ihn förmlich abgewiesen?" fragte ich. — „Das weiß ich eben nicht!" rief Kascha eifrig. „Mit mir spricht er ja darüber nicht, und wenn ich nur mal von weitem anfange, so merkt er's gleich und redet andere Dinge. Denn er ist klug, Sie wissen es ja selbst, Herr Ernst, aus der Zeit, wo Sie zusammen lernten. Aber ich bin seine Mutter und mir entgeht es nicht, daß es mit ihm schlecht aussieht. Und es ist einzig und allein von wegen des Mädchens. Denn seine Stelle bei der Schule ist ihm lieb, da klagt er nicht, und wenn auch sein Gehalt nur klein ist, so hat ihn doch die Erbschaft von meinem Bruder, auf die wir gar nicht rechneten, über alle Sorgen hinaus gebracht."

Ich suchte mir, während sie sprach, Mariens und Franzens Benehmen gegen einander am vergangenen Tage zu vergegenwärtigen, konnte aber keinen Zug finden, der auf ein gestörtes Verhältniß beider hätte schließen lassen. Im Gegentheil, ich hatte überhaupt nicht einmal auf ein Verhältniß geschlossen. Sie saßen bei Tisch neben einander, sprachen harmlos, sie schien ihm voll Achtung zuzuhören, es war nichts von einer tieferen Beziehung zwischen ihnen zu erkennen. Ich sprach diese Bedenken halb tröstend gegen Kascha aus.

„Das kann Alles seyn," wandte sie ein, „denn mein Franz ist auch stolz und wird sich vor Leuten nichts merken lassen, aber so ein Stolz kann wie ein Gift seyn, das frißt im Stillen um sich und richtet alles Gute zu Grunde. Besser er redete einmal frei heraus, daß er alles vom Herzen herunter bekäme, dann könnte man ihm helfen, oder wenn's nicht ginge, mit ihm weinen. Und siehst du, Ernstchen, ich bin's nicht allein, die darum weiß, die Leute reden genug davon. Es vergeht kein Sonntag, daß er nicht in der Liedenkaupe vorspräche. Die Koals hätten auch gar nichts gegen die Heirath einzuwenden. Letzt so kommt der Koal bei mir vor und ist gar höflich und freundlich, und sprach mir fortwährend, was mein Sohn rechtschaffen und brav wäre. Mir lachte das Herz im Leibe, denn ich dachte, es wäre so gut wie richtig, und sagte ihm, daß, wenn mein Sohn einmal heirathen wollte, die Frau auch nicht in ein leeres Nest käme, besonders seit der Erbschaft. Er verstand auch Alles gar wohl und gab mir die Hand und sagte, wir wollten gute Freunde seyn. Aber darüber ist ein halbes Jahr vergangen und wir sind noch auf demselben Flecke. Denn die Marie will gar zu hoch hinaus, und dadurch macht sie andere elend und wird sich selbst zu Grunde richten. Da sieht und lernt sie im Pfarrhause zu Burg bei ihrem Bruder allerlei, was ihr den Kopf verdreht. Ein hübsches Mädchen ist sie, und da kommen Gäste aus der Stadt und Umgebung und thun schön mit ihr. Und weil sie sagen, unsere Dorftracht stände ihr gar zu gut, so kleidet sie sich wie die andern Spreewaldmädchen, sonst hätte sie längst Stadtkleider angezogen. Von den Dorfleuten will sie doch nicht viel wissen. Und siehst du, Ernstchen, da ist besonders der Candidat im Pfarrhause, der Hauslehrer. Der kann auch mal Pfarrer werden, und da denkt sie sich's besser, Frau Pfarrerin zu seyn, als Schullehrersfrau. Ach, und sie verdreht allen die Köpfe, Vornehmen und Geringen, und wenn sie glauben, sie möchte sie gern, dann lacht sie sie aus, die abscheuliche Person!"

Kaschas Entrüstung war in vollem Zuge. Ich ergriff ihren Arm, um mir das Wort zu erobern. — „Demnach bist du selbst also gegen eine solche Heirath, Mutter Kascha?" sagte ich. „Du kannst Franzens Liebe nicht billigen?" Kascha faltete die Hände und entgegnete mit einem Aufblick nach oben: „Gott weiß, daß ich nur meinen Sohn glücklich sehen will! Es hat sich schon Manche geändert, die als Mädchen ein querköpfiges Ding war, wenn nur der rechte Mann kam. Und ich kann auch der Marie nicht von Herzen gram seyn. Sie ist immer gut und vergnügt bei mir und hat mich schon ein paar mal besucht. Einmal war der Franz nicht zu Hause und ich stand in seiner Stube. Da guckt' sie durch die Thür und war ganz verwundert über die Menge Bücher, die der Franz hat, und sagte, das sey ja gerade so wie bei ihrem Bruder, und mein Sohn müsse noch viel gelehrter seyn, als sie gedacht hätte. Aber ich konnte sie nicht bis in die Mitte der Stube bringen, sie sah sich immer furchtsam um, ob er nicht käme."

„O," rief ich, „wer weiß, ob Franzens Hoffnungen so verloren sind, als du dir einbildest, Mutter Kascha!" In der That merkte ich bald, daß auch sie dieselben nicht nur nicht aufgegeben, sondern zu ihrer Erfüllung ganz besonders auf meine Hülfe gerechnet hatte. Sie gestand mir sogar, daß die Idee, mich nach dem Spreewald einzuladen, von ihr ausgegangen sey, damit eine Situation, unter der ihr Sohn schon lange leide, möglicherweise in's Klare gebracht werde.

„Aber fang es nur langsam an, Ernstchen,“ schärfte sie mir ein, „und daß er nicht merkt, daß ich dir davon gesagt habe.“ Ich versprach ihr alle Behutsamkeit und jede mögliche Hülfe und sie dankte mir mit wiederholten Händedrücken, als ob ich schon etwas gethan hätte. Sie beeilte sich darauf, noch ein Bett für den zweiten nicht vermutheten Gast aufzuschlagen, während ich in den Garten ging, denn ein Blick durch die Hofthür zeigte mir ein reizendes landschaftliches Bild. Das Dorf Leige gleicht in seiner Bauart dem oben beschriebenen Lede. Wald, Wasser, Gehöfte und Gärten vereinen sich, um die Blicke überall mannigfach zu beschäftigen, nur daß Leige nicht so vollkommen im Baumgewirr versteckt liegt, die Kanäle breiter, die Inseln größer sind. Das Ganze liegt ausgebreiteter, luftiger, freier da, die Gärten sind blumiger, Fischerleben und Landwirthschaft treten sichtbarer der Sonne entgegen. Franzens Schulmeisterhaus war, wie alle Spreewaldhäuser, von Bohlen erbaut, ein Blockhaus, nur die Fugen mit Lehm verstopft. Aber immerhin groß und stattlich lag es unter dem breiten Strohdach da und konnte an Ordnung und Sauberkeit als ein Muster aufgestellt werden. Wie im Innern, so im Hofe und im Garten. Für den letzteren hatte Franz eine besondere Vorliebe, er pflegte ihn selbst und erzog eine Menge der schönsten Blumen. Die Reben waren sorgsam am Spalier aufgebunden und breitblättrige Schlingpflanzen spannen sich bis zum Giebel hinauf.

Es war ein warmer Sommerabend. Ich setzte mich auf eine Bank an einem anmuthigen, von Bäumen beschatteten Plätzchen, um ein wenig einsam zu seyn. Immer deutlicher wurde es mir, daß Victors Mitreise nicht nur ohne Nutzen für mich sey, sondern daß er mich sogar in meinen hiesigen Verhältnissen nur stören würde. Jetzt wäre eine Stunde gewesen, wo nach mancherlei Gespräch Franzens Herz sich mir vielleicht geöffnet hätte, und nun mußte der Reisegefährte ihn fesseln und mir entziehen. Eine Weile hatte ich gesessen, als plötzlich eine lange Gestalt vor mir auftauchte und sich langsam dem erhellten Fenster entgegen bewegte, um mit ausgerecktem Halse durch dasselbe in's Zimmer zu spähen. Ich erschrack und sprang auf. Durch das Geräusch schien die Gestalt meiner, der ich im Finstern gesessen hatte, erst gewahr zu werden. Auch sie machte eine Bewegung, und als ich mich rasch ihr näherte, sprang sie zur Seite und war verschwunden, wie sie aufgetaucht war. Einen Ruderschlag glaubte ich noch in der Nähe zu hören, zu sehen aber vermochte ich nichts mehr. Eine Minute darauf schalt ich mich selbst. In meiner krankhaften Reizbarkeit, die durch kummervolle Gedanken eben neu geweckt war, hatte ich mich, so dachte ich, durch etwas ganz Gewöhnliches aufschrecken lassen, oder gar war das Ganze nur ein Spiel meiner Einbildung gewesen.

Ich hörte Kaschas rufende Stimme und ging in's Zimmer. Sie schalt mich fast, daß ich so lange im Freien gewesen sey, denn sie wollte mich noch immer wie den einst kränklichen Knaben, den sie so treu bemuttert hatte, behandeln. Bald trieb sie uns zum Schlafengehen, und wirklich waren wir beide, Victor und ich, ermüdet genug und hatten von der gestrigen abenteuerlichen Nacht noch unser Theil Schlaf nachzuholen.

Ich erwachte von einem wunderlichen Summen und Lärmen. Es war hoher Tag, ein Blick durch die Scheiben zeigte mir, daß das Leben sich schon lange um mich her regte. Der ganze Kanal unter meinem Fenster wimmelte von kleinen Kähnen, in welchen die Schulkinder sich dem Hause entgegen drängten. Das Gesumme drang von der andern Seite des Hauses her, wo die Schulstube lag, die schon wie ein Bienenkorb gefüllt schien. Ich rief Victor an, um ihn zu wecken. Das Bett war leer; ich mußte sehr fest geschlafen haben, daß ich sein Aufstehen nicht gemerkt hatte. Rasch warf ich mich in die Kleider, um Franz noch zu begrüßen, ehe die Lehrstunden ihn mir entzogen. Nur die letzten Augenblicke hatte er für mich noch übrig, dann ging er seiner Amtsverrichtung nach. Victor war nach dem gemeinsamen Frühstück mit Franz schon zu einem Ausfluge davon gegangen. So brachte mir Kascha den Kaffee und setzte sich zur Gesellschaft zu mir. Ich fragte sie, ob Victor nicht hinterlassen habe, wohin er gefahren sey, oder wie er es sonst mit Kommen und Gehen hier zu halten denke?

„Ach,“ rief Kascha, „der Herr hätte auch bleiben können, wo er war! Verzeihen Sie, Herr Ernst, er ist Ihr Freund, aber ich fürchte, der Mensch thut nicht gut bei uns.“ — Erst jetzt wußte ich mir eine gewisse Befangenheit, die ich heut an Kascha wahrgenommen, zu erklären. „Was ist mit ihm?“ fragte ich in Erwartung irgend einer Thorheit meines Gefährten. — „Ach, Ernstchen,“ rief Kascha, „der hat auch ein Auge auf das Mädchen, auf die Marie! Eine geschlagene Stunde hat er beim Frühstück nur von ihr gesprochen, und sie Schlangenkönigin genannt, und Reden geführt wie ein Unkluger. Ich habe eine Todesangst ausgestanden, und dem Franz sah ich's an, daß ihm nicht gut dabei zu Muthe war. Zu guter letzt ließ er sich vom Franz gar den Weg nach der Lindenkaupe ganz genau beschreiben. Siehst du, er hat nicht gesagt, daß er hin wolle, aber sicher ist er schon zu den Koals gefahren!“

Auch in mir stieg ein heftiger Unwille gegen Victor auf, denn es lag mir am Tage, daß er bereits beschlossen hatte, einen bestimmten Zweck zu verfolgen. War mir schon gestern sein Spielen mit einer halben Neigung unangenehm gewesen, so hielt ich es heut, da ich von Franzens Liebe gehört hatte, für meine Pflicht, meinem leichtfertigen Reisegefährten entgegen zu arbeiten. Was ich dabei zu thun hätte, wußte ich mir freilich selbst noch nicht zu sagen. Das Nöthigste schien mir, Victor nicht allein mit Marien zu lassen, sondern ihm meine unwillkommene Gesellschaft bei ihr aufzudrängen. Kascha wurde sichtlich beruhigt, als ich ihr die Absicht aussprach, ebenfalls nach der Lindenkaupe zu fahren. Ich beschleunigte mein Frühstück, sprang in den Kahn und steuerte dem Walde entgegen.

6.

Die Lindenkaupe.

Eine Kaupe wird im Spreewald ein Gehöft genannt, welches sich, inmitten von feuchtem Wiesenmoor, auf einer Oase festen Dammlandes angesiedelt hat. Diese Kaupen, durch den ganzen Wald zerstreut, und immer zu einem näher oder ferner liegenden Dorfe gehörig, erheben sich mit ihrem Grunde ein wenig über das tiefe Wiesenland und bilden in ihrer Nettigkeit und prangenden Wohlhabenheit einen neuen Anziehungspunkt für das landschaftliche Auge. Die von Kanälen eingeschlossene Insel umfaßt ein größeres Stück Land, in dessen schwerem dunklem Boden mancherlei Gartenerzeugnisse für den Markt gezogen werden. Die Besitzer der Kaupen sind reiche Bauern, sie bilden die bäuerliche Landaristokratie des Spreewaldes. Zu den größten dieser isolirten Ansiedlungen gehört die Lindenkaupe, bestehend aus drei stattlichen Gehöften, welche nachbarlich bei einander liegen. Sie trägt ihren Namen von einer Anzahl prachtvoller Linden, die ihre breiten Aeste über die Strohdächer ausstrecken.

Der Weg dahin war nicht zu verfehlen, ich brauchte nur den Windungen eines schönen breiten Wasserarmes zu folgen. So fuhr ich unter der grüngewölbten Kuppel mächtig aufstrebender Erlen und Eichen hin, und nach einer Stunde erkannte ich Gebäude zwischen den Baumstämmen. Es war Koals Gehöft. Das Wohnhaus stand mit seiner Front dem Kanal zugewendet, vor der Thür eine Reihe alter Linden. Schattige Kühle um das Haus her, die Wiesen und Gärten aber im glänzenden Sonnenschein. Die Ufer des Kanals wurden durch eine jener hoch hinauf geführten Brücken verbunden. Das leichte aus Stangen erbaute Gerüst war so luftig, daß ich es auf seinem Hintergrunde von Waldesgrün kaum unterscheiden konnte. Eine Frauengestalt im scharlachenen Rocke, die hinüber schritt, schien mir durch die Luft zu schweben. — Am Ufer saß eine Schaar spielender Kinder, in lachende Farben gekleidet. Sie blickten neugierig den Fremdling an, welcher herbei ruderte und seinen Kahn in der Reihe der angebundenen Fahrzeuge ebenfalls befestigte. Sie antworteten weder auf meine deutschen noch wendischen Fragen nach den Hausbewohnern, sondern versteckten verlegen oder schalkhaft die Gesichter. Diese jetzt so wortkarge und lautlose Gruppe gehörte zu der Koboldschaar, die neulich so laut im Wasser ihr Wesen getrieben hatte. Ich erkannte die kleine Nixe mit dem langen goldenen Haar und ihrem kleinen Brüderchen sogleich wieder. Von ihr erhielt ich endlich auch die Auskunft, daß der Vater auf dem Felde, die Mutter aber im Hause sey.

Ich ging hinein. Die Hausfrau begrüßte mich freundlich, wies mich aber, da sie mit ihrem jüngsten Kinde beschäftigt war, in den Garten, wo ich ihre Schwester Marie finden sollte. — Der Garten, etwas wild und sich selbst überlassen, wie dergleichen bäuerliche Anlagen zu seyn pflegen, schloß sich unmittelbar an das Haus. Noch stand ich auf der Schwelle der Hinterthür, als ich schon ein Gespräch vernahm und Mariens und Victors Stimme erkannte. Noch mehr aber überraschte es mich, daß die Unterhaltung — mich betraf. Ich gestehe, daß mich eine höchst unwürdige Regung überkam, nämlich die, zu lauschen. Zwar war ich mir bewußt, nicht recht zu thun, aber eine plötzlich erwachende Neugier bannte mich in meiner gedeckten Stellung fest. Um die Thür herum zog sich eine mit Bohnen berankte Laube. Hier setzte ich mich auf eine Bank. Durch die Ranken hindurch sah ich das Paar, ohne von ihnen bemerkt zu werden. Sie saßen mit dem Rücken gegen die Wand des Hauses; Marie hatte eine Näharbeit in den Händen.

(Fortsetzung folgt.)

Aus Baden von ehedem.

Zur Erinnerung an Fonblanque.

(Schluß.)

Den ersten Anlaß zu den Verdrießlichkeiten gab ein junger Franzos, der mitten im Winter auf Baden hereinschneite. Ein langer Gesell von etwa 26 bis 28 Jahren, wohl gebaut, hübsch von Gesicht, keck, lustig und in jeglicher Beziehung leicht. Sein ganzes Gepäck trug er auf dem Leibe und in der Tasche. Nicht einmal einen Mantel führte er bei sich. Er nannte sich einen Reinach von der französischen Linie dieses freiherrlichen Hauses und wollte als Offizier von einem Cürassierregiment im Elsaß als politisch verfolgt durchgegangen seyn. Später, aber viel später erst erfuhr man, daß er nicht zu Schild und Helm der Reinach gehörte und weder Offizier noch politischer Flüchtling war; doch mit der Ausreißerei vom Regiment hatte es seine volle Richtigkeit. Seinen rechten Namen habe ich vergessen; er möge hier Renard heißen. Es fehlte ihm nicht an gesellschaftlicher Bildung, und so fand er um so eher Zutritt in den Verein, als man damals in politischen Dingen fast allgemein auf der äußersten Linken stand. Dieser Renard nun regte sein nationales Spiel an und fand leicht Genossen, die es kannten, vor allen Fonblanque und einen Schweizer Namens Vincent, der als ehemaliger Hauptmann in französischem Solde einen Ruhegehalt bezog. Dieser Vincent war ein vierschrötiger Eidgenoß, pfiffig und begriffstützig zugleich wie ein alemannischer Urbauer, und ein Erzspieler. Er hatte ein reiches Weib geheirathet, die — einst eine berühmte Schönheit — im August ihrer Reize einen preußischen Prinzen in Paris zum Gönner gehabt hatte. Eine geborene Berlinerin, gehörte sie zu Helminas von Chezy Jugendbekanntschaften, und die Dichterin erzählte von ihr folgenden Zug.

Eines Tags besuchte die schöne Pauline (oder wie sie sonst getauft war) die Galerie im Louvre. Ihre Tracht mahnte ungebührlich stark an die Antike. Ein Bewunderer nahm sich eine Freiheit heraus, zu welcher die selbst für jene Zeit noch auffallende Gewandung ihn ermuthigt haben mochte. Kaltblütig streckte Pauline den Arm aus und deutete auf die im Saal angebrachte Inschrift, wo in großen Buchstaben zu lesen stand: „Citoyen, regardez, mais n'y touchez pas."

Die alte Berlinerin hielt ihren reisigen Gatten ziemlich kurz und verwendete ihn „um seiner Gesundheit willen und zur Abwehr der Langeweile" als Kaliban zum Holzspalten, Wassertragen, Bodenputzen und andern häuslichen Verrichtungen. Geld bekam er sehr wenig in die Hand, doch half er sich durch das beliebte „Pumpen," was eine der Ursachen gewesen seyn soll, weßhalb das Ehepaar später nach Frankreich in ein kleines Nest zog, wo es weniger Gelegenheit zum Schuldenmachen und keine so willigen Borger gab.

Renard spielte mit großem Geschick und allmählig auch, sobald größere Sätze beisammen waren, mit auffallend beständigem Glück. Der König (im Ecarté die höchste Karte) schien es darauf angelegt zu haben, den Republikaner zu belehren. Wenn Renard zu geben hatte, schlug er unfehlbar den König um. Zuletzt ward den Partnern die Sache verdächtig, und wenn sie auch den Betrüger nicht geradezu auf handhafter That ertappten, so ließ sich doch hie und da eine verdächtige Fingerbewegung verspüren. Man fing an den feinen Herrn kalt zu behandeln. Niemand wollte mehr Ecarté spielen. Wenn er einen Vorschlag machte, war man zu Whist oder Piquet verfagt oder wußte eine andere Ausrede. Da nun der Strolch aus solchen Zeichen merkte, daß seine Zeit um sey, beschloß er, seinen Stab weiter zu setzen. Ohnehin hatte der Wirth schon die verfängliche Redensart vom „viereckigen oder runden" Geld fallen lassen, die bekanntlich den Grenzpfahl der noch nicht gewaltsam zudringlichen Mahnung vorstellt. Noch ein besonderer Umstand beschleunigte den Abzug. Fonblanque hatte dem Fremdling in den schöneren Tagen des Zutrauens zwei Pistolen nebst Zubehör in einem Kistchen geliehen, um sich ihrer bei den Schießübungen zu bedienen, die Behaghel in einem ländlichen Wirthsgarten eingerichtet, wo man aus dem durch einen Windofen geheizten Gartenhäuschen durch das offene Fenster nach der Scheibe schoß. Der Engländer hatte sein feines und theures Schießzeug mehrmals vergebens zurückverlangt und stellte eines Abends das Ultimatum: er werde es am nächsten Tage selber holen, um damit zum Scheibenschießen zu gehen; wenn Renard nicht zu Hause bleiben wolle, möge er das Kistchen sammt dem eingesiegelten Schlüssel bei den

Hausleuten hinterlegen. Am nächsten Morgen strich der Vogel vom dürr gewordenen Zweige ab. Die Pistolen nahm er mit; doch hat er sie nicht gestohlen, sondern nur zur Erhebung einer Anleihe benutzt. Er versetzte sie bei einem Juden in Karlsruhe und schickte von Frankfurt aus dem Eigenthümer den Pfandschein, der nach landesüblicher Manier lautete: „Vorzeiger dieses hat dem Endesgefertigten das und das verkauft, sich aber das Recht vorbehalten, innerhalb der und der Zeit den Gegenstand für so und so viel Geld zurückzukaufen.“ Fonblanque hatte also das Vergnügen, sich nach Karlsruhe zu bemühen und die Pistolen auszulösen. Ob ihm die gezwungene Anleihe zurückerstattet worden, weiß ich nicht; leider habe ich darnach zu fragen vergessen, als ich im Jahr 1854 Fonblanque zu Semlin wieder traf.

Nach dem Verschwinden des Abenteurers fing das Ecarté wieder an, bis endlich — es war bereits im beginnenden Frühling — Vincent eine Störung hinein brachte. In dem viereckigen Lanzknechtschädel hatte sich der Ingrimm über das unrechtmäßig eingebüßte Geld zu einer dumpfen Vorstellung von Mißtrauen gegen alle Zugvögel gestaltet, die zu ungewohnter Zeit im Kurorte weilten. Wenn Storch oder Schnepf in Deutschland überwintern, statt mit ihres Gleichen südwärts zu ziehen, so hat es mit ihnen einen besondern Haken; so auch wurde ihm der Fremde verdächtig, der nicht mit dem großen Schwarme der Lustreisenden flog. Und wie nun Vincent im Lenze einigermaßen aufthaute und der Gedankengang etwas flüssiger wurde, stellte er am Spieltisch irgend eine beleidigende Behauptung auf; er beanspruchte einiges Geld, das Fonblanque am Ende des Spiels vom Tische nahm, als sein Eigenthum. Sofort begann das Geplänkel. „Sie irren sich, mein Herr.“ — „Im Gegentheil, Sie sind es, der sich irrt.“ — „Sie sehen durch gefärbte Brillen.“ — „Und Sie sind einer von jenen Tauben, die nicht hören wollen.“

Man schnellte von den Sesseln. Vincent wurde immer roher. Er brüllte wie ein Alpenstier. Fonblanque nahm Hut und Stock, um zu gehen. „Vous recevrez de mes nouvelles,“ sagte er mit jener Gelassenheit, welche die Fesseln der Wohlerzogenheit ungefähr so trägt, wie der Züchtling Kugel, Springer und sonstiges Eisengeschmeide. Sein Stock war der eines Mineralogen, von Weißdorn, am Griffe mit Hammer und Schlägel bewaffnet. Fonblanque führte ihn in der Linken, welche bei ihm die stärkere Hand war. Vincent wollte ihn nicht von der Stelle lassen. „Vous rendrez gorge!“ schrie er und machte Anstalt, den andern festzuhalten. Ich werde den Auftritt nie vergessen, wie die beiden jetzt einander gegenüberstanden, hier der vierschrötige Lanzknecht mit dem gemeinen und von Wuth verzerrten Gesicht, die Bärenbranken zum würgenden Griffe ausgestreckt, — dort die hohe Rittergestalt des Normannen, die Züge bleich, aber nicht entstellt, in der erhobenen Linken den Beilstock. Mit einer Stimme, deren Donnerton in fast wunderbarem Wohllaut dröhnte, rief Fonblanque sein: „Touchez et je vous écraserai!“ In diesem écraserai namentlich lag ein so bezeichnend malerischer Ausdruck, daß ich völlig schon den Schädel krachen hörte. Die Hirnschale blieb übrigens unzerschmettert. Man brachte die Streitenden auseinander und führte sie in verschiedenen Richtungen von dannen, um sofort einzuleiten, was derlei Fälle vorschreiben.

Der Auftritt war schnell wie alle Wirbelwinde vorüber gerauscht, und der Rest von Gästen, welche ihn mitangesehen, zerstreute sich; ich blieb allein im Saale zurück, um die Wiederkehr der Zeugen zu erwarten, welche den Handel zunächst in die Hand genommen. Man hatte mich ersucht, zu warten, weil bekannt war, daß sich unter meinen Waffen ein Paar alte Pistolen mit Steinfeuer, glatten Läufen und ohne Absehen befanden, die ich zwar niemals zur Schießstätte gebracht, wohl aber im Scherze ihrer geringen Zuverlässigkeit halber empfohlen hatte. Dieses unzuverlässige Geschoß war von einem der Zeugen, welcher die Harmlosigkeit desselben kannte, zum Vorschlag als „neutrale Waffe“ auserkoren, um dadurch die Aussichten auf unblutigen Ausgang zu erhöhen. Wie ich nun dergestalt harrend dasitze, wer kommt hereingestürmt? Aloys Schreiber in voller Berserkerwuth. „Wo sind sie?“ kräht er mich an und packt mich mit seinen zitternden Händen beim Kragen. „Haben die Tollköpfe sich schon geschossen?“ — „Das hat Zeit bis morgen früh,“ beschied ich und ersuchte den „Herrn Hofrath,“ Platz zu nehmen. Er that es und fragte nach dem Wo und Wann, immer noch voll Angst, ob die Rauferei nicht schon im Vollzuge sey. „Nur im Zuge,“ hieß meine Antwort, worauf ich ihm die Förmlichkeiten auseinandersetzte, welche dem Schießen voranzugehen hätten. Ich suchte ihm auch begreiflich zu machen, daß die grimmigen Widersacher möglicherweise Tigerherzen besitzen könnten, aber jedenfalls nicht mit den Augen des Katzengeschlechts begabt seyen. Und als ich vollends betheuerte, daß die Pistolen, mit denen man sich schießen werde, noch ungeladen in meiner Commode ruhten, ließ er sich beruhigen. Auf sein Verlangen brachte man ihm Schreibzeug. Mit bebender Hand schrieb er an das Amt, daß er seine Bürgschaft für Fonblanque für so lange zurückziehe, bis die Gefahr für das Leben des Viscount vorüber sey. In der nächsten Stunde rückte ein Polizei-

mann bei Fonblanque ein und sagte ihm Zimmerhaft und Bewachung an, die bis zum friedlichen Austrage des Ehrenhandels zu dauern habe. Dieser ließ nicht auf sich warten. Vincent entschloß sich am nächsten Morgen schon zur Abbitte. Ich weiß nicht, ob sein Weib ein Wort darein geredet; jedenfalls würde der alte Soldat auch ohne die Weisung seiner Gebieterin sich schwerlich entschlossen haben, seinen Beleidigten in der Haft zu lassen. Die beiden legten den Streit bei und mieden den Anlaß künftiger Zerwürfnisse auf die natürlichste Weise: sie spielten jeder mit andern Partnern.

Der Mai brachte Geld, getragen und behütet von der Viscounteß Fonblanque. Sie war immer noch eine der schönsten Frauen ihrer Zeit; manche Fünfundzwanzigjährige durfte sie um ihre Jugendfrische beneiden, die sich fast wundersam erhalten hatte. Das „wundersam“ gilt hier der Volksthümlichkeit vor allem. Zu den Eigenheiten nämlich, welche die Engländer mit den Abkömmlingen der alttestamentlichen Erzväter gemein haben, gehört auch die, daß ihre Weiber vor der Zeit abwelken. Die schöne Frau brütete übrigens nicht wie ein Drache über der Geldkiste. Das lag nicht in ihrer Art. Sie hatte nur für den Badener Aufenthalt die Gegensperre der Kasse erhalten, damit nicht Meister Chabert den Normann nochmals plündere. (Chabert hieß der damalige Spielpächter.) Wenn Fonblanque dießmal wieder am grünen Tische in die Tinte gerieth, so war's um seine Zukunft geschehen. Er hatte nur noch die Wahl, sich im Spätjahr auf seinen Posten nach Belgrad zu begeben oder sich abgesetzt zu sehen. Die Nachsicht seiner Regierung hatte sich in entschiedenster Weise für bankrott erklärt.

Das Ehepaar bezog ein niedliches kleines Haus in Lichtenthal, wie der Ort von dem Frauenkloster genannt wird, obschon sein amtlicher Name Beuern lautet. Das Dorf liegt ganz nahe an der Stadt und ist durch einen der schönsten Baumgänge mit ihr verbunden. In dieser reizenden Wohnung sah Fonblanque zahlreiche Gesellschaft, die ohne Umstände und Aufwand empfangen wurde. Man kam nach Tische um sechs Uhr und blieb bis gegen zehn Uhr, wenn nicht ein Tanzabend im Badener Gesellschaftshause früheren Aufbruch vorschrieb. Die Mehrzahl der Besucher bestand aus Briten, und ich habe damals erkennen gelernt, daß dieses Volk, welches im Allgemeinen stets bis an den Hals zugeknöpft erscheint, sich gelegentlich auch aufzuknöpfen weiß.

Es versteht sich von selbst, daß Frau von Fonblanque einen stattlichen Zug vor ihren Triumphwagen spannte. Die Gefallsucht war bei ihr zur höchsten Blüthe seiner Kunst entfaltet. Sie hielt ihre Verehrer unlösbar verstrickt, ohne jemals einen bis zur Rolle des erklärten Anbeters durchdringen zu lassen. Die große Menge erleichterte ihr diese Aufgabe. Der Schwarm bildete die Leibwache gegen jeden Einzelnen. Wenn ein Hausfreund unter Umständen selbst der wackersten Frau gefährlich werden kann, so vermindert sich solche Gefahr in demselben Verhältnisse, in welchem die Zahl der Hausfreunde steigt. Ein Dutzend reicht aus, um selbst eine leichtfertige Frau sicher zu stellen, geschweige denn eine von dem stolzen Gepräge der genannten Dame.

Im Zuge vor dem Triumphwagen fehlte es unter anderem auch nicht an komischen Gestalten. Die possirlichste darunter war ein italienischer Conte, der für gewöhnlich in München lebte, eine ungefüge Fleischmasse von etwa siebzig Jahren, lendenlahmen Ganges, häßlich wie die Nacht. Die weit vorgeschobene wulstige Unterlippe dammelte ihm als welker Fetzen am Kinn hinunter. Sein Hauswesen bestand aus sechs Kings-Charles-Hündchen, mit denen des Kammerdieners kämmende, waschende, bürstende Hand mehr zu schaffen hatte als mit dem Gebieter selbst. Dieses Ungethüm gedachte allen Ernstes die schöne Frau zu erobern. Sie trieb mehr Scherz mit dem Conte als mit allen andern und bedachte ihn zu guter Letzt mit einer Strafe, die für ihn, den Geizhals, eine sehr empfindliche war. Das kam so. Die Gräfin hatte, entschlossen wie sie war, nicht nach Belgrad zu gehen, von der Wahl ihres Aufenthalts für den Winter gesprochen und er ihr mit mannigfachen Gründen München angepriesen. Nachdem sie sich dazu geneigt gezeigt, den Versuch zu wagen, war sein Anerbieten, für eine Wohnung zu sorgen, angenommen worden. Zu Fonblanque sagte der Conte: „Madame sera très bien à Munic.“ — „Et vous viendrez souvent la voir?“ fragte Fonblanque. Worauf er: „Je voudrais bien toujours l'avoir.“ Fonblanque lachte wie ein Kobold; er fand das Wortspiel sehr gelungen für einen, der so schlecht Französisch sprach wie der Italiener. Der Leser kann das schon aus der Stellung des „toujours“ entnehmen; die abenteuerliche Betonung läßt sich in der Schrift nicht wieder geben. Höchstens läßt sich durch Lettern ausdrücken, daß er für deux heures zu sagen pflegte: douce ours. Schließlich ist zu melden, daß der Signor Contino das Vergnügen hatte, die bestellte Wohnung in München zu bezahlen. Frau von Fonblanque brachte den Winter in Wälschland zu, zweifelsohne um Italienisch zu lernen, weil er so schlecht Französisch sprach.

Ueber den Lebenslauf Fonblanques weiß ich nicht viel näheres, als was ich schon gesagt. Im Jahre 1848 hatte ich besondern Anlaß, ihm zu schreiben,

weil ich eines Berichterstatters in Serbien bedurfte, den er mir auch vermittelte. Er meldete mir bei diesem Anlasse, daß seine Gemahlin sich in Neapel befinde und ein paar seiner Töchter gut verheirathet seyen. Im Jahre 1854 traf ich ihn und seine Frau auf dem Dampfer vor Semlin. Sie hatte sich zu ihm gezogen, um für den Rest des Lebens am häuslichen Herde zu bleiben. Sie nannte das ein Opfer ehelicher Treue. Ihre Kinder waren versorgt bis auf die jüngste Tochter, die sie bei sich hatte und die erst nach dem Jahre 1832 zur Welt gekommen.

Doch das gehört streng genommen nicht mehr hieher auf dieses fliegende Blatt aus einer verschollenen Zeit, deren Erinnerungen mit Staub und Weben überzogen in einem Winkel des Gedächtnisses ruhen und nur auf Augenblicke wieder klar werden, wenn ich irgend ein Stück hervor hole und es wie ein altes Bild mit nassem Schwamm überfahre. W. Chezy.

Correspondenz-Nachrichten.

Dresden, März.

IV.

Dresdener Grübeleien.

Wir haben denn also doch den Reigen eröffnet, nicht allein mit unsern politischen Auslassungen gegen die preußischen Bundesvorlagen — das ist nun einmal unser Ehrenpunkt, — sondern auch mit Aufführung der Freitag'schen Tragödie; und in Sachen Melpomenes pflegen wir sonst nicht gerade den ersten Schritt zu wagen. Uebereilt haben wir uns bei alledem nicht. Die Saison ist fast zu Ende. Dawison schnürt schon sein Garderobebündel und zählt im Geiste die Lorbeerkränze seiner bevorstehenden Gastreisen. Es konnte also nicht füglich länger gewartet werden, ohne das Stück um einen beliebten Darsteller schuldbedeckter Heldencharaktere zu bringen. Dennoch sind wir unbegreiflicherweise noch zuerst zum Tanze angetreten. Genug, wir haben die römischen Junker zu Tode gebracht und dem Grübeln ist wieder Thor und Thür geöffnet.

Ehe diese Zeilen gedruckt werden, haben die Tagesblätter längst in alle Welt hinaus berichtet, daß die auf diese Arbeit gesetzten Hoffnungen sich nicht verwirklichten. Da aber ein Werk Freitags mit dem bloßen Bericht über den zufälligen Erfolg oder Nichterfolg nicht abgethan ist, so wollen wir in wenigen Zügen dasjenige bezeichnen, was eine durchschlagende Wirkung beeinträchtigen mußte, und was sich, aller anderweitig schon bei der Lektüre gemachten Bemerkungen ungeachtet, doch erst auf den Brettern selbst greifbar erkennen läßt. Die Fabel des Stücks, an eine von Mommsen uns näher gerückte Erzählung des Livius anknüpfend, ist in Kürze folgende. Der Haß zwischen der Volkspartei und dem durch die Fabier repräsentirten Adel kommt bei Gelegenheit einer Razzia der Vejenter zum Ausbruch. Dieser Raubzug galt vornehmlich den Fabiern und der Tribun Sicanius begünstigt ihn. Nun die Beraubten ganz Rom gegen die Vejenter in die Waffen rufen wollen, verweigert der Tribun den Krieg und spricht offen den Wunsch aus, die Fabier, trotzdem sie Römer sind, im Kampfe mit den Feinden Roms zu Grunde gehen zu sehen. Auf diesem Punkt angelangt, beschließen die Fabier ohne Wissen des alten Consuls den Tribunen zu morden. Bei Nacht und Nebel geschieht diese That, und Marcus, der älteste Sohn des Consuls Fabius, wird selbst der Mörder. Von dem Vater zum Tode verurtheilt, bringt er die sämmtlichen Fabier zum Abfall von dem bisherigen Oberhaupt des Geschlechts. Dieses aber, der Vater und Consul selbst, ermannt sich bei der Kunde, daß nach der Ermordung des Sicanius der Krieg nun doch bewilligt wurde, und da dieses Zugeständniß noch immer keine Betheiligung des Volks an dem Kriege einschließt, so erbittet er für sein Geschlecht die Ehre, allein den Vejentern entgegen ziehen zu dürfen. Solcher Art läßt er alle Fabier untergehen, den Jüngsten ausgenommen, den ein glückliches Ungefähr rettet.

Es ist bei diesem Stoffe, wie man sieht, dem Tode ein massenhaftes Würgen zuertheilt worden, und er wetzt die Sense erbarmungslos genug. Im letzten Akt — wir greifen mit guter Absicht vor — im fünften Akt sind die meisten Fabier bereits hinter der Bühne zu Staub geworden, und als der Vorhang fällt, liegen auch die sämmtlichen hervorragenden Träger des Stücks in den letzten Zügen. Dazu noch der Mord im zweiten Akt. Es ist ein blutiges Stück Geschichte. Aber Solferino mit all seinen Blutlachen ist ein nicht halb so tragischer Boden als der kleine Rasenfleck, auf welchem Hofer zusammenstürzte. Wir haben uns nach der Tragik anderswo umzusehen, und zwar

in der Idee des Conflikts. Stellen wir sie zur Rede, denn schließlich: warum in aller Welt will weder „Furcht" noch „Mitleid" in diesem Stücke in uns rege werden?

Vielleicht gibt es zu viele, die sich um unsere Theilnahme bewerben. Zuerst der Tribun. Er ist ein glühender Adelshasser. Um so besser. Unzählige werden diesem Gefühle verschwistert seyn. Aber ihn leiten persönliche Motive, er ist nicht einmal ganz ohne adeliges Blut, er vertritt keine Idee, sondern Racheempfindungen gemeiner Art, — ohnehin fällt er vor der Mitte der Action. Wir müssen uns hüten unsere Theilnahme nach seiner Seite hin zu verschwenden, wir reichen sonst nicht bis zum Ende mit unserem Vorrathe aus.

Bleibt Marcus, der Mörder des Tribunen, auf den uns schon der Umstand hinzudeuten scheint, daß seine Rolle in den Händen des ersten Charakterdarstellers ruht. Aber er ist nur halb im Vordergrunde der Zeichnung. Was sich in seiner Seele bewegt, ist, von Anfang an, untergeordneter Art: ein begreiflicher, von Außen genährter Widerwille gegen den Feind seines Standes, ein Gefühl, das zur Selbsthülfe leitet, ihn aber besonnen genug bleiben läßt, einem Jüngeren das Mordgeschäft anheim zu geben. Erst als sich Dieser demselben nicht gewachsen zeigt, drückt ihm die Furcht vor der Rache die Mordwaffe in die Hand. Nach geschehener That leidet er von Traumgesichten und Reuequalen, lehnt sich aber gegen den Todesspruch des Vaters auf, sobald er hinreichende Unterstützung findet, und geht schließlich kämpfend zu Grunde, ohne daß wir irgend eine bis zur Schuld gesteigerte Tugend in ihm entdeckten, um derentwillen wir mit ihm litten und um ihn bangten.

Wir suchen weiter. Ein Held, ein tragischer Held, mit dem wir in einer Idee größerer Art uns begegnen könnten! Wir glauben ihn gefunden zu haben: der alte Consul ist der tragische Atlas, auf dessen Schultern das Ungeheure lastet, bis er, selbst in Schuld verstrickt, dem Gewichte erliegt. Und in der That hier tritt ein großartiger Conflikt an uns heran. Caeso Fabius versteht unter dem Begriff Adel nichts Geringeres als: vorzugsweise Pflicht und Berechtigung zum Opfermuthe im Dienste des Vaterlandes. Denken wir uns einen solchen römischen Freiherrn von Stein zu der Erkenntniß gelangt, daß der Adel diesem Begriffe nicht mehr entspricht, ja daß er dem Volke den freien Tummelplatz nimmt, auf dem sich's selbst zu jenem höchsten Ideal des Patriotismus erheben könnte. Denken wir in seiner Seele den furchtbaren Kampf zwischen der Liebe zu seinem Geschlechte und der Liebe zum Vaterlande, zwischen dem immer noch wieder durchbrechenden Adelsvorurtheile und der Ueberzeugung, daß dem Volke und mit ihm dem Vaterlande nicht anders zu helfen sey, als durch ein Fällen des schattengiftigen Baumes. Denken wir ihn zu entscheidendem Handeln durch eine ehrlose That der Seinigen mit Gewalt hingedrängt und schließlich, da er sie preisgab, unter der grausen Entsetzlichkeit seines Gebahrens zusammenstürzend, und wir fragen: würden wir nicht bis zur Theilnahme erschüttert worden seyn?

Statt dieses Caeso Fabius haben wir die Durchschnittserscheinung eines weisen, besonnenen, vaterlandsliebenden, gesetzesfesten Römers, der über seinen Standesgleichen steht, aber tief in den Vorurtheilen derselben steckt, so tief, daß von Allen er am wenigsten die Möglichkeit zugeben will, zwischen Adel und Volk Ehen geschlossen zu sehen. Da er sein Ansehen gebrochen sieht, begeht er mit kaltem Blute das Unglaubliche, sein ganzes Geschlecht dem Untergange zu weihen, obschon er vor Allem die Vaterlandsliebe betonte und seinem Rom nun im gleichen Athemzuge die edelsten Söhne raubt; denn sie gelten ihm ja für so edel, daß ihr Blut selbst für die schönsten Töchter aus dem Volke ihm zu gut dünkt. In Ermanglung einer höheren Idee, welche diesen Widerspruch löst, bietet sich uns nur der begreifliche, aber niedrige Rachetrieb der geschmähten Machtstellung. Er überlistet gleichsam die meuterische Menge, indem er ihren kriegerischen Muth beim Worte hält und sie, die ihm den Gehorsam aufsagten, sammt und sonders dahin hinaus manövrirt, wo das Vejenterschwert das stumpfe Beil des Lictors ersetzen wird.

Für diesen Charakter haben wir keine Theilnahme und wir sehen ihn ohne Mitleid dem Untergange entgehen gehen.

Somit bleibt uns nur die liebliche Fabia, um die aufgesparten Empfindungen an irgend ein leidendes Wesen zu verschenken, das ihnen mit Empfänglichkeit begegnet. Wir thun's mit Freuden, aber sie ist nur eine in den Strom geworfene Blume, sie treibt vorüber.

Es handelt sich bei dieser Arbeit, wie man sieht, zum großen Theil um die Frage, was im Sinne der Tragödie ideal, was real genannt zu werden verdient, und ob namentlich die letztere Bezeichnung so viel bedeuten kann als etwa — „der Durchschnittsmenschheit gemäß?" Im Leben finden wir, wenn wir suchen, meistens kleine Ursachen für große Begebenheiten. Ein französischer Schriftsteller hat allen Ernstes bewiesen, daß Napoleon die Schlacht bei Waterloo verlor, weil er sich den Unterleib erkältet hatte. Das mag wahr seyn, aber die tragische Behandlung dieses Gegenstandes müßte solche Ursachen zu vergessen suchen. Deßgleichen dürfen wir die erschütternden Ereignisse in Tragödien nicht an niedrige Motive geknüpft sehen, wenn wir uns für ihren Verlauf interessiren sollen. Der Held zeige uns in dem Golde seiner Leidenschaft nur die geringste Kupfermischung, und wir sind in Gefahr, vorzeitig zur Besinnung zu kommen, statt daß wir des Rausches bedürfen, um uns hinreißen zu lassen. Keine größere Klippe für den Dramatiker, als wenn wir Verbrecher vor uns zu haben glauben, welche ohne weiteres in den Gerichtssaal hinein gehörten. Und hiemit ist im Grunde schon ausgesprochen, daß wir Durchschnittsmenschen für die Tragödie eben nicht brauchen können. Es müssen Naturen so groß angelegter oder so complicirter Art seyn, daß nur der Prophetengeist, der über den Schicksalen der Tragödie richtend schwebt, die Lösung zu vollbringen vermag,

nicht bloßer Menschenwitz, nicht simpler Geschwornen-Verstand. Ist das ein Hinderniß, wahr zu seyn und nach dem Leben zu zeichnen? Kein größeres als dasjenige, die Wirklichkeit überhaupt bis zum Kunstwerk zu reinigen und zu erheben. Es kommt nur darauf an, auch im Idealen noch wahr zu seyn. Der Apoll von Belvedere ist nie im Leben zu finden gewesen, und er entzückt uns eben durch das Hinausheben über Vergleiche mit dem lebendig uns Umgebenden.

Wir würden an Schillers Ausspruch über Iffland erinnern, wenn wir uns den Raum gönnen könnten, diese Hinweisung auf ihr richtiges Maaß einzuschränken, um nicht mißverstanden zu werden.

Wir sind bis hieher dem Rathe Lessings gefolgt: „ein Kritiker suche sich nur erst jemanden, mit dem er streiten kann, so kommt er nach und nach in die Materie und das übrige findet sich." Der Consul ist für uns dieser Jemand gewesen und wir sind ihm sehr böse, daß er dem Dichter nicht als Held seines Stückes aufgegangen ist. Fast überflüssig ist es hinzuzufügen, daß nur eine hohe Kunstbegabung aus dem Stoffe, wie er ist, zu machen im Stande war, was daraus gemacht wurde. Obschon wir vier Stunden vor die Rampe gebannt werden, bleibt unsere Aufmerksamkeit doch rege, und selbst der verfehlt angelegte letzte Akt geht zu Ende, ohne daß er unsere Stimmung bedrückt, wie er es bei geringeren Kunstmitteln von Rechtswegen thun müßte. Der Hauch einer edlen Natur wird immer, auch da, wo Irrthümer das Kunstwerk um seine reine Wirkung betrügen, noch wohlthuend empfunden werden.

Die scenische Einrichtung, Stufen quer über der Bühne, hat uns nicht gestört, wenn schon sie im Allgemeinen nicht befriedigt zu haben scheint und man dadurch die Freiheit der Bewegung beengt glaubt. Da diese an die Form der antiken Bühne sich anlehnende Einrichtung auf mannigfache Art in die jedesmalige Decoration verwoben ist, so bietet sie eine Fülle malerischer Gruppenmotive, ohne eintönig zu werden. Diese Eigenschaft ist aber freilich nicht ohne Gefahr. Sie verführt zu melodramatischen Sünden, indem wir dem Wesen oder Unwesen der großen Opernsituationen zu nahe kommen. Und so, während das Auge gewinnt und vollauf beschäftigt ist, wird unsere Aufmerksamkeit zersplittert und unser Geist zerstreut, so daß, wo irgend minder bewegte und gruppirte Scenen die andern ablösen, unsere Ungeduld rege wird.

Bei diesem Gegenstand drängt sich die Frage auf, ob überhaupt allzuweit von dem Gesetze der Alten, die Tragödie auf drei Personen zu beschränken, abgegangen werden darf, ohne die Klarheit zu trüben? Es versteht sich, daß bei uns nur von Hauptpersonen die Rede seyn kann. Aber stellt die moderne Tragödie diese Hauptpersonen hinreichend in den Vordergrund, daß wir sie immer von dem Troß trennen können? Dem Genie freilich gelingt Alles, aber die Regeln der Kunst werden auch nicht für diejenigen festgestellt, welche als Gesetzgeber der Kunst geboren wurden.

Und so etwa ließe sich über diesen Versuch, statt einem tragischen Helden gleich ein ganzes tragisches Geschlecht hinzustellen, noch ein paar Stunden fortgrübeln, ohne daß man hoffen dürfte, dem Stoffe oder dem Autor nach allen Seiten hin gerecht zu werden.

Wien, März.

Der Notensturm. — Siehnes Donauzeitung. — Der „verstärkte" Reichsrath. — Castellis achtzigster Geburtstag. — Der Ritter von der grünen Insel. — Selbstmord des Feldmarschall von Eynatten. — Preßbemerkung. — Ausweisung eines Literaten. — Einige nähere Umstände über den Eynattenschen Handel. — Verhaftung des Hauptdirectors der Creditanstalt. — Börsenwitz. — Schlußbemerkung.

Das war eine Woche voll Hast und Jast und athemloser Spannung. Vier schwere Geschütze wurden aufgefahren: Thouvenels Note, worin Frankreich den noch nicht vollzogenen Friedensschluß von Villafranca-Zürich für unausführbar erklärt; die Thronrede Louis Napoleons, welche diese Erklärung als gültig voraussetzt; Rechbergs Antwort an Thouvenel, erst am 2. März zur Veröffentlichung gediehen, aber schon zwei Wochen früher in Paris abgegeben, so daß die Thronrede thatsächlich darauf entgegnet: „ihr schwatzt mir lange gut;" endlich die bündige Erklärung des Episcopates in Oesterreich, den deutschen Bundesstaaten, Großbritannien, Holland, Belgien, der Schweiz und Amerika's. Welchen Eindruck die drei erstgenannten Schriftstücke hier gemacht, wißt ihr aus allen Zeitungen; was das vierte betrifft, so hat mich die schlagende Wirkung überrascht, die es hervorgebracht. Hoffentlich wird niemand mein Wort so auslegen wollen, als unterschätzte ich die Bedeutung einer solchen Erklärung, welche von nahezu zweihundert Fürsten der Kirche (worunter der österreichische Episcopat ohne Ausnahme) in die Welt gegangen; meine Ueberraschung galt einzig gewissen Kreisen der höheren „Bourgeoisie," welche gewöhnlich eine sehr stark ausgeprägte Gleichgültigkeit gegen kirchliche Dinge mit einer Art von Großthuerei zur Schau tragen. Dießmal rissen sie sich um das Abendblatt mit der Erklärung in den wenigen Cafés, wo der Oest. Volksfreund gehalten wird, und am nächsten Morgen brachten fast alle Zeitungen das Schriftstück, selbst einige sogenannte Judenblätter nicht ausgenommen. Bloß die amtliche Wiener Zeitung ging mit vornehmem Schweigen darüber hinweg, vielleicht nur

aus Verdruß, weil sie nicht zuerst die Mittheilung erhalten hatte, obschon die Erklärung vom Cardinal Rauscher verfaßt worden.

Die Antwort des Grafen von Rechberg, dem Gerüchte nach durch Freiherrn von Meysenbug endgültig in die diplomatische Form von eherner Gediegenheit und gefälliger Außenseite gegossen, wurde zuerst durch die Donauzeitung veröffentlicht, ein neues Blatt, das Doctor Friedrich Giehne seit dem 1. März als Abendblatt hier herausgibt. Die Donauzeitung gilt für das besondere Blatt des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten, und diese Voraussetzung wird durch die eben erwähnte Mittheilung nicht wankend gemacht. Bei dieser Sache ist zweierlei erfreulich, erstens daß das im Range erste Ministerium jene unzeitgemäße Nichtbeachtung der Oeffentlichkeit fahren ließ, die man früher und nur allzulange an dieser Stelle behauptete, zweitens daß seine Wahl auf einen Zeitschriftsteller fiel, der sich in seiner langen Laufbahn ebenso durch seine feste Gesinnungstüchtigkeit voll stolzer Unabhängigkeit wie durch seine wackern Leistungen ausgezeichnet hat. — Die erwähnten Schriftstücke brachten denselben Eindruck hervor, als sähe man den taktischen Aufmarsch zweier feindlicher Heere vor sich, welche in die Schlachtordnung einrücken. Dieß — verbunden mit den Nachrichten aus Italien — versetzt die Geister in eine dumpfe Erwartung nahender Kriegsereignisse und drängt wiederum die Alltagsbegebenheiten in den Hintergrund, so daß niemand mehr davon inne wird, als er unmittelbar mit eigenen Augen sieht. Sie werden todtgeschwiegen.

Eine der wenigen Ausnahmen bildet die Verhaftung des Generals von Eynatten, die wir aus der Allgemeinen Zeitung erfahren. Die Folgerung, daß er nicht der einzige Angeklagte sey, ergibt sich aus der Beschaffenheit des Handels von selbst; aber ich gebe mich um so weniger zum Echo ehrenrühriger Gerüchte her, als ich gestern noch einen Millionär, der seit zwei Tagen als in dieser Angelegenheit verhaftet bezeichnet wurde, mit vergnügtem Vollmondsgesicht durch die Stadt kutschiren sah.

Ich befinde mich heute in einer Verlegenheit, die ich rasch überwältigen muß, damit ich durch Zögern und Ueberlegen nicht dem Gleichniß Buridans verfalle. Es hat sich in den letzten Tagen mancherlei Stoff zusammengedrängt, um die Geister förmlich durcheinander zu quirlen. Der Selbstmord eines der Geldunterschlagung angeklagten Generals, die Verhaftung eines der Betrügerei beschuldigten Millionärs, der elektrische Schlag in die Creditanstalt, ein neues Gesetz von der bedeutsamsten Wichtigkeit für das öffentliche Leben des gesammten Reiches, — alles das liegt vor und begehrt in die erste Reihe zu treten. Doch ich will mich aus der oben angegebenen Ursache nicht erst lange bedenken, sondern mit der Haupt- und Staatsaktion anfangen und das andere folgen lassen, wie mir's just in die Feder kommt.

Eine schon seit längerer Zeit in Aussicht gestandene Verfügung ist erschienen. Sie setzt einen „verstärkten" Reichsrath ein, der in wenigen Wochen schon zusammentreten soll, um vor allem sich mit dem Staatshaushalte zu beschäftigen. Unter anderem wird eine gewisse Anzahl von Mitgliedern, deren Ernennung für einen gewissen Zeitraum in Zukunft Sache der Landesvertretungen seyn wird, vorläufig vom Kaiser selbst einberufen werden, da die Frist zu kurz bemessen ist, um vorher noch die verschiedenen Kronlandesstatute in Wirksamkeit zu setzen. Natürlich war an selbigem Tage kaum von etwas anderem die Rede als von dem neuen Gesetz, und ich hätte alle Hände voll zu thun, wenn ich alles wiederholen müßte, was nur ich allein darüber vernommen habe; doch mag ich meinen Bericht um so leichter auf weniges beschränken, da sich gar viel ungewaschenes Zeug breit machte. Wir zählen eben hier noch unglaublich viele Leute, die seit zwölf Jahren nichts gelernt haben, und diese theilen sich in zwei Hälften; die eine davon steht vor, die andere im März 1848. Jene verlangen den Polizeistaat in seiner vollen Blüthe zurück, diese sehnen sich nach den Segnungen desselben Constitutionalismus, womit es die Franzosen bis zum 2. December gebracht. Den ersten gewährt das neue Gesetz zu viel, den zweiten viel zu wenig. Aber es gibt auch noch eine dritte Partei, für die es sich so ziemlich auf Schußweite dem erwünschten Ziele nähert, und die Billigdenkenden darunter geben sogar zu, daß es den Weg zum Gipfel offen halte. Wenn nämlich das Gesetz sagt, der Kaiser werde Erzherzoge und hohe Würdenträger der Kirche in den „verstärkten" Reichsrath berufen, so fehlt nur noch ein Schritt, um „die" Erzherzoge und „die" Metropoliten als kraft ihrer Stellung berufen zu erklären, die einen durch ihre Geburt, die andern durch ihr Amt. Auch wird nicht für immer, hoffentlich nicht einmal für lange Zeit mehr die Bestimmung ausgeschlossen bleiben, welche den Häuptern der großen Geschlechter des Reiches ihren angehörigen Platz als Pairs anweist, um dadurch den Kern eines Reichsrathes zu bilden, der eben so unabhängig von augenblicklichen Einflüssen, als innig verwachsen mit dem Wohl und Weh der Gesammtheit sey. Wenn schon in den Kronländern eine lebensfähige Gliederung nach Ständen nicht ohne den Grundadel denkbar erscheint, so wird sie in einer das ganze Reich vertretenden Körperschaft vollends nicht ohne Pairs durchzuführen seyn. Die ständische Gliederung aber ist ja erklärtermaßen nicht nur die Endaufgabe in der Neugestaltung des Reiches, sondern auch der einzig rechte Mittelweg zwischen der dumpfen, stumpfen Polizeiregierung und der in der Luft tanzenden Constitutionsmacherei. Ich bitte Constitution nicht mit Verfassung zu verwechseln; das französische Wort soll hier einen Pariser 1789er bedeuten. Wenn nun wirkliche Landstände in den Kronländern den öffentlichen Haushalt prüfen und die nöthigen Gelder bewilligen, so werden die innern Angelegenheiten des gesammten Kaiserstaates wohl vor „Stände" des Reiches gehören, zu denen sich, wie oben bemerkt, die Prinzen des Erzhauses, die Kirchenfürsten und die Häupter des großen

Adels als geborene Reichsstände zählen. Hier ist beiläufig zu bemerken, daß der Titel „Reichsstände" sich besser ausnehmen würde, als die Benennung „Reichsrath," der ein beamtenthümlicher Beigeschmack innewohnt. Manche meinen auch, daß „Herrenhaus" nicht übel klingen würde; aber dieser Name, der in Preußen üblich ist, ist unpassend und feudal und setzt ein Haus von Nichtherrn voraus, wovon hierlandes an entscheidender Stelle nicht die Rede ist.

Der alte Castelli hat vor wenigen Tagen seinen achtzigsten Geburtstag gefeiert und mannigfache Zeichen von Theilnahme erhalten, auch aus der Fremde. Sein munterer Geist, der immer noch frisch und rührig ist, hat viele Dankbare gemacht. Zu diesen gehöre ich auch und habe dieß gerade in diesen Blättern bei früheren Gelegenheiten bewiesen, so daß ich nicht für ziemlich halte, auf schon Gesagtes zurückzukommen. Auch habe ich keine besondern Mittheilungen zu geben, da ich in keiner Beziehung gesellschaftlichen Umganges zu dem alten Herrn stehe, welcher zu seinen übrigen Verdiensten nun noch das erworben hat, den achtzigsten Geburtstag zu erleben und mit vielverheißender Rüstigkeit dem neunzigsten zuzusteuern. Bloß aus den kleinen örtlichen Blättern weiß ich, daß die Rittergesellschaft von der grünen Insel den Geburtstag in feierlicher Abendsitzung begangen hat. Dieser Verein besteht, wie man sagt, der Hauptsache nach aus Dichtern und Künstlern, die im Bierhause zum Lothringer zusammenkommen, um zu plaudern und zu zechen. Als Cannevas für die Unterhaltung dient, daß sie — um es auf gut schwäbisch auszudrücken — Ritterles spielen. Sie theilen sich in Ritter und Knappen, haben ihre Würdenträger, Abzeichen und besondern Gebräuche und sollen allerlei lustige Kurzweil treiben, worunter das Spruchsprechen keine geringe Rolle spielt. Gewissermaßen dürfte der Verein eine Fortsetzung der Ludlamshöhle seyn, deren harmlosem Bestande vor drei Jahrzehnten die peinliche Aengstlichkeit des Grafen Sedlnitzky ein gewaltsames Ende bereitete. Die Feier des Geburtstages bei dieser Ritterschaft wird als altgemüthlich geschildert. Ein Dichter trat als öffentlicher Ankläger gegen Castelli auf, der vor kurzem in einer schweren Krankheit Anstalten gemacht hatte, in das Jenseits abzufahren, ohne Urlaub von der Gesellschaft erhalten zu haben, und auf schnöden Wortbruch gegen eine Jungfrau (des Spruchsprechers dreijähriges Töchterlein) bedacht, welcher er das Heirathen versprochen hat. Wegen dieser Verbrechen soll Castelli zur Strafe des Verließes verurtheilt worden seyn. Gegenwärtig veröffentlicht Castelli in einem hiesigen Blatte seine Lebenserinnerungen unter dem Titel: „Gefundenes und Empfundenes." Sie fangen ab ovo an; was ich bisher davon gelesen, ist frisch und angenehm erzählt. Er schildert sich als ein verzärteltes Büblein und erklärt daraus eine gewisse Weichlichkeit sowohl des Körpers als des Gemüthes, die ihm zeitlebens geblieben ist. Er kann keinen braunen Springer knicken, sondern wirft lieber den Gefangenen zum Fenster hinaus. Das ist Barmherzigkeit gegen das Thier auf Kosten der Menschen, denn der Hinausgeworfene wird zweifelsohne sich nicht von seinem Blutdurst bekehren, vielmehr in die erste beste der vorüberrauschenden Crinolinen hüpfen, die man jetzt ohnehin als Circus für solche Gaukler bezeichnet, nach Maßgabe des früheren Scherzwortes, das dem weiblichen Gewande den Namen einer Kaserne beigelegt.

Der Feldmarschalllieutenant Freih. v. Eynatten, dessen erfolgte Verhaftung aus den Zeitungen allgemein bekannt ist, hat Mittel gefunden, sich in der Nacht vom 7. zum 8. März in seinem Gewahrsam, trotz aller Aufsicht, selbst zu entleiben. Kurz zuvor war er nicht nur seines Verbrechens überführt worden, sondern hatte sich auch der Veruntreuung schuldig bekannt. In einem hinterlassenen Briefe wiederholt er die Geständnisse und bittet den Kaiser um Verzeihung. So meldet das amtliche Blatt mit anerkennenswerther Rückhaltlosigkeit, und man begrüßt in dieser Veröffentlichung den Anfang eines glücklichen Abweichens vom alten Wege des Vertuschens, das keinen Nutzen schaffte, dagegen aber Nachtheil brachte. Aergerliche Vorfälle blieben nicht verschwiegen, dreiste Erfindungen der Böswilligkeit jedoch fanden um so leichter Eingang. Sobald man einmal gewohnt seyn wird, von allen mehr oder weniger verdrießlichen Händeln durch die örtliche Presse freimüthig unterrichtet zu werden, wird sich auch jede böswillige Erfindung durch die einfache Schlußfolgerung widerlegen: die Geschichte ist nicht wahr, „denn" sonst hätten wir davon gelesen. Das gibt freilich einen harten Schlag für einige auswärtige Schandblätter, die nur dem Wiener Scandal ihren Absatz bei uns verdanken.

In sehr natürlicher Gedankenverbindung führt mich die Erwähnung auswärtiger Blätter niederen Ranges auf die erfolgte Ausweisung eines fahrenden Literaten aus Stuttgart. Vermuthlich wird man nicht ermangeln, wie einen Norddeutschen bei Gelegenheit eines früheren Vorfalls ähnlicher Art, denselben als ein Opfer der Censur zu bezeichnen. Das frühere sogenannte Opfer war in eine schmutzige Schwindelgeschichte mittelbar verwickelt, nicht strafbar vor dem Landesgericht, aber für die Polizei viel zu ansäuerlich, um auf dem Platze geduldet werden zu können. Seine Begleiterin, die er für seine Ehefrau ausgegeben, durfte dagegen bleiben, aber unter Bedingungen, die sie, trotz freier Wohnung und unentgeltlicher Verpflegung, ohne weiteres abgelehnt haben würde, wenn es in ihrer Wahl gestanden. Bei dem Süddeutschen ist indessen von anrüchigen Beziehungen, auch nur mittelbar, zur peinlichen Rechtspflege keine Rede, sondern er befand sich fortdauernd und so entschieden in jenem Zustande, welchen das Wörterbuch der Sicherheitsbehörde mit dem gemilderten Ausdrucke der Erwerbslosigkeit bezeichnet, daß seine Entfernung den bestehenden Verordnungen gemäß verfügt werden mußte.

Ich füge hier ein paar Bemerkungen hinzu, die nur in sehr mittelbarer Beziehung zu dem eben erwähnten Vorfall stehen. In der jüngsten Zeit sind mir vier oder fünf fahrende Literaten aus einer älteren Schule unter-

gelaufen, welche den Umschwung der Zeit nicht begriffen haben. Vor einer Reihe von Jahren, als noch der elektrische Draht nicht für die große Oeffentlichkeit arbeitete und das Zeitungswesen mit einer gewissen Gemächlichkeit betrieben wurde, konnte ein betriebsamer Aehrenleser nicht nur in großen, sondern auch in Städten minderen Ranges im Kaffeehaus und auf der Bierbank Stoff genug finden, um vom sogenannten Correspondenzeln zu leben. Damit ist's vorbei. Die kleinen Begebenheiten kommen eher in die örtliche Presse als in der Leute Mäuler; die wichtigeren gleiten im Nu von Lissabon bis St. Petersburg am Drahte hin; die Hände, durch welche die feineren Fäden laufen, verschmähen nicht mehr die Feder für den Druck zu führen, und wenn (um an das vorsündfluthliche Wortspiel anzuknüpfen) auch die Gesandten im ganzen nicht selber es den Geschickten zuvorthun mögen, so haben sie deren doch in ihrer unmittelbaren Nähe und zur Verfügung. Eben so machen es auch Staatsmänner anderer Zweige. In dieser Andeutung liegt ein beherzigenswerther Wink für die Classe von Schriftstellern, welche man früher vorzugsweise Literaten, beziehungsweise fahrende Literaten nannte, wie unsere Vorfahren einst von fahrenden Schülern sprachen und darunter weniger einen Studenten auf der Reise verstanden, als einen, der — nachdem er bis an den Hals studirt — sich im schwarzen Mäntelein mit Lautenspiel und Bettelsack umhertrieb. Das Gleichniß weiter durchzuführen überlasse ich eurem eigenen Belieben, da ich von der literarischen Abschweifung, wozu die Wiener Zeitung mich verleitete, nochmals auf die Angelegenheit des Mannes zurückkommen muß, welcher der irdischen Gerechtigkeit nur seine entseelte Hülle im Gewahrsam der Salzgrieskaserne zurück ließ.

Wie der „Man sagt“ wissen will, hat Eynatten sich an der Fangschnur einer Ulanka erhenkt. Die Schnur riß zwar und der Körper fiel zu Boden, aber die auf das Geräusch herbeieilende Wache fand nichts destoweniger nur einen Leichnam, wenn auch keinen starren und kalten. Die Erwürgung war entweder mit seltener Schnelligkeit vor sich gegangen, oder die Schnur hatte eine Weile vor dem Reißen gehalten. Der Unglückliche hinterläßt außer seiner Gattin mehrere Söhne, die im Heere dienen. Diesen zu Liebe hatte er letztwillig gebeten, sein Ende als durch einen Schlagfluß ohne Erwähnung der künstlichen Nachhülfe erfolgt zu verlautbaren. Diesem Wunsche ist, wie oben gesagt, nichts weniger als willfahrt worden. Er war auch überflüssig, denn für die ehrenwerthen Hinterbliebenen des verirrten Mannes gibt es allgemein keine andere Stimme als die einer herzlichen Theilnahme.

Die Natur des begangenen Verbrechens bedingt eine Anzahl von Mitschuldigen und Helfershelfern, die also mehr oder weniger auch in die Untersuchung verwickelt seyn werden. Ich habe neulich schon darauf angespielt und dabei bemerkt, daß ich mich nicht zum Echo der mannigfachen Gerüchte mache; ich bleibe auch heute bei diesem Vorsatze. Darum rede ich nichts von den zwei Hauptleuten, die sich erschossen haben sollen (morgen können es ja sechs, übermorgen zwölf seyn). Mit Schweigen übergehe ich einen verhafteten Spediteur, der mit Namen genannt wird, wie andere eingekastelte Personen und „Freifüßler,“ d. h. nach der hiesigen Gerichtssprache solche, die auf freiem Fuße der Untersuchung anheimgegeben sind. Am wenigsten möchte ich betonen, welche ehrenrührige Vermuthungen namentlich gegen Männer laut werden, die zur Zeit des Krieges durch ihre Stellung mit Eynatten auf zwei verschiedenen Seiten in amtliche Beziehung gekommen; der eine ist dergestalt allgemein verhaßt, der andere so wenig beliebt, daß man geradezu sagen darf, die Schadenfreude habe nach dem Schatten eines Vorwandes zur Anklage gehascht, und es sey dabei nicht einmal das weiße Fleckchen nothwendig gewesen, um dessenwillen die Kuh Bläß heißt. Ich erwähne der Gerüchte hauptsächlich darum, weil sie Lage und Stimmung schon durch ihr Daseyn bezeichnen. Was ich aber in meinem vorigen Briefe von einem dicken Millionär sagte, war kein leeres Gerücht, sondern der Schatten eines nahenden Ereignisses. Allerdings war er an dem bezeichneten Tage mit vergnügtem Vollmondgesichte durch die Straßen gefahren, aber wenn auch nicht verhaftet, hatte er doch bereits verdrießliche und unabweisbare Fragen zu beantworten, die ihn bald darauf in noch ernstlichere Händel verwickelten. Diese Wendung, obschon man durch die Gerüchte darauf vorbereitet war, brachte auf dem Geldmarkte eine sehr starke Wirkung hervor. Die Aktien der Creditanstalt, welche ohnehin schon unter dem Nennwerth stehen, drohten in's Bodenlose zu fallen, denn der Angeklagte war Direktor der Anstalt und diese hatte bekanntlich einen großen Theil der Lieferungen für das Heer während des Krieges übernommen. Die Aufregung sollte sich jedoch, so weit sie sich auf Aktien bezog, bald wieder legen. Die Creditanstalt veröffentlichte (am 10. März) eine Erklärung, daß über ihren Hauptdirektor Franz Richter (mit allen Buchstaben gedruckt) zwar eine gerichtliche Untersuchung verhängt sey, sie aber davon unberührt bleibe, was hiemit zur Beruhigung der Aktionäre bekannt gegeben werde. Es scheint demnach, daß Richter außer den Lieferungen im Namen der Anstalt auch deren für seine Person übernommen gehabt. Der Creditbrief, welchen Eynatten auf seiner Urlaubsreise bei sich geführt, war von Richter auf seine eigene Rechnung, nicht im Namen der Anstalt, ausgestellt und lautete auf 20,000 Gulden. Die Summe war hoch gegriffen für einen Mann wie der General, von dem es allgemein hieß, er besitze weniger als kein Vermögen, das heißt, er sey mit Schulden behaftet. Weßhalb Eynatten nicht entflohen, wie er vorgehabt zu haben scheint, ist nicht bekannt; möglicherweise war er durch falsche Nachrichten über den Stand seiner Angelegenheiten sicher gemacht worden und hatte gemeint, sich mit heiler Haut durchwinden zu können.

Die Börse hat den Sturz des Hauptdirektors der Creditanstalt für Handel und Gewerbe mit einem Witz gefeiert. Früher, hieß es, waren die Juden verdrießlich, daß

sie nicht Richter werden können; jetzt sind sie vergnügt, daß der Richter kein Jude ist. In diesem Witzworte kommt ein lang verhaltener Groll zum Vorschein; die Juden hatten es übel vermerkt, daß die erste Rolle nicht einem der Ihren zugefallen in einem Stücke, das „Unser Verkehr" zu heißen allenfalls verdiente. Der öffentlichen Schlußverhandlung in der Richterschen Sache wird mit erklärlicher Spannung entgegen gesehen. Die Erbitterung gegen ihn und seine Mitschuldigen (seyen sie wer immer) ist größer und allgemeiner noch, als sie gegen den Notar Zugschwerdt war. Das Herz im Leibe kehrt sich um bei dem Gedanken, daß unsere wackern Soldaten, die auf dem Kampfplatze voll rührender Ausdauer Beschwerden und Entbehrungen aller Art ertrugen, zu derselben Zeit, in welcher sie sich von den natürlichen Bundesgenossen am Mittelrhein im Stiche gelassen sahen, auch von einheimischen Blutegeln in der schändlichsten Weise angezapft wurden. Doch jeder Dorn trägt ja seine Rose, und somit steht zu hoffen, daß die bittern Erfahrungen aus dem Kriege des vorigen Jahres zur heilsamen Lehre in jeglicher Beziehung dienen werden, sobald die Mine springt, an welcher wir die glimmende Lunte bereits riechen.

Aus dem nördlichen Frankreich, März.

Drei Tage in der Vendée. — Vieillevigne.

(s. Nr. 4.)

Die Zeit der Eremiten, der beschaulichen Einsamkeit ist vorüber. Nicht die Polizei allein, diese Erzfeindin aller Poesie, die von der modernen prosaischen Zeit geboren worden ist, hindert oder verbietet, das Beispiel des heiligen Antonius nachzuahmen; über der Polizei, die heutzutage Kirche, Religion und Papst reglementirt unter dem Vorwand, sie zu beschützen, steht eine höhere Macht, die den modernen Menschen von jener mönchischen Weltentfremdung abhält: es ist der wissenschaftliche Entdeckungsgeist. Noch gibt es Thebaiden, aber nicht mehr der Ekel an der Welt führt dahin, sondern der Trieb der Erkenntniß, die Liebe zur Welt. Nicht Carthäuser sind es, die in die Einöden und Hinterwälder Nordamerikas ziehen, sondern abenteuernde oder gewinnsüchtige Colonisten, und die Sahara selbst wird alljährlich von wißbegierigen Reisenden durchfurcht. Die Zeit der Eremiten ist vorüber.

Nur die elysäischen Felder gewisser friedlicher Wissenschaften bieten dem geprüften Herzen, das müde von den Stürmen des Lebens nach Ruhe verlangt, eine fromme Zufluchtsstätte, eine heilige Einsiedelei, wo es fern vom Tumult der Politik und der Börse in ruhiger Insichselbstversenkung, wie in indischer Beschaulichkeit schwelgen kann. Dergleichen sind die idyllische Botanik, die mystisch erhabene Astronomie, die Numismatik, die Archäologie. Indessen hängt es auch hier von dem Geiste ab, den man mitbringt, ob man die Ruhe finden oder neuem Zweifel, neuer Störung des Seelenfriedens verfallen soll, wie einst der heilige Antonius in den Stunden seiner Versuchung. Hat doch Laplace den ganzen Himmel durchforscht und Gott nirgends gefunden! Selbst die Archäologie, deren Tempel Gräber sind, und die auf dem Kirchhofe ganzer Generationen und Völker schwärmt, sie muß, wenn der philosophische Gedanke in ihr lebt, der drängenden Gegenwart in die Hände arbeiten und aus ihrer Grabesstille in den Kampf des Lebens eintreten. Sahen wir doch am ersten Tage unserer Wanderung, wie das, was nur den Architekten und Antiquar interessiren zu können scheint, die Schloßruine von Clisson, die französische Revolution rechtfertigt! Tod und Grab sind nun einmal nur Scheindinge, die höchstens für eine individuelle Form Realität haben; das Weltall ist ein lebendiger Organismus und kennt sie nicht.

Für Jeden aber hat die Archäologie den Reiz, daß er nirgends unbeschäftigt ist; der unscheinbarste Ort wird ihm Stoff zur Forschung bieten, und ich bin der gezwungenen Muße des Exils, die mich ihr zugeführt, und meinem Freunde Guéraud, der mich in sie eingeweiht hat, dankbar für diese neue Quelle geistigen Genusses. Ohne sie, wie hätte mich der Flecken Vieillevigne interessiren können?

Der Flecken ist ansehnlich, betriebsam und wohlhabend, aber im Ganzen gleicht er hundert andern. Indessen bei einem kurzen Gespräche mit den Einwohnern stoßen wir bald auf alten Aberglauben, der uns in die celtische Urzeit zurückführt. Da erscheint z. B. dann und wann die weiße Dame. War das einst eine Priesterin, eine Seherin? Sicher ist, daß das angrenzende Poitou die Wiege der schönen Melusine ist, die auch zuweilen weiße Dame genannt wird. Auf celtischen Aberglauben weist ferner die Kapelle Notre-Dame de la belle Fontaine in einem nahen Felde hin; wenn ein Brunnen bei der katholischen Bevölkerung in heiligem Rufe steht, so hat er diesen Charakter stets aus der celtischen Zeit her. Dieselbe heilige Jungfrau heißt auch N. D. de Cré-lait (d. h. crois-lait, von croître), weil das Trinken des heiligen Wassers bedürftigen schwangeren Frauen die Milch vermehrt. Eine alte Frau mit gewaltiger Brust soll diesen Uebelstand daher bekommen haben, daß sie des Guten zuviel getrunken hat. Ich habe denselben Namen und Aberglauben in einem Abzweig der Sevennen wiedergefunden. An diese Kapelle knüpft sich ein anderer Aberglaube. Jeden 16. August führt man die Kinder bis zu ihrem vierten Jahre hieher; der Priester breitet die Stola über sie und bittet Gott, sie vor Furchtsamkeit zu schützen.

(Schluß folgt.)

Leipzig, März.

Zur Berichtigung.

Die Correspondenz aus Dresden in Nr. 6 dieser Blätter zieht am Schluß Verhältnisse in den Kreis ihrer Betrachtung, von denen zu wünschen gewesen, sie wären, wenn überhaupt, von taktvollerer Hand zur Sprache gebracht worden. Es ist in diesen Mittheilungen etwas Halbwahres mit meist ganz Unwahrem so künstlich gemischt, und das Gebahren des Correspondenten dabei der Art, daß vorauszusetzen wäre, er habe aus der lautersten und sichersten Quelle geschöpft. Es erscheint deßhalb geboten, seinen Auslassungen einige Worte der factischen Berichtigung entgegen zu stellen. In wie weit den Interessen Ludwig Richters in den Augen des unparteiischen Publikums ein Dienst damit geschieht, daß man sie durch Herabwürdigung seines ältesten und treuesten Freundes zu fördern sucht, mögen Andere entscheiden. — Wenn übrigens im Laufe dieser kurzen Darstellung einige pecuniäre Data angeführt werden, deren Veröffentlichung vielleicht hier oder da indelicat erscheinen möchte, so fällt die Verantwortlichkeit dafür dem zu, der sie durch einen tactlosen Angriff auf einen Verstorbenen provocirt hat.

Seit Mitte der dreißiger Jahre stand Ludwig Richter mit dem verstorbenen Georg Wigand in engster geschäftlicher Verbindung, eine Verbindung, die sich bald zu inniger Freundschaft steigerte und ungetrübt bis zum Tode des letzteren anhielt. Der für die Kunst begeisterte Buchhändler Georg Wigand war es, der Ludwig Richter erst auf eine Bahn lenkte, auf der er sich unvergängliche Lorbeeren errungen hat, der durch seine Unternehmungslust und seinen Ideenreichthum nach Kräften dafür sorgte, seinem Freunde illustrativen Stoff zuzuführen, an dem sich dessen Genius am schönsten entfalten konnte.

Noch war, außer der Betheiligung an der Illustrirung von Musäus Volksmährchen, keine zusammenhängende größere Arbeit Richters erschienen, als der „speculative“ Buchhändler die Idee faßte, in einer gewählten Zusammenstellung der hervorragendsten Schöpfungen Richters (mit Ausschluß der historischen, die der Richtung seiner künstlerischen Begabung ferner lagen) dem Publikum das Bild des Schaffens und Wirkens eines anspruchslosen Künstlers vor Augen zu führen.

Die Idee war originell und glücklich, die Ausführung that ihre Wirkung, und wessen Interessen dadurch mehr gefördert wurden: der Ruf des Künstlers, oder der pecuniäre Vortheil des Verlegers, wird dem Unbefangenen nicht zweifelhaft bleiben, zumal wenn er hört, daß mehr als die Hälfte der Auflage von Wigand selbst verschenkt wurde. „Wigands Richter-Album ist in den Händen Aller,“ sagt der Correspondent und rechnet jede der drei Auflagen zu 3000 Exemplaren. Dieß ist unwahr. Es wurden gedruckt von der ersten, wie gesagt größtentheils verschenkten Auflage (fast ausschließlich aus dem Verlage Wigands arrangirt) 500. Bei der zweiten Auflage (in zwei Bänden) wurden ebenfalls 500 aufgelegt, jedoch in Rücksicht darauf, daß von der ersten Auflage (die mit dem ersten Band der zweiten übereintrifft) doch eine kleine Anzahl verkauft worden war, vom zweiten Bande 750. Die dritte Auflage (1855 erschienen) ist 1500 Exemplare stark und noch nicht vollständig erschöpft. In diesen Auflagen sind allerdings Stöcke aus fremdem Verlage befindlich, doch nicht die volle Hälfte, denn der Correspondent scheint nicht zu wissen, daß im Wigand'schen Verlage etwas mehr von Richters Arbeiten erschienen ist, als die Illustrationen zu Hebel. Daß übrigens die Besitzer der benutzten Stöcke theils mit Geld, theils mit Exemplaren des Albums entschädigt worden sind, weiß der Berichterstatter ebenfalls nicht, oder will es nicht wissen.

Diese nackten Facta dürften dazu dienen, das durch eine unwahre Darstellung leicht irre zu führende Urtheil des Publikums vor einer schiefen Auffassung der Verhältnisse zu bewahren und den Angriff auf einen Verstorbenen zurückzuweisen. Der „glückliche Spekulant“ hat demnach nicht die glänzenden pecuniären Erfolge errungen, die ihm jetzt zugemessen werden, und würde seinem (?) seine Erkenntlichkeit (wie er aus freiem Antriebe zugesagt hatte) mit mehr als 250 Thlr. (nicht 200) erwiesen haben, wenn die Vorbedingung eines raschen Absatzes zugetroffen wäre. Als einen glänzenden Absatz aber wird kein Verständiger es ansehen, wenn von einem kostspieligen Unternehmen im Verlauf von fünf Jahren noch keine 1500 Exemplare abgesetzt sind.

Und hat denn der verstorbene Georg Wigand Richter, dem Freunde und Künstler gegenüber, mit dem Ehrensolde gemarktet und geknickert? Die Thatsachen mögen reden. Wigand zahlte beispielsweise für das Goethe-Album 800 Thlr., für Hebels Gedichte 800 Thlr., für Bechsteins Mährchenbuch 1358 Thlr., für Groths voer de Goeren 750 Thlr., für das erste Blatt im Beschaulichen und Erbaulichen (Aller Augen warten auf dich) 85 Thlr. u. s. w. Klingt das knickerig? Die Anschauungen von Laien über die Rentabilität von illustrirten Werken sind in der Regel etwas nebelhafter und sanguinischer Natur. Daß nicht wenig dazu gehört, um die Kosten eines solchen Unternehmens auch nur zu decken, wenn es sich darum handelt, ihm durch verhältnißmäßig billigen Preis den erforderlichen Eingang zu verschaffen; daß in der Regel erst eine zweite Auflage den berechtigten Gewinn bringen kann, leuchtet den Wenigsten ein, und stets sind übertriebene Vorstellungen über den factisch erfolgten Absatz beliebter, selbst enthusiastisch aufgenommener Werke im Schwange.

Dieß zur Abwehr. Zu bedauern ist der Angriff schon an sich, doppelt zu bedauern aber, weil er aus dem Dresdener Kreise hervor geht, und dem Correspondenten dürfte es schwer fallen, ihn vor sich und den Dresdener Künstlern zu rechtfertigen.

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.
Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 15. 8. April 1860.

> — Trifles, light as air,
> Are to the jealous confirmations strong,
> As proofs of holy writ.
>
> Shakespeare.

Die Schlangenkönigin.

(Fortsetzung.)

„Das ist Unrecht!“ rief Marie im Gespräch. „Wollen Sie Böses von Ihrem Freunde reden?“ — „Böses?“ entgegnete Victor. „Ich bin ihm sehr zugethan und meine nur, er sollte sich mehr fassen. Seine Frau ist ja fast seit einem Jahre todt.“

„Seit einem Jahre! Sie würden sich schneller trösten?“ — „Vielleicht eben so wenig wie er, aber ich würde dem Leben sein Recht einräumen.“ — „Ja, das heißt was Rechtes! Daraus sieht man nur, daß Sie niemand von Herzen lieben können.“ — „Ob ich lieben könne? Das käme doch auf die Probe an.“

Marie lachte. „Die weiß ich Ihnen voraus zu sagen!“ rief sie. — „Wie so?“ — „Wer so schöne Lehren geben kann, sich zu fassen und dem Leben sein Recht einräumen, hat die Probe schon abgelegt. Da ist Ihr Freund anders. War seine Frau sehr schön?“ „Sie galt dafür. Aber die Schönheit unserer Damen in der Stadt ist in meinen Augen nicht gar zu preiswürdig. Wahre Anmuth und Frische findet man nur auf dem Lande. Ich weiß zum Beispiel jemand —“ — „Welchen Namen hatte die Frau Ihres Freundes?“ unterbrach ihn Marie.

Victor schien ungeduldig zu werden. „Aber lassen wir doch die Todten ruhen!“ rief er. „Was haben Sie für ein Interesse an der Verstorbenen?“ — „Ich preise sie noch im Tode glücklich, so von ihrem Manne betrauert zu werden. Und soll man nicht Antheil nehmen, wenn man von so einem Schicksal hört?“ — „Nun ja, es ist beklagenswerth. Aber was ist das?“ Victor sprang plötzlich auf und nahm aus dem Gebüsch einen halb verwelkten Kranz hervor.

„Ein Kranz, weiter nichts,“ sagte Marie mit leichtem Erröthen, indem sie die Augen fest auf ihre Arbeit richtete.

„Haben Sie ihn gewunden, Marie?“ — „Warum?“ — „Dann behalte ich ihn zum Andenken.“ — „Das staubige, verwelkte Zeug! Was wollen Sie damit?“

„Und wenn ich Sie nun zuerst in einem solchen Kranze gesehen hätte?“

„Nun gut, Sie haben mich gesehen, ich habe es mir gestern schon gedacht. Mich wundert nur, daß ich und die Kinder Sie nicht bemerkten.“ — „Wir waren gut versteckt und hielten uns ruhig, um zu beobachten, wie die reizende Scene sich entwickeln würde. Wie schön, wie wunderschön war die Schlangenkönigin!“

„Wirklich?“ Ein schalkhaftes Lächeln ging durch Mariens Züge. Sie ließ die Arbeit ruhen und steckte die rechte Hand in die Tasche. — „Das schöne blonde

Haar, das jetzt unter dem Kopftuche versteckt ist, fiel so malerisch um die Schultern. O nehmen Sie das Tuch einmal ab! Darf ich —?" — „Sie sind nicht gescheit!" rief Marie, seine Hand abwehrend, ohne daß jedoch ihr verschmitztes Lächeln einem Ausdruck des Unwillens gewichen wäre.

„So mißgünstig zu seyn! Seinen Reichthum so karg zu verstecken! Wer die Schlangenkönigin in all ihrer Herrlichkeit gesehen hat, ist bezaubert und wird immer den Einen Anblick zurück wünschen. Ja, als sie die blendenden Arme ausstreckte und nach dem Schlangenkönig rief, da hätte ich zu ihren Füßen stürzen und rufen mögen: „Ich bin nur dein Sklave, aber nimm mich in deinen Arm und du machst mich zum König!"

„Aber Sie ließen es bleiben, Sie wären dabei in's Wasser gefallen!" lachte Marie. — „Ich brannte vor Sehnsucht, aber Ernst hielt mich am Arme fest und beschwor mich, ruhig zu seyn." — „That er das? O das war recht!" — „Nein, das war ganz abscheulich! Aber in dieser Stunde wird mich niemand hindern — auch die Schlangenkönigin selber nicht — diese kleine Hand zu ergreifen und zu küssen!"

Marie hinderte es nicht, daß er ihre Linke streichelte und an die Lippen drückte. Als er aber, kühner geworden, ihren Arm aufstreifen wollte, riß sie die rechte Hand plötzlich aus der Tasche und warf ihm mit rascher Bewegung etwas in's Gesicht. Es war eine kleine silbergraue Schlange. Victor fuhr mit Entsetzen auf und sprang zur Seite, Marie aber schlug in höhnischer Freude ein helles Gelächter auf und lief davon.

In diesem Augenblick vernahm ich in der Nähe noch ein anderes Lachen, heiser und gellend. Ich wandte mich um und sah Sardoks Gesicht durch das Gebüsch blicken und schnell wieder verschwinden. Zugleich aber mußte ich mich in meinem Versteck ertappt sehen, denn Marie, welche ihren Lauf nach der Hausthür genommen hatte, stand vor mir. Sie prallte zurück vor Schreck, eine dunkle Röthe übergoß ihr Gesicht. Ich hatte mich erhoben, um mir den Anschein zu geben, als träte ich eben erst in den Garten, und sprach eine Begrüßung aus. Aber die Worte stockten mir auf der Zunge bei der plötzlichen Veränderung, die ich in Mariens Zügen wahrnahm. Wie ein Schmerz zuckte es durch ihr Antlitz, die Thränen stürzten ihr aus den Augen. Sie schlug die Schürze vor das Gesicht und eilte davon, durch den Hof und um das Haus herum. Befremdet über diese Erscheinung folgte ich ihr ein paar Schritte. Victor kam auf mich zu.

„Sie sind ohne Zweifel schon eine Weile hier," sagte er kalt. „Ich hörte Ihr unzeitiges Lachen." — Fühlte ich mich auch in Betreff meines Lauschens schuldbewußt, so mißfiel mir doch Victors Ton. „Sie haben mein Lachen allerdings nicht so oft gehört," sagte ich, „um es unterscheiden zu können, hätten aber doch bemerken sollen, daß es nicht meine Stimme war, und daß der Ton von einer andern Seite kam. Die Scene hatte also noch einen zweiten Beobachter."

Victor zuckte ungläubig die Achseln. „Wenn Sie hier auf der Lauer gelegen," fuhr er wegwerfend fort, „so haben Sie wenigstens über Ihre eigene Person sehr viel Vortheilhaftes gehört." — „Es thut mir leid, irgend etwas gehört zu haben," sagte ich, „und ich gebe Ihnen das Versprechen, Sie völlig unbehindert zu lassen, wenn Sie mir dagegen versprechen —"

„Ich verspreche nichts!" unterbrach er mich. „Verträge, wo sie am Orte sind! Sie schleichen mir nach, belauern mich auf meinen Wegen, und so muß ich glauben, daß Sie ein gleiches Interesse leitet. Möglicherweise spielen Sie nur den Geknickten und Schmerzbeladenen, um sich interessanter zu machen. Aber glauben Sie nicht, daß ich so leicht und freiwillig weiche. Ich werde mein Glück versuchen, trotz eines Nebenbuhlers!"

Diese Wendung war mir überraschend. Ich war überzeugt, daß er selbst nicht an meine Nebenbuhlerschaft glaubte, sondern sich nur durch eine ärgerliche Beschuldigung an mir rächen wollte. Mit anscheinender Gelassenheit setzte er sich auf die Bank und zündete eine Cigarre an.

„Victor, ich begreife Sie nicht!" entgegnete ich, indem ich ihm gegenüber Platz nahm. „Sie kennen mich und meine Gemüthsstimmung einigermaßen, und es kann Ihnen mit der thörichten Vermuthung, als wollte ich Ihnen auf Ihren heimlichen Wegen den Rang ablaufen, unmöglich Ernst seyn." — „Auffallend bleibt es doch, daß Sie mir auf diesen Wegen nachspüren und den Horcher spielen!" — „Das ist doch sehr erklärlich. Wir reisen zusammen in diese Gegend, zu einem gemeinschaftlichen Besuche, und ich konnte gar nicht voraus sehen, daß wir hier verschiedene Wege einschlagen würden. Sie aber trennen den Ihrigen sofort von dem meinen, um in der Stille einen Roman anzuspinnen! Victor, es ist zu Ihrem eigenen Besten, wenn ich Sie warne, mit den hiesigen Verhältnissen nicht zu spielen. Was Sie in Berlin vielleicht ungestraft thun durften, könnte Ihnen, als einem Fremden, hier die größten Unannehmlichkeiten bereiten."

Victor lächelte höhnisch. „Ich danke Ihnen für die väterliche Ermahnung," sagte er. „Doch bitte ich, sparen Sie dergleichen für Ihren Knaben, wenn er anfängt seine eigenen Wege zu gehen. Inzwischen

bewahren Sie Ihre eigene Romanrolle, und seyen Sie ohne Sorge um die meinige."

Dieser Ton verdroß mich immer mehr. Ich war jung und konnte einer Erregung auch nicht leicht gebieten. Mit unverhehltem Spott rief ich daher: „Nun, der Ausgang der ersten Scene hat mir gezeigt, daß die Schlangenkönigin Waffen hat sich zu schützen." Dabei zeigte ich auf die Schwelle, über welche Mariens kleine Schlange sich eben in das Haus hinein ringelte. Victor sprang auf und schien die Laube verlassen zu wollen. Plötzlich aber blieb er stehen und sagte mit veränderter Stimme: „Ernst, es thut mir leid, daß wir uns trennen müssen."

„Wollen Sie nach Berlin zurückreisen?" — „Ich glaube nicht. Nur das Haus Ihres Freundes, des Schullehrers, kann ich nicht mehr mit Ihnen theilen. Das Mißverständniß zwischen uns würde von Tag zu Tage nur wachsen. Ob Sie nun eine gleiche Neigung zu dem Mädchen hier haben oder nicht — nun gut, ich kann mich irren, jedenfalls aber sind Sie gesonnen, meinen Weg dabei zu kreuzen. Was ich jedoch dießmal empfinde, ist tiefer, als Sie glauben, und Sie treffen bei mir auf einen Widerstand, der um so leidenschaftlicher werden könnte, je mehr er herausgefordert würde. Ich bin Ihnen von Herzen zugethan, also wenn Sie nicht innerlich bei der Sache betheiligt sind, so thun Sie nichts, was uns aus Freunden zu Feinden machen müßte."

Dieses Einlenken stimmte mich versöhnlich. Ich hatte ein gutes Wort auf der Zunge, denn ich fühlte, daß auch ich den hübschen Burschen lieb hatte. Schon aber hatte er sich umgewendet und war mit raschen Schritten davon gegangen. So blieb ich sitzen. Der letzte Auftritt machte mich nur noch bedenklicher. Zwar glaubte ich erkannt zu haben, daß Marie nur ein übermüthiges Spiel mit Victor trieb, von einer Neigung zu ihm schien sie mir entfernt genug; aber für meinen armen Franz sah ich die Sache nur verschlimmert. Ich kannte Victors Hartnäckigkeit und Kühnheit, wenn eine flüchtige Leidenschaft ihn ergriffen hatte. Und würde Marie der Anmuth seiner Erscheinung, verbunden mit den Reizen seiner Schmeichelei, zu widerstehen wissen? Eine Menge Plane kreuzten sich in meinen Gedanken, wie ich dem Uebel steuern könnte. Franzens Neigung an Victor zu verrathen, würde nichts gebessert haben; aber auch im besten Falle durfte ich es nicht, zumal mir Franz selbst noch kein Vertrauen darüber geschenkt hatte. Am gerathensten schien es mir, mit Marien selbst zu sprechen und sie in Betreff Franzens zu sondiren.

Ich ging durch den Garten, um ihr wo möglich zu begegnen. Da hörte ich mich angerufen. Koal, der mit einigen Knechten bei der Arbeit beschäftigt war, begrüßte mich. Ich blieb bei ihm stehen, da er sich in seiner Thätigkeit nicht stören ließ. Trotzdem war er gesprächig und gab mir auf meine Fragen allerlei Auskunft über seine Landwirthschaft. Er erzählte mir, daß er das Jahr wohl sechzig Schock Sellerie und Meerrettig (die Haupterzeugnisse des Spreewaldes) und eben so viel Fässer Gurken auf den Dresdener und Berliner Markt schicke. Da er sah, daß ich mich dafür interessirte und durch mein wendisches Radebrechen eine vortheilhafte Meinung von mir bekommen hatte, zeigte er mir, wie die Erzeugnisse seines Bodens verpackt und und in die Kähne geladen wurden. Ich mußte ihm auch in die Ställe folgen, um sein Vieh in Augenschein zu nehmen. Ich wußte aus früherer Zeit, daß das Vieh im Spreewald von seiner Geburt an im Stalle gefüttert wird, da das von Kanälen zerschnittene Terrain ein Hinaustreiben unmöglich macht. Ich sah einen Auftritt mit an, wie ein Rind auf seinen ersten Weg in's Freie geführt wurde; es war zugleich sein Todesgang, da es an einen Schlächter in Lübbenau verkauft werden sollte. Zwei Knechte brachten es durch eine Schlinge um seine Füße zum Fallen. Schnell ward es gebunden und mit wuchtigen Armen in den Kahn geworfen.

Einige Stunden waren vergangen, ohne daß ich Marien erblicken konnte. Ich mußte an die Rückfahrt nach Leige denken, damit Kascha und Franz nicht mit dem Mittagessen auf mich zu warten hätten. Ich langte noch zu rechter Zeit im Schulhause an. Franz kam mir entgegen. „Lieber Freund," rief er, „es ist sicher deine Veranstaltung, daß wir fortan unter uns bleiben sollen; aber wird dein Reisegefährte die Sache auch nicht übel nehmen?"

Ich verstand ihn nicht. Er reichte mir einen mit Bleistift geschriebenen Zettel von Victors Hand. Er schrieb in durchaus liebenswürdiger Weise, Franz möge ihm gestatten, daß er für die nächsten Tage sich tiefer im Walde einquartiere, da er dort viel zeichnen wolle. Er bat, dem Boten seine Reisetasche mitzugeben und versprach recht bald zu kommen und sich persönlich zu entschuldigen. Ich ließ Franz in diesem Irrthum über den wahren Sachverhalt und war für's erste froh, daß die Mißhelligkeit in die Form eines guten Einvernehmens gebannt bleiben sollte.

7.

Zarea.

Ich habe jetzt von einer inzwischen vorgefallenen Unterredung zu erzählen, die ich freilich nicht mit

angehört habe, aber später bis in's Kleinste ausführlich erfuhr. Sie gehört nur zu nothwendig in die Verwicklung unserer Abenteuer und muß hier eine Stelle finden.

Victor war nach dem Gespräch mit mir um das Haus herum gegangen, um Marien aufzusuchen. Er forschte vergeblich nach ihr. Die Kinder wiesen ihn auf das benachbarte Gehöft und so ging er spähend von Hof zu Hof. Als er eben um eine Ecke bog, trat hinter einer gewaltigen Heumiete Zarea die Zigeunerin hervor und winkte ihm geheimnißvoll. Er trat zu ihr.

„Ich weiß, was du suchst," sagte sie in flüsterndem Tone. — „Was geht's dich an?" rief Victor barsch. — „O, mein Söhnchen, vielleicht mehr, als du glaubst! Ich kann dir helfen." — „Ich bedarf deiner Hülfe nicht!" — „Bah, bah! Nur nicht gleich böse! Du denkst, ein hübscher Junge hat an sich selbst genug, um bei einem Mädchen sein Glück zu machen? Ich sage dir, hier richtest du nichts aus, wenn du nicht meinen Rath annimmst. Ich mein' es gut mit dir. Wollte dich gestern Abend schon sprechen im Garten des Schulmeisters, mußte aber davon, weil der traurige Mensch mir in den Weg trat. Hat er dir nichts erzählt?"

„Wer? Ich versteh' dich nicht." — „Nun, der andere, der mit dir ist und bei mir war. Sagte er nichts?" — „Ich hab' ihn heut noch nicht gesprochen. Aber was willst du von mir?" — „Sag' dir ja, ich will dir hier verschaffen, was du suchst." — „Was hast du für ein Interesse daran? Laß mich, ich habe nichts mit dir gemein." — „Doch, mein schönes Herrchen, doch! Dein Glück ist mein Vortheil. Und wenn du meinen Rath nicht annimmst, so ziehst du hier mit langer Nase ab. Ich kann dir nützlich seyn, ich kann dich aber auch aus dem Hause jagen, daß du das Wiederkommen seyn lässest." — „Wie das?" fragte Victor mit wegwerfender Gleichgültigkeit. — „Ho, ich mache da drinnen Wohnung für ein paar Dutzend von meinen lieben glatten Thierchen. So wie du die Schwelle betrittst, hast du sie auf dem Halse."

Diese Aussicht flößte Victor einen Schauder ein. Die Alte merkte es und lachte vergnügt, aber unhörbar. „Hast dich ja schon von den kleinen grauen Schlänglein erschrecken lassen," fuhr Zarea fort. „Wenn du willst, geb' ich dir ein Mittel, daß das Ding crepirt und nie wieder eine Schlange in's Haus kommt." — „Und worin besteht dein Vortheil dabei?" — „Ich kann dir's sagen, denn von dir brauch' ich nichts zu fürchten. Ich habe Macht über die Schlangen, sie gehorchen mir. Wem das gelingt, der ist bestimmt, daß er einen Schatz findet, so groß, so groß! Aber nicht allein den Schatz — doch von dem andern brauchst du nicht zu wissen. Und meine Zeichen sagen mir, daß ich ihn finden muß, mir ist er bestimmt. Nur ein Hinderniß droht mir noch. Ich hab' lange gesucht, was es wäre; nun weiß ich's, da drinnen steckt's, in dem Hause. Das Mädchen hat auch Macht über das Gethier! Jetzt spielt sie nur mit Einer Schlange, wer aber das kann, vermag auch mehr herbei zu ziehen. Die Macht muß sie verlieren!"

„Unsinn! Was geht das mich an?" — „Du sollst mir helfen. Ich gebe dir ein Pulver. Davon streust du im ganzen Hause umher —" — „Warum thust du das nicht selbst?" — „Ich darf's nicht, ein anderer muß es thun, wenn's fruchten soll. Im ganzen Hause streust du davon herum, und in des Mädchens Schlafkammer einen Kreis davon um das Bett. So kommt nie wieder eine Schlange hinein. Und damit du dein Werk ausführen könnest, verschaffe ich dir Wohnung hier —" — „In Koals Hause?" — „Bei dem? Nein, der nimmt dich nicht auf, aber neben an der Hansjürge thut's. Ich kenne seine Großmutter, die muß thun, was ich will, und er hört auf ihre Rede. Mit der werd' ich sprechen. Hernach gehst du zum Hansjürgen und fragst ihn, ob du Quartier bei ihm nehmen könntest. Er wird ja sagen. So bleibst du in der Nähe und kannst zu jeder Stunde in des Koal Hause seyn. Das Uebrige ist deine Sache. Wenn das Mädchen ihre Schlange nicht mehr hat, so brauchst du nichts mehr zu fürchten, und ein schmuckes Herrchen, wie du bist, braucht weiter kein Zaubermittel."

Mit dem lauernden Blicke eines Raubthiers, das, seiner Beute gewiß, sich an den letzten Zuckungen des Opfers weidet, betrachtete Zarea den jungen Mann. Victor empfand ein Grauen vor der Alten, die Unwürdigkeit eines Bündnisses mit ihr schreckte ihn, und dennoch fühlte er sich verlockt und fast gefangen. Plötzlich ermannte er sich. „Weg!" rief er, „ich mag deine Hülfe nicht!" Er verließ sie. Sie sah ihm mit dämonischem Blicke nach, als wollte sie ihn zurückbannen, und frohlockte, als er schon nach einigen Schritten stehen blieb. Er sah, wie sie, sich schnell hinter einem Strauch verbergend, mit ausgestrecktem Arme nach einer Richtung wies und ihm winkte. Langsam kam er heran. Sie ergriff seine Hand und zog ihn hinter das Gebüsch. „Da!" rief sie, „da! Entweder sie oder meine hübschen Schlangen!"

Victor blickte über die Wiese hinweg. Marie stand auf der hohen, leichten Brücke. Sie hatte die Arme auf das Geländer gelehnt und sah hinab in den Kanal. Er riß sich von der Alten los, aber dennoch hatte die Vermittlerin des Bösen gesiegt. „Es sey!" rief er. „Verschaff' mir dort die Wohnung."

„So warte hier auf mich," sagte Zarea, „in einer Viertelstunde bin ich wieder da."

Sie ging mit raschen Schritten weg. Victor warf sich ins Gras neben dem Erlengebüsch. Er war unwillig auf sich selbst und fluchte innerlich der Zigeunerin, er lag in heftigem Kampfe mit seinen Wünschen und seinem besseren Gefühl. Er hatte Lust aufzuspringen und die Alte nicht abzuwarten, es zog ihn nach der Brücke hin, wo Marie noch immer unbeweglich stand und in das tiefe Wasser hinab sah. Eine Weile blieb sie noch unbewegt, dann erhob sie sich. Und während sie von der Brücke herab schritt, schien sie plötzlich einen Gegenstand am Ufer in's Auge zu fassen. Rasch eilte sie hinunter, hob etwas vom Boden auf und steckte es in die Tasche. Dann kehrte sie in's Haus zurück. „Es ist ihre Schlange!" dachte Victor. „Sie glaubt ihre Waffe wieder gefunden zu haben!"

Gleich darauf fühlte er seine Schulter berührt. Er sprang auf, die Alte stand vor ihm. „Es ist in Ordnung," sagte sie. „Ich hab's mit des Hansjürgen Großmutter abgemacht, du brauchst nur dem Manne ein gut Wort zu geben, so räumt er dir eine Stube ein. Was siehst du so finster aus? Frisch und lustig, mein Söhnchen! Es wird Alles gut gehen. Da, nimm das Pulver, und thu' damit, wie ich dir gesagt habe!"

Sie reichte ihm eine hölzerne Büchse. Er zögerte sie anzunehmen, steckte sie aber endlich mit einer Bewegung des Unwillens ein. Zarea beobachtete ihn wohl. „Nimm's gut in acht," sagte sie, „und sey weise! Dann brauchst du keine Schlangen mehr zu fürchten, und hast dein Schätzchen sicher. Aber ich sage dir, wenn du in acht Tagen das Pulver nicht gestreut hast, so räch' ich mich an dir, und das Mädchen wird nimmermehr dein."

Die Alte schritt davon und verschwand im Gebüsch. Victor fühlte sich erleichtert. Er dachte nicht daran, den Hokuspokus mit dem Pulver anzustellen, sondern beschloß es zu gelegener Stunde in den Kanal zu werfen. Indessen begab er sich auf das benachbarte Gehöft und erlangte, nach einigem Hin- und Widerreden mit dem Manne, eine Wohnung.

8.

Aus zwei Räthseln ein drittes.

Von diesem Vorgange hatten wir freilich keine Ahnung, als wir Victors Zettel lasen, wohl aber konnte ich mir denken, daß er sich in Mariens Nähe niedergelassen habe. Dieselbe Vermuthung hegte Franz, da mein Gefährte am Morgen auch ihm gegenüber gar kein Hehl aus seinem Interesse für das Mädchen gemacht hatte. Doch sprach Franz sich in keiner Weise darüber aus. Unsere Stimmung blieb inzwischen etwas gedrückt und beeinträchtigt, trotzdem daß wir unter uns waren. Franz schien mich nicht zum Vertrauten machen zu wollen, und ich selbst durfte einen so zarten Punkt nicht berühren, ehe er mir nicht ein Recht dazu gab. Kascha sah bald mich, bald ihren Sohn mit besorgten Blicken an, und so saßen wir bei Tische und sprachen von den entlegensten Dingen.

Endlich gegen Abend, als wir im Garten auf und nieder schritten, suchte ich nach mancherlei Umwegen des Gesprächs die Sache zu berühren, die uns beiden auf dem Herzen lag. Ich rückte mit der Frage heraus, ob er sich nicht zu verheirathen denke? Er suchte auszuweichen, aber ich hatte meinen Angriff einmal begonnen und wollte ihn fortsetzen. Ich sagte, ich wüßte wohl eine Partie für ihn, und nannte ihm Marien. Er wurde immer befangener.

„Es ist mir überraschend," sagte er, „wie gerade du mir das Mädchen vorschlagen kannst." — „Wie so?" fragte ich.

Er sah mich groß an. „Ernst," begann er nach einer Pause bewegt, „du weißt vielleicht selbst nicht, was du thust." — „Ich weiß es, lieber Freund! Laß uns nicht so lange bei der Einleitung stehen bleiben. Du liebst Marien." — „Das ist vorbei — aber woher willst du es wissen? Glaube mir, es ist vorbei, ich habe Alles aufgegeben." — „Und warum? Hast du sichere Beweise, daß deine Neigung nicht erwiedert wird? Oder sind es Zweifel an dem Charakter des Mädchens?" — „Ernst, ich bitte dich, lassen wir dieß Gespräch!" — „Nein, nein! Ich will Gewißheit haben, wie es um dich steht! Es lastet etwas auf deiner Seele und ich trage kein Bedenken, daß es dieses Verhältniß ist. Sprich dich aus, ich bin dein Freund und darf Vertrauen verlangen." — „Ich sage dir, es ist aus! Ich liebte sie einst — ich glaubte sie zu lieben bis — bis vor kurzem, jetzt aber darf ich es nicht mehr." — „Du darfst nicht? Franz, du entgehst mir nicht. Fürchtest du Victor? Glaubst du, daß er dir die Neigung Mariens so schnell entwendet habe?"

„Entwendet? Weißt du denn, ob ich sie je besessen? Aber auch wenn das wäre — von ihm droht keine Gefahr. Sie lacht mit ihm, nimmt seine Schmeicheleien hin, wie sie das zu thun pflegt, aber sie liebt ihn nicht." — „Wenn du das weißt, so weißt du auch mehr. Soll ein Freund es nicht erfahren, der dir gern mit Rath und That beistehen möchte?"

Franz schwieg geraume Zeit. Dann ergriff er meine Hand und sagte: „Ernst, wenn ich mich aussprechen

dürfte, wärest du der erste, dem ich mein ganzes Vertrauen schenkte. Aber das Schicksal will, daß ich es nicht soll. Ein unzeitiges Wort und ich richte vielleicht eine unselige Verwirrung an. Laß mich daher schweigen! Du bleibst mehrere Wochen bei mir, in dieser Zeit muß sich viel entwickeln. Dir wird, auch ohne daß ich rede, vieles klar werden. Und endlich wird auch ein Tag kommen, wo ich dir ein offenes Bekenntniß ablegen darf. Bis dahin, bitte ich dich, ehre mein Schweigen und laß uns dieß Thema vermeiden. Ich muß dir für's erste jede Erklärung verweigern."

Eine lange Pause folgte diesen Worten, wir schritten wortlos neben einander hin. Franz hatte sich mit solcher Bestimmtheit ausgesprochen, daß ich nicht weiter in ihn dringen durfte. Aber dennoch konnten mich seine räthselhaften Gründe keineswegs befriedigen. Im Gegentheil, ich war ungehalten, im Stillen verdrießlich über ihn. Da haben wir wieder einmal so ein Gemüth, dachte ich, das sich selbst und andere quält, aus Rücksichten, die ihm nichts nützen und die der andere nicht empfindet, ja, wenn er sie kennte, nicht einmal anerkennen würde. So ein Träumer ist die unglücklichste Natur. Er sieht nie den Gegenständen in's Auge, er blickt geflissentlich darüber hinaus. Anstatt kühn zu wagen, wartet er ab, ob die Sache nicht von selbst an ihn heran komme, und darüber verliert er Hoffnung und Glück.

Ich fühlte in mir selbst ein Theil von diesem Wesen, darum konnte ich es verstehen und beurtheilen. Aber ich hatte es immer zu bekämpfen gesucht und das Leben selbst war mir behülflich gewesen, mir eine praktischere Richtung zu geben.

Es vergingen einige Tage. Victor kam, entschuldigte sich bei Franz wegen seiner so schnellen Umquartierung, und da ich inzwischen nicht auf der Lindenlaupe gewesen war, so mochte sich seine Furcht vor meiner Nebenbuhlerschaft wohl gelegt haben, und er zeigte sich sehr heiter und liebenswürdig. Indessen war unser Verhältniß doch gestört und alle drei kamen wir zu keinem Behagen mit einander.

Eines Tages fuhr ich, während Franz seine Nachmittagsschule hielt, allein in den Wald hinein. Ich pflegte ab und zu etwas zu zeichnen — wahrscheinlich betrieb ich dieß fleißiger als der Maler — und so suchte ich mir eine entlegene Stelle, an die Franz mich einige Tage vorher geführt hatte. Nach einer Stunde eifriger Geschäftigkeit an meinem Skizzenbuche wollte ich heimkehren. Aber bald lockte mich hier, bald dort ein reizender Durchblick in einen Seitenkanal, und so überließ ich mich meiner Laune in der Hoffnung, auf einem Umwege wieder nach Leige zu gelangen, denn die Richtung glaubte ich mir genügend eingeprägt zu haben. Eine solche Kühnheit bleibt jedoch nicht ungestraft in einer Gegend, wo selbst der Eingeborene in den hundert sich kreuzenden Kanälen nicht immer seines Weges sicher ist. Und so sah ich mich denn, nachdem die Dämmerung schon eingebrochen war, noch einmal mit meinem Kahne verirrt. Ich mußte mich auf ein neues unbequemes Abenteuer der Nacht vorbereiten, ich schalt meine Unbesonnenheit, und vor Allem beunruhigte es mich, Franz und seine Mutter in Sorge um mich zu wissen. Zwar konnte ich meinen Kahn bald aus dem Dickicht des Waldes heraus in's Freie bringen, fand mich nun aber zwischen unabsehbaren Wiesen, nur von leichtem Gebüsch unterbrochen, und die Richtung, die der Wasserweg nahm, schien mich in eine völlig von meinem Ziel entlegene Gegend zu führen. Ich schwankte, was zu thun sey, ob ich diesen Arm verfolgen, oder in den Wald zurück steuern sollte? Das erstere schien mir vorzuziehen. Hier im Freien war es heller, der Abendhimmel lag in grüngoldenem Krystall über mir und um Mitternacht mußte der Mond kommen.

Während ich dieß überlegte, vernahm ich hinter mir Ruderschläge. Ich horchte auf und fuhr langsamer. Da war Hülfe. Eine Frauengestalt bog im Kahne langsam um das Ufer. Ich ließ sie heran kommen, um nach dem Wege nach Leige zu fragen. Aber kaum hatte ich die Lippen geöffnet, als sie erschrocken ausrief: „Herr, Ernst! Wie kommen Sie hierher?" — Es war Marie. Sie ließ die Ruderstange fallen und schien fast das Gleichgewicht zu verlieren.

(Fortsetzung folgt.)

Skizzen aus Spanien.

Culturzustand der Gegenwart.

Indem wir es unternehmen, den gegenwärtigen Zustand der Cultur Spaniens in einigen Grundzügen zu charakterisiren, können wir, obgleich manche unserer Kraftgenies Gott als einen Luxusartikel oder als hohle Transscendenz aus der Wissenschaft eliminirt haben und aus dem Leben streichen möchten, nicht umhin, von der Betrachtung des religiösen Zustandes auszugehen, da einmal doch die Religion das Centrum ist und bleiben wird, von welchem alle ächte Entwicklung ausgeht, und in welches sich dieselbe reflektirt.

Hinsichtlich der Religiosität des spanischen Volks machen wir sogleich einen Unterschied zwischen den sogenannten Gebildeten und den Ungebildeten. Erstere, die ihre allgemeine, humanitarische Bildung vorzüglich aus Uebersetzungen französischer Romane und diesen ähnlichen Originalien geschöpft, haben durchschnittlich die religiösen und damit oft genug auch die sittlichen Elemente der Persönlichkeit so sehr ausgestoßen, als es die auf- und abklärenden Apostel der Materie nur wünschen mögen. Wir sehen in dieser Hinsicht die gebildeten Spanier auf bequemerem Wege so weit vorangeschritten als die Jünger jener Lehren. Die religiöse Weltanschauung ist ihnen, im besten Falle, ein Gewebe von psychologischen Illusionen (in's Deutsche übersetzt: „hohler Transscendenzen"); gewöhnlich aber wird die Religion als ein Produkt und Werkzeug der Schlauheit betrachtet, womit die Massen gegängelt werden. Das Evangelium dieser Leute ist ein Compendium der Physik, Chemie und Mechanik geworden. Recht und Sittlichkeit sind ebenfalls bis auf den Rest, dessen auch das selbstsüchtige Interesse nicht entbehren kann, verflüchtigt.

Die Literatur, am schnellsten und im ausgedehntesten Maße die periodische, bringt die herrschende Gehaltlosigkeit und Frivolität der Gesinnung zum bestimmten Ausdruck und bildet zugleich deren weithallendes Echo. Eine nicht nur die Erscheinung in leeren, falschen Schein, sondern auch allen substantiellen Gehalt auflösende Ironie ist das Hauptlebenselement eines großen Theils der modernen Werke. Bis zu absoluter Negation steigert sich diese Ironie bereits in den Schriften des dämonisch genialen, unglücklichen Larra. Er hat nicht nur mit unvergleichlichem Talent und aller Kraft und Eleganz der Darstellung den ganzen Proceß der Zersetzung und Auflösung eines großen Volkes, dessen geistige Ohnmacht und Glaubenslosigkeit geschildert, er war selbst die tragische Personification des Geistes der Verneinung, der sich endlich gegen die Existenz der Persönlichkeit selbst kehrte. In einem Alter von neunundzwanzig Jahren machte er (1837) einem Leben ein Ende, das ohne Glauben für ihn selbst kein Leben und nicht länger erträglich war.

Nicht wenige Charaktere gibt es, welche die Nothwendigkeit einer Regeneration der Einzelnen, wie der ganzen Gesellschaft erkennen und dem Proceß innerer Selbstauflösung zu steuern suchen. Manche derselben schaden aber ihrem Credit in intellektueller und fast noch mehr in moralischer Hinsicht nicht wenig dadurch, daß sie glauben, die, übrigens unmögliche, Erweckung der guten alten Zeiten sey der wahre Weg des Heils.

Zum Unterschied von den „Gebildeten" hat die große Masse des Volks den angestammten gläubigen Sinn so sehr bewahrt, daß religiöser Fanatismus heutzutage noch vollkommen im Bereiche der Möglichkeit liegt. Nach unserer Kenntniß des Volks scheint uns vorzüglich die Phantasie das Element zu seyn, in dem die Religion romanischer Völker lebt und webt, während das Element germanischer Religiosität mehr das Herz oder Gemüth ist. Wo nun, wie bisher in Spanien, Erziehung und Unterricht nicht in der Weise geleitet werden, daß die Religion tiefere Wurzeln im Gemüthe schlägt und Gesinnung wird, ergeht und erfüllt sich das religiöse Leben mehr in äußerlichen Handlungen, die nicht gerade immer von nachhaltiger Wirkung auf das Innere begleitet sind. Bei mangelhafter oder fehlerhafter Erziehung und Bildung ist nun einmal die Phantasie nicht der sicherste, noch der lauterste Boden für das Gedeihen höherer Religiosität. Die herrlichen Blüthen hoher Religiosität, welche diese Völker im Einzelnen hervorgebracht, können keineswegs als Gegenbeweise geltend gemacht werden.

Was die Sittlichkeit der Masse des Volks betrifft, so sind leider Verbrechen aller Grade gegen Person und Eigenthum zu häufig, um noch als Ausnahmen zu gelten. Beinahe jede Nummer eines jeden Tagblattes berichtet einen oder gar mehrere schwere Fälle der Art. In Volksdichtungen auf die Hinrichtung gewisser Verbrecher werden denselben die Titel „valeroso, valiente" gegeben. Nicht nur in Wäldern und Einöden oder auf Heerstraßen, sondern in der unmittelbaren Nähe der Städte, ja in diesen selbst werden die rohesten Verbrechen

begangen. Man mag daraus auf den Zustand der häuslichen und öffentlichen Erziehung, auf die Sorgfalt und Energie der untern, so wie der höchsten Staatsbehörden schließen

Nahezu die Hälfte des Volks ist ohne Elementarbildung. An Elementarschulen ist noch sehr großer Mangel, und die vorhandenen genügen oft kaum spanischen Bedürfnissen. Selbst in den Hauptstädten gibt es daher sehr viele sogenannte Memorialisten, Leute, die andern, welche nicht lesen noch schreiben können, Schriften lesen und Briefe oder andere schriftliche Arbeiten aufsetzen. Wie oft wurden wir selbst auf der Straße gebeten, eine Adresse oder einen Brief zu lesen, oder anzugeben, ob auf der an der Straßenecke angeklebten Liste einer Lotterie die Nummer, welche der Frager in Händen hatte, als Gewinner stehe! Und solche Fälle sind sogar in der ersten Handelsstadt Spaniens, in Barcelona, sehr häufig. Leute, die in einem öffentlichen Blatte einen Dienst suchen, erwähnen zu ihrer Empfehlung, daß sie lesen und schreiben können, so wie Herren, welche Dienstleute suchen, sehr oft diese Fähigkeiten ausdrücklich bedingen.

Bei diesem Zustande der Volksbildung und Erziehung ist es tröstlich zu beobachten, wie, fern von allem politischen Treiben, manche, wenn auch langsame Schritte zum Besseren gethan worden sind und noch gethan werden. So wurde in den Correctionshäusern mancher Hauptstädte, meist durch freiwillige Zeichnungen, das Pönitentiarsystem wesentlich verbessert, besonders durch Einführung des für alle verbindlichen Unterrichts, und man hat dadurch, wie durch manche andere zweckmäßige Einrichtung schon erfreuliche Resultate gewonnen. Ein großer Verein einflußreicher Privaten hat zum Zweck der Verbesserung der Volkserziehung in verschiedenen Städten Schulen gegründet und gründet deren fortwährend, die nach Einem System geleitet werden. Die Lehrer erhalten diese Schulen aus einem von demselben Verein gegründeten Lehrerseminar. Während überall, wo sich die Politik einmischt, Unsicherheit und Verwirrung herrscht, besteht im Schooße dieser Unternehmung vollkommenes Einverständniß über Zweck und Mittel. Der Mann, welcher den Plan zu der Verbesserung der Volkserziehung gefaßt und die Bildung eines Vereins zu diesem Zweck angeregt hat, ist der Arzt Mateo Seoane. Als Secretär des Vereins widmete er dessen Zweck einen unermüdlichen Eifer. Er erstattete nicht nur jährlich Bericht vom Stande des Vereins, sondern verfolgte auch mit unablässiger Sorgfalt das Unternehmen bis in alle Einzelheiten und überwachte den Fortschritt der Besserung der untern Volksklassen. Das leitende Motiv des Unternehmens hat Seoane in einem Jahresberichte auf folgende Weise ausgesprochen: „Wer kann in Abrede stellen, daß der Glaube an die höchsten Gegenstände des menschlichen Lebens nicht sehr geschwächt, daß es nicht sehr schwer, wo nicht unmöglich ist, denselben zum Wohl der Gesellschaft im gegenwärtigen Geschlechte zu erwecken, das unter dem Einflusse der Gleichgültigkeit, des Zweifels und Ueberdrusses aufgewachsen und erzogen worden? Wenn man solchen Zuständen gegenüber die Nothwendigkeit einer schnellen und wirksamen Hülfe anerkennen muß, welch besseres Mittel wird man entdecken, als die Regelung der Erziehung des heranwachsenden Geschlechts, damit demselben Religiosität, Sittlichkeit, Arbeitsamkeit und Ordnungsliebe zur andern Natur werden?“ Leider entwickelt die Regierung zu diesem Zwecke lange nicht so viel Thätigkeit als manche Privaten.

Was die höhere intellektuelle Bildung betrifft, so genügt zu erwähnen, daß die Spanier an originellen Leistungen auf dem Gebiete der Wissenschaften, selbst nur zum Behufe des höheren Unterrichts, auffallend arm sind. Besonders liegt die Medicin im Argen. — Seit einem Jahrzehnt herrscht auch keine bedeutende Lebendigkeit auf dem Gebiete der schönen Literatur. Die meiste Thätigkeit zeigt sich noch in der Novelle und im Roman. Hier verdienen wirklich rühmliche Erwähnung die Namen Mora, Orellana, Villoslada, Fernan Caballero, besonders aber der sehr fruchtbare, vielseitige und talentvolle Fernandez y Gonzalez. Außer den originellen Arbeiten dieser und anderer Schriftsteller werden dem leselustigen Publikum Uebersetzungen der umfangreichen Greuel französischer Romane geboten. Doch haben die Uebersetzer noch lange zu arbeiten, bis sie ihren Landsleuten den ganzen Schatz jener Werke zugänglich gemacht. Uebersetzungen aus dem Englischen sind sehr selten, da nur äußerst wenige dieser Sprache kundig sind.

Der Buchhandel befindet sich in einem unbeschreiblich kläglichen Zustande, der eine rege, vielseitige literarische Bewegung so ziemlich unmöglich macht. Leihbibliotheken gibt es nicht einmal in der zweiten Stadt des Reichs. Die Buchhändler sind im Allgemeinen höchst unbekannt mit der Literatur, der neueren sowohl als der älteren. Büchercataloge gibt es nicht. Ein neues Werk (und es erscheinen so wenige) wird auf colossalen Anschlagzetteln an den Ecken und in der Mitte der Straßen mit allem Pomp marktschreierischer Phrasen angekündigt. Zur Subscription auf Romane und Novellen laden sehr rohe Gemälde in Wasserfarbe ein, welche gewöhnlich Greuel- oder Spektakelscenen darstellen. Dergleichen Ankündigungen begegnet man in den verschiedensten Theilen einer Stadt. Hoch und

Nieder, Damen und Herrn weiden sich massenweise mit Muße an diesem Anblick. Solche Anregungen zu geistigem Genuß und Bildung fehlen aber meist schon in Städten zweiten Ranges.

Noch sey bemerkt, daß, unter dem Schutze der Gewerbefreiheit manche Buchhändler höchst unliterarische Artikel vertreiben, z. B. feine Seife und andere Toilettenstücke. Hätten wir nicht mit eigenen Augen solche und manche andere Allotria unter den Fenstern und in den Läden wirklicher, nach deutscher Terminologie ordentlicher Buchhandlungen gesehen, wir fänden die Thatsache unglaublich.

Von künstlerischer Thätigkeit der neuesten Zeit liest und hört man sehr wenig und sieht, wo möglich, noch weniger. — Von der spanischen Industrie wissen wohl die meisten Leser, daß dieselbe der fast aller cultivirten Völkern nachsteht. Die meisten Fabriken befinden sich in Catalonien, jedoch lange nicht in der Anzahl, daß sie dem größeren Theil der Bedürfnisse des ganzen Volkes genügen könnten. Die meisten Artikel müssen eingeführt werden. In den spanischen Fabriken arbeiten überdieß Tausende von Ausländern, besonders Franzosen. Die Preise, welche spanische Fabrikate in öffentlichen Industrieausstellungen gewonnen haben, sind meist der Geschicklichkeit der Fremden zu verdanken. Die Provinzen außer Catalonien sind so wenig gewerbsam, daß z. B. ein Kaufmann in Malaga oder Sevilla Stoffe zum Färben nach Barcelona schickt, weil am eigenen Platze die Arbeit nicht so gut geliefert wird. — Zur Hebung der Industrie, des Handels und Ackerbaus ist zwar in neuerer Zeit gegen früher manches geschehen, doch lange nicht genug, um mit andern Ländern Schritt halten zu können.

In dem Lande, das so großen Mangel an nur etwas leidlichen Verkehrswegen hat, wurde die erste Eisenbahn, eine Strecke von sechs Stunden, im Jahre 1848 dem Betrieb übergeben. Die großen Bahnen, welche theils vollendet, theils mit mehr oder minder Energie oder Saumseligkeit gegenwärtig gebaut werden, sind Unternehmungen von Gesellschaften, an deren Spitze Fremde, Franzosen oder Engländer stehen. Die Leiter der Arbeiten sind meist ebenfalls Fremde. So wurde die Strecke von Madrid nach Albacete von einem preußischen Ingenieur gebaut. Den Spaniern fehlt es zu solchen Arbeiten im Allgemeinen an Kenntnissen und Geschick. Die Züge gehen langsamer als in irgend einem Lande, und doch erleiden sie, von Spaniern geführt, viele Unfälle. Wie die Eisenbahnbauten in diesem Lande fortschreiten, wird noch eine geraume Zeit vergehen, bis diese Art des Verkehrs einen bedeutenden Einfluß auf Handel, Industrie und Ackerbau gewinnt.

Der Grund der Verzögerung in allen Lebensbewegungen im Kleinen wie im Großen ist vorzüglich die unbeschreibliche Interesselosigkeit oder Indolenz, welche den Spanier im Allgemeinen jeder ernsten, Anstrengung und Ausdauer erfordernden Thätigkeit abgeneigt macht. Daher will auch die Arbeitsamkeit in Spanien bis jetzt nicht recht heimisch werden. Man wende nicht ein, dieß möge vom Klima herrühren. Ein Volk, das in einem bestimmten Klima lebt, hat auch die demselben angemessene Constitution. Manches Klima mag nicht hinlänglich oder gar nicht die Bedingungen bieten, welche zur Entwicklung gewisser Fähigkeiten erforderlich sind, keines aber ist der Thätigkeit an sich zuwider. Beweise dafür geben Geographie und Geschichte im Allgemeinen und die Spaniens insbesondere. Die Spanier des Mittelalters waren ein Volk von weit mehr Energie und Betriebsamkeit als die heutigen. Besonders aber zeichneten sich die maurischen Araber, welche denselben Boden bewohnten, in Ackerbau, Handel, Industrie und in wissenschaftlicher Thätigkeit rühmlich aus. Die wahre und einzige Fatalität im höheren Sinne, welche die unglaubliche Indolenz und Frivolität im spanischen Charakter erzeugt und dadurch den raschen Fall der Größe Spaniens herbeigeführt hat, war, nach dem Geständnisse gediegener spanischer Schriftsteller selbst, die Entdeckung und Besitznahme der ungeheuern, an edlen Metallen fabelhaft reichen Länder Amerikas. Die unerhörten Schätze, die sozusagen plötzlich und mühelos dem Stammlande zuflossen, erzeugten hier eine uns jetzt fabelhaft erscheinende Verschwendung und machten sehr vielen Familien die Arbeit überflüssig, oder vergüteten geringe Arbeit über die Maßen reichlich. Beinahe jede Familie war durch eines oder mehrere ihrer Mitglieder in Amerika vertreten, die entweder in öffentlichen Aemtern oder auf tausend andern Wegen sich Reichthümer sammelten. Damals machten Handwerker einen Aufwand wie sonst Granden, und diese übertrafen an Pracht und Glanz die mächtigsten Fürsten und Könige Europas. Im allgemeinen mühelosen Ueberfluß dachte niemand daran, daß die reichsten Minen nicht unerschöpflich sind und der größte Reichthum bald schwindet, wenn er nicht durch Arbeit unterstützt und erhalten wird. Der größte Theil der neuen Schätze ging in die Hände fremder Nationen über, durch die das spanische Volk, um Gewerbfleiß sich nicht mehr kümmernd, seine auf's Höchste gesteigerte Genußsucht und seine Luxusbedürfnisse um erstaunliche Preise befriedigen ließ. In weniger als einem Jahrhundert war das spanische Volk geworden, was es jetzt noch ist, indolent, träge, arbeitsscheu, frivol. Von der einstigen Größe und Macht ist überall nur der leere

Schein äußerlicher Grandezza und die Großthuerei geblieben, die in Andalusien ihren höchsten Grad erreicht.

Wie in jenen Zeiten des Ueberflusses, liebt der Spanier heute noch herumzuschlendern, die Sonne zu genießen (tomar el sol, ein classischer Ausdruck). Schnell zur Hand, wo Phantasie oder Phantasterei und Leidenschaft ihn hinreißen, benimmt er sich meist ungewandt und schwerfällig in Geschäften des täglichen Lebens. Daher ergreift oder sucht er gern eine Gelegenheit, sich davon los zu machen, um sich einer orientalischen Ruhe hinzugeben. Das Wort „morgen" (mañana) ist dem Spanier eigenthümlich und die Antwort, auf die man in tausend Vorkommnissen rechnen kann. Jeden Augenblick wird man an unser Sprüchwort: „Morgen, morgen, nur nicht heute," erinnert. Von Tag zu Tag wird die Regelung mancher Angelegenheit bis zum Ende des Jahres und noch weiter hinaus geschleppt. Es ist nichts Seltenes, daß ein Kaufmann den Kunden ohne alle Noth auf den folgenden Tag vertröstet. Bei der Mahlzeit, bei einem Vergnügen, selbst innerhalb des eigenen Hauses, läßt er sich nicht leicht stören.

Der Landmann arbeitet nur für sein tägliches Auskommen, und wie wenig Mühe erfordert zu diesem beschränkten Zweck das herrlich fruchtbare Land! Es gibt ungeheure Strecken, über die nie ein Pflug gegangen ist. Der Bettler bleibt in seinem entblößten, schmutzigen Zustande, der ihm durch Gewöhnung an cynische Bedürfnißlosigkeit ganz erträglich geworden.

Indolenz und Trägheit wurzeln aber um so fester im Charakter des Volks, je weniger Gesetze und Einrichtungen den Thätigkeitstrieb anspornen und der Frucht der Arbeit Schutz und Sicherheit gewähren. Unglückliche politische Verhältnisse und eine mangelhafte und fehlerhafte Gesetzgebung haben einen zur zweiten Natur gewordenen Hang begünstigt. Wie sehr hätte schon durch anhaltende Sorge für die Leichtigkeit des Verkehrs der Wohlstand und die öffentliche Sittlichkeit gefördert werden können! Der Boden ist beinahe allenthalben überaus fruchtbar und würde selbst mäßige Arbeit reichlich lohnen. Aus Mangel an guten Straßen geht aber bisweilen der Segen ganzer Ernten beinahe verloren; der Transport käme oft höher zu stehen, als der Werth der Waare. Wozu also arbeiten? — Der Mangel an kräftigen, wirksamen Interessen begünstigt dabei den Hang zur Abschließung, Vereinzelung und zum Widerstreben gegen geordnete Zustände. So wird das Volk zur Revolution vorbereitet, die Alle in Dienst nimmt, die wenig oder nichts zu verlieren haben. Im besten Falle verharrt die Masse in stumpfer Gleichgültigkeit, und nur die nichts an den heimischen Boden fesselt, verlassen das Vaterland. Die Auswanderung ist für das ohnedieß schwach bevölkerte Land kein geringer Schaden. Spanien, das zur Zeit der Römer vierzig Millionen Menschen bequem und in Wohlstand bewohnten, hat jetzt eine Bevölkerung von etwas über sechzehn Millionen.* Von diesen wandern aber jährlich, besonders aus Asturien und Galizien, nicht wenige nach Südamerika und Algier. In letzterem Lande wohnen allein über 40,000 Spanier.

* Nach dem spanischen Erbfolgekrieg zählte es nur sieben Millionen.

Tanz und Mimik.

Der Tanz bildet heutzutage einen sehr vorherrschenden Theil der geselligen und öffentlichen Vergnügungen. Seit die Gesellschaften vielfach nicht mehr aus dem Verlangen hervorgehen, bei sich Freunde zu versammeln, um sich an traulicher Unterhaltung zu vergnügen, seit Verhältnisse und Sitte dem Hause es zur Pflicht zu machen scheinen, von Zeit zu Zeit glänzende Feste zu geben und zu denselben eine ungemessene Zahl von Gästen einzuladen, bieten sich Tanz und Ball als ein willkommenes Auskunftsmittel dar. Denn der Glanz dieser Feste ist zwar leuchtend, aber nicht wärmend; in die theilweise heterogenen, einander fremden Elemente dieser Gesellschaften nach großem Maßstabe läßt sich keine anziehende, ausdauernde Unterhaltung, kein gemüthvoll geselliger Ton bringen. So wählt man den Tanz, um die sich dehnenden Stunden rauschend auszufüllen, während die älteren Anwesenden sich an den Spieltisch setzen, wobei an Geist und gescheite Worte meist nur die allerdiskretesten Forderungen gestellt werden dürfen. Dem geselligen Werthe des Tanzes

an sich soll durch diese Bemerkungen nicht etwa zu nahe getreten werden, eben so wenig wie seinem gymnastisch-pädagogischen, da er zugleich ein so beliebtes Mittel ist, dem Körper Gewandtheit und edle, anmuthige Haltung zu geben.

Außerdem ist der Tanz meist der Oper beigemischt, indem nicht allein bei geeigneten Scenen dem Gesang des Chors in der Mimik der Tänzer eine ausdrucksvolle und dem Auge wohlthuende Folie verliehen wird, sondern auch eigene und selbstständige Gruppirungen und Solotänze abwechselnd vorgeführt werden. Aber auch für sich ganz allein tritt diese Kunst, als solche, in dem Ballet auf, sowohl in dem komischen — wo in der Gestalt der bekannten markirten Charaktere meist Liebe unter dem Schutze der erfinderischsten Gelenkigkeit über Plumpheit und Geiz, unter tausend ergötzlichen Neckereien, den Sieg davon trägt — als auch im ernsten Ballet. Hier wird ein romantisches Ereigniß, gleichfalls durch Mimik und Tanz, zur Anschauung gebracht, wobei besondere Momente durch Einzeltänze, gleichsam wie in der Oper durch die Arie, bedeutsamer hervorgehoben werden.

Im Ganzen kann man sagen, daß der gesellschaftliche Tanz in neuester Zeit um vieles zurückgegangen, daß dagegen das ernste Ballet in einem anerkennenswerthen Fortschritte begriffen sey. Die geselligen Tänze früherer Zeit, bis etwa vor einem halben Jahrhundert, erforderten und begünstigten mehr die Grazie der Stellung und Bewegung und in den Ensembletänzen den erfinderischen Wechsel geschmackvoller Gruppirungen, sich scheinbar verwirrender und überraschend lösender Verschlingungen. Das Ganze war mehr von Geist und angenehmer Laune durchwoben, der eben so natürliche als anstandsvolle Ausdruck jugendlicher Fröhlichkeit. In neuerer Zeit dagegen herrschen mehr die eigentlich ganz gedankenlosen schnellen Kreistänze vor, wo die Tänzerpaare in Schwindel erregender Eile umherfliegen, um dann, mitunter mindestens, mit der Gemessenheit und der Kälte von Marionetten stumm zu warten, bis sie wieder an der Reihe seyn werden. Weder Geist, noch ungeschmückte Fröhlichkeit oder Erfindungsgabe haben vielen Antheil an diesen Tänzen. Scheint mitunter eine Gruppe sich zu bilden, ein malerisches Ensemble sich vorzubereiten, so löst es sich doch, kaum begonnen, alsbald wieder in das ewige Einerlei der Kreistänze auf. Hier wird eigentlich nur das äußerlichste rhythmische Gefühl, zwischen langweiligen Pausen, auf ärmliche Weise befriedigt. Der Tanz hört auf eine Kunst zu seyn. Die neuesten Trachten verschlingen gleichfalls jede Anmuth der Bewegung.

Dagegen ist das Ballet um vieles weiter gekommen. Der Stoff desselben war früher meist der allergewöhnlichste Liebeshandel; sein Zweck war nur die lose Verbindung einer Reihe von Tänzen, auf die es eigentlich allein abgesehen war. Hier suchten allerdings Tänzer und Tänzerinnen bedeutende Kunstleistungen darzubieten; aber dem Ganzen fehlte doch ein geistigeres Motiv. Bewegungen und Mienen waren auch theilweise stereotyp und das Ganze erschien, bei aller Pracht und allem glänzenden Aufwand von Mitteln, doch nur als ein leeres Gepränge, nicht im Stande, irgend einen bedeutsamen Eindruck zu hinterlassen. In neuerer Zeit hat man angefangen dem ernsten Ballet einen sinnigeren Inhalt zu geben, irgend eine gedankenvolle Sage, eine in sich wechselreiche Handlung, deren wohlgeschürzter Knoten eine dramatische Lösung herbeiführt. So wird im Ballet „Undine," das nur den Namen von der anmuthigen Fouqué'schen Erzählung entlehnt hat, jene Sehnsucht zur Darstellung gebracht, welcher Goethe in der bekannten Dichtung Ausdruck gegeben und die in den nördlichen Meeren sich der Menschen an solchen Stellen bemächtigen soll, wo das Wasser, klar bis auf den Grund, seine sehr bedeutende, aber leuchtend helle Tiefe täuschend hebt. Dieser Anblick hat etwas so unendlich Anziehendes und Ergreifendes, daß manche kaum, oder auch gar nicht dem Drange widerstehen konnten, sich in diese zauberhaft lichte Wasserwelt zu stürzen. Die Motive, wie sie jetzt in manchen Balletten zur Darstellung kommen, fordern die tanzenden Hauptpersonen auf, sich in die Rolle, die sie spielen sollen, hineinzudenken. Die Kunst beginnt hier wirkliches Studium nöthig zu machen, also auch, was früher wohl vielen Tänzern abging, allgemeine und dramatische Bildung. Jene stereotypen Bewegungen und nichtssagend lächelnden Mienen reichen nicht mehr aus, da in beiden der darzustellende Charakter zum wohlgelungenen und deutlichen Ausdruck kommen und durch die Mimik die Sprache ersetzt werden muß für Situationen, die nicht die jener ganz alltäglichen Liebeshändel sind. Auch die Tracht muß verständiger gewählt seyn. Allerdings hat die Balletkleidung im Allgemeinen viel Anstößiges; aber die Plastik des Tanzes scheint sie nicht ganz aufgeben zu können, und sie möchte etwa die Berechtigung der alten griechischen Tracht in Anspruch nehmen, wo bekanntlich ein lykurgisches Gesetz eine ähnliche, wie jetzt im Ballete, zur Pflicht machte. Aber die Kunst muß dahin gelangen, daß das äußerliche und sinnliche Moment durch das geistige Interesse der in beweglicher Plastik dargestellten Handlung überwunden, zu einem Untergeordneten herabgesetzt und verklärt wird.

Fragen wir uns: was hat den Tanz überhaupt entstehen lassen? was bildet eigentlich das Anziehende desselben für die Tanzenden? so kann man um die Antwort verlegen seyn. Die Geschichte dieser Kunst oder geselligen Unterhaltnng geht bis in die älteste Zeit zurück und ihre Art und Weise hat nach Maßgabe der Völker, Zeiten und Sitten sich mannigfach geändert. So bildet der Umgang beider Geschlechter mit einander jetzt ein sehr wesentliches Moment beim Tanze. Aber es geschieht auch wohl, daß junge Männer, oder auch Mädchen und Frauen unter einander sich durch Tanz belustigen. Im Alterthume gab es zwar bei den Griechen Tänze, an welchen Jünglinge und Mädchen gemeinschaftlich Theil nahmen; aber bei den alten Hebräern versammelten letztere sich allein zu gemeinschaftlichen Tanzvergnügungen. Auch Männer tanzten zwar oder schritten doch in lebhafter, rhythmischer Bewegung einher, aber abgesondert von den Frauen und, so viel uns bekannt, nur bei den Aufzügen großer, religiöser Volksfeste, während bei den Römern, wenigstens in späterer Zeit, es für des Mannes ganz unwürdig galt, zu tanzen. Die hebräischen Frauen aber begleiteten ihre Tänze nur mit der Adufe, was also einzig den Zweck hatte, die Rhythmik zu markiren und zu regeln. War es demnach weder eine rauschende, anziehende Musik, noch auch die gesellige Vereinigung beider Geschlechter, was überall den Tanz erzeugte und ihm Gefallen zuwandte, so denkt man sich wohl am naturgemäßesten als seine Quelle jene freudige Aufregung selbst, in welcher nicht bloß Kinder hüpfen und springen, die auch bei Erwachsenen, zumal eines lebhaften Naturvolkes, eine ähnliche Wirkung haben wird. Der dem Menschen innewohnende tiefe Sinn für Rhythmus, so wie der gleichsam in seiner Kehle steckende Gesang gab den Aeußerungen seiner Freude Tact und Leben, und ließ ihn in seiner ganzen Erscheinung zum lauten Symbole dessen werden, was seine Seele durchdrang. Ganz natürlich boten seine Hände bei der Hervorhebung der guten Tacttheile sich zum ersten Schlaginstrumente dar, wofür später unter andern, als das beliebteste und verbreitetste, die Adufe eintrat. Noch der Psalmist läßt bei dem Triumphzuge der göttlichen Gerechtigkeit in den jubelnden, mit Harfen und Posaunen begleiteten Chor der Menschen auch die Berge mit Gesang und wie Händeklopfen das ähnlich tönende Anschlagen der Stromwelle einfallen. Schon früh flocht die Sprache in den Rhythmus des Tanzes und in den ersten Naturlaut des Gesanges auch das tönende Wort, und die Muse der Dichtkunst trat zu ihren Schwestern, um die kindliche Freude der Hirtenfeste mitzufeiern.

In der That findet man in den biblischen Urkunden der Hebräer den Tanz im Verein mit jenen andern Künsten schon früh erwähnt. Das im zweiten Buche Mosis mitgetheilte Triumphlied bei der Befreiung von den nachfolgenden Egyptern, im Wettgesange von Männern und Frauen angestimmt, wurde von letzteren unter dem Schalle der Adufen mit Tanz begleitet. Der nach dem Siege über die Philister an der Spitze des Heeres zurückkehrende David wurde von Frauenchören gepriesen, die mit Adufen und Triangeln unter Gesang und Tanz ihm entgegen zogen. Diese ältesten Nachrichten über den Tanz geben indeß nur wenig Auskunft über seinen Charakter und über den Grad künstlicher Ausbildung, den er bei aramäischen Völkern erreichte. Nur eine Stelle im Hohen Liede Salomos kann uns mindestens überzeugen, daß es eben schon eine **Kunst** war, an welche damals die betreffenden Anforderungen gestellt wurden, so daß die wohlausgeführten Bewegungen auch dem nicht mitwirkenden Zuschauer einen reizenden Anblick gewähren konnten. Der Dichter schildert hier die Jungfrau, wie sie palmengleich, schon durch ihre Erscheinung den edeln Ursprung verrathend, im Tanze dahinschwebt. „Ihre Füße heben sich in den Sandalen zu anmuthvollen Schritten, die Wölbung ihrer Hüften erscheint wie durch Künstlers Hand geformt." — „Wende, wende dich um, daß wir dich anschauen!" ruft der Liebende ihr zu. Wir haben also einen Einzeltanz vor uns; voll Grazie in Gestalt und Bewegung den Raum hinabgleitend, scheint das Mädchen gleichsam dem trunkenen Blicke des Freundes zu entfliehen, und seine schmeichelnde Bitte läßt sie zurückkehren, auf daß er an ihrem Angesichte, an dem feuchten Glanz ihrer Augen sich entzücke. Die freiere Sitte bei den alten Hebräern und die vertrauensvolle Uneingeschränktheit, die sie — ganz verschieden von den entwürdigenden Verhältnissen des heutigen Orients — den Frauen gönnte, ließ also, eben so wenig wie in Europa, einen Anstoß daran finden, wenn Mädchen in Gegenwart von Männern tanzten. Dieselbe Freiheit und Ungebundenheit gestattete aber auch, daß Mädchen unter einander, ohne Bewachung und also auch ohne männlichen Schutz, im Freien Tanzfeste feierten, da die allgemeine Volkssitte sie schützte. Nur einmal, noch in den alten, etwas ungeordneten Zeiten der Richter, erlitt, nach der biblischen Erzählung, ein solches Tanzfest, das die Jungfrauen alljährlich an dem Orte Silo begingen, eine ernstliche Störung, so aber daß Alles, wie bei dem ähnlichen, bekannten Raube der Sabinerinnen durch die Römer, gut und ächt romantisch endigte. Ein Pöbelhaufe im Stamme Benjamin hatte das Weib eines Durchreisenden mißhandelt und gemordet. Er wandte mit seiner Klage sich an den gesammten

Volksrath und die allgemeine Entrüstung ließ einen Jeden ausrufen: „Dergleichen ist nicht geschehen und unerhört im Volke, seitdem es aus Egypten zog.“ Man forderte vom Stamme Benjamin die sofortige Auslieferung der Schuldigen, und da derselbe sich dessen weigerte, um dem Rechte eigener Jurisdiction nichts zu vergeben, so wurde eine bewaffnete Execution beschlossen, indem jeder zugleich gelobte, niemals seine Tochter einem Benjaminiten zum Weibe zu geben. Nachdem indeß der Kampf geendet, erwachte wieder das Brudergefühl im Volke, und eine allgemeine Klage ward laut im Rathe der Alten, daß man durch jenen Eid sich gebunden und einen der Stämme durch Ausschluß von jeder Verschwägerung dem allmähligen Erlöschen preisgegeben habe. Da half denn jenes Tanzfest zu Silo aus der Noth. Die heirathslustigen Benjaminitischen Jünglinge verbargen sich in den Weinbergen, und so wie nun die zahlreiche Schaar der Jungfrauen nach dem Tanzplatze gezogen kam, brachen jene plötzlich hervor und jeder raubte und entführte eines der Mädchen. Durch freundliches Zureden suchte man wahrscheinlich die Erschreckten zur Einwilligung zu bewegen und der beabsichtigte Tanz verwandelte sich in ein Hochzeitfest. Die Eltern der Geraubten aber beruhigte man, indem man ihnen vorstellte: „Ihr durftet ja, eures Gelübdes wegen, die Töchter den Jünglingen nicht geben, sie konnten also, auf daß euch keine Schuld treffe, nicht anders, als sie nehmen.“

Es läßt sich nicht ermitteln, wie weit im biblischen Alterthume Mimik mit dem Tanze verbunden war. Dagegen fehlt es nicht an den ausreichendsten Nachrichten, daß in Griechenland der Tanz überhaupt und auch nach dieser Seite hin eine sehr weit gehende Ausbildung erhalten hat. Man liebte ihn daselbst sowohl als schöne Kunst, als auch weil man ihn für eine heilsame Uebung und Kräftigung des Körpers hielt. Meinte man in Rom, daß es dem gemessenen Ernste des Mannes ganz widerspreche, zu tanzen, daß nur etwa ein Trunkener dessen fähig seyn möchte, so waren sehr würdige Männer in Griechenland einer ganz entgegengesetzten Ansicht. Ein Schüler des Sokrates fand diesen im Tanze begriffen, als er ihn eines Morgens besuchte, und der berühmte Weise nimmt keinen Anstand, solches seinen Freunden mitzutheilen und ihnen zu sagen, welchen Werth er aus Rücksichten der Gesundheit auf dergleichen Uebungen lege. Der berühmte Feldherr der Thebaner, Epaminondas, galt auch als guter Tänzer. Die griechische Sitte, zumal die spartanische, billigte es denn auch, daß Mädchen und Jünglinge gemeinschaftlich tanzten. Sie bildeten unter mannigfachen Bewegungen einen sich umher wendenden Kreis, einen sich schneckenartig schließenden und wieder entwirrenden Knäuel und dergleichen, entweder so, daß sie einander an den Händen faßten, oder daß je einem Jünglinge ein Mädchen in bunter Reihe folgte. Diese gemeinschaftlichen Kreistänze müssen schon früh in Uebung und auch künstlerischer Darstellung geläufig gewesen seyn, da bereits Homer einer solchen auf dem kunstvollen Schilde des Achilles gedenkt.

Schon diesen Tänzen fehlte nicht das mimische Element. Einen derselben soll Theseus zum Andenken an seine Rettung aus dem Labyrinth erfunden haben. Immer enger von der Reihe der Tänzer und Tänzerinnen umschlossen, gewann endlich, wie durch ein labyrinthisches Gewinde, das erste Tänzerpaar wieder den Ausweg. In dem spartanischen Tanze machten die in der bunten Reihe voranschreitenden Jünglinge Bewegungen wie Kämpfende, vielleicht um so den muthigen Schutz anzudeuten, dessen das nachfolgende Mädchen sich von ihnen versehen könne. Nirgends bei griechischen Festlichkeiten mochte man den Tanz vermissen; er bildete, von Chören ausgeführt und mit Gesang verbunden, einen wesentlichen Theil der Götter- und Opferfeste und derjenigen Feierlichkeiten, welche zu Ehren Verstorbener begangen wurden; um so unumgänglicher war er natürlich bei häuslichen und ländlichen Festen. Eben so wurde auf ihn in der Gymnastik, zumal der kriegerischen, großes Gewicht gelegt; man war überzeugt, daß manche Helden die siegreiche Behendigkeit ihrer Bewegungen beim Kampfe vorzüglich auch ihrer durch den Tanz gewonnenen Geschmeidigkeit der Glieder verdankten. Ganz besonders liebten daher auch die Spartaner eigentliche Waffentänze unter dem Klange von Flöten und andern Instrumenten, wie sie auch wohl eines der ersten Völker waren, die auf die Rhythmik beim Marsche Gewicht legten, damit auch beim unmittelbaren Losgehen auf den Feind, durch Musik im Tact gehalten, der Angriff gleichmäßiger und wirksamer erfolge.

Aus dem mimischen Chortanze entwickelte sich allmählig bei den Griechen das Drama mit seinen Chören und seiner Mimik. An festlichen Tagen, besonders den dem Bacchus geweiheten, in der nicht vom eigentlichen Opfer (und den dasselbe begleitenden Chorgesängen und Tänzen) in Anspruch genommenen Zeit wurden auch fröhliche und scherzhafte Lieder gesungen. In diesen kam manche Neckerei und satirische Anspielung vor, in jenen alten, rohen Zeiten nicht stets von der feinsten Art. Eine naturwüchsige Mimik begleitete solche, vom Chor unterstützte, theilweise extemporirte dichterische Vorträge, bei welchen mehrere um den

Preis kämpften. Dieser bestand in einem Bocke, griechisch Tragos; das Festspiel erhielt daher die Benennung Tragödie, d. i. Gesang um den (dem Sieger zufallenden) Bock. Nach der Meinung anderer hieß Tragos auch der bocksfüßige Satyr, in welchen der Darsteller sich verkleidete, und entstand daher der Name jener satyrischen Volksspiele, bei welchen Dichtkunst, Gesang und mimischer Tanz im Vereine wirkten. Bekanntlich blieb dieser Name, als der älteste, ohne Rücksicht auf seine erste Bedeutung, dem wichtigsten, also ernsten Drama, wie es sich allmählig seit Thespis, der seine Vorstellungen noch auf einem Wagen gab, vornehmlich durch Aeschylos und dann durch Sophokles und Eurypides ausbildete und veredelte, während scherzhafte Darstellungen von jenem als Komödie unterschieden wurden.

In der entwickelten griechischen Tragödie nun, deren Stoffe in unvergleichlichen Meisterwerken uns noch vorliegen, wurde der Chor, der in den Anfängen der dramatischen Kunst noch die wichtigste Rolle spielte, auf ein bescheideneres Maß der Mitwirkung reducirt. Er begleitete mit passenden mimischen Bewegungen die Rede des Darstellenden, fiel selbst mit Rede und Gesang unter Instrumentalbegleitung an geeigneten Orten ein, umschritt den Raum, theilte sich in zwei Chöre, schritt vor und zurück und gab, indem er so die Handlung theilnehmend begleitete, dem Zuhörer einen Schatz hoher Lehren und Gedanken und dem Ganzen Leben, Bewegung und Glanz. Die Wendungen desselben übertrugen ihre griechische Bezeichnung Strophe auch auf den dann vorgetragenen Theil der Dichtung und hinterließen sie uns als poetischen Kunstausdruck. Der Raum vor der Bühne, welchen der Chor einnahm, hieß Orchestra. Denn das griechische Wort orchein, welches wahrscheinlich aus dem Oriente stammt und dort „eine geordnete Reihe bilden" heißt, bezeichnete ursprünglich die Bewegungen des tanzenden Chors und auch der einzelnen Tänzer, wurde später aber gleichfalls auf nur mimische Gesten übertragen. Daher heißt auch bei uns noch immer der Raum vor der Bühne, den die Musiker einnehmen, gleich wie diese selbst, Orchester.

Die Bühne, welche nunmehr den früheren Thespiskarren vertrat, war angemessen eingerichtet, um den Eindruck des Spiels zu unterstützen. Die Darstellenden erschienen, ihrer Rolle gemäß costümirt, in lang herabwallenden Gewändern, auf Kothurnen, einer die Gestalt emporhebenden Fußbekleidung, um die als übermenschlich groß gedachten Heroen dem Zuschauer zu vergegenwärtigen. Sie trugen die von Aeschylos eingeführten Masken, um den sichern Gesichtsausdruck des Darzustellenden festzuhalten. Das Wesentlichste aber war die Mimik, die Haltung und Bewegung der Hände, Arme und des ganzen Körpers, mit welchem sie unter musikalischer Begleitung ihrem Vortrage den vollen Nachdruck gaben. Diese mimisch richtige Bewegung galt dem Volke für so wichtig und wurde als Kunst so hoch geschätzt, daß man die ihr allein zukommende, schon oben erwähnte Bezeichnung orchein der ganzen Leistung beilegte, so daß man, nach der alten Bedeutung dieses Wortes, gleichsam sagte: z. B. den Oedipus tanzen, statt des bei uns üblichen: die Rolle geben, oder spielen. Die Mimik (wie das Costüm) in der Tragödie und Komödie war natürlich verschieden, aber überall von genau bezeichnender, theilweise stereotyper Form, damit das Volk ihr mit Verständniß und Urtheil folgen konnte.

Unterdessen war auch der eigentliche Tanz weiter und zu neuen Fertigkeiten fortgeschritten. Man verstand es, dem Körper einen hohen Schwung in die Luft zu geben und während der Schwebe Bewegungen auszuführen, oder hier und dorthin über die Spitzen von Schwertern hinwegzusetzen, eine für die Zuschauer peinliche Vorstellung, welche selbst Tänzerinnen gaben. Ja, schon zur Zeit Homers verwob man in den Tanz ein Ballspiel, dessen Schilderung mitzutheilen gestattet sey. Homer erzählt:

Aber Alkinoos hieß den schönen Laodamos jetzo
Einzeln mit Helios tanzen; denn Niemand wagt' es mit jenen.
Sie nun nahmen sogleich den zierlichen Ball in die Hände,
Welcher aus Purpur ihnen von Polybos künstlich gewirkt war.
Siehe, da schwang ihn Einer empor zu den schattigen Wolken,
Rücklings gebeugt; und der Gegner im Sprung von der Erde sich hebend
Fing ihn behend in der Luft, eh' der Fuß ihm den Boden berührte.
Jetzo, nachdem sie den Ball gradauf zu schwingen versuchet,
Tanzten sie leicht einher an der nahrungsprossenden Erde,
In oft wechselnder Stellung, und andre Jünglinge klappten
Stehend im Kreise dazu; es stieg ein lautes Getös auf.

Das deutsche: Ball stammt aus dem Griechischen: ballein, werfen. Da dieser Ausdruck sich nun auch auf den kraftvollen Schwung des Körpers anwenden ließ, so kam für dergleichen Tänze in Sicilien der Name Ballismos auf, woraus dann durch Vermittlung des lateinischen ballare, tanzen, unsere Bezeichnungen Ballet und Ball hervorgingen.

Außer dem ernsten und feierlichen Tanze und der dahin gehörigen Mimik gab es noch andere Arten beider,

welche den Zweck hatten, eine fröhliche, oder auch komische Wirkung hervorzubringen, sey es nun als Begleitung des Lustspiels, oder sonstigen Textes, oder auch unabhängig von einem solchen. Diese aber nahmen theilweise einen Charakter an, welcher das bessere Gefühl beleidigte. So erzählt Herodot von einem Griechen, der bei den olympischen Spielen bekannt machen ließ, daß er seine Tochter dem Würdigsten unter denen zur Ehe geben werde, die sich um sie bewerben wollten. Eine Anzahl vornehmer Freier stellte sich ein und fand ein ganzes Jahr hindurch von Seiten des Mannes, der sie prüfen wollte, die glänzendste Aufnahme. Einer derselben, Hippoklides, hatte ihm ganz besonders gefallen und es war kein Zweifel, daß er der Erwählte seyn werde. Der Tag der Entscheidung kam. Am Schlusse des Gastmahls, das alle Freier noch einmal versammelte, sollte sie erfolgen. Hippoklides in heiter aufgeregter Stimmung forderte den anwesenden Flötenspieler auf, ihm eine gewisse Weise zu spielen, und begann dazu zu tanzen. Dieß war aber von einer Art, daß es dem edeln Wirthe nicht gefiel, welcher den unwürdigen und possierlichen Kunstleistungen mit dem Zurufe ein Ende machte: „Dein Tanz bringt dich um die Heirath;“ und ein anderer bekam die Hand der liebenswürdigen Griechin.

Die Kunst der Mimik, welche auch bei den Römern den ungemessensten Beifall fand, erhielt allmählig eine Ausbildung und erforderte einen Grad der Aufmerksamkeit und Kraftanstrengung, daß der Schauspieler ihr und der Deklamation zugleich nicht mehr gewachsen war, und so zwei Personen sich in die Rolle theilen mußten. Auf uns freilich möchte eine solche Scene vielleicht eher einen komischen, als ergreifenden Eindruck machen; im Alterthum indeß war der Geschmack hierin anders. Legte ja selbst Cicero auf diese Mimik einen solchen Werth, daß er, indem er sprach, am Schlusse eines jeden Satzes, von dem damals gefeierten Mimen Roscius die dazu geeigneten mimischen Bewegungen ausführen und so umgekehrt die Sprache durch Uebersetzung in ein stummes Spiel erst beredt werden ließ. Dieser Sinn und dieses ausgebildete Verständniß für Mimik ließ die Pantomime bei den Römern als neue Erfindung entstehen, in welcher die ganze Handlung in lautloser Action sich vor den Augen der Zuschauer unter Musikbegleitung abwickelte. In der ersten Zeit kam man dem Verständnisse dadurch zu Hülfe, daß man den Inhalt der zu gebenden Pantomime vorher allgemein bekannt machen ließ; später aber bedurfte es dessen nicht mehr, weil das Volk sich mit dem Sinne der einzelnen mimischen Bewegungen vollkommen vertraut gemacht hatte. Freilich waren auch die Ansprüche, die man an den Pantomimen stellte, von ganz außerordentlicher Art. Nach der Aussage der Alten mußte er mit der Geschichte und den Künsten der Malerei und Plastik wohl vertraut seyn, die Empfindungen des Menschen psychologisch wohl studirt haben und die Kenntniß noch vieler Wissenschaften und Künste in sich vereinigen, um aus allen Menschenklassen und allen Zeiten die Charaktere der Wahrheit getreu zur Darstellung zu bringen. „Der Pantomime,“ sagt Lucian, „muß Kraft und äußerste Geschmeidigkeit mit einander verbinden, damit er fähig sey, jetzt einen Herkules zu geben, jetzt wieder einer Venus zarte Bewegungen nachzuahmen.“ So stellte einst ein Mime ohne Musikbegleitung und ganz allein, nur auf die eigene Kunst sich stützend, eine mythologische Scene dar — diejenige, welche sich einst zwischen Venus und Mars einerseits und Vulkan und Helios andererseits zutrug — und er verstand es, die verschiedenen Gestalten der Gruppe und die ganze Handlung so lebensvoll zur Anschauung zu bringen, daß ein Anwesender, dessen bisherige Abneigung gegen mimische Spiele hiedurch vollkommen besiegt wurde, entzückt ausrief: „Mann! ich sehe dich nicht nur, ich höre dich, denn du redest mit den Händen!“

Ein Versuch, die griechische Tanzkunst und Musik neu zu erwecken, wurde bekanntlich am Hofe der geistvollen Christine von Schweden im Anfang des siebzehnten Jahrhunderts gemacht. Dort lebte Meibom, von dem wir eine Ausgabe der griechischen Schriftsteller über Musik besitzen. Er wußte auch der Königin viele Theilnahme an seinen Studien über diesen Gegenstand einzuflößen, ließ mit ihrer Genehmigung musikalische Instrumente nach Art der alten griechischen anfertigen und veranstaltete nun eine große Hofunterhaltung nach antiker Weise. Es sollte unter Begleitung jener erwähnten Instrumente eine Darstellung des alten griechischen Tanzes mit Gesang gegeben werden. Der gelehrte Professor Naudé hatte die Ausführung des Tanzes übernommen, Meibom selbst die Gesangpartie. Leider scheiterte indeß das Ganze an der Stimmung der Anwesenden und an der Illusion, die sich die beiden grundgelehrten Männer über die Mittel gemacht, welche sich ihnen persönlich darboten, um ihre tiefen Studien über griechischen Gesang und Tanz gleichsam zu verkörpern. Ihre klassischen Bemühungen brachten eine so unbeschreiblich komische Wirkung hervor, daß ein lautes Gelächter dem kaum begonnenen Concerte ein vorzeitiges und trauriges Ende machte, indem Meibom, auf das Aeußerste entrüstet, dem Arzt der Königin, den er für den Urheber der Störung hielt, eine Ohrfeige gab.

Es bleibt uns nur noch übrig, zwischen der

Mimik der **Alten** und der **neuern** eine Parallele zu ziehen, welcher letzteren, wie wir uns überzeugen werden, es doch allein vorbehalten war, die vollendetere Kunst auf Natur zu gründen.

Der unvergleichliche Schönheitssinn der Griechen und ihr feiner Tact schützte sie doch in der Kunst nicht vor manchen Absonderlichkeiten, die auch zu den Römern übergingen. Wie sie beispielsweise in der Musik die Caprice hatten, bei dem Spiel auf der Cither und Harfe das Berühren der Saiten nur mit der linken Hand zu gestatten, die unmittelbare Tonerzeugung mit der rechten aber, ohne Vermittlung durch ein kleines Stäbchen, Plektrum genannt, zu verbieten, so schlossen sie auch in der Schauspielkunst und Mimik gerade das Naturgemäßeste aus. Das Harfen- und Citherspiel kann ja nur bei ungebundener Anwendung auch der rechten Hand seine Vollkommenheit erreichen. Dennoch wurde, wer da wagte die Saiten anders als mit dem Stäbchen zu reißen, in Strafe genommen. Auf der Bühne wiederum durften auch die Frauenrollen nicht anders als von Männern gegeben werden, worunter die Illusion nur leiden konnte. Was endlich die Mimik betrifft, so blieb das wichtigste Mittel derselben, das Mienenspiel des menschlichen Angesichts, verbannt, indem Schauspieler und Mimen unbewegliche Masken trugen, für ihr ausdrucksvolles Spiel also nur auf Arme und Hände und sonstige Bewegungen beschränkt blieben, worin sie allerdings Bewundernswerthes leisteten. So wie noch am Ende des vorigen Jahrhunderts auf deutschen Bühnen manche geschmacklose Gewohnheiten im Costüm für unwandelbar gehalten wurden, so erschien auf der griechischen und römischen Bühne die charakteristische **Maske** unentbehrlich, damit das Publikum über die Rolle des Darstellenden nicht in Zweifel sey und den imposanten, aber unbeweglich starren Ausdruck, z. B. der fürstlich stolzen Züge, stets vor Augen habe. Auch war der Mund der Maske so offen gestaltet, daß er zugleich den Ton verstärkte, was gleichfalls schwerlich einen anmuthigen Anblick gewähren konnte. Allerdings war dieß alles von den damaligen Verhältnissen theilweise geboten. Die großen Theater, die eine gewaltige Menschenmenge faßten, forderten sehr starke, weittönende Stimmen, und das Aussehen der Darstellenden mußte auf die entsprechenden Entfernungen berechnet seyn. Indeß ging doch dabei jede feinere Nüancirung und der seelenvollste mimische Ausdruck verloren, der in den sinnigen Zügen eines schönen menschlichen Angesichts liegt. Denken wir uns bei aller wohlverdienten Bewunderung der Alten, um hier nur das mimische Moment in's Auge zu fassen, die Darstellenden auf hohen Kothurnen daherschreitend. Durch stark gepolsterte Kleidung ist dafür gesorgt, daß die Gestalt, im Verhältniß zu ihrer Länge, nicht zu hager erscheine. Der den Helden gibt, recitirt, eine Maske mit schallverstärkend weit geöffnetem Munde vor dem Angesichte, unter Begleitung eines tief tönenden Blasinstrumentes, die allerdings unvergleichlich schönen Worte des Dichters; der nebenstehende mimische Künstler sucht dem Gesprochenen durch Gestikulationen, besonders mit den Händen, aber gleichfalls mit der starren Maske, deren Mund jedoch geschlossen ist, erst den rechten Nachdruck zu geben. Schwerlich würde dieß uns heute gefallen. Unser neues Drama ist durchaus auf den vollen Ausdruck des natürlichen Mienenspiels berechnet, und daß Frauenrollen auch von Frauen gegeben werden, versteht sich für uns von selbst. Wäre es dem alten Dichter vergönnt gewesen, z. B. die Rolle der Medea so zu sehen, wie die ältere **Schröder** (die Mutter der bekannten dramatischen Sängerin Schröder-Devrient) sie auf die Bühne brachte, diesen erhabenen Ausdruck in den Mienen, diese unerreichte Plastik der Bewegung und der Stellungen, verklärt durch den Wechsel des malerischsten Shawlwurfs, und hörte nun der Geist jenes Dichters mit solcher Mimik den hinreißendsten Ton und Climax der Rede sich verbinden, er hätte glauben müssen, daß ein Zauber sich vor ihm entfalte.

In Einer Art unserer Pantomimen freilich, im komischen Ballet, da mag für Pantalon, Pierrot u. s. w. noch die alte Maske, oder jene grelle Art, das Gesicht anzustreichen, mit welcher noch vor Aeschylos Thespis den Anfang machte, ihr Recht behaupten; aber im Drama und auch im ernsten Ballet, von dem im Anfang die Rede war, wenn es sich immer mehr zu einem verständlichen Drama ohne Worte entwickeln und veredeln soll, kann jetzt erst, nach der Befreiung von jenen früheren Fesseln, die volle Kunst der Mimik sich entfalten. Hiezu ist freilich nöthig ein verständiger, ja bedeutsamer Inhalt des Stücks, so wie ein geistvolles Durchdrungenseyn des Mimen von seiner dramatischen Aufgabe bei der Rolle, die zur Anschauung zu bringen ist. Es wäre eine schöne Aufgabe für unsere Zeit, immer mehr dahin zu wirken, daß auch Tanz und Mimik das Wesen der wahren **Kunst** gewinnen, deren Criterium und Kennzeichen überall ist, daß sie, von erhabenem Geiste getragen, von edlen Empfindungen verklärt, das Unschöne und Gemeine von sich fern haltend, den Menschen erfreut, indem sie ihn erhebt und bessert.

Literatur.

Altes und Neues. Gedichte von Friedrich Bodenstedt. Berlin, 1859.

Unter dem vorstehenden Titel bietet Bodenstedt den zahlreichen Freunden seiner Poesie die dritte verbesserte und vermehrte Auflage seiner älteren Gedichte und zugleich den zweiten Band zu der im Jahre 1856 unter dem Titel: „Aus der Heimath und Fremde“ begonnenen Sammlung seiner neueren Dichtungen. Der Leser findet also darin die ältesten und die jüngsten Kinder der Bodenstedt'schen Muse zu einem bunten Kranze vereinigt. Zu jenen gehören die den Reigen beginnenden „Lieder und Sprüche“ (1842—1850), ferner „das Buch Edlitam“ (1847—1851), „aus dem Morgenlande“ (1843—1845) und ein als „Anhang“ gebotenes und mit einem „Epilog“ begleitetes lyrisch-episches Gedicht: „Iwan, der Sohn des Starost. Poetische Farbenskizze aus Rußland“ (1842). Zu den Erzeugnissen der jüngsten Jahre gehören eine Reihe von „Sonetten“ (1857—1858) und eine Anzahl „verschiedener“ Gedichte, theils originale Schöpfungen des Dichters, theils Nachbildungen und Uebersetzungen. Außerdem enthält die Sammlung auch noch eine Abtheilung „Volksweisen als Intermezzo,“ eine Gruppe erotischer Lieder unter dem Titel: „Die Rose von Tiflis,“ und mehrere einzelne Dichtungen: „Hamsad und Murad,“ „Muhammed,“ „der Gesang der Winde“ und „der Fels des Prometheus,“ denen der Autor keine Zeitangabe beigefügt hat. Welche von diesen den älteren, welche den neueren Produkten angehören, und ob sich unter den mit älterem Datum versehenen nicht auch solche befinden, welche zwar früher entstanden, jetzt aber zum ersten mal veröffentlicht sind, vermögen wir, da uns die früheren Ausgaben nicht zur Vergleichung vorliegen, nicht mit Sicherheit anzugeben. Der poetische Eindruck, den sie machen, ist bei allen, mögen sie einer früheren oder späteren Periode entstammen, im Ganzen und Wesentlichen derselbe, d. h. das Alte muthet uns eben so frisch und farbig an, als ob es erst geschaffen wäre, und das Neue ist von demselben Geist morgenduftiger Kühle und Gesundheit, morgenländischer Heiterkeit und Sinnigkeit durchhaucht, wie die früheren Lieder des Dichters, zu denen er die Begeisterung unmittelbar aus dem Odem des Morgenwinds und den Sternen und Blumen des Orients geschöpft hat, womit jedoch keineswegs gesagt seyn soll, daß er nicht in der Wahl und Behandlung der Stoffe auch Spuren jener Metamorphose erkennen lasse, die mit der Entwicklung der Empfindungen, dem Wechsel der Interessen und der Erweiterung des Bewußtseyns nothwendig verbunden sind.

Die erste Abtheilung, das Buch der „Lieder und Sprüche,“ zeigt uns den Dichter sogleich in dem ihm eigensten Elemente, als den geborenen „Mirza-Schaffy“ mit seiner naturwüchsigen Geistesklarheit und Lebensweisheit, seiner sinnigen Sinnlichkeit und seiner ihm zum Spiel werdenden Herrschaft über Bild und Wort. Mag er hier seine Gedanken in die Form eines frisch aus dem Busen quellenden Liedes kleiden, wie in dem prächtigen Trinklied:

> Füllt mir das Trinkhorn!
> Reicht es herum!
> Trinken macht weise,
> Fasten macht dumm!
>
> Was ist das Athmen?
> Ein Trinken von Luft —
> Was ist das Riechen?
> Ein Trinken von Duft! u. s. w.;

oder mag er sich einer Art epischer Form bedienen, wie in dem humoristischen Gedicht „aus dem Buch der Könige;“ oder mag er seine Lebensanschauungen in kurzen Sprüchen und Sinngedichten aussprechen, wie z. B. wenn er sagt:

> Je wahrer man liebt,
> Je weniger flirrt man;
> Je höher man steigt,
> Je bescheidener wird man,
>
> Wie der Berg, der über die Wolken reicht,
> Sich immer verkleinert, je höher er steigt —
> Es ragt seine Spitze am weit'sten,
> Ganz unten macht er sich am breitsten;

oder in Folgendem:

> Klug sich in Welt und Menschen fügen,
> Gern nützlich seyn, so viel man kann,
> Sich selbst und Andre nicht betrügen,
> Die Lehre paßt für Jedermann.
> Magst du die Lüge noch so klug
> In das Gewand der Wahrheit kleiden,
> Der Dummste ist nicht dumm genug,
> Um beide nicht zu unterscheiden; —

immer glaubt man in ihm einen jener orientalischen „Meister des Zungenspieles“ mit „Gedanken stark und Worten voll Mark, mit hochfarbiger Schilderei und tiefer Sinnbilderei, mit Reimen wie Blüthenkeime und Prosa wie Honigseime“ zu vernehmen; und wenn auch nicht Alles, was er macht, lacht, und nicht Alles, was er beginnt, gewinnt, so ist doch nichts, was nicht durch Klarheit des

Gedankens und Gesundheit der Empfindung einen wohlthuenden Eindruck machte.

Die Gedichte der zweiten Abtheilung, dreißig Sonette, theils ursprüngliche Erzeugnisse des Verfassers, theils Nachbildungen nach Wordsworth, Shakespeare, Petrarca, Spenser und Milton, sind natürlich, wie es die Form mit sich bringt, mehr reflectiver Natur und entsprechen als Produkte der jüngsten Jahre mehr einer männlichen, als jugendlichen Lebensanschauung; übrigens aber spiegeln sie den Geist und die Gesinnung des Dichters mit derselben Reinheit und Bestimmtheit ab. Mehrere derselben sind der Natur, andere dem Andenken befreundeter Männer und Frauen, noch andere Erscheinungen der Zeit geweiht. Unter den letzteren wird besonders das auf Schleswig-Holstein mit den Schlußzeilen:

> Bei uns kehrt nimmer Glück und Frieden ein,
> So lang der Däne herrscht im deutschen Lande!

allgemeinen Anklang finden; eben so das „An Kaiser Alexander II.“, welches lautet:

> Schon ein Jahrtausend ist verflossen,
> Seit dein gewalt'ges Reich gegründet,
> Und noch ward nichts davon verkündet,
> Als daß es Blut auf Blut vergossen,
> Stets kampfgerüstet, unverdrossen
> Erobernd Krieg auf Krieg entzündet,
> Der fremden Thorheit eng verbündet,
> Der fremden Weisheit streng verschlossen.
> Dein war die erste große That,
> Als du den dunkeln Bann gebrochen
> Und das erhab'ne Wort gesprochen:
> Mein Volk sey frei! — Dieß wird den Pfad
> Zu ew'gem Ruhm dir sicher bahnen,
> Als alle Kriege deiner Ahnen.

Die „Volksweisen“ beginnen mit einigen sehr muntern und charakteristischen Zigeunerliedern. Außerdem bieten sie uns interessante Proben der russischen, serbischen, altböhmischen und lettischen Volkspoesie. — Zu den anmuthigsten Gaben der Sammlung gehören unstreitig die Lieder der Liebe, welche „das Buch Edlitam“ enthält. Deutsche Innigkeit und orientalische Sinnigkeit vereinigen sich in ihnen; es sind Perlen des Morgenlandes, aber was sie vereinigt und zusammenhält, ist ein Band ächt deutscher Liebe. In diesem Sinne sieht sie der Dichter selbst an, wenn er zur Geliebten spricht:

> O, sieh die Perlen auf der Schnur,
> In lichtem funkelndem Gestrahl —
> Zerreiß das seidne Fädchen nur:
> Die Perlen fallen allzumal!

und sodann schließt:

> Und was in meinen Liedern klingt,
> Und meine ganze Herzenswelt:
> Du bist's, um die sich Alles schlingt,
> Die Alles schön zusammenhält.
>
> O halte fest, zerreiße nicht!
> Die Perlen fallen mit der Schnur —
> Und nur durch dich lebt mein Gedicht,
> Und auch durch dich ich selber nur!

In den „verschiedenen“ Gedichten zeichnet uns der Dichter einige liebliche Bilder aus dem Kreise des Familienlebens, z. B. „An mein jüngstes Töchterchen“ und „Am Neujahrsmorgen 1858.“ Weniger allgemein ansprechend dürften diejenigen seyn, welche einigen ungenannten Freunden und Freundinnen gewidmet sind. Eine „Schottische Ballade“ schließt sich ihrem Inhalt nach dieser Abtheilung noch ziemlich zwanglos an. Höchst fremdartig dagegen erscheint in ihr „Lord Byrons Ode an Napoleon Buonaparte,“ der Dichter müßte sie denn als eine Erwiederung auf den berühmten Neujahrsgruß von 1859 und somit als eine Art Gegenstück zu dem oben genannten Neujahrsgruß betrachtet wissen wollen.

Die folgenden Gedichte sind sämmtlich Bilder aus dem Natur- und Menschenleben des Orients. Liegen uns die darin behandelten Stoffe zum Theil ferne, so sind sie uns gleichwohl durch den Dichter in unmittelbarste Nähe gebracht, denn auch für sie gilt, was er von seinen Liedern überhaupt sagt: „Nichts ist fremd hier, nichts Gemachtes, Nur Selbsterlebtes, Selbsterdachtes, Wie es der Drang zum Liede schuf.“ Zu den eindrucksvollsten rechnen wir: „Ein Blick vom Kreml,“ „Steppenbrand,“ „der Kasbek,“ „der Terek,“ „Nino,“ „Schamyl in den Wäldern von Itschkeri,“ „Hamsad und Murad,“ „Muhammed,“ „die Rose von Tiflis,“ und ganz besonders den „Fels des Prometheus.“ Die angehängte Farbenskizze „Iwan“ enthält schöne Momente und Elemente, entbehrt aber ganz einer einheitlichen, ruhigen Gestaltung.

Mit welcher Fertigkeit und Sicherheit Bodenstedt die poetischen Formen handhabt, ist bekannt. Um so störender wirken einige Härten und Nachlässigkeiten, die ihm trotzdem entschlüpft sind, z. B. wenn er für „verworrensten“ des Reimes wegen „verworr'sten, oder statt „deren“ „der'n“ schreibt, um des unglücklichen Distichon auf Seite 32 nicht näher zu gedenken.

A. Z.

Correspondenz-Nachrichten.

Paris, März.

Eine Freimaurerloge. — Poniatowskis neue Oper. — Compère Guillery. — Momarqué. — Raffet.

In der Rue Cadet, einer engen und kurzen Quergasse zwischen Vorstadt Montmartre und Vorstadt Poissonnière steht neben dem Tanz- und Concertsaale des Casino ein großes, plumpes Haus mit einer philisterhaften und spießbürgerlichen Physiognomie und einem prachtvollen Portal, wie an einem fürstlichen Hotel. Das Portal steht an der östlichen Seite des Gebäudes, das nicht ohne Grund orientirt ist, gleich den katholischen Kirchen, wo bekanntlich die Abside, womit das Chor endet, stets nach Osten gerichtet seyn muß, wenn nicht besondere Umstände es verhindern; so hat z. B. die Peterskirche in Rom eine falsche Orientirung. Zu beiden Seiten des Rundbogens, den das Portal bildet, stehen zwei weibliche Gestalten, welche gemeinschaftlich ein Wappenschild empor halten; die Zeichen auf demselben sind eben so schwer zu deuten wie die Attribute, womit die Statuen umgeben sind, und man steht davor und zieht das Lorgnon hervor, und je mehr man sich den Spuk ansieht, desto weniger begreift man ihn — so ging es Einem einmal mit einem Kapitel aus dem Hegel, der nun, Gott sey Dank, ausgespukt hat — bis man zuletzt die Inschrift entdeckt: „Loge du grand Orient." Ich wußte nun, woran ich war. Ich stand vor einer Freimaurerloge; sie heißt Loge de la sincère amitié. Später fand ich Gelegenheit, die Säle zu besehen, in Abwesenheit der Maurer und ihrer Gesellen, versteht sich, und da war mir's, als sey ich dieser Welt entrückt; alle diese Symbole sahen mich so grimmig an, als wollten sie sagen: was hast du hier zu thun, ein Profaner, in den heiligen Hallen, wo man die Rache nicht kennt? Mir kamen sofort die bekannten Scenen im Wilhelm Meister in den Sinn, und vor allem die Zauberflöte, die ich allen Opern des Maestrissimo, wie die Neapolitaner in ihrer Begeisterung sich ausdrücken, vorziehe, und zwar, ich will's nur gestehen, eben des Textes wegen. Ich weiß, die Kritik zuckt die Achseln über Schikaneders Machwerk, wie sie es nennt, und bedauert, daß der große Genius die Schätze seiner Melodie daran verschwendet, aber daß ihn dieser Text begeistern konnte, das absolvirt die verschrieene Dichtung. Der Reiz, den sie ausübt, beruht meines Erachtens darin, daß der Dichter das Mährchen ernst und naiv nimmt und selbst daran zu glauben scheint. Er löst uns gänzlich von der Wirklichkeit ab, und wer sich dagegen sträubt, der sträubt sich gegen das eigentliche Wesen der Dichtkunst. Meyerbeer ging es eben so mit seiner Dinorah; man findet die Fabel läppisch, weil man nicht darauf eingehen will, weil man sich nicht in die Art und Weise bretonischer Bauern hinein denken kann oder will, für welche die Wiesenfee und die Koriganen wirklich existiren. Wenn man in dem großen Saal der Loge der „aufrichtigen Freundschaft" ein Concert gäbe und Sarastro sänge da seine Arie, wie erschütternd müßte sie wirken, und nicht allein durch die Gewalt einer der schönsten Weisen, die je ein Meister gefunden, sondern auch durch die darin ausgesprochenen Gefühle! Dieser Saal ist an 100 Fuß lang und 36 Fuß breit; in der Vorhalle bemerkt man vier symbolische Figuren: das Alterthum, das Mittelalter, die Renaissance und die Gegenwart. Drei Thüren führen in das Innere, das trotz der darin herrschenden Eleganz einen ernsten und würdigen Charakter hat. Der innere Raum wird durch zwölf korinthische kannelirte Säulen in ein Schiff mit zwei Abseiten getheilt. Zwischen je zwei Säulen sind im Getäfel Malereien eingerahmt, welche die Freiheit, die Gleichheit, die Toleranz, die Brüderlichkeit vorstellen. Auf den acht andern sind abgebildet die Attribute der Schifffahrt, der Skulptur, der Baukunst, der Sternkunde, der Malerkunst, der Musik, des Ackerbaus und der Industrie. Diese Bilder sind von Poisson, dem Präsidenten der Loge „des philosophischen Bienenkorbes" (de la ruche philosophique). Der Hemicykel, in welchem der Großmeister und die andern höher gestellten Brüder sitzen, ist mit den Bildnissen der alten Weltweisen „in der Schule der Wahrheit" ausgeschmückt, als da sind Boudha, Menou, Mithra, Zoroaster, Hermes, Moses, Pythagoras, Socrates, Solon, Aristoteles und Plato, Numa Pompilius und Cato von Utika, Confut-see, J. Christus. Im Deckengemälde erblicken wir die Freimaurerei, wie sie die Finsterniß verscheucht und Licht über die Welt verbreitet; da ist man allerdings versucht zu fragen, warum sie ihr Licht unter den Scheffel stellt? An den Wänden sind sechs Inschriften zu lesen, eine mit Keilschrift: Gott beschütze die Freimaurerei in Frankreich; eine arabische: das Wort ist Silber, Schweigen ist Gold; eine hebräische: Liebe deinen Nächsten wie dich selbst; eine griechische: Es ist ein Gott für die Sterblichen; eine lateinische: Friede den Menschen, die da guten Willens sind, und mit freimaurerischen Schriftzeichen: Gott kann das Böse nicht wollen. — Kürzlich (28. Februar) wurde in diesem Saale der persische

Botschafter Hassan Khan nebst vier Beamten von der Gesandtschaft in die Loge „der aufrichtigen Freundschaft“ aufgenommen, unter dem Vorsitze des Herrn Lucien Murat, Großmeisters des Freimaurerordens in Frankreich. Der frühere Gesandte, Ferruk Khan, ließ sich gleichfalls mit mehreren Personen aus seinem Gefolge aufnehmen. Das Band zwischen persischer Sittigung und dem Freimaurerwesen kann nur Zoroaster seyn. Was mag aber der Schah von Ispahan zu der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit sagen? Man sieht die persischen Herrschaften häufig über die Straße gehen; niemand stört sie dabei, niemand belästigt sie. Die Zeit ist fern, wo, nach Montesquieu, die Pariser noch so weit zurück waren, daß er sie in seinen persischen Briefen sagen lassen konnte: „Sie sind ein Perser, mein Herr? Sonderbar, wie kann man nur ein Perser seyn!“

Am Freitag (heute ist Montag der 12. März) wurde die neue Oper des Prinzen oder Fürsten Poniatowski im Theater der Straße Lepelletier zum erstenmal aufgeführt. Sie ist betitelt: „Pierre de Medicis.“ Das ist so eine ächte große Oper nach classischem Zuschnitt kein Mährchen wie Dinorah, und hat nur vier Aufzüge, ein Fortschritt gegen früher, wo man fünf Akte durchmachen mußte, und so viel Triller und Cadenzen in sich aufnahm und eine solch unabsehbare Menge Pizzicatos und Staccatos *x.* consumirte, daß man auf acht Tage einen musikalischen Katzenjammer hatte. So ein Opernlibretto zu construiren ist keine Kleinigkeit. Man denkt vielleicht, die Hauptsache sey, eine Handlung und Charaktere zu erfinden? Die Hauptsache ist vielmehr, Motive zu Decorationen zu finden, oder vielmehr die Handlung einer Reihe gegebener Decorationen anzupassen. Die Direction verlangt z. B. im ersten Tableau einen festlich geschmückten Saal; im zweiten einen festlich geschmückten Schloßgarten; im dritten als Contrast ein armes Fischerhäuschen; dann einen Kirchhof, eine Kneipe, ein Kloster. Auch muß irgendwo im Stücke ein Ballet eingekeilt werden. Ist man damit im Reinen, so werden die Arien vertheilt; so viel für Sopran, so viel für Tenor, Baß und Baryton. Die Vertheilung muß so berechnet werden, daß die verschiedenen Stimmen nach der Reihe ausruhen können; dann werden die Duette, Terzette und Ensemblestücke bestimmt, und dann endlich erfindet man die Handlung und die Personen und den Ort, wo die Handlung spielt. Da der Prinz Poniatowski lange in Toscana gelebt, wo Florenz und die Paläste von Pisa Motive genug zu Decorationen darbieten, und Toscana nebstdem gegenwärtig die allgemeine Aufmerksamkeit beschäftigt, so suchte man in der Geschichte dieses Landes irgend eine Begebenheit, die sich in die verlangte Zahl Tableaus zerschneiden ließ, unter den eben angegebenen Bedingungen, und diese Begebenheit ist ungefähr folgende. Im Jahr 1492 regierte zu Florenz der Herzog Pietro von Medici, ein Wütherich, der seinen wilden Gelüsten fröhnt und sich mit Gewalt der schönen Laura Salviati bemächtigen will, die seinen Bruder Juliano liebt. Ihr Oheim, der Großinquisitor, ist auf der Seite des Pietro. Somit haben wir im ersten Aufzuge einen festlich geschmückten Saal im Schlosse der Medici in Pisa. Der Herzog kommt eben an und verkündet den Pisanern, daß er um ihretwillen Florenz verlassen. Juliano übergibt ihm die Schlüssel der Stadt, die er in seiner Abwesenheit bewahrt hat. Laura erscheint und so fort äußert sich die Rivalität zwischen beiden Brüdern. Pietro hält bei dem Großinquisitor um die Hand seiner Nichte an, die er ihm bewilligt. Dann kommt gewissermaßen ein Anhängsel an dieses Tableau: Lauras Wohnzimmer. Hier ist nun ein Motiv zu einer Cavatine; Laura singt ein langes Bekenntniß ihrer Liebe zu Juliano, der sodann selbst erscheint und Laura entführen will. Dieß schickt sich natürlich für eine Pariser große Oper nicht, vielleicht eben weil es hier nicht selten im Leben vorkommt; sie weist den Vorschlag ab: „Niemals, so lang wir nicht vor Gott verbunden sind!“ Im zweiten Aufzuge gibt der Herzog ein Fest; hier kommt nun das Ballet, der eigentliche Lebenspunkt einer großen Oper, und das die Nerven stärkt für die folgenden Strapazen. — Wir können diese Section nicht weiter fortführen; das Gesagte reicht hin, um zu erklären, warum es nicht Ein erträgliches Libretto gibt unter den vielen hunderten, die wir kennen; die dichterische Begeisterung ist stets der industriellen Spekulation untergeordnet. Das Ende des Stücks ist kürzlich folgendes: Pietro läßt Laura in's Kloster sperren; Julian stellt sich an die Spitze der Verschworenen und rückt gegen seinen Bruder in's Feld; Pietro wird verwundet, entflieht in eine Kneipe, und eilt von da in's Kloster, um Laura zu befreien. Es ist zu spät; Fra Antonio zeigt ihm ihre Leiche: „Da ist sie, gnädiger Herr; dem Himmel gehört sie an.“

Ob die Oper einen nachhaltigen Erfolg haben wird, das ist schwer zu sagen; bei einer ersten Vorstellung wird das Urtheil durch den sympathischen Enthusiasmus der Freunde und durch den bezahlten Eifer der Claque irre geleitet. „In dieser Partitur zeigt sich der Verfasser des Don Desiderio von einer ganz neuen Seite, ohne deßwegen seinen italienischen Ursprung zu verläugnen. Seine Inspirationen sind stets deutlich, leicht und reichlich ausgebend. Der Instrumentirung fehlt es weder an Reichthum noch an Mannigfaltigkeit,“ so urtheilt die Gazette musicale, deren Urtheil allerdings sehr zu beachten ist. Hören wir eine andere Stimme: „Pietro von Medici ist nicht ausgezischt worden, und wird nie ausgezischt werden, und zwar aus einer ganz physiologischen Ursache: gähnt der Mund, so pfeift er nicht. Das geistreichste Volk Europas kokettirt seit einigen Jahren mit der Langeweile. Die Frau des Sganarelle wollte geprügelt seyn; die Franzosen unserer Zeit amüsiren sich an der Langeweile;“ so meint About im Feuilleton der Opinion nationale. Er fügt hinzu: „Zur Ehre unserer Epoche muß ich es sagen, das Stück hat vollkommen reussirt, mehrere Piècen sind da Capo verlangt worden, und wenn der Saal unter dem donnernden Applause nicht eingestürzt ist, so kommt es daher, daß er fest gebaut ist, wie alles Provisorische.“ Dabei müssen

wir bemerken, daß About hier zunächst das Libretto im Auge hat. Der Kaiser und die Kaiserin wohnten der Aufführung bei. Die Minister, die diplomatischen Personen, die Präsidenten der höheren Staatskörper hatten sich in die Logen der Galerie getheilt. Kaum daß die Fürsten der Finanz und das Faubourg St. Germain einige erschwingen konnten. Der Senat und der Staatsrath hatten die Sperrsitze des Orchesters in Beschlag genommen, und die Deputirten mußten sich mit dem Parterre begnügen. Auber, der berühmte Direktor des Conservatoriums, saß in einer zweiten Loge. Die Kosten der Scenerie werden auf 120,000 Franken veranschlagt. Wenn der Fürst sie nicht aus seiner Tasche bestritten, so ist doch anzunehmen, daß er Caution geleistet hat. Kaum würde man an eine Oper von Rossini oder Meyerbeer ohne verhältnißmäßige Garantie eine so bedeutende Summe wenden.

Der Verfasser der „Kartenschlägerin," Victor Séjour, hat im Ambigu comique ein neues Stück gegeben und wieder einen glücklichen Wurf gethan. In allen Theatern, aber zunächst auf den Boulevards, ist der Titel das halbe Stück. Wie viele gute Stücke sind abgewiesen worden, weil der Titel den Theaterdirektionen nicht zusagte, die stets geneigt sind, den Erfolg in Nebendingen und außerhalb des inneren Werthes einer dramatischen Arbeit zu suchen, den sie freilich selten zu würdigen wissen. Das neue Melodrama von Séjour führt aber den Titel „Compère Guillery." Ich möchte wohl wetten, der Direktor hat das Manuscript gar nicht gelesen. Wozu auch? Der Titel genügt! Der Titel ist eine Goldgrube: Compère Guillery! Wenn der Titel losbricht wie eine Lärmkanone, wie ein Pairhansmörser, dann laufen die Boulevards herbei, und die Vorstadt Saint Antoine und die Vorstadt St. Marcel und alle Vorstädte und alle äußeren Boulevards. Dieser Gevatter Guillery lebt in einem allbekannten Volksliede, das jeder Franzose von Kindesbeinen an singt, zugleich mit Marlborough, mon ami Pierrot und le grand roi Dagobert, und das sogar in Nicolos Oper Aschenbrödel am Herde singt. Es fängt ohngefähr so an: „Es war einmal ein kleiner Mann, der Guillery sich nannte. Er ging oft aus Hühner zu jagen (perdrix)." Diese Hühner waren die Reisenden, die Gevatter Guillery anfiel und todt schlug, oder im gelindesten Falle plünderte. Er führte nebst seinen zwei Brüdern im westlichen Frankreich eine Räuberbande, die sich nach dem endlichen Siege Heinrichs IV. und der Auflösung des Heeres der Ligue aus dessen Trümmern bildete, ohngefähr wie nach den Revolutionskriegen am Rhein sich die Bande des Schinderhannes gebildet hatte, die sich aber mit den furchtbaren Rotten der Brüder Guillery nicht messen kann. Diese hatten an drei verschiedenen Punkten ihre Raubhöhlen befestigt, hielten hier förmliche Belagerungen aus und schlugen die Belagerer stets mit blutigen Köpfen zurück. Gevatter Guillery hatte ehrliche Anwandlungen und schenkte zuweilen, gleich dem Räuber Moor, seine Börse armen Teufeln. Der Unfug dauerte sechs Jahre, da rückte endlich ein Truppencorps von 5000 Mann mit vier Feldstücken gegen die Guillerys aus, die nach einem verzweifelten Widerstande der Uebermacht unterlagen und alle drei zu verschiedenen Zeitpunkten gerädert wurden. Diese Thaten haben den Stoff zu Séjours Drama geliefert, das mit einer sentimentalen Niaiserie endet. Blanche, Guillerys Geliebte, erliegt den Strapazen, während die Banditen von den königlichen Truppen eingeschlossen sind. Auf dem Sterbebette verlangt sie von ihrem Geliebten, daß er sie am Fuße eines Baumes beerdige, der außerhalb der Festung steht und wo sie oft heimliche Zusammenkünfte mit ihm gehabt. Gevatter Guillery trägt den entseelten Körper an die bezeichnete Stelle und wird unterwegs erschossen. Die Brüder Guillery sind bloß unter diesem Namen bekannt, der nicht der ihrige war; sie gehörten einer adeligen und sehr angesehenen Familie an, deren Namen aus Schonung in den öffentlichen Aktenstücken stets verschwiegen wird.

In der komischen Oper hat eine neue Partitur von Ambroise Thomas: „Le roman d'Evise" Glück gemacht. Wir kommen darauf zurück, da wir für dießmal mit Einer Oper genug haben, denke ich, und melden schließlich, daß auf dem Theater Déjazet Flotows Operette Pianella mit einem französischen Texte einstudirt wird.

Kürzlich ist ein betagter und geachteter Justizmann gestorben, Herr Momerqué, zuletzt Dekan der Räthe am kaiserlichen Appellationsgerichte in Paris. Im Jahr 1823 präsidirte er die Assisen in dem bekannten Processe gegen die vier Sergeanten von Larochelle, die eine Bewegung zu Gunsten des Herzogs von Reichstadt angezettelt hatten und ihr verwegenes Unternehmen mit ihrem jungen Leben bezahlen mußten. Hätten sie Gelegenheit gefunden zu entkommen, so hätte man ihnen nach den Julitagen das Ehrenkreuz gegeben. Zeit und Raum machen oft allein das Verbrechen aus, und der Heilige in Rom ist ein Kalf in Stambul. Derselbe Justizmann führte den Vorsitz des Assisengerichts, das den berüchtigten Contrafatto lebenslänglich zu den Galeeren verurtheilte unter Karl X. Lebt der Abbé Contrafatto noch? Niemand weiß es. Der Mann ist mit der Restauration gefallen, gegen die man ihn als Werkzeug gebrauchte. Als dieselbe besiegt war, legte man den Contrafatto bei Seite, denn die tugendhafte Entrüstung der Opposition war überflüssig geworden. Man verdankt Momerqué eine gute Ausgabe der Geschichten des Tallemant des Réaux, ich glaube sogar es war die erste, die bis dahin erschienen war. Dieser Edelmann — das Schloß des Réaux liegt in der Nähe der Loire, seitwärts zwischen Blois und Nantes — verwendete seine Mußestunden auf die Aufzeichnung aller skandalösen Erzählungen, welche in's Geheim in den höheren Regionen circulirten. Daß da manches Wahre mit unterläuft, ist sehr wahrscheinlich, allein die Verleumdung ist meist so maßlos, daß sie eben durch die Uebertreibung zerstört wird. Wer wird dem Tallemant glauben, wenn er sagt: „Wäre Heinrich IV. nicht König geworden, er hätte sein Leben am Galgen beschlossen?" Die Académie française, die so viele unnütze

Rhetorik bei ihren jährlichen Preisaustheilungen krönt, sollte einen ihrer vielen Preise der besten Widerlegung dieser Historietten zuerkennen, die jedenfalls die gewissenhaften Leser irre machen. „Calomniez,“ sagt Figaro, „il en reste toujours quelque chose.“ Auch eine neue und vollständige Auflage der Briefe der Frau von Sévigné verdankt man Momerqué, nebst der Ehrenrettung dieser spirituellen Dame, die man beschuldigte, ihre Tochter bloß um der Phrase willen geliebt zu haben, während sie eifersüchtig auf die Jugend und Schönheit derselben gewesen sey. Wir wollen Momerqué in diesem Punkte gern glauben; allein hat Frau von Sévigné nicht gesagt: „Racine wird verschwinden wie der Kaffee,“ so hatte sie doch eine leidenschaftliche Vorliebe für Corneille, und erst nachdem Racine seit zehn Jahren dem Theater entsagt hatte, ließ sie ihm bei einer Vorstellung der Esther, die in St. Cyr in Gegenwart des Königs, der Frau von Maintenon und des ganzen Hofes von den Fräulein dieses berühmten Instituts aufgeführt wurde, volle Gerechtigkeit widerfahren. Auch hat man sie der Geschwätzigkeit beschuldigt; dieß ist aber in meinen Augen ein Fehler, über den ich mich keineswegs beschwere; er gehört zu ihrer Individualität und hängt so innig mit ihrem Talente, ihrem sich gehen lassenden Unmuth zusammen, daß ich mir sie nicht anders denken kann.

Eine noch allgemeinere Theilnahme hat der plötzliche Tod des Zeichners Raffet erregt, der in Darstellung von Scenen aus dem Soldatenleben selbst über Horace Vernet gestellt wird. Raffet wurde zu Paris im Jahr 1804 geboren. Sein Vater war ein Handwerksmann und nicht, wie J. Janin in seiner sonst guten Biographie mit einiger Emphase sagt, „ein Hauptmann des Kaisers.“ Von seinem zwölften Jahre bis 1823 arbeitete Raffet bei einem Dreher, der ihm rieth, zeichnen zu lernen. Der junge Mensch besuchte eine unentgeltliche Zeichenschule, kam dann zu einem Porcellanmaler, der ihn mit den Worten entließ: „Du bist jetzt geschickter als ich und kannst bei mir nichts mehr lernen,“ und ihn zugleich dem bekannten Meister Charlet empfahl, bei dem Raffet zwei Jahre blieb. Hierauf besuchte er das Atelier des Meisters, dem die moderne Malerkunst in Frankreich zwei ihrer schönsten Produkte verdankt: die Pestkranken zu Jaffa und Napoleon auf dem Schlachtfelde von Eylau, Gros, der sich nicht viel um seine Schüler bekümmerte. Eines Tags sieht dieser auf den Quais ein Album, wofür der Händler einen ziemlich hohen Preis verlangte, indem er hinzufügte, es sey von Raffet, einem Schüler des berühmten Gros. Dieser gab sich zu erkennen, erklärte der Händler, man habe ihn hintergangen, er habe keinen Schüler dieses Namens, und kaufte das Album. Zu Hause angelangt, ging Gros in sein Atelier und fragte: „Ist hier jemand Namens Raffet?“ — „Hier, ich bin's!“ — „Hast du das gemacht?“ — „Das habe ich gemacht.“ — „Nun, zum Henker, was thust du hier im Atelier? Du weißt genug!“

Raffet hat die Geschichte Frankreichs seit der Republik mit der Bleifeder gezeichnet. Seine Soldaten haben keinen römischen Küraß, keine Achilleshelme, wie man sie selbst noch auf den sonst trefflichen Sculpturen des Triumphbogens de l'Etoile findet; er hat den Troupier der Neuzeit in seiner ganzen Eigenthümlichkeit aufgefaßt, und diese ist sehr mannigfaltig. Durch Sprache, Lieder, Anschauungsweise, Vorstellungen unterscheidet er sich scharf vom Volke, aus dem er hervorgeht und in das er sich wieder verliert. Seine Flinte nennt er Clarinette, die Kanone nennt er den Brutalen; seine Pfeife zerbrechen, von der Wache abziehen oder das Gewehr nach Links schwenken (passer l'arme à gauche) heißt so viel, als den Geist aufgeben. Die französische Armee in Algerien hat in Raffet ihren Homer gefunden. „Niemand hat wie er diese populäre Iliade verherrlicht.“ So sagt mit vollem Rechte ein hiesiges Blatt. Im Jahr 1837 erschien sein letztes Album; es enthält unter andern die Musterung der alten Garde um Mitternacht durch den Kaiser, nach Zedlitz. Raffet bereiste mit dem Grafen Demidoff Rußland, die Krim und Kleinasien, und lieferte zu dessen Reiseberichten hundert Zeichnungen. Man hat von ihm den Krieg in Polen, in Ungarn, den römischen Feldzug; er illustrirte Walter Scott, Chateaubriand, den Feldzug nach Constantine u. s. w.

Aus dem nördlichen Frankreich, März.

(Fortsetzung.)

Drei Tage in der Vendée. — Vieillevigne. — Episode aus dem Vendéerkriege.

Die Sage von versunkenen Städten wiederholt sich hier im Kleinen. Es ist in der Nähe ein unsicherer Boden, le Fondereau genannt, auf welchem einmal ein Haus versunken seyn soll, so tief, daß es niemand ermessen kann. Die bedeutendste historische Erinnerung des Ortes aber ist die an den Protestantismus, dem im siebzehnten Jahrhundert die halbe Bevölkerung nebst dem adeligen Grundherrn angehörte. Jetzt ist er spurlos verschwunden. Die Steine der protestantischen Kirche sind zu obiger Kapelle und andern Bauten verwendet worden und auf ihrem Platze, so wie auf dem des ehemaligen protestantischen Gottesackers, hat man zur Sühne ein Kreuz errichtet. Noch deutet die Bauart mancher Häuser auf ehemalige calvinistische Bevölkerung; der Religionshaß, der in stetem Bürgerkriege flammte, nöthigte letztere, die Fenster nach der Straße zu sehr hoch anzulegen, damit sie nicht während des Psalmensingens von den Katholiken durch Flintenschüsse gestört werden konnten. Man darf fragen, ob der Vendéer Aufstand möglich gewesen wäre, wenn der Protestantismus in dieser Gegend sich hätte ausbreiten können; denn der katholische Clerus fanatisirte die Bauern eben so sehr als der Adel.

Hier aber theilte der Grundherr die neue Religion; das uralte Schloß desselben, la Berlaire genannt, das bis über das neunte Jahrhundert hinaufreicht und von dem noch Ruinen im Styl des fünfzehnten bis siebzehnten Jahrhunderts stehen, liegt statt auf der Höhe in sumpfiger Tiefe, war aber durch künstliche Vorbauten und Wassergräben dennoch stark geschützt. Im siebzehnten Jahrhundert gehörte es der Familie de la Lande-Machecoul. Am 12. April 1622 übernachtete hier Ludwig XIII., der mit 8000 Mann gegen die Protestanten zu Felde zog, und nahm die Waffen im Schlosse weg, während der Seigneur entfloh. Um die Familie zu bekehren, bot die Maintenon der Dame das Tabouret an, diese aber flüchtete nach Holland; der zurückgebliebene Herr, der etwas blödsinnig war und dessen Andenken noch in der Tradition fortlebt, erschoß den Priester am Altar in Vieillevigne, während derselbe die Messe las. Da nahm man seine zehn Kinder und bekehrte sie mit Gewalt. In der Revolution aber stürzte der Thron der Bourbonen zugleich mit dem Schlosse von Vieillevigne zusammen.

Die lebendigste Erinnerung an diese furchtbare Katastrophe und den Vendéerkrieg ward mir aber in dem Hause der Mutter meines Freundes, deren Gastfreundschaft ich genoß. Es war ein ergreifender Anblick für mich, die fast achtzigjährige Greisin, umgeben von zahlreichen Kindern und Enkeln, eines patriarchalischen Glückes genießen zu sehen, während man mir ihre schreckenvolle Kindheit erzählte. Ich begehe keine Indiscretion, wenn ich ihre Erlebnisse hier mittheile. Episoden aus dem Vendéerkriege, und gerade solche Einzelzüge geben der Geschichte jener Tage die Farbe.

Frau Guéraud war die Tochter eines Herrn Francheteau im nahen Städtchen Légé, der als ein einflußreicher Mann beim Ausbruch der Revolution zum Präsidenten (d. h. Präfekten) der Niederloire ernannt wurde. Als solcher proclamirte er 1792 am Fuße der Freiheitssäule (jetzt Colonne Louis XVI.) in Nantes die Republik. Am 10. März 1793 brach in der Vendée der allgemeine Aufstand wegen der Conscription aus; auch in Légé gab es Tumult und die Bauern rotteten sich auf dem Kirchhofe zusammen. Francheteau eilt hinzu, sie zu beruhigen, aber lautes Murren unterbricht ihn, er erhält Messerstiche am Kopfe und muß sich flüchten. Er verband seine Wunden mit einem Taschentuche und eilte nach einer Meierei, deren Bewohner ihm durch Wohlthaten zu Danke verpflichtet waren; diese riethen ihm sich in ein Ginsterfeld zu verstecken; aber bald kamen die Insurgenten nach und die Frau von der Meierei verrieth ihnen, wo „der Vogel“ versteckt sey. Wie ein Wild aufgejagt, wurde er nun unter steten Verwundungen und Schlägen vorwärts getrieben und endlich vor Légé vollends niedergemacht. Seine zwei Töchter, Rose (Frau Guéraud) und Marie, zogen nebst ihrem Bruder Joseph — es waren Kinder von nicht über zehn Jahren — zu ihrer royalistisch gesinnten Tante. Tags darauf kam Charette von Machecoul an und wohnte in ihrem Hause. Am selben Morgen ließ ein Dachdecker, der den Commandanten spielte, siebzehn Personen erschießen, darunter einen Greis von siebzig Jahren. Die Kinder sollten sich früh an die blutigen Scenen gewöhnen. Indessen starb die Tante, und deren Schwester, eine alte Klosterfrau aus Nantes, die nach der Aufhebung der Klöster zu ihr gezogen war, folgte nun mit den Kindern und einer Dienstmagd, der sie das Silberzeug des Hauses auf den Rücken lud, der royalistischen Armee. Umsonst hält ihr im Städtchen Montaigu die Frau des Conventsdeputirten Goupilleau das Unverständige des Schrittes vor und

bittet sie, die Kinder bei ihr zu lassen; die alte Nonne ist taub und zieht weiter. So kommen sie mit der Vendéer Schaar bis nach Granville, da stirbt die Tante vor Erschöpfung. Man kennt das Elend, das in dem Heere wüthete. Nahe vor Fougères trieb der Hunger den kleinen Joseph, ein Huhn zu stehlen; die Besitzer aber erwischten ihn und stürzten sich über ihn, um ihn todtzuschlagen; die Dienstmagd wollte ihn vertheidigen und ward ermordet, ihr Silberzeug aber geplündert. Die Kinder entkamen, standen aber nun einsam in der Welt, verloren in dem Bauernheere, in welchem Hunger, Schmutz, Verzweiflung die Stärksten tödteten. Die kleine Rose wurde indessen von mitleidigen armen Webern in Fougères aufgenommen, sie war aber so von Blattern und Ungeziefer bedeckt, daß man sie in einer Art Stall unterbrachte. Der Knabe verließ das Heer im Städtchen Erné. Er wußte nicht mehr, wie er sein ärmliches Leben fristen sollte, da sah er einen alten kranken Mann in's städtische Spital gehen. Man rieth ihm sich für dessen Sohn auszugeben und ihn zu begleiten. Der alte Mann nahm ihn mit sich, starb aber schon drei Tage darauf. Da steckte man das Kind in die weiten Kleider des angeblichen Vaters und schickte ihn wieder aus dem Spital. Nun stand er wieder auf dem Pflaster, rathlos, hülflos. Zwei alte Jungfern nahmen ihn zu sich. Marie war indessen mit dem Heere fortgezogen bis nach Mans, da schlief sie vor Hunger und Erschöpfung in der Vorstadt auf einer Brücke ein, arme Leute fanden sie und nahmen sie aus Barmherzigkeit zu sich. Aber bald darauf drangen die republikanischen Soldaten in das Haus; „tu es une petite brigande!“ riefen sie und wollten sie niedermachen. Das arme entsetzte Mädchen fährt im ersten Schrecken mit den Händen nach den Ohren, um vor allem ihre goldenen Ohrringe zu schützen, und schreit auf: „Non, non, je ne suis pas une petite brigande, je suis une petite pataude! Mein Vater hat in Nantes die Republik proclamirt! (Patauds hießen bei den Royalisten die Republikaner, jene umgekehrt Brigands). Während sie sich vertheidigt, hört sie, wie man eine Frau aus ihrem Geburtsorte Légé, die eben die Soldaten vor ihren Augen aus der Stube geführt hatten, im Garten erschießt. Man führte jetzt das Mädchen zu einem Officier, der sie ausfragte und dann eine Geldsammlung für sie anstellte; er gab die kleine Summe den armen Leuten, die sie aufgenommen hatten, für den Unterhalt. So waren denn die Kinder zerstreut, verwaist und elend, sie, deren Vater in einer der größten Städte die französische Republik vertreten hatte! Nur der dreißigjährige Krieg hat Abenteuer und Elend aufzuweisen, wie die, so jener Bürgerkrieg erzeugt hat.

Indessen hatte Marie, als die älteste, schon einige Erziehung und konnte daher an ihren Oheim Francheteau in Nantes schreiben, der die (damals unentbehrliche) Genehmigung der Conventsdeputirten erhielt, das Mädchen zu sich kommen zu lassen. Sie theilte ihm ihres Bruders Aufenthalt mit (denselben hatte später eine Frau de la Riboissière aufgenommen), nur den Namen von Rosens Wirthen hatte sie ganz vergessen. Da spielt sie einmal mit andern Kindern ein Gesellschaftsspiel, wo sich jedes einen Namen gibt. „Ich heiße so und so,“ rief eine nach der andern; „und ich,“ fiel die kleine Marie ein, „bin Frau Picot.“ „Ei,“ besann sie sich plötzlich, „das ist ja der Name von den Leuten in Fougères!“ und die arme Rose war erlöst. Sie aber kommen zu lassen, ging nicht so rasch damals, wo alle Straßen im Westen unsicher waren; man mußte gewöhnlich die Gelegenheit eines von Soldaten geschützten Transports abwarten, um von einem Orte zum andern zu reisen, und erst nach einiger Zeit konnten die beiden anderen Kinder nach Nantes zurückkommen. Und jetzt war die kleine Rose die Wittwe Guéraud und erwies mir, dem Flüchtling und Opfer einer andern Revolution, Gastfreundschaft.

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 16. 15. April 1860.

— I'll take our ancient friend Don Juan.
We all have seen him, in the pantomime,
Sent to the devil somewhat ere his time.

Byron.

Don Juan bei Tirso, Molière, Mozart und Byron.

Eine literarische Skizze.

Unser wunderlicher Grabbe hat bekanntlich die bizarre Idee gehabt, eine dramatische Zusammenstellung der Charaktertypen Don Juan und Faust zu versuchen. Dieß hieß dem ersteren zu viel Ehre anthun und ihn zugleich, um ihn dieser Ehre würdig zu machen, entstellen. Denn der praktische epikuräische Philosoph, die einzig mögliche und haltbare Erscheinung gegenüber dem unersättlichen Jäger nach dem unerreichbaren Ideal, dieser Philosoph kann wohl in die traditionelle Gestalt eines Don Juan hineingetragen werden, allein dessen Inhalt an sich macht er nicht aus, weder im wirklichen Leben noch auch in der poetischen Behandlung, welche mehrere bedeutende poetische Geister diesem Typus in einer gewissen feststehenden Weise gewidmet haben.

Jede, im Leben oder im Mythus auftretende Individualität kann künstlerisch von verschiedenen Seiten aufgefaßt, kann in mannigfacher Weise modificirt werden, ohne doch im Grunde etwas von der Summe ihrer eigentlichen Natur zu verlieren. Vielgestaltig, wie die Apollo und Aphroditen, die Phädren und Medeen auf den Piedestalen wie in der Scene der Alten auftreten, durchlaufen auch in der modernen Kunst gewisse Figuren einen ganzen Cyklus von Verkörperungen durch Pinsel, Feder und Meißel, an sich immer die nämlichen, denselben Namen tragend, mit denselben historischen oder mythologischen Kennzeichen versehen, und doch wie verschiedenartig gestaltet durch die Hand des jeweiligen Meisters! Der Heiland und die Madonna, der Simson und der Moses der ersten christlichen Zeiten sind andere als die des Mittelalters, andere als die der Renaissance, andere als die unserer Tage. Die Teufel bei Dante, Tasso, Calderon, Milton, Klopstock, Goethe und Byron sind immer derselbe Widersacher und Satan, allein welche Abgründe scheiden ihre einzelnen Erscheinungen! Gleiches gilt von den komischen Typen. Molières Harpagon, Ben Jonsons Volpone, Balzacs Gobseck sind alle gleichmäßig vollendete Geizhälse, Tartüffe und Richard III. sind beide die Blüthe der Heuchelei, und doch behält jede dieser verschiedenen Gestalten ihr Eigenthümliches. Es ist interessant und dankbar, diesen doppelten Proceß der einheitlichen und verschiedenartigen Schöpfung in der Gedankenwerkstatt der Bildner selbst zu verfolgen und zu sehen, was jeder an einer jener feststehenden sogenannten typischen Gestalten ab- und was er zuthut, um dieselben im Grund der Sache zu lassen, was sie sind, und der Form doch den Stempel der Einzelthätigkeit aufzuprägen. Ein trefflich passender, weil innerlich höchst scharf begrenzter und

dennoch von mehreren Geistern erster Größe behandelter Gegenstand für eine solche Vergleichung ist der Don Juan, und dieß um so mehr, als ihm jene mehrfache Behandlung nicht in seiner spanischen Heimath, sondern nach deren Anregung auch in Frankreich, Deutschland und England widerfahren ist.

Fixiren wir zuerst die allgemeine Natur des fraglichen Typus selbst, und zwar nicht wie ihn Grabbe in der erwähnten philosophischen Tendenzverzwängung hat aufführen wollen, sondern in seiner concretesten Wirklichkeitserscheinung. „Einen rechten Don Juan“ nennt noch heutzutage und überall der Volksmund wie der der Gesellschaft denjenigen Mann, welcher, dem schönen Geschlecht gegenüber, ein möglichst weites Herz, ein unendlich dehnbares Gewissen beweist und, wahrscheinlich ohne den Plato jemals gelesen zu haben, dem platonischen Satz huldigt: „Man sagt, ein Liebesschwur sey kein Schwur,“ und mithin zu nichts verbindend. Ein solcher Don Juan kann in allen Gesellschaftsclassen, vom Rekruten bis zum Geheimerath, vom Taglöhner bis zum General, vom Kaminfeger bis zum Stutzer, vom Aelpler bis zum Millionär, vom Bedienten bis zum Herzog vorkommen. Er ist fast mit jeder Altersstufe, fast mit allen Charakterformen verträglich und hängt von keinem Bildungsgrad ab. Nur einige Züge sind feststehend und unentbehrlich: die Neigung zu dem andern Geschlecht als solchem im Allgemeinen, der Haß gegen jeden Zwang, gegen alles Dauernde in der Verbindung mit demselben, die schnelle Ermüdung und Uebersättigung dem nämlichen Gegenstande gegenüber, die plötzliche Gleichgültigkeit gegen das so eben noch mit Eifer Begehrte, die Empfindsamkeit und Zärtlichkeit in allen Fällen, die Unempfindlichkeit und Herzlosigkeit in dem und jenem einzelnen Fall, die Abwesenheit jedes Pflichtgefühls gegenüber den heiligsten Versicherungen und Schwüren der Liebe, und endlich jenes von dem Franzosen chance und von dem Studenten „Schwein“ genannte, schwer zu definirende Etwas, welches die Gabe des Gefallens in den Augen der Frauen ausmacht.

Hören wir, wie sich einer der erfahrensten und scharfblickendsten modernen Empiriker, der französische Kunstphilosoph Beyle-Stendhal, über die psychologische Seite dieses Gegenstandes ausläßt. In seinem oft paradoxen, aber hier höchst treffenden Buch de l'Amour sagt er: „Der Charakter des Don Juan verlangt eine sehr große Zahl der in der Welt nützlichen und geschätzten Eigenschaften, nämlich eine bewundernswerthe Unerschrockenheit, kaltes Blut, Gewandtheit, Lebhaftigkeit, Witz u. s. w. Er schwört alle Pflichten ab, welche die übrigen Menschen binden. Auf dem großen Markt des Lebens ist er ein unreeller Kaufmann, der immer anschafft und nie bezahlt. Sein Glück beruht nur auf der Eitelkeit, seine Liebe ist ein Gefühl, welches dem Geschmack an der Jagd gleicht, und dieses Thätigkeitsbedürfniß muß beständig durch neue Gegenstände geweckt werden, muß das Talent des Jägers jeden Augenblick wieder in Zweifel setzen. Der Lebensirrthum eines solchen Menschen besteht darin, daß er glaubt, er könne in vierzehn Tagen das gewinnen, was ein wahrhaft Liebender kaum in sechs Monaten erlangt. Aber die Kehrseite alles dessen bleibt nicht aus und das traurige Drama eines solchen Lebens kommt zu seiner Entknüpfung. So lange das Jugendfeuer der Leidenschaft in ihm glüht, glaubt der von Genuß erfüllte Don Juan nur an sich selbst zu denken, während er die Andern den Pflichten Opfer bringen sieht, er glaubt die große Kunst des Lebens gefunden zu haben. Aber mitten in seinem Triumph, mit dreißig Jahren kaum, bemerkt er mit Erstaunen, daß ihm das Leben fehlt, und empfindet er einen wachsenden Ueberdruß gegen das, was all sein Vergnügen ausmachte. Die Liebe langweilt ihn, weil ihm das wahre Interesse an derselben fehlt und die Lust an derselben stets im Verhältniß zu der Furcht steht, die man dabei empfindet. Wenn er alt wird, so hat er ein trauriges Alter durch seine eigene innere Dürre. Er endigt damit, daß er die Frauen als eine feindliche Partei ansieht und sich an allen Arten ihres Unglücks ergötzt, und hat er dieß einmal erkannt, so besteht sein ganzer Genuß nur noch darin, daß er seine Macht fühlen läßt und offen das Böse um des Bösen willen thut. Alternd klagt er die Gegenstände seiner Uebersättigung und niemals sich selbst an. Von dem Gift, das ihn verzehrt, gequält, bewegt er sich nach allen Richtungen und wechselt beständig das Objekt. Aber dieß alles gibt ihm nichts als einen Wechsel in seiner Pein, und er hat nur noch die Wahl zwischen gemüthlicher und ungemüthlicher Langeweile.“

Ein solcher Typus kann sowohl mit Tugend, Würde, Tapferkeit, Verdienst, Geist, Schönheit und Jugend, als auch mit Schlechtigkeit, Schamlosigkeit, Feigheit, Verdienstlosigkeit, Dummheit, Häßlichkeit und Altersschwäche, bis in die äußersten Extreme dieser so verschiedenartigen Eigenschaften hinein, gepaart seyn, und auf diesem weiten Feld ist ein ländlicher wie ein höfischer, ein militärischer wie ein gelehrter Don Juan möglich, kann der größte Mann wie der elendeste Wicht, Apollo wie Kaliban, Sokrates wie Thersites, Cäsar wie Sardanapal, Krösus wie Diogenes, Danton wie Figaro, Held wie Hanswurst erscheinen, bleibt nur derjenige ausgeschlossen, dem bei allem guten Willen

die Anziehungskraft, oder troß der letzteren der gute Wille, zu lieben und auch nur sich lieben zu lassen, abgeht.

Enger begrenzt und stärker individualisirt muß die Gestalt seyn, die ein Dichter, namentlich auf der Bühne, vorführt. Sie muß einen Stand, einen Charakter, eine Lebensgeschichte, eine Umgebung, einen Anfang und ein Ende haben, um als concrete Erscheinung vor uns hintreten zu dürfen. Statt bei einer solchen Fixirung, wie Grabbe, in die wesenlose Allegorisirung einer bloßen philosophischen Doktrin zu verfallen, knüpft der wahrhaft schöpferische Dichtergeist an eine einzelne Erscheinung aus der ihm bekannten Gegenwart oder Geschichte oder Mythologie an, leiht ihr und entleiht ihr Züge und Begebenheiten, vermählt das Verwandte, versöhnt die Gegensätze, und dann steht die Schöpfung plötzlich da, „wie aus dem Nichts gesprungen," fertig und unverwüstlich, mit all der innern Wahrheit, welche allein Dauer verleiht. Dieß ist der Fall mit der Schöpfung Tirso's de Molina, obwohl sich dieselbe nicht allein auf einer vollständigen und bestimmten Tradition, sondern auch auf der vorhergehenden dramatischen Behandlung des Stoffes durch Juan de la Cueva aufbaut, und zwar hat hier die Kraft der allgemeinen Wahrheit so mächtig gewirkt, daß der Name, den sie sich wählt, von da an populär wird für den ganzen, doch schon längst vorhandenen und bekannten Typus, und die nachfolgenden dichterischen Behandlungen sich mehr oder weniger genau an diese maßgebende Vorzeichnung binden müssen.

Tirso faßt und individualisirt seinen Stoff nach dem katholischen und ritterlichen Geist der spanischen Bühne im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert. Sein Held ist ein hochgeborener und hochgestellter Edelmann, geschmückt mit den meisten Vorzügen seines Standes, besonders durch die unerschrockenste Tapferkeit und einen vollkommenen Schliff in Haltung und Manieren. Aber von dem gewöhnlichen, derselben Eigenschaften theilhaftigen Cavalier, der sich durch die ganze Degen- und Mantelcomödie hindurchzieht, scheidet ihn seine abscheuliche Gewissenlosigkeit in allen Liebesangelegenheiten, so wie der ganz besondere Zug eines hochfahrenden Trotzes gegen alles Ueberirdische. Dieser Trotz ist mehr frivol als eigentlich skeptisch zu nennen, weil sein Träger den Himmel und die Hölle nicht geradezu läugnet, sondern nur sie weder liebt noch fürchtet. Wenn ihn eine Respekts- oder andere Person, wie dieß öfter geschieht, an die Sündhaftigkeit seines Betragens und die ihm drohende Strafe erinnert, so stellt er die letztere Aussicht nicht absolut in Abrede, er spottet auch nicht einmal darüber, sondern erwiedert nur dilatorisch und ausweichend, daran zu denken, sey noch lange Zeit, und pocht auf seine Lebenskraft, indem er ausruft, lange Frist gewähre ihm, wer ihn an seines Lebens Ende erinnere. Der gefährlichste Feind jeder Religion, ist er kein Zweifler und kein Ungläubiger, kein Gelehrter und kein Forscher, sondern ein Gleichgültiger, und dieß nur aus persönlichen, praktischen, äußeren Gründen, weil ihn die Moral langweilt und, schlimmer noch, an seinem Treiben hindern würde. Darum will er taub gegen jede mahnende Stimme seyn, er macht sich aus Egoismus und mit Gewalt taub. Er hat und kennt nur Eine Leidenschaft, der er ohne Rücksicht Alles opfert: die Leidenschaft für die Frauen.

Was ist das Wesen derselben? Bloße Sinnlichkeit? Oder eine leicht entflammte und darum auch leicht wieder gedämpfte, allgemeine Empfindsamkeit, welche mehr mit Kopf und Nerven als mit dem Herzen arbeitet? Oder ein bloß künstlerisches, allenthalben angeregtes Schönheitsgefühl? Oder nur Renommage? Oder die Wuth des Verderbers und Neiders, der nichts Schönes, Feines, Reines stehen sehen kann, ohne es mit profanen und plumpen Händen anzufassen, zu beschmutzen, zu zerbrechen? Alle diese Seiten der im Grunde nämlichen Empfindung sind gleichmäßig in ihm vertreten. Schon die Namen der Stücke Tirsos und des erwähnten älteren Dichters deuten diesen Charakter an. El Infamador nennt de la Cueva, el Burlador Tirso seinen Helden. Er ist ihnen ein Verderber, Verführer, Betrüger, Ehrenschänder von Handwerk, ein Gauner sans foi ni loi, dem alles gut ist, was sein frecher Arm zu erreichen vermag.

Niemand kennt diesen Attila der Frauenwelt besser als sein Diener, Vertrauter und Gehülfe, der verschlagen plumpe Catalinon, und dieser qualificirt seinen Herrn beständig als die Zuchtruthe und den Skorpion des schönen Geschlechts, als den Erzschelm von Sevilla, als den ersten Spitzbuben und großen Herzensdieb von Spanien, der die Weiber am Narrenseil herumzieht. Und das Betragen Don Juans rechtfertigt alle diese Bezeichnungen. Denn er ist kein feiner Verführer, der seine Mittel zu wählen und zu vermannigfaltigen, den Trieb der Sinne, wie Lovelace, durch ein Raffinement der Empfindung zu verstärken, einen moralischen Widerstand durch die Räsonnements der Leidenschaft zu brechen und die Frauen gewissermaßen mit ihrer eigenen Einwilligung zum Falle zu bringen weiß. Nein, er kennt nichts als das Aeußerlichste, Nächstliegende, Oberflächlichste. Statt nur an seine Jugend, Schönheit und Liebenswürdigkeit, welche Eigenschaften er ja doch in hohem Grade besitzt,

zu appelliren, um seine Erfolge zu erringen, greift er nach dem ordinären und stereotypen Mittel jedes stupiden Wüstlings, welches schon damals wie jetzt so verbraucht erscheint, daß es aus dem Wörterbuch der anständigen Leute ausgestrichen seyn sollte, nach dem Mittel des falschen Eheversprechens nämlich. Auf dieses Stichwort verläßt er sich, einige schöne Redensarten nur gelegentlich und nebenher in den Kauf gebend, bei der Fischerin Tisbea wie bei der Bäuerin Aminta und erklärt es für seine Lieblingsmetapher bei seinen vielen andern, nicht auf der Bühne, sondern nur erzählungsweise erscheinenden Abenteuern.

Die abscheuliche Monotonie dieses Verfahrens mildert er, im Stück selbst, nur einer andern, noch bequemeren Methode, nämlich der gleichfalls zweimal erscheinenden Finte zulieb, sich im Dunkeln für einen andern, den wirklichen und erwarteten Liebhaber der zu verführenden Dame auszugeben. Noch roher und gemeiner als das Mittel eines falschen Eheversprechens charakterisirt dieser Streich den Burlador ganz vorzüglich. Aber man glaube nicht, daß diese Einförmigkeit in der Handlungsweise Don Juans ihren Grund etwa in einer Erfindungsarmuth oder Flüchtigkeit des Dichters habe. Ein Tirso hätte, zumal bei der traditionellen Mannigfaltigkeit der spanischen Bühne in Liebesintriguen, die Verführungsmittel seines Helden leicht vervielfachen können, namentlich auf dem so dankbaren Boden von dessen liebenswürdiger Unwiderstehlichkeit. Daß er dieses nicht that, daß er vielmehr nicht allein bei den erwähnten Mitteln stehen blieb, sondern jedes derselben auch eine ganz genaue Wiederholung erfahren ließ, beweist, daß er gerade hierin die rohe Gleichgültigkeit und Wahllosigkeit des Verführers in der alltäglichen Verübung dessen, woraus er sich ein eigentliches Metier gemacht hat, definiren wollte.

Hören wir, wie Don Juan in seinen eigenen Aeußerungen diese indirekte, aber höchst feine Charakteristik Tirsos bestätigt. Ein schamloser Heuchler gegenüber den Personen, welche Autorität über ihn haben, bereut er vor seinem Vater zum Schein den bösen in Neapel, zur Unehre des spanischen Vaterlandes, verschuldeten Handel, setzt aber, für sich redend, hinzu, zu seiner Lust sey ihm dieser Handel gediehen, und er wolle den Jugendmuth, mit welchem der Alte sein Betragen halb entschuldigt, ungebessert mit nach Hause nehmen. In der nächsten Intrigue beruft er sich bei den warnenden Vorstellungen Catalinons nach dem Schiffbruch, mit Hohn auf das Beispiel des Aeneas bei Dido und meint, Spott mit den Frauen zu treiben, sey nun einmal so seine Gewohnheit. Einem edeln Nebenbuhler gegenüber scheut er sich nicht vor der infamsten Doppelzüngigkeit und Lügenhaftigkeit, und selbst der verwerfliche Vertraute entrüstet sich gegen den Judas, der dem Mann schön thut, wenn er ihn verkauft. Er freut sich, daß ihn Sevilla laut den Verführer nennt, weil er von jeher seine größte Lust darin gesehen hat, ein Weib zu entehren und entehrt zu verlassen, pocht auf die Sicherheit der so geschmacklosen Mittel, die er dazu anwendet, und rühmt sich beim Einleiten neuer Frevel der alten, deren Erzählung übrigens nur beweist, wie wenig wählerisch er ist, und wie oft ihm die banausische Willigkeit seiner Objekte jegliche Mühe der Ueberredung überhaupt ganz ersparen mochte.

Demgemäß erwarte man nicht, daß er bei seinen Werbungen in der wirklichen Sprache der Liebe oder auch nur der Leidenschaft rede. Schöne Worte zu geben, ist ihm, wie schon angedeutet, an sich langweilig; er thut es nur, wo er nicht anders kann, und dann in einer ganz banalen und oberflächlichen Weise, in Ausdrücken, welche einem Briefsteller für Liebende entliehen seyn könnten. In jenem lächerlich übertriebenen poetischen Styl, der in der literarischen Geschichte der Renaissanceepoche unter den Namen des Gongorismus, des Marinismus, des Euphuismus in ganz Europa umgeht, setzt er seine Herzensgluthen den Fluthen des Meers entgegen, preist die Geliebte als eine Sonne, welche, obwohl aus Schnee geformt, doch schon durch ihren bloßen Anblick entzündet, spricht von süßen Augen, weißen Händchen, holden Füßchen, Alabasterhälsen und dem reichen Schmuck dunkler Purpurwangen. Er schmeichelt der bescheidenen und niedrigen Fischerin mit dem Trost, in der Liebe hohem Reich gelte die grobe Wolle so viel wie das seidene Gewand, und selbst diese naive, unerfahrene Unschuld erstaunt über den Wortschwall, den er sogleich findet, nachdem er kaum vom Ertrinken davongekommen ist, indem sie sagt, er, dem so eben noch der Athem gefehlt, rede nun viel auf einmal.

Auch hier darf der Dichter nicht mit seiner Kreatur verwechselt werden, vielmehr stellt er, in einem schneidenden, wohlthätigen und jedenfalls absichtlichen Contrast, jener Herzenstrivialität Don Juans die feinsten und wahrsten Gefühlsäußerungen in dem Munde anderer Personen entgegen. Sein Held redet nicht, wie Tirso selbst es nicht besser versteht, sondern sein Ton soll der des Menschen seyn, der in der Liebe nur die Neigung sieht, welcher nie ein Mensch widerstehen kann. Weit abstechend von diesem grob sinnlichen Materialismus sind die Worte derer, welche wahrhaft lieben. Mit einer edeln Scheu reden sie von der Macht des kindischen Gottes, welche selbst bis zu den Todten

dringt und keine irdischen Hemmnisse der Gewalt kennt. Weit entfernt von der cynischen Gleichgültigkeit Don Juans beklagen sie aufrichtig ein verlorenes Glück, das im Entfliehen eben so eilig als im Kommen langsam war, und wissen, daß hier das Unheil zwischen Lippe und Kelchesrand schwebt, weil es die Art der Liebe ist, daß man nach hassenden Herzen schmachtet, die glühend begehrenden aber verschmäht, daß sie stirbt, wenn man ihr schmeichelt, und lebt, wenn man sie verachtet. Endlich nennen sie mit einem schönen Bild die Liebe ein Kind, das sich nicht nach Ruhe auf weichem Bett sehnt, sondern sich nur niederlegen will, um zu wachen, sich früh wieder zu erheben und zu spielen wie ein Kind.

Für einen Don Juan sind solche Worte nicht gesprochen. Er hat andere Eigenschaften als die der Delikatesse des Gemüths nöthig, um mit seinem regellosen Verhalten unbeschädigt durch die Welt zu kommen, nämlich die schon erwähnte Starkgeisterei und eine große physische Tapferkeit, welche Hand in Hand mit einander gehen müssen, um ihm aus allen religiösen oder auch nur moralischen Bedenken und in den beständigen Gefahren der Rauferei wie ernstlicher gesetzlicher Verfolgungen zu helfen. So falsch er in seinen Liebesphrasen ist, so schrecklich wahr wird er hier. Wir sahen schon, wie er der drohenden Aussicht auf das Jenseits ausweicht. „Gott," sagt ihm sein Vater, „kann dir jetzt deine Frevel zulassen, aber seine Strafe bleibt doch stets bereit für die Schänder seines Namens, und er wird dir ein strenger Richter seyn im Momente des Todes." — „Ein langer Weg, eine weite Frist bis dahin!" spottet der Frevler. Diese letztere Antwort wiederholt er häufig und stets mit denselben Worten, selbst dem grausigen Erscheinen des marmornen Gonzalo gegenüber. Mit der tragischen Unbewußtheit eines Macbeth beschwört er die Rache des Comthurs, den er gerade getödtet, aber noch nicht im Bilde gesehen hat, auf sein Haupt, indem er der Bäuerin Aminta Treue schwört. „Wenn ich dich betrüge, so möge mich Gott sogleich mit dem Tode strafen!" ruft er, unter dem leisen ironischen Zusatz: „mit dem Tod von eines Todten Hand, denn Gott möge mich davor behüten, daß ich von einem Lebenden getödtet werde!" Auch in der Kirchhofscene sind sein Muth und seine Frivolität gleich denen Macbeths, der, im blinden Vertrauen auf die trügerischen Verheißungen, fechten will, bis ihm das Fleisch von den Knochen gehackt ist. Er lacht ob der dunkeln Rachedrohung auf der Inschrift des Monuments, greift dem Alten an den marmornen Bart, ladet ihn zum Abendessen und dann, wenn er wirklich die Rache liebe, zum Kampf, obwohl es dabei schlecht mit ihm aussehen wird, da sein Schwert von Stein ist. Diese Rache habe sich schon gar zu lange geduldet, und wenn es der Comthur selbst sey, der sie üben wolle, so habe er Unrecht zu schlafen. Solle sie aber bis zum Tode verspart werden, so sey das eine eitle Hoffnung und eine lange Frist.

Wenn Gentz bis zu Goethes Tod an seiner eigenen Sterblichkeit zweifelte, so reicht Don Juans Glauben an seine Lebenskraft noch weiter. Statt vor der wirklichen Ankunft des steinernen Gastes zu erschrecken, lacht er über Catalinons Furcht vor demselben; denn was müßte dieser, der sich vor Todten ängstigt, erst thun, wenn der Comthur noch lebte? Ohne zu zittern reicht er der Erscheinung, und wäre sie auch die Hölle selbst, die Hand, um ihr, als Mann von Ehre und als Edelmann, einen baldigen Gegenbesuch in ihrer Gruftkapelle zu versprechen. Erst wie der Marmorkoloß weg ist, fühlt der Trotzige, daß sein ganzer Körper in Schweiß gebadet und sein Herz im Busen von Eis ist, daß ihm jener die Hand mit einer Gluth der Hölle preßte und einen eisigen Athem wie einen Hauch der Hölle hauchte. „Doch," ruft er sich selbst zu, „dieß Alles ist, wie ja auch vorher das Kopfnicken auf dem Kirchhof, eitles Phantasiespiel und Sinnentrug; Todte zu fürchten ist die schlimmste Furcht," und so wird er der Einladung in die Gruft des Comthurs folgen, damit ganz Sevilla entsetzt seinen Muth anstaune. Der Tag dieses Besuchs ist ein Freitag. Vergeblich erinnert Catalinon an die fatale Bedeutung dieses Tages, denn Don Juan ist der alte Starkgeist geblieben. Tausend Heuchler und Thoren mögen an solche Narrheiten glauben, ihm aber ist nur der Tag widerwärtig, wo es an Geld fehlt, Alles sonst ist Wind, und der noch unverübte Frevel an Aminta wird vollbracht.

In der schließlichen gräßlichen Katastrophe empfängt ihn Gonzalo mit einer bittern Kritik. Er hat nicht geglaubt, daß Don Juan, dem ja doch alles Spott sey, Wort halten werde mit seinem Versprechen des Kommens. Wie aber der kühne Gast einen Grabstein bei Seite schiebt, um Platz zum Tafeln zu bekommen, nennt ihn der Comthur selbst einen starken Helden. Und nun ißt der Trotzige von einem schwarzen Tuch alles, was ihm jener vorsetzt, Skorpione und Vipern, und trinkt, in Galle und Essig, den Wein aus den Keltern der Hölle. Abermals reicht er die Hand hin, klagt nur über den physischen Schmerz der Gluth, die ihn verbrennt, sucht sich vergeblich mit seinem Schwert zu vertheidigen, und erst im letzten Augenblick, da es zu spät ist, verlangt er vor dem Tod einen Priester, der ihm die Beichte abnehme und seine Sünden vergebe.

Vollständiger, wahrer und kräftiger, als es hier bis zum Ende geschieht, konnte ein Charakter nicht gezeichnet werden. Staunen und Schrecken ergreift uns vor der maßlosen Unerschütterlichkeit des Helden, und dennoch gewinnt er, anders als Macbeth und Richard, im Fall unser Mitleiden. Eine Schöpfung von dieser Gewalt mußte den Namen und den Typus für alle späteren Behandlungen feststellen, und so sehen wir die Nachfolger Tirsos, mit nur theilweiser Ausnahme Byrons, auf dessen Bahnen wandeln.

Wenden wir uns zunächst zu Molière. Dessen Don Juan ou le Festin de Pierre ist nicht das alleinige Zwangsanleihen, welches die französische Komödie und Tragödie des „großen Jahrhunderts" wie der vorhergehenden Zeit bei der spanischen Bühne gemacht haben. Bekanntlich scheute sich Molière so wenig, als irgend einer seiner dichterischen Zeitgenossen, Vorgänger und Nachfolger vor einer „klassischen Verbesserung" der spanischen „Unregelmäßigkeit." Allein er, und fast er allein, besaß Geschmack, gesunden Verstand und schuldige Achtung vor seinen Vorbildern in hinreichendem Maße, um nicht pedantisch zu werden. Außerdem erlaubte ihm die komische, das heißt für den Franzosen nur die prosaische und familiäre Form ohne Rücksicht auf die Natur des Inhalts, welche Form er trotz des tragischen Ausgangs wählte, und nach der so eben gegebenen Definition wählen konnte, alle die für einen solchen Stoff nöthige Freiheit, besonders den Ortswechsel und die Unterbrechung der Zeiteinheit. Dennoch konnte er, sollte das Original nicht sklavisch copirt werden, nicht anders als, indem er es modificirte, dessen wilde Größe und Charaktereinheit in etwas abschwächen. Doch hat ihn dieß nicht verhindert, ein Werk von augenblicklichem Erfolg wie von dauerndem Werth zu schaffen. Auch ohne die stärkende Zuthat seiner nachträglichen Umarbeitung in Verse durch den jüngeren Corneille hat sich dasselbe unter seinen Arbeiten zweiten Rangs behauptet und ist ganz neuerdings auf einer der Pariser wichtigsten Bühnen mit gutem Erfolg wieder erschienen.

Molière verstand es, den Don Juan, wie alle andern fremden, antiken oder modernen Stoffe, die er behandelte, in einer ächt französischen Weise zu modificiren. Er nimmt seinem Helden die trotzige Irreflexion, die heißblütige Unmittelbarkeit des Spaniers, um einen kalten Räsonneur, einen kleinlichen Intriguanten, einen Fat und Stutzer, ja gar einen verheiratheten Mann und schließlich einen Heuchler und Betbruder aus ihm zu machen. Dann verringert er die nicht eigentlich überladene, aber für die Begriffe der französischen Kritik doch noch viel zu vollsaftige Handlung des spanischen Stücks. Die Verwechslung, vermittelst deren bei Tirso die Herzogin Isabella gewonnen wird, und die Verführung der Fischerin Tisbea fallen ganz weg. Die Rolle der Bäurin Aminta wird allerdings verdoppelt, indem zwei ländliche Schönheiten statt Einer auftreten, allein die betreffende Handlung kürzt sich doch auch hier sehr ab. Von Donna Anna und ihrem Vater, dem Gouverneur, wird nur geredet, die erstere erscheint gar nicht, der letztere nur als steinerner Gast auf der Bühne. Das Ende verändert sich dahin, daß Don Juan nicht nach jenem unheimlichen Besuch einen Gegenbesuch macht, sondern der Gouverneur kommt ein zweites mal zu ihm und hat dabei als Vorläufer die allegorisch nicht sinnlose, aber doch an sich lächerliche Erscheinung eines Gespenstes, welches sich plötzlich durch seine Attribute, Hippe und Stundenglas nämlich, als die Zeit enthüllt und davon fliegt. Neu dagegen sind bei Molière eben dieses Gespenst, dessen Sinn aus den Umständen leicht erhellt, die Rolle der verlassenen Elvira, die sich aus Don Juans Eigenschaft als Ehemann ergibt, und endlich eine Reihe von burlesken, zum Theil vortrefflichen Scenen zwischen diesem und den Bauern oder einem Gläubiger in der Art des Bourgeois Gentilhomme, welche ganz direkt auf den Geschmack des höfischen Publikums, den König voran, berechnet wurden.

(Fortsetzung folgt.)

Die Schlangenkönigin.

(Fortsetzung.)

„Nun, das ist die angenehmste Führerin, die mir werden konnte!" rief ich überrascht. „Hoffentlich kennen Sie den Weg besser als ich." Ich half ihr wieder zu ihrem Ruder, erzählte, wie ich hieher gekommen sey, und sprach meine Verwunderung aus, sie auf diesem einsamen Wege zu finden.

„O," sagte Marie, „ich hatte nur ein Geschäft drinnen — eine Bestellung. Wir sind gewohnt, Stunden lang umher zu fahren, ohne einem Menschen auf unserem Wege zu begegnen. Auch Sie sind gar sehr in's Weite gerathen, Herr Ernst. Ich will Sie bis zu einem Kreuzwege begleiten, hernach können Sie nicht mehr fehlen."

Marie schien mir in ihrem Wesen befangener als sonst, doch schob ich es auf die Situation, indem sie mit einem fremden Manne bei herein sinkender Nacht dahin fahren mußte. Ich entschuldigte mich, ihre Hülfe in Anspruch nehmen zu müssen, so sehr sie auch versicherte, daß sie es gern thäte. Aufrecht stehend in unsern Kähnen glitten wir neben einander hin. Ich mußte geraume Zeit die Unterhaltung allein führen, meine Führerin gab nur wenig Worte zum Besten. Aber auch an diese ließ leicht anknüpfen, denn Marie war kein gewöhnliches Bauernmädchen. Durch ihren Bruder, den Pfarrer in Burg, war ihr geistiger Horizont genug erweitert worden, daß sie ein allgemeines Gespräch verfolgen konnte, ohne daß sie jedoch als „gebildet" hätte bezeichnet werden können. Ich verfehlte nicht, sobald es sich schickte, die Unterhaltung auf Franz zu bringen, und sagte viel Gutes über ihn.

„Ja, so ist es auch," nahm sie das Wort. „Es gibt keine böse Zunge, die dem Herrn Lehrer etwas nachzureden wagte. Auch mein Bruder hält große Stücke auf ihn, und sagte noch kürzlich, er schätze ihn so hoch, daß er ihn in seiner Nähe in Burg haben möchte. Da sind die Stellen auch noch besser. Das wäre gewiß auch für Alle gut. Mein Bruder hätte immer einen so klugen und gescheiten Mann um sich, und ich liebe seine Mutter sehr. Sie ist eine so brave Frau, und hat mir schon manches erzählt —"

Marie brach plötzlich ab. „Was hat sie Ihnen erzählt?" fragte ich unbefangen. — „O von der Zeit — da sie in Ihrem Hause war." — „Also kannten Sie mich schon, ehe ich hieher kam?" — „Nein, das nicht. Es ist erst — erst vor ein paar Tagen sprach sie davon." Marie schien verwirrt.

„Es war eine schöne Zeit," sagte ich, „und Franz und ich lebten als glückliche Knaben und Jünglinge." — „Das glaub' ich!" rief sie schnell. „Aber ich begreife nicht, wie er hat zurück und in die Einsamkeit gehen können. Was hat er hier? Ach, ich denke mir, wenn man einmal die große Welt draußen gesehen hat, kann man hier bei uns nicht mehr froh werden. Hier ist Alles eng und klein —"

„Aber Sie selbst sehnen sich doch nicht von hier weg?" unterbrach ich sie. — „Warum nicht?" rief sie. „Wenn mein Bruder mir erzählt von der Zeit, wo er studirte, und was er alles erlebte, dann geht mir das Herz auf. Ich möchte hinaus, ich möchte auch etwas erleben! Und wenn ich an seinen Bücherschrank gerathe und einmal in's Lesen komme, dann wird mir's überall zu eng. Muß es da nicht wunderschön seyn, wo all das geschrieben wird? Was gibt es da zu sehen und zu hören! Es muß ja eine ganze Welt voll Freude und Glück seyn! In Berlin möchte ich wohnen, da kann es nur glückliche Menschen geben!"

Dieses Bekenntniß befremdete mich sehr, und noch mehr der Eifer, in den das Mädchen gerathen war. „Liebe Marie," entgegnete ich, „es gibt auch da tiefe Betrübniß und schwereres Unglück, als Sie sich träumen lassen."

„Ja, ja!" sagte sie nach einer Weile mit bewegter Stimme. „Ich habe davon gehört. Ach, wie beklage ich die arme junge Frau, daß sie so früh aus der Welt gehen mußte!" — „Das ist ein sonderbares Mitleid, Marie! Ist der Zurückbleibende nicht mehr zu beklagen?"

„Ja, mit dem kann man wohl Mitleid haben, aber er lebt doch, er kann wieder glücklich werden. Leben ist Alles! Aber gar nicht mehr seyn, wenn man doch gewesen ist, und noch dazu glücklich gewesen ist, nein, das ist schrecklich! Ich möchte nicht jung sterben." — „Das begreife ich wohl. Doch glauben Sie mir, es gibt Lebenslagen, wo man, trotz aller Jugend, fertig zu seyn glaubt mit der Welt, und nur im Tode Ruhe sieht."

„Das soll aber nicht seyn!" rief Marie, deren anfängliche Befangenheit einer lebhaften Bewegung gewichen war. „Der Schmerz mag noch so schwer auf dem Menschen lasten, er darf sich doch nicht niederdrücken lassen. Er soll hoffen, wieder glücklich zu werden, und er muß es, denn um glücklich zu seyn ist der Mensch da. So lange man lebt, hat man ein Recht auf so viel Glück, als man ertragen kann."

Ich erstaunte. „Aber Marie," sagte ich, „diese Ansicht haben Sie wohl nicht durch Ihren Bruder, den Pfarrer, empfangen." — „O nein!" rief sie. „Der ist zwar sehr glücklich, spricht und predigt aber doch oft genug, daß der Mensch zum Dulden geboren sey. Ich glaub' ihm vieles, aber das nicht. Wozu wäre alles Schöne und Herrliche auf der Welt, wenn man es nicht genießen sollte? Die Welt gehört allen Menschen, und es steht jedem zu, sich sein Theil Glück darin auszusuchen." — „Und was nennen Sie denn Glück?" fragte ich.

Sie zögerte. Endlich sagte sie: „Und was nannte Ihre arme verstorbene junge Frau Glück?" — „O das war nicht viel! Sie lebte nur in ihrer Liebe, das war

ihr Alles. Reichthum und äußeres Behagen, alle Vortheile des Lebens hätte sie hingegeben, wenn das Schicksal es gefordert hätte, und wäre zufrieden mit mir in einer Hütte und bei trockenem Brod gewesen."

„Und das soll wenig seyn? Sie hatte ihr Theil Glück in vollem Maße, und es ist schrecklich, daß sie es dahingeben mußte!" — „Nun, um solch ein Glück zu erlangen, braucht man sich nicht in die Ferne zu sehnen. Sie werden doch nicht glauben, daß Sie Ihr Theil nur außerhalb Ihrer heimischen Grenzen erlangen können?" Sie schwieg einige Augenblicke, dann sagte sie mit bestimmtem Tone: „Ja, das weiß ich ganz gewiß!"

Das sonderbare Mädchen setzte mich in immer größere Verwunderung. War dieser Ausspruch nur das Zeugniß einer kindisch überschwenglichen Phantasie, oder zeigte er an, daß ihr Herz schon gefesselt sey? Mit Rücksicht auf diese letztere Frage brach ich das Gespräch ab, es schien mir unbescheiden, hier weiter dringen zu wollen. Aber das sah ich wohl, mein armer Franz hatte wenig oder nichts zu hoffen. Indessen achtete und schätzte sie ihn und ich beschloß, wenigstens das Meinige zu thun, ihn in ihren Augen immer höher zu stellen. So brachte ich nach mancherlei Umschweifen die Rede wieder auf ihn. Ich sprach davon, daß auch mich die Einsamkeit, in der er lebe, etwas besorgt mache.

„Er wird immer ernster," fuhr ich fort, „und über seine Jahre hinaus gesetzt und sogar in sich gekehrt. Nun, vielleicht gelingt es künftig einmal einer jungen Frau, ihn wieder jugendlich heiter und froh zu machen."

„Das glaub ich nicht," sagte Marie. — „Und warum nicht?" — „Weil er zu sehr glaubt, das Leben sey ein Jammerthal, und jede Freude kommt ihm vor wie ein Diebstahl, auf den gleich eine Strafe folgen muß. Träfe ihn oder einen andern wahres Unglück, ja, da, glaub' ich, wäre er wie ein Felsen, auf den man bauen könnte. Da würde er sich wie zu Hause vorkommen, wo er Bescheid weiß, und seine Frau müßte die beste Stütze an ihm haben. Aber sie muß dann auch von gleicher Art seyn wie er. Wäre sie das nicht, so würde er all ihren Frohsinn verkennen und ganz allein unglücklich seyn. Und vielleicht erfährt sie's nicht einmal, wie es um ihn steht, denn sie mit unglücklich zu machen, dazu ist er auch wieder zu gut. Und so wird er vor lauter Güte niemals etwas vom Leben haben."

Ich glaubte meinen Ohren nicht zu trauen. Dieses Mädchen entwarf mir ein Bild meines Freundes, worin ich, trotz aller Uebertreibung, die Grundzüge doch als nur zu richtig erkennen mußte. Aehnliches hatte ich selbst schon über ihn gedacht. Was mich aber geradezu bestürzt machte, war der Eifer, zu welchem sie sich gesteigert hatte. Ich konnte gar nicht zweifeln, daß ihr meine Absicht nicht entgangen sey und daß sie wie zu ihrer eigenen Vertheidigung gesprochen habe. Indessen schien ihre Verlegenheit und die Ueberraschung über sich selbst auch nicht geringer als die meinige.

Ehe ich noch ein Wort hervorbrachte, fuhr sie hastig, aber mit bebender Stimme fort: „Ach Gott! Verzeihen Sie nur, er ist ja Ihr Freund! Wer einen solchen Freund hat — ich will gar nichts gesagt haben! Hier gehen die Wege auseinander. Da auf dem großen Kanal kommen Sie in ein paar Minuten nach Leige."

Ohne ein weiteres Wort des Abschieds wendete sie ihren Kahn und verschwand im Finstern. Ich rief ihr noch meinen Dank für die Führung und ein: „Gute Nacht, Marie!" nach, erhielt aber keine Antwort. Die hellen Fenster des Dorfes schimmerten mir schon entgegen. Ich hatte nur kurze Zeit, meinen Gedanken nachzuhängen, da ich auf meinen Weg acht geben mußte, um mein Fahrzeug zwischen all den angebundenen Nachen vor den Häusern durchzubringen.

Franz und seine Mutter waren allerdings etwas in Sorge um mich gewesen, hatten sich aber schließlich mit dem Gedanken getröstet, ich sey auf der Lindenkaupe geblieben. Den Augen der guten Alten sah ich es jedoch an, daß inzwischen etwas vorgefallen seyn müsse, worüber sie mit mir reden wollte. Sobald ich meinen Thee, den sie mir schnell bereitete, genommen hatte, erklärte ich daher müde zu seyn, um mich auf mein Zimmer zurückziehen zu können. Und in der That brauchte ich nicht zu heucheln, denn ein mehrstündiges Rudern hatte mich etwas erschöpft. Kascha's Plan scheiterte jedoch, denn Franz begleitete mich auf mein Zimmer.

„Das ist für dich angekommen," sagte er, indem er nach dem Tische wies. Dort stand ein schöner großer Blumenstrauß, daneben lag ein kleines gesticktes Notizbuch. Ich griff freudig nach dem letzteren, da es mir schon seit mehreren Tagen fehlte, und ich es für verloren gegeben hatte. Es war die letzte kleine Arbeit, das letzte Geschenk meiner verstorbenen Frau. „Wo habt ihr es wieder gefunden?" fragte ich freudig. — „Die Marie hat es gebracht," sagte Franz; „du wirst es wohl auf der Lindenkaupe verloren haben."

„Die Marie? Sie war hier?" — „Allerdings, gegen Abend, in der Dämmerstunde. Ich saß in meiner Stube, das Fenster stand offen. Da sah ich sie kommen. Sie spähte herein und da sie mich der Dunkelheit wegen nicht sehen konnte und sich unbeobachtet

glauben mochte, legte sie Strauß und Buch in das offene Fenster. Es war nur ein Augenblick, gleich darauf verschwand sie."

„Franz!" entgegnete ich, „es war dein Fenster, in das sie den Strauß legte." — „Es war das einzige offene." — „Nun, dann mag der Strauß für uns beide seyn!" rief ich so unbefangen als möglich. „Wir wollen ihn in dein Zimmer stellen, hier, wo ich schlafe, würde mich der starke Blumenduft stören."

Franz nahm den Strauß und sagte mir gute Nacht. Kaum hatte er die Thür seiner Stube geschlossen, als ich leise Tritte und gleich darauf ein Pochen an der meinigen vernahm. Das mußte Kascha seyn, und richtig, behutsam öffnete sie und fragte, ob sie noch eintreten dürfe. „Komm nur, Kascha," sagte ich, „du hast mir dein Herz wieder auszuschütten, also rede!"

Ein rascher Blick nach dem Tische zeigte ihr, daß die Blumen fehlten. „Hat er sie doch mitgenommen?" rief sie mit höchst vergnügtem Gesicht. „Natürlich sind sie für ihn, ich sagte es ihm gleich, aber er wurde ordentlich böse und stellte sie hier herein."

„Sage mir nur, Kascha, war es denn wirklich die Marie?" — „Versteht sich; ich habe sie ja gesprochen. Aber daß sie schon am Fenster gewesen war, wußte ich nicht. Kurz, ich stehe im Garten bei meinen Bohnen, da sehe ich was vorbeischleichen. Sogleich erkenn' ich auch das Mädchen und rufe ihr zu: „Marie, wohin so eilig? Bleib doch hier, mein Kind!" Ich ging ihr schnell nach, und da stand sie feuerroth im Gesicht, weil ich sie ertappt hatte. Na, dacht' ich, du willst erst gar nicht fragen, warum sie hier ist, und sagte: „Das ist schön, daß du mich einmal besuchst. Komm in den Garten, mein Sohn ist nicht zu Hause." Sie machte Umstände, aber endlich kam sie doch, und wir setzten uns da hinten in die versteckte Laube, wo uns niemand sehen oder hören konnte. Sie erzählte von deinem Herrn Victor und sagte, sie könne den Menschen gar nicht ausstehen, worin ich ihr ganz Recht gab. Hernach kam sie auch auf dich zu sprechen, und da mußte ich ihr erzählen, daß es gar kein Ende nahm: von eurem Hause in Berlin, von deiner verstorbenen Frau, und von der Zeit, da der Franz und ich bei euch lebten. Ich erzählte gern davon, und sie hörte zu wie in der Kirche. Endlich stand sie auf und ich fragte sie, ob ich den Franz nicht ein Bischen von ihr grüßen sollte? Da wurde sie wieder feuerroth, gab mir nur die Hand und lief davon. Ach, es ist ein gar zu liebes Mädchen!"

„Hast du ihr früher schon öfter von uns und unserem Hause erzählt?" fragte ich. — „Nein, niemals. Es machte sich nicht so, heute zuerst. Aber siehst du, wie ich nachher ins Haus gehe, ist der Franz schon wieder da. „Weißt du, wer eben hier war?" frage ich. „Ja, ich weiß, die Marie," sagte er. „Die Sachen stehen schon drüben bei Ernst." Ich war verwundert. Nun, das Uebrige weißt du. Aber ist es nicht wahr, daß sie den Strauß ganz allein für den Franz gebracht hat?" — „Versteht sich, Mutter Kascha. Laß uns morgen früh weiter darüber reden. Gute Nacht!"

In die wunderlichsten Gedanken versenkt, zog ich den Stift aus meinem Notizbüchlein und schlug es ohne eine eigentliche Absicht auf. Da fielen meine Augen auf Zeilen, von einer fremden Frau geschrieben. Es war eine zwar nicht sehr gewandte, aber saubere Schrift. Ueberrascht las ich folgende Verse:

> Meine Sehnsucht kann nicht schweigen,
> Und ich frage Nacht und Tag:
> Will sich denn kein Weg mir zeigen,
> Wie zu dir ich kommen mag?
> Nimm hinweg des Herzens Gram,
> Meiner Seele Bräutigam!

Es war eine Strophe aus einem alten, ich glaube Herrnhutischen Gesangbuche. Die Schulkinder sangen das Lied, ich kannte es, es hatte eine wehmüthige, in ihrer Einfachheit ergreifende Melodie. Aber warum standen diese Verse hier? War ihr ursprünglich religiöser Sinn hier weltlich zu verstehen?

Was sollte ich davon denken? Hatte das Marie geschrieben? Ich suchte mir ihr Wesen gegen mich auf der heutigen Fahrt zu vergegenwärtigen, vor allem ihre Ueberraschung, ihren Schreck, ihre Befangenheit, als sie mir so unvermuthet begegnete. Warum hatte sie mir nicht offen gesagt, daß sie in Leige gewesen, um mir das gefundene Büchlein zu bringen? Mußte ich nicht annehmen, daß sie, um mir auf dem gewöhnlichen Fahrwasser nicht zu begegnen, jenen bedeutenden Umweg gemacht habe? Und dann ihre räthselhaften Aeußerungen! Und Franzens ebenso räthselhaftes Benehmen! Im Innersten erschrocken sprang ich auf, denn alle Räthsel schienen mir gelöst. Aber die Lösung war mir ebenso räthselhaft und unbegreiflich. Marie liebte mich! Mich — war es denn möglich? Konnte sie so blind seyn, daß sie dasselbe Wesen, welches sie in Franz tadelte, in mir nicht zum Theil ebenfalls erkannte?

Ich versank in ein Chaos von widerstreitenden Gedanken. Was sollte ich thun? Es ist ein großes, vielleicht das größte Glück des Lebens, geliebt zu werden. Ich war noch sehr jung, hatte eben erst mein fünfundzwanzigstes Jahr zurück gelegt. Und so gestehe ich, daß sich mitten im Wachen ein Traum über mich senkte, in dem mir auch das letzte Räthsel in nie

geahnter Schönheit gelöst erschien. Ich war wieder glücklich, liebte und wurde geliebt, mein Leben war nicht mehr einsam, es hatte wieder einen Inhalt. Ich führte die Freude in Mariens Gestalt in mein Haus, zu meiner Familie zurück — —

Da riß der trügerische, goldene Nebel meines Traums auseinander, ich sah die Wirklichkeit wieder. Verräther, Pflichtvergessener! tönte es durch meine Brust, und mein Gewissen strafte mich durch das bitterste Schuldbewußtseyn. Eitelkeit nannte ich es, aus so ungenügenden Anzeichen herzuleiten, daß ich geliebt würde. Abscheulich war es, mich in einen Liebestraum einzuwiegen, da ich meines Freundes Liebe zu Marien kannte. Als Abtrünnigkeit und Leichtfertigkeit mußte ich es erkennen, an einen Ersatz des Glückes zu denken, das mir vor kaum einem Jahre mit meinem theuren Weibe gestorben war. Ihr schönes Bild stand wieder lebhaft vor meiner Seele, verzeihend und zugleich mächtig genug, um jeden fremden Eindruck wieder zu verwischen. Ich durfte Marien nicht täuschen. Hatte sie wirklich eine Neigung zu mir gefaßt, so mußte ich diese bekämpfen und mich ihr entziehen, damit meine Gegenwart die hereinbrechende Verwirrung nicht noch vergrößere.

9.

Das Fest in Burg.

Am andern Morgen erhob ich mich bei Zeiten, um mit Franz, dessen Schulstunden schon um sieben Uhr begannen, zu sprechen. Er empfing mich gut und freundlich, wie immer. Sobald das Frühstück beendet war, nahm ich ihn unter den Arm und führte ihn in den Garten.

„Es muß klar zwischen uns werden, lieber Freund!“ sagte ich. „Dieses Mißverhältniß, dieses scheue Umgehen der Dinge, die uns innerlich lebhaft genug beschäftigen, soll aufhören. Du liebst Marien — unterbrich mich nicht! — und erst in der vergangenen Nacht ist es mir aufgegangen, warum du dich vor mir versteckst. Ich bin's, der deinen Hoffnungen auf sie gefährlich zu werden droht, — so wähnst du. Allein ich gebe dir mein Ehrenwort, daß ich Marien nicht liebe, noch auch jemals etwas gethan habe, ihre Neigung zu gewinnen.“

„Das glaube ich dir ohne feierliche Versicherung,“ entgegnete Franz. „Aber du wirst mir nicht so leicht ausreden, daß sie eine ernsthafte Neigung zu dir gefaßt habe.“ — „Das deutetest du mir schon neulich an, da ich zuerst mit dir über sie sprach. Damals verstand ich dich nicht. Woraus schließest du nun diese Neigung? Du hast mich seit jener Taufe am ersten Tage meines Hierseyns nicht mit ihr zusammen gesehen.“

„Schon damals, als ich neben ihr, und du uns gegenüber saßest, betraf ihr Gespräch nur dich. Der erste Anblick und Eindruck schien über ihr Herz entschieden zu haben. Ich merkte es aus ihren Worten, ihren Mienen, aus ihrem ganzen Wesen.“ — „Franz! Sind das alle deine Beweise?“

„Keineswegs. Sie war einige Tage darauf bei ihrem Bruder, dem Pfarrer in Burg, und hat ihm eine so enthusiastische Schilderung von dir entworfen, daß dieser mir neulich schrieb und es mir zur Pflicht machte, ihm meinen Gast zuzuführen. Sie kannte dich kaum, alles, was sie zu deinen Gunsten sagte, konnte daher nur die Liebe ihr eingeben. Und dazu das gestrige Ereigniß! Ich habe dir noch nicht alles gesagt. Sie drückte einen Kuß auf das Büchlein, ehe sie es neben den Strauß in das Fenster legte.“

Franzens Stimme bebte. Es mochte ihn einen schweren Kampf kosten, während er selbst Marien liebte, mir ihre Liebe zu beweisen.

„Nun gut, lieber Freund,“ entgegnete ich. „Da ich nicht die Absicht habe, das Mädchen zu täuschen, oder mit ihrer Neigung — wenn diese wirklich existirt — ein gefährliches Spiel zu treiben, so bleibt mir nichts übrig, als noch heute nach Hause zu reisen.“

Franz ergriff meine Hand und sah mich halb bestürzt an. „Nein, Ernst!“ rief er, „du wirst nicht abreisen! Das würde Aufsehen erregen!“ — „Könnten nicht ernste Geschäfte mich in Wirklichkeit nach Berlin rufen?“ — „Aber noch ist das nicht der Fall, und deine Abreise würde hier nichts ändern. Bleib' wenigstens noch einige Tage. Ich muß dich dem Pfarrer in Burg zuführen. Es wird dich nicht gereuen, du sollst eine vortreffliche Bekanntschaft machen.“

Nach mancherlei Hin- und Widerreden ließ ich mich wirklich bestimmen, noch ein paar Tage zu bleiben. Ich beschloß sogar, noch einmal mit Marien zu sprechen. Ich wollte sie mit aller Schonung und Milde überzeugen, daß sie ihr Herz bezwingen müsse, wenn dasselbe wirklich zu meinen Gunsten sprach. Freilich war damit noch nicht viel für Franz gewonnen. Doch hoffte ich ihn durch erneuertes Aussprechen meiner Freundschaft und unbedingten Achtung auch für sie zum Gegenstande eines größeren Interesse zu machen. Wagte ich auch nicht gar viel für meinen Freund zu hoffen, so hielt ich es doch für meine Pflicht, daß ich, der ich, wenn auch unbewußt, die vielleicht glücklich angesponnenen Fäden in Verwirrung gebracht, nur für ihn eintrete, um ein günstiges Resultat noch zu ermöglichen.

Franz war, nach unserem Gespräche am Morgen, den Tag über sichtlich in anderer Stimmung. Er zeigte sich freier und offener, und sprach sich nun ganz unverhüllt gegen mich aus. Er liebte, ja er hoffte noch. Der Besuch in Burg sollte schon Tags darauf, als an einem Sonntage stattfinden. Franz war zu einer Hochzeit dorthin eingeladen und ich versprach ihn zu begleiten.

Das Dorf Burg ist nicht nur das größte des Spreewaldes, es zählt sogar mit zu den größten Dörfern überhaupt. Seine viertausend Einwohner bewohnen mit ihren weitgedehnten Gehöften und Gärten den Flächenraum einer mittleren Provinzialstadt. Daraus ergeben sich denn mancherlei städtische Erscheinungen. Handwerker verschiedener Art sind unter der zahlreichen Bevölkerung nöthig geworden, und allerhand Bedürfnisse, bei welchen der Bauer sonst die Stadt zu Hülfe nehmen muß, kann das Gewerbe im Dorfe selbst befriedigen. Obwohl zum Spreewalde gehörig, zeigt Burg doch nicht mehr den eigentlichen Waldtypus dieser Gegend. Das Netz von Kanälen hat aufgehört und nur einige Wasserarme umschlingen oder durchschneiden den großen Bodencomplex von Wiesen und Ackerland.

Wir kamen, da Franz seiner Berufsgeschäfte halber erst Nachmittags hatte aufbrechen können, etwas spät zum Feste. Musik schmetterte uns aus dem Hochzeithause entgegen, man tanzte bereits. Vor der Thür, unter einigen schönen Bäumen, saßen Männer und Frauen bei Kaffee, Wein und Bier. Auch geschmückte, vom Tanze erhitzte Paare suchten das Freie und standen in Gruppen umher. Die Mädchen lachten und jubelten, wenn ausgelassene Burschen einander mit derben Scherzen verfolgten und herum jagten. Als wir uns dem Hause näherten, traten uns aus dem Kreise der älteren Leute der Brautvater zugleich mit dem Pfarrer entgegen. Der letztere nahm mich nach der Begrüßung sogleich in Beschlag. Es war ein noch junger Mann, dessen Wesen mir vom ersten Augenblick an sehr wohl gefiel. Er kam mir wie einem alten Bekannten mit Herzlichkeit entgegen, und auch mir war's, als hätte ich längst mit ihm verkehrt. Die Schranken der Fremdheit und die Formen der Höflichkeit, welche einer neuen Bekanntschaft oft so hinderlich sind, fielen sofort zwischen uns nieder.

Aber kaum hatten wir uns in ein Gespräch eingelassen, als Marie mit glühenden Wangen aus dem Hause stürzte. Hinter ihr her kam Victor, mit dem sie getanzt hatte. Der letztere begrüßte uns wortreich und mit ausgelassener Freude. Marie sprach kaum ein paar Worte, ihr Wesen war unstet, halb froh, halb verlegen, sie schlug die Augen nieder, wenn die meinigen sie trafen. Der Pfarrer strich ihr die Wangen.

„Marie," sagte er, „jetzt wird eine Weile ausgeruht, du bist erhitzt. Bis ich mit unserem Gast zurückkehre, tanzest du mir keinen Schritt! Nehmen Sie den Wildfang ein wenig in die Schule," wandte er sich scherzend an Franz. „Lesen Sie ihr den Text über ihr leidenschaftliches Tanzen."

Er winkte mir, um mir das Dorf und sein Pfarrhaus zu zeigen. Marie, Franz und Victor blieben vor der Thür sitzen. Wir sprachen auf unserem Gange dieß und jenes. Endlich kamen wir auch auf Marien. „Nehmen Sie mein Vertrauen, das fast wie Zudringlichkeit aussieht, von der besten Seite," sagte der Pfarrer. „Mir ist, als dürfte ich über alles mit Ihnen reden, und sicher sind Sie durch Ihren Freund, den Lehrer, in manches eingeweiht, das uns allen am Herzen liegt." — Ich versicherte ihn der gleichen Gesinnung und bekannte, daß mir nichts erwünschter sey, als ein vollkommen freimüthiges Gespräch mit ihm.

„Nun, dann verhehle ich nicht," begann er, „daß mir das Mädchen viel Sorge macht. Sie strebt mit aller Gewalt aus dem beschränkten Kreise heraus, auf den sie doch angewiesen bleibt. Zum Theil liegt das in der nicht günstigen Stellung, die sie einnimmt. Die ältere Schwester hat mit bescheidenem Sinne einen Bauern geheirathet, mich selbst haben die Studien in eine bürgerliche Stellung gebracht. Marie steht zwischen uns und gehört im Grunde weder dem einen noch dem andern Kreise an. Sie lebt für gewöhnlich in meinem Hause. Da lernt sie denn allerhand städtische Sitten und Gewohnheiten. Sie ist ein hübsches und liebenswürdiges Mädchen, und so wird sie von Freunden und Bekannten, die bei mir vorsprechen, sehr verzogen. Sie ist eitel und hochmüthig geworden. Dazu kommt, daß sie heimlich in meinen Büchern umhergestöbert und manches gelesen hat, was ich ihr verboten haben würde. Endlich noch hat sie das Bewußtseyn, ein, nach hiesigen Begriffen, reiches Mädchen zu seyn, das sich etwas herausnehmen darf. Sie hat, trotz ihrer Jugend, schon oft Gelegenheit gehabt sich zu verheirathen. Aber sie spielt mit ihren Freiern, um sie endlich zu verlachen."

(Schluß folgt.)

Die Marseillaisen des Jahrhunderts.

Eines Morgens, kurz nach dem Basler Friedensschlusse, fuhr ich mit einem edlen Zweigespann und einem alten Hühnerhund auf dem Kehler Wiesendamm am Rhein hinauf und freute mich des Jubels der Lerchen hoch in den Lüften und des Wachtelschlages in den Saaten und des mystischen Rauschens und Brandens der Wasserfluthen. Plötzlich hielt der alte besonnene Lenker meines Wagens an und lauschte mit gespitzten Ohren nach einer Gegend jenseits des Rheins. Bald vernahmen auch meine Ohren Trommelgerolle in weiter Ferne, jetzt leiser, dann wieder stärker, je nach den Windungen der Straße von Straßburg und nach dem Zug der Lüfte. — Die Trommeln schwiegen, und jetzt bebten die seltsamsten und verschiedenartigsten Töne eines scharf accentuirten Marsches mir wundersam durch alle Nerven. Vordem hatte ich keine andere Militärmusik gehört, als die sentimentalen, mehr schmachtenden als belebenden Märsche von sechs Hautboisten bei den Karlsruher Paraden; jetzt erklang mir die erste vollstimmige Regimentsmusik in hinreißend stürmischer Weise.

Es kam näher und näher heran, schwenkte rechts von der Straße ab auf die Wiesen ganz nahe am Ufer. Auf die ersten Trommeln und Musikanten folgte eine zweite Schaar und dieser eine dritte. Den seltsamen Zauber dieser neuen Musik erhöhte noch der Anblick der den Halbbrigaden voranreitenden oder umhersprengenden Officiere, mit wallenden Straußfedern auf den Hüten und den ungeheuern fliegenden und flatternden Tricolorschärpen. Wäre die Welt in jenem Augenblick untergegangen, ich hätte nichts davon gemerkt; ich hörte diese Musik noch immer, nachdem sie längst verstummt war, und sah nichts als jene prächtigen Officiere mit den Straußfedern und den wimpelnden Schärpen. Ich konnte mich vom Anblick nicht mehr losreißen.

In langer Linie standen endlich die Franzosen am Rhein hin aufgestellt und machten Front gegen uns. Die westlichen Lüfte trugen auf ihren weichen Schwingen jeden Laut vom jenseitigen Ufer zu uns herüber. Nach und nach hatten sich Haufen von Neugierigen um uns gesammelt und machten allerlei Bemerkungen über alles, was sie sahen, und zankten sich oft lebhaft darüber.

Nicht lange, so marschirten die Musikbanden und zahlreiche Trommler aus den Zwischenräumen der Bataillone heraus und stellten sich sämmtlich vor der mittleren Abtheilung auf. Ihnen folgte ein kleiner Trupp mit drei hohen Stangen voll flatternder Tricolorbänder und obenauf mit einer in der Morgensonne glitzernden Goldfigur. „Die Gockler (Hähne) kommen!" rief es in unserer Umgebung. Viele Officiere sprengten nach der Mitte und auf ein Kommando schwenkten die Seitenabtheilungen links und rechts ein und bildeten so ein Viereck, dessen vierte Seite uns gegenüber offen blieb. Einer der Officiere zu Pferd hielt eine Rede, von der wir keine Sylbe verstanden. Am Ende schwang er seinen Säbel hoch über dem Kopfe und rief: „vive la république!" und weithin schallend antwortete die ganze Schaar dreimal: „vive la république!" und die Kanonen donnerten dazu in drei Salven. Viele unserer Zuschauer zeigten sich in höchster Freudenekstase, schwenkten ihre Hüte und Mützen und brüllten ebenfalls „vive la république." Andere zankten und schimpften darüber und mein Führer knirschte: „Wartet nur, ihr Hallunken!" Mir waren alle diese Erscheinungen und Aeußerungen damals böhmische Dörfer, worüber ich erst später Aufklärung erhielt.

Plötzlich wirbelten alle Trommeln und aus dem Wirbel schwang sich von allen Musikbanden jene Melodie auf, welche mit ihren glühenden Rhythmen und begeisternden Worten den Nüchternen berauscht, den Berauschten fanatisirt, die Welt in ihren Grundfesten erschüttert hat und noch jetzt, nach mehr als einem halben Jahrhundert, wie ein drohendes Gespenst in allen Ländern umherspukt — die Melodie der Marseillaise. Sobald die Melodie zu Ende war, donnerten die Geschützsalven und die Tausende der Soldaten und die Tausende der Zuschauer und alle Instrumente begannen nun die Melodie von neuem, daß es durch die Lüfte wogte und brauste wie die Brandung des Meeres an einem Felsgestade, wie das Brausen und Donnern eines Wasserfalls. So ging es fort bis zur letzten Note der letzten Strophe. Ich zitterte am ganzen Körper vor Lust und Entzücken, voll mystischen Schauers und Träumens; es bebte mir noch durch alle Nerven und pulsirte durch alle Adern, als längst der Gesang verstummt war und Soldaten und Zuschauer nach ihrem Straßburg zurückmarschirten. Den ganzen Tag summte mir jene Melodie in den Ohren und in der Nacht schreckte sie mich aus dem Schlafe auf, und heute noch zuckt sie mit wonnigen Schauern mir durch Leib und Seele.

Diese Melodie entschied über meinen musikalischen

Geschmack für das ganze Leben. Alle hundert heiligen Regeln des reinen Satzes, alle kunstreichen Combinationen und Verschlingungen und Modulationen und überraschenden Auflösungen der gewagtesten Dissonanzen rühren und erfreuen mich nicht. Bei jedem Musikstück fragen Ohr und Herz nur: Sonate, que me veus tu? Willst du Poesie seyn, bringst du eine poetische Wirkung hervor, oder willst du mir nur zumuthen, eine Viertelstunde an musikalische Studien zu vergeuden und den Meister ob seines reichen Gelernthabens zu bewundern? In diesem Fall apage!

Einige Jahre später, nachdem die Geschichte um uns her so viele tragische und lustige Veranlassungen zum Beobachten gegeben, und die Denkkraft allmählig in mir aufzudämmern begann, jedoch vom Urtheilen noch nicht die Rede seyn konnte, mein lebhaftes Temperament aber alle Eindrücke um so energischer auf mich einwirken ließ, hörte ich die erste Oper — Mozarts Don Juan. Die Neuheit aller Erscheinungen um mich her, der erleuchtete Saal, die Menge stehender und sitzender Leute, deren Gewirre und Geplauder der erste Ton der Musik plötzlich verstummen machte und sie wie in eben so viele Bildsäulen verwandelte, der Vorhang mit seinen bunten allegorischen Figuren, beschäftigten meine Sinne so mächtig, daß ich von der Ouvertüre eigentlich nichts hörte, und als der allgemeine Beifallssturm losbrach, wie aus einem wirren Traum aufschreckte. Die Eröffnung der Scene erfüllte mich mit neuem Staunen, versenkte mich in neues Träumen, in neues Nichtshören und Nichtssehen, in eine noch seligere Berauschung, wie einst dort am Ufer des Rheins. Zu einer Art von Bewußtseyn erwachte ich wieder beim Erscheinen Don Juans mit Donna Anna. Neugierde, was die Gestalten da oben eigentlich wollten und trieben, erfaßte mich im ersten Augenblick, aber bald wirkte der Zauber des Gesangs so überwältigend auf meine Nerven, daß ich in der That mit offenen Augen nichts mehr sah, unbeweglich da saß und durch alle Wechsel der Empfindungen magisch fortgerissen, wieder in unnennbares Träumen versank, bis mich endlich das plötzliche Aufhören der Musik und der Anfang des Dialogs so unbehaglich aufschreckte, als wenn man mir kaltes Wasser über den Kopf geschüttet hätte. So erging es mir abwechselnd durch die ganze Oper. Taumelnd wie in einem Rausche verließ ich das Haus, ohne den geringsten Begriff von der Fabel erhalten zu haben, ohne nur zu ahnen, weßhalb jene wunderlichen Figuren den Don Juan dem feuerspeienden Ungeheuer in den Rachen geworfen hatten.

Ohne daß ich damals irgend etwas hätte beurtheilen oder nur mir selbst einige Rechenschaft geben können, was mich eigentlich entzückt und berauscht habe, war der Eindruck doch derselbe, wie von der Marseillaise, aber viel mächtiger, durchgreifender, nachhaltiger, so daß ich einige Nächte nur von dieser Musik träumte, einige Tage wie krank umherschlich, an keine Arbeit denken konnte, zu Haus und in der Schule wegen Unaufmerksamkeit oft scharf getadelt wurde.

Diese Oper ist auch in der That eine Marseillaise, d. h. die Verkündigerin und Vermittlerin einer neuen Zeit. Gleich jener hat sie Siege fort und fort errungen, aber Siege ohne Thränen und Blut, ohne Verwirrung und Unheil; gleich jener wirkt sie noch in unsern Tagen, aber nicht als ein böser Spuk, sondern als ein Gestirn, das durch alle Nebel und Finsternisse und Irrgänge immer sein Licht verbreitet und wieder auf die rechte Bahn leitet. Eine Frage beschäftigte mich oft: wie war es möglich, ein in sich selbst einiges, abgeschlossenes poetisches Werk, eine Oper, durch Ausmerzung der Recitative und Ersatz derselben durch Dialog zu einem bunten Theaterflicklappen zu verunstalten? Etwa aus deutscher Nachahmungslust im Hinblick auf die französische Comédie à chant oder die komische Oper? Das wäre doch allzu jämmerlich! Was der gesunde Menschenverstand und die Aesthetik nicht rechtfertigen können, das kann unmöglich im Vorbilde der Franzosen seine gültige Rechtfertigung finden. Man hat dadurch einfach eine Verwirrung der Begriffe von einer Oper als eines selbstständigen poetischen Kunstwerks veranlaßt, die Sänger eines der wichtigsten Ausbildungsmittel beraubt, das Publikum an den schalsten Genuß der Oper gewöhnt, ein Mengemuß zusammengebraut, welches in seinen verschiedenen Bestandtheilen nicht einmal vollkommen zum Ausdruck gelangen, also niemals als Ganzes eine Totalwirkung hervorbringen, sondern nur stückweise gefallen kann. Das nachhaltige Gefallen einzelner eminenter Werke beweist durchaus nichts dagegen; aber dafür spricht allerwärts das häufige Vorkommen der Bemerkung: „Schade, daß der treffliche Sänger nicht dramatisch zu sprechen versteht!" oder: „Schade, daß dieser als Darsteller gute Sänger im Gesang so unbedeutend erscheint!" — Das Singspiel und die Oper sind in ihrer Wesenheit verschiedene Dinge, vernünftigerweise sollen sie also auch in ihrer Form verschieden gehalten werden.

Die Deutschen waren nach dem blutigen Tage von Waterloo eben zum frohen Selbstbewußtseyn und Nationalgefühle gelangt. Viele ihrer hervorragenden Geister und herrlichsten Talente arbeiteten mit gewaltiger Anstrengung und glänzenden Erfolgen, obgleich oft mit seltsamen Mitteln und auf gar wunderlichen Wegen, an einer gründlichen und alle Volksklassen durch-

dringenden Belebung des deutschen Geistes und Sinnes in Poesie, Aesthetik und Kunst. Die Romantik waltete rings um den Thron Goethes, und trachtete dessen Sonnenlicht mit allerlei Morgenröthen von bengalischen Feuern, Nebelbildern, profanem und heiligem Zauberspuk zu verdunkeln, dem Auge der Welt ganz zu entrücken. Ein ähnlicher Kampf entspann sich stürmisch auf dem Gebiete der Musik. Eine sehr laute Partei dankte keineswegs Gott dafür, daß er Deutschland vier „solche Kerle" wie Gluck, Haydn, Mozart und Beethoven gegeben, sondern bestrebte sich, jene drei Verstorbenen mit des Teufels Gewalt zu entthronen und dem überlebenden die Alleinherrschaft zu erringen. Die Masse des Volks sah ziemlich theilnahmlos diesen Kämpfen zu und ergötzte sich nur an den dabei sich ereignenden kleinen Skandalen. Seine Blicke und Gedanken und Wünsche waren auf ganz andere Dinge gerichtet. Man amusirte sich nebenbei mit allerlei deutschen, italienischen und französischen Opern, Operetten, Singspielen und las die Recensionen darüber in behaglichster Gemüthlichkeit. Da trug plötzlich der Südwind den Ruf von einem jungen Genie in Italien über die Alpen herüber, und bevor man darüber noch genauere Nachweisungen erhielt, ertönte von den Bühnen in München, Dresden und Wien aus italienischen Kehlen das Di tanti palpiti, di tante pene von J. Rossini. Gegen alle natürlichen und größtentheils vollkommen gerechtfertigten Einwürfe der gesunden Vernunft, der Aesthetik und sogar des einfachsten Gefühls wurde diese Melodie in der That zu einer neuen Marseillaise und das süßtändelnde und üppig spielende Ding eroberte im Sturm Deutschland, Frankreich, England, riß alles Volk überall mit sich fort, wurde das Feldgeschrei neuer Kämpfe, einer neuen Zeit. Obschon nicht entfernt zu vergleichen mit Götz von Berlichingen, den Räubern, Don Juan ꝛc. wirkte Tancredi doch unverkennbar so mächtig wie jene gigantischen Werke, und merkwürdigerweise erreichte Rossini mit allen Zaubern seiner bedeutendsten Compositionen niemals mehr jene allgemeine Popularität, die dem an sich unbedeutenden Tancredi zu Theil geworden. Es ist unglaublich, welche Masse von Abgeschmacktheiten und Uebertreibungen für und gegen Rossini man damals mit in den Kauf nehmen mußte. In allem übrigen sonst sehr gebildete und verständige Leute erschienen nur als blinde Anbeter oder als fanatische vornehmthuende Verächter. Niemals haben sich so viele Menschen lächerlich gemacht, wie in der Periode jenes Melodien-, Sänger- und Sängerinnenrausches.

Zum Glück dauerte dieser Rausch nicht lange. Der Vorsehung gefiel es, mitten in der höchsten Glorie Rossinischer Herrschaft ein deutsches Genie zu erwecken. Maria von Weber erschien mit dem Freischütz, und diese glückliche, durch und durch deutsche Oper wirkte als eine neue Marseillaise sehr wohlthätig gegen den Concertsingsang auf den Geschmack, um so kräftiger, da gleichzeitig Franz Schubert dem deutschen Liede eine neue Seele einhauchte. Die Basis für eine neue romantische Richtung war somit gelegt, glänzend und nachhaltig. Das Deutsche erfreute sich nationaler Beachtung und warmer Liebe, der Rossinirausch verrauchte mehr und mehr; seine gewöhnlichen und nur in einzelnen Momenten über das Alltägliche sich erhebenden Opern verschwanden nach und nach von der deutschen Scene, seine wenigen wahren Meisterwerke fanden besonnene Würdigung und wärmste Aufnahme. Er hat seiner vaterländischen Oper in Betreff des Chors und der Orchesters einen neuen Weg erschlossen, auf Charakteristik mitunter sehr anschaulich und kräftig hingewiesen und einige Opern geliefert, welche jetzt die ganze Welt als wahrhaft schöne Werke anerkennt. Neben Weber und Rossini traten mehrere beachtenswerthe Talente auf, aber noch mehr unbedeutende Nachahmer, in Italien wie in Deutschland; ein ziemlich gleichgültiges Fortarbeiten auf alt- und neugebahnten Wegen; auch in Frankreich nichts Hervorragendes, außer dem glatten, eleganten, lieblichen und geschmackvollen Boieldieu.

Da erschallten plötzlich die Donner der Julirevolution in Paris, und bald erklang auch die neue Marseillaise, Aubers Stumme von Portici. Ein wahres, lebendiges Bild, ein feuriger Ausdruck des Geistes der Zeit, des meteorgleichen Aufloderns aller lang verhaltenen Leidenschaften, Wünsche, Hoffnungen, Träume, Verwirrungen, flog diese Oper wie ein Sturmvogel über die Länder dahin, hier Ausbrüche erweckend, dort als Hymnus ihnen nachrauschend, überall mit fast unerhörtem Enthusiasmus begrüßt, alles übrige für den Moment vergessen machend, sogar ihren Vorläufer, Rossinis herrlichen Tell, einen Schwarm von Aufregungs- und Demonstrationsopern hervorrufend, von welchen neben ihr einige noch jetzt gern gehört werden und ihre Wirkung niemals ganz verfehlen.

Obschon Textbücher und Compositionen von Ungeheuerlichkeiten wimmelten und der Aesthetik mitunter arge Schnippchen schlugen, so läßt sich doch nicht wohl bestreiten, daß man durch sie andere und wohlthätige Ansichten für das Opernbuch gewonnen hat und daß das Sonate, que me vens tu? zu klarer Anschauung durch sie gelangt, zu einem lebendigen Naturgesetz erhoben worden ist, gegen welches fortan kein Tonsetzer mehr ungestraft sich versündigen darf, kein blankes Rechenkunststück mehr aufkommen kann. Was früher leider gar oft als Zweck erstrebt und hoch geehrt wurde,

hat jetzt nur noch als schätzbares Mittel Bedeutung und Werth. Indessen mahnen diese Opern auch sehr eindringlich an das cave prudenter und an das besorgliche quousque tandem?

Schon vor und während dieser Zeit hatte sich in Deutschland und Frankreich die Richtung, in der dramatischen Musik dem Italienerthum des Concertwesens mit Cantilenen und des Mißbrauchs der Gesangsvirtuosität die Spitze abzubrechen, und für die Oper einen edleren, wahren dramatischen Geist zu gewinnen, mehr oder minder klar und entschieden kund gegeben. Diese Richtung stützte sich hauptsächlich auf Glucks Rationalismus, im Allgemeinen auf die ästhetischen Gesetze von Charakteristik und Wahrheit als natürlichen Vorzügen vor einer nur formalen Schönheit, nebenbei auch auf eine verständige Verwendung aller wissenschaftlichen Errungenschaften in der Kunst selbst und in der Technik. Neben mancher gutwilligen Impotenz zeigten sich einige hervorragende Talente unter ihren vielen Jüngern. Bald bildete sie sich förmlich zu der sogenannten romantischen Schule aus, besonders gestützt auf Beethovens große Werke, auf Maria von Weber, Franz Schubert, bei den Franzosen vorzugsweise getragen durch Berlioz. In Frankreich und Deutschland entspann sich täglich lebendiger der Ideenkampf in Schriften und Compositionen, mitunter sehr schulmeisterlich, oft sehr geistreich und glänzend, immer fördernd und belehrend. In natürlicher Consequenz erweiterte die Schule das Gebiet ihrer Gedanken und Bestrebungen; kühn und energisch trat sie vor allem für die Emancipation des Orchesters in die Schranken, d. h. für dessen Befreiung vom bloßen Accompagniren und Ripieniren, für dessen Erhebung zur vollen Selbstständigkeit und vollen Gleichberechtigung mit den Singstimmen, zu Gestaltung eines gleichsam symphonistischen Ganzen, zur dramatischen Sprache. Als ein Hauptmittel dazu erkannte und wählte man die polyphone Behandlung des Orchesters, weil diese ohne Zweifel wohl geeignet ist, dem Charakter und der Ausdrucksfähigkeit der verschiedenen, so sehr vervollkommten Instrumente eine eindringlichere Geltung zu verschaffen und dem Ganzen eine reichere und poetischere Färbung zu verleihen — vorausgesetzt, daß der Componist vollkommener Meister seiner Mittel ist und nicht in das Ueberschwängliche geräth, d. h. im Polyphonisiren das Allzuviel vermeidet, nicht in öden Bombast und Schwulst versinkt, und stets die Möglichkeit des Verstehens der Gesangesworte erhält.

Aus dieser Schule erhob sich ein hervorragendes Talent, reich an Geist und Wissen und Energie, Richard Wagner. Voll innern Thatendrangs und Phantasie, die der Verstand nur mit Anstrengung bewältigt, verschmäht er die Langsamkeit und Allmähligkeit einer Reform und erstrebt in Schrift und Noten eine Revolution des musikalischen Dramas, ein vollständiges Brechen mit dem Herkommen, mit allen Formen und Lehren der Vergangenheit, rücksichtslos und ohne Vorbehalt. Ihm genügt nicht die Errungenschaft der Orchesteremancipation und der Polyphonie; er holt aus den Partituren und Schriften des altehrwürdigen Rationalisten Gluck den Grundsatz hervor: die Oper ist nichts als ein Drama, welches sich musikalisch ausspricht; also fort mit allem undramatischen Ueberfluß und Geprunke! fort mit allen Formen von weit ausgesponnenem Schulkram in Arien, Duetten &c., fort mit allem Concertartigen, was außerhalb der Poesie des Dramas liegt und dessen Wirkung Eintrag thun muß! also fort vor allem mit der bisherigen Schablone von Opernbüchern, welche fortan nicht mehr lediglich Schubladenbaue für so und so viele Gesangstücke seyn dürfen, wobei man für mißlungene oder dem Sänger nicht gefällige oder nicht geeignete beliebig andere einschieben kann! Die Textbücher sollen vielmehr in sich selbst abgerundete, vollständige, poetisch selbstständige Dramen seyn, die auch ohne Musik einen dramatischen Eindruck hervorbringen können, deren Musik aber, Orchester wie Gesang, ein innigst einiges Ganzes bildet, ohne etwas anderes zu bezwecken, als ein vollständiges Aufgehen der gegebenen Poesie in Musik, als die möglichste Wirkungssteigerung des Dramas durch die Magie der Musik.

Aus diesem Gesichtspunkte gingen die Bücher und Partituren vom fliegenden Holländer, Rienzi, Tannhäuser, Lohengrin hervor, erregten Aufsehen in Dresden und schliefen bald wieder ein, wie es in Deutschland zu geschehen pflegt.

Da wurde Franz Liszt in Weimar mit diesen Werken und zugleich mit dem Verfasser bekannt. Er setzte die gute Darstellung derselben in Weimar mit Energie und Ausdauer durch und bot allem auf, um diese Opern nach und nach auf allen vorzüglicheren Bühnen Deutschlands einzubürgern. Er selbst und viele seiner Freunde kämpften für diese Ideen in Zeitschriften und Broschüren, stets mit Geist, oft mit Emphase, und Richard Wagner erließ in mehreren Büchern scharfe, herausfordernde und zu einer musikalischen Revolution sich offen bekennende Proklamationen, die eben so scharfe, bittere, nicht selten höhnende Entgegnungen hervorriefen und die naturgemäß verschiedenen Ansichten in der musikalischen Welt in eine förmliche sehr stürmische Parteiung verwandelten, aus der wir noch nicht heraus sind und an der auch die Laienschaft, wie an allen

Vorkommnissen unserer Zeit, sehr lebhaften Antheil nimmt, bisweilen die lautesten Schreier liefert.

Oft hört man die Bemerkung: „Solchen Spektakel in Rede und Schrift, wie diese Zukunftsmusik erregt, hat man noch nirgends und niemals erlebt." Ich halte diese Meinung für eine irrige, und offenbar entspringt sie nur aus dem Mangel an Berücksichtigung aller Verschiedenheiten der früheren und der jetzigen Verhältnisse. Die musikalische Kritik bewegte sich vordem auf dem beschränkten Kampfplatze sehr weniger Zeitschriften und Broschüren, nur zwischen wirklichen Gelehrten, Schul- und Fachmännern, ohne daß die große Masse der Laienwelt Notiz davon genommen oder davon nur Kunde erhalten hätte. Erinnert man sich indessen an die Kämpfe für und gegen Gluck, an die Parteinahme aller Musiker für und gegen Mozart und Haydn, an die Erregtheit für und gegen Beethoven, so erkennt man bald klar, daß die Kritik jener Tage zwar einen gleich großen Einfluß auf das Publikum nicht üben konnte, aber deßhalb um kein Haar sanfter, höflicher, behutsamer, bescheidener und objektiver war als jetzt, sondern nur ein wenig langweiliger, ungelenker, Büchergelehrsamkeit athmender, weitschweifiger, an den verbis magistri klebender. Ganz anders verhält es sich in der neuesten Zeit. Nach dem Napoleonischen eisernen Druck auf Wort und Schrift war plötzlich das ganze Volk in patriotischer Exaltation erwacht und fand sich durch die hundertfach vermehrten Tageblätter mitten hinein geschleudert in den Zauberkreis eines Kampfes der Ideen und Urtheile über Politik, Religion, Wissenschaft, Kunst und Leben, von dem es bis dahin fast gänzlich ausgeschlossen gewesen. Die allgemeine stürmische Parteiung aller Wissenden riß auch die Masse der Unwissenden unwiderstehlich mit sich fort, weihte sie in die Magie prächtig tönender Schlag- und Stichworte ein, berauschte sie mit dem süßen Wahne eigener Urtheilsfähigkeit, der Pflicht des Mitsprechens und einer Geistesmündigkeit, die doch nur auf dem Wege des Denkens und Lernens errungen werden kann. Alle spalteten sich über Alles in Parteien, und wer mitzureden unfähig war, schrie, jauchzte oder schimpfte wenigstens um so lauter mit. Die Jahre 1830, 1848 und 1849 waren nicht wohl geeignet, diesem Gang der Dinge Einhalt zu thun, und so stehen sich jetzt Alle in Allem als Parteien schroffer und kecker denn jemals gegenüber, und was früher die Stimme eines Einzigen oder Weniger gewesen, wird nun zum tosenden Feldgeschrei der Massen. Es ist in der That so, und daß es so ist, erscheint mir im Allgemeinen keineswegs als ein nationales Unglück.

So tritt denn der Tannhäuser in der That auch als eine Marseillaise auf, deren Bedeutsamkeit im Gebiete der Kunst sogar die Gegner und Zergliederer seiner Mängel nicht in Abrede stellen können. Ohne Einwirkung auf die Kunst kann und wird auch diese Marseillaise nicht bleiben. Ob ihre Einwirkung in Allem ein gute und welcher Art sie überhaupt seyn werde, muß erst die Zukunft lehren; denn Alles erscheint noch um so problematischer, da Lohengrin, weit über den Tannhäuser hinausschreitend, die Ansichten und Tendenzen Wagners noch entschiedener ausprägt, nach allen Richtungen klarer und vollständiger ausspricht, über Bord wirft, was im Tannhäuser allenfalls noch von früheren Opernformen sich erhalten hat, also im Allgemeinen noch fremdartiger, den Klassikern noch anstößiger erscheinen muß, die Poesie in noch reichere und phantastischere Polyphonie hüllt, dem Rhetorischen eine noch freiere Herrschaft einräumt und mit den berufenen charakteristischen Motiven ein Beispiel aufstellt, welches, von minder Begabten nachgeahmt, nur traurige Wirkungen hervorbringen kann, aber gewiß ohne im Allgemeinen den Fortschritt zu hemmen, die Reinigung der Grundidee von allen Schlacken zu verhindern, die Möglichkeit einer endlichen und natürlichen Verschmelzung des Klassischen mit dem Romantischen abzuschneiden.

In Wissenschaft und Kunst schreitet die Zeit in der That von Marseillaise zu Marseillaise fort. Jede bringt einen neuen Gedanken, eine neue Richtung auf die Bahn des Fortschritts, ein neues Streben nach Vollkommenheit. Jede erregt neues Staunen, neuen Enthusiasmus, neuen Widerwillen, jede neue Kämpfe des Hergebrachten in Wesen und Form gegen das Neue. Jede entkleidet sich allmählich aller Allotrien, alles Ueberflüssigen und Ungehörigen, und ihr Kern entwickelt die Keime eines neuen Vorwärts, neuer schöner Blüthen und Früchte, aus welchen immer wieder neue Keime hervorkommen. In Wissenschaft und Kunst sind solche Marseillaisen die Stufen der Himmelsleiter, deren äußerste Spitze kein menschliches Auge erkennen kann, welche aber zu erstreben stets die schönste Eigenschaft des gottähnlichen Menschen bleiben wird.

F. v. B.

Correspondenz-Nachrichten.

Wien, April.

Die entfesselte Fama. — Reuchlin-Meldegg. — Franz Richter. — Der Verrath von Solferino. — Hauptmann Doré. — Noe von Nordberg. — Eine öffentliche Streitsache: Uhl contra Wiener. — Sittengeschichtliche Bemerkung. — Ernst von Schwarzer †.

„Die Barbiere Wiens haben in vergangener Woche 25,000 Mitschuldige Eynattens umgebracht,“ sagt der Figaro, ein hiesiges Witz-Wochenblatt, das manchen gelungenen Spaß und viele sehr muntere Holzschnitte in sauberer Ausführung bringt. Die Bewegung der Geister im Kellergeschoß läßt sich nicht treffender in zwei Worten kennzeichnen. An Selbstmorden ist die Einbildungskraft unerschöpflich. So las man, um das auffallendste unter den Beispielen anzuführen, in einer hiesigen Zeitung, daß der Feldmarschalllieutenant Freiherr von Reuchlin-Meldegg zu Wien sich erschossen habe; nun aber gibt es gar keinen Feldmarschalllieutenant dieses Namens im Heere, und der Generalmajor Reuchlin-Meldegg, der zu Bozen im Ruhestande lebt, hat nach Wien telegraphirt, daß er sich vollkommen wohl befinde und weder Grund noch Beruf habe, den ihm angedichteten Frevel an sich zu begehen. Manche werden als verhaftet bezeichnet, die sich unbehelligt auf freiem Fuß befinden; viele andere sollen sich geflüchtet haben, von denen aber die meisten daheim verweilen. Dagegen wird fleißig das Gerücht ausgesprengt, daß Franz Richter sich der besten Aussichten erfreue, demnächst als schuldlos seiner Haft entlassen zu werden; damit jedoch hat es seinen Haken, da derselbe durch Beschluß des Landesgerichtes vor ein paar Tagen förmlich in Anklagestand versetzt wurde, wie das amtliche Blatt meldet, wodurch das erwähnte Gerücht den Anschein gewinnt, als verdanke es seine Entstehung und Verbreitung dem Eifer guter Freunde und ihres Anhangs. Man glaubt sogar seine Quelle im Café Daum zu kennen. Ich erwähne dieser „man sagt,“ wie wenig verbürgt sie auch seyn mögen, weil sie die Holzspäne auf der Oberfläche sind, welche schwimmend den Gang der Strömung bezeichnen. Aus diesem Grunde lasse ich noch mehrere solcher Späne hier folgen. Es gilt für angenommen, daß die Schlacht von Solferino durch Verrath verloren ging. Gewiß ist, daß der Franzose von der Bewegung des k. k. Heeres schon Abends zuvor unterrichtet war und so die Mittelstellung frühzeitig genug angreifen konnte, um den zur Behauptung derselben bestimmten Heerkörpern keine Zeit mehr zu lassen, sich zu vereinigen. Während der Kaiserlichen rechter Flügel unter Benedek die Sarden vor sich aufrollte, wurde das noch nicht gehörig zusammengestellte Mitteltreffen von der französischen Hauptmacht überwältigt, und alle Zeichen sprachen dafür, daß diese Massenbewegung von langer Hand und mit genauer Kenntniß der österreichischen Stellungen und Bewegungen vorbereitet seyn mußte. Die betreffenden Angaben dem Feinde geliefert zu haben, wird nun der Feldmarschalllieutenant Eynatten beschuldigt, der — mit der obersten Leitung der Verpflegung betraut — von den Stellungen wie von den vorbereiteten Bewegungen genau unterrichtet seyn mußte, um seine Anstalten darnach treffen zu können. Untergeordnete Kundschafter konnten am Abend des 23. Juni höchstens wissen, daß sich eine Angriffsbewegung vorbereite, unmöglich jedoch die Richtung der Heersäulen vorher sagen; noch weniger läßt sich voraussetzen, daß die Vorhut des Mitteltreffens um einige Stunden zu früh auf die Hauptmacht des Feindes gestoßen wäre, wenn seine Späher erst beim Anfange der Bewegung zu ihm abgegangen wären, um — jeder einzeln — zu berichten, was er gesehen oder vernommen. Ohne diese Umstände würden die Oesterreicher in hinreichender Anzahl dem Feinde gegenüber gestanden seyn, und wenn wir die Tapferkeit erwägen, womit sich die vereinzelten Heersäulen gegen die Uebermacht schlugen, so dürfen wir wohl ohne Furcht vor dem Schein von Ruhmredigkeit voraussetzen, daß sie ihre Stellung wenigstens behauptet haben würden. Damit aber wäre der Sieg gewonnen gewesen, denn Benedek, siegreich auf dem rechten Flügel, hätte den Feind in seiner linken Flanke gefaßt, während der österreichische linke Flügel für den Augenblick wohl kaum mehr zu thun nöthig gehabt hätte, als er ohnehin gethan hat, nämlich sich zu behaupten.

Da von Verrath und Verräthern die Rede, so sey erwähnt, daß zu Verona neulich einer der Sage nach kriegsrechtlich erschossen worden seyn soll. Er hieß Doré, war k. k. Hauptmann a. D. und eine von den Gestalten, wie sie zum Anhange eines Catilina nach Sallusts Beschreibung passen würden. Doré hatte den Auftrag übernommen, einen Plan der Befestigungen von Verona in die Hände des getreuen Gutfreundes von Villafranca zu liefern und war bei seiner Arbeit zur Befriedigung dieser kartographischen Liebhaberei des Imperators ertappt worden. Die Einzelheiten dieser Angelegenheit werden in strenges Geheimniß gehüllt, und es wäre nicht unmöglich, daß die ausgesprengten Gerüchte von einer bereits erfolgten Hinrichtung des Verräthers nur deßhalb nicht widerlegt worden, um den oder jenen sicher zu machen. Wahrscheinlich befindet sich Doré hier zu Wien und ist keineswegs todt. Die Todten plaudern nichts mehr aus, wohl aber zuweilen die Sterbenden. Von einem solchen sollen die ersten Enthüllungen über Eynattens Unterschleife ausgegangen seyn. Das Gerücht nennt auch einen Namen: Noe von Nord-

berg, Oberst-Kriegscommissär, Bruder des seit mehreren Jahren bereits in Ruhestand versetzten Hofraths von Nordberg, der Stadthauptmann zu Wien war, nachdem er zuvor österreichischer Polizeiverordneter zu Mainz gewesen, ich weiß nicht mit welchem Titel. In dieser Stellung hat der Polizei-Nordberg im Jahr 1833 oder 34, wie ich in diesen Blättern schon erzählt zu haben glaube, Gelegenheit gefunden, von Wien aus eine Belehrung der Pariser Polizei zu veranlassen, welche, irregeleitet durch einen ungeschickten Spitzel, zwei Frauen (Helmina v. Chezy und die Gemahlin Benjamin Constants) einer unliebsamen Aufmerksamkeit der großh. badischen Sicherheitsbehörde wegen politischer Umtriebe empfohlen hatte. Er war überhaupt ein ausgezeichneter Fachmann. Vor mehr als dreißig Jahren erzählte man von ihm, ich weiß nicht aus welchen Quellen und mit welchem Recht, er habe durch einen kühnen Streich sich die ersten Aussichten auf eine bevorzugte Laufbahn eröffnet. Man berichtete nämlich, er habe einen Flüchtling, dessen Auslieferung nicht verlangt werden konnte, durch List und Gewalt mitten aus Paris entführt und nach Oesterreich heimgebracht. Der Geknebelte im Wagen war angeblich ein todtkranker Cavalier, der nirgends als zu Hause sterben wollte; die Begleiter stellten die Dienerschaft des vornehmen Herrn vor; alle Papiere waren in bester Ordnung; kein Mauthner und kein Polizeibeamter störte unterwegs die Ruhe des „Kranken," der in Kissen und Decken vergraben auf dem Hintersitze des bequemen Reisewagens ausgestreckt lag, bis er, diesseits der schwarzgelben Schlagbäume angelangt, wieder sitzen durfte und dann sitzen mußte, mehr als ihm lieb gewesen seyn mag.

Doch das nur nebenbei. Die Angabe über die Enthüllungen des O. K. C. Noe von Nordberg erregte bei Billigdenkenden Zweifel. Wie hätte ein wohlbewährter Ehrenmann, der er war, zu dem Unfuge geschwiegen, wenn er davon gewußt? fragte man. Andere machten sofort aus der Sache eine verleumderische Skandalgeschichte, die ihren Weg in auswärtige Schandblätter fand. Das Wahre an der Angelegenheit dürfte muthmaßlich ungefähr darin bestehen, daß der O. K. C. Nordberg lange Zeit vorher schon die Rolle der Kassandra gespielt. Er hatte sich nämlich, erzählt man, über einige Unregelmäßigkeiten im Gebahren der obersten Militärverwaltung beschwert, aber die Weisung erhalten, sich den Anordnungen Eynattens ohne weitere Umstände zu fügen. Ueberzeugt wie er war, daß die Regelwidrigkeiten bei der Anweisung von Heerbedürfnissen nicht bloß unabsichtliche Verstöße seyn dürften, wollte er für den Fall einer einstigen Untersuchung wenigstens sich selbst den Rücken decken, und sammelte mit großem Fleiße die bezüglichen Schriftstücke, wobei er noch die dazu gehörigen Aufzeichnungen machte. Als er nun krank geworden und sich dem Tode nahe fühlte, ließ er einen General-Auditeur kommen, vor dem er eine Aussage zu Protocoll gab und welchem er mit seinen eigenen Aufzeichnungen die gesammelten Beweisstücke hinterließ. Dieser hohe Beamte der militärischen Gerichtsbarkeit hätte dann dem Kaiser unmittelbar Bericht erstattet und demnach die Verhaftung Eynattens veranlaßt. Nordberg war vor Eynattens freiwilliger Rückkehr aus dem Auslande gestorben, aber die Verzögerung der Anklage beim Kaiser von Seiten des General-Auditeurs erklärt sich leicht genug dadurch, daß dieser längere Zeit bedurfte, um in aller Stille die angedeuteten Spuren zu verfolgen und sein Wild zu „bestätigen," wie man's in der Waidmannssprache heißt. In einen solchen Handel mag sich wohl niemand mit leichtfertigem Vorwitz stürzen.

Ich muß heute ausnahmsweise einmal eines Haders erwähnen, den nicht sowohl zwei hiesige Zeitungen als zwei Persönlichkeiten öffentlich mitsammen führten. Ich pflege dergleichen „Streitigkeits-Polemiken" (wie ein sogenanntes Kreuzerblatt sie getauft hat) wie billig mit Schweigen zu übergehen, selbst wo sie sich um die wichtigsten Grundsätze des öffentlichen Lebens drehen; aber die vorliegende ist zu nachhaltigem Stadtgespräche geworden. Wir besitzen hier eine Zeitung, Fremdenblatt geheißen, welche ihrer Farblosigkeit halber sich einer großen Verbreitung in der Stadt erfreut. Sie ist vorzugsweise das Inseratenblatt für Wien. Den Text versorgen Master Rothstift und Mistreß Papierscheere. Nur der kleine Tratsch wird in eigener Fassung vorgebracht, und diese gibt vielen Anlaß zur Heiterkeit. Einmal wird erzählt, daß jemand sich eine Pistole durch den Kopf geschossen, ein andermal behauptet man irgend einen andern Unsinn im Style von: „an den Rand des Bettelstabes gerathen" und „das Uebergewicht bekommen." Einer der Gelehrten dieses Blattes ließ sich nun einfallen, den geistreichen Feuilletonisten der „Presse," Friedrich Uhl, in seinen häuslichen Beziehungen anzugreifen. Der Verfasser dieser unwürdigen Häkelei, W. Wiener, trug damals noch des Kaisers weißes Röcklein, welches er seitdem in aller Geschwindigkeit abgelegt hat. Er war im vorigen Jahre als Freiwilliger eingetreten. Aus Rücksicht für den Rock beschloß Uhl, seine Genugthuung auf einem hierortes nicht gewöhnlichen Wege zu suchen. Er stellte den Beleidiger im Café Daum vor andern Offizieren öffentlich zur Rede und warf ihm den Handschuh hin, nicht bildlich, sondern im vollen Sinne des Wortes. Das bedeutet in der feinen Symbolik des Ehrenpunktes bekanntlich nicht mehr und nicht weniger als eine Ohrfeige. Da der sinnbildlich Geohrfeigte keine Ausforderung ergehen ließ, verständigte Uhl die ihm persönlich unbekannten Zeugen des Auftrittes öffentlich von diesem unerwarteten Ergebniß. Wiener erklärte darauf, sein Widersacher sey nicht genugthuungsfähig und er habe denselben verklagt. Ein paar Tage darauf war er nicht mehr Offizier. Dafür hat seine öffentliche Verdächtigung gegen einen unbescholtenen Mann ihm eine Ehrenkränkungsklage zugezogen, welche der vor seine blauen Offiziershosen von ehedem geworfene Handschuh kaum aufwiegen dürfte. Die Sache hat so ungemeines Aufsehen erregt, daß ich sie erwähnen mußte. Parteilichkeit wird mir niemand vorwerfen. Meine Freunde und ich, wir haben seit langer Zeit, namentlich seitdem

die römische Frage in den Vordergrund getreten, manches böse Wort mit der „Presse" gewechselt, welche bekanntlich das liberalisirende Philisterthum mit doctrinärem Eifer vertritt. Das harmlose Fremdenblatt dagegen hat mich nie gebissen. Abgesehen von dem erregten Aufsehen hat die Angelegenheit noch ihre sittengeschichtliche Seite. Uhl hat das Eis gebrochen, um den Weg zu zeigen, welchen man einzuschlagen hat, um alle unanständigen Tonarten aus der Zunft der Zeitungsschreiber bis in die Kreise der Lehrbuben hinab in engere Schranken zu bannen. Ich bin nichts weniger als ein Lobredner der Unsitte des Zweikampfes; aber es wird gar nicht übel seyn, wenn die Scheu vor einer zu gewärtigenden Herausforderung sowohl der Feder als der Zunge die Zügel billiger Rücksicht auf die Wahrung der Formen des Anstandes anlegt. Es gibt Beleidigungen, wogegen kein Gesetzbuch schirmt, die einer aber vorzubringen fein bleiben läßt, sobald er sich von der Gefahr bedroht weiß, entweder sein Leben zu wagen und dann erst noch mit den Gerichten verdrießliche Händel zu bekommen, oder, wenn er sich dieser Wahl entzieht, seine gesellschaftliche Stellung zu verlieren. Ein wahrhaft vernünftiger Mann steht natürlich über dem barbarischen Vorurtheil, aber dasselbe hat, wie gesagt, seine Vortheile für jene Kreise, denen Christenthum und sittliche Grundsätze bis auf armselige Reste abhanden gekommen, und die nicht bis zur letzten Auflösung ausarten zu lassen helfen muß, was helfen kann. Auch der äußerliche Firniß ist ein erhaltendes Mittel, das wenigstens die Fäulniß aufhält.

Eine bekannte Persönlichkeit hat die Augen geschlossen: Ernst von Schwarzer (oder eigentlich Ernst Schwarzer von Heldenstamm), im Jahr 1848 Reichstagsabgeordneter und dann im Cabinet Wessenberg-Dobblhof Minister der öffentlichen Arbeiten. Geboren 1808, Sohn eines Hauptmanns, war er in seiner Jugend Soldat. Er diente in der Artillerie, wandte sich jedoch ziemlich frühzeitig ganz und gar den Beschäftigungen zu, wohin ihn volkswirthschaftliche und gewerbliche Studien gezogen. Er trat mit der Gesellschaft des österreichischen Lloyd in Verbindung, übernahm die Redaktion der Zeitung „Lloyd" zu Triest und übersiedelte später mit dieser nach Wien. Seine schriftstellerischen Leistungen auf volkswirthschaftlichem Gebiete fanden vielseitige Anerkennung. Nach der Herstellung der Ordnung in Oesterreich betheiligte sich Schwarzer bei der Redaktion des Wanderer, welcher, so weit es die Verhältnisse in Oesterreich gestatten, die Richtung des Pariser Siècle einzuhalten sucht. Im Jahr 1855 gab Schwarzer eine eigene Zeitung heraus, die Donau geheißen. Sie hatte keinen sonderlichen Erfolg, würde sich jedoch möglicherweise behauptet haben, da ihr als Saatkorn eine Summe von 30,000 Gulden C.M., ich weiß nicht durch wen, zur Verfügung gestellt worden, wenn der Herausgeber nicht unglückseligerweise zur Zeit des Creditactien-Schwindels in die Hände eines falschen Freundes gerathen wäre, der, ihn betrügend, seine Beute im Börsenspiel verlor. Der Betrüger fand seinen Lohn im Kerker, aber der papiernen Donau war damit keineswegs geholfen; sie versiegte. Seine letzten Jahre brachte Schwarzer mit wissenschaftlichen Facharbeiten zu, bis er nach langen Leiden an der Brustwassersucht starb. Er hatte viel gelernt und besaß schöne Anlagen. Bei den seltenen Gelegenheiten, wo ich mit ihm zusammentraf, lernte ich ihn als einen Mann ohne Umstände, aber von umgänglichem Wesen kennen, der seine Ansichten ohne Erbitterung zu vertheidigen verstand. Wir haben uns ganz gut vertragen, obschon unsere gegenseitigen Weltanschauungen nirgends zum Einklange kommen konnten. — Dem Begräbniß Schwarzers wohnten viele Schriftsteller bei, und von seinen ehemaligen Genossen im Ministerium der Freiherr von Dobblhof. Die Theaterzeitung erinnert daran, daß Schwarzer seine literarische Laufbahn in ihren gastlichen Spalten begonnen habe, natürlich mit Versen. Das jetzige Geschlecht eröffnet seine Schriftstellerei mit Zeitungsartikeln über und unter dem „Strich" (der Grenzscheide des Feuilletons); wir älteren fingen mit lyrischen Ergüssen an, und derlei war es, was der junge Unterkanonier unter irgend einem falschen Namen in Bäuerles Allerweltsblatt als Raketen und Leuchtkugeln steigen ließ. Bomben und Granaten sollen nicht dabei gewesen seyn.

Paris, April.

Frühling. — Das Namensfest. — Der Proceß des Bischofs von Orleans. — Une Aspaise doublée d'un Harpagon. — Savoyarden und Savoisiens. — Der Handelsvertrag mit England.

Der Frühling ist zur gehörigen Zeit angelangt, mit heiterem Himmel und Sonnenschein; weiter hat er nicht mitgebracht, außer Schnupfen und Husten, weder Laub noch Blumen. Selbst der bekannte Baum des 20. März hatte an diesem Datum keine Blätter. Die Pariser sind ganz bestürzt darüber; sie standen schaarenweise um den unglücklichen Marronier und schauten hinauf und spähten mit der Lorgnette, ob nicht irgendwo an den schwarzen

Aesten etwas grünes sich entdecken lasse, aber vergebens. Man schließt auf ein schlechtes Jahr. Mr. Prudhomme meint, es bedeute Krieg; er spricht vom Zorne des Himmels wegen der Schmach, die der Kirche zugefügt werde. Was die Blumen anbelangt, so braucht man hier zu Lande den Frühling nicht dazu, man macht sie besser und geschwinder als im Treibhause; bei den Fleuristen in den Passagen und auf den Blumenmärkten gibt es Rosen, Veilchen und Lilas in Menge; freilich sind es keine Kinder der verjüngten Flur. Die Pariser Rosen sind wie die Pariser Liebe, sie werden durch Kunst erzeugt, schießen schnell hervor und vergehen noch schneller. Für das heilige Josephsfest sollen für 40,000 Francs Blumenstöcke und Sträuße verkauft worden seyn. Nächst der heiligen Maria ist der heilige Joseph der beste Kunde für die Blumenhändler. Die Revolution, die eine achthundertjährige Dynastie gestürzt, hat das Namensfest in den Familien nicht ausrotten können. Ein solches Fest ist stets mit Ueberraschungen verbunden. Marie stickt für Papa ein Paar Pantoffeln, der kleine Arthur lernt die Fabel vom Fuchse und vom Raben auswendig, Mama kauft eine Dose, eine Cigarrenbüchse, und alles das geschieht im Geheimen; Papa merkt natürlich nichts davon. Einige Abende vor dem letzten Josephstage bemerkte ich im Estaminet einen Mann in gesetztem Alter, der gewöhnlich diese Stunden zu Hause zubringt. Als ich ihm mein Befremden darüber zu erkennen gab, erwiederte er lächelnd: „Die Kinder bereiten mir eine Ueberraschung vor, und da bin ich ihnen im Wege. Wenn ich das geringste merkte, so wäre ihnen der Spaß verdorben.“ Der Glückwunsch wird am Abend vorher dargebracht. Ist der bestimmte Augenblick da, so werden die Blumenstöcke oder Sträuße und sonstigen Angebinde überreicht; Papa thut, als wisse er von nichts, und stellt sich ganz erstaunt, wenn ihm bedeutet wird, es sei sein Fest. Ich war mehrmals bei solchen Auftritten zugegen, und habe dabei nie eine Spur von Sentimentalität bemerkt, die ohnehin gar weit vom Nationalcharakter abliegt. Es geht alles auf freundliche, aber natürliche Weise vor sich. Derselbe Auftritt wiederholt sich Jahr aus, Jahr ein, und stets mit einer Surprise. Es ist dieß eine der anmuthigsten Seiten des französischen Familienlebens. — Nach altem Herkommen haben die Zimmerleute das Fest ihres Schutzpatrons begangen. Die Feier besteht darin, daß die ehrsame Zunft von ihrer Herberge in Reih und Glied auszieht, Trommeln und Musik an der Spitze. Sämmtliche Gesellen (compagnons) und Meister sind anständig gekleidet: schwarzer Oberrock, schwarze Pantalons, alles nagelneu, alles elegant, und nur an den derben Fäusten erkennt man den Ouvrier; um die Hüte sind Bänder geschlungen, die in langen Zipfeln im Winde flattern; weiße, grüne, rothe, blaue bemerkte ich, bald einzeln, bald alle zusammen. Niemand konnte mir Aufschluß über diese Abzeichen geben. Der Zug bewegte sich nach der Pfarrkirche St. Laurent, deren zweiter Schutzpatron der heilige Joseph ist, wo ein feierliches Amt gehalten wurde.

Monseigneur Dupanloup ist frei gesprochen worden, wie Sie längst wissen, aber es ist schon eine schlimme Sache, daß ein Bischof überhaupt frei gesprochen wird. Trotz Voltaire und Rousseau, trotz der gottlosen Couplets Berangers und der atheistischen Dialektik des Hegelianers Proudhon beherrscht die Geistlichkeit doch immer die socialen Verhältnisse. Viele Häuser sind ihr allerdings verschlossen, aber da, wo sie Zutritt hat, genießt sie großen Einflusses. In den Ortschaften rings um Paris ist überall ein sogenanntes Chateau oder ein vornehmes Haus, wo der Pfarrer, so lange die Herrschaft zugegen ist, Sonntags zu Tische gebeten ist. Er fährt mit der gnädigen Frau spazieren, macht Abends ihre Partie, und hat den Ehrenplatz bei Tisch, wenn auch ein General, ein Präfect oder sonst ein hoher weltlicher Beamter unter den Gästen ist. Die alten Markisen des Faubourg St. Germain, die keinen Bürgerlichen in ihrem Salon dulden würden, verneigen sich mit Ehrfurcht vor einem Bauernsohne, der einen Priesterrock trägt. Darnach kann man ermessen, welche Bestürzung sich in solchen Regionen verbreitete, als die Kunde erscholl, Monseigneur d'Orleans werde vor das Zuchtpolizeigericht gestellt. Ein Bischof ist für diese Leute, und selbst für die niedere Volksklasse eine heilige Person. Wie viele hundert Menschen sah ich in Notre Dame auf die Kniee sinken, um von Monseigneur Sibour den Segen zu empfangen. Monseigneur Dupanloup erschien im bischöflichen Gewande mit dem goldenen Kreuze auf der Brust und dem amethystenen Ringe am Zeigefinger der rechten Hand; neben ihm saßen seine zwei Generalvikare, und hinter seinem Sitze standen zwei Bediente. Er hatte sich mit diesem äußern Prunke umgeben, um seine Würde zu wahren und die ihm angethane Kränkung abzuweisen, so viel in seinen Kräften lag. Die bedrohlichste Beschwerde war die des Siècle. In einer Erwiederung auf einen Aufsatz des Constitutionnel hatte er geäußert: „Sie (zum Redacteur des letzteren Blattes redend) Sie haben Ehre im Leibe,“ woraus man allerdings schließen konnte, daß er sagen wollte: „im Gegensatze zum Siècle, das wir für ehrlos halten.“ Das Urtheil läßt sich hierüber folgendermaßen aus: „Es ist schwer, eine Injurie in einer der grammatikalischen Construction zuwider laufenden Induction zu finden, die mehr das Werk des Lesers als des Autors seyn würde.“ Zur Ehre der Redacteurs des Siècle müssen wir hinzufügen, daß sie erklärten, sie wollen sich in diesem Punkte an die Absicht des Verfassers und an das halten, was darüber in der Sitzung in seinem Namen gesagt werden würde. Der Vertheidiger erklärte aber auf's bestimmteste im Namen des Inculpaten, dieser habe keineswegs die Absicht gehabt, die Ehre der Redaction des Journals le Siècle anzugreifen. Somit konnten die Richter diesen Punkt um so mehr als beseitigt ansehen, da, wie das Urtheil weiter hervorhebt, das Journal den Inkulpaten persönlich angegriffen, ihn beschuldigt, daß er zur Empörung anreize, eine gottlose Propaganda mache, ihn einen Meuterer genannt hat, einen Ligueur, einen treulosen

Priester, der selbst nicht vor dem Blutvergießen zurückbebe. Was die Klage der Erben des verstorbenen Bischofs von Orleans, Rousseau, eines Vorgängers Dupanloups, betrifft, so bezieht sich das Urtheil auf das Gesetz vom 17. Mai 1819, worin es heißt: „Diffamation ist eine Handlung, welche die Ehre einer Person beeinträchtigt;" das Wort Person in der juristischen Sprache bezeichne aber stets einen Lebenden, und folglich konstituire die Diffamirung eines Verstorbenen kein durch das Strafgesetz vorhergesehenes Vergehen. Demnach wurden die Klageführenden abgewiesen und die Civilpartien in die Kosten verurtheilt. Der merkwürdige Proceß, bei dem Berryer und Dufaure das Wort führten, wurde leider, dem Gesetze gemäß, bei verschlossenen Thüren geführt, und die Verhandlungen werden nicht gedruckt werden. Das Publikum kommt dadurch um zwei treffliche Plaidoyers. Aus Anlaß dieses Processes wurde in einem Blatte die Frage aufgeworfen, warum die Bischöfe Monseigneur titulirt würden? Dieser Titel ist aber die Französirung des italienischen Monsignore.

Wir wollen den Gerichtssaal nicht verlassen, ohne einer Mademoiselle Levêque zu erwähnen (nomen, nicht omen), deren Geschichte man mit dem Gefühle liest, das einen überfällt beim Anblick einer schön gefleckten Natter, die zwischen Blumen in der Sonne schillert. — Mamselle Leonie ist ein scharmanter Wucherer. Der Wucher, der Sohn des Geizes, verwüstet sonst die Züge wie das Herz; er hinkt gewöhnlich hinter dem Alter her und vollendet bei diesem die moralischen Verwüstungen der Zeit. Aber Mamselle Leonie ist in ihrem zwanzigsten Jahre vom Schicksal überwältigt worden, und hat dieses auch die Blüthen ihres Herzens zerstört, so blüht sie doch selbst in der vollen Frühlingspracht der Schönheit. Mamselle Leonie ist eine Sylphidengestalt; ihre Züge sind aus Blumenduft und Morgenroth gewebt, und ihr Auge blitzt wie der heiße Mittag, oder lächelt wie der Vollmond durch die goldenen Wolken einer Sommernacht, je nachdem es eben Noth thut. Ihr Geschäftsführer ist ein Major, Namens de Saint Criq, einer jener Majore, wie sie Leon Gozlan in einem seiner Lustspiele schildert. Da heißt es: „Ein Major ist ein Mensch, der nie den Krieg mitgemacht, er hätte ihn aber mitmachen können. Er trägt drei Orden. Den dritten bekam er, weil er zwei hatte, den zweiten empfing er, weil er einen hatte, und den ersten, weil er eben keinen hatte. Ein Major wird wohl aufgenommen in allen Landen; es gibt welche in Frankreich, in England, in Rußland, überall, nur nicht bei der Armee; er ist immer jung, ein Dreißiger bis ein Sechziger." Nun habe ich allerdings den Major Saint-Criq in Verdacht, daß er, nachdem er Leonie zu Falle gebracht, die Freundin zu dieser Industrie abgerichtet hat, sonst wäre eine solche Verruchtheit in so zarter Jugend nicht denkbar. Saint Criq spürte jungen Leuten von guter Familie nach, verleitete sie zu Ausschweifungen, und war das Geld durchgebracht, so ließ er sie „als ein wahrer Freund" nicht stecken, er wies sie seiner Freundin zu, die den jungen Herren mit dem holdesten Lächeln Geld vorschoß, und sich aus Rücksicht für die Empfehlung des Majors mit hundert Procent begnügte. Auch lieh sie ihnen Banknoten und goldene Uhren, damit sie in der großen Welt sich sehen lassen konnten; auch hatte Mamselle Leonie, die selbst nicht verheirathet ist, ein Heirathsbüreau. Unter ihren Papieren, die man in Beschlag genommen, haben sich Noten über Heirathskandidaten, deren Ansprüche und Vermögen, vorgefunden. „Nro. 1, Herr X..., Advokat, plaidirt nicht, besitzt ein Kapital von 200,000 Fr., erbt einst 300,000 Fr., der einzige Sohn eines Steuereinnehmers auf dem Lande. Die Dame, die ihn kennt, verlangt 100,000 Fr. Nr. 2. Herr von Z..., Generaleinnehmer; die Stelle trägt 70,000 Fr., eigenes Vermögen 300,000 Fr., ist 49 Jahre alt und dekorirt. Er sucht eine ledige Person mit einer Mitgift von 4 bis 500,000 Fr. Nr. 3. Ein junger Gesandtschaftsattaché: 26 Jahre alt, vier Orden, 150,000 Fr. Renten. Er verlangt eine Million u. s. w." Dieß sind nicht etwa Reclamen, Schwindeleien, um Kunden zu ködern; sie trieb ihr Kuppelgeschäft ganz im Stillen, und hütete sich wohl, die Augen der Polizei auf sich zu ziehen. Hier muß man das Sprichwort umkehren: solche Ehen werden in der Hölle gestiftet. Zum Lobe der schönen Kupplerin muß ich hinzufügen, daß sie treulich mit dem Major theilte, glaube aber schwerlich, daß sie ihm sonst treu blieb, was ihm wahrscheinlich höchst unangenehm gewesen wäre, denn er hätte weniger zu theilen gehabt.

Leonie Levêque ist die neueste Metamorphose der Pariser Hetäre. Seit die Männer gescheidt geworden sind und sich nicht mehr für diese Schönen ruiniren, weil sie etwas besseres mit ihren Kapitalien anzufangen wissen, bleibt den Schönen nichts übrig, als selbst Geschäfte zu treiben, um das Deficit zu decken. Leonie hat sich ertappen lassen, weil sie es ungeschickt angefangen; jetzt, wo sie Lehrgeld bezahlt hat, 3000 Franken Geldbuße, wird sie, nach überstandener viermonatlicher Einsperrung, vorsichtiger zu Werke gehen. Der Major erhielt fünf Monate und muß 2000 Franken Strafe zahlen. Er benahm sich sehr martialisch, klopfte auf die Brust und sprach, wie er selbst sich ausdrückte, „mit der Offenherzigkeit eines alten Soldaten;" die Staatsbehörde nannte Leonie Levêque: „Une Aspasie doublée d'un Harpagon."

Es ist allbekannt, welche Mühe es den frommen Aeneas kostete, Italien zu finden; sein eigener Steuermann stürzte in's Wasser, im Augenblick wo er träumte, er lande an der ausonischen Küste. Indem Virgil den Palinurus ersäufte, hat er ihn unsterblich gemacht, denn Palinurus gehört zu den wenigen in der langweiligen Gesellschaft des frommen Vater Aeneas, die in unserer Erinnerung leben. Es wird bald nicht minder Mühe kosten als damals, Italien wieder zu finden, denn Sardinien, das nichtitalienische Königreich, ist im Begriff es zu verschlingen, Neapel aber ist Großgriechenland. Beim Anblick dieser gewaltigen Umwälzungen, wem fällt nicht Heines Lied ein: „Auf dem Schloßhof zu Canossa steht der deutsche

Kaiser Heinrich!" Aber wir haben uns da auf ein uns fremdes Gebiet verirrt und retten uns durch die Engpässe der savoyischen Alpen wieder nach Frankreich. Die Einwohner dieser Alpen sind nach Art der Gebirgsbewohner ein derber Menschenschlag, vierschrötig von Gestalt, in Sitten und Manieren. Savoyard ist hier zu Lande gleichbedeutend mit Grobian. Der Auvergnat, ein in Hinsicht auf Knochenbau und Höflichkeit ebenfalls sehr stämmiger Gesell, hält es für einen Schimpf, wenn man ihn für einen Savoyarden hält. Diese Vorbemerkungen waren nöthig, um einen Einfall zu verstehen, der mir gleichfalls etwas savoyardisch erscheint. Als neulich in Gesellschaft von der Annexation Savoyens die Rede war, hieß es: „Nichts ist geändert in Frankreich, es besitzt bloß 300,000 Savoyarden mehr," eine Parodie der Karl X. zugeschriebenen Aeußerung: „Rien n'est changé en France: il n'y a qu'un Français de plus." Er hielt 1814 als Graf von Artois seinen Einzug in Paris. Bei dieser Gelegenheit war ein Gewitter ausgebrochen und es fiel ein starker Regen; der Prinz sagte: „Il pleut des hallebardes," eine allgemein gebräuchliche sprüchwörtliche Redensart. Den andern Tag ließ ihn das Journal de Paris sagen: „Kinder, keine Hellebarden mehr!" Diese Worte sind von dem Vaudevillisten Rougemont, der seinen Spaß daran hatte, dergleichen zu erfinden. Von ihm rührt auch Cambronnes bekannte Phrase her: „Die Garde stirbt und ergibt sich nicht." Schließlich fügen wir noch bei, daß man, um die Eigenliebe der Savoyarden zu schonen, sie Savoisiens nennt.

Weit mehr als die Peripetien der äußern Politik beschäftigen das Land die Folgen des mit England kürzlich abgeschlossenen Handelstraktats. Den Baumwollenfabrikanten und Eigenthümern von Hochöfen schwebt der Traktat vor wie ein Schreckgespenst, sie fürchten der englischen Concurrenz zu erliegen. England zahlt geringeren Arbeitslohn und hat bessere Maschinen und Werkzeuge. Was auch für politische Ursachen zum Abschluß dieses Vertrags bewogen haben mögen, es liegen andere im Hintergrunde; die französische Regierung benutzt den Moment, um die inländischen Fabrikanten anzuspornen, damit sie ihre Werkzeuge und Apparate erneuern; sie streckt ihnen Geld vor, nicht weniger als vierzig Millionen, gegen möglichst sichere Garantie. In dem Gesetzvorschlag, der deßfalls der Kammer vorgelegt worden, äußert sich zwar die Commission so schonend als möglich; indeß nach all den Trompetenstößen, die bei Gelegenheit der Industrieausstellungen in den hiesigen Journalen über die Erfolge der französischen Industrie erklangen, muß sich die mit Ausarbeitung des Gesetzesentwurfs beauftragte Commission doch demüthigen und zugestehen, daß der französische Gewerbfleiß inmitten des in ganz Europa sich kundgebenden Fortschritts zwar nicht absolut stationär geblieben, daß aber, trotz häufiger Anmahnungen von Seiten der Regierung, die Erneuerung des Maschinenwesens und der Werkzeuge überhaupt nicht so schnell von statten gegangen sey, als wohl zu wünschen gewesen wäre. Der Traktat wird bestehen, so lange irdische Dinge bestehen, allein der Aufschwung, den die französischen Fabriken und Manufakturen unter dem Impuls der herannahenden Gefahr nehmen müssen, wird von lang nachhaltender Wirkung seyn. Die einzelnen Bestimmungen des Gesetzvorschlags übergehen wir als nicht hieher gehörig. Jedenfalls wird durch den neuen Vertrag der Ackerbau auf Kosten der Industrie aufgemuntert, und dieß hat wieder zum Zweck, die in den Werkstätten sich anhäufenden Arbeitskräfte aus den Städten abzuleiten. Besonders sind die Weinbauer begünstigt. Wenn die Ermäßigung des Zolltarifs für die in England eingeführten Weine den Producenten willkommen ist, so hat sie dagegen die Consumenten in Frankreich beunruhigt. Wenn, heißt es, die Eingangszölle mit der Zeit um achtzig Procent vermindert werden, so wird die Ausfuhr um das Fünffache steigen. Die Folge dieser Absorption einer solchen Masse durch eine fremde Nation wird ein Deficit auf den französischen Märkten veranlassen. Darauf erwiedert die Regierung: „Wer da weiß, welche Umstände das Steigen der Preise einer Waare herbeiführen, wer den unerschöpflichen Reichthum der französischen Weinproduktion kennt, wird durch ein so oberflächliches Raisonnement sich nicht irre führen lassen. Obgleich Frankreich so viel Wein producirt als Spanien, Portugal und Italien zusammen, so nimmt es dennoch nur den dritten Rang ein unter den Ländern, aus denen England seine Weinvorräthe bezieht. So hat Spanien im Laufe des Jahrs 1858 2,467,000 Gallonen nach England abgesetzt, Portugal 1,383,000 und Frankreich nur 623,000. Im vorhergehenden Jahr 1857 war das Mißverhältniß noch weit bedeutender. Man kann annehmen, daß im Durchschnitt England bisher den Franzosen jährlich 30,000 Hectoliter Wein abkaufte. Gesetzt nun, daß in Folge der Herabsetzung der Eingangszölle die Einfuhr der französischen Weine in England sich verfünffachte, so stiege sie nur auf 150,000 Hectoliter, den sechzehnten Theil der jährlichen Weinausfuhr Frankreichs. Im Jahr 1687 bezog England jährlich 172,000 Hectoliter (3,800,000 Gallonen), und damals hatte Frankreich ein Drittel Weinberge weniger als jetzt, wo der Weinstock in 75 Departements angebaut wird. Sechzehn derselben führen die Hälfte des Ertrags aus, zwölf zwei Drittel und sechs drei Viertel; letztere sind: die beiden Charentedepartements, Hérault, Gers, Gironde und Côte d'Or. Die Weinberge nehmen in Frankreich einen Flächenraum von 2,300,000 Hectaren ein, gehören 2,184,000 Eigenthümern und beschäftigen an acht Millionen Arbeiter. Der Ertrag wird jährlich im Durchschnitt auf fünfzig Millionen Hectoliter geschätzt und wird sich in Zukunft natürlich allmählig steigern. Bisher waren, aus Mangel an Absatz, die Erzeugnisse des Weinbaus zu solcher Geringschätzung herabgesunken, daß der Bauer lieber zwei Säcke Hafer erntete als zwei Ohm Wein. Die Transportkosten von den Pyrenäen nach Paris auf der Eisenbahn übersteigen den Werth des Weins. Es sind viele Ziffern in diesem Theile des Berichtes und Ziffern sind in der Regel langweilig; es gibt aber Fälle, wo sie interessant

werden, und ein solcher, wenn wir nicht irren, tritt hier ein, denn französische Weine werden in die ganze Welt ausgeführt, und die Rückwirkung, die man vom Handelsvertrage mit England auf die Preise der französischen Weine in Frankreich selbst besorgt, würde nothwendig sich ebenfalls auf die Ausfuhr nach andern Ländern als England erstrecken. Die hiesigen Detaillanten, die baares Geld hatten, haben nicht unterlassen, sich mindestens auf ein Jahr mit Wein zu versehen, weil sie dem Wetter nicht trauen. Eben so weiß ich aus zuverlässiger Quelle, daß der Eigenthümer einer Schmelzhütte bei Senlis, der bisher 1200 Arbeiter beschäftigte, 500 fortgeschickt hat, und zu Ende dieses Monats noch 300 andere entlassen wird. Auch die Fabriken im sogenannten Thale von Rouen (Band, kurze Waaren, was man hier Rouennerie nennt) beschränken ihre Produktion. Der französische Kunstfleiß stand bis jetzt in großem Flor; ein gewöhnlicher Fabrikant legte jährlich, ohne besondere Unglücksfälle, seine 100,000 Franken bei Seite, mancher eine Million und darüber. Mit Hülf eder von der Regierung vorgestreckten Kapitalien können nun die Fabrikherrn ihr Outillage in besseren Stand setzen. Indeß bleibt ein großes Hinderniß der Arbeitslohn, der in Frankreich höher ist als in England. Eine Zeitlang wird also die französische Fabrik einen harten Kampf zu bestehen haben, aus dem sie aber gekräftigt und mit neuen Hülfsmitteln versehen hervorgehen wird; so hofft man hier allgemein.

Aus dem nördlichen Frankreich, März.

(Schluß.)

Drei Tage in der Vendée. — Episode aus dem Vendéerkriege.

Die Schicksale von Roses Gatten und seiner Familie waren nicht minder bewegt gewesen. Zwei ältere Brüder desselben, Royalisten, waren, ein weißes Tuch von weitem schwingend, bei Bougenais unterhalb Nantes zu den Insurgenten übergegangen; der eine ward eine Art Adjutant bei Charette; beide fielen im Kampfe. Ein dritter Bruder ging zu der republikanischen Armee und fiel auch; es war mehr als ein Bürgerkrieg, es war ein Bruderkrieg. Der Mutter, welche Wittwe war, blieben noch zwei kleine Knaben. Diese nimmt sie an die Hand, steckt ihr Silberzeug zu sich und folgt dem Vendéer Bauernheere. Warum? das wußte sie so wenig als andere, die mitzogen. Es war ein Schwindel, der Alles ohne Ueberlegung mit fortriß; man glaubte, man müsse der Armee folgen, denn in der Armee vereinigte sich für den Vendéer Alles, was das Leben zum Leben macht: Heimath, Glaube, Freunde. Die greifbare Heimath war von der Revolution wie von einer Sündfluth verschwemmt worden; die Armee war die Arche Noahs, in die sich Alles rettete, was am Alten hing. Thörichter Wahn! Die Arche zerschellte bei Savenay, nach dem Verlaufe der Sündfluth aber stieg, befruchtet von dem Blute, das ihren Wasserstrom bildete, eine neue Heimath empor. Die Mutter jener Kinder sah sie aber nicht mehr; im Ueberfahren über die Loire ertrank sie bei Ancenis. Ihr Silberzeug ward geplündert. Der eine Knabe blieb in der Normandie als Dorfhirte, von Kopf zu Fuß in weiße Leinwand gekleidet, und dem kleinen Burschen, der im herrlichsten Wohlstande erzogen war, gefiel es so in seinem Kittel, daß man später Mühe hatte, ihn zur Heimkehr zu bewegen. Der andere, Rosens Gatte und Vater meines Freundes, kam nach Nantes in das Entrepot. Dieses Wort sagt alles; das schauderhafteste Elend tritt uns mit ihm vor die Seele. Wie oft bin ich daran vorbeigegangen, und niemals konnte ich mich eines Grauens erwehren. Was half's, daß ich mir sagte: es waren ja Aristokraten, die hier verkamen, Menschen jener Partei, die nun dich in's Exil, in's Elend gestürzt haben. Was half's? Es waren doch auch Menschen, und so manche Unschuldige unter ihnen. Zum Beispiel, das Kind, der kleine Guéraud. Auch er wäre verhungert oder ersäuft worden, wenn nicht seine hübsche, geweckte Physiognomie einer zwar nicht unsträflichen, aber gutherzigen Frau aufgefallen wäre. Die Frau wird gerührt und erbittet sich vom Proconsul Carrier die Erlaubniß, den Knaben zu sich zu nehmen. „Der fühlt ein menschliches Rühren," und das Kind war gerettet. Später hat der Knabe seine Retterin mit ihrem Vater zu sich auf sein schönes Gut genommen und beide bis an ihren Tod verpflegt.

Für uns in Deutschland ist jene Zeit längst der Geschichte und Gelehrsamkeit anheim gefallen. Und hier, in diesem von ihr so hart geprüften Familienkreise trat sie mir in der Person meiner Wirthin wie mit Leib und Leben entgegen! Wie ward mir nun vollends, als ein steinalter Mann auf das Gut kam und man mir sagte, das sey der Bediente Charettes gewesen. Ich machte ihn fast taub mit Fragen, den alten Cormes mit schneeweißen Haaren. Was hatten diese verlöschenden Augen nicht gesehen! Es ist eine natürliche Sympathie unter den Schicksalsgefährten jener Tage; dem Greise fehlt sein Glas Wein nie, wenn er auf dem Gute einspricht. — Mein Ausflug in die Vendée konnte nicht ergreifender seyn. Welche Träume gingen mir durch die Seele, als ich da im Garten in der Taxuslaube meinen Gedanken nachhing! Nebenbei gesagt, diese Laube ist eine Denkwürdigkeit des Departements. Es bildet sie ein einziger über dreihundert Jahre alter Taxusbaum, der so geschnitten und gezogen ist, daß er einer förmlichen grünen Kugel gleicht. Die Höhe beträgt vierthalb Meter, der Umfang vierzehn Meter; am hellsten Mittag herrscht darin die tiefste Nacht.

Wir fuhren heim. Links nahe vor Vieillevigne ließen wir das Dorf Lechêne. Ich sagte gestern, daß an diesem Orte gleichzeitig mit dem Gefecht von Penissière (6. Juni 1832) das Haupttreffen beim Aufstand der Herzogin von Berry stattgefunden habe. Ein Herr la Roberie (der Zufall hat mich früher einmal mit ihm zusammengeführt), verbunden mit Charette, einem Verwandten des berüchtigten Chouan von 1793, führte vierhundert Mann, wovon aber nur zweihundert bewaffnet waren; sie wollten die Nationalgarde von Vieillevigne entwaffnen, zogen sich aber zurück, als sie hörten, daß reguläre Truppen in der Nähe standen. Da folgte ihnen diese Nationalgarde mit einer Compagnie Voltigeurs nach, welche eben von Montaigu angekommen war. Die Insurgenten entschlossen sich zum Angriff, wurden aber zweimal zurückgeworfen, und als die Truppen neue Verstärkung erhielten, verabschiedeten la Roberie und Charette, der beinahe gefangen ward, ihre Leute. Verschiedene legitimistische Führer waren gefallen. Die Herzogin war selbst gegenwärtig gewesen, und sie floh in eine nahe Meierei. Am andern Tag kam ein Verwundeter in dieselbe, dem der Arm zerschossen war. Der Aermel klebte durch das geronnene Blut so fest an, daß man ihn auftrennen mußte. Die Berry erblaßte bei diesem Anblick und verließ, sich unwohl fühlend, die Stube; sie kam aber gleich wieder, um nicht an ihrem Muthe zweifeln zu lassen. Plötzlich verscheuchte sie eine Patrouille, sie steckte sich mit dem Verwundeten in einen Graben, der Mann aber hatte das Wundfieber und die Berry bedeckte ihn mit ihrem herzoglichen Shawl. In der folgenden Nacht flüchtete sie sich in eine andere Meierei und ging von da am 9. Juni — es war ein Sonnabend und Markttag — als Bäuerin verkleidet nach Nantes. Das Haus, wo sie sich verbarg, ist dem Schlosse gegenüber und hat Nummer 3. In der Nacht vom 6. November ward sie entdeckt. Wenn jemand ihre Sache profanirt hat, so ist sie es, die Herzogin selbst, die, abenteuerlich wie sie war, die Abenteuer der Liebe eben so leidenschaftlich liebte als die des Kriegs. Jedem Fremden, der nach Nantes kommt, zeigt man noch den Herrn von N., den sie in jenen unruhigen Tagen begünstigt haben soll, und das Schlimmste dabei ist, daß, wenn es nicht wahr ist, es doch wahr seyn könnte. Die Sache der Legitimisten in Frankreich ist, was sie auch jetzt wieder überspannter Weise hoffen mögen, verloren für immer.

Mit diesem Gedanken verließ ich die Vendée. Wir fuhren über eine jener endlosen Haiden, die einzelnen Theilen der Bretagne einen so traurigen, wüstenhaften Charakter geben. Ich weiß nicht, ist es diese oder eine zweite in der Nähe, welche Gotha heißt. Hat der Name Bezug zu unserem Stadtnamen? Wenigstens ist der Name des Flüßchens Issoire, über das wir kamen, und der der Isar eins, wie der der Moine bei Clisson und der des Mains. Ein celtischer Grabhügel in der Nähe war erst vor Kurzem nivellirt worden. Jetzt entfaltete sich Nantes vor uns mit seinem an Constantinopel erinnernden Panorama; immer lebhafter ward das Gewimmel und Wagengerassel, bis es sich auf den Brücken betäubend mit dem Rauschen der Loire vermischte. Da links steht auf einer der Inseln in einer Mauernische ein Heiligenbild; das ist der letzte Rest jenes Sühnedenkmals, das man dem Andenken des furchtbaren Gilles de Laval errichtet hat. Hier hat man ihn verbrannt. Letzte Erinnerung an die Vendée; jetzt verschlang uns die große Stadt in ihrem Volksstrudel.

Nicht ohne Wehmuth denke ich heute an jene mir liebgewordenen Orte und Tage zurück. Wenige Monate nachher ward mir in weiter Ferne die Nachricht, daß meine freundliche Wirthin in der Vendée, die kleine Rose, gestorben sey. Die Revolution verkettet die Schicksale wunderbar. Das Opfer von 1849 weint am Grabe der Märtyrin von 1793.

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 17. 22. April 1860.

— I bar confusion:
'Tis I must make conclusion
Of these most strange events.
Shakespeare.

Die Schlangenkönigin.

(Schluß.)

Während der Pfarrer so sprach, schlich eine Gestalt um die Ecke eines Hauses. Es war Sardok. Er schien überrascht, uns zu sehen, hinkte dann aber grinsend und höchst unterwürfig grüßend an uns vorüber.

„Ist der Unglücksmensch auch hier?" sagte der Pfarrer etwas verstimmt. „Sie kennen ihn, ich habe von Ihrem Abenteuer gehört. Werden Sie mir nun glauben, was ich Ihnen erzähle? Auch mit diesem häßlichen Subjekt, das sonst von allen Bewohnern dieser Gegend gemieden wird, hat Marie ein tollkühnes Spiel begonnen. Es belustigte sie, ihn durch thörichte Schmeicheleien zu verhöhnen; vielleicht that sie es auch aus Uebermuth, um dem allgemeinen Widerwillen gegen ihn zu trotzen. Kurz, der Mensch hat ihre spöttische Herausforderung für Ernst genommen, und eine unselige Leidenschaft für sie — ich weiß es — erfüllt ihn jetzt. Sie lacht ihn natürlich aus, aber die Sache ist ihr zugleich sehr unbequem geworden, da er sie überall umschleicht."

Ich verschwieg dem Pfarrer nicht, daß ich dergleichen schon gemerkt hätte, noch ehe ich zu Mariens Bekanntschaft gelangt wäre.

„Und nun ein Wort in der größten Offenheit," fuhr er fort, „das Sie mir verzeihen werden. Sie haben einen Freund mit aus Berlin gebracht, der sich auf der Lindenkaupe neben meinem Schwager Koal eingemiethet hat. Mir sind bereits verdrießliche Gerüchte zu Ohren gekommen. Es ist nun wohl nicht glaublich, daß der junge Mann entschieden als Freier bei Marien auftrete. Halten Sie es für nöthig, daß ich meine Schwester in mein Haus zurück rufe?"

„Thun Sie es," sagte ich. „Es wird unter allen Umständen gut seyn." — „So soll es geschehen. Sie gleich heute hier zu behalten, möchte Aufsehen erregen; doch mag sie es heute noch erfahren, daß sie sich rüste, morgen heim zu kehren."

„Vertrauen um Vertrauen!" begann ich darauf. „Hat mein Freund Franz sich jemals gegen Sie ausgesprochen?" — „Ausgesprochen nicht, doch weiß ich, daß auch er um Marien wirbt, und er ist wohl überzeugt, daß ich nichts lieber sähe, als eine Verbindung zwischen ihm und ihr."

Wir sprachen weiter darüber. Der Pfarrer wollte nicht zweifeln, daß beide, trotz der Verschiedenheit ihrer Naturen, für einander passend wären, und sprach die Hoffnung aus, Marie werde sich schließlich doch noch für Franz gewinnen lassen.

Als wir vor dem Hochzeitshause wieder anlangten,

empfing uns eine sonderbare Scene. Wir hörten Victors Stimme. „Da ist unser göttlicher Steuermann!“ rief er lachend. „Nur näher, du Adonis, reizendster aller Jünglinge!“

Der Angeredete war Sardok. Er stand in der Nähe des Tisches, verlegen und doch verschmitzt lächelnd, und drehte seine Mütze in den Händen. Victor nahm ein Glas Wein. „Komm,“ fuhr der fort, „bringe durch diesen Trunk der Schlangenkönigin deine Huldigung!“

Sardok schlug die Augen auf und sagte grinsend: „Sie soll's mir selbst geben!“ Allgemeines Gelächter folgte, Marie weigerte sich, halb ärgerlich, halb lachend. Da trat Victor vor sie. „Schönste der Königinnen,“ sagte er, „erfüllen Sie die Bitte jenes armen Knaben!“

Marie nahm das Glas aus seinen Händen und reichte es mit rascher Bewegung dem Kosaken. Sardok griff hastig darnach und trank es aus. Seine Augen blitzten von einem unheimlichen Feuer.

„Kannst du uns ein Lied singen?“ fragte Victor. Sardok schüttelte den Kopf. — „Aber tanzen? Heda, Sardok, mach' es uns vor, wie man in deiner Heimath tanzt!“

Dieser Vorschlag erregte schallenden Jubel, zumal da der Verhöhnte eine linkische Bewegung machte, die sein Hinken hervortreten ließ. Der Pfarrer und ich traten zu Victor mit der Bitte, das unpassende Spiel zu beenden. Schon aber hatte bei dem allgemeinen Gelächter Sardoks Gesicht einen veränderten Ausdruck angenommen. Mit wüthenden Blicken schoß er auf Victor zu. Er hielt ihm eine hölzerne Büchse, die er rasch aus der Brusttasche zog, vor's Gesicht und flüsterte in halb unterdrücktem Grimm: „Hab's aufgefischt aus dem Wasser. Alte Zara mir Alles erzählt! Oh, Sardok jetzt wissen, was thun!“

Schnell versteckte er die Büchse wieder, schlüpfte um die Bäume und verschwand hinter dem Hause. Ich hatte die Worte des Kosaken gehört und fragte verwundert, was sie zu bedeuten hätten? Victor aber, obgleich sichtlich verstimmt, lachte gezwungen und behauptete, den Unsinn selbst nicht zu verstehen. Er forderte Marie zum Tanzen auf, sie aber schlug es ab und tanzte heute nicht mehr. Er selbst ging bald darauf in's Haus, wo er sich mit andern Tänzerinnen herum drehte.

Da wir bereits an den Aufbruch dachten, forderte der Pfarrer seine Schwester auf, ihn noch einen Augenblick in seine Wohnung zu begleiten. Nicht lange darauf erschien sie wieder, aber mit höher gerötheten Wangen. Wir nahmen Abschied von den Gastgebern. Victor war mitten im Gedränge des Tanzes, wir fühlten keine Verpflichtung, ihn abzurufen, Koal schien sogar daran gelegen zu seyn, ohne seine Begleitung nach Hause zu fahren. Wir hatten eine kleine Strecke zu gehen, um zu unsern Kähnen zu gelangen. Ich war mit Marien ein Stück voraus, Franz und Koal folgten.

„Ich habe Ihnen noch zu danken, Marie,“ begann ich. „Sie ahnten vielleicht, welche Freude Sie mir durch das Zurückbringen des kleinen Buches machten. Und da Sie mir eine Ueberraschung bereiten wollten, legten Sie es heimlich in das Fenster — nicht wahr? Was Sie hineingeschrieben, soll mir ein werthes Andenken seyn.“

Marie läugnete nicht, sie ging mit niedergeschlagenen Augen neben mir her. — „Und was denken Sie von mir?“ fragte sie plötzlich. — „Ich denke viel Gutes von Ihnen, Marie. Nur glaube ich, daß Sie ein wenig zu schnell Ihren augenblicklichen Eingebungen folgen. Sie wagen zu viel für ein Mädchen —“

„Das können Sie sagen?“ unterbrach sie mich in vorwurfsvollem Tone, ohne die Augen aufzuschlagen. — „Ja, ich, Marie! Sie sind mir werth, darum muß ich aufrichtig gegen Sie seyn. Sie sind ungerecht gegen Alles, was Ihre Umgebungen Ihnen bieten, und schätzen es nur, insofern es Ihnen zu leichtem Genuß oder zum Gegenstande Ihres jugendlichen Uebermuthes dient. Nur das Fremde hat wahren Reiz für Sie, und dadurch wird Ihnen noch manche Gefahr bereitet seyn.“

„Ich weiß nur Eine Gefahr,“ sagte sie aufgeregt: „daß Sie mich hassen.“ — „Das wird nie geschehen, Marie! Ich nehme den herzlichsten Antheil an Ihnen und wünsche Ihnen jedes Glück.“ — Sie schüttelte den Kopf. — „Mißtrauen Sie mir?“ fuhr ich fort. — „Nein!“ — „Aber —?“ — „Ich weiß, daß es kein Glück für mich gibt.“ — „Wie heftig Sie wieder sind, Marie! Denken Sie an Ihre eigenen Worte! Der Mensch soll seinen Schmerz bekämpfen und dennoch hoffen glücklich zu werden. Ein Glück gibt es überall, wenn wir es nur erkennen wollen. Sagten Sie nicht so, oder ähnlich?“

Sie schüttelte von neuem den Kopf: „Das ist nun doch anders!“ Koal und Franz unterbrachen das Gespräch. Wir standen am Ufer und bestiegen die Kähne. Koal hatte in seinem schmalen Gefährt nur Platz für Marie, Franz ruderte mich. So fuhren wir neben einander hin.

10.

Kämpfe.

Marie verhielt sich schweigend auf der Fahrt. Es war dunkel, ich konnte ihre Gesichtszüge nicht erkennen.

Die Finsterniß nahm bald zu, und ein Gewitter schien im Anzuge. Doch zögerte es sich hin, bis wir in die Nähe der Lindenkaupe kamen. Hier fielen die ersten Tropfen und Koal lud uns ein, den Regen in seinem Hause abzuwarten. Wir gingen hinein. Eine Stunde saßen wir beisammen, Koal hatte sich mit Franz in ein angelegentliches Gespräch über spreewäldische Verhältnisse verwickelt, Marie war nicht im Zimmer. Mir schien die Luft gar zu schwül und drückend darin und ich ging hinaus, um zu sehen, ob wir die Rückfahrt wohl antreten könnten. Der Himmel klärte sich bereits, ich glaubte ein paar Sterne zu erblicken. Um einen größeren Himmelsraum beobachten zu können, ging ich bis auf die hohe Brücke. Mir kam es vor, als schliche jemand hinter mir her, doch nachdem ich mich umgesehen, glaubte ich mich getäuscht zu haben. Das Wetter war in der That vorüber, nur von den Bäumen schüttelte der Wind noch den Regen. Mitten auf der Brücke stehend, betrachtete ich die Sterne, wie sie sich unter mir im Wasser spiegelten. Das leichte Gerüst kam mir heut höher als jemals vor, ich glaubte in eine unendliche Tiefe zu sehen.

Da sprang plötzlich jemand an mich heran, krallte sich wie eine Katze im Rücken an mir fest und im nächsten Augenblick fühlte ich einen Messerstich in der Schulter. Ein leiser Ruf des Schrecks entfuhr mir, der Angreifer ließ ab von mir, ich aber packte ihn und rief: „Wer bist du?" Er zuckte zusammen und schrie auf: „Dich nicht, dich nicht, den Andern!" Ich erkannte Sardok. Er wollte sich losreißen, ich aber hielt ihn fest umklammert und es folgten einige Minuten des heftigsten Ringens, dann ein Krach — die Geländerstange der Brücke, an die wir uns gedrängt hatten, war gebrochen und wir stürzten beide in die Tiefe des Kanals. Einen furchtbaren Schrei vernahm ich noch aus Sardoks Munde, gleich darauf arbeitete ich mit nur halber Besinnung in dem kalten Elemente umher.

Für einen Erwachsenen war die Gefahr des Ertrinkens hier nicht groß. Gleichwohl machte es der schlammige Boden, die Menge von Sumpfgewächsen, in die der Sturz mich hinein getragen hatte, immerhin schwierig genug, wieder über Wasser zu gelangen. Als ich endlich einen Kahn erreicht hatte und an diesem dem Ufer zu strebte, hörte ich bereits Stimmen nach mir rufen und sah Gestalten mit Laternen aus dem Hause eilen. Sardoks Schrei mochte sie herbeigelockt haben. Franz sprang in den Kahn, reichte mir die Hand und half mir an's Land. — „Suchet nach Sardok!" rief ich. „Er ist mit mir von der Brücke gestürzt!"

Das Erstaunen und der Schreck waren allgemein, und sämmtliche Bewohner der beiden benachbarten Gehöfte rannten durcheinander und bestürmten mich mit Fragen. „Gib mir deinen Arm!" flüsterte ich Franz zu. „Sardok hat einen Angriff auf mich gemacht, ich bin verwundet."

Aber noch eine andere Person hatte diese Worte gehört. Marie stieß einen leisen Schrei aus, bückte sich auf meine Hand nieder, und ich fühlte heiße Tropfen über dieselbe rieseln. Schluchzend folgte sie uns.

Ich zog rasch andere Kleider an, die einer von Koals Knechten hergab. Man wollte mich zu Bette bringen, ich lehnte es ab. Das wichtigste schien mir die Untersuchung meiner Wunde. Während nach dem Arzt geschickt wurde, legte irgend eine alte Großmutter, ich weiß nicht mehr wessen, mir einen Nothverband an. Dann wurde mir Thee gebracht, und es fanden sich mehr Menschen zur Hülfsleistung, als nöthig waren. Man nöthigte mir eine wollene Decke auf, und in diese eingehüllt, mußte ich mich an's Feuer setzen. „Wie ist's mit dem Sardok?" fragte ich Koal, der eben in's Zimmer trat. „Habt ihr ihn gefunden?" — „Ja, der ist todt!" entgegnete er. „Wahrscheinlich ist er mit dem Kopf auf einen Kahn gefallen und hat das Genick gebrochen."

Die Stube hatte sich mit Menschen gefüllt, die neugierig um mich her standen, denn es war nicht geheim geblieben, daß ich von dem Kosaken verwundet worden sey. „Wissen Sie, Herr," sagte einer der Anwesenden: „der Stich von dem Hallunken war nicht auf Sie abgesehen. Er hat einem andern gegolten, den er hier vermuthete."

Diese Ansicht fand allgemeine Bestätigung. Ich bat die anwesenden Nachbarn mich allein zu lassen, indem ich erklärte, daß ich mich angegriffen fühle. In Wahrheit jedoch schmerzte die Wunde nur wenig, und ich hatte die Ueberzeugung, sie würde nicht gefährlich seyn. Ja ich hoffte sogar in einer Stunde mit Franz nach Leige zurück zu fahren, um der Familie Koal keine Störung zu bereiten. Der Thee hatte mich erwärmt, und ich befand mich in keiner Weise übel.

Indessen lag eine schwere Stimmung auf uns Allen. Das Bewußtseyn, einem Mordanfalle mit genauer Noth entgangen zu seyn, und der Gedanke an den Todten, der draußen lag, bewegten mich tief. Er hatte, wenn auch nicht mich, doch einen Menschen tödten wollen und war seiner eigenen Leidenschaft zum Opfer gefallen. Franz fühlte den Ernst dieser Stunde in gleicher Weise. Ich bat ihn, nachzusehen, ob die Belebungsversuche an Sardok sich nicht noch günstig gestalten wollten. Er ging. Draußen war ein Gehen, Kommen und Reden, alles, was am Sonntag Abend an der Lindenkaupe vorüber fuhr, stieg aus, um das

Schreckliche zu erfahren. Einer nach dem andern von den Hausgenossen verließ das Zimmer, und so glaubte ich endlich allein zu seyn. Da vernahm ich aus einer dunkeln Ecke ein halb ersticktes Schluchzen. Ich wendete mich um und fragte, wer da sey. Marie wankte herbei und sank zu meinen Füßen nieder.

„Ich bin an allem Schuld!" stammelte sie unter heißen Thränen. „Um meinetwillen wollte er Sie morden! Gott — Gott! Ich hab's verbrochen, und möchte sterben vor Scham und Schmerz!"

Ich bat sie, aufzustehen und ruhig zu seyn, aber vergebens. Sie sank mit dem Kopf an meine Kniee und schien aufgelöst in Thränen. Da wurde die Thür aufgerissen und Victor trat hastig ein. „Ernst!" rief er, „was ist geschehen? Sie sind verwundet!"

Plötzlich fuhr Marie auf und stellte sich mit zornflammenden Augen zwischen uns. „Weg mit dir!" rief sie Victor entgegen. „Um deinetwillen, Schändlicher, ist das Unglück geschehen! Dir hatte der Mörder den Streich zugedacht, diesen besten Menschen hat er getroffen!" Victor bebte zurück und sank vor Schreck und Erstaunen auf einen Schemel.

„Du wirst wissen, warum der Bösewicht dich haßte!" fuhr sie in höchster Aufregung fort. „Und auch ich weiß genug. Ich hab's mit angesehen, wie du dich hinter die Zigeunerin stecktest! Auf der Brücke stand ich und sah über die Wiese, wie ihr euch bespracht. O, es mußte etwas Schmachvolles seyn! Von dem Augenblick haßte ich dich, und wenn ich auch lachte, ich hoffte deine Schande noch vor aller Augen an den Tag zu bringen. Ja, ich hasse dich noch, und wenn ich wüßte, daß meine Schlange giftig wäre, ich wollte sie dir entgegen werfen, daß sie dich in dein falsches Herz stäche!"

„Marie!" unterbrach ich sie, „Fassung! Sie sind außer sich!" — Aber das leidenschaftliche Mädchen warf sich von neuem neben mich auf die Kniee und rief: „Nein! ich will mich nicht fassen! Ich will's einmal von der Seele herunter haben, was mich wie ein Alp drückt! Alle hab' ich verlacht und verspottet! Um deinetwillen muß ich alles büßen! Dich liebe ich, von der ersten Stunde an, als ich dich gesehen, und nun muß ich sterben vor Herzeleid, weil du mich verachtest! Zertritt mich, verfluche mich, denn ich verdien' es!"

Ich sprang auf und hob sie vom Boden, denn jeden Augenblick konnte die Thür sich öffnen und dem Auftritt einen neuen Zuschauer zuführen. „Marie," sagte ich so mild als möglich, „Sie sollen mir theuer seyn, wie eine Schwester, Sie sollen den besten Freund an mir haben! Nur bezwingen Sie jetzt diese unbändige Leidenschaft!"

Sie lag weinend an meiner Brust und schlang die Arme um meinen Nacken. Ich ließ sie einen Augenblick gewähren und drückte einen Kuß auf ihre Stirn. Inzwischen bemerkte ich, wie Victor, der Marien mit immer wachsendem Erstaunen zugehört hatte, sich plötzlich erhob, die Thür leise verriegelte und sich, abgewandt von uns, an's Feuer stellte. Ich drängte Marie leise von mir weg und ließ die Erschöpfte niedersitzen. „Wenn Sie mich nicht betrüben wollen," sagte ich, „so gebieten Sie jetzt Ihrem Schmerz. Wir sprechen uns wieder!" Dann schob ich den Riegel von der Thür und trat zu Victor. Ich sah in sein Gesicht, es war leichenblaß. Er ergriff meine Hand. — „Ernst!" sagte er, „wenn Sie in mein Herz sehen könnten! Es ist an Einer Scene leidenschaftlicher Reue genug — aber, bei Gott, ich möchte zu Ihren Füßen stürzen, und weinen, wie jenes Mädchen!"

Ich bat ihn ruhig zu seyn und nöthigte ihn auf den Stuhl neben mich. „Fürchten Sie nichts mehr von mir!" fuhr er im Tone tiefster Zerknirschung fort. „Die Ereignisse dieser Stunde lasten so furchtbar auf mir, daß sie mein ganzes Wesen vernichten. Aber sie bannen mich auch für immer in Ihre Nähe, selbst wenn ich Ihre Achtung niemals wieder gewinnen könnte. Was Sie heut um meinetwillen erduldet haben, ist für mich eine Schuld, die nur ein ganzes Leben voll Ergebenheit abtragen kann."

Franz trat in's Zimmer und bestätigte die Nachricht von Sardoks Tode. Auch die übrigen Hausgenossen sammelten sich wieder. Es wurde berathschlagt, wo ich zu Nacht bleiben sollte. Victor schlug mir seine Stube im Nachbarhause vor. Ich erklärte indessen mit Entschiedenheit, nach Leige zurückfahren zu wollen. So wurde denn dem Wundarzt ein Bote entgegen geschickt, um seinen Weg eben dahin zu lenken. Ich reichte zum Abschied Allen die Hand. Marie drückte sie an die Lippen und eilte davon. Victor ließ es sich nicht nehmen, mich nach Leige zu begleiten, und so, in einem größeren Kahne, in Decken, Mäntel und Kissen, mehr als mir nöthig schien, verpackt, fuhr ich mit ihm und Franz ab.

Ueber Kaschas Bestürzung bei unserer Ankunft will ich schweigen. Ich war denn doch erschöpfter, als ich es wahr haben wollte, und lag bereits in einem heftigen Fieber, als der Arzt um Mitternacht eintraf. Er erklärte die Wunde für ganz ungefährlich, sagte mir aber noch ein paar starke Fiebertage voraus. Diese ließen auch nicht auf sich warten. Victor war nicht von meiner Seite zu bringen; er ging ganz in meiner Pflege auf, ja es trat darin förmlich eine Eifersucht zwischen ihm und Kascha ein. Gegen Franz sprach er

sich in diesen Tagen ebenfalls aus und beide waren bald verständigt. An Besuchen und Anfragen wegen meiner fehlte es nicht, denn mein Fall hatte in der ganzen Gegend Aufsehen gemacht. Doch wurde nur der Pfarrer aus Burg vorgelassen. Er erzählte mir, daß Marie wieder in seinem Hause sey. Daß er eine neue Entdeckung über ihre Gemüthsstimmung gemacht habe, entnahm ich seinem Gespräch wohl, indessen ließen wir einen so zarten Punkt unberührt. — Ferner hörte ich, daß man schon am Morgen nach meinem Unfall eine Untersuchung in der schwarzen Kaupe angestellt habe; aber die Zigeunerin war verschwunden. Sie ist, so viel ich weiß, in jener Gegend nicht mehr gesehen worden.

Nach einigen Tagen fühlte ich mich wieder kräftig. Da kam ein Brief von meiner Stiefmutter an. Er brachte betrübende Nachricht. Ein Schlaganfall hatte meinen Vater betroffen und ich wurde schleunigst zurückgerufen. Da war nicht zu zögern. Ich nahm Abschied von Franz und Kascha. Schon nach einer Stunde fuhr ich, von Victor begleitet, nach Lübbenau, um zu Nacht mit der Post nach Berlin zurückzukehren.

11.

Schluß.

Ich kann an jene Zeit nicht zurück denken, ohne daß eine tiefe Wehmuth mich ergreift. Seit dem Tode meiner Gattin schienen schmerzliche Ereignisse auf lange bei mir heimisch werden zu wollen. Marien habe ich nicht wieder gesehen. In Thränen sah ich sie in jener Nacht entfliehen, und so ist ihr Bild vor meinen Augen geblieben über ein halbes Menschenalter hinaus. Doch ich will versuchen, das, was Jahr um Jahr brachte, in gedrängter Erzählung zusammen zu fassen.

Als ich damals nach Berlin zurückkehrte, kam ich nur noch zurecht, meinen Vater in meinen Armen sterben zu sehen. Ich hatte von nun an keine Zeit mehr, meinem Hange, wie bisher, nachzuleben. Eine weit verzweigte Geschäftsthätigkeit, in die ich mich erst hinein arbeiten mußte, nahm alle meine geistigen und physischen Kräfte in Anspruch. Das Leben forderte jetzt eine strenge, geregelte Arbeit von mir, und sie war mir willkommen, ja sie war mir Bedürfniß.

Oft zwar, sehr oft dachte ich an Marien. Ein tiefes Mitleid erfüllte mich und ein schmerzliches Gefühl, ihr das nicht erwiedern zu können, was ihr Herz mir entgegen gebracht hatte. Denn jetzt, da ich mich wieder in den alten Räumen meines Hauses befand, wachte die Erinnerung an mein geliebtes Weib um so mächtiger wieder in mir auf, sprach mir aus den Augen meines Knaben, aus Allem, was mich umgab, und wollte keinem andern Bilde eine gleiche Berechtigung gestatten. Doch glaubte ich nicht, so ohne versöhnenden Abschied von Marien scheiden zu dürfen. Ich schrieb ihr, was man unter solchen Umständen schreiben kann, wovon ich aber doch hoffte, daß es sie beruhigen werde, Trost, Worte der Freundschaft und Versicherungen des herzlichsten Antheils. Eine Antwort erhielt ich niemals.

So verging ein Jahr, da kam mir eine Nachricht, die ich als Antwort auf meinen Brief betrachten konnte. Franz schrieb mir, daß Marie sich entschlossen habe, seine Frau zu werden. Ich war sehr erfreut darüber, aber der Einladung zu seiner Hochzeit, die bald darauf stattfand, mochte ich doch nicht nachkommen.

Marie hatte als Frau nicht mehr jenes ungestüm übermüthige Wesen, worin sie sich als Mädchen gefallen. Ein erschütterndes Ereigniß war durch ihr Leben gegangen, sie hatte erfahren müssen, daß der Mensch sein Glück nicht mit Gewalt an sich reißen könne. Sie fühlte sich nicht unglücklich an Franzens Seite, aber ob sie das Glück, welches ihr anstatt des ersehnten zu Theil geworden, richtig zu schätzen verstand, darüber hab' ich nie etwas erfahren. Sie lebten die kurze Zeit, die sie verbunden waren, still und ruhig mit einander; die Menschen konnten sie für glückliche Gatten halten.

Ich sage die kurze Zeit — denn nur ein Jahr war ihnen beschieden. Marie ward Mutter eines Töchterchens und starb bei der Geburt desselben. Kurz vor ihrem Tode, den sie vorausgesagt haben soll, rief sie Franz zu sich, küßte ihn zärtlicher als jemals und sagte, sie wisse erst jetzt, daß sie den edelsten und besten Mann gehabt habe.

So war sie denn dahin gegangen, die schöne Schlangenkönigin, sie, die sich mit allen Fibern an das Leben geklammert hatte! Ihr Tod ergriff mich tief. Aber auch Victor war von dieser Nachricht schmerzlich betroffen, denn seine Neigung zu ihr war nicht an der Oberfläche seines Wesens vorüber gegangen. Von ihm sey hier gesagt, daß sich auch mit ihm eine Wandlung ereignet hatte. Er nahm fortan das Leben ernster und wir wurden in der Folge Freunde im besten Sinne.

In eine kurze Spanne Zeit hatte sich die traurige Geschichte der Schlangenkönigin zusammen gedrängt. Aber die Geschichte hat ein um so froheres Nachspiel. Es ist lang, ich will es um so kürzer erzählen.

Im Sommer nach Mariens Tode reiste ich zum ersten mal wieder nach dem Spreewalde. Franz war noch stiller und in sich zurückgezogener geworden, doch herrschte die alte Herzlichkeit zwischen uns. Von nun

an reiste ich in jedem Jahr auf einige Zeit, und wenn ich mir auch nur ein paar Tage abmüßigen konnte, zu ihm, und so wurde auch meine Bekanntschaft mit dem Pfarrer in Burg zu einem immer freundschaftlicheren Verhältniß. Auch meinen Sohn nahm ich mit der Zeit zu diesen Ausflügen mit.

Er war etwa acht Jahre alt, als ich einen Entschluß faßte, der in seinen Folgen segensreich für uns Alle werden sollte. Die Verwöhnung, in welcher der Knabe als einziger Sohn des Hauses lebte, und die vorzüglich von der übertriebenen Nachsicht und Zärtlichkeit meiner Stiefmutter ausging, erschien mir mit der Zeit eben so unerträglich als gefährlich. Und so beschloß ich, ihn dem Pfarrer für einige Zeit zur Erziehung zu übergeben.

Sechs Jahre lang blieb mein Sohn im Pfarrhause zu Burg, gedieh an Körper und Geist auf's Beste, und so wurde das Dorf und der Spreewald zu seiner zweiten Heimath, an der er mit der größten Liebe hing. Auch als ich ihn später zu mir zurück nahm, zugleich mit den ältesten Söhnen des Pfarrers, die fortan in meinem Hause blieben, um sich zur Universität vorzubereiten, behielt er diese Anhänglichkeit, zumal sie von seinen Schulfreunden getheilt wurde. Ja sie wuchs nur mit der Zeit, so daß alle seine Ferienreisen als Schüler wie noch als Student nach diesem einen Ziele hingingen.

Er war zwanzig und etliche Jahre alt geworden, hatte seine Studien vollendet und rüstete sich, da er Naturforscher werden wollte, zu einer großen Reise zu wissenschaftlichen Zwecken. Aber es stand bei ihm fest, daß er vorher noch einen Ausflug nach dem Spreewalde machen müsse. Ich hatte längst gemerkt, daß von dorther noch ein ganz besonderer Magnet auf ihn wirke, eine Beobachtung, die mich mit stiller Freude erfüllte. Es war vielleicht für eine Reihe von Jahren der letzte Besuch meines Sohnes in Burg, und er bat und drang in mich, ihn zu begleiten. Das war mir freilich nicht möglich, doch versprach ich, wenn es anginge, nachzukommen und die Freunde dort wenigstens einen Tag über zu sehen. So fuhr er denn allein ab, trotz einer Februarkälte, die jeden Ausflug auf's Land unmöglich zu machen schien. Vierzehn Tage darauf konnte ich mich auf kurze Zeit von meinen Geschäften losmachen und folgte ihm.

Ueber allen Wiesen, Kanälen und Wasserarmen des Spreewaldes lag eine gleichmäßige, spiegelblanke Eisdecke. Da war, um von Ort zu Ort zu kommen, kein Stunden langer Umweg mehr zu machen. Anstatt des Kahns waren Pikschlitten und Eisschuh zum Verkehrsmittel der ganzen Gegend geworden. Quer über die Fläche weg, durch gelichteten Wald, an Kaupen vorüber, fliegt der geflügelte Fuß, und sein Ziel, das der Sommer ihm drei Stunden weit verrückt, ist in einer halben erreicht.

Ich nahm in Lübbenau einen Stuhlschlitten nebst Führer, der mich zuerst nach Leige bringen sollte. Nur eine kurze Strecke waren wir gefahren, als ich eine Schaar Schlittschuhläufer in der Entfernung erblickte. Sie waren in die Wintertracht der spreewäldischen Bauern gekleidet: weite Beinkleider und Röcke von weißer Leinwand, mit Wolle gefüttert, Pelzmützen von Fischotter, und hohe Stiefeln bis über die Kniee.

Bald unterschied ich unter dieser immerhin malerischen Tracht bekannte Gestalten. Dem Zuge voran sauste ein frischer Bursche mit gerötheten Wangen und flatterndem Haar. Er schob einen Schlitten vor sich her, in dem ein Mädchen saß, das reizendste Geschöpf, das man sehen konnte, blond, blauäugig, die Bescheidenheit und Anmuth selbst. Doch trug sie städtische Kleider und war in ihr Mäntelchen gut eingehüllt. Ich kannte sie seit lange, und kurz — es war Franzens Tochter, wie ihre Mutter, Marie genannt. Ihr Führer war mein Sohn Georg, das Gefolge bestand aus den Söhnen und Töchtern des Pfarrers und einigen Gespielen der Kinder.

Ein lautes, jauchzendes Hurrah des Willkommens erscholl, als sie sich mir näherten; alle kannten mich von Alters her. Georg brachte mit kunstgerechter Schwenkung den Schlitten seiner Dame neben den meinigen, und das schöne Mädchen umarmte in unbefangener Kindlichkeit ihren „Onkel," wie sie mich nannte. Georgs Augen leuchteten, als er sie mir brachte, er schien seinen Vater um den Kuß zu beneiden.

„Onkel Franz ist in Burg bei dem Vater," rief einer von den Söhnen des Pfarrers, „wir brauchen nicht mehr nach Leige zu fahren." Der Sprecher ließ es sich nicht nehmen, meinen Schlitten, anstatt des Führers, zu schieben, und fort ging es über die Eisebene, unter Geschrei, Necken, Jubel und Lachen.

Es folgte ein glücklicher Tag im Pfarrhause. Jugend und Frohsinn waren in Fülle beisammen, und rißen die Alten unwiderstehlich mit fort. Zwischen Georg und der kleinen Marie war ein Necken, Flüstern und Lachen ohne Ende. Jetzt ein heftiger Zank, ein Schmollen, dann wieder zarteste Rücksicht und jungfräuliche Verschämtheit, und von neuem lächerlicher und lachender Zwist und Umherjagen, daß die Kleine vor dem unbändigen Jungen entfloh und sich hinter ihren alten Onkel rettete. Sie waren als Kinder gleich

Geschwistern zusammen aufgewachsen, selbst ihre junge Liebe wollte sich noch kindisch austoben. Denn daß sie einander liebten, darüber waren die Väter längst einig und sahen in ihrer Vereinigung die schönste Versöhnung alter schmerzlicher Erinnerungen. Und alle Hoffnungen wurden erfüllt. Noch vergingen einige Jahre, dann aber führte Georg Marien zum Altare, und wir waren Alle Ein Haus und Eine Familie.

Don Juan bei Tirso, Molière, Mozart und Byron.

(Fortsetzung.)

Molières Charakteristik seines Helden gestaltet den instinktiven und naiven spanischen Wüstling in den schon angedeuteten, kalt überlegenden, systematischen Lebemann um. Der komische Gehülfe und Diener, welcher hier Sganarelle heißt und sich in ähnlicher Weise von seinem Vorbild Catalinon unterscheidet, nennt seinen Herrn den größten Verworfenen, welchen die Erde je getragen, einen zuchtlosen Wütherich, einen Hund, einen Türken, einen Ketzer, welcher weder an einen Himmel noch an Heilige, noch an Gott, noch an Währwölfe glaubt und sein Leben wie ein unvernünftiges Thier verbringt, ein Ferkel des Epikur, einen wahren Sardanapal, der sein Ohr allen christlichen Vorstellungen verschließt und alles was wir glauben wie Windbeuteleien betrachtet, einen Sophisten endlich, der in seinen Worten alles so zu drehen weiß, daß es aussieht, als ob er Recht hätte. Was er thut, thut er aus Leidenschaft, der zulieb er seinen Bedienten, seinen Hund und seine Katze heirathen würde, denn nichts ist ihm zu kalt noch zu warm, weder Dame noch Fräulein, noch Bürgerin noch Bäurin. Sein Herz kann nicht anders als wandern. Kaum läßt ihn die Gnade des Himmels Einer Gefahr entgehen, so zieht er sich durch einen andern Streich den Zorn des Höchsten von neuem zu.

Aber alle diese Schilderungen des Vertrauten malen den Don Juan noch lange nicht als den, der er in seinen Handlungen und namentlich Worten ist. Er selbst analysirt das Wesen der Liebe kaltblütig als ein Ergötzen an der Abwechslung, lacht über die Anmaßung seiner Frau, ihren Mann nur für sich haben zu wollen, weil sie die Erste (?) bei ihm war, und würde allen andern Schönen Unrecht thun, wenn er sie, Einer Schönen zulieb, übersehen wollte. Sein Herz eilt jeder liebenswürdigen Erscheinung nach, er möchte die ganze Welt in Liebe umfassen, und nichts auf der Erde darf seinen ungestümen Begierden widerstehen. Er liebt in der Liebe die Freiheit und kann seine Neigung nicht in vier Wände einschließen, weil er einen natürlichen Hang hat, sich in allem dem gehen zu lassen, was ihn gerade anzieht. Sein Herz gehört allen Schönen, und an diesen ist es, dasselbe der Reihe nach zu nehmen und so lange zu behalten, als sie können.

Durch solche Räsonnements à la Heinrich VIII. kommt er bei Gelegenheit auch zur flüchtigen Begierde gegen seine eigene verlassene Frau zurück, wie ihm dieselbe, schmachtend und in Thränen, auf's neue reizend erscheint. Allen diesen Aeußerungen gegenüber nimmt sich freilich die magere Handlung des Stücks, dessen Held, nicht wie der Tirsos, nur in seinen und Anderer Worten, aber in keiner einzigen That als Verführer glänzt, matt und übel aus, um so mehr als seine Mittel eben so platt sind wie die des Spaniers. Er verspricht eben immer und überall die Ehe, was bei dem schon Verheiratheten einen eigentlich widrigen Eindruck macht, und wenn er jenes Versprechen vor zwei gegenwärtigen Nebenbuhlerinnen zugleich wiederholen muß, ladet er sie ein, sich nicht durch die Verheißungen seiner Worte, sondern durch den Erfolg seiner Handlungen über seine Wahl zwischen ihnen zu belehren.

Kommen wir zu der religiösen Frage, an welche hier nicht weniger als bei Tirso appellirt wird, so ist Molières Held gleichfalls ein viel kälterer Räsonneur als der Spanier. Obwohl er sich auch im Allgemeinen mehr ablehnend und frivol, als eigentlich skeptisch und ungläubig zeigt, so geht er doch weiter als jener, der nur an Frist und Aufschub denkt. Wenn ihn Sganarelle an die Profanation des Sakramentes der Ehe durch seine wiederholten Versprechen derselben erinnert, so antwortet Don Juan allerdings nur, das gehe den Bedienten nichts an, und er, der Herr, werde alles schon mit dem Himmel auszumachen wissen. Und an einer

andern Stelle will er dem Diener nicht mehr Rede stehen auf dessen Frage, ob er nicht an Gott, nicht an die Hölle, nicht einmal an den Teufel glaube, sondern bricht ab mit den Worten, er glaube, daß zweimal Zwei Vier und zweimal Vier Acht machen. Aber er bietet einem Armen, der ihn anbettelt, ein Goldstück an, wenn er fluchen wolle, obwohl er es ihm, da dieser sich weigert, zuletzt aus allgemeiner Menschenliebe schenkt. Aber er spottet, nach noch zwanzig bis dreißig Jahren seines jetzigen Lebens werde er schon daran denken, sich zu bessern, da der Himmel in seiner Rache nicht so exakt sey, als die Menschen glaubten, und deutlicher reden müsse, wenn er von ihm verstanden werden wolle. Aber er bleibt vor dem Kopfnicken des steinernen Gouverneurs ganz gleichgültig und erklärt sich dasselbe in einer viel rationalistischeren Weise als der Spanier durch die Annahme eines täuschenden Lichteffekts, einer falschen Beleuchtung. Aber er läßt seinen Vater mit großer Geduld eine lange moralische Rede halten, antwortet darauf nur mit einer Einladung zum Niedersitzen, weil man dabei bequemer spreche als im Stehen, und wünscht, nach dem Abgang des Alten, offen dessen Tod, da er die Väter, welche eben so lange leben wollen als ihre Söhne, unerträglich findet. Und endlich will er, freilich nur am Ausgang des Stücks, ein ausgemachter und vollendeter Heuchler werden, nicht wie der Spanier nur bei unvermeidlichen Gelegenheiten, sondern mit Absicht und Bewußtseyn, aus Gründen des Princips wie der Zweckmäßigkeit. Diese letztere Eigenschaft bedarf einer besondern Besprechung. Sie ist bei dem Helden des Stücks, der ihrer eigentlich nur nebenher bedürfen kann, mit einer Ausdrücklichkeit und Ausführlichkeit betont, für welche der Dichter einen besondern, außerhalb der Sache selbst liegenden Grund haben mußte. Dieß ist in der That der Fall und von vorzüglichem Interesse darum, weil sich die Darstellung des Heuchlers ganz direkt an die so viel besprochenen Schwierigkeiten und Angriffe anknüpft, welche der Tartuffe erfuhr.

Als Molières Don Juan 1665 auf der Bühne erschien, war der Tartuffe, welcher erst zwei Jahre später zur öffentlichen Aufführung kommen sollte, in kleineren Kreisen, und namentlich am Hofe, theilweise schon bekannt. Alle aufrichtig oder zum Schein devoten Leute empörten sich laut gegen die sowohl in jenem als in diesem Stück enthaltenen „Profanationen der Religion." Denn ein Angriff auf heilige Dinge, mochte er auch nur aus dem Munde eines Heuchlers oder eines Wüstlings kommen, schien ihnen immerhin eine sträfliche Berührung dessen, was überhaupt nicht und am wenigsten auf der Bühne, dem traditionellen Gräuel aller Rigoristen, berührt werden sollte. Mochte Molière diese Mißdeutungen voraus gesehen haben oder schon durch frühere Entstellungen seiner Absichten von derselben Seite gereizt seyn — er, der unerbittliche Geißler aller Thorheiten, Schwächen und Schlechtigkeiten seiner Zeit, nahm hier, wie im Tartuffe, den Stier bei den Hörnern.

„Derjenige," sagt in dieser Hinsicht, allerdings mit einiger Uebertreibung, Auger, der beste Herausgeber des Komöden, „derjenige, welcher ein verderbtes Gemüth und schimpfliche Sitten unter dem Außenwerk einer tiefen Frömmigkeit verbirgt und seine Unthaten unter dem Beistand des Himmels vollbringt und rechtfertigt, der ist ein wahrer Heuchler, und ein solcher Heuchler ist nothwendigerweise ein Atheist. Tartuffe und Don Juan sind zwei Verworfene aus derselben Schmiede. Tartuffe glaubt nicht an Gott, das ist unbestreitbar, und weil Don Juan denselben Unglauben hat, deckt er sich mit demselben Mantel wie Tartuffe." Aber wir sahen schon, daß Molières Don Juan sehr offenherzig ist und darum mit seiner Heuchelei, die er sich übrigens auch erst ganz kurz vor seinem Ende vorsetzt, nicht weit kommen kann. Wird er also dennoch an diesem Ende so sehr als Hypokrit hingestellt, wie es wirklich geschieht, so hat dieß seinen Grund gerade in der erwähnten Absichtlichkeit des Dichters, der auf den Sack schlug und den Esel meinte. Dieser Absicht hat Molière mit treffenden Worten gedient. Wie Elvira dem flüchtigen Gatten Vorwürfe über seine Untreue macht, entschuldigt sich derselbe, freilich ohne sie täuschen zu können, mit Gewissensbissen. Denn er hat sie aus einem Kloster entführt und fürchtet die Rache des Himmels, dessen Gut er geraubt hat, wenn er länger mit ihr zusammen lebt. Auf den Vorhalt, den ihm ihr Bruder macht, antwortet er in ähnlicher Weise, der Himmel wolle, der Himmel wünsche, der Himmel befehle es so, er gehorche der Stimme des Himmels und man möge sich für all das nur an den Himmel halten. Der Ermahnungen seines Vaters spottet er erst, scheint sie aber endlich zu hören und will eines Abends, ganz plötzlich, durch einen direkten Einfluß von oben, bekehrt worden seyn. Dann aber kommt in der nachfolgenden Scene mit Sganarelle die Kehrseite der Sache und die eigentlich tendenziöse Stelle, in welcher sich Don Juan ausführlich ausspricht.

Dinge wie das Kopfnicken der Statue mögen ihm unerklärlich erscheinen, allein sie sind nicht angethan, um seinen Geist zu überzeugen oder sein Gemüth zu erschüttern. Dennoch wird er sich, wie viele andere, welche dasselbe Handwerk treiben und die nämliche Maske vornehmen, um die Welt zu täuschen, von nun

an als ein Mann Gottes verhalten, obwohl er im Grunde an gar nichts glaubt. Denn er bedarf dieser bloßen Politik, dieses nützlichen Winkelzugs, dieser unerläßlichen Grimasse, um sich mit seinem Vater zu halten, den er nicht entbehren kann, und sich vor den übrigen Menschen gegen hundert schlimme Abenteuer, die ihm widerfahren möchten, zu decken. Was ist dabei? Ist die Heuchelei nicht ein Modelaster? Und ein Modelaster gilt immer für eine Tugend. Man kann keine bessere Rolle als die des guten Mannes spielen, und die Heuchlerprofession hat heutzutage merkwürdige Vortheile. Der Betrug dieser Kunst wird immer respektirt, und wenn man ihn auch entdeckt, so wagt doch niemand etwas dagegen zu sagen. Alle andern menschlichen Laster sind dem Tadel ausgesetzt und jedermann ist frei, sie offen anzugreifen, aber die Heuchelei ist ein privilegirtes Laster, welches ruhig einer souveränen Unsträflichkeit genießt, weil seine Hand aller Welt den Mund stopft. Durch bloßes Grimassenschneiden schon schließt man eine enge Verbindung mit allen Leuten dieser Partei, und wer Einen von ihnen angreift, hat sie alle auf dem Rücken. Wie viele haben nicht durch diese List die Unordnungen ihres Jugendlebens überkleidet und sich aus dem Mantel der Religion ein Obdach gemacht, um unter dieser heiligen Hülle die schlechtesten Menschen von der Welt seyn zu können! Mag man auch um ihre Intriguen wissen und sie als das kennen, was sie sind, so behalten sie dennoch ihren Kredit vor den Leuten, und einiges Kopfsducken, ein geängstigter Seufzer und ein zweimaliges Augenverdrehen bringen vor der Welt alles, was sie thun mögen, wieder in Ordnung. Unter einen solchen Schutz will sich der Wüstling fortan stellen und, ohne seine süßen Gewohnheiten aufzugeben, deren Straflosigkeit durch Eintritt in jene Kabale gewinnen, welche ihn überall und gegen Alle vertheidigen wird. Fortan will er die Handlungen anderer richten, über jedermann ungünstig urtheilen und nur von sich selbst eine gute Meinung haben. Hat man ihn nur einmal ein wenig unangenehm berührt, so wird er nie verzeihen, sondern ganz im Stillen einen unversöhnlichen Haß bewahren. Er wird sich zum Rächer der gekränkten Interessen des Himmels machen und unter diesem bequemen Vorwand seine Feinde verfolgen, sie der Gottlosigkeit anklagen und die urtheilslose, aber laut bellende Meute blinder Fanatiker gegen sie loslassen. In dieser Weise müssen die Schwächen der Menschen ausgebeutet werden durch einen klugen Geist, der sich den Lastern des Jahrhunderts anzupassen versteht.

Ein Don Juan, selbst ein französischer, fällt mit einer solchen Tirade offenbar aus seiner Rolle, allein der Hieb selbst, den der Dichter zu führen beabsichtigte, saß, wo er sitzen sollte; das bewies das alsbaldige Wuth- und Wehegeschrei der getroffenen Devoten und Scheinheiligen. Seinen höchsten Ausdruck erreichte dasselbe in einem Libell, in welchem ein Parlamentsadvokat de Rochemont den Autor des französischen Don Juan als den würdigen Vater seiner Schöpfung, als einen Atheisten, Verworfenen und Verdammten wie diesen hinstellte. Hiegegen erschienen verschiedene Widerlegungen mit gutem Erfolg in der Presse, von welchen namentlich eine den Nagel auf den Kopf traf in den Worten: „Was dachtest du, Molière, als du die Tartüffes auf die Bühne bringen wolltest? Wäre dir letzteres nie eingefallen, so würde auch dein steinerner Gast nicht so verwerflich seyn!“

Auch bei dem König suchte man den Herzensdieb von Sevilla als eine den Sitten und der Religion verderbliche Erscheinung anzuschwärzen. Allein Ludwig XIV. amusirte sich in seinem damaligen Alter immer, wenn man sich in der ihn umkriechenden Gesellschaft, über deren Gewimmel er wie ein souveräner Jupiter thronte, in die Haare gerieth. Er, der den Demüthiger seines Adels beschützte, entschuldigte auch den Kritiker der Devoten, indem er betonte, jener so gefährliche Don Juan werde ja nicht belohnt, sondern bestraft und sey somit nur ein abschreckendes Beispiel. Uebrigens bewirkten diese Angriffe doch, daß das Stück in seiner ersten und eigentlichen Form nur eine einzige Aufführung erlebte. In den unmittelbar folgenden vierzehn weiteren Vorstellungen wurde die Scene mit dem Armen und die letzte Auseinandersetzung mit Sganarelle weggelassen und dann blieb die Komödie liegen, bis sie nach dem Tode des Dichters, 1677, die erwähnte Umarbeitung in Verse durch den jüngeren Corneille erfuhr und in dieser Gestalt wieder auf die Bühne kam.

Kehren wir von dieser interessanten, aber unserem Gegenstand verhältnißmäßig fremden Nebensache zur Betrachtung des vorliegenden Charakters zurück, so müssen demselben, seinem spanischen Vorbild gegenüber, zwar einige eigenthümliche Züge, aber zugleich auch ein mattes und prosaisches Wesen, welches sich von dem wildkräftigen und hochpoetischen Schwung jenes weit entfernt, zugesprochen werden. Mit Unrecht nennt Auger den Don Juan Molières „ein erhabenes Ungeheuer und das schöne Ideal der Verworfenheit,“ und betont richtiger nur den Adel und die Eleganz seiner Haltung und seiner Reden. Aber der Dichter selbst mochte auf dieses letztere nur darum Gewicht legen, um gerade der ihm so verhaßten, so oft von ihm getadelten, nur formellen Feinheit und Würde des Hofgeschlechtes vor seinen Augen einen ähnlichen Hieb zu geben wie

den Heuchlern. Wenigstens läßt er den Vater Don Juans bei einer langen Ermahnung diesem die Worte zurufen: „Lerne, daß ein Adeliger von schlechtem Leben ein Unding in der Natur ist! Was hast du in der Welt gethan, um ein Edelmann zu seyn und einige Eitelkeit daraus ableiten zu können? Glaubst du, es genüge, einen adeligen Namen und ein Wappen zu führen, um ruhmreich zu seyn, während man sich doch schimpflich beträgt? Nein! Die Geburt ist nichts, da wo ihr die Tugend nicht zur Seite steht! Wir theilen den Ruhm unserer Ahnen nur insoweit, als wir uns bemühen, ihnen ähnlich zu seyn, und gerade weil wir von ihnen abstammen, sind wir doppelt gehalten, ein musterhaftes Benehmen zu haben, denn sonst beleuchtet die Flamme ihres Ruhmes nur unsere eigene Schande. Die Tugend ist der erste Titel des Adels, ich erwäge weit weniger den Namen, den man unterzeichnet, als die Thaten, die man vollbringt, und der ehrliche Abkömmling eines Lastträgers ist mir lieber als eines Monarchen Sohn, der leben würde wie du.“ Vor einer solchen Kritik, welche wie ein Vorspiel zu den, doch erst hundert Jahre später erscheinenden Figarostücken lautet, besteht Don Juans nur äußerliche Ritterlichkeit schlecht. Vergebens zeigt er wahren Muth an rechter Stelle, indem er dem von Dreien angegriffenen Einzelnen zu Hülfe eilt, und sein Verhalten gegen die Erscheinungen des steinernen Gastes und des Gespenstes beweist mehr Bravade als Bravour, weil er nur zeigen will, daß ihn nichts zu erschrecken, nichts zu erschüttern vermag, weil er mit seinem Degen fühlen muß, ob er einen Geist oder einen Körper vor sich hat, weil man ihm nicht nachsagen soll, er sey der Reue fähig gewesen.

Wenn dichterische Geister ersten Rangs einen Fehler machen, wie dieß bei Molière in dieser Schöpfung der Fall ist, so geschieht es fast immer nur dadurch, daß sie sich über die Natur ihres Stoffes irren. Molières Irrthum besteht hier darin, daß er mit den Formen, Mitteln und Zwecken der Comödie an einen Gegenstand herantritt, der nicht komischer, sondern rein tragischer Natur ist. Der tragische Ausgang entschuldigt hier nichts, sondern vermehrt eher noch den Eindruck des Verfehlten. Don Juan an sich ist verwerflich, aber weder schwach noch lächerlich, er hat keine Handhabe für die Komik, sondern nur für die Tragik. Und wenn ihm Molière eine komische Rolle anheftet in seiner Eigenschaft als verheiratheter Mann, der die Sitten seines Junggesellenlebens fortsetzen will, so thut er dieß sicher nur unwillkürlich und für den Beschauer mit einem höchst widerwärtigen Effekt. Aber der Gedanke, aus diesem Helden einen Ehemann zu machen, ist ächt französisch. Ein Hagestolz, der so leben würde wie jener, wäre allzu gewöhnlich, und die Thatsache des fortgesetzten Ehebruchs muß hinzutreten, um das Ganze hinreichend pikant und national zu machen. Das beste lebende Muster eines Don Juan, welches Molière vor Augen haben konnte, der König selbst nämlich, war ja auch verheirathet.

Die musikalische Sprache Mozarts, der doch, wenn von Don Juan die Rede ist, nicht unerwähnt bleiben kann, mit den Versen Tirsos und der Prosa Molières vergleichen zu wollen, dürfte wohl ein vergebliches Beginnen für denjenigen seyn, der nicht in alle geheimnißvollen Tiefen der zusammengesetztesten musikalischen Technik einzugehen vermag. Auch das erbärmliche Libretto der Oper kann keinen Vergleich mit jenen zulassen außer der Bemerkung, daß dessen Verfertiger offenbar mehr dem französischen als dem spanischen Vorbild gefolgt ist, in dem Vorhandenseyn der burlesken Scenen und der verlassenen Elvira, in der Abwesenheit der Herzogin Isabella und der Fischerin Tisbea und endlich in der sehr raschen Schlußentwicklung. Dennoch drängt sich bei der bloß allgemeinen Betrachtung des Tonwerks auch dem musikalischen Laien eine Betrachtung auf, welche einen innern Zusammenhang der musikalischen mit der poetischen Composition anzudeuten versuchen mag.

Es ist dieß die Art und Weise, in welcher Mozart, trotz seines schwachen Textes und der störenden, weil zahlreichen, niedrig komischen Elemente die tragische Würde seines Stoffes nicht minder zu erhalten wußte als Tirso, der ein eigentliches Trauerspiel, und besser als Molière, welcher der Form nach eine Comödie dichtete. Jeder andere, namentlich italienische oder französische Componist würde, wie Meyerbeer aus dem Robert, Bellini aus dem Sever, aus dem Don Juan einen bramarbasirenden Helden- oder einen flötenden lyrischen Tenor gemacht haben. Der Tenor aber ist der werdende Mensch, der noch nicht fertige oder noch nicht fest gebildete Charakter, der Waverley in der Musik. Den Typus des in sich vollendeten und seiner selbst bewußten Mannes, der weiß, was er ist und was er will, woher er kommt und wohin er geht, diesen Typus hat Mozart seinem Helden mit Einem Meisterstreich gegeben, indem er ihn zum Baritonisten machte, in dessen eisenfesten und doch nicht dumpfen, sonoren und doch nicht undeutlichen Klängen ein so entschlossener und abgeschlossener, keiner weiteren Entwicklung, selbst nicht der Reue mehr fähiger Charakter reden mußte.

Dazu kommt noch ein zweites Element, das dämonische Wesen des Basses nämlich. Der Baß

ist in der Musik, was das Unten in den allgemeinen Ortsbegriffen, das Finstere in Natur und Malerei, das rauh Kräftige in der Skulptur, das Widerwärtige, den Zwecken des schönen Ideals Widerstrebende in Moral und Dichtung, wie in allen Künsten ist. Wenn Kain oder Satan, Catilina oder Judas vor ein Orchester treten, müssen sie Bassisten seyn. Don Juan, der Zweifler, der Verworfene, der Gotteslängner, der gegen das Unirdische sein irdisches Schwert zieht, würde lächerlich seyn, wenn das entschiedene Nein! Nein! welches er den Ermahnungen des Steingespenstes zur Besserung entgegensetzt, aus einer Tenorkehle käme. Ein eigentlicher Baß ist gleichfalls nicht für ihn geeignet, sowohl weil eine starke Partie dieser Gattung zwar nicht dem Leporello, wohl aber der Marmorstatue, welche von der andern Welt redet, überlassen werden mußte, als auch weil neben der dämonischen Seite des in sich fertigen Wüstlings noch dessen angenehme, feine und verführerische Eigenschaften, welche nur in helleren Tönen reden können, einen Raum zu behalten hatten.

Durch diese Voraussetzungen kann dann im letzten Akt, wo alles zur schlimmen Entscheidung kommt, das bis dahin fast immer heitere und helle Tonwerk durch das Zusammenseyn des Bariton und der beiden Bässe in jene unheimlichen Tiefen sinken, welche auf das Erscheinen des Höllenfeuers vorbereiten, und dieser gewaltige Vokal- und Orchestereffekt erschüttert den Hörer nicht minder tragisch als die viel längere, grauenvolle, mit vielen haarsträubenden Details reichlich ausgemalte Gruftkapellenscene, in welcher Tirso das Gericht über seinen Don Juan hereinbrechen läßt. Wenn je eine Musik den jetzt so beliebten und zum Stichwort gewordenen Namen einer dramatischen verdiente, so ist es diese, besonders am Schluß der Oper, aber nicht allein dort, sondern, trotz der zahlreichen Melodien, trotz der starken lyrischen Elemente, allenthalben und in einem Grade, der namentlich dann in Erstaunen setzt, wenn man an den damaligen, noch wesentlich melodramatischen Charakter der Oper als eines bloßen Singspiels denkt. In diesem Sinn hat Mozarts Musik den im Text so arg mißhandelten Stoff gerettet und den wahren Typus des Helden in einen vollendeten Ausdruck gebracht.

Von diesem traditionell gewordenen Ausdruck ist, als der erste, der den Namen des Stoffs beibehielt, Lord Byron in Form und Behandlungsweise abgewichen, ohne doch dessen eigentliche Natur zu verlassen und zu verläugnen. Statt eines dramatischen gibt er ein episches Gedicht. Statt des fertigen Bösewichts zeichnet er den werdenden Jüngling und dann den werdenden Mann, der in der Musik erst der Alt-, dann der Tenorpartie und erst zum Schluß dem Bariton angehören müßte. Und statt gleich ein schlimmer und boshafter Verführer zu seyn, besitzt sein Held nur die weit weniger tadelhafte Eigenschaft, sich, und auch dieß nur mit einer gewissen Auswahl, lieben zu lassen, wie es eben kommt, ohne darum jene Gefühllosigkeit, jenen Wankelmuth seiner Vorgänger, jenen frivolen Trotz gegen alles Irdische und Himmlische zu haben. Auch sollte derselbe, der dem Dichter bei der Nichtvollendung des Gedichtes freilich ganz leben bleibt, nicht wie jene ein ex machina kommendes höllisches Ende mit Schrecken nehmen, sondern nur unter dem passenden Vorwand der blutigen Ereignisse der französischen Revolution umkommen, weil doch ein Don Juan nicht alt werden und seine Herzensjägerei nicht nur aus Gründen seiner werdenden Schwäche und Häßlichkeit aufgeben darf.

Auf der Grundlage so wesentlicher Unterschiede bleibt aber von Tirsos Don Juan für den Byrons immer noch Hinreichendes übrig, nämlich die adelige spanische Abkunft, die Schönheit der Gestalt, die Schärfe des Geistes, die Eleganz des Benehmens, die Unerschütterlichkeit des Muthes in Gefahren und endlich die Mannichfaltigkeit der Liebesabenteuer. Daß namentlich dieses letztere Element das Wesentliche, daß bei seiner Erhaltung, trotz aller andern Modifikationen, Don Juan doch noch Don Juan ist, daß selbst der steinerne Gast der Catalinon, Sganarelle und Leporello wegfallen kann, wenn nur das Herz von Wachs bleibt, das fühlt der Dichter und läßt es uns mit zwingender Gewalt fühlen.

(Schluß folgt.)

Skizzen aus Spanien.

(Schluß.)

Barcelona, im Frühjahr 1860.

Die Musik im heutigen Spanien.

Jeder Leser denkt sich wohl, nach dem was Romane erzählen und Theater vorstellen, das spanische Volk als ein sehr musikalisches. Aus den eben genannten Quellen weiß er, daß die „duftenden“ Abendlüfte beim „goldnen Blinken des Mondlichts“ allenthalben von süßen Serenaden erzittern, und ohne etwas Weiteres und Genaueres über die Blüthe dieser Kunst in diesem Lande erfahren zu haben, macht der gemüthlich poetische Deutsche, verführt durch den romantischen Duft, in dem Land und Leute vor seiner Phantasie schweben, den Schluß, hier müsse die Musik eine wahre Heimath und höchst gedeihlichen Boden haben. Ueber diese Ansicht möchte die nicht schöngeistige Feder eines Nichttouristen, aber genauen Beobachters im Folgenden etwas beibringen.

Große, reiche Begabung für Musik spricht sich in einem Volke jedenfalls durch einen gewissen Reichthum gediegener Volksmelodien und Volkslieder aus. Einzeln für sich betrachtet sind nun die spanischen Volkslieder meist arm, oft sehr arm an sinnigem Ausdruck eines tieferen, innigeren Gemüths. Die meisten Melodien haben einen oberflächlichen, leichtfertigen Charakter, nicht den einer edlen Heiterkeit, eines Frohsinns, dem ein gewisser Ernst zu Grunde liegt. Die meisten Volkslieder sind hinsichtlich des ästhetischen Formwerthes sehr gleichgültig, viele sogar unschön, geradezu häßlich, wenigstens unaussprechlich dürftig. Leider kann ich hier nicht einige Melodien des nationalsten Styls mittheilen und muß mich auf die Charakteristik beschränken. Es schweben mir aber einige „Melodien“ vor, welche die ersten male, da ich sie hörte, meinen ganzen musikalischen Widerwillen erweckten. Dazu kommt die entsprechende Ausführung.

Das Volkslied wird meist von Blinden mit Begleitung einer ziemlich schlechten Guitarre in Schenken und als Tafelmusik in Fondas vorgetragen. Der Ausdruck der Stimme ist dabei sehr roh und hart, die Saiten des Instruments aber müssen von unvergleichlicher Güte seyn, da sie so arg mißhandelt werden. Auch auf den Straßen, und zwar bei Tage, begegnet man solchem Genuß. Eine alte Frau, gebeugt von Jahren, klimpert zu einer Mordgeschichte, die sie mit noch wunderbar kräftiger Stimme bekannt macht, und Mädchen von sechs Jahren geben auch schon Proben ihrer Kunstfertigkeit. Bisweilen findet man ein Duett von Sängern und Spielern; der eine spielt Violine, der andere Guitarre und zu gleicher Zeit lassen sie ihre Stimmen ertönen. Ein solches Duett ist schon ein so bedeutender Genuß, daß man vor der umgebenden Menschenmenge von den Musikern keine Spur mehr sieht und anfangs glaubt, die Musik mache sich von selbst, da man nicht begreift, warum sich so viel Volk auf einer Stelle zusammen drängt. Bisweilen hört man von diesen populären Künstlern ziemlich ansprechende Melodien, so gering sie auch vorgetragen werden. Man kann aber alles wetten, daß solche keine eigentlichen Volkslieder, sondern Melodien kunstmäßig gebildeter Tonsetzer sind. Dafür spräche schon die größere Ausdehnung solcher Lieder, während das Volkslied seinem Wesen nach kurz ist. Uebrigens hört man weder in den Häusern noch auf den Straßen so viel singen als im liederfrohen Deutschland. Tage können vergehen, bis man jemand singen hört, und dann sind es Melodien der oben bezeichneten Art oder italienische Opernarien.

Die auffallende Seltenheit elementarer musikalischer Bildung erklärt es, warum, wenn je einmal jemand zu Hause (die Fenster sind natürlich nur Nachts geschlossen) von freier Brust zur Guitarre ein schlichtes Lied erschallen läßt, sogleich eine Masse sich versammelt und einen Operngenuß erwartet. Verhältnißmäßig sehr selten ist auch das Guitarrespiel. Außer den oben genannten populären Künstlern trifft man es wenig, daher auch jene leicht Furore machen. Ziemlich oft hört man in Tavernen, Fondas, Cafés und auf Straßen Harfenisten, allein oder von Flöte oder Clarinette begleitet. Eine Harfe, Flöte und Violine im Verein sammeln ein unzähliges Auditorium um sich. Solche Leute spielen Nationaltänze, weit häufiger aber unsere Walzer, Polkas, Polka-Mazurkas, Schottische ꝛc. Ich habe entsetzlich verstimmte Harfen gehört; der jeweilige Spieler hatte aber ein gegen solche Zufälle ganz abgehärtetes Ohr und klimperte wacker drauf los. — Einen weiteren Genuß gewähren die Drehorgeln, die

meist einen ziemlich guten Ton haben. Man hört von diesen Tänze und Opernarien. Eine derselben spielt z. B. den ersten Theil des Bauerntanzes aus dem Freischütz; was aber darauf folgt, paßt, wie man sagt, wie eine Faust auf ein Auge.

Nachdem wir den Leser mit der Volksmusik und was darauf Bezug haben kann, so ziemlich bekannt gemacht, so wird er ahnen, mit welchen Erwartungen er den folgenden Mittheilungen entgegen sehen dürfe. An das Obige anknüpfend, sprechen wir zunächst von der Vocalmusik. Lieder für Eine Stimme mit Begleitung eines Instruments sind sehr selten, und die wenigen, von bestimmten Tonsetzern componirten zeigen wenig von nationalem Styl, sondern tragen mehr oder minder, bisweilen ganz und gar italienischen Charakter. Wir verlieren daher kein Wort weiter darüber.

Seit einigen Jahren versucht man sich hier in Chorcompositionen und Produktionen, aber mit wenig Glück. Der große, absolute Fehler der spanischen sogenannten Chorcompositionen ist der, daß es gar keine sind. Es ist reine Instrumentalmusik, die, statt von Instrumenten, von Menschenstimmen ausgeführt wird. Eine so gänzliche Verkennung des Unterschieds beider Gattungen kann nur in die entschiedenste Häßlichkeit der so genannten Vocalmusik ausschlagen. Ich hörte gemischte Chöre von sechzig bis achtzig Stimmen ausführen, die mich unbeschreiblich anwiderten, so daß ich meinte, ich müsse meiner Stimmung laut Luft machen. Nie hörte ich etwas so Abstoßendes. In Deutschland, wo zu viel musikalischer Sinn und zu viel musikalische Bildung herrscht, als daß man sich so schlimm verirren könnte, macht man sich keine annähernde Vorstellung von einer solchen Composition. Ein deutscher Künstler könnte kaum mit der ironischen Absicht, allen Vocalstyl zu verspotten, so etwas Ungeheuerliches componiren. Man denke sich z. B. einen Geschwindmarsch, der möglichst wenig musikalischen Gehalt hat und beinahe oder wirklich nur in Instrumentaltönen einen Marschrhythmus ausdrückt, den sonst noch einfacher die Trommel gibt; man denke sich an der Stelle der Instrumentalstimmen genau die menschliche Stimme, vergesse auch die Verstärkungen der Melodie oder des Basses durch die Octave nicht u. s. w. und man hat einigen Begriff von einer solchen Composition. Um aber eine vollkommene Vorstellung davon zu haben, muß man sie durchaus hören. Reine Männerchöre sind ganz unbekannt.

Hier mag es am Orte seyn, vom Stimmorgan zu sprechen. Die Frauenstimmen sind meist sehr hell; manche tönen wirklich wie Silber, es fehlt ihnen aber gewöhnlich Fülle und Rundung. Sie sind dünn und im Forte spitzig, grell und schrill. Die Männerstimme hat in der Tonfarbe viele Aehnlichkeit mit der italienischen, doch ist sie härter, weit nicht so geschmeidig und zart. Merkwürdig ist, daß die Stimmen innerhalb desselben Geschlechtes individuell sehr wenig durch charakteristische Nüancen von einander unterschieden sind, so daß, wenn man verschiedene Individuen des nämlichen Geschlechtes singen hört, man glauben sollte, es sey ein und dasselbe Organ.

Einen mehr oder minder nationalen Styl dramatischer Musik bewahrt die Zarzuela, ein komisches Singspiel (nicht komische Oper). Doch streift auch diese Composition oft genug sehr nahe an den italienischen Styl, und sofern sie wirklich ein nationales Element enthält, dient sie doch nur augenblicklichem Vergnügen oder Zeitvertreib und entbehrt des höheren Kunstwerthes. Die Oper ist Spanien bisher eine ausländische Composition geblieben, und zwar sind es die neueren italienischen Opern, die beinahe ausschließlich die Bretter beherrschen. Meyerbeers Effekte sind indessen bis nach Madrid und Barcelona gedrungen. Dieser Styl ist aber für Spanien schon von zu schwerem Kaliber; sie nennen ihn gar „mystisch." So sehr der Spanier zu leidenschaftlicher Aufregung geneigt ist, so ist ihm diese Musik doch nicht leicht genug, um so oft wiederholt zu werden als ein italienischer Ohrenschmaus. Vergangenen Winter versuchte man in Barcelona „Don Juan" und den „Freischütz" aufzuführen. Wie mir ein junger Musiker sagte, fielen sie beinahe durch. Ein wissenschaftlich gebildeter Mann äußerte mit Beziehung auf genannte Meisterwerke, der deutschen Musik fehle es an Melodie, offenbar weil er keine Anklänge an die melodiösen Bänkelsängereien des poetischen Südens darin fand. Die größten deutschen Meister sind hier selbst den Gebildeten kaum dem Namen nach bekannt. Ja es ist kaum glaublich, daß sie hier je nur so viel Eingang finden könnten als in Frankreich, da Spanien ihrer Pflege weit ungünstiger ist als letzteres Land.

Symphonie, Quartett, Terzett, reine Instrumentalcompositionen sind ganz und gar unbekannt. Nach der Aufnahme eines Don Juan und Freischütz zu schließen, würde ein gebildetes Publikum vor einer Beethoven'schen rc. Symphonie auseinandergehen. Statt dessen ergötzt man sich an öffentlichen Belustigungsorten an mittelmäßig arrangirten Potpourris aus italienischen Opern oder an nationaler und fremder Tanzmusik, von Militärbanden ausgeführt. Paraden mit Militärmusik sieht man indessen hier beinahe nie. Die Militärmusik spielt nur auf dem Marsche, und zwar immer im Tempo des Geschwindmarsches. Die nationalen Märsche sind meist ungemein einförmig und arm an Motiven. Neben den Märschen werden aber auch beliebige Opernstücke, und

wären es ganze Scenen, gespielt, wenn sich nur danach marschiren läßt.

In der Kirchenmusik hat Spanien in früheren Jahrhunderten viel Treffliches geliefert, und es wäre höchst wünschenswerth, daß deutsche Forschung die Schätze höbe oder verbreitete, welche die Indolenz des heutigen Spaniens ungepflegt läßt. Neues von Belang wird auf diesem Gebiete nicht mehr geliefert.

Unter den Instrumenten wird am meisten die Guitarre gespielt, doch bei weitem nicht so häufig, als man sich bei uns gewöhnlich vorstellt; daher auch der verhältnißmäßig sehr große Beifall, den ein ziemlich geringer Spieler bei einer großen Menge Volks ernten kann. Was die Art der Begleitung des Gesangs durch dieses Instrument betrifft, so wird dasselbe höchst einförmig behandelt, indem die Spieler allenthalben nur arpezziando über die betreffenden Saiten herunterstreichen. Weit seltener als die Guitarre ist die Mandoline. Dieses liebliche, zarte Instrument, das sehr angenehm wirken kann, wenn es von kundiger Hand gespielt wird, erhält in der Hand der meisten spanischen Spieler einen wahren Gassenhauercharakter. — Das Pianoforte wird in den größten Städten unvergleichlich seltener gespielt als bei uns, weit mehr in Städten zweiten und tieferen Ranges. Die soliden Compositionen unserer großen Meister für dieses Instrument sind so gut wie ganz unbekannt. Selbst der gegenwärtige Modestyl der Klaviercompositionen, der sich in der Ueberwindung raffinirter technischer Schwierigkeiten gefällt, oder eine schwächliche Melodie, die weder Gesang- noch Instrumentalmelodie ist, durch ein pikantes, übervolles Accompagnement erdrückt, selbst dieser meist seichte Modestyl ist spanischen Dilettanten und dem spanischen Publikum zu schwer. Desto beliebter sind Potpourris aus italienischen Opern und Tanzmusik. Es gibt in größeren Städten immer einige oder mehrere Klavierdilettanten und Musiklehrer, die aus Mangel an Verdienst sich genöthigt sehen, sich bei einem Caffetier zu engagiren, und, je nach dem Uebereinkommen, von zwei Uhr Mittags bis tief in die Nacht vor einem ganz gleichgültigen Publikum ihre Fingerfertigkeit produciren. Es gibt Tonstücke, wozu der Dilettant eine Poesie entweder selbst gedichtet oder sich hat dichten lassen, deren Rhythmus genau dem der Musik folgt. Eine solche Dichtung wird nun vom Pianisten selbst oder einem andern Schöngeist zur Musik declamirt, indem die Worte sich genau an Takt und Rhythmus der Musik anschließen. Eine solche Verbindung von Dichtung und Musik gilt Feingebildeten als besonders geschmackvoll. Daher ist ein solcher Genuß eher in Salons als in Cafés zu finden.

Noch häufiger als musikalische Unterhaltungen durch das Piano trifft man in den Cafés dramatisch musikalische Vorstellungen. Eine Gesellschaft von gewöhnlich drei Individuen, zwei Männern und einem Frauenzimmer, werden von einem Cafetier engagirt, um jeden Abend durch ihre Productionen ein möglichst zahlreiches Publikum herbeizuziehen. Auf einer Estrade an einer passenden Stelle des Lokals, oft auf einer förmlichen kleinen Bühne, führen diese Leute kleine Singspiele auf, begleitet von einem Pianisten. Da der Spanier leidenschaftlich fürs Theater eingenommen ist, so sind solche Cafés chantants meist überaus gefüllt. Die Musik ist meist in nationalem Style gehalten, der dramatische Stoff komisch, die Ausführung, der Vortrag sehr natürlich, ohne jedoch auf höheren Kunstwerth Anspruch machen zu können. Die ganze Vorstellung ist im besten Falle ein Zeitvertreib. Sogenannte Harmoniemusik hört man von Militärbanden in öffentlichen Gärten Abends die Pausen von Feuerwerken ausfüllen. Sonst ist dergleichen Musik nirgends zu hören.

Wir müssen wiederholen, daß die Kirchenmusik von der weltlichen aufs vortheilhafteste absticht. Man könnte sich über diesen auffallenden Unterschied nicht genug wundern, wenn man nicht allenthalben die Beobachtung machte, daß der Spanier für die würdige Darstellung seiner religiösen Handlungen und Gefühle alles aufbietet, was in seinen Kräften liegt. Ich kann mich nicht erinnern, in Deutschland so erhebende, großartige Kirchenmusik gehört zu haben als hier sehr oft. Die gelehrte Thätigkeit mancher Musiker könnte kein schöneres und lohnenderes Ziel verfolgen, als die Sammlung und Verbreitung von Schätzen spanischer Kirchenmusik. Religiöse Begeisterung ist es auch, welche die Militärbanden bei Festaufzügen, zum Unterschied von ihrer gewöhnlichen, geringfügigen Musik, nur ausgewählte und würdige Motive vortragen läßt. So ist hier, wo es sonst unstreitig so sehr an ächtem, tieferem musikalischen Sinn und Geschmack fehlt, die Religion allein Beförderin, Bewahrerin und Beschützerin reiner und ächter Kunst.

Prolog

zu dem Carnevalsfeste der Künstlergesellschaft des „Bergwerks“ in Stuttgart.

Von **Carl Grunert.**

Als Sprecher fahr' ich heut „von Knappschafts wegen“
Der Erste aus dem Schacht zu Euch herauf,
Und grüße, „bergmännisch Habit“- zu pflegen,
Mit einem hellen, fröhlichen „Glück auf!“

„Was wir hier wollen? — Das ist leicht zu sagen:
Uns freuen an Musik und Scherz und Tanz.
— Doch was das Bergwerk will? — Das ließ' sich fragen,
Und darauf schweigen, paßte wohl nicht ganz.

— „Welch ernstes Thema für so heit're Stunde!
„Fort, Sauertopf! Wir huldigen der Mab!“
— O sorget nicht! Es hebt auf goldnem Grunde
Die Rose noch weit lieblicher sich ab.

Des „Bergwerks“ Schächte völlig zu erschließen,
In seiner Tiefe reines Erz zu seh'n,
Laßt Euch die kleine Mühe nicht verdrießen,
Mit mir ein wenig nach Athen zu geh'n.

Im Geiste nur! Bleibt ruhig auf den Stühlen;
Mich anzuhören sey die ganze Qual.
Nicht Eisenbahn-Gerüttel sollt Ihr fühlen,
Und nicht mehr Hitz' und Staub, als hier im Saal.

— Im Land der Rosen, in des Oelbaums Schatten,
Wo Hippokrene rauscht am Myrthenstrauch,
Dort, wo die Götter ihre Wiege hatten,
In Hellas, gilt noch heut ein schöner Brauch.

Seht nur hinauf zum gelben Bergessaume,
Zur Hütte, bloß aus Holz und Ziegenfell;
(Das Sternenheer am klaren Himmelsraume
Durchstrahlt die Nacht und macht sie tageshell).

Dort, von dem Lied der Nachtigall umklungen,
Seht Ihr zwei Jünglinge wohl, Hand in Hand,
Die, um den Nacken fest den Arm geschlungen,
Stillsinnend niederschau'n auf's Vaterland.

Zu ihren Füßen ruhen Tempelsäulen,
Für Theseus' Ruhm einst herrlich aufgestellt,
Für Theseus, der mit seinem Freund zu theilen,
Sogar hinunterstieg zur Unterwelt.

Morea taucht herauf in Nebelferne,
Das Kastor einst und Pollux hat geseh'n,
Die heute noch, zwei glänzend schöne Sterne,
Am Himmel als der Treue Sinnbild steh'n.

Und jenes Meer ward einst gefurcht vom Steuer,
Das hin nach Troja den Achilles trug,
Den Freund, der zu Patroklus Leichenfeier
Im Thränenzorn den Hektor niederschlug.

— Die Jünglinge, die wir am Berg geschaut,
Sie seh'n sich an, sie drücken sich die Hand;
Auch sie sind Freunde, am Altar getraut,
Im Land der Poesie, in Griechenland.

Wohl liegt in Trümmer und in Schutt zerschlagen
Der alten Götter heitre Herrlichkeit,
Doch keimt dort seit den lichten Kindertagen
Noch eine Blüthe schönster Menschlichkeit.

Zwei Jünglinge, die ihren Werth erkannten,
Im dunkeln Aug' die reine Seele sah'n,
Selbst in Gefahren für einander standen,
Sich immer trafen auf der Ehre Bahn —

Die stehen wohl in schöner Feierstunde,
Das Aug' im Aug' und drin der Seele Brand.
„Willst Du?“ so fragen sie, und zu dem Bunde,
Den nur der Tod löst, reichen sie die Hand.

Sie lenken zu der Dorfschaft ihre Schritte,
Sie wählen in der Mädchen zarten Reih'n,
Und wenden an die lieblichste die Bitte,
Den Freundschaftsbund am Altar einzuweihn.

Und wenn durch's Thal die Abendglocke schallet,
Dann wandeln sie geschmückt zum Kirchlein hin;
Die Jungfrau, die ein weiß Gewand umwallet,
Tritt an den Altar — eine Priesterin.

Sie betet still; der Abendsonne Schimmer
Grüßt sanft in's kleine Heiligthum herein;
Nun fragt die Jungfrau schüchtern: „Wollt Ihr immer
„Für's ganze Leben treue Freunde seyn?“

Sie sprechen „ja," und geben ihre Hände;
Das Mägdlein, hold ergriffen, setzt hinzu:
„Und wollt Ihr stets, wie's Gott auch mit Euch wende,
„Euch sagen, Du bist ich und ich bin Du?

„Was meine Seele will, wie im Gebete
„Vor Gott, so sey's vor Dir auch offenbar,
„Und Nichts soll hindern, daß ich zu Dir trete,
„Wenn Du in Noth Dich findest und Gefahr.

„Geduld und Opfer, für Dich Alles! Amen!
„Wollt Ihr es so?" — Und eine Thräne thaut
Wohl in dem sanften Auge, das im Namen
Des ew'gen Auges auf die Freunde schaut.

Sie sprechen „ja." Da eint die Makellose
Der Beiden Hand zu ew'gem Bundesschluß,
Und ihres Mundes unentweihte Rose
Haucht auf die Stirnen einen Segenskuß.

Ein Priester aber, aus der Altarthüre
Vortretend, segnet ernst sie alle Drei,
Und Weihechöre preisen ihre Schwüre,
Die friedlich klingen aus der Sakristei.

Dann löst der Ernst sich auf in helle Freude;
Die Andern wollen auch etwas für sich.
Man singt und tanzt und schmaust, wie wir es heute
Noch wollen, eh' die Stunde ganz verstrich. —

— So ist das Bild, das ich Euch näher brachte,
Und ist's nicht lieblich? Ist's nicht Poesie?
— Nun merket auf! — In unsers Bergwerks Schachte
Ist davon eine Art Photographie!

Ein Spiegelbild zu jenem schönen Brauche,
Das lebensvoll den Blick gefesselt hält.
Ja, staunet nur! In unsers Berges Bauche
Gedeiht die Blüthe jener heitern Welt!

Ich sage nicht, daß alle Knappenseelen
In Eins zergehn, — in Einen Wonnebrei.
Wo Leben ist, kann auch der Kampf nicht fehlen,
Und aus der Spannung ringt die Kraft sich frei.

Doch das Verwandte findet das Verwandte,
Das ist des „Bergbaus" köstlichster Gewinn.
So Mancher ist, der hier den Freund erkannte
Und ihn empfing — durch eine Priesterin.

Und welche Priesterin! — Ist's nicht die Wiege
Des reichen Hellas, die auch sie gehegt?
Hat sie nicht dort, ein Liebling heit'rer Siege,
Reizvoll entschleiert Sinn und Geist bewegt?

All überall, wo nur bewegte Herzen
Zum Himmel ringen, ist ihr Heimathland;
Nur ward im Eichenhain zum Kind der Schmerzen,
Was unter Lorbeern blumengleich erstand.

So lichtvoll, daß ich fast des Worts mich scheue,
Erblickt Ihr sie, die lächelnd niedersteigt;
In Andacht preist der Bund „zur Knappentreue"
Die Kunst, die hehre, die sich segnend neigt! —

— Und fragt Ihr nun noch um den bärt'gen Alten,
Der das Geweihte abermals geweiht?
Der schließlich kam, des Kirchenamts zu walten,
Und wußte, wie ein Menschenwerk gedeiht?

In unsern Gängen, wo die Erze schimmern,
Ist das „Herr Rübezahl," der „gute Geist;"
Wenn „böse Schwaden" uns die Luft verschlimmern,
Ist er's, der ihnen bald die Thüre weist.

Er warnt, belehrt und sorgt; er nützt uns Allen.
Daß bei so mancher keden Knappenfahrt
Der ganze Bau in Trümmer nicht gefallen,
Wir danken es dem Herrn im Silberbart.

Und wie der „gute Geist" den Ernst uns mehret,
Der liebevoll zum schönen Ganzen schließt,
Was einzeln steht, so hoffet er und lehret,
Daß aus dem Scherze neuer Muth ersprießt.

Auch heut erhellet er die finstern Mienen
Und lobt die Stunde, die uns Lust verheißt!
O laßt von ganzem Herzen uns ihm dienen:
„Hoch Rübezahl, des Bergwerks guter Geist!"

Der Geist der Eintracht! Unsers Schachtes Sonne!
Er bleibe bis zur letzten Glocke nah,
Und segne uns mit jener stolzen Wonne,
Mit der einst Noah seinen Weinstock sah!

— Nun seyd nicht faul! — Wollt Ihr Euch Blumen schenken,
So sucht sie fein, wenn sie der Monat bringt,
Und wollt Ihr lustig Euch im Tanze schwenken,
So thut es hübsch, so lang die Geige klingt!

Correspondenz-Nachrichten.

Aus Thüringen, März.

Der große Schnee.

Seit drei Tagen scheint die Sonne auf unsere Berge und in unsere Thäler; der Schnee regt und bewegt sich aber kaum auf den Höhen und noch weniger in den Schluchten, Abgründen und Hohlwegen. Man berechnet die Massen auf eine Tiefe oder Höhe von zehn Fuß, wenn nicht darüber, und daß er bis jetzt nur kleine Bächlein aus seinem Schoße abfließen läßt, sieht man am geringen Wassergehalt unserer Bergflüsse. Die Furcht vor einer Ueberschwemmung liegt nur in der zweiten Reihe; beim hartnäckigen Festhalten der Schneemassen hofft man, daß sie nur langsam schmelzen werden, wenn nicht plötzlich Südwinde und warme Regengüsse eintreten sollten, was auch nicht in Aussicht steht. In erster Reihe steht die Hoffnung, daß die ungeheuren Schneemassen endlich, nach so beispiellos dürren Sommern, die Quellen, Brunnen, Flüsse, Teiche wieder füllen werden. Das ist kein kleiner Trost für Landmann, Forstmann, Fischer, und was brauche ich im Einzelnen aufzurechnen, was an Gewerben und Beschäftigungen unter der Dürre gelitten und geseufzt hat? Unsere Forellen schienen im Absterben, die Brunnen waren in den hochgelegenen Dörfern schon unter Schloß und Riegel und die Schulzen theilten zu bestimmten Stunden den Dorfbewohnern ihre Wasserquantität ab. Man kann in der Nähe der Flüsse deutlich bemerken, wie die Erde die Wassermassen rasch aufschlürft, wenn sie stoßweise einmal aus den Bergen herabschießen.

Von Anfang Februar ab bis ziemlich gegen Ende des Monats hatte das Schneien und Schneetreiben mit geringen Zwischenräumen fortgedauert. Nach einigen warmen Sonnentagen und einem Thauwetter, welches aber das Gebirge nicht ernsthaft berührte, hob über eine Woche in diesem Monat ein neues Unwetter an, mehr als ein Schneegetriebe, ein Schütten weißer Flocken, daß man wirklich sich versucht fühlte, mit einem Messer die Luft durchschneiden zu wollen. Die ältesten Einwohner sagen, ähnliches sey im Walde nur zwei, oder nur einmal in diesem Jahrhundert vorgekommen. Wer hält aber immer den Maßstab der vergangenen sechzig Jahre! Interessant ist, was ich einem muntern jungen Knaben nachzuerzählen habe. Der Zufall hatte ihn von deutschen Eltern in der Kapstadt geboren werden lassen, und seiner Erziehung wegen war er im vorigen Jahr nach Thüringen geschickt worden. Erschreckt und erfreut stürzte eines Morgens der junge Afrikaner vom Fenster: „Großmutter, Großmutter! sieh, es regnet Zucker vom Himmel!"

Das Schneetreiben dieses Monats war übrigens eine Art Rettung. Es eröffnete wenigstens wieder die Schlittenfahrt und ermöglichte die Communikation, welche an vielen Orten zu Ende des Februar durch das Thauwetter fast gänzlich unterbrochen worden war. Mißlich und gefährlich ist sie noch immer; aber wenn man von Dorfschaft zu Dorfschaft diesseits und jenseits des Gebirgs keinen Weg fand, so bedarf es keiner Erwähnung, wie es damit oben im hohen Walde aussah. So konnte wenigstens jetzt wieder die Post, wenn auch mit allen Fährlichkeiten, mit Vorspann und Auftreibung vieler Arbeiter zum Fortschaufeln, durch die drei Uebergangspunkte zwischen Saalfeld und Coburg, Ilmenau und Schleusingen, Gotha und Suhl, obgleich mit vielem Zeitverlust bringen. Die Wagen mußten oft vor neu zugewehten Hohlwegen stundenlang stehen bleiben, bis weiter gegraben war, und die Passagiere sahen sich genöthigt abzusteigen, wo sie oft bis an die Brust versanken und waten mußten, um nur eine nächste Hütte oder einen andern festen Punkt zu erreichen. Doch versicherten sie, der Anblick der Winterlandschaft, das weithin starrende Eismeer, die schwarzen Edeltannen unter der weißen Last, Pyramiden über Pyramiden, sey an schönen Tagen unaussprechlich schön gewesen, so daß viele Hunderte nicht widerstehen konnten, nur zum Vergnügen auch hin zu gehen. In Oberhof, dem berühmten Jagdschloß des Herzogs von Gotha und dem Scheidepunkt, wo die Quellen nach Sachsen oder Franken rinnen, fanden sich an einem sonnigen Wintertage von beiden Himmelsgegenden, von Süd und Nord, gegen fünfzig Gespanne mit hunderten von Neugierigen zusammen. Aehnliches kommt hier nicht in den schönsten Mitsommertagen der Thüringer Badezeit vor.

Die wieder eröffnete Schlittenfahrt hatte uns wenigstens einige geographische Nachricht gebracht, wie es im Walde aussieht. Es sieht dunkler aus, als wir uns vorstellten, aber vielleicht auch noch schlimmer, als wir denken. Wie weiß man an einem Punkte, was rings umher geschehen ist, wenn die Verbindungsstraßen verschüttet waren, oder noch sind? Dunkel sah es in manchen Dörfern und einsamen Häusern buchstäblich aus, wenn der Schnee über Nacht bis über's Dach gestiegen war und der Sohn Morgens in den Schornstein kriechen mußte, um auszuschauen, wohin der Wind gehe, um einen Ausweg zu versuchen. Geheizt mußte natürlich werden, denn der Schnee wärmt nur relativ, aber es war manchem Häusler im Gebirge einen ganzen Tag lang nicht möglich, die gespaltenen Holzscheite auf dem Hofe zu finden. Man war nicht nur physisch, sondern auch moralisch in dem nächsten Umfassungskreis beengt und verwirrt. Die Lebensmittel fingen an zu

fehlen besonders das Salz, das Vieh überschwitzte unter der Schneepresse auf den Dächern, und man fürchtete Viehseuchen, wenn der Zustand länger dauern sollte. Hülfe von auswärts zu suchen, kostete mehr Menschenkraft, als manche Dorfschaften, geschweige denn die einzelnen Häusler, aufbringen konnten; denn es galt oft nicht nur mehr als mannshohe Hohlwege auszugraben, sondern sogar Tunnels, um das Nöthigste zu erreichen. Das alles sind wohl schlimme Zustände zu nennen, auch wenn man die einzelnen Unglücksfälle, die während der Schneewehen wirklich vorgekommen sind, nicht rechnet, die vielen Erfrorenen, die heimgetragen wurden, und andere, die in spurlose Wege sich gewagt hatten und gar nicht wieder gefunden wurden. Zur Situation gehören aber noch andere Züge. Nach einem starken Schneetreiben in der Nacht war man im Orte Amt-Gehren besorgt, daß ein unfern gelegenes Dorf, das in einem Sattel liegt, verschüttet seyn könnte. Am frühen Morgen ging eine Commission mit Arbeitern dahin, um zu helfen, aber — das ganze Dorf war verschwunden. Man mußte das verlorene Dorf im weißen Hügelmeer suchen. Fabelhaft klingt, was von einer alten Frau erzählt ward, die von fern nach ihrem Dorfe zurück kam und es nicht finden konnte. Ermüdet setzte sie sich, den Korb auf dem Rücken, auf eine vorragende Schneespitze. Die Spitze wankte nicht, wie loser Schnee, aber es ward unter ihr warm. Sie saß auf dem Schornstein ihres eigenen Hauses, der jetzt zu rauchen anfing. Vorige Woche zweifelte man an der Wirklichkeit der Geschichte, vorgestern sagte man mir, es sey jetzt so in dem ganzen Dorfe, und wer da wolle, könne auf seinen Schornstein sitzen, denn der Schnee liege fast über allen Häusern so, daß die Bewohner wie Kaninchen aus den Schornsteinen kriechen und auf ihren Dächern spazieren gehen. Das Dorf wird Gillersdorf genannt und Reisende beruhigen uns, wenn wir dabei nur an Unglückliche denken sollten. Die jungen Bursche, heißt es, seyen ganz froh und übermüthig. Sie bauen Tunnel, Pfeiler, Säulen, Ehrenpforten und Riesentreppen vom Berg in's Thal, alles von Schnee geknetet. Rutschbahnen verstehen sich von selbst, aber es war auch im Plan, große Tanzböden oder Ballsäle von Schnee und Eis zu construiren.

Wien, April.

Das Geheimniß der Romfahrt Lamoricières. — Merodes Reise. — Oesterreicher in der Romagna. — Brief aus Macerata. — Amalie Haizinger. — Der kranke Stephansthurm. — Ein altes Geschichtchen. — Der verhängnißvolle Laden. — Graf von Frimont erschossen.

In unsern Tagen ist ganz Europa gleichsam ein Krähwinkel, wo es so wenig Geheimnisse mehr gibt als in Paris Kinder, nämlich richtige Kinder statt etwas kleinerer Damen und Herren. Der mit Blitzstoff geladene Draht, der „Blitzbote," wie ihn die Nürnberger Teutonen (meines Bedünkens sehr glücklich) nennen, plaudert alles aus, besonders wenn sich eine Persönlichkeit von politischer Bedeutung, und zwar in politischen Absichten auf Reisen begibt. Doch keine Regel ohne Ausnahme; und eine solche hat dießmal die Romfahrt des Generals Lamoricière gemacht, der in Begleitung seines Verwandten, des Monsignor Grafen von Merode, von Brüssel über Wien nach Triest gereist ist, wo ein eigens bestelltes Schiff bereit lag, auf welchem sie am 25. März Nachmittags abdampften. Zu Wien war Lamoricières Reise bereits am 23. in ziemlich weitem Kreise bekannt und es setzte mich in Erstaunen, daß die feinen Spürnasen der Notizenjäger keinen Wind davon bekommen hatten, da bei Daum öffentlich davon gesprochen worden. Ohnehin hatte die Reise des päpstlichen Kämmerers, obschon er Verwandte zu Brüssel und Paris besitzt, nicht geringes Aufsehen erregt. Er hat allerdings Familiengeschäfte in der Heimath zu besorgen gehabt, deren Dringlichkeit bekannt seyn konnte; um so leichter konnte er eine geheime Sendung beiläufig übernehmen. Es war auch natürlich, daß er den ihm verwandten Grafen von Montalembert zu besuchen nicht versäumte. Am Bischof von Orleans, Msgr. Dupanloup, dem tapfern Bannerführer im Streite des französischen Episcopats für des Papstes Recht, wird er wohl auch nicht vorübergegangen seyn, wenngleich das Gerücht grundlos war, er bringe demselben in einem Schreiben des Papstes die Ankündigung der bevorstehenden Ernennung zum Cardinal. Bei den großen Verdiensten, die sich Dupanloup erworben, fand die Angabe um so leichter Glauben, da viele Leute nicht wissen, daß der heilige Stuhl eine erst bevorstehende Verleihung des Purpurs niemals ankündigt. Wenn der Papst im Consistorium sagt, er behalte einen oder einige künftige Cardinäle in petto, so ist das keine leere Redensart. Der Vorsatz bleibt gewöhnlich in vollem Sinne des Wortes in der Brust verschlossen; jedenfalls dringt er nicht über die vertrauteste Umgebung hinaus. Nach dem Tode Gregors XVI. z. B. wußte niemand, wen er bei der Ankündigung im

letzten von ihm gehaltenen Consistorium in petto behalten, und in seinem Nachlasse fand sich keine schriftliche Aufzeichnung darüber vor. Indessen hat das oben erwähnte Gerücht bei dem großen Haufen nichtsdestoweniger gute Dienste geleistet; es lenkte die Aufmerksamkeit von der rechten Fährte ab. Am 23. März, als sich Lamoricière bereits auf deutschem Boden befand, scheint man in Paris von der Romfahrt des tapfern „Afrikaners“ öffentlich gesprochen zu haben, denn sonst hätte an jenem Tage die Gazette de France schwerlich die Nachricht gebracht, daß Lamoricière zum päpstlichen Feldhauptmann und Kriegsminister ernannt sey. Am 24. meldete der halbamtliche Pays: es sey unwahr, daß der General dem heiligen Vater seinen Degen angeboten habe. Das geschah vermuthlich, um nach der üblichen Pariser Manier eine unliebsame Neuzeitung so lange als möglich zu vertuschen. Die Nachricht war jedenfalls danach angethan, in Frankreich wie in Italien einen starken Eindruck hervorzubringen. Erst am 27. März hat der Pays mitgetheilt, daß Lamoricière nach Rom gegangen, doch nicht ohne die warnende Bemerkung hinzuzufügen, daß nach einem gewissen Paragraphen des bürgerlichen Gesetzbuches durch Eintritt in auswärtigen Kriegsdienst ohne Ermächtigung der Regierung die Eigenschaft eines Franzosen verloren gehe. Die Bedeutung der Angelegenheit springt sozusagen von selbst in die Augen. Gewiß gibt es in Deutschland Heerführer und Haudegen, welche dem Franzosen nicht nachstehen; aber diese sind entweder durch Dienstverhältnisse gebunden oder haben keine Gelegenheit gehabt, ihre Gaben so glänzend zu bewähren. Abgesehen davon, wird dem Wälschen ein stammverwandter Romane immer höher gelten als ein Germane. Nebstdem fällt hier die Rücksicht auf das französische Heer gewichtig in die Wagschale. Wenn L. Napoleon (was ich nicht wissen kann) im Falle einer Niederlage des Sarden im Sinne hegen sollte, diesem Hülfstruppen zu senden, so würde er sich vorerst die Frage stellen müssen, ob er einem Lamoricière gegenüber mit Sicherheit auf sein Kriegsvolk zählen könnte, vor allem auf Zuaven und Turcos, bei denen der General in einem sagenhaft verklärten Andenken steht. Es liegt in der angeborenen Art des Soldaten, einen Heerführer, unter dem er selbst oder auch nur seine Vorgänger siegreich gefochten, nach seiner Entfernung bloß noch zu bewundern. Persönliche Abneigung vergißt sich dabei. Man hat das bei Napoleons I. Rückkehr von Elba erlebt. Die ihn gerne hatten scheiden sehen, waren die ersten, ihn mit Jubel willkommen zu heißen. Aus diesen Gründen könnte sich allenfalls fügen, daß — wenn französischer Zuzug von Seiten Victor Emanuels verlangt würde — der Imperator sich bedenken dürfte, ihn zuzugestehen, weil der Krieg dadurch leicht den Anschein einer persönlichen Fehde zwischen den Herren Ludwig Bonaparte und Lamoricière annehmen könnte, von letzterem nicht gegen Frankreich gerichtet, sondern ein Spiel um Frankreich. Der Beherrscher Frankreichs nähme dann wieder die Gestalt eines Parteiführers an, und zwar unter sehr ungünstigen Bedingungen. Die Linienregimenter bestehen aus den Söhnen desselben Landvolks, welches dem Napoleoniden zufiel, weil er den Papst wieder eingesetzt. Wenn er nun als Spießgeselle des mit dem Kirchenbanne belegten Sardenkönigs das Schwert zöge, so könnte leicht die umgekehrte Richtung auch zu entgegengesetztem Ziele führen. Bleiben aber die Franzosen aus, so ist die beste Aussicht vorhanden, daß die Sarden aus der Romagna gejagt werden. Die Truppen der Liga sind heilloses Gesindel, das päpstliche Kriegsvolk besteht aus ehrsamen Leuten, von denen viele, namentlich unter den Offizieren, aus wahrer Begeisterung als ächte und rechte Kreuzfahrer gekommen sind. Der Zuzug aus Oesterreich ist ziemlich stark ausgefallen, kernhafte Bursche, die sich nach der bekannten Art der Wiener Freiwilligen raufen werden. Von ihnen sind sieben zurückgeschickt worden; sechs waren aus Ungarn und — wie es scheint — Kossuthsche Sendlinge. Sie wollten ihre Kameraden zum Treubruch verleiten, wurden aber von diesen selbst dem Richter überantwortet, der sie in Ketten nach Triest zurückbeförderte. Der siebente war ein Wiener Früchtl von unverbesserlicher Liederlichkeit. Ein achter, ebenfalls ein Wiener, der zum Offizier bestimmt war, kam nicht weiter als Triest. Diese zwei Letztbezeichneten sprengen Verleumdungen gegen die päpstliche Heerverwaltung aus, die natürlich mit großem Fleiß weiter getragen werden. Ich habe Briefe von Angeworbenen aus Macerata gesehen, welche ihren Angehörigen nicht genug Rühmens machen können, wie gut es ihnen geht. Der Sold ist im Verhältniß zu dem Preise der Lebensbedürfnisse mehr als ausreichend, die Behandlung vorzüglich. Ein Unteroffizier aus Wien bringt nur die einzige Klage vor, daß in ganz Macerata kein Billard zu finden; sonst hat er gar keine Schmerzen. — Gegen die Umtriebe auf dem platten Lande ist das päpstliche Heer sicher, da das Landvolk nur dort sich zum Aufruhr verleiten läßt, wo es keinen Rückhalt gegen eine rührige und gewaltthätige Minderzahl findet, wie sie in Bologna ihre Schreckensherrschaft ausübt, worüber namentlich die Allgemeine Zeitung nähere Auskunft gebracht hat. Die Ankunft Merodes und seines kriegerischen Begleiters in Rom dürfte am Freitag (30. März) erfolgt seyn, worüber wir heute noch keine Mittheilung haben können, da die „Glitzberichte“ durch Feindesland gehen müßten und schwerlich durchgelassen würden. „Feindesland“ ist kein übertriebener Ausdruck, wenn auch noch keine förmliche Kriegserklärung erfolgt ist und der thatsächlich zerrissene Friede von Zürich für eine bestehende Urkunde ausgegeben wird. Wenigstens hat noch keine amtliche Erklärung ihn gekündigt, und nur einige Bestimmungen haben sich „in der Ausführung als unmöglich ausgewiesen.“

Neben Lamoricière Africanus ist im Bereich unseres kranken und in Schienen gespannten Stephansthurms in diesen letzten Tagen kein Name häufiger genannt worden als: Amalie Haizinger. Diese ausgezeichnete Künstlerin hat, obschon noch nicht völlig sechzig Jahre alt, ihre goldene Hochzeit mit dem Theaterleben gefeiert. Geboren am

1. Mai 1800 hat sie am 30. März 1810 ihre erste Rolle gespielt, um seitdem ununterbrochen der Bühne treu zu bleiben. Während des größten Theils ihrer langen Laufbahn hatte sie ihren festen Wohnsitz in Karlsruhe, bis sie im Anfang der vierziger Jahre endgültig nach Wien übersiedelte, wo sie von ihren Gastrollen in den Jahren 1821 und 1825 her im besten Andenken stand. Das veränderte Rollenfach hat ihrer Beliebtheit keinen Eintrag gethan. Ihr Lebenslauf ist bekannt. In ihrem fünfzehnten Jahre heirathete sie einen Doctor Neumann, der sie in einem Alter, wo andere erst an's Freien zu denken anfangen, mit mehreren Kindern als Wittwe hinterließ. Im Jahr 1827 vermählte sie sich in zweiter Ehe mit dem Tenoristen Haizinger, in dessen Gesellschaft sie unter andern auch Kunstreisen nach Paris und London unternahm. Der Sohn aus dieser Ehe ist k. k. Offizier, gegenwärtig, wie ich glaube, Rittmeister in einem Uhlanenregiment. Von ihren zwei Töchtern aus erster Ehe, die sich beide der Bühne gewidmet, ist die eine früh gestorben; die andere hat vor ein paar Jahren einen Grafen von Schönburg geheirathet. Haizinger lebt in Karlsruhe. Als seine Frau nach Wien zum Burgtheater übersiedelte, fesselte ihn sein Vertrag an Karlsruhe; seitdem ist er zwar in den Ruhestand getreten, doch verpflichtet ihn sein Ruhegehalt, neun Monate des Jahres im Großherzogthum zu verweilen, wo er ohnehin Grundbesitz zu verwalten hat, dessen Bewirthschaftung er zu seinem Berufe gemacht. Er kommt zuweilen auf Besuch nach Wien, und das Paar führt in solcher Weise eine musterhaft zufriedene Ehe. Das Jubelfest der Künstlerin ist in herkömmlicher Weise unter allgemeiner Theilnahme gefeiert worden. Alle Welt wünscht ihr noch lange Jahre fröhlicher Rüstigkeit, besonders wir Alten, die wir vor so vielen Jahren ihre Triumphe sahen und, so viel an uns war, vervollständigen halfen. Man muß nicht eben ein mürrischer Laudator temporis acti seyn, um zu begreifen, daß Amalie Neumann eine von jenen wunderbaren Erscheinungen war, die nicht in regelmäßiger Reihenfolge eingeheimst werden wie Kraut, Rüben und Kartoffeln, sondern ein Ausnahmsgewächs wie der Wein von 1811 und 1834. Was man jetzt auf der Bühne bewundert, wäre damals kaum beachtet worden; zudem fiel ihre Blüthe in jene für sie, wenn auch nicht für die Welt glückliche Zeit, die nichts höheres kannte als das Theater.

Ich habe oben des kranken Stephansthurms erwähnt. Er ist in Gerüste gehüllt. Die vor fünfzehn Jahren aufgesetzte Spitze muß abgetragen werden. Die zur Untersuchung verordneten Bauverständigen haben den Ausspruch gethan, man müsse das Werk entweder unverweilt in Angriff nehmen oder gewärtig seyn, in einiger Zeit zu spät zu kommen. Wenn man zögere, werde der Thurm ein eigensinniger Witzbold werden, keine fremde Einmischung mehr dulden und die überraschendsten Einfälle haben. Und da nun zum Glücke die Westmächte keine solche rechtzeitige Einmischung durch diplomatische Ränke zu verhindern suchen, so werden wir wenigstens am Stephansthurme thun, was wir in Italien müssen bleiben lassen, denn um ihn abzutragen und beziehungsweise wieder aufzubauen, bedürfen wir ja keiner Bundeshülfe. Bald wird der Thurm mit seiner abgetragenen Pyramide als Stummel dastehen, wie Wälsch-Oesterreich auf der Karte vor uns liegt. Die Pyramide werden wir wieder aufsetzen, und was das andere betrifft, einstweilen jene alte Geschichte von Turnvater Jahn erzählen. Die Jüngeren kennen vielleicht besagtes Stücklein nicht alle. Ich will's darum wiederholen. Es war zur Zeit, in welcher Preußen (und Preußen nicht allein) die Suppe auslöffelte, die ihm ein Schleinitz Namens Haugwitz eingebrockt. Der Franzos hatte vom Brandenburger Thore zu Berlin das eherne Bild der Siegesgöttin auf dem Wagen mit dem klassischen Viergespann entführt, aus Kunstsinn und aus Höflichkeit zugleich. Für die Besiegten wäre der Anblick der Victoria, der Wittwe Friedrichs des Zweiten, eine schmerzlich demüthigende Erinnerung gewesen. Zu selbiger Zeit nun ging Jahn mit einigen Schülern spazieren. Vor dem Brandenburger Thor fragte er, auf das Gebälk über den gerieften Säulen deutend: „Was steht dort oben?“ — „Nichts.“ — „Was stand früher droben?“ — „Die Victoria.“ — „Was denkt ihr dabei?“ Da keine Auskunft erfolgte, gab Jahn dem Nächststehenden eine Ohrfeige und rief: „Wir müssen die Victoria wieder holen, das habt ihr dabei zu denken! Merkt's euch!“ Diese alte Geschichte kann man heutzutage nicht oft genug wiederholen; sie sollte in jedem Meidinger stehen, jeder Papagai sollte sie herplappern, nur in zeitgemäßer Wendung, mit den Worten etwa: „Holt Mailand zurück, ihr dummen Jungen!“ Die Victoria war nur das Zeichen eines Pfandes, aber Mailand ist das Pfand selber für Mainz, Landau und Köln. Merkwürdig, daß die Hand immer unwillkürlich hinfährt, wo der Schmerz sitzt und ein Geschwür sich sammelt! Es sollte ja nur vom Befinden des hohen Kranken die Rede seyn, von sonst nichts.

Das Büchsenmacher-Gewölbe, worin sich vor ein paar Jahren der Eigenthümer erschossen, ist vor kurzem zum Schauplatz eines Unglücksschusses geworden. Graf von Frimont, der Sohn des bekannten Generals, hatte im Laden etwas gekauft oder bestellt und ging fort, während der Verkäufer mit einer andern Kundschaft zu thun hatte. Frimont tritt auf die Schwelle der Gassenthüre und stürzt im Feuer eines Schusses zusammen, der aus der Hand des Verkäufers losgegangen. Letzterem war eine Feuerwaffe überbracht worden, die, zum Unglück geladen und unvorsichtiger Weise mit der zündenden Kapsel versehen, losging, indem der Empfänger sie näher untersuchen und vermuthlich des Zünders entledigen wollte. Die Kugel traf Frimonts Hinterhaupt und die Verletzung wurde tödtlich. So ist das hoffnungsvolle Daseyn eines jungen Mannes der liederlichsten Fahrlässigkeit zum Opfer gefallen, wie man sie unbegreiflich nennen möchte, wenn sie nicht sozusagen täglich vorkäme, so daß man sich nicht über die geschehenen Unglücksfälle, sondern über die verhältnißmäßig geringe Zahl derselben wundern sollte. Wer irgend längere Zeit

hindurch mit Jagdgewehren oder Scheibenwaffen umgegangen, wird aus Erfahrung wissen, in welche Gefahr uns fremde oder eigene Unvorsichtigkeit zu bringen pflegt. Die Geschichte des Büchsenmachers, der sich in dem Schicksalsladen selbst erschoß, war ein rechtes Zeichen der Zeit. Der Mann hatte auf Reichwerden in Creditactien gespielt und verloren, ohne sich jedoch zu Grunde zu richten. Sein Geschäft und sein Credit standen aufrecht, er brauchte nur fleißig zu seyn, um für sich und die Seinen genügend zu sorgen. Aber das stand ihm nicht an; der goldene Traum hatte entschwindend ihn in solcher Verzweiflung zurückgelassen, daß er den raschen Tod einem arbeitsamen Leben vorzog.

Kopenhagen, April.

Winterzustände. — Jütland. — Schloß Frederiksberg.

In St. Petersburg wird das gänzliche Zufrieren der Newa festlich begangen, bei uns athmet man auf, wenn die Frühjahrsstürme das Eis, von dem man von allen Seiten eingeengt war, in's Freie treibt und die blaue Seefläche wieder zum Vorschein bringen. Die anhaltende, wenn auch nicht sehr strenge Kälte hatte die uns umgebenden Gewässer mit Eis bedeckt; schließlich konnte das Auge bis nach Schonen hinüber keinen offenen Fleck entdecken. Die schönsten Promenaden der Stadt verlieren bei dieser Verwandlung des beweglichen, mit Schiffen bedeckten Elements zur starren Eisfläche ihren Reiz, und nur wenn die Eisfläche stark genug ist, um die Schlittenfahrt nach Schonen zu gestatten, wird die Scenerie etwas belebter; allerdings mehr bei Helsingör, das nur eine halbe Meile vom gegenüberliegenden Helsingborg entfernt ist, als bei unserem, fünf Meilen von der schonenschen Küste entfernten Hafen. Die Helsingörer und Helsingborger — die Namen der Städte schreiben sich von den Heilquellen her — verbrüdern sich, die schonenschen Bauern mit ihren weißen Pelzwämmsern, die Bauerndirnen mit ihren kurzen Röcken und rothen Strümpfen ziehen herüber, um sich am dänischen Brod und dänischen Branntwein zu erquicken, von dänischer Seite gehen meistens nur die Städter hinüber, um sich von Bällen und Trinkgelagen zu erholen. Kopenhagen erfreut sich bei fahrbarem Eise meistens des Besuches der Lunder Studenten, die sich in großen Schaaren — zuweilen sogar zu Fuß — über den Sund begeben und bei ihren dänischen Commilitonen gastlich aufgenommen werden, um nach wochenlangem Zechen erschöpft zurückzukehren. In diesem Winter hat man sich doch nicht dem trügerischen Eise anvertrauen dürfen, das nur gerade stark genug war, um den Schiffsverkehr zu unterbrechen, nicht aber um selbst als Verkehrsmittel benutzt zu werden. Mit um so größerer Befriedigung begrüßt man den neuen Anblick der offenen See.

Da jedoch der Sund uns nicht als Verkehrsstraße mit der Welt dient, sondern vielmehr der große Belt diese Stelle bei uns vertritt, so hängt es bei strengem Frost besonders vom Eisstande in dieser Meerenge ab, ob Reisende und Briefe zu uns herüber gelangen oder nicht. Zuweilen kann des Treibeises wegen — nur sehr selten friert der Belt so zu, daß er zu Fuß passirt werden kann — die Absperrung einen Monat dauern; vierzehn Tage ist etwas ganz gewöhnliches. Zum Verkehr werden alsdann sogenannte Eisboote benutzt, die sich jedoch in nichts als durch solideren Bau von andern Booten unterscheiden und theils über das Eis von Menschenhänden gezogen werden, theils wo möglich sich durch das sprödere Eis Bahn brechen. Dieser Eisbootverkehr hat seine Gefahren; zuweilen werden die Boote vom Treibeise in's offene Meer getrieben, zuweilen zertrümmert; schon das Uebernachten auf dem Eise kann für den Reisenden todtbringend werden. Man ist deßhalb sehr vorsichtig, ehe man sich hinauswagt; mit Fernrohren wird der Eisstand genau recognoscirt, und wird derselbe nicht als zuverlässig angesehen, bleibt man auf dem Lande. Der Reisende muß sich an Geduld gewöhnen; er fragt ängstlich jeden Morgen nach den Aussichten, um zu erfahren, daß noch an kein Fortkommen zu denken sey. Da muß er sich durch Lhombrespiel, Schlaf oder Spazierengehen die Zeit vertreiben, bis endlich die Reise angetreten werden kann. Dieselbe ist aber mit so großen Beschwerlichkeiten verbunden; daß sie nicht an Einem Tag zurückgelegt werden kann; zuweilen erreicht man nach einer mühseligen Fahrt von sechs bis sieben Stunden die in der Mitte des Belts, fünf Viertelmeilen von der beiderseitigen Küste gelegene Insel Sprogö, die nur einen Umfang von einer halben Stunde hat. Dort muß man die Nacht in einem kleinen Gasthof verbringen, um auf Gelegenheit für den nächsten Tag zu warten. Zuweilen kann diese Gelegenheit ganze Wochen auf sich warten lassen, und man wünscht sich nach Nyborg oder Korsöe zurück, wo es doch nicht so langweilig, und wo man jedenfalls dem Verhungern nicht ausgesetzt ist wie auf der nur vom Gastwirth bewohnten Insel, deren Vorräthe bei der Ueberhäufung mit Reisenden leicht erschöpft werden. Man denke sich ein mittelmäßiges Gebäude mit drei Gastzimmern und etlichen zwanzig Schlafstuben unter dem Dache,

die die Räumlichkeiten oft für mehrere Hunderte, die sich hier zusammendrängen, abgeben sollen. Während die Passage von der einen Küste her frei ist und jeden Tag neue Ankömmlinge zuführt, kann sie nach der andern Küste hin unmöglich seyn, so daß der Abgang dem Zugang nicht entspricht. Unter derlei Umständen ist der Aufenthalt auf der vereinsamten Insel unerträglich. Das Eis wird oft rings herum zu burgähnlichen Massen zusammengeschraubt, wie wir es z. B. im Jahr 1848 erlebt haben. Der Sturm heult, die bittere Kälte treibt die Leute in die engen Räume zusammen, wo das Kartenspiel und sonstige Mittel der geselligen Unterhaltung bald so abgenutzt werden, daß man zum Schlaf seine Zuflucht nimmt. Da werden alte Geschichten von monatlanger Absperrung zur Erbauung der Gesellschaft aufgewärmt, das Gasthofbuch, wo die Reisenden ihre Namen eingetragen und schwermüthige oder humoristische Einfälle hinzugethan haben, aufgeschlagen, die Conducteure, Schiffer, Wirthsleute um ihre Ansicht in Betreff des Eisstandes angegangen, die erlebten Reiseabenteuer gegenseitig ausgewechselt. Endlich verbreitet sich Morgens in der Frühe mit Blitzesschnelle die Nachricht, daß die Ueberfahrt versucht werden solle. Man schifft sich in größter Eile ein, schleppt sich mühselig durch die vielerlei Arten von festem und losem Eise fort, glaubt sich aber nur sicher, wenn man das Land wirklich betritt, denn mehrmals ist man von dem fast erreichten Ziele zurückgetrieben worden und im Eise die Nacht über eingesperrt geblieben.

Nicht nur die Insel Seeland mit der dänischen Hauptstadt wird solcherweise von dem Verkehr abgesperrt, die Absperrung erstreckt sich auf Schweden und Norwegen, die im Winter auf Dänemark als Verkehrsstraße mit dem übrigen Europa angewiesen sind, wenn man etwa den Verkehr mit Rußland ausnimmt, der über die Alandsinseln und das Meer theils durch Schiffe, theils durch Schlitten vermittelt wird und mit großer Gefahr verbunden ist. Seit 1854 hat der elektrische Telegraph die zeitweilige Absperrung vom Weltverkehr erträglicher gemacht; dieselbe wird aber immerhin unangenehm empfunden, wenn sie längere Zeit dauert. In dem jetzt verflossenen Winter war nur der Sund, nicht der große Belt gefroren, wo die Strömung stärker und eine wenigstens vierzehn Tage anhaltende Kälte von acht bis zehn Grad erforderlich ist, um so viel Eis anzuhäufen, daß die Passage gehemmt wird. Die Dampfschifffahrt ist jetzt nach allen Richtungen hin eröffnet; die Reisenden aus dem südlichen und westlichen Europa benutzen am meisten die Linie Kiel-Korsöe, um hieher zu kommen; wer weiter in's Land hinein will, findet von hier aus jeden Tag Gelegenheit. Man würde das Land nur schlecht kennen lernen, wenn man sich auf Kopenhagen beschränken wollte; gerade die abgerissene und insularische Beschaffenheit des Landes drückt den örtlichen Bevölkerungen allerlei Eigenthümlichkeiten in Sitten und Dialekten auf. Bei dem so sehr beschränkten dänischen Sprachgebiete ist die Menge der Dialekte auffallend; nicht nur hat jede Insel, Fühnen, Laland, Bornholm, Mön, ihre eigene fistulirende, singende, näselnde, zischende, pfeifende Mundart, mit ganz eigenthümlichen Wörtern untermischt, auf den größeren Inseln, z. B. Seeland, und auf der jütischen Halbinsel wechselt die Mundart, je nachdem die Bevölkerung beim Meer oder im Binnenland wohnt. Die Fischerdörfer auf der Ostküste Seelands nähern sich mit ihrer Mundart dem Schwedischen, in Jütland wird man je nach der Gegend Anklänge an's Schwedische, Englische und Plattdeutsche finden.

Die bisher ziemlich vernachläßigte jütische Halbinsel hat in neuerer Zeit einen gewissen Aufschwung genommen, so daß sogar die Anlage einer Eisenbahn projektirt ist; besonders ziehen aber ihre landschaftlichen Eigenthümlichkeiten seit einiger Zeit die Aufmerksamkeit auf sich. Dieselben müssen freilich aufgesucht werden; die gewöhnliche Fahrstraße, welche die Halbinsel ihrer ganzen Breite nach durchschneidet, bietet nur die eintönige Leere baumloser Küsten. Das Land mag freilich hin und wieder fruchtbar seyn, was z. B. von der im westlichen Theile der Fjords gelegenen Insel Morsö gilt, aber dem Auge bietet es nichts als Weiden, Saatfelder und mit Heidekraut (Lyng) bewachsene Anhöhen. Wer die landschaftlichen Vorzüge der Halbinsel kennen lernen will, muß sich auf die Westküste begeben, wo die Nordsee ihre Wellen gegen die Sanddünen wirft. Das schauerlich Erhabene der Gegend entspricht dem düstern, verschlossenen Wesen der Bewohner, die mit den Binnenländern nur wenig Gemeinschaftliches haben. Die sandige Bodenbeschaffenheit treibt sie in's Meer hinaus, um ihren Erwerb durch Fischfang oder Rettung von Schiffbrüchigen zu suchen. Zum Wohlstande bringen sie es freilich durch diesen Erwerb nicht. Das Leben auf der Westküste ist bei allem Reichthum des Meeres arm, da die Produkte nur von den Bewohnern selbst verbraucht, nicht abgesetzt werden können. Die Heide erstreckt sich von der Küste tief in's Land hinein; stundenlang fährt man über die mit ellenhohem braunen Heidekraut bewachsenen Ebenen hin, ohne eine menschliche Wohnung zu entdecken, bis man endlich im Osten auf fruchtbarere Gegenden stößt. Die im vorigen Jahrhundert eingewanderten schwäbischen Colonisten, die in zwei Dörfern auf der Heide ansäßig sind, führen trotz der ihnen gewährten Steuererleichterung ein dürftiges Leben, haben aber noch ihre Sprache und nationale Sitte erhalten. Diese Dörfer bilden den Uebergang vom unfruchtbaren Westen zum fruchtbaren Osten; in ihrer Nähe hat sich seit zehn Jahren eine Stadt, Silkeborg, mitten im Walde neben mehreren mit einander in Verbindung stehenden Binnenseen erhoben, die die Wasserkraft für eine große Papierfabrik abgeben, deren Besitzer, ein zum jetzigen demokratischen Hofe in der engsten Beziehung stehender Mann, gleichsam als ein Vertreter des Königs in diesem Theile des Landes gilt. Hier finden sich die schönsten Landschaften Jütlands; ziemlich hohe Berge, von denen aus man einen großen, mit Wäldern, Binnenseen, Dörfern bedeckten Landstrich übersieht, geben der Gegend einen dem sonstigen dänischen Flachlande gegenüber eigen-

thümlichen Anstrich. Diese Gegenden sind in neuerer Zeit ein gewöhnliches Ziel der Sommerausflüge der Kopenhagener geworden. Das Klima ist freilich auch im Sommer, besonders beim anhaltenden Westwind, rauh und man darf bei solchen Ausflügen seine Winterkleider nicht zu Hause lassen.

Die Provinzialstädte bieten hier wenig Anziehendes. Die Kleinheit derselben — keine unter ihnen erreicht die Zahl von 12,000 Einwohnern — prädestinirt sie zum unverbesserlichen Pfahlbürgerthum, und der durchgängige Mangel an edleren Genüssen hat eine Wüstheit und Rohheit des Lebens verursacht, die den Aufenthalt in denselben für den an etwas Besseres Gewöhnten unerträglich macht. Gebildete Leute, die als Beamte oder aus sonst welchen Ursachen dorthin verschlagen werden, schließen sich in engeren Kreisen ab und vermeiden den Verkehr mit den Einheimischen, sind aber deßhalb auch wenig beliebt. Einige unter diesen Städten sind übrigens nur auf die Beamten, z. B. eines Gerichtshofes, oder auf ein Regiment angewiesen, um überhaupt leben zu können. Es läßt sich denken, wie kümmerlich ein solches Leben ist. Politisch wiegen diese Städte gar nichts, da sie nur in Gemeinschaft mit den umherliegenden Dörfern Vertreter auf den Reichstag wählen und mit ihrem Candidaten gewöhnlich in der Minorität bleiben. So sind sie natürlich mürrisch geworden und beklagen sich bitter über das Bauernregiment. Letzteres ist freilich noch weniger in der Hauptstadt beliebt, wo man alljährlich drei Monate hindurch dieser Wirthschaft während des Reichstags zusieht. Wie man beim Aufthauen des Eises aufathmet, so betrachtet man auch die Heimkehr der reichstäglichen Bauernschaft, die so eben vor sich geht, als eine Befreiung vom Alpdruck. Schon der Anblick dieser rohen Gesellen thut wehe, und ihre Befreundung mit dem Hofe und mit einzelnen einflußreichen Aristokraten, die mit ihrer Beihülfe den Mittelstand, „die Intelligenz" niederhalten wollen, gibt ihnen eine Bedeutung, die sie sonst nicht haben würden.

Bekanntlich hat der Hof in diesem Winter die Calamität erlebt, sein Residenzschloß Frederiksborg durch eine Feuersbrunst zu verlieren. Die Nation bedauert den Verlust eines der schönsten architektonischen Denkmäler des Landes; viele Kunstwerke von geschichtlichem Werthe sind verbrannt oder durch das Feuer beschädigt. Ein Kunsthistoriker hat so eben in einem Journalartikel gezeigt, welcher Reichthum besonders an Gemälden durch diese Feuersbrunst zu Grunde gegangen ist. Man hegte anfänglich die Hoffnung, die für die Wiederherstellung des Schlosses erforderlichen Gelder theils durch Beiträge des Staates, theils durch freiwillige Gaben aufbringen zu können. Die Geldmittel des Volkes werden aber für so viele andere Zwecke in Anspruch genommen, daß daran nicht zu denken ist. Die prachtvolle Schloßkirche, wo die Könige gesalbt wurden, wird als Pfarrkirche des Fleckens Hilleröd restaurirt werden, das Schloß wird aber Ruine bleiben und als trauriges Denkmal einer Regierung dastehen, über welche die Geschichte ein anderes Urtheil fällen wird als die gleichzeitige demokratische Lobhudelei. Ahnungssüchtige Geister sehen schon in dem Schloßbrande einen Vorboten des demnächstigen Erlöschens des Königshauses; sogar in einem bischöflichen Hirtenbriefe ward neuerlich diese Erwartung mit großer Zuversicht ausgesprochen. Der Hof ist fast heimathlos geworden; den Winter über hat derselbe auf dem hiesigen Schlosse (Christiansborg) wie in einem Hotel gewohnt. Jetzt steht er im Begriff nach Glücksburg in Schleswig oder vielleicht gar nach Plön in Holstein — wie es im vorigen Herbste die Absicht war — zu gehen, bis das in der Nähe des abgebrannten Frederiksborg gelegene Schloß Fredensborg (Friedensburg) als königliche Residenz hergerichtet worden ist. In der Hauptstadt war es dem Hofe des jetzigen Königs nie recht geheuer.

Newyork, März.

Die Straßen der Stadt im Winter. — Lecturers.

Wer da liest, daß der Straßencommissär von Newyork jährlich die runde Summe von 300,000 Dollars für die Reinhaltung der Straßen erhält, sollte glauben, daß Newyork sich an Sauberkeit wenigstens mit den am besten gehaltenen deutschen Residenzen vergleichen könnte; allein wie enttäuscht würde er seyn, wenn er die hiesigen Winterleiden durchmachen sollte, wie erstaunt, wenn er die gebirgsartigen Anhäufungen, die sumpfartigen Abgründe sehen könnte, mit denen die Stadt jeden Winter und jedes Frühjahr gerade in der lebhaftesten Geschäftsgegend regelmäßig geschmückt ist. Kein Winter vergeht hier ohne einige schreckliche Schneestürme, wie sie bei uns zu den Seltenheiten gehören, welche die ganze Stadt mit einer weißen Decke umhüllen und für Fußgänger und Pferde eine Kette von petites misères mit sich bringen. Von den Trottoirs wird der Schnee zwar nothdürftig weggeschafft, aber nur um in

den Fahrweg geschaufelt zu werden, wo er sich im Verein mit all dem Abfall, Schmutz und Kehricht jeder Art, welcher in jeder deutschen Stadt denjenigen, der so frech wäre, ihn auf die Straße zu werfen, wenigstens „fünf Thaler Strafe" kosten würde, hier aber mit patriarchalischer Naivetät den weitesten Spielraum beansprucht, zu grauenhaften Gletschern aufthürmt. Da wo Omnibuslinien oder Eisenbahnen durch die Straßen gehen, werden diese von den Unternehmern mit Salz aufgethaut, wodurch nur neue Schrecknisse hervorgerufen werden, während in allen übrigen Straßen das Werk der Natur überlassen bleibt, und wenn auch mitunter ein Trupp Arbeiter mit Schaufeln gesehen wird, welche in einer nach Straßenreinigung aussehenden Beschäftigung begriffen scheinen, so ist doch ihre Zahl im Verhältniß zu der Größe der Arbeit lächerlich gering. Diesen Winter endlich schloß der Straßencommissär einen Contrakt mit einem Mann ab, der die Arbeit vermittelst von ihm erfundener Maschinen zu besorgen übernahm. Zum erstenmal hoffte man auf reine Straßen, allein der Common Council, eine der mächtigsten städtischen Behörden, welche in diesem Lande des materiellen Fortschritts durch Dampf sich seltsam genug jeder Verbesserung wie eine chinesische Mauer entgegenstellt und in der Art, wie irgend eine Sache nicht gethan werden sollte, das Höchste leistet, nahm an einer so radikalen Maßregel, wie Reinigung durch Maschinen, solchen Anstoß, daß die Mitglieder beschlossen, der gefährlichen Neuerung entschiedenen Widerstand zu leisten. Zu dem Ende wurden die bei den Maschinen beschäftigten Arbeiter systematisch zur Unzufriedenheit aufgestachelt, bis sie truppweise die Arbeit verließen und der Unternehmer sich nach ein paar Tagen unfähig erklärte den übernommenen Vertrag zu erfüllen. So liegt jetzt wieder alles im Argen und Aergsten, und nachdem die Märzwinde endlich wenigstens in der obern Stadt die erwähnten Gebirgsketten ausgetrocknet haben, treibt er sie gegenwärtig in erstickenden Staubwolken umher, während im untern Theil in manchen Straßen Menschen und Thiere buchstäblich noch bis über die Knöchel wie in einem großen Morast umherwaten und es in der That des ganzen großstädtischen Treibens bedarf, um einen in manchen Augenblicken daran zu erinnern, daß man sich wirklich in der großen Hauptstadt eines auf seine Civilisation so stolzen Landes befindet.

Zu den hervorstechenden charakteristischen Zügen des Winters in Newyork, wie fast jeder irgend erheblichen amerikanischen Stadt, gehört, wie immer, die große Zahl von Vorlesungen, Vorträgen und Reden aller Art und über alle möglichen Gegenstände. Während der Saison hat man fast jeden Abend die Wahl zwischen zehn bis zwölf, auch noch mehr Vorlesungen, ohne die regelmäßigen Vorträge zu rechnen, welche außerdem über bestimmte Fachgegenstände — oft unentgeltlich — von verschiedenen Anstalten und Vereinen geboten werden. Es wäre interessant, wenn man einmal eine Uebersicht aller derjenigen erhalten könnte, deren ausschließlicher oder theilweiser Beruf der eines „Lecturers" ist. Ihre Zahl muß ungeheuer seyn und wächst immer mehr an, gar nicht die Männer in politischer Stellung, Congreßmitglieder und andere gerechnet, welche gelegentlich, zum Beispiel vor den Präsidentenwahlen, die verschiedenen Staaten bereisen und in öffentlichen Versammlungen zu dem Volk sprechen. Da sind die berühmten Redner, wie Wendell Phillipps, Frederik Douglaß, Chapin, Henry Ward Beecher und Everett, welche über literarische, philosophische, sociale oder politische Gegenstände sprechen und gewöhnlich von Lyceen, literarischen und wissenschaftlichen Vereinen — oft für hundert Dollars für eine Vorlesung — engagirt werden und häufig während des ganzen Winters fortwährend auf der Reise sind, um etwa zwei bis drei Vorlesungen in größeren und kleineren Städten zu wiederholen, oder auch frei über verschiedene Gegenstände sprechen. Da sind ferner die zahlreichen Agenten und Agentinnen von Vereinen und Associationen, wie zum Beispiel von Antisklaverei-, Mäßigkeits- und Frauenemancipations-Vereinen, welche von diesen im Lande umher geschickt werden, um Anhänger für die Sache zu gewinnen. Viele dieser Lecturers, deren Fähigkeiten nicht glänzend genug sind, um das verwöhnte und blasirte Publikum der großen Städte hinzureißen, beschränken ihre Thätigkeit auf die kleineren Orte im Innern des Landes und ernten, wenn auch nicht Ruhm, so doch einen anständigen Unterhalt. Ich kenne Frauen, die in die Nothwendigkeit versetzt, selbst für ihre Existenz zu sorgen, auf diese Weise sich und ihre Familie erhalten. Der Stand eines Lecturer wird hier gewählt wie irgend ein anderer. Wer ein leidliches Organ, einigen Redefluß und ein paar vernünftige Gedanken über irgend einen Gegenstand besitzt oder zu besitzen meint und seine Lage glaubt verbessern zu können, versucht sich als Lecturer, versichert sich an kleinen Orten irgend einer Kirche, kündigt eine Versammlung an und versucht die Macht seiner Beredsamkeit. Es kommt dabei vor, daß Redner, deren Namen noch keinen Klang haben, in Orten, wo es ihnen an hülfreichen Freunden fehlt, selbst mit einer Düte Nägel und einem Hammer oder in Ermanglung dessen mit einem Stein umhergehen und ihre Ankündigungen eigenhändig an den Ecken anschlagen. Wie in jeder Sache, wird auch auf diesem Gebiet Humbug getrieben, und neben den ehrlichen Lecturers, welche wenigstens das Beste geben, dessen sie fähig sind, so viel oder so wenig das nun seyn mag, gibt es auch — wiewohl äußerst selten — angebliche Lecturers, von denen noch kein Sterblicher jemals eine Vorlesung gehört hat.

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.
Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 18. **29. April 1860.**

This is the prettiest low-born lass, that ever
Ran on the green-sward; nothing she does, or seems,
But smacks of something greater than herself,
Too noble for this place.

Shakespeare.

Friesische Köpfe.

Novelle.

Das Flußbett der Ems war zu beiden Seiten längs der hohen Deiche mit einer Eisrinde bedeckt, nur mitten schlängelte sich noch, dem Auge sichtbar, die grüngelbe Fluth, gefärbt durch den fetten Kleyboden Ostfrieslands. Der Frost war rasch eingetreten; neben dem Deiche lag noch eine Pünte * in voller Ladung und zwei Männer stiegen eben zu dem breiten, flachen, kaum drei Fuß tief gehenden Fahrzeug nieder, um seine Fracht, in hartem, schwarzem Torf bestehend, auszuladen. Bedächtig ward das große, braungetheerte Segel, auf welchem der Reif knisterte, fortgenommen, bedächtig die Körbe gefüllt, um dann unter vernehmlichem Stöhnen diesseits den Deich hinauf, jenseits hinab einem Bauernhause zugeschafft zu werden, dessen Dach in unendlicher Breite bis auf Manneshöhe zur Erde hinab ging. Vor den in grüner Oelfarbe mit gelber Umgebung sauber angestrichenen Fenstern standen zwei Linden, deren letzte Blätter im Ostwinde zitterten, die aber in dem baumarmen Ostfriesland immerhin als der Stolz und die Zierde des Gehöftes gelten konnten.

„Püntjer Karsten!" rief eine klangvolle Frauenstimme aus der Seitenthür, „Ihr habt die Körbe nicht so voll gepackt, als es in der Ordnung ist." — Karsten kratzte den strohgelben Kopf und murrte: „Jüffer, wenn die Körbe noch voller sind, können sie meine Jungens nicht über den Deich tragen." — „Die Körbe sollen so voll seyn, als sich's gebührt. Gerd und Jan mögen von der Tenne kommen und mit anfassen!" befahl die Frauenstimme, deren Inhaberin sich zugleich über der querdurch getheilten Scheunen- oder Fallthür zeigte.

Karsten schien durchaus nicht erfreut beim Anblick dieses frischen, edel geschnittenen Mädchenantlitzes; er brummte weiter stolpernd, er brauche ihre Knechte nicht, und diese thäten besser, seinem alten Gaul einen Arm voll Heu vorzuwerfen, als in seine Pünte zu kommen, wohin nur Südwester — die breiten wachsleinenen Hüte der Schiffer — gehörten. Karstens altes Pferd, dem die angenehme Mission geworden, seines Meisters Schiff gegen Strom und Wind an einem langen Strick, im Wasser oder Dünensande watend, zu ziehen, hatte vollkommen Zeit, dem Wintervorrath in der Scheune des reichen „Plantzenbesitzers," d. h. Grundeigenthümers, auf's Gründlichste zuzusprechen, bis sein Herr

* Pünten, Frachtschiffe der Ems.

an die grünlichen Scheiben der „Upkamer" * von außen anklopfte und höchst unfreundlich meldete: „Jüffer, t'is klaar — sechzig Körbe!"

Das untere Fenster ward in die Höhe geschoben, die weiße Hand der Jüffer erschien mit einigen Silbermünzen und begleitet von der ruhigen Bemerkung: „Nein, Karsten, ich habe gezählt, es waren nur neun und fünfzig Körbe; wir brauchen Euren Torf nicht wieder!" — „Jüffer," rief der Schiffer bestürzt, „ich fahre seit dreizehn Jahren für Euer Haus; wenn ein Korb fehlt — Ihr wißt, ich habe Frau und Kind oben zu Papenburg!"

„Ganz recht," war die Antwort von drinnen, „Ihr fahrt für uns seit dreizehn Jahren, deßhalb hätte ich Euch lieber zehn Körbe geschenkt, als einen andern Schiffer gedungen; aber mein Hausvolk könnte leicht auch die Körbe gezählt haben und glauben, ich ließe mich betrügen oder beschützte einen Betrüger. Ihr seht, es ist aus mit uns, Gott helfe Euch!"

„Gott's Lohn!" erwiederte Karsten blaß und demüthig. — „Gute Reise!" klang es noch wohlwollend und vernehmlich durch die kalte Winterluft, und dann schloß sich das Fenster. Nachdem die junge Friesin in ruhiger Würde diesen Act zu Ende gebracht hatte, legte sie mit der Zange frische Torfkohlen in den irdenen Einsatz ihrer Feuerkieke, setzte die Füße darauf, strich die lange seidene Jacke ihrer Nationaltracht glatt und nahm ihre Handarbeit wieder auf, die Karsten unterbrochen hatte. Auch die ungekünsteltsten Naturen können eine gewisse Aufmerksamkeit auf ihre Bewegungen nicht ganz verleugnen, wenn sie sich beobachtet wissen, nur Gewohnheit und Gleichgültigkeit verwischen diese unwillkürliche Unfreiheit mehr oder weniger, welcher indeß besonders klare, harmonische Gemüther sich oft zu entziehen wissen. Das Mädchen benahm sich, als wäre sie allein, ihr schlanker Wuchs bewegte sich frei und ebenmäßig, ihr Blick war so offen wie etwa die kostbare Glasplatte eines Malers, welche daliegt, einen verklärten Heiligen oder einen sterbenden Märtyrer aufzunehmen, die so hell und doch so unbeugsam und schlicht daliegt. Aber sie war nicht allein.

„Mademoiselle Leyda," sprach der zweite Anwesende ihr gegenüber am Kamin, „Sie hätten dem Kerl von Schiffer das bischen Torf gönnen sollen; jetzt müssen am Ende seine Kinder hungern und er bessert sich doch nicht." — „Nennt mich nicht mit dem französischen Worte, junger Herr," sagte die Friesin, „sprecht wie andere Leute: Jüffer, oder wenn Euch das Niederländisch so ungewohnt ist, sprecht es deutsch aus: Jungfrau. Karstens Kinder mögen etwas weniger essen, wenn ihr Name dafür ein ehrlicher bleibt; es war der erste Versuch des Alten, seinen Kindern mehr zu rauben, als er je ersetzen kann; das stand auf seiner Stirn, und so mag diese Schwelle, die sich ihm verschlossen hat, ein Merkstein bleiben, der ihn erinnert, wie **leicht** man irre geht."

„Sie sind sehr streng, Jüffer," sagte die andere Stimme nachlässig. — „Man kann nie zu streng seyn, wenn es anders nur gleichmäßig ist," warf Leyda rasch ein, aber das halb schelmische, halb zufriedene Lächeln, das ihr Antlitz überflog, ging an dem Gesellschafter verloren, denn seine Augen hingen gedankenlos an den Bildern neben der großen Wanduhr, die zwei harte Männerköpfe mit hohen, herrschenden Stirnen darstellten.

Der „junge Herr," wie ihn Leyda nannte, hatte seit vierzehn Tagen zwischen diesen Bildern und einer der reichsten und schönsten Erbinnen Ostfrieslands gesessen und seine Stimmung war so wenig heiter, daß er die letzte Eigenschaft nie klar empfunden hatte und die erste ihm nur in so fern auffiel, als er sich wunderte, wie man Mittel und Kraft zur Flucht haben könnte und an **diesem** Orte leben. Er freilich war an denselben gebannt, denn er hatte auf einer Remontecommission das Bein gebrochen und es konnte bei den gefrorenen Kleywegen und dem Mangel jedes bequemen Fuhrwerks an eine Dislocation nicht gedacht werden, ehe nicht der Schaden gänzlich ausgeheilt war. Es blieb sich auch gleich, **wo** der Rittmeister von Rohrbach seine Wiederherstellung in einem Land erwartete, das ihm in Sprache und Sitten so völlig unsympathisch war. Die Stätte, welche ihm der Zufall angewiesen, hatte wenigstens den Vorzug einer so geregelten Thätigkeit, daß nirgends die Ruhe gestört, und eine so einsame Lage zwischen endlosen Wiesenstrecken, daß dieselbe auch von außen selten unterbrochen ward.

Der Kranke hätte Schmerz und Langeweile wohl geduldig ertragen; er war nicht mehr geblendet von den Winterfreuden seiner Hauptstadt Berlin und versäumte sie ohne wahres Bedauern, aber er hatte Grund, fürchten zu müssen, daß sein Unfall ihn dienstuntüchtig mache, und das war allerdings ein schmerzlich wuchtender Gedanke, sich in den besten Mannesjahren ohne Lebenszweck, ohne Vermögen auf eine kleine Pension stützen zu sollen, die noch durch einige pecuniäre Verpflichtungen geschmälert werden mußte. Kein Wunder, wenn der Rittmeister Tag um Tag in sich gekehrt da lag, gegen das Geschick murrte, das ihm nicht gegönnt hatte, in einer Schlacht ehrenvoll erschossen oder

* Putzzimmer, seiner höheren Lage über dem Keller wegen so genannt.

zerhauen zu werden, und auf die Bilder an der geweißten Wand starrte.

Sein Gesicht war etwas schmaler und bleicher geworden als bei seinem Kommen, oder schien es vielleicht nur so, weil Haar und Bart ihre disciplinarischen Grenzen ungehindert überschritten, während das Collet, nachlässig zurückgeworfen, das invalide Ansehen des jungen Mannes beförderte, welches ihm sein geschientes und umwundenes Bein bereits verlieh. Das verdrießliche Wesen des Kranken, der eine geräuschlose, aber umfassende Gastfreundschaft und Pflege so schlecht vergalt, hätte die Abneigung eines deutschen Hauswirths erweckt, hier aber brachte sie ihm ein gewisses Vertrauen zuwege, dessen er, als Preuße und Offizier, kaum auf andere Art theilhaftig geworden wäre. Der Ostfriese ist mißtrauisch gegen alles Fremde in demselben Maße, als er am Althergebrachten haftet, als Schiffer oder Landwirth kennt er den Werth des Erwerbs zu sehr, um das Militär zu lieben, und doppelt ungern stellt er seine Söhne in die Reihen eines fremden Regiments, da sein ganzes Herz noch an den Zeiten hängt, wo er sich unter dem „Upstallsboom" * seine Häuptlinge wählte und seine Gesetze machte.

Abel Kortesent, Leydas Vater, war eben so wortkarg, eben so schwer gebaut, eben so sparsam, eben so gastfrei und vorurtheilsvoll, als jeder andere ächte Friese. Außer seiner unvergleichlichen Rindviehheerde, wo jedes Thier genau wie das andere gefärbt und gezeichnet war, besaß er zwei holländisch gebaute Windmühlen, eine unabsehbare Fläche Landes und mancherlei einträgliche Papiere, von denen er aber nicht sprach; sichtbar beschäftigten ihn nur die bezeichneten Lebens- und Lieblingszwecke, denn Vater Abel schlug das „Schaffen" höher an als das „Besitzen." Abel Kortesent war nicht hart, aber fest, nicht geizig, aber ordentlich bis in's Peinliche, nicht hochmüthig, aber mit dem Herkommen untrennbar verwachsen.

Es wäre Unrecht zu behaupten, daß Mynheer Kortesent nicht auch seine weichen Stimmungen gehabt hätte; diese kamen sogar eben so regelmäßig, als seine Zeit überhaupt eingetheilt war, jedes Jahr zur Rapsblüthe, also um Pfingsten. Er bedauerte dann, feuchten Blickes, den Tod seiner Ehefrau Gesina und den Verlust seines einzigen Sohnes Enno, weil sie sich nicht mehr mit ihm des weithin duftenden „Rövesaats" erfreuen konnten. Der würdige Mann erkannte indeß rechtzeitig die Gefahr, sich in dem Labyrinthe einer zwecklosen Rührung zu verirren, er erinnerte sich, daß er ein Mann sey, „der vor niemand aufzustehen brauche," daß die Frau eines solchen Mannes auf dem Gipfel irdischen Glückes nur einen leichten, kurzen Schritt in den Himmel zu thun brauchte, daß Enno, sein armer blonder Junge, freilich das Todtenhemd anziehen mußte, dafür aber vor der preußischen Uniform bewahrt blieb, der er gewiß nicht entgangen wäre; denn man erzählte vielerlei von einem gewissen Franzmann, der sich nicht scheute, die alte Ordnung der Staaten zu beunruhigen, und durch den, ein paar Jahr später, als Abel seinen Namen: Napoleon Bonaparte, erfuhr, allerhand noch bedenklichere Umwälzungen entstanden. Freilich der Alte hätte seinen Erben vor den Militärgesetzen schützen können, aber wenn, so unglaublich es schien, der Junge nun selbst Soldat werden wollte? Mußte man in seinem Willen nicht den Willen des Erstgeborenen eines Abel Kortesent respektiren?

Das Schicksal aber hatte längst diese Fragen bereinigt, an deren so erschöpfender Ausgleichung sich Abel wie an einer Strickleiter wieder in seine Normalstimmung empor schwang. Der Rittmeister hatte, wie bereits erwähnt, seinen Hausherrn ziemlich mit seinem ungebetenen Kommen versöhnt. Der letztere fand den jungen Preußen einsylbig, von gutem Appetit und ohne Neugier für die Angelegenheiten des Hauses; kurz er war „wie wir," nach Abels Urtheil, und größeres Lob spendete er selten.

Leydas Vorurtheile hatte Herr von Rohrdack noch schneller besiegt, als die ihres Vaters; sey es nun, daß dieselben noch weniger tief gewurzelt waren, oder daß der Tochter Scharfblick durchdringender seyn mochte, gewiß bleibt, obgleich es der Leidende nicht bemerkte, daß nach zwei Tagen die alte Hilke, die erste Magd des Hauses, welche zugleich Leydas Duenna spielte, die Upkaamer und ihre Bewohner selten mehr mit ihrer Gegenwart beglückte, um sich nach wie vor ganz ihren häuslichen Pflichten hinzugeben, außer wenn die Krankenpflege sie zurückrief, welche sie mit großer Einsicht und despotischer Gewissenhaftigkeit mit dem alten Feldscheer des nächsten Dorfes theilte. Wäre der Rittmeister auf zwei gesunden Füßen in die „Plantze" gekommen, Hilke würde ihn tief verabscheut und verfolgt haben, denn sie war ein alter, treuer Hausdrache, der alle Liebe seines Herzens auf Mynheer und die Jüffer concentrirte; aber der arme Mensch war hülflos, bedurfte Hilkes, zuckte nicht bei den größten Körperschmerzen, sah ihr altes, gegerbtes Gesicht mit demselben Blick an, wie ein junges, hübsches. Wie oft wird das für übel angebrachte Eitelkeit gehalten, was doch nur Dankbarkeit dafür ist, daß die Eitelkeit nicht fühlbar verletzt ward! Was auch die alte Magd bestimmen mochte, sie sprach

* Ein Baum, unter welchem die Versammlungen der freien Friesen stattfanden.

es eines Tags zuversichtlich aus, der selige Enno würde ganz gewiß so geworden seyn, wie der Dragoneroffizier in der Upkaamer. Leyda nickte, und die Mittelmagd und die kleine Magd, und die Viehmeiersche glaubten dem Fremden eine scheue Verehrung schuldig zu seyn, den Hilke mit einem Sohne ihres „Baas“ * in Einem Athem nannte.

So hatten sich dem Rittmeister gegenüber alle Gesichter wohlthuend erhellt, nur die beiden gemalten nicht, in deren Anblick er so versunken dasaß, daß er vergaß, nicht allein zu seyn, und tief seufzte. Leyda folgte der Richtung seines Blicks; er hatte noch nie eine Klage, einen Seufzer laut werden lassen, und das Mädchen verstand seinen schweigenden Stolz so gut, daß sie ihm jetzt mit einer kleinen wohlgemeinten Vorstellung zu Hülfe kam.

„Ihr habt Recht, junger Herr,“ sprach sie lebhaft; „wenn der noch lebte, wir brauchten nicht wie eine Heerde Schafe beim Gewitter den Franzmann zu erwarten!“ — „So wissen Sie von ihm, Jüffer?“ — „Ob ich von ihm weiß? O Gott, habe ich denn von klein auf etwas anderes gehört? Ist nicht der Vater mit mir und dem verstorbenen Enno nach allen Plätzen gereist, wo sein Ruhm wurzelt? Sah ich nicht in Emden —“

„Aber Leyda, Sie meinen nicht Friedrich den Großen?“ — „Ach,“ sagte Leyda traurig, „an den konnte wohl eine Ostfriesin nicht denken. Ihr seyd freilich ein Deutscher.“

Der Rittmeister fühlte sich offenbar gekränkt durch diesen Ton des Bedauerns; wer unter den Lorbeeren des großen Königs erwachsen, hatte gewiß keine Ahnung, daß seine Nationalität nicht im höchsten Grade beneidenswerth erscheinen mußte, wohin er auch kommen mochte.

„Alle Wetter, Mamsell, das ist gewiß das erstemal, wo es jemanden einfällt, den bäurischen Häuptling da mit dem großen Fritz zu vergleichen!“ rief der Offizier. — „Man kann sie auch nicht vergleichen,“ erwiederte Leyda stolz, „denn neben Edzard Cirksena behält jener häßliche König nur noch einen Ruhm, den seiner Schlachten, die andern theilt er nicht mit dem bäurischen Häuptling!“

„Beweisen Sie das!“ rief der Rittmeister roth vor Zorn und verächtlich. — „Edzard,“ sagte Leyda, und faltete, wie in der Kirche, die Hände in einander, „war der Vater seines Volkes und seiner Familie; bäurisch, wie ihr es nennt, durch und durch, hat er den Landmann höher gehoben, als euer Friedrich seine Edelherren, die er wie Knechte behandelte. Graf Edzard forderte keine Steuern, trotz seiner Kriege, er dünkte sich äußerlich nicht mehr, als seine Bauern.“

Der Rittmeister lachte. „Sie sind wirklich ungemein beredt, Jüffer! Also war der wackere Graf wahrscheinlich auch ein Philosoph und Schriftsteller, um sich mit dem großen Friedrich zu messen? Und wo stehen die Prachtbauten, die er errichtet hat? Bitte, vertraut mir das an!“

Leyda sah so zuversichtlich aus, als vermöchte sie für Graf Edzard mit Engelzungen zu reden. — „Bauten, wie Ihr es nennt, junger Herr, konnte wohl der Häuptling nicht aufstellen, weil er sein Volk nicht aus Eitelkeit drücken mochte, aber er wehrte der See durch gute Deiche, was nützlicher ist. Ich weiß nicht, ob er das war, was Ihr eben sagtet, aber er hatte den Muth und die Einsicht, zur neuen, geläuterten Lehre überzutreten und sie seinen Friesen so an's Herz zu legen, daß sie heute noch an ihr fest halten, wie der Stamm an der Krone des Baums. Er und seine Freunde haben Alles wohl geprüft und manche lange Nacht geforscht, ob Martin Luther ein Recht hätte zu sprechen, wie er sprach. Der Junker von Dornum hat dann in einem Buche diese Prüfungen niedergeschrieben, und von Ostfriesland sprach man nicht anders als von der Herberge der neuen und besseren Erkenntniß.“

Die beiden jungen Leute schwiegen. Herr von Rohrbach sah das belebte Gesicht, von der Spitzenhaube eingeschlossen, fast zum erstenmal aufmerksam an; er sah die Sonnenstrahlen auf dem Golde der Ohreisen spielen, sah die weiße Freese sorgfältig um das runde Kinn gefaltet und verglich diese verhüllte jungfräuliche Erscheinung mit den Damen seiner Residenz, ihren mächtig hohen Federhüten über den tausend kleinen Löckchen des gebrannten Haares, ihren sehr decolletirten Roben mit den kurzen Taillen und engen Röcken. Unter dem bis über das Knie herabfallenden Oberkleide trug Leyda einen gefalteten Rock, bis über die Knöchel reichend, die Füße bekleideten Strümpfe von weißer Lammwolle und ein paar Klappantoffeln, die während der Handarbeit ausgezogen wurden und recht zierlich zu beiden Seiten der Feuerkirke oder, wie es dort heißt, „Feuerstove“ standen.

„Ja,“ unterbrach die Jüffer das Schweigen wieder, „auf dem Hause Cirksena hat ein rechter Segen geruht. Wenn Gott die Männer abrief, haben die Frauen edel und hoch statt ihrer dagestanden, kräftig und gläubig in Rath und That. Wo ging vor Ihrem Volke eine zweite, kühnere Gräfin Theda her, wo eine frömmere Gräfin Elisabeth, wo eine Frau gleich Anna von Oldenburg, deren kunstvoll geschmücktes Gewehr noch

* Baas — Herr, Meister.

im Rathhause zu Emden bewahrt wird, und die doch ein Muster der Hausfrauen, ein Vorbild der Mütter, eine Vorkämpferin des Glaubens war?"

„Also auch berühmte Weiber hatte Ostfriesland?" sagte der Kranke verwundert. — „Großer Gott, so kennt Ihr Wiarda nicht?" — „Wiarda? Nein, Jüffer, wo lebt denn der?" — „Lebt?" rief Leyda fast entsetzt; „das fragt ein so feiner Herr als Ihr? Wiarda schrieb unsere Geschichte, eine Menge Bücher sind es, aber ich habe sie von Jugend auf gelesen und gelernt wie die Bibel. Seht, unsere Geschichte das ist unser Upstallsboom, unter dessen Schatten Ostfriesland noch immer grünt und stolz ist wie in seiner besten Zeit, damals, als die Gewässer des Dollarts und die fremden Herrscher noch draußen jenseits unserer Grenzen waren."

„Ohne den Cirksenas zu nahe zu treten," nahm der Gast die Unterhaltung wieder auf, „denke ich mir, es ist eben kein Kunststück bei diesen ruhigen, massenhaften Naturen, die bei jedem Schritt im Kleyboden stecken bleiben, ein guter Familienvater, ein weiser Regent zu seyn." — „O wenn Ihr den Wiarda lesen wolltet," rief Leyda, „Ihr würdet sehen, ob das Leben der ten Brocks, der Cirksenas, der Häuptlinge von Jever und Wittmund — aller derer, die groß im Vaterlande waren, nicht stürmisch und bewegt dahin braust, wie die Nordsee drüben hinter den Deichen. Nur starke Menschen haben große Schicksale, denn Gott prüft jeden nach dem Maß seiner Kräfte."

„Sie könnten mir immer ein wenig von Ihren großen Helden erzählen, Jüffer; ich verstehe Ihr Hochdeutsch jetzt schon ziemlich gut, Sie haben sich darin sehr gebessert, und ganz gewiß erzählt Wiarda nichts, das nicht Jüffer Leyda ihm ruhig nachsprechen könnte."

„Wie meint Ihr das?" fragte Leyda, welche nie einen Roman gelesen hatte und gar nicht einmal ahnte, daß etwas wie „Sophiens Reise von Memel nach Sachsen," „Clarissa und Grandison," „die Geschichte der Abderiten," „die Abenteuer des Don Sylvio von Rosalva" u. s. w. existirten, so viel Aufsehen sie und ihres Gleichen auch machten.

„Wiarda schreibt gewiß nichts von Liebe," sagte der Rittmeister und strich langsam über den schwarzen Bart. — „Meint Ihr denn," sagte Leyda verwundert, „unsere Vorfahren hätten nur feste Köpfe und starke Arme und keine Herzen gehabt? Sie wären schwerlich so berühmt geworden ohne ihre warmen braven Herzen."

„Ja, ja, sie liebten und nahmen sich, nicht wahr Jüffer? Aber hoffentlich waren sie viel zu verständig, um eine unglückliche Liebe zu haben." — „Doch," erwiederte Leyda, „es ist auch viel Unglück der Liebe wegen geschehen. Da ist Almuth, und Edzards Tochter Theda, und Anna von Jever —!" — „Halt!" fiel der Rittmeister ein, „statt mir ganze Register aufzuzählen, sagen Sie mir lieber gleich, was denn diesen Frauen begegnet ist."

Leydas Augen nahmen einen eigenthümlichen Glanz an; während ihr ganzer Körper ruhig blieb, schien sich das innere Leben im Antlitz der jungen Ostfriesin zu concentriren und ihre einfachen Worte waren nicht mehr die Mittheilungen eines guten Gedächtnisses, sondern die Inspiration eines poetischen Herzens. Sie begann: „Der erste Cirksena, der zum Grafen erhoben wurde vom Kaiser, bei dem er zu Lehen ging, war Ulrich; er starb in den besten Jahren, und seine Gräfin, Theda mit Namen, übernahm die Regierung und erzog ihre vier Kinder, zwei Söhne, Enno und Edzard, und zwei Töchter, genannt Almuth und Gela. Enno war ihr von den Söhnen der liebste, weil er nicht so ernst und verschlossen war, als Edzard, dem Almuth im Wesen sehr glich, indeß Gela sanft und von zartem Körper geschildert wird. Als Enno erwachsen war, zog er in's heilige Land, mit den Sarazenen zu fechten, und als er wieder zurückkehrte, waren auch seine Schwestern längst keine Kinder mehr. Almuth hatte sogar schon einen Mann für sich erwählt, und war ihm nur noch nicht gefolgt, weil die Gräfin Theda für ihre Tochter ihren Drosten Engelmann, den sie auf die Friedeburg gesetzt hatte, nicht gut genug fand. Als Almuth sah, daß alle Ueberredung umsonst war, entwich sie in den Kleidern einer Magd nach der Friedeburg zu ihrem Erwählten, während ihre Brüder einstmals nicht daheim waren."

„Es geschah dieß im Winter; die Gräben um die Friedeburg waren zugefroren, aber Engelmann fürchtete das Herannahen eines Haufens Bewaffneter unter der Leitung des Grafen Enno nicht, denn die Mauern waren sehr hoch und fest. Enno kam auch nicht wie ein Feind, sondern hoffte, der Drost werde ihm Almuth in Frieden wieder herausgeben, denn Theda duldete lieber alles andere, als daß Almuth die Frau ihres Drosten heiße."

„Enno war in voller Rüstung, als er eine Zwiesprach mit Engelmann erlangte, der in einem lakenen Kleide auf das Eis des Burggrabens heraustrat. Enno gesellte sich zu ihm. Natürlich wollte der Drost nichts von den Vorschlägen des jungen Grafen wissen, sondern Almuth um jeden Preis behalten. Zuletzt eilte er in die Burg zurück, während Enno zornig auf das Eis stampfte. Da brach das Eis, der junge Graf versank und ertrank vor den Augen seiner Mannen und der unglücklichen Almuth. Als diese Trauerkunde nach Emden drang, warf sie die arme Gela auf's Todtenbett,

indeß das letzte Kind der Gräfin, ihr Sohn Edzard, hinauszog, die Friedeburg mit Gewalt zu nehmen."

Leyda schwieg. „Nun," fragte der Rittmeister, „und auch den letzten Sohn verlor die unglückliche Mutter?" — Leyda schüttelte den Kopf: „Nein, dieser Sohn ist Edzard I. Er nahm Friedeburg, verbannte Engelmann und die Gräfin ließ Almuth in Gewahrsam bringen; aber wie sie auch bewacht ward, sie entfloh noch einmal, und noch einmal mußte Edzard sie zurückfordern; dann beschloß sie ihr Leben einsam und ungekannt von einem ärmlichen Jahrgehalt lebend." *

„Sie bedauern Almuth, Leyda?" — „Ja," sagte Leyda, „denn sie durfte nur deßhalb nicht glücklich seyn, weil ihre Mutter stolz war." — „Aber, Jüffer, tadeln Sie Almuths Entfliehen aus dem Elternhause nicht?"

Die Friesin warf einen wunderbaren, dunkeln Blick auf den Fragenden. „Nein," sprach sie, „das, was Graf Ulrich über die Köpfe seiner Genossen erhob, was Theda und Edzard zu großen Regenten machte, dieselbe Festigkeit und Selbstständigkeit führte Almuth in's Verderben. Jedes Reis eines Fruchtbaums trägt die Eigenschaften des Mutterstammes in sich, und deßhalb mußten viele Reiser des Stammes Cirksena fallen. Ostfriesland war zu klein für sie, und doch gibt es keine andere Erde, in der sie hätten recht gedeihen können."

„Wenn Sie, Leyda," nahm der Rittmeister das Wort, „die Geschichte meines großen Königs so gut kennten, als die des Hauses Cirksena, würden Sie finden, daß sich die Großen und Mächtigen der Erde viel mehr gleichen, als die Welt glaubt und erfährt. Auch in Friedrichs Palast lebte eine Almuth, nur hieß sie anders, und weil nicht das Blut einer Theda in ihren Adern floß, blieb sie daheim und schmückte ihre Wangen, wenn der Schmerz sie zu bloß gewaschen hatte mit seinen Thränen." — „Das thut eine freie Friesin nicht!" rief das junge Mädchen tief erröthend. „Sie duldet muthig oder stirbt, wenn sie nicht dulden kann für ihre Sache!"

Der Gast beantwortete diesen kleinen Enthusiasmus mit einem sarkastischen Lächeln, weil er sich unglücklicherweise den Gegenstand dieser heroischen Aufwallung Leydas in Wasserstiefeln und mit einem Südwester ausmalte, dessen riesige Hand, die mit nichts zu vergleichen war als seinem unersättlichen Magen, wo es gelben Speck und Sauerkraut gab, sich nach der drallen Jüffer ausstreckte. Leyda stand rasch auf, und sich mit gekreuzten Armen vor den Rittmeister stellend, sagte sie: „Ihr lacht wohl, weil ich nicht die rechten Worte für meine Meinung fand. Das nur wollte ich ausdrücken, daß eine Friesin sich schwer einer Ungerechtigkeit unterwirft, und seht, Herr, wir sind keine Damen. Wenn unsere Wahl auf einen minder begüterten Mann fällt, so verstehen wir zu arbeiten und seine Habe zu vermehren. Warum sollte ein Mädchen nicht frei wählen, da doch die Verantwortung jedes Irrthums ihr noch beinahe schwerer zufällt wie dem Manne? Ich halte dafür, daß man die Kinder nur gehorchen lehre, damit sie als Erwachsene wählen können. Auch der Schwächste kann so gereizt werden, daß er den eingelerntesten Gehorsam hinter sich wirft und sich auflehnt, aber der Schwächste hält mit dem Stärksten Schritt, wenn seine Einsicht die größere ist."

„Verzeihen Sie mir, liebe Jüffer," sagte der Rittmeister zu Leyda, die sich abgewandt hatte, „ich verstand Sie nicht gleich, weil ich immer zwischen Leuten gelebt habe, die alle andern Rechte über die des Herzens setzten. Ich selbst habe eine arme verwaiste Schwester beredet, eines Mannes Frau zu werden, den sie nicht liebte." — „O mein Gott!" rief Leyda.

(Fortsetzung folgt.)

* Sie bekam sechzig Goldgulden jährlich.

Don Juan bei Tirso, Molière, Mozart und Byron.

(Schluß.)

Wenn dieser Stoff nach seinen schon vorliegenden dramatischen und lyrisch musikalischen Behandlungen noch einmal bearbeitet werden sollte, so konnte dieß nur in einer neuen Form und mit einer großen Freiheit geschehen. Diese neue Form, diese große Freiheit hat Byron gefunden, ohne das Wesen der Sache

an sich aufzugeben, und er hat einestheils den Don Juan erneuert und erweitert, verjüngt und zum Sohn seines eigenen Jahrhunderts gemacht, anderntheils verstand er es, den Vorzug an Interesse, welchen die dramatische Form und das Wunder der Begebenheit für seine Vorgänger mit sich brachte, dadurch zu ersetzen, daß er in der Ungebundenheit und Freiheit des epischen Berichtes mehr und verschiedenartigere Liebesangelegenheiten, als jene in ihren engen Rahmen zwängen konnten und wollten, aufbrachte. Diese doppelte Charaktermodifikation bedarf einiger Ausführung.

Byron hat seinen Don Juan verjüngt und zum Sohn eines späteren Jahrhunderts gemacht. Und dieß nicht nur, indem er ihn in die Begebenheiten des russisch türkischen Kriegs von 1789 einführt und dann in die der französischen Revolution einmischen will, sondern auch dem Charakter und der Weltanschauung des Helden nach. Ein rein objektiver Don Juan wie der des siebzehnten Jahrhunderts, der nur nach außen und in einer christlich katholischen, heidnisch klassischen und südlich sinnlichen Mitte lebt, von Gemüth keine Spur hat und in Allem nur Form oder Handlung ist, ein solcher Don Juan konnte nicht ausreichen in einer Epoche, welche den Sterne und Ossian, den Werther und die Pamela, Paul und Virginie und Candide in sich aufgenommen und zu verdauen begonnen hatte.

Das subjektivste und tiefsinnigste Kind dieser zerrissenen sentimentalen, und melancholischen Zeit, Byron, der Verfasser des Childe Harold, des Kain, des Manfred, der Erfinder des Weltschmerzes, mußte wenigstens Einiges aus den vorherrschenden Eigenschaften seiner selbst und seiner Zeit in seine Schöpfung hineintragen. Dieß thut er im Allgemeinen wie im Besondern. Sein Ton ist bald heiter, satirisch und bis zum Cynischen frivol, bald aber auch von der sentimentalsten Gefühlstiefe, und zwar letzteres gerade in Anwendung auf seinen Helden. Wenn wir bei Tirso sahen, wie derselbe der Empfindungslosigkeit seines Don Juan nur bei Andern das weichste Fühlen entgegen setzt, so gibt Byron dem seinigen dieses letztere fast ausschließlich zu eigen, und nur oft mit der Zerrissenheit und Melancholie gemischt, an welcher die ganze Zeit krank seyn wollte. Redet er von den Neigungen desselben, so ist die Liebe nicht mehr jenes oberflächliche, galante Handwerk der Schöngeister und Wüstlinge des Classicismus, sondern eine romantische, von überschwänglicher Lust und abgrundtiefem Schmerz begleitete Weltbeherrscherin, gegen welche sich allenthalben Trennung und Verrath, Selbsttäuschung und Entwürdigung empören. Da mag es an sich schon ein Unglück seyn, geliebt zu werden. Den Tempel der hier auftretenden Liebesgöttin umgeben nur Cypressen, die ihr geweihten Blumen werden gepflückt, um zu welken, ihr wahrstes Wort ist ein Seufzer. Und die innigste Neigung ist an sich doch fast nichts als ein leeres Wirken der Selbstsucht, namentlich am Beginn und Ende, wofern sie nicht gar Wahnsinn und Tollheit wird, die sich auf ein so nichtiges Ziel wie das der Schönheit werfen. Das Herz endlich wird mit der Luft verglichen, weil es, wie diese, ein Theil des Himmels ist, weil auch in ihm Tag und Nacht wechseln, Gewitter, Zerstörung und Finsterniß toben, weil auch seine Stürme sich in Tropfen auflösen, wenn zuletzt sein Blut, in Thränen verkehrt, dem Auge entströmt.

Setzt sich so für das Ganze ein durchaus neuer Ton fest, so wird auch die Hauptperson in einer von der seitherigen verschiedenen Weise eingeführt und dargestellt. Byron zeigt seinen Helden als naiven, erfahrungslosen, dem allgemeinen Ideal ergebenen Jüngling, wie er nicht vor der Zeit, welche plötzlich aus einer klassischen zur romantischen geworden war, erwachsen konnte. Ein hübscher, wohlerzogener, sechszehnjähriger Jüngling, mit welchem eine nur sieben Jahre ältere verheirathete Freundin seiner Mutter anbindet, ist nur zur Einen Hälfte der Verführer, zur andern aber der Verführte. Auch ergeht er sich nicht wie seine Vorbilder nach der nur gewaltsamen und nicht von ihm abhängigen Trennung in frivolen Triumph- und neuen Hoffnungsgefühlen, sondern empfindet die sentimentalste Abschiedsverzweiflung, faßt ernsthafte Vorsätze ewiger Treue und bald möglichster Rückkunft und bewahrt als höchstes Gut den immer wieder durchlesenen letzten, weherfüllten Brief seiner geliebten Julia. Daß er sich trotzdem alsbald auf ein neues Abenteuer einläßt, in welchem er selbst die Rolle der Julia spielen und Haidee, das reizende Naturkind des griechischen Archipels, Don Juans ersten Platz einnehmen wird, das entschuldigt sich durch so besondere Umstände wie Schiffbruch und ähnliches, welche diese zweite Liebschaft sogleich nach der ersten herbeiführen. Der Zärtlichkeit, dem Naturgenuß und allen Arten von empfindsamen Ahnungen wird hier der reichlichste Raum gegeben, von Perfidie und freiwilligem Verlassen ist keine Rede, und nur ganz tragische Ereignisse können die Liebenden mit Gewalt trennen. Abermals untröstbarer Schmerz bei Don Juan, abermals der Vorsatz ewiger Treue, welche sogar den Liebesanerbietungen einer Sultanin und den Gefahren eines hier zu gebenden Korbs, gerade unter dem Hinweis auf die Eingenommenheit seiner Neigung, trotzt. „Wenn sich auch alles Andere vor dir beugt, so sind doch unsere Herzen uns eigen!“ ruft er der stolzen,

junonischen Schönheit Gulbegaz entgegen, im rechten Gegensatz zu den Helden Tirsos und Molières, deren Herzen beständig vor den Händen des ganzen schönen Geschlechts auf dem Präsentirteller liegen.

Wenn unmittelbar nach solchen Tugendbeweisen ein viertes Abenteuer, und zwar mit besserem Erfolg als das dritte, hereinbricht, so ist dieß eben das Schicksal Don Juans, der ohne einen solchen Wechsel der Empfindung, mag derselbe an ihn kommen wie er will und kann, nicht Don Juan seyn würde. In der That beginnt derselbe sich im Verlauf seiner Irrfahrten von seiner Naivetät zu bessern, die Welt erst zu lassen und dann anzunehmen wie sie ist, endlich aber der Tilly-schen Maxime vom Leben und Lebenlassen, so wie dem schönen Geschlecht gegenüber dem Satz: Volenti non fit injuria, zu huldigen.

Dieß beweist sich aus seinem Verhalten an dem Hof der russischen Katharina, gegen welche er sich weniger spröde zeigt, als gegen die Odaliske. Dort erhält er seinen letzten Schliff, und in England angekommen, hat sich der naive und ideale Jüngling Julias in einen gegen Alles toleranten Skeptiker, in einen epikuräischen, obwohl noch ganz jungen Weltmann verwandelt. In seinen diplomatischen Geschäften verbindet er Geduld mit Talent und einem hochfahrenden Geist. In der großen Welt zeichnet er sich aus als trefflicher Reiter und anmuthiger Tänzer, antwortet den ihn umdrängenden Blaustrümpfen mit dem vollsten Aplomb auf ihre Fragen nach der neuesten Literatur seines Landes, und beweist überhaupt, wie ein menschenkennender Lord bemerkt, mehr Hirn als Bart. Auf dem Gebiet der Liebe insbesondere kommt er, trotz seiner Erfahrungen und biederen Gemüthseigenschaften, durch das Anziehende seiner Gaben, seine Heiterkeit und seinen Anstand in Versuchungen, deren Gelegenheit er doch selbst zu meiden strebt. Und zwar geschieht das nicht nur gegenüber den Unverheiratheten und ihren erlaubten ehelichen Absichten, sondern eine Gräfin wird mit ihm kokettiren und mehr, eine andere Lady wird ihn beschützen wollen und mehr, auch von der kleinen, aber wonnig heranwachsenden Leila, dem schweigsamen Türkenmädchen mit den östlichen Augen, das er im Russenkrieg aus den Händen der Kosaken gerettet und mit sich genommen hat, wird ihm Gefahr drohen; allein da bricht das Gedicht ab, ehe es in seinem Schluß den eigentlichen charakteristischen Leichtsinnsstempel des Helden durch die Hand des Dichters erhalten konnte. Trotz dieser Unvollständigkeit erkennt man aber doch, daß Don Juan schon geworden ist und noch mehr werden wird, was er werden sollte, mag er im Anfang auch noch so sehr als der empfindsame Sohn der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts dargestellt seyn.

Nur bis zum offenen Voltairianer, dessen anticipirte Erscheinung die Helden Tirsos, Mozarts und Molières ausmachen, läßt der an sich so skeptische Byron es seinen Helden mit richtigem Takt nicht bringen. Sich nur lieben zu lassen, wie er, ist kein Verbrechen, welchem eine Strafe des Himmels droht, und so kommt letzterer auch gar nicht in Frage. Dieser Don Juan ist kein Gotteslästerer, kein Zweifler, selbst nicht einmal ein Gleichgültiger, der von den letzten Gründen der Dinge nicht gesprochen haben will, sondern er wirft nur die Frage darnach von sich aus gar nicht auf. Ein Mann der That und nicht des Gedankens begnügt er sich vielmehr mit dem ihm überlieferten, nur in latentem Zustand befindlichen Glauben, wie sich dieß aus seiner Weigerung ergibt, den Fuß der Sultanin zu küssen, da er diese Ehre nur dem Papst erweisen könne.

Den Kampfesmuth freilich, auf den seine Namensvettern als auf ein wesentliches Element ihrer Starkgeisterei pochen, besitzt er in gleich hohem Grad wie diese. Auf der griechischen Insel trotzt er, allein und nur mit einem Schwert in der Hand, der ganzen Piratenbande, bis er schwer verwundet niedersinkt. Bei der Belagerung von Ismail geht er, wo alle die andern, selbst die Tapfersten, aus strategischen Gründen zurückweichen, immer voran mit jener jugendlichen Naivetät des Muthes, welcher die Gefahr noch gar nicht kennt. Und auch vor Ueberirdischem erschrickt er nicht, sondern rückt, sein Grauen bezwingend, dem schwarzen Mönch, dem Hausgespenst des schon erwähnten Lords, hart auf den Leib.

Haben uns diese Ausführungen gezeigt, in wie weit Byron seinen Don Juan verjüngt und modernisirt, ohne daß ihn dieß verhindert, den ursprünglichen Inhalt dieses Typus zu erhalten, so bleibt uns nur noch, und das in wenigen Worten, die Erwägung der Ausdehnung übrig, die er, Dank der epischen Form seines Gedichts und der dramatischen Begrenztheit seiner Vorgänger gegenüber, den Begebenheiten seines Helden zu verleihen vermochte. Auf Tirsos Bühne erscheinen nur vier wirkliche Abenteuer, und alles übrige wird lediglich angedeutet. Bei Molière tritt eine noch größere Armuth ein, und in der Oper sind drei Frauenstimmen ersten Rangs schon eine enorme Forderung an die Regie. Der Erzähler hingegen kann mit vollen Händen geben, weil ihn keine scenische Oekonomie beengt, und so liefert er uns die Spanierin Julia, die Griechin Haidee, die Odalisken Gulbegaz und Dudu, die russische Kaiserin Katharina, in England zwei

Ladies, stellt fernerhin das Türkenmädchen Leila in Aussicht und hätte, wäre das Gedicht zur Vollendung gediehen und sein Held schließlich nach Frankreich gelangt, das Dutzend wenigstens vollgemacht.

Diese Mannigfaltigkeit der Handlung nun ist es, wodurch Byron, dem Interesse schneller Handlung und einer höchst wunderbaren Schlußbegebenheit bei seinen Vorgängern gegenüber, die letzteren dennoch siegreich aussticht. Das langweilige Ungeheuer, welches Don Juan bei diesen schon ist und in der epischen Fülle der Handlung noch weit mehr geworden wäre, wenn man ihn als den traditionellen leichtfertigen Eheversprecher belassen hätte, gestaltet sich unter den bildenden Händen des Dichters in einen liebenswürdigen, stets neuen und im Grunde redlichen Lebemann, der den Satz: Nehmen verpflichtet nicht! nur gelten läßt, ohne ihn erfunden zu haben. Er erlaubt, daß man ihn liebt, als liebenswürdigen Cavalier, ohne jede sonstige Zuthat, ohne jede Anstrengung von seiner Seite, bleibt aber im Grunde doch, als der viel und überall Geliebte, aber nie und nirgends fest Gefesselte, der hergebrachte Don Juan.

In den behandelten vier Typen mag sich die eigentliche Erscheinung des Don Juan in der Dichtung abschließen. Die mannigfachen, verwandten Fiktionen gleichen oder verschiedenen Namens haben nur Aehnlichkeiten, aber keine Identität mit der vorliegenden. Sie unterscheiden sich von derselben entweder durch eine an sich schiefe Auffassung des Stoffs oder durch die Abwesenheit der Absicht, gerade den Don Juan darzustellen. Ersterer Unterschied trennt besonders den Helden unseres Grabbe von seinen Namensvettern. Grabbe, der den Satz aufstellt: Heirathen, das heißt Nachtigallen zu Hausvögeln machen, wird den Leichtfertigen, der mit Liebesschwüren spielt und der größte Freund der Ehe gerade darum seyn muß, weil er sie in seinen Versprechungen nicht mißbrauchen könnte, wenn sie nicht existirte, schlecht darstellen. Grabbe, der in einem Don Juan die Complementärfarbe des Faust erblicken zu können glaubt, wird in diesen Charakter mehr hineintragen müssen, als in demselben an sich liegen kann. So allegorisirt er den einzelnen Typus in einen philosophisch politischen Satz, behandelt den individuellen Wüstling und Zweifler, der nur daran denkt, sich zu amüsiren, als einen selbstständigen Denker und Forscher, macht ihn zum Repräsentanten der subjektiven Theorie von der künstlerischen Emancipation des Fleisches à la Lucinde und Wally, und läßt ihn in einer erbärmlichen Weise an dem langweiligen Frost, der diesen ausgebrannten Vulkan zuletzt ergreifen muß, zu Grunde gehen. Ihm ist sein Don Juan nichts als ein alter Name für eine neue Sache, und so mochte derselbe hier nur in andeutender und ablehnender Weise angeführt werden.

Die andere Klasse, die mehr oder weniger frivolen Verführer, deren Autoren ihnen den Namen eines Don Juan gar nicht vindiciren, kommen demselben der Sache nach oft ziemlich nahe, ohne doch den Typus so darzustellen, daß sie in einen eigentlichen Vergleich mit demselben gezogen werden könnten. Dahin gehören zum Beispiel der von George Sand so meisterhaft als angenehmer und unwiderstehlicher Schwindler gezeichnete Leone Leoni, ferner der verrätherische, aber gewinnende Sylburg in Otto Müllers Charlotte Ackermann und hauptsächlich Richardsons Lovelace. Freilich geht der schon genannte Herausgeber Molières, Auger, in seiner Nationaleitelkeit zu weit, wenn er den Grundgedanken eines so erfolgreichen Werkes wie die Clarissa einem Schriftsteller seines Landes zuschreibt und annimmt, Lovelace sey nur nach dem Muster von Molières Don Juan gemacht. Vielmehr ist Lovelace an sich ein neuer und jenem nur verwandter Typus, neu dadurch, daß er ein ebenso angenehmer und origineller als perfider und verwerflicher Verführer ist, sich mehr auf die Vorzüge seiner Person und seine trefflichen Bestrickungskünste als auf das verbrauchte, ordinäre Mittel des falschen Eheversprechens verläßt, sich weniger leichtfertig und oberflächlich denn als einen raffinirten, tiefen, überlegenden Menschenkenner beweist, und mehr aus Renommage als zum Zweck einer Befriedigung allgemeiner Sinnlichkeit und seiner Lust an wechselndem Vergnügen handelt. Auch die freilich nur episodische Erscheinung der beiden Ritter im Ariost, welche, nur um zu verführen, in der Welt herumziehen, könnte hier angezogen werden. Allein auch sie haben ihre besondere Eigenthümlichkeit, indem sie, an sich loyal und redlich, nur die Untreue ihrer Frauen an dem ganzen Geschlecht rächen wollen.

Wer aber von den zahlreichen Erscheinungen, welche hier noch angeführt werden könnten, dem wirklichen Don Juan, und zwar ohne es zu wollen, am nächsten kommt, das ist Heinses Ardinghello. Er bildet das Mittelglied zwischen dem Helden Tirsos und dem Byrons, welchem letzteren er nur um vierzig Jahre vorhergeht. Dieser geniale und schöne junge Mann, der bald verführt, bald sich verführen läßt und durch sein bloßes Sichgehenlassen Abenteuer in Menge findet, würde ganz trefflich in den Cyklus dieser Vergleichungen passen, trennte ihn nicht Ein grundsätzlicher Unterschied von denselben. Ardinghello ist nämlich im Grunde, wie der Held Grabbes, nur eine Allegorie, die greifbare praktische Unterlage jener

heidnisch sinnlichen Kunstreligion nämlich, welche von Lessing und Winckelmann dem griechischen Alterthum nacherfunden worden war, von Heinse hier gepredigt und weiterhin von Goethe geübt wird. Mag Ardinghello auch eine concretere, lebensfähigere Gestalt seyn als Grabbes bloßer Repräsentant einer Idee, so entzieht ihm doch jene Absichtlichkeit den eigentlichen und rein persönlichen Charakterzug des wahren und traditionellen Herzensjägers.

Wir haben eine Reihe von Erscheinungen durchlaufen, welche für den Moralisten wenig Erbauliches haben können, aber in der Geschichte der Dichtung eine wichtige Rolle spielen. Darf dem fraglichen Typus darum die Ehre einer historischen Entwicklung zugestanden werden? Schwerlich. Zwar liegt ein unläugbarer und bedeutender Fortschritt in der Umartung des vollendeten und nur nach außen existirenden Bösewichts aus dem siebzehnten in den pragmatisch werdenden Don Juan des neunzehnten Jahrhunderts, aber diese Modifikation ist nur dichterisch wahr. Der Don Juan der Wirklichkeit, den Beyle definirt, wird sich, trotz Byron und Grabbe, nie ändern, nie dem Philosophen Faust nähern, nie innerlich werden und höchstens, statt der Wissenschaft der vier Fakultäten, die Frauen der fünf Welttheile, die ihm, Dank unsern Communikationsmitteln, in hinreichende Nähe gerückt sind, durchstudiren. In diesem Sinne ist für die Kunst, nach dem dramatischen, dem lyrisch musikalischen und dem heroisch epischen, noch ein Don Juan des Romans möglich.

Alex. Büchner.

Pädagogische Briefe.

Von K. L.

1.

Karl an Ludwig.

Dein Ferienbesuch hat außer dem unmittelbaren und persönlichen Genuß auch noch den weiteren Gewinn zurückgelassen, daß unser brieflicher Verkehr nun inhaltsreicher und für mich wenigstens förderlicher werden kann. Du kennst jetzt meine Frau, meinen Kinderkreis, meine Sorgen und Freuden, wie meine Studien und Berufsarbeiten aus eigener Anschauung; was wir fortan auch über allgemeinere Wahrheiten verhandeln, hat nunmehr einen lebensvollen Hintergrund, auf dem deine und meine Gedanken ruhen und sich aufbauen; wir können jetzt weit mehr als bisher aus dem Grünen schneiden. Dieß mag vor Allem meinen pädagogischen Anliegen und Bedenken zu gut kommen.

Es ist dir wohl nicht entgangen, wie meine drei älteren Söhne, bei aller Verträglichkeit unter einander, mit ihren zwei jüngeren Schwestern wiederholt in Streit gekommen sind. Dieß läßt sich fort und fort wahrnehmen. Die letzteren können den Brüdern nichts recht machen; was sie treiben, ihre Spiele namentlich werden verhöhnt, ihre Fehler scharf und lieblos gerügt, harmlose, aber vielleicht übereilte Aeußerungen ihnen hoch angerechnet, selbst offenbare Freundlichkeiten und Dienstleistungen gering angeschlagen, wo nicht gar unzart und unartig zurückgewiesen. Der Vortheil, den ich mir früher von der lieblichen Mischung von Knaben und Mädchen in meinem Kinderkreise versprach, droht in sein Gegentheil umzuschlagen; statt daß das Starke mit dem Zarten sich mischt, stößt sich beides ab; der friedliche und ruhige Gang des Hauslebens, den ich wünsche und anstrebe, erleidet einmal über das andere Störungen, einem knarrenden Wagen gleich, der, schlecht geschmiert, weithin seine ächzenden Töne vernehmen läßt. Die Sache erregt mir Bedenken und Sorgen; so darf es nicht fortgehen. Und doch läßt sich Liebe nicht befehlen, noch erzwingen. Was ist davon zu halten und wie läßt sich hier einwirken, ohne daß aus übel ärger wird?

Auch darüber bin ich noch nicht ganz klug geworden, wie es hinsichtlich des Umgangs der Kinder mit fremden Kindern zu halten ist, wenn man die letzteren als schlecht gezogen, lügnerisch und gemeindenkend erkannt hat. Das Derbe und Rohe im Reden und Benehmen könnte man sich noch gefallen lassen; bringen die Kinder solches mit nach Haus, so tritt es alsbald an den Tag und man kann dagegen wirken. Aber das feinere Gift, das still und unvermerkt in die Kinderseelen

eindringt, Unwahrheiten, innerliche Unsauberkeit, niedrige Denkungsart, wie läßt sich das abhalten, wie davor warnen und sichern? Ein völliges Isoliren der Kinder ist ja doch kaum räthlich, auch nicht ausführbar, wenn zum mindesten die Schule eine gemeinsame ist.

Was ist überhaupt deine Meinung über den Unterschied des öffentlichen und Privatunterrichts, welchen ziehst du vor und welcher ist für das Erziehungsgeschäft am gedeihlichsten?

2.

Ludwig an Karl.

Dein Vorschlag eines pädagogischen Briefwechsels ist mir ganz erwünscht. Habe ich ja doch durch meinen eigenen Hausstand einige Erfahrung in der Sache, und auch Amt und Studium veranlassen mich, derselben immer auf's neue nachzudenken.

Nur möchte ich nicht dafür angesehen werden, als könnte ich dabei den Meister und Rathgeber spielen, der ein Endurtheil abgeben dürfte, vollends dir gegenüber, der du inmitten deines Kranzes von zehn Kindern recht als Vater von Gottes Gnaden dastehst. Wenn ich darum auch das Eine und Andere mit Entschiedenheit aussprechen werde, ohne immer Alles mit Gründen zu befestigen, wie dieß ja bei psychologischen und pädagogischen Dingen gar nicht durchaus möglich ist, so nimm's für das, was es seyn soll, für die zwar wohlerwogene, aber doch mitunter subjektiv gefärbte Ansicht eines Einzelnen. Von erschöpfender Behandlung der Fragen kann ohnedieß in solchen Briefen nicht die Rede seyn.

Meine Antwort will ich in Homerischer Weise beginnen, wie Cicero in einem solchen Falle sagt, d. h. das Letzte zuerst vornehmen.

Oeffentlicher Unterricht ist, wenn er nicht gar zu viele Unzuträglichkeiten mit sich bringt oder entschieden falscher Richtung folgt, dem Privatunterricht vorzuziehen. Dieß schon vom Gesichtspunkt des Lernens aus. Die Elementarkenntnisse werden in einer halbwegs guten Schule mit größerer Sicherheit sich einprägen, und der dabei nothwendige Mechanismus wird für den Lehrer und namentlich für den Schüler weniger peinlich seyn, wenn eine größere Anzahl von Schülern und von verschiedenen Altersstufen beisammen sind, hauptsächlich wegen der oftmaligen, ungesuchten Wiederholungen. Insbesondere aber ist es einem Vater schwer, seine eigenen Kinder mit der gehörigen Stetigkeit zu unterrichten; beides, gute Fortschritte, wie Fehler und Stillstände der Lernenden, sieht er immer mit einem Vergrößerungsglase, im Lob und Tadel fehlt's an Maß und Consequenz, auch das Urtheil über das, was möglich und nicht möglich, über Ziel und Aufgabe des Unterrichts bleibt nicht unverrückt. Ausnahmen gibt's natürlich auch hier, aber Vater und Kinder müssen dann besonders gut organisirt seyn.

Noch höher aber schlage ich die Vortheile an, welche der öffentliche Unterricht vor der andern Art voraus hat hinsichtlich der sittlich bildenden Kraft, die schon ein geordnetes, gemeinsames Lernen an und für sich, noch mehr aber die Ordnung eines Schulstaats in sich schließt. Wer bloß zu Hause und in kleinem Kreise unterrichtet und erzogen wird, entbehrt das wichtige Bildungsmittel, das die Schule gewährt, sofern sie das Mittelglied bildet zwischen Familienleben und bürgerlichem Leben. Ich kann mir nicht versagen, dir eine Stelle aus Hegels Schulreden abzuschreiben, worin dieß besser ausgeführt ist, als ich es sagen könnte: „Das Leben in der Familie vor der Schule ist ein persönliches Verhältniß der Empfindungen der Liebe; es ist nicht das Band der Sache, sondern ein natürliches Band des Bluts. In der Welt aber gilt der Mensch durch das, was er leistet, er hat den Werth nur, sofern er ihn verdient; die Welt ist ein vom Subjektiven unabhängiges Gemeinwesen. Die Schule ist die Mittelsphäre zwischen beiden; von dem Naturverhältniß der Empfindung und Neigung wird hier der Mensch herübergeführt in das Element der Sache. Hier ist die Thätigkeit nicht mehr Sache der Willkür und zufälligen Lust, sondern muß sich nach einem Zweck und nach Regeln richten; das Kind gilt nicht mehr um seiner unmittelbaren Person willen, sondern nach dem, was es leistet; es handelt nicht im Sinn des persönlichen Gehorsams, sondern in dem der Pflicht; es tritt ein in den Kreis socialer Anforderungen und Tugenden. Die zwiefache Existenz, in deren Elemente das menschliche Leben überhaupt zerfällt, tritt hier zuerst ein, das Element der Pflicht und des Gehorsams im engeren Sinn und das Element der Freiheit, wozu relativ jetzt schon das Familienleben gehört."

Es ist hier nicht ohne Grund beigefügt, das Familienleben gehöre, relativ betrachtet, zum Element der Freiheit, denn so konnte und wollte der Philosoph die Sache nicht angesehen wissen, daß nicht auch das Familienleben Gehorsam und Pflicht einzupflanzen und zu üben habe. Im Gegentheil — und dieß führt mich auf weitere Punkte deines Briefs — muß kein Irrthum, zumal in unserer Zeit, ernstlicher bekämpft werden, als der Wahn, die Erziehung des Kindes im häuslichen Kreise könne desjenigen Elementes ganz entbehren,

was sodann die Schule allerdings in noch höherem Grade zu leisten hat, der objektiv entgegentretenden Macht der Gewöhnung, Ordnung und Sitte. Mit Recht betont ein anderer Philosoph, Herbart, diese Seite der Erziehung und stellt sie unter dem Namen der Regierung des Kindes dem gegenüber, was die eigentliche Bildung durch unmittelbares Einwirken auf Gefühl und Willen sich zum Zwecke setzen muß. Insbesondere auf den ersten Altersstufen muß das Kind vorherrschend regiert, durch die ihm fest entgegentretende Macht der Gewohnheit und Sitte des Hauses in die Schranken gewiesen werden, die ihm als unumstößliche Normen seines äußeren und inneren Lebens zu gelten haben, ohne daß es die Gründe dafür zu erfahren oder durch Anregung innerer Triebfedern hiefür gestimmt zu werden braucht. Ein früherer College von mir that einmal die wunderliche Aeußerung, es sey schlimmer geworden in unsern Schulen, seitdem die Lehrer während des Unterrichts nicht mehr rauchen dürfen; jetzt werde viel zu viel geredet und gepredigt, weil der Mund der Lehrer sonst nichts zu thun habe. Wenigstens was das zu viel Reden und Predigen anbelangt, so ist das jedenfalls in der modernen häuslichen Erziehung ein Hauptübelstand; es wird das Jahr über erstaunlich viel Pulver unnöthig verschossen, die besten Motive werden vor der Zeit abgenützt, werden zu altem Eisen, bevor sie wirklich nutzbar geworden sind. Würde mehr regiert in den Häusern, sey's auch mit Furcht und Strafen, und mit der Ruthe selbst regiert, eine Menge Herzeleid würde den Eltern erspart und den Kindern deßgleichen. Einen hieher gehörigen trefflichen Lebens- und Erziehungssatz habe ich dieser Tage in den Liedern des Leids von A. Z. gelesen:

An dem Müssen lernen wir das Wollen,
An den Fesseln frei zu seyn.

Und nun läßt sich die weitere Frage, wie man's hinsichtlich schlechter Kameradschaft zu halten habe, ohne viele Worte beantworten. Natürlich so weit diese gemieden werden kann, ohne andere Interessen zu gefährden, muß es geschehen; aber allzu ängstlich darf man auch nicht seyn, vorausgesetzt, daß es mit der eigenen Hausregierung gut bestellt ist, und daß dadurch das Kind gehörig gefeit und kugelfest ist. Mit andern Worten: jüngere Kinder, also im Durchschnitt solche, die noch nicht schulfähig sind, müssen von roher und gemeindenkender Kameradschaft möglichst ferne gehalten werden, so lange man nicht sicher seyn kann, daß der Geist des eigenen Hauses in ihnen feste Wurzeln getrieben und sie mit Widerwillen gegen das Gemeine erfüllt habe. Fehlt es daran noch, so ist der Nachahmungstrieb und die Freude am Fremden, das namentlich in irgend einer Weise, sey's auch nur durch Kraft und Rohheit imponirt, zu stark, die Unterscheidungsgabe aber noch zu schwach, als daß die Kleinen nicht das Gleichgewicht verlieren, in ein inneres Schwanken gerathen, wo nicht gar den von außen andringenden Einflüssen erliegen müßten. Mit der Schulpflichtigkeit tritt das Kind auf die Stufe, wo es, falls bis dahin das Gehörige an Bewahrung und positiver Erziehung geschehen ist, schon eher etwas soll vertragen können, ohne Schaden zu nehmen; es ist jetzt so zu sagen in seinem Berufe, der möglicherweise auch seine Gefahren mit sich bringt, aber sie auch durch die ihm inwohnende Kraft zu überwinden vermag. Berufs- und Amtspflicht haben ja gleichfalls für den Erwachsenen etwas Schützendes und Segnendes, das auch rauhe Wege ebnet und selbst Böses oft zum Guten wendet. Was insbesondere die Lüge betrifft, so sagt mir meine Erfahrung, daß Kinder eines Hauses, in welchem selbst nur Wahrheit und Offenheit waltet, durch Wahrnehmungen von Unwahrheit entschieden angewidert werden, wenn sie anders schon die so eben angedeutete Stufe der Reife erreicht haben. Was für sie in ihrem dritten Lebensjahre Gift gewesen wäre, ist nunmehr im sechsten unschädlich und kann sogar dazu dienen, ihr sittliches Bewußtseyn aufzuklären und zu schärfen.

Zu langes und zu ängstliches Isoliren der Kinder ist, wie du selbst anerkennst, vielfach vom Uebel, auch deßhalb, weil neben der Altklugheit und Unnatur, die es im Gefolge hat, eine eigenthümliche Art von feinerer Unwahrheit die fast unausbleibliche Frucht davon seyn muß, wenigstens wenn nicht Sorge getragen wird, daß das Kind jedenfalls mitunter Gelegenheit hat, sich gehen zu lassen und ganz Kind zu seyn. Als weiteres, besonders widerliches Anhängsel solcher Erwachsenen, die durch übertriebenes Isoliren um die Gemeinsamkeit des kindlichen Lebens gebracht worden waren, ist mir wiederholt das vorgekommen, daß sie Kindereien und Unarten dann in späteren Jahren nachholten, nachdem die Kinderschuhe längst hätten sollen ausgetreten seyn. Bei manchem sind die akademischen Flegeljahre nichts anderes, als ein solches Nachholen der zu sehr verkümmerten Tölpeljahre der Kindheit, und wohl ihm, wenn es damit abgemacht ist und das Versäumniß nicht noch länger nachwirkt.

Doch ich werde zu ausführlich und muß deine erste Frage für dießmal unbeantwortet lassen. Ich würde ja sonst statt eines Briefs dir eine Abhandlung schicken. Zudem habe ich auch eine Frage auf dem Herzen, die ich beantwortet sehen möchte, bevor ich diesen pädagogischen Briefwechsel weiter fortsetze. Sind nicht die

Mittheilungen „aus der Kinderstube," welche vor etwa zehn Jahren im Morgenblatte * zu lesen waren, aus deiner Feder geflossen? Ich glaubte schon damals zu merken, woher dieser Wind wehe, und vergaß wiederholt, dich darüber zu fragen. Ist dem so, warum hast du keine Fortsetzung folgen lassen, und warum willst du nun, daß ich der Gefragte und du der Fragende seyst, während doch damals wohl zu sehen war, daß im Gegentheil deine Erfahrung und Beobachtung dir reichen Stoff zuführe? Ich halte dafür, du habest in diesem Stück etwas abzubüßen, und warte der Dinge, die da kommen sollen.

3.

Karl an Ludwig.

Nun freilich, auf die runde Frage gehört eine runde Antwort: es ist so, daß jene Blätter „aus der Kinderstube" von mir herrührten; auch bist du nicht der erste, der mir das Geheimniß abgefragt und mich zur Fortsetzung aufgefordert hat. Aber du weißt, wie seitdem der Kinderkreis meines Hauses sich gemehrt hat. Nun ist freilich damit der Stoff zu neuen Beobachtungen gewachsen und über manche Erscheinung in der Kinderstube ernsthafter und scherzhafter Art ist zu Zeiten Buch geführt worden, wie bei den Erstlingen des Hauses. Aber mit dem Heranwachsen der Kinder und bei der sich mehrenden Zahl derselben stellt sich eben auch da und dort heraus, wie man selber Mißgriffe macht und gemacht hat. Da lernt es sich hübsch bescheiden zu werden und demüthig; statt andern zu predigen und dabei selbst verwerflich zu werden, möchte man lieber fremde Stimmen hören und sich rathen lassen, wie denn mein erstes Schreiben ein Ausfluß dieser meiner Stimmung und meines Verlangens war. Auch dünkt mir, Angesichts der Aufgabe, die das Leben unter meinen Kindern und für meine Kinder an mich stellt, zieme es mir, anstatt mit der Feder lieber mit der That einzugreifen und mich an den Dichterspruch zu halten:

Doch König Karl am Steuer saß;
Der hat kein Wort gesprochen,
Er lenkt das Schiff mit festem Maß,
Bis sich der Sturm gebrochen.

So bitte ich dich denn, in deinem nächsten Briefe mit Beantwortung der noch im Rest gelassenen Frage fortzufahren.

* December 1849.

4.

Ludwig an Karl.

Glaube nicht so wohlfeilen Kaufs davon zu kommen. Nachdem ich von dir das Geheimniß heraus habe, darf ich's als billigen Ersatz für meine Willfährigkeit ansprechen, daß du deinen Briefen das Eine und Andere einverleibst, was du seit jener Zeit in der bewußten Kinderstube erlebt, beobachtet und bedacht hast. Einzig unter dieser Voraussetzung finde ich den Muth und die Freudigkeit, meinerseits dir auch weiter Rede zu stehen, und will nun versuchen, meine Gedanken über den Erisapfel, der zwischen deine Knaben und Mädchen hineingeworfen ist, in aller Einfalt darzulegen.

Deine Klage in dieser Beziehung ist nicht neu. So gewiß, und theilweise durch die Volkssitte, z. B. der alten Hebräer, geheiligt es ist, daß der Bruder in treuer Liebe und Fürsorge der Schwestern sich anzunehmen hat, wie hinwiederum aufopfernde Schwesternliebe, die für den Bruder Alles und Alles zu thun und zu leiden vermag, seit Antigones Zeiten zu den lieblichsten Erscheinungen der Menschenwelt gehört, so ist auf der andern Seite Unverträglichkeit zwischen Brüdern und Schwestern zur Zeit der Schuljahre eine ganz gewöhnliche Erscheinung, so daß das Gegentheil davon fast als Ausnahme zu bezeichnen seyn möchte. Damit ist freilich nicht gegeben, daß es so seyn müsse, daß es nicht anders seyn könnte und sollte. Der Trostruf des Dichters, der Unglückliche möge bedenken, daß man viele Genossen auf dem Wege der Trübsal habe, ist und bleibt höchstens ein halber Trost.

Wohl aber liegt darin, daß die fragliche Erscheinung etwas so Häufiges und Gewöhnliches ist, eine Aufforderung, der Sache tiefer auf den Grund zu sehen. Man möchte schon zum voraus vermuthen, dieselbe müsse auf besonderer Art oder meinetwegen auch Unart der Menschennatur überhaupt beruhen, vielleicht sogar ihre guten Absichten haben.

Denken wir uns einmal das Gegentheil, lassen wir die Schwestern, die manchmal schon im zehnten und zwölften Jahr, wenigstens in den Augen des Künstlers, liebenswürdig genug sind, um gefallen zu können, eben so auch in den Augen der Brüder erscheinen; würden nicht manche Unzuträglichkeiten in den Familien die unausbleibliche Folge seyn? Derselbe Naturgrund, der bei Völkern höherer Gesittung die Heirathen zwischen Geschwistern als verwerflich bezeichnet, oder vielmehr überhaupt jene Sitten und Gesetze geschaffen hat, vermöge deren die Ehe zwischen den nächsten Angehörigen verboten wurde, hat unbewußt

auch die Wirkung, daß die Schwestern, wenigstens in den früheren Jahren, gerade den Brüdern die geringste Liebenswürdigkeit zeigen oder jedenfalls am mindesten liebenswürdig erscheinen. Somit läßt sich wohl eine Antwort finden auf die Frage, wozu auch diese Sache gut ist, selbst ohne zu der etwas bedenklichen Auskunft zu greifen, es sey den Mädchen heilsam, wenn sie bei Zeiten Spott und Launen des männlichen Geschlechts zu fühlen bekommen und sich vorüben für künftige Tage.

Uebrigens steht die Sache nicht so, daß etwa nur eben die Knaben allein mit ihrer Unempfänglichkeit für das Liebliche und Zarte, mit ihrer ungeberdigen Wildheit und Freude am Derben und Rohen, alle Schuld, oder, je nachdem man's ansieht, alles Verdienst dabei hätten. Allerdings, gleichwie es den Anschein hat — aber auch nur so scheint — als ob in den späteren Jahren die ersten Anfänge zu einem Liebesbund zwischen Jüngling und Jungfrau bei normalem Verlauf immer nur von dem ersteren ausgingen, so hat es ganz das Ansehen, als ob die besprochene Unverträglichkeit zwischen Geschwistern einzig aus den Unarten und Neckereien der Brüder hervorgingen. In diesem Betracht hat der Dichter vollkommen recht, wenn er als Kennzeichen der in Frage stehenden Altersstufe des Knaben hervorhebt:

> Als Knabe verschlossen und trutzig,

oder darauf hinweist, wie

> Vom Mädchen reißt sich stolz der Knabe,

und:

> Leise löst sich das Band, es entzweien sich zart die Naturen,
> Und von der holden Schaam trennet sich feurig die Kraft.

Allein wenn wir billig seyn wollen, müssen wir zugestehen, daß, einzelne Ausnahmen, namentlich kränklicher Kinder abgerechnet, das Mädchen im Uebergang vom Kinde zur Jungfrau eben auch nicht durchweg liebenswürdig ist. Was das Weib in ihrem späteren täglichen Beruf mehr noch als der Mann braucht, nämlich die Geduld und Ausdauer bei kleinlichen und mechanischen Dingen, das tritt bei jüngeren Mädchen oft in wirklich peinlicher Weise heraus. Sie sind im Stande, die geistlosesten Reimereien dutzendmal ohne allen Zweck und Witz herzuleiern, gedankenarme Spiele stundenlang zu treiben, mit dem scheinbar nutzlosesten Getändel die Zeit zu verderben. Auch Knaben sind dessen fähig, doch mit dem Unterschied, daß das bloß Mechanische ihnen früher entleidet, daß, wenn sie halbwegs geistig fähig sind, doch immer ein Zweck dabei verfolgt, eine Kraft dabei entwickelt wird. Auch der Humor spielt bei ihnen in solchem Falle nicht selten schon eine Rolle, wenn z. B. eine Schaar angehender Lateiner ihren Ringelreigen spielt unter lang fortgesetztem Ableiern der Memorialverse:

> Viele Wörter sind auf is
> Masculini generis u. s. w.

So ist denn das manchmal allerdings geist- und zwecklose Getändel und Gefasel der Mädchen dem Knaben zuwider. Er ist sich dunkel bewußt, daß in seinen Spielen schon mehr Zweck und Geist sich finde, und zugleich erscheint ihm, dem Viellernenden, jeglicher Zeitverderb ohne greifbaren Nutzen oder handgreifliche Lust tadelnswerth. Außerdem ist der Knabe für das Verständniß von manchem Tieferen, was oft in kindischem Spiel der Mädchen verborgen liegt, geradezu ganz unempfänglich, so z. B. vornehmlich für die Beschäftigung mit Puppen, während er andererseits für wirkliche Schwächen und Fehler der Mädchennatur, wie Putzsucht, Neid, Affektation und anderes ein um so schärferes Auge hat.

Ich gehe noch einen Schritt weiter und behaupte, selbst diejenigen Eigenschaften, welche die Frau später liebenswürdig und dem Manne angenehm machen, die Lebendigkeit des Gefühls, die gewandte und anmuthige Redseligkeit, die Dienstfertigkeit und Hingebung u. dgl. treten in ihren ersten Aeußerungen beim Mädchen noch in minder angenehmer, manchmal sogar in widerlicher Gestalt auf, wie ja auch die edelsten Pferde in ihren Fohlenjahren weniger vorstellen und unschöner erscheinen als die geringeren Racen. Fragen wir nach dem Grunde, so glaube ich nicht zu irren, wenn ich denselben darin finde, daß die genannten Eigenschaften, wie überhaupt alle weiblichen Tugenden, reizend und liebenswürdig werden einzig und allein in Verbindung mit der Maßhaltung, wenn sich die subjektive Lebendigkeit der Auffassung und Aeußerung mit objektiver Selbstdarstellung vereinigt. Maßhaltung aber kennt das jüngere Mädchen noch nicht, die Redseligkeit erscheint an ihm noch als schnabelschnelle Geschwätzigkeit, die Lebendigkeit des Gefühls als übertriebene Reizbarkeit und zappelige Scheucherei, sogar die dienstfertige Hingebung als unnöthige Zudringlichkeit. Alles das zusammen wirkt auf den trutzigen, groben, nur für Kraftäußerungen und derbere Speise empfänglichen Knaben abstoßend, widert ihn im Innersten an, reizt ihn zum Spott und zu Neckereien, die sofort wiederum, mit Empfindlichkeit und Thränen, oder aber mit leidenschaftlichen Gegenreden aufgenommen, neuen Zank und Hader hervorrufen. Endlich aber ist denn doch, wenigstens nach meiner Erfahrung, dieses Hadern zwischen Knaben und Mädchen, ob es auch oft heftig

erscheint, beim Lichte betrachtet nicht so gar böse gemeint und meist harmloser als der Mädchen Streit unter einander.

Da hast du den kleinen Hauskrieg psychologisch erklärt. Ich meine, man hat Gründe genug, sich ihn nicht zu sehr grämen zu lassen. Wo über die Schnur gehauen wird, da hat man ja die bekannten Hausmittel in Bereitschaft, um die Schuldigen auf die Finger zu klopfen und in die Schranken zu weisen. So weit ich den Geist deines Hauses kenne, ist er an Liebe reich und dadurch kräftig genug, um dennoch im innersten Grunde die Geschwister zusammenzuhalten und an einander zu ketten, so daß seiner Zeit Brüder und Schwestern dem Ernst des Lebens in fester Einigkeit in's Angesicht schauen und ihn gegenseitig sich verschönern und erleichtern werden. Davon nicht zu reden, daß auch der Tag nicht ausbleiben wird, wo dir eine andere Macht zu Hülfe kommt, um das, was jetzt noch in deinen Söhnen und Töchtern gährt und stürmt, zu sänftigen, die Göttin meine ich, von der gesagt ist:

Aber da bist du, du Mächtige schon, aus dem wildesten Streite
Rufst du der Harmonie göttlichen Frieden hervor.

5.

Karl an Ludwig.

Um dir zu sagen, wie erfreulich und förderlich mir deine letzten Briefe waren, muß ich etwas weiter ausholen. Ich lese gegenwärtig den Briefwechsel von Goethe und Schiller. Im 111. Brief schreibt der letztere auf einige anerkennende Bemerkungen Goethes über seine neuesten Gedichte in liebenswürdiger Weise: „Ihr Brief hat mir große Freude gemacht. Es gibt gegen eine Stunde des Muths und Vertrauens immer zehn, wo ich kleinmüthig bin und nicht weiß, was ich von mir denken soll. Da kommt mir eine solche Anschauung meiner selbst außer mir recht zum Troste." Ganz so ist mir zu Muthe geworden, als ich deine Antworten auf meine Anfragen bekam. So vieles, was mir wiederholt schon durch meine eigenen Erfahrungen und Beobachtungen nahe gelegt war, hast du mir durch deine Bemerkungen bestätigt, Halbgewisses aufgeklärt und zur Gewißheit erhoben, Mängel meiner Erziehungsweise, die mir wohl auch schon zum Bewußtseyn kamen, z. B. daß das eigentliche Regieren der Kinder in unserem Hause zu wenig geübt wird, in zarter Weise mir zur vollen Klarheit gebracht. Wohl hat dieß die eine gute Folge gehabt, daß große Offenheit bei allen Kindern sich erhalten hat, aber anderes hat darunter gelitten. Wohl dem, der auch hier die Mitte zwischen zwei Extremen findet.

Dennoch ist im Ganzen durch so manches, worin ich deine Uebereinstimmung mit den von mir befolgten Grundsätzen erkennen durfte, die Verzagtheit beseitigt worden, die mich manchmal beschleichen will, wenn ich bei den heranwachsenden Kindern unliebsame Erscheinungen wahrnehme, Fehler bemerke, in denen bald die eigenen Fehler in erschreckend ähnlicher Gestalt sich abspiegeln, bald frühere Versäumnisse in der Erziehung zu Tage treten. Wie der Dichter, so hat der Erzieher, dessen Aufgabe wahrlich eben so schwierig, dessen Selbstvertrauen zu Zeiten eben so schwankend ist, eine Stärkung seines Glaubens nöthig und ist dankbar für Alles, was seine Zuversicht in der rechten Weise kräftigt und ihn ermuthigt, in seinem Werke nicht laß zu werden. So sehr bedarf der Mensch des Menschen; auch wenn er, seinem innern und äußern Berufe getreu, in gutem Streben nach bestem Wissen und Gewissen seinen Weg dahin geht, verlangt es ihn nach einem Echo auf die innere Stimme, nach Bestätigung des Eigenen durch fremde Zustimmmung von Gleichgesinnten. Eben deßhalb sollte meines Erachtens ein Austausch von Gedanken über Dinge der Erziehung unter Leuten, welche sich und zugleich etwas von der Sache verstehen, weit mehr gepflegt werden, als gewöhnlich geschieht.

Um so weniger kann ich mich deiner freundlichen Aufforderung entziehen, wieder Einiges aus und über die Kinderstube mitzutheilen; nur mußt du dich eben mit Bruchstücken begnügen. Hat ja doch selbst Jean Paul in seiner ganzen Levana nichts als Bruchstücke zu geben sich getraut; wie sollte unser brieflicher Gedankenverkehr mehr bezwecken wollen?

An dem Erstgeborenen waren je länger je mehr Spuren von selbstischem Wesen bemerkt worden, worüber die Tagebücher aus dessen achtem Jahr wiederholt Klage führen. Dagegen machen sie auch bemerklich, daß Heinrich aus Veranlassung einer Krankheit der kleinen Schwester freiwillig Christtagsbackwerk mittheilte, das er sich mit großer Selbstverleugnung vier Wochen lang aufbewahrt hatte. Solche Regungen sind nicht mit Gold zu bezahlen; die Erziehung kann sie nicht erzeugen, wohl aber muß sie sie gewissenhaft benützen, um schlummernde Kräfte zur Entfaltung kommen zu lassen. Das Unkraut wird am nachhaltigsten abgetrieben, wenn bessere Pflanzen Wurzeln treiben und erstarken.

Merkwürdig ist, wie in dem achtjährigen Knaben

Kindlichkeit und erwachende Verstandeskritik hart neben einander hergehen. Es hatte sich zwischen ihm und einem Bedienten, der ein Pferd zu besorgen hatte, eine innige Freundschaft entwickelt. Eines Tags sagte dieser: „Mein Fuchs ist ganz fromm.“ — „Betet er denn auch?“ fragt H. — „Ja,“ war die Antwort, „wenn er so allein im Stall ist,“ und H. glaubte es, aus lauter Respekt vor dem Bedienten, so steif und fest, daß er's der Mutter fast übelnahm, als diese die Sache als einen Scherz darstellen wollte, den der Bursche mit ihm gemacht habe. Und doch ist es dasselbe Kind, das schon geraume Zeit zuvor die Frage gestellt hatte: „Woher weiß man denn, daß der liebe Gott dem Adam eine Rippe genommen und die Eva daraus geschaffen hat; Adam hat ja geschlafen?“ Und ein andermal wollte er wissen, warum im ersten Buch Mose gesagt sey: es ward Licht, und die Sonne werde doch erst nachher geschaffen.

Im neunten Jahr fragt H. die Mutter scharf aus, ob es wirklich ein Christkind gebe. Er kann es nur noch halb glauben; es werde wohl damit seyn, wie mit dem Hasen am Ostertag. Die Mutter antwortet: „Wenn es aber einmal zu uns kommt, glaubst du's doch?“ — „Ja, wenn es rechte Flügel hat,“ entgegnet der Knabe.

Im ferneren Verlauf melden die Aufzeichnungen von weiteren Widersprüchen im Wesen des Knaben. Er ist tief erfüllt vom Sinn für Recht und Wahrheit, daneben aber kommt es ihm nicht darauf an, auf Kosten anderer sich einen Spaß zu erlauben, und gerechte fremde Ansprüche unbeachtet zu lassen. Er ist mitunter schüchtern, fast bis zum Krankhaften, aber wo er glaubt, sich gehen lassen zu dürfen, weiß er die Grenzen der rechten Scheu gar nicht immer einzuhalten, während doch bei Kindern, wie sie seyn sollen, mehr und mehr durch bescheidene Offenheit und Freimüthigkeit die blöde Schüchternheit ausgetrieben, hinwiederum aber durch den tiefen Respekt vor dem Bestehenden und vor der Welt der Erwachsenen die wahre Scheu und Bescheidenheit gepflanzt werden muß. Doch unsere Zeit ist nur gar nicht dazu angethan, gerade den letztgenannten Widerspruch zu lösen; Respektlosigkeit ist einer ihrer Krebsschäden. Darüber ließe sich ein langes Klagelied singen; und man sieht erst nicht, wie es besser werden kann, wohl aber so viel, daß der Anfang zum Besseren in der Kinderstube gemacht werden muß.

So wird man immer wieder auf die Nothwendigkeit einer „Regierung der Kinder“ geführt. Aber freilich thuts hier auf Seiten der Alten nicht Eigensinn und Willkür, nicht selbstherrliches Befehlen, sondern consequente Strenge und Festigkeit, Ruhe und Maß. Der Spruch: Furcht ist nicht in der Liebe, so schön er ist, wenn man ihn recht versteht und am rechten Orte anwendet, wird völlig mißverstanden, wenn man ihn zum einzig leitenden Grundsatz in der Erziehung macht. Wer will, daß wieder mehr Respekt, Ehrerbietung, Ehrfurcht in die Welt komme, darf vor dem Weg dazu nicht zurückschrecken: er führt durch — die Furcht, welcher wiederum ein größerer Raum in den Herzen der Kinder geschaffen werden muß. Und zwar ist vorzugsweise auch gemeint Furcht vor den Eltern; denn manches Kind, wie eben unser H., zeigt wohl übergroße Furcht vor diesem und jenem, z. B. vor der Polizei, vor seinem Lehrer, und ist daher oft im Uebermaß blöde und schüchtern, nimmt sich dagegen zu Hause hie und da mehr heraus, als man von ihm erwartet. Als der Vater ihn einmal fragte, warum er den Eltern nicht so, wie dem Schulmeister, auf's erste Wort folgsam sey, antwortet er mit naiver Unart: „Ja diesen fürchte ich, dich fürchte ich nicht so.“ Damit bekam die häusliche Erziehungsweise ein ernstliches Notabene. Denn obgleich es sich natürlich von selbst versteht, daß Furcht vor der Schulordnung und dem, der sie handhabt, wie pünktlicher Gehorsam gegen denselben löblich und gut ist, so ist es doch entschieden gefehlt, es ist eine wesentliche Lücke, wenn daneben die Furcht vor dem Elternhaus und dessen Ordnungen so gut als gar keine Stelle mehr hat, sondern hier alles nur die Liebe thun soll.

Dieses letztere wäre immerhin recht und gerathen, wenn der Mensch von Natur so trefflich wäre, wie man seit Rousseau eine geraume Zeit hindurch, im Gegensatz gegen die Lehren der Kirche, auch auf dem Gebiet der Erziehung behauptet und zur Geltung gebracht hat. Aber auch schon im Kinde ist nicht alles Gold, was glänzt, und dem aufmerksamen Beobachter treten selbst bei dem gutgearteten und bis auf einen gewissen Grad wohlgezogenen Kinde die häßlichen Seiten der Menschennatur oft ganz unerwartet entgegen. So ist H. nicht eben heftig und leidenschaftlich, aber er kann recht häßlich zornig werden, wenn man ihn in seinen eigenen Worten fängt und ihn eines Fehlers recht gründlich überführt. Auch andere seiner Geschwister lassen dasselbe wahrnehmen. Was ist das anders, als die tief im Herzen sitzende Scheu des natürlichen Menschen, sich in seiner Blöße erkennen zu lassen und bei einem gemachten Fehler alsbald der Wahrheit die Ehre zu geben, was bekanntlich eine der hartnäckigsten Unarten des menschlichen Wesens ist und unter den Erwachsenen, im Charakter der Einzelnen wie in den gegenseitigen Beziehungen in Haus und Amt, mehr Schaden stiftet, als die gewöhnliche oberflächliche Anschauung der Dinge annimmt.

Du siehst, wie diese meine Beobachtungen und Ansichten mit dem zusammenstimmen, was du in deinem ersten Briefe bemerkt hast, um zu zeigen, wie nöthig in unsern Tagen es sey, die Eltern auf ihre Rechte und Pflichten als Inhaber der Regierung ihrer Kinder hinzuweisen.

Dank auch für deine Erörterung des Unterschieds der Knaben- und Mädchennatur. Außer dem nächsten Zweck hast du damit auch einem andern gedient, mich die Schwächen und Mängel an Liebenswürdigkeit der jüngeren Töchter schärfer erkennen zu lassen. Denn, ich wills nur gestehen, ich finde auch in meinem Hause den alten Satz bestätigt, daß die Väter gemeiniglich ihre Töchter, die Mütter ihre Söhne zu günstig ansehen, man sagt sogar verziehen. Woher das wohl kommt? Ich glaube, es hängt mit der Erscheinung zusammen, daß man überhaupt für die Schwächen des eigenen Geschlechts, wenigstens an andern, schärfere Augen hat, als für die des andern. Kant, der in seiner Anthropologie auch auf diese Sache zu reden kommt, meint freilich, „es scheine seinen Grund in dem Prospekt auf die Bedürfnisse beider Eltern in ihrem Sterbefall zu haben: weil, wenn dem Manne seine Frau stirbt, er doch an seiner ältesten Tochter eine ihn pflegende Stütze hat; stirbt der Mutter ihr Mann ab, so hat der erwachsene, wohlgeartete Sohn die Pflicht auf sich und auch die natürliche Neigung in sich, sie zu ernähren, zu unterstützen und ihr das Leben angenehm zu machen.“ Solch eigennützige Gedanken müßten in mir wenigstens nur ganz unbewußt liegen; aber die Thatsache selbst kann ich nicht abstreiten. Außerdem wurde ich bei deiner überzeugenden Darlegung, wie weislich dafür gesorgt sey, daß die heranwachsenden Mädchen nicht vor der Zeit gar zu liebenswürdig erscheinen, an meine eigene frühere Bemerkung erinnert, daß das „Fremden“ der kleinen Kinder auf ähnliche Weise gedeutet werden könne. Die Natur will dadurch die Kinder in den Jahren, in welchen sie am liebenswürdigsten sind, vor der oft so schädlichen Berührung mit fremden Erwachsenen, ihrem Loben und Hätscheln ferne halten. „Das Fremden“ ist gewissermaßen ein Gegengewicht gegen die sonstige kindliche Liebenswürdigkeit, und an solchem Gegengewicht fehlt es allerdings auch bei jungen Mädchen nicht.

Doch genug für dießmal. Ich würde dir's danken, wenn dein nächstes Schreiben feste (?) Gesichtspunkte aufstellte, nach denen über die Wahl des Berufs der Knaben zu entscheiden ist.

(Schluß folgt.)

Correspondenz-Nachrichten.

Berlin, April.

Osterferien. — Theater. Die italienische Oper. Léotard. La Roche.

Die stille Woche! In mancherlei Beziehungen rechtfertigen diese Tage die Bezeichnung, die ihnen in ernsterer Bedeutung auferlegt ist. Still ist's geworden in den Kammern und die Osterferien entführen die Abgeordneten in alle Himmelsgegenden und gewöhnen sie wieder an heimisches Leben und heimische Zustände. Man kann solcher Ferienzeit fast eine politische Bedeutung zuschreiben, und jedenfalls verfehlt sie ihre parlamentarische Wirkung nicht. Es ist es nicht allein, daß die Abgeordneten mit ihren Wählern wieder in Verbindung treten und öffentliche Meinung und Stimmung auch außerhalb ihrer politischen Zusammenkünfte in der Residenz vernehmen. Jeder Einzelne trägt auch frische Gesichtspunkte aus seinem häuslichen Kreise mit in das gemeinsame Staatsinteresse. So aufklärend die fleißige Besprechung und Ergründung der Staatsfragen in Commissionen, Fractionen und in Pleno ist, so gründlich sie namentlich das Detail erhellt, so verengt sie doch den Horizont und verwischt das Bild der Zustände außerhalb. Wir haben immer die Erfahrung gemacht, daß unsere Abgeordneten klarer, weniger verrannt in principielle Fragen und geneigter, der öffentlichen Meinung Rechnung zu tragen, zurückkehrten, als sie gingen. Vielleicht that in diesem Augenblick eine solche Erfrischung nöthiger als je. Die Entscheidung über die neue Organisation unseres Heeres hatte die Commission in den letzten Wochen fast ausschließlich beschäftigt. Die Frage der politischen Nothwendigkeit und der militärischen Zweckmäßigkeit auf der einen Seite, und die der finanziellen Last auf der

andern, hatte die Meinungen gespalten und die Verhandlungen von der großen, tief eingreifenden Frage fast zur kleinlichen Berathung eines Exercierreglements herabgedrückt. Wir müßten uns sehr täuschen, wenn nicht die Pause der Osterferien einen frischen Wind in die schlaffen Segel dieses auf der Rhede fertigen Schiffes trüge und es flott machte zur Fahrt in das trügerisch stille politische Meer, dessen Sturmvögel im Frühling schon wieder anfangen ihre Flügel zu regen.

Auch sonst scheint es still in dieser Woche. Die Salons sind geschlossen, und wenn die Höfe auch noch hier verweilen und ihre Sommerresidenz noch nicht bezogen haben, so ist doch der Winter der Geselligkeit zu Ende und der Frühling, der die elegante Welt auf den Spaziergängen vereinigt, ist noch nicht angebrochen.

Auch in unsern Theatern ist's still, still wie ein Aufathmen zu neuer Lebenskraft. Der Alp, der auf allen Theatern gedrückt hat, die Anziehungskraft der italiänischen Oper, ist von uns genommen und die südlichen Sänger sind fortgezogen in den Tagen, die uns die nordischen in Baum und Strauch zurückführen. Mögen wir immerhin der Gunst des Hofes, der Mode und dem Reiz der Neuheit einen Theil dieser Anziehungskraft beimessen, so müssen wir doch den größern Theil der Tüchtigkeit und dem musterhaften Zusammenwirken der einzelnen Kräfte zuschreiben. Der Barbier, Cenerentola, Lucia, Rigoletto, Trovatore, und endlich Don Pasquale sind uns an mehr als vierzig Abenden vorgeführt worden und der Andrang war bei der letzten Vorstellung so groß, der Beifall so lebendig als bei den ersten, ja er hatte sich vielleicht noch gesteigert. Berlin, sonst zurückhaltend im Applaus, ruhig in der Theilnahme, hatte ganz seine Physiognomie geändert. Das neue Theater, das noch keine Erinnerungen hat, kam dazu, und so erschien es uns oft, als wären wir nicht in der hyperkritischen norddeutschen Residenz, sondern unter einen südlicheren, erregbareren Himmelsstrich versetzt. Freilich haben unsere Theater, namentlich die königlichen Bühnen, wenig gethan, der Concurrenz entgegen zu treten. Keine Novität im Schauspiel hat das Ende der Saison erlebt und ihre Lebenskraft über wenige Vorstellungen hinaus bewiesen. Die beiden neuen Opern der Saison, „Christine," vom Grafen Redern, und „Weibertreue," von Gustav Schmidt, haben der Ungunst der Zeit und den Lücken im Personal erliegen müssen, und unser balletlustiges Publikum mußte sich ohne Novität mit einem Gastspiel in allen abgetanzten Divertissements begnügen. Dafür waren wir überschwemmt von Concerten, von Matinéen und Soiréen, ohne auch in dieser Beziehung etwas Hervorragendes aufzeichnen zu können. Die Italiäner blieben nun einmal die Helden des Tages oder vielmehr der Abende.

Bei alle dem schwebt während der stillen Woche etwas in der Luft, das die Gemüther aufregt und drückt, wie die Vorahnung bedeutender Ereignisse, wie bange Sorgen, die man sich scheut auszusprechen. Es ist etwas von politischer Verstimmung, von einer Verstimmung, die fast aussieht wie Unzufriedenheit mit sich selbst; die Rückwirkung einer auswärtigen Disharmonie und ungelöster Räthselfragen. In der Politik hat die italienische Frage nicht so siegend heiter gewirkt als in der Kunst; aber auch in der Kunst schwebt etwas in der Luft, das uns aus Frankreich kommt, in kühnen, unberechenbaren, aber sichern Schwingungen — wir meinen Herrn Léotard, der im Circus Renz allabendlich die Menge zu athemloser Bewunderung hinreißt und die Herzen in banger Erregung schlagen macht. Der junge, wunderbar athletisch gebaute Mann fliegt im vollen Sinne des Worts durch die Luft. Vorwärts geschleudert an frei hängenden Seilen, läßt er diese los, um entgegen geschwungene zu ergreifen, und durchschießt so die weite Wölbung des Circus mit einer Sicherheit, die jede Sorge des Publikums besiegt und die Freude an der Eleganz und Gewandtheit unverkümmert läßt. Die armen Sylphiden unseres Ballets, die uns den Boden in ihrem anmuthigen Fluge fortzuzaubern suchen, sie können nicht wetteifern mit diesem flüchtigen Liebling der Kraft und Kühnheit und seiner bodenlosen Kunst.

Wir freuen uns, als Schluß der Kunstleistungen, die das Interesse unseres Publikums für diesen Winter in Anspruch nehmen, der Sänger aus Italien, der Tänzerin aus Rußland und des Gymnasten aus Paris, als Schluß eine wahrhafte Kunstgröße nennen zu können, die ganz deutsch ist und im edelsten Sinn des Worts unsere Theilnahme fordert. Carl La Roche aus Wien hat seit mehreren Jahren die Theaterferien des Burgtheaters in der Charwoche zu einem Ausfluge nach Berlin benutzt. Das kleine Wallnertheater war der Boden, auf dem er seine meisterhaften Lustspielfiguren zeigte, und in diesem Jahr ist es die königliche Bühne, auf der er uns Leistungen auch aus einem andern Gebiete vorführt. Selten tritt uns die Gediegenheit der alten Schule, der wir leider jetzt so wenig begegnen, so wohlthuend entgegen als in diesem Künstler. Fern von aller Effekthascherei, frei von allen scharf ausgeführten Pointen, die den Beifall auf einzelne Momente concentriren, gibt er uns ein harmonisches, fest ausgeprägtes Bild, eine consequente Menschendarstellung, mit allen feinen Zügen wahren Lebens und warmen Herzschlages ausgestattet. Wir wollen nicht ein Bild des Künstlers zu geben versuchen, der, allbekannt als letzter Schüler Goethes, ein Schmuck ist des deutschen Theaters, aber wir müssen diesem Gastspiel an unserer königlichen Bühne eine Bedeutung zuschreiben, und das ist es, was wir hervorzuheben wünschten. Immer mehr haben wir hier die alte Schule vermissen müssen; es schied ein Künstler nach dem andern, der ihr angehörte, und das moderne Virtuosenthum der auf Gastspiel reisenden Schauspieler fängt an seinen verderblichen Einfluß zu zeigen. Da tritt denn wohlthätig ein Künstler in den Kreis unserer heimischen Darsteller, der den einfach richtigen Ton wieder anschlägt, und ohne sich mit seiner Leistung aus dem Rahmen herauszudrängen, zu einem Ensemble zwingt, dem sich alle gern fügen und das nicht ohne Nachwirkung bleiben kann. Es

war, als fühlte man das gleich bei der ersten Leistung. Wenn naturgemäß der Gast auch die besondere Aufmerksamkeit des Publikums auf sich zog, so empfanden wir doch nichts von dem Unharmonischen, das sonst Gastvorstellungen charakterisirt. Nichts erinnerte uns daran, daß diese Gestalt aus der Fremde in unsern Rahmen versetzt war, und das trat uns bei der zweiten Darstellung noch entschiedener entgegen. Deßhalb begrüßen wir so freudig La Roche auf der königlichen Bühne, und so feind wir auch sonst den flüchtigen Gastspielen sind, dieses betrachten wir wie eine Schule für den Künstler wie für das Publikum. Möge es seine Früchte tragen!

Draußen wird es Frühling und auf den Plätzen in der Stadt, die zu Gartenanlagen umgeschaffen sind, zeigen die ersten Frühlingsblumen ihre Farben. Was wird der Frühling dießmal an Weltereignissen bringen? Durch alle Kreise der Gesellschaft fühlt man die bangen Ahnungen hindurch, die, zu unheimlichen Schreckbildern ausgemalt, mit ernsten Fingern pochen an die Thore der stillen Woche.

Wien, April.

Das traurige Ende Szechenyis. — Umstände und Beziehungen. — Eine ungeschickte Vertheidigung. — Seitenblick auf Ungarn.

Döbling ist eine jener äußeren Vorstädte vor den „Linien" von Wien, die man „Land" zu nennen beliebt; es hat auch in der That immer noch eine ziemlich ländliche Lage auf dem hügelartig erhöhten Ufer, von wo sich eine schöne Aussicht über Feld, Fluß und Auen öffnet. „Au" ist hier nicht für Flur im Allgemeinen zu nehmen, sondern nach dem hierlandes üblichen Sprachgebrauch als eine buschige Niederung am Gestade oder im Flusse zu verstehen. Zu Döbling steht ein Haus von trauriger Berühmtheit, die Irrenanstalt des Doctor Görgen, wo eine Jammergestalt, die vordem Nikolaus Lenau geheißen, geistig todt noch mehrere Jahre hindurch das thierische Leben dem Tode vorenthielt. Diese traurige Berühmtheit hat nun durch den Selbstmord des Grafen Stephan Szechenyi einen unwillkommenen Zuwachs erhalten. Der berühmte Pflegling Görgens hat sich in der Nacht vom Charsamstag zum Ostersonntag oder an diesem letzteren Frühmorgens erschossen, Glockenklang und Engelsstimmen überhörend, wie sie Goethes Faust den Giftbecher vom Munde ziehen. Es hat heutzutage noch gar manchen gegeben, welcher „den braunen Trank" ungetrunken gelassen, wenn er das „Christ ist erstanden" nicht überhört hätte.

Wenn ich für diejenigen von euch, welche dem Schauplatze ferne stehen, auch nur annähernd verständlich den ungeheuern Eindruck dieses Ereignisses (es war kein bloßer Vorfall, sondern, wie ich gesagt, ein Ereigniß) schildern sollte, würde ich heute mit Schreiben nicht fertig, weil eine Menge scheinbar fremdartiger Dinge zur Einleitung zu berichten wären. Ich muß mich, um überhaupt fertig zu werden, auf einige Andeutungen beschränken.

Vorerst ist dem Gedächtniß darin zu Hülfe zu kommen, daß ich an Szechenyis Vergangenheit erinnere, die so ziemlich vergessen worden, seit der berühmte Staatsmann gegen Ende des wilden Jahres 1848 in den stillen Hafen der Görgenschen Anstalt einlief. Er war der jüngste von drei Brüdern, geboren am 21. September 1791. Als Jüngling von achtzehn Jahren trat er, nebst seinen Brüdern vom Vater gesendet, in den ungarischen Heerbann, die „Insurrektion," wie man ein allgemeines Aufgebot hieß, welcher Name jedoch so wenig einen ansäuerlichen Nebenbegriff von Empörung und Treulosigkeit mit sich führte, als bei uns Landwehr und Landsturm. Vom Heerbanne trat Graf Stephan in die Linie über und machte die Leipziger Völkerschlacht mit großer Auszeichnung mit. Er war ein tapferer Soldat und ein lockerer Zeisig, doch nicht lange; der Friede nahm ihm den Säbel aus der Hand, sein angeborener Geist lehrte ihn nach abgenipptem Schaum wilden Lebensgenusses seinen Flug höher nehmen. Als ein Mann von 25 Jahren fing er an seine Ausbildung ernstlich zu betreiben, machte große Reisen, die ihn im Osten nach Griechenland und Kleinasien, im Westen nach Spanien, im Norden nach England führten. Die Kreideninsel blieb sein Lieblingsziel; er hat sie oft besucht, man sagt wenigstens sechzehnmal. Die englischen Einrichtungen waren das Muster seiner volkswirthschaftlichen Anschauungen. Er suchte davon so viel als möglich auf sein Heimathland Ungarn anzuwenden, vorzugsweise um dessen Volk in den Städten und auf dem Lande aus der dumpfen Trägheit und Arbeitsscheu aufzustacheln. So geschah es eines Tages, daß Szechenyi einer Versammlung von Bauern in eindringlicher Rede die rastlose Thätigkeit der britischen Landleute schilderte. „Von Sonnenaufgang bis in die sinkende Nacht schaffen sie rastlos, unermüdlich, kaum an Essen und Schlaf denkend," rief er aus; „sie arbeiten im Sommer, sie arbeiten im Winter. Keine Stunde verstreicht ungenützt!" Die Hörer waren sichtlich gerührt. Ihrer etliche weinten. Rings im Kreise hieß es: „Arbeiten, immer arbeiten, nichts als arbeiten! O die armen Leute!" Dann wurde mit schlauem Lächeln hinzugefügt: „Wir haben's doch besser!" Bis zu einem gewissen Grade

hatten die guten Leute allerdings Recht, denn wenn auch die Faulheit ein Laster und ein Unglück ist, so gibt es doch eine Grenze, wo der Fleiß aufhört eine Tugend zu seyn. Jedenfalls ist derjenige glücklicher, der bei mäßiger Arbeit und geringen Ansprüchen sein behagliches Auskommen findet und das, was er erwirbt, auch zu genießen Muße behält, als wer sich um einer Menge von eingebildeten Bedürfnissen willen über Macht plagt und schindet und darüber nicht zum Genießen kommt. Die große Wissenschaft unserer Tage folgert: „Fleißige Arbeit erzeugt Ueberfluß, der Ueberfluß Bedürfnisse, jedes neue Bedürfniß neue Arbeit und diese wiederum neues Capital. Capital aber ist die Grundlage des Nationalwohlstandes." Den hinkenden Nachsatz dazu lehrt ein Blick auf England, womit ich übrigens nichts weniger gesagt haben möchte, als daß Szechenyi in Bezug auf seine Heimath Unrecht hatte; in Ungarn ist noch durch rührige Thätigkeit der Wohlstand diesseits der guten Grenze zu erwerben, und weitab noch liegt das Ziel, wo das Elend, welches der Fleiß überwand, ihn wiederum in noch schlimmerer Gestalt erwartet, vorzugsweise deßhalb, weil alles, was gut, schön und edel ist, mit der Zeit schlecht, häßlich und gemein werden muß, nachdem es zum Gemeingut geworden. Darin besteht ja der Kreislauf aller menschlichen Einrichtungen.

Seine volkswirthschaftliche Laufbahn begann Szechenyi mit schriftstellerischer Thätigkeit. Später legte er eingreifend Hand an's Werk. Unter den Schöpfungen, die seiner thatkräftigen Anregung ihren Ursprung verdanken, werden vorzugsweise genannt: die ungarische Akademie der Wissenschaften, die Dampfschifferei auf der Donau, die Pest-Ofener Kettenbrücke, die Rennbahnen und Rennen, die den Felsen abgewonnene Heerstraße bei Orsova, der Straße Trajans gegenüber, die Regulirung der Donau und der Theiß. Eine große Strecke seines Weges ging Szechenyi mit Kossuth Hand in Hand, bis in den vierziger Jahren der ehrgeizige Advokat entschieden links abschwenkte. Diese Richtung führe zu Aufruhr und Umsturz, sagte Szechenyi unverholen und ward Kossuths Gegner; doch dieser segelte damals mit dem Winde einer verirrten öffentlichen Meinung und behielt zum Unglück Ungarns die Oberhand. Szechenyi ließ sich indessen nicht ganz und gar verdrängen. Im Jahr 1848 übernahm er das Arbeitsministerium in dem besondern Cabinet für Ungarn, dessen Bildung sich der Kaiser Ferdinand hatte abdrängen lassen. So kam der Monat September heran. Szechenyi sah das Unheil unabwendbar nahen. Er sagte damals: „Ich lese in den Sternen. Blut, überall Blut! Der Bruder wird den Bruder, der Volksstamm den Volksstamm würgen. Ach, mein in Rauch aufgegangenes Leben! Am Himmelsgewölbe zieht sich in Flammenschrift der Name Kossuth hin, flagellum Dei!" Bald darauf begab er sich eines Abends um 9 Uhr zum Palatinus. Der Erzherzog Stephan war nicht der Mann, ihm Trost zu geben; er selber war der Lage nicht gewachsen und ist bald darauf von der Bühne des öffentlichen Lebens zurückgetreten, wie es scheint für immer; jedenfalls ist es schon mehrere Jahre her, seit er seine Verzeihung erhalten und einen Besuch in Wien abgestattet hat, ohne daß von seiner Heimkehr weiter die Rede wäre. Um Mitternacht kam Szechenyi vom Palatinus in der furchtbarsten Aufregung zurück. Am frühesten Morgen reiste er nach Wien ab. Unterwegs kam der Wahnsinn zum Ausbruch. Bei seiner Ankunft in Wien blieb nichts zu thun, als ihn zu versorgen. Man brachte ihn zu Doctor Görgen, wo er, nachdem er für geheilt gelten konnte, freiwillig blieb. Der Gedanke, daß es ihm unmöglich gewesen, sein Vaterland zu retten, hatte die Krankheit zum Ausbruch gebracht. In den letzten Jahren, während welcher er sich als Gast in der Anstalt befand, scheint er einige Flugschriften verfaßt zu haben. Seine Unterhaltung bestand Abends im Schachspielen. Vor ungefähr fünf Jahren wurde jemand gesucht, der sich gegen eine Vergütung von 1200 fl. jährlich anheischig machen wollte, Abend für Abend, ohne Ausnahme, mit Szechenyi Schach zu spielen. Man sagte mir später, ein armer Student habe diese Frohnde übernommen. Er hat klug daran gethan; es ist zwar drückend, auch nicht einen einzigen Abend frei zu behalten, aber das edle Schach ist ein anziehendes Spiel, nicht geisttödtend wie die Karten, und mancher wäre froh, wenn er nur an jedem Abend seine Partie fände; er gäbe noch Geld dazu, statt welches zu verlangen. Dazu ist es für einen Studirenden von großem Werth, seinen Tag für sich zu behalten, statt ihn mit Stundengeben zu zersplittern; ferner ist's kein Unglück, den Abend außerhalb der Kneipe zuzubringen.

Für den Doctor Görgen war der Selbstmord, abgesehen von allem übrigen, schon deßhalb ein harter Schlag, weil derselbe in seinem Hause, in einer Anstalt stattgefunden, zu deren Grundbedingungen es gehört, die Möglichkeit solcher Vorfälle abzuschneiden. Nun war freilich der Graf nicht als Kranker, sondern als Miethsmann im Hause und der sonderbare Einfall, freiwillig in der Anstalt zu bleiben, schien eher für als gegen die erfolgte Heilung zu sprechen. Dieß konnte indessen nicht verhindern, daß ein sehr bedeutender Theil der Verantwortlichkeit vor der öffentlichen Meinung dem Doctor Görgen zugeschoben wurde. Es versteht sich ungefähr von selbst, daß Görgen dazu nicht schwieg. Der Vorsteher einer Anstalt wie die seine kann und darf auf seinem Geschäfte nicht den Klatsch und Tratsch lasten lassen, den er als Mann und Heilkünstler für seine Person allerdings ganz ruhig dürfte verbrausen und versausen lassen. Man erwartete allgemein eine Erklärung von ihm und hat sich darin nicht getäuscht; sie ist jedoch anders ausgefallen, als man vermuthete. Es hätte nämlich im Vortheile des Vorstehers der Heilanstalt für Gemüthskranke gelegen, sich ganz einfach auf die Thatsache zu berufen, daß seit mehreren Jahren bereits Szechenyi aus derjenigen Art von Behandlung entlassen war, welche den doppelten Zweck verfolgte, die gestörte regelrechte Verbindung zwischen den Sinnen und der Seele wieder her-

zustellen und zu verhüten, daß während des obwaltenden Mißverhältnisses zwischen Willen und That kein Schaden geschehe. Szechenyi verwaltete sein Vermögen ganz nach Gutdünken. Unter den Geschenken, welche er seinen Angehörigen und Freunden machte, befanden sich mehrmals Feuerwaffen, die bekanntlich hierlandes niemand ohne eine ausdrückliche, auf seinen Namen lautende Bewilligung der zuständigen Behörde zum Kaufe erhält; Szechenyi besaß also einen Waffenpaß, und niemand hat sein Gebahren damit besonders beaufsichtigt, weil er sonst unmöglich das Pistol hätte zurückbehalten können, womit er die Frevelthat vollführte. Wenn man zu diesen Beweisen der „anerkannten" Zurechnungsfähigkeit auch noch den Umstand rechnen will, daß die Polizei am 3. März d. J. eine Haussuchung bei Szechenyi hielt, so ließe sich allenfalls dagegen aufbringen, daß eine solche auch andern hätte gelten können, von denen zu vermuthen gestanden, daß sie den Zustand eines geistig nicht Gesunden mißbraucht hätten; nichts destoweniger jedoch konnte Görgen auch diesen Grund zu seiner Vertheidigung anführen, ohne seiner Sache zu schaden. Doch damit hätte er sich begnügen dürfen, denn er war der Oeffentlichkeit keineswegs das Bekenntniß schuldig, daß seiner Ueberzeugung nach Szechenyi noch nicht vollständig hergestellt war. Und dieses Bekenntniß hat er nicht nur abgelegt, sondern auch durch triftige Beweise begründet, nämlich durch eine Anzahl von Briefen Szechenyis an die Frau Görgen, aus denen sich eine vorwaltende Störung ergibt, die stark genug gewesen scheint, um ein ärztliches Einschreiten zu rechtfertigen. Szechenyi war von der Selbstmordmanie besessen; die kirchliche Behörde hat den Wahnsinn so vollkommen anerkannt, daß sie dem Todten ein feierliches Leichenbegängniß zugestand, auf welches zurechnungsfähige Selbstmörder keinen Anspruch haben. Den Zustand des Kranken kannte Görgen, kümmerte sich aber nicht weiter darum, bis in der allerletzten Zeit, wo er sich zu einer Viertelsmaßregel bequemte, indem er die Angehörigen Szechenyis darauf hinwies, daß etwas geschehen müsse; „aber ehe in einer so schmerzlichen Angelegenheit ein Entschluß gefaßt werden konnte," sagt die veröffentlichte Erklärung, „war das Unglück schon geschehen." — Es ist Sache der psychiatrischen Wissenschaft, die Grenze zu finden, welche in Selbstmordsfällen die Zurechnungsfähigkeit und die unbedingte Verschuldung vom Wahnsinn scheidet. Unter uns Laien gibt es manche, welche das widernatürliche Verbrechen ohne alle Ausnahme dem Wahnsinn zuschreiben; aber eine solche Auffassung führt ihren Träger, oft ohne seinen Willen und sein Vorwissen, gegen den verrufenen Boden hin, worauf die Lehre des Franzosen Esquirol steht, welcher man nur zu folgen braucht, um gar kein Verbrechen mehr anzuerkennen und folgerecht jede Strafe für unstatthaft zu erklären. Jarcke hat dagegen erwiesen (wie ihr in seinen Schriften nachlesen könnt), daß der Wahnwitz, welcher in einem Verbrechen liegen kann, in den meisten Fällen ein verschuldeter ist. Wenn einer den Weg der Sittlichkeit verläßt, so mahnt ihn sein Gewissen, es bleiben zu lassen, und wenn er der Stimme des Gewissens nicht folgt, so kommt nicht nur der erste Schritt auf seine Verantwortung, sondern auch jeder folgende, den nicht ausgenommen, bei welchem er endlich selber nicht recht gewußt haben mag, was er that. Und daraus ergibt sich mit der vollen Schuldhaftigkeit die Berechtigung der Strafe. Beim Selbstmord nun wird, wie gesagt, die Grenze zwischen Schuld und Wahnsinn schwerer zu erkennen seyn, als bei jedem andern Verbrechen, und die mildere Auslegung ist schon deßhalb anzurathen, weil die Strafe hienieden mehr die Hinterbliebenen trifft als den Schuldigen. So ist es denn in unsern Tagen gebräuchlich, daß die Kirche, wo es sich ohne Aergerniß der Gläubigen irgend thun läßt, die Erklärung des Wahnsinns bei einem Selbstmörder gelten läßt. Bei alledem war es von Görgen gar zu uneigennützig, zu seiner Verantwortung die Einrede der Selbstmordmanie anzuführen, die er als vorhanden schon lange erkannt haben will, denn in diesem Falle hätte er entweder die nothwendigen Vorkehrungen selber treffen, oder die Anzeige machen müssen, um die Verantwortlichkeit auf die vom Staate bestellte Behörde abzuladen. Er gesteht, beides versäumt zu haben, und hat damit sich angeklagt statt sich zu vertheidigen.

Das ungeheure Aufsehen, welches Szechenyis gewaltsamer Tod gemacht, erklärt sich nicht bloß aus der früheren Bedeutung dieses Mannes, sondern auch aus den gegenwärtigen Zuständen des östlichen Kronlandes. Es gährt dort so gewaltig, daß Oesterreich dadurch genöthigt erscheint, seine äußere Politik einstweilen die Flagge streichen zu lassen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß auswärtige Umtriebe dabei im Spiele sind. Zettelungen in Ungarn gehören seit Jahrhunderten zu den Hebeln der französischen Politik. Die Geschichte lehrt es. Was seit zehn Jahren für die Wohlfahrt Ungarns geschehen, ist viel, aber es dürfte noch zehnmal, noch hundertmal so viel seyn, es würde die Partei des Magyarenthums nicht versöhnen, da ihr eigentliches Absehen nicht auf das Wohlergehen des Landes gerichtet ist, sondern auf die Herrschaft der eigenen Partei. Mit solchem Ehrgeiz gibt es kein Abkommen. Vor der Hand wünscht die Partei einen besondern König, sey es auch in der Person des Kaisers, zu haben; die österreichischen Kronländer Kroatien, Siebenbürgen, die Woiwodschaft sollen wieder ungarische Kronländer werden; viele von den Magyaren scheinen aber auch die Personalunion als einen nur vorübergehenden Zustand ansehen zu wollen und würden sich höchstens dann zufrieden geben, wenn der Kaiser seinen Sitz nach Ofen-Pest verlegte, alle seine Provinzen für ungarische Kronländer und die magyarische Sprache für die Hauptsprache des Reichs erklärte. Dann würden sie ihm allenfalls erlauben, den ungarischen Königstitel in einen Kaisertitel zu verwandeln und an die Stelle des deutschen Groß-Oesterreich ein magyarisches Groß-Ungarn zu setzen. Wir wissen ja, was der Magyar von jeher unter „Freiheit" verstanden hat. Es wird noch viele Mühe kosten, bis diesem Stockmagyarenthum der Stachel genommen ist, und

die Arbeit erscheint um so schwerer, als der hetzende Fremde eine Masse von Bundesgenossen vom Rheine bis zur March findet, die im Gefolge der zersetzenden Parteien nach Kräften an der Zertrümmerung Oesterreichs arbeiten. Gibt es doch in Wien selbst derlei, wie es auch im Jahr 1848 sich fand, nur damals gefährlicher als jetzt, weil die Arena der Presse nicht geöffnet war, was den Wühlern gegenüber jede Belehrung der Massen ausschloß; wie überhaupt die versperrte Oeffentlichkeit bloß zum Schaden derjenigen gereicht, welche die Schranken zogen. Das hat der alte Juvenal schon prophezeit, ohne es zu wissen, in einem seiner von der Entrüstung geschmiedeten Hexameter, der in einer zum besondern Zwecke gefertigten Uebersetzung lauten dürfte: „Raben eröffnet den Flug und hindert die Tauben Censura.“ Es scheint, daß die Magyarenpartei sich mehr oder weniger unmittelbar mit „Szechenyi Pista“ in Verbindung zu setzen gesucht hat, um ihn zum Führer zu gewinnen oder wenigstens seinen großen Namen auf ihre Fahne schreiben zu können. Darauf deutet die geschehene Haussuchung hin. Ob Szechenyis Ende durch diese Umtriebe beschleunigt wurde, weiß ich nicht; es dürfte auch im Allgemeinen zur Zeit nicht bekannt seyn. Alle die hier stellenweise nur ganz leise gegebenen Andeutungen dürften wohl genügen, eine Vorstellung von den Gründen zu geben, welche dem Döblinger Selbstmord eine so weittragende Bedeutung gegeben haben, und die es erklären, wenn auch keineswegs entschuldigen, daß der Unglückliche nicht in aller Stille in seiner Familiengruft unfern von Oedenburg, sondern mit so stattlichem Leichengepränge beigesetzt wurde, als wäre er in aller Ordnung wie ein Christenmensch gestorben.

Newyork, März.

(Schluß.)

Lecturers. — Malerei. — The Cooper Institute. — Proceß wegen Eheversprechens.

In Newyork lebt ein verdorbener deutscher Prediger, welcher alljährlich eine Vorlesung ankündigt. Da er jedoch wohl weiß, daß nicht ein halbes Dutzend Menschen aus eigenem Antrieb kommen würden, geht er vorher bei allen seinen näheren und entfernteren und ganz weitläufigen Bekannten umher und zwingt ihnen im voraus die Eintrittskarten auf. Da der Preis nur 25 Cents ist, so ist jeder froh sich von dem lästigen Schwätzer so wohlfeil loskaufen zu können. An's Hingehen denkt natürlich kein Mensch, und wenn der festgesetzte Abend kommt, so findet sich regelmäßig, daß der Reverend Gentleman durch Heiserkeit oder irgend ein anderes Hinderniß abgehalten ist, seinen Verpflichtungen nachzukommen.

Im nächsten Monat wird die dießjährige Ausstellung der Werke amerikanischer Künstler eröffnet werden. Im Gebiete der Kunst zeigt sich überhaupt reges Leben und sichtlicher Fortschritt. Bildhauerei und Malerei werden mehr und mehr cultivirt und finden immer größeren Anklang unter dem Publikum. Seit einiger Zeit befindet sich hier ein palastartiges Gebäude, „the studio building,“ das ausschließlich für Ateliers eingerichtet ist und in welchem wohl an dreißig Künstler ihre Werkstätten haben. Ein Gang durch dieselben gibt Gelegenheit, nicht nur das Gewordene, sondern auch die entstehenden, noch nicht an's Licht getretenen Werke kennen zu lernen. Hier arbeitet Leutze, welcher, aus deutscher Schule hervorgegangen, der Maler der amerikanischen Geschichte geworden ist, welche freilich bis jetzt dem Künstler nur Scenen aus dem Unabhängigkeitskriege darbietet. Er hat so eben wieder ein großes Bild beendigt, das eine derselben, die Schlacht bei Princetown vorstellt, worauf Washington wieder die Hauptfigur ist. Das Bild, von dem ich in Leutzes Atelier erst den Carton gesehen, ist vortrefflich, und das Publikum ist entzückt, seinen Helden abermals verherrlicht zu sehen. Wird es mit demselben Beifall den Künstler begrüßen, der es einst wagen wird, den zweiten noch ungespielten Akt des Freiheitskampfes darzustellen, des unvermeidlichen Kampfes zwischen Sklaverei und Freiheit, welcher langsam, aber sicher herannaht? — Auch Church, der große Landschaftsmaler, vollendet hier seine wunderbar schönen großartigen Darstellungen amerikanischer Gegenden. Da er sich jedoch augenblicklich nicht in Newyork befand, blieb sein Atelier mir verschlossen. In Gignoux's Atelier sah ich dafür ein eben vollendetes reizendes Bild, eine Landschaft in der ersten Frische des Frühlings. Die Poesie des Frühlings ist hier im Allgemeinen wenig gekannt und wird von Künstlern sehr selten benutzt, wahrscheinlich weil er von so überaus kurzer Dauer ist und dazu häufig durch schlechtes Wetter ungenießbar wird, und weil außerdem die tiefen reichen Farben des Herbstes dem Maler einen glänzenderen und dankbareren Spielraum bieten. Gignoux hat indessen den ganzen Duft, die Frische und Jugendlichkeit, den Zauber eines schönen Maitages mit bewundernswürdiger Treue und Wahrheit wiedergegeben. Einen eigenthümlichen Eindruck macht daneben ein kleines, schon in früherer Zeit von dem Künstler verfertigtes Bild, eine Darstellung aus

dem Eismeer, wo man zwischen Eisbergen die Wintersonne um Mittag röthlichgelb am Horizont stehen sieht. — Während des Winters veranstalten die Künstler im Ateliergebäude jeden Monat einen Empfangsabend, zu dem an bekannte Kunstfreunde und andere Begünstigte Karten ausgegeben werden, und an welchem alle inzwischen vollendeten Werke ausgestellt werden. — Seit einiger Zeit ist hier auch Frauen eine früher ganz mangelnde Gelegenheit geboten, sich zu Zeichnern und Malern auszubilden. Ein reicher Mann, Peter Cooper, hat nämlich in einem von ihm für gemeinnützige Zwecke eigens errichteten Gebäude, „the Cooper Institute" genannt, eine Zeichenakademie für Frauen eingerichtet, in welcher der Unterricht unentgeltlich ertheilt wird. Der Hauptzweck ist, den Frauen einen neuen einträglichen Erwerbszweig zu eröffnen, der sich bis dahin einzig im Besitz der Männer befand. Die Anstalt ist deßhalb weniger bestimmt, Künstlerinnen heranzubilden, wozu doch immer nur wenige berufen sind, als vielmehr einer großen Zahl von Frauen Gelegenheit zu geben, sich Fertigkeit in denjenigen Zweigen der Kunst anzueignen, welche zu andern, industriellen Zwecken benutzt werden, und zu deren Erlangung Fleiß und Ausdauer hinlänglich sind, wie etwa das Zeichnen von Mustern, Ornamenten, Etiketten und andern derartigen Gegenständen, für die es niemals an Abnehmern fehlt. Doch bleibt es einer jeden unbenommen, über diese Grenze hinauszugehen. In einer langen Reihe von Sälen, welche durch einen großen Corridor verbunden sind, befinden sich die Ateliers, die reichlich mit guten Gipsmodellen, Kupferstichen und allem übrigen ausgestattet sind, was irgend erforderlich ist, mit Ausnahme indessen von guten Gemälden zum Copiren, über deren Mangel geklagt wird. Mehrere schon ältere Frauen fand ich auch mit Holzschneiden beschäftigt, eine Fertigkeit, die bei der großen Zahl illustrirter Zeitungen höchst einträglich seyn muß. In demselben Gebäude werden ebenfalls unentgeltlich Vorlesungen über Chemie, Mathematik und Geometrie gehalten. Die ungeheuern Kosten dieses Instituts werden durch den Ertrag der Läden, Magazine und anderer dergleichen Lokale eingebracht, welche das Erdgeschoß einnehmen und zu hohen Preisen vermiethet sind. In diesen Räumen befindet sich auch einer der größten Säle, in denen Vorlesungen und andere öffentliche Versammlungen gehalten werden, und welcher während des Winters fast jeden Abend in Anspruch genommen wird.

Ein Proceß, welcher gegenwärtig schon in zweiter Instanz in St. Louis verhandelt wird, macht in den Blättern, wie auch im Publikum viel von sich reden. Es handelt sich um ein gebrochenes Heirathsversprechen, und der Verklagte, Mr. Shaw, ist einer der reichsten Männer in St. Louis, der sein Vermögen nach Millionen zählt, ein alter Junggeselle von fast sechzig Jahren; seine Anklägerin, Miß Effie Carstang, ist eine Dame zwischen dreißig und vierzig Jahren. Aus den Verhandlungen geht hervor, daß Mr. Shaw vor mehreren Jahren mit Miß Carstang bekannt wurde und ihr Aufmerksamkeiten erwies und Geschenke machte, welche beweisen, daß er damals wirklich ernstlich und ehrlich beabsichtigte, sich mit ihr zu verheirathen, und auch kein Hehl aus seinen Absichten machte. Bei näherer Bekanntschaft entdeckte er indessen wahrscheinlich Eigenschaften an ihr, die es für ihn rathsam machten, sich wieder zurückzuziehen, und da alle Versuche scheiterten, ihn abermals zu erobern, trat Miß Carstang im vorigen Jahre mit einer Klage auf Entschädigung auf. Jeder vernünftige billigdenkende Mensch kann es nur gerechtfertigt finden, wenn ein Mann, welcher wünschte, seinen Lebensabend in ruhiger, angenehmer Häuslichkeit zuzubringen, sich zurückzieht, dieweil es noch Zeit ist, wenn er die Entdeckung macht, daß er statt dessen im Begriff war, sich das Haus zur Hölle zu machen; allein die amerikanischen Gesetze, welche sonst in so vielen Dingen die Rechte der Frauen beeinträchtigen, sind in dieser Beziehung noch weit parteilicher zu ihren Gunsten, und zwar zu Gunsten der habsüchtigsten und rohesten; denn welche gebildete und zartfühlende Frau wird jemals einen Mann zwingen, sie zu heirathen, oder Geld als Ersatz für ihre gekränkten Gefühle und getäuschten Hoffnungen beanspruchen? Sobald ein Mann einmal einen Heirathsantrag gemacht hat und derselbe angenommen worden ist, bleibt er unauflöslich gebunden, falls er nicht etwa seiner Verlobten einen sogenannten „unmoralischen Lebenswandel" nachweisen kann, gleichviel, wie habsüchtig, zänkisch, verschwenderisch, falsch, herzlos und lügenhaft sie im übrigen seyn mag. Nach hiesigen Rechtsbegriffen ist sie von untadelhaften Sitten und Jeder muß daran, falls er sich nicht mit schwerem Geld loskaufen will. Da Mr. Shaw zufällig keinen solchen Beweis beizubringen vermochte, wurde er von den Geschworenen schuldig gefunden und zu dem unerhörten Schadenersatz von 100,000 Dollars verurtheilt. Die schamlose Parteilichkeit dieses Urtheils springt in die Augen und wurde zu ihrer Zeit allgemein als solche verurtheilt. Mr. Shaw appellirte an eine höhere Instanz und mit verdoppelter Spannung sieht man dem Ausgang entgegen. Die berühmtesten Advokaten von Missouri führen die Sache auf beiden Seiten, darunter Edward Bates, einer der Candidaten für die nächste Präsidentschaft, für Mr. Shaw; da jedoch das Heirathsversprechen nicht wegzuläugnen ist, wäre es ein Wunder, wenn die spekulative junge Dame von moralischem Lebenswandel ihren Zweck, Geld zu erpressen, nicht erreichen sollte.

Aus Süddeutschland, April.

Das deutsche Theater und seine Reformen.

Das Theater ist nicht nur thatsächlich, sondern selbst in Schrift und Wort eines so lebendigen Interesses gewiß, ist so sehr ein Bedürfniß der Gebildeten wie der Menge, daß selbst die ersten politischen Blätter nicht verschmähen, sich mit seinen Zuständen, mit seinen Reformen lebhaft zu beschäftigen. Wiederholt und von verschiedenen Seiten geschieht dieß, und so fest als dort in der großen Welt das Urtheil über das Befinden des „kranken Mannes" steht, so einig ist man hier über das Axiom: Die Bühne ist im Verfall. Und da kommen denn die Baumeister von allen Flanken mit Stangen und Balken, um den morschen Bau zu stützen, und ohne Probe mag es wohl schwer seyn, zu beweisen, daß ihre Klammern den Einfall nicht verhüten werden, da die Wirkungen der geistigen Kräfte sich nicht zum voraus berechnen lassen wie die der physischen. Jetzt sind sie an dem Mittel angekommen, wornach in Deutschland noch immer die Schwäche gegriffen und gerufen hat, wenn sie selbst nicht im Stande war, Hemmungen zu beseitigen und Besseres zu beschaffen, — bei der Polizei. Sie soll der Kunst auf die Beine helfen, sie soll die schlechten Theater aufheben, Städten unter 50,000 Einwohnern verbieten, solche zu halten, am Ende gar die schlechten Schauspieler einsperren. Ein kluger Mann, der die Gegenprobe seiner Vorschläge dadurch unmöglich macht, bietet sogar den Bundestag zur Hülfe auf: dieser soll ja die Spielbanken aufheben, warum nicht auch jene Spielhöllen? Die Fäden, die, von vielen Seiten ausgehend, da und dort zusammenlaufen, bringen schließlich ein Gespinnst zu Stande, worin sich Verfasser und Leser durch häufige Wiederholung endlich so verfangen, daß man wirklich sich überzeugt hält, dieß sey der wahre Weg des Heils für das sieche Theater. Es mag deßhalb schon wichtig genug seyn, die Haltbarkeit der Fäden genauer zu prüfen.

Da heißt gleich der erste Einschlag: Wir haben keine dramatischen Dichter. Warum? weil wir sie nicht bezahlen; wenn sich mit der dramatischen Poesie mehr verdienen ließe, so hätten wir auch bessere Dichter. Die Hebung der dramatischen Dichtkunst besteht in besserer Bezahlung der Dichter, und für diesen Schutz des geistigen Eigenthums möge der Bundestag sorgen durch Abgaben, Tantièmen ꝛc. Diese gewiß gerechte Maßregel könnte manchem Dichter aufhelfen, sie hätte von unsern größten Dichtern und Musikern die Noth abgewendet, die sie übrigens nicht verhinderte, den kargen Verlegern und Theaterdirektoren zum Trotze dennoch große Dichter zu seyn; ob sie der Dichtkunst aufhülfe, ist eine andere Frage. Ihre Erfolge können wir in Frankreich beobachten. Frankreich hat, vielleicht durch diese Maßregel, bühnengewandte Dramenschreiber, einzelne und in Compagnie, ein Vortheil, der gewiß nicht zu unterschätzen ist, aber Dichter hat sie ihm keine geschaffen. Scribe wäre Lustspieldichter geworden, auch ohne seine reichen Einkünfte, nur wäre er vielleicht weniger fruchtbar gewesen, und Meyerbeer hätte etwa mehr nach deutschem Geschmacke componirt, statt nach dem der Pariser, aber componirt hätte er sicherlich.

Der andere der Hauptmängel, an dem die deutsche Bühne krankt, ist der an guten Schauspielern. Um diese zu bekommen, muß man — nun, was ist folgerichtiger? — sie besser bezahlen? O nein, weit gefehlt, die sind nur zu gut bezahlt, deßhalb verüppigen sie. Dichter erzieht man mit reicher Kost, Schauspieler mit schmaler. Dichter bekommt man nicht, weil's ihnen zu schlecht geht, und Schauspieler nicht, weil es ihnen zu gut geht: seit sie wohlhabend, geachtet und geehrt sind, sind sie keine Künstler mehr. Der Grund soll darin liegen, weil der Zudrang zum Theater sich unendlich vermehrt hat, weil es sich aus allen Ständen rekrutirt, weil jede Stadt ein Theater hat, und darum, weil es viel mehr Schauspieler gibt als früher, so gibt es weniger gute. Wenn dieses Argument, das den Grund zur Abhülfe des Uebelstandes liefern muß, richtig wäre, so würde es mehr beweisen, als denen lieb ist, welche noch an die Erhebung des deutschen Theaters glauben. Die Statistik ist eine beredte Meisterin, die mit trockenen Zahlen unwiderleglich spricht. Sind jetzt, wo es viel mehr Schauspieler gibt als früher, wo sie in Verhältnissen sich bewegen, daß selbst in den gebildetsten Kreisen das Vorurtheil gegen ihren Stand gefallen ist, wo die Bühne allen Talenten offen steht und keines mehr zurückgeschreckt wird, sind jetzt der guten Schauspieler weniger als früher, wo sie gegen Noth und Mißachtung zugleich anzukämpfen hatten, je nun, dann producirt eben unser Volk das Talent der darstellenden Kunst nicht mehr, dann geht uns die Fähigkeit dazu ab und Maßregeln werden sie nicht hervorrufen. Die eine dieser angerühmten Maßregeln besteht in Aufhebung aller kleinen stehenden Theater. Die Rechnung ist dann ganz einfach diese: da man die guten Schauspieler nicht willkürlich vermehren kann, so vermindere man die Theater; das Facit bleibt dasselbe: wenn hundert Theater bisher zehn gute Schauspieler hatten und man schließt neunzig, so hat jedes Theater wenigstens Einen.

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.
Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 19. 6. Mai 1860.

— Turpe putant parere minoribus, et quae
imberbi didicere, senes perdenda fateri.

Horat:

Goethe und Gleim.

I.

Gar mannigfaltig sind die Fäden, welche sich zur vollendeten Ausprägung unserer neuen Bildung und Dichtung verweben mußten. Ihre Bedeutung und bunte Verschlingung zu beobachten, erscheint eben so anziehend als belehrend. Manche derselben scheinen sich kaum zu berühren oder gar feindlich einander zu widerstreben, und doch ergibt sich dem genaueren Blicke auch hier leicht der Punkt einheitlichen Zusammenwirkens. Wie Klopstock, Wieland, Lessing und Herder, jeder an seinem Orte, so mächtig eingriffen, um den Boden zu einem ächt volksthümlichen Aufbau zu ebnen, ist eine allgemein anerkannte Thatsache; aber auch dem Vater Gleim gebührt unter diesen Stammhaltern deutscher Dichtung seine Stelle, da derselbe nicht allein durch seine scherzhaften Lieder zur Gewöhnung an leichtere und anmuthigere Bewegung und innigeren Ausdruck wesentlich beigetragen, sondern auch mit seinen begeisterten Kriegsliedern, die freilich zunächst nur den preußischen Großthaten galten, das Gefühl für deutschen Werth, mannhaften Muth, Treue und Liebe zum Vaterland belebt und durch mancherlei sonstige Dichtungen reinen Menschensinn in weitesten Kreisen auszubreiten nicht ohne Glück bestrebt war, wenn ihm auch die ureigene Empfindung vollendeter Kunstschönheit ganz abging und parteiische Beschränktheit ihn von der Anerkennung des Höchsten abhielt, wozu sich die deutsche Dichtung in Goethes und Schillers Schöpfungen empor schwang. Gleims persönliche Stellung zu diesen Dioskuren, besonders zu Goethe, gewährt uns einen anziehenden Blick. Die bisherige Kenntniß derselben beruhte außer einigen noch nicht nach Gebühr benutzten Aeußerungen Goethes fast einzig auf einem Abschnitt des nicht ganz zuverlässigen bekannten Buches von Falk: „Goethe aus näherem persönlichen Umgang dargestellt," der aber nur das Zusammentreffen der beiden Dichter zu Weimar, und zwar, wie wir sehen werden, ganz irrig erzählt. Gleims eigene, meist noch ungedruckte briefliche Mittheilungen dienen zur wesentlichsten Ergänzung.

Der Knabe Goethe, der, wie sein Vater, ein begeisterter Verehrer des großen Preußenkönigs war, schrieb sehr gerne die preußischen Siegeslieder und fast noch lieber die Spottlieder auf die Gegner ab. So mußten denn auch Gleims, ohne seinen Namen 1758 gesammelt erschienenen preußische Kriegslieder in den Jahren 1756 und 1757 von einem Grenadier, denen sich im folgenden Jahr das Lied des

Grenadiers an die Kriegsmuse nach dem Siege bei Zorndorf anschloß, einen mächtigen Eindruck auf den weit über sein Alter vorgeschrittenen zehnjährigen Knaben hervorbringen. Neben ihnen dürften Gleims, gerade für das jugendliche Alter berechnete Fabeln ihm nicht unbekannt geblieben seyn, deren er freilich in seiner Lebensbeschreibung eben so wenig gedenkt wie der Kriegslieder. Während des Leipziger Aufenthaltes werden auch Gleims Lieder nach Anakreon nicht ohne Einfluß auf den gerade zu Liebesliedern geneigten jungen Dichter geblieben seyn, mußten sie in ihrer schlaffen Breite auch gegen Wielands Musarion weit zurückstehen, worin er das Antike lebendig und neu wieder zu sehen glaubte. Wollte er ja nach seiner Rückkehr von Leipzig Wieland, neben Shakespeare und dem Maler Oeser, allein als seine Lehrer anerkennen, da nur diese ihm gezeigt, wie er es besser machen solle. Zu Straßburg wird Herders Bekanntschaft seine Achtung für Gleim eher gehoben als gemindert haben, da jener in seinen Fragmenten nicht allein den „lieblichen" Gleim als „Sohn der Grazie" mit Anakreon verglich, sondern ihn als Grenadier sogar über Tyrtäus setzte. „Die edle Einfalt," hatte er geäußert, „die deutsche rauhe Stärke, die Hoheit und Kürze seiner Bilder, Schwung und Kolorit, alles ist so sehr in die Laune und in den Wohllaut unserer Sprache eingetaucht, daß diese wenigen Stücke gleichsam ein Grenzstein seyn können, wo unsere Dichtkunst an Franzosen und Engländer grenzt." Und so wird Gleim unter den wenigen Deutschen gewesen seyn, welche Herder am dichterischen Himmel stehen ließ. * Freilich konnte dieser eben so wenig als Wieland an dem 1768 erschienenen süßlich tändelnden Briefwechsel zwischen Gleim und dem von ihm herangezogenen J. G. Jacobi Gefallen finden, vielmehr mußte ihm dieses girrende Freundschaftsgebaren mit dem lieben „Jacobitchen" herzlich zuwider seyn, und auch Merck, der bald darauf so bedeutend auf Goethe einwirken sollte, spottete weidlich über die Gebrüder Jacobi; aber der Anerkennung Gleims geschah dadurch kein wesentlicher Abbruch, vielmehr sehen wir Goethe in seinen Beurtheilungen in den Frankfurter gelehrten Anzeigen während der Jahre 1772 und 1773 diesen ehrenvoll unter den deutschen Dichtern neben Klopstock, Wieland, Kleist, Geßner u. a. nennen, wobei ihm besonders die Kriegslieder vorgeschwebt zu haben scheinen. Rechtschaffenheit und Patriotismus, bemerkt er hier einmal, würden am besten im Tone der Bardenpoesie oder der Gleimschen Kriegslieder verbreitet; wie sehr er aber auch beide in ihrer Art und wegen ihrer kräftigenden Wirkung anzuerkennen bereit war, seiner eigenen, dem Wahren, rein in eigener Brust Erlebten immer mehr zustrebenden Natur standen sie fern.

Je tiefere Züge Goethe aus dem ewig frisch quellenden Brunnen der Griechen und der lebensvollen Shakespeareschen Welt gethan, je glühender seine eigene Schöpferkraft ihn fortriß, um so ferner mußte ihm Gleim rücken, der preußische Grenadier, der tändelnde Anakreontiker, der Fabeldichter und unablässige Liedermann; er dachte sich ihn als einen guten Alten, dessen Zeit längst vorüber, obgleich er erst am Anfange der fünfzige stand (freilich dreißig volle Jahre älter als er selbst), mit dem die frisch sprudelnde, neue Bahnen wandelnde Jugend nichts zu schaffen habe, während es ihn zu dem nur fünf Jahre jüngeren Klopstock mächtig hinzog. Zu dieser Vorstellung stimmte vollkommen dasjenige, was ihm Merck, in dessen Hause Gleim mit Wieland ein paar Tage, meist krank, im Mai 1771 zugebracht, von ihm vermeldete. Ueber diesen Besuch zu Darmstadt gibt uns Caroline Flachsland in ihren Briefen an Herder nähere Auskunft. „Merck, Leuchsenring und ich," schreibt sie, „schlangen uns in einer Ecke des Fensters um den alten, guten, sanften, muntern, ehrlichen Vater Gleim und überließen uns unserer vollen Empfindung der zärtlichsten Freundschaft. Hätten Sie doch dieses sanft heitere Gesicht des guten Alten gesehen! — Gleim hieß mich ein gutes Mädchen, Psyche, und hat mich lieb, und will mir ein Liedchen machen. Er ist zur Freundschaft gemacht, und was er sagt, ist redlich." Später äußerte sie, nicht ohne auf seine wunderlichen Launen hinzudeuten, er sey ein guter Alter. „Sie hätten ihn sehen sollen mit seinen drei Schlafwamms und seiner Pelzkapp." Sie bedauert ihn, daß er zu wenig Mann sey, um den Kummer, der ihn drücke, zu verwinden. Seine neueren Dichtungen scheinen ihr „beklagenswerthe Sachen." Als Gleim ihr seine Lieder für's Volk geschickt, bemerkt sie: „Der gutherzige Mann! er sollte aber keine Lieder mehr machen." Man kann hieraus entnehmen, wie der scharfe Merck den alten Vater Gleim Goethe dargestellt haben wird, den auch seine neueren Gedichte nicht anmuthen konnten, so wenig die Lieder für das Volk als die unglücklichen den Minnesingern nachgesungenen Gedichte (1773), und selbst sein von Lessing, Herder, Wieland und vielen andern Freunden hochgepriesenes Halladat (1775) lag Goethes titanischem Streben und seinem feurigen Liebesdrange zu fern, als daß er ihm eine besondere Aufmerksamkeit zuwenden konnte, hätte er

---

* Noch im September 1771 schrieb er an Merck: „Gleim ist ungeachtet aller seiner Schwachheiten, die ganz Deutschland sieht, für mich noch immer Gleim."

auch nicht das Gemachte dieser in morgenländischem Tone anspruchsvoll über Gott und die Menschen sich ergehenden Sprüche zu lebhaft empfunden.

Eben so wenig aber konnte sich Gleim von Goethe angezogen fühlen. Götz von Berlichingen war ihm eine viel zu kräftige Speise, und nichts lag ihm ferner, als ein großes Ganzes zu würdigen, da er nur immer an Einzelheiten haftete, sich von dieser oder jener Stelle fesseln oder abstoßen ließ. Und wie wenig konnte ihm der derbe Götz mit seiner gleichkräftigen Hausfrau seyn, wie fern lag ihm Mariens Unglück, wie fremd war ihm die über den betrogenen Weißlingen keck hinwegschreitende, so herrschsüchtige als reizende Adelheid und das ganze hier reich entfaltete Leben! Bloß der junge Georg hätte ihn begeistern können, wenn dieser Stallbube ihm nicht von Lessings Philotas verdunkelt worden wäre. Noch viel geringern Antheil erregte ihm Clavigo, der als Spanier und in seinem Kampfe zwischen Liebe und Ehrsucht ihm durchaus nicht behagen konnte, und die Puppenspiele; die übermüthige Verspottung Wielands, wobei auch sein Jakobitchen so übel wegkam, mußte ihm herzlich zuwider seyn. Im Juli 1774 machte Gleims innigst geliebter Sohn Heinse, der zu seinem unendlichen Schmerze vor kurzem mit J. G. Jacobi Halberstadt verlassen und sich nach Düsseldorf gewandt hatte, Goethes Bekanntschaft, worüber er mit feurigster Begeisterung zwei Monate später an Vater Gleim berichtete. Mitte Oktober verkündete er demselben das nahe Erscheinen von Werthers Leiden, das nach allem, was er davon gehört habe, ein Meisterstück seyn müsse. „Ich kenne keinen Menschen in der ganzen gelehrten Geschichte," schreibt er, „der in solcher Jugend so rund und voll von eigenem Genie gewesen wäre, wie er. Da ist kein Widerstand, er reißt alles mit sich fort, und seine Götter, Helden und Wieland — ein Werk von herculischer Stärke, wenn man's recht und Zeile vor Zeile durchdenkt und durchfühlt, und wofür Wieland immer seine Musarion geben würde, wenn er es vernichten könnte — kömmt in keine große Betrachtung, wenn man ihn persönlich reden hört." Wie übel bei diesem Preise Goethes dem guten Vater Gleim, der sich ganz verkannt, von Tiger- und Otterngezücht bitter verletzt glaubt, zu Muthe war, bezeugt seine sauersüße Erwiederung an Heinse: „Goethe mag wohl ein trefflicher Mann seyn. Seine Bücher sind alle recht nach meinem Sinn. — Es ist ein unausstehlich faules Wesen in unserm ganzen lieben Vaterlande, lieber Sohn, und doch, wir müssens lieben, und suchen unsere Leute immer besser zu machen. Mit einem Dutzend Gellerten wird nichts. Ein Dutzend Goethen und ein Dutzend deines Feuers, bester Sohn, die könnten helfen!" Man muß Gleims gleich zu allen Himmeln sich glühend aufschwingende Lobpreisungen dessen, was ihn lebhaft ansprach, sich vorhalten, um die ungemeine Kälte zu ermessen, womit er hier von Goethes „Büchern" spricht, über die er nur mit Heinse nicht streiten mag. Freilich, hätte Goethe den nüchternen Sittenlehrern den Fehdehandschuh hingeworfen, diesem „dummen, bösen Volk," das gleich „das Maul aufsperrt, wenn ein froher Mann ein Liedlein singt," dann wäre er sein Mann gewesen; aber statt dessen wandelte dieser Komet seine eigenen Bahnen, und unglücklicherweise konnte Gleim den wohlhabenden Frankfurter Advokaten nicht durch die Aussicht auf eine wünschenswerthe Versorgung an sich heranziehen, wie er es bei so vielen andern und auch bei Herder that, dem er immer neue, ganz ungegründete Hoffnungen machte. Werthers Leiden konnten dem ganz von seinem Hallabat eingenommenen Gleim gar nichts seyn, da ihm die Leidenschaft der Liebe ein durchaus fremdes Gefühl war, er wohl für Freundschaft, aber nicht für Liebe schwärmen konnte. Und mußte der gute Vater Gleim, der sich kaum dazu verstand, ein Buch von Anfang bis zu Ende zu lesen, der nur hin und wieder zu blättern und sich an einzelne Stellen zu halten pflegte, diese nicht allein von der liebeglühenden Jugend verschlungene Liebesgeschichte nicht mit so vielen andern für eine Vertheidigung des Selbstmordes halten und über die traurigen Folgen, welche sie bei manchen überspannten Seelen anrichtete, entrüstet werden? Ein Ausfluß seines Mißfallens ist das kleine „Im März 1775" überschriebene Sinngedicht:

Seit sieben Wochen ist die Luft gewiß verdorben;
Denn wie viel ist seitdem des lieben Viehs gestorben!
Auch will seitdem an Oder und an Rhein
Fast jeder Geck ein Goethe seyn.

Auch die Goethe allgemein zugeschriebene Farce Prometheus, Deukaleon und seine Recensenten, die schonungslos auf alles losschlug, was gegen Werthers Leiden sich geregt, ja sich nur darüber geäußert hatte, mußte Gleim mit Entsetzen erfüllen, und schwerlich dürfte er durch Heinses entschiedene Versicherung, ja durch Goethes eigene öffentliche Erklärung ganz vom Gegentheil überzeugt worden seyn. Heinses grenzenlose Begeisterung für Goethe, der Götterkraft in seinem Wesen besitze, konnte nicht wohlthätig auf Gleim wirken. „Künftigen Frühling wird Freude die Fülle und lieblich Wesen in Düsseldorf seyn," schrieb ihm Heinse am 28. März; „ohne Fehl besuchen uns Goethe und Klopstock." Wie sollte eine solche Schwärmerei, woneben für Gleim kaum ein Plätzchen übrig blieb, nicht

seine Eifersucht geweckt haben? Denn die Bemerkung, Gleims Hallabat finde auch in Düsseldorf den größten Beifall, man habe ein solch Apostelwerk von dem Sänger der Schlachten und Liebe nicht erwartet, und sey voll süßen Wunders gewesen, mochte dagegen kaum in Betracht kommen. Schien Goethe auch in seinen Beiträgen zu der von J. G. Jacobi und Heinse herausgegebenen Iris, die freilich namenlos hervortraten, von seinem genialen Schwunge nachzulassen und sich den Liederdichtern anzuschließen, so daß Gleim ihn hier eher für seines Gleichen halten konnte,* so war doch an keine Annäherung zu denken, wozu weder von der einen noch von der andern Seite ein Schritt geschah, und auch die gemeinschaftlichen Freunde versuchten keine Vermittlung.

Die übertriebenen Gerüchte von der tollen, durch Goethe zu Weimar in's Leben gerufenen Wirthschaft mußten Gleims Abneigung gegen diesen steigern, und auch seine Stella war wenig geeignet, den alten Vater Gleim diesem alle Banden sprengenden Genie günstiger zu stimmen. Mochte auch Herder, welcher Ende September 1776 bei seiner Uebersiedlung nach Weimar einige Tage mit den Seinigen bei Gleim verweilte, von Goethe das allergünstigste Zeugniß geben, nicht einmal zu einem Gruße an den Dichter von Werthers Leiden scheint der deutsche Tyrtäus sich veranlaßt gefunden zu haben. Herders Briefwechsel mit Gleim stockte bald darauf, und so war auch diese Vermittlung zunächst abgeschnitten. Die Anwesenheit J. G. Jacobis im März 1777 zu Weimar, wo auch Goethe sich ihm freundlich bezeigte, scheint eben so wenig als Wielands Verbindung mit Gleim zur Einleitung eines freundlichen Verhältnisses geführt zu haben.

Am Abend des 25. Juni 1777 kam Gleim mit seiner Nichte zu Weimar an, wo er eine Woche bei seinem alten Freunde Wieland verweilte; Herder befand sich damals im Pyrmonter Bade. In einem erhaltenen Briefe vom 26. Juni bittet Wieland Freund Knebel, der als Hofmeister des Prinzen Constantin im nahen Tiefurt lebte, um die Erlaubniß, Gleim und dessen Nichte am folgenden Tage dorthin zu bringen, um ihm bei dem guten Fürstensohn und seinem alten Freunde einen glücklichen Tag zu verschaffen. Knebel berichtete am 10. Juli dem noch in Pyrmont weilenden Herder, Gleim habe während seiner achttägigen Anwesenheit ein paar mal bei ihnen zu Tiefurt gespeist, wobei auch Herders Gattin zugegen gewesen und es Händel zwischen dieser und Wieland gesetzt habe. Daß Gleim damals auch mit Goethe zusammengetroffen, ist unzweifelhaft; denn er schreibt sieben Jahre später an Herder, bei seiner Anwesenheit zu Weimar habe er Goethe zu feurig und zu stolz gefunden, und auch später bemerkt er noch einmal, Goethe sey ihm zu Weimar stolz vorgekommen.

Falk will aus Gleims und Wielands Munde Genaueres über dieses Zusammentreffen der beiden Dichter vernommen haben. „Ich war Abends zu einer Gesellschaft bei der Herzogin Amalie geladen," läßt Falk Gleim erzählen, „wo es hieß, daß Goethe späterhin auch kommen würde. Als literarische Neuigkeit hatte ich den neuesten Göttinger Musenalmanach mitgebracht, aus dem ich eins und das andere der Gesellschaft mittheilte. Indem ich noch las, hatte sich auch ein junger Mann, auf den ich kaum gemerkt, mit Stiefeln und Sporen und einem kurzen, grünen aufgeschlagenen Jagdrocke unter die übrigen Zuhörer gemischt. Er saß mir gegenüber und hörte sehr aufmerksam zu. Außer ein paar schwarz glänzenden italienischen Augen, die er im Kopfe hatte, wüßte ich sonst nichts, das mir besonders an ihm aufgefallen wäre.* Allein es war dafür gesorgt, ich sollte ihn schon näher kennen lernen. Während einer kleinen Pause nämlich, wo einige Herren über dieß oder jenes Stück ihr Urtheil abgaben, eines lobten, das andere tadelten, erhob sich jener feine Jäger — denn dafür hatte ich ihn anfänglich gehalten — vom Stuhle, nahm das Wort und erbot sich in demselben Augenblick, wo er sich auf eine verbindliche Weise gegen mich verneigte, daß er, wofern es mir beliebte, im Vorlesen, damit ich nicht allzusehr ermüdete, von Zeit zu Zeit mit mir abwechseln wollte. Ich konnte nicht umhin, diesen höflichen Vorschlag anzunehmen, und reichte ihm auf der Stelle das Buch. Aber Apoll und die neun Musen, die drei Grazien nicht zu vergessen, was habe ich da zuletzt hören müssen! Anfangs ging es zwar ganz leidlich: „Die Zephyre rauschten, die Bäche rauschten, die Sonne verbreitet ihr Licht mit Wonne." Auch die etwas kräftigere Kost von Voß, Leopold Stolberg, Bürger wurde so vorgetragen, daß sich keiner darüber zu beschweren hatte. Auf einmal aber war es, als ob den Vorleser der Satan des Uebermuths beim Schopfe nehme, und ich glaubte den wilden Jäger in leibhaftiger Gestalt vor mir zu sehen.

* Sollten etwa in diese Zeit die Verse Gleims fallen:

Goethe hat ein Lied gemacht,
Amor steht von fern und lacht.

* Seltsam ist es, wie Falk dieß schreiben konnte, der doch aus Goethes persönlicher Bekanntschaft wissen mußte, daß Goethe braune Augen hatte und die schöne griechische Bildung seines Gesichts einen wunderbaren Eindruck machte.

Er las Gedichte, die gar nicht im Almanach standen, er wich in alle mögliche Tonarten und Weisen aus. Hexameter, Jamben, Knittelverse, und was nur immer gehen wollte, alles unter- und durcheinander, wie wenn er es nur so herausschüttelte. Was hat er nicht alles mit seinem Humor an diesem Abend zusammenphantasirt! Mitunter kamen so prächtige, wiewohl nur eben so flüchtig hingeworfene als abgerissene Gedanken, daß die Autoren, denen er sie unterlegte, Gott auf den Knieen dafür hätten danken müssen, wenn sie ihnen vor ihrem Schreibpulte eingefallen wären. Sobald man hinter den Scherz kam, verbreitete sich eine allgemeine Fröhlichkeit durch den Saal. Er versetzte allen Anwesenden irgend etwas, auch meiner Mäcenschaft, die ich von jeher gegen junge Gelehrte, Dichter und Künstler für eine Pflicht gehalten habe; so sehr er sie auf der einen Seite belobte, so vergaß er doch nicht auf der andern Seite mir einen kleinen Stich dafür beizubringen, daß ich mich zuweilen in den Individuen, denen ich diese Unterstützung zu Theil werden ließ, vergriffe. Deßhalb verglich er mich witzig genug in einer kleinen ex tempore in Knittelversen gedichteten Fabel mit einem frommen und dabei über die Maßen geduldigen Truthahn, der eigene und fremde Eier in großer Menge und mit großer Geduld besitzt und ausbrütet, dem es aber en passant auch wohl einmal begegnet, und der es nicht übel nimmt, wenn man ihm ein Ei von Kreide statt eines wirklichen unterlegt. „Das ist entweder Goethe oder der Teufel!" rief ich Wieland zu, der mir gegenüber am Tische saß. „Beides," gab mir dieser zur Antwort; „er hat einmal heute wieder den Teufel im Leibe; da ist er wie ein muthiges Füllen, das vorn und hinten ausschlägt, und man thut wohl, ihm nicht allzu nahe zu kommen."

Wir haben diese überall gläubig nachgeschriebene Erzählung vollständig mitgetheilt, um unsere entschiedenen Zweifel an der Wahrheit derselben besser begründen zu können. Falk war im Juni 1796 von Voß zuerst bei Gleim eingeführt worden, der damals gegen den erklärten Spötter zurückhaltend war; später, nach dem Erscheinen der Xenien, die den Vater Gleim aufs äußerste gegen Goethe erbitterten, sprach er wieder bei Gleim vor. Bei dieser Verstimmung ist es unmöglich, daß Gleim, als er diesen Schwank erzählte, wie Falk bemerkt, „sich ausnehmend darüber ergötzt" habe; eher sollte man denken, er habe des Spottes von Goethe nicht ohne Unwillen gedacht. Auch der ganze Ton der Erzählung widerspricht entschieden der Ausdrucksweise Gleims, was Riemer auch bei manchen andern Berichten Falks mit Recht hervorhebt, und die Geschichte selbst leidet an manchen innern Unwahrscheinlichkeiten; denn daß Goethe dem Gaste nicht vorgestellt worden sey, auch nicht in der eingetretenen Pause, widerstreitet doch zu sehr aller Schicklichkeit, man müßte denn an einen verabredeten Scherz denken, wovon aber nicht die geringste Andeutung gegeben ist. Dazu treten andere Bedenken. Nach Falks Darstellung sollte man glauben, diese Scene habe sich in Weimar zugetragen, da doch die Herzogin Mutter während dieser Zeit sich auf dem Schlosse zu Ettersburg, anderthalb Stunden nördlich von Weimar, befand, wohin freilich Wieland seinen Gast wohl geführt haben wird, da er mit der Herzogin Mutter auf vertrautestem Fuße stand. Wenn Gleim den neuen Göttinger Musenalmanach mitgebracht haben soll, worin auch Gedichte von Voß gestanden, so müßte der Göttinger Musenalmanach hier mit dem von Voß herausgegebenen verwechselt seyn, da dieser seit dem Jahre 1775 in jenen keine Beiträge mehr lieferte. Ueberhaupt aber fällt das Erscheinen der Musenalmanache erst in die zweite Hälfte des Jahres, so daß Gleim Ende Juni höchstens nur einzelne von Voß ihm mitgetheilte Druckbogen hätte mitbringen können. Goethe war am 16. Juni durch die Nachricht vom Tode seiner Schwester in tiefster Seele erschüttert worden, so daß er die folgenden Tage in „Leiden und Träumen" zubrachte. Gleich darauf suchte er Trost bei Frau von Stein zu Kochberg, und ging von dort, da die Freundin verreisen mußte, nach dem Schlosse zu Dornburg, wohin sich die Herzogin Louise zu längerem Aufenthalte begeben hatte. Am 5. Juli kehrte er von da nach Kochberg zurück. Daß er während Gleims Anwesenheit in Weimar gewesen, ist durchaus unwahrscheinlich, dagegen wird er wohl mit der Herzogin Louise die Herzogin Mutter einmal zu Ettersburg besucht haben, wie letztere bald darauf einmal nach Dornburg kam. Damals traf Goethe mit Gleim zusammen.

Noch zitterte der Schmerz über den Verlust der Schwester in Goethes Seele, und auch um Frau von Stein, die noch immer in der Ferne weilte, war er besorgt; ganz in sich versenkt, freute er sich an landschaftlichen Zeichnungen. Jener geniale Uebermuth, worin ihn die Falksche Geschichte zeigt, lag ihm zu jener Zeit ganz fern, und auch Gleim erwähnt desselben in der angeführten Briefstelle gar nicht; er fand Goethe nur zu feurig und zu stolz. Je verschlossener er in sich war, desto weniger konnte er sich Gleim zutraulich nähern, doch mochte in der Unterhaltung sein Feuer auf eine Gleim unbequeme Weise aufblitzen. Wohl möglich ist es, daß er in jener witzigen Weise sich über die aller Welt bekannte Versorgungssucht Gleims geäußert, obgleich uns das gewählte Gleichniß für Goethe

nicht treffend genug scheint; das Lesen aus dem Musenalmanach möchten wir aber als eine Ausschmückung Falks betrachten, der vielleicht eine andere Anekdote benutzte, wonach Goethe wirklich einmal mit dem mitgebrachten neuen Musenalmanach die Gesellschaft auf solche Art mystificirte. Hätte Gleim eines solchen Schwankes sich herzlich gefreut, so würde wohl die ganze Begegnung eine freundlichere geworden seyn, während es nach seinem eigenen Berichte zu gar keinem vertraulichen Worte kam. Wahrscheinlich hielt sich Gleim mehr an die beiden Herzoginnen, und er mochte vor Goethe sich scheuen, von dessen ausgelassenen Tollheiten ihm das übertreibende Gerücht so viel berichtet hatte. Auch Gleims Gastfreund Wieland war damals gegen Goethe verstimmt, der zwar immer gut und harmlos sey, aber sich nicht mehr mittheile, wie er am 13. Juni an Merck schrieb. Möglich ist es, daß gerade Wieland, wie er in diesem Kreise sich oft hinreißen ließ, durch eine unbesonnene Aeußerung Goethe in Feuer setzte, der in solchem Falle keine Schonung kannte, sondern den Unglücklichen mit glühendsten Pfeilen traf, wodurch er sich denn bei Gleim nichts weniger als empfehlen konnte. Genug, es kam bei dem dießmaligen Besuche Gleims, der überhaupt in Weimar wenig Aufsehen gemacht zu haben scheint, zu gar keiner Annäherung, vielmehr fühlte sich der alte preußische Grenadier hier recht fremd; auch zu den Herzoginnen bildete sich kein Verhältniß.

Als Gleim im folgenden Jahr neue preußische Kriegslieder anstimmte, da der bayerische Erbfolgekrieg Deutschland wieder in Flammen zu setzen drohte, konnte Goethe, der den Krieg als das höchste Unglück betrachtete, davon nichts weniger als erbaut werden. Er befand sich im Mai desselben Jahrs mit dem Herzog in Berlin, wo er aber die höchste Zurückhaltung beobachtete, weßhalb man ihn allgemein für stolz erklärte. Auch Gleim hörte von dort her über seinen Stolz klagen, wohl von andern eher als von der Dichterin Karschin, die Goethe damals besuchte. Auch als in den folgenden Jahren Goethes Verhältniß zu Herder sich freundlicher gestaltete und zuletzt zur höchsten Innigkeit gedieh, blieb Gleim ganz kalt gegen jenen. Die wenigen Erwähnungen Goethes in den von Herder und dessen Gattin nach Halberstadt gerichteten Briefen ließ er ganz unerwiedert, wogegen er an den Nachrichten von Wieland und der herzoglichen Familie lebhaften Antheil nahm. Als Herder im Sommer 1783 Gleim zu Halberstadt besuchte, wird er dem Freunde über Goethe, mit dem er damals ganz gut stand, das Beste berichtet haben. Im August sprach die Herzogin Mutter auf der Reise nach Braunschweig bei Gleim vor, dem sie einen Brief von Herder überbrachte. Goethe kam am Abend des 13. September nach Halberstadt, um mit der von Braunschweig zurückkehrenden Herzogin Mutter zusammen zu treffen; wahrscheinlich besuchte er Gleim am 14. in Begleitung der Herzogin Mutter und des braunschweigischen Hofes, in deren Nähe er den ganzen Tag zubrachte. Gleim schreibt denselben Tag an Herder: „Heute kommt die Fürstin zurück und fordert, ja sie fordert einen Brief an meinen, meinen Herder. — Ich hörte von Goethen, den ich verwandelt gefunden habe, hörte, daß Ihr alle euch wieder besser befändet."

Wie kalt Goethe, der bei aller guten Laune, die er gegen Fremde damals zeigte, doch zu keinem offenen Ergusse seines Wesens sich bereit finden ließ, dem guten Gleim vorgekommen, ersieht man aus der Aeußerung des letzteren in einem Briefe vom 6. April 1784. „Grüßt die Freunde dort," schreibt er an Herder, „die Wielande, die Einsiedel, die Bertuche, die Seckendorfe. Könnt' ich mich rühmen, daß ich euern Goethe gefunden hätte — so bät' ich auch den zu grüßen; ich hab' ihn aber nicht gefunden, er war mir hier zu kalt, zu hofmännisch, und dort zu feurig und zu stolz. Ich lieb' ihn aber doch, wie man die Mädchen liebt, von welchen man geliebt zu werden keine Hoffnung hat, und beklage, daß er stolz und feurig nicht geblieben ist." Zu einer Annäherung an Goethe konnten auch die freundlichsten Aeußerungen von Herder und dessen Gattin den alten preußischen Grenadier nur sehr spät bestimmen. Als Herders Gattin im April 1785 gemeldet hatte, sie verlebten manchen Abend herzlich gut bei Goethe, der von den Werken seines nie müßigen inneren Geistes ihnen manchmal etwas mittheile, ging Gleim darauf nicht ein, bemerkte dagegen in der Erwiederung, gebe der Herzog von Weimar nicht die Kosten zu Herders Badereise nach Karlsbad, so schelte er auf seinen Minister (Goethe). Im folgenden Jahr bat er Herders Gattin, in seinem Namen auf ein Exemplar von Goethes Werken zu subscribiren, und am 6. Januar 1787 legte er auch für Goethe ein Exemplar seiner goldenen Sprüche des Pythagoras bei. Erst durch Herders Gattin erfuhr er, daß Goethe seit dem Herbst in Rom sey, woher er vielleicht in einem halben Jahr vergnügt zurückkehren werde. „Wir genießen sein Glück ganz mit ihm," meldete sie. „Wir haben in den letzten drei Jahren nur mit ihm gelebt, an Geist und Herz verbunden."

In demselben Briefe hatte sie ihrem Widerwillen gegen Berlin einen sehr starken Ausdruck gegeben. Gleim konnte dabei die Vermuthung nicht unterdrücken, Goethe habe ihnen wohl eine so falsche Ansicht von der Königsstadt beigebracht, wodurch er sich gröblich versündigt,

da er über sie nicht unparteiisch urtheile. „Den Berlinern kam er stolz vor und wurde deßwegen nicht überall gut aufgenommen. Sie wissen, daß er einst mir auch so vorkam. Also mögen die Berliner nicht ganz unrecht haben.“ Man sieht, wie schwer es Gleim hielt, von seinem Vorurtheil gegen Goethe zurückzukommen, zu dessen Verständniß ihm jeder Schlüssel fehlte. Die Erwiederung von Herders Gattin, er thue Goethe unrecht, den er mehr als jemals lieben würde, wenn er ihn wie sie kennte, vermochte auch keine wesentliche Aenderung seiner Ansicht zu bewirken. Als die vier ersten Bände von Goethes Werken erschienen waren, weiß Gleim nichts anderes darüber zu bemerken, als: „Goethe soll keine Mitschuldigen mehr drucken lassen!“ Er fragt nach der Zeit seiner Rückkunft und fügt nur hinzu, er denke ihn sich in Rom als einen Götz von Berlichingen. Also über die Iphigenie, über die herrliche Zueignung kein Wort der Anerkennung!

(Schluß folgt.)

Friesische Köpfe.

(Fortsetzung.)

Dem jungen Manne schien es wohl zu thun, eine Handlung zu bekennen, bei der seine Verantwortlichkeit ihm vielleicht erst in dieser Stunde recht klar wurde. Hatte doch bisher seine Umgebung ihm zu einer Heirath Glück gewünscht, in der die Verbundenen kaum den Anschein der gegenseitigen Neigung zu bewahren vermochten; aber seine Schwester war arm und ihr Bewerber ein für reich geltender Emporkömmling. Es ist die alte Geschichte, welche Louise von Rohrdack widerfuhr, die auch schon damals alte Geschichte, obgleich man noch nicht daran gedacht hatte, sie in jenen lustigen Reim zu bringen, und am wenigsten fiel das dem ehrenfesten Rittmeister ein, der geneigter war denn je, die Sache recht ungereimt zu finden.

Da er nun einmal seiner einzigen Verwandten erwähnt hatte, bahnten die alten Herzensklänge sich leichter den Weg zu dem Ohre der Friesin, empor aus der grollenden Brust eines Mannes, der sich recht verarmt an Glück wußte. Er erzählte von seiner und seiner Schwester Jugend, vom Tode der Eltern, von der Trennung der Geschwister. Da sah denn Leyda die enge Oberfläche eines Frauenlebens und all das verborgene Leid darunter, das zwischen Druck und Entbehrung Zweig an Zweig ansetzte, kalt, blüthen- und freudlos, gleich den Blutkorallen im Meeresgrund. Still duldete Louise, ergeben reichte sie einem eiteln, prunkenden Gatten die Hand, an dessen Seite sie nun lebte, nichts entbehrend — weil sie nichts erwartet hatte.

Leydas Lippen waren leicht geöffnet, als hätte sie ohne diese Vorsicht fürchten müssen, die schnellen Athemzüge möchten irgend etwas in ihrer Brust zersprengen. Obgleich sich der Erzähler geschmeichelt fühlte vom Eindruck seiner Mittheilungen, die er vielleicht ein wenig dunkler gehalten hatte, als dieß ohne sein gebrochenes Bein, ein wochenlanges Schweigen und die rothen zitternden Lippen der Zuhörerin geschehen wäre, schnitt er doch alle romantischen Nachklänge kurz ab mit der Bitte: „Nun, Jüffer, ich denke, Sie werden es billig finden, wenn ich mir, als Belohnung für mein vieles Reden, zum Vesperbrod einen von Ihnen frisch gebackenen Kuchen und für die Dämmerstunde die Geschichte irgend einer andern liebenden Gräfin ausbitte.“

„Den Kuchen,“ erwiederte Leyda, „werde ich erst morgen backen können, junger Herr, da ich heute mit Edo Gronewald von Kolmuntje Schrittschuh laufen werde.“ — „Mit Edo Gronewald von —?“ — „Von Kolmuntje, Herr; das ist seine Besitzung und dazu eine gute.“

„Ganz recht!“ rief der Rittmeister und lachte wieder so spöttisch als vorher, „und mit dem guten Besitzer will die Jüffer „Scharzen rieden,“ wie die Hilke sagt?“ — „Ja, natürlich will ich das,“ sagte Leyda verweisend. — „Sehr natürlich!“ rief der Rittmeister und lachte, daß die Fenster klirrten, über den tölpelhaften, vierschrötigen guten Besitzer, den er noch nie gesehen hatte. Die Augen der Jüffer wurden feucht, aber sie raffte ihren ganzen Stolz sichtbar zusammen und sprach im Hinausgehen: „Hier in Ostfriesland, Herr, hält man es für eine Beleidigung, ohne Grund über Menschen zu lachen!“ Dann schloß sich die Thür

und der Rittmeister zertrümmerte mit einem Faustschlag ein Zwillingspaar von Thonpfeifen, das auf dem Kaminsims lag, ohne daß irgend eine sichtbare Veranlassung von ihrer Seite zu diesem Verfahren gegeben worden wäre.

Abel Kortesent pflegte mit allen Hausbewohnern zu speisen. Diese Mahlzeiten waren indeß nichts weniger als gesellig; das Gebet abgerechnet wurde meist gar nicht geredet und der einzige Laut, außer dem Scharren der Löffel auf den Zinntellern, war, wenn sich Abel statt der Schelle seines Einschlagmessers bediente, um dreimal auf den Tisch zu klopfen. Dann stand eine Magd auf und brachte heiße Kartoffeln, denn jedem Ostfriesen sagen nur durchaus glühende Kartoffeln zu, die nur etwas erkalteten werden zurückgestellt.

Heute war man sehr gesprächig. Hilke, durch Alter und Treue zu einer Aeußerung berechtigt, fürchtete, daß ihr Patient wieder einen Fieberanfall habe, da sein Gesicht glühe und er nichts esse. Weder Abel noch seine Tochter antworteten etwas, als sie ihre Besorgniß aussprach; eine andere Magd aber benutzte den Moment, um ihrer Nachbarin zuzuraunen: „Die Jüffer ißt nichts, Ecko Gronewald wird gewiß heute für sich reden lassen!“

Leyda aß wirklich nichts und ging gleich nach dem Schlußgebet in ihre Kammer, wo sie eine Menge fester Röcke anzog zu ihrer verabredeten Partie, nebst ein Paar Schnallenschuhen, und dann in der Kälte sitzen blieb, bis Ecko kam.

Ecko war ein sehr ansehnlicher junger Mann; sein blondes Haar hing ihm bis auf die Schultern, seine Augen hatten eine reine, leuchtend blaue Farbe und sein Teint war so frisch, als es nur eine feuchte Gegend und die weiche Küstenluft möglich machen. Der junge Gronewald trug einen Rock mit kurzer Taille und großen Knöpfen, welcher äußerst feierlich aussah, kurze Beinkleider und einen Krämpenhut. Herr von Rohrbach beobachtete durch das Seitenfenster, wie er und Leyda dem Canal zugingen, mit dem gesetzten, beinah strengen Anstand ihrer Landsleute, wie Ecko auf sein Taschentuch niederkniete und Leyda die Schrittschuhe unterband. Als ihr rechter Fuß bewaffnet war und sie nun den linken aufhob, stützte sie sich leicht mit der Hand auf die Schulter ihres Gefährten; dann, während sich der junge Gronewald auch die Eisen unterschnallte, wiegte sich Leyda, die eigene Geschicklichkeit prüfend, auf der Eisfläche mit wunderbar ruhiger Grazie umher. Der Rittmeister hatte noch nie eine Frau Schrittschuh laufen sehen, und es war ihm, als ob nie etwas Zauberhafteres erdacht werden könnte. Der ganze Rhythmus ist größer, freier, kräftiger, als bei irgend einem Tanz, und doch auch wieder weiblicher, seelischer, da er bei der Schnelligkeit des Fluges eine sichere Haltung auf den beiden, messerrückenbreiten Eisen unter den Sohlen fordert, die noch dazu in Ostfriesland ohne Rille sind und deßhalb nicht in's Eis schneiden, um das schnelle Fortgleiten zu erleichtern.

Jetzt erhebt sich Ecko, er beschreibt auf Einem Fuße abschwenkend einen ungeheuren Bogen um das Mädchen, dann wirft er den Körper herum, kreuzt die Arme und bildet denselben Cirkel mit dem andern Fuße, tief nach der innern Seite des Kreises gebeugt. Die Probe schien genügend; der junge Mann legt die linke Hand auf den Rücken und Leyda erfaßt sie mit ihrer rechten; die beiden kräftigen Figuren biegen in einem langen Schritt tief rechts, eben so links, und der Rittmeister entsetzt sich, wie viel kleiner die Gestalten bei jeder dieser wiegenden Bewegungen werden, jetzt nur noch Punkte, jetzt kleine hüpfende Stäubchen, jetzt nichts mehr, als das Aufblitzen des Eises im Sonnenschein.

Das Haus war so still wie immer, das Torffeuer verzehrte sich unhörbar und die beiden großen Männer hingen neben der Uhr, als harrten sie gespannt des Stundenschlages, wo sie aus ihren Rahmen hervorbrechen und alle kleinen, selbstsüchtigen, beschränkten Geister unter die Füße treten dürften. Der Rittmeister versuchte an seine Schwester zu schreiben; es war seit den drei Jahren ihrer Ehe das erste mal; er wollte sich jetzt bewußt werden, daß er nicht ganz allein und verloren auf der Erde sey. So begann er seinen Brief mit Klagen und schloß ihn mit einigen etwas unklaren Sätzen, die aber keineswegs eine verständliche Schlußfolge zu der im Anfang an den Tag gelegten Gehässigkeit gegen Alles, was ihn umgab, bildeten. Man kann es dem armen Kriegsmann nicht so sehr übelnehmen, daß er, der so selten seine Gefühle aussprach, ein wenig die Beleuchtung seines Berichtes im Schreiben änderte; hat es ja selbst Schiller im Don Carlos eben so gemacht, und deßhalb ist der erste Theil doch nicht minder schön und wahr, als der andere.

Indeß schlug die Uhr vier. Noch zitterte der Ton im Uhrwerk, als draußen ein Pferd stampfte, und zwar recht kräftig, denn es war ein großes Thier mit ungeheuren Knochen und einer Ramsnase; zu diesen Naturgaben kam noch der beinahe gemästete Zustand des glatten, übermüthigen Braunen, um solch unerhörten Lärm zu machen. Als der Kranke sich überzeugt hatte, daß er kein Hippopotamus, sondern ein Pferd vor sich habe, betrachtete er das spinnradähnliche, zweiräderige Vehikel, welches dasselbe bewegte, und schließlich einen tabakdampfenden Mann, der die

Seele des Ganzen seyn mußte, denn er führte ein paar breite, schwere Lederzügel. Hilke erschien jetzt gleichfalls draußen; sie stellte sich vor das fette Roß, während der Fremde sehr langsam von seinem Rädersitz herunter kletterte. Nun ertönte auch Abel Kortefents Stimme und beide Männer kamen, die Hüte auf den Köpfen, in die Upkammer; eine Magd folgte, wischte mit der Schürze zwei Stühle ab und rückte diese an's Feuer. Der Hausherr setzte sich nicht gleich neben den Gast, sondern zog erst den Rock aus, um ihn mit einem Wammse zu vertauschen, das man „Buserundje" nennt und das eine bequeme Hauskleidung bildet.

Herr von Rohrback achtete nicht auf die sehr langsame, scheinbar immer im Sterben liegende Conversation. Er sah wie im Traume, daß Hilke zwei ungeheure Zinnkrüge mit Eierbier herbeitrug nebst Käse, Butter und Brod; als aber das alles mit gutem Appetit angegriffen war, entstand eine sonderbare Pause, die beiden Friesen schlugen ihre Krempenhüte fester auf den Kopf und der Gast redete etwas schneller, mit der Betonung eines Recitirenden oder Vorlesenden, und der Kernsatz dieser Rede schloß mit „Edo Gronewald von Kolmuntje und Jüffer Leyda Kortefent." Abel nickte wiederholt und drückte die Fäuste des Redners.

Der Rittmeister zuckte mit der Hand nach seinem kranken Beine und lachte dann so laut und eigenthümlich, daß die Alten ihre Pfeifen aus dem Munde nahmen und sich umblickten; da aber die Augen des Lachenden nicht auf sie, sondern hinaus auf den Kanal gerichtet waren, dachten sie, es werde draußen etwas Komisches vorgehen, und rauchten und sprachen ungestört weiter.

Während der Dämmerung trat Edo ein, Abel ging ihm bis mitten in's Zimmer entgegen und schüttelte auch ihm die Hand, der junge Gronewald grüßte leicht nach dem Rittmeister hinüber und setzte sich dann zu den Männern, eben so ruhig und gemessen wie die Alten, nur daß zuweilen seine Blicke nach der Thür flogen und sich nur dann zurückzogen, wenn der Rittmeister durch ein Räuspern zu erkennen gab, daß er, trotz der Dämmerung, das Zeichen ungeduldiger Erwartung bemerke. Jetzt erschien Hilke mit einer Lampe und hinter ihr die Herrin des Hauses, eine Platte mit Theeservice tragend. Leyda sah sehr frisch und gut aus nach dem Eislauf; sie begrüßte den fremden Alten als „Ohm" und ging dann um den Tisch herum zu Herrn von Rohrback, dem sie die Hand reichte. „Wie geht es Euch, junger Herr?" sagte sie theilnehmend. „Da man mir unten im Dorfe sagte, es würde wieder Krieg werden, so habe ich Euch ein paar Tageblätter mitgebracht, weil Ihr ja doch Vater Abels Kranten * nicht versteht."

Der Angeredete hielt ihre Hand, während sie sprach, fest, um sie plötzlich mit den Worten: „Was kümmert's mich, ob Krieg oder Frieden?" wieder fahren zu lassen und mit erbitterter Theilnahmlosigkeit die Bilder neben der Uhr anzublicken. Seine üble Stimmung würde nicht eben besser geworden seyn, wenn er ein zufriedenes Lächeln erhascht hätte, das sich über die Gesichter des alten Abel und seiner Tochter gleichzeitig schlich, ohne daß sie sich indessen ansahen, denn Leyda begann den Thee in die rings um sie aufmarschirten Tassen zu gießen, in denen der harte, weiße Candiszucker klingend zersprang und seinen Geist als theeduftige Rauchsäulen emporwirbelnd aufzugeben schien.

Der Rittmeister erwog ernstlich, ob es nicht rathsamer sey, seinem Leben auf der Stelle ein Ende zu machen, als den langsameren Tod durch Mißmuth und Langeweile abzuwarten; er sehnte sich krankhaft nach einem Ereigniß, etwa Feuer im Schornstein, das Brechen der Emsdeiche bei einer unerhörten Springfluth, oder sonst etwas der Art; aber seine Umgebung wurde nur noch monotoner durch das Eintreten des Domine, ** dessen fette Züge sich sonderbar zu verzerren schienen, je nachdem eine Tabakswolke über die breiten Wangen, die stumpfe Nase, oder die wollige Perrücke kroch, auf der sein dreieckiges Hütlein thronte.

Leyda war ganz Wirthin; es blieb zu bewundern, wie diese vier unbeweglichen Männer ihr immer neue Aufmerksamkeiten entlocken konnten, und wie sich ihre Gestalt so sonderbar frisch und elastisch ausnahm zwischen ihnen. Allerhand Küchendüfte verkündeten das Abendbrod, welches in feierlicher Weise in der Upkammer genossen wurde. Leyda half die Gäste bedienen, ihr Platz neben Edo Gronewald war fast immer leer. Endlich verschwand sie ganz und der Rittmeister, welcher den Mund weder zum Essen noch zum Sprechen aufgethan hatte, schloß jetzt in seiner Krankenecke auch die Augen, weil ihm, nachdem er innerlich alles erschöpft hatte, die zu bespötteln und zu verwünschen, mit denen er Eine Luft athmete, die Welt unaussprechlich öde vorkam. Es überrieselte ihn, als schwämme er, ohne untergehen, aber ohne athmen zu können, auf dem todten Meer; am Ufer stand die alte Hilke und suchte ihn mit einer langen, unendlich langen Feuerzange wieder heraus zu ziehen. Dieß war zuletzt keine Täuschung; Hilke hatte ihn am Arm gefaßt und er schlug mühsam die Augen auf.

---

* Kranten, Zeitungen.

** Domine, Prediger.

„Keinen Eierkuchen, junger Herr?" fragte die alte Magd und hielt ihm die Schüssel mit dem unheimlichen Ausdruck des Triumphes hin, den einst Herodias gehabt haben mag vor dem Haupte Johannes des Täufers. Der träumende Kriegsmann errieth nichts, als daß die Magen der vier Friesen endlich gefüllt seyen, denn die Schüssel war noch unberührt. Aber wie kläglich saßen die rüstigen Esser plötzlich da! Edo war todtenbleich und zerquetschte seinen Hut auf's unbarmherzigste, der alte Abel zeigte in Miene und Haltung eine durchaus nicht anziehende Energie, während der freiwerbende Oheim sich erhob und sein Gehen dadurch ankündigte, daß er nach seiner langen Peitsche griff, die in der Ecke stand. Bei dieser allgemeinen Kriegsbereitschaft sah sich Herr von Rohrbach gleichfalls nach einer Waffe um, aber noch ehe er sie gefunden, war die Ruhe zurückgekehrt und der Geistliche sprach so erbaulich den Tischsegen, als ob das letzte Fünkchen seiner Intelligenz im ungegessenen Eierkuchen erstickt wäre.

Der Rittmeister erwartete nach dem Verschwinden der Gäste eine häusliche Scene und ahnte, daß Leyda zu irgend einer Verantwortung gezogen werden würde, aber es geschah nichts dergleichen. Einige unschuldige Gegenstände wurden zwar arg behandelt, ehe die Thür hinter Abel in's Schloß donnerte, aber Leyda ward nicht mehr sichtbar. Der Offizier legte sich, mit Hülfe seines Burschen, so gut gelaunt in seine Koje, * als sey ihm etwas außerordentlich Angenehmes begegnet.

Da er in seiner neugierigen Erregung nicht schlafen konnte, erinnerte ihn ein Flüstern, daß zwischen ihm und Leydas Kummer nur eine dünne Bretterwand sey. Schnell klopfte er an dieselbe und fragte, herzlicher als er vielleicht beabsichtigte: „Ich hoffe, Jüffer Leyda befindet sich wohl?" — Eine Pause trat drüben ein, dann erwiederte Hilke, seinem Kopfkissen möglichst nahe, durch die Wand: „Die Jüffer und ich haben dem Edo Gronewald einen Pfannkuchen gebacken und das ist die Sitte, wenn man einen Freier abweist! Gehabt Euch wohl, Herr!" Dem Kranken war wirklich ungemein wohl; trotz dem schlief er nicht, er gönnte sich nicht die Zeit dazu, obgleich sie ihm noch heute Nachmittag so tödtlich lang erschienen war.

Der nächste Tag fand den Patienten sorglich gekleidet neben dem Kamin, in seine Zeitung versenkt. Es war, wie das Mädchen sagte: Preußen schickte sich endlich an, den Druck der französischen Herrschaft abzuschütteln, die schwer auf dem Lande lastete, ohne daß ihr eigentlicher Name und Charakter bis in die entfernteren Provinzen gedrungen war; wenigstens kam Abel Kortesent über diesen Punkt noch nicht ganz in's Reine. Erst Jena und Auerstädt ätzten unverlöschlich, auch in die selbstsüchtigsten, unzugänglichsten Herzen einen Namen, der eine grenzenlose Wuth erzeugte und dessen Nachklang wunderbar durch das Jahrhundert fortdröhnt. Leyda, die etwas bleicher als sonst eintrat, fand ihren Schützling in der kriegerischsten Stimmung; er berechnete Tag und Stunde, wo auch er wieder im Sattel sitzen und dem Vaterlande dienen könnte. Das Gesicht des Mädchens ward noch umschatteter. „Ich meinte," sagte sie stockend, „Ihr fürchtetet, Euer Unfall möchte Euch verhindern, Soldat zu bleiben?" — „Ich fürchtete das allerdings bis heute — bis gestern, liebe Jüffer; aber nun fühle ich mich auf einmal so wohl, so ermuthigt, daß ich denke, es wird Alles gut gehen, die sorgsame Pflege hier wird mir schon wieder aufhelfen." Leyda drückte die Stirn an die Scheiben und der Sprecher konnte nicht sehen, welch tiefe Entmuthigung seine Kampfesfreude hervorgebracht hatte.

„Ihr seyd mir noch eine Erzählung schuldig," rief der Rittmeister munter, „oder werdet Ihr heute wieder einen Eislauf unternehmen und Euern lahmen Gefährten einsam lassen?" — „Meine Erzählung," sagte die Friesin, „ist sehr kurz und einfach; sie ist mir nur deßhalb lieb vor den andern, weil sie mir die schmerzlichste zu seyn scheint. Im Archiv des Schlosses zu Aurich sah ich hinter einem schlechten Glase und schwarzem Holzrahmen einen Brief in friesischer Sprache, und darauf eine hellblonde Locke, die vor dreihundert Jahren gewiß sehr weich und glänzend gewesen ist. Beides kam von Edzards Tochter, die gleich ihrer Großmutter Theda hieß, und ward an dem Tage ihm zugesandt, wo das junge Mädchen in's Kloster ging. Sie erscheint im Briefe sehr ergeben — zerbrochen möchte ich sagen; denn was ist ein Daseyn, das in der Jugend jedem Erdenwunsche entsagt? Das arme Kind mag sehr allein gewesen seyn; ihre Mutter starb so früh, und eine einzige Schwester verwelkte in der Blüthe ihrer Jahre. Wann die Klosterjungfrau zu schöneren Träumen einschlief, weiß ich nicht, sie war ja schon lebendig todt. Man glaubt, sie habe das Kloster einer Heirath mit einem Grafen von Oldenburg vorgezogen."

„Ganz recht," fiel der Rittmeister ein, und winkte nach den beiden Bildern herüber: „mein alter Fritz wird auch von einer Prinzessin gehört haben, die lieber ihr Antlitz entstellte, als ihr Herz verkaufte, auch von den Mauern eines Stiftes, die manches sagen könnten, wären sie nicht von Stein. Alles Feste, Abgeschlossene ist harter, kalter Natur!" — „Die größte Festigkeit,"

* Wandbettstelle.

meinte die Friesin, „ist nicht hart und kalt gegen andere; das ist sie nur, wenn sie aus Selbstliebe und Ehrsucht entstand, aber die Eigenschaft, die uns am unwandelbarsten begleitet, ist zugleich die wärmste und weichste unserer Seele!“

Leyda blickte hinaus; der Zuhörer wünschte ihre Gedanken vom Allgemeinen ab und dem Besondern wieder zuzuwenden; so fragte er: „Meinen Sie nicht auch, Leyda, daß Ihre arme Theda einen andern liebte, da sie den Grafen ausschlug?“ — Das gebräunte Gesicht des Sprechenden wurde noch dunkler bei dieser Frage, so rasch und heiß stieg ihm das Blut in die Wangen; er beugte sich vornüber, um die Antwort aufzufangen. „Die Geschichte sagt nichts davon,“ erwiederte Leyda stockend. — „Aber Ihr Herz, Leyda, Ihr Herz?“ — „Ich glaube, sie hätte ihrem Vater gehorcht, hätte sie nicht bereits anders gewählt gehabt. Aber, um Gotteswillen, junger Herr, was beginnt Ihr? Wollt Ihr das Bein von neuem brechen, daß Ihr aufsteht?“

Leyda stand vor ihm und drückte ihn auf seinen Sitz zurück. „Wie, Leyda! mich sollte ein zersplitterter Knochen hindern, vor Sie zu treten und zu fragen, ob der Mann mir kein Fremder ist, dem Edo Gronewald weichen mußte? Nein, lassen Sie mich aufstehen, damit Sie erkennen, es ist kein Invalide, sondern ein ganzer Mann, der so fragt!“

„Bleibt nur sitzen,“ rief Leyda, „es hülfe ja nichts, wenn Ihr meinen Augen auch einen Riesen zeigtet und das Herz wüßte nichts davon. Wenn Ihr mir vertraut, lieber Herr, so fragt nun nicht weiter; laßt Alles wie es ist, bis Ihr wieder ganz gesund seyd.“ — „Nein, Leyda, das ist nicht mehr möglich, ich habe mich meiner Frage nicht zu schämen und deßhalb wiederhole ich sie. Ich denke, es müßte mich verbrennen, sie noch länger in der Brust zu verschließen!“

„Herr,“ sagte das Mädchen ernst und trat einen Schritt zurück, „man hält die Friesen für wortkarg, weil sie nur solche Worte sprechen, für die sie haften können und wollen!“ — „Sehe ich aus wie ein Lügner, Jüffer?“ — „Nein und deßhalb prüft, ehe Ihr sprecht, damit Ihr nicht werdet, was Eurer Natur zuwider ist!“ — „Vor allem hasse ich das Zögern, eigensinniges Mädchen. Ich habe keinen Freiwerber, ich muß selbst sprechen, wenn Ihr Herz mir nicht zu Hülfe kommt. Es ist nur ein freudloses Daseyn, das ich Ihnen bieten kann!“

Der Rittmeister schlang krampfhaft seine Hände in einander und erwartete trübe sein Urtheil. Man ist ja immer am ärmsten in den Stunden, wo man am reichsten seyn möchte. — „Mein Gott,“ murmelte das Mädchen und ihre Augen wurden naß, „Ihr wißt ja, weßhalb Alles so geworden ist; aber, Herr, wenn Ihr gestern Morgen abgereist wäret, es konnte gestern Abend um nichts anders kommen; ich that nichts für Euch, ich mußte es nur für mich thun.“ Der Rittmeister war nun auf einmal gar nicht mehr arm, er sprang sogar auf und umfaßte Leyda, die ihn still und erröthend ansah, ohne zurückzutreten.

„Leyda!“ rief der junge Mann, „wie habe ich dich so lange sehen und doch an etwas anderes als an dich denken können!“ — „Deßhalb warnte ich ja, lieber Herr. O hättet Ihr fortgefahren, an anderes zu denken, denn der Gedanke an mich wird in dem ersten Sturmwinde draußen wie Spinnwebe zerreißen; der erste feindliche Kanonenschuß wird die Gewohnheit Eures früheren Lebens aufwecken. Ihr seyd immer so ungehindert Eures Weges gegangen, daß Euch eine Begleitung bald lästig seyn wird.“

Der Rittmeister setzte sich wieder; seine Phantasie war so wenig romantischer Natur, daß sie durch einen Anklang von Wahrheit bei der ausgesprochenen Befürchtung erschreckt ward. Er hielt Leydas Hand noch immer.

„Lieber Herr,“ fuhr diese dringender fort, „Ihr erkennt im Herzen selbst, es ist besser, alles beim Alten zu lassen, bis Ihr das Leben draußen wieder gekostet habt. Ich wiederhole, ich habe nichts für Euch, Alles um meinetwillen gethan, und eines vorübergehenden Gedankens wegen würde ich meines Vaters Willen und meine eigene gesicherte und ehrenvolle Zukunft nicht verabsäumt haben.“

„Leyda, wie kann es denn beim Alten bleiben?“ rief der Rittmeister schmerzvoll. „Darf denn ich wie ein Kind dastehen, wo ein Mädchen spricht wie ein Mann?“ — „Es ist würdiger und deßhalb männlicher, erst zu prüfen und dann zu handeln, als umgekehrt,“ sprach Leyda und suchte ihre Hand frei zu machen. — „Nein,“ rief Herr von Rohrback heftig, „hier ist nichts zu prüfen! Gib mir, was Gott mir in meiner trotzigen Blindheit zuerkannt, und laß mich deine rothen, warmen Lippen küssen, wenn du ja gesagt hast!“

Die Friesin sagte nicht ja, sie ward sehr blaß und hielt ihm die rosigen Lippen hin. Ein Schatten fiel auf sie, Abel Kortesent stand draußen vor den Scheiben und drückte sich den Hut auf die struppigen, langen Haare, die im Winde flatterten. Vater und Tochter hatten, wie sie sich so anblickten, ernst und regungslos, eine unheimliche Aehnlichkeit mit einander. Das Mädchen besaß dieselben blauen Augen und ihre weiche Gesichtsform ward durch den Ausdruck eines mächtigen Vorsatzes in tiefere, eigenthümlichere Tinten getaucht.

„Ihr sollt zu nichts gezwungen werden!“ rief

Leyda heftig, als der Alte verschwand. — „Ich werde nie von dir lassen, Leyda!“ betheuerte der Liebhaber. Die Friesin schüttelte den Kopf und seufzte.

Abel kam mit dröhnenden Schritten das Gebäude entlang. In der Küche rief er laut nach Hilke. Als die Magd erschien, ward ihr der Befehl, sofort das Haus zu verlassen. — „Schämt Euch in Eure Seele, Baas!“ keifte die Alte. „Ist das der Lohn für die Treue eines halben Menschenlebens, wie eine Diebin auf die Straße gesetzt zu werden?“ — „Wollte Gott, Hilke, du hättest mich um mein halbes Vermögen gebracht, meine Schwelle blieb' die deine; du hast mir Besseres stehlen lassen. Pack' deine Sachen!“

Hilke schlurfte ohne Antwort in ihre Kammer. Der Hausherr trat in die Upkammer und steckte umständlich seine Pfeife in Brand, dann wandte er sich an seine Tochter und sagte: „Wann kann der Domine kommen, die Jüffer mit dem Bettler zusammen zu geben?“ — „Leyda Kortefent,“ war die Antwort, „läßt sich zu nichts zwingen, sie wird lieber betteln gehen, als etwas gegen ihr Gewissen thun!“

„Freilich, es ist sehr ehrenvoll, sich so viel Mühe und Spott aufzuladen eines kranken Landläufers wegen!“ grollte Abel weiter. — „Alter Mann,“ rief der Beleidigte, an allen Gliedern zitternd, „wer mir an meinen unbescholtenen Namen tastet, dem wäre wahrlich besser, er bettete die Hand in glühende Kohlen!“

Der Friese maß ihn mit einem langen spöttischen Blick. „Recht, mein Junge, wenn du nicht lahm und so mager wie eine Schiffsraa wärest, lohnte es sich, einen Versuch zu machen. Merk dir bis dahin, daß ich hier Herr im Hause bin. Morgen ziehst du den vermaledeiten bunten Rock aus und läßt dir ein Wamms beim Schneider anmessen. Wenn du wieder gehen kannst, so sorg' dafür, den guten Leumund der reichsten Erbin zwanzig Meilen in der Runde gleichfalls wieder auf die Füße zu setzen, und wenn du noch einmal widersetzlich werden möchtest, so merk dir, daß die Ems schon manchen stumm gemacht hat, und daß der alte Kortefent ein paar gute Fäuste zeigen kann, wo es gilt, die Ehre seines Hauses von einem Makel rein zu waschen.“

(Fortsetzung folgt.)

Pädagogische Briefe.

Von K. L.

6.

Ludwig an Karl.

Es scheint fast, als solle mir durch deine Mittheilungen die Wahrheit des Spruches: Geben ist seliger denn nehmen, erschüttert werden. Während ich mit neuem Vergnügen hingenommen habe, was du aus deiner Kinderstube berichtest, und mir großes Verlangen nach Mehrerem erweckt wurde, sehe ich mich außer Stand, deinem Verlangen nach leitenden G r u n d s ä t z e n bei der B e r u f s w a h l genügend zu entsprechen.

Du deutest durch dein Fragezeichen bei Erwähnung dieser Sache selbst an, wie gering dein Glaube ist, als ließen sich hier ganz feste Gesichtspunkte und Grundsätze aufstellen. Dir ist so gut wie mir bekannt, wie scheinbar zufällig bei den meisten Menschen ihr Beruf sich bestimmt, ja, was vor Allem auffallen muß, wie gerade diejenigen, welche in ihren Kreisen Bedeutendes leisten und sich am meisten auszeichnen, weitaus der Mehrzahl nach nicht durch umsichtige Wahl der Eltern und an der Hand fest bestimmter Grundsätze, sondern vielmehr durch reine Aeußerlichkeiten, oft sogar durch Vorurtheile, Irrthümer, unvorhergesehene Führungen auf die Bahnen gewiesen worden sind, auf denen sie in erwünschtester Weise das Ziel ihrer irdischen Bestimmung erreichten, ihr und anderer Glück begründeten und manchmal ganzen Generationen ein neues Licht aufsteckten. Um von Künstlern und Erfindern nichts zu sagen, wie zufällig erscheint nicht bei manchem Staatsmann, Gelehrten, Techniker der erste Anstoß, durch den er der für ihn wie geschaffenen Bestimmung zugeführt wurde! Ein Doctor in stattlichem Aufzug erscheint eines Tags im einsamen Pfarrhaus

zu Holz und die glänzenden Knöpfe seiner Uniform gaben die Veranlassung, daß einer der kleinen Pfarrsöhne alsbald mit voller Entschiedenheit den Beruf in's Auge faßt, in dem er als der Marschall der Doctoren, als der hochgerühmte Doctor Heim, eine so hervorragende Stellung errungen hat. Ein anderer weit berühmter Arzt hat mir einmal offen gestanden, die bestimmende Ursache, seinen Beruf zu ergreifen, sey für ihn einzig ein Paar schöner Rappen gewesen, mit denen er den Physikus seines Bezirks habe daher fahren sehen. Hier war eine schöne Lieutenantsausrüstung der erste Funke, der in einem Knaben das Feuer entzündete, das ihn nach einem Jahrzehnd an die Spitze von Armeen rief; dort hat der schlichte Bericht eines Auswanderers einen still zuhorchenden Jungen begeistert, die ganze Welt mit seinem Reise- oder Forschungstrieb zu umspannen. Und wenn wir erst wüßten, wie oft schon mancherlei Verkehrtheiten es gewesen sind, die hindernd dazwischen traten, daß dieses und jenes schlummernde Talent für seine eigentliche Bestimmung nicht sich entwickelt hat, auf ganz falsche Fährten getrieben worden ist! Wahrlich, man könnte versucht werden, die Hauptentscheidung über die Wahl des Berufs einzig in die Hände des sogenannten Zufalls zu legen.

Da stehen aber auf der andern Seite die Hunderte und aber Hunderte, welche klagend über verfehlten Lebensberuf und Lebenszweck Eltern und Erziehern laut zuzurufen scheinen, sie möchten doch sich nichts angelegener seyn lassen, als ihren Kindern und Zöglingen bei Zeiten mit klarem Blick die Bahn anzuweisen, auf der sie allein glücklich werden und glücklich machen können. Bedenket euch wohl, den Pegasus in's Joch zu spannen, oder aber zum Dukaten zu stempeln, was zum Pfennig gemünzt war. Lasset es nicht dahin kommen, daß der Sohn, der vielleicht an der Hobelbank Treffliches geleistet hätte, am Schluß seiner Gymnasiallaufbahn über seinen künftigen Beruf sich in der Weise eines meiner Studiengenossen in's Klare setzt, indem er einen Jünger der Hochschule in tiefem Vertrauen fragt, bei welcher Fakultät man am wenigsten zu lernen brauche. In dieser und ähnlicher Weise sehen sich Eltern von dieser Seite dringend aufgefordert, ja nicht den Zufall, sondern vor allem Wachsamkeit, Umsicht und weise Wahl walten zu lassen.

Kann man, so zwischen zwei extremen Ansichten in die Mitte gestellt, Lust und Muth haben, in dieser kitzlichen Frage feste Grundsätze aufzustellen und Rath zu ertheilen, wo der Gefragte selber rathlos ist? Doch so viel scheint mir wenigstens gerade aus der Schärfe dieser eben angedeuteten Gegensätze hervorzugehen, daß auf keiner der beiden Seiten die volle Wahrheit liegen kann, daß vielmehr eben dadurch die zwei Klippen bezeichnet sind, welche jedenfalls vermieden werden müssen. Und so würde also der Spruch lauten dürfen: überlasse bei Entscheidung dieser Lebensfrage auch etwas dem Spiele und Winke des Zufalls, wie man zu sagen pflegt, und glaube nicht alles selbst machen zu müssen; andererseits thue du in deinem Theile, was deine eigene Einsicht, Erfahrung und Beobachtung dir an die Hand gibt, nach bestem Wissen und Gewissen. Oder richtiger nach dem Sinne eines ehrwürdigen Erziehers: gehe in deinem Erziehungswerk und auch in deiner Bestimmung der Berufswahl deines Kindes so umsichtig und gewissenhaft zu Werk, als ob wirklich alles von dir abhinge, wenn es aber gelingt, so gib Gott die Ehre und laß ihn walten, wo du deutlich seine Fingerzeige wahrnimmst.

Will man nun aber genauer wissen, wornach denn die Ueberlegung bei dieser wichtigen Entscheidung sich zu richten habe, so läßt sich hierüber bloß ganz im Allgemeinen reden und mehr nur sagen, was nicht zu thun sey. Wohl mag man bei dem einen Kind mehr, bei dem andern weniger eine vorherrschende Neigung zu dieser oder jener Berufsart wahrnehmen, und es ist namentlich von Werth, daß man vor allem beobachte, in was ein Knabe vorzugsweise sich auszuzeichnen suche, wie du dieß in einer deiner früheren Bemerkungen aus der Kinderstube angedeutet hast. Aber man hüte sich, auf bloß vorübergehende Regungen und Erscheinungen zu viel zu bauen; „ein gesunder Baum treibt weit mehr Blüthen, als er zur Reife bringen kann,“ sagst du mit Recht und bezeichnest als Aufgabe der Erziehung, nur eben zu beobachten, welches der Haupttrieb, welches die kräftigsten Zweige am Baume sind, aus denen man ihm die Krone schneiden zu können hoffen darf. Als wir unlängst eine Abtheilung unserer Schüler zur Universität entlassen hatten, ward mir bei einem Gang durch meinen Garten ganz wehmüthig um's Herz. Ich bemerkte, daß eine große Anzahl bereits blau gefärbter Zwetschgen unreif von den Bäumen fiel, nachdem sie scheinbar die Gefahren des Frühlings und Sommers glücklich überstanden hatten. Dabei mußte ich mir sagen: wie mancher dieser jetzt dem Anschein nach wohl herangereifter Jünglinge wird denn doch nicht zur wahren Reife des Geistes und Lebens gelangen, bei wie vielen wird es sich noch herausstellen, daß Eltern oder Umstände in der Wahl des Lebensberufs fehlgegriffen hatten! Darum übereile man doch ja nichts, man verfrühe nichts, man erzwinge nichts.

Bei der Mehrzahl der Knaben läßt sich vor dem vierzehnten Jahr kaum sogar darüber etwas Bestimmtes aussagen, ob einer vorherrschend für eine wissenschaftliche

oder für eine praktische Laufbahn sich eigne, und es ist in vielen Fällen vom Uebel, wenn von den Eltern mehr als bloße Umrisse der Zukunft vorgezeichnet werden. Man läßt es sich ja auch wohl oder übel gefallen, seine Mädchen zu tüchtigen und frommen Hausfrauen und Hausmüttern heranzubilden, und es einem andern zu überlassen, ob ihr Lebensloos sie dereinst auf's Land oder in die Stadt führt, ob der Künftige in dieser oder jener Gestalt dem Ganzen dient, wie heiß- oder wie kaltblütig er ist, ob er die Elle oder den Zollstab handhabt, den Doctorhut oder den Degen trägt; warum wollt ihr's bei den Knaben viel anders haben? Freilich das liebe Lernen, die Frage: ob Gymnasium oder Realschule? die Gewißheit, daß heutigen Tags, da alle Stände übersetzt sind, nur derjenige obenankommt, der alle Zeit und Kraft wohl zu Rathe hält, alle möglichen Mittel zur Ausbildung benützt, und vor allem möglichst bald in die ihm am besten zusagende Bahn gewiesen wird. — Nun, das alles erklärt zwar die Angefochtenheit sorglicher Eltern, rechtfertigt aber nie und nimmermehr die hastige Uebereilung und noch weniger das vorschnell abschließende und gewaltsam erzwingende Verfahren vieler Väter und Mütter unserer Tage.

Mein Rath wäre also: man fasse für seinen etwa vierzehnjährigen Sohn nach gewissenhafter Beobachtung und Prüfung die eine oder andere Lebensrichtung fest in's Auge, arbeite darauf hin mit allen Mitteln, die einem von Gott anvertraut sind, wobei, wie überall, Selbstentäußerung, Aufopferung eigenen Wohlbehagens, oder auch dieser und jener Vorurtheile von Seiten der Eltern die wichtigste Rolle spielen muß, räume fremdem Urtheil weder zu viel noch zu wenig Einfluß ein, lasse die Gemeinschaft des Lebens, ja auch scheinbar zufällige Umstände, ob sie auch unsere Gedanken und anfänglichen Plane durchkreuzen, ein Wort mitreden, und stelle dann mit getroster Zuversicht den Erfolg einem Höheren anheim.

Was endlich die Frage betrifft, in wie weit die Wahl den Kindern selbst zu überlassen sey, so halte ich's zwar im Allgemeinen mehr mit der alten als mit der neuen Zeit und möchte, wie bei den Heirathen, das Hausregiment schärfer gehandhabt und die Eltern im Durchschnitt kräftiger entscheiden und durchgreifen sehen, als gewöhnlich geschieht. Aber daneben fordern die Dinge, wie sie jetzt sind, zweierlei, ein Thun und ein Lassen. Man glaube nicht damit alles gethan zu haben, daß man's am Unterricht nicht fehlen läßt, sondern bedenke, wie viel darauf ankommt, daß das heranwachsende Kind eine Kenntniß und wo möglich eine Anschauung bekomme von den verschiedenen Berufsarten und Lebenskreisen, die ihm offen stehen und unter denen es, so weit es angeht, auch einigermaßen mitzuwählen hat. Es ist mir mehr als Ein Fall bekannt, wo wohlbegabte und innerlich gebildete Mädchen bei der Wahl des Geliebten und Gatten — denn nach früherer Bemerkung ist die Entscheidung von der weiblichen Seite keineswegs so gering anzuschlagen — in unbegreiflicher Weise fehlgegriffen, völlig nichtssagenden oder selbst unwürdigen Subjekten Hand und Herz geschenkt haben, aus keinem andern Grunde, als weil sie zu wenig Anschauung von würdigen Männern gehabt und, in zu großer Isolirung aufgewachsen, keinen klaren Blick in die wirkliche Welt gewonnen hatten. Derselbe Fehler kann bei Knaben in Betreff ihrer Vorstellungen von den verschiedenen Berufs- und Lebensarten begangen werden. Darum sorge man bei Zeiten dafür, daß den Söhnen, nicht aus Büchern und bloßer Schilderung, sondern unmittelbar im Leben selbst eine Anschauung werde von den Aufgaben und Thätigkeiten der Menschen in den mannigfaltigsten Lebensstellungen. Sie sollen sehen und hören, was und wie man's treibt in Kunst und Wissenschaft, in Fabriken und Amtsstuben, in Kirchen und Schulen. Schlummernden Kräften und Neigungen Gelegenheit zu geben, um aufzuwachen und die Flügel zu regen, das ist fast das einzig Positive, was die Erziehung in dieser Richtung thun darf und kann.

Davon, was man lassen soll, wäre freilich viel zu sagen, vornehmlich wie man unterlassen möge, immer nur die prosaischen oder gar gemeinen Triebfedern, hergenommen von künftiger Versorgung, von Gelderwerb, Glanz und Ehre, in Bewegung zu setzen, statt das Eine an die Spitze zu stellen: trachtet am Ersten nach dem Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit, so wird euch das übrige Alles zufallen, statt dem Kinde nur, so weit es möglich ist, die Eine und einfache Frage nahe zu bringen: in welcher Lebenslage glaubst du deine ewige und irdische Bestimmung am besten erfüllen, dich und andere am ehesten glücklich machen zu können? Doch es mag genügen, auf einen einzelnen Mißgriff hinzuweisen, der schon viel Unheil angerichtet hat.

Es sind die eigenen Vorstellungen, Einbildungen, Vorurtheile der Erwachsenen, mit denen oft so ganz ungeschickt operirt wird, um Neigung und Wahl der Kinder zu bestimmen oder umzustimmen. Man hat sich nach höchst einseitigen Begriffen sein Urtheil festgestellt über diese und jene Berufsart, bricht den Stab über ganze Stände und Thätigkeiten, grenzt mit willkürlichem Machtspruch das Gebiet ab, in dem allein Ehre und Vortheil oder Gnade bei Gott und den Menschen

zu erholen sey. Schadet dieß oft und viel, wo es sich um positive Einwirkung handelt, so schadet es noch viel mehr, wenn eine im Knaben bereits festgewurzelte Neigung auf diesem Wege beseitigt werden soll. So gewiß überhaupt Eigensinn und Bornirtheit der Erziehenden das beste Mittel ist, um in den Jungen Eigensinn und Bornirtheit zu pflanzen, so wird insbesondere eine, sey's aus guten oder falschen Gründen gefaßte Ansicht des Kindes am erfolgreichsten gefördert und genährt, wenn man ihr mit seichten, nichtssagenden, eigensinnigen Einreden entgegen tritt.

Ein Vater hatte seine guten äußern und innern Gründe, warum er von seinen sechs Söhnen ohne zwingende Veranlassung keinen der militärischen Laufbahn sich zuwenden lassen wollte, und war bei dem einen derselben, der eine fast unüberwindliche Vorliebe für diesen Beruf gefaßt hatte, durch vernünftige Behandlung nahezu an's Ziel gekommen, ihm diese Gedanken aus dem Kopf zu bringen. Siehe da kommt ein Brief einer wohlweisen Tante, die auch ein Wort mitsprechen wollte und mit sichtlicher Selbstgefälligkeit gegen den eigensinnigen Soldatenkopf den höchsten Trumpf auszuspielen gedachte, indem sie schrieb: „Man hat fast allgemein ein großes Vorurtheil gegen den Beruf eines Scharfrichters und stellt dagegen den Soldatenstand weiß nicht wie hoch. Was ist aber der letztere anders als eine Scharfrichterei im Großen, nur mit dem Unterschied, daß der Scharfrichter Schuldige tödtet, der Soldat sehr oft ganz Unschuldige?" Und von Stunde an war der Knabe nicht mehr abzubringen von seinem Entschluß. So entschieden gilt also auch hier: allzuscharf macht schartig.

7.

Karl an Ludwig.

Es geschieht mehr, um dir den guten Willen zu zeigen, als weil ich glaubte, dir eine Nachlese von bedeutenderem Inhalt bieten zu können, wenn ich noch einige Anekdoten und Bemerkungen aus der Kinderstube mittheile. Denn, offen gestanden, die Quellen in den Tagebüchern fließen bei den übrigen Kindern nicht mehr so reichlich; das Lehr- und Lerngeschäft nahm Kraft und Interesse überwiegend in Anspruch, und darüber viel Redens zu machen, scheint der Mühe nicht werth. Auch habe ich noch Anderes auf dem Herzen, was die älter gewordenen Söhne betrifft, und worüber ich deine Stimme hören möchte, da dieß derzeit meiner Theilnahme näher liegt als das immerhin liebliche Geplauder von und über die Kleinen.

Nun also vorerst Einiges von dem zweiten und dritten der Knaben. — Die Kinder disputiren eines Tags mit einander darüber, wie Joseph der Vater Jesu heiße, da derselbe doch Gottes Sohn sey. Der fünfjährige L. meint, der liebe Gott werde sein Großvater gewesen seyn. Dagegen fragt ein andermal der jüngere Bruder K.: „Was hat der liebe Heiland nicht gehabt?" und antwortet, als die Mutter im Augenblick keinen Bescheid wußte: „Er hat keinen Großvater gehabt, weil ja Gott sein Vater war." — Zur Zeit der Weihnachtsbescheerung wirft derselbe die Frage auf: „Wenn einmal alle alle Menschen gestorben sind, wer kriegt denn die guten süßen Sachen in der Welt?" — Wiederum ist er sehr ungehalten darüber, daß Gott Alle sehe, selber aber nicht gesehen werde. — Neben dem Verstand ist seine Phantasie sehr geschäftig. Er behauptet, einen Bären gemalt zu haben, und als man nachsieht, ist es ein Viereck mit durcheinander laufenden Strichen; das ist sein Bär, vor dem er sich selber gewaltig fürchtet. — „Warum hat denn Noah auch Mäuse in die Arche genommen?" fragte er voll Entrüstung über die durch Mäuse zerfressenen Säcke der Mutter. — Auf einer Wendeltreppe geht K. allen Warnungen zum Trotz immer auf der schmalen Innenseite. Auf längeres Befragen antwortet er: „Es heißt ja in der Bibel, daß der breite Weg zum Verderben führe." Und ganz dieselbe Antwort gab einige Zeit nachher die fünfjährige M., ohne von dem, was der Bruder gesagt, ein Wort zu wissen. In seinem fünften Jahr geht er einmal gegen seine Gewohnheit nach dem Essen nicht in den Garten, um die vom Winde herabgeworfenen Äpfel zu holen. Gefragt, warum er's unterlasse, erwiedert er: „Der liebe Gott macht heute eine Sonnenfinsterniß, da hat er keine Zeit einen Wind zu schicken, der die Aepfel schüttelt." — Es kam die Rede darauf, daß die Mutter einmal sterbe. „Dann lege ich mich," sagte K., „heimlich zu dir in den Sarg, daß ich mit dir begraben werde." — „Kann man den König auch verklagen, wenn er was Böses thut?" fragt der kleine Philosoph und Staatsmann. Er bekommt zur Antwort: „Ja beim lieben Gott."

An dem Jungen ist Alles kräftig, sein Trotz wie seine Liebe, sein Zorn wie seine Aufopferungsfähigkeit. Die Mutter sprach eines Tags gegen Abend den Wunsch aus, sie möchte von einem Kaufmann eines Nachbarortes etwas haben; alsbald erklärt K., so sehr er sich bei Nacht fürchtet und namentlich vor Hunden allen Respekt hat, er wolle gehen, und machte sich wirklich auf den Weg. Nach 1½ Stunden zurückgekehrt, theilt er zwei kleine Backwerke, die ihm der Kaufmann geschenkt, an seine zwei kleinen Geschwister aus, und damit das dritte nicht leer ausgehe, gibt

er ihm noch ein aus seinem Christtagsvorrath hervorgeholtes Stück. Daneben ist K. der Schalk des Kinderkreises. Ueber Tisch wendet er sich einmal ganz ernsthaft an den ältesten Bruder und fragt: „H., magst du Gras?" Dieser sagt natürlich: nein. „Nun dann magst du auch kein Fleisch; es heißt ja, alles Fleisch ist wie Gras." H. mußte, wie wir alle, lachen, sagte aber, da er gerne den Sittenprediger macht: „K., das ist eine Sünde, wenn man so mit der Bibel Spaß treibt." Der zweite, nach seiner schelmmäßigen Natur, sagt zu H.: „Und du lachst über etwas, das Sünde ist?" K. machte einen guten Abschluß der Sache, indem er mit gestrenger Miene und in hochdeutscher Mundart sich vernehmen ließ: „Was habt ihr denn für ein Gelächter über mich?" So gaben die drei Knaben in wenigen Zügen ihre ganze Eigenthümlichkeit kund.

Ein andermal wußte K. seinem Schwesterchen ein Häschen von Zucker abzugewinnen; wenn sie's ihm gebe, wolle er einen kleinen Hund, den sie sehr fürchtete, nicht mehr auf sie hetzen. Es wurde ihm vorgestellt, wie gemein diese Art von Erwerb sey; da legte er das Zuckerwerk in aller Stille wieder in das Schubfach der Schwester. Diese aber sah sich durch ihr Wort gebunden und schenkte es ihm. Er ließ sichs gefallen, wartete aber nur auf eine schickliche Gelegenheit, um es gut zu verwenden. Dazu gab es bald Veranlassung. Der kleine Fr. traf den K. mit einem Steinwurf auf die Stirn und wurde dafür gezüchtigt. Am Morgen darauf legt ihm K. das Häschen auf das Kopfkissen, weil derselbe um seinetwillen Schläge bekommen. Der Kleine remonstrirte, er habe die Schläge wohl verdient, ließ sich aber das Backwerk wohl schmecken.

An solchen Vorgängen sieht man, sagen die pädagogischen Bemerkungen aus jener Zeit, wie neben der Bosheit, die allerdings dem Knaben im Herzen steckt, eben doch auch nicht wenige Züge edlerer Natur im Kinde zum Vorschein kommen, welche zart behandelt seyn wollen. Wir Männer sind aber häufig in unsern Verfügungen und Aussprüchen nicht zart genug, um derlei gehörig zur Entwicklung kommen zu lassen oder herauszulocken. Hier muß oft die Mutter den Vater aufmerksam machen, und dieser sich auch was sagen lassen. Sonst geht manche zarte Pflanze zu Grunde unter rauhen Winden und rauher Berührung. Darum ist es so weise vom Apostel, daß er den erziehenden Vätern nichts nachdrücklicher an's Herz legt, als die Warnung: ihr Väter, erbittert eure Kinder nicht durch Zorn, auf daß sie nicht scheu werden. Insbesondere ist ja der Mann nur zu sehr geneigt, Kleinigkeiten in ihrer Tragweite und noch mehr hinsichtlich der Quelle, aus der sie kommen, zu hoch anzuschlagen. Obgleich, oder richtiger, weil sie meist zu selten und nicht anhaltend genug im Kinderkreise weilen, übertreiben sie's leicht im Lob wie im Tadel, mit der Liebe wie mit der Strafe. Daß die Kinder eben nur ganz in der Gegenwart leben, woher das Sprüchwort kommt: er ist ein Kind des Augenblicks, verstehen die Mütter viel besser einzusehen und zu würdigen, als die Väter. Diese sollen immerhin ihrer Natur gemäß Ursachen und Folgen auch bei Kleinigkeiten in's Auge fassen und so die Mutter ergänzen, aber von dieser das Zuwarten lernen, das Zuwarten nämlich, bis eine kleinere Unart in greifbareren Erscheinungen sich kund gibt und die Vermuthung bestätigt, daß die Sache tiefer sitze und weiter greife. Zu unrechter Zeit viel Aufhebens machen bei Dingen, die das Kind für unbedeutend hält und wirklich auch nicht böse gemeint hat, kann recht schlimmen Schaden stiften. Umgekehrt, wie die Strafrechtspflege schärfer straft, wenn die schlimme Absicht eine vollendete schlimme That zur Folge hatte, muß die Erziehung beim Strafen oft einen mißlichen Erfolg schwerer in die Wagschale fallen lassen, als der Verstand gutheißen möchte. Ein solcher Erfolg bringt durch seine Greifbarkeit dem Kinde seine Schuld mehr zum Bewußtseyn, als wenn, auch bei gleich großer Verschuldung, die nachtheiligen Folgen minder in die Augen fallen.

(Schluß folgt.)

Literatur.

Französische Poesie.

Victor Hugos sämmtliche poetische Werke. Deutsch von Ludwig Seeger. Stuttgart, 1860. Erster Band: Die Weltlegende.

Uebersetzungen können unsere Aufmerksamkeit von zwei Seiten in Anspruch nehmen: entweder bewundern wir das Talent und die Sprachgewandtheit des Uebersetzers, der die Eigenthümlichkeit seines Autors, den Ton seines Werkes so wiederzugeben weiß, daß wir das Original nicht vermissen; oder der Autor ist ein so bedeutender und interessanter Mann, daß die Uebersetzung ein willkommener Anlaß wird, mit ihm uns näher zu beschäftigen. Das letztere ist hier der Fall; das Interesse für den Autor läßt das für den Uebersetzer ganz in den Hintergrund treten. Daß Seeger mit allen poetischen und sprachlichen Mitteln für eine vorzügliche Uebersetzung ausgerüstet ist, haben wir kürzlich aus seiner Uebertragung des überaus schwierigen Beranger ersehen. Hier war sein Geschäft ein leichteres und er ist demselben auch, so weit sich dieses ohne Vergleichung des Originals, das wir leider nicht bei der Hand haben, beurtheilen läßt, gerecht geworden. Um so ausschließlicher können wir uns daher mit Victor Hugo abgeben, einem Mann, der an sich bedeutend genug ist und uns namentlich auch einen Einblick in die Eigenthümlichkeit der neuesten französischen Poesie gewährt, die wir seit Jahren fast ganz aus den Augen verloren haben.

Die Weltlegende, eine Erscheinung von solcher Großartigkeit und Vollendung in Beziehung auf Inhalt und Durchführung, von so hohem allgemeinem Interesse, daß sie — nach dem Urtheil der competenten europäischen Kritik — in der gesammten neueren poetischen Literatur Europas den ersten Rang einnimmt — das sind allerdings Worte der buchhändlerischen Anzeige, die natürlich den Mund so voll als möglich nimmt; wahrscheinlich aber ist das Urtheil des Uebersetzers von dieser Ansicht doch auch nicht gar zu weit entfernt, und wenn uns auch die Aussprüche der competenten europäischen Kritik nicht bekannt sind, so zweifeln wir nicht, daß die Weltlegende auch noch andern Leuten imponiren wird. Schon der Titel ist ja großartig genug; und das Werk ist nur erst der Anfang eines größeren Ganzen. „Das Buch ist also ein Fragment? — Nein, es existirt für sich. Es hat, wie man finden wird, seine Exposition, seine Entwicklung und seinen Schluß. Aber zugleich ist es auch — so zu sagen — die erste Seite eines andern Buches. Kann ein Anfang etwas Ganzes seyn? Ganz gewiß. Ein Peristyl ist auch ein Gebäude. Der Baum, der Anfang des Waldes, ist ein Ganzes. Er hat ein individuelles Leben, durch seine Wurzel, und ein Gemeinleben, durch seine Säfte. Er für sich erscheint nur als ein Baum, aber er kündigt den Wald an."

So läßt sich Victor Hugo selbst in der Vorrede vernehmen. Schon aus diesen wenigen Worten wird man den ganz specifisch französischen Geist und Ton des Ganzen erkennen. Ehe wir aber auf diesen Hauptpunkt näher eingehen, wollen wir den Autor über den Inhalt des Ganzen sich weiter aussprechen lassen, von dem wir hier einen für sich existirenden Theil und Anfang haben. „Was soll dieses Ganze seyn? Es soll die Menschheit schildern in einem cyklischen Werke, sie malen in einer Reihe von aufeinanderfolgenden und gleichzeitigen Bildern nach allen ihren Beziehungen, unter dem Gesichtspunkte der Geschichte, der Sage, der Philosophie, der Religion, der Wissenschaft — Momente, die sich alle zusammenfassen in einer einzigen unendlichen Bewegung aufwärts zum Licht u. s. w. Dieß ist der Gedanke, dieß die, wenn man will, „ehrgeizige" Absicht der Weltlegende."

„Dieser erste Theil," heißt es weiter, „bildet gleichsam die Ouvertüre einer Tonschöpfung. Er kann davon keinen genauen und vollständigen Begriff geben, aber er ist der Abglanz des ganzen Werkes. Wenn die übrigen Bände sich an ihn anreihen werden, um das Werk einigermaßen zu vervollständigen, dann wird diese Reihe von Bildern, die in ziemlich losem chronologischen Zusammenhang stehen, eine Art Galerie der Menschheit bilden. Diese beiden andern Dichtungen aber, die im Gedanken des Verfassers mit der Weltlegende verknüpft sind, die bereits nahezu vollendet vorliegen, und sich zu jener verhalten, das eine als die Lösung, das andere als die Krönung, heißen: „Das Ende des Teufels" und „Gott." In dieser großen Dichtung spiegelt sich nämlich das einzige Problem, das Wesen, nach seinen drei Seiten wieder: die Menschheit, das Böse, das Unendliche; das Progressive, das Relative, das Absolute. So entstehen drei Gesänge mit den Titeln: „die Weltlegende," „das Ende des Teufels" und „Gott."

Nun sage noch Einer, daß die Franzosen nicht die deutsche Philosophie in succum et sanguinem vertirt haben. Das Progressive, das Relative, das Absolute — die Menschheit, das Böse, das Unendliche — das sind nicht gerade regelrechte Hegelsche Kategorien, aber sie kommen uns vor wie Cousins Umschreibungen der großartigen Construktionen Hegels; die scholastische Sprache war ihm nicht immer ganz verständlich, aber das darin Ausgesprochene erschien ihm wie Phantome von großen, weitgreifenden Ideen und machte einen ähnlichen Eindruck auf ihn wie Dantes sichtbare Finsternisse. Jetzt geht es uns in ähnlicher Weise mit den französischen Philosophemen; wir sind zu nüchtern und

phantasielos, um ihrem Schwung folgen zu können, und bekommen einen unbestimmten Eindruck von ihnen, wie von Phantomen oder sichtbaren Finsternissen. Es ist merkwürdig, wie die beiden Nationen ihre Rollen gegen einander ausgetauscht haben: bis vor kurzem galten wir den Franzosen als poetische Metaphysiker und metaphysische Poeten, und mußten uns darüber von ihnen als unpraktische Leute auslachen lassen; jetzt sind wir solche Empiriker, daß wir für nichts mehr Sinn haben, was sich nicht messen und wägen läßt, während jene die Metaphysik selbst in die Poesie hereinbringen. Wir erinnern uns nicht, in der deutschen Dichtung je eine Stelle gelesen zu haben, wie die folgende, die sich in dem letzten, fünfzehnten Buch der Weltlegende findet, das überschrieben ist: „Außer aller Zeit" und zum Inhalt die „Trompete des Gerichts" hat. Da heißt es unter anderem:

> Im Schooß der grenzenlosen Immanenz,
> In namenlosen, unsichtbaren Fernen,
> Erbebte, glänzte, zitterte, verschwand
> Ein Unaussprechliches zuweilen wie
> Ein Blitz. Dann stand auf allen Weltenstirnen
> Ein tiefer Denkerernst u. s. w.

Die „grenzenlose Immanenz" läßt uns bedauern, daß wir das Original nicht vergleichen können; der Ausdruck ist so ungeheuerlich und schmeckt so ganz nach sichtbaren oder unsichtbaren Finsternissen, daß man sie mit Händen greifen möchte, wie die egyptische. Diese Vorliebe für philosophische Terminologie, den Geschmack für kühne, phantastische Construktion wird übrigens an den Franzosen nicht überraschend finden, wer mit ihrem Naturell etwas näher bekannt ist. Was man auch schon von metaphysisch und dergleichen gesagt hat, wir Deutsche bleiben weit eher auf dem Boden der Wirklichkeit, beim Positiven und Praktischen, während jene von jeher die Phrase und die weitgreifenden Ideen, die glänzenden Constructionen geliebt haben. Das Praktische bei ihnen besteht nur darin, daß sie es nicht so genau nehmen, sondern aus Wenigem Viel zu machen wissen, weßwegen sie sich auch rühmen, daß sie allein ein Buch schreiben, disponiren, abrunden, ausfeilen können, während die Deutschen nur stark seyen in Herbeischaffung von unverdautem Material. Eigentlich sind also doch sie die Theoretiker und Philosophen, die sich nicht beim Detail aufhalten, sondern unbekümmert um die widerstrebenden Thatsachen in's Große arbeiten. So studiren sie die deutsche oder die italienische Frage, und so hat Victor Hugo die Menschheitsfrage studirt. Die Weltlegende ist nichts anderes als ein kaiserliches Bulletin, eine imperialistische Studie über die unendliche Bewegung der Menschheit aufwärts, zum Lichte. Der glänzendste despotische und der am meisten freiheitliche Geist des modernen Frankreich haben dieselbe Eigenthümlichkeit des Ausdrucks und der stylistischen Anlage. Von beiden Seiten jene weitgreifende Kühnheit, das scheinbar tief eindringende den Dingen zu Leib gehen, und zugleich das Oberflächliche, Fragmentarische, der Mangel an positiven Ideen, der sich hinter klug berechneten Phrasen zu verstecken sucht, und daher das Gewaltthätige, das Willkürliche in Annexationen und Revindicationen im Politischen wie im Philosophischen. „Die Sage ist eben so wahr wie die Geschichte, die Geschichte ist eben so sehr Conjektur wie die Sage." — „Dem Dichter und dem Philosophen ist nicht verboten, an den socialen Thatsachen zu versuchen, was der Naturforscher an den zoologischen Thatsachen versucht: die Wiederherstellung eines Monstrums nach dem Abdruck einer Kralle oder Zahnlade."

Nach solchen genialen, durch einen Schimmer von Wahrheitsähnlichkeit täuschenden Grundsätzen wird die Chronologie und Periodeneintheilung der Geschichte eben so wie die Karte von Europa zugeschnitten und überall die natürlichen Grenzen hergestellt. So lesen wir in dem Inhaltsverzeichniß der Weltlegende: „Erstes Buch. Von Eva bis auf Jesus." Das ist weit, noch weiter als von den Alpen bis zur Adria; aber es geht auch mit weiten, raschen Siegesschritten, ohne ängstliche Rücksicht auf Zeit und Raum: Eva, Kain, Daniel, Boas, Bileam, Jesus — „hier eine Lücke, dort eine gefällige und gründliche Detailstudie." Wir sind nun natürlich nicht solche Pedanten, um den Dichter von Seiten der Chronologie in Anspruch zu nehmen; in der Wahl dessen, was ihm für die Charakterisirung eines Weltalters am geeignetsten scheint, soll er vollkommen freie Hand haben; aber so weit geht doch, das können wir nicht läugnen, unsere deutsche Langsamkeit und Schwerfälligkeit, daß wir ihm nicht zu folgen und nicht einzusehen vermögen, wie wir hieraus irgend welche Vorstellung, irgend ein Bild von der alten Welt gewinnen sollen. Diese Cartons sind mehr als Buonarottisch. So geht es uns auch mit den folgenden Abschnitten. Zweites Buch: Roms Verfall (an den Löwen des Androkles). Drittes Buch: der Islam. Viertes Buch: der heroisch christliche Cyklus, d. h. der Sagenkreis Karls des Großen. Fünftes Buch: die irrenden Ritter. Sechstes: die Throne des Orients. Siebentes: Italien, d. h. die Greuel und Gewaltthaten der Tyrannen des Mittelalters, der principini. Achtes, neuntes, zehntes und eilftes Buch: das sechzehnte Jahrhundert. Zwölftes Buch: das siebzehnte Jahrhundert (die Söldner). Dreizehntes: Jetzt. Vierzehntes: zwanzigstes Jahrhundert. Fünfzehntes: außer aller Zeit.

Wir vergessen allerdings nicht, daß wir es mit einem Fragment zu thun haben, mit einem Peristyl, einem Baum, welcher der Anfang des Waldes, aber zugleich auch ein Ganzes ist. „Hätten aber solche Vergleichungen nicht etwas Affektirtes, so würden wir sagen": wir sehen den Wald vor lauter Bäumen nicht. Ueber dem Detail kommt uns die Idee des Ganzen abhanden. Und wir können uns auch gar nicht denken, wie die Lücken ergänzt, die Proportionen hergestellt werden sollen durch das Hinzukommen der beiden andern Theile, dem „Ende des Teufels" und „Gott." Sollen die einzelnen Stücke der beiden letzteren in die Lücken des ersteren treten, oder sollen sie hintennach kommen und nur

die Idee desselben ergänzen und in helleres Licht stellen? Das erste wäre wünschenswerther, das andere aber ist wahrscheinlicher. Wäre der Dichter ein Philosoph, so würden wir ihm sagen: wir können uns nicht vorstellen, wie die Menschheit, das Böse und das Unendliche außer- und nacheinander seyn können; das Progressive, das Relative, das Absolute machen zusammen die „grenzenlose Immanenz" aus. Da sind bei uns, in Deutschland, auch die Philosophen, die es nicht ex professo sind, weiter; sie haben den „Gott in der Geschichte," und das ist die eigentliche Weltlegende: Gott, Menschheit und Teufel, pars pro toto und totum pro parte, Einer für alle und alle für Einen. Soll Gott nicht ein Unaussprechliches seyn, „ein tiefer Denkerernst auf allen Weltenstirnen, im Dunkel, wo dem Schatten Schatten nur antworten," so müssen wir ihn allerdings innerhalb der Weltlegende haben; mit dem Ende des Teufels aber ist die Legende aus, da hat die Mähr' ein Ende.

(Schluß folgt.)

Correspondenz-Nachrichten.

Paris, April.

Longchamps. — Concerte. — Meyerbeers Crociato. — Le Roman d'Elvire. — Verlegung des Théâtre lyrique und des Cirque impérial. — Ein afrikanischer Pianist.

Die Fahrt von Longchamps ist ein Ueberbleibsel aus dem ancien régime. Ludwig XV. hielt Maitressen und hielt pünktlich seine Ostern ein, und der Hof that wie sein Herr und Meister. Die Damen aus der großen Welt, wenn die Zeit da war, entzogen eine Zeitlang ihre Schönheit den Blicken ihrer Bewunderer und suchten eine Zufluchtsstätte in befreundeten Klöstern; da führten sie ein paar Tage ein beschauliches Leben und weinten mit der schönen Büßerin Magdalene Thränen der Reue, die spätestens der Ostermontag wieder trocknete. Damals pilgerte man in der Charwoche nach dem adeligen Damenstift Longchamps. Die Nonnen hatten viele Verwandte in den hohen und allerhöchsten Familien; unter den Aebtissinnen zählte man Königinnen und Prinzessinnen, und unter den Nonnen waren meist gute Sängerinnen, deren Ruf sich allmählig verbreitete, und zuletzt ward der Pardon von Longchamps eine Lustpartie; man fuhr oder ritt durch das Gehölz von Boulogne, das damals noch ein düsterer Wald war, nach der Kirche von Longchamps, um die Bräute des Himmels an dem Grabe ihres Bräutigams klagen zu hören. Und da in dieser Jahreszeit die Sommersaison anfängt, oder doch in Aussicht steht, und demnach neue Moden aufkommen, so wurde aus der Wallfahrt allmählig ein Fest des Luxus, der Prunksucht und der weltlichen Gelüste. In der Revolution war die Spazierfahrt selbstverständlich untersagt worden, Napoleon führte sie wieder ein; zu ihrem früheren Glanze gelangte sie indeß erst unter der Restauration. Für die zurückgekehrten Adeligen war es ein politisches Fest geworden, ein wahrer Triumphzug. Unter Ludwig Philipp änderten sich natürlich die Verhältnisse; der Faubourg St. Germain zog sich schmollend von allen öffentlichen Demonstrationen zurück. Heutzutage sind die letzten Trümmer der Abtei verschwunden, sie haben großartigen Parkanlagen weichen müssen, die sich an den Hippodrom von St. Cloud schließen. Der finstere Wald hat sich gelichtet, er besteht jetzt aus einzelnen Stunden langen Parks und Gartenanlagen, durch die sich ein Netz von Bächen und Kanälen labyrinthisch schlingt, mit Schweizerhäuschen (Chalets), Kiosks, Cafés und Restaurants. Zwei lang gestreckte Seen durchschneiden das Gehölz von Ost nach West, bilden Inseln, werden von Gondeln befahren und wiegen ganze Schaaren von Schwänen auf ihren hellgrünen Fluthen. Diese ergießen sich am Ausgang des Gehölzes, Surènes gegenüber, in zierlichen Massen, sanft und zart über charmante Felsen, die man mit viel Geschmack und ungeheuern Kosten hat aufthürmen lassen; sie sind aus dem Walde von Fontainebleau hieher geführt worden. In den heißen Sommerabenden sitzt hier die schöne Welt und athmet die Frische des kühlenden Straßenstaubes, und statt nach Longchamps fährt man nach dem Pré Catelan und hört dem Concerte zu und besucht die drei oder vier kleinen Theater, wo Gaukler, Tänzer, Escamoteurs u. dgl. die Zuschauer unterhalten. Und so kam es, daß, obgleich am Charfreitag der Himmel sehr heiter und wohlgesinnt war und ein paar Stunden lang die Sonne ihr lebendiges Gold in sanften Strömungen auf uns herabfließen ließ, es dennoch in der Allee der Champs-élysées meist nichts anderes zu sehen gab als Fiaker, Remisen, Miethwagen in allen möglichen Gestalten. Wo eine herrschaftliche Equipage mit Wappen auf den Kutschenschlägen erschien, da

konnte man gewiß seyn, daß keine andere Herrschaft darin saß, als die Gouvernante mit den Kindern. Wenn allenfalls Damen hier, in diesen Zeilen, etwas Näheres über die neuen Sommermoden suchen sollten, so würden sie sich, zu meinem großen Leidwesen, sehr getäuscht finden. Die einzigen Nachweisungen darüber habe ich dem Charivari zu verdanken; dieser stellt in einer seiner letzten Carricaturen eine savoyardische Bäuerin in der Nationaltracht dar und stellt daneben eine Dame mit anliegender Robe und kurzer Taille, wie sie jetzt getragen wird oder getragen werden soll; denn es wird noch eine Weile währen, bis die ungeheuren Vorräthe von Crinolinen aufgebraucht seyn werden. Die Crinoline hat sich an fünfzehn Jahre erhalten, und das ist viel für eine Mode. Heute bringt der Charivari eine Zeichnung, die sich gleichfalls auf Savoyen bezieht, Frankreich in Gestalt einer hübschen Dame, ob mit oder ohne Crinoline, das habe ich nicht bemerkt, bricht ein Osterei entzwei und es springt ein struppiger, ruppiger Schornsteinfegerjunge heraus.

Es wird zwar das ganze Jahr über musicirt, und nicht allein im Tanzsaale, sondern auch im Salon; auch taucht im Sommer von Zeit zu Zeit stets irgend ein Wohlthätigkeitsconcert auf. Indeß ist die wahre Saison für concertirende Musik die Fastenzeit nebst den nächsten Wochen nach Ostern; dieß ist die Glanzperiode für die Virtuosen und ihre Erntezeit. Es hat sich seit einigen Jahren eine rückwirkende Bewegung gegen den Fanatismus gezeigt, man kann sagen gegen die abgöttische Verehrung, welche den Virtuosen in der musikalischen Hierarchie eine ihnen nicht gebührende Stelle anwies. Doch ist man hier wieder zu weit gegangen. Das Virtuosenthum besteht nicht allein im mechanischen Abrichten der Finger, in der Parforce-Uebung der Muskelkraft; dieß zeigt sich gerade in unserer Epoche, wo die technische Fertigkeit beinahe allgemein geworden. Wer könnte in dieser Hinsicht eine Rangordnung unter den executirenden Künstlern aufstellen, die alljährlich zwischen Wien, Berlin, Paris und London hin und her peregriniren und dennoch mit so verschiedenem Erfolge sich hören lassen? Die wahren Virtuosen sind gute Uebersetzer; Voß ist kein Homer, aber seine Iliade und Odyssee werden so lange leben wie die Homers. — In den dießjährigen Concerten sind eine Menge neue Namen aufgetaucht. Ueber Jaell und Hrn. von Bülow habe ich bereits berichtet. Unter bekannten Meistern steht Madame Pleyel oben an, eine jener seltenen Künstlerinnen, die nie auf dieselbe Weise spielen, was beweist, daß Inspiration erforderlich ist, auch zum bloßen Interpretiren fremder Inspirationen. Vielleicht gelingt es ihr besser das eine als das andere mal, allein in ihrem Vortrage ist wenigstens Abwechslung, und die sich stets gleich bleibende, durch dieselben Mittel erzielte Vollkommenheit wird zuletzt unerträglich. Und dann bringt Frau Pleyel nicht ihre eigenen Compositionen zu Markte; dieß ist eine der Todsünden selbst ausgezeichneter Künstler, die ihr Executionstalent durch eigene Fabrikate zu Grunde richten.

Obgleich Meyerbeers „Crociato" nur drei Vorstellungen erlebt hat, so ist die Wiederaufnahme dieser Oper dennoch unstreitig das wichtigste musikalische Ereigniß der Saison, und doch hatte der derselbe nichts versäumt, um den Erfolg des Werkes zu compromittiren. Seit Jahren sträubte sich der Maestro gegen die Wiederaufnahme seines Jugendwerkes, weil er es seines jetzigen Rufes nicht würdig hält. Der deutsche Tonsetzer hat da übersehen, daß man bei Franzosen nicht bescheiden seyn darf, denn sie nehmen einen beim Wort. Meyerbeer hat selbst an dem Werthe seines Werkes gezweifelt, folglich taugt es nichts. Die erste Aufführung war daher sehr kalt, bei der zweiten aber und zumal bei der dritten wurde das Publikum wärmer. Der Crociato wurde zum erstenmal in Venedig gegeben am 26. December 1824, zu Paris und London im Herbste des folgenden Jahrs. Er sollte ein Seitenstück zu Tancred seyn und kann den Vergleich wohl aushalten; die Musik strotzt von lieblichen Motiven, wie der junge Aprikosenbaum dort in jenem Garten von frisch aufgesprungenen Blüthenknospen. Im ersten Akte singt Armando, der Kreuzritter, eine reizende Cavatine, und gleich darauf mit seiner Geliebten Palmide ein Duett, wo die Innigkeit des deutschen Gemüthes sich mit dem Zauber der italienischen Sinnlichkeit auf's glücklichste verschmilzt. — Die Borghi-Mamo besitzt nicht ganz die großartige Begeisterung der Pasta, in ihr lodert nicht der Ninetta Malibran wilde Energie; aber sie vereinigt beides, obgleich in geringerem Grade, und hat vor beiden Künstlerinnen jene Besonnenheit voraus, jenes Gefühl des ästhetisch Schicklichen, das sich nie über die Grenzen des Schönen hinaus reißen läßt. Die Borghi-Mamo hat das Stück gehalten, und nächst ihr Merly, der den Großmeister der Johanniterritter von Rhodus gibt. Mit dem Recitativ hapert's bei dem jungen Sänger, und ich hatte ihn sehr mittelmäßig gefunden, bis ihn auf einmal die Arie, die der Großmeister zu singen hat, im Augenblick, wo er sich zum Tode vorbereitet, aufrüttelte; der Schwung, das wahrhaft religiöse Gefühl, das er in dieser Todeshymne so ganz unerwartet entfaltete, rief einen donnernden Beifallssturm hervor. Und dann kommt noch im Anfang des zweiten Aktes das Trio der drei Frauen, Borghi-Mamo, Penco und Alboni. Was den Meister gegen sein eigenes Jugendwerk verstimmt hatte, ist vielleicht das schroffe Nebeneinanderstehen des italienischen und deutschen Elements in dieser Oper; oder reut es ihn so sehr, daß er in seiner Jugend sich von der italienischen Sirene hat verlocken lassen? Es ist Sitte in Deutschland, Wehe über die welschen Sänger zu schreien, aber sie gefallen, wo sie sich hören lassen, und daß ihr Erfolg kein „rechtmäßiger" sey, wie man wohl in deutschen Blättern liest, ist eine hohle Formel, der die Thatsachen widersprechen. Ihr bewundert die Nachtigall, die in eurem Garten trillert, trotz einem Tenor von Bergamo, und die Triller einer Primadonna setzen euch in Wuth.

In der Opéra comique ist ein bedeutendes Werk von A. Thomas erschienen: „Le Roman d'Elvire." Der Stoff

ist phantastisch, so phantastisch, als es ein Pariser Publikum vertragen kann. Das eigentliche Mährchen wird nur im Ballet geduldet — mit seltenen Ausnahmen — weil eben im Ballet nicht gesprochen wird. Die Handlung spielt in Palermo. Eine junge Dame will sich von einem etwas luftigen Cavalier heirathen lassen und sinnt dazu folgendes aus. Sie erscheint als sechzigjährige Marquise. Ihre Kammerzofe heißt Lila; wir führen diese mit Namen ein, weil sie als Hexe oder Zauberin im Stücke agirt. Der Ritter Gennaro, von seinen Gläubigern gedrängt, welche die Marquise selbst gegen ihn aufhetzt, flüchtet sich in das Haus der Matrone, die er um ein Nachtlager bittet. Diese weigert sich indem sie dem Flüchtling bedeutet, daß sie, als eine ledige Person, keinen Mann über Nacht in ihrem Palaste behalten dürfe; für eine sechzigjährige Schöne hatte aber dieß eben nicht viel auf sich. Der Ritter darf nur unter der Bedingung im Palaste übernachten, daß er die gnädige Frau heirathet. Die Situation ist komisch, und deßwegen wollen wir auch nicht die Mittel näher betrachten, die sie herbeigeführt; wir sind in Paris, wo man es ja im Leben durchaus nicht streng nimmt. Nach vollzogener Heirath — allein es lohnt sich wahrlich nicht der Mühe, alles dieß so umständlich auseinander zu setzen; kurz die Matrone verwandelt sich plötzlich wieder in ein zwanzigjähriges schönes Mädchen, das aber von einer Vermählung mit Gennaro nichts weiß, und nun ist es am Ritter, der sich so eben noch mit Entsetzen von den Runzeln und den grauen Locken seiner Alten abgewendet, sich der Jungen mit Gewalt aufzudrängen. Madame Monrose ist eine recht muntere, launige und zum Täuschen verwitterte Alte, und es ist nicht der geringste Reiz des Stückes, aus dieser verwelkten, verrunzelten, hustenden, zitternden Chrysalide auf einmal einen so frischen, lebensfrohen, neckischen Schmetterling in aller Pracht der Frühlingsschöne flattern zu sehen. Und um den Ritter vollends toll zu machen, erscheint sie wieder als Alte, und wenn auch in alle dem eigentlich so recht kein Funke Menschenverstand ist, vielleicht gerade deßwegen, hat man an Gennaros desperater Verrücktheit seine herzliche Freude. Zuletzt entwirrt sich denn alles, nur erfährt bei dieser Entwirrung der Zuschauer weiter nichts, als was er schon weiß, wie nämlich diese Verjüngung bewerkstelligt worden. Sie werden es ebenfalls erfahren, wenn das Stück in Deutschland gegeben wird, womit es wahrscheinlich nicht lange ansteht. Zu diesen ergötzlichen Scenen hat Ambroise Thomas eine ergötzliche Partitur geschrieben. Sie ist im Geist der älteren komischen Oper gehalten, wie Cendrillon, le Maçon, lieblich, voll Witz und Humor. Hier fließt dem Componisten die Melodie reichlicher zu, als in seinen früheren Werken; der Gesang ist nicht vorzugsweise im Orchester. Musik, Handlung, Charaktere, alles ist ächt französisch, obgleich das Stück in Sicilien spielt. Warum? vielleicht weil man dadurch schöne Dekorationen erhält; sie sind wirklich meisterhaft, allein man hat nur selten Zeit, darauf zu achten. Die Gazette musicale hat vollkommen Recht, seit langer Zeit ist keine amüsantere lyrische Comödie gegeben worden, und die Musik entspricht dem Stücke vollkommen.

Ich habe bereits berichtet, daß Théâtre lyrique und Cirque impérial verschwinden. Die Leute erhalten gute Entschädigung, allein sie sind trostlos; manche sind gemüthskrank geworden; ihr Herz hing am Hause ihrer Väter, wo sie selbst aufgewachsen. Beide Theater werden auf dem Platz du Châtelet wieder aufgebaut, ganz nahe beim Hôtel de Ville. Der Herr Präfekt Haußmann und die übrigen Beamten, die in diesem Hôtel oder in der Umgegend wohnen, werden beide Schauspielhäuser in größter Gemächlichkeit besuchen können, und dieß ist nicht mehr als billig; die Stadt bestreitet die Baukosten. Die Stadt hat mit dem Weichbilde ein gutes Geschäft gemacht und kann schon etwas thun; für beide Theater hat sie die Kleinigkeit von 3,400,000 Fr. bewilligt; es gibt souveräne Fürsten, die mit einem solchen Einkommen sich sehr à l'aise finden würden. Der Cirque impérial soll ein Volkstheater werden; man spricht von kolossalen Einrichtungen, von Seegefechten, von einer Pracht, die noch nicht da gewesen. Wir haben hier schon mehrere nautische Schaubühnen gehabt, die alle schmählich Fiasco gemacht. Vom Tage an gerechnet, wo das Grundstück dem Unternehmer überwiesen worden, müssen beide Schaubühnen innerhalb achtzehn Monaten zu Ende geführt seyn, Dekorationen, Theatermaschinerie u. s. w. mit eingerechnet, so daß die Vorstellungen beginnen können.

Und das Théâtre lyrique verliert seinen Direktor Carvalho. Zum Nachfolger hat dieser seinen früheren Secretär Réty vorgeschlagen, der auch angenommen worden, und Frau Miolan Carvalho singt auch nicht mehr im Théâtre lyrique. Sie werden denken: „das ist uns alles gleichgültig!" Und ich bin vollkommen Ihrer Ansicht, und ich weiß nicht einmal, welche politische Ereignisse diese Revolution herbeigeführt; ich werde mich auch weiter nicht darum bekümmern, denn Frau Carvalho mit ihrer dünnen Stimme, die sie freilich meisterhaft zu führen wußte, hat mich nie enthusiasmirt; aber Carvalho schickte damals dem Sohne Mozarts 10,000 Fr. nach Mailand, und das hat mich allerdings sehr für ihn eingenommen; der Sohn des großen Componisten hat wahrscheinlich an Tantièmen für Figaros Hochzeit mehr von einem Pariser Theater bezogen, als sein Vater für alle seine Werke von allen deutschen Theatern zusammen genommen. Nie ist es einer deutschen Operndirektion in den Sinn gekommen, den Erben Grétry's, Méhuls, Dalayracs, Cherubinis ꝛc. Unterstützung oder Geschenke anzubieten, obgleich sie recht gut aus ihren Kassabüchern ersehen können, was ihnen die Opern dieser Meister eingetragen. Allein sie können allerdings mit Grund erwiedern, daß man in Frankreich die Componisten so reichlich honorirt, daß die Erben keiner ausländischen Unterstützung bedürfen, worauf ich denn freilich nichts zu erwiedern habe.

Unter den hier anwesenden Virtuosen befindet sich auch ein afrikanischer Pianist, Mansour. Er ist aus Egypten.

Das sind die Früchte der Dampfschifffahrt. Der Mann stiftet am Ende noch ein Conservatorium in Kahira oder Alexandrien, und dann ziehen die Schüler durch die Wüste und bändigen die wilden Bestien. Mansour componirt auch, er hat ein Trio für Piano, Violine und Violoncell gesetzt. Madame Cabel-Dinorah singt im Concerte, das er am 28. April geben wird. Monsieur est Egyptien? Comment peut-on être Egyptien!

(Schluß folgt.)

Aus Süddeutschland, April.

(Schluß.)

Das deutsche Theater und seine Reformen.

Bisher hatte man den Grundsatz, daß Kunst und Wissenschaft am besten in freier Bewegung gedeihen, daß die Erschaffung des Vollkommenen und Wahren ungleich wirksamer sey zu Verdrängung des Mangelhaften und Verderblichen, als Sperre und Censur. Dem Handel, der Industrie und dem Gewerbe suchte man durch Zwang, Schutz und Ausschließung aufzuhelfen; jetzt aber, wo man selbst diese Fesseln löst und sie frei macht, will man es in der Kunst mit dem Zwange versuchen, mit der polizeilichen Ueberwachung der Theater, die man schmeichelhaft eine ästhetische Ueberwachung nennt, mit der Unterdrückung aller der Bühnen, welche vor dem Tribunale — aber vor welchem? — nicht für gut erklärt werden, mit der Prüfung der Theaterdirektoren und Zurückhaltung der Concessionen. Eine Stimme in dem neuen Theaterarchiv will die gute Wirkung schon durch die heilsame Furcht vor den Examinis erreichen, und verräth unwillkürlich, welche Leute es sind, die über Mangel an Bildung klagen.

Das ist aber nur das halbe Mittel, welches für sich nicht ausreicht, denn wenn die kleinen Theater aufhören, wer schult den großen ihre Leute zu? Theaterschulen haben sich als pedantisch und unpraktisch erwiesen, die beste Schule ist eine solche, welche Schule und Leben zugleich ist. Das waren früher und — wir staunen — sollen noch seyn die Wanderbühnen; ihnen folgten die Talente wie der Werbetrommel der Soldat, in dem der künftige Feldmarschall schlummert. Die Wanderbühnen aber sind jetzt ein eigentlicher Krebsschaden des Theaters; sie sind es, in denen die Verkommenheit und die Unsitte eine lockende Stätte mit dem Aushängschilde der Kunst findet, sie sind es, in deren Schmutze die theaterdurstige Jugend erstickt, und ihnen, den Sommertheatern, Tivolis, und wie sie heißen, ihnen gilt mit Recht der Bannstrahl der Gutgesinnten und der gewichtigen Stimmen. Sie bringen wir gerne als die schuldigen, nichts weniger als reinen Opfer auf dem Altare der Kunst dar. Wenn sie nun aber mit allen Stadt- und Städtchentheatern den Hofbühnen zur Sühne gefallen sind, und wir fragen nach den Schulen, welche zugleich Schulen der Kunst und des Lebens seyn sollen, wer traut seinen Ohren oder dem Urtheile der weisen Rathgeber, wenn er hört, das sollen gerade wieder Wanderbühnen seyn, aber „gute, ordentlich geführte Wanderbühnen." Hier bildete sich früher der große Mime, hier soll er es wieder thun. Und wir hören mit Erstaunen, daß in derselben Sache, welche als der Verderb des Theaters bezeichnet wurde, auch die Keime seiner Zukunft liegen sollen. Nur können wir vielleicht schwer einsehen, warum es das unstete, dem Studium hinderliche Umherziehen seyn müsse, worin das Geheimniß der dramatischen Kunstproduktion liege. Man verwechsle doch nicht eine frühere Thatsache mit dem Gebote der Nothwendigkeit, man glaube nicht, daß weil unsere alten tüchtigen Schauspieler dramatische Wandervögel gewesen, dieß die Ursache ihrer Tüchtigkeit war, nicht, daß etwas, das einmal recht war, für alle Zeiten das Beste sey. Jede Zeit bringt ihre eigene Bildungsweise mit, welche bedingt ist durch die Verhältnisse der Zeit, verschieden von denen der andern. Wenn die Klöster die Gelehrsamkeit schützten und hegten, wem wird es heute einfallen, die Universitäten in Klöster verwandeln zu wollen? Wenn sonst der Lehrling nur beim Meister etwas lernen konnte, werden wir heute die polytechnischen Schulen für unnöthig halten? Verfallen wir doch nicht in den Fehler unserer Großmütter, welchen nur die alten Zeiten die guten waren, und spielen wir nicht die Kammerdienerrolle bei großen Männern, welche keine Augen für ihre Eigenthümlichkeit, sondern nur für ihre Kleinlichkeiten haben.

Es mag aber noch ein Zweifel erlaubt seyn, ob es wirklich mit der Schauspielkunst unserer Zeit so ärmlich bestellt ist, als man uns täglich vorsagt, und ob die gute alte Zeit so unerreicht vor uns steht. Schon das scheint bedenklich bei den rückwärts gewandten Lobrednern, daß ihr Register der Iffland und Schröder und ihrer Ebenbürtigen jedenfalls nicht durch die Menge imponirt, und daß sie sogar einen Eßlair, Seydelmann dazu

zählen, auf welche doch offenbar die neue Zeit sich zu berufen berechtigt ist. Sollte aber nicht auch hier dasselbe Verhältniß obwalten, dieselbe Eigenthümlichkeit auftreten wie in andern Kreisen, wo auch die großen Männer, die hervorragenden Charaktere mangeln, so daß daraus ein Charakter der Zeit herausblickt? Ist nicht auch hier, wie in andern Fächern die Bildung, die Fertigkeit, zu der früher nur einzelne Bevorzugte gelangten, Gemeingut der Meisten geworden? Wer verstand denn vor Lessing und Wieland einen deutschen Aufsatz zu schreiben, und wer versteht es jetzt nicht? Die Bildung ist nicht mehr auf einzelne Stände beschränkt und die Kunst der Darstellung, so tief wurzelnd in der eigensten Eigenthümlichkeit des Menschen, und so unendlich mehr gehegt und verbreitet als früher, ist, wenn wir die Summe derselben schätzen, sicher mächtiger als ehedem und hat auch noch ihre Tüchtigen und ihre Tüchtigsten.

Das ist aber gerade der Uebelstand, daß sie, die früher das Theater hoben und trugen, heute ihr Verderb seyn sollen, die Virtuosen. Wohl wahr, das Virtuosenthum ist eine schädliche Abart der dramatischen Kunst, eine neue Art, statt von Wanderbühnen, von Bühnenwanderern, die sehr bald zur Kunstreiterei und Industrie wird. Die Sache hat aber auch ihre Aber. Warum ergreifen sie denn doch den Theatergänger und rütteln die eingeschläferte Empfänglichkeit auf? Es ist nicht der Reiz der Neuheit, sondern wenn es Virtuosen sind, eine Seebach, eine Ristori, ein Dawison, ein Ludwig Devrient, und auch ein Emil in seiner besseren Zeit, so ist es der Geist, der durch die ganze Erscheinung weht und ein vollkommenes dichterisches Gebilde schafft. Das Ensemble ist eine recht schöne Sache, aber was kann auch das glatteste und klappendste Zusammenspiel nützen, wenn die Träger der ganzen Kunstwirkung, wenn ein „Faust," ein „Hamlet," ein „Egmont" nicht das eingehende geistige Verständniß besitzen, um den dichterischen Gedanken zu erfassen und zu gestalten? Die Reformer sagen zwar: „Hervorragende Künstler, große Meister braucht das deutsche Theater nicht, sondern fleißig eingeübte, geschulte Handwerker." Wer aber mag glauben, daß man in matten Zeiten es mit einer gefügigen Mittelmäßigkeit zwingen werde? wer mag einen Aufschwung erwarten von den haarspaltenden Leuten, welche auf der Bühne nichts Hervorragendes, keine Aristokratie des Geistes dulden, außer etwa die direktoriale, welche die Spitzen der Kunst abknicken, alle überragenden Köpfe abschlagen möchten, wie es einst Tarquinius mit den Mohnköpfen machte, um Gleichförmigkeit zu erzielen und des einheitlichen Eindrucks gewiß zu seyn, welche genirt werden von den Sternen erster Größe am nächtlichen Himmel der Kunst, weil sie die Blicke auf sich lenken und das Ensemble einer Sternennacht stören? Es ist allerdings ungeschickt, wenn man vor lauter Bäumen den Wald nicht sieht, es ist aber eben so fehlerhaft und unschön, wenn die Bäume nur da seyn sollen, um den Wald zu bilden, oder wenn alle Sterne in einer allgemeinen Milchstraße untergehen sollen.

Nun endlich das Publikum! Nachdem das Recept fertig geworden, um gute Dichter und gute Schauspieler zu bekommen, was fängt man mit dem Publikum an, um ihm die rechte Empfänglichkeit beizubringen? Denn ihm fehlt der Ernst, das ächte Interesse, das Kunstbedürfniß; es sucht nur Unterhaltung, und nur leichte Unterhaltung, nur so viel, um gerade nur angeregt und ja nicht angegriffen zu seyn. Und dennoch gestehen sie es Grillparzer zu, daß das tausendköpfige Publikum immer Verstand hat, wenn er auch den einzelnen Köpfen fehlt. Nun, wenn ihr das Logenpublikum besonders verdammt, die Alltagstheatergänger und Gewohnheitsläufer, welche nur da sind, um den Abend umzubringen und den Platz abzusitzen, so hätte ich auch einen Vorschlag, der eben so gut und so schlecht ist als ein anderer: so habt den Muth und nehmt kein Abonnement mehr an. Dann seyd ihr sicher, daß jeder weiß, warum er heute in's Theater geht, und daß er eher sein Interesse mitbringt.

Das Publikum trägt allerdings auch seine Mitschuld an dem jetzt so geringen Stande der dramatischen Kunst, aber nur in zweiter Reihe, und ist nicht schlechter als ein Theaterpublikum von ehedem. Müssen wir denn daran erinnern, daß es Zeiten gab, wo die Classiker, die wir jetzt am höchsten stellen, nicht durchdrangen, wo ein Shakespeare nicht verstanden wurde, wo Mozart nicht aufkommen konnte, wo Gluck nach der ersten Aufführung seiner „Iphigenie" verzweifelnd ausrief: Iphigenie ist gefallen! und ein Freund ihm das wahre Trostwort entgegnete: Ja, vom Himmel! Man wird unserem verlästerten Publikum kein Werk eines ächten Genius vorhalten können, das es verworfen, keinen wahren Dichter, den es unterdrückt hätte; der Tadel kann nur die andere Seite treffen, daß es Geschmack an Dingen finde, die keinen Werth haben. Denn daß es nicht immer mit alter Classicität sich ernähren lassen, sondern auch seine eigene Zeit und ihre Produkte kennen lernen will, daraus wird man ihm ernstlich keinen Vorwurf machen wollen.

Das Publikum hat aber andere Eigenschaften erlangt, welche sehr bestimmend auf den Erfolg der Vorstellungen einwirken, und welche nicht genügend gewürdigt werden. Das Publikum ist in seinem Urtheile über dramatische Leistungen weit gebildeter geworden, als es früher gewesen. Man wird diese Thatsache nicht damit umstoßen, daß man darauf hinweist, wie es den schreienden Helden fast überall mit Applausen begleitet; für viele Leute ist es unmöglich, einen Lärm nicht mit Lärm zu erwiedern. Aber im Ganzen verlangt man etwas anderes und verlangt mehr als sonst. Es hängt dieß mit der Wandlung zusammen, welche die Schauspielkunst in den letzten 25 Jahren erfahren, und welche vielleicht mehr noch in die Auffassung des Publikums als der Schauspieler gedrungen ist.

Früher wurden die meisten Rollen, zumal die von bestimmten Sorten, nach allgemeinen, so zu sagen absoluten Auffassungen und Schematen gespielt; die Liebhaber waren nicht sehr verschieden von einander, die Geliebten eben

so wenig; ein „Don Carlos," „Max," Ferdinand" unterschieden sich fast nur durch den Rock und etwas mehr oder weniger Feuer oder Schwärmerei, ihre Redeweise, ihre Erscheinung blieb dieselbe; auch im weiblichen Fache war es nicht anders: ein „Gretchen," „Käthchen," „Thekla," „Louise" hatten ihre vorgezeichneten Spielweisen, und wurden entweder naiv oder tragisch gegeben, was denn nach der Situation der Scenen in derselben Rolle wechselte; die Helden waren auch nur von zweierlei Art, entweder hoch deklamirend wie „Wallenstein," oder treuherzig polternd wie „Götz," und mitten inne stand „Tell." So ging es durch andere Rubriken durch. Außer diesen gab es denn noch eine Reihe von Rollen, welche man Charakterrollen nannte, auf welche der dafür engagirte Charakterspieler das erste Anrecht hatte. Bezeichnend sind die dramatischen Größen, deren Namen auf uns gekommen, meist Charakterspieler gewesen. Dieses Verhältniß hat sich seither durchaus geändert. Das allgemeine, subjektive Spiel hat sich, wenn auch nicht in Wirklichkeit, doch im Princip überlebt, die Kunst ist von der Lyrik zum Drama fortgeschritten, wir verlangen scharfe, objektive Bilder und überall bestimmte Charaktere, seyen sie nun verliebt oder nicht, seyen sie edel oder nichtswürdig. Sonst genügte bei einer Truppe Ein Charakterspieler, jetzt sollen sie's Alle seyn. Daß auch die Mädchenrollen, die sich am längsten gegen dieses Princip gesträubt, dieser Auffassung und Durchführung fähig seyen, zeigt uns z. B. eine Seebach. Das sind eben die Virtuosen, welche auf diese Eigenthümlichkeiten reisen, und welche am schärfsten diese Postulate der neueren Schauspielkunst zu erfüllen wissen.

Das Publikum von heute steht auf dem richtigen Standpunkte der fortgeschrittenen Schauspielkunst, und verlangt Charakterspiel durch alle Rollen. Deßhalb wird es von den Virtuosen gefesselt, deßhalb wird ein glattes Zusammenspiel nicht genügen, wenn es nicht von entwickelter Charakteristik getragen ist.

Eine zweite Eigenschaft unseres Publikums ist, nicht daß es unempfänglich, aber daß es weniger genügsam geworden als zu Anfang des Jahrhunderts. Diese Thatsache muß man hinnehmen, ohne daran zu mäkeln; sie geht durch alle Verhältnisse und alle Kreise durch, und macht sich nicht nur vor den Lampen geltend. Sie hat ihre Vortheile wie ihre Nachtheile. Man muß sie nur nicht beseitigen wollen durch Versagen, das Verlangen nach Mannigfaltigkeit nicht verdrängen wollen durch Einförmigkeit. Was allgemein ist, ist berechtigt; das muß man anerkennen, und eine Selbsttäuschung wäre es, das Gegentheil zur sogenannten Bildung des Publikums durchführen zu wollen. Die Erzeugnisse der eigenen Zeit müssen neben der classischen Basis hergehen, damit wir die eigene dichterische Flora kennen lernen, und nicht in zu karger Zahl, um nicht nur die einzelne Pflanze, sondern den Charakter der ganzen Vegetation zu erkennen.

Diese Deutungen wollen aber die Noth im deutschen Theater nicht hinwegstreiten, die Noth bei Dichtern, bei Schauspielern und beim Publikum. Die drei, wenigstens die zwei letzteren, würden aber nicht so vielen Anlaß zu gerechtem Seufzen geben, wenn nicht eine vierte Calamität dazu käme, welche, nach ihrem Wesen dazu bestimmt, zu bessern, thatsächlich das Gegentheil thut, die Theaterpresse, eine Macht, welche in ihrer Unwissenheit, Feilheit und Ehrlosigkeit positiv schädlich gewirkt hat und fort und fort schädlich wirkt. Wenn etwas in unserem Theaterwesen einer Besserung fähig ist, welche von außen versucht werden kann, so ist es die Presse. Hier wäre, da die Regierungen doch helfen sollen, ein Feld für ihre Hülfe. Würde an den größeren Theatern dafür gesorgt, daß eine kenntnißvolle, verständige, vor allem unabhängige und unparteiische Kritik den Leistungen folgte, so hätten wir weniger Maul- und Coulissenhelden, die sich Künstler dünken und dafür bezahlen lassen, so könnte ein Parterre heranreifen, bei welchem weder in den Kunstleistungen, noch in den Anerkennungen die physische Kraft den Ausschlag gibt, wo das, was die Menge richtig fühlt, der Einzelne richtig erkennen lernt.

Im Uebrigen aber tröste uns bei den allseitigen Klagen über den Verfall des deutschen Theaters eine Thatsache, das ist das warme Interesse, welches ihm überall sicher ist. Hieraus ziehen wir einen beruhigenden Schluß. Eine Sache geht nur zu Grunde, wenn sie sich überlebt hat, wenn sich niemand an ihr erwärmen mag, niemand an ihr entzünden kann; sie stirbt nur, wenn sie selbst kein Leben mehr zu geben vermag. Gibt es aber etwas, das mehr, und mehr als je, Interesse erregt und Bedürfniß geworden ist für Hoch und Nieder, als das Theater? Scheltet darum nicht das Publikum: das Publikum ist es, was das Theater hält, was ausharrt trotz der vielen Klagen, bis eine bessere Zeit auf den Brettern aufgeht. Scheltet es nicht, sondern faßt es da, wo es empfänglich ist, wo es eine greifbare Seite bietet, wo es mit Wärme entgegen kommt. So lange seine Empfänglichkeit aushält, dürfen wir nicht an einem Aufblühen des deutschen Theaters verzweifeln. Der rechte Dichter komme nur, er findet ein empfängliches und dankbares Publikum.

R. B.

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 20. 13. Mai 1860.

Das Weib ist nicht schwach. Es gibt starke Seelen
In dem Geschlecht. —
Schiller.

Friesische Köpfe.

(Fortsetzung.)

Abel stolperte hinaus, Leyda verbarg ihr Gesicht in den Händen und der Rittmeister ballte die Fäuste im unmächtigen Zorn. Keiner sprach, bis Hilke reisefertig eintrat, um Abschied zu nehmen. Alle waren zu bedrückt, um viele Worte zu machen, aber auch ihr Geschick zu unabänderlich, als daß eine Milderung zu erwarten gewesen wäre. „Gott lasse Euch glücklich werden, liebe Jüffer!" sagte die alte Magd. — Leyda sah scheu nach dem Rittmeister, der bleich und trotzig aus dem Fenster blickte, dann erwiederte sie tonlos: „Du bist mir eine Mutter gewesen, Hilke; du weißt, ich werde stets rechtschaffen bleiben."

„Junger Herr," fuhr Hilke fort, „ich will es nicht beklagen, schimpflich hinausgestoßen zu werden, denn ich weiß, Leyda wird mit Euch zufriedener seyn, als bei der Sorge einer armen, alten Bäuerin." — „Ihr werdet alle zufrieden seyn," rief der Offizier grollend, „wenn meine Leiche in den Dollart hinaus treibt. Was liegt daran, ob es eine Kugel thut oder ein paar Wellen in dunkler Winternacht? Ich will lieber sterben, als geknechtet werden!"

„Fürchtet nichts, lieber Herr! Ihr seyd krank, aber ich bin gesund und werde Euch kein Haar krümmen lassen. Was mein Vater aus Stolz und Rache unternimmt, werde ich aus Liebe zu Euch abzuwehren wissen, und wenn es zum Aeußersten kommt, so wird mit Euch die letzte Trägerin des Namens Kortesent vom Deich herab in die Fluthen gleiten. Für eine Ueberzeugung muß man nicht nur leben, sondern auch sterben können!" Leyda sprach dieß mit den tieferen Brusttönen, wie wir sie bei offenen, entschlossenen Frauen finden; diese Organe scheinen nur das Echo einer mächtigen Gefühlswelt und verbinden den Ausdruck der Kraft mit dem Reiz einer sanften, ächt weiblichen Klarheit.

„Ich fürchtete mich nicht!" erwiederte der Rittmeister. „Ich fühle nur einen unaussprechlichen Grimm in mir. Weßhalb mich fürchten? Ich habe nichts zu verlieren auf dieser Erde — als dich!" fügte er hinzu, da er Leyda tiefer und tiefer erbleichen sah, und reichte ihr seine Hand herüber. Die Friesin erfaßte die männliche Rechte, drückte sie an ihre Stirn und kniete neben dem jungen Manne nieder. — „Komm Hilke," rief sie, „leg' deine Hand auf mein Haupt, es ist die einzige, die mich segnen mag; aber einst wird es dieser Mann auch thun, dann, wenn Leyda Kortesent selbst über den Kampf ihrer Jugend lächelt. Lieber Herr, ich werde

alles Euretwegen ertragen, nur das nicht, daß Ihr verachtet und gekränkt werdet. Ich verlobe mich Euch als Euer Eigenthum, nicht für eine frohe Zukunft, aber um Euer Wohl höher und heiliger als das eigene zu achten und es um jeden Preis zu fördern. Wer Euch verfolgt, wird auch mich verfolgen!"

Der Offizier beugte sich, um Leydas Gesicht zu küssen, aber es waren nicht mehr die sanften Taubenaugen, in die er blickte, es war ein blitzendes, glühendes Augenpaar und ihm graute, der Bräutigam dieses wunderbaren Weibes zu seyn.

Die wohlthuende Stille des Kortesentschen Hauses nahm in den nächsten Tagen nach Leydas Verlobung etwas Grabähnliches an. Der Rittmeister wollte seiner Leidensgefährtin nicht an Muth nachstehen, und so brachte er den finstern Abel zum Schweigen, indem er den Rock seines Königs mit der Zwangsjacke des alten Friesen vertauschte. Er war so weit genesen, daß er wieder am Stock umher hinkte auf dem engen Bezirk, der bei dem eingetretenen Thauwetter überhaupt das Gehen gestattete; die ganze übrige Welt war eine unergründliche klebrige Erdmasse und die Plaatze von allem Verkehr abgeschnitten. Wenn je eine Visitation der Deiche oder das Oeffnen irgend einer Schleuse einen Menschen weiter hinausrief, so ging er in großen Stiefeln und mit einer langen Springstange in das Feld und arbeitete sich mühsam weiter.

Leyda war still und geschäftig, wie in der ersten Zeit ihrer Bekanntschaft; keine Bewegung, kein Wort verriethen, wie sehr sie den Mann liebte, um so mehr liebte, als ihr Vater nicht verhehlte, wie er denselben Mann haßte, jetzt um so mehr haßte, als er ihm anfangs vertraut hatte, dem er Hab und Gut und sein einziges Kind hinschleuderte, weil die Menschen nicht glauben sollten, es gäbe einen Sterblichen, der sich rühmen könnte, eine Jüffer Kortesent verschmäht zu haben. Es ist wunderbar, daß in der tiefsten Einsamkeit das Gerede der Leute tausendmal schwerer wiegt, als im Gewühl der Städte; aber es mag auch diese Thatsache beweisen, daß Ehre und Sitte auf dem Lande um eben so viel höher im Werth gehalten werden. Des Rittmeisters schweigendes Nachgeben war dem Alten ein großer Triumph, obgleich er manchmal nur eine Kriegslist darin argwöhnte; er beobachtete den künftigen Eidam so unablässig, als hätte er, wie die vereinsamte Krähe draußen, davon fliegen können; aber immer begegnete sein Blick auch dem seiner Tochter, die allerhand Vorbereitungen zur Hochzeit traf und wiederum den Vater nicht aus den Augen verlor. Hilke war gegangen, sie hatte dem Paare keinen Trost geben können, als: „Nun, Jüffer, der Alte ist ein harter, quader * Mann, aber er vergißt nicht, daß er ein Christ ist!"

Jetzt sprach niemand mehr von Hilke, und Leyda war vereinsamter denn je. Eines Nachts schlug der feuchte Wind an die Fenster und das Wasser peitschte an die Deiche, da fuhr das junge Mädchen empor. Sie hatte ihres Vaters Schritte vernommen. Einer der Knechte war selben Tags in der Stadt gewesen und hatte Mittheilungen gemacht, die den Vater sichtbar aufgeregt hatten; was mochte er jetzt wollen? Der Alte kam vor die Thür; wollte er sie nur verriegeln? oder — nein, er trat ein und leuchtete mit der Lampe in ihr Gesicht.

„Leyda," sagte er gedämpft, „ich komme bei Nacht, damit die Dienstleute nichts merken; es ist schon des Geredes genug über die Kortesent-Erbin. Du hast bis heute gethan, was du wolltest; ich hinderte dich nicht, aber ich verlange, daß du zu Ende bringst, was du angefangen gegen meinen Willen, und nächsten Dienstag ist die Hochzeit."

„Ich werde bis dahin nicht fertig, Vater. Ihr seht täglich, daß ich dazu rüste." — „Freilich, ich sehe täglich, daß du dir Mühe gibst, deinen alten Vater zu betrügen; du willst den da" — Abel ballte die Faust gegen die Wand — „lieber aufgeben als unter die Hand deines Vaters. Aber wir werden sehen, wer das Spiel gewinnt und ob der tollköpfige Bursche zahm wird!"

„Vater, da Ihr es denn wißt, nein, ich werde ihn nicht heirathen, oder Ihr sollt mich mit ihm in die Fremde gehen lassen; ich dulde nicht, daß er Euer Knecht wird." — „Recht so, lieber sollte er mein Herr seyn; aber daraus wird nichts, du bleibst auf der Kortesents-Plaatze und machst ihr nicht die Schande, unter die ausgehungerten Deutschen zu gehen." — „Ihr werdet ja sehen, was ich thue; außerdem eilt es ja nicht." — „So, so? Freilich eilt es, der Stadtdoctor hat ausgesagt, er könnte nächste Woche wieder auf's Pferd, und die Preußen heben aus im Lande wie die Teufel. Ich muß ihn fest heben, ehe er fort **kann**!"

„Wenn er will, so wird er gehen." — „Ich verstoße dich, Mädchen!" — „Ich kann arbeiten!" — „Ich fluche dir, wenn du ihm hilfst!" — „Gott wird Eure Ungerechtigkeit sehen!" — „Ich fluche auch ihm, und Gott weiß, daß er keine Entschuldigung hat!"

Leyda senkte einen Augenblick, wie in vorübergehender Schwäche, die Wimpern, dann sagte sie tonlos: „Ich werde mich mit ihm trauen lassen, aber nicht hier, sondern vor allen Leuten in der Stadt. Bedenkt aber, Vater, daß Ihr uns beide sehr unglücklich macht,

* Eigenwillig, herrschsüchtig.

ihn, der mich nicht mehr liebt, mich, die ich seinetwegen leiden werde. Mein Gott, es war ja meine Schuld, daß er erfuhr, Edo sey seinethalben abgewiesen und da — Vater, vergeßt nicht, daß ich Eure Tochter bin. Warum soll er meinen Fehler büßen?" — „Von meiner Tochter ist nicht die Rede. Leyda Kortesent soll ihr Erbe ohne Makel weiter vererben, oder ich habe keine Tochter."

„Da ich einwillige, Vater, so ruft Hilke zurück." — „Niemals! Wer einmal den Feuerbrand auf mein Dach schleuderte, kann es auch zum zweiten mal thun; ohne sie hätte eine Kortesent-Erbin nie einen Soldaten angesehen, nie einen Gronewald abgewiesen! Es liegt nicht in unserer Art." — „Aber, Vater, Ihr habt den jungen Herrn selbst gern gehabt." — „Habe ich? Nun, dann geschah es, weil ich glaubte, er wisse, wohin ein Faullenzer in der Narrenjacke gehört."

Es war die längste Unterhaltung, die Leyda je mit ihrem Vater geführt hatte, und dennoch wußte sie, er hatte bei aller anscheinenden Offenheit noch nicht das berührt, was der Zweck seines Kommens war. Die junge Erbin war in einem stolzen Bewußtseyn ihrer Stellung aufgewachsen und es dünkte sie fast unleidlich, diese Glorie gegen eine andere tiefere Ueberzeugung einzutauschen; aber ihre starken Gefühle wohnten eben so sehr im Kopf als im Herzen. Das entschied; sie konnte auch dereinst sprechen: „Ich sterbe, aber ich habe gesiegt."

So richtete sie sich auch jetzt empor und sagte: „Vater, ich werde mich am Dienstag in der Stadt mit ihm trauen lassen." — Abel Kortesent nahm die Lampe und ging; an der Thür drehte er sich noch einmal um, und als er seine Tochter so starr, so blaß in derselben Stellung dasitzen sah, da warf er gleichsam begütigend hin: „Leydje, wenn Edo Gronewald die Gedanken an dich noch nicht aufgegeben hätte —" — „Noch nicht aufgegeben?" rief die Friesin dazwischen. „Ich habe Edo zu sehr geachtet, um das zu denken; ist meine Hand denn ein Almosen, das man erbettelt, oder ist mein Wille nichts und das Erbe Alles? Seht, Vater, der Mann, den Ihr verachtet, würde an Edos Stelle nicht wieder angefragt haben."

Abel war schon hinaus und Leyda dachte die ganze Nacht, was sie dem Rittmeister sagen wollte, während der Wind über die Marschen pfiff und die Wellen peitschte und die letzten Stücke Treibeis klirrend an einander fuhren oder sich in die aufgeweichten Deiche bohrten.

Ein Volk, das auf Ackerbau und Schifffahrt angewiesen ist, bringt unwillkürlich in allen Lebensplanen die Witterung in Anschlag, selbst wo man nicht so durch die Unbill der Jahreszeit abgesperrt ist, als die Kortesent-Plaatze es war. Abel wußte, weßhalb seine Tochter in der Stadt getraut werden wollte, weil sie auf die Unfahrbarkeit und Ueberschwemmung des Weges dahin rechnete; der Alte widersprach ihrer Forderung nur deßhalb nicht, weil er erfahren hatte, in Rußland sey wiederum scharfer Frost eingetreten, und da pflegt er acht bis neun Tage später zur Nordseeküste vorzuschreiten. Wer das Wetter mit den kundigen Augen des Schiffers oder Hirten betrachtet, der muß den Ausdruck „wetterwendisch," insofern er eine ungeregelte Veränderlichkeit bezeichnet, übel angebracht finden; denn keine Krankheit kann gewissere Symptome und Krisen haben, als eben die Witterung; aber man lernt das Verständniß nicht aus Büchern, und wenn etwa Unkundige einen Wetterpropheten des deutschen Nordens ausfragen, so erwiedert er nur: „Well et weet, der weet et!" * und bezeichnet damit, daß besonderer Sinn und Erfahrung dazu nothwendig sey.

Wie es der Baas voraus gesehen, war am Sonntag Morgen der Wind umgeschlagen, der Himmel vom reinsten Blau und überall auf der weiten Marsch blitzte ein Kanal oder ein überschwemmter Fleck empor, als wollten sie die Spiegel zu dem himmlischen Sonntagsschmuck abgeben. Leyda war sehr traurig, sie sah, ihr Schutzgeist that kein Wunder für ihren hochherzigen Zweck, und ihr blieb der schmerzliche Beruf, dem stummen, grollenden Verlobten das unvermeidliche Vorhaben des nächsten Dienstags vorzustellen; denn that es ein anderer, so geschah es sicher nicht, ohne den unglücklichen Rittmeister noch mehr zu kränken und aufzubringen, als es Abel bereits gethan.

Leyda hatte Unrecht, nicht an ein Wunder zu glauben, während neben ihr wirklich eines vorging. Nicht auf den Gassen und Märkten, wie die traditionellen Wunder, sondern im stillen Kämmerlein, das die Pflanzschule unserer Thaten und Gedanken ist, suche heute die Wunder. Wenn wir unser Herz strenger bewachten, wir würden den Engelhänden freudiger unser Fürchten und Hoffen entgegen tragen, die so oft in der Stille anklopfen, und nie ohne etwas Wunderbares in unserer Brust zu bewirken.

„Liebe Jüffer," sagte der Rittmeister und setzte sich ihr gegenüber neben den Herd, „ich habe mich gefreut, als ich sah, daß das Gesinde zur Kirche ging. Es ist mein Vorsatz, heute in Leydas Hand das erste Geschenk zu legen und sie zugleich um Verzeihung zu bitten, daß ich sie entgelten ließ, was sie nicht verschuldet

* Wer es weiß, der weiß es.

hat. Leyda, dieses Papier ist ein Brief an den König und ich ersuche ihn darin, mich des Dienstes zu entlassen. Ich werde den alten Abel bitten, mir die Leibzucht auf der Kortesent-Plaatze zu verpachten, und meine Leyda, mit mir dort zu hausen, die Frau eines unbemittelten Mannes. Sie darf nicht über mich erröthen, denn ich will mein und ihr Brod verdienen. — Still, Leyda! laß mich erst vollenden! Leyda kann nur in Ostfriesland glücklich seyn; sie soll in der Heimath bleiben. Die Pacht für das erste Jahr mag meine Equipirung, die ich verkaufe, und einige vererbte Werthsachen abwerfen, und dann wirst du mein Lehrmeister in dem neuen Berufe seyn. Ich kann Alles, nur muß ich mich frei fühlen!"

„Nun ist Alles gut!" rief die Friesin. „Mein Gott, wie danke ich dir! Seht, lieber Herr, ich war ganz irre an mir, weil ich irre an Euch ward; jetzt aber ist Gottes Gnade wieder in meinem Herzen erwacht, und ich getraue mich, den rechten Weg für Euch — für mich zu finden! Hier ist meine Hand, meine treue, friesische Rechte! Faßt sie in Gottes Namen, denn sie wird Euch um Gottes willen gereicht!"

Da die norddeutsche Sprache viele schöne Bilder bewahrt, so benutzte Leyda jetzt eines derselben. Der Bettler wird „der Bittende" genannt, das Armenhaus „Gasthaus," und was man von Herzen für Andere Gutes thut, thut man um Gottes willen."

Herr von Rohrdack zog Leyda auf den Stuhl neben sich an der ergriffenen Hand nieder und legte seine Stirn auf ihre Schulter. „Der Entschluß ist Euch sehr schwer geworden?" fragte Leyda mit stiller Wonne. — „Ja, recht schwer, Leyda, aber wie du da neben mir sitzest, wollte ich, es wäre etwas noch Schwereres gewesen. Sieh, ich dachte auch daran, wie ich meine arme Schwester beredet hatte, daß sie sich einem ungeliebten Manne hinopferte, während ich zauderte, einer geliebten Frau Opfer zu bringen!"

„O," sagte Leyda, „ich würde Euch nicht verstanden haben, wenn Ihr den Scheitel ohne Widerstreben gebeugt hättet. Jetzt fordert ein freier Mann die Tochter meines Vaters, denn die Erbin und ihr Gut lasten nicht auf Eurer Brust!"

Alles, was Leyda sagte und that, erschien als Ausdruck einer wunderbaren Freude, und ihrem Verlobten war, als hätte er sie nie zuvor gesehen.

„Leyda," begann er nach einer Pause, „ich habe niemals meine Stirn auf irgend etwas Lebendes, als höchstens auf mein braunes, treues Pferd gestützt. Die weichen Menschen kamen mir sehr schwach vor, und den Starken mochte ich nicht sagen, daß meinem Leben ein Ziel über die Minute, die ich eben lebte, hinaus fehlte; denn die Wahrzeichen unseres äußeren Lebensweges verschwinden uns aus den Augen, wenn wir ein paar große, ungewöhnliche Schritte gethan. Ich hatte einen Freund, er war der offenste, heiterste Bursche von der Welt, er liebte meine Schwester, ich trennte die beiden, weil ich sie nicht den Entbehrungen einer beschränkten Lage aussetzen wollte, und mein Freund hat mir nicht vergeben!"

„Nicht vergeben?" fragte Leyda verwundert, „und nannte sich Euern Freund?" — „Nicht vergeben, daß die Schwester dem Ungeliebten angehören sollte!" — „Freilich, freilich, was man selbst duldet, ist gar nichts; man hat Alles gerettet, wenn man den eigenen Werth und das Glück des Theuersten geborgen weiß; ich hätte Euch auch nicht vergeben!" — „Warum nennst du mich nicht Du, Leyda?"

Das Gesicht des Mädchens ging von dem festen, entschlossenen Ausdruck der Unversöhnlichkeit zu dem weichen, jungfräulichen sanfter Verwirrung über. „Das Du ist entweder meiner Sprache oder meinem Herzen nicht recht geläufig," entschuldigte sie sich. — „Deinem Herzen, Leyda? Das betrübt mich. So vertraust du mir noch nicht?" — „Ob ich Euch vertraue, lieber, lieber Herr? Gerade weil ich Euch so hoch stelle, mag ich Euch nicht Du nennen. In meinem Lande hat man eine große Ehrfurcht vor muthigen, rechten Männern; ich glaube, meine Urahnin hat ihren Herrn nicht Du anreden können, wenn er unter dem Upstallsboom getagt hatte und mit den Aeltesten und Häuptlingen Gesetze für das Land aufgestellt, wie es jetzt die Könige thun. Ist nicht die Kortesent-Plaatze wie eine Insel? muß sie der Besitzer nicht erhalten und vertheidigen? ist er nicht wirklich der König seines Hauses? So haben die Friesinnen zwar feste Köpfe, aber noch festere Herzen, und die sind sicher im Gehorsam und treu in der Liebe."

Der Verlobte sah fast scheu in die leuchtenden Augen der Redenden; er hatte sie wie ein Blinder gewählt und ward belohnt, als hätte er mit Argusaugen gesucht. „So wie du, Leyda, muß Rebekka ausgesehen haben, als sie dem Isaak entgegen geführt ward; ich las einmal früher darüber." — „Nein," lächelte Leyda, „ich würde mich nicht wie sie haben wählen lassen, ohne vorher selbst gewählt zu haben; ich bin gehorsam, aber nicht unterwürfig, demüthig, aber nicht verzagt; ich befrage meinen Willen, weil ich weiß, daß ich Kraft und Ausdauer besitze, ihn geltend zu machen."

Länder mit ergiebigem Boden und sparsamer Bevölkerung müssen den einzelnen Individuen nicht allein größere physische Kraft verleihen, sondern auch das

Bewußtseyn in derselben rege erhalten. Der Friese hat nur die ausdauernde Energie des Erwerbens und der Selbsthülfe, aber es demüthigt ihn, Soldat zu seyn. Schon seit lange bewährt sich auch das Sprichwort: „Ostfrisia non cantat!“ Der musikalische oder Harmoniesinn fehlt ihm, eben so der „Massenenthusiasmus.“ Er begeistert sich lieber für vereinzelte Größe und glaubt die Menge für den Nutzen berufen. Man achtet den Prediger in Ostfriesland höher als irgendwo anders, man verachtet aber darstellende Künstler so tief, daß es in manchen Gegenden fast sündigen heißt, ein Schauspiel zu besuchen.

Bei dieser allgemeinen Charakterzähigkeit ist jede militärische Aushebung mit großen Schwierigkeiten verbunden. Deßhalb hatte man es höheren Orts gut befunden, die Stadt L..., zu der Zeit, von der wir reden, so mit Soldaten zu überfüllen, daß jeder Widerstand von selbst aufhörte. Als der Rittmeister sich früh Morgens an dem von Abel Kortesent bestimmten Dienstage mit seinen künftigen Verwandten zur Stadt aufmachte, that er es in einem wahrhaft frohen Gefühl. Mit Stolz blickte er auf Leyda, die ihrer Goldhaube noch große runde Diamantohrringe und Rosetten zugefügt hatte. Der Sitte ihres Landes folgend war sie in schweren schwarzen Seidenstoff gekleidet, und so ganz gleichgültig blieb es doch auch nicht, daß sie dereinst eine Erbin wurde, wenn der Verlobte von diesem Tage in die Zukunft hinüber schaute. Hinter dem Wagen der Hauptpersonen rasselten mehrere andere mit den Blutsverwandten und Trauzeugen der Kortesent-Tochter, die ihr alle ziemlich unverholen die Mißbilligung dieses ungewöhnlichen und deßhalb unstatthaften Schrittes ausgesprochen hatten.

Als Herr von Rohrdack sie in einem, der bäuerlichen Convenienz, die eine Unterredung des Brautpaars nicht gestattet, gestohlenen Augenblick bedauerte, sagte Leyda: „Ihre Worte verklingen ja doch, auch die bösesten sind meinem Ohre nur ein Schall gewesen; mir ist, als müßte ich von heut' an zwischen den Wolken und Sternen allein dahin wandeln, und mein Herz würde mit einem scharfen Schnitt von Allem abgetrennt, das es sonst kannte.“

Der Rittmeister verstand nicht, was sie meinte, er wußte nur, daß sie auch mit ihren halbdunkeln Aeußerungen ein Netz um sein Wesen legte, das er für unzerreißbar hielt — unzerreißbar, bis er, dem Ende der Fahrt nahe, Helme in der Sonne blitzen sah, bis Trommelwirbel an sein Ohr schlug, bis ein Zug daher kam, dem eine geliebte Fahne voran wehte, die Fahne Preußens. Wie lebendig war Alles, wie funkelte die Sonne auf den Thürmen der Stadt, wie wogten die Schiffe auf dem Flusse, wie schmetterten die Signale durch die Morgenluft! Dem armen Bräutigam im bäuerischen Tuchrock ward weh um's Herz beim Bild seiner verlorenen Lebensfreuden, der Angstschweiß trat ihm auf die bleiche Stirn, er ächzte so laut, daß er selbst davor erschrack.

„Schmerzt Euer Bein noch?“ fragte Leyda sich zu seinem Sitz zurücklehnend, bis ihr Athem seine Wange fächelte, dann fügte sie flüsternd hinzu: „Seyd getrost, ich liebe Euch!“ Wirklich war dieß ein Trost, eine Ermuthigung in den Prüfungen dieses Morgens.

Im Gasthof zur „Guden Böskup“ * wo ein Frühstück des massenhaftesten Zuschnitts eingenommen ward, verbreitete sich unter den dort wohnenden Offizieren bald das Gerücht von der heutigen Trauung. Man drängte ziemlich ungenirt herzu, um die Braut des Invaliden zu sehen. Leyda ließ sich betrachten, aber so, als ob sie allein zwischen den Wolken wandelte; keiner der wilden, kriegslustigen Gesellen wagte eine unziemliche Aeußerung und der alte Abel, mit den Worten der Convenienz und den Blicken des Abscheus, forderte des Eidams Waffenbrüder zur Theilnahme am Imbiß auf, was natürlich angenommen wurde.

Die Offiziere fanden Rohrdacks Wahl sehr gut und sehr amüsant; sie hatten freilich nicht Wochen lang auf der Plaatze gesessen, sie wußten nicht, was unter Abels Krempenhut mit der goldenen Schnalle für Unwetter grollten, sie konnten weiter fliegen auf der Bahn des Ruhmes; aber der Bräutigam mußte ein reicher Sklave werden oder ein armer Tagelöhner.

Freilich Leyda — warum erröthet sie jetzt? Es fährt ein Cabriolet vor, und darin sitzt die große Figur Edo Gronewalds. Er sieht prüfend in's Zimmer von seinem Sitz herunter und verschwindet dann. Die Augen der Braut senken sich auf ihr goldbeschlagenes Gebetbuch; der Rittmeister sitzt wie auf Kohlen, Alles andere ist vergessen, bis man endlich den Gang zur Kirche antritt. Noch auf der Schwelle flüstert der Held des Tages vor Zorn bebend: „Leyda, du denkst daran, wie es wäre, wenn statt meiner Edo neben dir schritte! O du wärest dann zufriedener!“

Leyda richtet sich stolz, aber tödtlich erbleichend auf und sieht ihn an: „Heinrich! ich werde nur dir und Gott gehören mit Allem, was ich bin, und was ich bis zu dieser Stunde gewollt habe, werde ich immer wollen, so wahr ich hoffe das Angesicht meines Erlösers zu schauen!“ Der Verlobte bebte, es lag ein

* Gute Botschaft.

stilles Weh in dem Allen, das wie eine zu scharf gespannte Saite schneidend und übermächtig durchklang.

So begann die Trauung. Die Kirche war gefüllt, Rohrbach hörte nichts von der Rede; er blickte nur auf seine Braut, ihre Augen blitzten neben den Diamantrosetten an ihrer Stirn und sie war gespenstisch blaß. Er sagte so maschinenmäßig „Ja" auf die Frage des Pfarrers, daß er nicht wußte, ob es träumend oder wachend geschehen sey. Der Geistliche wandte sich an Leyda, sie verfolgte die Bewegungen seiner Lippen, dann wandte sie sich gegen die gefüllte Kirche und rief laut und klingend: „Nein!"

Der Geistliche starrte sie an, Leyda aber breitete die Arme um den entsetzten Bräutigam und sagte mit aller Kraft: „Gott wird dich segnen, wie ich es thue! Sey frei!" Dem Grabesschweigen folgte ein Gemurmel, ein Gedränge, Abel Kortesent trat vor und ergriff die Hand der Frauengestalt, die der Rittmeister in wahnsinnigem Schmerz an sich drückte. Leyda machte sich los, winkte noch einmal mit der freien Hand und sagte dann: „Vater, er ist gerechtfertigt, Ihr habt Euern Willen!"

Abel ging schweigend weiter. Alles machte dem Paare Platz. Als man den betäubten Offizier zur „Guden Böskup" zurück geführt hatte, waren die Kortesents bereits abgereist, und nicht lange, so legte der Wirth vor ihn auf den Tisch sein Gepäck und ein Kästchen von sehr alter Silberarbeit, das früher zu Parfümerien bestimmt gewesen seyn mochte; jetzt lag darin eine blonde Locke, ein Ring mit einem brennenden Diamantherzen und ein Billet mit den Worten: „Verlasse Ostfriesland; Abel und Edo sind deine geschwornen Feinde!"

(Fortsetzung folgt.)

Goethe und Gleim.

(Schluß.)

II.

Einen Monat vor Goethes Rückkehr aus Italien kam Gleim nur einige Tage nach Weimar, wo er auch mit Schiller zusammentraf, dessen Dramen er nur dem Namen nach gekannt haben dürfte. „Der Canonicus Gleim aus Halberstadt ist seit etlichen Tagen hier," berichtet Schiller am 15. (das Datum ist irrig gelesen) Mai 1788 an Körner. Er wohnt bei Herder und jetzt ist fast kein Tag, wo wir nicht irgend wohin gebeten werden." Er rühmt die außerordentliche Thätigkeit und Munterkeit des Geistes des Siebzigjährigen, den man kaum für einen Fünfziger halten könne. „Von allen unsern berühmten Männern aus seiner Klasse mag er den wohlwollendsten Charakter haben und der wirksamsten Freundschaft fähig seyn — versteht sich, wie man Freundschaft für viele haben kann; denn eines engen, ausschließenden Verhältnisses ist er wohl nie fähig gewesen, kann es auch seiner Laune und seinem Temperamente nach nicht wohl seyn." Gleim, der ohne seine Nichte kam, scheint sich trotz des regnerischen Wetters dießmal viel behaglicher in Weimar gefunden und sich allen freundlichst mitgetheilt zu haben. Schiller unterhielt sich mit ihm von seinen zahlreichen Geschäften, wovon der Alte gern sprach und die, wie er behauptete, ihm nur wenige Zeit zum Dichten ließen. Alles, was er schreibe, sey nur Ausfluß des Augenblicks; was ihn mehr als zwei Stunden anhaltend beschäftigen müsse, sey nicht für ihn; einer weitläufigen Composition sey er gar nicht fähig. Aber wie freundlich er sich auch mit Schiller unterhielt, zu einer wirklichen Annäherung kam es nicht, da der Abstand ihrer Naturen zu groß war, und Gleim scheint den Dichter der Räuber auch gar nicht für bedeutend gehalten zu haben. Eben so wenig wirkte die herzliche Freude, womit Herder der Rückkunft des voll innigster Begeisterung geliebten Goethe entgegen sah, auf den alten Vater Gleim besonders ein. Am Nachmittag des 16. verließ Gleim Weimar. In Aschersleben traf er den Herzog von Weimar, den er nach dieser Zusammenkunft für den besten deutschen Fürsten erklärte; er habe ihn bisher noch nicht so gut gekannt, schreibt er. Herder reiste darauf nach Italien, trotz Gleims Warnung vor dem „höllenheißen Banditenland," von wo er nicht zurückkehren werde, und so wurde denn die Verbindung mit Weimar zunächst weniger lebhaft; doch unterließ Herders Gattin nicht, von dem noch vor Herders Abreise zurückgekehrten Goethe das Beste zu berichten. Gleim frug während Herders Abwesenheit einmal bei der Freundin an: „Was macht die edle regierende

Herzogin? was Goethe? was Knebel? Man erfährt auch nichts von euern großen und guten Geistern!" Schillers gedenkt er nicht, und auch die Frage nach Goethe floß nicht aus dem Herzen. Am Ende des Jahres 1789 läßt er den Herzog und die Herzogin grüßen. Herders Gattin unterließ auch in den folgenden Jahren nicht, immer von Goethe zu berichten, auf dessen Großcophta sie seine Erwartung spannte; aber weder dieser, noch das Erscheinen Tassos, Fausts und der Gedichte konnte ihm ein Wort entlocken.

Erst als Goethe dem Herzog auf seinem Zuge in die Champagne folgte, empfand der von den Zeitereignissen leidenschaftlich ergriffene preußische Grenadier wirklich einige Theilnahme für den berühmten Dichter, von dessen Gedichten ihm kein einziges recht in's Herz getroffen hatte. Ende November 1792 schreibt er an Herder: „Ihr wißt so viel (von den Kriegsereignissen). Goethe wird nun schon bei euch seyn; er war zu Düsseldorf bei Jacobi schon, er ist bei all dem Jammer unserer Preußen im Lande der Tiger ein Augenzeuge gewesen." Im April 1793 meldete Herder dem Halberstädter Freunde, Goethe habe die erste und größte Epopöe aller Nationen seit Homer sehr glücklich versificirt, die auch ihm gewiß sehr wohl thun werde. Gleim konnte seine Neugierde, welche Epopöe gemeint sey, nicht beschwichtigen. Am Schlusse des um die Lösung des Räthsels dringend flehenden Briefs schreibt er: „Ist Goethe bei euch. Hier sagt man, er wäre beim Herzog, in den Blutgegenden (bei Mainz)! Grüßt ihn zehntausend mal, wenn er dort ist!" Herder erwiedert: „In ein paar Tagen reiset Goethe an den Rhein und Ihr Gruß soll ausgerichtet werden." Gleim aber hat kaum erfahren, daß jene Epopöe Reineke der Fuchs sey, als er Herder drängt: „Placken und plagen Sie doch den Erschaffer des Reineke Fuchs (denn ohne Zweifel hat er das alte herrliche Gedicht wie ganz neu uns dargestellt), daß er um des alten Gleims willen eile mit der Herausgabe; nach Herder ist Gleim doch ganz gewiß sein bester Leser."

Es drängte ihn jetzt, sich immer näher an Weimar anzuschließen. In demselben Briefe fragt er Herder, ob er meine, daß es von irgend einem Nutzen seyn könne, wenn er seine Zeitgedichte vor und nach dem Tode des heiligen Ludwig XVI. an den Herzog und die beiden Herzoginnen sende. „Schicken Sie ja Ihr Büchelchen an die Herzoginnen," antwortet Herder am 12. Mai, „und wollen Sie nicht schreiben, so senden Sie mir's. Es wird ihnen gewiß wohl thun. — Goethe ist heute zum Vater Rhein gereiset." Die Herzoginnen ließen durch Herder ihren Dank für die Zeitgedichte, die sie mit großer Theilnahme aufgenommen, an Gleim ausrichten. Schon Ende August war Goethe in Weimar zurück; er hatte mit dem Herzog der Uebergabe von Mainz beigewohnt. Herder berichtete am 6. December, daß Goethes Reineke künftige Ostern erscheinen werde. „Es ist gut," fügte er hinzu, „daß Sie sich mit ihm in keinen Wettstreit eingelassen." Da Gleim von der Rückkunft des Dichters noch nichts wußte, schrieb er einige Tage später: „Euer guter Fürst wird nun bald wieder bei euch seyn und Goethe; beide bewillkommt im Herzen der alte Grenadier; gottlob, daß beide nicht verunglückt sind!" Sehr stutzig machte es ihn aber, als der Herzog von Weimar auch seinen Abschied aus dem preußischen Dienste nahm. Noch am 6. Februar 1794 hatte er geschrieben: „Der Herzog von Braunschweig ist abgegangen, das ist nicht patriotisch; der Herzog von Weimar geht nicht ab, das ist ächt patriotisch." Die wahre Lage der Dinge war ihm unbekannt; doch wie sehr sich auch der alte Grenadier über des Herzogs Abschied betrübte, der ein Bernhard gegen die „Tiger" hätte werden sollen, blieb er diesem doch immer gewogen. Noch am 30. März fragt er, was der Herzog und Goethe machen? Auf Goethes Reineke war er noch immer gespannt. Nach der Mitte Juni besuchte Herder mit seiner Gattin den Freund auf einige Tage in Halberstadt, dem er auch über Goethe manches mitgetheilt haben wird.

Dieser hatte unterdessen mit Schiller angeknüpft, ein Verhältniß, das bald der seit eilf Jahren vorgehaltenen innigen Verbindung mit Herder Eintrag thun und sie zuletzt ganz stören sollte. Am 15. September schickt Gleim an Herder ein Exemplar seiner unter dem Namen des Hüttchens erschienenen neuesten Gedichte für Goethe, „den Verfasser eines lieblichen Liedes," bemerkt er; „vor seinen größeren Werken, seinem Großcophta, seiner Iphigenia, seinem Tasso verkriecht sich das Hüttchen." Von der Uebergabe und der Aufnahme dieses Exemplars erfahren wir nichts. Herder erwiedert, Schiller sey seit einigen Tagen bei Goethe. In der nächsten Zeit schweigen die Weimarer Briefe ganz von Goethe, während Gleim am 24. Oktober sein Verlangen bezeugt nach dem eben angekündigten neuen Geisteskinde desselben (Wilhelm Meisters Lehrjahren). Gar bald sollte er arg enttäuscht werden. Ein paar Bogen davon hielt er für das Schönste, was ein solcher Kopf hervorbringen könne, mit dem ganzen ersten Theile aber konnte er sich nicht zufrieden erklären, weil er den Inhalt für verfänglich hielt und meinte, man müsse nichts schreiben, worüber man einst Reue empfinden könne. Und doch hielten die lüsternen Schilderungen in Heinses Hildegard Gleim eben so

wenig als Herder ab, mit Begeisterung jenen musikalischen Roman aufzunehmen. Wie empfindlich auch Herder über den zur höchsten Innigkeit gediehenen Bund Goethes und Schillers war, dem Halberstädter Freunde verrieth er davon nichts; betheiligte er sich ja sogar an Schillers Horen, und Herders Gattin forderte im September 1795 Gleim dringend auf, sich diese Zeitschrift zu halten, woran ihr Gatte von jetzt an ein fleißiger Mitarbeiter seyn werde. Daß der Herzog von Weimar nichts thun wollte, um seinem Herder ein freies Leben zu verschaffen, auf daß er bloß seinen Geistesarbeiten lebe, verstimmte Gleim, und er mag, da ihm eine richtige Würdigung der beschränkten Mittel des Herzogs abging, auch seinem Minister Goethe einen Theil der Schuld beigemessen haben. Die Herzogin Mutter hatte die Aufmerksamkeit, ihm um dieselbe Zeit ein Exemplar der Abhandlung von Meyer und Böttiger über eine in ihrem Besitze befindliche antike Vase zu schicken, worüber er höchste Freude empfand; wahrscheinlich wurde er gerade dadurch veranlaßt, sie gleich darauf von dem Maler Tischbein für seinen Freundschaftstempel porträtiren zu lassen, welcher Ehre weder der Herzog und die Herzogin noch Goethe gewürdigt wurden. Von letzterem war weiter keine Rede, weder von seinen Beiträgen zu den Horen noch zu den Gedichten im Musenalmanach, worin fast nur Herders Gedichte Gleim anzogen, den die Venediger Epigramme Goethes entrüsten mußten. Herder, Heinse, Voß und Jean Paul erfüllten jetzt des preußischen Grenadiers ganze Seele. Im August 1796 sahen sich Gleim und Herder auf ein paar Tage in Eisleben, wo die nun entschieden eingetretene Entfremdung Herders von dem eng mit Schiller verbündeten Goethe nicht unbesprochen geblieben seyn wird. Den Sturm, welchen die im nächsten Musenalmanach erscheinenden Xenien von Schiller und Goethe erregen sollten, ahnte keiner von beiden.

Am 7. Oktober 1796 sandte Herders Gattin an Gleim den Xenienalmanach, worin auch eine Anzahl von Herders Gedichten sich fand. „Die Xenien," schrieb sie, „sind von Goethe und Schiller. — Wenn Sie Erläuterungen darüber wünschen, so fragen Sie; wir haben das meiste davon herausgekriegt; wenn wir aber im Dunkeln sind, dann fragen wir die Herren nicht." Herder äußert sich mit Bitterkeit über den „neuen Parnaß," der hier empor steige. „Wir haben mehrere solcher Katzbalgereien erlebt und wissen, was aus ihnen wird." Goethes Alexis und Dora begrüßte Gleim als ein „herrliches Kind des Vaters vieler nicht so herrlicher Kinder," dagegen machten ihn viele der Xenien über die Menschheit seufzen. „Goethe-Schiller so unhuman! Solche Katzbalgerei! Ja, wohl recht Katz- und Katerbalgerei, solche!" Daß auch ein Xenion auf ihn gemünzt sey, hat er eben so wenig als H. W. Schlegel herauszubringen vermocht, daß die „jungen Nepoten," die ihm viel Kopfbrechens machten, auf ihn und seinen Bruder gingen. Erst von Falk hörte Gleim, daß Wieland unwillig sey über die Angriffe, die sich Goethe und Schiller gegen ihn erlaubt. „Wo find' ich diese Angriffe?" fragt er am 10. December Herders Gattin. „In den Xenien hab' ich sie nicht gefunden, und Clamer Schmidt (in Halberstadt), auf dessen (mündlichen) Commentar Ihr mich verwiesen habt, hat sie nicht nachweisen können. Also müssens wohl heimtückische Angriffe seyn, in Schriftbogen, die ich jetzt nicht mehr lese. Sie mögen übrigens angreifen, so viel und so arg sie wollen, mich kümmerts nicht. Es wäre mir unlieb, nur weil ich mit ein paar Worten gegen die Xenien mich erklären wollte. Thät' ichs angegriffen, so schien' ich nicht mehr unparteiisch. Sagt mir, Einzige, Eure Meinung wegen des beigehenden Gesprächs (über die Xenien). Daß es vor der Nachricht wegen der Goethe-Schillerschen Angriffe gemacht sey, werdet Ihr dem wahrheitliebenden alten Hüttner, der im Scherz nicht einmal Unwahrheit sagt, wohl glauben." Jenes Gespräch eiferte ohne Zweifel gegen diese inhumane Streitweise, welche der Zeit und des Charakters der beiden höchstbegabten Dichter unwürdig sey. Eine kurz vorher in Erfurt erschienene Schrift: „Ohnmaßgebliche Vorschläge zu einem allgemeinen literarischen Frieden," hatte Gleim mit besonderem Wohlgefallen gelesen. Als er in Erfahrung gebracht, daß ihm die Xenien vom „alten Peleus" gelten sollen, dem leider die spannende Kraft und die Schnelle mangle, „die einst des G*** (Grenadiers herrliche Saiten belebt," ließ es ihn nicht ruhen, bis er diesen bei aller Anerkennung seiner früheren Kriegslieder bitter empfundenen Angriff erwiedert hatte. Auf die Aeußerungen von Herders Gattin: „Was die Revolution nicht vollendet hat, das vollenden die Xenien beim deutschen Parnaß," erwiederte Gleim am 1. Februar 1797: „Die Xenien vollenden? Ich leg' es aus, die Xenien sind reißende Wölfe, noch ärger als die Jakobiner. Die gegen sie ausgegangenen Jäger sind gar schlechte Schützen. Wieland, hoff' ich, wird sie treffen, und so Gott will, der alte Peleus, euer ewiger Gleim." So glaubte der entrüstete Alte also wirklich schärfer als die bisherigen Erwiederungen, unter denen es an grobem Geschütz nicht gefehlt — und auch eine witzige war von Hamburg ausgegangen — mit seinem Bogen die Xeniendichter treffen zu können. Vergebens suchte Herders Gattin ihn zurückzuhalten. „Sie, Allerbester," schreibt sie am 10. Februar, „werden

doch kein Wort über den Peleus verlieren. Mir hat er ein Fieber verursacht und (durch eine herbe Aeußerung darüber) die völlige Ungnade vielleicht von Goethe zugezogen. Lassen Sie die verdorrten Gemüther in ihrem Talent übermüthig und sich einzig fühlen. Sey nur unsere Quelle des Lebens (Sie wissen doch, daß beim Kinde das Herz zuerst anfängt sich zu bewegen) frisch und gesund. Und bei wem wäre sie so frisch, so jung, so gesund als bei Ihnen! O Sie werden gewiß den Bogen zu spannen wissen, anders als die Gegenxenien; ist es aber nicht schöner zu schweigen? Doch ich will Ihr Gefühl nicht stören; thun Sie, was Ihr guter Genius sagt." Das Gegenwort war indeß schon bei Ankunft dieses Briefes ausgesprochen, wie Gleim am 1. März berichtet, schwerlich aber schon gedruckt; doch wie hätte Gleim etwas schreiben können, ohne es sofort in die Druckerei zu geben? Und nicht allein ließ er es drucken; während er so manches andere bloß für Freunde dem Druck übergab, wanderte seine Kraft und Schnelle des alten Peleus * gleich in den Buchhandel. Wäre die Mahnung der Freundin eine Woche früher gekommen, so verlöre er wohl kein Wort, äußerte er; indeß, hoffe er, werde sie mit dem alten Peleus, wo nicht ganz zufrieden, doch auch nicht ganz unzufrieden seyn. Doch scheute sich Gleim sein Büchlein der Freundin zu übersenden, welche es erst am 12. April aus dem Buchladen erhielt. Die Pfeile des alten Grenadiers richteten sich besonders gegen Goethe, dem er den auf ihn gerichteten Scherz um so übler nehmen zu müssen glaubte, weil er sich ihm freundlich genähert hatte. Wie aber hätte dieser die ganz berechtigte, sich im Todtengespräch so prächtig darbietende Frage nach dem alten Peleus dem Freunde Schiller, von dem sie wohl ohne Zweifel stammt, verwehren können, besonders da Gleim nur angedeutet war? Gleims Spott ist so fade als möglich, aber wie kindisch er auch sich ausnimmt, hat er doch seine Pfeile gegen Goethe in alle Bitterkeit getaucht, deren er fähig war; unterläßt er ja nicht auf seine Stellung am Hof anzuspielen. So bemerkt er, wer der Leidenschaften Knecht sey, diene dem Vaterlande schlecht, möge er Dichter oder Staatsminister seyn; er erinnert ihn, ob er nicht bedacht, was Amalie (die Herzogin Mutter) sagen möchte, wenn sie solche inhumane Verse lesen würde; er fragt, ob diesem, der mit seinem Stock um sich schlage, der Hof nicht lange schon verboten sey. Goethe erhielt hier den förmlichen Absagebrief in den Versen, die ein nichts weniger als treues Bild seines früheren Verhältnisses zu ihm geben:

Seit er den bösen Geist aus seinem Ritter trieb, *
Und dann nachher getreu der guten Sitte blieb,
Seitdem ist er mein Mann, ist fast mein Freund gewesen.
Seitdem er Xenien und Epigramme ** schrieb,
Seitdem, beim Zeus! kann ich sein Lieblichstes nicht lesen.

Bosheit, Sittenhaß, Neid, Gift und grenzenlose Ehrsucht, die keinen neben sich dulden wolle, wirft Gleim besonders Goethe vor, neben dem Schillers nur zuweilen gedacht wird, wo er von den beiden Xeniendichtern spricht, diesen „so spiegelrein erschaffenen Gottgeschöpfen," welchen ein Brausewind die Köpfe verdreht habe. Den höheren Zweck der Xenien ahnte Gleim noch weniger als Voß, Herder und so viele andere. Goethe und Schiller achteten dieser Mückenstiche nicht, die sich von Herders und Vossens Seite der allerhöchsten Anerkennung zu erfreuen hatten. Herder meinte, Gleim sey „unsäglich gut gegen die —" (er unterdrückt das beabsichtigte Schmähwort), und seine Gattin rühmte daran die „zarteste, innigste Sittlichkeit." Herder, fügte sie hinzu, sey nebenher tiefer von Goethe verwundet, als durch alles, was in den Xenien stehe, und könne sich dagegen nicht öffentlich erklären. „Schweigen ist unsere Pflicht, die Zeit, die Nemesis wird alles in die Wage bringen; sie nimmt auch Ihre Liebesblätter voll Tugend und Weisheit in ihren Busen; sie müssen für jeden, der die Feder in die Hand nimmt, heilige Regeln seyn." Nur Eine von den Gleimschen Xenien wünschten Herder und seine Frau weg, und zu ein paar andern machten sie Bemerkungen. Dem Verfasser selbst gefiel schon manches nicht mehr, und er wünschte alle, die den Weimarer Freunden nicht besonders gefallen hatten, ganz weg oder „feiner auf Amors Mühle geschliffen." Ja er äußerte, da es ihm nicht gelungen, das Anstimmen des groben, ungesitteten Tones der Gegner der Xenien durch seine Verse zu verhindern, so ärgere es ihn, daß er nicht ganz geschwiegen; und doch denkt er an eine zweite Auflage seiner Kraft und Schnelle des alten Peleus, worin er alles tilgen werde, was Herders Gattin nicht billige, „wenn auch die Xenien den alten Peleus mit Kanonen beschössen." Deßhalb konnte er aber ganz ruhig seyn; Schiller und

* In die ächte Originalausgabe von Gleims Werken sind hieraus nur einzelne Sprüche ohne Andeutung ihrer früheren Beziehung übergegangen; sie finden sich im Anhang zu den goldenen Sprüchen des Pythagoras.

* Er deutet auf die Tilgung von ein paar unanständigen Ausdrücken in der Ausgabe des Götz im zweiten Bande der Werke (1787).

** Die Venediger Epigramme in Schillers Musenalmanach auf das Jahr 1796.

Goethe thronten über ihm in reinerem Aether; sie ließen gern den alten Mann, der das Dichten nicht aufgeben konnte, seines Spielwerks sich erfreuen und gönnten ihm und seinen Verehrern den Wahn, daß er in's Schwarze getroffen und die wahre Kraft und Schnelle des Grenadiers glänzend bewährt habe.

An eine vorurtheilsfreie Würdigung der Dichtungen Goethes und Schillers von Gleims Seite war von jetzt an um so weniger zu denken, als Herders Erbitterung gegen die verbündeten Dichter sich immer steigerte. Herder schreibt am 24. November 1797 an Gleim, von neuen Almanachen sey nur der von Schiller und der mit Goethes Hermann und Dorothea zu ihnen gelangt, und er fügt in Bezug auf letzteren hinzu: „Den haben Sie doch auch gelesen?“ Zu einer weiteren Empfehlung des herrlichen, aus tiefster Seele geflossenen, ächt vaterländischen Werkes bringt er es nicht. Voß war naiv genug, an Gleim zu schreiben: „Ich denke ehrlich für mich und sage es Ihnen, die Dorothea gefalle, wem sie wolle, Louise ist sie nicht,“ was denn Gleim sogleich in die schwachsinnigen Verse brachte:

Louise Voß und Dorothea Goethe,
Schön beide wie die Morgenröthe,
Stehn da zur Wahl!
Und Wahl macht Qual!
Hier aber, seht, ist nichts zu quälen,
Hier kann die Wahl nicht fehlen.
Louise Voß ist mein, in Lied und in Idyll;
Die andre nehme, wer da will!

So wunderlich, ohne Ahnung des hohen Werthes des aus vollstem Gemüth krystallrein fließenden Goetheschen Gedichtes, an welchem wenigstens der gewaltige Hintergrund der Zeit und die mannhaft deutsche Gesinnung den alten Grenadier hätten ergreifen müssen, ging er darüber zur Tagesordnung, um sich in der Bewunderung von Herder, Voß, Jean Paul und andern Freunden zu verlieren. Herder schreibt den 29. Juni 1798 an Gleim, ob er im Lyceum und Athenäum (der Brüder Schlegel) gelesen, wie dort Lessing, Jacobi, Lafontaine u. a. behandelt seyen, und er läßt sich zu der auf Goethe deutenden bittern Aeußerung hinreißen: „Ein einziger paradirt auf Erden, Apolls Stellvertreter, der Eindichter. Wir wollen hinunter, hinunter!“ worauf Gleim erwiedert: „Lyceum und Athenäum hab' ich nicht gelesen, werde sie nicht lesen, weiß also nicht, wer der eine Dichter ist — vermuthlich Schiller.“ Herder solle doch kritische Blätter für die guten Menschen schreiben; „für die bösen mögen die Goethen und die Schiller welche schreiben.“ Diese beiden dachte er sich jetzt als Inbegriff des Bösen, weßhalb er auch nicht wollte, daß Jean Paul in Weimar seinen Sitz nehme.

Im Januar 1799 klagt Herder, daß im Athenäum, Lyceum und andern Zeitschriften ein neu Geschlecht aufgehe, dem sie aber nicht aus dem Wege gehen wollten. „Jetzt ist Schiller hier,“ bemerkt er in demselben Briefe, „an dessen Piccolomini fleißig probirt wird. Ich kenne nichts davon und erwarte ruhig die zweite oder dritte Aufführung, wie ich denn bei seinem Wallensteins Lager nur in der vierten Repräsentation war.“ So wenig Antheil nahm er an dem neuen dramatischen Aufschwung, der ihm ein Greuel war. Gleim antwortete: „Vom Athenäum und Lyceum wissen wir noch nichts; in ihnen, sagt man, wären die Brüder Schlegel ärgere Faunen, als die Schiller und die Goethen in den Xenien gewesen waren. Wie mögen die Schiller und die Goethen sich freuen, daß die neuen ärgeren Faunen die alten vergessen machen!“ Herder ließ sich doch bestimmen, zu Schillers letztem Musenalmanach (auf das Jahr 1800) einige Gedichte beizusteuern; das darin enthaltene Gedicht, die Schwestern von Lesbos, von Amalie von Imhof, schien ihm Goethes Dorothea zwar nicht auszustechen, doch mit ihm zu wetteifern. Gleims Zorn gegen die Weimarer Dioskuren hatte sich unterdessen etwas gelegt. Er las in Goethes Propyläen mit Vergnügen und Schillers Gedichte im angeführten Musenalmanach, die Glocke und die Erwartung, schienen ihm seine Xeniensünden zu tilgen; die erstere werde ein Diamant in seinem Lorbeerkranze seyn. Wie wenig aber sein Groll wirklich getilgt war, wie er Goethe weder als Menschen noch als Dichter Gerechtigkeit widerfahren lassen konnte, ergibt sich aus der wunderlichen Aeußerung, die ihm am 7. März 1800 bei der Nachricht entfuhr, Jean Paul werde Weimar verlassen. „Euer Herzog und seine Rathgeber lassen solchen Einzigen aus dem Lande?“ ruft er aus. „Goethe schreibe noch einen leidenden Werther, so wird er mein Held doch nicht! Er befindet sich in seiner Haut wohl, seine Brüder in Apollo gehen ihn nichts an. Mit seiner Dorothea treiben seine Freunde doch wahrlich großen Unfug. Daß sie eine Satire gegen Vossens Louise sey, kann ich mir nicht ausreden. Weil aber Goethe die Vorrede zu ihr, die man zu Leipzig mir versagte, weislich nicht hat drucken lassen, so mag ich's nicht beweisen. Weg, weg mit diesem Irdischen!“

Konnte die altersschwache Urtheilslosigkeit und die Verblendung des Hasses weiter gehen! Gleim muß wohl die Elegie Hermann und Dorothea meinen, die bereits der neuen Ausgabe von 1799 vorgesetzt war,

welche Gleim irrig bestellt haben muß; diese erhob aber gerade Vossens Louise in anerkennendster Weise.

Der Besuch Herders und seiner Gattin im Juli 1800 war nicht geeignet, eine freundlichere Stimmung für Goethe und Schiller in Gleims Seele anzuregen, dagegen bewirkte die Anwesenheit des Erbprinzen von Weimar zu Halberstadt im August und September ein näheres Verhältniß zum Weimarer Hof. Der Erbprinz war an Gleim vom Herzog und von der Herzogin empfohlen; mehrere mal kam er zu ihm, wo Gleim auf ihn zu wirken suchte, und auch der Herzog selbst sprach beim alten preußischen Grenadier vor. Wie wenig letzterer im Stande war, ein so großartiges Werk wie Schillers Wallenstein zu würdigen, dessen erste im Frühjahr erschienene starke Auflage in wenigen Monaten vergriffen war, bekundet seine Aeußerung vom 12. Oktober: „Gestern fingen wir an Schillers Wallenstein zu lesen, lasen nur das Lager. Welch ein Spektacul! Und wozu? Welche Wirkung soll's thun? Zwei Wachtmeister wie Paul Werner (in Lessings Minna) konnten die Stimmung der Soldaten für ihren General eine Million mal besser dem Zuschauer bekannt machen. Ob ich das ganze Stück mir werde vorlesen lassen? Ich glaube nein! Ich fürchte mehr solch Spektacul. Shakespeare ist ein ganz anderes.“ Wie konnte doch Gleim Shakespeares Schatten anrufen! Welche ganz andere Vorstellungen Gleim vom Wesen des Dramas hatte, zeigen seine eigenen, kurz vorher erschienenen, von Herder freundlich begrüßten sogenannten dramatischen Gedichte. Schiller, meinte er, arbeite bloß auf schlagende Wirkung, sinne nur auf Trauriges, Heftiges, Schreckliches.

Den Anfang des neuen Jahrhunderts hatten Goethe und Schiller mit einer Reihe von Festlichkeiten zu feiern gedacht, die aber, wie Herder an Gleim berichtet — er spricht von den „schönen Geistern und Genies“ — sehr „zusammen schrumpften.“ Gleich nach dem Beginne des Jahres ward Goethe von einer heftigen Krankheit ergriffen, die ihn dem Tode nahe brachte. Als Herders Gattin die glückliche Rettung des tödtlich Erkrankten ohne besondere Bezeigung von Theilnahme meldete, die sie z. B. in gleichzeitigen Briefen an Knebel verräth, brach doch Gleims Gutmüthigkeit mit Gewalt das starre Eis; eine eben bestandene Krankheit hatte ihn weicher als gewöhnlich gestimmt. So schreibt er denn am 8. Februar 1801: „Daß euer Goethe, der dann und wann nur meiner nicht auch gewesen, die fatale Krankheit überstanden hat, freut mich sehr. Gott erhalte den Besseren der besten Welt!“ Gleich darauf kam der Erbprinz nach Halberstadt, dem Gleim für den bevorstehenden längeren Aufenthalt sein Haus am Domplatz anbot; zu seinem Aerger aber miethete man später als er das Haus schon zu diesem Zwecke hergerichtet hatte, eine andere Wohnung. Dagegen hatte er bald die Freude, den Herzog und die beiden Prinzen in seinem Hause zu begrüßen. Das zunehmende Alter und die nach einer unglücklichen Operation eintretende völlige Erblindung machten Gleim immer grämlicher; doch ließ er sich nicht abhalten, noch immer fort zu singen und seine neuen Gedichte auf eigene Kosten drucken oder durch Vermittlung von Herders Gattin, deren Urtheil seine höchste Instanz bildete, in dem jetzt von Böttiger herausgegebenen Mercur einrücken zu lassen. Goethe, der mit Schiller in aller Ruhe die wenigen Regungen der Dichter der von Wieland als golden gepriesenen alten Zeit betrachtete, konnte doch seinen Aerger nicht unterdrücken, daß der altersschwache Mann noch immer nicht lassen wollte zu reimen und seine Reime der Welt als etwas Besonderes aufzudrängen, und so schrieb er einmal auf den Umschlag eines neuen Heftes des Mercur (es war das neunte des Jahrs 1802) die später unter die zahmen Xenien aufgenommenen, in der äußern Form die Gleim'schen Reime parodirenden Verse:

> In's Teufels Namen,
> Was sind denn eure Namen!
> Im deutschen Mercur
> Ist keine Spur
> Vom Vater Wieland,
> Der steht auf dem blauen Einband,
> Und hinter dem verfluchtesten Reim
> Der Name Gleim.

Gleim hatte das betreffende Gedicht an Böttiger geschickt, sandte aber, als es bereits gedruckt war, noch zwei Schlußstrophen, die am Ende des Heftes des Mercur nachgebracht wurden. Herders Gattin schreibt am 28. Oktober: „Es ist gemeinschaftlich beschlossen, daß Ihr Lied in den November ordentlich und ganz eingerückt werde, damit es seine volle Wirkung übe. In diesem Liede sind Sie ein Priester der heiligen Natur.“ Wenn Goethe sich so an Gleims Reimereien ärgerte und sich zuschwor, wie er später an Zelter berichtete, sich in seinem Alter vor einer gleichen Thorheit zu hüten, so verfehlte Herders Gattin nicht, ihren und ihres Gatten Ingrimm über die Leitung des Weimarer Theaters und die Erfolge der Schillerschen Dramen, die sie freilich nicht mit Namen nennt, dem singenden Blinden in Halberstadt mitzutheilen. So schreibt sie am 2. März 1802, nachdem sie in bitterster Weise sich über den alle Schamhaftigkeit und Sitte beleidigenden Jon von A. W. Schlegel und über Goethes Theaterleitung

ausgelassen: „Das Wichtigste, das jetzt in der Welt existirt, ist dieß Puppenspiel auf den Brettern! Und was könnte es seyn und werden nach den Regeln des Aristoteles!“ Persönlich scheint Gleim gegen Goethe nicht mehr verstimmt gewesen zu seyn; er betrachtete ihn immer als den einflußreichsten Weimarschen Gelehrten, von dessen Mitwirkung, wenn es einen wohlthätigen Zweck gelte, er überzeugt war. Als es sich um eine Unterstützung für Bothe handelte, der ein Bein verloren, äußerte er, könnte er die Sache so kräftig betreiben, wie er es bei ähnlichen Gelegenheiten gethan, so müßte ihm Goethe die Beiträge der Weimarischen Gelehrten einsammeln.

Die Nachricht von dem am 18. Februar 1803 erfolgten Tode Gleims konnte Goethe und Schiller, welche damals die Aufführung der Braut von Messina eifrigst vorbereiteten, nicht tief berühren; hatte ja der vierundachtzigjährige erblindete Dichter sich längst überlebt. Klopstock und Herder folgten Gleim in demselben Jahre. Aber auch das herrliche Zusammenwirken der beiden verbündeten großen Dichter sollte der Tod nur zu bald lösen. Wenige Monate später, im August 1805, besuchte Goethe in Begleitung seines fünfzehnjährigen Sohnes und des berühmten Philologen Wolf auf einem größeren Ausfluge auch Halberstadt, wo sie von Gleims Neffen, Wilhelm Körte, einem vertrauten Schüler Wolfs, freundlichst aufgenommen wurden. „Gleims Wohnung deutete auf reinliche Wohlhäbigkeit, auf ein friedliches Leben und stilles geselliges Behagen,“ erzählt Goethe. „Sein vorübergegangenes Wirken feierten wir an seiner Verlassenschaft; viel ward von ihm erzählt, manches vorgezeigt, und Körte versprach durch eine ausführliche Lebensbeschreibung und Herausgabe seines Briefwechsels einem jeden Anlaß genug zu verschaffen, auf seine Weise ein so merkwürdiges Individuum sich wieder hervorzurufen.“ Der Freundschaftstempel, worin Gleim die Brustbilder von 118 seiner Gönner und Freunde versammelt hatte, ward besucht, als schönes Zeugniß, wie er die Mitlebenden, die er schätzte, zu ehren gewußt. Auch seine unter dem Namen Gleminde als Leiterin seines Haushaltes bekannte und in ihrem Kreise gefeierte Nichte wurde auf ihrem Siechbette begrüßt, und man erging sich mit ihr in Erinnerungen an die vergangenen Tage, deren sie auf das lebhafteste gedachte. Endlich trat man auch an die Gruft, welche der Greis in seinem geliebten Garten sich bereitet hatte; rund herum standen seiner Anordnung gemäß Marmorurnen, auf welchen die Namen und Todestage seiner ihm vorangegangenen Freunde eingegraben waren. Nur dunkel erinnerte sich Goethe noch des Besuchs, den er Gleim vor zweiundzwanzig Jahren abgestattet hatte.

Als Goethe später die Annalen seines Lebens niederschrieb, suchte er bei Gelegenheit des späteren Aufenthalts zu Halberstadt das Bild des heimgegangenen preußischen Grenadiers in liebevoller Würdigung zu entwerfen, über dessen Dichtung und Wirksamkeit er schon gelegentlich im zweiten Theile von Wahrheit und Dichtung (1812) sich ausgesprochen hatte. „Dem allgemeinen deutschen Wesen,“ bemerkt er, „war Gleim durch seine Gedichte am meisten verwandt, worin er als ein vorzüglich liebender und liebenswürdiger Mann erscheint. Seine Poesie, von der technischen Seite besehen, ist rhythmisch nicht melodisch, weßhalb er sich denn auch meistens freier Sylbenmaße bedient; und so gewähren Vers und Reim, Brief und Abhandlung, durch einander verschlungen, den Ausdruck eines gemüthlichen Menschenverstandes innerhalb einer wohlgesinnten Beschränkung. — Ein leidenschaftliches Wohlwollen lag seinem Charakter zu Grunde, das er durch Wort und That wirksam zu machen suchte. Durch Rede und Schrift aufmunternd, ein allgemeines rein menschliches Gefühl zu verbreiten bemüht, zeigte er sich als Freund von jedermann, hülfreich dem Darbenden, armer Jugend aber besonders förderlich.“ Den eigentlichsten Bürgersinn gesteht er ihm in jedem Betracht zu und bezeichnet ihn als ächten Patrioten und Liberalen, der die ihm angeborene, seiner Natur nothwendige Religion des rechtschaffenen Mannes immerfort ausgeübt. So glaubte Goethe noch dem heimgegangenen herzlich gutmüthigen Gleim, dem Enthusiasten für Freundschaft und Biederkeit, dem Preußen über alles galt, ein würdiges Ehrendenkmal gründen zu müssen, wie wenig ihm auch im Leben die Möglichkeit eines näheren Verhältnisses zu dem in einem ganz andern Kreise wurzelnden Manne gegeben war, dessen Wege nicht die seinen seyn konnten.

H. Düntzer.

Pädagogische Briefe.

Von K. L.

(Schluß.)

Wie es eine der ersten Aufgaben der Erzieherweisheit ist, in der Behandlung der Kinder das Böse wie das Gute, das an ihnen zur Erscheinung kommt, nicht zu hoch und nicht zu gering anzuschlagen, so ist ein solcher Mittelweg zwischen zwei Extremen zu empfehlen auch in Betreff der Würdigung der Erziehungsthätigkeit überhaupt. Es ist gleich sehr gefehlt, wenn der Einfluß der Erziehung überschätzt, wie wenn er unterschätzt wird. Im ersteren Fall meint man so oft, es lassen sich Fehler nur so ohne weiteres mit Worten abthun, oder durch Lektüre rührender Geschichten beseitigen, und Tugenden pfropfe man auf, wie man gute Obstsorten einem Wildling aufsetzt. Und doch kann eine nur halbwegs tiefer gehende Kenntniß der Menschennatur jedem sagen, daß all derartiges mechanisches Einwirken nichts Bleibendes schaffen kann. Im andern Fall dagegen gibt man zu leicht gewonnenes Spiel und macht um die Mittagszeit schon Feierabend. Nein, die Erziehung kann etwas, kann vieles ausrichten; aber sie ist eine freie Kunst und erfordert Nachdenken und Ausdauer, nicht von Stunden und Wochen, sondern von Jahren. Wenn man sieht, mit welcher Umsicht und Beharrlichkeit mancher einen edeln Baum oder ein edleres Thier behandelt und welche Geduld man Kräutern und Blumen, Pferden und Hunden angedeihen läßt — und das sind doch so einfache und unbedeutende Kreaturen gegen eine Menschenseele — da kann man lernen, wie viel im Kindergarten zu thun seyn mag und welche Mühe man sich's kosten lassen sollte, wenn es gilt, in jungen Menschenherzen das Reich Gottes zu pflanzen.

Welcher Aufwand von Nachdenken, Zeit und Geld wird gemacht, um gutgeschulte, tüchtige Boxer, Wettrenner, Taucher zu bekommen, mit welcher Selbstverleugnung und Kreuzigung des eigenen Fleisches arbeiten diese und ähnliche Künstler auf ihr Ziel los; wie leicht aber macht man sich's in der Regel mit der Kunst des Erziehens, ja am allerleichtesten mit derjenigen Zucht, welche der Erziehende selbst an sich anzulegen und fort und fort zu üben hat! Freilich läßt sich's nicht so handgreiflich nachweisen, wie beim Trainiren eines Boxers oder beim Zureiten eines Pferdes, was alles durch des Menschen Willen und Zucht erzielt werden kann, und eben so wenig vermag man bei Pfund und Loth anzugeben, wie viel ab- und zuzuthun ist, um das Normalgewicht und den Normalstand eines Menschenwesens herzustellen; aber dennoch darf man getrost auf erfreuliche Früchte zählen, wenn man nur ein klar erkanntes Ziel sich vorhält und mit festem Willen und ruhiger Ausdauer demselben zustrebt. Gute Arbeit bleibt nie unbezahlt.

Die Erziehung kann aber wirklich nicht weniges leisten, vornweg durch Verhütung, durch Abwehr schlimmer Einflüsse, durch Abschneiden wilden Holzes, durch Unterdrückung dieser und jener Verkehrtheit. Der schlimme Geist des Heeres zu Anfang des Jugurthinischen Kriegs wurde, laut der Nachricht Sallusts, von Metellus in einen guten umgewandelt mehr dadurch, daß er die Möglichkeit zu Verfehlungen abschnitt, als durch Strenge und Strafen. Hat sich das bei einem entsittlichten Heere erprobt, wie viel eher läßt sich's da erwarten, wo bei einiger Wachsamkeit des eingestreuten Unkrauts im Grunde doch noch wenig ist.

Allerdings ist es dem wahren Erzieher um mehr zu thun, als um eine Dressur, wie sie ein Heer braucht, um ein gutes zu heißen; er möchte nicht allein abwehrend, sondern vornehmlich schaffend wirken und von diesem seinem Bemühen positive Früchte sehen, möchte vor allem ein frommes Gemüth, einen festen Willen, einen jeder Gemeinheit entfremdeten, edeln Sinn und Trieb pflanzen und damit einen sicher ausreichenden Fond als Mitgabe für's ganze Leben in dem Herzen des Zöglings niederlegen. Wie geschieht das? Ein mißverstandenes Christenthum wird antworten: diesen Central- und Cardinalpunkt zu schaffen, ist nicht Sache des Menschen, das muß ein Höherer, muß die umschaffende Gottesgnade wirken; darum zu beten und darauf in Demuth zu warten, ist das einzige, was der sterbliche und sündige Erzieher dazu thun kann. Ich aber sage: in alle Wege ist der Satz, daß des Menschen Dichten böse ist von Jugend auf, und daß deßhalb eine Umwandlung des in Sünde verkehrten Menschenwesens eintreten muß, eine unumstößliche Wahrheit, und eben so wahr ist es, daß, wie das leibliche Werden und Bestehen, so auch das geistige seine letzte Quelle im höchsten Wesen hat und daraus immerdar Kraft und Nahrung schöpfen muß durch Danksagung, Gebet und Fürbitte. Allein sollte denn das

„Bete und arbeite" das: „Wachet und betet" so zu deuten seyn, daß nur das äußere Werk dem Menschen obläge und er nicht an allem, auch dem Innersten und Tiefsten, mitarbeiten könnte? Nein, Mitarbeiter und Werkzeug zu seyn des Geistes Gottes in der Wiedergeburt des inwendigen Menschen, das ist des Erziehers heiliges Vorrecht und heilige Pflicht, und zwar um so mehr, da diejenigen Anlagen, die über die Bildung des Charakters entscheiden, sich bei den meisten Kindern am frühesten und deutlichsten offenbaren.

Auf eine besonders eindringliche Art, wie dieß an einer der Hauptunarten des natürlichen Menschen zu üben ist, wurde ich durch Beobachtung an meinen Kindern geführt und mir dadurch nahe gelegt, daß immerhin die Erziehung auch im Stande ist, auf Pflanzung eines neuen, zuvor nicht vorhandenen Geistes zu wirken. Ich nahm an einem der Kinder die Spuren der Selbstsucht in ungewöhnlich starkem Grade wahr; es handelte im offensten Widerspruch mit der Forderung: was ihr nicht wollt, daß euch die Leute thun sollen, thut ihnen auch nicht, machte sich gerne auf Anderer Kosten lustig, sah den Splitter im fremden Auge zehnmal, bis es an den Balken im eigenen Auge dachte, während daneben das Verlangen und der Trieb, daß wie überhaupt, so namentlich ihm selber gegenüber strenge Gerechtigkeit walte, in hohem Maße vorhanden war. Denn der Rechtssinn ist in selbstsüchtigen Naturen oft viel stärker ausgebildet, als bei solchen, die auf den ersten Anblick weit gutartiger und auch wirklich aufopfernder sind, bei denen aber die Begriffe von Eigenthum, Recht und Unrecht unter einem gewissen, mitunter liebenswürdigen Leichtsinn zu leiden haben. Ist ja selbst der häßliche Neid ein Stiefbruder der Liebe zur Gerechtigkeit und kleidet sich oft, bewußt oder unbewußt, in das Gewand dieses Kindes des Lichts. Nun eben an diesem Rechtssinn gelang es mir, den Knaben zu fassen, ihn hinzuweisen darauf, wie ungerecht die Selbstsucht mache, ihm die Inconsequenz seines Wesens in voller Blöße zu zeigen, und zwar nicht durch viele Worte und lange Strafpredigt, sondern durch zarte, aber wiederholte Winke und Andeutungen, die jedesmal angebracht wurden, wo er auf der That ertappt werden konnte. Ich glaube, seit langer Zeit hat nichts nachdrücklicher und nachhaltiger gewirkt, als diese Zucht.

Natürlich ist und bleibt aber auch da, wo es sich um Einpflanzung der ganzen Grundrichtung des Gemüths und Willens handelt, die Hauptsache immer das Vorbild der Erziehenden, der Geist der Umgebung, der Grundton des Lebens von Vater und Mutter. Hiebei ist nun mit besonderem Danke anzuerkennen, wie die Kinder selbst zur Beischaffung des guten Haus- und Erziehungsfonds mitwirken, indem sie — die Alten ziehen. In erster Linie gilt dieß von den älteren Geschwistern, welche durch die jüngeren weit besser und unmittelbarer, als es ein Erzieher thun kann, zur Geduld und Nachgiebigkeit, Liebe und Aufopferung gebracht werden. Aber in gleicher Weise können die Eltern, wenn sie wollen, durch die Kinder selbst auch Zucht empfangen. Wer hätte es noch nicht erfahren, daß ein Fehler, der an einem seiner Kinder oder Zöglinge unerwartet und in greller Gestalt zum Vorschein kam, ihm mit einem mal ein Licht aufsteckte über eine eigene versteckte Unart, die nun aus diesem Spiegel ihm entgegentrat? Selbst Fehler und Mißgriffe des Erziehenden können mitunter segensreich werden, nicht allein sofern sie die Selbsterkenntniß fördern, sondern es treten, wie in andern Verhältnissen, so namentlich in diesem Verhältniß Fälle ein, wo Fehler, die man sich gegenseitig zu Schulden kommen läßt, nachdem sie vielleicht für den Augenblick aus einander geführt haben, doch im Grunde tiefer und inniger zusammenführen. Ein Vater, ein Erzieher, der einem, versteht sich, älteren Zögling in der Uebereilung das eine und andere zu scharfe Wort gesagt, und nachgehends, wenn er in ruhiger Stimmung sich überzeugt hat, daß er ihm Unrecht gethan, unter vier Augen offen dieß zugesteht und der Wahrheit die Ehre gibt, wird in den meisten Fällen mehr gewonnen als verloren haben. Das gegenseitige Verhältniß kann dadurch je nach Umständen ein ganz anderes, innigeres, tieferes werden. Der Weg in's Himmelreich geht nicht bei dem Einzelnen bloß durch Buße.

Endlich aber, wenn es wahr, daß Bildung Entsagung ist, so kann es ja nicht fehlen, daß Kinder die Alten bilden. In keinem andern Verhältniß, selbst nicht in dem zwischen Mann und Weib, lernt sich so leicht zugleich und so gründlich Entsagung und Selbstverleugnung in dem Grade, wie in dem Verhältniß der Eltern zu den Kindern, durch die Mühen und Sorgen für dieselben. Auch das Schwerste wird da möglich. Neben der Verzichtleistung auf hundert Bequemlichkeiten, Genüsse und Eigenwilligkeiten lernt man in dieser Schule am besten das, was noch saurer eingeht, Verzichtleistung auf die Ehre bei Menschen. Wie oft muß eine Mutter, wenn sie die meist kleinen, niemand sichtbaren und keinen sonderlichen Dank findenden Pflichten gegen ihre Kleinen treulich erfüllt, anderes liegen lassen, wegen dessen sie gelobt würde bei den Menschen, ja solches, das, wenn es nicht geschieht, ihr Tadel zuzieht. Sie muß sich möglicherweise, wenn der Kinder Wohl und Wehe sie ruft, als ungastlich und unfreundlich,

unästhetisch und altbacken, pedantisch und gleichgültig ansehen lassen. Hier gilts auch zu beweisen, wie die Liebe alles trägt und selbst durch böse Gerüchte zu gehen nicht verschmäht. Gleichermaßen muß der Erzieher, dem es um das Wahre zu thun ist, oft und viel darauf verzichten, mit seinen Zöglingen augenblickliche Ehre einzulegen. Es ist erstaunlich leicht, Kinder so zu ziehen, daß sie dem oberflächlich Urtheilenden gut scheinen. Einem solchen gegenüber wird es der Erzieher oft für eine Ehre halten müssen, wenn derselbe seine Zöglinge für minder gut gezogen erklärt.

Doch genug des Berichtenden und Betrachtenden aus der Kinderstube und zum Schluß die Frage: meinst du nicht auch, als eines der Mittel, die schon früher beklagte blöde Scheu und Schüchternheit meines Aeltesten zu bekämpfen und zu beseitigen, und die rechte Offenheit und Freimüthigkeit im Auftreten zu befördern, möchte gut seyn, die consequent gepflegte Angewöhnung, Gelesenes und Auswendiggelerntes im Familienkreise vorzutragen? Was ist überhaupt deine Erfahrung und dein Urtheil über Einübung kunstmäßigen Vortrags, d. h. über das sogenannte Declamiren?

8.

Ludwig an Karl.

Nur mit wenigen Worten meinen Dank für deinen ausführlichen Brief. Durch die Mittheilungen aus dem Kinderkreise in gleiche Stimmung versetzt, möchte man eben auch nur nach Kinderart rufen: mehr, mehr!

Daß du durch das Declamiren sittlich bildend wirken möchtest, hat ganz meinen Beifall, wäre es auch nur, um das Vorurtheil zu widerlegen, als habe diese Kunst eher einen unsittlichen Einfluß, wie man auch schon gesagt hat. Und es ist erst etwas Wahres an diesem Vorurtheil. Gar zu leicht ist es eine, wenn auch unbewußte Unwahrheit, in die der Declamirende verfällt, die zwar meist durch Uebertriebenheit und Unnatur sich rächt, dennoch aber, wo angeborener oder anerzogener Geschmack und Takt sie zu verschleiern weiß, unter der Decke fortwuchert und sogar auf das sittliche Wesen störend einwirken kann. Daß dem so sey, hat sich mir durch die Wahrnehmung bestätigt, daß redliche, schlichte Naturen, die jede Uebertreibung und Unwahrheit anwidert, meist einen schlechten Vortrag haben, indem sie aus erklärtem Widerwillen auch gegen jeden Schein von Affektation lieber ins andere Extrem verfallen und möglichst trocken, farblos und eintönig vortragen. Es ist derselbe Fall, wie er einmal bei einem unserer Zöglinge vorkam, der, wegen bäurischer Manieren zur Rede gestellt, in allem Ernst versicherte, er besorge, wenn ers anders mache, als Zierbengel zu erscheinen. Demgemäß möchte ich die Regeln des guten Vortrags in die ganz einfachen Worte fassen: sprich deutlich und wahr, die Wahrhaftigkeit aber näher dahin bestimmen: laß dich von dem, was du vorzutragen hast, innerlich erfassen und erwärmen, und was du in dir dabei empfindest, laß sofort klar und wahr hervortreten, nicht mehr, aber auch nicht weniger. Das Richtige liegt zwischen den zwei Grenzpunkten: affektire nichts und genire dich nicht.

So mußte ich bei wiederholtem Nachdenken über die Sache nach meiner Gewohnheit auch dieser technischen Fertigkeit einen ethischen Hintergrund geben. Daß damit nichts Erschöpfendes geboten ist, weiß ich wohl, sehe mich aber außer Stand, weiter zu gehen, da ich außer einigen trefflichen Andeutungen bei Goethe noch nichts über diese Kunst gelesen, sondern alles, d. h. wenig genug, aus mir selbst geschöpft habe. Ein gutes Büchlein darüber soll von Ed. Devrient vorhanden seyn. Doch du hast ja selbst darauf hingewiesen, daß alles, was Lehren und Lernen angeht, und somit auch das, was über die Deutlichkeit des Vortrags zu sagen wäre, von unserem Briefwechsel ausgeschlossen seyn solle. Zur Beantwortung deiner Frage wird aber das Gesagte genügen, und so bleibt mir nur übrig, deinem immerhin wohlbedachten Versuch guten Erfolg zu wünschen, an dem ich nicht zweifle.

9.

Karl an Ludwig.

Die Uebungen im Vortrag zeigen die gehoffte Wirkung, und so bedarfs, so gerne ich von dir eingehendere Erörterungen gehört hätte, keiner weiteren Verhandlung darüber und ich lasse deinem Wunsche gemäß noch einiges aus der Kinderstube vernehmen.

Wie die Theologen aller Zeiten, so sind die Kinder wiederholt angefochten und beschäftigt, das Verhältniß zwischen Gott und Christus recht zu bestimmen. Während das Eine sich's zur Pflicht macht, in seinen Gebeten ja gewiß jedem von Beiden seinen Antheil zukommen zu lassen und keinen zu übergehen, ein Anderes in einer Krankheit das Trinken eines unangenehmen Thees sich damit erleichtert, daß es sich sagt: „Nun will ich auch etwas für den lieben Gott trinken, weil der so viel wachsen läßt," worauf die ältere Schwester beifügt: „Ja, aber auch etwas für den lieben Heiland, weil er so viel hat leiden müssen," schneidet ein andermal der Knaben einer die schwierige Streitfrage durch

bündige Entscheidung ab. Als nämlich unter den Kindern ein Zwiegespräch sich entsponnen hatte, wer in einem vorkommenden Fall helfen werde, Gott oder der Heiland, sagt er kurzweg: „Wer eben gerade Zeit hat."

In ihrem fünften Jahr fragt M. eines Tags in vollem Ernste: „Wer hat denn die kleinen Kinder herumgetragen, als noch keine Menschen da waren?" — Sie sieht in der Bilderbibel die Darstellung vom Verrath des Judas. Die Mutter sagt zu ihr: „Dort hinten kommen Judas und die Kriegsknechte." Dann nimmt sie das Buch, sitzt in eine Ecke, sieht lange hinein und fragt endlich ungeduldig: „Mutter, warum kommen sie so lange nicht?" — Wie die andern Kinder, so ist auch M. von dem Wunsche erfüllt, die Mutter möchte nie alt werden. „Dafür könnt ihr Kinder selbst am besten sorgen," sagt die Mutter, „wenn ihr recht brav seyd und mir helfet." Die schnippische M. entgegnet flugs: „Aber da mußt du und die Tanten nicht brav gewesen seyn gegen die Großmutter, denn die ist ja so alt."

Bei keinem der Kinder war der Stufengang des Sprechenlernens so deutlich wahrzunehmen, als bei S. Es fing an mit dem Austönen unwillkürlicher Laute aller Art und bunt durch einander; dann folgte unwillkürliche Wiederholung des nämlichen Lauts und bald darauf der nämlichen Wörter; von da schritt sie fort zu willkürlicher Nennung einzelner Namen, die aber nur zu Zeiten vorgenommen wurde, und so, daß sie's nicht nachsagte, wenn ihr die Namen vorgesprochen wurden; auf dieses folgte ein ganz willkürliches Rufen einzelner Namen abwesender Personen, und dann erst die Nennung von Anwesenden und das Nachsprechen vorgesagter Sylben und Wörter. Besonders auffallend ist bei demselben Kinde, wie frühe, schon nach dreizehn Monaten, dasselbe nach Grund und Veranlassung forscht. Wo sogar der sechsjährige L. sich bei der bloßen Erscheinung begnügt, weil er noch keinen Unterschied vom Natürlichen und Wunderbaren kennt, ruht die einjährige S. nicht, bis sie weiß, woher eine ungewöhnliche Erscheinung, ein Licht, ein Schatten an der Wand u. dergl. kommt. Da rede einer noch von der Gleichheit der Anlage aller Kinder! Auch neue Wörter, die sie noch nie gehört, bildet sie nach eigener Vollmacht. Die Tauben heißt sie mit selbsterfundenem Wort: Gurrle. — Eines Abends sagt M. zu ihr: „Siehst du auch schon die Sternlein dort?" sie antwortet: „Ja, aber nur ein paar ganz kleine, die andern schlafen noch." — Die Mutter ruft ihr, sie solle schnell kommen, worauf sie antwortet: „Wart 'e Bisle, ich muß vorher noch einmal in den Himmel hinauf." Sie hatte nämlich gerade mit sich selber gespielt und sich in vollem Ernste eingebildet, sie sey das Christkind. — Den Kain in der Bilderbibel will sie mit den Fingern herauskratzen, so böse ist sie auf ihn. — Der Wunsch, alles wie die ältere Schwester zu haben, geht so weit, daß, als man dieser einen Zahn auszog, sie mit bittern Thränen verlangte, man solle ihr auch einen ausziehen.

Gleichfalls possierlich war die Aeußerung des zweijährigen Fr. Als er bemerkte, daß sein älterer Bruder heftige Zahnschmerzen hatte, sagte er zu ihm im mitleidigsten Tone: „Ammanale, soll ich dich voll todt machen?" — Der erste Schnee im Winter war gefallen. Fr. holt seine Puppe und hält sie vor das Fenster, damit sie's auch recht sähe. Auf einmal fängt er mit veränderter Stimme an, als ob die Puppe spräche: „Ich will auch ein Stücklein von dem Zucker." Dann antwortet er mit seiner natürlichen Stimme: „Dumm's Ding, das ist kein Zucker, das ist Schnee; sieh, da kann man Schlitten fahren," und läßt die Puppe auf dem Gesims hin- und herrutschen. — Die Mutter hatte den Kindern ein Bild von der Grablegung Christi gezeigt und erzählt, wie der Heiland so viel habe leiden müssen, und wie er doch so brav und lieb sey, daß er den guten Kindern so viel Gutes schicke. Darauf sagte Fr., von Mitleid überwältigt: „Ach, da soll er mir an seinem Geburtstag lieber nichts schicken und die guten Sachen für sich behalten, ich lasse sie ihm." — Fr. spielt mit seinem jüngeren Bruder. Der letztere stellt einen Hund vor und bellt. Dieß ist dem Fr. unangenehm. Er kommt daher zum Vater und fragt: „Bellen am Sonntag die Hunde auch?" Als der Vater sagte: „Ja, die wissen nicht, wann es Sonntag ist," gibt er sich ganz zufrieden und läßt den E. fortbellen. — Fr. und seine Schwester messen sich, wer größer sey. Dabei steht er nicht bloß auf die Zehen, sondern sperrt auch den Mund auf, so weit er kann, um ja recht groß zu erscheinen. — Die Fragen über die Allmacht Gottes beschäftigen auch ihn in hohem Grade; so fragt er einmal: „Kann der Heiland alles Wasser anzünden und verbrennen, auch ohne Zündhölzchen?" und ein andermal: „Kann Gott auch das machen, wenn einer sich wünscht, er möchte Gott seyn?" Daß aber Gott als der Allmächtige das Leiden und den Tod Jesu nicht verhindert habe, kann er ihm kaum verzeihen, und er kommt dadurch zu dem Schluß, er habe doch den Heiland noch lieber, als Gott. — Eines Tags fordert Fr. einen Kreuzer aus seiner Sparbüchse. „Zu was?" „K. hat mir gesagt, ich dürfe ihn um einen Kreuzer sechsmal schimpfen." — Ein ihm sehr theures Kätzchen war mit Tod abgegangen. „Wäre doch lieber mein Schwesterchen gestorben, als das Kätzchen," bemerkte er; „die würde ich ja im Himmel wieder finden, aber die Katze

nicht." Und als man davon sprach, die Katze, die vor ihrem Sterben sehr viel zu leiden hatte, erschießen zu lassen, sagte E.: „Da stehe ich davor hin, daß man mich vorher erschießt."

Bei dem sehr gutartigen und redlichen E. ist wiederholt die Erscheinung aufgefallen, daß er zwischen Wirklichkeit und bloßer Einbildung gar nicht unterscheiden konnte und daher einmal über das andere die Unwahrheit sagte, ohne im entferntesten lügen zu wollen. So unschuldig es aussieht, gilt es hiebei doch aufzumerken, daß diese Verwirrung sich nicht festsetze. Mancher ist auf diesem harmlosen Wege zum habituellen Lügner geworden. Durch die Geburtstagsgeschenke, welche Fr. bekommen, hat E. solchen Respekt vor diesem Tage gefaßt, daß er lange Zeit immer sagte: „Wenn einmal mein Herr Geburtstag kommt." In seinem vierten Jahr bekam E. eines Tags in einem fremden Hause Backwerk geschenkt. Er bringt es, wie's Gewohnheit ist, heim, um den Geschwistern davon mitzutheilen. Der dreijährige Bruder verlangt in seiner unverständigen Gewalthätigkeit Alles für sich allein, läßt sich aber doch bestimmen, dem Geber wieder etwas abzutreten. „O du lieber, lieber A., daß du mir auch davon gibst!" ist alles, was E. darauf sagt, so wenig hat er noch einen Begriff von Eigenthum. — Als Seitenstück zu „der Wirthin Töchterlein" ist angemerkt: Die drei kleinen Knaben unterhalten sich darüber, was sie thun würden, wenn die kleine K. stürbe. Der kleinste sagt: „Sie thät' mich arg dauern;" der älteste: „Ich ging' auf den Kirchhof mit und ginge nicht vom Grabe weg." — „Und ich," sagte der mittlere, E., „ließe mich mit in's Grab legen und wollte gar nicht mehr heraus." Endlich noch ein Beitrag zur Engelslehre. „Haben die Teufel auch Flügel?" fragt eines der Kinder. „Der Alte jedenfalls, der ist ja vorher ein Engel gewesen," antwortete E. ganz decidirt und seiner Sache völlig gewiß.

Neben die Scenen aus der harmlosen Kinderwelt muß ich zum Schluß eine Anfrage stellen, die etwas minder Unschuldiges betrifft. Eingelaufenen Nachrichten zufolge ist mein Neffe der eine von zweien Zöglingen eurer Anstalt, die einen Lehrer durch Auszischen verhöhnt und doch, obgleich auf der That ergriffen, nachher die böse Absicht geleugnet haben. Ist dem so, und wenn sich's so verhält, wie kommt's, daß, wie gleichfalls gemeldet wurde, die Strafe so überaus glimpflich ausgefallen ist? Es ist mir beides gleich räthselhaft, das Leugnen bei der offenen Natur meines Neffen und euer Verfahren, wenn wirklich eine Lüge vorlag. Gib bald Nachricht, wie ich mir die Sache zu erklären habe.

10.

Ludwig an Karl.

Deine Mittheilungen aus der Kinderstube und die zuletzt gestellte Anfrage, so weit auch der Inhalt beider auseinander zu liegen scheint, haben doch so viel Gemeinsames, daß, wenn ich die Frage beantworte, zugleich an die ersteren angeknüpft werden kann. In der Kinderwelt, auch in der deinigen, zeigt es sich in vielen unverkennbaren Spuren, daß das, was Erwachsene für roh, unsittlich und unschicklich halten müssen, von einem Kinde häufig von ferne nicht so gemeint war. Man findet es ganz in der Ordnung, daß bei drei- und vierjährigen Kindern absichts- und gedankenlose Unarten in Menge vorkommen, ist aber der Meinung, damit habe es jedenfalls vom vierzehnten Jahre an ein Ende. Dieß hat aber nur in beschränktem Maße seine Richtigkeit. Allerdings tritt etwa vom zwölften Jahre an der bewußte Gehorsam an die Stelle des unbewußten, wie dieß ein denkender Pädagog unserer Heimath, Flattich, aus Veranlassung des in der evangelischen Geschichte bemerkten Zugs an dem zwölfjährigen Jesusknaben, „daß er seinen Eltern unterthan gewesen sey," so treffend ausführt. Aber damit ist nicht ausgeschlossen, daß das Unbewußte nicht auch da und dort bei dem Jüngling noch in derber Weise zum Vorschein komme.

Ein achtzehnjähriger Junge war unlängst im Stande, einer von ihm hochgeschätzten Dame höheren Rangs, der er ein älteres Frauenzimmer schildern wollte, in's Gesicht zu sagen: „Dieselbe ist nicht mehr jung und schön, etwa gerade so wie Sie," ohne vorher und nachher sich irgend einer Unart bewußt zu werden. Gerade so haben die zwei jungen Leute, von denen du gesprochen, eine eclatante Impertinenz begangen und nach unserer anfänglichen Meinung die Sache noch über die Maßen schlimmer gemacht, weil sie steif und fest behaupteten, sie haben keine schlimme Absicht gehabt. Eine exemplarische Strafe schien unwiderruflich nothwendig zu seyn. Und siehe da, bei wiederholter Vorladung derselben und nach reiflicher Berathung fand sich das gesammte Lehrercollegium überzeugt, daß die Jungen mit gutem Glauben versichert hatten, nichts Schlimmes gedacht zu haben.

Diese Erfahrung von solch auffallender Bewußtlosigkeit bei scheinbar ganz absichtlicher Unart war mir äußerst merkwürdig, weßwegen ich glaubte sie dir nicht vorenthalten zu dürfen. Für meine Pädagogik wenigstens habe ich daraus wichtige Folgerungen gezogen und mir gesagt, wie viele Mißgriffe in der Erziehung dadurch

gemacht werden, daß man gar zu leicht vergißt, wie spät erst auch der besser erzogene und klar denkende Mensch zu vollem Bewußtseyn und somit zu voller Zurechnungsfähigkeit gelangt. Wie manchen trefflichen Lehrer und Erzieher gibt es, der einzig dadurch sich und den Zöglingen viel Herzeleid ersparen und diese ungleich inniger an sich fesseln und besser leiten könnte, wenn er immer gehörig im Auge behielte, daß die jungen Leute erst zu erziehen, noch nicht fertige und völlig verantwortungsfähige Menschen sind.

Gilt dieß von dem, was sie thun, so gilt es noch in weit höherem Grade von dem, was sie unterlassen. Man plagt sich im Leben so vielfach ohne Noth, wenn man bei Erwachsenen die Unterlassungssünden zu hoch anschlägt; thut man's aber bei Jüngeren, so wird man vollends nie fertig. Doch neben der Milde im Urtheil predigt uns diese Erfahrung eben so stark, daß wir doch ja um so aufmerksamer und umsichtiger seyn sollen, jener träumerischen Bewußtlosigkeit des Jugendalters entgegen zu arbeiten, und zwar nicht mit Sammthandschuhen, sondern mit keckem, frischem Anfassen, so oft Tag und Stunde es mit sich bringt.

So hat sich denn das Räthsel wohl auch für dich einfach gelöst, und wir beide hätten eigentlich Alles schon vorher wissen können, denn du selbst hast diese ganze Weisheit schon in einem früheren Schreiben klar genug ausgesprochen, wie es vom Uebel sey, viel Aufhebens zu machen bei Dingen, die ein Kind für unbedeutend hält und nicht böse gemeint hat.

Literatur.

Französische Poesie.

Victor Hugos sämmtliche poetische Werke. Deutsch von Ludwig Seeger. Stuttgart, 1860. Erster Band: Die Weltlegende.

(Schluß.)

So viel von der Philosophie im Allgemeinen, auf die wir im Besondern nicht eingegangen wären, wenn nicht hier jene Manier, die furia francese, ganz besonders anschaulich heraustrâte, welche ihr Programm mit den riesenhaften Ideen und den über den ganzen Erdkreis tönenden Phrasen hinwirft und dann, im Vertrauen auf ihr prestige, sich dafür durch Dick und Dünn stürzt — du führst Cäsar und sein Glück — moi et mon génie. Daß hiemit die ästhetische Seite auf's engste zusammenhängt, versteht sich von selbst; wir müssen ihr aber doch auch noch besonders unsere Aufmerksamkeit zuwenden, da auch auf sie in diesem Zusammenhang ein um so helleres Licht fallen wird.

Bei aller näheren Bekanntschaft mit der französischen Literatur theilen wir in Deutschland doch alle noch das alte Vorurtheil, daß die innerste Eigenthümlichkeit des französischen Geistes auf nichts anderes angelegt sey, als auf eine Kunstpoesie in „steifen Alexandrinern" und mit den „bekannten Aristotelischen Einheiten." Wir haben diese Ansicht von Kindesbeinen auf so oft entwickeln hören und sind so sehr gewöhnt, darnach den Unterschied des deutschen und französischen Geistes zu bemessen, daß wir, trotz aller besseren Einsicht im Einzelnen, doch im Ganzen nicht davon loskommen können. Victor Hugo hat von jeher sein Mögliches gethan, den Aberglauben an solche Deduktionen zu zerstören; auch dem Blindesten aber sollten die Schuppen von den Augen fallen, wenn er sein Neuestes, wenn er die Weltlegende gelesen hat. So gehen auch Deutsche und Engländer nicht mit Raum und Zeit um; wahrlich, hier ist keine Aristotelische Einheit mehr, hier ist mehr als Shakespeare. Wir müssen aber auch, selbst auf die Gefahr hin der Paradoxie beschuldigt zu werden, gestehen: wir können nicht begreifen, wie man den Franzosen das Romantische absprechen wollte; viel eher das Classische. Ist denn nicht gerade die romantische Vermischung von Wahrheit und Täuschung, von Despotismus und Freiheit, von Finsterniß und Licht so ganz ächt französisch? Der neueste akademische Meister dieses Styls hat es darin weiter gebracht als unsere Gentz und Schlegel und läßt in diesem Fach die ganze Welt hinter sich zurück; er übertrifft noch den großen Romantiker Chateaubriand, der mit seiner Feder allein das ganze Königthum wieder herzustellen sich anheischig machte — „eine Feder, ein Königreich für eine Feder!" Der neueste „Romantiker auf dem Throne der Cäsaren" rettet das Charlemagnesche Kaiserthum und die Republik, Despotismus und Demokratie, Aufklärung und

Papstthum mit einem und demselben Federzuge. Diese Art von Romantik, die materiale und philosophische, gehört aber mehr in das erste Capitel; hier haben wir es mit der formalen und ästhetischen zu thun. Wie dort Chateaubriand, so ist hier Hugo der Chorführer und Großmeister. Der Romantik ist es nicht nur um die rechte Gesinnung, sondern auch um die rechte Form zu thun. Natur, Farbe, Leben sind hier ihre Stichworte. Hat nun aber der französische Genius nicht auch hier ein Feld, auf dem er sich mit Leichtigkeit und aller Lust bewegen kann? Sein eigenstes Wesen in socialer, in wissenschaftlicher und künstlerischer Hinsicht ist ja nichts anderes als Verkünstelung der Natur: nicht naturaliser l'art, sondern artialiser la nature. Insofern sind die Franzosen wahre, geborene Romantiker. Man sehe, um ein Beispiel zu nehmen, nur ihre Gemälde und Bilder an, auf denen die Natur selbst unnatürlich ist. Wir bewundern die Genauigkeit des Details an ihrer Zeichnung, der Glanz ihres Colorits scheint uns unvergleichlich; wer aber nicht ganz bloß ein gedankenloser Anstauner ist, der wird bald entdecken, daß die so ganz nach dem Leben gemalten Figuren, die reine Natur zu seyn scheinen, eine durchaus unnatürliche und unmögliche Stellung haben, daß sie eigentlich Carricatur und Fratze sind. Und so ist es auch in der Poesie. Der größte aber unter diesen unnatürlichen Naturalisten ist Victor Hugo.

Alle die Vorzüge und Fehler, die wir schon in seinen ersten Werken gefunden, und die sich sofort fast der ganzen französischen Literatur, namentlich den Romanen mitgetheilt haben, die ihren Weg vor allen andern Produkten des französischen Geistes nach Deutschland zu finden wußten, sie treten uns hier besonders grell entgegen. Die Fehler aber sind nach unserer Ansicht unendlich überwiegend. Da ist die scheinbar so glühende Phantasie, verbunden und paralysirt von einem abstrakten Verstand, dem es an wahrer Einbildungs- und Gestaltungskraft fehlt; alles so wucherisch und doch auch wieder so dürr, großartig und lächerlich, anschaulich und auf der andern Seite nebelhaft verschwommen, „grenzenlose Immanenz," „außer aller Zeit." Daß Victor Hugo in einzelnen Bildern und Schildereien oft glücklich und wahrhaft poetisch ist, wollen wir nicht läugnen; daß er uns aber ein wirklich erfülltes Bild, eine lebendige Vorstellung zu geben im Stande sey, wird eben so wenig jemand behaupten wollen. Und selbst im Einzelnen ist er in der Regel so excentrisch und phantastisch, daß er alle Illusion gewaltsam zerstört, alle Wirkung aufhebt. Mit bunten, glänzenden Schilderungen, mit fremdklingenden exotischen Namen ist er so freigebig, daß Freiligrath mit seiner Zebra-Schabracke ein armseliger Ritter gegen ihn ist; aber er würfelt das alles aus den verschiedensten Zeitaltern, aus den entlegensten Zonen so willkürlich zusammen und durcheinander, daß wir die Simplicität und Keuschheit des deutschen Dichters in Vergleichung damit bewundern müssen. Wir wollen nur ein Beispiel zum Beweis anführen, wie bei Hugo trotz der größten Anschaulichkeit und Lebendigkeit doch alles abstrakt und todt ist. In der Weltlegende ist es uns wiederholt aufgefallen, wie der Dichter keinen Fels, keine Bergwand sehen kann, ohne daß er eine Ziege daran herumklettern und an einer Kappernstaude knuppern läßt. Nun klettern allerdings die Ziegen an den Bergabhängen, und daß in gewissen Gegenden auch Kappern daran wachsen, von denen diese Thiere sich nähren, ist eben so unbestreitbar. Da man aber auch Kappern an die Saucen bei Véry, oder wie der fashionabelste Eßkünstler in Paris gegenwärtig heißt, zu thun pflegt, so wird die pittoreske Ziege zu einer pikanten, sie bekommt einen abstrakten Hautgout: und wenn die knuppernde Geise so oft wiederkehrt, wie das Potemkinsche Ferkel in der Krim, so merkt man die Absicht und wird verstimmt — toujours perdrix, toujours chèvres.

Betrachten wir die Weltlegende im Zusammenhang mit der ganzen Richtung der modernen französischen Poesie, als ein hervorragendes Beispiel dieser ungeheuerlichen, eben so gräßlichen als sentimentalen, concret-abstrakten Manier, als ein eigentliches culturhistorisches Phänomen, so ist sie bedeutend genug, um dem Leser eine Probe daraus nicht vorzuenthalten. Wir wählen „die Löwen" * oder deutlicher: Daniel in der Löwengrube. Man wird daraus von den verschiedenen Stimmungen und Ingredienzien dieser Poesie einen hinreichenden Begriff bekommen — ex ungue leonem.

Der Löwen also waren vier; sie lagen in der Grotte, „die Deukalion noch geseh'n und Ham;" „sie hatte Og mit seinen Riesenkindern einst aufgebaut;" „Nebukadnezar, der in Assur herrschte, Hatt' in der Mitt' es ausgelegt mit Platten, Dem braunen König hatt' es so beliebt." — Das war der Löwenstall. Die Löwen aber in der Grube hungerte. „Gefangen heulten laut sie nach der großen Natur, die pflegt des Thiers in dumpfer Höhle." Der Erste kam einst her aus Sodoms Wüste; er war ein Leu der sandigen Wüste. Der Zweite kam vom Wald des segensreichen Euphrat; es war ein Leu des Waldes. Der Dritte war ein Löwe des Gebirgs. Nun aber der Vierte?

> Der Vierte war ein wildes Ungethüm,
> Ein großer Löwe von der Meeresküste.
> Dort streift' er, eh' er Sklave ward, herum.
> Gur, eine feste Stadt, lag dort am Strand,
> Die Dächer rauchten und sein Hafen barg
> Ein Heer von Schiffen, bunt von Mast und Wimpeln.
> Der Bauer zog dahin mit seinem Sack
> Voll Manna, der Prophet auf seinem Esel.
> Das Volk war froh, ein freigelass'ner Vogel.
> Gur war ein großer Marktplatz, da verkauften
> Die Abyssinier ihr Elfenbein,
> Ambra und schwarzes Tuch die Amorrhäer,
> Von Askalon kam Schmalz, von Ascher Korn,
> Durch alle Meere flogen seine Segel.
> Dem Löwen stand die Stadt im Weg, er fand
> Einst, als er Nachts still liegend Träume hatte,

* Die Uebersetzung des Abschnitts „die Löwen" ist vollständig mitgetheilt in Nr. 52. 1859.

Zu volkreich sey die Stadt, des Lärms zu viel.
Hoch lag und wild und wohlbefestigt Gur,
Drei schwere Eisengitter schlossen Nachts
Den unnahbaren Eingang. Zwischen jeder
Schießscharte dräuend stand empor ein Horn
Vom Büffel oder vom Rhinozeros.
Fest, aufrecht, wie ein Heros, stand die Mauer;
Des Meeres ausgetret'ne Wogen rollten
Im Graben rings, an sechzig Ellen tief.

Statt schwarzer Doggen, aus dem Hundsstall kläffend,
Bewachten ein Paar ungeheure Drachen,
Im Schilf des Nil gefangen, abgerichtet
Durch einen Magier zum Sklavendienst,
Das Thor der Stadt, zu beiden Seiten lauernd.
Der Löwe kam einst Nachts heran, und über
Den Riesengraben setzt er wie im Flug,
Zermalmte wüthend zwischen seinen Zähnen
Das Thor der Stadt und die drei Gitterschranken,
Und ohne sie zu seh'n, die beiden Drachen,
Die unter'm Trümmerwust von Schlössern, Riegeln
Und Gitterstangen fielen wie zerquetscht.
Als er zurück zum Strande schritt, da war
Von Volk und Stadt nichts übrig als ein Traum,
Und um dem Tiger Raum, den Geiern Nester
Zu geben, Mauertrümmer fahl, gespenstisch,
Im Schatten hoher geisterhafter Thürme.

Brav gebrüllt, Löwe! Und dieser Löwe brüllte nicht einmal, er gähnte bloß. Zum Brüllen war er trotz seiner antediluvianischen Wildheit viel zu modern blasirt. Die andern drei, sie gingen hin und her, — Und wenn mit seinem Flügel an ihr Gitter — Ein Vogel streifte, folgt ihm stets ihr Auge, — Der Hunger regte sich u. s. w. — Der vierte aber verachtet den Hunger, Langeweile fühlt er nur; er ist der Byron'sche Held, der Chateaubriandsche René, der französische, nur für eine Idee seinen Zahn wetzende „Soldat Gottes," der Zouave und Turco jener Urzeit.

Wir lernen aus dieser Geschichte von den vier Löwen die Vorzüge der Hugo'schen, der französischen Poesie eben so kennen, wie ihre ungeheure Verkehrtheit und Unnatur. Die Schilderung der hungrigen Löwen, die mit ihren Augen jedem Vogelschatten folgen, der an ihrem Gitter vorüber streift, ist ächt poetisch, des größten Dichters würdig. Die Beschreibung der Stadt Gur gehört jener doppelschlächtigen Mittelgattung an, die zwischen Gut und Böse, zwischen Natur und Unnatur spielt. Die rauchenden Dächer, die ruhig im Hafen liegenden Schiffe, der Bauer mit seinem Mannasack und der Prophet auf seinem Esel sollen einen friedlich idyllischen Eindruck machen; die Abyssinier und Amorrhäer, die von Ascher und Askalon kommen zu Markt, damit wir Leben, Bewegung, buntes Gewimmel sehen. Das ist gut; „schlottrige Königin ist gut;" der Dichter arbeitet, wie wir sehen, nach den besten ästhetischen Compendien und Gradus ad Parnassum. Aber nun kommt der mythische Löwe wie im Flug, zermalmt die Eisengitter und, „ohne sie zu sehn," die beiden Drachen, frißt den Bauer mit seinem Sack, den Propheten auf seinem Esel und läßt von Volk und Stadt nichts übrig als einen Traum — das ist böse. Der geniale Dichter hat sich am Ende doch schülerhaft an seine Vorschrift gehalten und von einer richtigen Regel eine falsche Anwendung gemacht. Er hat seinem Bilde Leben und Bewegung gegeben, mit einer bis in's Einzelnste gehenden Anschaulichkeit und Naturanschauung; aber nur zum Schein. Seine ganze Staffage, mit der er sich so viele Mühe gegeben, hat kein eigenes Leben und keine eigene Bedeutung; sie ist nur dazu da, die Nähe des Todes, welche der furchtbare Löwe hinter sich zurück läßt, durch den Contrast mit dem vorangegangenen friedlichen Gewimmel um so grausiger erscheinen zu lassen. Alles also ist eitel Reflexion und Abstraktion; auch das blödeste Auge muß die Absicht merken und verstimmt werden. Der Löwe von Gur ist aus Sage und Geschichte zusammengesetzt; das Elfenbein der Abyssinier, das Schmalz von Askalon, das Korn von Ascher, es ist historisches Bein und Schmalz, so sicher historisch, als man es bei dem Propheten Ezechiel finden kann; der Löwe, der Alles frißt, ist ein mythischer Löwe, so mythisch, wie man selbst in der ausschweifendsten indischen Epopöe kaum einen zweiten antreffen wird. Aber die Sage ist nicht eben so wahr wie die Geschichte, sondern die eine ist eben so bloßer Trug und Schein wie die andere; die Sage verschlingt die Geschichte und durch die Geschichte wird die Sage corrumpirt; übrig bleibt nichts als ein gespenstisches Chaos, so entsetzlich, daß es lächerlich wird.

In der deutschen Literatur wüßten wir keinen Pendant zu den Schauerstücken der Weltlegende, als etwa die Spießischen Rittergeschichten — „stockfinstere Nacht, dumpfes Gewölbe, Kettengerassel, Rüdengebell, Ritter Udo tritt auf u. s. f." — oder, wenn wir etwas höher, nach metaphysischen Schauern greifen, Romane wie von Klinger und ähnliche aus unserer romantischen Sturm- und Drangperiode. Der Naturalismus, nachdem er die starren Kunstfesseln abgeworfen, sucht sich selbst zu überbieten in Ungeschlachtheit der Vorstellung und Rohheit des Ausdrucks; er schnappt über in maßloser, ohnmächtiger Velleität. Und was diese Rohheit doppelt widerwärtig macht, das ist ihre Zersetzung mit einer lächerlichen Humanität und Sentimentalität. Zu was nimmt Hugo in seiner Geschichte von den vier Löwen einen so gewaltigen Anlauf, warum beutet er die Sagen des Orients und Occidents aus und stellt, wie Alexander Severus, Ham und Deukalion in dem Pantheon seiner Weltlegende neben einander auf? Um die Löwen, als Daniel zu ihnen in den Zwinger geworfen wird, die lächerlichsten Reden halten zu lassen. Der von der Meeresküste, der furchtbare Poliorketes und Eroberer von Gur, hält folgende, die erhabenste und edelste Gesinnung athmende Ansprache an seine Collegen:

— — — — „Kinder, wo ich Größe
Erblicke, gern vergess' ich alles Bittre,

Drum war ich auch der Nachbar einst des Meers,
Dort sah ich — wie die Wogen schäumen mochten —
Den Mond aufgehn, die Sonne sich erheben,
Den finstern Weltgeist sah im Morgenroth
Ich lächeln, und so ward ich denn, ihr Löwen,
Vertraut mit dem Unendlichen. Den Namen,
Den ihm (Daniel) die Erde gibt, ich kenn' ihn nicht.
Der Himmel strahlt von seiner heitern Stirne,
Aus seinem Aug': er kommt von Gott gesendet."

Ist das nicht schön gesprochen von einem Löwen? Die wilde Bestie ist im Grund des Herzens ein leo magnanimus, ein ächt französischer Löwe, der nicht nur die furia francese hat, sondern nach dem Kampfe auch an der Spitze der Civilisation steht. Wir würden uns kaum wundern, wenn er, nachdem er Gur verschlungen, anfinge von den Segnungen des friedlichen Verkehrs zu sprechen, mit den Amorrhäern einen Handelsvertrag schlöße und die staunende Welt versicherte: mon empire c'est la paix. Ist es nicht der unzweideutigste Beweis hoher Achtung für fremde Nationalitäten und ächt kaiserlicher Mäßigung, wenn der Sieger von Gur die drei Souveräne Kinder titulirt, mes enfants? Die edelsten Instinkte der großen Nation spricht er in den Worten aus: „Wo ich Größe erblicke, gern vergeff' ich alles Bittere" — la grandeur, la gloire ist das Einzige, was seine erhabene Seele erfüllt; „ist Frankreich befriedigt, so hat Europa Ruhe."

So glauben wir der Weltlegende doch noch ihren geheimen, verborgenen Sinn abgelauscht zu haben. Wir suchten es dem Autor nachzuthun, welcher gesteht, „daß ihm ein unscheinbares verlorenes Rudiment in einer Chronik oder Sage, dem unbewaffneten Auge oft kaum sichtbar, häufig genug war." Bleibt man nicht bei dem nächsten Sinne stehen, der öfters nichts als Unsinn ist, sondern liest man mit allegorisch bewaffnetem Auge, wie die alexandrinischen Kirchenväter die Bücher des alten Testaments gelesen haben, so findet man die Versicherung des Dichters bestätigt: „Alle diese Dichtungen, wenigstens die, welche die Vergangenheit resumiren, sind zusammengedrängte, verdichtete historische Realität, oder die Ahnung derselben." Für diese Betrachtungsweise hat der Löwe von Gur etwas Divinatorisches, es liegt in ihm eine Ahnung historischer Realität. Dieser Löwe, der nicht brüllt, sondern gähnt, der den Hunger verachtet und nur Langeweile fühlt, der, wo er Größe erblickt, gern alles Bittere vergißt, er ist der Prototypos des jeden selbstsüchtigen Gewinn verschmähenden französischen Edelmuths, dem nur, wenn er Nachts still liegend Träume hat von Ruhm und Größe, bisweilen eine Stadt oder ein Land im Wege steht, die er dann zwischen seinen Zähnen zermalmt; der Löwe in seiner rührenden Apostrophe an die drei Congreßmächte, in der er sie seiner erhabenen, uneigennützigen Gesinnung versichert — „und so ward ich denn, ihr Löwen, vertraut mit dem Unendlichen" — bildet uns den Cäsarischen Bulletinstyl vor; er ist der Archibrochurier, eingekleidet in Farbe und Costüm einer entlegenen Zeit und Civilisation. Denn auch das Wort des Autors mußte noch erfüllet werden, daß in diesen Dichtungen „manchmal Fiction ist, nie Fälschung; keine Vergrößerung der Linien, absolute Treue in der Farbe der Zeiten und im Geist der verschiedenen Civilisationen."

Mit andern Worten: Dieses „berühmte Epos" Victor Hugos ist das kolossalste Beispiel abenteuerlicher französischer Rodomontade. Als solches hat es für einen vernünftigen Leser ein bedeutendes ethnologisches und kulturhistorisches Interesse. Abgesehen davon aber wagen wir es, der gesammten „competenten europäischen Kritik" in's Angesicht zu behaupten, daß die ganze Weltlegende nichts ist als die Ausgeburt einer ungeheuerlichen, unnatürlich abstrakten Phantasie, deren Hallucinationen nicht selten an das Unsinnige und Wahnsinnige grenzen.

Correspondenz-Nachrichten.

Wien, April.

Freih. von Bruck †. — Grundton der Tagesstimmung. — Schlechtes Wetter. — Mangel an Scheidemünze. — Selbstmord. — Zwei Mann von Heß. — Orpheus in der Unterwelt. — Nestroy Jupiter. — Wälsche Oper. — Finis crinolinae. — Barrys Liederspiel-Halle. — Doré.

Ein plötzlicher Todesfall hat die Gemüther in Bewegung gesetzt, nicht bloß weil es ein Mann von hoher Stellung und hervorragender Bedeutung war, welcher unversehens vom Schauplatze getreten, sondern auch wegen der besondern Umstände, welche dem Ereigniß vorangingen und es begleiteten, so wie um der unheimlichen Gerüchte halber, die sich daran knüpfen, und deren ich ohne Scheu Erwähnung thäte, wären mir nicht die Tageblätter längst zuvorgekommen. In unsern Tagen ist selten ein Gerücht so ungeheuerlich, daß ein ehrlicher Mann mit gutem Gewissen es zum voraus als unmöglich abweisen dürfte. Wo ein General zum Schelm geworden und Millionäre aus dem Stande der Geschäftsmänner unter der Anklage gemeiner Betrügereien stehen, möchte ich nicht blindlings die Hand

in's Feuer stecken für die unantastbare Ehrenhaftigkeit eines Finanzministers. Ich lasse dieses vielleicht folgenschwere Ereigniß vorläufig auf sich beruhen, um darauf zurückzukommen, wenn sich das darüber verbreitete Dunkel gelichtet haben wird, und sage heute nur ein paar Worte über Brucks Persönlichkeit.

Freiherr von Bruck war ein hochgewachsener Mann, und trotz seiner etwas vorgebeugten Haltung immer noch stattlich anzuschauen, wohlbeleibt, mit einem lebendig ausdrucksvollen Gesicht, geschorenen Bartes, weißhaarig. Die Farbe der Augen habe ich vergessen. Ich habe ihn nur einmal in der Nähe gesehen und mit ihm gesprochen, und muß rühmend bemerken, daß er über die Angelegenheit, die mich zu ihm geführt, sich freundlich mit mir besprach, nachdem er meinen Vortrag (eine Beschwerde) mit Aufmerksamkeit angehört; und doch hätte er allenfalls Grund gehabt, mich mit ungünstigem Auge anzusehen. Er war für jedermann ohne besondere Umstände zugänglich, wandelte mit dem, welchen er empfangen, im Zimmer auf und ab, besaß die Gabe des Zuhörens nicht minder wie die der Rede. In dem tiefbehaglichen Ton der Stimme lag ein unbeschreibliches Etwas.

Es ist wirklich bemerkenswerth, wie vorzugsweise bei uns Deutschen, denen es so sehr an volksthümlichem Selbstbewußtseyn fehlt, nicht nur der Nationalstolz fremder Völker Anerkennung findet, sondern auch die große Krankheit unserer Tage, der Nationalitätsschwindel, die herzlichste Theilnahme erregt. Wir begreifen mit leichter Mühe, daß die Deutschen im Rheinthal am östlichen Hange der Vogesen, die Lothringer, die niederdeutschen Vlamingen, die wälschen Provençalen, die Basken auf den Pyrenäen sich als Franzosen fühlen; wir finden es ganz natürlich, daß die Mischvölker der apenninischen Halbinsel sich für die Fabel begeistern, sie seyen die Abkömmlinge und Genossen Eines Stammes; wir lassen den vierzehn Millionen Insassen des pannonischen Landes ohne weiteres gelten, daß ihre Mehrheit von 66 Procent sich zu der magyarischen Minderheit zählt, und daß dieses gesammte Volk von angeblichen Magyaren sich den Namen „Oesterreicher" verbittet. Und so wird das große Zugeständniß, welches neulich die Regierung machte, nicht als eine natürliche Folge des Planes angesehen, wonach jedes Kronland in Gemeinden, Bezirken und Landtagen seine inneren Angelegenheiten zu besorgen haben wird, sondern als ein erster Schritt zur neuen Trennung des Magyarenreiches vom großen Ganzen. Ich rede hier nicht etwa von der französischen Regierung, welche der österreichischen durch den Constitutionnel einen Fleißzettel ausstellen ließ; ich rede auch nicht von den Rothen und Röthlichen, welche ebenfalls ihre bestimmten Ziele sehr deutlich im Auge haben und mithin wissen, was sie thun, sondern vom deutschen Philister (dem sogenannten Sympathie-Philister), der in seiner dummen Nachbeterei nicht weiß, was er will und was er thut, und vor lauter Schwärmen für fremde Nationalitäten nicht dazu kommt, sich als Deutscher und als Oesterreicher zu fühlen. — In dieser Auffassung liegt die bedenkliche Seite der in Ungarn vorgenommenen Ausführung des Programms vom 22. August 1859; indessen hatte das pannonische Land einen eben so gerechten Anspruch darauf, als jedes andere Königreich und Fürstenthum des großen Reichsverbandes, die althergebrachten Formen seiner inneren Verwaltung hergestellt und wenigstens die ursprünglichen Namen beibehalten zu sehen, auch wo der eigentliche Bestand sich zeitgemäßen Veränderungen unterziehen muß. Die Mißdeutungen und die vermessenen Wünsche, welche sich in Betreff Ungarns an die Maßregel knüpfen, waren vorauszusehen, aber der Muth und die Zuversicht der Gerechtigkeit haben diese Unzukömmlichkeiten verachtet und sich dadurch um so glänzender bewährt. In diesen leise genug angedeuteten Umständen liegt der Grundton der Stimmung des Tages, insofern sie den Gang der inneren Angelegenheiten betrifft.

Um zu dem kleinen Leben überzugehen, ist vor allem zu sagen, daß die schlechte Witterung seit Ostern eine tiefe Verstimmung erzeugt, welche durch den fühlbaren Mangel an silberner Scheidemünze noch befördert wird. In den Theatern arbeiten zwei Zugstücke. Das eine, in der Josephstadt, heißt „Zwei Mann von Heß" (nämlich vom Regiment Freiherr von Heß), und ist von Langer. Der Stadtwitz sagt: Director Hofmann sey der größte Feldherr, er habe mit zwei Mann von Heß mehr eingenommen als das ganze Heer in Italien. — Das andere Zugstück spielt im Carltheater und ist Offenbachs „Orpheus in der Unterwelt." Hübsche Musik, allerliebste Ausstattung und vorzügliche Darstellung machen das Ding ganz angenehm, wiewohl der Text noch viele Klafter tief unter den mythologischen Schwänken steht, wie man sie hierlandes einst in reichlichem Maße genoß, die aber gegenwärtig in Abgang gerathen sind, bloß ihres Alters willen, denn jeder andere Grund scheint unhaltbar bei dem geringen Werth der Ersatztruppen, von denen meistentheils das alte Sprüchlein gilt: das Gute nicht neu, das Neue nicht gut. Einen urkomischen Eindruck macht Nestroy-Jupiter; die Rolle eines betagten Zeisigs gelingt ihm auch hier vorzüglich. Namentlich kommt man bei einem Auftritt aus dem Lachen nicht heraus, wo die langbeinige hohe Gestalt als eisenfarbige Fliege die entführte Eurydice in der Unterwelt summsend und surrend umgaukelt. Die Musik würde an dieser Stelle auch eine geringere Leistung tragen. Das Pariser Vorbild scheint, nebenbei bemerkt, eine weit stärkere Beimischung von Asa foetida zu führen, als die hiesige Bearbeitung, doch ist der Rest immerhin für die um einige Grade weniger abgestumpften Nerven noch stark genug.

Da vom Theater die Rede, will ich noch erwähnen, daß eine wälsche Oper sich im Theater an der Wien ansässig gemacht hat. Das wohlgebaute geräumige Haus ist der geeignetste Raum in ganz Wien für musikalische Leistungen; nichts desto weniger hat die Stagione unter mißlichen Zeichen begonnen. Die ersten Vorstellungen kamen meistens nicht über den Anschlagzettel hinaus, und dann blieben auch die Anschlagzettel mehrere Tage hindurch bei der

Ankündigung: „Geschlossen." Endlich kam die Sache in Fluß, doch nicht ohne daß der Impresario Salvi die Anfangs zu hoch gegriffenen Preise bedeutend herabgestimmt.

Die Frauenwelt ist von einem Weltschmerz getroffen; die aus Paris gemeldete Neuigkeit vom Zerplatzen der bunten Seifenblase „Crinoline" hat eine tiefe Erschütterung hervorgebracht. Die alte Erfahrung lehrt, daß jede Mode in Paris wurzelt und dort stirbt, wie sie gelebt. Die einzige Mode, welche bleibt, ist Paris selber, — beständig allein in ihrer Wandelbarkeit, und muthmaßlich auch durch ihre wetterwendische Unbeständigkeit. So sieht denn unser Weibsvolk das Ende seines übermäßigen Umfangs voraus, dessen Stahlreife schneller fallen werden als unsere Basteien. Die Fabrikanten des „vollkommenen Wuchses" versorgen sich bereits mit Watte, deren Preis voraussichtlich demnächst steigen dürfte. Wo sich jetzt leere Luft bläht, wird bald ein festerer Stoff die Formen zeichnen, welche Jean Paul die Citadellen der Schönheit nannte. Das Geschrei für die Crinoline ist groß, aber sie ist kein Capitol, das sich durch Schnattern vor dem Gallier retten ließe. Zweifelsohne wird der Sommer die Edelfrauen aus den Reifzellen schälen, und bis zum Fasching selbst in der Tanzschule Gregors kein bauschiges Ungethüm mehr sich drehen. In unserer raschen Zeit hat demnach der Reifrock seine Bahn schneller vollendet als in den Tagen unserer Ahnen. Statt eines Jahrhunderts brauchte er noch kein Jahrzehnt. Damals ging alles langsamer. Wie wurde im vorigen Jahrhundert die lächerliche Mode doch so lange vergeblich verspottet! War es nicht Hogarth, der im Jahr 1742 den berühmten Durchschnitt einer Stoffglocke mit dem Menschenschwengel darin zeichnete? Und vergingen dann nicht volle vierzig Jahre und darüber, bevor sie fiel? Bevor übrigens die erschütternde Botschaft aus Paris kam, hatte die erhabenste Frau des Reiches schon das erste Zeichen zur Abschaffung des Reifrocks gegeben; als sie am Charfreitag zu Fuße die verschiedenen Kirchen besuchte, erschien sie in naturgemäßer Gewandung. Freilich: sie durfte es thun, — in demselben Sinne wie Schillers Wallenstein von Gustav Adolph behauptet: „Er durft' es sagen."

Eine neue Art von Unterhaltung ist seit kurzem durch Varrys „Liederspielhalle" erwachsen. Varry ist ein Mann, der sich schon mannigfach versucht hat, als Schauspieler, als Theaterdichter, als Schriftsteller. Das Liederspiel ist zunächst eine Nachahmung des Pariser Café chantant. Der Grundgedanke ist eine Verbesserung des Volkssängerthums, das in schwarzem Frack und Glanzhandschuhen den Boden der Kneipen im Prater und im Neuen Lerchenfelde verließ, aber ohne mit dem Kappelbubengewand seine alten Manieren abzulegen. Nun ist es allerdings sehr ergötzlich, die Harfenisten dort zu hören, wohin sie gehören, aber die urwüchsige Derbheit wird widerlich gemein, wo sie in feinem Gesellschaftsgewande auftritt und das Zartgefühl anständiger Frauen in die Klemme bringt. Die hochgeschürzte Schwerenoths-Lisel paßt nur in die Kneipe. Die günstige Aufnahme, welche die Anfänge des Liederspiels gefunden, lassen auf einen gedeihlichen Fortgang hoffen.

Paris, April.

(Schluß.)

Reaction gegen Beranger. — Auf dem Gottesacker im Frühling.

Ein neuer Sturm ist gegen Beranger losgebrochen, dessen Memoiren und Briefwechsel kürzlich erschienen sind. Proudhon, der große Revolutionär, nennt diese Denkwürdigkeiten „Altweibergeschwätz." Beranger, sagt Figaro, hatte zu Schmeichlern Dichter, die höher standen als er, und Staatsmänner, deren deklamatorische Prosa und Gemeinplätze er in Reime einkleidete. „Sein Name war ein Dogma, das fanatische Priester hatte, sein Ruhm war ein Article sousentendu der Charte von 1814. So viel Respekt für einen Liederdichter, der Menschen und Dinge so wenig respektirte, so viele Ehrenbezeugungen für einen Chansonnier, der seine Rechnung dabei fand, sie zu verschmähen u. s. w., beweisen, wie groß Berangers Popularität war, ohne uns den Maßstab seiner Talente zu geben." Besonders wird ihm vorgeworfen, daß er Leidenschaften geschmeichelt, die er im Grunde verachtet, von denen er aber den Triumph seiner politischen Principien gehofft, und daß, nachdem er diesen Triumph erzielt, er ihnen den Rücken gekehrt. Dieß bezieht sich auf ein Gespräch, das er 1848 mit Chateaubriand gehabt; dieser sagte unter anderem zu ihm mit einem bittern Lächeln: „Nun, jetzt habt Ihr sie, Eure Republik," worauf Beranger erwiederte: „Ja wohl habe ich sie, aber ich möchte sie lieber träumen" (j'aimerais mieux la rêver). — „Wollt Ihr," schließt Figaro seine Diatribe, indem er den Dichter anredet, „wollt Ihr das Geheimniß Eurer Popularität wissen? Eure Lieder

waren eine scharf geschliffene Klinge, welche die (liberale) Partei mit Wuth ergriff; die Streiche, die sie damit führte, schrieb sie ihrem Muthe zu" u. s. w.

Die „Presse" selbst stimmt mit ein. „Beranger liebte die Republik aus der Ferne," sagt Pelletan unter anderem; „als der 18. Brumaire die Republik zum Fenster hinaus warf, klatschte Beranger dem 18. Brumaire Beifall." Nicht mit Unrecht rügt Pelletan, daß seine Späße aus zwei unlautern Quellen fließen, der Obscönität und der Irreligiosität.

Ich habe diese Stellen ausgezogen als neue und entscheidende Belege zu der Reaction, die gegen Beranger nicht allein, sondern überhaupt gegen den Liberalismus seiner Zeit eingetreten. Indeß muß ich hier bemerken, daß Figaro Legitimist war und daß L. Pelletan zu dem engeren Kreise gehört, der sich um Lamartine versammelt; obgleich Citoyen Lamartine mit Geringschätzung auf seine eigenen poetischen Leistungen blickt und sich mit vollkommenster Ueberzeugung für einen Staats- und Finanzmann ausgibt, so ist ihm dessen ohngeachtet die Popularität des Citoyen Beranger ein Gräuel. Die Kirche hat unzählige Kapellen und jede Kapelle ihren Heiligen, der auf die andern eifersüchtig ist. Es steht ferner gedruckt — ich weiß nicht mehr wo: „Noch dreißig Jahre, und zwei Drittheile der Chansons Berangers sind werthlos geworden." Und das geht so fort; aus allen Ecken und Enden erheben sich Stimmen gegen den Mann, dessen Talent eine Macht geworden war. Jetzt, da das Idol von seinem Piedestal herabgestürzt ist, kann jeder Vorübergehende es ungestraft besudeln, und die Bourgeoisie sieht ruhig zu, wie man das Andenken ihres einstigen Leib- und Hofdichters mißhandelt. „Der tarpejische Felsen steht neben dem Kapitol," sagte einst Mirabeau. Sind einmal die Leidenschaften verstummt, so wird Beranger wieder zur Geltung kommen, aber sich mit einer bescheidenen Stelle unter den Dichtern zweiten Rangs begnügen müssen.

Noch kann ich Ihnen die zuverläßige Nachricht mittheilen, daß der Bau eines neuen Saales für die große Oper beschlossen ist und nächstens in Angriff genommen werden soll. Da aber für's erste noch eine neue Straße vom Boulevard aus, der Straße De la Paix gegenüber, durchgebrochen werden muß, so wird noch eine Weile darüber hingehen.

Auf den Kirchhöfen ist geschäftige Bewegung; sie schmücken sich gleichsam zum Empfange der zahlreichen Bevölkerung, die ihnen der Frühling sendet, dieser holde Gehülfe des Todes. Warum müssen die ersten Strahlen der wiederkehrenden Sonne, die ersten Wohlgerüche unserer Gärten den Sterblichen verderblich werden? Es ist da zwischen der Natur- und dem Menschenleben eine feindselige Beziehung, die etwas Grausiges hat; hier lächelt die weißblüthige Myrthe, dort prangt der Goldlack, weiterhin schwillt die Rosenknospe inmitten des Schneegestöbers, das zuweilen plötzlich durch den goldenen Sonnenschein wirbelt. Steigt man auf einen Hügel in diesen Todtenhainen, so sieht man weithin schwarze Leichenwagen, die schwer und dumpf durch die Pracht der wieder erwachenden Natur nach den Wohnungen des ewigen Schlafes hinwanken. Dazwischen werden Kinderleichen auf kleinen, mit weißen Decken verhüllten Bahren getragen. „Die Kinder sterben wie die Fliegen in dieser Jahreszeit," sagte eine Wärterin neben mir auf einer Bank, wo ich am Eingange des Gottesackers ausruhte. „Warum nimmt der liebe Gott den armen Würmern so früh ihr junges Leben? Er wird's wohl wissen!" Indem kamen neue, lange Trauerzüge an, welche der Thorwärter durch ein gellendes Pfeifen anmeldete, das wie das Zischen der Eule durch die kalte Nacht klang.

Dieß sind Frühlingseindrücke, die auf jedes Frühjahr passen, aber absonderlich auf das heurige, das uns das Himmelsgewölke mit ungeheuren Wolken behängt, die wie schwimmende Eisberge uns über die Köpfe fahren und mitunter, vom Sturmwind gerüttelt, Regen, Schnee und Hagel herab schütten. Unter den Notabilitäten, die Freund Hein mit seiner veilchen- und rosenumkränzten Sense getroffen, befindet sich General Dieu. Sie kennen den Mann wohl; er hat seinen Namen durch die Schlachten in Oberitalien gedonnert, seine Batterien haben Tausende niedergeschmettert, und er selbst wurde zuletzt verwundet und ist kürzlich an seinen Wunden gestorben; denn wer das Schwert zieht, wird durch das Schwert umkommen. Bald sind's zweitausend Jahre, daß diese Warnung an die Menschen erging, und sie wiederholen mit dankbarer Bewunderung die hohen Worte, und schmieden immer wieder neue Schwerter und erwürgen ihre Brüder, und ziehen dann in die Kirche und danken dem Gott der Milde und der Barmherzigkeit für den beim Todtschlagen verliehenen Beistand.

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 21. 20. Mai 1860.

Agrestem tenui meditabor arundine Musam.
Virgil.

Dorf-Idyllen

von Robert Waldmüller.*

Edelweiß.

Dem Edelweiße bin ich nachgegangen
Auf manchem schwindlig steilen Alpenpfad,
Hoch am Gebirge, wo die Gemsen sprangen,
Und wo sein sichres Nest der Adler hat.
Da wächst es nah dem ew'gen Schnee und Eis.
Ihr meint, ein Wunderkind im Silberglanze —
Mit nichten! Eine schmucklos arme Pflanze,
Und dennoch trägt's den Namen Edelweiß.

Ich sag's schon hier, damit das Schenkenzeichen,
Das ich am Thore warnend ausgesteckt,
Nicht Wünsche, die in's Reich der Träume reichen,
Nicht Durst nach rauschverwandter Labe weckt.
Die Traube reift nur, wo es sonnig heiß;
Es ist kein Wein, den ich Euch hier bestelle:
Gebirgstrunk ist's, aus lautrer Alpenquelle,
Und darum heißt mein Zeichen Edelweiß.

Doch wie der stolze Name nicht der Blume
Zu Lieb erfunden ward, nein jener Welt,
In der sie lebt, dem Alpenreiz zum Ruhme,
Dem hohen Thron, auf dem sie Hofstaat hält —
So dien' das Warnungszeichen Edelweiß
Im guten Sinne auch dem Quellgebiete,
Aus dem ich hier die Schenkenlabe biete,
Zugleich zu heimathlichem Schmuck und Preis.

Vor der Trauung.

1.

Hast dir die Augen roth geweint, als sey dir Leids geschehn —
Geh', wasche sie am Brunnen aus, der Vater mag's nicht sehn.
So recht! nur tüchtig eingetaucht, nur ganz hinab gebückt,
Und nimm den Myrthenkranz in Acht, er ist schon halb zerdrückt. —
Ei, Kind, mir ging's einst auch wie dir — 's ist so der Welten Lauf.
Die Sonne scheint nicht jeder Braut — geh', schürz' den Rocksaum auf.

* Aus den so eben erschienenen: „Dorf-Idyllen von Robert Waldmüller. Stuttgart. J. G. Cotta'scher Verlag. 1860," auf die wir zurückkommen werden.

'ſ wird noch ein Viertelſtündchen ſeyn, bevor's zur Kirche geht;
Komm, ſetzen wir uns auf die Bank, dort, hinterm Nelkenbeet.
Schau, ſchau! Der Nachbar, ſeh' ich recht, ſpannt heut die Schimmel ein.
Das thut er dir zu Ehren, Kind — er grüßt — ſo dank' doch fein!
Noch einmal, nochmals! So iſt's gut. Streich von der Stirn das Haar!
Ja, ja — was ſagt' ich noch? Schon recht! Es ſchneit auf manches Paar!

Hab' damals auch wie du geſchluchzt, geweint, daß Gott erbarm!
Ich glaubt', ich hielt es gar nicht aus, ich ſtürbe ſchier vor Harm.
Dein Vater war mir viel zu barſch, zu handfeſt und zu rauh —
Was ſo ein Mann im Hauſe gilt, das merkt man erſt als Frau.
Nun freilich ein ſolch armer Narr, der eben achtzehn zählt,
Der glaubt das nicht! Komm, ſag' nun ſelbſt, was deiner Mutter fehlt?

2.

Druckſt mir die Hand? Nun? hab' ich Recht? — Ei ſicher! Gott ſey Dank!
Feg' aber mit dem weißen Kleid den Staub nicht von der Bank!
Sieh, als dein Vater dazumal zu meinem kommen iſt,
Da war ich auch ſolch Mutterkind, wie du es jetzt noch biſt.
Am Beſten, dacht' ich, gar nicht frei'n. Müßt's aber dennoch ſeyn,
Gut! mindeſtens ein Blauaug' dann mit Roſenwängelein!

Du liebe Zeit! Wer fragte mich? Hier, hieß es, iſt dein Mann!
Geſchwind dein Hochzeithemd gewebt! Mach's ſauber, ſtreng' dich an!
Da zog ich wohl die Lippe breit und weinte manchen Tag —
Das Hemd ward aber doch gewebt, und kam in's Brautgemach;
Und kam mit mir in's Hochzeitbett und endlich in den Schrank,
Wo's heute noch in Ehren liegt — in Ehren, Gott ſey Dank!

Und nach und nach, was ſollt' ich thun? wiſcht' ich die Thränen ab,
Schloß Frieden mit dem ſeltnen Kuß, den mir dein Vater gab,
Fand ſeine Hand nicht mehr zu derb, wenn er die meine nahm,
Fand Luſt an ſeinem Ebenbild, als wirklich eines kam.
Ja, ja, und nun das Dutzend voll, was freut mich's früh und ſpät,
Wie ihr der ganzen Reihe nach dem Vater ähnlich ſeht!

3.

Reck' doch einmal den Kopf und ſchau, ob ſich der Weg belebt,
Und ob denn immer noch im Feld des Kantors Urſel gräbt.
Noch immer? — 's iſt um's liebe Brod, daß ſie ſich plagt und müht,
Da ſieht ſich's freilich bitter an, wenn Andrer Weizen blüht.
Nun, einen Bauern wollt' ſie nicht. Was Gut, was Haus und Geld!
Ja Gut und Haus! Jetzt plagt ſie ſich für Geld auf fremdem Feld.

Geh, ruf' ihr durch die hohle Hand, es ſey für heut genug!
Wenn ſie ſich etwas ſputet, kommt ſie noch zum Hochzeitzug.
Hat ſie's gehört? Sie nickt. Schon gut! hier, ſteck' den Gulden bei,
's iſt juſt ein blanker. Gib ihn ihr, wenn Alles erſt vorbei.
Doch — gib ihn mit der linken Hand! Denn wer da gern beſcheert,
Dem thut die Rechte doppelt noth, die neu erwirbt und mehrt.

Und eins noch! Gib ein andermal nicht Geld, gib Trank und Speis,
Gib Kleidung, gib, was Arbeit macht, was neu dich ſpornt zum Fleiß.
Halt' deine Hand, wenn's geht, vom Geld, du geb'ſt, du nehmeſt nun.
Der Thalerſack gehört dem Mann — verſtehſt? — laß du ihn ruhn.
Lach' immerhin mit Aug' und Mund, wenn da ein neues Feld,
Ein neues Vieh erworben wird, doch lache nie dem Geld.

4.

Ei sieh, wie drall der Kati doch ihr Barchentmieder steht,
Und wie so blankgewaschen ihr der Veit zur Seite geht!
Der war ein ungekämmter Strolch, als ihn die Kati nahm,
Kein heiles Wamms, kein heiler Strumpf, zerlumpt sein ganzer Kram.
Ein Stiefel an dem rechten Fuß, am linken Fuß ein Schuh;
Und was der Knopf nicht schließen wollt', das hielt der Finger zu.

Jetzt trägt er, was nicht Jeder kann, die Joppe überm Arm,
Nur daß sein Hemd zu Ehren komm', denn 's ist just nicht zu warm.
Und aus dem blanken Stiefel guckt der weiße Strumpf heraus;
Das sieht man da nur, wo ein Weib auf Ordnung hält im Haus.
Der Brustlatz ist geflickt — je nun! du weißt ja, wie es heißt:
Bei Seif' und Nadel ist's, wo sich der Hausfrau Fleiß erweist.

Ja, Bäbi, ob's der Toni mög', ob nicht, 's ist einerlei,
Putz' du an ihm und seinem Staat, als ob's dein Püppchen sey.
Du selber guck' mir nur in's Glas, wenn's eben nöthig ist,
Damit, wenn er nach Hause kommt, du glatt und sauber bist.
Und achte drauf, was ihm gefällt, sey's nun ein Tuch, ein Band —
Schmückst du für ihn dich, da ist's Schmuck, für Andre — da ist's Tand!

5.

Was nun? — Tritt nur den Saum nicht ab! Bist doch ein närrisch Ding!
Fährst du um eine Spinne auf, als ob's an's Leben ging!
Gut, daß der Toni noch nicht da! Wenn er das hätt' gesehn,
Da konnte dir es just so schlimm wie einmal mir ergehn.
Ein halbes Schock in Strumpf und Schuh — ja! so durch Schabernack
Kurirt gar mancher Mann die Frau, ob's auch nicht ihr Geschmack.

Nun, nun! Zerpflück' nur nicht das Band und häng' nicht so den Kopf —
Wer nicht gleich Fersengeld bezahlt, den faßt man nicht beim Schopf.
's ist ja nicht um das winz'ge Thier, 's ist nur um den Respekt.
Was geht den Mann der Hase an, der uns im Zeuge steckt?
Was geht es Großknecht an und Knecht? Die merken's nur zu bald,
Ob immer noch der Herr zu Haus, wenn er schon längst im Wald.

Und Eins noch. Wer die Uhren stellt, das, präg' dir's ein, bist du!
's ist auch nur ein ganz winzig Ding, doch kommt's der Hausfrau zu.
's ist eben auch um den Respekt, und daß die Leute sehn,
Es muß im Hause nach der Schnur, und zwar nach deiner, gehn.
Und dann — die frühste aus dem Bett, die späteste darein —
Wenn ihren Vortheil sie versteht, wird's auch die Bäbi seyn.

6.

Still! läutet's nicht? — Ei freilich ja! Da ist es hohe Zeit!
Komm, tummle dich, der Toni ist gewiß schon längst bereit.
Streif nur nicht mit der Schürze an, und hier — hab' Acht auf's Kleid!
Es macht sich rechts und links am Weg der Flieder gar so breit.
Hast doch das Buch? Schon recht, ich seh's — Und das gestickte Tuch?
Nun hebe nur die Füße auf! 's ist so schon Staub genug.

Ei, Kind, das Augenwasser tropft auf's nagelneue Band.
Da, sey verständig! Kommst ja nicht in fremder Herren Land,

Wirst nicht als Magd verdingt — hier nimm, und stäube ab die Schuh —
Frei'st einen braven, wackern Mann, und Haus und Hof dazu.
Hast Leinenzeug — o Töchterli, das Schwatzen thut's nicht mehr!
Da kommt der Regen auch bei mir — du machst mir's gar zu schwer.

Noch einen letzten, letzten Kuß, hier unterm Apfelbaum —
's ist mir, daß ich dich von mir geb', ja selber wie ein Traum.
Das Alter kommt, jetzt merk' ich's wohl, die Jungen fliegen aus;
Noch ein paar Jahr', wenn ich's erleb', und es wird still im Haus.
Nun, Gottes Segen — He, wer ruft? Ei Sapperment! da sieh
Den Toni selbst auf seinem Fuchs! Ist das ein saubres Vieh!

Die Schelmenlehre.

„Wenn ich des Pachters Velten wär', ich wüßt' schon, was ich thäte,
Stracks klopfte ich beim Schulzen an und freite um die Grete.
Im besten Hut, im längsten Rock — he, wollt' doch einmal sehen,
Wenn ich des Pachters Velten wär', ob sie mich würd' verschmähen!
Doch da ich nur des Pachters Knecht — du liebe Zeit — ich glaube,
Die Grete lachte grad' heraus: Dem fehlt wohl eine Schraube!"

Der Jürgen kehrt vom Pflügen heim, den Hut tief in die Stirne.
Da sieh! Am Gartenzaune steht sie selbst, die ros'ge Dirne,
Die eine Hand am kleinen Ohr, die andre an der Lippe —
Wo liegt's denn nur, was gleich verräth, daß sie von guter Sippe?
Ist's ihre Haltung? Ist's ihr Zopf? Ist's gar die steife Krause?
Dem Jürgen steigt das Blut zu Kopf, er trollt sich stumm nach Hause.

„Und wär' er nur kein solcher Stock, und wüßt' er nur zu sprechen —
Ich steh' ja hier, er braucht nicht Schloß noch Riegel aufzubrechen.
Da guckt er sich den Boden an — 's ist Schade um die Augen;
Ich wett', ihm fiel es nimmer bei, wozu sie sonst noch taugen.
Doch freilich, wenn ich's recht bedenk' — 's ist Glück noch bei dem Allen.
I gar! Ich dank' für einen Schatz, der auf den Kopf gefallen!"

Es kommt die Nacht; er träumt von ihr. „Wär' nur von Flasch' und Glase
Nicht gar so vornehm ziegelroth des alten Schulzen Nase!
Ständ' nur, dem Buch der Könige entlehnt, nicht hoch am Giebel
Der Spruch, und zwar in anderm Sinn als in dem Sinn der Bibel,
In blauer Schrift der stolze Spruch, zusammt dem Namenszuge:
„Genug des Mehles gibt's im Faß, genug des Oels im Kruge."

Er träumt und wirft sich hin und her. An ihrem schwarzen Mieder
Steht groß und breit derselbe Spruch und donnert ihn darnieder.
Am zeisiggrünen Gürtelband ist's eben auch zu lesen,
Im Auge lacht's, im Grübchen prahlt's, es spricht's ihr ganzes Wesen.
Ja, wenn sie sich zum Gehen dreht mit krausem Naserümpfen,
Weiß Gott, da steht's noch goldgestickt an ihren Scharlachstrümpfen.

Und sie in ihrem Federbett zählt wachend Stund' um Stunde —
Noch keinem war sie je so bös, so recht aus Herzensgrunde.
„Wozu ihm Gott den Mund bescheert, das mag ein Andrer wissen!
Wenn's nur um's bloße Reden wär', er würd' ihn nicht vermissen.
's ist noch ein Glück, daß er als Bursch just keiner von den Schmucken —
Ein schönes Stückchen Hölle wär's, in den sich zu vergucken!"

So schleicht die Woche langsam hin, gar wechselvoller Laune.
Er pflügt, und wenn er heimwärts pfeift, steht sie am Heckenzaune.

Warum? Wohl ihm zum Schabernack? Er kann es nicht ergrübeln.
Wagt er's mit einem Gruße? Nein, das möcht' sie ihm verübeln.
Und doch, sie lacht ja! Ist's gewiß? — Er ruckt an seinem Hute.
Sie lacht fürwahr — dem Jürgen wird's absonderlich zu Muthe.

Darüber fällt der Sonntag ein, das Pflügen ist zu Ende.
Dem Jürgen wird die Zeit so lang, er hat nichts um die Hände.
Die Predigt schon gefiel ihm nicht, sie sagte nichts vom Freien.
Ihm war's, als ob der Leute viel zu viel beisammen seyen.
Und als die Orgel nun verstummt, und ohne ihn zu grüßen,
Die Grete steil vorübergeht, da krampft's ihm in den Füßen.
„Genug des Mehles gibt's im Faß." Ja ja, das war es wieder,
Das hob ihr seidnes Busentuch, das dehnte sich im Mieder.
Das flatterte im Schleifenband der feingeflochtnen Zöpfe,
Das spottete am Ledergurt, im Gold der Taschenknöpfe.
Das bauschte ihren kurzen Rock. — Sieh da, nach manchem Zuge
Glüht auch des Schulzen Nase heim — „genug des Oels im Kruge!"

Und wieder kommt der Werkeltag, und wieder geht's an's Pflügen;
Doch ist's, als ob der Baum, der Strauch, Asche im Haare trügen.
Kein Vogel singt mit rechter Lust, kein Wasser blinkt krystallen,
Wohin der Jürgen blickt, da scheint ihm grauer Schnee gefallen.
„Und war mein Gruß ihr unbequem, so mag sie ihn entbehren.
Wer noch im Markt was gelten will, der halt' sich selbst in Ehren!"

Wie aber ihr der Sonntag schien? Ein Strolch, der mit dem Besen
Gekämmt ward und barbirt, so wüst ist ihr der Tag gewesen.
Bis spät in's Abendroth hinein nach einem auszuschielen,
Der immer noch nichts merken will, das heißt denn doch verspielen!
Sie möchte weinen vor Verdruß, daß sie ihm jemals lachte —
Wenn nur die Baumwollschürze nicht so rothe Augen machte!

Und nun der Montag allgemach sich auch zu Ende neiget,
Nun in dem Feld das Hütt und Ho des späten Pflügers schweiget,
Nun Ochs und Schimmel mit dem Pflug am Zaun vorüberschleifen,
Und er, um nur bei Leibe nicht an seinen Hut zu greifen,
Die Faust im Sack und abgewandt das Aug', vorüber trollet —
Da sitzt sie bei verschlossner Thür daheim im Haus und schmollet.

Wer ändert's? Aendre du die Welt und ihre Liebesplagen!
Bis hieher ist's ein Alltagsblatt, das ich dir aufgeschlagen.
Die Dirne will, der Bursche möcht' — 's ist Alles wie verschrieben,
Da hat der Kobold Mißverstand sein Spiel damit getrieben.
Jetzt klemmet er die Zähne ein, und sie thut schön mit Andern,
Bis — aber frag' nur selber nach! — brauchst gar nicht weit zu wandern.

Hier gab's — und darum schrieb ich's auf — zu ihr und seinem Glücke,
Bevor der Bach zum Strome ward, noch eine Rettungsbrücke.
Der Grete klang ein Wort im Ohr, das ihr beinah entfallen —
Es flog wie Funken knisternd auf, als just der Topf im Wallen,
Und trieb, nachdem ein Wochenwerk in immer schlimmrer Laune
Dem Jürgen hingeschlichen war, sie nochmals nach dem Zaune.

Da stand mit Ochs und Schimmel er, den Hut auf einem Ohre,
Und fuchtelte die Abendluft mit seinem Peitschenrohre,
Und wurde roth, und lugte doch herüber, ob sie lache,
Bis — nun ob's heut schon kam zum Kuß, das bleibe ihre Sache;
Fast glaub' ich's — doch nun sey's genug, daß sie die Schelmenlehre
Ihm gab —: In Zukunft sagt man nicht: „Wenn ich der Belten wäre!"

Friesische Köpfe.

(Fortsetzung.)

Zwischen Pommern und Ostfriesland besteht eine Art Familienähnlichkeit, und zwar eine für beide Theile nicht sehr schmeichelhafte. Der Pommer ist barsch und gastfrei wie der Friese, aber nicht so wohlanständig und reinlich; beide haben denselben Dünkel, aber der Friese ist intelligenter und war nie vom Weltverkehr so ausgeschlossen, dessen Händel seine Vordern mit ausfochten, als der nicht freie Pommer, dessen Ebenen von festen Burgen überragt waren und von den Bewohnern derselben geknechtet. Den wetterfesten Körperbau, die überweiche Modulation der Sprache und den Widerwillen gegen Neuerungen haben beide als Eigenthum anzusprechen; doch ist der Friese nüchterner, der Pommer, wie das ja längst sprüchwörtlich geworden, beschränkter.

In Pommern also, an der Persante, liegt die Besitzung S—now, die zu Ende der neunziger Jahre von der Familie von Arner erstanden worden. Dieser Name war auf eine räthselhafte Weise mit einigem Geld und angeblichem Adel aufgetaucht; da er aber in beidem ungekränkt verblieben, spürte man endlich den Dingen nicht weiter nach, auf die sich Jakob von Arners Hochmuth wie eine immer segelfertige Flottille brüstete.

Sein Schloß, halb Burg, halb Villa, das den leichtfertigsten Baustyl mit dem würdigsten zu verschwägern suchte, war eines schönen Sommertags mit lauter erregten Gesichtern gefüllt, die verschiedenen Livréedienern und Negligémägden angehörten. Der Hausherr selbst kreuzte durch alle Räume, mit der Musterung und Aufstellung seiner Kostbarkeiten beschäftigt. — „Aber, Louise," rief er in eine Thür, „Louise, wo bleibst du denn? Die böhmische Gräfin kann jeden Augenblick kommen; du wirst nie lernen eine solche Ehre zu würdigen und passend hinzunehmen."

Seine kleine Gestalt tänzelte zwischen den Vasen und Pendulen verdrießlich umher. — „Weil ich eben nicht verstehe, Jakob, worin die Ehre liegt, die uns erwiesen wird," antwortete eine kränkliche brünette Frauengestalt auf der Schwelle, und ihre Blicke streiften theilnahmlos das Prunkgemach. — „Recht so!" rief der Gemahl und klirrte an dem Glasbehang der Wandleuchter, „du hältst überhaupt auf nichts etwas, als auf deinen Bettelstolz; mein Name ist dir nur eine Last, mein Reichthum ein schuldiger Tribut für deine Schönheit; dich kümmert nicht, ob sich mein Haus hebt, oder ob es sinkt!"

Louise erröthete nicht, zuckte nicht einmal mit den dunkeln Augenwimpern. — „Jakob," sprach sie ernst, „du glaubst selbst nicht, was du sprichst. Frag' dich, ob ich je deinen Planen und Ansichten hinderlich war; aber nie fand ich mich weniger geehrt, als durch den Besuch der Gräfin, und eben deinetwegen; sie ist eine Intriguantin."

„Ei, ei, wie schlau du bist! Weil ihr Wesen so unbeschreiblich elegant und vornehm ist, muß sie schlechte Absichten haben. Man kann nicht theilnehmender und freundlicher seyn als diese edle Frau." — „Deßhalb eben hat sie schlechte Absichten, Jakob, weil sie nicht zurückhaltender ist." — „Nun verstehe ich, weßhalb Frau von Arner so wenig freundlich gegen mich und alle Welt ist, weßhalb sie in allem verschwendet, nur nicht in Theilnahme: es ist die Reinheit ihrer Absichten!"

Louise schwieg; nicht nur äußerlich schwieg sie seit vielen Jahren, nein, auch innerlich war sie verstummt. Die schlaffen Züge des neugeborenen Kindes sind die des höchsten Greisenalters; der tiefste, trostloseste Schmerz ist, wie das erhabenste, unsagbarste Glück, still.

Jakob von Arner mußte sich grausam in seiner Wahl geirrt haben, wenn die böhmische Gräfin wirklich sein Geschmack war. Mit welchem Wort- und Phrasenreichthum trat sie ein, wie stach ihr unweibliches, übertriebenes Costüm à la Josephine gegen Louisens nonnenhafte Kleidung ab! Aber der kleine Gutsherr war aufgelöst in Wonne; er beherrschte sich völlig, als die Dame für den Nachmittag noch einen Schwarm anderer lustiger Leute ankündigte, die sie, wie der Magnet das Eisen, an sich gezogen hatte, obgleich er ein Knauser war und wußte, daß heitere Leute selten an Appetitlosigkeit leiden.

Die angekündigten Herrschaften kamen auch richtig an; man schwärmte für den neuen Hof in Paris, vergötterte den unvergleichlichen Napoleon Bonaparte mit einer Naivetät, die verdient hätte, daß sich die Erde spalte und Deutschlands unwürdige Kinder verschlinge. Arner sagte, was Alle sagten, denn dieß mußte eben der feine Ton seyn. Louise schwieg und träumte von einem jungen, frischen Manne, dem das ehrliche Herz aus den blauen, seelenvollen Augen strahlte, und durch

dieses ehrliche Herz war eine französische Kugel geflogen; es hatte geblutet für solche Brüder!

„Mais, c'est bien drôle, ça!“ lachte ein junger Herr der Gesellschaft und zupfte die Jabots anmaßend aus dem Frack hervor. „Sehen Sie doch, Gräfin, c'est vraiment à mourir!“ — Alles rannte an's Fenster. Dem Schlosse zu schritt eine Frau in einer Tracht, wie man sie nur annähernd aus niederländischen Gemälden kannte, hinter ihr, eben so zierlich und decidirt, eine Dienerin mit mehreren Reiseeffekten. Alles lachte und fragte durch einander. Ein Gallonirter meldete, daß jemand die Herrin des Hauses zu sprechen verlange. Schon wollte sich Louise erheben, als ihr Gemahl es schicklicher fand, wenn er selbst ginge. Er haschte immer zwischen „schicklich“ und „unschicklich“ und erfaßte immer das Ungeeignete.

Schicklich mochte seine Intervention dießmal seyn, aber erfolgreich gewiß nicht, denn er kam sehr aufgeregt zurück. Die freche Person hatte ihm nichts mittheilen wollen, und er hatte ihr verkündet, dann möge sie warten, bis sie schwarz werde. Selbst dieß hatte nichts gefruchtet, und sie war entschlossen zu harren, bis Louise von Arner käme.

Wie gern wäre diese gekommen; aber es ging nicht, denn die Gräfin sagte, eine solche Halsstarrigkeit müsse gestraft werden, folglich sagten es alle andern auch, und die arme, blasse Frau wartete mit einer ihr fremden Ungeduld, bis man sie und ihre Clientin möglichst vergessen habe würde.

Gegen Abend geschah das denn auch. Louise schlüpfte über eine Hintertreppe auf den Flur, und da saß die Fremde, ihre Augen dem Abendroth zugewendet, still und doch so unbeirrt, als ob sie zwischen Wolken und Sternen wandelte, denn es war Leyda. Louise, trotz ihrer sonst so schüchternen Art, ergriff schweigend die Hand der Andern und zog sie durch mehrere Gemächer in ein kleines, jetzt verödetes Warmhaus, dessen Bewohner einen kurzen Freiheits- und Sommertraum durchlebten, um dann in den Kerker zurückzukehren.

„Reden Sie,“ sagte Louise, „aber leise, über uns auf dem Balkon hört man jedes Wort!“ — Leyda sah sie forschend an und zog dann einen Brief aus der Tasche, den sie vor der Fragenden entfaltete.

Der Brief war von Heinrich von Rohrbach an seine ehemalige Braut; er versicherte, ihr Segen habe ihn nicht allein in den Schlachten, die er für Deutschlands Freiheit mit durchgekämpft, sichtbarlich geschützt, er sey im Andenken an sie in äußerer und innerer Würde gestiegen und durch eine unerwartete Erbschaft ein bemittelter Mann geworden; aber all dieß Glück dünke ihm nur die Staffel, sich zu der Höhe ihrer Großmuth zu erheben und noch einmal um ihre Hand zu werben.

„Ich bin Leyda Kortesent,“ sagte die Friesin. „Als ich Eures Bruders Brief erhielt, glaubte ich eine Pflicht gegen ihn und mich zu erfüllen, wenn ich es versuchte, ein Leben kennen zu lernen, wie es Leute Eures Standes führen, denn bei uns kann er nicht zufrieden seyn. Nun bitte ich Euch, mich in Eurem Hause oder in Eurer Nähe für einige Zeit zu beherbergen.“

Die arme Louise saß weinend auf einem leeren Blumenkübel. Was sollte sie dieser ehrlichen, treuherzigen Bitte gegenüber antworten, welche Aufnahme, welche Eindrücke konnte sie Leyda in Aussicht stellen? Nahende Stimmen schreckten sie empor. „Ach, er — sie kommt, mich zu verhöhnen!“ flüsterte sie, aber die Sprechenden waren nur auf den Balkon getreten, der mit seinen Zinkplatten das Dach des Warmhauses bildete.

„Nein, mein Freund,“ ließ sich von oben das stark accentuirte Organ der Gräfin vernehmen, „die arme Louise versteht Sie nicht, diese Frau ist durch und durch kleinlich und gefühllos, bis zur — verzeihen Sie den Ausdruck — bis zur Imbecillität! Sie hat kein savoir vivre, nichts was einen Geist wie den Ihrigen fesseln könnte, und das bewog gewiß die Götter, mich in Ihre Nähe zu führen. O mein Freund, Sie sind nie so verstanden worden, als von mir!“

„Sie sind ein Engel, Gräfin!“ rief Herr von Arner. — „Und Sie, Herr von Arner, Sie wissen nicht, können nicht ahnen, was ich bereits für Sie gethan, geduldet! Schon der Gedanke —!“ — „Sie martern mich, Gräfin! — „Ich kenne Sie, lieber Arner, nicht erst seit den wenigen Wochen, die ich unter diesem rauhen, nördlichen Himmel athme; nein, nein, ich sah in der Schweiz das Häuschen, wo Sie das Licht der Welt erblickt; ja, ich besitze ein wichtiges Dokument von der Hand Ihrer genialen Mutter.“ — „O!“ stöhnte Arner im Tone der Verzweiflung.

Louise klammerte sich zitternd an Leyda; nicht die Rede der Gräfin, aber das Aechzen ihres Gatten enthüllte ihr das bisher ungelöste Räthsel ihres ehelichen Kampfes, es stand eine Schuld zwischen ihnen.

„Diese Frau, Ihre Mutter nämlich,“ fuhr die Gräfin unbefangen fort, „kann man nur bewundern. Eigentlich war es doch sie, die sich der Kasse Ihres alten, pedantischen Stiefpapas bemächtigte, um mit dessen hübschem Secretär zu entfliehen. Sie müssen Ihrem Vater sehr gleichen, bester Arner. Was das Dokument anlangt, so besteht dasselbe in einem höchst anziehenden Briefwechsel der erwähnten Dame mit einem Engländer, Master Simons, der angefleht wird, sie aus

den Händen des so theuer erkauften zweiten Gemahls zu befreien, aber das Zartgefühl dieses Gemahls kam ihr zuvor. Eines Tages war er, das Söhnchen Jakob und alle Werthsachen verschwunden — in einem Anfall von Eifersucht; wahrscheinlich hatte der Fliehende ihr sogar den Trauring noch abgestreift. Erinnern Sie Sich dessen noch, bester Jakob? Wohl schwerlich. Master Simons, der mir diese Ereignisse und das Manuscript mitgetheilt, machte sich sofort auf, den Abtrünnigen wieder zu suchen, aber mit so wenig gutem Erfolg, daß er nie wagte, unverrichteter Sache zu der zwiefach verwittweten jungen Dame zurückzukehren."

„Sie scherzen, liebe Gräfin!" sagte Jakob mit zitternder Stimme. — „Nicht doch, nicht doch! Und da wir nun einmal auf häusliche Angelegenheiten kommen, muß ich Ihnen noch mittheilen, daß ich in einiger Verlegenheit bin. Meine böhmischen Herrschaften haben begreiflicherweise durch den Krieg gelitten und es wird Sie hoffentlich nicht geniren, mir ein paar tausend Thaler vorzustrecken."

„Verehrte Gräfin," erwiederte Arner nach einer peinlichen Pause, „der Krieg und die jetzige Lage Preußens haben auch S..now sehr zurückgebracht, dessen Kaufsumme leider noch nicht ganz abgetragen ist." — „Jetzt muß ich glauben, Sie scherzen, theurer Freund!" lachte die Dame. „Freilich, ich habe kein Pfand zu bieten, als das liebe Andenken von der Hand Ihrer unvergeßlichen Mutter, aber ich rede zu dem Sohne dieser Frau und er wird kaum drei Tage Bedenkzeit zu einem ritterlichen Entschluß der Art nothwendig haben. Auf Wiedersehen, liebster Jakob!"

Die leichten Schritte der Gräfin eilten in den Salon, das Ehepaar Arner stand vernichtet, ohne sich zu sehen, auf demselben Flecke Erde, und die Frau flüsterte geisterbleich: „O, der ehrliche Name war noch das letzte, jetzt ist Alles dahin!"

„Also das ist das Leben!" fragte Leyda, in's Zwielicht hinausblickend, und streichelte Louisens Gesicht wie das eines kleinen Kindes; dann schien ihr ein Gedanke zu kommen, ihr Gesicht belebte sich. — „Seyd nur ruhig, Leyda Kortefent wird Eures Bruders Fehlgriff zu sühnen versuchen und Gott wird mein einfältiges friesisches Herz mit Schlangenklugheit bewaffnen, um hier ein niederträchtiges Gewebe zu zerreißen und Euch wenigstens das letzte Erdengut zu retten. Erzählt mir jetzt von den saubern vornehmen Leuten da oben."

Louise erzählte, und als es dunkelte, saßen die beiden Frauen immer noch auf dem Blumenkübel. Leydas fester Arm stützte, enger und enger sie umschlingend, die zarte Gestalt, von deren Brust ein Schmerz nach dem andern sich abriß, von deren Seele ein Schleier nach dem andern sich lüftete, bis sie zuletzt sagte: „Ich sterbe gewiß bald; so wohl ist mir in vielen Jahren nicht gewesen!" Und dann küßte sie Leydas Mund, der so voll und roth war, wie Louise nur einmal im Leben so innig geküßt hatte — die Lippen, die aufgehört hatten zu lächeln auf dem Schlachtfelde bei Jena.

Jakob von Arner saß vor seinem Schreibtisch, bleich und verdrossen, als sich Leyda Kortefent melden ließ. — „Was will Sie? Mache Sie's kurz!" rief Jakob, der gegen niedriger stehende immer barsch war. — „Ich komme zu fragen, ob Ihr S—now verkaufen wollt?" — „Meine Besitzung? Jetzt, wo niemand baares Geld hat, und wer es hat, dasselbe lieber vergräbt als ausgibt?" — „Ich verkaufen? Müßte ich doch mein schönes Eigenthum für einen Spottpreis hingeben." — „Ich gebe dafür, was Ihr vor zehn Jahren gabt." Jakob starrte sie an. — „Sie will — wollen das? Freilich," fügt er rasch hinzu, „S—now ist sehr einträglich und ich habe es ungemein verbessert."

„S—now war nie sehr einträglich, wie ich von den Landleuten höre; seit Ihr es besitzt, ist es völlig verkommen. Ich habe mich heut in der Frühe davon überzeugt. Ihr habt mehr an den Prunk als an die Arbeit gedacht, Ihr habt viel durch Verschwendung vergeudet und noch mehr durch Eure Kargheit geschadet; seit beinahe zwei Jahren sind keine Zinsen bezahlt und Euer Advokat in der Stadt zieht Euern gänzlichen Fall nur hin, bis er selbst sich reichlich bezahlt gemacht. Es sind in den letzten Jahren Schwerere als Ihr gestürzt." — „Wer —?" rief Jakob zitternd. — „Seht hier," fiel ihm Leyda in's Wort, „meine Papiere und prüft, ob ich im Stande seyn werde, ein Anerbieten zu halten, an das ich nur wenige Bedingungen knüpfe." — „Die wären?" fragte Arner kleinlaut, nachdem er die Papiere betrachtet. — „Ich bleibe acht Wochen unter dem Namen einer Anverwandten Eurer Frau hier und dann werde ich mich bestimmt mit Euch auseinander setzen. Ende der ersten Woche erhaltet Ihr ein Draufgeld von einigen tausend Thalern."

Ein irrer Blick streifte Leydas Erscheinung; der Hausherr schob ihr einen Stuhl hin, was er bis jetzt versäumt hatte. — „Diese Abschlagssumme," nahm Leyda wieder das Wort, „wird mir durch das Vermögen Eurer Frau gesichert." — „Meine Frau hat kein Vermögen," platzte Jakob heraus. — „Nein, aber es wird ihr eine nicht unbeträchtliche Erbschaft zufallen, die mir für diese Kleinigkeit vollkommen genügt." — Arner schwindelte, sein ruhiger Gast kam ihm wie eine Zauberin vor; er verbeugte sich wiederholt und fragte unterwürfig: „Und was sonst noch?"

„Es würde mir Freude machen, morgen Euern näheren Umgang kennen zu lernen. Ihr werdet die Gesellschaft vielleicht zu einem ländlichen Feste einladen und es munter hergehen lassen. Doch muß ich bitten, meiner Person nicht unnöthig zu erwähnen; ich bin nur eine schlichte Landbewohnerin und muß mich freuen unbemerkt zu bleiben.“ Jakob hätte sie gern umarmt für diese Bescheidenheit; er legte sein Gesicht in die angenehmsten Falten und bat sie, sein Haus als das ihrige zu betrachten.

Nach Leydas Verschwinden erinnerte sich Jakob seiner Frau. Er versuchte es, verschiedene Arten einer freundlichen Annäherung einzustudiren, aber es ging nicht und er begnügte sich endlich, Louise zwischen ihren häuslichen Arbeiten zu überraschen und zu sagen: „Liebes Kind, ermüdest du dich nicht zu sehr?“ — „Ich bin das gewohnt, Jakob,“ erwiederte die Frau erstaunt, und Jakob fand im Stillen, daß sie für eine Erbin doch noch sehr gut aussehe.

Am nächsten Morgen herrschte beinahe friedliche Ruhe in S—now. Jakob fand Alles vortrefflich, Louise durfte ihrer Gefährtin ein Besitzthum zeigen, dessen sie an diesem Sommertage zum ersten mal recht froh ward, und Arner begab sich endlich muthig an seine verstaubten Rechnungsbücher, die er seit lange wie drohende Gespenster mied.

Natürlich sagte keiner der Gäste ab, denn Tagediebe haben immer Zeit. Die Gräfin schien etwas betreten über einen gewissen Schimmer von Frieden, der auf S—nows Bewohnern lag, über Louisens sorgsamer Toilette, über Jakobs würdigerer Haltung. Sie warf einen schnellen Verdacht auf die wunderliche Verwandte, aber als diese in tiefe und anhaltende stumme Betrachtung des mächtigen gräflichen Federhuts versank, kam sie sofort von demselben zurück. Die böhmische Dame begann demnächst die reizende Taille und das gewandte Benehmen der Fremden so sarkastisch durchzunehmen, daß Jakob zitterte und Louise sich kaum zu mäßigen vermochte; aber zu beider Erstaunen nahm Leyda Alles für baare Münze und meinte naiv, ihr Anzug habe allerdings auch dreimal so viel gekostet als die Spinnwebfetzen der Gräfin.

Alles lachte; der verführerischste Beau des Kreises, Vicomte Rosange, richtete seine mächtige Doppellorgnette auf Leydas Hände und sprach: „Sie sind gewiß musikalisch, man sieht es der kostbaren, kleinen Hand an.“ — „Ja,“ sagte Leyda, „kostbar ist sie schon manchem erschienen; ich halte was auf meine Hand, weil sie stets mit dem Kopf einen Weg geht.“ — „Une sorcière antique!“ lächelte Rosange und flüsterte dann mit der Gräfin, auf deren Sessel er höchst ungenirt lehnte.

Es ward eine Gondelfahrt auf der Persante vorgeschlagen. Rosange behauptete „die Urdeutsche“ so interessant zu finden, daß er mit in ihren Kahn hüpfte; die Gräfin im andern Schiffchen schmollte ein wenig darüber und kokettirte zugleich mit Jakob, der Louise den Platz neben der schönen Dame anwies. Die Ruderer griffen frisch aus; es ward eine Wettfahrt vorgeschlagen, und da das Fahrwasser die hinlängliche Breite besaß, sofort ausgeführt. Das Boot, in welchem Leyda saß, war zum Verdruß des Vicomte am schlechtesten bemannt, und er glaubte dem alten Schiffer, dessen dicker, steifer Zopf — eine Reliquie aus den Zeiten, wo diese mächtige Gestalt vor der Thür des großen Friedrich Wache gestanden — sich bereits in den kühnsten Schwingungen bewegte, noch einen Thaler bieten zu müssen, wenn er siegen würde. Der alte Pommer schlug die Ruder ein, daß es krachte, und rief dazwischen dem aufgeschossenen Sohne zu: „Jans, Teufels Junge, munter, munter! Wir werden der Mütting und Größing * sagen, du habest den Thaler verdient wie'n Großer!“

Jans that, was er konnte, aber das war eben nicht genug. Das Fahrzeug der Gräfin war bereits um halbe Schiffslänge vor, sie zog die langen Handschuhe von den zarten, von Geschmeide blitzenden Armen und Händen, und warf eine Hand voll Wasser auf den Vicomte: „Sehen Sie, Maurice,“ rief sie spöttisch, „ich siege doch!“ — Da rötheten sich Leydas Wangen, ihre Augen leuchteten und ihre Hand legte sich fest auf die Schulter des jungen Jans: „Gib das Ruder, mein Knabe!“ — Jans reichte es verblüfft dar, die Friesin rüttelte an den Pflöcken im Bord des Kahnes, um ihre Haltbarkeit zu prüfen, legte das Ruder ein und tauchte es taktgemäß und geräuschlos in's Wasser. Das Schiff schnellte vorwärts, wieder bog sich Leyda vorn über und das Holz schien elastisch in ihrer Hand zu werden. Man merkte keinerlei Anstrengung, nur ward der Vorsprung immer bedeutender, den man durch Leydas Hülfe gewann, und der alte Schiffer immer begeisterter für so unerhörte Geschicklichkeit. Die Gräfin witterte wie ein Raubthier die feindliche Macht, die dieses Mädchen ihr war und spornte sich zu einer fieberhaften Liebenswürdigkeit empor, mit welcher sie, am Ufer angelangt, den Sieg und die Kraft der Mamsell bewunderte.

„Ja,“ sagte Leyda harmlos, „wenn ich die kleinen Hände der Frau Gräfin hätte, würde ich sie allerdings nach besseren Erfindungen als einer schlichten

* Mütterchen und Großmütterchen.

Ruderstange ausstrecken, aber ich bin nur eine einfache Bäuerin.“ — „Das merkt man!“ lächelte die Böhmin vornehm, und wurde wieder unendlich unterhaltend in mehreren Sprachen, nur nicht in der, welche die Mamsell verstehen konnte. Louise hätte sich gern zu der letzteren gehalten, aber es war verabredet, Frau von Arner solle ihre gewöhnliche indifferente Art beibehalten, und Louise konnte Leyda nicht entgegen handeln, selbst wenn diese ihre Plane verhüllte.

Die übrige Gesellschaft beutete die ländliche Freiheit nach Herzenslust aus und die Freiheit theilte in dieser Hinsicht das Geschick der Arnerschen Weinvorräthe, die geradezu aus den Flaschen in die Köpfe stiegen. Jakobs Haare sträubten sich sichtbar, aber er schwieg, denn die Gräfin war so freundlich und gefühlvoll, daß sie sich mit leidenschaftlicher Vorliebe in seine Jugenderinnerungen vertiefte. Herr von Arner fand es indeß mit Recht unangemessen, so unbedeutende Ereignisse einer so ehrenwerthen Gesellschaft aufzudrängen.

Der hohe Kreis fing indeß an sich bei den Schäkereien seiner Mitglieder und der Sommerpracht des Buchwaldes herzlich zu langweilen; der Vicomte zog Karten heraus und man vertiefte sich in ein Hazardspiel. Die liebliche Gräfin sah aus wie eine Tigerkatze, während die verhängnißvollen Blätter umgeschlagen wurden, und der arme Jakob schob ihr mit zitternden Fingern einen Thaler nach dem andern hin, denn sie hatte ihre Börse vergessen.

Leydas wetterkundige Blicke hafteten an den weißen beweglichen Händen des hinreißenden Rosange, und zwar so lange, bis er, der den Bankier mit vielem Glück machte, sie bat: „Will die Mamsell nicht an dem harmlosen Spielchen Theil nehmen?“ — „Sehr gern,“ war die Antwort, wobei aus einer geräumigen Tasche ein großer Lederbeutel auftauchte, aus dem die Friesin sehr bedächtig zwanzig Goldstücke zählte. Es entstand eine kleine Pause. Jakob bemerkte schüchtern, man habe verabredet, nur mit Silber zu pointiren. „Ich werde doch die paar Goldpfennige nicht erst einwechseln?“ erwiederte Leyda gleichmüthig und fuhr mit denselben auf eine Karte los. — „Nicht dort,“ warnte ein Blondin, der schlechtweg „l'incroyable“ genannt wurde; „die zehn ist schon dreimal gefallen!“ — „Wird die zehn verlieren?“ fragte Leyda den Vicomte, der einige unverständliche Worte murmelte. — „Gut, so setze ich noch zehn Dukaten mehr dazu.“

Es geschah, der Bankier zögerte einen Augenblick; die vierte zehn gewann. „Ich lasse alles stehen,“ sprach Leyda ruhig, als ob es sich um Nüsse und Rosinen handelte und nicht um die kleinen Goldscheibchen, die in jener bösen Zeit äußerst selten geworden waren. Die Friesin setzte immer auf gefährliche Karten und immer gewannen dieselben, mochte Rosange weniger geschickt seyn, als man glaubte, oder waren es die blauen, ehrlichen, willensfesten Augen, die seine Hand so unsicher machten? Es war ihm offenbar nicht wohl zu Muthe, bis Louise ihn mit der Bemerkung erlöste, es werde kalt und feucht.

„Ihr fahrt doch mit in meinem Boote?“ sprach Leyda zum Exbankier. — „Ganz Ihr Sklave, Mamsell!“ — „Ja, wenn das wäre!“ lächelte Leyda vielsagend, indem ihr Auge einem giftigen Blicke der Gräfin begegnete. Der Incroyable wich nicht von des Mädchens Seite, und diese, in ihrer frohen Laune, schenkte dem Schiffer ein paar Goldstücke, weil sie deren im Ueberfluß besitze. Der Incroyable, der seine sächsische Abkunft nicht verleugnete, fragte den Vicomte ganz harmlos, ob er sich zu erschießen oder durchzugehen gedächte, denn vom Bezahlen seiner Schuld sey wohl keine Rede und seine Herrschaften müßten nothwendig zu fern liegen, um als sichere Hypothek zu gelten.

„Es wird sich leicht ein Ausweg finden,“ sagte Leyda so schelmisch, daß der Incroyable nicht mehr zweifelhaft war, was er zu glauben habe. „Es ist recht traurig, daß ich kein Französisch verstehe,“ fuhr Leyda fort, als die Herren einige Bemerkungen in dieser Sprache austauschten. „Wenn Euch die Mühe für ein Landmädchen nicht zu groß ist, Herr Vicomte, so möchte ich Euch bitten, mir einigen Unterricht in Eurer Muttersprache zu ertheilen.“ — Rosange küßte Leydas noch heute Morgen bespöttelte Hand mit großem Feuer und stammelte Versicherungen seines Glücks über ihr Vertrauen zu ihm, wozu der Incroyable schallende Bravos durch den weißen Nebel brüllte, der langsam über Wasser und Wiesen daher zog.

Die böhmische Gräfin hatte sich auf der Fahrt ernstlich erkältet, aber der Vicomte konnte sie trotzdem nicht heim geleiten, weil er bereits eine Mondscheinpromenade mit Frau von Arner und Mamsell Kortesent verabredet hatte. Während der Promenade baten die Damen den Vicomte, sie nächsten Tags zu der Gräfin zu führen, um nach ihrem Befinden zu fragen, und von da wollte man einen fernen Hügel ersteigen, von welchem aus, einer alten Sage nach, die Ostsee zu erblicken war, welche Thatsache nie definitiv festgestellt werden konnte. Abends wollte die junge Dame wieder Hazard spielen und selbst den Bankier machen.

Der nächste Tag erschien; die Gräfin nahm in ihrer kleinen, kahlen Wohnung keinen Besuch an, die Ostsee war nicht zu sehen, Rosange gewann eine hübsche Summe wieder und schwamm in Bewunderung der Hand, die so mit Dukaten tändelte.

So verstrichen die Tage. Leyda ward täglich anspruchsvoller, der Vicomte und der Incroyable hofften wechselsweise, Arner harrte vergebens der versprochenen Abschlagssumme, die Gräfin, die mehr und mehr einer Furie glich, drang auf die Verpfändung des Dokuments brieflich und mündlich, Leyda ging still und sicher zwischen alle dem einher.

Endlich war das Maß gefüllt. Rosange bot feierlich der Friesin sein aristokratisches Herz an. Bei dieser Kunde bat die Gräfin Leyda in den leidenschaftlichsten Ausdrücken um ein Rendezvous, wo sie den Charakter des heuchlerischen Franzosen enthüllen wolle. Das Stelldichein ward gewährt, und zwar auf der Persaute, wo der alte Schiffer zur bestimmten Stunde mit seinem Boote wartete.

Beide Frauen schwiegen einige Minuten, als sie neben einander saßen, und dann hielt die Gräfin vollständig, was sie versprochen, so vollständig, daß der armen Leyda schwindelte vor der Bodenlosigkeit solcher Verworfenheit. Sie heftete ihre Gedanken fest auf ein fernes, ernstes Männerantlitz, um nicht dem Entsetzen zu erliegen, das ihre Glieder schüttelte, und selbst umzustoßen, was sie so mühsam erbaut zu Louisens Rettung. Die Gräfin hatte wohl überlegt, was sie sagen wollte; sie suchte die Farben so stark aufzutragen, daß diese ihren eigenen entweihten Augen grell erschienen; wie mußte sie sich daher wundern, als sie ihre Zuhörerin ganz ruhig erwiedern hörte: „Die Herren haben mir auch manches von Euch erzählt, Frau Gräfin, aber ich mag natürlich kein vorschnelles Urtheil fällen und werde mich dem redlichen Arner anvertrauen, der die Welt kennt und meine Entschlüsse in jeder Beziehung bestimmen wird.“

Der „redliche Arner“ war wiederum ein Zündstoff für die Flammen der Eifersucht, welche die Gräfin des Vicomte wegen verzehrten, und so floß auch Arners Lebensgeschichte von den zuckenden Lippen der Sprecherin. Das Mädchen konnte kaum ein Lächeln unterdrücken bei den Willkürlichkeiten, mit denen auch diese zweite Darstellung geschmückt wurde.

„Armes, ehrliches Landmädchen,“ schloß die Böhmin, „fliehen Sie, fliehen Sie aus einer Umgebung, die Ihre unverdorbene Seele vergiften muß, bitten Sie Gott, daß er Sie die große Welt und ihre unermeßliche Gemeinschuld nicht fürder kennen lehren möge.“ — „Es steht uns nicht wohl an, darüber zu richten, meiner Unerfahrenheit am wenigsten; denn, Frau Gräfin, welche von alle Euren Angaben könntet Ihr mir beweisen?“ — „Beweisen? Nun, was Arner betrifft, so sind hier die Beweise!“ Sie öffnete ihr Portefeuille. — „Dann wird der Vicomte doch vielleicht noch gerechtfertigt,“ bemerkte Leyda.

Die Gräfin erbleichte, ihre Hand zuckte nach etwas Verborgenem, aber der alte Schiffer am andern Ende des Bootes hob so unerwartet schnell sein langes Ruder in die Höhe, daß jeder feindliche Gedanke sich sofort verflüchtigte. Die beredte Dame aber merkte, daß sie nicht aus absichtslosem Zufall diesen zwei Menschen gegenüber saß; sie fühlte, wie ein Complott sie umgarnte, und forschte der Absicht desselben nach. Was konnte diese anders seyn, als ihr den Vicomte selbst um den Preis ihres Lebens zu rauben? — „Rechtfertigen Sie ihn mit Ihrer Bornirtheit,“ rief jetzt die Gräfin, „ködern Sie Maurice, aber in derselben Stunde, wo er Ihr Ja empfängt, um Sie zu betrügen und auszuplündern, fällt Jakob Arner; nicht allein treten seine Gläubiger auf, sondern auch sein gestohlener Name, seine erheuchelte Rechtschaffenheit zerstiebt in alle Winde.“ — „Ich danke Euch, Gräfin, für die Nachricht; so werde ich in die Heimath gehen, ehe Arner fällt. Ich habe nichts dagegen, daß er fällt, sobald ich selbst gesichert bin. Ihr seyd erregt, Madame, ergehen wir uns, während der Alte im Kahn ausruht.“ „Du willst ein Tête-a-Tête? Gut, so habe es, ich habe mich noch nie gefürchtet,“ murmelte die Südländerin.

Da gingen sie nun durch die Wiesenblumen; schweigend bewachte eine die andere, und die Wolken zogen droben, weiter, weiter, nach der lieben, fernen Nordseeküste. Leyda war voll Heimweh.

„Geh zuerst in's Schiff!“ rief endlich die Gräfin, die noch immer einen meuchlerischen Ueberfall fürchtete. Leyda that es, aber kaum war sie darin, als das Fahrzeug zwanzig Fuß vom Ufer und der Gräfin entfernt war. — „Verzeiht, Gräfin,“ sprach Leyda, „ich möchte Arner erst warnen und selbst ruhig abreisen, ehe Ihr auftretet. Bis dahin habt Ihr vielleicht die Güte, auf dieser freundlichen Insel zu weilen. Am östlichen Ufer findet Ihr eine Bretterbude, die eben leer ist und einige Vorräthe für Euch enthält; der alte Hans wird Euch, wenn alles geordnet ist, wozu ich nichts spare, abholen, und gebe Gott, daß dieß unser letztes Begegnen bleibe!“

„Maurice!“ kreischte die Gräfin und zerraufte wie Ariadne ihr Haar, als diese Theseus entflohen sah. „Um Gotteswillen, Mädchen! Fordere was du willst, aber rette mich von diesem schauerlichen Ort!“ Das Boot fuhr langsam weiter; endlich trat der alte Schiffer mit seinen hohen Wasserstiefeln aus dem Kahne in's Wasser und plätscherte der schreienden Dame entgegen. Er forderte das Portefeuille. Die Gräfin zauderte, der Herold trieb zur Eile und sagte: „Wir geben auch das Reisegeld, wenn Sie morgen mit Ihrem Bettelprinzen

abreist." — „Mit Maurice?" fragte die Gräfin hastig. — „Ja, mit ihm," versicherte der Parlamentär, während die Schriften aus der Brieftasche verabreicht wurden. „Er wird durch Euch am meisten für seine Vergehen bestraft werden," sprach Leyda, die bei den guten Anzeichen herangerudert war.

Da begriff die Intriguantin auf einmal den Zweck des Complotts und litt bedeutend unter dem Gefühl, überlistet zu seyn. Sie war nichts weniger, als ein Bild edler Weiblichkeit, wie sie dasaß, indem Zorn und Leidenschaft ihre schönen Züge verzerrte.

Der alte Schiffer drückte am Ufer Leyda die Hand und sagte: „Glück auf den Weg für die Tagediebe! Wenn mich die Jungfer wieder nöthig hat, so sind meine Fäuste immer bereit. Heut Abend werde ich mir auf der Jungfer Wohlergehen einen anständigen Rausch trinken! Soll mich der und jener strafen, wenn ich's nicht thue!"

(Schluß folgt.)

Ueber weibliche Bestimmung.

Vor uns liegt das Schriftchen eines jungen Mädchens: „Aus dem schwäbischen Pfarrhaus nach Amerika. Reiseschilderungen von Louise Weil. Stuttgart 1860." Dasselbe gibt uns zu den ernstesten Betrachtungen Veranlassung.

Das mit der deutschen Auswanderung so vielfach verbundene Elend, das so grenzenlos ist, daß man zwischen den afrikanischen Sklavenschiffen und denen, welche unsere Landsleute in das Land der Freiheit bringen, kaum mehr einen Unterschied machen kann, ist offenkundig genug. So viele Seufzer und Flüche auch verhallen mochten auf der öden Wasserwüste, in den dunkeln Schiffsräumen oder unter dem betäubenden Donner der Stürme, alle konnten doch nicht erstickt werden; von Zeit zu Zeit wurden Rufe laut, denen auch die blasirteste Humanität ihr Ohr nicht verschließen konnte. Sie hatten bekanntlich zur Folge, daß sich diesseits und jenseits des Oceans Gesellschaften bildeten, die es sich zur Aufgabe machten, der unglücklichen Auswanderer sich in jeder Beziehung anzunehmen und sie vor den zahllosen Feinden zu schützen, die unter jeglicher Gestalt auf ihren Geldbeutel, ihre Gesundheit, ihr leibliches und geistiges Heil Jagd machen. Diese Gesellschaften, deren Verdienst vielleicht um so höher anzuschlagen ist, je weniger es ihnen gelungen ist, das Uebel, dem sie steuern wollten, ganz auszurotten, da sich daraus schließen läßt, wie gewaltig der Kampf seyn muß, in den sie mit der Habsucht, der Hartherzigkeit, der gemeinen Sinnlichkeit, mit allen den schändlichsten Leidenschaften sich eingelassen haben, die das Ebenbild Gottes im Menschen schänden — diese Gesellschaften bestanden, wenn wir uns nicht irren, schon im Jahre 1854, zu der Zeit, mit welcher die Schilderungen der Miß W. beginnen. (Diesen Titel wollen wir für die jugendliche Verfasserin beibehalten, weil auch die Verlagshandlung, nach dem Umschlag zu schließen, sie gewissermaßen zu den Engländerinnen oder Amerikanerinnen rechnet, indem sie das Büchlein dem „belletristischen Ausland" einverleibt hat, von dem es Band 2809—2816 bildet.) Wie gering aber bis dahin der Erfolg aller ihrer menschenfreundlichen Bemühungen war, geht in erschreckendster Weise aus den Berichten der Verfasserin hervor, an deren Wahrhaftigkeit wir keinen Grund zu zweifeln haben, so unglaublich sie auch klingen.

Wir wollen von dem, was die Gesellschaft der Auswanderer, an welche Miß W. sich angeschlossen hatte, noch auf deutschem Boden, in dem auf seine Bildung und Aufklärung so stolzen Baden, zu erfahren hatte, nur das Eine anführen, daß sie von dem Bahnhof in Kehl bis in das Städtchen durch drei bereit stehende Agenten, oder wie man dieses Schutzpersonal sonst zu nennen hat, escortirt wurde, welche mit langen Peitschen bewaffnet waren, die sie über den Häuptern der Emigranten schwangen und womit sie laut knallten, wenn einer nur ein wenig auf die Seite getreten war. Was sind alle unsere Sitten und Gesetze, wenn so etwas möglich ist? Die Drangsale, welche diese „weißen Sklaven" sofort in Straßburg, Paris, Havre und auf dem „Wilhelm Tell" zu erdulden hatten, wo der Obersteuermann unter dem weiblichen Theil der Gesellschaft auf eine Weise hauste, daß wir mit der Schilderung

davon kein anständiges Ohr beleidigen wollen, und die wir nur etwa mit dem Wüthen der Tillyschen Soldaten nach der Eroberung Magdeburgs vergleichen können — alles dieses kommt zwar auf Rechnung einer fremden Nationalität, damit sind aber wir nichts weniger als absolvirt, denn es fällt der ganzen Menschheit und Menschlichkeit zur Last, so daß auch wir unser bescheiden Theil daran zu tragen haben.

Es ist ein Verdienst der Miß W., alle diese Abscheulichkeiten mit der Kraft der Wahrheit und sittlichen Entrüstung geschildert zu haben, mit der sie von dem, was sie selbst gesehen und erlebt hatte, auch nach Jahren noch erfüllt war. Auch ihr Räsonnement, die Betrachtungen, die sie über die trostlosen sittlichen Zustände anstellt, auf die sie bei jedem Schritte stößt, sind einfach und verständig. Sobald die Auswanderer sich auf der hohen See befinden, erzählt sie, sey vollends jede Schranke gefallen, jede Spur von Scham, von Sitte und Menschlichkeit verschwunden, so daß sie, welche alles dieses mitanzusehen verdammt gewesen, sich selbst habe fragen müssen, wie es denn möglich sey, daß Menschen, welche jahrelang die Schule besucht und Religionsunterricht genossen haben, so entsetzlich verwildert und ohne alle Spur von Religion und Sittlichkeit seyn können. Es zeigt sich etwas von theologischem Blut darin, wie sie an verschiedenen Stellen darauf hindeutet, daß das, was die Koryphäen der Kirchlichkeit in Europa wie in Amerika für Religion ausgeben, zum größten Theil mit wahrer Frömmigkeit nicht das mindeste zu thun habe.

Nicht dieses aber ist es, was wir für das interessanteste und bedeutendste an dem Buche halten. So nahe es auch läge, die Beobachtungen der Miß W. zu ergänzen und zu zeigen, wie ein großer Theil dieser sittlichen Verkommenheit ohne Zweifel daher rührt, daß unsere religiöse Erziehung das Schöne, das Menschliche so ganz vernachlässigt, ja dasselbe sogar mit principieller Feindschaft verbannt und auszurotten sucht, so wichtig uns dieses auch wäre, so sehr es uns auf dem Herzen und auf der Zunge läge, so enthalten wir uns doch hierauf einzugehen und legen den Finger auf den Mund. Miß W. ist keine Beecher-Stowe; sie will nicht die Hütten und Höhlen schildern, in denen unzählige Glieder der weißen, der kaukasischen Menschenrace an Leib und Seele zu Grunde gehen, sondern sie ist eine deutsche Gouvernante, die ohne weitere Ansprüche erzählen will, wie sie aus dem schwäbischen Pfarrhaus nach Amerika und wieder heimgekommen ist.

Der specielle Titel: „aus dem schwäbischen Pfarrhaus," scheint uns keine andere Bedeutung haben zu können als diese, daß die jugendliche Verfasserin sich damit als Angehörige jenes socialen und Bildungskreises bezeichnen will, dessen weibliche Glieder gegenwärtig in so großer Anzahl das väterliche Haus verlassen, um in der Welt, als Gesellschafterinnen, als Gouvernanten, als Diaconissen oder als was sonst noch ihr Glück zu versuchen. Die geistlichen und die weltlichen Wege sollen bewußt oder unbewußt nach demselben Ziele führen. Das Pfarrhaus aber ist gerade der rechte Ort, der Geistliches und Weltliches am besten vermittelt, welcher für beides der gemeinschaftliche Ausgangspunkt werden kann; es ist der eigentlichste Repräsentant jener gesellschaftlichen Schichte des Beamten-, des Honoratiorenthums, welche sich selbst als die „gebildete" bezeichnet. Die junge Pfarrerstochter auf ihren transatlantischen Irrfahrten rückt uns also ein allgemeines sociales Phänomen vor Augen, das wohl die ernsteste Beachtung verdient. Damit wollen wir entfernt nicht andeuten, als ob Miß W. wie ein abenteuerndes Fräulein in der Welt herumgereist wäre; im Gegentheil hatte ihr Ausflug aus dem heimischen Pfarrhause eine ungleich solidere und vernünftigere Basis als die meisten ähnlichen Versuche, indem sie der französischen und englischen Sprache mächtig war und in Amerika zwei Brüder traf, an welchen sie in jeder ernstlicheren Verlegenheit eine Stütze zu finden hoffen durfte und auch wirklich gefunden hat. Wenn gleichwohl auch sie, wie aus ihren Reiseschilderungen unverkennbar hervorgeht, sehr enttäuscht und ernüchtert aus dem Lande wieder zurückgekehrt ist, wo sie sich ohne Zweifel, wie es bei einem so jungen Mädchen auch ganz natürlich ist, nichts als goldene Berge versprochen hatte, so halten wir uns für vollkommen berechtigt und aufgefordert, einen durch die ganze gebildete weibliche Welt hindurchgehenden Zug näher in's Auge zu fassen, welcher nach unserer Ueberzeugung nicht nur viele Einzelne in's Verderben führt, sondern auch einer der sprechendsten Belege für eine allgemeine verkehrte Geistesrichtung ist.

Ein merkwürdiges Zusammentreffen ist es, daß, während wir unter der weiblichen Jugend eine solche verderbliche Richtung zu entdecken glauben, welche unzählige der Familie entfremdet und sie, einem meistens sehr beklagenswerthen Schicksal entgegen, in die Ferne, bis über den Ocean treibt, amerikanische Blätter gerade in diesem Augenblick ihr Augenmerk auf die deutschen Frauen und Mädchen richten und sie den Amerikanerinnen der verschiedenen Nationalitäten als Muster ihres Geschlechts vorstellen. So gibt der „Anzeiger des Westens," ein in St. Louis erscheinendes, sehr verbreitetes politisches Blatt, in den letzten Nummern, die uns zugekommen, eine „Gallerie deutscher Frauen,"

eine Reihe sehr gut geschriebener Skizzen von weiblichen Charakteren und Schicksalen, den verschiedensten Ständen entnommen, um zu zeigen, wie idealer Sinn, sittliche Reinheit und Stärke, wenn sie unter den Männern sich mehr und mehr zu verlieren scheinen, hier noch in anspruchsloser Verborgenheit bewahrt werden. Insbesondere macht der amerikanische Feuilletonist auf den traurigen Umstand aufmerksam, der unsern socialen Verhältnissen in höherem Grade eigenthümlich ist als den französischen oder englischen und amerikanischen, daß immer mehr Individuen des weiblichen Geschlechts ihre natürliche Bestimmung nicht erreichen, d. h. sich zur Ehelosigkeit verdammt sehen, und weiß es zu rühmen, mit welch edler Resignation sie sich in ihr Schicksal ergeben, wie sie ihren schönsten Träumen, den natürlichsten Gefühlen entsagen und im Innersten frisch und ungeknickt bleiben, wenn auch die zartesten Blüthen welken und abfallen, ohne zu voller Entfaltung gekommen zu seyn.

Sind wir nun mit dem deutschen Amerikaner im Widerspruch, sehen wir dieselben Zustände und Erscheinungen von ganz entgegengesetztem Gesichtspunkt an — auf welcher Seite ist mehr Recht und Wahrheit? Der Widerspruch, glaube ich, ist nur ein scheinbarer; in der Anerkennung und Verehrung weiblicher Tugend und Opferfähigkeit wenigstens sind wir vollkommen einverstanden, und ferne sey es von mir zu bestreiten, daß wir die herrlichsten Beispiele davon noch jeden Tag und in allen Kreisen finden können. Aber der amerikanische Beobachter, der natürlich unsere Zustände aus eigener Anschauung kennt und unter ihnen aufgewachsen ist, gibt ja selbst zu verstehen, daß diese Verhältnisse in einer mißlichen, widernatürlichen Krisis sich befinden, daß die althergebrachten Anschauungen, Gewohnheiten und Sitten in einer Auflösung und Neubildung begriffen sind. Da ist es denn unendlich schwer, Ursache und Wirkung immer auseinander zu halten, die ja beide in dem verderblichen Cirkel sich drehen, die Wirkung selbst wieder zur Ursache wird; es ist nicht wohl anders möglich, als daß der eine seine Aufmerksamkeit mehr auf das Vergehende, der andere auf das sich Entwickelnde und Werdende richtet, während beide dieselbe Erscheinung, denselben Proceß im Auge haben.

Das von beiden Seiten Zugegebene, das thatsächlich Feststehende ist also, daß unser Familienleben, daß alle Verhältnisse, welche insbesondere die Stellung und Bestimmung des weiblichen Geschlechts bedingen, in einer gründlichen Umbildung begriffen sind. Woher dieß kommt, wie es eine Folge des eine ganz andere Richtung einschlagenden Zeitgeistes überhaupt ist, brauchen wir hier nicht näher zu untersuchen, da es ein Gegenstand ist, der schon so oft, auf's scharfsinnigste und gründlichste in's Auge gefaßt worden ist, als eine der wichtigsten und brennendsten Zeitfragen. Aber doch können wir die Frage nicht ganz umgehen: was ist hier Grund und Folge? mit andern Worten: ist das weibliche Geschlecht von diesen Zuständen ohne eigenes Zuthun und Verschulden erfaßt worden, oder hat es wesentlich dazu beigetragen, dieselben herbeizuführen? Das erstere wird niemand behaupten wollen, der weiß, welch überwiegenden Einfluß die Frauen auf die Gestaltung aller socialen Verhältnisse haben. Wenn daher alles wahr ist, was man von den Männern sagt, daß so viele in äußerlichem Treiben, im Haschen nach armseligen Gunst- und Ehrenbezeugungen, in Gewinn- und Genußsucht sich abstumpfen und für alles Höhere, Ideale unzugänglich werden, so darf man darüber doch nicht übersehen, daß eben so oft die Frau durch ihren nur auf den oberflächlichsten Schein, auf das eitelste Modetreiben gerichteten Sinn den Mann in jedem ernsteren Streben lähmt, mit den pekuniären Kräften auch alle moralischen absorbirt.

Wie dieß gekommen und wer daran Schuld hat, wollen wir ja aber nicht näher untersuchen, sondern nur constatiren, daß es so ist, daß in der Familie, wie wir sie heutzutage meistens vor uns haben, die Töchter keine bleibende Stätte mehr finden, daß viele von ihnen das Schicksal der männlichen Jugend theilen, in der Fremde sich ihren „Beruf," ihren Lebensunterhalt suchen zu müssen. Die Nothwendigkeit hiezu ist eben so eine äußerliche wie eine innerliche. Zunächst sagt man, die wenigsten Mädchen des Mittelstandes haben ein Erbtheil zu erwarten, das ihnen ein selbstständiges Auskommen sicherte; um einst nicht verlassen oder als Gegenstände des Mitleids für Fremde und Anverwandte dazustehen, müssen sie daher einen „Platz" suchen, um sich etwas zu verdienen, um mit dem Ersparten vielleicht doch noch eine Partie machen zu können, oder wenigstens einen Nothpfennig für's Alter zu haben. Daß die Verhältnisse vielfach so sich gestaltet haben, ist nicht zu läugnen, und man kann es nur beklagen, daß die häusliche Ordnung in dieser traurigen Weise verkehrt, die natürlichsten Bande der Familie so gelöst worden sind. Wollten wir näher darauf eingehen, so müßten wir freilich auch hier wieder bemerken, daß an dieser leidigen Erscheinung die weibliche Frivolität eben so viele Schuld hat als die männliche Selbstsucht. Um aber nicht gegen unsern Willen in die alte und unfruchtbare Controverse über Nichtswürdigkeit oder Vortrefflichkeit der beiden Geschlechter hinein zu gerathen, wollen wir nur daran erinnern, daß es so, wie es jetzt ist, doch

auch früher schon vielfach war, ohne daß man deßwegen auf dieselben Auskunftsmittel hinaus kommen zu müssen glaubte. Vermögenslose Mädchen, meinen wir, gab es auch damals vielleicht eben so viele wie heute, aber sie wollten nicht alle Dienerinnen in vornehmen Häusern, Gouvernanten, Klavierspielerinnen werden. Man hätte dieß für eine Art von Herabwürdigung, ja von Prostitution gehalten, und die meisten Mädchen hatten das richtige Gefühl, lieber in der Dunkelheit zu bleiben, sich den gewöhnlichsten Haushaltungsgeschäften in verwandten Familien, der Pflege alter Anverwandten oder der Erziehung der Kinder als Glieder des Hauses zu widmen, als das glänzende Elend einer Existenz unter Fremden, unter aristokratischeren Umgebungen und mit vornehmerem Titel auf sich zu nehmen. Wohl mag man sagen, diese Familienpietät sey eben in der Abnahme begriffen, wo nicht ganz verschwunden; das ist es gerade, über was wir klagen. Sicherlich aber könnten immer noch viele ein sicheres und ehrenvolles Unterkommen im Kreise der eigenen Familie finden, wenn nicht ein weiteres Moment hinzukäme, welches Schuld daran ist, daß die meisten nicht wollen.

Den Töchtern wird es zu eng im Vaterhause, nicht weil ihnen dasselbe die nöthige Nahrung und Pflege nicht mehr reichen kann, sondern weil es ihren Vorstellungen von der Welt, ihren Ansprüchen an das Leben nicht mehr genug zu thun vermag. Die ganze Erziehungs- und Bildungsweise des weiblichen Geschlechts ist eine andere geworden; unser humanes, gerechtes, gebildetes Jahrhundert will es sich nicht nachsagen lassen, daß das schöne Geschlecht, diese Krone und Zierde der menschlichen Gesellschaft, fürder aufwachse in Vernachlässigung und Unkultur, um eine Martha, eine bloße Magd, Köchin und Haushälterin der andern Hälfte zu werden. Das Weib ist dem Manne ebenbürtig, es soll ihm darum in nichts nachstehen, sondern in jeder Hinsicht in geistige Lebensgemeinschaft mit ihm treten. So lautet die moderne Phrase, welcher man das einemal die weltliche, das anderemal die geistliche Auslegung gibt, und auf die man sich in beiderlei Hinsicht so vieles zu gut thut.

Ja, wahrlich, es ist etwas Herrliches um diese geistige Lebensgemeinschaft, welche unzählige Weiber vor die Schranken des Ehegerichts oder in das Irrenhaus führt! Man kann es kaum sagen, wie tief dagegen jene Haushälterinnen standen, deren vornehmste Sorge in diesem Leben es war, daß der Mann hübsch ordentlich „auf den Strümpfen“ blieb, und die mit einem solchen Manne zwar wenig Communikation über Kunst und Wissenschaft hatten, aber um so treulicher mit ihm verkehrten über alles, was das leibliche und geistige Wohl ihrer Familie betraf, und woran sich von selbst die höchsten und wichtigsten Angelegenheiten des menschlichen Geistes knüpften. Der Unterschied zwischen jenen despotischen Männern und ihren unwissenden, an Küche und Strickstrumpf gefesselten Weibern, die in der ernsten Sorge für das Alltägliche den Anknüpfungspunkt für die innigste Vertrautheit im Höchsten fanden, und den Genossen der modernen geistigen Lebensgemeinschaft, wo Mann und Frau in der Pflege der gleichen geistlosen Frivolität und Nichtigkeit sich äußerlich um einander herbewegen, ist so groß, daß auch unsere heutigen Erziehungsjesuiten und Herzensbildner ihre Augen nicht davor verschließen können. Sie sind daher auf die unverschämte und heuchlerische Ausrede verfallen: deßwegen suchen sie die Töchter aus dem elterlichen Hause zu locken, weil sie dort nichts Gutes mehr sehen, bei ihnen müssen sie an Zucht und Einfachheit gewöhnt werden, weil in der Familie der Sinn dafür abhanden gekommen sey; die Mütter, sagen sie, seyen so weit herabgekommen, daß sie ihre Töchter vor den Verführungen der argen Welt nicht mehr zu bewahren wissen, und sie selbst zu den guten Hirten bringen, damit diese sie auf ihren Schoß nehmen. So machen diese pfiffigen Rattenfänger den Müttern Sottisen, um die Töchter zu gewinnen, richtig berechnend, daß ihnen ihre Unverschämtheit werde verziehen werden um des schlechten Compliments willen, das sie dem ganzen Geschlecht über seine Bildungsbedürftigkeit und Fähigkeit zu machen sich anstellen.

Die Mädchen kommen also hinaus und können nicht mehr hinein, wie man sonst Staarmatze hineinlockt, wo sie nicht mehr hinaus können — I can't get out, I can't get out! Hunderte von Vätern sind so gewissenhaft in der Erziehung ihrer Töchter, daß sie eine Summe darauf verwenden, die fast einer Lebensversicherung gleichkommt; denn, sagen sie, wir können ihnen nichts hinterlassen als eine sorgfältige Bildung, damit sind sie geborgen, das ist die beste Lebensversicherung. Allein wie soll ein solcher Paradiesvogel in das kahle väterliche Nest zurückkehren, von dem die besten Federn zu seinem falschen Schmuck geborgt worden sind? Er bringt Ansprüche mit, die hier keine Befriedigung mehr finden, wenn sie sich nicht auf das gründen können, wegen dessen Mangel man den armen Vogel gerade hatte fliegen lassen, nämlich cash, Goldkörner, Hanfsamen, um einen reichen Freier zu locken. Was thut man nun mit der theuren Bildung? Es wäre doch Schade, wenn nun das, was man sich so viel hat kosten lassen, umsonst gelernt seyn sollte, wenn eine so gebildete Person in dem obscuren Elternhause, unter einer untergeordneten Verwandtschaft verkümmern müßte. Nein, die

Welt steht gegenwärtig nicht bloß dem starken, sondern auch dem schwachen Geschlecht offen; auch ein Frauenzimmer kann sich eine selbstständige, ehrenhafte Stellung erringen; Talent und Bildung sind ein Kapital, mit welchem schon Viele ein Glück gemacht haben, von dem ihnen nicht an der Wiege gesungen wurde, das sie sich in ihren früheren Verhältnissen nicht hätten träumen lassen. Was die eine Glückliche erreicht hat, warum sollte es nicht allen ihren Schwestern ebenso zugänglich seyn?

So wirkt das Entgegengesetzteste zusammen, von der einen Seite die Noth, die engen häuslichen Verhältnisse, welche auch den berechtigtsten Lebensansprüchen keine Befriedigung versprechen, von der andern die eben dadurch nur um so mehr gesteigerten, in's Phantastische und Abenteuerliche sich versteigenden Erwartungen, um diesen unklaren, blinden Zug in die Ferne zu erzeugen, welcher in unsern Tagen die junge weibliche Welt an allen Orten ergriffen hat. Wer sich nicht mit den auf der Oberfläche schwimmenden Redensarten und hergebrachten Erklärungen, mit dem landläufigen Geschwätz von weiblicher Bildung und erweitertem Berufskreis abspeisen läßt, sondern die Sache ernstlich psychologisch zu ergründen bemüht ist, wer Gelegenheit und Fähigkeit hat zu beobachten, was in solchen jungen Seelen vorgeht, was sie in Wahrheit bewegt und treibt, der wird sich nicht im Geringsten bedenken, zu behaupten, daß es neben der bei Vielen unläugbaren äußern Noth noch weit mehr ein unbestimmtes aristokratisches Gelüste, ein Träumen von hohen Dingen, von einem abenteuerlichen Glück ist, was sie vor allem erfüllt.

Warum will man es auch läugnen? Ist es doch so ganz natürlich und verzeihlich. Wenn von unsern jungen Gelehrten nicht wenige, mehrere, als man glaubt, und gerade nicht die schlechtesten, dem wichtigen Beruf der Jugendbildung sich widmen, weil sie im Hintergrunde adelige Schlösser und Parks, feine Tafeln, Equipagen, Reisen und vielleicht noch manche andere Genüsse sehen, nach denen sie um so mehr schmachten, je strenger sie in ihren geistlichen Clausuren und einsamen Studirzimmern von den nächsten und natürlichsten Freuden der Welt abgeschlossen waren, muß man dieß nicht noch viel begreiflicher finden bei der so viel leichter erregbaren weiblichen Phantasie, welcher alle Wünsche und Gedanken in dem Einen großen Schicksalswurf culminiren, für den sie alles glaubt, duldet und hofft? Dem jungen Mann, wenn er sich seiner Phantasie nicht ganz träumerisch überläßt, sind hier die Grenzen unendlich enger gesteckt als dem jungen Frauenzimmer. Wenn sich die gnädige Frau auch nicht selten in ihren Hofmeister verliebt haben mag, daß sie ihn heirathete, ist gewiß noch nicht oft vorgekommen; daß aber ein junger Lords- oder Bankierssohn ein anspruchsloses, tugendhaftes Mädchen auf die höchste Stufe menschlicher Glückseligkeit erhoben hat, ist unläugbar ein weniger seltener Fall. Selbst der jungen Religiosen sind diese Gedanken bei weitem nicht so fern, als man glaubt. Ohne den Werth der religiösen Hingabe und Aufopferung im Geringsten verkleinern und der Aufrichtigkeit dieser Gefühle zu nahe treten zu wollen, hat uns doch unsere beschränkte Erfahrung gelehrt, wie die gährende weibliche Gefühlswelt auch hierin sich selbst und andere zu betrügen geneigt ist. Diese geistliche Seite ist ja nur die nothwendige Kehrseite, die Zwillingsschwester der weltlichen, mit der sie durch die zahlreichsten und feinsten Adern und Gefässe verwachsen ist, so daß in demselben Subjekte beide durcheinanderfließen, der Uebergang vom einen zum andern unwillkürlich vor sich geht. Unbedenklich behaupten wir, und könnten selbsterlebte Beispiele dafür anführen, daß Mädchen dieser geistlichen Laufbahn sich zuwandten, weil die weltliche nicht zum gewünschten Ziele führte. Ein schmachtendes Auge schließt sich unter dem weißen Stirnband nur um so unwiderstehlicher auf. Der fromme Mr. Passavant in Pittsburg sah sich daher, wie Miß W. berichtet, zu seinem großen Schmerz nach wenigen Jahren von allen seinen jungen Diaconissen verlassen, die er aus der Musteranstalt in Kaiserswerth gebracht hatte, weil eine nach der andern sich verheirathete.

(Schluß folgt.)

Correspondenz-Nachrichten.

Paris, Mai.

Der Sammler Sauvageot. — Dupins Memoiren. — Graniers de Cassagnac Girondisten. — Eine Urenkelin Racines. — Mancherlei.

Sauvageot ist gestorben. Der Mann verdient einige Worte, obgleich Sie seinen Namen wahrscheinlich hier zum ersten mal lesen. Er spielte zuerst die zweite Violine in der großen Oper von 1802 an; vier Jahre später erhielt er eine Stelle in der Verwaltung der Douanen. Beide Stellen begleitete er an dreißig Jahre hindurch und bekam dann seinen Abschied mit lebenslänglichem Ruhegehalt und konnte fortan ungestört seinem Curiositätenkabinet leben. Im Jahre 1797 machte er seinen ersten Ankauf; er war damals siebzehn Jahre alt. Zu jener Zeit waren zu solchen Geschäften die Verhältnisse sehr günstig; der gewaltsame Umsturz der Dinge hatte die kostbarsten und seltensten Gegenstände zerstreut, welche Jahrhunderte lang in Palästen, Klöstern und Privatwohnungen sich angehäuft hatten. Die Engländer — sie sind geborene Kaufleute, wie die Franzosen geborene Künstler — eilten nach Paris und kauften alles Sèvresporzellan auf. Die Pariser ärgern sich heute noch, wenn sie in London in den Gemächern reicher Lords die schönen Vasen und Déjeuners erblicken. Seitdem hat sich der Werth solcher Sachen drei oder vier mal verzehnfacht. Sauvageot kaufte um dreißig Sous Teller, die heute dreihundert Franken kosten. Sein Hauptaugenmerk richtete er auf Kunstsachen aus dem Mittelalter und besonders aus der Renaissancezeit. „Alles," sagt Graf Clement de Ris in einer Notiz über diesen merkwürdigen Sammler, „alles, was die Künstler der Renaissance gemalt, gezeichnet, gestochen, gegossen haben, in den mannichfachsten Stoffen, strömte allmählig in seiner engen Wohnung zusammen, wo der glückliche Sammler kaum Platz für sein Bett hatte. Fünfzig Jahre lang gesellten sich die Emailarbeiten von Limoges zu den Faenzas, die „Bernard Palissy" zu den Fayencen Heinrichs II., geschnitztes Elfenbein zum geschnitzten Holze, Gläser aus Murano, Medaillons in Holz, florentinische Bronzearbeiten, Glasgemälde, Bijouterie rc." — Lange spottete man des Sammlers Sauvageot; er galt für einen Narren. Der Sinn für dergleichen Curiositäten war noch nicht erwacht; gegenwärtig wird ein einträglicher Handel damit getrieben. Das bric-à-brac, wie man hier sich ausdrückt, ist eine Wissenschaft geworden, die ihren Mann ernährt. Durch die oben erwähnte Notiz erfährt man zum ersten mal, daß 1853 eine Compagnie Londoner Kunsthändler Sauvageot für seine Sammlung die enorme Summe von 500,000 Franken anbot, die er ausschlug. Was hätte der alte Mann mit dem vielen Geld gethan, und was wäre das Leben für ihn gewesen ohne seine Sammlung? Als er aber drei Jahre später zu fühlen anfing, daß das Ziel seines Daseyns nahe sey, trat er sie dem Musée du Louvre unentgeltlich ab, und damit es ja nicht den Anschein habe, als hätte er Geschäfte machen wollen, verbat er sich jede Art von Entschädigung. Nur stellte er die Bedingung, daß er lebenslänglich Conservator bleibe und daß die Kunstschätze erst nach seinem Absterben dem Publikum zugänglich seyn sollten. Man bewilligte dem großmüthigen Schenker alles, was er verlangte, und noch etwas mehr, nämlich das Ehrenkreuz, das er natürlich nicht ausschlug. Aus einem Verzeichniß, das er gemeinschaftlich mit einem Experten aufstellte, ergab sich, daß die Sammlung aus 1680 Gegenständen besteht (im Werthe von 589,000 Franken), die in 32 Serien getheilt waren und noch sind: Glaswaaren 151, Fayence (italienische) 94, Fayence Bernard Palissy 97, Schnitzwerke in Elfenbein 90, in Holz 142, Möbeln 60, Waffen 100, Malereien 41 u. s. w. Seit dem Abschlusse des Contraktes hatte er noch mehrere Gegenstände im Werthe von ungefähr 8000 Franken angeschafft, so daß er dem Museum ein Geschenk von beinahe 600,000 Franken gemacht hat, wofür ihm dann allerdings die Gewißheit geworden, daß sein Name bis auf die entfernteste Nachwelt kommen werde. Dieß war bei einer so uneigennützigen Schenkung wohl sein geheimer Wunsch, sonst wäre sie kaum zu erklären.

Eine wichtige Erscheinung dieser Tage sind Dupins Memoiren. In politischer Hinsicht ist Dupin ein schwer zu fassender Charakter. Er entweicht einem unter dem Beschauen. Abgesehen von der großen, allgemeinen Eintheilung in die Rechte und in die Linke, hatte er zu keiner Fahne geschworen; der Mann mit dem quecksilbernen Temperament war bald hier, bald dort, und gar schnell sprang er von einer Fraction der Linken zur andern über, ohne wie das Chamäleon, mit dem man ihn öfters verglich, lange genug irgendwo zu verweilen, um die Farbe seiner nächsten Umgebung anzunehmen. Man rächte sich an ihm durch Epigramme, die er trefflich erwiederte, so daß er meist die Lacher auf seiner Seite hatte. Selbst dem Könige, dessen persönlicher Freund und Rathgeber er war, trat er mitunter in der Kammer entgegen.

Auf solche Weise hielt er alle Parteien im Schach, und jede durfte hoffen, daß er ihr einmal bei irgend einer Veranlassung zu Hülfe kommen würde. Diese Elasticität der politischen Ansichten, wodurch er jeder Verbindlichkeit entging, sein Scharfsinn, seine Geschäftskenntniß, die Behendigkeit, womit er in den täglich sich erneuenden Redekämpfen zu pariren und auszufallen verstand, vorab der Ruf, der ihn als Frankreichs großen Legisten bezeichnete, machten ihn ganz dazu geeignet, den Vorsitz in der Depu-

tirtenkammer zu führen. Ein Vierteljahrhundert hindurch leitete er ihre Berathungen mit einer Festigkeit, einer Energie, die selbst seine entschiedensten Gegner anerkannten. Wir brauchen die Wichtigkeit seiner Memoiren nicht erst hervorzuheben. Alles was er weiß, darf er natürlich aus Rücksicht für das Haus Orleans nicht sagen; doch sind mitunter die Zeilen so gestellt, daß, wer dazwischen zu lesen versteht, gar vieles erräth. Und so findet man hier über gar vieles Aufschluß, was den Zeitgenossen dunkel oder gänzlich verborgen geblieben ist. Er kannte alle bedeutenden politischen Persönlichkeiten, und an interessanten Mittheilungen über sie fehlt es nicht. Am meisten aber ergötzt die Schilderung seiner Leiden während der Angriffe auf das sogenannte Cabinet vom 15. April (1839), als selbst der strenge Guizot sich der Coalition angeschlossen hatte, dessen starre Austerität einen pikanten Gegensatz zu Dupins kecker Beweglichkeit bildet. „Die Doctrinärs," sagt der kaustische Spötter, der von jeher dafür bekannt ist, daß er kein Blatt vor den Mund nimmt und deßwegen den Beinamen Paysan du Danube erhalten hat, „die Doctrinärs, wenn sie aus der Staatsgewalt vertrieben sind, stellen sich an wie der Fisch, der aus dem Wasser kommt, und sich krümmt und windet, um wieder heim zu kommen." In der Debatte über die Adresse an den König regnete es Amendements auf das Bureau des Präsidenten, der sich nicht zu helfen wußte. „Einmal," sagt Dupin, „hatte ich nicht weniger als achtzehn Amendements auf dem Halse, und jeder verlangte die Priorität für das seinige; ich hielt fächerartig geordnet alle achtzehn in der Hand." Schier jedes Amendement führte ein Gegenamendement herbei. Die meisten waren ohne Zweck, ohne Sachkenntniß auf's Papier geworfen, in aller Eile, um nur dadurch Gelegenheit zu bekommen, die Tribüne zu besteigen und zu peroriren, damit man Abends den Namen des Mannes im Journal fände und im Salon die Leute, die etwas von dem Redner haben wollten, ihm zu seiner schönen Rede Glück wünschten. Erst traten Leute von einigem Talent auf, dann wagten sich die unfähigsten hervor, ermuthigt durch die Freunde, die ihnen zugerufen: „Parlez, parlez!" Dann schwang der Mann sich hastig auf die Tribüne, damit ihm ja keiner vorkäme, und schrie in das Getümmel und in den Lärm, der durch den Saal brauste, ein paar sinnlose Phrasen, die niemand hörte, kaum der Redner selbst. Die Franzosen müssen reden, und wenn ich etwas bei der Regierung zu sagen hätte, so würde ich rathen, im Frühjahr acht Tage Redefreiheit zu bewilligen, damit sich die angehäufte Materie Luft mache, wie man im Frühjahr Arznei nimmt. Nach einer solchen Evacuation würden sich die Herren frisch und munter fühlen, und wenn Maître Jules Favre und Maître Olivier sich einmal gehörig expectorirt hätten gegen Tyrannei, Despotismus und Rückschritt, sie würden zahm wie die Lämmer und ließen sich zu Senatoren machen. — Guizot war der Anstifter des Complotts und ließ alle Argumente seiner Eloquenz gegen den trefflichen Grafen Molé los, der sich tapfer hielt und an zwanzigmal die Rednerbühne bestieg; als er zuletzt bleich und erschöpft auf seinem Sitze zusammensank, schrie ihm Guizot höhnisch zu: „Omnia serviliter pro dominatione!" „Die Ehrgeizigen meinte Tacitus," rief Molé, sich entrüstet aufrichtend, „nicht die Courtisans." Ich weiß dafür kein passendes deutsches Wort. Dupin muß als Präsident damals viel ausgestanden haben, er kann seinen Groll noch jetzt nicht verhehlen. „Hatten dergleichen tumultuarische Auftritte auch nicht immer Unruhe im Lande zur Folge, oder gar Emeuten," fügt er hinzu, „so waren es jedenfalls unnütze Redeturniere."

Da ist nun freilich nicht zu übersehen, daß Napoleon III. ein entschiedener Gegner von dergleichen Turnieren ist, und daß er Dupin, nach der letzten Evolution von der Republik zum Kaiserthum, wieder in sein Amt als Generalprokurator am Cassationshofe eingesetzt, daß er ihn zum Senator erhoben hat, daß eine Senatorerie 30,000 Franken jährlich einträgt, und daß Gold schwerer wiegt als Quecksilber und ihn als Gegengewicht in seiner imperialistischen Ansicht fixirt hat. Der dritte Band schließt mit der Auflösung der Kammer, die damals auf die Votirung der Adresse erfolgte.

Ich will die politischen Regionen nicht verlassen, ohne der Girondisten von Granier de Cassagnac zu erwähnen. Man sagt Jacobiner, warum nicht auch „Girondiner?" Granier de Cassagnac hat's hier auf Lamartine und seine politischen Freunde abgesehen, die Girondisten von 1848. Lamartine schrieb unter diesem Titel eine seiner brillanten historischen Improvisationen, wo die Thatsache im Grunde Nebensache ist und die Geschichte nur als die Porzellanvase anzusehen ist, in welche der Mann seine funkelnden Bilder und Sträuße steckt. Es sind Prachtstücke des Styls, wo jede Personnage geputzt, frisirt und parfümirt erscheint, wie auf dem Theater, wo alles, selbst der Mörder, der Henker, der Kerker und die Guillotine in einer zauberischen Beleuchtung lacht, wie die Schlußdekoration in einer Oper im bengalischen Feuer. Es ist aber eine traurige Geschichte und endigt mit einem schauderhaften Drama. Fünfundvierzig Jahre später ließ sich der Sohn des Königs von Frankreich von Guadets Sohn das jammervolle Ende der letzten Girondisten erzählen. „Was wollten diese unglücklichen Girondins?" rief der Herzog von Orleans. „Was wir heute haben!" Daraus läßt sich sattsam schließen, daß Granier de Cassagnac dieß eben nicht haben will, und daß es noch Girondisten gibt (während die Jakobiner todt sind), da er ein Buch gegen jene geschrieben hat.

Ein Marquis Duprat hat eine Monographie: „Elisabeth de Valois" geschrieben, eigentlich die Geschichte des Don Carlos. Aufrichtig gestanden, weiß ich nicht, ob sie Neues bringt; jedenfalls gibt sie den Franzosen Gelegenheit, gegen die poetischen Freiheiten zu protestiren, die sich Schiller hinsichtlich seiner Helden erlaubt.

Es hat sich eine Urenkelin Racine's vorgefunden. Da zeigte sich's denn, wie noch immer Racine der Liebling seiner Nation ist. Das war ein Fragen, ein Bedauern,

daß die Nachkommen des grand homme im Elend schmachteten; gegenwärtig ist sein Name in aller Welt Munde, wie zur Zeit des Schillerfestes der Name unseres großen Dichters. „Mein Schiller, ach mein Schiller!“ hörte man hier in allen Cafés. Die guten Leute bedachten nicht, daß sie aus lauter Enthusiasmus impertinent wurden; das klang, als hätten sie einen Extra-Schiller für sich allein. — „Wie ist es möglich, daß man Racine einen Polisson genannt?“ fragte mich gestern ein ehemaliger Coiffeur, der sich im Handel mit Parfümerien bereichert hat; zugleich erkundigte er sich, ob Athalie früher oder später erschienen sey als der Cid von Corneille. Vorab die Damen muß man hören. „Racine hat in seiner Jugend die Schauspielerin Champmelé geliebt, und späterhin ergab er sich der Andacht, um die Schwachheiten der Jugend abzubüßen: das ist ganz charmant! Und wie liebt er in Versen! Was hat er für schöne Sachen über die häßliche Leidenschaft der Phädra gesagt! C'est Venus toute entière à sa proie attachée!“ — Das Théâtre français hat eine Benefizvorstellung zum Vortheile der Noemi Trochu veranstaltet — so heißt Racine's Enkelin. Man gab Athalie, das Meisterwerk der alten französischen Tragödie. Es weht darin eine Poesie, so prachtvoll und so erhaben wie der Tempel, wo das Stück spielt, und es ist zuweilen, als höre man den Donner vom Berge Sinai wiederhallen, die Nähe des eifersüchtigen Gottes verkündend, der keine andere Gottheit neben sich duldet. Die kühnen Bilder, die gewaltigen Symbole der Bibelsprache hat der Dichter mit unvergleichlicher Kunst unserer abendländischen Anschauung nahe gebracht. Es ist nicht ganz richtig, wenn französische und nach ihnen deutsche Handbücher sagen, Athalie sey anfangs verkannt worden. Das Stück wurde zuerst von den Fräulein von St. Cyr in einem Saale der Anstalt und dann in den Gemächern des Königs zu Versailles aufgeführt, ohne Costüme und ohne Dekorationen. Boileau, der einer dieser Vorstellungen bei Hofe beiwohnte, schreibt darüber seinem Freunde: „Der König war bezaubert, entzückt, außer sich; was mich betrifft, so wiederhole ich bloß, daß Athalie Ihr bestes Werk ist.“ Allein Racine beging die Unvorsichtigkeit, das Werk drucken zu lassen, bevor es in Scene gegangen war, und so hatten die Gegner Zeit, die öffentliche Meinung irrezuleiten, und allerdings fiel Athalie bei der ersten Aufführung durch. Aber bei der Wiederaufnahme im Jahr 1716 fand das Stück den verdienten Beifall. — Nach der Athalie deklamirte die Ristori den vierten Akt der Phädra (einer italienischen Bearbeitung des Racine'schen Stücks). Die Franzosen finden die Ristori etwas zu heftig, und wir Deutsche finden schon die französischen tragischen Schauspielerinnen übertrieben; daraus kann man schließen, wie die Italienerin gestikulirt und schreit. Nach diesem Exercitium recitirte sie französische Strophen von Legouvé, unter dessen Anleitung sie, wie es heißt, die französische Sprache sich anzueignen sucht, um später im Théâtre français die Rachel zu ersetzen.

Zum Schlusse lassen wir einige Notizen folgen, in die nicht wohl ein Zusammenhang gebracht werden kann.

Eine Privatlehrerin, Mlle. Crellet, hat ein Mittel gefunden, taubstummen Kindern das Gehör wieder zu geben. Man träufelt sechs bis zehn Tropfen Schwefelsäure in die äußern Gehörgänge (conduits auditifs) und fährt damit 20 Tage lang fort. Eine vom Minister des Unterrichts niedergesetzte Commission hat erörtert, daß bei Kindern, welche dieser Heilmethode unterworfen werden, das Gehör in so weit wieder hergestellt wird, daß sie den Laut oder den Klang des Wortes vernehmen, wenn sie auch selbstverständlich das Wort nicht verstehen. Auf diesen Bericht hin erhielt Mlle. Crellet einen Preis Monthyon, womit eine nicht unbedeutende Geldsumme verbunden ist. Diese ehrenvolle Auszeichnung, der plötzliche Uebergang von einer gedrückten Lage zu einer relativen Wohlhabenheit wirkten nachtheilig auf ihr Nervensystem; gegenwärtig ist sie wahnsinnig.

Die Pariser sind wüthend über Lamoricière, mit Ausnahme einiger Kreise, die wir nicht näher zu bezeichnen brauchen. Man hat eine Menge Anagramme mit den Buchstaben gemacht, aus denen sein Name besteht: Il crie Rome — il décrie Rome — ici Rome râle. Auch heißt man ihn: Général des Jésuites und „soldat du Pape“ u. s. w.

Der kaiserliche Prinz, erzählte man sich hin und wieder, hat kürzlich nach seiner erlauchten Mutter geschlagen, die sich beim Kaiser beschwerte. Der Kaiser ließ sofort einen Kriegsrath, aus einigen anwesenden Officieren bestehend, zusammentreten, welcher den Angeklagten feierlichst zur Degradirung verurtheilte. Er war Corporal unter den Gardegrenadieren. Die Degradirung wurde im Beiseyn seiner Schulkameraden vollzogen. Das Drolligste dabei ist, daß während die Corporalsschnüre von den Aermeln seiner Uniform losgetrennt wurden, der Bösewicht nicht aufhörte zu lachen.

So eben las ich im Siècle die Vorrede zur neuen Ausgabe der Werke Lamartine's; da heißt's unter anderem: „Ich veröffentliche sie nicht aus Eitelkeit; ich sage nicht, wie Horaz: exegi monumentum. Ich bin so weit entfernt Angesichts dieses Haufens todter oder ephemerer Blätter prahlend aufzutreten, daß ich in der Aufrichtigkeit meines Herzens sage: ich wollte, daß ich nie zu schreiben verstanden hätte. Könnte ich mein Leben von vorne wieder anfangen, ich würde nichts eifriger suchen, als die Verborgenheit und die Stille (l'obscurité et le silence), diese häuslichen Gottheiten, die an der Schwelle der Glücklichen wachen.“ Diese Geringschätzung des Ruhms, die man bisher an Lamartine nicht gewohnt war, erinnert an den Liberalismus, der Napoleon auf St. Helena so plötzlich anwandelte.

Genf, April.

Die sittengeschichtliche Bedeutung der savoyischen Angelegenheit. — Das Leben der Madame Loyse de Savoye. — Kunstgeschichtliche Beiträge.

Als im vorigen Jahr der Schnee auf den Alpen zu schmelzen begann, und die Thäler sich mit dem ersten Grün schmückten, da erschienen auch mit den Frühlingsboten jene trüben, düstern Anzeichen am politischen Horizont, die Sturm und Kriegsgewitter vorher verkündeten. Die bethörten Völker jubelten ihnen zu, als wären es selbst Vorboten einer bessern Zeit, und als die französischen Kriegsschaaren im Rhonethal herauf und durch unser savoyisches Nachbarland zogen, da war ein großer Theil der schweizerischen Presse — o könnten wir doch sagen, daß kein Deutscher sich an diesem Irrthum betheiligte! — verblendet genug, sie als Apostel der Freiheit zu begrüßen. Der tief eingewurzelte Haß gegen Oesterreich erstickte jedes andere Gefühl und jede Ueberlegung. Die unklarste Begeisterung, liberaler Gemüthsdusel hatte die Welt ergriffen; die schlechtesten und verwerflichsten Absichten brauchten sich nur in dieses Gewand zu hüllen, um sicher zu seyn, gehört zu werden und gute Geschäfte zu machen. Wer etwa noch seine Bedenken hatte, und an die Rechtsfrage oder warnend an das alte Sprichwort: „was dem einen recht ist, das ist dem andern billig," erinnern wollte, der wurde ohne weiteres zur Ruhe verwiesen, wenn ihm nicht vielleicht noch Schlimmeres begegnete und er als „österreichischer Agent" denuncirt wurde. Die Beobachtungen, die man im vorigen Jahre nicht allein in der Schweiz, in fast ganz Europa machen konnte, bieten ein Bild politischer Verwahrlosung, zum Theil selbst sittlicher Verwilderung, vor dem sich unsere Nachkommen dereinst entsetzen werden.

Die Nemesis hat nicht lange auf sich warten lassen. Wieder ist es Frühling, wieder schmilzt der Schnee auf den Alpen und wieder kehren die Schwalben zurück und sprossen die Blumen im Thal. Und das junge Grün deckt in den italienischen Ebenen viele tausend Gräber. Wird uns die Geschichte einst sagen können, wofür diejenigen gestorben, die dort den ewigen Todesschlaf schlafen? Das siegreiche französische Heer kehrt in die Heimath zurück, ist doch die „Idee," für welche Frankreich kämpfte, erfüllt! Den Kämpfern für „Ideen" pflegt ein großmüthiges Publikum gewöhnlich auch ideale Belohnungen zuzuweisen: Nachruhm, innere Befriedigung und dergleichen mehr. Solche Belohnungen sind in unserer materiellen Zeit nun freilich nicht nach jedermanns Geschmack, am allerwenigsten darf man sich darüber wundern, wenn Kämpfer für Ideen, welche als stolze Sieger von blutgetränkten Schlachtfeldern zurückkehren, etwas mehr verlangen als jene ätherisch verschwimmenden, unfaßbaren Belohnungen. Wenn die schweizerischen und andere Zeitungsschreiber jene philosophische Genügsamkeit den Franzosen irrthümlicherweise beimaßen, so ist das ihre Schuld. Es gibt sicherlich nur wenige Leute, die, wenn sie Alexander seyn können, Diogenes bleiben möchten, auch Kaiser Napoleon gehört schwerlich zu ihnen. Dem heimkehrenden französischen Heer zieht Frankreich entgegen, der Kaiser und Herr von Cavour haben gegenseitig den Siegespreis ihres „Kampfs für Ideen" genommen, und nicht erst an der Rhone, am Mont-Cenis schon, auf der Hochwacht der Alpen, betritt das französische Heer die Grenzen des Reichs der großen Nation, den heimischen Boden.

Es ist nicht unsere Aufgabe, hier Politik zu treiben, allein viele der mit den Ereignissen der letzten Monate zusammenhängenden Erscheinungen haben culturgeschichtliche Bedeutung: sie lassen einen tiefen Einblick in die sittlichen Zustände der Gegenwart thun, allerdings keinen erfreulichen. Den elenden Schacher, welchen Graf Cavour mit der Wiege seines Königshauses treibt, die klägliche Rolle, welche er seinen König spielen läßt, mag er vor der Geschichte verantworten. Die demoralisirenden Folgen dieser That, welche Lösung auch schließlich der savoyischen Frage gegeben wird, können nicht ausbleiben, sie zeigen sich schon heute. Das savoyische Volk steht zum großen Theil noch auf einer verhältnißmäßig tiefen Culturstufe im Vergleich zu seinen Nachbarn; es ist bigott, abergläubisch, unwissend, es hat viele Fehler, aber einer war bisher nicht darunter: Treulosigkeit und Wankelmuth. Das savoyische Volk hat treu zu seinem Regentenhause gestanden in allen Nöthen, es hat treu seine Sympathien und Ueberlieferungen bewahrt, es hat nicht nur den Schweiß seines Angesichts, es hat sein Herzblut geopfert für die Größe und Ehre seines Königshauses. Und in diesen seinen edelsten und tiefgewurzeltsten Gefühlen wird das Volk auf das schnödeste verletzt; wie auch die Geschicke sich entwickeln mögen, der Rückschlag kann und wird nicht ausbleiben. Und noch ehe die Geschicke sich erfüllen, hat das Volk bei denen, die es als seine Leiter zu betrachten gewohnt ist, die elendeste Ueberläuferei, die schmachvollste Fahnenflüchtigkeit wahrnehmen können. Königliche Beamte, Geistliche, Magistrate aller Art, Journalisten, die noch vor wenigen Wochen schwuren, daß sie nichts in ihrer Anhänglichkeit an das angestammte savoyische Regentenhaus wankend machen könnte, beeilen sich, sich vor dem neuen Machthaber in den Staub zu werfen. Die Abgeordneten des Volks, auf Grund der Verfassung gewählt, um in Turin die Rechte des Landes zu vertreten, lassen ihren Platz im sardinischen Parlamente leer, um in dem Augenblick, wo über die Geschicke des Landes das Urtheil gesprochen wird, ihre Hände in Unschuld zu waschen. „Il ne manquait que les lâchetés dans cette grande immoralité: les voilà!" rief ein

italienischer Deputirter aus. Feige und Abtrünnige fanden sich in Menge, um die Reise des kaiserlichen Commissärs Laity, des alten Boulogner Freundes Napoleons III., in einen Triumphzug zu verwandeln; freilich in einen Triumphzug wie der der Kaiserin Katharina II. von Rußland durch Taurien, wo die vielgewandte Schlauheit Potemkins papierne Städte und Dörfer und ein jubelndes Volk für *einen* Tag in die Steppe zauberte. Auch in Savoyen begleitete den Senator Laity eine beifallklatschende Rotte von einer Stadt zur andern. Es war ein diabolisches Stück, wie sie Doctor Faust aufführte, wenn er den Bauern ein Pferd verkaufte, das sich nach einer Stunde in einen Strohwisch verwandelte. Als im vorigen Sommer die beiden jugendlichen sardinischen Prinzen zum letztenmal das Stammland ihres Hauses besuchten, da drängte sich das Volk von allen Seiten an sie heran: gedungener Banden bedurfte es nicht. Aber auch damals beugten sich die Beamten und die Geistlichkeit vor den Prinzen, dieselben Leute, welche heute den Triumphwagen des kaiserlichen Commissärs umwedelten. Was kann da aus der öffentlichen Moral des Volkes werden?

Auch bei dem Verlauf der sich an die savoyische Angelegenheit knüpfenden Ereignisse in der Schweiz hat man manche Beobachtungen machen können, die hinsichtlich der politischen Einsicht und Moralität nicht sehr tröstlich sind. Je größer das Vertrauen gewesen war, welches die Schweizer in ihren kaiserlichen „Mitbürger," in den gekrönten Capitän von Thun gesetzt hatten, je mehr die Eidgenossenschaft im Hinblick auf die 1838 gebrachten Opfer auf seine Dankbarkeit zählen zu können glaubte, um so tiefer wurde natürlich die Enttäuschung gefühlt, als man plötzlich die den schweizerischen Rechten Hohn sprechenden Absichten Frankreichs erkannte. Der Umschlag in der öffentlichen Meinung, wie sie sich in der Presse ausspricht, ging nicht ohne manche krankhafte Wehen vor sich. Man hatte so lange der Napoleonischen Politik in Italien Beifall zugeklatscht, man hatte so wenig die wahren Motive derselben erkennen wollen, sondern immer nur an die uneigennützigsten Absichten geglaubt, daß man vor der Consequenz dieser Politik, vor dem plötzlich enthüllten Grundsatz der „natürlichen Grenzen" gänzlich rathlos dastand. Doch erholte sich ein großer Theil der Presse, bekannte ehrlich seine Irrthümer und trat muthig ein für die Rechte des Vaterlandes. Nun kam ein zweiter Mißgriff: man hatte sich in der Schweiz während einer langjährigen Ruhe und Sicherheit mehr und mehr in die süßen Träume eines an Eitelkeit grenzenden Nationalstolzes eingelullt, man hatte sich in der Presse und bei festlichen Anlässen so sehr an ein gewisses Bramarbasiren und prahlhansiges Benehmen gewöhnt, daß diese Auswüchse eines übertriebenen Selbstvertrauens auch noch im letzten Augenblick einmal ihr Recht geltend machen wollten. Als aber die europäischen Großmächte mit einer bestimmt zugesagten Hülfe *für alle Fälle* zögerten, da trat eine Kleinmüthigkeit ein, die, weil sie sich selbst in den eidgenössischen Räthen äußerte, Frankreich nur noch kecker machen mußte. Die Schweiz schien auf dem Punkte, ihre innere Einigkeit, und damit ihre Würde und Kraft nach außen zu verlieren.

Konnten wir aber als getreuer Chronist, der das Leben der Gegenwart zu schildern hat, wie es ist, und nicht wie er es wünscht, diese bedenklichen Symptome einer kritischen Periode nicht übergehen, so wenden wir uns um so freudiger jenen Erscheinungen zu, in welchen das zur besseren Erkenntniß erwachende, von seinen Schlacken sich befreiende Volksbewußtseyn zu Tage tritt. Dahin rechnen wir vor allen Dingen die Kritik, die die schweizerische Presse in vielen ihrer Organe gegen die eigenen Zustände in Anwendung bringt. Erst wenn man sich aller Ueberhebungen entäußert hat, wird wahres, und darum um so kräftigeres Selbstvertrauen einkehren. Dahin rechnen wir ferner die strengere Untersuchung der neueren französischen Politik, und die größere Gerechtigkeit und aufmerksamere Prüfung, welche man den Ereignissen, und vor allem den Aeußerungen des Volksgeistes in Deutschland zuwendet. Man kommt und wird noch mehr von vielen Irrthümern zurückkommen. Und zu den erfreulichsten Erscheinungen zählen wir vor allen die mannhaften Gesinnungen, die sich in *allen* Manifestationen, so weit sie direkt vom Volk ausgingen, unzweideutig kundgaben. Für das politische Erkennen und Unterscheiden ist die savoyische Angelegenheit der beste Prüfstein geworden; das ist ein positiv gewonnenes Resultat, welches wohl seine Früchte tragen dürfte, wie auch weiter die Geschicke sich wenden. Erst wenn die Völker zur klaren Erkenntniß der heutigen Weltlage gelangt sind, ist der Hoffnung Raum zu geben, daß sie sich aus der schlaffen Unthätigkeit und der principlosen politischen Versunkenheit des letzten Jahrzehends aufraffen werden.

Unter dem Druck der politischen Atmosphäre, unter dem Wirbeln der Trommeln, unter den aufgeregten und aufregenden Reden der Volksversammlungen will Wissenschaft und Kunst wenig gedeihen. Das öffentliche Interesse nimmt nur Eine Richtung, die politische, und die Literatur, ohnehin nicht sehr produktiv in der Schweiz, tritt fast nur in der Form des politischen Tagblattes, der Flugschrift und Broschüre auf. So ist auch die literarische Ausbeute für unsern heutigen Brief eine sehr kärgliche, um so mehr, als wir schönwissenschaftliche und poetische Schöpfungen gar nicht zu erwähnen haben.

Die vor uns liegenden Bücher gehören wieder demjenigen wissenschaftlichen Fache an, welches sich seit einer langen Reihe von Jahren der ausgiebigsten Pflege in der Schweiz zu erfreuen hatte, der vaterländischen Geschichte und ihren Hülfswissenschaften. Es finden sich darunter wieder einige Lieferungen der „Mittheilungen der antiquarischen Gesellschaft in Zürich" mit äußerst interessanten Abhandlungen, welche wir jedoch heute übergehen, da wir beabsichtigen, demnächst einmal die höchst verdienstliche literarische Thätigkeit jenes Vereins in ihrer Gesammtheit übersichtlich darzustellen. Besonders verdienen die in den „Mittheilungen" aufgenommenen culturgeschichtlichen Arbeiten

den Dank aller, hauptsächlich aber der deutschen Freunde dieser Wissenschaft.

In das Fach der Culturgeschichte, speziell der Kunstgeschichte, gehört auch eine Schrift, welche kürzlich hier in Genf unter den Auspicien der Société des Arts herausgegeben worden ist und den Titel führt: „Souvenirs d'un Voyage en Suisse, par un Iconophile." Das Schriftchen enthält, wie der Titel besagt, kunstgeschichtliche Beobachtungen, welche der Verfasser, Hammann, auf einer Reise über Basel, Zürich, Neuenburg, Biel, Solothurn und Winterthur gemacht, und welche er in zwei Sitzungen dem genannten Verein vortrug. Hammann, durch ein Werkchen „sur les arts graphiques" nicht unvortheilhaft bekannt, ist ein in Genf eingebürgerter Deutscher; wenn er daher im Eingang seines Schriftchens sich hauptsächlich die Aufgabe stellt, die Kunstschätze des „Vaterlandes" zu untersuchen, so dachten wir natürlich an Deutschland. Allein es handelt sich nur um eine captatio benevolentiae der Zuhörer. Viele Deutsche, und besonders die vor dem Jahr 1848 ausgewanderten, verstehen den Begriff Vaterland nun einmal hauptsächlich in dem Sinn: „ubi bene, ibi patria." Was hatte denn auch, Gott sey es geklagt! ein Deutscher, der nicht im engsten Zusammenhang mit dem geistigen Leben seines Volkes stand, vor 20 und 25 Jahren an seinem Vaterland zu verlieren? Nach dieser kleinen Rüge also, die nicht bös gemeint ist, die wir aber bei ähnlichen Fällen niemals unterdrücken können, kehren wir zu unserem „Bilderfreund" zurück, der sich überdieß in der frischen und liebevollen Behandlung seines Gegenstandes als ächt deutsches Gemüth zu erkennen gibt. Alle Denkmäler der bildenden Künste von nur einiger Bedeutung in den genannten schweizerischen Städten finden ihre Erwähnung, und gelegentlich sind auch einige Notizen über Werke derselben Kunstform in Genf eingestreut. Es werden uns die verschiedenen Bauwerke des romanischen, gothischen, Renaissance- und gemischten Styls vorgeführt, einzelne, wie z. B. die Kathedrale in Basel, besonders in ihren bedeutenden Sculpturen und Verzierungen, eingehender beschrieben. Interessant sind die Notizen über die verschiedenen Brunnendenkmäler in den bezeichneten und andern Schweizerstädten. Die Schweiz, reich an dem herrlichsten Wasser und sprudelnden Quellen, besitzt viele solcher Monumente der Sculptur, in welchen die Kunst und der Geschmack hauptsächlich vom Ausgang des fünfzehnten bis zum Ende des siebzehnten Jahrhunderts vertreten sind. Die meisten der zur Brunnenverzierung verwendeten Bildsäulen stellen Figuren aus der biblischen Geschichte und Legende dar, einige sind der politischen Geschichte entnommen, indem verschiedene Brunnen mit den Bildsäulen um's Vaterland verdienter Männer sich vorfinden; so z. B. in Biel ein Brunnen mit einem Tell aus dem Jahr 1546. Wie denn bekanntlich hauptsächlich erst im sechzehnten Jahrhundert die geschriebenen Mittheilungen über Tell eine bestimmte Form annehmen, so scheint jene Zeit den Stoff auch vielfach bildlich darzustellen, wobei wir daran erinnern wollen, daß die in Basel 1544 (2. Aufl. 1546) erschienene Kosmographie Sebastian Münsters den Apfelschuß in einem höchst interessanten Holzschnitt abbildet. Reich und mannichfaltig sind die grotesken und phantastischen Verzierungen besonders jener Brunnendenkmäler, die aus der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts herrühren. Sie charakterisiren den Geschmack und die Richtung jener Zeit, wo, während es in den gelehrten Kreisen zu tagen begann, die Wundergeschichten der schönen Melusine und Magellone, des gehörnten Siegfried und der Haimonskinder die verbreitetste Volkslectüre bildeten, und wo in der Faustsage Mittelalter und modernes Titanenthum zusammentrafen.

Hinsichtlich der in unsern Briefen schon häufig erwähnten, in neuester Zeit immer massenhafter zu Tage geförderten Ueberreste einer ältesten Cultur in der Schweiz, jener Werkzeuge und Gebrauchsgegenstände aller Art, die man in den sogenannten Seedörfern (habitations lacustres) findet, erfahren wir, daß die vollständigsten Sammlungen dieser altkeltischen Industrieerzeugnisse sich in den Museen zu Zürich und Basel befinden, während auch die Privatcollectionen der Herren Troyon in Lausanne, Schwab in Biel und Müller in Nidau viel Interessantes enthalten. Auch der in der Schweiz gefundenen römischen Alterthümer, Gefäße und Münzen wird gedacht, ebenso der Sammlungen von Gemälden, Zeichnungen und besonders Holzschnitten älterer schweizerischer oder in der Schweiz wirkender Künstler, wie sie sich in den Städten, welche der „Bilderfreund" bereiste, vorfinden. Alle diese kurzen Bemerkungen zeigen uns, wie reich die Schweiz an Kunstschätzen ist, so daß der Wunsch natürlich erscheint, einmal ein übersichtliches Werk, worin zugleich die in der Schweiz selbstständig entwickelten Kunstrichtungen ihre historische Beleuchtung fänden, zu erhalten. Wir haben tüchtige Vorarbeiten für einzelne Cantone und einzelne Kunstschöpfungen, so in den Werken von Blavignac, Dubois, Rigaud und in einer Menge in den Denkschriften der verschiedenen gelehrten Gesellschaften zerstreuter Aufsätze. Allein etwas Abschließendes fehlt für die Kunstgeschichte wie für die Literatur und Kunstgeschichte überhaupt. Privatmittel würden für ein solches Unternehmen freilich kaum ausreichen; der Staat, die Eidgenossenschaft als solche, sollte da etwas thun. Doch scheint die Centralisation in dieser Richtung wenigstens noch keinen Boden in der Schweiz zu finden. Das Hammann'sche Schriftchen ist durch eine Anzahl hübscher Holzschnitte verziert, von denen wir besonders die sechs ersten auf einer Tafel vereinigten als eine werthvolle Beigabe hervorheben. Es sind Darstellungen aus dem alten und neuen Testament von dem Genfer S. Bernard (dem sogenannten kleinen Bernard), und Abzüge der noch jetzt im Besitz des Buchdruckers Wilh. Fick befindlichen Originalplatten.

Die genannte hiesige Buchdruckerei, die direkte Nachfolgerin der berühmten Officinen der de Tournes (Tornaesius), Chouet und Etienne, hat sich während der letzten Jahre, wie wir schon öfters zu erwähnen Gelegenheit hatten, einen bedeutenden Ruf durch Wiederherausgabe

alter Genfer Literaturdenkmäler des 16. Jahrhunderts erworben, wobei ihr, da sie dieselben auch typographisch getreu wiederherstellen wollte, der Besitz der alten Lettern trefflich zu statten kam. Diese Sammlung ist neuerdings durch eine weitere Publication vermehrt worden unter dem Titel „Vie de très haulte, très puissante et très illustre Dame Madame Loyse de Savoye, Religieuse au Couvent de Madame Saincte-Claire d'Orbe, escripte en 1507 par une Religieuse." Es ist die legendarische Geschichte eines weiblichen Sprossen des Hauses Savoyen. Das Werkchen ist eingeleitet vom Abbé A. M. Jeanneret mit einer kurzen Geschichte des 1427 begründeten Clarissinnenklosters zu Orbe und dessen Verlegung nach Evian. Es befanden sich unter den Nonnen dieses Klosters mehrere fürstliche Frauen, so auch Louise von Savoyen, Tochter Amadeus IX. und der Yolande de France, und Witwe von Hugues von Châlons. Sie gehörte dem Orden von 1492 bis zu ihrem Tode, der 1503 erfolgte, an, hatte sich aber schon vor ihrem Eintritt von früher Jugend an so sehr durch ein demüthiges, mildthätiges und gottesfürchtiges Leben ausgezeichnet, daß sie mit der heiligen Elisabeth verglichen wird. Im Jahr 1839 erfolgte ihre Seligsprechung durch den Papst. Die Einleitung durch Abbé Jeanneret gewinnt noch ein besonderes Interesse durch eine genauere Schilderung der speziellen Berührungen, in welche das Clarissinnenkloster in Orbe mit den Ereignissen des Reformationszeitalters, in Evian mit denen der französischen Revolution oder vielmehr mit deren Nachäffung, wie sie in Savoyen und Genf auftrat, gerieth. In Orbe dauerten die Kämpfe wegen Einführung der neuen Lehre gegen 20 Jahre, und wurden zuletzt durch Abstimmung, eine Art des jetzt so beliebten suffrage universel, zu Gunsten der Reformation entschieden. Das in Folge dieses letzten Ereignisses nach Evian verlegte Kloster, hochberühmt durch die Frömmigkeit und Mildthätigkeit seiner Insassen, ging endlich 1792 nach schweren Drangsalen, welche die guten Schwestern von den französisch-savoyischen Volksbeglückern zu erdulden gehabt hatten, völlig ein. Die Lebensbeschreibung der Loyse de Savoie ist von Catharine de Saulx, aus einem berühmten Adelsgeschlecht der Franche-Comté († 1539), aufgezeichnet. Die Erzählung ist einfach und treuherzig, wie bei den besseren chronikenartigen, biographischen oder legendarischen Werken der damaligen Zeit. Die typographische Ausstattung ist, wie bemerkt, den Druckwerken aus dem Anfang des sechzehnten Jahrhunderts völlig entsprechend, das Papier selbst ahmt die vergilbten Blätter eines alten Buchs täuschend nach. König Victor Emanuel hat, wie wir hören, dem Besitzer der Druckerei, J. W. Fick, einen Orden verliehen, da er in der Herausgabe jenes Buchs einen Akt der Pietät gegen einen Sprossen des Hauses Savoyen erblickte. Victor Emanuel hängt an seinem Hause wie an der Geschichte seiner Ahnen, aber das Volk, welches acht Jahrhunderte treu zu diesem Hause stand, gibt er hin, stößt er von sich — aus höherer Staatsraison. W. L.

Stuttgart, Mai.

Tristan und Isolde auf der Bühne.

Die Tragödie in vier Akten und in nicht sehr fließenden Jamben, welche uns auf dem hiesigen Hoftheater als Neuigkeit geboten wurde, „Tristan" betitelt, hat zum Verfasser, wie ich höre, einen blutjungen österreichischen Dichter. Ob der Name „J. Weilen" sein wirklicher ist, weiß ich nicht zu sagen. Man hat auf dem Titel des Stücks die Isolde hinter Tristan weggelassen, vielleicht um jede Erinnerung an „Tristan und Isolde," die der dramatischen Bearbeitung dieses herrlichen epischen Stoffs nur schaden könnte, gleich von vornherein abzuschneiden. Und man hat daran Recht gethan. Denn wer den Gottfried von Straßburg nicht kennt, ist als Zuschauer dieses Dramas vor dem Kenner im offenbaren Vortheil. Er kann manche schöne Stelle und Scene in dem Stück genießen, ohne durch den Gedanken gestört zu werden, was man bei richtigem Verständniß der Motive des alten Dichters auch in einer ganz modernen Bearbeitung aus dem herrlichen Stoff hätte machen können.

An die Stelle des Zaubertranks im alten Epos ist im neuen Drama ein Zauberring gesetzt. Diesen magischen Erklärungsgrund der rücksichtslosen, leidenschaftlichen Liebe von Tristan und Isolde hätte der moderne Dichter offenbar durch einen psychologischen ersetzen sollen. Er hat dieß nicht gethan, ohne Zweifel weil er fühlte, daß man mit Shakespeare (Romeo und Julie) einigermaßen verwandt seyn müßte, wenn man das plötzliche Aufflammen einer allüberwindenden göttlichen Leidenschaft vollends in zwei tiefen nordischen Naturen würdig darstellen wollte. Hr. Weilen hat, wie es scheint, „seines Geistes" wohl hie und da „einen Hauch verspürt," aber sein eigentliches Vorbild — das dem Anfänger näher lag und dem leichter nachzustreben war — scheint der dünne Halm gewesen zu seyn, auf den die dramatischen Hoffnungen auch anderer bescheidenen sentimentalen Leute in Deutschland sich stützten. Aber auch von diesem Vorbild hätte der junge Dichter noch viel lernen können, namentlich was Reinheit und

Wohlklang der Sprache anbelangt. Welch entsetzliche Jamben sind z. B. diese:

„Laß jetzt die Possen, Herr, im vollsten Ernst! Konnt'
Der Jägermeister kaum die Herrin missen,
Wie durft' der Neffe ohne Tante (!) leben?"

Oder:

„Erbebe ich und preis' fast seinen Tod."

Oder:

◡ — ◡ — ◡ — ◡ — ◡ — ◡ —
Ohn' daß ich's sah, fühlt' ich es, es schwebte.

Häufungen von Consonanten, Härten und Hiatus sind Dinge, für welche das Ohr des Dichters taub zu seyn scheint. Und dennoch wären das Dinge, die man, zumal wenn man den genialen Wurf eines Anfängers vor sich hätte, noch übersehen könnte. Denn glatte Verse machen, kann man am Ende noch lernen, und der Mangel an solchen ist kein Verbrechen, wenn nur sonst das Zeug zu einem guten Dichter vorhanden ist. Allein da fehlts nun gerade. Ein wahrer Dichter hätte sich an den Manen Gottfrieds von Straßburg nie so versündigt, wie es hier geschehen ist, namentlich durch die Katastrophe der Tragödie. Tristan hat, in einer Anwandlung von moralischem Katzenjammer, seiner Liebe zu Isolde entsagt und ist auf die Pilgerfahrt nach Jerusalem gegangen, um für Sünden zu büßen, die er — zwar im Epos, aber im Drama — nicht begangen hat. Nach Jahren kommt der Pilger nach Schloß Tintagol zurück, wo König Marke mit seiner kranken, an gebrochenem Herzen leidenden Gemahlin — aber noch unvermählt wohnt. Unvermählt, denn bei der Trauung hat Isolde nicht Ja gesagt und ist zusammengesunken, als sie dem ungeliebten Mann die Hand reichen sollte. Das erzählt der König selbst dem Pilger, der als improvisirter Arzt die kranke Isolde zu heilen verspricht. In der Wonne des Entzückens, sie wieder sehen zu dürfen, ruft er feurig aus:

Die Rüstung der Entsagung — Stück für Stück (!) —
Werf' ich zur Erde jetzt. — Ich will sie sehn.

Nun, denkt man, kommt der ächte Tristan, die ächte Isolde, lauter Feuer und Flamme — nicht Wasser, wie es im Stück heißt: zwei Seen, die durch eine Landzunge getrennt, nachdem diese beseitigt, ihre Wellen in einander überschlagen lassen. Nun wird Weilen uns zeigen, daß er uns nicht langweilen, daß er alle im Lauf der ersten drei Akte aufgestiegenen Bedenken und gähnenden Seufzer mit Einem siegreichen, kühnen Griff niederschlagen wird. Abermalige bittere Täuschung! Der Weilen'sche Tristan hat noch einmal die romantisch sprühende Liebesfackel geschwungen, aber nur um sie umzukehren und in einem Sumpf auszulöschen. Das Ding ginge wohl, aber es geht doch nicht. Isolde wirft sich ihm vergebens an den Hals und der gute König Marke, der Ohm Tristans, hätte, davon hat uns der Dichter selbst im Lauf des Stücks überzeugt, am Ende gar nicht so viel einzuwenden, wenn der Neffe seine, des Oheims, Braut heimführte. Dennoch wird nichts daraus. Tristan eröffnet uns seine Ansichten über Liebe, Pflicht, Ehre und dergleichen in äußerst wohlgesetzter Rede und — resignirt. Er gesteht uns, daß er auf einmal nicht mehr grün in die graue Welt hinein sehe, er habe erkannt:

„Der Liebe zarte Blüthe,
Sie hat Gedeihen nicht auf dieser Erde,
Zertreten wird sie in dem Kampf des Lebens,
Wo frost'ge Sitte, strenge Pflicht und Ehre
Die Bannerträger sind, der Preis Entsagen."

Ergo — „dieweil der Löwe ein gar grimmig Thier, darum sollen wir in einem neuen Leben wandeln" — macht er kurzen Proceß mit sich und seiner Liebe, stößt sich den Dolch in den Leib und spricht röchelnd:

„Nun wirst du, König, doch mich achten müssen!"

Spricht und stirbt. Das Publikum, das diese schauerliche Scene mit ansah und den Tristan dieses große Wort gelassen aussprechen hörte, wußte nicht recht, sollte es weinen oder lachen. Ich — Gott verzeih mir's! — mußte herzlich lachen.

Es that mir aber doch in allem Ernst Leid für den Verfasser, dem so mancher schöne Effekt im Stücke wohl gelungen war, daß dieser unglückselige Schluß, der dadurch nicht besser wurde, daß der König Marke, nachdem auch Isolde todt neben Tristan hingefallen, rasch aufbricht und in's Feld zieht, alle guten Eindrücke einzelner vorangegangener Scenen wieder verwischen mußte, und daß das Publikum, durch die Leistungen einzelner Schauspieler vielfach zu lebhaftem Beifall fortgerissen, doch im Ganzen höchst unbefriedigt das Haus verließ. — In einigen wenigen Stellen schien das Publikum auch Anspielungen auf erlebte oder drohende geschichtliche Ereignisse zu finden. Wir erinnern uns namentlich einer Stelle, die, von König Marke mit würdigem Ernst und Feuer vorgetragen, mit lebhaftem Beifall aufgenommen wurde. Der König fragt seinen Heermeister, Ritter John, der ihm von einem drohenden Einfall der Feinde Kunde gibt:

„Und mahntest du die Nachbarfürsten nicht:
Jetzt sey die Stunde, wo wir zeigen müssen,
Daß wir aus Einer deutschen Wurzel stammen?"

Der Heermeister antwortet betrübt, als käme er eben aus der hannöverschen Kammer und hätte eine patriotische Rede von Hrn. von Borries gehört:

„Wer kann aus kalter Asche Flammen locken?
Wo Eifersucht, Mißtrau'n und Selbstsucht wohnen,
Da tönt der Ruf zur Einigkeit vergebens;
Ein Jeder denkt an sich, erkauft den Frieden,
Und schiebt den schlimmen Feind dem Nachbar zu."

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 22. 27. Mai 1860.

Dreimal seliger Mann! im verworrenen Lotto des Lebens,
Wo der Nieten so viel, hast du mit glücklicher Hand,
Wenn nicht das große Loos, doch gewiß ein großes gezogen.
Rückert.

Der Alte von Rodach.

Wahrheit zu Rückerts Dichtung.

I.

Im Rahmen der Dichtung gebe ich hier Wahrheit — ein ausgeführtes Bild des heitern Stilllebens, das Fr. Rückert in seiner Idylle Rodach besingt.* In unsere ernste, früh alternde Zeit führe ich den freudigen, jugendfrischen Greis zurück, dem der Dichter — damals selbst fast noch Jüngling — das Silberhaar mit unverwelklichem Liederkranz geschmückt hat.

Ich weiß, es ist ein anderer Mann, als unsere Zeit sie kennt, versteht und liebt. Aber obgleich er es ist, oder vielmehr eben weil er es ist, mag er noch einmal aus dem Nebel der Vergangenheit hervortreten unter dieses Geschlecht — er, der letzte der Patriarchen. Mögen die Herren, welche die Culturgeschichte studiren — und machen möchten, ihn nehmen als einen Träger der Art und Sitte seiner Zeit; mögen die Aesthetiker sein Bild sich zurechtlegen als ein Stück Commentar zu Rückerts Dichtung; mögen die Glaubensrichter stirnrunzelnd in seinem Leben nach seinen Dogmen suchen! Vielleicht gibt es doch auch einige, denen bei seinem Anblicke das Herz warm wird, denen sein Bild wie Sonnenschein in den düstern Ernst unseres Lebens fällt und wie mit frischem Lebensodem die schwüle Atmosphäre unserer ängstlich abmessenden Kultur erfrischt.

Genug, hier ist der Mann! Mögen sie sich an ihm messen, ob sie die Helden sind, oder die Schwächlinge.

Heimath und Jugend.

In der Mitte von zwei herzoglichen Hofresidenzen,*
Die von einander so weit, oder so nahe vielmehr,
Daß, wenn hier von der einen nach eingenommenem Frühstück,
Nicht zu langsamen Schritt hebet ein wandernder Mann,
Er zum Thore der andern gelangt dort, wenn von dem Thurme
Ladet Hungernde mittägliches Glockengeläut,
Liegt, fast gleichweit von beiden, ein Städtchen zwischen den Städten,
Das Ursache nicht hat, neidisch auf eine zu seyn. —

* Zuerst abgedruckt im Frauentaschenbuch vom Jahr 1825, dann in den sämmtlichen Werken, Band II., Seite 288—297, in der „Auswahl“ Seite 270—278. Sämmtliche Distichen, die wir später citiren, sind dieser Idylle entnommen.

* Hildburghausen, damals die Residenz des im Jahre 1826 nach Altenburg übersiedelten herzoglichen Hauses, und Coburg, noch jetzt der Sitz des herzogl. Sachsen-Coburg'schen Hofes.

Preisen will ich hier nicht die Behaglichkeit oder die Stille,
Oder die freiere Luft, oder den freieren Sinn;
Sondern die Fluren umher, die fruchtbaren, die es umgeben,
Sind der eigenste Schatz, den es besitzt und benutzt.
Denn, wenn nahend vielleicht den fürstlichen Sitzen der Wandrer
Schlösser siehet und Dach leuchten in hellerem Glanz,
So hier sieht er dagegen, den letzten Hügel besteigend,
Der ihm das Städtchen entdeckt, glänzen ein dunkleres Grün,
Das schon fern ihm verkündigt die Ueppigkeit, bis er, genaht nun,
Mißt den Klee mit den Knien und mit dem Haupte das Korn. —
Also reichliche Quellen des himmlischen Ueberflusses
Strömen auf dieses Gebiet, aber der irdische Fluß,
Der durchhin sich schlängelt, ein winziger, nennet sich Rodach,
Der Taufpathe der Stadt, welcher den Namen ihr lieh. —
Solche Veranstaltungen erfreulicher Lebensgenüge
Hat ein gütiger Gott hier mit verschwendrischen
Händen gemacht und darein als hohen Baum * in die Mitte
Seines Gartens gesetzt einen gesegneten Mann.

Vom Urgroßvater bis zum Urenkel herab waren die Hohnbaum Bürgermeister in Rodach gewesen, ehrsame Handwerker, die sich im Hause ihres Schurzfells nicht schämten, aber auf dem Rathhause mit Würde und Nachdruck als hochgebietende Herren regierten. Der letzte dieser Reihe — er hatte, von seinen Bürgern immer von neuem gewählt, 24 Jahre lang das Bürgermeisteramt geführt — hinterließ unter sechs Kindern einen Sohn, Christian, der von der Vorsehung bestimmt war, noch längere Jahre als der Vater, zwar nicht das weltliche, aber das geistliche Regiment des Städtchens zu führen und aus der Fülle eines reich gesegneten, heiteren Lebens Segen und Freude um sich zu verbreiten.

Christian Hohnbaum war geboren am 6. November 1747. Seine Kindheit wurde ihm durch stete Kränklichkeit und durch ein zweijähriges qualvolles Pensionat bei einem hypochondrischen Dorfpfarrer, seinem Vetter, verkümmert. Der Vater wollte einen Bäcker aus ihm machen, wie er selbst seines Zeichens einer war; der Mutter hochfliegende Plane aber bestimmten den schwächlichen Knaben zu einem Barbier; denn sie rühmte sich eines Bruders, der es vom Barbier bis zum Kämmerer des Herzogs von Hildburghausen gebracht hatte, ein eigenes Haus besaß und einen, wie sie sagte, ganz von Gold starrenden Rock trug. Zu diesem Oheim, der noch eine Barbierstube hielt, obschon er nicht mehr mit höchsteigener Hand an die Bärte ging, sollte der Knabe gebracht und hier seinem künftigen Glücke entgegengeführt werden. Indeß auf der Stadtschule in Coburg, wohin der Kleine auf ein Jahr geschickt worden war, um noch etwas Barbierlatein zu erlernen, wurde er beim nächsten Examen, ihm selbst unerwartet und fast zum Schrecken, unter denen verlesen, die in das Gymnasium academicum promovirt werden sollten. In sprachloser Ueberraschung blieb er unbeweglich auf seinem Platze, während alle andern vortraten, um sich gebührend zu bedanken; und als der Generalsuperintendent ihn ungehalten anrief, sagte er zitternd: „Ich weiß nicht, ob es meinem Vater recht ist." — „Dummer Junge," schrie der hochwürdige Herr dagegen, „jetzt kann man nicht erst deinen Vater fragen. Geschwind, sage Ja oder Nein!" — Da schlich sich ein Ja über die Lippen des erschrockenen Knaben, und „mit diesem Worte," so erzählte er später selbst, „war der Barbier aus meiner Seele hinausgejagt, der so klug angelegte Plan meiner Eltern vereitelt, die Hoffnung verschwunden, daß nach einigen Wochen meine Unterhaltungskosten aufhören, und die Sorge an ihre Stelle getreten, daß sie jetzt erst recht angehen und vielleicht unerschwinglich werden würden." — Der fromme Vater sah indeß in der unerwarteten Versetzung einen Wink der Vorsehung und sprach: „Gott wird weiter helfen!" und die Mutter meinte, „ein Pfarrer wäre ihr auch recht."

Das Coburger Casimirianum wurde absolvirt und im Jahr 1768 ging der junge Akademiker nach Göttingen, um (unter Michaelis, Walch, Heyne u. s. w.) Theologie und Philologie zu studiren. Kaum hatte er die Universität absolvirt, so erhielt er einen Ruf nach Kopenhagen als Hauslehrer in die Familie des Grafen Struensee. Sein ganzes Herz, wie er später oft bekannte, zog ihn dahin. Aber die Bitten seiner Verwandten hielten ihn zurück von jenem glänzenden Hause, das bald darauf zu einem Schauplatze wilden Schreckens wurde und seinen Herrn zum Blutgerüste wandern sah; — eine Fügung der göttlichen Vorsehung, deren Hohnbaum, wenn er später von den Führungen seines Lebens sprach, mit besonderer Rührung zu gedenken pflegte.

Der Weg zur Superintendentur.

— Wem Geister des Friedens das Herz zur Gottesgelahrtheit
Neigten von Jugend auf, wandle die Pfade des Heils,

* „Hohen Baum," nicht „fruchtbaren Baum," wie in den neueren Ausgaben, lautete, mit Hindeutung auf den Namen des Mannes, die ursprüngliche Fassung. Die Ueberschrift hieß nicht „Rodach," sondern „Idylle."

Vom Hofmeister beginnend durch dörfliche Predigtämter,
Bis Superintendent irgend ein Städtchen ihn grüßt.

Nach der Rückkehr von Göttingen trat Hohnbaum als Hofmeister in die Familie des Freiherrn von Könitz in Untersiemau. Hier erhielt seine Entwicklung nach zwei entgegengesetzten Seiten hin Anregung und Nahrung. Während er in den hochadeligen Cirkeln des freiherrlichen Hauses zuerst die feine Weltsitte und höhere gesellige Gewandtheit in sich ausbildete, die später ihn auszeichneten, fand er zugleich — was noch viel entscheidender für sein Leben wurde — in dem nahen Großheyrath eine Schule patriarchalischer Sitte und Wirksamkeit, wie sie in der weiten Welt kaum besser zu finden war. Hier bei dem originalen und genialen Pfarrer, bei „Vater Link," den man den veredelten Geyler von Kaisersberg nannte, verlebte er „wahre Weihestunden." Noch im hohen Alter, wenn Hohnbaum einmal von den Ehren sprach, die ihm zu Theil geworden, hatte er nichts freudiger zu rühmen, als daß Vater Link sein väterlicher Freund gewesen sey und ihn du genannt habe, wie seine Bauern und Bäuerinnen, die er in seinem fünfzigjährigen Amtsleben sich selbst erzogen hatte.

Im Jahr 1775 wurde Hohnbaum zum Diaconus in Rodach ernannt, und zwar auf ausdrücklichen Befehl des Fürsten, der eine Predigt des jungen Mannes gehört hatte. Der Generalsuperintendent, das Recht älterer Bewerber vertretend, schrieb im Unwillen über diese Berufung im Ordinandenbuche die Erklärung nieder, der Candidat habe Grund mit Jeremias (I., 6) zu sprechen: „Herr, ich tauge nicht zu predigen." Als aber Hohnbaum seine Antrittspredigt in Rodach gehalten hatte, und die Schuster beim Jahrmarkt den alten Geuß, den Falstaff und Eulenspiegel jener Zeit, fragten: „Wie hat Euch der neue Diaconus gefallen?" antwortete dieser: „Der hätt' ein Schuster werden sollen." — „Warum?" — „Der hätt' alle seine Schüh verkäfft, ehe Ihr nur Euere Stängele aufgemacht hättet!"

Noch in demselben Jahre führte der junge Diaconus seine Braut heim, eine Tochter des Apothekers Müller in Hildburghausen. Nur zwei Jahre blieb er in seiner Stelle; im Jahr 1777 berief ihn der Herzog als Hofprediger nach Coburg. Damals schrieb der alte Link in seiner originellen Weise den lakonischen Brief an ihn: „Lieber Freund! Ich habe gehört, du bist Hofmaler geworden. Ich kenne nur Einen guten Hofmaler: das war der Prophet Nathan. Ich bin dein treuer Freund Link." — In Coburg gab Hohnbaum seine Schrift „über die Abendmahlsfeier" und seine „Predigten über geschichtliche Texte des alten Testaments" (2 Bände) heraus, war der gesuchteste Prediger, der belebende Mittelpunkt heiterer Geselligkeit und anregend und wirksam nach den verschiedensten Kreisen hin; aber dennoch ging er (im Jahr 1787) als Superintendent nach seinem stillen Heimathsorte Rodach zurück.

Hatte vielleicht der Prophet Nathan bei seinem Hofe sich unbequem gemacht? Oder trieb die Sorge für seine schon ziemlich zahlreich gewordene Familie ihn zu einer auskömmlicheren Pfründe? — Er selbst gestand später: „Ich ging ungern, aber" — setzte er auch hinzu — „es war Gottes Barmherzigkeit und Treue, die mich diesen Weg führte." — Auch Frankfurt a. M., das ihn berufen wollte, konnte ihn nicht mehr locken.

In vollster Manneskraft, vierzig Jahre alt, trat Hohnbaum in sein neues Reich, das bald in Wahrheit ihm eigen und seinem Wirken, Streben und Wünschen zur vollen Genüge wurde. Hier in Rodach entfaltete er mehr und mehr den ganzen Reichthum eines heitern Patriarchenlebens. Hier lebte er auf kleinstädtisch ganz beengtem Boden stets in sich selbst zufrieden und beglückt, auf einem einsamen Eiland, aber stets mit schwellendem Geistessegel auf den Wogen der Zeit sich wiegend. Hier baute er die Hütten, die mehr und mehr mit seinen Kindern sich füllten und mit eben so viel Freuden sich schmückten. Hier weihte er den Boden, auf dem seine Gemeinde zu ihm heranwuchs und von ihm sich ziehen ließ, wie Kinder von ihrem Vater. Hier wurde er der Hohepriester, auf dessen Stirne ernste Würde strahlte, und dem doch die Musen — Musik, Malerei und Poesie — in immer heiterem Spiele die Schläfe bekränzten. Hier wurde er der „Alte von Rodach," an dessen ewig frischem Geistesborne Jugend und Alter sich erquickte, unter dessen heiterem Dache Fürsten und Dichter gerne weilten und alle Gäste Weisheit und Frohsinn fanden. Hier lebte der Greis die Idylle, die sein jugendlicher Freund zur Dichtung verklärte. *

Haus und Hausherr.

Reich in sich, in den reichen Umgebungen, wohnet der Ober-
Geistliche dieses Bezirks, welchen die Muse besingt.
Ihn zu vergleichen mit dir, ehrwürdiger Pfarrer von Grünau,
Dient zum Ruhme dir selbst, so wie zur Schande nicht ihm.

* Im Jahr 1814 lebte Rückert zum erstenmal, und zwar mehrere Monate lang, in der gastlichen Superintendentur, dichtete hier, ohne den Gastfreund es merken zu lassen, seine Idylle und ließ sie beim Abschied in seinem Dachstübchen zurück.

Aber du bist ein Gebild poetischer Schattenbelebung,
Er, ein lebender Mann ist er, und doch ein Gedicht.

Noch sehen wir es, wie in hellem Sonnenschein, vor uns das ländliche Reich des glücklichen Mannes. Durch die eiserne Pforte ging's von der Straße her in den geräumigen Hof; da stand die Superintendentur, ansehnlich mit schwarzbraunem Gebälk in weißen Feldern, mit jubelndem Vogelgesang vor den Fenstern. Dort links stand die Scheune und daneben der Stall, in dem neben Kälbern und melkenden Kühen der stattliche Braune scharrte und sorgsam eine gebrochene Fensterscheibe offen gelassen wurde, damit Schwalbe und Rothschwänzchen zu ihren Nestern ein- und ausfliegen konnten. Dort in der Ecke zwischen Scheuer und Haus der halb verfallene Thurm, ein Rest der alten Stadtumwallung und jezt die Festung und Handwerksstätte der Knaben und das Zauberschloß der Mädchen. Dort, von der verfallenen Zinne herab, übersah man das Reich, auch den Hinterhof, wo neben Hühnern, Truthühnern und Tauben die vom Alten besonders geliebten Perlhühner um das Futter sich stritten; die weiten Obstgärten, welche an den alten Stadtgraben sich lehnten und in denen zur Zeit des Herbstes alle Thüren offen gehalten wurden, nach der heitern List, deren der Hausherr sich rühmte, daß nun die Streuner, wenn sie Obst stehlen wollten, ihm doch nicht die hübschen Hecken einzutreten brauchten. Von da übersah man in Höfen und Gärten das fröhliche Treiben von Kindern und Dienstboten und hörte wohl die glockenreine Stimme einer Magd im Gesange jubiliren; denn darauf hielt der Hausherr, daß seine Mägde gute Stimme und fröhlichen Sinn haben mußten.

Und im Vorderhof auf zwei hohen Steintreppen mit etwas wankenden Eisengeländern ging's zum Haus empor, wo vor der altersbraunen Hausthüre Ursus und Tasso, der schwarze und der rothe Pudel, sich sonnten und den Gast freundlich umwedelten. Rechts die große sonnenhelle Wohnstube mit den fünf Fenstern, die noch nicht die Mode der Vorhänge kannten; hinter dem gewaltigen Ofen, in dem das Wasser der kupfernen Ofenblase und das Futter für Schweine und Kälber brodelten, glänzten die steinernen Töpfe voll Milch und Rahm, in denen einst der kleine Enkel in unschuldiger Freude mit Pelzhandschuhen gewühlt, zum Entsetzen der Haushälterin und zum großen Ergötzen des Alten, und etwas versteckter die Mehlwurmtöpfe für die Vögel der Kinder; und dem Ofen zur andern Seite der altväterische, mit schwarzem Leder überzogene Sorgenstuhl,

„Der nicht den Namen verdient, weil nie die Sorg' ihn besaß;“ —

über der Stubenthüre, vom Alten selbst in Fresko gemalt, David und Jonathan; in der Mitte der schwere Tisch von rohem Eichenholz mit zwei Auszügen für Gäste; am letzten Fenster aber, das simple Hausgeräthe weit überstrahlend, der prachtvolle Wiener Flügel, zu dem die Kosten unter freudigen Entbehrungen erübrigt worden waren.

„O wie war es erfreulich, die tägliche Stube betreten,
Wo Beschäftigung wohnt, traulich der Stille gesellt,
Wo der Pinsel des Vaters mit Bildern seiner Geliebten,
Mit Landschaften wohl auch rings hat die Wände geschmückt,
Wo am offnen Klavier ein Lied, vom Vater gedichtet
Und vom Sohne gesezt, wird von der Tochter gespielt!“

Und inmitten dieses Edens der Alte, auf kleiner, fast schmächtiger, aber elastischer und eisenfester Gestalt der bedeutende Kopf mit der hohen Stirne, dem schönen, Geist, Liebe und Heiterkeit strahlenden Gesichte, das mit der Frische eines Jünglings und mit der Würde eines Patriarchen aus dem lang gescheitelten vollen weißen Haar hervor blickte; die weiße Zipfelmütze, die im Feuer des Gesprächs oft weit hintenüber geschoben wurde, das lose geschürzte Halstuch, die lange, weißwollene Hausjacke, die ausgetretenen Pantoffeln und die langen weißen Strümpfe, die mit den kurzen schwarzen Höschen nicht selten in so bedenklich weitem Zwiespalt standen, daß einst, als Clauren unerwartet eintrat und der Alte ihn umarmte, die kleine Enkelin zwischen Thür und Angel hinter der Bewillkommungsscene niederkniete, um in Eile die Strümpfe des Großvaters wieder in die Schranken der stählernen Hosenschnallen einzufangen. Und doch war Alles an dem Manne so nett und appetitlich!

Die Hausfrau.

Die Hausfrau, die reiche Mutter von zwölf Kindern, war zu jener Zeit schon gestorben. Sie war von ihrem Manne geschieden, noch ehe ihr das Haar ganz bleichte; und wir selbst erinnern uns ihrer nur noch dunkel, wie sie im schwarzen Spitzenhäubchen und dunklem Jäckchen und Rock von „hausmachendem Zeug“ emsig und freundlich im Hause umherschaffte. Aber wir haben genug von ihr erzählen hören, um zu urtheilen, daß es bei weitem mehr eine Gunst als eine Ungunst der Vorsehung war, die dem Manne eine etwas anders, als er, geartete Natur zum Weibe gegeben hatte. Voll unermüdlichen Fleißes, reich an allen wirthlichen und mütterlichen Tugenden, führte sie Hauswesen und Kinderzucht und reichte mit ihrer Zeit und ihrem Sinne nicht immer aus für eine volle

Theilnahme an dem höheren Schwunge des Mannes. Als dieser eines Abends mit ihr an dem Tisch sitzt und in glühender Begeisterung ein Gedicht vorliest, unterbricht sie ihn, unter den Tisch blickend, mit den Worten: „Eh' ich's vergeß', Vater, Ihr rechter Strumpf hat ein Loch; ich muß ihn morgen flicken, eh' Sie aufstehen!“ *

Der Alte verfehlte nicht, mit Rührung auch des frommen, gottergebenen Sinnes der lieben Frau zu gedenken. Er war einst in schweren Sorgen, wie er den jüngsten Sohn zur Reise nach England ausstatten sollte, nach Hildburghausen geritten, um vom kleinen Vermögen der Frau dreihundert Gulden aufzunehmen, eine hohe Summe für die damalige Zeit und seine knappen Verhältnisse. Erst in später Nacht kann er heimkehren, und als er vom Pferde steigt, ist — sein Geldgurt fort. Der Sohn, der das Pferd in den Stall gezogen hat, rennt im Schrecken ohne Weiteres fort auf dem Wege nach Hildburghausen zu, um zu suchen. Der Vater tritt, in voller Erkenntniß des großen Verlustes, zu seiner Frau in die Stube und spricht: „Mutter, Ihr Geld — es ist verloren!“ — Nur ein Schatten fliegt von dem bleichen Gesichte des Mannes auf das ihrige über, dann spricht sie: „Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen! der Name des Herrn sey gelobet! — Väterchen, Er hat uns viel Gutes gegeben und noch viel Gutes gelassen. Seyen Sie nicht betrübt!“ — Da geht dem Vater das Herz in Freuden auf über seine Frau und ihren Trost; die Mutter macht Punsch, wie zu einem Feste; sie setzen sich zusammen und erzählen sich von allem Guten, das ihnen Gott gegeben und von ihrem Vertrauen, daß er noch weiter helfen werde. Da, um Mitternacht, singt's plötzlich in der stillen Dunkelheit die Gasse herauf mit heller Stimme: „Freut euch des Lebens,“ und über das verschlossene Gitterthor herüber jubelt der Ruf des Sohnes: „Mutter, das Geld ist da!“ Der Gurt war nicht verloren, sondern aus Versehen in Hildburghausen liegen geblieben, und der besorgte Neffe hatte ihn noch in der Nacht durch einen Boten nachgesandt.

Die Mutter starb, 54 Jahre alt, im Januar 1813 am Nervenfieber. Im Angesicht der Ewigkeit schien ihr Wesen von allen Mühen und Sorgen des Hauswesens sich loszuwickeln und zu höherem Seyn zu verklären. Sie sprach in den letzten drei Tagen viel in Versen voll rührender Liebe und erhabenen Sinns. — „Unter unserem Jammer,“ schreibt der Vater an die Söhne in England, „zwang sie uns zur Bewunderung ihrer Seelengröße, die sich immer mehr bis zur Verherrlichung entwickelte.“ Und im August darauf schreibt er an dieselben: „Wie ich jetzt lebe? — Nach meinem Verlust war mir freilich die Welt zu weit. Ich zog mich immer mehr in mich zurück. Aber nach und nach forderte die Zeit ihr Recht. Ich ging wieder an meine gewohnten Geschäfte und betrachtete mich als einen schwachen Menschen, der durch Feuer geläutert und gehärtet werden muß.“

* Jean Paul hat diesen Zug in einer seiner Schriften angebracht.

Haushalt.

— Ein reinlichstes Bild, mit treffendsten Zügen entworfen,
Soll mir ein Haushalt hier werden der freundlichsten Art,
Den kein Fleckchen entstellt, verunziert nirgend ein falsches
Strichelchen, irgend wie klein, welcher im ruhigsten Gang
Wiederkehrender Rhythmen dahin fließt still harmonisch.

Kein Allerheiligstes einer Studirstube barg die Würde des Superintendenten vor den Augen der Hausgenossen. Die Wohnstube selbst, wo emsig, heiter und tumultlos das Leben des großen Haushalts hin- und herwogte, die Wohnstube selbst war von ihm zur Werkstätte seines Geisteslebens geweiht. Da hinein trat er Morgens aus seinem engen Schlafkämmerlein, so frisch und klar, wie im Morgenthau gebadet, und alle Hausgenossen eilten herbei, sich seinen heitern Morgengruß zu holen. Hier saß er nun Vormittags über mit der dampfenden Pfeife bei einer Tasse Kaffee vergnügt an der Arbeit. Es irrte ihn nicht, wenn sie zwischenein Rath und Befehl von ihm wollten für's Graben und Säen, Heuen und Schneiden, Düngen und Dreschen, oder wenn zu andern Zeiten die Spinnräder schnurrten, das Butterfaß stampfte, die Mäuler plapperten und die Kanarienvögel aus Leibeskräften darüber hinausschrieen; er arbeitete an seinem Pulte ruhig fort. Als einst auch noch ein Häuflein von Enkeln in der Stube herumtanzte und heillos spektakelte, wollte die gute Schaffnerin ihnen wehren. „Ei, lassen Sie's doch,“ sprach er, „tanzen Sie lieber selbst mit; mich stört nichts.“ — Wenn's ihm ja zu bunt wurde, so stand er auf und gab dem kleinen Volke allerlei Aufgaben, Räthsel, Endreime oder dergleichen; und während sie still an der Lösung saßen, flog seine Feder wieder in ungestörtem Gedankenzuge über das Papier. Und doch lauerte alles auf den Alten, ob man ihm nicht einen Wunsch an den Augen absehen könnte. Wenn ihm das Feuer im kurzen Pfeifenstummel ausging, wie manchmal überlisteten sich da Kinder und Mägde! Und ehe er noch mit Stahl und Stein zu kippen anfing, rannten schon zu zwei Thüren Zwei und Drei zugleich mit lodernden

Lichtspähnen aus der Küche herbei und stellten sich lachend um den herzlich lachenden Alten.

Mittags mußte richtig um zwölf Uhr die Suppe auf dem Tisch stehen, und wenn die Gäste säumten, so ging er selbst hinaus, um mit dem Sprachrohr sie aus Gärten und Feldern herbeizurufen. Auch Rückert hat manchmal dem Ruf gehorchen müssen. Im blanken Zinn, dem Stolz der Küche, wurde servirt; auf dem Rücken der Schüsseln und Teller standen als Wahrzeichen ächt englischen Ursprungs die drei Engel und noch manche Zahl von 1600 her. Nach eben so altem Küchenzettel kamen jeden Donnerstag und Sonntag die unvermeidlichen Klöse mit Braten, das Leibessen der Kinder, und Sonnabends Linsen oder Erbsen mit selbstgezogenem und geräuchertem Schweinefleisch oder eben dergleichen Würsten. Aber wo es galt, für liebe Gäste und hohe Feste, wurde hoch aufgeschüsselt, aus Taubenschlag und Hühnerhof das fetteste Geflügel aufgetischt, zu Lust und Witz der Tafelrunde auch eine langgesparte Flasche edeln Rheinweins aus dem Keller geholt und zum Dessert der classische „gerührte Kuchen" aufgesetzt, den die Töchter, sich ablösend, so eifrig geschlagen, daß ihnen noch die Arme lahmten und die Wangen glühten.

Doch nicht nur hier, auch beim alltäglichen Mahl, bei Suppe, Gemüse und Fleisch, strömten die Lippen des Greises von Heiterkeit und munterem Scherze über. Und nach dem unentbehrlichen Mittagsschläfchen, das er zehn Minuten lang in seinem Schlafkämmerchen hielt, saß er dann wieder in der Stube, malend an seiner Staffelei, oder dichtend und schreibend am Pult, oder lesend im Sessel. Es kümmerte ihn auch da nicht, wenn Nachbarinnen und Gevatterinnen bei den Töchtern redselig einen Kaffee tranken oder selbst einmal die Mägde der Nachbarschaft „bei den Superintends zum Rocken" kamen. Er selbst schoß, hin und wieder von seiner Arbeit aufblickend, Funken des Witzes und der Lust unter die Gäste.

Und an dem großen eichenen Familientische saßen auch die Pfarrer mit Frauen und Töchtern, wie sie aus weiter Runde zu breitspurigen Besuchen kamen. Wenn irgend etwas von Geist in einem Menschen steckte, unter den geistigen Hammerschlägen des Alten mußte es Funken geben; und er freute sich über jeden Lichtstrahl, fand aber auch niemanden unleidlicher, als den wirklich Geistlosen und Langweiligen.

An den langen Winterabenden waren alle Hausgenossen in der großen Stube beisammen; denn es brannte nur Ein Ofenfeuer im Haus. Herr und Kinder und Mägde und in späteren Jahren manchmal auch noch ein Häuflein von Enkeln saßen um den eichenen Tisch herum, bei einem Talglicht, ein jedes bei seiner Arbeit oder seinem Spiel. Da geschah es wohl auch, daß der Alte selber beim „Linsenlesen" half oder die Zwetschgen und Schnitze zum Dörren auf die Hürde aufstellte. Ja, manchmal vergnügte er sich, das Garn seiner fleißigen Spinnerinnen selbst abzuweifen, und als er einst von einem Gaste bei solcher Beschäftigung getroffen wurde, sagte er lächelnd: „Verzeihen Sie; man darf nichts halb thun im Leben!" und erst, als er seine Spuhle ruhig abgeweist hatte, wendete er sich zu jenem: „Nun stehe ich ganz zu Ihren Diensten."

Es haben uns die Mägde erzählt, wie an solchen Abenden der Alte gar oft sie in die Schule nahm und, wie zur Unterhaltung, aus allen Reichen der Welt docirte, auch wohl die Landkarte herbeiholte und manchmal daran Schuld war, daß Kartoffelschälen und Gänserupfen unter ihren Händen, zum heimlichen Verdrusse der Hauswirthin, in's Stocken gerieth. „Wir wußten nicht, ob wir Mägde oder Kinder im Hause waren," sagt uns eine derselben, „aber wir alle hatten ihn lieb wie einen Vater."

Es war wohl ein geruhiges und friedliches Leben, das der Alte führte. Aber eine Gemächlichkeit, wie sie sich unter gleich glücklichen und unbewegten Verhältnissen zu bilden pflegt, jene Gemächlichkeit, die behaglich am Nelkenbeet kauert oder den Tabaksrauch träumend zum Fenster hinaus bläst, die in schöner Gegend wohlbedächtlich sich entzückt, oder die Hypochondrie emsiglich an den Sohlen sich abläuft — das Alles kannte er nicht. Zwar hätte er wohl die Muße dazu gehabt, denn wir gestehen, den Papierdrachen, der jetzt den Frieden der Ephoren und selbst die Idylle unserer Dorfpfarrer verheert, Akten, haben wir nicht in seiner Stube gesehen; in Drang und Hast der Arbeit, wie sie unsern Geschäftsmännern gewöhnlich ist, haben wir ihn nie gefunden, und das böse Wort, das jetzt alle Welt im Munde führt, das Wort: „ich habe keine Zeit," wir haben es nie von ihm gehört.

Er war stets rüstig und thätig in seinem Amte; aber er betrieb es wie zu seiner eigenen Freude, nicht als mühsame Arbeit. Es ließ ihm noch volle Freiheit, sich selbst und seinen Neigungen zu leben. Aber in der reichen Muße, die es ihm gewährte, war er doch nie müßig. — Wöchentlich brachte die Coburger Bötin die gesetzte Zahl Bände aus Meusels Bibliothek zur leichteren Lektüre im Lehnsessel, und dazwischen kamen die alten Classiker in den schönen Zweibrücker Ausgaben (denn er wußte noch nicht, daß unsere Frommen den armen Pfarrer von Grünau so scharf tadeln würden, weil er behaglich in seinem Homer gelesen)

und manche Bücher ernsteren Studiums, die ihn in seiner Wissenschaft fortführten. Als die Söhne nach England gingen, trieb er eifrig Englisch; als er einen Botaniker zum Schwiegersohn bekam, fing er an auch Botanik zu treiben und Pflanzen zu malen. Und noch blieb ihm Zeit genug für seine drei Künste, Malerei, Musik und Dichtkunst.

Die Predigt.

Wohlehrwürdig, wie keiner, erscheint er, wenn er mit Stimmen
Heller Glocken zu sich seine Gemeinde beruft,
Wenn, des Geschäftes entbunden, sie nahen in reineren Kleidern,
Um vor Gott zu empfahn Reinigung auch des Gemüths;
Wenn die Klänge der Orgel, die Töne des Menschengesanges,
Wie ein rauschendes Meer wogen im Hause des Herrn;
Drauf urplötzliche Stille vom Himmel fällt und das Meer schweigt,
Und im Tempel gehört nichts als das einzige Wort
Wird des Dieners des Herrn, des Verkündigers seiner Gebote.

Am Abend vor den Sonn- und Feiertagen war es in der großen Wohnstube stiller als gewöhnlich, und fast feierlich. Das Haus war schon sonntäglich aufgeputzt, die schnurrenden Spinnräder um der Sabbathsruhe willen bei Seite gesetzt. Die Mägde besserten an ihrer eigenen Wäsche; keine Hausarbeit wurde ihnen mehr zugemuthet. Die Töchter schnitten „Klösbrocken" für das sonntägliche Mahl. Nur leises Geflüster regte sich; denn an einer Ecke des Tisches saß der Alte und — „studirte."

Die aufgeschlagene Bibel mit dem Text, den er schon am vorigen Sonnabend sich angesehen und die Woche über bei sich erwogen hatte, lag neben ihm. Gedanken spinnend zeichnete er mit seiner Rabenfeder Figuren und Ornamente auf ein Blatt hin. Endlich griff er nach dem Conceptbogen und begann zu schreiben. Sein Auge leuchtete; in ununterbrochenem sicherem Zuge ging die feine Rabenfeder über das Blatt hin; kaum ein Wort brauchte nachgebessert zu werden. An der untersten Ecke der zierlich und gedrängt geschriebenen Quartseite endigte er mit einem Amen. Dann stand er auf und ging leise und sinnend zu Bette. Am andern Morgen in der Sakristei durchlas er das Concept und predigte dann frei.

Es liegt eine ziemliche Anzahl seiner Predigten, auch noch aus seinem hohen Greisenalter, vor uns; die Concepte sind nur wenig abgekürzt, jede Predigt nimmt eine Quartseite feinster Schrift ein. Der Inhalt ist voll Natürlichkeit, Innigkeit, lebendiger Kraft, kaum eine Predigt ohne sichtbare Genialität der Gedanken. Nur Ein Concept finden wir in ungewöhnlicher Form. Es ist auf die Rückseite eines Briefs geschrieben, in welchem ihm der Kammerherr von Schuler in Hildburghausen für den nächsten Morgen seinen und des edlen von Truchseß Kirchen- und Hausbesuch ankündigte.

Es kamen viele aus der Nähe und Ferne in die Kirche nach Rodach, wie ehedem zu dem jungen Diakonus, so jetzt noch zu dem jugendlichen Alten. Und nicht bloß wenn die Wagen aus Coburg anrollten oder selbst fürstliche Gäste aus Coburg oder Hildburghausen zur Rodacher Kirche kamen, auch an den gewöhnlichen Sonntagen war's eine oft wiederkehrende Rede: „Nein, so schön wie heut', dächt' ich, hätt' unser Herr Supertend doch noch nicht gepredigt!" Noch in seinem 75sten Jahre, als einer der Söhne ihm brieflich zugeredet hatte, er solle sich doch schonen und manchmal bei einer Predigt sich vertreten lassen, konnte er diesem ablehnend antworten: „Das Predigen ist mir ja keine Arbeit, sondern eine wahre Erholung, und ich danke Gott, daß ich glauben kann, der selige Geuß von Hetschbach würde vielleicht heute noch sagen: „Der hätt' ein Schuster werden sollen!"

Aber es wohnt auch die Kraft der Beredtsamkeit dir auf der Lippe,
Und die Fülle der Brust strömet in Worten sich aus,
Stark, einfältig und edel. Nicht zierliches Rednergeschnitzel,
Logisches Bretergerüst, gliedriges Chrieengeripp,
Wortegebälk, nach der Schul' Eintheilungsgründen gezimmert,
Das nur die Ohren verbaut, sperrt zu dem Herzen den Weg;
Sondern Gedanken des Lebens, im lebenden Leibe des Wortes,
Weder nackt noch verschmückt, stellst du dem geistigen Blick
Deiner Versammlung dar, sie mit doppelter Kraft anfassend,
Daß sich erbaut das Gemüth fühlt und belehrt der Verstand.

In seiner Gemeinde.

Der hat völlig erkannt die Würde des hohen Berufes,
Wer Seelsorger zuerst sich vor der Welt hat genannt,
Wenn für die himmlischen Bürger auf irdischer Reise, die Seelen,
Höchste Beseligung ihn, selige Sorge beseelt.
— Aber gewichtiger hat auch den gottverliehenen Einfluß
Nie ein anderer Mann auf die Gemeinde benutzt,

Seinen gezeichneten Kreis mit gereifterem Wirken erfüllend
Und mit gedeihenderem Eifer des Guten, als du,
Trefflicher, welchen ich preise. Der Herr durch längere Dauer
Hat dir des wirksamen Amts Wirkungen erst noch erhöht.
Ein ganz neues Geschlecht, dir unter den Händen geboren,
Hast allmählig du dir selber gezogen heran,
Und dir zu sie gebildet, daß alle wie Kinder die Lehren
Ihres Vaters verstehn und sie befolgen dazu.

Er war in seinem Amte nach allen Seiten hin thätig, aber kurz abmachend, vom Mund zum Herzen, nicht mit Tinte auf's Papier, ohne viel Umschweife, ohne Berichterstattung und Resolutionseinholung, wie ein Patriarchenfürst, der unter dem Thore Recht spricht; wie ein Prophet, der auf Markt und Gassen predigt, wie ein Vater, der mit seinen Kindern lebt, und sie daher nicht zu beaufsichtigen und wenig zu gouverniren braucht. Er dachte nicht auf organisatorische Maßregeln und außerordentliche Generalreformen; aber er ging mit heiliger Liebe jedem Einzelnen an's Herz. Seine ganze Gemeinde und jeder Einzelne empfand die Gewalt seines Einflusses. Aber sie wußten wenig von neuen Einrichtungen und besondern Fällen zu berichten, sondern nur daß sie unter seinen Augen gelebt, daß sie ihn geliebt und verehrt und im Hauche seines Geistes geathmet hatten.

Bei aller Milde und Herzlichkeit seines Wesens war er ein scharfer Bußprediger für Gefallene und ein starker Gewissensmahner für unsaubere Geister. Noch lebt in seiner Gemeinde die Geschichte von einem Proceß zwischen einer Wittwe und einem reichen Bürger, der ihr ein Pferd abgekauft hatte; ein Eidschwur sollte den Proceß entscheiden. Hohnbaum kam zu beiden in's Haus; unter Thränen beschwor er sie, ihr Gewissen nicht zu beschweren, sondern sich gütlich zu vertragen; als aber nichts fruchtete, fuhr er in heiligem Zorne mit der Drohung des göttlichen Strafgerichts über den Bürger her, an dessen Recht er zu zweifeln Grund hatte. Dieser schwur dennoch. Indeß einige Tage darauf, als er über Feld ritt, brach ein plötzliches Gewitter ein und schwellte den Bach, den er zu passiren hatte und der sonst leicht zu durchwaten war, zu stürmischer Fluth an. Der Reiter mußte absteigen und sein Pferd über den Weg führen. Da stieß das Thier, das er hinter sich herzog, seinem meineidigen Herrn in den Rücken, daß er hinabtaumelte und ertrank. „Den hat unser „Supertend" gezeichnet," sagten die Leute.

Er war seiner Gemeinde ein rechter Seelsorger, der die Verlorenen nicht nur suchte, sondern auch von ihnen gesucht wurde. Aber freilich waren es nicht allein büßende Magdalenen, die man aus der Superintendentur kommen sah, nicht allein Väter und Mütter die er über das Wohl ihrer Kinder berieth, nicht allein Liederliche mit Zerknirschung im Herzen und einem reichen Gottespfennig für eine bessere Zukunft in ihrer Tasche; auch der Drechsler mit dem neu erfundenen Spinnrad ließ sich von ihm berathen und bewundern; manchem Burschen mußte er zu einer guten Lehre helfen, in manchen Proceßhandel fuhr er mit hellem Zorne hinein, dem jungen Manne, dem eine neue Erfindung im Kopfe gährte, half er bei seinen Papiermaché-Planen, und weil dem blutarmen Menschen niemand einen Kreuzer borgen wollte, brachte er selbst hundert Thaler auf und half damit ein Geschäft gründen, das später (es besteht noch) mit vielen Tausenden rentirte und dessen Besitzer seines ersten Wohlthäters stets dankbar eingedenk blieb.

In jenen Zeiten, wo die geistliche Amtswürde mit unnahbarem Nimbus sich zu umgeben pflegte, trat er als natürlicher Mensch in alle Kreise des Lebens, unbewußt, daß er es that und daß er anders hätte thun können. Es war nichts von gemachter Popularität an ihm; Allen trat er mit seiner herzlichen Liebe und herzgewinnenden Freundlichkeit entgegen, mit jedem sprach er harmlos, mit Alt und Jung machte er bei guter Gelegenheit seinen Spaß, mit manchem trieb er Schelmerei, und doch war etwas Gehaltenes, fein Anständiges, etwas Vornehmes und Ehrfurchtgebietendes in seinem ganzen Wesen.

Wenn er in der Dämmerung lauer Sommerabende mit seinen kleinen Enkelinnen am Arm seelenvergnügt durch die Gassen schlenderte — es war freilich nur der kleine Mann in Pantoffeln und Hausjacke und Zipfelmütze; aber rechts und links standen die Leute von ihren Thürbänken auf und riefen ihr: „Schön guten Abend, Herr „Supertend!" und rechts und links ertönte sein frischer, freundlicher Gegengruß. — Nie ist sein Amtsansehen angetastet, nie sein Ruf auch nur mit dem leisesten Makel befleckt worden.

Er sann nie darauf, wie er sich Liebe in seiner Gemeinde erwürbe, und war überrascht und gerührt, wenn Zeichen ihrer Anhänglichkeit ihm entgegen traten. Als beim Anbruch des neunzehnten Jahrhunderts eine Schaar von Bürgern in der Neujahrsnacht gegen zwei Uhr unter sein Fenster trat und ihn mit dem Choral weckte: „Mein erst Geschäft sey Preis und Dank ꝛc.," da schrieb er darüber erfreut an seinen ältesten Sohn nach Jena: „Ich dachte nicht, daß ich so viele Liebe besäße." Und über seinen 75sten Geburtstag schrieb er an eine liebe Schwiegertochter: „Mein Geburtstag wurde dießmal auf eine solenne Weise gefeiert. Am Abend

wurde ich mit der ganzen Familie und allen meinen Gästen in eine hiesige Bürgergesellschaft eingeladen, wo — doch das müßten Sie gesehen und gehört haben. Ich kann nur so viel sagen, daß die Liebe dieser Leute mich in's Innerste rührte und ich wie vernichtet dastand."

Und das Reich seines Wirkens und die Ernte herzlicher Liebe ging ja noch über den Stadtgraben hinaus:

Denn ihm wohnen umher Landgeistliche, die, als der Kirche
Unterhirten bestellt, folgen als Oberem ihm;
Dreifach hoch ihn zu halten bedacht, wie's äußerer Würde,
Wie es innerem Werth, wie es dem Alter gebührt.
Oftmals schicken dieselben die rollenden Kutschen des Landes
In das Städtchen herein, jeder am eigenen Tag,
Ihn zu tragen hinaus zu den altherkömmlichen Schmäusen,
Die auf der Pfarre veranlasset sein feierlicher
Kirchen- und Schulenbesuch. Dann folgt auf Stunden des strengen
Ernstes am Abendtisch eine der heiteren Lust,
Die wohl darf von der Stirne des Sinnens Falten verwischen,
Aber nimmer aus ihr rauben Besinnung und Sinn.

Und so oft er von solchen Visitationen heimkehrte, wußte er immer von einer neuen Freude zu erzählen: wie er an seinem Pfarrer eine neue Geistesader entdeckt, wie er am erbaulichen Gesange der Gemeinde sich gelabt, wie er einen kernhaften Bauern oder eine fromme Bäuerin herausgefunden, wie er an ein paar lieben Kindern sich erquickt, wie schön sie die Kirche geschmückt, oder gar ihn selbst, wie's ihm manchmal geschah, mit Blumen bekränzt hatten.

(Schluß folgt.)

Friesische Köpfe.

(Schluß.)

Jakob Arner, dem, wie den meisten oberflächlichen Naturen, der Takt abging, sein Vertrauen glücklich anzubringen, war, nach vergeblicher Hoffnung auf die Hülfe der Fremden, mißmuthiger denn je. Er hatte schon in der Stille eine Menge Werthsachen, unter anderem Louisens Schmuck zusammen getragen, um die Gräfin vor der Hand zu beschwichtigen, und war eben beschäftigt, diese Gegenstände einzuwickeln, als Leyda Eintritt begehrte. Er schloß auf und empfing zwei Visitenkarten: „Aurelia Comtesse Hotzenplotz p. p. c." „Maurice Vicomte de Rosange p. p. c." — „Abgereist — und zusammen?" rief Jakob. — „Nicht zusammen, Herr, der Vicomte gestern Abend und die Andere heute Morgen hinterdrein!" — „Großer Gott!" rief Arner und klapperte wie im Fieber mit den Zähnen, „dann sind sie nach Berlin um — um — O sie weiß, was mich vernichten muß! Sie hat Briefe, die — —" — „Nein," unterbrach ihn Leyda, „weder Eure Gönner, noch Euer Bankier, noch irgend eine gefährliche Person wird die Briefe sehen, sie sind jetzt mein Eigenthum!"

Arners Gesicht färbte sich bläulich. — „Und Sie —?" stammelte er. — „Ich," erwiederte Leyda, „ich knüpfe an Euer Geheimniß nur die Mahnung: seyd vor Gott ein rechtschaffener Mann, und Ihr werdet es auch für die Menschen bleiben. Sobald Louise wieder unter Eurem Hochmuth, Euren Launen, Eurer Untreue leidet, trennt sie sich und ihr Vermögen von Eurer Existenz, und nichts soll mich dann zum Erbarmen mit Euch bewegen. Ist es Euch aber Ernst, besser zu werden, so leiht Euch Louise morgen Abend fünftausend Thaler, um die drückendsten Mahner zum Schweigen zu bringen und mit ruhigerem Herzen Eure Besitzung zu retten. Eure Frau wird ihre kleinen Privatausgaben vom eigenen Einkommen bestreiten und frei von jedem Zwange dastehen. Noch rathe ich Euch, mehr Louisens, als Eurem Urtheil zu trauen; sie hat die Betrügerin erkannt, der es beinahe gelang, Euch in's Verderben zu stürzen. Eure Gräfin ist nichts als eine frühere Schauspielerin und ihre Mutter war einst Eure Wärterin, die Eurer eigenen Mutter bei der Flucht raubte, was selbst der gewissenlose Gatte nicht zu entwenden wagte. Dieses Weib hat die unglückliche Frau bis in die letzte Stunde mit den Drohungen gemartert, die eine ihrer würdige Tochter wieder bei Euch angewendet! Diese Nachrichten habe ich den beiden Industrierittern, dem Vicomte und dem Incroyable, abgekauft."

Arner griff athemlos in die Luft hinaus. Die

Thür ward indeß leise aufgeschoben und Louise schlüpfte in Thränen herein, ihrem Manne die Hand zu reichen. „Es wird Alles besser werden, Jakob!" sagte Louise freundlich." — „Ich hoffe es, Louise, ich hoffe es; du weißt nun Alles und — und willst doch bei mir bleiben?" Nur mit Mühe brachte Arner diese Worte heraus.

„Ich kann dich nicht verlassen," rief Louise, „wo Gott uns so viele Beweise seiner Gnade durch Leydas Hand gibt! O Leyda, wie können wir dir danken!" — „Louise," rief Leyda selbst weinend, „ich bin so belohnt, eine Schwester gefunden zu haben, daß mir die Hälfte meiner irdischen Güter, die von heut an dein ist, noch zu wenig scheint, dieses Glück zu erkaufen." — „Nein, Leyda, so große Opfer nehmen wir, Jakob und ich, nicht an. Bedenke, daß du dir selbst jetzt einen Hausstand gründest." — „Nein," sagte Leyda traurig, „die Hoffnung darfst du nicht hegen. Gott hat mir ein Zeichen gegeben: „Leyda, geh in deine Heimath, bleib, wohin ich dich gerufen!" und nur Blinde und Thoren übersehen die Winke des Schicksals, aber ich glaube an die himmlischen Zeichen und folge ihnen mit Ergebung."

Keine Gegengründe halfen. Die Friesen haben noch immer einen gewissen höheren Aberglauben bewahrt, trotz ihrer durch und durch reformirten Herzen. Mag er als der heidnische Nachklang der Zeiten gelten, wo unter den friesischen Streitäxten Bonifacius Winfried seine gottesstarke Seele aushauchte, oder werfen so feste, unbeugsame Gestalten naturgemäß dunklere Schatten; aber die spukhaften Ausgeburten der Meeresfluth und der weiten Marschen ziehen noch Nacht für Nacht an die Kissen der Schlummerer, und sie sehen Vorgeschichten, hören Warnungen, erfahren wunderbare Einwirkungen auf ihr schwer erregtes Gemüth. Und Leyda war eine ächte Friesin. Sie, die mit sich nicht feilschen ließ, feilschte auch nicht mit dem Schicksal; sie gab dem Heimweh nach, das in der Hohlheit der schwankenden und übertünchten Verhältnisse der damaligen Zeit mit Macht über sie kam. Ihre eigene Erfahrung war ihr wie ein Tropfen Oel auf dem Wasser, der in seiner Fremdheit nicht untergeht und nicht still steht.

Wie mochte es auf der Kortefent-Plaatze aussehen? Das Rübsaat hatte schöner denn je geblüht, aber Abel lächelte nicht, er war so ganz allein, daß er noch die wenigen Worte vergaß, die ihm früher geläufig gewesen. Seine Kräfte schwanden, der tägliche Rundgang ward ihm schwer, aber er schwieg darüber, und die Leute fanden es natürlich, daß er alt wurde.

Da, es war gegen Ende August, kam Leyda zurück. „Hast du ihn nicht genommen, Kind?" fragte er, als ihm Leyda die Hand reichte. — „Ich bleibe immer bei Euch, Vater, ich heirathe nicht!" — Der Alte schüttelte ein paar mal den Kopf, und dann war nicht mehr die Rede davon.

Abel nahm den vollwangigen Sohn seines Halbbruders in's Haus, den er Enno nannte, obgleich er nicht so hieß. Die Jüffer war, da sie doch nicht heirathete, ein werthloser Gegenstand für die Plaatze. Da die unverheiratheten Familienglieder fast immer im Vaterhause bleiben, so findet man es natürlich, daß sie bis an ihr Ende keinen Gedanken haben, als den, dieses Hauses Glanz, selbst auf eigene Unkosten, zu heben. „Sie wird Ennos Kinder erziehen," sagte der Alte, „sie versteht was!" Die Vorliebe für den Neffen ward bei Abel so groß, daß er manchmal fürchtete, Leyda könnte dennoch ihre alten Heirathsgedanken wieder aufnehmen und die schöne Plaatze in ungeschickte Hände kommen. Die Tochter, die still neben seinem Krankenlager saß, als endlich der Tod anklopfte, kam daher seinen Wünschen entgegen, als sie sagte: „Vater, ich habe Euch schon kund gethan, daß ich mich nicht verheirathen will und nichts verlange, als das Vermögen meiner seligen Mutter. Wenn Ihr es aber gern hört, so verspreche ich auch noch, den, welchen wir meinen, nie wieder zu sehen."

Abel drückte mit seiner zitternden Hand die seiner Tochter; es war dieß nicht geschehen, seit vor zehn Jahren Rittmeister von Rohrdack in's Haus gekommen. „Die Kette der Seligen und das Silbergut bleibt auch auf der Plaatze," sagte Leyda. — „Recht, recht," murmelte Abel, „die Kette und das Halsschloß!" — Der sterbende Bauer schied, wie ein Liebender von der Geliebten scheidet, von seiner Scholle; ihre Schönheit, ihr Werth galten ihm mehr, als seine abgelaufenen Stunden.

Wer je die Stadt Norden besucht hat, wird ein freundliches steinernes Häuschen in der Nähe des Dammes bemerkt haben, das von einer Backsteinmauer umgeben ist, die zugleich einen Blumengarten mit einschließt. Als die, welche jetzt junge Frauen sind, noch Kinder waren, gingen sie sehr gern in diese kleine, vermauerte Welt, denn drinnen waltete ein freundliches Wesen, das nie mit Obst und Kuchen kargte, und Kuchen wie den der Jüffer gibt es auf Erden nicht mehr. Jeder kannte die Jüffer, obgleich sie genau seit siebzehn Jahren hinter der Mauer lebte; nicht krank oder hinfällig, nein, sie stand früh auf und arbeitete unverdrossen, und jeder Gast war willkommen und die Armen schienen ein unumstößliches Recht auf sie zu haben. Als die Jüffer in die Stadt zog, ging sie umher wie andere Leute, und ihre Fenster blickten auf

die Wiese. Da auf einmal bestellte sie Maurer und die Mauer ward mit großer Hast gefördert, obgleich man nichts von Diebstählen und Einbrüchen gehört hatte. Einige meinten, die Jüffer habe eine Erbschaft gethan, andere, sie wolle einen andern Glauben annehmen. Eines Sonnabends war die Mauer fertig, die Jüffer trat heraus und ging in ein anderes Häuschen, das jenseits des Fahrweges, etwa fünfzig Schritt entfernt stand. Dieses Haus hatte die Jüffer auch gekauft und richtete es nun sehr schön ein; zuletzt hing sie selbst noch die Bilder Edzard des Großen und des alten Fritz auf, dann hieß sie Alle hinausgehen und machte ein Bett auf. Es war vom feinsten Drell, das schöne Linnen mit breiten Einsätzen, die hochroth unterlegt waren; auch war Alles in der Zahl, wie's sich anständigerweise gehört, drei große Unterbetten voll Federn, zwei starke Pfühle und vier riesige Kopfkissen, eine Decke und ein gewaltiges Daunenbett, die Decke von schwerer, grasgrüner Seide, das Bett von großgeblümtem rothem Kattun. Die Jüffer kletterte auf einen Stuhl, um die Leintücher zu glätten, die sie selbst rings mit Zwirnkante besetzt hatte, und dann schob sie ein werthvoll beschlagenes Gebetbuch auf den inneren Bord der Wandbettstelle, die mit Gardinen vom schönsten Blau verschlossen ward. Am Sonntag Morgen nach der Kirche trug die Jüffer einen japanischen Blumenbecher mit Tulpen aus ihrem Garten und eine Menge Backwerk hinüber und schloß das Haus zu.

Sonntag Abend kamen zwei Männer vor das Haus gefahren, zwei ganze Männer eigentlich nicht, denn der jüngere hatte nur ein Bein und der ältere, der gleich tüchtig fluchte, hatte nur noch den Stumpf eines Armes und gräuliche Schmarren kreuz und quer. Beide machten es sich bequem im wohnlichen Häuschen. Der Alte ging dann viel in die Wirthshäuser und erzählte von Anno dreizehn die merkwürdigsten Begebenheiten; als man ihn aber respektvoll „Herr Oberst" nannte, erklärte er, nur der Bediente dessen draußen am Damm zu seyn, und die Leute wunderten sich, wie bärbeißig erst der Herr eines solchen eisenfresserischen Dieners seyn müsse. In der That aber hatte der Einarm große Ehrfurcht vor seinem Gebieter, sonst aber auch vor niemand; jedoch die kleine Dövke, der Jüffer Stubenmagd und Ziehkind, fürchtete er beinahe.

Jeden Morgen um acht trat Dövke aus der Mauerpforte und trug einen großen Korb, der mit einer weißen Serviette zugedeckt war. Wehe dem Alten, wenn nicht bereits sein struppiger Graukopf in Sicht war, denn Dövke ging keinen Schritt weiter als über das erste Wagengeleise. — „Wenn Er in der Schlacht so lange hat warten lassen, Ohm Bastian, als mich, so wird der Feind gewiß erst die ganze Bagage genommen haben, ehe auch nur ein Haar Seines garstigen Schnauzbarts zu sehen war. Ich werde Ihn durchaus nicht mehr „Ohm" nennen, wenn Er sich so aufführt, denn was geht Er mich an!" — „Still, Naseweis!" polterte Bastian. „Stattet man so einen Rapport ab? Werde der Jüffer schon melden, was Sie außer der Mauer treibt. Sie thut, als ob ich nichts vom Tobias wüßte! Ei, du stehst noch lang nicht früh genug auf, mich zu betrügen!" — „Seyd nun gleich still, Ohm! Ich werde nichts thun, was die gute Jüffer nicht wissen darf. Sie wird dem Tobias zu einem Schiffe helfen und nach der nächsten Seereise wollen wir einander heirathen." — „Ei, ei! Aber mach nun ein Ende! Was läßt die Jüffer sagen?"

„Sie hat, Gott sey Dank, gut geschlafen und läßt ein Gleiches für den Herrn Rittmeister —" — „Oberst, Oberst!" unterbrach Bastian. — „Rittmeister hat sie gesagt — wünschen. Er, Bastian, soll sorgen, daß der Kalbsbraten im Korbe nicht so lange brät, und ihn ordentlich begießen, und die Mehlspeise wird um zwölf geschickt, und die Wäsche für den Herrn Rittmeister —" — „Obersten, Obersten! Teufelsmädchen." — „Rittmeister hat sie gesagt — ist um vier Uhr fertig, und zwei von den Tüchern sind zu schlecht geworden und dafür wird die Jüffer neue geben." — „Sehr wohl!" — „Schüttle Er den Korb nicht so! Die Flaschen fallen um und zerdrücken das Backwerk; muß ich das jeden Morgen wiederholen?"

Aehnliche Unterhaltungen führten Bastian und Dövke siebzehn Jahre, denn Tobias bekam zwar das Schiff, aber auf demselben auch das gelbe Fieber, und Dövke ward ihrem alten Verehrer nicht geraubt, da der junge weit weg im stillen Ocean versenkt lag.

Nach siebzehn Jahren trat denn auch die Jüffer wieder aus der Pforte. Sie war schwarz gekleidet und festlich wie zu dem Hausgottesdienst, der jede Woche bei ihr gehalten wurde. Sie ging gerade auf das andere Haus zu und hinein. Drinnen in der Stube stand ein geschlossener Sarg und auf dem Sarge lag ein Reiterhelm und ein paar Handschuhe, ein Säbel und ein paar Ordenskreuze. Die Jüffer kniete am Sarge nieder und drückte die Stirn auf die Stelle, wo sein Haupt lag. Der alte Bastian schluchzte, aber die Jüffer sah beinahe heiter aus. „Weint nicht, alter Mann," sprach sie milde. „Ich will Euch in Ehren halten, wie er es that, und weint auch nicht um mich; diese dritte Trennung ist die leichteste, denn jetzt gehört er ja allein Gott und mir, und der armen Louise, die ihn schon lange droben erwartet."

Jeden Tag zu derselben Stunde ging nun die Jüffer in das leere Haus und Düvke sagte dann: „Sie geht zum Rittmeister!“ Und Bastian sprach dazu: „Oberst, Oberst, Teufelsmädchen!“

Die Jahre gingen wieder dahin; all die schönen Blumen, die einst das Zimmer seines Herrn geschmückt, trug Bastian jetzt ebenso regelmäßig zu dessen Gruft, und dann kam er wieder und meldete: „Alles in Ordnung!“ und die neue alte Herrin nickte mit dem Kopf und sagte: „Das ist mir lieb, Bastian!“

Bastian wäre beinahe, hinfällig wie er allmählig ward, zu Boden gesunken, als es eines Tags hieß: „Schneidet keine Blumen mehr, ich werde ihm auch keine schicken, denn wir brauchen in diesen Tagen viele.“ — Wozu? das wußte niemand, aber die Jüffer machte ihr Testament. Sie wollte die beiden Bilder, die ihr so lieb waren, mit in den Sarg nehmen; die erste Braut, die an den Altar zum heiligen Ehebunde träte, sollte den Diamantring mit dem Herzen haben, Bastian das leere Haus, Düvke das ihrige, die Armen ein Kapital; ihre Leute, die dürftigen Nachbarn, alles ward bedacht. Nach dem Advokaten kam der Domine, der Jüffer Seelsorger. Es brannten bereits mehrere Kerzen im Zimmer.

„Herr,“ empfing sie den Geistlichen, „es mag Euch wundern, daß ich mich zum Tode vorbereite, da ich es gesund und mit herzlicher Freude thue, aber mein Verlobter, mit dem ich vor beinahe zweiunddreißig Jahren in der Stadtkirche zu L. . . getraut werden sollte, und den ich seitdem nicht wieder gesehen, ist mir in der letzten Mitternacht erschienen, hat mich wieder in die Stadtkirche geführt, und diesesmal durfte ich Ja sagen. So gebt denn meiner Seele die Wegzehrung mit hinüber.“

Die Jüffer nahm mit ihren Leuten das Abendmahl, reichte jedem die Hand und ging in ihre Kammer. Die Leute gingen nicht zu Bett, sondern beteten unter Thränen Sterbegebete, denn ihre Herrin hatte nie etwas behauptet, das nicht erfüllt worden wäre. Und als die Morgensonne recht hell in das Gärtchen schien, beschloß der trauernde Kreis die Fensterladen der Herrin, welche außen angebracht waren, zu öffnen. Das Licht drang hinein und in dem alten, großen Lehnstuhl drinnen saß eine Leiche mit dem Lächeln der Verklärung in den milden Zügen.

Sage niemand, es habe nie eine Leyda Kortesent in Norden gelebt; es gab eine, aber Ihr mögt sie unter einem andern Namen gekannt haben, und wenn sie auch nicht wirklich gelebt hätte, was doch viele bezeugen, so schlägt ihr Herz dennoch in mancher friesischen Brust, und wer kennt sie nicht, die harten friesischen Köpfe?

Ueber weibliche Bestimmung.

(Schluß.)

Unsere Frage nach dem eigentlichen Ursprung, nach den letzten Quellen des modernen Gouvernantenthums und der übrigen parallelen Wege, auf denen die weibliche Bildung gegenwärtig nach Bethätigung strebt, hat eine sehr praktische Wendung genommen. Die vielfach verschlungenen Wege, in denen sich das weibliche Gefühl und die weibliche Phantasie bewegen, sie führen alle nach demselben Mittelpunkt, auf allen kommt man nach Rom. Die Frauen haben, wie die Könige, unter allen Umständen ihre ultima ratio; je mehr sie scheinbar aus dem Hause hinaus streben, um so sehnsüchtiger suchen sie eigentlich hinein zu kommen; nur daß sie gegenwärtig, da die gewöhnliche Thüre vielen verschlossen ist, durch Fenster und Schornstein den Weg probiren. Aber — I can't get out, I can't get in. Die Frage ist jetzt: haben sie den rechten Weg gewählt? können sie hoffen, auf ihm das gewünschte Ziel zu erreichen? Hierauf geben wir, ohne uns lange zu besinnen, ein entschiedenes Nein. Wen die Noth nicht dazu treibt, der werde weder Gouvernante, noch Diaconisse, noch Klavierlehrerin und lasse sich nicht den Satan blenden, weder durch Hohes noch durch Tiefes, nicht durch weltliche und nicht durch geistliche Vorspiegelungen, nicht durch das Hochgefühl weiblicher Bildung und Selbstständigkeit, und nicht durch vornehme Gelüste und Erwartungen abenteuerlichen Glücks.

Wenn wir es nicht vorher wüßten, das Büchlein von Miß W. könnte uns lehren, welchen Unannehmlichkeiten und Beschwerden ein junges Frauenzimmer ausgesetzt ist, das sich in der weiten Welt einen Beruf sucht. Wer hätte aber je daran gezweifelt? Der Spiegel weiblicher Reinheit und Unbeflecktheit kann von jedem Hauch erblinden, jede Berührung kann den frischen Duft jungfräulicher Unbefangenheit verwischen, in welchem der höchste Reiz des weiblichen Wesens besteht. Wenn diese weibliche Mimose aber selbst im heimischen Gärtchen nicht sicher ist, wie kann man es dann wagen, sie dahin zu verpflanzen, wo sie von jedem Winde getroffen, von jeder unreinen Hand berührt werden muß? Wir Männer haben den zweideutigen Vorzug, daß man uns eine härtere Flügeldecke zuschreibt, daß uns nicht sobald etwas schade; von weiblicher Tugend aber hat man ja gerade gegenwärtig so unnatürlich geschraubte und übertriebene Vorstellungen, daß man oft selbst das Unverfänglichste für eine Verletzung des Anstandes hält, und dennoch ist man in dieser Zeit der Prüderie von der andern Seite auch wieder so unbesorgt und gleichgültig, daß man diese Widersprüche kaum zusammenzureimen weiß.

Die Rohheiten, welche Miß W. auf dem Auswandererschiff und vorher in der Gesellschaft ihrer schwäbischen Lands- und Landleute zu erfahren hatte, nehmen wir hier weniger in Rechnung. Natürlich wünschten wir jedes anständige Frauenzimmer vor dem Anblick solcher Abscheulichkeiten bewahrt, aber um sie zu verwinden, ist nicht sowohl moralische als physische Kraft erforderlich. Die Gefahren, welche einem Mädchen von Gefühl und Phantasie drohen, sind nicht in diesen Umgebungen zu suchen, sondern in der Könige Häusern und bei denen, welche weiche Kleider tragen. Es versteht sich aber von selbst, daß wir hier nicht das Amt eines Sittenpredigers übernehmen und Töchter oder Mütter vor den Schlingen warnen wollen, die da verborgen liegen, wo sie nichts als Blumen sehen. Hierüber also ist kein Wort weiter zu sagen; jedes wohlerzogene Mädchen weiß, wie es sich hiemit verhält, oder könnte und sollte es wenigstens wissen.

Was aber viele nicht wissen und auf was sich wohl der Mühe verlohnt, aufmerksam zu machen, das sind die verschiedenen Arten von Demüthigung und Geringschätzung, denen sich jedes Mädchen aussetzt, welches seine Dienste Fremden, wenn auch unter dem fashionabelsten Titel, anbietet. Unsere schwäbische Pfarrerstochter sollte bei der ersten amerikanischen Lady, bei der sie das fremde Brod essen wollte, mit einer irischen Magd im selben Bett schlafen und auch so ziemlich die gleichen Geschäfte besorgen. Das war allerdings eine amerikanische Lady, d. h. eine Art Bahnhofverwalterin oder Oberschaffnerin, weder nach deutschen noch nach englischen Begriffen zum respectable people gehörend; aber der schwindsüchtige Arzt, der ihr zumuthete, das Bett, in das er sich legte, vorher mit ihrem Leibe zu wärmen, war ein Deutscher und respectabel. Wie es bei den reichen und vornehmen Leuten in Amerika ist, hat sie auch erfahren; und glaube nur niemand, daß es bloß in dem demokratischen Amerika so sey, daß es in der alten Welt gebildeter und besser wäre. Nehmen wir an, Miß W. wäre in das vornehmste Haus in Deutschland gekommen, so hätte sie allerdings nicht in der Küche essen müssen, sondern wäre mit an der Tafel gesessen; Leute vom höchsten Stande wissen, welche Rücksichten sie auf Personen zu nehmen haben, denen sie die Erziehung ihrer Kinder anvertrauen. Möglicherweise könnte auch alles gut gehen und die glückliche Erzieherin den erfreuten Eltern nach Haus schreiben, wie Herr und Frau sie gerne haben, wie sie überall so geachtet sey und die schönsten Präsente bekomme, ein neues Kleid zu Weihnachten und eines noch ganz wie neu auf Pfingsten. In neun Fällen unter zehn aber, man glaube dieß einem, der sich diese Dinge in der Nähe angesehen hat, wäre dieß alles nur Schein, und die stolze Jugendbildnerin würde sich nicht wenig wundern, wenn sie hören könnte, wie man im vertraulichen Kreise über sie denkt und spricht, wie sie doch immer nur als ein inferior being angesehen wird. Leute, die das Menschliche in jedem Menschen zu schätzen wissen, Leute von dieser Bildung sind unter allen Ständen selten. Wenn es also auch gut geht, so wird ein Frauenzimmer mit einem feineren moralischen Sensorium doch gewiß meistens einen geheimen Druck empfinden, ein geistiges und gemüthliches Unbefriedigtseyn, und um sich dessen zu erwehren, fehlen ihr gerade bei der feinsten geistigen Constitution die meisten Springfedern, mit welchen der männliche Geist Widerstand leistet. Am Ende erscheint sie sich selbst und andern abgenützt und wird bei Seite gethan, wie eine ausgepreßte Citrone. Pressen und Drücken aller Art thut aber einer zarten Gouvernante weher als einem robusten Hofmeister.

Noch anstrengender fand Miß W. den Beruf als Lehrerin. Hier ist allerdings ein großer Unterschied zwischen den amerikanischen und europäischen Verhältnissen. In der neuen Welt hat die weibliche Bildung bereits eine ungleich höhere Stufe erreicht als bei uns, wo man sich doch auch nicht säumt nachzukommen. Dort graduiren die Frauenzimmer, d. h. sie machen einen regelmäßigen Cursus durch und erlangen, wenn sie wohl absolvirt haben, eine Art von weiblicher Doctor-

würde. Und das sey, wie wir von Miß W. erfahren und auch sonst schon gehört haben, nicht lauter Larifari und Humbug, sondern diese Damen halten in der That die ausgezeichnetsten Vorträge über Gegenstände, die bei uns kaum ein Professor verstehe, und lesen, was unsere Berichterstatterin selbst gesehen hat, im Tacitus, der so schwer ist, daß ihn im Lande der Philologie, in Deutschland, kaum mehr ein Kanzler in der Ursprache lesen kann. An einer solchen weiblichen Hochschule hat nun Miß W. zwar nicht gearbeitet, aber man begreift, wie es sie mitnehmen mußte, bis sie sich nur für ein Institut niedrigeren Rangs qualificirte, obgleich sie mehrere neuere Sprachen verstand und auch in andern Fächern eher mehr als weniger gewußt zu haben scheint, als die meisten jungen Damen, die sich, wie man sagt, zu Lehrerinnen gebildet haben.

Von dieser Seite hat es in Deutschland keine Gefahr; bei aller unserer Gründlichkeit werden hier zu Lande Mädchen in allen möglichen Wissenschaften unterrichtet von Personen, die davon nicht viel mehr als den Namen kennen, was im Grund noch das Beste ist, da es nach unserer Ueberzeugung beim Lehren nicht auf das Wissen, sondern auf das Können ankommt, nicht auf Quantität, sondern auf Qualität, non multa, sed multum. Freilich fehlt das eine noch häufiger als das andere, und dann ist der zweite Betrug ärger als der erste. Doch das lassen wir dahingestellt und denken uns eine Lehrerin, welche ihre Stelle zur allgemeinen Zufriedenheit ausfüllt; hat sie nicht einen schönen, ehrenvollen Beruf? was könnte man daran aussetzen? Wir haben keine Freude daran, überall nur Tadelnswerthes zu finden, und gestehen daher gerne, daß uns der Beruf einer Lehrerin an sich vollkommen den weiblichen Fähigkeiten und der weiblichen Bestimmung zu entsprechen scheint. Das Wirken an solchen Lehranstalten und das collegialische Zusammenleben mit den Lehrerinnen ist auch die freundlichste Partie in Miß W's amerikanischer Laufbahn. Doch waren auch ihr die unangenehmen Erfahrungen nicht erspart, und ebenso ist das, was wir selbst gesehen haben, von dem idealen Bilde, das wir uns eben von dem schönen und ehrenvollen Beruf einer Lehrerin gemacht haben, in vielen Punkten nur zu weit entfernt. Statt des harmonischen Zusammenlebens finden wir, wo zwei oder drei versammelt sind, in der Regel nur Intrigue, Neid und Mißgunst. Die zärtlichen Tauben sind die streitsüchtigsten unter allen Vögeln. Besehen wir uns das weibliche Lehrerpersonal an einer solchen Anstalt etwas näher, so finden wir eine oder ein paar Favoritinnen, die sich spreizen wie die Pfauen in vornehmer Repräsentation, die mit der officiellen Frömmigkeit eine um so unnatürlichere und widrigere Melange bildet, während den übrigen die Rolle der Einfachheit und Demuth desto aufrichtiger und in um so höherem Grade zufällt. Jene haben das erreicht, was man sich etwa als den Gipfel weiblicher Bildung und selbstständiger Stellung denkt; wir müssen aber gestehen, daß diese Tournüre wenigstens von unserem Ideal weiblicher Bildung und Liebenswürdigkeit weit absteht. Desto beklagenswerther ist das Bild weiblicher Verlassenheit, das uns die andern darstellen; ihre verborgenen Seufzer glauben wir uns nur so dolmetschen zu können: Lasset uns hinaus, daß wir unsere Harfen an den Weiden unseres Heimathbaches aufhängen!

Halte uns niemand für so hämisch und theilnahmlos, als wollten wir uns über diese Frauenzimmer lustig machen, deren Schicksal uns so wenig beneidenswerth erscheint, da sie nach unserer Ueberzeugung das, was sie suchen, so selten oder gar nie finden. Wir wünschen ihnen aufs aufrichtigste, was sie sich selber wünschen mögen, daß sie — sämmtlich bald unter die Haube kommen möchten. Aber das ist ja eben unser Schmerz, daß nach dem ganzen Stand der weiblichen Bildung, wie wir denselben glauben ansehen zu müssen, dieser Wunsch immer weniger in Erfüllung gehen kann. Ein großer Theil der weiblichen Studien, wie sie gegenwärtig zu praktischen Zwecken betrieben werden, ist nach unserer Ansicht, die für keine vernünftige Leserin etwas Beleidigendes haben wird, das Ergebniß der mehr und mehr überhand nehmenden Ehelosigkeit. Diese selbst aber — darüber wird man nicht im Zweifel seyn können — ist im Wesentlichen eine Folge der immer mehr gesteigerten Ansprüche an das Leben, der in immer tiefere Schichten und weitere Kreise eindringenden Vornehmheit und sogenannten Bildung, welche Viele nicht zu einem eigenen Herde kommen läßt, oder, wenn sie sich entschlossen haben, ihre Laren und Penaten aufzustellen, sie aus dem häuslichen Heiligthum bald wieder in leere Repräsentation und Ostentation hinaustreibt. Verhält es sich damit wirklich so, wie wir angegeben haben, so heißt es doch den Teufel mit Beelzebub austreiben wollen, wenn man dem zu begegnen sucht durch Nährung einer Bildungsweise, welche jene Ansprüche immer mehr steigert, das vornehm thuende Wesen fördert und das wahrhaft conservative Element der Gesellschaft, die häusliche Einfachheit und Genügsamkeit, absorbirt. Wenn wir den Gouvernanten und Lehrerinnen wegen irgend etwas gram sind, so wäre es darum, weil sie hauptsächlich zur Beschleunigung dieses Auflösungsprocesses beitragen, weil sie diese Afterbildung als ihre Koryphäen repräsentiren, weil sie ihr in der ganzen Welt nachjagen und dann diese Pest

von allen Himmelsgegenden her wieder bei uns einschleppen. Das ist der verderbliche Zirkel, von dem wir gesprochen haben, in welchem die Folge wieder zur Ursache wird, der Wirbel, der hinein reißt und wieder auswirft, ohne zur Ruhe kommen zu lassen. Suchet, so werdet ihr finden, sagt die Schrift, aber sie hat die Frauen dabei nicht im Auge, welche in der Welt ihr Glück suchen; von diesen gilt vielmehr, daß sie sich sollen suchen lassen, daß sie um so weniger finden, je mehr sie suchen, denn den Seinen gibt's der Herr schlafend.

Zu diesen allgemeinen Betrachtungen hat uns — wir glauben die Versicherung zum Schluß noch einmal wiederholen zu sollen — das besprochene Büchlein veranlaßt, nicht als wären uns die Verkehrtheiten der weiblichen Bildung und socialen Stellung, die wir im Allgemeinen entdecken, bei der Verfasserin besonders ausgeprägt entgegen getreten. Im Gegentheil, ihre nicht gering zu schätzenden Kenntnisse hat sich Miß W., wie es scheint, in einfachster, so zu sagen organischer Weise im väterlichen Hause angeeignet, ihre Weltanschauung ist eine natürliche und verständige, von unberechtigten Prätensionen und Erwartungen finden wir bei ihr selten eine Spur. Um so mehr aber: wenn das geschieht am grünen Holz, was soll am dürren werden?

Spaziergänge durch Paris.

(s. Nr. 44. 1859.)

Diese Spaziergänge wurden voriges Jahr begonnen und hörten sofort wieder auf, durch mancherlei Hindernisse gehemmt. Das Leben führt einen zuweilen auf eine so wunderliche Weise spazieren, daß man gerade da ankommt, wohin man nicht wollte. Der große Napoleon glaubte sich, als er seine militärische Promenade nach Moskau machte, auf dem Wege nach Ostindien, und langte zuletzt in St. Helena an. Mein Portier — wenn es nach solcher Katastrophe erlaubt ist, der Irrfahrten des obscursten unter den ehemaligen Gefährten des Helden zu gedenken — mein Concierge, wollte ich sagen, ging neulich auf die Hochzeit, unterwegs bekam er Händel und wurde „au violon“ geführt.

Hoffentlich ist die Fortsetzung der Spaziergänge nicht erwartet worden und der Anfang ist wohl längst vergessen. Jedenfalls soll in diesem Jahr das Versäumte nachgeholt werden. Und somit machen wir uns im Frühjahr 1860 auf den Weg und eilen nach den Barrièren, um sie noch einmal vor ihrem Verschwinden in Augenschein zu nehmen. Sie haben im Leben der Pariser eine so bedeutende Rolle gespielt, daß diese schaarenweise hinaus ziehen, um ihnen die Abschiedsvisite zu machen.

Unsere Reiseroute geht über die innern Boulevards, den Concordeplatz und durch die Champs-Elysées nach der Barrière de l'Etoile. Diese war eigentlich die Hof- und Galabarrière, und man hat wohl gethan, die alten verwitterten, verrosteten Eisengitter sofort wegzuräumen.

So oft ich in neuester Zeit die älteren innern Boulevards anschaue, wundere ich mich, daß ich sie je bewundert habe. Es kommt mir jetzt das Alles so eng und klein und verschlissen vor. Den berühmten Boulevard des Italiens nehme ich nicht aus sammt der Maison dorée, deren Ruf noch früher erlosch, als das Gold an den Balkons und Fenstergesimsen. Neben den Neubauten des Boulevard Sebastopol, und zumal neben den Palästen in Chaillot, nimmt sich das alles aus wie die abgetragene Garderobe einer alten Kokette.

Es sind kaum siebzehn Jahre her, da meinten die Pariser, dergleichen sey in der Welt nicht mehr und man könne überhaupt nichts darüber hinaus erdenken. Das Palais Royal galt nun vollends für das achte Wunder der Welt, und wir guten Deutschen glaubten's ihnen auf's Wort.

Mit dem Concordeplatz fing das moderne Paris an. Früher war der Platz eine Esplanade, wie vor den Festungen. Von jeher hatte das Tuilerienschloß Gräben, nur lagen sie etwas zu weit ab; heutzutage macht man weniger Umstände. Bis in die dreißiger Jahre war die Esplanade eine Wildniß geblieben, die sich plötzlich wie durch einen Zauberschlag in eine Operndekoration umwandelte.

Diese ist oft genug beschrieben worden. Ich beschränke mich daher, daran zu erinnern, daß hier eine Reiterstatue Ludwigs XV. stand, von Bouchardon, und daß am Tage nach der Enthüllung auf einer Marmortafel des Piedestal mit Bleistift folgende Verse geschrieben standen:

O la belle statue! O le beau piedestal!
Les vertus sont debout Et le vice est à cheval.

Diese Tugenden waren vier steinerne Damen an den Ecken des Sockels: die Stärke, der Frieden, die Klugheit und die Gerechtigkeit. Den Spaß vollkommen zu machen, hätte man die Keuschheit irgendwo anbringen sollen.

Groß war die Schuld, schrecklich die Sühnung. Darum ist es gut, jener nicht zu vergessen, wenn man hier vorübergeht. Wo man in der Stadt der Mode und des Tanzes den Boden aufscharrt, kommt Blut zum Vorschein. Der Wind treibt die flatternden Wasserstrahlen des Springbrunnens seitwärts und das Trottoir ist voll geregnet. Aber wenn's noch hundert Jahre Tag und Nacht darauf fort regnete, das Wasser würde das Blut nicht abwaschen, das hier geflossen.

Schlagen wir uns dieß aus dem Sinne. Des Nachts gehe ich nicht gerne hier vorüber; die Tritonen und Nymphen an den Fontainen sehen da aus wie Gespenster, und das Wasser, das sie ausspeien, röthet sich im Widerschein der Gasleuchten und sieht aus wie Blut, und in der Abendstille hört man die Bäume ächzen in den Champs-Elysées. Aber heute ist's heiter hier und sonnig. Kinder treiben ihre Reife vorüber und jauchzen an der Stelle, wo vielleicht ihre Großväter hingerichtet wurden. Ein Bänkelsänger steht neben dem Obelisken, wo einst die Guillotine stand, und singt das Lied auf Grassot mit dem barocken Refrain: gnoufgnouf. Ein ambulanter Astronom bietet für fünf Sous sein Teleskop an, um damit die Sonne zu betrachten, „die heute besonders interessant ist.“ Die Menschenmenge schlendert behaglich dahin, die Damen lassen sich auf Drathsesseln nieder und wärmen sich an der Sonne, die so freundlich hernieder lacht aus dem blauen Himmel. Alte Herren lesen gemächlich ihr Journal; sie lesen natürlich von Italien und vom Papste, und hie und da schüttelt einer ärgerlich das Haupt.

Vier Puppenspielkasten sind in Thätigkeit, vor jedem sitzt und steht ein zahlreiches Auditorium, und wissen Sie, was hier das geistreichste Volk der Welt zu hören und zu sehen bekommt? Ich blieb vor dem ersten Théâtre Guignol — so heißen hier die Puppenspielkasten — stehen, das mir in den Weg kam. Die drei Reihen Bänke vor demselben waren alle besetzt. Ein Seil, das in einem Abstande von zwanzig, dreißig Fuß rings um die Schaubühne gespannt war, hielt das nicht zahlende Publikum in gehöriger Entfernung, um das zahlende nicht zu incommodiren. Hanswurst oder jedenfalls ein Bursche von seiner Sippschaft — ich stand zu weit ab, um das Costüm zu erkennen — Hanswurst tritt auf und singt: „Au clair de la lune etc.“, die bekannte Weise von Lully. Sodann erzählt er seine Reise nach Paris und seine Abenteuer in der Hauptstadt. Das drolligste ist die Abreise von Hause: „In meinem fünfzehnten Jahre hatte ich die schönsten Zähne von der Welt, welche so tapfer darauf los arbeiteten, daß ich einst an einem Tage so und so viel Pfund Brod aß. (Gelächter.) Des andern Morgens, nach dem Frühstück, meinte mein Vater, bei einer solchen Virtuosität könnte ich mich zu Paris als Vielfraß sehen lassen, drückte mir ein Vierzig-Sous-Stück in die Hand, gab mir seinen väterlichen Segen und einen Tritt — irgend wohin. —“ Hanswurst wird in seinen Bekenntnissen durch einen Besuch unterbrochen. Ein wunderlich gekleidetes, zierliches, hüpfendes, windiges Männchen tritt auf und macht zwölf Complimente hinter einander, die Hanswurst gewissenhaft erwiedert, worauf beide einander anschauen und von vorne anfangen. Der Herr ist ein Tanzmeister und bietet seine Dienste an. „Warte, ich will eine Violine holen, und will dir aufspielen.“ Er holt einen Prügel, und nun geht der Tanz an, zum größten Jubel des jüngeren und älteren Auditoriums. Der Hauptspaß in den französischen wie in allen Puppenspielen sind Prügel: alles läuft darauf hinaus.

Polichinell habe ich nur in Einem der vier Kasten gesehen. „Dynastien gehen vorüber und Königreiche fallen; die Journale, die alles zerstören, werden gleichfalls verschwinden, nur Polichinell ist ewig,“ schrieb einst Charles Nodier, aber er täuschte sich. Polichinell prügelt seine Frau nicht mehr, und hängt den Commissär nicht mehr an den Galgen, und wird nicht mehr vom Teufel geholt, und deßwegen, dünkt uns, ist seine Zeit aus; ohne Teufel kann er nicht bestehen. Zum Schlusse noch eine artige Anekdote, die derselbe C. Nodier erzählt: „Der treffliche Minister, dessen Privatsecretär ich war, beschwerte sich einst über mein langes Ausbleiben; ich führte zu meiner Entschuldigung an, daß ich an dem Pulcinellkasten zu lange verweilt habe —“ „Ja so,“ erwiederte der Minister lächelnd, „aber wie kommt es, daß ich Sie nie davor getroffen habe?“

Die Parkanlagen zur linken Seite der Chaussée der Champs-Elysées sind fertig; der Industriepalast dehnt seine schweren Galerien nach allen Richtungen zwischen Gärten hin; jeder Restaurant, jedes Café

chantant, jede Fontaine hat einen Kranz von Gebüschen und Blumenbeeten und Zierpflanzen und Baumgruppen. Mit Nächstem wird die rechte Seite auf dieselbe Weise dekorirt seyn. Die Champs-Elysées sind keine Straße, kein Platz, kein Park, kein Boulevard, sie sind etwas von alle dem und bilden ein Ganzes, das sich sowohl durch Eleganz und guten Geschmack als durch Reichthum und Luxus auszeichnet. Ich glaube nicht, daß gegenwärtig irgend eine Stadt etwas ähnliches besitzt. Ludwig XIV. würde hoch aufschauen, wenn er sähe, was aus den Alleen geworden ist, die er hier 1670 anlegen ließ und die den Parisern, nebst dem sogenannten Cours-la-Reine (Corso), der einstigen Promenade der Königin Marie von Medicis, so wunderbar vorkamen, daß man sie, ganz im Geiste der damaligen Zeit, „Champs-Elysées“ nannte. Und wenn der prachtliebende König vollends Chaillot sehen könnte, ein Dorf, das er mit der Hauptstadt vereinigte und das jetzt die schönsten Hotels von Paris besitzt! Im Jahr 1659 schuf er die Vorstadt de la Conférence; die alte Benennung blieb aber, und heute noch sagt man: „ich gehe nach Chaillot.“ Nach der Bedeutung des Worts habe ich vergebens geforscht. Endlich habe ich in Abbé Lebeufs „die Umgegend von Paris,“ gefunden, daß es in Urkunden mit destructio arborum übersetzt ist. *

In einem Kloster, das hier die Königin Henriette von England, Gemahlin Karls I., gestiftet, starb Mademoiselle de la Vallière, deren Porträt in Versailles sehr häufig vorkommt. Auf manchen erscheint sie im Glanze einer wahrhaft seraphischen Schönheit, andere Conterfeis stellen sie schier häßlich vor; letztere wurden wahrscheinlich gemalt, als sie in Ungnade gefallen war. Diesen Sommer ist wieder eine neue Straße in Chaillot fertig geworden; sie nennt sich Marignan, um das Gefecht bei Meleguano zu verewigen, das die Franzosen Masignan nennen.

Ich kann eigentlich nicht sagen, daß wir am Ziele unserer Wanderung sind, denn die Barrière de l'Etoile ist nicht mehr vorhanden. Man hat sich beeilt, das rostige Gitterwerk abzubrechen, das besser zu einem Kirchhof paßte, als zur großartigen Avenue de l'Etoile.

Bis zum Jahre 1787 waren die Grenzen der Hauptstadt durch unzusammenhängendes Mauerwerk, Pfähle und Bretterwände bezeichnet; die Einnehmer der Octroigebühren saßen in hölzernen Schilderhäuschen, und doch galt auch damals schon Paris für die schönste Stadt der Welt. — Auf Verlangen der Generalpächter ließ Minister Maurepas die Stadt mit einer Ringmauer umgeben und an den Eingängen, die durch Gitter geschlossen werden, einige fünfzig Gebäude in monumentalem Style erbauen. In diese wurden die Zollbeamten einquartiert und zugleich die Soldaten, die sie in ihren Amtsverrichtungen schützten. Und so blieb es bis auf den heutigen Tag, und unter dem Schutze der Barrièren bildete sich allmählig ein zweites Paris, wo die Lebensbedürfnisse bedeutend wohlfeiler waren als in der Hauptstadt; das Baumaterial war hier fast noch einmal so theuer.

Zu den Zollgebäuden an den Barrièren entwarf der Architekt Ledoux die Risse, im Auftrage des Ministers Maurepas. Keines sollte dem andern ähnlich sehen, und der Baumeister sah sich dadurch zu allen möglichen Combinationen gezwungen, von denen nur wenige ein glückliches Resultat hatten. Die meisten dieser Gebäude beleidigten das Auge durch plumpe Verhältnisse; es sind gemeine Wohnhäuser im palastartigen Style. Denken Sie sich ein Gartenhaus mit massiven Mauern und Säulen, die eine Kirche tragen könnten. Am gelungensten sind die Barrière du Trône mit ihren zwei schönen, achtzig Fuß hohen Säulen; auf der einen steht die Bildsäule Karls des Großen, auf der andern thront der große Chlodowig, den die Franzosen Clovis nennen. Sie werden böse, wenn man ihnen sagt, er heiße nicht Clovis, und meinen, indem er nach Paris gekommen, habe er sich nationalisirt und sey ein Franzose geworden.

Dann ist noch die Barrière von Fontainebleau auszuzeichnen; die erträglichste von allen ist aber die Barrière de Villette. Hier ist keine Spur von egyptischer, altgriechischer oder römischer Baukunst; es ist eine wahrhaft französische Architektur, wie sie selten hier erscheint, und die der Künstler nur in seiner Phantasie gefunden.

* Auf der Anhöhe, wo der Trocadero zu stehen kommen sollte, war vor diesem das Dorf Nigeon, dessen Einwohner auswanderten und einerseits Auteuil, andererseits Chaillot gründeten, von Chal, ausroden; daher Echalas, Pfahl.

Correspondenz-Nachrichten.

Newyork, April.

Der Mormonismus. — Vorbereitungen zur Präsidentenwahl. — Snuff diggers.

Im Repräsentantenhaus ist vor Kurzem eine Bill zur Aufhebung und Bestrafung der Vielweiberei in dem Territorium Utah, dem Wohnplatz der Mormonen, durchgegangen. Auf den ersten Blick erscheint es seltsam genug, daß in einem Land, wo über Moral und Sittlichkeit größeres Geschrei und Geklapper gemacht wird als sonst irgendwo in der Welt, wo man so selbstzufrieden fromm über die Versunkenheit und Gottlosigkeit anderer Völker seufzt und die Augen verdreht, seit so langen Jahren eine Institution rechtmäßig und öffentlich bestehen konnte, welche mit den Begriffen, dem Gefühl und den Zuständen der civilisirten Gesellschaft in solch schreiendem Widerspruch steht. Allein in einem Staat, wo unter dem Namen der Republik eine Art der Sklaverei besteht, welche in Grausamkeit, Barbarei und Unsittlichkeit unter keiner civilisirten oder uncivilisirten Nation ihres Gleichen findet, kann man sich nicht wundern, wenn man bei jedem Schritt und Tritt auf innere Widersprüche und Inconsequenzen stößt. Trotzdem würde man wohl schwerlich die Vielweiberei unter den Mormonen bis jetzt geduldet haben, wenn nicht die Sklavereifrage indirekt dabei ebenfalls in's Spiel gekommen wäre. Die Demokraten nämlich, welche behaupten, daß der Congreß nicht die Macht und das Recht habe, die Sklaverei in den Territorien zu verbieten, sondern die Entscheidung hierüber von dem Willen der Bevölkerung abhängig machen, konnten doch nicht gut in einem und demselben Athem das Recht, welches sie so hartnäckig in Betreff der Sklaverei leugnen, zur Unterdrückung des geringeren Uebels anerkennen und geltend machen, zumal da die Mormonen, getreu der alten Regel: „eine Hand wäscht die andere," sich stets überaus freundlich und tolerant hinsichtlich der peculiar institution verhalten. Ohne die republikanische Majorität im Repräsentantenhause wäre die Bill auch schlechterdings nicht durchgegangen, und es steht noch jetzt dahin, ob der Senat ihr beitreten wird oder nicht. Was übrigens ihr Schicksal seyn mag, und so glimpflich die Administration auch immerhin gegen die Mormonen auftreten mag, so steht es dennoch fest, daß der Mormonismus bereits seine besten Tage gesehen und seinen Höhepunkt erreicht hat. Auf ein paar Jahre mehr oder weniger kommt es dabei nicht an, und selbst wenn die Zahl seiner Anhänger während der nächsten Zeit noch zunehmen sollte, so würde dieß ihm doch nicht mehr als ein momentanes Fortbestehen sichern. Dem ganzen System fehlt alle innere Lebensfähigkeit, da es weder auf dem Fortschritt noch auf irgend welchem edeln Element der menschlichen Natur begründet ist. In der ganzen Doctrin ist überhaupt gar nichts, was Anspruch auf Neuheit machen könnte, und wäre es auch nur ein neuer Irrthum. Joe Smith, der Yankeeprophet, war augenscheinlich nicht gleich den Fanatikern früherer Zeit von dem Glauben erfüllt, daß er der Erwählte sey, um der Welt irgend eine neue Wahrheit zu verkünden, ihr ein neues Licht zu bringen. Mit der einzigen Ausnahme der Vielweiberei und der ihr durch den Mormonismus ertheilten göttlichen Sanction weicht derselbe in nichts von den herrschenden christlichen Sekten hinlänglich ab, um nur den Namen einer neuen Religion zu verdienen; er weicht kaum von diesen Sekten mehr ab, als dieselben unter einander verschieden sind, und wäre es nicht wegen des Einen Punktes gewesen, so hätte Joe Smith sich mit seinen Latter Day's Saints ruhig und friedlich inmitten anderer christlicher Gemeinden ansiedeln können. Dieß konnte jedoch seinen ehrgeizigen Planen keine Befriedigung gewähren; er konnte weder Macht, Einfluß noch Ruhm erwarten, indem er der Gründer einer Sekte wurde, welche ihren Ursprung keinem wirklichen Bedürfniß der Zeit verdankte und deßhalb durchaus keine Aussichten hatte, sich auszubreiten und Bedeutung zu erlangen. So wenig Geist, Genie und Bildung er indessen auch besaß, fehlte es ihm doch keineswegs an Geriebenheit, und wenn ihm die höheren edeln Regungen der menschlichen Natur fremd blieben, so waren ihm dafür die niedern, verwerflichen um so geläufiger; auf sie gründete er seine Spekulation, und als Köder gab er seinen Anhängern die Vielweiberei. Es gibt Leute, welche in dem Mormonismus Analogie mit dem Mohammedanismus erblicken wollen; damit wird jedoch dem ersteren eine unverdiente Ehre erwiesen, denn von ihrem ersten Entstehen an beruhen beide auf einander entgegengesetzten Grundlagen. Niemand kann leugnen, daß Mohammed durch sein Erscheinen und seine Lehre in seinem Zeitalter und in dem Volke, unter dem er lebte, einen unermeßlichen Fortschritt bewirkte, und daß er ihm Besseres gab, als es bis dahin gekannt hatte. Selbst die unsern Begriffen so anstößige Vielweiberei erscheint in einem andern Licht durch die Erwägung, daß der große Prophet unter einem Volke lebte, bei welchem die Frauen auf der niedrigsten Stufe der Bildung standen, überall so gut wie keine Ehe bestand und allgemein die höchste Zügellosigkeit herrschte. Unter solchen Umständen erscheint die Verordnung, durch welche er die Zahl der Frauen, die ein Mann gesetzmäßig haben durfte, auf vier bestimmte und außerdem Gesetze über Ehescheidung gab, vielmehr wie eine heilsame Beschränkung als wie ein Zugeständniß. Niemand hingegen kann sich darüber täuschen,

daß in unserem Zeitalter, bei unserer Civilisation, unsern Begriffen und der Stellung, welche die Frauen gegenwärtig in der Gesellschaft einnehmen, der Mormonenprophet nur den gemeinsten Regungen und der groben Sinnlichkeit des rohesten, ungebildetsten Haufens schmeicheln wollte. Dieser ist es daher auch ausschließlich, aus dem der Mormonismus sich rekrutirt; noch niemals wurde ein halbwegs gebildeter Mann gewonnen, und ganz abgesehen von allen übrigen Absurditäten, Anstößigkeiten und Schiefheiten müßte die gänzliche Abwesenheit jedes Elements der Bildung und Schönheit, und die Rohheit, Ungeschlachtheit und Gedankenarmuth, welche sich in allen Reden und Proklamationen Brigham Youngs sowohl wie der übrigen Mormonenleiter so schlagend kundgibt, allein hinreichen, um jeden nicht ganz verwahrlosten Menschen mit Widerwillen und Abscheu zu erfüllen.

In den nächsten Tagen findet die demokratische Convention zur Ernennung eines Candidaten für die Präsidentschaft statt. Im demokratischen Lager herrscht natürlich die größte Geschäftigkeit und bereits strömen die Abgeordneten und alle, die sonst Zwecke dabei zu verfolgen haben, nach Charleston, das zum Schauplatz der Versammlung erwählt worden ist und bei dieser Gelegenheit einer Ernte entgegensieht, wie sie noch niemals dort geblüht hat. Schon seit Wochen sind alle disponibeln Zimmer in Hotels und Privathäusern vergeben, und zwar zu Preisen, welche nach gewöhnlichem Maßstab unglaublich erscheinen. Für größere Zimmer werden fünfzehn, achtzehn, ja zwanzig Dollars für den Tag verlangt und gegeben, für kleine Schlafzimmer sechs bis sieben, und die schlechteste Bodenkammer wird willig mit drei bis vier Dollars bezahlt. Es versteht sich von selbst, daß tausend Conjekturen gemacht werden, auf wen die Wahl fallen werde; die größten Chancen hat bis jetzt wohl S. A. Douglas, der Protegé der Demokraten des Nordens. Wer es indessen auch immer seyn mag, er oder irgend ein südlicher Feuerfresser, gewiß ist, daß er einen schweren Kampf gegen das mit jedem Tage zunehmende republikanische Element zu bestehen haben wird, und falls nicht die Republikaner sich einen Mißgriff zu Schulden kommen lassen, ist gegründete Hoffnung vorhanden, daß das Jahr 1861 den ersten republikanischen Präsidenten im weißen Hause sehen wird.

Der unter den Amerikanern leider so verbreitete Unfug des Tabakkauens ist schon vielfach der Gegenstand der Bemerkungen und der Verwünschungen der europäischen Reisenden von Mrs. Trollope bis auf die neuesten Touristen gewesen. An Uebertreibungen hat es dabei auch nicht gefehlt, so daß in Europa mancher Leser solcher Schilderungen sich den gebildetsten, wohlerzogensten Amerikaner dieser schmutzigen, widerwärtigen Gewohnheit ergeben denkt. Weniger bekannt ist es indessen, daß im Süden, wo überhaupt jedes Laster und jede Ausschweifung vorzugsweise florirt, diese abscheulichste aller abscheulichen Unsitten auch unter den Frauen unglaublich verbreitet ist. Reisende aus dem Norden sehen mit Erstaunen in Virginien, den Carolinas, Georgia und Alabama ganze Kreise von Damen jeden Alters, schöne junge Frauen und reizende Mädchen, unter denen die Tabaksdosen so unverholen und offen umhergereicht werden als anderswo etwa die Kuchenteller und Erfrischungen. Der Tabak, welcher dazu benutzt wird, ist jedoch nicht derselbe, den die Männer kauen, sondern eine Art Schnupftabak, und diejenigen, welche der anmuthigen Sitte huldigen, werden in der Kunstsprache snuff-diggers, wörtlich: „Schnupftabaksgräberinnen" genannt. Leider ist dieses Unwesen jedoch nicht allein auf den Süden beschränkt, sondern wird selbst in Newyork in bedeutender Ausdehnung angetroffen. Wie dasselbe hier so weit um sich greifen konnte, ist nicht bekannt; wahrscheinlich ist es jedoch aus dem Süden eingeführt worden, und soll erst seit den letzten fünfzehn Jahren allgemeiner in Aufnahme gekommen seyn. Die hiesigen Schnupftabaksgräberinnen tragen jedoch ihre Leidenschaft nicht offen zur Schau, wie die Südländerinnen, sondern sie verbergen sie selbst vor ihren nächsten Freunden und fröhnen ihr nur im Geheimen hinter verschlossenen Thüren. Das gewöhnliche Material ist der sogenannte gelbe schottische Schnupftabak, von welchem zu diesem Zweck in Newyork von den „Gräberinnen" viermal so viel verbraucht wird als von den wirklichen Schnupfern. Mehrere Tabaksfabrikanten auf Broadway und in der Bowery genießen eines besondern Rufes für die Bereitung des ekelhaften Zeugs, welche sie als ein Geheimniß bewahren. Der Tabak wird mit Salz und verschiedenen andern starken Substanzen versetzt, die ihm mehr Würze und Wohlgeschmack verleihen. Die Schnupftabaksgräberinnen sind nicht auf irgend eine besondere Klasse von Frauen beschränkt, und wenn die meisten auch unter den Aermeren und Ungebildeten angetroffen werden, so stimmen doch alle Verkäufer darin überein, daß ein großer Theil ihrer Waare von reichen Frauen aus den höchsten Ständen gekauft wird, und daß sich Frauen jeden Alters unter ihren Kunden befinden. Wenn sich eine Frau dieser Gewohnheit einmal ergeben hat, so kann sie sich selten, wenn jemals wieder davon entwöhnen. Weder die nachtheiligen Folgen, noch der Einfluß und die Vorstellungen ihrer nächsten Angehörigen und Freunde können sie vermögen, sich des Schnupftabakkauens zu enthalten. Einer der beliebtesten Schnupftabakshändler erwähnte unter andern Beispielen einer reichen und fashionabeln Dame, die von ihrem Mann wiederholt mit den kostbarsten Gegenständen, darunter einmal mit einer glänzenden Equipage beschenkt wurde, unter der Bedingung, daß sie dafür dem leidigen Tabak entsagen sollte; alles blieb vergeblich; nach kurzer Enthaltsamkeit kehrte sie unveränderlich zu ihrer Tabaksdose zurück. Einmal befand sie sich auf der Reise nach Charleston auf einem Dampfboot, und da sie in der Eile die geliebte Dose zurückgelassen hatte, bezahlte sie der schwarzen Aufwärterin, welche zufällig dieselbe Art vorräthig hatte, ein paar Prisen mit fünf Dollars. Wie verbreitet das Laster in Newyork ist, ersieht man daraus, daß ein einziger Tabakshändler

auf Broadway allein an die Schnupftabaksgräberinnen wöchentlich an hundert Pfund Tabak verkauft, während seine schnupfenden Kunden nur fünfundzwanzig Pfund verbrauchen. In einem andern, größeren Geschäft werden jede Woche nicht weniger als siebenhundert Pfund des nichtsnutzigen Gemischs verkauft, wovon jede Gräberin wöchentlich von einem Viertelpfund bis zu einem Pfund verbraucht.

Im Süden dauern die Verfolgungen der Antisklavereimänner fort; der bloße Verdacht setzt den unangenehmsten Folgen aus, und wehe demjenigen, welcher sich wirklich den geringsten Tadel des Segens der Sklaverei hat zu Schulden kommen lassen! Er kann von Glück sagen, wenn er nicht die empörendsten Mißhandlungen zu erdulden hat und schließlich mit einem Anstrich von Theer und Federn nackt auf die Eisenbahn gesetzt und nach dem Norden zurückgeschickt wird. In Kentucky sucht die Sklavereipartei gegenwärtig Cassius Clay, einen reichen, angesehenen Einwohner des Staates, mit Gewalt auszutreiben, weil er, obwohl Kentuckier von Geburt, zu jeder Zeit seine Verdammung der Sklaverei unverholen und öffentlich ausgesprochen hat. Cassius Clay ist jedoch nicht nur ein Held der Rede, sondern ein Mann voll persönlichen Muthes und ungewöhnlicher physischer Stärke, der seine Unabhängigkeit im Nothfall durch die äußersten Mittel zu behaupten weiß. Im Repräsentantenhaus, wo die republikanische Majorität die Sklavereipartei ihrer früheren Macht beraubt hat, streben die Südländer die Redefreiheit durch ein förmliches Einschüchterungssystem zu vernichten, und die pöbelhaftesten Schimpfreden, Drohungen, Herausforderungen und selbst thätliche Angriffe gehören zu den gewöhnlichen Vorkommnissen. Vor einigen Tagen hatte einer der ärgsten Raufbolde, Roger A. Pryor aus Virginien, mit einem der Repräsentanten von Wisconsin, Potter, ohne die geringste Veranlassung Händel angefangen, in Folge dessen er ihm eine Herausforderung zuschickte. Wahrscheinlich dachte er, daß Potter, gleich den meisten nordischen Congreßmitgliedern, überall keine Herausforderung annehmen und sich einschüchtern lassen würde, oder falls er sich ihm stellte, so beabsichtigte der edle südliche Ritter, welcher für einen geübten Schützen gilt, ihn kaltblütig niederzuschießen. Potter, obgleich dem Princip nach ein entschiedener Gegner des Duells, sah ein, daß das Recht der freien Rede vindicirt und der täglich überhandnehmenden Frechheit der Südländer ein- für allemal ein Ende gemacht werden müsse; er nahm daher die Herausforderung an, doch wollte er seinem Gegner nicht den wohlfeilen Sieg gönnen, sich ihm zum sichern Ziel herzugeben, mit der Aussicht, selbst vielleicht im günstigsten Fall einen Baum oder eine Planke zu treffen, und da ihm als dem Geforderten die Wahl der Waffen zustand, wählte er das gewöhnliche Bowie-Messer, die Waffe, mit welcher meistens die Rowdies der niedrigsten Classe sich anzufallen pflegen und die in der Fechtkunst begreiflich so wenig figurirt als etwa das Fleischermesser oder irgend ein chirurgisches Instrument. Dieß kam dem tapfern Virginier unerwartet; muthig genug, einen Gegner, der durch seine Ungeübtheit im Schießen so gut als wehrlos war, aus der Entfernung niederzuschießen, fühlte er sich doch beklommen bei dem Gedanken an einen gleichen Kampf Mann gegen Mann. Unter diesen Umständen lehnte deßhalb sein Sekundant das Duell mit Bowie-Messern unter dem Vorwand ab, daß die Waffe zu barbarisch und gebildeter Männer unwürdig sey. Er that dieß, wie er sagte, auf seine eigene Verantwortung, ohne Vorwissen und in der Abwesenheit Pryors; doch da derselbe, wie man wußte, sich nur zwei Stunden von Washington entfernt befand und inzwischen geraume Zeit verflossen war, sah jedermann durch die erbärmliche Ausflucht. Potters Sekundant erbot sich nun, den Kampf mit jeder beliebigen Waffe auszufechten, aber auch das nahmen die Gegner nicht an. Als Potter nach diesem Handel zuerst wieder im Congreß erschien, wurde er mit wahrem Enthusiasmus empfangen. Von allen Seiten umdrängte man ihn und überschüttete ihn mit Huldigungen und Glückwünschen. Auf die Südländer schien die Lection einen magischen Einfluß geübt zu haben, denn an die Stelle der beleidigenden Geringschätzung, welche sie ihm zuvor gezeigt hatten, war auf einmal eine rücksichtsvollste Höflichkeit getreten. Damit gab Pryor jedoch das Spiel noch nicht auf. Er wußte, daß er Angesichts des ganzen Landes als Feigling dastand, und um sich aus der selbst gelegten Schlinge zu helfen, verfiel er auf den jämmerlichsten Ausweg. Am folgenden Tage wurde Potter nämlich plötzlich auf Grund des von ihm angenommenen Duells von der Polizei verhaftet und mußte fünftausend Dollars Caution für sein friedliches Verhalten leisten. Kaum war dieß geschehen, als er ein Billet von Pryor erhielt, in dem dieser die Weigerung seines Sekundanten desavouirte und den Kampf mit Bowie-Messern annahm. Diese elende List täuschte jedoch niemanden; es war augenscheinlich, daß er und seine Freunde selbst Potters Verhaftung veranlaßt hatten, und das Brandmal der Schande ruht jetzt nur noch schmachvoller auf ihm. Selbst die Südländer schämen sich seiner, und als er sich wieder im Congreß zeigte, wurde er selbst von seinen Gesinnungsgenossen gemieden und mit schneidender Kälte behandelt. Dieß ist für den Augenblick das Ende des seltsamen Ehrenhandels zwischen zwei Congreßmitgliedern. Hoffentlich wird der Vorgang nicht ohne wohlthätige Folgen bleiben, und wenn nicht als Radikalmittel, so doch wenigstens als Dämpfer auf den hohlen Uebermuth und die pöbelhaften Ausfälle der modernen Ritterschaft wirken.

Aus Tirol, Mai.

Politisches. — Der Papst. — Auswanderung. — Senn's Denkmal.

Der Winter ist vergangen; seine langen Monate sind durch keine äußeren Ereignisse bezeichnet, und doch hat das Land einen innern Umschwung erfahren, einen Fortschritt gemacht aus der Vergangenheit in die Zukunft, wie vielleicht seit einer langen Reihe von Jahren nicht. Im letzten Decennium wurde nur hie und da eine Stimme laut, welche zagend die Herstellung des Ständewesens forderte; sie verhallte hoffnungslos, ohne nur anzugeben, in welcher Weise dasselbe auferstehen sollte. Da wurden auf Befehl des Kaisers Vertrauensmänner zur Berathung dieser hochwichtigen Frage berufen. Schien nun das Institut gesichert, so handelte es sich um die Fortbildung desselben. Alle Verhältnisse der Vergangenheit, auf denen die vier Stände fußten, waren durch die Verarmung des Adels, die Ablösung des Zehnten, den Aufschwung des Bürgerstandes und die breite Stellung der Bauern verschoben; es dachte zwar in dem höchst conservativen Lande niemand daran, die historische Grundlage zu zertrümmern, als jedoch Adel und Clerus noch immer und trotz der Gestaltung der Gegenwart für sich die gleiche Stimmenzahl forderten, begann ein scharfer Gegenwind, und es ist eine Thatsache, die allerdings niemand mehr läugnen kann, daß jetzt in allen Schichten der Bevölkerung der entschiedenste Umschlag der öffentlichen Meinung gegen die Stimmengleichheit eingetreten ist.

Die Sammlungen für den Papst geben zwar einigen Ertrag, doch keinen, der etwas wesentliches nützen könnte. Einerseits sind die Leute zu arm, andererseits gibt es nicht wenige, welche eine weltliche Herrschaft für den Papst als überflüssig erachten, wenn sie auch die faustrechtliche Weise, mit der gegen den Kirchenstaat vorgegangen wird, gründlich mißbilligen. Eben so lieferte die Werbung zwar einiges Kanonenfutter, welches vielfach an Falstaffs Armee erinnerte; unter dem Kern des Volkes herrschte jedoch, bei aller Sympathie für den Papst, keine Lust, den Stutzen zu ergreifen; wollten doch viele die Adresse deßwegen nicht unterzeichnen, weil sie glaubten sich dadurch zum Kriegsdienste in Rom zu verpflichten. Der Tiroler hat überhaupt wenig Lust zum Gamaschendienste, und „beim Papst schaut gar nichts heraus!“ meinte ein kräftiger Bauernbursch in Tramin. Was den Krieg in Italien anlangt, so gewöhnt man sich in Deutschtirol allmählig an den Gedanken, heuer im Frieden zu leben; auch die Italianissimi in Wälschtirol verlegen sich auf die Geduld und scheinen weniger eifrig zu wühlen, sey es, weil sie eine andere Parole erhalten haben, oder eingeschüchtert sind durch die weise Strenge der Regierung. Bei uns, wo der Bauer durch die zehnjährige Traubenkrankheit fast abgewirthschaftet hat, macht die Umlage der Weinsteuer viel üble Laune. Neuerdings regt sich wieder die Auswanderungslust sehr stark; besonders hat man Brasilien im Auge, obwohl die Berichte von dort nichts weniger als günstig lauten. Nach Nordamerika ist kein Zug, zumeist deßwegen, weil dort der Protestantismus in Blüthe steht. Ob dieser durch die Zuchtlosigkeit in Brasilien nicht mehr oder weniger aufgewogen werde, lassen wir dahin gestellt. Da Tirol ja auch rein katholisch ist, brauchten die Leute das Elend hier nicht zu verlassen, um dort wahrscheinlich ein noch größeres oder gar die weiße Sklaverei bei dem Creolengesindel zu suchen.

Dem verstorbenen Dichter Senn wird zu Insbruck ein Denkstein errichtet, zu welchem Freunde der Muse Beiträge lieferten. Durch die Mittheilung eines Bekannten erhielt ich eine Zeichnung; es schmückt ihn der Tiroler Aar, den er so herrlich besungen, auf einer Lyra, umflochten mit Lorbeerzweigen, ruhend. Senn, der Sohn eines berühmten Landesvertheidigers, wurde 1792 geboren, studirte zu Wien, saß über ein Jahr im Kerker; — ein Brief, worin ein Freund über ihn schrieb: er wäre der einzige, von dem er glaube, daß er für eine Idee sterben würde, ward aufgefangen und gab dem Argwohn der Polizei, welche unter der Idee die Republik vermuthete, Stoff zur Untersuchung; — dann ging er zu den Soldaten, nahm später seinen Abschied und starb 1857. Seine Gedichte erschienen 1838 in den Tagen der Censur zu Insbruck und fanden daher begreiflicherweise wenig Verbreitung, um so weniger, da sie, tief und gedankenreich bei einer sehr präcisen, oft schroffen Form, die allen Schmuck der Rhetorik meidet, sich nicht an die Sentimentalen richten. Senn hatte großartige Anlagen; er überragt die Lertha, Beda Weber, Zingerle um Riesenmaaß, er ist jedoch zumeist an Zeit und Ort, theilweise auch durch eigene Schuld zu Grunde gegangen. Seine Schwächen werden eben so vergessen werden, wie seine Feinde; die Zukunft wird sein Loos bedauern, und dem, was er gediegenes hervorgebracht, allmählig die verdiente Anerkennung zollen.

Aus dem Badischen, Mai.

Entwürfe zum Mannheimer Schillerdenkmal.

Die Städte Stuttgart und Weimar haben ihre Schillerstatue, als dritte im Bunde soll nun noch die Stadt Mannheim hinzukommen. Gewiß mit bestem Fug und Recht, da Schillers Aufenthalt in Mannheim für ihn selbst und sein Dichterleben von großer Bedeutung geworden, auch auf das Theater dieser Stadt großen Einfluß geübt, mindestens einen Glanz geworfen hat, der bis jetzt nicht erloschen ist und nie erlöschen wird. Ist doch Mannheim der Ort, an dem der junge Adler seine Schwingen zuerst frei entfaltete, ihre Kraft prüfte und stärkte. Zudem hat Mannheim vor seinem Theater, dieser Wiege deutscher dramatischer Kunst, einen so schönen, geräumigen Freiplatz, der, wie kaum ein anderer, geeignet ist, ein Denkmal des größten dramatischen Dichters deutscher Nation aufzunehmen. Man kann sich also aus mehr als einem Grunde nur freuen, daß das Schillerfest einen Entschluß zur Reife gebracht hat, der nicht bloß dem Dichter, sondern auch der Stadt zur Ehre gereicht, die so eben im Begriffe steht, denselben zu verwirklichen.

Die an alle plastischen Künstler ergangene Einladung, Entwürfe für das zu errichtende Denkmal vorzulegen, hat, wie vorauszusehen war, mehrfachen Anklang gefunden und bereits recht hübsche Erfolge gehabt. Ich habe vor kurzem die eingesendeten Modelle und Entwürfe von Kiß in Berlin, Steinhäuser in Rom, Schaller in München, Thielmann und Zwenger in Frankfurt, Hofer in Stuttgart, Hornberger in Mannheim gesehen, zu denen noch andere erwartet werden. Es ist mir dabei ergangen wie gar vielen andern: ich konnte nicht so kurzer Hand zu einer Entscheidung gelangen, bin darum auch nicht gesonnen, mich hier als Kunstrichter aufzuwerfen, sondern nur im allgemeinen kurz und einfach zu referiren.

Für Mannheim gilt es natürlich, den Dichter als die jugendliche Erscheinung darzustellen, in welcher der Beschauer gleichsam noch den Most der Poesie gähren sieht. Es ist der Schöpfer der Räuber und des Fiesko, der hier am Platze ist. Das haben auch die sämmtlichen genannten Künstler bei ihren Entwürfen im Auge behalten. Nur das Maaß sichtlicher Erregtheit und die Art des Ausdrucks derselben ist in ihren Gestalten verschieden. Kiß stellt ihn dar vorwärts schreitend, ohne Mantel, die Rechte mit dem Griffel ausgestreckt, während er die Linke mit einer Rolle an die Brust drückt. Steinhäusers Auffassung erinnerte mich fast an die Stellung des Apoll von Belvedere, die Draperie an einen römischen Consul. Ihr ähnelt am meisten Schallers Entwurf, der dem Postamente reiche Verzierung zugedacht hat. Thielmann gibt den Dichter in ruhender Stellung, ohne Mantel; Zwenger hat ihn an einen Baumstamm gelehnt und ihm die Lyra beigegeben; Hofer drapirt ihn ebenfalls mit einem Mantel. Nur Hornberger hat eine Composition von zwei Figuren geliefert. Der Dichter sitzt, das Auge nach oben gekehrt, die innere Erregung hebt ihm nur wenig den rechten Arm, die Linke hält ein Buch, das auf seinem Schooße aufgeschlagen liegt. Den untern Theil des Körpers verhüllt der herabgefallene Mantel, der obere zeigt das Costüm seiner Zeit. Hinter dem Dichter aber steht die Muse, im Begriff, ihm den Erstlingskranz, den sie in der erhobenen Rechten hält, auf das Haupt zu setzen.

Dieß die Entwürfe, die ich gesehen. Ihre Beurtheilung von Seiten der Kunstverständigen so wie des Publikums überhaupt ist natürlich eine gar verschiedene. Sie haben alle ihre Schönheiten, aber bei dem einen stößt man sich an dem antikisirenden Beiwerk der Draperie, bei dem andern steigt der gerechte Zweifel auf, ob der erregte junge Dichter, im Kleide seiner Zeit frei schreitend, als große Statue nicht zu sehr den Eindruck eines in poetische Aufwallung gerathenen Baders oder Schneiders machen werde. Gleicherweise findet die Anwendung einer allegorischen oder mythologischen Figur ihre Gegner, wiewohl z. B. ein Winkelmann dagegen schwerlich etwas einwenden würde, zumal gerade die Hornbregresche, von den übrigen etwas abweichende Idee den Aufstellungsplatz besonders berücksichtigt und dem Denkmal auch eine gefällige Ansicht von jeder Seite her zu sichern sucht.

Wie schon bemerkt, erwartet man noch andere Modelle und die Entscheidung für den einen oder den andern dieser Entwürfe dürfte sich jedenfalls noch einige Zeit verzögern.

Saarbrücken, im Herbst 1859.

Eine Tour in das Bliesthal.

Nicht über die Doppelstadt St. Johann-Saarbrücken, wo ich gegenwärtig verweile, will ich Ihnen berichten, denn ich erinnere mich, daß diese Blätter vor einigen Jahren darüber gesagt haben, was etwa zu sagen ist. Was ich jetzt hinzufügen könnte, wäre höchstens die Bemerkung, daß seit jener Zeit gar manches stattliche Bürgerhaus sich erhoben hat, zumal in St. Johann, der jüngeren der beiden Schwestern, die sich über den grünen Saargrund hinüber die Hände reichen. Die Eisenbahnen haben in der That erhöhtes Leben gebracht, und wenn das moderne Kleid nicht trügt, ist der Wohlstand entschieden im Wachsen.

Doch, wie gesagt, mein Schreiben geht nur von Saarbrücken aus, will sich aber keineswegs mit dieser Stadt, sondern nur mit einem kleinen Ausfluge befassen, den ich von ihr aus gemacht habe. Es war eine Wanderung von der bescheidensten Sorte, aber unter wahrhaft goldenem Himmel und in eine so stille, liebliche Gegend, daß ich nicht umhin kann, Ihre Leser einen Blick in dieselbe thun zu lassen, zumal sie nur sehr wenigen bekannt seyn dürfte und durch die Eisenbahnen so seitab gelegt worden ist, daß sie nun ganz zu den vergessenen Erdenwinkeln gehört. — Das Bliesthal ist es, von dem ich rede, jene Ecke des sogenannten Westrichs, in welcher Frankreich, Preußen und die bayerische Pfalz zusammenstoßen. Wer noch gern eine Fußwanderung macht und Erquickung an dem findet, was die Natur ohne comfortable Hotels bietet, lasse sich jenen stillen Winkel empfohlen seyn.

Die nächste Veranlassung zu meiner kleinen Tour lag allerdings auf anderem Gebiete und eine Wanderung durch das Bliesthal nicht in meiner Berechnung. Nach Zweibrücken wollte ich zu einem landwirthschaftlichen Feste, das auf den Namenstag des Königs Max von Bayern ausgeschrieben war. Früchte, Vieh, besonders Pferde wollte ich mir betrachten und fuhr deßhalb auf der Eisenbahn nach der Hauptstadt des ehemaligen Herzogthums Zweibrücken, die seit kurzem durch eine Zweigbahn von Homburg ab ebenfalls in das Netz der Eisenbahnen hineingezogen ist. Mitten auf der kurzen Fahrt zwischen Homburg und meinem Ziele hatte ich in einen großen, von der Oktobersonne wundersam verklärten Wiesengrund hineingeschaut, und schnell war mein Entschluß fertig. Da mußte ich auf dem Rückwege hinein. Es hat mich ordentlich gezogen, indessen fuhr ich zunächst nach Zweibrücken, wohin ich ja ursprünglich wollte.

Ich will das heitere Fest mit seinem bewegten Leben und Treiben nicht schildern, nicht die landwirthschaftliche noch die gewerbliche Ausstellung des breiteren beschreiben, kann aber doch nicht umhin, zu bemerken, daß beide mein Wohlgefallen erregt haben. Da war nichts aus weiterer Ferne gekommen, fast alles aus dem Umkreise von wenigen Stunden, damit aber der Beweis geliefert, daß diese etwas entlegenen Westricher weder in der landwirthschaftlichen, noch in der gewerblichen Cultur irgendwie hinter den Fortschritten der Zeit zurückgeblieben sind. Der hübschen Pferde, die ich bei dieser Gelegenheit gesehen, möchte ich besonders Erwähnung thun. Sie liefern den Beweis, daß auf die Zucht der Zweibrücker Race und auf deren Veredelung durch das dortige Gestüt mit seinen schönen Hengsten nicht geringe Sorgfalt verwendet wird.

Von der Stadt Zweibrücken weiß ich wenig oder nichts zu sagen, als daß sie, von mäßigen Hügeln umgeben, in einem schönen Wiesengrunde liegt. Sie hat das herbe Geschick der pfälzischen Städte getheilt, und von der alten Pfalzgrafenstadt ist nichts übrig geblieben, als die Alexanderskirche, ein spätgothischer Bau von 1496, nicht ohne Prunk, aber ohne Verständniß der älteren und reinen gothischen Maße und Formen aufgeführt, und in späterer Zeit noch mehr verunstaltet. Als die Franzosen im Jahr 1677 Stadt und Schloß zerstörten, ließ der Graf von Bissy auch den Thurm der Alexanderskirche durch eine Mine niederwerfen, und der, welcher ihn jetzt ersetzt, ist ein geschmackloses Erzeugniß späterer Zeit. Wie ich hörte, ist vor kurzem eine neue, große Orgel von Walker in Ludwigsburg in diese Kirche gekommen, die als ein ausgezeichnetes Werk gerühmt wird.

Außer dieser Kirche wäre etwa nur noch das neuere, in den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts erbaute Schloß zu nennen. Es ist ein einfacher, für seine Zeit nicht eben unschöner Bau, dem von außen kein Mensch ansieht, daß er jetzt zur Hälfte in eine katholische Kirche verwandelt ist, während die andere Hälfte den Appellhof der Pfalz aufgenommen hat. Ich habe einen Blick in diese Kirche geworfen und bin erschrocken vor der geschmacklosen Buntscheckigkeit derselben. Und als ich den Glockenthurm ansah, den man an eine der Schmalseiten dieses Schlosses geklebt hat, habe ich mich nicht enthalten können auszurufen: ist dergleichen in Bayern möglich?

Das heitere Ende der landwirthschaftlichen Festlichkeiten habe ich nicht abgewartet. Auf dem Schienenwege bin ich hinausgeeilt nach dem Dorfe Einöd, wo einst der leidige Gottseybeiuns ein Mädchen vom Tanz hinweg zum Fenster hinaus entführt haben soll. Von dort trat ich meine kurze Fußwanderung in's Bliesthal an. Zur Ruine des nicht sehr fernen Klosters Wernersweiler bin ich nicht hinauf gestiegen, obgleich die Reste romanischer Architektur einer näheren Betrachtung wohl werth seyn mögen und die Aussicht von der Höhe gewiß eine freundliche ist. Der Tag fing schon an sich zu neigen und ich wollte noch im

Sonnenlichte wandern, das nach einem kurzen Regen über dem weiten, kesselartig begrenzten Wiesengrunde lag, durch den sich die Blies in unzähligen kurzen Krümmen windet, die ihr einen raschen Lauf nicht verstatten. Zwischen Pappelreihen zieht sich die Landstraße am Fuße bewaldeter Höhen hin und mitten aus dem Wiesengrunde schaut ein Dorf herüber, das jenem den Namen der Bierbacher Aue gegeben hat. Bald krümmen sich Thal und Bach mehr nach Süden und ein neues, überraschend schönes Bild tritt dem Auge entgegen. Der Wiesengrund hat sich nur wenig verengt, aber ein paar Dörfer haben sich rechts und links an die sanften Hänge gelagert, eines scheint sogar den Thalgrund schließen zu wollen, und drüben an der westlichen Hügelreihe steigt ein kleines Städtchen gleichsam die grüne Halde hinan, überragt von einer hoch gelegenen Kirche und einer Wallfahrtskapelle, die von vorspringender Höhe nach allen Seiten hin frei das Wiesenthal überschaut. Dieses ganze Bild voll wahrhaft idyllischer Reize lag im Lichte der Abendsonne in solcher Pracht vor mir, daß es mich wahrhaft entzückte. Ich glaube, es hat auf gar viele schon diesen Eindruck gemacht und wird ihn auf jeden machen, der mit offenem Auge und Sinn für solche liebliche, fast möchte ich sagen arkadische oder Geßner'sche Naturscenen an dasselbe heran tritt und nicht vornehme Blasirtheit oder einen ganz besondern Maßstab mitbringt, der bei landschaftlichen Schönheiten immer vom Uebel ist, nur zur Ungerechtigkeit verleitet und den Genuß vergällt.

Das so schön gelegene Städtchen, von dem ich rede, ist Bliescastel, vor Zeiten auch eine Residenz, nämlich die der Grafen des Bliesgaus, unmittelbar vor der französischen Revolution die der Grafen von der Leyen, welche den größten Theil ihrer Besitzungen, mehr als dreißig Dörfer, hier im Bliesgau hatten. Die französische Revolution hat sie ihnen genommen, und der Fürstentitel, den sie 1806 erhielten, war eine ziemlich magere Entschädigung dafür.

Ehe die Sonne hinter die Berge sank, stand ich oben bei der Marienkapelle, einem der hervorstechendsten Punkte der Landschaft. Da unten lag das frische Wiesenthal mit den schon herbstlich gefärbten Waldessäumen theilweise schon im Abendschatten, theilweise von den letzten Strahlen der sinkenden Sonne wunderbar verklärt. Das Ganze gab ein so reizendes Bild voll der stillsten abendlichen Ruhe und des tiefsten Friedens ab, daß es mir wohl that bis tief in's Herz hinein.

Jetzt erst betrachtete ich mir auch meine unmittelbare Umgebung. Schon beim Heraufsteigen war ich an einzelnen Bildstöcken vorüber gekommen, da oben aber hinter der nichtssagenden Kapelle stand eine ganz neue offene Säulenhalle mit acht Stationsbildern aus der Leidensgeschichte. Es sind colorirte Schnitzbilder en basrelief, in München gefertigt, zum Theil recht gut. Die Veranlassung zu ihrer Aufstellung hat eine vor zwei Jahren abgehaltene Redemtoristen-Mission gegeben, wie das auf einem älteren Kreuze mit schlechtem Crucifix in neuer Schrift zu lesen ist. Vollkommenen und sonst reichlichen Ablaß verspricht die Inschrift je nach den Tagen, der Art und Zahl der Gebete, die vor dem Missionskreuze gesprochen werden. Die ehedem von der Leyenschen Ortschaften sind nämlich streng katholisch, während die unmittelbar daneben liegenden zweibrückischen Dörfer fast nur von Evangelischen bewohnt sind.

Ehe die Nacht einbrach, hatte ich noch Zeit, das kleine Bergstädtchen zu durchwandern. Die neueren, aus der Zeit der gräflichen Residenz stammenden Gebäude stechen merklich ab von dem alten, meist dörflichen und nicht sehr reinlichen Gewinkel. Sie tragen natürlich alle das Zopfgepräge des vorigen Jahrhunderts, in dessen zweiter Hälfte erst Graf Franz Karl seine Residenz von Coblenz nach Bliescastel verlegte und diese neuen Bauten aufführen ließ. Da steht gleich beim Eingang in das Städtchen das ehemalige Oberamtsgebäude mit der blinden Themis auf der Giebelspitze, und dieser Giebel ist wahrhaft übervoll von Zierrathen, doch muß man dem Zeichner dieser Ornamente zugestehen, daß er mehr Geschmack hatte als hundert seiner Zeitgenossen. Ein wahres Muster des Jesuitenstyls ist die in den siebziger Jahren aufgeführte, hoch und schön gelegene Franciskanerkirche mit ihrer Fronte voll von Säulen, schweren Giebeln und Verdachungen, Nischen und Statuen, Vasen, Guirlanden und Medaillons, gegipfelt durch ein großes Wappen mit der Grafenkrone. Wahrhaft ausgesuchte Muster des Ungeschmacks geben die Fenster ab, über denen ein breiter Fries mit Metopen und Triglyphen hinläuft. Nur Einen halbwegs beachtenswerthen Rest früherer Zeit habe ich in dem Städtchen gefunden. Es ist eine alte Kirche, die jetzt zur Ziegelscheuer verwendet und sehr verwüstet ist. Sie gehört der Zeit an, in der man den gothischen Styl maltraitirte, hat aber an ihren Doppelfenstern mit den ganz kleinen geschweiften Spitzbogen und der viereckigen Umrahmung einen zwar einfachen, aber gefälligen Schmuck.

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

// Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 23. 3. Juni 1860.

— Admovit acumina chartis.
Horat.

Zur Geschichte der Spielkarten.

Wir lachen sehr altklug, wenn wir in einer Weltchronik des fünfzehnten Jahrhunderts Alexander den Großen mit Kanonen manövriren sehen, oder wenn auf einem alten Altarblatt römische Soldaten in der vollen Tracht der Lanzknechte das Grab des Herrn bewachen. Die großen Züge der Culturentwicklung haben wir uns nun freilich erträglich gemerkt; aber im geschichtlichen Kleinwerk, in den Einzelnheiten von Brauch und Sitte, in Dingen, die nicht so laut durch die Geschichte dröhnen wie ein Schießgewehr, aber für Geist und Wesen eines Zeitalters eben so bezeichnend sind, stehen wir vergangenen Jahrhunderten noch immer so naiv gegenüber wie unsere Väter vor der Erfindung des Bücherdrucks, die sich eine Welt in einem andern Costüm als ihrem eigenen gar nicht denken konnten. Bei aller seiner Bildung ist kein deutscher Romanleser sicher, ob er nicht die kleinen und doch plumpen Anachronismen unbefangen zu Dutzenden hinnimmt, und der Dichter, der gar nicht daran denkt, sich zu fragen, ob er in gewissen mittleren Zeiten, die er doch zu seinem besondern „Studium" gemacht, seinen Personen Spielkarten in die Hände geben dürfe, oder ob er es bei den Würfeln bewenden lassen müsse, ist der Vordenker einer Zeit, die eben erst angefangen hat, das Gestein der Geschichte ganz anders als früher, nach naturwissenschaftlicher Methode, aufzuschließen und nicht allein die großen geschichtlichen Bildungen, sondern auch die kleinsten Organismen nach ihrem Leben und ihrem allgemeinen Zusammenhang zu begreifen.

Seit wann man grobes Geschütz gegen Mauern und Schlachthaufen spielen läßt, das weiß ungefähr Jeder, der überhaupt etwas weiß; seit wann aber der europäische Mensch des unschätzbaren Vortheils genießt, auf weniger rohe Weise als mit den aus dem Becher rollenden „Teufelsknochen" die Zeit tödten zu können, das wissen heute selbst die Gelehrtesten eben auch nur ungefähr. Aber die Culturgeschichte ist gegenwärtig in vollem Zug auf dem Wege, den ihr die Geologie so glücklich gewiesen. Das Verhalten der Mammuths, der Nashörner und Riesenfaulthiere der Geschichte hat man im Großen glücklich in's Reine gebracht; nunmehr handelt es sich davon, immer feinere und kleinere, aber darum nicht weniger wichtige Gebilde unseres Geistes und unserer Hand aus dem einschließenden tauben Gestein zu lösen, zu ermitteln, wie weit sie in den Zeitaltern hinaufreichen und welche ältere Formen sie abgelöst und welche andere aus ihnen hervorgegangen. So ahnte, ja wußte man längst, daß die Spielkarte eine sehr wichtige

geschichtliche Blätterbildung ist, gleichsam eine Leitmuschel für gewisse Culturschichten; aber erst mit den jetzigen wissenschaftlichen Hülfsmitteln darf man hoffen, den bisherigen ungefähren, häufig verfehlten Umriß ihrer Geschichte zu berichtigen und im Einzelnen auszuzeichnen.

Daß das Kartenspiel ein höchst einflußreiches Culturwerkzeug ist, fühlt jeder, sobald man ihm Anlaß gibt, darüber nachzudenken, wenn er sich auch bis dahin gar keine Rechenschaft davon gegeben hat. Die Geschichte desselben ist daher schon an sich anziehend genug; sie wird aber um so wichtiger, da sie mit der Entstehung der Formschneiderei, des Holzschnitts, und damit des Haupthebels der neuen Cultur, des Bücherdrucks, offenbar in nahem Zusammenhang steht.

Wir glauben daher die neueste Abhandlung eines gelehrten Franzosen über die Geschichte der Spielkarten,* für die Zwecke dieser Blätter bearbeitet, hier geben zu dürfen. Dieselbe enthält, wenn sie auch den entscheidenden Hauptpunkt noch nicht ganz getroffen haben sollte, viele glückliche Gedanken und sinnreiche Zusammenstellungen, und die Leser werden finden, daß sich, auch abgesehen vom zunächst behandelten Gegenstand, Manches daraus lernen läßt.

Von der natürlichen Eitelkeit und historischen Aneignungssucht seiner Nation erscheint der Mann ungewöhnlich frei. Nur da, wo die Ansprüche der Deutschen und der Franzosen auf dieselben Momente der Erfindung zur Sprache kommen, taucht etwas davon auf. Wir glaubten uns aber der kritischen Anmerkungen enthalten zu dürfen, da die Abhandlung sicher, und besser als wir es vermöchten, sey es in diesen Blättern, sey es anderswo, vom Standpunkt deutscher Wissenschaft wird berichtigt werden.

* * *

I.

Wenn man sich leicht Rechenschaft davon gibt, wie rasch sich in neuerer Zeit Erfindungen, die mit der Entwicklung der Cultur zusammenhängen, über die Welt verbreiten, so erscheint es dagegen auffallend, daß der Gebrauch der Spielkarten, wobei doch weder von Erkenntniß, noch von eigentlichem Nutzen die Rede seyn kann, in so kurzer Zeit ganz allgemein werden konnte. Noch sind es nicht fünfhundert Jahre, seit der Karten in einer europäischen Urkunde Erwähnung geschieht, und bereits sind sie in alle Länder der Welt gedrungen. Man befrage Reisende, woher sie auch gekommen seyn mögen: aller Orten haben sie Karten spielen sehen.

Wohin auf der runden Erde der Europäer gedrungen ist, überall sind die Karten mit ihm hingekommen, im Tornister des Soldaten, im Koffer des Reisenden, in den Collis des Handelsmanns, und an der Form seiner Karten und an der Art seiner Spiele läßt sich erkennen, von welchem europäischen Volke dem Indianer die Anfänge der Cultur und die ersten Laster zugekommen sind; denn die Spielsucht Europas und Amerikas betäubender Rauch sind Gaben, welche die zwei Welttheile gegen einander ausgetauscht haben.

Wie erklärt sich diese rasche Verbreitung der Karten? Liegt der Grund in der menschlichen Habsucht, oder im Hang der Einbildungskraft, Trugbildern und damit den Wechselfällen des Glücks nachzujagen? Liegt er nicht vielmehr in der Wechselwirkung dieser Momente, wozu noch das Bedürfniß starker Eindrücke kommt, das bei abgestumpften Völkern an die Stelle des Hangs zum Wunderbaren zu treten scheint, der jugendlichen Nationen so natürlich ist und in Europa im Mittelalter so gemein war?

Um wie viel schmählich vergeudete Zeit, um wie viel thöricht verschleudertes Geld die Karten die Menschheit täglich bringen, das mag die Statistik ausrechnen, so wie die Summe von Vermögensbruch, Selbstmord und Verbrechen, die aus dieser Quelle fließt. Billig ist indessen anzuerkennen, daß die Spielsucht keineswegs ein Ausfluß der Karten ist; schon seit dem frühesten Alterthum ist das Spiel vom sittlichen Gefühl in die Acht erklärt. Allerdings aber haben sie dieser Sucht Vorschub geleistet, indem sie ihr ein bequemeres und anziehenderes Werkzeug boten. Haben doch die Karten vor den Würfeln einen bedeutenden Vorzug: gleich diesen locken sie die Einbildungskraft mit den lachenden Verheißungen des Glücks; daneben aber geben sie dem rechnenden Geiste Nahrung und damit der Eigenliebe Befriedigung, und letzteres Gefühl hat am Spielgenuß weit mehr Antheil, als man meint. Wie viele leidenschaftliche Kartenspieler schreiben ihren Gewinn rein ihrem Geschick zu und sehen auf Würfel, Lanzknecht und andere reine Zufallsspiele verächtlich herab!

Doch Betrachtungen der Art liegen unserem Zwecke fern. Wir haben uns vielmehr darnach umzusehen, ob sich nicht zur Lösung der vielbesprochenen Frage nach der Erfindung des Kartenspiels etwas Neues beibringen läßt.

Die Spielkarten rühren Allem nach aus nicht sehr ferner Zeit her, und dennoch liegt auf dem Ursprung

---

* Merlin. Nouvelles recherches sur l'origine des cartes à jouer, in der Revue archéologique, année 1859.

derselben tiefes Dunkel. Erst spät wurde die Frage Gegenstand gelehrter Forschung; so ließ diese denn mit der Zeit die Beweisstücke, an die man sich hätte halten können, achtlos zu Grunde gehen, und jetzt, beim Mangel geschichtlicher Anhaltspunkte, überläßt sie sich der Einbildungskraft, auf die Gefahr hin, Romane zu schreiben. Unter den bisher aufgestellten Systemen beruht auch wirklich nicht Eines auf Grundlagen, die bei einer ernstlichen Prüfung Stand hielten. An gelehrtem Fleiß, an Nachforschungen aller Art hat es aber dabei keineswegs gefehlt.

Nach dem frühesten Schriftsteller über die Geschichte der Karten, dem Pater Menestrier * haben die Franzosen Daniel, Bullet, ** der Abbé Rive, die Deutschen Heinecken *** und Breitkopf † und mehrere andere Gelehrte des vorigen Jahrhunderts sich eigens mit dieser Frage beschäftigt, und ihrem Forscherfleiß verdankt man alle Beweisstücke, durch welche nach und nach die Akten dieses Processes geschwellt worden sind. Unser Jahrhundert seinerseits ist hinter seinem Vorgänger nicht zurückgeblieben; die Erfindung der Karten hängt zu eng mit der Geschichte des Holzschnitts und des Bücherdrucks zusammen, als daß man den Gegenstand hätte aus dem Auge verlieren können. Aber außer dem, daß wir durch die Italiener mit den Tarockkarten besser bekannt geworden sind, ist so gut wie nichts zu Tage gefördert worden, das nicht schon von den ältesten Schriftstellern ermittelt gewesen wäre.

Man mußte sich daher in der neuesten Zeit darauf beschränken, die bereits bekannten Beweisstücke zusammenzustellen, sie zu commentiren, sie zu Gunsten neuer, mehr oder minder sinnreicher Systeme zu drehen und zu wenden, und es wird auch ferner sonst nichts zu thun seyn, wenn uns nicht der Zufall irgend ein authentisches Beweisstück, das die Frage ein für allemal entscheidet, in die Hände liefert.

Wo im Morgenland oder im Abendland sind die Karten entstanden? und zu welcher Zeit? Dieß sind die Fragen, über die man sich seit mehr als einem Jahrhundert streitet und deren Lösung noch immer auf sich warten läßt.

* Bibliothèque curieuse et instructive. Trevoux, 1704.

** Recherches historiques sur les cartes à jouer. Lyon, 1757.

*** Idée générale d'une collection complète d'estampes. Leipzig, 1771.

† Versuch, den Ursprung der Spielkarten, die Einführung des Linnenpapiers und den Anfang der Holzschneidekunst in Europa zu erforschen. Leipzig, 1784.

Herkunft der Karten aus dem Orient.

Nachdem man die Erfindung der Karten lange Zeit den Franzosen zugeschrieben, wurde sie von den Italienern, den Deutschen, den Spaniern in Anspruch genommen, und gegenwärtig, wo es Brauch ist, Alles im Orient zu suchen, bietet man allen Scharfsinn auf, um denselben auch zur Wiege des Kartenspiels zu machen. Arabien, Egypten, China, Hindostan werden nach einander in Anspruch genommen, und zwar mit gewaltigem und höchst uneigennützigem Eifer, denn die Völker, für welche die Sachwalter auftreten, haben vom Proceß selbst gar keine Ahnung, sie erheben lediglich keine Ansprüche und ihre alten Schriftsteller haben allem nach von der Existenz der Karten kein Wort gewußt.

Unter allen Annahmen, welche den Ursprung der Karten im Orient suchen, ist diejenige, welche die Einführung dieses Spiels den Arabern zuschreibt, ohne Zweifel die älteste. Sie scheint schon zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts in Italien verbreitet gewesen zu seyn. In seiner Chronik von Viterbo, die mit dem Jahr 1480 abbricht, sagt Johann von Covelluzzo: „im Jahr 1379 sey in dieser Stadt das Kartenspiel eingeführt worden, und es sey aus dem Lande der Sarazenen gekommen, woselbst es „Naib" heiße." Dieser Glaube gründete sich ohne Zweifel auf das fremdartige Aussehen des Wortes Naibi; dasselbe hat auch später die Grammatiker verführt, in den semitischen Sprachen nach der Herkunft eines Wortes zu suchen, das sie weder im Italienischen fanden, in dem die Karten lange Naibi hießen, noch im Spanischen, wo sie noch jetzt Nappes heißen. So sagt unter andern der Italiener Salvini in seinen Anmerkungen zu Buonarottis Comödie, la Fiera, im Jahr 1726: „Naibi oder Spielkarten, spanisch Nappes, ein Wort, das vielleicht, gleich vielen andern, von den Spaniern dem Arabischen entlehnt ist. Vielleicht kommen die Karten selbst von den Mauren."

Gleicherweise ließ sich Breitkopf durch die anscheinende Aehnlichkeit des Wortes Naibi mit den hebräischen und arabischen Worten nabi, nabaa, naba, welche Gesicht, Weissagung, Zauberei bedeuten und somit auf einen der Zwecke hinweisen, zu denen die Karten heutzutage dienen, zu der Annahme verführen, die Spielkarten seyen durch die Araber in Europa eingeführt worden. Als Erfinder derselben betrachtete er sie indessen nicht, er faßte vielmehr gewisse Analogien zwischen dem Kartenspiel und dem unbestritten aus Indien stammenden Schachspiel in's Auge und schloß daraus, die Karten seyen ein Ausfluß des Schach

und haben dieselbe Heimath. Er stellte sich vor, die Araber haben dieselben von dem Wandervolke überkommen, das heutzutage Zigeuner, Zinganos, Bohémiens, Egyptiens etc. heißt und das, aus Indien vertrieben, durch das nördliche Asien und Afrika gezogen und gegen Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts in Europa erschienen ist. Nach Breitkopfs System hätten die Araber auf ihren Kriegszügen und bei ihren Niederlassungen in Italien, Frankreich und Spanien, unmittelbar, und noch vor Ankunft der Zigeuner in Europa, die Karten in jenen drei Ländern verbreitet. Viele von Breitkopfs Nachfolgern sind mit dieser romantischen Wanderung einverstanden, nur daß einige eine Station davon abschneiden und die Karten geradezu aus dem Bündel der Zigeuner, ohne Vermittlung der Araber, nach Europa kommen lassen.

Auch der Engländer Chotto, dem wir das gründlichste Werk über die Geschichte der Karten verdanken, * hält Breitkopfs Ansicht in Betreff der Verwandtschaft zwischen Karten und Schach aufrecht. Seine etymologischen Untersuchungen, so wie seine sinnreichen, aber keineswegs bündigen Zusammenstellungen müssen wir hier bei Seite lassen. Dagegen haben wir ihn über einige indische Spiele zu hören, da sich seine Sätze vornämlich auf dieselben stützen.

Das erste dieser Spiele, genannt Tchaturanga (die vier Anga oder Bestandtheile eines Heeres: Elephanten, Wagen, Reiter, Fußvolk), oder häufiger Tchaturaji (die vier Könige), ist ein altes indisches Schachspiel, das William Jones nach dem alten indischen Buche „Blavichia Purana" beschrieben hat. Dasselbe wurde von vier Personen, zwei gegen zwei, gespielt und bestand aus vier durch die Farbe der Stücke, roth, grün, gelb und schwarz, unterschiedenen Heeren; und hier ist nun, nach Chotto, der Ursprung der Karten zu suchen, die ja auch gleichsam vier einander gegenüber stehende Heere bilden. Zu bemerken ist aber, daß beim Tchaturanga, wie beim Bretspiel, die Züge durch Würfel bestimmt wurden.

In der Sammlung der asiatischen Gesellschaft zu London werden drei hindostanische Kartenspiele aufbewahrt, unter denen eines besondere Aufmerksamkeit verdient und auch von Chotto vorzüglich in's Auge gefaßt worden ist. Dieses Spiel ist noch heute bei den Moslem in Hindostan im Gebrauch. Es heißt Gunjeefu oder Gangifah und Tas oder Taj (Krone) und besteht aus sechsundneunzig Karten, die in acht Serien oder Farben zu zwölf Blättern zerfallen. Jede Serie besteht aus zwei Figuren (König und Vezier) und zehn Zahlkarten von 1 bis 10. Gleich den vier Farben unserer europäischen Karten ist jede der acht Reihen des „Tas" durch einen Gegenstand bezeichnet, der auf allen Blättern der Reihe wiederkehrt, und zwar in der dem Werthe der Karte entsprechenden Zahl. Die acht Farbzeichen sind folgende: 1. Kronen (Tas). 2. Vollmonde, eigentlich aber Silbermünzen, wie aus ihrem Namen soofed (weiß) hervorgeht, der eine Abkürzung ist für zuri soofed (Silbermünze). 3. Säbel (shumsheer). 4. Sklaven (gholam). 5. Harfen (shung), die man aber eben so gut für Vögel oder Helme ansprechen könnte. 6. Sonnen. Wie bei den Monden ist hier das Wort soorkh (roth) eine Abkürzung von zuri soorkh, Goldmünze, woraus sich schließen läßt, daß das ursprüngliche Zeichen ein Goldstück war, wie die Monde Silberstücke. 7. Königliche Ausschreiben (barât), länglich viereckige Stücke Papier mit der Bezeichnung Brât in Tâliq-Schrift. 8. Waarenballen (quemash), längliche Vierecke mit abgerundeten Ecken.

Diese acht Serien zerfallen in zwei Abtheilungen zu vier Reihen. In der ersten oder obern (bishbur) stehen Kronen, Monde, Säbel und Sklaven, in der zweiten oder untern (kunbur) Harfen, Sonnen, Ausschreiben und Ballen. Nach der Spielregel gilt in der obern Abtheilung nach König und Vezier der Zehner am meisten, das Aß am wenigsten; in der untern Abtheilung ist es umgekehrt: nach König und Vezier ist das Aß die höchste Karte, dann kommt der Zweier, der Dreier u. s. w., so daß der Zehner die niedrigste Karte wird. Das Spiel wird von zwei oder drei Personen gespielt.

Bei dieser Beschreibung fällt uns sogleich auf, daß die Serien- oder Farbzeichen des Gangifah, so wie die Spielregeln große Aehnlichkeit haben mit dem spanischen Nationalspiel, dem Hombre. So sehen wir an die Stelle der Dineros Monde und Sonnen treten; man erkennt sie aber nicht allein an der Form, sondern auch an den Namen, die, wie schon bemerkt, nur Abkürzungen der Worte „Silber-, Goldmünzen" sind. Ebenso erkennt man in den Säbeln die spanischen Espadillas, und die Form der Kronen oder Turbane erinnert an den Obertheil der Becher (Copas) mit ihren Deckeln, wie sie jetzt noch besonders auf den zur Ausfuhr nach Peru bestimmten spanischen Karten gezeichnet werden. Sollten diese auffallenden Aehnlichkeiten nicht ganz natürlich auf den Gedanken bringen, dieses hindostanische Spiel sey von den Europäern entlehnt?

Dieser Zusammenhang ist nun auch Chotto nicht entgangen, er zieht aber den umgekehrten Schluß daraus

---

* Facts and speculations on the origin and history of playing carts. London. 1848.

wie wir. Er gibt zu, daß wenn das Gangifah und die europäischen Karten in Abzeichen und Spielregeln übereinstimmen, dieß eben so wohl beweisen kann, daß die Karten aus Europa in Hindostan eingeführt worden sind, als das Umgekehrte; er erkennt an, daß die Karten im Abendland bereits fast zwei hundert Jahre im Gebrauch waren, als die Portugiesen Indien eroberten, und dennoch spricht er sich entschieden für den Ursprung im Orient aus. Und weßhalb? Weil er nun einmal an der Vorstellung festhält, daß die Karten vom Schach stammen sollen, und weil nach einer angeblichen indischen Sage, von der sich aber, wie Chatto selbst zugesteht, bei den alten Schriftstellern keine Spur findet, eine Sultanin die Karten erfunden haben soll, um ihren Gemahl zu beschäftigen und ihm die Unsitte abzuwöhnen, sich die Barthaare auszuraufen, wenn er sonst nichts zu thun hatte. Wir können diese Ansicht nicht theilen und sind der Ueberzeugung, daß sich bei genauer Prüfung der verschiedenen Systeme vom orientalischen Ursprung der Karten sich so ziemlich Alles als reine Einbildung darstellen wird.

Auf welche Momente stützen sich nun aber die Vertheidiger dieser Ansicht? — Sprechen wir zuerst von der Herkunft aus Arabien. Für dieselbe wird folgendes angeführt: einmal, die anscheinende Aehnlichkeit des Wortes Naibi, wie die Karten im Abendland ursprünglich hießen, mit den hebräischen oder arabischen Worten Nabi, Naba, die so viel als Weissagung bedeuten; sodann die Voraussetzung, daß das Kartenschlagen im Orient früher Sitte gewesen als in Europa; endlich die oben erwähnte Behauptung Covelluzzos, die Karten kommen aus dem Lande der Sarazenen, wo sie Naibi heißen.

Diesen Annahmen stehen nun sehr gewichtige Gründe gegenüber. — Sollte die scheinbare Uebereinstimmung zwischen den Worten Naibi und Nabi, Naba etwas beweisen, so müßte zuerst dargethan seyn, daß bei den semitischen Völkern schon vor langer Zeit aus den Karten wahrgesagt wurde. Solches ist aber allem nach nicht der Fall, und wenn auch Cabala und Astrologie bei diesen Völkern nicht die einzigen Mittel waren, in die Zukunft zu blicken, so ist doch so viel gewiß, daß sich in der Geschichte der Juden und der Araber keine Spur von jenem Brauche findet; zum wenigsten ist keine nachgewiesen; ja zuverlässig ist in Europa das Wahrsagen aus den Karten weit jünger als die Karten selbst. *

Wir kommen zur erwähnten Stelle in Covelluzzos Chronik, die lautet: „Im Jahr 1379 wurde in Viterbo das Kartenspiel eingeführt; es kam aus dem Lande der Sarazenen, woselbst es Naibi genannt wird.“ — Auf den ersten Blick scheint diese Behauptung die Frage zu entscheiden und jeden Einwand abzuschneiden; läßt man sich aber vom oberflächlichen Schein nicht blenden, betrachtet man das Alter des Schriftstellers und seine Behauptung selbst näher, so sieht man bald, daß diese Aussage nur für eine persönliche Meinung oder höchstens für einen zur Zeit, als er schrieb, also zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, in Viterbo herrschenden Glauben gelten kann. Covelluzzo ist ja keineswegs unmittelbarer Zeuge des von ihm berichteten Umstandes, da er seine Chronik mit dem Jahr 1480, also hundert Jahre nachher schließt; er gilt sogar für ziemlich leichtgläubig, und zwar bei dem Schriftsteller selbst, der ihn benützt. — Ferner kommt das Wort Naib in arabischen Schriften nirgends mit der Bedeutung Spielkarten vor, und der älteste europäische Reisende, der Karten in Arabien gesehen hat, Niebuhr, gehört der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts an; auch nennt dieser die Karten Laeb el kamar, * was weit entfernt von Naibi klingt. — Ferner verstößt das Kartenspiel geradezu wider zwei Hauptvorschriften des Koran, das Verbot der Glücksspiele und der Darstellung menschlicher Gestalten. — Endlich haben allem nach die Araber lange Zeit von den Karten lediglich nichts gewußt,

* Wir haben vom Deutschen Peucer eine Abhandlung über die verschiedenen Arten des Wahrsagens (commentarius de praecipuis divinationum generibus) vom Jahr 1552, in der des Kartenschlagens mit keiner Sylbe erwähnt wird. Eben so schweigt darüber Richelets Wörterbuch vom Jahr 1732, in dem doch die Worte Astrologie, Chiromantie, Geomantie, Necromantie, Horoscop erklärt sind. Ja sogar Boiteau, der neueste Schriftsteller über den Gegenstand (les cartes à jouer et la cartomancie. Paris 1854), dessen ganzes System auf der Annahme beruht, daß die Karten als Apparat zum Wahrsagen mit den Zigeunern aus Indien nach Europa gekommen, muß zugeben, daß sogar noch unter Ludwig XIV. die Karten bei Hofe, wenn es sich von Wahrsagerei handelte, keine Rolle gespielt haben. Allerdings geht er der Schwierigkeit gewandt dadurch aus dem Wege, daß er annimmt, aber keineswegs beweist, es sey eine untergeordnete Kartenschlägerei auf Jahrmärkten im Schwange gewesen, die aus der Zeit herrühren soll, wo die Zigeuner die Karten in Europa eingeführt, zwischen 1275 und 1325.

* Da dieses von Niebuhr angegebene Wort nur „Zufallsspiel“ bedeutet, so läßt sich schließen, daß die Karten zur Zeit seiner Reise bei den Arabern nicht einmal einen besondern Namen hatten. — Marcels arabisch-französisches Wörterbuch (1837) führt für Spielkarten das Wort la'ab el ouéreq auf, d. h. Spiel mit Papierblättern.

und in den alten arabischen Schriftstellern geschieht derselben nirgends Erwähnung, auch nicht in „Tausend und Einer Nacht," wo sich doch so viele Gelegenheit geboten hätte, von diesem Spiele zu sprechen, wenn es in Arabien gebräuchlich gewesen wäre.

Wer weiß, wie fest die Jünger Omars an ihrer Religion hängen, fragt sich, wie es möglich ist vorauszusetzen, daß ein Spiel, auf dem ein doppelter gesetzlicher Bann ruht und das nur im Geheimen hätte getrieben werden können, von den Arabern erfunden und in Europa eingeführt worden sey. Auch kennt man nicht Ein Kartenspiel, das arabischen Ursprungs wäre, selbst nicht in Ländern, wo diese Muselmänner mit den Europäern in täglichem Verkehr leben. *

Ist nun vielleicht der Ursprung aus Indien haltbarer? Prüfen wir die Gründe auch für diese Ansicht. Ihrer sind hauptsächlich vier: einmal der, wie behauptet wird, offenbare Zusammenhang zwischen dem Kartenspiel und dem Schach oder andern indischen Spielen; sodann die angebliche Heimath der Zigeuner und die Voraussetzung, daß in Indien aus den Karten wahrgesagt wurde; ferner die Aehnlichkeit in Abzeichen und Spielregeln zwischen dem mohamedanischen Kartenspiel Gangifah und dem spanischen Hombre zu Dreien; endlich die Sage, nach der eine Sultanin die Karten erfunden haben soll.

Wenn Breitkopf und seine Nachfolger Schach und Kartenspiel zusammenstellen, so lassen sie außer Acht, daß bei allen Spielen, welcher Art sie auch seyen, nothwendig Analogien sich zeigen, die, als wesentliche Bedingungen des Spiels an sich, für einen gemeinsamen Ursprung lediglich nichts beweisen können. Jedes Spiel ist ja ein Kampf, ob nun der Sieg von der Gewandtheit, vom Zufall oder von Berechnung abhängt; somit sind von selbst zwei, drei, vier oder mehr Streitende gegeben; damit müssen nothwendig auch die Stücke, die zum Spiele dienen, von verschiedener Geltung seyn, ob nun diese durch Punkte angedeutet ist, wie bei den Würfeln, den Karten, den Dominos, oder durch Färbung, Gestalt und Zeichnung, wie beim Schach, dem Damenspiel und den Karten. Wie mag man es also so auffallend finden, daß bei sehr verschiedenen Spielen die vornehmsten Stücke als König, Königin, Reiter u. s. w. angesprochen werden?

Nicht in dieser Richtung sind die verwandtschaftlichen Züge zu suchen, sondern im innern Getriebe der Spiele, in ihrem Gang, in ihren Regeln. Nun beruht aber das Schachspiel durchaus auf Ueberlegung und Berechnung; bei den Karten dagegen ist der Erfolg größtentheils dem Loose anheim gegeben, und die Berechnung tritt erst nach geworfenem Loose ein, um dieses zu verbessern, nach Kräften die schlimmsten Folgen abzuwenden oder die günstige Sachlage völlig auszunützen. Auf dem Schachbrett stehen alle Figuren offen da; zu Anfang sind die Plätze gleich vertheilt, und je nach dem Platz, den der Spieler sofort seinen Figuren anweist, steigert oder verringert er den Werth derselben. Bei den Karten dagegen wird das Spiel sorgfältig verborgen gehalten, nicht allein dem Gegner, sondern selbst dem Partner gegenüber; sobald die Karten ausgetheilt sind, ist die Partie ungleich, der Zufall hat Alles unter einander geworfen, und den gewandtesten Spieler kann das Unglück dergestalt verfolgen, daß er einem Anfänger gegenüber nicht Einen Stich macht.

Ebenso wenig innere Verwandtschaft haben die Karten mit dem oben erwähnten, von Jones beschriebenen indischen Spiel Tschaturanga. Dasselbe mag das Vorbild des Bretspiels seyn, weil das Ziehen der Figuren von den Würfeln abhängt; wirken aber auch dabei, wie bei den Karten, Zufall und Berechnung in einander, so ist es doch immer ein offenes Spiel und damit wesentlich vom Kartenspiel verschieden; zudem weichen die beiden Spiele in der ganzen Art der Berechnung so weit von einander ab als in der Beschaffenheit der Stücke, welche die Spieler handhaben.

Worin sollen denn überhaupt Kartenspiel und Schach mit einander übereinkommen? In den Namen der Hauptfiguren: König, Königin, Reiter. Was hat aber diese Aehnlichkeit auf sich? Fehlt ja doch den Karten eine Hauptfigur des Schach, der Thurm, so wie der Streitgenosse des Thurms, der Läufer, und die Figuren, welche in beiden Spielen die gleichen Namen führen, weichen nach Gebrauch und Geltung völlig von einander ab. So steht die Königin bei den Karten unter dem König, im Schach ist sie die Hauptmacht, da sie sich in jeder Richtung und auf jede Entfernung fortbewegen und zu äußerst am Brett die Figur, die sie stört, wegnehmen kann, während der arme König sich kaum der Zudringlichen erwehrt, die ihm ohne Deckung zu Leibe rücken; zudem wird er vom Läufer und dem Thurm aus der Ferne bedroht, wenn er ihnen ungedeckt gegenüber steht, und noch weit mehr vom Springer, der über die Vertheidiger des Königs weg gerade auf ihn

* In Algerien spielen unter den Muselmännern nur verrufene Menschen Karten, und zwar mit europäischen Karten. Die Mauren spielen gerne, aber im Geheimen, Hombre, das sie von den Spaniern gelernt haben. Die Araber blicken mit Geringschätzung auf Kartenspieler, wogegen die Perser von Alis Sekte weniger streng sind, Wein trinken, menschliche Gestalten abbilden und ohne Bedenken spielen.

los setzt, wie die Bombe die Belagerten hinter ihren Wällen trifft. *

Wenn man nun aber behauptet, die Karten seyen durch die aus Indien gekommenen Zigeuner in Europa eingeführt worden, so beachtet man nicht, daß, wenn die ächten Zigeuner, die man nicht mit unsern Straßengauklern verwechseln darf, aus den Karten wahrsagen, was nicht einmal gewiß ist, sie eine zu ihrem Gewerbe vollkommen passende Gaukelei sich zu eigen gemacht haben, daß sie aber dieselbe nicht aus Indien mitbringen konnten, weil die indischen Wahrsager nicht aus Karten, sondern, neben einigen andern Kunstgriffen, vorzüglich aus den Linien der Hand die Zukunft lesen, daß die Karten schon vor der Ankunft der Zigeuner bekannt waren, die erst im Jahr 1417 in Europa auftraten, endlich daß das Kartenschlagen etwas ganz Neues ist, daß man, wie wir oben gesehen, in Europa, zum wenigsten in Frankreich, vor der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts keine Spur davon findet.

So bleibt denn als einzige Stütze der Annahme jenes Spiel der indischen Moslem, das „Gangisah," das in Farbzeichen und Regeln offenbar Verwandtschaft mit dem Hombre zeigt. Wir läugnen diese Verwandtschaft nicht, ziehen aber daraus den umgekehrten Schluß wie Chotto; wir sehen in der Uebereinstimmung zwischen dem indischen und dem spanischen Spiel einen Beweis, daß die indischen Moslem ihre Karten den europäischen nachgebildet haben. In dieser Ansicht bestärkt uns ein Umstand, den der englische Schriftsteller nicht gehörig beachtet zu haben scheint. Wie bereits erwähnt, zerfallen die 96 Karten des Gangisah in acht Farben oder Serien zu zwölf Blättern, in vier obere und vier untere. Bei jenen gelten die nach den Bildern kommenden Zahlkarten so viel, als die Punkte besagen, bei letzteren ist es umgekehrt, so daß hier der Zehner die niedrigste Karte ist. Diese seltsame Regel findet sich nun aber auch bei den alten italienischen Kartenspielen, bei den „Minchiate," beim Tarock, beim Hombre, und wendet man ein, eine solche Regel habe eben so gut aus dem Orient nach Europa, als aus Europa nach dem Orient kommen können, so ist zu bemerken, daß bereits im Jahr 1488, also vor der Ankunft der Portugiesen in Calcutta, ein italienischer Schriftsteller, Marzio Galeotti, gestorben 1494, jener Eigenthümlichkeit gedenkt, indem er sie in seiner Weise und im spitzfindigen Geiste seines Zeitalters commentirt.

Eine dritte Ansicht läßt die Karten aus **China** kommen. Wurden dieselben, wie Abel Remusat behauptet, im himmlischen Reiche wirklich im Jahr 1120 unserer Zeitrechnung erfunden, so könnten sie allerdings von dort eher nach Europa gekommen seyn als aus dem übrigen Asien; aber die kleinen, höchstens drei Zoll langen und einen halben breiten Marken der Chinesen und die sechs Zoll hohen, drei Zoll breiten ältesten europäischen Karten, hier die großen schönen Malereien, dort das feine Gekritzel, wobei ein europäisches Auge kaum einen Unterschied herausfindet, lassen sich wahrlich kaum mit einander vergleichen. Was Abel Remusat beibringt, mag richtig seyn; aber das chinesische Wörterbuch, dem er die Angabe entlehnt, ist doch erst im Jahr 1678 erschienen, also nachdem die Karten bei uns fast drei hundert Jahre bekannt waren.

Bedenkt man nun, wie wesentlich verschieden die chinesischen Karten von den unsrigen sind, daß man jetzt im Abendland nicht einmal weiß, wie die Chinesen eigentlich ihre Karten handhaben, ferner daß diese selbst im Allgemeinen den europäischen Karten den Vorzug zu geben schienen, * so ist man sicher zu der Annahme berechtigt, daß, wenn je das himmlische Reich die Karten vor uns erfunden hat, wir sie so wenig von ihnen entlehnt haben als Schießpulver und Buchdruckerkunst, die ja in China weit früher als in Europa bekannt gewesen seyn sollen, obgleich deßhalb niemand diese Erfindungen den Europäern abspricht.

Wir sind somit zum Ergebniß gekommen, daß keines der drei morgenländischen Völker, daß weder Araber, noch Hindus, noch Chinesen ein wirkliches unzweifelhaftes Beweisstück, ja nicht einmal authentische und über die europäischen Quellen hinaufreichende schriftliche Documente aufgewiesen haben. Wir glauben daher den orientalischen Ursprung der Karten mit vollem Recht für beseitigt halten zu können, und wenden uns nun zu der Frage, wann die Karten in Europa entstanden, und welchem der vier Völker, welche auf die Erfindung Anspruch machen, dieselbe zuzusprechen seyn möchte?

* Wenn sich noch so wahrscheinlich machen ließe, daß der Erfinder der Karten das Schach im Auge gehabt habe, so wäre ja damit für die Entscheidung der Frage, ob die Karten morgenländischen oder abendländischen Ursprungs seyen, lediglich nichts gewonnen, da das Schachspiel schon im Mittelalter überall in Europa verbreitet war.

Anm. d. Red.

* Die Chinesen fabriciren heutzutage europäische Karten, dergleichen wir selbst gesehen haben. Auch sieht man in Kunstsammlungen kleine geschnitzte oder gegossene Gruppen Chinesen, die Karten spielen, und zwar haben diese Karten französische Farben. Im siebzehnten Jahrhundert hatten die in China gebräuchlichen Karten italienische Farben.

(Fortsetzung folgt.)

Der Alte von Rodach.

Wahrheit zu Rückerts Dichtung.

(Fortsetzung.)

Uebertritte in die Weltlichkeit.

War es der Dichter, der manchmal mit dem Superintendenten durchging? oder der natürliche Mensch, der aus der geistlichen Würde herausschlüpfte? — genug, man weiß es, daß schon in jenen frühen Jahren, wo es dem Geistlichen noch zur Unehre gerechnet wurde, wenn er den heiligen Fuß über die Schwelle eines Schauspielhauses setzte, — daß in jenen Jahren manchmal bemerkt wurde, wie der rasche Braune des Herrn Superintendenten in Hildburghausen bis in die späte Nacht auf den Schluß des Theaters warten mußte; und man erzählt sich, daß an einem solchen Abend ein wohlbekannter adeliger Herr, im Militärmantel des österreichischen Pensionärs, sich mit zudringlich neugierigen Fragen an den kleinen schwarzen Herrn angenestelt habe, und endlich, nach manchen vergeblichen Versuchen, von andern auf die richtige Spur gebracht, triumphirend herausgeplatzt sey: „Nun weiß ich's doch, ich hab' die Ehr', den Herrn Superintendenten Hohnbaum von Rodach," — und daß dieser, sich verbeugend, rasch erwiedert habe: „Ja wohl! und ich habe gewiß die Ehre, den Herrn Thorschreiber von Hildburghausen vor mir zu sehen?"

Er selbst schreibt später an einen seiner Söhne: „Deine Liebhaberei für das Theater hast du mit deinem Vater gemein. Ich kenne wenige Vergnügungen des Geistes, die das überwiegen. Ich pflege dann ganz in der Welt zu seyn, die mir gerade vorgezaubert wird, und bin deßwegen sehr nachsichtig gegen die Kunst des Schauspielers, weil ich mehr mit dem Inhalt des Stückes beschäftigt bin. Die gewöhnlichen Zuschauer wenden es gerade um, und wissen immer nichts herauszubringen, als Lob oder Tadel des Schauspielers." Aber wie spärlich kamen solche Vergnügungen an ihn! Wie selten verirrte sich eine Schauspielergesellschaft nach Hildburghausen, und wie seltener noch konnte er die Reise dahin aufwenden, oder durch den bodenlosen Weg nach dem noch entfernteren Coburg sich durcharbeiten!

Doch im Städtchen selbst hatte er ein Theater, das ihm durch Erinnerungen seiner frühen Kindheit besonders lieb war. Das war der „Gregor," das große Schulfest, an dem die Schüler der Stadtschule alljährlich einmal auf offener Straße, und zwar zuerst vor der Superintendentur, ein Schauspiel aufführten. Wenn er beim öffentlichen Examen der Stadtschule präsidirte, da sah man ihn in voller Amtswürde in schwarzem Mäntelchen und weißen Ueberschlägchen dasitzen; aber beim Weggehen bekam mancher Junge noch einen herzlichen Kniff in die Backen, und „Paßt auf," sagten dann die Leute, „ob der nicht das nächste mal den Gregor mitspielen muß?"

Und wenn nun das Fest kam, — wir haben als Kind es selbst mit erlebt — am dritten Pfingsttage nach der Predigt, die der Alte hielt, welch ein Spektakel! Der ganze Superintendenturhof gedrückt voll, und selbst auf der hohen Mauer hockte es Kopf an Kopf, — und der Shylok mit dem langen Barte, der Blitzjunge, der so schwadronirte, das war des Herrn Superintendenten eigener Enkel, und das Stück hatte der Alte selbst für seine liebe Jugend aus Shakespeare zugestutzt, und im nächsten Jahre dichtete er für sie ein neues, — „das Hemd des Glücklichen" — und so manches Jahr fort.

Wie hatte er doch sein Völkchen verwöhnt! Als die jungen Leute des Städtchens sich so hoch verstiegen, daß sie selbst eine Art Liebhabertheater errichten wollten, da hätten sie es anderswo hübsch hinterm Rücken ihres Pfarrers und vielleicht zu seinem Aerger gethan; aber hier kamen sie zuerst zu ihrem alten Herrn, der damals schon in den Siebzigen stand: „Herr Superintend, was meinen Sie? wird's gehen? Wenn Sie uns freilich einen Rath geben wollten! Und wenn Sie uns so einen hübschen Prolog dazu machten!" Und der Alte gab beides, und brachte im Prolog recht fein an, was zu Nutz und Frommen der bürgerlichen Schauspieler zu sagen war.

Verkehr.

Im Städtchen selbst fand er, neben dem patriarchalischen Verkehr mit seiner Gemeinde, nur sehr wenig näheren Umgang. Ein Wirthshaus besuchte er nie. Wir wissen fast nur von der Familie Stockmar, den Eltern des nachmals berühmt gewordenen Baron von Stockmar und seiner liebenswürdigen Schwester Friederike, daß er mit ihnen in vertrauter Verbindung stand. Aber überall, wo er hinkam, war er der hoch willkommene

Alles mit Geist und Heiterkeit belebende Gast. „Wenn er zu unsern Eltern kam —" so erzählt uns seine liebe Christel Glaser, * — „es war nach seiner Gewohnheit meist schon spät Abends, da wurde Alles munter, und selbst die schläfrigen Kinder, eines nach dem andern, krabbelten wieder aus den Betten heraus und setzten sich mit um den Tisch herum oder kauerten im Hemd hinter dem Ofen, um den lieben heitern Alten und seine schönen Geschichten zu hören."

Sein eigenes Haus war immer gastfrei geöffnet und alle guten Geister aus der Nähe und viele aus der Ferne kamen oft und gern unter sein Dach. Viele bedeutende Menschen traten in den Kreis seines reichen Geisteslebens ein. „Ich rechne es," schrieb er an einen seiner Söhne, „unter die vorzüglichsten Wohlthaten des Himmels und Freuden meines Lebens, daß ich mit so manchem edeln und großen Mann in Bekanntschaft und Freundschaft kam, und wünsche, daß meine Kinder das nämliche Glück erlangen mögen."

Jede der ihm befreundeten Musen sandte ihre Vertreter zu ihm: die Musik ihren Carl Maria von Weber, der zu Anfang dieses Jahrhunderts längere Zeit in bescheidener Stille in Hildburghausen lebte, den immer wieder zur gastlichen Superintendentur vagabundirenden Böhner u. a. m.; die Malerei führte ihm noch in späten Jahren den „Gevatter Kupferstecher Barth," wie Rückert ihn nennt, ** in vertrautem Verkehr nahe. Er lebte oft Wochen lang bei dem Alten in Rodach. Die Dichtkunst brachte ihn mit Jean Paul, Fouqué, Voß u. a. in nähere oder fernere Bekanntschaft. Jean Paul, mit dem er in langjährigem Briefwechsel stand, sendete ihm seinen Freund Emanuel zu mit dem schönen Briefe: „Durch Ueberbringer dieses übermache ich Ihnen ein Geschenk, das schwerlich eine Herzogin zu geben reich genug ist, — nämlich den Ueberbringer selbst, den Juden Emanuel aus Bayreuth. Er lebt bloß in und für die Liebe und hat Alles, um es zu geben; er ist einer der moralisch vollendetsten Menschen. Nie hat ein Wechselbrief so viel gegeben, nämlich Sie ihm, und ihn Ihnen."

In seinem 67sten Jahre war er auf der Bettenburg mit Rückert zusammengetroffen. „Ich habe," schreibt er im Mai 1814 an einen seiner Söhne, „bei meinem Truchseß den Professor Voß aus Heidelberg getroffen und einen außerordentlichen Dichter, Dr. Rückert, kennen lernen." — So hatte er schon damals den außerordentlichen Dichter herausgefunden, obgleich dieser noch nichts hatte drucken lassen und also noch von keinem Recensenten signalisirt war. Und so herzinnig und begeistert schlossen sich der Greis und der jugendliche Dichter an einander, daß noch in demselben Jahre Rückert auf mehrere Monate bei dem Alten einzog. Wie er hier in trüber Zeit ein heiteres Asyl fand, das deutet er zum Abschied am Schlusse seiner den Gastfreund verherrlichenden Idylle an:

Heut' hat selber dir Glück ein Unglücksrabe gesungen;
Vom trübsinnigen Gast, heiterer Wirth, sey gegrüßt!

Noch sehen wir das Auge des Greises sich feuchten, als er im Vorlesen an jenes trübe Wort kam. „Das thut mir weh!" sprach er, und doch sah er schon damals mit freudigem prophetischen Geiste Rückerts große Zukunft voraus.

Aber auch minder geehrte Gäste, als Rückert war, konnten eines heitern Empfangs gewiß seyn. Und wenn heute die jugendlichen Prinzessinnen von Hildburghausen ihn besucht und in der selten geöffneten Gaststube des Hauses rechts und links auf dem Sopha neben dem glücklichen Greise gesessen, oder Prinz Leopold von Coburg, aus England kommend, ihm von seinen Söhnen in England persönlich Nachricht gebracht hatte, so wurde morgen nicht minder dem alten adelichen Bettelfräulein, das lange Jahre hindurch mit zerfetztem Seidenkleide im Thüringer Moraste herum terminirte, ein Teller beim Mittagstisch gesetzt und dem einfüßigen Invaliden, der hoch zu Roß im Lande umher bettelte, * zu der Geldgabe noch eine Tasse Kaffee oder ein Schnäpschen mit freundlichen Worten auf's Pferd gereicht.

Ein seltsamer, immer wiederkehrender, aber auch immer willkommener Gast war jener wunderliche Doctor Schlottmann von Römhild, den sein Wissens- und Thatendrang im kleinen Vaterstädtchen nicht ruhen ließ, sondern zu immer neuen abenteuerlichen Wanderungen in die Welt zog, der im Jahr 1814 nach dem Kriegsschauplatz wanderte, bei Töplitz, als Spion verdächtigt, aufgegriffen wurde, sich, als er wieder freigelassen war, mit den Franzosen in Dresden einschließen ließ, von Kosaken ausgeplündert wurde, aber den verbündeten Heeren dennoch nachzog und endlich in irgend einer Anstellung mit ihnen über den Rhein ging. „Ich sehne mich nach seiner Zurückkunft," schrieb damals der Alte; „was wird er alles zu erzählen haben!" Und im Jahre 1817 schreibt er: „Doctor Schlottmann,

* Ein Gedicht von ihm „an Fräulein Glasers kleinen Finger" ließ Rückert im Musenalmanach abdrucken.

** Rückerts Gedichte, Auswahl. S. 615.

* Bettelfräulein und Bettelritter sind wirkliche, zur damaligen Zeit wohlbekannte Figuren.

er, der vormals mit einem Hemd, einem Schnupftuch, einem Paar Strümpfen ohne Socken und einem Kreuzer in der Tasche Monate lang Reisen zu Fuß machte, ist jetzt in einem prächtigen Reisewagen und mit einem Bedienten nach Gotha gekommen und hat im Mohren seinen Freunden ein glänzendes Diner gegeben. Er ist mir ein sehr seltener und merkwürdiger Mensch." .

So viele zu der Geistesschmiede des Alten kamen, sie konnten sich der Funken freuen, die hier sprühten, aber, wenn sie sich nicht wacker hielten, auch auf manchen derben Schlag gefaßt seyn, wie es damals jener leichtfüßige Pfarrer H. erfuhr, der in hellem Jubel über die glücklich erschnappte Pfründe zu ihm herein rannte: „Alterchen, ich hab' die Pfarrei!" — „Ruhig, Mann!" donnerte er ihm zu; „hierher an den Tisch stellt Euch, legt die Hände zusammen! Und nun betet mir nach: „Ohn' all Verdienst und Würdigkeit, aus lauter Gnad und Barmherzigkeit."

Hinwieder konnte selbst die Schelmerei ungestraft über die geweihte Schwelle treten, wie damals zur Kriegszeit, da am späten Fastnachtsabend noch Einquartierung — ein Korporal mit zwei Gemeinen — sich anmeldete und zu dem freundlichen hochwürdigen Herrn an den Tisch setzte. Der eine, ein bildschönes junges Bürschchen, ist so still und kann mit der Tabakspfeife nicht wohl zurecht kommen. „'s ist ein Rekrut," sagt der Korporal, „und hat das Heimweh." Da platzt der Rekrut mit Lachen heraus, reißt sich den Schnurrbart ab und rennt zur Thüre hinaus. Es war des Herrn Superintendenten eigenes Dienstmädchen, die mit zwei andern sich verkleidet hatte. Und, weit entfernt, sich zu erzürnen, freute er sich königlich über „das Wettermädchen."

Bei Hofe.

Nicht nur im ländlichen Hof die Heerd' allein und den Hirten,
Auch die fürstlichen Höf' hat er, die nahen, gesehn.
Und noch oft, wo dahin ihn Zufall oder Bestimmung
Führt, mit Freundesempfang ehret ihn Fürstin und Fürst.
Doch nicht suchet er das; im eigenen Kreise der Wirkung
Bleibt er lieber daheim, selber ein geistlicher Fürst.

Besonders war es die Herzogin Charlotte von Hildburghausen, die geistreiche Schwester der Königin Louise von Preußen, die ihn oft zu ihren vertrauten Kreisen zog und ihre sinnreichen Feste gern mit ihm und seinen Liedern schmückte. Der gute Herzog aber, der immer seine Freude am Schenken hatte, schickte dem geistigen Genusse hintennach noch manchmal ein Fäßchen Merzbacher Bier oder ein Reh aus der „Büschau" in Keller und Küche der Superintendentur. Der liebe, gnädige Herr, er mochte so gern eine Freude machen! Er versprach so gern und es war so herzlich gut damit gemeint; nur daß er auch je zuweilen vergeßlich war, und daß der zähe Herr Rath, Prager, der die schmale Kasse führte, den freigebigen Herrn immer so knapp hielt. Unserem Superintendenten hatte er schon oft in's Ohr gesagt: „Ich schenk' Ihnen einen neuen Gaul! Sie sollen's sehen!" Aber der Gaul kam eben nicht. Da traf sich's, als einmal Hohnbaum an der herzoglichen Tafel speiste, daß zum Dessert „spanischer Wind" aufgetragen wurde. „Vortrefflich!" schnalzte ein Kammerjunker. — „Ja wohl," fiel der geistliche Herr ein, „vortrefflich; „es ist ein ächtes Hofgebackenes!" — „Wie so das?" — „Es verspricht viel und hält wenig." — „Ah, so," dehnte der hinhorchende Fürst; und als Abends bei der Heimkehr Hohnbaum seinen steifen Klepper in den Stall zieht, steht schon ein stattliches Thier darin. Es war der große, englisirte Braune aus dem herzoglichen Marstalle, der von nun an mit verhaltenem Stolze manche Fuhre Dünger auf die Wiese zog und manchen Wagen mit Zehntkorn in den Stadel, aber auch wieder mit zierlichem Hoftritt den würdigen Herrn zu Stadt und Hofe trug oder windschnell an dem leichten Karriol trabte.

Noch mehr ehrte den Geber wie den Empfänger ein anderes Geschenk. Hohnbaum war einst zufällig, im Pfarrhause zu Eishausen, mit dem Herzog von Hildburghausen zusammengetroffen. Im Laufe des Gesprächs wagte der Pfarrer eine Bemerkung über den übermäßigen Wildstand, ein ebenfalls anwesender Geheimerath stimmte bei; aber der Herzog, der die Jagd leidenschaftlich liebte, antwortete unwillig, und die beiden schwiegen. Da nahm der Superintendent aus dem Coburger Reiche sich der Bauern des Hildburghauser Landes an, deren Saaten in der That seit Jahren vom Wilde zertreten und gefressen wurden. Der Widerspruch des Fürsten machte ihn nur wärmer und endlich entfiel ihm das Wort: „Durchlaucht haben Ihre Hirsche doch nicht lieber als Ihre Bauern!" Da stand der Herzog im Zorne auf, verließ ohne Grüßen das Zimmer und rief nach seinem Wagen. Die Gesellschaft blieb erschrocken und verlegen im Zimmer zurück; der hohe Herr ging mit hastigen Schritten im Garten auf und ab und blies große Wolken aus seiner Tabakspfeife. Endlich war der Wagen angespannt und der Herzog setzte sich ein. „Den Hohnbaum will ich noch sprechen!" rief er, und dieser nahte furchtlos. „Brauchen nicht gleich so derb zu seyn!" sagte er, „aber da, da. Ich hab' grad weiter nichts zum Verschenken,

da nehmen Sie das!" Und damit nahm er seine Meerschaumpfeife aus dem Munde und gab sie dem freimüthigen Manne.

Auch in den Cirkeln des Hoflebens strömte der frische Quell seines Geistes von Witz und Heiterkeit über; auch da trat, in feiner Sitte und sicherer Haltung, der natürliche Mensch so liebenswürdig hervor, daß er Alle gewann, manche schöne Hofdame entzückte und alle Kammerherrn in Respekt hielt.

So fein gebürstet und gestriegelt er zu Hofe kam, so ungenirt war er, wenn der Hof, zu ihm kommend, ihn in seinem häuslichen Negligé traf. Als einst vom nahen Seidingstadt * her die Prinzessin Paul von Württemberg und die Erbprinzessin Amalie von Hildburghausen nach Rodach kamen und der Vorreiter, um die Straßenecke biegend, der Superintendentur fürstliche Gäste verkündete, rannte die besorgte Haushälterin mit dem besten Rocke des alten Herrn und mit seinem schwarzen Sammtkäppchen herbei und zog ihm das Halstuch fester. Darüber hielt der Wagen schon im Hofe, ehe der Greis zum Empfang unten war. Er aber sprach heiter lächelnd: „Hoheit wollen gnädigst entschuldigen, ich habe nur meine Strümpfe erst hinaufziehen müssen." Und damit war die Stimmung gleich in die rechte Bahn gelenkt. Die beiden Fürstinnen stiegen lachend aus, nahmen den Alten links und rechts am Arm und führten ihn die Treppe hinauf, und heimgekehrt hatten sie viel zu erzählen von den genußvollen Stunden, die sie in Rodach gefunden, trotzdem, daß die Strümpfe eben doch nicht recht festgesessen.

Noch in seinen späten Jahren wurde er von der lieblichen Herzogin Louise von Coburg (der Tochter des genialen Herzogs August von Gotha) entzückt. „Unser Herzog," schreibt er im Jahr 1817 an seinen Sohn Gottfried, „hat die Prinzessin von Gotha als Frau heimgeführt. Da wurde Mordspektakel gemacht; in Coburg alles auf Pracht und Glanz berechnet, in Rodach, wo ich die Anstalten an der Grenze allein besorgen mußte, auf Gedanken in der einfachsten Form. Mein alter Kopf mußte einen Ehrenbogen und zwei Gedichte herausgeben, und ich habe das Vergnügen, überall zu hören, daß ich in Jenem und Diesem das Beste gemacht hätte. Die ganze Geschichte wird gedruckt und dabei meine Zeichnung in Kupfer gestochen. Damit ich aber über die Gedichte nicht stolz würde, ist die andere Menge so erbärmlich, daß es gar keine Ehre ist, sie übertroffen zu haben. In Rodach speiste die Herrschaft, und ich hatte das Vergnügen, neben der jungen Fürstin zu sitzen, die sich auch deiner erinnerte. Sie ist ein höchst natürliches und liebenswürdiges Wesen. Sie werden sie aber in Coburg schon so lange auf die Polirmühle und unter die Glanzpresse bringen, bis sie so flach und glatt wie die übrigen wird."

Und einige Monate später schreibt er: „Durch die Bemerkung, daß das Andenken der jungen Fürstin an dich nur ein Hofwind seyn werde, hast du dich versündigt. Sie erzählte mir viel von dem damaligen Umgang ihres Vaters mit dir. Ueberhaupt glaube ich nicht, daß irgend ein Wind ihre Lippen entheiligen, noch irgend eine Hofuntugend ihr Herz verdorben haben könne. Sie ist in meinen Augen ein außerordentlich seltenes Wesen."

Die liebenswürdige Fürstin wendete bei öfterem Begegnen mit jugendlicher Lebendigkeit und Naivetät dem heitern Greise ihre volle, herzgewinnende Freundlichkeit zu und erhielt sie ihm, bis ihr tragisches Geschick sie in die Ferne führte.

Der letzte Ritter und der letzte Patriarch.

Vom nagenden Jahrhundert unvernichtet,
Gehalten von der Vorzeit derbem Kitte,
Steht eine Burg in wald'ger Hügel Mitte,
Die von vergangner Herrlichkeit berichtet.
Sie ist aus kräftigem Gestein geschichtet,
Ein hohes Fußgestell, auf dessen Tritte
Ein Bild der Vorwelt steht voll edler Sitte,
Als lebende Bildsäule aufgerichtet,
Der Ritter von der Burg! Kommt, laßt uns wallen,
Zu sehn den Festen auf den festen Mauern,
Der erst lebendig macht die todten Hallen.
Mög' er so lang als seine Wälle dauern,
Und wenn einmal das edle Bild soll fallen,
Brech' unter ihm das Postament mit Schauern. *

Das war die alte Burg in Franken, in deren gastlichen Hallen der jugendliche Dichter zum erstenmal dem Alten von Rodach begegnete. Das war der ehrenfeste Ritter, der ein halbes Jahrhundert lang in innigster Freundschaft mit unserem Patriarchen lebte. Wer hat ihn nicht gekannt, zehn Meilen weit in der Runde, den alten Freiherrn Christian Truchseß von Wetzhausen auf Bettenburg?

Schon in früher Zeit (um's Jahr 1774), als der junge Freiherr, von seinen weiten Reisen heimkehrend, mit feuriger Inbrunst sich in die Arme seiner Mutter

* Damals und bis 1826 der ländlich einfache, aber liebliche und heiter belebte Sommeraufenthalt des in Hildburghausen residirenden herzoglichen Hauses.

* Rückert: die Bettenburg. Auswahl S. 89.

warf, hatte Hohnbaum (von Sieman herkommend) ihn gesehen, und Candidat und Cavalier hatten eine Freundschaft geknüpft, die, immer fester sich schlingend, bis zum Grabe dauerte. Zwar hatten ihre Wege sich bald wieder getrennt. Während der Candidat nach dem stillen Diakonate in Rodach und nach der etwas vornehmeren Hofpredigerstelle in Coburg zog, machte der Cavalier im Reiterregiment und am Hofe von Hessenkassel seine Laufbahn, entzückte die Frauen, die ihn als ihren schönsten Kürassieroffizier priesen, und befreundete sich mit Georg Forster, Sömmering, Johannes von Müller, Mauvillon, Runde, Tiedemann, die, mit besserer Würdigung seines edlen Wesens, ihn ihren Götz von Berlichingen nannten. Aber nach zwölf Jahren zog sich der Reitermajor für immer auf seine stille Burg in Franken zurück, und von da an verging wohl kein Jahr, in dem nicht Hohnbaum, der inzwischen nach dem vier bis fünf Meilen von der Bettenburg entfernten Rodach übersiedelt war, wenigstens einmal zu Roß oder Wagen, allein oder mit Weib und Kind, auf tage- oder wochenlangen Besuch zu seinem Freunde zog; und zwischenhin, im drängenden Bedürfniß des Geistesverkehrs, ging eine ununterbrochene Correspondenz zwischen der Burg und der Superintendentur hin und her.

Der Ritter ließ sein Schwert in der Scheide rosten und lebte seinen Büchern, seinen Freunden und seinen ländlichen Beschäftigungen; er baute seine, den Verfall drohende Burg zu neuer Schönheit und Wohnlichkeit aus und schuf ringsum in Park und Wald und Feld eine neue Welt. Ein Attinghausen, der „den Frühtrunk mit seinen Knechten theilt," that er seine eigenen Felder seinen Hörigen aus und machte in wenigen Jahren aus den Bettlern seines Dorfes Manau wohlhäbige Bauern. Nicht umsonst hatte er in seinen sinnreichen Anlagen, zu denen weither die Fremden wanderten, seinen Helden, Götz von Berlichingen, Franz von Sickingen und Ulrich von Hutten Denkmale errichtet. Er selbst war ein Berlichingen in seinem deutschen biderben Wesen, ein Hutten und Sickingen im freudigen Kämpfen für Geistesfreiheit und Bildung, ein ächtes Altritterthum, vom reinsten Strahle neuzeitlicher Bildung verklärt. Er hielt den Adel nicht für ein Vorrecht, sondern nur für eine Verpflichtung zu höheren Tugenden. Auf dem Stammbaume, der, kunstreich in Stein gehauen, in seinem Parke zu sehen war, blieb ein Spitzenblatt lange Jahre namenlos. Zu dem führte der Alte seinen Rudenz und sprach mit tiefem Ernste: „Das Blatt wird namenlos bleiben, bis du der Truchsesse würdig bist." In den weiten Gängen seiner Burg hingen in langen, stolzen Reihen die Bilder seiner Ahnen, die bis in uralte Zeiten zurück reichten. Ihm selbst, seiner hohen, gewaltigen Gestalt, seinem edlen aufrechten Wesen sah man es an, daß er der Freiheit gewohnt war, die niemanden über sich erkannte, „als Gott und den Kaiser," daß er als Reichsunmittelbarer einst vor Joseph II. und Friedrich dem Großen gestanden. Aber Bürger und Bauern durften kommen, er nahm sie freundlich auf, führte selbst sie durch sein Reich, las und erklärte ihnen Inschriften und Monumente, zeigte ihnen seine Pflanzungen, die ausländischen Bäume, die er herbeigezogen, und die edlen Kirschbäume,* die er mit besonderer Liebe und Einsicht pflegte. Allen war er zugänglich, in denen er ein warmes Herz und einen frischen Geist erkannte; und wenn Staatsminister (z. B. von Wangenheim und von Könitz) seine oft wiederkehrenden Gäste waren und auch fürstliche Häupter (wie z. B. noch in seinen späten Jahren die Königin Therese von Bayern) ihn heimsuchten, so waren nicht weniger die Pfarrer umher gern gesehene Gäste, allen voran der treffliche Heim aus dem Effelder Pfarrhause (Bruder des alten Geheimeraths Heim in Berlin **), der manchmal allein oder auch mit seiner Frau und den schönen und liebenswürdigen Töchtern auf der Burg sich heimisch machte. Auch Troubadours und Weise fehlten der alten Ritterburg nicht: Ernst Wagner, Jean Paul, Voß der Vater und noch mehr der Sohn, Heinrich Voß, *** Fouqué, Benzel Sternau, Thümmel u. a. waren dem Burgherrn befreundet und die meisten von ihnen kamen gern und häufig wiederkehrend zu seinem Schloß.

Der Burgherr lebte ehelos, in lebenslanger Trauer um eine verlorene Jugendliebe, sagte man, und doch war es so häuslich und heimisch auf seiner Burg, unter dem Regiment der alten Schaffnerin Klara, die vierzig Jahre lang mit einer fast eben so lang ausdauernden Köchin im Schlosse waltete. Er blieb der immer heitere Wirth, auch als seine Augen, die schon viele Jahre her gedunkelt hatten, fast ganz erblindet waren. Ernst Wagner, † Mosengeil, †† Karoline

* Er schrieb ein zu seiner Zeit geschätztes Werk über die Kirschen.

** Siehe Keßlers Leben des „alten Heim."

*** In der Vorrede, die Abraham Voß zu seines Bruders Aeschylos gab, finden sich Briefe von Heinrich Voß an den Ritter von Truchseß abgedruckt.

† Reisen aus der Fremde ꝛc. Thl. 1. 10 Br.

†† Briefe über den Dichter Ernst Wagner. Theil. 2. S. 106.

von Wolzogen * haben das Andenken des Ritters in ihren Schriften gefeiert. Aber niemand wohl hat das Leben der Burg und des Burgherrn so anschaulich geschildert, als Rückert in seinem „Hochzeitgedichte für die Bettenburg,“ ** er, der lange Zeit ein ständiger Gast, die ein- und ausfahrenden Gäste sah, wenn er auch manchmal vor hochadeligen Besuchern davon schlich.

„Und in Gesellschaft unadelicher Rechen
Half in dem Wiesengrund Grummet brechen.“

Die Gastlichkeit der Burg bezeichnet er mit Heinrich Voßens Witzwort:

Von Heidelberg dein lieber Freund,
Als deine Burg ihn hielt umzäunt,
Wo er sein Nest gar fröhlich baute,
Nur daß ihm stets vor Kröten graute,
Lustwandelt' einstmals deine Burg
Ein Zimmer nach dem andern durch,
Und fand in jedem an der Stätte
Für einen Gast gesetzt ein Bette,
Bis daß er in ein Zimmer kam,
Worin er wahr zwei Betten nahm;
Und als er gar die Seitenkammer
Geöffnet, in Erstaunen schwamm er,
Weil da, geschichtet Rand an Rand,
Ein ganzes Nest von Bettchen stand.
Er, zwar in solchem unerfahren,
Sah doch, daß es Kindbettchen waren.
Da sprach er: Jetzund merkt mein Geist,
Woron die Burg mit Namen heißt;
Sie heißt die Bettenburg, weil's Betten
So viel hier gibt, ich wollte wetten.

Oft füllten sich die Gemächer mit Gästen aus der Nähe und Ferne. Und wenn dann im scharfen Turniere die Geister auf einander gefahren waren, daß es Funken sprühte, so fehlte es darnach auch nicht, daß beim Mittagsmahle in der großen Ritterhalle, wie bei den alten Kämpen, versöhnend der volle Becher kreiste und Alles in frischer Lust sich bewegte. Bei einem solchen Mahle, da der feurige Rheinwein reichlich floß, geschah es, daß Hohnbaum die Frage aufwarf: es solle doch Einer erklären, was eigentlich ein Rausch sey. Hin und her ging der fröhliche Streit über die Herkunft des Nebelgeistes, der bereits merklich nahe über ihren Häuptern schwebte. Aber Rückert hatte inzwischen sich davon geschlichen, saß schreibend an einem Nebentischchen und kam bald wieder mit seiner

Theorie des Rausches.

Es ist der Kopf ein Lustgezelt,
Darin drei Stühle sind gestellt.
Das erste Glas tritt ein als Gast,
Nimmt auf dem ersten Stuhle Rast;
Das zweite Glas kommt hinterdrein
Und nimmt den zweiten Stuhl sich ein;
Wenn nun das dritte kommt zuletzt,
So sind die Stühle rings besetzt.
Dann kommt ein viert's noch, wie der Blitz,
Sieht um sich und sieht keinen Sitz;
Und weil es doch nicht stehen kann,
So fängt es einen Lärmen an,
Zerrt an den andern hier und dort,
Und kein's will räumen seinen Ort.
Da balgen sie sich ritterlich
Und werfen von den Stühlen sich,
Und noch ein Glück ist's, wenn das Zelt
Nicht selbst mit über'n Haufen fällt. *

* Cordelia, Theil 2., S. 87. Herr von Wolzogen hatte die Vormundschaft seines Sohnes dem edlen Freiherrn übergeben, „einem Manne, des höchsten Vertrauens würdig.“

** Gedichtet im April 1815 zur Vermählung des jungen Dietrich von Truchseß (eines Neffen des Alten) mit Charlotte von Seckendorf aus Württemberg. Zwei kleine Bruchstücke des Gedichts finden sich unter dem Titel: „Zu einem Hochzeitfeste“ in Rückerts Auswahl S. 224 ff., sämmtliche Werke IV., S. 7 ff. Mehr als tausend Verse, namentlich die ganze einleitende Epistel, sind unterdrückt. Sie liegen uns jedoch im Manuscript vor und wir theilen einige Partien mit. Auch das Rosenlied (Auswahl S. 222) ist für die Bettenburg gedichtet.

* Auswahl S. 18. Sämmtliche Werke III. S. 28.

(Fortsetzung folgt.)

Spaziergänge durch Paris.

(s. Nr. 22.)

Schon lange konnte man nicht vor die Thüre, wo der Wind Schildwache stand. Es ist aber dennoch eine großartige Naturerscheinung um diese Aequinoctialstürme: sie sind gleichsam der mächtige Hauch, womit der Sonnengott Nebel und Wolken aus seinem blauen Himmelstempel verjagt. Und jetzt steht er wieder darin, im vollen Glanze, und ich stehe im Garten, wo sich die erste Hyazinthe röthet, und obgleich ein ehrlicher Christenmensch, möchte ich gleich einem Parsen vor ihm niederknieen und ihm danken, daß er uns endlich aus der Gefangenschaft erlöst.

Wir benutzen das gute Wetter und die Osterferien, um uns einmal wieder in der großen Stadt Paris umzusehen, die täglich größer wird. In dem unermeßlichen Raum innerhalb der Festungswerke kann sie sich bequem nach allen Richtungen hin ausstrecken. Der Boulevard Magenta ist beinahe vollendet. Ein halbes Dutzend andere hat man neuerdings in Angriff genommen, und eben so viele Plätze und Squares, und ich weiß nicht wie viel Straßen, wahre strategische Wege, die das Labyrinth von Gassen durchschneiden, wo sich die Emeute verschanzte, namentlich in der Nähe von Saint-Méry, wo einst die Republikaner so verzweifelten Widerstand leisteten.

Außer den Concerts spirituels und der Spazierfahrt nach Longchamps bringt uns die österliche Zeit rothe Eier und „den rothen Mond." Man färbt hier die Ostereier alle roth oder läßt sie weiß; hätte man blaue dazu, so hätte man die Nationalfarben, sie fänden aber keinen Absatz. Das sonst so bewegliche Volk klammert sich in den Einzelnheiten des gemeinen Lebens hartnäckig an das Herkommen, und was der Pariser nicht von Kindesbeinen an gesehen und gehört, das scheint ihm lächerlich. In großen Massen werden die Ostereier auf zweiräderigen Schubkarren durch die Straßen geschoben, wobei der Händler unaufhörlich ruft: „Six blancs, les rouges et les blancs." Das macht anderthalb Sous. Die „blancs," eine veraltete Münze, sind unsere Weißpfennige. Noch muß ich bemerken, daß hier zu Lande das H u h n die Ostereier legt, nicht der Hase, wie bei uns am Rhein. Auf welche Weise der drollige Vierfüßler unter die Oviparen gerathen, ist mir stets ein Räthsel gewesen. Die Legende werde ich meinem jungen Freunde Arthur mittheilen, der an der Redaktion einiger Jugendjournale Theil nimmt; da lese ich dann in einigen Tagen im Ami des enfants: „Das poetische, das träumerische Deutschland versteht es allein, das gewöhnliche Leben zu poetisiren. Bei uns kauft sich das Kind ganz prosaisch seine Ostereier auf der Straße, in Deutschland führt Großmama nach der Kirche die Enkel in den Garten, und da suchen sie mit Jubelgeschrei die bunten Eier unter dem Kohlstrunke, oder unter den Veilchen, wohin sie der Hase gelegt hat. Nie werden sie später Hasenbraten essen, ohne mit Rührung jener Stunden zu gedenken u. s. w."

Unsere Legenden sind hier eben so beliebt, wie unsere Musik. Auch sind die Pariser Dichter dahinter gekommen, daß in der deutschen Poesie vieles ist, das in ihren Kram paßt. Statt aber die Sprache zu lernen, was ihnen viel zu umständlich wäre, lesen sie die bekannteren Dichter, Heine, Geibel, Mörike &c. mit einem Deutschen durch, der sie ihnen wörtlich übersetzt; was ihnen zusagt, notiren sie sich, um es zu verarbeiten. Eben so wird mit Romanen verfahren, und es erscheinen hier Uebersetzungen deutscher Werke von Leuten, die nicht ein Wort deutsch verstehen. Allein auch auf diesem Umwege dringt der deutsche Geist mehr und mehr in die Nation ein, wo gegenwärtig unsere Literatur herrscht, wie früher die englische und vor dieser die spanische.

„Und der rothe Mond?" wird man fragen, „was ist das?" Ehe ich diese Frage beantworte, sey es mir erlaubt, hier eine Anekdote mitzutheilen, welche Arago in seinen Vorlesungen über populäre Sternkunde zu erzählen pflegte.

Eines Tages, als die Mitglieder des Längenbüreaus Ludwig XVIII. einen Band ihrer Jahrbücher überreichten, sprach der König zu ihnen: „Es freut mich sehr, meine Herrn, Sie bei mir zu sehen. Sie werden die Gefälligkeit haben, mir einmal zu erklären, was man unter dem r o t h e n M o n d e (lune rousse) versteht, und worin sein Einfluß auf das Pflanzenreich besteht." Laplace, der berühmte Verfasser der Mécanique céleste, stand da wie vernichtet; der Mann hatte so viel über den Mond geschrieben, und nie an den „rothen" gedacht. Er schaute seine Collegen an, als wollte er sie um Rath fragen; da aber keiner von ihnen Lust bezeigte, das Wort zu nehmen, sagte er: „Sire, der rothe Mond hat in den astronomischen Theorien keinen Platz, und demnach sind wir nicht im Stande den Wünschen Ew. Majestät Genüge zu leisten."

Abends am Spieltische machte der König sich über sein Längenbüreau lustig, das er in so große Verlegenheit gebracht habe. Laplace, der dieses erfuhr, begab sich zu Arago und bat ihn um Aufschluß. Arago wußte eben so wenig Bescheid, versprach aber sich bei den Gärtnern des Pflanzengartens zu erkundigen. Diese gaben folgenden Bericht.

Der rothe Mond fängt im April an und wird voll im Laufe des Mai. Die Gärtner haben ihm diesen Namen gegeben, weil sie bemerkt haben, daß im April und Mai zur Nachtzeit bei heiterem Himmel die den Mondstrahlen ausgesetzten Knospen und Pflanzen sich röthen (roussissent), d. h. erfrieren. Ist aber der Himmel bedeckt, so daß die Mondstrahlen die Pflanzen nicht erreichen können, so findet dieß nicht statt. Daraus schließt man nun, daß das Erfrieren derselben den Einwirkungen des Mondlichts zugeschrieben werden müsse, und ich bin ganz mit ihnen einverstanden, obgleich Arago das Gegentheil behauptet. Er führt ein Experiment an, welches beweist, daß, wenn auch das Mondlicht durch die größten Reflektoren verstärkt wird, dasselbe dennoch nicht die mindeste Einwirkung auf ein sehr empfindliches Thermometer ausübt. Warum hat Arago nicht auch Pflanzen den also concentrirten Mondstrahlen ausgesetzt? Vielleicht eben weil er besorgte, die Gärtner möchten Recht behalten.

Wundern Sie sich nicht, daß ich so lange bei dieser Pariser Mondspecialität verweilt habe, die man anderwärts schwerlich kennt, die aber hier alle Welt beschäftigt. Den ganzen April hindurch und bis in den Juni hört man von nichts anderem. Jeder hat seine Ansichten darüber, und für jede Ansicht wird Arago als Gewährsmann angeführt, den niemand gelesen hat. Alles Unheil, das während der Zeit sich ereignet, hat der rothe Mond gebracht. Wenn die Blüthen erfrieren oder ein Haus abbrennt, wenn die Suppe versalzen oder der Stockfisch verbrannt wird, so hat's der rothe Mond gethan. Regen sich die Gichtschmerzen, hat man Frost oder Fieberhitze, herrscht Zank und Streit, gehen die Pferde durch, so braucht man nicht erst nach der Ursache zu fragen, und kommt um Mitternacht der Mann nach Hause und hat einen Hieb, und die Frau keift, so heißt's: „Que veux-tu, ma chère amie? C'est la lune rousse."

Und so ist er denn auch Schuld, daß wir noch nicht fort sind und noch immer an der Barrière Poissonnière stehen, wo der Boulevard Magenta anfängt. Drehen Sie sich gefälligst um; dort ist der Montmartre, und auf einem seiner Sandhügel steigt ein Thurm in drei Stockwerken empor, hoch und schlank wie ein Minaret, und läßt eine mächtige Fahne im Winde flattern: es ist der Thurm Malakoff, ein Café restaurant. Schöner Preis für euern Schweiß in der Feldschlacht, daß euer Sieg durch ein Wirthshaus verherrlicht wird! Der Boulevard Magenta mündet in den Boulevard Sebastopol.

Sebastopol, Malakoff, Magenta, schreckliche Namen! Sieg, Kriegsruhm, Schlachten, Gesetz des Bayonnetts, Kanonenrecht und wissenschaftliches Gemetzel! Und der Boulevard Magenta durchschneidet die ehemaligen Gärten der Lazaristen, jetzt Clos Saint Lazare. Hier lieferte in den Junitagen 1848 die rothe Republik ihr letztes Gefecht. Als die Nationalgarde von Rouen auf der Nordbahn damals hier ankam, wurde sie mit Flintenschüssen empfangen.

Inmitten dieser Gräuel treten uns zwei tröstende Denkmale entgegen: St. Vincent de Paul und das Hospiz Lariboisière. Der heilige Vincenz von Paula hütete, als armer Waisenknabe, die Schafe und gerieth später in die Sklaverei in Tunis. Diese beiden Umstände erklären sein nachheriges Leben und Wirken. Nachdem er ein durch Wissen und Beredtsamkeit berühmter Priester geworden, erinnerte er sich der Leiden seiner elternlosen Kindheit und gründete ein Waisenhaus, und eingedenk seines hülflosen Zustandes während einer Krankheit in Tunis, stiftete er das Lazaret für Galeerensträflinge in Marseille. Und ihm verdankt man jene barmherzigen Schwestern, die selbst bei den fanatischen Moslems in hohem Ansehen stehen. Der Mann hat es wohl verdient, daß man sein Andenken durch die prachtvollste Kirche geehrt hat, die Paris besitzt; eine Basilika im reinsten Style, Malereien die Hülle und die Fülle; das Gold rieselt gleichsam vom Hauptaltare nieder, vergoldet ist selbst das Gebälke des offenen Dachstuhls, der die Decke bildet. Könnte aber der fromme Mann all die Herrlichkeiten sehen, er würde betrübt sein Haupt abwenden. „Wozu der eitle Prunk, womit ihr meinen Namen umgebt?" würde er ausrufen. „Gebt's den Armen, und laßt mich im Tode so arm, wie ich im Leben war."

Durch eine sinnige Anordnung führt eine Straße von der Kirche zum Hospital Lariboisière, das wo möglich noch prachtvoller ist. Es wurde von Ludwig Philipp angefangen; die Wittwe des Generals Lariboisière vermachte die zur Vollendung und Ausstattung der Anstalt erforderlichen Capitalien, unter der Bedingung, daß es ihren Namen führen solle. Das ist kein Hospital, es ist ein Schloß, ein Escurial; nie ist dem menschlichen Elend eine so glänzende Zufluchtsstätte eröffnet worden. Das Ganze umfaßt zehn Pavillons, deren jeder für ein Hotel gelten kann; von jedem läuft ein Flügel aus mit drei Stockwerken, jedes Stockwerk mit fünfzehn Fenstern

in den beiden längsten Façaden. Diese zehn Pavillons sind hinter einander aufgestellt, fünf in jeder Reihe, in gleicher Entfernung; je zwei derselben sind durch einen Querbau verbunden. Die Front des Gebäudes bildet eine Linie von 375 Fuß. Mit seinem reichen Portikus, der auf vier jonischen Säulen ruht und mittelst eleganter Galerien mit den beiden ersten Pavillons zusammenhängt, mit seinem hochgesprengten Thorbogen, durch welchen man in einen ungeheuren, mit Säulengängen umschlossenen Hof schaut und das Portal der Kapelle erblickt, die groß genug für eine mittlere Provinzstadt wäre, macht es einen großartigeren Effekt, als sich vielleicht mit dem Zwecke der Anstalt verträgt. Es ist ein Lustschloß der Barmherzigkeit; Kranke jeder Confession, Christ, Türke und Jude, werden mit gleicher Liebe und Geduld gepflegt.

So lieblich aber auch dieser Armenpalast dasteht und seine unzähligen Fenster in der warmen Aprilsonne blitzen läßt, während die Rauchsäulen aus den Schornsteinen in den blauen Himmel wirbeln, wir gehen vorüber. Drinnen ist es schauerlich; und nichts schrecklicher als der Anblick von Leiden, die man nicht lindern und nicht trösten kann.

Auch drängt uns die Zeit. Wir haben von hier fast eine Stunde Wegs bis zum Hôtel de Ville, dem Ziele unserer heutigen Wanderung, zu welchem uns der Boulevard Sebastopol führt. Unterwegs bietet sich nichts merkwürdiges dar, außer der Square vor dem Conservatoire des arts et métiers. Vor sechs Wochen war hier ein Platz voll Lachen und Schutthaufen; jetzt steht da ein Garten mit Rasenplätzen und Alleen, die Bäume haben einen halben Fuß im Durchmesser, sie sind vor Kurzem aus der Fremde hier eingewandert, und sind frisch und gesund, und treiben Knospen und freuen sich der warmen Frühlingsluft. Es erfordert mehr Zeit, einen Theatergarten zu malen.

Der Platz vor dem Hôtel de Ville hieß ehemals la Grève. Hier treten uns wieder gräßliche Erscheinungen aus der Pariser Chronik entgegen. Voltaire meinte, der Henker müsse die Geschichte Englands schreiben; von der Geschichte der charmanten Lutetia kann man dasselbe sagen. Da kommt zuerst das Mittelalter, ein blutiges Kreuz in der einen Hand, ein blutiges Schwert in der andern, noch gräulicher anzuschauen in dem Schmucke der Blumenkränze, die ihm verrückte Poeten aufgesetzt; der Putz macht die Häßlichkeit noch häßlicher. Margarethe Porret wurde auf dem Grèveplatze lebendig verbrannt; sie war der Ketzerei angeklagt, überwiesen, sagt das Urtheil. Wußte das arme Geschöpf, was Ketzerei ist, zumal, was es damals war? Im Hexenverbrennen war die gute alte Zeit besonders stark.

Die Anzahl der hier hingerichteten Verbrecher ist Legion. Die hervorragendsten darunter sind Ravaillac (1610), die Brinvilliers (1676) und Damiens (1757).

Das Volk war gegen Ravaillac so erbittert, daß es, nachdem der Mörder Heinrichs IV. geviertheilt worden, die zerstückelten Glieder aufraffte und an verschiedenen Stellen verbrannte. Die Brinvilliers ist allbekannt; sie wurde den 16. Juli 1676 auf dem Grèveplatz enthauptet; ihre Ueberreste warf man in einen Scheiterhaufen. „Ich war auf der Brücke Notredame," schreibt Frau von Sévigné. „Nie habe ich so viele Menschen zusammen gesehen. Die Brinvilliers saß rücklings auf Stroh in einem Karren, den Strick um den Hals, im Hemde, mit einer flachen Haube. Unterwegs ersuchte sie den Geistlichen, er möge den Henker vor sie stellen, damit sie den verhaßten Desgrais nicht sähe, der sie verrathen. Als der Geistliche ihr dieß verwies, erwiederte sie: „Ich bitt' Euch um Verzeihung; nun denn, so lasse man mir den verhaßten Anblick!" Frau von Sévigné berichtet schließlich: „Des andern Tages las man ihre Gebeine auf; das Volk sagte, die Markise sey eine Heilige." Eine wunderliche Heilige, wie das Sprüchwort sagt.

Die Hinrichtung des Peter Damiens wurde durch gräßliche Martern geschärft, die mit seinem Verbrechen in keinem Verhältniß standen: er hatte König Ludwig XV. mit einem Federmesser verwundet, und die einfache Todesstrafe genügte. Ich will Sie mit einer ausführlichen Beschreibung dieser Justizgräuel verschonen und Ihnen lieber eine lustige Anekdote erzählen, die mit diesem Attentat, wenn auch nicht unmittelbar, zusammen hängt.

Kurz nach Damiens Mordversuch traf Ludwig XV. eines Tags einen ihm völlig unbekannten Menschen in seinem Schlafzimmer. „Was macht Ihr hier?" redete ihn der König in ziemlich höflichem Tone an. Der Unbekannte fiel auf die Knie: „Vergebt mir, Sire, und vor allem laßt meine Kleider durchsuchen." Er leerte seine Taschen, zog seinen Rock aus, er war ganz außer sich. „Zuletzt," so erzählt Madame Campan in ihren Denkwürdigkeiten, indem sie den König redend einführt, „zuletzt sagte er mir, er sey ein Koch und ein Freund des Baccon, zu dem er auf Besuch gekommen; er sey auf die unrechte Treppe gerathen, und da alle Thüren offen gestanden, sey er bis hierher gekommen. Ich habe nach Guimard geschellt, der nicht wenig erstaunt war, mich mit einem wildfremden Menschen allein anzutreffen, der im Hemde war. Er bat Guimard, mit ihm in ein Nebenkabinet zu gehen und ihn

zu visitiren. Guimard sagte: „Es ist ohne Zweifel ein ehrlicher Kerl, der die Wahrheit spricht und über den man übrigens Erkundigungen einziehen kann.“ Ein anderer Bediente kam, der ihn zufällig kannte; dieser sagte: „Ich stehe für den Mann, der das boeuf à l'écarlate besser als irgendwer zurecht macht.“ Da ich ihn so bestürzt sah, daß er in der Angst die Thüre nicht finden konnte, holte ich fünfzig Louisd'or aus meinem Sekretär: „Hier, Monsieur, dieß wird Euch beruhigen.“

Es mag noch heutzutage manchen befremden, daß ein König von Frankreich einen Koch mit Monsieur anredet. Uebrigens war Ludwig XV. nicht minder betreten als der Koch, und wie hätte der Handel geendet, hätte dieser irgend ein zu seinem Gewerbe gehöriges Werkzeug bei sich gehabt?

Die Pariser Bourgeoisie stammt aus der Cité, deren Einwohner Handel auf der Seine trieben und in den ältesten Dokumenten mercatores aquae (marchands de l'eau) genannt werden; daher führt die Stadt Paris ein Schiff in ihrem Wappen. Nicht immer hatten die Bürger ein so stattliches Rathhaus wie jetzt. Ein Scabin aus dem zwölften Jahrhundert würde große Augen machen, wenn er das heutige erblickte. Damals hatten die Scabinen oder Schöffen, unter dem Vorsitz eines Vorstandes der Kaufleute (prévôt des marchands) ihre Sitzungen in einem parloir des bourgeois, das zuerst in einer Gegend der Stadt lag, die so armselig war, daß man sie das Jammerthal (vallée des misères) nannte, später an verschiedenen Orten, und das 1357 in die Maison de Grève verlegt wurde. Der Stadtvorstand kaufte es für 2880 Livres Parisis, ungefähr 50,000 Franken nach heutigem Gelde. Hier findet man schon ein Paradezimmer, ein Audienzzimmer, Bäder 2c. Der Prevôt wurde alle zwei Jahre gewählt; von den vier Scabinen traten jedes Jahr zwei aus. Unter der Regierung Franz I. wurde das jetzige Hôtel de Ville gebaut, nach den Rissen des Boccardero, genannt Cortone; den 15. Juli 1533 wurde der erste Stein gelegt. An diesem Tage, der zu den wichtigsten in der Geschichte von Paris zu zählen ist, wurden auf dem Grèveplatz Tische und Fässer aufgestellt und das Volk von den Herren bei der Stadt (messieurs de la ville) bewirthet. Damals baute man nicht so schnell wie heute. Das neue Louvre wurde in fünf Jahren fertig, und das 1533 angefangene Hôtel de Ville war noch unvollendet, als Heinrich IV. im Jahr 1606 es besuchte, vier Jahre vor seinem Tode. Seit der Regierung Ludwigs XIV. werden regelmäßig bei besondern Veranlassungen Feste im Hôtel de Ville gefeiert, das erst 1628 fertig wurde; in allem dreißig, von der Geburt Ludwigs XIV. an bis zur Geburt des Herzogs von der Normandie (Ludwigs XVII.).

In der Revolution spielte das Rathhaus eine wichtige Rolle; die Thatsachen sind aber so bekannt, daß wir sie füglich übergehen können, so wie die Vorfälle von 1830. Wir haben hier keineswegs die Absicht, eine Geschichte des Hôtel de Ville zu geben, die fast eine vollständige Geschichte Frankreichs wäre.

In seiner jetzigen Gestalt kann man dasselbe das Versailles der Pariser Bourgeoisie nennen. Es bildet ein Rechteck, 360 Fuß lang und 240 Fuß breit. Die Nischen zwischen den Säulen der älteren Façade enthalten die Bildnisse der ausgezeichneten Männer, welche durch Geburt, Familie oder Aemter der Stadt Paris angehören. Hier sind zu sehen Maurice de Sully, der Erbauer der Kirche Notredame, der Polizeidirektor (Lieutenant-Général) La Reynie, der zuerst die Stadt zur Nachtzeit erleuchten ließ, sein Nachfolger Voyer d'Argenson, „der,“ wie St. Simon sagt, „so wenig Böses that wie möglich,“ der Abbé de l'Epée, der Baron Monthyon, Monge, Buffon, d'Alembert, Voltaire, Boileau, Philibert de l'Orme, der Architekt der Tuilerien, Pierre Lescot, der Architekt des Louvre. Die Straße Pierre Lescot ist verschwunden, der Name Philiberts de l'Orme hat sich im Passage de l'Orme erhalten.

Im Hofe wurde die eherne Statue Ludwigs XIV. von Coysevox wieder aufgerichtet, welche die Revolution daraus vertrieben hatte. Als die Revolution von 1848 ausbrach, war die Dekoration des Hôtel de Ville noch nicht vollendet. Seitdem malte Sechan für den Thronsaal vier allegorische Gestalten, welche Paris im Entstehen, im zwölften Jahrhundert, unter Ludwig XIV. und zu unserer Zeit darstellen. Eine Menge anderer reich geschmückter Säle enthalten Bilder von Leon Coignet, Court, Chopin, Riesener, Landelle. Im Saale „Napoleon I.“ ist dessen Krönung von Gérard und die berühmte Apotheose von Ingres. Der überaus prachtvolle „große Festsaal“ wurde von Lehmann ausgemalt; seine Malereien stellen 56 Gegenstände dar, enthalten über 180 Figuren und nehmen einen Flächengehalt von 140 Meters ein. Das prachtvollste Fest, das bis jetzt das Hôtel de Ville gesehen, wurde den 23. August 1854 der Königin Victoria zu Ehren gegeben.

J. D—g.

Literatur.

Gedichte von Feodor Löwe. Zweite vermehrte Auflage. J. G. Cotta'scher Verlag, 1860.

Einen Dichter zu beurtheilen, ist, wenn man es sagen darf, keine so leichte Sache. Begnügt man sich damit, für eine neu erschienene Sammlung das Prädikat zu suchen, mit welchem man sie zu den Böcken oder Schafen stellt, und dazu etwa noch das eine oder andere Gedicht als gelungen oder verfehlt anzuführen, so kann man allerdings auf einer halben Seite ein halbes Dutzend abthun und hat seine Seele gerettet. Stellt sich aber der Kritiker, wie es seine Pflicht und Schuldigkeit ist, die Aufgabe, aus den Produkten eines Dichters sich vor allem das Bild, die Persönlichkeit des Mannes zu construiren und dann zur Anschauung zu bringen, wie aus dieser Persönlichkeit das Einzelne und das Ganze, die Gesammtheit seiner Hervorbringungen hervorgegangen, so ist eine solche psychologische Reproduktion gewiß keine einfache und leichte Arbeit. Und zu dieser allgemeinen und absoluten Schwierigkeit treten noch eine Menge relativer, so zu sagen temporärer und lokaler hinzu. Der Dichterwald steht gegenwärtig in so üppiger Blüthe, daß es nicht unentschuldbar wäre, wenn man vor lauter Bäumen den Wald oder eigentlich vor Wald die einzelnen Bäume nicht mehr sähe. Schlägt man eines dieser goldgeränderten Duodezbändchen auf und sieht sich zunächst nur die Inhaltsrubriken an, so findet man bei aller Mannigfaltigkeit doch auch wieder eine merkwürdige Uebereinstimmung: Frühlingslieder, junge Lieder, Liebesklänge, Blätter der Liebe, Historisches, Gestalten, Beschauliches, Gnomisches, Vermischtes, Sonette, Lyrisch-Episches u. s. w. — Das ist es, was man fast überall findet: bei aller Mannigfaltigkeit der Ausdrücke, wie gesagt, doch eine gewisse stereotype Monotonie des Inhalts. Wer wäre nun im Stande, zunächst hieraus eine irgendwie gegründete Muthmaßung anzustellen, was er von dem Dichter zu erwarten hat, zu was ihn seine Neigung und sein Talent besonders hinführt?

Das ist freilich ganz äußerlich, und man wird mit Recht sagen: der Index ist nicht dazu da, um das Buch zu ersparen und von seiner Lektüre zu dispensiren; er ladet vielmehr ein: komm und sieh! Es liegt in der Natur der Sache, daß die lyrische Poesie bestimmte Zweige und Hauptvorwürfe hat, in welchen von jeher alle Dichter zusammengetroffen sind. Welcher Lyriker hätte nicht z. B. den Frühling gefeiert? Es kommt nur darauf an, in welcher Weise und Form er es gethan hat, mit welcher Originalität und Stärke, mit welcher Innigkeit und Tiefe, mit welcher Zartheit und Naivetät.

Allein treten wir nun dem Inhalt näher, suchen wir das Specifische des Einzelnen zu erfassen, so finden wir, es müßte denn ein Mann von besonders stark und schroff ausgeprägter Eigenthümlichkeit seyn, auch hier so viel Verwandtes und Uebereinstimmendes, daß wir bald merken, wir haben unsern Zweck noch nicht erreicht, wird sind noch nicht am Ziele. Abgesehen von der Form, für welche sich eine conventionelle Eleganz gebildet hat, welche auch dem untergeordneten Talent zugänglich ist, werden wir kaum einen Dichter der Gegenwart, auch den originellsten, lesen können, ohne bei ihm Gedanken, Empfindungen, Stimmungen anzutreffen, welche uns an Bekanntes erinnern, stärker oder schwächer daran anklingen. Natürlich, je gebildeter ein Dichter ist, um so weniger kann die ganze poetische Entwicklung spurlos an ihm vorübergegangen seyn; je größer seine Empfänglichkeit, um so tiefer wird der Eindruck seyn, den seine Vorgänger auf ihn machen, um so mehr hat er von ihnen gelernt und aufgenommen. Es wäre ja fast ein Fehler zu nennen, wenn man ihm die Goetheische Schule nicht anmerkte, und selbst wenn man an Vorbilder denkt, deren Einfluß sich hinzugeben weniger unverfänglich ist, wer wäre von Heine oder Lenau unberührt geblieben? Wenn wir nun überall solchen Reminiscenzen und Anklängen begegnen, die oft ganz unbewußt und unwillkürlich sind, welches sichere Kriterium haben wir, um das Eigene desjenigen, mit dem wir es gerade zu thun haben, um sein eigentliches Naturell und Talent aus diesem allgemein poetischen Dunstkreis, aus diesem Gewirre hin und wieder gehender, anziehender und abstoßender Kräfte heraus zu finden? Eine gemeinsame Signatur, sagt man, ist ohnehin der ganzen modernen Poesie aufgedrückt; wir haben nichts als Reflexionsdichter, es fehlt überall an dem urkräftigen Behagen, an dem heitern und sichern Tritt des schöpferischen Genius. Wenn so das Urtheil im Ganzen schon zum voraus gesprochen ist, so muß man ja fast sagen, daß jede Einzelkritik nur etwas sehr Relatives und Secundäres ist, daß sie von der einen Seite unter dem Eindruck feststehender allgemeiner Voraussetzungen befangen ist, während sie andererseits ohne sichere individuelle Handhabe blindlings tappt und auf's Ungewisse hinein greift.

Zu diesen Betrachtungen fanden wir uns durch die unserer Beurtheilung vorliegenden Löwe'schen Gedichte ganz besonders veranlaßt. Sie machen auf uns den entschiedenen Eindruck, daß wir es mit einer wirklich poetischen Persönlichkeit zu thun haben, ohne daß wir doch recht zu sagen wüßten, wo wir dieselbe, wenn wir uns des vulgären Ausdrucks bedienen dürfen, hin thun, d. h. wie wir den Dichter rubriciren, welcher Richtung wir ihn zutheilen, was wir für seine hervorstechende Eigenthümlichkeit erklären sollen. Und dieß rührt, wenn wir nicht irren,

daher, daß bei Löwe die meisten Elemente der modernen Poesie zusammentreffen, ohne daß er sich einem derselben vorwiegend hingegeben hätte, ohne daß eine einzelne Richtung bei ihm extrem ausgebildet wäre. Aus diesem Grunde möchten wir ihn daher vorzugsweise einen modernen Dichter nennen, modern nicht in jener bedenklichen Bedeutung des Worts, nach welcher man die subjektive Zerrissenheit und Unbefriedigtheit der neueren Poesie damit bezeichnet, obgleich auch dieser Zug bei Löwe nicht ganz fehlt, wenn auch, wie schon gesagt, nicht in hervorstechender, störender Weise; sondern modern heißen wir ihn eben, weil er mit einer nach den verschiedensten Seiten hin offenen Empfänglichkeit alle einseitige Ausschreitung mit seiner poetischer Bildung zu vermeiden weiß. Dieß mag in gewisser Beziehung als ein Nachtheil erscheinen, sofern den Meisten das Einseitige für kräftiger und origineller gilt; wir halten es aber weit mehr für einen Vorzug, weil wir das schöne Maß, welches überall das Zuviel zu vermeiden und die rechte Form zu finden weiß, als eine der wünschenswerthesten Gaben des Dichters ansehen.

Mit dieser Bezeichnung als modernen Dichter glauben wir aber Löwes Eigenthümlichkeit noch keineswegs tiefer getroffen und erschöpft zu haben; es geht dieß doch immer mehr nur das Aeußerliche, die formelle Seite an. Fragen wir: was ist denn die eigentliche Springquelle seiner Poesie, was treibt ihn zum Dichter? so werden wir sagen müssen: es ist vorherrschend ein psychologisches Interesse, das er an den Erscheinungen nimmt. Psychologisch ist freilich jede tiefere Poesie, sofern es ihre Aufgabe ist, das Wesen, die Seele der Dinge aufzufassen und darzustellen, die Seele der Geschichte, der menschlichen Zustände und Handlungen, eben so wie der Natur. Löwe aber ist nach unserer Ansicht specifisch psychologisch; er zergliedert solche seelische Vorgänge nicht nur mit besonderer Vorliebe, sondern er ist, möchten wir sagen, ein psychologischer Grübler, eine Hamlet'sche Natur. Seine Psychologie ist also vorherrschend pathologisch, den Hemmungen und schmerzlichen Conflikten zugewandt, unter denen die Seele ringt. Ohne Zweifel hängt dieß mit dem Lebensberuf des Dichters, der einen bekannten Namen als mimischer Künstler hat, zusammen. Nur fragt sich, was das Prius ist, ob das Studium dramatischer Charaktere diesen psychologischen Hang hervorgerufen und ausgebildet hat, oder ob umgekehrt die psychologische Anlage auch die Basis des mimischen Talents ist. Wahrscheinlich das letztere; der psychologisch-poetische Trieb hat den denkenden, gebildeten Schauspieler hervorgebracht. Hätten wir Gelegenheit gehabt, die Leistungen des Dichters auf diesem Gebiet durch eigene Anschauung kennen zu lernen, so dürften wir uns vielleicht ein sichereres Urtheil über dieses Verhältniß zutrauen. Hier kommt es aber nur darauf an, ob unsere Analyse überhaupt richtig ist. Unter dieser Voraussetzung würde es sich dann von selbst erklären, daß unserem Dichter die naive Anschauung, der freudig aufstrebende Idealismus weniger eignet als die tief gehende ernste Auffassung, wiewohl ihm auch der heitere Humor keineswegs fremd ist. Auch die besondere Vorliebe für das Beschauliche, Didaktische, Gnomische läßt sich aus dieser Grundanlage auf die natürlichste Weise herleiten.

Sollen wir nun unsere Ansicht im Einzelnen begründen, so glauben wir dafür gleich das allererste Gedicht anführen zu dürfen, welches die „Blätter der Liebe" eröffnet:

> Der Schönheit Reiz allein hat nie
> In deine Nähe mich getrieben,
> Es ist die ew'ge Sympathie,
> Die Herzen zwinget, daß sie lieben.
>
> Es ist der Gott, der räthselhaft
> Sichtbar als Du vor mich getreten;
> Es ist die wunderbare Kraft,
> Die uns gebietet anzubeten.

Ist es nicht, als ob hier der Dichter vor allem den tieferen, psychologisch-spekulativen Grund der Liebe feststellen wollte, ehe er ihrem süßen Spiel sich hingibt? Und er findet ihn auch ganz richtig in dem wunderbaren, unwiderstehlichen Drang, auf welchem jegliche Offenbarung beruht, das Unsichtbare, Ideale, Innerliche sich sichtbar gegenüber zu stellen als den Spiegel und Widerschein des eigenen Wesens, im Sichtbaren das Unendliche, den Gegenstand der ewigen Sehnsucht zu ergreifen. Wem die Liebe diese unio mystica des Geistig-Leiblichen ist, der darf sich auch der Schönheit Reiz ohne Widerstreben überlassen. Wir wünschten Löwe, daß ihm dieß mehr gegeben wäre, daß es mehr in seinem Naturell läge, sich dem naiven und sinnlichen Elemente der Liebe hinzugeben. Die unmittelbare, ungetrübte Liebeslust und Begeisterung spricht selten oder gar nie aus seinen erotischen Gedichten; er ist auch hier vorherrschend ernst, innerlich, contemplativ, oft zu sehr, z. B.:

> Hier, wo die Bergluft mich umweht,
> Will ich der Lieb'gedanken pflegen,
> Das heiße Haupt, nicht zum Gebet,
> Zum Traum an's Moos der Stämme legen.

So schön und wahr sonst diese Situation am Sonntag Morgen auf der Bergeshöhe ist, dieses Pflegen der Lieb'gedanken scheint uns doch zu reflektirt, zu absichtlich. Im übrigen darf man nur die Ueberschriften dieser Blätter der Liebe ansehen, um sich zu überzeugen, daß das Weiche, Elegische vorherrscht. Daß die Idee meistens eine tiefer gehende, die Form fein und gebildet ist, brauchen wir nach den vorhergehenden allgemeinen Ausführungen nicht besonders zu bemerken.

Die nächste Abtheilung, „vermischte Gedichte, erstes Buch," enthält mit wenigen Ausnahmen nichts als Naturempfindungen und Schilderungen. Diese Gedichte müssen, nach unserer Auffassung des Dichters, ihm besonders gelingen. Das Leblose, Ruhende hält dem psychologischen Dichter am willigsten Stand und läßt sich von ihm Leben und Seele geben; es offenbart ihm seine geheimste,

individuellste Stimmung, oder läßt sie durch ihn in sich hineinlegen, ein Zusammengehen von Subjekt und Objekt, welches eben das Geheimniß der philosophischen und poetischen Anschauung ist. Die „Waldträumereien," ein schöner Cyklus, scheinen uns die Eigenthümlichkeit des Dichters am meisten zu offenbaren. Welch psychologischer Ernst ist z. B. in der tief gehenden Naturhermeneutik S. 62, welche zuerst die Schrecken zur Anschauung bringt, die in der Einsamkeit für denjenigen liegen, der „durch den Wald nicht reinen Herzens geht," und dadurch die Kehrseite in um so helleres Licht stellt:

Doch wessen Seele gottesvoll und keusch
Mit seinem Schmerze geht auf Waldeswegen,
Den labt die Stille, tröstet das Geräusch
Und überströmt des Waldes ganzer Segen.

Aehnlich ist „die Alpenrose," die „wie ein verloren Lächeln steht im starren Felsenangesicht," und „unbemerkt im ew'gen Schweigen still wächst, wie ein verschwiegen Glück."

O selig der, dem wohlgeborgen
Tief im durchfrosteten Gemüth,
Weit über allen Lebenssorgen,
Solch eine süße Blume blüht.

Wir wissen wohl, daß man diese Art Poesie von vielen Seiten als Reflexionspoesie schlechthin zu verwerfen sich gewöhnt hat. Dieser Kritik fehlt es aber nach unserem Dafürhalten entweder an verständiger Reflexion, oder sie ist ein bloßer Reflex, ein gedankenloses Nachschwatzen. Als ob es, von kurzen, unmittelbaren Klängen abgesehen, eine Naturpoesie geben könnte, die nicht gerade darin bestände, in das sinnliche Bild die geistige Idee hineinzulegen, wie umgekehrt die idealste Poesie nach der Versinnlichung durch Bild und Gleichniß strebt. Es kommt nur darauf an, daß der Gedanke tief und wahr, das Bild schön und treffend ist, und daß beide einander nicht äußerlich bleiben, sondern sich wirklich durchdringen und decken; oder kürzer: es ist der Unterschied des Allegorischen und Symbolischen, um den es sich allein handelt. Wo wir also diese Congruenz finden, da halten wir ein Gedicht für schön und poetisch, wie die oben angeführten.

Bald auf dieselben folgt in unserer Sammlung ein anderer Cyklus: „Am See," in welchem das Gedankenmäßige weniger hervortritt, die wir aber eben deßwegen für weniger gelungen halten, indem sie eine viel unbestimmtere, sentimentalere Stimmung aussprechen. Sehr schön empfunden ist „Sommerabend," nur daß uns in der letzten Zeile das „so sacht" stört; es dünkt uns dadurch der Rhythmus verletzt, was dem feinformigen Dichter sonst selten begegnet. Die „Frühlings-Telegramme" sind anmuthige Spielereien, nicht leichter, als es eben dem Gegenstand angemessen ist. Wohl das vollendetste Gedicht dieser Abtheilung ist „Gebirgsmorgen," das in classischer Einkleidung den Sieg der Sonne über die aufsteigenden Nebel des Gebirgs feiert:

Goldene Sonne, der Tag ist dein!
Eines Wanderers Frühgesang
Und der Sennen helles Frohlocken
Preisen bei läutenden Heerdeglocken
Deinen erdumwandelnden Gang!

Venedig ist die folgende dritte Abtheilung gewidmet. Es leuchtet ein, daß die verblichene Herrlichkeit, die „Schönheit auf der Bahre," für den ernsten elegischen Sinn unseres Dichters ein ganz geeigneter Gegenstand seyn muß, geeignet, die mannigfaltigsten Gefühle und Betrachtungen anzuregen, in die er sich mit Lust vertiefen kann. Eben deßwegen aber war es auch ein verführerisches Thema für ihn, und wir müssen gestehen, daß uns gerade hier Gedanken begegnen, die uns fremdartig vorkommen, d. h. die wir nicht ganz zu vereinigen wissen mit der Anschauung, die wir uns von seiner Eigenthümlichkeit gebildet hatten. Löwe ist nach unserem Urtheil zu wenig bei der einfach imposanten Größe seines Gegenstandes, der todten Herrlichkeit, stehen geblieben, sondern ist, namentlich in den größeren Stücken, „die Kirche, am Meer, San Lazaro," in Betrachtungen abgeschweift, die mit demselben nicht in unmittelbarem innerlichem Zusammenhang stehen. Da ist es uns denn befremdend, philosophische Spekulationen ganz in Lenaus Weise zu finden, z. B. in „die Kirche":

Ein Volk, das blind sich eigne Ketten schlug,
Muß ruhig seines Joches Bürde tragen;
Mit jenem Kreuze, das den Heiland trug,
Hat es sich thöricht selbst an's Kreuz geschlagen.
Es läßt der Geist sich nur für kurze Zeit
Die freie Regung seiner Schwingen binden u. s. w.

Nun soll hier die poetische Berechtigung derartiger Spekulationen unerörtert bleiben, und eben so wollen wir nicht näher darauf eingehen, ob gerade eine Kirche in Venedig der specifische Ort ist, um sie hervorzurufen; aber das können wir nicht unbemerkt lassen, daß uns sonst Löwes Sache weniger die historisch-philosophische als, was schon so oft gesagt werden mußte, die psychologische Spekulation zu seyn scheint, und daß wir daher das Gefühl haben, als sey er hier gewissermaßen sich selbst entfremdet, auf ein ihm sonst ferne liegendes Gebiet gerathen.

Ganz daheim und auf eigenem Boden ist er dagegen in den folgenden Sonetten und Distichen. Das Sonett ist für den Dichter, der Gedankenreichthum mit feinem Formensinn vereinigt, gerade das rechte Gefäß, um eines in das andere zu gießen; dem grübelnden Hang ist es eine heilsame Schranke, die ihn von jedem das Maß überschreiten wollenden sich gehen lassen und selbst verlieren zurückhält. Die „Sonette aus dem Süden" haben uns einen reineren Genuß gewährt als die venetianischen Gedichte. „Rache und Sühne," eine Vergleichung von Prometheus und Christus, wenn es eine ebenfalls heikliche Saite anschlägt, bewegt sich doch auf ganz anderem Boden als die oben angeführte religionsphilosophische Spekulation, nämlich auf dem subjektiv psychologischen und ethischen. Die

Distichen, die auch formell alles Lob verdienen, könnten eben so wohl im „Buch der Betrachtung“ stehen, das wir hier sogleich auch zur Sprache bringen wollen. Wie die Vorliebe unseres Dichters für das Beschauliche, Didaktische, Gnomische, die sich bei ihm immer mehr auszubilden scheint (die Vermehrung gegen die erste Auflage betrifft hauptsächlich dieses Buch), aus seiner Grundanlage sich auf's natürlichste herleiten lasse, haben wir schon früher ausgesprochen. In den „brüderlichen Liedern,“ welche allerdings eine eng geschlossene Kette bilden, schließt uns Löwe vieles von seinem Innersten auf. Die Stimmung ist hier nicht bloß ernst, sondern düster, sie streift sogar an's Weltschmerzliche, z. B.

> Ich flieh' euch, wie mit tiefer Wunde
> Der Hirsch von seinem Rudel flieht,
> Und nach des Waldes stillstem Grunde,
> Gesenkten Haupts, zum Sterben zieht.

Doch ist dieß nur ein verschwindender Ton; im Ganzen bewahrt ihn gerade der ernste Sinn vor der Koketterie des Schmerzes. Der gebildete Geschmack ist es, der ihn in den Reimsprüchen nicht trivial und platt werden läßt, was hier schon den ausgezeichnetsten Dichtern begegnet ist.

Der vermischten Gedichte zweites Buch unterscheidet sich von dem ersten wesentlich dadurch, daß jenes, an die Blätter der Liebe sich anschließend, fast ausschließlich Naturgedichte enthält, während dieses zu den „Gestalten“ überleitet und sich mehr auf dem Gebiet des Geistes bewegt. Eine der anziehendsten „Gestalten,“ die uns zeigt, mit welcher Feinheit Löwe auch das Heitere, Humoristische zu behandeln weiß, ist der uns an Mörike erinnernde „Tischnachbar,“ ein durchaus sattes, köstliches Bild. Für unsern Zweck der Charakteristik aber wird es ersprießlicher seyn, wenn wir uns sogleich dem zuwenden, was der Dichter selbst „Gestalten“ überschrieben hat. Es ist dieß eine unbestimmte, weitschichtige Kategorie, die aber neuerdings immer beliebter wird; und zwar hat diese Mode ihren guten innern Grund. In dem gegenwärtigen Stadium der Poesie nämlich, wo das Lyrische sich mehr und mehr dem Epischen zuneigt und mit diesem sich zu amalgamiren sucht, bedarf es einer Bezeichnung, unter welche jede poetische Erzählung und Schilderung, die Romanze und Ballade eben so wie das leicht hingeworfene Bild und die Rhapsodie, sich subsumiren läßt. Löwe rechnet z. B. die bekannte „Fahnenwacht“ unter die Gestalten, eben so den von ihm auf der Stuttgarter Bühne gesprochenen Prolog zur Schillerfeier und ein Gedicht „vor Goethes Standbild.“ Daß er vieles, was sich mit eben so viel Recht hieher ziehen ließe, bei den vermischten Gedichten unterbringt, haben wir schon gesehen. Während also in den übrigen poetischen Rubriken das meiste traditionell ist und auch der Originellste nothwendig in oft betretene Fußstapfen geräth, ist hier dem Dichter am meisten Wahl und Freiheit gelassen. Es wird daher von besonderem Interesse seyn, an den Stücken, welchen dieser Name zunächst zukommt, zu sehen, auf welche „Gestalten“ seine Eigenthümlichkeit und Neigung ihn am liebsten hinführt. Hier kommen nun hauptsächlich in Betracht: „Ein Bild aus dem Dänenkrieg“ u. s. f. bis zu „Ein Stück Bühnenleben.“ Das Gemeinsame, Charakteristische an allen diesen Gedichten scheint uns zu seyn, daß der innere psychologische Vorgang ihre Substanz ausmacht. Nun unterscheiden sich zwar diese modernen „Gestalten,“ nach unserer Ansicht zu ihrem Vortheil, von den früheren Balladen überhaupt dadurch, daß in ihnen dieses innerliche Element mehr zu seinem Recht kommt. Dabei bleibt aber immer der Unterschied, ob dem Historischen seine selbstständige Geltung bleibt, oder ob es mehr nur zum Vehikel für jenes andere wird. Bei Löwe nun verschlingt das subjektive psychologische Interesse alles andere; die Geschichte ist der bloße Träger der psychologischen Entwicklung, der sittlichen Idee, und diese Entwicklung bewegt sich fast ausschließlich in tragischen, schmerzlichen Conflikten. Daß aus dieser Auffassungs- und Behandlungsweise nicht die glänzenden, plastischen Gestalten hervorgehen, wie bei einem Dichter, dessen Talent vorherrschend realistisch ist, der sich darauf beschränkt, jede Erscheinung nach ihrer specifischen Eigenthümlichkeit mit den glänzendsten Farben darzustellen, ist klar. Wenn aber jene realistische Anlage specifischer poetisch ist, so liegt nach unserer Ueberzeugung doch die andere, die philosophische Seite dem Höchsten der Poesie näher. Die vollkommene Vereinigung von beiden würde den großen, den classischen Dichter machen, wie wir heutzutage keinen mehr sehen.

Wir können gegenwärtig Dutzende von Gedichtsammlungen in die Hand bekommen, ohne daß eine dichterische Persönlichkeit hinter ihnen steht. Es sind zufällige Gebilde der allgemein poetischen Atmosphäre, Laub vor dem Winde, das unser Interesse nicht zu fesseln und uns keinen Genuß zu gewähren im Stande ist. Ist auch die Hervorbringung etwas von ihrem Urheber Abgelöstes und Selbstständiges, hat das Gedicht eine von dem Dichter unabhängige, eigene Existenz, so erhält es seine rechte Bedeutung doch erst durch den Zusammenhang, in dem wir es mit einer geistigen Totalität, mit einer Persönlichkeit erblicken. Aus den Gedichten Löwes ist uns eine poetische Persönlichkeit von ernsterem, tieferem Gehalt hervorgegangen, in die wir mit bleibendem Interesse einzudringen, die wir so, wie sie uns erschien, darzustellen suchten. Ob uns dieß mehr oder weniger gelungen? Wir schließen mit einem der Reimsprüche unseres Dichters:

> Ein ächtes Kunstwerk wird für alle Fragen
> Stets die Erklärung in sich selber tragen;
> Der Commentator baut euch nur die Brücken
> Für klaffende Verständniß-Lücken.

Correspondenz-Nachrichten.

Wien, Mai.

Der verregnete erste Mai. — Zur Erinnerung an Bruck. — Die nackte Wahrheit. — Des Kaisers Blinder. — Riotiana. — Ein Beispiel der herrschenden Verbitterung.

Dem ersten Mai ist's ergangen wie dem Ostermontag; der Regen hat die Heerschau von Frühlingsmoden erbärmlich verdorben, die Praterfahrt ward zur Ritterschaft von der traurigen Gestalt. Schon früh Morgens hing der Himmel nicht voller Geigen, sondern voll grauer Schleier. Seine Miene ward von Stunde zu Stunde bedrohlicher. Aber die Warnung fruchtete nicht. Nachmittags strömten viele Tausende wie ein geschwollener Gießbach abwärts von St. Stephan gegen den Franz-Josephs-Kai (wo einst das Rothethurm-Thor gestanden), drängten sich mit Mühe und Noth über die Brücke, die bei aller ihrer Breite sogar für den gewöhnlichen Verkehr schon zu eng geworden, und ergossen sich durch die Jägerzeil in den Prater. Und als nun vom Praterstern bis zum Stephansplatz die Menschenschaar den vielgegliederten Leib einer Riesenschlange bildete, da öffnete der verhängte Himmel seine Schleußen und ließ die Lehre los: „Wer nicht sehen will, muß fühlen." Wie gebadete Pudel sahen Männlein und Fräulein aus; die Fräulein vor allen. Der Regen arbeitete, als sey er von Modehandlungen und Kaufleuten eigens dazu gedungen, massenhafte Einkäufe von ausländischen Stoffen nothwendig zu machen. Man trägt hier nämlich fast nur französische und preußische Fabrikwaare, seit Bruck durch seinen Zolltarif unsere Großgewerbe zu Grunde gerichtet hat, und das Scheermesser, womit er sich die Adern geöffnet, hat leider nicht zugleich seine hinterlassenen Werke durchschnitten.

Es ist ein Beweis vom tiefen Eindruck, welchen das Ende des berühmten Staatsmannes hinterlassen, daß mir bei dieser Gelegenheit sein Name unwillkürlich aus der Feder gerutscht. Er wird noch lange unvergessen bleiben. Für jetzt gehen die Leidenschaften, welche dieser Selbstmord rege gemacht, noch in hohen Wogen; zum Theil durch die Schuld derjenigen, welche das Andenken des Hrn. von Bruck mit aller Gewalt weißbrennen wollen. Und es gibt ihrer viele, welche theils in klarem Bewußtseyn ihrer Zwecke, größtentheils aber in mehr oder minder dunklem Drange die allgemeine Erbitterung gegen den todten Finanzminister irre zu führen und abzuleiten bemüht sind. Es sey mir erlaubt, die letzten Ziele dieser Bestrebungen in einigen Andeutungen zu bezeichnen, die nicht überall unmittelbar ganz richtig seyn können, weil es nur wenige Geister gibt, welche, indem sie arbeiten, sich ihre Absichten aller Beschönigungen entkleidet in greller Wahrheit klar zu machen verstehen. Der Kern der Sache aber bleibt doch, was er ist. Bruck war ein Werkzeug der Umsturzbestrebungen, die seit dreihundert Jahren unter verschiedenartigen Formen das habsburgische Reich zu zertrümmern suchen. Ob er für seine Person sich dieses Zweckes bewußt war, kann nur Gott wissen, aber es unterliegt keinem Zweifel, daß er ihn mächtig gefördert. Seine Verwaltung war es, welche einen Lebensnerv des Wohlstandes, den einheimischen Gewerbfleiß, durchschnitten und dazu geholfen hat, dem Papierschwindel die ungeheure Ausdehnung zu geben, wovon die letzten Jahre zu erzählen wußten. Natürlich hat er sich dadurch vor allem die Herzen der Judenschaft gewonnen, die vorzugsweise Handel und Wandel treibt, der von keinem Vaterlande weiß und in deren Reihen die eifrigsten Beförderer der zersetzenden Richtung zu suchen sind. Daraus erklärt sich die Wuth, womit das Andenken des Hrn. von Bruck gegen Vorwürfe aller Art vertheidigt, sein Tod einer augenblicklichen Wallung zugeschrieben wird, welche Wuth bei einem oder dem andern deßhalb als furia francese bezeichnet wird, weil derselbe im Verdacht steht, nicht aus bloßer Liebhaberei eine Napoleonsche Livrée zu tragen und den Petitguillot zu spielen. Was die Anklagen betrifft, welche etwa gegen Bruck vorliegen könnten, so glaube ich den darüber umlaufenden Gerüchten keine Berücksichtigung schenken zu dürfen; der Tag des Gerichtes wird darüber Aufschluß geben; doch mag nicht unerwähnt bleiben, daß die allgemeine Meinung behauptet, es liege wirklich eine Anklage vor. Zugleich finden die Wiener einen Trost darin, daß weder Eynatten noch Bruck geborene Oesterreicher waren; jener stammte von Düsseldorf, dieser von Elberfeld.

Vor einigen Tagen hat eine Hochzeit stattgefunden, welche die allgemeinste Theilnahme rege machte. Vorher ist zu wissen: im Jahr 1849 blieb ein junger Reiteroffizier im Kampfe gegen ungarische Rebellen von Wunden bedeckt nach einem nächtlichen Ueberfall für todt auf dem Platze, das beklagenswerthe Opfer jenes ritterlichen Feuers, ohne das kein Soldat zum besonnenen Heerführer reifen könnte,

gleichwie es ohne Blüthen keine Frucht gibt, aber viele Blüthen verwesen müssen, bevor nur Eine zur Frucht gedeiht. In einem Gehöft, wo Leidesdorfer mit einigen Reitern übernachtete, durch den Lärm des Ueberfalles aus dem Schlafe erweckt, fuhr er auf, warf sich auf's Roß und sprengte mitten in die feindlichen Hußaren, die ihn augenblicklich niedersäbelten. Indessen war der Gefallene nicht todt. Als man ihn wie andere Opfer des nächtlichen Gefechtes in die Grube werfen wollte, zeigten sich Spuren von Leben in ihm. Er wurde in Pflege gebracht und hergestellt; nur das Licht der Augen konnte keine Kunst ihm wiedergeben, obwohl man sich (oder wenigstens dem Leidenden) mit solcher Hoffnung über Jahr und Tag schmeichelte. Leidesdorfer blieb blind. Er kehrte nach Wien zu den Seinen zurück. Des Kaisers Gnade sicherte ihm eine anständige Versorgung zu und dachte in wahrhaft rührender Sorgfalt sogar auf zarten Trost. So erfuhr der Kaiser, sein Blinder sey (wie so ziemlich alle Wiener), ein besonderer Liebhaber der Musik, und alsbald befahl er, demselben einen Sitz im Kärnthnerthortheater bleibend zur Verfügung zu stellen. Ein neues Zeichen der kaiserlichen Sorgfalt war es nun, daß Leidesdorfer eine Gattin erhielt, eine Offiziersweise, die eine Zeit hindurch Kammerjungfer bei der Kaiserin gewesen. Die Trauung wurde in der Burgkapelle vollzogen und vierundzwanzig Stunden lang war von nichts anderem die Rede. Das Paar war passend zusammengestellt, die junge Braut gebildet, wohlerzogen und nicht so schön, daß man von jenem Ueberfluß reden durfte, der im gegebenen Falle mit der Zeit schädlich wirken könnte. Die Neuvermählten haben vom Kaiser zur Ausstattung eine große Trafik erhalten, welche jährlich ihre 5 — 6000 fl. abwirft. — Was eine Trafik ist? Ein Tabakverschleiß, wo der Berechtigte, je nachdem die Trafik eine große oder kleine heißt, den kaiserlichen und den durch die Regie bezogenen ausländischen Tabak verkauft, beziehungsweise verkaufen läßt. Das Geschäft ist für den Verschleißer eines der einträglichsten, die es geben kann, und frei von mancher Sorge, wie sie da oder dort den Betrieb verbittern. Der Trafikant braucht sich nicht um den Markt zu kümmern; sein Markt ist der kaiserliche Apalto, wo er seine Waare abholt. Kein Nebenbuhler bekommt die Waare preiswürdiger wie er, keiner vermag sie wohlfeiler hintanzugeben auch sitzt ihm keiner allzunahe auf dem Nacken, denn jede Trafik hat ihren eigenen Bezirk, innerhalb dessen keine andere zugelassen wird. Was die Kundschaft betrifft, so könnte sie gewiß damit zufrieden seyn, überall, wo das nicotische Kraut verkauft wird, die Waare von gleichmäßiger Beschaffenheit zu finden, wenn nicht ein kleines „Aber" wäre, nämlich: daß die Beschaffenheit gleichmäßig dem Preise unverhältnißmäßig wenig entspricht. Und doch ist der Preis bei Einführung der neuen Währung erhöht worden, von der Altkreuzer-Cigarre an, welche jetzt zwei Neukreuzer kostet, also um 25 Procent theurer ist als ehedem, dafür aber auch sich gar nicht mehr rauchen läßt. Selbst die Gesellen des Canalräumers finden, daß der Duft dieser Canalleros sich gar zu wenig von den Ausdünstungen ihrer „Werkstätte" unterscheide.

An dieser Stelle meines Briefes bin ich vor ein paar Wochen unterbrochen worden, und derselbe ist bis heute liegen geblieben, aber dabei nicht dergestalt veraltet, daß ich ihn liegen lassen müßte. Das Wetter ist seitdem besser geworden, aber die Leidenschaften, welche in den Aeußerungen über das Ende des Freiherrn von Bruck einen Tummelplatz gefunden, sind nicht eingeschlafen. Sie entwickeln sich sogar mit verdoppelter Wuth, weil von der linken Seite her die Scharte einer Uebereilung auszuwetzen ist. Man muß wieder gut zu machen suchen, daß man in einer Anwandlung von Rechtsgefühl der allgemeinen Entrüstung das Gedächtniß des Mannes preisgegeben, dem man verdankt, was oben angedeutet wurde. Wie groß die Reizbarkeit noch ist, davon ein kleines, aber beredtes Beispiel. Ein Feuilleton in einer Zeitung von entschieden gegenrevolutionärer Gesinnung hatte beiläufig erwähnt, wie ein Soldat seine Liebste und sich im Prater umgebracht, wovon aber nicht viel die Rede gewesen, weil man dem armen Schelm nichts von großen Unterschleifen und hochverrätherischen Verbindungen nachzusagen wisse; diese Aeußerung nun wurde öffentlich für eine Verdächtigung des Freiherrn von Bruck erklärt und mit Anmerkungen im Fischweiberton begleitet, just als hätte der Feuilletonist im Hause des Gehenkten vom Strick geredet.

(Schluß folgt.)

Saarbrücken, im Herbst 1859.

(Fortsetzung.)

Eine Tour in das Bliesthal.

Der Vollmond warf schon sein silbernes Licht in das umnachtete Thal mit seinen langen Nebelstreifen, als ich hinter der Hauptkirche auf der Stelle stand, auf der sich einst das Schloß mit seinen neun Thürmen erhob. Das ganze Kegelspiel, wie es die Leute dieser neuen Thürme und ihrer Stellung wegen nannten, ist spurlos verschwunden. Nur die äußersten massiven Grund- und Stützmauern sind noch vorhanden, aber sie stützen nur ein weites Ackerfeld, über das der Pflug ungehindert geht und von dem man eine freie Aussicht in das Thal hat, ähnlich der bei der Wallfahrtskapelle. Das Castell der Römer, das hier einst stand, ist verschwunden, verschwunden die Burg der Gaugrafen und der mittelalterlichen Lehensträger, der Grafen von Luneville, Lothringen, Salm, Veldenz und von der Leyen. Als der Herzog von Braunschweig sich vor den Republikanern unter General Hoche zurückziehen mußte, flohen die letzten Bewohner des neu und prächtig hergerichteten Schlosses und dieses sank unter den Brandfackeln der Freiheitshelden in Asche, um nicht mehr zu erstehen, sondern im Jahr 1820 gänzlich abgebrochen zu werden. Das letzte Verfahren möchte ich fast das beklagenswertheste nennen. Wie viel schöner wäre da oben eine Ruine, als ein prosaisches Rüben- und Kartoffelfeld!

In dem bescheidenen Gasthause, das mich für die Nacht aufnahm, kam am Abend das Gespräch auf das jenseits der Blies gelegene, kaum eine Viertelstunde entfernte Dorf Webenheim, durch das mich der Weg geführt hatte. Dieses Webenheim, im Mittelalter Weibenauen, macht Anspruch darauf, der Geburtsort des vor langer Zeit im holländischen Indien verstorbenen Krösus zu seyn, der sich Metzger von Weyhnom nannte und als kinderloser Mann ein kolossales Vermögen hinterließ, zu dem sich die rechten Erben nicht finden wollten. Im Elsaß, in Württemberg und Gott weiß wo sonst noch fanden sich ähnliche Orts- und Familiennamen; ja wer nur Metzger hieß oder von einer Familie dieses Namens stammte, wollte seinen Antheil an der ungeheuren Erbschaft haben. Wie viele Abgeordnete sind deßhalb nach Holland gegangen, wie viel Geld ist in dieser Angelegenheit ausgegeben worden! Aber es ist gegangen wie mit all den großen holländischen Erbschaften: die Regierung hatte sie in der Tasche und kein Erbe hat etwas davon in die seine bekommen.

Dichter Nebel lag am Morgen im Thal, aber die Sonne stand glänzend darüber. Ich sah einen schönen Herbsttag kommen, als ich Bliescastel verließ, um meine Wanderung thalabwärts gegen die pfälzisch französische Grenze hin fortzusetzen. Das nahe Dorf Mimbach hob seinen Kirchthurm aus dem Nebel empor, als ich quer über das Wiesenthal nach der Landstraße ging. Das Städtchen lag noch dicht verschleiert hinter mir. Bald aber sank die Nebelhülle und noch einmal erfreute mich der Anblick des netten Bildes im Glanz des Morgenlichtes, doch um bald ganz hinter mir zu verschwinden.

Es war ein herrlicher Morgengang durch das frische, sonnebeglänzte Thal, das seinen idyllischen Charakter nirgend verläugnet und bei jeder Biegung der Straße neue, anmuthige Bilder vor das Auge führt. Es ist die Landstraße, auf der ich ging, und doch befand ich mich in tiefster Einsamkeit. Kein Mensch begegnete mir, kein Wagen fuhr an mir vorüber. Die Eisenbahnen scheinen diesem schönen Thale alles Leben entzogen zu haben. Ueberdieß regte sich heute selbst die Luft nicht. Die sonst so geschwätzigen Pappeln hatten ihr Flüstern eingestellt, und nur zuweilen ließ sich ein leises Geräusch vernehmen, wenn im Walde, der von der Linken her seinen Schatten über mich warf, einige falbe Herbstblätter niederfielen. Auch die Blies schlich lautlos zu meiner Rechten hin, und hätte sie nicht zuweilen am Wehr einer Mühle gerauscht, wären nicht die Kinder mit ihren kleinen Viehheerden im Wiesenthale sichtbar geworden, ich hätte geglaubt, der große Pan schlafe, ehe es Mittag geworden, und hätte am Ende mit der ganzen traumhaft stillen Landschaft zu träumen angefangen. In alte Zeiten versenken sich wenigstens die Gedanken hier leicht. Ist doch diese Gegend so recht der Boden, auf dem die gällischen Mediomatriker wieder feste Wohnsitze suchten, als die Nemeter sie von den Ufern des Rheins verdrängten. Daß die kriegerischen Römer lange hier fest saßen, dafür zeugt die Menge der Antiquitätenfunde, die fast in allen Orten des Bliesthales und seiner Umgebung gemacht worden sind und zuweilen noch gemacht werden. Zudem gehört dieses spätere Grenzland der Allemannen zu dem alten Pirminslande, in dem der heil. Pirmin von der nahen Abtei Hornbach und seiner noch näheren Villa Meldis aus das Christenthum verbreitete und befestigte.

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 24. 10. Juni 1860.

Il n'est pas de bourgeois récemment gentilhomme,
De général vainqueur, de poète applaudi,
De gros capitaliste à la bourse arrondi,
Plus libre, plus content, plus heureux sur la terre,
Pas même d'empereur, s'il n'est célibataire.

Delavigne.

Des Doctors Gebirgsreise.

Das Kapitel aus dem Leben des Doctors Peter Paul, mit welchem wir den geneigten Leser eine Stunde zu unterhalten wünschen, datirt um ein Vierteljahrhundert zurück und spielt, hebt mindestens an und schließt wieder in einem Landstädtchen, ein Dutzend Meilen von der Residenz gelegen, in der Ebene, aber nicht über neu entdeckten Infusorienlagern wie jene, sondern zwischen saftigen Wiesen und Feldern, gleich einer Oase aus der Wüste in die Höhe tauchend.

Von Eisenbahnen war zu jener Zeit noch keine Rede; aber auch eine größere Landstraße führte nicht durch unsere Stadt. Der nächste bedeutende Anschluß lag drei Stunden entfernt, der nächste bedeutende Markt um weniges näher, daher denn unsere wohlweisen Ackerbürger nicht in Versuchung waren, sämmtliche Produkte mühsam zu Gelde zu machen, die besten lieber selbst verzehrten, gut und billig lebten, ein behäbiges Ansehen trugen und mit Genugthuung bemerkten, daß, einer nach dem andern, ein Corps dem Staate entbehrlich scheinender kriegerischer Herrn in ihren reinlichen Häusern und wohlbestellten Obstgärten Schutz und Erquickung suchte, sich, zufrieden oder nicht, mit dem bescheidenen Wartgelde behelfend, das ein Hauptmann oder Major — höher hinauf verstiegen sich unsere Pensionirten nicht — in jenem ruhigen Menschenalter nach zwanzigjährigem Avancementsstillstand zu beanspruchen hatte.

Wir hüten uns, den Namen dieses angenehmen Ruheplatzes auszusprechen, weil, kaum über die Lippen, ein jeder mit Fingern auf unsern Helden weisen und schreien würde: „Der ist gemeint!" Denn daß unsere Geschichte diesem oder jenem etwas unwahrscheinlich klingen mag, das ist nichts weniger als ein Grund, daß sie nicht wahr seyn sollte. Wenn aus einem Becher der Pasch der Sechse auf das Brett rollt, so ist das nicht minder ein zufälliges Zusammentreffen, und doch spekulirt jeder Spieler auf solch einen glücklichen Wurf, so gut als ein Erzähler auf eine unvorhergesehene Wendung, wie die im Kapitel von der Gebirgsreise des Doctor Peter Paul. Das Kapitel ist wahr, auf Novellistenwort!

Wir beginnen demnach an einem schönen Mainachmittage, als eben der Doctor Peter Paul seinen geschäftlichen Rundgang mit dem Besuche der lungensüchtigen Frau des Kreissekretärs, des einzigen noch gefährdeten unter seinen Patienten, zu Ende bringt. Noch, sagen wir, denn die außerordentlichste Behandlung, welche der Doctor seit Jahr und Tag unter den

Händen gehabt, die verzweifelte Croupoperation an einem vierjährigen Handwerkerkinde, ist schlimm abgelaufen und das arme Würmchen freilich nicht erstickt, aber an überschüssiger Luft verschieden.

Wir wissen nicht, ob es diesem leidigen Umstand zuzuschreiben ist, daß der große, breitschulterige Doctor noch um ein Merkliches grauer und zugeknöpfter einherschreitet und den Kopf noch ein wenig steifnackiger in die Höhe trägt. Peter Paul war, so lange wir ihn kannten, jenen besonders im Oktober nicht seltenen Tagen zu vergleichen, an welchen man gar nicht weiß, wie man das Wetter eigentlich rubriciren soll. Es ist nicht warm und nicht kalt; es windet nicht, die Sonne kommt nicht hervor, und doch sehen wir auch nichts von Dunst und Nebel; es hat lange nicht geregnet, die Wege sind so trocken, daß man in Seidenschuhen spazieren könnte, aber doch noch ohne lästigen Staub. Gleichgültiges Wetter nennen wir es, wie man es auch im März oder Januar, sogar im Mai haben kann. Wir langweilen uns; ein tüchtiger Sturm, ein wenig Patschen und Waten wäre uns beinahe lieber. Alles gleichmäßig stumm und grau, der wolkenlose Horizont, hier die Stoppeläcker, die spärlichen Blätter an den herbstkahlen Bäumen, dort die aufsprießenden Streifen der Wintersaat und der träge, ohne Luftzug und Wellenschlag dahinschleichende Fluß. Da hören wir Glockengeläute aus den Kirchspielen in der Ferne, ein Zeichen, daß Sonnenuntergang bevorsteht. Wir halten inne und blicken gen Westen. Siehe da, ein schräg fallender, glänzender Strahl hat sich durch den grauen Schleier gerungen, und wie mit einem Zauberschlag ist die Landschaft verwandelt. Ein rosiger Hauch breitet sich über das Gewölke, die gelben Stoppeln schimmern wie vergoldet, die grauen Weiden haben einen Silberschein, die Saaten sprießen grün, als wäre es Lenz, das Wasser schillert blau, gleich einem Alpensee; die stille Gegend hat eine Physiognomie angenommen, als ob sie sich an lebensvollere Tage zurück erinnerte, an Blumentage und Wettertage, als ob sie gar nicht Lust hätte, diese Tage aufzugeben, als sollten Blüthe, Kampf und Frucht noch oftmals auf ihr wiederkehren. — „Unser Spaziergang ist doch noch angenehm gewesen," sagen wir, wenn wir am Abend in unsere warme Stube zurückkehren; „die Sterne funkeln, wir werden morgen klares Wetter haben."

Doctor Peter Paul prakticirte seit fast zwanzig Jahren in unserer Stadt mit großem Erfolg, wobei die gesunde Luft und die reichliche Nahrung das Beste thaten, wie er selber meinte. Wir, seine Kunden, nahmen es anders. Wir priesen unsern Doctor schier als einen wunderthätigen Mann, denn er half und quälte dabei wenig mit ekeln Mixturen und schmerzhaften Vesicatorien. Der Apotheker wäre bei ihm ein armer Mann geworden, wenn er nicht den florirenden Gewürz- und Weinladen neben der Apotheke gehalten hätte und das, womit die letztere zu kurz kam, dem ersteren zu gute gekommen wäre. Denn unser Aesculap war durchaus kein gewürz- oder weinschmähender Homöopath, wie sie seiner Zeit in die Mode kamen, und der Apotheker wäre bona fide sein Freund gewesen, auch wenn er ihm nicht eine pausbackige kleine Schaar sonder Schramme und Hinkebein auf einem beschwerlichen Durchgange zum Licht befördert hätte. Auf diese Kunst verstand sich Peter Paul, scheute auch sonst nicht einen herzhaften Schnitt, wo es galt, und unglückliche Operationen, wie die heutige, hatte er selten zu beklagen. Freilich das arme Kind wäre auch ohne dieselbe verloren gewesen.

Der Fall schien dem Mann indessen doch im Kopfe herumzugehen. „Auch die stirbt heute noch!" murmelte er, als er die Treppe zu der lungensüchtigen Patientin hinanstieg. „Heute — heute — der fünfte Mai — hm, — ein Unglückstag!" Der Todtengräber am andern Morgen hatte freilich Ursache, den Tag für einen seltenen Glückstag zu erklären, denn der Mann hätte faullenzen und ein hungerleidender Widerpart des Stadtmedicus werden müssen, wenn ihm nicht, wie dem Apotheker das Materialgeschäft, ein weitläufiger Garten neben dem Gottesacker und gedeihliche Obst- und Gemüsepflanzungen auf dessen ungefüllten Räumen erklecklichen Nebengewinn abgeworfen hätten.

Der letzte Besuch war absolvirt, der Sekretär dem Doctor bis an die Treppe nachgewankt. „Ist keine Rettung mehr, Herr Doctor, — keine?" flüsterte der gute Mann und dicke Thränen standen in seinen Augen. Der Andere zuckte schweigend die Achseln. — „Nur noch ein paar Wochen, ein paar Tage, lieber Doctor!"

„Warum ihre Qual in die Länge ziehen, Müller, und die Ihrige obendrein?" versetzte der Doctor. „Sie sind lange genug ein Kreuzträger in Ihrem Hausstande gewesen; keine Kinder — die Frau nicht eine Stunde gesund!" — „Ach, aber mein ganzes Glück!" schluchzte der gute Sekretär, indem er das Gesicht mit beiden Händen bedeckte. Der Doctor kehrte ihm hastig den Rücken, und wäre um ein Haar die Treppe hinuntergestürzt, obgleich er an weit dunklere Stiegen in seiner Praxis gewöhnt war. „Hm, hm!" murrte er in sich hinein; es lautete wohl ein wenig anders, aber unser mangelhaftes Alphabet bietet nun einmal nicht die Mittel, um den Laut wiederzugeben, durch welchen Doctor Peter Paul seinen Aerger, oder seine Verwunderung, oder vielleicht auch seine Theilnahme auszu-

drücken pflegte. „Hm, hm! Ein schwindsüchtiges Weib sein ganzes Glück!“

Der Doctor war Junggesell. Hagestolz bezeichnet ihn richtiger, denn mit eifersüchtigem Stolze schien er seine Herzens- und Geistesledigkeit zu hegen. Hätte er nicht Peter geheißen, hätte er Joseph heißen müssen, so standhaft hatte er den leisesten Angriffsversuch auf seine Freiheit abzuschlagen gewußt. Wurde vor Jahren doch von mehr als einem wohlansehnlichen Jungfräulein, wurde jener Tage selbst noch von mehr als einer nicht unansehnlichen Wittib unter unsern Mitbürgerinnen gemunkelt, die gar nicht ungerne Frau Doctorin geworden wären. Aber die gesunden gelangten nicht einmal dazu, ihr Fädchen nur einzufädeln, da der Doctor gar nicht in ihre Nähe kam, und die Kranken mußten sich entschließen, es kurz wieder abzureißen, da der Doctor sie im Stiche gelassen und nicht so weit gesund gemacht hätte, daß überhaupt noch an ein zweidrähtiges Gespinnst zu denken gewesen wäre. So geschickt man ihn einladen mochte, der Doctor erschien bei keinem Kränzchen oder Theevergnügen, noch weniger auf einem Ball; er verschmähte jeden Hochzeit- oder Kindtaufschmaus, bei welchen Familienfesten der Hausarzt neben dem Seelsorger doch in der ganzen civilisirten Welt eine Rolle zu spielen pflegt. Er war zwar keineswegs grob, machte aber doch wenig Umstände mit Entschuldigungen; er kam einfach nicht, und mit der Zeit gab man es auf, auf ihn zu rechnen. Die Damen hielten ihn für einen Menschenfeind, die Männer, und mit Recht, nicht einmal für einen Hypochonder. Im „großen König“ jeden Abend war kein Stammgast so willkommen als Doctor Peter Paul.

Zwar redete er nicht viel, aber er wußte zu reden; wenn er redete, da hatte es Hand und Fuß; wo einer bei ihm antippte, da gab es einen Klang, sein Ausspruch traf den Nagel auf den Kopf, und was der Doctor gesagt, das galt uns männiglich wie ein Orakel. Der Apotheker spricht von Säuren und Basen: Doctor Peter Paul ist da in seinem Element, freilich quasi auch in seinem Fach; die militärischen Herrn erzählen von alten und neuen Kriegsgeschichten: Doctor Peter Paul versteht einen Operationsplan zu kritisiren wie ein Gneisenau. Allerdings, er hat die Freiheitskriege mitgemacht, das weiß man, denn er ist Inhaber des eisernen Kreuzes, wenn er es auch nicht zu tragen pflegt. Aber seine Wissenschaft ist mit den beiden Künsten, die Wunden schlagen und Wunden heilen, noch lange nicht zu Ende. Citirt der Herr Oberprediger einen Kirchenvater: Doctor Peter Paul ist darin zu Hause, als käme er eben von Wittenberg; macht unser feinsinniger Rector, der ein Dichter ist, eine Glosse über Dante, oder Aeschylos: kein unterrichtenderer Commentator als Doctor Peter Paul; disputiren der Bürgermeister und Kreisrichter über Gesetze, Verwaltungsmaßregeln, oder gar über auswärtige Politik, da finden sie den Doctor Peter Paul erst recht auf seinem Felde, wenn gleich er sich über diese Gegenstände just am kürzesten auszulassen beliebt. Der Doctor gilt für einen Mißvergnügten — man vergesse nicht, wir sprechen von den zwanziger Jahren nach dem Frieden von Paris — etliche schreiben ihm sogar steife Tugendbunds- und Burschenschaftsgesinnungen zu; sie mögen Recht haben, da er aber dafür in unserer loyalen Stadt nur den magersten Boden finden würde, schluckt er sie hinunter, bringt Zeit- und Welthändel niemals freiwillig auf's Tapet und gibt nur, wenn er eben nicht anders kann, hin und wieder einen Brocken.

Kurz, Doctor Peter Paul war ein stilles Universalgenie; er hätte nach unserer gelehrtesten Mitbürger Meinung ein zweiter Humboldt, oder Scharnhorst, oder Schleiermacher, oder Stein, oder noch mancher andere Zweite von den Ersten werden können; warum er Doctor und Medicus in N. geworden, darnach fragte man zwar nicht, denn man hielt es für einen einträglichen und angenehmen Posten, aber man hätte doch allenfalls darnach fragen können, wenn man auch voraussichtlich keine Antwort darauf erhalten haben würde. Der einfachste Gedanke war, daß unsere fruchtbare Ebene ihm besonders zugesagt; denn dem Doctor, so schien es, waren die Terrainerhöhungen zuwider. Gesprächen über Mineralogie und Bergwesen, Alpenbesteigungen und Höhlendurchsuchungen ging er aus dem Wege; so oft ihn der Apotheker, der ein Steinsammler war, aus dem Grunde vielleicht, weil die Gegenstände seiner Liebhaberei in unserer Landschaft zu den Raritäten und Curiositäten gehören, ihn etwa auf einen neuentdeckten Findling aufmerksam machte, zog er schon bei dem Namen die Brauen zusammen und antwortete gar nicht oder zerstreut. Wenn in Sommerszeiten die armen, westlichen Gebirgler mit ihren Holzarbeiten und abgerichteten Vögeln, hausirend, oder musicirend, oder Feldarbeit suchend, und nur allzuoft bettelnd, bis in unsere Gegend und ihm vor Augen drangen, da sahen wir ihn immer ein gutes Theil bleicher, steifer und schweigsamer als sonst und er fertigte sie ab mit voller Hand, ehe sie ihre Heimathsklagen anstimmen konnten. Einmal, als ihn der Rector zu einer romantischen Pfingstreise in die Berge aufgefordert, da leuchteten einen Augenblick seine großen, grauen, aber wie die eines Ermüdeten halb mit den Lidern bedeckten Augen

begierig auf, dann plötzlich überfiel es ihn wie ein Schauder und schließlich lehnte er ab.

Ein provinzieller Eingeborener war er nicht, und so hätte er ein Holländer seyn können mit seiner Liebe für das flache Land. Niemand wußte in der That, woher er eigentlich stammte; nicht einmal der Accent seiner leise bedeckten, „von Schweigen heiseren" Stimme verrieth seinen heimischen Winkel. Kurz nach dem Frieden, als Krieg und Typhus unserer schwer heimgesuchten Gegend sämmtliche Aerzte entrissen hatten, war er auf einmal unter uns und mit Hülfesuchenden umringt; er half und blieb. Von seiner Vergangenheit jenseits der Befreiungskämpfe sprach er nicht; auf neugierige Insinuationen antwortete er nicht; seitdem er den ersten Fuß in die Stadt gesetzt, hatte er sich nicht weiter davon entfernt, als sein altgewordener Schimmel ihn zu den Patienten der Umgegend trug, hatte er nie einen auswärtigen Besuch erhalten, außer hin und wieder von Hülfesuchenden; er wechselte keine Briefe außer geschäftliche, verkehrte mit niemand wie mit einem vertrauten Freund und war bei alledem nichts weniger als ein geheimnißvoller, oder gar ein unheimlicher Mann, der eine romantische Neugierde herausgefordert hätte.

In der Dämmerstunde jenes Mainachmittags nun ging der Doctor heim, das heißt nach der Parterrewohnung, die er, seitdem er unser Mitbürger geworden, in dem Hause des erbangesessenen Rathskämmerers inne hatte. Der Kämmerer war Junggeselle wie der Doctor, beide und sonst niemand wohnten in dem saubern, stillen, weitläufigen Hause; der nämliche Aufwärter, der aber nicht darin schlief, bediente einen wie den andern. Der Doctor benutzte von einer größeren Reihe nur drei Gemächer, eines zum Wohnen, eines zum Schlafen und das dritte für seine umfängliche Bibliothek. Kein Junggesellensanctuarium hat je einen jüngferlicheren Ordnungssinn zur Schau getragen. Alles stand an seinem Platze, nirgends entdeckte man ein Stäubchen, aber auch nirgends eine Zierrath oder einen Zeitvertreib; um alles in der Welt keine lärmende Vogelhecke, oder gar einen schmutzigen Hund! Doctor Peter Paul mit seinen täglichen kalten Waschungen mit seiner täglich frischen Wäsche und seiner hohen, steifen, weißen Halsbinde saß wie ein Bramine in diesen stillen, sonnenlosen Räumen.

Den Tag über blieben Haus- wie Zimmerthür unverschlossen. Rathsuchende traten ungemeldet und ohne zu klingeln bei ihm ein und schrieben, war der Helfende nicht daheim, ihr Anliegen auf einen ausgelegten Bogen; Nachts, wo der vorsichtige Eigenthümer die Hausthüre eigenhändig verschloß, blieb das niedere Fenster der Wohnstube angelehnt; etwaige Sendlinge riefen ihre Botschaft herein und der Doctor, der nur wenige Stunden und leise zu schlafen pflegte, war augenblicklich bei der Hand. Auch Pult und Schrank blieben unverschlossen, Scripturen und Baarschaft lagen offen für jedermanns Auge und Finger, aber niemals hat der sorglose Eigner sich über einen Eingriff zu beschweren gehabt. Doctor Peter Paul zeigte nichts, aber er verbarg auch nichts; er suchte keinen, aber er scheute auch keinen, er war und blieb regelmäßig wie eine Uhr, unser grauer, stiller, gelassener Doctor Peter Paul.

Als der Doctor in seine Stube trat, hätte er nun eigentlich, um nach seiner Alltagsweise zu verfahren, den schwarzen Frack mit dem grauen Hausrocke vertauschen, er hätte unverzüglich Licht anzünden und noch ein Stündchen vor seinem Pulte arbeiten müssen, ehe er sich in den großen König begab. Von alle dem that er heute nichts. Er blieb im Visitenrock und ging, die Hände auf dem Rücken, den Kopf so weit gesenkt, als es der steif gewöhnte Nacken und die hohe Cravate zuließen, in seinem Zimmer auf und ab, offenbar nicht etwa in ein wissenschaftliches Problem versunken, weit eher von einer mißlichen Erinnerung behelligt. Der ungleiche Schritt, das wiederholte „Hm, hm!" ein Zucken der Achseln, ein Recken der Glieder, wie wenn lästige Insekten einen ruhigen Menschen turbiren, zeigten das an.

Es war völlig dunkel geworden, als der Doctor endlich Licht machte und nach seinem Bestellbogen sah. Es hatte niemand seine Dienste verlangt. Die Stunde schlug, in welcher er regelmäßig den großen König zu besuchen pflegte, aber er machte keine Miene auszugehen, er nahm ein Journal zur Hand und blickte zerstreut darüber hinweg; seine Augen hafteten auf dem Kalender über dem Pult, an welchem in der Monatsreihe das Tagesdatum mit großen Lettern auf einem weißen Streifen angegeben war. Der methodische Herr rückte jeden Morgen gleich nach dem Aufstehen an diesem Streifen die nächste Nummer hervor, noch ehe er seine Uhr aufzog und dann die Flamme auf seiner Kaffeemaschine anzündete. „Der fünfte Tag des fünften Monds." Es schien wie eine Magie in dieser doppelten Fünfe zu liegen. Der Doctor riß nur mit Gewalt die Blicke von ihr los, er erhob sich rasch und machte noch einmal einen Gang durch das Zimmer. Dann ging er an den Schreibtisch zurück; jetzt wollte er arbeiten, und würde gearbeitet haben; er hatte aber kaum die Feder in die Hand genommen, als laute Stimmen und Schritte vom Flur her ihn wieder störten. Die Thür wurde aufgegriffen, und der Hauptmann von Bärenfell steckte

das rothe glänzende Gesicht herein. „Wir haben ihn, wir haben ihn!“ rief er mit stürmischem Lachen dem nachfolgenden Kämmerer zu. „Millionenschock! nun soll er uns nicht entwischen!“ Der Kämmerer zuckte ungläubig die Achseln. „Wird's bald, Doctor?“ fuhr der Hauptmann fort. „Die Kameraden warten. Allons in den König!“

„Ich danke, heute nicht,“ versetzte der Doctor gelassen. — „Heute gerade, Doctor!“ rief der Hauptmann. — „Sagte ich es nicht gleich?“ triumphirte der Kämmerer, „sagte ich es nicht gleich? Es ist der fünfte Mai!“ — „Der fünfte Mai? Eben darum!“ entgegnete der Hauptmann. „An dem Tage hat unsere Bekanntschaft angehoben, Doctor; soll es der einzige im Jahre seyn, den wir nicht mit einander auf die Neige bringen?“ Der Doctor schüttelte schweigend den Kopf. — „Habt Ihr wohl daran gedacht, alter Freund? Es sind fünfundzwanzig Jahre heute, ein Jubiläum zwischen uns beiden, eine silberne Hochzeit, haha!“

Es war als ob den Doctor eine Gänsehaut überliefe; er machte eine abwehrende Bewegung. — „Ein Glas Punsch auf die goldene, Doctor! Noch fünfundzwanzig Jahre wie heute und mit uns bleibt es beim Alten!“ Der Hauptmann erschöpfte alle Mittel der Ueberredung vergebens; der Doctor blieb unerschütterlich.

„Sagte ich es nicht gleich, mein Herr Hauptmann?“ wiederholte der Kämmerer mit Wichtigkeit! „Der fünfte Mai! Ich habe mir das Datum im Kalender angestrichen. Länger als ein Mandel Jahre kann ich's nachrechnen, daß der Doctor an dem Tage nicht im König gewesen ist. Wir hätten einen andern wählen sollen, zum Exempel morgen. Nun ist alles parat und er macht uns den ganzen Spaß zu Wasser!“ — „Millionenschock, das soll er nicht! Kommt Ihr gutwillig, Doctor?“ — „Nein.“ — „Nun denn: Gewalt! Mit muß er! An Euern Posten, Kämmerer!“

Der Kämmerer hat schon verstohlen den Hut des Hausgenossen herbei geholt; jetzt stülpt er ihm denselben von hinten auf den Kopf, der Hauptmann schlägt mit der Hand auf den Deckel, daß er bis über die Stirn herunter rutscht; er packt den Widerspenstigen unter den rechten Arm, der andere unter den linken; und so ziehen die beiden stämmigen Kumpane ihn lachend aus der Thür. Der Doctor lacht nicht mit, aber er widerstrebt auch nicht länger. Er war kein Spaßverderber, wenn er auch selber nicht spaßte. Am Ende ist es ihm nicht unlieb, seinen leidigen Erinnerungen, oder was ihn sonst behelligen mochte, mit Gewalt entrissen worden zu seyn und den Tag wie alle Tage zu beschließen.

Der Doctor hatte seinen Hut zurecht gerückt und ging schweigend an der Seite seiner beiden frohlockenden Ueberwinder; er hielt es nicht einmal der Mühe werth zu fragen, warum man nicht wie alle Abende unten in die allgemeine Bier- und Gaststube des großen Königs einlenke, oder was man in dem reservirten Zimmer eine Treppe höher im Sinne habe. Er folgte gelassen wie ein Lamm.

„Wir bringen ihn, wir bringen ihn!“ triumphirte noch unter der Thür die Stentorstimme des tapfern Bärenfell. Ein einmüthiges Hurrah aus ein Dutzend Kehlen donnerte zu Dank und Gegengruß.

Die versammelten Honoratiores waren sämmtlich keine Jünglinge mehr. Der Major Bock, der jüngste und vornehmste, indessen wohl nur wenig über vierzig, der Lieutenant Ziegert dagegen, der älteste und bescheidenste — er hatte noch unter dem großen Friedrich zur Fahne geschworen, von der Pike auf gedient und als Rechnungsführer seine Carrière beendet — schwerlich unter siebzig; alle, mit Ausnahme des Majors, schnurrbärtig, uniformirt, gespornt, mit Orden und Dienstzeichen behangen, mehrere, darunter der alte Lieutenant und der Hauptmann von Bärenfell, mit dem eisernen Kreuz, keiner ohne das fünfundzwanzigjährige, die sogenannte „Pflaume.“ Inmitten dieses kriegerischen Corps nahmen drei Herrn in bürgerlichem Habit, der Kämmerer, der Rector und ein lustiger alter Kauz von Kürschnermeister, der reich war und den Spitznamen „der Rasselbock“ führte — zu sagen weßhalb, wäre uns heute zu weitläuftig — sich aus wie verlorene Posten.

Die Tafel stand gedeckt, ein kräftiger Schmorbraten mit Rührkartoffeln entsendete einladende Düfte, die Punschbowle dampfte vor dem Platze des Hauptmanns, der wacker einschenkte. Man schmauste und zechte, der Doctor auch, aber mäßig und anfänglich mit sichtlichem Widerwillen. Man kannegießerte, erzählte Kriegs- und Jagdgeschichten, man lachte. Der Doctor verzog keine Miene, aber das war man an ihm gewöhnt. Die Tafel wurde geräumt, die Bowle frisch gebraut, die Herren stopften ihre Pfeifen, langspitzige kurze Hornrohre, kurzspitzige lange Weichselrohre, dicke Meerschaumköpfe, schlanke Porzellanköpfe mit gemaltem Wappen, oder einem Quodlibet von Säbel, Tschako und Tornister; der des Rasselbocks mit einer gehörnten Phantasiebestie, die seinem Namen Ehre machte. Auch unserem Doctor, der den Qualm im Grunde verabscheute, zündete der Königswirth, wie alle Abende, eine frische Thonpfeife an, deren Inhalt er in langsamen Zügen, ohne zu dampfen, vor sich hinzublasen pflegte.

Sobald man wieder in Ruhe und Ordnung um den Tisch Platz genommen hatte, füllte Herr von

Bärenfell die Gläser in der Reihe, der Major, der sich den ganzen Abend nur leise mit seinem Nachbar, dem Rector, unterhalten hatte, ließ das seinige erklingen, zog ein beschriebenes Blatt aus seiner Tasche, um eventuell mit einem Blicke dem stockenden Redefluß zu Hülfe zu kommen, richtete sich stramm in die Höhe und hob folgendermaßen an:

„Meine Herrn, wir alle, die wir uns zu dieser gemüthlichen Tafelrunde versammelt haben, wir sind, mit Ausnahme einiger würdigen Eingeborenen, durch Zufall in den Mauern dieser Stadt zusammengewürfelt worden. Keiner hat vor dieser Zeit den andern mit Augen gesehen, kaum einer von dem andern gelegentlich ein Wort gehört. Nur zwei unter uns, ein braver Kriegskamerad, der Hauptmann von Bärenfell, und unser gelehrter Freund, der Herr Doctor Paul," — der Major verbeugte sich gegen den letzteren, — „haben die Erinnerung an ein gemeinsames, kurz wieder abgerissenes Stück Jugendleben bewahrt. Heute vor fünfundzwanzig Jahren sind sie auseinander gestoßen an einem Tage glorreichen Andenkens, wie jammervoll auch immer das kurze Waffenspiel geendet, — ein Ende mit Schrecken, meine Herrn, das der heroische, allerdings vor einer heutigen Kritik nicht füglich zu rechtfertigende Führer" — Herr von Bärenfell murrte laut, kam aber nicht mit einem Einwand zu Wort — „sich einem Schrecken ohne Ende vorzuziehen vermaß. Ich habe diesen Tag für die Proposition zu einem Verbrüderungsbunde auserlesen und nur diejenigen Mitglieder unserer abendlichen Versammlungen in diesem Hause eingeladen, welche ein gleichartiges Interesse, — oder soll ich sagen Nichtinteresse? — zu einander führt. Die ursprüngliche Idee demnach, meine Herrn, stammt von mir; ein unerschrockener Propagandist unserer Sache hat sie weiter geführt. Ihm, dem Herrn Hauptmann von Bärenfell, überlasse ich jetzt das Wort zur näheren Auseinandersetzung meines unmaßgeblichen Entwurfs, mir eventuell eine Motivirung aus divergirenden Gesichtspunkten vorbehaltend und einen jeden von Ihnen im voraus zu einer Prüfung und Bereicherung dieser meiner speciellen Gesichtspunkte auffordernd."

Der Major Bock setzte, der Hauptmann von Bärenfell erhob sich. „Tapfere und liebwerthe Kameraden im bunten und schwarzen Rock," so ließ er sich vernehmen, nachdem er ausgelacht und ausgetrunken, „unser Major hat recht: wir alle, die wir so gemüthlich um diese dampfende Bowle bei einander sitzen, was sind wir? Ich frage, was wir sind? Ehekrüppel etwa? Kreuzträger, Pantoffelhelden, Ring- und Kettenschlepper? Gardinenschulbuben, unglückliche Väter? Nein, ledige Männer sind wir, Junggesellen, Hagestolze! Hurrah! dreimal hurrah! Leib und Gebein, Zeit und Beutel all unser eigen, hurrah, dreimal hurrah! Wir sind ledige Männer, wir wollen es bleiben! Kameraden, wir, wir — das Freiheitsgefühl übermannt mich! Ich bitte einen andern fortzufahren!"

Der Hauptmann füllte und leerte sein Glas bis auf die Nagelprobe, er verschnaufte, setzte sich und es entstand eine Pause. Keiner der Versammelten, wenn gleich hinlänglich (den unnahbaren Doctor und etwa den sinnigen Rector ausgenommen) in den Verbrüderungsplan eingeweiht, war zu einer oratorischen Befürwortung desselben vorbereitet; der Major, allerdings vorbereitet, schien seine Rede als rhetorische Krone für das Werk verzögern zu wollen. So erhob sich denn endlich der Kämmerer, machte eine zaghafte Verbeugung, nippte aus seinem Glase und begann mit schüchterner Stimme: „Meine hochzuverehrenden Herrn! obgleich, wiewohl, sozusagen, nach Gelegenheit von der Natur nicht zum Redner geboren, werde ich in aller Kürze mir erlauben, den unterbrochenen Faden wieder anzuknüpfen. Was unser verehrter Herr Hauptmann durch Ihre Gemüthsbewegung auszuführen behindert waren, das scheint mir in Summa — unmaßgeblich — das Folgende: wir sind ledige Männer, wir haben andere Meinungen als die Ehelichen, wir möchten uns von abweichenden Gegenständen unterhalten, zum Exempel — zum Exempel —"

„Zum Exempel," so half dem Stockenden vom untern Ende der Tafel der siebzigjährige Lieutenant mit feierlichem Ernst und einer grabestiefen Stimme zurecht; „zum Exempel: Seine Majestät —" er salutirte mit der Hand vor der Stirn — „Seine Majestät wollen Krieg, meinetwegen gegen den Franzosen, den Jakobiner, oder gegen den Pfaffenknecht, den Oesterreicher, der keinen Pfifferling besser ist, oder meinethalben gegen den Türken, aber Krieg! Da schreit der Ehemann Zeter, und heult und spricht: „Was geht der Franzose uns an, oder der Oesterreicher, oder der Türke? Wir sind ein friedliches Volk, wir haben Haus und Herd, und Weib und Kind!" Wir aber, wir Junggesellen, wir haben nichts; wir schnallen den Pallasch um und schreien: drauf!"

„Richtig, mein Herr Lieutenant!" versetzte der Kämmerer, Beifall nickend, „Sie schnallen den Pallasch um und schreien: drauf! Ich setze nun aber auch einen Fall aus dem bürgerlichen Leben, meine Herrn, zum Exempel — zum Exempel —" — „Zum Exempel einen Jocus, Kämmerer," rief der Rasselbock lachend. „Wer hat Batzen für einen Jocus? Wir, die Ledigen, die wir uns nicht vor einer Schürze, oder einem alten

Weibsgesichte zu verkriechen und nicht für die lieben Enkelchen zu sparen brauchen!"

„Richtig, Raffelbock, die wir nicht zu sparen brauchen, richtig. So ließen sich der Exempel noch mancherlei anführen, zum Beweise, daß die Ehelichen und die Ledigen nicht unter Eine Kappe zu bringen sind. Was nun uns Ledige anbelangt, so rühmen wir es justement als unsern Vorzug, daß wir unsere Zeit für uns haben und unsere eigenen Wege gehen dürfen ad libitum; zum Exempel —" — „Zum Exempel," fiel Herr von Bärenfell ein, „ich bin schon bei Sonnenaufgang auf den Beinen und draußen in freier Luft, wenn der Herr Kämmerer sich noch vier Stunden in den Federn dehnt."

„Richtig, richtig, mein Herr Hauptmann, wenn ich mich noch vier Stunden in den Federn dehne! Oder aber: die Herrn vom Kriegshandwerke finden sich Puncto zwölfe an der Mittagstafel unten im König ein, weil —" — „Weil," erklärte der Lieutenant, „weil Pünktlichkeit beim Abkochen Leib und Seele der Truppe zusammen hält." — „Richtig, richtig, dahingegen der Herr Rector erst den Magen in Betracht ziehen, sobald Sie Ihr Buch zugeklappt, und der Herr Doctor, wenn Sie Ihre Praxis absolvirt —" — „Und ich," rief der Raffelbock, „sobald ich meinen Schoppen in der Apotheke wieder ausgedampft. Jeder ad libitum!"

(Fortsetzung folgt.)

Zur Geschichte der Spielkarten.

(Fortsetzung.)

Erstes Erscheinen der Karten in Europa.

Wir haben uns nun zunächst umzusehen, um welche Zeit die Karten zuerst in Europa aufgetaucht sind, und wir mustern zu diesem Zweck die Angaben der geschichtlichen Quellen.

Die von den Schriftstellern aufgeführten Zeitpunkte fallen zwischen das Ende des vierzehnten und das Ende des dreizehnten Jahrhunderts und sind die folgenden:

1392. — Zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts entdeckte Pater Menestrier in den Registern der Rechnungskammer eine Rechnung des Charles Poupart, Schatzmeisters König Karls VI., für das Jahr 1392, worin sich folgende Stelle findet: „À Jacquemin Gringonneur, peintre, pour trois jeux de cartes à or et diverses couleurs, de plusieurs devises, pour porter devers ledit seigneur pour son esbattement, 56 sols parisis."

1387. — In einer Sammlung spanischer Gesetze (Recopilacion de las leyes destos reynos, 1640) fand Abbé Rive unter dem Jahr 1387 ein Verbot König Johanns I. von Castilien, „mit Würfeln oder Karten öffentlich oder daheim zu spielen."

1379. — Dieses Datum findet sich in der schon öfter erwähnten Chronik des Covelluzzo.

1375. — Die große Pariser Bibliothek besitzt die handschriftliche Uebersetzung der Civitas Dei des heiligen Augustin von Raoul de Presle, vollendet im Jahr 1375. Die Handschrift ist mit Miniaturen verziert, und auf einer derselben sieht man drei Personen vor einem Tische stehen und mit französischen Karten spielen.

1367. — In der Histoire de Jehan de Saintré, Pagen Karls V., kommt eine Stelle vor, in der der Hofmeister den Pagen vorwirft, „d'être noiseux et *joueux de cartes.*"

1350. — Im Pélerinage de l'homme, einem Gedichte von Wilhelm von Guilleville, gedruckt zu Paris 1501, kommen folgende Verse vor:

> Jeux de tables et d'eschiquiers,
> De boules et mereilliers,
> De cartes, jeux de tricherie —

Und weiterhin:

> Maints ceux qui sont deniez
> Aux merelles, quartes et dez.

1341. — Im Gedicht Renard le contrefait aus dem Jahr 1341 heißt es gleichfalls:

> Jouent aux dez, aux cartes, aux tables.

1332. — Guevera theilt in seinen vertrauten Briefen umständlich die Statuten mit, welche Alphons XI., König von Castilien, i. J. 1332 dem militärischen Orden

de la Banda gegeben. Es wird darin den Rittern ausdrücklich untersagt, Karten zu spielen.

1300. — Der Verfasser des von Günther Zainer im Jahr 1472 zu Augsburg gedruckten „Gülden Spil" sagt, das Kartenspiel sey, wie er gelesen, im Jahr 1300 nach Deutschland gekommen.

1299. — Endlich in einer Handschrift des Sandro di Pipozzo aus dem Jahr 1299 liest man: „Se giucherà di danari o cosi o alle carte."

Dieß sind denn doch, wird man sagen, sehr bestimmte Angaben, und es geht daraus augenscheinlich hervor, daß die Karten bereits am Ende des dreizehnten Jahrhunderts bekannt waren. Aber leider haben die Aufspürer dieser kostbaren Documente sich gefallen lassen müssen, daß die Kritik auf ihre Luftgebilde keine Rücksicht genommen und dieses Gold ohne weiteres auf ihren unerbittlichen Probirstein gebracht hat. Und da hat denn von jenen Angaben nur eine einzige Probe gehalten, und zwar Pouparts Rechnung aus dem Jahr 1392. Covelluzzos Zeugniß ist, wie schon erwähnt, nicht gleichzeitig, und alle andern Schriftstellen sind, wie jetzt erwiesen ist, interpolirt; die Handschrift der Augustinischen Civitas Dei aber gehört dem fünfzehnten Jahrhundert an.

Es wird übrigens nicht uninteressant seyn, im Einzelnen zu zeigen, auf welche Weise die erwähnten Angaben von der Forschung widerlegt worden sind. Wir halten dabei zu besserer Uebersicht, wie oben, die Zeitfolge ein.

1392. — Pouparts Rechnung ist authentisch, man hat aber einen unrichtigen Gebrauch davon gemacht. Gringonneur wird keineswegs als Erfinder der Karten aufgeführt, sondern nur als Kartenmaler, und aus den gebrauchten Ausdrücken wie aus dem bezahlten Preis geht hervor, daß die Karten damals bereits bekannt waren.

1387. — Das Wort Rappes (wie die Spanier die Karten nennen) findet sich weder in der Ausgabe der Ordenanças reales von 1508, noch in der von 1545; es ist ein Zusatz in den Recopilaciones von 1640.

1375. — Die Uebersetzung der Civitas Dei ist allerdings vom Jahr 1375, aber die Handschrift der Pariser Bibliothek ist bedeutend jünger; nach den Costümen auf den Malereien kann sie nicht über die Zeit Carls VI. hinauf reichen.

1367. — Wenn man sich auf diese Zeitangabe in der Geschichte des Jehan de Saintré beruft, so hat man nicht bedacht, daß diese Geschichte ein Roman des Anton de la Salle ist, den dieser erst im Jahr 1450 geschrieben hat, also zu einer Zeit, wo die Karten längst bekannt waren. Zu bemerken ist ferner, daß Carl V. in seiner Ordonnanz von 1369, durch die er den Bürgern die Spiele verbietet, die nicht dazu dienen, zum Waffendienst tüchtig zu machen, der Karten nicht erwähnt, obgleich er alle damals üblichen Spiele aufzählt, und daß Carl VI. 1395 die Ordonnanz seines Vaters von neuem einschärft und gleichfalls kein Wort von den Karten sagt.

1350. — Das Wort „Karten" im Pélerinage de l'homme ist in der Ausgabe des Berard von 1501 interpolirt. In den Handschriften Wilhelms von Guilleville lauten die oben nach dem gedruckten Buch angeführten Verse wie folgt:

> Gieux de bastiaux, de jugleurs,
> De tables et de eschequiers,
> De boules et de mereliers,
> De dez et d'entregesterie,
> Et de mainte autre muserie.

Und weiterhin:

> A mains geux qui sont devees
> Aux merelles, tables et dez.

1341. — Auch hier ist das Wort „Karten" eingeschoben. Die angeführte Handschrift des Renard le contrefait kann nicht über das Jahr 1450 hinaufreichen, und in der hundert Jahren älteren ursprünglichen Handschrift steht kein Wort von Karten. Der oben angeführte Vers lautet so:

> Jouent a jeux de dez, ou de tables.

1332. — Die Statuen der Banda kennen wir bloß aus Guevaras Briefen, aber weder in den spanischen Ausgaben dieser Briefe, noch in den italienischen Uebersetzungen derselben geschieht der Karten Erwähnung. Es ist ein Zusatz des französischen Uebersetzers im sechzehnten Jahrhundert und aus dieser verfälschten Quelle hat Abbé Rive geschöpft.

1300. — Der Verfasser des „Gülden Spil" sagt nur: im Jahr 1300 seyen die Karten nach Deutschland gekommen, „als ich gelesen han." Ist das eine Autorität? Und sein Buch ist ja erst spät im fünfzehnten Jahrhundert gedruckt.

1299. — Das Buch des Sandro di Pipozzo, in dem von den Karten die Rede ist, mag immerhin im Jahr 1299 geschrieben seyn, aber die einzige bekannte Abschrift desselben ist nicht älter als 1400.

Was wird also, genau besehen, aus diesem ganzen Apparat von Citaten? Es sind offenbare Fälschungen oder Aussagen von Schriftstellern, die über ein Jahrhundert nach dem angeblichen Faktum gelebt haben.

Es ist also bis jetzt lediglich durch nichts erwiesen, daß die Karten in Europa vor dem letzten Viertheil des vierzehnten Jahrhunderts bekannt gewesen sind, und beim gegenwärtigen Stande der Forschung fiele das Auftreten der Karten zwischen 1392 und 1369, weil in der Ordonnanz Carls V. vom Jahr 1369, welche eine lange Liste verbotener Spiele aufführt, die Karten noch nicht erwähnt sind.

Europäischer Ursprung.

Ueber den Zeitpunkt, wo das Kartenspiel entstanden oder erfunden worden ist, herrschen also noch große Zweifel. Weiß man nun etwa besser, wohin man die Wiege desselben zu verlegen hat? Keineswegs. Wie wir gesehen, stehen zwei Systeme einander gegenüber: nach dem einen ist der Orient das Vaterland des Spiels, nach dem andern Europa. Die Unwahrscheinlichkeit des ersteren haben wir im Bisherigen dargethan; streiten sich nun aber die Vertheidiger dieser Ansicht, welches Volk in Asien die Karten erfunden habe, so sind sie um nichts einiger, wenn es sich darum handelt auszumachen, welchem Volk in Europa das Spiel zuerst aus dem Morgenland zugekommen seyn soll.

Nach Breitkopf sind die Karten aus Indien durch die Sarazenen in Egypten und Asien im Abendland eingeführt worden; durch die Einfälle dieser Völker kamen sie nach Sicilien im siebten, nach Spanien und Languedoc im achten, nach Piemont im zehnten Jahrhundert. — Leber stimmt für Spanien: „da das Land in den Händen der Mauren gewesen, seyen wohl die Karten dort viel früher bekannt geworden als in den andern europäischen Ländern.“ — Der Engländer Chotto spricht sich nicht bestimmt aus; da aber die Karten nach ihm indischen Ursprungs sind, so läßt er sie wohl auf dem Wege des indischen Handels nach Europa kommen; seyen sie aber, meint er, durch die Araber eingeführt, so haben sie wohl zuerst nach Spanien kommen müssen. — Nach Boiteau endlich kamen die Karten im Schnappsack der Zigeuner aus Indien zuerst nach Spanien, dann nach Italien, nach Deutschland und zuletzt nach Frankreich.

Bei den Vertheidigern des europäischen Ursprungs gehen die Ansichten vollends weit auseinander. — Für Frankreich stimmen Menestrier, Bullet, Daniel, aber ihre Gründe sind keineswegs stichhaltig. Der erstere stützt sich ganz auf Pouparts oben angeführte Rechnung, und er macht Gringonneur zum Erfinder der Karten, während ihn die Rechnung doch nur als Kartenmaler aufführt und er doch wohl besser belohnt worden wäre, wenn er das Spiel erfunden hätte. — Bullet verlegt die Erfindung weiter zurück, in die Zeit Carls V.; seine Gründe sind nur von gewissen Trachtstücken hergenommen und von noch schwankenderen celtischen Etymologien. Dabei haben diese beiden, wie auch Pater Daniel, nur die französischen Karten in Betracht gezogen, als ob das Tarockspiel gar nicht vorhanden wäre. Zudem waren zur Zeit, als sie schrieben, wichtige Beweisstücke, die uns jetzt vorliegen, noch nicht aufgefunden.

Für Deutschland wird die Erfindung von Heineken in Anspruch genommen; aber das Zeugniß, auf das er sich vorzüglich beruft, erscheint als werthlos, da das „Gülden Spil,“ dessen oben erwähnte Worte er herbeizieht, erst im Jahr 1472 gedruckt ist und der Verfasser nur von Hörensagen spricht („als ich gelesen han“). Es ist also kein gleichzeitiges, oder doch dem Zeitpunkt von 1300 so nahe gerücktes Zeugniß, daß es Zutrauen verdiente.

Mehrere italienische Gelehrte haben natürlich für ihr Vaterland Partei ergriffen. Wenn sie Italien zur Wiege der Spielkarten machen, so stützen sie sich mit Recht auf die Tarockkarten, die wir jetzt durch sie ungleich besser als bisher kennen gelernt, und wir sind durchaus der Ansicht, daß nur sie den richtigen Weg betreten haben.

Wenn auch das von uns bisher Gegebene die Frage keineswegs entscheidet, so ergibt sich doch daraus, daß die meisten Schriftsteller darin übereinkommen, die Karten im Abendland zuerst im mittäglichen Europa auftreten zu lassen. Auch wird in den meisten seit dem Schluß des achtzehnten Jahrhunderts erschienenen Büchern und Abhandlungen anerkannt, daß die Tarockkarten älter sind als die gemeinen. Wir haben uns also mit jenen näher bekannt zu machen und uns umzusehen, ob uns nicht die aufmerksame Betrachtung der Bilder und der Spielregeln des Tarocks eine Aufklärung gibt, die uns bei unserer Untersuchung förderlich werden mag.

II.

Die Tarockkarten.

Die gegenwärtig in Europa und überall auf Erden, wohin europäische Sitte gedrungen, gebräuchlichen Karten zerfallen in zwei Klassen, in gemeine Karten und in Tarockkarten. Nach den seltenen Ueberresten alter gemeiner und Tarockkarten, wie man sie hin und wieder in Sammlungen sieht, sind diese Spiele ihrem

ganzen Charakter nach heute noch so ziemlich wie zu Anfang.

Die gemeinen Karten kennt jedermann. Das Spiel besteht, wenn es ganz vollständig ist, aus 52 Blättern, die in vier Gruppen oder Farben zerfallen. Jede Gruppe hat ihr besonderes Abzeichen und besteht aus 13 Karten, drei Figuren und zehn Zahlblättern von 1 bis 10. Die Abzeichen der Farben sind nach den Ländern verschieden. In Frankreich sind es Coeurs, Carreaux, Piques und Trefles, in Deutschland Herzen (oder Roth), Schellen, Laub (oder Grün) und Eicheln, in Italien und Spanien Münzen, Becher, Schwerter und Stöcke.

Minder allgemein bekannt ist das Tarockspiel, und es unterscheidet sich vom andern sowohl durch die Zahl der Blätter als durch das Wesen der Elemente. Neben den vier Gruppen mit ihren verschiedenen Abzeichen, in die sie gleich den gemeinen Karten zerfallen, haben sie eine ganz eigene fünfte, durch die sie sich wesentlich von den andern Kartenspielen unterscheiden. Diese fünfte Gruppe ist eine Reihe von Bildern, meist 22 an der Zahl, von denen 21 numerirt sind und nach dieser ihrer Nummer Geltung haben. Das geringste dieser Bilder sticht alle Karten der andern Gruppen, selbst die Könige. Daher ihr französischer Name: Atouts (supérieurs à tous) und ihr italienischer und deutscher: Trionfo, Trumpf. Diese Trümpfe heißen nun im engeren Sinn Tarocke.

Die vier Farben, die mit den Trümpfen das Tarockspiel bilden, haben je vier Bilder: König, Dame, Reiter, Bube, also eine mehr als die gemeinen Karten; somit hat das Tarockspiel zum wenigsten 38 Figuren, nämlich 22 Trümpfe und 16 Honneurs der vier Farben.

Man kennt drei Haupt-Tarockspiele, das Venetianische Tarock mit 78, das Tarocchino von Bologna mit 62, und die florentinischen Minchiate mit 97 Karten.

Das Venetianische Tarock und das Tarocchino haben gleichviel Trümpfe, die fast ganz mit einander übereinkommen; der Unterschied besteht aber darin, daß beim Tarocchino (kleinen Tarock) die Zweier, Dreier, Vierer und Fünfer aus den Farben weggeworfen sind, * so daß statt der 78 venetianischen Karten ihrer nur noch 62 sind. — Wir setzen die Tarocke nach ihrer Reihenfolge her: Der Narr (Scüs) (ohne Nummer). I. Der Gaukler (Pagat). II. Die Päpstin. III. Die Kaiserin. IV. Der Kaiser. V. Der Papst. VI. Amor. VII. Der Wagen. VIII. Die Gerechtigkeit. IX. Der Einsiedler. X. Das Glücksrad. XI. Die Stärke. XII. Der Gehängte. XIII. Der Tod. XIV. Die Mäßigkeit. XV. Der Teufel. XVI. Der Blitz. XVII. Der Stern. XVIII. Der Mond. XIX. Die Sonne. XX. Das letzte Gericht. XXI. Die Welt.

Das Spiel Minchiate hat dieselben Tarocke, aber noch 20 weitere, nämlich die drei theologischen Tugenden (Glaube, Liebe, Hoffnung), eine Cardinaltugend, die Klugheit, die vier Elemente und die zwölf Zeichen des Thierkreises. Andere Abweichungen sind ohne Belang. Die Reihenfolge der Tarocke ist bei den verschiedenen Spielen nicht durchaus dieselbe und die drei, vier ersten Figuren weichen unter einander ab, wobei wohl politische und religiöse Rücksichten im Spiel sind. Bei allen drei Spielen hat der Narr (il Matto) keine Nummer; er ist niemals Trumpf und sticht keine Karte.

Man sieht, viele der Tarockbilder sind dem christlichen Ideenkreise des Mittelalters entlehnt, und nicht Eines erinnert auch nur von ferne an Costüm, Sitten oder Vorstellungen des Orients. Augenscheinlich sind alle diese Spiele gemeinsamen Ursprungs, oder vielmehr, es ist dasselbe Spiel mit unbedeutenden Abänderungen, die vielleicht nur der Ausfluß der unter den verschiedenen Städten herrschenden Eifersucht sind. Aber wie ist nun dieses Spiel entstanden? Das ist nun eben die Frage, die uns zunächst beschäftigen soll.

Die Karten oder Tarocke des Mantegna.

In den Museen und Kupferstichkabinetten kommt eine Reihe von Kupferstichen des fünfzehnten Jahrhunderts vor, die im Handel und bei den Liebhabern als Tarocke oder Karten des Mantegna, oder des Baldini bekannt sind. Man kennt drei Ausgaben derselben; auf der einen hat Duchesne, der Conservator des Kupferstichkabinets der Pariser Bibliothek, das Datum 1485 entdeckt; eine andere, die er für älter hält, setzt er in das Jahr 1470, und die dritte, eine ziemlich genaue Nachbildung der letztgenannten, zeigt auf drei Blättern das Monogramm des hessischen Kupferstechers Ladenspelder und mag um das Jahr 1540 erschienen seyn.

Diese Bilder, 50 an der Zahl mit fortlaufenden Nummern von 1—50, zerfallen in fünf Reihen zu

* Ganz ähnlich verfuhr man bei Bildung des Piquetspiels. Ist nun hierin das Tarocchino eine Nachahmung des Piquets, oder umgekehrt? Die Frage ist schwer zu entscheiden. So viel ist gewiß, daß bis zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts das Piquet noch mit den Sechsern gespielt wurde, woraus sich der Vers in Molières Facheux erklärt: „Et par un six de coeur je me suis vu capot.“

zehn Stücken, und jede Reihe ist mit einem der Buchstaben A. B. C. D. E. bezeichnet, wobei A den höchsten, E den niedersten Zahlen entspricht. Man sieht gleich, daß diese Bilder vorstellen: die verschiedenen Stände (E), die Musen oder Künste (D), die Wissenschaften (C), die Tugenden (B), das Weltsystem (A). Doch am besten setzen wir ihre Namen selbst her. Unter jedem Bilde steht in venetianischem Dialekt geschrieben, was es vorstellt, und zwar in römischen großen Buchstaben, und dahinter die Nummer in römischen Zahlen. Auf derselben Zeile rechts auf dem Blatte steht dieselbe Nummer in arabischen Zahlen und in der linken Ecke der Buchstabe der betreffenden Decade.

E	D	C	B	A
1. Misero.	11. Caliope.	21. Gramatica.	31. Iliaco.	41. Luna.
2. Fameio.	12. Urania.	22. Loica.	32. Chronico.	42. Mercurio.
3. Artexan.	13. Terpsicore.	23. Rhetorica.	33. Cosmico.	43. Venus.
4. Merchadante.	14. Erato.	24. Geometria.	34. Temperancia.	44. Sol.
5. Zintilomo.	15. Polimnia.	25. Arithmetica.	35. Prudencia.	45. Marte.
6. Chavalier.	16. Talia.	26. Musicha.	36. Forteza.	46. Jupiter.
7. Doxe.	17. Melpomene.	27. Poesia.	37. Justicia.	47. Saturno.
8. Re.	18. Euterpe.	28. Philosophia.	38. Charita.	48. Octava spera.
9. Imperator.	19. Clio.	29. Astrologia.	39. Speranza.	49. Primo mobile.
10. Papa.	20. Apollo.	30. Theologia.	40. Fede.	50. Prima causa.

Diese Reihe von Figuren stellt sich sogleich als eine Art Encyclopädie in Bildern dar. Jeder Gegenstand ist mit den herkömmlich ihm zukommenden Symbolen und Attributen abgebildet; so sind z. B. die Planeten die gleichnamigen bekannten Göttergestalten. Erwägt man nun aber, was wohl die Absicht des Zeichners seyn mochte, so tritt einem aus der Anordnung der Figuren alsbald ein philosophischer und moralischer Gedanke entgegen. Man sieht gleich, daß in jeder Decade die vornehmste Figur die höchste, die geringste die niederste Nummer hat. So ist der Papst, das Oberhaupt der christlichen Welt, in der Gruppe E der letzte; Apollo, der Meister der Musen, der letzte in D; die erste unter den Wissenschaften, die Gottesgelahrtheit, schließt die Reihe C; die höchste der christlichen Tugenden, der Glaube, die Reihe B, und Gott, die erste Ursache, hat mit Nr. 50 die allerletzte Stelle. Auf der andern Seite scheint uns die Reihenfolge, in der die Buchstaben unter die Decaden gesetzt sind, geradezu auf den Gedanken des Zeichners hinzudeuten. Er fängt mit der letzten Decade A an, und zwar mit Nr. 50, Gott oder der ersten Ursache, und will uns sagen: „Vor allem bete der Mensch Gott an und bewundere seine Werke (Decade A); er übe die Tugenden (B), bevor er sich zur Wissenschaft (C) wendet; aber die Wissenschaft soll ihm vor den Künsten (D) gehen, und in den weltlichen Ehren (E) erblicke er nur die geringsten der Güter."

Es fragt sich nun aber: Warum heißen diese Bilder herkömmlich Tarocke und Karten, und was haben sie mit dem Kartenspiel zu schaffen? Da ist nun zu antworten: sehr viel, denn über die Hälfte der Trümpfe des Spiels ist den Bildern dieser Encyclopädie entnommen, wie schon ein Blick auf die oben gegebenen Listen der venetianischen Tarocke und der Bilder des Mantegna zeigt. Von den ersteren kommen 15 Figuren mit Nummern des letzteren überein, nämlich zwölf Trümpfe und drei Honneurs (Re, Chavalier, Fameio, König, Reiter, Bube). Am meisten Figuren haben unter den Tarockspielen die oben angeführten Minchiate, nämlich 45: vier Honneurs für jede Farbe, den Narren und vierzig Trümpfe. Dieses Spiel hat nun aber zwanzig Trümpfe mehr als das venetianische Tarock mit Mantegnas Bildern gemein, also über drei Viertheile. Der Erfinder der Minchiate mochte sich sagen: „Um noch mehr Berechnung in mein Spiel zu bringen und es recht eigentlich zu einer mathematischen Uebung * zu machen, kann ich nicht bei den zwanzig Tarockbildern des venetianischen Spiels stehen bleiben; ich brauche ihrer noch mehr, und diese, zwanzig an der Zahl, nehme ich eben auch aus dem älteren Spiele," d. h. aus den jetzt nach Mantegna genannten Bildern.

Diejenigen Figuren nun aber, die bei den Minchiate und beim venetianischen Tarock mit Mantegnas Bildern nicht übereinstimmen und frei gewählt erscheinen, sind theils den mittelalterlichen christlichen Vorstellungen entnommen, theils sind es satirische oder

* Die Tarockspiele, besonders aber die Minchiate, sind eigentliche Berechnungsspiele. Ein Professor der Mathematik, Severio Brunetti, der eine Abhandlung über die Minchiate, des Hombre und das Schachspiel geschrieben hat (Rom, 1747), führt an, daß bei den Minchiate 96,141,308,410,784,017,049 verschiedene Fälle möglich sind, was wir gelten lassen, ohne es nachzurechnen.

phantastische Bildungen, dergleichen uns an den gothischen Kirchenbauten so häufig begegnen. So sehen wir in der Reihe der Tarocke (s. oben): Nr. II. die Päpstin, VI. Amor, X. das Glücksrad, XII. den Gehängten mit einem vollen Beutel in jeder Hand, XIII. den Tod,* der gekrönte und gemeine Häupter abmäht, XV. den Teufel, XVI. den Blitz, der einen Thurm, eines der festesten Werke der Menschenhand, niederwirft, XX. das letzte Gericht.

Diese gegenseitige Abhängigkeit der beiden Bilderreihen läßt sich nun auch im Einzelnen verfolgen. So sehen wir Costüm und Attribute der Figuren beiderseits meist ganz ähnlich gezeichnet und hin und wieder selbst willkürliche Züge festgehalten, und die Abweichungen erklären sich häufig aus den politischen oder socialen Verhältnissen der Orte, wo die verschiedenen Karten aufgekommen, oder weisen doch auf solche Verhältnisse hin. Wir können aber hier auf eine nähere Vergleichung nicht eingehen, und das Angeführte mag für unsern Zweck genügen.

Aber auch der ganze Gang der Tarockspiele scheint den Bildern Mantegnas entnommen zu seyn. So haben die höchsten Trümpfe in den Tarockspielen die höchsten Nummern, und diese höchsten Trümpfe entsprechen gerade den höchsten Nummern bei Mantegna in der Decade von 41 bis 50 (Stern, Mond, Sonne, Welt). Die niedrigste Ziffer bei Mantegna, Nr. I. ist der Misero; die diesem im Spiel entsprechende Figur ist der Narr oder Scüs, die Null unter den Tarocken, die schwächste Figur, die keine Karte sticht und nur gelegentlich und im Verein mit andern Karten Geltung hat.

Ferner bestehen beide, Tarockbilder und Tarockspiel, aus fünf Abtheilungen. Dieselben sind bei Mantegna Decaden; im Spiel sind vier derselben gleichfalls Decaden mit Points von 1 — 10. Sodann sind Mantegnas Decaden mit den Buchstaben A B C D E bezeichnet und die Abtheilungen des Spiels werden dafür mit Worten angesprochen, die wieder mit den Buchstaben A B C D E F anfangen; französisch: Atouts, Bâtons, Coupes, Deniers, Epées; italienisch: Atutti, Bastoni, Coppe, Dinari, Spade; spanisch: Bastos, Copas, Dineros, Espadillas. Man sieht nun aber, in der italienischen Reihe ist der Buchstabe E nicht vertreten, und zwar weil im Italienischen das Schwert nicht, oder doch jetzt nicht mehr Espada oder Espadilla, wie im Spanischen, sondern Spada heißt. Aber als wäre der Einwand vorhergesehen worden, fehlt im Nachstich der Bilder des Mantegna vom Jahr 1485 der Buchstaben E, und was steht an der Stelle desselben? Gerade S.*

Betrachtet man endlich Mantegnas vierte Decade, die der Tugenden (31 — 40), so fällt einem noch ein Umstand auf, daß namentlich die vier Abzeichen Coppe, Denari, Spade und Bastoni als die Attribute von vier Tugenden erscheinen. Der Glaube hält einen Kelch, die Liebe einen umgekehrten Beutel, aus dem Münzen fallen, die Gerechtigkeit trägt ein Schwert und die Stärke eine Keule. **

Aus diesen Analogien geht der innere Zusammenhang zwischen Tarockbildern und Tarockspiel doch wohl klar genug hervor. Und wären die dem Mantegna zugeschriebenen Stiche gleichzeitig mit den frühesten Urkunden, in denen der Karten Erwähnung geschieht, würde man dann nicht ohne Weiteres anerkennen, daß die Erfinder des Spiels ihre meisten Figuren und Combinationen dieser Reihe von Bildern abgeborgt haben? — „Allerdings," wird man sagen, „aber dem ist nicht so, und diese Ansicht widerlegt sich dadurch, daß zwischen dem ersten Auftreten der Karten und der Zeit, wo Mantegnas Bilderbuch gestochen wurde, gegen hundert Jahre liegen. Wie kann man den Karten das höhere Alter absprechen wollen, da dieselben mindestens um 1392 bekannt waren, und die fraglichen Stiche höchstens vom Jahr 1470 sind?" — Wir behaupten ja aber nicht, daß diese Stiche selbst, wie sie uns vorliegen, die erste Idee zum Tarockspiel an die Hand gegeben haben; dieß haben vielmehr ihre Vorbilder gethan; denn wir sehen in diesen Bildern nur Reproduktionen älterer Zeichnungen, die vor der Erfindung des Drucks nur mit der Hand kopirt werden konnten, und so selten und gesucht waren, daß, als der Druck erfunden war, ein Künstler auf den natürlichen Gedanken kam, sie zu vervielfältigen.

Diese Vermuthungen erscheinen um so wahrscheinlicher, als fünfzehn Jahre nach der ersten Ausgabe der gestochenen Bilder, im Jahr 1485, eine zweite erschien, und noch ein halbes Jahrhundert später (um 1540) der hessische Kupferstecher Ladenspelter eine weitere veranstaltete. Ja, in den ersten Jahren des siebzehnten Jahrhundert dienten sie als Muster für die Holzschnitte

* Der Tod hat in allen drei Tarockspielen die Nummer XIII. Man weiß ja, daß dieß im Volksglauben von jeher eine Unglückszahl war. Man denke an die Dreizehn bei Tische.

* Kann man nicht hierin einen neuen Beweis sehen, daß man um 1485 wußte, das Kartenspiel sey von den Bildern entlehnt? Es erklärte sich dann auch leicht, warum diese Stiche gemeinhin Tarocke genannt wurden.

** Der König von Bastoni hält wirklich einen Streitkolben mit Handgriff, was die Engländer Club nennen.

eines Werks, das in einer Reihe mannigfach combinirter Bilder das Mittel bot, einen Gegenstand zu errathen, den man sich unter den 60 Figuren gedacht, von denen sich über 45 an Mantegnas Sammlung anlehnen, während zwei dem Tarockspiel entlehnt sind.* Es war also eine sehr beliebte Sammlung.

Die Uebereinstimmung zwischen diesen Bildern und dem Tarock ist übrigens zu stark und auffallend, als daß man sie in Abrede ziehen könnte, und sie läßt sich nur erklären, wenn man annimmt, Mantegnas Encyclopädie sey aus den Tarockkarten entstanden, oder aber umgekehrt. Wie kann man sich aber vorstellen, daß eine Reihe logisch, nach einem ernstlichen Plan, nach einer durchdachten Grundidee geordneter Figuren aus dem Tarockspiel entstanden seyn sollte, wo ja die Figuren, völlig durcheinander geworfen, nur als ein wirrer Haufen mystischer Vorstellungen, satirischer Bilder und weltlicher Gedanken erscheinen, so daß der Verstand kein einigendes Band gewahr wird? (Narr, Teufel, letztes Gericht, Gaukler, Glücksrad, Päpstin, Amor u. s. w.) Ist es nicht unendlich wahrscheinlicher, daß die Darstellungen, die auf den Tarockkarten, wo sie zufällig verstreut erscheinen, und auf den Zeichnungen Mantegnas, wo jede ihren logisch bestimmten Platz hat, gleichmäßig vorkommen, vom Spiel diesem methodisch angelegten Bilderbuche abgeborgt worden sind? Uebrigens gibt wohl fast Jeder willig zu, daß er unsere Ansicht theilen müßte, wenn Mantegnas Stiche aus dem Ende des vierzehnten Jahrhunderts wären, oder wenn man Originale der Stiche aus jener Zeit auffände. Sehen wir nun, ob sich in Ermanglung dieser Originale nicht irgend ein Beweisstück auftreiben läßt, das statt ihrer dienen kann.

Sehen wir zuerst die Namen der Karten genauer an, keineswegs um uns mit manchen Schriftstellern in ein Labyrinth abenteuerlicher Etymologien zu verlieren, sondern um zu versuchen, ob uns diese Namen, aus anderem Gesichtspunkt betrachtet, nicht einigen Aufschluß geben.

Bis zur Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts führten die Karten in Italien den doppelten Namen Karten und Naibis. Das Wort Karte, hergenommen vom antiken Namen des Stoffes, auf den das Spiel von Anbeginn an unzweifelhaft gezeichnet wurde, erhielt in Frankreich und Deutschland das Bürgerrecht; das Wort Naibi ging nach Spanien über, wo es, so wie in Portugal, in der Form Nappes noch jetzt üblich ist. Waren diese zwei Worte synonym? war es ein doppelter Ausdruck für einen und denselben Gegenstand? Dieß ist zu bezweifeln, wenn man zusieht, unter welchen Umständen sie zusammen vorkommen.

Sie finden sich nun vorzüglich bei den italienischen Theologen beisammen; so in den Werken des heiligen Bernhard von Siena, gestorben 1444, in denen des St. Antonin, Erzbischofs von Florenz, gest. 1459, und in den Predigten des Dominicaners Bareletta, eines berühmten Kanzelredners gleichfalls des fünfzehnten Jahrhunderts. Jene Worte sind bei diesen Schriftstellern meist durch die Partikel oder (seu, vel) getrennt; dieselbe kann aber hier nicht einen zweiten Ausdruck für das nämliche Ding besagen, weil anderswo und dafür steht. So wenn St. Bernardin in seinen Fasten schreibt: carticellae seu naibi, und weiterhin naibi seu carticellae, wenn St. Antonin von Fabrikanten chartarum seu naiborum spricht, meinen sie alle Karten, die sie kennen, ob sie nun von der Sorte Cartae, Carticellae, oder von der Sorte Naibi sind, und dafür spricht, wenn wir bei Bareletta lesen: chartarum et naiborum. Die beiden Worte bedeuteten also zwei verschiedene Arten von Karten. Was waren aber diese Karten?

(Schluß folgt.)

* Daß hier zwei Figuren des Tarock (Amor und der Gaukler, zane in banco) mit 45 Bildern des Mantegna zusammengestellt sind, beweist, daß man in Venedig zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts noch Tarockbilder und Tarockspiel in Gedanken zusammenwarf, und es kann dieß für einen neuen Beleg für ihre innere Verwandtschaft gelten.

Der Alte von Rodach.

Wahrheit zu Rückerts Dichtung.

(Fortsetzung.)

Alles jubelte Beifall. Nur Se. Excellenz der Herr Staatsminister von Wangenheim, der unverwüstliche Zecher, rief in fröhlichem Zorne: „Was da! — Nur drei Stühle in einem deutschen Schädel! Schande über den philisterhaften Poeten!" Da setzte sich dieser still wieder an sein Nebentischchen und brachte bald zu Aller Freude den Zusatz:

Ausnahme von der Regel.

In einem Excellentenhaupt
Sind mehr als nur drei Stühl' erlaubt;
Von Stühlen steht ein ganzer Hauf,
Doch sitzen schon viel Sorgen drauf.
Wenn nun dazwischen treten ein
Die hellen Gäste voll von Wein,
Sind jen' in ihrer Grämlichkeit
Nicht Platz zu machen gleich bereit.
Sie müssen endlich doch aufstehn
Und brummend ihrer Wege gehn.
Dann setzen drin die Gäste sich
Auf alle Stühl' einträchtiglich
Und zanken um den Platz sich nicht,
Weil es gar nicht daran gebricht;
Denn kommt ein Gast noch mehr in's Haus,
Muß nur 'ne Sorge mehr hinaus,
Bis ganz das Haus von Sorgen leer
Und voll wird von der Gäste Heer.
Gar selten, daß das Haus umschlägt,
Wenn's noch so viele Gäste trägt,
Da es so viele Sorgen trug,
Kann's wohl auch tragen Gläser genug. *

Aber auch im heitern Scherze des „Hochzeitliedes" gedenkt der Dichter dankbar, wie seines Lebens Kraft unter dem Hauche des edlen Ritters ihre Schwingen hob und zum ersten Siegesfluge sich aufraffte:

Mein Ritter von der Bettenburg,
Mit dem noch manches Jahr hindurch
Das schöne Band mich hielt' umschnüret
Der Kunst, die mich dir zugeführet,
Wohl denk' ich deß zu dieser Frist,
Wie eben jetzt ein Jahr es ist,
Da du zu deines Schlosses Stufen
Das erste mal mich hast berufen.
Der Monat, der auf deutscher Flur
Von Stürmen trägt den Namen nur,
War, nach italienischer Sitte,
Damalen mit dem blumigen Tritte
Gekommen deß, der folgt auf ihn,
So daß April ein Mai uns schien.
Und Maien, die sonst um Pfingsten blühn,
Zeigten sich schon um Ostern grün.
Damalen, als von Ost und Westen
Von deinen Freunden die ältsten und besten
Sich gastlich sammelten um dich,
Beriefst du unversehens mich,
Und stelltest mich, den blöden Dichter,
Mit meiner Muse vor den Richter.
Damals ward ihr das erste Lob,
Das ihr den jungen Busen hob;
Damals, von Freundes Mund bewogen,
Hat sie die Blödheit ausgezogen,
Und angetreten keck den Pfad,
Auf dem so manche fehl schon trat.
Seitdem hat sie zu allen Stunden
Gleich als dein Mündel sich empfunden,
Und was ihr künftig glücken mag,
Bleibt dir verdankt dem Rechte nach. —
Du hast seitdem von mir gefordert,
Seit Deutschlands Muth in Freiheit lodert,
Zu setzen meinen stillen Sang
An dieser Zeiten raschen Drang,
Vielfach mit kriegerischen Tönen
Die Helden unsres Volks zu krönen.
Gehorsam hab' ich das gethan
Und werde bald mich zu dir nahn,
Dir einen vollen Kranz * zu reichen
Von blut'gen Blumen ohne gleichen.

Mit dem Ritter theilte der Alte von Rodach sich in die Pflege des jugendlichen Talents, und an der gemeinsamen Liebe zu dem heranstrebenden Dichter erwarmte ihre Freundschaft von neuem. Rückert zog zwischen der Bettenburg und Rodach als hochwillkommener Gast hin und her, und die Besuche Hohnbaums auf der alten Burg wurden jetzt, in der Sorge und in den Geschäften für Rückert, noch häufiger. Wir

* Wir finden „die Ausnahme" nirgends gedruckt.

* Kranz der Zeit, Stuttgart 1817.

wissen, daß er noch in seinem 67sten Jahre zu Pferde dahin zog. Aber auch noch in späteren Jahren, als der gefeierte Liebling schon, ihrer Pflege entwachsen, als Laureatus in die Welt gezogen war, sahen, seiner sich freuend, auf der grauen Bettenburg die alten Jugendfreunde oft beisammen — beim letzten Ritter, wie sein Biograph sie nennt, der letzte der Patriarchen.

Zu Trümmern ist noch nicht das Schloß geworden,
Das fränkische, wo ich mehr Lieder sang,
Als auf der Wartburg jener Sängerorden.
Er aber, den gefreut mein Liederklang,
Der alte Burgherr ritterlichen Wuchses,
Um den sich meiner Jugend Ranke schlang;
Er meines ersten Lorbeers oder Buchses
Nachsicht'ger Pfleger, der ihn nie beschnitt,
Dahingegangen ist mein guter Truchseß,
Mit dem ich oft die Bettenburg umschritt,
Die gastliche, wo ich fast Heimrecht hatte.
Zum Grab gelangt ist jüngst sein müder Tritt.
Kühl über seiner Ruhe sey der Schatte
Und feierlich der Abendlüfte Spiel
Mit des von ihm gepflanzten Haines Blatte!
Dieß Lispeln auch von müß'gem Dichterkiel
Soll ihm geweiht zum Angedenken dauern,
Nicht weil es mir, nur weil es ihm gefiel.
Fort wachs' es mit dem Moos der alten Mauern,
Und mit den Gräsern unter jenem Baum,
Die dort noch flüstern in der Nachtluft Schauern
Von Flor und Bankflor den idyll'schen Traum.

So feiert Rückert noch im Jahre 1835, im Nachwort zu Flor und Blankflor, das Andenken des im Februar 1826 dahingeschiedenen Ritters.

Oheim und Neffe und andere Gesellschaft.

O wie war es erfreulich, aus tönendem Munde des Greises,
Hell aufgehen zu sehn Bilder vergangener Zeit,
Zeichnungen eigenen Lebens, das einfach zwar und gemächlich,
Doch an Erfahrungen reich einen Erinnerungsschatz
Auf hat gespeichert zu Nahrung der Einsamkeit und der Gesellschaft,
Zu abwechselnder Kost, welche den Gaumen erfreut;
Bald von Amtesberuf und Haushalt schlichte Gerichte,
Drein gestreuet als Salz scherzenden Witzes genug,
Sammt satirischer Würze belachenswerther Geschichten.
Oft im begeisterten Strom fließet die Rede von Kunst
Feurig dahin, wie ein Becher des Rheinweins zwischen die Mahlzeit,
Wissenschaft und Kritik dämpfet als Wasser die Gluth.

Es ist etwas Schönes, mitten in die bewegte Strömung eines mannigfaltig wechselnden Geistesverkehrs gestellt zu seyn und Tag für Tag mit neuen Anschauungen, neuen Erfahrungen und neuem Wissen angeregt, erfrischt und genährt zu werden; aber größer fast dünkt uns die Gunst der Vorsehung, wenn sie zwei gleichgestimmte und gleichstrebende Freunde zu solcher Gewohnheit des Lebens verbindet, daß sie allwöchentlich einer stillen Stunde versichert sind, in der sie allen Geisteserwerb der Woche sich entgegenbringen und gegen einander tauschen können, wenn der eine wie der andere nicht anders zu denken, zu lesen, zu schreiben, zu erfahren gewohnt ist, als mit dem Gedanken: am nächsten Mittwoch oder am Donnerstag, wenn ich zu ihm komme, da will ich's mittheilen, da soll's besprochen, bestritten, bewundert oder belacht werden. Der dem Freunde gesammelte Reichthum wird erst dadurch recht der eigene, und der vom Freunde mitgetheilte als freies, werthes Gastgeschenk mit dem eigenen Erwerb bewahrt.

Eine solche süße Gewohnheit des Lebens- und Geistesverkehrs bestand zwischen Hohnbaum und seinem Neffen Kühner, seitdem dieser, von der Residenz, wo er Lehrer der herzoglichen Prinzessinnen gewesen war, sich nach der stillen Pfarrei zu Eishausen, eine Stunde von Rodach entfernt, zurückgezogen hatte. Der Neffe war dieses Glückes, das er vierzehn Jahre lang (bis zum Tode des Greises) genoß, sich wohl bewußt. Zu den Epigrammen, die am Jubelfeste des Greises beim Festmahle umherflogen, gab er auch dieses:

„Bewundert doch, wie auf der Erde
Sich Alles, Alles weislich fügt, —
Wie, daß ein Pfarrer glücklich werde,
Eishausen nah bei Rodach liegt."

So oft der Greis in das Pfarrhaus kam, er brachte immer neue Anregung, neue Gedanken und neuen Frohsinn mit, immer neuen Erwerb aus seinem stillen Leben und seinen einsamen Studien. Er war ein Tobias Witt, der nie weit über die nächsten Dörfer hinausgekommen war, und dennoch von der Welt mehr gesehen hatte, als mancher, der sein Erbtheil in Paris oder Neapel verzehrt hat, und wie jener erzählte auch er gern „kleine Geschichten, die er hie und da aus eigener Erfahrung gesammelt hatte," und aus denen ein wahrer Schatz von Lebensweisheit hervortrat. Niemand verstand, wie er, aus dem kleinbürgerlichen und einfältigen Leben so schönen idyllischen Sinn herauszufinden; niemanden auch war das ridendo dicere verum so natürlich, als ihm.

Oft wendete sich zwischen Oheim und Neffen das Gespräch auf Amtsberuf und Wissenschaft, oft wurden Predigtgedanken ausgesponnen und für den nächsten

Sonntag zurecht gelegt. Auch brachte der Greis seine Gedichte, ehe sie in die Welt gingen, in's Eishäuser Pfarrhaus zur Feile und ließ sich geduldig die scharfen Striche des Neffen gefallen. Ueberhaupt fehlte dem Verkehr das poetische Leben nicht, zumal seit Rückerts Nähe es anregte, und seine Gedichte, wie sie ihm eben aus der Feder flossen, von Oheim und Neffen in großen Collektaneen gesammelt wurden. So oft der junge Dichter in Rodach weilte, brachte ihn der Alte nach Eishausen und machte stolz und seelenvergnügt Staat mit ihm. Noch erinnern wir uns, wie dieser, wenn er sich nach hartem Drängen herbeiließ, seine eigenen Gedichte vorzulesen, mit solcher Macht der Stimme losbrach, daß die Grasmücke über ihm kaum darüber hinaus zu schmettern vermochte, und wie er im Eifer Schachsteine, Schlüsselchen und Scheerchen, oder was ihm sonst zufällig zum Spiel in die Hände kam, unbewußt in seine Taschen prakticirte und manchmal erst am andern Morgen mit lachender Reue zurücksendete.

Manch hübsches Gedicht und Gedichtchen entsprang der heitern und geistig angeregten Stimmung, in welcher Oheim und Neffe verkehrten; manch festlicher Tag wurde damit verschönert und manche Schalkhaftigkeit damit zugespitzt.

Auch der Knabe erfuhr die Freundlichkeit des lieben Greises. Wie manches schöne Bilderbuch hat er uns gemalt, und später uns selbst Griffel und Pinsel führen lehren! Selbst der Grasmücke vergaß er nicht und brachte ihr manchmal ein Dütchen mit fetten Mehlwürmern in seiner Westentasche mit.

Dabei fehlte auch die Romantik nicht. Im Angesicht des Stübchens, in dem die Freunde saßen, stand ja das große, ewig stumme Schloß, dem niemand das Geheimniß des darin verschlossenen Bewohners ablauschen vermochte, jenes stolzen einsiedlerischen Grafen, der dreißig Jahre lang die schöne, unbekannte Dame hütete und mit zäher Festigkeit das Räthsel seines und ihres Lebens mit in das eigene Grab nahm. * Manchmal grübelten die beiden über das Geheimniß, das hinter jenen hohen Fenstern sich verbarg, über jenen Mann, der dem Pfarrhause sich zu befreunden wußte und vierzehn Jahre lang mit dem Pfarrer, über die Straße herüber, täglich lebhafte Correspondenz pflog, ohne doch je Aug' in's Aug' ihm gegenüber zu treten. Oefters noch aber erfreuten sie sich an den fremden Zeitungen und neuen interessanten Schriften, welche die unsichtbare Hand aus dem Schlosse nächtlicher Weile durch die klaffende Spalte der Thürschwelle in das Pfarrhaus einzuschieben pflegte; und manchmal auch wurde eine gräfliche Delikatesse gewürdigt, welche die Hausfrau immer sorgsam auf den Besuch des lieben Greises aufsparte. Aus dem verzauberten Schlosse kam auch zum erstenmal der neu aufgekommene „Bischof" in's Pfarrhaus und wurde, dießmal in zahlreicherer Gesellschaft, mit solchem Behagen genippt, daß der Alte ausrief: „Und wenn man euch Pfarrer alle miteinander in ein Läppchen thut und auspreßt, so kommt noch kein solcher Bischof heraus!"

Fast wöchentlich wurde von Eishausen her der Besuch in Rodach erwidert; und wenn unser Falbe, der schon beim ersten Anblick des Städtchens freudewiehernd mit der Cariole sich in Galopp zu setzen pflegte, um die letzte Straßenecke bog, sahen wir gewöhnlich den Alten schon am Fenster stehen, und der „Kaffee" dampfte und auf den noch warmen „Ziegelkuchen" wurde Zucker aufgestreut für Frau und Kind; und der Alte lachte: „Ich hab's ja gewußt, daß Sie kommen mußten; meine Spürung trügt mich nie."

Er war überall hin reich an Freundlichkeit, aber sehr sparsam mit seiner Freundschaft. Doch kann und muß hier noch ein Mann genannt werden, mit dem Hohnbaum in langjähriger naher Verbindung stand: Geheimerath Wagner in Hildburghausen. Die Dichtkunst war es, welche beide schon frühe verbunden hatte und später zu einer gemeinsamen hohen Aufgabe — bei Herausgabe eines neuen Hildburghäuser Gesangbuchs — noch inniger verband. Hohnbaum selbst sagt dieß in seinem Festliede zu Wagners fünfzigjährigem Dienstjubiläum, und dieser erwiedert darauf ein halbes Jahr später, in seinem Glückwunsch zu Hohnbaums Jubiläum:

— „Da war's, wo froh wir um die Wette sangen
Und manchen Kranz voll süßen Dufts errangen;
Und neidlos freut' ich mich, wenn auf dein Harfenspiel
Nach lautem Richterspruch die schöne Gabe fiel.
Doch welch ein hehrer Tag begann mir aufzugehen,
Als fern vom rauschenden Gewühl
Ein Lichtstrahl aus den Sonnenhöhen
Uraniens auf mich herniederfiel —
Ein Strahl der Weih' für ihre Seligkeiten!
Da stimmtest du, schon Meister, mir die Saiten,
Und sangst in einem höhern Ton
Gesänge der Religion,
Die nun die meinen treu begleiten,
Und Licht und Trost und Himmelssinn verbreiten.

* Siehe die „Geheimnißvollen im Schlosse zu Eishausen" in Bülau's: „Geheimnißvolle Geschichten und räthselhafte Menschen" IV. Band, — zum Roman verarbeitet in Bechsteins Dunkelgraf, in Alexander Dumas' Prätendent, und in einer Erzählung der Berliner Revue vom Jahr 1856.

Beide haben in fortwährendem Briefwechsel mit einander gestanden; aber auch von diesem ist uns nichts erhalten worden als eine poetische Epistel Wagners, noch von Heldburg her, zu Ostern 1799, an Hohnbaum gerichtet, und in dieser der für die damaligen Verhältnisse bezeichnende Vers:

> Noch offen ist der Freundschaft Reich;
> Denn unsre gnäd'gen Herren
> Geruhten ja freundnachbarlich
> Nur Brod und Holz zu sperren.
> Drum rieth mir, Freund, mein liebend Herz,
> Mich auf ihr ehrliches Commerz
> Bei einem Stückchen Fladen
> Zu dir heut einzuladen.

Wirklich hatte eben damals Coburg die Ausfuhr des Getreides von den „langen Bergen“ nach Eisfeld und Hildburghausen, dagegen Hildburghausen die Ausfuhr des Holzes nach Coburg verboten.

Ueberall wo Hohnbaum in gesellige Kreise eintrat, wurde er der Mittelpunkt der Unterhaltung. Er war der liebenswürdigste Gesellschafter, der von Geist und Witz sprühte und an dessen herzlichem Frohsinn Alle froh wurden. Aber auch der volle Strom der Fröhlichkeit fand in ihm stets eine sicher gezogene Schranke des Anstands.

Dafür war es bezeichnend, daß er stets an dem höflichen „Sie“ festhielt. „Das Sie,“ pflegte er zu sagen, „ist eine stete Mahnung zur Höflichkeit und eine gute Vorsicht gegen Grobheit und Gemeinheit.“ Wir wissen nur von einem Mann, dem er das trauliche „Du“ gönnte; das war sein Truchseß. Sonst haben wir ihn das Du nur gegen Kinder und Dienstboten gebrauchen hören. Seine Neffen und Nichten, wie vertraut er auch mit ihnen war, nannte er „Sie.“ Seine eigenen Kinder mußten zu ihren Eltern „Sie“ sagen, und eben so nannten sich Mann und Frau. — Als seine jüngere Tochter sich verlobt hatte und er zufällig hörte, daß die zärtlichen Brautleute sich Du nannten, sagte er fast erschrocken: „Kinder, ihr eßt euch ja den Honig vom Brod weg!“

(Schluß folgt nächstens.)

Correspondenz-Nachrichten.

Berlin, Mai.

Die Kammersitzung. — G. v. Vincke. — Theater. Heyses Elisabeth Charlotte.

Staub der Baustellen und des Häuserabputzes auf den Straßen; heiße, trockene Luft; die Höfe in die Sommerresidenzen, die Kammern geschlossen; die Wintertheater leer, und der Thiergarten überfüllt; die Sommerbühnen wetteifernd in Vorführung von Novitäten, meist mit reicher Ausstattung und Ergänzung ihrer Personale, zu denen die aufgelösten Gesellschaften der Provinzialbühnen reichlich beisteuern; die Residenz weniger elegant, ihres aristokratischen Schmuckes fast ganz beraubt, aber heiterer, ursprünglicher, mehr das alte Berlin — das ist der Charakter dieses Monats, und in ihm schattiren sich die Ereignisse und Ergebnisse der Stadt. Wir haben keine Fremde, dafür Durchreisende in Menge; alles decentralisirt sich.

Schließen wir zuerst mit der Kammersession ab, so müssen wir eingestehen, daß, so reich sie an Vorlagen, so anerkennenswerth ihr Fleiß war, sie doch an Resultaten, an faktischem legislatorischen Gewinn arm, um nicht zu sagen null war. Es liegt das natürlich zunächst in der bedauerlich verschiedenen Richtung, die das Herrenhaus und das Haus der Abgeordneten einschlagen, die einander ihre Thätigkeit vernichten, und oft mehr aus gegenseitiger Oppositionssucht als aus wirklicher Nothwendigkeit der politischen Parteistellung. Selbst in Fragen, die mehr oder weniger von diesem Boden ablenkten, und entweder rein kirchlicher Natur oder administrativ waren, konnte eine Einigung nicht zu Stande kommen, und nur die neue Geldbewilligung zur Organisation des Heeres fand eine einmüthige Zustimmung beider Häuser. Ein anderer Grund lag darin, daß das Ministerium noch immer nicht dem Herrenhause gegenüber Boden gewonnen hat, während im Abgeordnetenhause bereits die Vorboten einer Opposition gegen dasselbe sich leise, selbst unter der Decke der Vertrauensäußerungen, zu zeigen anfangen. Voraussichtlich wird das Ministerium in nächster Session einen schweren Stand bekommen, wenn nicht Spaltungen in den Kammern selbst eintreten, die das überwiegend liberale Princip im Abgeordnetenhause und das starr conservative des Herrenhauses brechen, wozu allerdings Aussicht vorhanden ist.

Die große Fraktion des Abgeordnetenhauses, zu der sich die überwiegende Majorität der ganzen Versammlung hält, hat gegen den Schluß der Sitzung einen ihrer Führer und eine hervorragende Arbeitskraft in dem Abgeordneten Wentzel durch den Tod verloren, nachdem derselbe bereits während der ganzen Sitzung durch Krankheit seiner parlamentarischen Thätigkeit fern gehalten war. Geachtet als Beamter (er war Chef des Appellationsgerichts), anerkannt selbst in den Kreisen, die nicht seiner politischen Richtung angehörten, war sein Name von so bedeutend politischem Klange, daß er auch abwesend, so lange noch die Hoffnung seines Wiedereintritts bestand, die Mitglieder seiner Partei zusammenzuhalten vermochte. Durch sein Dahinscheiden ist ein starkes Band gelockert, und es erscheint zweifelhaft, ob Georg von Vincke, dessen dictatorisches Auftreten von vielen Seiten widerwillig empfunden wurde, im Stande seyn wird, die starke Phalanx zusammenzuhalten, die bereits nach allen Richtungen seinem Zügel zu entschlüpfen drohte. Jedenfalls hat sein heftiges, schrankenloses Auftreten in der äußern Politik, so wie seine persönliche, verletzende Weise den Collegen des Hauses gegenüber, die Schaar seiner Freunde und Bewunderer bedeutend vermindert, und man kann fast sagen, er ist mehr gefürchtet als anerkannt. Gewiß ist es, daß dieser vielredende und beredte Sprecher des Hauses nicht so glücklich aus der dießjährigen Sitzungsperiode scheidet, als aus der letztvergangenen, und daß er anfängt sich abzunutzen.

Wir wollen nicht weiter auf die Charakterisirung der einzelnen Persönlichkeiten unseres Parlaments eingehen; bei Herrn von Vincke aber schien uns das erlaubt zu seyn, da seine leidenschaftlichen Worte auch über die Grenzen seines Landes hinaus Aufsehen gemacht haben. Eine genauere Schilderung dieses jedenfalls merkwürdigen Mannes möchte nicht ohne Interesse seyn und auch in psychologischer Beziehung eigenthümliche Gesichtspunkte bieten. Bewundern muß man die ewig schlagfertige Rede, die viel bedeutender ist, wenn sie der Augenblick eingibt, als wenn sie vorbereitet eintritt, das wahrhaft staunenswerthe und stets gegenwärtige Gedächtniß, das Aussprüche aus längstverflossenen Sitzungsperioden fast wörtlich wiedergibt, die scharfe Satire, die alle Schwächen der Gegner wie der Freunde auffaßt, und mit Schärfe, Witz und Strenge bis zur Rücksichtslosigkeit geißelt. Man könnte fast sagen, seine Waffen seyen die Schwächen anderer, die er mit merkwürdiger Geschicklichkeit zurückzulenken weiß. Wie sehr man sich auch außerhalb des Hauses mit dieser markirten Persönlichkeit beschäftigte, beweisen die immer neu auftauchenden Gerüchte, die ihn im Duell gefallen sagten, bald mit dem Kriegsminister, bald mit einem Attaché der russischen Gesandtschaft, dem er verletzende Worte bis in die Diplomatenloge zugeschleudert. — Die leeren Bänke und Tribünen der letzten Sitzungen waren übrigens der schlagendste Beweis, wie die Theilnahme in und außerhalb der parlamentarischen Kreise abgestorben war, und wären eigentlich ein mahnender Fingerzeig, die Sitzungsperiode auf ein kleineres Zeitmaß zusammenzudrängen. Nichts gefährlicher für das constitutionelle Princip, als wenn sich den Berathungen die Theilnahme sichtlich abwendet.

Leeren Bänken konnte man nun auch in dem Hoftheater begegnen, und dazu trug die in Bezug auf Novitäten sehr unbedeutende letzte Saison ihr Theil bei. Fast nur „Elisabeth Charlotte" von Paul Heyse (denn la fille du Regent von Dumas können wir kaum erwähnen) hat das Publikum angezogen und einen, wenn auch nicht glänzenden, doch sehr ehrenden Erfolg errungen, zu dem wir dem talentvollen und fleißigen Dichter von Herzen Glück wünschen. Noch mehr, wir müssen den ganzen Erfolg des Stückes fast ausschließlich der Dichtung beimessen, während die Darstellung uns die Lücken des Personals in erschreckender Weise bloßlegte. Die Maintenon befand sich in den Händen der sehr talentvollen komischen Alten, die in Chargen oft kleine komische Meisterstücke liefert, aber mit dieser Rolle sich höchstens anständig abfand. Der König und Orleans wurden bürgerlich platt und stark carrikirt dargestellt, die jugendliche Liebhaberin ist so unbedeutend, daß sie ganz spurlos verschwand, aus dem Lorrain wurde ein schwerfälliger Intrigant gemacht, und nur die Titelrolle konnte genügen, obzwar auch sie nicht frei war von Monotonie. Glänzende Ausstattung war auch diesem Stücke zu Theil geworden, aber es ist alles gesagt, wenn sie das Einzige ist, was wir an den Darstellungen unserer Hofbühne zu rühmen haben. Daß trotz alledem das Stück gefiel, kann sich, wie gesagt, der Dichter hoch anrechnen. Jedenfalls zeigt das Stück einen bedeutenden Fortschritt in Bezug auf den Aufbau und die Zuspitzung der Akte zu wirksamen Schlüssen. Weniger können wir uns mit der Charakteristik einverstanden erklären, die, namentlich nach der historischen Seite hin, viel zu wünschen läßt. Daß der Dichter die poetischen Anforderungen über die historischen stellt, und die Figuren, die ihm die Geschichte bietet, den Gesetzen der poetischen Gerechtigkeit unterordnet und sie hiernach retouchirt, mildert oder schärft, wird ihm gewiß jede einsichtsvolle Kritik einräumen, ja zur Pflicht machen; aber hier sind uns die Bilder mit allbekannten Namen so wenig mit Porträtähnlichkeit gezeichnet, daß wir kaum eines wiederzuerkennen vermögen. Die dramatische Spannung wird dadurch beeinträchtigt daß die Parteien, die den Conflikt bilden, zu ungleich berechtigt erscheinen, daß die halbe Liebe nicht erwärmt, und die halbe Versöhnung nicht befriedigt. Das ganze Werk aber kleidet sich in so poetisch edle Sprache, daß wir Paul Heyse nach diesem Erfolg unter unsern modernen dramatischen Dichtern hoch stellen müssen, und der Preis, den sein Talent für die Sabinerinnen erhielt, immer berechtigter erscheint. Ohne Zweifel müssen wir Heyse den poetisch bedeutendsten Erfolg in der dießjährigen Bühnensaison zusprechen, von der wir gehofft hatten, daß sie uns Laubes Montrose, Mosenthals Düwecke und Hebbels Nibelungen gleichfalls vorführen werde. Wie wir bei der Unergiebigkeit der dramatischen Muse im vergangenen Jahre gerade diese

Stücke vermissen mußten, ist uns geradezu unerklärlich. Selbst der geringere Erfolg eines beachtenswerthen Stückes gereicht der Bühne, die es vorführt, zur Ehre, dem Dichter zum Nutzen, und kann vom Publikum mit Recht gefordert werden. Im verflossenen Winter hat sich nun wirklich letzteres für solche Versäumnisse durch Nichterscheinen gerächt, und das ist gefährlich; denn es ist schwieriger ein Publikum wieder zu gewinnen, als es in der alten Gewohnheit der Theilnahme zu fesseln, und der Verlust für Kunst und Literatur ist unberechenbar, wenn es sich von den Leistungen der besten Bühne ab-, und den unkünstlerischeren der zweiten und dritten Theater zuwendet.

Wien, Mai.

(Schluß.)

Proceß Brunner-Kuranda. — Eine grundsätzliche Rechtsfrage. — Das Standbild des Erzherzogs Karl.

Vor wenigen Tagen war es eine Gerichtsverhandlung, welche die öffentliche Aufmerksamkeit beschäftigte. Doctor Sebastian Brunner, Herausgeber des Wochenblattes „Wiener Kirchenzeitung," hatte den Eigenthümer und Hauptredakteur der Ostdeutschen Post, Kuranda, wegen Ehrenkränkung verklagt. Der Streit selbst ist von geringer Erheblichkeit für weitere Kreise. Der geistreiche und witzige Brunner ist ein ausgezeichneter Schriftsteller zum Büchermachen und ein begabter Dichter in gebundener wie in ungebundener Rede, aber ein wenig tauglicher Publicist und ein gänzlich unfähiger Redakteur, wo es sich darum handelt, eine von vielen Seiten angefochtene Sache zu vertreten. Seine Kirchenzeitung hätte die Aufgabe, von Woche zu Woche übersichtlich die gewaltige Bewegung der Gemüther darzustellen, deren Mittelpunkt seit mehr denn einem halben Jahre Rom bildet; statt dessen füllt sie ihre Hauptspalten mit „hep hep!" und stopft den übrigen Raum mit Stücken aus fremden Zeitungen, die ein eilfertiger Rothstift auf's Gerathewohl dem Setzer zu beliebiger Auswahl angezeichnet. Das „hep hep!" bringt Brunner begreiflicherweise zuweilen in offenen Streit mit den Juden, und bei einer solchen Gelegenheit hatte Kuranda in der Hitze des Gefechtes sich bis zu persönlichen Beleidigungen vergessen. Daher die Klage. Vor Gericht erschien der Beklagte, obschon selbst ein gewandter Redekünstler, in Begleitung eines der beredteren Anwälte, des Doctor Berger; der Kläger aber, der zwar mit der Feder gut umzuspringen weiß, aber mündlich nicht zu reden versteht, kam ohne Vertreter. Er gerieth dadurch in Nachtheil. Nichtsdestoweniger erwartete nach dem Ergebniß der Verhandlungen alle Welt die Verurtheilung Kurandas, da der Thatbestand einer vorliegenden Ehrenkränkung sich nicht wegstreiten ließ. Die Erwartung fand sich getäuscht, Kuranda ward freigesprochen. Das Urtheil des Gerichtshofs aber machte das gewaltigste Aufsehen deßhalb, weil es — so wenigstens wurde es allgemein aufgefaßt — den Boden der gegebenen Thatsachen verließ, um sich auf jenen allgemeiner Grundsätze zu stellen. In die Sprache des gemeinen Lebens übersetzt, würde es ungefähr lauten: „Weil die Ultramontanen unter dem besondern Schutze der Vollzugsgewalt stehen, sehen wir uns bemüßigt, die persönliche Beleidigung ungerügt zu lassen, welche nicht sowohl Herr Kuranda dem Herrn Brunner, als der Jude dem Ultramontanen zugefügt." Leider hat Brunner auf die Berufung verzichtet, und demnach haben wir andern kein Recht, dem k. k. Landesgericht öffentlich vorzuhalten, daß es 1) die Regierung der Parteilichkeit in Handhabung der Gesetze zu beschuldigen scheint, und 2) für sich die Befugniß in Anspruch nimmt, den Streit um eine bestimmte Thatsache, die erwiesen vorliegt, auf das Feld allgemeiner Grundsätze hinüber zu spielen. Wenn der Staatsanwalt gegen eine solche Urtheilsschöpfung keine Einsprache erhebt, so muß sie wohl im Gesetze begründet seyn, und wenn ich hierin einen beklagenswerthen Mangel der Gesetzgebung erkennen müßte, so würde ich mich niemals unterfangen, den Richter zu tadeln, der innerhalb der Schranken seiner Befugnisse gesprochen. Jedenfalls ist zu bedauern, daß Brunner keine Berufung eingelegt hat. Menschlicher Berechnung nach wird jedoch die grundsätzliche Frage nicht für immer unentschieden bleiben; die Gelegenheit kann nicht ausbleiben, um zu erfahren, ob unserer Rechtspflege gegenüber die Ultramontanen wirklich vogelfrei sind.

22. Mai 1860.

Der Sieger von Aspern! Auf dem Schlachtroß, das sich zu schnellkräftigem Sprunge hebt, wendet der Erzherzog Karl das Antlitz über die linke Schulter hin den Seinen zu. Die Fahne, welche er von dem sterbenden Fahnenträger übernommen, neigt sich in der hoch erhobenen Rechten mit der Spitze nach vorwärts, wie um zu deuten: „Dort steht der Feind!" So erblicken wir in Erz gegossen das Reiterbild des Helden, wie es Meister Fernkorn in

begeisterter Stunde von einer glücklichen Eingebung empfangen, um es dann mit jahrelangem Fleiße getreulich auszuführen.

Der Standort des Denkmals ist auf dem äußeren Burgplatze, an der südlichen Hauptflucht der Kaiserpfalz, wohinaus die Wohngemächer des Herrn vom Hause schauen. Zur Erklärung der örtlichen Lage seyen hier einige Andeutungen eingeschaltet. Der Haupttheil der Burg besteht aus einem länglichen Viereck, das den innern Hof umschließt, wo das gutgemeinte, leider jedoch entschieden mißrathene Denkmal des Kaiser Franz sich erhebt, eine Metallmasse, die zum Gusse von Geschützen zu verwenden eine Wohlthat für Künstler und Soldaten wäre. Von der nördlichen Langseite tritt man, vom Michaelsplatz kommend, in den Hof des Wiener Durchhauses Nr. 1, und geht von dort südlich auf den äußern Platz, an dessen beiden Seiten die Basteien ausbiegend einen großen Raum frei lassen, wohindurch der Weg zu dem äußern Burgthor führt, einem Prachtbau nach altgriechischem Muster. Dieser Platz theilt sich der Hauptsache nach in vier Vierecke, auf deren nordwestlichem das neue Denkmal sich erhebt. Das Antlitz des Reiters ist den Fenstern des Kaisers zugekehrt.

Ueber Jahr und Tag stand an selbiger Stelle hochragend ein Bretterbau, geheimnißvoll und vielverheißend, viel, aber fürwahr nicht mehr, als sich erfüllt hat. Das zeigte sich bereits, als vor wenigen Tagen die Bretterwände verschwunden waren und die eherne Gestalt in der Umhüllung weißer Tücher ihren Umrissen nach sichtbar wurde. Schon die Kühnheit der Darstellung erregte Bewunderung. Das Roß bäumt sich nicht, sondern es sprengt frei voran und seine ganze Wucht ruht auf den Hinterfüßen, als ob es lebendig seinen Reiter trüge. Der Künstler hat hier eine Rechnungsaufgabe gelöst, an deren Gelingen mancher zweifelte, als er die Zeichnung sah.

Der Tag, an welchem die feierliche Einweihung des Denkmals vorzunehmen sey, war keiner freien Wahl anheimgestellt; gleichwie der Künstler nothwendigerweise den Sieger in so vielen Schlachten am herrlichsten seiner Ruhmestage vorzustellen hatte, so mußte der 22. Mai auch die Enthüllung des Bildes beleuchten. Am 22. Mai 1809, vor jetzt 51 Jahren, ist ja nach zweitägigem Würgen die Schlacht entschieden worden, in welcher der bis dorthin unbesiegte Corse persönlich die erste Niederlage erlitt. Am 22. Mai lernte die erstaunte Welt zuerst begreifen, daß Napoleon I. nicht unbesiegbar sey, und diese Lehre trug zwar nicht unmittelbar, aber in nicht gar langer Zeit darauf ihre Früchte, um Europa von einem Joche zu erlösen, wie es sich jetzt wieder auf unsern Nacken zu legen begonnen hat, nur mit dem Unterschiede, daß die Schuld, welche unserer Zeit dabei zur Last fällt, nicht mehr den Vorwand zur Beschönigung besitzt, der unsere Väter noch trösten konnte. Der eiserne Mann, der sie bezwungen, war einer der ersten Feldherren, welche die Weltgeschichte seit zwei Jahrtausenden genannt. Sein Erbe, vor dem wir uns beugen, ist nur ein Schlaukopf, der es versteht, eine entartete Zeit sich durch sich selber verderben zu lassen, durch ihre Schwäche in Rechtschaffenheit und Ehre, durch ihre Kurzsichtigkeit in großen Dingen, durch ihre Stärke in Lastern und Tücken, durch ihre unglückselige Neigung, alle armseligen Restchen von Geist und Muth in kleinlichster Rechthaberei zu vergeuden, die lieber ihr Leben ließe, als daß sie ihrem Starrsinn etwas vergäbe, und welche allenfalls ein Auge dem Feinde preisgibt, wenn sie den Freund dadurch um seine beiden zu bringen hofft.

Vom 22. Mai 1809 schreibt sich der erste Anlauf zu der glorreichen Erhebung aus tiefster Erniedrigung her, und wie die alte Schmach sich nur durch die Verblendung und durch die Uneinigkeit wiederholt, so kann ja auch abermals aus der Schande die Ehre erblühen, gleichwie in jeglichem Frühjahr die Erde um so duftigere Blüthen treibt, um so trefflichere Früchte trägt, je reichlicher sie mit fauligem Dünger und mit übelriechender Jauche gemischt wurde. Es sey also in Gottes Namen angenommen, daß es weiter nichts ist als befruchtender Dünger, welcher gegenwärtig die Luft verpestet, und nicht die Verwesung bei lebendigem Leibe. Möge die Thatsache selbst, daß für den Sieger von Aspern das Denkmal an seinem Ehrentage unter dem hellen und doch so ernsten Jubel aller Oesterreicher von jeder der neun Zungen eingeweiht wurde, ein Zeugniß seyn für den gesunden Kern und für die sich vorbereitende Genesung unseres kränkelnden Geschlechtes!

Das Fest des Helden begann mit dem Tage, an welchem die Bretterhülle gesunken war. Zu jeder Stunde war das verschleierte, aber in seinen Formen erkennbare Bild von Beschauern umgeben, in denen fürwahr nicht Neugierde die vorherrschende Regung war. Dafür zeugte, auch wenn sie selber nichts sagten, die Stimmung und die Haltung der Stadt. An allen Schaufenstern waren Bilder zu sehen, welche die Erinnerung an den letzten Reichsfeldherrn und an seine rühmlichen Thaten wach riefen. Eine Kunsthandlung am Kohlmarkt hatte zu den Schlachten des Erzherzogs das Bildniß des jetzigen Kindes von Frankreich gehängt. Die einen verdroß es, die andern trieben ihre Späße über den Corporal in Duodez. Derlei Scherze sind wohlfeil genug; seit zwei vollen Menschenaltern hat noch kein Purpurgeborener den französischen Thron bestiegen, als dessen Erben die Geschütze vor dem Invalidenhause ihn begrüßten. Was Ludwig XVII., Napoleon II., Heinrich V. und dem Enkel des Bürgerkönigs widerfahren, läßt sich ohne Aufwand von Scharfsinn auch für den Fünften in der Reihe vorhersagen, besonders nachdem sein Vater, als hätte aus Orsinis Handgranate ein geistiger Splitter sein Hirn getroffen, jenen Weg betreten, von welchem Clemens Lothar Metternich im Jahr 1852 sagte: „Er ist verlockend für ihn, doch wenn er sich nicht hütet, ihn zu betreten, so geht L. Napoleon darauf zu Grunde wie sein Oheim.“ (Man möge sich erinnern, daß Metternichs Aeußerung schon vor dem 1. Januar 1859 bekannt war.) Gleichwie die Bilder sprachen alle Zeitungen vom Erzherzog Karl, und alle Leute redeten von ihm, und zwar

bei weitem mehr von seinen Thaten als von seinem Feste. Und als am Festtage nach der Feier, die unter verschleiertem Himmel, aber bei angenehmer Witterung stattgefunden, ein starker Regen sich über das Land ergoß, sagten die Leute: „Der Himmel hat die Feier mit Wohlgefallen angeschaut und hernach darüber geweint, daß Aspern, wie Leipzig und Waterloo nicht länger vorgehalten haben, nachdem sie schlecht genug benutzt worden." — Wer weiß es besser?

Die Einzelheiten der Feier selbst eingehend zu beschreiben, wäre überflüssige Mühe. Was davon zum Schaugepränge gehörte, ist genau nach dem Programm vor sich gegangen, nach welchem gearbeitet die Beschreibungen in ein paar Abendblättern schon seit sieben Uhr Morgens im Satze waren und zur Correktur kamen, bevor alles vorüber. In einer dieser Beschreibungen fehlte sogar nicht der herkömmliche Sonnenstrahl, der stets zu rechter Zeit durch die Wolken brechen muß, wenn eine Haupt- und Staatsaction bei bedecktem Himmel vor sich geht. Er pflegt sich auch gewöhnlich einzustellen, weil die Erschütterung der Luft durch die Stückschüsse meistens ein Loch in die Wolken reißt, was aber dießmal ausnahmsweise nicht der Fall gewesen. Das verhüllte Bild war von drei Seiten von Schaugerüsten für den Hof und die Eingeladenen umgeben, unter denen sich so ziemlich alles befand, was gut und theuer ist. Das versteht sich von selbst, gleichwie der Aufmarsch einer stattlichen Truppenmasse, die Anwesenheit von Ehrengästen aus dem gesammten Heere, von Veteranen aus der Schlacht von Aspern und von der Fahne des Regiments Zach (jetzt Nassau), welche der Erzherzog im entscheidenden Augenblick in die Hand genommen, um sie dem Feinde entgegen zu tragen. (Eine Sage, die nach der lateinischen Schulstube schmeckt, besagt, der Erzherzog habe die Fahne in die Reihen der Feinde geschleudert, wie der Römer Virginius den Legionsadler. Ich glaube schon darum nicht daran, weil der große Heldengeist nicht in einem Athletenkörper wohnte, wie er dazu gehören würde, um eine moderne Fahnenstange auch nur sechs Schritte weit zu werfen.) Unter den Veteranen, die schon vor länger als fünfzig Jahren im Feuer gestanden, waren Alfred Windisch-Grätz, Laval Nugent, Ludwig Wallmoden, Franz Schlick, nebst andern Generalen zu erblicken. Mit besonderer Theilnahme wurde von einem neunzigjährigen Greise gesprochen, der als Hauptmann bei Aspern einen Franzosen niedergehauen, just als derselbe auf den Erzherzog feuern wollte. — Um eilf Uhr erschienen die Majestäten und der Hof, begrüßt von klingendem Spiel. Vom Denkmal fielen die Vorhänge. Der Cardinal Fürsterzbischof stimmte das Tedeum an und ertheilte den Pontificalsegen. (Beiläufig bemerkt: ein paar Zeitungen berichten, der Cardinal habe ein Hochamt abgehalten; der Irrthum kommt daher, weil diejenigen, welche außerhalb der katholischen Kirche stehen, den Namen Hochamt für jede größere Feierlichkeit gebrauchen; wie z. B. jener reisende Nicolai aus Berlin, der zu Insbruck am späten Nachmittag einem „Hochamt" beigewohnt haben wollte.) Während der Feierlichkeit donnerten zu gehöriger Zeit die Geschütze, knatterten die Musketenschüsse. Nach dem Segen wurde ein Festchor gesungen, den Johann Gabriel Seidl gedichtet, und ein gedrucktes Gedicht vom Oberlieutenant Joseph Weil vertheilt. Der Kaiser empfing in seinem Zelte die Künstler, welche das Denkmal entworfen und ausgeführt, und den leitenden Ausschuß, welcher die Anordnungen zur Ausführung überwacht hatte, um ihnen seine Zufriedenheit auszusprechen. Orden und sonstige Gnadenbezeigungen folgten später. Die aufgestellten Truppen setzten sich in Bewegung und zogen vorüber, oder „defilirten," wie wir Deutschen sagen. Schließlich begaben sich die Majestäten vor das Schaugerüst der Veteranen, wo der Kaiser eine Anrede hielt und dann mit einigen einzelnen sprach. Mehreren alten Offizieren schüttelte er die Hand. Es wird sich von selbst verstehen, daß der geistigen Erhebung auch die körperliche Labung folgte, die je nach Rang und Würden den Betheiligten gespendet wurde; aber ich lasse das, wie billig, auf sich beruhen. Dagegen mag nicht unerwähnt bleiben, daß mit ganz besonderer Rührung ein alter Kriegsmann aus rühmlicher Zeit gesehen wurde, dessen Herz am Tage von Aspern schwer gelitten, weil die Söhne des deutschen Landes, dessen König er einst werden sollte, damals gegen Oesterreich mit den Franzosen standen. Ludwig von Bayern war eigens zur Einweihung des Karlsbildes nach Wien gekommen. Er durfte es mit freudigem Gemüth. Gewiß hat seine Seele vor einem halben Jahrhundert ein Dankgebet zum Himmel gesendet, als er die Kunde vom Siege der kaiserlichen Waffen vernahm, und wenige Jahre nach dem Tage von Aspern war er einer von denen, welche die Schmach der Rheinbundszeit in französischem Blute abwuschen. Er hat damals die deutsche Ehre der Wittelsbacher, welche seit Max Emmanuel einen Rostflecken trug, vollständig wiederhergestellt. Und sicherlich hat auch nicht der leiseste Schatten von Argwohn, daß die Zeit der Erniedrigung durch Abfall wiederkehren könnte, die Freude des alten Königs getrübt. Ist doch sein Sohn, welchem er die Krone der Agilolfinger übertragen, gleich ihm ein deutscher Mann von ächtem Schrot und Korn, dessen geraden Sinn alle Künste der Tuilerien und die Pfiffe aller möglichen Schleinitze zu bethören nicht ausreichen. Die Gegenwart des Königs Ludwig hat vorzugsweise dazu beigetragen, der Feier des 22. Mai das Gepräge eines Festes aller Deutschen zu verleihen. Möge seine Wirkung sich schneller bewähren, als zu ihrer Zeit die Wirkung des Tages, welchem die Feier galt!

Saarbrücken, im Herbst 1859.

(Schluß.)

Eine Tour in das Bliesthal.

Die Dörfer, durch welche oder an denen vorüber die Landstraße zieht, geben mitunter recht hübsche Bilder ab, obwohl sie im Innern keineswegs zu den schönen gehören. So Herbitzheim im tiefen Grunde und Gersheim auf vortretendem Hange, hinter Bäumen fast versteckt, aber überragt von einer neuen Kirche, deren reinere Formen dem Auge wohlthun, während die übrigen Dorfkirchen sammt und sonders nichts weniger als schön sind und mit ihren dunkeln Schieferthürmchen einen tristen Eindruck machen. — Mittag war's, wahrhaft sommerlich warmer Mittag, als ich nach einer kaum mehr als dreistündigen Wanderung das etwas ordinärer gelegene und nichts weniger als schöne Dorf Reinheim erreichte, das als einer der merkwürdigsten Punkte dieses Grenzlandes gilt.

Man muß ein ächter Fußwanderer seyn, der nicht immer nach dem Schilde eines comfortabeln Gasthofes ausschaut, wenn es einem zur Mittagszeit beim Eintritt in ein solch entlegenes Westricher Dorf nicht bedenklich zu Muth werden soll. Indeß hatte man mir in Bliescastel gesagt, ich möge nur nach „Florschs Buben" fragen und werde in deren Haus wenigstens das Nöthige finden. So war's denn auch. Vor allem fand ich hier einen ganz guten rothen Wein von Metzer Reben, die seit wenigen Jahren erst auf dem Banne des Dorfes selbst gepflanzt werden, und auf deren Anpflanzung sich Florschs Buben nicht wenig zu gut thun, weil der landwirthschaftliche Verein sie mit einem goldenen Preise bedacht hat.

„Florschs Buben" oder, wie man hier zu Lande sagt, „'s Florsche Bube" wolle sich der geneigte Leser nicht etwa als ein Paar junge Leute denken; zwei alte Junggesellen sind's, der eine wohl nahe den Siebzigen, die mit einer gleichfalls ledigen Schwester zusammen hausen. Ein dritter Bruder ist gestorben. Sie werden in der Gegend die Buben genannt werden bis an ihr seliges Ende. Zwei originelle Käuze, der ältere, mit dem obligaten kurzen „Gyps" im Munde, langsamer, der jüngere noch feurig rasch, beide stolz und eigensinnig, aber ehrenfest, dabei vom zähesten Conservatismus, der ihnen in der tollen Zeit vor zehn Jahren die Feindschaft der „Gutgesinnten" reichlich zugezogen, ohne sie aber einen Schritt aus dem Geleise zu bringen. Ich habe meine Freude an den gesprächigen alten Buben gehabt.

Reinheim ist einer der ergiebigsten Fundorte römischer Antiquitäten. Sicher war hier eine der bedeutendsten römischen Niederlassungen der Gegend, ja so manche der seit vielen Jahren aufgefundenen Gegenstände und Mauerreste deuten auf eine förmliche Stadt hin. Da sind schon Reste von Bädern, die Rudera eines Venustempels mit dem Bilde der Göttin, einzelne Gräber und ganze Grabstätten, Standbilder und Reliefs, Stücke farbiger, wie Stucco glänzender Wandbekleidung, Ossarien, Waffen, Münzen und sonstige Geräthschaften zum Vorschein gekommen. Daß die Umgebung des Dorfes ihren „Heidenhübel" und „Heidenkopf" hat, versteht sich nach dem allem von selbst, aber es kommen auch sonst noch merkwürdige Gewannen-Namen, wie z. B. Allermannsland, Hunarich u. a. vor, die den Archäologen zu Forschungen auffordern. Kelten, Römer und Allemannen haben in diesem Bliesthal und Gau ihre Spuren sichtlich zurückgelassen; denn neben den römischen Alterthümern kommen unter anderm Gräber vor, die nicht von diesem Volke stammen, und die sogenannten Spill-, oder Spindel- oder Kunkelsteine, wie sie auf einzelnen Höhen zum Theil von riesiger Größe aufgerichtet stehen, deuten jedenfalls in das keltische oder in das germanische Alterthum zurück. Ob Cultus- oder Gerichtsstätten, ob Grabdenkmale oder Grenzsteine allemannischen Gebiets, ist bis heute noch nicht sicher ermittelt. Für die Bewohner von Reinheim ist natürlich alles römisch, was alt ist, und man hat mir selbst eine recht spätzeitige steinerne Wendeltreppe in einem alten Bauernhause als ein Römerwerk bezeichnet. Ebenso bin ich schon in Bliescastel auf den merkwürdigen Römerthurm an der Kirche zu Reinheim aufmerksam gemacht worden, fand aber nur einen runden Thurm romanischen Styls von dickem Brockenmauerwerk, oben mit gekoppelten Schallfenstern versehen, in denen das gewöhnliche Mittelsäulchen mit dem Würfelknaufe steht. Der gemauerte Helm ist nicht mehr vorhanden. Das untere Gewölbe ist sogar schon in spätromanischer Weise überhöht und die Menschenmasken an den Knäufen der Gurtträger deuten in keiner Weise auf eine dem Heidenthum naheliegende Frühzeit.

Ich bin aber bezüglich dieser Kirche noch in anderer Weise enttäuscht worden. Nicht nur gehört, sondern auch gelesen hatte ich, dieselbe habe kostbare Werke der Holzschnitzerei, herrliche Zeugnisse altdeutschen Kunstsinnes aufzuweisen. Was konnte ich von der gerühmten Simsonskanzel und den Beichtstühlen, die aus einem nahen zerstörten Kloster gekommen, anderes erwarten als Prachtstücke gothischen Styls von einem der besten deutschen Meister? Und siehe da, die ganze Herrlichkeit ist nichts als Zopf aus dem vorigen Jahrhundert. Der ungeschlachte Simson, der die Kanzel trägt, ist nichts weniger als ein Kunstwerk der Schnitzerei, und die ganz flachen Reliefs der Evangelisten in den Feldern der runden Kanzel haben noch weniger auf diese Bezeichnung Anspruch. Alles andere ist ohnehin Schnörkelwerk.

Diese Enttäuschung hatte mich etwas verstimmt. Als

ich aber meinen Stab weiter setzte, die Kirche und Florischs Wirthshaus hinter mir hatte und wieder in das grüne Wiesenthal hinaustrat, in dem ganze Heerden stattlichen Viehes weideten, war die Verstimmung schnell verflogen. Ein Rückblick von der steinigen Höhe, über welche mein Pfad führte, ließ mich Römerthurm und Simsonskanzel leicht vergessen, denn gerade von dieser Westseite gesehen ist die Landschaft wieder eigenthümlich schön, und ich wunderte mich nicht darüber, daß einst die Römer sich gern hier niedergelassen und auf ein Bleiben eingerichtet hatten, das freilich nicht von jener Hand genehmigt war, welche die Weltgeschichte mit geheimnißvollem Griffel schreibt.

Das Thal verschwand hinter mir und auf öder, unwirthlicher Höhe sah ich nichts vor mir als die charakterlosen Linien der lothringischen Höhenzüge. Für diesen tristen Anblick sollte ich aber bald durch einen um so schöneren entschädigt werden. Ich hatte nur eine große Biegung des Bliesthales umgangen, und nun lag da unten wieder eine der reizendsten Partien desselben im Lichte der niedergehenden Sonne vor mir. Sie hat mich in ähnlicher Weise, ja noch mehr überrascht, als der Anblick Bliescastels und seiner Umgebung am vorigen Abend. Da lag zu meinen Füßen ein enger, schön geschlossener Thalgrund mit seinen Wiesen und prächtigen Baumgruppen, zwischen denen das Flüßchen lauter als bisher dahinrauscht. Zwei Dörfer, nur durch die Blies getrennt, aber durch eine steinerne Brücke verbunden, liegen da unten friedlich neben einander, obgleich das eine auf bayerischem, das andere auf französischem Boden steht. Ein drittes, ebenfalls zum französischen Lotharingen gehörig, schaut mit seinem schlanken Kirchthurme von baumreicher Höhe auf jene beiden herab. Das bayrische Grenzdorf ist Habkirchen, das französische Frauenberg, das sich mit seiner zerrissenen Burgruine recht malerisch an die grüne Halde einer mäßigen Höhe lehnt. Hier sind idyllische und romantische Reize in seltener Weise vereinigt und geben zusammen ein Bild ab, so malerisch schön, wie es sich ein Landschafter kaum schöner wünschen kann. Und wieder übte die Abendsonne ihre zauberisch verklärende Macht. Thal und Höhen lagen von ihrem purpurgoldnen Lichte übergossen da; durch die zerrissenen Fenster der Burgruine warf sie lange, glühende Lichtstreifen auf das Wiesengrün und die herbstlich gefärbten Bäume, und daneben legten sich die riesigen Schatten der gebrochenen Mauern und Thürme quer über den schmalen Thalgrund und das diesseitige Dorf hin. Ich bin lange vor dieser reizenden Abendlandschaft gestanden, ehe ich in das Dorf niederstieg, aus dem sich schon der Abendrauch in kerzengeraden unbewegten Säulen zum klaren Himmel erhob. Schade, daß dieses wahrhaft schöne Bild in einem so stillen, entlegenen Winkel liegt. Und doch gibt ihm just diese Einsamkeit und Stille wieder einen eigenthümlichen Reiz.

So still, wie jetzt, war es hier nicht zu aller Zeit. Die Straße von und nach der kaum eine Stunde entfernten französischen Grenzstadt Saargemünd war vor wenigen Jahren noch sehr belebt; die Eisenbahnen haben sie verödet, fast brach gelegt. Die sonst vielbeschäftigten Mauthbeamten haben hüben und drüben der unlieben Feierstunden die Fülle, mit ihnen die Wirthe in den neuen Häusern, die sich in der Nähe der Zollgebäude erhoben. Selbst der sogenannte Brückenmichel, ein bekannter Wirth in Frauenberg, der sonst viel Gäste in seinem hart an der Brücke gelegenen Hause gesehen, schüttelt den Kopf über die Wandelbarkeit aller irdischen Dinge und verwünscht die Schienenwege als eine Erfindung, welche die Welt ruinirt habtn. Freundnachbarlich leben übrigens die Bewohner der beiden Orte neben einander. Die Franzosen kommen herüber, um Zweibrücker Bier zu trinken, und die Deutschen gehen hinüber, um sich den wohlfeilen französischen Wein schmecken zu lassen. Ich bin am Abend auch noch über die Brücke gegangen. Kein Mensch hat mich angehalten, keiner nach einem Passe gefragt. Ich habe die unmittelbar neben dem Dorf auf niedrigem Hange gelegene Burgruine in doppelter Beleuchtung gesehen. Ihre Hauptseite gegen Osten, zu deren Fuß schon der Abendnebel heraufstieg, strahlte der Vollmond an, im Innern aber brannte ein helles Feuer, bei dem Hanf geröstet und gebrochen wurde, und warf seinen rothen Schein auf den hohen runden Thurm und die zerrissenen Frontmauern, während ein anderer stumpfer Thurm von großem Umfang mit seinem gewaltigen Mauerwerke im tiefen Abendschatten stand. Die Frauen und Mädchen, die mit dem Hanf beschäftigt waren, erzählten mir freundlich, was sie von der ehemaligen Herrlichkeit des Schlosses wußten. Es hat mir dabei immer einen Stoß gegeben, wenn zwischen das gemüthliche Lothringer Deutsch ein durch Grenzwächter und Douaniers eingeschwärztes französisches Wort fuhr, das mich daran erinnerte, daß ich zwar auf gut deutschem Boden, aber doch im französischen Kaiserreiche stand.

Glänzend stieg der nächste Morgen wieder herauf. Eben zerstreute die Sonne den Nebel, als ich das zu Karls des Großen Zeit schon genannte Dorf Habkirchen (Abbonis ecclesia oder Appenchiricha) verließ. Ich folgte nicht den Windungen des Thales, hatte es aber doch von dem Rebenhügel aus, über den mein Pfad zog, immer links zur Seite und vor Augen. Lieblich bleibt es noch immer, aber so schön, wie bei Bliescastel und Habkirchen oder Frauenberg, wird es nicht mehr. Ich wollte einen kleinen Umweg über Kloster Gräfinthal und den Fabrikort Ensheim nach meinem zwei Meilen entfernten Saarbrücken machen und ließ deßhalb die Dörfer Bliesmengen, Bliesbolgen und Bliesschweigen, wo bei der Uhrigsmühle Frankreich, Preußen und Bayern zusammenstoßen, zur Linken liegen. Ganz nahe dem zweiten der genannten Orte steht in dem Kessel eines einsamen, nicht eben schönen Seitenthälchens ein stattliches Gehöfte und die Ruine eines Kirchenschiffes, dessen Chor in geschmacklosester Weise zu einer Kapelle hergerichtet ist. Das sind die Reste des Wilhelmitenklosters Gräfinthal, das eine Gräfin Elisabeth von Bliescastel zum Dank für Genesung von langwierigem

Augenleiden im Jahre 1243 gestiftet und mit einem Gnadenbilde der Mutter Gottes versehen hat. Wer, wie ich, mittelalterliche Baureste hier sucht, geht ganz und gar fehl. Vom alten Kloster ist nicht die Spur mehr übrig und die Ruine, in der jetzt Bäume statt der Pfeiler stehen, ist das nichtsbedeutende Werk des Jahres 1714, in welchem die Franzosen das Kloster neu aufrichteten, um es 1793 wieder zu zerstören. Das Wunderbild steht jetzt in der früher erwähnten Wallfahrtskapelle zu Bliescastel, Kanzel und Beichtstühle in der Kirche zu Reinheim. Nur ein älterer Sarkophagdeckel mit dem häßlich bemalten Hochbild einer Dame findet sich noch in einer Wandblende der Kapelle. Man hält es für das Bild der hier bestatteten ältesten Tochter des entthronten Polenkönigs Stanislaus Leszynski, des „wohlthätigen Philosophen," dem Karl XII. von Schweden in der Hauptstadt seines Herzogthums Zweibrücken einen Ruhesitz gewährt hatte, und der sich in den Jahren 1714 bis 1719 oft und gern in dem stillen Kloster Gräfinthal aufhielt. Das Bild gleicht aber in keiner Weise einem Werke jener Zeit und wird wohl eher dem Grabmale der Klosterstifterin angehört haben, wenn es auch nicht aus dem dreizehnten Jahrhundert stammt, sondern ein späteres schlechtes Nachbild ist.

Aus dem Gräfinthaler Kessel stieg ich abermals höhenwärts über kahle Felder, auf denen mehr Steine als Erdschollen zu sehen sind. Das ganze Bliesthal verschwand jetzt hinter mir; nur Burg Frauenberg schaute mir noch lange nach und über ihr die Allee der Straße nach dem nahen Saargemünd sammt den Höhenzügen jenseits der Saar. Andere Gründe thun sich jetzt nach Norden hin auf, in denen mehr Felder als Wiesen liegen. Dieser Strich des Westricher Berglandes ist zwar nicht unschön, aber auch nicht mehr landschaftlich interessant, nicht mehr arkadisch, sondern mehr rustik. — In einer Stunde hatte ich Ensheim, das der preußischen Grenze zunächst gelegene Dorf erreicht. Was mich eben hieher führte, waren die hübschen Dosen und sonstigen Arbeiten von Papiermaché, so wie ein paar nette Bildchen, die ich in der Zweibrücker Industrieausstellung gesehen. Dieses Ensheim hat durch die Dosenfabrik der Familie Abt einen Namen gewonnen, der jetzt so zu sagen durch die ganze Welt geht. Da hat vor langen Jahren ein Mühlbursche, der in der Welt herumgekommen war, zu seinem Zeitvertreib Dosen aus Pappe zusammen geleimt, sie im Backofen getrocknet, mit Lack überzogen und dann um einige Kreuzer verkauft. Bald haben's ihm viele im Dorfe nachgethan und sind mit ihrer Waare auf den Hausirhandel gegangen. Die Nachkommen des Mühlburschen aber fingen vor einigen Jahrzehnten an, das Geschäft fabrikmäßig zu betreiben, beschäftigen jetzt mehrere hundert Arbeiter aus dem Dorfe und seiner Umgegend und versenden ihre Waare zu viel tausend Dutzenden in alle Welt. Und die Kunst hat einen recht hübschen Antheil an dem Geschäfte genommen. Die nettesten Bildchen werden auf diese Dosen und Etuis gemalt, und die Maler sind so zu sagen lauter Autodidacten, aus den Bewohnern des Orts und der umliegenden Dörfer hervorgegangen. Kurz, die Abt'sche Fabrik ist eine recht interessante Erscheinung in dieser entlegenen Gegend.

Ich blieb bis in den Mittag hinein, denn bis nach Saarbrücken hatte ich ja kaum noch zwei Stunden zu wandern. Ueber die Höhe, an deren Hang Ensheim sich lehnt, führt der Weg nach dem tief im engen, einsamen Wiesenthal gelegenen Dörfchen Fechingen, hinter welchem sich bald der weite grüne Wiesenplan des Saarthales aufthut, und in der Ferne schauen die Thürme der Doppelstadt und ihres burgartigen Bahnhofgebäudes herüber. Ich bin über das Dorf St. Arnual gegangen, dessen Kirche ich nicht oft genug sehen kann. Dieser rein gothische Bau aus dem Jahre 1315 ist ja das architektonische Juwel der Gegend, das durch die edle, einfache Schönheit seiner Verhältnisse und Glieder den wohlthuendsten Eindruck macht und für alle Zeit eines der schönsten Muster bleiben wird. Doch Sie kennen ja das aus früheren Beschreibungen, und ich erwähne dieser Kirche hier nur aus zwei Gründen, einmal, weil ich dankend berichten möchte, daß die preußische Regierung eben jetzt wieder besorgt ist, alle Schäden an dem alten Bau ausbessern zu lassen und ihn vor jedem Verfall zu wahren, dann aber auch, weil meine kurze dreitägige Wanderung, die sich, beiläufig gesagt, auch in zwei Tagen ohne große Anstrengung hätte vollenden lassen, gerade mit der Betrachtung dieses alten Kunstwerks einen so befriedigenden Abschluß gefunden hat.

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 25. 17. Juni 1860.

Baldachine von Laub breitet der Eiche Schirm
Ueber ländlicher Lieb' Altar,
Und des Nachtigallhains dämmerndes Brautgemach
Hellt die Leuchte des Abendmonds.

Salis.

Dorf-Idyllen von Robert Waldmüller.

(s. Nr. 21.)

Die Goldforelle.

1.

Der Nimrod ist kein Jägersmann trotz seinem Waidmannsnamen,
Sein Rohr, zum Angeln taugt's allein, sein Lockruf ist der Hamen.
Kein Hirsch hat jemals Furcht gehabt, ihm in das Netz zu kommen,
Vor seinen Reusen hat kein Reh sich je in Acht genommen.
Sein spitzer Dreizack nicht einmal, zum Fang in Winterszeiten,
Vermag im weiten Waldrevier Besorgniß zu verbreiten.

Doch die Forelle weiß von ihm und seiner Kunst zu sagen,
Manch goldgefleckten Vetter hat er ihr davon getragen.
Wo an dem Ufer Büsche stehn, und nah bei Stromesschnellen,
Wo immer sie am liebsten weilt, pflegt er ihr nachzustellen.
Vergebens trotzt dem Mühlstrom sie, ja selbst dem Wasserfalle,
Er sorgt, daß, oben angelangt, sie in das Netz ihm falle.

Ob wirklich seine Kunst so groß? Ich hab' mir sagen lassen,
Die Rechte sey ihm doch zu schlau, die könne er nicht fassen.
Und ob er auch bei Tag und Nacht nach ihr die Netze werfe,
Und ob vor jedem Angelzug er auch den Hamen schärfe.
Ob er sich mühe spät und früh, die Rechte zu erlangen,
Der Goldforellen Kron und Preis — die lasse sich nicht fangen.

2.

Der Nimrod ist kein Jägersmann, ich hab's euch nicht verschwiegen,
Doch scheint mir dennoch, was ihn lockt, im Walde selbst zu liegen.
Und wüßt' ich nicht aus guter Hand, daß er ein Fischer wäre,
Ich glaubte fest, dem Pürschen gäb' vor Allem er die Ehre.

Kein Wellenlied vernehme ich, und hör' kein Mühlrad gehen,
Und seh' ihn auf dem Anstand doch, wer weiß wie lang schon, stehen.

Wenn freilich ihm der goldne Schein so ganz den Sinn berücket,
Da gibt's auf diesem Wege was, das gleicher Schimmer schmücket.
So schwarz der Köhler selber ist, der dort des Meilers wartet,
So goldforellenähnlich ist sein Pflegekind geartet.
Daß sie auf Barbara getauft, die Mühe konnt' man sparen;
Das Goldhaar heißt sie weit und breit seit vollen siebzehn Jahren.

Und ist sie nach Forellen Art geschwind und gar behende,
Verwandtes gibt es auch noch sonst, das bald ein Sucher fände.
Zwar, fände er's, ihm ging's wie mir, weh würde ihm zu Muthe,
Ernst würd' der Blick, der eben noch so fröhlich auf ihr ruhte.
Von Neuem immer lauschte er, und traute nicht den Ohren,
Doch keine Antwort würde ihm, denn — sie ist stumm geboren.

3.

Wie kam sie zu dem schwarzen Mann? Sofern ich recht vernommen,
Ist sie als kleines Mädchen schon zu ihm in's Haus gekommen.
Es sind zur Zeit der Wassersnoth die Eltern ihr ertrunken —
Sie brachte lebend man an's Land, obschon sie mit versunken.
Und da sie Niemand nehmen wollt', weil Noth an allen Enden,
Hat der Gemeinderath verfügt, dem Oheim sie zu senden.

Der Oheim war der Köhler selbst. Er hat das Kind empfangen,
Und mit dem Kinde einen Brief, drin stand, was vorgegangen.
Doch da die Schrift nicht eben klar, und er nicht stark im Lesen,
So ist der Inhalt lange Zeit ein Räthsel ihm gewesen.

Auch was, als zu der schlechten Schrift noch Ruß und Kohlstaub kamen,
Der Forstknecht draus entziffert hat, war nichts als ihre Namen.

So ahnt' er denn des Briefes Sinn, ob brüchig schon die Falten,
Zumal als von der Wassersnoth er später Kund' erhalten;
So schmückt' er selber weiter aus, was er davon verstanden,
Je mehr der dunkeln Stellen drin für Andere sich fanden:
Und als der Wurzelgraber einst, die Pfeife anzuzünden,
Sich an des Köhlers Brief vergriff, wußt' er sich drein zu finden.

4.

Inzwischen wuchs die Barbara drei Zoll mit jedem Jahre,
Und immer goldner schimmerten die vollen Lockenhaare.
Verlängert war das Bettgestell, es wollte nicht mehr passen,
Der Rocksaum auch, so lang's nur ging, ward tüchtig ausgelassen.
Da nichts mehr auszulassen war, ward er auch so getragen.
Er reichte ja noch bis an's Knie — was hat's im Wald zu sagen?

Schlank wie die Tanne schoß sie auf. Doch waren ihre Glieder
Der Fülle baar und mädchenhaft, noch drückte nicht das Mieder.
Und klar und zart auch war die Haut, fast weiß wie elfenbeinen,
Nicht Kohlenruß noch Sonnenschein vermochten sie zu bräunen.
Es war für sie die Knospenzeit erst eben angebrochen,
Des Herzens Schlag war stetig noch, und wußt' von keinem Pochen.

Und was sie trieb? Der Oheim würd' es wohl am besten wissen.
An ihrer beider Kleiderstaat blieb nimmer was zerrissen.
Dann hütete die Ziegen sie, dann schafft' am Herd sie drinnen;
Auch hatt' er Manches sie gelehrt, zuletzt sogar das Spinnen.
Doch was sie that, oh' sich dabei als Schülerin zu fühlen,
Das war — sich zwanzigmal am Tag im Bache abzuspülen.

5.

Im Bach! War's das nicht eigentlich, was in dem Nimrod spukte?
Im Bach meint' er ihr Bild zu sehn, so oft hinein er guckte.
Seit einmal er, wie sie im Bach ihr Antlitz wüsch, gesehen,
War es um den Forellenfang, er merkt' es gleich, geschehen.
So oft er goldne Floßen sieht, muß er des Goldhaars denken,
Die Angel zuckt — fort ist der Fisch, gewarnt vor Angelränken.

Und was ihm ganz den Sinn verwirrt: der Bach ist Zwischenträger,
Er schwatzt und singt und treibt sein Spiel mit dem Forellenjäger.
Er hinterbringt ihm jeden Blick, den er im Flug erhaschte,
Jedwede Spiegelung, die er verstohlen überraschte.
Ja, wenn sie sich am Bache strählt, entführt der lose Schlingel
Ein Goldhaar nach dem andern ihr als lockiges Geringel.

Des Nimrods Ruhe ist dahin, ihm schmeckt nicht Trank noch Speise;
Es treibt der Bach ihn stets auf's neu in seine Zauberkreise.
Und dennoch scheint sie selber nichts von ihrer Macht zu ahnen,
Noch konnt' er nie, so scheu ist sie, zu ihr den Weg sich bahnen.
Sie hält nie Stand, wo sie ihn sieht; und er auch, schüchtern zage,
Weiß nie, wenn er dem Meiler naht, ob nicht zu viel er wage.

6.

Heut ist er wieder auf dem Weg, doch steht er im Bedenken,
Soll er den Schritt waldeinwärts noch, soll er nach Haus ihn lenken?
Soll ohne Angelruthe er — der Köhler wird's nicht fassen —
Von diesem sich so spät am Tag im Wald betreffen lassen?
Der ist ein Argus durch und durch, vom Kopf bis zu der Zehe,
Und Keiner, der nicht eben muß, traut sich in seine Nähe.

Der Nimrod schwankt. Wenn nur der Bach nicht heut so viel geplaudert,
Wenn nur die Fluth ihn nicht geneckt, daß er noch immer zaudert!
Wenn ihm der Meilerdampf nur nicht gewinkt so manche Stunde,
Ihm, der ihn über'm Walde sah aus kühlem Tannengrunde!
Ja, wenn ihn nur der Kiengeruch nicht aller Orten fände —
Wenn nur, so oft er fliehen möcht', der Fuß nicht widerstände!

Er steht und sinnt. Die Sonne ist schon tief hinabgesunken,
Und in des Waldes Gänge streut sie ihre letzten Funken.
Ihr Gold, vor seinen Augen blinkt's wie lauter Strahlengarben,
Sie rufen ihn, sie locken ihn, die wohlbekannten Farben.
Des Goldhaars Zauberfäden sind's, es sind des Goldhaars Schlingen —
Jetzt muß er, kost' es was es mag, in ihre Nähe dringen.

7.

Und nicht befangen mehr und scheu, verwandelt und gehoben,
So schreitet er waldeinwärts nun; er hält den Kopf hoch oben.
Den Köhler selber will er sehn, den Köhler selber sprechen,
Ein frisch beherzt Geständniß soll das lange Schweigen brechen.
Laut pocht das Herz ihm, während sich die braunen Wangen färben. —
In guter Zucht und Ehren will er um das Goldhaar werben.

Um eine Stumme wird er frei'n, er weiß es. Keine Kunde,
Verneinen nicht, noch Jawort dringt zu ihm aus ihrem Munde.
Das aber ist der Liebe Macht, daß Mängel und Entbehren
In rührend neuen Liebreiz nur sich wandeln und verkehren,
Daß jede Selbstheit schweigen muß, daß, was da fehlt dem Einen,
Der Andre zu ersetzen strebt, möcht's auch unmöglich scheinen.

Und das auch ist der Schönheit Macht, daß sie zu solcher Liebe
Erweckt, daß sie den schwächsten Keim erstarkt zu solchem Triebe.
Daß sie, ob weder Wort noch Laut zu unsrem Ohre dringen,

Das Edelste, was in uns liegt, zum Ausdruck weiß zu bringen;
Daß sie uns nöthigt, wenn wir je ihr tief in's Auge schauen,
Ihr ohne Bürgschaft, ohne Pfand, zu glauben und zu trauen.

8.

Der Köhler geht, die Peif' im Mund, die Zange in den Händen,
Um seinen Meiler rund herum und schürt an allen Enden.
Er hat ihn schräge aufgehäuft inmitten sechzehn Pfählen,
Der Länge nach, wie's Regel ist; just fängt er an zu schwelen.
Und wo der Rauch noch unlängst blau, dort über'm größten Schlote,
Färbt er sich, wie der Abend naht, allmählig schon in's Rothe.

Die Barbara hat Schicht gemacht, das Tagwerk ist vollendet.
Den Tisch bedeckt ein saubres Tuch, wenn's auch nicht eben blendet.
Der Raum ist eng, die Hütte schwarz, und was sie birgt, veraltet;
Doch sieht man gleich, daß Mädchenhand in ihrem Innern waltet.
Und sagten dir's die Blumen nicht, dort zwischen Ruß und Kohlen,
Die Luft verrieth's, ich weiß nicht wie, beim bloßen Athemholen.

Das Mädchen selber aber weilt nicht in dem Hüttenraume,
Sie steht im Bach. Das Wasser reicht ihr eben bis zum Saume.
Wo der Hollunder sie verbirgt, am weichen Kiesgestade,
Bereitet sich das Köhlerkind zum abendlichen Bade.
Ein Zweig, der bis in's Wasser reicht, gibt Halt ihr in den Wellen,
Der Bach ist tief und reißend heut, doch hat er seichte Stellen.

9.

Und während sie den Grund noch prüft, und tastet mit den Zehen,
Versucht der Nimrod weit davon die Brücke zu umgehen.
Ein bloßer Baumstamm bildet sie, und der hat sich verschoben.
Der Bach, vom Regen angeschwellt, hat ihn emporgehoben.
Er rollt im Wasser hin und her. Wer läßt sich von ihm prellen?
Der Nimrod nicht! Es gibt wohl sonst noch leidlich seichte Stellen.

Am Bache schlendert er entlang, erforscht mit Kennermiene
Des Stroms veränderlichen Grund und prüfet, was ihm diene.
Die Felsenstücke, die sich sonst quer durch die Fluth hinstrecken —
Heut geht das Wasser drüber hin, kaum kann er sie entdecken.
Und höher steigt er. Siehe da! — Ihm will die Luft vergehen —:
Im Strome, von ihm abgewandt, sieht er das Goldhaar stehen.

Den hangenden Hollunderzweig in der erhobnen Linken,
So bietet sie den Wellen Trotz, der Zweig läßt sie nicht sinken.
Es schmiegt sich, von der Fluth getränkt, das Kleid um ihre Glieder,
Auf die entblößten Schultern fällt der Locken Fülle nieder.
Schau hin! Schau hin! — So holden Reiz durfst' er noch nie gewahren —
Schau hin — O weh! Sie hört's, sie wankt — sie läßt den Baumzweig fahren. —

10.

Fort reißet sie des Stroms Gewalt. Ein Schrei fremdart'gen Klanges
Entquillt der Brust — dann treibt sie fort, ein Raub des Wogendranges.
Noch winket die erhobne Hand, auf zuckt sie, wie im Krampfe;
Das junge Leben wehret sich im schweren Todeskampfe.
Noch einmal taucht die Stirn empor, mit Lockengold umwunden,
Dann ist auch sie hinab — hinab — die letzte Spur verschwunden.

Wo ist der träge Fischer hin? Hat ihn der Schlag getroffen,
Daß er nicht nachgesprungen ist, als Rettung noch zu hoffen?

Wenn er sie lebend nicht errang, soll darum in den Wellen,
Im wilden Strom am Felsgestein ihr holder Leib zerschellen?
Soll unten, wo die Schmelze glüht und wo die Essen qualmen,
Des Wasserrades plumpe Wucht das zarte Bild zermalmen?

Gemach! Der Nimrod war nicht laß. In athemloser Schnelle
Gewann er ihr den Vorsprung ab. Da ist er schon zur Stelle.
Wo sich der Strom durch Felsen zwängt, hat er sich eingeklemmet,
Es wird, reicht seine Kraft nur aus, ihr Durchgang hier gehemmet.
Sie treibt heran — der Stein gibt nach — kann sie der Nimrod fassen?
Er sucht — er greift — nun hält er sie und wird sie nicht mehr lassen.

11.

Mit nerv'gem Arm entreißt er sie dem falschen Elemente.
Ob es die Zwei vereinen half? Ob sie's für ewig trennte?
Er legt sie auf den Rasengrund und reibt die starren Hände,
Er haucht sie an, daß er ihr Kraft aus eigner Fülle spende.
Was nur Erfahrung ihn gelehrt, versucht er, sie zu wecken —
Vergebens! Keine Lebensspur läßt sich an ihr entdecken.

Da liegt sie stumm und regungslos. Mit namenlosem Bangen
Starrt er in's liebe Antlitz ihr. Wie bleich die feuchten Wangen!
Wer hilft? Er biegt sich vor und hebt sie aus der niedern Lage
Auf seine Schultern sanft hinauf, daß er sie heimwärts trage.
So klimmt er schwanken Schritts empor den Weg zur Köhlerhütte.
Still liegt die dürft'ge Wohnung da in dunkler Tannen Mitte.

Der alte Köhler sieht ihn nahn — die Pfeif' entfällt dem Munde —
Er steht so starr und sprachlos da, als wurzle er im Grunde.
Mit raschem Blick hat er erkannt, was Alles sich begeben,
In seinen Augen blinkt es naß und seine Lippen beben.
Er schlägt die Hände vor den Kopf; dann folgt er wie im Traume
Dem Nimrod, der den Weg sich bahnt zum engen Hüttenraume.

12.

Ist schon ein Band, ein Stück Gewand, das der Geliebten eigen,
Ist schon des Fußes Tritt im Sand beredt in seinem Schweigen,
Wie weit beredter plaudern noch die traulichen vier Wände,
Wo sich ihr Daseyn ausgeprägt in Spuren ohne Ende!
Der Goldlack in den Scherben hier, der Spruch dort, siebenzeilig,
Und gar das Lager selber erst, so unentweiht, so heilig!

Auf ihrem schmalen Bette liegt das Mädchen wie im Schlummer.
Der Köhler steht gebückt davor, im Antlitz Sorg' und Kummer.
Das Alter, das bis diesen Tag er sich vom Leib gehalten,
Jetzt ist's mit einemmale da, es guckt aus allen Falten.
Der Mann, dem gar so mancher Bursch auf Meilen ausgewichen,
Ihn hat in einer kurzen Stund' das Greisenthum beschlichen.

Der Fischer aber, sonst verstrickt in Träumerei und Sinnen,
Fühlt nie gekannte Lebenskraft in seinen Adern rinnen.
So halb noch jüngst, so unbestimmt, so unentschlossen zage,
Es hat ihn plötzlich jäh geweckt die neue Lebenslage.
Was nie ihm deutlich klar gemacht sein friedliches Geschäfte,
Heut wird er sich zuerst bewußt des Vollgefühls der Kräfte.

13.

Die Stunden schleichen träg dahin. Der Mond ist aufgegangen,
Hat seinen Rundgang an der Wand des Stübchens angefangen,
Hat sich den wurmzerfressnen Schrein im Winkel angesehen,
Hat Glas und Teller nachgezählt, die auf den Brettern stehen;
Das Bild der heil'gen Barbara im ehmals goldnen Rahmen
Beäugelt er und buchstabirt an ihrem krausen Namen.

Jetzt dringt er bis zum Bette vor; mit seinem Azurlichte,
Als scheu' er sich, naht zögernd er, dem lieblichen Gesichte.
Fast stahlblau glänzt das goldne Haar, noch dunkel von der Nässe,
Die Wangen, farblos schon vorhin, jetzt deckt sie Todtenblässe.
Das festgeschlossne Lippenpaar, am Kinn die schmale Narbe,
Wie in Vergißmeinnicht getaucht, so blau ist ihre Farbe.

„Todt!" ruft es in des Nimrods Brust; ein lang verhaltnes Stöhnen,
In lautem Angstschrei macht sich's Luft, daß alle Scheiben dröhnen.
Er stößt in Hast das Fenster auf, er meinet zu ersticken,
Ihm ist's, als wolle ihn der Schmerz mit Centnerwucht erdrücken.
Sein Wehruf dringt hinaus — hinaus und bis zum Thalgrund nieder;
Aus tiefem Schlummer aufgescheucht hallt ihn das Echo wieder.

14.

Und siehe! Andern Schlummer auch hat er mit Macht durchbrochen.
Des Mädchens Busen hebt sich schwer, der Schläfe Adern pochen;
Es regt der Finger sich, die Hand, es dehnen sich die Glieder,
Es öffnen sich dem Mondenlicht die starren Augenlider.
Die stumm gewes'ne Zunge lallt und strebt die Kraft zu finden,
Um lauten Wortes sich dem Bann der Lähmung zu entwinden.

Sie spricht! Es lauschen athemlos gespannt die beiden Zeugen;
Dem bangen Wehruf ist gefolgt der Ueberraschung Schweigen.
Ob's Wahrheit? ob es Täuschung nur? Sie wagen nicht zu sprechen,
Sie wagen den geheimen Gang nicht laut zu unterbrechen.
Noch ist's verständlich nicht und klar — noch ist es nur ein Ahnen
Der Kraft, die lang entfremdet war den ihr bestimmten Bahnen.

Und horch! Das Lallen wird Gesang. Vernehmbar kaum und leise
Ertönet eines alten Lieds bekannte Kirchenweise.

Sanft klingt es in die Nacht hinaus, daß alle Tannen lauschen —
Kein Luftzug säuselt im Gezweig, kein Hauch, kein Blätterrauschen.
Der Bach allein, der böse Bach, der in sein Bette nieder
Das Mädchen tückisch heut gelockt, gibt grollend Antwort wieder. —

15.

Es weicht die Nacht dem Dämmerlicht. Was mit der Nacht verbündet,
Nicht wartet's, bis im Osten sich das Morgenroth entzündet.
Nun ist in ihrem luft'gen Nest die wilde Taube sicher,
Der Iltis hat sich fortgemacht, dem ersten Dämmern wich er.
Nicht länger streift durch's Nadelholz des Uhu's leise Schwinge,
Er sorgt, daß er in Sicherheit die nächt'ge Beute bringe.

Die Wölfin auch, unhörbar fast und mit gesenkter Ruthe,
Trabt tiefer in den Wald hinein, das Maul noch roth vom Blute.
Dem Zicklein, das auf ihrer Spur ihr in den Weg gekommen,
Hat eben erst mit gier'gem Zahn das Leben sie genommen;
Zerrissen liegt's am Waldessaum, sie hat's nicht fortgetragen,
Im Osten ward's ihr schon zu hell, sie scheut sich vor dem Tagen.

Die aber süßer Ruh gepflegt, das Köpfchen unterm Flügel,
Wenn auch im Freien, unbeschützt, nicht hinter Schloß und Riegel,
Sie wachen auf, sie plausen sich und strecken ihre Schwingen,
Versuchen es von einem Zweig zum andern Zweig zu springen.
Der kleine Schnabel wird gewetzt — schon meldet sich der Magen —
Und endlich wird der erste Ton, kaum hörbar, angeschlagen.

16.

So schwach, so leis' auch tönt' der Sang im kleinen Hüttchen drinnen,
Doch trug ihn längst der kühle Hauch des Morgenwinds von hinnen.

Das Mädchen ist, seit er verklang, in tiefen Schlaf versunken,
Nicht stören sie in ihrem Traum der Sonne erste Funken.
Sie schlummert fort und athmet leicht, geröthet sind die Wangen,
Um ihre Schultern ringeln sich die goldnen Lockenschlangen.

Und draußen um den Meiler macht der Köhler seine Runde.
Er geht gebeugt, doch festen Schritts, die kurze Pfeif' im Munde.
Der Nimrod hielt die ganze Nacht mit ihm am Lager Wache;
Kein andrer Bursch im Lande war je unter diesem Dache.
Nun ist er fort. Der Alte wollt's, die Arbeit soll nicht leiden.
Doch daß er Abends wiederkehr', ward abgemacht beim Scheiden.

Der Alte grübelt hin und her. Noch keiner kam im Leben
Ihm je so nah — es stört ihn fast — wie dieser Nimrod eben.
Der hat ein Recht auf seinen Dank. Dank aber schuldig werden,
Ihm deucht es eine schlimmre Schuld als eine sonst auf Erden.
Wär' diese Schuld nicht da, er möcht' ihm gut seyn, möcht' ihn lieben —
Ein gut Theil Köhlerstolz ist noch in ihm zurückgeblieben.

17.

Er bohrt mit seiner Zange nach; er schürt, wo's längst schon glimmet,
Er thut's, weil ihn des Fischers Dienst bedrücket und verstimmet.
Doch denkt er dann an Barbara in ihrem schmalen Bette,
Und wie er — um ein Haar geschah's! — sie fast verloren hätte, —
Und daß sie wieder reden kann, daß sie nicht stumm geboren,
Wie er sich's in den Kopf gesetzt, da summt's ihm in den Ohren.

Stand's nicht im Brief? — Die Schrift war schlecht, er selbst nicht stark im Lesen,
Doch war ihm längst Gewißheit schon, was Ahnung einst gewesen.
Er gibt's nicht auf, im Briefe stand's, gleich oben an der Kante;
Der Wurzelgraber war zu rasch, als er das Blatt verbrannte.
Jetzt freilich gibt so manches Wort, das er heut Nacht vernommen,
Ihm Licht: bei jener Wassersnoth war's über sie gekommen.

Stumm machte damals sie der Schreck, als in die Fluthen nieder
Sie sank, jetzt gab derselbe Schreck der Zunge Kraft ihr wieder.
Sie ist nicht stumm, und denkt sie einst — noch hat es Zeit — an's Freien,
Da braucht sich kaum ein Edelmann vor ihrer Hand zu scheuen.
So hoch hinaus wie's irgend geht, sie ist von gutem Blute —
Es spukt der alte Köhlerstolz ihm wieder unterm Hute. —

18.

Derweil der Tag gemach verstreicht, und er die halben Fragen
Des Fischers mürrisch überlegt, und was darauf zu sagen,
Derweil er mit der Zange schürt, um sich der guten Lehren,
Die ihm die innre Stimme gibt, mit Nachdruck zu erwehren,
Derweil er an der Pfeife beißt, ob längst sie ausgegangen,
Erwacht die Barbara im Bett mit schlummerros'gen Wangen.

Wie lange sie geschlafen hat? Die Sonne, sonst zur Linken,
Wenn Morgens sie in's Fenster scheint, jetzt ist sie rechts im Sinken;
Die gelbe Blum' im Garten vorn, die sonst nach Osten blicket,
Jetzt neigt nach Westen sie ihr Haupt, beinahe eingenicket.
Die Wanduhr an des Bettes Fuß blieb schon am Morgen stehen.
Das Mädchen sinnt den Träumen nach — was ist doch nur geschehen?

Allmählig tagt's vor ihrem Geist: der Fischer kam gegangen,
Sie sah's, und die Besinnung ist ihr in der Fluth vergangen.

Entriß er sie dem Wellengrab? — Sie schaut umher im Zimmer;
Nichts steht am Platz. So wirr und wüst, so unwirsch war's noch nimmer.
Doch plötzlich regt die Zunge sich — sie fühlt's — o Glück, o Wonne!
Mit lautem Worte dankt sie Gott für Leben, Luft und Sonne!

19.

Von ihrem Lager steht sie auf. Noch schwankt ihr Schritt im Gehen,
Ein Lufthauch, meint sie, reiche aus, sie wehrlos umzuwehen.
Sie hält sich an dem Tische fest, sie tappt entlang am Herde,
Sie fürchtet, daß ein Schwindel sie zu Boden stürzen werde.
Doch als ihr draußen nun die Luft durchschauert Leib und Glieder,
Da kehrt die alte Kraft, sie merkt's, ihr ungeschmälert wieder.

Der Köhler sieht von weitem sie im Freien Athem schöpfen,
Ihm wird die Brust so eng — ihn zwingt's, den Kittel aufzuknöpfen.
Des Goldhaars Anblick macht ihm heiß. Die ihm die Würfel hielten,
Der Stolz, der Undank und der Geiz — er fühlt's, um was sie spielten.
Die eben noch in seiner Brust so straff am Zähltisch saßen,
Er fühlt's, wie bei der Rechnung sie den Einsatz selbst vergaßen.

Vor Zeiten, als im stillen Haus er ganz allein gewesen,
Da trieben sie bei Tag und Nacht in ihm ihr herrisch Wesen.
Seitdem das Goldhaar um ihn ist, sind seltner sie gekommen;
Die hatte eben allen Raum schon in Beschlag genommen.
Doch weiß er auch nur einen Tag sie nicht in seiner Nähe,
Da ist's ihm gleich, als ob am Thor das böse Kleeblatt stehe.

20.

Am Thor nur? — Drinnen sitzt es ja, ihm ist, als könn' er's fühlen.
Er spreizt sich wie im eignen Haus auf Bänken und auf Stühlen.
So oft er an den Nimrod denkt, beginnt sich's zu erboßen,
Und wie ein ungerathnes Kind mit Hand und Fuß zu stoßen.
Ein armer Tropf von Fischer nur? — jetzt, da sie wieder redet? —
Das Kleeblatt gibt es nimmer zu, so sehr er's auch befehdet.

Doch blickt er fest das Mädchen an, da weicht's, da ist's verschwunden;
Ein anderes Trifolium hat leis sich eingefunden.
Dank nennt sich's, Opferwilligkeit und offner Blick für's Gute —
Sind's wiederum auch ihrer Drei, leicht wird's ihm doch zu Muthe.
Hält nur das Goldhaar bei ihm aus, da werden sie schon bleiben,
Da werden sie die andern schon fernhalten und vertreiben.

Von seiner Stirne müht er sich, die Falten fort zu streichen,
Dann geht er auf das Goldhaar zu, die Rechte ihr zu reichen.
Sie spricht zu ihm, er horcht, er lauscht — er nickt, ihm fehlt die Stimme,
Ihm ist, als ob der Meiler selbst vor seinem Blick verschwimme.
Der erste Laut — aus tiefstem Grund ihn aufgerüttelt hat er,
Denn wie ihn Keiner je genannt, so nennt ihr Mund ihn — „Vater"!

21.

Komm nur herauf, du stiller Mond! Was säumest du so lange?
Blick' dich getrost im Stübchen um, tritt näher, sey nicht bange:
Die gestern bleich im Bette lag, als wie dem Tod verschrieben,
Heut ist ein Hauch des Morgenroths im Antlitz ihr verblieben.
Die in der Hülle grünem Schutz so lang zurück gehalten,
Die Knospe hat sich aufgethan, die Blum' ist im Entfalten.

Und den du neben ihr gewahrst, am selben niedern Tische,
Blick' ihn nur an, er strahlt ja auch von kecker Jugendfrische.
Er hat ein Bräutigamsgesicht, wie's je nur ein's mag geben,
So sicher froh, so kraftbewußt, so voller Lust und Leben.
Du siehst es seinen Augen an, es jubeln dir's die Wangen:
Der Goldforellen Kron' und Preis — heut' gab sie sich gefangen.

Da schau' dich satt und laß dafür den alten Mann in Ruhe,
Er will ja nicht beachtet seyn auf seiner morschen Truhe.
Er hat des guten Kleeblatts Rath mit nassem Blick genüget,
Hat in einander Hand in Hand zu festem Bund gefüget.
Jetzt sitzt er in dem Winkel da, die Hände fest gefaltet,
Und denkt — die Andern denken Nichts — wer künftig um ihn waltet?

22.

Die Andern denken Nichts — noch fehlt die Ruh' zum Ueberlegen,
Noch fehlt die Sammlung ihrem Geist zum Ordnen, zum Erwägen.
Der Nimrod hält des Goldhaars Hand, sie hat sie ihm gelassen,
Doch ist ihr Alles neu und fremd — wie nur dieß Wunder fassen?
Sie kommt sich wie der Meiler vor, der nichts davon begreifet,
Wie er in willenlosem Glühn zum neuen Daseyn reifet.

Und auch der Nimrod redet nicht. So plötzlich ihr verbunden,
Hat er sich in der eignen Welt noch nicht zurecht gefunden.
Daß er für sie und sie für ihn zu Licht und Luft geboren,
Daß Alles kam, wie's kommen mußt' — so klingt's in seinen Ohren.
Was weiter ist, was weiter wird, das sind ihm müß'ge Fragen.
Wer heischt ein klares Spiegelbild im höchsten Wellenschlagen?

So sitzen Beide schweigend da, unfähig zu verstehen,
Wie Alles rings verwandelt ist, was Alles nur geschehen.
Noch nicht vom Trunk des Feuerweins, noch nicht einmal vom Nippen,
Vom bloßen Duft betäubt, berauscht, das Lächeln um die Lippen,
So jung, so in der Blüthe noch, so überwältigt Beide —
O weile, Mond! Wie selten ist so holde Augenweide!

23.

Doch ziehn, Geheimniß ihnen selbst, durch ihre Seelen leise
Gedankenfäden mancherlei die vielverschlungnen Kreise.
Des Geistes Webstuhl rastet nicht, ob ihnen auch verborgen;
Das Heute, das sie bannend hält, verknüpft er mit dem Morgen;
Was flüchtig ihr Gemüth durchwebt, er weiß es fest zu halten,
Weiß es zum fertigen Gespinnst vorahnend zu gestalten.

So, ob sie selbst, in Traum versenkt, auch nichts zu denken meinen,
Sie spinnen doch sich um und um, sich selber, und noch Einen.
Sie spinnen Fäden hin und her, nach Unten und nach Oben,
Und der im Winkel drüben sitzt, ist mitten drein verwoben.
Der Alte, der sich einsam wähnt, und bald vielleicht vergessen,
So fest in Zweier Herzen hat er nimmer noch gesessen.

Der Bach ist nah, was braucht es mehr? Das Wasser läßt sich stauen.
Warum nicht hier im Waldrevier die kleine Hütte bauen?
Warum nicht den Forellenzoll schon hier hoch oben nehmen?
Sie werden hier so gut wie dort dem Hamen sich bequemen.
Warum dem alten Vater nicht, den schon die Jahre drücken,
Will's Gott, mit mancher Freude noch den Lebensabend schmücken?

24.

Sie mögen's thun — 's ist ja so leicht! — und manchen Himmelssegen
Wird das, was sie ihm Liebes thun, auf ihre Pfade legen.
Das böse Kleeblatt wird fortan sein Spiel verloren haben,
Dem guten ist der Weg gebahnt sammt seinen Zaubergaben.
Sein Füllhorn schwenken wird das Glück, und beide dürft'ge Hütten
Mit Freuden der Genügsamkeit freigebig überschütten.

O schönes Wort! Den engsten Raum, wie weißt du ihn zu schmücken,
Wie steigerst du die kleinste Lust zum innigen Entzücken!
Wie ist dir Alles täglich neu, und würdig frohem Danke,
Wie wird dir, die das Sandkorn freut, zum Segen selbst die Schranke!
Wie friedest du dein Gärtchen ein, inmitten grüner Hecken,
Wie ist so rasch dein Nest gebaut, so leicht dein Tisch zu decken!

Genügsamkeit — auch dieß mein Lied weiſ'ſt du in seine Grenze:
Hier, an der Thür des Brautgemachs, leg's nieder seine Kränze;
Die Schwelle überschreit' es nicht, die unentweihte Schwelle;
Nicht störe es die schönste Nacht mit seiner Fackel Helle.
Leis tön' es aus, wie Wort und Kuß in Duft und Traum zerfließen,
Wenn sich im Arm der Liebe nun die müden Augen schließen.

Zur Geschichte der Spielkarten.

(Fortsetzung.)

Cartae waren Karten überhaupt; Carticellae dagegen waren Kartenspiele ohne Tarocke, die nur die Farben vom König zum Zehner enthielten, und Naibi waren Spiele mit Tarocken, wie die oben angeführten, das venetianische Tarock, das Tarocchino und die Minchiate. Für diese unsere Ansicht spricht nun aber Folgendes.

Die Italiener hatten nur zwei Arten von Spielen, solche ohne Tarocke mit höchstens 52 Blättern, und solche mit Tarocken, also aus weit mehr Blättern bestehend. In den Tarockspielen hießen alle Karten, die keine Tarocke, keine Trümpfe waren, kleine Karten, Cartiglie. Das lateinische Carticella ist nun aber geradezu die Uebersetzung von Cartiglia; jenes ist das lateinische, dieses ist das italienische Diminutiv des gemeinschaftlichen Wortes Charta. Es läßt sich daher mit allem Grund annehmen, daß in lateinischen Schriften Carticellae so viel bedeutete als Cartiglie, d. h. kleine Karten, Spiele ohne Tarocke. Nach dieser offenbar richtigen Voraussetzung wären nun aber die Naibis eben Spiele mit Tarocken.

Die Farbenzeichen der Cartiglie, der Carticellae waren Denari, Coppe, Spade, Bastoni, wie uns St. Bernardin selbst sagt, wenn er die Erfindung der Karten dem Teufel zuschreibt und jene Farbenzeichen als die Symbole eben so vieler Laster, der Habsucht, der Völlerei, des Hasses und der Gewaltthätigkeit, auslegt. *

* Denarii avaritiam, Baculi stultitiam seu caninam saevitiam, Calices seu Copae ebrietatem et gulam, Enses odium et guerram, Reges atque Reginae praevalentes in nequitiis supra dictis, Milites etiam inferiores et superiores luxuriam aperta fronte proclamant.

Es ist nicht zu vergessen, daß diese Abzeichen allen Kartenspielen italienischen Ursprungs, ob mit oder ohne Tarocke, gemeinschaftlich und daß die Schriftsteller, von denen hier die Rede ist, Italiener waren.

Da stößt uns aber eine Schwierigkeit auf. Während die Naibis von den Predigern als ein unsittliches, gefährliches Spiel an den Pranger gestellt wurden, sehen wir sie von anderer Seite als eine unschuldige Erholung empfohlen und zu den Kinderspielen gezählt. In einer im Jahr 1393 verfaßten Chronik untersagt nämlich Morelli einem Kinde die Würfel und rühmt ihm die Naibi. „Spiele nicht Zara, noch anderes Würfelspiel, sondern spiele Kinderspiele: agli aliossi, alla trottola, a ferri, a naibi ꝛc." — Diese Empfehlung der Naibis und der dawider geschleuderte Fluch der Gottesgelehrten, wie sind sie zu vereinigen?

Dieß ist nun gar nicht schwer. Man hat nur zu unterscheiden. Es gab zwei Arten von Naibis: die einen dienten den Kindern zur Unterhaltung, und Glück und Zufall hatten nichts damit zu schaffen, und diese empfahl Morelli; die andern waren die Naibis, gegen welche die Kirche im Namen der Sittlichkeit eiferte. Diese letzteren sind, wie wir eben gesehen haben, die Spiele, welche gegenwärtig Tarockspiele heißen, welcher Ausdruck mit der Zeit den Namen Naibi verdrängt hat, der nach dem fünfzehnten Jahrhundert nur noch selten vorkommt.

Aber was sind nun die andern Naibis, die Naibis, die Morelli als Kinderspiel empfiehlt? Ich denke, man erräth es. Es sind die verloren gegangenen Originale der nach Mantegna benannten Stiche, jenes Bilderbuch, jene Encyclopädie in fünfzig Figuren, die so logisch zusammengebaut ist und aus der das Tarock so viel entlehnt hat. Wie ist dieß nun aber zu erweisen?

Der gemeinsame Name, der den verbotenen und den empfohlenen Naibis zukommt, weist darauf hin, daß sie desselben Ursprungs oder innerlich nahe verwandt waren. Nun waren die verbotenen Naibis zu gleicher Zeit ein Bilderspiel wegen der Figuren, genannt Tarocke, und ein eigentliches Spiel wegen ihrer vier Farben, somit ein Glücksspiel wie die Würfel; die von Morelli empfohlenen Naibi dagegen waren kein Glücksspiel, wie aus dem Texte des Schriftstellers hervorgeht. Wodurch hängen also beide Spiele zusammen? Durch die Bilder, aus denen beide bestehen; ein anderer Zusammenhang ist nicht zu erdenken.

Da sehen wir nun um dieselbe Zeit eines andern Spiels gedacht, gleichfalls aus Bildern bestehend, gleichfalls für Kinder sich eignend. In der Lebensbeschreibung des Herzogs von Mailand, Philipp Maria Visconti, geboren 1391, die den Geheimschreiber desselben, Decembrio, zum Verfasser hat, lesen wir nämlich, ein Lieblingsspiel des Herzogs in seiner Kindheit sey ein Spiel mit gemalten Bildern gewesen (qui figuris depictis fit). Dieses Spiel war aber, gleich dem des Morelli, kein Glücksspiel, weil Decembrio weiterhin sagt, an Festtagen habe der Herzog zuweilen auch Glücksspiele getrieben. * Haben wir hier nicht ganz die charakteristischen Merkmale des Kinderspiels des Morelli, der unschuldigen Naibis? — Und als wollte er uns ausdrücklich weiter auf die Spur helfen, sagt der Biograph ferner, der Herzog habe an diesen Bildern so großes Gefallen gehabt, daß er für 1500 Thaler ein ganzes Spiel (integrum ludum) gekauft, auf dem sein Geheimschreiber Marziano von Tortona die Götterbilder und die Thier- und Vögelfiguren zu den Füßen derselben auf's köstlichste ausgemalt. Diese Angabe weist uns nun vollends den Weg. Diese Gottheiten, so wie die Thiere und Vögel zu deren Füßen, finden sich nur in Mantegnas Sammlung, und dort kommen wirklich Götterbilder in großer Menge vor (Apollo und die Musen, Merkur, Venus, Mars, Jupiter, Saturn, die Sonne, der Mond, ferner die personificirten Wissenschaften und Tugenden), und ihrer mehr als zwanzig haben zu Attributen vierfüßige Thiere und Vögel, die ihnen meist zu Füßen liegen.

Daß aber Decembrio von keinem Tarockspiel sprechen wollte, scheint augenfällig. Seine Beschreibung paßt auf keines der oben erwähnten drei Tarockspiele, die wir kennen. Von Göttern kommt in denselben nur ein einziger vor (Amor), vierfüßige Thiere als Attribute höchstens sechs oder sieben, Vögel nicht drei. Wir haben zudem gesehen, daß das Spiel Viscontis kein Glücksspiel war, weil er daneben wohl auch solche Spiele trieb, aber nur bei festlicher Gelegenheit. Im Vorbeigehen machen wir auf den Ausdruck: „ein vollständiges Spiel," aufmerksam. Sollte dieß nicht ein weiterer Wink seyn, daß es sich dabei von jener encyclopädischen Bildersammlung handelt, aus der, wie man damals wußte, die Tarocke nur ein Auszug waren?

Jedenfalls geht aus der Beschreibung Decembrios, der gut unterrichtet seyn mußte, da er Beamter des Herzogs von Mailand war, bestimmt so viel hervor, daß es zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts in Italien ein gemaltes Bilderspiel gab, das kein Glücksspiel war, daß dieses Spiel Kindern zur Unterhaltung diente, und daß auf den zahlreichen Blättern desselben Gottheiten vorkamen, die vierfüßige Thiere und Vögel zu Attributen hatten.

Aus alledem ziehen wir den Schluß: Wenn das Spiel Viscontis mit den Naibis Morellis übereinkam, und wenn diese letzteren die verloren gegangene Sammlung sind, welche bei den Stichen Mantegnas als Muster gedient haben, so ist der zu späte Zeitpunkt dieser Stiche kein gültiger Einwand mehr gegen die Behauptung, daß die Originale dieser Stiche das Vorbild gewesen, aus dem das Tarockspiel hervorgegangen. Und dieß scheint ja eben der Name Tarocke zu bestätigen, den man herkömmlich den Stichen Mantegnas beilegt und den sie heutzutage mit dem Tarockspiel theilen, wie umgekehrt im fünfzehnten Jahrhundert der seitdem vom Ausdruck Tarocke verdrängte Namen Naibis dem unschuldigen Spiele Morellis und den Glücksspielen mit Bildern gleichmäßig zukam. Man sieht, wenn wir die ursprünglichen Zeichnungen, von denen die Mantegna zugeschriebenen Stiche Copien oder Nachahmungen sind, nicht wirklich vorweisen können, so haben wir doch dargethan, daß sie im vierzehnten Jahrhundert existirten, und daß das gestochene Bilderbuch sie ziemlich getreu wiedergeben muß, weil dasselbe so

---

* Decembrio, Vita Ph. M. Vicecomitis. S. Muratori, Rer. Ital. Script. T. XX.

Wir setzen die betreffende Textstelle hieher: Variis etiam ludendi modis ab adolescentia usus est Philippus Maria; nam modo pila se exercebat, nunc folliculo, plerumque eo ludi genere, qui ex imaginibus depictis fit, in quo praecipue oblectatus est, adeo ut integrum earum ludum mille et quingentis aureis emerit, auctore vel inprimis Martiano Terdonensi, ejus secretario, qui Deorum imagines subjectasque his animalium figuras et avium miro ingenio summaque industria perfecit. Oblectatus est et astragalis, quod ludi genus ab Homero repetitum noviores celebrant. Solemnibus quoque diebus nonnunquam alea lusit.

auffallend mit Zeugnissen übereinstimmt, über deren Zeit und Zuverlässigkeit kein Zweifel walten kann.

Stimmt man mit unserem Gedankengang und unserer Schlußfolge überein, so hat man auch geradezu die Geschichte der Karten zur Zeit ihres Ursprungs.

Die Karten sind weder arabischer noch indischer Herkunft. Nichts berechtigt zur Annahme einer solchen, kein geschichtliches Zeugniß, keine Reliquie, keine Stelle in einem orientalischen Schriftsteller. Zudem widersprechen diese Spiele dem Geiste, den Sitten und der Religion der Moslem. Die Karten sind vielmehr eine europäische, und ohne Zweifel zunächst eine italienische Erfindung. Als der wahrscheinlichste Weg, auf dem sie entstanden, möchte nun der folgende zu betrachten seyn.

Im vierzehnten Jahrhundert gab es in Italien eine Reihe von Abbildungen, ein Bilderbuch von 50 Blättern, ganz geeignet, Kinder durch die Mannigfaltigkeit des Vorgestellten zu unterhalten und zugleich zu belehren, indem die Bilder Lehrern und Eltern Fragen an die Hand gaben; es war eine umfassende Nomenclatur des damaligen Stoffes des Wissens, eine Fundgrube für Fragen, eine encyclopädische Gedächtnißhülfe für das Auge. Diese Bilderreihe hieß Naibis, und in den anonymen, mit Recht oder Unrecht dem Maler Mantegna zugeschriebenen Stichen haben wir eine Copie derselben vor uns.

Gegen das Ende desselben Jahrhunderts kam ein erfinderischer Kopf, wahrscheinlich ein Venetianer, auf den Gedanken, in den Naibis der Kinder möchten die Keime eines neuen Spiels stecken, das dem reifen Alter zur anziehenden Erholung dienen könnte, wie die Naibis der Kindheit zur belehrenden Unterhaltung dienten. Vielleicht leitete ihn dabei auch ein sittlicher Gedanke: er wollte die unseligen Spieler vom heillosen Würfelspiel abbringen. „Sollte sich," mochte er denken, „nicht ein Spiel erdenken lassen, das die Wechselfälle des Glücks nicht ganz ausschlöße und doch nicht völlig darin aufginge wie das Würfelspiel; das, nicht so ernst wie das Schach, handlicher und nicht so geräuschvoll wie das Bretspiel, gleich diesen Spielen anhaltende Aufmerksamkeit, Ruhe und Nachdenken erforderte? Ein solches Spiel müßte die Partien gemessener, den Gang derselben langsamer machen und damit die Spieler vor der fieberhaften Aufregung bewahren, die bei den Würfeln aus der zu raschen Aufeinanderfolge der Würfe entsteht, deren jeder nur zu oft eine fertige Partie ist und damit ein Verlust für den Verlierenden, eine Lockung für den Gewinnenden. Würde damit nicht der Welt ein wahrhafter Dienst geleistet?"

Voll dieses Gedankens legt er Hand an's Werk, und nicht lange, so ist er mit seinem Plan im Reinen. Er will sich so nahe als möglich an sein Vorbild, an die ursprünglichen Naibis halten. Dieselben haben fünf Abtheilungen: so viele will er auch haben; ihre Abtheilungen zählen je zehn Stücke: vier der seinigen werden gleichfalls Decaden. — Den sklavischen Nachahmer mag er indessen nicht machen, und wenn auch seine erste Abtheilung aus lauter Bildern besteht, gleich den Naibis, so entlehnt er doch nur einen Theil ihrer Figuren; die andern nimmt er aus dem Kreise seiner christlichen Vorstellungen: das Glücksrad, den Gehängten, den Tod, den Teufel, das jüngste Gericht, symbolische Mahnbilder, mit denen er dem Spieler die Gefahren und Folgen der Spielsucht vor Augen stellt. Die Figur eines Taschenspielers (Pagat), den er an die Spitze dieser ersten Abtheilung wie eine Schildwache stellt, weckt die Aufmerksamkeit und warnt vor den Händen, die gar zu gewandt den Zufall sich dienstbar zu machen wissen.

Diese Figuren sollen den Rang vor dem ganzen übrigen Spiele haben, und ihrer sollen 21 seyn, gleich den Augen des Würfels, und nach dem Vorgang der Naibis sollen sie eine fortlaufende Nummer erhalten, die zugleich ihren Werth bezeichnet. — In die vier andern Abtheilungen stellt er je zehn Blätter ohne Figuren, die mit Points von 1 bis 10 bezeichnet werden, wobei die Zahl den Werth der Karte angibt. An der Spitze jeder Decade ziehen vier Bilder auf, König, Königin, Reiter, Bube. Aber wie unterscheidet man die vier Decaden und die Figuren, die ihnen vorstehen? Soll man zu den Buchstaben A B C D E greifen, welche die fünf Decaden der Naibis bezeichnen? Nein, dieß fiele nicht genug in's Auge; besser, man wählt materielle Gegenstände, die stark auffallen und sich dem Gedächtniß besser einprägen. Und da sind ja gleich die Attribute von vier Tugenden, zwei theologischen, zwei Cardinaltugenden, die in der vierten Decade der Naibis auftreten: der Kelch des Glaubens, die Münzen der Liebe, das Schwert der Gerechtigkeit, die Keule der Stärke. Diese Abzeichen sind klar, leicht zu unterscheiden. Und so ist es gut. — Und wie soll das Spiel heißen? Nun, Naibis soll es heißen, wie sein Vorbild; Billigkeit und Dankbarkeit sprechen dafür, aber auch die Klugheit, weil der Name bereits bekannt ist.

Mit dieser Verfassung und 78 Blätter an der Zahl wurden denn die neuen Naibis in Umlauf gesetzt, und der Erfolg ließ nicht auf sich warten. Kaum wurden sie bekannt, so wollte jedes Land seine Karten haben wie Venedig. Spanien, Frankreich, Deutschland machten sich die Erfindung so rasch zu eigen, daß jetzt

gar nicht mehr bestimmt auszumachen ist, welchem Lande die früheste Nachahmung angehört.

Wollte der Schöpfer der neuen Naibis nur die Würfel verdrängen, so konnte er sich Glück wünschen; denn solches gelang vollkommen. Aber wie tief mußte er seinen Erfolg beklagen, wenn er die Absicht hatte, die Spielsucht selbst auszurotten oder ihr doch Schranken zu setzen! Er mußte zu spät gewahr werden, daß er sie nur genährt hatte, indem er ihr ein Werkzeug weiter in die Hand gab. Spanier, Franzosen, Deutsche, indem sie seine Erfindung begierig aufgriffen, ließen sofort seine erste Abtheilung weg, die Bilder, welche die Combinationen vermehrten, so daß das venetianische Spiel den Charakter eines Berechnungsspiels erhielt; sie nahmen nur die vier Zahlreihen, deren Points dem Zufall größeren Spielraum ließen. Auch sah man in kurzer Zeit mit diesen vier Reihen allein eine Menge Spiele in's Leben treten, die so gefährlich waren wie die Würfel, wie z. B. das abgeschmackte Lanzknechtspiel der Deutschen.

Weiser als die Deutschen warfen die Spanier zwar die Bilder sammt den sich daran knüpfenden mannigfachen Combinationen weg, behielten aber bei ihrem Nationalspiel, dem Hombre (der Mensch), die verwickelten Regeln der Naibis zum Theil bei, so wie auch ihre Abzeichen der Farben, Dineros, Copas, Espadillas, Bastos (Keulen), und das Hombre wurde ein getreues Bild spanischer Gravität. Die Franzosen aber, Neuerer aus Instinkt, verwandelten Münzen, Becher, Schwerter und Keulen von vorne herein in Coeurs, Carreaux, Piques und Trefles. Dabei schufen sie nur Ein Nationalspiel, das Piquet, das wohl nicht so ernst ist als das Hombre, wo aber aus sinnreichen Combinationen noch immer das Gesicht eines Berechnungsspiels herausblickt.

Naturgemäß verbreitete sich die venetianische Erfindung zuerst in Italien. Gleich Anfangs überbot Florenz die Idee des Venetianers und setzte zwanzig weitere Figuren zu, die es da nahm, wo auch der Erfinder geschöpft hatte, bei den Naibis der Kinder. So entstanden die schon oben erwähnten Minchiate, das Nationalspiel der Florentiner, mit seinen 97 Karten, und dieses ist kein bloßes Berechnungsspiel mehr, sondern ein wahres mathematisches Exercitium.

Erst weit später, und nach den Spaniern, Franzosen und Deutschen bekamen auch die Bolognesen ihr eigenes Kartenspiel, das Tarocchino. Sie verdankten diese wichtige Erwerbung ihrem Generalissimus Castruccio Castracani Fibbia, Herzog von Lucca, Pistoja und Pisa, und die Erfindung desselben bestand darin, daß er die Zweier, Dreier, Vierer und Fünfer aus den Farben hinauswarf. Für diese Geistesthat erhielt er von den vierzehn Reformatoren das Recht, in sein Wappen die Königin von Bastoni und in das seiner Gemahlin die Königin von Denari setzen zu dürfen, ein Recht, das von so großem Belang war als der Dienst, der damit belohnt wurde.

Am Tarocchino haben wir zugleich ein Beispiel, wie einzelne Tarocke nach Art und Zeit wechselten. Es gibt Tarocchinospiele mit dem Papst und der Päpstin, andere, wo Papst, Päpstin, Kaiser und Kaiserin durch vier maurische weibliche Figuren ersetzt sind. Dieß kommt offenbar daher, daß Bologna bald dem Papst, bald einer andern Macht gehört hat. Es blieb ein Freistaat bis 1515, in welchem Jahr es sich dem Papste unterwarf. Es wurde 1796 von den Franzosen weggenommen, 1799 von den Oesterreichern wieder besetzt, und fiel nach der Schlacht von Marengo auf längere Zeit in die Hände der Franzosen, die es zum Hauptort des Departements Reno machten. Im Jahr 1815 fiel die Stadt wieder unter päpstliche Herrschaft.

(Schluß folgt.)

Des Doctors Gebirgsreise.

(Fortsetzung.)

Der Major blickte sichtlich verstimmt um sich. „Ich muß bitten," sagte er, „den Herrn Redner nicht ferner zu unterbrechen und ihn sein Resumé ziehen zu lassen." — „Richtig, mein Resumé, hochverehrtester Herr Oberstwachtmeister. „Mein Resumé also, mit gütiger Erlaubniß, nach Gelegenheit, das wäre, daß wir als ledige Männer bei Tage ad libitum unsere Wege gehen und nur am Abend zu bestimmter Stunde im großen König

zusammen kommen. Da sitzen wir nun unten in der Schenkstube zwischen einer Schaar von Hauswirthen und Familienvätern und hören, was die Butter kostet, und was die Jungen für eine Censur aus der Schule gebracht, und wie der sich einen neuen Schafstall anlegen und jener die Hochzeit seiner Tochter ausrichten will, lauter Beispiele von Exempeln, meine Herrn, die uns Ledigen, salva venia, Wurst sind, während wir Ledigen mit unsern Angelegenheiten nicht zu Worte kommen, oder von der Mehrheit überstimmt werden, wenn es gilt, das, was uns zunächst am Herzen liegt, gemeinschaftlich zu berathen. Zum Exempel —"

„Zum Exempel," ließ sich der alte Lieutenant, des Majors Verwarnung kecklich Trotz bietend, vernehmen, „zum Exempel, da hat der Magistrat die Hundesteuer eingeführt. Meine Herrn, was hat der Pensionär als seinen Hund? Heute im Dienst, da haben wir unsere Truppe, wir haben Ehre, Pferde, Kameraden, — morgen den Abschied — und uns bleibt unser Hund. Meine Herrn, ich könnte Ihnen Geschichten von meinem Saufang erzählen —"

„Ich bitte bei der Sache zu bleiben, Herr Lieutenant," sagte der Major mit schnödem Lächeln, und der Lieutenant entgegnete störrisch: „Ich glaubte bei der Sache zu seyn, Herr Oberstwachtmeister; denn wären wir Junggesellen dazumal einig gewesen, wer weiß, die Steuer wäre nicht durchgegangen, und —" — des Alten Stimme zitterte — „und ich hätte mich nicht von meinem Saufang trennen müssen."

„Und wenn es noch bei den Hunden sein Bewenden hätte," fiel der lachende Raffelbock ein, „aber unsere eigenen, leibhaftigen Personen stehen auf dem Spiel! Neulich im Kränzchen bei der Frau Kreisrichterin — die aufwartende Köchin hat es mit ihren eigenen Ohren gehört und brühwarm meiner Wirthschaftsmamsell wiedererzählt — meine Herrn, da hat die Frau Bürgermeisterin gelegentlich des projektirten Steuerzuschlags von wegen unserer Straßenbeleuchtung bei abnehmendem Monde den Rath fallen lassen, statt des nützlichen Wildprets lieber die der Commune unnützen Junggesellen mit einer Last zu belegen, uns meine Herrn, uns Junggesellen!"

„Gönnen wir der Dame ihren scherzhaften Humor," versetzte achselzuckend der Major Bock und die Gesellschaft lachte überlaut. Der schüchterne Kämmerer aber fuhr bei jener Bemerkung in glühendem Eifer in die Höhe. — „Scherz, mein Herr Major, scherzhafter Humor? Mein Herr Major, Sie kennen den bittern Ernst einer Mutter nicht, die den Besitzstand von fünf heirathsfähigen Töchtern zu beklagen hat, und wenn sie noch obendrein die Ehefrau des regierenden Burgermeisters ist — einer solchen Frau, weiß Gott! ist alles zuzutrauen. Sie setzt ihre Motion durch, meine Herrn, denken Sie an mich, sie setzt sie durch. Ich könnte Exempel von Beispielen anführen, — der Kämmerer gehört quasi zum Rathe, meine Herrn, — aber ich schweige über diesen delicaten Punkt; alles was ich mir im Allgemeinen zu bemerken erlaube, ist Folgendes: die Weiber, die leichtfüßig, wie die Fliegen, sich im nämlichen Augenblick von einer Person auf die andere setzen, wenn sich's handelt, ihr das Blut aus dem Leibe zu saugen, dieselbigen Weiber sind hartnäckig wie die Kletten, sobald sie sich einmal an einen Einfall gehängt. Der Leibhaftige selber bringt sie nicht wieder davon los!"

Die alten Hagestolze brachen in ein schallendes Gelächter aus; der giftige Kämmerer hatte Oel in die Flammen ihres Abscheus gegossen. „Wie die Fliegen und wie die Kletten! Ja, die Weiber, die Weiber!" so rumorte es durch den Saal; jeder beeiferte sich ein „Exempel von Beispielen" über diesen Canon aus seiner Erfahrung zum besten zu geben; der parlamentarische Ordnungsruf des Majors verhallte, und nur der Stentorstimme des Hauptmanns gelang es endlich, das Feld zu behaupten. „Hollah ho!" rief er, indem er sein Glas mit dem des Doctors anklingen ließ und es in Einem Zuge hintergoß, „gegen unser Weiberstückchen, Doctor, da kommt doch keine von all diesen Schnurrpfeifereien auf."

„Es würde uns," sagte der Major, „zu weit von unserem ursprünglichen Zwecke abführen, Herr Hauptmann." — „Au contraire, Major, geradewegs in die Geschichte dieses Tages hinein; denn bei Gelegenheit dieses Weiberstückchens, da haben wir beide, unser Doctor und ich, Bekanntschaft mit einander gemacht, heute vor fünfundzwanzig Jahren am fünften Mai eintausend achthundert und neun."

Der Doctor, der während der bisherigen wüsten Verhandlung gleichgültig vor sich hingeschaut, schreckte bei der letzten Erwähnung unwillkürlich zusammen. „Wollt Ihr's zum besten geben, Doctor?" fragte Herr von Bärenfell. Der Gefragte schüttelte den Kopf. „Nun, dann ich!" rief der Hauptmann und die Versammlung, die seltsamerweise diese Erinnerung aus ihres Kumpans jederzeit offenem kriegerischem Schatze noch nicht vernommen, setzte sich lauschend in Positur. Der Doctor machte eine unruhige Bewegung, als wenn er der Erzählung aus dem Wege gehen möchte; indessen seine gelassene Gewöhnung würde ihn wahrscheinlich festgehalten haben, auch wenn der vortragende Herr ihm nicht die Faust auf die Schulter gelegt und zugeschrien hätte: „Halt da, nicht gerührt!" So blieb

denn der Doctor und der Hauptmann hob die Mittheilung seines Weiberstückchens an:

„Wir hatten das Feld behauptet; keines braver, Kameraden, wenn's später auch mächtigere waren. Kaum unser fünfhundert, und hundert und siebzig Gefangene, die Beute und die Todten gar nicht gerechnet. Aber gekostet hatte es uns was! Mein Kaltenburg, mein Stock — Kameraden, sie hätten's verdient, ein fünf, sechs Jahre älter zu werden — da lagen sie—" Der Erzähler fuhr mit der Hand über seine Augen und leerte sein Glas auf Einen Zug. — „Na, was ich jetzunder erzählen will, na — das ist — was anderes, nämlich das: Nicht weit von dem Kaltenburg und dem Stock und den andern Fünfen, da liegt auch ein Tambour, ich habe den Namen des braven Kerls vergessen, und sein Weibsen, das liegt über ihm und heult und schreit, daß die Lüfte gellen. Sie war ihm erst vor ein paar Tagen zu Potsdam angetraut worden, um den Zug als Marketenderin mitmachen zu dürfen. Der Major kommt auf sie losgeritten. Das war ein Junggeselle, Kameraden, der Schill! Die Schürzen wie toll, wenn sie ihn nur von weitem erblickten. Enthusiasmus oder Patriotismus titulirten sie's zu der Zeit. Kein Wort, ihr wißt's, ist einem Weibermunde zu groß. Aber der Schill verstand sich auf Männerzucht! „Sie muß hier umkehren, Marketenderin!" herrschte er ihr zu. „Ich dulde keine ledigen Frauenzimmer bei meiner Truppe!" Das Weibsen heult und schreit noch einmal so laut, taumelt von dem Tambour auf ihr Faß und von ihrem Faß auf den Tambour. Aber mit dem Major ist nicht zu spaßen; er wiederholt das Commando; basta. „Erbarmen, Herr Major, Erbarmen!" schreit die Wittwe. Der Major wird puderroth, eines seiner Sturmwetter ist im Anzuge. „Nehm' Sie rasch einen Andern, Lowise!" raunt ein Unteroffizier lachend der Marketenderin zu. Wir verloren sie ungern, sie war eine rechtschaffene Marketenderin. Der Major hat schon sein Pferd gewendet. „Herr Major," schreit ihm die Lowise nach, die ihre Thränen mit der Schürze getrocknet hat und ihn am Pferdeschwanze zurückzuhalten versucht, „Herr Major — ich nehme den Stoffel!" Und richtig. Nicht zwei Stunden, nachdem der Erste kalt geworden, wird die Lowise vor seiner Trommel vom Feldprediger dem Zweiten angetraut. Hahaha!"

„Hahaha!" jubelte der Chor der Junggesellen. „Die Weiber, die Weiber! Wie die Fliegen von Einem auf den Andern, und wie die Kletten, wenn das Proviantfaß auf dem Spiele steht!"

„Ein kleines Genrebild aus dem Lagerleben!" sagte Major Bock, die Achseln zuckend. „Nur sehe ich nicht ein, wie unser verehrter Doctor damit in Verbindung steht." — „Jetzt kommt's, Major, jetzt kommt's. Unter der Schaar, die sich nach dem Abzuge der Feinde auf dem Gottesacker des Dorfes, wo wir uns behauptet, eingefunden hatte, werde ich einen Reitersmann gewahr; ein junges Blut, lang aufgeschossen, aber schmalschulterig dazumal, schwachbeinig, das Haar verwirrt, bestäubt, leichenblaß, als hätte er in vierundzwanzig Stunden keinen Schluck genommen, so starrt er auf die Scene mit der Marketenderin und dem Schill. Das Bürschchen, ich gesteh's, sah nicht aus wie Einer, der für unsere Husaren gepaßt hätte, aber die Stute war kernkräftig wie eine und wir hatten Mangel. Ich reite heran und mache den Werber, zunächst um's Pferd. Der Reiter schlottert wie in Ohnmacht, er merkt nicht einmal auf meine Rede. „Entsetzlich!" höre ich ihn stöhnen, als jetzt die Lowise mit dem Stoffel vor die Trommel tritt. Ich lache. „Ja, ja, Herr Studiosus theologiae —" dafür hielt ich ihn nämlich — sage ich, „hinter den Kanonen geht's ein bischen bunter zu, als ihr es euch hinter euern canones, so heißen ja wohl eure gelehrten Scharteken, träumen laßt. Was aber das Weibsvolk anbetrifft, da ist es bei euch wie bei uns vom nämlichen Kaliber. Sammt und sonders sind sie —"

„Fliegen!" unterbrach den Erzähler der Chor der Hörer. — „Flotte Fliegen! Millionenschock! ja so meint' ich's ungefähr, wenn's mir auch in der Kehle stecken blieb. Denn der Major, der eben des Weges kam, und meine Werbung mit angehört hatte, fiel mir in's Wort. „Ein Evchen wie alle!" sagte er lächelnd. Kameraden, so sprach und lächelte nur der Schill! Mein Student aber fuhr in die Höhe, schier als hätte ihn eine Schlange gebissen. „Evchen!" schrie er auf und wurde roth und wieder blaß wie — Na, wie in diesem Augenblicke unser Doctor da. Der Schill aber, der faßte seine Hand und sprach: „Schlagen Sie sich die Weibergedanken aus dem Kopfe, junger Mann. Heute gilt es Männer und wieder Männer und noch einmal Männer. Es gilt das Vaterland und die Freiheit. Wir wollen unserem König die verlorenen Provinzen wieder erobern. Erst wenn er das letzte Dorf wieder in seinen Händen hat, wenn unsere Ehre rein gewaschen ist, dann und nicht eher mit unsern Herzen zurück zu dem, was es sonst noch Theures auf Erden gibt; dann und nicht eher heim und zur Ruh'! Folgen Sie uns, junger Mann! Wir werden siegen! Und unterliegen wir, so haben wir die Bahn gebrochen, und besser ein Ende mit Schrecken, als ein Schrecken ohne Ende. Folgen Sie uns, wackeres Blut!" — „Besser ein Ende mit Schrecken, als ein Schrecken ohne Ende! Ich folge Ihnen, Major!" rief Feuer und Flamme

der blasse Student und — wir hatten ihn, unsern Doctor nämlich, und ein halbes Dutzend Freiwillige, welche die Rede mit angehört, obendrein."

Der Erzähler machte eine Pause, während welcher alle Blicke sich auf den Doctor richteten, der zum ersten mal, seit man ihn kannte, eine sichtliche Aufregung nicht zu bewältigen vermochte. Ein Aussprechen von irgend welcher Seite ließ aber der mundfeste Veteran nicht zum Durchbruch kommen. „Wir hatten ihn," fuhr er fort, „und wir hatten ihn eigentlich auch wieder nicht. Denn den ganzen Tag taumelte der Mensch umher, als wäre er betrunken, und wahrhaftig! fehlen ließ er es auch durchaus nicht, so oft ihm Einer zum Willkomm einen Schluck aus seiner Feldflasche entgegen brachte. Nur vor der Lowise und ihrem Fasse da schüttelte ihn gleichsam ein Schauder und er schlug jedesmal einen Bogen, so oft er von ungefähr in ihre Nähe kam. Haha! Und am andern Morgen, da wäre er um ein Haar uns gar entwischt und um den einzigen lustigen Streich gekommen, den unsere klägliche Campagne vom fünften Mai ab aufzuweisen hat.

„Ich glaube, wir Alle kennen den Streich," bemerkte Major Bock höchst ungeduldig; da aber die Versammlung geringere Unlust bezeigte als er, den oft gehörten Husarenstreich noch einmal vortragen zu hören, ließ sich der Hauptmann durch jene Einrede nicht irre machen und fuhr folgendermaßen fort: „Mein Lieutenant — denn ich selber war nur erst als Gemeiner frisch vom Pfluge weg zu der Truppe gestoßen — mein Lieutenant wurde commandirt, mit einem Unteroffizier und zwölf Husaren — darunter ich — in die Gegend von, von — Na, wie heißt denn das Dings mit dem alten, wackligten Dom? — na, nach Dings zu reiten, Proklamationen auszustreuen, Rekruten anzuwerben, und dergleichen mehr; fiel bei Gelegenheit eine Kasse in unsere Hände, Millionenschock, die konnten wir brauchen! Unser Student sollte mit und sich die Sporen verdienen, da er der Gegend kundig schien. Aber der Mensch schnitt ein Gesicht, weiß Gott! wie ein Hasenfuß. Nichts für ungut, Doctor; wer weiß es besser als ich, wie brav Ihr Euch gehalten bei Stralsund, als alles vorbei war? Daß ich Euch hier als Pflasterkasten wiederfinden sollte nach zwanzig Jahren, gewiß und wahrhaftig, es hätte mir damals nicht geschwant. Und später Euer Kreuz, — eine Schande, alter Kamerad, daß Ihr's im Commodenkasten ruhen habt, anstatt auf dem Herzkasten, wo es hingehört! — na, was ich sagen wollte, ein Kreuz wie unser eisernes, das wird auch nicht mit Federlesen erworben worden seyn. Aber à propos, Doctor, Eines, woraus ich mir keinen Vers machen kann: die Jahre zwischen dem Schill und York, wo zum Teufel habt Ihr da Euch rumgetrieben?"

Der Doctor verzog keine Miene, um dem Frager Antwort zu geben. „Gefangen? he?" fuhr dieser fort. Der Doctor schüttelte leise den Kopf. „In der Armee, mit in Rußland, Freund?" Der Frager schüttelte von Neuem. „Aber wo denn?" Peter Paul schnitt ein Gesicht, „wie die Bauern, wenn sie in den Thurm kriechen" — so sagen wir bei uns zu Lande, — als er sich endlich, von allen Seiten gedrängt, zu einer Antwort entschließen mußte. Doch faßte er sich so kurz er konnte. „Studirt," sagte er. — „Aber wo, wo?" — „Hier und dort." — „Nun, zum Exempel, Doctor." — „In Edinburg." — „Außer Lands also; desto besser für Euch in der vermaledeiten Zeit. Und über den Scharteken — hätte es mir freilich denken können, die Katze läßt das Mausen nicht, und wie wäret Ihr auch sonst zu Eurer Wissenschaft gekommen? — Jetzunder aber retour zu der Zeit, da es hieß: „nach Dings!" und unser Musensohn sich geberdete wie ein Muttersöhnchen, oder wie ein Hansnarr."

„Er sprach den Major drum an, bei dem Corps verbleiben zu dürfen. Aber was der Major gesagt, das hatte er gesagt; er maß das Bürschchen mit einem Blick, wie nur der Schill einen zu messen verstand, und wie ein Wetter dahin ging's auf der geraden Chaussee. Frohe Gesichter überall, wo es heißt: die Avantgarde von Schill! Auf der Station halben Wegs schleppen die Leute herbei, was sie an Fourage aufzutreiben vermögen. „Hinüber nach Dings!" rufen sie uns zu; „die fünfzig Mann Präfektengarde werden es euch nicht sauer machen, und alles lauert auf den Schill, wie die Kinder auf den heiligen Christ. Hat's doch an Finten nicht gefehlt, um dem neuen spitzbübischen Raben die Kassen vorzuenthalten; alles, alles für den Retter, den Schill!" — „Vorwärts denn!" schreit der Lieutenant, ein Brausekopf, wenn's Einen gegeben hat, wie gemacht für einen tollen Streich. Aufgesessen denn und voran! Dort, in der Plaine, weit hinter ihm der alte Herenberg, noch die weiße Winterhaube auf dem Kopfe, dort liegt das Nest! „Scharf zureiten!" commandirt der Lieutenant. „Staub, mehr Staub! eine Wolke, als käme ein Regiment!"

Vor dem Thore wimmelt's zu Tausenden. „Hurrah!" brüllt's aus Einem Munde; „hurrah, der Schill!" Wie ein Wetter das Thor passirt; die Bürgerwache präsentirt; im Galopp durch die Straßen und auf den Markt. Vor der Hauptwache ein Offizier und fünfzig Mann von der Garde. „Marsch, marsch, hurrah!" Sie strecken's Gewehr. Im Nu sind sie entwaffnet, die Gutgesinnten entlassen, die Murrköpfe in die Wachstube

gesperrt. Vorwärts zum Commandanten! Das Haus ist verschlossen. Wir fordern Einlaß; keine Antwort. Der Lieutenant feuert ein Pistol durch die Scheiben — auf war's! Aber, Millionenschock! das hatten wir nicht erwartet: fünfzig Gardisten in Waffen und Wehr! „Ergebt euch, die Stadt ist dem Schill!" ruft der Lieutenant ihnen zu. — „Pardon!" murmeln sie und setzen die Gewehre zusammen. Im Umsehen sind sie unten in den Kellern zusammengesperrt. Einer von den Unsern erwischt den Obersten, der über die Gartenmauer entwischen will. Der alte Hasenfuß meldet sich krank und gibt sein Ehrenwort, sich nicht aus seiner Wohnung zu rühren und zu regen. Auch gut das! Alles geht uns glatt ab, wie geleckt. Hinüber auf's Rathhaus jetzund, da wo der steinerne Roland Gott weiß wie lange Wache steht. Der Lieutenant steht oben auf dem Söller; unten drängt sich's Kopf bei Kopf. „Preußen!" ruft der Lieutenant hinunter, „treue Bürger! Die Avantgarde des heldenmüthigen Schill hat euch frei gemacht! Das Haus Westphalen hat aufgehört zu regieren! Ihr seyd wieder Preußen, euer Joch ist gebrochen,, die Treue findet ihren Lohn. Im Namen Sr. Majestät unseres Königs erlasse ich euch, in Betracht des schweren Drangsals, das ihr erduldet, Steuern und Abgaben auf fünf Jahre vom heutigen Tage ab." — „Hurrah, hurrah!" brüllt das Volk, „wir sind Herrn der Stadt!"

Der brave Hauptmann mußte einen Zug thun, um sich nach seiner kräftigen Erzählung die heiser gewordene Kehle zu netzen. Der Major benutzte die Pause zu einer Unterbrechung. „Der kecke, glückliche Husarenstreich ist sattsam bekannt," sagte er geschraubt; „nur daß unser Herr Doctor als Beiläufer darin figurirt —"

„Als Beiläufer?" unterbrach ihn der Erzähler. „Zum Teufel, als Haupthahn, Kameraden, als Matador! Denn der Student, der noch kurz vor dem Thore so ängstlich und hasenfüßig nach allen Seiten umgelugt, jetzt, wo es galt, war er oben auf. Er schien bekannt in dem Neste, mehr als Einer grüßte und rief ihm zu. Er aber muckte nicht; hier hin, dort hin, wie Teufels Vorlauf an der Tête! Wild, sage ich euch, fuchswild schaute er aus; wär's nach ihm gegangen, alle Hagel! ich glaube, wir hätten gesengt und gebrennt! Der den Obersten auf der Gartenmauer erwischt, kein anderer war's als unser Student. Ich sehe ihn noch, wie er ihn am Collet herbeigeschleppt. Der alte Patron hatte vor Schreck alle Contenance verloren. Kaum aber, daß er sich mit seinem Ehrenwort gelöst, als sein Auge ganz curios auf den Häscher im schwarzen Studentenrocke fällt. Er lacht, Gott weiß, der alte Kerl, er lacht. „Ah, Monsieur Petèr!" ruft er — so viel und wenig mehr hatte ich mit der Zeit von dem Kauderwelsch verstehen lernen — „Monsieur Petèr sous les armes? Et qui consolera la belle Ève?"

Der Doctor fuhr bei diesem Citat in die Höhe; schnell aber sank er auf seinen Sitz zurück; den Kopf vorgebeugt, die kaltgewordene Pfeife mechanisch zwischen die Lippen geklemmt, so saß er unbeweglich, als wäre er selber aus Thon geformt.

(Fortsetzung folgt.)

Literatur.

Rhingulph Eduard Wegener, Dichtungen. Berlin, 1859.

Beim Gebrauche einer Molkenkur in Reichenhall bei Salzburg lernte der Berichterstatter einen Mann (Berliner) kennen, dessen Umgang auf ihn und andere Kurgäste eben so belebend einwirkte, als die Kur selbst. Eine gesunde kräftige Mannesgestalt — er war nur als Begleiter seines wackern Vaters anwesend — ließ er keinen der berühmteren Plätze der Gegend unbesucht und wußte viele durch seine begeisterungsvolle Beschreibung derselben zu gleichem zu veranlassen, oder solche, denen dieß der Beschwerden wegen versagt war, die eigenthümlichen Schönheiten vor Augen zu stellen. Wer hätte ihn nicht lieben sollen, diesen Mann voll jugendlicher Frische, voll Herzlichkeit und Aufmerksamkeit gegen jedermann? Wohl ahnte ich bald in ihm den Dichter, als ich sein reiches Gefühl für die Schönheiten der Natur täglich mehr kennen lernte. Daher war ich nicht überrascht, aber auf's Angenehmste erregt, als er mir beim Abschied eine kleine, aber, wie es scheint, sorgfältig ausgewählte Sammlung seiner Poesien überreichte. In denselben spricht sich neben viel Humor ganz besonders ein so warmes Gefühl für die Natur aus, daß man sagen

möchte, die jungfräulichen Najaden und Dryaden und Oreaden seyen an des Dichters Wiege gesessen und haben dem Kinde ihre süßesten Geheimnisse in Ohr und Herz geflüstert, welche Keime in des Knaben und Jünglings Brust zu diesen köstlichen Früchten allmählig gereift, wie sie nun in diesen Dichtungen vor uns liegen.

Für des Lebens Mühen und Verengungen, für herbe Erfahrungen und Erlebnisse, für Kummer und allen Jammer ist ihm die Natur eine liebende heilende Mutter. Vor allem ist es der Frühling, den er besingt, dieser lustige, kecke Geselle, dessen Wiedererscheinen den von des Winters Lasten und der Geschäfte Qualen Ermüdeten hinaus treibt in den frischen, fröhlichen Wald, und „Hinaus!" ist deßhalb auch dieses niedliche Büchlein betitelt. Es weht in ihm jener Hauch der Frische und Lebendigkeit, womit Wald und Quell, Berg und Thal zu uns sprechen, womit die Jahreszeiten in dramatischer Persönlichkeit auftretend ihr zauberisch Wirken uns aufschließen. Bald ist es der Berg, der in seiner Höhe des Frühlings Nahen zuerst bemerkt hat und nun den Thälern die Kunde davon bringt:

„Und fern und ferner wird die Botschaft laut,
Es sagt's der Quell dem See, der See den Wäldern,
Es sagt's der Wald den Au'n, die Au den Feldern
Durch alle Gau'n, so weit das Auge schaut.
Des alten Zaubrers letzte Gnomen fliehn,
Noch weint ihr Grimm in ihren letzten Flocken;
Drauf hüllt der Wald sich in sein schönstes Grün
Und streut sich Duft und Blüthen in die Locken."

Bald sind es die Jahreszeiten selbst, welche nacheinander der Natur ihr mannigfach wechselndes Gewand anlegen. So kommt der Demagog Frühling daher, ein junger Bursch,

„Ein frisches, freies, keckes Blut,
Hat in dem Arm die Zither hangen
Und Blumen auf dem Wanderhut;
Sein Singen klingt so süß, so eigen
Hin über Felsen, Berg und Kluft,
Und die Gedanken läßt er steigen
Als Lerchen in die blaue Luft."

Da befiehlt der finstere König Winter, der argwöhnische Mann, von seinem stolzen Gebirgsthrone herab, diesen lustigen Sänger, der Alles in Aufregung bringt, in den tiefsten Kerker einzuschließen. Aber alsbald

Regt sich's in dem dunkeln Haus,
„Und „Freiheit, Freiheit!" ruft's nach innen,
Und „Freiheit, Freiheit!" schallt's heraus.
Das Thal vernimmt's, die Wiesenfläche,
Der Winter sieht erschreckt hinab,
Es werfen Anger, Quell und Bäche
Die Fesseln des Tyrannen ab" u. s. w.

Und der Demagog Frühling wird nun selbst König. Voll köstlicher Laune ist „der Frühling als Schneider," der den Sträuchern, Gräsern und Bäumen, denen der Winter, der rauhe Mann, mit verwegener Faust die Locken und den Bart zerzaust, darob sie klagen:

„Kämen nun neu
Die Pfingsten herbei,
Dann hätte Keiner zu seinem Leib,
Das Fest zu begrüßen, ein Feierkleid,"

schaffend ohne Rast und Ruh die buntesten Kleider in kürzester Zeit bereitet. Die Birke wird in faltige Schleier gehüllt, der Flieder gar wie ein Höfling mit Sternen und Tressen herausgeputzt, die Wiese umhüllt er mit einem Mieder voll Bändern und bunten Schleifen, mit grünsammtenen Mänteln die Höh'n, worein viel tausend Demanten gestickt. — Von nicht minder tiefem Gefühl und reinem Natursinn zeugen „die Jahreszeiten." Den Sommer in seinem trägen, behaglichen Träumen, in welchem „der Hain seine besten Lieder verlernt,"

„Und regungslos auf dem Kirchendach,
Man weiß nicht was er sinnen mag,
Der Storch steht auf Einem Bein,"

überrascht der Herbst, ein feines Bürschchen mit Pinsel und Palette und gibt der schlafenden Welt neues Leben und frische Farben; da er aber seiner Malerlust kein Ende findet, erkennt er erschreckend, daß er zu weit gegangen,

Und fährt in seinem grimmigen Sinn
Mit dem Pinsel über den Himmel hin,
Bedeckt das schöne, hellfunkelnde Blau
Mit riesigen Flecken schwarz und grau,

(als Spätherbst), bis den Rasenden der Winter-Greis, „mit krystallener Krone und silbernem Haar," zuruft:

„Was nützt die ungezügelte Kraft,
Die immer eifert und nimmer schafft?
Gib dich zur Ruhe und lerne von mir,
Wie man nur leise und mit Bedacht
Die Stoffe sich unterthänig macht."

Der Winter bringt nun die ganze Welt zum Schweigen und gibt ihr ein Gewand, so voll prächtigen Schmuckes, daß er sein Werk mit gleicher Selbstzufriedenheit betrachtet, wie zuvor der Herbst. Aber bald blickt ihm ein zarter Jüngling mit frischem Fliederlaube geschmückt über die Schulter in's Land hinein, der diesem die lebendige Seele, die der Winter zerdrückt, wieder gibt. — Doch rühmt der Dichter auch des Winters eigenthümliche Schönheit und seine stille Ruhe, in welcher er ungestört vom Lärm der Städte mit Gott allein in seines Tempels Hallen sich fühlt. Aber im Ganzen ist es doch zumeist der heitere Mai, der frische, belebende Hauch des Frühlings, der den von den Anforderungen der Amtsgeschäfte Niedergedrückten „Hinaus" treibt, in Flur und Wald sich zu werfen und sich zu baden in den kräftigenden Wellen der Bergeslüfte, deren Genuß — den Prüderien des zopfigen Städters gegenüber — mit den geringsten Mitteln erkauft wird von dem, der nur ein offenes Herz dafür hat (s. Wanderlust). Der Mönch von Afflighem ist zwar dem Sujet nach nicht neu, aber

durch die Behandlung des Stoffes, den ruhigen, ernsten Choral, den wir darin hören, von tiefergreifender Wirkung. Auch sonst versteht es der Dichter, wie wir gesehen, Anwendungen auf das menschliche Leben diesen Waldblüthen einzustreuen, oder sie zum Vergleichungspunkte zu wählen, wie die über das Mauerdach klimmende Rebe, die ihren Zweck, darüber hinaus in den duftigen Wald zu schauen, erst erreicht, als der Sommer schon vorüber ist, mit dem unaufhörlich strebenden Herzen verglichen wird, das erst jenseits zu seinem Ziele kommt, auf dem Wege dahin aber manch köstliche Frucht trägt. — Es ist keine der Dichtungen in dieser kleinen Sammlung, die uns nicht durch ihre Naturfrische, oder ihre Zartheit, oder ihre neckische Laune (das Mädchen und der Schmetterling), oder ihren wehmüthigen Sinn (Wiegenlied) anspräche; sie alle anzuführen, hieße den Lesern den Genuß zum Theil vorwegnehmen. Ich knüpfe nur noch den Wunsch an, daß der biedere Mann wie frühere Fußwanderungen, so auch seine neuesten in den südbayerischen Alpen zum Stoffe seiner dichterischen Kraft machen möge. Voll Achtung und Liebe biete ich ihm noch einmal aus der Ferne die Freundeshand.

Aus Schwaben, im Winter 1859.

A. Sch.

Correspondenz-Nachrichten.

Paris, Mai.

St. Ouen. — Ende der Concertsaison. — Oper. — Eine Quadrille.

Mein voriger Bericht war gleichsam ein Todtengräberlied; er lautete wie ein Requiem und der Anfang war, wie bei Begräbnissen die Kirchenthüren, schwarz ausgeschlagen. Das ist heute alles anders; heute ist alles Freude und Lust und Sang und Klang, und mein Schreiben wäre, wenn's in meiner Macht stände, nichts als ein großes Blumenbeet, wo sich der geneigte Leser nur zu bücken brauchte, um sich die herrlichsten Sachen zu pflücken, und heute singe ich: „Bring' Laub uns und Blumen, du lieblicher Mai; ein Traum ist das Leben, der Traum lustig sey!" wie's im Liede heißt. Ich war nämlich dieser Tage in St. Ouen. Das ist ein lustiger Ort, wohin die Pariser wandern, wenn sie fröhlich sind, um sich zu freuen, wenn sie Kummer haben, um sich zu zerstreuen, um zu trinken, wenn sie durstig sind, und sind sie nicht durstig, um sich Durst zu holen. Und als ich da auf der bekannten Terrasse stand und der Himmel hell war, so weit man der ungeheuren Wölbung über die Höhen hinaus folgen konnte, und aus den Gärten und Parks der Wind den Duft der frisch aufgebrochenen Lilas stoßweise herüber wehte, da sah ich die erste Schwalbe und hörte zugleich die erste Nachtigall trillern — ich sage absichtlich „trillern," um die Leute zu ärgern, die sich über den Gesang der Welschen ärgern.

Die Terrasse erhebt sich unweit der Brücke, die nach der Insel St. Ouen führt. Auf der Insel hatten die jungen Erlen und Weiden gleichsam wie eine Stickerei von frischen Blätterknospen an den Zweigen hängen, deren Schatten wie lange Spitzenstreifen auf dem Rasen flatterten. Junge Bursche und Mädchen sangen zum Waldhorn. Das Waldhorn distonirte, die Stimmen waren falsch, und doch war ein Leben, ein Jauchzen in dieser Musik, das Einen freute. Und über den blitzenden Seinespiegel flogen wohl hundert Canots, zierliche, feine, langgestreckte Jollen, die leicht über die Wasserfläche schießen und leicht umschlagen. St. Ouen und Asnières sind die bedeutendsten Häfen für diese Lustschifffahrt, welche im Sommer das Theater ersetzt und von der beide Orte großen Nutzen ziehen. Im Hintergrunde spiegelten die dichtbewaldeten Auen von Asnières ihre dunkeln Baumkolonnaden in der Seine, und der ganze Prospekt wird durch den fast fünfhundert Fuß hohen Mont Valérien beherrscht, dessen Festung 1500 Mann aufnehmen kann. Hier stand noch zur Zeit Ludwigs XIV. eine Kirche, um deren Besitz sich das Kapitel von Notredame und die Jakobiner zankten. Es kam zu einem förmlichen Handgemenge, in welchem die kräftigen Mönche die Oberhand behielten. Nachdem das Kapitel in dieser Disputation unterlegen, ergab es sich in sein Schicksal. Ist dieß nicht ein divinatorisches Gefecht, ein Symbol? Kaum hundert und dreißig Jahre später wurde die Kirche durch die Jakobiner besiegt und durch eine Festung, d. h. die Militärgewalt ersetzt.

Man darf es den Parisern nicht allzusehr verargen, daß sie zuweilen unsere Eigennamen mißhandeln; ihren eigenen Landsleuten machen sie es nicht besser. St. Ouen hieß Odenus; er war Bischof von Rouen. Ehemals besaß die Kirche von St. Ouen einen Finger des frommen Mannes, der im Leben wahrscheinlich ein sehr feines

Gehör hatte; den Schwerhörigen legte man diesen Finger hinter das Ohr, und wenn sie glaubten, genasen sie. Abbé Lebeuf sagt: „Mehrere befinden sich gut darnach“ (s'en trouvent bien). Ob die Reliquie noch vorhanden, wüßte ich nicht zu sagen. Heutzutage wallfahrtet man zu den Wirthshäusern, marchands de vin, Traiteurs und Restaurants, und die Pilger müssen sich sehr wohl darnach befinden, denn sie sind immer sehr zahlreich.

Als wir nach Hause zogen, fing „die Dämmerung an ihre Schleier über die Flur auszubreiten;“ „das Lied der Haine starb,“ nur daß hier und da aus den Kneipen ein fröhliches Lied herüber tönte. Allmählig wurde alles stille und die Nacht blickte uns groß und hehr mit ihren tausend Sternenaugen an. Der Augenblick war da, wo man sich „von den Schauern der Vorwelt hätte umwehen lassen können,“ allein hier zu Lande ist es nicht so leicht, sich in solche Stimmungen zu versetzen; der Spaß steht immer dicht neben dem Ernste. Es war gerade der 2. Mai und am 2. Mai 1814 hat Ludwig XVIII. im Schlosse von St. Ouen übernachtet, das aus den dunkeln Massen des Parks weiß im Mondschein hervorragte. Da fiel mir folgende lustige Geschichte ein:

Des andern Tags sollte Ludwig XVIII. seinen feierlichen Einzug in Paris halten. Besorgt um die Sicherheit seiner Person, wollte der König, der allerdings noch nicht aller Gefahr entgangen war, vom Herzoge von Berry selbst bewacht seyn. „Lieber Neffe,“ sprach er zu ihm vor dem Schlafengehen, „auf heute Nacht vertraue ich mich Eurer Obhut an und ernenne Euch demnach zum Schloßkommandanten.“ Der Herzog hatte aber auf die Nacht ein zärtliches Stelldichein. Kaum hatte sich Se. Majestät entfernt, so ging die königliche Hoheit mit großen Schritten durch's Vorzimmer, in der größten Aufregung; da bemerkte er den Marschall Oudinot, der damals die Pariser Nationalgarde kommandirte. „Herr Marschall,“ sagte der Prinz, indem er vor ihm stehen blieb, „wißt Ihr wohl, daß das eine fatale Geschichte ist?“ Der Marschall verbeugte sich schweigend. — „Herr Marschall, Ihr könnt Euch gar nicht denken, wie mir das ungelegen kommt.“ Der Marschall verneigte sich abermals, ohne ein Wort zu sprechen. — „Lieber Marschall,“ sagte endlich der Prinz, dessen Hände fassend, mit zutraulichem Lächeln, „ich muß schlechterdings heute Nacht nach Paris. Wir kennen Eure Ergebenheit, Eure Treue, unter Eurer Obhut ist Seine Majestät so gut aufgehoben, als unter meiner eigenen; also,“ hier nahm der Prinz seinen Hut, „also auf heute Nacht übergebe ich Euch den Oberbefehl im Schlosse, morgen vor dem Lever des Königs bin ich wieder hier,“ und er war zur Thüre hinaus, ehe der verblüffte Marschall sich besinnen konnte. Als er das Pferd, das den Herzog trug, die Straße entlang galoppiren hörte, fing er seinerseits an mit großen Schritten im Vorzimmer auf und ab zu gehen. „Eine fatale Commission!“ brummte er vor sich hin. „Se. Hoheit sind toll! Was fange ich an!“ Kurz, er geberdete sich gerade so, wie es so eben der Prinz gethan hatte. „Wißt Ihr wohl,“ sprach er zu einem Obersten der Nationalgarde, „daß ich mich in der peinlichsten Lage befinde? Ich muß schlechterdings heute Nacht nach Paris; meine Frau erwartet mich; wenn ich ausbleibe, so stirbt sie vor Angst. Ihr werdet also auf heute Nacht das Commando hier übernehmen.“ Und Marschall Oudinot führte sich ab, ehe der Oberst der Nationalgarde ein Wort erwiedern konnte. — „Das ist eine infame Geschichte!“ rief nun der Oberst der Nationalgarde, der, an derlei Strapatzen nicht gewohnt, sich bei Zeiten nach einem guten Nachtlager im Orte umgesehen und auf eine ruhige Nacht gezählt hatte. „Oberst,“ rief er nach einigem Nachdenken einem Colonel der Linie zu, der eben eintrat, „der Marschall übergibt mir das Commando hier im Schlosse, und das geht nicht. Eure Lapins von der alten Garde, wie Ihr sie nennt, würden von einem Pekin wie ich keine Befehle annehmen. Ich ernenne Euch also zum Schloßcommandanten an meiner Stelle und wünsche Euch gute Unterhaltung und gute Wache.“ Und damit ging der Pekin zur Thüre hinaus und legte sich schlafen, und keine zehn Minuten später lag der Colonel der Lapins gleichfalls in seinem Bette und schnarchte, dergestalt daß das Schloß St. Ouen in jener Nacht vier Commandanten hatte, die nicht commandirten, ohne daß Ludwig XVIII. je etwas davon erfuhr. Des andern Morgens vor seinem Lever kamen sie, einer nach dem andern, zum Vorschein; der Herzog drückte dem Marschall dankbar die Hand, dieser verbeugte sich vor dem Obersten der Nationalgarde, der sich vor dem Colonel der Lapins verbeugte; dieser kehrte ihm den Rücken und pfiff die bekannte Weise: „Partant pour la Syrie.“

Das Schloß hatte der Pompadour gehört. Im Jahr 1816 ließ es Ludwig XVIII. niederreißen und im modernen italienischen Geschmack wieder aufbauen, und schenkte es der Gräfin Duchayla. Die Erben der schönen Freundin des Königs haben wegen des Besitzes dieser Villa einen langwierigen Proceß mit der Stadt Paris geführt, den letztere gewonnen. Die Erben haben Cassation nachgesucht; das Resultat ist mir aber nicht bekannt geworden. Gräfin Duchayla kommt unter dem Namen Olympia in den Gedichten Berangers vor, der, beiläufig gesagt, noch immer vom Siècle als Halbgott auf den Altar des Vaterlandes gestellt wird, von dem ihn über Nacht Presse und Figaro wieder hinabstürzen, ohne daß einem klar würde, was seine Freunde und seine Feinde eigentlich wollen; sie wissen's wohl selbst nicht.

Nachdem wir solchergestalt die Villeggiatur für diesen Sommer eröffnet, bleibt uns noch übrig, mit der abgelaufenen Saison abzuschließen. Gegen unsere Gewohnheit gebrauchen wir da zwei Fremdwörter; wir finden in unserer Sprache keinen passenden Ausdruck dafür. Haben doch die Franzosen, die sich bisher so hartnäckig gegen alle derartige Einschwärzung vom Auslande her gesträubt, selber nachgegeben. Auch sie werden durch den Andrang der internationalen Beziehungen überwältigt; nicht allein Lied und Zollverein lassen sie sich gefallen, sie dulden sogar Liedertafel und das unabsehbare Wort Männer-Gesang-

Verein; natürlich beschränken sie sich auf die vier ersten Sylben.

Die musikalische Saison beginnt, wenn die welken Blätter über die Wege hinsausen und die Natur um die scheidende Sonne trauert. Dann weichen Licht und Wärme und Farbe und Gesang aus Hain und Flur, und dann öffnet die Kunst ihre Haine und Fluren und zündet ihre Gassonnen an und bringt uns Wohllaut und Gesang zurück, freilich nicht immer vom besten, wie es in der Natur nicht lauter Lerchen und Amseln und Philomelen gibt. Das dauert dann, bis der unerschrockenste Fiedelbogenheld, der hartnäckigste Fingertänzer auf dem nicht immer wohltemperirten Piano, zur Einsicht kommt, daß er, selbst nicht für Geld und gute Worte, nur ein halbes Dutzend Zuhörer auf die nicht sehr bequemen Sitze des Concertsaals locken könnte, und da sind wir eben angelangt. Zwar hat sich noch hie und da eine Concertankündigung an die Straßenecken fest geklammert; man ist aber so übersättigt, daß nicht einmal die Gamins, die alles begaffen, vor einer Concertaffiche mehr stehen bleiben. Nicht ohne einiges Wohlbehagen entsinne ich mich eben, daß ich bereits über die überstandenen Tonfeste berichtet habe. Es bleibt mir nur noch des Concertes unserer geschätzten Landsmännin Bochkoltz-Faleoni zu erwähnen, das sie kürzlich im Saale Herz unter Mitwirkung des Gesangvereins Teutonia gegeben hat. Fräulein B. Faleoni besitzt noch immer eine volle, mächtige Stimme, die sie mit vollendeter Technik handhabt, und die in lange nachhallende Vibrationen ausströmt. An Umfang des Organs dürfte sie nur der Alboni nachstehen, die sie an dramatischem Ausdruck weit überragt. Die Arie aus Titus: non piu di fiori, sang sie mit einer Meisterschaft, die mit enthusiastischem Beifall begrüßt wurde. Warum aber brachte sie uns nachher eine veraltete Arie von Hasse? Dadurch brachte sie sich um die Entfaltung der außerordentlichen Stimmmittel, die ihr zu Gebote stehen; das historische Interesse ist, in der Regel, nur ein Surrogat des Talents. Die Teutonia sang vier Chöre, die großen Effekt machten; sie steht unter der Leitung Offenbachs, des Bruders des Eigenthümers der Bouffes parisiens.

Neu ist im eben genannten Theater: „Le sou de Lisette.“ Wenn den jungen Mädchen der Busen schwillt und das Auge strahlt, und es in ihrem Innern dämmert wie in einem Rosengebüsch, wenn der Mond erloschen ist und die Morgenröthe erwacht, dann drängen sich dem bangen Herzen Fragen auf, die sie an niemanden zu stellen wagen, und dann horchen sie auf den Schlag des Vogels, der ihnen verkündet, ob der Geliebte nahe ist, oder sie raufen die Blätter der Sternblume aus: „Er liebt mich, ein wenig, gar nicht.“ — Lise ist ein junges, liebekrankes Mädchen, sie wohnt auf dem Lande, wo es Blumen und Vögel genug hat, allein ihr Dorf muß nahe bei Paris liegen; ihr Orakel ist ein Soustück aus den Zeiten Ludwigs XVI. Geld ist in Paris das Orakel der Liebe. Der Sou räth ihr, ihren Cousin André zu heirathen. Wie hat sich die harmlose Dorfgeschichte in das Theater des Bouffes parisiens, in das Reich der Satire und der Parodie verirrt? Wir sind durchaus kein Heide in der Kunst. In den alten classischen Alexandrinern, die so correct gezogen sind, wie die Alleen in Versailles, stehen, wie in diesen, die Statuen der alten Götter und schauen einen so grämlich, so verwittert und so langweilig an, daß man den Romantikern, welche diese olympischen Gespenster aus der neuen Poesie vertrieben haben, gerne ihre Tollheiten nachsieht. Die Dichter, die für die Bouffes schreiben, indem sie dieser Richtung folgen, zeigen Geschmack und Talent, nur hätten sie sich nicht an der Sage von Orpheus und Eurydice vergreifen sollen, denn hier gerade ist wahre Poesie. Wer je die Erzählung im Virgil gelesen, und sieht die Eurydice zu einer Lorette herabgewürdigt, welche lieber in der Unterwelt einen unflätigen Tanz mitmacht, als ihrem Manne folgt, wird mir beistimmen. Auch die schöne Sage von Daphnis und Chloe ist auf Offenbachs Bühne verunglimpft worden. Gegen solche Profanirungen protestiren wir und wünschen, daß Offenbach, dem die Urtheile deutscher Blätter über seine Leistungen und sein Repertoire nicht gleichgültig sind, diese Zeilen zu Gesicht kommen mögen.

In der komischen Oper finden wir nur Einen Akt, allein die Musik ist von Donizetti, und dieser ist von allen Italienern derjenige, welcher der Liebe die süßesten Töne verliehen; wir nehmen Rossini nicht aus. Donizetti hat seine Gesundheit und sein Genie verschleudert, zum Glück für seine italienischen Rivalen; hätte er, wie Meyerbeer, seine Kräfte auf eine kleine Anzahl von Compositionen concentrirt, er hätte sie alle überholt. Da der Meister schon dreizehn Jahre todt ist, so hat man sich gewundert, daß die Oper „Rita“ so spät zum Vorschein komme. Die Gazette des théâtres gibt darüber ausreichenden Aufschluß: die Aechtheit der Musik ist durch ein Gutachten der HH. Duprez, Dietsch, Leborne 2c. erhärtet, indem diese competenten Richter erklären, die Partitur sey durchaus von Donizettis Hand; sie sey nie im Druck erschienen, nie gespielt worden, durchaus orchestrirt und zur Vorstellung bereit. Am Libretto wird gerügt, der Stoff sey nicht neu. Gibt es noch neue Stoffe? Jedenfalls kommt's nicht auf Neuheit des Stoffes an, sondern auf das, was man damit macht. Der Erfolg war nicht einen Augenblick zweifelhaft, berichtet die Gazette musicale, selbst nicht für die Schwergläubigen, die trotz allem noch immer an der Aechtheit der Musik zweifeln könnten. Diese ist des Tonsetzers würdig, dem man Don Pasquale und Elisir d'Amore verdankt. Das Textbuch, das G. Vaëz zum Verfasser hat, betitelt sich Rita. Frau Rita ist eine Frau mit zwei Männern. Für diejenigen, die daran Aergerniß nehmen können, sey beigefügt, daß der erste Mann, ein Matrose, beim Dessert des Hochzeitschmauses die Braut geprügelt hat und hierauf verschwunden ist. Frau Rita erfährt bald nachher, daß er in einem Schiffbruche ertrunken ist und schreitet zur zweiten Ehe, vergißt aber einen Sterbeschein zu produciren. Wir wollen deßhalb den Librettoschreiber nicht

chikaniren, denn dieser Sterbeschein wäre zugleich der seines Stückes. Bei dieser zweiten Ehe hat sich das Blatt gewendet: Rita prügelt ihren Mann. Dieser ist daher höchst vergnügt, als der erste Gemahl wieder zum Vorschein kommt. Der erste Gemahl ist aber bloß gekommen, um sich scheiden zu lassen. Die beiden zärtlichen Ehemänner spielen alla morra um ihre Frau. Gaspardo, der erste Mann, verliert und muß sie behalten. Er weiß ihr aber den Ehecontrakt zu entreißen und nimmt damit Reißaus nach Amerika, wo eine andere Braut seiner harrt. Das Unzarte mancher Situationen braucht nicht erst noch bemerkbar gemacht zu werden.

Fidelio hat auf dem Théâtre lyrique einen Succès d'estime gehabt. Im Jahr 1829 wurde die Oper von einer deutschen Gesellschaft im Théâtre Ventadour gespielt und machte große Sensation, die man aber mehr in dem eminenten Darstellungstalente der trefflichen Schröder Devrient suchte, als in der Partitur selbst. Diese ist zu oft besprochen worden, als daß wir uns hier weiter damit zu befassen hätten. Nur Mozart beherrschte das sämmtliche Gebiet der Musik mit derselben Meisterschaft! — Schließlich erwähne ich noch einer komischen Operette: Pianella von Flotow. Sie ist zuerst in Deutschland gegeben worden, und wir beschränken uns daher auf die Anzeige, daß dieses neue Werk des Verfassers der Martha auf dem Theater Dejazet Glück gemacht hat.

Den 19. Mai fand im großen Opernsaal, oder vielmehr im Saale der großen Oper ein Musikfest statt, zum Vortheil des Pensionsfonds der Künstler und des Dienstpersonals. Dieß wird Sie um so weniger interessiren, da Sie jedenfalls nicht beigewohnt haben, und ich erwähne des Umstandes bloß, um hervorzuheben, daß das Programm dieser Feierlichkeit auf dem ersten Pariser Theater, zu Gunsten einer Pariser dramatischen Gesellschaft, fast ausschließlich deutsche Musik enthält: die Pastorale von Beethoven; o filii, mit Doppelchören, von Leißring (sechzehntes Jahrhundert); Scenen aus Euryanthe; Marsch aus dem Sommernachtstraum, von Mendelssohn; Bruchstücke aus dem ersten Akte der Alceste, von Gluck; Ouverture aus der Zauberflöte; Arie aus Clytämnestra, von Gluck; Schillermarsch von Meyerbeer; den Schluß machten das Halleluja von Händel, und Jägerchor aus den Jahreszeiten von Haydn. Bekanntlich wurde die Société des concerts in der Absicht gegründet, die Symphonien Beethovens zu spielen. Die Abonnements auf diese Concerte sind so gesucht, daß sie auf testamentarischem Wege vermacht werden, wie Elwart in seiner kürzlich erschienenen „histoire de la société des concerts" berichtet. Außer Beethoven finden bloß Mozart und Haydn Zutritt; ein Versuch mit Mendelssohn fiel nicht sehr glücklich aus. Mit den drei deutschen Meistern wird dieselbe Abgötterei getrieben, wie früher mit Corneille, Racine und Voltaire. Elwart hat sich die Mühe gegeben, sämmtliche Programme durchzugehen, und es hat sich herausgestellt, daß die Symphonie in E-moll (ut mineur) nicht weniger als 53 mal aufgeführt worden ist, die Pastorale 52 mal 2c. Die Gesellschaft wurde 1826 durch Habenek, den damaligen chef d'orchestre der großen Oper, gegründet; es finden jährlich nur sechs Concerte statt.

Die Ballsaison, wenigstens für highlife, hat mit einem glänzenden Tanzfeste im Hôtel d'Albe geendet. Da war's gleichsam, als sähe man in das Bouquet eines Feuerwerks; nur daß da, statt rasch verglimmender Feuerblumen, Diamanten, Topasen, Rubinen und Smaragden in ungeheurer Menge blitzten. Der Ball wurde durch die Quadrille der Jahreszeiten eröffnet; dann kam die Quadrille der Elemente, von unbeschreiblicher Pracht — der vier alten Elemente nämlich; in diesen Regionen ist die Poesie so conservativ wie in der Mythologie. Die Erde wurde vertreten durch Frau von Persigny, die Damen Swikoska, Nikrabikontska und Swerwikoff; Costüm: braune Robe, Blumen und Früchte aus Juwelen, Perlen und feinen Steinen. — Die Luft: Fürstin Metternich, Gräfin Morny, die Damen Psezezdelka und Roß; Robe aus Silberstoff, Gaze, Federn u. s. w. — Feuer. Die Damen von Pourtales, del Villar, Erraza; Robe von rothem Atlas; das Mieder mit Rubinen und Granaten besetzt; Schwungfedern, welche Flammen vorstellten. — Wasser: Robe von weißem Atlas, mit Muscheln, Seepflanzen u. s. w. besetzt; die Damen Walewski, von Gretry, von Labédoyère. — Diese Quadrille wurde allgemein als das non plus ultra gepriesen, und ich glaube, daß man noch heute davon spricht, wenn sie nicht durch Garibaldi in den Hintergrund gedrängt worden. Garibaldi ist der Held des Tages; kaum daß die Einnahme von Sebastopol oder die Schlacht von Solferino alle Klassen, von unten bis oben, so lebhaft beschäftigt hat. Das Abenteuerliche seines Zugs trägt das meiste dazu bei, denn von dem eigentlichen Werthe des Mannes kann man sich bis jetzt keinen klaren Begriff machen. Er wird sich nie in eine normale Stellung fügen; Napoleon könnte ihn morgen zum Marschall erheben, der unersättliche Abenteurer würde sich bedanken. Er muß unabhängig seyn, er ist nur zum Commandiren geboren, und die Unabhängigkeit seines Vaterlandes verschmilzt in seinem Streben mit seiner eigenen. Auch würde Garibaldi auf dem politischen Schauplatze eine sehr subalterne Rolle spielen.

Wien, Mai.

Pfingstwetter. — Baden in Noth. — Sympathie-Philister. — Gerichtsverhandlung gegen den Mörder der Leiche im Koffer.

Wir haben zu Pfingsten ein Wetter gehabt, wie es nach allen Richtungen der Windrose hin auch anderwärts gewesen. Nachdem der Himmel noch mit einem Restchen von guter Laune die Weihe des Denkmals für den Sieger von Aspern begünstigt, war es aus und vorbei mit seiner Freundlichkeit, obschon es zeitweise nicht an falschem Lächeln fehlte, das heimtückisch die leichtgläubige Menge in's Freie lockte, um sie dann schutzlos den entfesselten Elementen preiszugeben. Die Feiertage erhielten dadurch ein trübseliges Gepräge. Die Züge auf der Südbahn waren kurz und leer im Verhältniß zu dem, was man erfahrungsgemäß zu sehen erwartete. In Baden war an Unterkunft kein Mangel, statt daß an solchen Tagen die panonische Quellenstadt vollgestopft zu seyn pflegt wie eine jener luftdicht verschlossenen Büchsen, in denen man Fleisch für Seefahrer frisch erhält. Die Jammer-Pepi und andere Milchmariandeln hatten eine Schiffsladung Kaffee zu viel geröstet. Den Bäckern gingen Kipfel und Banzerl nicht aus, diese sonst so beliebten Regenwürmer an der Angelschnur des Vergnügens, wonach schnappend die Wiener gen Baden zu fahren lieben. Kurz, die Stadt war eine Jammerstätte und rings umher auf dem Lande halfen viele gute Herzen dem Himmel regnen (um mit einem unsterblichen Hofnarren zu reden), und zwar um so eifriger, je überflüssiger die Mühe war. Auch ich würde besser gethan haben, in der Stadt zu bleiben und mich im Dampfbad zu erlustigen, mein Begleiter hätte dann keinen Rheumatismus davon getragen. — Ueber die nächsten Regentage war schon besser hinaus zu kommen. Der große Ribaldo Garibaldi hielt die Sympathie-Philister in Athem und mit diesen die Weiber. Die erregte Einbildungskraft des schönen Geschlechtes sieht im Freibeuter einen Helden; er ist für das jetzige Völklein in Crinolinen, was für ihre Ahnfrauen einst Rinaldo Rinaldini und Carl Moor waren.

Neben dem Raubzug auf Sicilien war und ist es noch die Gerichtsverhandlung in Sachen des Staatsanwalts gegen Johann Schmidt, Magdalena und Rosa Pichl, welche die allgemeinste Theilnahme fesselt. Die schauerliche Begebenheit von der Leiche im Koffer habe ich bereits vor drei Monaten berichtet; es wäre demnach überflüssig, ausführlicher darauf zurückzukommen; doch kann ich nicht umhin, einiges in Kürze zu wiederholen, um dabei die Ergänzungen und Berichtigungen einzuflechten, wie sie sich aus der Gerichtsverhandlung ergeben haben, die — beiläufig bemerkt — noch mehrere Tage hindurch dauern dürfte. Am 15. März 1859 war Karl Hurtz, Bruder und Buchhalter des Fabrikanten Joseph Hurtz, mit einer bedeutenden Geldsumme spurlos verschwunden. Er galt für durchgegangen. Am 12. März war er nach Leobersdorf zu seinem Bruder gegangen, am 14. Morgens nach der Stadt zurückgekehrt, hatte Wechsel im Betrage von mehr als 7000 Gulden einkassirt, Nachmittags das Gewölbe in der Bischofsgasse besucht, wo Johann Schmidt, ein junger Mensch von damals zwanzig Jahren das Geschäft besorgte, und war seitdem nicht mehr gesehen worden. Keine Spur ließ sich entdecken. Gerüchte behaupteten, man habe den Karl Hurtz in Amerika gesehen. Daran glaubte so ziemlich alle Welt, nur Joseph Hurtz nicht, der seines Bruders wackere Gesinnung zu gut kannte, um ihm einen Schurkenstreich zuzutrauen. Standhaft hielt er seinen Bruder für das Opfer eines Raubmordes und Schmidt für den Mörder; schon am ersten Tage theilte er diesen seinen Verdacht der Behörde mit und veranlaßte die polizeiliche Ueberwachung des Beargwohnten. Diese blieb ohne Ergebniß. Wien besitzt zwar eine ausgezeichnete Polizei, aber am Ende besteht sie doch aus sterblichen Menschen. Selbst Herr von Felsenthal, der berühmte Entdecker der Fälschungen Peters von Bor und neuerlich der Newyorker Banknotenverschwörung, kann nicht hexen, obschon es manchmal danach aussieht, als besitze er das „geheimnißvolle Buch von Nostradamus eigener Hand." Doch das nur beiläufig, denn Herr von Felsenthal hatte im vorliegenden Fall muthmaßlich keine besondere Sendung, da allen Zeichen nach die Behörde auf die Ahnungen des Joseph Hurtz kein Gewicht legte und keinerlei Inzichten gegen Schmidt vorlagen. Er hatte seine That mit einer Geschicklichkeit und einem Glücke vollführt, die jetzt, nachdem man die näheren Umstände in beglaubigter Darstellung kennt, noch mehr als früher in Erstaunen setzt. Karl Hurtz ist am 14. März Abends vor sieben Uhr in der Schreibstube am Gewölbe in einer belebten Hauptstraße erschlagen worden, worauf der Mörder das Gewölb gegen die Straße sperrte, durch die Hinterthür sich entfernte und im Nebenhause einen Koffer kaufte, den er ein paar Tage zuvor schon halb und halb bestellt gehabt, welcher Umstand die vorbedachte Berechnung bezeugt. Den Koffer ließ er vom Träger vor der Thüre abstellen, wie späterhin das Wasser, angeblich ein Fußbad, womit er die erste

Abwaschung des Estrichs vornahm. Die zweite Abwaschung erfolgte am 15. März früh Morgens vor Tage durch ein fremdes Weib mit Uebergehung der Hausmeisterin. Die Leiche wurde in Unterkleidern in den Koffer gepackt, zum Spediteur mit einem Frachtbriefe unter dem Namen eines Joachim Poppe geschafft und ging am 15. März als Eilgut nach Prag ab. Als Inhalt des Frachtstückes waren Porcellan und Delicatessen angegeben. In Prag meldete sich kein Empfänger, wohl aber lief bei der Bahndirektion ein Brief aus Wien vom 19. März ein, worin ersucht wurde, den Koffer als Frachtgut nach Przemislany in Galizien an Joachim Poppe (den Aussteller des Briefes) zu befördern, da er, wie er angab, noch einige Tage in Wien verweilen müsse. Am 23. März ging der Koffer von Prag ab, langte am 27. auf der Bahn zu Rzeszow an, wurde von dort durch das Haus Reich und Kraus, welches die Speditionsstücke der Bahn zu besorgen hat, an Mahl in Lemberg übermacht, und von Mahl nach Przemislany an J. Poppe wiederholt, aber vergeblich avisirt. Da keine Verfügung erfolgte, ließ Mahl nach Ablauf des Jahres das Gut nach Rzeszow zurückgehen. Man wußte dort nicht, was damit anzufangen sey, und da ein grausamer Gestank aus dem Koffer die ganze Niederlage verpestete, wurde am 20. Jan. 1860 ein Schlosser gerufen und die Leiche entdeckt. Der Leichnam gehörte einem Ermordeten. Die Frachtbriefe brachten auf die Spur, wer der Todte gewesen. Die Sendung war von Wien am 15. März 1859 abgegangen, und seit dem 14. März Abends Karl Hurtz verschwunden. Bald erfolgte die Anerkennung des Leichnams selbst, trotz der zehnmonatlichen Fäulniß; die Verwandten erkannten auch das Hemd, die goldenen Hemdknöpfe und einige andere Gegenstände als Eigenthum des Vermißten. Damit war nicht nur das Räthsel vom Verschwinden des Karl Hurtz gelöst, sondern auch der von Joseph Hurtz ausgesprochene Verdacht gegen Johann Schmidt zur förmlichen Anklage geworden. Dazu kam, daß der Koffer vom Taschner Großkopf als derjenige erkannt wurde, den er an seinen Nachbar Schmidt verkauft habe. Zudem meldete ein gewisser Tuschhoff, daß ihm Schmidt bald nach der That großen Lohn geboten habe, wenn er einen Koffer von Rzeszow über die russische Grenze schmuggeln wolle. Auch fiel schwer in's Gewicht, daß Schmidt seit zehn Monaten einen Aufwand gemacht hatte, der seine bekannten Mittel zu übersteigen schien, und dabei doch, so viel man wußte, von keinen Gläubigern gedrängt wurde. Er wurde eingezogen; eben so seine Braut Magdalena Bichl und deren Schwester Rosa. Letztere gehört bereits zu den alten Mondscheinen; erstere stand noch im ersten Lebensabschnitt ihrer Namenspatronin, und es ist nicht ihre Wahl, wenn sie jetzt zum zweiten Theil übergehen muß, bei welchem die Buße mehr vorwalten wird als die Reue. Das Schwesternpaar wird der Mitwissenschaft nach der That und der Beihülfe zur Vertilgung der Spuren beschuldigt. Johann Schmidt gesteht alle Klagepunkte mit einer einzigen Ausnahme zu: den Mord selbst will er nicht begangen haben. Am Abend des 14. März 1859 befand er sich nach seiner Aussage mit Karl Hurtz und einem Berliner Namens Michael in der Schreibstube beim Gewölbe, wurde um Briefmarken geschickt, fand bei seiner Rückkehr den Karl erschlagen und ließ sich vom Mörder bethören, die That vertuschen zu helfen. Da aber vom Berliner auch nicht die leiseste Spur zu finden ist, und da Schmidt schon ein paar Tage zuvor um den verhängnißvollen Koffer gefeilscht hatte, so dürfte wohl die Thäterschaft schließlich an ihm haften bleiben. Mit dieser Darstellung glaube ich mich begnügen zu sollen; sie ergänzt und berichtigt die frühere Meldung und setzt diejenigen auf das Laufende, welche bisher von der ganzen Angelegenheit nichts wußten. Ich bedaure, nicht die ganze Gerichtsverhandlung in ihren Einzelheiten, mit allen ihren bezeichnenden Zügen wiedergeben zu können, die in ihrer Gesammtheit zwar kein erfreuliches, aber ein desto lehrreicheres Bild darbieten. Ich meine nicht etwa lehrreich für den Criminalisten, sondern für den, welchem die Erforschung gesellschaftlicher Zustände des Tages am Herzen liegt.

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 26. 24. Juni 1860.

Paris est peut-être la ville du monde la plus sensuelle, et où l'on raffine le plus sur les plaisirs; mais c'est peut-être celle où l'on mene une vie plus dure.

Montesquieu.

Pariser Briefe.

I.

Die Saison geht nach und nach zu Ende, d. h. sie würde zu Ende gehen, wenn das Wetter ihr überhaupt gestattet hätte anzufangen. In der That sind die Pariser heuer um die schönsten Wochen des ganzen Jahres betrogen; der unerbittliche Regen hat die Saison weggewaschen aus dem Kalender, und böse Nordwinde verwehrten ihr den Einzug in's Hauptquartier, die Champs Elysées und das Bois de Boulogne. Der Regenschirm war unter solchen Umständen der Tonangeber und der Unentbehrliche für alle diejenigen, welchen kein schirmendes Wagendach zu Gebot steht. Nur von Zeit zu Zeit stahl sich die Sonne durch die Regenschauer, schüchtern und reizend, wie ein junges Mädchen, welches zwischen Thränen lacht. Was selten ist, hat aber um so mehr Werth, und die wenigen schönen Tage, welche der Monat Mai brachte, haben deßhalb eine mehr als gewöhnliche Anzahl von Equipagen, Reitern und Fußgängern in die Laubgänge des Pariser Prado gelockt.

Wie das wimmelt von großen und kleinen Wagen jeder Gattung, von der hoch aufgehängten geräumigen Kalesche der großen Welt an bis zu dem einspännigen, tiefgehenden, eleganten Coupé der — halben Welt. Zwischendurch winden sich die Tilburies und Gigs der jungen Herrn, die Reiter auf englischen Blutpferden und auf Miethgäulen zu zehn Franken der Ritt, die Fiaker mit ihren abgehetzten Ponies und die Citadines mit den nachdenklich dahertrabenden Reformpferden. Damit aber in dem lauten und vielstimmigen Wagenconcert der tiefe Baß nicht fehle, rollt von Zeit zu Zeit ein monströser Omnibus dazwischen, den mächtige Percheronhengste nach Neuilly, Courbevoie oder sonst einem Orte der Bannmeile schleppen.

Der Kaiser fehlt selten bei den Spazierfahrten im Gehölze. Ich sah ihn mit der Kaiserin in einem eleganten Daumont, von vier prächtigen Braunen gezogen; Stallmeister und Piqueurs ritten Pferde von gleichem Schnitt und gleicher Farbe. Andere male lenkte er selbst seinen leichten Phaeton, stieg am Teiche aus und mischte sich unter die Spaziergänger, zum nicht geringen Vergnügen der zahlreichen Fremden, die ihn nun mit Muße betrachten konnten. Wer in diesen Zügen lesen könnte, die sich so leidenschaftslos und abgespannt geben!

Ich sprach vorhin von dem einspännigen Coupé des demi monde. Diese Coupés sind wirklich charakteristisch, mit oder ohne den kleinen Jokey neben dem wohlgenährten Kutscher. Das ist die eigentliche Specialität

von Paris, nicht so sehr die Coupés, als vielmehr deren Inhaberinnen. In Paris, wo man alles rangirt, eintheilt und classificirt, konnten diese Damen, welche die Comödie der Leidenschaften spielen, unmöglich ohne Namen und Eintheilung in den Wogen der übrigen Gesellschaft vereinzelt herumschwimmen. In Frankreich und vornehmlich in Paris muß alles seine Fahne, seine Aufschrift, seinen Platz auf der socialen Stufenleiter haben; denn die Stadt ist groß, und man muß den Ueberblick und die Orientirung erleichtern für alle Leute, die keine Zeit haben oder keine Mühe anwenden wollen. Die Prüderie ist auch ein längst überwundener Standpunkt, und somit hat man diesen Damen einen bequemen, markirten und recht comfortabeln Platz angewiesen, nicht gerade in der Gesellschaft selbst, sondern ein wenig bei Seite, aber nicht zu weit, damit man sie beim Handausstrecken erreichen könne; einen Platz, von dem aus sie alles sehen und von allen gesehen werden können. Man hat ihnen auch eine Fahne gegeben, und der feine französische Geist, der das Wort sehr leicht anstößig findet, wenn er sich auch über die Sache hinaussetzt, hat dieser Fahne die Aufschrift „demi monde" octroyirt; wirklich eine recht artige Bezeichnung, und eine charakterisirende.

Die halbe Welt, von der ich spreche, fängt aber an ihr Gebiet nicht übel auszudehnen. Im Boulogner Wäldchen, bei den Wettrennen in Longchamps, Chantilly und Versailles, bei den Revuen, in den Theatern, kurz überall, wo das glänzende Paris öffentlich erscheint, gebärden sich diese Damen als Königinnen. Man sieht da — einige Frauen der Würdenträger ausgenommen — fast nur die „Biches" mit ihren rauschenden Schleppkleidern, die feinen Taillen in einer Spitzenwolke, die kleinen Füßchen im Corduanleder, die hübsch geschnittenen Gesichter mit der dicken Auflage von Perlweiß oder Reispulver, die korallenroth gefärbten Lippen, die mandelförmig geschlitzten Augen, deren Winkel einen dunkeln Punkt weisen und deren Brauen mit Hülfe des Pinsels in einem tadellosen Bogen gezeichnet sind. Was die Zähne betrifft, so sind es blendende Reihen von gleichen Perlen, und man sagt, der Erfinder der dents osanores mache glänzende Geschäfte.

Ja, das Stück, welches diese Damen spielen, und das von Liebe handelt und mit Gold im Gang erhalten wird, ist herrlich ausgestattet. Die Pariserinnen haben alle den feinen Geschmack und die Grazie, welche ihren Ausstattungen und Etalagen einen unnachahmlichen Reiz geben. Und zu diesem savoir faire die Koketterie, die kleinen Minauderien in Redeton und Sprachweise! Doch in dieser Beziehung hat in letzter Zeit ein Umschwung stattgefunden. Seitdem Mademoiselle Marguerite von den Délassements comiques — unter dem Spitznamen Rigolboche bekannt — das Decidirte in die Bewegungen und ihre Bewegungen in Schwung und Mode gebracht, kann man auch in der Sprache der Dames à la mode das Decidirte wiederfinden. Die „Biches" geben in dieser Beziehung keinem Dragonersergeanten viel nach, so kräftig und sonor klingt ihre Sprache.

Sie wissen, daß jetzt unter diesen Damen eine Art Wetteifer stattfindet, welche ihr Bein am höchsten zu schleudern im Stande ist. Wenn Sie die Memoiren der Rigolboche gelesen haben, und wenn Sie erfahren, daß dieselben so eben nach den paar Wochen ihres Erscheinens in dritter Auflage gedruckt worden, so müssen Sie das begreiflich finden. Die Rigolbochomanie findet um so mehr Anhängerinnen, weil fast jede Pariserin schön geformte Beine hat. Da es nun den Pariserinnen sehr darum zu thun ist, zu zeigen, was sie Schönes haben, so ist durch den Beinschwung der Mademoiselle Rigolboche nur einem längst gefühlten Bedürfniß Rechnung getragen. Auf Mabille hat man sich dieser Erfindung mit besonderem Eifer bemächtigt, und wer immer als gute Tänzerin gelten will, muß, im Solo wenigstens, die Nase ihres Visavis mit der Fußspitze berühren. Ich gehe mit meinen Beschreibungen nicht bis zur Closerie des Lilas, dem Rendezvous der Studenten und ihrer Grisetten; ich fürchte ohnedieß schon manchen Ihrer Leser unruhig gemacht zu haben. Aber Paris ist nun einmal so, und wer von Paris schreiben will, kann seine Feder nicht in anständige Zurückhaltung tauchen, wenn er Sitten schildert.

Wer die „Biches" in ihrem Glanze sehen möchte, der muß in den Cirque de l'Impératrice gehen, wo Monsieur Leotard seine gymnastischen Wunder auf den fliegenden Trapezen ausführt. Leotard ist ein schöner junger Mann von herrlichem Körperbau, seine Gymnastik ist kühn und graziös. Er ist sehr in der Mode und der allgemeine Liebling aller dieser Damen. Gegen das Ende der Vorstellung, deren Beschluß die gymnastischen Produktionen Leotards machen, kommen sie alle im vollen Waffenschmuck; da gibt es ein Drängen und Suchen nach Plätzen, was oft nicht ohne Schwierigkeiten ist, da die Plätze nicht numerirt sind und der Cirque de l'Impératrice stark besucht wird. Da verschwindet man oft förmlich in einer Wolke von Röcken und Spitzen von allen diesen Damen, die über Einen hinwegsteigen; da schwängert sich die Atmosphäre des Stalles, welche dem Circus sonst eigenthümlich ist, mit den feinsten Gerüchen von Pinaud und Geslin, und die Ruhe stellt sich nicht eher her, als bis er erscheint auf den Teppichen seiner Brücke und den Trapezflug

beginnt. Die Glücklichen, welche blond sind und dunkle Augen besitzen und schon dadurch mehr Chancen haben, daß er in den Zwischenpausen sie ansehen wird, und die weniger Ausgezeichneten, welche zu dem großen Haufen der Schwarzen gehören, alle folgen mit Spannung den gefährlichen Sprüngen. Ça donne de l'émotion, und darum handelt sich's zunächst dem Gelde. Doch es heißt, er werde sich verheirathen.

Wenn man Paris so ansieht und das Leben in Paris betrachtet, so begreift man überhaupt nicht, daß es hier noch Leute gibt, die sich verheirathen. Paris mit seinen großen Miethhäusern, die nichts weiter sind als bürgerliche Kasernen, mit den engen, unbequemen, oder unbezahlbar theuren Quartieren, mit den unbarmherzigen Hausherrn, die keine Kinder dulden wollen — wer kann da noch daran denken, eine Familie zu gründen! Dieser Luxus scheint in der That der größte von allen. Paris inhabitable! Das ist der Nothschrei, welchen alle Leute von mittlerem Vermögen ausstoßen gegenüber den kolossalen Umbauten, welche die Stadt „par ordre du Mufti" vornimmt, gegenüber den horrenden Preisen, auf welche Grund und Boden und darum auch die Wohnungen zur Compensirung der kolossalen Kosten für den Umbau hinaufgetrieben sind, gegenüber den fabelhaften Einkünften, welche die Magnaten des Grundbesitzes und des Handels aller Nationen, Länder und Welttheile in Paris verzehren.

Russische Fürsten, englische Lords und Spanier, die ihr Vermögen in Amerika gemacht haben, diese allein zählen; die andern alle sind Nieten, „ihr blindes Gewühl hüllet die Treffer nur ein." Für sie zünden die kleinen Damen ihre Blicke, die Restaurants und die Kaufläden ihre Gasflammen an, für sie schleudert Rigolboche ihr Bein und dressirt der Marchand de Chevaux seine Pferde während der Morgenstunde in den Alleen des Boulogner Gehölzes. Wenn früher ein ehrsamer Stöpselhändler im Großen, oder ein Wattfabrikant nach fünfzehn bis zwanzig Jahren fleißiger Arbeit mit eben so viel tausend Francs Rente sich vom Geschäfte zurückzog, so that er das mit dem behaglichen Gefühle des wohlhabenden Mannes, der seiner Frau für jede Jahreszeit einen modernen Anzug, für den Sommer eine Landwohnung oder wenigstens zwei Landpartien wöchentlich, dabei vier bis fünf Kinder und sich selbst alle Annehmlichkeiten einer comfortabeln Wohnung und eines gut besetzten Tisches erlauben konnte. Und jetzt! Mit 15,000 Franken ist man gerade an jener unbehaglichen Grenzlinie, wo man in's gelobte Land der Sorglosigkeit hinein sehen kann, ohne je über dessen Schwelle zu treten. In Paris à son aise leben kann heute außer den fremden Nabobs nur das Schooßkind der Börse, oder ein Vermögen, wie es allenfalls noch in Cognac oder in Bordeauxweinen zu erwerben ist, und die reichen Dotationen der Würdenträger.

Aus diesem Bewußtseyn entspringt das Jagen und Haschen nach Reichthum in allen Sphären, der Schwindel an der Börse und in den Geschäften, der Luxus der Läden mit ihren fabelhaften Preisen, die Reclame in allen Gestalten, der Ueberfluß an Glanz und der verhältnißmäßig geringe Vorrath an Comfort. „Le français, né puffiste, a inventé la réclame," ist das Motto des „Tintamarre," eines kleinen Pariser Journals für Satire, Witz, Persiflage der Reclame, und — Reclame. Nichts kann wahrer seyn als dieses Motto. Wenn der Fremde nach Paris kommt und sich mit einem male in diesem Gewoge von Glanz und Luxus sieht, wenn er die prächtigen Kaufgewölbe bewundert mit all den geschmackvoll ausgelegten Stoffen und Geräthschaften des nothwendigen und überflüssigen Luxus, so staunt er nebenbei über die billigen Preise, die in großen Ziffern bei verschiedenen Gegenständen ausgesetzt sind. Aber der Unglückliche versuche nur einmal, in diese von Gas strahlenden Salons einzutreten, wo ihn bordirte Lakaien, schwarz befrackte Commis und Kassierer in Beschlag nehmen. Er frage nach der geringsten Sache, so wird er durch zehn Salons, an dreißig Tischen und sechzig Commis vorüber geführt; er wird unter einem Schwall von schönen Phrasen und Artikeln au choix erdrückt. Er wählt und fragt endlich nach dem Preise; man weist ihn an's Comptoir, wo ihm seine Rechnung ausgestellt wird — ein schneidender Contrast mit den fabelhaft niedern Preisen, die in der Etalage prangen. Von da geht's zur Kasse, wo er seine Napoleons los wird, und die Reclame hat ihr Opfer.

Die Kaufleute in Paris zahlen aber auch horrende Miethzinse, brauchen viel Gas, viele Commis und wollen viel verdienen; dazu müssen alle Mittel helfen. Pomphafte Ankündigungen und Reclamen, Artikel zu drei Francs die Zeile in den Journalen, verlockende Auslagen, Gratisvertheilung von Programmen und Ankündigungen an allen Straßenecken — das muß die Käufer in die Gewölbe ziehen. Hat man sein Opfer einmal unter die Hände der Commis gebracht, dann ist es die Sache dieser letzteren, es nach Möglichkeit zu rupfen. Man gibt auf den Accent, auf den Schnitt der Halskrägen und die Form des Hutes acht, um zu erkennen, mit wem man es zu thun hat; denn die Engländer läßt man besonders theuer bezahlen und hat auch für sie den Separatlockvogel „English spoken" über fast allen eleganten Ladenthüren angebracht. Mit

eindringlicher Logik weiß der geschickte Commis in die Börse des Käufers so tief zu greifen, als es nur immer angehen mag, und man fühlt sich ordentlich erleichtert im wahren Sinne des Worts, wenn man endlich damit fertig ist, eine Menge von Sachen zu bezahlen, die man eigentlich gar nicht kaufen wollte.

Gegen diese gefällige Zudringlichkeit der Pariser Verkäufer schützt nur Eine Waffe: ein gutes à propos. Dazu muß man aber seinen Geist und sein Französisch beisammen haben und muß über beides jederzeit verfügen können. Das ist überhaupt der beste Führer durch Paris; er macht, daß uns die Garçons in den Restaurants gut bedienen, die Concierges die Briefe nicht liegen lassen und die Schnur gleich beim ersten Läuten ziehen. Es ist dieß viel mehr zu empfehlen, als der gar zu häufige Gebrauch des „s'il vous plaît," welches Herr Bädecker den Clienten seines Reisehandbuchs so sehr auf die Seele bindet, woran aber der Pariser Garçon nur zu leicht den Fremden erkennt, den man vernachlässigen darf. Das s'il vous plaît" gehört mehr der republikanischen Zeit an, das Wort des Kaiserreichs ist weit eher: „il le faut." Aber freilich, wenn man mit Sicherheit auftreten will, muß man auch seiner Worte sicher seyn, denn der Franzose hat ein feines und verwöhntes Ohr für seine Sprache.

Die Restaurants sind die Hauptrepräsentanten einer falschen Wohlfeilheit. Man wird überschwemmt mit Ankündigungen von Diners zu drei, zu zwei Francs, ja selbst zu neunzehn Sous, und nicht etwa Diners bestehend aus Suppe, Fleisch und Gemüse — das ließe sich um diesen Preis reichlich und appetitlich geben; nein, da gibt es zwei bis drei Schüsseln nach Auswahl, Entremets, Desserts 2c. Man kann sich vorstellen, wie Quantität und Qualität beschaffen sind. Die Restaurants zu vier Francs mögen noch hingehen; das Essen muß man zwar auch da als Geschäft betreiben, das keinen Zweck hat, als Oel an die Lebenslampe zu gießen. Man darf sich nicht daran stoßen, daß die Garçons einem die Speisen vorlegen, wie die Vertheiler den Pensionären. Es ist nicht viel, was man bekommt, es ist nicht sehr einladend, wie man's bekommt, aber es ist genießbar. Steigt man von vier Francs hinunter, so nimmt der Lärm zu in dem Maße, als die Portionen abnehmen; die Garçon schreien lauter, weil sie weniger vorlegen, die Falten der weißen Cravatte, welche die Garçons zu diesem Preise noch da und dort tragen, werden eben so verdächtig wie die Ragouts, welche man servirt, und es ist augenscheinlich, daß zum Bereiten des Weins mehr Wasser verwendet wird, als zum Waschen der Teller und Bestecke.

Wer's versuchen will, wohlfeil in Paris zu leben, der muß sich eben an der Augenweide genügen lassen; für diese ist reichlich gesorgt, diese ist für jedermann; die andern Genüsse sind für die reichen Leute oder die Verschwender. Der Pariser selbst lebt ziemlich enthaltsam; er will verdienen, nicht genießen — ich spreche von den Leuten, die arbeiten — er servirt den reichen Müßiggängern die strotzende Tafel und begnügt sich, von den Abfällen zu leben, damit er mit einigen Jahren Arbeit sich eine Unabhängigkeit erwerbe, eine Unabhängigkeit, die ihm freilich heutzutage nicht mehr bietet, was ehedem.

Ich sagte, das Heirathen sey in Paris ein großer Luxus, der mit vielen Unbequemlichkeiten verbunden ist und am Ende erst das nicht gewährt, was man billigerweise davon haben sollte — ein Familienleben. Nur jenen Kreisen, aus welchen die Etikette und die Gleichgültigkeit gegen die intimeren Pflichten und Freuden des Familienlebens dieses selbst verbannt haben, stehen Raum, Luft und Licht in dem Maße zu Gebot, welches zum Gedeihen eines solchen Lebens erfordert wird. Die übrigen müssen „wegen Mangel an Raum" die Usance der Großen nachmachen, ihre Kinder, sobald sie geboren sind, zu den Ammen auf's Land, und sobald sie gesäugt sind, in irgend ein Collège geben, aus welchem man sie allsonntäglich abholt und zu einem Pâtissier oder Glacier, im Sommer wohl auch nach St. Germain, Versailles oder St. Cloud, nach Montmorency oder Puteaux führt. Die natürliche Folge davon ist, daß das Heirathen ein Geschäft wird, mit dem man seine Einkünfte zu verbessern oder sein sonstiges Geschäft zu heben hofft, und wenn man zufällig ein Schwindler geworden ist, einen bevorstehenden Bankerott aufzuhalten oder seine Deficits an der Börse zu decken gedenkt.

Die Heirathen haben in der jüngsten Zeit einige Restaurationen bewirkt. So hat der Marquis von Mortémart seinen alten Stammbaum mit dem Champagner der Tochter der Veuve Cliquot begossen, was ihm viel neue Frische verliehen haben soll. Der legitimistische Marquis und seine, was die Aechtheit ihres Champagners betrifft, eben so legitimistische junge Gemahlin bewohnen ein reizendes Schloß in der Champagne, das (figürlich, nicht wirklich) auf den Kellern der berühmten Wittwe gebaut ist. Warum hätte also der junge Fürst Polignac nicht die Tochter des reichen Mirès heirathen sollen? Der Faubourg St. Germain hat sich viel mit dieser Heirath beschäftigt und schien auch eine Zeit lang nicht übel Lust zu haben, gegen diese Vermischung mit orientalischem Blut zu protestiren. Der Geist des Sports hat vielleicht die Vermittlung angebahnt. Frischt man nicht auch die edelsten Pferde

mit Blut aus dem Orient auf? Die Bonmotisten haben auch einige Calembourgs darüber zur Welt gebracht, und zwar mitunter ziemliche Mißgeburten; am besten ist noch der Witz des Figaro, der einen Verwandten des Fürsten zu Mirès sagen läßt: „Savez-vous, Monsieur, que votre gendre à du sang pour trois?“ — „Eh bien,“ antwortet Mirès, „moi j'ai du trois pour cent.“

Nun, die Heirath ist vollzogen und heute spricht niemand mehr davon, um so weniger, als man sehr viel von Garibaldi zu sprechen und zu schreiben hat. Das ist noch immer der Held des Tages, und selbst die officiösen Journale haben einen versöhnlichen Ton über seine Expedition angeschlagen, um der großen Popularität dieses Mannes unter den niedern Klassen nicht zu sehr vor den Kopf zu stoßen. — Der Großfürst Nikolaus hat Paris verlassen, wo es unaufhörlich regnete, so daß man ihm nicht einmal eine Truppenrevue veranstalten konnte, was doch das Hauptvergnügen der russischen Prinzen ist. Am Samstag hat der Kaiser vier schwere und zwei leichte Cavallerieregimenter auf dem Wettrennplatze von Longchamps Revue passiren lassen. Die Regimenter sahen ganz gut aus. Das Wetter schnitt ausnahmsweise ein freundliches Gesicht, und so war das Schauspiel, welchem auch die Kaiserin und der kleine kaiserliche Grenadierkorporal beigewohnt, recht glänzend. In der Suite des Kaisers ritt ein Prinz von Holstein, der englische Militärbevollmächtigte und ein österreichischer Husarenoffizier. Der kleine Prinz war während des Defilés zu Pferde, und ging später mit der Kaiserin und ihren Hofdamen aus dem reservirten Raume der Tribüne unter die Volksgruppen, welche der Revue zusahen, küßte einen kleinen Jungen eines Arbeiters, winkte den andern freundlich mit der Hand und dankte seinen Kameraden, den Caporaux, militärisch für ihren Gruß. Das Ganze machte einen guten Eindruck auf's Publikum und gab Anlaß zu vielfachen Rufen: „Vive l'Impératrice! Vive le Prince!“

Die Schwadronen defilirten im Trab mit ziemlich guter Haltung zu Pferde und unter lebhaften Acclamationen. Die Reiterwaffe hat sich unter der Hand Napoleons III. merklich gehoben und ist jetzt in einem gar nicht zu verachtenden Stande. — Im Allgemeinen wird der Sinn für Pferde in Frankreich gepflegt, wozu die zahlreichen Wettrennen nicht wenig beitragen. Das französische Derbyrennen um den Preis des Jockey-Clubs von 20,000 Franken fand am 20. Mai in Chantilly statt; trotz des zweifelhaften Wetters war Paris stark vertreten. Die kleinen Damen tranken Champagner und ihre Verehrer wetteten — beides in ziemlich starken Dimensionen — und Beauvais, der dreijährige Braunhengst der Frau von Latache, gewann den Preis.

Zur Geschichte der Spielkarten.

(Schluß.)

III.

Die vier Farben.

Wenn die im Bisherigen vorgetragene Geschichte der Erfindung der Karten nur ein Roman ist, wie Alles, was bis auf den heutigen Tag über den Gegenstand geschrieben worden, so wird man doch zugestehen müssen, daß sie einige Wahrscheinlichkeit für sich hat, und daß die halben Beweise, auf die sie sich stützt, so zahlreich sind und so gut zusammenstimmen, daß unsere Auffassung beim Mangel an Gegenbeweisen gar wohl bestehen mag.

Ehe wir nun aber etwas über die früheste und die gegenwärtige Fabrikation der Karten sagen, ergänzen wir unsere geschichtliche Beobachtung.

Wir glauben erwiesen zu haben, daß die Tarockspiele zuerst in Europa erfunden worden, daß sie unmittelbare Nachkommen der unschuldigen Naibis sind, welche italienische Sittenlehrer den Kindern empfehlen, und daß uns eine Copie dieser unschuldigen Naibis in der Reihe von fünfzig Bildern vorliegt, die gegenwärtig unter dem Namen Tarode des Mantegna bekannt ist.

Wir wissen ferner, daß es im fünfzehnten Jahrhundert in Italien zwei Arten von Spielkarten gab,

gegen welche die Prediger eiferten: die Naibis oder Tarocke, und die Carticellae (kleine Karten) oder Spiele ohne Tarocke, bestehend aus vier Reihen Zahlkarten mit je nur drei Bildern, König, Königin, oder Reiter, und Bube. Demnach erkennt man in unsern heutigen Karten unschwer die Carticellae der Theologen des fünfzehnten Jahrhunderts, die vier Farben ohne Tarockbilder.

Wann und wo wurde auf diese Weise das ursprüngliche Tarockspiel zerrissen? Sicher gleich zu Anfang; denn die Karten waren bereits im Jahr 1392 bekannt, und die, wie oben angeführt, von Gringonneur für Karl VI. gemalten Karten konnten keine Tarocke seyn. Gleich in Italien beschränkte man die Zahl der Karten. Das Trappola-Spiel, das Cardan als ein venetianisches Spiel bezeichnet und nach dem man in Deutschland die Karten mit italienischen Farben benennt (Trapelierkarte), hat nur die vier Farben, und nicht einmal vollständig, sondern nur König, Reiter, Bube, Aß, Zweier, Siebener, Achter, Neuner und Zehner, im Ganzen 36 Blätter. Der Grund dieser Beschränkung leuchtet alsbald ein. Das Tarockspiel mit seinen vielen Blättern war ein verwickeltes Berechnungsspiel, das den gemeinen, an das Würfelspiel gewöhnten Spielern nicht zusagen konnte; man warf also aus dem neuen Spiel hinaus, was den Gang desselben schwer oder zu langsam machte, und brachte es auf weniger als die Hälfte herunter. Um diesen Preis wurden die Karten populär. Spanien folgte Italiens Vorgang. * Es nahm die venetianischen Karten mit ihren Abzeichen Bastos, Copas, Dineros, Espadillas auf, aber nur die vier Farben, und auch diese nicht vollständig, statt 56 Farbblättern nur 48, 12 für jede Farbe: König, Reiter, Bube, Aß bis Neun.

Daß die späteren italienischen und spanischen Karten in gerader Linie von den alten venetianischen Tarockspielen stammen, lehrt der Augenschein; die Farbzeichen sind dieselben. Aber bei den französischen und deutschen Karten ist die Sache nicht so klar. Indessen wird sich die Verwandtschaft auch hier nachweisen lassen.

Daß die französischen Farbzeichen Coeurs, Carreaux, Piques und Trefles sind, weiß jedermann, und daß dagegen die deutschen Karten Herzen (oder Roth), Schellen, Laub (oder Grün) und Eicheln führen, mögen nur Wenige nicht wissen.

Auf den ersten Blick scheinen diese drei Bezeichnungsarten wenig mit einander gemein zu haben, betrachten wir aber die Benennungen genauer, vergleichen wir die Formen, so werden wir wenigstens hie und da Familienzüge zu Tage kommen sehen, die uns auf den ersten Blick entgangen waren.

Die ital. Namen lauten:	Coppe, Denari, Spade, Bastoni.
Die französischen:	Coeurs, Carreaux, Piques, Trefles.
Die englischen:	Hearts, Diamonds, Spades, Clubs.

Letztere Namen sind eine Uebersetzung der französischen, da die Engländer von vorne herein die französische Karte angenommen haben. Da erinnert nun der englische Ausdruck Spades (Schaufeln, Schippen) für Piques auffallend an die italienischen Spade; gleicherweise lehnt sich der Ausdruck für Trefles „Clubs," was im Englischen Keule bedeutet, auffallend an das italienische Bastoni an. Es ist also mehr als wahrscheinlich, daß die zwei untern Farben der französischen Karte Waffen vorstellen, wie die der italienischen.

Ferner zerfielen, wie wir oben gesehen, in den Tarockspielen und später im spanischen Nationalspiel, im Hombre, die vier Farben in zwei Gruppen: bei Coppe und Denari verhalten sich der Werth der Zahlblätter und die Zahl der Points umgekehrt; bei Spade und Bastoni ist der Werth der Zahl der Points proportional. Diese Regel ging auf die Spiele über, welche Frankreich von Spanien entlehnte, namentlich auf das Hombre und die davon abgeleiteten Spiele Quadrille und Mediateur, und um dieselbe bei der französischen Karte practicabel zu machen, mußte man die vier französischen Farben in zwei Gruppen auseinander halten: Roth und Schwarz. Bei Coeur und Carreau verhält sich der Werth der Blätter, wie bei Coppe und Denari, umgekehrt wie die Zahl der Points; bei Piques und Trefles richtet sich der Werth nach dieser Zahl, wie bei Spade und Bastoni. Hervorzuheben ist noch, daß in diesen Spielen das Pique-Aß Espadille heißt, und das Trefle-Aß Baste (bâton). Somit ist klar, daß die alten französischen Kartenspieler das Bewußtseyn hatten, daß Piques und Trefles für Spade und Bastoni galten.

Was nun aber Coeur und Carreau anbelangt, so gestehen wir offen, daß wir nicht errathen können, was diese beiden Farben im Sinne des Erfinders bedeuten sollten. Man hat lange Abhandlungen über die Bedeutung derselben; Untersuchungen der Art sind aber

---

* Einen Beleg dafür, daß Spanien die Karten nicht erfunden, sondern Italien entlehnt hat, gibt das Wort Nappes selbst, wie die Spanier ihre Karten nennen. Indem sie das italienische Wort Naibi in ihre Sprache aufnahmen, machten sie P aus B, sonst müßte das Wort Naybes lauten, da die Spanier B wie V aussprechen. Und der Schluß läßt sich nicht umkehren; hätte Italien Namen und Sache von Spanien geborgt, so wäre nichts zu ändern gewesen, da die Italiener das P aussprechen wie die Spanier.

ein Labyrinth ohne Ausgang und wir lassen uns hier nicht darauf ein. Es mag genügen, nachgewiesen zu haben, daß die französischen Farben den italienischen Abzeichen nachgebildet sind, oder daß diese wenigstens den Anstoß zu jenen gegeben haben.

Wir kommen jetzt zu der deutschen Karte: Herz (Roth), Schellen, Laub (Grün) und Eichel. Sollte nun dieß nicht eine Nachahmung der französischen Farben seyn? Die deutschen fangen auch mit Herz an, das sie daneben auch Roth nennen, und was sie als Grün oder Laub ansprechen, ist ein Blatt in der Form der Piques. Da haben wir offenbar die französische Abtheilung in Roth und Schwarz. Und wäre man noch im Zweifel, so spräche, meiner Meinung nach, für die Priorität der französischen Karte der Umstand, daß die schwarzen Farben derselben, Piques und Trefles, Waffen sind gleich den Schwertern und Stöcken oder Keulen des ursprünglichen venetianischen Spiels, während, sammt der Eichel, das Grün oder Laub der Deutschen, das vollkommen die Gestalt der französischen Piques hat, ganz als ein ländliches Symbol erscheint.

Was ist aus alle dem zu schließen? Daß Franzosen und Deutsche, indem sie nur die vier Farben mehr oder weniger vollständig aufnahmen, auch mit den Abzeichen derselben Neuerungen vorgenommen, und daß sie bei der Wahl ihrer Symbole einander copirt oder nachgeahmt haben. All dieß aber ging sehr wahrscheinlich schon vor dem Ende des vierzehnten Jahrhunderts vor sich, das heißt vor der Erfindung des Holzschnitts, woraus sich erklärt, warum man bis jetzt aus dem vierzehnten Jahrhundert nichts kennt als Schriftstellen, und auch nicht das kleinste Kartenfragment.

Sind die Karten das erste Produkt der Holzschneiderei?

Dieß ist so ziemlich die herrschende, von Heinecken aufgestellte und durch seine Autorität gestützte Ansicht. Nach ihm sind die Karten eine deutsche Erfindung; die Karten haben den unmittelbaren Anstoß zur Holzschneidekunst gegeben, und die Kartenmacher waren die ersten Formschneider. Es ist dieß aber eine rein willkürliche, durch kein geschichtliches Zeugniß beglaubigte Behauptung.

Die Karten wurden Anfangs aus freier Hand gemalt. Die ältesten, die man kennt, sind die siebzehn Kartenblätter aus unbekannter Zeit, Cartes de Charles VI. genannt, und die Tarockkarten des Visconti, deren Alter aus dem sechsten Blatte zu schließen ist, auf dem man neben einander die Wappen des Fürsten und der Beatrix Tenda sieht, die er im Jahr 1413 heirathete und 1418 um's Leben brachte. Diese Karten sind mit dem Pinsel gemalt. Läßt man ferner die Geschichte vom Eifern des heil. Bernhard von Siena wider die Karten im Jahr 1423 gelten, so hätte man damit einen neuen Beweis, daß um diese Zeit die Karten in Bologna Malereien waren. Als nämlich der Kartenfabrikant alle Spielwerkzeuge verbrennen sah, lief er zum Prediger und klagte, er sey zu Grunde gerichtet. Da erwiederte der Heilige: „Du kannst nur malen? Wohlan, so male dieses!“ und damit gab er ihm das Monogramm des heiligen Namens Jesu in einem Heiligenschrein. Es ist nun aber wohl zu bemerken, daß zu dieser Zeit der Holzschnitt bereits bestand, weil der heilige Christoph eben die Jahreszahl 1423 trägt.

Aber, kann man sagen, im Jahr 1423 waren die Karten bereits gegen dreißig Jahre alt, da sie in Deutschland und in Frankreich schon im Jahr 1397 verboten wurden; ja sie waren bedeutend früher bekannt, wenn wahr ist, was der oben mehrmals erwähnte Chronist Covelluzzo aussagt, daß sie im Jahr 1379 nach Viterbo gekommen. Sie mußten also nothwendig durch ein rascheres und wohlfeileres Mittel hergestellt seyn als mittelst Handzeichnung und Malerei.

Allerdings waren die Karten bereits bekannt; kam aber der Verbrauch derselben dem heutigen auch nur entfernt gleich, und waren gleich von vorne herein die Maler nicht im Stande, der Nachfrage zu genügen? Wir sind der Meinung, daß sie dieß ohne Mühe konnten, und daß sogar noch nach der Erfindung des Formschneidens Karten mittelst Zeichenstift und Pinsel hergestellt wurden.

Der Engländer Chatto, der Heineckens Ansicht bestreitet, thut dar, daß in Deutschland die Ausdrücke Kartenmacher und Kartenmaler älter sind als das Wort Holzschneider. In den Augsburger Registern kommt beim Jahr 1418 vor: Kartenmacher, in den Nürnberger Registern bei den Jahren 1433 und 35 Kartenmacherin, 1438 Kartenmalerin, während das Wort Formschneider erst beim Jahr 1449 zum erstenmal erscheint. Wahrscheinlich wurden also die Karten in diesen beiden Städten, die bald durch den Holzschnitt einen so großen Ruf in Deutschland erlangen sollten, bis zur Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts aus freier Hand gezeichnet und gemalt, und es ist nicht zu übersehen, daß vorzüglich Weiber als mit dieser besondern Art von Malerei beschäftigt aufgeführt werden. Von jeher war ja weibliche Arbeit wohlfeiler als

männliche, und noch gegenwärtig werden in Frankreich und anderswo alle wohlfeilen Bilder und Landkarten von Weibern mit dem Pinsel colorirt. Die weibliche Arbeit mochte also in der ersten Zeit vollkommen ausreichen, den Bedarf zu decken, und wenn auch die bis zur Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts ergangenen Verbote des Kartenspiels darauf hinweisen, daß der Hang zu diesem Spiel auf eine für die öffentliche Sittlichkeit beunruhigende Weise um sich griff, so beweisen sie noch nicht, daß sich die Karten damals so rasch abnützten wie gegenwärtig. Je kostspieliger sie waren, desto mehr wurden sie wohl geschont; und sehen wir nicht noch jetzt in Haushaltungen, ja selbst in Wirthshäusern dieselben Karten jahrelang Dienste leisten? Die Karten zu wechseln, sobald sie nicht mehr ganz frisch sind, ist ein Luxus der neueren Zeit, und unsere Vorfahren waren wohl weit davon entfernt.

Ueberhaupt ist zu bemerken, daß die Karten zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts wahrscheinlich keineswegs so stark verbreitet waren, als man gewöhnlich meint. Dafür spricht folgender Fall. Derselbe St. Bernardin, den wir im Jahr 1423 zu Bologna die Karten und andere Spielwerkzeuge verbrennen sehen, predigt drei Jahre später zu Viterbo wider Luxus und Spiel mit demselben Erfolg wie zu Bologna. Unter den Gegenständen, mit denen ein Auto-da-fé vorgenommen wurde, führt nun aber Covelluzzos Chronik Würfel, Trictac, falsche Haare u. s. w. auf, von Karten aber ist mit keiner Sylbe die Rede.

Chatto glaubt, die ältesten Karten seyen mittelst der Patrone hergestellt worden. Wir sind anderer Ansicht; um aber diese zu begründen, müssen wir etwas Weniges über die Kartenfabrikation sagen.

Fabrikation der Karten.

Die Kartenfabrikation zerfällt in vier Theile, die Herrichtung des Papiers, den Druck der Zeichnung, die Colorirung und das Glätten. Die dabei angewendeten Handgriffe sind im Ganzen noch jetzt dieselben wie von jeher.

Die Karten aus dem sechzehnten Jahrhundert, die wir untersuchen konnten, zeigen, daß damals die Pappe aus vier ziemlich starken, zusammengeklebten Papierblättern bestand; gegenwärtig besteht sie in Frankreich gewöhnlich nur aus drei Blättern, aus dem Papier mit dem Wasserzeichen der Regierung, auf das die Zeichnung gedruckt wird, aus dem Papier in der Mitte, papier d'étresse oder main brune genannt, welches die Karte fester und weniger durchsichtig macht, und aus dem Papier für den Rücken, dem sogenannten Cartier; auf dieses wird das Muster, das sogenannte Tarotage aufgedruckt. *

Als man anfing die Kartenzeichnung durch Formdruck zu vervielfältigen, wurde die Zeichnung in Holz geschnitten, und dieß blieb sehr lange üblich, bis endlich der Kupferstich und in neuester Zeit der Stahlstich an die Stelle trat. Das Coloriren dagegen, bei den Franzosen „Habillage“ ** genannt, geschieht noch jetzt, wie in der frühesten Zeit, mittelst der Patrone, eines oben und unten durch Oelfarbe undurchdringlich gemachten Papiers. Auf dieser „Imprimure,“ wie die französischen Kartenmacher dieses Blatt nennen, schneidet man alle Stellen aus, die eine der Farben, aus denen die Kartenbilder bestehen, erhalten sollen, und dieser Farben sind fünf. So legt man denn einen der fünf Ausschnitte hinter dem andern auf die Zeichnung und fährt mit einer leicht in die betreffende Farbe getauchten Bürste darüber, so daß die Farbe die Ausschnitte der Imprimure ausfüllt, während die Stellen, die eine andere Farbe erhalten sollen, als nicht ausgeschnitten, von der Bürste verschont bleiben. Sind die fünf Farben nach einander aufgetragen, so ist das Habillage fertig. — Die so vollendete Karte wird nun geglättet; dabei wird ein polirter Stein mittelst einer mechanischen Verrichtung nach einander auf beiden Seiten des auf einer Marmorplatte liegenden Kartenbogens hin und her geführt, die anstrengendste unter den Verrichtungen des Kartenmachers. Es ist nicht zu vergessen, daß jeder Pappebogen zwanzig Karten enthält, daß man ihrer also zwanzig auf einmal macht.

Nach dieser ganz kurzen, aber hoffentlich klaren Beschreibung wird man uns gerne zugeben, daß alle diese Handgriffe und Vorrichtungen nicht zugleich mit den Karten erfunden worden seyn können, daß sie vielmehr Ergebnisse allmähliger Entwicklung sind, und daß wohl zu allerletzt, sehr lange nach der ersten Zeit, das Glätten aufgekommen ist. Wirklich zeigen auch die ältesten Karten, die uns noch vorliegen, keine Spur davon, und die in Italien verfertigten Karten sind noch heute nicht geglättet und können es auch nicht wohl nach französischer Weise werden, da das gemusterte Rückenpapier breiter gelassen wird als das Blatt der Vorderseite und man das Ueberschießende umbiegt, so daß es einen Rand um die Zeichnung bildet.

Eben so sicher ist, daß das Färben mittelst der Patrone nicht von vorne herein im Brauche war, denn

---

* Bei den Deutschen heißt dasselbe „die Musterung.“

** Bei den Engländern heißen die Blätter, die wir Bilder nennen (König, Dame, Bube), coat-cards, bekleidete Karten.

sogar noch nach der Erfindung des Holzschnitts wurden die Karten immer noch aus freier Hand bemalt, und bei genauer Untersuchung verschiedener in Holz geschnittener, colorirter Heiligenbilder haben wir uns überzeugt, daß die Iconographen im Irrthum sind, wenn sie behaupten, diese Holzstiche seyen mittelst Patronen colorirt worden. Die geringe Consistenz der angewendeten Farbe, und die Art und Weise der durch den Pinsel gebildeten Farbenränder verrathen sichtbar die unsichere Hand und schließen bestimmt die Anwendung eines mechanischen Hülfsmittels aus.

Der Natur der Sache nach konnte, bevor der Holzstich auf die Karten angewendet wurde, von der Färbung derselben durch Patronen nicht die Rede seyn; damit ist aber nicht gesagt, daß diese gleich in der ersten Zeit angewendet wurden. Es ist sogar mehr als wahrscheinlich, daß erst die Franzosen diese mechanische Malerei erfunden haben. Sollte sie anwendbar seyn, zumal bei den frühesten Versuchen, so setzte dieß offenbar eine einfache, klare Zeichnung und scharf abgesetzte Farben voraus, und dieser Bedingung entsprechen nun die französischen Kartenbilder, Könige, Königinnen, Buben, vollends aber die Farbenzeichen, Coeur, Pique u. s. w., deren jedes nur eine einzige gleichförmige Farbe erfordert. Die deutschen Farbenbilder sind allerdings fast eben so einfach, mit Ausnahme der Eichel, zu der zwei Farben gehören; auch der Anzug der Bilder auf den alten deutschen Karten ist sehr einfach und die Patrone konnte dabei eben so gut angewendet werden; aber die Ausdrücke für die Handgriffe und Vorrichtungen bei dieser Färbung, habillage, moule, imprimures u. s. w. sind durchaus französisch; sie haben mit den deutschen Ausdrücken gar nichts gemein, und wäre den Franzosen das Verfahren von dort zugekommen, so wären sicher auch in den Benennungen Spuren dieser Abkunft zurückgeblieben, wie man es fast bei allen Künsten und Gewerben sieht.

Noch gegen Ende des sechzehnten und zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts scheint indessen die Kartenfabrikation in Frankreich nicht sehr bedeutend gewesen zu seyn; denn aus einer 1771 gedruckten Sammlung von Edikten, Declarationen u. s. w. in Betreff der Kartenregie ersehen wir, daß im Jahr 1631 nur in Paris und sechs andern Städten des Königreichs (Rouen, Toulouse, Lyon, Thiers, Limoges und Troyes) Karten verfertigt wurden, und daß im Jahr 1594, in dem sie ihre ersten Statuten abfaßten, der Pariser Kartenmacher nur acht an der Zahl waren.

Fassen wir das Ergebniß des im letzten Abschnitt Beigebrachten in einige Sätze zusammen.

Hinsichtlich der Kartenfabrikation hat sich uns ergeben, daß die Anwendung des Holzschnitts auf die Vervielfältigung der Karten sicher nicht gleichzeitig ist mit der Erfindung der Formschneidekunst. Noch geraumer Zeit nach dieser blieb die Verfertigung der Karten in den Händen der Maler. Es ist durchaus nicht bewiesen, daß die ersten Produkte der Formschneidekunst Spielkarten waren; weit wahrscheinlicher haben sich die Holzschneider zuerst an religiösen Bildern geübt. Man kennt auch keine gestochene Spielkarte, die erwiesen älter wäre als der heilige Christoph von 1423.

Hinsichtlich der Verwandlung der Tarocke in gemeine Karten sind wir zu folgenden Schlüssen gelangt. — Sobald die Tarockspiele bekannt wurden, bemächtigten sich Italien, Spanien, Deutschland und Frankreich der venetianischen Erfindung, vielleicht gleichzeitig; sie änderten daran, sie vereinfachten, sie entstellten sie, jedes Land nach Geschmack und Sitte. Die Venetianer selbst warfen die Tarockbilder, die Königin und mehrere Farbblätter aus dem ursprünglichen Spiel heraus, um ihre Trappola mehr Spielern zugänglich zu machen. Die Spanier thaten es ihnen nach; auch diese ließen nur drei Bilder in jeder Farbe, behielten aber mehr Farbblätter; auch sie warfen die Königin heraus, zu Gunsten des Reiters, so daß die Bilder an ein höfisches Waffenspiel erinnerten. Ohne Zweifel nach einer ganz andern Idee achteten die Franzosen die Ansprüche der Königin, verwarfen den Reiter, steckten König und Königin in ihre schönsten Gewänder, stellten ihnen einen Wappenherold im Galarock zur Seite, und so ist ihr Spiel der Typus eines Empfangs bei Hof. Was die Deutschen anlangt, so war ihre alte Karte ein ganz bürgerliches Spiel, in dem den Königen auf ihren Thronen nur Personen zur Seite stehen (Ober und Unter), die nach ihrer Tracht den niedern Volksschichten angehören. Diese nüchternen Figuren, bei denen man vielleicht herausbrächte, was sie vorstellen sollen, wenn man die graphischen Monumente des deutschen Mittelalters genauer musterte, gleichen Amtleuten, Bürgermeistern, Bauern, Ackerknechten; kein Ritter, keine Dame, nichts was für einen König auf seinem Throne eine anständige Umgebung wäre.

Die Portugiesen nicht zu vergessen. Diese haben ihre Karte ohne Zweifel von den Spaniern, aber sie folgten nicht dem Beispiel dieser ihrer ungalanten Nachbarn. Sie behielten zwar mit ihnen den Reiter, nahmen aber die Dame wieder herein; jedoch Schönheit mochte ihnen über Standeshoheit gehen, und so machten sie keine Königinnen daraus, sondern einfache Sterbliche, ohne Kronen, ohne Diademe, aber dafür stecken

diese in Röcken, auf welche die Crinolinen unseres eleganten Frauenzimmers mit Fug eifersüchtig seyn könnten.

Wollen wir schließlich jedem Volke das zutheilen, worauf es, nach unserer Ansicht, in der Entwicklungsgeschichte der Karten Anspruch hat, so wäre den Italienern die erste Erfindung des Spiels zuzuerkennen, den Deutschen die Anwendung des Holzschnitts auf die Vervielfältigung der Karten, den Franzosen die Färbung mittelst der Patrone, und wahrscheinlich auch die Glättung.

Des Doctors Gebirgsreise.

(Fortsetzung.)

Major Bock war jetzt fest entschlossen, keine neue Reminiscenz im Kreise der Freunde aufkommen zu lassen und die Angelegenheit, um die es sich handelte, zum endlichen Abschluß in seine Hand zu nehmen. Der Major, ein Bürgerlicher, hatte studirt; erst im Jahr Vierzehn eingetreten und beim Festungsdienst stationirt, hatte er wenig kriegerische Erinnerungen und keine Lorbeeren und Ehrenzeichen geerntet, hatte dagegen, nach der Campagne im großen Generalstabe beschäftigt, ein schnelleres Avancement gehabt als mancher Aeltere. Vor kurzem in Folge einer Hintansetzung disgustirt, hatte er seinen Abschied gefordert und sich mit dem Majorstitel und einer sehr mäßigen Pension bei kaum zwanzigjähriger Dienstzeit in unsere stille Stadt und hinter den Büchertisch zurückgezogen; ein behendes, blasses, pockennarbiges Männchen, kaum über das Schwabenalter hinaus, galt er unter den kriegerischen Gesellen im „großen König" für einen Querkopf und Federfuchser und erfreute sich keines so großen Ansehens wie der handfeste Hauptmann von Bärenfell, oder unser stiller, gelehrter Doctor Peter Paul. Jetzt also erhob er sich, nur selten durch einen Blick auf das Papier vor seinem Platze nachhelfend, zu der sorgfältig ausgearbeiteten parlamentarischen Stylübung über das Cölibat, die wir in Berücksichtigung der Geduld der Leser nur im Auszuge folgen lassen.

„Das Resumé aller bisherigen Auslassungen, meine Herrn," so hob er mit geläufiger, hin und wieder überschnappender Discantstimme an, „unser Resumé, es ist, daß wir einen Bund, eine Vereinigung beabsichtigen zum Zweck der Erörterung persönlicher, wie universeller Interessen, welche nicht auf der Basis des Familienlebens beruhen. Es sind mannigfaltige Gesichtspunkte, gemüthliche, gesellige, praktische, zu diesem Zwecke unter uns angeregt worden; ich werde mir erlauben, ihn noch von einer andern Seite zu beleuchten: von der politischen, meine Herrn. — Meine Herrn! ich setze den Fall, unserem Staatsleben stände eine Veränderung bevor; — ich will den Fall nicht deutlicher bezeichnen, verwahre mich auch im voraus dagegen, irgend einer divergirenden Ansicht meiner verehrten Freunde zu nahe zu treten; — aber die Stein und Gneisenau haben nicht vergeblich uns vorgearbeitet und unser König und Herr sind ein Greis. Die widerstrebendsten Anschauungen über die Grundlage eines unvermeidlichen Umschwungs circuliren schon jetzt, wenn auch nur in der Stille. Wir haben es an dieser Stelle mit einer einzigen zu thun. Der Satz ist aufgestellt und von Seiten gewichtiger Schriftsteller vertheidigt worden, daß die ständische Vertretung auf dem Grunde des Familienrechtes beruhen solle, daß nur verheirathete, oder einen eigenen Hausstand bildende Männer zur Gesetzgebung, Steuerbewilligung, zur parlamentarischen Wirksamkeit zu berufen seyen. Welch sinnlose Extreme in unserer Zeit, meine Herrn! Jenseits des Rheins die Emancipation einer kaum bärtigen Jugend, wohl gar des Geschlechts in Schürze und Unterrock, für eine herculische Last; diesseits die Familie an der Stelle der Capacität, ja, dreist heraus! die Familie mit Ausschluß der Capacität! Denn der Beweis würde unschwer zu führen seyn, daß die Familie mit ihren beschränkenden Pflichten und Sorgen die Vertiefung und dann wieder die Ausstrahlung, mit Einem Worte das Genie für das Allgemeine abschwächt und schließlich annullirt. Denken Sie sich die katholische Kirche ohne Cölibat, vergleichen sie ihren Clerus mit unserm protestantischen — keinen Einwand, meine Herrn, wir sind protestantische Männer, sind ein protestantischer Staat und wollen es bleiben; aber Luther wäre unser Luther auch ohne seine Käthe, Hildebrand

aber nimmer ein Hildebrand mit einer Käthe gewesen. Und blicken wir weiter auf unsere Heroen von Scepter und Schwert: die größten unter ihnen waren ledige Männer, oder mindestens, wären sie es gewesen, es wäre besser gewesen für sie und die Welt. Ich berufe mich nicht auf die Alten, auf einen Alexander, nicht auf die Neueren, wie Eugen von Savoyen und den Helden von Trafalgar; aber nehmen Sie unsern Einzigen, unsern Friederich. Das Schicksal hatte ihm eine Gemahlin zugeführt, aber nicht sie ihm angeeignet; Friedrich der Einzige machte Preußen zu Preußen als ein Junggeselle!" — „Friedrich machte Preußen zu Preußen als ein Junggeselle!" wiederholte die Gesellschaft im Chor.

„Und fragen Sie sich, meine Herrn," fuhr der Major mit erhobener Stimme fort, „fragen Sie sich, wie stände es um Europa, ja um die heutige Welt, wenn der feindliche Heros, an dessen endlichen Untergang der fünfte Mai uns mahnt, wenn er Frankreich, statt der Napoleoniden, als Kind an seinem Herzen gehalten hätte?" — Den preußischen Junggesellen lag diese Folgerung außer dem Geleis; sie schwiegen und der Redner lenkte seine Beweisführung in eine andere Bahn. — „Und blicken wir hinüber zu den Weisen aller Zeiten —" sagte er. — „Socrates und seine Xantippe zum Exempel," unterbrach ihn der Kämmerer flüsternd und sich behaglich die Hände reibend. — „Die tausend Stück des weisen Salomo ließe ich mir eher gefallen!" rief der Rasselbock lachend.

„Wir brauchen nicht so weit zurückzugehen," versetzte der Major roth vor Aerger über diese cynische Unterbrechung, und richtete den Schluß seiner Rede nicht mehr an das Allgemeine, sondern an die beiden Einzigen, die er eines Verständnisses fähig und würdig achtete, an den feinsinnigen Rector und den gelehrten Doctor, die ihm schweigend gegenüber saßen. „Lassen Sie uns in der Nähe bleiben, blicken wir auf den Weisesten der Gegenwart, den Wissendsten aller Zeiten vielleicht, auf unsern Humboldt; meine Herrn, vergleichen wir mit seiner Forscherstille die häusliche Misère eines Shakespeare, eines Byron und Goethe —"

„Goethe, Goethe?" unterbrach ihn von neuem, durch keinen Drohblick eingeschüchtert, der Hauptmann von Bärenfell. „Millionenschock! Goethe! Richtig, so nannte sich der Scribent, den sie vor ein paar Jahren zu Grabe getragen, als ich just mit der Post durch das Nest, das Dings da hinten —" — „Weimar," half ihm der Rector lächelnd ein. — „Weimar, ganz recht, als ich durch Weimar kam. Es war ein Aufhebens um den Schreiber — straf' mich Gott, Rector, wenn ein preußischer Stabsoffizier stirbt, nicht halb so viel Umstände werden mit seiner Leiche gemacht."

„Dürften, mit spärlichen Ausnahmen, auch weniger an ihrem Platze seyn," entgegnete der Major gereizt; doch fühlte er, daß Kürze jetzt geboten sey. — „Ich komme zum Schlusse, meine Herrn," fuhr er fort. „Ich sage: der Genius dämpft sich ab am häuslichen Herd. Künstler sogar, von Natur erregbaren Gefühls — die größten unter ihnen, ein Raphael, ein Beethoven, ein Thorwaldsen, haben sich nicht, andere ungezählte nur zu ihrem Unheil gebunden. Wir kennen die Mythe vom Herkules am Rocken, vom Simson, dem ein Weib die kraftspendenden Locken beschnitt; ein Curtius stürzte sich nicht für das Vaterland in den Abgrund, wenn ein Weib ihn am Zipfel der Toga zurückhielt. Eine Armee mit Haus und Herd ist keine Armee; der Arzt wird nur zögernd an das Bett des Pestkranken treten, wenn er das ansteckende Gift in seine Familie zu tragen, der Staatsmann nicht unerschrocken seine Meinung vertheidigen, wenn er einen mißliebigen Rückschlag auf seine Nachkommen fürchten muß. Die Opferbereiten sind die Ledigen! Darum gönnen wir der Menge ihren Herd, aber behaupten wir, behaupten wir standhaft, meine Herrn, den Gesichtspunkt der Capacität, wie nur das ungebundene Leben sie auszuprägen im Stande ist, und suchen wir von kleinen Sammelpunkten aus diesen Gesichtspunkt aufzuklären, uns selber darin zu befestigen und erhebend und kräftigend allen stagnirenden, verweichlichenden und beschränkenden Einflüssen gegenüber zu treten. Die Basis unseres politischen Lebens sey nicht der Herd, sondern der Muth und der Geist! — Ich bin zu Ende, meine Herrn."

Die Gesellschaft athmete auf, wie erlöst; die Debatte schien beendet. Herr von Bärenfell füllte die Gläser, Streiche und Schwänke aus guter alter Zeit brannten zur Erholung auf allen Lippen, als, man denke sich den allseitigen Verdruß, als der Rector sich erhob und sich das Wort zu einer principiellen Entgegnung erbat.

Der Rector war nicht nur ein tüchtiger Humanist, er war, wie schon erwähnt, ein deutscher Dichter in der sentimentalen Gattung. Fünf Bände lyrischer und dramatischer Versuche — doch nein, wir nennen ihre klangvollen Namen nicht, um nicht mit dem Incognito des Autors das unserer Stadt und unseres Helden, des Doctors, aufzuheben.

„Wir haben," so hob er mit feinem Lächeln an, „verehrte Herrn, wir haben eben ein zukunftverheißendes, rhetorisches Talent zu bewundern gehabt; indessen, so sehr ich mich meiner ungleichen Waffen und des ungünstigsten Terrains bewußt bin, glaube ich einer Vertheidigung meines entgegengesetzten Standpunktes im

Allgemeinen wie im Einzelnen nicht aus dem Wege gehen zu dürfen."

„Er ist ein Wittwer!" flüsterte der Kämmerer.— „Ein Wittwer, ein Wittwer!" wiederholte der murrende Chor. — „Ich sagte es gleich," donnerte der Hauptmann, „den laßt aus unserem Spiel. Wer einmal von einem Weibe besessen worden ist, der wird im Leben nicht wieder ein lediger Mann." — „Aus dem Grabe heraus lassen sie einem armen Teufel keine Ruhe!" rief der Rasselbock lachend.

Der Redner schien weder verletzt noch aus der Fassung gebracht; er lächelte nur noch feiner und sinniger als zuvor. „Ja, ich bin ein Wittwer," sagte er, „und ich werde es bleiben. Kein rechter Mann vergißt des Weibes, das er sein genannt. — Warum so unruhig, lieber Doctor? Sie sind, wir wissen es, ein Exoterischer in den Geheimnissen des Herzens; die Geliebte des Jünglings war das Vaterland, die Gefährtin des Mannes ist die Wissenschaft. Ich aber, ich habe eine Dora in meinen Armen gehalten, und weil ihre Erinnerung mir heilig ist, rede ich, wie das Herz mich treibt. Nein, Herr Major, die Liebe zum Weibe erschlafft nicht, sie ergänzt die Manneskraft, sie erweitert sich zur Familientreue, und nach den progressiven Gesetzen der körperlichen wie der geistigen Natur, von diesem Kerne aus zu allmählig immer weiteren und das Höchste umfassenden Kreisen. Wissen ohne Pietät, Freiheit ohne Neigung, beides führt nur zur Negation. Der Held stürzt zusammen, raubt ihr ihm das Herz. Es dürfte mir daher ohne großen dialectischen Aufwand nicht schwer fallen, aus den angeführten Beweisen einen Gegenbeweis zu ziehen, oder Namen mit Namen zu schlagen, bei deren Klange das beglückteste Leben des Herzens, verwoben mit unvergänglichen Thaten, vor die Augen springt, und weder an Zahl noch an Kraft würden meine Helden den Ihrigen weichen dürfen. — Beruhigen sie sich, meine Herrn, ich werde Ihnen nicht mit Beispielen beschwerlich fallen. Eine Frage nur sey mir erlaubt: die harten Consequenzen in dem Mechanismus unseres Einzigen, sollten sie nicht weniger schroff aus dem Werke, das er schwächeren Händen hinterlassen mußte, hervorgesprungen seyn, wenn dem nimmer müden Wächter auf Sanssouci ein geliebtes Weib und gleichgeartete Kinder am Herzen gelegen hätten?"

„Das ist zu toll! — Aber das ist zu toll!" unterbrachen ihn tobend die gelangweilten Junggesellen. „Der alte Fritz ein Familienvater! Gutmann, der Kinderfreund, unser alter Fritz!"

„Ich werde dieses Thema nicht des breiteren ausführen," fuhr der Redner fort, nachdem es seinem unparteilichen Gegner, dem Major, noch einmal gelungen war, Ruhe zu stiften; „aber, von den Spitzen zu den Breiten übergehend, frage ich nur: haben Weib und Kind unsere Brüder gehindert, für das Vaterland einzutreten mit größerer Freudigkeit, als ein Prätorianercorps? Oder betrachten Sie hier unsern Doctor, würde er, als er zum erstenmal, ein Retter in höchster Noth, unter uns erschien, oder später, da die schwarze Seuche in unserem Heimwesen wüthete, würde er nicht eben so opferwillig dem Gifte der Ansteckung getrotzt haben, wenn ein liebendes Weib —"

Der Doctor zuckte zusammen; der Redner, der es bemerkte, sagte lächelnd: „Auch diese Position gebe ich auf. Kann ich doch im voraus Ihren Schluß auf die höchste Gültigkeit des Gewissens unter allen Verhältnissen ziehen, lieber Freund. Ich beschränke mich auf die Widerlegung gewisser Andeutungen unseres vielbelesenen Herrn Majors, die mein specielles Interesse als Freund und als Dolmetscher unserer Dichter berühren, und auch auf diesem Gebiete will ich nicht die sich aufdrängende Fülle des häuslichen Glücks, nein, nur die citirten unharmonischeren Verbindungen selbst will ich herbeiziehen, zum Protest dagegen, daß die göttliche Ordnung des Herzens dem Genius die Schwingen fessele. Der große Britte, für dessen Pinsel kein Farbenton der Liebe allzu mächtig oder allzu zart war, — ohne Zweifel nicht die alternde Hausfrau hat ihm die Hand zum Entwurfe einer Julia geführt; er selber schildert ja ihre Reize mit gutem Humor, aber nicht eben verführerisch; und dennoch liebt er sie und besingt sie in ergreifenden Sonetten, denn die unschöne Wirthin ist sein Weib! Der edle Lord, der spätere Sohn jener Insel, nie stimmt sich seine Leier zu herzbewegenderen Accorden, als bei den schlichtesten Empfindungen der menschlichen Natur, und nur das Vaterherz hält Stand unter den nächtigen Schatten seiner Sterbestunde. Nicht seine stolze Muse, nicht das Bild des Ruhmes und der Freiheit, nicht das der Schönheit, die, dem Gesetze trotzend, seine Leidenschaft gestillt, nicht die große Sache, der er sein Leben anheim gegeben, — seine Tochter ist es, nach der die Sehnsucht sein brechendes Herz erfüllt. Und die Liebe, — ich wage es zu behaupten, — die Liebe zu dem Kinde, „in Gram geboren, in Krampf gesäugt," das er, kaum gekannt, seinem schmähenden Vaterlande hinterlassen mußte, dieser stärkste, unveräußerliche Trieb würde, hätte er gelebt, die Irrungen seiner Seele gesühnt, die Mängel seiner Muse ausgeglichen, erst die Natur würde ihn zum großen Menschen, zum großen Bürger, zum Dichter neben die größten aller Zeiten emporgetragen haben."

Die gelangweilte Stimmung der Zuhörer verbarg sich nicht länger hinter dem Damme des Schweigens.

Der eine gähnte, der andere flüsterte mit dem Nachbar, der Hauptmann murrte verständlich; der Major blickte, wie auf einen Gegenschlag sinnend, auf sein Concept. Doctor Peter Paul saß mit starren Augen wie ein Nachtwandler, bleich und steif. Der Anwalt der Liebe hütete sich eine Pause zu machen, die ihm das Wort für immer abgeschnitten haben würde. „Und endlich unser herrlicher Poet an der Ilm," fuhr er fort, „dessen fürstlicher Conduct in dem Erinnerungsschatze des tapfern Herrn Hauptmanns eine Rolle spielt — nicht nur, daß er in seinen erhabensten Werken, wie in seinen Privatgesprächen das Heiligthum der Ehe als ein unantastbares preist und wahrt, er spricht beim Scheiden des Weibes, dessen Seele wahrlich so wenig einem Dichterideale glich, als die verfallende Gestalt von William Shakespeares alter Hanne, er spricht: „Der ganze Gewinn meines Lebens ist, deinen Verlust zu beweinen," und fast am Grabesrande gibt der greise Dichter mit dem Jünglingsherzen jenes unvergleichliche Zeugniß — nicht einer lächerlichen, erotischen Verirrung, nein, von dem urewigen Bedeuten der Liebe, in dem kleinen Liede, wo er Jehovah am letzten Schöpfungstage sich selber zum Meister seines Werkes sprechen läßt, als er in die Arme des ersten Mannes das erste Weib, sein Evchen —"

„Evchen!" rief Peter Paul, wie aus einem Traume erwachend; die längst erkaltete Pfeife entglitt seinem Munde und zerklirrte in Scherben; er sprang in die Höhe.

Das Signal zu einem allgemeinen Aufruhr war gegeben. Der Rector machte keinen Versuch, seine Rede zu vollenden; der Major drückte ihm die Hand. „Sie werfen Ihre Perlen vor die Schweine," sagte er, verächtlich auf die Gesellschaft blickend, und zog sich mit ihm in leisem Zwiegespräch in eine Fenstervertiefung zurück. Alle übrigen umringten und bestürmten den Doctor, der kopfscheu, oder gleich einem Verwirrten, mit den deutlichsten Zeichen der Angst eine Ausflucht nach der Thür erspähte. War es ein Traum, der ihn vorhin umfangen? In der That, dem Erwachen fehlte es nicht an Turbulenz.

„Die Sache also ist die, Doctor: wir stiften einen Bund." — „Eine Loge!" — „Die Loge der Ledigen!" — „Wir versammeln uns alle Abende." — „Nicht alle Abende, das wäre Ruin, alle Monate." — „Alle Wochen, am Freitag." — „Nein, am Sonntag." — „Hier oben." — „Gut, hier oben." — „Wir machen eine Bowle." — „Keine Bowle, ein Glas Bier." — „Jeder ad libitum. Wer Bier will, trinkt Bier." — „Jedes Jahr am fünften Mai, da feiern wir unser Stiftungsfest." — „Mit einem Jocus, einem Schmaus." „Wir gründen einen Orden." — „Einen Junggesellenorden, den hängen wir um, wenn wir zusammenkommen." — „Ein Kreuz." — „Kein Kreuz! Das lassen wir den Eheherrn, haha!" — „Einen Stern." — „Richtig, einen Stern, blau, von Emaille." — „Zu theuer Emaille! Von Pappe." — „Von Blech soll der Junggesellenstern seyn und die Devise: ad libitum!" — „Wir geben uns den Handschlag: ledige Männer bis in den Tod!" — „Keine Wittwer!" — „Wittwer nur, wenn sie kinderlos!" — „Wir ernennen einen Präsidenten." — „Wir haben ihn schon ernannt." — „Der jeder Schürze den Rücken weist!" — „Dem Eine kommen sollte, die ihn fangen will!" — „Den Matador aller Hagestolzen." — „Unsern Obermeister." — „Unsern Doctor Peter Paul!"

So gingen die Stimmen zwischen Lachen und Kernsprüchen wirr durcheinander. Keiner verstand mehr sein eigenes Wort. Dem Doctor drohte Brust und Trommelfell zu zerspringen. Sein Gesicht war purpurroth, in den Augen zuckte es wie Blitze. Er warf den Kopf nach hinten und nach vorne, er schleuderte die Hände nach rechts und nach links, er schnappte nach Luft. Dem kräftigen Worte des Herrn von Bärenfell gelang es endlich, die andern zu überbieten. Er breitete einen Bogen auf dem Tisch aus, legte die Bleifeder daneben und sagte befehlerisch: „Die Statuten! Ihre Sache, Doctor! Hier die Liste. Da obenan Ihren Namen: Peter Paul, Präsident." — „Hurrah, Peter Paul Präsident!"

„Hurrah, Peter Paul Präsident!" wiederholte der Chor. Man faßte den sich Sträubenden unter den Armen, schleppte ihn an den Tisch, klemmte den Griffel zwischen seine geballte, zitternde Faust. Aber mit einem energischen Ruck reißt sich der Bedrängte los. „Meine Herrn — das ist — abgeschmackt!" stößt er keuchend hervor und stürzt aus der Thür.

„Meine Herrn, ich ziehe meinen Antrag zurück," sagt der Major mit kurzer Verbeugung und verläßt den Saal in Begleitung des Rectors.

Die Zurückbleibenden starren ihnen nach und dann sich unter einander mit offenem Munde an. „Was war das? — Abgeschmackt!" — „Eine Injurie." — „Eine Injurie — unser Doctor?" — „Ein Jocus, Herr Hauptmann, ein Jocus!" — „Aber abgeschmackt! abgeschmackt!" — „Und diese Blicke, wie die eines Verrückten!" — „Wie ein Feuerschlund! Wie ein Verliebter!" — „Wie ein eifersüchtiger Ehemann!" — „Wie ein Ehemann! Kostbarer Spaß! Doctor Paul ein Ehemann!"

Mit diesem tobenden, lachenden Durcheinander schloß, leider ohne Resultat, das denkwürdige Vorparlament der Junggesellen im großen König. Die alten

Herrn trennten sich, um auf dem Heimweg in einzelnen Gruppen, oder in ihren Bart über den federfuchserischen Major, den Jammerwurm von Rector und den tollgewordenen Doctor Paul zu raisonniren und zu lachen, dann sich auf's Ohr zu legen, die Dämpfe der Bowle zu verschlafen und am andern Morgen, ad libitum sich erhebend, den halb gescheiterten großen Entwurf von neuem aufzunehmen.

Der Doctor war während dessen in unaussprechlicher Aufregung die Treppe hinunter und an dem kopfschüttelnden Königswirth vorüber aus dem Hause gestürzt. Auf dem Markte, in freier Luft, allein, vor seinen Verfolgern sicher, that er einen tiefen, stöhnenden Athemzug. Es klang wie aus einer kochenden Maschine, deren Ventil man geöffnet hat. „Die Narren!" preßte er heraus. „O Gott, die Narren! Und das heißt leben — zwanzig Jahre leben!"

Er rannte eine lange Weile die Straßen auf und ab, ehe er sich, zur Noth beschwichtigt, seinem Hause zuwendete. Sein Weg führte ihn an der Wohnung seiner lungensüchtigen Patientin vorüber. — „Sollte ihre Qual noch so lange gedauert haben?" fragte er sich, als er Licht in ihrem Zimmer sah. Er zog die Klingel; ein Druck von oben öffnete die Thür. Leise betrat er das Zimmer, in welchem er unheilbares Leiden nur hatte lindern und ein qualvolles Ende verzögern können. Da saß der gute Mann auf dem Bette seiner todten Frau, weinte und hielt ihre Hand in der seinen gepreßt. — „Es war eine Erlösung, Freund," sagte nach einer langen Pause der Doctor mit bedeckter Stimme. Der Mann warf einen zärtlichen Blick auf das bleiche, stille Gesicht. — „Die Liebe sieht es anders," schluchzte er. „Jung mit einander — fünfundzwanzig Jahre — und mein ganzes Glück!"

Der Doctor drückte ihm die Hand und entfernte sich langsam. Er stand vor seinem Hause, aber ihm graute einzutreten. Er wendete sich rasch und ging aus dem Thor. Der Mond schien hell, die Luft wehte mild und weich; ein Zauber von Duft und Blüthe selber über dieser reizlosen Ebene. Der stille Mann athmete voll und frei, sein Schritt war rasch, elastisch, die Bande seiner Seele lösten, sein ganzes Wesen dehnte sich.

Mitternacht mochte längst vorüber seyn, als er in sein Zimmer zurückkehrte. Er zündete hastig Licht an und blickte nach dem ausgelegten Bogen: auf jetzt keine Nachfrage. Er setzte sich und schrieb mit eiliger Hand, adressirte die wenigen Zeilen an einen medicinischen Anfänger, der sich seit etlichen Wochen in unserer Stadt niedergelassen, aber noch keinen Patienten gefunden hatte, und legte sie an die Stelle, wo der Aufwärter Morgens, wenn er selber schon ausgegangen, seine schriftlichen Bestellungen zu finden gewohnt war.

Ein unglaubliche Neuigkeit verbreitete sich am andern Morgen gleich einem Lauffeuer durch die ganze Stadt. — „Wißt Ihr's, Lieutenant?" fragte Herr von Bärenfell den alten Kameraden, dem er auf dem Markte begegnete; der Lieutenant weiß es. Ein halbes Dutzend der ledigen Freunde findet sich zu ihnen, sie wissen es. Der Kämmerer keucht athemlos einher. „Wissen Sie's, meine Herrn? Richtig, er ist fort. Ich komme eben von der Post. Und rathen Sie wohin? Ich war schon drüben beim neuen Doctor, dem er seine Praxis für die Zeit übergeben. Es ist nichts Gefährliches darunter. Für einen dringenden Fall soll ihm geschrieben werden, poste restante, rathen Sie wohin, rathen Sie, meine Herrn!" Die Herrn riethen hin und her: nach einer Stadt der Provinz, wo eben Messe gehalten wurde, nach der Residenz, nach dieser und jener Universität — sie hatten allemal fehl geschossen. — „Nach X. rode — in's Gebirg!" — „Unglaublich, unerhört!" — „Unerhört, aber wahr! Doctor Peter Paul in die Berge! Jetzunder ist alles möglich; denken Sie an meine Prophezeiung, meine Herrn: Doctor Peter Paul kommt zurück mit einer Frau!"

Ein Mann, ein gebildeter Mann, ein Mann mit gutem Auskommen, ein lediger Mann obendrein, und der in zwanzig Jahren seinen städtischen Umkreis nicht verläßt, lieber Leser, erscheint er uns heutzutage nicht beinahe wie eine vorsündfluthliche Gestalt? Und dennoch, wenn wir nicht so glücklich sind, noch sehr grün in die Welt zu schauen, so haben wir es sammt und sonders noch erlebt, daß solch ein Mann so ziemlich die Regel und der fast eine Ausnahme war, welcher gelegentlich eine Erholungsreise unternahm. So viel und hastig hat in fünfundzwanzig Jahren die Menschheit sich bewegen gelernt! Ob sie damit in der That eine erhebliche Strecke vorwärts gekommen? Eine spätere Generation wird vielleicht darüber ihren Spruch fällen.

Dafür war eine Reise zu jener Zeit aber auch wirklich noch ein Wechsel. Selbst die Postfahrt durch eine vierzig Meilen breite sandige Ebene, die wir heute mit abgewendetem Auge, will's Gott, in Schlafes Arm, in wenigen Stunden durchbrausen, gewährte Nacht und Tag, im Kommen und Gehen der Passagiere, beim Aufenthalt vor den Posthäusern, beim gemächlich genossenen gemeinschaftlichen Mahle unserem bescheidenen neugierigen Sinn eine unterhaltende Befriedigung.

Ob der Doctor zu diesen genügsamen Wandervögeln gehörte, ob er sich langweilte — wir wissen es nicht. Er hatte, weil er es sich einmal vorgenommen,

bei den wissenschaftlichen und künstlerischen Sehenswürdigkeiten der Residenz verweilt, gewiß nicht ohne Antheil, aber stets ohne Austausch, ohne jegliches kleine Abenteuer und von einer unwiderstehlichen Unruhe vorwärts getrieben. Jetzt saß er wieder unbeweglich, den Kopf nach seiner Manier steif in die Höhe, den Blick vor sich hin gerichtet, auf seinem Eckplatze im Coupé und wechselte keinen Gruß, keine Sylbe, weder mit dem Schaffner in der Mitte, noch mit dem Reisegenossen in der andern Ecke, oder mit einem der Tafelgäste in der Passagierstube. Er war wieder ganz der Oktobermann, über dessen innerliche Temperatur ein Mensch nicht klug zu werden vermag.

Je mehr man sich dem großen Flußgebiete nähert, wandelt sich die unfruchtbare Ebene in eine fruchtbare, wohlbebaute, aber immer baumlosere und landschaftlicher Reize nicht minder bare. Die roth blühenden Heidestrecken, die dunkeln Kieferwälder, unter deren würzigen Harzdüften man bis jetzt dahin gerollt, hören auf, aber kein Eichen- oder Buchenforst gewährt uns Schatten an ihrer Statt; nichts als unübersehbare Kornfelder und die zu jener Zeit neueste Cultur der Rübenäcker zu beiden Seiten der mit Pappeln gesäumten, gradlinigen Chaussee. Im Mai ist freilich alles schön, sogar ein Rübenfeld.

In dieser Ebene, nur wenig südwärts von unseres Reisenden gegenwärtiger Straße, lag das Schlachtfeld, auf welchem er vor fünfundzwanzig Jahren als Zeuge der Marketenderinhochzeit seine kriegerische Laufbahn begonnen hatte. Jetzt vergoldete die aufsteigende Sonne die Thürme der alten Dom- und Festungsstadt am Strom, in welcher die Poststraßen nach den verschiedenen Himmelsrichtungen sich kreuzten. Der Doctor schlenderte müßig durch die winkligen Gassen, bis die Fahrt nach dem südwestlichen Gebirge hin weiter ging. Das blanke Ansehen der Häuser, die Stille des Morgens, der Maienschmuck vor den Thüren erinnerten ihn daran, daß Pfingsten angebrochen war, das Sommerfest der Freude. Auf dem Markte begegnete ihm ein Trupp junger Studenten, die sich auf der Fahrt zum Rendezvous auf der kleinen Ruine hoch über dem Thüringischen Flüßchen verspätet haben mochten. Peter Paul hatte auch einmal, ein einziges mal, am Pfingstfeste auf einer Ruine getagt, aber nicht mit Lachen und Jubel wie diese; heimlich, feierlich, in den Erstlingsstunden des Tugendbundes, eintausend achthundert und acht.

So drängte sich Erinnerung an Erinnerung. Unwillkürlich folgte der einsame Mann dem fröhlichen Schwarme und hielt etliche Schritte hinter ihm still, als er ihn vor einem Laden Halt machen sah, in welchem eine Blumenhändlerin Kränze und Sträußer zum festlichen Schmucke auslegte. Die Burschen feilschten und schäkerten mit der jungen hübschen Dirne. Einer von ihnen, der schlankste und frischeste von allen, in schwarzer Pekesche und buntem Käppchen über dem lockigen Haar, erhandelte einen Rosenstrauß, steckte ihn aber nicht an die Mütze, wie die andern ihre Aurikeln und Maiblumen, sondern zog ein Papier aus der Tasche und barg ihn sorgfältig in einer Tüte, die er aus demselben drehte. Den Rest des Blattes riß er ab und warf ihn an die Erde. Singend schlendern sie weiter, der Doctor hinter ihnen. Vor dem Laden fällt sein Blick auf den beschriebenen Schnitzel am Boden; er stutzt, er erschrickt beinah. Hastig wendet er sich nach der Händlerin, kauft den ersten besten Strauß und bückt sich nach dem Blatt. Ein paar nichtssagende Worte von „Nerven, Ganglien, Rückenwirbeln u. s. w.,“ ein Concept offenbar, in welches eine Semmel, eine Knasterrolle oder sonst etwas eingewickelt gewesen ist. Dennoch zittert das Blatt in des Doctors Hand und seine Augen haften auf den wenigen Zügen, ihm schwindelt fast; er hätte darauf schwören mögen, sie wären von seiner eigenen Hand, freilich nicht aus jetziger Zeit, wo er kleiner, enger, rascher und unleserlicher über den Bogen fuhr; nein, klar und deutlich, wie in den Tagen, da er jung war gleich jenem, der das Blatt hatte fallen lassen, in den Stunden des Tugendbundes eintausend achthundert und acht. Allerdings an Nerven und Ganglien hatte er in jenen Zeiten nicht gedacht.

Der Papierschnitzel war des Doctors erstes Reiseabenteuer; er barg ihn in seiner Brusttasche; den Strauß warf er fort, so bald er um die Ecke gebogen. Er schaute sich nach den Studenten um, sie waren in den winkligen Gassen verschwunden. Die Domglocke schlug an, es war Zeit, nach der Post zu gehen.

Er saß schon wieder auf seinem Eckplatze im Coupé; der Postillon hatte das letzte Signal geblasen, als der Studententrupp lärmend in den Posthof stürmte. Einer schied aus dem Knäuel, der schlankste, frischeste von ihnen, in schnurbesetzter Pekesche und buntem Käppchen, der mit dem umhüllten Rosenstrauß in seiner Hand. Er sprang leichtfüßig neben den Schaffner in die andere Ecke des Coupés. Der Wagen setzte sich in Bewegung. Bis zum Hofthore schwenkten die Zurückbleibenden ihre Mützen, liefen neben dem Wagen her, grüßten zum Abschied mit Hand und Mund. „Schade, daß du zu spät kommst zum Tanz mit den Hexen, Paul! Glück auf, Paul!“ riefen sie ihm nach. Der Doctor stutzte schon wieder. Er beugte sich über den dicken Schaffner, um den, der Paul hieß, deutlicher in's Auge zu fassen. Schnell aber ließ er sich zurück fallen. „Warum

nicht Paul?" dachte er. „Ein Vorname wie alle andern, Paul!" Sie rollten durch das dunkle Festungsthor, sie waren im Freien; feierlich erklang von allen Thürmen das Geläute der Glocken zum Festgruße des heiligen Geistes. Dem Doctor ward es wunderbar zu Sinne, als ob auch in seinem Herzen ein Pfingsten einläutete, als ob lange verklungene Stimmen wieder auflebten, nie gehörte Zungen sich lösten. Auch diese Straße war er schon einmal gezogen, als er zur Theilnahme am unblutigen Husarenstreiche inmitten des so blutig endenden, kurzen Vorspiels der Freiheit gezwungen ward, ein Jüngling, wie jener in der Ecke, aber nicht so fröhlichen, schuldlosen Herzens, wie jener schien: verzweifelnd, sich selber ächtend, dem Tode sich weihend, war er dahin gestürmt.

Der Doctor wurde immer beweglicher, unruhiger. Wirkten das die Erinnerungen, das Nahen der Berge, der jugendliche Genosse? Er wußte es wohl selbst nicht. Er beugte sich vorwärts, seitwärts, nach dem Studenten in der Ecke schielend, und seltsam! bei jedem Blicke begegnete er einem keck und neugierig auf ihm ruhenden Auge. Hastig, verlegen schweifte das seine nach einer andern Richtung und kehrte doch immer von neuem auf den Jüngling zurück. Seine Züge dünkten ihm bekannt, vertraut, wie die der Schrift auf dem Papierschnitzel; er hatte sie schon einmal gesehen, oftmals, täglich, vor langen Jahren und — in seinem eigenen Spiegel. Eine Fata Morgana seiner Jugend, ein neckender Spuk; sie kamen ja immer näher der Heimath der narrenden Kobolde und Hexen.

Als auf einer Zwischenstation der Schaffner aus dem Wagen stieg, drückte der Doctor ein Geldstück in seine Hand, sagte, die Sonne blende ihn, und rückte auf den Platz in der Mitte. — Nun saß er neben dem Studenten und konnte ihn ungehindert beobachten. Ein junges, frisches Blut, heitere Augen, feine, rührige Glieder. So froh und zuversichtlich mochte Peter Paul, auch vor seiner bösen Stunde, wohl nimmer in das Leben geschaut haben. Zeit und Erziehung waren andere heute als damals. Freiheit und Freude hatten diesem jungen Herzen nicht gefehlt. Immer von neuem vergleichend mußte der Aeltere auf sich zurück und immer von neuem prüfend in den Jüngeren hineinblicken. Dazu die Umgebung: die Straße, auf der er einst mit Schills Avantgarde Staub gemacht; die sich von Viertelstunde zu Viertelstunde mehr belebende Landschaft; Bäche und Flüßchen, dem Gebirge entquellend, dessen Umrisse sich immer deutlicher im Hintergrunde abzeichneten; ganz am Horizonte die alte Hexenkuppe, ihre weiße Winterhaube noch immer auf dem Haupt; in allen Kirchspielen läutende Pfingstglocken; die Häuser mit Maien geschmückt, die Straßen belebt von Fußgängern, Reitenden und Fahrenden, die in den Bergen ein Pfingstvergnügen suchen wollten. Immer wärmer thaute es auf in des Mannes Herzen, immer vernehmlicher regte es sich wie Hauch und Flüstern der Heimath.

Er fühlte ein drängendes Verlangen, mit seinem Nachbar in Berührung zu kommen, und wenn er um eine Einleitung verlegen war, so wird ein seelenkundiger Leser daraus nicht auf einen schüchternen, oder blöden Charakter des schweigseligen Mannes schließen. Kinder, junge wie alte, scheuen sich vor Leuten und Dingen, weil sie groß sind: Peter Paul gerade aus dem Gegengrunde. Die Wetterwende nach den Stürmen der Freiheitskriege, die Einschränkung seines Außenlebens in einem flachen, stillen Winkel, die Neigung zum Studium und zum Genusse des schmackhaften, dauerhaften Kerns, erst nachdem die rauhe, vergängliche Hülse abgefallen, innerliche, niederschlagende Erfahrungen vielleicht, — denn wer mäße nicht, bewußt oder unbewußt, die Andern nach der Schätzung seiner selbst? — die Wechselwirkung von alledem hatte ihn herabgestimmt. Er war ein gleichgültiger Mann geworden, und eben weil er es in diesem Augenblicke nicht war, fühlte er sich befangen.

(Fortsetzung folgt.)

Correspondenz-Nachrichten.

Newyork, Mai.

Die Candidaten zur Präsidentschaft. — Anniversaries. — Unterschleife von Beamten. — Humboldts Briefe an Varnhagen.

Eine bunt bewegte Zeit steht bevor; der Feldzug für die Präsidentenwahl ist eröffnet. Am 18. Mai hat die in Chicago versammelte republikanische Convention nach einer Sitzung von nur wenigen Tagen Abraham Lincoln aus Illinois mit großer Majorität zu ihrem Candidaten ernannt. Die electrischen Dräthe trugen die Kunde sogleich nach allen Richtungen, und wie immer bei solchen Gelegenheiten, stiegen am Abend die Raketen, loderten die Freudenfeuer und donnerten die Kanonen. Die entschiedenen, radikalen Republikaner fühlen sich indessen bitter und schmerzlich getäuscht, da sie kaum einen Zweifel hegten, daß der erwählte Candidat kein anderer als William Seward seyn würde, welcher, einer der hervorragendsten Männer im Senat, sich während seiner langen politischen Laufbahn stets als einer der ersten und unermüdlichsten Verfechter der Freiheit und des Fortschritts und als der unversöhnliche Gegner der Sklaverei bewährt hat. Ein erprobter Staatsmann, ein ausgezeichneter Redner, talentvoll, gewandt und vielseitig gebildet, war er vor allen andern Candidaten berufen, der Bannerträger der Fortschrittspartei zu seyn. Seine Niederlage ist ein schmachvolles Zeugniß für die Halbheit der Masse, für welche ein solcher Mann noch zu radikal ist, und welche ihm einen verhältnißmäßig obscuren Menschen vorzieht, weil derselbe sich im Kampf für Menschenrechte, Fortschritt und Humanität noch nicht so weit vorwärts gewagt hat.

Die demokratische Convention fand, wie festgesetzt war, im April in Charleston statt; allein so zersplittert und in sich selbst zerfallen ist diese vormals so mächtige Partei, daß die Convention sich nach vielen stürmischen Sitzungen bis zur Mitte des Juni vertagte, zu welcher Zeit sie in Baltimore zusammen kommen wird. Abermals war es die Sklavereifrage, welche das Zerwürfniß herbeiführte. Der Süden, nicht zufrieden mit allen Zugeständnissen, welche die schmiegsame, feige Demokratie des Nordens ihm bereits gemacht hat, verlangte eine „Platform,“ nach welcher die Sklaverei in den neuen Territorien nicht nur von dem Willen der Bevölkerung abhängig gemacht wird, sondern unter allen Umständen für den einzig gesetzmäßigen Zustand erklärt wird, der durch das Gesetz geschützt werden müsse, ohne daß den Ansiedlern die Macht bliebe, den Feind von sich abzuhalten. Darein konnten die Delegaten des Nordens schon aus Klugheit nicht willigen, da eine solche Platform außerhalb der Sklavenstaaten der Demokratie ihre letzten Anhänger abtrünnig machen und ihr eine unheilbare Niederlage bereiten würde. Der mächtigste Candidat der nördlichen Demokratie und der einzige, welcher den Sieg der Republikaner gefährden könnte, ist Stephen Arnold Douglas; doch seine Ernennung scheiterte an dem wüthenden Widerstand der südlichen Feuerfresser, welche ihn als einen Renegaten betrachten und deßhalb noch bitterer hassen, als selbst Republikaner und Abolitionisten. Eine dritte Partei, übermäßig conservativ, mit einer Platform, in der die Erhaltung der Union den Hauptpunkt bildet und die sich im Uebrigen fast nur in Allgemeinheiten bewegt, hielt ihre Convention in Baltimore und erwählte John Bell aus Tennessee zu ihrem Candidaten. Es fehlt ihr jedoch so gänzlich an aller Lebensfähigkeit, da sie weder den Anforderungen des Nordens noch denen des Südens in irgend einer Weise entspricht, daß sie neben den andern gar nicht in Betracht kommt.

Abraham Lincoln, von seinen Anhängern im Westen „honest old Abe“ genannt, ist ganz ein Mann des Volks, der seine Stellung nur seinen eigenen Anstrengungen verdankt. Er wurde im Jahr 1809 in Kentucky geboren, doch zog seine Familie frühzeitig nach Süd-Indiana, woselbst er seine Jugend bei der härtesten Arbeit zubrachte. Alles in Allem gerechnet, genoß er kaum sechs Monate des nothdürftigsten Schulunterrichts und erwarb seinen Unterhalt bald als Farmarbeiter, bald als Tagelöhner oder als Schiffer auf dem Wabasch und Mississippi. In seinem einundzwanzigsten Jahre wendete er sich nach Illinois, woselbst er seitdem immer gelebt hat. Er fing seine Laufbahn hier ebenfalls als Farmarbeiter an, dann arbeitete er als Commis in einem Buchladen und ein Jahr später machte er als Volontär einen der Feldzüge gegen die Indianer mit, in welchem er es bis zum Hauptmann brachte. Der nächste Schritt aufwärts führte ihn in die gesetzgebende Versammlung des Staates Illinois; mittlerweile studirte er die Rechte und wurde bald ein angesehener und einflußreicher Advokat. Im Jahr 1846 wurde er zum ersten mal in den Congreß gewählt, und 1858 war er zu gleicher Zeit mit Douglas, dessen Termin abgelaufen war, Candidat für den Senat. Er besitzt den Ruf eines fleckenlosen, gründlich rechtlichen Charakters, ohne sich jedoch, wie es scheint, bis jetzt durch besondere Fähigkeit und hervorragenden Geist bemerkbar gemacht zu haben. Der Schrecken und die Wuth, welche die Demokraten über seine Ernennung an den Tag legen, können indessen als ein gutes Zeichen begrüßt werden, daß es ihm gelingen werde, die verschiedenen Oppositionselemente zu vereinigen und das Land endlich von dem verhaßten Joch der Sklavenhalter und ihrer gefälligen Diener zu befreien.

Die Anniversaries mit ihrem gewöhnlichen Gefolge von

Regengüssen und Besuchern sind vorüber. Unter allen Gesellschaften, welche um diese Zeit ihre jährlichen Versammlungen halten, sind die der Antisklavereivereine und der Emancipation der Frauen — lächerlich und abstoßend, wie dieselbe oft durch die Uebertreibungen erscheint, in die so viele ihrer Vertreter gerathen — die einzigen genießbaren, da sie die einzigen sind, in denen nicht bornirte Orthodoxie und Heuchelei den Anfang und das Ende bilden, und zugleich diejenigen, in denen die glänzendsten, ausgezeichnetsten Redner auftreten. Als gewissenhafter Correspondent versäumte ich daher auch nicht, mehreren dieser Versammlungen beizuwohnen; allein mit der besten Absicht, anzuerkennen und für alles Gute und Neue empfänglich zu seyn, wüßte ich doch kaum wo anfangen, ohne in Wiederholungen zu verfallen, da wenig andere als bereits bis zum Ueberdruß wiederholte Dinge an den Tag kamen. Wendell Philips mit seiner hinreißenden Beredtsamkeit und seinem glänzenden Geiste ist fast der einzige, der noch neue Lichter auf die alten Gegenstände zu werfen versteht und selbst den blasirtesten Zuhörer noch zu fesseln vermag. Während jener Meetings, beim Anhören der verschiedenen Redner drängte sich mir recht lebhaft die Bemerkung auf, wie sehr sich amerikanisches Leben auf der Oberfläche bewegt und wie bald es daher auch erschöpft ist. Wenn der neue Ankömmling zuerst jene großen Versammlungen sieht, alle die glänzenden Redner hört, so kann es nicht fehlen, daß der Eindruck ein überaus großartiger, bedeutender und imposanter ist, besonders für den Deutschen, welcher bei der Abwesenheit öffentlichen Lebens in Deutschland und dem daraus folgenden Mangel an gewandten Rednern noch nichts Aehnliches kennen gelernt hat. Er ist hingerissen, begeistert und gehoben. Wenn man jedoch, wie ich, schon an sieben Jahre mitgegangen ist, sich an den Zwecken, welche verfolgt werden, betheiligt und die Fragen für sich selbst erörtert hat, so kann es einem unmöglich entgehen, wie die meisten Redner sich im Laufe der Zeit dermaßen wiederholen, daß sie endlich nur noch Nachdrücke ihrer selbst werden. All die kleinliche Eitelkeit, die Sucht sich bemerkbar zu machen, welche bei manchen eine eben so mächtige Triebfeder ist als der Zweck selbst, all die kleinen Schwächen und Schattenseiten, die dem Neuling verborgen bleiben, werden bei tieferem Eindringen sichtbar. Man erstaunt über den engen Horizont, die beschränkte Weltanschauung, die einseitigen hergebrachten Begriffe, die Orthodoxie, welche jeden übersichtlichen Standpunkt unmöglich machen; man verliert die Geduld, wenn man sociale und religiöse Fragen, über welche die gebildete Gesellschaft in Deutschland längst einig ist, hier noch zum Gegenstand weitläuftiger Erörterungen machen hört. Ich bin weit entfernt, darum den guten Einfluß zu verkennen, den solche Vereine, und vorzüglich die gegen Sklaverei auf die öffentliche Meinung geübt haben, und bin überzeugt, daß der im Ganzen so gedankenlosen, geistesträgen und in Vorurtheilen befangenen Masse auf keine bessere Weise beizukommen ist; denn was wirkt wohl mächtiger und einschlagender als das lebendige Wort aus dem Munde eines begabten Redners? Allein alles Gute, welches durch solche Bestrebungen bewirkt wird, hindert nicht, daß derjenige, welcher keiner Belehrung und Aufklärung mehr über die berührten Gegenstände bedarf, wenn er sich fragt, was von dem Gehörten wohl der Mühe werth sey, nach Hause getragen zu werden, oft von einem unbehaglichen Gefühl geistiger Leere ergriffen wird.

Ein Stadtereigniß, das für den Augenblick großes Aufsehen erregte, war eines schönen Morgens das Verschwinden des Postmeisters Isaac Fowler mit einem Deficit von 153,000 Dollars in der Postkasse. Die Postmeister in den verschiedenen Staaten werden alle vom Präsidenten angestellt, der diese einträglichen Posten immer besonders eifrigen und zuverlässigen Anhängern seiner Partei verleiht. Die Postmeisterstelle in Newyork ist begreiflich die einträglichste unter allen und bringt jährlich 15,000 Dollars ein, ohne alle damit verbundenen zufälligen Einnahmen, die sich auf wenigstens eben so viel belaufen sollen. Man sollte glauben, daß sich damit ganz gut leben ließe, und umsonst erschöpft man sich in Vermuthungen, auf welche Weise Fowler seine rechtmäßige Einnahme sowohl, wie die ungeheuern Summen durchgebracht, die er entwendet, da er sich zwar immer freigebig und gastfrei zeigte, ohne jedoch in Extravaganzen zu verfallen. Er war unverheirathet, machte kein Haus, hatte keine kostspieligen Liebhabereien, war kein Spieler, ließ sich, so viel man weiß, nicht in gewagte Spekulationen ein, und trieb keine Art von Aufwand, der nicht mit seinen Mitteln im Einklang gestanden hätte. Eben so wenig häufte er die entwendeten Summen auf und soll, wie es heißt, als die Entdeckung über ihn hereinbrach, kaum 3000 Dollars besessen haben. Dergleichen Dinge können sich indessen überall ereignen und es würde sich kaum der Mühe lohnen, ihrer zu erwähnen, wenn sie nicht einen höchst charakteristischen Beitrag zur Schilderung hiesiger Zustände durch die Thatsache lieferten, daß die Regierung in Washington schon seit länger als einem Jahr über diese ungeheuern Entwendungen, deren Anfang sich mehrere Jahre zurückdatirt, im Klaren war, jedoch freundschaftlich nicht nur ein, sondern vielmehr beide Augen zudrückte, so lang Fowler dafür im Dienste der Partei thätig war und sich an ihren Umtrieben betheiligte. Erst als er in Charleston, wenn auch nur indirekt, die Ernennung von Douglas unterstützte, welchen der Präsident auf's Wüthendste haßt, seitdem er in der Kansasfrage als sein Gegner auftrat, ergriff den ehrwürdigen Mann ganz plötzlich ein ihm sonst fremder Tugend- und Gerechtigkeitseifer. Er wollte die Sache streng untersucht wissen und sandte Bevollmächtigte nach Newyork; doch konnte er nicht verhindern, daß diese als persönliche Freunde Fowlers ihm hinlängliche Zeit gewährten, um spurlos zu verschwinden. Noch schönere Dinge kommen jedoch gegenwärtig in Washington vor einem Untersuchungscomité des Repräsentantenhauses an's Licht. Dort wird nämlich auf Veranlassung der republikanischen

Majorität die Verwendung untersucht, welche die Administration von verschiedenen, zum Staatshaushalt gehörigen Fonds gemacht hat. Jeden Tag werden Zeugen verhört, und jeden Tag kommen Dinge zu Tage, welche die herrschende Partei und vor allem ihr würdiges Oberhaupt, James Buchanan, mit dem Stempel der tiefsten Schmach brandmarken. Hunderttausende, wenn nicht Millionen aus den verschiedenen Departements des Staates sind zur Bestechung von Congreßmitgliedern, Zeitungsschreibern, zu Wahlumtrieben und ähnlichen löblichen Zwecken zu Nutz und Frommen der Demokratie verwendet worden. Unter anderm wurden allein über 40,000 Dollars verbraucht, um die nichtsnutzige Bill durch das Haus zu schwindeln, durch welche Kansas vor zwei Jahren die Aufnahme in die Union als freier Staat verweigert wurde. Schwerlich ist Bestechung zu irgend welcher Zeit oder in irgend welchem Staat schon in solchem Umfang geübt worden. Der Präsident zitterte vor dem Resultat der Untersuchung und legte Protest dagegen ein, wodurch er seine Sache nur verschlimmerte, da das Repräsentantenhaus durch die Constitution selbst dazu befugt ist.

Die Briefe Humboldts an Varnhagen bilden in literarischen Cirkeln hier so gut das Tagesgespräch als in Europa. Die Erwartung wurde auf's Höchste gespannt und die Geduld des lesenden Publikums auf eine harte Probe gestellt, da in Folge der Schnelligkeit, mit der die ersten Auflagen in Deutschland vergriffen waren, die hiesigen deutschen Buchhändler die vielfachen Nachfragen nur durch Vertröstungen auf die Zukunft zu erwidern vermochten. Gegenwärtig sind jedoch zwei Nachdrucke im Umlauf, von denen die erste Auflage ebenfalls schon vergriffen ist, so wie auch eine englische Uebersetzung von Friedrich Kapp. Die Aufgeklärten, Freisinnigen freuen sich natürlich, Humboldt ganz als den ihrigen begrüßen zu können, während die Gegenpartei sich ärgert und schimpft, ganz wie in Deutschland. Den Amerikanern entgehen begreiflich viele, wenn nicht die meisten Anspielungen auf Persönlichkeiten und speciell preußische Zustände, indessen gibt Humboldts unverhehlte Freigeistigkeit und seine Urtheile über Sklaverei und hiesige Demokratie Orthodoxen wie Demokraten schon genug Anlaß zur Wuth, die sich in einigen Blättern in wahrhaft ergötzlicher Weise geäußert hat.

Von der deutschen Ostseeküste im Herbst 1859.

Das Seebad Warnemünde.

Welche mächtige Anziehungskraft übt doch das Meer auf die meisten Menschen! Und vollends derjenige, dessen Wiege unfern dem Gebrause der Wellen gestanden, wird sein Leben lang leicht eine tiefe Sehnsucht nach diesem mächtigen Klange in sich spüren. So erging es auch mir, da der Lauf des Lebens mir einige Jahre den Anblick des Meeres entzogen hatte, und es waren gar freudige Augenblicke, da sich mein Auge wieder an den kurzen, grün schillernden Wellen der heimathlichen Ostsee ergötzen und meine Brust die so lang entbehrte frische, freie Seeluft in langen Zügen einathmen konnte.

Ich hatte mir ein kleines, im übrigen Deutschland ziemlich unbekanntes Seebad, Warnemünde, unweit der alten, ehrwürdigen Hafenstadt Rostock, am Einfluß der Warnow in die offene Ostsee gelegen, dießmal ausgesucht, um ein paar Wochen in voller Ruhe die Freuden des Aufenthalts am Meere genießen zu können. Hiezu ist gerade Warnemünde der geeignete Ort. Man wird hier durch nichts von der See abgezogen und immer auf's neue wieder auf ihren Genuß hingewiesen, da die Natur sonst höchst einförmig und die Gesellschaft nur gering ist. Einzelne versprengte Berliner oder Hamburger ausgenommen, sind sonst alle Badegäste in Warnemünde ächte Söhne des guten alten, ehrlichen Mecklenburgs. Mit Weib und Kind, mit Betten und Hausgeräth aller Art, mit wohlgefüllten Flaschenkörben und den wo möglich noch volleren Kobern und Kiepen mit Würsten, Schinken, Eiern, ziehen die Mecklenburgischen Gutspächter, wohlhabende Domänialbeamten, sehr gut besoldete Pfarrer, ja selbst einzelne Gutsbesitzer, denen das nahe, vornehme, elegante Seebad Dobberan zu viele Bequemlichkeit raubt, nach dem stillen Warnemünde, um dort einige Wochen der Seeluft zu genießen. Für vierzig bis fünfzig Thaler monatlich miethet eine solche Familie ein eigenes Häuschen, wo möglich in der „Vorderreihe," mit der Aussicht nach dem freien Meer, und setzt die gewohnte häusliche Lebensweise mit eigener Küche und eigenem Keller fort. Rostocker, die es der Nähe wegen noch bequemer haben, bilden den größten Theil des übrigen Badepublikums. Man ist nun zwar in Mecklenburg, wo Gottes trockene Gaben in Hülle und Fülle gedeihen und direkt eingeführter französischer Rothwein und englischer Porter durch keine Eingangssteuer vertheuert werden, ungemein gastfrei, und so kann wohl ein einzelner Mann leicht Einladungen zu

einigen der fünf Mahlzeiten erhalten, die viele Familien in Warnemünde täglich einzunehmen pflegen; allein wer kein Eingeborener des Landes ist, wird sich in diesen specifisch mecklenburgischen Kreisen leicht fremd und bald auch gelangweilt fühlen. Es herrscht ein zu stark ausgeprägter provincieller Charakter darin, und man muß mit manchen inneren Verhältnissen des Landes genau vertraut seyn, um der Unterhaltung mit einigem Interesse folgen zu können. An öffentlichen Orten aber, wo der einzelne Fremde Unterhaltung finden könnte, ist in Warnemünde großer Mangel, und schwerlich werden sie jemals dort entstehen. Wie fast überall an der deutschen Ostseeküste, wo das Familienleben stark ausgeprägt ist und der verheirathete Mann seine Bekannten zu Hause aufsucht, statt mit ihnen im Gasthofe zu verkehren, sind auch in Warnemünde alle Gasthäuser nur höchst mittelmäßig und dabei genöthigt, ziemlich theure Preise zu nehmen, um bei den wenigen Gästen nothdürftig bestehen zu können. Mit einzelnen Ausnahmen findet man an der ganzen deutschen Nord- wie Ostseeküste dieselben Verhältnisse, und der Rheinländer, Bayer oder Schwabe, der das hiesige Leben nur nach dem Wirthshausleben kennen lernt, dürfte sehr wenig davon erbaut seyn. In Süddeutschland ißt, trinkt und vergnügt man sich am besten im Gasthause, in Norddeutschland im engen Familienkreise; das ist eine alte, feste Regel.

Doch wozu bedarf man auch in Warnemünde vieler Unterhaltung im Gasthause, da das Meer für jeden, der Sinn dafür hat, einen unerschöpflichen Reichthum stets neuer Genüsse darbietet? Niemals ist dasselbe sich gleich, fort und fort zeigt es dem Auge des Beschauers eine Reihe wechselnder Bilder. Und gerade hier in Warnemünde bietet der mächtige, weit in die offene See hinein gebaute Steindamm, das „Spiel" genannt, einen vortrefflichen Platz, um das Meer in aller Bequemlichkeit und in unmittelbarster Nähe belauschen zu können. Gleich einem riesigen Spiegel liegt jetzt die unabsehbare Fläche ausgebreitet vor einem da und die glühenden Strahlen der Sonne färben das Ganze mit silbernem Schein von solcher Helle, daß beim längeren Hinsehen unwillkürlich zuletzt die Augenwimpern sich schließen. Nur bisweilen zuckt ein leises Aufrauschen gleich einem mächtigen Athemzug über den weiten Spiegel und verkündet, daß das offene Meer und nicht ein großer Binnensee sich vor einem ausbreitet. Plötzlich ändert sich die Scene, und während am Lande noch kein Lüftchen weht, fängt in weiter Ferne draußen ein Wirbelwind an aufzustoßen, der mit rasender Hast das Wasser vor sich aufkräuselt, so daß man den Lauf des langen, bald dunkeln, bald hell schimmernden Streifen, den er bildet, deutlich mit dem Auge verfolgen kann. Immer stärker wird der Wind, immer breitere und krausere Züge schneidet er im Meere ein, und nicht lange, so schlagen die ersten Wellen mit schaumigem Gischt an die mächtigen Steine, die das Ende des „Spiels" bilden. Dunkle Gewitterwolken, die ein schweres Unwetter verkünden, ziehen jetzt am Horizont herauf, und der vor kurzem noch so sonnige und goldig blaue Himmel wird schwärzer und schwärzer. Seine Farbe spiegelt sich im Meer ab, das helle Silbergrün desselben geht in immer dunklere Schattirungen über, so daß es zuletzt fast ebenfalls eine tiefe Schwärze zeigt. Weißschaumige Wellenköpfe, zuerst nur einzeln, aber von Minute zu Minute häufiger, tauchen, immer näher kommend, aus dem Dunkel der Fluth empor. „Der Scheeper drifft dee Schaap ut," sagen dann die Warnemünder Weiber, und in der That gleichen diese weißen Wellenköpfe in der Ferne einer Heerde schneeweißer Lämmer, die auf dunkelgrüner Fläche umher hüpfen. In eiligster Fahrt kommen jetzt die Fischerboote, die oft meilenweit in der offenen See ihre Netze ausstellen, angesegelt, um den sicheren Hafen noch vor dem Unwetter zu erreichen. Für das Auge des Laien sieht es wirklich gefährlich aus, wie diese kleinen Boote von den Wellen umhergeschleudert werden; man fürchtet jeden Augenblick, sie umschlagen oder in die Tiefe des Meeres hinabgerissen zu sehen. Allein die Fahrzeuge sind stark gebaut, die Männer, häufig auch Weiber, darin wissen Segel und Steuer sehr geschickt zu handhaben, und so ist die Gefahr ungleich geringer, als es scheint, und Unglücksfälle kommen zwar mitunter vor, gehören aber doch zu den seltensten Ausnahmen. Immer lauter tosen jetzt die Wellen, der Sturm heult und immer höher bäumt sich das wild aufgeregte Meer an den Steinquadern herauf. Bis über die hier aufgestellten Sitzbänke, die bei ruhigem Wetter an fünfzehn Fuß von dem Meeresspiegel entfernt sind, rollen jetzt die schäumenden Fluthen, und bei sehr heftigem Sturm wird der ganze breite und hohe Steindamm oft von den sich hoch aufbäumenden und jach überstürzenden Wellen so überschlagen, daß er auf Augenblicke völlig unter Wasser steht.

Oft tobt ein solcher Sturm Tage lang und immer aufgeregter wird dann die See, so daß ihre Fläche nur aus kochenden Wogen besteht und dann einen grausig schönen Anblick gewährt; mitunter aber beruhigt sich das Unwetter schon nach wenigen Stunden wieder, der Himmel erheitert sich, die Wellen werden kleiner und immer kleiner, und am Abend spiegelt der Vollmond am wolkenlosen Himmel sein bleiches Licht in der klaren, glatten Fluth, einen breiten silbernen Streif, mit funkelnden Sternen besäet, darüber ziehend. Solch wechselndes Naturschauspiel, stets schön und großartig und die Seele mit mächtigen Eindrücken erfüllend, kann man auf dem „Spiel" in Warnemünde oft im Laufe eines einzigen Tages genießen.

Aber auch andere Bilder helfen dem Badegast die Zeit verkürzen und geben ihm Stoff zu mannigfachen Beobachtungen. Wer sich für Schifffahrt und Seemannsleben interessirt, findet hier ein ergiebiges Feld. Warnemünde, als der Außenhafen der blühenden Rhedereistadt Rostock deren mehr als dreihundert große Seeschiffe in allen Meeren der Welt kreuzen, wird täglich von ein- und aussegelnden Fahrzeugen belebt. Mit vollen Segeln kommt jetzt eine

stattliche dreimastige „Bark“ über die See daher gezogen und hält den Kurs auf die Warnemünder Hafeneinfahrt. Das kundige Auge der Lootsen am Leuchtthurm hat schon aus weiter Ferne entdeckt, daß es ein Rostocker Fahrzeug ist, an dessen Bord, wie man weiß, manche Matrosen aus Warnemünde selbst dienen. Große Freude verbreitet diese Nachricht im ganzen Orte, und schnell eilen die Angehörigen der Seeleute nach dem „Spiel,“ um das „Binnensegeln“ des Schiffes mit anzusehen. Ueber drei Jahre war die Barke abwesend und während dieser Zeit fortwährend im Handel zwischen Ostindien und Holland beschäftigt gewesen, bis sie jetzt wieder mit Steinkohlen beladen aus England zurückkommt. Schon ist das Lootsenboot, mit den fünf alten Lootsen bemannt, hinausgefahren, und das stattliche, leicht dahin schwebende Schiff hat sich bereits so genähert, daß alle Taue und Stangen der Masten deutlich zu sehen sind. Ein großes, gutgehaltenes Segelschiff, das alle Segel bis auf die obersten Marssegel aufgesetzt hat und nun in rascher Fahrt durch die grünen Fluthen daher schießt, so daß vor dem scharfen kupfernen Kiel das Wasser aufschäumt, gewährt ein reizendes Bild, dem selbst der Anblick des größten Kriegsdampfers nicht im Entferntesten gleichkommt. In weitem Bogen hat das Schiff jetzt gewendet und mit kundigem Blick und starker Faust der Lootse am Steuerruder es in die schmale Einfahrt zwischen den beiden Steindämmen hineingebracht. Mit lebhaftem Schwenken der Kopfbedeckungen begrüßen die zahlreichen Zuschauer die aus weiter Ferne Heimkehrenden, während diese selbst hastig in die Masten klimmen, um die Segel einzuziehen, damit das Schiff sofort am Hafenpfahl festgelegt werden kann. Bald liegt die Barke am Bollwerk, das Laufbrett ist schon ausgeworfen, und jetzt stürmen die am Lande Harrenden und die Heimkehrenden zusammen, um die immer ergreifende Scene des Wiedersehens aufzuführen. Unter der rauhen Außenseite dieser kräftigen, von der Tropensonne tief gebräunten, vom Sturm und Spritzwasser verwetterten Matrosen in ihren schmutzigen Theerhosen und groben Friesbemden schlägt gar oft ein warmes, für jedes edle menschliche Gefühl empfängliches Herz.

Kaum ist das stattliche Fahrzeug eingelaufen, der Jubel der Begrüßung verhallt, so hat auch der Schmerz seine Rolle zu spielen. Ein altes Fischerweib von der Halbinsel, das „Fischland,“ wo die Mehrzahl der mecklenburgischen Seeleute wohnt, kommt in einem Boote von Rostock eiligst angefahren. Es ist ihr die Nachricht zugegangen, das Schiff, auf dem ihr einziger Sohn, die Stütze ihres Alters, als Matrose dient, werde heute einsegeln, und sie eilt nun herbei, ihn nach mehrjähriger Trennung zu begrüßen. Das erwartete Schiff ist glücklich im heimathlichen Hafen angelangt, den Sohn aber brachte es nicht wieder mit zurück. In der Bay von Biscaya schleuderte ihn in einer wilden Sturmnacht eine überschlagende Sturzwelle über Bord, und ferne an der spanischen Küste ruht er nun für immer auf dem tiefen Grund des Meeres. Wie hastig und ängstlich fragt die Mutter nach dem Sohn, den ihr suchendes Auge unter der Schaar der Matrosen vermißt! Niemand steht ihr Rede, selbst diese rauhen Männer scheuen sich, der Mutter das Schrecklichste mitzutheilen. Endlich spricht der Steuermann die Worte: „Ihr Sohn ist bei Gott; in der spanischen See ging er über Bord. Trösten Sie sich, es kann uns Seeleuten Allen so ergehen.“ Da schreit wohl das Mutterherz im ersten Augenblick des jähen Schmerzes laut auf, aber bald bezwingt das Weib solch wilden Ausdruck, die Thränen stürzen ihr zwar über das faltige Antlitz, aber äußerlich ruhig erkundigt sie sich nach den näheren Umständen des Todes ihres Sohnes. Fand doch ihr Mann im selben Meere und fast auf gleiche Weise ebenfalls sein Ende.

Jubelnder, lauter Gesang aus rauhen Männerkehlen, nach einer eintönigen, aber gar nicht übel lautenden Melodie, wobei ein Vorsänger zuerst eine Strophe singt und der Chor den Refrain wiederholt, ertönt jetzt daneben. Die zehn bis zwölf Matrosen der schönen Bark „Agnes“ winden eben den mächtigen Schiffsanker in die Höhe und ziehen singend am Tau, um im gleichen Takte den kräftigen Anzug zu thun. Das Schiff segelt sogleich ab, der Lootse ist schon am Bord, in einer halben Stunde fährt es aus dem Hafen, um vielleicht erst in zwei bis vier Jahren, vielleicht auch nimmermehr zurückzukehren. Es segelt zunächst nach Norwegen, dort Holz für Cadix zu laden, und geht von dort mit Seesalz nach Südamerika und so weiter, gleichviel wohin, wo sich gerade lohnende Fracht findet. Die Matrosen, lauter kräftige „Fischländer,“ sind guter Laune, den Abschied von den Ihrigen haben sie bereits überstanden und freuen sich jetzt, wieder in die weite freie See hinauszukommen und auf Jahre lohnenden Verdienst zu finden. Nur Einem, einem hübschen stattlichen Burschen, der mit seiner kräftigen Gestalt, seinem offenen, gebräunten Gesicht, mit den klaren blauen Augen und dem lockigen blonden Haar sich so recht als ein ansprechendes Bild eines ächten norddeutschen Seemanns darstellt, scheint der Abschied von Warnemünde schwer zu werden. Er hat sein Herz hier im Orte verloren an eine hübsche junge Tochter desselben. Weinenden Antlitzes steht das Mädchen hart am Bollwerk, um den scheidenden Geliebten noch so lang wie möglich zu sehen. Wie der flinke Bursche nur einen freien Augenblick erhaschen kann, springt er vom Bord des Schiffes an das Land zurück, umarmt das weinende Mädchen, spricht tröstende Worte und trocknet ihr zärtlich mit seinem Tuche die Thränen vom Antlitz. Die gebieterische Pflicht ruft ihn jetzt wieder, und mit der Behendigkeit einer Eichkatze klettert er flugs hoch oben in die Masten, um den schon vorausgeeilten Kameraden beim Lösen der Segel zu helfen. Bereits aber wird die Planke vom Bord bis zum Bollwerk zurückgezogen, noch schnell die letzte herzliche Umarmung, der letzte heiße Kuß, — vielleicht auf Nimmerwiedersehen; das Schiff setzt sich in Bewegung, zuerst im Strome selbst nur langsam, aber so wie es um das Ende des Bollwerks herum in die offene See kommt und der Wind die bauschenden

Segel faßt, immer schneller, bis nach einigen Stunden auch der letzte weiße Schimmer desselben am fernen Horizont verschwommen ist.

Solcher und ähnlicher Bilder bietet Warnemünde dem, der Sinn dafür hat, viele und mannigfaltige. Es begreift sich, daß an einem solchen Orte, auch ohne äußere Genüsse einer glänzenden Geselligkeit, die paar Wochen des Badeaufenthaltes nur zu schnell vergehen und man sich schweren Herzens vom Meere, dem ewig schönen Meere trennt.

Aus dem bayerischen Voigtlande, Juni.

Zur deutschen Landes- und Volkskunde.

Was könnte es Anziehenderes geben für den Freund seines Vaterlandes und Volkes, als Umschau zu halten in dessen weiten Gauen und einzukehren in all den deutschen Bergen, Thälern und Ebenen? Welch reizende Mannigfaltigkeit der Mundarten und Trachten, und doch überall die trauten Klänge und Formen der Muttersprache, überall derselbe treue deutsche Herzschlag unter dem bunt wechselnden Gewande! Welche Abweichungen, und doch wieder welch wunderbarer Einklang in den vielfachen Ueberlieferungen, Sitten und Gebräuchen, vom Sprüchwort und Kinderspiele bis zur uralten, bedeutungsvollen Sage, zum herrlichen Volkslied! Ueberall erkennt der Wanderer freudig das Band der Blutsverwandtschaft, den goldenen Faden gemeinsamen geistigen Lebens.

Namentlich ist es der Bauernstand, die „ewige Verjüngungsquelle deutscher Tüchtigkeit,“ an dem sich das leibliche und geistige Auge, das sich ihm ohne Vorurtheil nähert, wahrhaft erfrischen kann. Diese alten Höfe sind in der That die festen Burgen deutschen Volksthums. Hier vererbt sich das gleiche Leben, Glauben, Wissen von Geschlecht zu Geschlecht fort, wenig berührt von der Welt, die da außen ihre Gestalt wechselt. Hier erhält sich im Aeußern noch der Ausdruck alter Stammeseigenthümlichkeit, wie in den einfachen, treuen Gemüthern die Ueberlieferung der Voreltern in Sang und Sage. Hier finden wir noch die Spuren altgermanischen Lebens, tief verwurzelt mit dem alltäglichen Treiben. Und doch, welch bedauerlicher geistiger Druck, welche Verkennung der besten Eigenschaften, welche ungerechte Mißachtung lastet im gesellschaftlichen Leben noch so häufig auf diesem Stande, dessen Erhaltungstrieb wir so manches schätzbare Erbstück der Vergangenheit verdanken, der schier allein noch dem deutschen Leben das Gepräge markiger, unverwüstlicher Kraft verleiht! Wie wenige selbst von den Gebildeten haben wirklich Verständniß für das besondere Wesen des Landmanns, für den „schlichten Sinn, der aus dem Volke spricht,“ wie viele auch wollen solches nicht einmal haben, und doch ist Riehls Rath, den Bauern zu „studiren,“ namentlich für den Beamten von so großer Wichtigkeit.

Es gilt das eben Gesagte von gar manchen, die in der grauen Theorie für das „Volk“ schwärmen, auch von solchen, die sich an den poetischen Figuren der Dorfgeschichten begeistern, während sie deren lebende Vorbilder in der nächsten Umgebung kaum eines Blickes würdigen zu dürfen glauben. M. Meyr bemerkt treffend: „Allerdings bewegt sich das Leben des Landvolks in genau begrenzter Sphäre; allein innerhalb derselben befindet sich gleichwohl alles Menschliche, alle Tugenden und Schwächen des Menschen und eine reiche Bethätigung derselben, wenn auch in eigenthümlichen, nach gewisser Seite hin beschränkenden Formen. Dem flüchtigen Beobachter wird das Landvolk im Guten und im Schlimmen sich nicht offenbaren, und weder im Wirthshause noch in der Amtsstube kann man den ganzen Bauer kennen lernen, weil hier wie dort nur einzelne Seiten zum Vorschein kommen, und zwar keineswegs die besten.“ Mit der Kenntniß des Gesammtlebens aber muß auch jene Liebe zum Volk verbunden seyn, ohne die es unmöglich ist, das Schöne und Gute in ihm zu sehen.

Bei vielen ist die „geistige Scheidewand“ erst gefallen, seit Auerbach seine ersten Dorfgeschichten, seit Riehl sein bekanntes geistreiches Buch geschrieben. Es haben sich die Genannten unzweifelhaft ein unvergängliches Verdienst um die sociale Aufrichtung des Bauernstandes erworben. Auf dem Felde der Dichtung gilt dieß neben Auerbach aber namentlich auch von dem trefflichen „Erzähler aus dem Ries.“ Wer, der sich je einmal liebevoll an das Volksgemüth angeschlossen, wäre nicht eigenen Gedanken, Gefühlen und erlebten Bildern in diesen Büchern wieder begegnet? — Ja, „die Natur in ihrer Kraft, in ihrem quellend frischen Leben, das uns umfließt, wie das Wasser des lebendigen Stroms die Glieder des Badenden, sie, die nährende Trägerin alles Lebens“ ist es, die uns auch hier mit aller Macht anweht. Auerbachs erste Geschichten — namentlich sein unvergleichlicher Ivo — erscheinen uns wie große, ideale Compositionen, aus ächt volksthümlichen, wirklich vorhandenen, aber von einer überquellenden Liebe durchhauchten und verklärten Elementen zusammengesetzt, welche die

gemüthreiche „Welt des Volksthums" mit hinreißendem Zauber enthüllen, oft mit wahrhaft dramatischer Wirkung den Leser tief erschütternd, während Meyrs Erzählungen uns die Wirklichkeit selbst vorführen, zum Greifen wahr, doch von dem Lichte einer heitern, schönen Poesie übergossen.

Nicht jeder deutsche Gau ist so glücklich, unter seinen Söhnen einen Dichter zu haben, der seine Heimath und ihre Kinder mit dem goldenen Dufte der Poesie zu verklären weiß. Möchte sich nur überall ein warmes Volksherz finden, das sich gedrungen fühlt, die Stelle derselben im großen farbenreichen Gesammtbilde deutschen Volksthums, welches sich aus den einzelnen Specialschilderungen nach und nach zusammenwirkt, überhaupt nicht leer zu lassen und somit die betreffende Gruppe wenigstens in ihrer realen Erscheinung wiederzugeben. Denn allenthalben „im deutschen Volke sind noch Schätze zu heben von eigenthümlicher Art und Sitte, von eigenthümlichen Freuden und Leiden und von besondern Verbindungen der überlieferten Stammesbildung mit der neuen Zeitbildung." Ein Versuch hiezu sind auch die nachstehenden Schilderungen. *

I.

Das Fichtelgebirge zerfällt in Hinsicht auf Volkstypus, Tracht und Mundart in zwei Haupttheile, von denen der eine die Flußgebiete der Eger und Nab, der andere die des Mains und der Saale umschließt. Jener besteht zum großen Theil aus dem Bezirk der ehemaligen „Sechs Aemter" — noch heute die volksübliche Bezeichnung — dieser bildet das „Voigtland," unter welchem Namen man freilich gegenwärtig nur noch das Hügelland an der Saale und Selbitz versteht. Die jenseitigen Thäler füllt ** baiowarisch-slavisches Volkselement, das wellige Hochland der Saalregion, so wie die Mainseite ist von thüringisch- (slavisch-) fränkischen Abkömmlingen bewohnt. Drüben herrscht die pfälzische Mundart, hier die fränkische in zwei Spielarten (bayreuthisch- und bambergisch-fränkisch), denen sich als dritter voigtländer Dialekt die sogenannte thüringische Mundart des das Plateau von Süden nach Norden durchschneidenden Selbitzgrundes anreiht. *** Der Hauptdialekt des ehemaligen Voigtlandes, der bayreuthisch-fränkische, zieht sich aus der Bayreuther Gegend längs des Westrandes der Centralgruppe an und auf dem Gebirge herein und streicht sodann, nach Ueberschreitung der Wasserscheide, am Abhang der Waldsteinkette und dann im Saalthale nach Nordosten (sächsisch-böhmische Grenze). Während er gegen das Gebirge hin die Grenze der Pfälzer (Sechsämter-) Mundart bezeichnet, wird er in nördlicher Richtung zuerst von dem Bamberger Fränkisch der dem Main tributbaren katholischen Enclave auf dem nordwestlichen Gebirgsstocke und hierauf von dem bereits erwähnten thüringischen Idiom der Selbitzgegend begrenzt. Ein Theil seines Bezirks, das obere Saalland und sein Volk, ist es, auf welchen sich gegenwärtige Darstellung erstrecken soll.

Der landschaftliche Charakter des Saalgebiets ist in seinen ruhigen Wellenformen, die sich dem Auge überall wiederholen und selbst noch in den Linien der das Bild nach Süden hin schließenden Hochkette ihre consequente Ausprägung finden, im Allgemeinen ein ziemlich einförmiger. Nur der Eingeweihte kennt jene stillen, heimlichen Reize, die den Voigtländer selbst in den mildesten Strichen des Unterlandes stets mit inniger Liebe an seine rauhere Heimath zurückdenken lassen. Und es hat solcher Reize nicht wenige; liebliche, idyllische Stellen, malerische An- und Aussichten überall in den kleinen grünen Thälchen und Niederungen, die sich zwischen dem Gewirre dieser mehr sanft gedehnten als hochgeschwungenen Hügel hindurchziehen, und alle von jenem durchaus eigenthümlichen Charakter, den wir als den specifisch voigtländischen bezeichnen möchten. Hier z. B., in einem heimlichen Grunde, bedecken die schlanken, hochaufsteigenden Fichtenstämme bis zum Gipfel eine steile Bergwand, unten von einer Gruppe hellgrüner Birkenwipfel eingefaßt, aus deren silberblinkenden Stämmen malerisch eine Mühle hervorschaut; dort, in geschlossener, stolzer Masse an das Ufer eines schmalen, vielfach gewundenen Baches vortretend, umkränzt der Wald schützend ein einzelnes Gehöfte; Kinder und Hausthiere spielen davor, eine kleine Rinderheerde weidet in der Nähe und verliert sich läutend zwischen den Stämmen: — wir können uns vor eine Farm im fernen Westen versetzt glauben. Dort wieder schweift der Blick über das offene Gelände, und dahinter, hoch über Flur und Aue, über brauner Heide und schwärzlichen Waldstreifen, wölbt sich in stillem Blau das edle Profil des Gebirgs. Diese einfachen, in weiten Bogen geschweiften Linien, die der kühn geformte, wie absichtlich in die Mitte gesetzte Granitsattel des Waldsteins vor Monotonie bewahrt, nehmen nicht selten einen imposanten, ja großen Charakter an, namentlich wenn sie die lichten, durchsichtigen Morgennebel des Sommers umkleiden, oder auch am Winterabend, wenn sie in mattem, verschwimmendem Weißblau über goldvioletten Schleiern sich hinziehen, während das letzte Feuer der sinkenden Sonne, die schwarzen Fichten der westlichen Hügel mit dem tiefsten Rothgold umglühend, über Himmel und Erde seine wunderbaren Farbentöne spielen läßt.

Neben der eigenthümlichen Bildung des Bodens, welche überall abgeschlossene Bedutten gewährt, sind es namentlich die allenthalben eingestreuten größeren und kleineren

* Zunächst für Bayern haben wir eine umfassende Zusammenstellung in der „Bavaria" zu erwarten, welche A. v. Ramberg mit köstlichen Zeichnungen schmückt. Interessant wäre übrigens eine illustrirte Monographie des deutschen Bauernthums.

** Nach der ausführlichen Darlegung des Herrn Regierungsraths Fentsch in München im Abendblatt der N. M. Ztg.

*** Charakteristik mit Proben s. in Dr. Frommanns Zeitschrift Jahrg. IV. S. 253 ff. Zur Erklärung später vorkommender mundartlicher Sätze sey hier nur wiederholt, daß die bayreuthisch-fränkische Mundart von den getrübten Vokalen weder ö, ü, noch die Doppellaute äu und eu kennt, sondern hiefür é, i und ei hat.

Nadelgehölze, die den erwähnten individuellen Zug in die Physiognomie der Gegend weben. Bald eine dieser Hügelwellen krönend, bald sich in die Tiefe ziehend und in langen Streifen ein saftig grünes Wiesenthal säumend, oder wie als Lusthain mitten in die bunt wogende Flur gestellt, bald ihre gezackten Umrisse in einem der zahlreichen Teiche spiegelnd, sind sie stets ein bestimmendes Element des landschaftlichen Charakters. Im Innern haben sie ihre besonderen Reize; schnurgerade steigen die schlanken Fichten- oder Tannenstämme auf, die in einander verschlungenen Aeste, vom zierlichen Eichhorn und allerlei Waldvögeln belebt, bewegen sich in eintönigem Sausen und in langen, warmen Streifen dringt das Sonnengold in das duftige, dämmerig grüne Dickicht ein. Kein Voigtländer, der mit muntern Genossen darin seine Knabenspiele getrieben, wird sie je vergessen.

Im strengen, schneereichen Winter des Voigtlands, wo sie häufig unter dichter Belastung seufzen oder mit schimmerndem Reife überzogen sind, helfen diese Nadelgehölze in wechselnder Gestalt und Färbung das Bild einer nordischen Landschaft wesentlich vervollständigen; schmilzt aber nur auf einige Tage der Schnee weg, so sind es neben der von ihrer weißen Decke befreiten frisch glänzenden Wintersaat gerade sie, welche uns durch ihr schönes Grün täuschend in die schönere Jahreszeit zurückzuversetzen vermögen. Im Frühjahr, wenn die hellen, weichen Schößlinge hervorbrechen, werden sie von Schaaren wandernder oder wieder einziehender befiederter Gäste durchflattert; auf allen Bäumen girrt, pfeift und lockt es und noch in den späteren Monaten schallt aus dem Gebüsche Morgens und Abends der Gesang der Weißdrossel und Heidelerche, der Schlag des Finken, die sich hier gern ihre Wohnung einrichten. Der Frühling ist im Voigtland wegen der Länge des Winters kurz, aber überaus anmuthig. Von allen Anhöhen rinnt das Schneewasser plätschernd in die Thalsohlen, aus den blauen Lüften aber klingt über die sonnigen, lichten Halden das schmetternde Lied unzähliger Lerchen, die wohl nirgends in lauterem Chore den Lenz verkündigen als hier.

Auf diesen, von einem heißen Sommer überglühten, aber auch von häufigen Winden bestrichenen Hügeln gedeihen namentlich der „goldene" Haber, die seidenweiche blaublühende „Pflanze der Mädchen," der Flachs, und die Kartoffel in vorzüglicher Güte. Die Einbringung dieser Frucht — welche, zu den mannigfachsten Speisen metamorphosirt, ein Hauptnahrungsmittel bildet — erfüllt im Herbst die Fluren mit regem Leben. Reihenweise stehen die vollen Säcke in den Beeten, umwimmelt von fleißigen Arbeitern und fröhlich lärmenden Kindern bis spät in den Abend hinein, von dessen verglühender Röthe am lichten Himmel sich Land und Leute in dunkeln Silhouetten abheben. Die eigentliche Zeit der Poesie des Voigtlands ist aber der Spätherbst, wenn die trüben, schweren Nebel sich um die rauschenden Baumwipfel legen und Wald und Flur von schwermüthigen Jodelklängen durchzogen werden; denn

„Michelstog is vobei,
Hiten alla Herr'n frei."

Wie ein Abschiedsgruß der entschlummernden Natur klingen sie an unser Ohr, diese abgerissenen, tief gehaltenen Töne, die da in der Dämmerung des düstern, matt beleuchteten Oktoberabends über diese oder jene Hügelkuppe oder aus einem fernen Gebüsche sich herüber schwingen, bald lauter, bald leiser und verhallender, je nach welcher Seite sich der singende Mund eben wendet. Die kahl gewordenen Fluren sind außerdem so verlassen und still, daß die vereinzelten Menschenstimmen, das Blöcken des Viehes, das Bellen der Hunde lauter und weiter vernehmbar sind und wiederhallen, wie in einem ausgeräumten, menschenleeren Hause. Die Worte der am Waldsaume spielenden und rufenden Kinder dringen in undeutlichen Schallwellen rauschend in das Innere.

Jeder Grundbesitzer und Landwirth, vom Bauern mit seiner größeren Heerde bis zum Oekonomiebürger des Städtchens, läßt sein Vieh selbst auf die Weide treiben, und so hinterläßt das herbstliche Feld- und Hirtenleben einem großen Theile der voigtländischen Stadt- und Dorfkinderwelt Erinnerungen für die späteren Jahre. Ein schöner „Riemenstecken" aus dem nächsten Holze, eine fein gedrehte „Schmitze" zum Klatschen ist der Stolz des hütenden Buben, und hat er für sich genug gesungen und gejodelt (gelurlt), so singt er Trotzreime in die Flur hinein:

„Mei Kuh gibt schena Millich,
Deine gibt nerr Wasserschpillich!"
„Mei Kuh hot schena Herner,
Deine hot nerr Distelderner!" u. dgl.

Gerathen die Schafe eines lässigen Hirten in die Wintersaat oder läßt sich hie und da eine unbeaufsichtigte Kuh eine Krautstaude schmecken, so schallt es bald von irgend einer Seite in gezogenen Tönen spottend herüber:

„Hecka, hecka, hod'n!
Alla fauls Herr'n hiten Schod'n!"

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 27. 1. Juli 1860.

— Why do you keep alone,
Of sorriest fancies your companions making?
Using those thoughts, which should indeed have died
With them, they think on?

Shakespeare.

Des Doctors Gebirgsreise.

(Fortsetzung.)

So brach denn der Doctor die erste beste Einführung vom Zaun. „Die Sonne fällt welkend auf Ihren Strauß, junger Herr," sagte er. Der Student dankte und schützte ihn sorgfältig in einer Wagenecke. „Herrliche Frührosen. Ein Angebinde, scheint's?" fuhr der Doctor lächelnd fort.

„Eine Liebesgabe allerdings," versetzte der Student mit innigem Ton, der dem Andern durch die Nerven ging. — „Sie reisen in das Gebirge?" fragte dieser. — „Ja, mein Herr, zu einem heitern, aber auch ernsten Abschlusse meiner freien akademischen Zeit," antwortete der junge Mann mit liebenswürdiger Vertraulichkeit. — „Ein früher Abschluß, junger Herr." — „Nicht doch, ein späterer leider, als recht gewesen wäre." — „Theolog vielleicht?" — „Nein, Mediciner." — „Mediciner? das freut mich." — „Warum freut es Sie, mein Herr?" fragte jetzt seinerseits lächelnd der Student. — „Hm, hm! weiß nicht recht, vielleicht weil ich es selber bin, Herr — Herr —" — „Paul," ergänzte der junge Mann. — „Paul!" murmelte der Doctor, von neuem stutzend, setzte aber gleich in Gedanken hinzu: „Würde ich, selbst in der Jugend, dem ersten besten neugierigen Frager meinen Familiennamen auf die Nase gebunden haben?"

Herr Paul war übrigens im Falle, gleichermaßen seine Verwunderung zu äußern. „Sie sind Arzt, mein Herr?" sagte er. „Ich hätte Sie für einen Philologen, oder noch lieber für einen Geistlichen halten mögen." — „Ich dachte nicht, daß ich so viel von einem Pfarrer an mir hätte." — „Es war wohl auch nicht aus diesem Grunde, sondern, seltsam! weil mir unwillkürlich durch Ihren Eindruck die Vorstellung von einer mir nahestehenden Persönlichkeit bekräftigt wird, die geistlichen Standes ist, — gewesen ist, meine ich." — „Die Vorstellung bekräftigt? das heißt doch wohl: eine Erinnerung aufgeweckt, Herr — Paul." — „Nein, das heißt es leider nicht, mein Herr; ich kannte jenen Nahestehenden nicht, hatte mir nur a priori ein Bild von ihm entworfen, das Ihnen glich."

Just bei dieser ziemlich geheimnißvollen Wendung hres Gesprächs rollte der Postwagen durch das Thor, vor welchem die Bewohner von „Dings" die fünfzehn Schill'schen Husaren als Erlöser mit tausendstimmigem Hurrah empfangen hatten. Die Theilnahme an seinem jugendlichen Weggenossen hatte dem älteren Reisenden fortgeholfen über manche leidige Erinnerung, welche das Wiedersehen der alten Stadt in ihm wecken mußte. Hier sollte die Post verlassen und ein eigenes Fuhrwerk

gemiethet, oder die angenehme Gebirgswanderung zu Fuße unternommen werden. Der Doctor schwankte noch in der Wahl, während er im Posthofe sein Gepäck für alle Fälle nach dem Gasthause zum Einsiedler beorderte; er blickte sich nach allen Seiten nach dem Studenten um, mit dem er gar gern, wenn es sich so fügte, noch ein Endchen Wegs zurückgelegt hätte.

„Sie suchen Ihren Herrn Sohn?" so redete ihn ein gefälliger Mitpassagier aus dem Innern der Postkutsche an. „Dort unten an der Straßenecke werden Sie ihn finden." Der Doctor vergaß in seiner Bestürzung den Dank an den freundlichen Auskunftgeber. Er eilte nach der bezeichneten Richtung und warf im Vorüberstreifen einen Blick in einen festlich blanken Fensterspiegel, um sich von der Aehnlichkeit zu überzeugen, welche den fremden Mann zu der Voraussetzung seiner Vaterschaft bewogen haben mochte. Denn wie er aussieht, das weiß auch ein eitlerer Mensch als unser Doctor, fern von dem Glase, nicht ganz genau. Der Doctor schüttelte wehmüthig den Kopf. Zu dem Spiegelbilde seines Jetzt da stimmten freilich jene glücklichen Züge nicht: aber würden die seines eigenen Sonst zu dem Bilde von Jetzt gestimmt haben?

Indessen galt es, keine Zeit mit Grübeleien hinzubringen, wenn er seinen Mann nicht aus den Augen verlieren wollte. Er bog um die Straßenecke, an welcher eben der Student ein angeschlagenes Plakat gelesen hatte: ein einfacher Theaterzettel vom gestrigen Datum. Dem Doctor fielen im Vorbeigehen nur die beiden untersten Zeilen in die Augen: „Morgen, am ersten Pfingsttage, kein Schauspiel. Montag: das Käthchen von Heilbronn."

„Können Sie mir sagen, ob morgen Abend Frau —" — der Name entging dem Doctor — „auftreten wird?" hörte er den jungen Mann einen Vorübergehenden fragen. — „Alle Welt spricht davon, daß sie zu dieser Vorstellung erwartet wird," lautete der Bescheid. — „Sie scheinen sich sehr für das Theater zu interessiren," sagte der herantretende Doctor ein wenig spöttisch. Die Augen des jungen Mannes leuchteten auf. „Für die morgende Vorstellung wenigstens," antwortete er.

Schweigend gingen sie neben einander die Gasse entlang und durch das alte Thor. „Mich dünkt, wir haben Einen Weg," hob jetzt der Doctor mit gespanntem Blicke an. „Sie wollen auch nach *rode, Herr Paul?" — „Ueber *rode, dann noch weiter," antwortete der Student.

So wanderten sie denn miteinander in den Frühling hinein, eine Strecke lang zwischen Acker und Flur, dann unter dem Schatten von Fels und Wald. Der Doctor erlebte den Lenz in diesem Jahre zum zweiten mal, denn hier im Gebirge waren Grün und Blüthe um mehrere Wochen hinter der Vegetation seiner, wenn auch nördlicheren und östlicheren Ebene zurück. Und welch ein Grün, welche Blüthe! Diese sprossenden uralten Eichen und Buchen, diese saftigen Matten, in den Gärten diese über und über mit weißröthlichen Blüthen überkleideten Apfelbäume, dieser Duft der Waldblumen und Maikräuter! Und dann diese weißschäumenden Bergbäche, von den Frühlingswassern geschwellt, plätschernd, sich krümmend, bald unter Felsblöcken sich verbergend, dann plötzlich keck und lustig hervorbrausend und zwischen Riesenfichten über Abhänge niederstürzend; diese kräftigen Heerden mit lieblich gestimmtem Geläut, diese goldenen Streiflichter durch das verschlungene Geäst, diese fröhlichen Pfingstwanderer, dieser treuherzige Menschengruß auf Schritt und Tritt! Kein Wunder wenn es dem Manne so wohl und heimlich um's Herze wurde, wie allen übrigen Gottesgeschöpfen um ihn her, wie den schlagenden Waldvögeln, wie den lugenden Hirschen im Busch, wie den hüpfenden Eichhörnchen mit den listigen schwarzen Augen, wie den bunten Schmetterlingen in der Luft, den silbernen, rothgesprenkelten Forellen im Bachesgrund, wie den glitzernden Eidechsen sogar, die sich zwischen den bemoosten, sonnedurchglühten Granitblöcken wärmten, so wie, vor Allen, dem jungen frohmüthigen Gesellen an seiner Seite. Ja, das hieß leben, endlich einmal wieder leben! Der Doctor plauderte, wie er in zwanzig Jahren nicht geplaudert hatte. Ihr gemeinschaftlicher Beruf, die umgebende Scenerie mit ihren Wolken, Steinschichten und organischen Gebilden, Sage, Geschichte und gegenwärtige Cultur der Gegend wurden zum anregenden, in die weitesten Gebiete führenden Stoff für den gründlich wissenden Mann, und der jüngere hörte und erwiderte, mit geringerer Kenntniß, aber mit Antheil, ja mit lebhafterem Antheil, so schien's, am Sprecher als an den Gegenständen. Der Zufall hätte beiden keine anmuthendere Weggenossenschaft entgegenführen können.

Indessen, je mehr sie sich dem Gebirgsstädtchen näherten, in welchem voraussichtlich ihre Pfade sich scheiden mußten, um so sichtbarer wurde der Jüngling von einer gewissen unruhigen Spannung befangen, welche bisher nur das Interesse an seinem Begleiter fern gehalten zu haben schien. Er spähte rückwärts und vorwärts, er seufzte erwartungsvoll, blickte und antwortete mit zerstreuten Mienen und Worten. Der Doctor glaubte in seiner Seele zu lesen. „Noch so jung, noch Student — und schon verliebt!" dachte er bei sich selbst und seufzte tiefer und bänglicher als der andere vorhin. Dabei packte ihn wahrhaft eine Angst,

daß er ihn bald aus den Augen verlieren werde, ohne zu wissen, wie und wo er ihn wieder finden sollte.

„Ihr Accent ist nicht der des Norddeutschen," sagte er fast schüchtern, nachdem er eine Weile schweigend an seiner Seite gegangen war; „was für ein Landsmann sind Sie, junger Freund?" — „Was für ein Landsmann?" erwiederte der Student gedankenvoll. „Kaum weiß ich es; vielleicht ein Kind dieser Berge, heute noch denke ich es zu erfahren. Meine Kindheit ist ein Wanderleben gewesen, auch studirt habe ich da und dort, zuletzt in Wien und Berlin."

Der Doctor war so klug wie zuvor. Nach einer Pause fragte er von neuem: „In Ihrem Alter ist die Frage keine Unbescheidenheit: wie alt sind Sie, Herr Paul?" — „Vierundzwanzig," versetzte Herr Paul. Der Doctor stutzte. „Ich hätte Sie jünger geschätzt," sagte er. — „Weil ich mich bis gestern in den Hörsälen umhergetrieben, nicht wahr? Die Heilkunde ist ein weitschichtig Ding, Sie wissen es am besten, Herr Doctor. Ueberdieß, ich hatte einen Umweg genommen, ich war zuerst Theolog." — „Sie auch?" rief der Doctor. — „Meine Mutter hing an der Idee aus einer Art von Pietät, weniger für den Stand, wie mir scheint, als für früher ihm und ihr selber Angehörige. Die Probe mißglückte, ich wechselte ohne harten Widerstand ihrerseits, und so habe ich der lieben Frau länger als billig auf der Tasche liegen müssen."

Dem Doctor brannte die Frage nach dem Vater, dem doch gemeinhin dergleichen Lasten zuzufallen pflegen, auf den Lippen. Aber noch zu rechter Zeit kam ihm die neugierige Zudringlichkeit etlicher Mitjunggesellen im großen König in den Sinn; er schämte sich und schluckte die Frage hinunter. Dagegen lud er seinen angenehmen Reisegefährten zu einer mittägigen Rast in einem gut aussehenden Wirthshause ein, an dem sie eben, ihr Ziel, das Städtchen, vor sich, vorübergingen. — „Sie dürfen es einem alten Collegen nicht abschlagen, sein Gast zu seyn," setzte er lächelnd hinzu.

„Ei, mit Freuden," antwortete der Student, indem er herzlich seine Hand schüttelte; „nur möchte ich bitten, die Tafel hier unten im Garten aufzuschlagen, wo sich die Straße überschauen läßt. Es gilt ein Ueberraschen, ein Begegnen nach jahrelanger Trennung, aber will's Gott, auch ein Wiedervereinigen für immer." — „Eine Heirath," dachte Peter Paul und seufzte noch einmal so laut als zuvor.

Bald saßen sie in einer duftenden Geisblattlaube vor einem wohlbesetzten, wenn auch ungedeckten Tisch; an einem klaren, kräftigen Rheinwein fehlte es bei den häufigen Sommergästen in dem ländlichen Wirthshause nicht; auch einem erquicklichen Erzeugnisse der Gegend, dem perlenden und berauschenden Birkwasser, wurde in Ermanglung fränkischen Schaumweins fleißig zugesprochen. Das Gelag zog sich bis spät in den Nachmittag hinein; die befangene Stimmung wich den Freuden des Mahls — für den Augenblick, heißt das, denn allmählig kehrte dem Studenten seine Unruhe zurück; er blickte und lief nach der Straße, sah dann wieder halb zerstreut, halb gedankenvoll vor sich hin und schnitzelte, nach Studentenart, einen Namen in die Platte des rohen Holztisches. Plötzlich sprang er auf.

„Mein Warten ist umsonst," sagte er in herzlichem Ton und drückte seinem Gastgeber die Hand. „Ich muß mich jetzt empfehlen und einen rascheren Schritt anschlagen als bisher. Ich danke Ihnen, lieber Herr Doctor; ich werde diesen Pfingsttag nie vergessen." Stumm vor Ueberraschung blickte der Doctor vor sich nieder; sein Auge fiel auf die Buchstaben, welche der Student in den Tisch geschnitten hatte. Er hoffte seinen Familiennamen zu entdecken; aber, wie neulich Abends am Schlusse von des Rectors Rede, entrang sich ein leiser Schrei seiner Brust. Drei zierliche Buchstaben standen da: Eva. „Eva!" rief er aus. Der Student hatte die Hand aus der seinigen gezogen und mit hastigem Sprunge den Gartenzaun erreicht. Ein kühner Satz und er war hinüber, und ehe der Doctor an der Gitterthür ankam, zwischen Hecken und Häusern verschwunden. Der Doctor starrte eine lange Weile wie betäubt, ging dann traurig nach dem Hause, bezahlte die Zeche, holte Hut und Stock in der Laube, blickte noch einmal auf die Buchstaben auf dem Tisch. „Eva!" seufzte er, „Eva!" und setzte seinen Weg fort.

Welch ein Segen für einen wandernden Junggesellen ist ein junger Gesell! Das Thal, in welches der Doctor einlenkte, eines der gerühmtesten dieser vielgerühmten Gegend, verengte sich immer romantischer, immer schroffer und zackiger stiegen die Felsen in die Höhe, immer schäumender stürzte der Bach in die Tiefe, immer majestätischer ragten und verästeten sich Föhren und Buchen, immer mahnender drängten sich die Sagen aus alter, uralter Zeit; aber immer trüber schlenderte der vorhin so muntere Wanderer einher, immer finsterer bewölkte sich seine Stirn, immer schwerer rang der Athem in seiner Brust. Hier setzte er sich auf einen Baumstumpf, dort auf einen Felsblock; das kurze Wegstündchen thalauf dehnte sich bis in die Nacht hinein.

Die Sonne war längst hinter den hohen Gipfeln versunken; gleich einem Todtenangesicht blickte der weiße volle Mond über dem dunkeln Kreuze dort auf der Felsplatte den Wanderer an. Kein Tourist geht

hier an der Grotte mit dem weit schallenden Echo und dem kleinen, grundlosen See zwischen ihren Porphyrhallen vorüber. Auch der Doctor betritt den Steg, der über das Flüßchen zu ihr hinüber führt; vom Monde beleuchtet, glitzernd wie Stahl, sieht er den breiten, grauen Block, der, gleich einem Ruhesitze für Riesen, sich vor der Wölbung lagert, über ihm das Kreuz, die dunkeln Arme mit gespenstischem Drohen ihm entgegen streckend. Er scheut zurück, ihn schaudert; der Mond ist hinter dem Gipfel versunken; es ist plötzlich Nacht geworden auch in der Menschenseele.

Hastig keucht der Wanderer vorwärts. Jetzt mit einer Wendung erweitert sich die Schlucht, dort flimmern die Lichter aus den Häusern des kleinen Gebirgsdorfes: hier auf dem Hügel das Kirchlein mit dem umgebenden Friedhofe, zu Füßen das Pfarrhaus, und dicht daneben, nur durch die Gärten geschieden, am äußersten Dorfende, die Schenke. Jubelnde Stimmen dringen durch die geöffneten Fenster des Erdgeschosses: tafelnde Pfingstgäste von nah und fern, Bauern, Damen und Herrn in ländlicher Reisefreiheit bunt durcheinander, Handwerksbursche, Schüler, Studenten. Aber, so genau er sich umsieht, **seinen** Studenten findet Peter Paul nicht unter den lustigen Leuten.

Er konnte nur noch mit Mühe ein abgesondertes Unterkommen finden in einem Kämmerchen im Giebel nach der Seite des Pfarrgartens. Man brachte ihm einen Imbiß, aber er berührte ihn nicht, er sank wie zerbrochen, wie zum Tode ermattet auf den Rand des Bettes. Da saß er lange, ohne sich zu rühren. Die Knarre des Wächters mahnte nicht zum ersten mal die Zecher zur Ruhe; ein müder Gast nach dem andern tappte die hölzerne Stiege herauf, aber noch immer lachte und sang unten im Schenkzimmer ein jugendlicher Schwarm, und der ernste Mann saß oben in seiner Kammer in brütender Versunkenheit.

Endlich rüttelte er sich auf, die schwüle Luft des niedrigen Raumes beklemmte seinen Athem, er öffnete das Fenster und schaute hinaus. Die Gegend lag fast tageshell vor ihm, am Horizonte ragten die Kuppen klar, wie mit dem Griffel gezeichnet. Drüben auf dem Hügel die Kirche und der Friedhof, sich mählig absenkend bis zu den nur durch einen knospenden Fliederzaun getrennten Gärten des Pfarrhauses und der Schenke; so nahe grenzen Ernst und Lust auch auf dem Erdboden aneinander. Unten verklangen nach und nach die Stimmen auf der gemeinschaftlichen Streu; rings in der feierlichen Stille des Gebirgs nicht ein störender Hauch.

Da auf einmal regt es sich: in der Laube des Pfarrgartens zu seinen Füßen gleitet es wie Schatten; Geflüster, ein leises Schluchzen, dann wieder ein kurzes, glockenhelles Lachen. Bei diesem Klang durchschauert es den Lauscher oben am Fenster; auf seine Stirne tritt der Schweiß, er lehnt den Kopf gegen die Brüstung. Und aus der Laube treten zwei Gestalten: ein schlanker Mann in kurzer Pekesche und hellem Käppchen, und an seinem Arm, den dunkellockigen Kopf an seine Schulter geschmiegt, ihre beiden Hände ruhend in der seinen, ein kleines, elfenartiges Weib. Das weiße Gewand flattert leicht bei der schwebenden, vogelgleichen Bewegung. So schreiten sie den Gang zwischen den sprossenden Rebspalieren entlang, halten inne, schreiten weiter und verschwinden endlich im Hintergrunde der Hecken.

Aber das ist eine Hallucination! Täuschung des Blutes und der Nerven, grübelnder Erinnerung oder sehnsüchtigen Verlangens, Wirkung des Birkensafts, ein Spuk dieser Herengegend! Peter Paul ist kein Phantast, er ist Arzt; er reibt sich die Stirn, geht zum Tische und trinkt ein Glas Wasser; ruhiger tritt er an das Fenster zurück. Im Garten alles still wie zuvor; er späht, er starrt nach allen Seiten, und endlich, dort drüben auf dem Friedhofshügel, — nein, es ist kein Schatten, — da taucht es wieder auf, da flattert es wieder, das weiße Gewand.

Der Doctor verläßt hastig seine Kammer und fliegt wie ein Pfeil die Treppe hinunter; die Hausthür ist nur angelehnt, auch die Thür am Ausgange des Gartens findet er unverschlossen. Scheu und zagend steht er einen Augenblick auf dem schmalen Wege zwischen dem Friedhof und den Hecken, zieht dann mit zitternder Hand den inwendigen Riegel von dem niedern Gitterpförtchen des nachbarlichen Pfarrgartens zurück, späht athemlos vorwärts, seitwärts den Spaliergang entlang, wagt sich mit unsicheren Schritten bis zu der Laube unter seinem Fenster, aber nirgends eine Regung, nirgends eine Spur. Ruhiger geht er wieder zurück, schließt die Pforte, schwankt eine Weile, folgt aber dann dem einzigen, schmalen, von Gras und Ranken überwucherten Pfade des Gottesackers bis hinauf zu der Kirche. Er schaut in die Runde — auch hier kein Wesen, kein Laut. Er war ein Narr, die Erscheinung in der Laube nur eine Täuschung; und was er sonst wohl noch an dieser Stelle suchen könnte, wie soll er es finden ohne Führer oder Zeichen, mitten in der Nacht?

Mit diesem Schlusse will er umkehren, als dicht vor der Kirchenthür sein Blick auf eine Steinplatte fällt, die einzige im ärmlichen Gehege, im Mondlichte glänzend wie blanker Stahl, gleich dem Block vor der Porphyrgrotte. In goldenen Lettern springt es ihm

entgegen: „Doctor Peter Paul," und über dem Namen ruht ein halbverwelkter, duftender Rosenstrauß.

Der Mann sinkt wie vernichtet auf seine Knie und mit dem Gesichte auf den Strauß, den er kennt. Es mögen schwere, dunkle Erinnerungen gewesen seyn, lange gebannte, die er in jenen Minuten, auf seinen Knieen vor diesem Grabe nachgelebt. Der stilllässige, alternde Mann stöhnte wie ein Kind, und als er sich endlich beim Rufe des Wächters in der Nähe der Kirche in die Höhe richtete, da glitten die Zähren über seine kalten, bleichen Wangen. Dennoch galt die stärkste Bewegung seines krampfhaft klopfenden Herzens nicht dem Todten, der unter diesem Steine schlief, sie zitterte nach der Hand, die ihn in dieser Nacht mit Rosen geschmückt.

Er eilte der Richtung zu, von welcher er die Tritte des Wächters kommen hörte. Der Alte war an weit wunderlichere Touristenlaunen als einen Spaziergang im Vollmonde nach dem malerischen Kirchlein des Gebirgsdorfes gewöhnt, der nächtliche Spaziergänger an dieser Stelle befremdete ihn nicht. Er wollte grüßend vorüber, und als der Doctor mit mühsam erkämpfter Ruhe ihn anredete: „Wer hat den Strauß auf die Grabplatte da oben gelegt?" da antwortete er gelassen: „Ein Strauß? weiß nix von einem Strauß, lieber Herr; einer der Gäste aus der Schenke vielleicht; so was kommt alle Tage vor in Sommerszeiten." — „Aber der Stein? Wer hat den Stein über dem Grabe errichten lassen?" — „Den Stein? je nun, der Stein, der kommt von Pastors Evchen."

Der Doctor geberdete sich bei diesem Namen, als hätte ihm Einer ein Messer in die Brust gestoßen; er packte des Alten Arm. „Eva — wo ist Eva?" schrie er wie ein Rasender. Der Alte schüttelte verwundert den Kopf. — „Eva? Gestorben, verdorben — Gott weiß, Herr," antwortete er. — „Aber der Stein?" — „Der Stein? Ei, der liegt ja schon an die fünfundzwanzig Jahre, lieber Mann. Sie hat das Geld dazu aus fremden Landen an den jetzigen Pastor geschickt; kein Mensch hat herausbringen können woher, und kein Mensch hat nach der Zeit wieder etwas von ihr gesehen noch gehört. Ganz natürlich, Herr: die Leute sagen, sie sey eben wieder zu den Hexen gegangen, von denen sie gestammt. Aber, dummes Zeug! sie ist damals mit den Franzosen durchgegangen. Eine ganz curiose Geschichte, wenn ich Ihnen die erzählen sollte, lieber Herr."

Der Doctor hatte keine Lust, die curiose Geschichte zu vernehmen, zu welcher der redselige Nachtwächter bereits ausholte. Er drückte ihm ein Geldstück in die Hand, bog in den ersten besten Querweg ein und lief die halbe Nacht in der Irre umher.

Doctor Peter Paul glaubte sich vollständig zu Ruhe und Vernunft zurückgekehrt, als er durch die Dorfstraße nach seiner Schenke schlenderte und zu sich selber sagte: „Ich hätte es mir denken können, als ich die Reise unternahm. Es geht einem mit alten, bösen Erinnerungen wie dem Zauberlehrlinge mit dem Besen; wir binden die Geister los und können sie nicht wieder bändigen." Er ging mit diesem Gedanken längs des Zauns, der den Schenkgarten von der Straße trennte, hatte ihn aber kaum ausgedacht, als er einen neuen Beleg für die alte Wahrheit in sich erfuhr. Innen im Garten hörte er Tritte, die den seinigen gleich dem Hause zuliefen. Eine frische Männerstimme sang eine einfache Volksweise; dem Lauscher hinter der Hecke entging keine Sylbe, kein Ton.

Was schiert mich doch der Vater mein, der Vater mein!
Hab' ich ja doch ein Mütterlein, so traut und fein!
Mein Mütterlein!

Diese Stimme, diese Worte, — dem Doctor flog es schon wieder durch das Herz wie ein Brand. Er lugte durch eine Lücke des Zaunes nach dem Sänger im Garten, und als er eine schlanke Gestalt in kurzer Pekesche und hellem Käppchen im Hause verschwinden sah, da rannte er hin und langte just von der entgegengesetzten Seite an, als ein jugendlicher Schritt die letzten Stufen der dunkeln Stiege hinauf sprang. Der Doctor folgte ihm wie dem Hasen der Hund. Jetzt ist er oben, die Kammerthür neben der seinen wird zugeschlagen, der Riegel von innen vorgeschoben; da steht er, der arme Doctor Peter Paul! „Narrethei!" murmelt er, indem er seine eigene Thür öffnet; „wie Viele in kurzer Pekesche und buntem Käppchen liegen da unten auf der Streu! Warum soll es just der seyn, — oder warum der nicht?"

Der Doctor wollte Ruhe haben, wollte sich nicht länger von Hallucinationen, von Erinnerungen und Combinationen behelligen lassen. Er stürzte noch ein paar Gläser Wasser hinunter, zog sich aus und legte sich regelrecht zu Bett. Aber verlorene Ruhe ist kein Artikel, welchen über Nacht das kategorische Soll und Muß in ein aufgeregtes Herz zurück zwingt. Der Doctor drückte die Augen zu, er rückte das Ohr von der Nachbarwand, aber er lauschte doch lange, ob nicht die Stimme, die das Volkslied gesungen, ob nicht wohl gar noch eine andere Stimme, ein Flüstern, ein glockenhelles Lachen dahinter zu erlauschen sey, und je stiller es blieb, desto unruhiger wirbelten und schwirrten die Phantome hinter den geschlossenen Lidern des alten Grüblers, bis endlich, als lange schon der Tag golden durch die kleinen Scheiben leuchtete, die übermüdete

Natur ihr Recht durchsetzte und so gründlich behauptete, daß der Schläfer, bei aller Unruhe im Hause, erst erwachte, als die Glocken zum ersten male zur Feier des zweiten Pfingsttages riefen.

Da sprang er auf, kleidete sich hastig an und verließ seine Kammer; die Nachbarthür stand offen, der Sänger war entflohen. Er fragte die das Bett ordnende Wirthin, wer die Nacht darin zugebracht. — „Ein Student," lautete die Antwort. — „Keine Dame?" Der Doctor erröthete vor sich selber bei dieser neugierigen Frage. — „Eine Dame — hier in dieser Kammer? Nein." — „Und wohin ist der Student?" — „Längst schon fort mit den andern in die Berge."

Der Doctor ging die Treppe hinunter und aus dem Hause. Als die Glocke zum zweiten mal läutete, stand er schon hinter einer alten Linde der Kirchthür gegenüber und musterte die andächtig zum Gottesdienste wandelnden Dörfler; nicht ein einziges bekanntes Gesicht. Der Pfarrer kam, ein Greis, der Schulmeister hinter ihm, ein jüngerer Mann; einer wie der andere war ihm fremd. „O heiliger Geist, du Tröster werth," erschallte es. Der Doctor war lange nicht in einer Kirche gewesen, heute hatte er hineingehen wollen. Er stand auf der Schwelle dicht neben der Porphyrplatte des Doctor Peter Paul, vor ihm der kleine Altar, zur Seite die alte Kanzel. Sein Fuß war wie von einem heimlichen Banne gehemmt, ein leises Frösteln rieselte ihm über den Leib; er kehrte sich ab und ging in's Freie.

Querbergein wurde ihm wieder leicht und wacker um's Herz; er frühstückte in der ersten besten Bauernhütte Schwarzbrod und Ziegenmilch. Als die Sonne hoch auf Mittag wies, betrat er, der alte, ruhige Doctor Peter Paul, auf schmalem Bergpfade abwärts klimmend, jene Felsplatte über der Echogrotte, vor deren Eingang wir gestern Abend seine Schritte straucheln gesehen. Er stand vor dem Kreuz, über dem der Mond gleich einem Leichenangesicht geschienen; heute brannte die Mittagssonne darauf nieder, der Spuck war vernichtet. Es war ein dunkles, einfaches Holzkreuz, wie wir es in allen Gebirgen zur Erinnerung oder Warnung an gefährlichen Punkten aufgerichtet finden. Die eingeschnitzten Lettern bezeichneten noch deutlich den Unfall des „Doctor Peter Paul am fünften Mai eintausend achthundert und neun." Der gegenwärtige Doctor Peter Paul hatte diese Erinnerung, wie schmerzlich sie seyn mochte, nicht gescheut, sondern gesucht; er saß zurücksinnend auf der Schwelle des Kreuzes, von Schatten umweht, die er lange Jahre in die Fläche des Alltaglebens zurückgebannt. Rings war es still, kein lästiger Besucher störte ihn, der Schwarm der Pfingstwanderer hatte, recht ihm zu Gefallen, nicht den Weg nach der berühmten Echogrotte eingeschlagen. Der einsame Mann glaubte mit sich in's Reine und zur Ruhe gekommen zu seyn.

Er glaubte es, aber da fährt er jählings in die Höhe, wie von einem Erdbeben aufgerüttelt. Unter seinen Füßen, aus dem Eingeweide der Berge rollt ein Name wie aus Geistermunde, und von allen Felsenecken des Thales hallt es zurück: „Eva, Eva, va — a — a!" Der Hörer auf der Platte steht wie vernichtet, aber nur einen Augenblick. War das die Raison, die er sich eingeredet? „Das Echo!" sagte er mit bitterem Lächeln. „Der Name ist zur Fabel geworden und die Führer unten lassen ihn wiederhallen. Das Volk hat Hunger nach derlei Geschichten. Ein Wunder, wenn die Grotte nicht längst „die Evahöhle" hieße. Alle Sagen sind auf diese Weise entstanden."

Diesem Vernunftschlusse zum Trotz trat der Doctor doch mit ziemlich unsichern Schritten an das Geländer, welches seit dem von dem Kreuze bezeichneten Unfall den schwindelnden Wanderer vor einem Sturz von der steilen Felsplatte schützt. Er beugte sich über und spähte nach dem Eingang der Grotte. Nur ein einziger kurzer Blick, und um die Ruhe des Mannes war es mehr denn je seit vierundzwanzig Stunden geschehen; denn heute war es keine phantastische Täuschung, was er sah, das hatte Fleisch und Bein: er sah die beiden nämlichen Gestalten, die ihn gestern Abend in der Laube genarrt, das Weib im weißen Gewande und den Jüngling in Käppchen und Pekesche. Eben tritt dieser unter der Wölbung hervor; er hat das Echo wach gerufen, denselben Namen, den er träumerisch in den Tisch geschnitzelt. Der Doctor erkannte die Haltung, die Züge selbst — es ist sein Student.

Sie sitzt da unten auf dem Porphyrblocke, ein breitrandiger Strohhut verdeckt ihr Gesicht, der Kopf ist nachdenklich auf die Brust gesenkt. Der Jüngling tritt mit liebreicher Geberde an sie heran, kniet vor ihr nieder, schlingt seinen Arm um ihren Leib und schmiegt den Kopf an ihre Brust wie ein glückliches Kind; sie streichelt mit feiner, weißer Hand seine blühenden Wangen, sein lockiges Haar; sie flüstern. Der heimliche Lauscher auf der Höhe, der seinen Athem in sich preßt und das Geräusch der schlagenden Pulse hätte hemmen mögen — o daß er dieses Flüstern erlauschen könnte! Jetzt windet sie sich aus seinen Armen, erhebt sich rasch und lenkt den Schritt thalab — die kleine, elfenartige Gestalt, der schwebende, vogelleichte Gang, das weiße Gewand, flatternd wie gestern Abend zwischen den Rebspalieren des Pfarrgartens. Er geht an ihrer Seite, sie steht still — dem Doctor entgeht nicht die flüchtigste Bewegung — sie schüttelt den Kopf, zieht

Hand aus der seinen, deutet nach der Richtung des Dorfes und eilt voraus; aber kaum etliche Schritte, und sie fliegt zurück in seine ausgebreiteten Arme, sie klammert sich an seinen Hals, um sich nach einem Augenblick von neuem loszureißen und flüchtig wie ein Reh hinter Büschen und Klippen zu verschwinden. „Eva!“ ruft der Doctor, regungslos im Boden wurzelnd, und wird erst durch Peitschenknall und das Rollen eines sich entfernenden Wagens wie aus einem Traume aufgeweckt.

Ja, er erwacht, er reibt sich die Augen; es ist Mittag, er hat nur Ziegenmilch getrunken — und doch sich noch einmal blenden lassen, als ob ein Stück versteinerter Vergangenheit vor ihm lebendig geworden wäre. Unten auf der Porphyrschwelle vor der Grotte sitzt der Student. Der Doctor lacht hell auf. „Ein Rendezvous, eine Liebschaft!“ ruft er, indem des Jünglings verfängliches Gebahren während ihrer Wanderung ihm einfällt. „Diese Nacht — und hier an dieser Stelle —!“ Eine dunkle Röthe steigt in sein Gesicht, eine Ader schwillt auf seiner Stirn, seine Augen funkeln wie im Zorn. „In den Banden eines Weibes — und noch Student!“ murmelt er, indem er die steilen Felsstufen hinunter eilt, die seitwärts vom Altan in das Thal hinab führen.

Er lenkte nicht nach dem geraden Dorfwege ein, sondern bog um den Vorsprung und stand auf einmal vor dem sinnenden Gesellen, der bei seinem unerwarteten Anblick erröthend in die Höhe fuhr. „Warum erschrecken Sie, junger Mann?“ fragte er mit finsterer Miene. — „Weil Sie so unerwartet da sind, als ich eben recht herzlich an Sie dachte, Herr Doctor,“ antwortete der Student, ihm freundlich die Hand bietend. Der Doctor schlug nicht ein, er machte eine abwehrende Bewegung; der junge Mann blickte mit großen Augen und kopfschüttelnd zu ihm auf. — „An mich dachten Sie, Herr Studiosus?“ versetzte der Doctor mit herbem Spott. „Warum diese Lüge? Sie dachten an eine andere Person!“ — „Aha, Sie haben gelauscht, Doctor!“ rief der Student lachend. „Nun ja, an eine Andere allerdings, aber wahrlich auch an Sie. Wie Sie beiden sich auf einmal in meinem Herzen zusammenfanden, weiß der Himmel.“

Der Doctor stand eine Weile schweigend, in den Anblick des Jünglings vertieft, dann faßte er seine Hand und sagte milder als zuvor, aber mit großem Ernst: „Nun denn, junger Freund, wenn Sie des fremden Mannes dachten, dem Sie bei flüchtigster Begegnung eine aufrichtige Theilnahme eingeflößt, so nehmen Sie sein unerwartetes Erscheinen an dieser Stelle —“ der Sprecher schauerte leise zusammen, der Hörer schüttelte den Kopf, als vernähme er Räthsel — „an dieser Stelle als ein Zeichen der Warnung. Sie scheinen sehr leichtfertig über gewisse Verhältnisse hinweg zu gehen. Der Zufall hat mich zu Ihrem Vertrauten gemacht. Die Person, die Sie eben verließ, scheint Ihnen nahe zu stehen?

„Nahe wie keine andere,“ erwiederte der Student in herzlichem Ton. — „Scheint Ihnen sehr — sehr werth zu seyn.“ — „Lieb über Alles, mein Herr.“ — „Und diese Nacht — in der Laube, im Pfarrgarten — Paul, antworten Sie mir: waren Sie es — war sie es?“

„Warum sollte ich es läugnen? Ich war es, sie war es.“ — „Und Sie erröthen nicht, Paul?“ rief der Doctor, von neuem überwallend. „Sie lächeln? Sie sind noch so jung — Sie sind noch Student, und Sie morden Ihren Frieden, und Sie — verführen ein Weib!“

Auf dem offenen Gesichte des Studenten hatten bei dieser unerwarteten Strafrede Rührung, Aerger und gute Laune mit einander gekämpft. Die letztere siegte, er lachte hell auf. „Beruhigen Sie sich, Herr Doctor,“ sagte er, „das Weib, das ich verführe, es ist meine —“ — „Frau!“ murmelte der Doctor, dessen Auge mit ängstlicher Spannung an seinen Lippen hing. — „Mein — Geheimniß vor der Hand,“ schloß der Student, lüftete seine Mütze und wendete sich, noch immer lachend und leichten Schrittes, dem Dorfe zu. — Der Mentor aber schlug sich mit der geballten Faust vor die Stirn. „Alberner Narr!“ knirschte er, „er lacht dich aus! Und du stehst da, wie der Hofmeister in der Comödie! Der Spuk dieser Erinnerungen —“ er warf einen scheuen Blick auf die Grotte — „hat dich auch noch um den Rest leiblichen Menschenverstandes gebracht, das dir statt alles Uebrigen geblieben war.“ Er setzte sich einen Augenblick auf den Block unter der Wölbung, sprang aber unruhig wieder in die Höhe und wendete sich langsam der Schenke zu.

Auf dem Wege begegneten ihm die Kirchgänger, vom Mittagsgottesdienste heimkehrend. Unten in der Wirthsstube hatten die Gäste bereits abgetafelt, er setzte sich allein und aß, allerdings mit wenig Appetit, aber er aß und blätterte dabei, absichtlich oder nicht, in dem Fremdenbuche. Wie neulich der Aerger über den albernen Eifer der Kumpane im großen König den wachgerufenen Erinnerungen gegen seine angewöhnte Gleichgültigkeit den Ausschlag gegeben, so hatten jetzt Scham und Verdruß über die lächerliche Pedantenrolle, zu der ein thörichter Eifer ihn hingerissen, die bängliche Stimmung in ihm aufgezehrt und ihm seine Besonnenheit zurückgebracht. Nicht um sich durch sentimentale Reminiscenzen toll und mürbe machen zu lassen, sondern

um eines positiven Zweckes willen war er in das Gebirgsdorf gekommen. Die Angelegenheit ein für allemal abzuschließen und selbigen Abend noch nach seiner ruhigen Heimath aufzubrechen, ging er in das Pfarrhaus hinüber.

Der untere Flur stand offen; er sah sich mit einer Art scheuer Neugier nach allen Seiten um, öffnete die Küchenthür, fand aber nirgends einen Menschen, der ihn hätte melden können. Der Pastor, nach der beschränkten häuslichen Einrichtung zu schließen, war ohne Familie. Doctor Peter Paul wußte nicht einmal seinen Namen. Er ging die Treppe hinauf, pausirte ein Weilchen, griff mit der Hand nach dem Herzen, wie um einen Krampf zu hemmen, und klopfte dann entschlossen an eine Thür, durch welche er unterredende Stimmen dringen hörte.

Die Thür öffnete sich. „Auf morgen denn, und mit ihr," sagte und heraus trat, sich empfehlend, kein Anderer als der junge Student, dessen Spott vor kaum einer Stunde seiner Junggesellenmoral einen so empfindlichen Hieb versetzt hatte. Die beiden Männer prallten verlegen, fast erschrocken, vor einander zurück, dann grüßte der jüngere und sprang die Treppe hinunter.

(Fortsetzung folgt.)

Pariser Briefe.

II.

☾ Wenn man Paris seit zehn Jahren nicht gesehen hat, so gehört man zu denjenigen, von welchen der Pariser den Tribut unbeschreiblichen Staunens einfordert. „Sie werden Paris nicht wieder erkennen," heißt es da. „Eine völlig andere Stadt! Mein Himmel, wie muß es Ihnen nur vor den Augen schwirren! Nicht wahr, es ist um schwindlicht zu werden?"

Wir haben diese Anreden von allen Seiten hören müssen und sind zuweilen in der Nothwendigkeit gewesen, aus Rücksichten der Schonung zu bejahen, was sich im Grunde eben so gut verneinen ließ. Paris ist in Wirklichkeit lange nicht so verändert, als man es in der Ferne sich einreden läßt. Was mehr ist, Paris läßt sich gar nicht in dem Grade verändern.

Freilich hat die gute Stadt nach allen Seiten hin Ventile bekommen; eine Menge alte Häuser sind abgebrochen worden, ganze Gäßchen und Gassen haben sich auf und davon gemacht, und wo man früher als Fremder nicht hingerieth, da spaziert man jetzt auf breiten Boulevards. Das alles ist schön, ist lobenswerth, und mit der Karte von Paris in der Hand überzeugt man sich, daß Großes geschehen ist. Aber alles Zweckmäßige trägt eine gute Dosis Selbstverständlichkeit in sich, und die Ordnung und Regelrichtigkeit setzt zum Glück weit weniger in Erstaunen, als das sinnlose Durcheinander. Darum haben wir unsererseits wenigstens — und den Meisten wird es nicht anders gehen — das neue Paris ohne große Verwunderung erblickt, und das Kaiserthum wird mit diesen Zwangsverschönerungen sich mehr stille Anerkennung erwerben, als lauten Beifall.

Diese stille Anerkennung braucht hier aber keine stumme zu seyn. Es ist in Allem, was man verändert hat, ein ungemein praktischer Sinn ausgeprägt, und wenn man sich auf das Studium des Umbaus von Paris einläßt, gewahrt man, daß diese Weltveränderung im Kleinen, diese Revision der Karte von Paris, an sogenannter höchster Stelle eine Neigung tief wurzelnder Art kennzeichnet, die in Wahrheit zu denken gibt. Nur in einer Sphäre, wo diese Liebhabereien freien Spielraum haben, konnten Ideen entspringen wie diejenige, welche „die revidirte Karte von Europa" zu Tage gefördert. In der That würde der selige Gall ohne allen Zweifel an dem kaiserlichen Schädel, neben Organen des Umsturzes, vorwiegend stark entwickelte Organe des Ordnungssinns, der nüchternen Zweckmäßigkeit entdecken. Die ersteren waren zur Zeit von Straßburg und Boulogne die mächtigsten. Seit der ehemalige Abenteurer sich an der Spitze eines Getriebes befindet, das nur durch die allergrößte Pünktlichkeit in richtigem Gange zu erhalten ist, seit dieser Zeit haben die andern beiden Organe die Führung übernommen, und wir Alle in Europa werden unsern Theil von diesem Triebe, die

unordentliche Wirthschaft in der europäischen Staatenfamilie zu ordnen, wir Alle werden unsern Theil davon zu kosten bekommen.

Und so dürfen wir uns denn, verbürgten Gerüchten nach, die Oertlichkeiten im Tuilerienpalaste, wo diese Liebhabereien getrieben werden, etwa denken wie das Spielzimmer eines mit vorwiegenden Ingenieursanlagen ausgestatteten Knaben. In dem einen Gemache ein riesiger Baukasten, welcher in reducirten Größenverhältnissen die Stadt Paris enthält. Auf einem niedrigen Tische steht das Ganze aufgestellt; hier die Befestigungen, dort die Stadtviertel, die Seine, die hauptsächlichen Verkehrsadern. So sieht das neue Paris aus; die Stadt aus Kork dicht daneben ist das alte Paris. Karten mit roth durchstrichenen Gebietstheilen hängen an den Wänden und lassen die noch nicht fertigen Veränderungen erkennen. Zwischen diesem ernst gemeinten und zweckmäßig nach außen wirkenden Spielzeuge spaziert der Mann der duftfreien Waschanstalten, der Mann der überglasten Gemüsehallen, der Mac Adampflasterer und Pontifex, spaziert der Mann der despotischen Zweckmäßigkeit einher, Aenderungen erwägend, alte Vorschläge vergleichend, hier eine Miniaturstraße einreißend, dort eine bauend, ein zufällig Kaiser gewordener Offizier des Geniecorps.

Unglücklicherweise hat dieser Mann mit dem Kaiserthum zugleich eine politische Erbschaft angetreten, die seiner Liebhaberei für's Aendern und Umbauen zu statten kommt. Und so findet sich denn neben dem Zimmer mit dem Pariser Baukasten ein Gemach, in welchem in ähnlicher Weise das neue, das heißt das künftige Europa dem alten Europa gegenüber steht. Die Geheimnisse dieses Laboratoriums werden mit Sorgfalt gehütet, und wenn dem ungeachtet jene schon erwähnte revidirte Karte von Europa in's Publikum gedrungen, so scheint ihre übertriebene Sinnwidrigkeit die Vermuthung zu rechtfertigen, daß sie erschienen ist, und zwar in dieser Fassung, um einer abhanden gekommenen ächten Revisionskarte durch Unglaublichkeit den Rang abzulaufen und sie unschädlich zu machen. Sie war gewissermaßen eine Parodie ernstlich gemeinter Plane, ähnlich mit der Narrenkappe ausgestattet, wie die willkommenen Einfälle Monsieur Abouts, die der Palast der Tuilerien begünstigt und nebenbei als leichte Waare öffentlich ablehnt.

So hat man denn, wenn man das jetzige Paris beobachtet, vor allem den Eindruck einer nüchternen Zweckmäßigkeit, die sich rastlos zu schaffen macht und so ziemlich immer das Richtige trifft. Wenn wir nüchtern sagen, so versteht es sich in Paris von selbst, daß nur das Zurücktreten des geistigen Elements hinter das materielle Bedürfniß gemeint seyn kann, und daß namentlich die Hülfe der schönen Künste nicht verschmäht wird, daß sich vielmehr aller Orten die Zweckmäßigkeit in ein dem Auge wohlgefälliges Kunstgewand hüllt. Dem aufmerkenden Sinne entgeht aber dennoch nicht, daß eben die Kunst in dieser ihrer dienenden Rolle des innern Lebens entbehrt und von keinem Hauche der Begeisterung durchweht ist. Um diese nachweisbare Erscheinung in ihren einzelnen Kundgebungen zu verfolgen, bietet sich vor allem die Bildhauerei dar. Es sind am Louvrenenbau seit zwei Jahren nicht weniger als 210 Statuen in Marmor und Bronze aufgerichtet worden. Das Kaiserthum hat also den Versuch gemacht, eine Alexandrinische Blüthe zu zeitigen. Man prüfe! Wir wünschten, es gäbe sich ein Kunstästhetiker die Mühe, diesen Wald von Statuen, den die ersten Bildhauer Frankreichs pflanzen halfen, einer gewissenhaften Untersuchung zu unterwerfen. Es wäre eine dankenswerthe Arbeit und, wie wir glauben, eine neue Bestätigung des Winckelmannschen Worts: die Kunst gedeiht nur im Sonnenschein der Freiheit.

Es ist kaum nöthig der Schwesterkunst, der Malerei, hier in gleicher Absicht zu erwähnen. Sie geht auf die Reise, sie besucht fremde Ausstellungen. Jedermann weiß, wie wenig sie seit einem Jahrzehnt zu Tage gefördert. Ohnehin ist die letzte große Pariser Ausstellung noch in frischem Gedächtnisse. Das Beste stammt aus einer geistig regeren Zeit. Dazu kommt, daß ihr nicht einmal durch Bestellungen großartiger Natur Gelegenheit gegeben wurde, sich zusammen zu raffen. So finden wir denn heute noch neben Meistern, die jeder Zeit zur Zierde gereichen würden, die aber wenig schaffen, die Zunft der dem Häßlichen nachjagenden Realisten, unter ihnen Leute wie z. B. Corot, die es dahin gebracht haben, bemalte Leinwand noch eintöniger zu machen, als unbemalte.

Mehr noch als die Malerei hat die Literatur den Vortheil der Freizügigkeit, und so wissen wir daheim in deutschen Landen denn schon genug von der Dürftigkeit des gegenwärtigen Pariser Büchermarktes. Die Zeitungen haben sich nach und nach in einen Ton hineingeschrieben, der nur für die feinsten Gehörnerven noch Abwechslung bietet; für gewöhnlicher angelegte Naturen ist zwischen dem Gesumme diesseits und jenseits der politischen Scheide kaum ein Unterschied. In einer Weltstadt aber ist die Politik dasjenige geistige Element, in welches auf flüchtige Minuten hinabzutauchen die erfrischendste Labung für diejenigen ist, die zu ernst sind für die bloße anekdotische Unterhaltung und zu beschränkt in ihrer Muße, um wissenschaftlicher Lektüre sich hinzugeben.

Mag das Parteitreiben ein Uebel seyn und mag das Politisiren, wie es unter freieren Verhältnissen täglich durch die Presse angeregt und in Athem gehalten wird, wenig Gescheidtes zu Tage fördern, es reinigt doch die dicke Lebensluft der Tag für Tag im engen Kreise sich Umtreibenden, es befriedigt das Bedürfniß nach Stoff zu Reden und Widerreden, es wirft höhere Interessen in den Klatsch der Halbgebildeten und erleichtert eine gewisse Art geistiger Gymnastik, die nicht ungestraft vernachlässigt werden darf. Unter dem jetzigen Regiment fehlt dieses Erholungsmittel, und die Folgen seiner Entziehung treten aller Orten zu Tage; am sichtlichsten in der Literatur selbst, wo seit Jahren nichts im großen Sinne Bedeutendes geschaffen wurde.

In einer Kritik der neueren Romane sagte neulich die Revue des deux mondes: „Cette grande fontaine du génie national, qui pendant plus de trois siècles n'a cessé de couler, est obstruée quelque part," und sprach damit alles aus, was sich über die gegenwärtige Lethargie des französischen Geistes sagen läßt. Den Romanen Feydeaus ist eine ganze Schule gefolgt. Der Bruder des Alfred de Musset mit seinem „Lui et Elle," als Antwort auf George Sands „Elle et Lui," hat ein drittes Buch „Lui et Eux" hervorgerufen, das über beide Parteien Gericht hält, und ein viertes erscheint so eben, — lauter Privatzerwürfnisse, auf der großen Glocke der Oeffentlichkeit abgespielt, weil der eherne Schwengel der Politik, wie die Thürschelle in einem Krankenhause, umwickelt und zum Schweigen verurtheilt ist. Maurice Sand, der Sohn, wird zum Chevalier de la légion d'honneur ernannt. Warum? weil er Masques et Bouffons nach italienischen Quellen zusammengearbeitet hat, oder eigentlich weil nur Marketenderinnen und Hospitalnonnen, aber keine andern Weiber Orden empfangen können, George Sand aber ein Weib ist — später Dank für die bonapartistischen Fanfaronnaden in ihren Memoiren, und Dank auf Umwegen, denn man liebt die Umwege und die Vieldeutigkeit.

Um dem Journalismus eine neue Richtung zu geben und die Politik zu ersetzen, ist die Erfindung der Journale zu fünf Centimen in's Leben getreten, eine Art periodischer Blätter, welche ein- oder zweimal wöchentlich erscheinen und wesentlich dem Romane verpflichtet sind. Es mögen deren ein Dutzend oder mehr im Gange seyn. Hier ist ein ungefähres Inhaltsverzeichniß der hervorragendsten.

„Le Passe-temps" bringt in seiner vor uns liegenden Nummer drei Kapitel aus dem „Pagen des Herzogs von Savoyen" von Alexander Dumas, einen Abschnitt des Romans von M. de Gondrecourt, „le bout de l'oreille, und schließlich, unter der Rubrik „les contemporains en pantoufles," eine Skizze von Thalberg, welche mit dem Bonmot schließt: „Thalberg a du goût et de l'âme; Liszt à surtout des nerfs." Dazu drei Holzschnitte. Gleichzeitig wird ein neuer Roman folgendermaßen angekündigt: „Maurevert, l'aventurier, ou les crimes de la féodalité, grand roman de cape et d'épée par M. Paul Duplessis."

„Les Veillées parisiennes," ein ähnliches Journal zu fünf Centimes, enthält drei Kapitel der alten Pariser Geheimnisse von Eugen Sue, den Schluß einer Novelle „l'homme aux trois culottes" von Paul de Kock, und einen Reisebericht von E. Henrich. Das Blatt hat zwei Holzschnitte. „Les Confessions de Marion Delorme" von Eugène de Mirecourt bilden den Hauptinhalt des „Journal à cinq centimes." — „La Bibliothèque du Dimanche" veröffentlicht wochen- und bogenweise den Roman Manon Lescaut. — „Les cinq Centimes illustrés" lassen kapitelweise den Roman „Marguerite ou deux amours" von Madame Emile de Girardin wieder aufleben, und bringen eben so einen Roman von E. le Guillois. — Aehnlicher Form und auch theilweise verwandten Inhalts sind die Fünf-Centimes-Journale Roger-Bontemps, l'Omnibus, Journal de la Semaine mit Musikbeilagen, le Roman, la Lecture, und wie diese Blätter sonst noch alle heißen mögen. Keines entbehrt der Illustrationen und keines, wie man sieht, überschreitet den geringen Preis von etwa fünf Pfennigen.

Auf diese Brockenliteratur ist der Pariser Hunger nach Lektüre angewiesen. Wenigstens hat diese Einrichtung das Gute, daß sie das Feuilleton der großen Zeitungen vom Roman zu emancipiren beginnt. Die Schwierigkeit ist nur, etwas zu finden, was ihn ersetzt. Es wird auch dem gewandtesten Plauderer zuletzt die Zunge müde, wenn nicht in der geistigen Atmosphäre ein anregender Luftzug zu spüren ist.

Nach diesem Seitenblick auf das Gebiet der Bücher- und Zeitungsliteratur mag ein Besuch in den Theatern die dramatische Muse des Kaiserreichs etwas näher in's Auge fassen. Wir glauben nicht zu irren, wenn wir eine beginnende Gegenströmung prophezeien, eine Strömung, welche tieferes Fahrwasser mit sich bringen wird. Einzelne Anzeichen sind schon da. Das Frivole hat lange Zeit Alles überschwemmt und versandet. Die besseren Geister gaben den Widerstand auf und ließen der Sündfluth endlich ganz das Feld. Aber nichts erschöpft sich rascher, als das an sich schon Inhaltarme. So hat es sich denn erschöpft und weiß sich nur noch zu wiederholen. Es ist unglaublich, wie viel Fadheiten von dieser Seite gebracht werden. Auf der andern

Seite drängen die Stoffe, die eben in der Mode sind, mit Gewalt zu einer sittlicher gehaltenen Art von Stücken. Man hat Seelenverwicklungen der Tragödie in's Lustspiel übertragen und kommt jetzt nicht ohne einen gewissen Ernst zum Schluß. Wir greifen auf's Gerathewohl in den bunten Haufen der an uns vorübergegangenen Bühnendichtungen dieser Gattung.

Da ist z. B. ein im Théâtre français mit Beifall gegebenes Stück: „Le feu au convent," von Th. Barrière, einaktig, auf das Spiel einer sehr jungen Schauspielerin für naive Rollen berechnet, für Mlle. Emma Fleury. Ein Wittwer, welcher sich seit langem den Vergnügungen der Hauptstadt wieder hingegeben und eben um einer leichtsinnigen Person willen einen Ehrenhandel hat, wird plötzlich von seinem unerwartet aus dem Pensionat heimkehrenden Töchterchen überfallen und geräth in die schwierigsten Lagen. Er hat sie als Kind von sich gegeben; jetzt kommt sie sechzehnjährig wieder zum Vorschein, nachdem er in der Zwischenzeit sie fast aus dem Gedächtniß verloren. Sie ist hübsch geworden, anschmiegend, lieblich sogar. Dabei bringt sie eine Art verständigen Pflichtbewußtseyns mit. Ihr Vater, meint sie, hat niemand, der ihm das Leben erheitert, der ihm die Wohlthaten der Häuslichkeit genießbar macht. Es ist ein Glück, daß die Feuersbrunst im Kloster (le feu au convent, der Titel will eben gerechtfertigt seyn) sie aus dem Pensionat vertrieben, denn der arme Vater wird ihrer Pflege und ihrer ordnenden Hand sehr bedürfen. Genug, sie installirt sich und der Wittwer begreift bald nicht mehr, wie er diesen Schatz so lange von sich geben konnte. Er will sie in seiner Nähe behalten, und man merkt bald, daß diese Aenderung in seinem Hauswesen seinen Sitten nur zu gute kommen kann. Aber ihre Unschuld darf nicht ahnen, welch leichtsinniges Leben er geführt, und doch ist sie neugierig wie eine Nachtigall und stöbert in allen Winkeln, um sich ganz einzuwohnen und alles mit Händen zu betasten, was ihres Vaters tägliche Umgebung war — Bilder, Statuetten, Bücher, alle im Geschmack der leichtfertigen Gesellen, mit denen er die Zeit vergeudete. So, während sie fragt und beschaut und ihm Verlegenheit über Verlegenheit bereitet, kann er nur immer bei Seite schieben, verstecken, verschließen, was er auf den Tischen herum liegen hat, und als nun gar die Stunde naht, wo er, jenes erbärmlichen Ehrenhandels wegen, sie verlassen muß, da verwickelt er sich in Nothlügen, um sich nur die nöthige freie Stunde zu erobern. Einer seiner Freunde, derjenige, zu dem er am meisten Vertrauen hat, soll diese Stunde ausfüllen, indem er das junge Mädchen beschäftigt und ihre Gedanken von dem Vater abzieht. In seine Hände hat der letztere sein flüchtig auf's Papier geworfenes Testament gelegt; seiner Sorgfalt hat er das Mädchen überantwortet, für den Fall, daß das Duell dem Testator das Leben kosten sollte. Diese Stunde nun, auf der Bühne eine Viertelstunde etwa, aber lang scheinend um der Mühe willen, welche beide aufbieten, um ihre Unruhe und Unbehaglichkeit zu verbergen, dieses Zusammenseyn, und vor allem die Angst um den Vater, die endlich gewaltsam die Verstellung des jungen Mädchens durchbricht, alles das bringt auch in dem Genossen des Wittwers eine Umkehr zum Guten, Wahren und Sittlichen hervor, und als der Vater endlich unverletzt heimkehrt, ist die Frucht der Neigung reif genug, um gepflückt zu werden.

Ein ausgezeichnetes Spiel, ein reizvoller Dialog und Natürlichkeiten, die weit über das Vermögen deutscher Darstellung hinaus reichen, helfen über die fehlerhafte Entwicklung hinweg. Es versteht sich, daß der Vater die Tochter dem Genossen seiner leichtfertigen Vergangenheit nicht überantworten durfte, daß wir an seiner Umwandlung zu zweifeln beginnen, sobald er mit solcher Hast seinem Hause die Einsamkeit wieder gibt; denn der grillenhafte Einfall des jungen Mädchens, er müsse ihre Pensionatsvorsteherin heirathen, „die pflegsamste und beste Seele auf Gottes weiter Erde," diese Grille, der sich der Vater scheinbar fügt, kann denn doch nicht füglich beim Abschlusse mit in Anschlag kommen. Immerhin geht durch das Stück ein starker Zug nach sittlicher Läuterung zweier nicht gerade unwürdiger, aber dennoch ziemlich nichtsnutziger Naturen, und die bloße Gegenwart eines naiven Kindes bringt diese Klärung auf die ungezwungenste Weise hervor. Man wird zugeben, daß der französische Geist in dieser Aufgabe sich von der Lustspieltrivialität nicht ohne Geschick frei zu machen bemüht ist. — Uebrigens erinnert die Kritik, und wohl mit Recht, an Dumas père prodigue; hier handle sich's um eine Tochter, in Dumas Stück um einen Sohn; das neue Stück habe freilich den Vorzug — kurz zu seyn.

Daneben gibt man Lustspiele, wie z. B. Alfred de Mussets „Caprice," worin ein leichtsinniger Lebemann von einer Freundin seiner Frau durch Scheinentgegenkommen bis zum Bloßgeben seiner ganzen Meinung über die Ehe und ihre nur conventionellen Schranken veranlaßt wird, um dann die Demüthigung zu erfahren, daß man nur ein Spiel mit ihm getrieben. Auch hier wird der Leichtsinn gegeißelt, und die Scheinkokette stellt das löbliche Muster einer geistreichen Frau dar, welche mit einem Freundschaftsdienst zugleich eine Ehrenrettung ihres Geschlechts zu verbinden und dem Mißachter desselben eine Lehre zu geben weiß. Nur

verschmäht der Pariser Geschmack, eine wirklich gereinigte Atmosphäre vom Schlusse solcher Stücke zu beanspruchen; die Männer, welche bekehrt werden, sind meistens grundblasirte Leute, die armen Frauen dagegen junge, unerfahrene Geschöpfe, und man gefällt sich in diesem Gegensatze, vor allem bei der Besetzung, mit bewußter Raffinirtheit.

Nirgendwo findet man freilich so viele früh gebildete Darstellerinnen, wie eben in Paris, und da ist's denn natürlich, daß der Reiz einer jugendlichen Erscheinung dem Stücke nicht ohne zwingende Noth geraubt wird. Unsere Bühnen befinden sich leider im Allgemeinen nicht in der Lage, dieser Versuchung erst widerstehen zu müssen.

Bei einem Stücke Octave Feuillet's: „le cheveu blanc," schließt der Stoff diese sonst allübliche Altersungleichheit des Ehepaars gewaltsam aus, und die Wirkung wird dadurch eine wesentlich nachhaltigere. Rose Chéri, die ehemals reizvolle Soubrette am Palais-Royaltheater, jetzt am Gymnase angestellt, steht hier als nahezu vierzigjährige Weltdame dem etwas älteren Dupuis würdig zur Seite. Es ist nach Mitternacht. Fernand de Lussac kommt mit seiner Frau vom Balle heim. Beide haben sich vor zehn Jahren getrennt, aber sie leben, der Welt gegenüber, als Eheleute und sind zu einer Art Freundesverhältniß gelangt, welches, zwischen bittern Stimmungen und scharfen Seiten, doch ein gegenseitig theilnehmendes zu seyn scheint. In der Stunde, welche beide — nicht verplaudern, denn die Frau kehrt alle Stacheln eines gereizten Gemüths gegen ihn, aber doch hinbringen, er sich mit ihrer Erlaubniß an ihrem Kamin wärmend, da sein Zimmer zufällig nicht geheizt worden, sie die Rücksichten einer um des Gastes willen ihre Bequemlichkeit Vernachlässigenden zur Schau tragend, in dieser Stunde kommt es endlich zu vollem Aussprechen und schließlich zur Versöhnung. — Auch hier also ein Conflikt, dessen Lösung im sittlichen Sinne vor sich geht.

Ein anderes Stück, „la voix du Ciel," von Fournier und Meyer, thut in dieser Richtung des Guten sogar zu viel, so daß sich die Kritik theilweise gegen dieselbe als „zu moralisirend" auflehnt. Ein Gedicht nämlich bringt in diesem Lustspiel eine auf Scheidung von ihrem Manne dringende Frau zur Besinnung und zur Umkehr. Dieses Gedicht ist die Klage um ein junges Mädchen, dessen Zukunft durch den Zwist ihrer Eltern verschüttet wurde, und der es schrieb — vor langer Zeit — ist eben derjenige, dessen Huldigungen jene Scheidungswünsche rege machten. Es mahnt die Mutter an ihre Pflichten in demselben Augenblick, wo sie einen entscheidenden Schritt aus dem Kreise jener Pflichten hinaus thun will, und ihr Vorhaben wird dadurch plötzlich in ein ihr so neues Licht gebracht, daß sie, wie vor einer abschüssigen Bahn erwachend, die Augen reibend, inne hält und umkehrt.

Die meisten dieser Stücke sind neuen Datums. Die älteren holt man nicht ohne die Absicht hervor, etwas Gehaltenes zu bringen, weil sich das Triviale, wie wir schon sagten, zu erschöpfen beginnt. Wir halten es sogar für wahrscheinlich, daß von der Bühne dießmal der Anstoß zu einer Säuberung des literarischen Gebiets ausgehen wird. Sie braucht nicht so langen Athem als der Roman, und auf ihr wird das, was sich überlebt hat, am raschesten unerträglich, weil das Verkörperte immer zudringlicher ist als das im bloßen gedruckten Worte Festgehaltene.

Uebrigens brauchen wir nicht weit uns umzuschauen, um das wuchernde Unkraut noch aller Orten massenweise zu gewahren. „La Sensitive" von Labiche und Delacourt macht alle Abende im Palais Royal volle Häuser und geht doch noch um einige Schritte über die Grenze des denkbar Möglichen im Zweideutigen hinaus. Der Titel ist wieder vom Zweige gebrochen. Den Vorwurf des Stücks bilden die endlosen Störungen eines schreckhaften Menschen im Honigmonde seiner Ehe.

Wir wollen noch der Musik im Fluge Erwähnung thun, wenn schon sie, wie man weiß, nie die stärkste Seite der Franzosen war. Es hat denn auch das Jahrzehent der Preßknebelung, der Deportationen und Verbannungen, das Jahreszehnt der verbissenen Leidenschaften und erstickten Verwünschungen, keine musikalische Knospe gezeitigt, eben so wenig wie bekanntlich im letzten Jahrzehnt bei uns daheim, obschon man uns hin und wieder mit dem Troste zum Besten haben möchte, die Musik gedeihe in solchen Zeiten am ersten und üppigsten. Was die Oper brachte, kam meistens aus fremden Gärten. Meyerbeer mit seiner Dinorah, Fürst Poniatowsky mit seinem Cosimo von Medicis, der Holländer oder Belgier Gevaert, der Deutsche Offenbach — der Franzose, sollte es freilich jetzt heißen, denn er hat sich so eben naturalisiren lassen — sie alle gehören höchstens durch Bildung und Geschmack dem Pariser Boden an, entsprossen sind sie ihm nicht. Weder Poniatowsky's Oper, noch diejenige Gevaerts hatten wir Gelegenheit zu hören. Ueber erstere sagt ein Witzwort, dieser reminiscenzenreiche Fürst widerlege die alte Ansicht, Fürsten haben kein Gedächtniß.

Ueber Offenbachs Muse läßt sich dagegen hier ein Urtheil wagen. Wir sahen in den Bouffes Parisiens, denen er angehört, oder die wohl eigentlich ihm gehören, drei seiner Operetten, und zwar an Einem Abende,

beiläufig erwähnt, überdieß noch eine hier nicht zu berücksichtigende Operette, „c'était moi!“ von Debillemont. Das Theater ist sehr eng und klein und liegt im Passage Choiseul. Das weibliche Publikum besteht vorwiegend aus den Damen des Demimonde. Dem entsprechend ist die Haltung der Stücke, die Wahl der Stoffe und vor allem die Zusammensetzung des weiblichen Personals. Da die kleine Bühne für große Stimmen keinen Klangraum bietet, so ist man nicht wählerisch nach dieser Seite hin und sucht nur das Hübscheste zu engagiren, was irgendwo mit einem erträglichen Alt oder Sopran auftaucht. Dieß ist in Paris natürlich leicht. Und so reizt denn dieses Winkeltheater wesentlich durch schöne Mädchen, und die Stücke sind darauf angelegt, möglichst viele solcher Niedlichkeiten auf der Bühne zu beschäftigen. Dabei gilt der kurze Rock der Bäurin oder das Gazekleid der französirten Pegnitzschäferinnen als Gewohnheitsnorm, und man verschmäht es nicht, wie z. B. in dem „c'était moi!“ durch das Erklettern eines Baums oder durch längeres Verweilen auf einer Obstleiter die Natürlichkeit der Erscheinung noch natürlicher zu machen. Um noch stärker zu wirken, sind die Männer in den hier dargestellten Stücken meistens Tölpel oder abschreckende Gesellen, wenn nicht gar Halbthiere, wie der fratzenhafte Pan in dem einfältigsten aller Spiele „Daphnis et Chloë.“

In diesem Stücke sind neben jenem bockartigen Undinge, das den Waldnymphen nachstellt, nicht weniger als neun mehr oder weniger hübsche Mädchen auf die Bühne gebracht, so daß es kaum noch der Musik bedarf, um die Menge anzuziehen. Mit dieser Musik hat es der Componist dafür auch ziemlich leicht genommen. Sie hat ein gewisses Tändeln, das dem Stoffe entspricht, und eine fast französische Leichtfüßigkeit, aber weder Naivetät noch Genialität, und nirgend ist auch nur der Versuch gemacht worden, die Fadheit des Gegenstandes zu verblümen oder durch die duftige Gewandung melodiösen Zaubers zu verhüllen. — Die Farce von Offenbach: „Le carneval des revues, intermède des champs-élysées,“ hat, wenn wir nicht irren, bereits ihren Weg nach Deutschland, und zwar nach dem Wiener Carlstheater gemacht, wo sie unter den Auspicien Staberls völlig an ihrem Platze ist. In der Uebertragung fällt freilich die Parodie auf das Deutschthum fort, das Offenbach hier seinem Publikum zum besten gibt. Denn im Original ist der Narr des Stücks ein deutscher Zukunftsmusiker mit blonder Perrücke und eckigen Manieren, und Grétry wird durch die Proben dieser neuen Musik, mehr aber noch durch das Deutsch des Zukunftsmusikers fast in Verzweiflung gebracht. Wenn diese Schnurre witzig wäre, möchte man sich's gefallen lassen; aber sie ist sehr matt, und da scheint denn für den einzigen deutschen Musikdirektor in Paris der Augenblick, wo Wagner mit Kosten und großen Mühen eine Pariser Bühne für seine Opern zu gewinnen trachtet, zu diesen wohlfeilen Späßen nicht günstig gewählt. Nachdem „die Hochzeit bei der Laterne“ in Deutschland Hoffnungen auf eine nachhaltige Begabung Offenbachs erregt hatte, wird man sich durch diese beiden Nachfolger des zierlichen Singspiels unangenehm enttäuscht finden. — Wir hören, daß die Berliner demnächst im Victoriatheater Gelegenheit haben werden, die ganze Truppe kennen zu lernen. Gelingt es der letzteren — und Pariserinnen bringen es wohl fertig — sich aus den engen Guckkastenverhältnissen der Bouffes Parisiens auf die große Victoriabühne hinüberzugewöhnen, so wird das nämliche Publikum sich ihrer erfreuen, welches dem Ballet und ähnlichen Augenvergnügungen huldigt.

Wir haben von diesem Gegenstand keinen weiten Weg, wenn wir zum Schlusse von einer Kunststufe, die so wenig in die Höhe strebt, auf den flachen Boden hinab treten, wo das Kaiserreich in liberaler Weise die Sitten ihrer eigenen Entwicklung überläßt. Für jeden, welcher Paris noch von den Zeiten Ludwig Philipps im Gedächtniß hat, ist es augenscheinlich, daß die weibliche gute Gesellschaft heutigen Tags auf einen engeren Bewegungskreis zurückgedrängt ist, als dieß ehemals der Fall war, und daß sich dagegen Kaffeehäuser und Promenaden vorwiegend im Besitze solcher Damen befinden, deren Leichtlebigkeit und stete Muße die häuslichen Eigenschaften so ziemlich ausschließt. Auch die öffentlichen Bälle bestätigen die bekannte Wahrnehmung, daß despotische Regierungen meistens nachsichtige Sittenwächter sind.

Es bleibt uns noch übrig, das Verhältniß des Kaisers und das seiner Familie zu der Bevölkerung mit einigen Worten zu berücksichtigen. Es scheint sich, äußerlich wenigstens, gebessert zu haben, wenn schon man uns versichert, daß die besitzende Klasse der Hauptstadt noch immer der Orleansschen Familie zuneigt, das Volk in seiner großen Mehrheit jedem Kriege entgegen ist, und solcherart die wesentlichste Stütze des Kaisers, die Armee, ihn früher oder später immer durch Nöthigung zu kriegerischer Beschäftigung mit der Stimmung des Landes selbst in Zwiespalt bringen wird. Ohne plausible Veranlassung ist um jener Abneigung willen ein Krieg französischerseits nicht eben wahrscheinlich, doch weiß man, wie geschickt die französische Politik eben solche Herausforderungen zu veranlassen versteht.

Ungleich seinem kaiserlichen Gegner an der Donau, zeigt sich Louis Napoleon gern und oft in bürgerlicher Kleidung und beweist dadurch, daß er den kleinen Eigenheiten des Bürgerstandes, wo es nichts kostet, Rechnung trägt. Wir sahen ihn im offenen Zweispänner in Begleitung eines ebenfalls Civilkleider Tragenden, zwei Bedienten auf dem Rücksitze als einzige Bedeckung. Er fuhr selbst, wie er denn die Reit- und Fahrpeitsche zu seinem Attribut erkoren zu haben scheint, ungleich seinem Vorgänger, der es mit dem Regenschirm hielt. Die Vorübergehenden oder Entgegenkommenden grüßten, was bei Ludwig Philipp in den letzten Jahren fast aus der Mode gekommen war. Auch die Kaiserin zeigt sich oft. Wir sahen sie fast täglich im offenen vierspännigen Wagen, von ihren Gesellschaftsdamen in einem zweiten Vierspänner begleitet; an ihrem Wagenschlage irgend ein reitender Civilist von Rang. Mit Bedeckung sieht man nur den kleinen Prinzen, und zwar begegnete er uns in seiner geschlossenen Kutsche nie ohne zwanzig Cavalleristen als Vor- und eben so viele als Nachtrab; außerdem ritten Militärpersonen höheren Ranges rechts und links zur Deckung seines Wagenschlags. Es scheint, man fürchtet sich nach wie vor, aber man zeigt solche Besorgniß nur da, wo es geschehen kann, ohne daß man für feig gilt. Der kleine Prinz hat übrigens ein keckes hübsches Gesicht und sieht weder Vater noch Mutter ähnlich. Die Züge der Kaiserin haben sich wenig verändert. Sie ist immer eine vorwiegend feine Erscheinung. Der Kaiser selbst ist, wie man weiß, nicht halb so gut gestaltet, wie ihn die Maler darstellen. Die zahlreichen, jetzt aller Orten zur Schau stehenden Photographien lassen ihn als einen beinahe untersetzten Mann erscheinen, der — um eine künstlerische Bezeichnung zu gebrauchen — nur etwa 6½ Kopflängen mißt, dessen Körperverhältnisse sich also von dem Canon der Antike sehr ungünstig entfernen. Im übrigen spricht sein Gesicht ganz diejenige Persönlichkeit aus, als welche ihn die Welt seit einem Lustrum hat kennen lernen, nachdem man sich bis dahin selbst in Paris noch mit der Ansicht eingewiegt hatte: „Il est un peu bête, même beaucoup, mais tant mieux pour nous autres."

Unter den Wilden.

Aufzeichnungen eines schwäbischen Lanzknechts auf Java.

> So mancher, so schöner,
> So tapfere Soldat,
> Der Vater und der Mutter
> Böslich verlassen hat.
> Altes Soldatenlied.

Ein junger Schwabe, seines Handwerks ein Metzger, kam in seiner Jugend in die Schweiz, gerieth in die Hände neapolitanischer Werber und diente volle achtzehn Jahre in einem Schweizer Regiment in Neapel. Mit der Auflösung der Schweizer Regimenter kam er in seine Heimath zurück, hielt es aber in der Behaglichkeit des häuslichen Herdes nicht lange aus. Eines schönen Morgens war er verschwunden; er hatte sich für die holländischen Colonien abermals anwerben lassen. Aus Java schreibt er nun seiner Schwester den nachfolgenden Brief, den wir unverändert, nur mit Weglassung des Unwesentlichen wiedergeben, da er ein eigenthümliches Licht einerseits auf das moderne Lanzknechtsleben, andererseits auf die holländische Herrschaft im ostindischen Meere wirft, und der aufrichtige, naive Ton, in dem er geschrieben ist, viel Anziehendes hat.

L. S.

Samarang,* den 17. Januar 1860.

Liebe Pauline,

deinen lieben Brief habe ich hier in Ostindien erhalten, jedoch in einer nicht ganz angenehmen Zeit. Ich war nicht mehr in Soerabaya, sondern mein Bataillon erhielt am 17. Januar 1859 wieder Marschordre, um mit noch fünf andern Bataillonen von Batavia nach der Insel Celebes zu einer Expedition uns einzuschiffen. Wir gingen also am 19. an Bord. Den 26. Februar kamen wir mit einer Flotte von 32 Kriegsschiffen, nachdem wir alle vereinigt waren, auf der Rhede von Badjoea an, und um zehn Uhr des Morgens ging es auf kleineren Kanonenbooten an das Ausschiffen, weil man mit den großen Schiffen nicht an das Land kommen konnte. Die Ufer waren alle dicht besetzt von den Indianern. Sie schossen wohl ihre Geschütze auf uns

* Samarang, niederländische Stadt und Fort mit 30,000 Einwohnern auf der Nordküste von Java, unweit der Mündung des Samaran in's Meer.

ab, aber ohne uns einen nennbaren Schaden zufügen zu können, denn ihre Hauptwaffen bestehen hier noch aus Pfeilen, Lanzen, Wurfspießen und sogenannten Criste (eine Art Hirschfänger). Wir kamen aber unter einem anhaltenden Kanonenfeuer doch an das Ufer und da begann der Kampf erst recht.

Aber, liebe Pauline, welcher Unterschied es ist zwischen Europäer gegen Europäer oder gegen Wilde zu schlagen, kann nur derjenige begreifen, welcher schon bei solchen Angriffen zugegen war. Mit einem teuflischen Mordgeschrei, wie ich es in meinem Leben noch nie gehört habe, stürzten sie zu Tausenden aus ihren Urwäldern heraus auf uns ein, so daß die vordersten sogar in die Nähe unserer Bajonette kamen und auf diese Art ihren Tod sich selbst bereiteten; denn unzählige wurden auf diese Art erstochen oder mit dem Gewehrkolben todtgeschlagen, ohne daß wir viele Munition verschwenden mußten. Und immer kamen wieder neue Verstärkungen, es war gerade, als wenn sie aus dem Boden heraus kämen. Und die meisten hatten dasselbe Schicksal, ein Beweis, wie wenig diese Leute sammt ihren Radhja's (Häuptlinge und Anführer) in diesen Gegenden mit den Gewehren und ihren Bajonetten und ihren Gefahren bekannt sind. Und so dauerten die Gefechte fort bis gegen Abend sechs Uhr, wo die Nacht diesen Mühseligkeiten für einstweilen ein Ende machte. Dann mußte das Lager noch aufgeschlagen werden, was aber bald in Ordnung war.

Die Insel Celebes ist ebenfalls eine sehr bedeutende und wird Java in nichts zurückstehen. Sie ist eingetheilt in den Staat Macassar, welcher ganz holländisch ist, und das Königreich Boni, welches nicht an Holland gehört, aber an Holland tributpflichtig ist schon seit vielen Jahren. Und diesen Tribut haben sie ohngefähr seit zehn Jahren verweigert, und noch zudem haben sie die holländische Flagge geschändet, was so viel heißen will, als eine Herausforderung gemacht. Dieses Königreich also wird von einer eingeborenen Königin mit Hülfe ihrer Radhjas regiert. Es soll, wie unsere eingeborenen Spionen aussagen, eine bejahrte Frau seyn von etlichen sechzig Jahren, und hat eine einzige Tochter, sie selbst aber soll auch eine zweite Xantippe seyn, das heißt ein bewährtes Orginal von Hartnäckigkeit, Boshaftigkeit und Standhaftigkeit. Und als schon ein paar Monate nach unserem Angriffe der größte Theil ihres Landes verwüstet, ihre Campongs (Dörfer) verbrannt und beinahe alle ihre streitbarsten Männer vernichtet waren, wollte dieses alte Hundsfell noch nicht abgeben und ließ es auf's Aeußerste ankommen.

Die Schlacht vom 6. Oktober endlich entschied alles. Ihre Hauptstadt, Boni selbst, wurde an jenem Tage in den Brand geschossen von unserer Artillerie, so wie alle ihre übrigen Verschanzungen, welche meistens von Bambusrohr gemacht sind, jedoch sehr fest und gut. Steinerne Gebäude habe ich hier noch nicht eines gesehen. Jetzt ist Boni gefallen, aber gerne hätte jeder von uns noch einmal so viel Strapazen, Hunger und Durst, Schmerzen, Gefahren und andere Mühseligkeiten ertragen, wenn wir dieses Muster von einer Boröenesin (der Stamm dieser Indianer heißt so) erwischt hätten. Sie entwischte uns, nebst aller Mühe, die wir uns gaben, als wir in das Raubnebst eindrangen, wie? das mag Gott bekannt seyn. Wir kratzten umsonst hinter den Ohren, sie war für uns weg. Von unsern zweibeinigen Feinden hatten wir keine namhaften Verluste, von den vierbeinigen auch nicht, wiewohl uns einige Leute Nachts auf den äußersten Vorposten von den Tigern und Hyänen weggeschleppt wurden. Und es ist auch kein Wunder, denn wenn gerade der Mond nicht scheint, so habe ich in Europa nie keine solche Nächte erlebt, wie hier zu Lande. Man kann manchmal auf vier bis fünf Schritte nicht einmal einen Baum oder andern großen Gegenstand unterscheiden, viel weniger solche Thiere, die sich des Nachts überall herumschleichen, wo es etwas hinwegzustipitzen gibt, was dann mit einer solchen rasenden Blitzesschnelle geschieht, daß alle Vorkehrungen zur Gegenwehr fruchtlos sind.

Hingegen hatten wir mit andern Feinden am meisten zu schaffen, nämlich mit den alles verheerenden zwei Krankheiten, Blutabweichen und ein sogenanntes gelbe Fieber. Davon fielen die Leute wie bei euch die Fliegen im Herbste. Dazu kam noch, daß überall, wo geschlagen wurde, die Masse von todten Pferden und Menschen in einer glühenden Sonne von 74 bis 86 Graden Hitze liegen blieben, was mir zwar nichts machte, denn ich roch nicht so viel davon wie andere, die beinahe wie ohnmächtig davon wurden. Und dann das Wasser ist, wenn man noch ein wenig findet, mit Salpeterstoff stark vermengt. Das ist übrigens die größte Klage hier, wenig oder manchmal gar kein Wasser. Und dann noch alles gesalzene Speisen, Speck oder Fleisch mit Reis, von den Schiffen geliefert. Aus dem besteht unsere Nahrung im Felde, und dann dreimal des Tags ein gutes Glas Arac und ebenfalls dreimal guten Kaffee des Tags nebst Schiffszwiebacк. Dann sterben wieder viele junge Leute, die erst von Europa kommen, gewöhnlich nie gedient haben, und also ein solches Brigandenleben nicht gewöhnt sind, und ihre Natur sich auch nie daran gewöhnen würde; diese gehen dann natürlich meist alle frühzeitig zu Grunde, Ostindien ist überhaupt ein großer Kirchhof für die Europäer, hauptsächlich für das Militär, was ohne Zweifel das

rauhe Leben daran schuld seyn mag. Bereits das ganze Jahr unter freiem Himmel, und dann so heiß die Tage hier sind, so kalt und feucht sind auch die Nächte, was gewöhnlich dann auch häufig die Cholera herbeiführt. Auch ich blieb nicht ganz verschont von dem obengenannten Fieber, aber ich drückte mich herum, so gut es gehen mochte, und schlug mich Gott sey Dank ohne schlimmere Folgen durch.

Und mitten in diesem Strudel erhielt ich deinen I. Brief durch den Kriegsdampfer Cheribon, der gerade den Militärdienst hatte zwischen Java und Celebes. Es war so ungefähr Mitte April. Du kannst dir denken, was ich für eine Freude hatte, ich wurde wieder viel lebendiger. Im Monat November war die Expedition so gut als geendigt, und wir schifften uns nach Macassar ein, das heißt so viel noch von allen Bataillons am Leben waren, um sich wieder ein wenig zu erholen, denn die meisten wurden auf die letzte Zeit vollends krank und liegen jetzt noch in allen verschiedenen Hospitälern auf dem Siechbette.

In Macassar bekamen wir Ordre vom Generalgouverneur, daß die Ueberbleibsel vom vierzehnten Bataillon, nicht völlig vierhundert Mann, Europäer und Schwarze zusammengerechnet, nach Kedong Kebo abmarschiren sollen, um das achte Bataillon zu ergänzen, welches auch auf einer Expedition gegen Jambi auf der Ostküste von Sumatra beinahe ganz aufgerieben wurde, und so kommt es, daß ich mich nun hier befinde.

Das Klima ist hier viel gemäßigter als an den meisten andern Orten und Gegenden Ostindiens. Ich bin hier so gesund, als ich je in meinem Leben war, aber ich versichere dich, liebe Pauline, ich habe meinen Theil wieder ausgestanden und erfahren. Du schreibst mir, ich solle bald wieder schreiben; ja, das kannst du wohl sagen, du mußt aber auch bedenken, daß ich nicht in einem so civilisirten Lande bin, als Europa ist. Das ist wohl recht, wenn wir uns gerade in großen Städten befinden, wenn wir uns aber in unbewohnten Gegenden befinden unter den Wilden, und wo bei tausend Stunden keine Europäer sich angesetzt haben, so fehlt es uns manchmal meist an nöthigeren Sachen, als gerade Schreibmaterialien sind, und wo sind dann die Posten? Ich bin in Europa zwei Jahre unausgesetzt im Felde gelegen (Anno 48—49), aber von solchen verdammten Geschichten und Entbehrungen aller Art wußte ich nichts, noch viel weniger hatten wir damit zu kämpfen. Und dennoch hat dieses Leben wenigstens für mich seine guten Seiten auch; ich sehe wenigstens täglich für mich Neuigkeiten, und auch andere Gegenden und Länder, und lerne dabei. Ich war noch lange in Italien, wo ich vieles über diese Länder las, und es war schon damals mein größter Wunsch, diese Länder auch einmal kennen zu lernen. Nun, mein Wunsch ist erfüllt, und an Gelegenheit fehlt es mir hier nicht; natürlich muß ich es hinnehmen, wie es kommt, das schlimme wie das gute.

Bald sind wir in kleineren Truppenabtheilungen in Marsch, um sogenannte Streifpatrouillen zu machen, um das Treiben der Indianer in den Binnenlanden zu beobachten und gute Ordnung zu erhalten, theils werden wir auf Transport commandirt, entweder mit Geldern nach allen Richtungen, und meistens auf andere weit entfernte Inseln — dann geht es natürlich mit Dampf — oder auf Transport mit gefangenen Indianern, meist Räuber und Mörder, welche an die verschiedenen Gerichte transportirt werden müssen, um ihr Urtheil abzuwarten. Und das geschieht sehr häufig, denn es sind ganze Stämme hier, die sich von nichts anderem ernähren als von Raub, theils zur See, theils zu Lande, und wenn sie dann von den Patrouillen gefangen werden, so ist ihr Urtheil entweder der Galgen, oder nach Umständen lebenslänglich in die Steinkohlengruben nach den molukkischen Inseln oder nach Borneo.

Wir sind hier alles, nicht nur Militär, sondern auch Gensdarmerie. Auf diese Art bin ich also nach meinem Wunsche immer ein bischen unterwegs, theils zu Wasser, theils zu Lande, theils zu Pferde, theils zu Fuße. Denn wenn wir auf Transport sind zu Lande, so hat ein jeder Europäer ein Pferd und einen Koeli (eingeborene Lastträger), die die Bagage tragen müssen; sind wir aber in größeren Truppenabtheilungen als zehn bis zwölf Mann stark, so müssen wir natürlich zu Fuß gehen, und bei solchen Märschen ist es mir dann am wohlsten, wenn ich nur immer ein bischen unterwegs bin, und wenn ich dann nur dabei meine Pfeife gut im Gang habe, und hie und da etwas in meine Feldflasche zu bekommen weiß, wenn es auch nur Flußwasser ist, so ist für meine größten Bedürfnisse gesorgt, dann soll das übrige meinetwegen schlecht oder gut gehen, es kann mich wenig kümmern.

Für das Essen sorgt die gütige Natur. Wir schießen z. B. verschiedenes Wildpret und machen es uns selbst zurecht; dann bleibt das Geld, was uns dafür bezahlt wird (nämlich das Menage), in der Tasche, und leben dann gewöhnlich besser, als wenn wir uns das Essen kaufen müßten. Und bezahlt werden wir ohnedieß sehr gut, hauptsächlich wenn wir auf Transport sind, oder selbst noch Gefangene machen.

Natürlich könnte ich dir noch vieles schreiben; ich könnte dir eher ein ganzes Buch schreiben, bis du alles gut begreifen würdest, besonders die Seltenheiten dieser

Länder und ihrer Bewohner, ihre Sitten und Bräuche, z. B. bei außergewöhnlichen Festen, ihre Religionsgebräuche, ihre Art Krieg zu führen, und ihre Tänze, die sie zu Ehren ihrer Gottheiten anstellen, bevor sie eine Schlacht beginnen, und andere Narrheiten mehr; ohne dabei meine eigenen Erlebnisse mit diesen Völkern alle einzeln anzuführen, denn eine der größten Verlegenheiten für einen Europäer sind die vielen verschiedenen Sprachen. Ein jeder einzelne Völkerstamm hat bereits wieder seine eigene Sprache. Nicht nur, daß sie einen andern Dialekt haben, wie z. B. in Europa die verschiedenen deutschen Völker, sondern sie haben wieder ganz andere Worte. Und da sind z. B. Chinesen, die sich hier in allen Ländern angesetzt haben, so wie Araber ebenfalls beinahe mehr als Indianer, dann die verschiedenen Indianerracen selbst, z. B. Javanen von verschiedenen Racen, Ambonesen aus den Molukken, Bokoenesen vom Königreich Boni, Macassaren, Neger aus Afrika von verschiedenen Racen, besonders unter dem Militär ꝛc. Dann existiren auf Sumatra die Rambocs und auf Borneo die Tajaks. Beide sind sehr zahlreiche Raubvölker und geben dem Militär das ganze Jahr zu schaffen, denn wenn sie einmal wieder in die Gebiete der Europäer einfallen, besonders in die Eigenthümer der reichen Plantagenbesitzer und anderer reichen Kaufleute, so rauben und morden sie nicht mehr, als was sie gerade erwischen können; dann kommen natürlich die Klagen wieder an das Gouvernement und die ersten die besten Bataillone, die gerade in der Nähe sind, müssen wieder auf die Beine. Oder sollten zufällig nicht genug Truppen in jenen Gegenden liegen, so müssen auf andern großen Plätzen noch mehr Bataillone mobil gemacht werden, um sich mit den andern zu vereinigen, und sich mit diesen Hunden herumzuprügeln und sie wieder zurückzuschlagen.

Aber das muß ich auch loben, die Europäer geben dem Militär ihre Erkenntlichkeit und Dankbarkeit auf alle nur erdenkliche Weise zu erkennen, z. B. durch häufige Lieferungen von frischen Lebensmitteln, oder bei der Rückkehr durch liebevolle Aufnahme in ihren Häusern der Verwundeten und Kranken, wenn die nothdürftigen Hospitäler überfüllt sind, oder durch beträchtliche Collekte für die Hospitäler und deren Kranken; kurz, sie thun alles, um den Zustand des Militärs so viel als möglich zu erleichtern. Aber es kommen nebst allem diesem leider noch immer Fälle genug vor, die den Leuten nicht zu ersetzen sind. Die Geschosse und andern Waffen dieser Canaillen sind meist alle vergiftet, und somit müssen die davon getroffenen einen schmerzhaften Tod sterben, oder, wenn es noch Zeit ist, amputirt werden, und dann, so lang sie noch leben, verkrüppelt bleiben. Nun, das ist einmal in Gottes Namen das Loos des Soldaten überall in der Welt.

Du bittest, liebe Pauline, auch um Nachricht über die Missionäre, und die will ich dir auch von Herzen gern mittheilen, so viel mir möglich ist, selbst zu wissen durch eigene Erfahrung, und was ich durch Erkundigungen über diesen Gegenstand erfahren habe. Allerdings gibt es auch von diesen armen Herren hier im Lande. Ich kann sie wohl arm nennen, denn sie sind noch mehrerem ausgesetzt als wir Militärs. Wir sind doch wenigstens mehr oder weniger in großen Abtheilungen beisammen und können uns gegenseitig einander unterstützen; aber wer sollte sich dieser Leute annehmen, wenn sie sich z. B. im Innern dieser wilden Länder aufhalten würden, wo sie den Schutz des Militärs entbehren müßten? Denn um überall alle Gegenden mit Militär besetzen zu können, ist Holland zu schwach und hat zu wenig Macht. So viel sie auch immer aus Europa hieher schicken, so viel gehen in den gewöhnlichen Kriegen mit diesen Völkern wieder zu Grunde, und wohl auch noch mehr. Wenn wir z. B. die Stärke und die Macht der Truppen hätten, die England in ihren indischen Besitzungen hat, so könnte man mit Macht auftreten und etwas für diese Sache thun. Aber so haben wir schon genug zu kämpfen, um die Ruhe und Sicherheit der schon längst eroberten Länder und deren Besitz zu erhalten, denn es bleiben noch immer sehr starke und zahlreiche Feinde zu bekämpfen übrig. Da ist z. B. der Sultan von Solo einer der mächtigsten inländischen Fürsten, die noch bestehen und dessen Land früher den größten Theil von Java einnahm. Er ist zwar überwunden und steht in holländischem Gehalte, den er jährlich bezieht, und hat so weit nichts mehr zu commandiren; er hat zwar seine Titel noch, ist aber auf das strengste bewacht durch eine eigene Garde, die ihm vom Gouvernement beigegeben wurde, und einen europäischen Residenten, der alle Regierungsgeschäfte zu besorgen hat, wie es überhaupt überall solche Residenten hat, wo früher eingeborene Fürsten regierten.

Kedong-kebo, wo ich wirklich bin, ist ein Grenzposten in seinem früheren Reiche und wir sind auch zu diesem Zweck hier, um ein wachsames Auge auf jene Javaner und ihre Bewegungen zu halten; denn es ist diesem lieben Manne in keiner Hinsicht zu trauen, und er war auch schon einmal im Verdacht, im Geheimen Aufwiegelungen gemacht zu haben unter seinem Volke, um sich wieder in seine frühere Würde zu erhöhen, es mißglückte aber, wie gewöhnlich. Und dann ist er zudem noch oberster Priester von ihrer Religion, wie z. B. der Papst bei den Katholiken, und darum hat

er schon großen Anhang bei seinem Volke. Du siehst also, liebe Pauline, daß das alles Umstände sind, die den Bemühungen der Herren Missionäre sehr entgegen sind. Jedoch ganz fruchtlos sind ihre Bemühungen doch nicht; in besseren Gegenden haben sie es schon ziemlich weit gebracht. So sind z. B. die Ambonesen (Bewohner der Molukken) alle sammt und sonders getaufte Christen, und die sogenannten Lipplappen (Abkömmlinge von Europäern und Indianerfrauen), deren es zahllose Mengen hat, sind alle Christen, je nachdem der Vater Protestant oder Katholik war. Auch in den Seestädten machen sie Fortschritte, z. B. in Batavia, Samarang, Soerabaya 2c., wo ich in verschiedenen Kirchen Indianer beiderlei Geschlechts häufig bemerkt habe. Ich würde dir noch gerne einen traurigen Vorfall erzählen, was die Missionäre auch angeht, und welcher sich auf Borneo zugetragen hat während meines Hierseyns, aber ich muß es auf ein andermal sparen, sonst müßte ich dir eher ein Paket schicken als einen einfachen Brief.

Meine Adresse ist: An den Fuselier ..... Alg. Stamb. Nr. 41115 by het 8 Batailon Infanterie, 2 Companie, te Kedong-kebo op Java, Nederlandsch Indie.

Correspondenz-Nachrichten.

Von der Elbe, Juni.

Hamburg und Dresden.

In Hamburg herrschte in diesem Frühjahr ein besonders anhaltender Nordostwind, der nicht allein die Vegetation zurückhielt, sondern auch einen eben so erbitterten, als unzeitgemäßen Kampf gegen Herrenhüte und Damencrinolinen führte. Indeß, wie unerwartet auch die geliebte Muttererde in Gestalt großer, schwerer Staubwolken den Pilger bedeckte, noch ehe sein Todesstündlein gekommen, selbst dieser unvergleichliche Staub vermochte es nicht, hindernd in das Getriebe der noch sehr belebten Geselligkeit der scheidenden Wintersaison zu dringen, so wie er auch den Stimmen der italienischen Operngesellschaft keinen Eintrag that, zu welcher alles, was Bildung beansprucht, mit den schönsten Coiffüren und Bijouterien angethan, eilte, um ihr den von Berlin pflichtschuldigst voraus gesandten Enthusiasmus zu Theil werden zu lassen. Die Bewunderung steigerte sich bis zur Höhe förmlicher Inspiration, vermöge welcher auch den Zuhörern keine Sylbe entging, welche bis zur Ankunft der Italiener außer dem breiten Hamburger Hochdeutsch nur das noch breitere Plattdeutsch verstanden hatten. An den Schaufenstern der Bilderladen erblickt man die Porträts der Italiener in allen Größen, und vor ihnen und den in benachbarten Delikatessen-Handlungen ausgelegten großen Hummern bleiben auch die Vorübergehenden gerne stehen, welche sich weder ein Billet zur italienischen Oper, noch eine Portion Hummersalat verschaffen können, welcher von beiden Genüssen ihnen nun auch der größte erscheinen mag.

Troß des erwähnten Nordostwindes belaubten sich aber doch nach und nach die Lindenalleen und spiegelten ihre lichtgrünen Kronen im Alsterbassin; indeß griff der jäh erwachte Kunstsinn zu dem zähen, classischen Lorbeerreise und vergaß darüber Frühling und Nachtigallen. Aber nicht allein den italienischen Kehlen gebührt das Lob, die hanseatische Begeisterung emporgetrillert zu haben; schon in der Faschingszeit — die man, wie alle Feste und Jubileen in Hamburg durch Diners und Soupers verherrlicht — ward sie durch das Ballet Faust auf die Füße gestellt. Warum erlebte Goethe nicht, daß man in Hamburg den Faust tanzte? Wenn etwas an dem unsterblichen Dichter zu tadeln bleibt, so ist es der Umstand, daß er den Faust durchaus sprechen oder denken lassen wollte: Faust ist nur tanzend ganz er selbst. Kann man Gretchen reizender und naiver schildern, als wenn sie ihre Osterpolka zur Kirche tanzt und das „weder Fräulein, weder schön" durch eine eben so schelmische als ehrbar schüchterne Pirouette ausdrückt? Wie nahe liegt die Idee einer Hexenküchenmazurka und eines Mephisto-Wagner-pas-de-deux! — Eine lange gedruckte Erklärung öffnet dem Zuschauer die Augen über seinen unverzeihlichen Mangel an Phantasie und gibt gutmüthig die feineren Bedeutungen der einzelnen Pas und Stellungen an. Die Vorstellung nimmt, wie billig, um Fausts Charakter in seinen Höhen und Tiefen, seinen Zweifeln und Kämpfen gründlich auszuprägen, einen ganzen Abend in Anspruch und eine schwer zu bestimmende Anzahl von Herzen und Köpfen. Für Geld kann man Faust und den Teufel tanzen lassen, für Geld kann man ganze Stadttheile binnen weniger Sommermonate, auch bei der unfruchtbarsten Witterung,

aus der Erde wachsen lassen, für Geld kann man einen zoologischen Garten anlegen und angebundene Bären, Löwen, Tiger, Nil- und Graspferde, kurz, was man will, der staunenden Menge zeigen, und in der That zeichnet Hamburg bereits Aktien zur Erlangung dieser Zukunftsbestien; für Geld kann man Straßen von Palästen, meilenlange Gaserleuchtung, indianische Vogelnester, Käse und Würste aus allen Vaterländern, deren doch nicht wenige sind, Berge von Austern, mit Einem Worte Alles, also auch eine kleine, verschüchterte Kunstausstellung haben, wo alle Bilder in schlechter Beleuchtung hängen. Die guten Meister stehen im voluminösen Catalog, aber Hamburg hat nur Platz für sechshundert Bilder. Nehmen wir an, eine arme Touristin, kaum von andern bemerkt, aber selbst dafür desto mehr hörend, sehend, notirend, wäre nach Hamburg gekommen, nicht etwa, wie so viele dort lebende Genies, weil eine hohe Polizei ihr eine Luftveränderung dringend zur Pflicht gemacht hätte, dazu ist sie viel zu harmlos, sondern weil sie ernstlich glaubt, nie zu viel sehen und lernen zu können. Wie dürfte sie also die Kunstausstellung versäumen? Nein, die Touristin hat ein reizbares Gewissen, und wäre sie noch viel müder und hungriger, sie würde eher im Berufe sterben, als etwas Sehenswerthes nicht sehen wollen. Besitzt man selbst kein tiefes Kunstverständniß, so hält man sich an das Urtheil der Umgebung. Von mehreren blendend grün und gelb gefärbten Landschaften mit wunderbaren Schatten und Lichtern lockt der Ausruf einer Damengruppe: „Wie schön!" zu einer hübschen, weißen, wohlgenährten Judith. Neben ihr erblickt man den schmächtigen, kaffeebraunen, listig drein schauenden Holofernes mit einer geschmackvollen Bijouterie um Kopf und Arme. Die Touristin bedauert aufrichtig, daß so viel Intelligenz einer Intrigue zum Opfer fallen soll und drängt sich vor das breite und licht gehaltene Bild der Niobe und Familie. Leider hängt es so hoch und ist der Platz vor ihm so durch Zwischenwände und Crinolinen eingeengt, daß auch das theilnehmendste Gemüth die Niobe ihrem harten Schicksale überlassen muß, um in einem benachbarten, schattigen Winkel die Geister der Söhne Eduards an König Richards Gardinen- und Sterbebett kennen zu lernen. Die Geister schweben natürlich neben dem Betthimmel, der König liegt in einer beispiellos unbequemen Lage, die allerdings, ohne weitere Erläuterung, schon an und für sich allein von entsetzlichen inneren Qualen zeugt. Ein empfindend Herz wird recht angemuthet, wenn es ein kirschrothes, reinliches Bauernkind mit schwimmenden, veilchenblauen Nixchen spielen sieht; den kleinen Dingern ist das Wasser offenbar zu kalt, und der Maler hätte voraussehen sollen, daß das kein gutes Ende nehmen kann. Die fratzenhafte Physiognomie eines in Wittenberg einziehenden Luthers macht die Begeisterung seines Empfanges wirklich zu einem Räthsel; eine Wittenbergerin ist bereit, der augenscheinlichen Gefahr des Ueberfahrenwerdens zu trotzen; zum Glück ist sie sehr häßlich, also der Schaden nicht allzu groß. Das ehrwürdige Antlitz des Reformators erinnert stark an den Mephisto des Herrn Döring; er scheint eine nicht zu verbergende Schadenfreude über die einfältigen Wittenberger zu empfinden und vor noch ärgeren Voraussetzungen schützt ihn nichts, als die Kutte und der Catalog, wo es deutlich „Luther" heißt. Bei Gelegenheit dieser Ausstellung ward es wieder klar, wie unrecht man dem Hamburger thut, ihn einen Materialisten zu nennen. Aus reiner Nächstenliebe rennt er Tag für Tag in diese Räume — eine Abtheilung der Börse — und betrachtet die Malereien seiner Mitbürger mit einem Interesse, als ob es seine eigenen wären. Wenn der Hamburger gut ißt und trinkt, nur in saubern Droschken fährt — ein nicht unbeträchtlicher Theil menschlicher Wohlfahrt, vide Berlin und Dresden als abschreckendes Beispiel — erfüllt er nicht damit nur seine Doppelpflicht als Welt- und Stadtbürger? Ist denn nicht Hamburg der Herzbeutel des nördlichen Deutschlands? Der Einzelne wie die Gesammtheit werden groß, wenn sie für e i n Gefühl zu leben und zu sterben bereit sind. Hamburgs hohes Bewußtseyn, den armen Nachbarvölkern gegenüber, steht siegreich über den eingefallenen Gräbern zu Ottensen, über dem Gifthauche der Cholera, über dem Flammenmeer des Brandes, über den Selbstmorden und Seufzern der Krisis.

Ein junges Mädchen, welches einen hannoverschen Offizier liebte, fragte furchtsam einen Handelsherrn, ob Krieg werden würde? „Wenn wir den Fürsten das Geld dazu geben, ja," erwiederte der Hamburger.

Wer nichts zu verlieren und nichts zu gewinnen hat bei den Schwingungen des großen Schicksalrades, an dessen Speichen das Herzblut ganzer Staaten und Generationen klebt, lebt ungemein angenehm in Hamburg. Es ist ihm erlaubt, die Elbe mit ihrem Mastenwalde, ihren Nebeln, die leise über die gelben Wellen ziehen, das gegenüberliegende Harburg und die umliegenden Dörfer aus allen Perspektiven ungehindert zu betrachten; er erhascht bei diesem wirklich anzuempfehlenden Unternehmen noch gratis einige Takte der Musikstücke, die das vorüberkeuchende Harburger oder Stader Dampfschiff seinen Passagieren zum besten gibt. Sollte indeß jemand geneigt seyn, sich in dem Wasserreservoir auf dem Stintfang zu ertränken, so wird der daneben aufgestellte Posten sich störend in's Mittel legen; derselbe steht dort eines lebensmüden Dienstmädchens wegen, das unverschämt genug war, hier gegen die unzweideutigen Verordnungen des Senats den Tod zu suchen und zu finden. Wer nicht beschaulicher Natur ist und gute Nerven hat, stürze sich in das unermüdliche Rennen, Treiben, Fahren, Reiten, Leiern und Schreien der Tabuletkrämer, Apfelsinenhändler ꝛc. in den Straßen, und namentlich vor dem Altonaer Thore. Die verschiedenartigsten Physiognomien begegnen sich, ohne einander mehr Aufmerksamkeit zu schenken, als d i e, sich möglichst schnell an einander her zu schieben. Die Vierländerin mit ihrer kurzen Taille, ihrem gefalteten, kurzen Wollrock und ihrem aufgekrämpten Strohhut kreuzt im plumpen Lederschuh die Spur, welche der mit Atlas bekleidete Fuß der

Brasilianerin eben zurück ließ; der breitschulterige Nationalgardist weicht dem französischen oder österreichischen Consul nicht um eine Linie breiter aus, als eben nothwendig, der englische Matrose blickt das frische Bauermädchen aus der Lüneburger Heide im selben Moment mit irgend einem Neger oder Mulatten an. Es ist schwindelerregend, dieses Netz von Bestrebungen und Zwecken mit dem geistigen Auge zu verfolgen, nachdem es vor dem körperlichen in tausend und abertausend Einzelfäden und Atomen vorüber geflogen. Der Webstuhl des Ganzen, die merkantilische Centralsonne, ist die Börse, dem Uneingeweihten eine Art mystischer Götzendienst. Wenn sich die großen Hallen Kopf an Kopf füllen, wenn das compacte Gemurmel beängstigend an das Ohr schlägt, nicht laut, nicht irgend einer Menschenstimme gleichend, und doch so überwältigend, wenn die Gestalten, auf die man von den breiten Galerien herab blickt, immer hier ein-, dort wieder auftauchen und nur der Briefträger im rothen Dienstrock unerschöpflich Briefe und Depeschen austheilt, da möchte man die unheimlich erregte Einbildungskraft um jeden Preis in ein friedliches Bette zurückdrängen, und um ihr etwas, das sie bewältigen kann, zu bieten, trägt man sie etwa in irgend einen Keller zu einem Frühstück, oder man schlendert in die Alsterhalle und betrachtet, von einem der vielen kleinen Marmortische aus, die an den Wänden in Medaillonbildern veranschaulichte Geschichte Hamburgs von seiner ersten Entstehung, einer Fischerfamilie im mangelhaften Costüm an, bis auf die jetzige Zeit. Auf dem Alsterbassin sieht man die kleinen pfiffigen — sie pfeifen sehr viel — Dampfschiffe kommen und gehen — vom Volkswitz Kaffeekessel genannt — welche die Communikation mit den Vorstädten erleichtern, und zwischen ihnen und den vielen kleinen, grünen Jollen rudern die Schwäne hochmüthig einher, als ob sie sich des Privilegiums bewußt wären, das ihnen ein Vermächtniß seit vielen Jahrzehnten zusichert.

Sehr erfreulich ist es, die Nicolaikirche, welche wie ein Held, mit klingendem Glockenspiel den Flammen des Brandes erlag, nun im reinsten Style aus der Asche auferstehen zu sehen. Obgleich die schönen gothischen Bogen erst bis unter das Dach geführt sind, ist der Eindruck des Ganzen schon jetzt harmonisch und wohlthuend. Dieser Bau wird um so mehr zu den Zierden Hamburgs gezählt werden, als es verhältnißmäßig wenige Kirchen besitzt, von denen die meisten noch dazu ein sehr unvortheilhaftes Aeußeres haben. Der Handelsgeist bewohnt ragendere Tempel als der, dessen Fußschemel das Erdenrund ist.

Wenn man in Hamburg überall den Pulsschlag eines strotzenden, markigen Lebens fühlt, so macht die zweite Elbstadt, Dresden, den Eindruck einer aristokratischen Matrone, die heiter und ein wenig salopp ihren angeerbten Familienschmuck und ihre angestammte Genialität beschaut und zeigt. In Hamburg ist und wird alles, in Dresden war Alles und ist Einiges, und wird was? Für verschwenderisch soll niemand Elbflorenz halten; nein, außer dem Staube bleibt Alles in wohlerhaltenen bürgerlichen Grenzen weiser Einschränkung. Nie sah man eine Gaslaterne sich von den prächtigen Elbbrücken herab im Strome spiegeln, wenn Mondschein im Kalender stand, „und ob die Wolke ihn verhülle," man ist nicht revolutionär genug, sich gegen die Gesetze der Natur auch nur scheinbar aufzulehnen. In den Straßen, um die etwaigen Rendezvous glücklicher Köchinnen zu erleichtern, brennt mit erfreulicher Genauigkeit immer die dritte Laterne.

Dresden ist sich bewußt, daß die wahre Liebe sich niemals an den Fehlern und Schwächen des geliebten Gegenstandes stößt, deßhalb versteckt es dieselben nicht und wird doch geliebt. Hat es nicht seine Galerien und sein Waldschlößchen? seinen Zwinger und seine Käsekeulchen? seine Künstler und seine Saxonia? seine Schriftsteller und das Struvesche Mineralwasser? Welche Stadt hat denn ein italienisches Dörfchen aufzuweisen, wenn es auch kein Dörfchen ist, sondern ein schöner Platz an der Elbe? — Die Edelsteine Dresdens liegen längs der Elbe vereint, wie eine unschätzbare Spange nahe dem klopfenden Herzen — das Theater, der Zwinger, die katholische Kirche, welche mit freundlicher Anmuth den Gläubigen anzieht, ohne ihrer eigenthümlichen Schönheit und Würde etwas zu vergeben, gegenüber das japanische Palais mit seinem grünen Kupferdach, seinem bizarren Garten, in welchem, den unschönen Hecken und Schnörkeleien zum Trotz, der Goldregen und blauer und weißer Flieder wie ein verkörperter Frühlingsjubel blühen. Wer Dresden einmal mit offenem Auge und Herzen kennen gelernt hat, vergißt es gewiß nie wieder; es hat eine ganz bestimmte Physiognomie und so unzählige historische Wahrzeichen, daß die Erinnerung in jeder Weise befestigt wird und nicht mehr irren kann. Welche Straße man durchschreitet, sie wird ein altes Haus, eine graue Steinhauerarbeit, irgend ein Monument oder wenigstens einen alten Namen aufzuweisen haben, und daneben sind die neuen Vorstädte und Anlagen noch nicht so bedeutend, daß sie dem historischen Eindruck Abbruch thäten. Es thut recht weh, einige alte Gebäude durch neue Thüren und Fenster verbessert zu sehen, wie ein altes ehrwürdiges Gesicht durch künstliche, jugendliche Haartour verunziert wird. Die Idee, das Schöne mit dem Nützlichen zu verbinden, ward überhaupt in Dresden selten mit viel Glück ausgeführt, und nirgends ist die Verschmelzung weniger gelungen, als bei der Brühlschen Terrasse. Die alte, gediegene Pracht der breiten, schönen Steinstufen, des reizenden Belvedere, der vertrockneten Wasserkünste und ehernen Statuen scheint mit zusammengebissenen Zähnen und gerunzelter Stirn auf die alltäglichen Holzstühle und Tische der Restaurants zu blicken. Die verstaubten Hyacinthenbeete in den zertretenen Rasenstücken sind wie eine Ironie auf die stolzen Orangeriegewächse, die einst symmetrisch an ihrer Stelle aufgereiht waren. Statt der seidenen und sammtenen, goldgestickten Gewänder des kurfürstlichen Hofes Schulbuben mit Schiefertafeln, Tagediebe und reisende Engländer und Russen, die vor den Lorgnetten der sächsischen Lieutenants Revue passiren. „Aber die

Aussicht!" ruft der Sachse, der die Terrasse von jeher kannte, wie sie jetzt ist, also nicht darnach zu fragen braucht, wie es einst hier war. Ja, die Aussicht ist sehr schön, und wäre es noch mehr, wenn das ausgedehnte Flußpanorama nicht durch den, ohne Zweifel sehr nützlichen Militärschuppen gegenüber unterbrochen würde. Mußte er denn gerade in voller Länge dem schauenden Auge entgegengestellt werden? Eine freundliche Illusion mag uns die Brühlsche Terrasse in ihrer einstigen Großartigkeit zeigen, mag die grauen, hohläugigen Gebäude mit den glänzenden Attributen eines unbegrenzt verschwenderischen Luxus ausstatten, aber die kühnste Phantasie scheitert an dem neuen, langen, monotonen, nützlichen Militärschuppen. Was mögen die alten Steine nicht alles gesehen haben, die von so vielen Generationen ausgetreten und ausgehöhlt sind! Das haben unmöglich die kleinen, leichten Leute des jetzigen eiligen Jahrhunderts gethan, und das vergangene Jahrhundert hat nur noch wenige lebende Zeugnisse seiner Sitten und Lebensweise hinterlassen. Zu diesen zählen aber gewiß die Portechaisenträger, ihrer gelben Röcke wegen Canarienvögel genannt. Wer nicht ein Paar neue Glanzstiefeln oder einen prächtigen Hut vor dem Untergange schützen möchte, kommt als Fremder gewiß schwer zu der Ueberzeugung, „dieß elende Werkzeug könnte mich retten," obwohl die Portechaisen hoffähig sind, da man in ihrem Innern die Höfe des Residenzschlosses passiren darf, die den plebejischen Droschken verschlossen bleiben. Auf diese Canarienvögel erstreckt sich aber im Allgemeinen die weit verbreitete Dresdensche Geflügelliebhaberei nicht. Außer einem Hühnergarten, der sich dem Publikum gegen Entrée oder vermittelst einer Abonnementskarte öffnet, und der noch mehr gibt, als er verspricht, nämlich auch den Anblick einiger Rehe, Affen, Adler, Geyer, Eulen, eines Dachses ꝛc., gibt es noch zahlreiche Privathühnererzieher. Nicht geringe Empörung in der Gesellschaft und in der Presse erweckte die Vergiftung eines Rehes und eines Dutzends gefiederter Zöglinge in einem solchem Etablissement, und dieselbe ward in allen Schichten der Bevölkerung laut. „Wie lange sind Sie in Dresden?" — „Einen Tag, gnädige Frau?" — „Was sagen Sie zu der Hühnervergiftung in der Marienstraße?" — Was soll man nun dazu sagen, außer daß man möglichst mitfühlend die Achseln zuckt? Dresden sollte sich über das Hühnerattentat nicht so sehr echauffiren; hat doch in seinen Mauern kürzlich ein Vater alle seine Kinder morden wollen und drei wirklich vergiftet. — „Aber die unschuldigen Hühner!" — „In der That empörend, gnädige Frau!"

Dem Unbemittelten ist es in Dresden unendlich leichter, eine gewisse Rolle zu spielen, als in Hamburg. Alle Zweige der Kunst namentlich werden in Dresden mit Liebe anerkannt und berücksichtigt. Hat in Hamburg eine Idee die Börse gebaut, so hat in Dresden eine andere die Gemäldegalerie errichtet, und ob in Hamburg geschachert, in Dresden gepfuscht wird, so verkleinert der Mißbrauch in keiner Weise die Größe des leitenden Gedankens, der hier wie dort für ganz Deutschland von größter Wichtigkeit ist. Der Hamburger erscheint auf den ersten Blick respektabel, der Dresdener amüsabel. Mit welcher Wonne rennt Alles am Sonntag in's Freie, wie vergnüglich schaut auch der Aermere drein, wenn er vor sich und seiner Familie ein großes Glas Bier aufpflanzen lassen kann! Die Bürger sind nicht im Stande, elegante Villen für den Sommer zu bauen, wie die Hamburger, aber ihre kleine, einem Vogelbauer ähnliche Laube freut sie vielleicht eben so sehr, besonders wenn neben ihr gar eine allerliebste Fontaine drei Fuß hoch plätschert. Kein Plätzchen ist so eng oder beschattet, daß es sich nicht ein Gärtchen dünkte und der liebe Frühling dieses rührende Vertrauen mit einigen frischen Blüthen zu belohnen suchte, und die Kindermädchen und die Schusterjungen bleiben stehen und blicken hinein und freuen sich der verspäteten Crocus und der schmächtigen Narcissen, als ob Dresden nie etwas vom Lüdeckeschen Wintergarten gehört hätte, geschweige denn ihn besäße, mit seinen schönen, kräftigen Stauden und seiner bezaubernden Blüthenpracht.

Die allgemeine Lenzesfreude läßt sogar das Theater leer, selbst bei vortrefflich besetzten Stücken; nur die Heroen der Bühne, wie jetzt eben E. Devrient, vermögen dem großen Garten seine gewissenhaften Spaziergänger und Bewunderer zu entziehen, um das schöne rauschende Laubdach mit den heißen Räumen des Schauspielhauses zu vertauschen. Auch die Equipagen der hohen Herrschaften, die an dem schönen Vorrecht einer brennenden Pechfackel kenntlich sind, fehlen dann nie vor dem Tempel der Musen. Die Gemäldegalerie, welche bis zu Anfang des Mais für längere Zeit geschlossen war, sieht wieder Tag für Tag ihre schweigsamen, wie Schemen umherschleichenden Besucher. Mögen sie Leid oder Freud daheim gelassen haben, es ist eine Weihe über sie gekommen, die mächtiger ist als die Stimme selbstsüchtigen Verlangens oder Bangens. Sie sehen nicht mit den Augen, sondern mit der Seele, und auch die verhärteten Gemüther fühlen wohl einen milden Sonnenstrahl durch die erstarrte Brust in's Herz dringen vor der Sixtinischen Madonna. Wer auch hineintritt, in das Cabinet, das nichts als dieses eine wunderbare Bild enthält, er zieht den Hut und redet nur flüsternd. Es wird einem jedesmal wieder schwer, dieses Cabinet zu verlassen.

Aus dem bayerischen Voigtlande, Juni.

(Fortsetzung.)

Zur deutschen Landes- und Volkskunde.

War ein Junge so glücklich, von irgend wem, vielleicht von einem auf der nächsten Landstraße vorüberziehenden Handwerksburschen etwas brennenden Tabaksschwamm zu erbetteln, so prasselt vor ihm bald ein lustiges Feuer, zu dessen Unterhaltung das ganze benachbarte Stoppelfeld nach Holztrümmern und brennbaren Stoffen abgesucht wird. Dann kommt wohl auch ein kleiner Nachbar herüber, um sich etwas „Glut“ zu borgen, und bald steigen da und dort neben den weidenden Viehstücken Rauchsäulen auf. Auch die ersten Studien im Tabakrauchen werden hier auf dem Felde gemacht. Ein ausgehöhltes Stück einer Rübe, mit einem Halme als Rohr versehen und mit Kartoffelkraut (Erdepfelkreitrich) gefüllt — das gibt Rauch genug, um die Brust des Anfängers mit Selbstgefühl zu schwellen.

So mancher lag schon in den Säulenhallen dieser Wäldchen und lauschte träumerisch dem Glockenspiele seiner Heerde, der später in die Hallen der Bildung und Wissenschaft einzog und zum Seelenhirten oder tüchtigen Gelehrten wurde. Deep aus Prer bei Hof, * als Privatdocent gestorben, singt in seinen „Gedichten“ im sehnsüchtigen Rückblicke nach Heimath und Kindheit:

„O Tage der ersten Jugend,
Da ich am Walde saß
Und beim Geläute der Heerde
Die ersten Bücher las!
Ihr seyd dahin, dahin —
Weh', daß ich allein noch übrig bin!“

Ein anderer Voigtländer:

„Ich geh' zurück zur Jugendzeit
Und in mein stilles Waldesgrün,
Und laß die Heerde mit Geläut
Im Tannenhag vorüberziehn.

O Tannenwald, o süße Luft,
O Heerdenklang, so mild und weich,
Wie überselig wird die Brust
In meinem weiten Königreich!“

(Ged. von Klaus Kunel. Zürich 1846.)

Den lieblichsten Schmuck der laubarmen, nur zuweilen von den Wipfelreihen der Straßenalleen durchzogenen voigtländischen Landschaft bilden die üppig umschatteten kleinen Dörfchen und Einzelnhöfe, welche mit ihren Gehegen hie und da die Hügel umkränzen. Erstere bestehen aus einer größeren oder kleineren Gruppe von malerisch bei einander liegenden Bauernhöfen, haben nur selten eine Kirche und sind dann zum nächsten Städtchen, Marktflecken oder Kirchdorfe gepfarrt. Die Höfe selbst sind von verschiedener, meist alterthümlicher Bauart und erinnern, durch Hecken, Zäune, Gärten und Baumreihen von einander geschieden, an die Beschreibung, die Tacitus (Cap. XVI.) von den Wohnsitzen der Urväter macht. Häufig deckt noch das wuchtige Strohdach das niedere, lang gedehnte, mit braunrothem Riegelfache und grünen Läden freundlich gezierte Wohnhaus, welches zugleich die Stallräume mit enthält, während die Wirthschaftsgebäude sich im Viereck anschließen und so den geräumigen Hof mit Taubenhaus, Ziehbrunnen und dem mächtigen Düngerhaufen umgeben. Eine Reihe Steinplatten führt vom Thor zur Hausthüre, vor welcher die Hütte des zottigen Wächters den Eindringling warnt; mit der langen rasselnden Kette, mittelst eines beweglichen Ringes an einer horizontal am Hause hinlaufenden Stange befestigt, kann der Hofhund jeden Eingang des Hauptgebäudes hüten. Nur hie und da überragt ein zweistockiges, weiß getünchtes und mit Schiefern bedachtes Haus die übrigen Gebäude; es bezeichnet meistens einen vom Feuer zerstörten und nun massiv im modernen Styl wieder aufgebauten Hof. Zuweilen auch wird die Harmonie ländlicher, anmuthig wechselnder Formen durch ein kleines, ziegelgedecktes, ungemein prosaisches Häuschen unangenehm gestört, und das daraus ertönende Tiktiktak! des Weberschiffleins erinnert uns daran, daß wir uns in einer industriellen Gegend befinden, deren Baumwollenwaaren über alle Meere gehen.

Konnte die Industrie bei ihrer Ausdehnung auf das Land — der Gerichtsbezirk Münchberg zählt allein 2000 Webermeister — auch nicht ohne allen Einfluß auf das Bauernthum bleiben, wie dieß z. B. an der Volkstracht bemerkbar ist, so hat sich gleichwohl auch im Voigtland noch gar manche der alten Eigenthümlichkeiten des deutschen Bauernstandes erhalten, und wir lernen hier ein Glied desselben kennen, das wohl würdig ist, sich mit den besten der mannigfach gestalteten Bauernschaften der vaterländischen Gaue in eine Reihe zu stellen. Herzensgüte, Biederkeit, Frömmigkeit, Gastfreundschaft — wir suchen diese schönen Grundzüge unverdorbener Landleute hier nicht vergebens; sie treten uns auf der Schwelle jedes ächten Bauernhauses entgegen. Die Gutmüthigkeit der hiesigen Landbewohner spricht sich auch in dem freundlichen Gruße aus, der auf der Straße selbst dem ganz Fremden häufig zu Theil wird. Hierin unterscheiden sie sich von den Landleuten vieler andern Gegenden, denen nach den Worten des weisen

* s. bei Itzstein in Dullers „Männer des Volks.“

Salomo „ihr Gut ihre veste Stadt ist." Und doch sind auch dieß begüterte Bauern, keine „Armen, die das Armuth blöde macht," was höchstens auf den abhängigen, um sein Selbstgefühl gekommenen Lohnweber angewendet werden könnte. Es gibt im Voigtlande stattliche Höfe genug, auf denen alte wohlhabende Bauerngeschlechter „sitzen," darunter einzelne, deren Eigenthümern die Tagwerkszahl ihres Besitzes die Ausübung des Jagdrechts auf eigenem Grund und Boden verstattet. Der Wohlstand hat sich namentlich in den letzten Jahren sehr gehoben; das sprechendste Zeugniß hiefür, ein schönes Pferd und ein eben solches Gefährt dazu — der Stolz des hiesigen Bauern — findet sich wieder auf vielen Höfen. Herkömmlich ist es im Voigtlande, daß sich das elterliche Gut auf den jüngsten Sohn vererbt, und mit ihm zugleich der Vorname des Vaters, der dem seinigen vorgesetzt wird. Der Bauer wird im Dorfe nur beim Vornamen genannt und dieser häufig noch auf Kind und Kindeskind übertragen; z. B. „aff selln Huf sitzt der Hans Kunnredn Thoma," d. h. „auf jenem Hofe sitzt der Thomas, Sohn des Hansen, Sohn Konrads."

Die Stammesverhältnisse der Voigtländer sind bereits im Eingang angedeutet worden. Das slavische Element, auf das noch viele Ortsnamen hindeuten, hat jedoch außerdem nur geringe Spuren hinterlassen und der fränkische Typus spricht sich überall in Gesichts- und Körperformen, und namentlich auch in dem meist üppigen goldblonden Haare der Landmädchen aus. Das Voigtland hat, wie überhaupt Franken, viele Schönheiten in Stadt und Dorf aufzuweisen, und die schlanken Gestalten und geistig-regen Gesichter dieser Bauernkinder in der kleidsamen Tracht haben schon oft das Erstaunen Fremder erregt. Der Charakter der Gegend ist nach ethnographischem Grundsatze das Bestimmende für das Wesen ihrer Bewohner; so spiegelt sich das Lichte, Freie dieser sonnigen Hügellandschaft namentlich auf den offenen, heitern Gesichtern dieser flinken Mädchen, und gleich dem ernsten Waldesrauschen zwischen den fröhlich wogenden Fruchtbeeten dieser Fluren fehlt es auch nicht an sinnigen, tiefen Gemüthstönen im Charakter der diese pflegenden Menschen, und die hiesigen Volksgesänge, vom Jodler des Hütbuben bis zum vollen Chor, haben dieselben „wehmüthig schweren" Weisen, welche das Volkslied überhaupt kennzeichnen.

Auch die Mundart ist bis auf das nach Thüringen zeigende Selbitzgebiet ächt fränkisch. Einen weiteren, wenn auch weniger sichern Fingerzeig möchte das Kopftuch geben, nach Dr. Clement „ein altes friesisches oder fränkisches (westgermanisches) Kleidungsstück, welches noch die Friesinnen nördlich von der Elbe sowohl als die Frauenzimmer in Franken und in Francien oder Isle de France tragen, das sogar im ganzen nördlichen Frankreich von Paris bis tief in Belgien hinein in den uralten Sitzen der Franken die übliche Kopftracht auf dem Lande ist." Im ganzen Bezirke des ehemaligen Voigtlandes (oberes Saal- und Maingebiet) * wird dasselbe über einen Kamm gebunden getragen, und die Größe des letzteren und die dadurch bedingte Form des Tuches ist ein untrügliches Merkzeichen für jede charakteristische Veränderung der Landschaft. Wir sehen hienach diesen Bezirk wieder in drei Theile getheilt: Wasserscheide und oberes Hügelland, Saalgrund und Mainthal. Im ersten Theile — dem Boden gegenwärtiger Darstellungen — ist der Kamm hoch und gibt dem Kopftuche eine kühne, edle Form, die durch die beiden herniederfallenden buntseidenen Enden, namentlich wenn der Wind mit diesen spielt, ein fast helmartiges Ansehen bekommt. Der zierlich durchbrochene Kamm wird, etwas nach vorwärts geneigt, in das zu einer glatten Wulst emporgestrichene oder zu einem breiten Zopfe geflochtene und aufwärts geschlagene Haar des Hinterhauptes gesteckt, sodann, letzteres freilassend, nebst dem Vorderkopfe mit dem Tuche umlegt und dieses hinten in einen Knoten geschlungen, so daß die eine Hälfte des übrigen Tuchs auf den Rücken, die andere über die rechte Schulter herabfällt. Nach Norden zu — im Selbitzgebiet — wird der Kamm zu hoch und zu breit und auch zu gerade aufgesteckt, als daß diese Form noch schön zu nennen wäre. Steigen wir aus dem Hügellande ostwärts in den Saalgrund nieder oder westwärts in das Mainthal — nach Süden bildet das Gebirge die Grenzen des Voigtlands — so wird der Kamm sofort auffallend klein, und während man oben fast nur das dunkelviolette, aber mit den blau-, grün- oder rothseidenen Spiegeln der Enden lustig flatternde Tuch erblickt, ist nun roth die Lieblingsfarbe geworden, und zwar an der Saale ziegel-, am Obermain türkischroth. Die Form ist jedoch in beiden Thälern eine andere; dagegen haben beide, namentlich gegen die Städte Hof und Bayreuth zu, gemeinschaftlich den sogenannten „Haubenfleck" als besondern Schmuck der Mädchentracht — ein mit goldenen und silbernen Blumen gestickter Einleger, welcher, das Haupthaar gänzlich verdeckend, im Hügellande nur von älteren Frauen getragen wird, während die Mädchen als schönste Zierde stets ihr reiches Haar frei lassen. Dabei hat das Kopftuch in jedem dieser drei Bezirkstheile seine beiden Formen; neben der eben beschriebenen Gestaltung wird noch das „Maschentuch" getragen, welches, da der Kamm verschieden ist, ebenfalls wieder in dreifach veränderter Form auftritt. Die sonst herabfallenden Flügel sind hier wieder nach vorn um das Tuch geschlagen und um die Stirne zu zierlichen Maschen gebunden. Im Saal- wie im Maingrunde ist diese zweite Form weit häufiger als auf dem Hochplateau, wo man sie nur bei Maientänzen, Hochzeiten, Taufen rc. sieht. Man nimmt hiezu meistens dunkle, einfarbige Tücher. In der Gegend von Hof, der rührigen, industriebelebten Metropolis des Saallandes, ähnelt das gewöhnliche Kopftuch wieder mehr dem des obern Voigtlandes, auch schlägt die Farbe in braunroth um. Zu erwähnen ist noch das zum

* Es wird unnöthig seyn, daran zu erinnern, daß hier ausschließlich vom bayerischen Voigtlande die Rede ist.

schmalen Stirnbande gewordene Tuch der katholischen Enclave, hinter dem das Kämmchen frei im Haare steckt, sodann die hier zuweilen mit Preiselbeerhändlerinnen oder Wallfahrern erscheinenden pfälzischen und böhmischen Formen, das breite rothe Pfeffertuch der Bamberger Obsthändlerinnen u. s. w., welche die Mannichfaltigkeit noch erhöhen.

Was die übrigen Bestandtheile der weiblichen Volkstracht im obern Saalgebiete anbelangt, so zeigen unsere Landmädchen hierin einen Geschmack, der ihrem Schönheitssinn alle Ehre macht. Die kurze Taille ist verschwunden, der Schnitt knapp und städtisch, wodurch der bereits erwähnte schlanke Körperbau um so mehr hervorgehoben wird. Den besten Eindruck macht die gewählte Farbenzusammenstellung. Man trägt im Allgemeinen leichte und wohlfeile Stoffe und der dunkle, mit breiten blauen Bändern besetzte Friesrock, der das kernigere, abgeschlossenere Bauernthum des Maingrundes bezeichnet, ist hier zur Unmöglichkeit geworden, obwohl es keineswegs an schweren, kostspieligen Kleidern für besondere Gelegenheiten fehlt. Eine an feste, herkömmliche Stoffe und Farben gebundene Tracht ist demnach nicht mehr vorhanden. Trotz der jeder Käuferin überlassenen freien Wahl würde man indessen etwa eine hellgrüne Schürze auf brennrothem Rock, wie dergleichen in katholischen Gegenden häufig zu treffen ist, vergeblich suchen. Die Kleiderstoffe sind meist dunkel, braun, grau ꝛc. in den verschiedenen Schattirungen, wozu die auf ein gefälliges Maß reducirte blaue oder carmoisinrothe Schärpe recht wohl kleidet; den Oberkörper umschließt ein Orleans- oder Sammtjäckchen (Spenser), von dem sich wieder die buntseidenen Kopftuchspiegel lebhaft abheben. Im Hause oder beim Tanze zeigt sich das Mädchen jedoch stets in den blanken, bis über die Ellbogen aufgestreiften Hemdärmeln. Den Hals zieren die Ringe einer mehrmals umschlungenen Silberkette, auf dem Busen schimmert eine Schnur aneinandergereihter Goldstücke. So ist das blonde Kind des Voigtlands, namentlich im sonntäglichen Gewande, eine schmucke, poetische Erscheinung.

Die Männertracht in den Dörfern des obern Saalgebiets ist leider beinahe völlig modernisirt und erst gegen Hof oder jenseits der Wasserscheide, am Main, treffen wir wieder althergebrachtes stattliches Bauerngewand. Namentlich kann der städtische Cylinder, den der hiesige Bauer an Festtagen zu dem feintuchenen Rocke und langen Beinkleide trägt, dem Freund des Volksthümlichen nur wenig zusagen. Vor allem gern, schon aus Billigkeitsrücksichten, kleiden sich die Weber auf städtische Art, was ihnen die Erzeugnisse der Industrie, deren Diener sie sind, sehr erleichtern. So tragen sie häufig kurze, modern geschnittene Röcke von hellem Sommerzeug; daher der Scherzreim:

„Kan Bauern mog ich net,
Des is a Pflock,
Ich mocht an Weber hob'n
Mit' ren Rock."

Besser nimmt sich die gewöhnliche Tracht der Bauernbursche, Mütze, dunkle Tuchjacke und eben solche Hose aus, namentlich wenn erstere ein Strauß schmückt.

An den Fenstern des voigtländischen Bauernhauses fehlen selten die „Straußenscherben" mit wohlriechenden Blumen, welche die Schöne gern vor die Brust steckt oder bei besondern Gelegenheiten in würzige Sträuße bindet. Namentlich sind die dunkelrothen, süßdustenden Nelken und das Marumkraut („Marmferm," marum verum) beliebt, welche neben dem weißen, zusammengelegten Schweißtuch in der Hand des geputzten Bauernmädchens nicht leicht fehlen.

Die ehrwürdige „Sitte" (Riehl) der Religion hat sich in den voigtländischen Dörfern noch ungeschwächt erhalten. Sonntags wandert es aus allen Höfen nach der nächsten Kirche, aber auch im Hause wird die würdige Feier dieses Tages nicht unterlassen. Ein häufiger Bauernname im Voigtland ist Wolfrum, und wohl ist es charakteristisch, daß ein in der Amtsstube befindlicher Träger desselben, der ihn im Protokolle als Wolf-rum abgetheilt sah, sofort gegen diese Mißdeutung seines Namens protestirte und die Umschreibung in Wol-frum (Wohl fromm) beantragte, worin man ihm auch gern willfahrte.

Ein stiller Frieden liegt an einem Sommersonntagmorgen über diesen laubreichen Höfen. Wir fühlen uns angeweht vom heiligen Geiste des Volksthums, der Hölty zu seinen Oden und Elegien begeisterte und Auerbach zum Verkündiger seiner Herrlichkeit machte. Die tiefen Schatten der mächtigen Linden- und Ahornzweige neigen sich leise über den Giebel, auf dem „bestroheten Dach" sonnt sich das Taubenvolk, die Blätter flüstern, Bienen summen — wir glauben eine Stelle in Hölty zu lesen. Und sieh, da sind sie ja auch, die Ideale des schuldlosen Dichters, der sich das Landleben so friedlich, die Menschen alle so gut und rein dachte; dort hinter dem Hause im Grünen sitzt ein alter, weißhaariger Bauer, einen Buben vor sich auf dem Knie, dem er liebevoll zuspricht; eine junge Magd, ein schönes, rothwangiges Mädchen — das ächte Bild ländlicher Jugend und Gesundheit — schreitet über den Hof, von buntem Geflügel umrauscht und gefolgt; nun öffnet sich die Thüre, eine fromme, vom Alter gebückte Großmutter wandelt im Festtagsgewand, mit Gesangbuch und Strauß, in die Stadt zur Kirche, deren Glockentöne feierlich über die in vollem Segen prangende Landschaft zittern. Wir aber werfen durch die Blumen am Fensterbrett mit dem Sonnenschein einen Blick in die Stube. Wie ruhig, wie reinlich Alles! Vom „Kannelholz" funkeln die blanken, zierlich an einander gestellten Geräthe herüber, kein Laut ist zu hören, nur der Pendel der großen Wanduhr eilt hin und her, über den weißen, wohlgescheuerten Tisch aber neigt sich die junge Bäuerin in schneeigen Hemdärmeln; sie wiegt mit dem Fuße ihr Kind und liest andächtig in der Bibel. Welche Idylle!

„Wunderseliger Mann, welcher der Stadt entfloh!"

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.
Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 28. 8. Juli 1860.

— Ihr gönnt mir diese Träume,
Sie schmeicheln mir und locken alte Reime.

Goethe.

Lieder und Bilder aus dem Badeleben.

Anfrage.

Bilder aus dem Badeleben,
Die an hell' und trüben Tagen
Ich an mir vorüberschweben
Sah, und einsing mit Behagen,
Nebelbilder, kommend gehend,
Leicht hinwallend, stolz sich blähend,
Rasch in Luft und Duft verwehend —
Darf ich sie zu zeigen wagen?

Wildbad, im August 1859.

Einfahrt.

Wie lustig der Tannen grüner Schein,
Die sich wiegen im Abendstrahle,
Sie nicken rechts und links herein,
Wild rauscht der Fluß im Thale.

Er stürzt sich jauchzend über das Wehr
Der Mühle, die er rüttelt;
Grau liegen die hölzernen Hütten umher,
Wie aus dem Sieb geschüttelt.

Der Waldbach weiß vom wilden See
Uns Mährchen zu erzählen,
Vom wilden Jäger, vom Schloß der Fee
Und ihren krystallenen Sälen.

Der Waldbach spricht: „Komm her, Gesell,
Mit deinem Weh und Schaden,
In meinen kühlen Wassern schnell
Wirst du gesund dich baden."

Wir seufzen: o Bach, die Zeit ist schwer,
Die Zeit der Schäden und Schwächen.
Invaliden, wie wir, die baden nicht mehr
In eisig kalten Bächen.

O Waldbach, krank ist Hand und Hals,
Der Fuß bedarf der Krücken;
Die Douchen deines verwegenen Falls
Die würden uns vollends knicken.

Einst kannten auch wir den Drang und Sturm,
Das wilde, verwegene Pochen,
Doch, ach, jetzt nagt ein böser Wurm
An unsern alten Knochen.

Wir sind gewöhnt, daß Weib und Kind
Uns pflegen, und richten wie Rosen,
Daß weiche, warme Hände lind
Uns streicheln und uns kosen.

Drum bitten wir dich allzumal,
Waldbruder, du wilder Geselle,
Empfiehl uns deiner Schwester im Thal,
Der Nymphe, der warmen Quelle!

Das Bad.

Wo die schlanken Fichten lauschend,
Sinnend ernst die Tannen stehn,
Wo, wie ferne Wogen, rauschend
Durch den Wald die Winde wehn,
Wo der Fluß, in Schaum zerronnen,
Tanzt das grüne Thal hinab,
Hier ergießen warme Bronnen
Sich aus tiefem Felsengrab.

Wenn der Lenz auf duft'gen Schwingen
Laue Lüfte hergeführt,
Wenn die Erd' ein frisches Ringen
Tief in allen Gliedern spürt,
Wenn von fern zum Frühlingsfeste
Lust'ge Sänger wieder nahn,
Kommen hoffend auch die Gäste
In dem stillen Thale an.

Und es füllt sich Straß' und Halle
Und lebendig wogt das Haus,
Zu des Baches wildem Falle,
Zu den Hütten strömts hinaus.
In der laub'gen Gänge Schatten
Auf dem hohen Hügelweg,
Auf dem Fels, auf grünen Matten
Stiehlt so hold der Tag sich weg.

Und am Morgen lösen Lieder
Dir des Schlummers leichtes Band,
Und die heilbedürft'gen Glieder
Legst du in den warmen Sand.
Weich, wohlwollend, wonnig wühlen
Uns die Wellen um die Brust;
Süß durchschauerts uns, wir fühlen
Der Genesung nahe Lust.

Am Bache.

Schicksal, mach' es gut mit mir,
Schenke mir des Frühlings Zier,
Laß den Maientrank mir schäumen
Mitten in den Sommertagen,
Laß mich Frücht' und Blüthen tragen,
Gleich des Südens schönen Bäumen!
Weisheit laß mich in die Scheuer
Sammeln für die späten Jahre,
Aber unter'm grauen Haare
Lodern laß das Jugendfeuer!
Laß mich nie in dumpfem Sehnen,
In verworrnen Träumen schmachten;
Laß es nie zu tief mir nachten,
Laß mich irren nie in jenen
Gähnenden Gedankenschachten,
Wo uns Licht und Luft vergehn,
Wo nur Moderdüfte wehn,
Nie des Himmels Sterne scheinen;
Laß mich nie nach Edelsteinen
Dort, dem Leben ferne, graben;
Gönne mir, mein Herz zu laben
In der blauen Himmelsluft,
Laß sie mich in vollen Zügen
Trinken, laß am Bach mich liegen,
An dem spiegelklaren, kühlen,
Und die Wellen laß mir spielen
Edelstein' und goldne Grüße
Im Vorbeigehn vor die Füße!

Im Föhrenwald.

Trag deinen Wipfel hoch und stolz,
Es steht im Wald kein edler Holz,
Als du, o schlanke Föhre!
Nicht Palm' und Pinie willst du seyn,
Nicht stehn in der Titanen Reihn,
Du suchst nicht fremde Ehre.

Du bist von schlichter Bauernart,
Genügsam, schwielig, zäh und hart,
Aus rauhem Stoff geschaffen.
Mit langen Wurzeln greifst du rund
Umher im steinig magern Grund,
Dir Nahrung zu erraffen.

Und wenn es dir nicht glücken will,
So kehrst du um, geduldig still,
Und suchst auf andern Wegen.
„Kommt Zeit, kommt Rath,“ … „wer sucht der find't,“
Und selbst die Felsenadern sind
Nicht ohne Saft und Segen.

Mit allen Fasern saugst du fest
Dich in der Erde, bohrst und läßst
Im Schopf dir krau'n die Lüfte;
Streckst dich empor zum Himmelsblau,
Du trinkst des Morgens Licht und Thau
Und schenkst ihm Balsamdüfte.

Und einsam stehst du nicht im Wind,
Es sprossen Kind und Kindeskind
Und Brüder und Kamraden.
Ihr steht beisammen, Mann an Mann,
Geschlossen mauerfest — was kann
Der grimmste Feind euch schaden?

Und stäubt der Wind den Sand empor
Und pudert euch den grünen Flor —
Was ist daran gelegen?
Ihr schüttelts ab, und kann's nicht seyn,
So wascht euch säuberlich und rein
Der nächste Sommerregen.

Kommt ungestüm mit Saus und Braus
Der Sturm, und machen's gar zu kraus
Die windigen Gesellen:
Ihr stemmt euch an einander dicht,
Und wenn ein Ast auch kracht und bricht,
Sie werden euch nicht fällen.

Vor euern tapfern Reihen prallt
Zurück die tückische Gewalt
Der losgelassnen Meute.
Mit Blitz und Donner rast daher
Der wilde Jäger und sein Heer,
Doch macht er wenig Beute.

Das Eichhorn krallt am Stamm sich fest,
Der Rabe steckt den Kopf in's Nest,
Und kreischt aus heisrer Kehle.
Der Fuchs, der spät noch jagen ging,
Bellt heiser, traut nicht mehr dem Ding,
Und schleicht nach seiner Höhle.

Ha, wie das pfeift und gellt und höhnt,
Wie's in den Aesten knarrt und stöhnt!
Ein Tapfrer liegt gebrochen,
Er kann nicht mehr, er wankt, er legt
Sich auf den Nebenmann und schlägt
Auch ihm entzwei die Knochen.

Und immer wilder tobt der Strauß;
Da tritt aus seinem Wolkenhaus
Hervor, der Mond, der bleiche.
Ein wüstes Schlachtfeld, überdeckt
Mit Trümmern, racheflehend reckt
Den Arm auf Leich' an Leiche.

Des Morgens rothe Fahne wallt,
Und helle Feldmusik erschallt
Von den zerzausten Zweigen.
Aus tausend Wunden blutend steht
Der Wald in lichter Majestät,
Ein stolzer Heldenreigen.

Und hinter ihm geschirmt am Rain
Die Saaten schwellen und gedeihn;
Für uns, für unsre Güter,
Hast du geblutet in der Schlacht:
Dank dir für deine treue Wacht,
Du grüner Landeshüter!

Ein Moment.

Es ist die Zeit der Rosen,
Die Zeit, wo jede Wange glüht,
Und wo die ruhelosen,
Die bunten Falter kosen
Levkoy und Nelke, kaum erblüht;

Die Zeit, wo alte Treue
Und junge Liebe süßer schmeckt,
Wo endlos sich die Bläue
Des Himmels dehnt und neue,
Endlose Sehnsuchtsträume weckt;

Wo grün auf Thal und Wiesen
Den Blumenteppich über Nacht
Der Frühling läßt ersprießen,
Wo alle Bronnen fließen,
Zu neuem Leben aufgewacht;

Wo in der Meereswüste
Ein Lüftchen, tausend Meilen weit,
Dem Schiffer, den es küßte,
Bringt Grüße von der Küste,
Vom Lenz und seiner Herrlichkeit;

Wo tief im Bergesschlunde
Der Bergmann ahnt, wie jede Kluft
Durchrauscht die Frühlingskunde:
Den Finger an dem Munde
Horcht er der Stimme, die ihm ruft.

An solchem lichten Tage
Hat wieder an mein Herz gepocht
Die alte Liebessage,
Und wie mit einem Schlage
Aufflammt der halberloschne Docht.

Ein Mädchen kam gegangen,
Schlank, schön umlockt von blondem Haar,
Mit apfelrothen Wangen — —
Ich weiß, für mich nicht prangen
Die Lippen, dieses Augenpaar.

Ein Andrer wird die weichen
Kußhändchen drücken an den Mund,
Zurück wird er dir streichen
Die Locken und erschleichen
Den ersten Kuß in süßer Stund'.

Heil deinem rothen Munde!
Hell scheine, wie sie heute lacht,
Die Sonne Eurem Bunde!
Dank dir — für eine Stunde
Hast du mich wieder jung gemacht.

Wiegenlied.

Die Biene wiegt sich im Schooße
Der Blüthen und kost sich satt,
Der Schmetterling auf der Rose,
Der Käfer auf dem Blatt.

Der Tannenwipfel im Winde
Wiegt sich in würdiger Ruh,
Der Fink auf der blühenden Linde
Wiegt sich und trillert dazu.

Am Grashalm hängt und wiegt sich
Ein Tropfen Morgenthau,
Ans blaue Gebirge schmiegt sich
Leis schütternd des Himmels Blau.

Mein Herz, auf Liebeswogen
Wiege dich selig auch du,
Schon hundertmal betrogen
Liebe nur, hoffe nur zu.

Ein Ehepaar.

Dort kommt ein Pärchen, Mann und Weib,
Sie reisen viel hundert Meilen,
Zu suchen einen Zeitvertreib:
Sie werden ihn nicht ereilen.

Sie werden los nicht ihre Qual,
Die Reichen, die Blasirten,
Was gäben sie drum, wenn sie einmal
Sich wirklich amüsirten!

Sie haben ihre liebe Noth
Fein richtig nachzuzählen
Die Stunden des Tags dem lieben Gott
Und sie ihm abzustehlen.

Des Grafen Töchterlein.

Ich sehe sie jeden Morgen,
Des Grafen Töchterlein,
Und seufze: O wärst du geborgen,
Du Feenkind, vor Pein!

Du duftig zarte Pflanze,
Lieb Mädchenangesicht,
Schwimmend im Mondscheinglanze —
Genesen wirst du nicht.

Wer sind sie, die dir stahlen
Die Farbe vom Gesicht,
Du Rose, der es an Strahlen,
An Thau und Duft gebricht?

Ich schaue dich an mit Trauern,
Wie dich der Tod umspinnt —
O wärst du eines Bauern
Frisch rothgebräuntes Kind!

„Nur elastisch.“

An Bertha.

„Elastisch, nur elastisch!“ —
Weißt du, wie wohl es uns gefiel
An jenem grünen Gasttisch
In Wildbads traulichem Asyl?
Elastisch, nur elastisch,
Wie jener Wellen warmer Pfühl!
Erfrischend, heilgymnastisch
Wirkt selbst der Schmerz am Ziel.
Empfindsam oder plastisch,
Modern, antik — gleichviel:
Wahr immer, nie phantastisch,
Noch weniger bombastisch —
So schaun wir mild sarkastisch
Herab auf all das Narrenspiel.

Beeren und Lieder.

Alle Tage, alle Tage
Komm' ich zu dem Erdbeerschlage,
Und so viel ich schon genossen,
Immer neue seh' ich sprossen;
Eh' die rothen sind gepflückt,
Kommen die grünen nachgerückt.

Lieder nur und wieder Lieder
Schüttelt mir der Sommer nieder.
Was ich singe, was ich bringe,
Lieder sind's, geringe Dinge;
Wollte Gott, sie schmeckten dir,
Leser, wie die Beeren mir.

Durch wildverworrene Gänge.

Durch wildverworrene Gänge,
Mit manchem guten Streich
Drang aus des Gestrüppes Enge
Ich durch zum sonnigen Reich.

Da seh' ich Wogen sich kräuseln,
Da funkelt ein klarer See,
Und südliche Lüfte säuseln
Vom Herzen mir alles Weh.

Die peinlichen Räthsel und Fragen
Zerfließen wie Wellenschaum,
Ich weiß nicht mehr zu sagen,
Was Wahrheit und was Traum.

Kaum daß noch Blätter sich regen,
Die Dämmerung wogt daher;
Die Seele fluthet entgegen
Dem Allerseelenmeer.

Gute Stunden.

Wie fließen so leicht die Stunden dahin,
Wie die goldenen Wolken im Blauen,
Die über meinem Haupte ziehn!
Welch Leben in Wäldern und Auen!

O süße Lüfte, die mir Brust
Und Stirn und Wangen bespülen,
O unaussprechlich süße Lust,
Zu seyn, zu sehn, zu fühlen!

Vier Wochen Ruhe auf ländlicher Flur —
Ich habe mich wieder gefunden:
Bei Vater Homer und Mutter Natur —
Wer müßte da nicht gesunden?

Abschied.

An eine Freundin.

Du ziehst nun heim zu deinen Lieben,
Du fehlst uns, wo wir gehn und stehn.
Bald werden wohl auch wir zerstieben,
Wie du, so werden alle gehn.
Und doch, wozu die trübe Klage?
Wir waren froh und aufgeräumt.
Vergiß sie nie die schönen Tage,
Die wir in diesem Thal verträumt.

Wir wußten: kurz ist unser Bleiben,
Man kannte sich beim ersten Wort.
Wie lange währt es auch, so treiben
Uns finstre Mächte wieder fort.
Die Antwort folgte schnell der Frage,
Die Freundschaft schloß sich ungesäumt.
Vergiß sie nie die schönen Tage,
Die wir in diesem Thal verträumt.

Wir tranken gern der Wälder Frische,
Uns lachten tannengrüne Höhn,
Und sank der Tag am runden Tische,
Wie war der Abend traulich schön!
Fern, ferne lag uns Gram und Klage,
Oft hat der Becher uns geschäumt.
Vergiß sie nie die schönen Tage,
Die wir in diesem Thal verträumt.

Der Freude Blumen uns zu pflücken,
Die jeder Tag uns reichlich bot,
Wie gerne mochten wir uns bücken!
Der Augenblick war unser Gott.
Noch immer schwankt des Kampfes Wage,
Wie auch das Roß der Zeit sich bäumt.
Vergiß sie nie die schönen Tage,
Die wir in diesem Thal verträumt.

L. Seeger.

Der Alte von Rodach.

Wahrheit zu Rückerts Dichtung.

(s. Nr. 24.)

II.

Der Patriot.

Ja, es brennt in Deutschlands Herzen
Noch das große Feuer fort,
Nicht in einzlen schwachen Kerzen
Sich verkündend hier und dort;
Nein, in ungetheilter Einung,
Allgemeiner Freiheit Brand
Lodert dieser Nacht Erscheinung
Uebers ganze Vaterland. *

In seinem kleinstädtisch beschränkten Horizont behielt unser Patriarch den Blick frei für die Welt und das Herz warm für das deutsche Vaterland. Er hatte den siebenjährigen Krieg mit erlebt, die französische Revolution entstehen und verlaufen sehen und folgte mit stets gespannter Theilnahme der Kriegs- und Weltgeschichte. Am 1. Januar 1801 schrieb er an seinen Sohn Karl: „Ich habe in dieser Nacht, in welcher wir ein neues Jahrhundert antreten und wo auf dem Thurme um 12 Uhr gesungen wurde, sehr andächtig mitgebetet:

Schleuß zu die Jammerpforten
Und laß an allen Orten
Nach so viel Blutvergießen
Die Freudenströme fließen.

Der Held Napoleon war so ganz ein Mann für seinen Enthusiasmus; aber der große Mann entflammte ihn eben so sehr zum Zorn, wie zur Bewunderung. Er unter vielen Blinden behielt das Auge klar für die Erniedrigung seines Vaterlandes, aber auch die Hoffnung wach für die Befreiung. Als auf dem Gipfel von Napoleons Größe zur Feier der Einnahme von Moskau auch in dem kleinen Rodach die Illuminationslämpchen angezündet werden mußten, gab er dem Seiler, der ihn um Rath fragte, den kecken Spruch in's Transparent: „Rückwärts mach' Er sein Meisterstück." ** Mit Jubel begrüßte er die Erhebung des preußischen Volks. Noch am späten Abend eilten oft die beiden Freunde zwischen Rodach und Eishausen hin und her, um Siegesbotschaften, wie jeder sie von seiner Residenz zuerst erhielt, sich zuzubringen. Er brachte im Manuscript neue Freiheitslieder, die ihm zukamen; und als er uns Fouqués Gedicht auf die Augen der Königin Louise las:

Wer schwur da nicht glühend im Herzen:
Läßt Gott mir die Klinge zur Hand,
So rett' ich, — so räch' ich die Schmerzen,
So spreng' ich das eiserne Band, —

da war's, als ob der Alte selbst zum Schwerte greifen wollte. Er hielt feurige Freiheitspredigten, und Abends saß er mit Kindern und Mägden am großen Tische und half ihnen Charpie zupfen für die Hospitäler der Alliirten.

Im Januar 1814 schrieb der Ritter Truchseß an einen Freund: „Ich hatte das Haupt wieder sinken lassen. Aber als nach diesem die Preußen wieder so recht mit wahrer Gotteskraft drein schlugen, wie oft gedachte ich da nicht meines lieben wackeren, biederen Propheten Hohnbaums, und nun vertraue ich seiner Seherkraft ganz, denn Gott ist wahrlich mit uns!" — Und als drei Neffen des kinderlosen Freiherrn als Freiwillige auszogen, schrieb er darüber an Hohnbaum: „Mir altem, blindem Kerl, der nur noch zu einem Schanzcorps tauglich ist, hat das Benehmen der jungen Truchsesse gewaltig zugesagt; ich kann sagen, daß ich so recht mit Freuden und Dank gegen Gott alt geworden bin."

Wie froh sah jetzt der Greis in die Zukunft, wie hoffnungsreich, als der alte Freiherr ihm schrieb: „Aus drei ganz verschiedenen Quellen, die alle rein und lauter sind, erfuhr ich, daß sich nach dem Frieden über Deutschland ein ganz neues Leben und Treiben verbreiten würde, das sich aber mehr auf das Wohlseyn der Völker, als die seitherige Despotie der Fürsten hin beziehen solle, und daß es so werden solle und müsse, daß auch dem Geringsten und Aermsten nicht mehr sein Recht verkümmert werden könne. Gott spreche dazu so recht sein Amen!"

Die Nachricht von dem Einzug der Verbündeten in Paris kam am Tage vor dem Osterfest Abends fünf

* Rückert, ungedruckt.

** Bekanntlich arbeiten die Seiler im Rückwärtsgehen ihre Seile.

Uhr in Rodach an. Sogleich ließ Hohnbaum mit allen Glocken läuten und hielt noch in der Dämmerung in der „bis zum Erdrücken und bis zur Aengstlichkeit“ angefüllten Kirche einen Gottesdienst. „Ich ließ,“ so schrieb er an einen seiner Söhne, „mein volles Herz in einer Rede aus dem Stegreif ausströmen und alles zerfloß in Thränen.“ — Zum officiellen Siegesfeste, das am Sonntage nach Ostern gefeiert wurde, kam der alte Türkenkrieger,

Prinz Coburg, Friederich,
Feldmarschall der Oestreicher,
Ein Feldherr, dem kein gleicher
In seinen Tagen glich, *

von Coburg her, um das Fest in der Rodacher Kirche zu feiern, und ruhte nicht, bis Hohnbaums Predigt gedruckt wurde.

Im Frühling des Jahrs 1814 zog Rückert in Rodach ein und schmiedete in dem obern Stübchen des geistlichen Hauses „geharnischte Sonette,“ und der feurige Alte half hämmern. Als später der jüngere Hohnbaum, und selbst auch Truchseß, dem Dichter zuredeten, nunmehr abzulassen und lieber erotische als deutsche Gedichte zu geben, lehnte es dieser zur großen Freude des Alten ab, indem er schrieb: „Ihre Besorgniß der Langweiligkeit schreckt mich nicht ab. Wem ist es langweilig zu triumphiren? Das kann man alle Tage von neuem. Und das Gefühl des Triumphs, gemischt mit einigen aufregenden Bitterkeiten, will ich mit Gottes Hülfe nun noch durch eine weit größere Sammlung vaterländischer Gedichte zu Tage fördern. Ich denke, wenn ich, der ich mit nichts weniger als besonderer Empfänglichkeit für Vaterlandsgefühle ausgestattet bin, die Begeisterung des Schaffens für mich zu erhalten vermag, so müssen Leser, denen ich wenigstens eben so viel Vaterlandssinn zutrauen muß, auch das Lesen aushalten können. Anders wäre es, wenn ich ein ganz besonderer Enthusiast in diesem Fache wäre; dann wäre leicht zu besorgen, ich möchte weniger fieberischen Nerven des Publikums zu viel Erregbarkeit zutrauen. Sehen Sie zu, ob da ein Trugschluß drin verborgen steckt. Ich schließe von meinem Interesse auf das der Leser; daß ich das thue, daran sind Sie selbst schuld, weil Sie mir durch Ihren Beifall Zutrauen auf mich selbst eingeflößt haben, ich müßte denn wirklich behext seyn. Es ist wie durch einen Zauberschlag die ganze romantische Feenwelt vor meiner Phantasie versunken und die der Wirklichkeit aufgestiegen; diese steht glänzend auf der Scene und nur die Streiflichter von jener spielen vom Horizonte darüber her. Ich kann nicht anders, ich muß der Zeit noch ein Opfer bringen. Ob sie mich dann vielleicht loslasse und der Romantik wieder überliefere, steht zu wagen. — Uebrigens glaube ich im Ernste, daß Sie, Ihr Vater und Truchseß mehr Freude an mir haben, als ich selbst je werde haben können.“

Am 18. Oktober 1814 schrieb Rückert von Ebern aus: „Um ein Haar wäre ich heute nach Rodach gelaufen, um den Straufhain brennen zu sehen und die Gleichberge, wohin man, wie ich höre, dreißig Klafter Holz zu Ehren aller Deutschen geschafft hat. Aber wir zünden heute auch hier die deutschen Feuer an (die denn doch, mit Ihrer Gunst zu reden, länger brennen sollen, als die deutschen Gedichte); und ich denke, „daß ein solches Fest jeder zu Haus feiern muß, ob ich hier gleich keine so ausgezeichneten Ansichten finden werde. Mein Vater hat aber eine sehr praktische Ansicht gehabt. Er hat förmlich im ganzen Haus bei Groß und Klein bescheeren lassen, und mein kleines Schwesterlein hat auf die Frage, was das Schießen, Läuten u. s. w. bedeute, die Antwort lernen müssen: „Weil die Franzosen von den Preußen Schläge gekriegt haben.“ Wir sind nämlich hier mit unserer Feier um einen Tag zu früh herausgeplumpt. Es war heute Hochamt (statt morgen), wobei der Dechant eine sehr schöne Rede hielt; nachher sprach auch der Landrichter etwas zum paradirenden Bürgermilitär, und damit das bayerische Salz nicht fehle, sagte er zum Schluß: er bringe den hohen Alliirten ein Lebewohl (nämlich Lebehoch). Zum Glück ist er kein satirischer Mann und auch kein zweideutig gesinnter. — Morgen werde ich vielleicht nach Bamberg gehen, wo gar alle Teufel los sind. Wie sich nur die Bayern zu solchem Jubel bequemen können, da sie doch auch noch mit bei Leipzig auf der Seite der gebläuten Böcke waren! Daran scheint vor lauter Freude niemand zu denken, und das ist recht.“

Unser Greis war inzwischen an jenem Abend mit seinen Bürgern und der Schuljugend auf dem Jörgenberg (Georgenberge) bei Rodach und half die Freudenfeuer schüren. Bald darauf kam Rückert von den Bamberger Feuern her wieder in die Superintendentur und schrieb in seines Gastfreundes Collectaneum mit eigener Hand das Gedicht der „Feuergeist des 18. Oktober,“* aus dessen ungedrucktem Theile wir einen Vers entnommen und diesem Kapitel vorgesetzt haben.

* Rückert, sämmtl. Werke III. 294.

* Unter dem Titel: Oktoberfeuer, mit Weglassung der neun letzten Verse abgedruckt in der Auswahl S. 199. Sämmtl. Werke III. 487.

Harmlos und heiter.

Haus, vom Glücke bekränzt! auf deinen Giebeln in Eintracht
Haben nur Tauben geruht, girrend von Frieden und Lust.

Wie unser Patriarch in schwerer Zeit einer höheren Lenkung der Weltgeschicke immer froh vertraute, so besaß er auch ein unverwüstliches Vertrauen zu den Menschen; und das schöne Vorrecht der Kinder, die Menschen nicht nur, auch die ganze Welt immer im Rosenlicht zu sehen, übte er, sich selbst unbewußt, bis in's hohe Alter. Nie hat er um künftiges Uebel sich abgesorgt, das gegenwärtige stets stark und freudig bekämpft. „Was klagst du mir über unendlich viele trübe Stunden?“ schreibt er an seinen Sohn Christian; „ein Mensch in der Jugendblüthe wie du? Ich bin 53 Jahre alt und weiß wahrlich nichts von trüben Stunden; doch nicht, weil ich etwa keine Veranlassung dazu hätte, sondern weil ich über mich wache und weiß, daß der Mensch so lange glücklich ist, als er heiter ist, und daß dieß größtentheils von ihm abhängt. Also weg mit Gram und Grillen! Wir wollen sie auf wirklich trübe Tage aufsparen, und uns dann noch gegen sie wehren, so lange Leib und Seele zusammenhält.“

Seinem ältesten Sohn, der (wahrscheinlich von Heldburg aus) in hypochondrischer Stimmung ihm über die Bedeutungslosigkeit seines kleinstädtischen Umgangs und die Aermlichkeit seines geistigen Verkehrs geklagt hatte, erwiederte er: „Du siehst das Leben von einem weit höheren Standpunkte an, als ich. Ich drehe mich als ein ehrlicher Planet um meine alte Sonne, so daß ich in 365 Tagen und 6 Stunden wieder an dem vorigen Ort und Stelle bin, und du willst als Komet, in einer excentrischen Bahn, wer weiß welche Sterne noch berühren. Meine Forderungen sind so klein, daß sie der alltäglichste Tag befriedigen kann; du möchtest gern das ganze Jahr in einen hohen Festtag verwandeln. Glaube nicht, daß ich vielleicht gar keine Ahnung von einem höheren Leben haben könnte, in dem ich mich nur den besseren Menschen, wie du schreibst, hingeben könnte. Allein ich bin 61 Jahre alt geworden, und mußte lernen, mit gewöhnlichen Menschen zufrieden zu seyn; und ich mußte mich von besseren trennen und einsehen lernen, daß die Menschen auch mit mir Geduld haben mußten. Dadurch soll durchaus dein Flug nach einem höheren Ziele nicht gehemmt werden; allein Zufriedenheit mit der Zwischenzeit und auf den Fall, wenn dieß Ziel nicht ganz erreicht werden sollte, wünschte ich dir mit diesem Briefe überschicken zu können.“

Die trüben Wolken, vor denen Andere bangten — er freute sich nur darauf, daß sie den Garten seines Glücks mit neuem Segen erquicken werden, und wenn der Blitz dennoch hernieder fuhr und den Bau seiner Hoffnungen in Flammen setzte, so war er wie Jener, der, als das brennende Haus nicht mehr zu retten war, doch noch die Gelegenheit wahrnahm, um am Feuer desselben wohlgemuth seine Pfeife anzuzünden.

Als einst vier Kinder gleichzeitig an den Blattern darnieder lagen, — was für ein Hauskreuz schien das! Er aber sprach: „Was das doch wieder für ein Glück ist, daß Alles so rasch in Einem hingeht!“ — Als er einst die versprochene Ankunft der Söhne aus England lange vergeblich erwartete und, statt ihrer, nur Zeitungen kamen, die von heftigen Seestürmen berichteten, sagte er: „Da wissen wir nun doch den Grund und brauchen uns nicht zu ängstigen, daß sie krank wären; sie werden eben lange mit Laviren zubringen müssen.“ — Als einst die alte Cariole frisch lackirt worden war und, für jedes Stäubchen empfänglich, noch im Stadel dunstete, fuhr unversehens der Zehner mit einer Fuhre Erntekorn mitten hinein. Niemand wußte Rath; denn die Cariole war Zoll für Zoll ein noli me tangere; die Töchter stürzten lamentirend zu dem Alten herein. „Ach was,“ sagte dieser gelassen, „es wird schon gehen; guckt nur nicht hin!“ — Als einst einer der Söhne ihn wegen eines neuen Hauskreuzes beklagen wollte, schrieb er ihm: „Es ist schon gut, daß Gott mir von Zeit zu Zeit etwas Trübes sendet, damit ich mich meines Glückes nicht überhebe.“

Auch mit der „Nachtseite der Natur“ fand er sich in seiner heiteren Weise ab. Die Schauer des Mesmer'schen Magnetismus und der Geisterseherei, die damals sich in die Freigeisterei eines nüchternen Rationalismus mischten, berührten ihn fast nur poetisch, obgleich er das „Hereinragen einer Geisterwelt“ nicht eben leugnen wollte. — Er hatte in seinem Leben mehrere höchst merkwürdige Träume, aber er grübelte nicht darüber. „Ich weiß nichts mit ihnen anzufangen,“ sagte er, „als daß ich sie mir gelegentlich zur Warnung dienen lasse.“ Und wie kindlich heiter that er dieß!

Einst, noch in jüngeren Jahren, wacht er des Nachts auf, sieht den heitern Himmel und sagt zu seiner Frau: „Mutter, wenn es Ihnen recht ist, so reit' ich morgen nach Coburg.“ Er schläft wieder ein und findet sich im Traume in Coburg. Er will Abends heimreiten, aber von der Straße weg holt man ihn in eine Gesellschaft zu Geheimerath Gruner. Der Rheinwein fließt, die Sonne geht unter. Endlich sitzt er zu Pferd. „Nun, Brauner, greif aus, ehe es finstere Nacht wird!“ Von der Chaussee biegt er auf einen kürzeren Wiesenweg. Der Braune fliegt durch die

feuchte Dämmerung hin; plötzlich mit einem Ruck steht er still; ein breiter Graben ist im Weg. Der kleine Reiter schießt auf den Hals vor, aber er setzt sich wieder fest; die Sporen in die Seite — der Braune bäumt sich; die Reitpeitsche in die Weiche, aber sie entfällt ihm. Zornig springt er ab, hebt die Peitsche auf, sitzt wie der Blitz wieder im Sattel, mit Sporen und Peitsche zugleich fährt er auf den Braunen ein. Da — ein gewaltiger Satz — ein tiefer Fall — und der Träumende wacht erschrocken auf, legt sich auf die andere Seite und schläft wieder ein. Am andern Morgen reitet er nach Coburg; von der Straße weg ruft man ihn zu Gruner; die Köpfe werden warm in Wein und froher Laune. Endlich sitzt er zu Pferd, kommt auf die Chaussee, auf dem Nebenweg durch die Wiese braust das Pferd hin. Plötzlich steht es, die Sporen helfen nicht, die Reitpeitsche fällt, der Reiter springt ab, sitzt wieder auf, hebt zornig die Peitsche, da steht auf einmal sein Traum ihm vor der Seele. „Aha," denkt er, „jetzt kommt der große Plumps! Da kehren wir lieber um, Brauner!" und in gelassenem Schritt reitet er zur Chaussee zurück und heim.

Sein heiterer Sinn floß wohl auch aus der leiblichen Gesundheit und Frische, womit Gott ihn gesegnet hatte. Denn aus dem kränklichen Knaben war ein kerngesunder Mann geworden. Seine Heiterkeit lag aber nicht im leichten Blute allein. Wer seine Einzeichnungen in die Familienbibel, worin er bei der Geburt jedes neuen Kindes die Gnade und Barmherzigkeit Gottes preist, wer die Briefe an seine Söhne liest, worin er diese immer wieder auf Gottes wunderbare und gnädige Führungen in ihrem und in seinem Leben hinweist, wer in seinen Predigten ihn gehört und im stillen Kämmerlein ihn belauscht, der mußte es verstehen, daß der eigentliche Quell seiner Heiterkeit tief her aus einem freudigen Gottvertrauen floß, und konnte auch das Wort nicht mißverstehen, das er einst in froher Gesellschaft einem griesgrämigen Asceten zurief: „Bei wem's recht bestellt ist mit der Frömmigkeit, der muß auch einmal aus voller Brust Juch schreien können!" — Es war ja überhaupt die Weise jener Zeit, daß man die Frömmigkeit verschämt im Herzen und die Heiterkeit frei auf der Lippe trug, während jetzt gar oft die verhaltene Lust im Herzen und die Frömmigkeit auf unverschämter Lippe wohnt.

Wohl lebte er seinen Neigungen und der Pflege seines stillen Glücks. Aber auf niemand besser, als auf ihn, paßte das Wort Rückerts:

Jeder möge still beglückt
Seiner Freuden warten;
Wenn die Rose selbst sich schmückt,
Schmückt sie auch den Garten.

Dieß gilt namentlich von den drei Künsten, mit denen er sich wie Andern das Leben erheiterte und verschönte.

Die drei Musen.

— Dein Genius hat auf dem ernsten
Pfade des Kirchenberufs dich zu dem Ziele geführt.
Doch von ferne dir nach sind stets drei Künste geschlichen,
Die mit wechselndem Glück oft um dein Lächeln gebuhlt.
So von Farben zu Tönen, von beiden zum Reimspiel gleitend,
Hast du dich anspruchlos leichten Erfolges gefreut,
Mit dreifältiger Künste Verschlingungen reich und behaglich
Schmückend eigenes Haus und den umgebenden Kreis.
Wenn in solcher Verschränkung die untergeordneten Künste
Weniger konnten hinaus greifen in's Weite der Welt,
Ist für die Welt wohl ein Künstlertalent verloren gegangen,
Doch gewonnen dadurch ist dir ein doppeltes Glück.
Denn die Kunst ist zu arm, ein ganzes geopfertes Leben
Zu bezahlen durch Ruhm oder den Stolz des Gefühls.
Als Beigabe des Lebens, als äußerer Zierrath erfreut sie;
Aber des Lebens Kern bleibet das Leben allein.

Als einst ein nahe wohnender, gelehrter und pedantischer Superintendent in begeisterter Bewunderung des Alten ihm mit centnerschwerer Hand auf die Schulter schlug und ausrief: „Herr Confrater, wenn Sie nur Eins getrieben hätten, was hätte da aus Ihnen werden können!" da antwortete dieser lächelnd: „Vielleicht etwas, aber gewiß nicht ein so glücklicher Mann, als ich bin."

Er war ein feiner Kenner der Musik und betrieb und genoß sie mit begeisterter Liebe. Sein einfacher seelenvoller Gesang, den er selbst auf dem Klavier begleitete, lockte einst Thränen in Jean Pauls Auge; als eine Künstlerin hart hinterdrein eine Arie sang und ihn triumphirend fragte: „Wie hat das Ihnen gefallen?" — antwortete er: „Es war das Schnupftuch zu meinen Thränen." — Für seine Kirche componirte Hohnbaum mehrere von ihm selbst gedichtete Cantaten, und eine derselben, eine Passionscantate, gelangte damals auch in weiteren Kreisen zu einer gewissen Berühmtheit.

Auch Griffel und Pinsel leisteten ihm willigen und heiteren Dienst. Die meisten Bilder, die er malte, sind, von ihm selbst als werthloses Spiel geachtet, von der Hand spielender Kinder und Enkel zerfetzt und zerstreut worden. Unter den erhaltenen finden wir eine Reihe von Aquarellbildern, auf grobes Papier flüchtig

hingeworfen. Es sind Skizzen aus seiner geheimen Reisemappe. Da sind sie leibhaftig, die Menschenkinder, wie er sie traf auf seiner Reise durch's Leben, auf Pfarreien und in Schulhäusern, im Städtchen und auf den Dörfern, — alle charakteristisch und ergötzlich abconterfeit, — würdige Wahrheit mit dem gutmüthigen Schalk im Nacken. Da ist der runde Pfarrer, wie er im schwarzen Mäntelchen und würdevollem Pathos auf's Filial wandert und rückwärts nach dem Gläschen schielt, das der Küster auf der Bibel kredenzt; — ein anderer, wie er mit der Tabakspfeife kerzensteif beim Bierkruge sitzt, zwei schon geleerte Flaschen zu seinen Füßen; — der junge Herr, dem Amor unversehens ein Köcherlein aufhängt, und vieles andere. — Noch besitzen wir von ihm als unschätzbares Geschenk sein eigenes Miniaturbild, von ihm selbst im 75sten Lebensjahre in Oel gemalt. — Es wollen die Künstler an seinen Bildern wohl manche technische Ausstellungen machen, aber darin zugleich einen so genialen und ächt künstlerischen Zug entdecken, wie er bei einem Dilettanten der Kunst nicht zu erwarten sey.

Mit heiteren und mit ernsten Klängen wob die Poesie sich durch sein ganzes Leben. Schon auf der Schule in Coburg war die Ader gesprungen, und „seitdem," schreibt er noch in seinen siebziger Jahren, „habe ich durch mein langes Leben mich durchpoetisirt und durchgestümpert, und kann es noch nicht lassen."

Seinen Freunden zur Freude, für Familien- und Hoffeste spendete seine Muse sinnige Gaben. Aber er arbeitete nie auf Bestellung, sondern nur, wie die augenblickliche Veranlassung und die eigene Lust ihn trieb, die Welt um sich und in sich zu dichterisch wahrem, erquicklichem und ergötzlichem Leben zu gestalten. Noch bis in die späteste Zeit, wenn in Hildburghausen oder Coburg Staats- oder Hoffeste mit Poesien geschmückt, oder wenn zu den Festschauspielen sinnreiche Prologe gegeben werden sollten, schickte man zu dem Alten in Rodach. Aber er hat vielleicht eben so oft die Bitte abgelehnt, als sie mit Freuden erfüllt.

Als, in seinem 75sten Jahre, seine Schwiegertochter von Hannover her ihn um Räthsel und Gedichte von seiner Hand bittet, antwortet er: „Ihr Verlangen nach Charaden und Räthseln erkläre ich mir nicht aus dem Wohlgefallen an den meinigen, sondern aus der Neigung, die jedem Weibe angeboren ist, entweder etwas in Verwirrung zu bringen oder etwas Verwirrtes aufzulösen. Am liebsten sind den Damen diejenigen Räthsel, bei denen sie sich nur auf dem Absatz herumzudrehen brauchen und sogleich die Auflösung gefunden haben. Allein dafür hoffe ich bei den vieren, die ich Ihnen einstweilen zum Dessert schicke, gethan zu haben. Es ist wenigstens eine harte Nuß darunter. Und wenn sich das ganze Königreich Hannover die Zähne daran ausgebissen hat, und Sie mir dann erstens die vier Kerne schicken und zweitens die drei, bei Ihrem Hierseyn entwendeten (Rodach hat ein viel unhöflicheres Wort für dieses) in Abschrift wieder beilegen, so stehe ich mit mehreren zu Befehl. — Ihr Verlangen nach Gedichten von mir kann ich mir weniger erklären, als das nach Räthseln. Wenn ich in diese Kunst gepfuscht habe, so hatte ich immer nur so lange Freude daran, als ich damit beschäftigt war. War die Reimerei fertig, so hatte sie auch den Werth verloren. Das Meiste wurde zerstreut und vernichtet, und das Wenige, was übrig blieb, gefällt mir nicht mehr. Ich habe mich nie zu einer beträchtlichen Höhe aufgeschwungen, und fühle jetzt, daß mich die Zeit flügellahm geschossen hat. Ich schäme mich deßwegen, in meiner Lahmheit vor Ihren Herrn Vater zu treten. Doch weil Sie es sind, sagen die Krämer, und weil ich Ihnen nichts abschlagen kann, will ich zusammensuchen, was sich auffinden läßt, und nach und nach etwas beilegen. Einstweilen nehmen Sie mit den vier Nüssen vorlieb."

In einem ziemlich umfänglichen Buche mit Goldschnitt, vielleicht erst aus Veranlassung der Bitte der Schwiegertochter angelegt, finden sich, von der Rabenfeder des Alten und aushelfend von der Hand der Kinder und Enkel geschrieben, viele seiner Gedichte gesammelt, darunter auch größere Romanzen. Aber die Sammlung ist, selbst nach unserer beschränkten Kenntniß zu urtheilen, bei weitem nicht vollständig. Die meisten seiner Gedichte sind wirklich zerstreut und verloren. Als Rückert nach dem Tode des Greises hinter das Collectaneum desselben kam, nahm er daraus eine Auswahl für den Erlanger Musenalmanach. Schon früher sind andere hier und da im Druck erschienen, und einige, wie z. B. der Sturmwind, sind durch Wiederabdruck in neuere Sammlungen übergegangen. Noch in seinen späten Jahren trat er mit Fouqué, Lafontaine, Rückert u. a. zur Herausgabe der „Vierteljahrsschrift für müssige Stunden" zusammen und lieferte im ersten Bändchen derselben (1814) das schöne „Feenmährchen: „Selenens Morgentraum." Andere Aufsätze von ihm erschienen in Schlichtegrolls Nekrolog, im deutschen Merkur, im Reichsanzeiger ꝛc. Alles das fiel von ihm ab, wie die reife Frucht vom Baum. Autoreneitelkeit und Autorengewinnsucht hat er nie gekannt.

Als (im Jahre 1818) die Dorfzeitung ihre Reise um die Welt begann, pochte sie zuvor um Zehrpfennig bei dem reichen Manne in Rodach an, und nicht vergeblich. Der siebzigjährige Mann gab ihr gern

und Treffliches, Aufsätze, die durch ihre tiefe Wahrheit, ihr natürliche Frische, ihre Schalkhaftigkeit und Ergötzlichkeit den Charakter der Dorfzeitung bestimmen halfen. Er arbeitete mit Lust, und als nach einigen Jahren das Geschäft über Erwartung so gut gedieh, daß es einen Laubthaler Honorar für den Bogen bezahlen konnte, freute er sich darüber wie ein Kind, das für seine kleine Anstelligkeit zum ersten mal vom Vater ein paar Kreuzer verdient. Es war wohl das einzige Honorar, das seine Muse jemals ihm eintrug. Manche jener Aufsätze, wie „die zwei Bilder" und „Macht die Stricke naß!" sind aus der Dorfzeitung in Sammlungen übergegangen, die ihnen ein dauernderes Wirken sichern.

Den tiefsten Ernst widmete er seinen geistlichen Dichtungen. Eine Reihe von Jahren hindurch (von 1800 bis 1807) erhielten ihn seine Arbeiten für das neue Hildburghauser Gesangbuch, bei dessen Herausgabe er seinem Freunde Wagner auf's Wirksamste an die Hand ging, in freudiger Thätigkeit. Mit geschickter Hand wußte er „die Perlen des alten Kirchenliedes unverletzt und durchsichtig in neues Gold zu fassen," und gab dazu Reiches aus seinem eigenen Schatze. Die Lieder, die er beitrug, wie „Mitten unter Wunderkreise legtest du, Herr, sanft und leise mich als schwachen Säugling hin 2c." „Ich spreche und um mich herum sind Steine, Bäume, Thiere stumm 2c.," „Stiller Friede sinket nieder, wenn die Nacht die Erd' umfaßt 2c.," „Gerettet aus Gefahr und Schmerzen tritt heut Maria zu des Herrn Altar 2c." u. a. sind zum Theil auch in andere Gesangbücher übergegangen. — Allerdings kommt in dem zuletzt citirten Liede auch die selbst von dem freisinnigen Wagner beanstandete, aber von Hohnbaum mit Zähigkeit fest gehaltene Stelle vor: „Und wenn sie (Gottes Vatergüte) uns nichts Größeres geben kann, beglückt sie uns durch süßen Traum und Wahn," eine Stelle, welche vor unserer Dogmatik nicht wohl bestehen wird. Allerdings ist der Charakter des mittelalterlichen Kirchenlieds, wie es überhaupt dem Sinn und Geschmack jener Zeit entfremdet worden war, auch in Hohnbaums Dichtungen nicht festgehalten. Aber den tiefen Gehalt und die poetische Schönheit seiner geistlichen Dichtungen anzuerkennen, dürfen auch die mittelalterlichen Hymnologen unserer neuesten Zeit sich nicht schämen. Und wenn Hundeshagens Bemerkung Recht hat, daß in jener Periode unserer Zeitbildung das Glaubensleben überhaupt nur noch bei der Poesie eine Zuflucht fand, so sollten wir jedem dankbar seyn, der dem geflüchteten Genius in diesem, sey es auch ärmlichen Asyle mit solcher Innigkeit und Treue pflegte, wie unser Hohnbaum.

Jedenfalls muß man bedauern, wenn das strenge Gericht unserer Tage jene Männer, die in guter Meinung die alten Perlen der Kirche neu zu fassen wagten, jetzt deßhalb für Kirchenschänder und Kirchenräuber ausgibt und in frommen Autodafés nicht nur die Lieder, sondern auch die Liederdichter verbrennen möchte. Wenn wir daran denken, wie der Greis manchmal im stillen Kreise mit tiefer Ergriffenheit seine Lieder, wie sie eben entstanden, den Seinen vorlas, so dünkt uns, der heilige Thau, der dabei in seinen Augen glänzte, müsse alle Feuer der Inquisition auslöschen.

Hohnbaum selbst in seiner kindlich frommen Weise war eines solchen Gerichts nicht gewärtig. Als er, noch in seinem 75sten Jahre, von seiner Regierung den Auftrag erhielt, die Herausgabe eines neuen Gesangbuchs für das Herzogthum Coburg zu besorgen, ging er mit frischer Begeisterung auch an diese Aufgabe. „Meine Landesregierung muß mir noch ein langes Leben und viel Kraft zutrauen," schrieb er darüber an seine Schwiegertochter in Hannover. „Tag und Nacht klappern Gedanken und Reime und Melodien in meinem Kopfe. Ich sehe der Arbeit kein Ende und werde wohl von dem Liede überrascht werden: Begrabt den Leib in seine Gruft! Noch habe ich aber keine Lust dazu."

Auch seine hymnologischen Arbeiten mehrten das Glück und den Reichthum seines Lebens, und von diesem Erwerb floß ein reiches Theil auch auf seine Umgebung über. Denn es war ja nicht seine Weise, daß er seine heiteren und glücklichen Stunden einsam im gefeiten Winkel feierte. Es war ihm ein Genuß, andere an seiner Beschäftigung Theil nehmen und sie mit genießen zu lassen. In derselben Stube, wo er dichtete, las er im Drange nach Mittheilung den Hausgenossen und lieben Gästen seine Arbeit vor, hörte auf ihren Tadel und war voll Freude, wenn sie mit ihm sich freuten.

(Schluß folgt.)

Des Doctors Gebirgsreise.

(Fortsetzung.)

Der Pfarrer, ein Greis wohlwollenden und klugen Ansehens, hatte unter der Thür die kleine Begegnungsscene beobachtet und sichtlich betroffen sein Auge von dem Einen zu dem Andern schweifen lassen; jetzt lud er den Neuangekommenen freundlich zum Eintreten ein. Der seltsam unruhige Blick, mit welchem dieser sein anspruchsloses Studirzimmer durchforschte, entging ihm nicht; er wartete gelassen, bis der Gast sich zu einer Anrede gesammelt hatte.

„Die Eindrücke dieser Gegend," so hob derselbe mit leiser Stimme endlich an, „haben die Erinnerung an eine mir einst nahe stehende, hier heimische Person aufgeregt, über deren ferneres Schicksal ich möglicherweise durch Sie, Herr Prediger, Auskunft erhalten könnte." — „Ich stehe zu Diensten, mein Herr," versetzte der Pfarrer, indem er seinen Besucher auf einen Platz am Fenster nöthigte und sich selber ihm gegenüber setzte.

Der Doctor hatte das Haus mit dem festen Vorsatze betreten, sich bei seiner Erkundigung nicht mit Umschweifen aufzuhalten; jetzt, wo es galt den entscheidenden Namen auszusprechen — in diesem Zimmer, unter den prüfenden Blicken des greisen Pastors, — wurde er schon wieder einmal seinem vernünftigen Rathschlusse untreu und brachte es zuvörderst nur zu der folgenden Einleitung: „In Halle studirte meiner Zeit ein junger Theolog, der Sohn eines Vorgängers in Ihrem Amte, Herr Prediger, — Peter Paul." — „Peter Paul — curios!" unterbrach ihn der Pfarrer und schüttelte den Kopf. — „Sie wundern sich, Herr Pastor? Allerdings, es ist lange her — länger als ein Vierteljahrhundert."

„Nicht doch, mein Herr. Die gelegentliche Nachfrage eines Zeitgenossen nimmt mich keineswegs Wunder. Wollte Gott, ich wüßte einen oder den andern, nach welchem ich mich hienieden noch umthun dürfte, lieber Herr. Je älter wir werden, desto sehnsüchtiger greifen wir ja in die Erinnerung zurück. Nur daß diese längst erwartete Nachfrage nach fünfundzwanzig Jahren zum erstenmal: und in der nämlichen Stunde noch von einer andern Seite —" — „Noch von einer andern Seite?" rief der Doctor betroffen. — „Leider," fuhr der Alte fort, ohne sich stören zu lassen und ohne die klaren, klugen Augen von seinem Gegenüber zu verwenden, „leider habe ich dem jungen Manne, der mich eben verließ — — Sie kannten ihn, mein Herr?"

„Nein, — ja — flüchtig, von der Reise," stammelte der Doctor verwirrt. — „Ein warmherziges junges Blut, um das man einen Vater beneiden möchte!" warf der Alte hin. „Leider, wie gesagt, kann ich Ihnen wie ihm keine tröstlichere Auskunft geben, als daß der Studiosus Peter Paul seit dem Sommer eintausend achthundert und neun ohne jegliche Spur für seine Heimathsgenossen verschwunden ist. Ich selber, erst etliche Jahre später an die Stelle seines Vaters, des Doctor Peter Paul, an diesen Ort berufen, habe den jungen Mann nicht gekannt."

Mit diesen Worten wäre die Anfrage erledigt gewesen. Indessen, da der Fragesteller in sichtlicher Aufregung zögerte, als ob er auf eine neue Wendung sänne, nahm der Auskunftgeber nach einer Pause mit Herzlichkeit noch einmal das Wort: „Wenn ich aber sage, ich habe ihn nicht gekannt, mein werther Herr, so meine ich damit nur, daß ich ihn niemals von Angesicht gesehen. Gehört, gesprochen von ihm habe ich desto mehr, sein Bild mir ausgemalt und sein Schicksal im Herzen getragen wie das eines leiblichen Kindes." — „Ich danke Ihnen," sagte Doctor Peter Paul bewegt, indem er ihm die Hand über den Tisch hinüber reichte.

Der Prediger drückte die Hand und schien die Verlegenheit nicht zu bemerken, die nach diesem verrätherischen Ausfall über seinen Besucher kam. „Ich hatte einen Sohn, einen einzigen Sohn," fuhr er fort, „der schon von den Alumnenjahren her der brüderliche Freund des in Rede stehenden jungen Mannes gewesen war —" — „Sein Name — Ihr Name, Herr Prediger?" unterbrach ihn der Doctor in athemloser Spannung. — „Mein Name ist Kaiser," antwortete der Greis ruhig.

„Leonhard, Leonhard Kaiser!" rief Peter Paul und sprang von seinem Sitze in die Höhe. — „Leonhard, ja so hieß mein lieber Sohn," versetzte der Alte. „Da Sie ein Commilitone des jungen Paul gewesen sind, Herr —?" — „Doctor Peter aus X," stammelte der Doctor mit gesenktem Blick. — Der Alte verbeugte sich. „Doctor medicinae, wenn ich fragen darf?" — Peter Paul neigte bejahend den Kopf.

„Nun, ich wollte sagen, da Sie ein Universitätsgenosse des jungen Paul gewesen sind, Herr Doctor, so wird Ihnen freilich sein vertrauter Freund, mein Sohn, nicht unbekannt geblieben seyn." — „Er war

mein Freund!" sagte der Doctor leise. — „Und so wissen Sie wohl auch, wie früh seinem armen Vater das höchste Lebensglück in ihm entrissen worden ist, lieber Herr?"

Der Doctor neigte noch einmal schweigend das Haupt. Eine lange Weile schien er nicht die Kraft zu haben, es wieder in die Höhe zu heben, vor seinen Augen schwamm es wie ein Nebel. Dem Greise entging kein Zeichen seiner tiefen, innerlichen Bewegung. „Nun, Herr Doctor," so sprach er endlich weiter, „mein Sohn Leonhard war der Vertraute, der einzige Vertraute des Verhängnisses, welches die Familie seines Freundes und diesen selber an einem und demselben Tage, am fünften Mai des Jahres eintausend achthundert und neun aus ihrer Heimath, in die Irre, in den Tod getrieben — Gott weiß wohin. Dieses Verhängniß erfüllte seine Seele noch unter den Fieberbildern des Todes; der Name Peter Paul war das letzte Wort auf seinen sterbenden Lippen."

Der Doctor griff noch einmal hastig, dießmal ohne Scheu, nach der Hand des alten Mannes und bedeckte mit ihr seine feucht schimmernden Augen. Die Ahnung des Greises war zu einer freudigen Ueberzeugung geworden. Sein Blick leuchtete auf, er erhob sich, machte, wie mit sich selber rathschlagend, einen raschen Gang durch das Zimmer, nahm dann entschlossen von seinem Pulte eine schon bereit liegende Brieftasche zur Hand und sagte, indem er zu seinem vorigen Platze zurückkehrte: „Ich habe die Correspondenz des jungen Paul mit meinem Sohne, zugleich als eine theure Hinterlassenschaft und als Dokument für eine lange vergeblich ersehnte Aufklärung, heilig verwahrt; und wenn ich billiges Bedenken tragen mußte, den jüngeren Nachfrager vorhin mit dem Inhalte dieser Briefe bekannt zu machen, einem Zeitgenossen, einem Freunde, Ihnen, Herr Doctor, glaube ich ihn nicht vorenthalten zu dürfen."

Der Doctor zuckte zusammen und machte eine Bewegung, als gedächte er diesen Erinnerungen zu entfliehen. Der Pfarrherr aber nahm seine Hand und führte ihn an seinen Platz am Fenster zurück. „Ueben Sie Geduld, lieber Herr Doctor," sagte er lächelnd. „Alte Leute plaudern gern; gönnen Sie einem Greise die seltene Wohlthat, mit Einem und von Einem zu reden, den sein Sohn lieb gehabt. Und wer weiß, am Ende danken Sie mir es auch noch, wenn ich Sie in einen Zusammenhang zurück versetze, der Ihnen vielleicht unbekannt geblieben, oder mißdeutet, oder unter neueren Eindrücken verschwunden ist. Dem einsamen Bewohner dieser Berge, dieses Hauses steht jener Zusammenhang vor der Seele, als hätte er selber thätig in denselben eingegriffen, ja, als griffe er zur Stunde in ein Lebendiges hinein."

Was sollte der Doctor thun, dem der eigentliche Zweck seiner Reise noch unerledigt auf dem Herzen brannte und der sich lange Jahre hindurch in seiner Praxis, wie in den abendlichen Versammlungen im großen König an ein gelassenes Zuhören gewöhnt hatte? Welches auch immer die heimliche Absicht des redseligen Pfarrherrn seyn mochte, und wie gern er selber über alle Berge geflüchtet wäre, er setzte sich und horchte auf die Geschichte vom Studiosus Peter Paul und von der unglücklichen Catastrophe des fünften im Wonnemonat eintausend achthundert und neun.

„Der Doctor Peter Paul, mein Vorgänger im Dienste dieser Gemeinde," so leitete Pastor Kaiser die nachfolgende Vorlesung ein, „stammte aus dem engen Umkreise dieser Berge. Großvater und Vater hatten mit der deutschen Stetigkeit früherer Jahrhunderte auf den einzigen Sohn den gleichen Namen und die ärmliche Pfarrstelle dieses Dörfchens vererbt, über dessen beschränkten Kreis hinaus Doctor Peter Paul den Ruf eines ungewöhnlichen Mannes hinterlassen hat, nicht nur als Prediger von kernigem Gehalt, sondern mehr noch als Seelsorger von altbiblischer Zucht, als Charakter von unbeugsamer Energie und rascher, unerschütterlicher Kraft des Willens. Es leben in unserem Volke, unter den einsam zerstreuten Waldbauern seines Sprengels, halb sagenhaft zur Zeit, noch mancherlei Züge von seiner lautern, starken, wohl auch starren Art; einen der tiefschneidendsten werden Sie aus seinem Verhalten in einem Conflicte kennen lernen, der mit seinem jähen Unfall zum Abschluß kam. Ernst, feierlich, ein Wall nach außen hin, trug er etwas in sich von der Granitnatur dieses Bodens, in welchem er mit eiserner Liebe wurzelte, in dessen Klüften er den Proceß seiner Bildungen erforschte, in dessen Thälern er die Produkte seiner organischen Natur ordnend sammelte, und während sein Ruf als Botaniker, als Ornitholog und Entomolog, als Steinsammler zumeist, sich weit über die Grenzen seines Forschungsgebietes verbreitete, ihm Titel und Würden, Schüler und Gäste von nah und fern zuführte, verschmähte er jeden erweiternden Kreis für seine rastlose Thätigkeit und durfte er von sich sagen, daß er den freiwilligen Bann dieses Gebirges seit seiner Heimkehr von der Universität nicht um einen Fußbreit überschritten habe. Er heirathete spät, von mehreren Kindern blieb ihm nur ein Sohn, und es ist wohl mehr als eine Voraussetzung des Nachlebenden, der im Geiste sein inneres und äußeres Schicksal ordnend zusammenfügte, daß eine Natur wie die seine, ruhelos und starr zu gleicher Zeit, die wärmende

Gemüthlichkeit des häuslichen Herdes, auf welche die abgeschlossene äußere Umgebung Weib und Kind so dringend verwiesen, wenig zu unterhalten verstand."

Ein Seufzer des Zuhörers belehrte den Erzähler, daß dessen Voraussetzungen mit seinen eigenen Erinnerungen nicht im Widerspruch stehen mochten, und aufgemuntert durch dieses Zeichen der Zustimmung, fuhr er desto geläufiger fort: „Der kleine Peter zählte drei Jahre und seine Mutter weinte noch im Stillen um den Verlust eines nach ihm geborenen Töchterchens, als der Vater eines Abends, von einer Forschung in den Porphyrbrüchen der Grotte unter dem Altan zurückkehrend, auf dem sitzartigen Block der Eingangswölbung, zwischen Moos und welke Blätter gebettet, nackt und halb erstarrt ein neugeborenes Mägdlein fand und es seiner Gattin als Ersatz für das heimgegangene in die Arme legte. Wie es an jene Stelle gekommen, kein Mensch hat es erfahren und Doctor Peter Paul auch keinen Schritt gethan, um eine Mutter zu ermitteln, die ihr Kind in der ersten Stunde dem Tode, oder dem Zufalle preisgegeben. Es war sein Kind geworden und er taufte es auf den Namen Eva Findling. Unter den Eingepfarrten aber gab man sich nicht so leichten Kaufes über den Ursprung des neuen Gemeindegliedes zur Ruhe. Die Aufgeklärten, und sie werden wohl der Wahrheit nahe gekommen seyn, munkelten von einer Seiltänzergesellschaft, die im Nachbarstädtchen ihr Wesen trieb, von Zigeunern gar, die aus einer Niederlassung jenseits der Berge einzeln und gruppenweise sich bis in unsere Berge verirren. Die Mehrzahl aber zweifelte nicht an einer noch geheimnißvolleren Abstammung: der Findling war ein Koboldskind, das eine Hexe auf dem Wege zum Maisabbath aus dem Schooße hatte fallen lassen. Denn derlei Spuren heidnisch und christlich gemengten Aberglaubens, Herr Doctor, leben heute noch, nicht als Sagen, sondern als Glaubensartikel unvertilgbar im Herzen unserer Bergbewohner, und es ist seit fünfundzwanzig Jahren mein unablässiges Bemühen, diese Spuren zu gleicher Zeit auszurotten und als Curiositäten zu sammeln."

„Alle betrachteten das Kind mit scheuen Mienen, schüttelten die Köpfe und weissagten, daß der Gottseybeiuns dem geistlichen Herrn mit dem Findling ein Ei in seine fromme Wirthschaft gelegt. Und in der That, die seltsame Art und die dem hiesigen Typus zuwiderlaufende Bildung des Mädchens leisteten der vorgefaßten Meinung erheblichen Vorschub. Es war klein, zart von Gliederbau, behend von Gelenken wie ein Elf; es zappelte nicht nur, nein, es regte sich bewußt, wo unser gleichalteriger Nachwuchs kaum aus seinem Pflanzenschlummer erwacht; es lief wie ein Wieselchen, wo die andern noch lange geschleppt werden oder ungeschickt kriechen; es plapperte klar und deutlich, wo jene noch stammeln. Dabei hatte es langlockiges schwarzes Haar und ein großes, dunkles Auge, die Haut war bräunlich und nur auf den Wangen wie von innen durchglüht; alles anders als bei unsern flachshaarigen, pausbackigen, blauaugigen Dirnen und Buben: bei dem Findling alles Licht und Leben, dort alles Ruhe und Kraft."

„Und als sie nun erst sich selbstständig zu bewegen wußte, da trat ihr eigenartiges Wesen erst recht an den Tag. Sie schritt nicht, sie flog gleichsam mit ausgebreiteten Armen, wie ein Vogel oder wie eine Libelle. Bald kletterte sie gleich einem Eichkätzchen an den Bäumen in die Höhe, ja in ihrem leichten Kleide plätscherte und schwamm sie im Bach, wie eine Forelle oder Schmerle, denn sie duldete nur lose und hellfarbige Umhüllungen; während unsere Eingeborenen auch in Sommerszeiten sich ungern von Schafpelz und Pudelmütze trennen, warf sie selbst im harten Winter die dunkeln und schwerfälligen Stücke, oft sogar Schuhe und Strümpfe von sich, ohne zu frieren, oder sich zu erkälten, ohne aber auch im glühenden Sommer sich zu erhitzen. Sie schien gegen die Natur gefeit, ermüdete nicht nach der stärksten Bewegung, blickte ungeblendet in das Sonnenlicht, war niemals krank, trübselig oder mürrisch. Ich erzähle Ihnen nach, werther Herr, was unsere Alten sich heute noch von dem kleinen, unheimlichen Herchen oder Nixchen zu erzählen pflegen. Manches mag Uebertreibung seyn, im Wesentlichen aber stimmt es zu den Mittheilungen ihres Pflegebruders an meinen Sohn, und ich muß es Ihnen überlassen, sich aus meiner Stegreifschilderei ein richtiges Bild zusammenzustellen."

Ein wiederholtes stummes Kopfnicken des Doctors Peter deutete an, daß die Skizze ihm nicht zu grell erscheine, und der Zeichner freute sich der Wirkung, die er hervorgebracht. „Jeder Landpastor," schaltete er lächelnd ein, „mein lieber Herr, hat seine Liebhaberei, die am Ende auf einen leidigen Schematismus hinausläuft, mein Vorgänger seine Erze und Kiesel, ich, zunächst nach den Physiognomien, die Ergründung der mitunter nicht minder spröden Herzen und Geister meiner Nebenmenschen und ihre noch widerspruchsvollere Verschichtung und Durchäderung. Wie ich mir nun aber die Gestalten des Vaters und seines Pflegekindes zurecht gelegt, so hat die eigenthümliche Art, auf welche der kleine Fremdling sich in dem alten Herzen einnistete, ich gestehe es, niemals vollständig in meine Categorien passen wollen. Er verlernte es schier, außer der Nähe seines Evchens zu existiren; auf den weitesten

Wanderungen, den Hammer in der Hand, sprang es ihm voran, kletterte mit ihm hinab in die tiefsten Schachte nach einem Gestein, klomm hinauf zu den höchsten Spitzen nach einem Kräutchen oder Moos, fing es mit freier, sicherer Hand die Käfer und Schmetterlinge, welche seiner Scheere entschlüpften. Auf Weg und Steg, in Wind und Wetter sah man den stämmigen, weißhaarigen Sammler und das braune, elfenartige Kind; daheim aber verstand es die gesammelten Schätze zu hegen und zu pflegen, wie aus seiner eigenen Seele heraus, seine Repositorien zu säubern, ohne Bücher und Species um eine Linie zu verrücken. Es war ein praktisches Ingenium in allen Bewegungen des Findlings, das sich auch später, nach dem Tode der Mutter, in der sichern, gewandten und geräuschlosen Führung des Hauswesens bekundete; alles ging wie auf Schwingen, alles blieb oder wurde sauber unter ihrer Hand; es schien in der That, als könne sie hexen."

Der gesprächige Erzähler machte, Athem schöpfend, eine Pause und blickte auf seinen Gast mit dem behaglichen Ausdruck eines Botanikers etwa, der eine seinen Herbarien versagte Blüthe aus fremder Zone Zelle für Zelle und Blatt für Blatt vor seinem inneren Auge aufgebaut. Ohne ermunternde Gegenrede fuhr er nach einer Weile fort: „Je unentbehrlicher nun aber Evchen dem Vater wurde, desto unverständlicher blieb ihr Wesen der weicher gearteten Mutter, und desto beschwerlicher, ja widerwärtiger war es dem Bruder, der in Allem und Jedem das Gegenstück des beweglichen Mädchens gewesen zu seyn scheint, nach des Vaters Schlage, aber vielleicht nicht von dessen nachdrücklicher Kraft, und von dieser Kraft beengt und bedrückt, zumal als nach dem frühen Ableben der Mutter die gewohnte Vermittlung aufhörte und eine wohl erklärliche Eifersucht auf das bevorzugte Findlingskind seine angeborene herbe Sprödigkeit vermehrte. Er bewegte sich langsam und gründlich von innen heraus, sie wie mit Flügeln von außen nach innen. Der Vater unterrichtete beide selbst. Das drei Jahre jüngere Mädchen hatte geläufig lesen und schreiben gelernt, während er noch ängstlich die einzelnen Buchstaben nachzumalen oder in Lauten sie zusammenzusetzen sich bemühte; der Klang der alten und neueren Sprachen ward ihr spielend vom bloßen Zuhören geläufig, während er gewissenhaft über den Rudimenten brütete. Stellte der Lehrer einen Satz auf, so hatte sie schon die Folgerung gezogen, ehe er noch auf den Grund des Sinnes gekommen; wurde eine Leistung verlangt, sie hatte sie ausgeführt, bevor er sie nur begriffen. Der Mensch schätzt vornehmlich an andern, was ihm selber gebricht, und so freute sich der Vater an des Mädchens Rührigkeit, und des Sohnes schwerfälligere Entwicklung verdroß ihn. Er schalt ihn hölzern und träge, und auch unter den Leuten hießen die Geschwister nicht anders als das wilde Evchen und — verzeihen Sie, Herr Doctor — der steife Peter."

Der Doctor lächelte, der Pastor auch. Letzterer fuhr fort: „So war denn die Abneigung des Bruders nicht unschwer zu erklären. Sie stand ihm überall im Wege, im Herzen des Vaters, im Hause, in der Schulstube, auf Schritt und Tritt. Ging er nach seiner Weise, über eine Ausarbeitung sinnend, im Walde, so brachte ihn jählings ein Hagel von Eicheln und Buchnüssen aus dem Concepte, und oben in den Zweigen wiegte sich das Evchen und lachte wie ein Kobold. Saß er in ein Buch vertieft am Bach, so stand das Evchen bis an die Knie geschürzt zwischen den schäumenden Wellen und bespritzte ihm Blatt und Gesicht. Sie zupfte, neckte, narrte ihn aller Orten und Enden, trieb ihn mehr als einmal zu einem Ausbruch von Wuth, und wenn dann der Vater ihm mit harter Gewalt entgegen trat, so spottete sie seiner Thränen, schlug ein Schnippchen, trällerte ein Liedchen, bot ihm lachend einen Leckerbissen, eine Spielerei, die er ärgerlich zurückwies, niemals aber einen begütigenden Blick, ein herzliches Wort, nach welchen seine junge Seele verlangte. Sie haben den jungen Paul gekannt, Herr Doctor, und mögen es beurtheilen, ob ich, der Unbekannte, durch meine Voraussetzungen der Wahrheit Gewalt angethan?"

Der Gefragte schüttelte langsam, ohne ein Wort zu erwiedern, den Kopf; der alte Herzensforscher nahm es für ein Zeichen der Zustimmung und knüpfte den Faden seiner Erzählung wieder an. „So konnte es denn der Knabe nur wie eine Erlösung betrachten, als er endlich das Vaterhaus mit der Alumnenzeit in der alten klösterlichen Anstalt vertauschen durfte; aber bei jedem Ferienbesuche erneuerte sich in einem fünfjährigen Zeitraum der widerwärtige Eindruck des kleinen Kobolds, der ihm das Herz seines Vaters entfremdete. Im letzten Schuljahre, wie auch im ersten der Universität, die er mit den glänzendsten Zeugnissen betrat, kam er gar nicht nach Hause. Er fühlte keine Neigung zur Theologie; die Liebe zur Natur, welche nicht in allen Stücken mit unserer Wissenschaft vom Christenthum Hand in Hand zu gehen s c h e i n t — gewiß und wahrhaftig, mein werther Herr Doctor, nur s c h e i n t, — sie war ihm vom Vater her angeboren. Aber er hieß Peter Paul: er mußte Pfarrer werden, wo möglich in der nämlichen Gemeinde, die seine Vorfahren geistlich regiert; da galt kein Widerstand. Auch der schöne Sinn der Erhaltung, die Treue selbst, auf die Spitze gestellt, führen sie ja zur

Sünde gegen die Wahrheit, zur Herzenshärtigkeit, uns und andern zum Unsegen, mein lieber Herr."

„Ja!" seufzte der Doctor aus tiefer Brust; der alte Mann reichte ihm über den Tisch herüber die Hand und sagte freundlich: „Ich danke Ihnen, Herr Doctor, Sie sind meiner geschwätzigen Einleitung gelassen gefolgt. Was ich Ihnen jetzt noch zu bieten habe, wird Sie lebhafter berühren, da es mit den eigenen Worten des Gegenstandes Ihrer Nachforschungen geschieht. Sie erlauben, daß ich Ihnen die Briefe vortrage, die der junge Paul in entscheidender Zeit an seinen Freund geschrieben hat."

Der Doctor schnellte von seinem Stuhle in die Höhe und machte mit beiden Händen eine abwehrende Bewegung. Aber der Pfarrer drängte ihn auf seinen Platz zurück.

„Bitte, bitte!" sagte er lächelnd. „Die Briefe eines Jugendgenossen führen uns in die eigene Jugend und in verschwundene Stimmungen zurück. Wir sehen das Leben von damals im Lichte von damals, da es je ferner desto mehr von Dünsten und Nebeln getrübt erscheint. So dachten wir, so empfanden wir, ehe die Erfahrung das Bett für unsere Kräfte ausgeweitet, oder eingedämmt. Sie werden wieder Studiosus werden, Herr Doctor Peter, wenn Sie diese Briefe des Studiosus Paul gehört. Zudem, Sie sehen es, ich wähle nur wenige, nur drei, — die letzten von seiner Hand. Mit den früheren verschone ich Sie. Eines jedoch rufe ich in Ihre Empfindung zurück, was ohne Zweifel auch Ihre Seele zu jener Zeit am glühendsten erfüllte, und was leidenschaftlich aus jedem Worte dieser alten Briefe pulsirt. Beide junge Männer waren nicht nur strebsame Studirende, sondern zuerst und vor allem begeisterte Patrioten, geschworene Feinde des fremden Regiments, das kaum an einer andern Stelle der abgerissenen Provinzen so widerwillig ertragen ward als in der alten Universitätsstadt an der Saale; heimliche Mitglieder des Tugendbundes, der edelsten Verbrüderung, welche seit den Zeiten der ersten Christusgläubigen Menschen untereinander auf Leben und Tod geeinigt hat."

Der Prediger hatte während dieser letzten Rede das vergilbte Seidenband von der Brieftasche gelöst und drei Briefe aus dem Päckchen gesondert, die er jetzt einzeln vor sich auf den Tisch legte. Des Doctors Augen hafteten auf den Zügen der gleichlautenden Ueberschrift: „An den Studiosus Leonhard Kaiser in Baldungen." Eine plötzliche Verwirrung wurde auf seinem Gesichte bemerklich; er griff nach dem Papierfetzen, in seiner Brusttasche, den er gestern seinem Reisegefährten abgejagt, und betrachtete, verstohlen, wie er glaubte, die Schriftzüge auf demselben. Aber den Argusaugen des Pfarrers war das kleine Zwischenspiel nicht entgangen. „Erlauben Sie, Herr Doctor," sagte er, indem er einen neugierigen Blick auf das Blättchen warf; „jeder Pfarrer, ich sagte es schon, hat sein Steckenpferd. Auch die Handschrift ist ein Stück Physiognomie, aus welcher sich auf das Herz und auf den Zusammenhang der Herzen schließen läßt. Meine Autographensammlung möchte in ihrer Art der der Mineralien und Pflanzen meines gelehrten Vorgängers nichts nachgeben. — Ei, sonderbar, Herr Doctor, diese wenigen Worte: „Nerven, Ganglien u. s. w.," nehmen sie sich auf den ersten Blick doch aus, als hätte der Schreiber dieser Briefe sie flüchtig auf das Papier geworfen, und doch bei näherer Prüfung auch wieder nicht. Die Züge sind auch jugendlich, aber beweglicher, freier, heiterer, herzlicher möchte ich sagen. Sie kennen den, von dessen Hand sie stammen, mein werther Herr?" — „Ja, nein, — ich — eine flüchtige Begegnung, — ein Zufall," antwortete der Doctor verwirrt.

Der Alte wiegte den Kopf und blickte ämsig vergleichend auf die Blätter. — „Hm hm!" ließ er sich weiter vernehmen, „auch einzelne Buchstaben sind aus der neueren Zeit; solche ſ und f machte man Anno Neun nicht. Und doch diese auffallende Verwandtschaft! Wenn ich mein Gutachten abgeben sollte, ich schlösse auf ein Verhältniß etwa wie zwischen Vater und Sohn." Doctor Peter Paul zuckte mit der Hand nach dem Herzen, sein Gesicht flammte purpurroth.

„Eine Liebhabergrille, mein werthester Doctor," setzte der Pfarrherr lächelnd hinzu; „ich weiß am besten, wie man sich mit derartigen Hypothesen täuscht. Lassen Sie mich jetzt mit dem ersten Brief anheben, welchen Ihr Jugendfreund nach einer dreijährigen Abwesenheit aus seinem Vaterhause während der Frühlingsferien eintausend achthundert neun an meinen Sohn geschrieben hat. Ich überspringe auch hier die Einleitung und beginne mit dem, was zu unserem eigentlichen Zwecke gehört."

Der Doctor war auf seinen Stuhl zurückgesunken, der alte Mann hatte das Papier entfaltet und las.

(Fortsetzung folgt.)

Correspondenz-Nachrichten.

Paris, Juni.

Charlatans auf der Straße. — Couplets auf Lamoricière. — Das Deutsche bei Rabelais. — Frivole Literatur. — Bonington. — Statistik der Straßenfuhrwerke. — Ein großer Schneider. — Aus China.

Als Gargantua auf seiner berühmten Stute, die sechsmal größer war als ein Elephant, nach Paris kam, staunte ihn alle Welt an. „Denn," fügt Rabelais bei, „das Pariser Volk ist dergestalt thöricht, albern und „badault," daß ein Gaukler, ein Leiermann, ein Maulesel mit seinem Geläute mehr Leute um sich versammelt als ein guter Prediger." An dieses etwas harte Urtheil, das der französische Humorist über seine Landsleute fällt, und das er allein zu verantworten hat, wird man gegenwärtig erinnert, wo auf Plätzen und in belebten Straßen bei dem schönen Wetter Taschenspieler, Hundekomödien, Bänkelsänger, Wurmdoctoren wieder ihr Unwesen treiben. Sehen Sie sich diesen drolligen Gesellen an: er schielt, er hat eine rothe Nase, über die struppichten, pechschwarzen Augenbrauen hängt eine hänfene Perrücke tief in's Gesicht hinein; aus der Uhrtasche hängt eine eiserne Kette mit einem Speicherschlüssel herab; er trägt eine rothe Jacke und einen „Vatermörder," der über die Ohren hinausragt. Der „Pitre" — so heißen hier diese Art von Spaßmachern — geht fortwährend im Kreise seiner Zuhörer herum und erzählt allerlei Schnurren, vom Obelisken, der dem Riesen Goliath als Zahnstocher gedient, von der Universität Asnières, wo er zum Doctor creirt worden, vom Pays de Cocagne (Schlaraffenland), wo ihm die gebratenen Spanferkel nachgelaufen seyen, und dergleichen. In seinen Späßen wird er durch einen kräftigen Fußtritt unterbrochen, der ihn zu Boden wirft. Als er sich wüthend aufrafft, steht er vor seinem Herrn, der ihn mit Maulschellen traktirt. „Ihr Leute!" schreit der Pitre, „glaubt diesem Quacksalber nicht; er vergiftet euch, alle seine Patienten sind ihm gestorben." Der Doctor hat unterdessen Schachteln, Arzneigläser, Pulver u. s. w. auf einem Tische zurechtgelegt, und nachdem er den Pitre durch eine zweite Dosis Prügel zum Schweigen gebracht, unter dem schallenden Gelächter des Auditoriums, fängt er mit gravitätischer Miene also an: „Messieurs et Dames, mein Vater, welcher Leibarzt des Kaisers von Monomotapa war, hat aus diesen fernen Landen Kräuter und Pflanzen mitgebracht, die man in den hiesigen Officinen vergebens suchen würde." Bei letzteren Worten sieht er sich behutsam um, ob kein Polizeidiener in der Nähe ist. „Zur rechten Zeit angewendet, können sie selbst Todte wieder zum Leben erwecken." Nach Aufzählung der Wunderkuren, die er erzielt, macht er die Runde in Begleitung des Pitre, der die Arzneimittel trägt, die nicht über zwei Sous kosten und daher leicht Absatz finden. Beim Schlusse der Sitzung hält der Doctor noch eine Anrede an seine Abnehmer, worin er sie auffordert, falls die Arznei nicht anschlage, ihn in seiner Behausung aufzusuchen, die, selbstverständlich, in einer Straße liegt, die entweder nie existirt hat oder verschwunden ist.

Die Praxis eines Zahnarztes (unter freiem Himmel) erfordert schon mehr Aufwand. Der Zahnarzt ist schwarz gekleidet, mit feinem Weißzeug und weißer Halsbinde; er hat Kutsche und Pferde; ein Leierkasten, eine große Trommel rufen die Kunden herbei und spielen während der Operation auf. Er hält eine gelehrte Abhandlung über den Bau des menschlichen Körpers, über die Wirbelsäule, das Occiput u. s. w., entwickelt seine Ansichten über die Prothèse dentaire, und versichert, daß er die Zähne ohne Schmerzen ausziehe. Ein oder zwei Compères steigen in den Wagen; den Zahn hat der Operateur schon in der Hand; der Operirte hält aus, ohne die leiseste Bewegung zu machen. Nach der Operation wird der Zahn vorgezeigt, und gleichzeitig eine Made, die im Zahne gesteckt und die schrecklichen Schmerzen verursacht habe. Wirkliche Patienten lassen sich sodann gleichfalls nach der Reihe operiren: sie schreien, die Umstehenden lachen dazu. Dann werden Pulver, Tincturen und dergleichen ausgeboten, und es muß wohl ein gutes Geschäft seyn, um bei solchen Auslagen bestehen zu können.

Der berühmteste Charlatan ist gegenwärtig hier Mengin. Der Mann hatte einen Kramladen, der meist leer stand; jetzt verkauft er fast nur Bleistifte. Gegenwärtig sieht man ihn oft in der Nähe der Champs-Elysées, auf dem Platze Madeleine, in antiker römischer Tracht, mit einem ungeheuern Helm und einem schreiend rothen Federbusch. Er steht aufrecht in seiner Equipage und zeichnet einen der Umstehenden mit Bleistift. Unter dem Zeichnen unterhält er sich mit den Zunächststehenden; er ist witzig, spricht gut, und äußert sich über die Pariser ungefähr wie Rabelais. „Nur die Charlatane," hörte ich ihn sagen, „machen in Paris Glück." Mengin ist jetzt wohlhabend; seine, übrigens vortrefflichen Crayons setzt er in großen Massen ab.

Dem Bänkelsänger geht's nicht so wohl. Der Bänkelsänger arbeitet nicht für sich; er ist im Dienste eines Verlegers, der durch ihn ein neues Volkslied bekannt machen und verkaufen läßt. Musikalische Talente besitzt er nicht; diese sind vollkommen überflüssig, wofern er nur eine leidliche und wo möglich starke Stimme hat, die durch den Leierkasten geleitet wird, denn dieser spielt ihn die Weise vor. Er hat eine Frau bei sich, die ihn accompagnirt und nach beendigtem Gesange im Kreise herumgeht, um das abgeleierte Lied feil zu bieten. Nach jedem Couplet gibt der Sänger einige Witze zum besten und preist das

nächstfolgende. Findet das Lied Anklang, so bildet sich allmählig ein Sängerchor, der zusammen nach der Orgel singt, um die Weise zu memoriren. Diese Virtuosen unter freiem Himmel sind scharf überwacht und müssen eine Medaille von der Polizei vorweisen; auch muß ihr Repertoire vorher der Behörde vorgelegt werden.

Aufrichtig gesagt, hatte meine Wanderung zwischen den Quacksalbern und andern Künstlern ejusdem farinae keinen andern Zweck, als das Lied zu hören, das man auf Lamoricière gedichtet: „Jeanette et Maurice." Jeanette ist die Freiheit; sie macht ihrem Liebhaber Maurice bittere Vorwürfe über die losen Streiche, die ihr der Treulose gespielt. Jedes Couplet schließt mit den Worten: „Qu'as-tu fait là, Maurice, hier?" Es ist von dem launigen Volksdichter, der Bastiens Stiefel verherrlicht hat. — Auch die kleinen Blätter fallen über den Exminister der Exrepublik her. Bekanntlich wurde kürzlich zu Rom durch Maueranschläge den Behörden verboten, die Befehle des Generals Lamoricière in Militärverwaltungssachen zu respektiren. In Bezug darauf sagt heute der Charivari: „Die Strafe hat nicht lange auf sich warten lassen. Bald wird's heißen: dem General Lamoricière ist's erlaubt, sich zu schneuzen, aber nicht in die Taschentücher der päpstlichen Regierung. Es ist ihm ferner erlaubt, dreimal des Tags in die Kirche zu gehen. Er darf Morgens zum Frühstück eine Hammelscotelette verzehren; auch das Dominospiel ist ihm nicht untersagt, und wenn er sich gut aufführt, so darf er nach dem Essen sogar eine Partie Piket machen. Man wird ihm auch einen Klavierlehrer bewilligen, der ihn Sonntags spazieren führt. Baron de Mérode kann ihm ohne Antonellis Zustimmung keinen Arrest geben." Ein anderes Blatt meldet, der Papst habe dem General die Schlüssel zu seinen Gemächern gegeben, allein Antonelli habe die Schlösser ändern lassen. Der Witz gibt so ziemlich den Maßstab, nach dem man die Stellung des französischen Oberbefehlshabers hier beurtheilt. Das oben angeführte Lied wird auf den Straßen ausgerufen. Das erste Couplet lautet ungefähr wie folgt; ich citire aus dem Gedächtniß:

C'est bien mal, en vérité,
Vous trompez votre Jeanette!
A la voisine d'à côté
Vous avez conté fleurette.
Je vous croyais le coeur plus fier,
Qu'avez-vous fait là, Maurice, hier?

Kehren wir einen Augenblick zu Gargantua zurück, den wir auf den Thürmen von Notredame verlassen haben. Um sich die gaffende Menge vom Halse zu schaffen, bewerkstelligt er eine Ueberschwemmung durch ein Mittel, das ich errathen lassen muß. Zweimalhunderttausend vierhundert und achtzehn Personen ertrinken, die übrigen fliehen schimpfend und scheltend. Unter den Flüchen, die gegen Gargantua ausgestoßen worden, habe ich auch einen *deutschen* bemerkt: „*Daß dich Gott leiden send*" mit nicht ganz correktem Sinn. Rabelais — und deßwegen komme ich auf Gargantua zurück — macht sich überhaupt viel mit Deutschland (l'Allemaigne) und mit den Deutschen zu schaffen. Er nennt sie bald Liferlofers, bald Lens (Landsmann). Die Lens trinken „gar us und all' us." Im Geschlechtsregister Gargantuas (Franz I.) kommt auch als Großvater Grandgousiers (Ludwig XII.) Haklebach vor; sein wahrer Name, schreibt sich Hackelbach; der Mann hatte eine riesige Natur, und bekanntlich werden die drei genannten Könige als Riesen geschildert, von Rabelais nämlich. Hackelbach, von Geburt ein Deutscher, war Wärter oder Aufseher im Schlosse Amboise. Luther und Calvin nennt Rabelais nicht, das war damals gefährlich; doch hebt er hervor, daß man in Frankreich die Mönchsklöster vermehre, während sie in Deutschland aufgehoben würden. Als Pantagruel zum ersten mal Panurge begegnet, beantwortet dieser dessen Frage, wer er sey, in sieben oder acht Sprachen. Da Rabelais schwer zu verstehen ist und deßwegen wenig gelesen wird, sowohl im Ausland als im Inland, so dürfte die Antwort in deutscher Sprache für die Leser nicht ohne Interesse seyn, und da sie kurz ist, füge ich sie bei. Der Geselle antwortet in germanischer Sprache: „Gott geb' Euch Glück und Heil zuvor. Lieber Junker, ich lass' Euch wissen, das, da *ihr mich von* fragt, ist ein arm und ärmlich Ding, und wär viel davon zu sagen, welches Euch verdrüßlich zu hören und mir zu erzählen wär; wiewohl die Oratoren und Poeten vorzeiten *haben gesagt* in ihrer Sprüchen und Sentenzen, daß *die* Gedächtniß *des* Elends und *des Armuths*, verlängst *erlitten*, ist *groß* Lust." Die grammatikalischen Fehler beweisen hinlänglich, daß diese Zeilen von Rabelais selbst sind. Kein Schriftsteller nach ihm versteht so viel Deutsch; in Voltaire habe ich nichts gefunden, als: „Ich bin Ihr gehorsamst Diener," am Schlusse eines Briefs an Gottsched. Und dann hat vor einiger Zeit Philarète Chasles den Vers aus Wilhelm Tell: „Ich stehe wieder auf dem Meinigen," mit „Je suis de nouveau sur le *Meinigen*" übersetzt. Monsieur P. Chasles meinte, es sey vom Berge Meinigen die Rede, ohngefähr wie der Affe, der auf dem Delphin ritt, den Piräeus für eine vornehme Person zu Athen hielt. Der Mann ist Professeur des langues et des littératures du Nord am Collège de France.

Ich schreibe selten über die neuen Erscheinungen in der hiesigen Literatur. Entweder sind sie allzu ernsten Inhalts, wie die Uebersetzung des hohen Liedes, von Ernst Rénan, oder es sind politische Broschüren, deren Anzahl Legion ist, oder Schriften von rein lokalem Interesse, wie die kleine Schrift von Alexander Weill: „Paris inhabitable," oder leichtfertige Romane, psychologische Studien des Ehebruchs, Scenen aus der halben oder Viertelswelt, unsaubere Schmetterlinge, die aus den Raupen der literarischen Industrie sich emporschwingen, auf künstlich gefärbten Flügeln in den Boudoirs herumflattern und von einem Tag zum andern wieder verschwinden. Es will mich oft bedünken, als ließen vornehme Loretten dergleichen auf

Bestellung machen, um Clienten zu locken. Wissen Sie, welches gegenwärtig das gelesenste Buch ist? „Les mémoires de Rigolboche," jener Tänzerin, die sich für den Abend vermiethet und um welche sich alle öffentliche Bälle streiten. Ihre Tänze sind schon auf ein paar Wochen vergeben. Ihre Hauptstärke besteht darin, daß sie dem ihr gegenüber tanzenden Cavalier mit der Fußspitze den Hut vom Kopfe schlägt. Das Kunststück erregt stets allgemeinen Enthusiasmus, und die Virtuosin wird unter donnerndem Applaus an ihren Platz geführt. Eine bittere Satire auf das Virtuosenthum! In dieser Stellung ist Rigolboche auf der Titelvignette abgebildet; daraus kann man abnehmen, wie's im Buche aussieht.

Die Bilderausstellung zum Vortheil des Malervereins auf dem Boulevard des Italiens wird mit Nächstem geschlossen. Wir erwähnen nur des interessanten Bildes von Bonington, das den Empfang des spanischen Gesandten durch Heinrich III. von Frankreich vorstellt. Abgesehen von seinem künstlerischen Werthe bietet es ein großes kunsthistorisches Interesse dar. Zwischen David und seinen Nachfolgern war für die Kritik eine Lücke. Ein Abgrund trennt Eugen Delacroix, den Romantiker, den Victor Hugo der Malerei, von dem Meister, der den Leonidas und den Raub der Sabinerinnen gemalt hat. Zwischen beiden steht Bonington, ein Schüler des genialen Gros, der bereits in seinen Pestkranken von Jaffa die Tradition seines Meisters verlassen hatte. Bonington starb im 27sten Jahre, er hatte aber Zeit, eine völlige Umwälzung in der französischen Schule herbeizuführen. Warum kommt dieß jetzt erst an den Tag? Sein Bild fand anfangs keinen Käufer. Es wurde einem Bankier angetragen, der 5000 Franken dafür bot, wenn man es ihm sogleich ablassen wollte. Man verlangte Bedenkzeit, und den andern Tag nahm der Mann das Bild nicht mehr, das er bei der letzten Versteigerung der Lord Seymour'schen Verlassenschaft bis auf 40,000 Franken trieb; es wurde für 50,000 zugeschlagen. Es ist überflüssig, hier eine weitläufige Beschreibung des Bildes zu geben. Durch den Stich wird es bald allgemein bekannt werden; in der Farbe erinnert es an Lawrence und an Paul Veronese.

In Folge der Annexion der Bannmeile muß die Zahl der Omnibus und Fiaker vermehrt werden. Es circuliren gegenwärtig schon an 100,000 Fuhrwerke jeder Art in Paris, Equipagen, Kaleschen, Landaus, Fiaker und Cabriolets, Güterwägen, sogenannte Camions, Haquets, Fourgons, und wie sie alle heißen. Unter der Restauration betrug die Zahl der die Hauptstadt durchkreisenden Fuhrwerke nicht mehr denn 16,000; in den ersten Jahren der Regierung Ludwig Philipps stieg sie auf das Doppelte; kurz vor dem Ausbruch der Februarrevolution ohngefähr auf 75,000, und gegenwärtig beträgt sie, wie gesagt, 100,000.

Gestern wurde hier eine industrielle Notabilität feierlich beerdigt, und diese Notabilität war ein Schneider. O ihr Spötter, die ihr euch über die Ritter von der Scheere lustig macht und sie wohl auch in muthwilligen Liedern auf einem Bocke durch die Welt wandern laßt, vernehmt es und entblößet das Haupt! Der Schneider hinterläßt ein Vermögen von mehreren Millionen. Parissot hieß der Ehrenmann. Er gründete das Magazin fertiger Kleider, das unter dem Namen la belle jardinière bekannt ist. Es hatte Commanditen in den bedeutendsten Städten Frankreichs, Rouen, Lille, Nantes, Havre, Bordeaux, Marseille u. a. Parissot hat zweimal in Folge der politischen Ereignisse fallirt, und nachdem er eine Million Schulden abgetragen, rehabilitirte ihn das hiesige Handelsgericht. Die Erben ehrten sein Andenken durch ein wahrhaft fürstliches Begräbniß; sechs Pferde zogen den Leichenwagen, dem zwölf Trauerwagen folgten. Das Schiff von Notredame war bis oben hinaus mit schwarzem Tuche ausgeschlagen, ein Heer von Geistlichen war bei den Exequien beschäftigt.

Zum Schlusse eine Anekdote aus China; sie ist dem Reiseberichte eines französischen Schiffskapitäns entnommen, dessen Name mir entfallen. Ein Offizier von der englischen Marine war bei einem Mandarin zu Gast. Es wurden die gewöhnlichen chinesischen Gerichte aufgetragen, Regenwürmer, ein Stück von der Floßfeder eines Haifisches, marinirte Baumsprossen u. s. w.; als Hauptschüssel prangte ein stattlicher Braten, der sehr appetitlich aussah und in welchem der Engländer eine Schöpsenkeule zu erkennen glaubte. Er sprach dem Braten weidlich zu, nachdem aber der erste Eifer sich etwas abgekühlt, stiegen Zweifel bei ihm auf, ob er auch wirklich Schöpsenfleisch gegessen. Da keiner des andern Sprache verstand, nahm er seine Zuflucht zur Pantomime; er deutete mit dem Finger auf die Trümmer des Bratens und blöckte wie ein Schaf: „Bäh, bäh." Der Chinese, der ihn wohl verstand, schüttelte lachend den Kopf und antwortete mit einem kräftigen: „Wau, wau!" Der Engländer hatte sich an einem Hundsbraten gütlich gethan.

Aus der Schweiz, Juni.

Pfahlbauten. — Zusammenkunft der Künstler. — Kunstausstellung. — Musikfest. — Sängerfest. — Literatur. — Schützenfeste.

Im Osten des Züricher Sees, jenseits des niedrigen „Zürichberges," dessen höchster Gipfel den keineswegs poetischen Namen „Pfannenstiel" führt, liegt ein grünes wald- und wiesenreiches Thal. Ein Flüßchen, „die Glatt," durchzieht dasselbe und seit einigen Jahren auch die Eisenbahn. Da liegt der Greifensee mit seinem Schloß blutigen Angedenkens und Uster, die Residenz des nun dahingefahrenen Spinnerkönigs Kunz. Wer von da, der spindeltreibenden Glatt entlang, aufwärts steigt bis zu deren Ursprung, gelangt in's sogenannte „Kellenland," aus welchem im Jahr 1839 die psalmensingenden Schaaren nach Zürich hinunterstiegen, den „Strauß," den argen Heiden, sammt der Regierung, die ihn berufen hatte, auszujagen. Im Kellenland findet sich der „Pfäffikersee" mit seinen Torfmooren, 1680 Fuß über dem Meeresspiegel; nächst dabei das Dorf „Wetzikon" und der dazu gehörige Weiler „Robenhausen."

Wie sich die Gelehrten in's Kellenland, dieses zürcherische Böotien, hinaufverirrten, ist noch nicht ausgemittelt; so viel steht jedoch fest, daß ein glücklicher Archäolog vor etwa einem Jahr bei Robenhausen unter einer sechs Fuß dicken Torfkruste eine sehr merkwürdige „Pfahlbaute" entdeckte, welche nach den einen von den alten Kelten, nach den andern von einem noch viel älteren Volke herrühren soll und jedenfalls aus einer Zeit datirt, welche weit über die Jahrhunderte hinaufragt, da Cäsars Legionen römische Civilisation, Gold und Eisen in die helvetischen Thäler verpflanzten. Seit dieser merkwürdigen Entdeckung wurde bis zur heutigen Stunde fleißig nachgegraben; erst in den jüngsten Tagen hat man wieder die interessantesten Funde gemacht. Da hat man unter anderm unter dem mächtigen Torflager große verkohlte Aepfel gefunden, welche der als botanische und pomologische Autorität geltende Professor Heer in Zürich als solche erkannte, die keineswegs von einem schnöden Holzapfelbaum herrührten, sondern durch Cultur veredelt worden; folgt der Schluß, daß schon lange vor der römischen Eroberung in Helvetien feinere Obstzucht getrieben wurde. Dann wurden auch Ueberreste verschiedener Kirschen- und Pflaumenarten entdeckt; läßt sich ferner hieraus folgern, daß es keineswegs der Feinschmecker Lucullus war, der dieses Steinobst aus dem Orient nach dem Westen verpflanzte, wie die Gelehrten bisher geglaubt hatten.

Wir müssen hier Ihren Lesern in Erinnerung bringen, daß die Pfahlbauten, deren man bis jetzt schon über hundert in den Seen, Flüssen und Mooren der Schweiz entdeckt hat, von einem Volke herrühren, welches mit eisernen Geräthen noch nicht bekannt war. Die meisten datiren aus der Bronzeperiode, da man in ihnen häufig Schmuck und Waffen von Erz findet; manche aber gehören der Steinperiode an, wo noch kein Metall bekannt war, sondern Beile und Meißel aus Stein, Lanzen- und Pfeilspitzen aus Knochen und Fischgräthen verfertigt wurden. In welches Jahrtausend vor Christi Geburt diese Völker, die sich mit Stein und Knochen behelfen mußten, einzureihen sind, darüber wissen uns freilich unsere Archäologen selber keinen Bescheid zu ertheilen. Daß aber ihre Existenz und eigenthümliche Cultur weit über die historischen Zeiten hinaufreichen, ist eine Thatsache. — Sie werden mir gestehen müssen, daß uns ein eigenthümliches Gefühl, fast ein Grauen beschleicht, wenn wir hier dicht neben den hohen Schornsteinen des Spinnerkönigs, während drunten die Locomotive pfeift und der Bahnzug dumpf über die Schienen rollt, die Wohnstätten, die Geräthe, den Schmuck, ja selbst die Nahrungsmittel von Geschlechtern aus dem Torf herausgraben sehen, deren Namen schon seit Jahrtausenden verschollen sind, von denen man in der Welt nichts mehr wußte, als Pompeji und Herculanum noch blühende Städte, oder wohl noch gar nicht erbaut waren. Was hat sich in diesen Thälern des Kellenlandes alles begeben vom Tage an, da aus einem Block von Serpentin das Beil mühsam geschliffen wurde, welches man so eben zwischen vermoderten Pfählen im Torfe fand, bis heute, wo dicht daneben die self-actors und mule-jennies tausende von Baumwollenspindeln drehen! Was Wunder, wenn unsere Alterthümler, denen neben den Pfahlbauten das Mittelalter modern und das Römerthum Rococo erscheinen muß, über die Tagesfragen verächtlich die Achseln zucken und wenig Notiz nehmen weder von den Recognoscirungen der eidgenössischen Generalstabsoffiziere, die seit einigen Wochen an unsern westlichen Grenzen geheimnißvoll walten, noch von den langen, mit Bürgersoldaten beladenen Eisenbahnzügen, die nach dem nun in's französische Cäsarenreich eingekeilten Genf rollen! Wir müssen ihnen das Zeugniß ertheilen, daß sie dafür um so fleißiger forschen, graben und sammeln, und nebst den Aepfeln, Pflaumen und Kirschen schon eine recht erkleckliche Zahl interessanter Gegenstände zu Tage gefördert haben, welche einst das Material zu einer Culturgeschichte jener verschollenen See- und Sumpfbewohner seyn werden, unserer vergessenen Ur-Urahnen.

Als zu den verdienstvollsten Beförderern dieser Forschungen gehörend nenne ich Ihnen den Präsidenten der antiquarischen Gesellschaft in Zürich, Dr. Ferdinand Keller, Professor Morlot, Oberst Schwab in Biel, der eine äußerst interessante Sammlung keltischer Alterthümern besitzt, von einer Pfahlbaute herrührend, die er im Bieler See, nicht weit vom Ausfluß der Zihl entdeckte; dann auch J. Amiet in Solothurn, den scharfsinnigen

Auffinder einer Miniatur-Pfahlbaute mitten im kleinen Jakhler See. Nicht minder als Cuvier, als Leopold von Buch, Agassiz und Ehrenberg helfen diese Männer die sieben Siegel des Buches lösen, dessen Blätter die Schichtungen der Erden und Gesteine, dessen Lettern alte Münzen und Geräthe, versteinerte Knochen und Muschelschalen sind, und auf dessen grünem Einband wir andern unwissenden Laien so gedankenlos herumzutreten pflegen, nicht ahnend, welche Quellen der Erkenntniß unter unsern Schuhsohlen verborgen liegen.

Vor einigen Wochen hielten die schweizerischen Künstler im Städtchen Zofingen übungsgemäß ihre jährliche Zusammenkunft. Diese Künstlergesellschaft ist eine der wenigen Associationen, bei deren Generalversammlungen nicht von Dividenden und Renten die Rede ist, sondern vom Schönen und seiner Pflege im lieben Vaterland. Allen Respekt vor solchen freien Vereinigungen, welche die Vorzüge der alten Zünfte und Innungen bieten, ohne deren Zwang und Zopf! Mit den Zünften haben sie unter anderm auch dieses gemein, daß sie sich niemals feierlich versammeln, ohne auch dem irdischen Theil sein Recht widerfahren zu lassen. Auch in Zofingen bildete ein gemeinsames Banket den fröhlichen Schluß der Zusammenkunft, an welchem der, von der gastfreundlichen Stadt gebotene Ehrenwein — „Rathhäusler," so genannt weil der edle Trank im Rathhauskeller aufbewahrt wird — die Gemüther erschloß und die Zungen lösete. Der Nestor der schweizerischen Maler, der greise Vogel aus Zürich, dessen beide Gemälde, der „Tellenschuß" und „Winkelried," durch Gonzenbachs Grabstichel in weiteren Kreisen bekannt geworden sind, zeichnete sich beim fröhlichen Mahle durch seinen stets frisch bleibenden Humor aus. Folgende Künstleranekdote, die er zum besten gab, machte allgemeinen Spaß. Ein junger Maler, der kürzlich durch Zürich reiste, wünschte mit dem Nestor der Kunst persönliche Bekanntschaft zu machen; zu diesem Zweck bestellte er einen Lohnbedienten und ließ sich zu „Maler Vogel" führen. Da er denselben nicht zu Hause traf, hinterließ er ihm seine Karte. Kaum im Gasthof zurück, wurde ihm „Maler Vogel" gemeldet, der auf's höflichste seine Abwesenheit von Hause bedauerte und entschuldigte. Von solcher Freundlichkeit nicht weniger geschmeichelt als erfreut, empfing unser Künstler seinen Besuch mit größter Ehrerbietung; gleich wurde eine Flasche des besten Weines bestellt und bald war das cordialste Gespräch im Gange. Im Verlauf desselben erlaubte sich der junge Maler den Altmeister zu fragen, mit welchem größeren Werke sein Pinsel eben jetzt beschäftigt sey? „Ich bin eben daran," war die Antwort, „aus Auftrag des hohen Bundesrathes — einen Postwagen zu lakiren." Der Lohnbediente hatte den Fremden statt zum Historienmaler Vogel zum gleichnamigen Flachmaler geführt.

Die dießjährige schweizerische Kunstausstellung, welche während dieses Sommers die östlichen Städte durchwandert, um dann im Spätherbst im künstlerisch annexirten Constanz ihren Schluß zu finden, ist im Laufe des verflossenen Monats in Basel eröffnet worden. Es geht die Klage, daß die schweizerischen Berühmtheiten ihre Werke der schweizerischen Ausstellung mehr und mehr vorenthalten. An der kürzlich eröffneten sey im Fache der Landschaft weder Diday noch Calame, im Fache des Genre weder Girardet noch Meuron vertreten. Moritz, auch ein Neuchateller und trefflicher Nacheiferer seiner eben genannten Landsleute, ist leider im verwichenen Winter gestorben. Der Historienmaler Bossard in München, unser Zürcherischer Landsmann, glänzte ebenfalls durch seine Abwesenheit; doch hört man, daß er fleißig an einem schweizerischen Stoffe arbeite, an der Darstellung der edelmüthigen That des Schultheißen Wengi, der sich, während der bürgerlichen Unruhen der Reformationszeit, vor die Mündung der Kanone stellte, die seine katholischen Glaubensbrüder gegen die reformirten Mitbürger eben loszufeuern im Begriffe waren. Auch von Thiermaler Koller sey kein Bild ausgestellt. — Woher diese Lauheit unserer Notabilitäten, da doch die besten Bilder der Ausstellung, welche zu bescheidenen Preisen zu haben sind, gewöhnlich gekauft werden? Wenn gleich vorauszusetzen, daß die genannten Herren an ihren bestellten Bildern genug zu malen haben, so sollten sie doch deßhalb die Ausstellungen, die so viel zur Verbreitung und Ausbildung des Kunstsinns im Volke beitragen, keineswegs vernachlässigen.

Während bei Ihnen im „Reich" kunstsinnige Fürsten ihre Residenzen mit reichen Museen und Pinakotheken beschenken, ist in unserer Föderativrepublik noch keine Rede von einer Bundeskunstsammlung; dagegen ist fast jede Kantonshauptstadt bemüht, für sich allmählig eine kleine Galerie anzulegen. Bei dieser Zersplitterung und der Geringfügigkeit der Mittel sind es meistens nur noch bescheidene Anfänge; wenn aber schon namhaftes gesammelt wurde, fehlt es dann gewöhnlich an einem würdigen Ausstellungslokal, wie z. B. in Bern, wo sich die Kunstgalerie auf einem Kircheneststrich befindet, dessen Zugang fast unfindbar ist. Um so anerkennenswerther sind Bemühungen, wie sie unter andern gegenwärtig in Solothurn geschehen, wo die Stadtbehörden und das kunstsinnige Publikum ihre Kräfte vereinigen, um den Bau eines „Museums" zu ermöglichen, in welchem nebst der bescheidenen Kunstsammlung die berühmte Collection alter Waffen und Harnische und das an interessanten Petrefakten höchst reichhaltige Naturalienkabinet Platz finden sollen.

Versetzen wir uns aus der Kunstprovinz der Farben und Formen in jene der Töne. Trotz der politischen Gewitterluft ist der Gesang der Sprosser und Lerchen (ich spreche von den unbefiederten) nicht verstummt. Im Mai fand in Basel, nach hergebrachter Weise, das schweizerische Musikfest statt. Die Aufführung von Händels Oratorium „Jephta" bildete den künstlerischen Mittelpunkt desselben. Dreihundert siebenundsiebzig Sänger und Sängerinnen trugen die Chöre vor und wurden von einem

Orchester unterstützt, welches 137 Mitglieder zählte. Auch die Solopartien wurden von Dilettanten gesungen, mit Ausnahme des ersten Tenors, der sich unter den Mitgliedern der schweizerischen Musikgesellschaft nicht auftreiben ließ, weßhalb eine fremde Kraft berufen werden mußte. Karl Schneider, vom Hoftheater zu Wiesbaden, füllte die Lücke zu allgemeinster Zufriedenheit aus und rührte mit seiner herrlichen Stimme die schönere Hälfte des Publikums zu reichlichen Thränen. — Banket und Ball sind hergebrachte Beigaben des „schweizerischen Musikfestes" und fielen so splendid aus, wie es die bekannte Baslerische Gastfreundschaft, der gute Geschmack des festleitenden Comités und insbesondere die erprobte Sachkenntniß des Chefs des „Bewirthungsdepartements" schon zum voraus erwarten ließen. — Als nächster Festort wurde Zürich erkoren, wo sich also die schweizerischen Jünger der edlen Musika in zwei Jahren wieder finden werden.

Aber schon die nächsten Wochen werden viele derselben wieder zusammenführen; den kaum waren die letzten Geigenstriche des „Musikfestes" verhallt, so begannen schon wieder die Proben zum eidgenössischen Sängerfeste, dem Fest der Volkslieder und Männerchöre, welches den 8., 9. und 10. Juli in Olten, dem kleinen Städtchen mit dem großen Bahnhof, statthaben soll. Bei den „Sängerfesten" ist der Wettgesang die Hauptsache; sie sind der Tummelplatz, wo die verschiedenen „Liedertafeln," „Liederkränze," „Harmonien," „Frohsinne" rc. der deutschen Schweiz ihre Turniere halten und um den Lorbeer oder vielmehr um die artigen, den Siegern zugedachten Ehrengaben kämpfen. Das Kampfgericht ist bereits ernannt, an dessen Spitze Ihr Landsmann Faißt aus Stuttgart steht.

Soll ich Ihnen nun noch etwas vom literarischen Leben in der Schweiz berichten? Hart an das Musikfest in Basel schloß sich die Hebelfeier an, das hundertjährige Geburtsfest des alemannischen Dichters. Es versteht sich, daß es auch bei diesem Anlaß nicht an „Festgaben" mangelte, die man sich bei den Buchhändlern erwerben und schwarz auf weiß nach Hause tragen konnte. Zu den interessanteren derselben gehört jene, welche, von Friedrich Becker und Professor Hagenbach herausgegeben, in Basel erschien; sie enthält Briefe des Dichters, dichterische Grüße an denselben, eine Abhandlung über die Basler Mundart und einige „Basler Helgen," welche dem Leser die Stadt und Bewohner, wie sie zu Hebels Jugendzeit aussahen, recht drastisch vor Augen bringen. — Auch verschiedene kleine Gedichtsammlungen in Schweizer Mundart benutzten die Gelegenheit, an's Tageslicht zu treten und sich den Freunden alemannischer Poesie zu empfehlen, wobei sich jedoch leider die Erfahrung neuerdings bestätigt hat, daß nicht jeder ein Hebel ist, der „Hus" mit „Gruus" reimen läßt.

A. Corrodi hatte den guten Geschmack, sein drittes Idyll in Züricher Mundart, welches vor wenigen Wochen die Presse verließ, nicht mit der Hebelfeier in Zusammenhang zu bringen; ist er doch eher ein Nachfolger Martin Usteris, auf dessen Ambos zum ersten mal „züritütsche" Hexameter geschmiedet wurden. So eine Reihe züricherdeutscher Hexameter klingt merkwürdig genug und es bedarf eines ziemlich abgehärteten Ohres dazu; das plätschert keineswegs wie ein Gießbach, der über moosige Felsen dahin rauscht, sondern rasselt viel eher wie ein Karren voll Topfscherben, der ausgeleert wird. „De Herr Dokter" ist etwas voluminöser ausgefallen als seine beiden Vorgänger „de Herr Professer" und „de Vikari;" doch ist die Fabel sehr einfach. Adolf, ein junger Arzt, der eben in Prag „ausstudirt" hat, kehrt nach Hause zurück, zum Vater, einem behäbigen, eben so verständigen als wohlwollenden „Landdoktor," zur Mutter, die es etwas hoch trägt und mit dem Sohne, puncto Heirathens, ihre eigenen Wege gehen möchte. Adolf hatte nebst den Eltern in der Heimath auch noch eine alte Liebe gelassen, Hedwig, des heruntergekommenen „Hauptmanns" Tochter. Aber in der Fremde hat eine andere die arme Hedwig ausgestochen, ein pikantes Medicinalrathsfräulein, dessen Photographie der junge „Herr Doktor" in die Heimath mitbringt. Papa ist der Hedwig gewogen, Mama schwärmt bald für die Pragerin, Adolf schwankt zwischen beiden. Da fällt's ihm bei, daß Fräulein Schwarz, welche sich die Schweizerbauern nie anders als mit gestickten Hosenträgern und jodelnd und alphornblasend gedacht hat, doch nicht recht zur Frau eines Landarztes hinter dem „Züriberg" passe; die alte Liebe, die bekanntlich niemals rostet, macht ihre Rechte wieder geltend; ein schriftlicher Korb, von Prag herkommend, gibt den Ausschlag. Zum Schluß der fröhlichen Weinlese wird mit der versöhnten Hedwig Verlobung gehalten. — Ein kecker, frischer Humor und gelungene Detailmalerei zeichnen dieses Gedicht Corrodis, wie jene beiden, die er voraus geschickt hat, aus; wir dürfen unserer mundartlichen Literatur zu dem Kleeblatt aufrichtig Glück wünschen.

Obwohl das eidgenössische Schützenfest erst im nächsten Jahre stattfinden soll, so sind unsere Schützen doch auch in diesem Sommer nicht müssig. Vor einigen Wochen feierten sie einen Triumph über die Herren Landammänner und Räthe von Unterwalden „nid dem Wald." Diese Landesväter hatten die Abhaltung des großen schweizerischen Schießens auf ihrem Gebiete untersagen wollen, aus Besorgniß, ihr unverdorbenes, altgläubiges Hirtenvolk möchte bei dieser Gelegenheit vom Gift des Zeitgeistes angesteckt werden. Die liberalen Unterwaldner Schützen recurrirten an den Bundesrath, der in Erwägung des verfassungsgemäß garantirten Vereinsrechts entschied, die schweizerische Schützengesellschaft dürfe auch in der Heimath Winkelrieds ihr Fest abhalten. — Letzte Woche fand hart an der Grenze des annexirten Savoyens, im Genferischen Städtchen Carouge ein Schießen statt, dem die Zeitereignisse eine politische Bedeutung gaben. Genf benutzte die Gelegenheit, seine schweizerische Gesinnung recht offen an den Tag zu legen. Ist der Volksglaube wahr, so mögen während

dieser sieben Schützentage dem französischen Imperator die Ohren nicht wenig geläutet haben.

Unterdessen bereitet sich ein Seitenstück zur Bremerfahrt, welche vor zwei Jahren ausgeführt wurde, vor. Die riflemen von Altengland, welche Anfangs Juli in Wimbledone ein großes Ehrenschießen abhalten wollten, haben auch die Schweizer Schützen zu diesem Feste eingeladen. Eine Anzahl tüchtiger Vertreter von Vater Tells edler Hantierung wird nicht ermangeln, ihr möglichstes zu thun, den schweizerischen Schützenruf auch jenseits des Kanals aufrecht zu erhalten. Das gibt wieder reichlichen Gesprächsstoff für die kommenden Winterabende. Vielleicht kann ich Ihnen in meinem nächsten Brief etwas Näheres von den Abenteuern unserer Wimbledonefahrer erzählen.

Hamburg, Juni.

Wachsthum der Stadt. — Verfassungsangelegenheit. — Bauprojekte.

Seit Jahresfrist haben die Ausläufer unserer Stadt, denen man den Namen Vorstädte nicht eigentlich geben kann, eine völlig veränderte Gestalt angenommen. Wo immer Bauplätze vorhanden sind, da entstehen erst einzelne neue Gebäude, oft in höchst pittoresken Formen, dann eine Menge vereinzelter Häuser, bis nach Jahr und Tag eine prächtige Straße mit blühenden Gärten zu beiden Seiten fertig ist. Das große Terrain auf der Uhlenhorst, das noch vor einem Quinquennium nur für Wenige Anziehungskraft besaß, ist jetzt mit Villen und Palästen bedeckt und wird nach allen Richtungen hin von breiten, schattigen Straßen durchschnitten, die wieder mehrfach Canäle kreuzen, welche die Alster hinreichend mit Wasser speist. Hier befindet sich das geräumige Waisenhaus, das mehr einem Schlosse ähnelt als dem Aufenthaltsorte verwaister Kinder. Eine Omnibuslinie, der sich wahrscheinlich in nicht langer Zeit eine zweite zugesellen wird, verbindet die Uhlenhorst mit der volkreichen Vorstadt St. Georg und durch diese wieder mit der Stadt, während seit kurzem vier Dampfschiffe den Verkehr zu Wasser mit der innern Stadt und mit den Ufern zu beiden Seiten des breiten Alsterbeckens vermitteln. Diese zierlich gebauten Dampfer, deren jeder wohl etwa fünfzig Personen fassen mag, sind so stark frequentirt, daß eine andere Gesellschaft noch zwei zu erbauen beabsichtigen soll, um an dem Gewinn des zeitgemäßen Unternehmens wo möglich mit Theil zu nehmen. Die bis jetzt im Gange befindlichen Dampfschiffe machen täglich zwanzig und einige Fahrten nach der Uhlenhorst, nach Pöseldorf und Harvestehude hin und zurück.

Wie nach Norden, wächst die Stadt auch nach Osten immer tiefer in den Hammerbrook hinein, der seiner niedrigen Lage wegen, die eine künstliche Entwässerung nöthig macht, nicht in dem besten Rufe steht. Der Hamburger ist jedoch an Wasser gewöhnt, mit feuchten Kellerräumen wohl vertraut, und obgleich fast jeder Sommer gerade in den von feuchten Ausdünstungen heimgesuchten Stadttheilen durch die Cholera ziemlich viele Opfer fordert, fieht der Unternehmungsgeist doch auch über diese Calamität hinweg und baut Haus auf Haus, Straße um Straße an das allernährende Wasser, das durch Ebbe und Fluth wenigstens fortwährend in Bewegung erhalten wird. So entsteht auch hier eine ganz neue Vorstadt, die in Bezug auf lebhaften Geschäftsbetrieb hinter älteren Anbauen schwerlich zurückbleiben dürfte. Aber auch in bedeutender Entfernung von der Stadt bauen sich die Bürger Hamburgs immer zahlreicher an, um den engen Straßen, dem Kohlendampf und der dunstigen Luft zu entgehen. So reiht sich, um nur ein Beispiel anzuführen, schon jetzt Landhaus an Landhaus auf einer von Eppendorf quer durch die Felder nach der sogenannten Hohenluft laufenden Verbindungsstraße, und es vergeht sicher kein Jahr, und Alles ist in dieser Gegend mit geschmackvollen, gärtenumhegten Häusern besetzt.

Bei dem gewaltigen Weltverkehr Hamburgs kann dieses bedeutende Wachsen der Stadt nicht auffallen, eher könnte man sich wundern, daß die Ausdehnung nicht schneller vor sich geht. Hamburg müßte, könnte es sich ganz so frei bewegen, wie es sollte, um hunderttausend Einwohner reicher seyn. Daß es im Verhältniß zu seiner innern Kraft nur langsam wächst, hängt mit den Hemmnissen zusammen, an deren Beseitigung man nun schon volle zwölf Jahre, nur leider nicht mit dem besten Glück, gearbeitet hat. Auch gegenwärtig sind die Aussichten, es werde nunmehr schnell anders und besser werden, nicht vielversprechend. Eine neue Bürgerschaft haben wir freilich erhalten, der Ausbau einer Verfassung aber, wie wir sie haben wollen und haben müssen, wenn wir uns im eigenen Hause wohl befinden sollen, läßt trotz der langen Reden, die man mit gewaltig viel Ostentation allwöchentlich zwei- bis dreimal im patriotischen Hause hält, noch immer auf sich warten. So lange aber eine den Bedürfnissen der Gesammtheit vollkommen entsprechende Verfassung für uns nur ein frommer Wunsch bleibt, kann unser Gemeinwesen sich nicht in der Weise entwickeln, die ihm

eine ungemein günstige geographische Lage und die angeborene Rührigkeit seiner Bevölkerung von Natur vorgezeichnet hat.

Je schwieriger es seyn mag, in dieser Beziehung berechtigten Forderungen zu genügen, ohne Einzelne zu kränken, um so erfreulicher ist der Trieb im Schooß unserer Bevölkerung, alles Gemeinnützige in möglichst kräftiger Weise zu unterstützen und fördern zu helfen. Der Wille, Gutes zu stiften, ist immer vorhanden, und da es glücklicherweise bei uns an wohlhabenden Privaten nicht fehlt, so fließen in der Regel allen gemeinnützigen Unternehmungen höchst ansehnliche Geldspenden zu. Ein fühlbarer Uebelstand war bis jetzt der Mangel eines Asyls für Geisteskranke. Leider ist es Thatsache, daß die Zahl der Irren mit jedem neuen Jahre sich ungefähr eben so sehr mehrt, wie die der Selbstmörder. Den Ursachen dieser beunruhigenden Erscheinung nachzuforschen und sie festzustellen, wird den scharfsichtigsten Psychologen unter den Aerzten überlassen bleiben müssen. Der Aushülfe wegen ward eine Irrenstation dem allgemeinen Krankenhause angehängt, die aber weder einen geeigneten Aufenthalt für Geisteskranke darbietet — die Unglücklichen sind in das Kellergeschoß verwiesen — noch in Bezug auf Einrichtung, Ueberwachung und Pflege Genügendes leistet. Man sah dieß längst ein, ohne doch zu einem Entschlusse kommen zu können. Zeitigen half diesen eine Schilderung des bei der Irrenstation fungirenden Arztes. In dieser Schilderung ward das Unzulängliche des Vorhandenen scharf betont und auf die Nothwendigkeit, Besseres anzubahnen, hingewiesen. Unmittelbar darauf erschien ein Aufruf, freiwillige Beiträge zur Erbauung einer Separat-Irrenanstalt zu zeichnen, wie eine Stadt von der Größe Hamburgs sie bedürfe, und nichts zu sparen, um dieselbe auch den humanen Anforderungen der Zeit entsprechend auszustatten. Bereits ist ein bedeutender Fonds zusammengekommen, auf dessen Vermehrung das Comité noch täglich bedacht ist, und es müßte sonderbar zugehen, wenn der Bau des projektirten Asyls für Irren nicht spätestens im nächsten Jahre seinen Anfang nähme.

Auch für die Kunsthalle wird sich bis dahin wohl so viel Capital angesammelt haben, daß an den Angriff des Baues gedacht werden kann. Ueberflüssig wäre ein geschmackvolles, mit den nöthigen Räumlichkeiten versehenes Gebäude nicht, theils um die bereits vorhandenen Schätze der städtischen Galerie, die sich in erfreulicher Weise mehren, darin unterzubringen, theils um die alle zwei Jahre regelmäßig stattfindenden großen Kunstausstellungen darin abhalten zu können. Gegenwärtig sind die eingelieferten Kunstwerke nicht so aufzustellen, daß mit deren Betrachtung auch wirklich ein Genuß verbunden ist, da die kleinen Säle der Börsenarkaden zu wenig Raum und Licht darbieten, um die Menge von Gemälden, welche zu solchen Kunstausstellungen eingesendet werden, auch nur einigermaßen zweckmäßig aufhängen zu können. Es muß übrigens als ein günstiges Zeichen für den mehr und mehr auch bei uns erwachenden Kunstsinn betrachtet werden, daß nicht nur der Besuch der dießjährigen Ausstellung sehr stark war, sondern daß auch ziemlich viel gekauft worden ist.

Ein drittes Unternehmen, das erst vor kurzem angeregt wurde, besteht in dem Projekt, unserer Stadt einen zoologischen Garten zu geben. Der Gedanke findet allerwärts lebhaften Anklang und läßt sich vielleicht schon deßhalb leichter verwirklichen, weil der lebhafte Verkehr mit aller Herren Ländern das Herbeischaffen interessanter Thiere weniger kostspielig machen dürfte, als für Städte des Binnenlandes. Die Anlage soll mittelst Ausgabe von Actien erzielt werden, und zwar in der Weise, daß jeder Actionär für sich und seine Familie jeder Zeit freien Eintritt in den zoologischen Garten hat. An sich ist dagegen nichts zu erinnern, wohl aber wäre zu wünschen, daß man auch Actien von geringem Werth ausgäbe, um dem Mittelstand Gelegenheit zu verschaffen, sich ebenfalls bei der Actienzeichnung betheiligen und dadurch die Antwartschaft auf freien Besuch des Gartens sich erwerben zu können. Wie man die Sache bis jetzt angegriffen hat, erhält nur der wohlhabendere Theil der Bevölkerung das Privilegium, dereinst zu jeder beliebigen Zeit die Wunder des zoologischen Gartens unentgeltlich beschauen zu können, der Unbemittelte muß zahlen, will er sich und die Seinigen unterrichten. Dem Vernehmen nach ist für die erste Anlage ein Kapital von etwa 150,000 Mark zusammen, und es handelt sich nunmehr um Ermittelung eines passenden und geräumigen Platzes in nicht zu weiter Entfernung vom Mittelpunkt des städtischen Verkehrs. Schritte dazu sind, wie ich höre, bereits gethan worden, und hoffentlich werden dieselben nicht erfolglos bleiben.

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 29. 15. Juli 1860.

Wenn das Seltenste der Natur, ein ächtes Kunstgenie in der Welt erscheint, das mit aller Stärke des Instinkts die einzige Bestimmung seines Daseyns fühlt, so läßt sich vorhersehen, daß es bei einem dem Geiste wahrer Kunst widerstrebenden Zeitgeiste überall Widerstand finden und wie eine Erscheinung aus einer andern Welt seinem Zeitalter fremd bleiben werde

Fernow.

Es scheint, als ob die großen, bahnbrechenden und vorausleuchtenden Geister der Welt eine Zeitlang verborgen bleiben müssen, um erst später, wenn der reife Zeitpunkt gekommen ist, wahrhaft begriffen zu werden.

Kuno Fischer.

Asmus Carstens. *

Daß in der historischen Zeichnung des großen Styls und gediegenen Charakterausdrucks im letzten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts in Rom und der europäischen Künstlerwelt der Schleswiger Asmus Carstens ohne Vergleich die bedeutendste Erscheinung war, steht bereits in den festen Zügen der Geschichte geschrieben, an die keine Wechselfluth der Meinungen und Neigungen reicht, um sie je wieder auszulöschen. Der größte Theil seiner Zeit- und Berufsgenossen konnte ihn weder lenken, noch würdigen; er war als Jüngling vornehmlich sein eigener Meister und ein Schüler der Antike, als Mann schulte er sich an den damals wenig verstandenen Werken von Raphael und Michel Angelo in dem Sinne, daß diese großen Vorbilder ihm von seiner ursprünglichen Anschauungsweise und Charakterkraft nichts nahmen, sondern sie zu einer höheren Reife hoben.

Mühsam losgemacht vom Weinküperdienste in Eckernförde, hatte der junge Carstens an der Akademie zu Kopenhagen Bildungsnahrung, Gönner und Gegner gefunden, aber von dieser Anstalt und der Pensionsaussicht, die ihm der bessere Theil ihrer Träger zudachte und anbot, sich mit einem Eigensinne geschieden, dem ein strenges Gerechtigkeitsgefühl und ein sittlicher Stolz zu Grund lag. Nachdem er dann in den schönsten Jahren dem Berufe zur historisch-poetischen Zeichnung nur auf seine eigenen Kosten unter dem Zusehen weniger Freunde hatte nachgehen, aber seine Existenz mit Bildnißzeichnen fristen müssen, zuletzt und am längsten in Lübeck, war er von da nach Berlin durch den Edelsinn des Senators Rodde gefördert worden. In Berlin verlebte er wieder eine gedrückte Zeit, bis einige Proben seiner Virtuosität in plastischer Zeichnung und die Freundschaft weniger ausgezeichneter Männer (des gelehrten Architekten Genelli und des geistreichen Archäologen Moritz) ihm eine akademische Professorstelle mit mäßigem Gehalt vermittelten, dann der Minister Heinitz, dem er ein Zimmer mit Wandbildern geschmückt hatte, ihm eine Reisepension nach Italien zuwandte. Die zweckwidrigen statutenmäßigen Ansprüche der Berliner Akademie an ihre Reisepensionäre, welchen gemäß die akademische Behörde die von Carstens

* Asmus Jakob Carstens Werke, in Umrissen gestochen von W. Müller, mit Erläuterungen von Chr. Schuchardt. IX Hefte. Weimar bei dem Herausgeber. Leipzig bei Rud. Weigel. (Preis des Heftes $^2/_3$ Thlr. Chines. Papier 1 Thlr. Größere Ausgabe, erster Abdruck chines. in Carton $1^1/_3$ Thlr.

eingesandten Compositionen als schuldige Schülerpensa einfach behielt und die Zahlung der andern Pensionshälfte von der Lieferung weiterer abhängig machte, waren Ursache, daß Carstens nach unumwundenen Erklärungen an den Minister auch dieses Verhältniß löste.

Indeß lebte der Künstler jetzt zu Rom in den Anschauungen, die ihn tief befriedigten und seine Selbstthätigkeit steigerten. Die Ausstellung seiner Compositionen, die er im dritten Jahr seines Aufenthalts auf eigene Hand veranstaltete und öffentlich dazu einlud, enthielt neben älteren, größer ausgebildeten Entwürfen mehrere neue bedeutende und große Zeichnungen. Obschon er damit in der Künstlerschaft Eifersucht und mißwollende Urtheile erregte, war doch die Wirkung nachdrücklich genug, ein wiederholtes Begehren seiner Zeichnungen bei Kunstfreunden zu begründen, das seine äußere Lage sicher stellte, und ihm durch Verehrung und engeren Anschluß der begabtesten jüngeren Künstler innere Befriedigung zu geben. Der gelehrte Archäolog Zoega, Frau Friederike Brun, die geistreiche Kunstfreundin und Schriftstellerin, und was in Rom zum Kreise dieser vorzüglich Gebildeten gehörte, schätzten Carstens und seinen Umgang hoch. Fernow, ein sinniger Forscher in Literatur und Kunstgeschichte, der schon in Lübeck der vertrauteste Freund von Carstens gewesen, traf hier wieder mit ihm zusammen und nahm unausgesetzten Antheil an seinem Leben und Schaffen. Von jüngeren Künstlern war es besonders der kernhafte Joseph Koch, der mit angeborenem Sinn für die Naturform, die zum Geiste redet, sich bereits durch landschaftliche und historische Darstellungen Anerkennung verschafft hatte, bei welchem jetzt Carstens Bewunderung aus gründlichem Verständniß und verwandtem Streben fand. Koch rühmte ihn nicht nur vor Künstlern und Liebhabern; er studirte und zeichnete mit ihm und nach ihm. Mit gleicher Wärme schloß Eberhard Wächter ihm persönlich und seiner tüchtigen Kunstweise sich an. Allein als Carstens diese Höhe seines Wirkens kaum erreicht hatte, zehrte schon an seinen Kräften die Krankheit, zu der die Belästigungen seiner Jugend im Küperdienste den Keim gelegt hatten. Diesem Leiden erlag er schon im sechsten Jahr seines Aufenthalts in Italien, im 44sten seines Alters.

In diesem beeinträchtigten, kurzen Lebensgang hat Carstens gleichwohl einen ausgezeichneten Beruf erfüllt. Seine Götter- und Heroenbilder sind Ausprägungen eines Geistes, der das Natürliche und Menschliche aus dem Ganzen und Bleibenden versteht und schöpferisch dieses Verständniß in reiner und reifer Anschauung verjüngt. Diese Werke sind Zeugnisse von seinem Genius für immer. Er hat darin nicht bloß seine Eigenthümlichkeit beurkundet, sondern den ächten historischen Kunststyl, der damals verloren und von falschen, keiner Dauer fähigen Modemanieren verdrängt war, zuerst wieder aufgerichtet. Der Einfluß, den er auf Koch und Wächter geübt, pflanzte durch jenen in Rom, durch diesen zunächst in Wien sich auf andere Künstler fort, um sie von den kalten Aeußerlichkeiten der akademischen Weise und dem aufgespreizten Schimmer der französischen Schule zur Charakterwahrheit und empfundenen Form zurückzuführen. So ward auch der treffliche Gottfried Schick, der zu Paris in der Schule Davids, wenn schon von diesem belobt, sich nicht befriedigen konnte, erst innerlich befreit und gestärkt, als er in Rom Carstens Werke kennen lernte. Es waren die Compositionen und Gemälde der genannten Meister die den herrschenden Geschmack durchbrachen und dem Bedürfnisse der strebsamsten jüngeren Künstler zu überzeugenden Proben und Vorbildern einer wahrhaften Sammlung und Beseelung der bildenden Kräfte gereichten. So ist Carstens die erste Gestalt in der Kette jener Wirkungen, die sich zum Wiederaufschwung der deutschen Historienmalerei im Anfang unseres Jahrhunderts entwickelt haben. Auch der Bildhauer, der den Entartungen der Plastik zuerst wieder mit siegreicher Fruchtbarkeit gediegene Idealgestalten und classische Reliefcompositionen entgegensetzte, auch Thorwaldsen war bei seinem Entwicklungskampf in Rom, woselbst er in Carstens letztem Jahre angekommen war, von dessen Geist geleitet. Er zeichnete nach ihm ein Jahr lang und fand später im Studium von Carstens Darstellung die Eigenschaften, die ihn begeisterten und seinen Anstrengungen die Richtung öffneten, welche er mit so großem Erfolg eingeschlagen hat.

Zu diesem Rang, den Carstens im Pantheon der Kunst behauptet, und zu seiner so bedeutenden Wirkung auf die Besten steht nun freilich der Grad, in welchem sein Name und seine Schätzung aus Kenntniß sich unter den Gebildeten hat verbreiten können, noch keineswegs im gehörigen Verhältniß.

Der nächste Grund, warum Carstens nicht nach Verdienst berühmt wurde, lag in der mäßigen Anzahl und der Verstreuung seiner Werke. In Kopenhagen befanden sich, außer Jugendstudien von ihm (darunter einem großen Oelgemälde, welches wohl ganz verschwunden ist), eines oder zwei; etliche Zeichnungen in Privatsammlungen in Zürich; auf der Akademie zu Berlin zwei oder drei Compositionen, in Aquarell ausgeführt; kleine, äußerst sauber und bestimmt vollendete Bildnisse, in Stift- oder Wasserfarbenzeichnung, machten bei weitem die Mehrzahl dessen aus, was von ihm in Privathände gekommen war. Etliche seiner in Rom

ausgeführten heroischen Zeichnungen kauften fremde Liebhaber. Schöne Blätter von ihm hatte Koch, die hernach in die Sammlung des Baron Uxkull in Karlsruhe, andere Thorwaldsen, die neuerdings in das Museum zu Kopenhagen übergegangen sind. Die größte und bedeutendste Anzahl seiner Erzeugnisse hinterließ Carstens im Tode seinem treuen Freunde Fernow, der sie bei seiner Rückkehr nach Deutschland 1802 nach Weimar brachte, über dreißig meist große Compositionen, zum größeren Theil in ausgeführter Zeichnung, sey es mit Farben, mit Feder und Tusche, oder in Kreiden oder Rothstift. Hievon kamen, von Herzog Carl August gekauft, zwanzig größere und neun kleinere Blätter, außerdem ein Studienbuch in Folio in die großherzogliche Kunstsammlung in Weimar, in die Sammlung Goethes, außer vierundzwanzig Blättern Studien und drei Blättern Durchzeichnungen oder Copien von Compositionen, sechs Handzeichnungen und Originalentwürfe. Zu jenem Besitz der Weimarschen Kunstsammlung ist später noch ein Carton, Bacchus mit Amor, lebensgroß, hinzugekommen, Freundesgabe von Carstens an Ferdinand Hartmann, von diesem zur Verfügung des Herrn von Quandt hinterlassen, dem die großherzogliche Sammlung dieses Geschenk verdankt.

Waren die so bewahrten Werke schon geeignet, einen vollen Begriff von der Bedeutung ihres Urhebers zu geben, so konnten sie doch nicht so rasch in die Breite wirken, als Oelgemälde in besuchteren Galerien vermocht haben würden. Dieß ist der zweite Grund, weßhalb die Größe von Carstens eine esoterische blieb, daß der Oelbilder von ihm nur sehr wenige und vereinzelte waren. Wohin sein „Raub des Ganymed," auf Privatbestellung gemalt, gekommen, ist nicht bekannt. Das Oelbild: „Fingal mit dem Loda-Geist über ihm," das Friederike Brun besaß, befindet sich vielleicht noch in Kopenhagen, wie dort im Museum der „Bacchus, der aus seiner Schale den Amor labt," einen edeln Eindruck von der mäßigen Farbenhaltung und ruhigen Plastik des Malers Carstens gibt. Die Wandbilder von Carstens in der ehemaligen Wohnung des Ministers Heinitz in Berlin sind seit geraumer Zeit durch Umbau bis auf einen unerheblichen Ueberrest zerstört.

Die Biographie, in der Fernow seinen Kunstcharakter schilderte und ein Verzeichniß seiner Werke gab, bewahrt in schätzbarer Weise sein Andenken. Aber unbegleitet von Nachbildungen seiner Compositionen, wie sie ist, konnte sie die vereinzelten, auf wenige Beschauer beschränkten Eindrücke der letzteren selbst nicht zu einer allgemeineren Aufmerksamkeit sammeln, zumal in einer so bewegten Zeit, als die nächsten Jahrzehnte nach Carstens Tode waren. Dazu kam, daß die Wiederherstellung der deutschen Historienmalerei, zu welcher sich im Beginn so schöne Aufschwunge an das Vorbild von Carstens angeschlossen hatten, nach dem ersten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts dem Einfluß der Romantik und eines absichtlichen Hanges nach der alten Kirche unterlag. Dieser Hang trieb viele thätige Künstler über den großen Styl, zu dem Carstens begeistert war, über Michel Angelo und Rafael, als zu heidnisch, nach rückwärts auf die Weisen ihrer Vorgänger, die für christlicher und seelenvoller geschätzt wurden. Diese Wendung führte ab von der Antike und setzte von der freien Darstellung antiker Gegenstände insgemein voraus, sie könne sich wegen des Mangels frommer Begeisterung nicht über kalt akademische Nachahmung oder französisch classische Affektation erheben. Da Carstens den größten Theil seiner Werke aus griechischer Poesie geschöpft hatte, hinderte schon dieses, im damaligen Kunstgeist Platz greifende Mißtrauen ein geflissenes Aufsuchen und unbefangenes Würdigen seiner Werke. Dieses Vorurtheil, das ihm eine nur abstrakte Richtung beimaß, gab sogar falschen Urtheilen über ihn eine lange Dauer, die keine andere Grundlage hatten, als unpassende, willkürlich übertreibende Ausdrücke jener Tadelkritik, zu welcher das Ausstellen seiner Werke in Rom einige reizbare Kollegen entzündet hatte. So hatten die Weimarschen Kunstfreunde gehört, Carstens habe unternommen, die allgemeinen Begriffe von Zeit und Raum zu malen. Und noch bei Nagler im Künstlerlexikon, diesem verdienstlichen Werke eines ausgezeichneten Sammlerfleißes, lesen wir von Carstens: „Schade, daß er sich am Ende einließ, philosophische Ideen bildlich ausdrücken zu wollen, wie unter andern Zeit und Raum. Der Alte mit Flügeln und Sense ist eine abgedroschene Idee, und der Jüngling mit der Himmelskugel in der Hand unverständlich. Das Uebersinnliche gehört nicht in die Sphäre der Kunst." Die hier angedeuteten Zeichnungen oder das Unternehmen, philosophische Ideen abzubilden, sollen heute noch dem Künstler nachgewiesen werden. Niemand hat angegeben, wo Carstens diesen Sensemann oder den Raum gezeichnet. Es ist daher nicht nöthig, die Unrichtigkeit des beigefügten allgemeinen Urtheils zu erörtern. Ob die Kunst auch ideale Begriffe mit Phantasie zu beleben wagen dürfe, ist nicht erst eine Frage. Solche Werke sind da und haben ihr Recht bewiesen. Oder sollen Rafaels Poesie, Philosophie, Theologie, seine Cardinaltugenden, oder Glaube, Liebe, Hoffnung von ihm, oder die Grazien, kraft orthodoxer Theorie für unberechtigt zu existiren erklärt werden? Wenn Carstens die kosmischen Götter, Phtah, Neith, Phanes, wenn er die Parzen

oder die Nemesis gezeichnet hat, sind sie eben so wenig hohle Allegorien geblieben, als Michel Angelos Schöpfer der Weltlichter und des Menschen. Bei keinem modernen Künstler ist die Warnung vor abstrakter Auffassung überflüssiger als bei Carstens. Wenn man, wie billig, zum Maßstabe den Körper und die Natur nimmt, die es dem lieben Gott gefallen hat, dem Menschen wirklich zu geben, dann sind die aus der romantischen Wärme und Convertitenbegeisterung geschöpften Figuren mit viel mehr Recht abstrakte zu nennen als irgend eine Gestalt von Carstens. Bei ihm liegt das Element, die Fassung und die Kraft des Ausdrucks durchaus in der organischen Gestalt.

Solche ganz mißverständliche Nachreden über die Kunstweise des Mannes würden von selbst verschwunden seyn, hätten seine Werke, vervielfältigt, zur Einsicht in vielen Kreisen vorgelegen. Der Mangel an Kupferstichen nach ihm ist als die letzte der Ursachen zu bezeichnen, die eine allgemeinere Anerkennung seiner Genialität verzögerten. Außer einer kleinen Zeichnung der Nacht mit ihren Kindern, Schlaf und Tod, in der Art eines geschnittenen Steins, die in dem Handbuch der Mythologie von Moritz noch bei Carstens Leben heraus kam, war die Folge von radirten Blättern zum „Argonauten-Epos," welche J. Koch nach den Entwürfen von Carstens ausführte und 1799 herausgab, lange Zeit das Einzige, was von dem früh geschiedenen Künstler in mehrere Hände kam. Das Format war klein, die Ausführung nicht von der Eleganz, welche die Laien besticht, der altheroische Gegenstand hatte keine Verwandtschaft zu den Bedürfnissen und Neigungen, die eine Zeit heraufziehender und weit um sich greifender Kriegsverwirrung den umgetriebenen und niedergeschlagenen Gemüthern aufdrängte. So blieb auch dieses Kenntnißmittel ganz unzulänglich.

Die im Jahr 1820 von H. Müller unternommene „Weimarsche Pinakothek" in Lithographien, die auch von Carstens in ihrem ersten Heft den „Sokrates im Korbe" (nach Aristophanes Wolken) enthielt, stockte nach diesem ersten Heft; und in noch neuerer Zeit kamen nur von J. L. Thäter das Blatt in des Grafen A. Raczynski Kunstgeschichte: „Nemesis, die Nacht, die Parzen und das Schicksal," und desselben trefflichen Kupferstechers „Zurückbringung des entflohenen Megapenthes zur Todtenbarke" (aus Lucians Erzählung) nach Carstens, welches letztere Blatt eine Folge solcher Hauptwerke eröffnen sollte, 1844 zur einzeln gebliebenen Ausgabe. Eine Würdigung des Kunstcharakters von Carstens durch unmittelbare Anschauung Vieler vermittelte wohl mehr als je im vorvergangenen Jahre die historische Kunstausstellung zu München, auf welcher die Betrachtung einer Anzahl seiner Compositionen in einem Grade, wie nicht viele andere, die Ueberzeugung hob, daß im Schoße der deutschen Bildung eine mächtige Kraft idealer Hervorbringung und Naturvergeistigung wohnhaft und in Schöpfungen, die nicht altern, ausgeprägt sey. In der That behaupteten seine Gestalten eine eigene Kernfrische und nachhaltige Klarheit neben jüngeren aus den andern Phasen, in welchen seither der Styl der historischen Kunst sich versucht und bewegt hatte.

Weil dieser Künstlergeist zu den edelsten unserer Geschichte gehört, und weil ihm die gerechte Anerkennung im ganzen Staate der Gebildeten weder genügend im Leben, noch im nächsten Geschlecht nach seinem frühen Hintritt geworden ist, sind wir Deutsche noch immer in seiner Schuld und mit dem Zoll im Rückstande, der den Heroen eines großen Volks gebührt. Wie zahlt man seine Schuld an die Unsterblichen? Einzig dadurch, daß man die Erinnerung, die Verbreitung, die Wirkung ihrer ausgezeichneten Gaben nicht ausgehen läßt. So läutert und stärkt sich gegenwärtige Bildung an der vorausgegangenen, so wird der geistige Schatz der Nation im Leben und Bewußtseyn erhalten, so wird den Kämpfern ihre Ehre, die sich erhabenen Diensten geopfert haben.

Zu dieser Befreundung mit den schönen Leistungen von Asmus Carstens und zur lebendigen Würdigung seines Kunstcharakters durch ihre wiederholte Betrachtung, die jedem zur Historienzeichnung Berufenen vorzüglich zu empfehlen ist, die aber Allen erwünscht seyn muß, welche in einigem Umfang das Bedeutende, was deutsche Phantasie hervorgebracht hat, kennen wollen, ist nun endlich hinreichend Gelegenheit gegeben. Von 1849 an bis jetzt hat der Kupferstecher W. Müller in Weimar 35 Blätter nach Carstens herausgegeben, welche 27 seiner Compositionen darstellen, 23 aus der großherzoglichen Kunstsammlung, 3 aus der Goethe'schen, 1 aus der Sammlung des Barons Uxkull. Diese gestochenen Umrißzeichnungen mit ganz mäßig angegebenen Schatten sind in den Linien, Verhältnissen und Zügen so treu und rein, daß sie das Totale und Bestimmte der Erfindungen und ihres Ausdrucks mit vorzüglicher und eindringlicher Klarheit wiedergeben. Da die Originale selbst ihre Kraft und ihre Reize weder in Contrasten und Spielen der Beleuchtung, noch in den Beziehungen der Farben haben, sondern Bau, Bewegung, Zusammenschluß der Gruppen, Leben und Charakter der Gestalten, Energie der Motive und plastische Einheit ihre große Sprache ausmachen, so ist die richtige

und reine Wiedergabe der Linie und Form in diesen Stichen Müllers genügend, im Abbilde den Geist und die Schönheit dieser Werke zu bewahren. Bei der Copie des „goldenen Zeitalters" (Sammlung des Baron Uxkull) konnte allerdings die Unterscheidung durch Schattenstriche nicht die Farbentöne ersetzen, die im Vorbilde, bei leiser Anwendung, eine heitere Ruhe der Massen und eine zarte Wärme der Form bezeichnen, welche den Genuß der Betrachtung vertiefen. Eben so wäre es ein Selbstwiderspruch, wenn man bei denjenigen Zeichnungen, die Carstens in Kreide oder Röthel durch alle Theilformen hindurch auf's tüchtigste und feinste modellirt und vollendet hat, vom Abbilde eben den Grad der Ausführung, auf den es verzichtet, verlangen wollte. Was es gleichwohl deutlich und wahr entsprechend gibt, bleibt das wesentlich Schöpferische und Charakteristische. Und man kann sagen, daß die Beschränkung auf Umrisse und verständig bezeichnende Schatten in diesen Copien, wie dieselbe durch Ermöglichung des geringeren Preises die Verbreitung erleichtert, auch in sich zum Zweck, den Charakter des Künstlers kennen zu lernen und das eigene Kunstverständniß an ihm zu bilden, instruktiver ist. Sie heftet den Blick entschiedener, kürzer, faßlicher auf die Anlage als solche, auf die Form als durchgehendes Motiv, auf die Linie als Charakterzug; sie gibt zunächst und zumeist den Periodenbau dieses künstlerischen Ausdrucks, der durch die natürliche Rhetorik der in den Bildungen und Wechseln ihres Zusammenhangs erwogenen und verstandenen Menschengestalt redet. So ist sie ganz geeignet, den Empfänglichen, welchem der Künstler noch neu und der gediegene historische Styl noch nicht geläufig ist, diese große Sprache buchstabiren und lesen zu lehren.

Es ist dir nun, lieber Leser dieser Anzeige, leicht gemacht, den biedern und poesievollen Carstens zum Hausfreund zu haben, in seinem stillen und ergiebigen Umgang seine Sinnesart und Vorstellungskraft dir anzueignen und mit ruhigem Genuß deine Einbildung zu bereichern, dein Selbstgefühl zu erhöhen. Sollten dir beim Durchblättern der Müller'schen Hefte die Regionen, in welche die Gegenstände weisen, etwas abgelegen und gewohnten Spielkreisen der Imagination fremd erscheinen, so darfst du der gesunden und erfrischenden Wirkung um so gewisser seyn, die bei näherem Eingehen diese Sphäre der Anschauung auf dich machen wird, welcher eine jugendkräftige Poesie, die ihre Unverwelklichkeit schon an vielen verschiedenen Zeitaltern bewährt hat, zum Grunde liegt. Das Nöthige, um Auffassung und Verständniß zu leiten, gibt der jedes Heft begleitende erklärende Text von Chr. Schuchardt in dienlicher Kürze und so, daß von da aus die Wege zu weiterer Belehrung sich dem leicht andeuten, der sie verfolgen will. Dann wirkt am sichersten bildend die Betrachtung selbst. Wem auf den ersten Anblick ein und anderes einzelne Bild zu derb oder lakonisch, diese Form zu schwer, jene Bewegung unzierlich scheinen will, der kann hieran merken, daß er eben der Sinnesläuterung und Geistesbildung noch bedarf, die er hier gewinnen kann und wird, in demselben Maße, als er diese Darstellungsweise durch offenes Verweilen dabei sich vertraut macht und sie immer lebendiger sieht. Das Begreifen im Anschauen wird ihm von selbst wachsen, er wird mit diesem Fortschritt gerade da, wo er sich anfangs nicht weich genug angesprochen fühlte, Tüchtigkeit und Schönheit zu seiner Freude finden, und mit der Entwicklung seines Behagens an dem wahren, dieser Sammlung von Zeichnungen gemeinschaftlichen Familiengeiste, in seinen eigenen Sinnen und seiner Brust eine erhöhte Natürlichkeit und Richtigkeit der Empfindung, ein stärkeres und feineres Gefühl und Verständniß des Lebens haben. Das ist ja der Beruf der Künstler, daß sie uns die Unschuld der Anschauung, den wahren, dauernden Sinn der Natur, den Geist in der wirklichen Erscheinung wiedergeben und entfalten. Was in uns anfänglich dem ächten Künstler widersteht, ist dasselbe, weßhalb er größer als wir ist, dasselbe, wovon er uns befreien kann und soll. Wie wir heraufwachsen in unserem bedingten Zeitalter, nehmen wir mit dem Verstande Gewohnheitsmechanismen, mit der Sitte die Unsitte, Moden der Tracht und der Seele an, die uns schlechte Figuren und Maßstäbe für das Bedeutende und das Gefällige, für Neigung und Urtheil aufheften. Von dieser Behaftung, die uns Tapeten und Teppiche für Leben, leere Gewänder für Inhalt, Puppenglieder und Masken für Seele nehmen läßt, befreit uns erst der Künstler, der uns Form und Sinn der lebendigen Natur entgegenhebt, nicht, wie sie Verbildung und Willkür überdeckt, entstellt und verzogen hat, sondern wie sie, im Gesetz der Schöpfung gewachsen und gestaltet, ihr wahres Daseyn hat und in Antlitz und Gehabung, in athmender Wirklichkeit Charakter, Willen, Empfindung ausdrückt. Indem wir im Bilde Lebensfähigkeit und Bewußtseyn, Thatkraft und Genuß, Leidenschaft und Begeisterung in demjenigen organischen Bau, an den Gliedern und Sehnen, Zügen und Mienen ausgesprochen sehen, worin der Menschengeist ursprünglich und jederzeit seine Selbstgestalt und Selbstäußerung hat, verstehen wir die Menschlichkeit in derjenigen Urschrift, die sie, vor und nach allen conventionellen Gehabungen, eigentlich und wesentlich ausdrückt, daher auch für uns faßlich, beredt,

fühlbar, unserem Selbstgefühl die Reinheit und Fülle gibt, in der es sich im Einklang mit der ewigen Natur findet.

Diese Schule der Anschauung ist so recht die Werkstatt und die Weihe unseres Künstlers Sein Erstes und Bleibendes war die Begeisterung für den Schöpferodem, der sich im Menschenleibe verherrlicht hat, für den Zusammenhang und Abschluß, durch welchen dieser Leib die räumliche und empfindende Welle der in sich selbst zurückfließenden Seele ist, für die maßvolle Fähigkeit des Ausdrucks von Zuständen und Zwecken, Gemüthsbewegungen und Sinnesarten, die in diesem gleichartigen Leibe der Gattung, in seinen sparsamen Organen, begrenzten Gliedern, bestimmten Muskeln durch Abwandlung der Verhältnisse und der Gewichtsvertheilung, durch Spielarten der Züge und der Oberflächen in unendlicher Mannigfaltigkeit gegeben ist. Diese unerschöpfliche Sprache, die in der göttlich begrenzten Grammatik der Gestalt Seelenmomente, Charaktere, Geist umfaßt und entwickelt, war das Studium, auf welches Carstens von seinem Genius geführt wurde, worauf sich seine Anstrengungen als Jüngling, sobald er des Dienstes entlassen war, sogleich sammelten. Sein Interesse war nicht das des Anatomen und Physiologen, welches auf den geregelten Bau und Mechanismus des organischen Körpers und die Processe und Funktionen geht, in welchen er sich bildet und erhält. Vielmehr ging es auf die Körperform als anschaulich beseelte, auf die Gestalt als Charakter, auf Glieder- und Muskelverhältnisse in den Geprägen und Bewegungen, in welchen sie Eigenheiten und Bestimmtheiten des bewußten Lebens, Fassungen und Aeußerungen des Geistes unmittelbar vergegenwärtigen. Das Reich der Menschengestalten in so unterscheidender Bedeutung, das sie in der Körperlichkeit als solcher sich als selbstständige Wesen, als Geistesqualitäten und lebendige Seelen, in Stellungen und Bewegungen als Charaktere und geschlossene Gemüthsmomente sich darstellen — dieses Gestaltenreich ist klar und vielseitig an Umfang entfaltet in den Werken der hellenischen Plastik. In ihnen fand der Jüngling Carstens die großen Muster und sichern Leiter der Anschauungsweise, nach der seine Einbildung neigte. Sein angelegentlichste Beschäftigung in Kopenhagen ging dahin, die Antiken selbstthätig in sich aufzunehmen. Die Art, wie er dabei verfuhr, ist entschieden bezeichnend für die Reinheit und Höhe seines Kunstbestrebens. Er setzte sich nicht vor die Statuen hin, um sie unmittelbar nachzuzeichnen; aber stundenlang vor ihnen weilend, sah und fühlte er die Gestalt mit ganzer Seele durch, dann ging er nach Haus, um sie aus dem Gedächtniß zu zeichnen, und indem er diese Zeichnung nachher mit der Statue verglich und durch Wahrnehmung der Unterschiede die letztere mit neuer Bestimmtheit auffaßte, wiederholte er das Zeichnen aus der Erinnerung, bis es völlig treu war.

Kunstkritiker haben diese Methode getadelt, als nutzlose Erschwerung des Bildungsweges. Für andere mag sie zu schwer seyn, um ihnen empfohlen zu werden. Carstens hat sie nur sich selbst zugemuthet, mit gutem Recht. Er fühlte sehr richtig, daß das Nachbuchstabiren, weil es bequemer ist, weniger Bürgschaft gibt, mit dem nachsyllabirten Wort auch den Gedanken zu fassen und auszusprechen. Er erkannte, daß bei der plastischen Zeichnung nicht das Summiren der Theile das Wichtigste sey, sondern die Fassung des Ganzen in einem Guß, welche nicht der ab- und zuhüpfende Blick, sondern die ruhige Seele im Auge vollbringt. Dann mußte die Zeichnung aus dem zurückgebliebenen Totaleindruck für die Energie desselben eine Probe von ungleich mehr Sicherheit ergeben als die Aehnlichkeit einer unmittelbar abgeschriebenen Copie. In dem Maße aber, als er es in solchen Zeichnungen aus Erinnerung des Ganzen zur Treue der Ausgestaltung brachte, mußten auch die Theilformen seinem Verständniß bestimmter eingeprägt und seiner freien Hand geläufiger werden als irgend einem Nachzeichner. Also folgte aus dieser Methode eine stärkere, dauerhaftere Aneignung der Theilform zugleich mit einer Gewöhnung, diese besondere Form aus dem energisch erfaßten Ganzen herauszufinden und auszuführen.

Ein auf diesem Weg erstarkter Zeichner mußte dann für seine Erfindungen ein überwiegendes Charaktergefühl und dabei die Fertigkeit gewinnen, aus diesem, ohne Anlehnung an gegebene, von demselben abführende Hülfsmodelle, die Gestalt in's Concrete auszuführen, zu individualisiren. Diesen Vorzug hat Carstens erworben. Er ist als erfindender Zeichner hervorragend in der Charakterkraft und plastischen Wahrheit der Gestalten, die er ohne Modellstudien, aus Vertrautheit mit der Natur und geübtem Sinn zu beleben im Stande war. Billig hätten die Theoretiker, die ihm die selbstgewählte Methode zum Vorwurf machten, beweisen sollen, daß andere Zeichner, auf dem bequemeren Copirwege ausgebildet, in ihren Erfindungen eine größere oder zum wenigsten doch eben so große Tüchtigkeit des plastischen Charakterausdrucks erreicht haben. Diese Nachweisung werden sie uns wohl schuldig bleiben. Zeichnungsmängel im Einzelnen kann man auch bei Carstens finden — (bei welchem Maler nicht?); — doch ist das Correkte kein so einfacher Begriff, als die zuversichtlichen Urtheile Vieler voraussetzen. Was zur Linienperspektive gehört, kann freilich mathematisch geprobt werden. Ein

anderes ist es mit der Individualität der organischen Gestalt. Hier sind wohl Grenzen gegeben, innerhalb welcher die Proportionen und Bewegungsformen sich halten müssen, innerhalb welcher aber die Natur selbst mit Arten und Einzelgestalten immer nur sehr mannigfaltige Variationen darstellt. Die letztbestimmte Ausbeugung und Einziehung individueller Form unterliegt keinem ein für allemal gültigen Kanon. Sehr oft ist daher, was für solche als Norm dem Urtheil der Künstler zu Grund liegt, kein feststehendes Naturmaß, vielmehr einseitige Gewöhnung, nur diese oder jene Form oder Verbindung zu sehen, nur ihre Linie als wahr und schön gelten zu lassen. Dieses Correkte lehrt weder die geistige Einheit der Zeichnung hervorbringen, noch sie lebendig fühlen. Bei Carstens aber zeigt sich in vielartig und gewaltig bewegten Gruppen, die er, ohne Aktstudien und Modelle, aus freier Hand ausführen konnte, wie im Centaurenkampf (Heft 6, T. 30—32), den er in Florenz im Gasthof gezeichnet hat, eine Entwicklung der Organismen und eine Sicherheit der schwierigen Motive, welche die Vermählung seiner Phantasie mit dem concreten Spielkreis der Natur und dem Ausdruck lebendiger Einheit in einem Grade bezeugen, wie er bei keinem seiner Zeitgenossen und wohl auch seither bei keinem Neueren gefunden worden.

Die auszeichnende Art, wie Carstens die Antike studirte, ging nicht auf trockene Nachahmung, sondern auf Bildung des Sinnes für die Auffassung und Darstellung des Lebens, der Seele, des Charakters in Gestalt und Form. Er componirte daher auch nicht, wie so manche Maler seiner Zeit, angestrichene Statuen, sondern selbsterfundene Gestalten von tüchtigem Leben, zu deren Schöpfung und Ausprägung er sich an der Antike nur die Fähigkeit geschärft und geschult, die Formkraft gesteigert hatte. Seine Originalrichtung auf die Sprache des Geistes in der natürlichen Erscheinung des Menschenlebens führte ihn auf Gruppen, die sich charaktervoll zusammenschließen oder energisch bewegen. Er wurde nicht Bildhauer, obschon er mit Geist modellirte und das kleine Modell einer Parze von seiner Hand sich bis auf unsere Tage erhalten hat. Er wurde Zeichner von Compositionen und Handlungen. Geschichtliche, für Mittelzeit oder moderne Zustände charakteristische Handlungen konnten ihn in dem Grade weniger ansprechen, als sie auf dem Grunde nicht eines natürlichen, sondern conventionellen Systems ihren Sinn nicht vorzugsweise durch Gestalten und organische Motive, sondern, mit Umhüllung von Costüm, durch Geräthe, Zeichen, Beziehungen vielfach mittelbar ausdrücken. Am meisten mußte ihn die Mythenwelt und Poesie der Griechen anziehen, weil sie wesentlich die Einbildung der Natur in Menschengestalt und den Menschengeist in einer natürlich plastischen Sitte darstellt. Aus diesem Gebiet erwuchsen seine meisten und schönsten Compositionen. Ein Heroenthum, wie es die Griechen sich dichteten, welches in körperlicher Tüchtigkeit und mächtiger Gymnastik das Culturleben eröffnet, erlaubt gerade und verlangt am unumwundensten den plastischen Styl, dessen bündige Tiefe Carstens ausbeuten wollte. Weniger und vorübergehender haben ihn die Klänge des Ossianischen Heldenliedes bewegt. Weil die Gestalten des letzteren zu Schatten hinschwinden, kann sich in ihnen das Interesse concreter Charakteristik nicht sättigen. Zwar suchte Carstens im „Loda-Geist," welchem Fingal kühn entgegentritt, dem Gespenste selbst Wägbarkeit durch geschlossene Formzeichnung, Contrast und Gegengewicht zu geben, aber die phantastische Größe kann nicht so intensiv empfunden werden als eine minder über das Mittelmaß des Menschlichen hinausgetriebene. In „Ossian und Alpin" (Heft 6, T. 21), einer seiner früheren Zeichnungen, hat der Künstler nicht den Inhalt eines Liedes, sondern die Stimmung dieses traumschweren, wehmüthigen Gesanges in der Gruppe der zwei alten Harfner an ihren Zügen und Motiven wohlempfunden ausgedrückt. Bedeutender aber und geistvoller gestaltet sind seine homerischen Zeichnungen, zumal die seiner drei letzten Lebensjahre.

(Schluß folgt.)

Des Doctors Gebirgsreise.

(Fortsetzung.)

„Da hast du meinen Vater. Er ist ganz der Alte: eisern, unermüdet, groß am meisten da, wo er klein scheint; mit ohnmächtigem Grimme sage ich mir freilich auch oft: klein, wo er am größten scheint. An den Pfarrer bin ich mit ehernen Klammern geschmiedet. Verantworte er es vor Gott, wenn ich daran mir die Seele wund oder die Postille in Fetzen reibe. Auch von Berlin darf ich nicht reden. Was fragt er nach Fichte, was nach Schleiermacher? Es bleibt bei Halle. Er hat da studirt, sein Vater, sein Großvater vielleicht, — folglich der Enkel auch. Verstehe die Logik, wer kann. Die Testamente und die Kirchenväter sind die nämlichen unter den Bonaparten wie unter den Hohenzollern. Von der Zeit hat er keine Ahnung; „Schuld heischt Geißel und Opfer, auch schuldlose," ist seine Rede. Und das in Tagen, wo ein heldenmüthigeres Bergvolk, als das unsere, seine Ketten abschüttelt, wo an der Donau auf Tod und Leben gekämpft wird, wo es selbst im Norden gährend schäumt und jede Stunde ein Ausbruch zu hoffen ist. Genug von ihm! Ich seufze wie ein Sklave unter seinem Joch, und ich liebe und bewundere ihn dennoch wie keinen zweiten. Kommts zum Aeußersten, zum Krieg meine ich, so entfliehe ich."

„Was soll ich dir nun aber von meiner Schwester —, nein, nun und nimmer werde ich sie mit diesem Namen nennen lernen, und Gott sey gelobt, daß ich sie nicht mit demselben zu nennen, sie nicht zu lieben brauche, wie eine Schwester, — was soll ich dir von Eva, dem kleinen Quälgeist meiner Kindheit sagen? Du kennst sie auch, Leonhard; wie oft mag ich dich mit meinem Koboldsärger gelangweilt haben, armer Junge! Nun, klein ist sie noch und wird auch schwerlich größer werden. Ich erschrack ordentlich, als mir statt des knirpsigen Herchens, das ich verlassen, ein erwachsenes Frauenzimmer unter die Augen trat. Wie alt ist sie denn eigentlich? Ich bin fast neunzehn, sie also sechzehn. In den nächsten Tagen muß wohl ihr Findlingsfest gefeiert werden. Ihr Aeußeres gibt keinen Maßstab. Diesen Moment sieht sie dich mit großen verwunderten Augen an wie ein Kind, im nächsten wie ein kluges, determinirtes Weib."

„Neulich hatte sich mehrere Tage eine französische Einquartierung bis in unsere Berge verirrt. Man wittert, was sich im Norden rührt — und ich sitze hier über der Exegese des Marcus, o Gott! — Wie ich knirschte, die Hunde im Hause meines Vaters als Gäste und Herrn honoriren zu müssen! Mein Vater war ruhig wie immer, wenn es sich nicht um Steine und Pflanzen handelt. Er sah eben Menschen einer andern Gattung, wie Raupen oder Schmetterlinge. Die Geschichte der Völker ist ihm ein Naturproceß, schließlich bestimmt durch die Norm, die das einzelne Individuum, auch wieder als ein innerliches Naturprodukt, categorisch determinirt. Aber die Eva hättest du sollen mit den Wälschen umspringen sehen, Leonhard! Kaum vierundzwanzig Stunden und sie plapperte mit einem Accent, als hätte sie nie einen andern gehört, und alle ihre Wissenschaft, mit Ausnahme früherer gelegentlicher Durchzüge, stammt doch nur von den Lectionen, durch welche mich vor Jahren der Vater zur Schule vorbereitete. Mir war es ein Gaudium, daß die Herrn Gallier meine Antworten — denn auf Fragen oder Erörterungen ließ ich mich von Haus aus natürlich nicht ein — so wenig verstanden, als lauteten sie chaldäisch. Die Eva hatte Reparties und Witzworte wie die geistreichste Französin, die Einfälle flogen ihr nur vom Munde. Auf einer Waldwiese tanzte sie Contretänze mit den Gecken, als käme sie warm vom Corps de ballet; sie schoß mit der Pistole nach einer Scheibe, auf welche sie eigenhändig keck mit Kohle den Umriß eines schnurrbärtigen Gesichts gezeichnet hatte. Der alte Oberst war mit einem offenbar um des Mädchens willen extemporirten, oder mindestens unnützer Weise wiederholten Auftrage von der Präfektengarde aus X. herübergekommen und that es in narrenhafter Huldigung den jüngsten zuvor. Die „belle sorcière" stieg mit den Männern zu Pferde und trabte auf meines Vaters kräftiger Stute an ihrer Spitze die steilsten Bergpfade hinan. Die Bauern standen kopfschüttelnd vor den Thüren und gafften ihr nach; ich schäumte; und mein alter, strenger Vater — der lachte! Das Mädchen hat es ihm angethan, die tollsten Streiche läßt er ihr hingehen. „Es ist Kern in ihr," sagt er, „die hält sich oben!" Die Cavalcade kommt wohlbehalten zurück; der Oberst will die Eva vom Pferde heben, sie springt, ohne seine Hand zu berühren, herunter wie eine Bereiterin; er breitet die Arme aus, um sie aufzufangen, im Nu hat er von ihrer Weidengerte einen Hieb über das Gesicht. Die Lieutenants applaudiren und Eva schreitet in das Haus wie eine kleine Prinzessin. Bei

aller Ausgelassenheit ist sie, was auch die alten Weiber munkeln, ein „Kräutchen rühr mich nicht an." Sie hat kein Herz! Die Franzosen sind wir — bis auf hin und wieder einen galanten Besucher ausgenommen, den alten Obersten, der den Backenstreich nicht übel genommen, an der Spitze, — einstweilen los. In unsern Bergen ist Schmalhans Küchenmeister. Sie haben sich hier im Dorfe leidlich genug betragen, Dank der Eva ohne Zweifel. Aber dankt es ihr Einer? Gott bewahre, keiner traut ihr, keiner kann sie leiden. Und doch ist sie nicht böse, hülfreich sogar, aber stolz und nicht gefällig. Sie neckt mich nicht mehr wie sonst; im Gegentheil, sie sorgt für mich, daß ich es mir im Hause nicht besser wünschen kann, und doch stört sie mich. Sie vertritt meine Neigungen gegen des Vaters Willkür herzhafter, als ich selber, und sieht mich manchmal dabei an, daß mir's zu Muthe wird — Haß will ich's nicht nennen, Leonhard, eher Angst, ja, Leonhard, Angst."

„Meinem Vater zu Liebe habe ich während der Ferien eine Arbeit begonnen, eine Exegese des Marcus, seines Lieblingsevangelisten; aber die Ruhe fehlt mir. Besser gelingt mir's mit den Uebersetzungen, von denen ich dir, glaube ich, schrieb. Das Englische muß geübt werden. Kommt uns Hülfe und endlich Freiheit, so ist's ja über's Meer her. O dieser Shakespeare! Ich bin beim Romeo. Das Metrum glückt mir nicht; du weißt, die Verse fließen mir nie wie dir, Leonhard. Und eine Uebersetzung ohne Fessel der Form dient meinem Zwecke auch eben so gut. Der verliebte Patron, der Romeo, ist mir gründlich zuwider, aber ich habe nun einmal keinen andern Band zu mir gesteckt. Nun sieh, so oft ich den Rücken wende, merke ich an der Lage meines Heftes, daß jemand darüber gewesen; die Eva ist es, die meine Arbeiten ausspionirt; die Eva — was versteht denn sie von einer Julia! Und so stört sie mich allerwärts."

Am Nachmittag. — „Ich wollte meinen bunten Brief absenden, und nun muß ich doch noch einen Streich von ihr hinten anfügen, nein, eine That — eine That, hätte sie eine andere vollbracht, als die Eva, sie würde wie ein Abgott verehrt werden. Von ihr nimmt's keinen Wunder; kaum sagt man: hab' Dank!

Vor einer Stunde jagt sie sich mit der Dorfbrut rund um den Ziehbrunnen im Hofe. Ein Bube, als sie ihn greifen will, flüchtet auf den Rand, taumelt und stürzt hinunter. Wir alle stehen dabei, ich auch; wir schreien auf, ich auch — wie ein Esel. Aber ehe Einer zur Besinnung gekommen, hat die Eva schon das Seil erfaßt und sich in die Tiefe hinabgewunden. O des grausenden Blicks, mit welchem wir ihr nachstarren! Eben stehe ich auf dem Rande, um mich ihr nachzuwinden, als ihr Ruf: „hoch!" zu uns herauf bringt. Das Rad wird gedreht, und siehe, im Eimer geborgen da sitzt der Knabe, und Eva, mit Händen und Füßen an das Seil geklammert, schwebt über ihm, naß, blaß und ruhig wie eine Nixe. Und: „'s ist ein Nix!" murmeln auch die Bauern, statt zu rufen: „Gott lohn's!" Mein Vater, der während dieser fürchterlichen Minuten starr wie eine Leiche gestanden, sprach kein Wort, aber in seinen Augen blitzte es wie ein Freudenfeuer und auf mich fiel sein Blick verächtlich wie sonst, wenn er sagte: „Steifer Peter!" und die Eva nachspottete: „Steifer Peter!" und ich mit dem Kopfe wider die Wand hätte rennen mögen. Der Blick kühlte jach meine Aufwallung zu Eis. Mir war's gewesen, als ob ich mich zu ihren Füßen stürzen müßte, jetzt trat ich beschämt zurück und meine ausgestreckten Arme sanken schlaff herab. Sie sah mich an mit einem unergründlichen Blicke. — „Hätte es dir Leid gethan, Peter, wenn ich unten bei den Nixen geblieben wäre?" fragte sie mich, und als ich nicht gleich eine Antwort finden konnte, kehrte sie mir den Rücken, wusch und verband sich am Brunnen die blutenden, vom Seile zerfetzten Hände und schien nicht zu wissen, daß sie eine merkwürdige That vollbracht. Sie ist ein Nix! Sie hat kein Herz! Es ist etwas in ihr, das mich reizt und stört, ein Heimliches, das in ihr lauert und brütet. Ich wollte, ich könnte über alle Berge, und wäre es in die langweiligen Collegien des alten N. Gute Nacht."

Der erste Brief war zu Ende, der Pfarrer legte ihn bei Seite und griff nach dem zweiten. Der Doctor saß regungslos. Eine lange, stumme Pause, dann begann der Alte von Neuem.

„Ich lache noch immer über deinen Brief, mein gefühlvoller Kamerad. Daß du mich doch lachen hören könntest! — „Du segelst mit voller Flagge auf dem Ocean der Liebe!" rufst du mir zu. Der Liebe — was ist denn Liebe? das, was ich für mein Nixchen empfinde? Ei, ich habe mir just eine contraire Vorstellung von dem Dinge gemacht; oder auch nicht, denn, wahrlich, ich habe noch wenig an das Ding gedacht. „Man athmet nicht ungestraft, oder unbelohnt in der Nähe der Schönheit." Du vielleicht, Leonhard, aber ich! Schon als Schüler reimtest du und maltest dir als Ziel aller Fahrten eine Hütte und ein Herz. Mich schüttelt es heute noch bei dem Gedanken an solch ein Ziel. Und die Schönheit? Ich weiß wahrhaftig nicht, ob selbst du in unserem braunen Nixchen schon eine Schönheit finden würdest. Vor Jahren — denn seitdem kennst auch du ja nur eine Schönheit, und die heißt Germania, und ein Traumbild, das heißt die Freiheit — damals aber, als die Schande des Vaterlandes unver-

standen und kaum bemerkt dicht unter den Mauern unseres Klosters vorüberzog, wenn wir auf den buchenbewaldeten Bergpfaden schlenderten und die Nachtigallen schlugen, die Rosen unten aus den Gärten ihre Düfte zu uns in die Höhe sendeten und der Mond über den Wipfeln leise dahin glitt — ich spreche in deiner Sprache, mein Freund — damals drücktest du mir die Hand und redetest wie ein Dichter mit feuchten Blicken von dem Ideale deiner Sehnsucht, von einer hohen, stillen, weißen Gestalt, sittig einherschreitend mit lispelndem Laut und ungewendetem Blick. Wir nannten sie Siglinde, und soll es nun einmal ein Weib seyn, das angebetet werden muß, nun, so möchte auch ich mir kein anderes träumen als eine Siglinde. Aber just das Gegenstück von dieser Siglinde, Leonhard, das wäre unser eisiges, braunes, bewegliches Evchen mit dem glockenhellen Lachen und dem flatternden, vogelleichten Gang. Diese in deine Hütte und in dein Herz! Meiner Treu, mich überläuft ein Schauer bei dem bloßen Gedanken. Eva, ein Weib! haha!"

„Und doch sagte mein Vater noch eben: „Das ist eine Weib!" Es ist heute der Tag, wo er sie vor der Grotte gefunden hat. Wir sitzen beim Frühstück, als eine Bauerndirne in die Stube tritt. Hier zu Lande muß der Pastor zu jedem neuen Schafstall seine Stimme geben. Gottlob, daß erst mancher Tropfen deutschen Blutes fließen wird, ehe ich — nein, nein, auch dann nicht, nimmer werde ich es lernen, das Leben so eng zu fassen! — Nun, die Mieke heult, weil sie den Toffel will und den Michel nehmen soll. Der Vater entscheidet natürlich für den Michel und die Mieke heult noch lauter, sagt aber doch ja. „Dumme Trine!" ruft da Eva spottend, „dumme Trine, die sich vom Pastor befehlen läßt, wer ihr Mann werden soll!" Die Mieke glotzt sie mit großen Augen an, und ich, ich glaube, ich glotze nicht weniger. Diese Keckheit in meines Vaters Gegenwart, und auf seinen Lippen kein strafendes Wort, in seinen Augen kein zürnender Blick! Es ist, als hätte er seinen Meister in der Hexe gefunden. — „Das ist ein Weib!" murmelte er, „in der ist Kern!" Kern meinetwegen, aber kein Herz. Ihre Augen funkelten mich an vorhin — Leonhard, mich schaudert. Diese Augen! Ich verliebt! haha! Da klingelt sie zum Essen. Der Vater will in die Stadt; auf Geschäftswegen nimmt er sie nicht mit. Ein stiller Nachmittag für die Exegese des Marcus. Närrischer Mensch, ich verliebt!"

Der Vorleser wendete die Seite um; er schwieg eine lange Weile. — „Das Schicksal schreitet schneller als unsere Gedanken, lieber Herr," sagte er leise. „Der Schluß dieses Briefs ist nicht aus dem Pfarrhause geschrieben, er ist aus der Stadt vom folgenden Tage. Die Qual der Verzweiflung schreit aus jedem Wort." — „Leonhard!" so hebt er an, „hast du einen Begriff davon, was es heißt: vernichtet seyn? Neunzehn Jahre froh und muthig, eine offene Welt — eine Stunde — und gebunden, zertreten, vernichtet für das Leben!"

Der Doctor erhob sich rasch von seinem Platze, der Prediger streckte beide Hände nach ihm aus. — „Sie haben Recht," sagte er, „die Sonne scheint in Ihre Augen. Dort, lieber Herr Doctor, dort!" Peter Paul setzte sich in den finstersten Winkel hinter dem Pult und der alte Mann brachte hastiger, leiser als bisher seine Vorlesung zum Schluß.

„Da sitze ich im Einsiedler in * und renne in meiner Dachstube hin und her und stoße mir die Stirne blutig an der Wand und tröste mich, daß ich toll bin, daß alles nur ein Traum, ein Fieberwahn gewesen ist, und lache, lache, daß ich vor mir selber erschrecke, so oft ein Dämon mir in die Ohren zischelt: Es ist wahr, wahr! Mein Freund, mein einziger, du sollst es wissen, du, nur du, alles wissen, was ich mir selber kaum gestehen mag, was ich mir selber kaum erklären kann. Leonhard, der Mensch ist eine Bestie! Hüte dich vor dir selber, Leonhard! Der Mensch ist eine Bestie! ihm ist schon recht, wenn er lebenslang im Joche trabt!"

Eine Stunde später. — „Ich habe mich mit Gewalt zur Ruhe geredet; ich habe an meine Mutter gedacht, ich habe gebetet, nicht bloß mit Worten, gebetet, wie ich es seit ihrem Tode nicht mehr vermocht. Jetzt höre, Leonhard, was außer dir nie ein Mensch aus meinem Munde hören wird; beklage mich, wenn du darfst — verurtheile mich, wenn du kannst, aber schweige; — auch gegen mich niemals ein Wort über das, was ich dir bekennen werde, ehrlich wie ein armer Sünder auf dem Henkersblock."

„Ich schrieb dir, daß ihr — ihr, ich vermag diesen Namen nicht auszusprechen — daß ihr Geburtstag sey. Wir aßen, der Vater holte eine Tokaierflasche aus dem Keller, die ihm ein Freund vor Jahren einmal geschenkt. Fluchwürdiger Feuertrank, der — Aber warum lästere ich das unschuldige Rebenblut! — Ich, nur ich bin der Fluchenswerthe, dessen Blut —" — „Auch Eva trank mit Gier, sie, die sonst wie ein Schmetterling von Speise und Trank nur nippt. Meinen Vater habe ich nie im Leben so froh gesehen. Unglückseliger alter Mann, du ahnetest nicht, daß es deine letzte harmlose Stunde seyn sollte! Er nannte den Tag seinen Segenstag, und als er sich zu seinem Stadtgange erhob, zog er, gewiß zum ersten mal, sie an seine Brust und nannte sie sein Kind. Da er sie aus seinen Armen ließ, glühten ihre Wangen und sie zitterte.

Wir waren allein; mich traf ein Strahl aus ihrem Auge, Leonhard — mir stockte der Athem. „Liebster!" flüsterte sie. Der Wein, des Vaters Zärtlichkeit, Gott weiß was, hatten ihre Stimme wie trunken gemacht. Ich stürzte hinaus in den Garten. Es war ein glühend heißer Tag wie sonst in unsern Bergen kaum im Junius, der Vater hatte zur Nacht ein Gewitter vorausgesagt. Ein Gewitter, ja, ja! In meinen Adern kochte es. Ich ging hinauf in meine Stube und dachte zu arbeiten. Aber die Exegese des Marcus und dieses Blut! Ich klappte die Bibel zu und wollte dir schreiben; aber ich warf die Feder hin. Ich suche meine Uebersetzung des Shakespeare, das Heft war verschwunden. So nehme ich denn das Original und lese und lese mich vollends toll. Bei den Worten: „Romeo, das trinke ich dir!" schleudere ich das Buch in die Ecke. Die Schwüle, meine Angst — ich halte es nicht länger im Hause aus. Es dämmert schon, ich springe auf, ich renne Thal auf Thal ab. Es wird immer nächtiger in mir, um mich her; schwere schwarze Wolken senken sich die Berge herunter. Die Hitze erstickt mich — ich will, ich kann dir diesen Zustand nicht beschreiben. Ein Bild, eine Gestalt, ein Dämon hetzt mich: sie, die Nixe? Nicht doch — Julia, Julia — aber mit jenem Strahl aus ihrem Auge, mit der mohnglühenden Blüthe auf ihren Wangen. Ich fühle das Hämmern meiner Pulse bis in die Zehen, reiße Rock und Weste auf, so schwül ist die Luft, so beklemmt mein Athem. Auf der Höhe, denke ich, werde mir freier werden. Ich klimme den Pfad nach dem Altan hinauf. Narrt mich ein Spuck? Da oben eine weiße Gestalt, eine Melodie: „Komm Nacht! umhülle mir mit deinem Mantel das heiße Blut, bis scheue Liebe muthig wird und nur die Unschuld in der Liebe sieht!" — Julia! rufe ich außer mir; wie auf Flügeln schwebt die weiße Gestalt den steilen Abhang hernieder und in meine ausgebreiteten Arme. „Liebster!" flüstert sie — ein heiß klopfendes Herz — da unten die Grotte. — Still, Leonhard! — Ich weiß nichts, ich will nichts wissen! Mir graust!"

„Ein Wort der Vernichtung schreit mich wach. Ein eiserner Griff reißt mich in die Höhe. „Verführer!" hallen die Felsen den Fluch eines Vaters zurück. Ich will entfliehen, seine Nägel graben sich blutig in meine Brust. Lautlos wanken drei elende Menschen den Thalweg entlang unter Donner und Blitz, in tosendem Regen und Sturm. Endlich, endlich — eine höllische Ewigkeit — sind wir daheim. Er stößt mich in mein Zimmer und schließt von außen die Thür. Ich bin ein Gefangener; ich taumle zu Boden und winde mich wie ein Wurm. Ueber mir höre ich seinen heftigen Schritt auf und ab. Entsetzlich, Leonhard, entsetzlich!"

„Wie lange ich so gelegen, ich weiß es nicht. Eine leise Berührung gibt mir die Besinnung wieder. „Liebster!" flüstert sie. Wo ist sie hergekommen? weiß sie denn nur noch das Eine, höhnende Wort? Sie kniet an meiner Seite und schlingt ihre Arme um meinen Kopf. Ich fahre in die Höhe. Der Mond schien hell durch das offene Fenster, das Gewitter hatte sich rasch entladen. Leonhard, ich bebte, als sähe ich das Haupt der Meduse. „Fort, fort!" stöhne ich wie im Wahnwitz, dränge sie von mir und verhülle schaudernd mein Gesicht. Nach einer Weile blicke ich auf, sie steht mir gegenüber, blaß, die großen Augen starr auf mich geheftet — ein Gespenst! „Fort, fort!" rufe ich noch einmal. Ich sage dir ja, ich raste, Leonhard! Ich frage mich nicht wohin — nur fort — fort, von ihr, nur frei! Schritt für Schritt weicht sie, die Augen unheimlich auf mich gerichtet nach dem Fenster zurück, und mit einem jähen Sprunge ist sie auf der Brüstung. Jetzt erst kehren meine Sinne zurück, packt mich die Angst; ich greife nach ihrem Kleid, sie reißt sich los, entschlüpft durch das Fenster, klammert sich an die Zweige des alten Birnbaums, der es berankt, und windet sich an seinem Spaliere hinunter. Ich taumelte zurück und fiel bewußtlos zu Boden."

„Am andern Morgen stand mein Vater vor mir, lautlos, ohne Zorn, im Ornat, denn es war Sonntag und die Kirchstunde nahe. Willenlos folgte ich ihm, wie das gebändigte Thier seinem Wärter. Mein Blick fiel auf sie, die unser im Zimmer unten harrte, ein einziger Blick; vernichtet von Scham, schlage ich das Auge zu Boden; das ihre, ich fühle es, bleibt klar und fest auf mich gerichtet; aber sie ist leichenbleich und scheint um Kopfeslänge gewachsen."

„Gib deiner Braut die Hand, Peter!" sagte mein Vater. Ich folgte wie eine Maschine und zitterte wie ein armer Sünder; sie ruhig und sicher, aber ihre Finger kalt wie Eis. Der Vater legte seine Rechte auf unsere vereinten Hände und sprach mit Ruhe: „Dieß Euer Verlöbniß. In einer Stunde werde ich das Aufgebot von der Kanzel verkünden. Folgt mir zur Kirche." Er schritt voran, wir hinter ihm drein; meine Hand, meine Blicke scheuten vor den ihren. Auf der Kirchschwelle schreckte ich zusammen und dachte zu fliehen, dennoch ging ich voran; sie kehrte ruhig um und der Vater rief sie nicht zurück."

„Der Gesang, die Predigt rauschen an mir vorüber; ich höre nichts, erwarte nichts, als daß die Berge übereinander stürzen, die Erde sich öffnen müsse, um mich Elenden zu begraben. Ein Wort wie ein Donner schreckt mich auf: „Peter Paul," —

der Vater stockt, er preßt die Faust gegen die Brust — „und Eva Findling.“ Das Staunen und Köpfezusammenstrecken und Flüstern und Munkeln und Kichern, und die Blicke, die alle auf mich geheftet sind, — keiner, keiner entgeht mir; es fehlte nicht viel, ich hätte laut gelacht. Auf dem Friedhofe vor der Kirchthür steht mein Vater und reicht mir die Hand. „In einer Stunde, Peter,“ sagt er, „hast du das Haus verlassen. Du gehst in die Stadt und vollendest die Arbeit die ich dir aufgegeben. Bei Sonnenaufgang am fünften Mai — nicht eher, hörst du? — bist du wieder hier — zur Trauung. Am selbigen Tage kehrst du nach Halle zurück und bringst deine Studien zu Ende. Deine Frau bleibt in meinem Hause. Arbeite, Peter, du hast Eile, ein Mann zu werden.“

„Und also, gebannt wie ein Schulbube, sitze ich hier im Einsiedler und scheue wie ein Mörder zurück vor jedem bekannten, begegnenden Blick. Ich bin geschieden ohne Lebewohl. Ich sollte ihr schreiben, nicht wahr? Sie ist ja meine Braut. — Liebesbriefe, hahaha! — unmöglich! Leonhard, Leonhard, gestern noch die Welt ein Paradies: Ruhm, Wissenschaft, Freunde, ein sich erhebendes Vaterland, frei die Hand, zu greifen, nach was ihr gelüstet, leicht und schuldlos das Herz, — heute ein Sklave, die Exegese des Marcus und ein — verführtes Weib. Hätte ich nicht gelobt, für das Vaterland zu sterben, wie sollte ich leben?“

Der alte Prediger machte eine lange Pause, ehe er auch diesen Brief bei Seite legte und den dritten entfaltete, der nur eine einzige Ziele enthielt.

„Am fünften Mai 1809.

Vor einer Stunde bin ich getraut.

Dein unglücklicher Peter Paul.“

(Schluß folgt.)

Der Alte von Rodach.

Wahrheit zu Rückerts Dichtung.

(Schluß.)

Kindersegen.

Maler und Dichter vermag nie ein so lebendes Abbild
Darzustellen der Welt, wie es im Kinde geschieht.
Die Kunstschöpfungen hat dir die liebende Gattin geboren;
Als sie zum Himmel entwich, ließ sie die Bilder dir da.
Einige hast du versammelt um dich, wie in eigener Werkstatt
Auch der Künstler ein Bild wahret, sich selber zur Lust.
Einige hast du geschickt in die Welt, wie aus eigener Werkstatt
Schickt nach Ruhm und Verdienst Künstler die Bilder hinaus. — —
Ueber Berge dahin, selbst über Meere gewandert
Sind sie die Werke, wodurch auch in die Ferne du wirkst.
Doch als idyllische Kränz', als lyrische Blumen der Liebe,
Blühn im Hause dir fort Töchter und Enkelinnen,
So durcheinander geflochten in dichterisch holder Verwirrung,
Daß man die Enkelin kaum unter den Töchtern erkennt. *

* Die älteste Enkelin (die im großväterlichen Hause lebte) war älter, als die jüngste Tochter.

„Am 10. November 1776 Nachts drei Viertel auf eilf Uhr hat der Höchste unser Gebet erhört und unsere Freude durch eine junge Tochter vollkommen gemacht ꝛc.“ So lautet die erste Einzeichnung von Hohnbaums Hand in die Familienbibel, und ziemlich genau von zwei zu zwei Jahren setzen sich nun die Einzeichnungen fort: „Uns schenkte der barmherzige Gott wieder ein Kind.“ — Mit ächt patriarchalischem Sinne hielten die Eltern den reichen Kindersegen für den Stolz und die Freude des Hauses. Die Mutter erzählte einer Freundin, als sie das eilfte Kind zur Welt gebracht, da habe sie keinen heißeren Wunsch zu Gott gehabt, als das Dutzend möge voll werden, und später, als Gott diesen Wunsch ihr erfüllt hatte, sagte sie oft: „Ich könnte mir doch kein größeres Glück auf Erden denken, als wenn ich noch alle meine zwölf Kinder bei mir hätte.“

Ein kindervolles Haus pflegt sonst hundert Häkchen zu haben, an welche Quälereien und Verdrießlichkeiten, und selbst Zank und dauernder Unmuth sich anknüpfen. In unseres Patriarchen Hause aber scheint immer heiterer Himmel gewesen zu seyn, nur zuweilen von einem kräftigen Wetterschlag durchzuckt, dem schnell wieder heller

Sonnenschein folgte. Wir wissen wenig von den Künsten seiner Kinderzucht. Er selbst schreibt einmal an einen seiner erwachsenen Söhne: „Ich habe euch nie mit vielen moralischen Lehren incommodirt, aber ich glaube nichts versäumt zu haben, was zu eurer wahren Bildung dient.“ Gewiß ist, daß seine Kinder, bei einem reichen Maße von Freiheit, weit mehr durch die Tugenden der Eltern und durch die fromme und heitere Sitte des Hauses erzogen wurden, als durch Lehren und Strafen. Gewiß ist, daß der Vater wenig beaufsichtigte und tadelte, aber viel mit seinen Kindern lebte, daß er an ihrem Treiben, ihrem Festungs- und Gartenbau, ihrem Vogel- und Fischfang, ihren Kaninchen und Tauben, an der Mädchen Puppenspiel und der Knaben waghalsigem Klettern seine eigene Lust hatte, als wäre er selbst mit ihnen Kind. Gewiß ist, daß er seine Kinder frühe auch an seinen eigenen Freuden Theil nehmen ließ und sie zu seinen eigenen Neigungen und Beschäftigungen heranzog. Keine Trübung trat zwischen Vater und Kinder. Noch aus der Lehre und von der Universität her schreiben die Söhne offen über ihr Leben und selbst über ihre Fehler; „sie schütten ihm,“ wie Christian schreibt, „ihr ganzes Herz aus.“ Und der Vater geht mit herzlicher Theilnahme auf ihre Gedanken ein und weist sie zurecht, wie ein berathender Freund. Er hat das feste Vertrauen, daß seine Kinder, auch unter den Versuchungen der großen Welt, keiner Schlechtigkeit fähig sind. „Das wäre nicht gut,“ schreibt er an einen seiner Söhne, der ihm mit einiger Reue über ein Maskenballvergnügen in Bamberg berichtet, „wenn ich nicht überzeugt wäre, daß du auch bei solcher Gelegenheit Leib und Seele dir rein erhältst.“

Von zwölf Kindern hatten acht die Jahre gereiften Alters erreicht. Von diesen war ein höchst talentvoller Sohn, als Candidat, im Jahre 1808, die älteste Tochter (an den Kanzleirath Gruner in Coburg verheirathet) schon im Jahr 1804 gestorben. Diese hinterließ eine Tochter und einen Sohn, welche, da auch der Vater bald darauf starb, der Großvater zu sich nahm.

Alle Söhne — so weit Gott ihnen das Leben erhielt — waren scharfgezeichnete Charaktere, durch ungewöhnliche Energie und Strebsamkeit ausgezeichnet und durch ein so strenges rücksichtsloses Rechtlichkeitsgefühl, daß sie überall, wo sie Unrecht erblickten, mit hellen Zornesflammen darein fuhren. Alle bewahrten bis zum spätesten Alter und selbst unter den entgegengesetztesten Verhältnissen die ursprüngliche Naturwüchsigkeit und Frische ihres freien ländlichen Kinderlebens.

Der älteste Sohn, der Arzt, war der einzige, der, in Heldburg und Hildburghausen, dem Vater bis zu dessen Tode nahe blieb. Zwei Söhne gründeten ein kaufmännisches Geschäft in London; der vierte, der mehrere Jahre bei Herschel gearbeitet hatte, wurde nach seiner Rückkehr in's Vaterland Hofmechanikus in Hannover.

Es war des Vaters große Freude, auch mit den Söhnen in der Ferne fortzuleben. „Mein ganzes äußeres und inneres Leben habe ich meinen Kindern immer ganz aufgedeckt,“ schreibt er, und ist unzufrieden, wenn sie nicht eben so offen und ausführlich über ihr Leben sich mittheilen. „Für deinen glücklichen Einfall, mir deine Lage offen mitzutheilen, segne dich Gott!“ schreibt er an den Sohn in Hannover. „Du sagst, du sehest den Nutzen davon nicht ein. Für den Dey von Algier mag wohl kein Nutzen nachzuweisen seyn, aber doch wohl für deinen Vater!“ — „Wie froh und glücklich,“ schreibt er später an denselben, „hat mich die Nachricht von deiner Anstellung gemacht! So unerwartet! so ehrenvoll! Ich konnte deinen Willen nicht erfüllen, deine Gesundheit in Wein zu trinken, weil der Husten es verbot. Ich möchte sagen, ich habe sie in Freudenthränen getrunken, und mein Herz hat Gott für die gnädige Leitung deines Schicksals gedankt.“ — Und nun denkt er auch schon an's Heirathen und räth dem Sohn, sich nicht allzulange zu besinnen. „Ich erwarte, daß einmal die Nachricht eben so plötzlich von dir eintreffe (wie von der Heirath Christians), oder noch besser, daß einmal ein Wagen die Gasse heraufrollt, und die beiden Mädchen, die Falkenaugen haben, schon beim Erfenpachter ein weibliches holdes Wesen neben dir erblicken. Ei! wie wird das Thor aufgerissen! Weiß Gott! der Gottfried kommt mit seiner Frau! Ich ziehe die Strümpfe hinauf und wische das Maul zum ersten herzlichen Kuß für meine Schwiegertochter, und die Auguste schreit: „Schlachtet nur geschwind ein paar Hühner!“ Mir däucht, das Bild müßte dir schon Appetit machen, nicht nach den jungen Hühnern auf dem Hofe, sondern nach einer weißen unschuldigen Taube, die mit dir aus einer Schüssel ißt und in deinem Schooß schläft. Mache einmal den Hauptspaß, denn die Reihe ist an dir. Der Herr Schwiegervater oder die Frau Schwiegermama fährt mit und trägt dießmal die Reisekosten. Ich kann gar nicht wieder loskommen von der freundlichen Aussicht.“

Auch die Töchter, die drei, von denen die eine Tochter hieß, obschon sie die Enkelin war, sie mehrten in reichem Maße des Hauses Glück.

O wie war es erfreulich, die freundlichen Töchter zu sehen,
Wie mit liebendem Blick eine die andere sucht,
Eine der andern reichet die Hand, daß still und geräuschlos
Ihnen gehe hiedurch häusliches Wochengeschäft;

Wie aus Rosen die eine der andern heut zum Geburtstag,
Zum verheimlichten, auch bringt den verheimlichten Kranz,
Oder die eine der andern am Abend draußen im Garten
Flicht Glühwürmer im Spiel zum Diadem in das Haar;
Wie die ein' auf den Armen die andere trägt zu der Kammer,
Die auf dem Stuhle zu Nacht lieblicher Schlummer befiel;
Wie die eine mit Jauchzen der anderen sinkt in die Arme,
Oder dem Vater an's Herz, wenn ein erwarteter Brief
Eintrifft, oder ein heut unerwarteter, welcher das Wohlseyn
Eines Bruders erzählt, oder sein anderes Glück,
Daß dann der Taumel der Freude die Schuld hat, wenn für den Abend
Wird zu sauer die Supp', oder zu süß der Salat.
Oder auch wie sie den Vater mit sorgenden Blicken umwachen,
Daß ihm jegliches sey, wie es ihn freut und ihm frommt,
Vom Anbruche des Tages, wo leiser sie hin durch das Zimmer
Wandeln, daß ihm es den Schlaf störe nicht im Kabinet,
Bis in die Tiefe der Nacht, sich beschleichenden Schlummers erwehrend,
Wenn nach Gewohnheit der Greis munter ist noch im Gespräch.

Rückert hatte die Töchter noch im väterlichen Hause gefunden. Indeß schon im Jahr 1815 heirathete die älteste (den Kaplan, später Kirchenrath Henkel) und im Jahr 1819 verehelichten sich auch die jüngste Tochter und die Enkelin. An einem Altare, in einer Stunde traute der Greis zugleich die Tochter und die Enkelin.

Das war ein großer Festtag, diese Doppelhochzeit. Die stattliche Superintendentur reichte nicht aus, alle Gäste aus der Nähe und Ferne zu fassen; die Säle des Schlosses mußten geöffnet werden, und mancher Gast übernachtete, so weit das Fest noch Zeit zum übernachten ließ, auf Stühlen, deren je zwei mit Betten zum Nachtlager hergerichtet waren. Auch Rückert war unter den Gästen und hat später, des Festes gedenkend, in seinem Gedichte: „im Reisewagen," * die Erinnerung erneuert an jenen Greis

Voll Jugendmuthes, — —
An jenen milden Redner, dem zu Hause,
Beim Schmause
Und auf der Kanzel ich oft hörte triefen
Die tiefen
Ergießungen vom süßen Mund, erbaulich
Und traulich;
Doch so nie, wie er einst hielt mit Erbauung
Die Trauung,
Da sich zur Blüthe seine letzten Sprossen
Erschlossen.
In einem Kranz zwei Kränz' am Traualtare
Im Haare
Der ältsten Enkelin und der jüngsten Tochter
Verflocht er. — —

Schon im Januar des nächsten Jahrs (1820) sehen wir den Greis neuer Hoffnung voll — auf eine Schwiegertochter. „Die Verhältnisse deines Freundes Hausmann," schreibt er an Gottfried in Hannover, „hast du mir sehr umständlich dargelegt, aus lauter Achtung gegen ihn, wie du versicherst. Allein ich müßte nicht so alt geworden seyn, oder meine eigene Jugendzeit ganz vergessen haben, wenn ich nicht hinter diesen Zeilen merken sollte, daß ihnen die Beschreibung seiner Töchter fehlt." Und so sicher ist er mit seinem „hinter den Zeilen lesen," daß er schon in demselben Briefe schreibt: „Welche Tochter du dir zum Weibe nehmen willst, weißt du ja doch nunmehr. Mit dir schließt sich die erste Reihe meiner Kinder und die letzte Sorge für ihre glückliche Verheirathung. Ich könnte mich nunmehr, da diese Hauptpunkte berichtigt sind, zur Ruhe legen. Allein, aufrichtig, ich habe noch wenig Lust dazu. Das Großvaterwerden ist mir jetzt so gewöhnlich, als vormals das Vaterwerden; und mit meiner jetzigen Gesundheit und vollen Lebenskraft hoffe ich, daß ich mich auch noch an die Urgroßvaterschaft gewöhnen werde. Doch, wie Gott will! Das will ich dir aber gesagt haben: Du bringst deine Frau zu mir; denn ich muß diejenige sehen, die meinen guten Gottfried glücklich macht. Im voraus allen Segen, den mein Herz aufbringen kann, auf sie und auf dich! Mache es zur Bedingung in den Ehepakten, daß sie dich zum Briefschreiben antreiben oder deine Stelle selbst versehen muß."

In die Freude an dieser Aussicht für die Zukunft des Sohnes mischte sich bald der tiefe Schmerz über den Tod der jüngsten Tochter, die im März desselben Jahrs starb. Noch im November darauf schreibt der Vater an Gottfried: „Der Verlust meiner guten Charlotte ist von mir noch so wenig verschmerzt, daß er sich selbst zwischen jede frohe Stunde einschiebt." — Aber als der Sohn ihm seine wirklich erfolgte Verlobung anzeigt, antwortet er: „Dein Brief, lieber Sohn, gibt mir eine Tochter wieder, und die Freude, sie zu haben, überwiegt den Schmerz um die erste. O daß ich sie an meine Brust drücken und meine Freudenthränen als Segen auf ihr Haupt weinen könnte! Gott, wie glücklich

* Auswahl S. 575. Das Gedicht wurde (wohl im Jahr 1831), als Antwort auf einen Brief, an Hohnbaums ältesten Sohn, den Arzt, gerichtet.

machst du mich in meinen Kindern! Wie reich und selig, noch ehe ich aus der Welt gehe!"

Vier Jahre später starb auch die älteste Tochter, die einzige, die ihm noch geblieben war, eine Mutter von vier Kindern. Alle fürchteten für den Greis. Er aber sagte: „Ich bin meinem Gott so unendlich viel Dank schuldig für alles Gute, das es mir geschenkt hat, warum sollte ich mich bei dem Schweren, das er mir auferlegt, nicht in Demuth unter seine gnädige Hand beugen!" — Er nahm die mutterlosen Enkel zu sich in's Haus, und als nach weniger als Jahresfrist der Wittwer ihm von Coburg seine Neuverlobte zuführte — er kam mit dieser und deren Schwester — ging er ihnen mit offenen Armen auf den Hausplatz entgegen und fragte: „Nun, welche ist meine Tochter?" Auf seinen Armen trug er dann das jüngste Kind herbei und sagte: „Nun rath' einmal: welche ist deine Mutter?" und freute sich herzlich, als das kleine Särchen mit ihrem Finger wirklich auf die richtige deutete.

Wie der Baum aus Gewitterstürmen, so ging der Greis aus diesen schweren Prüfungen immer mit gleicher Jugendfrische hervor.

Mehr und mehr waren inzwischen die heranwachsenden Enkel seine ganze Freude geworden. An jedem Feierabend großer Feste, am Vorabend der Schulferien und mancher Sonntage fuhr das Kariol nach Hildburghausen oder auch nach dem ferneren Coburg, um die Enkel zu holen. Von Jahr zu Jahr wurde das Kariol voller von Hildburghauser Enkeln und endlich, im Jahr 1825, waren schon acht solcher kleinen Hohnbäumchen zu transportiren, mußte ein Beiwagen ihm zu Hülfe kommen. Wenn nun das Haus wieder von Kindern lärmte und jubelte, dann war der Alte so recht in seinem Glück. Er trieb Kurzweil und Possen mit ihnen, malte und baute ihnen, übte die älteren in Leberreimen und allerlei Witz und war von Morgen bis zum Abend unerschöpflich in Einfällen zu immer neuer Unterhaltung. Und wie glückselig war er über jedes Zeichen kindlicher Zärtlichkeit! Abends, wenn er sich in den Lehnstuhl setzte — links und rechts hockte sich ein Enkelchen auf seine Knie, auf die Lehnen kletterten sie, um ihre Aermchen um den Hals des erzählenden Großvaters zu schlingen, und als das kleinste der sieben Mädchen einmal sich gar nicht durchdrängen konnte, sprach es halb weinend: „Wenn ihr mir auch gar nichts vom Großvater laßt, so nehm' ich die Nase." — „Kennen Sie einen Glücklicheren, als ich bin?" rief er da seinem Julchen, der lieben Schaffnerin des Hauses, zu.

Zu jeder Weihnachtsmesse fuhr er mit vollem Beutel nach Hildburghausen, um selbst für die Enkel einzukaufen, und Kind und Kegel, was laufen und kriechen konnte, mußte dann zur Bescherung nach Robach. Was hatte doch der Alte alles ersonnen und hergerichtet! Wie lichthell glänzte die große Stube, die kaum noch die Menge der jubelnden Kinder und der andern Christgäste faßte! Wie glückselig von Liebe und Lust strahlte das Gesicht des Großvaters! Mit welcher Innigkeit hingen die Kleinen an ihrem Großvater! Wie wurde das Robach zum Paradies ihrer Kindheit!

Immer jung und immer froh.

Dreimal seliger Mann! im verworrenen Lotto des Lebens,
Wo der Nieten so viel, hast du mit glücklicher Hand,
Wenn nicht das große Loos, doch gewiß ein großes gezogen;
Welch ein großes, das hast selbst du am schönsten bekannt,
Als du freudigen Rühmens und dankbar sprachest, daß weiter
Nichts, als zweierlei, dir fehle: ein Wunsch und ein Feind.

Wie es bis in's höchste Alter ihm eigen blieb, daß er die Jugend liebte, so fühlte auch die Jugend zu ihm sich hingezogen. Wir haben Studenten gesehen, die ihren Ball versäumten, um lieber am eichenen Tische bei dem Alten zu sitzen, und schöne Mädchen, die dem liebenswürdigen Greis im Entzücken die Hände küßten, oder noch lieber die Lippen. Alles war noch jung an dem Alten. An allem Fortschritte der neuen Welt freute er sich und mit frischer Theilnahme ging er auf jeden neuen Gedanken ein. Nichts an ihm war zurückgeblieben oder veraltet, nichts in seinen Ansichten verknöchert oder vereinseitigt. Selbst in seinen äußern Lebensgewohnheiten erhielt er sich eine vollkommene Unabhängigkeit.

Er blieb auch leiblich frisch und jugendlich. Noch bis zum letzten Jahre seines Lebens fuhr er in Sturm und Wetter in dem unbedeckten Kariol, in Schneegestöber und eisiger Kälte im offenen Schlitten seine gewöhnlichen Wege, nach Eishausen und Hildburghausen. Er fuhr mit dem famosen großen Fuchsen (Fritz genannt), den er statt des dumm gewordenen Braunen eingestellt hatte, und der nachmals — nach dem Tode seines Herrn — in unbändige Störrigkeit verfiel. Er selbst führte Zügel und Peitsche, und er fuhr so wagehalsig schnell, daß sein Sohn, mit dem er einst den Reinfelder Berg hinunter jagte, in wahrer Angst ihn bat: „Um Gottes Willen, Vater, halten Sie ein! Die Räder brennen an." — Noch in seinen siebziger Jahren, als wir unser neu gekauftes Pferdchen ihm vorgeführt hatten und eben aus seinem Hofe wieder abfahren wollten, stand er, in seinen Pantöffelchen, lächelnd neben unserem Wagen, und: „Fahren Sie nicht zu schnell," sagte er beim Abschied. Aber das anziehende Pferd prallte

zurück; der Alte hatte heimlich in die Speichen des Hinterrads gegriffen und lachte nun weidlich: „Der Pommer kann ja nicht ziehen."

Noch im 78sten Jahre las er ohne Glas den feinsten Druck und seine Handschrift war noch eben so zierlich, fest und flüchtig, wie in seinen jungen Jahren. In der Gesellschaft sprühte er, wie sonst, von Geist und Witz; sein Feuer auf der Kanzel war noch dasselbe und Gehalt und Innigkeit seiner Predigt schienen von Jahr zu Jahr zu wachsen. Als die Herzogin Mutter von Coburg, die früher, in seiner Hofpredigerstelle, mit Hohnbaums alttestamentlichen Predigten nicht immer zufrieden gewesen war, noch in späteren Jahren einmal unerwartet die Kirche in Rodach besuchte, fühlte sie sich von seiner Predigt so ergriffen, daß sie nach der Kirche in tiefer Bewegung ihm die Hand gab und sprach: „Hohnbaum, Sie sind wie Wein, — je älter, je besser!"

In ununterbrochenem Zuge gingen seine Arbeiten und sein Genuß fort. Es war ihm Alles behaglich und erfreulich, sein Amt, seine Gemeinde, seine Beschäftigungen, seine Umgebung, seine treffliche Haushälterin, Julchen Köhler, die wie das Kind im Hause war, sein Kutscher, der kleine Peter mit den dummen Streichen, und sein großer Fuchs, der, frei im Hofe herumlaufend, an das Treppengeländer kam, um dem Alten den Zucker aus dem Munde zu holen. Immer wußte er von neuem Glücke zu erzählen, und wie seelenvergnügt er lebe. Aber nie fiel es ihm ein, sich selbst als einen Gründer seines Glücks zu rühmen, sondern stets war es die große Gnade Gottes, die er freudig pries.

So sehr war er dieser großen Gnade sich bewußt, so ganz war er in sich selbst zufrieden und beglückt, daß er, wie einst schon gegen Rückert, so auch noch in allen folgenden Jahren oft mit freudigem und gerührtem Danke rühmte: „Mir fehlt nur zweierlei: ein Wunsch und ein Feind."

In seinem 76sten Jahre erkrankte er an einer heftigen Herzentzündung; aber er erstand wieder. — „Und jetzt nach drei Wochen Kraftlosigkeit," schreibt er an seine Kinder in Hannover, „sitze ich wieder an meinem Tisch und schreibe mit neuem Leben an euch, meine lieben Kinder. Ihr müßt doch Respekt haben vor der Kraft, die in mir wohnt, die sich noch einmal zusammennahm, um mich wieder zurückzuführen, wo tausende meiner Brüder schon weit früher von ihr verlassen worden. Ob diese Umkehr der Mühe werth war, muß die Zeit lehren, die mir noch vergönnt seyn wird, und die Anwendung, die ich noch von ihr machen kann. Ein großer Gewinn, den ich schon aus diesem Sturm gerettet habe, ist die göttliche Erfahrung von der Anhänglichkeit und Liebe so vieler guten Menschen, besonders meiner Hausgenossen * gegen mich, die ich mir nie in diesem Grade vorstellen konnte. Ich wurde wahrhaft von Armen der Liebe gehoben und getragen. Hier habt ihr mich denn wieder, und ihr und die Welt müßt noch einige Zeit mit mir fürlieb nehmen. Seit gestern ziehe ich wieder frischen Frühlingsathem in meine schwache Brust und drücke euch und euer Kind an mein ausgeheiltes Herz."

Im Oktober darauf schreibt er nach Hannover: „Mein Leben gleicht immer noch der Sonne, nicht in ihrem Glanz und in ihrer alles belebenden Wärme, sondern in ihrem regelmäßigen Auf- und Untergang. Die Verfinsterungen, die es zuweilen gibt, sind auch nur kurz und meistens unsichtbar. Wenn es noch fünfzehn Monate so fort läuft, so feiere ich am 10. Febr. 1825 mein Jubiläum. Ich melde dieß bei Zeiten, damit deine liebe Frau Zeit genug hat, mir ein Gedicht darauf zu machen." Und im Januar 1824 zeigt er der Schwiegertochter in Hannover die Geburt des zweiten Urenkels an und setzt dazu: „Uebrigens sollen mich alle Enkel und Urenkel der Welt in meinem Lebenstakte nicht irre machen. Er geht zwar seit einiger Zeit nicht mehr Allegro, aber doch noch Adagio. Und wenn ich an meinem Jubiläum auch keinen Walzer mit Ihnen tanze, so hoffe ich doch eine Polonaise hinauszuhumpeln."

Der Brand und die Brandpredigt.

Der 10. Februar 1825, das fünfzigjährige Amtsjubiläum des Greises, nahte. Schon rüsteten seine Kinder und seine Freunde in der Nähe und Ferne, schon rüstete das Städtchen sich freudig zu dem Freudenfeste. Da trat Schrecken und Unglück zwischen die frohen Veranstaltungen. Aber in Schrecken und Unglück sollte noch einmal die Geistesstärke des siebenundsiebzigjährigen Greises in ihrer vollen, ungeschwächten Kraft sich zeigen.

Zwölf Tage vor dem Feste, an einem Sonnabend spät Abends, brach ein heftiger Brand in dem Städtchen aus und legte in raschem Umsichgreifen mehr als zwanzig Gebäude in Asche. Der schon genannte Freund unseres Patriarchen, Rath Stockmar, war im jähen Schrecken über das in sein Haus einschlagende Feuer vom Schlage gerührt worden und wurde leblos in die

* Hausgenossen, so nennt er seine Mägde und seine Haushälterin, keines seiner Kinder lebte damals bei ihm.

Superintendentur gebracht. Während nun hier drei Aerzte sich vergeblich um den Entseelten bemühten, den man in das Kämmerchen neben der Stube auf das Bett des Alten gelegt hatte, während in der Stube die Gattin in Verzweiflung jammerte, die Tochter ohnmächtig im Lehnsessel lag, Haus und Stube mehr und mehr mit geflüchteten Gütern und Kindern sich füllten, bald auch vom nahen Eishausen der Neffe, von Hildburghausen der Sohn und der Consistorialrath Nonne und von allen Dörfern ringsum die Pfarrer herbeigeeilt kamen, um in der Superintendentur zu helfen, zu retten und zu flüchten, während dieser selbst das Feuer immer näher sich zuwälzte und Alles in rathloser Verzweiflung sich zeigte, blieb er allein in unerschütterlicher Ruhe. Er hatte den Kutscher den Leiterwagen anspannen lassen, um im Städtchen flüchten zu helfen; er war selbst in die schreckliche Winternacht hinausgegangen, um zu rathen und zu ermuthigen. Daß man in seinem eigenen Hause Anstalten zum Einpacken mache, untersagte er auf's Entschiedenste. Aber in die Verwirrung seiner Wohnstube rief er auch noch die Spritzenleute von den benachbarten Dörfern, um sie mit Kaffee und Speisen zu bewirthen, so weit der Vorrath des Hauses nur ausreichte. Endlich gegen Morgen, als man des Feuers mächtig zu werden anfing, ließ er sich ein Bett über zwei Stühle werfen, und während der unendliche Tumult noch um ihn fortlärmte, schlief er hier ruhig, wie ein Kind, bis zum Morgen.

Mit ungeschwächter Kraft bestieg er die Kanzel. Noch rauchten die Brandstätten; aber seine Gemeinde fehlte auch heute nicht. In lebendiger Schilderung führte er noch einmal den Schrecken und Jammer der Nacht vor ihre Seele, aber nicht um zu klagen, sondern um Gott in Demuth anzubeten und seine Barmherzigkeit zu preisen. Und als der Greis, in immer feurigerer Rede fortfahrend, endlich zum Schlußgebet überging und die Gemeinde nach alter Sitte sich erhob, um es stehend zu hören, er aber mit lauter Stimme unter sie rief: „Auf den Knieen müssen wir heute alle dem Herrn danken — Mann und Weib und Kind!“ da sank die ganze Gemeinde einmüthig nieder und nur leises Schluchzen wurde gehört und des Betenden Wort, das wie Trost- und Jubelton durch alle Herzen zog.

Das Jubiläum.

Auch der Anblick der Brandstätte hinderte die Gemeinde nicht an einer frohen Feier des Ehrentages ihres lieben Herrn. Das Fest ging vor sich. Der Jubelgreis wurde „mit Gedichten und Glückwünschen überhäuft.“ Es fehlte dem Greise nicht an den gewöhnlichen Ehren, auch nicht an dem Kirchenrathstitel (den er „nicht leiden mochte und für den er sich in sehr zweideutiger Weise bedankte“); aber ungewöhnlich war die Herzlichkeit der Theilnahme von Seiten seiner Gemeinde, seiner Diöcesanen und seiner Freunde, und besonders erfreulich für ihn die sinnigen Veranstaltungen seiner Kinder und Enkel.

Er selbst predigte über das Wort Jakobs: „Herr, ich bin zu gering aller Barmherzigkeit und aller Treue, die du an deinem Knechte gethan hast. Dennoch hatte ich nicht mehr, als diesen Stab, da ich über diesen Jordan ging, und nun bin ich zwei Heere worden.“ — „Ich denke,“ sprach er am Schluß, „an das eine Heer, das ich neun Jahre lang in Coburg gesammelt hatte. Ich denke an das zweite, das hier achtunddreißig Jahre vor mir herzog. Ich denke an dich, meine theure, liebe Gemeinde, die achtunddreißig Jahre an meinen Lippen hing, die mit meinen Schwachheiten Geduld hatte, die mich liebt, wie ich sie liebe. Ich denke an das eine zahlreiche Heer, das unterdessen über den Grenzfluß der Erde in das ewige gelobte Land zog und mich zurückließ, und an das zweite, das noch hier vor mir steht, das vor meinen Augen aufgewachsen ist. Du bist mein Stolz und mein Ruhm. Ich bedarf, sage ich mit dem Apostel, keines Lobbriefs von euch, sondern ihr seyd mein Brief, in mein Herz geschrieben, nicht mit Tinte, sondern mit dem Geist des lebendigen Gottes.“

„Neben diesen Hauptabschnitten meines Lebens stehen nun noch so viele Denkmale, an denen allen ich die Zeichen der göttlichen Barmherzigkeit und Treue erkennen muß; Denkmale eben so unerklärlicher Führungen der Meinen; Denkmale der Freuden, die mir als Mann, Vater und Freund zu Theil wurden; andere, die ich mit bitteren Thränen benetzte, wenn der Tod mir Weib, Kinder und Freunde vom Herzen riß, und noch die letzten Tage gar mit Feuer gezeichnet wurden.“

„Und unter allen diesen Schicksalen, auf dieser hohen Stufe des Alters ist mir noch Kraft des Leibes und der Seele geblieben! Ist es mir doch, als wenn ich erst heute zu euch käme, mit neuem Muth euch Gottes Wort zu verkündigen, bis es ein Hammer werde, der die Felsen zerschlägt, bis es als zweischneidiges Schwert Seele und Geist und Mark und Bein scheide. Ist es mir doch, als wenn eine neue Liebe, eine neue Hoffnung in mir erwachte.“

„Ja, alle diese verschlungenen Schicksale knüpfen sich jetzt wie einzelne Fäden in meinem Herzen zusammen. Bewunderung und Dank überwältigt mich! Freude und Entzücken hebt mich von der Erde zu dir, Vater meines Lebens! Das Gefühl meiner Unwürdigkeit aber drückt mich nieder, und Herz und Mund hat kein Wort

mehr, als: Herr, ich bin zu gering aller Barmherzigkeit und Treue, die du an deinem Knechte gethan hast!"

„Noch Einen Tag erwarte ich, — Einen Tag des Dankes, der Freudenthränen Tag, wenn mir Gott Alles, was ich bin und habe, wieder nimmt, und mir den Stab in die Hand gibt, an dem ich zu Grabe gehe, und die Thore der neuen Stadt Gottes aufspringen und ich meine beiden Heere wiederfinde. Amen."

Der Tag des Dankes, der Freudenthränen Tag.

Nach einem heitern, sonnenklaren Sommer nahte der 78ste Geburtstag des Greises, der 6. November. Am Mittwoch vorher, des Abends, nachdem er sich ungewöhnlich früh zu Bette gelegt hatte, rief er die Haushälterin in sein Schlafstübchen. „Sehen Sie doch einmal nach, liebes Julchen, die Kirchenschlüssel an der Wand haben so eigen geklirrt; was ist wohl der Grund?" — Sie suchte vergeblich; das Klirren blieb unerklärt. „Merken Sie sich's, es bedeutet meinen Tod!" sprach er freundlich und schlief ruhig ein. Seiner Schwiegertochter in Hildburghausen, welche geschrieben hatte, daß sie wohl dießmal nicht zur Feier des Geburtstags werde kommen können, schrieb er zurück: „Einer ist der erste gewesen und einer wird der letzte seyn; und wenn es gerade dieser wäre, und Sie wären nicht gekommen, wie leid würde es Ihnen thun."

Der Geburtstag fiel auf einen Sonntag. Morgens predigte er. „Wir gingen alle tief erschüttert nach Hause," erzählt unser Berichterstatter, „und sagten uns leise: „War's nicht, als ob das seine letzte Predigt hätte seyn sollen?" — Zu Hause traf der Greis die ganze Familie. In herzlicher Fröhlichkeit, wie sonst, wurde das Fest gefeiert. Wie sonst, belebte der Greis die Gesellschaft mit Geist und Witz und strahlte von Zufriedenheit.

Am Tage darauf fuhr er, von einer Enkelin begleitet, in Amtsgeschäften auf ein nahes Dorf. Von Frost geschüttelt kehrte er Abends heim. „Macht mir einen Hollunderthee," sagte er und legte sich zu Bett. Aber am andern Morgen hatte er die Besinnung verloren. Eine heftige Lungenentzündung war ausgebrochen. Vergeblich eilte der Sohn von Hildburghausen zur Hülfe herbei. Acht Tage nach seinem Geburtstage, am 13. November 1825, verschied der Vater. „Wir sehen uns wieder!" war das letzte Wort, das er im lichten Aufflackern seines Geistes gestammelt hatte.

Am Mittwoch darauf, vierzehn Tage nach jenem Mittwoch, an dem die Kirchenschlüssel in des Alten Schlafstübchen geklirrt hatten, klirrten sie wieder; sie öffneten das Thor, durch welches, am späten Abend, der Greis, von seiner trauernden Gemeinde begleitet, zur letzten Ruhestätte getragen wurde.

An einem klaren Herbsttage des Jahres 1856 wanderte ein fröhliches Studentenblut die Straße von Coburg her der Heldburger Feste zu. Er kam von Hannover, um jetzt zum erstenmal die alte Heimath seiner Väter aufzusuchen. Dort, wo der Weg auf der Höhe von Gauerstadt vorüberzieht, blieb er stehen. „Wie heißt der Ort dort unten im Thale?" fragt er einen Bauersmann in schneeweißem Haare, der auf dem Felde arbeitet.

„'s ist Rodach," lautet die Antwort, „zwei gute Stunden weit." — „Rodach? Da muß einmal ein Superintendent Hohnbaum gelebt haben?" — „Hohnbaum?" fragt der Alte und richtet sich von seiner Arbeit auf. „Hohnbaum, — haben Sie auch von dem gehört? Du lieber Gott! Wenn den die Leute mit ihren Händen aus der Erde herausgraben könnten, sie kratzten sich alle Nägel ab, so lieb haben sie ihn gehabt."

Eine Thräne der Rührung trat in das Auge des jungen Mannes. Er war ein Ururenkel jenes letzten Bürgermeisters Hohnbaum, ein Urenkel der geliebten Schwester des „Alten von Rodach."

Correspondenz-Nachrichten.

Baden-Baden, Juli.

Louis Napoleon in Baden.

Von der Annexionsfeier nach Baden-Baden, von dort nach Straßburg zu einer großen Revue und dann nach Paris in den Ministerrath — dieses Programm hatte man wohl noch unter dem Eindruck der vive l'empereur, welche bei der Annexionsparade und während des Defilés von mehr als 60,000 Mann, also durch beiläufig drei Stunden ununterbrochen an das Ohr des Kaisers schlugen, mit einiger Ostentation festgesetzt. — Die Revue in Straßburg ist später aus dem Programm gestrichen worden und der Kaiser hat sich direkt an den Conferenztisch seines Ministerraths begeben. Nach den lebhaften Friedensversicherungen in Baden wäre wohl die Demonstration einer Parade in Straßburg nicht recht angegangen; Louis Napoleon, welcher das Gewicht einer Taktlosigkeit nicht unterschätzt, hütet sich, deren zu begehen. Ja, wenn man ein williges Ohr für die geheimen Plane der Napoleonischen Politik gefunden und die friedliche Eroberung der natürlichen Grenzen hätte anbahnen können, dann wäre man wohl nicht so stille an der Straßburger Garnison vorbei gegangen und nicht nach Paris zurückgekehrt, ohne die voraussichtlichen Erfolge der „Entrevue" triumphirend der Armee und dem Volke zu verstehen zu geben.

Sie glauben nicht, von was für einer wohlthätigen warmen Begeisterung man als richtiger Deutscher in Baden beschlichen wurde. Bedenken Sie, daß das verbitternde Bewußtseyn des ewigen Haders für einen Augenblick durch das überwältigende Gefühl der Einigkeit verdrängt ist, indem man Leute, welchen vorher die Meinung zugetraut wurde: „lieber französisch als preußisch," nun mit einemmale in die Vivats auf den Prinzregenten fast enthusiastisch einstimmen hört, und Sie werden begreifen, daß man hingerissen wird, daß man, für Augenblicke wenigstens, alles andere vergißt und nur voll begeisterten Glaubens ausruft: Ja, Deutschland ist einig und wir Deutschen sind eine Nation eben so gut wie die Franzosen! Freilich kühlt man sich wieder ab und der nüchterne Verstand kommt bald hinten nach, dem trunkenen Herzen dieß und jenes zu bedenken zu geben; aber lassen wir diese Bedenken den Politikern und wärmen wir unser patriotisches Gefühl lieber an dem erhebenden Moment — wir haben leider keinen Ueberfluß an solchen.

Die Träume der ersten Nacht in fremdem Hause gehen in Erfüllung, sagt man. In der Nacht nach jenem Abende soll es aber sehr vielen, manche behaupten sogar auch dem Kaiser Napoleon von der deutschen Einigkeit geträumt haben. Möge das Sprüchwort wahr sagen. Sie kennen wohl schon alle Details des berühmten Besuches; darf ich Ihnen im Vorbeigehen manche davon nochmals vorführen?

Baden ist für gewöhnlich wohl ein vorwiegend französisches Bad, nicht so sehr weil es zumeist von Franzosen besucht wird, sondern weil es ein Allerweltsbad ist und weil das Französische nun einmal den Weltverkehr vermittelt. Ich muß gestehen, daß ich darin einen Vorzug Badens sehe; denn nichts ist langweiliger, als Bäder, welche den ausschließenden Typus irgend einer Kaste tragen. Und das ist fast bei allen Bädern der Fall, welche den Anspruch machen, elegante Bäder zu seyn und nicht zugleich — mir fällt eben keine passendere Bezeichnung ein — internationale Bäder sind. Um ein Beispiel anzuführen, nehmen Sie Baden bei Wien. Gibt es etwas fürchterlicheres als die schwefelige Langeweile dieses Sommer-Rendezvous der semitischen Finanzwelt mit seiner heißen, staubigen sogenannten Promenade und den toujours perdrix des Helenenthals? Die Rheumatismen des Wiener Curzettels, welche sie in Schwefel abbaden, und die Salons der demie finance, welche großmächtig aufgeblasen sich in's Helenenthal pflanzen — das ist Baden bei Wien. — Wenn man in's Bad geht, sollte man billigerweise alle Nothdurften seines Standes und Berufes zu Hause lassen und nichts seyn als Badegast. Dazu wollen sich aber die kleinen Leute nicht so leicht verstehen; sie gehen im Gegentheil in's Bad, um sich desto gewisser geltend zu machen mit ihren Prätensionen. Vor der lächerlichen Gespreiztheit findet man Zuflucht nur in jenen versteckten köstlichen Gebirgsbädern, die zu entlegen, zu einfach und zu rauh sind in ihrer ursprünglichen Naturschöne, um die Spießbürger jeden Standes anzuziehen, und dann in den Weltbädern, wo man von den wenigsten Leuten überhaupt weiß, wer sie sind, weil es niemanden darum zu thun ist, gekannt, wohl aber vielen, nicht gekannt zu seyn. Man zieht sich hinter die Maske des Französischen zurück, dem man

möglichst jeden charakteristischen Accent zu nehmen sucht, und man ist geborgen, denn Französisch sprechen alle Nationalitäten. Ist man reich oder arm? niemand kann das wissen, denn die Roulette und das trente et quarante sind da, und wer kann bestimmen, ob man seine Bankbillets auf der Post oder am grünen Tisch geholt hat, ob nie welche angekommen oder ob sie von den Croupiers des Herrn Benazet verschlungen sind? Und doch ist Baden kein eigentliches Spielbad wie Homburg, was ihm eine zu geschäftliche Physiognomie aufdrücken würde. Baden bietet alles, ohne irgend etwas aufzudrängen, und man kann dort seyn, was man überhaupt kann und will. Das Gefühl der Ungenirtheit ist aber eines der angenehmsten, die existiren, und doppelt angenehm ist es da, wo die Natur ihre Reize und die Civilisation ihre Genüsse bieten.

Der Besuch des Kaisers hatte die Franzosen in mehr als gewöhnlicher Menge nach Baden gelockt. Viele rief die Pflicht hin, denn die französische Polizei traf ausgedehnte Sicherheitsmaßregeln, aber auch viele das Vergnügen oder doch die Neugierde. Die Expreßtrains von Straßburg waren also ziemlich stark besetzt. — Das gehört gerade nicht zum Angenehmen; denn die französischen Bahnverwaltungen sorgen nicht sehr für die Bequemlichkeit der Reisenden. Der Comfort ist selbst in der ersten Klasse ganz mäßig, unbesetzte Plätze kommen nur selten vor, und da ist an eine ordentliche Expansion — welche doch, nach der Versicherung der Zeitungen, ein unabweisliches Bedürfniß für's französische Volk seyn soll — nicht zu denken. Mögen die Franzosen ihre Eisenbahnwaggons erweitern, bevor sie an die Erweiterung ihrer Grenzen denken. Glücklicherweise dauert die Fahrt nicht zu lange; man bringt eine Nacht im halben Schlaf zu, denn das Geschrei der Conducteure, welches lebhaft an die Cris de Paris erinnert, läßt einen ganzen Schlaf nicht kommen. Am Morgen reibt man die Augen und steht vor dem berühmten Straßburger Bahnhof, in welchen die Locomotiven keinen Zutritt haben.

Die Fahrt von Straßburg nach Baden ist eine Promenade, die aber mitunter recht langweilig und ermüdend seyn kann, denn man hat zwei Paßrifitationen durchzumachen und das Zollhaus zu passiren. Zum Glück war ich gleich beim Einsteigen in den Omnibus, der vom Hotel abfährt, in gute oder doch in interessante Gesellschaft gerathen und brauchte nicht zu fürchten, daß mir die Zeit gar zu lang werde. Zuerst war eine englische Familie da; ein ernsthafter Papa, der ohne Zweifel in Baumwolle oder sonst was machte, eine Mama mit einem rothen Shawl und zärtlichem Herzen — so muß ich wenigstens voraussetzen nach den still seligen Blicken, mit denen sie von Zeit zu Zeit den dritten Bestandtheil der Familie ansah, ein anmuthiges blondes Mädchen von etwa sechzehn Jahren mit einem schüchternen Kindergesicht. Wenn man mit Engländern reist, ist man so ziemlich sicher davor, in eine Conversation verwickelt zu werden. Der Engländer ist schweigsam, was ich an einem Reisenden sehr hoch schätze. Ich hasse nichts mehr als geschwätzige Reisegefährten, die jedermann mit ihrer Lebensgeschichte und ihren Reisezwecken aufwarten. Ich fürchte in solchen Fällen immer, daß sie damit enden werden, sich als Commis Voyageurs zu entpuppen, indem sie mir die Weinkarte oder den Musterbogen des Hauses anbieten, für welches sie reisen, oder gar mit dem Prospectus einer Lebensversicherungsgesellschaft herausrücken.

Der Zufall wollte es inzwischen, daß ich im Verlauf der kurzen Reise in nähere Berührung mit der englischen Gesellschaft kam. Auf der Station, wo die Züge sich nach Norden und Süden theilen — ich glaube sie heißt Appenweyer — hat man das Vergnügen, aussteigen zu dürfen, um die Wagen zu wechseln. Das ist wohl das fünfte oder sechste mal von Straßburg her. Da sah ich nun meine kleine Engländerin, die augenscheinlich mit eben so viel Kummer als Eifer einem Schaffner der Bahn irgend etwas demonstrirte, was dieser sehr gutmüthig anhörte, aber durchaus nicht zu verstehen schien. Die Mama stand rathlos daneben, der Papa bei einem Haufen von Reisesäcken in angemessener Entfernung. Ich konnte wohl nicht anders, als der Armen mit dem kleinen Vorrath meines Englisch zu Hülfe kommen und mich als Dolmetsch anbieten. Da hörte ich denn, daß sie eine Handtasche mit kleinen Nippes und Andenken von Paris beim letzten Wagenwechsel zurückgelassen hatte und sich erkundigen wollte, wie man diese wieder bekommen könnte. Wir verständigten und einigten uns nun bald darüber, daß nichts anderes übrig bleibe, als zurück zu telegraphiren und die Tasche nachzuschicken. Der Kleinen mußte viel an ihren Andenken liegen, denn sie erröthete vor Vergnügen, als ihr der Schaffner durch meine Vermittlung die Versicherung gab, sie werde ihre Sachen morgen unversehrt in Basel finden, während ich den Lohn für meine Dienstfertigkeit in der unverholenen Freude fand, mit welcher sie bei meinen ersten Worten ihrem Vater zugerufen hatte: „Oh, Papa, there's a Gentleman who speaks english!"

Wir hatten noch einige Zeit auf das Zusammenstellen der Züge zu warten, und da mußte ich wohl der englischen Gesellschaft bis auf weiteres annectirt bleiben, was mich auch gar keine Ueberwindung kostete. Der Papa sagte mir einiges Verbindliche, erzählte, daß er nach Basel gehe und in den drei Königen absteigen werde, und vielleicht sonst noch manches andere, was ich aber nicht verstand, theils weil ich ein wenig zerstreut war, denn man schaut nicht ganz ungestraft in ein schüchternes liebliches Mädchengesicht mit sanften Augen, theils weil es überhaupt schwer ist, einen Engländer zu verstehen, auch wenn man sich einbildet, englisch zu können. „Fermez les dents et ouvrez la bouche, et vous parlerez anglais," sagt der Franzose, und in der That, die Engländer thun so etwas dergleichen, wenn sie sprechen. Inzwischen war zum zweiten mal geläutet und ich hatte die höchste Zeit, einzusteigen, wenn ich den Train nach Baden, welcher zuerst abgeht, nicht versäumen wollte.

Ich habe vergessen, meine übrige Reisegesellschaft aus

dem Omnibus zu beschreiben. Ich fand sie jetzt im Badner Train wieder. Es waren zwei junge Leute aus Paris mit ihren Begleiterinnen. Ich finde kein anderes Wort für die zwei hübschen weiblichen Wesen, die mit ihnen waren; ihre Gattinnen konnten sie nicht seyn; denn Hochzeitreisen macht man nicht in Compagnie und für altbackenere Eheleute waren sie zu jung und sahen gar zu kinderlos aus; auch zog die eine von den Damen ein Buch aus ihrer Handtasche mit dem Titel: „Voyages d'une jeune fille;“ zudem ist ja die Ehe das sichtbare Zeichen einer unsichtbaren Gnade — ich konnte die Zeichen nirgends herausfinden; kurz ich habe die Ueberzeugung, daß es keine Frauen waren, wenigstens keine verheiratheten. Andererseits sahen sie wieder nicht aus wie femmes entretenues; sie trugen nicht den Stempel des demi monde, der sich nicht leicht verbergen läßt, wenn auch manchmal eine Dame dieser Sphäre die Caprice erfaßt, als honette Frau zu gelten, indem sie mit ihrem Liebhaber in ein ausländisches Bad geht und sich dann alle Mühe gibt, anständig zu erscheinen, was ihr gewöhnlich sehr schwer wird und sehr schlecht ansteht. Das war keine gezwungene, überlegte Zurückhaltung, sondern eine natürliche Unbefangenheit, heiter, ohne unanständig zu werden. Dieser Ton ist aber zu schwer zu treffen, um täuschend nachgemacht zu werden. Zudem fängt die Saison für diese Damen in Baden erst im Juli an. Die Reiserequisiten waren von tadelloser Eleganz (was übrigens gar nichts beweist, als daß die Leute à leur aise sind), die Lektüre keine Demi-monde-Romane. Außer den schon erwähnten Voyages wurde noch etwas von Feydau und Octave Feuillet (ich glaube die petite comtesse) sichtbar, und endlich kam ein französisch-deutsches Conversationsbuch zum Vorschein, in welchem alle vier während der Fahrt unterschiedliche ergötzliche Studien machten. In allem fand ich eine Bestätigung, daß die scharfen Eintheilungen in der Praxis doch nie recht passen; denn in der Natur gibt es keine Sprünge, es reiht sich eines ans andere in kaum merklichen Uebergängen. Herr Dumas, welcher die charakteristische Bezeichnung „demi monde“ erfunden hat, war nicht zur Seite, um da Auskunft geben zu können, und so mußte ich mir schon selbst die Sache zurechtlegen; d. h. ich ließ mich nicht weiter davon anfechten und dachte mir, da es in der Pferdewelt nicht bloß Voll- und Halbblut, sondern auch Dreiviertelblut u. s. w. gibt, so werde das alles hier wohl analog seyn.

Doch beinahe hätte ich vergessen, die hübschen Reisegefährtinnen zu beschreiben. Ja, sie waren recht hübsch, und Pariserinnen, d. h. also dabei graziös und niedlich kokett. Sie trugen geschmackvolle Reisekleider mit leichten grauen Ueberwürfen à la Bédouine, couleur de mauve besetzt, und runde Strohhüte. Die eine — ich hielt sie für die ältere — hatte ein kleines, neugieriges Näschen gleichsam als Avisoposten vor ein paar braune, nicht zu große, kluge Augen geschoben; ihr Mund verrieth gute Zähne und ziemlich viel Reflexion; der ganze Gesichtsausdruck war intelligent und zeigte, daß die Besitzerin dieses Ausdrucks mit vielem Verständniß alles anzusehen pflegte, was um sie her vorging. Sie hatte sich auch offenbar dem geistreicheren und überwiegenden der beiden jungen Leute annectirt, und somit schien sie eigentlich der große Rath der Gesellschaft. Die andere trug ihre Nase, die fast tadellos, aber doch nichtssagend war, mit vielem Selbstbewußtseyn; ihre großen Augen schienen immerfort in den Spiegel zu schauen, und obgleich sie mit ihrem jungen Manne bedeutend mehr kokettirte als Nr. 1 mit dem ihrigen, so war sie doch offenbar immer nur mit sich selbst beschäftigt. Beide hatten hübsche, wohlgepflegte Hände.

Die Reisegesellschaft wurde durch einen ältlichen, gesprächigen Herrn completirt, welcher die schon erwähnten deutschen Sprachstudien zum Anknüpfungspunkte benützte, um am Gespräche Theil zu nehmen, was in sehr ergötzlichem Straßburger Französisch geschah, während ich mich des ältlichen Herrn bediente, um die Conversation allgemein zu machen. Und so waren wir, ohne uns gerade zu langweilen — wenigstens was mich betrifft, kann ich es sagen — durch die Fährlichkeiten der Revisionen und des ewigen Auf- und Absteigens an den Ort unserer Bestimmung gelangt.

Doch bevor ich sage, wie voll es in Baden war und wie schwer es hielt, sich dort ein Nest einzurichten, muß ich noch, an die deutschen Sprachstudien meiner Reisegefährten anknüpfend, eine kleine Anekdote erzählen, aus welcher auch hervorgeht, daß die Franzosen gerade nicht nöthig haben, für den Zweck einer Reise nach Baden deutsch zu lernen. In Deutschland und namentlich an der Grenze von Frankreich ist das Französisch sprechen selbst unter der dienenden Klasse wenigstens sporadisch epidemisch, und zumal in Baden gibt es keinen Küchenjungen, der nicht für einen Franzosen gehalten seyn möchte. Also ich gehe an meine Anekdote.

Ein badischer Cavalier, mit einem sehr bekannten Namen und geradem, urdeutschem Wesen, kommt eines Abends in irgend eines der vielen ersten Hotels von Baden, um zu Nacht zu essen. Er ruft den Kellner, einen eleganten jungen Mann mit Fischgrätenfrisur, und verlangt dieß und jenes — versteht sich deutsch. Der Kellner setzt der deutschen Anrede ein hartnäckiges Französisch entgegen. Endlich wird Herr von X. ungeduldig und läßt an den Garçon jene energisch deutsche Einladung ergehen, welcher bis jetzt wohl noch nie jemand buchstäblich nachgekommen ist. Auch der „Garçon“ deprecirt dagegen, und zwar nicht mehr französisch, worauf ihm Herr von X. phlegmatisch sagt: „Ich habe nur sehen wollen, ob Sie deutsch verstehen,“ und fortfährt, sein Nachtessen zu bestellen. Da haben Sie meine Anekdote. —

Am 15. Abends kam der Kaiser an. — Gegen halbsieben Uhr war der Großherzog von Baden, dann auch die Herzogin von Hamilton an den Bahnhof gekommen und hatten sich in den Wartsalon, der für den Empfang des Kaisers hergerichtet war, begeben. Am Bahnhof waren

nebst Personen vom Hof noch der Oberst der badischen Landesgendarmerie, welche zahlreiche Posten im Umkreise ausgestellt hatte, so wie einige Funktionäre vom Civil, französische Beamte und Agenten, zum großen Theil an dem rothen Bändchen der Ehrenlegion kennbar, natürlich in großer Zahl anwesend. Vorher waren schon die kaiserlich französischen Wagen — zwei vierspännige, halbgedeckte Kaleschen à la Daumont — mit Stallmeister und Piqueurs angekommen. Den ersten dieser Wagen führte das Leibgespann der Kaiserin mit ihrem Leibstallmeister und den Jockeys, welche bei den Spazierfahrten in's Bois de Boulogne zu funktioniren pflegen. Außer den französischen Equipagen standen noch zwei vierspännige Daumonts des Großherzogs von Baden mit eleganten englischen Livréen in Bereitschaft.

Um 6 Uhr 47 Minuten kam der Zug an, welcher den Kaiser brachte. Der Großherzog empfing den Kaiser im Wartsalon; nach der ersten Begrüßung ging Louis Napoleon auf die Herzogin von Hamilton zu, die er umarmte. Die Herzogin trug Trauerkleider für die Prinzessin Stephanie. Man weiß, daß das Verhältniß zwischen Louis Napoleon und der verstorbenen Großherzogin ein herzliches und inniges gewesen ist; die Begrüßung zwischen dem Kaiser und der nächsten Verwandten der Verstorbenen erfolgte also nicht ohne Rührung. Ueberhaupt soll der Kaiser im Familienkreise ein empfängliches Gemüth und viel Herzensgüte zeigen; es ist notorisch, daß er sich seiner Freunde aus der Verbannungszeit dankbar erinnert und geleistete Dienste nicht vergessen hat — eine seltene Eigenschaft der Großen. Man sagt so viel Uebles über den Mann, dessen politischen Charakter zu würdigen wohl nicht in der Aufgabe dieser anspruchslosen Zeilen liegt, daß ich nicht einsehe, warum ich das Gute, welches mir über seine Eigenschaften als Privatmann von vielen und competenten Seiten mitgetheilt ist, hier nicht wiederholen sollte.

Von der Königin Hortense, welche für ihren ältesten Sohn eine große Vorliebe und Schwachheit hatte, wurde Louis Napoleon auffallend zurückgesetzt. Die Folge davon war eine Verdüsterung und Verstimmung seines Gemüths; der junge Prinz, von Natur aus ohnehin mehr still und in sich gekehrt, wurde dadurch immer verschlossener. Sein Herz entfremdete sich einigermaßen seiner Mutter und wandte sich der Großherzogin Stephanie mit um so größerer Zärtlichkeit zu. Sie wurde und blieb seine eigentliche Mutter. Denn selbst als der ältere Bruder Louis Napoleons in den italienischen Kämpfen der Carbonari umgekommen war, und das ihres Lieblings beraubte Mutterherz nun seine ganze Zärtlichkeit auf den Ueberlebenden übertragen wollte, war dieses schon zu sehr erkältet, als daß ein recht inniges Verhältniß zwischen Mutter und Sohn sich noch herstellen konnte. So erzählte man mir.

Der Zudrang der Neugierigen an den Bahnhof, um die Ankunft des Kaisers zu sehen, war nicht übertrieben. Der Kaiser schritt nach allen Seiten höflich grüßend und, wie mir vorkam, nicht ohne einen Anflug von Befangenheit an der Seite des Großherzogs die Stufen herab an den vorgefahrenen großherzoglichen Wagen. Die Menge hatte die Hüte abgezogen und empfing den Gast des Großherzogs mit Neugierde und Stillschweigen ohne irgend eine Demonstration. Als der Kaiser in den Wagen stieg, begingen einige Franzosen die Taktlosigkeit, vive l'empereur zu rufen; diese Rufe — zuerst sehr schwach und vereinzelt — wurden zur Ruhe gezischt. Ein darauf folgender stärkerer Versuch, mit den „vive l'empereur" durchzudringen, wurde mit energischem Zischen und Pfeifen niedergeschlagen. Das Ganze machte einen etwas peniblen Eindruck, denn Louis Napoleon kam immerhin als Gast; übrigens war der Unverschämtheit jener vorlauten Franzosen nicht anders zu begegnen. Aber so peinlich der Eindruck dieses Empfangs, so erhebend war der Eindruck der enthusiastischen Hoch, welche am Tag darauf, nachdem Kaiser Napoleon den Prinz Regenten verlassen hatte, dem letzteren aus voller Brust gerufen wurden. Das war ein Augenblick, in welchem sich Aller eine gehobenere Stimmung bemächtigt hatte.

Ich muß Ihnen im Vertrauen gestehen, daß ich mich in Baden als Deutscher doch nicht immerfort begeistert gefühlt, sondern auch ein paarmal geschämt habe. Man denke sich, daß Deutsche, und oft ganz anständige Leute, die Gesellschaft von französischen Bedienten oder Trabanten gesucht haben, um nur ihre französischen Phrasen anzubringen. Ich sah einen Herrn mit einem Hundertgarden zechen, welcher gar nicht in dessen Gesellschaft paßte; beiden kam die französische Uebungslection überdieß sauer genug an, denn der Hundertgarde war offenbar ein Elsäßer. Wann werden wir uns endlich von solchen Lächerlichkeiten losmachen!

Den nächsten Tag sollte die berühmte Musik des österreichischen Regiments Benedek in Baden spielen. Leider kamen wir um den Genuß, denn sie erschien nicht. Das Conversationshaus hatte Herr Benazet an diesem Abend mit farbigen Lämpchen beleuchtet, und auch auf der Promenade hingen einige Dutzend armseliger Tulpenlampen von ölgetränktem Papier. Das bedeutete eine Illumination. Die Spieltische waren in diesen Tagen stark besetzt; doch die eigentlichen Spieler sind noch spärlich vertreten. Ihre Saison fängt erst später an, gegen den Herbst zu, in der Zeit der Wettrennen. Auch die Loretten fehlen noch am grünen Tische, wo sie dann zwischen acht und zehn Uhr ihre Goldrollen entwickeln. Ich sah eine einzige von diesen Damen. Sie pointirt jeden Abend, im Allgemeinen nicht sehr hoch. Einmal jedoch machte sie hohe Spiele, und das verhielt sich folgender Art.

Die jungen Leute, von welchen ich Ihnen vorher als von meinen Reisegefährten gesprochen, waren nämlich mit ihren Damen auch an den Trente et quarante-Tisch getreten. Sie spielten nicht, sie spielen überhaupt nicht, was mich in meiner Ansicht bestärkt, daß die Damen nicht dem demi monde angehören; aber sie hatten sich gegenüber der pointirenden Lorette postirt, welche eben im Verlieren war. Dieses Vis-à-vis spornte die Verlierende zu immer

höheren Sätzen und brachte der Bank einige Rollen Napoleonsd'or ein, was Sie gewiß vollkommen begreifen, wenn Sie das Naturell einer Pariser Lorette kennen.

Auch Graf Fleury stattete seinen alten Bekannten, dem Roulette und trente et quarante einen Besuch ab und spielte natürlich hoch. Doch, wie gesagt, das Spiel ist noch nicht recht im Gange; zudem ist auch Baden-Baden keine eigentliche Trente et quarante-Börse; indessen nährt hier der grüne Tisch immerhin seinen Mann. Herr Benazet gedeiht vortrefflich, und das Aussehen der Madame Benazet, welche am Illuminationsabend in weißem Kleide mit einer großen hochrothen Sammtschleife am Busen promenirte, läßt nichts zu wünschen übrig.

Hamburg, Juni.

(Schluß.)

Eisenbahnen. — Theaterzustände. — Witterung. — Feuersgefahr. — Bildungsverein für Arbeiter.

Von Bedeutung für die zukünftige Gestaltung unseres Verkehrs nach Holstein und weiter nordwärts wird die projektirte Verbindungsbahn werden, welche den im Osten unserer Stadt gelegenen Berliner Bahnhof mit dem Altona-Kieler dicht vor Ottensen verknüpfen soll. Daß dieser Schienenweg gebaut wird, unterliegt wohl kaum einem Zweifel mehr, seit zwischen unserem Senat und der Krone Dänemark deßfallsige Verhandlungen gepflogen und bereits zum Abschluß gediehen sind. Die Ratification des Vertrags stößt zur Zeit in unserer Bürgerschaft deßhalb noch auf Hindernisse, weil in dem Vertrag jede Andeutung in Bezug auf die Richtung fehlt, welche man der zu erbauenden Verbindungsbahn zu geben gedenkt. Auch hat man vergessen, bezüglich der Truppenbeförderung auf der Bahn, welche beide Contrahenten sich ausbedingen, anzuführen, ob von Seiten Dänemarks unter solchen Truppen möglicherweise nicht auch anderes als bloß deutsches Bundesmilitär verstanden werden könnte. Diese Bedenken haben Bürgerschaft vor der Hand abgehalten, ihren Consens zur Ratificirung des Vertrags zu geben.

Noch älteren Datums als unsere Verfassungswirren sind die mißlichen Zustände unseres Stadttheaters. Als vor zwei Jahren die Sachse'sche Entreprise, die mit so großem Gepränge sich einführte, in die Brüche ging, trat der dramatische Dichter Dr. Wollheim als Retter der Gesellschaft auf und verhieß, wie das so Brauch ist, ein goldenes Zeitalter der altberühmten Bühne Schröders. Das goldene Zeitalter, an das leider überhaupt keine Seele mehr glaubt, ist nun freilich nicht gekommen, aber es kam Kathi Lanner mit ihren Balleten, für die so viele schwärmten; es wurde der Oper ein solcher Spielraum auf der Bühne eingeräumt, daß für das recitirende Drama wenig Platz übrig blieb. Die Claque ward auch nicht ganz vernachläßigt, kurz die Geschichte nahm eine Wendung, die zu gegründetem Tadel Anlaß gab. Dieser blieb denn auch nicht aus, obwohl er sich in den Schranken des Anstandes hielt. Scheinbar machte die neue Direktion Glück, denn das sehr geräumige Haus war fast immer stark besucht. Einzelne Neuigkeiten, wie namentlich die Meyerbeersche Oper „Dinorah," die anfangs mit erhöhten Preisen gegeben ward, füllten das Haus fortwährend bis in die äußersten Winkel, und das schon erwähnte Ballet übte ebenfalls eine starke Anziehungskraft. Trotz alledem aber kann das Geschäft doch nicht besonders ausgefallen seyn. Denn kaum war der Winter vorüber, so wurden auch schon Klagen laut über schlechte Einnahmen, und vor wenigen Wochen sah sich die Direktion genöthigt, mit ihren Mitgliedern ein Abkommen zu treffen, um über die böse Sommerzeit glücklich hinüber zu voltigiren. Die Mitglieder des Stadttheaters sind für die Sommermonate auf halbe Gagen gesetzt worden. Nachzahlung der vorläufig ausfallenden andern Gagenhälfte wird für den Herbst zugesagt, ob auch

garantirt und verbürgt, weiß ich nicht. Ein sonderbares Auskunftsmittel hat übrigens die Direktion neuerdings ergriffen, um Geld zu machen, sie hat sich nämlich nicht mit einem Poeten, sondern mit dem Inhaber eines stark besuchten Biergartens associirt. Da werden Concerte gegeben, wo Mitglieder des Stadttheaters auch einzelne Stücke vortragen sollen. Neu ist das gewiß, recht gefallen aber will es doch vielen nicht. Eines der hervorragendsten Talente unter den Schauspielern hat sich denn auch durch diese Maßnahme bewogen gefunden, zu kündigen. Das Publikum zuckt die Achseln, macht schlechte Witze, hat aber wenig Mitgefühl für die Leidensgeschichte eines Instituts, das früher so gut gedieh und jetzt so ganz und gar zu verfallen droht. Der Vorschlag, den man neulich machte, das Stadttheater mit einer Inschrift zu verzieren, welche „Krisentheater" lauten müßte, ist so übel nicht. Vielleicht rettete ein so verzweifeltes Manöver das Institut dauernd aus einer wirklichen Krisis.

Nach drei heißen Sommern scheint uns das gegenwärtige Jahr einen allzu nassen bringen zu wollen. Auf einen ungewöhnlich milden Winter folgte ein an feuchten Niederschlägen reicher, dabei gewaltig kühler Lenz, der seit den Pfingsttagen uns fast ohne Unterbrechung Regen in Menge gebracht hat. Das Pfingstfest ähnelte mehr einem verfrühten Weihnachten, so entsetzlich tobte der Nordweststurm. Wer nicht innerhalb seines Hauses frieren wollte, heizte ein. Auf See verursachte der lang anhaltende orkanartige Sturm sehr viele Unglücksfälle durch Strandungen von Dampf- und Segelschiffen. Die meisten Schiffe gingen an der englischen Küste zu Grunde. Seitdem äußert das bedenkliche Wetter seinen Einfluß auf die Preise vieler Produkte. Weizen und Roggen steigen beträchtlich und bringen uns theureres Brod; selbst die Butter will trotz des höchst gesegneten Graswuchses nicht billig werden, wahrscheinlich weil die Ausfuhr auch dieses Artikels sich wie die von grünen Gemüsen mit jedem Jahre vermehrt. Das fruchtbarste Wetter und der reichste Anbau bringen uns demnach wenig Segen. Es stellt sich immer klarer heraus, daß die großen Erleichterungen im Verkehr, besonders aber die Schnelligkeit, mit welcher große Strecken zurückgelegt und dadurch weite Entfernungen aufgehoben werden, die Zeiten billigen Lebens in's Fabelreich verwiesen haben.

In der Mitte dieser Woche kam durch Unvorsichtigkeit am hellen Tage ein Feuer zum Ausbruch, das nur durch die größten Anstrengungen aller Löschmannschaften bewältigt werden konnte, ehe es gefährliche Verhältnisse annahm. Es brannten in dem sogenannten Kalkhofe, einem Viereck hoher, aber schlecht gebauter Häuser, verschiedene Wohnungen und ein paar Speicher gänzlich nieder. In letzteren lagerten eine Menge feuergefährlicher Stoffe, die eine so starke Gluth entwickelten, daß der hohe Thurm der nahen St. Katharinenkirche nicht außer aller Gefahr war.

Unter den zahlreichen Vereinen, die wir besitzen, ist der jedenfalls besuchteste derselben, „der Bildungsverein für Arbeiter," neuerdings in ein neues Stadium seiner Entwicklung getreten. Seit den Bewegungsjahren nach der Februarrevolution haben die Leiter desselben mit richtigem Takt ihn zu einer wirklichen Bildungsanstalt für Arbeiter auszudehnen verstanden, die in ihrer Art vielleicht Größeres leistet, als manche Hochschule. Gegenwärtig mag dieser Verein, der sich nur aus den kleinen Beiträgen seiner Mitglieder erhält, deren im Durchschnitt etwa tausend zählen, welche Unterricht im Schreiben, Rechnen, in Mathematik, Zeichnen, Geschichte, Gesang, Turnen 2c., je nach dem Fache, das sie erwählt haben, erhalten, wobei jederzeit auf geselliges Zusammenleben Behufs geistiger Ausbildung hingewirkt wird. Neulich nun hat der Verein das Versammlungslokal, das er seither nur miethweise besaß, käuflich an sich gebracht und wird es demnächst durch Aufführung eines Neubaues zweckentsprechend vergrößern. Das Capital zu diesem Bau wird oder ist bereits durch Aktien zusammengebracht. Freunde der Zwecke des Vereins haben demselben theils durch Schenkung, theils durch zinsfrei vorgestreckte Gelder nicht unbeträchtliche Summen zur Verfügung gestellt.

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 30. 22. Juli 1860.

E quibus ad vestros si quid non pertinet usus,
Attamen exemplo multa docere potest.
Ovid.

Junker Hans vom Staal.

Ein Lebensbild aus dem siebzehnten Jahrhundert.

Im siebzehnten Jahrhundert nicht minder als im neunzehnten suchte Frankreich sein „natürliches Uebergewicht" über seine Nachbarn geltend zu machen. Besonders fühlbar war um jene Zeit dieser Druck der Schweiz. Wie heute gab es aber auch damals Männer, welche mit zäher Energie den französischen Zumuthungen sich widersetzten. Der Held des nachfolgenden Zeitbildes gehörte unter die Zahl dieser Patrioten.

Das Geschlecht derer vom Staal, jetzt ausgestorben, zählte während mehr als drei Jahrhunderten zu den angesehensten patrizischen Familien der Stadt Solothurn. Der aus Wangen im Allgäu eingewanderte Stammvater, Hans vom Staal, während vollen fünfundvierzig Jahren Stadtschreiber, besiegelte die Urkunde, welche 1481 Solothurns hart bestrittene Aufnahme in den Bund der Eidgenossen verbriefte; ihm gebührt das Verdienst, ein gut Theil zur Beseitigung der Hindernisse beigetragen zu haben. In nicht geringerem Ansehen stand Hans Jakob vom Staal, von 1578 bis 1595 ebenfalls Stadtschreiber, dann Venner, berühmt durch seine Gelehrsamkeit, Staatsklugheit und Milde. Dessen Sohn, Junker Hans Jakob vom Staal, geboren 1588, ist es, der sich in den nachfolgenden Blättern bei dem Leser selber einführen wird.

Das Material dieses „Lebensbildes aus dem siebzehnten Jahrhundert" ist einem vom Junker vom Staal eigenhändig geschriebenen Tagebuch entnommen, welches den Titel führt: „Verzeichniß der denkwürdigsten Sachen, mehrentheils das Geschlecht vom Stall betreffend, so sich zugetragen von 1635 an, gezogen aus meinen Schreibkalendern." Dasselbe reicht bis zum Jahr 1651 und enthält eine Menge kurzer aphoristischer Notizen über persönliche, Familien- und Staatsangelegenheiten. Das interessante Manuscript ist im Besitze eines Abkömmlings, von mütterlicher Seite her, des im Mannsstamm erloschenen Geschlechts, welcher mit dankenswerther Gefälligkeit die Benutzung gestattete.

Daß der Charakter der Redeweise des siebzehnten Jahrhunderts beibehalten wurde, wird um so eher Entschuldigung finden, als ja sonst das Naive, Treuherzige und Unmittelbare der Erzählung unseres selbstredend eingeführten Helden größtentheils verwischt worden wäre.

Mai 1860.

Alfred Hartmann.

* * *

I.

Ein Familienfest auf Falkenstein.

Im Herbst des 1636sten Jahres ward mein Bruder, Victor vom Staal, zu einem Vogt nach Falkenstein ernamset und hielt etwelche Zeit vor Weihnachten

seinen Auftritt. An nächstfolgender Lichtmeß erhielt von demselben freundliche Botschaft, auf 14. Februarii mit meiner lieben Hausfrau mich anhin zu begeben, eines-theils zu etwelcher fastnachtlicher Erquickung, andern-theils zur Besprechung unterschiedlicher Dinge, den Nutzen des gemeinen Wesens sowohl als unserer Staalischen Familie beschlagend. Und gab mir Bruder Victor zu verstehen, daß er nebst meiner auch unsere andern Geschwister, so wie nicht minder die Angesehensten der Verwandtschaft und Freundschaft zu diesem Feste geladen.

Bestieg also an vermeldetem Tage, da eben der aufgehenden Sonne erste radii die mit Schnee noch sattsam bedeckte Weide des Weißensteines röthlich tingirten, mein Bräunlein, den Schimmel, dieweil er einen sanfteren Schritt ging, meinem Gesponse Helena, so eine geborne Schenkin von Kastell war, überlassend. Mein primogenitus, Johann Baptistli, welcher seit Michelstag die lateinische Schule frequentirte, durfte für diesesmal auch mitreiten; die kleineren aber, deren noch fünfe vorhanden, nämlich zwei Buben und drei Mägdlein, blieben unter Obhut ihrer Zuchtmeisterin, Jungfer Madle, anheim.

Vor dem Eichthor wartete unser eine ansehnliche Gesellschaft. Und waren darunter Bruder Gedeon, unserer Familie Aeltester, und dessen Sohn Wolfgang; und galt letzterer, so sich dem geistlichen Stande zugewandt, seiner annoch zarten Jugend ohngeachtet, als ein kluger und gelehrter Herr, und fungirete der Zeit beim päpstlichen Delegaten Scotto zu Luzern als Secretarius. Des fernern fanden sich Bruder Mauritius und Bruder Justus, welch letztgenannter von meinen gnädigen Herren und Obern kürzlich zu einem Rathschreiber war erwählet worden; nicht minder Bruder Urs mit seinem muntern Ehegespons Frau Margreth, so leider in gar kurzer Zeit hierauf zur Wittib geworden; des endlichen Schwager Hauptmann Urs Grimm, ein lustiger Kumpan, so in des Königs von Frankreich Dienst schon manchen Strauß ausgefochten und nicht wenige Humpen Weines geleeret, welch letzteres aus seinem röthlich florirenden Antlitz ersichtbar. Und waren sammethaft wohl beritten, da es dann auf dem über Nacht hartgefrornen Weg munter vorwärts ging; denn zum weilen war keine Zeit, wenn wir den Mittagimbiß nicht versäumen wollten, so für uns der Vogt zu Falkenstein auf seinem Schlosse in Bereitschaft hielt.

Nachdem wir die Klus passirt, auch unter der Burg Blauenstein durchgeritten und zu Ballsthal, dieweil wir im Bügel stehend einen Trunk thaten, vom Landschreiber höflich begrüßet worden, so schritten endlich unsere Gäule den steilen Weg hinauf, der zum Schloß Falkenstein führt. Wurden auch, daselbst anlangend, von Bruder Victor und seiner Eheliebsten freundlichst empfangen. Mehr denn einer der geladenen Gäste war uns schon zuvorgekommen.

Und trafen wir daselbst meinen lieben Schwager, Junker Erhard Schenk von Kastell, fürstbischöflichen Vogt zu Delsberg; auch meiner Ehefrauen Schwester Küngold, ein gar anmuthig Edelfräulein, nicht minder die beiden jüngern Schwäger, Burkard und Hans Hartmann Schenke von Kastell, zwei lustige Gesellen, so an fürstlicher Gnaden Hoflager schon manchen Schalksstreich verübt. Als ein sehr werther Gast ward Vetter Zollikofer begrüßet, ein reicher und ansehnlicher Kaufherr zu St. Gallen und mit Staalischer Familie des längern schon wohlbefreundet, auch mütterlicherseits her ziemlich nahe verwandt. Und war mit demselben geritten gekommen Junker Hans Ludwig Reichlin von Meldegg aus Ueberlingen in Schwaben, der — wie uns ruchbar geworden — die schöne Küngold curtesirte. Dem Kaufherrn und dem Junker hatten sich unterwegs Schwager Hans Wilhelm Ingold, fürstenbergischer Amtmann zu Donau-Eschingen und dessen Hausfrau, eine geborne von Vorburg, angeschlossen.

Bruder Victor hatte den Imbiß im großen Schloßsaal anrichten lassen, wo einst die Falkensteiner und ihre Gesellen gezecht; und hingen dero Helme und Harnische, auch Geere, Schwerter und Streitkolben, womit das edle, nunmehr ausgestorbene Geschlecht einst in Fehden und Reichskriegen gestritten, annoch an den Wänden umher. Uns aber war das Mahl nach dem langen Ritt durch die scharfe Winterluft keineswegs unwillkommen. Und hatte der Vogt zu Falkenstein, aparte um uns wohl zu bewirthen, etliche Tage zuvor eine Schweinsjagd anstellen lassen, und war dabei eine schwere Wildsau, so, wie öfter geschieht, aus fürstbischöflichen Landen herübergekommen, glücklich erleget worden. Deren Keulen, wohl gewürzt und gebraten, dufteten jetzt von der mit zierlich gewirktem Linnen gedeckten Tafel her gar angenehm in unsere Nasen. Und war der Tisch ansonsten noch mit verschiedenem Wildpret, Fisch, auch Pasteten und allerlei Backwerk wohl besetzt, so viel er dessen tragen mochte. Und ward von männiglich tapfer zugelangt, auch der Wein keineswegs verschmähet, sondern aus den zinnernen Kannen fleißig in die Humpen geschüttet und mit demselben die leckerhaften Speisen hinuntergespült.

Aber kaum hatte man den Imbiß unter manchem der Wirthin geltenden Lobspruche recht zu degustiren begonnen, als vom Thale her ein Rollen hörbar wurde. Und kam gleich darauf der Thurmwart von der Hochwacht herunter, dem Vogte anzuzeigen, daß eine Kutsche

angefahren komme. Und war dieses auf Schloß Falkenstein ein selten Ereigniß, maßen Weg und Steg, so dahin führen, keineswegs für solch gebrechlich und unwährhaft Zeug, als eine Kutsche ist, hergerichtet wurden, sondern höchstens für des Reiters Gaul und des Krämers Saumthier. Kein Wunder, daß sammthafte Gäste alsogleich nach erfolgter Meldung ihre Sitze verließen und, ihrer Neugier zu fröhnen, an die Fenster und auf die Zinnen sich verfügeten. Kam da in der That eine zierlich bemalte, auch mit verschiedener Vergoldung ausgeschmückte Karosse, von vier starken Burgunder Gäulen gezogen, langsam den Berg hinangefahren; erkannte, hinschauend, nicht ohne meines Gemüthes besondere Befriedigung, in der Kutsche alsbald meinen wohlgesinnten Freund und Gönner, Herrn Beat Albert von Ramstein, der Zeit eines fürstlichen Stiftes Basel Domcustos, und neben ihm meinen Vetter und liebsten Jugendfreund, Probst Vorburg aus Würzburg, einen in allen Staatsgeschäften vielgewandten, auch von seinem fürstlichen Herrn in diplomaticis zum öftern schon zu größter Zufriedenheit erprobten Mann.

Nach erfolgter beiderseitigen Salutation entschuldigten sich neu angelangte Gäste wegen verspäteten Eintreffens, was durch eine Fractura der Kutschenachse veranlaßt worden, so durch den Meister Schmid zu Langenbruck nicht ohne Mühe hatte repariret werden müssen. Und wurde nun nicht verabsäumt, dem Herrn Domcustos von Ramstein den Ehrenplatz an der Tafel anzuweisen, wie ihm gebührete nicht nur seines derzeitigen Standes wegen, sondern auch im Hinblick dessen, daß ihm bei nächstfolgender Erledigung Baselschen Bischofssitzes die Inful nicht wohl entgehen konnte. Mein lieber Vetter und Jugendfreund aus Würzburg nahm dagegen unter Zustimmung unseres Wirthes an meiner Seite Platz, mit mir in verständigen Gesprächen politica zu verhandeln. Und hatte hiebei also kurze Weile, daß mich höchlich verwundern mußte, als die Nacht einbrach und die Ampeln angezündet wurden. Und war dieses, als gerade der Nachtisch aufgetragen ward, so aus feinem gedörrten Obste, aus Nüssen und Mandeln, auch aus levantischen Feigen und Weinbeeren bestand, welche Bruder Victor von Basel her beschickt hatte; und waren auch — insbesondere für das Weibsvolk — etliche Plättlein Zuckerzeug dabei, so die Klosternonnen Visitationis gar wohl zu bereiten verstehen, welch letzteres meine Hausfrau der lieben Schwägerin zum Präsente gebracht. Dazu wurde süßer Muskatellerwein, auch Malvasier herumgeboten, was zur Erhöhung allgemeiner Fröhlichkeit ein Namhaftes beitrug. Da nun gar vom Vorsaale her der Dorfgeiger sich hören ließ, war das junge Volk nicht mehr zu halten, sprang stürmisch von seinen Sitzen auf und begab sich hinaus, nach geschehener Ersättigung dem Tanzvergnügen obzuliegen. Wir andern gesatzlichen Männer jedoch rückten dannzumalen mit den Stühlen näher zusammen, maßen uns bei sothanen gefährlichen Zeitläufen gar manches schwer auf dem Herzen lag, worüber uns zu consultiren die verwandtschaftliche Gasterei mehrentheils veranstaltet worden.

Ist nämlich zu vermelden, daß dazumal die Kriegsfurie schon an die zwanzig Jahre im deutschen Reiche wüthete und nicht wenig schöne Länder in ruinas geleget hatte. Gottes Fürsehung und der Weisheit der gnädigen Herren und Obern, mehr noch aber jener denn dieser, mochte es eine lobliche Eidgenossenschaft verdanken, bis anhin noch nicht in den allgemeinen Kriegstanz mithineingezogen worden zu seyn, obwohlen der Kehraus in ziemlicher Nähe, im Schwarzwald, Breisgau und Sundgau, ebenfalls angegangen. Dieweilen aus dem Reiche entblößete Flüchtlinge von der Verheerung ihrer Heimath Zeugniß ablegten, sah man in der Schweiz lauter Lust und Freude, die Menschen in Frieden Handel und Wandel treiben, aller Orten Wohlstand, die Wirthshäuser zu jeder Stunde angefüllt mit Volk, so sich an Speis und Trank, an Spiel und Tanz vergnügete, und niemanden, der sich mit Sorgen um Verlust seines Gutes, seiner Ehre und seines Lebens quälen mochte. Und war sehr zu fürchten, daß solche Ueppigkeit, auch Leichtsinn Gottes Zorn herausfordern werde, so uns zur Strafe unserer Sünden mit den fürchterlichen Kriegsplagen in Bälde heimzusuchen nicht ermangeln möchte. Und war solches um so mehr zu gewärtigen, als die Länder unseres nächsten Nachbarn, fürstbischöflicher Gnaden von Basel, abwechselnd von kaiserlichen und schwedischen, auch französischen Kriegsvölkern überzogen und ausgeplündert wurden, so daß fürstliche Gnaden genöthiget worden, aus dero gewöhnlichen Residenzen zu Pruntrut und Delsberg zu weichen und alternative zu Dorneck und Birseck ein Asylum zu suchen. Maßen unsere Staalische Familie in fürstbischöfflichen Landen ziemlich begütert, so waren auch wir von der Kriegscalamität keineswegs des völligen verschonet.

Und verhielt sich dieses wie folgt. Hatte in erster Ehe mit einer von Remontstein mich vermählet, deren mich jedoch nur kurze Zeit befreuete, da sie, ohne einen Leibeserben zu hinterlassen, schon im ersten Jahr unseres Matrimonii abgestorben. Bruder Justus aber hatte die andere Schwester von Remontstein zum Gesponse, und waren uns beiden andurch verschiedene ansehnliche Güter im Delsberger Thale zugebracht worden. Nebst

diesen besaß ich ebendaselbst als ritterlich Erblehen Lütersdorf mit Burgstall, auch Mühle und andere Nutzungen und Gerechtigkeiten. Wasmaßen wir uns dadurch, daß aus Veranlassung Frankreichs das bischöffliche Gebiet mit Kriegsvolk besetzt worden, nicht wenig verletzt und geschädiget fanden.

Mehrentheils um von diesem erlittenen Schaden mich zu erholen, und in der Hoffnung, neben der Ehr auch etwas Nutzung und Profit zu erringen, hatte mich im vorhergegangenen 1635sten Jahre bereden lassen, es einmal mit dem Kriegshandwerk zu probiren, und — da meine Herren und Obern dem König von Frankreich einen Aufbruch und Werbung nach Veltlin bewilligt — unter dem Obersten Wolfgang Greder ein Hauptmann über zweihundert Mann zu werden. Hatte aber von diesem Kriegszug weder des Geldes noch des Ruhmes viel anheim gebracht, da einestheils der französische Ambassador, Herr Melian, sich über die Maßen saumselig zeigete, den Sold für das angeworbene Volk auszubezahlen, so noch überdieß von den Hauptleuten auf ihre Kosten hatte bewaffnet und verpfleget werden müssen, anderentheils ich mich, ohne einem Treffen oder Schlacht beigewohnt zu haben, kranken Leibes anheim begeben.

Hochwürden Domcustos, Herr von Ramstein, beliebte derohalben nicht ohne etwelchen Spottes Beimischung mich zu befragen, ob er zu den von mir angestrebten Veltlinischen Lorbeeren congratuliren dürfe? Als worauf ich mich nicht besann zu erwiedern: „Wenn in diesem Mantuanischen Kriege auch keine Lorbeeren mir geworden, so habe dagegen etwelche gute Lehren und nützliche Erfahrungen gewonnen, wofür domherrliche Gnaden mir allerdings glückwünschen dürfen. Habe nämlich des Spruches wohl achten gelernt: trau, schau wem! Und werde fürderhin auf des Franzosen Wort und Versprechung nimmermehr mich verlassen.“ — „Da thuet Ihr sehr wohl daran, Junker Hans Jakob,“ lautete die wohlgefällige Antwort, „und sollten es alle Eidgenossen so halten, die es gut mit ihrem Vaterlande meinen.“

Schwager Schenk von Kastell, fürstbischöfflicher Gnaden Vogt zu Delsberg säumte nicht dem Domcustos beizupflichten und sprach: „Schon längstens mußte mich wundern, den lieben Schwager dem Franzosen freundlicher gesinnet zu sehen, als Kaiser und Reich; hat er doch der wüthigen Bellona Zorn zu verspüren selber sattsam Gelegenheit gehabt, da ihm des Weimarers Kriegsbanden sein schön Erblehen zu Lütersdorf ausplünderten. Und wer anders ist's, der die verheerende Kriegsfackel stets auf's neue anbläst, als der König von Frankreich, oder vielmehr des ränkesüchtigen Kardinals, seines allmächtigen Ministri, unersättliche Herrschgier?“

Da ergriff Hochwürden Domcustos nachdrucksamst wieder das Wort, sagend: „Was fürstbischöfflicher Gnaden Länder bedauerliche Verheerung anbetrifft, so wäre freilich in der Herren Eidgenossen Macht gelegen, dieselbe zu verhüten; und hätten selbige mit ihren tapfern Kriegsvölkern dem friedlichen Nachbarn zu Hülfe kommen und den Schweden, so wie nicht minder den Weimarer herauswerfen, oder auch nur in kluger Voraussicht rechtzeitig eine salvagardia da hinein verlegen sollen.“ — „Da sey Gott vor,“ — war Herrn Schwager Zollikofers lebhafte replica, — „daß wir Schweizer uns in fremde Händel mischen und andurch unser glücklich Land zu einer Arena dargeben sollten, der Kaiser und Könige Span und Streit darinnen auszufechten! Für fürstliche Gnaden, den Herrn Bischoff, wäre jedoch das Aushülfsmittel leicht gefunden, welches dero Länder vor den grausamen Kriegsplagen sicher stellen würde. Fürstliche Gnaden sollten mit der Eidgenossenschaft einen Bund schwören als zugewandtes Ort, wie auch unseres gnädigen Herrn Abtes zu St. Gallen Vorgänger es längstens gethan.“ — Aber Hochwürden Domcustos schüttelte verneinend das Haupt, also widersprechend: „Mit nichten, mein Bester! Der Fürstbischoff von Basel, mein gnädigster Herr, ist ein Reichsglied; ihr Schweizer aber habet euch vom Reiche abgewandt, und bedarf es nur noch eines kleinen Stoßes, um euch des gänzlichen von dem Reichsverband zu lösen.“ — „Was Gott verhüten möge bösen Beispieles halber, maßen ein heilig römisch Reich nur noch gar lützel an einander hanget,“ fügete dieser Rede der Probst von Vorburg, einen Seufzer lassend, bei.

Uns in sothanem Diskurse unterbrechend kam da plötzlich mein primogenitus, Johann Baptistli, hereingerennet, sein Bäslein, des Vogtes auf Falkenstein älter Mägdlein, im Arm; tanzte auch lärmend um die Tafel herum, daran wir ernsthaften Alten unsere Sitze hatten. Dieses nicht ohne Verwunderung sehend, mahnte den Buben zur Ruhe und schalt: „Du hast wohl des süßen Muskatellers zu viel gekostet und dir einen habemus angetrunken! So ich dir aber gut zu Rathe bin, so kehre alsobald zur Sittsamkeit zurück, als wie sie sich für einen Lateinschüler und zukünftigen clericum geziemet.“ — „Ihr habet also Euern Sohn zum geistlichen Stande bestimmt, Junker Hans Jakob?“ frug der von Vorburg, worauf erwiederte, zugleich gegen den Herrn von Ramstein verbindlich mich verbeugend: „Im Vertrauen auf meines hier gegenwärtigen sehr geehrten Freundes und Gönners Wohlwollen, so die Gewogenheit hatte mir für einen meiner Söhne eine Pfründe

in einem der Stifter zu Granfelden oder St. Ursitz in Aussicht zu stellen." — Aber Gnaden Domcustos klopfte mir mit Lachen auf die Schulter, sprechend: „Freundchen, Freundchen! hütet Euch wohl ohne den Wirth zu rechnen! Mich will bedünken, Euer Erstgeborner passe um weniges besser zu einem Canonico, dann ich selber zu einem schwedischen Lanzenknechte; das seh ich ihm am guten Geschick an, womit er sich im Kehraus zu drehen weiß."

Kann nicht läugnen, daß über dieses Incidenz, wie nicht minder über meines sonst geneigten Gönners Rede etwelchermaßen verblüfft wurde, da für meinen Sohn schon ziemlich sicher auf die Pfründe gerechnet hatte, auch längstens gewöhnt war, denselben als einen künftigen Canonicum anzusehen. Aber Gnaden Domcustos, so wohl bei Laune, stellte an mein Söhnlein die Frage, wo er sothane saltationes gelernet, auf welches interrogatorium Johann Baptistli keck erwiederte: „Habe es dem Junker von Meldegg und der Base Küngold abgeguckt!" Welche Antwort unter sämmtlichen Gästen, geistlichen sowohl als weltlichen, eine nicht geringe Hilarität erregete, insbesondere aber meinem Herrn von Ramstein wohl gefiel.

Und war eine ordentliche Weile von Nöthen, der Tischgesellschaft wiederum eine ernsthaftigliche contenance zu verschaffen, da ihr dann endlich des vorigen Gespräches Faden wieder anzuknüpfen beliebete. Und begann mein lieber Freund, der Probst von Vorburg, damit, daß er zu mir sprach: „Ihr habet also, wie aus Euerem Munde höre, der Franzosen Treue zu erfahren etwelche Gelegenheit gehabt, Junker Hans Jakob. Probiret es jetzt wieder einmal mit Kaiser und Reich. Mich bedünket, es sollte weder Eueres Landes noch Euerer Familie Schaden seyn, sondern gegentheils zu Eueres Leibes sowohl als Euerer Seele Wohlfahrt gereichen." — Da ergriff auch Schwager Ingold, der fürstenbergische Amtmann zu Donau-Eschingen, das Wort, sprechend: „Warum sollten die Herren vom Staal es nicht mit dem Reiche halten? Gehören sie ja doch ihrem Stamme nach zu des schwäbischen Kreises edler Ritterschaft!

Und schauten nach dieser Rede meine sämmtlichen Gebrüder, so anwesend, auf meine geringe Person; denn obwohlen unter allen der jüngste, so waren selbige dennoch gewöhnet, daß in wichtigen Dingen in ihrem Namen das Wort führte. Nachdem mich also eine kleine Weile besonnen, ertheilte ich folgenden Bescheid: „Dieses, was von uns Staalischen Geschlechtes verlanget wird, mag kaum geschehen, alsolang gestrenge Gnaden Schultheiß von Roll und dessen adhaerentes des Kaisers und der Liga Sache verfechten; denn der Verwandtschaft und Freundschaft ist wohl sattsam bekannt, daß wir mit unserm adversario und Todfeind am nämlichen Seile zu ziehen nur lützel geneigt sind."

Und ist hier zu besserem Verständniß zu vermerken, daß zwischen den Staalischen und den Rollischen schon seit langen Jahren arger Haß und Zwiespalt herrschte. Und rührte diese Fehde zwischen den beiden Geschlechtern noch von unserem l. parens sel. her, so dieselbe seiner Posterität übermachet. Maßen nämlich unsere Frau Mutter mit Tod abgegangen, da unser Herr Vater noch bei guten Jahren, so sah sich selbiger nach überstandenem Leide nicht ohne wohlbedachte Ueberlegung nach einem zweiten Gesponse um, so ihm behülflich seyn möchte, die eilf Kinder, so ihm geblieben, in Ehrbarkeit und Gottesfurcht aufzuziehen. War damals Junker Hans von Rollen Schwester, Rosa benamset, ein gar stattlich und anmuthig Weibsbild, auch — da deren Eltern beide verstorben — von guten verfallenen Mitteln; hatte auch, wie sich für unsern l. parens wohl schickete, die Kinderschuhe bereits ausgetreten und würde längstens unter die Haube gekommen seyn, wäre sie etwas minder stolzen Gemüthes gewesen. Dieser Werbung brauchte sich das Fräulein keineswegs zu schämen, da der Herr Vater, wie männiglich bekannt, nicht nur in unserer Stadt, sondern in der ganzen Eidsgenossenschaft, auch bei vielen Fürsten und Herren, mit denen er als delegatus zu tractiren Gelegenheit gefunden, in trefflichem Ansehen stand, auch zu selbiger Zeit noch einer sehr stattlichem Postur sich befreuete. Und schien dessen Absicht denn auch der Rollin, so wie dero Herrn Bruder, durchaus nicht zuwider.

Da geschahe um diese selbe Zeit, daß dero Gnaden, Schultheiß Degenscher, zu den Vätern besammelt wurde. Und als es darum zu thun war, ein neues Standeshaupt zu erwählen, begaben sich sowohl die meisten Rathsfreunde als auch viele der gemeinen Bürger zu unserem lieben parens und gingen hart an ihn, daß er sich als des Herrn Degenscher Nachfolger dargeben möchte, was jedoch der Herr Vater aus angeborener Bescheidenheit und andern Gründen ablehnete. Als dessen Junker Hans von Roll sich versah, so damals zu den jüngsten Rathsfreunden gehörte, aber von großer Ambition geplaget wurde, so beschloß er — schickliche Bescheidenheit des gänzlichen außer Acht lassend — sich selber zu einem Schultheißen darzugeben. Und verfügete sich zu unserem lieben parens und muthete demselben zu, künftiger Schwägerschaft eingedenk seiner Prätension Vorschub zu leisten; worauf jedoch parens erwiederte, daß er des Vaterlandes Nutzen hintanzusetzen keineswegs gesonnen sey, schwägerlicher Rücksicht

zu fröhnen. Und ward dann unter unseres Herrn Vaters Consens und Mitwirkung, welchem Junker Hans von Rollen zornmüthig und herrschsüchtig Temperament keineswegs unbekannt, Herr Peter Suri zu einem Schultheißen erwählet. Da entbrannte der Junker von Roll vor großem Zorn und schwur Feindschaft denen vom Staal, ließ auch seine Schwester Rosa an unsern Herrn Vater einen höhnischen Absagebrief schreiben. Um aber den wahren Grund hievon zu vermänteln, so streuete er durch seine Creaturen unter der Bürgerschaft aus, es sey dieses geschehen um eines Mägdleins willen, so unser parons — jedoch in aller Ehrbarkeit — als Dienstbot in seinem Hause hielt. Und ward durch solche verläumderische Nachrede Rollischerseits ein allgemeines Aergernuß erreget, und verursachte dem Herrn Vater viel Verdruß und Mißbeliebigkeit. Und ist sich nicht zu verwundern, wenn von da zwischen den Staalen und den Rollen fortwährendes Grollen waltete und keine den andern zu Wunsche, wohl aber so viel möglich zu Trutze lebten.

Denen Gästen auf Schloß Falkenstein war dieses Alles sattsam bekannt; fand derowegen keiner für nützlich, meinen Worten zu widerreden, maßen die Rollen, insonderheit Junker Hans, so nach Jahren dann doch endlich zur Schultheißenwürde gelanget war, nur lützel Freunde unter uns zählen mochten. Als nun eine Weile ein allgemeines Stillschweigen geherrschet, hub Herr Wolfgang, Bruder Gedeonis Sohn, zu sprechen an. Und begann damit, bescheidentlich sich zu entschuldigen, daß er bei so jungen Jahren in erfahrener Männer Discurs sich menge; es wolle ihn aber schier bedünken, wenn der Herr Großvater seligen Angedenkens um der Minne willen des Vaterlandes Wohlfahrt nicht abseits habe lassen wollen, so sollten dieß dessen Söhne und Nachkommen um so minder des Hasses wegen thun. Es sey aber wohl kaum in Zweifel zu ziehen, daß der französische König und sein Ambassador mittelst allerlei Praktiken, Spendirungen und Vorspiegelungen eine gemeine Eidsgenossenschaft insgesammt, dann aber unsern solothurnischen Stand ganz insbesondere um ihre Freiheit bringen und zu Unterthanen machen wollen. Diesen entgegen zu wirken sey eines jeden guten Bürgers Pflicht, zuförderst aber eines jeden eifrigen katholischen Christen; maßen der Franzos — wiewohlen er sich selber heuchlerisch sogar der Kirche ältesten Sohn benenne — dennoch keine Scheu trage, den Schweden und anderer haeretici Bundgenosse, des Kaisers aber, katholischer Liga, so wie spanischer Majestät Feind zu seyn.

Solcher klugen Rede des jungen Clerici wurde von männiglich Beifall gezollt, insbesondere vom Domcustos, auch vom Probste von Vorburg. Und konnte ich selbsten nicht umhin zu gestehen, daß schon mehr denn einmal ähnliche Erwägungen in meinem Gemüthe gewälzet. Vetter Wolfgang aber, da er des beifälligen Nickens gewahr wurde, fuhr fort, wie folget: „Die Eidgenossen sollten wohl bedenken, daß Eintracht ernährt, Zwietracht aber verzehret. Und," so schloß er, „scheint es meinem beschränkten Verstande die höchste Zeit, daß alle guten Bürger, denen an des Vaterlandes Unabhängigkeit gelegen, zusammenhalten sollten, um dem übermächtigen wälschen Nachbarn entgegen zu stehen, da sonst derselbe uns erst zu erdrücken, dann zu verschlingen nicht ermangeln wird. Und kann solcher Widerstand um so eher zu einem guten Ziele führen, wenn das Staalische und das Rollische Geschlecht, Gott die Ehre gebend, ihre Feindschaft in Freundschaft kehren."

Da uns sammethaft der Franzosen wenig zu berühmen, so wurden bald räthig, daß wir dem klugen consilio Vetter Wolfgangs folgen, in Zukunft den französischen Praktiken aus allen Kräften Tatz halten, auch, wenn sich schickliche Gelegenheit böte, einer Aussöhnung mit den Rollen nicht zuwider seyn wollten.

Als nun Schwager Hauptmann Urs Grimm, so indessen im Vorsaal des Tanzes sich beflissen, herein trat und den gefüllten Becher auf das Wohl seines Kriegsherrn, Ludwigs XIII. Majestät, hoch empor hielt, so verblieb an der Tafel Alles stumm und keiner that Bescheid. Und rief uns jener darauf spöttisch zu: „Haben euch insgesammt die Pfaffen herumgebracht?" trank dann den Becher aus bis zur Nagelprobe und fügte seiner Rede nicht ohne höhnisches Lachen bei: „Meinetwegen! Alldieweilen und so lange aber des Königs Geld noch rollet, so lange trag' ich des Königs Rock!" —

Andern Morgens, nachdem zuvor Männlein und Weiblein an einer süßen Weinsuppe sich erwärmet und erlabet, auch nachdem männiglich dem Vogt zu Falkenstein und seiner Hausfrau für freundliche und splendide Bewirthung den gebührenden Dank erstattet, brachen sämmtliche Gäste auf, um sich nach Haus zu begeben. Etwelche derselben, so nach Basel tendireten, gaben der Kutsche des Domcustos das Geleite, und war darunter auch Junker Reichlin von Meldegg, so sich's nicht ausreden ließ, der Jungfer Küngold Schenkin zur Seite zu reiten. Für meinen Theil wandte mich mit meinem Gespons und Söhnlein gen Solothurn und hatte die Freude, den gelehrten Probst Vorburg als werthen Gast in mein geringes Haus zu führen.

Vor Ausbruch jedoch befliß mich meinem wohledeln Freund und Gönner, Hochwürden vom Ramstein, eine kleine Ueberraschung zu bereiten, heimlich auf

dessen Kutsche einen fetten Limmernkäse, so mir Bruder Victor verschaffet hatte, ausladend. Hatte nämlich, trotz Johann Baptistlis saltationibus, keineswegs darauf resigniret aus demselben einen Canonicum zu machen; und sollte der Limmernkäse meinem werthen Gönner zum pro memoria für den in Aussicht gestellten Chorherrensitz zu St. Ursitz oder Granfelden dienen.

(Fortsetzung folgt.)

Asmus Carstens.

(Fortsetzung.)

Sehr fleißig und innerlich angeregt hatte sich Carstens mit der griechischen Literatur vertraut gemacht. Daß diese Bildung, als längst ausgelebte, keine positive Geltung für uns hat, sondern nur die, welche sie durch innere Wahrheit und reine Macht der Vorstellung behaupten kann, darin fühlte er gerade ihren Werth für die Kunst. Die Kunst will ja auch nicht für ihre Geschöpfe diejenige Geltung in Anspruch nehmen, die sie als Gegenstände zum voraus, ganz abgesehen von der Kunstleistung haben, wie dem Wilden sein Fetisch, welch nichtiges Ding er auch an sich sey, dem Tartaren sein häßlichster Götze unendlichen Werth hat. Die Kunst will durch die freie Vorstellung wirken; nur was als solche, als Form ohne Stoffwirklichkeit die Seele einnehmen kann, ist schön. Zuträglicher deßhalb, als das praktisch Bedeutende, ist der Kunst das Vergangene, das nur in der gebildeten Form fortlebt, und ewig verwandt ist ihr das Vermächtniß der hellenischen Bildung, weil kein anderes Volk seinen Geist so naturverständlich und rein faßlich ausgeprägt und ausgestaltet hat. Nicht nur die unübertrefflichen Meister der Kunstplastik sind die Griechen; auch die Form ihres wirklichen Lebens, ihre Volksart, Sitte, Kleidung ist nicht minder plastisch als ihre Phantasiereligion, und wie die Ideale ihres Epos, sind auch ihre geschichtlichen Männer plastische Gestalten, rund aus Einem Guß, jeder zusammengefaßt in seiner Eigenheit und Selbstständigkeit. In die geistreiche Naturtypik dieses Lebens drang Carstens mit eigener Wärme der Einbildung und begriff ihre Abstrahlungen vom hohen Gleichgewicht heroischer Würde bis zur scharfen Drastik des komischen Sittenbildes. So hat kein Zweiter aus unserem Zeitalter die anthropomorphische Erhabenheit des Epos, die Ironie des Platon und den Witz des Lucian auf seinem Zeichengriffel gehabt.

Aus dem Lucian geschöpft sind drei Compositionen von Carstens: die beiden, die den „Tyrannen“ am Todtenschiff und in demselben vorstellen (Heft 7, T. 26. Heft 3, T. 10), von vorzüglichem Reichthum; drittens die kleine Zeichnung des „Philosophen-Gastmahls“ (Heft 1, T. 1), wo sich die grauen Schüler aller Sekten in sonst nichts einander gleich zeigen, als im jähen Ausgleiten in's lächerlich Unschickliche bis zum offenen Kampf um das Essen. — Nach dem Aristophanes ist das kleine, vortrefflich ausgeführte Bild des „Sokrates im Korbe“ (Heft 4, T. 14). Das „Symposion“ des Platon ist in der Zeichnung vor Augen gestellt, welche den Moment der Bekränzung des Sokrates durch Alcibiades vergegenwärtigt (Heft 6, T. 24). Mit dieser Gruppe, die, wie die vorige, in Berlin ausgeführt wurde, hatte sich Carstens bereits in Lübeck beschäftigt. Schon in Lübeck zeichnete er auch den Sokrates, der mitten im Reiterschlachtgetümmel den vom Pferd gefallenen Alcibiades vertheidigt (Heft 8, T. 29). Hier will ich nur berühren, mit welchem plastischen Witz in dem ersten dieser Sokratesbilder die mißliche Lage philosophischer Untersuchung von oben herab am geduldigen Meister, der Zwang der Spekulation in den gedrückt sitzenden Schülern, und zwischen diesen Idealisten die aufgerichtete Erwartung des realistischen Bürgersmannes modellirt ist. Dann der Soldat Sokrates, über dem jungen Freund vorgebeugt, mit seinem lanzenzückenden Arm und seinem scharf und gerade ausgehenden Blick, wie ganz ist er bei der Sache, wie ganz ist er Sokrates! Und nun der im Symposion, mit welcher Geistesfestigkeit in Haltung und Miene, mit welch unerschütterlicher Aufmerksamkeit nimmt er ruhigwillig die Huldigung hin, die der liebenswürdig schwärmende Jüngling ihm erweist beim Zusehen theils lebhaft, theils nachdenklich theilnehmender Kerngesichter!

Das Element scharfer und in sofern komischer Kennzeichnung, als es unter anderem dem Unvollkommenen und der Schwäche selbst auf dem Grunde einer stammfesten, dauerhaften Natur den Ausdruck des Tüchtigen, beziehungsweise Großen gibt, geht bei Carstens belebend bis in die eigentlicher heroischen und idealen Gruppen, die dadurch eben mit mächtiger und anmuthiger Form die Empfindung concreter Lebenswahrheit vereinigen. Die ironischen Vorwürfe adelt diese Vereinigung. Den „Tyrannen" oder das Todtenschiff hat Carstens in seinen beiden Compositionen, besonders in der, welche den früheren Moment des erst vor sich gehenden Einschiffens und Widerstrebens des Tyrannen darstellt, in größerem Styl entfaltet als Lucian in der Satire. Er hat das tief Ernste, allgemein Menschliche der Situation in Anordnung, Motiven und Mienen überwiegen lassen. Es ist ergreifend, wie das mühselige Gedränge und Geschiebe der an Bord Gehenden mit der Ruhe der überführenden Götter, der tragikomische Ringkampf des Tyrannen mit ernsten pathetischen Motiven einzelner Eingestiegenen, und die rührend schöne Vordergrundsgruppe mit kalt verständigen Gesichtern in der Barke — Alles fühlbar zu Einer Familie gehört. So ist auch in der Schule des Sokrates nach Aristophanes die Einheit des Menschenschlags, dessen Grübeln hier karrikirt ist, gleichwohl in der Verwandtschaft einer grandiosen Gestaltenbildung erhalten, und der alte Bürger selbst, der als Lehrling dasteht und eigentlich den Philister bedeutet, ist doch in Wuchs und Haltung eine unabweislich lebensberechtigte, ferme, respektable Figur. Umgekehrt haben in der edel schönen Composition: „Homer in der Mitte des Volkskreises, dem er vorträgt" (Heft 5, T. 18, mit T. 17, und mit Heft 3, T. 11 und 12, Heft 4, T. 15 und 16), die Gestalten aus dem Grunde desto mehr Tiefe des Accords, weil kein Schönheitskanon das Charakteristische vertilgt, sondern die beziehungsweisen Härten oder Nachlassungen der Form, wie sie Alter oder Arbeitsweise oder Reizbarkeit Leibern und Physiognomien einprägen und anfurchen, in die Modellirung der verschiedenen Figuren bestimmt hereingenommen und zur Einheit kräftig empfundener Individualitäten verschmolzen sind. Weil dann eben diese Unterschiede hier überall so gefaßt sind, daß sie die besondern Gesten und Mienen, worin sich die in Art und Grad ungleiche Empfänglichkeit für den Gesang des begeisterten Blinden ausspricht, deutlicher und ausgiebiger machen, so specificiren sie naturvoll das Geistige und Gemeinsame. Sie lassen klar und sympathetisch die Wirkung der Volkspoesie schauen, wie sie hier in süßem Staunen steigt, dort in tiefer Sammlung sich zusammen nimmt, da die Brust mit Selbstgefühl hebt, da den Kopf zum Nachstammeln, die Finger zum Sylbenzählen regt, in diesem Alten mit der Ruhe gehaltvoller Beobachtung weilt, in dem hingenommenen Knaben zum Traum verschmilzt, jenen heißblütigen Mann mit gewaltigem Affekt bewegt und aus diesem intelligenten Jüngling die feine Bemerkung einer erlauschten Schönheit lockt. In diesen verschiedenen Charakteren, nahen Contrasten und Abzweigungen einer und derselben Grunderregung der Seele unter lauter ganzen Menschen treten eben so viele Dimensionen des geistigen Inhalts dieser in ihre lebendige Peripherie ergossenen Epospoesie in Ueberschau und Empfindung, und vollendet sich durch den treffenden Realismus des Einzelnen die ideale Schönheit des Ganzen.

Die beiden Elemente, die Carstens dermaßen zur großen Wahrheit seiner Darstellungen zu verschmelzen pflegt, das einseitig Natürliche, welches Züge und Formen einer bedingten Existenz wiedergibt, und das Edelplastische, welches die Gestalt zur fließenden Oberfläche von Geist und Seele macht, sind generisch gesondert und in reizenden Contrast gesetzt in seinem „Perseus unter den Aethiopen" (H. 6, T. 23). Die blühende Jungfrau tritt mit anmuthig verschämter Haltung aus den Fesseln, die Amor löst; ihr im Angesichte sitzt der Held, ausruhend vom siegreichen Kampf um ihr Leben, auf der Erde. Ihm dicht entgegen knieen zwei Aethiopen, Schalen darhaltend; ein Dritter steht neben ihnen über dem Heros, mit auseindergeschlagenen Armen auf ihn herabstaunend; hinter diesem der Vierte, dem zwei Knaben um die Hügelkante folgen, hebt, verwunderungsvoll nach Andromeda blickend, die Arme gen Himmel, so wie, ihr näher, über den Köpfen jener Knieenden, zwei andere lebhaft gerührt nach ihr hinsehen, indem sie einander umschlungen halten. So richtet sich die naivste Ergriffenheit und Huldigung auf die beiden jugendschönen Gestalten. Das Gegenspiel ihrer edeln Profile, des verschämt niedergeneigten der Andromeda und des ruhig aufgerichteten des Heldenjünglings, gegen die äthiopischen Rührungsblicke, die auf die Jungfrau hinzielen, und gegen die schnaufende und fletschende Negerfreundlichkeit, die den Heros umhuldigt, ist köstlich heiter. Taghell schaut des Perseus Antlitz diese zu bestgemeintem Gruße vor ihm aufzuckenden Lippen, Nasen und Stirnen an, und bei leisem Anfluge von Ironie schließt seine Zurückhaltung seine, wie tiefe Rührung der Andromeda Lippen mitten unter all den offenen Mündern und Nasenflügeln treuherziger Stumpfprofile. Zu dieser wohlgemessenen Scala der Gesichtstypik macht endlich noch, unmittelbar unter Andromedas Felsen, das große Nasen- und Kieferstück des

todtliegenden Seedrachens einen finalen Baßaccord. An den zwei edeln Gestalten erscheint das Innere bei verhaltenem Ausdruck desto heller und tiefer, an der niedrigeren Menschenart die Häßlichkeit desto ausdrucksvoller für ihre warme Hingebung, und dieß ist die gemüthliche Harmonie in der witzigen Zeichnung. Dabei ist kein Zug abschweifend, kein Strich übertrieben. Ich kenne nichts Genialeres von Gruppen- und Profillinien.

Sobald man diese Kraft und Sinntiefe der organischen Linie, Carstens Virtuosität, empfindet, begreift man, daß ihm nichts wahlverwandter seyn konnte, als die Anschauungen der griechischen Heroenwelt. Außer jenen obenerwähnten cyklischen Compositionen zum Argonautenepos (den 24 von Koch radirten Blättern) hat Carstens zwei Hauptbilder aus dieser Heldensage in drei größeren Zeichnungen ausgeführt: 1) „Die Argofahrer bei dem Centauren Chiron, dem Gesange des Orpheus zuhörend" (H. 9, T. 34), in Sepia gezeichnet im letzten Jahre des Berliner Aufenthalts. Hier sind die Helden auf dem Felsgestein der Grotte in eine untere und eine obere Gruppe vertheilt. 2) Die sehr vergrößerte Umbildung derselben Composition aus dem ersten Jahr des römischen Aufenthalts (H. 7, T. 27 und 28), in Einer Gruppe, sorgfältig in Kreide, gleich einem tüchtig modellirten Relief ausgeführt. 3) Jasons Eintritt in Jolkos" (H. 9, T. 35), eine vorzüglich geniale, ächt epische Zeichnung des Künstlers auf der Höhe seiner Bildung (J. 1796), in Jasons Gestalt und ihrer Wirkung auf das Volk und den König ganz entsprechend einer Odenstelle Pindars, welche dieses epische Moment groß veranschaulicht.

Aus Homer 1) „Achills Kampf mit den Flüssen unter Obhut und thätigem Beistand der olympischen Götter" (aus dem letzten Jahr in Berlin), reiche, bewegte Composition, in drei unter einander verbundenen Gruppen, die, wenn auch nicht vollendet genug, die Stärke des Künstlers nicht verkennen lassen. Dann aber aus der römischen Zeit 2) „die Gesandtschaft im Zelt des Achill" (H. 1, T. 2), bewunderungswürdig durch Gehalt und Sicherheit des Charakterausdrucks und gewichtvolle Ruhe der Motive. 3) Die kleine Zeichnung: „Helena auf der Mauer zu Priamos tretend, und die Alten, die den Zauber ihrer Schönheit eingestehen" (H. 3, T. 9), gar trefflich in der Bewegung der Helena und den Gesten der Greise. 4) Eine Anzahl Skizzen aus Carstens letzter Zeit im Studienbuch: „Priamos, den Achill um Hektors Leichnam anflehend," auch Schlachtgruppen, zum Theil mit der zitternden Hand des Kranken im Bett gezeichnet.

Aus Tragödien des Aeschylos: 1) „Eteokles, forteilend zum Kampf mit seinem Bruder, dem Belagerer der Vaterstadt" (H. 2, T. 8), große Composition in Aquarell ausgeführt (im letzten Lebensjahr), wahrhaft pathetisch; die ringenden Weiber, die den Todesmuthigen mit vergeblichem Flehen zurückhalten wollen, voll Ausdruck und meisterlich gruppirt. 2) „Kassandra, auf dem Wagen, als Beutesklavin des Agamemnon, ankommend vor dessen Palast und sofort den Tod weissagend, der ihm und ihr darin bevorsteht." (Bedeutende Zeichnung in Kreide, in Goethes Sammlung.)

Aus Sophokles: 1) „Aias, brütend über dem Todesentschluß, ihm gegenübersitzend seine Kebsfrau Tekmessa mit seinem Knaben im Arm" (Aquarelle in der Akademie zu Berlin, auch im Studienbuch zu Weimar), großartig herb. 2) „Oedipus erpreßt von dem Boten und dem alten Hirten den letzten Aufschluß über sein Greuelschicksal." Jokaste stürzt verzweifelnd fort; der stumme Schreck in den Alten des Chors ist mächtig schauerlich (H. 5, T. 19). 3) „Oedipus auf Kolonos." Theseus, der ihn aufnimmt, steht vor dem blinden Greise, der umgeben von beiden Töchtern auf dem Steine sitzt (H. 5, T. 20); diese Zeichnung aus dem vorletzten, jene aus dem letzten Lebensjahre des Künstlers. 4) „Oedipus von den Erinnyen gequält." (Erster Entwurf. In Goethes Sammlung.)

In diesen epischen und tragischen Vorwürfen treten sittliche Motive auf die Höhe. In dem Bilde des Achilleus, der die bittenden Heldengenossen bewirthet und mit stolzer Abweisung ihrer Zureden kränkt, spricht ein sittlicher Ernst, der im offenen Moment der Charakterstärke das Tragische des heroischen Willens wie in der Knospe fühlen läßt. Gegenüber der gespannten Bestimmtheit des Heldenjünglings das tiefe Bedenken im Motiv und Antlitz des klugen Odysseus, der trübe Verdruß im ehrlichen Gesicht des Aias, und zunächst dem Achilleus seines Jugendpflegers, des alten Phönix, gesenktes Haupt, um die Thräne zu verhüllen, bilden im Zusammenklang der gehaltenen Affekte so ausgeprägter Charaktere das deutliche Vorgefühl des Verhängnisses, das die stolze Willensentscheidung unwillkürlich mitheraufbeschwört, und dessen jetzt noch ungeahntes Opfer, der Freund Patroklos, hinter dem Stuhl Achills in sich zurückgelehnt, mit gefaßter, bescheidener Haltung dasteht in welch lebensvoller Schlichtheit, in welch großartiger Ruhe des Motivs! — Aus dem düstern Aias-Bilde glüht die Empfindung auf, wie gerade im bittersten Selbstwiderspruch der Charakter ganz in sich geführt und sein eigener Richter wird. — So ermißt das Auge an den hochpathetischen Motiven der Scene des Eteokles, in welchem Grade der Mensch es vermag, sein Gefühl und Bewußtseyn dem Sturme des Leids gleich zu machen und ausdauernd unter der Gewalt,

die seine Brust zerreißt, selbstentschlossen in dem Zuge der Ueberwältigung, der sein Leben hinnimmt, noch gleichen Schritt zu halten mit seinem Schicksal. — Die Darstellung der Schlußkatastrophe des Königs Oedipus — vor ihm arme, hochbetagte Diener, stammelnd vor Mitleid mit dem gewaltigen Fürsten, der doch an Elend tief unter ihnen ist; neben ihm in Verzweiflungsflucht die Königin; hinter ihm in gewiegten Gestalten und altersharten Gesichtern, die des Lebens Last schon lange zu tragen gewohnt sind, das aufschauernde Grauen und sprachlose Entsetzen; er selbst aufgereckt in eng gespreizter Haltung, in der krampfhaften letzten Anstrengung des Inquisitors, der schon in den eigenen Eingeweiden wühlt — es ist das Bild des tragischen Schreckens selbst, wo der Bruch des menschlichen Bewußtseyns eine geheimnißvolle Erhabenheit offenbart.

Was diese Figuren zu heroischen macht, ist schon in der Originalpoesie nicht ein Ausnahmestand von menschlicher Natur und Pflicht, sondern nur die Stärke und Geschlossenheit ihres Wesens, die sie durch gediegene Erfahrungstüchtigkeit gerade auch für die allgemein menschliche Beschränkung und Schuld zu Beispielen eignet, an welchen die sittlichen Gesetze einen gewaltigen Ausdruck finden. Deßgleichen ruht in der Zeichnung der Nachdruck sittlich ergreifender Züge und pathetischer Motive auf dem Grund einer hohen Lebendigkeit und Naturtüchtigkeit der Gestalten. Diese Fundamentalplastik ist als bloß natürliche frei poetisch entwickelt in jenem großen, höchst bewegten „Kampf der Centauren und Lapithen“ (H. 8, T. 30—32), wo kein sittlicher Ernst, keine tragische Stimmung die Gestalten zusammenzieht, sondern das hochwogende animalische Leben sich in all seiner Gliederkraft und Muskelgewandtheit ausläßt und mißt, verwickelt und zerschlägt. Es ist ein Festspiel der Künstlervirtuosität, ein phantasievolles Idyll wilder Naturmenschlichkeit. Das Gegenstück macht die heitere Idylle des „goldenen Zeitalters“ (H. 9, T. 33). Auch hier ist die Vollkommenheit nur die des natürlichen Lebens, aber nicht im Toben seines Kraftgefühls, sondern in den friedlichen Bewegungen seiner Genußfähigkeit. Die Gymnastik ist hier nur die mühelose des Langens und Pflückens von Blüthen und Früchten, des Kinderschaukelns, der liebenden Umfassung; das Ringen und sich Tummeln nur das harmonische des Tanzes, das erquickliche des Bades. Aus der wiegenden und spielenden Vertheilung dieser Gruppen in die Gründe der blühenden Landschaft fühlt sich die Einheit dieses glücklichen Geschlechts mit der mütterlichen Natur, aus den traulichen engeren Motiven die Familieneinheit von Jung und Alt, Gleich und Aehnlich, aus der Anmuth der einzelnen Gestalten die ungebrochene Einheit mit sich selbst. Im Gegensatze gegen die Energie zweckthätiger Motive und scharfbedingter Charaktere hat Carstens in diesem Gemälde den reinen Gattungscharakter unschuldiger, in unmittelbarer Natur befriedigter Menschen mit aller Frische reifer Form in zarter Frühlingswärme dargestellt.

Dieses liebliche Gestaltenparadies gegen die drastischen Figuren und Gruppen der Kampfbilder, gegen die pathetischen der tragischen Scenen, die Charakter ausdrückenden der homerischen und die witzig individuellen der ironischen Compositionen zu halten, gibt Wahrnehmung und Eindruck vom Umfang der Künstlerphantasie, in welche Unterschiede ihre Auffassung und Formbildung sich zu Ausdrücken der gehaltvollsten oder der bedingtesten sittlichen Bedeutung entwickeln, und wieder auch die Gestalten ohne solche in der bloßen Einheit ihrer Naturfülle, dort der thätig ausgelassenen, hier der unschuldseligen, vollenden konnte. Noch eine Klasse ist übrig, die der symbolischen Gestalten, die eine allgemeine Bedeutung durch die bloße Erscheinung ihrer Persönlichkeit oder den Geist ihres Motivs in die Phantasie prägen.

Bei diesem ganzen System der Figurenplastik, bei all seinen Gruppen und Spielarten ist der Brennpunkt, so in der künstlerischen Schöpfung wie in der göttlichen, geheimnißvoll. Der Knochenbau läßt sich erkennen und messen, die Muskelmechanik begreifen, der Unterscheidungsgebrauch der Sinnesorgane, der Zweckbrauch der auftretenden und greifenden Glieder sind verständlich, Odem und Puls auf der Oberfläche merklich (so wie man auch die Oekonomie der innern Organe, die Processe der Säfte und Gase verfolgt hat); aber nirgends haben Messer, Lupe und Retorte das Leben angetroffen, das alles dieß zum Eins, nirgends die Seele, die alles dieß zum Selbst macht. Störungen des körperlichen Zusammenhangs kennt man, welche die Seele stören, und solche, die das Leben aufheben. Was das Leben macht und wie es ist, weiß man nicht; es wird als Leben nur vom Lebendigen in der eigenen Lebendigkeit erfaßt und am andern nur erkannt in der Sympathie dieses eigenen Totalgefühls. Was der Seele angehört, läßt sich mechanisch, physikalisch, chemisch nicht bestimmen und unterscheiden, es wird nur aus der ganzen Seele in der wirklichen Seele unterschieden. Gleichwie das Specifische der Farbe oder des Tons kein Verstand geben kann (denn was er zur Erklärung aus ihrer Entstehung beibringt, kann ein Blinder und ein Tauber vollkommen begreifen, ohne dadurch die entfernteste Ahnung von der Eigenheit der wirklichen Farbe, des wirklichen Tons zu gewinnen), so werden alle Lebensmomente als solche einzig durch das Leben

im Leben erkannt. Gleichwie alles mögliche Messen, Wägen, Scheiden der Körperorgane und ihrer Verflechtungen, ihrer Substanzen und Processe den Naturforscher niemals zu einer Ahnung davon leiten kann, daß es etwas gebe, was wir Gedächtniß, oder Urtheil, oder Wille nennen, und wie das sey, sondern alles dieß nur gekannt wird, weil wir uns erinnern, weil wir urtheilen, weil wir wollen, so kann durchaus, daß und wie Seele sey, allein die Seele wahrnehmen und unterscheiden.

Wodurch und wie dieser mein fortwährend sich zersetzende und wiederherstellende Körper in seiner Getheiltheit und seinen Wandlungen immer Ich sey, sein Reiz und Krampf Ich der Unveränderte in der Veränderung von Lust und Schmerz, all sein tausendfaches Abstrahlen der Welt und Reagiren gegen die Umgebung Ich der Anschauende, Empfindende, Wissende, der nur existirend in all diesen Momenten, von welchen keiner dem andern gleich ist (auch der beziehungsweise wiederholte nicht, da er zeitlich ein anderer ist), in all dieser Immerveränderung einfach bleibt, bei sich bleibt, sich als denselben weiß, der jenes war und nun dieses ist — dafür, für dieses Leben, Bewußtseyn und Selbst gibt es keine ableitende und zusammensetzende Erklärung, sondern schlechthin im Bewußtseyn selbst wird das Selbstleben erkannt und unterschieden. Daher ist nun auch Leben, Seele, Selbstheit zwar sinnenfällig aus und an der Erscheinung der Persönlichkeit, wird aber mit keinem Organ als körperlichem und an keinem Erscheinungsbestandtheil als solchem bemerkt, sondern aus der ganzen Seele an der undemonstrirbaren Eigenschaft der Erscheinung, die als ihre lebendige Ganzheit und Einheit empfunden wird. Und der Künstler stellt an seiner gezeichneten Figur Leben und Persönlichkeit nicht dadurch dar, daß er die Theilform in der meßbaren Proportion gibt, sondern daß er mit der ganzen Seele dabei ist, und aus seinem eigenen lebendigen Totalgefühl die Weseneinheit der Figur in jeden Zug der Theilform mit einfließt. Aus demselbigen Selbstgefühl wird sie dann vom beseelten Beschauer unnennbar empfunden. Dieß ist die Idealität besonderer Figuren in letzter Instanz, dieß die Berechtigung der Kunst, symbolische Gestalten zu bilden. Der selbstbewußte Mensch erschaut in ihm wesengleichen Gestalten das Daseyn des Bewußtseyns, das ist, der unveränderlichen Einheit aller möglichen Erfahrungen und Absichten, das Ganze einer Unendlichkeit von Bestimmungen: daher kann er in bestimmten Gestalten allgemein wesentliche Bedeutungen schauen.

(Schluß folgt.)

Des Doctors Gebirgsreise.

(Schluß.)

Doctor Peter Paul hatte während dieser langen Vorlesung keinen Laut, kein Zeichen der Bewegung spüren lassen; so oft der Alte verstohlen nach dem Pultwinkel horchte und blinzelte, da saß er aufrecht, regungslos, mit verschränkten Armen, den Blick vor sich hingerichtet. Auch jetzt, nachdem er geendet, wartete der Prediger vergebens auf einen Wink oder auf ein Wort. Er mußte seine Sache ohne Aufforderung zu Ende führen.

Er sann eine Weile still vor sich hin und hob dann mit folgender Bemerkung an: „Daß ich es Ihnen nicht berge, Herr Doctor, mein Sohn Leonhard, so tief ihm das Schicksal seines Freundes zu Herzen ging, verstanden hat er des jungen Mannes verzweifelnde Stimmung nicht. Ein schönes, ein liebendes Weib, wenn es je eines gegeben — ein oberflächlicher Beobachter würde gelacht haben über den „unglücklichen Peter Paul." Der ältere, ernstere Theilnehmende, der sich gewöhnt hat, das Leben in seinem Zusammenhange zu betrachten, er wußte es freilich, daß einer natürlichen Erfahrung vorgreifen, das Schicksal herausfordern heißt. Was morgen ein Segen wäre, wird heute zum Fluch. Erst neunzehn Jahre, der Kopf voraus und das Herz zurück; ein Weib besitzen, ehe auch nur die Phantasie darnach ausgelangt, durch Irrung, statt durch Neigung gebunden, abhängig wie ein Knabe, zur Selbstständigkeit berufen als ein Mann; von Freiheit und Lorbeeren träumen inmitten einer gährenden Welt, und erwachen im häuslichen Bann mit der Aussicht auf einen kümmerlichen Herd; anfangen, wo andere

enden; schuldbewußt, zu liebender Sühne unbereit: da mußte die Fluth wohl aus ihren Schranken treten, zerstören, vernichten, oder, mühselig eingedämmt, versiegen."

Doctor Peter Paul erhob sich nach diesen Worten und drückte dem Greise mit einem tiefen Seufzer die Hand; er nahm seinen Platz am Fenster ihm gegenüber wieder ein und blickte mit gespannter Erwartung in sein Gesicht. Indessen der Erzähler sparte keinen noch so peinlichen Uebergang zu dem Ziele, nach welchem der Hörer mit sichtlicher Unruhe verlangte; Schritt für Schritt blieb er auf der vorgezeichneten Bahn.

„Das Wenige, Herr Doctor, was mir über jene unglückselige Catastrophe zu sagen übrig bleibt," fuhr er fort, „das stammt aus den Erinnerungen eines treu anhänglichen Freundes der Familie Paul, des alten, längstgeschiedenen Gemeindelehrers, der auch der einzige Trauungszeuge des jungen Paares gewesen ist. Ohne daß er, der väterlichen Weisung getreu, das Pfarrhaus noch einmal betreten, ohne daß er seiner Braut ein Zeichen der Erinnerung gegönnt, stellte sich bei Sonnenaufgang am fünften Mai der Bräutigam vor der Kirchschwelle ein — mit der Miene eines Opferlamms. Anders die Braut. Im weißen Kleide, ohne Kranz, sehr bleich zwar, aber ruhig und sicher sprach sie das bindende Ja mit fester, freudiger Zuversicht. Kein Laut war noch rege im Dorfe, keine Seele wußte um die stille Feier, die sich vollzog. Außerhalb des Kirchenraumes, auf der Stelle des Friedhofes, wo er wenige Tage später die letzte Ruhe finden sollte, beugte die junge Frau ihr Knie vor dem Vater, der ihr Leben beschützt, und drückte ihre Lippen auf seine Hand. Er zog sie nicht an seine Brust und wendete sich schweigend seinem Hause zu. Sie erhob sich, ihr Auge ruhte mit einem langen, räthselhaften Blicke auf ihrem Gatten, als ob sie ein Wort, eine Kundgebung seines Herzens erwartete. Er rührte sich nicht; sie wurde bleicher und bleicher; niemand hatte je den seltsamen Findling weinen sehen — zwei Thränen rannen über ihre kalten Wangen. So standen sie eine lange Weile, bis endlich die Frau sich von dem schweigenden, regungslosen Manne abwendete und hinter den Hecken des Gottesackers verschwand.

Vor dem Pfarrhause sattelte der Knecht das Pferd, das der alte Sammler bei seinen weiteren Touren in das Gebirge zu reiten pflegte. „Du scheidest zur Stunde, Peter," sagte er, als der Sohn nach wenigen Minuten vor ihm erschien. „Das Thier ist kräftig; morgen bei guter Zeit kannst du in Halle seyn. Dort verhandelst du das Pferd und deckst mit dem Erlöse deine Ausgaben für das nächste Semester. Vergiß nicht: es gilt jetzt zu sparen und zu schaffen für zwei Familien, mein Sohn."

„Der Sohn wagte eine Einrede gegen dieses hausväterliche Opfer, aber seine Gegenrede verhallte. „Nimm Abschied von deiner Frau, Peter!" befahl der Vater, als jener, nachdem er seine Sachen geordnet, zum Lebewohl wieder vor ihn trat. Der junge Mann zuckte zusammen, gehorchte aber und stieg hinauf in die Kammer, die sein Fuß noch niemals betreten hatte. Die Kammer war wohlgeordnet und sauber, wie alles, was das Evchen umgab, aber die Bewohnerin nicht darin. Er ging hinunter in den Garten, auch hier fand er sie nicht. Man hielt Nachfrage im Dorfe: keiner hatte sie gesehen. „Sie hat recht, es ist besser so," sagte endlich der Vater; „reise ohne Abschied und kehre wieder, aber nicht eher, als bis du ein Mann geworden, Peter, der ein Weib wie sie verdient." — Dem Jüngling schien ein Stein von der Brust zu fallen, als er so leichten Kaufes der peinlichsten Scene entkam; er schwang sich auf's Pferd und jagte von dannen, als werde er verfolgt.

Der Vater blieb lange in seinem Zimmer allein. Als Eva zur Frühstücksstunde nicht erschien, suchte er noch einmal vergeblich durch Haus und Garten, und als sie auch am Mittagstische fehlte, dagegen ein Gemeindebauer die Nachricht brachte, daß er dem Sohne allein, ruhig auf der geraden Straße reitend, begegnet, ergriff ihn die lebhafteste Unruhe. Er lief in die Berge, laut ihren Namen rufend durchirrte er Höhlen und Klüfte; die ganze Gemeinde stöberte in Schlucht und Winkel bis in die Nacht hin: der Findling war verschwunden, räthselhaft, wie er gekommen. Die Meinung, die sich seitdem im Volke über dieses Verschwinden eingenistet, sprach sich schon deutlich an diesem ersten Tage aus. Die Gegend wimmelte von fremden Truppen, welche der ruchbar gewordenen Schillschen Expedition entgegen zogen. — „Sie ist zu den Franzosen gegangen," sagten die Einen; „sie ist zu den Hexen heimgekehrt," die andern. „Sie will nicht gefunden seyn und wir werden sie nicht finden," murmelte der unglückliche Vater, als er gebrochen an Leib und Seele spät am Abend in seine Behausung zurückkehrte. — Aber es duldete ihn nicht in ruhigem Verharren. Wankend, allein, in Nacht und Nebel stürmte er noch einmal in die Berge. Früh am Morgen fand man ihn vor der Grotte unter dem Altanfelsen — zerschellt."

Der Erzähler gönnte dem Verhallen der bittersten Erinnerung eine lange Pause, ehe er seine Mittheilung mit folgenden Worten weiter führte:

„Am Morgen, als man den ehrwürdigen Peter

Paul zur ewigen Ruhe senkte auf der Stelle, wo das Kind seiner Wahl zum ersten und letzten mal das Knie vor ihm gebeugt und seine väterliche Hand geherzt, an dem nämlichen Morgen verbreitete sich die Kunde, daß sein Sohn, den Zerfall seiner Heimath nicht ahnend, sich dem Zuge des kühnen Vorkämpfers deutscher Befreiung angeschlossen habe. In verzweifelndem Schuldgefühl der Eine, im Stolze unerwiderter Liebe die Andere, so flohen zwei Menschen von einander, nachdem sie sich kaum zu ewiger Einigung verbunden hatten, und mit einem abermaligen „zu früh" trat das Schicksal in des unglücklichen Jünglings Leben. Wollte Gott, daß einst nicht ein „zu spät" diesen Vorgriff gerächt, daß er, wie er die Befreiungsstunde seines Vaterlandes erlebt, auch im Herzen den Bann zu rechter Stunde gebrochen habe, — noch brechen werde! Wie tief mag schon damals der rächende Stachel in seine Seele gedrungen seyn, als er nach wenigen Monden, dem Tode oder dem Brandmal nur durch ein Wunder entronnen, mit kaum verharschten Wunden, entblößt, dem Zufall verrätherischer Entdeckung preisgegeben, auf Irrpfaden in seine Heimath zurückschlich, bei nächtlicher Weile an die Pforte seines Vaterhauses klopfte und dessen jähe Verödung inne ward! — verwaist, das Band der Zukunft in Zweifel und Irrung durchrissen, alles dahin, auch der Freund, der Vertraute, über Nacht in seiner Blüthe geknickt, mein Leonhard! — Von diesem Hause aus, starr und stumm, setzte er seinen Stab in die Weite auf Nimmerwiedersehen. Was in ihm vorging, nur Gott hat es gewußt. Des Armen Pfad, schwer und rauh genug mag er gewesen seyn." — „Er war es!" murmelte Peter Paul und eine Thräne stahl sich über seine Wange.

Wieder machte der Erzähler eine Pause, und die Bewegung seines Zuhörers schonend, ließ er den feierlichen Ton seiner letzten Rede in einen ruhig geschäftsmäßigen übergehen. „Der junge Paul," sagte er, „schied aus seiner Heimath mit dem Akt eines großmüthigen Herzens. Ohne einen Nothpfennig für sich selber zurückzubehalten, arm, verlassen, geächtet, wie er war, entsagte er vor dem Richter der Nachbarstadt, einem zuverläßigen Freunde zugleich seiner Familie und der deutschen Sache, dem bescheidenen väterlichen Nachlasse zu Gunsten seiner Ehegattin, Eva Findling, oder deren Erben. Kaum aber daß die Verhandlung in der Gerichtsstube ihren Abschluß erreicht hatte, war er aus derselben und aus der Gegend verschwunden, ohne Spur."

„Ein wunderbarer Zufall, wenn wir es so nennen dürfen, Herr Doctor, hat in dem Schicksale des jungen Mannes seine Hand gehabt. An dem Tage, an welchem er zum erstenmal, verzweifelnd an sich selber, die Grenze dieser Berge überschreitet, reißt ihn ein ungestümer Vorfechter seines Vaterlandes zu Sieg und Untergang mit sich fort, und an jenem zweiten Morgen, wo er vor dem heimathlichen Richter die letzte Brücke zu seiner Vergangenheit niederreißt, just an dem Morgen des neunundzwanzigsten Julius, stürmt ein anderer rächender Kämpe die Mauern der Stadt, in welcher er als Bräutigam wider Willen vor wenigen Wochen so bängliche Stunden hingebracht, und nur zwei Tage später, als flüchtiger Ehemann und Rekrut der Freiheit, einen unblutigen Einzug gehalten. Untrügliche Zeugen bekunden es: Peter Paul war unter der schwarzen Racheschaar des Oels während des Gemetzels jener Juliusnacht. Nach dieser Nacht ist seine Spur für uns verschwunden — bis heute."

„Jenes Pfand der Pflicht aber, das er seiner Heimath hinterlassen, keine Hand hat sich darnach ausgestreckt. Treulich gesichert, Zins auf Zins vermehrt, ruht es noch heute, der rechtmäßigen Eigenthümerin harrend. Kein Schritt, welchen ich, gegen die Winterszeit an diese Pfarrstelle berufen, im Verein mit dem geschäftskundigen Richter gethan, keine heimliche Nachforschung, keine Reise, kein öffentlicher Aufruf führten zu einer Entdeckung des Mannes oder der Frau. Ein Inserat zu diesem Zwecke finden Sie in diesem Zeitungsblatte, das ich als Rechtfertigung verwahre; ein anderes, ähnlichen Inhalts, habe ich dem jüngeren Nachfrager zu Händen gegeben, der mir versprochen hat, in den nächst folgenden Tagen einen gewichtigen Nachweis dagegen einzutauschen."

Der Erzähler war an dem Punkte seiner Mittheilungen angelangt, um dessen willen der Zuhörer diese wühlenden Erinnerungen so lange ertragen hatte. Sein Auge hing mit fieberhafter Spannung an den Lippen des alten Mannes. — „Ich wiederhole," fuhr dieser fort, „unsere Forschungen führten zu keinem Resultat. Peter Paul wurde nicht aufgefunden und Eva Findling meldete sich nicht. Und doch lebte sie, war dem Verhängnisse ihres Vaterhauses keine Fremde, rang vielleicht auf schwerer, entbehrungsvoller Bahn, gleich dem, der sich um ihretwillen des Nothpfennigs für seine Zukunft beraubt hatte. Am Jahrestage ihrer Trauung und ihrer Flucht, am Todestage ihres Vaters wurde mir, seinem Nachfolger, durch die Post eine Banknote von fünfzig Thalern mit folgenden wenigen begleitenden Worten eingehändigt: „Dem Doctor Peter Paul ein Grabstein von Porphyr aus der Altangrotte."

„Hier ist das Blatt, lieber Herr: keine Namensunterschrift, aber unverstellt die klaren, entschiedenen

Züge der Eva Findling, übereinstimmend mit allen Zeugnissen, die sich von ihrer Hand in dem Nachlasse ihres Vaters vorgefunden. Der Stempel war der eines unfernen Ortes. Ich brach unverzüglich dahin auf; ohne Erfolg. Ein Unbekannter hatte den Brief abgegeben und den Postschein in Empfang genommen. Ein erneuter öffentlicher Aufruf fand so wenig eine Erwiederung, als unsere Forschungen nach der Person, welche an irgend einer Börse etwa die Note eingelöst, zu einem Ziele führten, und auf der andern Seite waren auch meine persönlichen Erkundigungen nach dem jungen Paul bei seinen ehemaligen Lehrern und Studiengenossen, bei den flüchtigsten Bekannten durchaus fruchtlos, so daß ich kein Mittel hatte, ihn an seine nächste und heiligste Pflicht zu mahnen. Er war todt, oder fern vom Vaterlande — sie, ohne Zweifel in erreichbarer Nähe, frei, mit den Vorgängen in ihrer Heimath vertraut. Der Mann konnte nicht gefunden werden, seine Gattin wollte nicht gefunden seyn — von keinem andern mindestens als von ihm. Die unruhige Zeit hatte ihr Auseinanderfliehen begünstigt, eine spätere, ruhige die Erinnerungen abgeschwächt, oder ein mahnendes Gewissen mit bösen Zweifeln übertäubt, Gott weiß es!"

„Eine Ueberzeugung aber, lieber Herr," so schloß der alte Mann mit eindringlicher Stimme seine lange Rede, „einen unumstößlichen Glauben hat mein Herz geschöpft aus diesen reinen Schriftzügen, aus diesen anspruchslosen Worten und der dankbaren Darbietung, welche vielleicht die Frucht einer ersten sauren Ersparniß war, aus dem gesammten Wesen des seltsamen Findlings, der seinen Heimathgenossen für eine Dirne oder Hexe galt: das Weib, das diese Zeilen schrieb — troß der Verirrung einer Stunde, hat es ein lauteres und starkes Herz in seiner Brust getragen. Spröde gebildet von der Natur, seit seinem ersten Schlage verläugnet von dem, an welchem es erwarmen sollte, unverstanden, gemieden von Allen, verschmäht, beleidigt von dem Einzigen, dem es zum ersten mal, ja von jeher mit vollen Pulsen entgegen schlug, wird dieses Herz vielleicht in einem späteren Verhältnisse erst sich mit seiner natürlichen Kraft entwickelt haben. Denn der Beruf des Weibes entfaltet sich nicht in allmähliger Steigerung wie die umfassenderen Organe des Mannes, bei welchem das Mächtigste und Zarteste oft erst auf seiner Lebenshöhe zum Bewußtseyn kommt. Ob früh, ob spät, zu jeder Stunde und in jeder Lage fühlt das Herz des Weibes, in dem Augenblicke, wo die Jungfrau entschlummert, die Mutter erwachen. Die Hand, die sich in Schmerz und Unwillen zurückzog, als die Fülle, die sie bot, nur wie eine Bürde empfunden wurde, die dem Grabe eines Vaters dieses Denkmal sinniger Dankbarkeit stiftete, die diese Zeilen schrieb — zweifeln Sie nicht, lieber Herr, es war die starke Hand einer — Mutter!"

Der Doctor war in die Höhe gesprungen, sein Auge glühte, er packte beide Arme des alten Mannes. Dieser ersparte ihm die Frage, für welche seine zitternde Brust um Athem rang. Des Aufgeregten Blicke vermeidend, wendete er sich nach den Scheiben, winkte grüßend hinaus und sagte heiter, indem er mit dem vorigen Gegenstande abgeschlossen zu haben schien: — „Ei, sehen Sie doch, lieber Doctor, wie schmuck das junge Blut da unten zu Pferde sitzt."

„Da unten — vorhin — gestern — der Student —" stammelte Peter Paul mit wirrem Blicke. — „Ihr Reisekumpan von gestern, der vorhin nach dem Studiosus Peter Paul bei mir Nachfrage hielt, derselbe, ganz recht, lieber Herr." — „Derselbe — derselbe — er — er —? —"

Der Prediger warf einen raschen, prüfenden Blick auf den bebenden Mann, dann grüßte er noch einmal nach dem Vorübereilenden hinunter und antwortete leise: „Er nennt sich — Peter Paul." — „Peter Paul!" rief der Doctor aus voller Brust und rannte aus der Thüre.

Der alte Pfarrer blickte ihm lächelnd nach. — „Gottlob, er zweifelt nicht," sagte er, und indem er die Blätter wieder ordnete, die auf dem Tische zerstreut lagen, und eine Thräne in seinem Auge trocknete, dachte er: „Mein Sohn Leonhard, du würdest nicht fünfundzwanzig Jahre lang Weib und Kind verloren haben!"

Doctor Peter stürzte aus dem Pfarrhause, als eben der junge Reiter um die Thalecke sprengte. — „Wohin reitet der Student?" fragte er in wilder Hast den verwunderten Schenkwirth. — „Das Pferd soll morgen im Einsiedler von X abgeholt werden," lautete die Antwort.

Der Doctor fordert ein Fuhrwerk, so rasch als möglich, um jeden Preis; er drückt dem anspannenden Knechte ein reichliches Trinkgeld in die Hand, verspricht das Doppelte, wenn der Reiter noch auf dem Wege eingeholt werde. Alles geht ihm zu lässig, die spornenden Thaler fliegen aus seiner Tasche. Endlich, endlich sitzt er im Wagen. Der schmale, holperige Thalpfad ist schwieriger für ein Gespann als für ein einzelnes Pferd; Doctor Peter Paul schimpft und

flucht zum erstenmal im Leben. Vorbei an der Echogrotte, am Wirthshause im Städtchen, wo er gestern die erste frohe Stunde seit fünfundzwanzig Jahren mit dem fremden Weggesellen gezecht — er achtet auf nichts, sein Blick ist immer nur vorwärts gerichtet auf die Straße, so weit das Auge trägt. Dort in der Ferne ein Punkt, ein Umriß, Pferd und Mann: „Jag' zu, Kutscher, jag' zu!" Schon sind sie ihm auf den Fersen, da gibt er seinem Gaule die Sporen und trabt unerreichbar voran.

„Eile mit Weile!" raunt höhnend der Kobold Zufall dem ungeduldigen Verfolger in's Ohr. Vom Pferde löst sich ein Eisen, vom Wagen ein Rad, und so ist der Abend längst schon eingebrochen, als Doctor Peter Paul die Stadtmauer erreicht, hinter welcher der Student Peter Paul die bangste Woche seines Lebens bei der Exegese des Marcus, dann einen kecken Husarenstreich und endlich einen blutigen Rachekampf bestanden. Aber der Doctor denkt nicht an vergangene böse Tage; seine erste, einzige Frage an den Gastgeber des Einsiedlers ist nach dem Reiter, der vor ihm auf dem Gaule des Gebirgswirths hier eingekehrt. Man weist ihn in das Theater, wo eine berühmte süddeutsche Schauspielerin, als Gast der Truppe, und im nämlichen Stücke, in welchem sie vor vielen Jahren debütirt, heute Abend von der Bühne Abschied nimmt.

Der Doctor hört die geläufige Mittheilung nicht zu Ende. Was geht ihn die Schauspielerin an? sein Herz zittert nach dem Zuschauer. Er stürmt nach dem Komödienhause, drängt sich mit Mühe und Noth durch den Menschenknäuel in der Seitenreihe. Kopf an Kopf ist der Raum gefüllt, dennoch zeigt ihm der erste Blick den, welchen er sucht. Jenseits an der vordersten Säule, das Auge auf die Bühne gerichtet, lehnt er, aber nicht in Pekesche und Käppchen, im schwarzen Habit, als gälte es eine ehrende Feier.

Die Aufführung ist dem Ende nahe; die Zuschauer starren in stummer Angst nach dem brennenden Schlosse von Thurneck. Ohne den Blick von seinem Gefundenen zu verwenden, schiebt sich der Doctor die Rampe der Bühne entlang, da wo die Musikanten der Schaulust des Publikums haben weichen müssen, nach der andern Seite. Einen Schritt, und er hat seinen Mann erreicht; schon greifen seine Arme nach ihm aus, er wankt und zittert wie ein Trunkener, da verschwindet der Mann durch die kleine, auf die Bühne führende Thüre.

Zum ersten mal fällt jetzt des Doctors Blick auf die Scene. Durch den Saal geht kein Athemzug. Hoch oben in der Fensterbrüstung des wankenden Schlosses unter Qualm und Feuersäulen erscheint das Käthchen von Heilbronn. — „Eva, Eva!" schallt eine Stimme wie die eines Rasenden durch das ganze Haus. Das Käthchen erbebt zwischen dem schwankenden Rahmen, sie strauchelt, mit leisem Aufschrei gleitet sie zu Boden in dem nämlichen Augenblick, als aus der Couliſſe ein junger, aus dem Parterre, über die Lampenreihe setzend, ein älterer fremder Mann auf die Bühne und zu ihren Füßen niederstürzen; eine Komödie in der Komödie. Der Vorhang fällt.

Aber da oben auf den Brettern, welches ängstliche, neugierige Drängen und Fragen! Hat die Künstlerin sich beschädigt? Wer ist der wahnsinnige Fremdling, dessen Aufschrei das Unheil herbeigeführt, und der, achtlos auf alle Unruhe um ihn her, das schöne bewußtlose Weib in die Arme preßt, als wäre sie sein? Wer ist der Jüngling, der, über sie gebeugt, ihre Hände, ihre Lippen mit den zärtlichsten Küssen bedeckt? — Die Künstlerin ist nicht beschädigt, sie erholt sich von ihrer jähen Betäubung, streicht mit der Hand über die Stirn und blickt mit rasch aufloderndem Verständniß auf die beiden, deren Arme sie umfangen halten.

„Eva, mein Weib!" schluchzt der Mann. — „Mutter, meine Mutter!" jubelt der Jüngling. Sie richtet sich in die Höhe, die zarte, elfenartige Gestalt, an welcher die Zeit kaum mit einer Spur vorübergegangen ist, und legt das Haupt des Sohnes an das Herz des Vaters.

„Da nimm ihn und halt' ihn fest!" spricht sie mit glockenheller Stimme, und ein frohseliges, halb schelmisches Lächeln der Lippen mildert den feierlichen Ernst ihres Blicks. „Er war mein Glück bis heute, meines allein. Nun theile ich es mit dir und sühne durch ihn die Schuld meiner Liebe, der ersten und einzigen, zum — unglücklichen Peter Paul!"

Und also, mit Liebe und Wiederfinden, wie ein Roman der guten alten Zeit, schließt unsere Fahrt mit dem Doctor Peter Paul. Als wir den Leser in unsern Kahn luden, da glitt der Strom in der Niederung, ohne Wellenschlag dahin: über uns stiller, grauer Himmel; hüben und drüben breite, gelbliche Wiesenflächen; dann und wann ein Erlenbusch, eine Weide mit geborstenem Stamm, ein grasendes Rind, ein Kiebitz im Röhricht, ein gravitätischer Storch, der spitze Kirchthurm in der Ferne; nur ein Künstlerauge, oder ein Heimathherz kann diese Landschaft liebgewinnen; selbst das still nährende Wasser scheint seinen Ursprung in den Bergen vergessen zu haben.

In den Bergen! denn freilich, der Quell, der aus eigener Kraft bis zum Ocean treiben soll, wird zwischen Felsgründen seine Wiege haben; er wird sich durch Klüfte gerungen, in Abgründe gestürzt, mag Wehre und Schleusen, Brücken und Stege im Drange der Jugend mit sich fortgerissen, friedliche Hütten in seinen Strudeln begraben haben; — alte Stromesregel, wer kennt sie nicht? Aber wir rechneten auf eine kurze, fröhliche Fahrt thalab, auf einen bunten Markt, wallende Wimpel im Hafen, zum Ende das Meer.

Und wir lenkten zu Berg. In langsamem Zuge wanden und krümmten wir uns bis an die Quellen; ja zur Stunde selber lockt uns die Nymphe des silbernen Flüßchens in ein noch romantischeres Thal. Aber nein, geraden Laufes mit dem seligen Peter Paul zurück dahin, wo der trübselige Peter Paul sich vor Kurzem mit uns eingeschifft!

Ist Revolution in unserer namenlosen Stadt? Brennt es? Hat eine Wasserhose ihre Blüthengärten überschwemmt? Ist ein Meteorstein dem großen König auf den Kopf gefallen? Nichts von alle dem: Doctor Peter Paul ist zurück aus den Bergen — mit einer Frau und einem mündigen Sohn!

Aber alles Ding will ein Ende haben, auch das Wundern über ein Wunder, auch der Scandal beim Zeugniß der silbernen Hochzeit eines Junggesellen. Der Doctor schneidet mit so glücklicher Hand, aber mit glücklicherem Humor als zuvor, kein kritischer Blick merkt es der Doctorin an, daß sie fünfundzwanzig Jahre Comödie gespielt, und Doctor und Doctorin besitzen einen heirathsfähigen Sohn. Willkommen also mit Hand und Mund!

Nicht in des Kämmerers ödem, sonnenlosem Parterre, draußen, frei in den Gärten haben sie ihr Nest gebaut. Da heimst das Jubelpaar mit der versäumten Lust der grünen Flitterwochen. Peter Paul ist unerschöpflich an Schätzen, die er fünfundzwanzig Jahre heimlich vergraben, der Matador aller Hagestolzen in den Matador aller Ehemänner umgewandelt, und mit elektrischen, schier mit Hexenkünsten fängt Frau Eva einen scheuen Vogel nach dem andern im silbernen Netze, das sie über dem scheuesten zusammengezogen. Man denke sich, Major Bock hat ein gutsbesitzendes Wittweiblein gefunden und reformirt Haus und Hof nach den parlamentarischen Grundsätzen nicht der ledigen, sondern der ehelichen Capacität. Der Rathskämmerer fühlt sich just nicht unbehaglich unter dem schwiegermütterlichen Pantoffel der regierenden Frau Bürgermeisterin. Die Loge der Ledigen ist nicht zu Stande und die Besteuerung der unnützen Junggesellen, in Betracht der täglich sich mindernden Contribuenten, gar nicht gegen die des nützlichen Wildprets in Frage gekommen. Alles schaut fröhlich darein, wie sich's am Schlusse einer Erzählung geziemt. Nur der alte Lieutenant hat noch manches Jahr nach seinem Saufang geseufzt, und allerdings vermißt der Hauptmann von Bärenfell brummend heute noch jeden Abend im großen König für seine Abenteuer das geduldigste Ohr.

Und der Sänger der Liebe? Er singt. Noch immer an Dora? Arme Dora! „Eva am Bach," lautet es nun, „Eva unter Blüthen," „Evas Wiegensang." Schöne, junge Leserin, haben die Lieder der „Herbstminne" nicht manchmal eine Thräne aus deinen Augen gelockt? Gottlob, fügen wir noch hinzu, kein Ehemann einer Primadonna ist je weniger eifersüchtig auf einen Hausfreund gewesen als der glückliche Doctor Peter Paul.

„Verliere deine Eva am Trauungstage und finde sie nach der silbernen Hochzeit wieder," so lautet als Facit und Lehre unserer Geschichte ein neues Recept zu ehemännlichem Glück. Wer aber kein steifer Peter ist, betreibe es nach der alten Regel.

Correspondenz-Nachrichten.

Wien, Juli.

Wirkungen des Sommers. — Gambrinische Zustände. — Robinson in der Hauptstadt. — Erklärung für eine Krankheitserscheinung der Zeit. — Reichsrath. — Wechselnde Eindrücke vom Badener Fürstentage. — Klatsch und Tratsch im Ruhestande. — Der Komet.

Allen wechselnden Einflüssen der mehr als jemals launenhaften Witterung zum Trotz läßt sich der Sommer sein Recht nicht nehmen. Die so vielfach umwölkte Sonne übt ihren Druck so gut wie im allerheißesten Schein; nur etwas weniger Staub belästigt uns, und dazu dürfen wir alle Gottlob sagen, selbst die Wirthe im Lerchenfeld nicht ausgenommen, von deren Gästen keiner unter dem gewohnten Durste bleibt, was auch nicht in der Ordnung wäre, erstens weil der Regen nur außen naß macht, und zweitens weil Gambrinus, als ein König des allgemeinen Stimmrechts, im Dienste noch weniger Spaß versteht wie der verdrängte Herrscher Bacchus. Und wenn man recht genau hinschaut, wird man finden, daß selbst beim besten Wetter nicht mehr getrunken wird als beim allerschlechtesten. Der Unterschied liegt nicht in der Menge des vertilgten Stoffes, sondern in dem Orte, wo er vertilgt wird. Liesing, Hütteldorf, Nußdorf und manche andere Braustätte empfangen tausende und tausende von Besuchern, die sich unmittelbar von der Quelle das braune Naß holen, welches sonst unfehlbar in Gebunden ihnen zugeführt worden wäre; von keinem Sud bleibt jemals ein Tröpflein übrig. Unter der Woche, wo das Volk der „Biermannen" nicht in Massen gen Liesing und Hütteldorf ziehen kann, rückt es Abends in's Neue Lerchenfeld, in den Wurstlprater, in die hundert Wirthsgärten der Vorstädte, um dort genau derselben Beschäftigung obzuliegen, die es im Herbste, im Winter, im Frühjahr mit demselben Eifer und gleichem Erfolge in den geschlossenen Räumen der Kneipen getrieben. Wohin man Abends seine Schritte nach einer Oertlichkeit mit Tischen, Stühlen und Bänken unter grünen Bäumen wendet, findet man die Räume besetzt, wenn nicht überfüllt; wer begreifen will, weßhalb in manchen, für den Augenblick gelichteten Kreisen verlautet, „die Stadt sey leer," der muß in's Theater gehen und sonst an einige Orte, wo zu gewissen Zeiten des Jahres die schöne Welt ihre bestimmten Wechsel hat, und die, sobald die Aristokratie und die Plutokratie ihren Flug anders wohin genommen, mit Sorgfalt auch von der Halbgesellschaft gemieden werden, die ja überall in der Welt durch Vornehmthuerei zu ergänzen sucht, was ihr an berechtigtem Anspruche fehlt. Wenn Genossen dieser Zunft gegenwärtig auf einander treffen oder sonst mit Bekannten zusammenstoßen, sey es auch im größten Gedränge, so werden sie unfehlbar damit beginnen, in verdrießlichem, oder, je nach ihrer Gemüthsart, in elegischem Tone die Reichshauptstadt für das Muster einer Nekropolis zu erklären, in Bezug auf ihre Person aber zu betheuern, daß sie, bisher durch unverschiebbare Angelegenheiten zurückgehalten oder auch jetzt erst zurückgerufen, unfehlbar am nächsten Samstag abfahren würden. Hört man sie nach dem 15. August reden, so sind sie unvermuthet früh von Gott weiß wo zurückgekehrt und klagen über den „wider Sternenlauf und Schicksal" zerstückelten Sommer, dessen Rest sie nun wohl oder übel in der verödeten Stadt wie auf einer wüsten Insel verdämmern müssen, leidigen Zufalls beklagenswerthe Opfer. Wir andern, die wir unsern Beruf, in der Stadt zu bleiben, nicht verleugnen, wären freilich lieber den ganzen Tag über in frischer Luft, aber im übrigen befinden wir uns ganz behaglich, gleichsam auf einem Strome, der langsam zwischen einförmig grünen Auen dahingleitet, doch nicht ohne die Aussicht auf ferne Bergzüge und wechselnde Wolkenbildungen zu gönnen.

Das Bild von den Wolken paßt vortrefflich auf die Vorgänge am politischen Gesichtskreise, aus denen wir die Zeichen unserer Zukunft herauszudeuten und zu deuteln beschäftigt sind, und die auf unsere Stimmung einen unverkennbaren Einfluß üben. Am unmittelbarsten kommt dieser Einfluß von den Verhandlungen des verstärkten Reichsraths, und wenn er nicht in erster Reihe steht, so geschieht dieß nur darum, weil die Aufmerksamkeit unserer Sympathiephilister gar zu angestrengt mit dem großen Räuberhauptmann auf Sicilien beschäftigt ist. Es war zu allen Zeiten und überall so; wo irgend nur ein verwegener Abenteurer, vom Glück begünstigt, allem Gesetz und aller Ordnung Hohn gesprochen hat, sind ihm auch die Herzen des großen Haufens zugeflogen. Die Geschichte aller Zeiten und aller Länder hat Beispiele davon aufzuweisen. Schinderhannes am Rhein, Cartouche in Frankreich, Jose Maria in Spanien, der bayrische Hiesel in Mitteldeutschland, die beiden Grasel in Niederösterreich, Rozsa Sandor in Ungarn geben Zeugniß davon, gleichwie der Erstling Schillers seine volksthümliche Unsterblichkeit zum größeren Theile diesem Zuge der menschlichen Natur verdankt. Wenn nun ein Mann, der als ausgezeichneter Parteigänger schon früher bekannt gewesen, mit einer Schaar von Freibeutern in See sticht, nicht um Handelsschiffe zu kapern, sondern um ein ganzes Inselreich wegzuschnappen, so ist es erklärlich (obschon nicht zu entschuldigen, sondern ein trauriges Zeichen für die Verkommenheit des öffentlichen Rechtsbewußtseyns), wenn alle Weiber in Röcken und in Hosen in eine Art Schwärmerei für ihn gerathen, die sich bei vielen bis zur Siedhitze steigert.

Es wäre übrigens ungerecht, nicht zugeben zu wollen, daß die Verkommenheit des Rechtsbewußtseyns nicht die Schuld derjenigen sey, welche — um mit Oxenstierna zu reden — immerdar beweisen, mit wie wenig Weisheit die Welt regiert wird. Vor dreißig Jahren ließen die Unterzeichner und Bürgen der Verträge von 1815 ganz gemüthlich einen König vom Throne stürzen und den Nachfolger desselben achtzehn Jahre später demselben Loose verfallen. Im Jahr 1859 gaben sie Oesterreich in Italien preis, ließen, ohne eine Hand zu rühren, die Lombardei, Toscana, die Romagna, Modena und Parma rauben. Wenn also den Regierenden, wie zu erweisen diese Thatsachen allein genügen, das Rechtsgefühl abhanden gekommen, so haben sie eigentlich die Verantwortung zu tragen, wenn überall der Ribaldo Garibaldi zum Helden des Tages geworden, und wenn er zu Wien den Reichsrath auf den zweiten Plan zurückdrängt.

Die Verhandlungen, so weit sie bis jetzt gediehen, sind dergestalt schnell und vollständig veröffentlicht worden, daß ich sie als bekannt in allen ihren Einzelheiten voraussetzen darf. Der hervorspringende Punkt darin ist bis jetzt, daß die Magyarenpartei entschiedene Anstrengungen macht, nicht nur das Kronland Ungarn aus dem Reichsverbande zu lösen und zu magyarisiren, obschon die Magyaren noch nicht ganz ein Drittel der Gesammtbevölkerung bilden, sondern auch die einstigen Nebenländer der Krone Ungarn wieder einzuverleiben, namentlich die Gebiete der Südslaven, welche doch vor einem Dutzend von Jahren erst, indem sie sich unter dem unvergeßlichen Helden Jelacic gegen die magyarische Tyrannei so mannhaft wehrten, zur Rettung Oesterreichs einen sehr bedeutenden Theil beitrugen. Einem solchen Beginnen der Magyaren wird in Wien nicht mehr derselbe Beifall zu Theil, welchen ihm vor zwölf Jahren die Sympathiephilister von damals zujubelten; dagegen macht eine Richtung sich geltend, die sich als eine von der alten Vorliebe abgeleitete bezeichnen ließe. Indem man sich nämlich im Reichsrathe Mühe gibt, die Zuständigkeit desselben einzuschränken, um jene der Landesvertretungen zu erweitern, gewinnt man die Stimmen auf der Linken, deren Absehen vor allem dahin geht, den Reichsrath in einen Reichstag zu verwandeln, wohin diejenigen am meisten drängen, denen sich zutrauen läßt, daß sie als Muster die französische Versammlung von 1789 im Auge halten, wohl wissend, daß gleiche Ursachen zu gleichen Wirkungen zu führen pflegen.

Es versteht sich von selbst, daß auch hierorts, so gut wie allerwärts in Deutschland und außerhalb des deutschen Vaterlandes, die Badener Begegnung eine tiefe und nachhaltige Wirkung hervorgerufen hat. Diese Wirkung habe ihr in verschiedenen Zeitungen höchst verschiedenartig geschildert gefunden, und zwar aus einem höchst einfachen Grunde; jede Partei schaut durch anders gefärbte Brillen. Die Färbungen haben übrigens mehrfache Wandlungen durchgemacht. Als die erste Kunde von der bevorstehenden Versammlung in der Aurelischen Quellenstadt kam, wobei nur von Bundesfürsten die Rede war, ging eine allgemeine Regung von Mißtrauen durch alle Schichten der Gesellschaft. Aber dieses Mißtrauen war, wohl verstanden, auf der äußersten Linken ein schadenfroh behagliches. Sie sahen ein deutsches Piemont im Geiste fertig und im Schlepptau desselben eine dritte Auflage des Rheinbundes, schmählichen Gedächtnisses. Ihr schelmisches Vergnügen steigerte sich, sobald sie hörten, daß Louis Napoleon sich in Baden-Baden angesagt. Aber bald sollte das Herz ihnen wieder sinken, da die freudigen Botschaften von der Einhelligkeit kamen, womit die Bundesfürsten dem Neffen des großen Corsen deutlich genug zu verstehen gegeben, daß er in wesentlichen Punkten die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Jetzt kommen freilich hinkende Boten nach, als ruhe der Riese unserer deutschen Einigkeit doch nur auf thönernen Füßen, so daß der Mann des Abwartens nichts zu thun hätte, als seiner Gewohnheit zu folgen, um wieder die (für ihn) besten Aussichten zu gewinnen. Der König von Württemberg (Gott segne ihn und halte ihn noch recht lange gesund!) soll nicht dazu gelangt seyn, dem Regenten von Preußen begreiflich zu machen, daß die Eisenacher nichts weiter sind als die Mauerbrecher des republikanischen Wühlerthums. Ferner soll der Regent selber keine entschiedene Antwort gegeben haben, als Louis Napoleon ihm einen belehrenden Vortrag darüber hielt, daß Deutschland für sein leibliches Wohl nicht besser sorgen könne, als sich ruhig zu verhalten, wenn sich Frankreich in nächster Zeit vielleicht genöthigt finden sollte, seinem Schützling beizustehen, der nicht umhin können werde, die begehrliche Hand auszustrecken, um dem — für den Sarden allein zu mächtigen — Nachbar Venezien zu entreißen . . . . .

Es ist an dieser Stelle nicht meine Aufgabe, auszuführen, daß im wälsch-österreichischen Festungsviereck das Rheinland vertheidigt wird. Ohnehin haben das andere, die mehr davon verstehen als ich, sattsam bewiesen. Ich will hier nur andeuten, wie die Welthändel sich in der Reichshauptstadt wiederspiegeln, wobei ich — wohl nicht zum ersten mal — die Bemerkung einschalte, daß wir vor lauter großen Begebenheiten, Verwicklungen und Wandlungen gar nicht mehr dazu kommen, uns um die kleine Münze des Alltagsverkehrs zu bekümmern. Selbst die sonst so beliebte Lästerschule wird häufig geschwänzt. Lustige Stücklein vernimmt man nur noch aus der Wochenschrift Hanns Jörgel, dem würdigen Epigonen des Most-Barthel. Das Fremdenblatt soll die Prämie für Unglücksfälle, Selbstmorde, durchgegangene Pferde, Wirthshausraufereien, Kometen, Gaunereien u. s. w. namhaft erhöht haben, um seine Kundschaft nicht ganz unbefriedigt zu lassen. Die gesammte Neuigkeitsjägerei des schätzbaren Blattes, heißt es, habe eine Verwarnung erhalten, weil sie das erste Erscheinen des Schwanzsternes übersehen, welcher gegenwärtig in den früheren Abendstunden sich beim Fuhrmann herumtreiben soll. Er ist, wie besagte Jägerei zu ihrer Entschuldigung

aufführt, wie ein Strolch ohne Paß erschienen und könne sich immer noch nicht ausweisen, so daß man sogar in astronomischen Kreisen Bedenken trage, ihn trotz seines mächtigen Zopfes als wirklichen Kometen anzuerkennen. Dagegen bildet sich im Volke bereits eine starke Partei, welche ihn zum ächten und rechten Kometen Karls des Fünften ausruft, der alles erdenkliche Unheil verkünde. Wenn selbiger Komet nichts zu thun hat als das, so hätte er seinen Weg um einige Himmelskilometer abseits nehmen dürfen; im Jahr 1860 bedarf man bei uns nicht dieses Boten, um zu verstehen, wie aller erdenkliche Jammer über uns hereinbricht und daß die Zeit gekommen, von der es heißt: es muß erst ganz schlimm werden, bevor es nur ein bischen besser gehen kann.

Paris, Juli.

Jeromes Beisetzung. — Romanliteratur. — Michelets Louis XIV. — Guizots Memoiren. — Viehausstellung.

Jerome Napoleons Leiche war im Palais Royal ausgestellt, wo sie jedermann sehen konnte, der die Geduld hatte, zwei bis drei Stunden Queue zu machen. Als Bazar und Vergnügungsort ist das Palais Royal sehr herabgekommen; als Denkmal bleibt es eines der merkwürdigsten Gebäude zu Paris. In diesen engen, aber reichen und zierlichen Räumen treten einem weltberühmte historische Gestalten entgegen: der gewaltige Cardinal Richelieu, eine lange hagere Gestalt, in blutrothem Purpur; Mazarin, der biegsame, schlaue Italiener; Anna von Oesterreich, die hochherzige Frau, die ihren ersten Minister aufrecht hält, während Richelieu seinen Herrn und König beschützt, und der Regent, in dem die Schwelgerei ein bedeutendes Talent zu Grunde richtete, und Philippe Egalité, und Louis Philippe. Hätte sich dieser wohl je träumen lassen, daß in dem Hause seiner Väter ein Bruder des ersten Napoleon sterben würde? Die Leiche ruhte auf einem Paradebette, in Marschallsuniform mit dem Stern und dem rothen Bande der Ehrenlegion. Obgleich der Körper einbalsamirt worden, sah man es ihm an, daß man diese Trümmer dem Tode lange streitig gemacht hat. Der Kopf steckte tief eingedrückt zwischen den Schultern und hatte im Widerscheine des Kerzenlichtes und des flammenden Spiritus etwas gespenstiges. Zwei Geistliche und zwei Offiziere wachten Tag und Nacht bei der Leiche. Die Zuschauer schritten langsam vorüber, und die Stille wurde von Zeit zu Zeit durch das dumpfe Rufen der Huissiers unterbrochen: „Circulez, messieurs!“

So eben komme ich vom Begräbniß. An der Ecke der Straße Rivoli und der Straße Castiglione sah ich von dieser Feierlichkeit, was man überhaupt davon sehen konnte bei dem Andrange der eben so turbulenten als zahlreichen Menge, dem selbst die Truppen, die das Spalier bildeten, und die Gardes de Paris zu Pferde kaum zu widerstehen vermochten. Den Zug eröffnete die Sonnerie des neunten Husarenregiments; dann kam der General der Gardecavallerie Roye; dann Chasseurs zu Fuß, Linientruppen, Zouaven. Zum erstenmal sah ich hier Geistliche bei einem Leichenbegängniß; die zur großen kaiserlichen Aumônerie und zur Pfarrei St. Roch gehörigen Priester schritten im Chorhemde einher, eine Kerze in der Hand, aber sie brannte nicht. Hierauf der Paradewagen des Prinzen; endlich der Leichenwagen, gezogen von sechs schwarz drapirten und schwarz befederten Pferden. Unter den Personen, welche die Zipfel des Bahrtuches trugen, erkannte ich bloß Marschall Vaillant an seinen großen, an die Antike erinnernden Zügen. Unter den Ornamenten, womit der schwerfällige Trauerwagen belastet war, bemerkte ich das Wappen mit der Krone; war es die Krone des Königreichs Westphalen, die da zum letztenmal zum Vorschein kam? Und während sie vorüber schwebte, stand droben auf seiner ehernen Säule der große Kaiser, der so viele Staaten geschaffen, und deren manche mit ihm zusammenfielen und ihn unter ihren Trümmern begruben. Unterdessen schwoll die Menge dergestalt an und wogte auf eine so bedenkliche Weise, daß ich mich beeilte, den Rückzug anzutreten.

Wie es gegenwärtig mit der schönen Literatur, zunächst mit der Romanliteratur hier bestellt ist, ersieht man jetzt, nachdem man es längst gewußt, auch officiell aus dem merkwürdigen Circular des Unterrichtsministers. Weder wir noch der Minister behaupten deßhalb, daß die Journale niemals einen guten Roman bringen. Wir erinnern nur an eine treffliche Schilderung der Zustände in der höheren Bourgeoisie (im Journal des Débats) von Amedé Achard. Da ist Geist vollauf, eine fein nüancirte Charakteristik; der kerngesunde Styl blitzt dabei, wie eine feine Bijouteriearbeit in der Sonne. Wie viele haben das Kunstwerk verstanden? Hie und da wurde es von einigen Literaten durchgehechelt. Dagegen hallen die Namen Rocambolle und Baccarat in allen Cafés, Brasserien und Weinschenken wider. In der Patrie hat die dritte oder vierte Incarnation der Rocambolle begonnen; sie ist überschrieben: „Die Ritter vom Mondscheine.“ Zum Glück für

die Dichterin, Anaïs Ségalas, ist dieser neue Roman des Herrn Ponton du Terrail augenblicklich unterbrochen worden, und so hat man, ausnahmsweise, einer Reihe ihrer allerliebsten Pastellbildchen aus dem häuslichen Leben gestattet, sich im Feuilleton der Patrie zu produciren. Von A. Dumas erscheinen im Siècle eine Fortsetzung der Denkwürdigkeiten des Horaz, und die ersten Kapitel der Memoiren Garibaldis.

Zwei bedeutende Geschichtswerke sind zu gleicher Zeit erschienen: Guizots Memoiren (3ter Band) und Louis XIV. von Michelet. — Ab Jove principium: Ludwig XIV. hat sich bekanntlich zu verschiedenen malen zu Versailles als Jupiter optimus maximus abconterfeien lassen, mit Adler, Blitz und Donner; die übrigen olympischen Würden sind unter den Mitgliedern seiner Familie vertheilt. Das ganze Schloß ist ein Olymp, ein Pantheon der ganzen classischen Mythenwelt, erbaut vom allerchristlichsten Monarchen, der seine Kammerherrn zur Vesper anhielt, und nebenbei nicht ein Wort Latein oder Griechisch verstand. Die Franzosen sind ein turbulentes Volk, das selbst nie ruhig ist, und nichts in Ruhe und Frieden bestehen lassen kann; sie binden stets mit irgend Einem oder irgend Etwas an. Was heute niedergerissen wird, baut man morgen wieder auf, und was gestern im Staube geschleift wurde, wird heute angebetet. Diesem stets kampflustigen Oppositionsinstinkte ist jetzt die Gegenwart verschlossen; hier steht ein Grenadier Schildwache und ruft: passez au large. Man behilft sich mit der Vergangenheit. Die Geschichte der beiden letzten Jahrhunderte muß gegenwärtig die Musterung passiren, und läge Ludwig IX., der hier zu Lande „der Heilige" genannt wird, nicht allzuweit von den Tagesinteressen ab, man würde schon längst einige Flecken auf seinem weißen Panier gefunden haben. Die so lange verketzerten Ludwig XI. und Richelieu kommen wieder zu Ehren; dagegen wird „Ludwig der Große" sehr unehrerbietig behandelt. Noch zu Lebzeiten erhielt er vom Pariser Magistrat das Prädikat: der Große. Die Académie française wollte als Preisfrage aufgeben: „Welche von den hohen Eigenschaften des Königs ist am meisten zu bewundern?" Sein Ruf war bis tief in's Innere von Asien gedrungen, und der König von Siam hatte eine Gesandtschaft an ihn abgeschickt, und der Doge von Genua stand gedemüthigt vor seinem Thron, und im Vollgefühle seiner Macht hatte der übermüthige Monarch als Sinnbild die Sonne gewählt mit dem Motto: nec pluribus impar — und als der bleiche Tod endlich an die Thüre des Versailler Schlosses geklopft, und als die Leiche des Halbgottes nach Saint Denis gebracht wurde, da warf das Volk mit Steinen nach seinem Sarge. Und so ist es seitdem dem großen König fort und fort ergangen, und zwei Parteien streiten sich um seinen Ruhm, wie einst Griechen und Trojer um des Patroklus Leiche. Dieß hängt mit der ganzen Geschichte seit 89 zusammen. Um hier in's Klare zu kommen — und dieß lohnt sich allerdings der Mühe, denn Ludwig XIV. gehört nicht Frankreich allein an, es ist eine welthistorische Figur — um in's Klare darüber zu kommen, muß man sich von allen politischen Leidenschaften der Gegenwart losreißen, und sich in Gedanken unter den Einfluß der Zustände und Ansichten des siebzehnten Jahrhunderts versetzen.

Alles, was sich von Hugo Capet bis auf Ludwig XIV. ereignet, mußte zu einem unumschränkten Königthum führen und Ludwig XIV. mußte als unumschränkter Köni regieren, denn alle übrigen Staatsgewalten waren verachtet. Kein schriftliches Zeugniß erhärtet, daß er gesagt habe: „l'Etat c'est moi," aber er konnte es sagen. In ihm allein lebte die Nation, für ihn kämpfte sie, für ihn starb sie auf dem Schlachtfelde. Und eben daraus läßt sich die Revolution von 1789, zum Theil wenigstens, erklären. Von seinen Nachfolgern wendete sich die Nation mit Abscheu ab, und sobald das Königthum von dem Volke verlassen wurde, mußte es untergehen, denn das Königthum selbst hatte seine einzige Stütze, den Adel, vernichtet. Der gute, aber schwache Ludwig XVI. war der Mann nicht, der seine Unterthanen mit der souverainen Gewalt aussöhnen konnte, und erst in Napoleon erwachte Frankreich wieder zu einem nationalen Bewußtseyn. Als absoluter Herrscher mußte Ludwig XIV. Egoist seyn, denn beides ist gleichbedeutend, und als solcher mußte er Holland zu vernichten suchen, denn Holland war eine Republik. Seine Mißgriffe, Irrthümer oder Fehler, man nenne es wie man wolle, werden wir hier nicht in Abrede stellen; daß aber er, der, allmächtig, die Werkzeuge zu jedem Verbrechen gefunden hätte, nicht größere Fehler beging, dieß zeugt von der Kraft seines Charakters. Auch muß noch in Betracht kommen, daß ihn der böse Geist in Gestalt des Ministers Louvois zu Grausamkeiten antrieb, die er ihm als unumgänglich nothwendig schilderte. Und dennoch, als dieser Mephistopheles des verblendeten Monarchen, ohne dessen Vorwissen, die Stadt Trier in Brand hatte stecken lassen, ergrimmte der König und wollte mit der Feuerzange nach ihm schlagen. Bleibt noch der Widerruf des Edicts von Nantes, und darauf kommen wir nächstens zurück. Michelet ist hinlänglich bekannt; zum Historiker fehlt ihm die Ruhe und das Verläugnen der Parteiinteressen. Man kann sich denken, wie der leidenschaftliche Republikaner mit dem Despoten umgeht. Zum Glück vernichtet sich seine Heftigkeit durch ihr Uebermaß. Das gefährlichste Pamphlet ist das gemäßigte.

Im dritten Bande seiner Denkwürdigkeiten erzählt uns Guizot, was sich zugetragen unter dem Ministerium vom 11. Oktober 1832 bis zum 22. Februar 1836. Ludwig Philipp fängt hier das gewagte Spiel an, das er zuletzt sammt dem Throne verloren. Ermüdet durch den Kampf mit dem energischen, ihm überlegenen Casimir Perier, bildete Louis Philipp nach dessen Tod ein Kabinet aus Elementen, die einander die Wage hielten. Zum Premierminister ernannte er zuerst den unbedeutenden Marschall Mortier; nach dessen Abgang wollte er keinen Nachfolger ernennen. „Warum," sagte er zu uns (Thiers und Guizot) „ein Präsident des Conseil? Ihr versteht jeder sein Amt, ich

bin mit euch zufrieden, das ist genug." Louis Philipp behielt die oberste Leitung der Staatsverwaltung. Thiers war damals Minister des Innern; hätte er dazu die Präsidentschaft des Ministerraths erhalten, so wäre Louis Philipp nichts mehr gewesen als ein constitutioneller König. Das nähere Eingehen in die Ereignisse müssen wir uns hier versagen.

Die Scenerie zur Ausstellung für Ackerbau und Viehzucht hatte etwas Theatralisches. Am Eingange des Industriepalastes hatte man zwei mächtige sogenannte venetianische Masten aufgepflanzt, roth angestrichen, zum Theil versilbert oder vergoldet, die mit ihren langen flatternden Flaggen weithin dem Publikum winkten, ganz so wie vor dem Hippodrom von Arnaud. Und trat man in den Viehstall, so war's ein Viehsaal, 450 Fuß lang, mit verhältnißmäßiger Breite, aufgeputzt wie zu einem Concert oder zu einem Bankett. Man wandelt auf weichen, gelbsandigen Pfaden zwischen Rasenteppichen, Bowlinggreens und Corbeilles, die von wohlriechenden Stauden und den neuesten Modeblumen strotzen. Aus einer zierlichen Felsengruppe spritzt ein Springbrunnen seine weißen Wasserstrahlen, die im Sonnenschein in bunte Perlen zerstieben und sich in einem niedlichen Teich sammeln. Aus diesem fließt ein Bach ab, über den eine Brücke führt. Die Pfeiler, welche die oberen Galerien tragen, sind mit Fahnen-Trophäen geschmückt und mit Schildern; darauf stehen die Namen der ausstellenden Departemente mit goldenen Lettern, und vergoldete Adler sieht man an allen Ecken. Der ganze Viehstall steht unter Glas. Und durch all die Herrlichkeiten brummen die Farren, muhen die Kühe; die Pyrenäen rufen den Alpen zu, der Rhein antwortet der Bretagne; auch blöckt mitunter ein Kälblein dazwischen, denn unter den ausgestellten Milchkühen sind wohl ein halbes Dutzend Mütter, die ihre Mutterpflichten mit einer Zärtlichkeit erfüllen, worüber die Pariserinnen ganz entzückt sind. Wobei nicht zu übersehen, daß unter diesen nicht wenige hier zum ersten mal eine Kuh im Stalle sahen.

Es waren noch einige Reste von der Gartenbauausstellung vorhanden, die kurz vorher abgehalten worden, darunter mehrere prächtige Sammlungen von Rosen, wie sie allenfalls einst im Paradiese wuchsen. Vor einigen Jahren haben sich Revolutionäre, Romantiker oder Zukünftler unter den Blumenzüchtern gegen die klassische Königin unserer Gärten verschworen und versucht, ihr einige exotische Parvenus entgegen zu stellen, Dahlien, Azaleen, Rhododendren u. s. w. Die Rose hat sie alle besiegt; in der Kunst wird immer zuletzt der Schönheit der Sieg bleiben. Wahr ist's, sie hat sich wacker gehalten und erstaunliche Fortschritte gemacht. Ohne die Anmuth der Verhältnisse zu stören, haben die Pariser Gartenkünstler außerordentliche Dimensionen erzielt; ich habe Centifolien bemerkt, welche die größten Sonnenblumen an Umfang übertreffen, und alle Nüancen von roth und gelb und weiß: matt wie Schnee im Mondschein, glänzend wie Gletscherspitzen beim Sternenlicht, dann sanft gefärbt, gleichsam wie im Wiederschein der Morgenröthe, und durch kaum merkliche Schattirungen zum dunkelsten Purpurroth übergehend, bis an die Grenze des Schwarzen. Sogar Gelb, die häßliche Farbe, wird anmuthig, wenn sich die Rose darein kleidet. Dazu denke man sich einen Schwarm reizender Damen, in reicher Sommertoilette, welche sich neigten, die Namen der schönen Blumenkinder zu lesen und zu notiren; es war ein allerliebstes Bild. Ich vergaß darüber, warum ich eigentlich gekommen war, und wollte wieder zur Thüre hinaus, als das Brüllen eines daneben einlogirten Farren mich aufschreckte. In Savoyen ist er geboren; über dem Stalle, den er mit drei vierbeinigen Stammgenossen theilte, las ich die Inschrift: „Animaux de l'empereur." Die ersten officiellen Vertreter ihres Vaterlandes sind demnach vier stattliche Farren. Sie genießen einer splendiden Gastfreiheit. Die übrigen „kaiserlichen Thiere" sind aus den Departements der Charente, des Ober- und Unterrheins. Die Elsäßer können sich sehen lassen, sie schlagen Savoyen und die Charente, und weichen bloß den bretonischen und Normänner Ochsen. Die Normandie hat bekanntlich von Alters her das Vorrecht, die fünf Laureaten für die drei Fastnachtstage zu liefern.

Im Jahr 1856 fand bekanntlich hier eine allgemeine Ackerbau-Ausstellung statt, wo sämmtliche Länder Europas vertreten waren, und dennoch zählte man dieses Jahr ein Viertel Aussteller mehr, was sich zum Theil dadurch erklärt, daß dieses Jahr zum ersten mal die Pferde zugelassen wurden. Die Zahl der ausgestellten Gegenstände war eine außerordentliche; man hat berechnet, daß wenn man bei einem jeden nur eine Viertelsminute verweilte, so wären sechs Tage erforderlich, um alles zu übersehen. Die Preisjury bestand aus 218 Mitgliedern, die sich in 32 Sectionen theilte, und jede hat vier Tage gebraucht, um die preiswürdigen Gegenstände zu ermitteln.

Es waren ohngefähr 700 Pferde da, die natürlich nicht im Palaste selbst untergebracht werden konnten; man hatte eigene Ställe für sie bauen lassen. An der Spitze standen die weltberühmten Renner, englische oder arabische Vollblutpferde, Monarque, Fleur de mai, Goloonde, Dame d'honneur. Unter diesen Notabilitäten sind welche, die in fünf Minuten Preise von 10—12,000 Franken gewonnen haben; und einem Gelehrten, der eine Geschichte der philosophischen Systeme von Plato und Aristoteles an bis auf Hegel geschrieben, wurde vor Jahren von der Académie des Sciences morales et politiques eine Medaille von 1500 Franken zuerkannt. Die Zucht dieser Luxuspferde ist in den Händen der Aristokratie, und sie sind auf der Ausstellung eben nur als Luxusartikel zu betrachten. Schwere, solide Thiere zu erzielen, ist gegenwärtig die wichtigste Aufgabe des Pferdezüchters, und in dieser Hinsicht liefern die Boulonnaiser und Percheroneser Racen ausgezeichnete Subjekte. Man legt hier zu Lande große Wichtigkeit darauf, seitdem durch die Erfindung der gezogenen Kanonen die Artillerie eine Hauptrolle im Kriege spielt. Da aber die andern europäischen Mächte dieses furchtbare Zerstörungs-

werkzeug gleichfalls herstellen lassen, so werden die Schlachten in Zukunft nur noch eine Art von Scheibenschießen im Großen seyn und die Soldaten bloß in den Krieg ziehen, um sich todtschießen zu lassen; somit wär's auch mit den Helden aus, und am Ende mit dem Kriege gleichfalls, wozu der Himmel seinen Segen gebe.

Jetzt ist die Ausstellung zu Ende. Das Wiehern und Brüllen und Krähen hat aufgehört, die Preisträger und ausgezeichneten Subjekte sind versteigert und zum Theil schon verspeist. Das Vieh minorum gentium ist in die Heimath zurückgekehrt. Sonst sagt das Sprichwort: die Kleinen hängt man, die Großen läßt man laufen, hier ist's umgekehrt. Die Pariser haben an dieser Ausstellung lebhafteres Interesse genommen, als man von einem Publikum erwarten konnte, das von Ackerbau wenig oder gar nichts versteht. Eine Dame fragte einmal, ob der Zucker auf den Bäumen wachse. Ich kenne wenige Vollblutpariser, die auf dem Felde reifen Hafer vom Spelz unterscheiden könnten. Im Durchschnitt sind täglich 27,000 Franken eingegangen; das Entrée kostete 1 Fr. Am zweiten und dritten Tage stieg die Einnahme auf 30,000 Fr. Am letzten Sonntag, wo der Zutritt unentgeltlich war, zählte man 95,494 Personen (mittelst des tourniquet). Es wurden 35,000 Cataloge verkauft, dicke Bücher, die nicht wohlfeil waren. Die Restaurateurs und Kaffeewirthe haben in sechs Tagen an 40,000 Fr. eingenommen. Die Commissaires priseurs haben dagegen bei den Versteigerungen schlechte Geschäfte gemacht. Alle Käufe wurden privatim abgeschlossen. Es sind Stiere zu 1800 Fr. gekauft worden; ein Paar Tauben, das einzige, wurde mit 125 Fr. bezahlt, ein Paar Enten mit 320 Fr., ein Hahn und eine Henne aus Cochinchina mit 260 Fr. Die Fürstin Bacciochi hat neun Preise erhalten; ein Journalist hat einen Preis bekommen für ein Paar Gänse; schade daß es keine E n t e n waren.

Aus dem bayerischen Voigtlande, Juni.

(s. Nr. 27.)

Zur deutschen Landes- und Volkskunde.

Der Bauer ist eine praktische Natur, und so müssen denn auch die alten Wipfel, welche oft seit Jahrhunderten das väterliche Dach umrauschten, ohne Erbarmen sich zur Erde neigen, wenn der Wagner in der Stadt ein annehmbares Gebot auf den Stamm legt. Diesen praktischen Blick besitzt selbst die schönere Hälfte der Dorfgenossenschaft; ein Mädchen, dem ich mein Wohlgefallen an der schönen Linde vor ihrem elterlichen Hause aussprach, meinte: „Nerr schod, daß mer net rimm tanz'n ko!"

Tanzen! — Der deutsche Bauer ist allemal und überall sing- und tanzlustig, er mag den Spitzhut des Aelplers, oder den Nebelspalter des Schwaben tragen, oder auf den Marschen der Nordsee hausen. Auch die voigtländische Jugend ist dem Tanze leidenschaftlich zugethan und wandert von einem Dorfe zum andern, wo und so oft nur immer eine Geige klingt. Auch wird wohl bei geselligen Zusammenkünften in einem Bauernhause oder Sonntags Nachts im Wirthshause von kurzer Hand etwas „geschliffen," wenn sich unter den Burschen ein Virtuos auf der Zieh- oder Mundharmonika findet. Die Mädchen lassen dann nicht lange auf sich warten. Vor der Thüre bleiben sie stehen, und keine will den Anfang machen, einzutreten. Während sie nun kichernd sich hier zusammendrängen, lassen die Bursche Musik von innen ertönen, weil sie die Gegenwart der Tänzerinnen merken. Die Aufregung der Musik belebt die Mädchen mit Muth. Es wagt die Kühnste ihre Hand auf die Klinke zu legen — patsch! schlägt eine zweite ihr die Hand nieder und der Andrang schleudert nun die Thüre weit auf, daß die Vordersten bis in die Mitte des Zimmers vorgestoßen werden, die sich verlegen wieder zurückzudrängen suchen. Allein schon hat dem verlegenen Gekicher und Gewirre der tanzlustige Bursche abgeholfen, indem jeder einer Gewissen pfeift oder sie beim Namen ruft. Die Gemeinte springt frisch zum Tänzer hin, und sogleich geht es voll Leben in der holperigen Stube herum." Ich schalte diese Schilderung von Rank wörtlich ein, weil sie durchaus lebenstreu ist und zugleich zeigt, wie sich das deutsche Bauernwesen in den meisten Zügen überall vollkommen gleich ist. Die Zeichnung der conscribirten Nordstettner Bauernsöhne in Auerbachs Tolpatsch würde eben so gut in eine Voigtländer Dorfgeschichte passen.

Der eigentliche Charaktertanz des Voigtlands ist der „Schleifer," als „Abstoßer" oder „Sächsischer" auch auf Bällen beliebt. Da sich die Tanzplätze auf dem Lande immer schnell füllen, so ist dieser Tanz, welcher auf dem beschränktesten Raume eine fortwährende Bewegung im Takte

gestattet, der geeignetste und häufigste; die dichte Reihe, aus der nur die blumengeschmückten Mützen der Buben und die hohen Kämme und Kopftücher der Mädchen hervorragen, bewegt sich dann nach dem hebenden Takte der Musik in anmuthiger Harmonie munter im Kreise herum, und es stört das nächste Paar nicht, wenn der Tänzer seine Schöne mit einem Stampfer auf den Boden hoch aufwirft, um dann sofort wieder mit ihr weiterzuwogen. L. Storch erklärt diese von ihm in Mistelgau bei Bayreuth beobachtete Tanzweise für eine slavische Hinterlassenschaft. Außerdem werden auch Dreher (für die städtische Galoppade), Mazurka und Polka getanzt. Es ist üblich, wenigstens drei „Reiha" hinter einander mit demselben Mädchen zu tanzen; die Nichtbeachtung dieser Sitte wäre eine arge Beleidigung.

Dem Hügellande um die Wasserscheide zwischen Saale und Main eigenthümlich sind die „Maientänze," welche, nebst andern Volksbelustigungen längere Zeit untersagt, erst in den letzten Jahren wieder aufgetaucht sind. Sie werden gewöhnlich im Hochsommer abgehalten und locken dann viele Städter hinaus, zu deren Aufnahme die Bierwirthe Zelte oder Hütten von Fichtenstreu bereit halten. Um freistehende Linden, Eichen, Flatteraspen (in Ahornberg um einen Ahorn) wird im Quadrate die „Bruck," ein breites Brettergerüste, mit Einfassung, bekränzter Eingangspforte und dem bedeckten „Musikantenhäuschen" versehen, aufgeschlagen. Der Stamm des Baumes ist umkränzt, das Gezweige mit rothen Bändern, der Gipfel aber mit allerlei Zierrathen, bemalten Fähnchen von Blech ꝛc. geziert. Letztere stammen noch aus der Zeit der hohen, bis zum Gipfel von allen Aesten befreiten Fichtenstämme her, welche früher (noch vor zehn Jahren) „betanzt" wurden, deren Aufstellung nun aber verboten ist.

In jedem Hofe werden festliche Vorbereitungen getroffen, neue Gewandstücke eingekauft, Küchlein gebacken u. s. w. An einem Sonntag gegen drei Uhr Nachmittags beginnt der Aufzug, nachdem in dem Versammlungshause zuerst drei Reigen getanzt worden sind. Eine Anzahl Bursche, drei Mann hoch, eröffnet diesen; dann folgen drei „Kellera," ebenfalls Dorfbursche, in Hemdärmeln und weißen Schürzen, in den Händen volle, mit rothen Bändern geputzte Biersprenger (Gießkannen); hierauf die Musik. Dann kommen die „Platzpaare;" der erste Bursche hat eine wiederum reich mit rothen Maschen durchflochtene Birke (Maie) im Arm; sämmtliche Paare sind in Hemdärmeln, die Bursche tragen hohe Sträuße aus Marumkraut und Nelken, gleichfalls mit den überall schimmernden rothen Bändern zusammengebunden, auf den Mützen, die Platzmädchen das festtägliche Maschentuch und buntseidene Busentücher. Unterwegs wird einigemal Halt gemacht, die Mundschenken verrichten ihr Amt und die gelb blechene „Maaßeich" geht durch den Zug von Mund zu Mund. Unter dem Vortritt der Musik und endlosem Jauchzen der Bursche wird sodann die Bruck einige mal umschritten, dann beginnt der Tanz, an dem vorläufig nur die Platzpaare Theil haben. Ist der erste kurze Schleifer beendigt, so wandert die Maie in den Arm des zweiten Burschen und so fort, bis sie endlich mit dem letzten Paare herumwirbelt. Eine kurze Pause folgt diesen Vortänzen, dann ist die Bruck jedem Tanzlustigen zugänglich und bald dicht gefüllt, da ein Theil der versammelten Jugend der benachbarten Dörfer diesen Augenblick mit Ungeduld erwartet. Je mehr Paare Theil nehmen, desto erwünschter ist es den Platzburschen, da mit jedem neuen Tänzer ein neuer Beitrag in ihre Kasse fließt und ihre Ausgaben verringert. Einige von ihnen sind deßhalb stets in Thätigkeit, um müßig Zuschauende zum Tanze zu bewegen. Kein Bekannter, der sich unter der Menge verbergen will, entgeht ihren Falkenblicken, und „bist du nicht willig, so brauch' ich Gewalt." Einen komischen Anblick gewährt es, wenn ein auswärtiger Bursche, vielleicht aus pekuniären Rücksichten, mit aller Gewalt sich sträubt, aber, von ihren nervigen Fäusten einmal gepackt, trotz des heftigsten Widerstandes auf die Bruck geschleift und zum Tanze genöthigt wird; denn sogleich steht ein anderer Platzbursche mit einem schnell für ihn aus der Reihe gezogenen Mädchen an seiner Seite, und „schon hat ihn der Wirbel hinweggespült." Diese Scene wiederholt sich alle Augenblicke. Am zweiten Tage, wo die auswärtigen Dorfgäste seltener sind als am ersten, ergeht es den anwesenden Städtern, die nicht freiwillig ein Tänzchen um die dörfliche Linde machen, hierin eben so wie Tags vorher den Bauernburschen. Der Maientanz währt zwei Tage und zwei Nächte lang (sonst drei) und die Paare werden nicht müde, mag nun die drückendste Mittagssonne oder das Abendroth oder der Morgenstern durch das Laubwerk blitzen. Am zweiten Tage früh wird unter Jauchzen und Musikbegleitung durch das Dorf gezogen und jedes Haus muß den Burschen sein Scherflein zollen. Auch die Alten werden am Maientanze wieder jung und lustig:

„Das ist der alte Klang der Geigen,
Das ist der alte Gang und Takt,
Der in vergang'ner Zeit gepackt
Den Graukopf dort — —."

So verträglich auch in gemischten Dörfern Bauern und Weber beisammen leben, so wird doch bei solchen Gelegenheiten die Würde des Bauernthums streng aufrecht erhalten. Bei dem Maientanze eines solchen Dörfchens nahmen im Zuge die Bauernsöhne mit den Bauerntöchtern die ersten Reihen ein, dann kamen die Bauernknechte mit den Webermädchen, und dann erst die Webergesellen mit den Mägden.

Da die Maientänze, wie gesagt, meistens im Juni stattfinden, so gewähren sie unter dem blauen Sommerhimmel, inmitten der grünen, mit zahllosen Blumensternen und reichen, weichen Fruchtwellen aufwogenden Umgebung in ihrer bunten Farbenmischung stets ein eben so anmuthiges als lebhaftes Volksbild, das sich von dem

dunkeln Laubgrunde des Dorfes malerisch abhebt. Die Erde blüht, und ihre höchste Blüthe, der Mensch, ist mit dem Rosenlicht der Freude geschmückt.

Die in den meisten deutschen Dörfern übliche Herbstkirchweih („Kärrwa") wird in diesen Hofcomplexen entweder zu gleicher Zeit mit dem Pfarrorte, welchem sie zugehören, oder beliebig an einem selbstgewählten Tage oder auch, namentlich wenn im Sommer ein Maientanz vorausgegangen, wohl gar nicht begangen. Im ersteren Fall wird sich in ähnlicher, jedoch weit weniger festlicher Weise wie auf der Bruck, zwei Tage auf dem Tanzboden lustig gemacht, wozu, wenn kein Wirthshaus im Orte ist, die obern Räume eines Bauernhauses eingerichtet werden.

Der Volkstanz führt uns zum Volksliede, die sich unmittelbar aneinander schließen. Wie der einsame Hirtenbube, so singt der tanzende Bursche gern sein „Schlumperliedla," hier immer der Weise des Tanzes angepaßt. Man hat solche Vierzeilen für Schleifer und Dreher in reicher Auswahl; hier nur einige:

Wennst a Bauer willst sa,
Mußt dei Feld betracht'n,
Schena Marla mußt lieb'n
Und afse Geld net acht'n.

Wenn ich sechs Ochsen hett,
Wär' ich mein Schatz scho rägt, (recht)
Su hob' ich ka Kuh, ka Kuh,
Gibt rsch net zu. (die Heirath)

Heisa, ihr Bauerschbub'n,
Heier gibt's Kraut und Rub'n,
Heier gibt's Korn und Waas (Weizen),
's is a Gschpaas! (eine Freude)

Die Leit', die hamm's scho lang getrieb'n,
Ich soll mei Schozela nimmer lieb'n,
Do lieb' ich's halt su fort, su fort,
Na Leiten nerr z'n Tort. ꝛc.

Aber auch der alten edlen Volkslieder, wie sie zu den kostbarsten Perlen des „Wunderhorns" zählen, sind nicht wenige. Wenn die Mädchen sich am Winterabend mit dem Spinnrocken zusammenfinden (z'n Rock'n geh, Rockastub'n), oder auch zur Sommerzeit unter den rauschenden Bäumen, dann erklingen sie durch das schweigende Dorf, jene sehnsuchtsvollen, gezogenen Weisen, die den empfänglichen Hörer so mächtig fesseln: — die Lieder von den drei Grafen, die auf dem Rhein fuhren, vom Jäger in dem grünen Wald, vom Lindenbaum, darauf die Amsel singt, wo das Mädchen ihren „herztausenden" Schatz wiederfindet, vom verlassenen Liebchen, von der Seligkeit junger Eheleute —

„Da gibt's kein Kreuz, kein Leiden,
Nur der bitt're, bitt're Tod,
Der kann sie scheiden —"

von Liebesfreude und Liebesweh. Wo wäre alles Süße, was die Menschenbrust durchbebt, „inniger, tiefer und rührender ausgesprochen, als in eben diesen Liedern, die aus dem Volke hervorgegangen oder von ihm angenommen worden sind?" Wie gerne möchte ich einige der weniger bekannten hier einschalten, wenn sich zugleich der eben so unbeschreibliche, als unnachahmliche Zauber dieser Melodien wiedergeben ließe.

„Köstlicher Strom der Natur! Aus innig bewegtem Gemüthe
Brechend und rein und hold fließend im Himmel der Kunst!
Welch ein Gewaltausdruck der tiefsten Empfindungen! Welche
Fülle von Lust und Leid — schmerzend, entzückend zugleich! — —
Mächtig wogt der Gesang durch mondscheinsilberne Luft her,
Rührend verhallt er und stirbt hin in die magische Nacht."
(Meyr.)

Hört man im Dorfwirthshause zuweilen ein „garstig Lied" singen und sieht sich nach dem Sänger um, so wird man in der Regel die Mütze des beurlaubten Soldaten oder den Zeugrock des Webergesellen erblicken; der Bauer, der seiner Sphäre nie entrückt worden, singt nur die alten ererbten Lieder, und sind diese mitunter sinnlicher Natur, so ist es doch immer eine gesunde Sinnlichkeit, die in ihnen lebt, keine widerliche Verzerrung und Gemeinheit, wie sie jene mit nach Hause bringen.

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.
Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 31. 29. Juli 1860.

— L'histoire nouvelle
Du domaine et des favoris
De la brillante Bagatelle,
La divinité de Paris.

Gresset.

Pariser Briefe. *

III.

Da ich meinen ersten Brief mit den Wettrennen geschlossen habe, so ist es nur in der Ordnung, daß ich in meinem zweiten bei den Wettrennen wieder anfange. Der Sport ist in der That ein Thema, dem man heutzutage in Berichten — zumal in Frühjahrsberichten — aus und über Paris nicht leicht ausweichen kann; nicht etwa deßhalb, weil Sport, und was daran hängt, in Blut und Leben der Pariser überhaupt, oder irgend einer Schichte der Pariser Gesellschaft speciell übergegangen wäre; das ist durchaus nicht der Fall; im Gegentheil, wenn man Sport und Paris zusammenbringt, so geschieht es nur darum, weil es interessant ist, zu constatiren, daß troß der Mode, welche jeden jungen Mann der Pariser Gesellschaft nöthigt, Mitglied des Jockeyclub zu seyn und bei den Wettrennen die runde Cartonmarke des Aktionärs in's Knopfloch zu hängen, und troß aller großen Apparate in dieser Hinsicht, doch Horsmanship und Sport Dinge sind, welche in Frankreich immer nur als dürftige Treibhauspflanzen vorkommen.

Dem Franzosen jeder Klasse fehlt die erste Bedingung, ohne welche ein gedeihlicher Boden für's Pferdewesen nicht zu beschaffen ist, die Liebe zum Pferde. Der Beduine und der Engländer, welche in ihren Zuchten die beiden, allerdings sehr divergirenden Hauptrichtungen der Pferdebestimmung — den Krieg und den Luxus — repräsentiren, haben diese Liebe und Anhänglichkeit in hohem Grade. Der Beduine liebt sein Pferd als ein Glied seiner Familie, als den Stolz seines Hauses, als den Gefährten seiner Gefahren, als seinen Genossen im Kampf; er dankt ihm seine Sicherheit, sein Leben und seinen kriegerischen Ruhm. Der Engländer, in welchem die Nüchternheit der Spekulation die Stelle der orientalischen Schwärmerei vertritt, liebt sein Pferd als eine kostbare Waare mit einer Liebe, an welcher das Herz ziemlich unbetheiligt ist, welche aber dennoch die ängstlichste Sorgfalt erzeugt. Er will zwar auch mit seinem Pferde glänzen, aber hauptsächlich durch dessen Leistungen sich bereichern. Wer aber erfahren hat, wie sehr der Impuls der berechnenden Interessen mächtiger ist als die Triebfeder des Gefühls, der wird es natürlich finden, daß der Engländer seinen Pferden eine Pflege zu Theil werden läßt, nach welcher die edelsten Araber sich vergeblich sehnen würden.

Englands Pferdezucht beherrscht fast ausschließend

* Vom Verfasser des Briefes in Nr. 27.

den Pferdestand des Continents. Das Aufziehen von Pferden ist in England nicht ein Aufwand der privilegirten Stände, sondern eine Quelle des Nationalreichthums; deßhalb sind, wie bekannt, die Rennen dort kein ausschließliches Vergnügen der höheren Klassen, an welchen etwa das arbeitende Volk nur gerade so Antheil nimmt, wie an jedem andern Spektakel, zu dem es an freien Tagen zusammenläuft; sie sind ein Institut, mit dem Leben und Treiben, dem Handel und Wandel des ganzen Volkes so innig verwebt, so alt und aus ihm herausgewachsen wie die ganze englische Verfassung selbst; sie sind außerdem die großen concessionirten Spielbanken, an denen man reich werden und sich ruiniren, berühmt werden oder sich lächerlich machen, jedenfalls aber die höchsten und tiefsten Aufregungen finden kann, und das alles in wenigen Minuten, in kaum längerer Zeit, als die Kugel braucht, die in der Roulette ihren Umlauf macht und Entscheidung bringt. Ja leider ist die letztere Bestimmung der Rennen mehr und mehr in den Vordergrund gerückt und beherrscht fast ausschließend die Liebe und Zwecke des Züchters. Man vergißt immer mehr, daß das Rennblut das große Reservoir ist, aus welchem die Pferdezucht für die Befruchtung aller ihrer Zweige schöpft, und daß es sehr wichtige Zweige gibt, deren Gedeihen mit den heutigen Formen des Rennpferdes nicht mehr zu vereinbaren ist. Doch das gehört nicht hieher, das betrifft die englischen Rennen und Pferde und ich wollte von den französischen reden.

Nichts wird so rücksichtslos ausgebeutet, wie das Pferd in Frankreich. Das Pferd, unverstanden in seinen Neigungen und Bedürfnissen, ist dort eine einfache Arbeitsmaschine, die man ausnützt, die oft mißhandelt wird, und zwar ohne Leidenschaft, aus bloßem Unverstand. In den pferdereichen und noch mehr primitiven Ländern, wie in Polen und Ungarn, hat das Pferd oft ein hartes Loos, aber es theilt dieses Loos mit seinem Herrn; es lebt mit ihm, es darbt mit ihm. In Frankreich darbt es selten, aber es ist kein Freund, kein Gefährte, nicht einmal ein Diener der Menschen, sondern sein Sklave, mag es vor die glänzende Carosse oder vor den Pflug gespannt seyn. Die Rennpferde sind Fremdlinge, welche von reichen Herrn verschrieben sind, um ein glänzendes Schauspiel in Scene zu setzen. Die Stallungen der Trainir- und Rennplätze sind englische Colonien auf französischem Boden, von der Mode und Eitelkeit unterhalten, wo der Engländer mit aller Insolenz seines nationalen Selbstbewußtseyns die Sport affektirenden Franzosen sein Uebergewicht fühlen läßt.

Man kann nicht läugnen, daß die Regierung, welche in allem die Initiative, und zwar im großartigen Maßstabe ergreift, auch für die Hebung des Interesses am Pferdewesen unglaublich viel gethan hat; und dieses Interesse müßte tiefe Wurzeln schlagen, wenn es in Frankreich, wie gesagt, den Boden dazu finden könnte. Wettrennen an mehr als vierzig Orten des Landes, in der Frühjahrs- und Herbstsaison, Vollblutbeschäler auf zwanzig Stationen, und doch keine rechte Blüthe der Pferdezucht trotz mancher guten Privatgestüte der legitimistischen Gutsbesitzer in der Normandie, — es fehlt eben die Liebe und das Verständniß.

Wie sehr beide fehlen, davon mag man sich überzeugen, wenn man das Gedränge von Wagen und Reitern, welche bei freundlichem Wetter die Alleen der Champs Elysées und von Longchamps bevölkern, mit kritischem Auge mustert. Zuerst die Reiter. Der große Theil der Eleganten unter ihnen reitet verunglücktes Vollblut, starre Maschinen mit langem Hals und dünnen Beinen. Man sieht wohl auch dann und wann muskulöse Hanken, ein breites Sprunggelenk und eine entwickelte schiefliegende Schulterpartie, doch sind dieß eben Ausnahmen; aber anständiges, sicheres, elegantes Reiten kommt selbst als Ausnahme kaum vor. Die gute Haltung der deutschen Schule ist freilich seit lange durch den bequemen englischen Sitz von den Reitstegen verdrängt; allein der englische Sitz mit dem fest an's Pferd geschmiegten Unterschenkel und dem angeschlossenen Knie ist doch elastisch und sicher; die französische Manier zu reiten aber hat keine Berechtigung, und wenn ein Franzose mit seinen fliegenden Ellenbogen, den aus- und abwärts gedrehten Fußspitzen und flatternden Knieen sich zu Pferde behauptet, so verdankt er dieß nur einem beständigen geschickten Balanciren; er verdient dann alle Anerkennung als — Seiltänzer, aber nicht als Reiter.

Auch Damen sieht man hie und da in den Reitergruppen auftauchen, aber nur wenige, die ein näheres Ansehen verlohnten. Unter all den steifleinenen Engländerinnen, welche im Allgemeinen den weiblichen Theil des reitenden Publikums ausmachen, sah ich eine einzige Erscheinung, welche durch die anmuthige Koketterie ihres Wesens und ihre elegante und sichere Haltung zu Pferde auffiel. Eine graziöse brünette Engländerin, was fast so viel sagen will als eine blonde Französin, ein Gesichtchen mit den feinen Zügen, die man auf den englischen Kupferstichen bewundert, mit lebhaften dunkelblauen Augen, von der heftigen Bewegung angeregt, auf die kastanienbraunen vollen Haarwellen ein leichtes ungarisches Hütchen gedrückt mit langen losen Bändern, die feine Gestalt durch ein weißes Reitkleid gehoben — so galoppirte sie die

schattigen Reitalleen entlang, und mit derselben leichten und sichern Grazie bändigte sie ihren feurigen kleinen Araberhengst, mit welcher sie die Huldigungen der begleitenden Cavaliere entgegen nahm.

Die Cavaliere bildeten einen ziemlich lächerlichen Gegensatz. Ich weiß nicht, ist es das Freimaurerzeichen des Pariser Jokeyclubs, oder hat es sonst einen Grund, der stärker ist als jede bisher geltende Reiteretiquette und Usance: genug, es ist hier angenommen, daß man ohne Handschuhe und Strippen reitet, was allerdings zur Vollendung der Carrikatur nicht wenig beiträgt.

Die Equipagen sind mitunter sehr glänzend. Der Wagenbau ist in Paris auf einer hohen Stufe der Vollkommenheit in Bezug auf Ausstattung und Material. Neben den renommirten deutschen Sattlern, welche bisher die eleganten Pariser Wagen gebaut haben, ist in letzter Zeit eine große Wagenfabrik entstanden, welcher genug Arbeitskräfte zu Gebot stehen, um alljährlich tausende von kostbaren Wagen erzeugen zu können. Aber trotz des äußern Glanzes und des innern Geschmacks, welche an den Wagen verschwendet sind, begegnet man nicht leicht einem Gefährt, dessen ganze Zusammenstellung einen befriedigenden, harmonischen Eindruck machte. Am Einspannen und Kutschiren scheitert die Vollkommenheit des Ensembles. Gewöhnlich zu knapp an die Springwage und doch zu lose gespannt, die Köpfe stark nach auswärts, statt — wie es das sichere und versammelte Fahren verlangt — mäßig nach einwärts gebogen, taumeln die meisten Pferde ohne Haltung in den Tag hinein; und nur selten kann sich das Auge des pferdeliebenden Beschauers an einem decidirten raschen oder gehaltenen Tempo, an einer freien, vorne entlasteten Schulterbewegung von dem taumelnden Durcheinander schwerfälliger oder unreiner Gänge erholen. Die Garçonequipagen sind hier meistens einspännig; unter diesen Einspännern, welche von ihren Herrn mit obligaten fleischfarbenen peau de chien-Handschuhen gelenkt werden, sind mitunter noch die besten Pferde zu finden, dann und wann auch ein kräftiger, schön gebauter Traber von der alten, edlen Race der Cleveland-Braunen. Zweispännige Garçonwagen sind überhaupt selten und noch seltener geschmackvoll. Auffallend durch den guten Geschmack der Zusammenstellung und den Adel der Pferde sind die Phaetons, welche Graf Fleury, des Kaisers Oberststallmeister, führt. Seinem Geschmack und seiner Sachkenntniß verdanken, nächst der Vorliebe des Kaisers, der selbst ein tüchtiger Horseman ist, auch die kaiserlichen Marställe und Remisen die Eleganz ihrer Einrichtung und die Gediegenheit ihres Materials. Wenn ich nicht fürchten würde, die Leser ohnedieß schon zu lange im Dunstkreise der Pferde aufgehalten zu haben, würde ich mich nicht enthalten können, eine detaillirte Beschreibung dieser interessanten Räume und ihres Inhalts zu geben; doch ich behalte mir dieß für einen meiner nächsten Briefe vor.

Vierspänner sieht man außer den eleganten kaiserlichen Daumonts fast gar keine, und vollends keinen jener leichten und pfeilschnellen „four in hand,“ welche eine so lebendige Zierde des Wiener Praters abgeben. In der Masse von Wagen, Reitern und Fußgängern, von welchen die Avenuen des Bois de Boulogne wimmeln, wäre dieß auch ein gefährliches Wagniß, und der Mangel an Viererzügen, wie das im Allgemeinen langsame Fahren der Wagen, ist hier eine nothwendige Folge des im höchsten Grade lebhaften Verkehrs. Der Unglücksfälle, welche armen Fußgängern zustoßen, die sich plötzlich in einen kaum entwirrbaren Knäuel von Wagen jeder Gattung verwickelt sehen, gibt es ohnedieß nur zu viele. Die mächtigen Deichseln der riesenhaften Omnibusse haben schon so manches Opfer niedergestoßen, die sorglos dahinjagenden Karren der Blanchisseurs aus Boulogne (sur Seine) nicht minder.

Aber was gilt in Paris ein armseliges Menschenleben! Die Journale registriren den Unfall unter die Rubrik „faits divers“ als „mort accidentelle,“ in die Protokolle der Morgue wird ein Leichnam mehr eingetragen, und wenn die zwei Tage vorüber sind, während welcher der Kadaver auf dem steinernen Paradebette, vom Seinewasser bespült, ausgestellt bleibt, packt man ihn bei Nacht auf den Leichenkarren und führt ihn auf Père la Chaise in die allgemeine Grube, wo kein Kreuz und kein Grabhügel den Ort bezeichnet, an welchem zurückgelassene Lieben einen Immortellenkranz oder ein frommes Gebet niederlegen könnten.

Sie machen einen tief wehmüthigen Eindruck, diese traurigen, verödeten Gräber der armen Leute auf den Pariser Kirchhöfen. Während eine Stadt von Denkmälern die Gebeine derer beherbergt, welchen im Leben Reichthum, Ruhm und Glück gelacht haben, und stolze Inschriften die Namen von so vielen auf entfernte Geschlechter tragen, die im Leben kein anderes Verdienst hatten, als das des Besitzes, liegt das arme Volk in einem entlegenen Winkel in einer großen tiefen Grube beisammen. Kein Baum gibt dort Schatten, keine Blume kommt zum Blühen, und selbst das einfache schwarze Holzkreuz, welches ein treues Herz vielleicht nach harten Entbehrungen an jene Stelle hat setzen lassen, wo sein Lieben und Hoffen begraben liegt, wird von der rohen Hand des Todtengräbers nur zu bald herausgerissen und das Grab aufgewühlt; denn in Paris braucht man gar viele Wohnungen für die

Todten, und der eigene Herd ist auch im Tode nur für die Reichen, das arme Volk muß sich vertragen und bequemen.

Zum Glück ist der Pariser durchaus nicht sentimental; sorglos genießt er, was der Augenblick bietet, unbekümmert schon um die nächste Minute. Er hat das sanguinische Temperament der romanischen Stämme, das glücklichste Naturell von allen, das des nördlichsten Südländers. Der Berührungspunkte im Charakter, Leben und Treiben des Volks, und deßhalb auch in der Physiognomie des Landes und der Städte gibt es darum auch viele zwischen Frankreich und namentlich dem nördlichen Italien.

Die doppelte Kultur, auf und über dem Boden, nämlich auf den Feldern, Bäumen oder Reben, unter deren Schatten die Feldfrüchte in nördlicheren Strichen nicht zur Reife gelangen könnten, während dieser Schatten hier nur den nothwendigen Schutz gegen die sengenden Strahlen der Sonne abgibt, drücken den Gegenden ein eigenthümliches Gepräge auf. Zwischen dieser üppigen Kultur sind die weißen Mauern, welche jedes Gehöft in den Weilern und kleineren Städte einschließen, die flachen Dächer der Häuser, die hohen Fenster mit niedern oder ganz ohne gemauerte Brüstungen und dem eisernen Gitter an deren Stelle, dem Auge des Fremden auffallend. In Deutschland erfüllen hölzerne Planken oder lebendige Zäune den Zweck dieser kahlen weißen Einfassungsmauern, und das gibt den Landschaften ein weniger hartes, mehr freundliches und zutrauliches Aussehen.

In den Städten Frankreichs wie Italiens ist die Lebhaftigkeit, das Treiben auf den Straßen charakteristisch. Handel und Wandel, Gewerbe und Vergnügen, dieß alles wird bekanntlich auf den Gassen betrieben oder gesucht; die Verkäufer von Victualien und Erfrischungen, von allen kleineren Bedürfnissen des Lebens und des Luxus bieten schreiend ihre ambulanten Waarenlager aus; in den abgelegenen Gassen schlagen die dürftigen Gewerbe, die Flickschuster, Schneider und Sattler ihre Arbeitsschemel auf, die hoffnungsvolle Jugend balgt sich unter großem Lärm in den Gassen und die Erwachsenen gehen ihrem Geschäft oder Vergnügen in die Kaffeehäuser, in die öffentlichen Schreibstuben und am Abend in die Theater nach, aber niemand bleibt zu Hause.

In dem dichtbevölkerten, vom regsten Verkehr durchströmten Paris muß natürlich das eben beschriebene Getreibe, zu welchem ein gewisser Ueberfluß an Raum und Sorglosigkeit gehört, aus den glänzenden Stadttheilen zum großen Theile verbannt bleiben, und es muß namentlich die Jugend, für die es in Paris ohnedieß keinen rechten Platz gibt, die Straße — ihre eigentlichste Domaine — dem Geschäft und dem genießenden oder betrachtenden Müssiggange überlassen. Was also das elegante Paris noch an Kindern hat — es ist dieß nicht gerade viel — hat nur Einen gemeinschaftlichen Tummelplatz, den Tuileriengarten. Die normännische oder burgundische Amme, das picardische Kindsmädchen und die Schweizer Bonne mit ihren Pflegbefohlenen und mit ihren Galans oder Strickstrümpfen beleben täglich von ein bis sechs Uhr den dichten kühlenden Schatten der mächtigen Lindenbäume dieses Gartens. Er gehört ausschließend den Kindern und den zärtlichen Gefühlen; denn hier gibt auch die Liebe sich ihre Rendezvous. Das Geflüster der Blätter ladet ja dazu ein, von Liebe zu plaudern.

Die „cris de Paris," wie man die Rufe der Straßenverkäufer nennt, haben mich mit ihren unarticulirten Lauten, in welchen die Worte verwischt sind und die Charakteristik in die Modulation der Stimme gelegt ist, immer lebhaft an die Sprache der Thiere gemahnt, welche der gegliederten Worte entbehrt und sich mit den Modulationen der Stimme begnügen muß, und sie können für den Ausdruck der Gefühle und Bedürfnisse gelten, welche in dem beschränkten Kreise des Thierlebens liegen.

Außer einigen stereotypen Figuren unter den Ausrufern, worunter namentlich ein Verkäufer von „Nouveaux plans de Paris à treize" (sous) und ein jugendlicher Händler mit „Couteaux de Catalan" auf dem Boulevard des Italiens auffallend sind, gibt es solche, die den wandelbaren Charakter oder die Laune der Zeit kennzeichnen, d. h. eigentlich diese Zeitlaunen ausbeuten, indem sie damit Reclame machen. So hat man lange Zeit hindurch in allen Straßen von Paris den Ruf hören können: „Les souris et la souricière ou: Qu'as-tu fait, Lamoricière?" und es hat nicht an beflissenen Zeitungscorrespondenten gefehlt, welche darauf hin an ihre Redaktionen ganz ernsthaft berichteten, daß man in den Arbeiterquartieren Spottlieder auf Lamoricière ausbiete, eine Notiz, die von vielen Zeitungen eifrig nachgedruckt, von manchen auch mit einem bedenklich kopfschüttelnden Artikel begleitet worden ist. Ich habe diese sogenannten Spottlieder gesehen; es waren ein paar Blätter mit uralten Chansons und Fabeln, darunter eine, welche den Titel: „Les souris et la souricière" führt, von Lamoricière aber eben so wenig handelt, als Homers Iliade. Eine Reclame, um alten Trödel abzusetzen — voilà l'affaire.

Daß es an Biographien Garibaldis nicht fehlt, mit und ohne Illustration, wie er, als junger Abällino der Liebe, seine Braut aus einem brennenden

Schlosse raubt, versteht sich von selbst. Garibaldi ist noch immer en vogue, seine Popularität eher im Steigen, als im Abnehmen. Garibaldi hat aber auch unläugbar das Zeug zu einem Helden und Anführer. Man bedenke: er landet mit einer Handvoll entschlossener Abenteurer ohne Geschütz und ohne möglichen Rückzug, stellt sich an die Spitze eines Aufstandes, dem es an allem gebricht, nur nicht an der Erbitterung, und hat im Laufe von ein paar Wochen eine Armee von 25,000 Mann, welcher Artillerie, Befestigungen und die Unterstützung der Flotte zu Gebot stehen, geschlagen und zur Capitulation gebracht. Aber konnten diese Erfolge möglich seyn, wenn in der königlichen Armee nichts faul war? Wie sehr muß der Geist einer Armee durch unverständige und rücksichtslose Wirthschaft herabgestimmt seyn, der man ein solches Schicksal mit solchen Mitteln bereiten kann!

Ich verirre mich auf das Gebiet der Politik; es ist Zeit, daß ich wieder davon ablenke. Machen doch die politischen Blätter jedem, der in Ruhe sein bischen Leben genießen möchte, den Kopf wüst und das Leben sauer genug mit Franzosenhaß, Einigkeit, Nationalverein, Groß- und Kleindeutschland, Vincke und Garibaldi, und wie die patriotischen Schlagwörter alle heißen. Hätten wir statt der vielen Schlagwörter eine einzige schlagende That, um wie vieles besser wären wir daran.

Aber die Aehnlichkeiten zwischen Frankreich und Italien, zwischen Paris und Mailand knüpfen nicht bloß an Aeußerlichkeiten an, sie gehen auch durch einige Charakterzüge des Volks. Nebst dem „Leben auf der Gasse" begründet namentlich ein starker Anstrich von Charlatanerie, welcher auf dem Wesen von beiden liegt, eine weitere Analogie. Der Italiener hat keinen präcisen Ausdruck für die französische „blague," aber er hat die Sache. Wenn man jedoch diesem Dinge ganz auf den Grund geht, so findet man einen Unterschied zwischen den Angehörigen der zwei Nationen. Die Charlatanerie und die Fanfaronnade — beide Kinder einer schlauen Eitelkeit — sind beim Franzosen fast immer echtfarbig, aber nur selten sind sie es beim Italiener. Mag die französische Eitelkeit größer und mächtiger seyn als die italienische, oder das Selbstbewußtseyn im Sonnenglanz des Ruhmes sich beim Franzosen mehr entwickelt haben, als beim vereinten, unter vielen, zum Theil fremden Herrn zerstückelten Italiener, das getraue ich mir nicht zu ergründen, aber das Faktum ist nicht zu läugnen, daß der Franzose fast immer für seine Fanfaronnaden einsteht, wenn es darauf ankommt, während der Italiener unter allen Umständen die friedlichen Entwicklungen im Privatverkehr vorzieht. Daraus folgt schon, daß der Franzose ein bei weitem weniger überschwänglicher Fanfaron, daraus folgt auch, daß der Franzose artig ist, daß oberflächliche Beziehungen mit ihm leicht und angenehm zu knüpfen sind, und der Verkehr, der mündliche wie der schriftliche, im Allgemeinen sehr anständig, rücksichtsvoll und deßhalb nicht ohne Reiz ist.

Ich will gewiß keine Apologie des Duelles schreiben, aber wird mir nicht jedermann zugeben, daß man im Allgemeinen leichter, franker und unbesorgter mit Leuten umgehen kann, die, wenn nöthig, für alles, was sie sagen, schreiben und thun, einstehen? Dieses „Einstehenmüssen und wollen" legt eine gewisse Zurückhaltung auf, welche die Rohheit ausschließt und auch die Diskussion entgegengesetzter Meinungen in die Schranken des Anstandes weist.

Der Franzose ist voll ritterlicher Galanterie gegen das weibliche Geschlecht, der Italiener kümmert sich im Allgemeinen wenig um das Geschlecht; doch ist jene Galanterie gewöhnlich nichts als eine glatte Form ohne alle Wärme des Herzens, und wo die Augen der Welt nicht hindringen, macht sie oft einer rücksichtslosen Behandlung des Weibes Platz. Die Französin und namentlich die Pariserin verlangt aber auch weniger Tiefe und Innigkeit als äußern Glanz und Wechsel der Gefühle, und sie richtet sich auch hierin nach der Mode oder gibt dieselbe an, wie in allem andern. „L'amour dans le mariage" ist aber kaum mehr in den Romanen modern; sie hat schon da mit der Lächerlichkeit zu kämpfen, seitdem man der Prostitution und dem Ehebruch in diesen Büchern den Mantel einer falschen Poesie umgehängt und Altäre gebaut hat. Nur die Mädchen respektirt man noch in guten Familien; man schützt ihr Ohr und Auge, so gut es in Paris gehen mag, vor den vergiftenden Zweideutigkeiten, welchen man fast überall in Wort, Schrift und That begegnet, man wacht darüber, daß sie nicht verführt und entführt werden; denn wozu wären sonst auch die Frauen da? Das ist ihr Vorrecht.

Das französische Mädchen, sorgsam überwacht, wird vollkommen frei, wenn es heirathet, während die junge Engländerin in gewissen Schranken ihre volle Freiheit hat, so lange sie niemanden angehört als dem Vaterhause, aber durch alle Formen und Rücksichten gebunden wird von dem Augenblick an, wo sie Frau wird. Ist das letztere nicht weit sittlicher und der Idee der Familie entsprechend?

Sie werden mir wohl nicht zutrauen, daß ich mit dem allem sagen will, es gebe in Frankreich keine Ehemänner, welche gegen ihre Frauen nicht nur vor der Welt aufmerksam, sondern auch am häuslichen Kamin voll Liebe, Aufopferung und Rücksicht sind, oder keine

Frauen, welche die innige Zärtlichkeit ihres Gatten, die süßen Pflichten der Familie den glänzendsten Eroberungen vorziehen. Ganz gewiß kann so was vorkommen selbst bei den heutigen Zuständen der französischen Gesellschaft, es kömmt auch vor, aber nur — quand même. Aber Sie glauben gewiß nicht, daß die kleinen weiblichen Blutsauger, welche ihre Opfer mit der Kaltblütigkeit und der Umsicht routinirter Wucherer aussuchen und „rupfen," jemals in der Wirklichkeit die Heldinnen eines Rührstückes werden können, wie es die „Dame aux Camélias" ist, und daran thun Sie wohl.

Da ich von der Dame aux Camélias rede, komme ich auf den Roman und das Theater, wo jenes Stück und seine weit unverhülltere Schwester, „le demi monde," noch vor kurzem so große Erfolge gehabt hat. Der Geschmack hat in dieser Beziehung für den Augenblick einen anerkennenswerthen Fortschritt gemacht. Die Romane und Schauspiele, von welchen ich eben rede, und mit ihnen eine ganze Classe von Nachtretern, hatten die wilde Liebe verherrlicht und idealisirt, welche den Kampf gegen die sociale Ordnung oder die Pflicht aufnimmt und besteht. Gegenwärtig kleidet man in den Romanen doch nur die Liebe überhaupt in den Schleier der Poesie und vermeidet es, sie in zu arge Conflikte zu bringen mit den Einrichtungen der Gesellschaft oder den Pflichten der Familie; man will also doch nicht mehr offen ankämpfen gegen diese Einrichtungen und Pflichten, man ignorirt sie nur und läßt die Liebe unbehelligt mittendurch ihren idealen Weg gehen. Das ist langweiliger, aber doch moralischer.

Bei den neuen Bühnenerzeugnissen ist das Geld ein so beliebtes Motiv geworden, daß für die Liebe daneben kaum mehr ein Platz bleibt. Nächst dem Börsenschwindel sind die Duelle auf den Brettern in ziemlichem Schwung. Man kann rechnen, daß im Durchschnitt auf jeden Pariser Theaterzettel (ich spreche von den größeren Theatern) wenigstens ein Zweikampf und mehrere von jenen Geldoperationen kommen, welche im Falle des Mißlingens unter Umständen fünf bis zehn Jahre Zuchthaus zur Folge haben könnten, gewöhnlich aber zu einer glücklichen Lösung des Stücks führen und Anlaß zu einer höchst moralischen, in schwungvollen Phrasen gehaltenen Betrachtung geben, welche entweder als Ansprache, oder als Monolog aufgetischt wird, je nachdem man weniger oder mehr Pathos in sein Stück legen will.

Das sind die modernen Ritterstücke. Die Raubritter von heute liegen freilich nicht mit bewaffneter Macht auf den Heerstraßen, sie ziehen nicht mit Vasallen und Knappen unter die Mauern fester Städte, um sie zu brandschatzen; diese Gebräuche entsprechen der feinen Civilisation unseres Zeitalters nicht, wo nichts der rohen Gewalt, alles dem Raffinement überlassen ist. Man setzt auch heute sein Leben nicht mehr so leichtsinnig ein, eher wagt man noch Ehre und Freiheit; der ganze Handel ist jedenfalls schmutziger geworden. Proudhon, welcher sich immer nur in Extremen bewegt, schnitt diese Frage kurz durch mit dem berüchtigten Paradoxon: Eigenthum ist Diebstahl.

Die kleinen Theater am Boulevard du Temple, welche den Bewohnern der Arbeiterquartiere zur Erholung dienen, versehen sich mit Stücken, welche dem Bedürfniß entsprechen. Der Pariser Arbeiter will in der Komödie, die er ansieht, gleichsam ein Stück Feiertagsleben mitleben. Die Scenen sind deßhalb aus der nackten Wirklichkeit gegriffen, die Couplets dringen von der Bühne in die Ateliers, und wenn sie sehr beliebt sind, kommen sie auf die Register der Leierkästen, wie der Refrain: „Il a des bottes, Bastien, il a des bottes!" oder das Lied vom Sieur de Framboisie. Wenn das Publikum gut aufgelegt ist, so fällt es wohl auch im Chorus mit ein, wenn ein beliebter Komiker ein beliebtes Couplet anstimmt. Da die Repertoires der Pariser Theater nicht, wie in Deutschland, alte und neue Stücke in buntem Wechsel — täglich ein anderes — vorführen, sondern jedes neue Stück so lange fortgespielt wird, bis ihm der Athem, d. h. das Publikum ausgeht, so dringt auch alles, was auf der Bühne zur Darstellung kommt, mehr in Fleisch und Blut der Zuschauer ein. Die Theaterabende dauern bekanntlich mindestens vier, auch fünf Stunden, und da an den Zugängen der Schauspielhäuser stets eine Menge von flanirenden Arbeitern und Arbeiterinnen auf Contremarken zu herabgesetzten Preisen fahndet, so ist es natürlich, daß das Publikum eines Abends oft zwei, auch drei mal wechselt. Hiedurch werden die kleinen Theater wohlfeil und dem Beutel des Arbeiters zugänglich.

Auch dieses Stück vom alten Paris ist in seiner Existenz bedroht. Die Demolirung dieser knapp an einander gedrängten vielen Volkstheater ist fast gewiß; sie werden der rücksichtslos über alles hinwegschreitenden Verschönerung weichen. Wo wird dann das Volk seine ungebundene Lustigkeit hintragen?

Wenn die Laufbahn des Komikers vom Boulevardtheater abwärts zu führen beginnt, so kommt er gewöhnlich auf dem Podium eines Café chantant an, wo er sich mit drei oder vier Schönen von zweideutigem Alter und zweideutiger Stimme, mit einem Bauchredner und den durchreisenden Riesen oder Zwergen in die Belustigung des Publikum theilt. Manchmal kommt

ein Coupletsänger wohl auch so weit, daß er in den weniger belebten Straßen seine Chansons zum besten geben und von den Sousstücken leben muß, die ihm vom Concierge gereicht oder aus den Fenstern spärlich zugeworfen werden. Freilich gibt es im Gegensatze auch andere, die sich mit einer hübschen Rente auf irgend einen kleinen Landbesitz zurückziehen. Das sind eben die Wechselfälle des menschlichen Lebens.

Von den Straßencouplets zur großen Oper ist wohl ein weiter Sprung; ich muß ihn aber wagen, um noch von der Bewegung zu sprechen, welche durch die projektirte Aufführung Wagner'scher Opern in diesem Kunstinstitut hervorgerufen worden ist. Wenn die Intendanz dabei mit Liebe an's Werk geht, so werden diese Aufführungen jedenfalls und besonders in Bezug auf die Ausstattung großartig. Die Mittel, welche hier zu Gebote stehen, sind kolossal; davon bekommt man erst einen rechten Begriff, wenn man der Aufführung der Oper „Pierre de Medicis" des Fürsten Poniatowski beigewohnt hat. Mit Maschinerien, magischer Beleuchtung, Wasserfällen, Costümen und Balletfiguren ist ein verschwenderischer und reizender Luxus getrieben. In diese Pracht der Ausstattung sind die Melodien — natürlich der unbedeutendere Theil des Ganzen — mit recht vieler Anmuth verschlungen, und wenn man aus der Oper geht, nimmt man einige angenehme, wenn auch nicht originelle musikalische Eindrücke und eine aufrichtige Bewunderung für den Regisseur der Oper, welcher eigentlich der Fürst selber ist, mit sich.

Sie wissen, daß R. Wagner sich zum Löwen der Concertsaison gemacht hat. Das will gerade nicht sagen, daß die Pariser an seiner Musik Geschmack finden; die Pariser verstehen von Musik überhaupt blutwenig, wie konnte ihnen also die Verstandesmusik der Zukunft munden! Aber R. Wagner wußte sich in die Mode zu bringen, und das ist hier alles. Nachdem die elegante Gesellschaft sich zu seinen Concerten gedrängt und die Sitze darin mit schwerem Gelde bezahlt hat, sagt sie jetzt mit bewundernder Anerkennung von R. Wagner: „C'est un prodige; il a trouvé moyen d'ennuyer tout Paris!"

Von der Annexionsbeleuchtung werden Sie Berichte genug in allen Zeitungen zu lesen bekommen. Zudem ist eine Pariser Beleuchtung nichts als ein officielles Fest, bei welchem sich die Privaten sehr spärlich betheiligen, und wo nur die Gebäude der Stadt und des Staates, und vor allen das Hôtel de Ville glänzen. Von den Privaten, welche spärlich beleuchten, muß man übrigens Herrn Déjantoy, den kaiserlichen Leibschneider auf dem Boulevard des Italiens, ausnehmen, welcher seinem Patriotismus bei jedem solchen Anlaß einen sehr leuchtenden Ausdruck in seinem Gewölbe gibt. — Interessanter als die Beleuchtung war die große Revue. Hier sind die Revüen Akte der Politik; sie kitzeln die Eitelkeit des Volks und stimuliren den Geist der Armee; es sind so recht eigentlich Anknüpfungspunkte an die Erinnerungen des ersten Kaiserreichs. Bei uns zu Hause sind die Revüen häufiger, aber auch unschuldiger; die Parade ist da einfach ein militärisches Vergnügen, wo jeder eingesperrt wird, der seine Knöpfe schlecht geputzt hat.

Asmus Carstens.

(Schluß.)

Zu Erfindungen dieser Art war Carstens durch dieselbe Anschauungsgabe fähig, welche die Hauptstärke seiner anderartigen Darstellungen machte. Mit Ausnahme der Zeichnung der „Parzen," die er früh aufgefaßt und öfter ausgeführt hat, stammen diese symbolischen Schöpfungen aus der Blüthezeit seiner Phantasie, den Jahren 1793—96 in Rom. In solchen Vorstellungen muß immer das Motiv einen erschöpfenden Charakter haben, da es nicht die Absicht oder die Bedingtheit einer einzelnen zeitlichen Handlung, sondern eine ideale Wahrheit von dauernder Geltung zur Phantasieanschauung machen soll. Das Motiv kann passiver Art seyn, muß aber dann als diejenige Bestimmtheit oder Situation erscheinen, die dem ganzen und bleibenden Wesen der Gestalt seinen genügenden und harmonischen Ausdruck schafft. So in Carstens

„Ganymed" (H. 2, T. 6). Der Jüngling ist ergriffen und emporgerafft vom Adler, so daß er übermächtigem Raube hingegeben erscheint. Dennoch entwickelt sich, eingeschmiegt in Brust und Hals des aufstrebenden Trägers, seine Gestalt so klar und ganz, die um den Bug des Vogelkönigs geschlungenen Arme verbinden sich so mit dessen Bau und Bewegung, daß der Entführte mit ihm sich zusammenschließt, die Adlerflügel seine Flügel werden, und die Erduldung zur Erhebung über sich selbst wird. Bei Carstens lag dieser Zeichnung der Sinnbezug auf einen in seiner Blüthe vom Tod entrafften Jüngling zu Grunde. Ueberwiegend ist die Situation auch in seinem „Bacchus und Amor" (H. 2, T. 5). Der kleine Flügelgott genießt zwischen den Knieen des Götterjünglings den Labetrank, den dieser in gefüllter Schale ihm an die Lippen setzt, indeß er mit der Rechten die hohe Kanne, auf's Knie gestemmt, bereit hält. Und so fest eintretend schlürft der kleine Zecher, so traumselig neigt der Weingott die Brust und das blüthenvolle Haupt über ihn herab, daß längs den vereinten Gestalten Genußgeben und Genußnehmen als reines, völliges, ruhig in sich zurückfließendes Behagen empfunden wird. Dagegen sind es Thätigkeitsmotive, die in der kosmologischen Gruppe des „Göttergeschlechts der Nacht" (H. 2, T. 7) den Sinn bestimmen, allein verbunden mit einer Ruhe und Würde der Gestalten, die von ihrem Thun den Eindruck einer Bedürfnißäußerung und Arbeit fernhält und es nur als eine sichere, stets in ihrem Wesen gegebene Wirkung fassen läßt. N e m e s i s und die N a c h t, neben einander sitzend, haben eben so viel Gleichgewicht als Erhabenheit, die Nacht in den mütterlich auseinandergelassenen Armen, die den Mantel niederbreiten, in dessen Umhüllung an ihren Knieen der S c h l a f und der T o d, ihre Kinder, ruhen, die Nemesis im engeren Zusammenschluß ihrer kraftvollen Glieder. Wie sie gleichsam im Schritte dasitzt, in der Rechten die Geißel niederhaltend, die Linke an's Busentuch aufgebogen, den fernreichenden Blick nach der Seite gewendet, drückt sie Entschlossenheit und Aufsicht aus; in dieser Bereitschaft jedoch ist sie so gleichmuthvoll zusammengenommen, in diesem Ausblick von so hoher, untrüblicher Festigkeit, daß das Gesetz, über dem sie wacht, als ein unfehlbares und erfülltes an ihrem Anblick selbst gefühlt wird. Ueber den Armen dieser nahen Schwesterwesen, jener, die alles zur Ruhe bringt, dieser, die alles in's Gleichgewicht setzt, erscheinen die verhüllte S c h i c k s a l s g ö t t i n, die das Buch der Loose, und die singenden P a r z e n, die Faden, Wocken und Scheere halten, auch sie angeschlossen zur zusammenwirkenden Gruppe und unstörbar in ihrem Taktmaße. Nemesis, Nacht, der vorgewendete Oberleib der Atropos sind in der That so mächtige Bildungen, wie wir sie sonst nur in den großen Gestalten der Antike finden.

Nicht minder ist in der Gruppe der drei „Parzen" (H. 1, T. 4) das Motiv ganz Charakter, der Charakter zum Ausdruck einer gewaltigen, aber wesentlichen, leidenschaftslos ausdauernden Strenge gebildet. Zwei, mit gesenkten Häuptern beisammensitzend, blicken in die offene Schicksalsrolle, welche die vordere der beiden über ihren aneinander geschlossenen, dicht vom Mantel umwickelten Knieen hält, während die mit ihr darauf Gebückte zwischen eingezogenen Knieen die Rechte mit der Spindel niederläßt, in ihrer Linken aber über der Schulter der Schwester den Wocken hält. Nah ihnen entgegensitzend, hat Atropos das aufgerückte rechte Bein eingeschlungen in's quer darüber vorgesetzte linke, und ihre Arme mit geschlossenen Fingern, der linke vorgebogen, der rechte rückwärts niedergehalten, sind zum Zerreißen des Fadens bereit. Ein Geist der Nothwendigkeit ist ausgeprägt in diesen ungemeinen Weibern, und nichts Anderes hebt sich in ihrer athemvollen Brust als der Sang und Einklang dieser Nothwendigkeit, der aus ihren offenen Lippen tönt.

„Die Geburt des Lichts" (H. 1, T. 3), ein gedrungen schwebendes Urgattenpaar, mit dem Kinde zwischen ihren an einander lehnenden Schultern und Hüften, das die flammende Fackel emporhält; der Vater-Gott mit der Linken die Göttin umfassend, die Hand auf ihrer Achsel, das locken- und bartreiche Kraftantlitz nach der Seite geneigt mit dem Blick auf das entschwebende Welt-Ei, den strotzenden rechten Arm mit weisendem Finger niedergezückt; die Mutter-Göttin, die Rechte um den Schenkel des Knaben gelegt, der sich von ihrem Schooß und ihrer Schulter empor aufrichtet und mit dem aufblickenden Gesicht an ihrem dem Gatten zugewendeten lehnt. Ihre nach außen aufgebogene Linke hebt und hält das Ende des Mantels, den sie von ihrem und ihres Kindes Haupte enthüllend wegzieht, und der über dem Haupt des Gottes hinausflatternd, mit seinen Hauptmassen hier am Körperprofil desselben herab und über seinen rechten Knöchel geschlungen, dort über der Göttin Schoß und ihre Füße herumgeschwungen ist. Ein Werden, das schon ganz ursprüngliches Daseyn ist und, frei zusammengedrängt in seiner Unterscheidung und seinem Aufblitz, aus sich selbst aufquellt, enthüllt sich in dieser großartigen, urwarm verbundenen Gruppe, einem Schöpfungswirbel, der vollbeseeltes, selbstgewisses Leben ist. Hier erkennt man man den Carstens, der von Michel Angelo begeistert und ihm durch eigenen Genius verwandt war.

Diese verwandte Virtuosität fällt auch in's Auge

an der gruppenreichen „Scene aus Dantes Hölle" (H. 7, T. 25), die, nicht zu allseitiger Vollendung gediehen, eine bewunderungswürdige Fülle plastischer Phantasie ermessen läßt. Dieses großartige Epos des Mittelalters hatte den Künstler stark angezogen, wie es hernach so bedeutende Leistungen seines Geistesgenossen Koch hervorgerufen hat. In demselben Jahr, in welchem Carstens die Gruppen aus Dante entwarf, war seine thätige Einbildung auch angeregt durch Goethes Faustgedicht in seiner ersten Erscheinung (siehe „Faust in der Herenküche," H. 6, T. 22), welches in der nächsten Epoche deutscher Historienzeichnung Cornelius originellen Geist beschäftigen sollte. Jene Figurensymbolik aber, die sich in ihm so schöpferisch bewegte, hat Carstens eigenthümlich witzig angewendet in seinem „Orakel des Amphiaraos" (H. 4, T. 13). An einer Grottenwand steht in griechischer Inschrift der Name des Amphiaraos, des prophetischen Helden, auf dessen Grabe die gläubigen Griechen Weissagung durch Träume erhielten. Auf einem Thronstuhl sitzt hier die Sibylle, Brust und Arme nach ihrer rechten Seite gewendet, wo sie die Tafel auf einen bedeckten Block gestellt hat, und ihre Rechte mit dem Griffel aufgestemmt, um die Orakel aufzuschreiben; ihr Gesicht wendet sie, um die Traumzeichen zu vernehmen, nach ihrer linken Seite, wo an ihrem Steinthrone Morpheus lehnt mit Flügeln an Schläfen und Schultern, sein bärtiges Antlitz gegen sie geneigt, sein rechtes Bein über das linke geschlagen, den linken Arm mit dem Mohnsafthorne niedergelassen, mit dem aufgelegten rechten nach den anstoßenden offenen Pforten der Träume weisend. Die Pforte zunächst an Morpheus hat oben kleine Stierköpfe zum Emblem, die daneben kleine Elephantenköpfe; denn aus einer elfenbeinernen Pforte, sagt Homer, kommen dem Menschen täuschende Traumgesichte, aus einer hörnernen die wahrhaften. Aus der elfenbeinernen tritt, gegenüber der Sibylle und von ihrem prüfenden Blick getroffen, ein üppiges Weib, den Merkurstab in der Rechten, in der Linken die Stange mit der Mütze, die Freiheit. Daneben in der Pforte der wahren Erscheinungen kauert, dicht unter dem Ende des Merkurstabs, ein nackter Sklave, der sich mit den Armen über dem Kopf windet unter der geschwungenen Geißel eines gewaffneten Unterdrückers, des Despotismus. Im dritten Jahr der französischen Freiheit, 1795, hat Carstens diese Composition gezeichnet und seine Sibylle würdig jenen des Michel Angelo und Raphael angereiht.

Dieß sind die gehaltvollen Vermächtnisse eines kurzen, aber energischen deutschen Künstlerlebens, die durch Müllers hoch zu lobende Ausdauer nun in seinen neun Heften zur ausgiebigen Ueberschau vorliegen und in deren großer Wohlfeilheit (vier Blätter für einen Thaler) zu einem Gemeingute dargeboten sind. Ihr Erfolg kann geradezu für den Bildungsstand unserer Zeit zum Maßstabe dienen. Für jeden, der einige Mittel zur Theilnahme an der wahren vaterländischen Bildung hat, ist es Pflicht, den Einfluß eines so edeln Künstlergeistes nicht verkommen zu lassen und zu eigenem Gewinn den kleinen Beitrag zu leisten, den wir dem Kupferstecher als den nöthigen Ertrag und sehr bescheidenen Lohn für die treue Arbeit schuldig sind, die er auf die abbildende Sammlung und Vervielfältigung so schöner Dichtungen eines geistvollen Griffels gewendet hat. Kann ein so solides, im besten Sinne gemeinnütziges Unternehmen mit seinem höchst billigen Anspruch bei einem Publikum scheitern, dem es für Modealbums, Keepsakes und ähnliches theures Zuckerwerk eines weit getriebenen Ungeschmacks nicht an Mitteln gebricht, dann schweigt mir von dem Kunstsinn unseres Geschlechts! Rühmt mir nicht euer Geldbeutelverhältniß zu Vereinen, Lotterien, Concurrenzen, wo ihr, ohne Geistesantheil, in der äußerlichsten Weise von der Welt, die Industrieseite von Dingen mitbefördert, die ihr, ohne sie voraussehen zu können, für Bildungsresultate schätzt! Glaubt nicht euch zu Patrioten und Kunstfreunden zu stempeln durch solche Einsätze in die Markttontine, wenn ihr das Ehrengedächtniß eurer Geistesheroen, das euch vor das Auge, das Schöne, das euch vor die Hand kommt, abweist.

Schöll.

Junker Hans vom Staal.

Ein Lebensbild aus dem siebzehnten Jahrhundert.

(Fortsetzung.)

II.

Die Ranzionirung des Vogtes von Delsberg.

Die Fastenzeit ist ohne sonderbares Verkommniß vorüber gegangen. Aber gegen Ende März, etliche Tage nach heiligen Ostern, habe von Basel her schlimme Zeitung erhalten. Schwägerin Anastasia, des Vogtes von Delsberg Hausfrau, ließ unter großen Klagen per Expressen vermelden, daß ihr Eheherr, da er am heiligen Osterfest von Basel nach Großhüningen reiten wollte, pflichtschuldig seine gottesdienstliche Verrichtung auszuüben, von dreißig französischen Musketieren überfallen und fortgeführt worden sey. Aus großem schwägerlichen Mitleiden habe mich sogleich der Sache angenommen und nicht ohne viele Müh, Läuf und Gäng endlich erkundschaftet, daß eine französische Soldateska den Vogt nach Pruntrut abgeführt und dort in den Thurm gelegt habe. Kam gar bald da kläglicher Bericht von ihm, als wie so die französischen Hauptleute ihme eine schwere Ranzion von zweitausend spanischen Dublonen auferlegt hätten.

Alsobald beurlaubte mich bei meinem lieben Gespons und Kindern und ritt zu fürstbischöfflichen Gnaden, so der Zeit zu Dorneck residirten, des Glaubens, daß fürstliche Gnaden sich ihres getreuen Dieners annehmen und ihn ranzioniren würden. Mußte jedoch neuerdings in Erfahrung bringen, daß der, so mit der hohlen Hand anklopfet, gar selten geneigt Gehör findet. Erhielt zwar viele gute Worte, aber wenig tröstlichen Bescheid. Die Schatzkammer sey leer, hieß es, und fürstliche Gnaden, deren Land von fremden Kriegsvölkern überzogen und ausgeplündert, könne kaum für sich selbsten so viel auf- und anbringen, um etwelchermaßen standesgemäß damit Hof zu halten. Mußte also unverrichteter Dinge wieder anheimreiten und den Schwager, selbigen Gottes Fürsehung anempfehlend, der Gnade und dem guten Willen der französischen Musketiere noch ferner überlassen.

Darüber war es Sommer geworden. Da kam am Freitag vor Peter und Paul Schwager Hartmann Schenk gar eilig von Basel hergeritten. Der Vogt hatte seiner Ehefrau und Brüdern, auch der Schwester Küngold expresse dringliche Botschaft geschickt und gemeldet, daß die französischen Commandanten ihn an schmale Kost gesetzt; und nachdem er bei vierzehn Tagen nicht mehr erhalten denn Brod und Wasser, so hätte er aus Zwang endlich eine Ranzion von 1500 spanischen Dublonen versprochen, vermeinend eine solche Geldsumme mittelst seiner sowohl als seiner Hausfrau Hab- und Gutverschreibung aufbrechen zu können. Ist mir ein solches, sonderheitlich weil des Schwagers Güter sämmtlich in kriegsgeschädigten fürstbischöfflichen Landen gelegen, sehr beschwerlich, ja unmöglich vorgekommen.

Da aber etliche Wochen später neuerdings jämmerliche Botschaft anlangte, daß mein lieber Schwager wegen ausbleibender Ranzion von den Herren Franzosen wieder auf schmale Kost gesetzet worden, so kam großes Erbarmen und Mitleiden über mich. Hielt deßhalb bei meinen gnädigen Herren und Obern, auch bei andern namhaften Personen meiner Freundschaft und Bekanntschaft an, daß sie die große Summe Geldes zusammenschießen möchten, wofür ich mich nebst den Schwägern Burkard und Hartmann Schenk als Bürge darzugeben versprach. Nach vieler Müh und nicht geringen Umtrieben waren endlich fünfzehnhundert und achtundachtzig spanische Dublonen, die ganze Baarschaft in löthigem blankem Golde, beisammen, wozu Bruder Justus und Bruder Victor auf mein Zureden ebenfalls zweitausend Gulden beigesteuert. Denn die wälschen Hauptleute zu Pruntrut vergnügeten sich nun nicht mehr mit der bloßen Ranzion, sondern verlangten noch überdieses eine scharf gesalzene Uerte für die magere Kost des armen Vogtes. Soldatenmagen kann Alles vertragen, sagt man im Reich, seit der Schwed und der Kroat dort hausen.

Das blanke Gold mußte mir mein Gespons in einen Gürtel von starkem Zwillich nähen, so ich nicht ohne besondere Fürsicht um den Leib herum band. Am 3. Octobris ritt ich sodann endlich in Begleitung des Schwagers Hartmann von Hause ab, um den gefangenen Vogt zu liberiren, nachdem selbiger nicht minder denn volle sechs Monate, dazu noch etliche Tage, im Thurm gesessen.

Und war solche Reise der Zeit kein ganz ungefährliches Abenteuer. Denn hatten sich sonsten schon in dero fürstlichen Gnaden Ländchen stets viele Zigeuner und Gauner befunden, die des Glaubens waren,

daß nirgends so gut wohnen, als unter des Krummstabs mildem Regiment, so trieb sich jetzt überdieß in diesen Thälern eine wilde, beutegierige Soldateska herum, die noch schlimmer als Zigeuner und Heiden, weil sie weder Gott noch den Teufel fürchtete. Hatte deßhalb vor dem Ritt, als ginge es über Meer oder in das Land der Ungläubigen, meine irdischen Angelegenheiten in's Reine gebracht, meine Seele Gott befohlen und von meinem Gemahl und Kindern, unter starkem Weinen und Wehklagen ihrerseit, Abschied genommen. Mit meinem primogenitus Johann Baptistli hatte vor meiner Abfahrt noch einen besondern Span, da selber schreiend begehrte hinter mir mitzureiten; und konnte denselben nur unter ernstlicher Anhandnahme väterlicher Autorität von seinem Vorhaben ab und zur Raison bringen.

Das erste Nachtquartier wurde im Gänsbrunnen gehalten, wo seit den Kriegläufen eine Solothurnische Grenzwach lag, zu verhüten, daß fremdes Kriegsvolk zum plündern und fouragiren in dießseitiges Gebiet einbreche. Andern Morgens in aller Früh ward der friedsame Schweizerboden verlassen und in's schwer heimgesuchte fürstbischöffliche Land eingeritten, indem wir dem Bache folgten und die enge Klus passirten, so vom Gänsbrunnen in's Münsterthal und gen Granfelden führt. Wir alle beide waren wohlbewaffnet mit guten Degen, und trug ich noch überdieß ein Mousqueton umgehängt und fanden sich zwei Handrohre in Schwager Hartmanns Satteltaschen.

Im Thale lag, wie nicht selten zu dieser herbstlichen Zeit, ein dichter Nebel, was der Reise Annehmlichkeit nicht sonderlich mehrete, massen man keine zehen Schritte vor sich zu sehen vermochte. Wußte deßhalb nichts nützlicheres zu thun, als mein Mousqueton zu untersuchen, ob Kraut und Loth in Ordnung, und mich sodann dem Schutz und der Obhut meiner beiden Namenspatrone, der heiligen Apostel Joannes und Jacobus anzuempfehlen. Trafen aber vorerst nichts als ein verlaufenes Rind, so von Wölfen angefallen ward; und waren die Bestien so frech, daß sie uns kaum aus dem Wege wichen, was den Schwager Hartmann fast veranlaßt hätte, ihnen mit seinen Handrohren auf den Pelz zu brennen, wenn ich's nicht Vorsichts halb verhindert. Denn der dichte Nebel, der uns unvermerkt in einen Hinterhalt führen konnte, war — so lange wir uns still verhielten — nicht minder geschickt, uns den Feinden und Wegelagerern zu verhüllen. Etwas weiter fanden wir ein Lagerfeuer von Zigeunern und Marodirern, wo die Kohlen noch glühten. Aber der liebe Gott und unsere heiligen Schutzpatrone hatten es gefüget, daß die Schelme schon aufgebrochen und weiter gezogen waren. An diesem Lagerplatze mußte eine Beute vertheilet worden seyn, da noch allerlei Lappen herumlagen und sogar mindere Kleinodien, so keinen Gold- oder Silberwerth hatten. Und hing an einem messingenen Ohrringe noch das Läppchen, so vom Ohre geschnitten worden, was der Kroaten Brauch seyn soll, falls sie zu der Plünderung nicht Weil und Muße haben. —

Im Münsterthal angelangt, ritten wir nun zuerst durch Dorf Granfelden; da mußten wir uns wundern, daß alle Häuser leer standen. Und sahen niemanden, als einen alten, presthaften Mann, so furchtsam zu einem Dachfenster herausschaute; und erzählete uns selbiger auf Befragen, daß sich die Einwohner sammt Vieh und fahrender Habe vor der Soldateska auf die Berge geflüchtet. Etliche Firsten waren abgebrannt. Sintemalen aber es hier selbst nichts mehr zu plündern noch zu beißen gab, war das Kriegsvolk bald wieder abgezogen, da dann der Alte aus dem Kellerloch, wohin er sich versteckt, wieder hervorgekrochen.

Zu Rennedorf trafen wir auf die ersten kaiserlichen Soldaten, so uns, ohne sich besonderer Höflichkeit zu befleißen, den Paß verlegten. Hatte aber, voraussichtlich dessen, die Vorsorge getroffen, mittelst fürstbischöfflicher Gnaden Fürsprache bei des Kaisers Obercommandanten, Herrn Feldmarschall Colloredo Excellenz, einen Passirschein auszuwirken, welcher bei Vorweisung von der Soldateska respektirt wurde, und ließen uns nunmehr unbehindert zu Delsberg einreiten. Hier war unserer Reise vor der Hand ein Ziel gesetzt, da ohne allergrößte Leibes- und Lebensgefahr von dem Gebiete, so die Kaiserlichen im Besitze hatten, nach jenem, welches in des französischen Kriegsvolkes Gewalt war, kaum überzugehen möglich. Setzte es da aber bei dem kaiserlichen Commandanten zu Delsberg mittelst guter Freunde Empfehlung durch, daß ein Parlamentär zu den Franzosen gesendet wurde, mit dem Begehren, es möchte der gefangene Vogt unter Condukt einer salvagardia von Pruntrut anher gebracht werden, mich anerbietend, einem mitgehenden Bevollmächtigten die Ranzion auszuzahlen.

Bis zur Rückkehr des Boten unternahm ich einen Ritt nach meinen und Bruder Justi Gütern, so in der Nähe gelegen, um Augenschein des erlittenen Kriegsschadens zu nehmen; fiel aber ein solcher mehr jämmerlich als tröstlich aus. Die Mühle zu Wyr, so zu meinem Erblehn Lütersdorf gehört, fand ich sauber ausgeplündert; der Müller war mit Weib und Kind in die weite Welt gegangen. Nicht besser sah es in meines Bruders Justi Schloß Remontstein aus; da hatte die Soldateska nicht nur Speicher, Speisekammer und

Keller geleert, sondern sogar sammthafte Glasscheiben zertrümmert und das Fensterblei aus den Rahmen gerissen behufs Anfertigung von Büchsensteinen. Aber am allerjämmerlichsten fand ich es auf dem Sennberg, Remont genannt; daselbst waren Nachts zuvor Marodirer eingebrochen, hatten unter vielfachen Martern unserem Sennen, Joggeli Roßweber, sein erspartes Geldlein extorquiret, worauf die Räuber vor ihrem Abzug ihn durch den Hals schossen, daß er jählings todt blieb. Also fand ich den armen Joggeli, dem ich Taufpathe war, elendiglich um's Leben gebracht auf dem Laden liegen. Seine Hausfrau, mit welcher das Kriegsvolk auch nicht säuberlich umgegangen, raufte sich heulend das Haar; die ganze Heerde aber, des Senners Hab und Gut, darauf er sonst so stolz gewesen, hatte sich im Wald und zwischen den Flühen verlaufen. — Half da mit Rath und That, was helfen konnte, vermochte aber keineswegs Alles wieder gut zu machen, was die Soldateska allhie geschändet hatte. Ritt schweren Herzens, dieweil über des rauhen Kriegsbesens Verwüstungen allerlei reflectiones anstellte, von dannen.

Von den französischen Hauptleuten zu Pruntrut war indessen keineswegs eine entsprechende Botschaft eingelangt. Sie weigerten sich, den gefangenen Schwager anherzusenden, eh und bevor die Ranzion erleget worden, und luden mich ein, mit dem Golde fürder gen Pruntrut zu reiten, eine salvagardia mir zusagend. Aber ein alter Fuchs läuft nicht so leicht in des Jägers Garn. Verspürte keineswegs mächtige Lust, dem Vogt im Thurm Gesellschaft zu leisten und mit ihm die magere Kost zu theilen. Ließ also zurückvermelden, ich würde mit meiner Baarschaft wieder anheim nach Solothurn reiten, worauf endlich nach mehrfältigem Hinundhersenden von Boten und Parlamentären unter beiderseitigem Einverständniß ein Compromiß zu Stande kam.

Gepflogener Verabredung gemäß machte mich dann endlich in Begleitung Schwager Hartmann Schenks, auch einer kaiserlichen salvagardia auf den Weg gen Pruntrut. Nachdem wir etliche Stunden geritten und durch verschiedene ausgeraubte Dörfer, auch an vielen abgebrannten Meierhöfen vorbei passiret, langten wir bei den äußersten Vorposten an. Alldort lag etwelches Kriegsvolk unter Hütten, so aus Tannästen gemacht waren. Etwelche der Soldateska schliefen, etwelche zechten, etwelche spielten mit Würfeln, etwelche saßen beim Feuer und wärmten sich. Schwager Hartmann und ich stiegen da von unsern Rossen, banden sie an einen Baum und zündeten uns, maßen es ein kühler Herbsttag war und ein räßer Wind blies, gleichfalls ein Feuerlein an. Aber die Soldaten, so viel eher Türken als Christenmenschen ähnlich sahen, schauten uns von Zeit zu Zeit wild und grimmig an. Und hat mir mein junger Begleiter späterhin offen gestanden, daß ihm gar bänglich zu Muthe gewesen und er vielfach heimlich geseufzet und gewünschet, wenn er nur wieder zu Basel bei seinen Gesellen in der Trinkstube säße.

Nach einer Weile hörten wir vom andern Waldrand her etliche Trompetenstöße und erblickten einen Parlamentär, so ein weißes Fähnlein schwenkte. Und war dieß das verabredete Zeichen, daß ich mich ganz allein bis mitten auf das Feld begeben sollte. Befahl also nochmals meine Seele Gott, dem Allmächtigen, und schritt herzhaft vorwärts. Zu gleicher Zeit kamen von der andern Seite, wo die Franzosen ihre Vorposten hatten, zwei Männer mir entgegen, und trafen wir richtig mitten auf dem Felde zusammen. Einer jener Beiden war der gefangene Vogt, der andere einer der französischen Hauptleute. Hier nun zählte, nicht ohne Herzeleid, dem Franzosen das schwere Geld, die fünfzehnhundert spanischen Dublonen nebst dem Ungeraden vor, wobei eine zerbrochene Trommel als Zahltisch diente; worauf der arme Vogt und liebwerthe Schwager, so während seiner langen Gefangenschaft ganz elend geworden und aus den Kleidern gefallen, erlediget war. Kehrten nun, beide nicht ohne merkbare Erleichterung, der Vogt am Gemüth, ich aber am Seckel, zu den kaiserlichen Vorposten und von da nach Delsberg zurück.

Alldort verschaffte sich Schwager Erhard ein Pferd. Ritten nun noch mitsammen bis Gänsbrunnen auf Solothurner Gebiet, von wo der Vogt und sein junger Bruder sich thalabwärts gen Basel wandten, um so bald möglich die tiefbekümmerte Schwägerin durch Nachricht der glücklichen Erlösung zu getrösten. Ich aber nahm meinen Weg ohne ferneres Säumniß durch den Scheiterwald und über löblicher Burgerschaft Sennberg, den vordern Weißenstein. Langte dann auch am 7. Weinmonats zu allseitiger Herzenserleichterung bei Hause an, wo von meinem Völklein unter großem Jubiliren empfangen wurde.

Habe mit gutem und fröhlichem Gewissen, nachdem ich gemäß verwandtschaftlicher Pflicht und Schuldigkeit den Schwager ausgelöst und erlediget, meines Hauses Schwelle überschritten und hätte nicht vermuthen sollen, daß mich durch sothanes christliches Handeln bei jemanden unwerth gemacht. War aber dennoch so. Es hat mir nämlich der Ambassador Melian meinen für Erledigung des Schwagers in's Werk gesetzten Eifer sehr übel aufgenommen, und war hievon die Ursache, daß selbiger einen ganz besondern Zorn und Haß auf fürstliche Gnaden den Herrn Bischoff und dessen Diener geworfen, die trotz Frankreichs Praktiken nicht vom

Reiche lassen wollten. Ueber des Herrn Ambassadoren Ungnad habe mich jedoch nur wenig entsetzet, da — insonderheit nach unserer verwandtschaftlichen Abrede auf Falkenstein — des Franzosen Schleppenträger und Gutwettermacher zu werden, keineswegs mich herbeizulassen gesonnen war.

III.

Des Ambassadors Praktiken.

Im 1640sten Jahre zu Ostern war meines Bruders Gedeon Stiefsohn, Herr Hans Suri, zu einem Vogt nach Luggarus am langen See ernamset worden, nicht ohne besonderes Wohlgefallen der Familie, da diese ennetbergische Vogtei zu den einträglichsten Aemtern gezählet wird. Dann am 25. Heumonats hielt er seinen Abritt mit einem sehr zahlreichen und stattlichen Comitat, welches den neuen Vogt bis Subingen hinausgeleitete. Und zählte man nicht minder denn achtzig Pferde, sämmtlich der Verwandtschaft und Freundschaft angehörend. In Subingen wurde die ganze Societät gastfrei gehalten und köstlich traktiret; und dauerte diese Gasterei nicht minder als bis des andern Tages gegen Mittag und kostete den angehenden Vogt gegen fünfhundert Pfund.

Unter dem Geleite befanden sich auch seiner gestrengen Gnaden des Schultheißen beide Söhne, die Junker Hans und Ludwig von Roll. Und erwiesen mir dieselben wider Erwarten viel Höflichkeit; redeten auch, nachdem wir etliche Kannen mit einander geleeret, mir dringlichst zu, den alten Groll fahren zu lassen, maßen Feindschaft kein fruchtbar Erbgut sey, welches die Geschlechter in Aufnahme bringe, sondern Gegentheils in Abnahme und Verminderung an Gut und Ansehen. Ich erwiederte solche gutmüthigen und wohlmeinenden Reden mit nicht minderer Freundlichkeit, vergaß aber, weil schon gar manche ungute Erfahrung gemacht, des Sprüchleins nicht:

Freundschaft, die der Wein gemacht,
Dauert nicht länger denn eine Nacht.

Des andern Tages gegen Mittag setzte der Vogt von Luggarus seine Reise freudig und in bester Hoffnung fort, keineswegs bedenkend, was kommen würde, daß er nämlich schon des andern Jahres an Heimsucht und Melancholia sterben sollte. Aber wer Eitelkeit säet, der erndtet Eitelkeit; dem allhie nicht genug Ehre und Gut widerfahren konnte, der mußte in fremden Landen mit acht Schuh Erdreich sich vergnügen und mit Bitterkeit seines Gemüthes von hinnen scheiden. Solche schwermüthige reflectiones plageten uns jedoch selbesmal zum wenigsten, sondern ritten allesammt fröhlichen Muthes von Subingen wieder anheim.

Nicht später denn des andern Tages kam Herr Seckelmeister Schwaller zu mir in mein Haus und lenkte, nach einigen Gesprächen über die Zeitläufe, seine Rede auf den alten Streit derer von Staal mit den Rollen, und insbesondere mit deren Haupt, dero gestrengen Gnaden, dem Schultheißen; und sprach mir zu, der Feindschaft einmal zu vergessen, auch meine Herren Brüder und übrige Verwandtschaft zur Versöhnung zu bereden. Hieraus und weil nicht schwer zu errathen, daß Seckelmeister Schwaller von den Rollen abgesendet worden, mochte wohl ersehen, daß es denselben ihr rechter Ernst sey, einmal mit uns Frieden zu schließen.

Entschloß mich also, zwar nicht ohne etwelches Widerstreben meines Gemüthes, wohl aber annoch eingedenk der einst auf Schloß Falkenstein getroffenen Abrede, auch des klugen Rathes Vetter Wolfgangs, zur reconciliatio mit dem Schultheißen meine Hand zu bieten. Und habe mich, als der mindere und jüngere, bald darauf persönlich zu ihm verfüget, meines Gemüthes Beschaffenheit ihm zu vernehmen gegeben, um Nachlaß und Vergessenheit alles Geschehenen ersuchet und meine Dienstwilligkeit gegen ihn und die Seinigen bestens anerboten, welche versöhnliche Reden derselbe dann auch mit Versicherung gleicher Sinnesbeschaffenheit erwiederte. Und sind alsdann nicht ohne beiderseitige Satisfaktion wieder von einander geschieden.

Und war nun für meinen Theil der zuversichtlichen Meinung und Exspectanz, mit den Rollen vereint den Praktiken und dem übermächtig wachsenden Einfluß Frankreichs und seiner Ambassadoren um so besser widerstehen zu können. Aber der Mensch denkt, und Gott lenkt, und mußte neuerdings die Richtigkeit sothanen proverbii in Erfahrung bringen, erfand auch das Sprüchlein, so mein seliger parens zum öftern im Munde geführet, wiederum bestätiget, nämlich: „Eigennutz ist ein böser Butz."

Etwelche Zeit nach Diesem ward ruchbar, daß der bisherige Ambassador, Monsieur Melian, seines Postens erlediget sey und nächstens zurück nach Paris kehren solle. Und war es mir um denselben keineswegs leid, da mir seiner nicht viel zu berühmen, im Gegentheil zum öftern wahrgenommen und erfahren hatte, daß der Melian wohl mel in ore, noch viel mehr aber fel in corde führe. Hätte also mit besserem Rechte „Felian" benamset werden dürfen.

Am 28. Januarii des folgenden 1641sten Jahres hielt dann auch der neue französische Ambassador,

Monsieur de Caumartin, seinen feierlichen Einzug in unsere Stadt; als welcher von meinen gnädigen Herren nach üblichem Ceremoniell becomplimentiret und, maßen er von Basel herkam, zum Eichthor hinein geleitet wurde, während die Constabler auf den hohen Wehren die Stucke lösten.

Und war der welsche Spion und Versucher kaum recht erwarmet, so hat er schon der gesammten Burgerschaft ein großes Tractament gegeben. Und sind dabei köstlicher und vortrefflicher Speisen große Mengen aufgetischet worden, so daß nicht nur die geladenen Burger daran nach Gelüsten sich ersättigen konnten, sondern überdieß den Ehefrauen und Kindern ein artig Pröblein heimbringen durften; und waren Etliche, welche, dieses Brauches gedenkend, große Ledertaschen in ihre Wämser und Pluderhosen genähet hatten, darinnen sie so viele Hahnen, Kapaunen, Pasteten, Torten und Wecken versorgeten, daß sie mit sammt ihrem Völklein mehr denn eine Woche lang ein herrlich Leben führen konnten. Auch des Weines wurde nicht gespart, und floß derselbe in den fürtrefflichsten sowohl rothen denn weißen Sorten, als ließe er sich mit Zübern aus dem Goldbach schöpfen.

Und war meine geringe Person von dem Herrn Ambassadoren ganz aparte zu dieser Mahlzeit geladen worden; hatte aber widersagen lassen, maßen ich, da nun einmal meinen Spieß gegen Frankreich gekehrt, von diesem Herrn nicht regalirt seyn wollte; und hätten mir Speise und Trank, welche er nur darum spendirete, um den gemeinen Mann für seine unsaubern und schädlichen Praktiken empfänglich zu machen, nicht besser denn Gift gemundet. Um so größeren Spaß machte es mir, da von den Schalksreden erzählen hörte, so ein Gauch — der welsch Jean genannt, — seines Zeichens ein Paternosterkrämer, bei diesem Tractament laut und offentlich ausgerufen: nämlich, daß die Eidgenossen von den Franzosen verblendet, welche dadurch sich groß und ihre Suppen fett machen; — tractirten uns zwar köstlich und reichlich, wir würden es aber noch theuer genug bezahlen müssen; — man gebe uns süßen Wein zu trinken, der werde uns aber noch sauer und bitter genug ankommen, — und was derlei Allusiones mehr sind. Habe dabei gedacht: Kinder und Narren reden die Wahrheit. Mußte aber nachgehend in Erfahrung bringen, der Ambassador und seine Partei habe mich in suspicion, benannten Paternosterkrämer aufgestachelt und demselben die Spottreden, so er gehalten, in den Mund gelegt zu haben, wovon sie den Beweis noch anjetzo schuldig sind. Wurde durch diesen Verdacht bei den Franzosenfreunden und Pensionenschludern keineswegs um so besser angeschrieben, machte mir aber nicht viel daraus, dann die Gerechtigkeit und des Vaterlandes Wohlfahrt sind mir mehr recommendiret, als aller Welt Favor.

Und ist hienach bald an den Tag getreten, wo dieser Comartinus mit seinen Freundlichkeiten und Tractamenten hinaus wollte. Stellete derselbe nämlich nach nicht gar langer Zeit Namens seines Königs das Begehren an meine gnädigen Herren und Obern, es möchte neuerdings ein Aufbruch von sechstausend Mann schweizerischen Kriegsvolkes bewilliget und eine dahin zielende Werbung gestattet werden. Und weil unschwer zu errathen, daß ich im ordentlichen Rathe dem Verlangen keineswegs das Wort reden würde, so ließ mich der neue Ambassador einstmals unerwarteter und verstohlener Weis in sein Kabinet bescheiden. Alldort stellte er sich sehr freundlich gegen mich und versprach, meine gerechte, aber bisanhin mir stets vorenthaltene Forderung an den König von Frankreich, vom Veltliner Zug herrührend, solle nun endlich bereiniget und abgetragen werden. Wollte mir der schlimme Versucher vierhundert Kronen gleich baar auszahlen, den Rest dann je nach meinem Verhalten und den guten Diensten, so ich dem Könige fernerhin leisten würde, welche Bestechung ich mit Unmuth ohne weiters von der Hand gewiesen zu haben mich berühmen darf, obwohlen des Geldes, worauf einen rechtmäßigen Anspruch hatte, sehr benöthiget war, eines Theils wegen meiner für Schwager Schenks Ranzionsgelder eingegangener Bürgschaft, andern Theils wegen erlittener Plünderung und Verheerung meiner Güter im Delsberger Thale. Bin also leer abgezogen, da meines Vaterlandes Wohlfahrt um ein Linsenmuß preiszugeben mich nicht herbeilassen mochte.

Sintemalen nun der Ambassador dem Handel nicht recht trauen mochte, auch befürchten mußte, es könnte meine Stimme und Meinung, so ihm zuwider war, im Rathe die Oberhand gewinnen, so ist derselbe persönlich in der Sitzung erschienen, um sein Anliegen anzubringen und zu unterstützen. Und war derselbe von seinem ganzen Hofgesinde begleitet, welches bis zum letzten Stallbuben herab in prächtige Libereien gekleidet war, und befanden sich in dessen Gefolge auch etwelche Hauptleute aus ansehnlichen Solothurnischen Geschlechtern, so dem Könige dienten.

Als Monsieur de Caumartin mit seiner prächtigen Suite, vom Großweibel eingeführet, in die Rathsstube trat, erhoben sich Alträthe nicht minder als Jungräthe sammethaft zum Gruß; nun stellte der Rathsweibel dem Schultheißensitze gegenüber für den Gesandten des Königs einen Lehnstuhl, auf welchen dieser sich niederließ. Zugleich nahmen auch die Glieder des Rathes ihre Sitze wieder ein, während des Ambassadoren

Geleite, hinter dessen Lehnstuhl im Halbkreise sich aufstellend, stehen blieb. Und trug hierauf der Ambassador sein Gesuch in sehr eindringlicher französischer Rede vor, so von vielen lebhaften Gesticulationen begleitet war, welche Rede, obwohl die meisten Rathsglieder der welschen Sprache vollkommen kundig, durch den Gesandtschaftsdolmetscher in's Deutsche übertragen wurde. Und ließ sich sothane Rede fürnehmlich dahin aus:

Fürs erste, daß der Franzos von jeher der Eidgenossen bester Freund gewesen; fürs zweite habe man sich als Bundsgenossen gegen das Haus Oesterreich, so vor Alters und noch jetzt der Schweiz Erbfeind, sonst Niemandes als des Königs von Frankreich zu getrösten; fürs dritte, daß sich eine lobliche Eidgenossenschaft ihrer Allianz mit dem König noch immer zu berühmen gehabt und bei den bisherigen Ausbrüchen von Kriegsvolk bis anhin Alles gut abgelaufen; fürs vierte — sagte der Ambassador mit besonderem Nachdruck — werde die Werbung viel Geld in das Land bringen und reiche Leute machen.

Während dessen Ihro Excellenz solchen Vortrag hielt, musterte uns das Gefolge mit unverschämten Blicken und gab sich kaum Mühe, seine höhnischen und verächtlichen Mienen zu verbergen, was mir, der ich von jeher ein sanguinicus gewesen, das Blut vor Zorn nicht wenig zu Gesichte trieb. Suchte aber dennoch, wie meinem Alter bas geziemte, an mich zu halten und das Feuer, so mir in's Dach gestiegen, zu dämpfen. Als dann des Königs Gesandter unter üblichem Ceremoniell die Rathsstube wieder verlassen hatte und dessen Gesuch in Umfrage gesetzt wurde, widerredete ich keineswegs geradezu der anbegehrten Werbung frischen Volkes; zählete ich doch der Jahre genug, um wissen zu können, daß das Reislaufen zum französischen König ein alt eingewurzelt Uebel, so nicht plötzlich und auf einmal ausgereutet werden kann; suchte vielmehr an den neuen Ausbruch solche Bedingungen anzuknüpfen, die den dräuenden Schaden mindern, den Nutzen einer gemeinen Eidgenossenschaft aber mehren sollten.

Und war das erste Bedingniß dieses, daß die vom Könige angeworbenen Regimenter dem eidlich beschworenen Bündnuß gemäß nur defensive verwendet und nicht gezwungen werden dürften, den Boden Frankreichs zu verlassen. Das zweite Bedingniß ging dahin, es sollte der Grafschaft Burgund Neutralität respektirt und das fremde Kriegsvolk daraus entfernt werden. Zum dritten ging mein Verlangen auf endliche Restitution seiner fürstbischöfflichen Gnaden in dessen Land. Und glaubte in guten Treuen durch diese gestellten conditiones davor zu seyn, daß die Eidgenossenschaft auch fernerhin bewahret werde, in den allgemeinen Kriegstanz hineingezogen zu werden, auch nicht minder der dräuenden Annäherung des gefährlichen französischen Nachbarn einen Riegel zu stecken. Verhoffte um so sicherer mit dieser meiner Meinung durchzudringen, als mich der gewichtigen Unterstützung seiner gestrengen Gnaden, des Schultheißen von Roll, versah, mit welchem ja, großentheils in sothaner Absicht, mich versöhnet und den alten Span und Groll begraben hatte.

War deßhalb nicht wenig verwundert und alterirt, als Rollius, statt meinen gerechten Begehren beizutreten, denenselben mit grimmigem Runzeln seiner Brauen heftig widerredete und mich wegen meines Widerstandes gegen des Königs Wunsch hart anfuhr. Ein solches über mich ergehen zu lassen, war jedoch nicht gesinnet und nahm in meiner nun folgenden replica auch kein Blatt vor den Mund. Verbreitete mich dabei des mehreren über die Leichtfertigkeit und Arglist der Franzosen, so stets bereit seyen zu versprechen, nicht aber zu halten, und deren hinterlistige Absicht auf nichts minderes ziele, als die Kriegsfurie über unser friedsames Land loszulassen und uns Eidgenossen als Sturmböcke gegen ihre Feinde zu gebrauchen, sich selbsten Ehr und Nutzen hievon vorbehaltend, uns aber den Schaden überlassend, da wir dann endlich, statt des Königs Verbündete, dessen Unterthanen und Sklaven seyn würden. Und sey dieses, wie es den Anschein habe, mittelst des leidigen französischen Geldes bei Etlichen bereits geschehen, so sich nicht schämten, hinter dem Ambassadoren als dessen Lakaien einherzugehen. Dieses solle mich jedoch keineswegs hindern, nach Anweisung meines Eides und der Entlastung meines Gewissens meine Meinung frei von der Leber weg auszusprechen. — Sahe aber bald ein, daß meine wohlgemeinte Ansicht bei der Mehrzahl der Rathsfreunde den kürzern ziehen werde, und mußte also, was ich nicht zu wenden vermochte, beschehen lassen.

Nicht lange darauf ist der junge Rollius, seiner gestrengen Gnaden Herr Sohn, vom Könige zu einem Obersten ernamset worden. Da konnte ich mir an den Fingern abzählen, warum die Rollen sich hatten mit mir versöhnen wollen, und wie es kam, daß zu meiner großen Verwunderung Gnaden Schultheiß im Rath dem Abassadoren das Wort geredet. Sie hielten dafür, weil mich einst vom Ambassadoren zu einem Hauptmann hatte machen lassen — was seither bitter genug bereuete — so würde mich nun ebenfalls an den französischen Geldwagen spannen. Haben aber die Rechnung ohne den Wirth gemacht; denn da ich merkte, daß die Rollen jetzo wie so viele andere das welsche Liedlein pfeifen gelernt, so habe ich nun erst recht den

steifen Vorsatz gefaßt, diesen Praktiken, so auf des Vaterlandes Ruin tendiren, mannhaft entgegenzutreten und unentwegt in der sentinella zu stehen pro bono patriae. War aber von da an der Zwiespalt zwischen den Staalen und den Rollen größer denn je.

IV.

Cincinnatus.

Den 24. Brachmonat des 1641sten Jahres, als am Tage des heil. Johannes des Täufers, sollte im besammelten Rosengarten von einer löbl. Burgerschaft die Besatzung des durch den Tod Herrn Wernher Brunners erledigten Schultheißenamtes fürgenommen werden. Und waren competitores Junker Hieronymus Wallier und Herr Johann Schwaller. Es kam aber, da man die Hände oder vota hat söndern und zählen sollen, nicht ohne etwelchen Verdacht, daß der Ambassador auch hierin seine Hände gehabt, zu etwelcher Confusion, wasmaßen man am selbigen Tag unverrichteter Dinge von einander ging, zu ziemlichem Spott unseres Regimentes. Und mußte die löbl. Burgerschaft morndeß noch einmal zusammentreten, jedoch auf den Zünften, da dann Junker Wallier Schultheiß geworden, indem Herr Schwaller ihme den Vortritt cediret und zurückgetreten ist. Und that er so, fürchtend, daß sonst bei nachfolgender Vennerwahl die Wallierischen adhaerentes ihm einen Andern vorziehen möchten.

Den 28. Brachmonat war dann Besatzung des Seckelmeisteramtes. Ob ich zwar der älteste von den Räthen und mir durch die Gnade Gottes wohl getraue, soviel zu prästiren, als irgend ein Anderer, so habe doch kein einzig votum für mich gehabt. Habe mich dann nicht ohne begründeten Anspruch als Vogt am Läbern dargegeben, bin jedoch abermalen Schabab geworden. Und habe hieraus wohl vermerken können, was es heiße, den Ambassadoren und dessen Creaturen zu Feinden zu haben, und mußte die Wahrnehmung machen, daß Etwelche ein monopolium auf die Staatsämter haben und wie Froschmalter an einander hangen, wodurch viel ehrliche Leute verkürzt und unterdrückt werden.

War nun also gründlich belehret, daß ich, was Aemter und Ehrenstellen betrifft, von der Fortuna nicht viel zu erwarten habe. Andererseits konnte, bei sothaner mir wohlbekannter Gesinnung des Ambassadors, kaum mich darauf vertrösten, daß meiner gerechten Forderung, vom Veltliner Zuge herrührend, ein Genüge geleistet würde. Da nun aber der Kindlein in meinem Hause nicht minder denn sechs und jedes derselben gespeiset und gekleidet werden wollte, so beschloß ich — um nicht einen schweren Fall zu thun — mich am Boden zu halten und der ersten Eltern ehrliche Hantierung zu ergreifen; wasmaßen ich meines Herrn Vetters Nuchti, des neuerwählten Vogtes nach Dornach, Güter, bei dreißig Jucharten haltend und mir wohlgelegen, für sechs Jahre abempfangen und bestanden habe, um selbige zu meinem und der Meinigen Nutzen zu bepflanzen und anzubauen. In diesem Lehen waren inbegriffen fünf Kühe, drei Rinder, eine trächtige Sau und etwelcher Fasel, mehrere Schafe und Lämmlein, so wie nicht weniges Geflügel; des fernern alles benöthigte Schiff und Geschirr, als Pflug, Wagen, Egge, Sensen, Sicheln, und was dergleichen mehr.

Wenn nunmehr von der Rathsstube nach Hause kam, so war das erste, meinen Rathsherrnmantel an den Nagel zu hängen und Degen, Baret und Kragen bei Seite zu legen; zog dann einen groben Zwilchkittel an und ging, nicht anders dann ein Bauer thut, auf dem Feld, in der Scheuer oder im Stall der Arbeit nach. Und ging es meinem Rößlein, so mich vor etwelchen Jahren als einen Hauptmann in das Veltlin getragen, auch nicht besser, da es nunmehr neben die Rinder an den Pflug sich spannen lassen oder den Dung auf das Feld hinaus führen mußte, aus was Ursache meine Freunde und Anverwandten zum öftern scherzweise mit dem römischen Kriegshauptmann Cincinnato mich verglichen. Meiner lieben Hausfrau war dieses auch nicht an der Wiege gesungen worden; und hätte dieselbe, da als Ehrenfräulein an fürstbischöfflicher Gnaden Hof sie meine Werbung zuerst entgegen nahm, sich's kaum träumen lassen, daß sie einst eine Bäurin werden sollt, so sich mit der Schweine Fütterung und der Sorge um den Milchgaben zu befassen hätte. Nichtsdestominder schickte sich mein liebes Ehegemahl fürtrefflich in diesen Wechsel der Dinge und waltete der Wirthschaft mit so viel Fleiß und Geschick, als ob es von Kindesbeinen an dazu herangezogen worden.

Für meinen Theil konnte ich des Schicksals Widerwärtigkeit keineswegs mit solchem Gleichmuth ertragen, insbesondere, da sehen mußte, wie nun, seit gestrenge Gnaden Schultheiß von Roll französisch gesinnet, Alles mehr denn je nach seiner Pfeife tanzete; maßen, was sich von seiner finstern Brauen Runzeln nicht erschrecken ließ, doch vor des Ambassadoren Geldkisten den Bückling zu machen nicht unterließ. Und mußte — nicht ohne großes Leidwesen — zuschauen, wie das welsche Wesen mehr und mehr überhand nahm. Insbesondere war es das leichtfertige Frauenvolk, so des Landes sittsame Tracht mehr und mehr mit Verachtung bei Seite legte und in der hoffährtigen und ausgelassenen Kleidung der französischen Hofweiber einher-

zugehen sich nicht scheute, worinnen es eher frechen, landläufigen Dirnen gleichsah, als ehrlichen Frauen und Jungfrauen.

Auch wurde aus Anlaß der Tractamente der Ambassadoren ein großer Prunk bei den Mahlzeiten und Gastereien eingeführt; und genügeten Wildpret und Fisch und die andern Leckereien, so das Land hervorzubringen im Stande, keineswegs mehr, sondern durften bei diesen üppigen Schmausereien die Gewürze Indiens und das verzuckerte welsche Obst nicht fehlen, wodurch nicht nur viel Geld des unnützen aus dem Lande gezogen wurde, sondern auch der Gesundheit vieler Leute nachweislicher Abbruch und Schaden geschah.

(Fortsetzung folgt.)

Correspondenz-Nachrichten.

Genf, Juli.

Die Folgen der savoyischen Annexion für die Stellung Genfs zur Eidgenossenschaft. — Allerlei Metamorphosen. — Rückblick auf das Schützenfest. — Die Deutschen in Genf. — Humboldts Briefe in französischer Uebersetzung.

Unter allen Schweizerkantonen war Genf bis zur neuesten Zeit unstreitig derjenige, welcher der übrigen Schweiz noch am fernsten stand, und in welchem das Gefühl der innigsten Zusammengehörigkeit mit der Eidgenossenschaft wohl noch am wenigsten zum Durchbruch gekommen, in Fleisch und Blut der Bevölkerung übergegangen war. Genf hatte zwar sich niemals seinen eidgenössischen Pflichten entzogen, es war ihnen selbst mit aller Opferbereitwilligkeit nachgekommen. Als im Jahr 1838 der westliche Nachbarstaat in übermüthigster Weise die Schweiz zu demüthigen strebte, da hatte der Stand Genf, wie nur eines der ältesten Glieder der Eidgenossenschaft, sich beeilt, alle Anstalten zu treffen, um den drohenden Gefahren die Spitze bieten zu können. Dann wieder, als im Jahr 1856 eine andere Gefahr von Norden her gegen die schweizerischen Grenzen heranzuziehen schien, hatten sich die Genfer Truppen freudig auf den ersten Ruf um das eidgenössische Banner geschaart, und waren demselben an die fernen Ufer des obern Rheins gefolgt. Und wenn immer seit den 45 Jahren, seitdem das alte Bündniß der kleinen Republik mit einzelnen Kantonen sich in einen politisch befestigten und garantirten Anschluß an den schweizerischen Bundesstaat verwandelt hatte, die schöne Lemanstadt ihre Miteidgenossen bei irgend welcher festlichen Gelegenheit in ihren Mauern empfing, so zeigte die Genfer Gastfreundschaft gewiß deutlich genug, daß die Genfer bei diesem festeren Bunde sich glücklich fühlten, wie denn ganz besonders das großartige eidgenössische Schützenfest von 1851 in dieser Hinsicht einen unvergeßlichen Eindruck bei den vielen Tausenden schweizerischer Gäste zurückgelassen hat.

Bei alledem lebte aber in den Genfern noch die Erinnerung an ihre frühere völlige Selbstständigkeit in ungeschmälerter Weise fort. Wohl nirgends in der Schweiz wurde wie in Genf der Cultus der nationalen, eigengearteten Sondergeschichte mit solcher Vorliebe gepflogen. Nation Genevoise, Littérature Genevoise waren feststehende Begriffe; verwandtschaftliche Beziehungen wiesen eben so häufig auf England, Holland, Deutschland, Frankreich und Italien hin als auf die Schweiz. Für die orthodoxen Altgenfer war Genf noch immer die durch Gottes besondere Fügung entstandene und unter seinem besondern Schutz und Fürsorge durch alle Fährlichkeiten der Jahrhunderte bis zu unsern Tagen hindurchgeführte Republik Calvins. Für die radikalen Neugenfer aber war das freiheitliche republikanische Princip das stärkste, wenn nicht das einzige Verbindungsglied mit der Eidgenossenschaft. Der Kosmopolitismus James Fazys und seiner Jünger duldete keine Beschränkungen, die ihm etwa durch die übrige Schweiz und deren politische Einrichtungen und Anschauungen auferlegt werden sollten, wie sich dieß u. a. bei den verschiedenen, wegen der politischen Flüchtlinge zwischen dem Bundesrath und der Genfer Regierung entstandenen Zwistigkeiten sehr deutlich herausstellte. So kam es, daß Genf in neuerer Zeit gewöhnlich als Vertreter der föderalistischen Principien gegen eine schroffere Centralisation der Bundesgewalt auftrat. In der übrigen Schweiz, wo alte, tiefeingewurzelte Vorurtheile sich gegen die von der Fazyschen Regierung vertretenen und in ausgedehntester und großartiger Weise durchgeführten Principien der Handels- und der Gewerbefreiheit und des freien Niederlassungsrechtes für Fremde wie für Schweizer in erbittertstem Kampfe anstemmten, hatte sich eine besonders in der Presse auffällig hervortretende Abneigung gegen Genf bemerklich gemacht. Fazy und sein Organ, die

Revue de Genève, lieferten Angriffspunkte genug, eine bedenkliche, besorgnißerregende Hinneigung zum Bonaparteschen Neugallicismus war während der letzten Jahre nicht zu verkennen. Es fiel den Blättern der deutschen Schweiz auf, daß James Fazy häufig im Palais Royal zu Paris verkehrte. Die Revue de Genève verherrlichte die Thaten der französischen Armee und Diplomatie in Italien, als ob die Schweiz oder doch Genf in engster Weise mit Frankreich verbündet sey, und sich über alle Kritik der französischen Motive hinwegsetzen dürfe. James Fazy und seine Umgebung — es waren Apostel aller „unterdrückten Nationen" darunter — schienen in Napoleon III. den Mann der Freiheit und ihrer Propaganda gefunden zu haben. Die Revue de Genève hatte die Schwenkung mitdurchgemacht, wie die bekehrten Demokraten und Revolutionäre des Siècle und andere Journalisten der französischen Schule, die mit der Beibehaltung des Suffrage universel, gleichviel wie es applicirt wurde, das freiheitliche Princip gerettet glaubten. Diejenigen, die noch nicht ganz blind geworden waren, glaubten wenigstens den Kaiser der Franzosen, der der französischen Republik ein Ende gemacht und ihre Anhänger vernichtet hatte, als Werkzeug zur Erreichung ihrer Plane gebrauchen zu können. In diesem Sinn wirkte und schrieb dieser Kreis, französisch, ungarisch, deutsch u. s. w. Es waren schwere Irrthümer, welche noch heute in jedermanns Gedächtniß sind, und denen, welchen später die Augen aufgingen, nichts als bittere Reue eintrugen.

Die savoyische Frage, ihre Verwicklung und provisorische Lösung haben eine große Wandlung in diese Lage der Dinge gebracht. Zunächst hat Genf, seitdem jene Frage eine bestimmtere Gestalt anzunehmen begann, mit solcher Entschiedenheit seine ächt eidgenössische Farbe bekannt, so muthig allen der schweizerischen Unabhängigkeit drohenden Gefahren in's Auge geschaut, so laut und energisch jede Idee einer Hinneigung zu Frankreich mit Verachtung von sich gewiesen, so zuerst vor allen andern Cantonen die eidgenössische Fahne hoch gehalten, daß über die wahren Gesinnungen der ungeheuren Mehrheit seiner Bevölkerung kein Zweifel mehr obwalten kann. Das schweizerische Nationalbewußtseyn ist zum entschiedensten Durchbruch in Genf gekommen und hat alle, selbst diejenigen, die noch vor wenigen Monaten ihre Sympathien mit Frankreich und seinem Beherrscher zur Schau trugen, in seinem unwiderstehlichen Strom mit fortgerissen. In dieser Hinsicht wird das Jahr 1860 und die savoyische Annexion epochemachend für die Geschichte Genfs seyn. Das patriotische Auftreten Genfs hat umgekehrt die Folge gehabt, daß die in der übrigen Schweiz gehegten Vorurtheile mehr und mehr zu schwinden und den lebhaftesten Sympathien Platz zu machen beginnen. Die Zeiten, wo man von dem „wälschen" Genf wie von einem gleichgültigen, unter Umständen vielleicht lästigen Anhängsel der Eidgenossenschaft sprach, sind gewiß für immer vorüber. Die gegenwärtige Besatzung Genfs durch eidgenössische Truppen trägt in dieser Richtung reiche und ersprießliche Früchte. Diese Besatzung, aus den Contingenten der verschiedensten Cantone gebildet und durchschnittlich in einem Zeitraum von sechs zu sechs Wochen wechselnd, bildet eine fortwährende lebendige Vermittlung zwischen der deutschen und französischen Schweiz. Die Urschweizer überzeugen sich mehr und mehr durch eigene Anschauung, daß Genf denn doch vielfach verketzert war. Die häufig noch sehr beschränkten Ansichten der deutschen Schweizer über freie Concurrenz, freies Niederlassungsrecht und liberale Naturalisationsgesetze dürften durch die in Genf mittelst der freisinnigsten Principien erreichten, wahrhaft großartigen Resultate, die jedermann in den prächtigen Vierteln der neuen Stadt sichtbarlich in's Auge springen, nicht wenig geläutert worden seyn. Dagegen fällt den deutsch schweizerischen Milizen, wenn auch unbewußt, das Amt der Propaganda des deutschen Elements zu, in Hinsicht auf Anschauungen, Meinungen, Sprache u. s. w., wozu allerdings durch die von jeher sehr starke nationaldeutsche Einwanderung in Genf ein guter Grund gelegt worden ist. Namentlich in sprachlicher Hinsicht beweisen manche kleine Züge die außerordentlichen Fortschritte des deutschen Elements in Genf während der letzten Jahre; wir führen u. a. nur die bedeutend sich mehrenden deutschen Anzeigen und Inserate in den Genfer Blättern an. Kaum kann in Genf gegenwärtig noch ein größeres Magazin oder Wirthschaftsetablissement bestehen, in welchem nicht wenigstens eine der fungirenden Personen Deutsch versteht.

Die erste äußere Weihe erhielt das erneute Bündniß zwischen Genf und der übrigen Schweiz durch das um die Mitte des vorigen Monats (wir sind etwas zurück in unserer Chronik) in Carouge gefeierte Schützenfest. Der Ort, wo dieses glänzende patriotische Fest stattfand, gab demselben gewissermaßen eine doppelte symbolische Bedeutung. Das Städtchen Carouge wurde nämlich ein Gegenstand der besondern Fürsorge der Fürsten aus dem Hause Savoyen, als diese nach dem letzten mißlungenen Versuche im Jahre 1602 ihre direkten Eroberungsabsichten auf Genf aufgeben mußten. Sie wollten in der dicht vor den Thoren Genfs liegenden Stadt der durch ausgedehnten Handel und Industrie mächtig emporstrebenden protestantischen Republik einen gefährlichen Nebenbuhler erzeugen. Sie sorgten daher für eine ansehnliche Vergrößerung des Städtchens, welches jedoch zu keiner größeren Bedeutung gelangen konnte und 1815 an den Canton Genf abgetreten wurde. So fand also das Fest auf einem Boden statt, der vor noch nicht ferner Zeit zu Savoyen gehört hat, und konnte deßhalb gar wohl die Hoffnung anregen, daß die gerechten Ansprüche der Schweiz auf das nördliche, von Piemont preisgegebene Savoyen im Laufe der Zeit noch zur Geltung gelangen werden. Gegenwärtig steht Carouge zu Genf im Verhältniß einer Vorstadt. Eine schöne breite, mit Baumreihen besetzte Straße, an deren beiden Seiten sich neben älteren Landhäusern und Gärten ganze Reihen prächtiger Neubauten hinziehen, verbindet die beiden Städte. Dicht hinter Carouge steigen die schroffen Felsenwände des Salève

mehr als viertausend Fuß fast senkrecht zum Himmel auf. Durch die Annexion, welche gerade während des Schützenfestes ihre Ausführung erhielt, ist dieser merkwürdige Gebirgszug, gewissermaßen eine von den Hochalpen gegen das Lemanbecken und Rhonethal hingeworfene Vormauer, in den Besitz Frankreichs übergegangen, und so fand denn unmittelbar an den äußersten Grenzmarken der Schweiz dieses patriotische Fest statt, eine laute Protestation gegen alle Vergewaltigung durch den übermüthigen Nachbar. Betheurung der heißesten Vaterlandsliebe und der größten Bereitwilligkeit zu jedem Opfer, welches die Vertheidigung der schweizerischen Freiheit und Unabhängigkeit erheischen könnte, bildete den Inhalt aller während des achttägigen Festes in französischer und deutscher Sprache gehaltenen Reden. Diese unbedingteste Redefreiheit auf dem Festplatz, und jenseits der Berge, die ihn fast rings umgaben, eine geknebelte Presse, die strengste Maßregelung jeder freien Meinungsäußerung — größere Gegensätze sind wohl nicht denkbar. Sie fordern um so mehr zu ernsten Betrachtungen und Befürchtungen auf, je weniger hier eine Vermittlung möglich scheint.

Solche bedenkliche Betrachtungen haben sich die Genfer selbst vorgelegt; das Resultat derselben war, daß der Bruch mit allen und jeden französischen Sympathien nur vollständiger wurde. Als im Jahr 1535 die Berner, von den Genfern um Schutz gegen die drohende Haltung des savoyischen Herzogs angegangen, mit einer Hülfsleistung zögerten, durfte der Gesandte des Königs von Frankreich, der Sire de Verey, dem Genfer Rath den Vorschlag machen, bei Frankreich Hülfe zu suchen, das mit seinem Schutz nicht zögern und den Genfern ihre Freiheiten nicht nehmen werde. Solche Zeiten können nicht wiederkehren. Genf wird für alle Zeiten seinen natürlichen Schutz bei der Schweiz suchen. Selbst James Fazy, dem man seine Vorliebe für Frankreich so oft zum Vorwurf machte, hat beim Schützenfest in Carouge sein Bedenken über die gegenwärtige französische Politik in offener Rede dargelegt. Die französischen Blätter, selbst der früher befreundete Siècle, der Vertreter der officiös demokratischen Politik, die sich mit dem Exportgeschäft der in Frankreich selbst verbotenen Waare „Freiheit" befaßt, haben den Genfer Staatsmann derb dafür abgekanzelt, daß er so ganz unerwartet über die Stränge schlägt. Der Bruch scheint vollständig und der Genfer Radicalismus kann nur gewinnen, wenn er weder mit den Mächtigen an der Seine, noch mit den transalpinischen Staatskünstlern liebäugelt. Die Revue de Genève, der journalistische Schildknappe des Ritters James, hat natürlich auch diese Schwenkung mitgemacht und taucht, nachdem sie mit dem alten Adam auch den früheren Namen abgelegt, als „Nation Suisse" aus dem Läuterungsproceß wieder auf. Ja sogar Deutschland und die Deutschen finden Gnade vor den Augen des Blattes, das während des vorjährigen Krieges noch keinen Anstand nahm, aus dem französischen Wörterbuch à la Chauvin alle möglichen Stichwörter gegen die Race tudesque und ihre Parteinahme gegen die französische Politik zu entlehnen. Hoffen wir, daß die Bekehrung Bestand hat und daß aus dem blindeifrigen Saulus ein begeisterter Paulus wird.

Wer den Charakter des Volks und die Geschichte von Genf etwas genauer kennt, konnte übrigens niemals an die Dauer französischer Sympathien, gleichviel bei welcher Partei, glauben. Sie waren oberflächlicher Art, von in Paris gebildeten Genfer Journalisten importirt, konnten sie einer ernsteren Prüfung nicht Stich halten. Die Erinnerungen aus dem ersten Kaiserreich waren jedenfalls nicht darnach angethan, eine Rückkehr solcher Zustände wünschbar zu machen. Dann ist durch den Protestantismus ein kritischer Geist angeregt, der sich mit dem französischen Wesen überhaupt, ganz besonders aber mit den auf unumschränkte Autorität und absoluten Autoritätsglauben basirten Staatsgrundsätzen und Einrichtungen des heutigen Frankreichs durchaus nicht vereinigen läßt. Endlich wäre vielleicht in dem lebhaften Unabhängigkeitssinn der westschweizerischen Volksstämme noch die Nachwirkung des burgundisch fränkischen Blutes nachzuweisen. Sicher ist, daß diese Stämme eben so wenig wie die Belgier Lust tragen, in der „großen galloromanischen Familie," wie das annexionistische Stichwort lautet, aufzugehen.

Die offenbar erwachenden Sympathien auch weniger verwandter Volksstämme für Deutschland, welche wir auch von der französischen Schweiz aus bestätigen können, sind vielleicht der Ausgangspunkt eines der großartigsten geistig politischen Processe der Gegenwart, der in weiterer Entwicklung von weltgeschichtlichen Folgen werden kann. Als während des letzten orientalischen Krieges die romanische und slavische Race fast ausschließlich sich in das Welttheater theilen zu wollen schienen — denn heute wird niemand mehr leugnen wollen, daß die Angelsachsen damals durch ihr Bündniß mit dem neugallischen Cäsarenreich eine ziemlich untergeordnete und klägliche Rolle spielten — in jenen Zeiten also sprachen verschiedene französische und italienische Organe ihre an Besorgniß grenzende Verwunderung aus, warum doch Deutschland sich nicht an diesem Weltkampfe betheiligt habe? zu welchem Zweck die germanische Race ihre Kräfte aufspare? Die Gegenwart, die heutige Lage Europas hat jene Frage schon zum Theil beantwortet: Deutschland wollte der neuen politischen Weltordnung, wie sie in Paris geschmiedet wird, und zu deren Herstellung der orientalische Krieg die erste Stufe bildete, keinen Vorschub leisten. Das deutsche Volk hat sich damals mit glücklichem Instinkt zurückgehalten. Es wollte seine Kräfte nicht vergeuden, die es zur eigenen, naturwüchsigen, aus sich selbst heraus zu erzeugenden Wiedergeburt in vollem Maße bedürfen wird. Eine innere organische, nicht eine von außen angeregte mechanische Entwicklung ist die Aufgabe der germanischen Race. Der frische Geist, der heute durch alle deutsche Gauen weht, ist trotz aller noch zu überwindenden Gegensätze und zu lösenden Widersprüche die sichere Bürgschaft, daß die Zeit der Erfüllung heranrückt. Und dieser frische Geist ist von den Nachbarvölkern

nicht unbemerkt geblieben. Sie haben Act genommen von den unzweideutigen Aeußerungen des deutschen Nationalgefühls zur Zeit des italienischen Kriegs, und wiederum neuerdings zur Zeit der Zusammenkunft deutscher Fürsten in Baden-Baden. Und die deutsche Bewegung erregt je nach der Lage die Befürchtungen der Einen und die Hoffnungen der Andern.

Wohl noch nie mehr als im gegenwärtigen Augenblick richtet sich an unsere Millionen im Auslande lebender Landsleute die gebieterische Forderung, ihrer Nationalität eingedenk zu bleiben und sie würdig zu repräsentiren. „Die Deutschen," sagt Bogumil Golz in seiner humoristisch derben Weise, „sind ihrer Natur zufolge ein Lehr- und Lernvolk, eine prädestinirte Culturrace; sie sind nicht nur dieses, sondern die auserwählten Culturträger, Cultivatoren, Schulmeister und Philosophen des Menschengeschlechts; also können sie keine Virtuosen der That, keine politischen Chablonenmenschen, politische Charaktere genannt, keine dramatischen Helden, keine fertig geprägten Dutzenderemplare des Nationalstolzes, des Nationaldünkels und der Nationalbornirtheit, der Nationaluniformität und der Nationalmechanik seyn, wie die Engländer und Franzosen." Ganz gewiß nicht, dennoch aber wird es gut seyn, wenn die Deutschen das Motto, welches der paradoxenreiche „Kleinstädter" dem Capitel, dem wir obige Stelle entnommen, vorsetzte, vor allem sich zu Herzen nehmen: „Ein gesunder nationaler Egoismus thut uns noth!" Ein solcher nationaler Egoismus kann die culturgeschichtliche Aufgabe der deutschen Nation nur fördern; in ihm wird auch jene bewußte nationale Würde liegen, die wir gerade jetzt besonders unsern Landsleuten im Auslande wünschen. Die culturgeschichtliche Mission der Deutschen verlangt gewiß nicht, daß das „Salz der Erde," um zu wirken, in den Völkern aufgehe, und sich unter ihnen verflüchtige. Es soll vielmehr darnach trachten, daß ihm seine eigene Natur und besonderer Charakter gewahrt bleiben. Leider sind wir noch weit davon entfernt.

Es würde nicht schwer fallen, diese Verirrungen und Mißgriffe, dieses Vergessen und Verlieren der Nationalität, wie überall im Auslande, so auch in der Geschichte, der älteren wie der neueren, der deutschen Colonie in Genf nachzuweisen, die, gegenwärtig an 7000 Seelen stark, schon eine compakte nationale Masse darstellen könnte. Sich aber als solche zusammengehörige Masse zu fassen, sich durch nationale Bande vereinigt zu wissen, das eben ist's, was erst in neuester Zeit sich in schwachen Anfängen zu zeigen beginnt. Das vorjährige Schillerfest, so sehr es auch noch einmal in einzelnen Zügen die deutsche Zerrissenheit zu Tage brachte, hat doch unzweifelhaft manche gute Früchte getragen. Vorher ging Alles auseinander und sonderte sich in kleinen, sich natürlich häufig schroff gegenüberstehenden Kreisen und Cliquen ab. Die einen schlossen sich der strenggläubigen Partei an, die andern der politisch radikalen, die große Mehrzahl lebte in völligster Zerstreuung. Viele zogen es vor, in der autochthonen Bevölkerung „aufzugehen," nicht etwa als „Salz der Erde," sondern um ihre persönlichen Anliegen um so besser fördern zu können. Eine national-deutsche Partei gab es nicht, obwohl ohne allen Zweifel die Elemente vorhanden waren.

Jenes Fest nun gab die erste Veranlassung zu einer großen Vereinigung aller Deutschen; gerade das culturgeschichtliche Moment desselben duldete es, daß sich alle Parteien um die Schillerfahne schaaren konnten, und die unbestreitbare Bedeutung, welche der Dichter andererseits zugleich in unserer rein nationalen Entwicklungsgeschichte behauptet, brachte einen patriotischen Aufschwung hervor, dem sich kaum unsere verschwommensten Kosmopoliten und kältesten Indifferenten entziehen konnten. Der Wunsch freilich vieler Patrioten, aus dem Schillerfest einen großen deutschen Verein hervorgehen zu sehen, in welchem das nationale Element seinen Ausdruck und seine Pflege fände, scheiterte, und mußte nach allen gegebenen Bedingungen scheitern. So weit waren die Dinge noch nicht gediehen.

Politischen Zwecken fern stehend und wesentlich aus geselligem Bedürfniß hervorgegangen ist die „Germania," ein kleiner Verein, welchen im vorigen Winter einige junge Deutsche gründeten, der jedoch in neuerer Zeit eine größere Ausdehnung gewonnen hat. Lehrer, die hier, wie überall im Auslande, die deutsche „Culturrace" zahlreich vertreten, junge Kaufleute u. s. w. bilden die Mehrzahl der Mitglieder. Vorträge über allgemein interessante Gegenstände des Wissens werden von Zeit zu Zeit gehalten. Auch an literarischen und selbst poetischen Versuchen — wo kämen Deutsche zusammen, ohne Verse zu machen? — fehlte es nicht. So wurde kürzlich von einem der thätigsten Vereinsmitglieder, Herrn Peschier, einem jungen Geistlichen aus Tübingen, unter dem Titel: „Eleonore, ein Lebensbild" (Vevey, Boßhard), eine kleine epische Skizze herausgegeben, die von leichter Handhabung der poetischen Sprache zeugt. So hat es denn dem Verein bei seinem Entstehen keineswegs an einer mehrseitigen geistigen Regsamkeit gefehlt, und wir zweifeln nicht, daß, wenn er, wie sein Name andeutet, sich ächt nationale Ziele steckt, und diese stets im Auge behält, ihm eine zukunftreiche Entwicklung in Genf gesichert ist.

Von literarischen Erzeugnissen, die in unsern Berichterstattungskreis fallen, wollen wir bei beschränktem Raum heute nur eine vortreffliche Uebersetzung einer Auswahl Humboldtscher Briefe, welche G. Revilliod kürzlich herausgab, erwähnen. Revilliod ist einer unserer thätigsten Literatoren und eifrigsten Literaturfreunde, und als solcher ein ächter Repräsentant der älteren Genfer Aristokratie, die sich durch ihre hohe Bildung und geistige Strebsamkeit so vortheilhaft vor den meisten übrigen Aristokratien der Schweiz auszeichnete. Der gelehrten Welt, wie allen Freunden der Geschichte und Bibliographie ist der Uebersetzer durch die Herausgabe einer Reihe von Werken aus der Genfer Literatur des sechzehnten Jahrhunderts vortheilhaft bekannt, von denen wir gelegentlich einige besprochen haben. Wenn wir nicht irren, wurde diese Sammlung mit der Fromentschen

Chronik, den Actes et gestes merveilleux de la cité de Genève, eröffnet, von welcher der Herausgeber ein Exemplar an Humboldt übersandte. Unsere Auswahl von Briefen enthält ein Danksagungsschreiben des berühmten Gelehrten. Die wenigen Zeilen beweisen, welche Theilnahme Humboldt der merkwürdigen Geschichte der kleinen Republik am Leman, dem Vaterland der Saussure, Pictet, de Candolle u. s. w., bewahrt hatte, welches er nach diesem Brief im Jahr 1795 zum erstenmal besuchte. Allumfassend war das Interesse Humboldts für das geistige Leben der Völker, der größten wie der kleinsten, und wenn je so galt von ihm das „homo sum, nihil humani a me alienum puto" in seiner höchsten und weitesten Bedeutung.

W. L.

London, Juli.

Schlimme Witterung. — Die Papiersteuer. — Das Chronicle. — Der wahre Geist der Zeit. — John Bull als Krieger.

Endlich, endlich ist der Sommer da, wir wollen hoffen, nicht zu spät, um einen Theil des Schadens wieder gut zu machen, den die kalte, feuchte Witterung der letzten Monate angerichtet hat. Es war in der That eine traurige Zeit, die jetzt hinter uns liegt, an deren Nachwehen wir aber noch lange werden zu leiden haben. Tag für Tag Regen, beinahe ununterbrochener Regen, und schien die Sonne einmal, so war es nur, um einen Sturm anzumelden. Dabei wehte meistens ein eisiger Wind, der die Vegetation zurückdrängte, so daß die Felder im Juni aussahen wie sonst im März. Die Folgen blieben nicht aus: ein beispiellos rasches Steigen der Brod- und Fleischpreise, Elend und Noth unter den ärmeren Klassen. Jedermann blickte der Zukunft mit Besorgniß entgegen, die Geschäfte kamen in's Stocken und sogar die Börsenspekulation erlahmte. Es zeigte sich damals, daß der Ausdruck, „goldene Sonnenstrahlen," nicht ein bloß poetischer ist, sondern auch im eigentlichen Sinne des Worts richtig seyn kann; so oft die Sonne ein paar Minuten trügerisch lächelte, gingen auf der Börse sämmtliche Werthpapiere in die Höhe und stellte sich der Werth der einzelnen Strahlen in greifbarem Golde dar.

Mit dem günstigen Umschwung des Wetters, der Anfangs dieses Monats eintrat, haben sich unsere Aussichten natürlich in mancher Beziehung gebessert; das Getreide wird billiger, und wenn die Wärme anhält, dürfen wir eine ziemlich ergiebige Ernte erwarten; aber das Fleisch, hier zu Lande unentbehrlicher wie auf dem Continent, ist nach wie vor sehr theuer, und wird auch so bald nicht wohlfeil werden, weil das Schlachtvieh (Ochsen wie Schafe) im Frühjahr haufenweise wegstarb, oder aus Mangel an Futter von den kleineren Farmern um ein Spottgeld verkauft werden mußte.

Man soll den Tag nicht vor dem Abend loben. Dieses gute alte Sprüchwort hat sich in der Frage der „Papiersteuerabschaffung" (verzeihen Sie das endlose Wort) recht unangenehm bewährt. Nach dem Beschluß des Unterhauses, welches die „letzte Steuer auf die Bildung" mit einer freilich nicht bedeutenden Majorität beseitigte, zweifelte niemand an dem sofortigen Erlöschen der verhaßten Taxe; allein man hatte die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Der Wirth war in diesem Fall das Oberhaus; es fand an dem Beschluß der Gemeinen Verschiedenes auszusetzen und verwarf die Abschaffungsbill mit einer großen Mehrheit. Zum Glück ist die Maßregel nur aufgeschoben, nicht aufgehoben. Die öffentliche Meinung hat die Papiersteuer verurtheilt, und ungeachtet der Lords, die das „rothe Gespenst" einer demokratischen Literatur fürchten, und ungeachtet der Times, welche die Steuer vertheidigt, weil dieselbe einen Damm gegen die „Pennypresse" bildet, wird die öffentliche Meinung binnen kurzem triumphiren. Die meisten der „theuren Zeitungen" haben das begriffen, und eine davon, Morning Chronicle, hat bereits ihren Preis von vier auf zwei Pence herabgesetzt, wobei freilich auch politische Motive walteten. Das Chronicle, früher, ehe die Times ihr kolossales Monopol begründete, das erste Blatt Englands und der unermüdliche Vorkämpfer liberaler Principien, ist nämlich seit einigen Jahren von Stufe zu Stufe gesunken und schließlich vor ungefähr fünf Monaten der französischen Regierung in die Hände gerathen. Da aber die „Napoleonischen Ideen" des Chronicle, mochten sie noch so geschickt zugerichtet seyn, den Engländern durchaus nicht mundeten, so appelliren die Eigenthümer nun an den kaufmännischen Sinn John Bulls und bieten ihr Blatt zur Hälfte des bisherigen Preises an. Der Appell wird jedoch wenig nützen. John Bull ist, Herrn Bright und der Manchesterschule zum Trotz, noch etwas anderes als ein Kaufmann, und so gern er „auf dem billigsten Markt kauft und auf dem theuersten Markt verkauft," so gibt es doch

Waaren, die er auf keinem Markte kauft, und zu diesen Waaren gehören die „Napoleonischen Ideen."

Da ich gerade von der Presse rede, will ich eines journalistischen Curiosums erwähnen: einer Wochenschrift, die hier nächstens unter dem anspruchsvollen Titel: „Der wahre Geist der Zeit (the Real spirit of the Times)" herauskommen, und nichts enthalten soll, als Gedichte und Aufsätze, die von den grausamen Redaktionen der andern Blätter zurückgewiesen worden sind. Die Unternehmer, die sich so edelmüthig als Geburtshelfer des verkannten Genies ankündigen, bauen darauf, daß die Verfasser der aus dem unwürdigen Papierkorb zu rettenden Artikel sich nicht allein auf den „Wahren Geist," dessen sie benöthigt sind, abonniren, sondern noch obendrein Einrückungsgebühren, d. h. ein negatives Honorar zahlen werden. In dieser Hoffnung täuschen sie sich zwar schwerlich („sich gedruckt zu sehen," ist so süß, besonders für ein verkanntes Genie!), allein der Raum, der platte prosaische Raum, bietet ein unübersteigliches Hinderniß. Mit dem riesenhaftesten Format könnte man per Nummer nur ein, höchstens zwei Dutzend „verkannter Genies" accommodiren, denn die Ergüsse verkannter Genies sind durchgängig nach der Elle zu messen und brauchen erschrecklich viel Platz. Beim besten Willen von der Welt müßte also die Majorität der verkannten Genies unberücksichtigt bleiben; die Unberücksichtigten werden aber den wahren Geist nicht unterstützen und ihn in Eine Kategorie mit den übrigen Zeitungen stellen. Ja, ließe sich der Raum überwältigen, ließe sich für jedes verkannte Genie Platz finden, und abonnirte sich jedes verkannte Genie auf den „Wahren Geist," dann wäre der glänzendste Erfolg sicher und würde derselbe unbedingt mehr Abonnenten erhalten, als die Times, der Star, der Daily Telegraph und der Rest der Londoner Blätter zusammengenommen. Leider ist das Hinderniß unübersteiglich, um so mehr, weil sich nur die Unbemittelteren unter den verkannten Genies den wahren Geist zum Geburtshelfer erwählen werden. Ein verkanntes Genie, das Ueberfluß an Geld hat, z. B. ein Lord oder ein Bankier, zieht es vor, die Kinder seiner Muße in einen selbstständigen, schöngebundenen Band mit Goldschnitt einzuschließen und an bewundernde, aber nicht immer lesende Freunde und Verwandte zu schenken.

John Bull ist, wie oben bemerkt, nicht bloß Kaufmann. Er ist es nachgerade müde geworden, im Ausland den Titel eines Shopkeepers (Krämers) zu führen, und bemüht sich deßhalb neuerdings, das Gegentheil eines Krämers — ein Krieger zu werden. Er hat eine Uniform angelegt und exercirt in seinen Freistunden mit bewundernswürdiger Ausdauer; auf der Straße wandert er einher, mit einer Enfieldbüchse bewaffnet, und rufen ihm die bösen Straßenjungen zu: „Wer hat den Hund erschossen?" * so hüllt er sich philosophisch in seinen Patriotismus und tröstet sich mit dem Bewußtseyn, eine heilige Vaterlandspflicht zu erfüllen. Es fehlt nicht an Spöttern, welche behaupten, John Bull, der Freiwillige, werde nie einem andern Geschöpf gefährlich seyn, außer allenfalls einem herrenlosen Hunde; aber das ist ein Irrthum, und ich bin überzeugt, wenn die Zuaven uns die erwartete Visite abstatten, werden sie von dem Krieger gewordenen Krämer John Bull mit gebührender Wärme empfangen werden.

Dieser Tage ist der Vorhang über dem internationalen Boxdrama gefallen, nachdem es das Publikum fast ein Vierteljahr lang beschäftigt hatte. Der Schlußakt war kläglich. Tom Sayers und Heenan feierten eine rührende Versöhnungsscene und ließen sich zusammen für Geld sehen. Da aber kein Mensch Lust hatte, sie zu sehen — sic transit gloria mundi, Tageslöwen nutzen sich schnell ab — so blieb ihnen keine andere Wahl, als die Spekulation aufzugeben. Heenan ist nach Amerika zurückgekehrt, und der Erchampion von England hat sich definitiv „in's Privatleben zurückgezogen." Beiden hat das jüngste Boxdrama beiläufig je 6—7000 Pfund Sterling eingetragen.

---

* Das einzige Wesen, welches bisher von den Händen englischer Freiwilligen gefallen ist, war ein armer Hund, der auf einer Gemeindewiese vor London von einigen Freiwilligen erschossen wurde.

Aus dem bayerischen Voigtlande, Juni.

(Schluß.)

Zur deutschen Landes- und Volkskunde.

Im Gefühle des Corporationsgeistes herrscht unter der deutschen Bauernschaft der „Dutzcomment" in der weitesten Ausdehnung; auch im Voigtlande werden nur die Dienstherrschaft, die Eltern und Großeltern ('s „Harla" und „Frala") mit „Ihr" angeredet. So entledigt sich der hiesige Bauer, wenn dieß der Grad der Bekanntschaft nur

immer zugibt, auch dem Städter gegenüber gern des ihm so lästigen „Sie," oder es wird letzteres gar mit dem ungeschickten „Er" verwechselt. Leider hat er nicht die Privilegien seines Bruders in den Alpen, von dem man Vieles als „Naturwüchsigkeit" gern hinnimmt, was dem Landbewohner anderswo als „Flegelei" angerechnet und vergolten werden würde. Einzelne historisch gewordene besondere Vorrechte hat der Bauer sich übrigens auch hier noch zu erhalten gewußt; so behält er z. B. im Wirthshause, gleichviel ob auf dem Lande oder in der Stadt, stets die Mütze auf dem Kopf; in der rauheren Jahreszeit bringt er auch den Mantel mit und legt ihn nicht ab, mag die Hitze im Zimmer noch so lästig seyn. Dazu wird emsig aus der kurzen Pfeife mit dem Silberkettchen gedampft. Zu den Wirthshausgebräuchen gehört das „Schenken." So wie ein Bekannter, namentlich aus einem andern Dorf, in die Stube tritt, wird ihm freundlich von hier und dort das Bier gereicht; er trinkt auf das Wohl des Freundes und gibt ihm unter einem Händedruck dankend das Glas zurück; dieß nennt man „schenken."

Nach alter Bauernregel ist der Umgang der jungen Leute nur wenig beschränkt; das „aff'm Frei geh" — der nächtliche Besuch der Liebsten — ist Sitte, auch zieht wohl die Braut schon einige Zeit vor der Hochzeit zu den Schwiegereltern, um das Hauswesen für den Verlobten zu führen. Mit großer Festlichkeit wird die gewöhnlich erst Monate lang nach der Hochzeit erfolgende Ankunft des „Kammerwagens" der Braut in ihrer neuen Heimath begangen. Mehrere Wagen bringen die möglichst aufgeputzte Ausfertigung, ihnen folgen die mitgegebenen Viehstücke, die Hörner mit Kränzen umwunden, während die fahrenden und begleitenden Brüder und Knechte das bei besondern freudigen Anlässen übliche rothe Band an der Peitsche tragen. Bei der Ankunft schneidet der Bräutigam zuerst eigenhändig den Spinnrocken ab und trägt ihn in's Haus. Im Hochzeithause, wo den Gästen aufgetischt wird, was nur die Küche vermag, wird zwei Tage lang getanzt. Die Eheleute halten nun ihr Leben lang treu und fest zusammen.

Die Volkssprache des Voigtlands ist voll von trefflichen Sprüchwörtern und Bildern; auch fehlt es nicht an humoristischen Streiflichtern, an Schwänken und gegenseitigen Ortsneckereien, die meistens Geschichten, wie man sie den Schildbürgern nacherzählt, zum Gegenstande haben. Von ersteren lassen wir einige folgen:

A guter Weg in der Krimm (Krümme)
Is nix imm (um).

Zwischen Schwieger und Schnir (Schwiegermutter und Schwiegertochter)
Macht mer a eisera Thir.

Fremm's Brud hasen die Kinner Semmel. — Wer sich net sod ißt, leckt sich net sod (satt). — Der kaft der Katz as Schmeer o (ab; d. h. der kauft zu theuer). — Aff der Welt ka schlimmerich Thier, als wenn die Mad a Beira werd.

Von großer Ausdehnung ist auch das Gebiet des Volksglaubens, dessen Ursprung häufig weit in die graue Frühe zurückläuft. Ein abergläubischer Zug ist hervorstechend im Wesen des voigtländischen Bauern, weßhalb wir mit demselben unsere Charakterzeichnung zu vervollständigen gedenken.

Die Wiesen und Raine des Saalgebiets sind im Juni von einer überraschenden Menge der mannigfaltigsten Blumenarten bedeckt, die dem Auge ein angenehmes Schauspiel darbieten. Um die Zeit der Sonnenwende blüht dazu die wunderreiche Johannisblume (arnica) auf, und sie behauptet nun, namentlich auf den Hügelrainen, das Feld. Ganze Flächen schimmern in ihrem rothgelben Glanze. Dieser Blume werden im Voigtlande noch immer geheime Kräfte zugeschrieben. Mit den langen goldenen Blättern ihres Sternes gleichsam das Strahlenbild der Sonne selber vorstellend, fehlt sie am Johannistage weder im Haus und Stall, noch an den Feldbeeten des Landmanns, die sie, gewöhnlich von drei zu drei Beeten oder auch dreimal quer über den Acker gesteckt, vor Unheil bewahren soll. Sie wandert zu gleichem Zwecke sogar noch in manche städtische Wohnung. In der neuern Zeit ist diese Blume wegen ihres officinellen Werthes zum Handelsartikel geworden. — Gefürchtet ist der „Bilmetschneider" (Bilwiß), der in dunkeln Sommernächten um oder durch die Kornäcker schreitet, um den Eigenthümer um die Frucht zu bringen und diese in seine Scheune zu zaubern. Ein alter blinder Bauer, der in seinen früheren Jahren ein Billmetschneider gewesen, ließ sich einmal von seinem Sohne hinaus auf die Flur geleiten und wollte hier um einen Acker, den er bezeichnete, geführt seyn. Der Sohn aber, der den Grund dieses Verlangens kennen mochte, umschritt mit dem Alten dafür ein Gehölz. Als beide wieder in den Hof zurückkamen, lag die Scheune voller Streunadeln. Noch heutigen Tags führt der Vorwurf: „Du Billmetschneider!" öfters zu Injurienprocessen. — Ein neckisches Geistchen ist das „Schrezala." Es fährt den Leuten gerne in die Haare und verwirrt solche zu unauflöslichen Zöpfen. Hie und da geräth es auch in den Stall und spielt hier den Leuten Possen. Eine Kuh kränkelte immer und gab zuletzt keine Milch mehr; da steckte sicherlich das Schrezala dahinter. Man hängte der kranken Kuh ein Glöckchen (einen „Inglfel") um, und dieß half sofort. Das Plagegeistchen konnte das Geklingel nicht vertragen und wagte sich nicht mehr an die Kuh, welche augenblicklich genas.

Ein probates Mittel, die Hexen zu vertreiben, ist das Klatschen am Walburgisabend (Walberschtog); steht man da auf einem Hügel, so vernimmt man wie ein unaufhörliches Echo rundum in allen Dörfern das Geknatter der Peitschen, womit die Buben das Dorf sauber machen.

Andere unsichtbare Hausgäste werden dagegen besonders in Ehren gehalten; man spaltet z. B. nie Holz

auf der Thürschwelle, weil da die „Hausotter“ darunter ruht, das unschuldige, milchsaufende Schlänglein, das in der deutschen Mythe überall seinen Platz einnimmt. Ein bevorstehendes unglückliches Ereigniß verkündet das Erscheinen der Wehklage („Wihklog“), welche, ein wirrer, geheimnißvoller Knäul, unter Jammern und Aechzen dahin rollt. Einen Todesfall im Hause aber zeigt es an, wenn man das dumpfe Pochen des Erdschmieds (Telchys?) vernimmt, oder wenn sich im Hause oder Garten aufgeworfene Erde zeigt. Stirbt jemand, so öffnet man schnell ein Fenster, um die Seele durchzulassen. Die Neugeborenen werden dagegen, wie die Kinder wissen, aus dem Teich geholt (aus Holdas Palästen, wo die Ungeborenen wohnen — ein bekanntlich auch in andern deutschen Landstrichen erhaltener Glaube). Die sogenannte „Schletterwaare,“ das Geschenk des Pathen für den Säugling, aus Kleidern rc. bestehend, wird am Charfreitag vor Sonnenaufgang in dessen Wohnung getragen. Sehr häufig ist noch das Waschen mit Osterwasser; an Pfingsten aber erfüllt in den meisten Häusern (in Stadt und Dorf) eine frische Birke mit ihrem Wohlgeruch die Stube.

Heirathen, Wohnungswechsel rc. werden gern bei zunehmendem Monde vollzogen. Beim Einziehen trägt man (auch in der Stadt) vor allem andern Bibel oder Gesangbuch und einen Laib Brod in die neue Behausung. Schwüre, Betheurungen unter freiem Himmel sind besonders gewichtig. Wen Nachts die „Drud“ drückt, dem wird zur Abwehr Drudenkraut eingebettet. Schreckgestalten für Kinder sind der „Barret“ (die streng strafende Perahta?) und der „Rupprich“ (der alte Heidenbekehrer?) Spottend oder im Scherz nennt man einen läppischen Menschen einen „alten Lella“ (Lölla, Lollus, der alte Frankengott?). Am Johannistag steigen am Gebirgssaum Wohnende in den Hochwald hinauf, um nach Heilkräutern zu suchen, wie in der Zeit des Heidenthums. Namentlich waren die Waldblumen vom „Zigeunergarten“ — dem Platze am großen Waldstein, wo jetzt das vielbesuchte Schweizerhaus steht — wunderkräftig.

Welch mächtige Wurzeln aber gewisse Glaubenssätze in's Volksgemüth geschlagen haben, beweist z. B. die Thatsache, daß die gut protestantische Landbevölkerung des obern Saallandes keinen Anstand nimmt, jährlich am Himmelfahrtstag auch jetzt noch zahlreiche Opfer auf den Altar der Mutter Gottes zu Marienweiher niederzulegen, um dadurch sich eine gesegnete Ernte zu sichern, und nach einer Frohnleichnamsprocession zu Marktschorgast sah ich gleichfalls als Zuschauer anwesende protestantische Bauernweiber begierig über die an den Altären aufgestellt gewesenen Birken herfallen, um deren Zweige mit nach Hause zu nehmen und in ihr Flachsfeld zu stecken. Einzelne bringen sogar Flaschen voll Weihwasser mit nach Hause, um ihre Beete damit zu bespreugen. Zwei markirte Eigenschaften des Bauerncharakters laufen hier in einander, die Ehrfurcht gegen das Altgewohnte, Historischgewordene, und jene an Habgier streifende Sucht zur Erhaltung und Vermehrung des Besitzes, welche dem ächten Bauern nirgends fehlt und ihm den häufigsten Tadel zuzieht.

Unsere Umrisse erreichen hiemit ihren Abschluß. Sie sollten dem Leser ein deutsches Landschafts- und Volksbild in treuen Zügen vorführen. Wie in ernster Ruhe zwischen den offenen, sich jährlich neu verjüngenden und stets umwandelnden Fluren des Voigtlandes düstere Waldungen ragen und an die alten Haine der Urzeit erinnern, so sehen wir im Wesen seiner Bewohner mannichfache Züge uralten Lebens mit den Einflüssen und Umwandlungen der neuen Zeit innig verwoben, und zwar in einer Weise, die immer ein harmonisches, befriedigendes Bild gewährt. Hier, im alten Wohnsitze seiner Väter, übergibt der Großvater den lauschenden Enkeln sein geistiges Erbtheil, die ehrwürdigen Traditionen, und draußen zucken die Gedankenblitze des Weltverkehrs am Telegraphendrahte vorbei; dort tobt der Jubel des Maientanzes, und in die Wirbel der Musik, in das Singen und Stampfen der Tänzer drängt sich ein dumpfes Rauschen und Rollen — funkelnd schießt ein dampfbeflügelter Wagenzug um den Hügel und verschwindet, mit Jauchzen begrüßt, zwischen schwellenden Halmen, vielleicht beladen mit der goldenen Fruchtfülle dieser Beete, die er zum Austausch in die Ferne führt: Vergangenheit und Gegenwart reichen friedlich und freudig einander die Hand. Heeringen sagt vom Unterland: „Reben, Meßgeläut, Main und Bamberg — das ist Franken!“ Wir aber sagen: „Hügel und laubige Höfe, sausende Nadelwaldungen und blau schimmernde Teiche, herbstliche Jodelklänge und das hohe, leicht flatternde Kopftuch — das ist Voigtland!“ Möge in diesen Dörfern die alte Geradheit und Biederkeit, der alte fromme Sinn auch fernerhin auf Kind und Kindeskind sich vererben, möge über ihren grünen Wipfeln stets der heilige Geist ächten deutschen Volksthums schweben! Ja, „sey gesegnet, du stille Heimath!“

Ludwig Zapf.

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 32. 5. August 1860.

> Est-ce aliénation d'esprit,
> Ou méchante plaisanterie? —
> Non, c'est la chose comme elle est,
> Et point du tout conte frivole.
> Je suis homme d'honneur, j'en donne ma parole,
> Et vous m'en croirez, s'il vous plaît.
>
> Molière.

Pariser Briefe. *

IV.

3.

Wenn wir Goethe in Betreff der geheimnißvollen Kraft befragen, über welche in „Liebe und Haß" so viel gestritten worden ist, so erhalten wir auf die Frage:

„Magnetes Geheimniß, erkläre mir das!"

die Antwort:

„Kein größer Geheimniß als Liebe — und Haß."

So haben wir denn Wunder für Wunder und können sehen, wie wir unsern Weg weiter finden. Gesucht wird dieser Weg so ziemlich aller Orten, hier mit ernstwissenschaftlicher Absicht, dort zum Zwecke eigennütziger Ausbeute, hier zur Befriedigung der Neugier, der Wundersucht, dort wieder in der Hoffnung, für Krankheiten aller Art Heilung zu finden und andere, wie auch sich selbst, aus der blinden Abhängigkeit von Doctor und Apotheker zu befreien. Gesucht wird dieser Weg aber vor allem in Paris, und da wir einmal wieder die Luft der Boulevards athmen, so dürfen wir uns nicht die Mühe verdrießen lassen, uns zwischen den Suchenden etwas näher umzuschauen. Es kommt uns bei diesem Vorhaben zu statten, daß wir persönlich einige Kenntnisse von dem auf diesem Gebiete Vorfallenden mitbringen, also über das erste Staunen und Kreuzeschlagen hinaus sind, während auf der andern Seite weder ein ärztliches Interesse uns befangen macht, noch ein antiärztliches uns Partei nehmen lassen kann. Wenn wir den Pariser Magnetiseuren nahe treten, so befinden wir uns ihnen als vorurtheilslose Forscher gegenüber, die, ohne ihr Feldgeschrei mit zu rufen, den festen Vorsatz haben, die Augen weit offen zu behalten und uns nur zu unterrichten.

Wir nehmen das große Adreßbuch von Paris zur Hand und schlagen die Rubrik „Somnambulismus" auf. Anderer Orten würde sich der Setzer gegen diese Rubrik auflehnen, und wenn er's nicht thäte, so doch wenigstens die Gesundheitspolizei, der Ortsphysikus, und wie die Verfolger der Magnetiseure sonst heißen. Hier finden wir eine ganze Seite voll verzeichnet und dennoch fehlen Namen, wie die des Grafen Sczapary, Cahagnets, Güldenstubbes und mancher Andern, deren magnetische Beschäftigungen bekannt sind. Es handelt sich also nur um einen kleinen Vortrab der großen Armee des Pariser Magnetismus. Zählen wir zusammen. Die Damen haben die Majorität; wir finden

* Vom Verfasser des Briefes in Nr. 27.

nicht weniger als dreizehn Adressen von weiblichen Somnambulen; die sieben Adressen von Männern sind vermuthlich solche von Magnetiseuren, da das Hellsehen nun einmal vorwiegend den weiblichen Naturen anzugehören scheint. Um nicht lange wählen zu müssen, besuchen wir eine Séance magnétique des berühmtesten Pariser Magnetiseurs, des Baron Du Potet.

Wir wollen gleich hier verrathen, wie man dahin gelangt, denn in Paris selbst wissen wenige Leute davon, und eine Menge wißbegieriger Deutscher besuchen und verlassen Paris, ohne ermittelt zu haben, wie man sich zu diesen magnetischen Abendsitzungen Einlaß verschafft. Hier ist der Nachweis. Man begebe sich an irgend einem Mittwoch, Abends acht Uhr, in den dritten Stock der Nr. 5, Rue de Beaujolais, Palais Royal, bezahle 75 Centimes für eine Nummer des Journal du Magnétisme und gebe die gleichzeitig erworbene Einlaßkarte an der Thüre des Sitzungssalons ab. Hiemit sind alle Förmlichkeiten erledigt und man sitzt unter den bereits versammelten Zuschauern.

Wir beschreiben eine dieser Sitzungen, wie wir sie mitgemacht.

Der Saal ist mäßig groß, etwas länger als breit, hat zwei Fenster dem Haupteingang gegenüber, drei Reihen Sitze zu beiden Seiten der Wand, und in der Mitte einen freien Gang von etwa anderthalb Ellen Breite. Am Ende desselben, zwischen den Fenstern, steht ein Katheder. Um neun Uhr etwa sind sechzig Personen versammelt, etwa zur Hälfte Damen, zur Hälfte Männer, vorwiegend Fremde, namentlich aus Bukarest eine Anzahl junger Damen, vier oder fünf, in Begleitung zweier Herren.

Baron Du Potet eröffnet endlich die Sitzung durch einen Vortrag über den Magnetismus, worin er das ignorirende Verhalten der Akademien rügt, in Sonderheit die Akademie der Wissenschaften tadelt, daß sie den aus ihrem eigenen Schooße hervorgegangenen Bericht einer zur Untersuchung des Magnetismus niedergesetzten Commission zu den Akten gelegt habe, weil er dem Magnetismus günstig lautete. Schließlich bat er die Anwesenden, da er keine Experimente mit andern, als den zufällig Anwesenden mache, ihm durch Bereitwilligkeit behülflich zu seyn, d. h. sich magnetisiren zu lassen, denn ohne dieses Opfer könne die Sitzung eben nichts bieten.

Dann suchte er, nach beendigtem Vortrag sich in den Mittelgang unter die versammelten Zuhörer begebend, die Damen zu veranlassen, sich ihm zu diesem Experimente zu vertrauen. Die meisten schienen indessen sich auf eine bloße Zuschauerrolle vorbereitet zu haben, und keine wollte sich magnetisiren lassen. Endlich überredete er eine der Bukaresterinnen. Da sie aber sich nicht des Lachens enthalten konnte, so mußte er nach kurzer Zeit die ihr gegenüber begonnenen Striche aufgeben und eine andere magnetisiren. Auch diese brauchte indessen so lange Zeit, um sich an sein Manipuliren zu gewöhnen, daß er zu einer dritten übergehen mußte. Diese kämpfte noch mit dem Schalk in ihr, der nicht Frieden geben wollte, als hinter der Magnetisirten eine Dame von etwa vierzig Jahren auf ihrem Stuhle hin und her zu schwanken begann, nach Luft schnappte, die unbehaglichsten Gesichter schnitt, mit den Händen krampfhaft umher griff und ihren spießbürgerlichen Gatten neben ihr in Sorge und Angst versetzte. Sogleich wurde sie durch den Magnetiseur nach einem Stuhle zu Füßen des Katheders geführt, wo sie ihr Wesen forttrieb, nachdem Du Potet ihren Zustand mit eingehender Genauigkeit beschrieben und durch Experimente anschaulich gemacht hatte. Sie war empfänglicher gewesen als die übrigen magnetisirten Damen und hatte das Fluidum angezogen. An und für sich nicht gerade schön, bot sie ein klägliches Bild bewußter und widerwilliger Unfreiheit, und alle ihre Bewegungen verriethen die vergebliche Anstrengung, sich gleichsam aus einem Netze los zu machen, in dem sie gefangen war. Uebrigens schien sie nicht bis zu dem Punkte dem fremden Willen unterthan, daß sie aufstehen mußte, wenn der Magnetiseur es verlangte; dagegen folgte ihr Kopf, widerstrebend zwar, doch kraftlos, jeder seiner Handbewegungen.

Einem ähnlichen Einfluß unterlag sehr bald eine der erwähnten jungen Damen, zu denen Du Potet inzwischen zurückgekehrt war. Ihre Augen hatten sich nach drei Minuten langem Magnetisiren halb geschlossen; sie lachte noch, wenn ihre Freundinnen über sie redeten, sie gab auch klare Antworten über das Absonderliche ihres Zustandes, aber sie zeigte in dem Hin- und Herwenden ihres Kopfes schon die vollständigste Abhängigkeit von den Bewegungen des Magnetiseurs. Zum Glück für uns andere, die wir an jener andern Magnetisirten des Abschreckenden gerade genug hatten, entstellte hier das Halbbewußtseyn auf keine Weise, im Gegentheil erhöhte eine gewisse Traumtrunkenheit die Lieblichkeit des jungen Angesichts, und so zeigte sich denn bald unter den übrigen fremden Damen mindere Bedenklichkeit, das nämliche Experiment auch an sich versuchen zu lassen. Einige dieser Versuche wurden wieder durch reizbare Nachbarinnen unterbrochen, indem das Fluidum über sein nächstes Ziel hinaus ging und jene ergriff. Eine dieser Damen, eben selbst an den Fuß des Katheders geführt, gewann nach fünf Minuten langer Gebundenheit ihres Willens plötzlich, scheinbar

durch einen entschiedenen Entschluß, ihre Selbstständigkeit wieder und war bei einem später noch einmal mit ihr vorgenommenen Magnetisiren nicht in Abhängigkeit zu versetzen. Eine andere, auch durch indirektes Magnetisiren zufällig Eingeschläferte gab den Nahesitzenden lange den unerquicklichsten Anblick, da sie auf ihrem Stuhle wie auf einem Wagensitze umherschwankte und jeden Augenblick auf den Boden zu stürzen drohte, nachdem der Magnetiseur sich längst nicht mehr um sie gekümmert hatte. Ihr trostloser Zustand hielt noch lange an, und selbst als Du Potet ihr endlich durch Gegenstriche und Anblasen Erleichterung verschaffte, blieb sie in halbwacher Unbehaglichkeit; sie hatte ihm vorher auf seine Fragen geklagt, sie habe „douleurs partout."

Diese und jene erste Dame vertraten an diesem Abende gleichsam die fratzenhafte Seite der Vorstellung und belustigten die Zuschauer wider Willen; vor allen gilt dieß von der vierzigjährigen Dame, und zwar vornehmlich als Du Potet seinen Magnetismus einmal auf ihre Sprachorgane concentrirte und sie dadurch stumm machte, wo sie dann in Folge seiner Fragen die quälendsten Geberden machte. Es mag gleich hier die Rüge Platz finden, daß Du Potet seine Experimente nicht mit gesammeltem Ernst in Rede und Verhalten ausführt, daß er vielmehr einen heitern Ton anstrebt, der die Zuschauer einladet, sich nicht nur zu belehren, sondern auch zu belustigen. Er ist ein Mann von vielleicht 65 Jahren, klein gewachsen, mit grauem Kopf und einem Gesichtsausdruck, dem der wissenschaftliche Ernst natürlich seyn könnte. Und da wir einmal dieses Bedenken gegen seine Art und Weise äußern, sey hier auch noch hinzugefügt, daß er mit diesen Sitzungen nach seinen eigenen Worten unbedingt zu Experimenten ähnlicher Art auffordern will, und daß er durchaus keine Warnung damit verknüpft, während das Magnetisiren ohne alles Verständniß doch die gefährlichsten Folgen nach sich ziehen kann. Eben so wenig belehrt er über den magnetischen Strich zur Hebung dieses oder jenes Unwohlseyns, noch über das Verhalten im Fall ungewöhnlicher Zwischenfälle. Seine Empfehlung ist: jeder versuche ohne weiteres zu magnetisiren, jeder experimentire und fordere andere dazu auf.

Wir kehren zu den Experimenten zurück. Bis dahin waren nur Damen magnetisirt worden. Er suchte jetzt unter sechs sehr gut aufgelegten Pariser Studenten ein paar Opfer zu werben. Einer zeigte sich endlich bereit. Nach fünf Minuten aber mußte der Versuch aufgegeben werden, da sich keine Wirkung zeigte. Bei einem zweiten zeigten sich die ersten Symptome, ließen dann aber wieder nach, und als auch dieser Versuch aufgegeben werden sollte, wies sich wiederum ein Nebenmann als Ableiter des Fluidums aus, und zwar bereits von diesem in so hohem Grade angefüllt, daß unmittelbar zu seiner Behandlung geschritten werden konnte. Es war ein Mann von etwa 35 Jahren, blond, mittelgroß, die bebrillten Augen etwas zu nahe im Sehwinkel, wie dieß häufig Naturen von somnambuler Beschaffenheit kennzeichnet. Durch wenige Striche kam er dem Zustande der Katalepsie nahe. Seine Beine waren wie von Bleigewicht beschwert und ohne irgend eigene Bewegungsfähigkeit. Nachdem er durch Gegenstriche aufgeweckt worden war, bat Du Potet ihn, sich aufrecht hinzustellen und seinen Widerstand daran zu setzen, um seinen Standpunkt zu behaupten. Und hier begann nun bald ein gar eigenes Schauspiel. Während der Magnetiseur mit dem Stocke eines der Anwesenden um und über dem Stehenden zahllose Strichbewegungen in der Luft machte, bald rechts, bald links, bald über dem Kopfe die Stockspitze führend, gleichsam eine Menge seines Fluidums in einer Weise entladend, als wickle es spinnenartig den Magnetisirten ein, während dessen kämpfte der so Eingesponnene offenen Auges und klaren Bewußtseyns gegen den immer zwingender werdenden äußern Einfluß, bis das Schwanken des Oberkörpers heftiger und heftiger wurde und nur die äußerste Kraftanstrengung den vorwärts strebenden Schritt zurück zu halten vermochte. Der Magnetisirte stand am Eingang des Mittelgangs. Du Potet, bis zum Katheder zurückgetreten, in etwa sechs Schritten Entfernung, machte bald unten am Boden, bald höher Bewegungen mit Stock und Hand, als ziehe er Fäden ein, immer neue, immer zahlreichere, und jeder Faden zog und zerrte an dem fern ihm gegenüber Stehenden. Endlich schnellt sein rechter Fuß wie auf einer Eisfläche vor. Eine unwillige Geberde; dann, bei dem Gelächter des Publikums, gezwungenes Mitlachen und ein paar halb verständliche Worte: „Je ne veux pas — absolument non." Und wirklich gelingt es ihm, den Fuß wieder einzuziehen. Er hat sich wieder frei gemacht, so scheint es, wenn schon sein Blick nicht von dem Magnetiseur fort kann. Dieser aber setzt seine Hand- und Stockbewegungen ununterbrochen fort. Und nun plötzlich neigt der Andere sich wieder vorn über, weiter, als der völlig wache Zustand es ohne Verlust des Gleichgewichts zulassen würde. Man will ihm beispringen, aber schon ist er im Vorwärtsrutschen, eine lange Strecke, die er nicht wieder zurücklegen wird. Von neuem Kampf, von neuem ein unbändiger Schritt, als ahme er Peter Schlemihls erste Versuche mit den Meilenstiefeln nach. Aber das Lachen der andern stört ihn nicht mehr. Es zieht ihn weiter und immer weiter, und auf einmal steht er Gesicht

an Gesicht vor dem Manne, der ihn wie eine Marionette beherrscht.

Die wenigsten unserer Leserinnen werden dergleichen gesehen haben, und die es gesehen, werden darum noch nicht glauben, obschon sie vielleicht selbst täglich Beispiele ihrer Anziehungskraft zu verzeichnen Gelegenheit haben. In der That wehrt sich der Verstand gegen den Gedanken an eine so — man möchte fast sagen, mineralische Anziehungskraft. Dennoch ist uns nicht zu helfen: die Thatsache besteht. Wenn wir gewisse körperliche Vorbedingungen in unserer Natur besitzen, Bedingungen, welche uns in die Reihe der Hochsensitiven bringen, so hat der uns Magnetisirende eine Macht über uns, die noch über das hier Erzählte hinaus reicht. Und nicht einmal Hochsensitive, nicht einmal Sensitive brauchen wir zu seyn. Wir werden gleich zu den Damen zurückkehren, deren wir schon erwähnt, und die, ohne sensitiv zu seyn, jener Anziehungskraft folgen mußten.

Einstweilen sehen wir nach dem blonden Herrn, der dem Magnetiseur gleichsam aufgeklebt ist. Eine rasche Wendung des letzteren gibt der Sache ein noch komischeres Ansehen. Sie stehen Rücken an Rücken, einer Janusstatue gleich, die vor- und rückwärts schaut, der Magnetisirte in der besorglichsten Haltung, denn es zerrt ihn beständig hinten über, und wenn der Andere ihm seine Lehne entzieht, muß jener rücklings zu Boden stürzen. Nun biegt sich Du Potet, auf seinen Stock sich stützend, vorüber, und er hat gut gethan, sich zu stützen, denn der Andere läßt nicht los, liegt ihm vielmehr wie ein Sack auf dem Rücken und folgt ihm stolpernd und unwillig in dieser unbequemsten Lage, völlig unfähig, die unsichtbaren Fäden zu zerreißen, mit denen ihn der Magnetiseur auf die Schultern geladen hat. Am Ende des Ganges macht sich Du Potet vom Andern los, erleichtert ihn durch einige Gegenstriche und läßt ihn wieder niedersitzen. Er hat, da alle Welt ihn fragt, was er empfunden, durchaus keine Ahnung von dem Puppenspiele, dessen Held er gewesen. Uebrigens quält ihn noch lange nachher Herzklopfen und Magendrücken, und er muß den Magnetiseur erst um weitere erleichternde Striche bitten, ehe dieser sich an diese so nöthige Hülfeleistung erinnert.

Trotz der kläglichen Rolle, welche hier der Magnetisirte spielte, bietet sich eine junge Dame aus der Fremdenreihe zu einem ähnlichen Versuche an. Sie will aber nur bis zum Umwenden gezwungen werden, zu nichts weiterem, und Du Potet geht gern darauf ein, da er ohnehin ihr schwerlich eine jenen Experimente verwandte Unbequemlichkeit zumuthen würde. Sie stellt sich also mitten in den Gang, er etwa einen Schritt hinter sie, und nun beginnen seine heranziehenden Striche von neuem, immer die offene Hand, die innere Fläche nach oben, wagrecht in der Richtung die Finger ihr zugekehrt, bald die Rechte, bald die Linke, bald beide, ein unablässiges Heranziehen. Es sey hier eingeschaltet, daß alle Magnetisirten in dem vollständigen Anzug verblieben, wie sie gekommen waren, die Damen mit den Hüten auf dem Kopf und meistens in Seide gekleidet, was also kein wesentliches Empfänglichkeitshinderniß seyn kann; daß ferner jeder auf seinem Platze verblieb, statt auf einen isolirten Sitz geführt zu werden, ein Verfahren, welches die Wirkung jedenfalls häufig verzögerte, zuweilen gar ganz vernichtete; daß endlich die Striche bald mit der Rechten, bald mit der Linken, nach dem Grade der Ermüdung abwechselnd, geführt wurden, und daß die abwärts streichende Hand, um den Strich zu wiederholen, nicht im Kreise zurückkehrte, sondern ohne weiteres auf dem kürzesten Wege, also gerade aufwärts.

Die junge Dame hat in der Zwischenzeit keinerlei Wirkung zu spüren behauptet und gibt ihren Begleiterinnen lachende Antworten, wobei aber eine unbewußte Seitenwendung ihr bequem zu werden beginnt. Als sie es bemerkt, setzt sie sich ernstlich zur Wehr und ist nun während weiterer drei Minuten in stetem Widerstreben begriffen, da der magnetische Einfluß sichtlich zunimmt und ihre Haltung bedroht. Auf einmal schnellt sie wie ein Kreisel herum, urplötzlich, man kann sich nichts Zierlicheres vorstellen. Damit ist sie erlöst und er führt sie auf ihren Platz zurück.

Es wird noch mit einer andern Dame ein Versuch gemacht, aber nur mit halbem Erfolg, da in dem Augenblick, wo die Wirkung zu Tage zu treten beginnt, ein heftiges Gepolter draußen die Gesellschaft in Aufregung bringt. Die Thüre steht halb offen; als man sie ganz öffnet, gewahrt man einen Burschen von etwa fünfzehn bis sechzehn Jahren, der mit gesenktem Kopfe nachtwandelnd umhertaumelt. Du Potet muß ihn mit Gewalt beim Arme halten, um ihn zu bändigen, da er mit allen Mauern in Hader liegt. Endlich bringt man ihn nach dem Stuhl am Katheder. Aber er rast weiter, und erst als es gelingt, ihn durch Gegenstriche und Anblasen zu wecken, gibt er sich als einen verschüchterten Jungen zu erkennen, der sich so rasch wie möglich der allgemeinen Neugier entzieht. Es ist der Sohn des Portiers im Hause Nr. 5 und hat schon öfter die Sitzungen belästigt, ohne abgehalten werden zu können, sich immer wieder als Thürlauscher hinaufzuschleichen, angezogen durch das magnetische Fluidum, das er dießmal sehr zu unserem Schaden seiner eigentlichen Bestimmung entfrembete, denn die junge Dame ist zu

keiner Wiederholung des unterbrochenen Versuchs zu bewegen. Und weil ohnehin Mitternacht darüber herangekommen ist, so schließt Du Potet die Sitzung, wie er sie eröffnet hatte, mit einigen vom Katheder herab gesprochenen Worten.

Wir brauchen, nach der Art, wie wir das Geschaute hier wiedergegeben, wohl kaum erst zu versichern, daß bei allem, was sich an diesem Abend zutrug, keinerlei Betrug mit unterläuft. Es waren einige derjenigen Hochsensitiven zugegen, wie wir mit Bestimmtheit ermittelten, die bereits früher zu Experimenten benutzt worden, die der Magnetiseur aber geflissentlich bei Seite ließ, um den Verdacht der Verabredung zu vermeiden. Diejenige Gesellschaft Fremder, welche an diesem Abend vorzugsweise zu Experimenten sich hergab, gehörte, wie uns ebenfalls mit Gewißheit bekannt ist, einer Sphäre an, welche nicht für Zwecke dieser Art käuflich ist. Ohnehin hätte sich, bei einiger Vorkehrung der angedeuteten Art, der Abend weit vielseitiger gestalten lassen, während das zur Schau Gebrachte dießmal ziemlich dürftig genannt werden darf, wenn man Vorstellungen in andern Pariser Häusern dieser Art damit vergleicht, bei denen sich schon eher Zweifel erheben lassen. Wir werden die Schilderung einer solchen das nächste mal geben.

Was den Baron Du Potet betrifft, so haben wir schon gerügt, was uns tadelnswerth schien, wobei wir freilich den einseitigen Standpunkt festhalten, daß der Magnetismus vorzugsweise als Heilmittel sich Vertrauen erwerben soll. Die Metaphysiker lassen das nicht gelten, und sie haben von ihrem Standpunkte Recht.

Das erwähnte Journal du Magnétisme erscheint zweimal im Monat und ist vor sechzehn Jahren begründet worden. Du Potet ist als Redakteur genannt. Es enthält ein sehr gemischtes Durcheinander von Angriffen auf die Akademiker und Aerzte, von magnetischen Kuren, von Auszügen aus alten Schriften, und ist, wie uns scheinen will, mehr auf bunte Abwechslung angelegt, als auf wissenschaftliches Weiterbauen. Ein größeres Werk Du Potets „la Thérapeutique magnétique“ ist in Vorbereitung. Ueber seine Stellung, seine Zwecke, seine Vergangenheit können wir uns hier nicht verbreiten, da wir einerseits nicht hinreichend darüber unterrichtet sind, andererseits aber auch diesen Bericht von Persönlichkeiten und Aehnlichem getrennt zu halten wünschen. Wer sich für die Sache interessirt, schaue selbst nach. Es ist, wie wir nachgewiesen, keine abgeschlossene Gemeinde, vor und mit welcher experimentirt wird, sondern wer kommt, ist willkommen und mag versuchen, auf welche Tonart sein eigenes Nervensystem gestimmt ist.

Junker Hans vom Staal.

Ein Lebensbild aus dem siebzehnten Jahrhundert.

(Fortsetzung.)

Am 15. Maimonats des 1642sten Jahres ritt der Ambassador an den Tag zu Baden, geleitet von seiner Ehegemahlin, so, da sie unfruchtbaren Leibes war, sich daselbst des altberühmten warmen Bades bedienen sollte. Und zog mit ihnen ein groß Gefolge, Fremder sowohl als Einheimischer; und ward bei dieser Badefahrt große Ueppigkeit getrieben, uneingedenk der Kriegsfurie, welche zunächst der Pforten unseres Vaterlandes wüthete und — so Gott seine schützende Hand uns entzog — auch über uns hereinzubrechen nicht ermangeln konnte. Unter des Ambassadors Hofstaat und Comitat befand sich auch der junge Rollius, consulis filius, so inzwischen vom Könige wirklich zu einem Obersten war vernamset worden, und trieb derselbe keineswegs den mindesten Staat. Und begab es sich, daß er am nämlichen Morgen, da der Aufbruch des Ambassadors nach Baden geschah, in seiner rothen, mit Gold benähten Montur an der Matte vorbei ritt, wo ich im Zwilchkittel vor meinen Knechten her die Sense schwang; und rief höhnisch von seinem Roß über den Grünhang herüber: „Haut's-es, haut's-es, Herr Altrath a Stabulo?“ Kann nicht läugnen, daß mir bei dieser spöttischen Anspielung auf unseres ehrlichen Namens lateinische Schreibart und die Handtierung, bei welcher

er mich betroffen, das Blut zu Haupte stieg. Erwiederte ihm alsobald mit lauter Stimme: „Weniger mühselig sey es freilich, des Ambassadors Liverei zu tragen und als dessen Lakai hinter ihm her zu reiten; die Staalischen zögen es aber vor, Mahden zu mähen.“ Es war nicht schwer zu merken, daß diese meine Gegenrede den neugebackenen Obersten nur lützel erbaute, viel eher ihm scharf in die Nase stach, maßen selbiger mir einen erzürnten Blick zuwarf, seinem Rößlein die Sporen gab und, ohne ein ferneres Wort zu verlieren, von dannen trabete.

Wenn gleich mir nun freilich nicht vergönnet war, an den Lustbarkeiten zu Baden Theil zu nehmen, so blieb mir für diesen Sommer dennoch eine ganz besondere Freude vorbehalten, und war dieß der Besuch meines verehrten Freundes, des Herrn Probstes von Vorburg. Und kam derselbe keineswegs mit leeren Händen, sondern brachte mir von Regensburg her authenticas copias eines kaiserlichen Indultes, kraft dessen mein primogenitus Johann Baptist des nächsten Anrechtes auf die erste erledigte Stelle am hochwürdigen Stift zu St. Ursitz theilhaftig seyn sollte. Und sagte mir mein Freund, ich hätte diese kaiserliche Huld nebst der mächtigen Fürsprache meines Gönners, des fürstbischöfflichen Domcustos von Ramstein, ganz besonders meiner dem Kaiser und Reiche zugewandten patriotischen Gesinnung zu verdanken. Dieser Rede freute ich mich nicht wenig und hätte den Ruhm und gutes Ansehen, so mir hiedurch geworden, mit der rothen Liverei des jungen Rollius keineswegs vertauschen mögen.

Nach dieser mir unverhofft gewordenen freudigen Bescheerung war nun kein Zweifel mehr, daß mein Aeltester sich dem geistlichen Stande widmen solle; und wiewohlen selbiger annoch ein muthwilliger Lateinschüler, so ließ ihm doch als einem künftigen clerico und canonico in spe durch Meister Strübin, den Schneider, ein geistlich Habit anfertigen. Mit demselben zog aber Johann Baptistli die rechte geistliche Würdigkeit noch nicht an, sondern kletterte nichts destoweniger den Nestern der Vögel und Eichkätzchen nach und balgete sich mit den andern Schulgängern auf den Gassen herum; worüber zum öftern ernstlich unwillig geworden wäre, ihn auch meine väterliche Autorität hätte empfinden lassen, wenn es nicht so gar possirlich gewesen.

Der secundogenitus, Hans Heinrich, ging dannzumalen in die deutsche Schule, daselbst die Kunst des Lesens und Schreibens zu erlernen, auch catechismum zu memoriren, während mein Jüngster, Wolfgang, noch am Fürtuche der Mutter hing. — Was dann die Mägdlein anbetrifft, deren ebenfalls dreie vorhanden, so wurden dieselben von ihrer Zuchtmeisterin, Madle Streitfelderin, geschulet, die ich von Altkirch aus dem Elsaß herbeschicket hatte. War nämlich der Ansicht und ohnmaßgeblichen Meinung, daß es auch dem Frauenvolk wohlanstehe, etwelche nothdürftige Wissenschaft des Lesens, Schreibens und Rechnens zu besitzen, womit es in hiesiger Stadt durchschnittlich nicht besonders gut bestellt. Die Aelteste, Franziska mit Namen, war nun schon ziemlich herangewachsen; und wollte mich zuweilen bedünken, es würde dieselbe in Bälde eher eines Ehemahles denn einer Zuchtmeisterin bedürftig seyn. Helena, die zweite, so in der heiligen Taufe der Mutter Namen erhalten hatte, war auch der Mutter rechte Hülfe in der Hauswirthschaft, und ging ihr nichts darüber, als von früh bis spät in Küche und Keller, im Milchgaden und Geflügelstall herumzuhandtiren. Die Jüngste, Anastasia, zeigte schon in zarten Jahren eine besondere Hinneigung zum klösterlichen Leben; wasmaßen, da im Herbste desselben Jahres die Streitfelderin mit dem Spezereikrämer Christoff Bartlime Hochzeit hielt, ich das Mägdlein zu weiterer Zucht und Auferziehung den Schwestern visitationis übergab, so aus Burgund vertrieben allhie ein neues Kloster erbauet hatten. Glaubte somit mein Haus wohl bestellet und hätte mich gern beflissen, fern von Ehrgeiz und Aemtersucht ein geruhiges Leben zu führen; mußte aber leider bald genug erfahren, was es heißt, mächtige und einflußreiche Feinde und Widersacher zu haben.

Hatte mich, wie oben vermeldet, für die Ranzion des Vogtes von Delsberg, so großentheils der Stadtseckel vorgeschossen, als Bürge verschrieben, nicht minder auch für 500 Dublonen, so die Stadt Delsberg den Weimarischen als Kriegscontribution hatte zahlen müssen. Und hatte einen Theil der letzteren Summe der junge Rollius vorgestreckt zur Zeit, da von ihm und den Seinen eine Versöhnung mit den Staalischen war angestrebt worden. Jedennoch waren fürstbischöffliche Lande noch immer von fremden Kriegsvölkern überzogen und hauste im Delsbergerthale eben jetzt das Kanofzkische Regiment, zu den weimarischen Schaaren gehörend, ärger, denn je die Schwedischen oder Kaiserlichen gehauset hatten, wasmaßen weder mein Schwager Schenk noch eine löbliche Stadt Delsberg in statu waren, ihre Schuld abzutragen.

Nachdem ich den Spott des jungen Roll vorbeschriebenermaßen mit scharfer Gegenrede abgetrumpft, so war der Grimm der Rolle gegen mich ärger denn je geworden. Und waren nicht damit zufrieden, mich als Bürgen der Delsbergischen Contribution zur Zahlung zu drängen, sondern stifteten auch die Mehrheit des Rathes auf und ertrotzten einen Beschluß, daß ich

unnachsichtlich angehalten werden sollte, die Ranzion des Schwagers dem Stadtseckel anheimzuzahlen. Besaß vom Veltliner Zuge her noch eine Anzahl guter schwarzer Harnische, so ich mich anerbot abschlagsweise an Zahlungsstatt in unserer gnädigen Herren und Oberen Zeughaus abzuliefern; aber auch dieser Ausweg wurde von meinen Neidern und Hassern mir versperret. Und wußte mir am Ende nicht anders zu helfen, als etwelche Gülten und mein schwer, zierlich und sauber vergüldt Silbergeschirr pfandweise darzugeben, mittelst welcher Aushülfe mich dann endlich von meiner aus Mildherzigkeit und Erbarmen übernommenen Bürgschaft lösen konnte.

Während des ganzen Winters blieb das Kanoizkische Regiment im Delsberger Thal; und lag Major Hammer mit etlichen Reitern in meinem dortigen Haus im Quartier, in meiner Mühle zu Wix aber zwei Rittmeister. Diese Besatzung meiner Güter so viel möglich in Hulden zu behalten, habe ich ihnen nicht nur einen Käs, ein Fäßlein Wein, drei Säcke Früchte, sondern auch ein fettes Schwein zugeordnet; wodurch sie jedoch keineswegs contentiret wurden, sondern unter Dräuung von Mord und Brand noch mehr zu erpressen unternahmen. Und ist ihnen gelungen, eine Stute, ein Fohlen und vier Ochsen zu ertappen. Noch Mehreres besorgend und besonders in großer Furcht vor des tollen Rose Dragonern, so in St. Ursitz lagen und dorten noch viel schlimmer hausten als herwärts die Kanoizkischen, flohen meine Lehenleute davon und abandonnirten dem Feind meine Güter und Häuser, so daß nicht anders als einer vollständigen ruina entgegensehen zu müssen vermeinete. Und hatte, einerseits von meinen Neidern und Hassern verfolgt, andererseits von feindlichem Kriegsvolk ausgeplündert, ein Leben der Sorge und Bekümmerniß.

Wie aber selten ein Unglück allein kommt, sondern auf das Schwere und Bittere gar oft noch Schwereres und noch Bittereres nachfolget, davon mußte ich bald ebenfalls eine Erfahrung an mir selber machen.

Es geschah nämlich, daß im Herbst des 1643sten Jahres meine liebe Ehefrau als eine fleißige und sorgsame Hauswirthin auf den Acker hinausging, wo von Knecht und Mägden die Rüben gezogen wurden. Und war in diesem Jahr schon früh eine feuchte, frostige und unlustige Witterung eingefallen, wessen meine Hausfrau sich nicht achtend, eine Erkältung über sie kam, davon sie in folgender Nacht schwer erkrankete. Wenige Tage darauf ist sie sodann, mit den heiligen Sacramenten wohl versehen, des Todes verblichen. Und geschah dieses im 47sten Jahr ihres Alters, nachdem wir sechzehn Jahre im Ehestand Lieb und Leid getreulich miteinander ausgestanden.

Und erschien mir nun mein irdisch Theil einem Baum gleich, in dessen Gipfel das Wetter geschossen, dessen Rinde zerspalten und dessen Aeste versenget sind. An meinen Gütern geschädigt, an meinen Ehren gekränkt, war ich nun gar ein Wittwer geworden. Und wenn die sechs Kindlein, so nun mutterlos waren, rings um mich heulten und wehklageten, da wurde gar kleinmüthig und wollte es mich in meiner Melancholia schier bedünken, unser Herrgott habe es darauf abgesehen, an mir, gleich wie einst am Dulder Hiob, ein exemplum zu statuiren.

Da zu dieser Zeit auch etwelche ungewöhnliche indispositiones meines Leibes zu verspüren begann, so war ich keines langen Lebens mehr gewärtig, sondern glaubte, es sey nun an der Zeit, mein Augenmerk und Datum von dieser Zeitlichkeit ab und auf den Himmel zu richten, verhoffend bald, statt der mir entzogenen weltlichen Freuden, der ewigen und himmlischen genießen zu dürfen. Wasmaßen ich mich eines Tages hinsetzte und eigenhändig mein epitaphium oder Grabschrift schrieb, meinen Erben und guten Freunden anheimstellend, solches nach meinem tödtlichen Hinscheiden in's Werk zu richten. Und lautete die für meinen Grabstein bestimmte Schrift in teutsche Worte übertragen ungefähr wie folgt: „Hie lieget begraben der edel Hans Jakob vom Staal, des Raths, welcher der Ehrbar- und Gerechtigkeit jeder Zeit hold gewesen, nach Fried und Einigkeit, leider umsonst, getrachtet, der Welt eitler Gunst nicht nachgegangen und ihrer auch nicht theilhaft worden, ein ruhig Gemüth und Leben, von Ehrgeiz frei, vor Gut und Würden zu schätzen gewußt, aber auf dieser Welt nur eines kleinen Glückleins sich zu erfreuen gehabt, wofür seiner unsterblichen Seele ein desto größeres in der andern beschieden werden möge. R. I. P."

Es hat aber dem Vater im Himmel nicht gefallen, daß von diesem meinem epitaphio in Bälde Gebrauch mache, sondern nach seinem ewigen Rathschluß verfüget, daß ich noch ferners dieses irdischen Lebens Wechselfällen von Freud und Leid sollte unterworfen seyn. Fiat voluntas tua!

V.

Die Wallfahrt nach Einsiedeln.

Keines langen Lebens mehr gewärtig, fing ich allgemach an, mehr denn sonst an meines unsterblichen Theiles Heil und zukünftige Seligkeit zu denken. Mein

leider nun von mir gewichenes und ungesinnet zu Tode verblichenes Ehegemahl war mir schon seit langem in den Ohren gelegen, wir sollten einmal zusammen eine Wallfahrt zur wunderthätigen Mutter Gottes von Einsiedeln, der allerseligsten Jungfrau Maria, unternehmen. Und hatte ich dieses fromme Fürhaben weltlicher Geschäfte halb stets verschoben und hinausgetagt, bis es zu spät wurde und meine liebe Helena von hinnen fuhr, ohne das Gott wohlgefällige Werk vollführet zu haben. Dieses Versäumniß lag mir schwer auf dem Gewissen, weil nicht umhin konnte vorauszusetzen, daß nun mein Hausfrau um so länger die Pein des purgatorii werde erdulden und am Eintritt in die Wohnstätten der Seligen behindert seyn müssen. Solches nach Kräften wieder gut zu machen, und da das Wetter wieder mild und lieblich geworden, so beschloß noch in selbigem Spätherbst eine Wallfahrt zu unternehmen, wobei aber nicht bloß nach dem Kloster Einsiedeln tendirete, sondern noch andere Gnadenstätten zu besuchen, auch in unterschiedlichen Klöstern und Gotteshäusern einzukehren und daselbst fromme Gebete zu verrichten mir vornahm.

Am 3ten Wintermonats dieses 1643sten Jahres, am Tage nach Allerseelen, trat ich, wie geziemlich, in ein bescheiden Gewand gekleidet, zu Fuß und den Stab in der Hand, meine Pilgerreise an. Und hatte mein Völklein, Hauswesen und Geschäft dem Bruder Justo zur Obacht und Besorgung anempfohlen.

Und wendete meine Schritte allfördersst nach Beinwyl, welches Gotteshaus ich nach einem starken Tagemarsch und Ueberschreitung des Paßwangs bei einbrechender Nacht erreichte, daselbst meine Andacht verrichtete und die erste Nachtruhe hielt. Andern Tages habe meinen Pilgerstecken weiter nach Dorneck gesetzet, allwo bei den Vätern Kapuzinern einkehrte, auch nicht ermangelte, die Schlachtkapell zu besuchen, so zum Andenken des Sieges unserer Vorväter daselbst erbauet worden; und mußten mir die Schädel, so daselbst an geweihter Stelle aufgespeichert sind, als ein Wahrzeichen weltlicher Eitelkeit dienen, da keinem derselben anzusehen, ob er einst einem berühmten und edeln Ritter, oder aber einem gemeinen Lanzenknechte gehörete. — Von da machte einen Abstecher zu fürstbischöfflichen Gnaden, so ihren Hof derzeit in Birseck aufgeschlagen, und erwiesen mir dieselben viel Gnad und Gunst, belobten und bestärkten mich in meinem frommen Fürhaben.

Als nun auch zu meinem alten Freund und Gönner, dem Domcustos von Ramstein mich verfügte, so lud mich derselbe ein, an seiner Tafel den Imbiß einzunehmen, wozu mich aber zuerst gar nicht verstehen wollte, in Betracht der Tisch eines Domherren nur lützel zu einem Wallfahrer paßt, so eigentlich nur Wurzeln verspeisen und den Durst mit Quellwasser löschen sollte. Konnte aber am Ende dem freundlichen Zureden doch nicht widerstehen und nahm mir vor, nachgehends um so strengere Fasten zu halten. Bei dem Edelwein meines wohlgesinneten Freundes und Gönners ging mir dann auch das Herz auf und schüttete dasselbe zu großer Erleichterung aus und klagete all das Mißgeschick, so in dieser letzten Zeit über mich gekommen. Auf dieses ließ mir Hochwürden Domcustos den Becher neuerdings füllen und redete mir ernstlich zu, melancholiam und Kleinmüthigkeit fahren zu lassen. Da ich ihm dann über meines Hauses Angelegenheit und mein Völklein umständlichen Bericht erstattete, redete er mir nochmalen zu und sprach: „Mich däucht, Junker Hans Jakob, es wäre für Eueres Leibes und Euerer dem Trübsinn heimgefallenen Seele Wohlfahrt das heilsamste, so Ihr noch einmal freien und ein drittes Gespons Euch beilegen würdet, so Eueres Hauses und Euerer Kindlein pflegte, auch sonder Zweifel im Stande wäre, melancholiam zu vertreiben, so jetzt in Euerem Herzen nistet.“ Welch scherzhafter Anmuthung ich mich jedoch mit ernster und nachdrücklicher Rede widersetzete aus Gründen, weil einestheils mein leider zu früh dahingefahrenes Ehegemahl in seinen Tugenden, Frommkeit, Sanftmüthigkeit, Häuslichkeit und Emsigkeit nimmermehr durch eine Andere ersetzt werden könnte, anderntheils, weil ich selber schon bei solchen Jahren, daß geziemlicher für mich sey, auf meiner Seele Seligmachung, denn auf meines Leibes Ergötzung durch nochmaliges Freien Bedacht zu nehmen, wonach mein Freund und Gönner nicht ferner mich zu drängen beliebete, sondern mit heimlichem Lächeln stillschwieg. Und schieden dann unter gegenseitiger aufrichtiger Freundschaftsversicherung und meinerseits unter wohlgemeinter Danksagung für genossene Freundschaft auseinander; und ging, nach der prächtigen Abtei Wettingen zielend, so im Freienamte liegt, meines Weges fürbas.

Es war kurz zuvor beschehen, daß die Franzosen und Weimarischen in ihrem Hauptquartier zu Duttlingen im Schwarzwald unversehens von den Kaiserlichen überfallen worden, wo sämmtliche hohe Generalspersonen gefangen und von der Mannschaft, so zwölftausend zählen mochte, nicht über viertausend davongekommen sind, die nach dem Elsaß, Sundtgau und auch in fürstbischöffliche Lande retirirten, daselbst ihr Winterquartier zu nehmen. Und war derohalben in der Gegend ob Basel und im Frickthal pro momento der Kriegslärm ziemlich verstummt, sah aber nichtsdestominder trostlos genug aus. Nicht minder als in fürstbischöfflichen Landen

fanden sich auch hier die Dörfer mehrentheils verbrannt und das Volk, so nicht erschlagen oder erschossen worden, von Hunger und Siechthum geplaget. In den Wäldern und in dem Gemäuer der abgebrannten Häuser hatten auch hier Zigeuner und anderes gefährliches Volk sich eingenistet, auf Plünderung dessen absehend, was das Kriegsvolk übrig gelassen. Da ich über den Bötzberg schritt, mußte mich mit meinem Stecken des öftern der Wölfe erwehren, die sich nicht scheueten, am hellen Tage den Wanderer zu molestiren.

Dieses war nicht danach angethan, meines Gemüthes Heiterkeit zu mehren. Mein verwaiset Haus und Völklein wollten mir nicht aus dem Sinn. Nicht minder kümmerten mich auf's neue mein Erblehen und die andern Güter im Delsberger Thal, so nun von dem übel zugerichteten und zurückgetriebenen, aber deßhalb desto grimmigeren Ueberrest der Kanofzkischen Reiter sonder Zweifel frischerdings gebrandschatzt, geschädiget und ausgeplündert wurden. Wenn dann die Reden des Herrn von Ramstein mir wieder vergegenwärtigte, so wurde schier erzürnt über meines edlen Freundes und Gönners Leichtfertigkeit, der bei solcher Trübsal mit mir seinen Scherz hatte treiben wollen, da ein so verständiger und in der Welt wohlerfahrner Herr einem fünfundfünfzigjährigen Wittling nimmer im Ernst hätte zumuthen können, noch einmal an's Freien zu denken.

Klopfte endlich, da es schon spät am Abend des dritten Tages meiner Pilgerschaft war, an der Pforte des prächtigen und uralten Gotteshauses zu Wettingen an und bat um ein bescheiden Nachtlager; fand jedoch für besser, dieses mal Namen und Stand für mich zu behalten und zu verschweigen, da sonst zweifelsohne vom gnädigen Herrn Abt zu dessen Tafel gezogen und prächtig tractirt worden wäre; und war es keineswegs Absicht und Zweck meiner Pilgerfahrt, herrlich und in Freuden zu schwelgen und über mein Verdienst geehrt zu werden, sondern viel eher hatte ich den Stab ergriffen, meinen Leib zu kasteien, zu fasten und an den heiligen Stätten vor den wunderthätigen Bildnissen mein Gebet zu verrichten. Wurde also vom Bruder Pförtner nach dem niederen refectorio geführet, wo ein Stück Brodes und zum Nachttrunk einen Becher Wein erhielt; sodann hat man mich zur Kammer gewiesen, so zur Herberge für arme Pilgrimme hergerichtet war, und befanden sich bereits etwelche derselben schlafend auf der Streu. Mir aber ward hier des Schlummers wenig zu Theil, maßen das Ungeziefer sich alsobald über mich hermachte, um sich an meinem Blute zu ersättigen. Ließ diese Plage in Demuth und ohne Murren über mich ergehen, in Hoffnung, sie werde mir für's Himmelreich zu gut geschrieben werden.

Nachdem des andern Morgens in des Gotteshauses prächtiger Kirche die heilige Messe angehört, ging ich, ohne von jemanden erkannt worden zu seyn, des Weges fürbas, um über Zürich nach dem Kloster Wurmsbach zu gelangen, wo Bruder Gedeonis ältere Tochter Scholastica kürzlich zur Aebtissin erwählet worden war. Und war heuer ein besonders gutes Weinjahr gewesen und diese Gottesgabe nicht nur sehr reichlich gewachsen, sondern auch in besonders guter Qualität; und geschah es ausnahmsweise, daß man sich sogar am Züricher See eines süßen Mostes erfreuen durfte. Darüber herrschte große Freude und war in allen Dörfern von einem Ende des Sees zum andern des Jubilirens, Singens, Tanzens und allerhand anderer Lustbarkeit kein Ende; und Alt und Jung, Männer, Frauen und Jungfrauen freueten sich des süßen und kräftigen Mostes, so ihnen der Himmel bescheeret hatte. Mit meines Gemüthes Beschaffenheit waren aber die verbrannten Dörfer und verwüsteten Felder des Frickthales in besserer Uebereinstimmung gestanden, und schritt, der allgemeinen Freude untheilhaftig, meines Weges.

Da geschah es, daß in einem Dorfe, etliche Stunden oberhalb Zürich, heißet Meilen, ein alter Mann mich anredete und fragte: ob denn ein so schwer Kümmerniß auf mir laste, daß ich in diesen fröhlichen Zeiten schier allein mit traurigem Angesicht einhergehe? — Ich antwortete: „Während hier Jubel erschallt, herrschet andern Orts Schreck, Noth und Verzweiflung. Wie sollte Einer, den des Herren Hand gezüchtiget, seiner Kümmerniß uneingedenk seyn?" — Da erwiederte der Alte: „Eben deßhalb, damit der Mühselige und Schwerbeladene seiner Sorgen sich ledig machen könne, hat der liebe Gott in seiner Barmherzigkeit heuer einen so fürtrefflichen Wein wachsen lassen!" Und ergriff mich bei der Hand und führete mich in ein zierlich Gartenhaus, so nicht weit von da mitten in einem Weinberge stand; hieß mich mit freundlichen Worten unter sein Dach treten und meine von der Reise ermüdeten Glieder ausruhen. Und brachte ein sauberes Mägdlein einen Krug Sauser (also nennen sie alldorten den neuen Wein) und stellte ihn zierlich grüßend vor uns auf den Tisch. Als dann der Most in dem Becher schäumte und ich mit einem bescheidenen Zug mich erlabet hatte, fragte mein gastfreundlicher Wirth nach der schweren Prüfung, welche mein bekümmertes Gemüth belaste; und entspann sich folgende Zwiesprach zwischen uns:

Ich. Mein Ehgemahl und treu bewährte Hausfrau, so während langen Jahren mein Trost und meine Stütze war, ist des Todes verbleichend von mir geschieden.

Der Alte. So tröstet Euch! War sie, woran

nicht zweifle, ein so fürtreffliches Ehegespons, als Ihr saget, so genießt sie gegenwärtig der ewigen Seligkeit und Ihr erfreuet Euch ihrer Fürbitte vor Gottes Thron.

Ich. Der Kriegssturm hat mich geschädiget und meiner Glücksgüter beraubt.

Der Alte. Was der Herr gegeben, kann er auch wieder von dannen nehmen. Wessen Acker aber von den Schlossen verwüstet worden, der darf nicht jammernd die Hände in den Schooß legen, sondern soll um so emsiger sein Feld auf's Neue bestellen, da ihm dann immerhin noch eine reiche Ernte werden kann.

Ich. Meine Feinde und Widersacher haben mich bei meinen Mitbürgern in böse Nachrede gebracht.

Der Alte. Da dürfet Ihr, in so fern Ihr selbe nicht verdienet, am allermindesten Euch darüber grämen. Denn je mehr Eure Gegner Euern Ruhm zu verfinstern getrachtet, um so heller werden dessen Strahlen scheinen am Tage, da Ihr Eure Widersacher zu Schanden gemacht, und um so freudiger werdet Ihr Euch dann der wiedererworbenen Gunst Eurer Mitbürger getrösten können. Gedenket dann dieser Rede und dessen, so es Euch gesagt.

Unter solchen Discursen wurde der Krug neuen Weins geleeret; und kann nicht läugnen, daß mich davon, noch mehr aber von der verständigen Zusprache dessen, der mir ihn kredenzte, nahmhaft gestärkt und aufgerichtet fand. Dankte dem alten Mann dann auch bestens für die genossene Erfrischung und Freundschaft und wollte ihn bitten, mir seinen Namen zu offenbaren, auf daß ich wüßte, wem ich für so viele Freundlichkeit zu Dank verpflichtet. Aber der Alte widersprach und sagte: „Der Name, mein Freund, thut nichts zur Sache. Sollten wir uns etwa später wiedersehen, was jedoch bei meinem höheren Alter kaum zu verhoffen, so werden sich dann ohne Zweifel Eure Glücksumstände wieder auf erfreuliche Weise zum bessern gewendet haben, maßen meine vieljährige Erfahrung schon gar manchmal mir erwiesen, daß das Glück einem drehenden Rade gleich.“ — Worauf er, ohne in ein weiteres einzutreten, mir zum Abschied den Handschlag gab.

Wanderte nun wieder, des Alten Reden in meinem Gemüthe ruminirend, meines Weges fürbas. Und konnte nicht anders, als seinem verständigen consilio in meinem Innern beizupflichten, und mußte mir selber gestehen, daß es eines frommen Christen Gesinnung angemessener, die Schläge, womit der Herr uns züchtiget, ungebrochenen Gemüthes zu ertragen; auch eines Mannes würdiger, vor sich zu schauen mit Zuversicht, als hinter sich mit unfruchtbaren Klagen. Und kam mir von diesem Augenblick als ein ganz anderer für, als zuvor; und das Jubiliren und all die Lustbarkeit in den Dörfern, über welche mich erst noch geärgert hatte, mochte ich jetzt den Leuten bestens gönnen. Also wirket auf des Mannes Gemüth eine einsichtige Rede.

Hätte nur gar zu gern gewußt, wer denn eigentlich der alte Herr gewesen. So vertrausam und herablassend er auch mit dem unscheinbaren Pilger umgegangen, so war dennoch etwas Fürnehmes in seiner Art, auch etwas Gewähltes in seiner Redeweise, so auf studia schließen ließ. Auch aus dem zierlichen Weinkrug und den silbernen Bechern und dem feinen Wesen des Mägdleins, welches den Wein gebracht hatte, konnte ohne Müh errathen, daß er guten Standes und Herkommens sey. Sollte aber erst nach etlichen Jahren ganz unverhofft inne werden, wer mein freundlicher Wirth gewesen war.

Wurmsbach ist ein stattlich Gotteshaus, ohngefähr ein Stündlein oberhalb Stadt und Schloß Rapperschwyl am See gelegen. Und wurde daselbst von meiner Bas Scholastica, nachdem ich derselben zu der beschiedenen Würde bestens congratuliret, mit großer Freundschaft empfangen. Und ließ sich's dieselbe nicht wehren, mich in der Redstube mit angemachtem Wein und süßen Krapfen, so die Nonnen sehr lecker zu bereiten wissen, köstlich zu tractiren; redete mir auch, nach dargebrachter Condolation über das unverhoffte Absterben meines Ehegesponses, recht eindringlichen Trost zu. Muß aber gestehen, daß dero Red weniger zu meinem Herzen ging, als jene des alten Herrn, so mich zu Meilen in seinen Weinberg geladen.

Nach einer anständigen Weile empfahl mich bei der gnädigen Frau Bas Aebtissin, ging, meine Andacht zu verrichten, in die Kirche und suchte dann die Klosterherberg auf, meine von der ungewohnten Pilgerschaft steif gewordenen Glieder ein weniges auszuruhen. Und traf daselbst ganz unvermutheter Weise auf einen alten Bekannten, Herrn Balduin von Hertenstein aus Luzern, so anhergeritten war, sein jüngstes Töchterlein diesem Gotteshaus zur Zucht anzuvertrauen. Und war der Hertensteiner gleich mir bei fürstbischöfflichen Gnaden wohl angesehen, auch in fürstlicher Gnaden Landen ziemlich begütert, wasmaßen uns der Stoff zu unsern Gesprächen keineswegs ausging, in welchen die Klagen über den Krieg und fürstlicher Gnaden ungerechte Vertreibung, wie wohl zu begreifen, den ersten Platz einnahmen. Zu meiner ziemlichen Satisfaction dagegen ward mir von meinem alten Freund mitgetheilt, daß gute Aussicht auf den nächsterfolgenden Abzug der Kanofzkischen Reiter aus dem Delsberger Thale vorhanden sey. Konnten auch über die Welt- und Zeitläufe im Allgemeinen discuriren, ohne ein Blättlein vor den

Mund zu nehmen, da der Hertensteiner ein sehr verständiger Herr und keineswegs französisch gesinnet war, sondern gleich mir des Vaterlandes Schaden und endlichen Untergang von der Ambassadoren Praktiken, wenn denselben nicht bei Zeiten gesteuert würde, in Aussicht erblickte. Diente mir auch zu nicht geringer Gemüthserleichterung, den Gallensack einmal unverholen ausschütten zu können, wessen mich zu Solothurn wohl enthalten mußte, weil ich und meine Familie fast allein standen, dem Ambassadoren Trutz zu bieten; denn insbesondere in neuester Zeit waren sowohl Rathsfreunde als Bürger durch dero gestrenger Gnaden des Schultheißen von Roll große Influenz zum mehrsten Theil auf der Franzosen Seite gebracht worden. Zu um so nahmhafterem Troste gereichte es mir zu sehen, daß die getreuen und wohldenkenden Patrioten in der übrigen Eidgenossenschaft noch nicht des gänzlichen ausgestorben seyen; wobei des Sprüchleins gedachte, so der alte Herr zu Meilen im Munde geführt: das Glück sey gleich einem drehenden Rad. Da könne der Franzos auch wieder einmal hinunter, unsereins aber obenauf kommen, dachte ich.

Saßen also bei einander bis zum späten Abend und ergingen uns in verständigen Gesprächen, wobei auch von einem engern Bündnuß der sieben katholischen Orte die Rede war und einer Allianz mit dem Kaiser und katholischen Liga; was aber für meinen Theil, als zum Schaden einer gemeinen Eidsgenossenschaft gereichend, mit entschiedenen und siegreichen Gründen bekämpfte, da dann der helvetische Körper in zwei Theile gespalten in nicht langer Zeit seinen Widersachern anheimfallen und von denselben verschlungen werden würde.

Des andern Morgens erbot mir der Hertensteiner den Klepper, darauf sein Töchterlein anhergeritten, und wollte mich bereden, in Gemeinschaft mit ihm über den Berg Albis und Zug nach Luzern zu reisen. Aber meinem Gelübde, als Pilgrim und ächter Wallfahrer zum Gnadenort Einsiedeln zu gelangen, getreulich nachlebend, schlug ich das freundliche Anerbieten standhaft aus, mußte dagegen versprechen, meine Heimreise über Luzern zu nehmen, wo dann einige Tage in seinem Hause Rast halten und anerbotene Gastfreundschaft genießen sollte. „Wer weiß,“ fügete er mit schalkhaftem Lachen bei, „ob dann nicht vielleicht ein Luzernisches Mägdlein den Rathschlägen Eures Gönners von Ramstein zu Hülfe kommt! Sie stehen im Ruf, gar feurige Blicke aus ihren Aeuglein strahlen zu lassen, die ein älter Herz zu entzünden im Stande wären, als des Junkers Hans Jakob vom Staal.“ — Unter solchen Scherzreden gingen wir auseinander. Und nachdem bei der Bas Aebtissin mich noch einmal bestens empfohlen und ihro mein Abschiedscompliment gemacht, so ließ mich, deren dienstgefälliges Anerbieten benutzend, durch die Klosterknechte über den See nach Lachen rudern.

Bestieg von da den Berg Etzel, dann wieder abwärts gehend gelangte ich zu der herrlichen fürstlichen Abtei mit dem uralten wunderthätigen Gnadenbilde, wohin aus verschiedenen Ländern der Christenheit fromme Wallfahrer in großen Schaaren gepilgert kommen, ihrer Sünden Last oder aber ihres in Noth und Krankheit abgelegten Gelübdes sich zu entledigen.

Auch an mir Unwürdigem bewährte sich die wundersame Heilkraft dieses Ortes, wo im Laufe der Zeiten Meinrads unscheinbare Siedlerhütte sich in ein so prächtiges Gotteshaus gewandelt hat. Denn nachdem meine Andacht verrichtet, inbrünstig gebetet und von jeder der vierzehn Röhren des vielberühmten Brunnens, so vor der Abtei stehet, getrunken hatte, so wurde mir schier, als wäre all mein Leid von mir genommen. Insbesondere fühlte ich, daß nun meine hingegangene treue Hausfrau meiner Trauer nicht mehr bedürftig, sondern zweifelsohne, so wie mir mein unbekannter Tröster verheißen, vor Gottes Thron der ewigen Seligkeit theilhaftig sey. Mein ander Trübsal aber, als Kriegsschaden, Verfolgung und Mißgunst, schien mir leicht zu ertragen. Und wollte mich sogar bedünken, als ob meine alten fünfundfünfzigjährigen Knochen auf dieser Pilgerreise sich frisch gestählt und um viele Jahre verjünget hätten. Und kann ich als rechtgläubiger katholischer Christ diese Umwandlung keiner andern Ursache zuschreiben, als dem wunderthätigen Einfluß jenes Gnadenortes, meinem andächtigen Gebet und meinem getreulich erfüllten Gelübde.

Nachdem also meinem frommen Fürhaben gewissenhaft nachgekommen, so zog in zahlreicher Gesellschaft heimkehrender Pilger deutscher sowohl als welscher Zunge, insbesondere vieler aus den vom Krieg heimgesuchten Landen, aus Breisgau, Elsaß, der Freigrafschaft und Burgund, am rothen Thurm vorbei nach dem Orte Schwyz hinunter und von da nach Brunnen, wo ich den Nauen bestieg, um verabredtermaßen meine Reise nach Luzern fortzusetzen. Und pflog mit allerlei Volk aus verschiedener Herren Ländern Gespräche über der Welt Lauf, über den leidigen Krieg und den längst, aber bis dahin umsonst verhofften Frieden. Und ward mir durch das, was zu hören bekam, neuerdings recht lebhaft eingeprägt, daß nicht nur in unserer Stadt, sondern fast überall Parteiung herrsche, wobei bald diese, bald die andere, wenn sie die Schwächeren, von den Stärkeren unterdrückt und niedergehalten werden, was mich ermahnete, das Uebel, woran schier die gesammte

Menschheit zu leiden hat, für meinen kleinen Theil in größerer Geduld als anhero zu ertragen.

In Luzern glücklich angelangt, wurde ich von meinem Gastfreund, dem Hertensteiner, mit großen Ehren und Freundschaftsbetheurungen willkommen geheißen, mir eine schöne Stube zugetheilt und ein prächtiges Tractament hergerichtet. Worüber mich aber noch mehr freute, als über das weiche, mit Seiden bezogene Federbett, den schmackhaften Käskuchen und den köstlichen Wein, so von Asti her über den Gotthardsberg gefergget worden, das war die Lieb und Güte, deren mich nicht nur Seitens meines alten Freundes, sondern auch von der Hertensteinischen Hausfrau und sämmtlichen Söhnen und Töchtern zu berühmen hatte. Insbesondere fand ich Wohlgefallen an dem ältesten Hertensteinischen Fräulein, Maria Franziska, so gegen ihres Alters Gewohnheit an unsern ernsthaften Diskursen Freude zu haben erzeigte, auch nicht verschmähte, trotz unserer Jahre Ungleichheit, mit mir über verschiedenerlei Dinge theils verständige, theils scherzhafte Reden zu wechseln. Und fand, daß genanntes Fräulein, obwohlen nicht von besonderer Körperschönheit, nichtsdestoweniger durch ihrer Blicke schalkhafte Anmuth, ganz insbesondere aber durch ihren klugen Verstand vor vielen andern sich auszeichne. Auch freute ich mich nicht wenig, daß dieselbe teutscher Tracht annoch getreu geblieben, während in unserer Stadt alles Weibsvolk, so vornehm zu seyn sich bedünket, schon längst französischer Moden unterthänige Sklaven geworden.

Wiewohl der Winter nun schon ziemlich im Anzug und die Witterung zu Spazierritten nicht mehr recht angenehm, so ließ sich der Junker von Hertenstein dennoch nicht ausreden, mit mir zu seinem Schloß Buonas oder Neu-Hertenstein am Zugersee hinauszureiten. Und hab alldorten ein fein Haus und schöne Gelegenheit vorgefunden, dergleichen in der Eidsgenossenschaft, mindestens in centro Helvetiae, kaum eine zweite zu finden. Und ist dieses Stammhaus bei vier- oder fünfhundert Jahren bei dem Geschlechte verblieben, denn der alte Thurm, so noch stehet, um das Jahr 1100 gebauet worden, welches sein Heimwesen und Stammhaus mich hat schließen lassen, daß mein Herr Wirth, so zudem auch noch in fürstbischöfflichen Landen begütert ist, hablich und wohl bei Mitteln. Ist zu erwähnen, daß Fräulein Maria Franziska den Spazierritt auf ihrem Klepper ebenfalls mitgemacht hat, was nicht wenig zur Vergnüglichkeit beigetragen.

Nachdem also während etlichen Tagen bei dem Hertensteiner und seiner Familie großer Freundschaft theilhaftig geworden, auch mein Gemüth sich namhaft erquicket, so habe mich endlich verabschiedet, nicht ohne vorgegangene Verabredung einer Zusammenkunft im nächsten Sommer, da mich die Hertensteinischen in meinem Hause zu Delsberg, ich aber selbige auf ihrem Herrengute bei Laufen zu besuchen versprochen und gegenseitig uns angelobet haben. — Den Wanderstecken neuerdings zur Hand nehmend, trat ich den Heimweg an, unterwegs noch im Kollegiatstift des heil. Bero zu Münster an der Wynen und im prächtigen Gotteshaus St. Urban einkehrend, allwo ich meine Andacht zu verrichten und liebe Bekannte heimzusuchen hatte.

Und kann nicht umhin, der Wahrheit gemäß zu gestehen, daß nun fast alle Trauer von mir gewichen war, ich auch vielleicht den Rathschlägen meines Freundes und Gönners, des Herr Domcustos, Hochwürden, das Ohr nicht mehr so hartnäckig verschlossen haben würde, als vierzehn Tage zuvor. Wofür vor Allem dem lieben Gott und dann der gebenedeiten Mutter Gottes von Einsiedeln Lob und Dank.

Als ich endlich meines Hauses Schwelle wieder beschritt, eilte mir mein Sohn Johann Baptist mit der Nachricht entgegen, daß während meiner Wallfahrt mein und meines Namens langjähriger, mächtiger und grimmiger Widersacher, Schultheiß Johann von Roll, Ritter, des plötzlichen an einer Hauptdefluxion des Todes verblichen. Dei est judicium, ipsi vindicta et retributio!

(Fortsetzung folgt.)

Aus München vor dreißig Jahren.

Zur Erinnerung an Ludwig Bechstein und Anna Schechner.

Ein Mann im Wasser! ruft es hier. Eine Frau über Bord! ruft es dort. Das Rettungsboot käme zu spät. Der Fisch des Propheten Jonas hat sie beide schon verschlungen und die Küste, auf welche er sie ausspeit, liegt jenseits unerreichbar für das Menschenkind in seiner irdischen Hülle, bevor der geheimnißvolle Wal es aufgeschnappt. Und dazu soll sich keiner drängen. Mir kommt es freilich vor, als wären die Beiden ziemlich früh gegen die hergebrachten Gewohnheiten schon im Sommer ihres Daseyns den Weg alles Fleisches gegangen; aber das liegt an der optischen Täuschung der Erinnerung, welche Menschen, die wir seit Jahrzehnten nicht gesehen, in der Vorstellung so bewahrt, wie wir sie beim Abschied verlassen. Das Gedächtniß macht es wie das Bergwerk von Fahlun, worin die Leichen der Verunglückten sich unversehrt erhalten.

Es war in den frohmüthigen Tagen des „Zeitspiegels“ zu München — mir scheint, erst gestern — als Spindler in den grünen Baum am Isarstrande zum Tölzer Bier, zur schönen Wirthin, zum vierschrötigen Meister Hitzlsperger, zu den runden flinken Kellnerinnen Kathi, Burgerl und Cili einen jungen Mann mitbrachte. Ich sage „jung“ von meinem jetzigen Standpunkte, denn uns jugendlichem Volke im Anfang der Zwanzig kam er mit seinen neunundzwanzig Jahren schon ziemlich vorgerückt im Alter vor und machte den Eindruck eines Philisters. Eine schmächtige Gestalt mit hagern Wangen, die gebogene Nase gesattelt mit einer leidlich plumpen Silberbrille, wie man sie damals trug, vorsichtig zahm in Geberde und Sprache, nüchtern wie ein genügsamer Sachse, auf den Lippen das Lächeln einer bescheidenen Zufriedenheit mit sich selbst. Sein Name war uns nicht unbekannt: er lautete Ludwig Bechstein; später nannten wir ihn Stechbein und den bürgerlichen Dichter. Sein Aussehen und sein äußerliches Thun war damit gekennzeichnet, doch wird hier ausdrücklich noch zu bemerken seyn, daß der kameradschaftliche Scherz der wahrhaft herzlichen Zuneigung keinerlei Eintrag that, welche er sich schnell genug im gesammten Kreise erwarb. Wir alle hatten den heitern Gesellschafter gern; wir alle waren überzeugt, daß er sich im Falle der Noth als guter Kamerad bewähren würde, und diese Vorstellung ist uns geblieben, und doch wohl nicht allein darum, weil eine Enttäuschung keine Gelegenheit fand.

Bechstein war zum Apotheker erzogen und hatte sich verhältnißmäßig spät erst andern Studien zugewendet, wenn ich nicht irre unter der Gönnerschaft seines Oheims, des bekannten Naturforschers, und dann seines Landesfürsten, des Herzogs von Meiningen, dem er auch ferner noch eine anständige Versorgung verdanken sollte. Die Art, in welcher Bechstein hervorbrachte, war von besonderer Eigenthümlichkeit. Seine Einbildungskraft schien in einer lateinischen Küche zu arbeiten, die bezogenen Stoffe und die daraus gewonnenen Präparate in wohlgeordneten Büchsen, Flaschen und Schubladen zu bewahren, um sie dann nach Recepten in nicht minder geordneter Reihenfolge zu mischen und abzugeben. Eines Tages hatte ich Gelegenheit, die vorbereitenden Handgriffe dieser poetischen Receptirkunst zu beobachten. Wir hatten zusammen zu Mittag gegessen und er lud mich ein, mit ihm in seiner Wohnung Kaffee zu trinken. Unterwegs kaufte er in einer Papierhandlung Papiere von verschiedenem Format und verschiedener Beschaffenheit, eine große Menge. In seiner Stube, die einer alten Jungfer zu gehören schien, bereitete er in der Kaffeemaschine, was der Morgenländer das schwarze Wasser der Weisheit zu nennen pflegt; doch war die Schwärze nicht ganz mustergültig. Während ich den Trank schlürfte und mit dem freundlichen Wirth plauderte, falzte dieser mit genauer Hand eine Anzahl von großen Bogen, schnitt jeden auseinander, bog jede Hälfte zu einem Quartbrief, falzte wiederum an jeden Quartbrief einen Rand, bei einem genau so breit wie beim andern, und nachdem er eine gewisse Anzahl beisammen hatte, fing er an den obern Rand eines jeden Bruches mit einer Etikette zu verzieren. Seine Handschrift war augenscheinlich sächsischen Ursprungs. Man erkannte in jenen Tagen noch den Landsmann an der Schrift; damals schrieb man nicht mit der Stahlfeder, welche zwar dem Einzelnen nicht seine besondere Eigenthümlichkeit entzieht, wohl aber den Handschriften aus aller Herren Ländern einen weltbürgerlichen Zug aufnöthigt. Wie Bechsteins Zug den Sachsen, verrieth die gezirkelte Zierlichkeit und Feinheit der Buchstaben die pharmaceutische Schule. Mit Erstaunen sah ich ihn schreiben: „Das tolle Jahr.“ Dann kam eine römische I, dann eine arabische 1 daneben, obschon in der obersten Ecke dieselbe arabische Ziffer stand. Diese letztere wurde auf dem zweiten Bogen zur 2, auf dem dritten zur 3 und so fort; endlich aber kam ein „II. 1.“ zum Vorschein,

Jetzt konnte ich nimmer umhin, meinem wißbegierigen Erstaunen Worte zu leihen. Ich erhielt die leutseligste Auskunft. Das Papier war für einen Roman, „das tolle Jahr“ betitelt, vorgegeben, wie Hafer und Heu für ein Roß. Bechstein behandelte eben den Pegasus als Pferd. Ich wagte die Einwendung, daß doch hie und da der Raum zu eng oder zu weit werden könnte. Mit der Zuversicht eines bleichen Leinewebers in der Miene schüttelte Bechstein lächelnd den Kopf. Das habe ihn noch nie in Verlegenheit gebracht, betheuerte er. „Wenn ich Morgens aufgestanden bin,“ fügte er hinzu, „mache ich ein Gedicht und hernach den Kaffee; dann folgen die andern Arbeiten nach ihrer Ordnung. Am nächsten Montag z. B. kommt das tolle Jahr an die Reihe, täglich zwei Quartseiten, macht für die Woche drei solche Halbbogen.“

Bechsteins Schrift gab aus. Er beschrieb, wie damals alle Welt, sein Papier auf beiden Seiten, und die drei Halbbogen wöchentlich waren ein ganz anständiges Stück; mir kamen sie gleichmäßig zu wenig und zu viel vor, weil ich in meiner Unerfahrenheit mir einbildete, daß der eine Dichter genau in derselben Weise arbeiten müsse wie der andere. Der bürgerlich geordnete Fleiß in der Dichtkunst war mir noch nicht vorgekommen; ich kannte nur die äußersten Gegensätze, den raschen Ungestüm hier, die süße Trägheit dort, die mit einander in einem und demselben Wesen abwechselten. Für Sturm und Drang des Schaffens war der tägliche Abschnitt zu wenig, für die Unlust zu viel.

Bechsteins Vormittagsarbeit war jedoch mit dem Gedicht und den zwei Seiten Roman noch nicht abgewickelt. Auch eine Seite „Novelle“ mußte fertig werden. Was zwischen Roman und Novelle sich einschob, habe ich vergessen; eben so die Art, wie die gesammelten Stoffe in das Stoffbuch eingetragen, wie Briefe abgefertigt, wie Lesen und Studien betrieben wurden. Ich kann aber versichern, daß alles in seiner Ordnung vor sich ging, genau nach der Vorschrift. Die einzige Unregelmäßigkeit, von der ich erfahren, war die, daß Bechstein hie und da nicht zum Essen ausging, weil ihn ein Buch fesselte. Für solche Fälle hielt er zur Winterszeit Kartoffeln im Vorrath und einen Hafen, um sie darin zu sieden. Butter, Salz und Brod hatte er ohnehin stets zu Hause, so daß er gar nicht aus der Höhle zu kriechen brauchte, wenn es ihm nicht beliebte. Abends blieb er häufig daheim. Spindler behauptete, das sey geradezu unbegreiflich bei einem gesunden Menschen; Duller fügte hinzu, diese Sucht der Stubenhockerei sey eine besondere Krankheit. „Ein rechter Kerl gehört Abends in die Kneipe,“ meinte ein anderer, der sich nachträglich immer noch darüber giftete, daß er viel zu lange unter den Fittigen einer mütterlichen Gluckhenne gehalten worden. Wenn Bechstein selbst wegen der Stubenhockerei gehänselt wurde, berief er sich auf die Gesetze seines Heimathlandes, dessen Namen damals noch häufig „Meinungen“ ausgesprochen wurde. „In Meinungen,“ sagte er, „ist man durchaus Herr seiner selbst, und die Gastfreundschaft des Verfassungsstaates Bayern muß solche Freiheit achten.“ — „Vermuthlich hat er den Witz schon irgendwo drucken lassen,“ sagte einer dazu, „sonst würde er sein Eigenthumsrecht ausdrücklich vorbehalten.“

Ich kann mich nicht genau entsinnen, was Bechstein während seines Münchener Aufenthalts außer dem Roman „das tolle Jahr“ schrieb; doch meine ich, daß er die Reimsprüche zum Todtentanz vollendete, täglich zwei Eßlöffel voll. Für Spindlers Zeitspiegel schrieb er etliche Erzählungen, oder, wie man damals allgemein noch sagte, Novellen. Gevatter Tod war darunter, das allerliebste Mährchen; vielleicht auch Mater Dolorosa und eine kostbare Geschichte vom Traum eines Apothekers, deren Titel mir entfallen ist. In seinen Darstellungen befleißigte sich Bechstein der größten Treue in geschichtlicher und örtlicher Beziehung, doch nahm er es mit entfernteren Gegenden nicht immer allzugenau, und so geschah es ihm, daß er einmal von Spindler sehr viel auszustehen hatte, weil er einen Fuhrmann mit hochbeladenem Frachtwagen und vier Karrengäulen frischweg in Venedig einfahren ließ. Leider hatte der unerbittliche Redaktionsrothstift den Lesern die Freude verdorben, sich ebenfalls daran zu weiden, trotz der Einsprache, die ich gegen den Strich erhoben, weil ich meinte, es sey dem Dichter eben so gut erlaubt, Roß und Wagen in Venedig einkehren zu lassen, als dem Maler, der Jungfrau Maria ein Gebetbuch mit Goldschnitt in die Hand zu geben.

Von der weiteren Laufbahn des Dichters weiß ich nicht mehr, als andere Leute auch. Was ich durch Bechstein unmittelbar noch erfahren, war der Tod seiner ersten Frau, die ich als Braut im Bilde gekannt. Das Bild hing über dem Sopha und war zuweilen mit Blumen geschmückt. Besonders hübsch waren die Züge im Rahmen nicht, aber immerhin mächtig genug, den jungen Mann vor allerlei Anfechtungen zu schützen, deren es damals namentlich zu München in Hülle und Fülle gab. München, wie Mannheim auch, hatte die Erinnerungen aus den Tagen Karl Theodors wohlgepflegt bewahrt und that alles, um sie nicht abblassen zu lassen.

Vom Münchener Aufenthalt an bis ganz kurze Zeit vor seinem Tode, noch in seiner letzten Krankheit, scheint Bechstein ununterbrochen den Faden seiner

schriftstellerischen Thätigkeit fortgesponnen zu haben. Jedenfalls ist ein dicker Knäuel daraus geworden. Wenn mir etwas davon in die Hände gerieth, habe ich es stets mit Vergnügen gelesen, wenigstens bruchstückweise. Ein Buch von ihm habe ich mir sogar gekauft, aber — wie ich gestehen muß — nicht dem Verfasser zu Ehren, denn gerade die Mährchen hat er mit geringer Ausnahme nicht nach meinem Geschmacke erzählt; dafür aber sind die Bilder dazu von Ludwig Richter in Dresden mir desto lieber. Wenn ich eine Zeichnung von L. Richter sehe, lacht mir das Herz im Leibe. Seine Kinder, seine Hunde und Katzen, seine Bauern (vor allen die tanzenden) sind frisch aus dem Leben gegriffen, wahr und poetisch zugleich. Allerdings finden die Akademiker manches an ihm zu tadeln; die Füße zeichnet er z. B. nicht immer regelrecht, aber der Fuß, den er hingekleckst, lebt, und das bleibt die Hauptsache. Er ist ein Fuß, während nur zu oft die regelmäßigste Zeichnuung bloß einen solchen bedeutet.

Zu jener Zeit, als ich in München verweilte, stand Anna Schechner in der vollsten Pracht und Blüthe ihrer Kunst. Drei oder vier Jahre zuvor hatte ich sie im Morgenroth ihrer Berühmtheit zu Wien kennen gelernt. Im täglichen Leben war sie, wie es den Anschein hatte, ein freisames Münchener Kind, kräftigen Körperbaus, mit apfelrundem Gesicht, aus dem ein paar dunkle Augen keck in die Welt hinausblitzten. Eine unverwüstliche Munterkeit zog stets die schwellenden Lippen von den blanken Zähnen. Im Gespräche blieb sie im Ernste wie im Scherze keine Antwort schuldig. Ein guter handfester Spaß ging ihr über alles. Welche herrliche Stimme, welche musikalische Begabung und welche Mittel ächter Kunst der Darstellung sie besaß, brauche ich nicht besonders zu sagen. Aber ein wunderlicher Widerspruch ist zu erwähnen: dieselbe kernhafte Münchnerin, welcher Essen und Trinken so vortrefflich schmeckte und die im täglichen Verkehr „ein kecker Zahn" schien, wurde von einer wahren Galgenangst befallen, sobald sie die Bühne betrat. Gar oft geschah es, daß sie, während nach einer großartigen Leistung das entzückte Haus in stürmischen Beifall ausbrach, hinter den Coulissen die Zustände eines Neulings zur See durchmachte. Und mit der Zeit nahm die Angst zu, statt sich durch Gewohnheit und Erfolg abzustumpfen, dergestalt, daß Nanette noch in der Blüthe ihrer Jahre die dramatische Thätigkeit einstellen mußte, weil die Stimme, obschon durch die weitere Ausbildung noch vorzüglicher geworden, auf der Bühne endlich ganz und gar versagte, wie es sonst höchstens einer Anfängerin zu geschehen pflegt.

Nanettes väterliches Haus bildete die Ecke des Sebastiansplatzes und des Hebammengäßchens, nicht weit vom Anger. Jene Gegend der alten Stadt trug ein vorstädtisches Gepräge. Für ein Münchener Haus von damals war das zweistockige Gebäude hübsch genug. Der Sängerin Vater war seines Zeichens ein Mechaniker, mit vielen Kindern gesegnet. Sein Wohlstand war nie ein glänzender gewesen und endlich zu einem bedenklich niedrigen Stande gesunken, als gerade noch zu rechter Zeit die Tochter in die Lage kam, ihm wieder aufzuhelfen. Die Mittel zu ihrer Ausbildung verdankte das junge Mädchen der Königin. Ihre Mutter, eine kluge und betriebsame Frau, wußte dafür zu sorgen, daß sich diese Ausbildung verwerthe. Innerhalb weniger Jahre wurde das Haus von Satzschulden befreit. Am häuslichen Herde waltete Wohlbehagen nach altbürgerlichem Zuschnitt, dem ein etwas marketenterhafter Anflug nicht fehlte, zu welchem das Münchener Wesen von damals überhaupt sich zu neigen schien, und dem die späte Bekanntschaft der Mama mit dem Reiseleben und der Theaterwirthschaft natürlich keinen Eintrag gethan hatte.

Der gesellige Verkehr war der ungezwungenste von der Welt. Man kam und ging Abends wie Tauben zum und vom Schlage. Zur Essenszeit erschien ein Kalbsbraten (die unvermeidliche Münchener Nachtkost), und wer Lust hatte, langte sitzend oder stehend zu. An Bier durfte es selbstverständlich so wenig fehlen, als etwa zu Neapel in einer Gesellschaft an frischem Wasser. Von Förmlichkeiten und Umständlichkeiten war nirgends eine Spur. Morgenbesuche, Kartenabgeben und dergleichen Firlefanzereien mehr galten in diesem urwüchsigen Kreise für thörichte Eitelkeit der Verbildung.

Indessen soll damit nicht gesagt seyn, daß Mama Schechner nicht auch ihren gesellschaftlichen kleinen Ehrgeiz hatte. Sie veranstaltete nämlich hie und da eine große Abfütterung, und wer da nicht gehörig seinen Mann stellte, verwirkte unfehlbar ihre Gnade. Der Gast, dem sie besonders wohlwollte, wurde Abends zuvor schon in Beschlag genommen und bekam nichts zu essen als ein ganz kleines Stückchen Braten; am Morgen darauf wurde er überwacht, damit er nicht zwischen zehn und eilf Uhr ein paar Würste zu sich nehme. Ein sehr wirksames Mittel dieser Ueberwachung wurde bei Heinrich Ernst und seinem Stubenburschen (im zweiten Stock als Zimmerherren ansäßig) dadurch in Anwendung gebracht, daß sie um zehn Uhr mit Nanette spazieren fahren sowohl durften als mußten.

Von diesen zwei Stubenburschen wird einiges hier

einzuschalten seyn. Ursprünglich hatten sie neben einander gewohnt, hernach aber sich vereinigt, indem sie ein Zimmer zum Schlafgemach bestimmten und das andere größere dem Gebrauch des Tages widmeten — im gegebenen Falle der Musik und der Dichtkunst. Ernst, damals noch nicht zwanzig Jahre alt, war schon ein ausgezeichneter Geiger; Chezy, der eigentlich die Rechte studiren sollte, gab sich mehr mit Versemachen als mit den Pandecten ab. Die beiden betrieben zusammen zwei wichtige Angelegenheiten: Vormittags arbeiteten sie an einer Oper, Nachmittags strebten sie nach höherer Ausbildung im löblichen Billardspiel. Die Oper hieß das Galgenmännlein. Ernst hatte, als er abreiste, bereits eine Anzahl der Musikstücke fertig, namentlich die Arien, Duette und Chöre, da er aber unterwegs die Urschrift verlor und der Verfasser keine Abschrift genommen hatte, so brannte der Schuß von der Pfanne. Die Ausbildung im Billard dagegen kam zu befriedigendem Abschlusse. Ernst trieb in den ersten Morgenstunden angestrengte Seiltänzerei auf seiner Geige, woran der Kamerad nicht den geringsten Anstoß nahm, wenn nicht zufällig neue Saiten aufgezogen waren und diese dicht beim Steg eingespielt wurden. Eine solche Uebung soll für den Virtuosen so vortheilhaft seyn wie für das Instrument. Ernst verglich sie mit dem Tanzen in schweren Stiefeln, wodurch der Fuß an Sicherheit und Leichtigkeit für die Stunde gewinnt, wo er leicht besohlt zu hüpfen hat. Doch welche Meisterhand auch den Bogen bei der Stegübung führe, der Hörer kommt sich vor, als wäre sein Leib von einer Darmsaite über der Magengrube umspannt und als zögen kräftige Fäuste diese von beiden Seiten hin und her. Im ferneren Laufe des Vormittags fanden sich allerlei musikalische Besuche ein, häufig mit verschiedenen Instrumenten bewaffnet, die indessen gefährlicher aussahen als sie waren, da Ernst in Bezug auf die süße Kunst keinen Spaß verstand. Es gab allerdings viel Lärm, aber keine Mißtöne, außer etwa beim Stimmen. Schlechte Musik wäre um so weniger am Platze gewesen, als das Nest der Nachtigall zugleich ein Nachtigallennest war; Annas Schwestern besaßen ebenfalls starke Stimmen von seltenem Wohlklange, und wenn sie damit auch nicht zu Markte fuhren, sondern sie nur in der Küche oder beim Waschtroge zu ihrem Vergnügen verwendeten, wie junge Bären mit Goldklumpen spielen, als wären es gewöhnliche Steine, so behielt doch der unbenutzte Schatz seinen inneren Werth.

Es war demnach unter anderem ein nicht unpassender Scherz, wenn wir die weißen Würste, welche im Schechnerhause massenweise verzehrt wurden, als „Mehlwürmer" bezeichneten. Der Name hatte übrigens noch seinen besondern Ursprung vom Keferloher Markt her. Dieser Roßmarkt auf der weiten Heide westlich von München, rechts von der grünen Isar, war ein Volksfest, wo der Münchener sich in seiner Weise wohl seyn ließ und namentlich übermäßig brutal war. Mit dem Ausruf: „alles keferloherisch," war jede Unzukömmlichkeit entschuldigt, sobald man nur das Abzeichen des Tages, ein Sträußchen von künstlichen Blumen, am Hute trug. Die Sträußchen waren nicht kostspielig, wie sich denken läßt; Stück für Stück galt drei bis sechs Kreuzer. Anna mit den Ihren versäumte natürlich nicht, den Markt zu besuchen, wenn sie zu solcher Zeit nicht auswärts weilte. Ich habe sie dort getroffen. Eine Herzstärkung wurde eben im offenen Wagen genommen; sie bestand aus einer ungeheuern Schüssel voll weißer Würste aus dem nächsten der brodelnden Kessel. „Sind die Mehlwürmer gut, Nachtigall?" fragte hinzutretend der gute Bekannte. Die Sängerin langte mit den enthandschuhten Fingern in die Schüssel, holte ein Pärlein heraus und reichte es dem Fragenden mit der lustigen Antwort hin, daß solche Mehlwürmer auch für ein „Zeiserl" taugten. (Zeiserl sagen der Oesterreicher und der Bayer, Zeisele der Alemanne, Zeisig die Schriftsprache.) Seitdem blieb den Würsten in unserer Zunft der Beiname, und ein Neuling wurde gelegentlich belehrt, wie auch Zeiserl und andere Vögel derlei Mehlwürmer fräßen, und zwar am liebsten aus Nanettes Hand. Die aber wäre arm geworden, wenn sie alle, die es gerne gehabt hätten, so hätte füttern wollen. Die Zahl der Bewunderer hieß begreiflicherweise Legion, aber die große Künstlerin war durchaus nicht gefallsüchtig nach der so gewöhnlichen Art der Theaterprinzessinnen und besaß eine gute Art, den Schmachtlappen zu heilen wie den Zudringlichen zur Thüre hinauszuwerfen. Am wenigsten gab sie sich dazu her, literarischen Claqueurs schön zu thun.

Aus den hier angedeuteten Zügen besteht das Bild, welches meiner Erinnerung von Anna Schechner geblieben. Im letzten der drei Jahre meines Münchener Aufenthalts habe ich sie sozusagen nicht mehr gesehen und weiß nur hinzuzufügen, daß zu jener Zeit ihr nachmaliger Gatte sich um sie bewarb. Herr Waagen, ein geborener und erzogener Berliner, hatte nur die Vorzüge seiner Landsleute, aber nicht die kleinen Schwächen des Berlinerthums; er besaß vor allem eine tüchtige Bildung und ein gediegenes Wesen. Mehr zu seinem Lobe zu sagen, schickt sich nicht, da er noch lebt. Die Freierei stieß, wie man mir gesagt hat, auf ungewöhnliche Schwierigkeiten von Seiten der Mama Schechner; sie wollte den Vogel nicht hergeben, der goldene Eier legte. Der Widerstand half zu nichts. Nanette war lange

genug eine dankbare gute Tochter gewesen, um endlich einmal auch an sich selbst denken zu dürfen. Ihr Ehestand war ein glücklicher, so daß die stillen Freuden des Hauses sie für das Mißgeschick trösteten, in der Blüthe ihrer reiferen Jahre der Kunst, wie ich oben gemeldet, entsagen zu müssen.

Correspondenz-Nachrichten.

Wien, Juli.

Wetter- und Volksbarometer. — Sonntage. — Sängerfahrten. — Das Hainburger Sängerfest. — Aus Baden bei Wien. — Sängerbund. — Extrafahrt. — Abnahme der Badegäste aus der Straße Quincampoix. — Badener Park. — Ungarische und andere Kronlandstrachten. — Bespornter Fußvolk. — Das Sporengeschäft. — Ein treffender Spaß. — Der schönen Sidonie Liebes- und Heirathsgeschichte.

Dem Kalender nach befinden wir uns im Hochsommer, aber es gibt Tage, und zwar leider nicht wenige, an denen das Wetter dem Kalender so förmlich Hohn spricht, wie ein Victor Emanuel allen göttlichen und menschlichen Gesetzen. Heute regnet es, gestern wehte schneidig ein trockener Wind, morgen gibt es vielleicht einige drückend heiße Stunden zwischen kalten und nassen. Auf die Quecksilbersäule kann man sich nicht verlassen und — was noch seltsamer — sogar „Hansel und Gretel" wissen nicht mehr aus und ein, sie, die berühmten zwei Figuren des volksthümlichen Wetteranzeigers, er mit dem „Regenparasol," sie mit dem „Sonnenparapluie," welche durch ihr wechselndes Erscheinen vor dem Häuschen anzusagen pflegen, wessen man sich im Laufe des Tages von der Witterung zu versehen hat. Im oberrheinischen Lande gibt es einen Volksbarometer, welchem dieselbe Berechnung zu Grunde liegt; die Anwendung aber zeigt einen Waldbruder, der seine Kapuze je nach dem zu erwartenden Bedürfniß prophetisch zurückfallen läßt oder in verschiedenen Abstufungen über den Kopf zieht. Besagter Waldbruder ist mir lieber, nicht bloß weil ihm das Wahrsagen besser ansteht als dem dummen Hans und der leichtfertigen Grete, sondern auch aus einem Grunde wunderlicher Dankbarkeit, wie sie z. B. den Briefträger, der uns einen willkommenen Brief gebracht, mit einem Trinkgeld bedenkt.

Inmitten der Begriffsverwirrung in dem Betriebe der Wettermacherei waren die Sonntage bisher ganz erträglich, nur wenig von Strichregen gestört und nicht gar zu kühl, wenn auch zuweilen etwas frischer, als verlangt wurde. Zwei von diesen Sonntagen wurden zu Sängerfahrten benutzt, mit gutem Erfolge in jeglicher Beziehung. Die glänzendste davon war der Ausflug des Männergesang-Vereins nach Hainburg, der sich zu einem wahren Sängerfest gestaltete. Die Donaufahrt nach Hainburg besitzt ihren höchst eigenthümlichen Reiz, obschon sie nichts weniger als hochromantisch zu nennen ist. Das Fahrzeug glitschert in breitem Fahrwasser zwischen waldigen Auen von einförmigem Aussehen gelassen dahin. Rückwärts wachsen die bekannten Höhenzüge des Wiener Beckens immer höher empor, bis die Bäume als grüner Schleier die Aussicht verhängen. Bald darauf tauchen im Osten andere Höhen empor, die sich bedeutender ausnehmen, als sie wirklich sind, und durch ihre eigenthümlichen Formen die Aufmerksamkeit angenehm beschäftigen. Der Morgen war bei verdecktem Himmel reizend wie im Mai. Aus den von nächtlichem Sprühregen erfrischten Auen ertönten zahlreiche Sängergrüße flötender Amseln, schlagenden und pfeifenden Gefieders aller Art, wie es eben im Buschwalde der Niederung anzutreffen. Das Sängerschiff, ein großer Dampfer der Donaufahrtgesellschaft, schaufelte stattlich einher, geschmückt mit unzähligen kleinen Flaggen an den Leinen, überfüllt mit Fahrgästen, die aus Mitgliedern des Vereins und eingeladenen Theilnehmern am Feste bestanden. Der Verein hatte das Schiff für sich zur Hin- und Rückfahrt gemiethet, doch brachte auch das gewöhnliche Reiseschiff eine Anzahl von Besuchern nach Hainburg, deren Sache es hernach blieb, für die Heimfahrt zu sorgen, wie sie konnten, was schwierig genug für jene war, welche nicht bis zum nächsten Morgen verziehen wollten, um das Reiseschiff zu Berg abzuwarten. Die Fahrt nach Hainburg dauert keine zwei Stunden Zeit und für die Einbildung des wohlgelaunten Lustfahrers nur wenige Augenblicke. Man hat sich kaum recht umgeschaut, so sieht man den Kegel vor sich, der — vom größeren Bergstock losgetrennt — auf seinem abgestumpften Gipfel die letzten Ueberreste einer alten Burg gleich einer ausgezackten Krone trägt. Die Hüften gürtet langgestreckt ein schloßartiges Gebäude, gegenwärtig Erziehungsanstalt für künftige Offiziere. Am Fuße der Anhöhe und daran empor wachsend breitet sich das Städchen aus, eine Mischung von alterthümlichen Befestigungen, nicht minder alterthümlichen Bürgerhäusern, modernen Fabrikgebäuden und Kasernen.

Das Städtlein hatte sich zum Empfange der Gäste festlich geschmückt, wie sich's gebührte. Der einheimische Singverein und der von Preßburg harrten am Strande bei der Ehrenpforte von Laubwerk und Blumen ihrer Genossen aus Wien. Es versteht sich von selbst, daß die gesammte Einwohnerschaft der Stadt und der Umgegend den Strand besetzt hielt, zahlreich wie Sand am Meere. Unverhältnißmäßig groß schien die Anzahl von städtisch gekleidetem Frauenvolk, für denjenigen nämlich, der nicht an die Cigarrenfabrik dachte, welche ein ganzes „corps de ballet“ von Cigarrenmädchen beschäftigt, die, genau so wie die Choristinnen beim Ballet, die Kunst verstehen, mit oder trotz ihrer geringen Besoldung sich wie Gräfinnen zu putzen. Auf dem Sängerschiff befand sich die „Banda“ eines Kürassierregiments, die mit dem Schmettern gelben Erzes von weitem das Ziel begrüßte. Die Antwort blieb nicht aus mit Sang und Klang und Pöllerschüssen. Meister Ovidius sagt — freilich bei einer andern Gelegenheit — das berühmte Wort: cetera quis nescit? Alles übrige versteht sich von selbst. Höchstens wird besonders hervorzuheben seyn, daß die Hainburger ihre Gäste mit einem handfesten Frühstück von kühlem Bier und heißen Würsteln auf grünem Plan bewirtheten. Der Tag verging in der allerfröhlichsten Weise. Um sieben Uhr Abends trat das Sängerschiff die Bergfahrt gen Wien an, und um die Sänger den Kelch des Vergnügens mitsammt der Neige leeren zu lassen, blieb es mehr als sieben Stunden unterwegs, deren größten Theil ein Ball aus dem Stegreife ausfüllte.

An einem der nächsten Sonntage unternahm ein anderer Singverein, der „Sängerbund,“ einen Ausflug nach Baden, um eine Wohlthätigkeitsvorstellung zu geben. Die Bahnverwaltung war gefällig genug, für diesen Abend einen außerordentlichen Zug um halb zwölf Uhr von Baden nach Wien anzuordnen, während sonst der letzte sonntägliche Zug schon um neun Uhr abfährt, was im Juni, Juli und in der ersten Hälfte des August offenbar zu früh ist. Zu Baden und in der Brühl bilden die Abende den angenehmsten Theil eines Ausflugs, wenn nämlich das Wetter keine dummen Streiche macht, wie in diesem abscheulichen 1860er Jahrgang schon mehr als einmal vorgekommen. Baden ist in diesem Sommer besuchter als im vorigen, wo die Verbindung auf der Bahn erschwert war und namentlich die Sonntagszüge ausfielen. Das Haus Israel ist unter den Kurgästen nicht mehr so überwiegend vertreten, wie einige Jahre hindurch. Der Grund ist einfach. „Die Kathrein hat Butter und Eier wieder herausgeben müssen,“ sagt das Sprichwort. In die Alltagssprache übersetzt bedeutet das für den gegebenen Fall: der Schwindel hat aufgehört, welchen der Law unserer Tage hervorgerufen, die Glücksypilze unserer Straße Quincampoix sind bescheiden wiederum zu ihren Achtelchen und Sechzehntelchen zurückgekehrt und „unsere Leut'“ von der Feder machen nicht mehr in Aktien, sondern höchstens in Garibaldi, wobei (wenigstens für den Augenblick) nicht Geld genug zu verdienen ist, um einen großen Aufwand zu bestreiten.

Der sogenannte Park ist zu Baden das allgemeine Stelldichein am Sonntag zur Mittagsstunde. Die Ausflügler finden sich ein wie die ständigen Kurgäste, um sich gegenseitig zu treffen, zu plaudern, die Musik zu hören. Wer zugegen, wird leicht gefunden; die Baumgänge sind so kurz, daß man von jedem beliebigen Punkte aus sie sämmtlich bequem genug übersieht. Auch drängt sich fast alles im Mittelgange beim Musikhäuschen zusammen, so daß die Parallelen nur ausnahmsweise zu kurzer Abwechslung betreten werden. Man sieht in diesem Jahre zu Baden, namentlich im Park, noch mehr ungarisches Frauengewand beisammen als an den öffentlichen Orten der Hauptstadt, und im ersten Augenblick könnte man sich einbilden, es befänden sich dort mehr Ungarinnen als hier. Die Tracht ist sehr kleidsam, an Weibern wie an Männern, und ihre Verbreitung wird dadurch mächtig gefördert, daß man, obschon keine Polizei ihr Hemmnisse bereitet, nichts desto weniger eine politische Kundgebung darin sucht, und zwar eine von böser Art, wie man sie zur Zeit der Demagogenriecherei im deutschen Volk zu finden wähnte. Auch dem steirischen Gewand ist seiner Zeit in Oesterreich eine solche Kränkung widerfahren, als der Erzherzog Johann in grauem Tschopen mit grünen Vorschößen, gemsledernen Halbhosen, grünen Wadenstrümpfen, mit rindsledernen Bundschuhen und auf dem Haupte den grünen Jägerhut mit edeln Wildfedern einherging. Man hatte dem volksthümlichen Erzherzog nachgesagt, er hege im Sinn, sich zum Herrscher der Bergländer Steiermark, Kärnten, Tirol, — zum „Alpenkönig“ — aufzuwerfen, und wenn nun Herrenleute in der Steiermark sich landesüblich kleideten, geriethen sie in den Verdacht, jener angeblichen Zettelung nicht fremd oder wenigstens bereit zu seyn, sich in dieselbe einzulassen. Heutzutage ist die steirische Volkstracht so wenig anrüchig, als es die tirolische jemals gewesen, und die ungarische wird um so schneller aufhören es zu scheinen, als die Polizei, wie gesagt, ihren gesunden Verstand dadurch bewährt, daß sie die pannonischen Oesterreicher sich anlegen läßt, wie sie selber es für gut finden. Damit wird der Kundgebung die Spitze abgebrochen. Das übrige wird die Zeit thun, selbst wenn wir Deutsche — leider höchst wahrscheinlicher Weise — nicht klug genug seyn sollten, ebenfalls die wälsche Kleidung abzuthun, um sie mit dem deutschen Rocke zu vertauschen. Der Zeit bleibt auch noch die Aufgabe, das ungarische Männergewand von einer Lächerlichkeit zu erlösen, nämlich von den Sporen, womit Leute ihre Fersen bewehren, die nie ein Pferd bestiegen haben, nie eines besteigen werden, wenn nicht zufällig einer von ihnen zum Soldaten ausgehoben und der Reiterei eingereiht wird. In Wien, wo man längst aufgehört hat, alles Ungarische unbedingt zu bewundern, wie es früher bis zum Jahr 1849 der Fall war, wird die Sporennarrheit des bürgerlichen Fußvolks vielfach bewitzelt. Am besten kann jener Wiener Bürger dazu lachen, der — mit Ungarn in Handelsverbindung stehend — zu rechter Zeit den guten Einfall hatte, alle Sporen, die vorräthig

oder in nicht allzulanger Frist auf Bestellung zu haben waren, aufzukaufen; er hat damit ein glänzendes Geschäft gemacht. In einem Vorstadtkaffeehaus, wo ein Kellner in ungarischer Tracht die Gäste bediente, rief ein Offizier dem sporenklirrenden Gesellen zu: „Sie, reitens 'mal um ein Gefrornes für mich!" Das endlose Gelächter der Gäste bewog sofort den Burschen, sein Steckenpferd an den Fersen in den Stall zu thun, wenigstens während der Geschäftsstunden. Doch es war eigentlich nicht von pannonischen Kellnern, Barbiergesellen, Apothekergehülfen u. s. w. in Wien die Rede, sondern von den Ungarn im Badener Park, und da wollte ich nur hinzufügen, daß die Tracht der Ungarinnen sich ganz gut mit der Mode verträgt, so daß daran die Crinole um kein Haar abgeschmackter ist als bei der französischen Tracht. Auch erheischt die Billigkeit, den schönen Ungarinnen ausdrücklich zu bezeugen, daß sie das Reifenwerk meistens auf Verhältnisse zurückführen, welche man schier als bescheiden bezeichnen dürfte; jedenfalls stechen sie auch hierin vortheilhaft von den unförmlich aufgeblähten Wandelglocken ab, deren eine vor zwei oder drei Jahren, als eben die scheußliche Trommelsucht aus Frankreich auch unsere Weiberröcke anzustecken begonnen, von ländlichen Kindern, welche die Kirche schwänzen wollten, allen Ernstes für die Glocke gehalten wurde, die aus dem Thurme gekommen, um die Flüchtlinge an ihre versäumte Pflicht zu mahnen.

Im Badener Park habe ich neulich eine schöne Jüdin wiedergesehen, deren eigenthümliche Lebensgeschichte zu erzählen der Mühe lohnt. Sidonie war vor zehn Jahren ein so schönes Mädchen, als nur je eines zu blauen Augen schwarzes Haar, schwarze Brauen, schwarze Wimpern getragen. Die Züge des Antlitzes zeigten den edelsten Schnitt. Wie im Gesicht, so war auch in der mustergültigen Gestalt, in Gang und Geberde, im Ton der Stimme und überhaupt in allen Aeußerlichkeiten auch nicht das kleinste Abzeichen vom Fluche der Gemeinheit zu finden, welcher selten ein Judenkind ganz und gar unberührt läßt. Aber Sidonie war die Tochter blutarmer Leute in irgend einem kleinen Judennest. Es schien nicht, als würde sie jemals einen Gatten finden. Man erklärte es für ein besonderes Glück, daß sie eine Unterkunft zu Wien als Gesellschafterin fand. Da traten plötzlich zwei Freier auf, einer von weitem und schüchtern, der andere stürmisch. Der Entfernte und Schüchterne — er heiße hier Pinkeles — war sehr reich, aber alt; seine Schüchternheit hatte einen besonders zwingenden Grund: seine Frau lag unheilbar krank danieder und mußte bald sterben, war aber noch nicht todt, und es ist nicht erlaubt, die Nachfolgerin einer Frau vor ihrem Tode in förmlicher Weise zu erwählen. Der andere Freier, Schofeles genannt, war ein hübscher junger Mann, zwar ohne Vermögen, doch immerhin durch seinen Erwerb hinlänglich befähigt, einen eigenen Hausstand zu gründen. Im ersten Anlaufe gewann er der reizenden Sidonie das Herz ab und heirathete sie mit einer Hastigkeit, welche zwar allen Verliebten willkommen seyn würde, wenn sie sich immer anwenden ließe, aber von nüchternen Verwandten und Freunden meistentheils aus Schicklichkeitsrücksichten nicht zugelassen wird. Der Brautstand dauerte so zu sagen weniger als gar keine Zeit. Dafür sollte auch der so schnell angetretene Ehestand nicht lange währen. Eines Morgens wurde die arme Sidonie aus allen ihren sieben Himmeln geworfen. Es gab einen harten Fall. Schofeles begann mit dem betrübenden und beschämenden Bekenntniß, er habe seiner Arbeit und seinem Glücke zu viel zugetraut; unmöglich sey es ihm, eine Frau zu erhalten, geschweige denn eine Familie. — „Hättest du das vor der Hochzeit gesagt," meinte Sidonie, „so würde ich recht gern Jahre hindurch mich geduldet haben. Ich wäre dir unwandelbar treu geblieben." Der Schalksknecht lächelte und seufzte zugleich. Sie fuhr fort: „Geschehen ist aber nun einmal geschehen. Auch ist dein Mißgeschick nicht groß genug, meine Liebe zu beeinträchtigen. Ich bin von Kindesbeinen an gewohnt, zu darben und zu arbeiten." Ungerührt von so treuer Liebe, die er fürwahr nicht verdiente, ließ der schmierige Heuchler sich nicht abschrecken. Sein Gewissen erlaube ihm nicht, erklärte er unter mannigfachen schwülstigen Redensarten von Verzweiflung, zerrissenem Herzen und öder Zukunft, dem Glücke Sidonies im Wege zu stehen. Es sey für ihn eine herbe, aber zugleich unabweisbare Pflicht, das schwere Opfer zu bringen, sich von der geliebten Gattin zu trennen, um dem reichen Pinkeles den Platz zu räumen. Sidonie versicherte, daß sie, von Schofeles verstoßen, niemals einem andern die Hand reichen würde, am allerwenigsten aber dem Pinkeles. Nun sprach der Heuchler von ihrer Kindespflicht, ihre ehrwürdigen Eltern aus dem Elende zu ziehen und ihnen Mittel zu geben, ihre vielen Kinder etwas werden zu lassen. Als auch diese mit talmudischer Beredtsamkeit weitläufig vorgetragenen Vorstellungen nicht verfingen, kehrte Schofeles das Rauhe heraus. Er verstoße sein Weib, erklärte er. Sidonie errieth endlich, nicht nur, daß er sie an Pinkeles verkauft, sondern auch ganz allein deßhalb geheirathet habe, um sie an den Alten verkaufen zu können, nachdem er ihm zuvorgekommen. Von Ekel und Verachtung durchdrungen, willigte Sidonie in die Scheidung von dem Elenden. Nicht minder willigte sie darein, dem Käufer ihre Hand zu reichen, und da ich keinen Beruf fühle, ihre Vertheidigung gegen diejenigen zu übernehmen, welche etwa in diesem letzteren Vorgange das obenerwähnte „Abzeichen" zu entdecken meinen könnten, so schließe ich mit der geschichtlichen Angabe, daß Sidonie Wittwe und, was bei Jüdinnen selten, immer noch eine Schönheit ist, wiewohl sie wenigstens achtundzwanzig Lenze hinter sich hat.

Paris, Juli.

V. Hugos Dithyrambe auf Garibaldi. — Die Handgranaten der Misses. — Brod oder Revolution! — Die Erschaffung der Welt. — Theater. — Ausschreiben des Ministers gegen die Romane.

Die blonden Töchter Albions üben sich im Werfen von Handgranaten, und Victor Hugo sendete uns unlängst aus Jersey eine mit brennenden Fragen gefüllte Bombe: seine donnernde und blitzende Dithyrambe auf Garibaldi — Garibaldi, den Helden, Garibaldi, den Mann, das Recht, das Schwert. Sicilien ist erst der Anfang, dann geht's nach Neapel — nach diesem Stücke Himmel, das auf die Erde gefallen, wie Sannazar sagt — von Neapel ist nur ein Sprung nach Rom, jener Wittwe eines Königsgottes, die noch immer die Welt regiert — vom Kapitol ist wieder nur ein Sprung nach der Dogenstadt; von Venedig — hier folgen einige schüchterne Punkte. Vor der Hand wär's auch genug. Das rhetorische Prunk- und Prachtwerk hat die Polizeibehörde der geistreichsten Stadt der Welt wenig gerührt, und der Polizeicommissär hat an die schönen Bildergruppen, an die dichten Massen von mitunter barocken Redefiguren Hand angelegt; die Nummer der Opinion nationale, worin das Factum abgedruckt war, ist in Beschlag genommen worden; dazu erhielt das Journal ein zweites Avertissement. — Wo sich ein lärmendes Ereigniß regt, wo es um eine Persönlichkeit helle wird, da läßt es V. Hugo nicht ruhen, er muß dabei seyn, er will sein Theil Celebrität. Nachdem er alles mögliche besungen, vom Roi Martyr an bis zur Republik, sieht er sich nun zu lebenslänglicher Verherrlichung der Freiheit verdammt. In seiner Hymne auf Garibaldi spuken sehr bedenkliche Lehren; sollte in Zukunft der Aufruhr die Welt beherrschen, so wäre dieß der unsinnigste, abscheulichste und unvertilgbarste Despotismus von allen, eben weil er sich auf die Freiheit gründete.

Die Handgranaten, womit die sittsamen Misses und Ladies die französischen Grenadiere in die Flucht schlagen oder werfen sollen, haben hier große Heiterkeit verbreitet. Sollten die Franzosen wirklich Lust haben, eine Stadt von schier drei Millionen Menschen einnehmen zu wollen, was sich nicht wohl vermuthen läßt, da ich bisher noch keine Spuren von einer completen Nationalverrücktheit wahrgenommen, so könnte die Angst, welche die sonst so verschlossenen Insulaner laut werden lassen, nur sehr einladend seyn.

In allen Schichten der Gesellschaft sträubt man sich hier zu Lande gegen Krieg. Man will handeln, d. h. Handel treiben, mitunter schachern, Eisenbahnen herstellen, agiotiren, auf die Hausse oder die Baisse spielen; man will erwerben, erringen, erraffen, wo möglich ein Fürst der Finanz werden, um seine Kinder, wie Monseigneur Mirès, an adelige Fürsten zu verheirathen, oder jedenfalls nach Verhältniß genießen, ein Hotel haben, oder in einem schönen Stadtviertel wohnen, eine Loge im italienischen Theater miethen, oder doch ein paar mal des Jahrs mit Familie eine Oper von Meyerbeer oder Rossini hören, nach Baden oder Vichy reisen, oder den Sommer in einem Duodezlandhäuschen in Enghien oder Ville d'Avray zubringen. Erwerb und Genuß ist die Losung. Die Stadt Paris hat schon wieder eine Anleihe von 104 Millionen eröffnet, um die angefangenen Riesenbauten zu vollenden und andere zu unternehmen, denn die Arbeiter müssen Brod haben. „Brod oder Revolution!" da haben Sie in zwei Worten den Schlüssel zur ganzen Geschichte Frankreichs seit 1789. Die Provinz folgt dem Beispiele der Residenz; die bedeutenderen Städte in den Departements werden bald in verjüngter Gestalt dastehen. Aus den Trümmern der Vergangenheit erhebt sich allmählig ein neues Land mit andern Tendenzen und Bedürfnissen. Mit welch leidenschaftlicher Energie hat man sich in der neuesten Zeit auf den Ackerbau geworfen! Wie widersinnig, wenn die Regierung den größten Theil der pekuniären Kräfte des Landes für dergleichen Interessen verwendete, im Augenblick, wo sie darauf sänne, Alles den blutigen Wechselfällen des Zufalls und der brutalen Gewalt preiszugeben!

Im Saale Barthélémy ist gegenwärtig die Erschaffung der Welt zu sehen, oder vielmehr, man sieht die drei oder vier Schöpfungen, die nach einander untergegangen, wie G. Cuvier lehrt, die aber Blainville in Abrede stellt, vielleicht bloß aus Widerspruchsgeist. Blainville war Cuviers entschiedener Gegner. „Wünscht man ihm guten Morgen," sagte einst Cuvier lachend, „so sagt Blainville Nein." Unser Landsmann Rhode führt vor den erstaunten Parisern dieses Drama auf, vor dem sich Boileau entsetzt haben würde; die Zwischenakte dauern Millionen Jahre. Nach der Regel von den drei Einheiten darf die Erschaffung der Welt nicht über vierundzwanzig Stunden dauern, und zwar auf Grund der Wahrscheinlichkeit und des bon sens, aus welchem Beispiele erhellt, daß der bon sens zu Zeiten die Leute verrückt machen kann. Die Zauberlaterne Rhodes zeichnet uns das Universum an die Leinwand in einem Lichtkreise, der ein paar Schuh im Durchmesser haben mag. Im Saale herrscht Anfangs finstere Nacht, wie im Anfang der Dinge, denn der Herr spricht: es werde Licht! Das Licht war auch ganz überflüssig, da es nichts zu sehen gab. Auf der wüsten Fläche sammeln sich leise Dünste, die sich allmählig verdichten und in concentrischen Kreisen drehen; endlich kommt eine Feuerkugel zum Vorschein, und dieß ist der Erdball, der sich Millionen Jahre um die Sonne dreht. Dann verhärtet sich die Rinde; die Dünste, die noch in der Atmosphäre schweben, werden flüssig und stürzen auf die Oberfläche der Erdkugel. Aus dem Wasser sondern sich Substanzen ab, welche den Boden des Oceans bilden,

wo nunmehr das Leben sich zu entwickeln beginnt. Unter der Erdkruste bilden sich Gase, die aus ihren Behältern hervorbrechen. Berge steigen auf, der feste Theil unseres Planeten dehnt sich mehr und mehr aus und bedeckt sich mit Pflanzen und bevölkert sich mit Thieren, von denen unsere heutigen Nilpferde und Elephanten nur verkrüppelte Abkömmlinge sind. Das Erscheinen des Mastodonten, des Mammouth und anderer Paläotherien von demselben Schlage wurde mit jubelndem Applause begrüßt; die Kinder fingen an zu schreien und den Mamas selbst war nicht ganz geheuer. Alles dieß weiß man aus Büchern, allein es bildlich dargestellt zu sehen, wenn auch in so beschränktem Raume, ist eines der großartigsten Schauspiele. Unabsehbare Zeiträume gehen in einigen Minuten an uns vorüber; und diese gewaltigen Katastrophen haben wirklich stattgefunden, und man fühlt sich von einem retrospectiven Grauen ergriffen. Doch beruhigt wieder der Gedanke, daß es dem schwachen Menschen gelungen ist, dieses Geheimniß von Jahrtausenden aus dem Schutte untergegangener Schöpfungen hervorzuholen.

Man geht nach Hause, den Kopf voll von kolossalen Gestalten, und auf den schlummernden Straßen geht der Spuck von vorne an. Der Boden wankt und thut sich krachend auf; Meere stürzen sich in die Tiefe und Berge thürmen sich auf, und durch die riesigen Wälder, die mit ihren Aesten durch die Wolken schlagen, schreiten die grasfressenden Monstra und die hundert Fuß langen Saurier sperren drohend den Rachen gegen uns auf. Droben aber erzählen die Himmel, die dieß Alles mit angesehen haben, die Ehre des Herrn. Die Mitternacht führt ihre Sternenheere durch die unergründlichen Räume. Jeder dieser Myriaden von Himmelskörper ist durch dieselben Entwicklungsstufen gegangen wie unsere Erde, viele sind noch im Entstehen, andere leben seit Milliarden von Jahren. Zum Glücke reicht die Phantasie nicht aus, um sich dieß vorzustellen; am Unendlichen würden wir untergehen. Und es ist überhaupt gut, nicht zu lange in diese Abgründe zu schauen; es könnte Einem gehen wie jenem Frauenzimmer, das auf der Spitze des Straßburger Münsters den Schwindel bekam und sich in der Verzweiflung mit einem Schrei des Entsetzens in die Tiefe stürzte. In diesem Sinne sagt wohl die Schrift: „Wehe dem, der denkt!"

In der Theaterwelt haben wir zwei Neuigkeiten von A. Dumas, von denen ich nur: „L'envers d'une conspiration" kenne, und die Reprise von einer älteren und längst verschollenen komischen Oper: Les Rosières, von Herold. Die „Kehrseite einer Verschwörung" hat A. Dumas d. ält. in Compagnie mit einem Faiseur fabricirt. Ein Faiseur ist ein Zuschneider, ein dramatischer Zimmermeister. Er ist mit der Bühne vertraut, als wäre er hinter den Coulissen auf die Welt gekommen; er kennt alle Kassen- und Zugstücke seit zwanzig Jahren, und alle Schauspieler und Schauspielerinnen, die darin beschäftigt waren; er hat ihre Vorzüge und Mängel studirt, und führt sie beim Einstudiren eines Stückes als Beispiele oder zur Warnung an. Der Faiseur entwirft das Scenarium eines Dramas; er weiß auf ein Haar, wie viele Zeilen jeder Auftritt, jeder Aufzug haben muß, damit das Ganze 2, 2½ oder 3 Stunden fülle. Der Dialog ist nur flüchtig angedeutet, hie und da ein hélas! oder ein „non pas!" angebracht, oder: Sauvé! merci, mon Dieu! — c'est affrrreux! etc. Das Ausarbeiten ist die Sache des eigentlichen Dichters, den der Faiseur über die Achsel ansieht. Auch dringen wahre Dichter selten durch; sie sind zu stolz, um sich einem solchen Handwerker unterzuordnen, und diesen schenken in der Regel die Theaterdirektionen unbegrenztes Zutrauen. Die Hauptperson in dem neuen Stücke, um das es sich hier handelt, ist eine Lady Hamilton, die für Rechnung Karls II. conspirirt, und sich dabei eines jungen schottischen Edelmanns, Evan, bedient, der seinerseits an einer Verschwörung zu Gunsten des jungen Cromwells betheiligt ist, und zuletzt findet sich's, daß er, ohne es zu wissen, dem König geholfen hat, den Thron seiner Väter zu besteigen. Da dieser die unwillkürlichen Dienste des jungen Mannes mit der Hand der Lady Hamilton belohnt, so ergibt er sich in sein Schicksal. Das nennt A. Dumas die Kehrseite einer Verschwörung. Vieux habits! vieux galons! wie's in Berangers bekanntem Liede heißt. Hat auch ein Faiseur das Gerüste zu diesem sonderbaren Drama gezimmert, wie oben bemerkt, so ist doch der Stoff offenbar Dumas Eigenthum. Man weiß, wie wenig Umstände er mit der Geschichte macht. Er wählt irgend ein bekanntes Ereigniß, wo die Hauptpersonen selbstverständlich beibehalten werden müssen; neben diese aber stellt er gänzlich unbekannte Leute, welche die Handlung führen. Dießmal ist die Pointe, daß ein Republikaner dazu dienen muß, einen Königsthron wieder herzustellen. Das ist allerdings pikant, setzt aber beim Publikum eine kolossale Ignoranz voraus. A. Dumas hatte sein Stück, das man füglich die verkehrte Seite der Geschichte nennen könnte, zuerst den Schauspielern des Théâtre français vorgelesen, die es nicht annahmen.

Die „Rosenmädchen" verdienen als die Erstlingsoper Herolds eine besondere Erwähnung. Die erste Aufführung fand den 27. Januar 1817 im damaligen Théâtre Feydeau statt; das Stück erhielt sich auf dem Repertoire bis 1826, wo es durch „Marie" verdrängt wurde. Der Text ist von Théaulon, einem der fruchtbarsten Vaudevillisten in einem Lande, wo die Vaudevilles aufschießen wie die Pilse, und dessen Name kaum hie und da noch zum Vorschein kommt. Herolds Musik hat in dieser Partitur die schüchterne Grazie der Jugend, den Liebreiz der aufbrechenden Rosenknospe. Die Motive, die mit der größten Leichtigkeit unter seiner Feder aufblühen, athmen eine Frühlingsfrische, die ganz dem Titel des Textes entspricht. Da das Süjet amüsant ist und viele heitere Auftritte darbietet und nichts Anstößiges enthält, so wäre die Oper um so mehr auswärtigen Bühnen zu empfehlen, als das Eigenthumsrecht der Heroldschen Erben auf dieselbe erloschen ist. Auch sind die Rosières so veraltet, daß sie

für eine Neuigkeit gelten können. „Il n'y a de nouveau que ce qui a été oublié,“ sagte eine Modehändlerin zur Kaiserin Josephine.

Die Sonne, die bleich und siech auf ihrem Wolkenbette lag, ist wieder frisch und munter und scheint das Versäumte nachholen zu wollen. Jedenfalls ist die Ernte gesichert; das Obst kommt in ungeheuren Massen in den Centralhallen auf den Markt; die Armee von Paris würde kaum in acht Tagen damit fertig werden. Man hat berechnet, daß im Durchschnit des Jahrs 24 Millionen Pfund Kirschen hier gebraucht werden. Aus den Provinzen wird berichtet, daß der Weinstock voll Scheinen hängt; die Blüthe ist gut von Statten gegangen, und somit wird das Landvolk nach wie vor gut imperialistisch gesinnt bleiben.

Noch immer bespricht man in literarischen Cirkeln das Rundschreiben des Ministers des Innern an die Präfekten gegen die Romans feuilletons. Weder an den Romanschreibern (haben wir kein Wort für Romancier?) noch an den Journalen liegt die Schuld, sondern am Publikum. Dieses verlangt nach der ungesunden Kost, es hat sein Behagen an den Giftmischern, Todtschlägern, -stechern und -schießern, und der Mord wird ihm mit allen möglichen Variationen vorgetragen; im Nothfall behilft es sich mit Taschendieben, Tireurs, Floueurs, Straßenräubern und Fälschern. Großen Absatz finden der Ehebruch, der in keinem anständigen Roman mehr fehlen darf, Entführung und Nothzucht. Joannon, der kürzlich mit seinen zwei Spießgesellen zum Tode verurtheilt wurde, dürfte in dieser Hinsicht eine willkommene Erscheinung seyn. Ein Taglöhner, von guter Familie und einer gewissen Schulbildung, der von einer reichen Wittwe verschmäht wird und sie aus Rache ersticht, um der Leiche Gewalt anzuthun — welch prächtiger Roman läßt sich damit fabriciren! Es ist freilich sehr schlimm, daß sich diese Literatur, die ihre Erfolge in dem Cynismus ihrer Gemälde, in der ruchlosesten Verderbtheit sucht, sich so allgemein verbreitet und sich sogar der ernsteren Journale bemächtigt und mit diesen in die Intimität des Familienlebens gedrungen ist; warum hat man aber nicht früher dazu gethan? „Für alle und jede, die noch Achtung für moralische Würde und gesunden Geschmack haben,“ sagt der Minister, „müssen solche Excesse höchst bedauerlich erscheinen. Es ist die höchste Zeit, ihnen Schranken zu setzen; das Volk hat Ansprüche auf gesundere Nahrung, das Herz darf man eben so wenig wie die Intelligenz verwahrlosen lassen.“ Das sind wahre und gewichtige Worte, allein sie kommen etwas spät. Die Thaten des Rocambole und die Revanche der Mlle. Baccarat haben hunderte von Feuilletons in der Patrie gefüllt, und niemand beschwerte sich darüber, als einige verständige Blätter, die dafür verspottet wurden. Auch ist es hin und wieder aufgefallen, daß die ministerielle Strafpredigt unmittelbar auf den Verweis folgte, den die Opinion nationale erhielt, und zwar verdientermaßen, wegen einiger kühnen und unvorsichtigen Glossen über die Stellung des Prinzen Napoleon im Staate. Die Opinion nationale erscheint unter dem Patronate des Prinzen und tischt seit einiger Zeit ihren Lesern gleichfalls eine Ehebruchsgeschichte auf aus der Fabrik des fruchtbaren Vicomte du Terrail, unter dem Titel: „Les Gandins.“ Für Uebersetzer dürfte es nicht ohne Nutzen seyn zu erfahren, daß dieser Ausdruck, der nicht im Mozin steht, von dem Boulevard de Gand hergeleitet ist und die jungen Herren bezeichnet, die auf diesem Boulevard ihr Wesen treiben.

Aus Tirol, Juli.

Stimmung. — Die künftige Verfassung. — Sociale Zustände.

Wir sind so ziemlich wieder auf den Standpunkt zurückgekehrt, wo man sich mehr um das Wetter und die Kornpreise als um Politik und Diplomatie kümmert. Nicht etwa als ob man vergäße, daß wir auf dem unterhöhlten Boden eines Vulkans stehen, der sich bald im Kriege entladen muß, sondern man freut sich der Frist, die bis zum Ausbruche gewonnen ist, hört von Garibaldi erzählen und sieht bisweilen einen der in Wälschtirol Verhafteten auf dem Wege in eine böhmische Festung. Unsere Brüder italienischer Zunge scheinen sich jedenfalls mehr mit den Allotriis der Staatskunst zu beschäftigen; so viel ist wenigstens gewiß, daß es sehr viele Leute drunten an der Etsch gibt, die gerne für eine Annexion an das Reich Victor Emanuels stimmen würden, obgleich andererseits nicht wenige sind, die, keine Bewunderer des piemontesischen Steuersystems, lieber in alter Treue bei Oesterreich bleiben möchten, wenn dieses die Bahn des Fortschrittes einhält. Hie und da kommt ein Gerücht aus Wien, welches von der baldigen Verleihung einer Landesverfassung redet und uns wenigstens hoffen läßt, daß wir nicht wie jener Horazische Bauer an einem Flusse stehen, der nie verläuft. Leider hat dieses Gerücht einen Beisatz: es soll nämlich der Entwurf des Grafen Brandis, welcher die gleiche Stimmenzahl für alle vier Stände festgesetzt hat, von der

Regierung angenommen werden. Das wäre nicht bloß ein Anachronismus, sondern auch ein Fehler, weil dadurch Bürger und Bauern, die Hauptmacht Tirols, verstimmt würden. Dagegen würde man sich nun allerdings aussprechen, ob jedoch das Programm, welches ein Insbrucker Blatt mit viel Geschick festhielt und demgemäß durch Vermehrung der Stimmenzahl für Bauern und Bürger allmählig ein Uebergang zu einer Interessenvertretung im Sinne dieser zwei Stände gefunden würde, mehr Lebensfähigkeit hat, wollen wir erwarten. Sey nun die Ständeversammlung wie immer zusammengesetzt, so lassen sich im Schooße derselben gewiß heftige Zusammenstöße erwarten, indem die ultramontane und die liberale Partei sicher über manche Dinge verschiedener Meinung seyn werden. Unter Liberalen müssen Sie sich hier aber keine Leute vorstellen, die etwa in einer Ständekammer wie der badischen links sitzen würden; Gott bewahre, diese Leute sind sehr gemäßigt und vernünftig genug, den möglichen, wenn auch kleinen Fortschritt einer Parforcejagd nach Luftbildern vorzuziehen. Am Ende behält doch immer und überall die Zeit Recht. Das werden auch jene Herrn erfahren, die allen Zeichen derselben und jeder Erfahrung zum Trotz den Jesuiten neuerdings das Gymnasium zu Brixen einräumen möchten. Dieser Orden hat, was er vor 1848 in Tirol an Boden verloren, seit seiner letzten Ansiedlung nicht wieder gewonnen, und obwohl wir weit davon entfernt sind, die Vorwürfe, welche man von anderer Seite freigebig über ihn schüttet, zu unterschreiben, so sind wir doch fest überzeugt, daß seine Erziehungsmethode für unsere Tage sich nicht mehr eignet, wie dieses bis zum Einzelnsten in der gründlichen Schrift: „die Gymnasien Oesterreichs und die Jesuiten," dargethan ist.

Während uns in Tirol die Politik nicht gerade unmittelbar berührt, tauchen jetzt manche Fragen des socialen Lebens auf, die sehr brennend zu werden drohen. Unser Ackerbau steht auf keiner sehr hohen Stufe, wenn auch in manchen Gegenden geschieht, was bei den Terrainverhältnissen geschehen kann. Die Forderungen an die Steuerkraft und für Bedürfnisse des Lebens nehmen mit der Zeit und der wachsenden Bevölkerung zu, ohne daß der Ertrag des Bodens größer wird. Nun besteht aber gerade in jenen Gegenden, welche am ehesten produciren könnten, eine höchst verderbliche Dienstbotenwirthschaft, in Folge deren alles, was auf dem Gute wächst, von den Bearbeitern desselben nicht aufgezehrt, sondern eigentlich aufgefressen wird; denn in manchen Bezirken wird täglich fünfmal der Tisch, und meistens mit einer Kost, die im Schmalze schwimmt, beschickt. Zur Masse der Nahrung steht jedoch die Arbeitsleistung in keinem Verhältnisse, weil die Dienstboten, obwohl sie einen hohen Lohn beziehen, nebst den Sonn- und Festtagen noch unverbrüchlich die sogenannten Bauernfeiertage halten, so daß sie fast ein Drittel des Jahres Ferien haben. Daher begreift es sich, daß Mangel an Arbeitskräften herrscht, da ein solcher Tiroler Bauer drei Dienstboten halten muß, wenn er auch mit zwei ausreichen könnte. Obwohl es daher nicht an Arbeit fehlt, so nehmen doch die Verbrechen gegen das Eigenthum in sehr bedauerlicher Weise zu; namentlich scheint zwischen Kufstein und Kitzbüchel Abellino der große Bandit mit Raub und Mord auferstanden zu seyn. — Der erhöhte Verkehr auf der Eisenbahn weist noch auf ein anderes Bedürfniß hin, auf die Hebung der Volksschule. Mit dem Vorhandenen reicht man nicht mehr aus, es muß für die Bildung des Volks mehr geschehen, sonst werden immer wieder Dinge vorkommen, wie wir sie zur Schmach Tirols gegenwärtig bei Wörgl erleben, wo ein „Prophet" unter großem Zulaufe des Volks mit Medikamenten, welche ihm Mönche einsegneten, experimentirt, während manche von jenen, die im Interesse von Klugheit und Sittlichkeit einschreiten sollten, sich damit beruhigen, daß ein Arzt im Lodenrock so gut sey, wie ein solcher mit dem Diplom.

Konnte ich vom Gebiet des politischen und socialen wenig Erfreuliches melden, so ist es mir um so angenehmer, auf einige Erscheinungen in Kunst und Wissenschaft hinzudeuten, welche auch in weiteren Kreisen beachtet zu werden verdienen. Es gibt zwar in Tirol manche Leute, welche meinen, man müsse jeden Tannenzapfen, der auf diesen Bergen wächst, für eine Orange halten; wir wurden hie und da schon, weil wir diese Ansicht nicht theilen, angefeindet; um so besser, daß wir diesesmal aufrichtiges Lob spenden können. Hellweger, ein Schüler von Cornelius, welcher mit dem Meister in der Ludwigskirche und später mit Schraudolf im Dome zu Speier gemalt, hat ein Altarblatt ausgestellt, welches für die Pfarrkirche von Brunecken bestimmt ist. „Der Tod des heiligen Joseph," so kann man es bezeichnen. Eine ärmliche Stube mit den Geräthen des Zimmermanns; auf dem Boden brennt die Lampe, während durch das Fenster das Morgenlicht scheint. Weib und Sohn hatten gewacht, bis sich das Auge des Heiligen schloß. Und so liegt er da, das Haupt zurückgebeugt, mit der Blässe, aber ohne den Kampf des Todes; ein Gerechter, der ausruht von den Mühen des Lebens, welches tiefe Furchen in sein Antlitz gegraben. Christus, ein schöner, fast zu weicher Jüngling, blickt ernst nieder und senkt die Hand in der Bewegung des Segnens, seine Mutter kniet nebenan mit bleichem, rührend schönem Antlitz, voll Ergebung. Das Bild ist weit entfernt von jener Chablonenmanier, womit berühmte und unberühmte Künstler bestellte Altarblätter fabriciren; fast möchten wir es ein religiöses Genrebild nennen, doch ist es voll inniger Weihe, voll andächtiger Poesie. — Die zwei Glasgemälde, welche das Monument Flir's bilden, sind seit einigen Wochen in der Kirche zu Landeck eingefügt. In dem einen sehen wir die Legende von 1265 dargestellt, welcher die Kirche die Gründung verdankt. Unter einem Baume, worauf die Mutter Gottes mit dem Jesuskind auf dem Schooße thront, sind zwei Kinder; das größere bemüht sich, das kleinere vor dem Angriff eines Wolfes und Bären zu schützen. Die Engel links und rechts am Baume strecken die Arme über die Kinder, die Wuth der

Bestien bändigend. Im Hintergrunde sieht man die Eltern herbeieilen. Eingerahmt wird die Gruppe durch ein gothisches Portal mit Thürmchen, in deren Nischen Glaube, Hoffnung und Liebe angebracht sind. Am Fuße des Portals ist rechts das Wappen des Statthalters Karl Ludwig, links das des Bischofs von Brixen. Im zweiten Fenster ist die Hauptfigur Christus, auf Wolken ruhend, die Hände segnend erhoben, umgeben mit einem Kreise von Engelchen. Darunter kniet, wohl getroffen, Flir mit gefalteten Händen in andächtig freier Stellung. Ihm zur Rechten steht sein Namenspatron, der heilige Aloysius, zur Linken der heilige Stephan als Patron der Jünglinge von Landeck. Unten zur Rechten zeigt sich das Wappen des Papstes, zur Linken das des Kaisers. In den Thürmchen des gothischen Portals, welches das Bild einfaßt, erblickt man vier allegorische Gestalten, die Kardinaltugenden. Diese schönen Glasgemälde, der Schmuck und der Stolz einer Dorfkirche, wurden aus Beiträgen von Verehrern Flir's angeschafft und in Dopfers Atelier zu München verfertigt. Der Statthalter Karl Ludwig hat übrigens auch dem Museum zu Insbruck die treffliche lebensgroße Büste Flir's von einem römischen Künstler geschenkt.

Musik muß man hören, es läßt sich nicht viel darüber reden, und so begnügen wir uns anzuführen, daß jüngst eine von dem Insbrucker Tonkünstler Skuhrzky aufgeführte große Messe den Beifall der Kenner erworben hat, die sie als ein Tonwerk bezeichnen, welches das Gewöhnliche weit hinter sich läßt und bei einem wahren Schatze musikalischer Schönheit in vollem Maße seiner kirchlichen Bestimmung entspricht.

Die Musik mag uns zu Poesie geleiten, und hier verdient wohl vor allem Schnellers „am Alpsee" genannt zu werden. Der Dichter, welcher bereits durch ein Bändchen „Lieder aus den Bergen," die zu Nürnberg erschienen, berechtigtes Lob erworben, lebt als äußerster Vorposten deutscher Poesie zu Roveredo und die Sehnsucht nach den Tannen seiner nordischen Heimath und den blauen Seen, in welchen sich Alpenrosen spiegeln, mag seine Hand geführt haben bei diesem farbigen Gemälde der Alpen. Der Alpsee behandelt einen mährchenhaften Stoff aus der Gegend von Hohenschwangau, dessen edle Fürstin der Dichter am Schlusse in schönen Versen besingt; die landschaftliche Natur jener Berge, die Herrlichkeit des Schlosses, der Charakter des kernfesten Volks ist warm und treu dargestellt; darüber gleiten die Lichter einer längst versunkenen Mährchenzeit, hold und traumhaft. Doch ist es nicht bloß ein leichtes Spiel der Muse, welches zur Unterhaltung in klangvollen Versen vorübergleitet; das Ganze wird getragen und gehoben durch eine tieferņste sittliche Anschauung, durch einen fast tragischen Gehalt und den männlichen Sinn des Dichters. Wie auch über ein anmuthiges Gesicht das Leben seinen düstern Schatten, wenn auch nur vorübergleitend, wirft, so fehlt auch hier der Bezug auf die traurige Gegenwart nicht ganz. Jetzt, wo die Fürsten zu Baden tagten und, wie wir wünschen, die lange Nase von der Seine noch länger abgezogen ist, sollen auch die Völker Deutschlands an den alten Bruderbund denken, und deßwegen gönnen Sie vielleicht den wenigen Versen, die darauf hindeuten, einen Raum.

Hier Schwabenlands und Bayerns Scheide,
Inmitten strömt die blaue Fluth,
Zwei Bruderstämme, einig beide
In deutscher Kraft und deutschem Muth!
Und streckt nach dem Kranz der Ehre
Ein Feind verwegen aus die Hand,
Wird stellen sich zu kühner Wehre
Das ganze Volk im weiten Land,
Und wird in donnernden Schlachtenwettern
Des Feindes Schlangenhaupt zerschmettern,
So wie es einst in alten Tagen
Des Ostens Horden dort geschlagen.

So wären wir durch einen Umweg wieder zur Politik zurückgekehrt. Reden wir daher auch noch von den „Sturmvögeln," einem Sonettenkranz von Karl Thaler. Manches darin ist noch unsicher, einiges streift an Zeitungsphrase; doch wäre jedenfalls zu wenig gesagt, wenn man nur den ächt deutschen Sinn, seinen entschlossenen Muth, mit dem er zum Kampfe gegen den neuen Zwingherrn des Westens auffordert, und das Vertrauen auf den Stern seines Volkes rühmen wollte. Ueberall zeigt sich ein löbliches Streben nach Durchbildung des Inhalts und Vollendung der Form; einige dieser Sonette sind wahrhaft schön. Möge sich erwahren, was der Dichter singt:

„Sie mögen kommen, daß zu ihrem Schrecken
Der deutsche Aar in stolzem Kampfesflug
Die Luft durchrauscht, sein Vaterland zu decken!"

Von Thaler liegt uns auch eine politische Aristophanische Komödie vor: „Michels Versucher." Trotz manches gelungenen Verses, namentlich der Schlußparabase, müssen wir das Werkchen als einen Fehlgriff betrachten. Aristophanes dichtete aus dem Leben für das Leben. Wo haben wir Deutsche in unsern dreißig Staaten Platz für eine solche Komödie? Bis dahin würde Fischarts Dreschflegel besser zu brauchen seyn.

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 33. — 12. August 1860.

Satis beatus unicis Sabinis.

Horat:

Die Treue fragt nach Schönheit nicht, noch Größe,
Sie hängt an dem, was einmal sie geliebet,
Und liebt es fort in seiner nackten Blöße.

Wilhelm von Humboldt.

Bilder und Geschichten aus der Mark Brandenburg.

Tegel.

Die Hoffnung —
Sie wird mit dem Greis nicht begraben.

Unter den vielen hübsch gelegenen Dörfern, die den Stadtrayon von Berlin nach allen Seiten hin umzirken, steht das Dörfchen Tegel, sowohl seiner reizenden Lage wie seiner historischen Erinnerungen halber, vielleicht oben an. Jeder kennt es als das Besitzthum der Familie Humboldt. Das berühmte Brüderpaar, das diesem Fleckchen märkischen Sandes auf Jahrhunderte hin eine Bedeutung leihen und es zur Pilgerstätte für Tausende machen wird, ruht dort gemeinschaftlich zu Füßen einer granitenen Säule, von deren Höhe die Gestalt der „Hoffnung" auf die Gräber beider herniederblickt.

Tegel liegt anderthalb Meilen nördlich von Berlin. Wer seinen Füßen einigermaßen vertrauen kann, thut gut, die ganze Tour zu Fuß zu machen. Die erste Hälfte des Weges führt durch die volkreichste und vielleicht interessanteste der Berliner Vorstädte, durch die sogenannte Oranienburger Vorstadt, die sich, weite Strecken Landes bedeckend, aus Bahnhöfen und Kasernen, aus Kirchhöfen und Eisengießereien zusammensetzt. Diese vier heterogenen Elemente drücken dem ganzen Stadttheil ihren Stempel auf; das Privathaus ist nur in soweit gelitten, als es jenen vier Machthabern dient. „Leichenzüge und Bataillone mit Sang und Klang folgen sich in raschem Wechsel oder begrüßen sich einander; dazwischen gellt der Pfiff der Locomotive und über den Schloten und Schornsteinen weht die bekannte schwarze Fahne. Hier befinden sich, neben der königlichen Eisengießerei, die großen Etablissements von Egels und Borsig, und während dem Vorübergehenden die endlose Menge der Bauten imponirt, verweilt er mit Staunen und Freude zugleich bei dem feinen Geschmack, bei dem Sinn für das Schöne, der es nicht verschmäht hat, hier in den Dienst des Nützlichen zu treten.

So zieht sich die Oranienburger Vorstadt bis zur Pankenbrücke; jenseits derselben verändert die Vorstadt ihren Namen und ihren Charakter. Der sogenannte „Wedding" beginnt und an die Stelle der Fülle, des Reichthums, des Unternehmungsgeistes treten die Bilder jener prosaischen Dürftigkeit, wie sie dem märkischen Sande ursprünglich eigen sind. Kunst, Wissenschaft, Bildung haben in diesen armen „Landes" einen schwereren Kampf gegen die widerstrebende Natur zu führen gehabt, als vielleicht irgend wo anders, und in gesteigerter Dankbarkeit gedenkt man jener Reihenfolge

organisatorischer Fürsten, die seit anderthalb Jahrhunderten Land und Leute umgeschaffen, den Sumpf und den Sand in ein Fruchtland verwandelt und die Rohheit und den Ungeschmack zur Sitte und Bildung herangezogen haben. Aber die alten, ursprünglichen Elemente leben noch überall, grenzen noch an die Neuzeit oder drängen sich in die Schöpfungen derselben ein, und wenige Punkte möchten sich hierlandes finden, die so völlig dazu geeignet wären, den Unterschied zwischen dem Sonst und Jetzt, zwischen dem Ursprünglichen und dem Gewordenen, so auf einen Schlag zu zeigen, als die Stadttheile diesseits und jenseits des Flüßchens, das wir so eben überschritten haben.

Die Oranienburger Vorstadt in ihrer jetzigen Gestalt ist das Kind einer neuen Zeit und eines neuen Geistes; der „Wedding" aber, der nun vor und neben uns liegt, ist noch im Einklang mit dem alten nationalen Bedürfniß, mit den landesüblichen Anforderungen einer früheren Epoche gebaut. Was auf fast eine halbe Meile hin diesen ganzen Stadttheil charakterisirt, das ist die völlige Abwesenheit alles dessen, was wohlthut, was gefällt. In erschreckender Weise fehlt der Sinn für das Malerische. Die Häuser sind meist in gutem Stand; nirgends die Zeichen schlechter Wirthschaft und des Verfalls; die Dachziegel weisen keine Lücke auf und keine angeklebten Streifen Papier verkürzen dem Glaser sein Recht und seinen Verdienst; das Holzgitter, das Haupt- und Nebengebäude umzieht, ist wohl erhalten und der junge Baum, der in der Nähe der Hausthür steht, hat seinen Pfosten, daran er sich lehnt, und seinen Bast, der ihn hält. Ueberall ein Geist mäßiger Ordnung, mäßiger Sauberkeit, überall das Bestreben, sich nach der Decke zu strecken und durch Fleiß und Sparsamkeit sich weiterzubringen, aber nirgends das Bedürfniß, das Schöne, das erhebt und erfreut, in etwas anderem zu suchen, als in der Neuheit eines Anstrichs, oder in der Geradlinigkeit eines Zauns. Man will keine Schwalbe am Sims — sie bringen Ungeziefer; man will keinen Epheu am Haus — er schädigt das Mauerwerk; man will keine Bäume in Hof und Garten — sie machen feucht und halten das Licht ab; man will nicht Laube, nicht Veranda — was sollte man damit? Nützlichkeit und Nüchternheit herrschen souverain und nehmen der Erscheinung des Lebens allen Reiz und alle Farbe. Grün und gelb und roth wechseln die Häuser und liegen doch da wie eingetaucht in ein allgemeines, trostloses Grau.

Den kläglichsten Anblick aber gewähren die sogenannten Vergnügungsörter. Man erschrickt bei dem Gedanken, daß es möglich seyn soll, an solchen Plätzen das Herz zu erlaben und zu neuer Wochenarbeit zu stärken. Wie Ironie tragen einige die Inschrift: „Zum freundlichen Wirth." Man glaubt solcher Inschrift nicht; wer könnte freundlich seyn in solcher Behausung und Umgebung? An der Eingangsthür hängen zwei Wirthshausschildereien von der bekannten Genrebilderart, die mehr an die Götzen und Kunstzustände der Sandwichsinseln, als an die Nachbarschaft Berlins erinnern, und als einziger Anklang an Spiel und Heiterkeit zieht sich am Holzgitter des Hauses eine Kegelbahn entlang, deren kümmerliches und ausgebleichtes Lattenwerk dasteht wie das Skelett eines Vergnügens.

Auf halbem Wege nach Tegel sind wir endlich bis an die letzten Ausläufer der Stadt gelangt, und eine Tannenheide nimmt uns jetzt auf, die uns, ziemlich ununterbrochen, bis an den Ort unserer Bestimmung führt. Noch ein weiter freier Platz, der uns nach links hin einen Blick auf den See und das Dörfchen Tegel gestattet, dann eine Wassermühle, hübsch, wie alle Wassermühlen, unter Bäumen gelegen, und eine Ahorn- und Ulmenallee liegt südlich vor uns, an deren entgegengesetztem Ende wir bereits die hellen Wände von Schloß Tegel schimmern sehen.

Schloß Tegel, ursprünglich ein Jagdschloß des großen Kurfürsten, kam, wenige Jahre nach dem Hubertsburger Frieden, in Besitz der Familie Humboldt. Alexander Georg von Humboldt, einem adeligen pommerschen Geschlechte angehörig, das im Fürstenthum Cammin und im Neustettiner Kreise seine Besitzungen hatte, brachte es im Jahr 1765 durch Kauf an sich. 1767 wurde Wilhelm, 1769 Alexander von Humboldt geboren, aber nicht in Tegel, sondern in Berlin, wo der Vater (Militär) aller Wahrscheinlichkeit nach damals in Garnison stand. Nach dem Tode des Vaters wurde Schloß und Rittergut Tegel gemeinschaftliches Eigenthum der beiden Brüder und blieb es, bis es im Jahr 1802 in den alleinigen Besitz Wilhelms von Humboldt (damals Gesandten in Rom) überging. Alexander von Humboldt hat sich immer nur besuchsweise in Schloß Tegel aufgehalten, und die historische Bedeutung des Orts wurzelt ausschließlich in dem vieljährigen Aufenthalte Wilhelms von Humboldt daselbst, der die letzten fünfzehn Jahre seines Lebens (von 1820 bis 1835), zurückgezogen von Hof und Politik, aber in immer wachsender Vertrautheit mit der Muse und den Wissenschaften, auf dieser seiner Besitzung zubrachte.

Die Kunstschätze, die Schloß Tegel bis diesen Augenblick umschließt, gehören (wie ich bei Aufzählung derselben noch weiter hervorheben werde) nicht unwesentlichen Theils in das Gebiet des Familienporträts. Wilhelm von Humboldt selbst, seine Gemahlin, seine drei Töchter (jüngerer, in Rom verstorbener Kinder

zu geschweigen) haben alle, sey es in Stein oder Farbe, eine so mannigfache Darstellung gefunden, daß es nöthig seyn wird, behufs besserer Orientirung, dem Leser einen kurzen Ueberblick über die Familienverhältnisse Wilhelms von Humboldt zu geben.

Wilhelm von Humboldt war mit Caroline Friederike von Dacheroeden (geb. am 23. Febr. 1766, gest. am 26. März 1829) vermählt. Aus dieser Ehe wurden ihm, mit Ausschluß der früh verstorbenen Kinder, drei Töchter und ein Sohn geboren. Der Sohn erhielt die Ottmachauschen Güter in Schlesien; die Töchter erhielten Tegel. Die älteste Tochter, Caroline von Humboldt, blieb unverheirathet und überlebte ihren Vater um kaum zwei Jahre. Die zweite Tochter, Adelheid von Humboldt, war mit dem Generallieutenant von Hedemann vermählt und besaß Schloß Tegel als väterliches Erbtheil von 1835 bis zu ihrem Tode 1856. Nach ihrem Tode (sie starb kinderlos) ging Tegel nunmehr auf die noch lebende dritte Schwester, Gabriele von Humboldt, Wittwe des ehemaligen Gesandten in London und Staatsministers von Bülow, über. Diese dritte Schwester ist die zeitige Besitzerin des Schwesternerbes; nach ihrem Tode, da auch sie keine Kinder hat, fällt Tegel an die männliche Linie, d. h. an die Besitzer der großen schlesischen Güter (Ottmachau) zurück.

Wir haben inzwischen die Ahorn- und Ulmenallee durchschritten und stehen nunmehr rechts einbiegend unmittelbar vor dem alten Schloß. Die räumlichen Verhältnisse sind so unbedeutend und die hellgelben Wände, zumal an der Frontseite, von solcher Schmucklosigkeit, daß man dem Volksmunde Recht geben muß, der sich weigert von „Schloß Tegel" zu sprechen und diesen Diminutivbau „das Schlößchen" zu nennen pflegt. Man erkennt deutlich noch die bescheidenen Umrisse des alten Jagdschlosses, dessen einzig charakteristischer Zug, neben einem größeren Seitenthurm, in zwei erkerartig vorspringenden Thürmchen oder Ausbuchtungen bestand. Diese Erkerthürmchen sind dem Neubau, der 1822 unter Schinkels Leitung begonnen wurde, verblieben, während der große Seitenthurm das hübsche Motiv zur Restaurirung des Ganzen abgegeben hat. An den vier Ecken des alten Hauses erheben sich jetzt vier Thürme von mäßiger Höhe, die derart eingefügt und unter einander verbunden sind, daß sie im Innern nach allen Seiten hin die Zimmerreihen erweitern, während sie nach außen hin dem Ganzen zu einer Stattlichkeit verhelfen, die es bis dahin nicht besaß.

Wir treten nun ein und befinden uns auf dem niedrigen, aber ziemlich geräumigen Hausflur, der ganz im Charakter eines Atriums gehalten ist. Kurze dorische Säulen tragen Decke und Gebälke, eine einfach gemusterte Steinmosaik füllt den Fußboden und Basreliefs aller Art und Größe schmücken zu beiden Seiten die Wand. Ziemlich in der Mitte des Atriums befindet sich, auf einem Sockel oder Fußgestell, die eigentliche Sehenswürdigkeit desselben: eine antike, mit bacchischen Reliefs verzierte Brunnenmündung, die sich vormals in der Kirche St. Calisto in Trastevere zu Rom befand. Der Sage nach soll der heilige Calixtus in dieser marmornen Brunnenmündung ertränkt worden seyn, weßhalb das Wasser, das aus derselben geschöpft wurde, lange Zeit für wunderthätig galt. Wilhelm von Humboldt, während seines langjährigen Aufenthalts in Rom, brachte dieses interessante Curiosum käuflich an sich und schmückte dasselbe mit folgender lateinischer Inschrift: „**Puteal, sacra bacchica exhibens, idem illud, in quo, ad martyrium patiendum, circa A. C. C. XXIII, S. Calistus inmersus traditur, ex ejusdem S. Calisti aede Romana Transtiberina emptionis jure huc devectum.** (Also etwa: Diese Brunnenmündung, einen Bacchuszug auf ihrer Außenseite darstellend, ist dieselbe, in welcher, einer Sage nach, der heilige Calixtus ertränkt wurde und das Martyrium erduldete, etwa 223 nach Christus. In der Kirche des heiligen Calixtus zu Trastevere bei Rom käuflich erstanden, wurde sie (die Brunnenmündung) hierher gebracht.)

Zu beiden Seiten des Atriums befinden sich verschiedene Räumlichkeiten, die alle ohne Bedeutung sind, mit Ausnahme des nach rechts hin gelegenen Studirzimmers Wilhelms von Humboldt. Vieles darin erinnert noch an seinen ehemaligen Bewohner, der hier die reifsten seiner Arbeiten überdachte und niederschrieb. Hier entstanden, seiner Familie selbst ein Geheimniß und nach seinem Tode erst aufgefunden, jene Sonette, die Alexander von Humboldt gewiß mit Recht „die Selbstbiographie, die Charakteristik des theuren Bruders" genannt hat. Hier traten, in mitternächtiger Stunde, jene stillen Klagen und Bekenntnisse an's Licht, zu deren sorglicher Concipirung und Gestaltung ihm die Arbeit des Tages keine Muße gegönnt hatte; hier schrieb er in Dankbarkeit gegen die Stille und Verschwiegenheit der Nacht:

Das Leben ist an Möglichkeit gebunden,
Und ihre Grenzen sind oft eng gezogen;
Der Freude Maaß wird spärlich zugewogen,
Des Leidens Knäuel langsam abgewunden.

Allein der Mitternacht geheime Stunden
Sind günstiger dem Sterblichen gewogen;
Wer um des Tages Glück sich fühlt betrogen,
Der heilt im süßen Traum des Wachens Wunden;

stille, durch poetische Innigkeit ausgezeichnete Bekenntnisse, an denen sich glücklicherweise die bescheidene Hoffnung des Dichters:

> Vielleicht geschieht's, daß freundliches Gefallen
> Vom Untergange kleine Anzahl rette,

und nicht die Resignation der zwei folgenden Zeilen erfüllt hat:

> Sonst in des Zeitenstromes breitem Bette
> Ist ihr natürlich Loos, schnell zu verhallen.

In der Nähe der Fensterwand steht der Schreibtisch, kein elegantes Tischchen, sondern ein schwerer, massiver Bau von Mahagoniholz, ersichtlich „ein Krieger für den Werkeltag.“ Auf dem Tisch, und zwar in der Mitte desselben, steht eine antike Doppelherme, rechts daneben ein Torso, links aber die berühmte, vom Maler Asmus Carstens herrührende Statuette einer Parze, die am Sockel die Namensinschrift des Künstlers und die Jahreszahl 1795 trägt. An der gegenüber liegenden Wand, so daß das Auge des Schreibers, so oft er aufblickte, darauf fallen mußte, befinden sich die Statuen der kapitolinischen Venus und der Venus von Milo, zwischen beiden ein Panorama von Rom und die Constantinsschlacht, nach dem berühmten Raphaelischen Bilde. Die Gesammtheit der in diesem Zimmer vorhandenen Kunstschätze aufzählen zu wollen, hieße den Leser ermüden; nur einer Kreidezeichnung Thorwaldsens, „Bacchus, welcher dem Amor zu trinken gibt,“ sey noch, ihrer besonderen Lieblichkeit und Grazie halber, erwähnt.

Von den Bildern und Statuen hinweg treten wir jetzt an die Glas- und Bücherschränke heran, die ihrem Inhalte nach, wenigstens theilweise, der Humboldtschen Zeit angehören und uns somit Gelegenheit geben, einen Einblick in die privateren Studien, selbst in die Unterhaltungslectüre des Gelehrten zu thun. Da haben wir Byrons Life and works in 17 Bänden, und Adam Smiths „Wealth of Nations“ in drei; Loudons Encyclopaedia of Gardening und Cooks Reisen um die Welt; Schleiermachers Predigten in acht und die Schriften der Rahel in drei Bänden; Voltaire und Rousseau in zusammen 74 Halbfranzbänden friedlich neben einander; Goethe in einer Ausgabe von 1817, Eugen Aram und Rienzi in großem Originalformat und Adelungs Wörterbuch in vier mächtigen Schweinslederbänden. Bescheiden in einer Ecke lehnen zwei der berühmtesten Werke Wilhelms von Humboldt selbst und führen, in Goldbuchstaben auf Dunkelblau, ihre wohlbekannten Titel: „Ueber die Kawi-Sprache auf der Insel Java,“ und „über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaus.“

Neben dem Arbeitszimmer befindet sich das ehemalige Schlafkabinet Wilhelms von Humboldt, in dem er am 8. April 1835 starb. Der überaus kleine Raum ist gegenwärtig unbenutzt und dient nur zur Ausstellung zweier weiblicher Torsen aus parischem Marmor, die zur Zeit des egyptischen Feldzugs (1799) durch einen französischen Offizier von Athen nach Rom gebracht und an den Kunsthändler Antonini daselbst verkauft wurden. Von diesem erstand sie Wilhelm von Humboldt. Nach dem einmüthigen Urtheil aller Sachverständigen gehören diese Torsen zu dem Schönsten, was wir an weiblichen Körpern von griechischer Kunst besitzen. Professor Waagen ist der Meinung, daß beide einer Gruppe von Grazien angehören, deren dritten Torso er in der Sculpturensammlung des Herrn Blundell Weld in der Nähe von Liverpool entdeckt zu haben glaubt.

Wir verlassen nun die untern Räume und steigen vom Atrium aus treppauf, um den obern Zimmern unsern Besuch zu machen. Die Treppe selbst indeß, vor allem die Art und Weise, wie Schinkel (der auch hier den Umbau leitete) alle entgegenstehenden Schwierigkeiten glücklich überwunden hat, fesselt uns noch auf Augenblicke. Die Enge des Raums schrieb ihm Verhältnisse vor, die etwas Kleines und Puppenstubenhaftes nicht vermeiden konnten, und doch glückte es ihm, durch Wölbungen hier, durch Mauereinschnitte dort, dem Ganzen den Eindruck einer lichthellen Heiterkeit zu leihen und endlich durch Farbe und Ornamentik diesen Eindruck bis zum Schönen und Gefälligen zu steigern. Die einzelnen Decken und Rundbögen, deren Dimensionen mehr an das Modell eines Hauses als an ein wirkliches Haus erinnern, sind mit Sternchen auf dunkelblauem Grunde geschmückt und zwei in die Wandfläche des Treppenabsatzes gemalte Kandelaber (es war kein Raum da, um wirkliche aufzustellen) gelten für Meisterstücke guten Geschmacks und correkter Zeichnung.

Die oberen Räume, ein Empfangszimmer, ein Saal, ein Wohnzimmer und zwei Thurmgemächer, bilden ein völliges Museum und sind zu reich ausgestattet mit Kunstschätzen und Sehenswürdigkeiten aller Art, als daß mehr wie eine bloße Aufzählung des Vorhandenen an dieser Stelle gestattet seyn könnte. Und selbst diese Aufzählung werde ich auf die Hauptsehenswürdigkeiten, d. h. also auf Originalwerke zu beschränken haben, und so unterscheiden wir denn, ohne auf die Art der Placirung Rücksicht zu nehmen, neben den Werken der Antike, die Arbeiten Thorwaldsens, Rauchs und Friedrich Tiecks, unter denen der Maler aber die

von Gottlieb Schick, Carl Philipp Fohr, Carl Steuben und Wilhelm Wach herrührenden Bilder und Porträts

Antiken. Die Statue der Nymphe Anchyrrhoe mit einem Wassergefäß, gefunden vor Ponte Molle bei der Osteria la Finocchia. Ihren Namen (Anchyrrhoe) hat diese Statue nach einer Bezeichnung, welche Ennio Quirino Visconti auf einem andern, lebensgroßen, jetzt im Louvre befindlichen Exemplar derselben Statue, von übrigens viel geringerer Arbeit gefunden hat. Diese Statue hingegen zeichnet sich eben so sehr durch das graziöse Motiv, wie durch die vortreffliche Arbeit aus.

Die Statuette einer tanzenden Bacchantin mit dem Thyrsus (der Kopf modern). — Das Fragment einer antiken Sarkophagsculptur, welche den Raub der Proserpina darstellt. — Der thronende Jupiter, ein Relief aus dem Palast Rondanini. — Vulcan, ein Relief, ebendaher. — Ein Rund, auf dessen einer Seite sich der Kopf des Jupiter Ammon, auf der andern eine opfernde Bacchantin befindet. — Die antike Statue des Bacchus aus pentelischem Marmor. (Der Kopf, nach Angaben von Rauch, ergänzt.) — Die drei Parzen, ein antikes Basrelief in Marmor. Dieses Relief ist besonders durch die Art der Auffassung merkwürdig. Die sitzende Klotho spinnt, und die in der Mitte stehende Atropos schneidet den Lebensfaden ab; die Lachesis aber steht an einem Globus und bezeichnet an demselben das menschliche Geschick.

Hieran schließen sich, bevor wir zu den Arbeiten neuer Meister übergehen, jene werthvollen, wenigstens zum Theil der Antike angehörigen Geschenke, die von Seiten Pius VII., als Zeichen des Danks für wichtige, auf dem Wiener Congreß und später in Paris ihm geleistete Dienste, an Wilhelm von Humboldt überreicht wurden. Diese Geschenke sind folgende: „Eine Säule von orientalischem Granit, die eine moderne Copie, in grünem Porphyr, von dem berühmten Kopfe der Medusa aus dem Hause Rondanini trägt, deren Original sich in der Glyptothek zu München befindet. — Zwei andere Säulen aus rosso antico von großer Schönheit, die zwei zierliche Vasen aus jener Marmorart tragen, die den Namen giallo antico führt. — Alle drei Säulen tragen, aufgehängt an einem Kettchen, das in Erz gegossene und vergoldete Wappen Pius VII. Es besteht aus drei Feldern, in deren größerem sich das päpstliche Doppelkreuz und die Inschrift Pax befindet, während die zwei kleineren Felder drei Sternchen und drei Köpfe zeigen. Ueber jedem einzelnen Wappen kreuzen sich die Schlüssel Petri. Diese werthvollen Geschenke wurden an Wilhelm von Humboldt mit folgendem Schreiben überreicht:

„An den Herrn Baron von Humboldt der Papst Pius VII."

„Der so nachdrückliche Beistand, welchen Sie dem Ritter Canova * zu dem glücklichen Ausgang seines Auftrags haben angedeihen lassen, hat Uns nicht überrascht, denn da Wir Sie zur Genüge kennen, versahen Wir Uns mit Gewißheit, daß Sie sich der Sache Roms und Unserer Person mit Nachdruck annehmen würden. Nichtsdestoweniger fühlen Wir uns, nachdem Wir vernommen, wie viel Sie zu der Rückkehr der antiken Denkmale, Handschriften und anderer kostbaren Gegenstände beigetragen haben, verpflichtet, Ihnen in eigener Person Unsern Dank zu erkennen zu geben. Rom hatte sicherlich Ursache Sie nicht zu vergessen, der Sie sich, während Ihres Aufenthalts daselbst, so viel Liebe und Achtung erworben, es wird aber fortan noch einen andern gewichtigen Grund haben, Ihrer als des wohlverdienten Freundes des Sitzes der schönen Künste zu gedenken."

„Wir werden Ihnen ein dankbares Andenken für dasjenige bewahren, was Sie in dieser bedeutenden Angelegenheit gewirkt haben, wie wir Ihnen ein Gleiches für alles dasjenige bewahren, welches Sie zu Unserm Frommen in Wien gethan, wie der Cardinal Consalvi Uns berichtet hat."

„Wir werden mit der größten Freude jede Gelegenheit ergreifen, um Ihnen Unser besonderes Wohlwollen und Unsere Achtung zu bezeugen, und werden den Höchsten bitten, daß es ihm gefallen möge, über Sie seine Gaben und seine himmlische Erleuchtung in Fülle auszugießen und Ihnen die vollkommenste Glückseligkeit zu bescheren."

„Gegeben zu Castel Gandolfo den 26. Oktober 1815, im 16ten Jahre unseres Pontificats.

Pius. P. P. VII."

Ich fahre nun fort in der Aufzählung der in Tegel vorhandenen Originalwerke der Sculptur sowohl wie der Malerei.

Zunächst von Thorwaldsen. Die Statue der „Hoffnung" im Styl der altgriechischen Kunst, mit der Lotosblume in der Rechten. Eine Copie dieser Statue, von Friedrich Tieck herrührend, krönt die Säule auf dem mehrgenannten Begräbnißplatz der Familie. — Die Marmorbüste der Frau von Humboldt. — Die Marmorbüste Wilhelms von Humboldt. — Zwei Kreidezeichnungen: Maria mit dem Kinde und dem kleinen Johannes, und Maria und das Christuskind, welche

* Der berühmte Bildhauer Canova war im Jahr 1815 Commissarius für die Zurückforderung der aus den päpstlichen Staaten nach Paris entführten Kunstdenkmäler.

sich liebkosen. Die erste Zeichnung trägt die Unterschrift: Albertus Thorwaldsen in. et del.; die zweite: Roma, 23 Febbrajo 1818, A. Thorwaldsen f.

Von Rauch. Venus, welche dem Mars ihre vom Diomedes verwundete Hand zeigt. (Marmorrelief in einem Rund ausgeführt.) Eine der frühesten und reizendsten Arbeiten des Meisters. — Die sitzende Statue eines jungen Mädchens, durch den Schmetterling in ihrer Rechten als Psyche bezeichnet (zu gleicher Zeit Porträtstatue der damals (1810) zehnjährigen Adelheid von Humboldt.) — Die Marmorbüste Alexanders von Humboldt. — Die Büsten der als Kinder verstorbenen Gustav und Louise von Humboldt.

Von Friedrich Tieck. Die Statuen des Odysseus, des Achill, der Omphale und der Iphigenie. — Reliefbild Alexanders von Humboldt. — Reliefbild des Grafen Gustav von Schlabberndorf.

Von Gottlieb Schick. Adelheid und Gabriele von Humboldt als Kinder (Oelporträts auf Einem Bilde), eines der vorzüglichsten Werke dieses leider so früh verstorbenen Künstlers. Durch das offene, weinumrankte Fenster sieht man auf Berg und See einer still heitern italienischen Landschaft hinaus. Die schlichten, einfachen Kleidchen verhüllen nur eben die jugendlichen Körper der beiden Mädchen, von denen die jüngere träumerisch mit Blumen spielt. — Das Bildniß Carolinas von Humboldt, der älteren Schwester der beiden eben genannten. In Größe, Farbe und Auffassung dem vorigen Bilde sehr ähnlich, aber nicht ganz von demselben Reiz.

Von Carl Philipp Fohr (1818 in Rom ertrunken). Hagen im Gespräch mit den Donaunixen (Federzeichnung).

Von Carl Steuben. Das Bildniß Alexanders von Humboldt, damals (1812) 42 Jahre alt, in lebensgroßer Figur. Vorn Basaltsäulen, im Hintergrunde der Chimborasso. Höchst brillant gemacht, aber nicht ohne Anflug von Manier.

Vielleicht verlohnt es sich, und zwar speciell im Hinblick auf die zuletzt genannten Porträts, die ganze reiche Sammlung noch ein zweites mal kurz an uns vorüber ziehen zu lassen, lediglich in der Absicht, uns mit der Thatsache vertraut zu machen, daß neben einem Cultus der Schönheit, der unbestritten hier stattfand, zu gleicher Zeit ein Familiensinn, ein alle Glieder umschlingendes Liebesband hier thätig war, das, wie in manchem andern, so auch namentlich in der reichen Ansammlung von Familienporträts einen sprechenden Ausdruck gefunden hat. Die Zahl dieser Porträts (mit Umgebung geringfügigerer Arbeiten) ist siebzehn.

Außer den fünf Zimmern, die alle diese Kunstschätze von Meisterhand enthalten, befinden sich im obern Stockwerk noch einige andere Räume, die nicht eigentlich zu den Sehenswürdigkeiten des Schlosses gehören, aber, unter dem Einfluß des Contrastes, bei jedem, der zu ihrem Besuch zugelassen wird, ein lebhaftes Interesse wecken werden. Hier in den Zimmern, die nach außen hin nichts zu bedeuten, nichts zu repräsentiren haben, hängen die ersten Anfänge kurbrandenburgischer Malerkunst, wie eben so viele grob getuschte Bilderbogen an Wand und Pfeiler, und zwingen selbst dem preußenstolzesten Herzen ein mitleidiges Lächeln ab. Sinn und Seele noch tief erfüllt vom Anblick idealer Schönheit, die in hundert Gestalten und doch immer als dieselbe eine, so eben erst zu uns sprach, werden wir, Angesichts dieser blaurothen Soldateska, irre an allem, was uns bis dahin die Aufgabe einer neuen Zeit, als Ziel einer neuen Richtung gegolten hat, und verlegen treten wir seitwärts, um des Anblicks von Dreimaster und Bortenrock nach Möglichkeit überhoben zu seyn. Mit Unrecht; nicht die Richtung ist es, die uns verdrießt, nur das niedrige Kunstmaß innerhalb derselben. Ein Modell der Rauch'schen Friedrichsstatue, eine Menzel'sche Hochkirchschlacht würden uns auch vielleicht frappirt, aber noch im Augenblicke der Ueberraschung, durch den Eindruck auf unser Gemüth, uns ihre Ebenbürtigkeit bewiesen haben.

Wir verlassen nun das Haus und seine bildgeschmückten Zimmerreihen, um der vielleicht eigenthümlichsten und fesselndsten Stätte dieser an Besonderem und Abweichendem so reichen Besitzung zuzuschreiten — der Begräbnißstätte. Der Geschmack der Humboldtschen Familie (vielleicht auch ein Höheres noch als das) hat es verschmäht, in langen Reihen eichener Särge den Tod gleichsam überdauern und die Asche der Erde vorenthalten zu wollen. Des Fortlebens im Geiste sicher, durfte ihr Wahlspruch seyn „Erde zu Erde." Kein Mausoleum, keine Kirchenkrypta nimmt hier die irdischen Ueberreste auf; ein Hain von Edeltannen friedigt die Begräbnißstätte ein und in märkisch-tegelschem Sande ruhen die Mitglieder einer Familie, die, wie kaum eine zweite, diesen Sand zu Ruhm und Ansehen gebracht.

Zwei Wege führen vom Schloß aus zu diesem inmitten eines Hügelabhangs gelegenen Friedhof hin. Wir wählen die Lindenallee, die geradlinig durch den Park läuft und zuletzt in leiser Biegung zum Tannenwäldchen hinan steigt. Unmerklich haben uns die Bäume des Weges bergan geführt, und ehe uns noch die Frage gekommen, ob und wo wir den Friedhof finden werden, stehen wir bereits inmitten seiner Einfriedigung, von dicht und wandartig sich erhebenden

Tannen nach allen vier Seiten hin überragt. Das Ganze berührt uns mit jenem stillen Zauber, den wir empfinden, wenn wir plötzlich aus dem Dunkel des Waldes auf eine Waldwiese treten, über die abwechselnd die Schatten und Lichter des Himmels ziehen. Die Bergwand, die den Platz gegen Norden und Osten hin umlehnt, schützt ihn gegen den Wind und schafft eine selten unterbrochene Stille. Die Form des Ganzen ist ein Oblong, etwa dreißig bis vierzig Schritte lang und halb so breit. Der ganze Raum theilt sich in zwei Hälften, in eine Gartenanlage und in den eigentlichen Friedhof. Dieser besteht aus einem eingegitterten Viereck, an dessen äußerstem Ende sich eine dreißig Fuß hohe Granitsäule auf Quaderstufen erhebt. Von dem jonischen Kapitäl der Säule blickt die Marmorstatue der „Hoffnung" auf die Gräber herab. Blumenbeete schließen das Eisengitter ein.

Die Zahl der Gräber, wenn ich richtig gezählt, beläuft sich auf zwölf, und wenig Raum ist gelassen für neu hinzukommende. Die Grabsteine, die sich der Säule zunächst befinden (darunter Wilhelm von Humboldt, seine Gemahlin und die älteste Tochter Caroline), haben keine Inschriften, sondern Name, Geburts- und Todesjahr der Heimgegangenen sind in die Quadern des Postaments eingegraben. Die mehr am andern Ende des Gitters gelegenen Hügel aber weisen kleine Marmortäfelchen auf, die einfach den Namen und die Daten tragen und in ihrer Schlichtheit an die Stäbchen erinnern, die der Gärtner dort in die Erde steckt, wo er um die Herbstzeit ein Samenkorn für den Frühling gepflanzt hat. Alle Gräber sind mit Epheu dicht überwachsen; nur eines, der Gitterthür und dem Beschauer zunächst, entbehrt noch der frischen, dunkelgrünen Decke. Fahl gewordene Tannenreiser bedecken die Stätte, aber auf den Reisern liegen Lorbeer- und Eichenkränze und verrathen leicht, wer unter ihnen schläft.

Wenn ich den Eindruck bezeichnen soll, mit dem ich von dieser Begräbnißstätte schied, so war es der, einer entschiedenen Vornehmheit begegnet zu seyn. Ein Lächeln spricht aus allem und das resignirte Bekenntniß: wir wissen nicht, was kommen wird, und müssen's — erwarten. Deutungsreich blickt die Gestalt der Hoffnung auf diese Gräber hernieder. Im Herzen dessen, der diesen Friedhof schuf, war eine unbestimmte Hoffnung lebendig, aber kein bestimmter siegesgewisser Glaube. Ein Geist der Liebe und Humanität schwebt über dem Ganzen, aber nirgends eine Hindeutung auf das Kreuz, nirgends der Ausdruck eines unerschütterlichen Vertrauens. Das sollen nicht Splitterrichter-Worte seyn, am wenigsten Worte der Anklage; sie würden dem nicht ziemen, der selbst lebendiger ist in der Hoffnung als im Glauben; aber ich durfte den einen Punkt nicht unberührt und ungenannt lassen, der, unter allen märkischen Edelsitzen, dieses Schloß und diesen Friedhof zu einem Unicum macht. Die märkischen Schlösser, wenn nicht ausschließlich feste Burgen altlutherischer Confession, haben abwechselnd den Glauben und den Unglauben in ihren Mauern gesehen; straffe Kirchlichkeit und laxe Freigeisterei haben sich innerhalb derselben abgelöst.

Nur Schloß Tegel hat ein drittes Element in seinen Mauern beherbergt, gleich weit entfernt von Orthodoxie wie von Frivolität, jenen Geist, der sich inmitten der Antike und Classicität langsam, aber sicher auszubilden pflegt, und lächelnd über die Kämpfe und Befehdungen beider Extreme, das Diesseits genießt und auf das räthselvolle Jenseits hofft.

(Fortsetzung folgt.)

Pariser Briefe.

4.

☾ In einem Theile von Paris, wo die Verkäuferinnen von Fleisch, Fischen und Gemüsen ihre Börse haben, unweit der neuen Halles centrales, ist eine Hellsehende angesiedelt, eine Madame Ler, deren Andenken wir hier einige Zeilen widmen wollen. Nicht als ob sie bereits dahin gegangen wäre, von wo aus nur die Verzückten bisher Kunde gegeben. Im Gegentheil, sie lebt in staunenswerther Fülle und Gesundheit, und die endlosen Reisen, welche sie stündlich unternehmen muß, um an allen denkbaren Orten der Welt kranke Leute

zu untersuchen, verlorene Sachen wieder zu finden, Diebe zu entdecken oder entwichenen Liebhabern auf die Spur zu kommen, sie scheinen ihr nicht mehr Abbruch zu thun als weiland dem trefflichen Knappen Sancho die Kreuz- und Querzüge des Ritters mit dem Schaumbecken. Sie blüht wie eine Rose. Aber was wir ihrem Andenken hier widmen, wird um dieses Wohlbefindens und um jenes Allsinns willen um so viel weniger zurückhaltend zu seyn brauchen. Wir reden nicht hinter ihrem Rücken. Wenn es ihr Wille ist, liest sie in diesem Augenblick unsere noch nicht auf's Papier gelangten Gedanken, und zwar ehe wir uns selber dieser Gedanken bewußt sind. Somit dürfen wir die schuldigen Rücksichten gegen das andere Geschlecht hier in einem unbefangenen Sinn auffassen und uns frei aussprechen.

Bei dem Baron Du Potet war dem Zudrange durch den Preis seiner Zeitschrift eine Schranke gesetzt, und man sah nur Leute von der sogenannten besseren Gesellschaft. Hier ruht das Unternehmen auf breiterer Basis, gleichsam auf dem allgemeinen Stimmrecht.

Die Nähe des Marktes ließ das schon vermuthen. Niemand ist den Aerzten abholder als das Volk der untern Klassen; niemand ist gläubiger, vielleicht leichtgläubiger als diejenige Gesellschaft, welcher über den Kreis ihrer Tagesbeschäftigungen hinaus die Welt ein Räthsel ist, zu dessen Lösung ihr weder Zeit noch Denkfähigkeit bleibt. Niemand weiß sich schlechter selbst zu rathen oder eine verwickelte Lage zu übersehen. Ihr ganzes Tagesgeschwätz ist ein Rathholen und Rathgeben.

An jedem Dienstag und Freitag Abend acht Uhr öffnet Madame Ler ihre geheimnißvollen Salons für diese vielfragenden Leute aus dem Volke, und zwar unentgeltlich. Um doch auch diese Seite des magnetischen Treibens gesehen zu haben, opfern wir dieser Studie einen Opernabend. — Hier die ungefähre Schilderung der Sitzung.

In der lärmenden Rue Montmartre führt Nr. 16 ein enger Durchgang und der Weg über zwei unansehnliche Stiegen zu der vielbesuchten Wohnung der Seherin. Wir werden mit großer, fast übergroßer Zuvorkommenheit empfangen und durch ein Vorzimmer zu den Divans und Sesseln des kleinen Salons geführt. Er hat sonderbarerweise zwei große Wandspiegel, Schmuckstücke der Zimmerausstattung, gegen welche andere Somnambule die größte Abneigung hegen, wie sie denn auch in Du Potets Salon fehlen. Wir sehen an dieser Kleinigkeit, daß wir mit einer Hellsehenden zu thun haben, die ihre Natur in der Gewalt hat.

Außer uns haben sich bereits etliche vierzig Personen eingefunden, wie bei Beerdigungen und Predigten meistens Weiber, allem Anschein nach der weltberühmten Zunft angehörend, welche sich dames de la Halle nennt. Sie tragen weiße Mützen und sitzen im Vorzimmer. Im Salon befinden sich zwei Magnetiseure, beide kaum in den Dreißigen, und einige Freunde. Nach und nach kommen noch gutgekleidete Frauenspersonen hinzu und erobern die Ehre des Salons. Eine derselben hat einen schüchtern und verschämt sich fügenden Gemahl mitgebracht, etwa einen Buchbinder oder Strumpfwirker; wir glauben einen Strumpfwirker.

Nach etwa einer halben Stunde erheben sich die Magnetiseure und es beginnt das Experimentiren mit solchen Personen, welche sich zu magnetischer Behandlung, sey es wegen Krankheiten, sey es wegen bloßer Versuche melden. Zuerst stellen sich Leidende ein. Ein armer Buckliger mit sehr schmaler Brust wird etwa zehn Minuten lang in der Richtung des rechten Lungenflügels magnetischer Behandlung unterworfen und dann entlassen. Er hat während dieser Zeit sich im Halbschlafe befunden, ist übrigens mit Sorgfalt und Vorsicht und mit völliger Sammlung des Magnetiseurs behandelt worden, und wir glauben ihm gern, daß er sich nach dieser Kur erleichtert fühlt. Vielleicht ist es nöthig, hier den Unterschied hervorzuheben, welcher zwischen dieser Seite des im Salon der Somnambulen zur Schau Kommenden und jener andern besteht, wo sie selbst und ihre Allwissenheit vorwaltet. Die Gegensätze können nicht schärfer gedacht werden. Man begreift, ihrer Unvereinbarkeit gegenüber, die Heftigkeit, mit welcher z. B. Männer wie Czippick in Steiermark und andere dem Heilverfahren allein sich widmende Magnetiseure gegen jedes Hinüberschweifen in das Gebiet des Somnambulismus sich auflehnen. Der Samariter wird sich nie ungestraft auf den Boden des Zauberers Elymas begeben, welchen Paulus mit Blindheit strafte.

Wir übergehen, nachdem wir dem Guten Anerkennung gezollt haben, die wenigen Fälle, über welche in dieser Beziehung noch zu berichten wäre. Auch dem Experimentiren brauchen wir, da die meisten Versuche dieser Art einander sehr ähnlich sehen, nur flüchtige Erwähnung zu schenken. Am empfänglichsten, oder, wie man will, am besten eingelernt — denn schließlich ist die Sache selbst zu oft dagewesen, als daß ein wahrer oder ein trüglicher Fall noch etwas beweisen könnte — am empfänglichsten also zeigte sich eine alte Frau. Sie folgte dem Magnetiseur auf jede Bewegung, konnte eine stark von ihm bestrichene Stelle des Fußbodens nur sprungweise überschreiten, gleichsam als müsse sie einen Bach überspringen, und kniete nieder, wenn ihr gewisse Striche und vielleicht Willensakte des

Magnetiseurs dazu die Nöthigung auferlegten. Auch wurden ihr beide Arme steif gemacht und dieselben dann einzeln wie auch gleichzeitig je mit einem ziemlich schweren Stuhle belastet, ohne daß die Muskeln wesentlich nachgaben. Wir berichten nur und lassen uns bei der Fraglichkeit des ganzen Zuschauerpersonals und der Art und Weise des ganzen Treibens auf keine Untersuchungen ein. Da es Sensitive reichlich wie Sand am Meere gibt, so ist es vielleicht aus Billigkeitsgründen und Sicherheitsrücksichten wahrscheinlich, daß hier kein Kunststück gemacht wurde, sondern nur einfach die Wiederholung eines unzählige male ähnlich dagewesenen Factums. Doch mag man schließlich glauben, was man will.

Nun aber ging ein leuchtenderes Gestirn auf, die Somnambule selbst. Sie war im Sonntagsgeschmacke der Frauen des Mittelstandes gekleidet, trug Schmuck, Crinoline, Tüllhaube mit Blumen und langen Rosabändern, und kam wohlwollend und hellwach durch die Reihen der Marktdamen daher geschritten wie eine Mutter, die sich unter ihren lieben Kindern befindet. Uns, die wir nicht zu den Habitués dieser Sitzungen gehörten, wurde die Auszeichnung einiger willkommen heißender Worte, worauf sie sich auf ihren Sessel niederließ und einen der Magnetiseure — wir glauben sie nannte ihn Monsieur Gautier — herbei rief, um sie zu magnetisiren. Nach zwei Minuten rief sie assez! und nun strömten die guten Leute herbei, denen allerhand Geheimnisse am Herzen lagen. Es waren fast nur Weiber. Jedes hatte, wenn sich's um Nachfrage und Beziehungen zu Abwesenden handelte, einen Brief oder ein Stück Gewand von diesen mitgebracht. Allemal ging die Frage voraus, wo sich die betreffende Person befinde; dann was man wissen wolle, Fragen, die meistens schon verriethen, wie die Antwort lauten durfte. Einiges schien denn auch genau zuzutreffen; Anderes schwebte ganz in der Luft und blieb den Betreffenden ein Räthsel, obschon die Seherin mit ungemeiner Gewandtheit aus jeder Gegenbemerkung eine Brücke des Zusammenhangs zu bauen verstand. So handelte sich's z. B. um ein, wie es schien, in Kost gegebenes Kind einer armen Dienstmagd.

„Es sind gute Leute," sagte die Somnambule, „ganz vortreffliche Leute; drei sind alle mal um das Kind beschäftigt, wenn ihm etwas fehlt. Aber schmutzig ist's im Hause. Mein Gott, wie man nur so schmutzig seyn kann!" Die arme Magd fragte weiter: „Was macht das Kind?" — „Ich sage Euch," lautete die Antwort, „sonst fehlt dem Kinde nichts. Nur ist's im Hause —" — „Schmutzig? Ja, aber das Kind ist erkrankt. Was fehlt ihm denn nur?" — „Wie ich schon versicherte, drei sind um das Kind beschäftigt, w e n n ihm was fehlt. Und jetzt beruhigt Euch und laßt eine Andere vortreten. Mon dieu, quelle saleté, quelle saleté!"

Aehnlich ausweichend waren andere Antworten. Viele wurden, mit Hindeutungen auf die Zuhörer, in rücksichtsvoll verschleierter Weise gegeben, so daß Jeder das Seine glauben konnte.

Eine junge Person brachte einen Strumpf ihres Gemahls oder Geliebten zum Vorschein; die Somnambule hatte ihn nicht sobald in der Hand, als sie betheuerte, ein so schlecht assortirtes Paar habe es seit Adams Zeiten nicht auf Erden gegeben. — „Ihr mögt Euch ja gar nicht, aber auch gar nicht." Die Fragende widersprach nicht, schien auch bereits andere Anknüpfungen im Auge zu haben und wollte wissen, ob ihr Vorhaben mit Jemanden in der Rue du Mail Erfolg haben werde.

„Einen Augenblick!" Und der Geist der Madame Ler flatterte durch das Medium des Handschuhs jenes zweiten Bräutigams in spe nach der Rue du Mail. — „O, ist d e r häßlich! Mon Dieu, quelle figure!" — Allgemeine lächelnde Theilnahme. Die Liebende läßt sich aber nicht außer Fassung bringen. Sie weiß, daß der Geschmack verschieden ist. — „Werd' ich reussiren?" fragt sie. — „Il n'y a pas le doute! Allez! Mais il est vraiment affreux!"

Bei diesen Worten erstickt Madame Ler nahezu an einem plötzlichen Hustenanfall. Als sie ihn überwunden hat, ist sie noch immer mit der Häßlichkeit jenes Unbekannten beschäftigt. Er habe ihr diesen Husten zugezogen. Gerade so huste er, ruft sie der inzwischen auf ihren Platz Zurückgegangenen nach, und diese erhebt sich, um ihr zu bestätigen, daß dem allerdings so sey.

Aber wir haben einige wesentliche Dinge zu berühren vergessen. Wie ist die Haltung, der Ton, das Aussehen der Somnambule während dieser Orakelsprüche? Man suche das Bild der auf dem Dreifuß thronenden Pythia einen Augenblick zu vergessen. Nichts äußerlich den Sinnen sich Aufdrängendes, nichts Feierliches, nichts Ungewöhnliches, nichts Pathetisches kommt der Wundergläubigkeit hier zu Hülfe. Wir fragen uns, warum Madame Ler diese Mittel vernachlässigt, und wir gestehen, daß wir die Antwort schuldig bleiben müssen. Man wird schon über den Sonntagsputz der Dame erstaunt gewesen seyn. Warum nicht etwas Priesterartiges, Tempelduftiges um diese Ceremonien verbreiten? Vielleicht kennt Madame Ler ihr Publikum von einer dem allzu Mysteriösen abgeneigten Seite. Genug, sie hat die Haltung, den Ton, die Geberden

einer Wachenden, und ihre geschlossenen Augen allein unterscheiden sie von dem wachen Aussehen der sie Umgebenden. Auch lehnt sie nicht im Sessel zurück, sondern hält sich aufrecht. Ihre eine Hand, die linke, ruht in der Rechten der Fragenden; mit der andern hält sie die ihr vorgelegten Gegenstände zum Rapportvermitteln. Wenn sie mit Kranken oder Kränkelnden zu thun hat oder mit solchen Personen, denen Schmerzen und Kummer auf dem Gesichte geschrieben stehen, so zeigt ihr Aeußeres ein unbehagliches Mittragen jener Zustände oder Gemüthsverfassungen; sie scheint Gebrechen und Weh aller Art im Augenblick der Consultation körperlich zu theilen, und manchmal dauert die Wirkung noch lange fort, nachdem schon die Veranlassung beseitigt ist.

Ihr gegenüber sitzt der Magnetiseur, stellt hin und wieder Fragen, verhindert sie mit der Hand nach den Augen zu fahren oder nach der Schläfe, eine häufig wiederkehrende Bewegung, und entläßt sie schließlich durch Anblasen und starke Gegenstriche in der Gegend der Augbrauen.

Nach einiger Unterbrechung und nachdem wieder Experimente mit einzelnen der Anwesenden vorgenommen worden sind, kommt sie abermals zum Vorschein, um sich von neuem magnetisiren zu lassen. Wiederum bestimmt sie selbst das Maaß der ihr nöthigen magnetischen Ladung. Dann erhebt sie sich, scheinbar der Hand des Magnetiseurs gehorchend, und ergeht sich in pantomimischen Wendungen aller Art, wobei die Pianinophantasien einer jungen Freundin die Sphärenmusik einer andern Welt ihr vorgaukeln. Es ist uns leid, Madame Ler hier desjenigen Genres bezüchtigen zu müssen, welches nach Voltaires Ausspruch: „Chaque genre est bon, hors le genre ennuyeux,“ von ihr billigerweise vermieden werden sollte. Diese Wendungen, welche vielleicht einem Tanze vor der Bundeslade ähnlich sehen sollten, aber bei ihrer Körperfülle und der lustigen Umgebung eher den Reminiscenzen einer Statistin aus Glucks Orpheus oder aus Wagners Venusberg glichen, diese Armbewegungen und Verzückungen hatten etwas unsäglich Eintöniges und die damit zugebrachte Viertelstunde ist ohne Zweifel den meisten Anwesenden als ein halber Tag erschienen. Keine dieser Wendungen ging, unseres Wissens, über menschliche Fähigkeiten hinaus, wenn schon nur eine gründliche Uebung namentlich die Rücklingsbiegungen zu bewerkstelligen im Stande seyn mag. Dennoch begleitete der Magnetiseur jeden ihrer Schritte mit seiner Hand, indem er sie gleichsam an den Fäden seines Fluidums vor dem Fallen bewahren zu wollen schien. Der Ausdruck ihrer Mienen war übrigens ein wesentlich angenehmerer als der ihr sonst eigene. Auch schien es uns, als sey das Auge während der ganzen Zeit starr geblieben.

Endlich glaubte sie oder der Magnetiseur der Verzückungen genug gethan zu haben, und so ließ er ihren Zustand in den der Katalepsie übergehen, indem er sie an beiden Händen faßte, diese weit aus einander bog und sie solcher Art mit Gewalt in den Sessel zurückzwängte, ihre Arme fortwährend in der Haltung eines Doppelwegweisers. Gegen diese Maßregelung setzte sie sich etwa eine Minute lang zur Wehr, dann gab sie, stark athmend und krampfhaft Luft ausstoßend, sich gefangen, und nun magnetisirte er jeden Arm und ebenso dann die Beine, bis die ganze Figur ein versteinertes Kreuz geworden schien. Wer Geschmack daran fand, versuchte sich an der Starren oder Scheinstarren, um ihre Arme niederzubiegen. Und als endlich auch dieser Versuche genug gewesen waren, gab Monsieur Gautier ihr die Bewegungsfähigkeit wieder und mit dieser das freundliche Lächeln, mit dem sie uns empfangen hatte und jetzt entließ.

Man wird zum Schlusse wissen wollen, ob wir uns über diesen Abend ein festes Urtheil gebildet haben. Wir fassen es in Folgendem zusammen: Charlatanismus an allen Enden.

„Charlatanismus für nichts und wieder nichts?“ Geduld! Diese Probestückchen bekommt man umsonst, aber wer Tags darauf wissen will, was er nicht weiß und sie wahrscheinlich eben so wenig, den kostet diese Neugierde fünf Franken. Damit ist nicht in Frage gestellt, daß ein großer Theil jenes Allsinns wirklich unter gewissen Bedingungen krankhafter Art hysterischen und auch einzelnen andern Personen eigen ist. Es kann über dergleichen nicht mehr gestritten werden. Eben so wenig wird dadurch ausgesprochen, daß Madame Ler oder Damen ihres Berufs nicht wirklich somnambule Eigenschaft haben. Im Gegentheil, wir haben Ursache sie auch hier mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit vorauszusetzen. Es ist etwas zu Gewöhnliches, man soll sich darüber nicht täuschen, und das ganze Geschäft geht weit zuverlässiger, wenn solche Eigenschaften hinzu kommen. Aber nicht nur sind bekanntermaßen die meisten Hellsehenden voll von eigenen Einfällen, die sie für Geschautes ausgeben, und ihre Aussagen sind daher in den wenigsten Fällen zuverlässig. Es kommt auch noch hinzu, daß der Grad ihrer Clairvoyance ein selten gleichmäßiger, schwer controlirbarer ist, und daß, wo, so wie hier, ein nach der Schnur gehender Erwerb sich damit in Verbindung findet, die Aushülfe des Betrugs unentbehrlich wird, soll das Uhrwerk zu jeder Zeit seine Schuldigkeit thun.

Wir haben also eines jener modernen Orakel kennen gelernt, das die Wundersucht und Neugierde des Volks der Halles centrales befriedigt, eines der vielen, welche einzelnen Aerzten noch immer die wohlfeile Gelegenheit bieten, sich durch Entlarvungen von Betrügern über die ganze brennende Frage des Magnetismus zu erheben und — wegzusetzen.

Junker Hans vom Staal.

Ein Lebensbild aus dem siebzehnten Jahrhundert.

(Fortsetzung.)

VI.

Unverhoffter Martinssommer.

Daß mein Glücksstern nunmehr wieder im Aufgang begriffen, konnte fürnehmlich daraus entnehmen, daß der Ambassador sich einer namhaft größeren Höflichkeit, als seit langem geschehen, gegen mich befliß. Am 6. Januar, als am heiligen Dreikönigstag des 1644sten Jahres hielt nämlich Monsieur de Caumartin seine hergebrachte altgewohnte große Schmauserei, nach französischer Sitte „Königreich“ genannt. Und ließ mich hiezu sehr dringlich einladen und mir unter der Hand insinuiren, daß, als nunmehr ältestem Rathsfreunde, mir die Ehre vorbehalten sey, bei dieser Festivität „Bohnenkönig“ zu werden. Hab aber auch diesesmal nicht viel Lust noch Ursache gehabt, der Invitation nachzuleben; und ließ dem Herrn wiedersagen, daß seiner Speisen nicht so hoch von Nöthen habe, als des Königs Geld, zur Bezahlung der Schulden, so in desselben Dienst contrahiret, was mir bis anhero ungerechterweise vorenthalten worden. — Sothane replica ist, wie mir später hinterbracht wurde, vom Ambassadoren sehr übel vermerket worden.

Da nun mein mächtiger adversarius ein stiller Mann geworden, so sich in seinem kleinen, aus sechs Brettern gezimmerten Hause vergnügen mußte, und den Rath durch seiner Brauen zorniges Runzeln nicht mehr nach seinem Willen zu lenken vermochte, wie er vordem vom Schultheißensessel herunter gethan, so ward meine geringe Person auch wieder etwas mehr ästimiret und der Meinung, die ich nach meiner schwachen Einsicht, wohl aber nach bestem Wissen und Gewissen zur Geltung brachte, öfters denn sonst Rechnung getragen. Ward nun auch, was mir längst gebühret hätte, in den geheimen Rath und etliche Wochen später in den Kriegsrath erwählet. Da aber bei der nächstfolgenden Aemterbesetzung am Johannistage dieses Jahres um das Venneramt zu concurriren gedachte, so mochte unschwer vermerken, daß der Herr Ambassador nicht viel minder als zu des Rollii Lebzeiten nach seinem Belieben Regen und schön Wetter zu machen vermöge. Und gelang es auch diesesmal wieder seinen Praktiken, daß ich als persona minus grata mit meiner Bewerbung Schabab, dafür aber Herr Mauritz Wagner, dessen sich der König besser vertrösten konnte als meiner, zu einem Venner ernamset wurde.

Für erlittenen Aerger wegen dieser Hintansetzung ist mir aber bald darauf ein Pflästerlein geworden. Ist nämlich durch Ableben des Suffraganei, so ein bejahrter und längst presthafter Herr gewesen, zu St. Ursitz ein Canonicat ledig geworden, worauf mein Sohn Johann Baptist als primus exspectans ein Anrecht besaß. Und ist auf meine erfolgte anfragende Zuschrift von Probst und Capitul willfähriger Bescheid ertheilt worden und hierauf auch investitura und Besitzergreifung Seitens meines Sohnes zu meiner nicht geringen Befriedigung ohne weiteres Impediment erfolget.

War zwar selbesmal mein Johann Baptist noch bei ziemlich jungen Jahren und mußte noch verschiedene studia absolviren, bevor er die Weihen empfangen konnte. Nichtsdestoweniger war er nunmehr bereits wohlbestallter Canonicus mit der Aussicht, nach verflossenen vier Carenzjahren sich des beneficii erfreuen zu dürfen. Und war also mindestens einer von dreien lebzeitig wohl versorget. Was die studia anbetrifft, so war meine Absicht, mich für meinen Sohn um ein Stipendium am Collegium Borromeum zu Mailand zu bewerben, darüber meine gnädigen Herren und

Obern, gleich wie die andern katholischen Orte löblicher Eidgenossenschaft, zu disponiren ein Recht haben.

Indessen war noch ein anderer Handel im Gang, so mich nicht wenig occupirte und, bis ich endlich zu einer verständigen Entschließung kam, manche Nacht ungeschlafen legte. Mußte nämlich zum großen Schaden meines Hauswesens mehr und mehr den Mangel einer Hausfrau entgelten. Obwohlen mein Töchterlein Helena, als der Mutter nachschlagend, in Küche und Keller ziemlichen Bescheid wußte, so fehlte ihr doch wegen zu zarten Alters die nöthige Autorität über Knecht und Mägde; wasmaßen mir der wohlgemeinte Rath meines geneigten Freundes, Hochwürden Domcustos, so ich zur Zeit als scherzhafte Anmuthung von mir gewiesen, je länger je mehr als ein sehr verständiger erschien, so verdiene wohl in Beachtung gezogen zu werden.

Wäre auch kurz entschlossen gewesen, dieser Ermahnung nachzuleben, hätte ich nur gewußt, was das Fräulein von Hertenstein dazu sagen würde, wenn ich mich dazu entschlösse, mir zum drittenmal ein Ehegespons beizulegen. Einestheils getröstete ich mich mit der vielen Freundlichkeit, so mir zur Zeit meines Besuches in Luzern von der Jungfer geworden, die der grauen Haare in meinem Bart damals gar nicht zu achten schien. Anderntheils konnte ich mir doch nicht verhehlen, daß ein Fräulein von sechsundzwanzig Jahren bei einem Gemahl, so deren gerade dreißig mehr zählet, nur weniger Freuden sich zu versehen hätte. Durfte also eben so wohl eines Korbes, als eines willfährigen Bescheides gewärtig seyn, wessen, wenn mir ein Abschlag zu Theil werden sollte, meine adversarii sich das zu freuen, auch zu Spott und Verunglimpfung meiner ein solches auszubeuten nicht ermangeln würden.

Da das Weimarische Kriegsvolk indessen die fürstbischöfflichen Lande geräumt, so hatten fürstliche Gnaden sich resolvirt, dero Residenz nunmehr wieder nach Delsberg zu verlegen. Und war auch meiner seligen Hausfrau Bruder, Obervogt Erhard Schenk, mit seinem Herrn dahin gezogen. Einestheils um meinen lieben Schwager in jener mir so nahe liegenden Angelegenheit zu consultiren, anderntheils um nach nunmehr vorläufig überstandener Kriegsgefahr nach meinen Gütern zu schauen, machte mich zu Anfang Augstmonats ebenfalls nach Delsberg auf den Weg. Betreffs letzterer ward mir wenig Trostes, da die Kanofzkischen Reiter Alles rein ausgeräumt und des Nagels in der Wand nicht geschont hatten. Und schätzte den abermals erlittenen Kriegsschaden auf nicht minder denn sieben bis achthundert Pfund. Was aber das andere, meinem Herzen noch näher angelegene Negotium anbelangt, so fand, fast über Verhoffen, meinen Schwager sehr dafür incliniret, und anerbot sich derselbe sogleich ungefraget, als Gegenleistung für von mir genossene Treu bei dessen Ranzionirung, meine Anwerbung bei dem Fräulein von Hertenstein und Anverwandten anzubringen. Ließ also den Vogt nach Laufen reiten, wo die Hertensteinische Familie ihre Sommerwohnung bezogen, dem lieben Gott das Werk recommandirend, auf daß er seine Benediction hiezu verleihen möge.

Ermangelte nicht unterdessen fürstlichen Gnaden meinen Aufwart zu machen, wobei Gelegenheit fand, ihro meine vorhabende Heirath zu entdecken, so daran ein Wohlgefallen zu haben nicht verhehlet, mir congratuliret und aller möglichen Beförderung der Sache sich anerboten haben, und war mir dieses keine geringe Beruhigung und half mir mit größerer Geduld und Zuversicht den Heimritt des Obervogtes abwarten. Und erfolgte derselbe schon des andern Tages, da mir mein lieber Schwager die hochwillkommene Botschaft brachte, daß meine Werbung sowohl von dem Fräulein als dero parentibus nicht ungünstig aufgenommen worden; worauf mich auf's beste herausputzte, auch eine geringe Anzahl grauer Haare durch den Bartscheerer entfernen ließ und mich dann alsobald aufmachte, meiner nunmehrigen Jungfer Braut den pflichtschuldigen Besuch abzustatten.

Obwohl nicht mehr in dem Alter, wo man beim Anblick der Jungfräulein Herzklopfen zu verspüren pflegt, so muß doch gestehen, daß beim Eintritt in die Hertensteinische herrschaftliche Wohnung ich von etwelcher ungewohnter Gemüthsbewegung befallen ward. Und fielen mir in jenem Augenblick wieder gar allerlei Bedenklichkeiten ein, und sagte zu mir selber: „Hans Jakob, wer weiß, ob du nicht eben jetzt einen argen Narrenstreich ausführest, da du dich um einer Jungfrau Hand bewirbst, so den Jahren nach deine Tochter seyn dürfte?“ Da nun aber des langen Besinnens nicht mehr war, so machte ich's wie Einer, der ein kaltes Bad nehmen soll: ein kurzer Entschluß und ein behender Sprung, und der Schreck ist vorbei.

Mochte wohl vermerken, daß meines Besuches geharret worden war; denn wurde gleich in das Staats- und Visitenzimmer eingeführt, wo die ganze Familie im besten Putz versammelt war und mich freundlich willkommen hieß. Da brachte dann dem Fräulein meine Werbung in zierlich gesetzter Rede noch einmal selber vor, wobei selbiges züchtig die Blicke niederschlug und vor sich auf den Schooß schauete, danach aber erwiederte: wenn die lieben Eltern nichts dawider hätten, so sey es dessen, was ich von ihm wünsche und begehre, wohl zufrieden. Nach diesem hat mein alter

Freund Hertensteiner sich vernehmen lassen: es wäre ihm eine besondere Freud und Ehre, einen solchen Tochtermann zu bekommen, hat mich umarmt, so wie dieses nicht minder von meiner Hochzeiterin Frau Mutter geschah. Hierauf bin ich dann zu meiner lieben Maria Franziska herangetreten, habe dieselbe mit möglichster Zierlichkeit umfangen und ihr den ersten Brautkuß auf die Lippen gedrückt, was selbige nicht ohne jungfräuliche Erubescenz geschehen ließ. Gleich darauf habe ich der Hochzeiterin den Haftpfennig gegeben, nämlich einen güldenen Ehrenpfennig, so mir fürstbischöffliche Gnaden aparte zu diesem Zweck ertheilet hatten; item einen Ring nebst Armband, item eine güldene Kette, so wie noch andere Kleinod mehr, was Alles nicht minder denn dreihundert Gulden an Werth hatte. Dafür hat mich meine Maitresse mit einem köstlichen schönen spitzen Diamantring begabet.

Nach diesem feierlichen Verlöbniß wurde, wie nicht anders zu erwarten, ein prächtiges Tractament angestellt, wobei viel Fröhlichkeit herrschte und, wie bei solchen Gelegenheiten üblich, manche Scherzrede zu allgemeiner Lustbarkeit gewechselt wurde. Und fragte mich unter anderm auch der Junker von Hertenstein: ob nicht wahr geworden, was er einstens in der Klosterherberge zu Wurmsbach über die feuerigen Blicke Luzernischer Mägdlein ausgesagt? und ob nun nicht an mir selber erfunden, daß selbe wohl im Stande, eines Solothurnischen Altrathes Herz in Brand zu stecken? — Für meinen Theil machte in scherzhafter Weise auf die Farbe des Kleides aufmerksam, mit welchem sich die Jungfer Hochzeiterin herausgeschmückt; war nämlich selbiges aus gelbem Seidenzeug mit Besatz von schwarzem Sammt, welches Gelb und Schwarz derer vom Staal Familienfarben sind. Aus der erfolgten Antwort glaubte entnehmen zu dürfen, daß meine nunmehr liebe Braut sothane Farben keineswegs aus bloßem Zufall zu ihrem Kleide auserwählet hatte, was mir ein neues Zeichen von dero Wohlgeneigtheit war.

Nachdem dann noch mit meinem Freund und künftigen Schwäher die Ehepunkte beredet und den Ehetag aufgesetzt und unterschrieben, so empfahl mich bei all den lieben Leuten, welche mir so große Ehr und Freundschaft erwiesen, insbesondere bei der Hochzeiterin, meiner lieben Maria Franziska, als welcher ich zur Bestreitung ihres Hochzeitstaates annoch fünfzig Gulden baaren Geldes hinterließ, und ritt dann fröhlichen Muthes heim zu.

Laut gepflogener Abred und auf mein ausdrückliches Begehren sollte der Kirchgang nach unseres heiligen Stadt- und Landespatrons St. Ursi Collegiatkirche stattfinden, und zwar um Ende Septembris. Da hatte dann alle Hände voll zu thun, mein geringes Haus zur vorhabenden Festlichkeit in ehrbaren Stand zu stellen. Nach meinem Dafürhalten geziemete sich auch, daß meine Hochzeit mit der adelichen Jungfrau nicht ohne etwelchen Prunk, sondern vielmehr zu meiner Widersacher Aerger splendidissime abgehalten werde. Und sollte der Ambassador inne werden, daß bei sich darbietender schicklicher Gelegenheit auch andere Leute ein fein und festlich Tractament herrichten zu lassen im Stande seyen.

Hatte auch längstens schon ein Gelüste in mir herumgetragen, deme ein Genüge zu leisten ich mich jetzt entschloß. Ließ nämlich durch Peter Graf, den Goldschmied, einen zierlichen Prunkbecher anfertigen in Form unseres Wappenbildes, so eine Greifenklau darstellt. Und wurde dieser Becher 159 Loth feinen Silbers schwer und von innen sauber vergüldet; sollte derselbe an der Hochzeitschmauserei eingeweihet und zu einem Stamm- und Familienpokale urkundlich bestimmt seyn, so nach meinem Ableben meinem älteren Sohne und so fort stets dem Aeltesten meiner Nachkömmlinge als Fideicommiß zuzufallen hat. Und kostete mich selbiger Becher an sechshundert Pfund, wozu von mir die Verehrung verwendet wurde, so ich von den fünf katholischen Orten als Schiedsmann im Frauenfeldischen Handel erhalten.

Und wurden von mir zum Kirchgang und Hochzeitgasterei an siebzig hochansehnliche Personen der Freundschaft und Verwandtschaft eingeladen, wovon vierzig von Adel. Berücksichtigte jedoch bei meinen Invitationen nicht so sehr die Vetter- und Schwägerschaft als die patriotische Opinion; und verhehle nicht, daß dabei meine Absicht war, alle diejenigen, so es mit dem Vaterlande wohl meinten, auch von dem französischen Fieber noch nicht befallen und angesteckt waren, zu besammeln, auf daß sie an Zuversicht wachsen, die adversarii dagegen etwelchen Respekt bekommen und sehen möchten, daß wir den Praktiken und Ränken des welschen Grosspiones zum Trutz immerhin eine nicht zu verachtende Partei seyen; wasmaßen ich die beiden Rollischen Junker, meines dahingefahrenen Widersachers Söhne, einzuladen unterließ. Und obwohlen sonst Sitte, daß bei solchem festlichen Anlaß und Ehrentag eines Rathsfreundes auch der Ambassador invitiret werde und, so derselbe erschien, männiglich sich bestens honoriret glaubte, so ließ dasmal den Comartinus, den Fuchsen, mit Fleiß abseits, da ihm zu verstehen geben wollte, daß es Gottlob annoch Leute gebe, welche von dero Excellenz keineswegs abhangen, sondern um ihre Gunst oder Ungunst sich wenig scheeren.

Am 25. Septembris ritt sodann meiner lieben Braut, so mit ansehnlichem Comitat über Delsberg reisend anher kam, bis zur Klus entgegen. Annoch bei guter Tageszeit langten wir in Solothurn an, wo sogleich in meinem Hause Einkehr genommen und nicht später als am selbigen Abende sponsalia abgehalten wurden. Des andern Morgens fand der Kirchgang statt, da sämmtliche geladenen Gäste paarweise hinter den Stadtpfeifern her in St. Ursi Collegiatkirche zogen, was ein gar stattlicher Anblick gewesen. Mein edler Gönner von Ramstein, so sich dem Comitat der Braut von Delsberg aus in seiner Kutschen angeschlossen hatte, erwies mir die Ehre, das Hochamt zu singen. Der Schmaus ward, wie üblich, wenn in unserer Stadt eine ansehnliche Hochzeit gefeiert wird, auf dem Rathhause abgehalten. Da ward denn fröhlich gezecht, insbesondere die Greifenklaue, der neue Stamm- und Familienbecher, fleißig ausgeschwenkt. Nachdem hergebrachtermaßen dem Hochzeiter und der Hochzeiterin eine Gesundheit ausgebracht, auch dero, zwar abwesenden fürstbischöfflichen Gnaden in Ehren gedacht worden, da ließ dann mein Schwäher, der Hertensteiner, Alle hoch leben, so keine Lakaien und Sykophanten des französischen Königs, sondern freie Schweizer seyn und auch bleiben wollen, welche kräftige Tischrede mit allgemeinem und lautem Applaus aufgenommen wurde.

Als nach etwelchen Gängen der Mahlzeit die Stadtpfeifer zu blasen anfingen, da mußte wohl auch dran glauben und trotz meiner sechsundfünfzig Jahre mit meinem neuvermählten Gespons den Vortanz wagen; und ist dieses Wagniß noch gut genug abgelaufen, wobei zu meiner Verwunderung bemerkte, daß ich in den Kniegelenken noch nicht so gar steif, und mich also meiner jungen Hochzeiterin nicht zu schämen habe.

Beim Tanz ward nun das junge Volk erst recht vergnügt. Konnte hiebei die Wahrnehmung machen, daß meine erstgeborne Tochter, so freilich kaum den Kinderschuhen entwachsen, von meinem jüngsten Rathsfreund, Hans Jakob Schwaller, stark curtesiret wurde. Obwohlen Herr Jungrath Schwaller bereits ein starker Dreißiger, so däuchte mich, derselbe wäre dessenohngeacht ein wohlanständiger Gespons für die Franziska; und schien mir eine allfällige alliance zwischen beidseitigen Familien um so mehr zu berücksichtigen, als die Schwallerischen, so bisanhero mehr zu den französisch Gesinnten eine Hinneigung erzeigten, dann vielleicht zu den Patrioten sich hinüberziehen lassen dürften, welche reflexiones ich während den herkömmlichen drei Tänzen, denen der Hochzeiter beizuwohnen hat, anstellte.

Als mich nun wieder zu meinen Freunden und Altersgenossen an die Tafel begeben wollte, meine liebe Braut, so sich nicht von meiner Seite scheiden wollte, mitnehmend, so bemerkte meinen primogenitum Johann Baptist, den ernamseten Canonicum von St. Ursi, trübselig in einem Winkel sitzen. Und da wohlmeinend ihn fragte, ob er unpaß oder ihm sonst etwas krumm über den Weg gelaufen, so erhielt ich von ihm folgenden Bescheid: „Glaubt denn der Herr Vater, so trotz seinen bestandenen Alters, doch noch ein Tänzchen gewagt hat, dero Sohn würde nicht auch gern an der Lustbarkeit Theil nehmen und mit einem anmuthigen Mägdlein im Arm zu der Stadtpfeifer Melodie den Takt stampfen? Aber dieser lange schwarze Talar, so ihr mir umgehängt, verbeut mir der Jugend Spiel und Freuden theilhaftig zu seyn. Was wundert Euch da, Herr Vater, mein ernsthaft Gesicht, so ja zu meinem Kleide besser paßt, als Scherz und Gelächter?" — Nicht wenig betroffen über solche Rede, verwies ich in kurzen, aber scharfen Worten dem jungen Canonico seinen Undank für meine väterliche Vorsorge und ging dann, um in die allgemeine Heiterkeit keine unanmuthige Störung zu bringen, nach meinem Ehrensitz. Konnte mich aber dennoch über meines Sohnes weltliche Gesinnung eines schweren Seufzers nicht erwehren.

Und ward mir an diesem meinem Ehrentag noch ein anderer kleiner Verdruß. Da nämlich die Nacht angebrochen, wagten etliche freche Gesellen, zweifelsohne von meinen Widersachern angestellt, vor der Rathsstube Fenstern ein Spottlied zu singen. Wasmaßen aber ich meinen lieben Zunftbrüdern zu Wirthen einen Trunk hatte zukommen lassen, auf daß selbige an diesem Abend in Freundschaft meiner gedenken möchten, so waren bald etwelche handfeste Knaben, denen der Unglimpf auf der Zunftstube zu Ohren gekommen, auf dem Platz, um die unberufenen Sänger zu geschweigen und denenselben die ungewaschenen Mäuler zu stopfen. Welche bewiesene Affektion meiner Zunftbrüder um so mehr mich befreute, da mir hinterbracht wurde, daß der lange Peter, des Ambassadors Aufschmecker, Schlüssellochgucker und Lakai, unter den Sängern gewesen, nunmehr aber mit den Fäusten meiner handfesten Zunftbrüder Bekanntschaft zu machen sattsam Gelegenheit gefunden habe.

Daneben ist, Gott sey Lob und Preis, Alles glücklich abgegangen in Ruh und Freuden, und sind sämmtliche Gäste zu ihrem Vergnügen tractirt worden. Und wurden an dieser Schmauserei verbraucht an Wein vier Saum, und haben mich festivitates nuptiales in toto gekostet vierhundert Gulden.

VII.

Der verliebte Canonicus.

So man die Trauben zum zweiten mal unter die Kelter bringt, gibt es auch noch einen Wein, aber keinen süßen, welcher dem ersten Ausbruch gleich kommt, sondern zum öftern einen herben; und so man zum zweiten mal oder gar zum dritten mal freiet, hat es auch seinen Haken. Item, lebte glücklich genug mit meiner lieben Franciska. Da aber das Reisig unseres ersten Liebesfeuers heruntergebrannt war, so vermerkte doch zuweilen unseres Alters Differenz und spürte, daß das Gewicht meiner Jahre sich vermehre.

Und ward mir am 31. Januarii des 1646sten Jahres aus dritter Ehe das erste Kind, ein Söhnlein, geboren, schwer genug wegen bösen Aspecten; denn es war gerade Vollmond und des Mondes Finsterniß, so die genesenden Weiber mit Bösem bedräuet. Und bin in großer Apprehension gestanden, es werde Junges und Altes kosten, welches Unglück jedoch durch Gottes Gnade abgewendet worden. Und wurde dieses Söhnlein in der heiligen Taufe nach mir, dem Vater, Hans Jakobli geheißen.

Und am 22. Mai des 1647sten Jahres ist meine liebe Hausfrau wiederum eines Sohnes, dießmal glücklich, genesen, und war es am fünften Tag nach dem Vollmond im Zeichen des Steinbocks. Habe diesem Kinde den Namen Beat beilegen lassen, meinem großen Gönner Herrn Beat Albrecht von Ramstein zu Ehren, so im Monat Novembris vorhergehenden Jahres vom Domkapitel einmüthiglich zu einem Fürsten und Bischoff von Basel erwählet worden.

Während der Kindersegen, wie vermeldet, neuerdings über mein Haus sich ergoß, so suchten sich die nunmehr Herangewachsenen einen andern Unterschlupf. Und hatte sich meine Tochter Anastasia schon im vorhergehenden Jahre motu proprio und ungezwungen dahin ausgesprochen, im Kloster visitationis den Weiler nehmen zu wollen. Und wiewohlen wegen ihrer Sittsamkeit und stillem Verhalten selbige mir und ihrer Stiefmutter, meinem neuen Gesponse, keineswegs die unangenehmste unter ihren Geschwistern, so war mir dennoch, in Anbetracht, daß der Kinder noch genug vorhanden, deren Entschluß nicht besonders zuwider.— Nicht lange hierauf haben ihro Gnaden Schultheiß Wagner mein geringes Haus mit dero Besuch beehrt und Namens Herrn Jungrath Schwallers, so dero Schwestersohn, um meine ältere Tochter Franzisca angehalten, wessen ich mich schon seit längerer Zeit vorgesehen. Und habe, nach genommener Rücksprache sowohl mit meiner Tochter als den Anverwandten, meinen Rathsfreund aus bereits vermerkten Gründen nicht ungern als Tochtermann angenommen.

Meinen Herrn Sohn Johann Baptista, Canonicum St. Ursitzianum, ließ nach Freiburg im Breisgau reisen, daselbst logicam zu absolviren.

Da indessen das Kriegsgewitter nach einer andern Seite hin sich verzogen, auch das fremde Kriegsvolk seit geraumer Zeit aus fürstbischöfflichen Landen abmarschirt und dero neuerwählte fürstliche Gnaden ein kräftiger und kluger Herr, welcher ein Stift Basel mit Gottes Beistand wieder in ein gut esse zu bringen wohl im Stande, so haben sich auch meine Güter bei Delsberg alsgemach wieder aus ihrer ruina erholet.

Was aber meine Beförderung zu einträglichen Staatsämtern anbetrifft, so konnte noch immer keinen namhaften Fortgang vermerken. Hätte ich dem Nutzen des Königs von Frankreich das Wort geredet, so wären meine Wege wohl bald genug geebnet gewesen; da aber an meiner patriotischen Gesinnung festzuhalten entschlossen, so war mir der neuernamsete Ambassador, Monsieur de la Barde, so im Januario des 1648sten Jahres seinen Einzug hielt, fast noch ärger zuwider, als sein Vorgänger Caumartin.

Also war mein Wesen bestellt, meines Gemüthes Beschaffenheit aber zwischen Freud und Sorge, Befriedigung und Verdruß getheilet, als, fast bevor ich mich dessen versah, mein sechzigster Geburtstag heranrückte. Und war dieses am 23. Octobris dieses 1648sten Jahres.

Dieweilen es sich schon ordentlich kalt anließ, auch ein scharfer Wind von Luterbach her wehte, so hatte ich allbereits meinen Pelzrock angezogen, welcher mit Hasenfelle gefüttert, aber mit einem schönen Besatz von Edelmarder verziert war, und maßen meine Haare nicht minder von meinem Haupte, denn die Blätter zu dieser Herbsteszeit von den Bäumen ließen, so trug ich, meine Glatze zu decken, das schwarze Sammtkäpplein, welches schon auf meines geliebten parens Conterfei abgebildet ist und ich von ihm als theure reliquiam ererbt habe. Saß auf meinem ledernen Sorgenstuhl dem Fenster gegenüber, durch dessen runde Scheiben das Herbstlicht nur sparsam durchzudringen vermochte, und hatte vor mir auf dem Tisch die Schreibkalender ausgebreitet, darinnen nach dem Beispiel und aus Aufmunterung meines seligen Herrn Vaters schon seit Jahren nicht unterlassen hatte, die denkwürdigen Sachen zu notiren, so sich in der Welt im allgemeinen, insbesondere aber in unserer Staalischen Familie zugetragen.

Und alldieweilen ich mir zu Gemüthe führte, was während diesen sechzig Jahren meines Lebens bereits

erlebt, ganz insonderheitlich aber wessen während diesen letzten dreißig Kriegsjahren ich theils Augen-, mehrentheils aber Ohrenzeuge gewesen, so wurde mehr denn je wieder von aller irdischen Dinge Eitelkeit lebhaft persuadiret; fand auch in diesen meinen vorliegenden memorabilibus des mehrsten exemplificiret, als wie aus geringen Anläßen große, oft schreckbare Wirkungen entstehen können, und daß mehrentheils Gottes Providenz der Menschen Angelegenheiten zu ganz andern Zielen führet, als wohin sie in ihrer Kurzsichtigkeit tendiret hatten.

Wer hätte voraussehen können, als vor nunmehr dreißig Jahren die böhmischen Stände zu Prag kaiserliche commissarii zum Fenster hinaus warfen, daß ein endloser Krieg daraus entstehen, Schwaben und die Pfalz, Bayern, Böhmen, Sachsen und Brandenburg verwüstet und entvölkert und größtentheils in Einöden verwandelt werden würden? Wer hätte, da der siegreiche Obergeneral der Liga, der kriegsmächtige Tilli, die Magdeburger züchtigte, präjudiciren mögen, daß derselbe so bald vom grimmen Tod erreicht werden würde? — Nicht minder, da der Schwedenkönig zuerst, dann aber der Wallensteiner die Welt mit dem Geräusch ihres Kriegsruhmes erfüllet, wer hätte da glauben mögen, daß die beiden gewaltigen Kriegsfürsten dahinfahren und spurlos verschwinden würden, wie der Hauch des Windes? — Und da der junge Weimarische Herzog gleich einem Kriegsgott dahergefahren kam, Alles vor sich niederwerfend, und viele Leute, worunter ich auch begriffen, durch ihres Besitzthums Verwüstung in Kümmerniß und großen Schaden gebracht, wer hätte da sagen dürfen, daß dieser junge und übermüthige Held in so kurzen Jahren nichts mehr seyn werde, denn ein Häuflein Moder und Staub? — Und hatte ich nicht auch selber in meinem und der Meinigen Schicksal der Fortuna Unbestand und Verrath genugsam erfahren und schmerzlichst fühlen müssen, als, zum Exempel, ich in des Königs Dienst zu Krieg zog, vermeinend des Gutes und Ruhmes vollauf nach Hause zu bringen, aber nichts gewann denn Schulden, Krankheit und Undank!

Dieweilen solche reflexiones mein Gemüth erfüllten und mit nachdenklichem Stillschweigen in meinen alten Schreibkalendern blätterte, wartete mein Weiblein der beiden kleinen Kinder, so sie mir geschenkt, und lag eines an ihrer Brust und das andere in der Wiege. Da langte unversehens mein Sohn Johann Baptista von Freiburg her an.

Ist hier nachträglich zu vermelden, daß in verwichenem Sommer selbiger von dorther auf Ansuchen Bruder Gedeonis mit dessen Sohn Hans Ludwig, meinem lieben Nepoten, in's Sundtgau auf die Brautschau geritten. Und war dieß nicht ohne starken Anlaß derer von Haidenburg, so auf Schloß Gyrameni ihren Sitz haben, beschehen. Nichtsdestominder kehrte mein Nepot Hans Ludwig unverrichteter Dinge wieder anheim, weil die Partei keine Inclination zu ihm erzeiget. Johann Baptista hatte sich von dorther, ohne nach Hause zu kommen, seinen studiis wieder zugewandt.

Mußte fast über ihn erschrecken, da er jetzt plötzlich in die Stube trat, maßen er wie der Tod von Ypern aus seinem schwarzen geistlichen Habit herausschaute. In Betracht jene Länder, so früher vom Kriege überzogen gewesen, nun auch noch von einem bösartigen Faulfieber heimgesucht wurden, welches viele Menschen hinraffete, so glaubte nun nichts anderes, als mein Sohn sey von dieser Seuche befallen und angesteckt, die ohne Zweifel auch im Breisgau ihre Geißel schwang. Sprang von meinem Sorgensessel auf und frug den Herrn Sohn, ob er krank? Der schüttelte verneinend sein Haupt und setzte sich mit Stillschweigen auf die Fensterbank in den Winkel, wo er die Ellenbogen auf den Tisch stemmete und das Gesicht mit beiden Händen verdeckte. Da drang ich dann und nicht minder mein liebes Ehegespons mit ernsten sowohl als liebreichen Worten in ihn, sein Anliegen und seines Herzens Kümmerniß uns zu entdecken und Bericht zu erstatten, was ihn bewogen, der Academia zu Freiburg den Rücken zu kehren. Es bedurfte jedoch sehr bringlichen Zuspruches und einer geraumen Weile, bis sich der Herr Sohn in so weit gesammelt, seine Beichte abzulegen. Und mußte aus dessen unzusammenhänden, mit vielen schweren Seufzern und Thränen untermischten Reden schließlich folgendes Bekenntniß entnehmen: als wie so Johann Baptista je länger um so weniger zum geistlichen Stand und Beruf inclinire, und wenn er fernerhin durch väterliche Gewalt und Influenz dazu gedränget werde, so würde dieses seines Lebens Unglück seyn; und würde am Ende lieber bei den Weimarischen Schaaren als gemeiner Kriegsknecht sich anwerben lassen und dem Kalbfell folgen, als das verhaßte Gewand noch länger tragen. Wenn jedoch der Herr Vater sich gütigst herbeilassen wollte, ihn davon zu dispensiren, ein Cleriker zu werden, so würde seines Glückes und kindlicher Dankbarkeit kein Ende seyn.

(Fortsetzung folgt.)

Epigramme.

Die Flamme.

Gleichst du der Flamme doch, Epigramm, die, was in der Wohnung
Lang ward aufgespart, lodernd zum Himmel entführt.
Manchen geistigen Schatz hatt' ich vor Zeiten geborgen,
Plötzlich ergreifst du ihn, sprühst ihn als Funken umher.

Stoff.

Nicht das ewige Rom mit seinen prunkenden Tempeln,
Welche mit Völkerraub Sieg und Triumphe geschmückt,
Ward mir zum Liede bestimmt; doch ragen die mächtigen Alpen,
Gletscher krönen das Haupt, Reben umwinden den Fuß.
Wenn Horaz und Catull die Lieder Homeros vernahmen
Stolz im Marmorpalast, hör' ich im Wald den Gesang.
Selber die Vorzeit wird lebendig auf grünender Alpe,
Tritt Eumäos zu mir keck in des Senners Gewand.
Keine der Musen bleibet mir fern, es lächelt die Liebe
Freundlich und hold, wie sie je nur dem Römer gelacht.
Lorbeer wächst und Jasmin auch hier; zum Kranze gewunden
Prangt er mit Edelweiß schön um die Stirne der Maid.
Sollt' ich wählen, ich nähm' Falerner nicht für Isera;
Syrischer Salben Gedüft spendet der nordische Speik.

Der Apotheker.

Indiens Kräuter hast du in köstlichen Büchsen gesammelt,
Während im Tiegel hier lauert das grausige Gift.
Hast du etwas gelernt, so tödte entweder die Liebe,
Oder heile mein Herz, welches die tödtliche birgt.

Der Strom.

Einem Strome nur gleicht, seit ich dich kenne, mein Leben;
Jegliche Welle zeigt glänzend und schimmernd dein Bild.

Heilung.

Schmerzte als Kind dich ein Schnitt, so blies auf den Finger die Mutter;
Sag', wie heilt sie dich jetzt, wo dich die Liebe versengt?

Iris.

Finster wie Donnergewölk, so lag's auf den Brauen des Mädchens,
Aber in Thränen gelöst floßen die Nebel dahin;
Wieder leuchtet das Blau, und kräuselt sich schmollend die Lippe,
Schwebet der Iris gleich eilig ein Lächeln darauf.

Die Rose.

Ehe die Ros' erscheint, muß manche Blume verdorren;
Eh' du Einzige kamst, hab' ich gar manche geliebt.

Der Bach.

Junggeselle, woher im Sprunge von Felsen zu Felsen?
„Wo der Gletscher sich dehnt, hab' ich mein prächtiges Bett.“
Gab dir die Hirtin an mich die Alpenrose zum Gruße?
„Selber pflückte ich sie, wie es dem Muthigen ziemt.“
Und entbot sie dir nichts für mich hierunten im Thale?
„Steige rüstig hinauf, hole dir Rose und Kuß!“

Am Wasserfall.

Nieder stürzet die Fluth und bringt dir Blumen vom Berge;
Bist du hoch im Gebirg, schwebet sie wieder herauf,
Flicht als kühlender Schlei'r sich durch die Wipfel der Föhren,
Schimmert als Rose am Fels, wenn sie der Abend verklärt.

Die Feder.

Fertig glaubt' ich zu seyn und wollte der Muse die Feder,
Welche ich lange geführt, weihen mit innigem Dank.
Eros lächelt dabei und taucht sie wieder in Tinte:
„Schreib! das Mädchen ist stets dir ein unendlicher Stoff.“

Ad. Pichler.

Correspondenz-Nachrichten.

Kopenhagen, Juli.

Volksfeste. — Der König. — Naturforscherversammlung. — Circus Renz. — Bauwesen. — Sommervergnügungen.

Zu den bezeichnendsten Lebensäußerungen unserer Demokratie gehören die zahlreichen Volksfeste, die sowohl in der Hauptstadt als auf dem Lande seit 1848 gehalten werden. Die hauptstädtischen nehmen freilich den volksthümlichen Zweck nur als Vorwand, um das Publikum durch die gewöhnlichen Mittel des Feuerwerks, der militärischen Aufzüge u. s. w. zu belustigen, ohne daß jemand sich im mindesten um den angeblichen Festzweck kümmert. Die volksthümlichen Redner haben ein sehr bestimmtes Gefühl davon, daß sie hier mit Seiltänzern, Sängern, Zauberern, concurriren, und thun ihr bestes, um durch äffische Mimik, plumpe Späße, schamloses Eingehen in die Vorurtheile des Pöbels den wenig aufmerksamen Zuhörern ein nothdürftiges Lachen abzugewinnen und sie zur Einstimmung in ein von Böllerschüssen und Trompeten unterstütztes Hurrah anzufeuern. Wenn aber das hiesige Publikum zu blasirt ist, um sich viel an das Demagogengeschwätz zu kehren, so ist man bei den ländlichen Volksfesten um so aufrichtiger und aufmerksamer. Hier werden dem gläubigen Volke die Robespierreschen Redensarten von seinen Tugenden und Entbehrungen, von den Nachstellungen der Aristokraten, von dem endlichen, glänzenden Siege der Demokratie mit der ganzen Rohheit der demagogischen Herumtreiber aufgetischt, die sich ein förmliches Gewerbe aus der Aufhetzerei des Landvolks gemacht haben. Den nothwendigen Pendant zu diesen Volksschmeicheleien macht die nicht weniger rücksichtslose Schmeichelei gegenüber dem in der engsten Beziehung zur Demagogie stehenden König. Selbst die berüchtigte Danner geht bei solchen Gelegenheiten nicht leer aus. Als neuerlich ein Schullehrer den König auf einem solchen Volksfeste den besten Mann des Landes nannte, wagte niemand gegen eine so ungebührliche Schmeichelei seine Stimme zu erheben. Und doch ist es ein öffentliches Geheimniß, daß Se. Majestät — selbst ohne Rücksicht auf seine Ehe mit der Rasmussen-Danner — weder als Staatsmann noch als Privatmann irgend welche ausgezeichneten Eigenschaften besitzt; ja man betrachtet sogar den Eintritt in seine nähere Umgebung als ein Zeichen der geistigen Verkümmerung und der Demoralisation, weßhalb die Besetzung der erledigten Hofstellen gewöhnlich mit den größten Schwierigkeiten verbunden ist. Der König hat während seines Aufenthalts in der Hauptstadt immer ein so drückendes Gefühl der Isolirung, daß er die erste sich darbietende Gelegenheit benutzt, um in irgend einen entlegenen Winkel des Landes zu entkommen, wo er seinen eigenthümlichen Neigungen ungestört nachgehen kann. In seiner Unterredung mit andern hält er sich gewöhnlich bei gewissen abenteuerlichen Gefahren auf, denen er entronnen, schildert seine Leiden und Mühen um das Wohl des Landes, bis er endlich auf das Capitel des Fischfangs kommt, wo er unermüdlich ist im Erzählen von drolligten Anekdoten. Am meisten gefällt er mit dieser Art seiner Unterhaltung den niedrigen Volksklassen; neuerlich hat er solcherweise großes Glück im Feldlager zu Ponorp in Schweden bei den dortigen Unteroffizieren gemacht, in deren Innung er sich aufnehmen ließ. Hier traf er auch mit seinem Bruder König Karl XV. zusammen, der sich auch gut in seine eigenthümliche Weise zu finden weiß. König Karl kam mit der Königin von der mit so großer Pracht in Stockholm vollzogenen Krönung her, um den Manövern des großen Schonenschen Feldlagers beizuwohnen. Nachdem er zuerst einen Besuch beim König von Dänemark auf Kronburg bei Helsingör abgestattet hatte, lud er denselben zu den Schonenschen Feldmanövern ein, wo Könige, Minister, Offiziere mit einander fraternisirten und eine großartige Ordensvertheilung die Reihe der festlichen Gelage zur allgemeinen Zufriedenheit beschloß. Man sollte glauben, daß der Skandinavismus nie bessere Aussichten gehabt hätte; aber trotz der Verbrüderung der Könige und ihrer Offiziere erschien in einem Kopenhagener Blatte, das als Hauptorgan des Skandinaventhums gilt, eine förmliche Anklage gegen die schwedische Regierung, als ob sie nur auf den günstigen Augenblick warte, um Dänemark mit Preußen zu theilen. Man zeiht die jetzige Regierung in Schweden einer eroberungssüchtigen Politik, die auf nichts weniger als auf die Vernichtung der norwegischen Selbstständigkeit und die Einverleibung der Insel Seeland in's schwedische Reich ausgehen soll. Der König von Schweden hielt die Anklage für bedenklich genug, um in einer besondern Audienz den Redakteur jenes Blattes zu besänftigen, was nur durch das Versprechen, den mißliebigen Minister Grafen Manderström zu entlassen, gelungen seyn soll. Man glaubt aber nichts desto weniger an die Existenz des Theilungsprojekts.

Mittlerweile fand die skandinavische Naturforscherversammlung hieselbst statt, wo aber dießmal von Politik gar nicht die Rede war. Die Tischreden, die sonst von skandinavischer Politik strotzten, waren dießmal nur den gewöhnlichen geselligen Beziehungen gewidmet. Die eigentlich berühmten schwedischen Naturforscher waren übrigens dießmal nicht erschienen, und überhaupt boten die wissenschaftlichen Sitzungen wenig Erhebliches dar.

Was aber in den letzten Monaten die Aufmerksamkeit des hiesigen Publikums fast ausschließlich in Anspruch genommen hat, ist weder die Politik, noch die Naturforscherversammlung oder die Volksfeste, sondern der Circus Renz aus Wien. Es wäre überflüssig, hier auf die Leistungen der Renz'schen Gesellschaft näher einzugehen. Dieselbe hat aber hier einen eigenthümlichen Unfall erlebt, indem die Primadonna, Käthchen Renz, nach mehreren vergeblichen Fluchtversuchen endlich nach Christiania glücklich entkommen ist. Ihr tief gekränkter Oheim, der Direktor Ernst Renz, erklärte feierlich in den Zeitungen, daß er sie von nun an nicht mehr als seine Nichte anerkenne. Das Publikum — besonders ein kleinerer Kreis von Kennern — hat sich durch die Flucht seines Lieblings nicht vom Besuch des Circus abhalten lassen, obgleich er bei weitem nicht zahlreich genug ist, um Renz für seine ungeheuren Kosten zu entschädigen. Er hat selbst einen Circus — hölzerne Baracken — aufführen lassen, der ihn 5000 Thaler gekostet hat und nur drei Jahre stehen bleiben darf. Derselbe gereicht freilich der nächsten Umgebung nicht zur besondern Zierde, wir sind aber hier in architektonischer Beziehung durchaus nicht vom Schicksal verwöhnt. Gleich in der Nähe des Renz'schen Circus findet sich das vom Kriegsministerium aufgeführte Reithaus für die Garde, über dessen geschmacklosen Baustyl so oft in der Presse und auf dem Reichstag Klage geführt wurde. In einer andern Gegend der Stadt hat man einer geschmacklos gebauten Kirche durch eine geschmacklose Restauration ein wahrhaft abgeschmacktes Aussehen gegeben. Die Frauenkirche — nach dem Urbilde einer Basilica zu Aquileja gebaut — woselbst die Thorwaldsenschen Apostel sich finden, droht nach einem dreißigjährigen Bestehen einzustürzen und hat geschlossen werden müssen. Schon vor sechs Jahren fielen gerade während der Consecration des neuen Bischofs große Stücke von der Decke herab und schreckten die Leute aus der Kirche hinaus. Die damals versuchte Ausbesserung der schadhaften Stellen wird aber nicht genügend gewesen seyn, da man jetzt eine gründliche Reparation hat unternehmen müssen. Ein anderes großes Bauwerk, das man gerade unternehmen wollte, nämlich der Wiederaufbau des Schlosses Frederiksborg, muß, weil die Geldbeiträge zu spärlich eingehen, eingestellt werden. Die Bauernschaft hat sich, trotz ihrer Begeisterung für den „besten Mann" des Landes, wie gewöhnlich sehr karg in ihren Spenden bewiesen, ja dann und wann hat man geradezu jede Beisteuer verweigert, angeblich weil die Gräfin Danner reich genug sey, um das durch ihre Schuld verbrannte Schloß wieder aufzubauen. Sie verwendet aber ihre Gelder, um unter fremden Namen sich in Schweden und in den dänischen Provinzen anzukaufen. Neuerlich war sogar von einem skandalösen Proceß die Rede, der durch den Versuch einer ihrer Helfershelfer, sich ihr Gut anzueignen, veranlaßt seyn sollte; man scheint sich aber später im gemeinschaftlichen Interesse verständigt zu haben. Die Dame macht sich, wie gewöhnlich, viel mit Politik zu schaffen und hat neuerlich in dem demokratischen Baron Blixen-Fincke ein sehr actives Werkzeug gewonnen, das auf Sturmesflügeln von Paris nach Stockholm, von dort nach Kopenhagen und Christiania eilt, um eine skandinavisch französische Politik zur Anerkennung zu bringen und selbst Dictator des Nordens zu werden. Trotz dem, daß er im Club der Bauernfreunde den demokratischen Schnaps mit seinen Gesinnungsgenossen zu theilen nicht verschmäht, hat er doch wegen seiner Heirath mit einer Tochter des Landgrafen von Hessen-Cassel einen gewissen Kredit bei der Aristokratie, die sonst politisch bankerott ist und nur mittelst der Demokratie ein demnächstiges Aufkommen erwartet.

Der Sommer breitet jetzt seine ganze Herrlichkeit über uns aus. Nach einigen Monaten mit vorherrschender Kälte und Nässe ist eine fast tropische Hitze eingetreten, und Alles, was sich nicht aus der Stadt auf's Land oder sonst auf Reisen flüchten kann, sucht sich wenigstens in den zahlreichen Vergnügungsörtern der nächsten Umgegend zu erholen. Die Concurrenz hat in den jüngsten Jahren diese Anstalten, unter denen mehrere sich bereits ruinirt haben, zu bisher unerhörten Anstrengungen veranlaßt, um für die niedrigsten Preise dem Publikum die größte Abwechslung der Vergnügungen zu bieten. Die der Stadt am nächsten gelegenen Anstalten thun sich am meisten durch ihre Musik hervor, während das weiter entfernte Alhambra dramatische Aufführungen bietet, die, da die übrigen Theater geschlossen sind, ein großes Publikum anziehen. Dann kommen das eine Viertelmeile entfernte Frederiksberg und der eine Meile entlegene Badeort Klampenborg, um von Helsingör, der alle Sonntage von einem zahlreichen Publikum besucht wird, und den Eisenbahnstationen Roeskilde und Sorö nicht zu sprechen. Bei dieser Sachlage kann es nicht befremden, wenn die Straßen der Hauptstadt Sonntag Nachmittags ganz verödet erscheinen, bis die Haufen der Zurückkehrenden sie Abends etwas belebter machen. Reich und Arm betheiligen sich in gleichem Maße an diesem Vergnügungsleben. Die Armen verpfänden zuweilen ihre dürftige Habe, um sich nur einen lustigen Sonntag zu machen. Handlungsdiener und ähnliche Leute lassen sich häufig um dieser Genüsse willen zu Verbrechen gegen das Eigenthum verlocken, die immer mehr überhand nehmen. Die Demoralisation des gemeinen Volkes geht mit der gesteigerten Vergnügungssucht Hand in Hand.

London, Juli.

Ende der Season. — Die journalistische Revolution. — Eine Zuaven-Invasion. — Die Prügelstrafe in den englischen Schulen.

Obgleich das Parlament noch versammelt ist, hat doch die Season bereits thatsächlich ihr Ende erreicht. Die meisten adeligen Familien sind schon auf ihre Landsitze gegangen, und die jährliche „Völkerwanderung" der Mittelklasse nach der Küste ist in vollem Zuge. Kurz die „Welt" ist fort, oder im Begriffe wegzugehen, und nur die „Niemande," die allerdings sehr zahlreich sind, aber nicht zählen, können als die gegenwärtigen Einwohner Londons gelten. Es war eine beispiellos schlechte Season, die heurige. Die Shopkeeper klagen, die Kaufleute klagen, die Theaterbesitzer klagen, jedermann klagt, mit Ausnahme derjenigen, die zu der „Welt" gehören, und die reich genug sind, um sich über die Zufälligkeiten der Witterung und über die Lage des „Geschäfts" hinaus zu setzen. Nächst den Shopkeepern, die diesen Sommer — nur dem Kalender nach ein Sommer — so gut wie nichts zu thun haben, machen unstreitig die Theaterbesitzer die längsten Gesichter, und zwar steht die Länge ihrer Gesichter in einem genauen Verhältniß mit dem Umfang und der „Vornehmheit" ihrer Musentempel. Die kleineren Theater, die zur Belustigung der Massen bestimmt sind, haben nicht so bedenkliche Schwankungen zu erleiden, wie die großen fashionabeln Theater, deren Publikum selbst in der riesenhaften Metropolis doch ein vergleichungsweise beschränktes ist. Besonders schlimm erging es den beiden Opernhäusern, Coventgarden und Her Majesty's, was übrigens zum Theil auch der Thorheit der Manager zuzuschreiben ist, die sich gegenseitig den Rang abzulaufen suchten, und weit mehr Künstler engagirten, als nöthig war. Hörte Herr Gye, Herr Smith stehe mit irgend einem berühmten Sänger oder einer neuentdeckten Prima Donna von den „höchsten Stimmfähigkeiten" in Unterhandlung, so schnappte er ihm den fetten Fisch durch ein kühnes Manöver weg, und umgekehrt. Das mochte für die beiden Concurrenten ein recht unterhaltendes Spiel seyn, aber es war ein theures Spiel, und die Folge ist, daß Smith und Gye, nebst den Leuten, welche hinter ihnen stecken, ihre Taschen jetzt bedeutend weniger voll finden, wie vor fünf Monaten. Man spricht davon, die Rivalen seyen durch Schaden klug geworden und haben einen Vertrag abgeschlossen, kraft dessen sie künftighin in Gemeinschaft operiren würden; doch wir bezweifeln das. Möglich, daß man sich für den Augenblick verständigt hat, allein die alte Eifersucht wird bald von neuem erwachen und den Wiederbeginn der Feindseligkeiten bewirken, die so lange dauern werden, bis einer der Kämpfer aus Mangel an Kriegsmaterial gezwungen ist, das Feld zu räumen.

Als bekannt wurde, die Regierung beabsichtige die Abschaffung der Papiersteuer zu beantragen, tauchte eine Menge journalistischer Projekte auf. Viele davon sind in Folge des feindlichen Beschlusses der Lords aufgegeben worden, aber einige sind trotzdem zur Ausführung gelangt. Unter diesen verdient unstreitig den ersten Platz das „London Review" von Karl Mackay, dessen dichterische Leistungen auch im Ausland gebührend gewürdigt werden. Das London Review erscheint wöchentlich, und kostet bloß drei Pence. Es umfaßt Politik, Wissenschaft und Kunst, und die drei bis jetzt erschienenen Nummern sind in jeder Beziehung vortrefflich. Mackay gehört zu keiner der literarischen Cliquen, welche hier eine so schädliche Thätigkeit entwickeln, und er ist daher durchaus unabhängig, was seinem Blatte nur nützlich seyn kann. Harrt er aus, vermeidet er die Klippen, an denen er vorbei zu segeln hat, so wird London Review mit der Zeit die theuren, abgelebten Wochenblätter, wie Spectator, Examiner und sogar das junge, aber an unheilbarem Doctrinarismus krankende Saturday Review überflügeln.

Ungeachtet der Papiersteuer schreitet die Pennytagespresse mit überraschender Schnelligkeit voran. Nicht bloß in London, auch in den Provinzen, namentlich in Manchester und Edinburgh, haben die Pennyblätter die theuren Zeitungen aus dem Feld geschlagen. In London haben wir außer der Times keine einzige theure Zeitung, die „zahlt," und was die Times betrifft, so vermindert sich ihr Abonnentenkreis von Tag zu Tag; auf dem Lande hat sie fast keine Abnehmer mehr, und es wird ihr wenig helfen, daß sie dieser Tage ihren Preis für die Provinzen um einen Penny herabgesetzt hat. Nach zuverlässigen Mittheilungen hat die Times gegenwärtig kaum mehr als 40,000 Abonnenten, d. h. 12,000 weniger als im Jahr 1855, wo der Zeitungsstempel beseitigt wurde. Erwägen wir ferner, daß die tägliche Cirkulation sämmtlicher englischen Tagesblätter im Jahr 1855 bloß 70,000 Exemplare betrug, von denen die Times allein über 50,000, oder volle fünf Siebentel verkaufte, daß aber die Gesammtcirkulation der englischen Blätter sich jetzt auf 260,000 Exemplare täglich beläuft, unter denen die Times nur mit 40,000, oder Einem Siebentel figurirt, so sehen wir klar, wie tief die Times gesunken ist und wie wenig Recht sie hat, sich noch heutzutage den Namen des „leitenden Journals" beizulegen. Ohne die Annoncen könnte sich die Times in ihrer jetzigen Gestalt und bei ihrem jetzigen Preise nicht behaupten; das Annoncenmonopol aber, auf welches sich ihre Macht gründet, ist dem Untergang nahe, denn es beruht wesentlich auf dem journalistischen Monopol, das, wie die obigen Ziffern zeigen, vernichtet ist. Die Times zehrt noch von Ueberlieferungen, und davon läßt sich nicht lange zehren.

Die Zuaven in London! Der schrecklichste Traum, den John Bull in den letzten fünfzig Jahren geträumt hat, ist erfüllt, das Gespenst hat Fleisch und Blut angenommen, die Zuaven sind da! Sie wandeln auf unsern Straßen, sie wohnen in unsern Häusern, sie trinken von unserem Porter, und sie fraternisiren mit unsern „Freiwilligen." Diese Zuaven sind so unwiderstehlich! Sie haben uns unterjocht und unsern Nationalgeist so complet überwunden, daß wir uns über ihre Anwesenheit freuen. Wer hätte das gedacht? Und doch geht es mit sehr natürlichen Dingen zu. Die französische Invasion, die am Montag über uns hereinbrach, ist eine äußerst harmlose, und haben die Zuaven auch Absichten auf unsere Taschen, so verrathen sie doch nicht die mindeste Lust, uns gewaltsam zu berauben und die Bank zu plündern. Es handelt sich nicht um „Napoleonische Ideen," es gilt bloß eine „moralische Eroberung," und diese ist, wie gesagt, im vollsten Maße gelungen. Mit Einem Wort, die Zuaven, welche die „moralische Eroberung" vollbracht haben, sind die Ueberreste jener kriegerischen Schauspielertruppe, die sich weiland vor Sebastopol eine europäische Celebrität erworben hat. Vorgestern Abend traten sie zum erstenmal im Princeßtheater auf und ernteten enthusiastischen Beifall. Ich werde eine der nächsten Vorstellungen besuchen und Ihnen Bericht erstatten.

Vor den Assisen zu Lewes wickelte sich vorgestern der letzte Akt einer Tragödie ab, die an sich von dem höchsten Interesse ist und auf das englische Erziehungswesen den heilsamsten Einfluß ausüben kann. Im Laufe des verflossenen Jahrs sandte Herr Chancellor, ein ehemaliger Richter am Gerichtshof der Common Pleas, seinen Sohn Reginald in die Schule des Herrn Hopley zu Eastbourne. Reginald Chancellor war fünfzehn Jahre alt, aber von schwachen Verstandeskräften, da er, wie sich später heraus stellte, Wasser im Hirn hatte. Hopley, der für den Knaben ein Honorar von 180 Pfund Sterling jährlich empfing, ahnte das nicht, und als der junge Chancellor in seinen Lectionen zurück blieb, wurde nach englischer Schulsitte an den Stock appellirt. Allein der Stock konnte den armen Jungen nicht von seiner Krankheit curiren und machte ihn nur störrig und widerspenstig. Hopley meldete dem Vater, daß er in seinen Bemühungen gescheitert sey, und erhielt von ihm die Erlaubniß, stärkere Gewaltmaßregeln in Anwendung zu bringen. Mit dieser Vollmacht ausgestattet, entschließt sich der Schulmeister am 21. April zu einer entscheidenden Operation. Um halb zehn Uhr Abends wurde Chancellor, der seine Aufgaben wieder nicht gelernt hatte, aus dem Spielzimmer geholt und zwei Stunden lang fast ohne Unterbrechung mit einem dicken Stock geprügelt. Um dreiviertel auf zwölf Uhr schleppte Hopley seinen Zögling in dessen Zimmer hinauf und fing das Marterwerk von neuem an. Die Schmerzensschreie des gequälten Knaben erfüllten das Haus. Plötzlich, gegen halb ein Uhr war alles still; die Magd, welche später vor Gericht Zeugniß ablegte, hörte Hopley leise die Treppe herab schleichen und ihn in Begleitung seiner Frau eben so leise zurück kehren. Den folgenden Tag hieß es, Chancellor sey in der Nacht an einem Herzschlag gestorben. Ein Arzt wurde gerufen; er fand den Todten auf dem Bette ausgestreckt, vollständig bekleidet. Aber der Arzt schöpfte keinen Argwohn, und hätte die Magd nicht erzählt, was sie gehört hatte, so wäre die Wahrheit nicht an den Tag gekommen. Aber die Erzählung der Magd erregte Aufmerksamkeit und führte zu einer Leichenschau. Als dem Todten die Kleider ausgezogen wurden, bot sich ein furchtbares Schauspiel dar. Der ganze Körper war mit Schwielen und Wunden bedeckt und an den Beinen war das Fleisch wörtlich zu Brei geschlagen. Die Obrigkeit schritt ein und vorgestern wurde Hopley zu vierjähriger Gefängnißstrafe verurtheilt. Er betheuerte bis zuletzt seine Unschuld, und wir sind überzeugt, er heuchelte dabei nicht und glaubte alles Ernstes, seine Pflicht als Lehrer erfüllt zu haben. Was er gethan hat, das hat gar mancher englische Schulmeister gethan. Die Hopleys sind unter den englischen Schulmeistern leider keine Seltenheit, und das ist nicht die Schuld der englischen Schulmeister, sondern der englischen Gesellschaft, die noch immer für den Stock als Erziehungsmittel schwärmt. Das Beispiel Hopleys wird aber unter den Schulmeistern Englands seine Früchte tragen, und was Vernunftgründe nicht vermochten, das wird die Furcht vor vierjähriger Gefängnißstrafe bewerkstelligen.

Paris, Juli.

Paris leer. — Vincennes. — Lamartine. — Theater.

Paris ist nicht mehr zu Paris — ich meine das elegante, vornehme, reiche oder doch Aufwand machende Paris, das im Winter die Operntheater und Concertsäle füllt, oder selbst in den Salons Opern aufführt und Concerte gibt, das die Kunst anregt und belohnt, und für welches diese ihr Bestes aufspart. Dieses Paris lebt auf Villen und

Schlössern, oder fährt auf Eisenbahnen oder in Dampfbooten, treibt sich in Baden und Homburg, oder zu Biarritz und Eaux Bonnes herum, oder hält die Villeggiatur an den Rheinufern, die hier von Jahr zu Jahr mehr in Aufnahme kommen. Nur können die Touristen noch immer nicht den Schöpsenbraten mit Pflaumenmuß verdauen; auch klagen sie noch immer, daß man in deutschen Betten Servietten statt Leintücher habe. Allerdings könnte man aus Einem französischen Betttuche reichlich ein Paar von den unsrigen machen.

Wir benutzen die Abwesenheit der hohen Herrschaften, um uns etwas näher in Vincennes umzusehen, das wir bisher nur im Fluge angeschaut. Der lateinische Namen ist Vincennae, wozu vier oder fünf Etymologien vorliegen. Die gescheideste leitet das Wort von Vita sana her, weil die Luft hier sehr gesund seyn soll. Ich habe sie immer sehr rauh und unfreundlich gefunden und mir manchen Schnupfen in dem feuchten Dickicht geholt. Ludwig XIV. hatte befohlen, nach seinem Tode wegen der gesunden Luft den jungen König nach Vincennes zu führen. Der Regent brachte ihn wieder in die Tuilerien zurück. Noch unfreundlicher ist der Ort; man sieht es ihm noch an, daß Karl VI. hier seine Hühnerställe hatte (basse-cour). Enge, schmutzige Straßen winden sich zwischen einer doppelten Reihe von Kneipen, marchands de vin, traiteurs, estaminets hin; dazwischen stehen hie und da einige Landhäuser, die Pariser Bürgern gehören, und bescheidene Häuschen, welche an die Offiziere vermiethet werden; die Unteroffiziere und Soldaten sind im Schlosse kasernirt.

Dieses erhebt sich dem Dorfe gegenüber finster und schauerlich mit seinem schwarzen, niedrig gewölbten Thorwege, seinen Wällen und krenelirten Mauern, seinem weltberühmten Donjon, wo so manches Opfer der Staatskunst in unmächtiger Wuth sich verzehrte, mit seinen Gräben, wo im Jahr 1815 die Ueberreste des unglücklichen Prinzen von Enghien aufgefunden wurden, mit seinem Waffensaale — der hier aufbewahrte Vorrath würde hinreichen, eine Armee von 120,000 Mann auszurüsten — und seiner gothischen Kapelle, die schöne Glasmalereien von Jean Cousin besitzt. Einst war hier ein Capitel, aus sieben Chorherren und Vicarien bestehend, das unermeßlich reich war und daher von Rechtswegen aufgehoben wurde.

Das erste Schloß wurde von Ludwig VII. erbaut; das heutige rührt von den Valois her. Die sogenannten Pavillons des Königs und der Königin sind von Katharina von Medicis. Früher war das Gebäude mit neun Thürmen versehen, darunter der Teufelsthurm. Warum ihm dieser Name beigelegt wurde, habe ich nie ermitteln können. Vielleicht hauste hier die Isabeau von Bayern; eine alte Chronik berichtet, daß sie zuweilen ihr Hoflager zu Vincennes hielt und daß es da „nicht ehrbar zuging." Einst, als eben Karl VI. seine Gemahlin hier besucht hatte und gegen Abend nach Paris zurückkehrte, begegnete er dem Ritter Bourbon, der sich zu Isabeau begab. Des andern Tags wurde der Ritter verhaftet und auf die Folter gespannt. Da er gewisse Dinge eingestanden, wurde er in einen Sack genäht und in die Seine geworfen. An dem Sacke war ein Zettel mit der Inschrift befestigt: „Laissez passer la justice du roi." Vincennes war ein Lustschloß, bis der schreckliche Ludwig XI. ein Staatsgefängniß daraus machte. Der Gefangene saß im Donjon. „Riegel, Hängeschlösser, eiserne Stangen, wo man hinschaut; eiserne Thüren, die sich auf ungeheuern Angeln drehen. Dumpf dröhnt es unter den Gewölben. Der Unglückliche gelangt endlich in seine Höhle; er findet einen Strohsack, zwei Holzstühle, ein irdenes Geschirr und einen beschmutzten Tisch." So war die Wohnung der Gefangenen zu Mirabeaus Zeiten beschaffen. Daß sie früher besser logirt gewesen, ist sehr zu bezweifeln. Der Donjon war eine Succursale der Bastille. Im Donjon saß Heinrich IV. als König von Navarra; er war einer Verschwörung beschuldigt; nach ihm kamen seine unehelichen Söhne, Herzog und Ritter von Vendôme; Richelieu, gegen den sie conspirirt, hatte sie einsperren lassen; ferner der Prinz Condé und der Prinz Conti — Verschwörer; der Cardinal de Retz — ein Verschwörer. Die Leute hatten damals die Verschwörungssucht.

Dreißig Jahre später erscheint hier Fouquet, der hinlänglich bekannt ist, und die in der reinen Liebe schwärmende Me. Guyon. Diese rührende Gestalt ist übersehen oder verkannt worden, auch von uns Deutschen. Die Franzosen lachen sie aus; die reine Liebe scheint ihnen ein Unsinn. Bossuet, der mehr ein Prophet im Geiste der Bibel war, verdammte sie. Ein halbes Jahrhundert nachher finden wir hier den unglücklichen Latude. Da er nach Holland entkommen war, ließ die abscheuliche Pompadour sich's über 200,000 Fr. kosten, um seiner wieder habhaft zu werden. Nach ihrem Tode ließ ihn der Herzog von Choiseul in Charenton als Narren einsperren; 1784 wurde er endlich in Freiheit gesetzt. Gleichzeitig mit Latude ward Diderot hier eingekerkert, nicht als Freigeist, sondern als Opfer der Rachsucht einer Maitresse des Ministers d'Argenson. Wenn man dergleichen liest, so begreift man mehr und mehr die politische Bewegung von 89. Gleich darauf erscheint der Herold derselben, Mirabeau, in dessen vulkanischem Geiste sich während der Gefangenschaft ein unversöhnlicher Haß gegen den Despotismus ansammelte. Hätte Mirabeau nicht im Kerker gesessen, die Revolution hätte vielleicht zu etwas anderem geführt. Das Kaiserreich führte nach Vincennes den Herzog von Enghien und die Wittwe des Generals Malet. Das Denkmal, das die Restauration dem Herzog von Enghien im Chore der Kapelle errichten ließ, wurde 1852 in der alten Sakristei untergebracht, die zu eng, zu niedrig und zu dunkel ist. In den vier Eckthürmen des Donjon saßen nach der Julirevolution — deren Jahresgedächtniß nicht mehr gefeiert wird — die vier Minister, welche die bekannten Ordonnanzen unterzeichnet hatten; in denselben saßen nach dem 15. Mai 1848 die Republikaner Barbès, Blanqui. Schließlich wurden nach Auflösung der Legislative einige Volksrepräsentanten nach Vincennes gebracht, wo man sie mit vieler Aufmerksamkeit behandelte

und in die Appartements des Festungscommandanten logirte.

König Heinrich V. von England starb im Schlosse, um dessen Besitz sich Franzosen und Engländer stritten. Schon 1784 hatte Vincennes aufgehört ein Staatsgefängniß zu seyn; dessen ungeachtet wollten es die Helden der Bastille zertrümmern. Lafayette vertheidigte den Platz mit Lebensgefahr gegen die Volkswuth; das ist vielleicht das gescheideste, das er gethan. Im Jahr 1788 sollte das Schloß verkauft werden, es fand sich aber kein Käufer. Napoleon I. stellte die Festungswerke wieder her, da sie im Laufe der Zeit sehr gelitten hatten; Louis Philipp erweiterte sie bedeutend. Nie hatte sich ein Souverain so ängstlich gegen den Aufruhr vorgesehen — und in vierundzwanzig Stunden war es um das Bürgerkönigthum geschehen. Gegenwärtig ist Vincennes eine Festung, eine Kaserne, ein Arsenal und eine Schießschule; die ehemaligen Gefängnisse dienen jetzt zu Pulvermagazinen.

Und jetzt in den Wald, le bois. Schon zu Cäsars Zeiten pilgerten die Parisii aus ihrem schmutzigen Lutetia hieher und verrichteten ihre Andacht in dem Tempel des Sylvanus, dessen Gottesdienste ein Priestercollegium vorstand. Clovis (Chlodwig) schickte den Gott sammt seinen Priestern fort; an die Stelle des Tempels trat ein Kloster, das zuletzt Minoriten (Minimes) inne hatten. Auf allen retrospectiven Reisen durch die französische Geschichte erblickt man, wohin man schauen mag, die Fußstapfen der Kirche und erkennt bei jedem Schritt, daß die fränkischen Könige mit dem Beistande der Bischöfe ihre Herrschaft begründet haben. Vom Kloster (Prieuré) blieb 1857 nicht mehr übrig als der gleichnamige Park, dessen Mauern niedergerissen wurden; der Park ist gegenwärtig in einen See umgewandelt, dessen Oberfläche acht Hectaren beträgt. Auf dem Plateau von Gravelle, dem höchsten Punkte des Gehölzes, 160 Fuß über dem Spiegel der Marne, ist ein Reservoir ausgegraben worden, welches 20,000 Kubikmeter Wasser enthält. Dann ist noch ein See bei Nogent, ein dritter bei Saint-Mandé, ferner mehrere künstliche Cascaden, Alleen, die zusammen eine Strecke von vierzig Kilometern (zehn Lieues) ausmachen. Alles dieses ist innerhalb drei Jahren entstanden. Nächstens wird ein Boulevard in Angriff genommen, der eine halbe Lieue lang, parallel mit der Eisenbahn laufend, in die Esplanade der Festung münden wird. Für Paris ist das neunzehnte Säculum das Jahrhundert der Boulevards.

Ferner haben wir ein neues Gedicht von oder vielmehr über Lamartine anzukündigen, denn er hat längst ausgedichtet. Ihm geht es wie dem Rhein, der von den Gipfeln der Alpen sprudelnd, beim Donner der Cataracten und dem Gekreische des Lämmergeiers kühn über die Granitstufen hinab stürzt und mit Macht seine grünen Gebirgswasser durch die herrlichsten Länder treibt, bis er flach und trüb nach allen Richtungen hin sich zersplittert und erschöpft das Meer erreicht. So ergoß sich einst Lamartines Genius von den Höhen der Dichtung in einem mächtigen Strom, der jetzt in der Sandebene der literarischen Industrie sich verflacht und versumpft. Dabei behält der ehemalige Garde du corps Karls X. noch immer aristokratische Formen bei. Den Leuten, die ihn besuchen, sagt er mit der größten Artigkeit: „Wohlan, Monsieur, sprechen Sie, Monsieur de Lamartine hört Sie an.“ Stets spricht er von sich in der dritten Person. An Bewunderern fehlt es ihm noch immer nicht, besonders unter den Weibern. Vor einiger Zeit wurde er von einer jungen Dame schriftlich um eine Haarlocke gebeten. Der Bewunderte, als er den Brief erhielt, litt, wie ein gewöhnlicher Sterblicher, an rheumatischen Schmerzen; unwirsch warf er das Billet auf den Kamin. Dieser Tage äußerte er endlich die Absicht, es zu beantworten. „Ich habe bereits der Dame geschrieben,“ bemerkte sein Neffe, der zufällig zugegen war. „In Prosa?“ — „In Versen.“ — „Laß hören.“

> Vous désirez de mes cheveux;
> Je dois vous faire une remarque,
> Il ne m'en reste plus que deux,
> Que je garde pour la Parque.

Semiramis, jene Frau, welche es den tapfersten Männern gleich gethan, welche so weite Züge unternommen, daß sie vier Meere erblickt und ihre Küsten unterjocht, da vor ihr kein Assyrer ein Meer gesehen, welche so viele Straßen gebaut in Gegenden, wo man bis dahin nur wilde Thiere erblickt, und die berühmten hängenden Gärten, und dabei Zeit gefunden, lustig mit ihren Freunden zu leben — wie eine alte Inschrift sagt — ist nun zum zweiten male in Neubabylon eingezogen. Das erste mal kam sie 1823. Damals sang sie italienisch, jetzt ist die Königin von Ninive zwar auch eine Italienerin, und keine von den schönsten, aber sie singt französisch; vielleicht mit einigem Accent, indeß beim Gesang hört's man nicht und nimmt's darum auch nicht so genau. In der Regel schreibt der Meister das Werk und dann sucht man die Sänger dazu; dießmal hat man sich zuerst die Sänger verschafft und hinterdrein eine Oper zugerichtet. Es ist die verkehrte Welt; der Geselle ist der Herr des Meisters, die Industrie gebietet der Kunst. Semiramis von Rossini ist eine seiner großartigsten Schöpfungen, hätte aber vor drei Jahren ein Dichter den Text in einer französischen Bearbeitung der Direktion der großen Oper vorgelegt, man hätte ihn abgewiesen, gleich den Bearbeitungen anderer italienischen Opern, die in den Cartons begraben liegen. Operntexte schreiben und Componiren ist in Paris ein einträgliches Geschäft, wenn man von seinen Renten leben kann. Es sind jetzt zwei Jahre, da verbreitete sich hier die Kunde, zu Venedig im Theater St. Benedetto hätten die zwei Schwestern Marchisio auf's glänzendste in der erwähnten Oper debütirt. Dietsch, der damalige chef du chant und jetzige chef d'orchestre an der großen Oper, wurde als bevollmächtigter Minister nach Venedig gesendet, und schloß, nachdem er die beiden jugendlichen Sängerinnen gehört, ein Engagement mit ihnen ab. Méry wurde

mit der Französirung des italienischen Textes beauftragt und am 9. Juli kam Rossinis Meisterwerk zur Aufführung, Meister Rossini aber blieb zu Hause. Er war bei keiner einzigen Probe zugegen: er will nichts mehr von seinen Opern wissen. Diese Indifferenz dünkt uns verdächtig, wie die Gleichgültigkeit eines verschmähten Liebhabers. Was den Erfolg der Fräulein Marchisio besonders förderte, war daß Carlotta — Semiramis — im ersten Akte kaum ein Wort hervorbringen konnte; sie stand da, bleich unter der Schminke, und vermochte kaum zu athmen. Das Pariser Publikum findet Wohlgefallen an der Furcht, die es einflößt; es behandelte die arme Carlotta mit Nachsicht, und als im zweiten Akt dieselbe sich endlich erholt hatte und die seelenvollen Klänge ihres sympathischen Sopranos endlich sich Luft machten, belohnte man ihre Aengste nicht minder denn ihr unbestreitbares Talent mit lebhaftem Beifall. Barbara — Arsaces — trat mit Zuversicht auf und ihr Gesang schlug sofort durch; doch steht Carlotta, die verschämte, schüchterne und tief fühlende Carlotta in größerer Gunst. Das Duett im dritten Akte: Eh bien, frappe ta mère, ist der Glanzpunkt in den Leistungen beider Schwestern, es erregte allgemeinen Enthusiasmus. Carafa, Rossinis unzertrennlicher Freund, überwachte die Proben und schrieb einen Theil der Musik zum Ballet, denn es kann nun einmal im Theater der Straße Lepelletier kein Stück ohne Ballet gegeben werden. Die Scenerie ist sehr reich, die Dekorationen, zu welchen die neuesten archäologischen Forschungen benutzt worden, haben einen wahrhaft künstlerischen Werth. Die Jahreszeit ist zwar nicht günstig, ein großer Theil der Theaterbesucher lebt auf dem Lande und den andern dürfte zum großen Theile die drückende Hitze bestimmen, sich den Genuß auf den bevorstehenden Herbst zu versparen. Dagegen wimmelt die Stadt von Fremden, die sich nur einige Wochen aufhalten und die Gelegenheit nicht versäumen werden, die neue Semiramis zu hören.

„Peter von Medici“ hält sich auf dem Repertoire durch die Kosten, die man auf das Stück verwendet und die man natürlicherweise zu decken sucht. Nächste Woche erscheint Robert mit neuen Costümen und Dekorationen. Madame Vandennheuvel debütirt als Alice. Dieser Name, den die Ehe der interessanten Tochter des quiescirten Tenors Duprez beigelegt, ist den Parisern zu unbequem; sie sprechen ihn aus: vend des navets, zum Spaß; Schneitzhöffer hieß Chaine-cerf — in vollem Ernste. In vollem Ernste sagte ein Franzose zu mir, er begreife nicht, wie ein musikalisches Volk, wofür er die Deutschen willig anerkenne, eine solche Sprache reden und gar singen könne.

Vor seiner Abreise nach Baden hat Roger in der Rolle des George Brown Abschied genommen. Die Stimme ist ermattet, aber nicht verloren. Wenn Roger sich vor großen Opern hütet, so kann er sich erholen; in Spiel und Ausdruck hat er noch immer die Frische und Anmuth der Jugend. Madame Miolan Carvalho ist gegenwärtig hier, sie begibt sich über Spaa nach Berlin. Gefallen wird sie dort jedenfalls, nur vielleicht weniger als hier. Ihre Stimme ist fein geschliffen, ihre Triller und Rouladen blenden, doch fehlt es an Umfang, und für die Voltigirkünste des Gesangs hat man in Deutschland weniger Sinn als hier zu Lande, wo die hohe Schule der Vokalmusik ist.

Man beschäftigt sich schon jetzt mit der italienischen Oper. Die Lorbeeren der Schwestern Marchisio lassen die Alboni und die Penco nicht schlafen. Es wird ein höchst interessanter Wettstreit seyn. Die Alboni ist ein massiver Arsaces. Zudem steht sie da, als ginge sie die ganze Geschichte nichts an. Ihr Gesang scheint aus der Brust zu kommen ohne ihr Zuthun, wie der Wasserstrahl aus der eisernen Röhre des Springbrunnens; aber dieser Gesang ist etwas Wunderbares und der Sieg über Barbara Marchisio ist ihr gewiß. So kalt die Alboni, so heftig ist die Penco, die sich nur vor dem Uebermaße zu hüten hat.

In allen Theatern nichts als Reprisen, nur im Palais Royal zwei neue Stücke: Mémoires de Mimi Bamboche, die den Memoiren der Mlle. Rigolboche Concurrenz machen sollen, und eine chinesische Posse Fou-yo-po (fouille au pot). Zwei Franzosen gerathen in die Familie eines Mandarins, der sie ohne ihr Wissen seinen Landsleuten für Geld zeigt. Die Franzosen durchschauen zuletzt seine Spekulation, sie entfliehen, und um sich zu rächen, entführen sie zwei junge Chinesen, um sie zu Paris für Geld zu zeigen. — Das letzte Heft der Revue contemporaine enthält einen Aufsatz über Riehls musikalische Charakterköpfe und bespricht bei dieser Gelegenheit die musikalische Kritik in Deutschland.

Die annexirte Gemeinde Montmartre hat ihr letztes Kirchweihfest gefeiert, das auf Peter und Paul fällt. Die Stadt Paris hat die prachtvolle Illumination und das Feuerwerk aus ihrer Kasse bezahlt; Ende gut, Alles gut. Die Gemeinde hat aufgehört zu seyn, doch wird der weltberühmte Namen bleiben. Chaillot und Le Roule, zwei Dörfer, wurden schon unter Ludwig XIV. annexirt, und beider Namen haben sich bis auf den heutigen Tag erhalten.

Die Sonne ist seit der großen Finsterniß wieder rückfällig geworden; wenn sie noch so heiter aufgeht, gegen Mittag tritt der krankhafte Zustand wieder ein. Kein Tag vergeht ohne Regen, und im Augenblick, wo ich diesen Brief niederschreibe, ziehen ganze Heerschaaren von Regenwolken mit Blitz und Donner aus Nordwesten. Zu der kalten Temperatur kommen auch noch Gewitter.

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 34. 19. August 1860.

— He doth bestreide the narrow world,
Like a Colossus; and we petty men
Walk under his huge legs, and peep about
To find ourselves dishonorable graves. —
The fault, dear Brutus, is not in our stars,
But in ourselves, that are underlings.

Shakespeare.

Der Eroberer.

Die Siege zählt er, die er gewann,
Der lachende Völker-Don Juan.
Nationen und Mädchen — wer zwingt sie nicht,
Wenn des Grauens Zauber den Sinn besticht?
Wer Tausende fällt in Einer Nacht,
Der ist zum Gebieter der Welt gemacht.

Sie fürchten es alle, doch fliehen sie's nicht,
Das verhängnißvolle Egyptergesicht,
Denn sein nächtlicher Glutblick, er rückt und dreht
Die Gehirne der Völker wie ein Magnet;
Der Taumel ist los, die Verzückung schaut
Empor zu dem Götzen von Jagernaut.

Geschlossen um ihn ist der Zauberkreis.
Kein Prophet vollbrächte, kein Heldenschweiß,
Was ein magischer Purpur, getaucht in Blut,
Bei'm Wahnsinn der Völker an Wundern thut;
Und des Abenteurers geschmähte Kraft
Erobert die meiste Jungfrauschaft.

Das Meervolk in seine Umarmung gerannt,
Vom Festland als Meister und Herr erkannt!
Sie stürzen ihm zu in des Fiebers Wahn,
Und haben ihm alle genug gethan,
So gibt er den Völkern ein „Freiheitsfest,"
Wie man Sklaven Circensen begehen läßt.

Zerline, du thöricht deutsches Weib,
Was willst du sparen mit deinem Leib?
Der Eroberer faßt dich — ein Hilfeschrei'n,
Ein Zucken nur noch — und dann bist du sein;
Und das Winseln des Weib's, das die Scham verlor,
Ist Wollustgesang in des Cäsars Ohr.

Und ist es erreicht, sind die Opfer berückt,
Ist das letzte vom tödtlichen Arm erdrückt,
Und die Geister rufen ein Rachegericht,
Sie rufen umsonst und erwecken's nicht;
Denn kein Wunder fällt aus des Himmels Schoß,
Und die Erde ist matt und ist rachelos. —

Ein Kirchhof liegt für die Welt bereit,
Zu bleichen das hohle Gebein der Zeit,
Da setzt er auf Schädel den Fuß und lacht,
Wie er so ruhig die Welt gemacht. —
Der Geschlagenen Kinder beginnen dann
Ihren Tanz um den Völker-Don Juan.

J. G. Fischer.

Junker Hans vom Staal.

Ein Lebensbild aus dem siebzehnten Jahrhundert.

(Fortsetzung.)

Wenn gleich solch weltliche Denkungsart meines Sohnes mir nicht mehr neu, so wurde doch neuerdings davon nicht wenig alteriret und indigniret, und hatte meine Hausfrau keine geringe Mühe, meinen Zorn zu beschwichtigen. Auch konnte ich nicht von der Suspicion lassen, daß irgend eine Buhlschaft dem Johann Baptist diesen Widerwillen gegen statum clericum eingeflößet. Weßhalb ich noch einmal scharf in ihn hineinredete und ihm zu offenbaren befahl, aus welchem besondern Umstand diese Renitenz gegen väterliche Autorität ihren Ursprung und Quelle habe.

Auf solch eindringliches Monitorium meinerseits konnte denn der Herr Sohn nicht mehr umhin, sein Bekenntniß abzulegen. Und ging dieses dahin, daß auf dem Schaufall, wohin ihn der Vetter Hans Ludwig als Gesellschafter und Beistand mitgenommen, er selber zur Haidin von Haidenburg amore inflammiret worden, was nach meines Sohnes Versicherung reciproce geschehen und von der damoiselle nicht undeutlich erwiedert worden. Und sey dieses die vornehmliche Ursach gewesen, warum Bruder Gedeonis Sohn seinen Korb erhalten. Mußte daraus ersehen, daß keineswegs febris putrida, sondern vielmehr febris amatoria den Johann Baptista also hergerichtet, und waren es demnach, wie ich nicht mit Unrecht präsumiret, verliebte Flausen, so ihn verleiteten, väterlichem Willen zu opponiren, sogar mit Andräuung offener Rebellion. Aus welchem Grund mich nicht enthalten konnte ihn anzufahren: ob er glaube, ich hätte ihn mit schwerem Gelde ad studia ausgesteuert, auf daß er, statt collegium logicum zu frequentiren, den Jungfräulein nachtrachte, und statt durch Fleiß sich seines künftigen geistlichen Standes würdig zu machen, allotria erotica treibe? Ob dieses der verdiente Dank sey, daß ich ihn in so jungen Jahren schon zu einem Canonico befördern lassen und ihn für sein Leben lang wohl versorget, wonach mancher bis in sein spätes Alter umsonst tendire? Und ob er glaube, es lasse sich so mir nichts dir nichts matrimonium contrahiren, ohne Stand, Beruf und Auskommen?

Worauf mein Sohn nicht ohne Hitze und Irritation replicirte: in solchen Kriegszeiten könne jeder seinen Weg machen, der einen Spieß zu tragen verstände, und wer wissen könne, ob er es als ein tapferer Reitersmann nicht weiter zu bringen vermöge, als wenn er sein Leben lang Vesper und Mette sänge.

Ob solcher ziemlich lebhaften Altercation überhörte beinahe, daß jemand, Einlaß begehrend, an der Hauspforte klopfte. Und war dieses ein Courier, so mein alter Freund, der Probst von Borburg von Osnabrügg in Westphalen aus an bischöffliche Gnaden nach Delsberg abgesandt. Und hatte selbigem der Probst noch den besonderen Auftrag ertheilt, von Delsberg alsogleich nach Solothurn aufzubrechen, mir ebenfalls einen Brief zu bringen. Und da den Brief eröffnete, stand nichts Geringeres darin, als die Nachricht vom endlichen Abschluß eines längst erwünschten Generalfriedens, welche Botschaft mich mit sehr begreiflicher Freude erfüllte, weßhalb den Courier, so den langen Weg aus Westphalen bis anher in der erstaunlich kurzen Zeit von neun Tagen zurückgelegt, zuerst mit Speis und Trank erquicken und dann, mit einem reichen Botenlohn beschenkt, in seine Herberge abziehen ließ.

Und bedünkte mich fast, da nun der Welt wieder Ruh und Frieden geschenkt, für das liebe Vaterland die Gefahr vorüber, in den wilden Kriegstanz mit hineingezogen zu werden, und auch fürstliche Gnaden, mein hochverehrter Gönner, und dessen Lande den Molestationen und Kriegsplagen entronnen, ich möchte gleich Simeon sprechen: „Herr, jetzo laß mich von hinnen scheiden!“ Dem Johann Baptista schien die Friedensbotschaft eher verhaßt denn erwünscht, und blieb derselbe allfort in seinem Winkel sitzen und schaute noch finsterer denn zuvor. Und hatte mein liebes Ehegemahl keineswegs versäumet, für seines Leibes Nothdurft zu sorgen, und vor ihn das beste hingestellt, was die Speisekammer einem so unverhofften Gaste zu bieten vermochte: gediegen Fleisch vom jungen Rind, welches wir vor kurzem als Wintervorrath geschlachtet, Käse, so ich vom gnädigen Herrn Abt zu Bellelay zum Präsent erhalten, selbst gebacken Roggenbrod und dazu einen Becher Weines von Avernay, welchen ich für besondere Gelegenheiten aus dem Spitalkeller bezogen. Wer aber

das alles, zu meines Gesponses Verdruß, ungekostet und unberührt stehen ließ, das war mein Herr Sohn.

„Jetzt, da Friede geschlossen, wird wohl aus dem Reiterdienst nicht mehr viel werden," sagte ich; worauf der Herr Sohn zur Antwort gab: „Krieg ist zu jeder Zeit auf der Welt; auch wird sich unschwer Einer finden lassen, so mir trotz abgeschlossenen Generalfriedens den Gefallen erweisen mag, mich vor den Kopf zu schlagen oder einen Büchsenstein durch den Leib zu schießen." — Stand auf und wollte trotzig von dannen scheiden. Da griff ihn meine gute Franziska bei der Hand und zog ihn nach dem Platz, wo mein Lehnsessel stand, und rief: „Warum gleich das Feuer in's Dach steigen lassen und aufbündeln? warum im Zorn von hinnen scheiden wollen? Das leid ich schon gar nicht, Herr Sohn, daß Ihr nicht mindestens diese Nacht unter unserem Dache bleibet. Euch aber, mein lieber Eheherr, möchte ich bereden, daß ihr nicht mit Zwang durchsetzen wollet, wogegen das Herz des Johann Baptista einen Aberwillen gefaßt hat. Denn so Einer ein Priester werden soll wider seinen Willen, gibt es einen schlechten Priester. Und warum solltet Ihr dem Herrn Sohn vor dem Glücke stehen, dessen wir selber, Ihr und ich, theilhaftig geworden, nämlich eines gefreuten und gesegneten Ehestandes?" — Konnte gegen diese verständige Rede meiner Hausfrau nicht viel Einwendens erheben, insbesondere, da das schlaue Weiblein, derweilen es sprach, mir, recht nach schmeichlerischer Katzen Art, den Bart strich.

Meines Gemüthes Bitterkeit war seit eingelangter Friedensbotschaft des gänzlichen dahingeschwunden. Da nun auch die Aussichten für meinen Hausstand und Besitz sich bedeutend zum bessern gewendet; — dieweilen mir ferner nicht unbekannt, daß das Edelfräulein, die Haidin von Haidenburg, von guten Mitteln, an zwölftausend Gulden reich, ein tugendsam verständig Mensch und gute Haushalterin sey, so habe ich meinen Willen dahin abgeändert, daß ich filium vom geistlichen Berufe in Gottes Namen dispensiret und ihm gestattet habe, seine Werbung bei der benannten Jungfer anzubringen. Worüber Johann Baptists Trübseligkeit sich plötzlich in unmäßige Freude verwandelt hat, da er dann in vielen Worten mir seinen Dank exprimiret, auch den Imbiß, so meine Hausfrau für ihn zubereitet, keineswegs mehr verschmähet, sondern wacker eingehauen und demselben alle Ehre angethan hat. Für meinen Theil vertröstete mich mit dem Spruch: „Les mariages se font au ciel et s'accomplissent en terre."

Und war dieser mein sechzigster Geburtstag der denkwürdigste und schließlich freudvollste, so ich noch erlebet. Deo sit gloria in excelsis!

VIII.

Gesandtschaftsreise nach Paris.

Des andern Jahres nach geschlossenem Generalfrieden, nämlich 1649, haben meine gnädigen Herren und Obern mich zu einem Gesandten an die Tagsatzung zu Baden ernamset, obwohl Andere auch dahin gezielet, denen aber ihre Praktiken nicht nach Wunsch ausgefallen. Daß es mir gelungen, dafür habe dem lieben Gott zu danken, den ich für mich sorgen und walten lassen. Es ist zwar für den, so redlich und treu und seinem Vaterland hold seyn will, kein Profit dabei; allein mich freuete und tröstete die Ehr, bei andern ansehnlichen Herren der Eidgenossenschaft, gleich wie einst mein lieber parens selig, mein geringes Talent bekannt machen zu können.

Und habe in diesem Jahr zweimal an den Tag nach Baden reiten müssen, zum erstenmal am 3. Heumonats zu Erledigung gewohnter Geschäfte. Gegen Ende Jahres wurde dann auf Anrufung der HH. Obersten und Hauptleute in französischem Dienst die Tagsatzung noch einmal besammelt. Und hatten selbige allerlei Beschwernuß und Klägden wegen schlechter Bezahlung und Tractament gegen des Königs Regierung vorzutragen.

Zürich vermeinte durch ein Schreiben an den König der Sache genugzuthun; dagegen erachteten Andere, insonderheit die Obersten und Hauptleute, der Züricher schläfriges Schreiben werde an des Königs Hof wenig Ersprießliches erwirken; dem Uebel könne besser durch eine Deputatschaft nach Paris abgeholfen werden. Meine Opinion unverblümt zu sagen, womit dann auch zu Baden nicht hinter dem Berge hielt, so widerfuhr den Reisläufern nach Frankreich nichts Anderes, als was den Unholden widerfährt, so wegen des Geldes dem Bösen sich ergaben; da sie vermeinten Geld im Schooß oder in der Hand zu haben, so befunden sie sich betrogen. Also auch unsere Kriegsleute, so sich mit der Hoffnung geschmeichelt, groß Gut zu erjagen, jetzunder aber — wie auch mir selber arriviret — befürchten mußten, vom König leer abgespeist zu werden. Und hat sich hiebei wiederum der Spruch erwahret: qui vana seminat, vana metet.

Am 17. Decembris hielt der Ambassador, Monsieur de la Barde, vor versammelter Tagsatzung seinen Fürtrag und conjurirte uns, daß wir nichts beschließen sollten, was dem König zuwider, über welche Zumuthung und Vermessenheit ich und viele Andere uns nicht wenig geärgert. Und habe darnach wider den Ambassadoren das Wort geführt und unseres Kriegsvolks

in Frankreich Beschwerden, äußerste Noth und Extremität so viel wie möglich repräsentiret zu aller Zuhörer Satisfaction, insbesondere der Obersten und Hauptleute, deren bei zwölf von unterschiedlichen Orten gegenwärtig waren. Und hat dieser mein Fürtrag bei vielen ansehnlichen Eidgenossen meine Reputation nicht übel gemehret.

Nicht später als Tags darauf, nämlich am 18ten, ist ein kläglich Schreiben eingelaufen, daß von sämmtlichen Regimentern in Frankreich sechzehn Compagneien beurlaubet und jeder derselben für ihren Ab- und Heimzug nicht mehr denn fünfhundert Pfund gereicht worden. Und seyen überdieß in der Klus bei Genf desarmiret, ihrer Bagage und Gewehre entlediget und also spöttlich und ungebührlich tractiret worden, dergleichen unserer Nation nie widerfahren. Worüber dann doch die Tagherren also sich empöret, daß einmal ohne weitern Verschub zu einer kräftigen Entschließung sich resolvirten. Und beschlossen demnach: wenn bis nächstkünftige Lichtmeß das Kriegsvolk nicht nach hieseitigem Verlangen satisfaciret, daß dann von den Orten Zürich, Bern, Freiburg und Solothurn Gesandte sollten nach Frankreich geschickt werden zu Abführung alles Volkes unserer Nation, sowohl alter als neuer Regimenter, bei Verwürkung der Burg- und Landrechte. Und ward dieser Beschluß den Obersten und Hauptleuten, so wie auch Seiner Majestät dem König, durch Capitän Bürkli von Zürich per expressum notificiret.

Den 23. Decembris bin dann wieder anheimgeritten und habe meinen gnädigen Herren und Obern Relation erstattet. Und ist mir hierauf eine große Satisfaction geworden. Bin nämlich auf dringliches Ansuchen der Obersten und Hauptleute, ganz insbesondere meines sonstigen Widersachers, des Obersten Ludwig von Roll, zu einem Gesandten nach Frankreich ernamset worden. Und ist mir von denenselben insinuiret worden, daß sie zu mir besondere Confidenz hätten, in Ansehung bei mir corruptiones noch niemalen angeschlagen, ich auch zu den Sachen reden dürfte, was die Nothdurft und die Gebühr erfordere, ohn Ansehen der Person. Und sollen jene, so zu mir, obgleich bis anhin ihr adversarius, ein Vertrauen gefasset, auch in diesem Fall sich nicht betrogen haben.

Andern Jahres um Lichtmeß hat dann der Ambassador mittelst allerlei obstaculis die Abreise unserer Gesandtschaft noch um vierzehn Tage zurückzustellen gewußt. Auf sich mehrende Klägden der Obersten und Hauptleute sind jedennoch am 18. Februarii 1650 die Delegationen von Zürich, Bern und Freiburg hier in Solothurn eingeritten. Und war das Haupt der Gesandtschaft von Zürich Herr Konrad Werdmüller, Seckelmeister; dann von Bern Herr Hauptmann Vincenz Wagner, des Raths; endlich von Freiburg Herr Schultheiß Rudolf Weck. Und hatte sich jeder dieser Herren etwelche Knaben von adelichem Stand als Gefolge beigegeben, der von Zürich aber überdieß den wohlgelahrten Herrn Hans Heinrich Holzhalb pro secretario legationis.

Nicht ohne Erstaunen und große Freude erkannte in diesem alten Herren bei dessen Einritt in unsere Stadt jenen Mann, so mich vor etwelchen Jahren zu Meilen am Züricher See in sein Rebhaus geladen und, obwohlen ich als ein geringer und unbekannter Pilger einher ging, nichtsdestominder meinen Leib erquicket und mein niedergeschlagen Gemüth durch trostreichen Zuspruch aufgerichtet hatte. Beidseits betrachteten wir dieses unverhoffte Wiederfinden als eine wunderbare Fügung göttlicher Vorsicht, und führete den wohlgelahrten Herren als lieben Gast in mein bescheiden Haus, allwo ihm mein theueres Ehegespons und nicht minder groß und kleinen Nachwuchs, so viel davon anheim sich befand, vorstellte, ihm auch des Breiteren erzählte, wie Alles gekommen und wie nun meine liebe Franziska als wie ein lieblicher Martinisommer einen heiteren Schein auf meine bestandenen Jahre werfe. Da dann mein werther Gast an die Prophezeiung wiederkehrenden Glückes, so er mir damals in seinem Rebhaus gehalten, mich zu erinnern nicht unterließ, auch hervorhob, wie solche Vorhersagung sich bewahrheitet, da ja jetzt wieder sowohl eines lieblichen Gesponses, als auch der wieder erworbenen Anerkennung und Hochschätzung meiner Mitbürger mich zu befreuen habe, worüber mir von Herzen zu congratuliren nicht unterließ.

Obwohl nun die Gesandtschaft nach Paris sozusagen schon unterwegs, so hatte der Ambassador doch noch nicht darauf verzichtet, dieselbe durch allerlei Kniffe und Ränke aufzuhalten und zu hintertreiben. Insonderheit war ihm sehr zuwider, daß meine geringe Person, so des Rufes eines geschworenen Feindes Frankreichs genoß, als einer der Delegaten mitreiten sollte, und hatte derselbe in jüngster Zeit frischerdings einen Zorn auf mich geworfen. Hatte nämlich die Krone Frankreich für ihren jeweiligen Ambassadoren und dessen Hofgesinde einen prächtigen Palast zu bauen angefangen, und war hiezu von meinen gnädigen Herren und Obern der Platz hinter dem Kloster der Barfüßer, wo vormalen eine kaiserliche Pfalz gestanden, angewiesen worden. Wasmaßen aber von den Fenstern dieser neuen Zwingburg in der Barfüßer Garten und Convent unbescheidene Blicke konnten geworfen werden, so waren die Conventuales mit Klägden und Protestation vor den ordentlichen Rath getreten, wo dann ich

nicht ermangelte, dieselben gegen des Ambassadoren Anmaßung kräftigst zu unterstützen, so wie ihr Fürsprecher zu seyn.

Als der drei Mitstände Gesandtschaften bereits in unsere Stadt eingeritten waren, da producirte Monsieur de la Barde plötzlich einen königlichen Brief an meine Herren und Obern, worinnen meine geringe Person als ein offener Feind Frankreichs dargestellt, so wie insinuiret wurde, es möchte ein legatus minus ingratus nach Paris geschickt werden; auch war darinn gedräuet, wenn auf meiner Wahl beharret würde, mir die königliche Audienz zu verweigern. Diesem Briefe ohngeachtet, hielten jedoch vor diesesmal Räth und Burger an der getroffenen Wahl fest und ließen sich durch französische Anmaßung keineswegs einschüchtern; antworteten auch auf das gestellte Verlangen mit einem bestimmten Abschlag, woran um so besser gethan wurde, als später der de la Barde in große Suspizion kam, den königlichen Brief selber fabriziret und zu hierseitiger Einschüchterung unterschoben zu haben, was um so wahrscheinlicher, als es den zum öftern ausgeübten Praktiken und der vielfach erprobten fides gallica keineswegs unähnlich.

Durch solchen Abschlag ungebührlicher Zumuthung ist des Ambassadoren Gift und Groll nicht besonders gemindert worden, und nun selbige nicht des gänzlichen verschluden zu müssen, so hat er sich geweigert, von mir den herkömmlichen Abschiedsbesuch anzunehmen. Hat mir aber solches Verfahren eher zum Ruhm, denn zum Nachtheil gereichet, maßen die übrigen Delegirten auf meines lieben Gastfreundes, Herrn Holzhalbs, Anstiften sich entschlossen, ohne mich den Herrn ebenfalls nicht zu visitiren, sondern ohne Urlaub fürbas reiten zu wollen. Da endlich hat er uns alle vier zur Audienz und zum Imbiß laden lassen, uns wohl tractiret, alle Empfindlichkeit dissimuliret und alles Guten sich gegen uns anerboten.

Indessen hatte ich meine häuslichen Angelegenheiten in Ordnung gebracht, auch Lebens und Sterbens halb meine dispositiones getroffen, wie sich vor Antritt einer so langen und nicht ungefährlichen Reise einem sorgsamen Hausvater gebühret. Nahm auch, nicht ohne etwelches Herzeleid, von meiner lieben Hausfrau und den Kindern, sonderheitlich von den beiden kleinen, Abschied, da in meinem bestandenen Alter keineswegs wissen konnte, wie viel Lebenstage mir noch zugezählet, oder ob nicht vielmehr einmal unversehens von dieser Welt abberufen würde, um in der andern, wie verhoffe, der ewigen Seligkeit entgegen zu gehen.

Reisten also endlich sämmtliche Delegirte der vier Stände mit ihrem Gefolge Nachmittags desselben Tages, da uns der Ambassador zum Imbiß geladen, nämlich den 20. Februarii, von Solothurn ab, an diesem Abend noch bis Biel gelangend, wo wir Nachtrast hielten. Fürder ging unsere Reise über Auxonne, Dijon und viele andere Städte, wo überall von zusammengelaufenen großen Volkshaufen begaffet wurden. Und konnte aus den Worten, so aus der Menge zu meinen Ohren drangen, vermerken, daß dem französischen Volke kein geringer Respekt vor der schweizerischen Nation, insonderheit vor deren kräftigen Gliedmaßen und harten Fäusten innewohne, obwohlen nicht wenige spöttische Redensarten über unsere langen Bärte und groben Reitstiefel mit unterliefen.

Den 7. März, als am 16ten Tage unserer Reise, langten wir vor der Stadt Paris an. Und hatte uns Gottes Fürsorge insofern in ihrer Obhut gehabt, als wir ohne nennenswerthen Unfall weder durch Straßenräuber noch auch durch Wassersgefahr, wo Flüsse oder Ströme zu passiren, noch durch Anfall reißender Thiere, oder durch Sturz der Pferde auf gefährlichen Wegen und Stegen während unserem langen Ritte bedräuet wurden, wofür für meinen Theil nicht ermangelte demjenigen, so uns in seinem gnädigen Schutz erhalten, meinen inbrünstigen Dank abzustatten.

Und geschah unser Einzug in Paris nicht ohne etwelches geziemliches Gepränge, da die Obersten und Hauptleute schweizerischer Regimenter, so sich in dieser Hauptstadt befanden, uns bis Charenton entgegen gekommen und von da als ansehnliches Gefolge von mehr denn dreißig Pferden hinter uns her ritten.

Brauchten nicht lange zu warten, um auch da mit den französischen faciendis Bekanntschaft zu machen; denn da wir vermeinten alsbald von königlicher Majestät, dem jungen Herrn Ludwig XIV. und dessen Frau Mutter eine Audienz zu erhalten, so hieß es, der königliche Hof sey zwei Tage vor unserer Ankunft aus Paris abgereist; worauf wir uns bei des Königs Leutnant, dem Herzog von Orleans, als die Gesandten löblicher schweizerischer Eidgenossenschaft melden ließen. Unterließen auch nicht, auf erhaltenen Rath beim General Schomberg, so damals in höchster königlicher Gunst und Gnade stand, vorsprechen zu lassen. Konnten uns jedoch, da unsere Reise des Königs Regierung keineswegs willkommen, auch dieser beiden benannten Herren nicht besonders berühmen. Bezüglich des von Schomberg fand ich den Spruch neuerdings bewahrheitet, so der Italiener im Munde zu führen pflegt: Tedesco francesato mai ha ben fato.

Nach längerem Zuwarten und vom königlichen Hof eingelangten Verhaltsbefehl erhielten wir den Bescheid,

man könne uns nicht als Ambassadoren annehmen, sondern bloß als Deputirte, woraus leicht zu ersehen, daß man uns eins anmachen wollte, maßen als Deputirte solche bezeichnet zu werden pflegen, so aus einer unterthänigen Provinz oder einem Vasallenstaat herkommen, allerdemüthigste Bitten und Gesuche vor königlicher Majestät Füßen niederzulegen, dahingegen wir Abgesandte einer freien und souveränen Nation zu seyn uns bewußt, uns auch nicht verborgen blieb, daß diese angestrebte ungerechte Verkleinerung zum Hintertrieb unseres Geschäftes ersonnen worden. Unterließen deßhalb nicht kräftigst gegen solche Anmuthung zu protestiren und bestanden darauf, Ambassadoren zu seyn, so wie auch zu heißen. Und verflossen hierüber nicht weniger denn etliche Wochen, während welcher Zeit unser Kriegsvolk so übel verpfleget ward, daß aus Mangel sowohl des Geldes als des Mundproviants die Soldaten sich nicht anders zu helfen wußten, denn als Wegelagerer um sich zu greifen und die Reisenden und Kaufleute auf der Straße auszuplündern zu Spott und Schande unserer gesammten Nation.

Rath haltend, was zu thun sey, glaubte Herr Schultheiß Weck, der Gesandte von Freiburg, wir sollten, kraft unserer zu Baden uns ertheilten Vollmacht, sämmtlichen Obersten und Hauptleuten Befehl ertheilen, sich zum Aufbruch zu sammeln, und sodann an der Spitze der Regimenter den Heimmarsch antreten; für Mundproviant und Verpflegung unterwegs brauche einer solchen wohlbewaffneten und tapfern Armada nicht bang zu seyn. Dagegen erhob der Gesandte von Zürich, Seckelmeister Werdmüller, den Einwand, es möchte, da nun ein Generalfrieden abgeschlossen, von den schlauen Franzosen eben auf dieses abgesehen seyn, um unserer wohlbegründeten Ansprüche, so sich auf mehr denn vier Millionen Livres beliefen, mit einemmal ledig zu werden und selbe mit nassem Schwamme auswischen zu können.

Für meinen Theil bedünkte mich, obwohl des Freiburger Gesandten Meinung mir nicht übel gefiel, des Zürichers Verdacht nicht ganz unbegründet. Andererseits mußte jedennoch in Betracht gezogen werden, daß, bei noch nicht geschlichtetem Krieg mit Spanien und herrschendem innerem Zwiespalt sowohl zwischen den Prinzen königlichen Geblütes als zwischen Hof und Parlament, der König, Königin Regentin und Cardinal Mazarini der schweizerischen tapfern und getreuen Kriegshaufen als Guardia und Leibwache sich nicht leicht entschlagen konnten. Solches gegen einander erwägend erlaubte mir sodann den ohnmaßgeblichen Vorschlag, eine ernsthafte Andräuung allgemeinen Abzuges unserer Regimenter vorangehen zu lassen und deren Erfolg abzuwarten, bevor des weiteren wir uns entschlössen. Und stimmte zu dieser meiner Meinung auch Herr Hauptmann Wagner und ward solche des beredtesten unterstützt von meinem Freunde, Herrn Holzhalb, unserer Legation wohlerfahrenem secretario. Und kam man schließlich allerseits überein, auf diesem Wege fürzuschreiten. Und ward ein kräftiger Protest schriftlich aufgesetzt, worinnen gesagt: in Betracht man uns zur Audienz bei Seiner Majestät nicht zugelassen, uns auch nicht mit gebührender Reverenz begegnet, — in Betracht ferner wir dem großen Mangel der Unsrigen nicht länger zuzusehen gewillet, wir uns resolviret unsern Urlaub zu nehmen und sämmtliche schweizerischen Kriegsvölker mit uns anheim zu führen.

Bald darauf hat sich erzeiget, daß dem König und Cardinal dero schweizerische Leibwacht noch keineswegs entbehrlich. Denn nicht lange nach Abgabe vorgenannten Protestes haben mehrere königliche Ministri sich zu uns verfüget, um negotiationes anzuknüpfen, worauf wir aber nicht eingetreten, sondern dabei beharret, dem Könige in persona unser Anliegen und Begehr vorzutragen.

Und war unter diesen Ministris auch der Herr von Caumartin, der Schalk, so mich einst zu einem Bohnenkönig hatte erheben wollen, und konnte selbiger des höhnischen Stichelns auf unsere helvetische Nation sich nicht enthalten. Hierauf erwiederte ihm: wenn des Königs Majestät von dero Spionen besser bedienet worden, so würde uns von des Königs Ministris unser Recht nicht länger vorenthalten werden dürfen, maßen der König dann wüßte, daß eine löbliche Eidgenossenschaft keineswegs Willens sey, ein Spiel mit sich treiben zu lassen. Entgegnete auf dieses der boshafte Gesell nur mir hörbar: wäre Er annoch Ambassador zu Solothurn, so würde ihm mittelst etwelcher Säcke spanischer Dublonen leicht gelungen seyn, unserer unnöthigen Gesandtschaft den Riegel zu stoßen. Blieb ihm jedoch replicam auch nicht schuldig, sondern sagte, daß jedermann es hören konnte: der Herr Minister möge sich vielleicht noch wohl entsinnen, daß nicht jeder Schweizer durch eine Dreikönigsschmauserei sich bestechen lasse; sey aber des Königs Schatzkammer mit spanischen Dublonen so wohl gefüllet, so werde ihm um so leichter fallen unsere gerechten reclamationes zufriedenzustellen. Worauf der Schalk seine Pfeife einzustecken für gerathen fand.

Ungefähr um diese nämliche Zeit erhielt ich den Besuch eines angesehenen geistlichen Herren, Monsieur l'Abbé du Jar; und hieß derselbe eigentlich Theobaldus Henning und war von Dammerskirch gebürtig. Vor Jahren hatte mein lieber parens seliger durch kräftige

Recommendation an Monsieur de Sylleri ihm seine Fortuna in Frankreich prokuriret, wofür der Herr anjetzt gegen seines Wohlthäters Sohn der Dankbarkeit sich zu befleißen nicht unterließ. — Und war Herr Abbé du Jar nicht übel unterrichtet über alle geheimen Staatsactionen und Hofcabalen, und war, was er davon gegen mich verlauten ließ, für Betreibung unserer Angelegenheit von keinem geringen Nutzen. Unter anderm erfuhr ich von ihm, daß unser kräftig Auftreten bei Hof und bei königlichen Ministris die Wirkung nicht verfehlt, wovon wir bald den Beweis empfangen würden. Und versprach mir der Herr auf mein Andringen, nach Gelegenheit und Bedürfniß ein Mehreres mitzutheilen.

Nach zween Tagen schon wurde uns vermeldet, daß des Königs Majestät, Königin Mutter, so wie auch Cardinal Mazarini nach Paris zurückzukehren und uns die nachgesuchte Audienz als Deputirte einer löblichen schweizerischen Eidgenossenschaft zu gewähren sich nunmehr entschlossen hätten. Worauf wir jedoch die Antwort ertheilten, daß wir nicht anders denn als Ambassadoren tractiren würden, da keineswegs als Ausschüsse und Bittsteller eines Vasallenstaates uns betrachten zu lassen gesonnen, sondern als Abgesandte unserer souveränen Stände, der Alliirten, nicht aber Unterthanen der Krone Frankreichs. Als wir unsern festen Vorsatz dermaßen noch einmal kundgegeben, so mußten des Königs Ministri dann doch endlich sich entschließen, in diesen für sie sauer bedünkenden Apfel zu beißen.

Wurden also wir sämmtliche Gesandte sammt unserem Gefolge am 9. Mai des Nachmittags um drei Uhr in zwölf prächtigen Hofkutschen abgeholet und nach dem Palast und Residenzschloß, zum Louvre zubenannt, abgeführet, allwo in feierlicher Audienz empfangen worden. Und war nebst des Königs Majestät dabei die Königin Mutter, des Reiches Regentin, dann auch des Königs Bruder Monsieur d'Anjou und Mademoiselle d'Orleans; und wurden wir eingeführet durch den Comte de Brulion und Monsieur Girault, als der Gesandten ordentliche introductores.

Erst hatte der Gesandte von Bern in französischer Sprache den König begrüßen wollen, was aber von uns nicht zugelassen wurde; sondern mußte Seckelmeister Werdmüller, als das Haupt unserer Ambassade, alter Uebung gemäß in deutscher Sprache das Wort führen, welches dann alsogleich durch den Dolmetscher zu Handen des Königs und anderer Anwesenden übertragen ward. Ist uns sodann von der jungen Majestät, so dazumalen etwan in's dreizehente Jahr gehen mochte, die Hand gereicht und andere Artigkeit mehr erwiesen worden, nicht minder auch von der Königin Mutter. Und erschien uns Allen der junge Herr sehr lieblichen Angesichts, auch lebhaften und klugen Blickes und von stolzer Leibeshaltung; und bedünkte uns, wenn selbigem vergönnt zu seinen Jahren zu kommen, so dürfte zu einem mächtigen und ansehnlichen Herrscher seines Reiches heranwachsen; was aber allerdings noch ungewiß, da selbst unter seinen nächsten Blutsfreunden ihm dazumalen genug der Uebelwollenden und Factiosen lebten. Haben dann unser Begehren schriftlich übergeben und hinterlassen, und sind, mit vielen schönen Redensarten abgefertiget, in den Hofkutschen wieder in unser Quartier zurückgefahren. Verhofften nun nichts minderes, als baldigst zufrieden gestellt zu werden; warteten auch Tag für Tag und Woche für Woche auf Bescheid.

Für meinen Theil benutzte diese Zeit bestmöglichst, in Gesellschaft meines Freundes, des wohlgelahrten Herrn Hans Heinrich Holzhalb, der Stadt Paris Merkwürdigkeiten zu besichtigen, wobei meistens von dem Abbé du Jar geführet und von meines Bruders Justi beeden Söhnen, so ich auf dessen Ersuchen als Pagen oder Edelknappen mit mir genommen, geleitet wurde. Und ist überall, wo wir hingegangen sind, ein großer Auflauf geschehen; und war insbesondere das Frauenzimmer sehr erpicht, die ambassadeurs suisses in der Nähe zu besehen. Und hat sich an manchen Orten die Weibsame nicht entblödet, meine beiden Edelknaben zu umhalsen und auf die Wangen zu küssen, worüber selbige in ihrer Einfalt ganz stupefact und schamröthlich geworden, da dann unter dem Frauenzimmer ein allgemeines Gelächter entstand, auch zuweilen spitze Spottreden gehöret werden mußten. Und ward ich zuletzt genöthiget, meine beiden Nepoten, ihrer Sitten Unschuld nicht zu gefährden, in der Herberge zurückzulassen.

Nachdem seit des Königs Audienz mehr denn vierzehn Tage verflossen, so erhielt von meinem geistlichen Freunde ganz heimliche Kundschaft, daß des Königs Räthe uns in's Bockshorn zu jagen intentioniret seyen, simulirend, in unseres Kriegsvolks Abzug einzuwilligen, wobei ihnen jedoch keineswegs rechter Ernst. Erhielten dann auch den 25. Mai des Königs dahinzielenden Bescheid schriftlich und in wenigen Worten, so wie auch die Routen und Etapen für sämmtliche Regimenter. Und nahmen dieses ohne Widerrede in Empfang, schickten auch unverzögerlich an alle Obersten und Hauptleute den Befehl, sich mit ihren Regimentern und Companeien reisefertig zu halten.

Da des folgenden Tages, als am 26. Mai, unseres Herrn Himmelfahrtsfest gefeiert wurde, so ließen wir an sämmtliche unsere Völker das strenge Verbot

ergehen, unter keiner Bedingung vor des Königs Schloß zu ziehen und Wache zu halten. Das hat dann endlich des Königs Räthe das Fäßlein laufen gemacht. Und hat uns nicht später denn am folgenden Tage des Königs Großsiegelbewahrer gar freundlich ersuchen lassen, wir sollten mit Abführung der Völker noch etwas innehalten; er wolle sich die Sachen ernsthaft angelegen seyn lassen und uns Satisfaction verschaffen. Denn die Ministri mußten besorgen, daß es nach Abzug schweizerischer Regimenter unter dem unzufriedenen Volke einen Auflauf geben möchte, so schwerlich mehr zu stillen. Erst hatten, auf Anstiften des Caumartin, die königlichen Räthe versucht, mit den Obersten und Hauptleuten hinter der Gesandtschaft Rücken zu tractiren, was ihnen jedoch für dieses mal nicht gelungen.

Da sind wir dann auf den 29. Mai Nachmittags drei Uhr zu einer Conferenz mit den Ministris geladen worden, und fand dieselbe in des Herrn de Chateauneuf Hause statt, allwo auch der von Schomberg, Monsieur Tellier und andere Herren mehr mit uns zu tractiren bereit waren. Alldieweilen es nun mit den Negotiationen nicht fürder rücken wollte, sondern bald an der Seite, bald an der andern dieselben sich stießen, so nahm mir vor, ein Brücklein zu bauen und ein Accomodement auf die Bahn zu bringen, daran beide Parteien sich vergnügen könnten. Schlug also einen Vergleich vor, wonach die Krone Frankreich nicht sogleich und auf einmal die ganze schuldige Summe baar erlegen, sondern ihr eine billige Frist eingeräumt werden sollte, wogegen noch 10,000 Livres wegen Prolongation als Zins dazugeschlagen wurden und die Ministri sich verpflichteten, zur Sicherstellung genügende Pfänder zu geben. Welches Uebereinkommen schließlich beidseitig gutgeheißen und genehmigt wurde.

Und hat sich sowohl der königliche Hof als die ganze Stadt über das Zustandekommen dieses Vergleiches sehr befreuet, sonderlich die Wirthe und Kaufherren, denen unsere Leute viel schuldig waren. Habe mir zwar andurch bei meinen Herren Mitgesandten etwelche Jalousie erwecket, desto mehr Obligation hingegen bei den Obersten und Hauptleuten, auch bei den königlichen Ministris, so ich aus großer, von erschöpfter königlicher Schatzkammer herrührender Perplexität erlösete. Und sprach der Marschall von Schomberg, da wir ihm valedicirten, öffentlich zu mir: „Cette ambassade ne vous peut être qu'honorable, et le roi a tort s'il ne vous considère," worauf er seine Fürsprach und gute Dienste für mich sowohl als die Meinigen des besten anerbot. Mit Speck fängt man die Mäuse; war aber schon zu alt geworden, um annoch anzubeißen; replicirte nur: „que j'étois autre que pour qui Monsieur l'ambassadeur de la Barde et ses prédécesseurs m'avoient décrié près la cour du roi," wobei es bewenden lassen.

Als endlich am 4. Junii der verabredete Accord von beiden Seiten subsigniret worden, so wurden den HH. Obersten und Hauptleuten etwelche köstliche Reichskleinodien als Pfänder zu behändigen und in Gewahrsam zu nehmen übergeben. Und ist uns Gesandten jetzt nur noch übrig geblieben, von königlicher Majestät Urlaub zu nehmen, was endlich am 30. Juni in feierlicher Audienz geschah. Und wurden wir auch diesesmal in unserer Herberge von vier Hofkutschen abgeholt, und folgten an dreißig andere Kutschen, darinnen unser Gefolge und viele vornehme Herren des Hofes und der Stadt uns das Geleite gaben. Des jungen Königs Majestät war, wie auch schon bei der ersten Audienz, sehr holdselig; auch schien dieselbe groß Vergnügen an meiner beiden Nepoten, so hinter mir standen, rothen runden Backen zu haben; und ist nicht zu läugnen, daß selbige Knaben ein ganz ander und viel währschafter Aussehen hatten, als die spitzen gelben Franzosenbüblein, so des Königs und der Königin Mutter Mantelschleppen halten mußten.

Nach gehaltenem Abschiedssermon sind uns Gesandten durch den Oberceremonirarium jedem eine vierfache güldene Kette sammt Medaillon, worauf des Königs und der Königin Abcontrafactur als Ehrengeschenke zugestellt worden, und ward eine jede dieser Ketten bei vierhundert Goldgulden an Werth geachtet. Was aber noch viel mehr als dieses Präsent mich befreuet, das ist, was mein Freund Abbé du Jar mir andern Tages hinterbrachte. Da nämlich Monsieur de Caumartin von Königin Regentin befraget worden, welcher von den Vieren ich sey, so habe er ihren Blick auf mich gelenket und beigefügt: „que Monsieur de Staal étoit un homme de bien, un homme d'honneur et incorruptible." Und durfte mich dieser löblichen epitheta um so eher befreuen, als sie aus dem Munde meines ärgsten adversarii und früheren Mißgönners rührten.

Alsdann ist uns, den Gesandten, von den Obersten und Hauptleuten annoch unser Reitlohn ausbezahlt worden. Und hatte der Seckelmeister Werdmüller, unserer Ambassade Haupt, sich selbsten auf 800, den Gesandten von Bern auf 600, den von Freiburg auf 500, meine geringe Person aber auf 400 Dublonen proprio motu taxiret. Und obgleich diese den Obersten und Hauptleuten aufgehalseten Kosten mir keineswegs gering erschienen, so wollte doch meinem Stand, den ich repräsentirte, nicht geringer denn die andern consideriren lassen, und bin darauf bestanden, nicht

minder honorirt zu werden, denn meine Herrn Kollegen. Da habe denn zuletzt, gleich wie die Uebrigen, meine 600 Dublonen bekommen.

Am 2. Junii, eines Sonntags Nachmittags, nachdem wir in unsrer Herberge die Uerte bezahlt, auch sonsten mit jedermann abgemacht, sind wir endlich von Paris wieder nach Haus aufgebrochen, nämlich die Gesandtschaften von Zürich, Freiburg und Solothurn. Und ist Herr Hauptmann Vincenz Wagner von Bern noch des fernern zu Paris verblieben, da mit den Ministris annoch einen Tractat wegen Salzlieferung zu bereden und abzuschließen den Auftrag hatte. Die Obersten und Hauptleute haben uns das Geleite wiederum bis Charenton gegeben, auch uns daselbst bestens regaliret und nochmalen ihre Dankbarkeit für zur Zufriedenheit abgeschlossenes Negotium laut dargebracht. Und hat mir insonderheit Herr Oberst Ludwig von Roll alle vorangegangene Feindschaft auf's ernstlichste abgebeten und mir sein aufrichtig Leid dafür bezeuget, was nicht ohne Satisfaction meines Gemüthes entgegen nahm.

Zu Dijon mußte ich meinem lieben Freunde Herrn Holzhalb, legationis doctissimo secretario, valediciren, da für meinen Theil von dort an einen andern Weg einzuschlagen gesonnen. Und geschah dieses nicht ohne beidseitig großes Leidwesen, obwohlen wir uns spätere gegenseitige Visitation zugesagt; denn in unserm sich culminirenden Alter ist auf zukünftiger Zeiten Vorhaben wenig mehr zu bauen.

Den 14. Julii bin denn gottlob ab meiner fünfmonatlichen Pariser Reise glücklich zu Hause wieder angelangt und habe die Meinigen sammthaft gesund und in gutem Stand angetroffen. Und kann nicht umhin zu bekennen, daß eine gute Reis und Verrichtung gehabt, da, nebst eingeerntetem nicht geringem Ruhm, ich noch ein schön Stück baar Geld mit nach Hause brachte, woraus ich etwelche Schulden bezahlen und mich etwas besser als bis anhin in meinem Hauswesen einrichten konnte; auch mir leichter wurde, meines Sohnes Johann Baptist Aussteuer standesgemäß auszurichten, welcher mit nicht geringer Ungeduld meiner Heimkehr wartete, seinen Kirchgang mit dem Fräulein von Haidenburg zu feiern.

(Fortsetzung folgt.)

Theodor Körner und André Chénier.

Eine literarische Parallele.

> Au banquet de la vie à peine commencé
> Un instant seulement mes lèvres ont pressé
> La coupe en mes mains encor pleine.
> A. Chénier.

Die größten Aehnlichkeiten zwischen Dingen und Menschen verbergen sich oft gerade da, wo auf den ersten Blick nur Contraste vorliegen, und umgekehrt führen anscheinende Analogien nicht immer zum Ziel einer passenden Vergleichung. Der deutsche Freiheitskämpfer Körner und der Verfechter eines constitutionellen Ludwigs XVI., Chénier, scheinen gewiß nur eine geringe Beziehung zu einander zu haben, und sind doch im Grunde nahe verwandte Geister. Welch ein Abstand liegt für den nur oberflächlichen Beschauer, nicht zwischen den Epochen ihres Lebens, wohl aber zwischen dem Charakter und den Begebenheiten ihrer Zeiten, und besonders ihrer Todesjahre, 1794 und 1813!

Wie weit ist es von dem Hellespont und der Seine bis zur Elbe, von der erlahmenden Guillotine des letzten Schreckenssommers bis zu den heißen Begeisterungstagen zwischen Lützen und Leipzig! Welch ein persönlicher Gegensatz besteht zwischen dem weichen, schäferlichen, schmelzenden, eleganten französischen Theokrit, der als schon werdender Mann, mit zweiunddreißig Jahren, seinem Vaterland zur Schande, dahinsinkt, und dem stürmischen, kräftigen, unmittelbaren deutschen Tyrtäus, der das Volk aufruft, den Sturm losbrechen läßt, an das Ufer der Feinde springt und, eine der größten patriotischen Zierden seines Stamms, als kaum dreiundzwanzigjähriger Jüngling sein feuriges Wort durch die That besiegelt! Ferner ist Chénier kein rein naturwüchsiger Geist wie Körner, kein Dichter aus nur unwillkürlich vorsprudelnder, überquellender Gefühlstiefe, sondern ein inhaltreicher

und dabei formvollendeter Künstler, direkt und fein gebildet durch steten und nahen Verkehr mit den elegantesten Geistern des hellenischen Alterthums und an seine eigene halb griechische Abkunft allenthalben erinnernd. Seiner Zeitumgebung ist er seiner eigenen, innersten Natur nach fremd. Er geräth nur wider Willen, mit wenig Beruf und Befähigung zur Politik, in deren Bewegung hinein; er wäre in einer andern, ruhigeren Epoche nur der geschmackvolle Liebling der Feingebildeten, sonst nichts gewesen, und nun schleudern ihn die fatalen Verknüpfungen des Schriftstellerthums in die Sturmfluthen der Revolution, aus welchen ein Mann wie sein gewandter, praktischer, weltverständiger Bruder Joseph unbeschädigt wieder auftauchen kann, während der Lyriker die schwache und untergeordnete Rolle, die er spielt, mit dem Tode büßen muß. Und mit welchem Tode! Handwerksmäßig wie der so vieler Anderer wird sein Lebensfaden nach langem, bangem Harren abgeschnitten von der Maschine, welche jetzt nur noch nach den Nummern der Gefängnißzellen und ihrer Bewohner arbeitet, ein Tod nach pedantischer, bureaukratischer Methode, ohne das Wilde, Pittoreske, Neue der Handlung, welches die ersten Revolutionsthaten auf der Straße auszeichnete. Und wie zum Spott gegen die reichen Verheißungen eines solchen Geistes geht er nur wenige Tage vor einem rettenden Umschwung in den Ereignissen unter.

Körner dagegen — mit welchem Feuereifer wirft er sich freiwillig seinem Schicksal entgegen, dem er das erste mal nur entgeht, um es gleich wieder, und dießmal mit tödtlicherem Erfolg, herauszufordern! Mit welcher Bestimmtheit weiß er, was er will, bietet er sich zum Opfer der Sache an, an welche er glaubt, prophezeit er sich und preist er die Kugel oder das Schwert, welche ihn hinraffen sollen! Er lebt und stirbt inmitten der frischen, freien Begebenheit und bleibt, als Dichter wie als Krieger zugleich, das Ideal der deutschen Jugend seit damals bis jetzt, während sein Gegenbild, Chénier, nicht nur als Person, sondern auch mit seinen Werken unter das Schaffot sinkt, vergessen wird und wie ein verhallter, aber plötzlich neu auflebender Gesang erst fünfundzwanzig Jahre später, erst im Verein mit der beginnenden romantischen Regung, literarisch wieder erweckt, bekannt und anerkannt wird.

In der allgemeinen Literaturstellung endlich gehört Körner nur den Epigonen einer lange vor ihm erwachten, vor seinen Augen abblühenden und hinsterbenden großen und neuen Dichtergeneration an, in deren unmittelbarem Gefolge keine originelle Initiative, sondern nur noch gutes Verständniß und tüchtige Nachbildung trefflicher Muster möglich ist, so daß seine Leier nichts als den glücklichen Nachhall der von jenen erweckten Stimmungen nationaler und sonstiger Emancipation weiter führen kann. Chénier hingegen ist hier der Mann eigener, neuer poetischer Ideen und Formen in einer literarisch abgelebten Umgebung, der zugleich naturalistische und antike Feind des pseudoklassischen Zopfes, der Reiniger verballhornter hellenischer und römischer Muster, ja, mit Rücksicht auf die erwähnte erst nachträgliche Wirkung seiner Dichtung, der Erste in der Reihe der Reformatoren, welche den französischen Parnaß seither von den Traditionen des sogenannten großen Jahrhunderts Ludwigs XIV. erlöst haben.

Nach allen diesen Gegensätzen zwischen unsern beiden Dichtern suchen wir nun ihre wahre und innere Verwandtschaft nicht in einigen oberflächlichen und zufälligen Aehnlichkeiten, wie in dem dilettantischen Militärstande beider, in der Gewaltsamkeit ihres Todes und den dadurch zerknickten poetischen Keimen, in dem gleichmäßigen Ursprung der sie hinreißenden politischen Bewegung, sondern in der inneren Uebereinstimmung ihres Talentes und der meisten ihrer Leistungen. Sie sind vor allen Dingen beide ganz subjektive Lyriker von derselben Empfindungsweise, und dieß letztere in solchem Grade, daß wir selbst die christliche Todesergebung und den patriotischen Opfermuth des Deutschen aus derselben Quelle fließen sehen werden mit der heidnischen, naiven Scheu, mit welcher sich der Franzose von einem verfrühten schwarzen Loos abwenden möchte. Aber für beide hat ihre Theilnahme an der Tagesgeschichte ein Verfehlen ihrer eigentlichen Bestimmung bewirkt, beide verlieren dadurch die ihnen angeborene heitere, gleichmäßige Ruhe der Gemüthsart, welche für die richtige Ausbeutung gerade ihres Talentes so unumgänglich nöthig ist.

Streichen wir jene Störung aus ihrem Leben aus, so können wir uns, ohne irgend einen Zwang, Chénier als harmlosen, arkadischen, nicht Versailler Schäfer, Körner als flottes, studentisches „Kneipgenie“ vorstellen, jeden seine Leier zu dem Gesang stimmend, der seinen rein persönlichen Empfindungen paßt. So lange die Außenwelt nicht störend an sie herantritt, bleibt ihre eigenthümliche Natur und Begabung dieselbe, nur die Verschiedenheit jener mächtigen Einwirkungen führt sie gewaltsam auseinander, und auch nach dieser Trennung bleibt die ursprüngliche Gleichmäßigkeit des Ausgangspunktes noch immer auf Schritt und Tritt bemerklich. So hat jeder seine mittelbare und seine unmittelbare Seite, das nur ihm selbst Eigene und das seiner Zeit Angehörige. In dem Unmittelbaren, Eigenen stehen sie sich sehr nahe, Verschiedenes wird nur

durch die Besonderheiten ihrer Umgebungen in sie hineingetragen.

Wir nannten Chénier den französischen Theokrit, und in der That erscheint er nicht allein ziemlich häufig als ein direkter Nachbildner und Umschreiber des Syrakusaners, sondern er ist auch im Allgemeinen und Wesentlichen Elegien- und Idyllendichter. Dieß freilich nicht wie, mit Ausnahme Lafontaines, die französischen Pastoraldichter die Schäferei verstehen. Die preciöse Sentimentalität einer überfeinerten Hofgesellschaft, welche sich dieses Costüm nur zum Zweck einer zerstreuenden Maskerade leiht, ist bei ihm nicht zu Hause, sondern das wirkliche, naive Arkadien des nackten heidnischen Alterthums. Seine Muse bewohnt nicht die Alleen und Boskets eines rechtwinklig verschnittenen französischen Parks, sondern wirkliche Wälder und Felder, in all ihrer ländlichen Unschuld, in ihrem sorglosen Stillvergnügen. Ihre junge und zarte Stimme soll sich, wie er selbst uns zuruft, direkt an den Ton der griechischen Leier anschließen, den Zephyr, die Nymphen, die Gebüsche, die Blumen des Frühlings mit ihren lebhaften Farben und die Liebe, welche noch viel schöner ist als die Blumen, besingen. Für ihn gibt es keinen höheren Reiz als den eines runden Gesichtes mit langen goldenen Haaren, einer doppelten Perlenreihe in einem engen Mund, und blauen Augen unter schwarzer Braue. Was über diese natürliche Einfachheit hinaus geht, ist ihm verhaßt. Er klagt, daß die Reichen, grob, geizig und unverschämt wie sie sind, nicht mehr Sinn und Gefühl für das Talent des Dichters besitzen, als der blutdürstige Geier für den Gesang der Nachtigall haben kann. Was verstehen jene hartfühligen Wesen von seiner zarten, anmuthigen, bald lachenden, bald weinenden Weise, von seiner seufzenden Elegie, welche unter ihren langen schwebenden Haaren hervor einen feuchten Blick zum Himmel hebt? Aber gerade darum will er dieselbe den Anwohnern der Seine vorführen, ihnen endlich ein wahres Schäferleben zeigen, denn er selbst hat kein persönliches Interesse dabei, namentlich nicht das des Ruhmes, welches in ihm durch das Bedürfniß der Liebe verwischt wird. Eine frivole, anakreontische Verspottung strenger Sittenmoral schließt sich ganz natürlich an solche Kunsttendenzen an. Der Dichter liebt das Leben als einen vergänglichen Schatz, der im Verein mit gleichgestimmten Freunden, rechtzeitig, in fröhlichen Jugendfesten voll Heiterkeit und Lust, genossen werden muß. Dieß sind die Grundzüge nicht allein seiner fertigen, lyrischen Dichtungen, sondern auch der verschiedenen, weitaussehenden Fragmente, Anfänge und Entwürfe größerer Arbeiten, namentlich des Hermes, welcher letztere die Welt und ihre Dinge in der Art des Lukrez und in dem Sinn einer materialistisch epikuräischen Didaxis behandeln sollte.

Körners lyrische Grundstimmung ist dieselbe, wenn wir sie recht untersuchen, denn es ist nur natürlich, daß das deutsche Publikum unserer Tage den Sänger von „Leier und Schwert" hauptsächlich nur als opfermuthigen Freiheitshelden und „Barden," und höchstens noch als den Verfasser des „Zriny" kennt. Leider stimmt aber auch die Literaturgeschichte in die Oberflächlichkeit dieses Urtheils mit ein, wirft dem Liebling der deutschen Jugend einen wohlfeilen Ruhmesbrocken hin um seiner That, nicht um seines Liedes willen, verkennt die Universalität wie die einst zu hoffende Zukunft dieses jungen Talentes fast gänzlich und läßt ihn in seiner komischen wie ernsten Bühne nur den Schiller und Kotzebue nachklappern und amplificiren. Sollte ein so ungerecht übertriebenes Urtheil auch wirklich für den Dramatiker begründet seyn, so leitet sich daraus doch die Haltlosigkeit und Unselbstständigkeit, welche seiner Lyrik zum Vorwurf gemacht wird, noch nicht ab. Vergesse man doch nicht, zuerst daß der so formgewandte und technisch richtig treffende Dramatiker fast noch ein bartloser Jüngling war, ohne die Erfahrung und Menschenkenntniß einer reiferen, selbst dem größten Bühnengenie unentbehrlichen Lebensdauer, und dann, daß seine scenische Nachahmung Schillers sich durchaus nicht, wie immer kurzhin gesagt wird, auch auf seine Lyrik ausdehnt. Im Gegentheil hat Körner in der letzteren seine ganz besondere, originelle, oft an den Humor streifende Jugendfrische, einen heitern, anakreontischen und epikuräischen Sinn, und ist bis zu einem gewissen Zeitpunkt ganz, und von da an noch oft, unpolitisch.

Wer je auf deutschen Hochschulen und ihren „Kneipen" die Melodien eines weitverbreiteten „Commersbuchs" mit „durchgebrüllt" hat, der erinnert sich mit Vergnügen einiger fröhlicher, lebenslustiger, von allen literarischen wie politischen Prätentionen freier Körnerscher Texte. Lieder aber, die bis auf heute immer noch nachgesungen werden von einer Jugend, die in ihrer Wahl nur der unmittelbaren Sprache des Gefühls zum Gefühl folgt, solche Lieder können nicht anders als ein leichtfaßliches und doch eigenthümliches poetisches Verdienst haben. In ihnen preist der studentische Gesang das Lied, die Liebe und den Wein als die drei Sterne im Dunkel des Lebens und ruft das Evoë nach, welches den Burgunder, den Champagner und den Rheinwein feiert. Nach ihrer Vorschrift wird bald ein Stündchen beim Götterwein verträumt, bald frisch und fröhlich in die Welt hinausgezogen, um auf Zauberhöhen an der treuen Brust der Natur zu liegen, den

Frühlingsglanz des Tages wie den Dämmerschein der Sternenluft zu begrüßen, und unermüdet dahinzuwandern, bis einst auch der Abschied vom Leben in Liedern bestellt wird.

In diesen Strophen merken wir von Schiller und Kotzebue sehr wenig, viel dagegen von einem subjektiven Lyriker, begabt mit nicht minderer Lebenslust, Herzensfreudigkeit und Harmlosigkeit als Chénier. Weder hohles, nachhallendes Pathos noch platte Banalität sind hier zu Hause, sondern ein volles Jugendgefühl, und vor Allem jene ungetrübte heidnische Lust an der bloßen Thatsache des Daseyns, welche wir vorhin bei dem halben Griechen bemerkten. Die schmerzliche und patriotische Erinnerung, welche sich für jeden Deutschen vor allen Dingen und unwillkürlich an unseres braven Freiwilligen Namen knüpft, hat uns das Andenken an den Besinger des Lebensgenusses mehr als billig verwischt. Wir denken, wenn wir ihn nennen, nur an das Schwertlied und die Lützowschen Reiter, aber gerade darum ist es zweckmäßig, auch die so eben berührte, fast vergessene Seite wieder wach zu rufen.

So rücken denn, wie angedeutet, unsere beiden Dichter, von den Einflüssen der Zeit abgelöst und nur in ihrer persönlichen Eigenthümlichkeit betrachtet, aus ihrer anscheinenden Entfernung nahe zusammen auf die Bank eines lyrisch zu feiernden, vernünftigen Epikuräismus. Verfolgen wir nun ihre, von hier gewaltsam abgelenkten Bahnen, welche zwar weit aus einander gehen, aber doch oft genug an die Gemeinschaftlichkeit ihres Ausgangspunktes erinnern werden.

Vor allem sind beide allzu tüchtige Lyriker, um von den Ereignissen des Tages, welche sich ihrer Muse aufdrängen, immer in einer poetischen Weise inspirirt werden zu können. Sie bleiben dann oft genug die bloßen platten Gelegenheitsdichter von hohlem dithyrambischem Pathos, besonders Chénier, dessen Parteiinspirationen an sich nicht hochfliegend waren. Die constitutionelle Richtung, welcher der unglückliche Dichter folgte, hat an sich wenig Pittoreskes und Poetisches. Sie leitet die Personen und Begebenheiten so sehr auf den festgetretenen und engbegrenzten Boden des Gesetzes und der Berechnung, daß für das Spiel der Empfindungsstärke, der Seelengröße, der Charaktereigenthümlichkeit, für das Erstaunende, Unvorhergesehene wenig Raum übrig bleibt. Dieses frostige Element erkältet unsern, sonst so warmen Dichter, wenn er patriotisch und politisch werden will, und so ist z. B. seine „Hymne auf Frankreich“ nur eine kalte, nationalökonomische Beschreibung und Anpreisung seines Gegenstandes in Reimen, mit Einem Wort, ein rechtes officielles Gelegenheitsgedicht, während seine „Jamben,“ so sehr sie ihm oft gelingen, mehr polemisches als poetisches Verdienst haben.

Aehnliches ist bis zu einem gewissen Punkt, wo der Schlachtenwirbel berauschend und hinreißend wird, bei Körner der Fall. Theilweise wenigstens mit Recht belächelt Gervinus des Freiheitsgeistes Sturmwindgang, das Tarantara und den Odenstyl einer überhetzten Begeisterung in Stücken wie die „Sonnette“ auf Hofers Tod, auf Moskau, auf Oesterreichs Doppel- und den preußischen Grenzadler, an den König, sowie Sonstiges, z. B. „Hoch das Haus Oesterreich!“ „die Schlacht bei Aspern,“ „an den Sieger von Aspern,“ u. s. w., wo schon die bloße Wiederkehr melodramatischer Ausdrücke, wie Bluthund, Wüthrich, Tyrann, Hölle, entnervend wirkt. Hier wird, wie auch bei Chénier, ein wenig in's Blaue hinein gewüthet, und die Zeitbegebenheit hilft der Lyrik nicht weiter, sondern erdrückt sie.

Aber laßt sie beide endlich auf dem wirklichen Boden der blutigen Entscheidung ankommen, so wird der wahre Lyriker wieder in seiner vollen, subjektiven Kraft erscheinen. Hier nun stehen ihre Dichtungsresultate allerdings eben so weit, aber auch nicht weiter auseinander, als ihre Umgebungen und die Art ihrer Schicksalserfüllung verschieden waren. Der eine erwartet in einem abscheulichen Gefängniß einen eklen, schmutzigen, schmählichen und sichern Tod; der andere stürmt auf raschem Roß in der Sommerluft durch die schon halbbefreiten, heimischen Gefilde, umgeben von gleich kühnen Gesellen, entgegen einer ihres Ziels noch unsichern Kugel. Kein Wunder, daß wir unter diesen Umständen bei dem Anakreontiker und Epikuräer keiner Todesbegeisterung, sondern einem nicht feigen, aber naturwahren, naiven Schmerz, einem unwillkürlichen Erbeben und Zurückzucken der noch so warmen Lebenskraft vor dem langsam, aber unfehlbar herankriechenden Ungeheuer gewahren, während der Freiheitskämpfer nur eine christlich patriotische Ergebung in den Ausgang des gräßlichen Würfelsspiels kennt. Nicht für seine eigene Person, wohl aber in dem Schicksal einer Mitgefangenen, die gerettet wurde, nachdem er selbst seine Prophezeihung erfüllt hatte, beklagt Chénier sein Schicksal. Und warum sollte er nicht? Er thut dieß ja nur in dem Sinn der zwar ruhigen und muthigen, aber doch untröstlichen Entsagung, welche sich bei den erhabensten Helden und Heldinnen des classischen Alterthums ausspricht, wenn sie die goldene Sonne und das gesunde Leben aufgeben müssen zulieb einem Scheindaseyn in einer matten Dämmerwelt, wo der todte Krieger weniger werth ist als der lebende Schweinhirt. Mieux vaut goujat debout que roi enterré, sagt

Lafontaine in frivol cynischer Abkürzung der Achilleischen Worte:

Lieber ja wollt' ich das Feld als Tagelöhner bestellen
Einem dürftigen Mann ohn' Erb' und eigenen Wohlstand,
Als die sämmtliche Schaar der geschwundenen Todten beherrschen.

In dem Sinne dieser Worte vergleicht der Dichter seine Bestimmung oder vielmehr die seiner Genossen mit einem schönen, viel versprechenden Tag, dessen Frühroth nicht bis zur Mittagshelle aufblühen darf, mit einer Frucht, die schon in ihrem blumigen Keim erstickt wird, mit einem kaum begonnenen Mahl, von welchem sich der Gast erheben muß, nachdem seine Lippen den vollen Becher in seiner Hand kaum angestreift haben. Mag der trockenäugige Stoiker der Umarmung des Todes entgegen fliegen — Er weint und klagt, denn er steht erst in seinem Frühling und möchte gern die Ernte sehen, und wenn er bittere Tage hat, so sind doch auch manche Stunden gar zu schön. Darum will er noch nicht sterben, darum ruft er dem blutigen Tode das Gebot zu, sich zu entfernen, damit er, wie die Sonne von Jahreszeit zu Jahreszeit, die von der Natur vorgezeichnete Bahn vollenden möge. Der Elegiker verläugnet sich keinen Augenblick in dieser reinen Gefühlssprache, welche uns doch über die besondere Natur seiner Situation in einem gänzlichen Zweifel läßt, mit nichts die politischen Verhältnisse und die Besonderheit der bevorstehenden Todesart andeutet und nur im Allgemeinen das Widerstreben eines lebenswarmen Wesens gegen die herannahende Vernichtung ausdrückt.

Hören wir dagegen Körners Leier über das Schlachtfeld klingen, so wissen wir sogleich, um was es sich handelt. Befreiung des heimischen Bodens von fremder Unterdrückung durch verzweifelte Kühnheit der That, unerschütteries Vertrauen in den Sieg der gerechten Sache, kaltblütiges Ergeben in die schlimmste Möglichkeit und ein brausender, aber wahrhaftiger Enthusiasmus, der sich am Schlachtendonner nährt! Bei dieser Gewalt der äußern Elemente würde in einem weniger begabten, weniger lyrisch gestimmten Sänger das Persönliche weit mehr in den Hintergrund getreten seyn, als dieß hier der Fall ist. Körner weiß sich nicht selten von der Begebenheit glücklich zu emancipiren, und seine Schlachtenlieder sind immer um so viel besser, als sie von Ursache und Zweck des Kampfes schweigen und nur das stets steigende Fiebergefühl des Kriegers — gleichgültig warum er kriege — darstellen. Das Schwert an seiner Linken erinnert nicht direkt gerade an das Jahr 1813. Dieses Lied ist rein lyrisch, und die Wendung, das Symbol des persönlichen Gefechts als Geliebte und Braut zu grüßen und zu feiern, ist höchst originell, frisch, wahr, von jeder Künstelei, von jeder nur äußerlich angehauchten Begeisterung fern. Selbst die dithyrambische „wilde Jagd," selbst der verzweifelte „Abschied vom Leben," selbst das „Gebet während der Schlacht" entleihen fast so viel wie nichts von der Tagesgeschichte, und die „Jäger-, Reiter-, Trink- und Nachtlieder" könnten fast auf alle Situationen irgend eines beliebigen Krieges passen. Seiner deutschen und freiheitlichen Gesinnung gleichsam zum Trotz berauscht ihn unwillkürlich der Kanonendonner, der Blitz des Geschützes, der Pulverdampf, das Rasseln der blanken Waffe, das Jagen der Reiterei, das Schmettern der Musik als Sache an sich, und nun preist er wie ein rechter Lanzknecht, der seinen Stand als solchen über Alles liebt, die Eisenbraut, das gräßliche Wagen und den seligen Soldatentod. In dieser Hinsicht wollen wir hiemit gerade das Gegentheil von dem behauptet haben, was Hillebrand wegwerfend über Körners Kampflieder sagt mit den Worten: „Was ihnen poetischen Athem gibt, ist mehr der Geist der Zeit und die Macht des Augenblicks, als die Kraft des dichterischen Genius. Es ist in dem Dichter mehr Sturm und Drang, als Freiheit der Idee. So wild wie seine Jugend braust auch sein Lied, sich nicht kümmernd, ob Apollo es geweiht."

Je wilder die Lieder brausen, desto mehr eigenthümliche Gefühlslyrik gewinnen sie, desto weniger merkt man ihnen den äußeren Ursprung ihrer Begeisterung an. Nicht die Umstände machen sie poetisch, sondern sie poetisiren die Umstände.

So scheint uns auch auf diesem Gebiet der Unterschied zwischen unsern beiden Dichtern nur in den äußeren Einflüssen begründet zu liegen. Denn wer mag entscheiden wollen, ob nicht der frische, kräftige Körner, in Chéniers Kerker verbleichend, ein Elegiker geworden, ob der letztere, auf das Roß einer Freischaar geschwungen, nicht in den Tönen der Marseillaise gesungen hätte?

Unsere Parallele hat unsere beiden Dichter im Leben und bis zum Tod, in ihrem Gesang und in ihrer politischen Thätigkeit begleitet. Sehen wir uns nach dem Schlußresultat dieser Vergleichung um, so redet dasselbe von nur wenigen oder nur scheinbaren Gegensätzen, und von großer, innerer Verwandtschaft zwischen den beiden Opfern der erwachenden nationalen Freiheitsbestrebungen. Aus ihrer Bahn gerissen und an Interessen hingegeben, welche zwar nicht ihrem Gefühl, wohl aber der Unabhängigkeit ihrer Muse schaden, bereitet jeder seiner Nationalliteratur einen empfindlichen Verlust durch einen verfrühten Tod, statt, wie es ihnen

besser zukommen mochte, die etwaigen glücklichen Resultate der sie verschlingenden Bewegung preisen zu können. Und hat ein moderneres Beispiel gezeigt, daß die Politik durch den Dichter nichts zu gewinnen pflegt, so beweist das hier vorliegende, daß der Dichter noch weniger bei der Politik gewinnt, welche hier Chénier wie Körner nicht allein als Personen zur Unzeit vernichtet, sondern auch in ihrer literarischen Bedeutung halb unkenntlich gemacht hat.

Alex. Büchner.

Bilder und Geschichten aus der Mark Brandenburg.

(Fortsetzung.)

Das Schildhorn bei Spandau.

Jede Haupt- und Residenzstadt pflegt in ihren zunächst gelegenen Städten und Dörfern eine Art Satellitenschaar zu besitzen, die ihr in der allgemeinen Vorstellung als unzertrennlich zugehört; ihre Vielheit geht gleichsam in eine höhere Einheit auf. Wer hörte von Paris, ohne nicht gleichzeitig an Versailles und St. Cloud zu denken, und wer spräche von Berlin, ohne nicht zugleich die Bilder Potsdams und Charlottenburgs vor seiner Seele zu haben? Als drittes im Bunde, wenigstens in der Vorstellung eines Berliners, gesellt sich „Festung Spandau" hinzu. Hat doch der Volksreim schon, wenn auch freilich in wenig verbindlicher Weise, beide Städte zusammengeschmiedet:

Berliner Kind und Spandauer Wind,
Alle beid nichts nutze sind.

Spandau ist eine der ältesten Städte der Mark und seine Lokalgeschichte zählt zu den interessanteren. Hier waltete (schon um 1295) Hennekin von Gröben als Schloßhauptmann, hier suchten die Markgrafen Johann und Otto Schutz, nachdem sie bei Plaue an der Havel vom Magdeburgischen Erzbischof geschlagen worden waren, und hier bezeigten sie der Stadt ihre Dankbarkeit durch allerlei Stiftungen und Geschenke, unter denen das „brandenburgische Recht" das werthvollste war. 1583 wurde die Stadt eine Festung. Rocco Guerini von Lynar, der Schlüter jener Epoche, baute die Citadelle, deren großer Rundthurm, gemeinhin der Juliusthurm geheißen, zu dem Volksglauben geführt hat, Julius Cäsar sey bis an die Ufer der Spree und Havel vorgedrungen. Hier faßte (fünfzig Jahre früher) die Reformation zuerst festen Fuß in brandenburgischen Landen. Matthias von Jagow, wiewohl Spandauer Domprobst und später Bischof, war der neuen Lehre von Herzen zugethan, so daß Luther ausrufen konnte: „Gott gebe uns solcher Bischöfe mehr," und wenige Jahre später (1535) gesellte sich hier Melanchthon zu der frommen und glaubensstarken Kurfürstin Elisabeth und hielt die Schwergeprüfte aufrecht, sie festigend in ihrem Bekenntniß.

Aber diese Vorgänge, die einen Ruhm der Stadt bilden und ihr ein historisch poetisches Interesse leihen, liegen weit zurück und sind erstorben im Bewußtseyn der Gegenwart. Das Spandau, das wir kennen, an das sich gewisse Schreckensvorstellungen unserer Jugend knüpfen, war, bis in die neueste Zeit hinein, ein höchst unpoetischer Ort. Die Stadt selbst, mit ihren verschnittenen Lindenbäumen und gelb getünchten Häusern, nahm sich an und für sich um kein Haarbreit unfreundlicher aus, als andere märkische Städte, aber die Heiterkeit der Farben konnte an keinem Ort zur Geltung kommen, den man sich gewöhnt hatte nur mit der Nachtseite menschlicher Dinge in Verbindung zu bringen. Festungsgräben mit Militärsträflingen, Kasematten mit politischen Gefangenen, Correctionshäuser und Strafanstalten aller Art — daneben verschwand das arme Grün der Lindenbäume, und die Vorstellung des Unheimlichen setzte sich auf viele Jahre hin fest. Zum Ueberfluß suchte noch die Residenz Berlin die nachbarliche Schwesterstadt zum nicht beneidenswerthen Schauplatz für die Vollstreckung letzter Urtheile zu machen, und was dem Maß der Schrecken bis dahin gefehlt hatte, war nun erfüllt. Das Haupt Tschechs fiel auf der Spandauer Feldmark und die Stadtchronik jener Epoche ist mit Blut geschrieben.

Aber auch dieses Spandau, das Spandau unserer Jugend, hat sich überlebt und einem neuen Platz gemacht. Der helle Pfiff der Lokomotive hat die dunkeln

Wolken, die über der Stadt hingen, wie mit leuchtendem Schwert vertrieben; die Stille, die Stagnation, die so leicht zum Brütwinkel alles Finstern und Unheimlichen werden, sind dem Leben und der Bewegung gewichen, bunte Menschenströme kommen und gehen, und Fabrikgebäude und Sommerhäuser haben in lachenden Farben einen heitern Kranz um den alten Griesgram gezogen. Dampfschiffe beleben den schönen breiten Strom, und der dunkle Hintergrund, der auch jetzt noch dem Bilde geblieben, schreckt nicht mehr ab, sondern steigert nur den Reiz.

Weder Spandau selbst indeß noch seine Geschichte haben uns heut in die alte Havelfestung geführt, sondern ledig der Wunsch, einen Ausflug in seine nächste Umgebung zu machen, flußabwärts jenem malerischen und charakteristisch märkischen Punkte zu, der den Namen „das Schildhorn" führt. Wir schwanken einen Augenblick, ob wir mit Dampf oder Ruder die Fahrt versuchen sollen, und endlich das Segelboot als gefälliges Auskunftsmittel wählend, treiben wir jetzt mit Strom und Wind, zunächst an Wiesen und Dörfern, dann aber an prächtigen Waldpartien vorüber, dem Ziel unserer Reise zu. Wie unverdient ist der Spött, der unsere märkische Landschaft zu verfolgen pflegt, wenigstens hier! Die breite, blaue Wasserstraße theilt sich und einigt sich wieder und schafft eine ununterbrochene Kette von Inseln und Seen. Die Eilande selbst wechseln in ihrem Charakter; neben dem fruchtbaren Grasland des einen, auf dem die Häuser und Heerden den Wohlstand seiner Bewohner verrathen, erheben sich die Sandberge einer zweiten und dritten Insel, kahl an ihren Abhängen, aber tannenbedeckt auf ihrer Höhe. Auf- und abwärts gleiten die Elb- und Oderkähne, die noch immer den großen Handel zwischen Ost- und Nordsee vermitteln, und der Wind, plötzlich die Richtung wechselnd, klappt das eben noch vollgebauschte Segel mit dumpfem Schlag an den Mast. Reusen und Netze durchziehen die schmaleren Arme des Stromes und sperren ihn fast; nur vereinzelte Schwäne (die Havel hat deren tausende) gleiten unaufgehalten ihres Wegs. Die rechts gelegenen Ufer sind ziemlich unmalerisch, zur Linken aber auf hohem Plateau, das bald sich rundet und buchtet, bald Landzungen weit in den breiten Strom hinein streckt, erheben sich die prächtigen Tannen des Grunewalds und spannen ihre dunkelgrünen Schirme aus. Die Stämme sind hoch und schlank und alles Unterholz fehlt; so blickt man durch den Rahmen der rothbraunen Stämme bis tief in den Wald hinein und belauscht das Wild, das, gehegt und gepflegt in jenen weiten Jagdrevieren, wie in paradiesischer Sicherheit den Forst durchschreitet und von den vorspringenden Kuppen aus neugierig auf den Fluß und sein Treiben hernieder blickt. Sey es die Pflege, die diesem schönen Walde zu Theil wird, oder sey es die Nähe des Wassers, das mit feuchter Kühle die Nadeln labt und leise Nebel um seine Kronen spinnt, gleichviel, die Tannen erscheinen schöner und edler hier als irgendwo anders und stehen da, als fühlten sie sich als die eingeborenen Herren dieses Landes. Das heimathliche Volkslied hat diese schönen Havelforsten oft gefeiert, und wer sie jemals wandernd durchzogen hat, der stimmt gern mit ein in die alte Weise:

> Blaue Havel, Grunewald,
> Grüß mir alle beide,
> Grüß und sag', ich käme bald,
> Und die Tegler Haide.

Wird sind mit voller Gunst des Windes eine Stunde gefahren und die letzten Werder- und Inselgruppen liegen hinter uns. Mit halb eingezogenen Segeln fahren wir eben um eine vorspringende Waldecke herum in die volle Stromesbreite hinein, als wir in der Entfernung einer guten Viertelmeile einer Landzunge ansichtig werden, die von der linken Uferseite her weit in den Fluß hinein ragt und die Hälfte seines Bettes dämmt und absperrt. Die Landzunge ist nicht flach, sondern ein hoher Sanddamm, ein Molo, der auf seinem Rücken niedrige Tannenbäume, an seiner vordersten Spitze aber ein grauschwarzes, wunderliches Bildwerk trägt, das halb an Telegraphenpfosten, halb an Fabrikschornsteine mahnt und doch durch allerhand Schnörkel und Ornamente keinen Zweifel darüber läßt, daß es keines von beiden sey.

Wir haben uns inzwischen der Landzunge mehr und mehr genähert und die Formen nehmen bestimmtere Gestalt an. Wir erkennen deutlich eine Säule, die in der Mitte ihres Schaftes einen Schild und auf der Höhe des Ganzen ein Kreuz trägt. Unser Boot legt an und wir erklimmen den Damm, der nach vorn hin ziemlich abschüssig in den Fluß fällt. Dieser Vorsprung, die hohe Sandklippe, auf der wir uns nunmehr befinden, ist das Ziel unserer Reise, „das Schildhorn." Der Vorgang, der ihm diesen Namen gab, ist der folgende.

Brennibor (Brandenburg) war endlich nach langer Belagerung von Albrecht dem Bären erstürmt und das Wendenthum, seit lange von der Elbe zurückgedrängt, schien auch das Havelland nicht länger halten zu können. Aber Jaczko, der Wendenfürst, war wenigstens gewillt, die alten Sitze seiner Väter nicht ohne Schwertstreich aufzugeben, und noch einmal sammelte er die

Seinen, und es kam bei Spandau zu einer letzten Schlacht. Jaczko unterlag, und hinfliehend am rechten Havelufer, von den siegestrunkenen Deutschen verfolgt, sah er kein anderes Heil mehr, als den Fluß und das jenseitige Ufer. Gegenüber dem jetzigen Schildhorn, wo die weit vorspringende Landzunge die Breite der Havel fast halbirt, gab er seinem Pferd die Sporen und setzte in den Fluß. Aber sein Pferd war matt und müde vom Kampf, und ehe es die rettende Landzunge halb erreicht hatte, empfand sein Reiter die schwindende Kraft des treuen Thiers. Da Angesichts des Todes warf das Herz des Wendenfürsten die alten Heidengötter von sich, und die Hand, die den Schild hielt, hoch gen Himmel erhebend, rief er den Gott der Christen an, ihm zu helfen in seiner Noth. Da war es ihm, als faßte eine Hand den erhobenen Schild und hielte ihn mit leiser, aber sicherer Macht aufrecht; da kehrten dem sinkenden Pferde die Kräfte zurück und der Vorsprung war erreicht. Jaczko hielt, was er gelobt, und wurde Christ. Seinen Schild aber, den der Finger Gottes berührt, ließ er dem Ort, wo das Wunder sich vollzogen hatte. Der Schild des Heiden war ihm zum Glaubensschild geworden.

Dieß sind die Elemente, die man zur Hand hatte, als es sich darum handelte, zur Erinnerung an jenen Tag der Bekehrung und zur Festigung und Neubelebung der alten Tradition auf dem Schauplatz derselben, dem Schildhorn, ein Denkmal zu errichten. Man hat bei Ausführung dieses Planes in nicht gut zu heißender Weise auf den malerischen Effekt Verzicht geleistet. Es wäre ausreichend gewesen, auf hoher griechischer Säule einen Schild aufzurichten und diesen Schild mit einem Kreuz von mäßiger Größe zu krönen. Das würde ein weithin erkenntliches Bild in durchaus bestimmten Umrissen gegeben und „den Sieg des Kreuzes über das Heidenthum," diesen selbstverständlichen und durchaus berechtigten Gedanken in aller Klarheit dargestellt haben. Archäologischer und kirchlicher Eifer aber glaubten ein Uebriges thun zu müssen und haben ihren Sieg auf Kosten des guten Geschmacks gefeiert. Die heidnische Woloßsäule, die man errichtet hat, entbehrt ohnehin der Schönheit; der inmitten des Säulenschaftes aufgehängte Schild aber, der wie eine Scheibe an einem Pfosten klebt, schafft, aus der Ferne gesehen, eine völlig unklare und räthselhafte Figur. Eben so unklar und verworren nimmt das Kreuz sich aus, das den Oberbau der Säule krönt. Etwas Apartes ist gewonnen, nichts Schönes, das der eigenthümlichen Schönheit der Landschaft entspräche. Möglich, daß jene Apartheit Zweck war; sie sichert allerdings dieser Säule einen Eindruck, dessen sie vielleicht entbehrte, wenn sie schöner und mehr im Einklang mit dem Ueblichen wäre.

Der Sagenschatz der Mark ist arm; das mag es erklären, daß sich unsere heimischen Dichter und Künstler mit Vorliebe der Behandlung eines Stoffes zugewandt haben, der, wenn auch nicht ohne Reiz überhaupt, doch schon in seiner Entlegenheit allerhand Schwierigkeiten bietet. Unsere Lokalpoeten sind denn auch meist an dieser Schwierigkeit gescheitert, und die einfache rohe Ueberlieferung wird der poetischen Version, deren eigene Zuthat schwach ist, gemeinhin vorgezogen.

Eine glücklichere Hand hatten unsere Maler, besonders Professor von Kloeber, einer der Altmeister unserer Kunst. Er malte den Gegenstand zweimal, als ausgeführte Farbenskizze und später in Lebensgröße. Beide Bilder besitzt der König. Am rechten Havelufer erblickt man die Gruppe der Kämpfenden; Jaczko schwimmt bereits inmitten der Havel und hat bittend Haupt und Schild erhoben. Ueber ihm schwebt die Gestalt eines Engels und deutet auf den aufragenden Vorsprung, der Rettung verspricht. Die Arbeit ist verdienstlich, wenn auch nicht eben mehr.

Aber sind auch Kunst und Dichtung bisher umsonst bemüht gewesen, eine goldene Frucht von dem Baume der alten Tradition zu brechen, die Sage selbst wird fortleben von Mund zu Mund, und jeder, der das Schildhorn besucht und den stillen Zauber auf sich wirken läßt, den die immer wechselnden Bilder von Wald und Fluß, die weißen Segel über dem Wasser und die „Segler in den Lüften" hier leise zusammenspinnen, der wird, in aufkeimendem romantischen Bedürfniß, sich das Westufer des Flusses plötzlich mit allerhand Gestalten beleben und den Wendenfürsten selbst, den umleuchteten Schild zu seinen Häupten, auf dem gekräuselten Wasser sehen. Ein Lächeln wird dem Traumbild folgen, aber eine dankbare Erinnerung wird ihm bleiben an das märkische Landschaftsbild, das das Schildhorn vor ihm entrollte.

(Fortsetzung folgt.)

Correspondenz-Nachrichten.

Wien, August.

Allgemeiner Eindruck der Teplitzer Begegnung. — Der schwarze Adler als Pfand. — Die herrschende Aufregung. — Das Parteitreiben aus der Vogelperspektive betrachtet. — Stephansthurm. — Semlitsch †. — Verspätete Hülfe.

Der Eindruck, welchen die Teplitzer Zusammenkunft in allen Wandlungen von der ersten Benachrichtigung über Vorschlag und Plan bis zum Schlußtelegramm vom 28. Juli hervorgerufen, hat dergestalt aller Orten sich wiedergespiegelt, daß niemand irgendwo zu fragen braucht, was Freund oder Feind dabei empfunden und sich gedacht. Bei einem in solchem Grade gemeinsamen Vorgange wäre es überflüssig, aus einer einzelnen Stadt besondere Umstände vom Gange der Empfindungen vermelden zu wollen. Wer ein deutsches Herz in ehrlicher Brust trägt, hat sich zu Wien so gut wie zu Königsberg, zu Köln, zu Lörrach oder sonst wo rechtschaffen gefreut; wer den Eisenachern, den Verschwörern am hellen Tage, zugehört oder anhängt, hat sich tüchtig geärgert, hier wie anderwärts. Von Wien dürfte höchstens noch besonders zu erwähnen seyn, daß die Verleihung des vornehmsten preußischen Ordens (der außer dem Heldengreis Radetzky in der letzten Zeit keinem österreichischen Unterthan zugestanden wurde), des schwarzen Adlers nämlich, an den Grafen von Rechberg für ein beredtes Zeichen, so zu sagen für ein Pfand gilt, daß die allerwichtigsten Dinge zu befriedigendem Abschlusse gebracht wurden. Was aber jetzt das allerwichtigste sey, wäre besonders zu erklären von eitel Ueberfluß; möge Teplitz das versöhnende Seitenstück zu Olmütz bleiben, wozu es alle mögliche Aussicht hat, da ja dießmal die zwingende Nothwendigkeit für Preußen von außerhalb des deutschen Bundes kam.

Abgesehen von dem aufregenden Wechsel der Empfindungen, welcher aus den Beziehungen zum Bundesgenossen sich ergeben, geht die öffentliche Stimmung der Reichshauptstadt in genugsam hohen Wogen, um den Lauf der kleinen Fahrzeuge mit ihrer bunten Fracht von leichteren Stoffen für das gemüthliche Tagesgespräch der Beachtung so ziemlich zu entziehen. Vor allem ist es immer noch die gewaltige Bewegung, die brausend, schäumend, wirbelnd den Reichsrath umtobt, wodurch ganz Wien in athemlose Hast und Jast versetzt wird. Seitdem der Kaiser dem Reichsrathe eine entscheidende Stimme statt der bloß berathenden im Steuerwesen verliehen und ihm damit thatsächlich eine parlamentarische Stellung eingeräumt hat, ist denen der Kamm bedeutend geschwollen, welche den Reichsrath sich in einen Reichstag von 1848 verwandeln zu sehen begehren, um daraus ein nach dem Französischen bearbeitetes 1789 zu entwickeln, wie es vor zwölf Jahren schon einmal einzureißen begonnen hatte. Diese Partei ist bedeutend stärker, als gar mancher sich einbilden mag; abgesehen von ihren Chauvinisten und dem langen Troß von Sympathie-Philistern wird sie von der Büreaukratie getragen, die selber in ihrer großen Masse freilich nicht ahnen mag, daß ihr gefeierter Joseph II., indem er die Staatsallmacht zur Grundlage des gemeinen Wesens machte und das bezopfte Mandarinenthum schuf, jenem Despotismus die Bahn öffnete, der — nachdem er die Selbstständigkeit der Familie, der Gemeinde, der Körperschaft verschlungen und, unter dem Vorwande der Gleichberechtigung aller, alle zu Sklaven gemacht hat — abwechselnd als Cäsarismus und als Republikanismus auftritt, von deren einem zum andern er stets durch eine mehr oder weniger gräuelvolle Verwirrung geht, nicht etwa um sein Wesen, sondern nur um die Form zu ändern und die Münze umzuprägen, welche stets das gleiche Schlagwort führt, denselben Werth behält, aber das Bild wechselt. Wir stehen gegenwärtig an einem der Wendepunkte, wo die zwei verschiedenen Formen der Staatsallmacht sich auf Tod und Leben um die Oberhand zu raufen pflegen; zu allem Glück jedoch besitzt Oesterreich noch alles nothwendige Zeug zu einer gesunden Gliederung und ist keineswegs unbedingt zum voraus dazu verdammt, jenen Kreislauf von verschiedenartigen Formen der Tyrannei durchzumachen, in deren jeglicher das Mandarinenthum als Spinne im Mittelpunkte des Gewebes sitzt. Aber ich wollte eigentlich nur von der Thatsache der im Augenblicke gährenden Stimmung, vom Widerstreite der Meinungen und Absichten reden, — nur vom Thatbestande selbst, nicht von den Einzelheiten der bewegenden Ursachen, und da genügen die einfachen Worte: Wien ist offenbar vom ersten Fieberschauer der großen Krankheit unserer Zeit ergriffen und beinahe hinaus schon über jenes Anfangsstadium, worin ein angenehmes Kitzeln und Prickeln, behaglicher Schmerz und schmerzliches Behagen das Opfer gleichsam schmeichelnd in seine Leiden einzuführen pflegen. In einigen Kronländern scheint es nicht besser zu stehen, nur daß dort die vorherrschende Form der Krankheit eine andere ist; sie offenbart sich als Nationalitätsschwindel, von dem man in Wien sehr wenig mehr verspürt. Die Magyaromanie, welche hier vor zwölf Jahren so verwunderliche Bocksprünge machte, ist verflogen; die sporenklirrende Reiterei zu Fuß in engen Hosen wird selbst vom Weibsvolke verspottet. Oft hört man sagen: „Schau, da geht wieder ein so nationaltrachtiger Hanswurst!“ Die Theilnahme, welche sich den Wälschen zuwendet, gilt ihnen nicht in ihrer Eigenschaft als Italiener, sondern nur den

Verräthern und Rebellen, und die Masse der Schwachköpfe schwärmt nur für Garibaldi, der für sie zur Quintessenz aus allen Romanräubern geworden. Diese Liebhaberei an sich erhöht nicht die Gefahren der Lage und ist den guten Leuten nicht einmal zu verdenken in einer Zeit, in der etliche Großmächte und eine große Zahl mittel- und kleinstaatlicher Regierungen alle Begriffe von völkerrechtlicher Polizei dergestalt verloren haben, daß sie ruhig zusehen, wie ein Freibeuter mitten im Frieden und ohne anerkannten Auftrag von irgend einer bestehenden Regierung einen Raubzug unternimmt, nicht um Schiffe zu capern, sondern ein Inselreich wegzuschnappen und einem europäischen König den Krieg zu erklären. Dazu kommt, daß dieser König durch seine rathlose Schwäche sich um die Theilnahme aller Gutgesinnten bringt, und zwar um so entschiedener, je klarer man einsieht, daß er doch nur seine arme Seele dem bösen Feinde ganz umsonst verkauft, und nebstdem durch sein unseliges Gebahren der Sache des Rechtes und der Ordnung in ganz Europa Schaden zufügt.

Der obere Theil vom Stephansthurm wird gegenwärtig abgetragen. Die Arbeit wird voraussichtlich drei Monate dauern. Dann soll er wieder nach der ursprünglichen Weise des ersten Erbauers aufgeführt werden, wie billig. Das Werk des Meisters Pilgram hatte vier Jahrhunderte überdauert, in deren Verlauf der Thurm mehr als einmal beschossen worden; der Neubau, von unserer angeblich in allen Künsten so vorgeschrittenen Zeit mit allen ihren Verbesserungen ausgestattet, hielt keine zwei Jahrzehnte den Unbilden der Witterung Stand. Wenn die kostspielige Erfahrung auch in andern Dingen als bloß in Bezug auf den Stephansthurm beherzigt werden sollte, so wäre die Belehrung verhältnißmäßig sehr wohlfeil erkauft. Vor der Hand werden wir einige Jahre hindurch den stolzen Bau nur verstümmelt erblicken, hoffentlich jedoch nicht so lange, als wir den Stumpf der abgetragenen Landstände, des Neubaus harrend, gesehen haben, in welcher allerdings sehr langen Zwischenzeit die geborenen Vertreter des Reiches und seiner Kronländer (ebenfalls hoffentlich) ihres angestammten Berufes nicht vergessen haben werden.

Vor einiger Zeit ist Semlitsch gestorben, ein junger hoffnungsvoller Feuilletonist, der alles Zeug dazu besaß, mit Ehren eine lange Laufbahn zurückzulegen. Als Sohn armer Eltern zu Graz in Steiermark 1829 geboren und früh verwaist, schlug er sich mühevoll durch die Schulen, indem er das saure Brod des Unterrichtgebens aß. Unsere Schüler, die schon im Knabenalter anfangen kleinere Buben zu unterweisen, sind bei weitem schlimmer daran als die Bettelstudenten früherer Zeiten. Was von Stiftungen für sie in armseligen Ueberresten noch übrig, ist durch die seit Joseph II. eingeführte Geldwirthschaft, gleich allen übrigen Vermächtnissen zu wohlthätigen Zwecken, zu Spott und Schande geworden; sie könnten dem Sinne der frommen Stifter nur dann entsprechen, wenn sie ihre Grundstücke noch besäßen, deren Werth seit der gewaltsamen Einlösung durch den Staat sich mehr als verzehnfacht hat, während die dafür gegebenen Verschreibungen nicht nur dem Gesetz der natürlichen Entwerthung des Geldes folgten, sondern auch bei dem großen Staatsbankrott unter Kaiser Franz in's Mitleiden gezogen wurden. Der Unterricht, welchen der arme Schüler ertheilt, wird bei dem überführten Markt sehr schlecht bezahlt. Während der Vacanzen ist gar nichts zu verdienen. Freitische sind fast gar nicht mehr zu haben bei der überhandnehmenden Verarmung des kleinen Bürgerstandes und bei der nothgedrungenen Sparsamkeit der reicheren Mittelklassen. Wie dem immer seyn mag, Semlitsch brachte sich durch und erwarb sich dabei eine Fülle von Kenntnissen. Eine natürliche Anlage führte ihn zur Musik und durch diese zum Erwerb. Er fand Beschäftigung in einem Orchester. Leider jedoch hatte er ein Instrument erkoren, wobei er nicht aushalten konnte, die Flöte. Er wurde brustkrank und mußte das Blasen einstellen. Semlitsch versuchte sich in der Literatur, anfangs in einem dunkeln Winkel. Sein Name wurde bekannter, als Schwarzer das Blatt „die Donau" gründete und ihn zum Feuilletonisten bestellte. Durch die Angriffe gegen Saphir und dadurch, daß er wegen Ehrenbeleidigung des alten Hanswurstes eine vierundzwanzigstündige Gefängnißstrafe zu erdulden hatte, gewann Semlitsch sich viele Theilnahme. Seine Arbeiten waren Eintagsfliegen, an denen man sich gerne ergötzte. Die letzten davon waren in der Theaterzeitung zu finden. Im vergangenen Frühjahr (oder was man dem Kalender zulieb gewohnheitsmäßig so nannte) bildete sich Semlitschs Leiden zu einer bedrohlichen Krankheit aus. Von guten Freunden unterstützt suchte er Genesung in einem Bade, wo er eines Abends sanft entschlief, um nicht wieder zu erwachen. Inzwischen hatte das Carltheater eine Wohlthätigkeitsvorstellung für Semlitsch veranstaltet, die unmittelbar nach seinem Tode, und bevor man die Nachricht davon erhalten hatte, stattfand. Uebrigens findet hier das Sprichwort vom Kinde auf der Todtenbahr' keine Anwendung; Semlitsch war nicht groß genug, um verhungern zu dürfen, und es hat ihm während seiner letzten Krankheit nichts von alle dem gefehlt, wessen er leiblich bedurfte. Auch war er fröhlicher Zuversicht auf baldige Genesung voll, wie jeder, mit welchem die Schwindsucht zur letzten Versenkung galoppirt.

Newyork, Juli.

Vorbereitung auf die Präsidentenwahl. — Die japanische Gesandtschaft. — Der Great Eastern.

Statt des gewöhnlichen Sommerschlafes, welcher alljährlich über öffentliches und geselliges Leben zu kommen pflegt, herrschen Bewegung und Aufregung. Die bevorstehende Präsidentenwahl erhält alle Parteien in Thätigkeit und Spannung; sie bildet den großen Mittelpunkt und wird mit jedem Tage mehr und ausschließlicher das Interesse eines Jeden absorbiren, bis, je näher die Entscheidung heranrückt, alle andern Fragen auf eine Zeitlang vollständig in den Hintergrund treten. Alle Anzeichen verheißen einen republikanischen Sieg, und die Demokraten selbst geben sich kaum die Mühe zu verhehlen, daß sie einem letzten verzweifelten und fast hoffnungslosen Kampf entgegen gehen. Die Zerstückelung und ihr zufolge der Zerfall dieser vormals fast unüberwindlichen Partei ist rettungslos. Der Ausgang der Convention in Baltimore hat dieß bewiesen. Wie in Charleston verhinderte der Conflikt zwischen dem Norden und Süden jede Vereinigung, und nach vielen Stürmen, bei denen die gute Lebensart der südlichen Ritterschaft sich, wie früher bei ähnlichen Gelegenheiten, in Faustschlägen kund gab, trennten sich mehrere der Baumwollenstaaten von den übrigen, welche Stephan Arnold Douglas, wie vorherzusehen war, zu ihrem Candidaten ernannten, und wählten Breckenridge aus Kentucky, den gegenwärtigen Vicepräsidenten und einen der entschiedensten Feuerfresser, so daß jetzt im Ganzen vier Candidaten im Felde sind. Hätte die ganze Demokratie ihre Kraft auf Douglas vereinigt, welcher der eigentliche Heros und Abgott der Demokraten des Nordens ist, da sie in ihm die Personification ihrer eigenen Kälte, Gesinnungslosigkeit und Schlauheit, ihres Egoismus und ihrer Habsucht finden, so hätten die Republikaner mit dem mächtigsten Feind zu kämpfen gehabt, den die Gegenpartei ihnen hätte entgegenstellen können; ohne den Beistand des ganzen ungetheilten Südens ist jedoch auch er nicht der Mann, welcher sich dem wachsenden Republikanismus des Nordens mit Erfolg entgegenstellen könnte.

Das große Ereigniß des Tages während der letzten paar Wochen war die Anwesenheit der japanesischen Gesandtschaft, welche, nachdem sie Washington, Baltimore und Philadelphia besucht hatte, hier an vierzehn Tage verweilte und vor wenigen Tagen die Rückreise nach Japan angetreten hat. Der Neugier und Schaulust des amerikanischen Volks wurde durch die Anwesenheit der fremden Gäste ein Fest ohne gleichen geboten. Wo sie sich zeigten, umdrängte das Volk sie, so daß sie sich kaum rühren konnten, und mehr als einmal wurden sie von der Masse fast von den Schaustellungen fortgedrängt, die man ihnen zu Ehren veranstaltet hatte. In Baltimore kam es zu so stürmischen Auftritten, daß die Polizei sich in's Mittel legen mußte, und ohne Scheu und Schonung drang der Pöbel, vornehm und gering, selbst Damen aus den höheren Ständen nicht ausgenommen, in die Hotels und in die Zimmer der Japanesen, um sie in der Nähe zu sehen, zu betasten und ihre Kleidung zu untersuchen. Von früh bis spät waren sie von der Masse umlagert, ohne nur eines Augenblicks Ruhe zu genießen, bis sie eines Tages den ihnen bis dahin unbekannten Gebrauch der Schlösser und Riegel kennen lernten und sich dadurch gewaltsam eine kurze Erholung verschafften. Nur in Newyork zeigten die städtischen Behörden in dieser Hinsicht Takt und Umsicht; sie begriffen, wie lästig den Fremden dieser fortwährende Belagerungsstand werden mußte; es waren deßhalb Anstalten getroffen worden, um die Masse in angemessener Entfernung zu halten, und das Metropolitan-Hotel, in dem sie wohnten, war beständig von Polizeibeamten bewacht, die keinem Unberufenen den Eintritt gestatteten. — Das Gesandtschaftspersonal bestand aus drei Gesandten, Fürsten vom höchsten Range nach der kaiserlichen Familie, und an siebzig Attachés, Aerzten, Dolmetschern und Dienern. Die Würde schien den Fürsten nicht zu gestatten, öffentlichen Schaustellungen beizuwohnen, oder sich auf der Straße zu zeigen, aber um so freier und mit um so größerem Behagen genoßen die Uebrigen die Wunder des fremden Welttheils. Mit höchstem Interesse erkundigten sie sich nach allem Wissenswerthen und nahmen von vielen Gegenständen Muster mit, um hiesige Verbesserungen und Erfindungen nach Japan zu verpflanzen. Ihre Aerzte besuchten die Hospitäler, erkundigten sich dort nach verschiedenen Heilverfahren, wohnten Operationen bei und unterrichteten sich über den Gebrauch der chirurgischen Instrumente, von denen sie ebenfalls Muster bestellten. Im Gegensatz zu den Chinesen, welche das himmlische Reich für den Inbegriff aller Vollkommenheit halten, zeigen die Japanesen sich äußerst wißbegierig, jedem Fortschritt zugänglich und bereit, sich die Errungenschaften anderer Nationen anzueignen. In ihrem Betragen entwickelten sie so viel Anstand, Grazie und Gewandtheit, als man nur in der besten europäischen Gesellschaft anzutreffen erwarten kann, und der unziemlichen Neugier und Zudringlichkeit, mit der sie fast bei jedem Schritt belästigt wurden, setzten sie einen vollendeten Takt und eine unerschütterliche Freundlichkeit und Gleichmäßigkeit entgegen. Alles zusammen genommen, was man in der kurzen Zeit ihres Aufenthalts wahrnehmen konnte, machen sie den Eindruck eines frischen, begabten, bereits gebildeten und jeder ferneren Ausbildung fähigen Volksstammes. Sie haben die schräg stehenden Augen und hohen Backenknochen der Chinesen, denen sie auch in der Hautfarbe gleichen; aber statt des Ausdrucks

stumpfsinnigen Phlegmas und der Indolenz, der allgemeinen Schwerfälligkeit, welche man den Zügen fast aller der Chinesen aufgeprägt findet, denen man in Newyork begegnet, und die dem Genuß des Opiums zugeschrieben wird, dem sie Alle leidenschaftlich ergeben seyn sollen, leuchten die Gesichter der Japanesen von Leben, Gescheidtheit und Heiterkeit. Das Auffallendste und für unsern Geschmack Unleidlichste ist ihre Art, das Haar zu tragen. Dasselbe wird vorn, über der Stirn, fast bis zur Mitte des Kopfes hinauf abgeschoren; von hinten und von beiden Seiten wird es in die Höhe gekämmt, oben auf dem Kopfe zusammengeheftet und bildet dort eine wunderliche aufrecht stehende Locke. Sie sind von kleiner Gestalt, und unter allen, die ich gesehen, war nicht Einer, der viel über fünf Fuß hoch seyn konnte. Ihre Bewegungen sind lebendig und graziös und sie schreiten in ihren weiten, vorn gleich dem Fuß einer Kuh oder Ziege gespaltenen Pantoffeln leicht und behende wie in Tanzschuhen einher; indessen fanden sie bald Geschmack an unserer Fußbekleidung und paradirten in ledernen Stiefeln, deren Werth sie vorzüglich nach der Größe anschlugen, und sie schienen hoch erfreut, wenn sie ihre zierlichen kleinen Füße in die größten plumpsten Stiefeln stecken konnten, in denen nur die Pfoten eines sechs Fuß langen Bauerlümmels einhertraben könnten. Auch unsere Regenschirme adoptirten sie sofort und trugen sie auf der Straße neben ihren langen Schwertern und ihren asiatischen Fächern zur Schau. Ihre Kleidung ist asiatisch weit und bequem und besteht im gewöhnlichen Leben aus langen bauschigen Beinkleidern von Wolle oder Seide, und einem weiten, blousenartigen Wams. Auf der Straße wie im Hause gehen sie selbst im stärksten Sonnenschein in bloßem Kopfe. Bei feierlichen Veranlassungen jedoch, wie z. B. bei Gelegenheit ihres Empfangs beim Präsidenten, kamen die seltsamsten und complicirtesten Costüme zum Vorschein, unter denen besonders Beinkleider von ungeheurer Weite und solcher Länge auffielen, daß sie sie auf dem Fußboden nachschleppten. Dieses seltsame Kleidungsstück verdankt seine Entstehung der vormals in Japan herrschenden Sitte, nach welcher sich ein Unterthan dem Kaiser nicht anders als knieend nahen durfte und während der ganzen Dauer der Audienz in dieser unbequemen Stellung verharren mußte, bis endlich ein erfinderischer Kopf auf den gescheidten Einfall kam, durch die nachschleppenden Beinkleider der Gestalt das Ansehen eines Knieenden zu geben. Zu diesem Costüm gehören auch der Form nach sehr primitive Hüte, die unter dem Kinn gebunden werden. Die Sprache scheint mir wohlklingend, so viel ich davon hörte; der Buchstaben l fehlt darin, welchen sie deßhalb nicht aussprechen können. Allen, mit Ausnahme der drei Gesandten, gewährte es besonderes Vergnügen, durch die Straßen zu gehen und auf Broadway die glänzenden Magazine in Augenschein zu nehmen und dort Einkäufe zu machen. Bei diesen Gängen wurden sie stets von einem oder mehreren Polizeibeamten begleitet, welche sie gegen den Andrang der Masse zu schützen hatten, da die Erscheinung eines Japanesen auf der Straße augenblicklich einen Troß alter und junger Gassenjungen versammelte, welche ihn in ihre Mitte nahmen und jedem seiner Schritte folgten. Die größte Zudringlichkeit und Taktlosigkeit legten jedoch die Frommen an den Tag, die frech genug waren, ihre Bekehrungskünste an den Japanesen zu versuchen, und ihnen bei jeder Gelegenheit mit Kreuzen und Bibeln auf den Hals rückten. Selbst Farbenvorurtheil blieb nicht müssig, um ihnen den ungünstigsten Begriff von hiesiger Civilisation beizubringen, denn mehrere Rowdies begrüßten sie bei ihrem Einzug in Baltimore mit dem Zuruf „Nigger," in Folge dessen sie die Wagenfenster schlossen, da sie gleich andern Fremden in der kurzen Zeit ihres Aufenthalts in den Vereinigten Staaten die verächtliche Bedeutung des Wortes verstehen gelernt hatten.

Das andere große Ereigniß, welches Journalisten und Schaulustigen reichen Stoff bietet, ist die endliche Ankunft des Great Eastern. Sein Abgang von England war schon so oft und in der letzten Zeit abermals verschoben worden, daß hier die größte Ungewißheit in Betreff seiner Ankunft herrschte, und unbeschreibliche Aufregung verbreitete sich, als der Telegraph von Sandy Hook das Herannahen eines großen Dampfschiffes verkündete, welches allem nach der Great Eastern seyn mußte. Am 28. Juni wurde die Vermuthung zur Gewißheit, und Tausende von Dampfbooten und Fahrzeugen aller Art bedeckten bald den Hafen und steuerten die Bay hinunter auf Sandy Hook zu. Der Anblick war unvergeßlich schön und überraschend selbst für diejenigen, welche mit dem Hafen und den wechselnden Scenen, die er darbietet, am vertrautesten sind. Alle Fahrzeuge hatten Galaflaggen aufgezogen, von den großen Oceandampfschiffen bis abwärts zu der kleinsten Yacht, welche wie eine leichte Muschel über die strahlenden Wogen hinglitt. — Als die Fahrzeuge die „Narrows," den Eingang zum Hafen zwischen Long-Island und Staten-Island, passirt hatten, ertönte von einigen Weitsichtigen der Ruf: da ist er! Und in Wahrheit, da lag er, vorläufig nichts als die schattenhafte Andeutung der riesigen Masten am Horizont sichtbar. Die Luft war indessen so durchsichtig und die Sonne strahlte so hell, daß bald der ungeheure Rumpf und die sechs Mastbäume des majestätisch auf dem ruhigen Meeresspiegel daliegenden Riesen sichtbar wurden. Mit jedem Augenblick schien er zu wachsen und machte unter all den kleinen Dampfbooten, Yachten und Bugsirdampfern, die ihn umgaben, den Eindruck eines Löwen unter Mäusen. Unter unbeschreiblichem Jubel, den Salutschüssen aller Schiffe und dem Wehen von Taschentüchern setzte der Great Eastern sich wieder in Bewegung und glitt den Narrows zu. Als er sich ihnen näherte, hatte sich die Zahl der Fahrzeuge dergestalt vermehrt, daß irgend ein Zusammenstoß unvermeidlich schien; doch lief alles ohne Unfall ab, und unter steigendem Jubel und zunehmendem Gedränge schwamm das Seeungeheuer der Batterie zu. Alle Glocken läuteten, die Landungsbrücken waren mit einer

bunten Menge bedeckt und auf allen Dächern in der Nähe des Hafens drängte sich die Masse der Neugierigen. Die ungeheure Größe des Great Eastern wurde besonders anschaulich, als er die Dampffregatte Niagara passirte, welche die Japanesen hieher gebracht hatte und die für deren Rückreise bereit lag. Der Niagara genießt des Ruhmes, nach dem Great Eastern das größte Schiff in der Welt zu seyn, allein neben ihm schrumpfte er zu dem Umfang eines kleinen Bootes zusammen. Mit der Leichtigkeit eines Flußdampfers glitt der Riese den North River herauf und legte an einer der langen Landungsbrücken im obern Theil der Stadt an, wo er bis zum September liegen bleiben wird. Die Reise von Southampton hat er in zehn Tagen zurückgelegt, und wenn die Erwartungen, welche man hinsichtlich seiner Geschwindigkeit hegte, sich auch nicht ganz verwirklicht haben, so läßt doch die Sicherheit des Schiffes nichts zu wünschen übrig. Die vielen Unfälle, die es schon vor seiner Vollendung erlitten, die Schwierigkeiten, welche zu überwinden waren, ehe es vom Stapel laufen konnte, die Explosion einer Dampfröhre bei einer der ersten Probefahrten, und die vielen Menschenleben, welche als Opfer fielen, ehe es seine erste Fahrt über den Ocean antreten konnte, hatten in England ein Vorurtheil erweckt, und allgemein wurde es als ein unglückliches Schiff und als ein verfehltes Unternehmen betrachtet. Nur zweiundvierzig Passagiere hatten die erste Reise gewagt, und der Abschied von England ging so still und unscheinbar vor sich, als der Empfang hier stürmisch und enthusiastisch war. Diese erste Reise hat alle Befürchtungen auf's Glänzendste widerlegt, und aller Wahrscheinlichkeit nach wird zur Rückfahrt der Zudrang von Passagieren so groß seyn, als er das erste mal gering war, zumal da durch die ungeheure Größe des Schiffes alle sonst mit jeder Seereise verbundenen Unannehmlichkeiten beseitigt sind, und eine Tour auf dem Great Eastern eher einem Genuß als einer Calamität gleicht. Statt der engen, dumpfen Cajüten, die auf andern Schiffen allein hinreichen, eine Seereise zu einem der größten Uebel unter den petites misères des Lebens zu machen, erfreut man sich geräumiger Schlafzimmer, mit jedem Comfort versehen, den man in einem Hotel erster Classe nur anzutreffen hoffen kann, und — mehr als alles andere — die Bewegung ist so gering und so gleichmäßig, daß selbst im heftigsten Sturm nicht ein einziger unter allen Reisenden seekrank wurde, obgleich sich mehrere darunter befanden, die ihre erste Bekanntschaft mit dem Ocean machten. Täglich wurde an dem einen Ende des Schiffes Kegel gespielt, ohne daß die Schwankungen nur eine einzige Unterbrechung verursacht oder einen Kegel umgeworfen hätten. Von verschiedenen Seiten wird die Ansicht ausgesprochen, daß der Great Eastern vortheilhafter für den beständigen Passagiertransport zwischen Newyork und England, als für den nach Ostindien verwendet werden könnte, für den er ursprünglich bestimmt war. Sollte eine solche Einrichtung wirklich gemacht werden, so wird gewiß mancher sich veranlaßt fühlen, diesen Continent zu besuchen, der bis dahin eine unüberwindliche Scheu vor dem Meer hatte.

Aus Nordfriesland, August.

Rendsburg. — Schleswig. — Geldverhältnisse. — Husum. — Wyck auf Föhr. — Sylt.

Vor Kurzem betrat ich wieder einmal friesischen Boden. Seit einem vollen Decennium hatte ich das Land nicht wieder gesehen. Welche Aenderungen sind seitdem überall jenseits der Eider vorgegangen! Den ersten Vorschmack dieser Verwandlungen bekommt man bereits in Rendsburg, dieser ehemals so starken Grenzfestung. Jetzt sind die Wälle rasirt, das gewaltige Kronwerk ist gänzlich verschwunden. Da die Eisenbahn oberhalb der Stadt über die Eider geht und jene nur streift, sieht der Reisende, der sich in Rendsburg nicht verweilen will, von der Stadt selbst nichts als die Häusergiebel. Der Bahnhof ist seit Erbauung der südschleswig'schen Bahn über die Eider auf schleswig'schen Grund und Boden verlegt, und so wie man hier den Perron betritt, spürt man sofort das Wehen anderer Lüfte.

Es würde dem dänischen Regiment neuesten Styls schlecht anstehen, wenn nicht alle Beamte im Schleswig'schen mit Dänen von tadelloser Gesinnung besetzt wären. Alle Verordnungen sind dänisch abgefaßt, obwohl außer den Beamten und dem Militär jeder nur Deutsch spricht. Selbst die Billets, die man in Rendsburg löst, tragen das charakteristische Kennzeichen dänischer Sprache. Gehört auch zur Zeit das Herzogthum Schleswig noch nicht ganz und gar zu Dänemark, so läßt man doch nichts unversucht, es fühlen zu lassen, daß es nur noch eines kleinen Schrittes bedarf, um es vollends in eine dänische Provinz umzuwandeln. Die Worte „dansk Eiendom“ haben einen gar zu verführerischen Klang in jedes Dänen Ohr.

So lange man in Holstein reist, rechnet jedermann nach Hamburger Courant. Der Hamburger Schilling ist

die gäng und gebe Münze, der preußische Thaler, auch der papierene, wird gern genommen. Dänisches Geld sieht man nur sehr spärlich. In Rendsburg hat diese Herrlichkeit plötzlich ein Ende. Am jenseitigen Ufer der Eider beginnt die Herrschaft des Bankthalers und der Reichsbankschillinge, und ich möchte es niemand rathen, mit alten Courantschillingen viel zu hanthieren oder diese gar jemand als Zahlung anzubieten. Es könnte sich ereignen, daß er sie los würde, ohne anderes Geld dafür zurück zu erhalten. Der dänische Gesammtstaat kennt keine andere Münze neben der schönen Reichsmünze und wacht mit Argusaugen über jeder Einschmuggelung verpönter Münzen, von denen das alte Hamburger und schleswig-holsteinische Courantgeld ganz besonders verhaßt sind. Leider wird mit dem so plötzlich sich verwandelnden Zahlungsmittel weder das Reisen noch das Leben billiger, im Gegentheil, man spürt sehr bald eine merkliche Vertheuerung fast aller Bedürfnisse, die sich leicht aus der nicht auszugleichenden Theilung der alten Schillinge in Reichsbankschillinge erklärt. Acht Reichsbankschillinge sind gleich $2^1/_2$ Schilling Hamburger Courant; Folge davon ist, daß man alle Gegenstände, welche diesseits der Eider nur zwei Schillinge kosten, auf dem jenseitigen Ufer des Stromes mit acht dänischen Schillingen bezahlen muß. Tiefer im Lande und namentlich auf der Westküste, also in dem uralten Nordfriesland, nimmt man es im Verkehrsleben nicht genau mit den Münzen. Ich habe gefunden, daß man die alte Gewohnheit, nach verbotenem Courant zu rechnen, noch immer nicht abgelegt hatte, und jeder Handel im Großen ward trotz aller Verbote stets statt in Bankthalern nach „ohlen Dohlern" — drei Mark Hamburger Courant — abgeschlossen. Die verbreitetste Münze im Verkehrsleben sind preußische oder Vereinsthaler. Es scheint nicht so viel Reichsgeld im Umlauf zu seyn, um das Silber mit den Porträts deutscher Fürsten verdrängen zu können.

Die Herren Peto und Comp. haben bekanntlich die Eisenbahnen, welche Schleswig besitzt, erbaut. Ein Meisterwerk sind diese Schienenwege wahrhaftig nicht, mir wenigstens ist von den vielen Bahnen, die ich schon befahren habe, keine einzige bekannt, an der sich so viele auffällige Mängel bemerkbar machen. Wahrscheinlich hat man zu geringe Sorgfalt auf den Unterbau gewendet; das fortwährende Schwanken der Wagen, das oft längere Strecken andauernde Herüber- und Hinüberneigen derselben bald auf die eine, bald auf die andere Seite macht das Befahren dieser Bahn höchst unerquicklich und deutet auf ein Sinken des Bodens hin, der allerdings wegen der vielen Sümpfe und moorigen Heidestrecken, welche die Bahn durchkreuzt, nicht zu den günstigsten für Eisenbahnbauten gehört.

In Oster-Ohrstedt, mitten auf ziemlich kahlem Heideland, theilt sich die Bahn in zwei Arme. Das östlich ziehende Geleis führt nach der pittoresken, in rauschende Buchenhaine und in schöne, stille Buchten sich einbettenden Ostküste, das westliche, alsbald in ganz flaches Land hinabsteigende geleitet an die baumlose, von riesigen Deichen umgürtete Westküste. Nach kaum halbstündiger Fahrt zeigt sich Husum mit seiner in modernem Styl erbauten, sehr stattlichen Kirche, seinen spitzgiebligen steilen Ziegeldächern und seinen vielen Storchnestern. Der kleinen Hever- oder Husumau, die sich durch blumige Wiesen schlängelt, sieht man es nicht an, daß sie eine Stunde weiter seewärts bereits einem tiefen und kaum zu übersehenden Meeresarme, dem Heverstrome, den Namen leihen muß.

Husum macht den Eindruck einer wohlhabenden Stadt, deren Bevölkerung ohne viel Geräusch gute und schlechte Tage an sich vorübergehen läßt. Sie ist ein wichtiger Stapelplatz für alle Erzeugnisse des Landes, die entweder auf der Hever seewärts verschifft oder auf der Eisenbahn nach Tönning an die Eider geschafft werden, wo Seeschiffe bequem einlaufen können. Gegen die Wuth der See schützen die Stadt hohe Deiche und seit einigen Jahren eine Fluthschleuße, die bei hohen Sturmfluthen geschlossen wird. Bei dieser Schleuße legen jetzt die Dampfboote an, welche das Inselmeer der Westsee befahren. Die Häuser der zunächst gelegenen Insel Nordstrand, die bei gutem Winde in anderthalb Stunden zu erreichen ist, zeigen sich bei leidlich hellem Wetter wie dunkle Punkte, die auf den graugrünen Wogen schwimmen.

Hier zwischen Eider und Hever, wo die zerstörende Gewalt von Sturm und Fluth seit Jahrtausenden ganz unglaubliche Verwüstungen angerichtet hat, finden fortwährend Abbröckelungen, so wie Neubildungen an den Ueberresten des vom Meere in Fetzen zerrissenen Landes statt. Dort reißen die Fluthen beträchtliche Stücke Erde ab, hier spült der ewig wechselnde Fluth- und Ebbestrom ungeheure Massen fetter Schlammerde wieder an, die nach einiger Zeit erst ein niedriges, dann immer höher anschlickendes Vorland bildet und so nach und nach mit dem Festlande völlig zusammenwächst. Durch Eindeichung solcher Vorlande sind fast alle jene weiten, unermeßlich fruchtbaren Kööge entstanden, welche das ganze festländische Friesland wie ein Kranz umgeben. Die Eindeichung eines solchen Vorlandes an der Küste Eiderstets und die Verwandlung desselben in einen neuen Koog wird so eben wieder vorbereitet und beschäftigte begreiflicherweise alle Meeranwohner in hohem Grade, da man sich von der Gewinnung eines so bedeutenden Stücks Land beträchtliche materielle Vortheile verspricht.

Eine vier-, höchstens sechsstündige Fahrt auf dem Dampfschiffe bringt Reisende nach der durch ihr Seebad viel genannten Insel Föhr. Diese Reise wird auch verwöhnte Reisende nicht unbefriedigt lassen, denn die Fahrt durch das Inselmeer der Westsee gewährt einen höchst seltsamen Anblick durch die Häusergruppen der Halligen, jener Inselreste, die von den schrecklichen Verwüstungen unzähliger Sturmfluthen sich noch bis auf den heutigen Tag erhalten haben.

Der Flecken Wyck auf Föhr, in dessen Nähe sich der Badestrand befindet, ward vor einigen Jahren durch eine

Feuersbrunst größtentheils eingeäschert. In seiner neuen Gestalt erkannte ich ihn kaum wieder. Die neuen Häuser sind zwar nicht sehr groß, aber so elegant eingerichtet, wie in Städten des Festlandes. Der Eindruck Wycks ist durchaus gefällig, dennoch ließe sich noch darüber streiten, ob der Badeort durch das Brandunglück gewonnen oder verloren hat. Mit den schmucken Häusern, den großen Hotels mit einer Schaar von Kellnern hat der Luxus und Comfort großer Städte Fuß auf der einfachen Frieseninsel gefaßt, und das will doch manchem, der im Seebade auch Erholung von dem Leben und Treiben der großen Welt sucht, nicht recht behagen. Mir persönlich gefiel der Glanz der am Strande promenirenden Hautevolée, zu welcher Dänemark ein bedeutendes Contingent geliefert zu haben schien, nicht, noch weniger behagten mir die Uniformen, denen man in Wyck auf Schritt und Tritt begegnet, und das ununterbrochene Musiciren der Prager Capelle am Strande bis in die Nacht hinein wäre auch nicht nach meinem Geschmack. Zum Ueberfluß ist mit dem Einzuge des modernen Häuserluxus und durch das Erbauen großer Hotels der Aufenthalt in Wyck sehr theuer geworden, so daß der Besuch dieses allerdings höchst fashionabel sich gestaltenden Bades nur reich Begüterten empfohlen werden kann. In einem der ersten Hotels Hamburgs am Jungfernstieg wohnt man viel besser, aber sicherlich nicht theurer wie in Wyck auf Föhr.

Da es gar nicht in meinem Plane lag, mich längere Zeit in Wyck aufzuhalten, segelte ich schon mit dem nächsten Dampfschiffe weiter nordwärts. Auf Sylt, der nördlichsten aller zu Schleswig gehörenden Frieseninseln, ist ein neues Seebad erst im Entstehen, und dieses kennen zu lernen, war Zweck meiner Reise. Auf Föhr wollte man freilich von diesem unbequemen Rivalen auf der Nachbarinsel nichts hören. Es sollte dort alles erschreckend weitläufig und das Baden selbst äußerst beschwerlich seyn. Ich ließ mich aber von diesen Jeremiaden nicht irre machen, denn Sylt war mir längst keine unbekannte Welt mehr. Ich fand auf diesem Eilande auch alles so, wie ich es vor zehn Jahren verlassen hatte. Nur hie und da war ein neues Haus gebaut, ein altes erweitert worden. Den Baustyl hatte man nicht verändert. Der erste Blick schon und die erste flüchtige Fahrt von Nösse durch Morsum nach Keitum xc. sagte mir, daß der Sylter Friese trotz aller Wandelungen sich selber, seinem Charakter und seinen Gewohnheiten treu geblieben sey.

Die Insel Sylt wird bekanntlich im Westen gegen die stürmische Nordsee durch einen Wall von Dünen vertheidigt, welcher in seiner ganzen Ausdehnung eine Länge von fünf deutschen Meilen hat. Die Höhe und Breite dieses Dünengebirges, das in zahllosen Spitzen emporgipfelt, ist sehr verschieden. An den niedrigsten Stellen mögen sie etwa 70 Fuß über den Meeresspiegel sich erheben, an den höchsten steigen sie auf bis zu 170 Fuß. Am höchsten, kühnsten und mannigfaltigsten gegipfelt sind die Dünen an dem Südende der Insel, in der wilden Dünenwüste Hörnum, so wie auf der nördlichen Spitze, im Listlande. Hier erreichen sie eine Breite von wohl einer guten halben Stunde, bilden ein malerisches Durcheinander steiler Thäler, Schluchten, Trichter und kraterartiger Vertiefungen mit steilen, kantigen Wänden und vielen kleinen, stillen Seen, das seltsamste Landschaftsbild, das man sich denken kann.

Ungefähr in der Mitte der Insel, da wo sich unmittelbar an das wüste Dünengebirge das fruchtbare Geestland anschließt, das sich in seiner größten Ausdehnung etwa zwei Meilen weit nach Osten erstreckt und die meisten und größten Ortschaften Sylts trägt, sind die Dünen am niedrigsten und schmalsten. Sie lassen sich durch von der Natur selbst gebildete schmale Einschnitte leicht überschreiten und fallen nur gegen den Strand ziemlich steil ab. Hier liegt das Dorf Westerland, in gerader Richtung vom Meere kaum eine Viertelstunde entfernt. Der leicht zugängliche Strand und die vortreffliche Beschaffenheit desselben gaben die erste Veranlassung zur Anlegung eines Seebades. Durch die Dünen legte man Stege, auf denen auch der schüchternste Frauenfuß nicht straucheln kann. Am Strande selbst hatte man nichts weiter zu thun, als die Strecken zu bestimmen und abzugrenzen, welche zum Baden im offenen Meere benutzt werden sollten. Der Strand besteht aus festem, feinem Sande, dem sich nirgends scharfe Steine beimischen. Er sinkt in sehr sanfter Abdachung tiefer in's Meer und gestattet den heranrollenden Wogen einen weiten Spielraum zu immerwährender Brandung, die bei nur mäßigem Winde ein majestätisches Schauspiel gewährt, den Badenden aber mit zahllosen weichen Schaumstrudeln überschüttet, gleichviel, ob die See ebbt oder fluthet. Das Bad am Strande von Sylt besitzt demnach alle guten Eigenschaften, die man von einem Seebade verlangt, in hohem Grade. Alle sonstigen Vorrichtungen, wie Badekarren und einige Bretterbuden, in denen die Badenden Schutz gegen plötzliche Regengüsse finden, sind ebenfalls vorhanden. Die Badekarren werden aber der starken Brandung wegen nur bis an den äußersten Saum derselben geschoben. An Anker befestigte Taue bieten dem an das Rollen, Schäumen und Stürzen der Brandungswogen noch nicht gewöhnten Fremdlinge einen festen Halt, der sich indeß schon nach wenigen Bädern als unnöthig erweist und von den Geübteren nur selten oder allein bei sehr heftigen Brandungen benutzt wird.

Badegäste finden im Dorfe Westerland bescheidene Wohnungen zu mäßigen Preisen. Comfort hat man zur Zeit auf Sylt noch nicht zu erwarten, und es wäre wohl für die Besucher dieses herrlichen Seebades, wie für die Eingeborenen besser, wenn er sich niemals daselbst einnistete. Den freundlichsten Eindruck dagegen macht die tadellose Sauberkeit der Sylter Häuser, das biedere Wesen der Bewohner, ihre Geradheit und ihr scharf ausgesprochenes Deutschthum. Einschmeichelnde Höflichkeit aber sucht man vergebens. Der Sylter ist so lange kühl und zurückhaltend,

bis er seinen Mann kennen gelernt hat. Nur dem Gleichgesinnten, dem seines Vertrauens Würdigen eröffnet er sein Herz.

Ungeachtet des erst kurzen Bestehens des Bades gibt es doch bereits zwei größere Conversationshäuser in Westerland, welche billigen Anforderungen nicht verwöhnter Badegäste entsprechen. Man findet in der „Dünenhalle" wie im „Strandhotel" einen geräumigen Speisesaal, Billard- und Conversationszimmer. Auch Wohnung können einige wenige in diesen Lokalitäten erhalten. Vermißt wird zur Zeit noch eine Auswahl der größeren deutschen Zeitungen. Außer den „Hamburger Nachrichten" und der unvermeidlichen „Flensburger Zeitung," die freilich niemand liest, als etwa ein in Danismus heimlich machender Badegast, ist mir während meines Aufenthalts auf Sylt nur noch die „Hamburger Börsenhalle" zu Gesicht gekommen. Dänische Blätter, von denen es in Wyck auf Föhr wimmelt, hat man vernünftigerweise bis jetzt auf Sylt anzuschaffen nicht für nöthig befunden. Ich glaube auch kaum, daß sich das Dänenthum in Westerland während der Saison stark ansiedeln wird. Bis Ende Juli ist mir unter den dortigen Badegästen kein einziger Däne begegnet. Es scheint, als liebe der Danismus die alte Frieseninsel nicht besonders. Ihre Bewohner sind keine sehr zuvorkommenden Leute, und was die Gesinnung derselben betrifft, so halten sie es mit dieser gerade so wie mit ihren Gewohnheiten. Sie bleiben eingefleischte, steifnackige Friesen.

Der Aufenthalt auf den nordfriesischen Inseln hat vor manchem berühmten Seebadeorte das Eine voraus, daß der beträchtliche Flächeninhalt Föhrs wie Sylts den Fremden Gelegenheit zu mannigfachen Ausflügen darbietet. In dieser Beziehung steht die Felseninsel Helgoland denselben weit nach. Föhr besitzt eine Reihe anmuthiger Dörfer mit schönen, gut erhaltenen Gärten. Mit Wohlgefallen ruht das Auge auf den weiten Fluren seiner üppig stehenden Saaten. An schönen Tagen laden die seltsamen Formen der nahen Halligen zu einer muntern Seefahrt ein, oder die Gipfel der Dünen von Amrum locken zu noch weiterem Ausfluge. Sylt bietet der Abwechslungen noch mehr. Als eigentliches Düneneiland, wo diese von der Natur selbst erbauten Berge aus Sand einen großartigen Charakter tragen, ist der Anblick der Insel schon zu jeder Tageszeit ganz einzig in seiner Art. Gleicht auch jede einzelne Düne der andern, so gibt doch das Ensemble vieler Dünengipfel, ihre Form und Stellung, die Thäler, welche sie durchfurchen, die Längendünen, in welche zuweilen und an gewissen Stellen die gewöhnlich hügel- und kuppenförmige Dünenbildung übergeht, zu interessanten Beobachtungen und Vergleichungen Anlaß, und der Besuch der Halbinsel Hörnum und des Listlandes kann den wißbegierigen Fremden Tagelang beschäftigen. Immer schön, neu, großartig, nervenstärkend und herzerfrischend ist ferner der Anblick des Meeres von dem ersten besten Dünengipfel. Eine so weite Uebersicht über die Brandung, die einem meilenlangen breiten Gürtel rollenden Silberschaumes gleicht, bietet so leicht kein anderer Standpunkt, am wenigsten der ebene Strand einer flachen Küste. Der Wanderungen in unmittelbarer Nähe des Wogenschwalles, wo man in langen Zügen die milde, erquickende Seeluft einathmen kann, wird man nie überdrüssig, und wünscht man weitere Ausflüge zu machen, so fehlt es auf der lang gestreckten Insel dem rüstigen Fußgänger nicht an Orten, die einen Besuch wohl verdienen, oder man kann in Gemeinschaft mit mehreren gut bespannte offene Stuhlwagen zu solchen Ausflügen erhalten. Der Preis solcher Wagen richtet sich nach den Entfernungen und nach der Zeit, welche sie in Anspruch nehmen oder die man darauf verwenden will.

Vorzugsweise sehenswerthe Punkte auf Sylt sind die Morsumheide mit ihren vielen Grabhügeln, so wie das Kliff gleichen Namens seiner sonderbaren Formation und seiner ungewöhnlich vielen Versteinerungen wegen. Längere Zeit erfordert ein Besuch von Neu-Rantum und der Dünen von Hörnum. Wer Genuß von einer Besichtigung dieser Gegenden haben will, muß einen ganzen Tag darauf verwenden und sich mit den erforderlichen Lebensmitteln versehen; denn außer etwa einigen Möveneiern, die man innerhalb der Dünenthäler finden kann, ist in dieser merkwürdigen Wüstenei nicht einmal ein Trunk Wasser zu haben.

Tinnumburg und die Seemarsch erfordern nur einige Stunden. Man wird aber gut thun, einen sonnigen Tag abzuwarten, damit man den Genuß des unvergleichlich schönen Dünenbildes hat, das sich dem Blicke vom Ringwall der alten Tinnumburg darbietet.

Die Ringhügel unfern Winningstadt so wie die Kempergräber bei Kempen lassen sich bei einem Ausfluge zum neu erbauten Leuchtthurme betrachten, der zugleich nach dem nahen „rothen Kliffe" führt, der steilsten Stelle an der Westseite der Insel und früher ein höchst gefährlicher Punkt für Seefahrer bei anhaltenden Nordweststürmen.

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 35. 26. August 1860.

Alas! how should you govern any kingdom,
That know not how to use ambassadors,
Nor how to study for the peoples welfare,
Nor how to shroud yourself from enemies!
Shakespeare.

Johanna d'Arc.

(s. Nr. 9.)

Von Reims bis vor Paris.

Die Krönung Karls VII. in Reims bildet, wie den Mittel- und Grenzpunkt von Johannas göttlicher Sendung, so den Gipfel ihrer irdischen Herrlichkeit. Das ganze königliche Frankreich glühte in Begeisterung für die gottberufene Retterin * und alle Nachbarstaaten durchhallte der Preis ihres gefeierten Namens. Wer zweifelte noch, daß Johanna auch den übrigen Theil ihrer Mission mit gleichem Glücke vollenden würde? Allgemein erwartete man im In- und Auslande, die Jungfrau werde ihrer Verheißung gemäß den neugekrönten König allernächst in die Hauptstadt seines Reiches einführen. In der That verkündigte sie am Krönungstage zu Reims die baldige Unterwerfung von Paris und mahnte auf's dringendste zu schleunigem Aufbruch. Des Erfolges war sie gerade so gewiß, wie

* Henri Martin, Histoire de France, tome VI, quatrième édition, Paris 1855, p. 188 sq.: La gloire de Jeanne était parvenue au dessus de toutes les gloires, était surtout d'une autre nature que toute autre gloire, de même que sa sainteté était, aux yeux du peuple, autre que la sainteté ordinaire: c'était la sainteté d'un être descendu du ciel plutôt que d'un être qui lutte pour gagner le ciel. Le peuple la béatifie de son vivant sans attendre l'épreuve de la mort ni la consécration de l'Église. Les gens de guerre, les nobles hommes abandonnent en foule leurs armes, leurs blasons, pour se faire faire des étendards pareils à celui de la Pucelle. Le peuple porte au cou des medailles à son effigie, comme c'est la coutume pour les saints canonisés, il place ses portraits et ses statues dans les églises; il fait introduire en son honneur, dans les offices de l'Église, des collectes où l'on remercie Dieu d'avoir délivré son peuple par la main d'une femme; il l'élève au-dessus de tous les saints, hormis la seule Vierge Marie; c'est pour lui comme Notre-Dame armée. Il croit qu'elle ressuscite les morts. — Il se croit gouverné directement par le ciel. Par elle, transporté, en quelque sorte, dans un autre monde, le peuple vit dans le surhumain comme dans son atmosphère naturelle. La France redevient une nation de voyants, comme la Gaule des druides ou l'Israël des prophètes. Des légions surnaturelles combattent avec les hommes de France. Jeanne commande à une double armée. Au moment de la marche sur Reims, les pays de l'ouest ont vu chevaucher vers le nord de grands chevaliers blancs parmi les airs tout en feu.

bei ihren früheren Unternehmungen. Aeußerungen der Furcht vor der Macht der Herzoge von Burgund und Bethford, die, wie es scheint, am Hofe laut wurden, wies Johanna mit den Glaubensworten zurück: „Unser Gott hat mehr Macht, als die Engländer und Burgunder. Er wird mir nachhelfen, und wenn der Herzog von Burgund und der Regent mehr Volk wider mich bringen, sollen ihrer mehr erschlagen werden; dieß will ich unter der Bedingung gewährleisten, daß man niemanden etwas nehme und den armen Leuten keine Gewalt anthue." Volk und Heer jauchzten glaubig dem Glauben der Heldin entgegen. Nach Paris! erschallte der allgemeine Ruf und der Abmarsch ward auf den folgenden Tag (18. Juli) festgesetzt.

Der Moment war bedeutend, die Zeit kostbar. So eben hatte die Zusammenkunft des Herzogs Philipp mit seinem Schwager von Bethford stattgefunden. Am 15. Juli war ersterer von Paris abgereist, nachdem er dem Herzog von Bethford den Herrn von L'Isle Adam nebst 700 Kriegern und das Versprechen weiterer Hülfsleistung hinterlassen hatte. Bethford übergab dem Herrn von L'Isle Adam den Oberbefehl in der Hauptstadt und verließ dieselbe am 18. Juli, um seinem Oheim, dem Cardinal von Winchester entgegen zu gehen und den kurz zuvor von ihm angeordneten Ausmarsch aller in der Normandie verfügbaren Mannschaften zu beschleunigen. Paris war bis zur Rückkehr des Herzogs, welche erst am 25. Juli erfolgte, nicht im Stande, dem Angriff eines gewaltigen Heeres Trotz zu bieten. Eine rasche That, ein Marsch ohne unnöthigen Aufenthalt, und die Reichshauptstadt ist gewonnen! Wird der König dießmal dem Glaubensruf des begeisterten Heldenmädchens Folge geben? Wird er die kostbaren Tage, die er, Dank dem Unglauben und der eigennützigen Politik seiner Räthe, in Gien, vor Auxerre und Troyes nutzlos verschwendet hatte, durch unverweiltes Vorgehen gegen Paris wieder einzubringen suchen? Hat Karl in dem Wunder seiner Krönung die Hand Gottes erkannt? Ist der Unglaube und die Selbstsucht seiner Räthe endlich an der Macht der Thatsachen zerbrochen? Eine neue Glaubensprobe liegt vor dem König, die Versuchung wird nicht auf sich warten lassen. Philipp von Burgund übernahm dießmal die Rolle des Versuchers. Der Egoismus der königlichen Räthe trat als natürlicher Verbündeter auf die Seite des Herzogs, und so war es ein Leichtes, den Unglauben und die Trägheit des Königs zum Argen zu verlocken.

Schon am Krönungstage schickte Herzog Philipp aus Laon, wohin er von Paris geeilt war, eine Gesandtschaft nach Reims und ließ Karl VII. seine Geneigtheit zu einem Friedensvertrage aussprechen. Daß er nicht verfehlt hat, dem König Hoffnung zu machen auf eine friedliche Besitznahme von Paris, stellt der Fortgang der Verhandlungen außer Zweifel. Das aber war geradezu alles, was die Thatenscheu des Königs und die Selbstsucht der Räthe wünschen konnte. Ein pflichttreuer, von Eigennutz nicht geblendeter Sinn hätte sich durch haltlose Vorspiegelungen der Art keinen Augenblick berücken lassen, auch nur ein Haar breit von der Bahn abzuweichen, die Johannas Mund so laut vorschrieb und der Finger Gottes so deutlich bezeichnete. Was heißt das Gegentheil anders, als das Heil der Krone wie des Vaterlandes auf ungewisses Spiel setzen? Man wußte in Reims so gut wie in Paris, daß die Herzoge von Burgund und Bethford sich zu engerem Bunde die Hand gereicht, daß sie in einer theatralischen Scene den alten Haß der Pariser gegen ihren eingeborenen König zu neuer Flamme angeschürt, daß sie das Gelöbniß der Treue von den Einwohnern nochmals entgegen genommen und ihrerseits versprochen hatten, die Stadt gegen den gemeinsamen Feind mit vereinten Waffen zu beschützen. Um so mehr gebot die Vernunft, den Schlag gegen Paris so rasch, als irgend möglich, zu führen, damit die Verbündeten nicht Zeit behielten, ihre Heere zu sammeln. Und wessen konnte man sich von einem Fürsten versehen, der am 14. Juli feierliche Klage wegen Friedensbruchs und Ermordung seines Vaters gegen Karl VII. erhoben hatte und drei Tage nachher seinem öffentlich erklärten Todfeinde die Hand zum Vergleiche bot! Da nach einer Handlung solcher Feindseligkeit so plötzlich an eine aufrichtige Sinnesänderung nicht zu denken war, so mußte ein Kinderverstand begreifen, daß der Herzog den König Karl durch den Heuchelschein der Friedensliebe betrog. Wer gleichwohl in der Verstocktheit seines Egoismus dafür keinen Blick hatte, der mußte doch aus dem Umstande, daß Philipp bloß für seine Person und nicht zugleich im Namen seines Bundesgenossen den Frieden in Aussicht stellte, die Ueberzeugung schöpfen, daß er dem Herzog von Bethford die Treue brach. In beiden Fällen, wie durfte man dem Treulosen trauen? Möglich auch, daß das ganze Gebaren Philipps aus einem politischen Schaukelsystem entsprang, dessen unsauberer Endzweck darauf hinauslief, sich die Wege nach beiden Seiten hin möglichst offen zu erhalten, um sowohl die glücklichen Erfolge als die Verlegenheiten beider Parteien im eigensten Interesse auszubeuten. Immer derselbe Trug, dem gegenüber man wenigstens ein heilsames Mißtrauen bewahren mußte. Allerdings wäre es nicht klug gewesen, die dargebotene Hand unbedingt zurückzustoßen, auf keinen Fall aber durfte man sich in

der Kriegführung irgendwie beirren lassen, am wenigsten den Zug gegen Paris auch nur um eine Stunde hinausschieben. Bedeutende Waffenerfolge sind ohnehin die besten Vermittler der Unterhandlungen, und wer einen vortheilhaften Frieden will, muß dem Worte mit gezogenem Schwerte Nachdruck leihen. Der Verlauf der Begebenheiten wird die wahre Absicht des Burgunderherzogs vollständig in's Licht setzen.

Die erste Frucht dieses wohl angelegten Ränkespiels war die, daß Karl, statt am 18., sich erst am 21. Juli nach Saint-Marcoul de Corbeny in Bewegung setzte und somit drei Tage verschleuderte, die unter den bewandten Umständen mehr als eben so viele Jahre aufwogen.

Schon in Saint-Marcoul offenbarte sich die Wirkung, welche die Krönungshandlung in der ganzen Umgegend geäußert hatte. An Marculfs Grabe überbrachten Abgesandte der Bürger von Laon dem Könige die Schlüssel ihrer stark befestigten Stadt. Allenthalben, wohin fortan der König kam, öffneten Städte und Schlösser ihm bereitwillig die Thore oder ließen durch Abgeordnete ihre Unterwerfung entbieten.

Den 22. Juli brachte Karl in dem Städtchen Bailly zu, welches zu dem erzbischöflichen Bezirk von Reims gehört. Die Bürger wetteiferten mit den Bewohnern der anliegenden Ortschaften, dem Könige ihre Freude darzuthun und die Truppen zu verpflegen. Soissons, nur vier Meilen von Bailly entfernt, ließ an demselben Tage dem Könige die Schlüssel überreichen zum Zeichen der Unterthänigkeit. Am folgenden Morgen (23. Juli) hielt Karl daselbst seinen Einzug, von der Bürgerschaft und Geistlichkeit mit besondern Ehrenbezeugungen empfangen. Während seines Aufenthalts in Soissons erhielt er von Chateau-Thierry, Crécy in Brie, Provins, Coulommiers und andern Plätzen die aufrichtigsten Versicherungen ihrer Ergebenheit. Er schickte darauf in diese Orte mehrere Offiziere seines Heeres, welche überall willkommen geheißen wurden, und ernannte den unermüdlichen La Hire zur Belohnung seiner tapfern Dienste zum Amtmann (bailli) von Vermandois.

Volle fünf, wenn nicht gar sechs Tage blieb der König unthätig in Soissons. Trefflich wußten seine Feinde diese Zeit zu nutzen. Der Herzog von Bethford zog am 25. Juli mit dem Cardinal von Winchester an der Spitze der 4000 bis 5000 Mann, welche dem letzteren aus England über das Meer gefolgt waren, in Paris ein, zum großen Troste der Bürger, welche bei der geringen Besatzung der Stadt vor der Gefahr einer Ueberrumpelung gezittert hatten. Während die Feinde des Königs mit rastloser Thätigkeit eine Heeresmacht versammelten, welche, die Pariser Bürgerwehr mitgerechnet, der seinigen an Zahl gewachsen war, warf dieser, betrogen und sich selbst betrügend, die goldene Zeit mit Nichtsthun weg. Um diese Sünde gegen Thron und Reich leichter zu verstehen, dürfen wir die Unterhandlungen nicht vergessen, welche in Reims noch keineswegs ihre Endschaft erreicht hatten. Philipp wußte sehr wohl, daß die Einnahme von Paris bei der dermaligen Lage der Dinge nicht bloß für England, sondern auch für ihn die verderblichsten Folgen haben mußte, und hatte deßhalb das Triebwerk seiner verschmitzten Politik in Bewegung gesetzt, um diesem Schlage vorzubeugen. Mit dem ganzen Blödsinn des Egoismus und des Unglaubens kam ihm der König sammt seinen Räthen entgegen, und so war dem schlauen Burgunder ohne sonderliche Anstrengung der Meisterstreich gelungen, Karl VII. in dem entscheidenden Zeitpunkte, wo „die Hand Gottes denselben vorwärts zu stoßen schien" und ihm alles über Bitten und Verstehen von statten ging, zum Stillstehen in seinem Siegeslauf zu vermögen und wenigstens so lange in Unthätigkeit festzubannen, bis die drohendste Gefahr für Paris beseitigt war. Wird dieser augenfällige Betrug den König zur Besinnung bringen?

Soissons verlassend, zog er nicht auf der bisher eingehaltenen Straße weiter, sondern schlug in südlicher Richtung den Weg nach der Marne ein. Am 29. Juli kam er mit der Armee vor Chateau-Thierry an. Stadt und Schloß waren wohl befestigt und wurden von dem Herrn von Chatillon, der sich mit seinen Leuten von Reims dahin zurückgezogen hatte, von Johann von Croy, Johann von Brimeu und einer 400 Mann starken Besatzung vertheidigt. Da die burgundischen Herren sich zu erfolgreichem Widerstande zu schwach fühlten und die gesammte Bürgerschaft gut französisch gesinnt war, so griffen sie, wie es scheint, zu einer List und ließen das Gerücht ausstreuen, der Herzog von Bethford sey mit der ganzen englischen Armee im Anmarsch. Sie erreichten dadurch wenigstens so viel, daß das königliche Heer Vorsichts halber fast den ganzen Tag unter Waffen blieb, ohne einen Angriff auf die Stadt zu machen, obwohl Johanna sich für den Ungrund der Nachricht verbürgte. In der Hoffnung aber, der König werde sich von der Feste gänzlich zurückziehen, sahen sie sich getäuscht und knüpften deßhalb gegen Abend Unterhandlungen an. Karl gestattete ihnen und ihren Kriegern freien Abzug mit Hab und Gut, worauf sie den Platz übergaben und alsbald den Marsch nach Paris antraten, um die Macht des Herzogs von Bethford zu verstärken. Der König zog darauf in Chateau-Thierry ein und blieb daselbst bis zum Vormittag des 1. August.

Johanna bezeichnete die Tage der Ruhe durch eine Handlung, die ihrem Herzen zur Ehre gereicht. Sie erwirkte beim König den bereits erwähnten Steuererlaß für ihre Heimathdörfer Domremy und Greux.

Man sollte denken, Karl werde nunmehr den Ufern der Marne entlang auf Paris losgegangen seyn; statt dessen aber führte er das Heer über Montmirail in Brie (1. August) nach Provins (Dienstag 2. August), setzte also in einer Paris gleichlaufenden Richtung seinen Zug nach Süden fort. Bis Freitag den 5. August blieb Karl in Provins. Inzwischen war am 3. August der Cardinal von Winchester aus Paris nach Rouen abgereist und Tags darauf (Donnerstag den 4. August) der Herzog von Bethford mit der Gesammtstärke seines neu geschaffenen Heeres von mehr als 10,000 Mann über Corbeil nach Melun aufgebrochen, mit dem Vorgeben, dem Könige eine Schlacht zu bieten. Auf erhaltene Nachricht rückte Karl in der Morgenfrühe des 5. August mit seiner ganzen Streitmacht bis nach dem Schlosse La Motte-de-Rengis dem Feinde entgegen. Kampfesmuthig standen die Truppen fast den ganzen Tag in Schlachtordnung, die Engländer aber ließen vergebens auf sich warten. Bethford hatte durchaus keine Lust, das Schicksal Englands von dem Ausfall eines Haupttreffens abhängig zu machen. Der König und seine Räthe waren mit dieser Wendung der Sache im höchsten Grade zufrieden. Karl hatte so eben einen Waffenstillstand auf vierzehn Tage mit dem Herzog von Burgund abgeschlossen, „auf die Bedingung hin, daß dieser ihm am Ende der vierzehn Tage die Stadt Paris friedlich überliefere." Das war die reife Frucht der Unterhandlungen, welche man seit dem Krönungsfeste mit dem Burgunder gepflogen hatte. Wohlweislich hatten König und Räthe die Verhandlungen in das Dunkel des tiefsten Geheimnisses gehüllt, um erst mit der vollbrachten Thatsache an's Licht der Oeffentlichkeit zu treten und auf diese Weise jedem zu gewärtigenden Widerspruch von vorn herein die Spitze abzubrechen. Kein Zweifel, daß sich dießmal mehr wie ein Robert Le Maçon gefunden haben würde, der dem König das Gewissen geschärft und ihn ermahnt hätte, keinen entscheidenden Schritt ohne den Rath der Jungfrau zu thun, die Gott ihm offenbar als Rettungsengel gesandt. Denn was war doch der sonnenklare Zweck des Vertrags? Nicht allein der geringere, dem König in dem Augenblick Hände und Füße zu binden, wo er mühelos einen Triumph nach dem andern über seine Gegner davon trug, sondern — und das war die Hauptsache — ihn zu dem Aergsten, worüber er mit seinen Räthen brütete, zur Rückkehr an die Loire zu verleiten, und dadurch sowohl Paris vor einem ängstlich gefürchteten Angriff zu behüten, als sämmtliche während und nach dem Krönungsfeldzuge gemachten Eroberungen in Frage zu stellen.

Vor Johannas hellem Blicke lagen die Schleichwege Burgundischer Arglist deutlich aufgedeckt. In dem Briefe vom 5. August an „ihre lieben Freunde, die guten und getreuen Franzosen der Stadt Reims," dem wir die Kenntniß von dem Waffenstillstand verdanken, fügt sie der Angabe der Thatsache die bedeutsamen Worte hinzu: „Wundert euch unterdessen nicht, wenn ich nicht so schnell in Paris einziehe, obwohl ich mit der Waffenruhe, welche auf diese Weise geschlossen ist, nicht zufrieden bin und nicht weiß, ob ich sie einhalten werde. Wenn ich sie einhalte, so geschieht es allein, um die Ehre des Königs zu wahren. Aber sie sollen das königliche Blut nicht mißbrauchen, denn ich werde die Armee des Königs zusammenhalten, um durchaus schlagfertig dazustehen beim Ablauf der vierzehn Tage, sofern sie (die Burgunder) nicht Frieden machen." Eine stolze Rede, bei der wir nicht aus dem Auge lassen dürfen, daß Johanna sich als eine Gottberufene wußte. Ihre schmerzliche Ueberraschung mußte sich zu moralischem Unwillen steigern, als der Entschluß des Königs, nach der Loire zurückzukehren, offen zu Tage trat. Die besten der Feldherrn theilten Johannas Gefühl und das ganze Heer durchfuhr auf diese Kunde ein Schrei der Entrüstung. Vergebens vereinigte Johanna mit den Feldherrn ihre Bemühung, den Vorsatz des Königs, womit er Gott seine Wohlthaten geradezu vor die Füße warf, zu erschüttern. Karl forderte durch seine Boten die Bewohner von Bray an der Seine auf, ihm Huldigung zu leisten und den Uebergang über den Fluß dem Heere freizulassen. Er erhielt eine zusagende Antwort. In der Nacht auf den 6. August aber gestatteten jene einer starken Abtheilung von Engländern und Burgundern den Eingang in die Stadt, und als am Morgen die Vorhut des königlichen Heeres an der Brücke erschien, wurden die vordersten Krieger theils gefangen genommen, theils getödtet. Den Durchmarsch zu erzwingen wäre für eine so gewaltige Armee eine Kleinigkeit gewesen, aber „niemals vielleicht wurde eine Schlappe mit solcher Freude von einem Heere aufgenommen." Johanna benutzte mit den Hauptleuten das glückliche Zusammentreffen der Umstände, um Karl VII. unter Hinweisung auf die Thatsache, daß die Engländer Tags zuvor keinen Kampf gewagt hatten, zur Umkehr zu bewegen. Dieß gelang um so leichter, weil alle Brücken, welche in dieser Gegend über die Seine führten, sich in Feindesgewalt befanden, und der Herzog von Bethford seine Massen bereits bis nach Montereau vorgeschoben hatte. Noch einmal sah

sich der König wider seinen Willen auf die Bahn der That gedrängt. Er ging am 7. August von Bray nach Coulommiers in Brie und von da nach Chateau-Thierry zurück. Hier die Marne überschreitend kam er über La Ferté-Milon (10. August) Donnerstag den 11. August vor Crépy in Valois. Von allen Seiten strömte ihm das fröhliche Volk unter dem Jubelruf Noël! und dem Gesange: „Dich Gott loben wir," mit den Priestern entgegen. Als Johanna die große Freude des Volkes sah, dessen Blicke sich nächst dem Könige zumeist auf die jungfräuliche Heldin richteten, brach sie in einen Strom von Thränen aus und sagte zu dem Erzbischof von Reims und dem Grafen Dunois, in deren Mitte sie ritt: „Das ist ein gutes Volk; ich habe noch nie ein Volk gesehen, das sich so sehr gefreut hätte über die Ankunft eines so edlen Königs. Wäre ich doch so glücklich, am Ende meiner Tage in dieser Erde zu ruhen!"

In Crépy erhielt der König vom Herzog von Bethford folgenden Fehdebrief, welchen dieser am 7. August in Montereau abgefaßt und darauf den Rückmarsch nach Paris angetreten hatte: „Wir Johann von Lancaster, Regent von Frankreich und Herzog von Bethford, thun Euch zu wissen, Karl von Valois, der Ihr Euch Dauphin von Viennois zu nennen pflegt und nunmehr ohne Grund Euch König heißet: Ihr habt von neuem eine Unternehmung begonnen gegen die Krone und Herrschaft des sehr erhabenen und ausgezeichneten Fürsten Heinrich, des wahren, natürlichen, rechtmäßigen Königs von Frankreich und England durch Gottes Gnade. Ihr thut dem gemeinen Volke kund, daß Ihr kommet, um ihm Frieden und Sicherheit wiederzugeben; dem aber ist nicht so und kann nicht so seyn in Betracht der Mittel, die Ihr anwendet, um das unwissende Volk zu verführen. Denn Ihr bedienet Euch abergläubischer und verworfener Leute, wie z. B. eines unordentlichen und verrufenen Weibsbildes in Mannestracht und von lüderlicher Aufführung, ferner eines entlaufenen und aufrührischen Bettelmönchs (Richard), beide nach der heiligen Schrift ein Greuel vor Gott. Mit Gewalt der Waffen habt Ihr in der Champagne etliche Städte und Burgen eingenommen, die meinem Herrn dem König gehören, und habt die Unterthanen darin gezwungen und verleitet zu Untreue und Meineid, dadurch daß Ihr sie den schließlichen Frieden der Reiche Frankreich und England brechen machtet, der feierlich beschworen ward durch die derzeit lebenden Könige von Frankreich und England und die großen Herrn, die Pairs, Prälaten, Barone, sowie die drei Stände dieses Reiches. Wir haben uns aufgemacht, um das wahre Recht unseres königlichen Herrn zu behaupten und zu schützen und unter dem Beistand des Allmächtigen Euch aus seinen Landen zu vertreiben, und verfolgen Euch von Ort zu Ort, ohne daß wir Euch bis dahin haben begegnen können. Dieweil wir von ganzem Herzen die Abkürzung des Krieges wünschen, so fordern wir Euch auf, sofern Ihr ein Fürst seyd, der nach Ehre sucht, und Mitleid habt mit dem armen Christenvolk, das um Eurentwillen so lange unmenschlich behandelt, zertreten und unterdrückt worden ist: wählet im Lande von Brie, wo wir sind und Ihr seyd, oder in Ile de France, welche uns und Euch sehr nahe liegt, einen passenden und angemessenen Platz, deßgleichen einen so baldigen Tag, wie die Nähe unserer dermaligen Stellung es möglich macht. Wollt Ihr an diesem Tage und Platze Euch einstellen sammt dem verrufenen Weibe und dem besagten Abtrünnigen, sowie allen Eidbrüchigen und sonstiger Macht, die Ihr zusammenbringen wollt und könnt, so werden wir ebenda erscheinen nach dem Willen unseres Herrn und an seiner Statt. Wenn Ihr alsdann zu Förderung des Friedens einen Vorschlag machen wollt, so werden wir alles thun, was ein katholischer Fürst thun kann; denn wir sind stets geneigt und willig zu einem guten, nicht geheuchelten, faulen, gleißnerischen Frieden, der weder verletzt noch meineidig gebrochen werden darf, wie dieß zu Montereau geschah, wo durch Eure Schuld und mit Eurer Zustimmung der schreckliche, verruchte und grausame Mord erfolgte, der gegen Ehre und Gesetz der Ritterschaft an der Person unseres vielgeliebten Vaters, des Herzogs von Burgund verübt ward.... Wenn wir jedoch durch die Ungerechtigkeit und Bosheit der Menschen das Gut des Friedens nicht genießen können, so möge jeder von uns mit dem Schwerte seine Sache vertheidigen, und Gott, der allein Richter ist, wird meinem Herrn Gnade verleihen..... So laßt uns denn eilig, und ohne Zeitverlust durch Schreibereien und Beweisgründe, wissen, was Ihr zu thun gesonnen seyd..."

Wir kennen die Antwort nicht, welche Karl dem englischen Herolde ertheilt hat; * die beste Antwort, die er geben konnte, gab er gleich am folgenden Tage durch die That. Er brach nämlich Freitag den 12. Aug.

* Der englische Geschichtschreiber Hollinshed legt dem König die Antwort in den Mund: „Dein Herr wird wenig Mühe haben, mich zu finden, ich bin es vielmehr, der ihn sucht." Was übrigens die Friedensanerbietungen Bethfords betrifft, so liegt im Hintergrund derselben auf jeden Fall eine Täuschungsabsicht, wie bei den Unterhandlungen des Burgunders. Wenn Karl sich nicht auf dieselben einließ, so geschah es wohl hauptsächlich deßhalb, weil er durch den beabsichtigten Frieden mit dem Herzog Philipp das Bündniß des letzteren mit England gänzlich zu sprengen hoffte.

mit seiner schlachtlustigen Kriegsmacht nach Lagny-le-Sec auf und ließ den Vortrab derselben bis nach Dammartin in Gouelle vorgehen. Sonnabend holte er mit der Hauptmacht die Vorhut ein und nahm in der Nähe von Dammartin eine geordnete Schlachtstellung. In Paris hatten die Fortschritte des Königs schon am 9. August große Bestürzung hervorgebracht. Bethford, der sich mittlerweile von Montereau wieder nach der Hauptstadt zurückgezogen hatte, war auf die Meldung von Karls entschiedenem Vorrücken demselben bis nach Mitry, einem Dorfe zwischen Claie und Dammartin, entgegeneilt, hatte daselbst eine sehr vortheilhafte Stellung eingenommen und dieselbe auf's stärkste befestigt.

Es lag durchaus nicht in seiner Absicht, sich mit den Franzosen in einem Kampfe auf gleich günstigem Boden zu messen, wie es der Brief von Montereau in Aussicht stellte; er hoffte vielmehr die siegesdurstigen Gegner zu einem unbesonnenen Angriff auf sein mit Spitzpfählen wohlverschanztes Lager fortzureißen. Der König aber, durch La Hire und andere Hauptleute, welche mit leichter Reiterei bis nach Thieux, dem Nachbardorfe von Mitry, auf Kundschaft vorgeschickt waren, von der Unüberwindlichkeit der feindlichen Stellung in Kenntniß gesetzt, blieb unbeweglich, und so kam es während des ganzen Tages (13. August) zu weiter nichts als zu hitzigen Scharmützeln zwischen den beiderseitigen Streifreitern am Flüßchen Biberonne bei Thieux. Da Bethford verzweifelte, die Feinde in die Falle zu locken, so ging er noch denselben Abend nach Louvres und am nächsten Morgen nach Paris zurück; der König begab sich mit seiner Hauptmacht nochmals in die getreue Stadt Crépy, die Vorhut hingegen brachte die Nacht in dem Dorfe Baron zu, drei Stunden von Senlis. Mit letzterer Maßregel war es aller Wahrscheinlichkeit nach auf eine ernste Bedrohung von Senlis abgesehen, welches noch unter englisch-burgundischer Botmäßigkeit stand. Senlis erschien eben so wichtig als Ausgangspunkt für eine Unternehmung auf Paris, wie zur Deckung einer Bewegung nach Nord und West. Eine solche aber war in der That vorbereitet. Karl hatte nämlich von Crépy aus sowohl Compiègne als Beauvais durch Herolde aufgefordert, ihn als rechtmäßigen König anzuerkennen, und von beiden Städten die freudige Zusage erhalten. Der Besitz von Compiègne sicherte dem König den Uebergang über die Oise, und Beauvais war durch seine Lage zum Stützpunkt eines Angriffs einerseits auf die Picardie, andererseits auf die Normandie trefflich geeignet.

Bethford erhielt die Nachricht von der gefährlichen Gestaltung der Dinge, nachdem er kaum in der Hauptstadt angelangt war. Ungesäumt setzte er sich mit seiner ganzen Heeresstärke in Eilmarsch, dem bedrohten Senlis zu Hülfe. Als der König dieß erfuhr, ertheilte er sofort dem Ambrosius von Loré und Poton von Saintrailles den Befehl, mit einer Schaar der bestberittenen Reiter sich in der Richtung nach Paris auf Kundschaft zu begeben. Diese erspähten auf der Heerstraße von Paris nach Senlis zuerst eine große Staubwolke, dann die ganze englische Macht und setzten den König auf's schleunigste in Kenntniß davon. Ohne Zeitverlust ordneten sich die französischen Truppen und rückten zwischen dem Flüßchen Nonette, welches von Baron nach Senlis hinfließt, und dem Höhenzug von Montépilloy vor, in dessen Nähe sie sich zwei Stunden von Senlis um die Vesperzeit auf offenem Felde lagerten. Zur selbigen Stunde kam auch der Herzog von Bethford bei Senlis an und begann mit seiner Armee über die Nonette zu setzen. Der Durchgang war so schmal, daß nicht mehr als eines bis zwei Pferde neben einander gehen konnten. Kaum hatten dieß Saintrailles und Loré bemerkt, als sie den König davon benachrichtigten. In der Hoffnung, die Engländer zu überraschen, eilten die Franzosen in geordneten Gliedern auf jene Stelle los; allein in der Hälfte des Weges gewahrten sie, daß die Feinde den Uebergang bereits zum großen Theile bewerkstelligt hatten. Keine Stunde weit standen die beiden Heere aus einander, zu einer Schlacht aber war es zu spät, da die Sonne im Untergehen begriffen war. Nur die hitzigsten Kämpfer lieferten einander kleinere Gefechte, wobei es Todte, Verwundete und Gefangene gab.

Früh Morgens (15. August) eilte der König, nachdem er in Crépy der Messe beigewohnt, in das Lager von Montépilloy, wo die Krieger ebenfalls die Messe gehört und in Erwartung eines blutigen Tages Geist und Herz in die rechte Verfassung gesetzt hatten. Alsbald ward das Heer in Schlachtordnung gestellt und zwar in drei Haupttreffen geordnet. Auch wurde eine Art mobiler Colonne unter Johanna, den Grafen Dunois und Albret, La Hire nebst andern durch Thatrüstigkeit hervorragenden Hauptleuten geschaffen, deren Bestimmung es war, die andern Heerestheile im Nothfalle zu unterstützen und den Feind zu Scharmützeln herauszufordern.

Der Herzog von Bethford hatte die ganze Nacht damit zugebracht, seinen Lagerplatz bei Notredame de la Victoire auf's äußerste zu befestigen. Ein tiefer Teich, den die Nonette bildete, deckte seinem Heere den Rücken, den rechten und linken Flügel desselben umgaben undurchdringliche Dornhecken und tiefe Gräben, die Fronte war durch Reihen von Wagen, durch Gräben und einen förmlichen Wald von Pfählen mit vorwärts gekehrten

Spitzen für jeden Angriff so gut wie unzugänglich gemacht. Zunächst diesem Saum von Spitzpfählen standen die Bogenschützen in langer Linie, dicht hinter denselben die übrigen Kriegerschaaren, in ein einziges Treffen zusammengeschlossen, mit wenigen Ausnahmen alle zu Fuß.

So harrte das englisch-burgundische Heer, unter dessen Fahnen sich auch Talbot und Graf Suffolk befanden, in seiner unangreifbaren Stellung der Ankunft des Feindes. Dieser ließ nicht lange auf sich warten. Der König hatte auf den Rath aller seiner Generale den Entschluß gefaßt, den Engländern und ihren Verbündeten an diesem Tage eine Schlacht zu liefern, im Fall sich dieselben auf offenes Feld wagen würden. Er schickte deßhalb mehrere kriegskundige Hauptleute voraus, welche Bethfords Stellung in Augenschein nehmen sollten. Diese meldeten, was sie gesehen, und widerriethen auf's entschiedenste jeden Versuch auf die englischen Verschanzungen. Nur die Möglichkeit blieb demnach, den Feind von seinem Standort wegzulocken. Zu dem Zweck ließ der König seine Truppen bis auf eine Entfernung von zwei Bogenschüssen an die Engländer heranführen, ritt selbst zu wiederholten malen nahe an ihre Verschanzungen hin und forderte sie durch seine Wappenherolde zur Schlacht auf. Bethford lehnte die Ausforderung ab. Er blieb fest bei seinem Grundsatz, den Kampf nur hinter seinen Pfahlspitzen aufzunehmen; denn er bewahrte noch lebhaft die Thatsache im Gedächtniß, daß sich die Franzosen ihre früheren Niederlagen zumeist durch wüstes Anstürmen gegen die englischen Palissadenringe bereitet hatten. Nunmehr versuchten die kühnsten Streiter der französischen Armee, ihre Gegner durch Scharmuzieren zu reizen und auf freies Feld zu locken. Zu Pferd und zu Fuß drangen sie bis dicht an den englischen Schanzensaum und riefen die Feinde zum Kampfe. Viele folgten dem Aufruf und es entspannen sich auf diese Weise hartnäckige Gefechte, welche dadurch eine gewisse Ausdehnung bekamen, daß die jedesmal unterliegende Partei von neuen Schaaren ihrer Landsleute unterstützt wurde. Nachdem dieses Geplänkel eine Zeitlang fortgedauert hatte, ohne daß die Hauptmasse der englischen Armee sich von der Stelle rührte, trat Johanna mit der Fahne in der Hand an die Spitze der französischen Vorhut und führte dieselbe bis an die feindliche Pfahlmauer. Mehrere Soldaten fielen auf beiden Seiten, aber Bethford änderte seinen Plan nicht. Da machte die Jungfrau einen letzten Versuch, das Ehrgefühl des Engländers zu erregen. Sie ließ ihre Krieger bis auf das Hauptcorps zurückgehen und sodann in ihrem und aller Feldherrn Namen dem Herzog erklären, daß wenn er das Treffen außerhalb seiner Verschanzungen annehmen wolle, das französische Heer sich so weit rückwärts ziehen werde, daß das englische Raum gewinne, sich in Schlachtordnung aufzustellen. Bethford ließ sich auch auf diesen Vorschlag nicht ein. Nur an der Fortsetzung der kleinen Gefechte hinderte er seine Ritter und Krieger nicht. Diese Plänkeleien dauerten den ganzen Tag über und wurden je länger desto stärker und mörderischer. Die Tapferkeit, womit man von beiden Seiten stritt, wurde nur von der Wuth und Grausamkeit übertroffen. Keine Gnade ward dem Ueberwundenen gegeben, kein Lösegeld angenommen, ohne Barmherzigkeit starb der Besiegte unter den Händen des Siegers. Staub und Hitze erhöhten die Beschwerde der Kampfesarbeit.

Der blutige Tag, der sich noch lange im Andenken beider Völker erhielt, kostete dreihundert der Tapfersten das Leben, größer war die Zahl der Verwundeten. Auch der Herr von La Tremouille hatte, offenbar in der Absicht, sein durch all die unheilvollen Rathschläge zerrüttetes Ansehen beim Heere herzustellen, sich während des letzten Treffens zum Kampfe vorgewagt. Auf prächtig geschirrtem Streitroß sprengte er mit eingelegter Lanze spornstreichs daher, aber das Pferd stürzte und schleuderte ihn im Fallen mitten unter die Feinde, so daß er nur mit knapper Noth durch die Anstrengungen der Seinigen dem Tode entrann.

Dienstag den 16. August ging der König in aller Frühe bis nach Montépilloy zurück, „um zu sehen, ob die Engländer etwa nachsetzen würden." Am Mittag aber lief die Nachricht ein, Bethford sey im Abzug nach Senlis und von da nach Paris begriffen, worauf das ganze Heer dem König nach Crépy nachfolgte. Wäre dem burgundischen Chronisten Monstrelet zu trauen, so hätte Johanna am vorigen Tage beständig zwischen der Absicht, die Engländer zu bekämpfen und nicht zu bekämpfen, unschlüssig hin und her geschwankt. Ihre Thaten beweisen den Ungrund jener durch kein anderes Zeugniß gestützten Behauptung. Das Wahre an der Sache ist unstreitig dieß: die Jungfrau wünschte eben so sehnlich eine Hauptschlacht mit den Engländern, wie sie entschieden vor jedem Angriff auf deren verschanzte Stellung warnte. Gerade so hatte sie bei Baugenci, trotz ihrer eigenen und ihrer Krieger Kampfbegier, allen Verlockungen der Engländer widerstanden und den Lohn ihrer Selbstbeherrschung Tags darauf bei Patay geerntet. Und warum hat nicht auch Bethford, wie weiland Talbot, sein Patay gefunden? Warum ist Johanna dem Herzog nicht auf dem Rückweg von Mitry oder Senlis nachgeeilt? Vergessen wir nicht, daß bei Baugenci Johanna eine so gut als unbeschränkte Machtvollkommenheit besaß, daß dagegen in dem gegenwärtigen

Feldzuge der Wille des Königs und seiner Räthe der jungfräulichen Heldin überall Fesseln anlegte.

Am 17. August übergaben die Bewohner von Senlis ihre Stadt „dem Könige und der Jungfrau,“ „sowohl in Anbetracht der großen Eroberungen, welche der König in kurzer Frist mit Gottes Beistand durch die Jungfrau gemacht, als in Berücksichtigung des Umstandes, daß der Herzog von Bethford nicht gewagt habe, dem König eine Schlacht zu liefern.“ Am 18. August hielt Karl seinen Einzug in die Stadt Compiègne, welche ihm Tags zuvor ihre Schlüssel hatte überreichen lassen. Unter grenzenlosem Jubel stieg er vor den Stufen des königlichen Schlosses ab. Kaum hatten die Bürger von Beauvais davon Kunde erhalten, so trugen sie dem Könige ihre Huldigung nach Compiègne entgegen, alles Widerspruches ungeachtet, den ihr Bischof Peter Cauchon und andere Gleichgesinnte dagegen erhoben. Alle diese Widersacher Karls sahen sich genöthigt, mit Hab und Gut die Stadt zu verlassen, Peter Cauchon nicht ausgenommen. Den Stachel der Bosheit behielt er in der Seele.

(Fortsetzung folgt.)

Bilder und Geschichten aus der Mark Brandenburg.

(Fortsetzung.)

Fehrbellin.

Das war ein rasches Reiten vom Rhein bis an den Rhin,
Das war ein heißes Streiten am Tag von Fehrbellin.
Julius Minding.

Im Nordwestwinkel des havelländischen Kreises liegt das Ländchen **Bellin**. So hübsch wie der Name, so reizend ist das Ländchen selbst.

Wir kamen von Wustrau her, dem ehemaligen Besitzthum des alten Zieten, passirten etwas südlicher die Grenze zwischen der Grafschaft Ruppin und dem Lande Bellin und fuhren nun, am Westrande des durch seine Torflager berühmten Rhin-Luches entlang, über einen langen, mit Weiden besetzten Damm hin, der uns rasch dem Städtchen Fehrbellin zuführte. Die Einfahrt in die Stadt ist reizend. Zur Linken, im Schmucke hoher Silberpappeln, streckt sich vom Ufer her eine Halbinsel in das schilfige Flüßchen hinein, das hier die Stadt umzirkt, und gibt dem Ganzen den Charakter einer in's Wasser vorgeschobenen Parkanlage. Die Attribute kleinstädtischen Lebens geben dem Bilde mehr, als sie ihm nehmen, und wir entbehren gern das Schwanenhaus und den Vogel Leda's um der Enten- und Gänseschaaren willen, die das Schlammufer von allen Seiten umspielen und umschnattern. Die Stadt, die sich am südlichen Ufer des Flusses erhebt, ist, wie kleine märkische Städte zu seyn pflegen, schlicht, freundlich, in der Front abgeputzt und zwei Linden vor der Thür, ganz wie die Mädchen, die in diesen Städtchen wohnen. Alles stattlich Damenhafte fehlt; sie stricken, haben Lesekränzchen und kichern verlegen, wenn ein Fremder zu ihnen spricht, aber ihre lachende Freundlichkeit thut wohl.

An den Namen Fehrbellins knüpft sich allerhand Liebes und Gutes. Hier wirkte Friedrich Bolte, einer unserer heimischen Poeten aus der alten märkischen Schule, die nicht voll so schlecht war, wie die hohen Herren in Weimar es wahr haben wollten; hier wurde unser Thierbildner Friedrich Wilhelm Wolff geboren, den man in Deutschland unter dem Namen „Thier-Wolff“ kennt, und hier endlich, um das Beste nicht zu vergessen, wurde die berühmte Schlacht geschlagen, die vor beinahe zwei Jahrhunderten den Grund zu der Selbstständigkeit und Größe unserer Monarchie legte.

Diesem Schlachtfelde gilt unser Besuch. Es liegt noch eine halbe Meile jenseits Fehrbellin, dicht an der Straße, die sich wie eine Grenzlinie zwischen dem Luch und der Höhe hinzieht. Zunächst erreicht man das Dorf Tornow, dann das Dorf **Hakenberg**, wo das Höhenterrain beinahe senkrecht in das Luch hinein abfällt. In unmittelbarer Nähe des letzt genannten Dorfes fand das berühmte Reitergefecht statt, das indeß, zum Glück für alle preußischen Poeten, statt des Namens „Gefecht bei Hakenberg,“ den schönen Namen der Schlacht von Fehrbellin erhalten hat. Jeder, der sich in der Welt der Reime umhergetummelt hat, wird sich der Verlegenheiten entsinnen, die ihm die Sylben „berg“ und „burg“

bereitet haben. Vollklang und Reimfülle aber stehen wie lachende Genien neben dem Wort „Fehrbellin."

Unmittelbar hinter dem Dorf, bereits auf historisch verbürgtem Schlachtgrund, befindet sich die Mühle des Müllers Conrad und dicht daneben das Monument, das, zum Andenken an die Schlacht, im Jahre 1800 errichtet und im Jahre 1857 erneuert worden ist. Das Denkmal, einfach aus Sandstein aufgeführt, ist ein Oblong, auf dessen oberem Theil eine Schale oder Urne steht. Der Hinweis auf diese Schlichtheit soll dem Monument kein Vorwurf seyn, im Gegentheil. Es werden jetzt so viele Denkmäler errichtet, bei deren Errichtung man nicht weiß, wer und was eigentlich verherrlicht werden soll, ob der Held, dem das Denkmal gilt, oder die Zeit, die so erleuchtet ist, jenem Helden ein Monument zu setzen, oder endlich der Künstler selbst, der selber wieder zum Helden wird und gleichsam den Lorbeerkranz von der Stirn seiner eigenen Schöpfung nimmt. Solchem Gebahren gegenüber, für das die Beispiele nahe liegen, erfreut man sich doppelt beim Anblick jener einfacheren Gedenksteine, die nicht der Mode und der Eitelkeit, sondern dem ächten patriotischen Eifer eines Einzelnen ihre Entstehung verdanken. Es kommt nicht immer auf den Kunstwerth dessen an, was zu uns spricht; der Appell an unser Herz bleibt immer die Hauptsache. Das gekritzelte Briefchen von der Hand unserer verstorbenen Mutter hat als Erinnerungszeichen denselben Werth für uns wie das Porträt im Roccocorahmen, das über unserem Sopha hängt. Einen künstlerischen Genuß kann das Sandsteinoblong, das neben der Mühle des Müllers Conrad steht, freilich nicht gewähren, aber man liest nicht ohne freudige Bewegung die schlichten Worte, die in dasselbe eingegraben sind, und nimmt eine mangelhafte Accusativform, anderer Styleigenthümlichkeiten zu geschweigen, als ein Zeichen der Aechtheit aufrichtig dankbar mit in den Kauf.

Diese Worte sind folgende: „Hier legten die braven Brandenburger den Grund zu Preußens Größe. Das Andenken an den Held und seiner Getreuen erneuert dankbar mit jedem Freunde des Vaterlands Friedrich Eberhard von Rochow auf Rekahn, 1800." — Es hat heutzutage wirklich nur wenig Werth noch, die Grenzlinie zwischen Dativ und Accusativ gewissenhaft inne halten zu können, aber es ist viel, das Herz auf dem rechten Fleck zu haben. Deß dürfen sich die Rochows rühmen. — Die andern Seiten des Monuments zeigen die Namen derjenigen Offiziere, die sich am Schlachttage besonders ausgezeichnet haben. Sie lauten: Dörflinger, v. Görtzke, v. Lütke, v. Götz, v. Canofsky, v. Mörner, Froben, Friedrich Landgraf von Hessen, v. Treffenfeld, v. Straus, v. Sydow, v. Zabeltitz. Ein Eisengitter faßt das Denkmal ein; an den Frontstäben desselben befindet sich ein herzförmiges Täfelchen mit der Inschrift: „Erneuert und bewehrt durch den Kriegerverein zu Fehrbellin 1857."

Die unmittelbare Umgebung des Denkmals ist wenig poetisch und wird den Erwartungen derer wenig entsprechen, denen das schöne Wort „Fehrbellin" verführerisch im Ohre klingt, oder die den „Prinzen von Hessen-Homburg" unseres Heinrich von Kleist begeistert im Herzen tragen. Die Umgebung ist märkisch, aber nicht fehrbellinisch. Ein Kartoffelfeld schließt das Denkmal ein und die einzige Hoffnung, die dem Besucher bleibt, knüpft sich an die Lehre von der Fruchtfolge. Eine liebenswürdige Dame, die als Prinzessin Clotilde im Kleist'schen Drama ihren ersten Bühnentriumph gefeiert, hatte mir den Auftrag gegeben, ihr Blumen vom Fehrbelliner Schlachtfeld mitzubringen. Lebhaft und phantasievoll, wie sie war, hatte sie sich die Umgegend von Hakenberg wie einen Rosengarten gedacht. Da stand ich nun und suchte umher; Schafgarbe, Winde und Glockenblume war alles, wozu sich die Natur hier zusammenraffte. Ich gab es auf, einen Strauß an dieser Stelle zu pflücken, und borgte von einem Nachbarfelde drei Haferhalme, die ich später mit folgenden Zeilen überreichte:

Auf der Fehrbelliner Flur
Gab es Blumen am Schlachttag nur.

Märkische Rosse gewannen die Schlacht,
Haben das Feld berühmt gemacht.

Und dieß Feld, es zahlt mit Glück
Alte Schulden in Hafer zurück.

An diesem Siegesdenkmal findet alljährlich am 18. Juni, dem Jahrestage der Fehrbelliner Schlacht, eine hübsche Feier statt, die sich ohngefähr aus folgenden Theilen zusammensetzt. Am Morgen des Tages schleppt Müller Conrad sechsunddreißig rostige Kanonenkugeln, die er und seine Väter auf dem Schlachtfelde gefunden haben, an das Denkmal und beginnt die Ausschmückung desselben. Eine Stunde später beleben sich alle Landstraßen, die nach Hakenberg führen, und die Schützengilden von Linum und Fehrbellin, namentmentlich aber die Schuljugend aller benachbarten Dörfer, kommen von links und rechts herbei und marschiren dem gemeinschaftlichen Sammelplatze, dem Hakenberger Kirchhofe zu. Hier begrüßt man sich; Prediger und Magistrate stellen sich an die Spitze, und gegen tausend Mann stark, darunter sechshundert Kinder, geht es mit Sang und Klang nach dem Denkmal hinaus. Vor

demselben wird Kreis geschlossen, der Hakenberger Geistliche tritt in die Mitte und hält eine kurze Ansprache an die Kinder, worin er sie auffordert, gute Preußen und gute Brandenburger zu seyn, und wenn es Noth thut, an jedem Tag im Jahre so brav und tapfer zu Land und Thron zu stehen, wie am 18. Juni 1675 ihre Väter hier gestanden haben. Dann gibt es ein Hurrah und Mützenschwenken, und Musik vorauf, gemeinhin nach den Klängen des „alten Dessauers" marschiren nun Alt und Jung über das eigentliche Schlachtfeld hinweg, jener Hügelreihe zu, die, nach Osten hin, den ziemlich schmalen Streifen, auf dem gekämpft wurde, begrenzt. Die höchste dieser Hügelkuppen, kahl und unscheinbar und nur im Hintergrunde von einigen Pappeln überragt, heißt der Kurfürstenberg, weil von ihm aus der Kurfürst den Angriff und die Bewegungen der Schlacht leitete. Auf diesem und den benachbarten Hügeln macht man Halt, und unter allerhand Turnerspielen, mit Ringen und Laufen, Springen und Klettern verbringt die Jugend den Tag, bis spät am Nachmittag der Rückzug in die Städte und Dörfer beginnt.

Das ist ein Volksfest im besten Sinne des Worts, besser als unsere großstädtischen Festzüge, denen jeder geistige Mittelpunkt (wenn sie ihn jemals hatten) längst abhanden gekommen ist. Es gibt nichts kläglicheres, als die Volkslustbarkeiten unserer Residenzen, als der „Stralauer Fischzug" und alles, was ihm ähnlich sieht. In unsern kleinen Städten aber steckt noch ein guter und gesunder Rest von Volks- und Kinderfesten, und jeder, der ihnen beiwohnt, wird sich erheitert und gehoben fühlen. Man wirft unserem norddeutschen Leben vor, daß es nüchtern sey und des poetischen Schwunges entbehre. Das ist in gewissem Sinne wahr. Es fehlt uns das Bunte der Costüme und das Coulissenwerk einer Wald- und Bergnatur, und weil wir dieser Requisiten entbehren, mag bis zu einem gewissen Grade die Lust und die Fähigkeit in uns verkümmert seyn, ein Schauspiel im großen Style aufzuführen. Es fehlt uns außerdem die katholische Kirche, die große Lehrmeisterin der Festzüge und Processionen. Zugegeben das. Aber ein neues Volk, wie wir sind, dessen Traditionen über den Tag von Fehrbellin nicht hinausreichen, hat sich hierzulande eben alles abweichend von dem sonst Ueblichen gestaltet, und mit einem ganz neuen Lebensinhalt ist eine neue Art von Volkspoesie, mit dieser Poesie aber eine neue Art von Volksfesten geschaffen worden. Das Soldatische hat sich zum poetischen Inhalt unseres Volkslebens ausgebildet. Wir feiern Dennewitz und Großbeeren, und wenn wir an malerischem Effekt und an gutem Humor hinter den Volksfesten des Rheins und der Donau zurück bleiben mögen, so haben wir vielleicht einen bestimmteren Inhalt, einen geistigeren Mittelpunkt vor ihnen voraus. Es ist ein Unterschied, ob man in hundert lang bespannten Wagen auf die Theresienwiese fährt, um den König Gambrinus und vor allem sich selber leben zu lassen, oder ob man ernst und schmucklos sich auf den Kunersdorfer Höhen lagert, um den Jahrestag einer unglücklichen Schlacht zu begehen und die Stelle aufzusuchen, wo Prittwitz den schon verlorenen König in die Mitte seiner Husaren nahm. Wir verachten den König Gambrinus und seine Feier nicht, aber man soll auch unsere Art und Weise gelten lassen, wenn auch die Buntheit unserer Volksfeste, der ganze Theateraufzug in nichts weiter als zwölf alten Uniformen bestehen sollte.

Wir verließen nun das Denkmal, beschrieben auf dem Rückwege zunächst einen Bogen, um vom Kurfürstenberge aus nochmals einen Ueberblick über das Schlachtfeld zu haben, und begaben uns dann nach Dorf Hakenberg, wo unser historischer Forschereifer den Geistlichen, von dessen Freundlichkeit wir allerhand Aufschlüsse und Anekdoten erwarteten, bei Tische unterbrach. Er ließ uns diese Störung nicht entgelten und war sogar freundlich genug, das, was er an historischen „Kosthäppchen" uns beim besten Willen nicht bieten konnte, durch eine freundliche Einladung zum Mittagessen ausgleichen zu wollen. Wir lehnten ab und machten statt dessen einen Spaziergang über den reizend gelegenen Hügelkirchhof, auf dessen höchster Spitze sich der Backsteinbau einer alten gothischen Kirche mit halb eingestürztem Dach erhebt. Diese Kirche, wie wir später vernahmen, geht einem gründlichen Umbau entgegen, der mit besonderer Rücksichtnahme auf den Fehrbelliner Schlachttag geleitet werden soll. Der Thurm wird wesentlich erhöht und nach Art alter Castellthürme mit vier Seitenthürmchen geschmückt werden, die wie eben so viele Ausluge (look-outs) aus der Mauerzinne hervorspringen sollen. Von diesen Thürmchen aus wird man dann nach allen Seiten hin einen prächtigen Ueberblick über das Luch und das Höhenland haben, bis Cremmen und Oranienburg hin und zu den blauen Seen der Havel. Auch das Innere der Kirche wird mit besonderer Rücksicht auf den Schlachttag restaurirt und mit Votiv- und Erinnerungstafeln geschmückt werden. Wenn ich nicht irre, sind auf dem Hakenberger Kirchhof einige hervorragende Führer, die bald nach der Schlacht ihren Wunden erlagen, begraben worden, und ein gemeinschaftliches Grabmonument zu Ehren dieser würde vielleicht die beste Gelegenheit zu einer Inschrift und Mahnung bieten. Kommt dieser Plan

zur Ausführung (was dringend zu wünschen ist und eine Kirchencollekte in brandenburgischen Landen rechtfertigen würde), so wird die Kirche zu Hakenberg zu einem Wallfahrtsplatz unserer Mark, zu einem Zielpunkt für Turnerfahrten und Schulexcursionen werden. Fehrbellin und das Luch, der alte Friedhof und seine Kirche, der Kurfürstenberg und das Denkmal, daraus baut sich schon ein Stück Interesse auf, und die Marmortafeln, die dann beim Eintritt in die Kirche von Derffling und Froben, von Treffenfeld und dem Prinzen von Hessen-Homburg melden werden, werden aus dem kleinen Sagenkreis einen Zauberkreis für junge Herzen schaffen.

Ich mag nicht schließen, ohne meiner Schilderung eine kurze Legende hinzugefügt zu haben, die, an den Fehrbelliner Schlachttag anknüpfend, zugleich den Hang zum Legendenhaften zeigt, der, wie die Freude am Mährchen und an der Sage, im Herzen jedes unverbrauchten Volkes lebt.

In alten Zeiten, wo innerhalb der Kirche das ganze geistige Leben des Volkes lag, wuchs auch die Legende nur auf kirchlichem Boden, und der Heiland und seine Jünger, die Heiligen und fromme Mönche hatten das schöne Vorrecht, die Träger einer solchen Legende zu seyn. Der märkische Boden hat nicht Zeit gehabt, solche Legenden zu zeitigen, denn die katholische Kirche hat es nie zu einer Glanz- und Blüthenzeit auf diesem Boden gebracht. Kaum siegreich über die heidnischen Wenden, kaum fest geworden in ihrem Besitz, sah sie schon die Zeit des Verfalls kommen, die unmöglich Blumen hervorbringen konnte, wie sie immer nur auf dem Boden des Glaubens und eines unerschütterten Vertrauens gewachsen sind. Die Marken, wenn man den Ausdruck gestatten will, wurden um ihre Legendenzeit betrogen, wie manche Kinder um ihre Jugend betrogen werden; aber in derselben Weise, wie Kinder, die nie Kinder seyn durften, in späteren Lebensjahren ein rührendes Verlangen zeigen, spielen und „dalbern" zu können, in derselben Weise, scheint es, haben die Brandenburger sich schadlos zu halten gesucht.

Sie haben ihre Lieblingsfürsten unter den Hohenzollern zu halb sagenhaften Gestalten ausgebildet und sie zu Trägern lieblicher Legenden gemacht. Die Geschichte von Froben gehört theilweis hieher; sie ist eine Sage, die nur da entstehen konnte, wo die „Treue" wie eine Pflicht und ein Bedürfniß im Herzen des Volks empfunden wurde. Die Geschichte vom Hakenberger Bauernkind aber geht noch einen Schritt weiter und nimmt völlig den Charakter und die Formen einer Legende an.

Der Kurfürst, als er zur Schlacht ritt, kam durch Hakenberg. Das Dorf war ausgestorben und leer, nur auf der Schwelle eines Hauses saß ein dreijähriger Blondkopf, den die fliehenden Dörfler, in der Hast und Unruhe des Augenblicks, im Dorf zurückgelassen hatten. Er streckte die Händchen nach dem Fürsten aus. Der Kurfürst hielt sein Pferd an, bückte sich tief, hob das Kind auf und setzte es vorn auf seinen Sattel. „Wirst schon jemand finden," dachte er, „der sich seiner annimmt." So ritt er aus dem Dorf. Aber da war niemand, der Lust gehabt hätte, sich des Kleinen anzunehmen; die schwedischen Geschütze schickten bereits Kugel auf Kugel herüber und der Kurfürst selbst vergaß des Kindes, das ruhig und furchtlos auf der Sattelkruppe saß. Das Regiment Mörner kam eben vorüber und der Kurfürst setzte sich an seine Spitze. Die Brandenburger hieben sich wacker durch das Regiment Dalwigk hindurch und die Schweden flohen. Als der Kampf vorüber war und Kurfürst Friedrich Wilhelm sich im Sattel hob, um aufathmend dem Gott der Schlachten für diesen Sieg zu danken, sah er den Blondkopf, der, mit beiden Händen am Riemenwerk des Panzers sich festhaltend, furchtlos zu seinem Retter aufblickte. Hier bricht die Legende ab. Für den aber ist sie nicht erzählt, der noch zu wissen verlangt, wer der Blondkopf gewesen sey.

Junker Hans vom Staal.

Ein Lebensbild aus dem siebzehnten Jahrhundert.

(Schluß.)

IX.

Der Rosengarten.

In unserem republikanischen Staat und Gemeinwesen ist wohl dafür gesorget, daß keinem der Stolz und die gute Meinung seines Talentes zu sehr heranwachse. Und habe dieses im nachfolgenden 1651sten Jahre auch erfahren müssen. Denn auf ansehnlicher, auch vieler gemeiner Mitburger Gutachten und Begehren habe mich dazu verstanden und resolviret, bei nächster Aemterbesetzung als einen Venner mich darzugeben und hiefür bescheidenlich zu prätendiren. War des Glaubens, da schon längstens ältester Rathsfreund, auch nicht ohne Ruhm und meiner Verrichtung Zufriedenheit als Gesandter nach Baden, ja sogar an des Königs Hof nach Paris gesendet worden, daß ich für dieses mal nicht zu kurz kommen würde. Nichtsdestominder mußte ich verspüren, daß mir viel versprochen, aber lützel gehalten wurde und den Frechsten, so mir ihren Beistand am lautesten zugesagt, da es zum Handmehr kam, die Nasen bluteten. Hatte aber solcher Erfahrungen schon genug gemacht, um auch diese Zurücksetzung mit Geduld zu ertragen.

Am 23. Octobris vorgenannten Jahres erreichte ich mein dreiundsechzigstes Jahr Alters, so man annum climactericum zu nennen pfleget; und beginnt von da menschlichen Lebens Dornenpfad stark bergab sich zu neigen, und stellen sich nicht selten schwere Krankheiten ein, so des Lebens schwachen Faden abzuschneiden bedräuen.

Solches in meinem Gemüthe erwägend, fand ich am Platz, meine zeitlichen Angelegenheiten in bestmögliche Ordnung zu bringen, sonderheitlich auf meiner ältern Kinder Versorgung als ein getreuer Vater bedacht zu seyn; die jüngeren anbelangend, so konnte ich mich auf mein Gespons vertrösten, so noch in jugendlichen Jahren und sich ihrer eigenen Kinder anzunehmen nicht versäumen würde, dahingegen sie den älteren doch nur eine Stiefmutter und leicht deren vergessen möchte, insonderheit, wenn etwa nach meinem Hinscheid sie noch eines andern Gemahles sich zu befreuen gedächte.

Nach meinem Heimritt von Paris hatte mein Sohn Johann Baptist mit der von Haidenburg auf dero Frau Mutter Schloß Gyrameni im Sundtgau ein ansehnlich Hochzeit gehalten und war nachher mit seinem jungen Gesponse anher gekommen, um in meinem Hause Herberge zu nehmen. Demselben beschloß ich, Einiges von meinen Gütern zu Delsberg als Ehesteuer zu übertragen. Und bestimmte dazu ein Haus und an dreißig Jucharten Aecker und Matten, was nach den derzeitigen geringen Preisen durch die Geschworenen taxiret ward zu 2172 Basler Pfund, und gab dazu zwei Rosse und zwei Kühe, ohngefährlich geschätzet zu 150 Pfund.

Zu solcher lebzeitigen Verfügung haben mich hauptsächlich zwei Gründe bewogen. Für's erste habe wohl eingesehen, daß kaum mehr mich selber würde entschließen können, des gänzlichen zu expatriiren und mein Hauswesen nach Delsberg zu verpflanzen, insbesondere, da in diesem 1651sten Jahr mein großer Freund und Gönner, fürstliche Gnaden Herr Beat Albrecht von Ramstein, des Todes verblichen, nachdem er nicht über fünf Jahre, aber während dieser kurzen Zeit sehr wohl regieret. Für's andere habe mir keineswegs können verhehlen, daß längeres Verbleiben meines Sohnes und seines jungen Weibleins unter meinem Dache nicht wohlgethan wäre, maßen zwei Frauen in Einem Haus, vorzüglich wenn beide an Jahren nur wenig verschieden, in die Länge mit einander Frieden und Freundschaft zu halten kaum gewöhnet zu werden vermögen. — Obwohl während zwölf Jahren ich nicht minder als zweitausend Pfund ad studia dieses meines Sohnes Johann Baptist verwendet und nicht gescheut, nach Pruntrut, den beiden Freiburg und andern Orten in die Fremde ihn gehen zu lassen, so ist selbiger, statt, wie meine Hoffnung gewesen, auf der Leiter geistlicher Würden vielleicht gar bis zum bischöfflichen Thronsessel empor zu klimmen, schließlich nichts weiteres als ein rechter Krautjunker geworden.

Was aber solchermaßen mein primogenitus versäumet, das hatte in Aussicht an meinen beiden nächstfolgenden wieder einzubringen. Was den Zweitgebornen, Johann Heinrich, betrifft, so waren mir von meinem lieben Anverwandten und Jugendfreund, dem

Probsten von Vorburg, so ein in allerlei Staatsgeschäften wohlerfahrener und an Reichstagen und Conferenzen viel gebrauchter Mann, der auch zu Osnabrügg den Generalfrieden hatte abschließen helfen, zum öftern schon Briefe eingegangen mit bester Anerbietung, filium in arenam politicam einzuführen. Und wollte mein Freund selbigen vorläufig als Pagen oder amanuensem zu sich nehmen, ihm auch die Kost reichend, sofern ich ihn nur mit Kleidung nach Gebühr ausstaffirt halte. Daß ich sothanen Vortheil und ehrenhaften Antrag nicht von der Hand gewiesen, verstehet sich; und sahe bereits in meinem Geiste meinen Sohn Henricum als kaiserlichen Rath, bei fürstlichen Legationen, vielleicht sogar zum hohen Amte eines Cancellarii heiligen römischen Reiches emporsteigen. Hatte mir fürgenommen, ihn zum Herrn Probste von Vorburg, so in Würzburg residirte, anhin zu senden, sobald er im neugestifteten, auch von mir bestens protegirten Collegium rev. patrum societatis Jesu allhie rhetoricam absolviret.

Meinen dritten Sohn, Wolfgang Jakobli, anbelangend, so schien mir selbiger für den geistlichen Stand eine besondere Prädestination, auch merkbare Anlage zu besitzen, da er keineswegs von feurigem, sondern mehr phlegmatischem Temperamente, nicht sowohl den Lustbarkeiten nachzugehen, als vielmehr geruhig seinen studiis obzuliegen incliniret. Und glaubte also mich getrösten zu dürfen, daß mit demselben werde auf geistlicher Laufbahn nachholen können, was mit Johann Baptist versäumen mußte.

Schon vor zweien Jahren war geschehen, daß der hochgelahrte, fromme, eifrige und exemplarische Herr Wilhelm Gotthard, Chorherr des Collegiatstiftes zu St. Ursen, zu männiglich Bedauern mit Tod abgegangen. Und hatte es sich betroffen, daß es des Papstes Monat war, da also nicht sowohl dem Capitel als meinen gnädigen Herren und Obern es zustand, dessen Nachfolger zu erwählen. Mein Nepot, Herr Wolfgang, Gedeonis filius, nachdem er mit dem päpstlichen Legaten Scotto verschiedene Reisen vollbracht, auch zu Camerlata nicht ohne Ruhm zu einem doctor theologiae promovirt worden, dann sogar zu Rom mit päpstlicher Heiligkeit zu conversiren das Glück genossen, hatte schon vor etwelcher Zeit von seinem Canonicate zu Delsberg Besitz ergriffen. Da aber Herr Wolfgang seine Pfründe zu vertauschen geneiget, auch aus fürstbischöflichen Landen lieber in seine Vaterstadt übergesiedelt wäre, und eines guten Rufes sowohl der Gelehrsamkeit als Frommheit genoß, so ward derselbe auf meine Fürsprache von hoher Obrigkeit mit einhelligem Mehr dem Herrn Wilhelm Gotthard zum Nachfolger gesetzt und zum Canonico hiesigen Collegiatstiftes ernamset. Nachdem er seine zwei Carenzjahre annoch in Delsberg abgesessen hatte, so habe mich mit ihm dahin verglichen, daß er auf sein bisheriges Canonicat zu Gunsten meines Sohnes Wolfgang Jakobli resigniren, ich aber die Kosten der auszuwirkenden Bulla bezahlen solle, und kostete mich solches nicht minder denn hundert Gulden.

Wenn gleich dieses viel Geld, so glaubte doch einen guten contractus geschlossen zu haben, da hiedurch meinem Sohn eine gute Pfründe erworben und ihn für sein Leben wohl versorget hatte. Und wollen verhoffen, daß mir für diesesmal der schlimm heidnisch Gott Cupido keinen Strich durch meine Rechnung machen werde, wie bei meinem Erstgebornen beschehen, dessen erworbenes, anjetzo aber aufgegebenes Canonicat zu St. Ursitz mich auch an die hundertfünfzig Pfund gekostet, welche nun im Wind oder vielmehr in verliebtem Feuer aufgegangen sind.

Für zwei meiner Töchter brauchte nicht mehr zu kümmern, da Franziska, die ältere, durch collegam, Jungrath Schwaller, unter die Haube, Anastasia aber, die jüngere, im Kloster Visitationis, wie vorauszusehen, unter den Weiler gekommen. — Was dann die mittlere, Clara Helena, anbetrifft, so hat sich für dieselbe bei Zeiten ebenfalls ein Freier eingestellt. Den 12. August dieses 1651sten Jahres hat sich nämlich der Altlandschreiber von Dornach, Herr Martin Bürgi, bei mir eingestellt, um Namens seines älteren Sohns um selbige anzuhalten. Wenn gleich zwar der Bewerber keineswegs adelichen Standes, so habe doch, da derselbe meiner Tochter nicht zuwider, auch wegen mir dargeschlagenen guten und ehrlichen Conditionen, besonders aber weil nicht im Fall meine Kinder mit einer namhaften Ehesteuer auszustaffiren, nach eingeholtem Guthheißen der nächsten Anverwandten in nomine domini dem Bürgi zugesagt und gewähret. Und ist der Kirchgang zu Dornach an der Bruck am 21. Octobris, als am Tage der heiligen Ursula, festlich abgehalten worden, wohin ich meine Tochter mit fünfzehn Pferden habe geleiten helfen. Und hat zugleich in des Hochzeiters neuem Hause an der Birs die Hausräuke stattgehabt; und ist Alles ansehnlich und köstlich, auch lieb und freundlich zu männiglichs Satisfaction abgegangen in des Hochzeiters Vaters Kösten. Der Auf- und Abritt mit meinen Leuten hat mich selber aber über die sechzig Kronen gekostet. — Verhoffe, auch diese Tochter wohl versorget und einem glücklichen Haus- und Ehestand entgegengeführt zu haben, maßen sie als fleißige und flinke Wirthschafterin wohl im Stande ist, ihres Eheherrn Wesen in Küche und Keller zur Zufriedenheit zu führen.

Ungleich Vielen, so der Fürsten und Könige Gnadenketten und Ehrenpfennige zum höchsten halten und lieber des täglichen Brodes Abbruch sich gefallen ließen, als solche ihrer Posterität nicht zu hinterlassen, so sind mir dieselben zu keinen Zeiten anders vorgekommen, denn als Ketten, woran wir von des Vaterlandes Dienst und Wohlfahrt abgezogen werden sollen. Und habe mich derowegen nicht gescheuet, erst die güldene Kette, so mir auf meiner Gesandtschaftsreise von des Königs von Frankreich Majestät zu Theile geworden, behufs Abzahlung meiner Schulden und Berichtigung meiner Verbindlichkeiten, zu versilbern, so wie später auch meinen damals erhaltenen Gnadenpfennig als Pfand zu versetzen. Und war der Käufer der Kette Herr Besenwald, so in kurzen Jahren als obrigkeitlicher Salzverwalter ein erstaunlich Vermögen, hiedurch auch groß Ansehen und Einfluß gewonnen; und hat mir dafür bezahlt 618 Goldkronen, jede zu 46 Batzen. Der Gnadenpfennig dagegen, so ich dem Stadtseckel als Pfand hinterlegt, hat gewogen dreizehn Dublonen. Und habe mich mit diesem Geld der Schulden ledig machen können, so noch von meinem Hausbau herrührten; auch etwelche Kleinodien, so ich von meinem lieben parens seligen ererbet und mir weniger feil waren, denn französische Ketten, wieder einzulösen vermocht.

Und es geschah, daß noch im selbigen Jahre gegen einbrechenden Winter ein Tag zu Baden gehalten werden mußte; und haben mich meine Herren und Obern zu einem Gesandten dahin zu ernamsen für gut befunden. Und geschah dieses vornehmlich darum, weil das Bündniß mit Frankreich nächstens zu Ende gelaufen, da sich dann darum handelte, ob ein solches wiederum zu erneuern. Die meisten Stände waren nicht sehr dazu geneigt, maßen die fides gallica sich wieder einmal sattsam bewähret. Nachdem unsere Pariser Legation des vorhergegangenen Jahres wieder anheim gereiset, ohne das schweizerische Kriegsvolk mitzuführen, sich der beidseitig besiegelten Briefe vertröstend, so hatten sich königliche Ministri wenig darum gekümmert, das zu halten, was sie versprochen. Den schweizerischen Obersten und Hauptleuten war also nur noch der kleinste Theil der Gelder zugekommen, so ihnen der König für Sold und Verpflegung der Regimenter schuldete; waren ihnen auch die meisten Reichskleinodien, welche sie als Pfänder in Händen gehalten, mit Hülfe schlauer Reden und eitler Versprechungen entwunden worden.

Weil nun der französische Ambassador einen schlechten Wind in seinem Segel vermerkte, so war selbiger nicht faul, mit Hülfe seiner Creaturen die alten und gewohnten Praktiken in's Werk zu setzen. Und hat vermeinet das Bündniß wiederum erneuern zu können mit Erlegung von zweitausend Goldgulden an jedweden Stand löblicher Eidgenossenschaft, was aber lächerlich erfunden und von der Hand gewiesen wurde. Alsbald hat der schlaue Fuchs versucht mit etlichen Orten a parte zu conferiren und derowegen eine Audienz vor versammelten Tagherren ausgeschlagen, dagegen eine Conferenz mit etlichen Ausschüssen begehret; da er dann nicht ermangelt haben würde seine vielgeübten corruptiones zu versuchen. Ist ihm aber auch hierin nicht willfahret worden. Alles nichts helfend unterstand er sich eine Stadt Solothurn, absonderlich von den übrigen Orten, zu Erneuerung besagten Bündnisses zu bewegen, verhoffend, wenn gelungen, eine brèche zu eröffnen, daß dann bald in der gesammten Eidgenossenschaft eine Confusion entstehen würde und auch die übrigen Stände, einer nach dem andern, an das französische Seil gebunden werden könnten. Vermeinend, daß durch erhaltenen Gnadenpfennig und junger königlicher Majestät Händleindruck ich nun ebenfalls zu einer Creatur Frankreichs geworden, hat Monsieur de la Barde sich nicht entblödet, mir selber dahinzielende Zumuthungen zu machen. Worauf ihm, ohne ein Blättlein vor den Mund zu nehmen, ich erwiederte: solches solle Gott verhüten, daß es ihm gelingen möge, uns zu der eidgenössischen Union ersten Zertrennern und hiemit Urhebern unseres eigenen Ruins zu machen. Und sind mit dieser replica, so ich in meiner Relation an meine Herren und Obern zu erwähnen nicht unterließ, für diesesmal viele einverstanden gewesen, die sonst in solchen Sachen meine größten adversarii, nämlich solche, deren Söhne, Brüder und Vettern Obersten und Hauptleute bei den Regimentern; denn sie merkten wohl, daß ohne geziemenden Ernst noch lange umsonst auf des französischen Goldbrünnleins Anlassen würden warten müssen, was schließlich, da sämmtliches Kriegsvolk auf ihre Kosten zehrete, mit ihrer gänzlichen ruina enden mußte. Und erreichten also für diesesmal des Ambassadors Praktiken ihr Ziel nicht, wofür Gott der Preis.

An selbiger Tagfahrt nach Baden habe mich auch um Schlichtung eines andern Handels stark bemühet. Und rührte dieser Span von zwei unruhigen Nonnenklöstern her, Rathhausen und Eschenbach in dem Luzerner Gebiet, und handelte es sich um dero Beichtiger, ob dieselben vom Kloster St. Urban bestellet werden sollten, oder aber von den Vätern der Gesellschaft Jesu. Genannte beide Nonnenklöster weigerten es, sich dem Spruch und Urtheil des päpstlichen Nuntii zu fügen, so zu Gunsten der Jesuiten entschieden, und beriefen sich auf der Gotteshäuser Schirmvögte, meine gnädigen

Herren und Obern von Luzern. Dieweil aber die Klosternonnen mehrentheils Schwestern, Töchter oder sonst nahe Anverwandte der Herren, so zu Luzern am Regimente sitzen, so erhielten sie von dorther Aufmunterung in ihrer Auflehnung gegen der Kirche oberstes Haupt und dessen Delegaten. Und hat dieser Zwist nicht anders ausgetragen werden können, als durch Schiedsspruch katholischer Mitstände. Da habe dann bald vermerkt, daß der Ambassador auch hier die Hand in's Spiel stecke, sich der unruhigen Klöster gegen päpstlichen Nuntium annehmend, und that er so einestheils, um die Herren, so zu Luzern am Regimente, sich geneigt zu machen, anderntheils um zwischen den katholischen Orten, so sonst mehr zum Kaiser, auch zu Spanien Hinneigung gehabt, Zwiespalt und Uneinigkeit zu stiften. In Ansehung dessen habe als Schiedsrichter scharf dawider geredet, daß geistlich und weltlich Regiment nicht sollte vermenget werden, maßen es sich eben so schlecht schicke, wenn Clerici und Ordensleut in Staatsgeschäfte hinein reden, als wenn ein weltlich Regiment in kirchliche Angelegenheiten, auch Klostersachen, so die Weltlichkeit nicht beschlagen, sich mischen wollen. Da es dann bei des Nuntii Urtheil verblieb und ab Seiten Luzerns von einer bezüglichen Gesandtschaft an päpstliche Heiligkeit Abstand genommen wurde.

Auf meinem Heimritt von Baden konnte leider wohl vermerken, daß fast allerwärts unter den Unterthanen und Landleuten groß Mißtrauen eingerissen. Und kam solches mehrentheils daher, weil während vorhergangener Kriegsjahren, wo eine löbliche Eidgenossenschaft fast allein verschont geblieben, alle Erdfrüchte hoch im Preis, auch Grund und Boden selber mehr denn das Doppelte im Werth gestiegen, da dann während diesen fetten Jahren gar manche nicht auf die kommenden dürren reflectiret hatten, und statt der Sparsamkeit sich zu befleißen, sich dem Aufwand und der Ueppigkeit übergaben, auch ihre Güter und Heimwesen für hohe Summen zum Pfande dargaben. Als nach geschlossenem Generalfrieden in benachbarten Ländern Korn, Hafer, auch Wein wieder konnten gebauet werden und nimmer, wie vorhin von der Soldateska geplündert und verheeret wurden, da ward auch in der Eidgenossenschaft der Werth der Erdfrüchte, so wie der Güter sehr gering. Aber die Bauern, so vorhin in Ueppigkeit gelebt, mußten nach wie vor für Gülten und Pfandbriefe hohe Zinse bezahlen. Und wähneten, daran sey eine hohe Obrigkeit schuld, wo doch nur ihrer eigenen Klugheit und Vorsicht Abwesenheit der Veranlasser davon gewesen. Jedennoch ist nicht zu läugnen, daß manchen Ortes die von unsern gnädigen Herren und Obern gesetzten Vögte zur allgemeinen Unzufriedenheit das ihrige beitrugen durch Uebermuth, Habsucht, auch hohe Geldbußen für mindere Vergehen zu des eigenen Seckels Nutzen, der allgemeinen Wohlfahrt und Ruhe aber zum größten Schaden.

Des rebellischen Geistes fand ich zumeist in den gemeinen Vogteien, sodann auch in den aargauischen Städten, so unter meiner gnädigen Herrn von Bern Botmäßigkeit, sonderlich zu Aarburg, nicht viel minder zu Olten. Aber auch in den obern Amteien, so gar nächst unserer Stadt, schien Mißtrauen und Empörung um sich zu greifen. Und hat sich ein Bauer zu Deitingen nicht entblödet, den Junker Hans Victor Wallier, Vogt zu Kriegstetten, weil solcher gegen ihn etwas handfest und kurzgebunden, mit einem Stecken blau an den Armen zu schlagen, welcher Maleficant eingezogen, weil er aber etwelche Ursache des Ingrimms gehabt, nicht härter als mit Landesverweisung abgestraft wurde.

Annoch in diesem selbigen Jahre kam Gottes Segen zwiefach über mein Haus. Es geschah nämlich, daß meine Hausfrau wiederum eines Söhnleins genas. Und war gerade meines Sohnes Johann Baptist Gespons von Delsberg her bei uns auf Besuch, aus Anlaß, weil dero Frau Mutter und auch Geschwister wegen Durchzug vielen Kriegsvolkes auf ihrem Schlosse Giramenу nach Solothurn geflüchtet waren. Und wurden beinahe zur nämlichen Stunde mein eigenes sowohl als meines Sohnes Ehgemahl jedes mit einem Knäblein befreuet, und ward ich demnach Vater sowohl als Großvater zumal.

Kann mit gutem Gewissen nicht verläugnen, daß mein Gemüth fast mehr dem Enkelein zugeneiget war, denn dem Söhnlein; und mochte solches daher rühren, weil der Kinder keineswegs ein karger Segen mir zugemessen, das Enkelein aber, als meines Aeltesten Erstgeborener, unserer Familie Haupt, Stammhalter und Fortpflanzer zu werden versprach. Ließ dann auch, da beide, sowohl mein Sohn als mein Enkel, durch die heilige Taufe in die Gemeinschaft der Gläubigen aufgenommen wurden, in meines Herzens Fröhlichkeit ein Taufmal ausrichten. Wenn gleich ich mir nicht verhehlen konnte, daß mein Lebenswagen von seiner längst erreichten Culmination bereits in schnellem Bergabrollen begriffen sey, so war doch mein Gemüth bei dieser Festlichkeit froh und guter Dinge. Brachte auch, nachdem ich unsern Stamm- und Familienbecher, die Greifenklaue, bis zum Rande gefüllet hatte, meinem Kleinsohn eine wohlgesetzte Gesundheit aus, worinnen ihm anwünschte, er möge gleich seinen Vorvätern, von denen er seinen ehrlichen Staalischen Namen ererbet, einst herangewachsen, des Vaterlandes Wohlfahrt mehren und dessen Schaden mindern, insonderheit nach seinen Kräften

eine löbliche Eidgenossenschaft vor französischer Unterjochung und Sklaverei wahren und schirmen helfen. Worauf ich dem Würmlein, so von seinem Vater den Taufgästen präsentiret wurde, den Humpen an das Mündlein hielt, und geschah zu männiglichs Verwunderung und meinem nicht geringen Ergötzen, daß das Knäblein den Wein keineswegs verschmähte, sondern gar noch mit dem Zünglein danach leckte. Und konnte nicht umhin, solches für ein gutes prognosticon und Vorzeichen künftiger patriotischen Gesinnung anzuschauen.

Meinem Sohn Johann Baptist war zu Gevatter gestanden Herr Vetter Wolfgang, dermalen wohlbestallter Chorherr Prediger an unserem Collegiatstift zu St. Ursen. Und war derselbe als ein kluger und gelehrter Herr in gutem Ansehen sonderheitlich bei dem päpstlichen Delegato zu Luzern und mit selbigem in vielem Verkehr. Da geschah es, als wir annoch in Fröhlichkeit beim Taufmale saßen, daß Herr Vetter Wolfgang vom Nuntio eine Botschaft erhielt. Nachdem er dieselbe eröffnet und eingesehen, so erhob er sich, trat zu mir heran und überreichte mir congratulirend ein zierlich zusammengelegtes Pergament. Und da dieses unter allgemeinem Stillschweigen auseinander faltete, so fand zu meinem freudigen Erstaunen eine bulla mit angehängtem sigillo, darinnen ich von päpstlicher Heiligkeit Innocenz X. zum Ritter auratae militiae creiret wurde, und war dabei geschrieben, daß solche Ehrenbezeugung mir zu Theil werde wegen der Kirche geleisteten Dienste bei Schlichtung des Handels anbetreffend die rebellischen Klosternonnen zu Rathhausen und Eschenbach. Und war der bulla annoch ein goldener Gnadenpfennig mit des Papstes Bildnuß beigelegt. Also ward mir dieser Tag zu einem doppelten, ja dreifachen Fest- und Ehrentag, welchen nicht ermangelte, ihn mit dem Rothstifte anstreichend, in meinem Schreibkalender als ein dies faustus et memorabilis zu vermerken.

Den 2. Novembris des folgenden 1652sten Jahres geschah es, daß Ihro Gnaden Herr Schultheiß Schwaller, nachdem er acht Jahre regieret, schon hochbetagt des endlichen in Gott seinen Geist aufgab. Wenn gleich längstens ältester Rathsfreund, nun auch seit letzter Aemterbesatzung endlich Venner, so ließ mir doch nicht beifallen, daß bei nächst erfolgender Schultheißenwahl meine geringe Person als Prätendent würde dargegeben werden. Hatte schon gar vielfach in mißbeliebige Erfahrung bringen müssen, daß auf Anstiften des Ambassadors und seiner Creaturen, auch aus Mißgunst meiner Widersacher Ehrenämter für mich keineswegs leicht zu erhaschen, sondern seyen selbige viel eher für jene aufgespart, so einen Heiligen im Paradies, nämlich an des Königs Hof zu Paris einen guten Freund hätten. Der besondern Gunst des französischen Großspions und Oberkundschafters konnte mich aber noch keineswegs berühmen, um welche mich freilich bis anhin noch wenig beworben. — Auch war bis anhin noch keiner unseres Staalischen Namens zum Schultheißenamt gelangt, wenn gleich schon mehr denn Einer sich um des gemeinen Wesens Wohl verdient gemacht; wobei jedoch nicht zu verschweigen, daß meinem geliebten parens selig genannte oberste Ehrenstelle wohl angetragen, von ihme aber nicht acceptiret worden war, damit er nicht über Menschenblut richten müsse, so wie er während langjähriger Amtsführung als Stadtschreiber, Rathsfreund und Venner bei keinem Malefiz- oder Bluturtheil gesessen, sondern allezeit abgetreten war.

Um meinen Mitbürgern nicht gerechten Anlaß zu bieten, mich des Stolzes zu zeihen, auch um durch eigene Wahrnehmung unterrichtet zu seyn, woher unter gemeiner Bürgerschaft der Wind wehe, so pflegte fast allabendlich auf der Zunftstube meinen Nachttrunk zu nehmen, allwo dann mit den Meistern, auch etlichen Rathsfreunden, so zu mir hielten, bei einer Kanne Grissachers, auch wohl Avernachers verständiger Gespräche mich befliß, unserer Stadt Angelegenheiten beredete und meine Meinung in politicis austauschte. Und war unsere Zunftstube, zu Wirthen benannt, meistentheils stark frequentirt, da der Zunftwirth seinen Wein selber am obern See zu holen pflegte, auch, was etwelchen Andern nachgeredet ward, solchen mit Wasser zu vermischen unterließ.

Da geschah es einesmals, daß Meister Thomann, der Küfer, so mein Gevattersmann war, auch ein angesehener Zunftbruder, mit dem zinnernen Deckel auf seine Weinkanne zu klopfen begann; da dann die Zecher, so an verschiedenen Tischen saßen, in ihren Gesprächen innehielten und stille wurden, so hielt er mit lauter Stimme eine Ansprache. Und sagte derselbe, daß es, wie ihn bedünke, wieder einmal an der Zeit wäre, daß einem aus unserer Zunft das Stadt- und Landregiment an die Hand gegeben würde, wessen wir uns seit Mannesgedenken nicht mehr zu befreuen gehabt. Er wüßte, so sprach Meister Thomann weiter, keinen bessern zum Schultheißenamt, als seinen lieben Gevattersmann, Junker vom Staal; auch sey, so viel er verspüret, ein gut Theil der Bürgerschaft selbigem wohlgeneigt.

Für meinen Theil ward von dieser Rede nicht wenig überrascht. Zehen Jahre früher, da noch in kräftigem Mannesalter mich befand, wäre meiner Freude und meines Stolzes über solche Kundgebung nicht wenig gewesen, da nicht läugnen kann, daß zu jener Zeit etwelche Ambition mein Gemüth umstricket hielt. Aber

dannzumalen hätte ich kaum gelangen mögen, wenn mich zum Hochwächter auf dem Thurm dargegeben, da selbst die geringsten Aemter mit des Ambassadors Günstlingen besetzet wurden. Anjetzo tendirte viel eher dahin, die mir von Gottes Güte und Langmuth noch zugemessenen Tage in Ruhe verleben zu dürfen. Und ermangelte nicht, dieses so wie manche andere Bedenken meinen Freunden und Zunftbrüdern an's Herz zu legen; sagend, daß in diesen unruhigen und gefährlichen Zeiten des Regimentes Steuerruder einer stärkeren Hand als der eines Greises bedürftig sey; — auch ihnen vorstellend, daß ich keineswegs so reich mit zeitlichen Gütern gesegnet, als daß unsern Stand mit Ehren, wie sich gebühre, zu repräsentiren geeignet und fähig wäre. Worauf aber fast sämmtliche Zecher mit großem Geschrei auf mich eindrangen, so daß kaum mehr zu Wort zu kommen vermochte. Und hätte nicht viel gefehlt, so würden mich meine so wohl intentionirten Zunftbrüder in feierlichem Comitate nach Hause geleitet haben, welcher Ehre jedoch glücklich entwischte, indem mich, da das Geschrei am größten, unvermerkt von der Zunftstube entfernen konnte. In dieser selbigen Nacht aber ließ meines Gemüthes Unruhe mich wenig des Schlummers genießen. Und hatte, da der Morgen kam, den steifen Vorsatz gefaßt, mit der mir anerbotenen Würde auch die schwere Bürde auszuschlagen und aus vermeldeten Gründen von mir zu weisen.

Nicht lange nachwärts ließ sich Herr Oberst Ludwig von Roll, so wegen Leibesindisposition aus Frankreich Urlaub genommen, bei mir zu freundlicher Besprechung melden. Und fing damit an, mich dessen nochmals auf das wärmste zu beloben, was ich als Gesandter nach Paris gethan; und verschwieg nicht, wie viel des Dankes die Obersten und Hauptleute insgesammt, er selber aber insbesondere mir dafür schuldig seyen. Er sehe nun selber wohl ein, sprach er des weiteren, daß Nachgeben und Unterwürfigkeit dem Franzosen gegenüber nicht am Platz, sondern vielmehr Ernst, Mißtrauen und Festigkeit. Und thue solches jetzt um so mehr Noth, als des Königs Ministri, ohngeachtet unterzeichneten Uebereinkommens, Alles, was sie zur Zeit den schweizerischen Gesandten versprochen und zugesagt, wieder in den Wind geschlagen. Um unseres Standes und dessen Angehörigen Wohlfahrt und Interesse gewahrt zu sehen, sey nöthig, zum Schultheißenamt einen Mann zu erheben, so den Muth und guten Willen habe, dem König von Frankreich Tatz zu halten, auch nicht gewöhnt sey, vor dem Ambassadoren den Nacken zu beugen. Mich bei der Hand ergreifend schloß er sodann: unter sammthaften Rathsfreunden wisse er keinen hiezu besser angethan, denn mich; so ich mich nun entschließen wolle, den Schultheißenstuhl zu besteigen, so wäre es sein sowohl als seiner Familie Vorsatz, mir hiezu behülflich zu seyn. Und solle mir dieses dann zugleich für ein Zeichen und Pfand gelten, daß aller alte Groll und Zwiespalt zwischen den Rollen und denen vom Staal ausgelöscht, begraben und vergessen sey.

Konnte mich kaum genugsam verwundern, daß der Sohn des Verfolgers, auch schier Todfeindes unserer Familie und mein eigener langjähriger adversarius also seine Sinnesart gewechselt. Und mußte es für eine Deutnuß des Himmels halten, daß mich nicht länger der anerbotenen Würde erwehren solle.

Als dann der Festtag Johannes des Täufers herankam, da nach altem Brauch und Herkommen im versammelten Rosengarten von löblicher Bürgerschaft die Aemterbesetzung vorgenommen werden sollte, so war kaum mehr zweifelhaft, wer Schultheiß werden würde. Und ging auch diesesmal, wie in jeglichem Jahre die Solennität in gebräuchlicher Ordnung von statten. Und nachdem sämmtliche eilf Zünfte in der Barfüßerkirche, allwo der Rosengarten nunmehr schon seit einer Reihe von Jahren abgehalten wird, sich besammelt, auch eine stille Messe zu Anrufung des heiligen Geistes gelesen worden, so sind vorerst, wie bräuchlich, die Jungräthe, Alträthe und der Gemeinmann wieder für ein Jahr bestätigt worden. Sodann ward die Gemeinde vom Stadtschreiber mit lauter und vernehmlicher Stimme um ein Haupt befraget. Und hatten sich nebst mir als Prätendenten dargegeben Junker Oberst Johann Wilhelm von Steinbruck, auch Herr Hans Jakob Brunner, Venner. Da ist dann von sämmtlicher zünftiger Bürgerschaft um alle drei gemehret worden; und bin, wiewohl unwürdig, mit mehr denn zwei Drittheilen sämmtlicher Stimmen zu einem regierenden Schultheißen unseres Gemeinwesens erwählet worden. Habe dann alsogleich den Eid meines neuen Ehrenamtes dem Herrn Stadtschreiber abgelegt, worauf, von sämmtlichen Jung- und Alträthen geleitet, auch gefolget vom Großweibel mit dem Stab und denen obrigkeitlichen Dienern in der roth und weißen Standesfarb, ich unter Vorausschreiten der Trompeter, Trommler und Stadtpfeifer, so sich — eines schönen Trinkgeldes gewärtig — lustig hören ließen, in feierlichem Zuge von den Barfüßern nach dem Rathhause hinüberschritt.

Aber nicht länger als nöthig dort verweilend, zog mich unter mein bescheiden Dach zurück. Derweilen meine liebe Hausfrau, nicht wenig stolz darauf, nunmehr eine regierende Frau Schultheißin zu seyn, für die zu erwartenden Congratulanten übungsgemäß Pastetlein, auch süßen gewürzten Wein in Bereitschaft

setzte, ging ich in meine Kammer, vor meinem Vater im Himmel mich zu demüthigen und auf die Kniee zu werfen. Und flehete inbrünstiglich zu ihm, er möge mir die Kraft verleihen, zu der Bürde meiner vierundsechzig Jahre noch die Last des erhaltenen Amtes, dem Vaterland zum Nutzen, so wie mir selber nicht zur Unehre, tragen zu können, mich in Demuth unterwerfend den unerforschlichen Rathschlüssen göttlicher Vorsicht, welche die Ehren, nach denen der Mann so lange umsonst gestrebet, nun dem Greise, der ihrer kaum mehr begehrte, gleich einer reifen Frucht in den Schooß fallen ließ.

Alfred Hartmann.

Correspondenz-Nachrichten.

Bern, August.

Bern und Genf.

Die Eisenbahn von Genf nach Bern führt an drei Seen vorüber. Jeder dieser Seen hat einen andern Charakter, das Wasser eines jeden eine von der des andern verschiedene Farbe, der Pflanzenwuchs, die Berggruppen sind da und dort verschiedene, ein anderer Menschenschlag wohnt an jedem derselben. Noch verschiedener aber ist der Charakter der Umgegend der beiden schon genannten bedeutendsten Städte der Eidgenossenschaft, und am verschiedensten wohl derjenige der Einwohner hier der Aarstadt, dort der Lemanstadt.

Wenn man von Genf abfährt, behält man in der ersten halben Stunde jenes Gemälde vor Augen, das man in Genf gewöhnt geworden und lieb gewonnen, es ist das sanft zum See abfallende Ufer, dann die Fläche des Sees selbst, dessen Bläue das Auge stets von neuem fesselt und entzückt, und endlich jenseits desselben die Kette der Alpen, sey es, daß sie den Glanz der Mittagssonne herüber werfen, sey es, daß sie in der Gluth des Untergangs aufleuchtend, den ganzen Horizont mit einem Feuerschein überschütten. Der spitze Kegel des Mole bleibt, wie man ihn von Genf aus sieht, einige Zeit in der Mitte der ihn umgebenden Berggruppen, des Salève und der Voirrons, ruhig stehen, und nur die hinteren Berge, d. h. die Alpengipfel, deren schon eine größere Kette sich zeigt, als in der Nähe von Genf, geben dem Bilde einen veränderten Ausdruck. Längs des ganzen Striches zieht sich das saftige Rebgelände, welches dieses Jahr wieder eine reiche Ernte verspricht, über die Abhänge der Hügel und bis an die Ufer des Sees hinab. Endlich ist die ganze Bahn, von Genf bis Morsee, mit einem Kranze in den reichsten Farben glühender Feldblumen geschmückt. Ueberhaupt hat der Anblick des Genfer Sees etwas Südliches; der Himmel scheint dunkler, die Sonne strahlender, glühender die Farben.

Schon am Neuenburger See ist der Charakter der Landschaft ein durchaus anderer, nordischer geworden, wie auch der Wein, der hier wächst, sich in Geschmack und Farbe eher demjenigen nähert, welchen die gesegneten Rebenhügel jenseit des Rheines hervorbringen, als dem, der aus den Reben von La Côte gewonnen wird. Der Bieler See hat vollends, im Vergleich mit jenen, beinahe einen düsteren Charakter. Die Berge, die dunkeln Wälder treten, besonders an dem östlichen Ufer, dicht an den See und werfen ihre schwarzen Schatten weit hinein; der ganze südliche Theil des Sees ist mit Binsen überdeckt, die dem Wasser die freundliche Farbe nehmen, es schmutzig färben, auch ohne daß der Sturm die Untiefen aufrührt; endlich in der Mitte des Beckens liegt die hohe, waldbewachsene Petersinsel, die, so schön sie ist, so großen Reiz sie auch der Landschaft verleiht, den Charakter des Ganzen nicht freundlicher, sondern melancholischer macht. Dieser Eindruck wird nicht vermindert durch den Gedanken an den großen und unglücklichen Jean Jacques, dessen Gestalt gewiß jedem Vorüberfahrenden erscheint, wie er da in seinem Nachen auf dem See sich schaukelt, dort mit einem Sack umgürtet auf einem Baumast sitzend Obst bricht, oder endlich gar mit der ganzen Einwohnerschaft der Insel in halb lächerlicher, halb rührender Feierlichkeit auf die Nebeninsel übersetzt, um da seine Kaninchencolonie anzulegen.

Aber noch ganz andere Gedanken müssen jetzt nicht nur den schweizerischen Patrioten, sondern auch den deutschen schmerzlich berühren, wenn er diese zwei nördlichen Seen mit jenem südlichen vergleicht. Der Neuenburger, der Bieler See liegen im Schweizerland, dort liegt Granson, da Laupen, Murten, unvergeßliche Namen! Durchfährt man aber den Leman, so trifft das Auge überall am südlichen Gestade auf die französische Flagge, ein

höhnend Gedenkzeichen deutscher und schweizerischer Schwäche. In den ersten Tagen Julis waren die Grütlivereine zu ihrem alljährlichen Vereinsfeste in Lausanne versammelt. Am Montag den zweiten machten sie eine Fahrt längs des savoyischen Ufers hin; überall sah man die französische Fahne aufgehißt, die Einwohner des Landes aber, weit entfernt, irgend eine Anhänglichkeit an dieses Zeichen einer ränkevollen Eroberungspolitik an den Tag zu legen, schienen vielmehr auf alle Weise ihre Sympathien für die Schweiz zeigen zu wollen; überall grüßten sie mit Freudenruf und Hüteschwenken die am Ufer hinziehende Schweizer Flagge, ja in St. Gingolph, dem Grenzorte, der bekanntlich zur Hälfte dem Wallis, zur Hälfte Savoyen angehört, erschien einen Augenblick eine französische Flagge an einem der Fenster, nur um den Augenblick darauf in den See hinabgestürzt zu werden. Der Herrenwechsel des Südgestades des Leman hat schon jetzt eine sehr bedeutende Einwirkung auf das schweizerische Leben geäußert, eine Einwirkung, welche sich späterhin gewiß noch viel bedeutender offenbaren wird. Schon haben, seitdem die österreichischen Adler sich hinter den Mincio zurückgezogen haben und die französischen ganz ungestört an den Schweizer Seen ihre Beute suchen, einige der schweizerischen Städte theilweise, Genf sogar beinahe vollständig, ihre Physiognomien geändert. In Genf, der früher so friedlichen Stadt, der großen Uhrmacherwerkstätte der Welt, wimmelt es jetzt von Uniformen, und nicht anders als wäre man in einer der dreißig deutschen Residenzen, hört man jetzt alltäglich Militärmusik, Trommelwirbel, Hufschlag der Rosse und das Dröhnen der Geschützwagen in den Straßen. In Bern, das der Gefahr nicht so nahe liegt als Genf, herrscht freilich nicht jenes unruhige kriegerische Treiben; doch auch da sieht man mehr Uniformen, als man früher gewohnt gewesen. Daß diese Zustände, außer den großen Einflüssen, die sich im allgemeinen Stand der Geschäfte äußern, noch ganz besonders auf die männliche Jugend einwirken, ist natürlich. Dieser Wirkung mögen denn auch gewisse Vorfälle bei dem letzten Kadettenfeste zuzuschreiben seyn, von denen einige Tage lang viel die Rede gewesen. Wie man sagt, sollen bei dieser Gelegenheit alljährlich einige Ladstöcke in der Luft herumfliegen, heuer befriedigte aber dieß die jungen Knaben nicht, und einige derselben glaubten sich den Spaß machen zu müssen, damit es lustiger knalle und wo möglich auch einer wirklich falle, ihre Gewehre mit Steinen zu laden. So thaten sie, und wirklich wurden zwei ihrer Mitschüler, einer am Arm, der andere am Unterleib dadurch verwundet.

Die Schienenstraße von Biel nach Bern ist doppelt so lang als die Strecke zwischen diesen beiden Städten beträgt; sie ist länger als der Weg von einer dieser Städte nach Basel; denn zuerst wird man bis Herzogenbuchsee nördlich geführt, und erst von da aus wendet sich die Bahn wieder südlich. Glücklicherweise aber ist der Weg durchaus angenehm, besonders in dieser Jahreszeit, in welcher die Erde in ihrem schönsten Schmucke prangt. Westlich hat man da ohne Unterbrechung bis an den nördlichen Zielpunkt, Herzogenbuchsee, den dunkelbewaldeten Jura vor sich, dessen Fuß manchmal bis in die nächste Nähe der Bahn herantritt; östlich dagegen öffnet sich meist das Land, und die Wälder haben da dem Wiesengrund, dem Fruchtfeld Raum gegeben. Auf der Strecke von Herzogenbuchsee nach Bern bleibt der Jura hinter uns, die Hügel stehen beinahe überall weit zurück, und man hat das ebene wohlangebaute Land vor sich, das gerade jetzt, während der Ernte, den lieblichsten Anblick darbietet. Ueberall die Berner „Buaba" und „Maidschena," mit der Sichel in der Hand, überall die kräftigen Gespanne, überall Arbeit und Wohlstand.

In Bern selbst befindet man sich mitten im Hügellande, wie man es etwa in der schwäbischen Alp oder im Schwarzwald gesehen hat; doch scheinen die Berge oder Hügel hier an der Aar sich nicht so regelmäßig zu verzweigen, wie dieß bei den genannten deutschen Gebirgen der Fall ist, sondern unordentlich entspringen sie da und dort dem Boden, während weiter in der Ferne die Ketten der Voralpen und Alpen sich in regelmäßiger Majestät am südlichen Horizonte hinziehen. Die Hügel und die Schlangenkrümmungen der Aar drücken der Umgegend der Stadt Bern ihren charakteristischen Stempel auf; in Genf dagegen ist es der See und jene Form des Landes, welches, ein Becken bildend, sich beinahe in ebener Fläche bis an die kühnanstrebenden Felswände des Salève und an die dunkel bewaldeten Abhänge des Jura hinzieht, und so den Eindruck des Ganzen bedingt. Die Kette der Schneegebirge hat, von Genf aus gesehen, nicht jene gewaltige Ausdehnung wie in Bern, dagegen steht der Montblanc von Genf aus in Größe und Gruppirung einzig da. Der Anblick des Ganzen ist in Genf lieblicher, denn den Glanz des Wassers, den Sternenschimmer der Wellen, den Duft der nicht zu fernen, nicht zu nahen Berge können in Bern die zu nahen Hügel und die grünlichen Wasser der in ein enges, tiefeingeschnittenes Bett eingezwängten Aar nicht wiedergeben. Dafür aber bietet die Umgegend von Bern in ihrer Naturwüchsigkeit Reize dar, von denen man im gezierten, verschnittenen, geschnörkelten, geleckten Gartenland um Genf schon lange nichts mehr weiß. Aus Genf mag Rousseau jenen Zornesausbruch in den ersten Sätzen des Emil hergenommen haben, denn selten sieht man da einen ganzen Baum, die meisten sind vielmehr verschnitten und verstümmelt; während in der Nähe von Bern der herrlichste Hochwald den Freund der Natur in seinen Schatten ladet. In Genf gibt es überhaupt so zu sagen gar keine Spaziergänge mehr, überall stößt man mit der Nase auf häßliche, mit Glasscherben gekrönte Mauern, oder auf Verwüstung, und die wenigen Spazierwege, die es noch gibt, bieten nicht einmal Schatten und gewähren nur selten einen Ausblick auf die Gegend. Hat man freilich einmal diesen, dann ist man für viel Ungemach belohnt. Die Züge der Umgegend sind einfach und groß, der Eindruck des Ganzen lieblich und erhaben; dagegen

sind die Umgebungen Berns mannigfaltiger, aber weder an Größe noch an Lieblichkeit mit jenen Genfs zu vergleichen.

Wenn man in Beziehung auf die Bewohner dieser zwei Städte mit Heine reden wollte, so könnte man mit seinen Worten also sprechen: „Im Allgemeinen werden die Bewohner — also nicht Göttingens, sondern — Berns eingetheilt in Studenten, Professoren, Philister und Vieh; welche vier Stände doch nichts weniger als geschieden sind. Der Viehstand ist der bedeutendste.“ Dieser letztere Passus besonders ist mit einiger Wahrheit auf Bern anzuwenden, indem diese Stadt, außer einer gewissen Anzahl von Kühen, Pferden, Katzen, Hunden rc., außer-, innerhalb und auf den Mauern eine große Menge von sowohl steinernen als auch fleischernen Bären besitzt; in Genf dagegen besteht der Thierstand vorzüglich aus Adlern, Schwänen, Flöhen, Eseln und Wanzen. Diese letzteren lebten schon vor der Savoyer Frage in beständigem Krieg mit der Republik, die zwar schon oft in einem 29sten Bulletin den Sieg über das blutdürstende Geschlecht verkündet hat, aber leider, wie es sich nachher herausgestellt, statt mit dem Siegerkranz geschmückt, blutend den Rückzug antreten mußte.

Genf hat in den letzten Jahren entschieden den Charakter einer Großstadt angenommen; Bern ist dieß nicht und wird es auch so schnell nicht werden. Das Menschengewühl auf gewissen Straßen und Plätzen in Genf findet kaum in dreimal größeren Städten, wie z. B. München, seines gleichen. Bern kann hiemit in keiner Beziehung einen Vergleich aushalten. Genf hat auch an Vergnügen wie an Kunstgenüssen ungleich mehr zu bieten als Bern, obgleich sich dieser Tage im hiesigen Intelligenzblatte ein ehrsamer Berner ganz ernsthaft beklagte, daß man vor dem vielen Turlufutu in keinem Wirthshause mehr sein Spiel in Ruhe machen könne. Dagegen ist Bern der Sitz der eidgenössischen Regierung, die schon dem Aeußern der Stadt ihren Stempel aufgedrückt hat. Ich meine damit den Bundespalast, ein herrliches Gebäude, wie deren Genf freilich keines aufzuweisen hat. Ebenso ist die Plattform, vor der Münsterkirche am hohen Aarufer gelegen, mit der prachtvollen Aussicht auf die Alpenkette des Oberlandes, vielleicht einzig in ihrer Art. Jene Reihen von — Palästen, könnte man sagen, wenn nicht in dem untern Stockwerk derselben Kaufläden wären — welche einige Straßen und die Kaien Genfs bilden, wird man dagegen in Bern vergebens suchen. Bern besitzt einige schöne Kirchen, während in Genf selbst die Peterskirche durch die wunderlichste Stylvermengung verdorben worden ist. Ein gleich wunderliches Styldurcheinander findet man ferner auf dem neuen Boulevard in Genf, welcher von der Brücke der Coulouvrenière gegen Plainpalais hinaufführt. Die neue Synagoge in orientalischem Style mit ihrer mächtigen Kuppel und den schmalen Fensterchen steht da neben dem freundlichen griechischen Porticus des Freimaurertempels. Dahinter versteckt sich das Conservatorium der Musik mit seinen Statuen und Säulen; daneben steht ein hohes modernes Wohnhaus und endlich zuletzt die fensterreiche Wahl-, oder wie der Volksmund spricht Ohrfeigen-Schachtel. In diesem Hause werden die Magistrate der Republik gewählt, und die Schüler des Gymnasiums und der Volks- und Mädchenschulen empfangen da in Gegenwart eben dieser Magistrate, ihrer Eltern, Verwandten, Freunde und Mitschüler die Preise, welche für ihren Fleiß und ihr gutes Betragen ausgesetzt worden sind.

Diese beiden größten Schweizerstädte sind trotz allem wahre Kleinode der Eidgenossenschaft. Vielleicht möchten sie bald dazu bestimmt seyn, ihre Tüchtigkeit in Vertheidigung ihrer höchsten Güter thatsächlich darzuthun.

London, August.

Darniederliegen des Buchhandels. — Ernteaussichten. — Aberglaube. — Herr Home und der Spiritualismus. — Zunahme des Wahnsinns in England.

Beide Opernhäuser sind nun geschlossen und wir müssen daher die heutige Season als beendigt betrachten. In den fashionablen Stadttheilen fängt auf den Straßen das Gras an zu wachsen; Rotten Row (zu deutsch „der faule Weg,“ ein sonderbarer Name für den Sammelplatz der aristokratischen Welt) Rotten Row, wo sich bis vor Kurzem die schönsten Pferde und die reichsten Damen und Cavaliere der Erde tummelten, ist eine trostlose Wüste,

und dauert auch die Parlamentssession noch fort, so haben die Redner des Oberhauses wie des Unterhauses doch meistens vor leeren Bänken, oder richtiger Polstern, zu sprechen. London ist gegenwärtig „so langweilig" und die Herren Gesetzgeber jagen gleich den gewöhnlichen Menschen gerne dem Vergnügen nach, das sie jetzt überall zu finden hoffen, außer in der Metropole. Gibt es irgend einen Parteikampf, der ihre Anwesenheit „in der Stadt" erfordert, so wird es ihnen ja pflichtschuldigst von dem „Einpeitscher" angezeigt, und Dank der trefflichen Eisenbahnverbindung ist es ihnen ein Leichtes, rechtzeitig auf dem Schlachtfeld zu erscheinen und mitzustimmen, bloß mitzustimmen, denn das ist Alles, worauf es bei diesen Parteikämpfen um die „ministeriellen Brode und Fische" (freilich Goldfische) ankommt. — Die periodische Auswanderung unserer Mittelklasse dürfte dieses Jahr eben so umfassend werden wie die des Adels. Obgleich die eigentliche Badesaison erst Ende August beginnt, so sind die Badeplätze an der Küste bereits überfüllt und haben die dortigen Wirthe schon „volle" Preise eingeführt, was aber die Cockneys nicht im mindesten abschreckt.

Leider ist die Witterung fortwährend sehr ungünstig. Es vergeht fast kein Tag, an dem es nicht regnete, und die Nächte sind durchweg kühl wie im Spätherbst. Das Getreide ist in Folge dessen außerordentlich zurück; es steht aber im Ganzen gut, und haben wir uns auch einer späten Ernte zu gewärtigen, so sind doch die Befürchtungen vor einer Mißernte so ziemlich verschwunden. In Einer Hinsicht ist das kühle Wetter unläugbar nützlich, nämlich für den Gesundheitszustand. Hätte sich nach dem nassen Frühling und Frühsommer starke Hitze eingestellt, so wären ohne Zweifel zahlreiche Fieber und epidemische Krankheiten ausgebrütet worden. So wie es ist, läßt der Gesundheitszustand Englands nichts zu wünschen übrig; nirgends herrscht eine Seuche, und das Verhältniß der Todesfälle ist unter dem Durchschnitt.

Unter den Geschäftsleuten, welche über die verflossene Saison am lautesten klagen, befinden sich die Buchhändler. Unglücklicherweise sind ihre Jeremiaden nur zu wohl begründet. Die Ursachen liegen auf der Hand. Das Publikum ist nicht in der Stimmung, Bücher zu lesen und zu kaufen. Durch die politischen Ereignisse in eine fieberhafte Aufregung versetzt, hat es bloß für die politische Tagesliteratur Interesse, und statt sich mit Novellen und Romanen die Zeit zu vertreiben, studirt es die verschiedenen „Fragen," welche uns auf den Nagel brennen, und übt sich nebenbei im Gebrauch der Waffen. Es ist eine bessere Zeit für Büchsenschmiede als für Verleger; das eiserne Zeitalter ist zurückgekehrt und hat das papierene verdrängt.

„Die Extreme berühren sich," sagt das Sprüchwort, und es hat sich durch tausendjährige Erfahrung bewahrheitet. Wir können uns deßhalb nicht wundern, daß sich in unserer Epoche des plumpen Materialismus, des tollen Trachtens nach Reichthum und des betäubenden Kriegslärms der gräulichste Aberglaube breit macht, daß er sich ein förmliches System gebaut hat und seine Jünger vornehmlich unter den Materialistischsten der Materialisten recrutirt. Vor sechs oder sieben Jahren spuckte hier zum ersten male in neuerer Zeit die „Geisterlehre," der „Spiritualismus." Die Tische wurden lebendig und verkündeten die Geheimnisse des Jenseits in schlechter Prosa, oder noch schlechteren Versen. Ungefähr ein Jahr lang war das Tischrücken in der Mode, aber allmählig verlor es sich, und bis vor Kurzem hörten wir nicht viel mehr davon. Allein neuerdings ist es wieder aufgelebt, stärker als je, und zwar unter den Auspicien des famosen Amerikaners Home, der sich in den Tuilerien seine Sporen verdient hat. Das Unwesen hat nun so überhand genommen, daß die Presse sich genöthigt sieht, es ernsthaft zu besprechen. Thackeray druckt in der letzten Nummer seines Cornhill Magazine einen Aufsatz ab, betitelt: Stranger than fiction (Befremdender als Dichtung), welcher eine „Sitzung" bei Home schildert. Der Verfasser, dem Thackeray ein Zeugniß der Ehrlichkeit ertheilt, sagt von Home: „Er ist höchst bescheiden und sieht aus wie ein Mann, der heftige Seelenkämpfe gehabt hat. Seine Züge verrathen mehr Herzensgüte und Sanftmuth, als Kraft. Er ist noch so jung, daß er die Heiterkeit des Kindesalters noch nicht völlig abgestreift hat. Er gibt sich nicht für einen Geisterbeschwörer aus und spricht bloß selten von seiner geheimnißvollen Fähigkeit." Doch betrachten wir Home „an der Arbeit". (Die Scene spielt in einem geräumigen Zimmer.) „Alle Lichter waren ausgelöscht, nur durch das Fenster drang ein schwaches Licht herein. Plötzlich bewegte sich der Fenstervorhang (das schwache Licht behagte den Geistern nicht) und nach mehreren Versuchen wurde er (von den Geistern) heruntergezogen. Sofort (als es völlig dunkel war) ließen sich Geisterhände verspüren. Ich fühlte zu wiederholten malen ein Zupfen an meinem Knie. Andere fühlten dasselbe. Es war überraschend, mit welcher Geschwindigkeit die Hände (der Geister) unter dem Tisch hin- und herfuhren. Von Neugierde erfaßt, ergriff ich eine Hand, aber sie wurde in meinen Fingern zu Luft. Es war eine weiche Substanz wie Sammt, der Druck verwandelte sie aber in Luft. Das Tischtuch flog fort, eben so die Blumen, welche auf dem Tisch gestanden hatten. — Ein Accordion bewegte sich von seinem Platze, flog durch das Zimmer und fing an zu spielen. Die Melodie war wild, die Ausführung künstlerisch vollendet. Ich hörte nie eine so schöne Melodie. Ich packte das Instrument, allein es spielte fort. Home saß zunächst am Fenster, seine Hände lagen vor ihm auf dem Tisch. Plötzlich rief er uns zu: „Mein Stuhl bewegt sich. Ich fliege empor. Geben Sie nicht Acht auf mich. Sprechen Sie von etwas Anderem!" Ich saß ihm gegenüber und sah seine Hände sich von dem Tisch erheben und seinen Kopf in dem dunkeln Raum unter dem Fenster verschwinden. Nach einer Minute sprach er wieder. Er schwebte vier bis fünf Fuß über dem Boden, stieg aber weiter in die

Höhe und schwebte an der Zimmerdecke her durch die ganze Stube. Als er mir nahe kam, berührte ich seinen Fuß, worauf er einen Schrei ausstieß. (Das Berühren ist gegen das Programm.) Nachdem er seinen Platz wieder eingenommen hatte und die Lichter wieder angezündet waren, bemerkten wir ein Zeichen, welches er an der Decke angebracht hatte." So weit dieser „Augenzeuge" (ein Augenzeuge im Finstern), von dem Thackeray erklärt: „Ich kann für die Ehrenhaftigkeit unseres Correspondenten bürgen, mit dem ich seit 25 Jahren befreundet bin." Nicht so gläubig wie dieser Augenzeuge ist ein Correspondent von „All the year round" (der Dickens'schen Wochenschrift), der in der letzten Nummer dieser Wochenschrift seine Erlebnisse in einer „spiritualistischen Sitzung bei zwei Damen" erzählt. Er entdeckte Tische, die bei der leisesten Berührung, auch ohne Hülfe der Geister, zu hüpfen und zu tanzen begannen; ertappte die Geister auf groben Unwahrheiten, und als eine Schelle klingelnd durch das Zimmer flog (die Lichter waren natürlich ausgelöscht), erhielt er nicht die Erlaubniß, auf den Tisch zu steigen und sich davon zu überzeugen, ob die Schelle nicht an einem Draht oder Bindfaden laufe. „Kurz," so faßt er seine Beobachtungen zusammen, „es geschah nichts, was nicht auf Betrug zurückzuführen wäre. Und doch saßen vernünftige, gebildete Engländer und Engländerinnen um mich herum, welche diese beiden häßlichen „Zauberinnen" mit der tiefsten Verehrung betrachteten und in ihren plumpen Kunststücken himmlische Manifestationen erblickten." Ich vermuthe, diese beiden Zauberinnen verstehen ihr Handwerk nicht so gut wie Home, der mit der Zeit, wenn die Welt etwas vernünftiger geworden ist, dem Herrn Frickel eine gefährliche Concurrenz machen dürfte.

Eine Thatsache, die hierher gehört, ist die erschreckende Vermehrung des Wahnsinns, eine Erscheinung, die nicht zufällig ist, und deren Wurzeln in unseren modernen gesellschaftlichen Zuständen zu suchen sind. Das Schnellleben, welches jetzt an der Tagesordnung ist, nutzt den Geist rasch ab und schleudert ihn nur zu häufig in die aberwitzigsten sogenannten religiösen Verirrungen, oder hüllt ihn in vollkommene Nacht. Die Vereinigten Staaten von Amerika, die England im Schnellleben voraus sind, zählen auch eine größere Zahl von Wahnsinnigen, als England. Aber England ist auf dem besten Wege, die Vereinigten Staaten in dieser Beziehung einzuholen, wie aus den jüngsten Berichten der Irrencommissäre erhellt. Doch darüber ein andermal mehr.

Aus Nordfriesland, August.

(Schluß.)

Vogelfang. — Dünenbilder. — Austernfischerei. — Die friesische Sprache im Verhältniß zur deutschen und zum Dänenthum.

Einen bleibenden Eindruck wird jeder Fremde von einem Besuche in der Vogelkoje mit sich nehmen, die an der Grenze des Listlandes und am Eingange in die Lister Dünen liegt. Die Vogelkojen sind bekanntlich künstlich angelegte, mit dichtem Gebüsch umgebene Teiche, auf denen man gezähmte Krikenten als Lockvögel für die Schwärme der wilden Krikenten hält, die sich gegen Ende Juli in großen Zügen auf den nordfriesischen Inseln einzustellen pflegen. Ich will hier nicht aus der Schule plaudern, um die Ueberraschung nicht abzuschwächen, die jeden Besucher der Sylter Vogelkoje wie ein Zauber packen und mit magischer Gewalt in diesem entlegenen Winkel der Insel festhalten muß. Hat er dabei das Glück, von einem Eingeborenen, mit der Geschichte seiner Heimathinsel Vertrauten begleitet zu werden, so kann er wunderbare Dinge über hier Geschehenes zu hören bekommen. Die Umgebung der Vogelkoje gehört wie Tinnumburg zu jenen Punkten Sylts, wo talentvolle Landschaftsmaler ergiebige Studien machen und Bilder voll eigenthümlichen Lebens und ergreifender Wahrheit entwerfen könnten. Es werden jährlich in der Sylter Vogelkoje zwischen zwanzig- und fünfundzwanzigtausend Enten gefangen, die einen einträglichen Handelsartikel der Insulaner bilden.

Die Welt der Dünen ist reich an fesselnden, die Phantasie in eigenthümlicher Weise beschäftigenden Erscheinungen, so daß Besucher dieser Wildnisse von Langer-

weile nie geplagt werden können. Längeres Verweilen in umfangreichen Dünenkesseln lehrt uns die Entstehung der Dünen, das Leben und Weben in diesen beweglichen Sandkegeln und ihr Verschwinden kennen. Häufig begegnet man im Vergehen begriffenen Dünen. Sie sehen seltsam genug aus und haben wirklich Aehnlichkeit mit einem lebenden Wesen, das seiner Auflösung entgegen sieht. Fast immer sind lebensfähige Dünen mit Binsen, Dünenroggen, einer bestimmten Art schön blühender Haide und andern Pflanzen bewachsen. Dieser Pflanzenwuchs ist eben sowohl ihr Schmuck wie ihr Panzer, der sie gegen die grausamen Gelüste des eigenen Vaters vertheidigt, dem sie ihr Daseyn verdanken. Erzeuger der Dünen ist der Wind. Sein Odem erbaut diese silbernen Sandhügel, sein Odem bestreut sie mit Samenkörnern jener Gewächse, die sie in ein grünlich schimmerndes Gewand hüllen sollen, und der Regen befeuchtet den dürren Sand, daß es sich in ihm befestige. Lange aber erfreut sich der Vater der Dünen nicht an seinen Schöpfungen. Wie er rastlos von Pol zu Pol wandert, so liebt er auch in seinen Gebilden die Abwechslung. Im Zorne sich zum Sturme umgestaltend, zerreißt er die feinfaserigen Gewänder seiner Kinder, beraubt sie nach und nach der schützenden Hülle und beginnt nun unaufhaltsam sein grausames Zerstörungswerk. Verwelkt, braun, zerrissen schlottern die entwurzelten Pflanzen um Haupt und Glieder der Düne, der Sturm wühlt in ihren Eingeweiden, der Regen peitscht sie schonungslos von allen Seiten, und so gepeinigt, neigt sie das Haupt, bricht zusammen und ist eines Tages bis auf das Häufchen verwesender Pflanzenreste gänzlich verschwunden. Solche dem Tode geweihte Dünen machen einen wahrhaft melancholischen Eindruck.

Großartig, dabei aber unheimlich, ja gespenstisch, gestalten sich die Dünen im Rasen des Sturmes. Eine leicht erregbare Phantasie wird alsdann diese von ganz unnatürlichen Tönen durchzitterten Trichter und Schluchten mit Dämonen bevölkern, und in dem wirbelnden Sandrauch, der von Gipfel zu Gipfel wandert oder die steilen Thalwände entlang fluthet, gespenstische Gestalten erblicken, und in diesem Anblick eine Erklärung der düstern Sagen finden, an denen keine Insel Nordfrieslands so reich ist, wie das mit Tausenden von Dünen bedeckte Sylt.

Es ist zu bedauern, daß gerade in den Sommermonaten, also während der Saison die Austernfischerei ruht. Der Feinschmecker beklagt dieß seines Gaumens wegen, der Wißbegierige, zumal, wenn er nie zuvor ein Seegestade betreten, weil er nicht Zeuge beim Verfahren des Fischens dieser so hoch geschätzten Schaalthiere seyn kann. Rund um sämmtliche Inseln Nordfrieslands bis in den Heverstrom liegen eine Menge Austernbänke, die sammt und sonders einen reichen Ertrag liefern. Sylt ist mit Ausschluß der Westküste auf allen Seiten förmlich davon umringt. Es wurde mir versichert, daß eine der ergiebigsten dieser Austernbänke mindestens so viel eintrage, als sämmtliche übrige Erzeugnisse der ganzen Insel zusammengenommen. Die Austernbänke an der nordfriesischen Küste sind Regal, werden aber an Privatleute verpachtet. Der gegenwärtige Pächter der um Sylt und bei Amrum gelegenen Bänke, ein begüterter ehemaliger Schiffscapitän der ersteren Insel, entrichtet dafür an Pacht jährlich, wie man mir sagte, 30,000 Bankthaler. Die jährliche Ausbeute soll aber zur Zeit auch weit über eine Million Austern, d. h. etwa 1200 Tonnen betragen, von denen ein bedeutender Bruchtheil zu hohen Preisen nach Rußland verschickt wird.

Unbedeutend dagegen ist der Fischfang. Zwischen und auf den weiten Wattenfeldern, welche die See alle vierundzwanzig Stunden zweimal überfluthet, scheinen die Fische keine rechte Heimath zu finden. Wahrscheinlich verhindert der starke Fluth- und Ebbestrom das Gedeihen des Laichs. Deßhalb gehören Fischspeisen auf diesen Eilanden zu den seltenen Gerichten. Die kleine graue Krabbe, hier gewöhnlich Porre genannt, ist häufig, doch wird sie von den Insulanern nicht als Leckerbissen betrachtet. Der etwas zu salzige Geschmack derselben macht sie weniger lieblich, als die größere und ihrer blaßrothen Farbe wegen auch einladender aussehende Ostseekrabbe.

Nach dem beklagenswerthen Ausgange der schleswigholsteinischen Erhebung nahmen die Dänen wie von dem Festlande, so auch von den friesischen Inseln wieder Besitz. Alle Beamtenstellen sind seitdem mit Dänen besetzt, und obwohl die Zahl der dänisch Sprechenden eine nur geringe ist, so hört man die dänische Sprache doch häufiger, als man erwarten sollte. Dieß kommt von dem gewöhnlich mit jedem neuen dänischen Ankömmlinge eingewanderten Anhange her, der sich, wo es irgend angewandt zu seyn scheint, gehörig in die Brust wirft. Mit den Inselfriesen ist jedoch die dänische Regierung bis jetzt glimpflicher verfahren, als mit den Bewohnern des Festlandes. Man sagt sich wahrscheinlich, daß Gewaltmaßregeln bei den Friesen gar nicht verschlagen. Dafür gibt es der heimlichen Versuche, diese Inselbewohner dem Danismus zu gewinnen, mancherlei. Auch diese aber sind bisher ohne allen Erfolg geblieben.

Die Umgangssprache der Eingeborenen unter einander ist durchgehends die friesische. Bei langsamer, lauter Unterhaltung kann man den Sinn einzelner Sätze ziemlich errathen, zu einem wirklichen Verständniß des Friesischen bringt es aber der hochdeutsch Redende sicherlich nicht. Nahe verwandt und zum Theil wohl mit sehr vielen friesischen Sprachwurzeln versehen scheint das Englische dem noch heutigen Tages üblichen Friesischen zu seyn, denn es ist Thatsache, daß jeder Friese, der sich der Seefahrt widmet und am Bord eines Schiffes Gelegenheit findet, englisch sprechen zu hören, sich die englische Sprache innerhalb eines Monats so vollkommen aneignet, daß er sich mit Leichtigkeit darin unterhalten kann.

Unter sich sprechen auf Sylt nur die wenigen Einwohner von List für gewöhnlich dänisch, ich fand aber, daß sie auch Hochdeutsch eben so gut wie alle übrigen

Sylter verstanden. Auf Föhr hört man ungefähr gleich viel dänisch wie deutsch in den Dörfern von Westerland-Föhr. Bis vor Kurzem hielten sich die großen Festebauern in List für Dänen, die als Eigenthümer des Listlandes sich eines Besitzes rühmen dürfen, der, was den Flächeninhalt des Bodens betrifft, es wohl mit mancher Grafschaft des Festlandes aufnehmen dürfte; leider aber besteht dieser große Bodenbesitz fast nur aus Dünen. Aus den Kirchenbüchern läßt sich jedoch nachweisen, daß sie direkt von friesischen Familien aus Kampen abstammen, die vermeintliche dänische Nationalität derselben also eine reine Fabel ist.

Nichts liegt nun bekanntlich den eingefleischten Dänen mehr am Herzen als die Verbreitung der dänischen Sprache. Wo es sich irgend thun läßt, wird eine dänische Schule errichtet und auf höheren Befehl und zur Verherrlichung des Dänenthums dänisch gepredigt. Daß man beides auch in Distrikten versucht, wo nur vereinzelt Dänen leben, das Gros der Bevölkerung aber ausschließlich deutsch spricht, kann man in dem torquirten Angeln und an der Westküste Schleswigs in dem kerndeutschen Tondern beobachten.

Seit undenklichen Zeiten ist auf den nordfriesischen Inseln wie auf den Halligen die Schul- und Kirchensprache deutsch. Erlasse und Verordnungen wurden vor ein paar Jahrhunderten entweder in dem damaligen nicht gerade sehr preiswürdigen Hochdeutsch, in der Regel aber in plattdeutscher Sprache erlassen. Hoch- und Plattdeutsch versteht und spricht jeder Friese noch heute gleich gut. Als interessantes Faktum möge hier folgendes Vorkommniß auch innerhalb Deutschlands zu weiterer Kenntniß kommen. Bekanntlich hat man seit einigen Jahren versucht, das plattdeutsche Idiom wieder als Schriftsprache zu benutzen, und zwar, wie die kleineren Gedichte von Claus Groth, von Fritz Reuter, Dörr und andern beweisen, nicht ohne Glück. Dennoch zweifle ich, daß sich das Plattdeutsche auf die Dauer als Schriftsprache halten wird. Gewisse Dinge lassen sich nun einmal auf Plattdeutsch nicht ausdrücken, ohne entweder plump, fade oder gar lächerlich zu werden. Die Uebersetzung des Salomonischen hohen Liedes zum Beispiel, von der ich neulich ein Stück in plattdeutscher Sprache hörte, nahm sich äußerst komisch aus.

Aehnlich geht es mit dem Friesischen. Ein bekannter Friese, Kenner seines Volkes und der Geschichte seines Vaterlandes, dessen Name als Schriftsteller einen guten Klang hat, ward aufgefordert, sich dieser seiner Muttersprache, die er im täglichen Leben ja ununterbrochen handhabt, auch als Schriftsprache zu bedienen. Der Mann machte einen Versuch und schrieb Sagen seines Heimathlandes Friesisch nieder. Das war aber kein leichtes Stück Arbeit, denn es fehlte dem doch sprachgewandten Autor an jedem festen Halt in der Orthographie. Um nur etwas zu Stande zu bringen, mußte er sich auf gut Glück eine eigene Orthographie für sein Friesisch schaffen. In der Hoffnung, sein Versuch werde bei allen Friesen Beifall finden, gab er das Niedergeschriebene in Druck und setzte Subscriptionsbogen in Umlauf, um für sein vaterländisches Unternehmen bei seinen Landsleuten Unterstützung zu finden. Die Folge dieses Versuchs, in friesischer Sprache zu geborenen Friesen durch das gedruckte Wort reden zu wollen, war ein vollständiges Fiasco. Das kleine Schriftchen fand keine Abnehmer, weil man es nicht lesen konnte, während derselbe Inhalt in deutscher Sprache von jedermann gekauft wurde.

Dieses Factum ist ein Beweis für die Herrschaft der deutschen Sprache auch in den Gegenden, wo dieselbe als Umgangssprache unter den Eingeborenen nicht in Gebrauch ist. Der Bequemlichkeit wegen bedient man sich des von Jugend auf gewohnten Idioms, will man aber lesen und aus dem Gelesenen etwas für die Dauer gewinnen, so begehrt man alles Gedruckte in hochdeutscher Sprache vor's Auge zu bekommen. Die Danomanen meinten nur und sie meinen es wohl noch, es solle jede Sprache, gleichviel ob sie Schriftsprache sey oder nicht, zu ihrem Recht kommen, und schon aus diesem Grunde wäre es diesen gewiß sehr angenehm gewesen, hätten die Bewohner der nordfriesischen Inseln sich gewissermaßen ihr angeborenes friesisches Idiom als Schriftsprache octroyiren lassen. Da dieß nicht durchführbar war, liegt die Vermuthung leider nahe, daß die Dänen vielleicht in nicht gar langer Zeit mit der Forderung hervortreten, die Friesen sollen, da sie ja doch die friesische Sprache als Schriftsprache nicht benutzen könnten, sich der dänischen Sprache bedienen, da es ja doch ganz einerlei sey, ob man Deutsch oder Dänisch schreibe. Glücklicherweise sind die Nordfriesen ein sehr zäher und Neuerungen nicht eben leicht zugänglicher Menschenschlag, und es läßt sich mit Bestimmtheit annehmen, daß ein derartiges Verlangen eben so schroff als hartnäckig und dauernd von denselben zurückgewiesen werden wird.

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 36. 2. September 1860.

O cives, cives, quaerenda pecunia primum est;
Virtus post nummos.
Horat.

Wealth is the burthen of my wooing dance.
Shakespeare.

Freierei in Angeln.

(Aus dem Dänischen.)

„Nehmet dem Himmel die Sterne und der Erde die Liebe," habe ich irgendwo bei einem Dichter gelesen. Allerdings, der Himmel würde schwarz erscheinen, die Erde aber würde trotzdem mit Blumen prangen, und die Wälder mit grünem Laube und mit duftendem Heu die Wiesen. So geht's wenigstens hier in Angeln, obgleich sich hier wohl kaum eine Spur von dem finden möchte, was die Dichter Liebe nennen.

Bei dem alten Johann Lauesen, bei dem ich im Quartier lag, lebten wir recht ungenirt. Durch die Glasfenster der Thür, welche von meiner Stube in die Küche führte, konnten mich die übrigen Hausbewohner den ganzen Tag über controliren, und Abends, wenn ich Licht angezündet hatte, steckte bisweilen eine neugierige Kuh den Kopf zu dem niedrigen Fenster herein, um zu sehen, was ich treibe. Neben meinem Zimmer befand sich die sogenannte „Brautkammer," in welcher mein Bursche mitten unter einer Menge von Kisten und Kleidungsstücken aller Art, von getrockneten Kräutern und auf Schnüre gezogenen Zwiebeln seine Residenz hatte. Vergaß er die Thür zu schließen, dann benutzte ganz gewiß ein Huhn mit einer Schaar niedlicher Küchlein, welche gemeinsam mit meinem Burschen in der Kammer hausten, diese Gelegenheit, um in meine Stube zu trippeln und dort die Brodkrumen aufzupicken. Die Dienstmagd machte sich nicht im Geringsten ein Gewissen daraus, in mein Zimmer zu gehen, um dieses oder jenes zu holen, selbst wenn mein Costüm nicht von der Beschaffenheit war, daß ich Damenbesuch hätte empfangen können; dagegen nahm man es aber auch in keiner Weise übel auf, wenn ich durch die Wohnstube, in deren Wandschränken die Familienglieder ihre Schlafstätten hatten, zu einer Zeit meinen Durchgang nahm, wo man noch Alle in ziemlich tiefem Negligé traf. Es war nicht gut möglich, daß wir, wie wir eben wohnten, Geheimnisse vor einander hätten haben können. Johann Lauesen konnte es jedesmal sehen, wenn ich mit einem verstohlenen Seufzer einen Thaler aus meinem Koffer nahm, und ich sah ihn dagegen oft mit schlauem Schmunzeln Doppelthaler zu Doppelthaler in die wurmstichige Chatulle aus Eichenholz legen. Er saß, wie man zu sagen pflegt, warm in seinem Bau, der Alte. Und das hätte man ihm in der That schwerlich ansehen mögen.

Seine Kleider waren geflickt und der Kopf seiner unzertrennlichen Begleiterin, der Pfeife, fristete ein kummervolles Daseyn mit Hülfe eines Stückes Pechdraht. Das Gehöft war vieler Orten baufällig und

Stühle und Kisten waren seit mehreren Jahren eines neuen Farbenanstrichs bedürftig. Und doch war Johann Lauesen der reichste Mann im Dorfe und hätte gar leicht sich einen Hof aufbauen können, doppelt so hübsch wie irgend einer der Nachbarhöfe.

Mein Wirth war Wittwer und seine ganze Familie bestand aus einer einzigen Tochter, auf welche er nicht wenig stolz war. — „Sehen Sie," sagte er, „Maria ist erst neunzehn Jahre; sie führt die ganze Hauswirthschaft, und das eben so gut wie vordem ihre Mutter." — „Aber wie lange werden Sie Ihre Tochter wohl behalten dürfen?" entgegnete ich ihm. „Die jungen Bursche mögen auch Gefallen an dem Mädchen finden." Und wirklich war Maria so schön, daß die Freier nicht lange ausbleiben konnten.

„Ach nein, damit hat's keine Noth," erwiederte der Alte, und zwar mit einer Miene, als wisse er in der Sache besser Bescheid. „Hierher kommt so leicht Keiner; und käme einer, der etwas werth ist — nun, dann in Gottes Namen; die fünf Dutzend (Jahre) habe ich ja voll und kann mich jetzt mit Fug zur Ruhe setzen."

Ich verstand den Alten nicht ganz, zerbrach mir aber auch nicht weiter den Kopf, um ihn zu verstehen, und zwar um so weniger, da es den Anschein hatte, als habe Maria an ganz andere Dinge zu denken, als an Liebe.

Wenn ich Morgens noch im süßesten Schlafe liege, werde ich oft durch laute Stimmen geweckt, und das erste, was meine Blicke auf sich zieht, ist der Balken, auf dem die Decke meines Zimmers ruht, indem derselbe hin und her zittert, als wäre er im Begriff herunter zu fallen. Draußen in der Küche läßt sich ein Stoßen und Klopfen, ein Singen und ein Klappern mit Holzpantoffeln vernehmen. Das ist Maria, welche die Karstange an einen der Bodenbalken des Hauses befestigt hat und das Nützliche mit dem Angenehmen zu vereinigen sucht, indem sie gleichzeitig buttert und auf Holzpantoffeln nach selbstgesungener Musik Polka tanzt. Wie glücklich seyd ihr, meine Freunde, die ihr daheim bleiben durftet und zu dieser Stunde erquickender Ruhe pflegt, ohne, wie ich, allmorgendlich um drei oder vier Uhr von einer butternden und Polka tanzenden Angliterin daran erinnert zu werden, daß die Morgenstunde Gold im Munde hat!

In Johann Lauesens Hause ist Alles in einem ewig guten Humor. Die Mägde singen bei der Arbeit und Maria rührt Klöße an nach der Melodie des „tapfern Landsoldaten," * welche sie von meinem Burschen gelernt hat. Bisweilen wird der Gesang unterbrochen und Maria läßt die Schüssel mit dem Klößeteig in den Schooß sinken, während sie die andern Mädchen im Text des Liedes unterrichtet. Sie singt ihnen jetzt vor:

„Min Fater og min Muer,
Min Fater og min Muer,
De sagde disse Uer" —

„Wat seggst du, Mariecken?" fällt Doris ein, „disse Uhr?" — „Nä — „disse Uer" — dat is op dütsch: Word." — „Na so!" — Chor: „De sagde disse Uer" — und in solcher Weise wird der Gesang fortgesetzt, bis die Klöße vollendet und die Speckſuppe fertig ist.

Nun wird nach Hans und Asmus und den andern Leuten gerufen, und mit lächelndem Gesicht, worauf die Zufriedenheit mit ihrer Kochkunst geschrieben steht, servirt Maria auch mir eine Schüssel voll von dem ebengenannten Gericht. Es gehört ohne Zweifel ein verdorbener Geschmack dazu, um an jenem lauwarmen Fluidum Behagen zu finden, welches in den hauptstädtischen Restaurationen mit dem Namen Kraftsuppe beehrt wird; aber ein unverdorbener Magen ist in der That dazu erforderlich, um das geschmolzene Fett zu verdauen, aus dem diese Specksuppe zum größten Theile besteht, und die Zugabe zu der Suppe, die Klöße, deren Umfang und Härte so bedeutend ist, daß sie in den Händen eines erbitterten Volkshaufens eine gefährliche Waffe abgeben würden.

Nach der Suppe wird ein Gericht aufgetragen, welches mich beinahe zur Verzweiflung bringt. Vergebens suche ich nach Fleischfibern in der gelben Masse und endlich entfährt mir der Ruf: „Fürwahr, das ist fett!" — „Ja—a," antwortet Maria, indem sie die Hände in die Seite stemmt und den Braten mit einer Miene betrachtet, welche zu sagen scheint: „er könnte noch fetter seyn." Doch, ich vergesse, daß ich nicht Marias Gesang und Kochkunst schildern, sondern vielmehr nur erzählen wollte, wie es sich zutrug, daß sie verlobt wurde.

Es war Sonntag und sie kam eben aus der Kirche. Weil es regnete, hatte sie ein Paar Holzschuhe über die weißen baumwollenen Strümpfe gezogen und diese Fußbekleidung stach gar seltsam ab von ihrem übrigen Anzug, welcher von modernem städtischen Zuschnitt war und aus einem Merinokleide mit Manschetten und einem gelben Strohhut mit blauem Bande bestand; auch

---

* Ein nationales Soldatenlied der Dänen. Der hier erwähnte Vers hat den Sinn: „Als ich in's Feld ziehen sollte, da sprachen zu mir mein Vater und meine Mutter diese Worte." Auf dänisch heißt Wort, Worte: Ord, oder in dem Munde der Angliterin Uer, was ihre Zuhörerinnen mit dem deutschen „Uhr" verwechseln.

Broche und goldene Ohrenringe fehlten nicht. Die jüngeren Leute waren insgesammt in der Kirche gewesen und mein Wirth allein war zu Hause geblieben. Er hatte inzwischen Besuch erhalten. Der Fremde war ein älterer Mann in langem grauem Rocke, mit der unvermeidlichen Meerschaumpfeife im Munde. Er saß da, beide Arme auf den Tisch gestützt, während er mit Lauesen sprach, der ihm gegenüber ganz dieselbe Stellung hatte, und schob, seine Pfeife rauchend, die Bierkanne hin und her, welche vor ihm stand.

„Nein, Klaus Tram," sagte mein Wirth; „der Bursch ist kein Mann für Maria. Was ist sein ganzer Kram mehr werth, als ein paar hundert Doppelthaler? Und Maria wird den Hof bekommen, wie er dasteht! — Nein, das wäre ein schlechter Handel!"

„Den Hof — ja — das ist recht gut," meinte Tram, „aber so gar viel Staat ist doch auch nicht damit zu machen. Da solltet Ihr den Hof sehen, den Karsten gebaut hat! Maria könnte doch einmal hinüber kommen und sich die Sache näher ansehen."

„Buten blank, binnen krank," antwortete Lauesen, den Kopf schüttelnd. — „Wat sagst du, Marieken?" fuhr er fort, als die Tochter in's Zimmer trat. „Da kommt Tram und freit für Karsten Karstensen. Er hat ein kleines Ding von 'nem Hof und vielleicht ein halbes Stieg Kühe."

„So — aa," erwiederte Maria. — „Zwölf Kühe hat er doch," verbesserte Tram. — „Wir kauften die dreißigste auf dem letzten Braruper Markt," bemerkte Maria kurz, während sie ihr Ueberzeug in die Kiste legte.

Die Männer redeten noch eine Zeit lang hin und her; endlich stand Tram auf um fortzugehen. „Ich sehe wohl, daß aus dem Handel nichts wird," sprach er. „Ja, ja, Karsten wird schon eine Frau bekommen, da ist mir gar nicht bange, wenn's auch Eure Maria nicht werden soll." — „Hä, hä, hä," lachte mein Wirth. „Ja, ich hab' keine Zeit, ich muß nach Bakkerballe," sagte der Böse! * Doch du kannst ja ein andermal wieder anfragen, Tram."

Klaus Tram, der jetzt hinausgeht, um zu Pferde zu steigen, wobei ihm nur ein belfernder Köter das Geleit gibt, der dabei die größte Lust zeigt, nähere Bekanntschaft mit seinen Stiefelschäften und seinem langen grauen Rocke zu machen, ist kein ganz unbedeutender Mann. Er besitzt eine hübsche kleine Landstelle mit einem halben Stieg Kühe, und — was weit wichtiger ist — er hat eine ausgebreitete Bekanntschaft unter den Bewohnern der Gegend in einem Umkreise von mehreren Meilen. Er kennt die Vermögensverhältnisse jedes Einzelnen unter ihnen und hält ein genaues Verzeichniß über alle heirathsfähigen Mädchen und Burschen der ganzen Gegend. Er ist im Stande, einem Manne Anweisung zu geben, wohin er sich wenden müsse, um eine Frau zu bekommen und natürlicherweise ein Sümmchen Geld dazu; und fehlt es einer Wittwe, um ihren Hof in Stand zu setzen, an einem Burschen, der ein paar Schillinge zur Verfügung hat, so darf sie sich nur an Klaus Tram wenden; gegen eine Erkenntlichkeit, deren Größe im Verhältniß steht zu der gewünschten Summe, bringt er die Sache in's Reine, ohne daß die Betreffenden selbst nöthig haben, sich den Kopf erst mit Liebe, Berechnungen oder Freierei zu zerbrechen.

Tram ist wohlbestallter „Freiwerber" der ganzen Gegend. In Angeln freien nämlich „die Großen" (d. h. die Hofbesitzer) oft per procuratorem. Die kleinen Leute, welche nicht so viele Rücksichten zu nehmen haben, mögen sich selbst Lebensgefährtinnen verschaffen; mit einem Bauern aber ist das eine andere Sache. „Geld will Geld," oder, wie der Angliter sich auszudrücken pflegt: „der Sechsling * klingt am besten mit dem Sechsling," und es wäre eine erschreckliche Mesalliance, wenn ein reicher Mann so unbedachtsam seyn könnte, sich mit einem armen Mädchen zu verheirathen.

Es ist nicht immer leicht für den Heirathslustigen zu wissen, woher er eine Frau mit einem passenden Vermögen bekommen soll; aber der „Freiwerber" weiß es, und der Liebhaber kann getrost die Sache in seine Hand legen. Kennt doch der Angliter keine andere Leidenschaft als die Liebe zum Gelde; daneben käme nur etwa die allgemein in diesem Ländchen herrschende

* Ein Sprichwort in Angeln, etwa gleichbedeutend mit dem „die Beeren sind sauer," sagte der Fuchs u. s. w. Dasselbe soll folgenden Ursprung haben: Ein Bursche hatte mit einem andern gewettet, daß er es wagen würde, eine Nacht in der Kirche zu Geltung zuzubringen. Um Mitternacht kam der Teufel und wollte ihn holen. In seiner Angst kroch der Bursche in den Kirchthurm hinauf und klammerte sich an die Glocke fest. Ueber diesen heiligen Gegenstand hatte der Böse keine Gewalt. Erbittert, sich getäuscht zu sehen, ging er seiner Wege mit dem Ausruf: „Ei, ich würde dich schon heruntergeholt haben von diesem heiligen Ding da, aber ich habe jetzt keine Zeit. Ich muß nach Bakkerballe; dort ist ein Gelage, und sie sind eben im Begriff, einen todt zu schlagen; da muß ich dabei seyn."

* Ein Sechsling ist ein halber Schilling Courantmünze.

Vorliebe für Regenschirme in Betracht; denn ohne mit diesem unentbehrlichen Requisit versehen zu seyn, glaubt kein Bewohner von Angeln sich im gehörigen Sonntagsstaat zu befinden.

Inzwischen nahm Klaus Tram meinen Wirth beim Wort, und es dauerte nicht länger als vierzehn Tage, so suchte der Freiwerber auf's neue unsern Hof heim. Johann empfing ihn ein wenig verdrießlich; nachdem sie aber eine Weile im „Pesel" * mit einander gesprochen, kamen beide mit lächelnden Mienen in die Küche hinaus, und mein Wirth sagte zu seiner Tochter: „Heute kann ich Klaus doch verstehen; er führt das Wort für des reichen Niels Skyttes Sohn." — „Den kenne ich nicht," antwortete Maria.

„Nun ja, Marieken, du kannst ihn ja zu sehen bekommen," sagte Tram. „Wenn es dir und deinem Vater so recht ist, werden wir am Sonntag herüberkommen." — „Ei gewiß," erwiederte Johann, und damit war die Sache abgemacht. Aber jetzt gings anders her, als das letzte mal, da Klaus hier war. Der Freiwerber mußte Platz nehmen und eine Tasse Kaffee nach der andern trinken, und als er aufbrach, begleitete ihn mein Wirth ganz bis auf die Straße hinaus.

Der Sonntag kam und das Haus war inzwischen gründlich gefegt und gereinigt worden. In der Küche sah es auch ganz verändert aus, sie glich einer Trödelbude; alle Sorten Küchengeschirr, Töpfe und Krüge waren in's Unendliche aufgestapelt, auf den Tellerbrettern standen doppelt so viele Teller und Schüsseln, als sonst, und die meisten waren mit Rosen und mit Inschriften, wie: „aus Liebe," „zur Erinnerung," „aus Freundschaft," „zum Geburtstage," „Peter," „Doris" u. s. w.; mehr oder weniger zierlich bemalt. Auf dem Herde knisterte ein lustiges Feuer, und die ringsumher aufgestellten, blank geputzten Kessel aus Messing und Kupfer strahlten den Widerschein desselben zurück. Die Flammen selbst leckten die Seiten zweier Riesengrapen, die siedend überkochten, während die fremde Kochfrau, welche Johann Lausen für diesen Tag eigens hatte kommen lassen, die Hand in die Seite gestemmt und in der Hand den großen hölzernen Löffel, unbekümmert dabei stand, indem sie mit den geputzten Mägden des Hauses sich über höchst wichtige Gegenstände zu unterhalten schien.

In der „Dönsch" * standen die Thüren der Schrankbetten offen (es ist in den Gegenden nördlich von der Elbe von altersher Sitte der Landleute, in Verschlägen zu schlafen, welche in der Wand angebracht sind; diese sind mit Thüren versehen, werden bei Tage geschlossen, und gleichen von außen gesehen in der Wand angebrachten Schränken), und man konnte sehen, wie Berge von roth und blau gestreiften Bettpfühlen fast bis zur Höhe der Decke des Zimmers aufgehäuft waren. Die Kisten, welche in der sogenannten „Brautkammer" standen, waren nur halb geschlossen, und hie und da schaute das Ende eines Bettpfühls oder die Ecke eines Bettlakens unter dem Deckel heraus. Zeug zu Bettkissenüberzügen, eigengemachtes und gekauftes Leinenzeug, zum größten Theile noch neu und nie gebraucht, waren vollauf da. Und rund herum an den Wänden hing Marias Garderobe, Damenkleider und Hemden aus selbstgemachtem Leinen, Frauenmäntel, Hüte, Regenschirme u. s. w, und zwar in solcher Masse, daß sich der Freier, was die Ausgaben für den Putz seiner Frau wenigstens für das nächste Jahrzehnt anging, völlig beruhigt fühlen mußte.

Im Pesel war ein wohlbesetzter Tisch gedeckt. Auf manchem Teller lag „die Liebe" tief begraben in Butter, und „Freundschaft" mußte in den Hintergrund treten vor dem Brode. Die Thür in der gegenüberstehenden Wand war geöffnet, so daß man durch dieselbe in die Milchkammer sehen konnte. Hier standen auf dem gepflasterten Fußboden Kübel an Kübel und gegen die Wand gelehnt ein gewaltiger Trog mit frisch gekneteter Butter. Alles war so ordentlich und nett, daß es dem Beschauer gleich einleuchtend werden mußte, daß Maria nicht „ihr Zeug in einer Schachtel, ihre Butter dagegen in einer Theertonne" * habe, wie sich die Bewohner Angelns ausdrücken.

Sämmtliche Hausbewohner waren, wie sich von selbst versteht, in ihrem Sonntagsstaat. Marias Putz hatte fast übernatürliche Dimensionen angenommen; hübsch aber war sie bei alledem mit ihren frischen, blühenden Wangen und den gutmüthigen blauen Augen. Hätte sie doch nur unterlassen wollen, die arbeitgewohnten Hände mit so vielen goldenen Ringen zu quälen, in deren jeden ein mehr oder minder großes Stück farbigen Glases gefaßt war. Der Alte ging aus und ein im langen Rock und mit der kurzen Pfeife im Munde; er war barbirt und gewaschen worden und

* Die „Dönsch" und der „Pesel" sind gewisse Zimmer, welche sich in jedem nach altniedersächsischer Bauart aufgeführten Bauernhause wiederfinden. Die „Dönsch" ist die Wohnstube, der „Pesel" das beste Zimmer des Hauses, das Empfangszimmer.

* „Sein Zeug in einer Schachtel, aber seine Butter in einer Theertonne haben," ist eine Redeweise, womit man eine Hausfrau bezeichnet, die sich mehr um ihren Putz als um ihren Hausstand bekümmert.

hatte einen Streifen weißen Linnens um den Hals bekommen; er war kaum wieder zu erkennen.

Endlich schlug die große Stunde. Zwei holsteinische Wagen (große, breitspurige Wagen mit Platz für zwölf Personen führen in diesen Gegenden den Namen „holsteinische Wagen") rollten in den Hof und ihre breiten Sitze entluden drei oder vier dicke Madamen und eben so viele lang berockte Bauern, nahe Angehörige des Freiers, den sie begleiteten, um ihm beim wichtigen Geschäft, sich eine Frau zu verschaffen, Beistand zu leisten. Klaus Tram führte den Zug. Mit einer Miene, in welcher sich die wichtige Rolle aussprach, in der er hier auftrat, begab er sich, den Hut auf dem Kopf, in die Küche. Er ging dann durch die Dönsch geraden Weges in den Pesel, wobei ihm die ganze Gesellschaft folgte.

Im Pesel trafen sie Johann und Maria nebst einigen zur Familie meines Wirths gehörenden Männern und Frauen; der Anstand verbot es, die Fremden beim Absteigen vom Wagen zu empfangen. „Das würde aussehen, als wäre man so versessen auf die projektirte Verbindung;" dafür aber war jetzt hier der Empfang um so wärmer. Gleichzeitig mit den Gästen erschien die Kochfrau mit der dampfenden Suppenschüssel, und ohne viele Worte gewechselt zu haben, setzte man sich zu Tisch.

Es war hauptsächlich Klaus Tram, der das Wort führte. Bald ließ er eine Bemerkung hören über die dreißig Stücke Kühe Johann Lauesens, bald über den Ziegelofen Niels Skyttes, „welcher das Silber aus dem Lehm zu ziehen vermöge," und dann lachte er über seinen eigenen Witz. Das Gespräch drehte sich übrigens ausschließlich um Gegenstände der Landwirthschaft und um Vermögensverhältnisse und Geldaffairen dieses oder jenes gemeinschaftlichen Bekannten. Es konnte indessen keineswegs sehr lebhaft genannt werden, und man erkannte leicht, daß ein anderer Gegenstand der Gesellschaft weit mehr am Herzen liege. Die beiden jungen Leute wechselten kein Wort; sie saßen an entgegengesetzten Enden des Tisches und blickten einander kaum an. Uebrigens war der Freier ein ganz netter junger Mann, dessen blondes Haar nach ländlicher Sitte hinten ganz kurz weggeschnitten war, während es an der Seite glatt anliegend bis über die Ohren herab hing, und dessen großes rothes Taschentuch selten ganz in den geräumigen Rocktaschen verschwand.

Als man mit der Suppe fertig war, standen die Männer auf und stopften ihre Pfeifen. Tram reckte sich und sagte: „Ja, nun können wir ja einen Augenblick in den Stall gehen." Während sich die Männer dahin begaben, nahmen die Frauenzimmer das Innere des Hauses in Augenschein, prüften die Schwere der Bettpfühle, besahen die Leinenzeugvorräthe und kosteten die Butter in der Milchkammer.

Nach Verlauf einer guten Weile rief die Kochfrau wieder zu Tisch. Es war inzwischen das Suppenfleisch aufgetragen und Kartoffeln, welche in Butter schwammen; Flaschen waren auf den Tisch gesetzt und Schalen mit weißem Zucker, und die schwarzrothe Flüssigkeit, welche unter dem Namen Wein in die Gläser geschenkt wurde, bedurfte in der That des Versüßens. Man kostete davon und das Gespräch ward jetzt lebhafter. Lauesens Hof und Viehstand bildeten nun den Gegenstand desselben, und man konnte die Fremden keiner unzeitigen Galanterie beschuldigen. Sie lobten nur das, was augenscheinlich untadelhaft war, genirten sich aber im Uebrigen gar nicht, ihre Ausstellungen zu machen; namentlich fanden sie viel auszusetzen an den ziemlich altersschwachen Gebäuden, und es wurden Berechnungen angestellt, wie viel ein Neubau wohl kosten könnte.

Abermals eine Pause, eine Pfeife und ein Spaziergang, bis eine Hammelskeule, reichlich mit Gewürznelken gespickt, auf den Tisch gebracht wurde. Man rückte dem Ziele jetzt immer näher und sprach schon ganz unverholen über die gegenseitigen Vermögensverhältnisse.

Während die Gesellschaft darauf den Kaffee trank, in dessen Aufnöthigen Maria als gute Hausmutter sich unermüdlich zeigte, kamen die Parteien so ziemlich auf das Reine; und als der Freier den Löffel über die Tasse legte, um damit anzudeuten, daß es ihm unmöglich sey, eine siebente Tasse zu trinken, die Maria dringend bat ihm einschenken zu dürfen, waren er und mein Wirth so gut wie einig, indem es sich nur noch um einige hundert Thaler handelte, um welche seiner Meinung nach Johann die Mitgift der Tochter noch erhöhen sollte. Aber der Alte weigerte sich hartnäckig, und da es den Anschein hatte, als ob keine der Parteien nachzugeben gesonnen sey, mußte Tram sich in mehreren geheimen Missionen von dem einen Ende der Stube nach dem andern begeben, um zwischen den verschiedenen Gruppen, welche sich gebildet hatten und halblaut rathpflegten, den Vermittler zu machen.

Endlich kam ein Vergleich zu Stande. Johann sagte trocken: „Ich bin's zufrieden. Was sagst du, Marieken?" Und Maria, welche mit dem Abräumen des Tisches beschäftigt war, blieb einen Augenblick in der Thür stehen, wandte den Kopf um und sagte: „Ja—a," und damit war die Sache abgemacht.

Kaum hatte dann der unermüdliche Tram einen förmlichen Contrakt aufgesetzt, welcher von den Betreffenden

mit ihrer Unterschrift versehen wurde, als der glückliche Liebhaber die Uhr aus der Tasche zog mit den Worten: „Nun ist es wohl am besten, daß wir uns auf den Heimweg machen.“ Und fort rollten die Fremden, ohne daß Braut und Bräutigam einander ein zärtliches Wort gesagt oder sich die Hand gegeben hätten; es wäre ja auch sehr unpassend gewesen, in Gegenwart Anderer so familiär zu seyn.

Acht Tage nachher spazierten Braut und Bräutigam, er auf dieser, sie auf der andern Seite des Weges, und beide mit dem unerläßlichen Regenschirm unter dem Arm, zur Predigerwohnung hinaus, um sich verloben zu lassen (die Verlobung geschieht nach Landessitte vermittelst einer Anmeldung der Brautleute bei dem Prediger, der bei diesem Anlaß dann eine Verlobungsrede hält), und drei Wochen später war das Dorf in großer Bewegung; da hielt des reichen Niels Skyttes Sohn mit des reichen Johann Lauesens Tochter Hochzeit.

Ich hatte unterdessen in einer andern Gegend Quartier beziehen müssen, so daß ich leider an dieser Festlichkeit nicht Theil nehmen konnte. Als ich später einmal meinen alten Wirth besuchte, traf ich ihn, die Pfeife im Munde, auf der Bank vor dem Altentheilshause, wie er aus der Ferne seinem Schwiegersohn zusah, der jetzt an seiner Statt auf dem Hofe umherwirthschaftete. In der Küche stand Maria und knetete Butter. Ihr Mann hat zu den schon vorhandenen noch ein Paar neue Kühe gekauft und sie kann jetzt jede Woche ein ganzes „Drittel“ * Butter auf den Markt senden. Fragt mich der Leser, ob Maria eine glückliche Frau geworden ist? Unbedenklich antworte ich ja. Wie sollte sie es nicht seyn in einem Lande, wo das häusliche Glück auf der soliden Grundlage des Reichthums aufgeführt wird!

* Die Butter wird auf den größeren Höfen in Holstein und Schleswig in Tonnen verpackt, welche den Namen „Drittel“ führen.

Johanna d'Arc.

(Fortsetzung.)

Solche Erfolge, täglich durch neue vermehrt, hätten, eben so wie sämmtliche Erfahrungen seit der Umkehr von Bray, für den König die hellsten Thatbeweise seyn müssen, daß seine und seiner Räthe Gedanken vom Uebel, dagegen Johannas Rath Gottes Wille sey. In Compiègne sollte ihm die Albernheit und Verwerflichkeit seiner ganzen Politik noch deutlicher vor die Augen gerückt werden. Der vierzehntägige Waffenstillstand lief zu Ende. Von „der friedlichen Auslieferung der Stadt Paris“ aber war keine Rede, die Wortbrüchigkeit des Herzogs von Burgund also mit Händen zu greifen. Nichts hatte er gewollt, als den König von dem Schauplatze seiner Triumphe weglocken, auf den ihn Gott durch Johannas Mund gerufen, oder mindestens Zeit und damit alles gewinnen. Das war „der Mißbrauch des königlichen Blutes,“ den Johanna in ihrem Briefe nach Reims vorausgesagt hatte. Auch sie wünschte Frieden mit Burgund, aber einen aufrichtigen, wahrhaftigen Frieden, und als Grundbedingung desselben, „daß Philipp nicht ferner wider das heilige Königsland im Streite stehe, sondern seine Leute auf der Stelle und ohne Verzug aus den Städten und Burgen des heiligen Reiches abrufe.“ * Mit welchen Gefühlen mußte sie die burgundischen Truppen, wie zum Hohne des Waffenstillstandes, überall an der Seite der Engländer sehen! Ein Kind durchschaute die Lüge, nur Karl lernte nichts, weil er nichts vergaß. Abermals machte er sich zum Narren burgundischer Truglist, und dießmal sogar, ohne einen entgegenkommenden Schritt des Herzogs abzuwarten. Er beauftragte seinen Kanzler Reinhold von Chartres, seinen Beichtvater Christoph von Harcourt, die Herrn von Dampierre, von Fontaines und von Gaucourt mit einer Friedensgesandtschaft nach Arras. Erst nach einigen Tagen gab ihnen Philipp Gehör. Der Erzbischof nahm das Wort und versicherte den Herzog, es sey seines Herrn ernstlicher Wunsch, Frieden mit ihm zu schließen. Zu dem Ende sey Karl

* S. den Brief, welchen Johanna an den Herzog von Reims aus geschrieben hatte.

erbötig, dem Herzog Genugthuung zu geben, mehr als es seiner königlichen Majestät zukomme. Darauf entschuldigte er den König rücksichtlich des an Johann von Burgund verübten Mordes mit seiner Jugend. Karl habe damals unter der Leitung von Menschen gestanden, welche keine Rücksicht auf die Wohlfahrt des Reiches genommen, und habe es derzeit nicht gewagt, sich von ihnen loszusagen, oder sie seinen Zorn fühlen zu lassen. Der Herzog und seine Umgebung, sagt Monstrelet, hörten diese Rechtfertigung mit Vergnügen, und als der Erzbischof seine Rede beendigt hatte, antwortete der erste Minister des Herzogs: „Mein Herr und sein Rath haben gern vernommen, was Ihr gesagt; er wird darüber zu Rathe gehen und Euch Antwort ertheilen in wenigen Tagen.“ Die Gesandten kehrten einige Tage später nach Compiègne zurück und erstatteten folgenden Bericht: Sie hätten mit dem Herzoge und seinen Räthen mehrere geheime Unterredungen gehabt. Dessenungeachtet hätten sie nichts mit einander vereinbart, wohl aber zuletzt sich dahin verständigt, daß der Herzog eine Gesandtschaft an den König Karl schicken solle, um die Berathung noch weiter fortzusetzen. Als Bittender war Karl in der Person seiner Abgeordneten vor dem Burgunder erschienen, während er mit dem Schwert in der Faust hätte reden sollen, und mit leidigen Vertröstungen wurden seine Vertrauten nach Hause geschickt. Das that, das duldete Karl in einem Augenblick, wo Gott, der ihn bisher auf Adlerflügeln getragen, ihm von allen Seiten die unverkennbarsten Fingerzeige gab, auf welche Weise er Frieden zu suchen habe. Die Städte der Ile de France diesseits und jenseits der Oise folgten dem Beispiel von Beauvais. Creil, Pont-Sainte-Maxence, Choisy, Gournay, Remy, Neuville-en-Hez, ferner Moynay, Chantilly, Saintines nebst mehreren andern unterwarfen sich dem Scepter des Königs. In der Picardie herrschte an beiden Ufern der Somme die größte Aufregung. „In Wahrheit,“ versichert der burgundische Geschichtschreiber, „Karl hätte mit seiner ganzen Macht nur nach Saint-Quintin, Corbie, Amiens, Abbeville und vielen andern festen Städten und Burgen zu kommen brauchen; der größte Theil der Einwohner war völlig bereit, ihn als Herrn zu empfangen, und wünschte nichts weiter in der Welt, als ihm Gehorsam zu leisten.“ Er that es aber nicht, „weil er einestheils den Herzog von Burgund stark an Truppen wußte, und anderntheils hoffte, daß **ein guter Vergleich zwischen ihnen zu Stande kommen würde.**“

Gleichzeitig begann sich in der Normandie von zwei Seiten her ein für die englische Herrschaft höchst gefährlicher Brand zu entzünden. Im Nordwesten wurden Schlag auf Schlag vier bedeutende Festungen, Aumale, Torcy, * Estrepagny ** und Chateau-Gaillard *** von Anhängern des Königs, letztere von La Hire erobert. Immer rascher pflanzte sich die Bewegung für den König, wie unter den Edelleuten, so im Volke fort und drohte um so größere Verhältnisse anzunehmen, je schwächere Besatzungen in den englischen Festen zurückgeblieben waren. Es stand zu besorgen, daß Bethford in kurzer Frist von der Normandie, dem Hauptsitz und Stützpunkt der englischen Herrschaft, abgeschnitten seyn würde. Angesichts dieser trüben Gestaltung der Dinge, welche durch Johannas Vorrücken nach Senlis noch bedenklicher wurde, sah sich Bethford zu dem Entschlusse gedrängt, die Hauptstadt preiszugeben, um in der Normandie der englischen Krone ihren kostbarsten Edelstein zu retten. Er übertrug den Schutz von Paris dem Bischof von Térouenne und Kanzler von Frankreich für den jungen König Heinrich, Ludwig von Luxemburg, dem burgundischen Feldherrn Johann von Villiers Herrn von L'Isle-Adam, dem Oberrichter (prévôt) von Paris, Simon Morhier, dem englischen Feldherrn Radley und andern Hauptleuten nebst 2000 Kriegern, größtentheils Burgundern und Franzosen, und eilte — auf jeden Fall vor dem 26. August — mit seiner ganzen Armee über Saint-Denis nach Rouen, „in großer Trauer und Furcht, daß die Jungfrau den König Karl in seine Herrschaft wieder einsetzen würde.“

Während alle diese Ereignisse mit lauter Stimme den König zur That riefen, saß er in guter Ruhe in Compiègne. „Es schien,“ sagt Perceval von Cagny, „als wäre er zufrieden mit der Gnade, die Gott ihm geschenkt, und hätte keine Lust, weiter etwas zu unternehmen.“ Wer möchte es versuchen, Johannas Schmerz mit entsprechendem Ausdruck zu schildern! Umsonst mahnte sie täglich zum Aufbruch nach Paris, umsonst verbürgte sie sich für den Erfolg. Endlich, nach fünf fruchtlos verbrachten Tagen, griff Johanna, wie in Gien, zu dem verzweifelten Mittel, den König mit Gewalt auf die Bahn der That zu drängen. Sie sprach zu dem Herzog von Alençon: „Mein schöner Herzog, laßt Eure Krieger und die der andern Hauptleute sich fertig machen. Bei meinem Gott, ich will Paris näher sehen, als ich es gesehen habe!“ † Dienstag den 23. August verließ die Jungfrau mit dem Herzog von

* Vier Meilen südlich von Dieppe.

** Drei Meilen westlich von Gisors.

*** An der Seine gelegen, sieben Meilen von Rouen.

† Sie hatte Paris sehen oder wenigstens den Montmartre unterscheiden können von den Höhen von Dommartin.

Alençon und einem auserlesenen Gefolge von Kriegern die Stadt Compiègne ohne Ermächtigung des Königs und begab sich auf den Weg nach Paris. In Senlis machte sie zwei Tage Halt, offenbar in Erwartung, der König werde ihr folgen, verstärkte ihre Streitkräfte, als sie diese Aussicht schwinden sah, mit einem Theil der Truppen, welche Senlis am Tage der Unterwerfung besetzt hatten, und rückte am 26. August ohne Schwertschlag in Saint-Denis ein. „So gab sie dem Königthum gegen den Willen des Königs die Stadt der Königsgräber wieder nach der Stadt der Krönung."

Nicht sogleich erreichte Johanna ihren Zweck. Der König blieb in Compiègne voll Erwartung der Dinge, die ihm von Arras kommen sollten. Die Gesandtschaft kam, bestehend aus dem Herrn Johann von Luxemburg, dem Bischof von Arras, dem Herrn David von Brimeu und andern hervorragenden Männern; aber nicht kamen diese Herrn, um Frieden zu schließen, sondern um den leichtgläubigen König mit Friedensversicherungen hinzuhalten und zu täuschen. „Johann von Luxemburg," sagt der Chronist von Berri, „machte viele Versprechungen, den Frieden zwischen dem König und dem Herzog von Burgund zu Stande zu bringen, aber nichts that er, als ihn betrügen." Bereitwillig lieh Karl dem Treulosen sein Ohr, weil er brachte, wonach seiner Thatenscheu gelüstete. Vorläufig ward am 28. August ein neuer Waffenstillstand bis auf Weihnachten abgeschlossen. Auf alle Länder nördlich der Seine, Paris und die Plätze der Seine nicht mit einbegriffen, sollte sich derselbe erstrecken, die Stadt Compiègne, hochwichtig als Uebergangspunkt über die Oise, dem Herzog von Burgund pfandweise überlassen werden. Mit solchen Zugeständnissen erkaufte Karl die Aussicht auf den Frieden und auf den Wiederbesitz von Paris, erkaufte sie von einen Fürsten, dessen Unwahrhaftigkeit er sattsam erprobt hatte, in einem Glücksstande, wo er nur zu kommen und zu sehen brauchte, um zu siegen, unter Verhältnissen, wo ein Funken herzhaften, thatfrohen Glaubens ihm alles ohne Opfer verschafft hätte, was er ersehnte. Denn so schwere Fehler auch gemacht, so treffliche Gelegenheiten auch versäumt waren, die Bahn zum Siege lag offener als jemals. „Gott, welcher Johanna geschickt hatte, ließ nicht ab, seine Hand nach Karl VII. auszustrecken." In weniger als zwei Tagen konnte er mit seinem ganzen Heere vor Paris stehen, wo Schrecken noch die Geister beherrschte und keine Maßregeln zur Vertheidigung getroffen waren. Schon Bethfords Rückzug von Montépilloy hatte als Niederlage gegolten, sein Abmarsch nach der Normandie, dem Johannas Einzug in Saint-Denis auf dem Fuße folgte, noch größere Bestürzung gebracht. In den hellsten Farben war dem Könige seine Aufgabe vor die Augen gemalt. Er mußte „ohne Zaudern sich auf Paris werfen, die Hauptstadt in ihrer ersten Bestürzung überraschen, ihr keine Zeit lassen, sich zu erholen und vor einem Handstreich zu schützen; nach diesem entscheidenden Erfolge war es ein Leichtes, den Regenten der Engländer in die Normandie zu verfolgen und ihn zwischen den Heeren des Königs und des Grafen von Richemond zu zermalmen."

Nach einem Aufenthalte von anderthalb Wochen gab endlich der König dem Drucke nach, den Johannas kühnes Vorgehen auf seine Entschließungen ausübte, und folgte, wahrscheinlich am 29. August, dem Zuge der Jungfrau bis nach Senlis, jedoch nur „mit großem Widerwillen und nicht um den Weitermarsch eiligst anzutreten, sondern um die kostbare Gnadenfrist freventlich daselbst zu verträumen." „Es hatte den Anschein," klagt Perceval von Cagny, „als wäre er in einer dem Willen der Jungfrau entgegengesetzten Weise berathen." Kein Zweifel, daß ein Angriff auf Paris ganz außer dem Plane des Königs lag. Burgundische Lügen und seiner Räthe Einflüsterungen galten ihm mehr, als Johannas Verheißungen und alle Bürgschaften des Gelingens, welche sowohl die geringe Besatzung als der unfertige Vertheidigungszustand der Hauptstadt darboten. Wie? so mochte sein Kleinmuth sich fragen, wenn ein Sturm auf Paris fehl schlagen sollte? Müßten nicht in diesem Falle die Friedensunterhandlungen überhaupt und die Ueberlieferung von Paris insbesondere einen bedenklichen Stoß oder mindestens eine unwillkommene Verzögerung erleiden? — Im Rathe wurden natürlich diese und ähnliche Fragen ohne Johanna und gegen sie entschieden, und es bedurfte durchaus nicht der wiederholten Gesandtschaft Philipps von Burgund, welche dem König die alten Versprechungen auf's neue bekräftigen sollte, um letzteren gerade so lange in Senlis festzuhalten (bis 7. September), bis die Pariser ihre Maßregeln zum Widerstande getroffen hatten.

Wer ermißt die fieberhafte Spannung und Ungeduld, welche während der ganzen Zwischenzeit, wo jeder Tag das Schicksal Frankreichs in seinem Schooße trug, das Herz der Jungfrau durchschütterte! Seit ihrer Ankunft in Saint-Denis umkreiste sie Paris „wie eine junge Löwin einen Schafstall." Täglich führte sie ihre Leute zwei bis drei mal zu Scharmützeln bald vor das eine, bald vor das andere Thor von Paris in der Absicht, die Lage der Stadt in Augenschein zu nehmen und den zum Sturme geeignetsten Punkt auszuspähen, wohl auch um die Haltung der Einwohner auf die Probe zu stellen. Einen wirklichen Angriff auf Paris aber unternahm Johanna nicht. Zu einem solchen

gehörte der König, gehörte die ganze französische Heeresmacht. Durchdrungen von dieser Ueberzeugung, schickten die Jungfrau und der Herzog von Alençon, welcher vollständig in die Idee der Jungfrau eingegangen war, Boten auf Boten nach Senlis. Der König kam nicht. Alençon machte sich am 1. September auf, um ihn persönlich zur Eile zu treiben. Karl versprach am folgenden Tag aufzubrechen, dennoch kam er nicht. Mehrere Tage harrte Alençon mit Ungeduld; am 5. September reiste er nochmals nach Senlis und setzte es mit aller Gewalt durch, daß Karl um Mittag des 7. September mit seiner Armee in Saint Denis erschien.* Bedeutende Truppenmassen, welche in Saint Denis keinen Platz fanden, wurden in den umliegenden Ortschaften untergebracht. Johanna vergaß alle ihre Qualen und Schmerzen. Freude strahlte auf ihrem Heldenantlitz, Freude durchdrang das ganze Heer und es war da niemand, weß Standes er seyn mochte, der nicht sagte: „Sie wird den König nach Paris bringen, wenn's nicht an ihm gebricht."

Johanna stand in der Mittagshöhe ihrer Herrlichkeit. Volk und Heer sahen in ihr einen Engel Gottes, und die Verehrung verstieg sich bis zum Aberglauben. In der Hoffnung auf besondern göttlichen Schutz trugen viele Krieger statt ihrer Banner Fahnen, welche nach dem Muster von Johannas Fahne gefertigt waren, ungeachtet Johanna selbst ihre Siegeszuversicht weder auf die Fahne noch das Schwert baute, sondern allein auf den Segen Gottes. Auch in Saint Denis drängte sich wie allenthalben das Volk auf ihren Wegen und feierte sie wie eine Heilige. Namentlich war sie der Armen Trost und Hort. Zwei Kinder hob sie daselbst zur Taufe. Die Eltern getrösteten sich außerordentlicher Gnadengaben für ihre Neugeborenen, wenn sie die Gottgesandte zu deren Pathin erwählten. Die Weiber von Saint Denis schätzten sich glücklich, wenn es ihnen gelang, Johannas Ringe, denen sie die Kraft gesund zu machen beilegten, mit ihren Ringen zu berühren. Die Jungfrau gab dazu keinerlei Veranlassung, denn so bestimmt sie sich von Gott geschickt wußte, so wenig schrieb sie sich, geschweige ihren Ringen Wunderkräfte zu. Was das Volk zu dieser maßlosen Verehrung Johannas hinriß, war nebst ihren Thaten die Weihe ihres himmlischen Sinnes, der, je auffallender er mit dem Waffenwerke contrastirte, desto mehr wie ein Strahl aus dem Himmel glänzte. Unwandelbar dieselbe auf dem Gipfel ihres Ruhmes, wie zu Anfang ihrer Kriegslaufbahn, strebte sie fortwährend denselben Geist christlicher Zucht im Heere zu erhalten, den sie den Orleansstreitern eingeflößt hatte; denn sie hielt beharrlich an dem Glauben, den sie in Orleans ausgesprochen, daß um der Sünden willen Gott die Schlachten verloren gehen lasse. Angesichts entscheidender Ereignisse wurde dieser Eifer natürlich um so flammender, der Greuel der Unsittlichkeit für Johanna unerträglicher. Vor nichts aber hegte sie einen größeren Abscheu, als vor der Schamlosigkeit liederlicher Dirnen, welche ihrem Verbote zuwider dem Heere folgten. Beim Anblick einer solchen wurde sie in Saint Denis, wahrscheinlich nach dem Einzug des Königs, vom heftigsten Zorne übermannt. Sie zog das Schwert und hieb dermaßen auf das Weibsbild ein, daß die Klinge in Stücke zersprang. Es war das Schwert von Fierbois, das ihr die Stimme der Heiligen bezeichnet, das Johanna von Sieg zu Sieg getragen hatte. Das Rettungsschwert Frankreichs zerbrochen! zerbrochen unmittelbar vor dem Angriff auf Frankreichs Hauptstadt! Ein Ereigniß trüber Vorbedeutung.* Der König war darüber sehr mißmuthig und sagte der Jungfrau, sie hätte lieber mit einem tüchtigen Stocke draufschlagen, als so das Schwert mißbrauchen sollen, das ihr von Gott gekommen sey, wie sie behaupte. Der Tadel hat Grund, der König aber hätte vor allem in den eigenen Busen greifen und sich fragen sollen, wer mehr als die Jungfrau den Bruch des Rettungsschwertes verschuldet habe. Dann würde er, der alles gethan, um den Heldenarm seiner Retterin zu lähmen, vielleicht in der letzten Stunde sich auf seine königliche Pflicht besonnen und vor Paris gethan haben, was vor Gott recht war.

* Ein Vorfall, welcher sich in Senlis ereignete, wird von den Richtern der Jungfrau zum Verbrechen gemacht. Der wahre Sachverhalt ist dieser: Johanna war eines Pferdes benöthigt zu den Strapazen des Krieges und der Reise. Sie wandte sich deßhalb an den Herrn von La Tremouille. Dieser nahm das Lieblingsroß des Bischofs von Senlis in Beschlag und überwies dasselbe der Jungfrau. Da sich das Thier zu dem beabsichtigten Zwecke unbrauchbar zeigte und Johanna überdieß erfuhr, daß der Bischof dasselbe nur mit Widerstreben verabfolgt habe, so schrieb Johanna dem Bischof, er solle sein Pferd wieder bekommen, wenn er es wünsche, und schickte letzteres in dieser Absicht dem Herrn von La Tremouille zurück. Ob dieser ihrem Willen entsprochen, oder dem Bischof die Summe, wozu das Pferd geschätzt war (200 Saluts d'or), ausgezahlt habe, weiß Johanna nicht, vermuthet aber, es sey weder das eine noch das andere geschehen. Nach Quicherat V, 267 scheint der Bischof Zahlung erhalten zu haben, wenigstens sind 137 s. 10 l. tournois für ein Pferd verzeichnet, welches der König der Jungfrau in Senlis verabfolgen ließ.

* Kein Waffenschmied vermochte das Schwert wieder zusammenzuschmieden oder umzuschmelzen, Quich. IV, 93.

Ein gründlicher Bruch mit seiner schlechten Politik hätte den Schaden des Schwertbruches reichlich gut gemacht, und ein thatfreudiger Glaube hätte ihn auch trotz des gebrochenen Stahles und aller Gegenrüstungen der Pariser in seine Hauptstadt getragen.

Johannas Glauben und Hoffen blieb ungeschwächt. Freilich war das Unternehmen auf Paris, das in den ersten Tagen nach der Krönung in Reims und unmittelbar nach Bethfords Abzug in die Normandie jede Aussicht auf Erfolg bot, unter den jetzigen Umständen weit schwieriger. Karl hatte den Parisern die schönste Muße gewährt, sich auf den Tag der Gefahr vorzubereiten. Seit der ersten Septemberwoche, also mehrere Tage nach Karls Ankunft in Senlis, hatten die durchaus englisch gesinnten Stadtbehörden die kräftigsten Maßregeln zur Gegenwehr getroffen. Fässer mit Steinen gefüllt wurden auf die Mauern geschafft, Kanonen in den Häusern aufgepflanzt, welche an die bedrohten Mauern stießen. Die Thore wurden mit Bollwerken versehen und sowohl von außen wie von innen mit Barrikaden (barrières) von Holz gesperrt, die Stadtgräben tiefer ausgehöhlt. Auch sorgte man in Erwartung einer längeren Belagerung für bedeutende Vorräthe von Lebensmitteln. Um die Kosten dieser Anstalten zu decken und die 2000 Mann Besatzung zu unterhalten, welche sich mit dem zuverlässigen Theile der Bürgerschaft zu einer ansehnlichen Macht vereinigten, erhob man im Namen des Königs von England gezwungene Anleihen, theils von Kirchen und Geistlichen, theils von Bürgern und andern wohlhabenden Einwohnern, ja man verschonte sogar die zur Verwahrung hinterlegten Gelder nicht (dépôts). Durch die Verleumdung, Herr Karl von Valois wolle aus Rachsucht die Stadt Paris sammt ihren Bewohnern groß und klein, jedes Standes und Geschlechtes der Wuth seiner Soldaten preisgeben und dann dem Erdboden gleichmachen, suchte man das Mißbehagen der Besteuerten zu beschwichtigen, die Parteigänger des Königs zu erschrecken, alle zur Vertheidigung ihrer theuersten Güter aufzureizen. * Was half es dagegen, daß der Herzog von Alençon mit seinem Siegel versehene Briefe an die Oberrichter sowohl des Pariser Stadtgerichts als des Handelsgerichts, so wie an die Schöffen richtete, alle mit Namen anredete und ihnen in den schmeichelhaftesten Ausdrücken die besten Versprechungen gab? Die Mitglieder des Parlaments und die Beamten aller Grade hatten sich persönlich zu sehr gegen den König verschuldet, hatten zu viele seiner treuesten Diener hingewürgt, als daß sie den Worten des Herzogs hätten vertrauen können. Warum aber sandte nicht der König selbst seine Wappenherolde mit einem feierlichen Manifeste und der Bürgschaft unbedingter Amnestie nach Paris, wie er dieß allenthalben während des ganzen Feldzugs gethan? Warum wies er die Pariser nicht auf die leuchtenden Denkmale hochherziger Milde und Schonung hin, die er zu Troyes, Reims und in allen Städten auf seinem Zuge hinterlassen hatte? Auch in Paris gab es eine Partei entschieden königlich Gesinnter, und viele selbst der Vornehmsten begannen bereits zu schwanken. Jene galt es zu stärken, diese zu gewinnen. Gelangte Karl auf diesem Wege nicht zum Ziele, und war es ihm Ernst um die Einnahme von Paris, so mußte er alsdann alle moralischen und materiellen Machtmittel, die ihm zu Gebote standen, auf einmal in Anwendung bringen. Vor allem heischte es die Königspflicht, daß er in Person an der Spitze der gesammten Kriegsmacht vor den Wällen der Hauptstadt erschien, gleich bereit zum Schlagen wie zum Vergeben. Ein König, gerüstet zum Kampfe für seine Krone, ist unter allen Umständen eine gewaltige moralische Macht. Gern gibt sich das Volk dem Starken, seinem guten Rechte kühn Vertrauenden hin, selten fällt es dem zu, der nicht den Muth seines Rechtes hat. Nöthigte die Halsstarrigkeit und das Selbstvertrauen der Abtrünnigen, das Schwert zu ziehen, dann durfte Paris nicht an Einem Punkte allein, es mußte an mehreren Stellen zugleich angegriffen werden, damit die Kräfte der Vertheidiger, die nur in ihrer Vereinigung zu fürchten waren, gespalten und auf diese Weise gebrochen wurden. Ein partieller Angriff hatte sein Bedenken und versprach nur in dem Falle einen sichern Erfolg, wenn gleichzeitig eine Volkserhebung in Paris zu Gunsten des rechtmäßigen Landesherrn stattfand.

Im königlichen Lager rechnete man auf einen großartigen Volksaufstand und hoffte, wie gegnerische Berichte besagen, mehr von einem solchen, als von der Gewalt der Waffen. Da aber diese Erwartung keine Gewißheit war, so mußte man den schlimmsten Fall entschieden in's Auge fassen und im größten Maßstabe Vorbereitungen zu einem allgemeinen Sturme treffen. Was letzteren besonders erschwerte, war nicht sowohl die Menge des feindlichen Geschützes, als vielmehr die Tiefe der Wassergräben, welche Paris umgaben. Das wußten die französischen Feldherrn, und deßhalb erforderte es ihre Pflicht, für ausreichende Mittel zum

* Was für Gespenster man in Betreff Johannas heraufbeschwören mochte, sieht man aus der charakteristischen Aeußerung des prétendu bourgeois de Paris, Quich. IV, 464: „ein Geschöpf in Weibsgestalt ... was es war, Gott weiß es.

Uebergang und zur Füllung der Gräben zu sorgen. Kostete dieß Zeit, so war es unstreitig besser, einen oder mehrere Tage länger zu warten, als durch Uebereilung alles auf's Spiel zu setzen. Was geschah? Nichts oder so gut wie nichts von dem, was hätte geschehen sollen. Man that, was man hätte unterlassen, und unterließ, was man hätte thun müssen. Und warum? Weil es weder dem König noch seinen Räthen mit der Sache ein rechter Ernst war. In das Trugnetz seiner Unterhandlungspolitik verstrickt, war Karl von Anfang an nicht mit dem Herzen in Johannas Idee eingegangen und gab am Ende dem allseitigen Drängen nur in soweit nach, als er durchaus nicht anders konnte. Ein nachdrücklicher, mit Ausdauer geführter Kampf um seine Reichshauptstadt kam ihm auch jetzt nicht in den Sinn, höher als zu einer energischen Demonstration verstieg sich sein Gedanke nicht. * Gelang der Versuch, die Perle Frankreichs, wie unlängst Troyes, weniger durch Gewalt, als durch den Schrecken vor Johannas Namen und durch den Patriotismus der getreuen Pariser wieder in das königliche Diadem einzusetzen, so war das Kleinod um diesen Preis nicht zu theuer erkauft; mißlang dagegen der Versuch, so behielt der König die burgundische Lüge noch immer zu seinem Trost. Die Thatsachen mögen reden.

Gleich nach Karls Einzug in Saint Denis ward das Unternehmen gegen Paris auf den folgenden Tag (8. September) beschlossen und Abends rückte Johanna mit den Feldherrn und einer bedeutenden Kriegerzahl in das halbwegs zwischen Saint Denis und Paris gelegene Dorf La Chapelle ein. Wer war der Urheber dieses Beschlusses? Johanna nicht. Sie hat vor Gericht auf das bestimmteste versichert, daß der Auszug gegen Paris auf Andringen der Krieger unternommen worden sey, und daß sie lediglich auf Bitten der Feldherrn (nobilium) sich an demselben betheiligt habe. Durch keine Offenbarung ihrer Heiligen will sie dazu bewogen worden seyn, weder auf Befehl noch gegen Verbot ihrer Stimmen den Zug mitgemacht haben. Die Heiligen haben ihr demnach bei dieser hochwichtigen Entscheidung gefehlt, geschwiegen in einem der entscheidendsten Wendepunkte ihres Lebens. Neuere Geschichtsforscher haben diese Aussagen der Jungfrau in Zweifel gezogen und die Vermuthung ausgesprochen, Johanna habe aus Rücksicht auf ihre Stimmen den Richtern die Wahrheit vorenthalten; mit Unrecht, wenn auch mit sehr scheinbaren Gründen. Allerdings scheint das Verstummen der Heiligen im entscheidenden Augenblick weder mit den Offenbarungen derselben über die Einnahme von Paris noch mit Johannas täglichem Drängen zur That im Einklang zu stehen; allerdings würden die Richter, wenn Johanna eingestanden hätte, im Auftrage oder nur mit Genehmigung der Stimmen gehandelt zu haben, aus doppelten Gründen berechtigt gewesen seyn, die Heiligen für böse Geister zu erklären. Denn nicht bloß war der Erfolg ein unglücklicher, sondern auch der 8. September ein hoher Festtag. Eben der letztere Umstand aber ist für uns Beweises genug, daß Johanna den Rath, am 8. September Paris anzugreifen, nicht gegeben hat. Es war der Jungfrau sicherlich Ernst mit der Antwort, die sie den Richtern auf die Frage gab, ob es recht gewesen sey, am Festtage Mariä Geburt Paris zu stürmen: „Es ist wohlgethan, die Feste unserer lieben Frau zu halten, und zwar, wie es mir im Gewissen scheint, von einem Ende bis zum andern." Wie konnten ihr also die Heiligen, mögen wir sie als Engel Gottes, oder als die Gestalt gewordene innere Stimme der Jungfrau auffassen, einen unchristlichen Rath ertheilen? Mit Einem Worte: so gewiß die Eroberung von Paris der Jungfrau durch die Stimme der Heiligen als Aufgabe gestellt war, so wenig besaß sie gerade für den Marienfesttag die himmlische Gewähr und Verbürgung des Gelingens. * Wir greifen sicherlich nicht fehl, wenn wir nach Johannas Angabe die Armee und die Feldherrn, unter letzteren vorzugsweise den Herzog von Alençon, dem des Königs Unthätigkeit eben so unerträglich geworden war wie der Jungfrau,

* Ueberall, wo Johanna von dem Angriff auf Paris redet, nennt sie ihn invasio oder valentia armorum, d. i. escarmouche.

* Wie konnte es Johanna dennoch über sich gewinnen, am 8. September den Sturm auf Paris zu wagen? Die Richter haben ihr eine Todsünde daraus gemacht. Johanna hat dagegen ihre Ueberzeugung ausgesprochen, keine Todsünde damit begangen zu haben. Quicherat I, 139. 264. Höchst wahrscheinlich beruht diese Ueberzeugung darauf, daß sie nur den Bitten der Feldherrn nachgegeben, nicht selbst den Auszug veranlaßt hat. (Die Feldherrn rechtfertigt sie Q. I, 250 sq: Nobiles de Francia voluerunt ire ante Parisius; et de hoc faciendo, videtur ei quod ipsi fecerunt debitum suum, eundo contra adversarios suos). Dieser Umstand mochte in Verbindung mit den früher ihr gewordenen Offenbarungen Johannas Entschluß bestimmen. Mit Recht? Wir lassen diese Frage für jetzt auf sich beruhen und bemerken nur, daß auf jeden Fall eine mehr als gewöhnliche Kraft der Selbstentäußerung dazu gehört, eine Sache, die man nach Gottes Willen seit langer Zeit mit glühendem Verlangen erstrebt hat, ohne weiteres von der Hand zu weisen, wenn dieselbe endlich geboten wird. Eine Entschuldigung ist freilich noch keine Rechtfertigung.

für den Beschluß verantwortlich machen, den Versuch auf Paris gleich am nächsten Tage auszuführen. Gut gemeint, aber ein großer Fehler! Hatte sich der König bisher durch seine Saumseligkeit auf's schwerste verschuldet, so verfiel man nunmehr durch Ueberstürzung des Unternehmens in den entgegengesetzten Fehler. Vielleicht gedachte Alençon Paris an dem Festtage halb und halb zu überraschen.

So brachen denn am Geburtsfeste Mariä, Donnerstag den 8. September gegen acht Uhr Morgens die Feldherrn mit Johanna von La Chapelle auf und kamen etwa um zehn Uhr vor Paris auf dem marché aux pourceaux (Schweinemarkt) an, welcher sich derzeit zwischen dem Hügel Saint Roch oder des Moulins und dem Thore Saint Honoré in weitem Raume ausdehnte. Hier nahm das Heer, welches zu 12,000 Mann angegeben wird, eine geordnete Stellung. Zwischen eilf und zwölf Uhr theilte sich dasselbe in zwei Theile. Die Vorhut wurde von Johanna, dem Marschall von Rais und dem Herrn von Gaucourt nach dem Thore Saint Honoré geführt. Die Hauptarmee unter dem Herzog von Alençon legte sich hinter den Hügel Saint Roch, welcher damals eine ziemliche Höhe hatte, in Hinterhalt, um die Streiter vor dem Thore Saint Honoré gegen einen Ueberfall zu schützen, den die Engländer und Burgunder durch das Thor Saint Denis hätten ausführen können. Die wenigen Stücke groben Geschützes, welche die Franzosen besaßen, wurden auf der Höhe aufgepflanzt, von wo sie nach verschiedenen Richtungen hinwirkten und ihre Kugeln oft in Paris selbst niederfielen. Hier waren inzwischen die Burgunder und Engländer, so wie die Bürgerwehrleute unter die Waffen getreten, und die Franzosen sahen die feindlichen Schaaren mit ihren Bannern, unter denen ein weißes mit rothem Kreuz durch seine Größe besonders hervorstach, sich längs den Mauern innerhalb der Stadt hin und her bewegen.

Die Frage, ob König Karl an diesem verhängnißvollen Tage beim Heere vor Paris gewesen, haben fast sämmtliche französische Geschichtsforscher verneint. Richtig ist, daß keiner der Chronisten Karl VII. am 7. September von Saint Denis nach La Chapelle ausziehen, keiner ihn am 8. September mit dem Heere gegen Paris aufbrechen läßt. Eben so wenig schreiben die Berichterstatter dem König eine persönliche Theilnahme an den Ereignissen dieses Tages zu. Zwei nicht zu verachtende Gewährsmänner, Walter Bower und der Chronist von Berri, bemerken sogar ausdrücklich, ersterer, daß Karl in Saint Denis zurückgeblieben, letzterer, daß allein das königliche Heer vor Paris gewesen sey. Auch spricht Joh. Chartier, gleichwie die Chronik der Jungfrau in einer Weise von Johannas Rückkehr nach Saint Denis (9. September), welche sich auf den ersten Blick mit des Königs Gegenwart vor Paris am 8. September nicht füglich zu vertragen scheint. Dennoch erweist sich diese Annahme bei genauerer Prüfung als unhaltbar. Zwei Stellen, die eine bei Monstrelet, die andere bei Perceval von Cagny, machen das Gegentheil so gut wie zur Gewißheit. Nach jenem hat sich der König am 8. September mit dem Hauptheer zwischen Paris und Montmartre aufgestellt, nach Perceval ist er mit dem Herzog von Bar und dem Grafen von Clermont an diesem Tage von Saint Denis angekommen. Als das Wahrscheinlichste ergibt sich aus den verschiedenen Berichten, daß Karl an dem Tage der Entscheidung zwar nicht mit dem Heere von La Chapelle ausgerückt, wohl aber von Saint Denis aus demselben später nachgefolgt ist und nebst dem Herzoge von Bar und dem Grafen Clermont sich bei dem Hauptcorps hinter Saint Roch aufgehalten hat. Müssen wir nun auch den französischen Forschern in dem fraglichen Punkte entgegen treten, so bleibt doch die Thatsache ein für alle mal stehen, daß der König zur Eroberung der Hauptstadt seines Reichs keinen Finger gehoben, sondern hinter jenem Hügel in kläglicher Unthätigkeit gesessen hat, während er die Heldenjungfrau mit der verhältnißmäßig kleinen Schaar ihrer Tapfern sich vor den Mauern von Paris abmühen ließ. Eine solche Gegenwart ist denn freilich nicht besser als keine. Und wenn sie nur nicht schlimmer gewesen wäre! Oder ist es möglich zu zweifeln, daß alles, was insonderheit am Schlusse dieses Tages wider Johannas Willen geschah, von dem König wenn nicht ursprünglich ausgegangen, doch unwiderruflich befohlen worden ist?

(Fortsetzung folgt.)

Belgische Städte.

Mecheln.

Das „belgische Rom," wie **Mecheln** häufig genannt wird, ist seit Jahrhunderten vorzugsweise durch dreierlei bekannt: durch den erzbischöflichen Sitz, durch die Mechelner Spitzen und durch die — Dummheit seiner Bewohner. Das Erzbisthum wurde 1558 unter Philipp II. gegründet und zum Primat in den Niederlanden erhoben; wer die Mechelner Spitzen oder Kanten, den point de Malines, erfunden hat, ist in Vergessenheit gerathen, und von wo und durch wen die Nachrede der Dummheit tagzeichnet, ist ebenfalls nicht bekannt. Doch war es ein alter Versemacher, der die Anschuldigung ausgesprochen oder wenigstens unvergänglich gemacht hat:

> Nobilibus Bruxella viris, Antwerpia nummis,
> Gandavum laqueis, formosis Brugga puellis,
> Lovanum doctis, gaudet Mechlinia stultis.

Zu deutsch etwa so:

> Brüssel ist adelsberühmt, und Antwerpen mächtig durch Reichthum,
> Gent durch Stricke bekannt, und Brügge durch reizende Mädchen,
> Löwen gelehrtenerfüllt, doch Mecheln gesegnet mit Dummheit.

Dieser Gegensatz zu der gelehrten Universitätsstadt Löwen, die übrigens später selbst in den Ruf der Albernheit gerieth, erscheint um so härter, als Mecheln auch sonst noch unter den Spottnamen, welche beinahe allen belgischen Städten von Alters her ankleben, nicht die wenigst anzüglichen zu tragen hat. Zwar ließ sich der Beiname „Zalmeters" eben so leicht verschmerzen, als wenn die Ostender **Senfesser**, die Dünkirchener **Kaninchenesser**, die Dixmüder **Butteresser** und die Audenaerder **Kükenfresser** gescholten wurden; allein außerdem rief man den Mechelnern auch Strontmyn zu, und das war ein so arges Spitzwort, daß es sich nicht wohl auf hochdeutsch verdeutlichen läßt, weßhalb ich mich auf folgende ursprachliche Erläuterung beschränke: om de gretigheid met welk zy zich op zulk iets voor het mesten der landen wierpen, of, gelyk Foppens zegt, eo quod stercora canum colligerent ad corium deaurandum.

Die Mechelner selbst hielten sich natürlich nicht für dumm. Sie vergessen nie, wenn bei öffentlichen Festen und Umzügen die „Tugenden der Stadt" dargestellt wurden, auch die „Klugheit" und die „Liebe zu den Wissenschaften" hervorzuheben. Zwar trat daneben auch die „Bescheidenheit" und die „Mäßigung" auf, allein, wie sich von selbst versteht, unbeschadet der **Umsicht und Einsicht**, welche die Stadt und ihre Lenker, wie man fest überzeugt war, schmückten, und unbeschadet des **Glanzes**, von dem bei einer großen Festfeier 1825 „Europa" sagte: L'éclat de cette ville brille par tous mes royaumes! Noch in neuester Zeit wird die **Klugheit** nicht leicht vergessen, wenn von den hervorstechenden Eigenschaften Mechelns die Rede ist. Ein französischer Wegweiser durch die Stadt gedenkt der Dummheit nicht, wohl aber der Beinamen: la belle — à cause de sa grande propreté — la courageuse, la prudente etc. Gleichwohl wurden diese Eigenschaften von den Nachbarstädten gewöhnlich hartnäckig verkannt und bestritten. Es ging das so weit, daß es sprichwörtlich von einem Erzdummkopfe hieß, er sey „mit Mechelnscher Brühe begossen worden," und daß auf die Frage: Wer in Mecheln am gescheidtesten sey? die Thorwächter geantwortet wurde, weil diese die Einfältigen zu bewahren hätten.

Ueber den Ursprung des Rufes der Dummheit, wie über den Anlaß der meisten städtischen Spitznamen, gibt es nur sagenhafte Nachrichten oder Vermuthungen. Wenn die Niewporter **Kabeljauesser** und die Leute von Belle und Laerne **Käsemacher** und **Gänsetreiber** heißen, so ist das ziemlich erklärlich; allein warum man die **Kinder von Ypern**, die **Schläfer von Beurne**, die **Lügner von Aerdenburg**, die **Kesselflicker von Middelburg** und die **Nußknacker von Orchies** sagt, ist schon weniger einleuchtend.* Ueber die Entstehung des Spottnamens der Audenaerder, die außerdem auch die Ledechgangers heißen, erzählt man sich Folgendes.

Als Philipp der Gute um 1438 nach Gent kommen wollte, ward eilig der gewöhnlich sehr reich besetzte Geflügelmarkt von Audenaerde beschickt, um junge Hähne und Hühner für die Bewirthung des Herzogs

---

* S. über diese und zahlreiche andere Spottnamen in Belgien: Mone Anzeiger 1835, S. 299; Willems Belg. Museum 1839, S. 99; J. W. Wolf Belgische Sagen S. 681; Mertens, iets over de spotnamen, Antwerpen, 1847, S. 10.

einzukaufen. Allein die guten Kleinstädter, die selbst den Besuch des Herzogs erwarteten und gewöhnlich sehr übel auf die „Herren von Gent," die eine Art Oberherrschaft über Audenaerde in Anspruch nahmen, zu sprechen waren, wollten den massenhaften Aufkauf des Geflügels nicht geschehen lassen. Es kam daher zu argen Wortwechseln und Raufereien; die Genter wurden mit blutigen Köpfen heimgeschickt, und höhnend rief man ihnen nach: die Audenaerder wollten ihre Hühner selber essen. Das geschah denn auch, und sie führten von da an den Namen Kükenfresser.

Uebrigens hatten die Audenaerder ein Jahrhundert später Gelegenheit, sich hinreichend zu rächen. Um 1540 zwang nämlich Karl V. die aufrührerischen Genter, mit Stricken um den Hals Abbitte zu thun, und nun erhielten diese, welche bis dahin den stolzen Beinamen „die Herren von Gent" geführt hatten, den Spottnamen de stropdragers oder die Strickträger, woran sich besonders die kleinen Nachbarstädte gütlich thaten.

Das Mechelner Spitzwort, „die Dummen," soll nach der Ansicht vieler mit einem andern Spottnamen, de maenblusshers oder die Mondlöscher, zusammenhängen; indessen hat die betreffende Geschichte, worüber eine Menge Schriftstücke bestehen, vermuthlich nur zur Bestätigung des längst vorhandenen Beiworts gedient.

„In der Nacht vom 27. auf den 28. Januar 1687," erzählt Foppens in zwei handschriftlich vorhandenen Nachrichten, * „ereignete sich zu Mecheln eine allerliebste Geschichte (historia lepidissima), welche in ganz Europa mit Lachen vernommen wurde und selbst den gemessenen Papst Innocenz XI. mit Heiterkeit erfüllt haben soll. Ein gewisser halbbetrunkener Bürger erblickte, aus dem Wirthshause kommend, den Schein des Vollmonds zwischen Nebelgewölk im gothischen Thurme von St. Rumoldus. Feuer und Rauch vermuthend rief er die Nachbarn wach, und diese, durch dieselbe Einbildung irregeführt, liefen mit Leitern, Eimern und andern Löschwerkzeugen herbei und setzten den Thurm in eine Fluth von Wasser. Auch die benachbarten Seminaristen, Oratorienväter, Minderbrüder, Karmeliter, Kapuziner machten ihre Feuerspritzen bereit. Doch bald kehrten alle, als der Mond seinen Lauf fortsetzte, verwirrt nach Hause zurück." Am eifrigsten und verwirrtesten soll der Bürgermeister, Mynheer Stalins, gewesen seyn. Er eilte mit einem rothen und einem gelben Strumpfe herbei, und der gelbe gehörte noch obendrein seiner Ehegattin.

* Willems Mengelingen Bl. 4; Burg. Bibl., Hdschr. Nr. 15,680, Bl. 10.

Kein Wunder, wenn ein solcher Vorgang das größte Aufsehen erregte und die Kunde davon wie ein Lauffeuer von Ort zu Ort flog. Zwar, heißt es, gab sich der Bürgermeister alle Mühe, das ärgerliche Mißverständniß zu vertuschen; allein in wenigen Tagen wußte ganz Antwerpen, ganz Brüssel davon, und da war es weit genug. Es sey gar nicht unwahrscheinlich, meint Foppens, daß der Großsultan, wie erzählt werde, die ganze Posse sich habe berichten lassen. Bald entstanden eine Menge Spottschriften und Spottlieder in lateinischer und vlamischer Sprache. Der Jesuit Livinus de Meyer schrieb seine Luna ardens; ein anderer machte einen Cantus musicus de incendio Lunae, ein dritter ein Beklagh-liedeken van den mechelschen Theuren, ein vierter ein „vergnügtbendes Trauerspiel" unter dem Titel: de maensiechtige brandsticht; kurz es bildete sich eine förmliche Brandliteratur, die noch zunahm, als in der Folge die Mechelner Gelegenheit hatten, auch ihrerseits das Wort zu nehmen. Besonders waren die Spöttereien der Antwerpener, mit denen Mecheln viele Jahre lang wegen des berühmten Antwerpener Palladiums „Ob-Signorken" in Streit lag, boshaft und mannigfach.

Auch die Maler und Zeichner bemächtigten sich des Stoffes, und die Tonkünstler blieben ebenfalls nicht stumm. In Mecheln selbst sind noch einige merkwürdige Stücke aus jener Zeit vorhanden. So besitzt Herr van Meldebeke, ein reger und verdienstvoller Alterthumsfreund, den Brant van Mecheln, in muziek gestald door Mhr. Basuel Kanonik, für drei Stimmen und Orgel oder Baß. Die Handschrift führt das Jahr 1746 und die Worte beginnen:

T' is waer, dat kort naer nieuwe jaer
Quamp eenen puren Mechelaer
By Sinte Rombauts uyt syn gelach,
Die t' vier in den thoren sagh:
T' was die maen, die daer op scheen;
Dit onstelde alle syn lien;
Hy riep met eenen lossen cop:
Sa sa sa sa, gebueren op!

Die Mechelner versäumten nicht, die ganze Geschichte in Abrede zu stellen und nebenbei den Hohn der Spötter zurückzugeben, so viel sie nur irgend vermochten; allein sie scheinen dabei selten die Oberhand gewonnen zu haben. Als 1714 der Thurm der Nikolaikirche zu Brüssel und 1754 der Andreaskirchenthurm zu Antwerpen zusammenstürzten, riefen sie den Gegnern zu:

Het is beter, te blusschen (löschen) sonder brandt,
Als thorens te bouwen sonder verstandt!

Aber dergleichen verfing wenig. Selbst als im Laufe des vorigen Jahrhunderts eine ganze Reihe von Mißverständnissen auftauchten, die noch lächerlicher waren, als ihr eigenes, dienten diese Vorgänge nur dazu, um die alte Geschichte von neuem und immer ärger in Erinnerung zu bringen und mit weiteren Spöttereien zu umgeben. Mechels spookery! hieß es dann, Mechels werk!

Als die ersten, welche den Mondlöschern nachgefolgt seyn sollen, werden die guten Väter der Abtei von St. Bernards aen't Scheld genannt. Sie sahen am 27. April 1716 einen Schwarm Mücken für Rauch an und begannen eifrig „auf gut Mechelnsch" zu wirken. Der Vorfall ward in 376 Versen besungen. Dann folgen die Thienener oder Tirlemonter, welche am 19. December 1722 den mondbeschienenen St. Germanusthurm begossen. Sechs Jahre später kam Diest an die Reihe, und zwar unglaublicherweise mit dem Löschen eines „Sonnenbrands," der in 172 Versen verewigt worden ist. Um 1739 wurde eine Mondlöscherei der gelehrsamkeitreichen Löwener besungen; 1746 beschuldigte man die Brügger, sich durch einen Fliegenschwarm haben täuschen zu lassen; 1755 war wieder ein Mückenbrand zu Turnhout; und endlich 1765 bekam auch Antwerpen, das spottsüchtige Antwerpen, seinen Theil. Beim Absterben eines Canonikers von St. Jakob rief die Glocke zum Gebet. Da gerade ein Gewitter am Himmel stand, vermuthete jemand Feuer; alles lief, stürmte, schrie, allein niemand konnte das Feuer finden:

Op het tampen van de clock
Dachten sy, 't moet ergens branden,
Elcke prochie-klepel trock,
Jeder leende strackx syn handen,
Om malkand'ren in den noot
By te staen soo klyn als groot.

Als man ein paar Stunden gesucht hatte, ward man des Irrthums inne; man ging endlich lachend und fluchend nach Hause und die Antwerpener hießen von nun an die ziele-blusschers, die Seelen-Löscher. Von allen Seiten regnete es Spottreime und Hohngedichte; die Versemacher von Mecheln waren natürlich nicht die letzten, welche sich vernehmen ließen; Antwerpen war in Aller Munde, wie vor hundert Jahren Mecheln.

Aber dieses wurde darum nicht vergessen. Noch in neuester Zeit hat der bekannte Liederdichter Theodor van Ryswyck den „Torenbrand" besungen, und ein anderer Poet, Jan van Oosterwyk-Bruyn, läßt die Väter der Stadt den Beschluß fassen, daß künftig bei Mondenschein kein Brand mehr stattfinden solle:

Uit hoofde van't gepleegd abuis,
Beveelt de hoogste Magd:
Na dezen mag by maneschyn
In onze stad geen brand meer zyn.
Al wie hiertegen zich gedraagt,
Word stracks de wallen uitgejaagd.

Da die Mechelner einmal in den Ruf der Dummheit gerathen waren, so konnte es nicht fehlen, daß nunmehr auf's genaueste Buch über sie geführt und nicht leicht ein Streich vergessen wurde, der zur Bekräftigung des alten Satzes dienen konnte. So entstand ein leidliches Verzeichniß, das noch in den dreißiger Jahren bei Gelegenheit der Eisenbahnanlagen Zuwachs erhalten hat. Als nämlich Mecheln zum Knotenpunkte des belgischen Eisenbahnnetzes bestimmt wurde, was, beiläufig bemerkt, auch eben kein Meisterstreich war, weigerten sich die Väter der Stadt, die Bahnhofsanlage innerhalb der Ringmauern zu fördern, und so geschah es, daß belgisch Rom weit zur Seite liegen blieb und sich jetzt seinerseits nach dem Schienenwege zu ausstrecken muß. Aehnliches begab sich früher, als die Kanäle von Brüssel und Löwen nach Antwerpen angelegt wurden. Der Brüssel-Willebroecker Kanal, den die Brüsseler um 1550 mit Karls V. Erlaubniß bauten, blieb zwei Stunden entfernt; der Löwen-Sinnepater, um 1750 unter Maria Theresia begonnen, nähert sich zwar bis auf ein paar hundert Schritte, würde aber durch die Stadt geführt worden seyn, wenn die Einwohner nicht eine Art von Stapel- oder Umladungsrecht in Anspruch genommen hätten, indem die Schiffergilde die Weiterbeförderung der Waaren auf ihren eigenen Fahrzeugen verlangte.

Bei solchen Vorgängen ist es erklärlich, daß nicht bloß der Ruf, sondern auch die Blüthe der Stadt litt. Mecheln ist hinter Brüssel und Lüttich, hinter Antwerpen und Gent bedeutend zurückgeblieben. Sind auch, wie bei vielen andern belgischen Städten, die Angaben seiner einstigen Bewohnerzahl sicher übertrieben, da es allein 12,800 Weber gehabt haben soll, so sieht man doch aus dem Umfange seiner Straßenzüge und aus manchen sonstigen Ueberbleibseln, daß es vordem eine höhere Stufe im belgischen Handels- und Gewerbsleben einnahm, als gegenwärtig. Es versorgte fast die gesammten Niederlande mit Metallgüssen, Glocken, Kupferwerk und dergleichen. Nach Baernewyck soll es gegen 150 Malerwerkstätten gehabt haben. Selbst die Anfertigung der berühmten Mechelner Spitzen, die sich besonders durch einen dickfadigen Blumenrand von andern unterscheiden, hat mit der Zeit so sehr abgenommen, daß kaum noch ein halb Dutzend Häuser darin Geschäfte machen. Es fehlt zwar nicht an einigen Reichen

und an unternehmenden Gewerbtreibenden, allein die Zahl der Armen ist dagegen wahrhaft schreckenerregend. Die Stadt hat etwa 32,000 Einwohner; im Jahr 1857 wurden 31,136 angegeben, und davon erhielten 4514 fortwährende Unterstützung, 3981 bekamen Beihülfe, 222 wurden als Greise und Gebrechliche, 118 als Waisen und 1144 für Rechnung anderer Gemeinden unterhalten oder unterstützt; überhaupt also 9969, oder fast ein Drittel der Bevölkerung. Dafür wurden 141,858 Franken bei einem Jahresbudget von etwa einer halben Million verausgabt, wovon 12,235 durch andere Gemeinden zu tragen waren.

Lobenswerth ist die Sorgfalt, welche auf Kranken- und Armenanstalten verwendet wird. Das neue Krankenhaus, St. Heilwich's godshuis, gewöhnlicher die Puttery genannt, hat gegen eine halbe Million Franken gekostet, kann aber auch in mehr als einer Beziehung wahrhaft musterhaft genannt werden. Die Stiftung rührt von einer frommen Frau her, Heilwich van den Nieuwenhuysen, welche um 1561 ihr beträchtliches Vermögen der Armuth widmete; der Grund und Boden aber trug vordem einen klangvollen Namen, nämlich den Lamorals von Egmont. Als nach der Hinrichtung dieses Opfers spanischer Tyrannei, am 5. Juni 1568, die Besitzungen desselben für verfallen erklärt und verkauft wurden, erwarb der Vorstand des Heilwich'schen Krankenhauses dessen Schloß zu Mecheln für 3600 Gulden und wandelte es seit dem Sommer 1569 zu seinen Zwecken um, bis vor einigen Jahren ein völliger Neubau erforderlich wurde. Vom alten Grafenhofe ist nichts als ein Thorweg übrig geblieben.

Ueberhaupt hat Mecheln nur wenige Reste von alterthümlichem Gepräge bewahrt. In der Kramstraße und am Salzkai sieht man noch einige malerische Bauwerke aus dem Schlusse des Mittelalters; auch geben die Hallen, das Museum, die Kathedrale und ein paar sonstige Ueberreste noch sprechende Zeugnisse von der Baukunst und Baulust des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts; allein im Ganzen hat der Ort einen moderneren Anstrich als die meisten Städte Flanderns und Brabants. Häufige Kriegsverwüstungen und sonstige Mißgeschicke tragen die Hauptschuld an dieser Erscheinung. In den Jahren 1342, 1375, 1462 ꝛc. werden bedeutende Feuersbrünste erwähnt; am 7. August 1546 flog, vom Blitz getroffen, ein Pulverthurm in die Luft, wodurch gegen dreihundert Gebäude vernichtet wurden; dann kamen die Gräuel der Religionskriege, und auch später hat es an Kriegs- und Friedensereignissen nicht gefehlt, welche auf das Aeußere der Stadt erheblich einwirkten.

Die ältesten Nachrichten über Mecheln sind sehr dürftig. Mit einiger Sicherheit weiß man nur aus dem Leben des heiligen Rumoldus oder Rumboldus, Romuald, vlamisch Romout oder Rombout, französisch Rombaud, daß dieser in der Gegend ein Kloster stiftete und um 775 von habgierigen Händen erschlagen wurde. Unter den sächsischen Kaisern, welche dem gewaltigen Bischof Rotger von Lüttich wohlwollten, wurde Mecheln ein Zubehör dieses Bisthums. Im zwölften Jahrhundert gelangten daselbst die Gebrüder Gerardus de Grembergis und Walterus Berthout oder Berthold zu Ansehen. Ihre Familie kam nachgehends mit den Ansprüchen der Lütticher Bischöfe in Zwiespalt, indem sich die Berthouts Vögte und dann sogar „Herren von Mecheln" nannten. Gleichzeitig wurden die Nachbarn von Flandern und Brabant nach dem schönen Besitzthum lüstern. So ward die Stadt der Zankapfel dreier oder mehr Bewerber, und hatte, während sich alle um die Gunst der Bürgerschaft bewarben, gewöhnlich von allen zu leiden. Der Verlauf dieser Streitigkeiten war, daß Mecheln um 1300 auf vier Lebenszeiten an Johann II. von Brabant abgetreten, 1315 an Hennegau verpfändet, 1333 an Flandern verkauft, 1337 zwischen Brabant und Flandern getheilt, 1345 ganz an Brabant abgetreten, 1357 aber wieder an Flandern zurückgegeben wurde. Aehnliche Wechsel der Herrschaft kamen später noch mehrfach vor, und selbst Ludwig XV. stand 1746 als Eroberer auf dem Thurme von St. Rumoldus, was durch eine Inschrift verewigt worden ist. Man kann denken, wie es bei solchen Kämpfen in der Stadt herging.

Zwar hatten die tapfern und wohlhabenden Bürger, als sie sich 1303 gegen den Herzog von Brabant auflehnten, nog veel noten op hunnen zang, wie ihr Geschichtschreiber David sagt, und der Herzog fand sich genöthigt, water in zynen wyn te doen; allein später änderte sich das sehr. Nachdem 1356 und 57 die Brüsseler, Löwener, Antwerpener und Lierer um die Wette auf dem Mechelnschen Gebiete geraubt und gebrandschatzt hatten, und nachdem 1566 und 1578 die Stadt von den Geusen und sonstigen Kriegsvölkern heimgesucht war, konnte lange Zeit von Wohlstand nicht mehr die Rede seyn, und manche Unbilden sind niemals ganz überwunden worden.

Wie es der Stadt in den Religions- und Unabhängigkeitskämpfen und später in den Franzosenkriegen ergangen ist, läßt sich unter anderm aus den Geschicken abnehmen, welche dem größten Heiligthum derselben, den Gebeinen des heiligen Rumoldus, widerfuhren. Seit uralten Zeiten waren dieselben ein Gegenstand der Verehrung. Um 1369 ließ man aus den Erträgnissen frommer Gaben einen prächtigen Kasten dafür

anfertigen, wozu an 1010 Mark Silber und 38 Mark Gold nebst vielen kostbaren Steinen aufgewendet worden seyn sollen. Man hat den Werth neuerdings auf 87,000 Franken geschätzt. Als die Stadt 1578 durch Don Juan d'Austria bedroht wurde, mußten nicht nur viele Außengebäude niedergerissen werden, sondern es ward auch alles, was irgend zu erlangen war, für die kamer van fortificatie in Anspruch genommen. So kam auch die Reihe an den kostbaren Reliquienkasten, den man zwar verborgen hielt, dessen Versteck aber ausgekundschaftet oder verrathen wurde, und der nun auf Befehl der Generalstaaten nach Antwerpen wandern sollte. Mit Hülfe einer goldenen Kette, welche die Stadt für 650 Gulden dem Befehlshaber verehrte, brachte man es jedoch dahin, daß der Erlös, 19,296 Gulden, für Mecheln selbst verwendet werden durfte, und so ging das prächtige Kunstwerk verloren. Ein hölzerner Behälter trat an die Stelle, der 1617 wiederum durch einen silbernen, wozu Bürgerschaft und Geistlichkeit beisteuerten, ersetzt wurde. Allein auch dieser hat die Ungunst der Zeiten nicht überdauert: 1794 nahmen ihn die Franzosen als Abschlagszahlung auf eine Brandschatzung von anderthalb Millionen in Anspruch. Die Gebeine des Heiligen sind ebenfalls nicht ungeschädigt geblieben. Bei einer Ueberrumpelung der Stadt nach deren Rücktritt von der Utrechter Union, 1580, wurden sie hervorgezogen und umhergestreut. Einige Frauen sammelten aber manches, diese ein Bein, jene eine Rippe, so daß man späterhin abermals einen Gegenstand öffentlicher Verehrung aufstellen konnte. Jetzt ist auch wieder ein silberner, drei Fuß langer Kasten vorhanden, wozu das Geld bei Gelegenheit des 1050jährigen Jubiläums, 1825, gesammelt wurde.

(Schluß folgt.)

Correspondenz-Nachrichten.

Paris, August.

Der fünfzehnte August. — Fontaine St. Michel. — Theater. Ponsards neues Stück. — Preisvertheilung im Conservatoire. — Das Feuilleton.

Ludwig XIII. stellte einst sein Land und seine Krone unter die Obhut der Patronin seiner Hauptstadt, Notre Dame de Paris. Zu einer Zeit, wo religiöse Wirren den Staat erschütterten, war die Frömmigkeit eine politische Nothwendigkeit. Die das königliche Gelübde verherrlichende Procession, bekannt unter dem Namen: voeu de Louis XIII., welche auf den 13. August fiel und von Beginn der ersten Republik an unterblieben war, stellte die Restauration wieder her, als ließe sich eine Nation von außen nach innen bekehren. Das Herz that einem wehe, wenn man den armen Karl X. sah, wie er mit dem gottseligen Lächeln auf den verwitterten Zügen, eine brennende Kerze in der Hand, gleich einem Sakristan, demüthig hinter dem Klerus über die Straße hinschlotterte, während das Volk ihm zurief: „Nieder mit den Jesuiten!" Das Geschrei hörte auf, wenn die Herzogin von Angoulême erschien, die mit heroischem Blicke die Reihen der Zuschauer durchlief; sie ging zu Fuß in gehöriger Entfernung vom König, stolz wie Marie Antoinette, entschlossener als ihre Mutter, der einzige Mann in der Familie, die sie gerettet hätte, wäre diese zu retten gewesen. Das Herz that einem weh beim Anblick dieser letzten Trümmer eines alten Herrscherhauses, das seinem Untergange zueilte. Von diesen Personnagen lebt nur noch die Herzogin von Berry, die dazu bestimmt scheint, den Sturz ihres ganzen Hauses zu erleben.

Diese Bilder der Vergangenheit zogen an mir vorüber, als ich am Morgen des 15. August auf dem Platze oder Parvis von Notre Dame einmal wieder dem gewaltigen Baßsänger zuhörte, der der Bourdon heißt und seit Jahrhunderten von den Thürmen der alten Kathedrale herab seine Hymnen und Klagen durch die Lüfte singt, daß es Stunden weit gehört wird. Keine Procession erschien, dafür kamen Truppen mit klingendem Spiel und stellten sich in Parade auf dem Platze auf. Ohne Trommeln und Bajonette gibt es für das Pariser Volk kein Fest. Es war kaum zwölf Uhr und die Feierlichkeit sollte erst um ein Uhr beginnen. Unterdessen nahm ich die Façade des gänzlich restaurirten Gebäudes in Augenschein. Die Könige von Juda und Israel, die in den Arkaden über dem Portal standen, wurden als Könige von Frankreich, wofür sie damals selbst die Archäologen hielten, von den Jakobinern zertrümmert; die Figuren des jüngsten Gerichts, das am Portal abgebildet ist, sollten dasselbe Schicksal haben; der Citoyen Chaumette rettete das Kunstwerk, indem er vorgab, der

Citoyen Dupuis, der bekannte Verfasser des Werks „de l'origine des cultes“ habe darin die Darstellung seines Planetensystems gefunden. Gegenwärtig sind auch sämmtliche israelitische und jüdische Monarchen wieder an Ort und Stelle.

Indessen sind Equipagen angekommen, sie machen Queue, bis sie zum Portal gelangen, wo die hohen Herrschaften nach einander aussteigen: die Herrn vom Cassationshofe in ihren mit Pelz verbrämten Roben, dann der Präfect des Seinedepartements mit seinen Unterbeamten; ihre Uniform ist dunkelblau mit Silber; die Generale, einige Marschälle; ihre Uniformen haben Gold auf allen Näthen und sind reicher als der Rock des Kaisers. Ist es Zufall, daß man seit einiger Zeit an den Schaufenstern mehrerer Bilderläden Napoleon III. sieht, mit der goldenen Lorbeerkrone auf dem Haupte, in der Tunika und in Schuhen von weißem Atlas, mit dem Purpurmantel, kurz in demselben Ornate, in welchem Napoleon I. gekrönt wurde, und der gegenwärtig im Musée des souverains zur Schau gestellt ist? Gleich daneben erblickt man den verschliffenen Hut, den der Gefangene von St. Helena getragen. Sollte Napoleon III. die Absicht haben, seinen Generalsrock mit den Insignien seiner hohen Würde zu vertauschen? Dann würde Pio Nono nach Paris kommen? Und unter welchen Bedingungen kommt er? Das klingt so abenteuerlich, daß ich fürchte, der alte Hut von St. Helena hat mir das Concept verrückt; es ist die furchtbarste Reliquie, die mir je vorgekommen.

Alle meine Bemühungen, in's Innere der Kirche zu dringen, scheiterten und ich nahm meinen Rückzug nach der großen Oper hin, wo ich in einem Omnibus früh genug eintraf, um das Sturmlaufen auf das Theatergebäude mit anzusehen. Polizeisergeanten und Gendarmen hatten ihre liebe Noth; die Massen drangen mitunter so ungestüm vor, daß sie die bewaffnete Macht über den Haufen warfen. Und das war dann ein Jubiliren und ein Gelächter! Einem Gendarmen war dabei die Uniform beschädigt worden. „Schade um den neuen Rock!“ rief ihm ein Gamin zu. „Das wird Euch vierundzwanzig Stunden Salle de police einbringen.“ Der Gendarm dreht sich nach ihm hin, um ihm Schweigen zu gebieten; unterdessen entwischt der Junge auf der andern Seite, in zwei Sätzen ist er oben auf der Treppe, dreht sich um, schlägt ein Schnippchen und ruft: „Vive l'empereur! Vivent les Gendarmes!“ und rennt davon. Es war Zeit, er war einer der letzten, die eingelassen wurden. Bald erscholl die Kunde: „Es ist kein Platz mehr,“ und die Queue löste sich lachend auf und zog weiter.

Unter allen Lustbarkeiten, durch welche das Namensfest des Kaisers gefeiert wird, sind die Freitheater die beliebtesten. Bei Groß und Klein, bei Arm und Reich ist das Theater ein Bedürfniß, eine Leidenschaft, welche zunächst darin ihre Erklärung findet, daß im Allgemeinen der Franzose dramatische oder, wenn man will, scenische Befähigung hat. Louis Philipp strich diesen Posten aus dem Programm seines Namensfestes, was eben nicht dazu beitrug, ihn bei den untern Klassen beliebt zu machen. Ich habe hin und wieder Gelegenheit gehabt, einer solchen Gratisvorstellung in der großen Oper beizuwohnen. So tumultuarisch es am Eingange zugeht, so musterhaft ist die Haltung der Zuschauer im Saale. Einen seltsamen Anblick gewähren die ersten Ranglogen; wo gewöhnlich schöne Damen im Glanze der reichsten Toiletten thronen, da machen sich Arbeiterinnen, Laitières, Chiffonnières, Balayeuses u. s. w. in ihren kattunenen Carakos und in ihren frisch gewaschenen Hauben breit. Ein Frauenzimmer im Hute würde da nicht geduldet; à la porte l'aristo! würde es heißen. Höchst interessant ist es, diese Naturmenschen während der Vorstellung zu beobachten. Sie haben kein Theaterfeuilleton gelesen, sie wissen nichts von Aesthetik, und fühlen doch stets das Gute mit richtigem Takte heraus. Einmal bei einer solchen Gelegenheit brach nach dem bekannten Duett im vierten Akte der Hugenotten ein solches Donnerwetter von Klatschen, Schreien und Stampfen los, daß die Sänger inne halten mußten. Diese bieten stets ihre besten Kräfte auf, um diesem Extrapublikum eine hohe Meinung von ihrem Talente beizubringen, und erwiedern die Beifallsbezeugungen eben so höflich, als spielten sie vor den allerhöchsten Herrschaften.

Paris ist um ein Monument reicher. Gestern, bei Gelegenheit des Namensfestes Napoleons III. fand die sogenannte Inauguration der Fontaine St. Michel statt. Sie steht auf dem gleichnamigen Platze und lehnt sich an das Haus, wo der Boulevard Sebastopol (linkes Seineufer) sich in zwei Straßen scheidet. In jedem Winkel des Daches sitzt ein Adler; der eine schaut nach Westen, der andere nach Osten; sie machen ein diplomatisch indifferentes Gesicht, daß man nicht weiß, was sie im Schilde führen. Die Adler sind gleichsam die Wächter am kaiserlichen Wappen, das zwischen beiden in der Mitte angebracht ist. Es wird durch zwei allegorische Figuren getragen, „die Macht und die Mäßigung.“ Aus der Ferne kann man nicht wohl ermitteln, ob beide gleich groß sind. Unter dem Wappen trägt eine Tafel von grünem Marmor folgende Inschrift: „Fontaine St. Michel. Unter der Regierung Napoleons III. wurde dieses Moment durch die Stadt Paris errichtet, im Jahre 1860.“ Die Tafel wird durch die Attika getragen; auf jeder Seite derselben ist die Chiffre des heil. Michael abgebildet, sammt dem Bande dieses Ordens, welchen Louis XI. im Jahre 1469 gründete. Das Wappen der Stadt Paris ist im Schlußsteine der Nische ausgehauen, in welcher sich die Gruppe von Duret befindet. Sie stellt den Erzengel Michael vor, wie er den Teufel bewältigt. Unserem deutschen Gefühle erscheint die Figur des Engels etwas theatralisch, indessen ist Schwung und Leben darin. Dem Künstler hat offenbar das bekannte Bild von Raphael als Modell vorgeschwebt. Die Gruppe ist über sechzehn Pariser Fuß hoch. Zu beiden Seiten der Nische erheben sich zwei Säulen von rothem Marmor aus Languedoc, welche vier Statuen tragen: die Klugheit, die Stärke, die Gerechtigkeit

und die Mäßigkeit (tempérance); sie sind von Bronze, so wie der heil. Michael. Dieser steht auf einem Felsen, aus welchem sich das Wasser in die Bassins ergießt. Das Monument hat eine Höhe von 80 Pariser Fuß und ist 45 Fuß breit. Es strotzt von Marmor, von Bronze, von Verzierungen. Die Einzelnheiten sind meisterhaft ausgeführt; dem Ganzen fehlt es an Poesie. Diese ließe sich allenfalls im Erzengel nachweisen, der, nachdem er das Ungethüm (die Revolution) besiegt, mit der Rechten das Schwert schwingt und mit der Linken gen Himmel deutet.

Das goldene Zeitalter ist zurückgekehrt für die Frösche, die Parapluiehändler und die Theater. Der Charivari gibt eine Uebersicht der Freuden der schönen Jahreszeit in drei Bildern. Nr. 1. Ein Herr und eine Dame waten im Wasser bis an die Knie. Nr. 2. Das Wasser reicht bis an die Brust. Nr. 3. Man sieht nichts mehr als Regenschirme, die auf den Wellen schwimmen. Im Augenblick, wo ich diese Zeilen niederschreibe, regnet es auf ganz eigene Weise: das Wasser fällt nicht, wie gewöhnlich, tropfenweise herab; es rinnt wie aus ungeheuren Schwämmen, welche ein böser Genius da droben zwischen seinen Klauen drücken würde.

Unter solchen Umständen beeilen sich die Theaterdirektionen, so viel möglich das Publikum anzulocken, das sich so wohl hier wie auf dem Lande langweilt. Die große Oper hat Robert den Teufel beschworen, der ihr schon gute Dienste geleistet; in der komischen Oper wird „le petit chaperon rouge" mit neuer Scenerie gegeben, und das Vaudevilletheater gibt gar ein neues Stück, und zwar von Ponsard. Ponsard ist ein sehr achtbares, korrektes und honettes Talent; er sucht die Extreme zu vermeiden, vermittelt, so gut es geht, die alte Schule mit der neuen, führt keine Partei, und hat Freunde und Anhänger, die nicht minder besonnen sind, wie sein Talent. Dagegen hat er heftige, unversöhnliche Gegner, die es ihm nie verzeihen, daß seine Lucretia im Odeon Glück gemacht, während im Théâtre français das Fiasco der Burggrafen der Herrschaft der Romantiker ein Ende gemacht hat.

Ich möchte herzlich gern alles mögliche Gute von Ponsards neuestem Stücke sagen, allein ich muß vor allem bei der Wahrheit bleiben. Es heißt: „Ce qui plaît aux femmes." Es will uns bedünken, als habe der Titel einen gelinden Duft von Lüsternheit, gegen den seine keusche Muse sich anfangs wohl aufgelehnt hat. Jedenfalls, und zur Ehre des Dichters sey es gesagt, entspricht in dieser Hinsicht das Stück dem Titel keineswegs. Im Gegentheil, es ist moralisch, erschrecklich moralisch. Nachdem das Pariser Drama so lange liederlich gewesen, zeigt es eine bedenkliche Hinneigung zum Philisterhaften; es predigt bald gegen die filles de marbre, bald gegen die Börsenspekulationen, bald gegen die Geldheirathen. In Ponsards neuestem Stücke wird wieder viel gepredigt, und es leidet zudem an einem unheilbaren Gebrechen. Fast die ganze Gesellschaft des Vaudeville ist darin beschäftigt, und unter diesen zahllosen Theater- oder dramatischen Figuren hat auch nicht Eine besondere Ansprüche auf unsere Theilnahme. Kann uns eine junge, schöne und reiche Wittwe interessiren, welche auf den Rath ihres Cousins sich entschließt, demjenigen ihrer Anbeter ihre Hand zu reichen, dem es am besten gelingt — sie zu amusiren, denn sie klagt über Langeweile? Werden solche Ehen in der Schule des Bonsens geschlossen? Kaum wäre im Palais Royal eine so impertinente Leichtfertigkeit zu dulden. Jedem ihrer Anbeter schenkt die Frau Gräfin einen Tag, um ihn auf die Probe zu stellen. Der eine veranstaltet ihr zu Ehren ein Treibjagen; der andere führt sie in den demi-monde. Ei, ei, Monsieur Ponsard, was macht Ihre Tugend in Ihren alten Tagen für Streiche? Der dritte gibt ihr eine theatralische Unterhaltung auf seinem Schlosse. Das Intermezzo beginnt wie ein Feenmährchen; reizende Landschaft, Morgenröthe, eine Fülle von Blumen; die Königin der Blumen weckt ihre Gefährtinnen, welche unter Rosenhecken und Myrthenstauden schlummern; es fehlt nur Daphnis und Chloe! Es ist ein zauberisches Exordium zu einer Predigt in drei Theilen. Die Königin der Blumen liebt einen jungen Fant, Monsieur Olivier; um sein Herz zu prüfen, erscheint sie ihm als sinnliche Liebe, als Habsucht und als Ehrgeiz, und preist ihm die Gaben an, die sie ihm verleihen würde. Die Strophen, welche die schöne Mademoiselle Pierson meisterhaft deklamirt, sind meisterhaft geschrieben; es ist eine brillante Poesie, brillant wie der Schnee im Sonnenschein. Energisch sind die Stellen, worin der Ehrgeiz gegen die politischen Apostasien donnert, gegen die abtrünnigen Demokraten, welche in die feudalistischen Lager übergehen; — wo ist heutzutage eine Spur von Feudalwesen in Frankreich? — gegen die Tribunen, welche die Nationen lehren, sie seyen frei und nicht Königen oder Königinnen angehörig, und nachher, wenn der Tribun dem Staatsmann gewichen, Eis auf's Feuer werfen, das sie angezündet.

Bref, en dit le rebours des choses qu'on a dites.

Auf die jungen Leute machen, so heißt es weiter, diese Apostasien einen schlimmen Eindruck. Les jeunes gens

Devant ce changement énorme se demandent,
Ce que c'est que le vrai, s'il est ou s'il n'est pas;
Si la conviction n'est pas la duperie etc.

Dergleichen Tiraden werden mit einem solchen Ungestüm beklatscht, daß mir für das Stück bange ist. Kaum würde man solche Ausfälle dem Univers oder der Gazette de France hingehen lassen.

Der Cousin, welchem der vierte Tag gehört — denn auch der Cousin bewirbt sich um die Hand der Wittwe — führt diese in die Mansarde einer armen Ouvrière, die bei angestrengter Arbeit kaum des Tags 20 Sous verdient, und nun beginnt ein neuer Sermon über das Ausbeuten des Menschen durch das Kapital; man glaubt einen Aufsatz aus einem Journal von 1848 zu hören. Diese Gebrechen

unserer socialen Zustände haben nichts mit der Kunst zu thun und gehören nicht auf's Theater. Ich muß lachen, wenn ich sehe, wie nach kaum überstandener Gefahr die Leute sich wieder mit politischen Grenzen, mit Nationalitäten und patriotischen Rivalitäten abarbeiten, und so schnell wieder vergessen haben, daß die Zukunft von ganz andern Dingen abhängt, daß die untern Schichten der Gesellschaft unterminirt sind und jeden Augenblick wieder in die Luft springen können.

Das Elend des armen Mädchens rührt das Herz der Gräfin, die ihrem Cousin dankt, daß er sie den Genuß der Wohlthätigkeit hat kennen lehren, und ihn dafür mit ihrer Hand belohnt. Das ist wieder recht verständig und moralisch; man glaubt ein Kapitel aus dem bekannten Schulbuch „la morale en action" zu lesen; nur könnte man allenfalls sich wundern, daß die weichherzige und so reiche junge Dame so lange gewartet hat, die Nothleidenden aufzusuchen und zu unterstützen, zumal in Paris, wo die Mildthätigkeit so zu sagen eine Sache der Mode geworden ist.

Nur das Intermezzo ist versificirt; die beiden andern Aufzüge sind in Prosa geschrieben. Das ganze Stück ist eigentlich Prosa, hat aber nichts desto weniger einen durchschlagenden Beifall gefunden.

So eben aber lese ich in der Opinion nationale, daß die Vorstellungen des neuen Stücks von Ponsard unterbleiben werden, in Folge eines ministeriellen Befehls.

In der großen Oper hat die 425ste Vorstellung von Robert le Diable stattgefunden, mit neuen Costümen und alten Dekorationen, was eben keinen sehr erfreulichen Contrast bildet. Das Debüt der Madame Vandenheuvel-Duprez in der Rolle der Isabelle ist glücklich ausgefallen. Sie ist eine vorzügliche Gesangskünstlerin, und wo mitunter die Stimme nicht ausreicht, da stellt sich die Kunst ein. Bei Mlle. Marie Sax (Alice) ist das Verhältniß umgekehrt; hier stehen die Stimmmittel in erster Linie; im Vortrage und in der Methode könnte Alice bei der Prinzessin Isabelle in die Lehre gehen; die Prinzessin ist aber wohl zu hoch gestellt, um Unterricht zu ertheilen. Auf die Dauer trägt indeß ein kräftiges Organ den Sieg davon. — Gueymard, der so lange hinter Roger zurückstehen mußte, hat ihn durch die Kraft seiner robusten Lungenflügel aus dem Felde geschlagen, und ist nun unumschränkter Herr in seinem Fache. — Die komische Oper hat Boieldieus Chaperon rouge wieder hervorgeholt. Das Mährchen vom Rothkäppchen ist hinlänglich bekannt. Aus dem Wolfe hat der Verfasser des Textes, Théaulon, einen Eremiten gemacht. Dieser Eremit ist ein Baron Rudolph, der die schöne Rose d'amour auffressen, d. h. verführen will. Ein wirklicher Einsiedler aber kommt der bedrängten Unschuld zu Hülfe, und Rose d'amour heirathet zuletzt den Grafen Roger, der als Schäfer verkleidet ihr Herz gewonnen. Die Musik ist über vierzig Jahr alt und hat Runzeln und Gänsefüße. Die erste beste Neuigkeit wird sie wieder vom Repertoire verdrängen.

Die Ergebnisse der Prüfungen der Zöglinge des Conservatoire sind im Wesentlichen folgende. Um den Preis der großen Oper haben sich nur eilf Damen beworben; um den Preis der komischen Oper hingegen einundzwanzig. In beiden Fächern betrug die Zahl der männlichen Concurrenten sieben. In der Tragödie nur zwei Concurrenten und vier Damen. Unter den jungen Herrn befindet sich kein Talma, auch ist keine Spur von einer zweiten Rachel vorhanden. Im Lustspiel ist für die Herrn kein erster Preis zuerkannt worden; bald wird die alte französische Comödie dasselbe Schicksal haben wie das Trauerspiel. Dagegen haben sich zwei Damen in den Preis der Comödie getheilt. Im Gesang 36 Concurrenten, wovon 25 dem schönen Geschlechte angehören. Heutzutage führt der Gesang zu allem; ich kenne einen Concertsänger, der Millionär ist.

In der Instrumentalmusik hat sich ein Talent ersten Ranges producirt, Mlle. Boulay, welcher einstimmig der erste Preis im Violinspiel zuerkannt wurde. Unter den übrigen Preisbewerbern finden sich noch zwei Damen, wovon die eine, Mlle. Castellan, den zweiten Preis erhalten. Erstere kündigt sich als eine Virtuosin an, welche sich in einiger Zeit mit den glänzendsten gleichzeitigen Talenten wird messen können; ihr Spiel ist nicht allein präcis und correct, es athmet Kraft und Leben. Taffanell ist ein frühreifer Flötenspieler, kaum fünfzehn Jahr alt, wie Joseph in Mehuls Oper. Die Flöte ist hier in Ungnade gefallen. Man erzählt, Cherubini, als man ihn gefragt: „Kennen Sie etwas unausstehlicheres als eine Flöte?" habe geantwortet: „Ja — zwei Flöten." Dem berühmten Tonsetzer wird — beiläufig gesagt — nun ebenfalls ein Monument, und zwar in Florenz, errichtet. Es hat sich zu diesem Endzweck in Florenz eine Commission gebildet. Sie besteht aus dem Herzoge di San Clemente, dem Marchese Pompeo und den Professoren Morini und Fantacchiotti; letzterer ist mit Fertigung des Denkmals beauftragt worden. Samstag, den 4. August, fand die feierliche Preisvertheilung an die Zöglinge des Conservatoire statt, unter dem Vorsitze von Jules Pelletier, Generalsekretär des Staatsministeriums, welcher die Sitzung mit einer Rede eröffnete, auf die wir bei Gelegenheit zurückkommen werden.

Nach längerer Abwesenheit ist Edmond About in das Feuilleton der Opinion nationale zurückgekehrt, wo er, in Ermanglung eines besseren, die französische Regierung einmal wieder um Preßfreiheit angeht. Es ist ein eigenes Genre um so ein Pariser Feuilleton. Jede Asperität muß da geebnet und alles Anstrengende vermieden werden; besonders muß der Feuilletonist sich hüten, gelehrt zu scheinen; dieß würde die Abonnenten verscheuchen, die auf bequemen Pfaden durch blumige Auen wandeln wollen. Im übrigen darf er deraisonniren so viel er will, wenn nur der Unsinn amusant ist. Das mag denn hingehen, so lange von Theater, von Schauspielern, Sängern, von Concerten, Bällen u. dgl. die Rede ist. Wagt sich aber die Causerie an ernste Gegenstände, dann muß der Feuilletonist,

wie z. B. in diesem Falle Edmond About, zu Argumenten wie folgende seine Zuflucht nehmen: „Es thut dem Autor so leid, wenn er dem Leser die Früchte seines Geistes nicht in der Form vorsetzen kann, wie sie in seinem Gehirn zur Reife gekommen sind;“ oder: „Da ist kein liberaler Bourgeois, der sich nicht vergnügt die Hände riebe, wenn er in seinem Journal so einen tüchtig gesalzenen Aufsatz über irgend einen Erlaß der Regierung fände. Dann wird das Blatt der ganzen Familie vorgelesen, dem guten Freunde zugeschickt u. s. w.“ Und damit sucht About den Kaiser Napoleon zu überreden, daß die Zeit gekommen sey, der Pariser Presse die Zügel schießen zu lassen. — Abdel Kader hat in der letzten Zeit wieder die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich gezogen, durch den Schutz, den er den Christen in Syrien angedeihen ließ. Abdel Kader sollte nun auch in's Feuilleton kommen, und da höre einer folgendes Raisonnement: „Dem Präsidenten der Republik widerriethen seine Minister, den Emir in Freiheit zu setzen, weil der Emir sofort seine Freiheit benutzen würde, um die Waffen gegen Frankreich zu ergreifen. Abdel Kader aber hat sich dankbar bewiesen. Eben so widerriethen die Minister dem Kaiser Napoleon III. die Presse frei zu geben, aus Furcht, sie möchte die Freiheit benutzen, seine Regierung zu untergraben; allein sie würde im Gegentheil deren festeste Stütze werden.“ Allerdings bilden die Bauern und die Arbeiter die breite und solide Basis, auf welcher das zweite Kaiserreich ruht, allein sie lesen nicht, wie About selbst sagt, indem er die Pariser Arbeiter ausnimmt. Wer weiß aber nicht heutzutage, daß diese seit 1789 alle Revolutionen, wenn auch nur als Werkzeuge, gemacht und Europa regiert haben? Wo hat sich anderswo eine politische Bewegung gezeigt, wozu das Zeichen nicht von Paris ausgegangen? Aus diesem Grunde eben glaubte ich das Feuilleton Edmund Abouts zur Sprache bringen zu müssen. Die Ruhe der Welt hängt von der Pariser Presse ab, dieß lehrt die Vergangenheit. Mit schnöder Leichtfertigkeit sagt der Feuilletonist: „Zufällig hat Louis Philipp Algerien sammt Frankreich eingebüßt.“ Dieser Zufall wurde aber zufällig durch die Presse herbeigeführt.

Am Sonntag 5. August besuchte ich in Neuilly die Stelle, wo einst der königl. Park sich befand. Die ganze Besitzung ist in einzelne Loose getheilt worden, wo sich Privatwohnungen erheben. Das Schloß steht noch. Im Vorbeigehen fragte ich den Gärtner, wem es jetzt gehöre. — „Monsieur Reclus.“ — „Ein Herzog, ein Graf?“ — „Mr. Reclus, Wagenvermiether, rue basse du rempart.“ Weiß E. About, daß ein Hauderer zufällig in dem Kabinette des freisinnigsten aller Könige von Frankreich schläft?

Hamburg, August.

London und Hamburg. — Pferderennen. — Verfassungsangelegenheiten. — Neubauten. — Die Lesehalle. — Handel und Schifffahrt. — Witterung. — Theater.

Es ist nichts Seltenes, Hamburg eine Vorstadt Londons nennen zu hören. Diese Bezeichnung mag mancherlei für sich haben, dennoch ist sie kaum halbwahr. Richtiger würde es seyn, wenn man die große Handelsmetropole der Niederelbe, soll dem Auslande doch einmal ein Name entlehnt werden, zum deutschen London stempelte. Es gibt hier, das leidet gar keinen Zweifel, des Englischen in Sitten, Gebräuchen, Lebensart, selbst in der Häusereinrichtung so viel, daß der geborene Hamburger sich in jeder englischen Stadt heimischer fühlen wird, als in Süddeutschland. Nur schießt man über das Ziel hinaus, wenn man annimmt, alles das, was im deutschen Süden nicht vorhanden ist, sey hier im Norden aus England zu uns eingeführt. Die Briten haben unglaublich viel von dem, was man gemeinhin englisch nennt, aus Angelsachsen mit hinüber genommen auf ihr Eiland, und nicht auf der Steinkohleninsel, sondern allerwärts an den Küsten der Nordsee ist die wahre Heimath zahlreicher Einrichtungen zu suchen, die jetzt für englische gelten. Wir sind schweigsam, einsylbig, kühl, bisweilen gar kalt und schroff, wie die Briten; wir behalten den Hut gern auf dem Kopfe, selbst wenn es sehr heiß ist, nur daß wir ihn nicht so stark in den Nacken schieben, wie der Engländer; unser Geschmack ist englisch bei Tisch wie im Modeladen, und was die Höflichkeit anbelangt, so brauchen wir uns im Allgemeinen über ein Zuviel für gewöhnlich nicht zu beschweren. Das alles aber sind rein nordalbingische Landes- und Luftprodukte, keine importirten englischen Waaren.

Indeß ohne Einfluß kann ein so intimer fortwährender Verkehr, wie er zwischen unserer Stadt und dem britischen Inselreich besteht, unmöglich bleiben, und wir müßten dem deutschen Charakter ganz untreu geworden seyn, hätten wir nicht gar manches den Engländern nachgeahmt. Von diesen aus England zu uns verpflanzten Eigenthümlichkeiten, die sich schnell mit unserem sonstigen Seyn amalgamiren, dürfte nicht das Schlechteste die auffallende Vorliebe für Pferderennen und mit diesen verbundene hohe Wetten seyn. Ich kann nicht genau angeben, wie lange die hiesigen Rennen, welche alljährlich im Hochsommer bei Horn abgehalten werden, existiren, daß sie aber von allen auf deutschem Boden stattfindenden die besuchtesten und glänzendsten sind, ist Thatsache. Gestaltet sich während der Renntage das Wetter günstig, so strömen gewiß an 40,000 Menschen nach der Rennkoppel, um entweder das interessante Schauspiel mit anzusehen oder sich an dem bunten Gewühl von zahllosen Wagen,

Reitern und Fußgängern zu vergnügen. Wer mehr beansprucht, muß gut bei Kasse seyn, denn dem Vergnügen ganz angemessen, das sich vollkommen englisch anläßt und rein englischen Typus zeigt, sind die Preise hoch, und binnen weniger kurzen Stunden werden viele tausend Thaler umgesetzt. Die diesjährigen Rennen waren besuchter denn je. An ausgesuchten Pferden, welche zu Mitkämpfern bestimmt waren, wurden gegen siebzig gestellt, von denen jedoch mehrere später wieder zurückgezogen wurden. Mit Ausnahme eines Sturzes, welcher den davon Betroffenen für einige Zeit besinnungslos machte, kamen keinerlei Unglücksfälle vor.

Ein recht einträgliches Unternehmen scheint die Alsterdampfschifffahrt zu werden. Es sollen zum nächsten Frühjahr sechs Dampfboote beide Alsterbecken befahren, und bei der Frequenz, die bisher troz des schlechten Wetters noch immer stattgefunden hat, dürfte auch diese neue Vermehrung der Schiffe dem Unternehmen eher förderlich als hinderlich seyn.

Genau vor einem Jahre ward bekanntlich durch Rath- und Bürgerschluß die alte Bürgerschaft, mithin auch die baufällig gewordene alte Verfassung in Ruhestand versezt. Man hatte gegründete Hoffnung, in nicht gar langer Zeit den Rath- und Bürgerschluß vom 11. August in Ausführung gebracht zu sehen, allein gar bald traten bedenkliche Verzögerungen ein, und ehe die Wahlen ausgeschrieben wurden und die neue Bürgerschaft, die aus diesen hervorging, sich constituiren konnte, kam der Schluß des Jahres heran. Seit dem Beginn der Sitzungen dieses über unser Wohl und Wehe berathenden Körpers ist wenig Ersprießliches für das Gesammtwohl unseres Freistaates geschehen. Die Verfassung von 1850, welche die Bürgerschaft wollte, haben wir nicht bekommen, und das, was man durch Mäkeln, Zwicken, Dehnen und Streichen — Revidiren nennen es die Staatsmänner — zu Stande gebracht hat, befriedigt keinen Menschen. Neuerdings ist sogar alles wieder in Frage gestellt, da der Senat in seiner letzten Antwort auf die Beschlußnahmen der Bürgerschaft in der Verfassungsangelegenheit das Competenz-Conflicten-Gericht nicht fallen lassen will, die Bürgerschaft aber auf das Bestimmteste erklärt hat, dieses Danaergeschenk nicht annehmen zu wollen. Dieser ewige Hader im Innern schadet unsäglich und untergräbt alles Vertrauen, da die Mehrzahl der Bürger an dem guten Willen des Senates nach so langen Unterhandlungen zu zweifeln wohl Ursache haben dürfte. Auf die nächsten Schritte des Senats ist nun jeder sehr begierig, da von diesen das vorläufige Ende des Verfassungsstreites abhängen dürfte.

Von diesen unerquicklichen Wirren abgesehen, sind in neuester Zeit zwischen Senat und Bürgerschaft mancherlei Schritte gethan worden, welche unserem Gemeinwesen nur Gutes bringen können. Die Anlegung eines Schienenweges zwischen dem Berlin-Hamburger und dem Altona-Kieler Bahnhofe wurde definitiv beschlossen; nur über die Richtung, welche diese Verbindungsbahn nehmen soll, hat man sich noch nicht entschieden. Ein zweiter für die Beförderung von Gütern land- und seewärts sehr wichtiger Beschluß genehmigt den Bau eines Schienengeleises vom Hamburg-Bergedorfer Bahnhofe nach dem Sandthorhafen. Durch diese Anlagen sind aus dem Binnenlande ankommende Waaren, die verschifft werden sollen, ohne Mühe direkt bis an den Kai zu transportiren, an welchem die Schiffe anlegen, wie umgekehrt von See kommende Gegenstände unverweilt auf Waggons verladen und ihrem Bestimmungsorte zugeführt werden können. Allerdings erfordert die Anlage so großer Bauten beträchtliche Summen, die indeß gern von der Bürgerschaft, so weit sie der Staat zu tragen hat, bewilligt werden, da man sich der Vortheile, die derartige Verbesserungen in ihrem Gefolge haben müssen, sehr wohl bewußt ist.

Von den drei großen Unternehmungen, welche durch Private in Anregung gebracht worden sind, kommen zwei, nämlich die Kunsthalle und die Erbauung einer Separatirrenanstalt zweifelsohne recht bald zu Stande. Beiden fließen freiwillige Gaben noch immer in ansehnlicher Menge zu. Größere Hindernisse scheint die Anlegung des zoologischen Gartens zu finden, obwohl ein solcher gerade bei uns recht an seinem Platze wäre und, existirte er erst, gewiß binnen kurzem manche ähnliche Anlage in andern Städten überflügeln würde. Es handelt sich vor allem um die Erwerbung eines passenden Terrains. Die bis jezt Seitens des Comités in Vorschlag gebrachten Gegenden haben sammt und sonders manches Empfehlenswerthe für sich, obwohl sie nicht allen Anforderungen entsprechen. Die beim Senat eingereichte Petition wegen Ueberlassung eines der bezeichneten Plätze ist auffallenderweise noch nicht beantwortet worden.

Allgemeines Bedauern verursacht das wahrscheinliche Eingehen der „Lesehalle." Dieses Institut, das sich gleich nach seinem Entstehen lebhafter Theilnahme erfreute und namentlich durch die vielen während des Winters veranstalteten Vorlesungen über die verschiedensten Gegenstände nach allen Seiten hin Samenkörner der Bildung auszustreuen und geistige Interessen anzuregen und zu pflegen sich angelegen seyn ließ, hat viel Gutes gewirkt. Leider kam zu frühzeitig ein Bruch in die zahlreiche Gesellschaft, die sich in zwei Parteien spaltete. Daß man den kostspieligen Bau eines großen, pomphaft eingerichteten Hauses schließlich doch durchsezte, war dem Unternehmen selbst nicht förderlich. Der Bau ward größtentheils mit fremdem Gelde begonnen, und als das Gebäude fertig dastand, gehörte es nicht mehr im eigentlichen Sinne der Gesellschaft. Die Oekonomen machten einer nach dem andern bankerott, und die Einnahmen des Instituts selbst standen in keinem rechten Verhältniß zu den Ausgaben. Gegenwärtig handelt es sich nun um einen resoluten Entschluß der Actionäre, die ihr Geld in den Bau gesteckt haben. Wollen diese ungefähr die Hälfte des Kapitals verlieren, so läßt sich ein Handel abschließen, und zwar mit der Kammer, die für das stattliche Gebäude 190,000 Mark geboten haben soll. Im Fall es zum Abschlusse kommt, werden die sehr

bedeutenden Räumlichkeiten des ziemlich im Mittelpunkte der Stadt gelegenen Hauses später wahrscheinlich zu Büreauzimmern benutzt, da es an genügendem Platz für die Präturen rc. in andern dem Staate gehörenden Baulichkeiten gebricht. Weniger zweckmäßig dürften die Säle der Lesehalle als Versammlungsort für die Bürgerschaft seyn, obwohl es heißt, der Senat trage sich mit dem Gedanken, die Sitzungen derselben, falls das Gebäude in Staatshände übergehen sollte, dereinst dahin verlegen zu wollen.

Handel und Schifffahrt, die von der Krisis im Jahre 1857 schwer betroffen wurden, haben sich trotz der ungünstigen politischen Constellationen doch schon wieder in erfreulicher Weise gehoben. Leider sind die Aussichten in die nächste Zukunft für den gesammten Handelsstand wenig ermuthigend, und gerade in dieser Unsicherheit der ganzen politischen Weltlage ist wohl der Grund zu suchen, daß sich im großen Verkehr auch jetzt noch immer eine schwankende Haltung kund gibt. Der vorjährige milde Winter, welcher die Schifffahrt nur kurze Zeit unterbrach, war dem Schiffsverkehr so günstig, daß die Zahl der angekommenen und ausgelaufenen Seeschiffe in den ersten sieben Monaten dieses Jahrs sich gegen die Durchschnittszahl der letzten fünf Jahre beträchtlich höher stellte. Auch der Handelsverkehr mit seinen Werthverhältnissen hob sich wieder, wie aus den kürzlich veröffentlichten Tabellen über den Werth der Einfuhren vorigen Jahrs ersichtlich wird. Im erwähnten Krisisjahre betrug der Gesammtwerth aller importirten Waaren die ungeheure Summe von 688,849,300 Mark Banco. Die großen Erschütterungen, von denen die ganze Handelswelt in Folge der Krisis heimgesucht wurde, drückte im Jahre 1858 den Werth der Einfuhren an hiesigem Platze auf 502,206,800 Mark Banco herab; derselbe hob sich aber im vergangenen Jahre bereits wieder auf 571,180,580 Mark Banco. Gehen wir in nächster Zeit nicht abermals gewaltigen Stürmen entgegen, so wird auch das laufende Jahr einen Zuwachs zu verzeichnen haben, denn das Bedürfniß, sich frei, und zwar in weitesten Dimensionen, zu bewegen, ist bei dem Streben, jegliche Verkehrshindernisse möglichst zu beseitigen, in wirklich maßgebenden und mächtigen Handelskreisen überall vorhanden.

Der dießjährige Sommer will niemand auf die warmen Sommer der letzten Jahre munden. Seit Pfingsten, wo sich eisig kaltes Regenwetter einstellte, blieb die Witterung mit nur sehr kurzen Unterbrechungen unbeständig und auffallend kühl. Heiße und wirklich sonnig schöne Tage haben wir äußerst wenige zu verzeichnen, und seit Anfang August ist es erst recht herbstlich geworden. Der Gesundheitszustand hat durch diese kühle, oft von anhaltenden starken Windbewegungen begleitete Witterung sehr gewonnen. Der unbeliebte Gast, die Cholera, die seit Jahren sich regelmäßig gegen Ende Juni oder Anfang Juli bei uns einstellte und sich fast ganz acclimatisiren zu wollen schien, ist bis jetzt nicht erschienen. Möchte sie unsere im vorigen Jahre so schwer von ihr heimgesuchte Gegend für immer fliehen!

Wie überall, wo ähnliche Witterungsverhältnisse herrschen, wird das Einbringen der Ernte durch dieselben beeinträchtigt. Ueber die Fruchtbarkeit des Jahres hört man dagegen nur Erfreuliches. Der Heuertrag übertrifft alle Erwartungen. Aehnlich lauten fast aus ganz Nordalbingien die Nachrichten über den Ausfall der Roggenernte. Auch Weizen, Oelfrüchte rc. hört man loben. Dennoch steigen die Preise aller dieser Früchte, was sich vielleicht durch das beunruhigende Auftreten der Kartoffelkrankheit erklärt, die, schlimmer denn je, dießmal sogar schon unter den Frühkartoffeln haust. Wollte sich die Prophezeihung auf einen warmen und schönen Spätsommer erfüllen, an die sich hier zu Lande noch viele klammern, dann wäre wohl noch Hoffnung vorhanden, daß die Spätkartoffel weniger unter der Einwirkung der Fäule litte, bis jetzt aber scheint es, als gehörten die Wetterpropheten unter das fatale Genre der unbefugt Weissagenden.

Unsere Theater ziehen aus diesem traurigen Sommerwetter einigen Nutzen. Zwar ist die Zeit der Mustervorstellungen im Stadttheater längst vorüber und dürfte schwerlich so bald wieder kommen, allein man hilft sich mit Sängerinnen, die gut bei Stimme sind, und da das stehende Publikum des Stadttheaters seit geraumer Zeit schon mit Wenigem zufrieden ist, so läßt man sich genügen. Das Fremdenpublikum wird vollends nicht gefragt; ihm bleibt, wenn sich des Himmels Schleußen öffnen, die Wahl doch nur zwischen zwei Uebeln: entweder muß es die Abendstunden im Theater zubringen, oder sich der schönen Gaben Gottes freuen, die aus den einladend aufgeschmückten Schaufenstern der zahlreichen Delikatessenkeller verführerisch die Vorüberwandelnden anblicken. Im Thaliatheater wird seit dem ersten dieses Monats mit bekannter Meisterschaft von einer Gesellschaft auserlesener Talente ebenfalls wieder gespielt; dieser Musentempel ist aber zu klein und eignet sich schon deßhalb nicht recht für das Fremdenpublikum, weil Oper und Ballet von ihm ausgeschlossen sind. Das feinere Lustspiel und die Posse werden hier — so will es die beschränkte Concession — desto trefflicher cultivirt. Wie in gar vielen andern Dingen tritt hoffentlich auch in den Verhältnissen dieser zweiten Bühne eine Veränderung ein, wenn eines Tags die Direktion des Stadttheaters — „des langen Haders müde" — es vorzieht, mit den erworbenen Lorbeeren geschmückt, den Dingen, die etwa noch kommen dürften, ruhig entgegen zu schauen. Ob diejenigen das Rechte wollen, welche den Sonnenaufgang dieses Tages bald herbei wünschen, weiß ich nicht, da ich mich nicht rühmen kann, in die Geheimnisse dieses Theaters eingeweiht zu seyn.

Genf, August.

Die Witterungsverhältnisse des Sommers. — Verhältniß der Schweiz zu Frankreich und zu Deutschland.

Trübe, grau, gewitter-, sturm- und regenreich ist der größte Theil des Sommers über das Schweizerland dahin geschlichen, und wenn sonst die Klagen über die Flüchtigkeit der Zeit nie lauter ertönen als in den blüthenduftenden Lenztagen oder zur Zeit der üppigen Pracht der sommerlichen Natur, so hat man sich in den nebelgrauen, regenschauernden, frostigen und dann wieder für wenige Stunden erstickend heißen Tagen gar oft beklagt, daß Saturn nicht rascher seine Sanduhr wendet. Es sind merkwürdige meteorologische Beobachtungen auf verschiedenen Höhepunkten der Schweiz angestellt worden, und unter andern auf dem St. Gotthardshospiz hat man durch Barometer und Thermometer festgestellt, daß sich seit 1816 die Witterungsverhältnisse niemals so ungünstig während der Sommermonate dargestellt haben, und dieser heurige trübselige Sommer war noch dazu die Fortsetzung eines eben so traurigen Winters! Die ungeheuren Schneemassen, welche während desselben im Hochgebirg fielen, waren selbst noch gegen Ende Juli nicht weggethaut, so daß viele sonst regelmäßig beweidete Alpen dieses Jahr gar nicht befahren werden können; es kann sich bei manchen die Sage von der Blümlisalp wiederholen. Die schlechte Witterung hat auch ihren nachtheiligen Einfluß auf die Sommerernte geäußert, und es steht sehr dahin, ob der Herbst für früher erlittene Verluste entschädigen wird. Noch sind die Trauben, die in reicher Fülle die Reben belasten, selbst am Genfer See sehr im Wachsthum zurück, und nur wenn von nun an heißes und trockenes Wetter bis in den späten Herbst eintritt, ist noch ein erträglicher Wein zu erwarten. Unsere Zeitungen, die sonst in ihrer vorwiegenden Eigenschaft als Lokalblätter alle Angelegenheiten des Feldbaus, des Handels und der Industrie mit lobenswerthester Sorgfalt behandeln, sprechen nicht allzu viel von den Ernteaussichten; man mag die Besorgnisse, welche die politische Lage erzeugt, nicht durch Erregung von Befürchtungen, die in das volkswirthschaftliche und sociale Leben übergreifen, vermehren.

Die politischen Erfahrungen des letzten Halbjahrs haben Wunder gewirkt in der Schweiz. „Wie ist," sagte mir ein Bekannter, der die Schweiz seit einigen Jahren nicht besucht hatte, „doch Alles anders geworden! Früher ruderte man munter in französischem Fahrwasser, und heute ist Alles deutsch geworden!" Dem Himmel und den ehrgeizigen Planen Napoleons III. sey es gedankt, es ist in der That dieser große Umschwung eingetreten. Und gibt es vielleicht auch noch heute hie und da einen Schweizer, der alten Vorurtheilen zu lieb — und Vorurtheile können uns so werth werden, wie ein alter Schlafrock, troß seiner Löcher und Fetzen — die Aeußerung meines Bekannten nicht in ihrer ganzen Ausdehnung acceptiren möchte, so wird mir doch keiner widersprechen, wenn ich hinzufüge, daß die Schweiz endlich wieder sie selbst geworden ist, daß die öffentliche Meinung sich endlich losgemacht hat von den blendenden, gleißnerischen, lügenhaften Täuschungen an der Seine. Man sieht nicht mehr die guten Dienste wegen Neuenburgs oder die italienischen Großthaten des kaiserlichen Bürgers von Thurgau durch diejenige Brille, welche bezahlte und unbezahlte französische Agenten dem Schweizervolk aufzusetzen bemüht waren; man sieht die Dinge in ihrem wahren Licht, und entsetzt sich vor den Illusionen und Trugbildern der eigenen Einbildungskraft. Man erwacht aus einem wüsten, bangen, tollen Traum, und sieht mit Schrecken, daß man schlafend an einem Abgrund gelegen. Man fragt sich: Wer hat uns das berauschende Getränk gereicht? Wer hat uns die Augen geblendet? Woher sind uns alle diese Täuschungen gekommen? Was haben wir denn jemals von dem Lande und dem Volke gehabt, dem wir so blind vertrauten? Waren wir, die Nachkommen Tells und Winkelrieds, die Söhne der Helden von Murten und Grandson, nicht selbst in französischer Abhängigkeit, als die Sonne von Austerlitz und Jena die Niederlage unserer Nachbarn mit unheilvollen Strahlen beleuchtete? Und waren wir nicht wieder frei, als die Kanonen von Leipzig gebrüllt hatten, und deutsche Krieger ihre Rosse in den blauen Wellen des Leman tränkten? War es nicht wieder der westliche Nachbar, der uns erdrücken wollte, als wir das geheiligte Recht des Asyls auf Schweizerboden an einem Ausgestoßenen übten? Und dieser einst Verlassene, heute der mächtige Herrscher, wie vergilt er unsere Theilnahme und unsern Schutz? Er bedroht unsere Unabhängigkeit, indem er uns die Mittel der Vertheidigung nehmen will, und unsere von ganz Europa anerkannten Rechte verhöhnt und verspottet! Das ist der gallische Lohn für die schweizerische Gastfreundschaft!

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 37. — **9. September 1860.**

— Jenes aufgeweckte Spiel,
Das euch grotesk die Menschen darzustellen wagt.
Goethe.

Zum goldenen Laube.

Novelle aus dem vorigen Jahrhundert.

Erstes Kapitel.

Während die Nachtigall schlägt.

Die Mode ist, wie jedermann weiß, nicht erst mit den amerikanischen Nähmaschinen in die Welt gekommen. Sie ist eine alte Krankheit des Müssiggangs, tritt seuchenartig auf, so oft das Spinnrad der Weltgeschichte leise und leiser schnurrt, verliert ihre Ansteckungskraft in Zeiten allgemeiner geistiger Bewegung und ist am ungefährlichsten, wenn sie sich auf diejenigen Kreise beschränken läßt, wo dreimaliger Kleiderwechsel an einem Tage als wünschenswerthes Mittel gegen die Grillen der Langeweile betrachtet wird.

Es hat Zeiten gegeben, wo man die Sache anders auffaßte, wo sich Leute einfallen ließen, Leute, welche arbeiten konnten, auch ihnen stehe gepudertes Haar nicht schlechter als jenen Andern, welche nicht zu arbeiten verstanden, und wenn die Frau im Reifrocke Gänse nudle, die Tochter mit Schönpflästerchen auf dem Gesicht Rüben schabe, so sey die dazu nicht passende herrschaftliche Tracht ein Privatvergnügen, um das sich niemand zu kümmern habe.

Mit solchen Ansichten etwa legte sich der Schildwirth Henßel zu Bett, nachdem der letzte Dennschützer Biergast den Krugdeckel zugeklappt und sich mit der eigenen funkelnden Nase in's Freie hinaus geleuchtet hatte. Die Biermagd, welche seit einer Viertelstunde bemüht gewesen war, die Striche und Kreidekreuze auf der schwarzen Schuldtafel mit einander in Einklang zu bringen, ließ schlaftrunken das Stück Kreide aus der Hand fallen, nahm dann die Oellampe zu Hülfe, um es wieder zu suchen, stieß sie um, tappte zwischen Bänken und Tischen bis nach dem warmen Kachelofen hinüber, sank dort, vom Schlafe überwältigt, auf die breite Bank und schnarchte bald mit dem unter der Bank liegenden Dachshunde des Dennschützer Bierschenkwirths um die Wette.

Der letztere schlief noch nicht. Er steckte nicht nur in Federbecken, welche für die warme Juninacht des Jahres 17 .. zu heiß waren, er steckte auch in Schulden, und wer in Schulden steckt, dem kräht der Hahn die ganze Nacht. Aber er schlief noch aus andern Gründen nicht. Da gab es einen Bauern im Orte, Johannes Panitz mit Namen, der hatte nur sechs Kühe im Stalle, dreißig Hammel in der Hürde, fünf Pferde, von denen eines am Hahnentritt litt, drei Ochsen auf der Mast und Schuldverschreibungen auf Haus und Scheuern; er arbeitete mit Knechten,

nicht mit eigenen Söhnen, er stand nicht auf besseren Füßen als der Dennschützer Schenkwirth — und doch — der Schenkwirth schnippte mit den Fingern in der Luft — doch hatte der Bauer seine Tochter auf der neulichen Kirmeß in modischer Tracht umher stolziren lassen und des Schenkwirths Barbara war schier neben der stolzen Kirchenkerze zu einem Nürnberger Nachtlicht zusammen geschrumpft.

Nun gab es zwar ein Mittel, die Sache wieder in's Gleichgewicht zu bringen, und Barbara war mit dem Vorschlage nicht säumig gewesen: aus der Residenz noch feineren Plunder kommen lassen, als ihn die Panitzin trug, und die groben Wollenstoffe des Bauernanzugs an den Nagel hängen — das Mittel mußte durchschlagen.

Es schlug wirklich durch, und zwar so kräftig, daß es der Wirthschaft des Dennschützer Bierschenken fast den Boden aus dem Fasse schlug. Für den Bauern hatte die Mode kaum so arge Folgen gehabt. Die Panitzin war eine bruftschwache arme Närrin, welche Winter und Sommer im Zimmer hockte und in der Wirthschaft nicht mithalf. Sie hatte sich in den Kopf gesetzt, eines Stadtschreibers Gattin werden zu müssen, und behauptete, die Luft auf dem Lande sey ihr zu scharf. Ohnehin habe sie einen Pathen in der Residenz, und das kostbarste Stück des neuen Anzugs, ein Pelzcorsett „von fehgrauem Werke mit Ueberzug von Tafft oder Gros de Tours," stammte von dessen seliger Frau. Der Pathe, ein ehemaliger Hofkurier, den das Podagra vom Pferde auf das Sopha und zugleich auf Pension gesetzt hatte, schien mit diesem Geschenke eine Annäherung einleiten zu wollen, welche zu weiterem führen konnte, und die Panitzin war entschlossen, wenn's mit dem Stadtschreiber nichts werden sollte, den Sophahocker zu Gnaden anzunehmen.

Während solcher Art der Umschwung in der Wirthschaft des Bauern von möglicherweise ersprießlichen Folgen seyn konnte, hatte die Barbara nicht sobald den Fischbeinrock mit Sprungreifen und Bügeln um ihre kräftigen Hüften gezwängt, als ihre Thätigkeit auch schon in der Wirthschaft vermißt wurde und der Leck des Fasses mit jedem Tage an Größe gewann. Seit sie aus der Schenkstube in's Herrenkabinet übergegangen war, mehrten sich die Kreuze an der schwarzen Tafel und es fanden sich immer mehr vergeßliche Trinker, welche am nächsten Tage zu zahlen versprachen und am Tage darauf der Meinung waren, wenn ein Wirth gar zu sehr die Kreide schone, mache er sein eigen Bier sauer.

Mit solchen Gedanken lag der Schenkwirth in seinem breiten Doppelbett. Es hatte sich auf den folgenden Tag der Gerichtsherr und Kirchenpatron von Stauchau, Herr Julius Cäsar von Hartz, sammt Ehegespons anmelden lassen, und der Wirth war bis in die Nacht hinein mit Abstäuben und Aufräumen in der obern Herrenstube beschäftigt gewesen. Während dessen hatte es einen Strauß zwischen ihm und der Tochter im Reifrock gegeben. Wie es sonst ihr zugekommen war, sollte sie auch dießmal für die morgende Bewirthung das Nöthige vorkehren; dahin gehörte namentlich das Schlachten und Rupfen einer Gans. Barbara aber hatte behauptet, wer A sage, müsse auch B sagen, und es schicke sich nicht mehr für sie, im Reifrock mit Fischbeinspangen und Bügeln Küchenarbeit zu thun. Somit hatte die Mutter Henßel sich über die Gans hermachen müssen; da sie aber von einem früheren Schlaganfall an einer Seite gelähmt war, hatte die Gans mit Preisgebung einiger Federkiele sich über den Zaun auf und davon gemacht.

Dieser erste handgreifliche Nachtheil der neuen Mode hielt den Schenkwirth neben den schon erwähnten übrigen Betrachtungen in seinem breiten Doppelbette wach. Neben ihm lag die halb gelähmte Frau. Sie war zehn und etliche Jahre älter als ihr Eheherr, der vor zwei Sommern sich gerühmt hatte, mit den ersten fünfzig Jahresfässern seines Lebensbräus fertig zu seyn und nun mit dem Anzapfen der nächsten fünfzig zu beginnen. Sie war zehn Jahre älter als er und hatte ihren Vorsprung auch in Sachen des Verstandes nie von dem jüngeren Manne überholen lassen. Wie sie ihn aus einem Brauknecht zum Gemahl und Erben der väterlichen Wirthschaft erhoben hatte, war er in ihren Anreden und Zurufen nie über den Titel „Kind" hinausgekommen, und die geringen Denkkräfte, mit welchen ihn die Natur ausgestattet, blieben solcher Art ungenützt und unentwickelt, bis sie allmählig aus Mangel an Uebung unbrauchbar wurden. Das hatte sich erst recht gezeigt, als die Wirthin eines Tages das Wort „Kind" nicht mehr über die gelähmte Zunge bringen konnte. Seitdem waren acht Monate verstrichen und die Zunge blieb ungefügig. Da Frau Henßel nicht schreiben konnte, so fiel ihre Thätigkeit hülflos zusammen; das „Kind" suchte vergebens dahinter zu kommen, wie die Wirthschaft bisher geführt worden sey und wie sie künftig geführt werden müsse; und die Wirthschaft, welcher dieses Suchen zu lange dauerte, schlug ihren eigenen Weg ein — denjenigen, welchen alle Wirthschaften einschlagen, sobald kein wirthschaftlicher Kopf ihnen vorsteht, — den Weg in Schuld und Ungeduld.

So stand es mit den beiden Eheleuten im breiten Doppelbette des Wirthshauses zum goldenen Laub. Die

Gelähmte, unfähig zu reden, unfähig ihre Glieder frei zu bewegen, unfähig dem hereinbrechenden Ruin vorzubeugen, war zur kopfschüttelnden Pagode geworden. Von früh bis spät schüttelte sie den Kopf zu allem, was um sie her vorging, denn alles war in Wirklichkeit verkehrt, und noch im Bette schüttelte sie den Kopf, so lange ihre grauen Augen gegen die Gardinen des Betthimmels stierten. Wie von einem ununterbrochenen Erdbeben schütterte das gemeinschaftliche Kopfkissen. Wenn der Wirth nicht in einem reichlicheren Nachttrunk das Mittel, dennoch zu schlafen, entdeckt und seit dieser Entdeckung das Mittel fleißig benützt hätte, so würde er keine Nacht mehr die ihm nöthige Ruhe gefunden haben.

Aber während das Doppelbett noch in voller Erschütterung begriffen war, gab es in dem Bette Barbaras, welches fast die ganze schmale Nebenkammer ausfüllte, Unbequemlichkeiten von kaum minder schlafverscheuchender Art, und Barbara hatte die Gewohnheit des festen Schlafs bereits als etwas der Mode zu Opferndes halb und halb abzulegen gelernt. Diese Unbequemlichkeiten wurden durch die neue Haartracht veranlaßt, welche, von dem Reifrock unzertrennlich, mit dem städtischen Kleide zugleich ihren Einzug gehalten hatte. Zwar ward Barbaras goldröthliches Haar noch nicht nach Art der Städterinnen gepudert; das hätte zu großes Aufsehen gemacht; aber was sonst in einem breiten Zopfe bis zu den Waden hinabhing, das kräuselte der Kamm nun stundenlang in die Höhe, bis es zuletzt, mit einer geschickten Handbewegung um sich selbst gewunden, wie einer jener Schneckenhügel dastand, welche in den Ziergärten des vorigen Jahrhunderts als landschaftlicher Schmuck so allgemein im Schwunge waren. Der Bader des Orts verstand sich auf allerlei Handgriffe und auch auf diesen. Er pflegte die Morgenstunden im Seifenschaume zu stecken, und so durfte, was er Abends, der Barbara zu Gefallen, aus ihrem Haare aufbaute, Nachts bei Leibe nicht preisgegeben werden; weit und breit wäre niemand außer dem Bader zur Ausbesserung solcher Arbeit geschickt gewesen.

So saß denn die Erbin des verschuldeten Brauhauses steif aufgerichtet im Bette, drei Kissen hinter dem Rücken, die Knie aufgezogen und die Hände über sie gefaltet, um wenigstens so lange wie möglich wach zu bleiben. Sie hatte ein feines Gesicht und die durchsichtig helle Haut, welche röthlichblondem Haare nicht selten einen eigenthümlich zarten Reiz gibt. Auch die Nase war fein gezeichnet, fast etwas zu fein und scharf; wer die Mutter Henßel kannte, wußte, daß sechzig Winter solche Art Nasen bis zu förmlicher Nadelspitzigkeit zu verfeinern im Stande sind. Ihre Augen, bei Tage dunkelblau, schienen bei Licht braun und zählten solcher Art zu denen, welchen prophetische, d. h. einfältige Leute Unbestand in der Ehe nachzusagen pflegen. Sie standen sehr nahe zusammen, und da auch die dünnen, dunkeln Brauen nach der Nase zu am deutlichsten gezeichnet waren, dann aber, heller werdend und kaum noch erkennbar, in die Höhe schweiften, so drängte sich unterhalb der etwas zu hohen Stirn der ganze Ausdruck des Gesichts zusammen, und zwar ein sehr lebendiger. Daß sie in ihrem neunzehnten Jahre auf die Thorheit verfiel, die Panitzin ausstechen zu wollen, trotzdem ihre natürliche Lebendigkeit zu Reifrock und Schleppe nicht besser taugte, als der flüchtige Merkur zum schweren Bauernholzschuh, das verschuldete zum großen Theil diese nämliche hastig zu allem Neuen greifende Lebendigkeit. Was langsamen und trägen Naturen schon der Ungewöhnlichkeit wegen nicht gefährlich und verführerisch war, das reizte sie eben durch das Abweichen von der Regel, und so war denn die Zeit des kopflosen Wirthschaftens im Brauhause zum goldenen Laube auch unversehens für sie eine Zeit des Mummenschanzes geworden, der, einmal begonnen, nicht ohne weiteres wieder abgelegt werden konnte.

Während sie so dasaß und allerlei einfältige Gedanken hatte, Gedanken, wie der Vater ihr nur das Gansschlachten habe zumuthen mögen, Gedanken, ob die Panitzin in ihrem Bette weniger unbequem oder hoffentlich noch weit unbequemer sitze, Gedanken, ob denn nicht bald im Nebenzimmer das Schüttern und Fingerschnippen aufhören werde, Gedanken, wie sich ihr neuer Knix morgen beim Eintreffen der Frau Kirchenpatronin ausnehmen möge, Gedanken, ob der Gefangene im Schenkzimmer mit seinem einen Fuße im Stock wohl schlimmer oder besser daran sey als sie mit den aufgezogenen Knieen, Gedanken lustiger, langweiliger, nichtsnutziger, gescheiter — verliebter Art, bunt durch einander, verliebte freilich sehr wenige — während dessen sang hinter dem Birnbaum im Garten, wahrscheinlich in einem Gebüsch von Hagrosen, denn dort pflegt sie zu nisten, die einzige Nachtigall, welche Dennschütz alljährlich zu besuchen pflegte.

Sie schlug, von den ersten Tagen des Aprils an gerechnet, bis Johannis, und da das Ende ihrer Sangzeit nahe war, schlug sie jetzt stärker noch und lauter als gewöhnlich. Zuweilen merkte Barbara auf; aber sie gehörte zu der Mehrzahl dörflicher Naturen, welchen der Reiz des Nachtigallensangs nie aufgeht und die da Frösche und Nachtigallen für gleich unbegreifliche Beigaben einer Zeit betrachten, welche der Schöpfer doch für den Schlaf geschaffen und mit Dunkel und sonstiger

Stille ausgestattet hat. Etwas tiefer in das Geheimniß jenes Reizes war der Schenkwirth eingedrungen. Die kindliche Seite seines Gemüths, durch seine majorenne Gattin so absichtslos vor dem Reisen behütet, bekundete sich von Zeit zu Zeit in schlaflosen Nächten durch den Ausruf: „Wie schön der Vogel pfeift!" wobei er den Kopf seitwärts nach der kopfschüttelnden Ehehälfte zu wenden pflegte. Eine Weile stand dann der Perpendikel still und ein Seufzer gab unverständliche Antwort; nicht lange indessen und das Kopfkissen schütterte wieder wie der Radkasten eines Dampfboots, ein Unding, von dem der Schenkwirth freilich, wenn er nach Gleichnissen gesucht haben sollte, noch keine Ahnung haben mochte, denn etwa hundert Jahre später erst wurde im lieben Sachsenlande zum ersten male die Erlaubniß, ein Dampfboot die Elbe hinab fahren zu lassen, nachgesucht und wegen Gefährdung der Wassermühlen, Uferbewohner, Fische rc. in Gnaden verweigert.

Inzwischen hörte den Sang der Nachtigall noch ein anderer, und zwar einer, welcher, mit lebhafter Phantasie begabt, nicht lange umsonst nach Gleichnissen umherzuspähen brauchte. Das war der Gefangene in der Schenkstube. Er pflegte wenig Schlaf nöthig zu haben, der grüne Weber mit seinen dünnen grauen Haaren, seiner hängenden Nase, seinen roth geränderten Augen und seiner schiefen, schmalen Stirne. Einige Leute behaupteten, er schlafe gar nicht und das Singen vertrete bei ihm des Schlafens Stelle. Seine beste Zeit lag hinter ihm: die Zeit, während welcher er, neben dem Fenster an den Schenktisch gekettet, von früh bis spät jeden Trunk Bier oder Branntwein zu kosten bekam, den ein Gast im goldenen Laube sich geben ließ. Damals sang er von Paradiesgärten und Freuden ohn' Ende, und wer das Behagen eines Wirthshaussitzers je nachempfunden hat, wird begreifen, daß der grüne Weber nicht nach der Freiheit außerhalb der Schenke zurück verlangte. Aber, aber er hatte wieder raisonnirt, arg raisonnirt und aller Obrigkeit der Welt das Schicksal der Herren von Sodom und Gomorrha prophezeit, und so ward seine Strafe denn verschärft. Der Dennschützer Zimmermannsälteste mußte aus Latten eine Art Käficht um den grünen Weber bauen; schmale Zwischenräume ließen Licht und Luft hinein, nicht aber, wie bisher, Krüge und Gläser, und der Gefangene konnte sich, so oft ein Gast einkehrte, ungelabt den Mund wischen. Ueberdieß hatte der Zimmermann den Auftrag gehabt, den Raisonneur in den Stock zu stellen, d. h. ihm beide Füße durch zwei Löcher eines Bretts zu zwängen, aus welcher Fesselung die Füße sich nicht eigenmächtig loszumachen vermocht hätten. Die Gewohnheit des Webstuhltretens war indessen in dem Gefangenen so stark, daß er gegen die Art der Fesselung den größten Widerstand leistete und wirklich alle Versuche, auch seinen rechten Fuß zur Ruhe zu zwingen, zurückschlug. So saß er denn zwar im Käficht und sein linkes Bein stand im Stock, mit dem rechten aber konnte er nach wie vor den Takt zu seinen Gesängen treten, und diese verstummten oft während ganzer vierundzwanzig Stunden kaum auf kurze Erholungspausen. Es gab einige Leute, welche behaupteten, man thue Unrecht, den armen Tropf festzuhalten, und wenn nun einmal kein Gefängniß im Ort bestehe, solle man auch keine Gefangenen halten wollen. Im Wirthshause zumal kratze einem der beste Wein im Halse, wenn solch ein erbarmenswerthes Menschenkind Profit dazu sage. Andere meinten, wenn dem Herrn Kirchenpatron selber oder gar noch höheren Potentaten begegnet wäre, was dem grünen Weber begegnet sey, da würden sie auch raisonnirt haben, so lange ihnen das Maul nicht petschirt worden wäre. Sie spielten auf die grüne Weberin und ihr einziges Kind an, welche vor drei Jahren ein dem herrschaftlichen Wildpark entsprungener Bär jämmerlich zerrissen hatte, ein Unfall, wofür dem am Leben Gebliebenen aus höchster Gnade auf Lebzeiten Steuerfreiheit geschenkt worden war. Noch andere meinten, das Raisonniren lasse sich am besten hintertreiben, wenn so gewirthschaftet werde, daß zum Raisonniren kein Anlaß sey; im Annaberger Bürgereid müsse gelobt werden, nicht zu raisonniren und jeden Raisonneur zu denunciren, und doch gehe es nirgend maultoller zu als in Annaberg, und der Spitzenkaufmann Eisenstuck habe erst kürzlich den Eid verweigert, weil er sonst alle Tage nichts weiter thun könnte, als Raisonneure denunciren.

Aber was auch die Gevatter Gerber und Dachdecker reden mochten, der grüne Weber saß im Stock und sang sich immer mehr um den Verstand. Es hat einmal einen Mann Namens Quirin Kuhlmann gegeben, der im dreizehnten Jahre geistliche Lieder unter dem Titel „himmlische Liebesküsse" dichtete, später in einer Anzahl „Kühlpsalter" eine neue Religion zu gründen suchte, der dann nach manchen Reisen und Fahrten in Constantinopel mit genauer Noth der Gefahr, gespießt zu werden, entrann und endlich in Moskau lebendig verbrannt wurde. Mehr als fünfzig Jahre nach seinem Tode irrten noch „Kühlpsalter" als letzte Gedankenfunken dieses mystischen Sonderlings in deutschen Landen umher, und der grüne Weber, dessen ganzer Bücherschatz aus solchen grob gedruckten Blättern bestand, sang diese Hymnen mit besonderer Vorliebe. Ihr friedseliger Ton stimmte freilich nicht sonderlich zu der raisonnirenden Prosa, welche die gebundene

Rede ablöste. Wenn er eben mit näselnder Stimme den dreizehnten Kühlpsalter begonnen hatte:

> Was betrübt dich, mein Gemüthe?
> Lobe Gottes große Güte
> In der zugestößnen Plag,
> Lobe Gott bei Nacht und Tag!

so setzte er wohl zu einem herzhaften Fluche ab auf alles, was Treffen, Perrücken, Ordenssterne, Degen und des Teufels sonstige Livrée trage, und er prophezeite, daß sie dereinst im tausendjährigen Reiche als Straßenkehrigt zum Düngen auf die Felder hinausgeschafft werden würden, wo er dann wieder singend anhob:

> Thränenschlösser, Weltpaläste,
> Weichet nun von meinem Geist!
> Lebet wohl, ihr Erdengäste,
> Welche lauter Qual umschleußt!

Aber in den milden und feuchten Nächten, wo die Nachtigall hinter dem Birnbaum im Hagrosenbusche schlug, da hörte der Wächter mit Horn und Pike oft stundenlang vor der Schenkenthür dem grünen Weber zu; denn da klangen sanfte, friedliche Weisen aus dem Käfficht in die Nacht hinaus, und es schien, als habe die Nachtigall allein die Macht, sein Gemüth versöhnlich zu stimmen, und dem Elende, das ihn umgab, zu entrücken. Eine ganze Reihe Loblieder auf die freundliche Trösterin im Hagrosenbusch gab dem Gesange des Vogels Antwort. „Noch einmal das Lied vom Doctor Martin Luther!“ rief dann wohl der horchende junge Wächter und pochte mit dem Horn an den Laden, und der grüne Weber sang die Anfangsstrophen zum zweiten und dritten mal:

> Die beste Zeit im Jahr ist mein,
> Da singen alle Vögelein;
> Himmel und Erden ist der voll;
> Viel gut Gesang da lautet wohl.
> Voran die liebe Nachtigall
> Macht Alles fröhlich überall
> Mit ihrem lieblichen Gesang,
> Deß muß sie immer haben Dank!

Und wieder schlug der Vogel hinterm Birnbaum in langen, gehaltenen Tönen, setzte dann ab, flog wohl auf einen andern Zweig und ließ dem grünen Weber Zeit, aus dem Liede Paul Gerhards zu danken:

> Die Lerche schwingt sich in die Luft,
> Das Täublein fleucht aus seiner Kluft
> Und macht sich in die Wälder.
> Die hochbegabte Nachtigall
> Ergözt und füllt mit ihrem Schall
> Berg, Hügel, Thal und Felder.

> Ich selber kann und mag nicht ruhn,
> Des großen Gottes großes Thun
> Erweckt mir alle Sinnen.
> Ich singe mit, weil Alles singt,
> Und lasse, was dem Höchsten klingt,
> Aus meinem Herzen rinnen.

Dann setzte der Gefangene oft bis zum Morgen mit weiterem Singen aus und der Wächter pochte nicht mehr mit dem Horn an den Laden; er dachte: der Weber wird schlafen, behüt' ihn der Herr vor bösen Träumen! und er stolperte nach der andern Seite des Orts hinüber, um den Gefangenen nicht mit dem Stundenabblasen aufzuwecken.

Und so wiederholte sich's manche milde, feuchte Nacht, welche die Biermagd auf der Ofenbank verschnarchte, das Ehepaar im breiten Doppelbette mit Fingerschnippen und Kopfschütteln, die kleine Prinzessin unter dem Drucke der Schneckenfrisur mit allerlei einfältigen Gedanken verbrachten, während auf dem morschen Dachgiebel die messingene Windfahne von bevorstehenden Sturm- und Wetternächten träumte, die dem Wirthshause zum goldenen Laube troß allem Schnarchen, Fingerschnippen, Kopfschütteln und Aufsitzen mit dreifacher Kissenlehne, nicht zu ersparen seyn würden.

Wenn Mondschein gewesen wäre, hätte übrigens ein guter Kletterer vom hohen Birnbaum aus noch in ein anderes Quartier hineinblicken können, das zu der Geschichte des goldenen Laubes in ziemlich nahem Bezuge stand und bei einiger Gunst des Schicksals in noch näheren Bezug zu diesem Wirthshause treten mochte. Es war das Quartier des Rectors, d. h. Schulmeisters Rex, der mit seiner Schwester über der Werkstatt des Hufschmieds von Dennschütz wohnte und eben jetzt — es war Mitternacht — die erste Drahtmäusefalle fertig gebracht hatte, welche im Lande Sachsen das Licht der Welt erblickte. Sein Dreierstumpf war bis auf einen Talgbrei, in welchem der Docht am Boden schwamm, heruntergebrannt und verlöschte in dem Augenblick, als der Rector den Finger in die weiche Masse tauchte, um die kostbare Salbe in's rabenschwarze Haar zu streichen. Eine Weile suchte er nach Kohlenresten in der Herdasche. Er hätte das neue Fanggeräth gern noch einmal genau betrachtet. „Christel!“ rief er dann und pochte an die Bretterwand, hinter welcher die Schwester schlief. Aber er besann sich, daß sie nie und durch kein Mittel vor dem Morgengrauen wach zu rufen war, und gab den vergebenen Versuch

auf. Als er sich unter die Decke streckte, stieß er, was ihm jedesmal begegnete, mit Kopf und Füßen zugleich an die Grenzen seines Lagers, und zog sich dann nach Möglichkeit in die Gestalt eines 8 zusammen. Er schlief nicht sogleich ein. Der Himmel war unbewölkt, kein Vorhang hielt das, den sogenannten hellen Nächten eigene Halblicht von dem Eindringen in's enge Stübchen ab, und wenige Minuten nach des Talgstumpfs Verlöschen waren die schwarzen Augen des Rectors schon des Halbdunkels hinreichend Herr, um alle Gegenstände an der Wand und sogar die Mäusefalle am Boden deutlich zu erkennen. Die letztere hatte er nicht übel Lust — ihm lag an einem Vorwand zum Besuche — dem Kirchenpatron am morgenden Tage als beiläufiges Zeugniß seiner Kunstfertigkeit zu überreichen; vor allem die Frau Kirchenpatronin möchte Freude darin finden, die Mäuse ihrer Speisekammer künftig in einem durchsichtigen Behältniß zu fangen.

Während er so spekulirte und dabei unversehens in diejenige Liebhaberei zurück verfallen war, um deren willen man ihm im Orte seine Zigeunerherkunft nicht vergaß, diejenige nämlich, Draht zu allen denkbaren Zwecken zu verarbeiten, während dessen schlug die Nachtigall unausgesetzt im Birnbaum, und inmitten der Mäusefallenplane lauschte der Rector jeder ihrer Tonweisen. Ein paar mal streckte er den Arm in die Höhe, um nach einer schwarz bemalten Geige zu greifen, welche über seinem Bette hing; immer ließ er wieder ab. Zuletzt holte er sie doch herunter, tupfte mit dem Finger über die A-Saite, um herauszubringen, aus welchem Tone der Vogel sang, wendete dann aber die Geige um und strengte seine Augen an, um einen auf die Rückseite des schwarzen Instruments geklebten Schattenriß aus weißem Papier zu betrachten. Es war das Profil eines Mädchenkopfes, zu dessen Aehnlichkeit sich schon um der pfeilspitzigen Nase willen keine irgend eitle Tochter Evas bekannt haben würde. Die Ungeschicklichkeit der Arbeit schien aber den Beschauer nicht im mindesten zu stören. Er versenkte sich in den Anblick des schlechten Conterfeis, stützte die olivenbraune Wange auf die Hand, sank immer weiter vornüber, bis die langen straffen schwarzen Haare über die buschigen Brauen und die eckige, lange Sattelnase mähnenartig herab hingen, wogte dann ein paar mal wie ein schlaftrunkener Reiter hin und her und schlief endlich, die Geige in den Händen, das Haupt gegen die Bretterwand gestützt, fest ein.

Wenn Mondschein gewesen wäre, hätte ein guter Kletterer alles dieß vom Birnbaum aus beobachten können. Der Mann mit dem Wächterhorn war ein solcher Kletterer, und es gab Nachtschwärmer, welche behaupteten, der Nachwächter von Dennschütz sey mondsüchtig und rechtes Vollmondlicht ziehe ihn bis in die höchsten Zweige des größten Baumes im Orte hinauf; sie wollten ihn dort sitzen gesehen haben, und zwar mehr als einmal.

Aber es war jetzt kein Mondschein, und so saß er denn nicht im Birnbaum und beobachtete weder, was im Zimmer des Rectors vorging, noch wie im Nebengemach die Christel unaufweckbar fest schlief, den Arm unter'm Kopfkissen, die blauschwarzen Flechten über die niedrige bräunliche Stirn herabgefallen, das eine Auge halb offen, wie es seit ihrer Kindheit noch alle Nächte hell offen gestanden hatte, ohne daß es am Tage weniger munter als das während des Schlafs geschlossene geblickt hätte; die braunen Wangen und die kleine Stumpfnase unter der abgesetzten scharlachrothen Sammtkanzeldecke der Kirche St. Jacobus versteckt, welche Kanzeldecke in Goldstickerei die Jahreszahl 1700 trug und bei der letzten Schöffenhochzeit „wegen unkenntlich wordener Farbenbeschaffenheit“ aus dem Verzeichniß kirchlich geweihter Gegenstände gestrichen worden war.

Wenn der Nachtwächter in Mondscheinnächten aus dem Birnbaum den unstörbaren Schlaf der braunen Christel bewachte, mochte sich ihm ein mehr morgenländisches als sächsisches Bild in die Seele prägen, und hätten die Spuren der Hände des Diakonus nicht so manche Stelle der verblaßten scharlachenen Sammetdecke fadenscheinig gemacht — er pflegte bei jeder Anrufung des Namens Gottes mit aller Kraft seiner Hände auf den Kanzelrand zu schlagen — da würde der nächtliche Späher beim zufälligen Blick in die enge Schlafkammer eher auf eine Sklavin aus dem Harem des Sultans in ihrer Teppichpracht und Herrlichkeit gerathen haben, als auf die klein gewachsene Schwester des armen Dennschützer Rectors. Aber die solcherart abgegriffene Pracht der Kanzeldecke von St. Jacobus war selbst dem Mondenschein nicht mehr gewachsen, und es ließ sich kaum annehmen, daß der letzte Rest von Farbe den starken heiligen Kirchenduft überleben werde, mit welchem die abgesetzte Decke das Schlafgemach so betäubend erfüllte, daß Christel auch im Winter das Fenster nicht zu schließen wagte.

Auch über ihrem Bette hing ein Instrument, ein uraltes Tambourin. Ueber dem Tambourin hing an der Schnur des innern Seidenfutters eine Fuchspelzmütze mit goldener Klunker. Neben der wurmstichigen Bettstatt, der altersbleichen Kanzeldecke und dem uralten Tambourin an der Wand sah die nagelneue Pelzmütze wie ein recht eigentliches Lieblingsstück der braunen Schläferin aus, die wohl selbst kaum mehr als sechzehn Sommer zählen mochte; ein frischer Blumenstrauß in

ihrer Hand inmitten lauter moosbärtiger, verwitterter Eichen hätte unmöglich fröhlicher und ihrer Jugend entsprechender dreinschauen können.

Um drei Uhr etwa verstummte die Nachtigall hinter'm Birnbaum. Lerchen und Mauerschmätzer begannen ihre Frühmetten. Sensendengeln, Häckselschneiden, Dreschen in der Scheuer des Gemeinderichters Schnalz, des Hamsters von Dennschütz, läuteten die Tagesgeschäfte ein. Im Osten begann ein apfelrothes Glühen und der Hahn auf dem Thurm des heiligen Jacobus drehte sich krähend im Morgenwind, die thaufeuchten verrosteten Flügel wie vom frischen Golde glänzend.

Um vier Uhr stieg der Hufschmied unter Christels Schlafkammer aus dem Bette, warf, halb noch geschlossenen Auges, Kohlen in den Ofen, zog den verschlafenen Gesellen bei den Haaren vom Strohsack in die Höhe, um ihn unter den Bügel des Blasebalgs zu pflanzen, brümmte ein Gebet in den Bart, steckte den Kopf in das Kühlfaß, spuckte in die Hände und ließ dann mit herkulischen Armen den Hammer in Erwartung des im Ofen glühenden Eisens dröhnend auf dem Ambos tanzen.

Christel rieb sich die Augen und schob sich langsam aus dem Bette. Der Zigeuner Rex langte nach der Mäusefalle und blieb in Erwartung des Morgentrunks auf dem Rande seines Lagers sitzen. Der mondsüchtige Nachtwächter dehnte sich nach zwei Stunden gesunden Schlafs auf dem offenen Heustadel des Diakonus jenseits der Beingrube. Im Bierhause zum goldenen Laub lag die Magd, nach wie vor, schnarchend auf der Ofenbank; der grüne Weber präludirte gedämpften Tons einen Kühlpsalter seines lebendig verbrannten Messias; die gelähmte Mutter Henßel träumte von Gerichtsschreibern, Pfändungsprokuratoren, Versiegelungen, Bettwegnahme, Herdfeuer-Verbieten und Elend aller Art, zu dessen Aussprechen die Zunge nur im Traume Geläufigkeit wieder gewann; das „Kind" neben ihr hörte, so oft des Hufschmieds Hammer auf den Ambos niederdonnerte, den goldenen Stockknopf des Kirchenpatrons an die Thüre pochen und nach der gebratenen Gans als Morgenimbiß fragen, ohne daß es dem kindlichen Schenkwirth möglich war, sich dem Schlafe zu entwinden. In der Nebenkammer endlich war die Erbin des verschuldeten Brauhauses unter ihrem im Morgengrauen bunt schillernden Schneckenhügel eingeschlafen, so geschickt aber, daß alle Aussicht vorhanden war, den künstlichen Haarputz ohne Nachhülfe des seifenschaumentstiegenen Baders durchzubringen.

R. Waldmüller.

(Fortsetzung folgt.)

Belgische Städte.

(Schluß.)

In den mancherlei Kämpfen und Aufständen, welche die Niederlande erlebt haben, zeigte Mecheln in der Regel eine ungewöhnliche Anhänglichkeit an den rechtmäßigen Herrscher. Karl der Kühne verlieh ihm zur Belohnung für „treue Dienste," wie der Jahrbuchschreiber Baernewyk erzählt, Zollfreiheit in allen seinen Landen. Auch durften die Mechelner, wie es scheint, aus ähnlichem Anlasse, bei den Festen und Wettkämpfen der Rhederykers, z. B. 1561, in Wehr und Waffen erscheinen, was andern verboten war. Besonders treu bewies sich die Stadt gegen Maximilian. Kaiser Friedrich III. erkannte dieß so dankbar an, daß er sie und die alte „Herrlichkeit Mecheln" am 10. Januar 1490 zur Grafschaft — in nobilem et perpetuum comitatum — erhob und ihr den vollen königlichen Adler des Reichs zum Wappen gab — integram aquilam nigram, nulla sui parte minutam, sed cum extensis alis, tamquam ad volatum paratis, figuratam omni modo et forma, quo eadem Romanorum reges uti consueverunt. Dabei führte die Stadt den Sinnspruch: In fide constans; in trouwen vast!

Auch die Tochter Maximilians, Margaretha von Oesterreich, zeigte als Statthalterin eine besondere Vorliebe für Mecheln; ja eine Zeit lang mochte es fast den Anschein gewinnen, als solle die künftige Hauptstadt Belgiens daraus hervorgehen. Schon die Stiftung des „Parlaments von Mecheln," des höchsten

Gerichts für die Niederlande, durch Karl den Kühnen, welches am 3. Januar 1474 eingeführt wurde und den ersten Spruch gegen den Herzog fällte, gab dazu Anlaß. Dann nahm die Wittwe Karls, Margaretha von York, daselbst im sogenannten Hofe von Burgund ihren Sitz. Besonders aber trug die Regentschaft Margarethens von 1507 bis 1530 dazu bei, den Glanz der Stadt zu erhöhen, da dieselbe regelmäßig in Mecheln Hof hielt und dort auch die Erziehung Karls V. leitete. Die geistvolle Tochter des letzten Ritters liebte es, sich mit Kunst und Wissenschaft, mit Ruhm und Hoheit zu umgeben, und ihre Hofhaltung gehörte zu den glänzendsten und gefeiertsten Europas. Erasmus und Agrippa, Bernhard Van Orley und Roger van der Weyden, Compère und Desprès, wurden hoch von ihr geehrt. Auch andere Gelehrte und Künstler fanden Anerkennung und Unterstützung bei ihr. Nicht minder wußte sie Sang und Ritterspiel zu schätzen. Ein altes merkwürdiges Tanzbuch, das in ihren Kreisen gedient haben soll, und manche handschriftlichen Denkmäler der burgundischen Bibliothek in Brüssel geben Kunde, wie die reichbegabte Fürstin der Dichtkunst ergeben war und der heitern Lust nicht wehrte. Ein Turnier, welches sie 1516 veranstaltete, und wobei Maximilian und sein Enkel Karl nebst den Herzogen von Bayern und Braunschweig und vielen andern Fürsten und Herren erschienen, gehörte zu den glänzendsten Ritterfesten jener Zeit.

Am 10. Januar 1480 zu Brügge geboren, am 1. December 1530 zu Mecheln gestorben, erreichte sie kaum ein Alter von fünfzig Jahren, und doch wird nicht leicht ein Leben gefunden werden, das so inhaltreich und so schwer als das ihrige war. Erst zwei Jahre alt verlor sie die Mutter, kaum drei alt ward sie auf Verlangen der Flanderer an den Kronprinzen von Frankreich verlobt und zur Erziehung an den Hof Ludwigs XI. gesandt. Am 2. Juni 1483 hielt sie in Paris ihren Einzug; acht Jahre später ward sie schmachvoll nach den Niederlanden zurückgesandt. Ludwig XI. hatte schon 1475 feierlich versprochen und beschworen, daß der Dauphin Elisabeth, Tochter Eduards IV. von England, heirathen solle; allein so wenig er diese Zusage hielt, so wenig kam auch das Verlöbniß mit Margarethe von Oesterreich zur Vollziehung. Karl VIII. vermählte sich 1491 mit Anna von Bretagne, der Erbin dieses schönen Landes, derselben, die Margarethens Vater Max verlobt war und der somit in Einem Schlage zwei tödtliche Beschimpfungen empfing. Obwohl erst eilf Jahre alt fühlte und schilderte die Verschmähte auf's bitterste die ihr angethane Schmach:

> O mes Flamens, estes-vous endormiz?
> Tous les Franchois vous tenez pour amis,
> Que vous devez tener pour ennemis,
> Car faussé vous ont ce qu'ils vous ont promis.

Aber auch freundlichere Erinnerungen blieben ihr:

> Là ay receu tous biens et tout esbanois,
> Là ay veu joustes, danses et tournois!

Später ward Margaretha an Don Juan von Castilien verlobt, während ihr Bruder Philipp die Infantin Johanna heirathete. Auf der Ueberfahrt nach Spanien ward ihr Schiff von einem heftigen Sturme überfallen, so daß sie den Tod vor Augen wähnte. Bei der Gelegenheit soll sie die bekannte scherzhafte Grabschrift gedichtet haben:

> Cy gist Margot, la gentil' damoiselle,
> Qu' ha deux marys et encore est pucelle.

Oder nach andern:

> Cy gist Margot, la gente damoiselle,
> Qu' eust deux maris et sy mourut pucelle.

Sie langte indessen glücklich in Spanien an und blieb auch nicht Jungfrau. Im März 1497 ward die Hochzeit mit großer Pracht gefeiert; aber schon im selben Jahre starb Johann eines plötzlichen Todes in Salamanca. „Nie," sagt Philipp von Commines, „sah man solche Klage. Alle Handwerker feierten vierzig Tage lang, und jeder war in Trauer gekleidet." Margarethe war im sechsten Monate schwanger, fiel vor Jammer in Wehen und arbeitete nach Lemaire „zwölf Tage und zwölf Nächte," ehe ein todtes Kind, ein Mädchen, geboren wurde. Die „schöne" Wittwe zählte damals erst achtzehn Jahre.

Dann heirathete sie Philibert II. von Savoyen, einen außerordentlich schönen Mann und leidenschaftlichen Jäger. Im September 1504 verfolgte er eifrig ein Wild, kam schweißtriefend heim, setzte sich zum Essen und starb nach wenigen Tagen. Margarethe war untröstlich. Sie berief alle Künstler Europas, um dem Todten ein prächtiges Grabmal zu erbauen. Es meldeten sich über vierhundert; Margarethe wählte den Niederländer Ludwig van Baghem, welcher sein Werk in der Kirche zu Brou bei Bourg-en-Bresse errichtete; sie selbst kehrte nach der Heimath zurück.

Schon am 20. Februar 1508 traf sie ihre letztwilligen Anordnungen. Sie wollte in Brou, zur Linken, „du cousté senestre," Philiberts beigesetzt seyn, während sie der Mutter des geliebten Todten die rechte

Seite zuwies. Aber sonderbar! ihr eigenes Herz kam doch nicht nach Brou. Als sie am 1. December 1530 zu Mecheln starb, ward das Herz nach Brügge zu ihrer Mutter, Maria von Burgund, gebracht, und nur der Körper ward einbalsamirt in Brou bestattet, während die Eingeweide in Mecheln blieben. Vor kurzem, am 2. December 1856, wurde in Brou das Grab geöffnet und hergestellt; man fand aber die Gebeine schon zerfallen und zerstreut.

Margarethe pflegte den Sinnspruch zu führen: Fortune infortune fort une! über dessen wahre Bedeutung die Gelehrten zur Stunde noch nicht im Reinen sind. In den vierziger Jahren, als durch ganz Belgien eine wahre Leidenschaft der Denkmalserrichtung ging, ließen die Mechelner ein marmornes Standbild der berühmten Fürstin anfertigen und auf dem Hauptplatze der Stadt, zwischen der Kathedrale, dem Museum, den Hallen und dem Stadthause aufstellen. Wenn das bekannte Reisebuch von Bädeker „Margarethe von Parma" nennt, so ist das eine Verwechslung. Eben so unrichtig ist es aber auch, wenn das Handbuch des Engländers J. Weale den Bildhauer Geefs als den Verfertiger nennt. Das Werk rührt vielmehr von Joseph Tuerlinckx in Mecheln, dem ältern Bruder des Bildnißmalers Tuerlinckx in Brüssel, her, und wurde 1849 unter großen Festlichkeiten, die vom 30. Juni bis 8. Juli dauerten, enthüllt.

Wohl selten ist ein Denkmal mit solchem Pomp eingeweiht worden. Fünf besondere Festausschüsse und eine Centralcommission waren wochenlang mit den nöthigen Vorbereitungen beschäftigt. Alles, was die Stadt an Glanz und geschichtlichen Erinnerungen zu bieten vermochte, wurde im weitesten Umfange herangezogen, und jeder Einzelne von Hoch und Niedrig wetteiferte, sein Möglichstes zu thun. „A l'exemple d'autres grandes cités du royaume la ville de Malines a voulu que l'inauguration fût accompagnée des fêtes et réjouissances publiques, dont l'éclat et la solennité fussent digne d'elle même et de la généreuse et noble princesse." Ausstellungen, Bälle, Wettkämpfe, Umzüge, Concerte, Preisschießen, Beleuchtungen u. s. w. suchten die acht Tage möglichst unterhaltend und glänzend auszufüllen.

Besondere Erwähnung verdienen die Umzüge oder Cavalcaden, welche am 2., 4. und 8. Juli statt hatten und natürlich mit den althergebrachten Sinnbildern und Volksfiguren ausgerüstet waren. Die Vlamingen nennen einen solchen Umzug „Ommegang," und es wird manchem Leser wohl nicht unwillkommen seyn, die Zusammensetzung und den Aufputz eines solchen „Umgangs" zu vernehmen. Ist es doch bekannt, welchen Werth das Volk auf solche Dinge legt und wie verhängnißvoll das Verbot von derartigen Volksfesten, von Kirmessen und sonstigen Belustigungen unter Joseph II. gewirkt hat.

Der Zug von 1849 bestand hauptsächlich aus fünf riesigen Wagen und aus der eben so riesigen Familie der Volkslieblinge, des „Vaters," des „Großvaters," der „Mutter" und der Kinder, gewöhnlich zusammen de Rousen, oder die Riesen genannt. Davor und dazwischen waren Fahnenträger, Trompeter, Bogenschützen, Musikbanden, Reiter, Bürgergarden ꝛc. vertheilt.

Der erste Wagen trug achtzehn junge Mädchen, de maagd van Mecklen, la pucelle de Malines, nebst den Tugenden und hervorragenden Eigenschaften der Stadt darstellend, als: Gerechtigkeit, Klugheit, Bescheidenheit, Mäßigung, Milde, Tapferkeit, Hochherzigkeit ꝛc.

Der zweite Wagen hatte eine geschichtliche Bedeutung, und zwar mit besonderer Beziehung auf das Fest: er stellte nämlich die Hofhaltung Margarethens von Oesterreich vor, begleitet von einer Kriegerschaar im Gewande der Zeit. Margarethe war von den berühmtesten Männern umgeben: man sah Erasmus, Viglius, und insbesondere auch die Lehrer Karls V., Wilhelm de Croy und Adriaen Floriszoon, der später als Hadrian VI. den päpstlichen Stuhl bestieg. Geführt wurde der Wagen von der Weisheit, zwischen Handel und Wissenschaft sitzend.

Den dritten Wagen führte la Paix. Er stellte den Friedensschluß des Dames vor und trug daher die bekannten Fürstinnen Margarethe von Oesterreich, Louise von Savoyen, nebst ihren Räthen und Begleitern.

Der vierte Wagen erinnerte an die berühmten Männer und Ereignisse Mechelns und wurde von einer Bande Hellebardierer geleitet; der fünfte zeigte die königliche Familie mit ihren Tugenden, umgeben vom gesammten Hofstaate und gefolgt von einer Abtheilung Bürgergarde. Wagenlenker war l'Amour de la Patrie.

Dann kamen die beliebten Volksfiguren, wie deren bei ähnlichen Umzügen fast in allen flandrischen und brabantschen Städten seit uralten Zeiten in Gebrauch sind: zunächst „le cheval Bayard mit den vier Haimonskindern." Die Reiter sangen Lieder, von denen eines so begann:

> Wat voor vyand durft ons naken,
> Vier gebroeders op een peerd?

Darauf folgte die Riesenfamilie, stehende Figuren mit langen Gewändern, der Großvater oder de oude

Reus aber sitzend, in Gestalt eines römischen Imperators, von vier Pferden gezogen. Dann kam das Glücksrad, dann zwei Kameele, von Liebesgöttern geritten; endlich das Schiff, ein vollständig bemannter Dreimaster, wahrscheinlich heidnischen Ursprungs, nach der christlichen Deutung aber „le Bien-être de la Patrie" vorstellend.

Solche Umzüge kommen übrigens nicht bloß bei weltlichen Gelegenheiten, namentlich bei den üblichen Nationalfesten, sondern auch bei kirchlichen Feierlichkeiten vor, ohne daß irgend ein Riese, oder ein Haimonskind, oder ein Kameel fehlen darf. Namentlich bieten die Jubiläen von St. Rumoldus und von Onze lieve vrouw van Hanswyck, welche meist mit großem Pomp begangen werden, dazu Anlaß. Der heilige Rumoldus soll, wie wir gesehen haben, im Jahre 775 ermordet worden seyn; das Haupterinnerungsfest fällt daher alle hundert Jahre und wurde namentlich 1775 als tausendjähriges Jubiläum unter ungeheurem Zulauf begangen. Gewöhnlich pflegen aber auch, sofern nur die Ungunst der Zeit nicht allzu groß ist, fünfzig und fünfundzwanzigjährige Feierlichkeiten veranstaltet zu werden.

Notre Dame de Hanswyck ist nicht die zweitgrößte, aber die zweitheiligste Kirche von Mecheln, nach der Volksansicht vielleicht die vornehmste von allen. Den Namen hat man von Janus ableiten wollen, weil dort zur Heidenzeit „der Abgott Janus verehrt worden sey." Sie ward um 988 gegründet, und zwar, wie die Ueberlieferung meldet, an einer Stelle, wo ein Nachen mit dem Bilde der heiligen Jungfrau, nachdem er eine Strecke auf der Dyle gegen den Strom geschwommen war, plötzlich still stand und nicht weiter zu bringen war. Man erkannte daraus, daß die Jungfrau hier verehrt seyn wolle, und erbaute ihr ein Heiligthum, das 1288 zur Pfarrkirche erhoben, um 1580 verwüstet und verlegt und in jetziger Gestalt von 1663—78 durch L. Fayd'herbe errichtet wurde. Das hundertjährige Stiftungsfest fällt daher dreizehn Jahre später als das Rumoldus-Jubiläum; die fünfundzwanzigjährige Feier wurde 1813, die fünfzigjährige 1738 und 1838 mit besonderem Eifer begangen. Man sieht also, daß, abgesehen von geringeren Festlichkeiten, alle zwölf bis dreizehn Jahre eine große kirchliche Erinnerungsfeier stattfindet. Bei dem Jubiläum von 1838, das im Ganzen vierzehn Tage dauerte, mußte der „Ommegang" vier mal die Hauptstraßen der Stadt durchschreiten. Der gesammte Zug bestand aus vier Abtheilungen, wozu namentlich auch Reiterei und Fußvolk aus dem belgischen Heere verwendet wurden.

Die erste Abtheilung wurde durch zwei Detachements Reiter mit Musik an der Spitze eröffnet, während das Fußvolk die Hecke bis zur Kirche bildete. Dann ritten zunächst vier Posaunenengel, quatre Rénommées à cheval, und hiernächst 36 junge Mädchen, paarweise, auf reich geschmückten Rossen, mit Standarten in der Linken und den Sinnbildern der Litanei der heiligen Jungfrau in der Rechten — représentant les Litanies de la St. Vierge — als: Sainte Marie, Sainte Mère de Dieu, S. Vierge des vierges, Mère de J. Christ, Mère de la grace divine, Mère très pure, Mère toujours vierge, Mère aimable, admirable etc. Hiernächst ritten zwölf Engel zu drei und drei, und dann folgten acht große, eigens dazu erbaute Wagen, jeder mit sechs reich geschirrten Pferden bespannt, und jeder von drei Standarten tragenden Genien zu Pferde angekündigt. Auf dem ersten thronte Maria als Königin der Engel, auf dem zweiten als Königin der Patriarchen, auf dem dritten als Königin der Propheten, auf dem vierten als Königin der Apostel, auf dem fünften als Königin der Märtyrer, auf dem sechsten als Königin der Bekenner, auf dem siebten als Königin der Jungfrauen, und auf dem achten als Königin aller Heiligen.

Die zweite Abtheilung, eröffnet von einem Fahnenträger und von der Musikbande der Stadt, stellte die Magd von Mecheln mit den acht Haupttugenden der Stadt dar, und zwar sämmtlich zu Pferde. — Die dritte Abtheilung war dem königlichen Hause gewidmet. Voran ritten die Darsteller der obersten Hofbeamten; ein gewaltiger Wagen mit einem säulengetragenen Thronhimmel, worunter König und Königin, folgte, von acht herrlichen Rappen gezogen und zu Füßen des Thrones mit zahlreichen geschichtlichen und allegorischen Gestalten erfüllt. — Die vierte Abtheilung endlich bestand aus den oben erwähnten Volksfiguren, dem riesigen Schiff, dem Roß Bayard mit den Haimonskindern, dem Riesen, der Riesin, den drei Riesenkindern, dem alten Riesen, den beiden Kameelen und dem mit einer Menge Figuren besetzten Glücksrade. Eine Abtheilung königliche Reiterei schloß das Ganze.

Man sieht, daß es bei diesen Umzügen an reicher Augenweide nicht fehlt. Und doch wurde 1838 ein Stück vermißt, das bis dahin, und namentlich im Jahr 1775, eine Hauptrolle gespielt hatte und dessen Vorenthaltung hie und da den lautesten Unwillen wach rief. Es war das „Op-Signorken."

Op-Signorken ist eine vier Fuß hohe gelenkige Puppe mit kupferfarbigem, grinsendem, holzgeschnitztem Fratzengesichte, in Schuhen und Strümpfen, mit Wams und rothen Hosen bekleidet und mit einem rothen Käppchen bedeckt. Sie war seit Jahrhunderten der

Liebling des Volks und soll namentlich gebraucht worden seyn, um der Spottlust und dem Unwillen über einen üblen Ehestand oder unpassenden Eheschluß Ausdruck zu geben, weßhalb man den liederlichen Burschen auch den vuilen bruidegom oder schmutzigen Bräutigam nannte. Vier Personen faßten ein Laken und schnellten damit den grinsenden Patron fortwährend in die Luft. In derselben Weise wurde mit ihm, wie aus alten Abbildungen ersichtlich ist, bei den festlichen Umzügen verfahren, und die Stadtbehörde verfehlte nicht, ihn dazu gehörig herauszuputzen zu lassen. Schon vor langen Jahrhunderten kommen in den Stadtrechnungen betreffende Ausgaben vor. Ich habe nicht genau erfahren, warum der Bursche 1838 zurückstehen mußte. Sicherlich hatte er nicht minder Berechtigung, an den Cavalcaden Theil zu nehmen, als das Glücksrad und das Kameel. Indessen wagte man auch nicht, ihn gänzlich zu beseitigen; er wurde auf dem Stadthause an's Fenster gestellt, um wenigstens aus der Entfernung durch sein Fratzengesicht und durch allerlei Capriolen, die man ihn machen ließ, die Menge zu ergötzen. Gegenwärtig befindet er sich in den Räumen des Stadtarchivs. Im festesten Gewölbe, wo die alten schlösserreichen Schränke und Eisenkisten stehen und die ältesten und wichtigsten Urkunden aufbewahrt werden, hat auch Op-Signorken seinen Platz gefunden.

Mit dem Namen aber hat es folgende Bewandtniß. In den Zeiten der vielfachen Eifersüchteleien und Anfeindungen unter den größern Städten waren namentlich auch Mecheln und Antwerpen in öfterem Hader. Wir haben oben gesehen, wie viel Spott und Hohn die Mechelner Jahrhunderte lang zu erdulden hatten und wie sie jede Gelegenheit begierig ergriffen, den Antwerpenern mit gleicher Münze zu zahlen. Während der spanischen Herrschaft hießen die hoffährtigen Handelsstädter meist „Signoren.“ In spöttelnder Anspielung darauf nannten nun die Mechelner ihren liederlichen Bräutigam Signorken und riefen, wenn sie ihn lärmend und lachend empor schnellten: „Op, Signorken!“

Natürlich sagte das den Antwerpenern wenig zu; sie suchten sich daher in aller Weise zu rächen. Einem besonders scheint die Sache sehr zu Herzen gegangen zu seyn; er versuchte bei Gelegenheit eines feierlichen Umzuges Signorken zu entführen. Vielleicht auch wollte er sich das Ding nur einmal in der Nähe ansehen. Kurz, er wurde von den mißtrauischen Mechelnern angehalten, eines frevelhaften Anschlags auf den kleinen Abgott des Volks beschuldigt und so in die Enge getrieben, daß er nach langen Verhören froh seyn konnte, ohne blutige Volksgerechtigkeit davonzukommen. Hut und Handschuhe aber ließ er im Stich, und der Brief, worin er sich beides wieder ausbat, soll noch vorhanden seyn. Das geschah im siebzehnten Jahrhundert. Op-Signorken ward von nun an noch sorgsamer gehütet. Man sagt, er sey unter neunfachem Verschluß, gleich den wichtigsten Freibriefen der Stadt, gehalten worden. Eine andere Sage betrachtet den grinsenden Burschen als das Palladium Antwerpens, das von eifersüchtigen Mechelnern entführt worden sey, und das nun ihrerseits die Antwerpener hätten wieder erlangen wollen.

Das Denkmal Margarethens hat trotz allen Jubels, womit es eingeweiht wurde, manches herbe Urtheil erfahren. Auch die Mechelner Kunstkenner waren nicht sämmtlich damit einverstanden. Allerdings läßt sich gegen die Art, wie der Bildhauer seine Aufgabe gelöst hat, manches einwenden. Namentlich ist in der Haltung der ganzen Gestalt weder fürstliche Würde noch weibliche Anmuth zu erkennen; auch zeigt das Antlitz gar wenig von jener geistigen Fülle, welche alle Welt an der Tochter Maximilians bewunderte, und noch weniger von der Schönheit, deren Einige gedenken und die man so gern bei Hoheit und Glanz vermuthet. Allein die derbe, realistische Auffassung fällt weniger dem einzelnen Künstler, als der ganzen belgischen Kunstrichtung zur Last, die bis auf die neueste Zeit die ideale Seite aller Kunstanschauung wenig oder gar nicht beachtet und pflegt. Die besten belgischen Geschichtsmaler trachten weniger, einen geschichtlichen Gedanken, als vielmehr eine Gesammtheit historischer Persönlichkeiten darzustellen. Besteht ein altes Bildniß, so bleibt es gewiß nicht unbenutzt; es dient nicht bloß als Anregung zum freien Nachschaffen, sondern es wird gewissermaßen abgeschrieben. Ich weiß nicht, wie weit auch Tuerlinckx vorhandenen Bildern gefolgt ist, aber es dürfte mehr als wahrscheinlich seyn, daß er nicht bloß von einer idealen Auffassung sich hat leiten lassen. Ein Kinderbildniß: l'Infante Marguerite, findet sich in der Sammlung des Louvre zu Paris, ein Bildniß „de Marguerite d'Autriche“ von Jan Gossaert, genannt Mabuse, im Museum zu Antwerpen.

Die Bildsäule steht so ziemlich in der Mitte des obenbezeichneten Platzes. Rings um das eiserne Einfassungsgitter sieht man das Abbild des großen vierfachen Zifferblattes der Rumoldus kirche eingepflastert. Dasselbe mißt 48 Fuß im Durchmesser und 144 im Umfange; die Ziffern sind gegen sieben Fuß lang. Es galt ehemals unbestritten für das größte der Welt, soll aber neuerdings von dem Zifferblatte am neuen Westminsterpalaste zu London erreicht, wenn nicht gar übertroffen worden seyn. Da diesem jedoch nur ein Durchmesser von 22½ Fuß gegeben wird, so muß

wohl den vier Mechelner Riesen ihr Ruhm gelassen werden.

In der Nähe des Denkmals, im Stadthause, ist ein anderes Standbild zu sehen, das einen der Conservatoren des Louvre, Herrn De Bay, einen gebornen Mechelner, zum Schöpfer hat. Es stellt den bekannten Baumeister Faydherbe dar und ist in französischem Sandstein ausgeführt. Neuerdings hat man beschlossen, demselben ein Seitenstück zu geben. Eigenthümlich ist die Art, wie die Stadtväter dabei zu Werke gingen. Während man anderwärts froh ist, für unzweifelhafte und unbestrittene Größen ersten Ranges ein Denkmal zu Stande zu bringen, hat der Stadtrath von Mecheln vor allen Dingen den Beschluß gefaßt, „ein Standbild“ zu errichten. Dann wurde die Frage entschieden, wer es anfertigen solle. Auch über diesen Punkt einigte man sich bald: der Vorstand der Amsterdamer Akademie, Roger, ebenfalls ein geborener Mechelner, wurde dazu ersehen. Desto mehr Schwierigkeiten und Bedenken erhoben sich aber, als man endlich an die Frage kam, wer denn würdig sey, in Mecheln noch bedenkmalt zu werden. Ein geborener Mechelner mußte es natürlich seyn, und an solchen fehlte es ja auch nicht. Da war R. Dodoens, gewöhnlich Dodonaeus genannt, der Arzt Karls V. und berühmter Pflanzenkenner; da war J. Storms oder Stormius, ein verdienter Arzt und Mathematiker; da war Verhaegen, der Bildhauer, Ant. Verhulst, der Landschaftsmaler, Michael Coxie, der Geschichtsmaler, Alexander Colin, der ausgezeichnete Meister des berühmten Grabmals Kaiser Maximilians in Innsbruck. Dieser letzte besonders, der mit seiner Gattin und fünf Kindern im fernen Tiroler Lande begraben liegt, wo er am 17. August 1613 starb, hätte wohl ein Gedächtnißzeichen in seiner Geburtsstadt verdient. Allein der zur Begutachtung der Frage niedergesetzte Ausschuß entschied sich vor allen für einen Van Wachtendonk, der im sechzehnten Jahrhundert ein verdienter Leiter der Stadt war. Indessen ging dieser Vorschlag doch nicht durch, denn dergleichen Männer gab es ja viele. Auch der Fabulist Baron De Stassart fand Widerspruch. Man entschied sich vielmehr im Januar 1859 für den Maler Coxie, der 1497 in Mecheln geboren und daselbst am 15. Mai 1592, also 95 Jahre alt, gestorben ist. Neuerdings hat man auch dem Dodonaeus ein Denkmal zugedacht und die Regierung einen Beitrag dazu bewilligt.

Das Stadthaus wird gewöhnlich der Beyaerd, d. h. das Glockenspiel genannt; indessen befindet sich das Glockenspiel der Stadt nicht auf dem Rathhause, sondern in Ermangelung eines besondern Belfrieds auf dem Thurme von St. Rumoldus, wo es sich alle Viertelstunden vernehmen läßt und, sonderbar genug, oft die lustigsten Sang- und Tanzweisen in die feierlichsten Augenblicke hineinspielt. Früher diente das alte Schöffenhaus, das jetzige Museum, als Sitzungsgebäude für die Stadtbehörde; um 1375 erbaut, nahm es 1474 unter der Bezeichnung Palais das Parlament und dann den großen Rath von Mecheln auf, während der Stadtrath in den Beyaerd übersiedelte, bis 1616 der große Rath „in den Hof,“ nämlich in das Schloß Margarethens, das später Granvella bewohnte, überzog. Von da an wurde es der Versammlungsort einer Schützengilde und später die Schaubühne des Rhetorikavereins Peoene.

Die mehrerwähnte Rumolduskirche, im altdeutschen oder romanischen Styl erbaut, stammt aus dem vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert; der Thurm aber wurde erst im sechzehnten Jahrhundert zu seiner jetzigen Höhe gebracht. Er ist unvollendet geblieben, denn er mißt nur gegen 350 Fuß, während er auf 500 Fuß berechnet gewesen seyn soll. Trotz der stumpfen Gestalt macht er keinen ungefälligen Eindruck. Als eine besondere bauliche Merkwürdigkeit wird das gegen hundert Fuß hohe Durchgangsgewölbe bezeichnet, welches eine bedeutende Masse des ungeheuren Thurms trägt und von dem berühmten Vauban das achte Wunderwerk genannt worden seyn soll. Ein Haupttheil der Kosten des Kirchenbaues wurde von Pilgern gesteuert, nachdem in den Jahren 1450 und 1456 Jubiläen und Ablasse ertheilt worden waren. Am 22. Mai 1478 verordnete die Stadtbehörde, daß jeder auswärtige Fischverkäufer einen Fisch geben solle, „nicht den größten und auch nicht den kleinsten,“ um zum Besten des Thurmbaues und des Marienbildes in der Liebfrauenkirche getheilt zu werden.

Das Innere der Kirche ist, wie bei vielen niederländischen Gotteshäusern, in Folge der Bilderstürmereien ziemlich schmucklos; doch sieht man eine Reihe alter und werthvoller Gemälde, von denen eines dem Meister Jan van Eyck zugeschrieben wird. Das berühmteste Bild ist eine Kreuzigung von Van Dyck. Sehenswerth ist auch eine große, aus Holz geschnitzte Kanzelbildnerei, die Bekehrung des Paulus vorstellend.

Der Thurm wurde im vorigen Jahrhundert von dem bekannten Schwedenkönig Gustav III. und von Ludwig XV. erstiegen, was die guten Mechelner durch Gedenktafeln verewigten. Der erste, „cui sat ardua nulla ad virtutem via,“ kam 1780 als Besucher; der andere stand im Mai 1746 als Eroberer oben. Das Fenster, durch welches er auf das überwundene

Land schaute, ward zugemauert, und eine unpatriotische Inschrift sagte:

Sole sub occiduo, summo hoc in culmine turris
Sol alter Majes idibus exoritur.

Indessen wurde nachgehends Verwahrung gegen die Verse eingelegt, und als 1749 der rechtmäßige Landesherr in Löwen, der alten Hauptstadt Brabants, seinen feierlichen Einzug hielt, machten sich auch viele Mechelner auf den Weg, um ihre Freude an den Tag zu legen. Aber wie oftmals, so spielte auch dießmal das Mißgeschick den Mondlöschern einen ärgerlichen Streich. Trotz der gerühmten Klugheit der Stadt hatte man sich in der Zeitrechnung geirrt. Als die stolze Cavalcade ankam, war alles vorüber, und von da an ward bis auf die neueste Zeit höhnend gesungen:

En van honderd synder geen thien,
Die prins Charel, die prins Charel,
En van honderd synder geen thien,
Die prins Charel hebben gesien.

Von den übrigen sechs Pfarrkirchen und sechsundvierzig sonstigen Gotteshäusern, welche Mecheln im vorigen Jahrhundert besaß, sind während der Franzosenherrschaft der neunziger Jahre manche eingegangen. Indessen ist immer noch kein Mangel. Von besonderer Bedeutung ist die schon erwähnte Liebfrauenkirche van Hanswyck, wenn auch mehr durch ihre Vorgängerin, als in ihrer jetzigen Gestalt. Eine zweite Liebfrauenkirche ist von 1500 an erbaut worden und besitzt ein berühmtes Bild von Rubens, den Fischzug des Petrus, so wie mehrere andere bemerkenswerthe Kunstwerke. Drei Bilder von demselben Meister, z. B. Petrus auf dem See wandelnd, sind von den Franzosen nach Paris gebracht und niemals zurückgegeben worden.

Auch die Johanniskirche hat ein werthvolles Gemälde von Rubens, die Anbetung der Könige. Die Kirche des Beginenhofs ist erst in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts von J. Franquart erbaut worden und besitzt unter ihren Merkwürdigkeiten ein großes Kreuzbild, aus einem einzigen riesigen Elephantenzahn von Du Quesnoy gefertigt. Der Beginenhof selbst ist im Erlöschen. Die Absonderung desselben von der übrigen Stadt hört mehr und mehr auf und die einzelnen kleinen Häuschen sind großentheils schon in Privateigenthum übergegangen. Während Gent in zwei Höfen noch an tausend Beginen zählt, sind sie im belgischen Rom trotz alles Eifers der Geistlichkeit in den letzten dreißig Jahren von 127 auf 47 gesunken; der einzige noch bestehende Convent hat keine Novizen.

Früher gab es in Mecheln auch eine deutsche Ordenskomthurei mit einer ansehnlichen Kirche. Sie hatte, um 1198 von der mächtigen Familie der Berthouders gestiftet, in der sogenannten Pitzenborch ihren Sitz, wo man noch ein paar Ueberbleibsel, als Wappen und dergleichen zeigt. Das Haus dient jetzt zu einer höheren Unterrichtsanstalt; aus dem übrigen Grund und Boden hat man mit Hülfe eines Aktienvereins einen Pflanzengarten gebildet. Er ist im Sommer zu gewissen Zeiten jedermann zugänglich und gewährt bei seiner Lage inmitten der Stadt einen herrlichen Erholungs- und Vergnügungsort. Längs der Dyle sich hinziehend, voll schattiger Gänge und Plätze, bietet er allerliebste Aussichten auf die nahe Kirche van Hanswyck und auf andere Gebäude; während die Kirchenglocken zum Gebet rufen, wirbelt hier ein riesiger, lärmumrauschter Fabrikschlot seine dunkeln Rauchwolken in den sonnigen Himmel, gehen dort die Wasserräder ihren brausenden Gang, in den aufsprühenden Wassertropfen von einem schimmernden Regenbogen überwölbt.

Neuerdings war Mecheln ein paar Jahre hindurch der Wohnsitz eines bekannten deutschen Schriftstellerpaars. Otto von Rheinsberg und seine Gattin, Ida von Düringsfeld, lebten geraume Zeit im Storch zu Mecheln, dessen Bild aber eher wie ein Kranich aussieht, um Forschungen und Sammlungen auf dem Felde belgischen Alterthums und vlamischen Schriftenthums zu machen. Herr von Rheinsberg denkt einen großen Kalender von Sitten, Sagen, Festen, Gebräuchen 2c., welche sich an bestimmte Tage oder Jahreszeiten knüpfen, herauszugeben und hat dafür in Belgien ein reiches Erntefeld gefunden. Frau von Rheinsberg dagegen hat der „vlamischen Bewegung," und in Sonderheit den jungen dichterischen und schriftstellerischen Bestrebungen der Vlamingen ihre Aufmerksamkeit gewidmet. Es wird nächstens eine Sammlung vlamischer Dichtungen in deutscher Uebertragung mit kurzen Lebensabrissen der Verfasser von ihr erscheinen. Beide Werke werden von anziehender Bedeutung seyn, da von dem ausdauernden Fleiße des Gatten und von der reichen Begabung der Gattin das Beste zu erwarten steht.

Schließlich muß noch ein Fund erwähnt werden, der jüngst in einem alten Koffer in Mecheln gemacht worden ist, nämlich ein eingeklebter Holzschnitt mit der Jahreszahl 1418. Bisher galt ein heiliger Christoph von 1423, im Besitze Lord Spencers, aus der Karthause von Buxheim stammend, für den ältesten Holzschnitt; diese Ehre ist verloren gegangen, und das älteste Ueberbleibsel dieser Art befindet sich jetzt auf der Brüsseler Bibliothek, welche das Mechelner Bild für 500 Franken angekauft hat.

Fr. Detker.

Johanna d'Arc.

(Fortsetzung.)

Gegen Mittag, zur Zeit der großen Messe, begann der Kampf an dem Thore Saint Honoré. Mit furchtbarer Erbitterung und ungeheurem Kraftaufwand ward derselbe hauptsächlich von Seiten der Angreifer, aber auch der Vertheidiger bis in die Nacht hinein geführt. Ein Hagel von Geschossen flog beständig hin und her, die Kanonen brüllten mächtig dazwischen. Vor allem galt es, den Schanzwall und die Barrikade des Thors Saint Honoré zu erstürmen. Brennend vor Kampfbegier stürzten sich die französischen Ritter und Krieger mit so ungestümer Tapferkeit auf dieselben, daß beide im ersten Anlaufe genommen wurden. Die Vertheidiger, größtentheils Engländer, zogen sich nach kurzer Gegenwehr durch das Thor in die Stadt zurück. Am meisten that sich bei dieser Gelegenheit ein Edelmann aus dem Dauphiné, Namens Saint-Vaillier hervor. Er war es, der mit seinen Leuten zuerst Feuer an das Bollwerk und die Barrikade legte. * Johanna befand sich mit ihrer Fahne in der ersten Reihe der Stürmenden und rang im Handgemenge einem Burgunder sein Schwert aus der Hand. Diese erste Stelle war auch die letzte, wo an diesem Tage Mann gegen Mann gefochten wurde. Die Einnahme der beiden Außenwerke führte die Sieger noch keineswegs an die Ringmauer der Stadt. Um diese zu erreichen, mußten erst noch zwei tiefe Gräben überschritten werden. Johannas Entschluß war gefaßt. Obwohl nicht Urheberin des Gedankens, am Geburtsfeste der heiligen Jungfrau Paris anzugreifen, war sie doch nicht vor der Stadt erschienen, um vor ihren Gräben Halt zu machen. Die matte Haltung und rasche Flucht der Engländer beschleunigten nur Johannas Vorhaben, gegen die Mauer vorzudringen. Um zwei Uhr trat sie, die Fahne in der Hand, an den Saum des ersten Grabens, mit ihr der Marschall von Rais und eine große Schaar von Rittern, Knappen und Kriegern. Schnell war dieser Graben zurückgelegt, denn es fand sich kein Wasser darin, und der Erdaufwurf (dos d'âne) erklommen, welcher die Scheidewand zwischen dem ersten und zweiten Graben bildete. Auf der Höhe angelangt, rief Johanna den Parisern zu: „Ergebet die Stadt dem König von Frankreich!" * Schmähreden, so gemein wie die vor Orleans, wurden ihr zur Antwort gegeben. Ohne Aufenthalt schritt sie bis zum Rande des zweiten Grabens. Derselbe war tief und mit Wasser gefüllt. „Man hatte Johanna nicht gut unterrichtet," sagt die Chronik der Jungfrau, „über das tiefe Wasser, welches in den Gräben war, und gleichwohl standen mehrere an diesem Platze, die es recht gut wußten, und die nach allem,

* Die Worte, womit das Tagebuch und die Chronik der Jungfrau die Erzählung einleiten: „Aucuns seigneurs Françoys se voulurent approucher plus près, et par especial le seigneur de Sainct-Vallier, daulphinoys, lequel fist tant que luy et ses gens alèrent bouter le feu au boulevert et à la barrière de celle porte de Sainct Honnoré," berechtigen zu dem Schlusse, daß es nicht in Johannas Willen lag, den Angriff so schnell zu beginnen. Wahrscheinlich wollte sie in ihrer drohenden Stellung den Parisern noch einige Zeit lassen, sich eines Besseren zu besinnen.

* Nach dem bourgeois de Paris, Quicherat IV, 465, hätte Johanna gesagt: „Rendez vous, de par Jhesus, à nous tost; car se vous ne vous rendez avant qu'il soit la nuyt, nous y entrerons par force, veuillez ou non, et tous serez mis à mort sans mercy." (Die letzten Worte sind sicherlich bösliche Erfindung.) Auf die Frage der Richter, ob sie die Worte gebraucht habe: „Rendez la ville de par Jhesus," entgegnet sie: quod non, sed dixit: „Reddatis eam regi Franciae." Was die Richter zu ihrer Frage veranlaßt hat, liegt auf der Hand: sie wollten im Falle der Bejahung den Widerspruch darlegen, daß Johanna in Jesu Namen die Uebergabe von Paris gefordert und bei dem Versuch der Erstürmung den Segen des Herrn entbehrt habe. Sie thun dieß auf Grund des Gerüchtes, daß Johanna ihren Kriegern versprochen habe, quod civitatem Parisiensem ingrederentur illo die, et quod hoc sciebat per revelationem, und ihrer vorgeblichen Aeußerung: sibi adstitisse mille millia angelorum qui parati erant eam deferre in paradisum, si mortua fuisset; et nihilo minus fertur eum hoc respondisse ad interrogationem sibi factam, cur contra promissa sic evenerat quod Parisius non solum fuerat non ingressa, sed de exercitu ejus quam plures et ipsamet atroci vulnere sauciati fuerant, et quidam interfecti, „quod Jhesus ei de promisso defecerat." Johannas Erwiederung auf die letzten Worte ist in folgender Weise aufgezeichnet: Et quoad finem articuli, quod Jhesus defecerat ei, negat. Wahrscheinlich hat die Jungfrau ihre gewöhnliche Formel: Rendez vous au roy du ciel (nicht dasselbe wie de par Jhesus) et au gentil roy Charles, auch vor Paris angewendet.

was man schließen und muthmaßen konnte, aus Neid gern gewollt hätten, daß es ihr mißglückt wäre." Die Jungfrau verlor den Muth nicht. Am Rande des Wassers hin und her gehend, untersuchte sie mit ihrer Lanze die Tiefe desselben und befahl, die Reisbündel und Faschinen, deren man mehrere Wagen voll von La Chapelle mitgebracht hatte, in den Graben hinabzuwerfen.

In diesem Augenblick erhob sich ein Geschrei in allen Theilen der Stadt: „Alles ist verloren, der Feind ist in Paris eingedrungen, rette sich wer kann!" Die Partei des Königs war es, welche verabredetermaßen durch diesen Schreckensruf die Anhänger der Fremdherrschaft in Bestürzung zu setzen und das Volk zu einem Aufstande zu treiben sich beeiferte. Aber es half den getreuen Franzosen diese List nichts. Die Leute, welche in großer Menge in der Kirche Trost gesucht hatten, stürzten voll Angst, als sie den Lärm auf den Straßen hörten, aus den Kirchthoren, aber sie dachten nicht daran oder wagten es nicht, sich für ihren König zusammenzuscharen. Größtentheils liefen sie in ihre Häuser und schloßen die Thüren hinter sich ab; die Uebelgesinnten rannten nach den bedrohten Mauern und leisteten den Vertheidigern Beistand. So brachte der wohlgemeinte Anschlag statt Nutzen nur Schaden, indem durch das Mißlingen desselben sowohl die Zahl wie der Eifer der Belagerten vermehrt wurden. „Ein wenig nach vier Uhr," sagt der vorgebliche Bürger von Paris, „faßten sich die Pariser ein Herz und schleuderten mit Bogen und Armbrust, aus Kanonen und Feldschlangen eine unzählbare Masse von Wurfgeschossen auf die Angreifer." „Aber trotzdem," versichert Perceval von Cagny, „daß die Jungfrau und eine große Menge von Rittern, Knappen und andern Kriegern in die Gräben hinabgestiegen, die andern am Rande derselben oder in der Nähe waren, wurden doch nur sehr wenige davon verwundet; viele zu Fuß wie zu Pferd wurden zwar getroffen und zur Erde gestreckt durch Steine aus Kanonen geschossen, aber durch die Gnade Gottes und zur Ehre der Jungfrau starb kein Mensch davon, wurde auch niemand so verwundet, daß er nicht hätte ohne fremde Hülfe bequem in sein Quartier zurückkommen können."

Johanna rief der Wuth des Feindes gegenüber die Ihrigen zu verdoppelten Anstrengungen auf, den Graben mit Reisig zu füllen. Allein das mitgebrachte Faschinenwerk reichte nicht aus, die Uebergangsmittel waren zu mangelhaft. Bis zum sinkenden Tag arbeiteten sich die Krieger ab, ohne des Wassers Herr zu werden und sich einen Weg nach den Mauern bahnen zu können. Schon war die Sonne untergegangen, da traf der Pfeil einer Armbrust die Jungfrau, welche sich fortwährend am Rande des Grabens hielt, in den Schenkel und schlug ihr eine nicht eben schwere Wunde. Ein anderer Pfeil durchbohrte ihrem tapferen Bannerträger den Fuß. Dieser öffnete das Visier, um das Geschoß aus dem Fuße zu ziehen, als ein neuer Pfeil, der seine entblößte Stirn zwischen beiden Augen spaltete, ihm die Todeswunde gab. Es war nicht das erste mal, daß Johanna verwundet wurde. Sie dachte nicht daran, das Unternehmen aufzugeben, sondern zog sich nur auf die von der Stadt abgewandte Böschung des Erdhügels zurück. Hier sich niederlegend, feuerte sie ihre Krieger mit begeisternden Worten an, die Füllung des Grabens zu vollenden, um stürmend gegen die Mauern vorzuschreiten, und sprach allen Muth ein durch die Verheißung: der Platz wird genommen werden!

Werden die Großen den Ruf der Jungfrau glaubend zu Herzen nehmen? Vor der Brückenfeste bei Orleans haben sie's gethan, und die Rettung der Stadt ist der Lohn ihrer Folgsamkeit geworden. Dort war, wie hier, Johanna verwundet, das Heer durch dieses Ereigniß betroffen und durch die vergeblichen Anstrengungen eines ganzen Tages abgemattet, die Nacht brach herein, und noch war kein Fuß breit Bodens den Feinden abgewonnen. Sie thaten nach Johannas Wort und siegten! Weit günstiger, dem Anschein nach, stehen die Sachen jetzt vor Paris. Die Nacht ist nicht den Belagerern feind, sondern den Belagerten. Unter dem Schutze der Dunkelheit lassen sich die Gräben füllen oder mit Balken überbrücken, die Sturmleitern an die Mauern schaffen; die Geschosse der Vertheidiger haben kein Ziel. — Aber die Truppen sind erschöpft! Wohlan, man löse sie ab, die Massen hinter Saint Roch haben noch keine Hand geregt. — Auch hat Johanna nicht Leute genug, wie die Chroniken sagen. Warum entsendet man nicht die gesammte Heeresmacht von Saint Roch? Die von des Tages Last erschlafften Krieger, ruhig aufgestellt bei Saint Roch, genügen vollkommen dem Zweck eines Hinterhaltes. — Der Versuch, eine Volkserhebung in Paris zu Stande zu bringen, ist gescheitert. Nun, kann nicht, was am hellen Tage mißlang, in der Finsterniß der Nacht glücken? Am Tage band die Furcht die ängstlichen Gemüther, die Nacht wird sie befreien von der Besorgniß, der Rache ihrer Dränger anheimzufallen. Nimmermehr kann die Beharrlichkeit der Belagerer ohne gewaltige Wirkung auf den Geist der Pariser bleiben. Und gesetzt, Paris fällt nicht in der nächsten Nacht, ist denn Orleans in Einem Tage befreit, ist Jargeau, sind andere Festungen in Einem Tage erobert worden? Man verlangt, daß Johanna das Größte mit den geringsten Mitteln vollbringe;

besitzt man auch Glaubensstärke genug, mit ausdauernder Thatkraft der Gewähr ihrer Verheißungen entgegen zu ringen, wenn in einem halben Tage nicht das Unmögliche geleistet wird?

Die Quellen geben die traurige Antwort: Weil es Nacht war und Johanna verwundet, weil die Krieger müde waren und das Wasser so tief, deßhalb drangen mehrere zu wiederholten malen in sie, das Unternehmen aufzugeben und sich zurückzuziehen. Johanna weigerte sich standhaft. Auch den Aufforderungen des Herzogs von Alençon und des Grafen von Clermont, welche von Saint Roch Boten auf Boten an die Jungfrau schickten, gab sie kein Gehör. Endlich kam der Herzog selbst mit dem Grafen und beide, so wie der Herr von Gaucourt nebst andern führten Johanna wider ihren Willen aus dem Bereiche der Gräben. Mit ungeheurem Schmerze wich sie der Gewalt, indem sie betheuerte, der Platz würde genommen worden seyn. Hat Alençon, haben die andern aus eigenem Antriebe so gehandelt? oder auf des Königs Befehl? Die Quellen schweigen,* wir aber haben alle Ursache, überzeugt zu seyn, daß die Anwesenheit des Königs und seiner Räthe beim Heere der Jungfrau, wie immer, so auch jetzt, die Hände gebunden hat, und demnach dem Unternehmen statt zum Vortheil, vielmehr zum Unheil geworden ist. Es war zwischen zehn und eilf Uhr. Die Feldherrn setzten Johanna auf ihr Schlachtroß und traten mit dem gesammten Heere den Rückzug an. Die Verwundeten wurden sämmtlich mitgenommen, die Feinde wagten keine Verfolgung. Johanna blieb mit dem Herzog von Alençon und der Vorhut wie die Nacht zuvor in La Chapelle, der König ging mit dem Herzog von Bar, dem Grafen von Clermont und der Hauptarmee wieder nach Saint Denis.

In Betreff der Verluste, welche die königlichen Truppen an diesem Tage erlitten, gehen die Quellen sehr auseinander. Mehrere englisch-burgundische Chronisten geben die Zahl der Todten und Verwundeten als sehr beträchtlich an; der vorgebliche Bürger von Paris erzählt sogar, ein Tags darauf zum Abholen der Todten nach Paris gekommener Herold des Königs habe eidlich versichert, im Ganzen seyen 1500 französische Krieger von den Geschossen der Pariser getroffen, davon 500 oder mehr bereits gestorben oder zum Tode verletzt. Indessen verdient diese Nachricht, weil von maßlosem Hasse eingegeben, nur geringen Glauben. Die französischen Geschichtschreiber behaupten dagegen, es seyen zwar mehrere auf Seiten der Belagerer verwundet, aber fast keiner getödtet worden. Für die Wahrheit dieser Angabe findet sich ein durchaus zuverlässiges Zeugniß, welches Clemens von Fauquemberque in den Registern des Pariser Parlamentes niedergelegt hat, wo er wörtlich sagt: „Um zehn oder eilf Uhr Nachts zogen sie ab zu ihrem Schaden, und sie hatten mehrere Todte und Verwundete.“

So unbedeutend nun auch der materielle Verlust der Franzosen gewesen ist, die ideelle Einbuße, welche die Sache Frankreichs an diesem Tage erlitt, war unberechenbar. Es war das erstemal, daß ein Unternehmen der Jungfrau gänzlich fehlschlug. Der Zauber ihres Namens, die Macht ihrer Stärke aber hatte bisher in dem Glauben an ihre Unwiderstehlichkeit bestanden. Plötzlich welch ein Umschwung! Die Gottgesandte überwunden, die Verheißung der Gottbegeisterten zu nichte geworden! Welch ein Widerspruch mit der Idee! Ein Ungedanke, beinahe so undenkbar, wie für die Juden der Gedanke eines gekreuzigten Messias. Mit der ersten Schlappe war die Idee nothwendig in Frage gestellt, Johannas Macht über die Geister in ihrer Unbedingtheit gebrochen, wenn nicht eine sofortige, und zwar glänzende Wiederherstellung des Schadens erfolgte. Andernfalls mußte sich den Freunden die Besorgniß aufdrängen, daß Gott die Jungfrau verlassen habe, und den Feinden sich bestätigen, daß der Teufel sie regiere; * dieß um so gewisser, weil jedermann wußte, daß Johanna den Fall von Paris sowohl auf ihrer ganzen Kriegslaufbahn als auf dem Kampfplatze selbst verkündigt hatte, und keiner ihrer Anhänger zweifelte, daß sie dem König seine Hauptstadt wiedergeben würde. Die Gegner wollen sogar behaupten, Johanna habe den Truppen das Versprechen gegeben, daß „sie schon an diesem Tage in Paris einziehen, noch diese Nacht in Paris schlafen und sich mit den Gütern der Stadt

* Mit Ausnahme jedoch der normannischen Chronik (Quicherat IV, 342) fg., deren Worte wir demnächst anführen werden.

* Quicherat, Aperç. p. 44 sq.: Je me sers à dessein de cette brutale expression (que sa mission fut manquée), comme faisant mieux concevoir que toute autre un sentiment qui dut se répandre à partir de la retraite de Paris, et qui ruina le prodigieux ascendant exercé par la Pucelle. Il n'y a qu'une révolution des esprits qui explique l'indifférence de la nation à son martyre, et il n'y a qu'un démenti attribué au caractère dont on l'avait crue revêtue qui explique la révolution des esprits. Comme les intrigues devant lesquelles elle échoua, échappaient à la multitude, on la jugea incapable de tenir toutes ses promesses, et cela signifia pour les uns que le diable seul l'avait secondée au commencement, pour les autres que Dieu l'avait abandonnée à la fin.

bereichern würden. Dieses Gerücht ist, wenn nicht ein Mißverständniß, entweder eine Erfindung der Feinde oder eine gewagte Kriegslist der französischen Feldherrn. Denn Johanna hat für diesen Tag (8. September) keine Zusicherung ihrer Heiligen gehabt und mit dem Worte: „der Platz wird genommen werden," welches sie nach ihrer Verwundung aussprach, sich nur überhaupt für die Einnahme der Stadt bei diesem Sturmesangriff verbürgt, keineswegs aber den Zeitpunkt derselben scharf begrenzt, noch weniger den Erfolg unter allen Umständen, selbst im Falle einer gewaltsamen Gegenwirkung aus ihrem eigenen Heerlager, gewährleistet. Aber das erstere war nur den Eingeweihten, nicht der Masse der Krieger bekannt, in letzterer Hinsicht fein zu unterscheiden nicht jedermanns Sache, am wenigsten von den Verwundeten zu verlangen. Und deßhalb dürfen wir selbst den erbittertsten Hassern und Verächtern glauben, daß die Verwundeten manchen Fluch gegen die Jungfrau ausgestoßen und ihr die Schuld des Unglücks aufgebürdet haben. Das Volk, das sich nur an das Aeußere der Thatsachen hält, nicht die Gründe der Dinge schaut, begriff nicht, daß wenn einem Werke Johannas der Segen fehlte, die Ursache möglicherweise nicht in ihr selbst, sondern in denen liegen konnte, für die sie zu wirken berufen war. Kein Wunder also, daß der Glaube an sie an diesem Tage einen argen Stoß erlitten hat. *

* Quicherat IV, 515 (Papst Pius II.): Atque hic favor Puellae minui coepit, quae, inviolabilis antea credita, vulnerari potuisset; neque deinceps nomen ejus tam formidabile Anglicis aut tam venerabile Francis fuit.

(Fortsetzung folgt.)

Correspondenz-Nachrichten.

Elberfeld, August.

„Palm" von Eckart. — Die Waldenser von Köbner. — Poetische Versuche im Elberfelder Dialekt. — Verbrechen.

Den nächsten Anlaß, Ihnen von Elberfeld aus einen Bericht zugehen zu lassen, bietet die Aufführung des „Palm" von Dr. Ludwig Eckart, eines Stückes, das unser ganzes Thal mehrere Wochen hindurch in große Aufregung versetzt hat. Es ist nun schon zum achtenmal gegeben, und zwar auf unserer Sommerbühne auf dem Johannisberg. Der Saal, in welchem sich die Bühne befindet, faßt mehrere tausend Personen und war bei jeder Aufführung zum Erdrücken überfüllt, namentlich an den Sonntagen, an welchen das eigentliche Volk die Zuhörermasse bildete. An den Wochentagen fanden Aufführungen zu erhöhten Preisen statt, die ein gewählteres Publikum heranzogen, und es haben an diesen Tagen auch solche Leute nicht verschmäht, den Johannisberg zu besuchen, von denen bekannt ist, daß sie das Theater und alles, was damit zusammenhängt, nur als eine Ausgeburt der Hölle betrachten.

Dieser merkwürdige Erfolg des Stückes liegt vor allem im Stoffe und in der großen patriotischen Wärme, mit der der Dichter ihn behandelt hat. Es ist von vorn herein, als von dem Eckartschen Drama weiter nichts als der Titel bekannt war, viel gegen den Stoff überhaupt gesagt worden, namentlich von Kühne in der Europa; — mit Unrecht däucht mir, denn das Schicksal Palms ist allerdings nicht bloß ein trauriges, sondern ein entschieden tragisches, und es nimmt unsere höchste Theilnahme in Anspruch, ohne daß der Dichter nöthig hätte, seinen Helden mit Gewalt aus der engen bürgerlichen Sphäre hinauszurücken, in der er sich bewegt, und zu einer modernen Tendenzfigur zu machen. Im Gegentheil, die Wirkung würde durch einen stelzengehenden Palm nur verdorben werden. Das hat auch Eckart gefühlt und mit Glück vermieden. Wie sein Palm spricht und handelt, kann und mag vielleicht auch der historische Palm gesprochen und gehandelt haben. Gerade die innere Wahrheit dieser Figur,

so wie der übrigen geschichtlichen Personen, welche in dem Stücke auftreten, — für deren plastische Gestaltung allerdings das Häusserische Geschichtswerk ein vortreffliches Material geboten hat, — geben dem Eckartschen Drama seinen Werth. Bedenklicher sieht es mit den übrigen Figuren aus, die der Erfindungskraft des Dichters ihre Entstehung verdanken und in demselben Maße unwahr und verzeichnet sind, wie jene wahr und richtig gefühlt. Ich meine Marianne, die Tochter Palms, Franz von Rohr, ihren Verlobten, der als Verfasser der Schrift: „Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung," auftritt, und Florine, die Schwester des französischen Gesandten in München, eine frühere Grisette. Leider nehmen diese drei Figuren in den ersten Akten einen so überwiegenden Raum ein, und die Scenen zwischen Florine und Franz von Rohr, der durch sie zu der französischen Partei hinübergezogen wird, sind so gewagt und zum Theil so verletzend, daß sie in einer minder aufgeregten Zeit und vor einem andern Publikum den Erfolg des ganzen Stückes in Frage stellen könnten. Hier haben sie nicht vermocht, den Eindruck des Ganzen abzuschwächen. Das Publikum ließ die Schattenseiten vorüberziehen und nahm die glänzenden Partien, an denen das Drama reich ist, — namentlich das Kriegsgericht ist vortrefflich geschrieben, — mit um so größerem Enthusiasmus auf. Die gegen Frankreich gerichteten Stellen und die Schlußscene, in welcher in den Kerker Palms die Nachricht dringt, daß Preußen an Frankreich den Krieg erklärt habe, erregten stets einen förmlichen Aufruhr, der einigemal für den Schauspieler, der den Binot gab, den bereitwilligen Vollstrecker des Napoleonischen Blutbefehls, gefährlich zu werden drohte, indem das Volk ihn in bedenklicher Weise mit seiner Rolle identificirte und ihm laute Verwünschungen nachsandte.

Eben wegen dieser ungemeinen Wirkung, welche das Stück auf die Masse des Volks ausübt, kann seine Bedeutung für unsere Zeit nicht hoch genug angeschlagen werden, was man auch sonst, in künstlerischer und ästhetischer Beziehung, an ihm mag auszusetzen haben. Die Aufführungen sind hier zu einer Demonstration gegen die Rheinlandsgelüste Frankreichs geworden, wie sie nicht energischer seyn konnte. Bricht erst der Krieg aus, was nur noch eine Frage der Zeit zu seyn scheint, so kann uns dieser Palm die größten Dienste leisten.

Gespielt wurde das Stück vortrefflich, namentlich in seiner Titelrolle durch den Regisseur unserer Bühne, Löwe, einen Künstler dem Wesen, nicht bloß dem Namen nach, unter dessen energischer Leitung an unserer Sommerbühne ein Zusammenspiel erreicht worden ist, wie man es selten findet. Löwe gehörte in einen andern Wirkungskreis, als ihn ein Provinzialtheater bieten kann.

Im übrigen war das Repertoire, wie es der große Hause allerwärts verlangt. Aber der Schaubühne mit den leichten und leichtfertigen Eintagsfliegen, welche darauf herumschwirren, wird in der nächsten Zeit der Lesesaal mit einem christlichen Drama Concurrenz machen, das der Verfasser selbst, Herr Köbner, Prediger an der Baptistengemeine in Barmen, öffentlich vortragen wird, und zwar bei Gelegenheit des bevorstehenden Kirchentags. Das ist für Elberfeld allerdings noch nicht dagewesen, aber es hat sich überhaupt in den hiesigen Verhältnissen vieles geändert, und ich behalte mir vor, später näher darauf einzugehen. — Auf den Gassen hat die Concurrenz zwischen Geistlich und Weltlich schon lange bestanden, ich meine die Concurrenz zwischen geistlichen und weltlichen Drehorgeln: die einen spielen Choräle, die andern die alten lustigen Gassenhauer oder auch schwindsüchtige Bellini'sche Melodien. Beide Parteien, scheint es, fahren gut dabei. Auch die Kinder der Welt hören gern die vollen Harmonien eines Goudimel'schen Chorals, und ich selbst habe mehr als einmal das strenge Gesicht einer Elberfelder Puritanerin sich erheitern sehen, wenn sie auf ihrem Gange auf einmal die frische Weise des alten Volksliedes vernahm:

> Wer will unter die Soldaten,
> Der muß haben ein Gewehr.

Das neue Drama des Herrn Köbner, die Waldenser überschrieben, das mir im Manuscript vorgelegen hat, ist übrigens eine höchst achtungswerthe Arbeit, etwas ungelenk in der Form, aber von großer Gedankentiefe, und dürfte leicht, wenn es demnächst im Druck erscheinen wird, allgemeine Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Es zeichnet den Entwicklungsgang eines Menschen, des Anthropos von Hautpoul, der, als Atheist erzogen, groß thut auf seine eigene Kraft, die Reinheit seines Herzens und seines Gemüthes und siegreich seinen Glauben einem vor Gott sich in Demuth beugenden Waldenser gegenüber vertheidigt. Als aber Anthropos die klösterliche Einsamkeit seines Schlosses verläßt und das wirkliche Leben kennen lernt, kann er den Genüssen, die sich ihm hier bieten, den Verlockungen von Wein, Weibern und Spiel nicht widerstehen. Er sinkt von Stufe zu Stufe, da er in sich keinen Halt findet und über sich keinen Halt kennt, er geht unter in den größten Ausschweifungen, wird zum Mädchenschänder, zum Dieb und Mörder. So tritt er in das Kreuzheer, das Innocenz gegen die Waldenser aufgeboten hat, und ist von allen der wildeste und grausamste. Er lechzt nach immer neuen Frevelthaten, ersticht seinen Jugendfreund zum Dank, daß dieser ihn in dieses fluchbeladene Leben eingeführt, und kann nicht eher ruhen, bis er das Unnatürlichste begangen, den Vatermord. Denn je tiefer er sinkt, je mehr wird er von Haß gegen seinen Vater erfüllt, von dessen Hand eben sein ganzes Schicksal gebildet worden. Die Scene, in welcher Anthropos dem alten Hautpoul gegenüber tritt, ihn niederstößt und dieser stirbt, „im bittern Haß des Herzens wider Gott," ist in der That grausenerregend. Als Anthropos die Leiche seines Vaters vor sich liegen sieht, hält er für vollendet, was er auf Erden zu vollenden hatte, und erhebt das Schwert, um auch sich zu tödten. Da tritt plötzlich jener Waldenser zu ihm, der ihm im Anfang des Stücks begegnet war, hält ihm den

Arm zurück und zeigt ihm den Weg, der ihn allein noch retten kann, den Weg zu Gott; er zeigt ihm, wie thöricht er gehandelt habe, auf seine eigene Kraft zu pochen, wie er nichts durch sich selbst vermöge, sondern eben alles nur durch Gott, den er geläugnet. So wird Anthropos zum Christen. — Der Schluß des Dramas ist etwas matter. Es enthüllt sich, daß Anthropos in der That der Sohn des Waldensers, nicht des Grafen von Hautpoul ist. Hautpoul hatte ihn als Kind geraubt, um ihn zum Atheisten zu erziehen und sich auf diese Weise an dem gottesgläubigen Waldenser zu rächen. Das Stück enthält übrigens noch aus beiden Lagern eine Menge interessanter Charaktere und interessanter Episoden. Es zeigt sich dabei nirgend ein engherziger Standpunkt; die historischen Partien sind durchaus objektiv dargestellt und namentlich tritt die Figur des Innocenz in ihrer ganzen Größe heraus. Man hat so oft nach einem christlichen Drama gerufen, hier ist in Wirklichkeit eines, nur ist es nicht für die Bühne geschrieben. Der Verfasser hat mit Willen auf alle Forderungen, welche man an die äußere Form des Dramas stellt, keine Rücksicht genommen, aber fände sich eine Hand, die es für die Aufführung zurecht rückte, würde es ohne Zweifel von großer Wirkung seyn.

Geistlich und weltlich stehen sich auch noch auf anderem Gebiete gegenüber, in der Volksliteratur. Der Erziehungsverein und die Traktatgesellschaft sorgen für die geistlichen Bedürfnisse; die letztere hat sogar einen Preis von fünf Friedrichsd'or für die beste christliche Novelle ausgesetzt, und ein Dichter aus dem Volke, A. Weyer, hat in der letzten Zeit mit vielem Humor die weltlichen Bedürfnisse befriedigt, indem er dem Volke seine eigenen Geschichten in seiner eigenen Sprache erzählt. In diesem Augenblick ist von ihm erschienen: „Ut dem Volk. — En Elberfeller Kenk" (ein Elberfelder Kind), und zwar der erste Theil: „Kadels Kenger-, Leahr- on Militär-Jahre" (Karls Kinder-, Lehr- und Militärjahre). Das Ganze ist auf drei Theile berechnet. Unter den deutschen Mundarten gehört das Elberfelder Platt zu denjenigen, welche sich am wenigsten zu einer poetischen Behandlung eignen; es ist dem Niederdeutschen nahe verwandt, von einer gewissen Derbheit, die aber mit Rohheit ziemlich gleichbedeutend ist, wie denn auch Rohheit den vorherrschenden Charakterzug der geringeren Volksklassen Elberfelds bildet. Für das niedrig Komische und Burleske gibt die Sprache wohl passende Töne, aber edlere Empfindungen würden sich nur schwer oder gar nicht darin ausdrücken lassen, und es ist nicht zu denken, daß ein wirklicher Dichter sich je dieses Materials für seine Schöpfungen bedienen wird. Für vergleichende Sprachkunde ist indeß auch das Elberfelder Platt nicht ohne Bedeutung; es bietet sich vielleicht später Gelegenheit, hierauf zurückzukommen.

Mit jener Rohheit des Volks, von der ich sprach, gehen die Verbrechen gegen die Sittlichkeit Hand in Hand, welche in erschreckender Weise anwachsen, und bei den Assisenverhandlungen einen immer größeren Raum einnehmen, eine Thatsache allerdings, die auch an andern Orten beobachtet wird. Einer der scheußlichsten Fälle dieser Art ist noch kürzlich hier vorgekommen, ein Angriff auf ein Kind, ein Mädchen von zwölf Jahren, das auf seinem Wege zur Schule, der durch einen Wald führt (die Eltern des Kindes wohnen außerhalb der Stadt), plötzlich von einem dieser Thiermenschen überfallen wurde, wie sie hier in den Spelunken existiren. Es gelang dem Kinde sich loszureißen, aber der Kerl holte es ein, schlug es mit einem schweren Stocke zu Boden und schleifte es dann an den Füßen in einen steinigten und dornbewachsenen Hohlweg, so daß es nur einem Wunder zuzuschreiben ist, daß der Kopf nicht ganz zerschmettert wurde. Um das Schreien des Kindes zu verhindern, versuchte er, ihm mit einem Taschentuch den Mund zu verstopfen, und als dieß nicht gleich gelingen wollte, nahm er ein Messer zu Hülfe und schlitzte dem Kinde beide Lippen auf. Aber immerfort wehrte es sich mit übernatürlicher Kraft. Es gelang ihm, sich zum zweitenmal loszureißen, und mit glücklichem Erfolg, denn es kamen Leute durch den Wald geschritten, worauf der Kerl entsprang. Das Mädchen aber sank blutend und erschöpft zu Boden. Es war von den Mißhandlungen, von den Dornen und Steinen so mit Wunden überdeckt, sein ganzer Leib so zerrissen, daß die Aerzte anfänglich an seinem Aufkommen zweifelten. Man mag sich die Verzweiflung der Eltern denken! Leider sind bis jetzt alle Bemühungen der Polizei vergeblich gewesen, die Spur des Scheusals aufzufinden.

Ungemeines Aufsehen hat hier auch der Selbstmord des Rendanten der Bergisch-Märkischen Eisenbahn erregt. Er war ein schon ziemlich bejahrter Mann, der in allgemeiner Achtung stand. Erst vor kurzem kamen Gerüchte über seine nächtlichen Ausschweifungen zur Kenntniß der Direktion, die dadurch veranlaßt wurde, eine außergewöhnliche Kassenrevision anzuordnen. Es ergab sich sofort ein Deficit von 12,000 Thalern. Erst einige Tage nachher, als sich bei fortgesetzter Untersuchung das Deficit immer mehr vergrößerte und zuletzt auf 18,000 Thaler anwuchs, entschloß man sich, zu seiner Verhaftung zu schreiten. Aber noch ehe der betreffende Polizeibeamte zur Stelle war, fand er Gelegenheit sich in das Kassenzimmer einzuschließen und mit einer der dort liegenden Pistolen den Tod zu geben. Bei den früheren Revisionen war es ihm stets gelungen, den Mangel durch künstliche Operationen zu verdecken. Niemand begreift, wie es ihm möglich geworden ist, diese Summe während der kurzen Zeit seiner Anstellung zu vergeuden, da er fast jeden Abend in der geschlossenen Gesellschaft zubrachte, deren Mitglied er war, und sich hier eher knauserig als verschwenderisch zeigte. In seiner Unterhaltung wußte er häufig einen sehr gemüthvollen Ton anzuschlagen, und sein liebster Spaziergang war stets nach dem Grabe seiner Frau gerichtet, die er vor mehreren Jahren verloren hatte. Wie er sich selbst ausdrückte, überließ er sich hier gern „seinen wehmüthigen Stimmungen und Erinnerungen." Und mit diesen Stimmungen und

Erinnerungen von dem Grabe seiner Frau in ein schlechtes Haus, um hier den Champagner in Strömen fließen zu lassen und erst früh Morgens mit wüstem Haupt sein eigenes Lager aufzusuchen! Fürwahr, die menschliche Natur bietet noch immer große Räthsel, und das fromme Elberfeld hat eine entsetzliche Kehrseite.

Paris, August.

Die Preisvertheilung an der Universität und in der polnischen Schule. — Mad. Desbordes Valmore. — L'Africain.

Vor Kurzem fand in der Aula der Sorbonne die Preisvertheilung in Folge des sogenannten Concours général statt. An diesem nahmen nach altem Herkommen die Zöglinge der vier Pariser Lyceen, des Collège Stanislas, des Collège Rollin und des Lyceums von Versailles Antheil. Ehemals, d. h. vor der Revolution, bestand die Pariser Universität lediglich aus Collèges, wie heutzutage noch Oxford und Cambridge. Es ist eine solche Preisvertheilung weiter nichts als ein Schul- und Kinderfest, und es wird mit einer Pracht, einem Glanze begangen, als wäre es eine Hof- und Staatsaction. Am Eingange der Sorbonne war ein Wachposten aufgestellt; die Aula, wo einst Guizot, Villemain und Cousin ihre Vorlesungen gehalten, war nach Pariser Art über und über mit rothen Draperien, Laub- und Blumengewinden, Inschriften und Fahnen behängt. Die Büste des Kaisers Nr. 3 fehlte natürlich nicht. Nr. 1 ist kaum mehr anderwärts als oben in den Wolken auf der Vendômesäule zu sehen, wo er so hoch steht, daß es unbequem ist, hinauf zu schauen. Neben dem Präsidentensitze bemerkte man unter andern den Sieger von Malakoff, mit seinem massiven, weiß behaarten, glatt geschorenen Kopfe, seinen pechschwarzen Augen und pechschwarzem Schnauzbarte. Auch Marschall Magnan war zugegen, der die Armee von Paris kommandirt; einst galt er für einen der schönsten Offiziere des französischen Heers, gegenwärtig ist bei ihm die Corpulenz über die Schönheitslinie hinaus geschwollen; doch ist Magnan noch immer eine stattliche militärische Gestalt. Die Wache ruft in's Gewehr, die Trommeln wirbeln und melden die Ankunft des Unterrichtsministers, der zugleich Großmeister der Universität ist. Was Wunder, daß bei den Franzosen der Ehrgeiz oft so gewaltig empor lodert, da er schon so früh angefacht wird? Nachdem der Großmeister die Sitzung eröffnet hatte, bestieg ein Professor die Rednerbühne und las eine lateinische Rede über den Vorzug der heutigen Universität vor der ehemaligen.

Die Franzosen beharren eigensinnig bei ihrer barocken Aussprache des Lateins. Einen alten Repetenten beim Lycée Bonaparte machte ich einmal aufmerksam darauf, man müsse cuculus (Kukuk) und nicht cücülüs sprechen, sonst ginge die Onomatopoeie verloren; auch komme outil, Werkzeug, von utilis her, nicht von ütilis, ein Beweis, daß selbst seine Landsleute vor diesem richtig gesprochen. Das gab der alte Herr lachend zu. „Aber," sagte er weiter, „läse ich ploumboum statt plombom, so würden mich die Schüler auslachen. An so plumpe (lourds) Töne kann sich ein französisches Ohr nicht gewöhnen." — „Il n'y a pire sourd que celui qui ne veut pas entendre," sagt ein französisches Sprüchwort.

Am Ende liegt nicht viel daran, ob man om oder oum sagt, wichtiger ist, daß der Unterricht auf französischen Schulen sich stets in den engsten Schranken bewegt. Um sich davon zu überzeugen, braucht man nur einen flüchtigen Blick auf das Preisverzeichniß zu werfen. Da sind Preise für lateinische Abhandlungen in der philosophischen Klasse (logique), für lateinische Reden in der Rhetorik, auch für lateinische Verse, die der Laureat wohl im Leben nie wieder macht. Für französische Verse ist nicht nur kein Preis ausgesetzt, sondern den jungen Franzosen ist's verboten, in ihrer Muttersprache zu reimen. Französische Abhandlungen und Reden sind preisfähig, ferner Uebersetzungen aus dem Latein und Griechischen und umgekehrt. Hin und wieder alte Geschichte und Cosmographie, von Geographie keine Spur. Deutsch und Englisch werden gelehrt, aber — qui potest capere, capiat — nicht zur Preisbewerbung zugelassen, wie Bediente im Vorsaal bleiben, während die Herrschaften drinnen im Saal schmausen. Die Dosis Latein und Griechisch, die der hiesige Gebildete heutzutage braucht, läßt sich in zwei Jahren erlernen, und dazu braucht man im Collège sechs bis acht Jahre. In seiner Ansprache an die Zöglinge gestand der Unterrichtsminister selbst ein, das Studium der Alten reiche

nicht aus; er empfahl ihnen — Corneille und Racine zu lesen, welche im Grunde doch weiter nichts thun, als die Alten französiren, wie man Opernmotive für's Fortepiano arrangirt. So verharrt die Universität trotzig bei ihrer alten Satzung: sie umzieht sich mit einer chinesischen Mauer, um die Invasion der Barbaren zu verhindern; allein es hilft ihr nicht viel. Kaum sind die jungen Leute aus diesem geistigen Gefängniß entlassen, so greifen sie nach Werthers Leiden und nach den Räubern, und übersetzen Heines Gedichte in französische Verse, gerade weil man sie am meisten vor Heine, vor den Räubern und vor Werther gewarnt hat.

Es besteht hier eine polnische Schule in Batignolle; dort wurden einige Tage später gleichfalls die Preise vertheilt. Die Polen gelten für gute Lateiner, indessen hielt Graf Potinski eine polnische Rede, und doch ist der Graf ein eifriger Humanist, denn er hob besonders die Wichtigkeit der literarischen Bildung hervor, im Gegensatze zu der speciell wissenschaftlichen. Ein richtiges Maß zwischen beiden könne allein den aufgeklärten Menschen, Staatsbürger und Patrioten bilden. Der vom Minister delegirte Studieninspector Filon erinnerte in einer französischen Ansprache an die von Alters her zwischen Polen und Frankreich bestandenen Beziehungen, und ermahnte die jungen Leute, sich sowohl ihrer Väter als des Schutzes würdig zu zeigen, den ihnen der Kaiser angedeihen lasse. Ein donnerndes: „Es lebe der Kaiser!" brach bei diesen Worten los; die Versammlung erhob sich und stimmte das Vive l'empereur von Gounod an. Eine goldene Medaille mit dem Bildnisse des Prinzen Napoleon wurde in dessen Namen dem jungen Mekarski zugestellt, der sich beim Concours général und im Lycée Bonaparte besonders ausgezeichnet hatte. Außerdem wurden zwei silberne Medaillen und eine von Bronze ausgetheilt, gleichfalls vom Prinzen Napoleon.

Der poetische Nachlaß der im vorigen Jahre verstorbenen Frau Desbordes Valmore ist kürzlich erschienen. Wie man im Leben mehr Bekannte als nähere Freunde hat, so steht man zu den meisten Schriftstellern als Leser nur in allgemeinen Beziehungen und hat bloß mit einigen wenigen vertrauteren Umgang. Zu diesen wenigen sympathischen Naturen gehört die Desbordes Valmore. Ihrer Anziehungskraft ist nicht leicht zu widerstehen; kaum hat man einige Zeilen von ihr gelesen, so fängt der Zauber an zu wirken, auf diejenigen nämlich, die für poetischen Zauber empfänglich sind. Die Liebe, die Eifersucht, die Trennung, alle die Peripetien eines stürmischen Gemüthslebens, entlocken dieser leicht verwundbaren Seele eine Fülle von Melodien, die meist von hinreißender Schönheit und stets innig und wahr sind. Man liebt, man leidet mit ihr; ihre Thränen feuchten uns das Auge, ihre Freude jubelt uns im Herzen. Die hin und wieder bemerkbaren Flecken an ihrer Diction, etwas schlaff ausgeprägte Gedanken, schleppende Phrasen und dergleichen möchte ich nicht missen; sie beruhigen bei Gefühlsdichtern, denn sie bürgen uns dafür, daß wir es nicht mit einem Virtuosen zu thun haben, der seine Künste vor uns producirt. Sie folgt dem innern Drang und singt ihr Lied, ohne sich um die Zuhörer zu bekümmern, wie der Vogel auf dem Baum. Ein liebenswürdiger Zug in ihrem Charakter war die Freude, die sie über die Erfolge ihrer Nebenbuhlerinnen empfand. Zu dem Schönsten, was dieser letzte Band enthält, gehören die Stanzen auf den Tod der Frau von Girardin (Delphine Gay), die gefährlichste von allen. In dieser letzten Sammlung ist das Talent der Valmore noch eben so frisch und jugendlich wie in der ersten, welche 1819 erschien. Eine Blumenlese aus ihren Gedichten, zumal den Elegien, würde, zart und mit Gewandtheit verdeutscht, wahrscheinlich Glück machen.

Die letzten Theaterfeuilletons sind durchgängig voll des Lobes für ein neues Stück: „l'Africain," von P. Edmond, das, oder, der nichts mit der „Afrikanerin" gemein hat. Ich kann in das Lob nicht einstimmen. Man hat durch vier Akte hindurch fast fortwährend einen Taugenichts vor Augen, und sieht man ihn nicht selbst bei der Arbeit, so hört man doch von seinen Streichen erzählen. Das ist eben kein sehr lustiges Lustspiel; aber als Lustspiel (comédie) ist es auf der Affiche des Théâtre français bezeichnet. Der saubere Herr ist ein Graf, ein Venezianer; er nennt sich Leone Mattei, er verspielt Hab und Gut, läßt seine Frau sitzen, setzt nach Afrika über, läßt sich in der Fremdenlegion anwerben und wird bei Wegnahme der Smala verwundet. In der Ambulanz stirbt Nachts ein Soldat neben ihm; die Leiche legt er an seine Stelle; am Morgen wird Mattei todt gemeldet, er lebt als Caid Hamza weiter, schlägt sich tapfer und bringt es bis zum Offizier der Ehrenlegion; nach dem Kriege spielt und trinkt er, wie früher, und verspielt zuletzt ein goldenes Medaillon, welches das Porträt seiner Frau enthält, ein Schicksalsmedaillon, wie sich gleich zeigen wird. Was macht unterdessen die Frau Gräfin? Sie kommt in die Wochen, vier Monate nachdem der Gemahl seine Lustreise angetreten, heirathet einen Herrn de Lancy und wandert mit ihm nach Paris, wo sie sich häuslich niederlassen. In alle dem ist keine Spur von einer Comödie, und was jetzt kommt, würde einem Melodram auf den Boulevardtheatern Ehre machen. Frau von Lancy fährt nach Bigorre mit ihrer kränklichen Tochter Lucile, denn — ich sage „denn" im Sinne des Verfassers — hier wartet ihrer ein Baron, der ihr den Hof macht und abgewiesen wird. In Bigorre findet der Baron das Medaillon in den Händen eines Capitäns Keller, der es dem Caid Hamza abgewonnen, und der es jetzt an den Baron in einer Partie Ecarté verliert. Caid Hamza, dessen wahren Namen dieser durch Keller erfahren, kommt auf des rachsüchtigen Barons Einladung, der ihm Reisegeld geschickt, nach Paris und trifft mit seiner ehemaligen Gattin zusammen. Dieß ist denn freilich eine wirksame Scene. Der Schmerz, den Mattei in einem andern Auftritte empfindet, beim Anblick der schönen Lucile, die er nicht als seine Tochter umarmen kann, versöhnt einen fast mit dem Wichte. Diese Situationen

haben den Erfolg des Stückes entschieden. Die alte Tragödie schimmert auch hier durch: Leidenschaft und keine Charaktere. Mattei fordert den Baron und verwundet ihn, und zu guter Letzt schießt er sich eine Kugel vor den Kopf — vermuthlich — bestimmt erfahren wir's nicht. Was sagen Sie zu dieser **Comödie**? Das Théâtre français spielt hier Comödie mit der Affiche.

Genf, August.

(Schluß.)

Rückblick auf das schweizerische Offiziersfest. — Großfürstin Anna Feodorowna.

Die drohende politische Lage hat die Schweizer nicht abgehalten, auch in diesem Sommer ihre großen Nationalfeste zu feiern; im Gegentheil, gerade die Gefahr forderte ganz besonders zu jenen massenhaften Volksvereinigungen auf, bei welchen ja von jeher in der Schweiz unter festlichem Banner die Angelegenheiten des Vaterlandes die erste Stelle behaupteten. Genf, der äußerste Vorposten der schweizerischen Unabhängigkeit und Freiheit, „diese herrliche Perle, allzuschön, um nicht Habgier und Raubsucht zu reizen," wie Stämpfli, dieser ächte schweizerische Volksmann, sagte, hat seinen reichen Antheil an diesen großartigen Demonstrationen gehabt, durch welche das Schweizervolk vor der ganzen Welt seinen Willen erklärt, seine Rechte gewahrt hat. Auf das Schützenfest im Junius ist das eidgenössische Offiziersfest im August gefolgt, und die Versammlung der gesammten schweizerischen Wehrkraft hat das Sigel aufgedrückt auf das unlösliche Bündniß zwischen Genf und der Eidgenossenschaft. Alle Blätter, die französischen ausgenommen, haben begeisterte Schilderungen gebracht, aber wir würden unsere Schuldigkeit zu versäumen glauben, wenn wir nicht auch hier wenigstens mit einigen Worten der Erinnerung darauf zurückkommen wollten.

Die Lage von Genf ist von unendlichem Reiz und von unsäglicher Erhabenheit. Tausendmal ist diese großartige Natur, die eine der schönsten Städte Europas umgibt, von begeisterter Feder geschildert, tausendmal in blendenden Farben von Künstlerhand dargestellt. Aber sie wird nie ausgeschrieben und nie ausgemalt werden, die phantasiereichste Schilderung, das treueste Bild wird hinter der Wahrheit zurückbleiben. Dieser See und diese Berge, vom Rebengelände des Ufers bis zu den schneeigen Firnen des Montblanc, der die weite Kuppel des Himmels zu tragen scheint, wollen gesehen, nicht durch Beschreibungen genossen werden. Man kann an dem idyllisch-romantischen Reiz des Rheinthals, am Golf von Neapel, auf dem classischen Boden Italiens und Griechenlands, an der mährchenhaft üppigen Pracht des Orients das nil admirari studirt haben, und wird immer wieder von Entzücken ergriffen werden, wenn uns das Dampfboot in die Südwestbucht des Leman trägt und der weite Halbkreis der Genfer Kais und das Amphitheater der Stadt und der Berge sich vor uns ausbreitet. Die herrliche Natur hat ihre Rückwirkung auf den Schönheitssinn der Bevölkerung geäußert; diese hat Geschmack und Gefühl für das Schöne und weiß es zu reproduciren. In Genf ist die Uhrmacherei und Bijouteriearbeit auf künstlerische Stufe erhoben. Die Genfer Landschaftsmalerei zeigt die vollendetste Reproduktion des Naturschönen durch und in der Kunst. Die herrlichen Parks und Villen um Genf beweisen den ästhetischen Sinn ihrer Besitzer. Die Freude an Blumen geht durch alle Klassen der Bevölkerung; die Blumenverkäuferinnen machen am Sonnabendmarkt gute Geschäfte bei den Fabrik- und Nähmädchen, und der ärmste Liebhaber schenkt seiner bonne amie wenigstens einen Blumenstrauß zu ihrem Geburts- oder Namenstag.

Am lebendigsten aber zeigt sich der Schönheitssinn der Genfer bei großen öffentlichen Festen. Sie sind berühmt in der Schweiz; bei dem Offiziersfest vom 4. bis 6. August aber hatte sich Genf selbst übertroffen. Die ganze Stadt, ja ein großer Theil ihrer Umgebung strahlte im festlichen Gewande des buntesten Fahnenschmucks, in Triumphbogen, Blumen- und Laubgewinden, die die Fenster der Häuser verbanden. Wir sprechen nicht von dem

prachtvollen Anblick der Kais, öffentlichen Plätze und Hauptstraßen; auch die kleinsten Gäßchen und Durchgänge, wo das Proletariat wohnt, zeigten durch ihre geschmackvollen Verzierungen von Tannenbäumen und Blumen, daß das ganze Volk, der Aermste wie der Reichste, diesen schweizerischen Ehrentag feierte. Kanonendonner und Glockengeläute von allen Thürmen empfingen die eidgenössischen Offiziere, die am Abend des vierten mit einem eigenen Dampfboot, wie auch mit der Eisenbahn anlangten; es mochten sich ihrer während der Festtage zwölfhundert in den Mauern Genfs befinden. Hunderte von Inschriften an den Triumphbogen und Häusern erinnerten bald an die Thaten der Väter, bald an die Tage der Gefahr, die drohend in der Zukunft zu liegen scheinen. Selbst der Himmel schien seine Freude an dieser Volksbegeisterung zu haben und schenkte schöne Sommertage während des Festes. Zu den glänzendsten Episoden desselben gehörte die Soirée, welche am Abend des 5. August Oberst Favre den Offizieren und einer großen Anzahl Eingeladener in seiner berühmten Villa La Grange gab. Etwa zweitausend Gäste mochten sich in den herrlichen Räumen des mit zahllosen bunten Lampen erleuchteten Parks bewegen. Der schönste Damenkreis fehlte dieser glänzenden Gesellschaft nicht. Girandolen und bengalische Flammen verwandelten die herrliche Sommernacht, während der Mond am östlichen Himmel über den savoyischen Alpen aufstieg und vom dunkeln See, der bis an den Fuß des Parks heran reicht, die bunten Lampen der Dampfschiffe herauf schimmerten, minutenlang in Tageshelle. Oberst Edmond Favre hat durch sein Fest, dessen Anordnung seinem künstlerischen Geschmack alle Ehre macht, bewiesen, daß wie das ganze Volk so auch die Genfer Aristokratie den wärmsten Antheil an den vaterländischen Angelegenheiten nimmt. Die allgemeine Erleuchtung der Stadt und Vorstädte, welche diesen Festtag beschloß, gehört zu dem Großartigsten, was die Phantasie zu schaffen vermag. Nachdem am Montag die Offiziere die ernsteren Angelegenheiten ihres Standes in mehrstündigen Sitzungen erledigt hatten, versammelten sie sich noch einmal zu einem Banket im Wahlpalast, wo schon am Sonnabend ein glänzender Ball stattgefunden hatte. Patriotische Toaste und Reden bekundeten den festen Willen der schweizerischen Offiziere, für das schöne, so vaterländisch und national gesinnte Genf mit Freuden das Leben einzusetzen in der Stunde der Gefahr. So schloß das Fest, würdig und feierlich, wie es begonnen, eine großartige Kundgebung der patriotischen Gesinnungen der Schweizer. Was dem Fest noch einen ganz charakteristischen Stempel aufdrückte, war die Wahrnehmung, daß außer den schweizerischen Fahnen alle in Genf vertretenen Völker ihre Nationalflaggen ausgehängt hatten; namentlich bemerkte man amerikanische, deutsche, belgische, englische und russische Fahnen; nur Eine Nation fehlte, die französische. Was kann deutlicher reden?

Wir verlassen das glänzende Fest, in welchem der Ernst der Zeit mit dem Jubel des Volks über die für immer gewonnene Einigung der Schweiz Hand in Hand ging, um unsern Brief mit einer Trauerkunde zu schließen, mit der Nachricht von dem Hinscheiden der Großfürsten Anna Feodorowna von Rußland. Hier in Genf hat sie die letzten Jahre ihres Lebens in stiller Zurückgezogenheit, aber in den weitesten Kreisen ächt weiblich wohlthätig wirkend gelebt, hier ist daher auch wohl der geeignetste Platz, mit einigen Worten das Leben der vielgeprüften Frau zu skizziren.

Begibt man sich von Genf auf der Straße nach Chêne, derselben, die auch nach Chamouny führt, und daher allen Reisenden wohl bekannt, etwa fünfzehn Minuten über die Vorstadt Terrassière hinaus, so gelangt man zwischen Landhäusern und Parkanlagen, wie sie Genf in allen Richtungen in weitem Umkreis umgeben, auf eine mäßige Anhöhe, die den Blick in das savoyische Arvethal und in das Hochland mit der Montblanckette frei läßt. Die Gegend nimmt hier schon einen ländlicheren Charakter an. Einige Gärtnerwohnungen und Wirthshäuser, von einem Wald von Obst-, Nuß- und Kastanienbäumen umgeben, bilden einen kleinen Weiler, Grange-Canal. Rechts von der Straße zieht sich eine hohe, alte Mauer hin, ein großes, gleichfalls alterthümliches Gitterthor zwischen zwei ungeheuern Steinpfeilern läßt einen Einblick thun in eine etwas düstere Kastanienallee, an deren Ende, von einem weiten schattigen Park umgeben, ein einfaches Haus liegt; es ist die Villa Boissière. Hier wohnte die hohe Frau, an deren Namen sich einst so große Schicksale knüpfen zu sollen schienen, die bestimmt schien, den Thron eines Kaisers aller Reussen zu theilen. Das Volk, und wenn ich sage das Volk, so verstehe ich nicht nur das Genfer, sondern auch das savoyische auf viele Stunden im Umkreis, kannte sie nur unter dem Namen der Grande-Duchesse, aber unter diesem Namen verehrte es eine unermüdliche, menschlich theilnehmende Wohlthäterin aller Armen und Leidenden.

Ich machte sehr häufig einen Spaziergang nach einem in Grange-Canal gelegenen, ziemlich einsamen Wirthsgarten, um dort unter schattigen Bäumen zu lesen. Einst hatte ich einen Band von Thümmels, des graziösen Dichters und galanten Hofmanns, Werken mit mir genommen. Es machte mir einen eigenthümlich bewegenden Eindruck, als ich in einem Gelegenheitsgedicht, überschrieben: „Der Schulze und die Gemeine zu Ketschendorf an dem Geburtstage der regierenden Frau Herzogin von Sachsen-Koburg und Saalfeld," die Verse las:

„Hier eilen deine Seherblicke
Der Hoffnung deiner Kinder nach:
Du siehst in mütterlichem Glücke,
Daß jedes hält, was es versprach;
Hier sehnt dein Auge sich nach Annen,
Sieht sie im Geiste, wie sie noch
Als Kind — als Julchen — unsre Tannen
Nach einem Schmetterling durchkroch.

„Auch sie, im Sitze Ihres Glanzes,
Wird dieses Festes sich erfreun,
Zum Schmucke deines Ehrenkranzes
Auch ihr Vergißmeinnicht dir weihn,
Und kindliche Gebet' entschweben,
Und strömen Heiterkeit in's Land,
Für deine Wohlfahrt, für dein Leben,
Dem Isgrund und der Newa Strand."

Und wie ganz anders hatte sich die Zukunft dieser hohen Frau gestaltet, als jene glänzenden Erwartungen, die ein deutscher Dichter vor bald sechzig Jahren in jenen Worten aussprach! Nicht auf der Höhe des Hofs von Petersburg und Moskau sollte sich das Leben der deutschen Prinzessin bewegen; hier in der stillen, ländlichen Abgeschiedenheit bei Genf, in einer Villa, deren Aeußeres bescheidener ist als das von hundert andern der prächtigen „Campagnen" am Genfer See, verflossen in großer Zurückgezogenheit die Tage der edeln Frau. Nur selten, wenn ihre fürstlichen Verwandten oder andere Freunde aus der Vergangenheit sie besuchten, drang das Geräusch der großen Welt in dieses Stillleben. Der ganze Hofstaat der Großfürstin bestand aus einer deutschen Ehrendame, die mehr die Stelle der befreundeten Gesellschafterin vertrat, und aus wenigen treuen Dienern.

Die Prinzessin Juliane Henriette Ulrike war als die älteste Tochter des Herzogs Franz von Sachsen-Koburg am 23. September 1781 geboren. Ihre Schwester war die Prinzessin Victoria, die spätere Herzogin von Kent und Mutter der regierenden Königin Victoria von England; ihr Bruder ist Leopold, der gefeierte König der Belgier. Die Erziehung der Prinzessin war eine äußerst sorgsame; ihre ersten Eindrücke erhielt sie an einem Hofe, an welchem der Dichter Thümmel ein willkommener Gast war, und welcher bis auf den heutigen Tag durch Pflege und Förderung der Kunst und Literatur einen so ehrenvollen Platz unter den deutschen Höfen einnimmt. Im Jahr 1796 wurde die Prinzessin mit dem russischen Großfürsten Constantin, dem Bruder Alexanders und Nikolaus, vermählt und erhielt nach russischer Sitte den Namen Anna Feodorowna. Von da an begannen ihre Prüfungsjahre. Die deutsche Prinzessin scheint sich niemals in der russischen Umgebung glücklich gefühlt zu haben, die harte und gewaltsame Gemüthsart Constantins machte ihr die eheliche Verbindung zu einer Qual. Die Großfürstin trennte sich endlich von ihrem Gemahl, der bereits ein Verhältniß mit einer schönen Polin eingegangen hatte, und 1820 wurde die Ehescheidung förmlich vollzogen. Der Großfürst vermählte sich dann mit seiner Geliebten, der Gräfin Johanna Antonowna Grundzynska, die später den Titel einer Fürstin von Lowicz erhielt. Die Fürstin hat, wie erzählt wird, zur Zeit der polnischen Insurrektion von 1830 viel zur Lebensrettung Constantins beigetragen, allein Lamartine verzerrt in seiner „Geschichte der Restauration" jedenfalls in poetischer Ueberschwenglichkeit das Charakterbild des letzteren, wenn er von der „tugendhaften" Liebe des Großfürsten zu der schönen Polin spricht, und seine Thronentsagung einzig als das seiner Liebe gebrachte Opfer darstellt. Wie oft geht die Wahrheit in der politischen und Literaturgeschichte unter in französischem Phrasenthum, wenn sie unter Lamartines Hände geräth! Seit ihrer Scheidung lebte Großfürstin Anna Feodorowna in der Schweiz, und zwar größtentheils auf der genannten Villa Boissière bei Genf. Das Journal de Genève hat ihrer edelmüthigen Wohlthätigkeit, die keine Grenzen kannte, einen warmen Nachruf gewidmet. Wie sehr die deutsche Prinzessin den Angelegenheiten ihres Vaterlandes eine fortdauernde Theilnahme widmete, das hat sie noch am vorjährigen Schillerfest in Genf bewiesen, dem sie persönlich beiwohnte. Gestorben ist Großfürstin Anna Feodorowna am 14. August in ihrem Schloß Elsenau bei Bern, wohin sie sich zu einem Sommeraufenthalt einige Wochen vorher begeben hatte. Der Thron der russischen Czaren war ihr nicht beschieden, aber war der Thron, den die edle Frau sich in den Herzen vieler tausend Armen, deren Noth sie linderte, errichtet hat, nicht vielleicht schöner und erhabener?

W. L.

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 38. 16. September 1860.

Felices, qui tale annum videre, diemque.
Virgil:

Tollor eo, capioque novi spectacula cursus.
Ovid:

Der glückhafte Bahnzug.

Die Einweihungsfahrt der Kaiserin=Elisabeth=Westbahn bis zu ihrem Ende und die Fortsetzung der Fahrt bis München, vor allem aber die Rückfahrt, um ihrer Schnelligkeit willen, ist vor ein paar Tagen mit der Beförderung jenes berühmten Hirsebreis von Zürich nach Straßburg am 20. Juni 1576 verglichen worden. Das Gleichniß ging von einem aus, den zu plündern mir nicht zum Vorwurf gereichen kann; auch nehme ich ihm eigentlich nichts weg, sondern befolge nur seinen Rath, nach Fischarts „glückhaftem Schiff" den Bahnzug, welcher binnen vierzehn bis fünfzehn Stunden von Wien aus München erreicht (oder umgekehrt), als einen glückhaften zu bezeichnen. Das Wort erhält seine Weihe durch die Erinnerung an das großartige Verbrüderungsfest, das zu Salzburg begonnen, zu München fortgesetzt, im Augarten zu Wien beschlossen ward.

Und diese Verbrüderungsfeier galt nicht allein im Allgemeinen der hochwichtigen Herstellung des uralten Weges für den Welthandel durch Mitteldeutschland, der bestimmt ist, im Laufe der Jahre wiederum der deutschen Nation mit ihrer Stellung im Verkehr zugleich das verlorene Selbstbewußtseyn, in Folge dessen „alles übrige" zurückzugewinnen; sie galt auch im besondern noch dem Bündniß gegen die allernächste Gefahr von jenseits des Rheins her. Nachdem unser Kaiser zu Villafranca zwar den Frieden geschlossen, aber dennoch, die glänzendste aller Versuchungen von sich weisend, an seinen deutschen Bundesverwandten standhaft festgehalten, obschon der Mächtigste von ihnen ihm den Beistand versagt und dazu die andern am Einschreiten verhindert hatte; nachdem zu Baden=Baden der Regent von Preußen, den durch seinen Haugwitz II. geschürzten Knoten mit kluger Rechtschaffenheit durchhauend, den heimtückischen Corsen ebenfalls heimgeschickt; nachdem endlich zu Teplitz die ritterlichen Beherrscher Oesterreichs und Preußens sich die Hände gereicht und die in Villafranca und Baden=Baden bewährte Gesinnung zu lebendigem Ausdruck gebracht, drückten der Kaiser von Oesterreich und der König von Bayern durch ihre Trinksprüche im Bahnhof zu Salzburg gleichsam mit dem Schwertknauf das Siegel förmlich und feierlich auf das erneute Bündniß zu Schutz und Trutz. Demnach müssen die Festtage vom 11. bis zum 15. August als ein bleibendes Denkmal einer weltgeschichtlichen Wendung der Dinge in der Erinnerung bleiben und dürfen wohl auch in ihren mehr untergeordneten Einzelheiten besprochen werden, was ich sofort unternehmen will. Dafür gedenke ich, beiläufig bemerkt, den officiellen Theil,

welchen man aus den politischen Zeitungen kennt, nicht mit diplomatischer Genauigkeit zu behandeln.

Am Samstag 11. August fuhren wir nach einem stattlichen Frühstück im Westbahnhofe gegen zwei Uhr Nachmittags ab, ohngefähr vierhundert Köpfe stark. Den langen Bahnzug zierten nebst anderem Schmuck kaiserliche und bayerische Fähnlein. Es regnete, doch ohne die liebliche Gegend zu verhüllen oder auch nur den frohmüthigen Umgebungen der Kaiserstadt und hernach dem reizenden Wienthal ihre Anmuth ganz zu entziehen. Es mag überhaupt hier ein für allemal bemerkt seyn, daß die österreichische Westbahn und die bayerische Ostbahn bis München nicht nur zum größten Theil durch die allerschönsten Landschaften hinzieht, sondern auch dort, wo hochromantische oder idyllische Augenweide fehlt, wenigstens durch Waldungen angenehme Ruhepunkte für den Beschauer darzubieten hat. Ich würde sogar sagen, daß solcher Ruhepunkte schier zu wenig seyen, wenn die Klage, daß die Braut zu schön, nicht thöricht klänge. Das Wienthal führt in ziemlich starker Steigung zur Wasserscheide des Wienerwaldes empor. Die oberste Höhe durchbohrt ein Tunnel, der uns nach Rekawinkel führt, von wo sich eine weite Aussicht auf das V. O. W. W. (Viertel Ob dem Wienerwald) und auf die Höhenzüge bei der Donau öffnet. Das Rundgemälde ist eines der reichsten und mannigfaltigsten, die es geben kann, von der meist beschneiten Felsenspitze des Oetscher bis hinab zur fruchtbaren Thalebene durch alle Abstufungen von Mittelgebirge und Hügeln, nah und fern. Einer der Hügel trägt über seinen bewaldeten Abhängen das wohl erhaltene Schloß von Neulengbach, dessen glückliche Lage mehrere Thäler beherrscht, viele Alpenhöhen erkennen läßt und bei ganz günstiger Witterung sogar die Spitze des Traunsteins in Sicht bringt.

Der Weg schlängelt sich — wiederum durch einen langen Tunnel — zum Thal, ohne daß der Fahrende ihm die ungeheuren Schwierigkeiten anmerkt, welche gerade hier die Erbauer zu überwinden hatten. Ich würde sie nicht kennen, wenn ich nicht vor drei Jahren, während die Arbeiten im Betriebe waren, das Vergnügen gehabt hätte, die Gegend in Gesellschaft des Betriebsdirektors Keißler, welcher den Bau als oberster Leiter führte, in Augenschein zu nehmen und dabei ausführliche Erklärungen über das gewaltige Werk zu erhalten. Im Thale erreichen wir die freundliche Kreisstadt St. Pölten, das naturwüchsige Emporium für den Verkehr vom Hochgebirge herab und hinauf bis Maria-Zell, der, indem er sich durch die Eisenbahn mächtig hebt, die Blüthe der Stadt befördert. Man sieht das jetzt schon und kann es mit Händen greifen, zum Troste der guten St. Pöltener, die, genau so wie vor noch nicht zwanzig Jahren die Offenburger, den Bau des Schienenweges mit Klageliedern über den bevorstehenden Verfall ihrer Nahrung begleiteten.

Die Bahn wendet sich rechts dem Höhenzuge zu und streicht durch einen Tunnel auf eine Anhöhe hinaus, welche das Donauthal beherrscht. Rechts in der Schlucht die Häuser des Marktes Mölk; darüber auf dem Hügel die stattliche Benedictinerabtei, langgestreckt, von der Kirche mit der hohen Kuppel überragt. Diese westliche Seite schaut aus anderthalbhundert Augen in drei Reihen mit derselben erhabenen Ruhe auf den Bahnhof herunter, womit auf derselben Stelle das römische Castell Namare auf die Urwälder, der hunnavarische Grenzwall auf den Strom, die babenbergsche Veste Eisenburg gegen Pöchlarn hinüber sahen. Die Bahn zieht am Berghange hin, durchkreuzt die Fahrstraße und nimmt die Richtung gegen Pöchlarn hin. Jenseits des Stromes blickt von der Höhe der berühmte Gnadenort Maria-Taferl, den in gewöhnlichen Jahren durchschnittlich 100,000 Waller besuchen. Wir sehen drüben am Gestade Alt-Pöchlarn, uns allen theuer durch Heinrichs von Ofterdingen unsterbliches Nibelungenlied. Der Boden, worauf wir hingleiten, ist das Harlungenfeld.

Die Bahn wendet nach kurzer Frist sich wieder aufwärts; sie hat offenbar den kleinen Abstecher von der Mölker Höhe nach Neu-Pöchlarn nur deßhalb gemacht, um den Reisenden das prachtvollste Stück des Donauthals zwischen Wien und Linz mit so vieler Muße genießen zu lassen, als das Dampfroß seiner lebendigen Fracht zu vergönnen überhaupt sich herbeilassen mag. Oberhalb von Amstetten biegen wir links ab, um die Höhen zu gewinnen, an deren Fuß der Urlbach seinen Schlangenlauf zur Donau nimmt. Zuerst geht es hier durch den Wald, dann kommt anmuthiges Hügelgelände, reich an buschigem Grün. Das hübsche Aschbach, das berühmte Stift Seitenstetten, das trauliche St. Peter in der Au (wahrhaft in einer grünen Au), verhelfen der Landschaft zum Reize einer Abwechslung, deren übrigens die so kurze Strecke nicht bedürfte, um das Auge zu fesseln. Auch St. Johann schaut links von seiner Höhe höchst malerisch herab.

Beide Orte erinnern mich sehr lebhaft an einen hellen Decembertag von 1857, in der voreisenbahnlichen Zeit. Zu St. Peter haust die schönste aller Wirthinnen zwischen Amstetten und Enns und schenkt den besten Wein. Ich habe es nicht vergessen und beklage nur, daß die Erinnerung sich bloß noch auf trockenem Wege auffrischen läßt. Die Erinnerung an St. Johann dagegen wird durchaus nicht in neuer Auflage gewünscht.

Dort am Abhange, der so gemüthlich wie auf einem Lotterbett sich hinstreckt, gingen die jungen Pferde durch. Der Kutscher verlor den Kopf, zog zu unrechter Zeit die Zügel links anstatt rechts und brachte so das Fuhrwerk zum Sturz über die Böschung. Wie Jonas vom Seeungethüm ausgespieen flog ich aus dem offenen Wagen auf das Feld hinaus und blieb liegen, während die tollen Thiere mit dem Vordergestell des zerbrochenen Gefährtes auf und davon stoben. Ich hatte vom Wein der schönen Wirthin nicht halb genug geschlürft, um Anspruch auf den besondern Schutz jenes bekannten Engels zu haben, dem es im gesegneten Oesterreich nie an Arbeit fehlt; nichts desto weniger kam ich mit heiler Haut davon und kann jetzt beim Vorüberfahren auf der Eisenbahn dem gefährlichen Abhang von St. Johann irgend etwas auf italienisch in der Zeichensprache weisen.

Zu Haag fanden wir den ersten sorgsam herausgeputzten Bahnhof; sehr begreiflich, weil die früheren vom Kaiser, der um zwei Uhr in der Nacht auf dem Hofzuge Wien verlassen sollte, nicht gesehen werden konnten. Musik, Pöllerschüsse, frischgewaschene Schulmädchen in weißen Kleidern und mit Blumenkränzen hielten Empfangsprobe. Das Volk war zahlreich versammelt, wie überall an der Bahn; das verstand sich von selbst von Wien bis Linz, und am nächsten Tage von Linz bis Salzburg, von Salzburg bis München, so daß es besonders noch zu erwähnen eigentlich überflüssig erscheint. Oberhalb von Haag erreichen wir die Wasserscheide des Hügelzuges, übersetzen schwindelhohe Aufschüttungen, durcheilen große Waldungen und treten in die breite Mündung des Ennsthales hinaus. Jenseits des Flusses erblicken wir die Stadt, welche dem grünen Bergwasser den Namen gegeben oder den Namen von ihm erhalten hat, stolz thronend auf ihrem Hügel, geschmückt mit schloßartigen Bauten, deren eine wirklich ein „G'schloß" ist. Es heißt Ennseck und gehört zum Stammgut des fürstlichen Hauses Auersperg. Die römischen Eroberer hatten den strategisch wichtigen Punkt mit einem festen Standlager besetzt. Den Ort nannten sie Lauracum (Lorch). Mit Enns beginnt Oberösterreich und im Lande die Bauart, welche man auch im Herzogthum Salzburg und im benachbarten Bayern findet. Eines ihrer bezeichnenden Merkmale sind die Stockmauern, welche die bewohnten Räume überragend und die Bedachung verkleidend den Häusern ein italienisches Aussehen verleihen.

Den ankommenden Festzug empfing zu Linz angenehmes Wetter. Den Gästen ward der freundlichste Empfang. Der Gemeinderath hatte mit zarter Aufmerksamkeit für Wohnungen, Wagen und sonstige Erfordernisse gesorgt und eine Abendunterhaltung vorbereitet, wozu ihm die Herren Stände bereitwilligst ihren großen Saal zur Verfügung gestellt und beleuchtet hatten. „Stände?" höre ich fragen; „was für Stände?" worauf ich mit dem Bescheid diene: Im Erzherzogthum Oesterreich ob der Enns, so gut wie in jenem unter der Enns und in andern Kronländern, sind die Landstände in ihrer Wirksamkeit zwar eingestellt, aber nicht als Körperschaft aufgelöst, und das körperschaftliche Vermögen wird nach wie vor von Ausschußmitgliedern und eigenen Beamten im Namen der Herren Stände verwaltet. Auch sollen die Stände als solche nicht aufgelöst werden; es ist ja eine Vertretung durch Stände, welche den Kronländern verheißen ward. Was von herrschaftlichen Gefährten und Miethkutschern in Linz vorhanden, war, wie es schien, aufgeboten worden, um die „West-Fest-Gäst'" zu ihrem Ziele zu befördern, nachdem sie ihre bereits nach Namen und Nummer vorbereiteten Wohnungsanweisungen in Empfang genommen. Selbiges Ziel war zunächst das Ständehaus, wo wir in Reisekleidern zu erscheinen hatten, wie es ausdrücklich im Programme stand. Eine billige Rücksicht auf den nächsten Tag hatte dieß vorgeschrieben. Am nächsten Morgen hatten wir ja um sechs Uhr schon „in Schwarzibus" (beziehungsweise in Uniform) auf dem Bahnhofe zu erscheinen, um bis zum Abend in München nicht mehr aus der steifen Gala herauszukommen. Unser Gepäck wurde ohne unser Zuthun in die Herbergen besorgt. Die Wagen waren schon bezahlt, wie alles übrige. Unser Kutscher war so gewissenhaft, nicht einmal ein Trinkgeld anzunehmen, in Oesterreich, dem Lande der Trinkgelder, eine seltene Erscheinung. Hierlandes hält es jeder dienstbare Geist für sein gutes Recht, daß der Gast für die Ausgaben der Herrschaft ihn entschädige.

Der landständische Saal bot einen wahrhaft prachtvollen Anblick, aufgeputzt wie er war und durch hunderte von Kerzen erhellt. Von Blumen umgeben ragte am Mittelpfeiler ein Standbild des Kaisers. Blumen überall, und im bildlichen Sinne auch auf den Galerien, wo sich das schöne Geschlecht von Linz zahlreich vertreten fand. Vom vollbesetzten Orchester rauschte Musik. Der Männergesangverein ließ von den besten seiner Lieder hören. Dem Reisehunger und dem unvermeidlichen Abenddurst wurde gastfreundliche Berücksichtigung in den Nebensälen zu Theil, deren einer in späterer Stunde sich zur nicotischen Halle gestaltete. Die Gäste, kenntlich am Reisegewand, wurden von schwarzbefrackten Einheimischen zuvorkommend angesprochen und — wo nöthig — in die Geheimnisse der Nebengemächer eingeweiht. Wer nach Hause begehrte, was

bei den meisten nicht gar zu früh, bei vielen sehr spät der Fall war, stieg die Treppe hinab und in den vordersten Wagen einer Reihe, die sich ohne Unterlaß stets wieder vorschob und ergänzte.

Literatur und Kunst waren in die goldene Birn eingelegt worden, wo sich das Völklein von der Feder ganz gut mit einander vertrug. Mein Stubengenosse war Herr Löwenthal, Redacteur der Oesterreichischen Zeitung, die bekanntlich die Leibzeitung des Freiherrn von Bruck bei seinen Lebzeiten war und nebst seinen Grundsätzen auch eine fromme Verehrung für sein Andenken bewahrt hat. Wie ich im öffentlichen Leben von jeher zu der Bruck'schen Partei gestanden, brauche ich niemand weniger erst zu wiederholen als den Lesern dieser Blätter. Mit Herrn Löwenthal persönlich jedoch bin ich stets, selbst während der heftigsten Federkriege, auf dem besten Fuße geblieben und denke es auch zu bleiben. Schriftsteller, die ihren Beruf verstehen, sollen es überall machen wie Abgeordnete eines Parlaments, und je nachdem auch wie Advokaten; sie kennen, um ein treffendes Wort des Grafen von Montalembert zu gebrauchen, wohl Widersacher aber keine Feinde. So machen es ja auch die Offiziere von Heeren, die sich im Felde gegenüber stehen. Nur die bulldoggenartige Verbissenheit des gemeinen Trosses der Chauvinisten weiß den Unterschied zwischen Mann und Sache nicht zu finden. Zum Glück waren es keine Chauvinisten, die sich in der goldenen Birn zusammen fanden, so daß einige Vertreter der Lehren von 1789 und der Mann des geschichtlichen Rechtes bei lustigem Zechgelage ganz gemüthlich die kurz bemessene Nacht noch um ein paar Stunden des Schlafes betrogen, unbekümmert um die bevorstehenden Mühen des nächsten Tages.

Johanna d'Arc.

(Fortsetzung.)

Nur ein Mittel gab es, wie gesagt, das erschütterte Vertrauen wieder herzustellen; Johanna kannte es: eine rasche That, ein schneller Sieg. Der Angriff auf Paris mußte ohne Aufschub erneuert und auf's nachdrücklichste durchgeführt werden, wenn nicht Johannas Unfall unheilbar und damit die Sache Frankreichs auf's äußerste gefährdet werden sollte. Freitag den 9. September erhob sich Johanna, ihre Wunde nicht achtend, in aller Frühe, berief sofort den Herzog von Alençon zu sich und bat ihn, die Trompeten blasen zu lassen, um vor Paris zurückzukehren, indem sie betheuerte: „Ich werde nicht von hier gehen, bis ich die Stadt habe!" Der Herzog und der größere Theil der Hauptleute waren damit einverstanden, ein Beweis, daß sie noch nichts für verloren erachteten. Und als sollte Johannas Aufruf, dem dießmal schwerlich die Genehmigung ihrer Stimmen fehlte, durch einen deutlichen Wink von oben besiegelt werden, so kam in dem Augenblick, wo die Hauptleute unter einander das Für und Wider abwogen, der erste Baron von Ile-de-France, der Herr von Montmorenci, der bisher auf Seiten der englisch-burgundischen Partei gestanden hatte, mit fünfzig bis sechzig Edelleuten aus Paris, um sich unter das Banner der Jungfrau zu stellen. Dieses Begebniß in dieser Stunde „erhob Muth und Herz derjenigen, welche die gute Absicht hatten, wieder gegen Paris zu ziehen." Sie sahen darin eine Bürgschaft, daß dieser erste Uebertritt nicht der letzte seyn würde.

Schon hatte sich Johanna mit allen, die ihres Sinnes waren, nach Paris in Bewegung gesetzt, als der Herzog von Bar und der Graf von Clermont im Auftrag Karls VII. von Saint Denis eintrafen. Sie baten in des Königs Namen den Herzog und die Jungfrau, nicht weiter zu gehen, sondern nach Saint Denis zu kommen; den andern Hauptleuten brachten sie den Befehl, Johanna zum König zurückzubringen. „Die Jungfrau und die Mehrzahl ihrer Begleiter waren tief betrübt über diesen Befehl, nichts desto weniger gehorchten sie dem Willen des Königs." * Ein Stern der Hoffnung winkte noch. In der Nähe von Saint

* Daß dieser am Gängelbande seiner Räthe ging, versteht sich von selbst. Zum Ueberfluß s. Quicherat IV, 47 sq.: Le sire de la Trimoille fist retourner les gens-d'armes à Saint Denis.

Denis hatte der Herzog von Alençon eine Brücke über die Seine schlagen lassen. Mit dem Entschlusse, diese Brücke am nächsten Morgen zu überschreiten und auf dem linken Stromufer einen neuen Schlag gegen Paris zu führen, kehrten Johanna und ihre gleichgesinnten Krieger nach Saint Denis zurück. Aber wie bitter sollte diese Hoffnung getäuscht werden! Der König, von diesem kühnen Plane in Kenntniß gesetzt, ließ während der Nacht die Brücke zertrümmern, und als Johanna, der Herzog von Alençon und die andern „von guter Gesinnung mit einem Theile der Truppen, welche vor Paris gewesen waren," am Morgen des 10. September an der Seine erschienen, fanden sie die Brücke nicht mehr. Damit war auch dieser Trost- und Hoffnungsanker gerissen. Welche Zunge spricht den Jammer aus, der das Herz der Jungfrau durchbohrte! Wie ein Hohn der Bosheit mußte ihr das Lob in's Ohr und Herz klingen, das man ihr in Saint Denis für ihren guten Willen und die vor Paris bewährte Tapferkeit spendete. Mit Fug und Recht fällt H. Martin über das Verhalten des Königs und seiner Räthe das schwere Urtheil: „Jede Betrachtung würde hinter den Thatsachen zurückbleiben. Es gibt in der neueren Geschichte kein Verbrechen gegen Gott und Vaterland, das sich dem Verbrechen Karls VII. und seiner Günstlinge an die Seite stellen ließe."

Die feindlichen Berichterstatter leiten freilich in eitler Selbstüberhebung das Mißlingen des ganzen Unternehmens von dem einmüthigen Widerstande der Pariser Besatzung und Volkswehr ab; ja sie versteigen sich in ihrer selbstgefälligen Prahlerei bis zu der Behauptung, daß wenn die königlichen Truppen noch viermal so stark gewesen wären, dieselben dennoch Paris weder durch Sturm noch durch Belagerung erobert haben würden. Dagegen führen die französischen Quellen die Schuld auf den Mangel an Beharrlichkeit und Ausdauer, auf die mangelhaften Vorbereitungen und die geringe Zahl der Krieger, mit Einem Worte darauf zurück, daß es der Jungfrau an der gehörigen Unterstützung gefehlt habe. Und warum hat sie ihr gefehlt? Eine normännische Chronik trifft den Nagel auf den Kopf, indem sie die burgundischen Unterhandlungen als die Grundursache des Unglücks bezeichnet.

Unser Urtheil schwankt keinen Augenblick. Johanna ist vor Paris dieselbe gewesen, wie vor Orleans. Weder ihr Genie hat sie verlassen, noch ist die Inspiration von ihr gewichen, so wenig ihr auch für den 8. September das Gelingen von den Heiligen verbürgt war. Die ganze Schuld des unglücklichen Ausgangs trägt der König mit seinen schlechten Räthen. Karl VII. hat alles gethan, wovor ihn Gerson und Gelu gewarnt, und alles nicht gethan, wozu jene Männer ihn ermahnt haben. „Hüte sich Frankreich," hatte Gerson gesagt, „daß es nicht durch Unglauben, Undank oder sonstige Ungerechtigkeit die so deutlich und wunderbar begonnene Hülfe Gottes zu nichte mache, wie das Volk Israel gethan; denn Gott ändert, wenn auch nicht seinen Rathschluß, doch sein Urtheil nach dem Verdienste der Menschen." Und Gelu hat es dem König zur Pflicht gemacht, in allen Fällen zuerst die Ansicht der Jungfrau einzuholen, und wenn diese etwas bestimmt aussage, ihr unbedingt zu folgen. Was die Vorbereitungen zum Kriege anlange, d. h. die Beschaffung von Geschütz, Brücken, Leitern, ferner die Sorge für Geld und Lebensmittel, so reiche menschliche Einsicht dazu aus; in solchen Dingen dagegen, wozu göttliche Weisheit gehöre, müsse sich die menschliche Klugheit beugen und demüthigen. Hier gerade müsse Johannas Rath zuerst und vorzugsweise gelten, weil zu hoffen sey, daß Gott, der sie geschickt habe, ihr solche Gedanken eingeben werde, wodurch das begonnene Werk zu einem glücklichen Ende gedeihe. Von alle dem hat Karl VII. gerade das Gegentheil gethan; er hat es vor Paris fehlen lassen an den Anstalten und Vorrichtungen, welche jede Vernunft als nothwendig erkannte, und dagegen den Rath und Willen der Jungfrau durch seine Maßregeln zu Schanden gemacht. Und fragen wir nach den Gründen solcher Thorheit: er hat der burgundischen Lüge, die ihm die Selbstsucht seiner Räthe empfahl, und nicht dem Gott geglaubt, der ihn bisher durch Johannas Mund und Arm zum Heile geleitet hatte. Und dieß darum, weil das burgundische Trugbild dem Egoismus seiner Trägheit schmeichelte, und der Glaube an Johannas himmlische Sendung in ihm nie zu Kraft und Wahrheit geworden ist. Es gehört kein scharfes Beobachterauge dazu, um die bedauerliche Entdeckung zu machen, daß Karls Glaube an den göttlichen Beruf der Jungfrau sich in demselben Verhältniß verringerte, in welchem diese sich der Sonnenhöhe ihres Ruhmes näherte. Je mehr Wunder sie verrichtete, desto ungläubiger wurde er. In der Feigheit seines Unglaubens und der Selbstsucht seiner Unthätigkeit hat er zweimal die Hand Gottes muthwillig von sich gestoßen, die sich eben so nach der Krönung in Reims, wie nach Bethfords Abmarsch in die Normandie sichtlich und greifbar nach ihm ausstreckte, um ihn triumphirend in seine wehrlose Reichshauptstadt einzuführen. Vor Paris, wohin ihn nicht der Drang der Pflicht, sondern die Gewalt des Heeres willenlos führte, hat er seinem Unglauben die Krone aufgesetzt. Sich durch Thatkraft der Stadt zu bemächtigen, war für seinen Unglauben ein Ungedanke; nur die Möglichkeit, Paris wie Troyes

durch drohende Machtentfaltung zu gewinnen, vermochte er nicht zu bestreiten. Als dieser Versuch scheiterte, hatte er nichts zu thun, als die Heldin mit Gewalt zur Unthätigkeit zu zwingen und weiterhin sich der burgundischen Versprechungen zu getrösten. Darum hat er denn auch geerntet, was seine Thaten werth waren. Paris ist ihm nicht so leichten Kaufs in den Schoß gefallen, der Herzog von Burgund hat ihn für Narren gehalten, und erst nach jahrelangem Ringen ist ihm mit schweren Opfern gelungen, was ihm schon jetzt als Preis eines herzhaften Glaubens zugedacht war.

Die unseligste Einwirkung auf den Willen des Königs haben unstreitig seine Räthe, insonderheit der Erzbischof und der Herr von La Trémouille geübt. Jener wie dieser war seit der Rettung von Orleans bestrebt, dem Kriege Einhalt zu thun, weil derselbe ihre Machtstellung gefährdete. Beide arbeiteten deßhalb mit vereinten Kräften an dem Schandwerk, dem Einfluß der Jungfrau auf den Willen des Königs Schranken zu setzen. Schon auf dem Zuge nach Reims und vollends nach der Krönungsfeier ging ihr ganzes Dichten und Trachten auf das Ziel hin, den Fürsten zur Rückkehr an die Loire zu vermögen und von jedem Fortschritt auf der Bahn des Sieges zurückzuhalten. In des Königs Hang zum Nichtsthun bot sich ihnen von selbst der natürliche Verbündete. Was Johanna dem König als Preis thatkräftigen Handelns verhieß, das boten sie ihm auf dem glatten Wege einer Unterhandlungspolitik, die ihnen nicht, wie der Krieg, Gefahr drohte, sondern, wenn sie Erfolg hatte, sogar Ehre und Vortheil versprach. Die Geschichte hat uns gezeigt, wie geschickt und wie vollständig sie den König in ihre Garne gelockt haben. Daß Paris nicht gefallen, ist zweifelsohne zum größten Theile ihr Werk. Wie konnten sie den Fall der Stadt durch Waffengewalt wünschen? Die Einnahme von Paris, welche die Begeisterung der Krieger auf's höchste gesteigert hätte, wäre die Brücke nach der Normandie geworden, wo der Connetable, La Trémouilles Todfeind, mit seinen Truppen stand und seine Hand nach dem königlichen Heere herüber reichte. Wer möchte nach alle dem bestreiten, daß La Trémouille die schlechten Entschlüsse des Königs, welche Paris den Feinden erhalten haben, hauptsächlich zu verantworten hat? Mit gutem Gewissen sprechen wir daher die Ueberzeugung aus, daß der König, bethört von seinen Räthen und von der eigenen Thorheit verblendet, die schwere Schuld verwirkt hat, daß Johanna Paris nicht erobert und ihre göttliche Mission nur zur Hälfte erfüllt hat.

Wahrhaft teuflisch erscheint das Verfahren des Herrn von La Trémouille und seiner Helfershelfer in der Auffassung Quicherats und nach dessen Vorgange der meisten französischen Geschichtschreiber der Neuzeit.* Nach ihnen hat La Trémouille mit dämonischer Bosheit der Jungfrau vor Paris eine Niederlage in der Absicht bereitet, den Glauben an die Unfehlbarkeit ihrer Offenbarungen Lügen zu strafen und auf diese Weise ihr Ansehen beim Volke und Heere völlig zu untergraben. Diese Anklage greift viel weiter als unsere Beschuldigung. Die Möglichkeit eines so schwarzen Verraths können wir allerdings nicht in Abrede stellen; so lange indessen keine unumstößlichen Beweise uns zwingen,** das Schlimmste gelten zu lassen, halten wir es nicht bloß für gerechtfertigt, sondern geradezu für Pflicht, eine mildere Deutung zu versuchen. Wir haben früher gesagt, La Trémouille sey in dem eigennützigen Bestreben, dem Krieg einen Damm vorzuschieben, eifrigst darauf bedacht bewesen, dem Einfluß Johannas auf die Entschließungen des Königs Schranken zu setzen. Das konnte er, ohne sich mit höllischer Arglist gegen die Person der Jungfrau selbst zu kehren. Er brauchte ja dem Könige nur scheinbar bequemere und minder gefährliche Wege zum Ziele vorzuhalten, um ihm die Rathschläge der Jungfrau zu verleiden. Einer dieser Wege, so einladend für des Königs Hang zur Trägheit, war gerade ein Friedensvertrag mit Burgund. In der That hat La Trémouille durch die Aussicht auf einen solchen und durch die Vorspiegelung einer friedlichen Besitznahme von Paris dem

---

* Quicherat, Aperc. p. 27: Le ministre de Charles VII. subit la Pucelle, mais ce fut pour travailler à ruiner son influence: ouvrage qu'il dirigea avec une infernale perfidie, et en faisant tomber le plus qu'il put sur ses collègues l'odieux de l'exécution. — Ainsi fut consommé le premier revers de la Pucelle, non par sa faute, ni par l'abandon de la fortune ou l'affaiblissement de son inspiration, mais par les manoeuvres de ceux-là même au profit de qui elle avait accompli tant de miracles. L'art consista ensuite à l'empêcher de se relever de sa chute. — La trahison de la Trémouille fut quelque chose de longuement élaboré et surtout de couvert, comme les approches d'un ennemi calculateur vers un point formidable qu'il veut emporter. Ses manoeuvres pour amener la Pucelle à un échec en furent le premièr acte. La confiance publique une fois ébranlée, le dénoûment consista à démontrer que cette créature n'était plus bonne à rien. — Desjardins p. 84 sq. H. Martin p. 215.

** Auf den Auszug aus einem weit späteren Briefe des Erzbischofs an die Einwohner von Reims vom 23. Mai 1431, welcher der Ansicht Quicherats zur Hauptstütze dient, kommen wir seiner Zeit zurück.

Könige einen wahren Abschen vor dem Zuge gegen Paris eingeflößt und seine Sehnsucht nach der Loire bis zu dem Vorsatz gesteigert, in Bray die Seine zu überschreiten. Von da bis Senlis gewahren wir stets denselben Widerwillen des Königs vor einem Angriff auf Paris, der den Unterhandlungen mit dem Herzog von Burgund nach seiner Ueberzeugung nur Eintrag thun konnte. Endlich fordert das ungestüme Verlangen wie des Heeres so der Jungfrau und des Herzogs von Alençon den König nach Saint Denis. Hier also müßte der satanische Gedanke in La Trémouille reif geworden seyn, die Jungfrau vor den Mauern von Paris zu verderben. Abermals hatte Johanna durch den Nachdruck des Volkswillens über den König und seinen Günstling gesiegt. Zeigte diese Thatsache dem Nachsüchtigen, daß es für seine Zwecke nicht genüge, bloß dem Könige Unglauben an Johannas Verheißungen und Abneigung gegen ihre Ideen beigebracht zu haben? Sah der Selbstsüchtige, daß, um fortan sichere Tritte zu thun, er auch dem Volke und Heere den Glauben an Johannas göttliche Inspiration aus der Seele reißen müsse? Und ertheilte er deßhalb dem Könige seine heillosen Rathschläge in direkter und positiver Richtung auf der Jungfrau Sturz und Verderben? So würde der Entwicklungsproceß im selbstsüchtig ungläubigen Herzen La Trémouilles zu denken seyn. Vor diesem Aeußersten so lange haltend, bis unwidersprechliche Zeugnisse dafür beigebracht sind, zeihen wir ihn sammt dem Erzbischof vorläufig bloß des geringeren Vergehens, daß er theils aus Furcht vor der Verbreitung des Krieges in die Normandie, theils im Vertrauen auf ein friedliches Uebereinkommen mit Burgund den König überredet habe, das unerläßlich gewordene Unternehmen gegen Paris auf eine kräftige Demonstration zu beschränken, und daß er, als diese nicht das gleiche Resultat herbei führte wie vor Troyes, der Haupturheber der Maßnahmen geworden sey, welche einen ernsten Angriff auf Paris unmöglich gemacht haben. Auf Verhinderung dieses Angriffs, nicht auf Johannas Ruin wäre demzufolge sein Augenmerk von Anfang bis Ende gerichtet gewesen.

Vom 10. September an wurden in Saint Denis drei Tage lang Berathungen gehalten. Karl und seine geheimen Räthe, denen die bourbonischen Prinzen beitraten, wollten Rückkehr an die Loire. Vergebens kämpfte Johanna mit ihrem Anhang dagegen, vergebens berief sie sich auf ihre Stimmen, welche ihr und damit auch dem Könige geboten, in Saint Denis zu bleiben: der Rückzug an die Loire ward beschlossen. Unfähig den Sinn des Königs zu brechen, faßte sie den Entschluß, sich von ihm zu trennen, um dem Gebote ihres Gottes zu gehorchen. Wer es weiß, was der König für Johanna bedeutete, wie ihr Patriotismus sowohl als ihr Beruf mit seiner Person verkettet war, der ermißt, was dieser Entschluß ihr gekostet hat. Doch war es keineswegs, wie man fälschlich geglaubt hat, ihre Absicht, sich von der kriegerischen Thätigkeit gänzlich zurückzuziehen und ihre Mission niederzulegen. Im Gegentheil erkannte sie in dem Rufe ihrer Stimmen den Wink Gottes, von Saint Denis aus sowohl die gemachten Eroberungen zu behaupten, als die Stadt Paris auch ohne die Gegenwart des Königs zu überwinden. Damit aber war diesem durchaus nicht gedient. Vorstellungen in Güte halfen nichts; es kam, so scheint es, zu scharfen Auftritten, und Johanna lief bei anhaltender Weigerung Gefahr, wie vor Paris, mit Gewalt fortgerissen zu werden. Zuletzt gaben ihr die Stimmen die Erlaubniß, Saint Denis zu verlassen, so daß sie, wenn auch nicht ohne großes Leid, doch ohne Gewissensbisse dem Könige folgen konnte. * Nunmehr weihte Johanna die vollständige Waffenrüstung, welche sie vor Paris getragen, sammt dem Schwerte, das sie vor dem Thore Saint Honoré erbeutet hatte, in der Kathedrale von Saint Denis dem Schutzheiligen Frankreichs. Sie hing dieselben an einer Säule auf vor dem Reliquienschreine des Heiligen und dem Bilde der Jungfrau. Als Grund dieser Weihe hat sie vor Gericht die fromme Sitte verwundeter Krieger angegeben, ihre Waffen dem heiligen Dionys darzubringen, weil dieser der Feldruf Frankreichs sey. Wir bestreiten nicht, daß auch diese fromme Rücksicht ihr Thun bestimmt hat, und „daß bei ihrer Freude an schönen Waffen der geweihte Harnisch nicht ihr einziger gewesen ist;" aber eben so wenig läßt sich der Gedanke abweisen, daß sie jene Waffenweihe in der schmerzlichen Besorgniß vollzog: „Das Werk, das Gott mir aufgetragen hat, fällt dahin durch den Unglauben und die Böswilligkeit der Menschen, meine kriegerische Laufbahn geht zu Ende." Diese Befürchtung mußte ihr erschütternd vor die Seele treten,

---

* So verstehen wir Quicherat I, 57 und 260: „Die Stimme sagte mir, ich sollte in Saint Denis bleiben, und ich wollte daselbst bleiben, aber gegen meinen Willen führten mich die Herrn hinweg. Wäre ich jedoch nicht verwundet gewesen, ich wäre nicht weggegangen, und ich wurde verwundet in den Gräben von Paris — aber in fünf Tagen war ich geheilt." Daß die Wunde Johannas nicht gefährlich seyn konnte, sehen wir schon daraus, daß sie am folgenden Tage (9. September) wieder im Stande war, sich an die Spitze der Truppen zu stellen, mehr noch aus dem Umstande, daß die Wunde innerhalb fünf Tagen geheilt war.

als der König das Gebot der Stimmen, d. h. für sie den Willen Gottes, so völlig mißachtete, daß er ihr aus freilich sehr begreiflichen Gründen nicht einmal gestatten wollte, länger als er selbst bei den Truppen in Saint Denis zu bleiben. Jedoch würden wir irren, wenn wir ihre Stimmung als eine hoffnungslose, verzweifelnde dächten. Ein Kind des Glaubens wie Johanna durfte unter den gegründetsten Besorgnissen nicht vergessen, daß Gott die Herzen der Fürsten in seiner Hand hält und lenken kann wie Wasserbäche. Johanna mußte trotz der gerechtesten Furcht vor Verrath, die sie bereits in Chalons ausgesprochen hatte, an dem Glauben festhalten, daß Gott, dem kein Ding unmöglich, ihrem König das Herz noch wenden und dessen Sinn zum Rechten kehren könne.

Karl ernannte den Grafen von Clermont unter dem Titel eines Generallieutenants zum Oberbefehlshaber über die in Ile-de-France und Beauvais unterworfenen Städte und ließ ihm zur Vertheidigung derselben einen Theil seiner Armee und des Geschützes. Der Graf hielt sich zumeist in Beauvais nebst dem Erzbischof von Reims, welcher die Unterhandlungen mit Burgund fortzuführen hatte. Nach dieser Anordnung trat Karl VII. am 13. September Nachmittags seinen Rückmarsch * an die Loire an. Er nahm seinen Weg nach Lagny und von da über Provins nach Bray, wo ihn dießmal kein Widerstand der Bewohner hinderte, über die Seinebrücke zu gehen. Die Yonne durchschritt er an einer seichten Stelle etwas unterhalb Sens, weil dessen Bürger ihm die Thore verschlossen hatten, zog unverweilt durch Courtenay und Chateaurenard und traf Mittwoch den 21. September in Gien ein, von wo er am 29. Juni seinen Krönungsfeldzug angetreten hatte. Das stolze Heer löste sich alsbald auf, und „so ward," um mit Perceval von Cagny zu reden, „der Wille der Jungfrau und die Armee des Königs gebrochen."

---

* Quicherat IV, 29: Lequel s'en vint le plus tost que faire le peult, et aucunes foiz en fesant son chemin en manière de désordonnance, et sans cause. So eilig hat es der König nicht gehabt, als es galt, den Feldzug anzutreten.

Zum goldenen Laube.

Novelle aus dem vorigen Jahrhundert.

(Fortsetzung.)

Zweites Kapitel.

Die da oben geben's nicht zu.

Es mag zuweilen vorkommen, daß ungeschickte Fuhrleute lieber mit lendenlahmen und spathkranken Gäulen kutschiren, als mit muthigen Pferden, die in's Gebiß schäumen; auch wohl, daß Herren in Zimmern, die auf Staatskosten geheizt werden, d. h. in Zimmern, welche auf künstlichem Wege die Temperatur der Hundstage unterhalten, daß Herren in solchen Zimmern, also Schreiber, Richter, Präsidenten, und was da drüber steht, zuweilen der Meinung huldigen, ein liederliches, verlumptes, heruntergebrachtes Volk lasse sich besser regieren, als eines, das, bei Kraft und Gesundheit erhalten, im Gebiß schäume. Solches mag zuweilen vorgekommen seyn — natürlich nicht in unsern Tagen — etwa im alten Rom, im Lande der Pharaonen, und wohin man sonst immer Schuldschreiben verfänglicher Art adressirt. Es mag vorgekommen seyn — gewiß ist, daß die Gattin des Kirchenpatrons Julius Cäsar von Hartz diesen Grundsätzen einer verdammungswürdigen Staatsweisheit nicht huldigte.

Sie war eine Freundin des Volks und wachte mit dem Auge echter Menschenliebe über die strenge Absonderung der arbeitenden Klassen, des sogenannten Nähr- und Wehrstandes des Landes, von derjenigen Gesellschaftsschicht, welche ein Witzling jener Tage mit dem Ausdruck des Begehr- und Scheerstandes bezeichnet hatte. Sie hielt, mit Recht oder mit Unrecht, die höheren Kreise für verderbt, entsittlicht, entkräftigt, aller Sünden und Laster voll, und behauptete, die Hoffnung des Vaterlandes beruhe auf der breiten Masse des sogenannten gemeinen Mannes; die müsse vor Ansteckung bewahrt werden. Die Zeit zwar, wo dieser Masse eine

minder willkürliche, ungesicherte, jedem Druck preisgegebene Stellung einzuräumen sey, schien ihr noch nicht gekommen. Sie sprach, wo solche Wünsche laut wurden, gern von den Pflichten der Enkel, denen ein schönerer Morgen erblühen würde. Die männliche altdeutsche Sachsenkraft wollte sie einstweilen vor Verweichlichung bewahrt wissen. Von diesem Gesichtspunkt aus erschien ihr vieles als Abhärtung, was den dadurch nahe Betroffenen nicht immer in diesem pädagogischen Lichte erscheinen wollte. Dahin gehörte namentlich die herrschaftliche Liebhaberei, wilde Thiere, als da sind Bären, Wölfe, Füchse und wilde Schweine, im Herzen des Landes zu füttern und einzuhägen, eine Liebhaberei, welche häufig zu Ausbrüchen der verpflegten Naturkinder führte und dann über ganze Ortschaften Gefahren herauf beschwor, die z. B. dem Städtchen Schellenberg im Winter des Jahres 1720, an einem Sonntagmorgen während der Frühpredigt, das Aussehen einer Menschenmetzgerei gaben. Das edle Herz der Kirchenpatronin billigte vollkommen die in solchen Fällen den Betheiligten gnädigst verliehene Steuerfreiheit, fand auch gerechtfertigt, daß Bauern und Jäger, welche bei Treibjagden von Hirschen gespießt oder von Ebern „angenommen" worden waren, aus Landeskassen, wie die Steuerkasse es war, Entschädigung erhielten; aber sie fürchtete zu sehr das Einreißen der Verweichlichung auch in den untern Ständen, als daß sie dergleichen Zwischenfälle, von einem höheren Gesichtspunkte aufgefaßt, nicht für geeignet gehalten hätte, Herzhaftigkeit, Todesverachtung und alle jene Tugenden unserem Volke zu bewahren, von denen sie in einer Uebersetzung des Tacitus so erfreuliche Dinge gelesen hatte.

Diese Volksfreundin saß in den Vormittagsstunden jenes durch den Dreiuhrhammer des Hufschmieds eingeläuteten Junitages unweit ihres Gatten im obern Stock des Wirthshauses zum goldenen Laube. Sie hatte auf der breiten Stirne drei schwarze und ein meergrünes Schönpflästerchen; ihre Augbrauen waren mit feiner Züllichauer Tuschwichse gefärbt und der Bogen jeder Braue bis in die Gegend der Schläfen fortgesetzt; unter der etwas flachgedruckten Nase glänzte ein bläulich gefärbter leiser Anflug von Barthaaren, der ihrem Lächeln etwas militärische Herbheit gab; die Zähne waren wirkliche Fauchards; so wenigstens betheuerte sie jedem, der sich einfallen ließ, die Wunderarbeiten jenes Pariser Zahnkünstlers in ihrer Gegenwart zu preisen. Sie hatte sich tadellose Zähne ausziehen lassen, versicherte sie, aber seit Fauchard existire, müsse man der Kunst und dem Fortschritt dieses Opfer darbringen; eine Zeit der Enkel werde kommen, wo auch die „geringen Leute" falsche Zähne tragen würden; sie sehe es voraus — die Ansteckung schreite zu reißend vorwärts.

Ein kleiner Neger von zwölf bis vierzehn Jahren, mit gepudertem Kopf und weiß seidenen Strümpfen, stand hinter dem Holzsessel der menschenfreundlichen Frau. Sie konnte nicht alle Kinder der Goldküste vor Sklaverei und Plantagenprügeln schützen, sagte sie, aber ihr Schärflein trage sie zum großen Werke der Gleichheit von Schwarz und Weiß nach Kräften bei. In der That befand sich der kleine Exprinz Bambu, so lange die Junihitze anhielt, nicht schlimmer als unter seinen Brodbäumen daheim, und wenn er auf die Winke der Kirchenpatronin, Handspiegel, Spucktöpfchen, Schminkeschwamm, Riechfläschchen, Bonbonnière, Puderbeutel, Zahnstocheretui und Speisebesteck unter einander verwechselnd, mit der rechten Auswahl seines Tabulettvorraths nicht bei der Hand war, so gab es nur einen leisen Schlag mit dem Fächerstiele, von welcher Züchtigung weit eher der Puder in seinem wollenen Haare, als der steinharte Schädel selbst litt.

„Rosambert!" rief die Kirchenpatronin, halb über die Schulter gewandt, indem sie das Bein eines gebratenen Rebhuhns unter den Tisch und in das offene Maul eines Bologneser Hündchens warf, „Rosambert, lassen Sie den abscheulichen Crébillon bei Seite und holen Sie lieber Ihre Flöte hervor." — Eine hohe Discantstimme antwortete: „Zu Befehl!" und Rosambert, ein bartloser, mit dreifachen Kinnpolstern versehener, wohlbeleibter, rothwangiger Mann von etwa vierzig Jahren, holte aus gesticktem Atlasfutteral eine silberbeschlagene Flöte hervor, die er sofort an die Unterlippe drückte, indem er in Läufen und Sprüngen Ton und Ansatz für einen größeren Vortrag prüfte.

„Etwas Idyllisches, Rosambert!" flüsterte die Kirchenpatronin und tippte dem, offenen Mundes neben ihr stehenden Exprinzen Bambu auf den steinharten Schädel, um ihn auf seinen Platz hinter ihrem Sessel zurück zu weisen. „Etwas Idyllisches! Wir sind es der Menschheit schuldig, diese ländlichen Kinder vor dem Gift unserer höheren Bildung und Unsitte zu bewahren."

Ein kleiner Mann mit langer, hundertlockiger Allongeperrücke und verdrießlichem Gesicht unterbrach, am Fenster stehend, den kaum begonnenen idyllischen Vortrag. „Die Sonne steht schon fast im Mittag, Madame," sagte er. „Es ist Zeit zu dem Geschäfte, das uns hergeführt hat. Bambu, hole Er die Tochter unseres Wirths herauf." Er begleitete den Befehl mit einem majestätischen Blick seiner Vergißmeinnichtaugen und legte die zierliche und stark beringte Hand an den Griff des prächtigen Galladegens, welcher unter

dem breiten Rockschooße seine linke Wade streifte. „Sie werden die Güte haben," setzte er hinzu, „mich mit Ihrer Sachkenntniß zu unterstützen." — Die Kirchenpatronin öffnete ihre Lippen zu einem herben, zustimmenden Lächeln, Rosambert griff wieder zu dem Roman des jüngeren Crébillon und Bambu, eine Wolke von Puderstaub hinter sich lassend, verschwand wie ein flüchtiger Panther.

Ehe Barbara indessen vor dem blinden Spiegel ihrer Schlafkammer ihren bereits zum zehntenmal an diesem Vormittage geänderten Anzug beendet hatte, klopfte oben ein derber Finger an die Thüre, und in die parfümirte Gaststube im obern Stock des goldenen Laubes trat der lange Rector mit der Mäusefalle in der Hand, hinter ihm die braune Schwester. Letztere blieb verlegen an der Thüre stehen, während der Rector in einer wohlgesetzten Anrede, welche sich theils an das blendend weiße Wunderwerk Fauchards, theils an den Mann mit dem dreifachen Kinnpolster wendete, den Zweck seines Aufwartens darlegte.

Der fadenscheinige Rock des Rectors mit seinen grünen Glasknöpfen entsprach dem idyllischen Geschmack der Kirchenpatronin; in Paradeuniform hätte ihr die schlanke Gestalt mit den straffen, rabenschwarzen Haarsträngen und die olivenfarbenen Wangen kaum besser gefallen können. Es war so viel mehr unvergiftete Natur darin. — „Sehr schön, mein Freund," sagte sie, herablassend die Drahtgabe in Empfang nehmend und ein Geldstück aus der diamantenbesetzten Gürteltasche hervorholend. „Ist die dort Seine Schwester?" Und sie winkte das Mädchen mit den blauschwarzen Flechten zum Handkusse herbei.

Als Christel linkisch vor die Dame hintrat, ohne die Absicht des Handentgegenstreckens zu verstehen, flüsterte die Kirchenpatronin dem Flötenspieler über die Achsel zu: „Da sehen Sie, Rosambert, ächte, unverdorbene Natur!" Zugleich aber ließ sie das Geldstück in die Gürteltasche zurück gleiten. „Es wäre unverantwortlich," setzte sie flüsternd hinzu, „die Sitteneinfalt dieses Mädchens durch Geldgeschenke zu gefährden. Es ist gut so!" sagte sie, zum Rector gewendet. „Hat Er sonst noch Wünsche vorzutragen?"

Rex hatte deren freilich in Vorrath. Er bedeutete seiner Schwester, an die Thüre zurück zu gehen, und begann nun, halb zu dem herben Lächeln, halb zu dem rothwangigen Discant gewendet, die Mängel seiner Stellung auseinander zu setzen. Er war bis an den Dreiuhrhammer des Hufschmieds gelangt und wollte eben darthun, daß Tanzboden und Schullokal eigentlich nicht dieselben vier Wände haben sollten, als die Kirchenpatronin sich ihres Eheherrn erinnerte, welcher verdrießlich gegen die Scheiben trommelte.

„Mon cher ami," sagte sie, „da haben wir wieder ein Beispiel, wie gut Sie thun würden, Schuhe mit hohen Absätzen zu tragen. Unser Freund Rosambert wird wieder für meinen Gemahl gehalten; schon um meines Rufes willen bitte ich Sie, den flachen Sohlen zu entsagen. Wir haben die Pflicht, diese Kinder der Natur vor allen Eindrücken unsittlicher Art zu bewahren. — Dort steht Herr Julius Cäsar von Hartz," setzte sie, zu dem Rector gewendet, hinzu, und warf die breite Lippe auf, als sey es unverantwortlich, welchen Mißverständnissen der Eigensinn ihres absatzfeindlichen Gemahls sie Tag für Tag aussetze.

Der Kirchenpatron gehörte zu denjenigen, ohne Zweifel längst ausgestorbenen Standespersonen, welche nicht gedrängt seyn wollen und alles zur rechten Zeit schon aus freien Stücken thun. Diese Zeit ließ bei Herrn Julius Cäsar von Hartz freilich häufig auf sich warten. Sie hatte in Betreff der hohen Absätze nie Aussicht einzutreten, denn die Kirchenpatronin drängte, und gedrängt wollte Herr Julius Cäsar von Hartz in keinem Stücke seyn. Aber auch in Sachen des Rectorats war längst alles durch bescheidene, verständlichere, endlich dringende Anträge verdorben und verschüttet worden. Die ganze Kraft des kleinen Mannes mit der Allongeperrücke hatte sich, seit er in Amt und Stellung hineingewachsen war, auf ein hartnäckiges Gegenstemmen gewendet, und seine Thätigkeit wäre in einem Bilde aus dem gemeinen Leben, dem beharrlichen Rückwärtsdrängen eines zum Vorwärtsgehen angetriebenen Fleischerkalbes, am verständlichsten ausgedrückt worden. Begegnete ihm ein entschiedener Wille, der den kleinen Mann von seinen Füßen in die Höhe hob und ohne ihn durchsetzte, was durch ihn nicht zu erreichen war, so rächte er sich durch einen doppelt verdrießlichen Ausdruck seines Gesichts und stemmte sich um so hartnädiger den minder beherzten Drängern entgegen. Es gab auch Zeiten, wo er, in der Gefahr, in die Höhe gehoben zu werden, mit Versprechungen sich durchhalf. An diese nun ihn zu erinnern, galt in seinen Augen für eine besondere Ungebührlichkeit, und solche Mahnungen, pflegte er zu sagen, könnten ihn fast veranlassen, Versprechungen als gar nicht gemacht zu betrachten. Er wiederholte gern bei solchen Gelegenheiten, daß es hundert mal leichter seyn würde, gleich andern kurzsichtigen Patronen, einer wohlfeilen Popularität zu gefallen, immer mit vollen Händen zu geben; nichts bequemer als das. Aber wohin solle die Menschheit gelangen, wenn sie, statt schrittweise, immer sprungsweise, ja wohl gar über Hals und Kopf vorwärts drängte,

unreifen Neuerern folgend, welche vor dem Bestehenden keine Achtung kennten und endlich auch an den letzten ehrwürdigen Stützen des Staatslebens rütteln würden! Er vermied es, diese Stützen näher zu bezeichnen, wenn schon ein geheimnißvolles Niederblicken den Hörer seiner Lehren, wenn er den Augen des Mannes folgte, auf des Kirchenpatrons schmächtige Körperstützen zu verweisen schien, deren seidengewirkte Hüllen der Galladegen streifte. Bei alle dem war Herr Julius Cäsar von Hartz, wie er gern betheuerte, kein Mann des Rückschritts; im Gegentheil, besonnener Fortschritt sey die Devise, der er folge. Gehe man anderer Orten noch hastiger vorwärts, so möge die Zeit lehren, wohin das führe. Was sich überlebt habe, das stoße ein gesunder Organismus nach und nach von selbst aus. Er wolle beispielsweise daran erinnern, daß dieß namentlich in deutschen Landen den ehemals zahlreichen Elennthieren begegnet sey, von denen man kaum noch etwas höre, nachdem Durchlaucht der Fürst von Anhalt Dessau im Jahre des Heils 1726 seinen Thiergarten aufgegeben habe. Biberschwänze seyen in den Fasten ein Lieblingsessen Friedrichs des Sanftmüthigen gewesen. Man habe deren bei Wittenberg in Menge gefunden. Wo seyen sie hingekommen? Ausgestoßen von dem gesunden Organismus des Staats! Er wisse aus dem Archive, daß Kurfürst August in drei Monaten des Jahres 1553 701 Stück Schwarzwild, mit Einschluß der Bachen und Frischlinge, habe erlegen lassen, und drei Bären noch überdieß, während der hessische Philipp noch zehn Jahre später auf einer Schweinhatz über 2500 wilde Säue gefangen habe. Wo sey dieser hohe Wildstand hingekommen? Ausgestoßen vom gesunden Organismus des Staatslebens. Man müsse rückwärts blicken, um den Weg zu ermessen, den man bereits zurückgelegt habe. Aber man wolle Alles mit Einem Schlage beseitigen, und da — er schlug bei solchen Gelegenheiten an den Galladegen — da finde man in ihm seinen Gegner. So habe man in Reichenhayn sich geweigert, dem Lehnrichter bei Hochzeiten die übliche Brautsuppe, nebst Braten, Brod und Wein, oder statt dessen zehn bis zwölf Groschen zu bewilligen. In Batersen bestehe der Brauch, daß sämmtliche Ehefrauen des Dorfs bei jeder Taufe anwesend seyen und für diese Mühe, vor der Taufe, Suppe, Käse, Brod und Branntwein empfingen, nach der Taufe aber eine sogenannte Weiberkirmeß, d. h. Suppe, zweierlei Fleisch, Hirsebrei, Zugemüse, Butter, Käse, Brod, Bier und Branntwein, und nochmals am folgenden Tage ein Brod, eine Kanne Butter, eine Mandel Käse und vier Groschen zu Bier. Auch dagegen habe man Einwendungen gemacht. Er frage aber, ob derlei weise Einrichtungen unserer Vorfahren abgeschafft werden könnten, ohne den Rechtssinn zu erschüttern, dem ohnehin immer bedenklicher heranrückenden Gespenst einer Uebervölkerung Thor und Thür zu öffnen und die schönen Eigenthümlichkeiten unseres Volks zu verwischen?

Er sagte das mit manchem französischen Zwischenworte, und seine Allongeperrücke schüttelte sich bei solchen Standreden, als sey sie aus den Locken des Simson zusammen gekräuselt und stehe für alle Kraft ein, die dem kleinen Manne in seiner übrigen Erscheinung abhanden gekommen zu seyn schien.

Auch der Rector hatte diese Standrede des Kirchenpatrons statt der erbetenen Zugeständnisse einstreichen müssen. Er versuchte vergebens die weit ausgreifende Phantasie des rückwärts blickenden Mannes auf das Schul- und Tanzlokal und auf den Dreiuhrhammer des Hufschmieds zurückzuführen. Alles umsonst. Als er unmuthig — so wenig er auch heute mit seinen Gedanken bei der Sache war — die Kappe auf die schwarzen Haare drücken und sich der Mäusefalle wieder bemächtigen wollte, erinnerte sich der Kirchenpatron, daß er über das ihm besonders am Herzen liegende Kapitel der Titulaturen und Präcedenzsachen noch kein Wort vorgebracht habe. Er stand nicht an, das Versäumte nachzuholen. Noch immer fehle es, sagte er, an einer strengen Rangordnung der Stände, und die Folge seyen Processe ohne Ende. Er habe eine Ordnung dieser Art vorbereitet und bei der Regierung eingereicht. Sie enthalte 126 Klassen. Schreib- und Rechenmeister rangiren in der 111ten Klasse, Stadtpfeifer in der 117ten, Sprach- und Tanzmeister, weil nicht selten Ausländer, in der 89sten Klasse. Es sey wichtig, daß bei öffentlichen Veranlassungen — das mangelnde Ceremoniell des heutigen Tages mache dieß besonders einleuchtend, selbst bei Hochzeiten und Begräbnissen komme ein gesunder Organismus unmöglich ohne solche feste Ordnung aus — es sey wichtig, sage er, daß z. B. brauberechtigte Künstler und Handwerker wüßten, ob sie vor oder hinter den Kaufleuten zu gehen hätten. Er setze den berüchtigten Proceß in Zittau als bekannt voraus.

Um alle Gegenreden abzuschneiden, pflegte der Kirchenpatron, als Nachahmung eines berühmten Beispiels, nach beendigtem Vortrag sich wie eine Attrape umzudrehen, die Nase in seine Tabatière zu vertiefen — er schnupfte nie — und in dieser Stellung das Sichentfernen des Bittstellers abzuwarten.

Er that es auch dießmal, und als der Rector, um einen Vorwand zu längerem Bleiben zu haben, zu einer ungeschmückten Antwort den Mund öffnen wollte, bedeutete ihm ein Zeichen der Kirchenpatronin, es sey

nun genug des Redens. Christel zupfte ihn zugleich an einem der grünen Glasknöpfe. „Laß mich!“ rief er. „In wenig Minuten wird sich's zeigen, ob ich trotz alledem Rector bleibe, oder den ganzen armseligen Bettel zum Teu...“ Er verschluckte den Fluch, denn in der Thüre rauschte es und bauschte es und herein wogte die städtisch aufgeputzte Erbin des verschuldeten Brauhauses, hinter ihr, ihre Schleppe tragend, der Erprinz Bambu mit dem gepuderten Wollkopf.

Einen Augenblick machte Barbara ein dem Rector geltendes komisch feierliches Gesicht, als ob sie ihm zur Belustigung Maskerade spielte; da er aber hastig auf die Seite trat, die Mäusefalle vom Tisch raffte und seine Schwester zornglühend aus dem Zimmer hinauszog, schlug der Uebermuth Barbaras in's Gegentheil um, und sie blieb, wie plötzlich ihren Text vergessend, in der Mitte des Zimmers stehen. Nicht einmal den oft probirten Knicks hatte sie vorgebracht. So stand sie im Fischbeinrock mit Reifen und Bügeln da.

Der Kirchenpatron hatte sich bei dem Verschwinden des Bittstellers von neuem umgewendet und betrachtete die sonderbare Erscheinung von Kopf bis zu Fuß mit aller Aufmerksamkeit seiner Vergißmeinnichtaugen. Monsieur Rosambert verzog die breite Flötenlippe zu einem seiner vieldeutigen Lächeln, die erste Aeußerung der Kirchenpatronin abwartend, um für oder gegen die Aufwartende Partei zu nehmen. Die menschenfreundliche Frau musterte durch ihr Augenglas den überladenen Aufputz in allen Einzelnheiten, zeigte ein paarmal das Wunderwerk Jauchards, musterte von neuem, seufzte und sagte endlich, zu Rosambert gewendet, mit gewichtiger Betonung: „Incroyable!“ Der Discant stimmte mit einem unverständlichen Kehllaute bei, welcher sämmtliche Kinnpolster in Bewegung brachte.

Barbara stand wie auf Kohlen. Von neuem begann das stumme Anstarren, aus dessen Art und Weise sich nicht abnehmen ließ, ob eine Aufmunterung der neuen Geschmackseroberung oder aber eine Verspottung der Herbeigerufenen im Hintergrunde laure. Die Augen Barbaras hafteten in rathloser Qual am Boden. Sie fühlte, daß ihr die Röthe bis in die Schläfen, ja bis unter den Schneckenhügel steige. All ihre Keckheit war mit dem zornigen Davoneilen des Rectors aus dem Zimmer gewichen. Es prickelte ihr in den Füßen. Hätte der gepuderte kleine Teufel nicht ihre Schleppe festgehalten, sie wäre auf und davon gerannt.

In ihrer Erregung schärfte sich ihr Ohr bis zu solchem Grade, daß sie zwischen dem Picken der drei in den Taschen ihrer Peiniger arbeitenden Uhren die Worte zu erkennen glaubte, welche der grüne Weber unten in seinem Käficht sang. Einer seiner Kühlpsalter war's:

„Welcher Kriegsmann wollte fliehn,
Wann er an den Sieg sollt ziehn?
Und du wolltest flüchtig seyn,
Nun die Ehrenkrone dein!“

Ihr war der Text bekannt genug, um nach abgerissenen Worten und Melodieanklängen ihn aus dem Gedächtnisse zu ergänzen. Sie nahm sich vor, ihre Beklemmung zu bekämpfen und den Kopf oben zu halten, komme was da wolle.

Es kam freilich, was da wollte, und zwar nichts Erwünschtes. Dießmal glaubte die Kirchenpatronin, im Geiste ihrer volksfreundlichen Gesinnungen, den Feldzug eröffnen zu müssen. Es sey lobenswerth, sagte sie, wenn das an hoher Stelle gegebene gute Beispiel fleißige Nachahmung finde. Dagegen habe es seine sehr bedenklichen Seiten, wenn, ohne Prüfung und Auswahl, nachgeahmt werde, was verweichlichend und entsittlichend auf diejenige breite Masse des Volksthums wirke, auf deren Kraft die Hoffnungen der Menschenfreunde beruhe. Sie sey Freundin des Volks. Ein Morgen werde den Enkeln erblühen, wo auch das, was sie dem Volke jetzt schon wünschen möchte, ihm zufallen werde. Für jetzt sey die Aufgabe jedes Volksfreundes eine deutlich vorgezeichnete: es gelte, die unverdorbene Natur vor dem Gift der Ansteckung zu bewahren, in welchem zu leben und zu athmen das harte, aber unausweichbare Loos der Hochgestellten sey; — bei diesen Worten tupfte sie auf das meergrüne Schönpflästerchen über ihrer tuschgewichsten Braue. Die Mode in ihren überschwänglichen Launen zähle zu diesem Gifte; sie, die Mode nämlich, sey eine nimmersatte Kostgängerin, welche, eben gespeist, schon wieder den Mund öffne und neues Futter heische; sie sey eine Zuchtruthe Gottes, unter deren Streichen sich die Hochgestellten seufzend beugten, so sehr sie auch mit goldenem Flitter behängt scheine. Um kurz zu seyn, schloß sie, auf ergangene Anzeige habe Herr Julius Cäsar von Hartz sich nach Dennschütz heraus bemüht und werde den auffallenden Doppelfall, dessen einer hier vor ihm stehe, kraft seiner Eigenschaft als Kirchenpatron und Gerichtsherr zu Staucha feststellen. — Die Henßelin möge sich erklären, ob sie ihre städtische Tracht ablegen und zur bisherigen Bauernkleidung zurückkehren wolle, zu welchem Zwecke man sie auf die zu verschiedenen Zeiten erlassenen Kleiderordnungen von den Jahren 1650—1689 und 1721 verweise.

Den Schlußsatz hatte der Kirchenpatron gesprochen, nachdem die volksfreundliche Frau in ihren Holzsessel zurück gesunken war, wobei das Bologneserhündchen mit genauer Noth der Gefahr entging, zerquetscht zu werden.

Während diese Verhandlung ihren Fortgang nahm, die pomphaft ausstaffirte Barbara mit aufgeworfenem Köpfchen replicirte, ihr langsam zur Unterstützung herangerückter Vater mit jedesmaligem Fingerschnippen den entschlossenen Vertheidigungsausfällen der in ihrer Fischbeinfassung Angegriffenen beistimmte; während die gelähmte Mutter kopfschüttelnd am Fuß der Treppe horchte und der grüne Weber zwischen seinen Kühlpsaltern alle Hoch- und Edelgeborenen in den feurigen Ofen verwünschte, von dessen Gluthen der Gesang der drei Männer in der Bibel berichtet; während der ebenfalls zur Besichtigung geladene Bauer Panitz mit der bauschenden und rauschenden Panitzin im goldenen Laube eintraf, um die nämlichen Eröffnungen entgegen zu nehmen und sich mit gleicher Halsstarrigkeit zur Wehr zu setzen; und während der Rector wie toll unter dem Birnbaum geigte, die Schwester, auf den Enden ihrer blauschwarzen Flechten im Grase vor ihm sitzend, unverwandt in des Bruders aufgeregtes Gesicht starrte, und die müssige Schuljugend sich unter einander mit ihren Schiefertafeln befehdete; während dessen hielt ein Reiter, um sich einen kühlen Trunk zu gönnen, vor der Wirthshausthür und die Magd schenkte ihm aus irdenem Weinkruge ein.

Er war ein mittelgroßer, zierlich, aber einfach gekleideter Mann von etlichen vierzig Jahren, mit gepudertem Haupthaar, schöner freier Stirne, einer gebogenen, fast etwas zu kleinen Nase und einem Munde, welcher zu dem harmonischen Oval des Gesichts, den sanften, etwas kränklich matten Augen und dem ganzen überwiegend geistigen Ausdruck der Züge in glücklichstem Verhältnisse stand.

Als er getrunken hatte, fragte er, was oben vorgehe. Dann blieb er in lauschender Haltung eine Weile im Sattel sitzen und schien, nach seinem halb spöttischen Lächeln zu urtheilen, mit der Theilnahme eines gut gelaunten Beobachters dem wunderlichen Zungenturnier zu folgen. Er hatte noch nicht lange zugehört und dazwischen abgerissene Sätze in ein Pergamentbüchlein geschrieben, als die Mittagsstunde schlug und er, dadurch zum Weiterreisen gemahnt, die Zeche zahlte und sein Pferd vorwärts spornte.

Beim Birnbaum vorbei reitend, fiel ihm die eigenthümliche Ausgelassenheit der Schuljugend auf, um die sich der geigende Mann, augenscheinlich der Rector von Dennschütz, nicht im mindesten kümmerte. Der Reiter hielt sein Pferd an. „Guter Freund," rief er dem schwarzhaarigen Geiger zu, „wie kommt's, daß man in Dennschütz nicht zu Mittag vom Thurme läutet?"

Rex sandte einen seiner glühenden Blicke nach dem Frager hinüber. — „Weil kein Rector mehr da ist," gab er kurz zur Antwort. „Wenn Ihr Einen wißt, der sich bei lebendigem Leibe schinden lassen möchte, da sendet ihn uns her — aber bald, sonst findet er keine heile Schiefertafel mehr im ganzen Orte."

„Curios!" sagte der Reiter vor sich hin und beschaute mit aufmerksamem Auge die eigenthümliche Gruppe. „Hier wachsen die Fabeln zwischen Gras und Disteln. Ein absonderliches Nest! Schade, daß ich mich gestern bei Amtsmanns Weine festhalten ließ; nun bleibt mir keine Zeit zu verlieren. Aber auf der Rückreise stöbere ich das drollige Völkchen hier einmal wie einen alten Kalender gründlich durch. Dergleichen findet sich nicht alle Tage. Der zigeunerhafte Kerl allein ist eine Reise werth."

Und zum Geiger gewandt, rief er halb scherzend: „Ihr müßt mir, wenn ich heimkomme, ein's aufspielen. Wir sehen uns schon wieder." — „Wer weiß!" brummte der Rector vor sich hin, während der Reiter mit artigem Handgruße von dannen trabte. — „Wer weiß!" wiederholte Christel, gewöhnt, die Worte ihres Bruders wie ein Evangelium nachzusprechen, „wer weiß?" und sie zupfte dabei ihre blauschwarzen Flechten unter dem Sitze hervor. — „Aber die rothe Decke und das Tambourin wird mitgenommen. Die Decke geben wir nicht wieder heraus."

(Fortsetzung folgt.)

Zur Theaterfrage.

Der großherzoglich badische Hoftheaterdirektor, Ed. Devrient zu Karlsruhe, hat eine Punktation zu einem Antrag für Verbesserung und Hebung des deutschen Theaters veröffentlicht. Wäre nicht der Antragsteller eine in ganz Deutschland geachtete Notabilität des deutschen Theaters und Direktionswesens, und hätte sich nicht zugleich die Sage verbreitet, daß er seinen Antrag durch die badische Regierung dem hohen Bundestage zur Berücksichtigung vorlegen lassen wolle, so würde wohl kaum eine Veranlassung zu einer weiteren Erörterung darüber vorhanden seyn.

Wir lassen alle die Punkte, deren Ausführung eine in der Kunstwelt unerhörte, schwerlich ersprießliche und gewiß nicht erfreuliche Gewalt der Direktionen, eine Art von absolutistisch büreaukratischer Herrschaft begründen würde, woran wahrscheinlich der Verfasser bei seiner Arbeit gar nicht gedacht hat, hier gänzlich unbeachtet und besprechen nur einen einzigen Punkt: der geehrte Verfasser beansprucht eine Theaterschule.

Diese Forderung ist keine neue, sondern im Gegentheil eine sehr alte, gar oft wiederholte und, was wahrscheinlich auch jetzt ihr Schicksal seyn wird, niemals ernstlich berücksichtigte. Sie scheint mehr von Bedeutung zu seyn, als daß sie es wirklich wäre. Sie mag in Frankreich, Italien, Spanien ꝛc. von Bedeutung seyn; für Deutschland wird sie wohl immer eine schwebende, zu mancherlei nützlichen und gelehrten Erörterungen Anlaß gebende Frage bleiben, sogar dann noch, wenn im übrigen die deutsche Einheit eine vollendete Thatsache geworden seyn wird. Denn auch eine solche so heiß von jedem Deutschen ersehnte Einheit wird uns hoffentlich nicht unter die Alles concentrirende Zwingherrschaft einer Hauptstadt beugen, hoffentlich nicht allen Geist Schwabens, Bayerns, Frankens, Oesterreichs, Thüringens, Schlesiens, Preußens, Obersachsens, Niedersachsens, Westphalens, der Rheinlande verwischend und vernichtend, für alle nur den Autoritätsglauben an die Hauptstadt, das demüthige Schmiegen unter deren Wissenschafts- und Kunstansichten, das Aufgehen aller deutschen Kritik in dem volo oder veto der Metropolis bedingen. Dazu scheint einmal Deutschland providentiell nicht geboren und seit einem Jahrtausend nicht erzogen zu seyn.

Eine ästhetisirende Abhandlung über Zweck, Wesen und Geist einer deutschen Theaterschule wäre nach allem darüber längst Vorliegenden wahrlich keine sehr schwierige, aber auch schwerlich eine nur halbwegs lohnende Aufgabe. Fassen wir daher lediglich das Praktische an dieser Frage möglichst kurz zusammen.

Sollte eine Theaterschule auf unser gesammtes Theaterwesen wohlthuend einwirken, so müßte es eine allgemein deutsche, von allen deutschen Gauen gleich anerkannte, unterstützte, nur dem allgemeinen Bildungs- und Förderungszweck sich widmende seyn. Auch dürfte nur Eine solche Schule bestehen, wenn sie ihrem Zwecke entsprechen sollte; denn beständen deren mehrere, so wäre schon von vorne herein eine Einheit der Lehre unmöglich. Nun, wo soll also die Theaterschule errichtet werden? In einer der Städte alter Theaterberühmtheit, wie Wien, Berlin, Hamburg, Gotha, Weimar, Breslau, Leipzig, Mannheim? oder in einer der Städte von neuerem Theaternimbus, wie Dresden, München, Stuttgart, Karlsruhe, Darmstadt, Kassel, Hannover, Frankfurt ꝛc.? — Glaubt der geehrte Verfasser selbst, daß eine Theaterschule in irgend einer dieser Städte oder in einer andern deutschen Stadt ihre Pflicht, eine allgemein deutsche zu seyn, vollgültig erfüllen, ihre allgemein deutsche Aufgabe auch nur halbwegs lösen könnte? Ich gestatte mir beim flüchtigsten Ueberblick meines theuern Vaterlandes und seiner unvertilgbaren Eigenthümlichkeiten in Ansichten, Gefühlen, Sitten, Gewohnheiten, daran bescheidenst zu zweifeln. Ich zweifle sogar daran, daß das Urelement aller allgemeinen Theaterbildung, die Einheit in reiner deutscher Aussprache, hergestellt und über die deutschen Bühnen verbreitet werden könnte. In der That besteht nicht wohl irgendwo ein deutsches Theater, bei welchem nicht die Mehrzahl der deutschen Dialekte, im Trauerspiel sowohl wie in der Posse, mehr oder minder maskirt, vertreten wäre. Diesen allerdings unästhetischen Charakterzug der deutschen Bühne durch eine Theaterschule beseitigen zu wollen, hieße wahrlich sein Geld zum Fenster hinaus werfen. Uebrigens sind ja jetzt ohnehin in allen guten deutschen Schulen Redeübungen eingeführt, die bald in Prosa bald in Versen sich bewegen, auch dem Talente Fingerzeige genug geben, was dabei zu erwägen, zu vermeiden und zu studiren sey. Was braucht man da der Freiheit der individuellen Entwicklung eine Zwangsjacke anzulegen, oder die nothwendige Bedingung einer gewissen Form durch die unvermeidliche Einseitigkeit einer Theaterschule in eine Art von starrer Uniform einzukleiden, welche allen den verschiedenen dramatischen Charakteren, Situationen, Schattirungen ꝛc. künstlerisch anzupassen nur wenigen bedeutenden Köpfen gelingen kann, aber im

Allgemeinen, besonders dem höheren Drama, ein unleidliches Gepräge von Monotonie ausdrückt, wie es uns bei der Nationaldressur gewöhnlicher französischer Schauspieler auffallen und anwidern muß, wie sehr auch deren sonstigen Vorzüge uns ansprechen mögen.

Alle sonstigen Uebungen zu körperlicher Ausbildung, wie tanzen, fechten, reiten, schwimmen, turnen ꝛc. gehören zu der Disciplin der gewöhnlichen Schulen oder werden in eigenen freien Anstalten zur Genüge gelehrt. Weßhalb also dafür eine eigene Theaterschule? Vielleicht um nach und nach aus dem Schauspielerstande eine besondere Kaste heranzuziehen, indem man den Kindern, ob sie Talent und Beruf dafür haben oder nicht, die Hauptplätze in dieser Schule einräumt?

Mimik und Ausdruck durch Gestikulation, diese beiden Hauptgehülfen aller dramatischen Darstellung, sind theils innerster individueller Natur, theils Produkte besonderer Gewohnheiten und nervöser Zustände. Jene kann eigentlich gar nicht gelehrt, d. h. wo sie nicht von Natur vorhanden ist, auch nicht von außen herein beigebracht werden, wenn sie nicht in Fratzenhaftigkeit sich verirren soll. Die Lehrbücher über Mimik haben nur in so fern einen Werth für das Studium, als sie dem Geist Anschauungen und Anregungen gewähren, welche sich alsdann wieder mehr unwillkürlich als willkürlich bei den Darstellungen äußern, wenn diese wahr seyn und wahrhaft wirken sollen. Aus wessen Geist und Empfindung keine Mimik hervorgeht, in den wird auch keine Schule der Welt welche hineinbringen. Lehre und Schule vermögen dabei nur auf Uebertriebenes, Verschrobenes, Unschönes ꝛc. aufmerksam zu machen; nur eigenes praktisches Studium und besonnene Uebung können solche Fehler beseitigen, wenigstens mäßigen, die auffälligen Schärfen und Spitzen abschleifen. *

Mit der Gestikulation hat es so ziemlich dieselbe Bewandtniß: sie ist das Ergebniß des individuellen Temperaments im Verein mit Jugenderziehung und Jugendbeschäftigung. Wo sie als eckigt, gespreizt, überheftig, steif, ungeschlacht, überhaupt unschön erscheint, muß sie freilich geordnet und geregelt werden, was in der That oft eine höchst schwierige und langwierige Aufgabe ist, bei dem einen viel schwieriger als bei dem andern, bisweilen geradezu unüberwindlich. Sie kann aber nicht Lehrgegenstand einer Schule seyn, weil sie individueller Berücksichtigung und Fürsorge bedarf und dazu ein Schullehrer weder Zeit noch Beruf hat. Sie darf auch nicht aus einer Schule hervorgehen, weil daraus fast unabwendbar eine gewisse unausstehliche Gleichförmigkeit erwachsen würde, ähnlich den Handgriffen der Soldaten. Eine solche Gleichförmigkeit in den Gesten bei verschiedenen Individuen ist nun aber geradezu widernatürlich und unkünstlerisch. Bei in ihrem gesammten Aeußern wie in ihrer innersten Natur so verschiedenen Wesen, wie z. B. Iffland, L. Devrient und Eßlair, kann und wird sich dieselbe Empfindung, dieselbe Leidenschaft durch sehr verschiedene Gesten aussprechen und Eigenthümlichkeiten von höchster Wirkung hervorbringen, die, von andern nachgeahmt, steif, unbeholfen, ja oft geradezu störend erscheinen. Das zeigt sich leider nicht selten bei einstudirten Rollen, wobei das „wie er sich räuspert und wie er spukt" gar überzeugend in die Ohren klingt. Die Schule kann hierüber nur allgemeine, ziemlich unfruchtbare Lehren ertheilen; das Individuum muß sich selbst beobachten und überwachen lernen, durch besonnenes Studium anderer Künstler sich Gleichgewicht und Geschmack aneignen, durch Winke von der Direktion und Regie sich leiten lassen, um nach und nach seine Gestikulation zu berichtigen, von Mängeln und Fehlern zu befreien, vor Nachäffungen zu bewahren, alles Unschöne und Unschickliche zu vermeiden, der Unbeweglichkeit sich zu entwinden, nicht in's Ballet- und Pantomimenartige sich zu verirren.

* Wer entsänne sich z. B. nicht jener wunderbaren, gewaltig, oft wie dämonisch wirkenden Mienensprache eines L. Devrient oder Ochsenheimer? Wer entsänne sich nicht ihrer originellen, blitzartig plötzlichen, scharfen, eckigen, bisweilen bis hart an die Grenzlinie des Unerlaubten und Unschönen anstreifenden Gesten, welche doch so innigst Eins mit den Mienen, mit der Sprache ꝛc. ihren Darstellungen das Gepräge originellster Ganzheit und magischer Wirkung verliehen? Wer entsänne sich nicht, daß Dawison, Döring ꝛc. nicht selten durch Aehnliches ihre größten Effekte hervorbringen? Wer entsänne sich nicht der unendlich reichen, pikanten, ausdrucksvollen Mienen- und Gestensprache bei Meister Iffland, womit er die verschiedenen Charaktere in unübertroffener Weise bezeichnete? Wer entsänne sich nicht der herrlichen Gestaltungen der Händel-Schütz, die auch den modernsten Figuren die Schönheit der Antike zu verleihen verstand, sogar in ihren Bauernmädchen lebhaft daran erinnerte? Wer entsänne sich nicht der Heroengestalt Eßlairs mit den edeln Zügen und den großen schönen Augen, wie Mienen und Gesten Karl Mors im jugendlichen Sturmesdrang sich überstürzten, im Wallenstein, dem stets seiner Hoheit und Würde Gedenkenden, so sinnig mit brüteten und träumten, im Tell so einfach, harmlos und kräftig der biedern Natürlichkeit, Vaterlands- und Freiheitsliebe sich anschmiegten? Hat dieß alles eine Theaterschule gelehrt, kann es jemals eine Theaterschule lehren?

Anm d. Verf.

Das alles ist Aufgabe des eigenen Studiums, der Beobachtung, der Uebung, der Zeit, wobei auch die trefflichsten und gewissenhaftesten Theatervorstände nicht mehr thun können, als Winke geben, zum Nachdenken anregen, den Verstand schärfen, zum Studium beleben.

Was sonst noch soll eine Theaterschule lehren? Geschichte, Geographie, Aesthetik, Metrik, Kunstgeschichte? Dieß Alles und noch viel Anderes dazu lehrt man ja ohnehin in Staats- und Privatschulen und auf Universitäten unserer Zeit. Die lebenden Hauptsprachen? Diese zu lernen mangelt es in keiner deutschen Stadt an Gelegenheit und Anläßen.

Gehen wir auf besonderes über diesen Gegenstand nicht weiter ein; aber Eine Frage erlauben wir uns noch: In welcher Theaterschule sind all die Genies und hervorragenden Talente gebildet worden, welche den Stolz und Ruhm der deutschen Bühne begründeten, und die, welche noch jetzt als Sterne an unserem Theaterhimmel glänzen? Welche Theaterschule bildete einen Schröder, Eckhoff, Iffland, Beil, Beck, Fleck, L. Devrient, P. A. Wolff, Koch, Ochsenheimer, Eßlair ꝛc., eine Bethmann, Seiler, Händel-Schütz, Jagemann, Sophie Müller ꝛc. und so manche, deren Namen mir augenblicklich nicht einfallen? Welcher oder welche von allen unsern hervorragenden Zeitgenossen auf der deutschen Bühne verdanken ihre Ausbildung, ihren Glanz und Ruhm einer Theaterschule? Antwort: von allen keiner und keine! Aber die Gewöhnlichkeiten und Mittelmäßigkeiten gedeihen ohnehin zahlreich und trefflich auf der deutschen Bühne; das Handwerk florirt, ohne daß man nöthig hätte, es in eigenen Schulen heranzuziehen und ihm noch eine Art von Gelehrtennimbus wie einen Heiligenschein um den Kopf zu winden. *

„Sint ut sunt, aut non sint!“ möchte ich den Theaterreformern in Betreff unserer Schauspieler antworten. Strebet nicht, sie zu uniformiren und in Schnürleiber zu stecken, gönnet ihnen die bisherige Freiheit der Studien und Selbstbildung, gönnet den Individualitäten ihre natürlichen Rechte und Eigenheiten und haltet das Schablonenwesen von unserem Theater fern. Denkt erst alsdann an Theaterschulen, wenn ihr das Geheimniß entdeckt haben werdet, durch die Schule Genies und hervorragende Talente zu schaffen, was bis heute nur die Natur vermag. Verkümmert nicht dem deutschen Publikum den belehrenden und anregenden Genuß, dieselbe Rolle von seinen verschiedenen Theatergrößen verschieden in Anschauung, Auffassung, Form und Wirkung dargestellt zu sehen. Könnt ihr aber den Gedanken an eine Theaterschule nicht mehr loswerden, so ermittelt eine Gesangschule, welche in der That unserer Oper sehr noth thut und eine Wohlthat für Sänger und Sängerinnen, theilweise auch für die Tonsetzer und das Publikum werden kann. Aber erstrebt ja mit einer solchen Schule nicht mehr und nicht weniger, als daß unsere Jugend darin eine vollkommene Ausbildung des Gesangorgans, der Stimme erlange, vollkommene Herrin ihrer Stimmmittel werde. Diese technische Vorbildung fehlt leider bei 95 von 100 unserer Sänger und Sängerinnen, weßhalb sie auch trotz herrlichster Stimmen und Naturanlagen und sonstiger musikalischer Bildung nur selten eine vollständige Wirkung hervorbringen können und zugleich vor der Zeit in ihren Mitteln erkranken und veralten, weil sie aus Unbekanntschaft mit den Naturgesetzen sich übernehmen, ihren Stimmen Gewalt anthun, über die von der Natur ihnen angewiesene Sphäre hinaus springen. Zu diesem Zwecke bemüht euch um tüchtige Lehrer der italienischen Schule, weil tüchtige Gesanglehrer, was nämlich die Stimmbildung betrifft, in Deutschland leider noch immer unter die größten Seltenheiten gehören. Aber fordert auch von dieser Schule kein Jota mehr als Stimmbildung; die Gesanglehre, d. h. die künstlerische Anwendung der erlangten Stimmbildung, bleibe nicht in der Hand eines solchen Stimmmeisters, damit unsere Gesangsweise immer eine deutsche bleibe, angemessen dem deutschen Geist, deutscher Empfindung und Poesie. Die Stimmschule der Italiener ist bis heute die einzige zweckmäßige in Europa; ihre Gesangschule und Gesangweise erfreuen sich einiger schönen Vorzüge, gründen sich jedoch so sehr auf das italienische Gesammtwesen, daß sie bei andern Nationalitäten volle Geltung weder erlangen können noch verdienen. *

* Will man Theaterschulen, so frage man Goethe und sein Theaterwirken, sie sagen deutlich genug, worin eine Theaterschule bestehen kann und soll und wer der Lehrer seyn soll. Sind erst alle unsere Theaterdirektionen, was sie seyn können und sollen, so wird gewiß niemand mehr von einer besondern Theaterschule sprechen.

A. d. V.

* Die wenigen Genies unter den italienischen Sängern und Sängerinnen ausgenommen, erstrebt man dort gewöhnlich nur höchst möglichen Glanz der Kunstfertigkeit, formale Schönheit des Gesangs, ohne dabei besondere Rücksicht auf Wahrheit, d. h. auf charakteristischen Ausdruck zu nehmen. Und diesem Herkommen huldigt auch die große Mehrzahl der italienischen Tonsetzer. Rossini, Bellini, Donizetti haben sich in einzelnen Werken und Situationen dieser Halbheit glücklich entwunden; Verdi erstrebt oft dasselbe, verfällt aber dabei nicht selten in's Verschrobene, Zerstückelte, Barocke. Die deutschen Tonsetzer

Das Beste, was wohl der geehrte Urheber der erwähnten Anträge für die deutsche Bühne thun könnte, wäre, wenn er den verschiedenen deutschen Bühnen stets Männer verschaffen könnte — wie E. Devrient. — Geist, guter Willen und Energie an der Spitze lassen in der That eine Theaterschule nirgends vermissen.

F. v. B.

---

erstreben dagegen die Wahrheit, leider sehr häufig ohne Berücksichtigung der formalen Schönheit, wie der Natur der Sänger. A. v. W.

Literatur.

Schillerkranz, geflochten aus frischen Blüthen. Berlin 1860.

Zu den Sammlungen der Gedichte, welche die Jubelfeier von Schillers Geburtstag in der ganzen Welt hervorgerufen, gesellt sich hier eine, die nicht bloß solches bringt, was jenes Fest in Berlin an's Licht gebracht, sondern auch andere Poesien anreiht, und die Wiederholung ähnlicher Gaben für folgende Jahre verspricht; der Same, den der große Mann ausgestreut, soll in den Gemüthern fort und fort zu fröhlicher Ernte gedeihen, aus der neuer Samen für fernere Ernten erwachse. So bildet der Geist Schillers den Mittelpunkt, um welchen sich gleichgestimmte Freunde und Freundinnen an der Spree versammeln, um in seinem Sinn dem Schönen, Guten, Wahren zu huldigen und es zu fördern, und wie jene Feier selbst ein Sieg des Idealismus über den Materialismus war, so wollen sie das heilige Feuer treulich hegen. Wir begegnen weit mehr unbekannten als bekannten Namen unter ihnen, und oft rührt gerade das Anziehende von jenen her. Als Herausgeber ist in der Vorrede Gymnasialdirektor August genannt.

Unter den Gedichten zu Ehren Schillers fällt uns eine griechische Ode in's Auge; in alcäischem Maße verkündet Graf Lunzi von Zante, wie er in Athen nach den Musen und Grazien vergebens gesucht, wie sie nach Norden gewandert, wie die hellenische Kunst in der deutschen ihre Fortsetzung gefunden, vorzugsweise durch Schiller. Am sinnigsten preist ihn aber Emilie Seidel:

„Wär' jede Thräne, segensreich vergossen
Durch dich, für dich nur eine Perl' im Meer,
Mit welchen Schätzen rauschte glanzumflossen
Durch dich, für dich dann jede Wog' einher!

Wär' jede That, erzeugt durch deine Worte,
Zu deinem Ehrendenkmal nur ein Stein,
Wie riesig müßte dir, dem Liedeshorte,
Der Tempel ragen in der Muse Hain!

Wär' jedes Lied, gesungen dir zum Ruhme,
Auch nur ein Lichtstrahl um dein Sängerhaupt,
Wie müßt' es leuchten dir im Heiligthume,
Das mit dem Lorbeer selbst Apoll umlaubt!

Doch Schätze, Tempel nicht, noch Glanzesfülle
Hielt je dein Hochsinn des Erringens werth;
Nimm hin denn Thräne, That und Lied in Stille,
Nicht mehr noch minder, als du je begehrt."

Unter den andern Gedichten finden wir durchweg einen edeln Sinn, eine reine Gemüthlichkeit; von den Reizmitteln greller Uebertreibung oder frivoler Laune keine Spur, auch nicht von jenen ausgeklügelten Lagen und Conflicten, von denen man zweifelt, ob man eine absonderliche Schlechtigkeit oder Trefflichkeit vor sich hat; wenn solche mehr aus dem genießenden als producirenden Publikum lautwerdende Stimmen ein Gradmesser seyn dürfen für die Stimmung und Richtung der Gebildeten, so dürfen wir einer Wendung zum Bessern, zum einfach Schönen und sittlich Klaren froh werden. Nicht daß unter den Leistungen selbst uns bahnbrechend Großes entgegenträte, aber wir finden doch ein Gefühl für reine Form und das Vermögen eines formal gefälligen dichterischen Ausdrucks, einer durchgebildeten Sprache allgemein verbreitet. Was aber die Stoffe betrifft, so macht sich auch hier das Geschichtliche geltend; hervorragende Männer oder Ereignisse werden uns vielfach nach ihrer historischen Wirklichkeit, wie nach ihrer allgemein menschlichen und idealen Bedeutung vorgeführt, Kodrus, Lykurg, Simonides so gut wie Tamerlan und Franz Sforza oder Paul Gerhardt, und es haben August, Jordan, Lesser auf diesem Gebiet sich mit Glück versucht. Wie wir bei Lingg und Geibel auf ausgezeichnete Weise die Stimmungen großer Männer oder ganzer Völker bei wichtigen Begebenheiten lyrisch ausgesprochen finden, so begegnet uns auch hier ein ähnliches Bestreben, der geschichtlichen Wirklichkeit dichterisch gerecht zu werden, und gerade um dieser Richtung willen, in der wir eine eigenthümliche Aufgabe der gegenwärtigen Poesie erkennen, glaubten wir auf den Schillerkranz hinweisen zu sollen.

Correspondenz-Nachrichten.

Aus Nordsavoyen, August.

Die Savoyarden sonst und jetzt.

Seitdem die große Nation von Anno 122 vor Christi Geburt sich Savoyen, das damalige Allobrogien, annexirte, war von diesem gesegneten Lande wohl nicht mehr so viel die Rede als im letzt verflossenen Frühjahr. Und wahrlich, unsere Zeitgenossen haben hierin eben so wenig Unrecht gehabt, als die des Q. Fabius Maximus, Allobrogicus genannt, welcher das Volk nicht bloß durch Zeitungsartikel, sondern durch Elephanten erschreckt und erobert haben soll. Denn das Ländchen ist ein gar nicht zu verachtender Bissen, liefert Vieh in Menge, Ochsen, Esel, Maulesel, Milch, Butter, Käse, Honig, vor allem aber eine Menge kräftiger Ammen, welche die junge Bürgerschaft einer benachbarten Republik Jahr aus Jahr ein mit ihrer Gebirgsmilch nähren, kräftigen und erziehen. Darum, um sich nämlich eines solchen Gutes zu bemächtigen, mag auch damals schon ein gewisser Petetinus Gloriosus Broschüren geschrieben haben, natürlich in lateinischer Sprache, welche zum Glück für die reine Classicität nicht erhalten worden sind, in welchen Broschüren derselbe dem römischen Senate zu beweisen suchte, daß das Ländchen eigentlich einen Theil der römischen Republik ausmache, da es vom cisalpinischen Gallien durch nichts getrennt sey als durch einige, freilich hohe und schneebedeckte Berge, die Grenze der Republik aber offenbar von der Natur selbst durch den See Leman und den Rhodanus bezeichnet sey.

Ehe wir indessen den Leser von den weiteren Schicksalen dieses annexirten und zu annexirenden Völkchens unterrichten, erlauben wir uns, ihm kurz die geographischen Verhältnisse des Landes in's Gedächtniß zurückzurufen. Im Norden umfaßt der schon genannte See Leman halbmondförmig das Land; ihm entströmt, gen Süden ziehend und Savoyen westlich von Gallien trennend, der Rhodanus; endlich im Osten zieht sich zuerst südlich, dann westlich jene hohe, schon von Petetinus Gloriosus erwähnte Gebirgskette, welche eben so wenig im Stande war, das Volk vor dem Joche der einen großen Nation zu schützen, wie der Rhodanus vor dem der andern. Das Land ist durchaus gebirgig. Vom Leman an, um den die niedrigeren Berge im Halbkreise sich lagern, ziehen sich die Gebirgszüge in immer höheren Lagen bis zu jenen Gipfeln hinauf, welche auf ihren breiten Schultern den Himmel zu tragen scheinen. Wilde Thäler graben sich tief in die Bergzüge hinein, von deren höchsten Häuptern die Gletscher sich in's Thal herabziehen und da jene Gewässer bilden, welche in ihrem unordentlichen Sturze bald mitten in der Wüste saftige Wiesen hinzaubern, bald weithin die Länder mit Geröllе und Schlamm überdecken. Die Einwohnerschaft dieser zerrissenen Gebiete spricht drei verschiedene Sprachen. Das in den Städten lebende Volk spricht „le beau langage“ von Lutezia, natürlich so gut es die Leute eben verstehen; das Landvolk spricht savoyardisch, eine Sprache, welche außer ihnen niemand sich anzueignen vermag; endlich das die höchsten Gebirge bewohnende Völkchen gibt nur einen Pfiff von sich, der besonders dazu dient, die Gefährten vor den übrigen Klassen der Einwohnerschaft zu warnen; das Nähere hierüber siehe unter dem Artikel „Murmelthier“ in Tschudis Thierleben der Alpenwelt, woselbst auch der Artikel über den Alpenhasen nachzulesen, welcher wunderbare, so zu sagen menschenähnliche Hase je nach Umständen Pelz und Farbe wechselt.

Das Land Savoyen wird von Fremden nur selten zu längerem Aufenthalte gewählt, denn außer seinen, freilich gewaltigen Naturschönheiten bietet es des Anziehenden nur wenig dar. Seit der Revolution, d. h. seit dem Schlusse des vorigen Jahrhunderts, kommt aber noch das dazu, daß das Land, ein Spielball der Diplomaten, bald unter dem Drucke dieses, bald unter dem eines andern Despoten seufzte. Hinter einander mußte das Volk rufen: es lebe die Republik! es lebe der erste Consul! es lebe der Kaiser! es lebe der König! und gerade jetzt, in diesem Augenblick, schreit es von neuem: der Kaiser hoch! Unter solchen Umständen thut man am besten, das Land nur zu durchstreifen, allenfalls von Genf aus, von wo die Hauptstraßen sich überschauen lassen und man gleichsam im Mittelpunkt des Halbkreises steht.

Die eine dieser Straßen führt von Genf in nordöstlicher Richtung über den See, oder an dessen südlichem Ufer hin, bis an die Stelle, wo, Vevay gegenüber, die scharfe Zacke des Dent d'Oche steil in die Wolken steigt und mit ihrer schwarzen Masse die sonst so leuchtend bläulichen Gewässer mit tiefem Schatten überdeckt. Diese ganze Küste ist die des in den letzten Zeiten so oft genannten Chablais. Hier liegen die nicht unbedeutenden Städtchen Thonon, Evian und an der Ostgrenze St. Gingolph, halb schweizerisch, halb savoyisch. Die zweite Straße führt von Genf südöstlich zwischen den das Lemanbecken umschließenden Bergen des Voirrons, des Mole, des Salève hindurch, immer dem Lauf der Arve aufwärts folgend, von dem freundlichen Seespiegel an zu immer engeren, steileren, wilderen Thälern sich erhebend, bis sie im Chamounythal, in welches von Scheitel und Schultern des Montblanc die Gletscher niedersteigen, in einsamen,

gefährlichen, oft todbringenden Fußsteigen sich verliert. Die dritte Straße endlich verbindet die Hauptstädte des Landes, Annecy, Aix, Chambery, unter einander und mit Genf, und führt bis an den Fuß des Mont Cenis und über denselben in's Land Italien. Seit jenen frühen Tagen, da Q. Fabius Maximus die Gebiete zwischen Rhone, Leman und Alpen für die römische Republik gewonnen, ist schon mancher Eroberer über dieses Joch nach Italien gezogen, Deutsche wie Franzosen, Hannibal und Karl der Große, um die Italiener die Zeche dessen bezahlen zu lassen, was der römische Senat seiner Zeit eingebrockt hatte. Wer aber erinnerte sich nicht des Kriegszuges vom vorigen Jahre? Von Culoz, einem französischen Grenzort an der Rhone, führt nun die Eisenbahn in wenigen Stunden bis an den Fuß des Mont Cenis. Da zogen die Franzosen hinüber, Fußvolk, Reiter, Geschütz, alles fröhlich, jubelnd, siegesmuthig, denn siegesgewiß. Ging nicht einer der jungen Offiziere, die da hinüberfuhren, in seinem Uebermuthe so weit, zuvor einen Eisenbahnunfall „genießen" zu wollen, ehe man sich den, wie man zum voraus annahm, halb stumpfen Klauen des kaiserlichen Doppeladlers entgegenstellte? Die tapfern österreichischen Truppen wurden während dem in den überschwemmten Reisfeldern dahin und dorthin geführt, Garibaldi, als nicht commentmäßiger General, verachtet, und trotz aller Warnung hinter dem Rücken des Heers hereingelassen, und — Nun, die Folgen sind bekannt, so weit sie sich bis jetzt abgespielt haben, den andern mag man indessen mit Schrecken oder Vergnügen bis auf weiteres entgegensehen. Es versteht sich von selbst, daß hier nicht diesem oder jenem Schuld gegeben werden soll, sondern nur gesehen und beklagt, was viele vor mir gesehen und beklagt.

Savoyarden und Franzosen sind aber nicht immer so gute Freunde gewesen wie im vorigen Jahre; ja es ist noch gar nicht lange her, daß selbst die französische Literatur noch auf's äußerste verpönt war in Savoyen, und man alles, was nach dem sogenannten Liberalismus roch, streng von den Grenzen abzuhalten suchte. Leider aber hat diese Strenge zu nichts anderem als zu Cavour und Annexion geführt. Im gesegneten Jahre 1834, da absonderlich der Wein so gut gediehen, kam der noch gesegnetere Alexander Dumas Vater in das schöne Land, in dem wir uns eben auch befinden. Dieser, wenn nach der Anzahl der Bände gemessen werden soll, größte aller Schriftsteller, war damals noch nicht Seeadjutant Garibaldis und sein Historiograph, noch nicht ein Monte Christo, der auf der eigenen Yacht das mittelländische Meer durchfurchte; er war noch verdammt, seine Reisen in den nämlichen Vehikeln wie die übrigen Menschenkinder zu machen, kurz er war noch Proletarier, wie er sich selbst nennt. Daß er in Chambery, der Hauptstadt Savoyens, berühmt durch den dortigen Musiklehrer Johann Jakob Rousseau selig, in kein einziges der öffentlichen Gebäude Einlaß erhalten konnte, weil er einen Hut „à la Cavour" auf hatte, wollen wir der Curiosität wegen hier nur kurz erwähnen und ihm den freundschaftlichen Rath ertheilen, mit seinem Hut jetzt wieder nach Chambery zu kommen; wir sind überzeugt, daß der Hut jetzt auf einer Stange zur Schau ausgestellt würde, allem Volke zur Anbetung. Eine noch interessantere Thatsache ist aber die, daß in jener Epoche von allen Pariser Zeitungen nur die legitimistischen „Quotidienne" und „Gazette de France" in Savoyen eingelassen wurden, und daß in der Stadt Aix vor den erstaunten Ohren der Franzosen und vor der gar nicht erstaunten hochlöblichen Polizei ein heißblütiger französischer Legitimist schrie: Es lebe Heinrich V.! Aber nicht nur so große Männer wie Alexander Dumas Vater haben das Glück gehabt, interessante Abenteuer zu erleben; auch der unwürdige Verfasser dieser Zeilen hatte einmal das Vergnügen, von der noch nicht liberalen Grenze des Savoyerlandes zurückgewiesen zu werden. Das Unglück hatte gewollt, daß einer unserer Freunde, den wir auf's Land begleiten wollten, und der sonst nie Romane las, eines dieser gefährlichen Bücher, wenn ich nicht irre, „Pauline" von George Sand, bei sich führte; die piemontesische Regierung wollte aber nicht, daß ihre unschuldigen Unterthanen von Romänenbüchern (livres de „romaines"), wie sich der Zollbeamte ausdrückte, infestirt würden. Solches geschah nach dem Jahr 1848. Ach! mit wie vielen „Romänenbüchern," mit wie vielen Romänenbücherschreibern sogar ist das Land seitdem infestirt worden! Könnte man nicht sogar den König Victor Emmanuel und seinen Minister Cavour „die Kinder meiner Laune" der französischen Literatur nennen, und ist nicht Napoleon III. ihr Kotzebue? Wenn das die Herrn von Maistre vorausgesehen hätten, Joseph wie Xaver, die zwei mit Recht berühmten Savoyarden! Joseph hätte gewiß seinen „Abenden von St. Petersburg" wenigstens noch einen zweiten Anhang beigefügt: „Art und Weise, wie sich gegen einen angestammten Fürsten, der sich desannexirt, so wie gegen einen annexirenden, nicht angestammten, zu verhalten." Gegenwärtig florirt aber eine ganz andere Literatur in Savoyen, und zum Hohne der guten alten Zeit hatte sich in den letzten Jahren ein Hauptromanschreiber, und um ihn im Kreise eine Menge untergeordneter Geister in dem sonst so unschuldigen Savoyen niedergelassen. Auf einem Landgute bei Annecy lebte Eugen Sue und ist auch da gestorben. Ferner hatte die Prinzessin Solms in Aix eine Art Liebeshof um sich versammelt. Manches fliegende Blatt, in gebundener wie in ungebundener Rede, gab von ihrem Treiben und dem ihrer Tafelrunde Zeugniß. Ponsard von der französischen Akademie war einer ihrer treuesten Schildknappen. Jetzt, heißt es, sey die Prinzessin verschwunden, man wisse nicht wohin; wahrscheinlich wünscht sie ihrem Vetter und Kaiser nicht unter die Augen zu gerathen, vielleicht aber spielt sie auch nur das den Kindern so angenehme Versteckenspiel, damit sie durch ihr plötzliches Erscheinen den Herrn Vetter um so angenehmer überrasche.

Was das Savoyer Volk selbst anlangt, so bekümmert sich dieses freilich gar wenig um all diese Dinge; wenn

nur viele Fremde viel Geld in's Land bringen, wenn nur der Handel geht und Regen und Sonnenschein in geregelter Folge zu rechter Zeit die Saaten reifen, so ist alles gut. Bis vor kurzem noch, d. h. bis zur Annexion, oder besser, bis zum Kriegsgeschrei des vorigen Jahres, konnte man beinahe noch ganz auf die Savoyarden anwenden, was Rousseau von ihnen sagt: „Es ist Schade, daß die Savoyarden nicht reich sind, oder vielleicht wäre es Schade, wenn sie es wären; denn so wie sie sind, ist es das beste und liebenswürdigste Volk, das ich kenne. Wenn es eine kleine Stadt auf der Welt gibt, wo man in einem angenehmen und sichern Umgange die Süßigkeiten des Lebens genießt, so ist es Chambery. Der Adel der Provinz, welcher sich daselbst versammelt, hat nur eben so viel Vermögen, als er zum Leben bedarf, aber nicht genug, um sich aufzuschwingen; und da er sich nicht dem Ehrgeiz überlassen darf, so befolgt er aus Nothwendigkeit den Rath des Cyneas. Seine Jugend widmet er dem Kriegerstand, dann kehrt er zurück, um ruhig zu Hause das Alter zu erwarten; Ehre und Vernunft haben diese Eintheilung vorgeschrieben. Die Frauen sind schön und könnten sogar entbehren es zu seyn, denn sie haben alles, was nöthig ist, um der Schönheit ihren Werth zu geben, und sogar um sie zu ersetzen." Das letztere besonders ist nun freilich nicht buchstäblich zu nehmen, oder wenigstens nur auf eine oder zwei Städte anzuwenden, denn in den kleineren Orten wird man kaum jenen Vorbildern begegnen, welchen Rousseau unter seinen liebenswürdigen Schülerinnen in Chambery begegnete, oder zu begegnen glaubte. Seit dem vorigen Jahre ist das Savoyer Volk in großer Gährung. Aus ruhigen, ordentlichen Leuten sind sie unruhig, streitsüchtig, ja eroberungssüchtig geworden. Im vorigen Jahre indessen begnügten sich die Gemäßigten unter ihnen noch mit der Lombardei, die sie nun in der That auch erwischt, freilich aber dabei sich selbst verloren haben. Jetzt aber, da die dreifarbige Fahne auf dem Montblanc flattert, ist ihnen die Welt nicht mehr groß genug und sie haben einen Appetit bekommen, der bei einem so armen Volke höchlich überraschend ist. Die bekannteren Persönlichkeiten des Landes, von denen früher die hauptsächlichsten eine Art Republikaner waren, wollen nun alle Senatoren werden zu Paris, oder wenigstens erwarten sie das Kreuz. Die hochlöblichen Gemeinderäthe wollen Straßen, Telegraphen und Eisenbahnen, endlich die Bauern allesammt — wir brauchen sie nicht erst lange zu fragen — wollen, obgleich eine Kuh, die vor fünf Jahren vierzig Thaler gekostet, jetzt achtzig kostet, wo möglich weniger Steuern bezahlen als damals. Man beeilt sich daher allerseits, die Vorbereitungen zum Empfange des Kaisers Napoleon auf's eifrigste zu betreiben, damit wenigstens da oder dort ein Strahl der kaiserlichen Gnadensonne die neugebackene Treue belohne, und während ich ende, schlägt schon der Lärm, der die hohen Gäste empfängt, an mein Ohr.

Paris, August.

Decamps †.

Decamps ist, wie Sie bereits wissen, auf einem Spazierritte verunglückt. Woran hängt zuweilen das menschliche Leben! Das Pferd, das er gewöhnlich ritt, war auswärts; man warnte ihn vor dem einzigen, das sich im Stalle befand. Er steigt auf und sprengt muthig in den Wald. Der Zufall führt eine Koppel kläffender Hunde vorüber. Das Pferd wird scheu, geht durch und rennt in einen Hohlweg; der Reiter prallt wider einen Baumast, der quer vorsprang, und stürzt. Es war drei Uhr, Abends um halb acht war er eine Leiche. Mir fiel dabei der Herzog von Orleans ein. Der Herzog war Decamps gewogen und besuchte ihn zuweilen. Eines Tags tritt er, ein Paar Hosen auf dem Arme, in dessen Atelier. „Mein lieber Decamps, hier ist Ihr Pantalon," sagte der Prinz lächelnd, „Ihr Portier hat mich gebeten, es Ihnen herauf zu bringen." Beide kamen beinahe auf dieselbe Weise um's Leben. Decamps war siebenundfünfzig Jahre alt. Viele Künstler und Journalisten eilten hinüber nach Fontainebleau. Bei dem Leichenbegängniß war die ganze Stadt in Bewegung. Der Präsident des Civilgerichts, der Maire, ein Oberoffizier von der Garnison trugen die Zipfel des Bahrtuches. Decamps war populär. Von vorn herein war er mit einer kecken Originalität aufgetreten, die sofort die öffentliche Aufmerksamkeit auf ihn zog. Ihm fehlte das Gefühl, die zarte Sympathie des Herzens, welche uns in Ary Scheffers Gestalten entzückt. Decamps hat ein heißes, sinnliches Leben; in seinen Scenen aus dem Orient fluthet das Licht, daß alles funkelt und blitzt; dabei grell dunkle Schatten, wodurch die Umrisse mitunter hart werden. Der Humor hat seine Gefahr; das ewige Schwanken zwischen Ideal und Carrikatur ist ein ewiges Vernichten. In der bildenden Kunst zumal stehen sich die feindlichen Elemente zu nahe, weil sie nicht successiv wirken. Bei mehreren seiner besten Bilder weiß man

nicht, woran man ist. Seine Epopöe „Simson," eine Reihe von sieben gewaltigen Zeichnungen, strotzt von wilder Energie, und doch muß man unter dem Beschauen zuweilen unwillkürlich auflachen. In seinen Affen hingegen wird die Ironie grauenhaft, eben weil er nicht in's Scurrile verfällt, weil er Elegante daraus macht, weil sie Lorgnons und Uhrketten tragen und Handschuhe, und weil sie mit einem Ernste malen, als hinge ihr Leben davon ab. Dieses verhunzte Facsimile des Menschen tritt uns hier wie eine verhöhnende Parodie, eine Persiflage der Natur entgegen.

Zu seiner Ehre müssen wir Decamps nachsagen, daß er nie gepfuscht hat, um schneller Geld zu verdienen. Was aus seinem Atelier hervorging, war bis in's kleinste Detail vollendet; und die Hand, die so viele Meisterwerke geschaffen, und die so gewissenhaft und so aufrichtig war, er zerbrach sie im Falle. Die Cimbernschlacht und Joseph, den seine Brüder verkaufen, sind ernster gehalten, doch reichen sie nicht hin, die Behauptung des Meisters zu rechtfertigen, die Historienmalerei sey sein eigentlicher Beruf gewesen. In den autobiographischen Notizen, die Véron in seinen Memoiren mittheilt, klagt Decamps darüber, daß er nie mit einer officiellen Bestellung bedacht worden. „Ich habe die feste Ueberzeugung, daß ich, bei meiner eigenthümlichen Natur, der Routine, der herkömmlichen Plafonnage entsagt haben würde. Die Nothwendigkeit, in der ich mich befand, immer nur Staffeleigemälde zu liefern, hat mich von meinem wahren Berufe abgeleitet." Ein einflußreicher Direktor des Musée du Louvre sagte ihm einst unumwunden: „Wir haben nichts für Sie gethan. Sie brauchen uns nicht: Ihre Sachen finden reißenden Absatz."

Decamps wirft nicht, wie Delacroix, die Farben massenweise auf die Leinwand, um dann mit der Kehrseite des Pinsels darin herumzufahren, und um Köpfe und Gestalten zu zeichnen, die an allen Ecken und Enden zu lang oder zu kurz sind; er steht — was so selten ist — als Zeichner und Colorist auf derselben Höhe, und wenn er nicht der größte Maler der jetzigen französischen Schule genannt werden darf, so kann man ihn doch für einen der vollständigsten ansehen, da er sich fast mit demselben Glücke nach allen Richtungen hin versucht hat; und dennoch ist er mit der Ueberzeugung gestorben, daß er nicht alles geleistet habe, was er vermochte. Mit einiger Bitterkeit fügt er der oben angeführten Aeußerung in den autobiographischen Noten hinzu: „Dieß hätte wohl verdient, daß man darauf Rücksicht genommen; aber trotz unserer Prätension, an der Spitze jedes Fortschritts zu stehen, sind wir vielleicht das Volk, das am weitesten zurück ist (le peuple le plus routinier de la terre)." — (Wie lange hat es nicht gedauert, bis sich die Franzosen entschlossen, Eisenbahnen zu bauen!)

Weimar, August.

Die Entwicklung der Wissenschaften auf griechischem Boden. Carton von C. Rahl in Wien.

Von der Verjüngung Griechenlands, woran wir Deutsche wohl den uneigennützigsten Antheil genommen, ist diejenige Folge, welcher wir am ungetrübtesten uns erfreuen können, der Neugewinn eines Bodens für die ächte Kunst. Er ist theils dadurch eingetreten, daß die königliche Regierung für Erhaltung und sammelnde Kenntniß der alten Kunstschätze, die noch auf oder in dem Boden von Hellas gefunden werden, eine so vorzügliche Sorge trägt, die seit Jahrzehnten schätzbare Früchte für das gebildete Europa bringt. Anderntheils wird für Griechenlands Zusammenhang mit derjenigen Bildung, deren edelste Grundgestalt einst aus ihm empor stieg, mehr und mehr auch die lebende Kunst vom Patriotismus der Griechen in den Ausbau ihres Staates hereingezogen und in Werken von öffentlicher Bedeutung angepflanzt.

In die Reihe dieser erfreulichen Erscheinungen gehört die Aufgabe des Kunstwerkes, das die Ueberschrift nennt. Es ist bestimmt, im Universitätsgebäude zu Athen die Vorhalle zu schmücken als ein Friesgemälde von 120 Fuß Länge, 7 Fuß Höhe. Weil dieser Zweck Anspruch an das allgemeine Interesse hat und weil die Zeichnung dieses Vorwurfs, die uns durch eine treffliche Photographie klar vor Augen gelegt wurde, durch Ernst und Schönheit geeignet ist, eine verbreitete Anerkennung völlig zu begründen, fühlen wir uns berechtigt und im Gefühl eines seltenen Genusses gedrungen, auf sie die Aufmerksamkeit der Leser dieser Blätter hinzulenken.

Die mittlere Darstellung des großen Frieses drückt die Stiftung der Universität aus. König Othon beruft und bekräftigt die Disciplinen und Fakultäten. Die historische Darstellung zu den Seiten gibt von der ersten Gruppe an, in welcher Prometheus den Sterblichen das erste Culturelement bringt, bis dahin, wo der Apostel Paulus das Licht des Evangeliums in Athen verkündet, die griechische Kulturentfaltung in acht bedeutenden Gruppen, von welchen je vier, ungetrennt, sich dicht an einander entwickeln und plastisch eben so zu Einem Zusammenhang verbunden sind, wie dem Sinne nach sie alle den Strom und Verlauf

Einer Volksbildung entrollen. Auf jene Begründung des Lebens durch Prometheus folgt die Einführung des Rechtes durch Minos, den göttlichen Richter; dann die Entfaltung des nationalen Bewußtseyns im unsterblichen Epos des Homeros. Hierauf wird das Verständniß der Natur und ihrer Gesetze praktisch wohlthätig durch den Forscher und Heilkünstler Hippokrates. Und nun begründet auch der verfassunggebende Solon eine gesetzliche, im gemeinsamen Wissen und Wollen fortschreitende Politik. Hieraus geht die Hochbildung Athens hervor in Staat, Kunst und Weisheit, die sich in der Gruppe um den großen Perikles darstellt. Zunächst wird die letzte Glanzperiode des Griechenvolkes bezeichnet, in welcher sich von der politischen die geistige Erhebung absondert und die Wissenschaft eine von jener unabhängige Gründung und Fortpflanzung gewinnt. Die Haupterscheinung dieses Bildes ist Aristoteles im Schulkreise. Durch ihn und den Schüler, den wir bei ihm erblicken, Alexander den Großen, geht die griechische Cultur über die Nationalität hinaus; und wie sie jenseits Athens als alexandrinische sich zur allgemeinen Gelehrsamkeit gestaltet, stellt uns die letzte dieser Gruppen in der Umgebung des Königs Ptolemäos Philadelphos vor Augen. An dieses Bild, welches die Abschließung dieses ganzen Bildungsverlaufes zur Ueberlieferung an die Nachwelt, zum Gemeingut für die Menschheit in's Gedächtniß ruft, reiht sich sinngemäß die Endgruppe des Cyklus an, die Predigt des Heidenapostels, die den Lichtkeim neuer Cultur, nicht eines Volkes, sondern der Menschheit jenem Athen bringt, in welchem die dargestellte alte sich gipfelte.

Schon diese Nomenclatur des Ganzen zeigt, daß Rahl seine Aufgabe kernhaft gefaßt hat. Kein anderer Kunstschmuck vermöchte den Eingang eines Universitätsgebäudes mit würdigeren und gerade einer athenischen Hochschule näher angehörigen Vorstellungen zu veredeln. Hier treten dem griechischen Zögling der Wissenschaft die wahren Ideale seiner Erinnerung und Begeisterung vor Augen. Die Auswahl, in der sie gegriffen, und die Folge, in der sie verknüpft sind, beruht auf einem tüchtigen Verstande von der Bedeutung der altgriechischen Bildung und ihrem fortlebenden Uebergang in die allgemeine. Diesem Sinngehalt entspricht eine gleiche Tüchtigkeit der Gestaltung. Jedes Bild gibt einen faßlichen und bedeutenden Handlungsmoment, der den Gegenstand in seiner Energie ausspricht und die Figuren in Wechselwirkung und augenfälliger Beziehung zur Gruppe verbindet.

Der thronende König im Mittelbilde ist in einem bewegten, thätigen Motiv, als Einsetzer der Hochschule, die geistigen Mächte heranziehend und bekräftigend vorgestellt. Er streckt nach ihnen die geöffneten Arme nieder über den Genienknaben, die an den Thronstufen Tafeln halten. Sein Antlitz und die einladende Hand ist nach rechts gewendet, wo ihm die Philosophie näher tritt, mit dem Sternenkranz um's Haupt, in würdiger, aufgerichteter Haltung, ein geöffnetes großes Buch an ihre linke Seite gestemmt, die lehrende Rechte aufwärts ausgebogen. Hinter ihr steht die Archäologie, die ein Gefäß erhebt, angelehnt an die Geschichte und niedersehend in die Tafeln, in welche diese schreibt. Ihr reiht sich, die Hand an der gesenkten Stirne, die Mathematik an, über deren Schulter uns Rhetorik und Poesie anblicken. Zur Linken aber des Thrones treten die positiven Fakultäten heran. Des Königs Linke hat den Arm der Rechtsgöttin erfaßt, mit welchem sie das Schwert niederhält, während über dem Schwert ihre, unter dem Kinn des gerade sehenden Antlitzes herübergelegte Linke die Wage hält. Geschmeidig schließt sich ihr zur Seite, einer Hygiea ähnlich, mit Schale und Heilschlange, die Medicin an. Vor diese herzutretend, stellt die Theologie, deren Haupt ein Schleier umgibt, das Doppelkreuz mit der Linken auf; die Rechte ist mit einem Buch herabgelassen. Zu äußerst noch Geologie und Physik; jene, wie die Göttermutter Erde, eine Mauerkrone auf der Scheitel und, wie die Muse Urania, den Globus erklärend, ihr Gesicht zurückgewendet zur Schwester, die, das Haupt ihr zuneigend, in der Hand eine Rolle sich öffnen läßt. Mit diesen beiden in die wirkliche Schöpfung leitenden Gestalten schließt sich dem Sinne nach das Ende dieses Halbchors mit den philosophischen Disciplinen des andern zum Reigen zusammen; wie denn das verbindende Motiv des Königs und die Bewegung in den Stellungsverhältnissen beider Seitengruppen sie als herangerufen zum Zusammenschlusse fühlen läßt. Unter jenen philosophischen Disciplinen die Archäologie eigens auftreten zu lassen, ist für Athen bezeichnend, in dessen philosophischer Fakultät nothwendig diese Wissenschaft immer eine ihrer Hauptwerkstätten finden wird und zur Zeit bereits gefunden hat.

Diese allgemeinen Idealgestalten haben ihr entwickelndes Correlat in den historischen der umgebenden Friesdarstellung; und dieß in einer um so lebendigeren Wirkung, als an den berühmten Trägern dieser wissenschaftlichen Mächte in den historischen Gruppen die Motive, welche hier die Idealgestalten unterscheidend bezeichnen, gleichartig, verwandt oder ergänzend wiedergefunden werden: das Motiv der Philosophie an der Haltung des Pythagoras in der Uebergangsgruppe von jener des Homer zu der des Hippokrates, und an Platons Gestalt in der Gruppe um Perikles; das der Geologie in der letzteren an dem unterweisenden Anaxagoras; hinter diesem an Archimedes das der Mathematik. Gewissermaßen die Ergänzung zum Hygieamotiv der Medicin bildet die Gehabung des Hippokrates, insofern dieser nach der Art, wie er unter dem Mantelumschlage den Stab in die Achsel gestemmt hat, einem Typus des Heilgottes selbst entspricht. In malerischen Compositionen monumentaler Bestimmung ist ein solches Durchführen von Familienzügen durch die Glieder der Darstellung und Vermitteln derselben mit der momentanen Natürlichkeit der Motive ein wesentliches Mittel jener plastischen Harmonie, welche die begriffliche Einheit der Vorstellung durch Verwandtschaften des Charakterausdrucks der unmittelbaren Empfindung zueignet. Die Composition,

von der wir reden, hat diesen Vorzug, daß der Beschauer, indem er sie verfolgt, sich, wie in einem Epos ächten Styls, auf einen festen, naturgleichen Boden der Phantasie versetzt fühlt. Mit dieser Charakterharmonie finden wir die Bestimmtheit des Ausdrucks der besondern Gruppen im Ganzen glücklich und einigemal mit ausgezeichneter Schönheit vereinigt.

Prometheus in der ersten Gruppe weist der Menschenfamilie das Feuer, welches er in der Ferulstaude, aus deren Kelch es hervorflammt, den Naturkindern überbringt. Wie er sie damit aus ihrer indolenten Lagerung zum Staunen aufregt, bezeichnet faßlich den Eintritt eines ungewohnten Erweckungsmittels. — Mächtig ist die folgende Gruppe. Zu Füßen des Minos, der auf dem Richterstuhle den Stab in der Rechten niederstützt, kniet eine anklagende Frau (ein Knabe schmiegt ihr sich an), die mit lebhaftem Affekt zurückweist auf den so eben von zwei Männern ergriffenen Verbrecher, dessen Urtheil Minos mit der ausgestreckten Linken ertheilt. Ein Mann, an des Richters Seite stehend, hört mit ernstem Antheil seinen Spruch. Diese Gesten sind schwungvoll entwickelt und wirken nachdrücklich zusammen. Am Ende dieser Gruppe ist vorn am Boden eine Frau mit einem Kleinen gelagert, die mit der Wendung von Brust und Antlitz unsern Blick in die nächste Gruppe leitet.

Hier stehen ein jugendlicher Held mit der Lanze, ihm angeschlossen ein zweiter, neben der vorgestreckten Rechten des Homeros, der, sitzend, en face, die Leier in der Linken, mit erhobenem Angesicht recitirt. Zur Linken des Sängers steht mit gekreuzten Armen, den Hammer an Brust und Achsel gedrückt, ein tüchtiger Werkmeister, dessen rechter Seite ein Jüngling, einen Stift in der Hand, sich anschmiegt. Links von ihm sitzt, dem Dichter zugewendet, ein Fürst, der mit der Rechten den zurückgelegten Zepter hält, die Linke mit dem Ausdruck der Bewunderung leise hebt. Vor ihm sitzt ein Knabe auf seinen Füßen, der, die Tafel auf den Schenkel gestemmt, Homers Worte aufschreibt. Einfach und völlig tritt hier die Wirkung des Epos in's Volksleben, auf Thatmuth, auf werkschaffende Kunst, auf Jugendbildung und auf Politik vor die Seele.

Gleich hinter dem Rücken des Fürsten stehen, der folgenden Gruppe zugewandt, Pythagoras, an diesen angeschlossen und ihm das männliche Gesicht zugekehrt, Thales; jener ein Diadem über dem locken- und bartreichen Profil, die Rechte aufgebogen, nach oben weisend, in der Linken die Leier an die Hüfte haltend. Vor diesen Weisen, mit dem Rücken gegen sie, kniet ein Weib, das bittend die Arme hebt zu Hippokrates, der auf seinen Stab gelehnt, die Rechte auf die Hüfte gelegt, Brust und Haupt vorgebeugt hat und sinnend den Zeigefinger der Linken, die eine Rolle hält, an den Mund legt. Er denkt nach über die Heilung des ihm entgegensitzenden kranken Greises, dessen Haupt sich in die Seite einer jugendlichen Gestalt legt, die auch gegen Hippokrates vorgebeugt ist. Ueber ihrem linken Arm, der dem Haupt des Greises, mit der Hand an dessen Nacken, zur Lehne dient, zeigt sich eine Gruppe von drei theilnahmvollen weiblichen Gestalten. Die weichen Conturen dieses Bildes, die Bewegungen des Leidens, Mitleidens, Bittens, und in Hippokrates des beobachtenden und findenden Eingehens in diese Passivität der Natur ergeben wieder ein in eigener Gesammtempfindung wohlgerundetes Ganze.

Eine Säule sondert diese Gruppe von der angrenzenden, eine aufgepflanzte Gesetzessäule. Dicht an derselben die geöffnete rechte Hand haltend, die Linke nach rückwärts erhoben, steht als Eidabnehmer und Verfassungsstifter Solon. Ihm die erhobene Rechte entgegenstreckend, knieen vor ihm ein Mann und ein Jüngling des Volkes, dessen Druck er gelöst hat. Hinter diesen stehen, die Arme gleichfalls zum Eidschwur vorstreckend, in fester und entschlossen antretender Stellung die Helden Miltiades, Themistokles, Aristides. Hier sind, contrastirend mit dem vorangehenden Bilde, straffe und mehrfach in gleicher Richtung gespannte Motive; redende Accente eines Aktes gemeinsamer Aufrichtung und Bindung.

In der Fortsetzung dieser Friesdarstellung sitzt Herodot im Profil, seinen Zuhörern in Athen zugewendet, aus geöffneter Rolle lesend. Eine schön bewegte Siegesgöttin hinter ihm biegt den Lorbeer über seinem Haupte zusammen. Zu seiner Rechten sitzt unter ihm auf ihren Füßen Klio, mit der Linken in ihrem Schooße die offene Rolle haltend, die rechte Hand, so wie das Antlitz nach ihm hinaufbewegt: sie wird beredt durch ihn. Die Zuhörergruppe bilden mit dem Ausdruck lebhaften Beifalls ein junger behelmter Held, der einen vorgebeugten Alten umfaßt hat, und an der Seite eines bekränzten Athleten ein Schiffer. In der Mitte beider Zuhörerpaare, und vor ihnen, steht, dem Geschichtsvater gegenüber, angelehnt an einen Sitz, auf den er die Linke zurückstemmt, die Rechte an Kinn und Mund, der tiefgerührte Knabe Thucydides, nach der Sage, daß seine Thränen bei Herodots Vorlesung das erste Merkmal gewesen des in ihm keimenden Berufes zum großen Geschichtschreiber. Dieses Bild hat im Einzelnen und Ganzen eine große plastische Gediegenheit, eine wahrhaft griechische Seele.

Mit dem Rücken gegen den Athleten und Schiffer sitzt Sokrates vorgebeugt, die rechte Hand in den Schoß, die linke über's linke Knie gelegt, und schaut, recht mit dem Ausdruck eines tiefeigenen Charakters und geistvollen Beobachters, vor sich hinaus. Wo er hinblickt, thront Perikles, behelmt, in ruhiger Haltung, an seiner Seite Aspasia, die rechte Hand auf seiner linken Schulter. Hinter Perikles, den Arm über der Lehne seines Stuhls, steht nachdenklich Phidias mit dem Meißel; neben seinem Gesicht sieht uns der edle Kopf des Sophokles an. Gegenüber allen diesen sitzt Anaxagoras und demonstrirt mit der Linken an dem Globus, den er auf der Rechten darhält. Weiter zurück, zwischen ihm und Aspasia, stehen Platon und Antisthenes, jener in thätiger Stellung, das Haupt etwas geneigt, die Rechte erhoben; dieser bequem auf den Stab

gestützt, den er über seiner rechten Schulter mit beiden Händen hält, während er das Gesicht über die Linke niederwendet auf den unterweisenden Anaxagoras. Auf die Stuhllehne hinter Anaxagoras stemmt den Ellbogen Alcibiades, über dessen Rücken und rechter Schulter der Kopf des Baumeisters Iktinos und das Antlitz des großen Malers Polygnot sichtbar wird. Vor Polygnot, dicht unter dem Rücken des Alcibiades, sitzt auf niedrigem Stühlchen, nach vorn gewendet und niedergebeugt, Archimed, den Cirkel auf die Erde setzend, mit der auf's Knie gestemmten Linken die Stirne stützend. Er schließt, als Gegenfigur gegen den gebückt sitzenden, obwohl aufblickenden Sokrates, mit entsprechender Linie diese reichste Gruppe, die in sehr wohlgebauter Gliederung ihre bedeutenden Gestalten von einander abhebt und lebendig gegen einander wiegt.

Ueber dem in seine Cirkel vertieften Archimedes hebt sich, ruhig aufgerichtet, in schmucken Waffen die Jugendgestalt Alexanders des Großen, der im Rücken des Aristoteles steht. Hinter Alexander kommt Demetrios von Phaleros vor, der nach Alexanders Weltveränderung ein gefeierter Staatslenker Athens, dann, gestürzt, in Egypten am Ptolemäerhofe anregend und eingreifend für Sammlung und Pflanzung umfassender Gelehrsamkeit thätig war. Nicht unmittelbar des Aristoteles Zögling, wie der Held Macedoniens, war er doch ein Schüler seines Schülers, Verbreiter der peripatetischen Bildung, auch dem Xenokrates, dem zweiten Nachfolger Platons, befreundet. Den Aristoteles sehen wir, das Secirmesser in der Rechten, die Linke an einem großen todten Vogel, der auf einem Cippus liegt, in lehrender Haltung. Von innen blickt, aufgeregt und zusammengenommen, Xenokrates auf ihn herüber und folgt, den Finger am Munde, mit Anstrengung seinen Gedanken. Näher vor Aristoteles, unter seine Augen sich vorbeugend, mit beiden Händen auf den Cippus gestützt, hört ihm der Jüngling Theophrast, sein Lieblingsschüler und Nachfolger zu. Sehr charakteristisch ist die Wahl dieser Gestalten und ihre Zeichnung: dieses Zurückstehen der männlich kraftvollen, aber geistig schwer arbeitenden Gestalt des Xenokrates, und die Spannung, mit welcher er aus der Gegenstellung sich herüber beugt; in Aristoteles aber die Sicherheit und Grazie des gewandten Lehrers, in Theophrast die jugendkräftige Empfänglichkeit. Xenokrates, der neben Aristoteles des Platon Zuhörer und wärmster Anhänger gewesen, war dann in der eigenen Lehrthätigkeit, obschon durch seinen Charakter bedeutend, als Rival des Aristoteles der Schwächere. Wenn die ihm gegebene Stellung dieses Zurücktreten der platonischen Schule gegen die aristotelische in dieser Epoche witzig ausdrückt, wenn die beider Philosophen unter dem Schutze von Alexander und von Demetrios an die Förderung dieser lebhaften Lehrthätigkeit über Griechenland hinaus erinnert, so geben zugleich diese Stellungen und Bewegungen um Aristoteles, den Ordner der Wissenschaft für Jahrhunderte, zusammen den plastisch wirksamen Eindruck von der unmittelbaren Energie des Moments. Wir haben in der Gruppe die concentrirte Anschauung eines angelegentlichen Lehrens und Lernens. Während von diesem Focus aus der Griechengeist in die Menschheit ging, war die politische Bedeutung der Mutterstädte dahin. Vortrefflich sagt uns das die dieser Gruppe angefügte, aber still von ihr wegschreitende Gestalt des geknickten Kämpfers um die Selbstständigkeit Athens, des vergeblich beredten Demosthenes. Die Arme in den Mantel gewickelt, den Wanderhut auf dem Rücken, geht der Verbannte hin, gesenkten Hauptes, die Hand am feurigen Munde, der verstummen muß und nur noch von ihr das Gift empfangen wird, mit dem er sich den freien Tod erkauft.

Wir stehen beim Ende des Friesgemäldes, wo auf erhöhtem Throne, zur Seite gelehrten Apparat, Ptolemäos Philadelphos sitzt, der Stifter der alexandrinischen Bibliothek und Erweiterer des Museums. Ihm werden Bücher überreicht von seinem Bibliothekar Eratosthenes, dem trefflichen Träger eines reichen Wissens. Zwischen ihm und dem König hebt sich die Brust und das belorbeerte Haupt des Idyllendichters Theokrit, hinter dessen Schulter der Kopf des Aristarchos hervor, des Meisters der Dichterkritik und Literaturgelehrsamkeit.

Den Gesammtabschluß macht dann das Gegenbild zu jenem des Prometheus, die Predigt Pauli, womit die neue Weltära zum ersten mal auftritt auf dem abgeblühten Boden der alten. Einwärts gewendet steht der Apostel auf dem Areopag, bei etwas gesenktem Haupte beide Arme aufgebogen; unter seinem rechten eine sitzende, zuhörende Jungfrau, von seinem linken ab eine Gruppe von vier Personen: zuvorderst eine sitzende Matrone und an ihrem Knie ein am Boden sitzendes Mädchen, hinter diesen ein Greis, auf den Stab gebeugt, und daneben aufrecht ein kräftiger Mann.

Nach Idee und Form dieses Cartons erblicken wir die Leistung Rahls auf einer bedeutenden Stufe jener stylvollen historischen Darstellung, die in dem überemsigen Kunstbetrieb unserer Tage weitaus die kleinste Zahl, in dieser aber die Ehre der deutschen Schule macht.

Schöll.

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 39. 23. September 1860.

O nation brillante et vaine!
Illustres fous, peuple charmant,
Que la Gloire à son char enchaîne!
Voltaire.

Pariser Briefe.

(s. Nr. 26. 27. — 31. 32. 33.)

V.

Paris ist die Stadt der großen schlagenden Effekte, d. h. nicht das Paris von ehedem mit den engen, winkeligen Gassen, welche das Gepräge und die Spuren italienischer Unsauberkeit trugen, und wo die kostbaren Denkmale früherer Jahrhunderte und ihrer großen oder üppigen Könige vergraben, lagen zwischen den Haufen hochgethürmter, verrußter Gebäude, sondern das Paris von heute mit seinen breiten, schnurgeraden Straßen, mitten durchgeschlagen durch den fast undurchdringlichen Häuserwald, Straßen, welche von einer doppelten Reihe von Palästen gebildet werden, und Plätze, welche nur da zu seyn scheinen, um den Monumenten oder ausgezeichneten Bauten, um welche sie sich gruppiren, Relief zu geben. Diese Hauptplätze, von welchen strahlenförmig die mächtigen und vollen Adern des Verkehrs ausströmen, dienen zugleich dem Effekte und den taktischen Zwecken, der Eitelkeit und der Sicherheit. Der Blick dringt ungehindert durch meilenlange Avenuen, die erst in ferner Perspective durch einen Triumphbogen oder einen andern monumentalen Bau abgeschlossen sind; und die gezogenen Kanonen könnten im Nothfall diese schnurgeraden Avenuen mit rasirendem Kartätschfeuer so bestreichen, daß nach wenigen Lagen kein organisches Wesen mehr athmen könnte in dieser Atmosphäre des Pulvers und Bleis.

Die Pariser, welche sich vor der Energie beugen, wenn sie von geistiger Ueberlegenheit ausgeht, können demjenigen, auf dessen Machtwort das entstanden ist, ihre Bewunderung nicht versagen. Ist doch alles so angelegt, als hätte man bei dem Umbau von Paris nichts anderes im Auge gehabt, als das Hervorbringen großer Eindrücke, den Zweck, jeden Fremden ohne viele Mühe von seiner Seite zu der Ueberzeugung zu bringen, daß Paris die schönste Stadt der Welt sey, daß es die werthvollsten geschichtlichen Denkmale, die kolossalsten Bauten enthalte. Mit einem merkwürdig richtigen Sinne für Verhältnisse ist die Größe der Plätze bemessen, sind die Effekte vertheilt. Allzugroße Dimensionen, wie sie die Plätze in St. Petersburg haben, sind hier vermieden; die Gebäude, welche den Blick fesseln sollen, dürfen nicht verschwinden. So ist der Platz de l'Hôtel de Ville eben groß genug, um für die Ansicht des Hotels den prächtigsten Augpunkt zu geben. Der Platz de la Concorde — der größte von allen — ist doch nicht so groß, daß die Perspectiven einerseits durch die Rue Royale gegen die Madeleine, andererseits über den Pont de la Concorde gegen den Palast des Corps legislatif an der Wirkung verlören, welche durch die Säulenperistyle jener Gebäude hervorgebracht werden soll, oder daß die

Paläste des Marineministeriums und des Garde-meuble der Krone, welche nebst der westlichen Terrasse und dem Portale des Tuileriengartens den Hintergrund der Eintrachtssäule bilden, weiter zurückträten, als nöthig ist, damit die Säule selbst sich schön von diesen Gebäuden abhebe.

Die schönste Fernsicht und die bekannteste von allen ist die, welche sich von diesem Platze aus bietet durch den Arc de triomphe an der ehemaligen Barrière de l'Etoile in die Avenue de Neuilly. Ich würde dieser Fernsicht, die wohl das erste ist, was jeder Fremde kennen lernt, der nach Paris kommt, nicht erwähnen, wenn ich nicht wüßte, daß es selbst Pariser gibt, die nicht bemerkt haben, wie weit diese Fernsicht sich erstreckt. Wenn man auf der Versailler Bahn des rechten Ufers nach St. Cloud fährt, so kommt man nahe der Station Puteaux und bevor man die Hügelkette durchschneidet, deren Gipfel das Fort „Mont Valerien" krönt, an einen Punkt, welcher gestattet, den Blick im Vorbeifliegen durch den Arc de Triomphe bis nach den Avenuen der Champs Elysées zu tauchen. Ein Durchschlag, der zwischen dem Boulogner Gehölz und dem großen Park von Neuilly in kerzengerader Richtung auf den Arc de l'Etoile führt, gewährt diese Aussicht, welche trotz der Gedankenschnelle, mit der man an ihr vorüber eilt, einen zauberischen, bewältigenden Eindruck übt.

Auch die Anordnung der neuen Gebäude um diesen Triumphbogen ist der Lage und der Größe des Eindrucks entsprechend. Noch vor zehn Jahren war der größte Theil jener eleganten Straßen, deren System zu den Alleen und Avenüen der elysäischen Felder gehört, und wo jetzt das reiche und glänzende Paris wohnt, eine übelriechende Pfütze; die Umgebungen des Triumphbogens, welcher die Barrière de l'Etoile markirte, waren elende Häuser und ein paar lärmende Kneipen. Heute entsteht hier ein freier Platz, dessen Ausdehnung zu der Höhe des Bauwerks im Verhältniß steht, welches die imposanteste Stelle von Paris einnimmt, und diesen Platz sollen im Renaissancestyl gehaltene Gebäude eingrenzen, deren Bewohner den Luxus des Pariser Lebens genießen werden, angehaucht von würziger Waldluft.

Die glücklichen Reichen in Paris! Das arme Volk wird allenthalben aus seinen Schlupfwinkeln vertrieben, die kleinen Wohnungen der kleinen Bürger werder niedergerissen und die Bewohner der Ortschaften innerhalb der Bannmeile, die ihre ärmliche Rente oder ihren sauren Verdienst außerhalb der Barrière unbesteuert verzehrten, müssen nun Octroi bezahlen oder in die weiter entlegenen Dörfer flüchten und täglich den mühseligen Weg nach Paris machen, und das alles, damit man Raum gewinne für die großen Paläste und Civilkasernen, die zwar prächtig aussehen, aber kein Familienleben aufkommen lassen mit ihren uncomfortabeln oder unerschwinglich theuren Quartieren.

Die elysäischen Felder sind die Lieblingsschöpfung Napoleons; er verfolgt mit Interesse und Ungeduld die Bauten, welche in ihrem Bereich täglich aus dem Boden wachsen, und von dem Platze um den Arc de l'Etoile soll er gesagt haben: „J'en veux faire le centre de Paris." Dazu ist nun allerdings noch keine Aussicht vorhanden, wenigstens nicht in Bezug auf den Raum.

Nur sollte man über all den Effekten der Perspective und Gruppirung, welche eben so vielen prächtigen Decorationen der großen Oper anzugehören schienen, wenn sie nicht unvergleichlich großartiger wären, den Zweck nicht vergessen, welcher dabei mit im Spiele war — Paris im Zaume zu halten. Die Pariser kennen diesen Zweck, denken aber nicht daran, ihre Eitelkeit erlaubt das nicht.

Es ist kein zweiter Mann, über welchen die öffentliche Meinung sich in so kurzer Zeit so gründlich geändert hatte, wie über den Kaiser. Als Präsident der Republik noch von der großen Menge mit Geringschätzung oder allenfalls mit Bedauern angesehen, übt er heute eine magische Gewalt über alle, über seine Freunde und Feinde. Seine Freunde bezaubert er durch den Reiz der Liebenswürdigkeit, welche ihm in der Conversation zu Gebote steht, seine Feinde bannt er durch die Schärfe seiner Gedanken und durch die Energie seines Handelns. Frankreich hat viele unerfüllte Wünsche und Napoleon viele Gegner, und doch ist jeder Calcul, welcher darauf beruht, daß die nächste Zukunft einen Umschwung der Macht und der Dinge in Frankreich bringen werde, ein verfehlter, der mit unrichtigen Faktoren rechnet. Der Kaiser und seine Politik können besiegt werden, aber nur indem man ihnen vorauseilt, nicht indem man sie mit dem alten Rüstzeug der Cabinete bekämpft, sondern mit der frischen Begeisterung der Völker. Nur so kann man die Waffe, deren er sich für seine Zwecke bedient, um sie zu zerbrechen, nachdem sie gedient haben wird, gegen ihn kehren, wenn man ehrlich mit derselben Waffe kämpft. Er schreibt die Sonderung der Nationalitäten auf sein Panier; halten wir ihm eine Fahne entgegen, auf welcher die Verbrüderung der Nationen steht in Freiheit und im Fortschritt, und die Zauberformeln, mit welchen er die Welt in Gährung bringt, werden niemand mehr berücken.

Ich bin da unwillkürlich auf das Feld der Politik gerathen, welches in Paris jetzt so ziemlich brach liegt; denn die Regierung sieht es entschieden ungern, wenn

sich die entzündlichen Pariser viel mit den politischen Angelegenheiten befassen, und sie weiß ihre Wünsche mit Erfolg durchzusetzen. Freilich geben die Maßregeln, mit welchen man die Controle über Verletzungen des Regierungsmonopols, „Politik zu erzeugen," übt, Anlaß zu vieler Mißstimmung, und namentlich im Anfang des jetzigen Regimes, wo der Contrast zwischen der früheren ungebundenen Meinungsäußerung und dem Anlegen der Muselière ärger auffiel als der Unterschied zwischen dem Aroma einer ächten Havanna und dem stinkenden Blatte der Regiecigarre, konnten sich die Franzosen nicht darein finden, daß man ihnen ihr zweites Frühstück, die freie Zeitung und die politische Debatte, plötzlich vor dem Munde weggezogen hatte; doch endlich gewöhnt man sich an Alles, schwerer oder leichter.

Die Franzosen, d. h. die Pariser mit ihrer Lebhaftigkeit, gleichen in politischen Dingen auch wahrlich einem Knallsilberpräparat, welches sich bei bloßem Anhäufen durch die gegenseitige Reibung entzündet. Einen Deutschen mag man getrost über alles und jedes beim Bierglase raisonniren lassen. Die Unzufriedenheit und die Thatenlust verfliegen gewöhnlich mit dem Gerstengeiste zugleich. Der Deutsche ist in allem gründlich; auch seine Leidenschaften müssen erst gründlich aufgeregt werden, bis sie zum Ausbruche kommen; freilich ist's, wenn es einmal brennt, kein Strohfeuer mehr, sondern ein Waldbrand. Der Franzose mit dem leichten feurigen Wein im Blut ist für den Augenblick weit gefährlicher; die Debatte führt da leicht zur Emeute, die Emeute zur Revolution. Ich will mit dem, was ich sage, nicht die gegenwärtige Regierung in Schutz nehmen; ihre Zwecke sind rein egoistisch, ihre Mittel rücksichtslos; aber sie hat den einen Vorzug vor den meisten übrigen Regierungen, daß sie weiß, was sie will, und daß sie tüchtige Kräfte in ihren Dienst heranzuziehen versteht. Darauf ruht ihre Ueberlegenheit.

So unverläßlich und brennbar der Franzose in der Politik ist, so zuverlässig und wohlanständig ist er in socialer Hinsicht. Ich sage aber dieß „zuverlässig" nicht mit Bezug auf seine Gefühle; denn das leicht erregbare Blut, das sanguinische Temperament geht mit Tiefe und Beständigkeit nicht zusammen; „zuverlässig" ist der Franzose in Bezug auf die Form, auf die Manieren. Die Höflichkeit, ein glattes, gewandtes savoir faire — mir fällt eben ein passendes deutsches Wort für die französische Sache nicht ein — zeichnet jeden Pariser aus; jeder Commissionär hat etwas vom Diplomaten; nur die Dames de la Halle sind der traditionellen Grobheit treu geblieben, welche sich für alle Zeiten und Länder an den Fisch- und Grünzeugverkauf knüpft. Bei aller gewinnenden Glätte des Aeußern bleibt übrigens das Gemüth oft roh und gleichgültig, und die Frauen, gegen welche der Franzose so viel ritterliche Galanterie und Rücksicht zur Schau trägt, werden von ihm in camera caritatis nicht selten mißhandelt. Ja, einige Frauen, die besonders stark lieben, verlangen sogar diese gewürzige Zuthat zu ihrer wilden Liebe. Manche Grisette und manche femme entretenue, die untractabel schien mit ihren muthwilligen Launen, wird hingebend, treu und anhänglich erst dann, wenn sie getreten wird, und mit Verzweiflung sagt sie eines Tages zu ihrer Vertrauten: „il ne m'aime plus — il ne me bat plus!" Sie meint eben: die Galanterie ist für alle, die Schläge nur für die, welche man liebt.

Im Bewußtseyn seiner gesellschaftlichen Ueberlegenheit hat der Franzose auch einen Ton des Umgangs bei sich eingeführt, der ungezwungener und freier ist, als sonst irgendwo; und die Regierung, welche sehr gut einsieht, daß ihr daraus keine Gefahr erwächst, wenn sie diesen Ton gelten läßt, daß sie aber viel Gehässigkeit ernten würde, wenn sie den socialen Gleichheitssinn des Volks verletzte, achtet diese nivellirende Sitte. Jedermann ist Monsieur, niemand mehr, niemand weniger; im elegantesten, glänzendsten Café sitzt der Arbeiter in seiner Blouse neben dem Frack des Rentiers oder der dekorirten Uniform des Offiziers, und niemand stößt sich daran, niemand findet es nur auffällig. Diese Gleichheit nimmt der Franzose einigermaßen als Ersatz dafür, daß man ihm die Freiheit nicht gönnt; und weil bei dieser Gleichheit die untern Klassen die begünstigten sind, empfinden eben sie auch den Verlust der Freiheit weniger und tragen ihn leichter. Uebrigens ist die Regierung so vernünftig, sich überhaupt in die Angelegenheiten ihrer Unterthanen nicht überflüssig zu mengen, natürlich nur, wenn man sich nicht in dasjenige mengt, was sie als ihre eigentliche Angelegenheit betrachtet — in die Politik. Die französische Administration hat den Vortheil, daß sie behülflich ist, ohne unbequem und lästig zu werden, was man nicht von allen Administrationen sagen kann; alles natürlich unter der Voraussetzung, daß man aus dem Kreise des Privatlebens nicht herausträte.

Bei dem ausgesprochensten Sinne für Gleichheit ist niemand der Eitelkeit zugänglicher und legt mehr Werth auf Auszeichnungen, Orden und Titel, als der Franzose, obwohl er das durchaus nicht eingesteht. Er duldet nicht, daß man ihn unter das allgemeine Niveau herabdrücke, aber er liebt nichts mehr, als sich darüber zu erheben. Der eigenmächtigen Titelsucht hat ein Dekret der Regierung gesteuert, welches hiemit den ziemlich schwunghaften Industriezweig der Adelskanzleien

schwer getroffen hat; die Regierung konnte wohl die Handhabe zu einem so wichtigen Hebel, wie die Eitelkeit ist, nicht aus der Hand geben. Sie treibt die Eitelkeitsindustrie auf eigene Rechnung nun mittelst der rothen Bändchen, welche reichlich in den Knopflöchern angesäet werden als bonapartistischer Samen. „La croix“ ist nicht nur der Traum jedes ehrgeizigen Offiziers — das Kreuz auf dem Schlachtfeld zu erwerben, ist ein edler Ehrgeiz — auch der Spießbürger, selbst der Künstler und Schriftsteller kokettirt mit dem Bändchen oder gar der Rosette, welche sich vom dunkeln Grunde des Frackes und des d'Orsay so gar gut abhebt, daß auch viele Legitimisten dem Reize dieser Decoration nicht widerstehen.

Napoleon kennt die Schwächen des menschlichen Herzens und ist selbst ohne Leidenschaften, deßhalb ist er stark. Er begünstigt in neuer Zeit auch die Bierconsumtion. Will er vielleicht den Blutlauf im Volke träger machen? Ein leichtes Blut handelt allerdings schneller, aber es läßt sich auch leichter durch Tand und Blendwerk über die Wirklichkeit täuschen. Doch im Ernste gesprochen, die Massen von Bier, welche in Paris durch die Kehlen rinnen, zeigen, daß entweder das deutsche Element dort anfängt Wurzel zu schlagen, oder daß der Franzose solider wird; man servirt Bier in allen Kaffeehäusern, wie ehedem Gefrornes oder Glühwein.

Nächst oder eigentlich noch vor dem Biertrinken möchte ich den Franzosen eine andere deutsche Eigenschaft wünschen — die Reinlichkeit. Die Stadt selbst ist jetzt allerdings in großer Toilette und hat das schmutzige Negligé in den Winkel geworfen, man sieht fast nichts als Paläste; aber die Bewohner verrathen in vielen ihrer intimen Gewohnheiten, und namentlich in einer gewissen Wasserscheue ihren romanischen Ursprung und hiemit ihre Verwandtschaft mit den Italienern. Der Deutsche ist ein Amphibium und hält unendlich viel auf jene Frische und Glätte, welche der häufige Gebrauch des Wassers, und namentlich des kalten Wassers den Gliedern gibt; der Romane macht sich über's Waschen eine andere Philosophie: er sieht darin das Eingeständniß, daß man schmutzig ist. Charakteristisch ist in dieser Beziehung der Venetianer, welcher einem englischen Gentleman gegenüber wohnte und über dessen tägliche Waschübungen den indignirten Ausruf hören ließ: „Sto p...o d'un Ingles! Si lava ogni giorno, mi, che son' nett', mi non mi lavo mai!“

Bei solchem Hang und Gewöhnen lassen natürlich die Badeanstalten viel zu wünschen übrig, ein Uebelstand, den man namentlich in der rauhen Jahreszeit arg verspürt, wo die Seinebäder wegfallen. Russische Bäder sind noch sehr unvollkommen eingerichtet, und trotz der pomphaftesten Ankündigungen über bains turcs, bains algériens à la vapeur aromatisée etc., findet man dort die bescheidensten Ansprüche kaum befriedigt. Zwei, höchstens drei Douchen mit fingerdünnem Strahl, allenfalls eine Brause, das ist alles, und doch wird man beim Eintritt vom Badewärter mit der wichtigsten Miene von der Welt gefragt, ob man schon im Dampfbad gewesen sey, gerade als bereiteten sich Eindrücke und Ueberraschungen vor, welche nur der Roué des Dampfbades ertragen kann.

Wasser und Luft sind allerdings für den Bewohner großer Städte ein Luxusartikel. Im Allgemeinen kann der Pariser den Luxus einer guten frischen Luft nur auf dem Lande genießen, und das, wenn er kein reicher Rentier ist — was man nur ausnahmsweise wird — nur am Sonn- oder Feiertag. Aber auch an diesen Tagen wird man der Pariser Atmosphäre nicht leicht los, denn Tausende und aber Tausende von Menschen tragen ihren Dunstkreis in die engen Wartsäle der Bahnhöfe — wo man durch hölzerne Brüstungen nach Klassen abgetheilt steht, wie das liebe Vieh in der Ausstellung — und führen diesen Dunstkreis bis in die Wälder und Schlösser, durch welche sich an den Erholungstagen der Strom der Pariser wälzt.

Versailles mit seinen Schätzen ist von allen Erholungsorten vielleicht der besuchteste. Die Idee des Nationalmuseums, welches nun die weiten Räume des Schlosses einnimmt, ist eine ächt französische — der Ruhm, in Statue und Bild verewigt. Wie mancher junge Soldat mag sich an den lebendigen Schlachtgemälden Davids und Horace Vernets zur Tapferkeit begeistert und an den Büsten der Generale, welche vor dem Feinde geblieben sind, Todesmuth geholt haben! Auf den erregbaren Franzosen wirkt diese Geschichte in Bildern als ein mächtiger Hebel des Selbstgefühls.

Nebst diesem allgemeinen Charakter eines Nationaltempels trägt Versailles noch heute das Gepräge des eiteln, übermüthigen Königs, welcher sich in diesen Bauten und Anlagen verherrlichen und verewigen wollte. Von den zahlreichen Porträts Ludwigs XIV. abgesehen, welche mehr Raum an den Wänden einnehmen, als die Spiegel in dem Zimmer einer eiteln Frau, begegnet man dem Gesichte des Königs auf allen Statuen, seiner Figur und der seiner Favoritinnen in allen Gruppen, welche die Laubgänge und die Grotten des Parkes dekoriren. Ueberall diese hochmüthigen, von sich selbst gesättigten Züge. Auf die Gefahr hin, Bekanntes zu wiederholen, muß ich hier eine Anekdote über den eiteln

Hochmuth jenes Königs und über die abgöttische Schmeichelei erzählen, welche seine Umgebung ihm zollte. Der Hofprediger hatte die Unbesonnenheit, in einer Rede im Beiseyn des Königs, welcher es nicht liebte, daß er an den Tod erinnert werde, die Worte fallen zu lassen: „Tous les hommes sont mortels.“ Ein zorniger Blick des Königs, welcher das Wort aufgefangen hatte, machte dem Prediger seinen Irrthum und sein Vergehen begreiflich, und sich gegen die Majestät mit einer Verbeugung entschuldigend, verbesserte er: „Oui Sire, presque tous.“

Versailles mit all seiner Großartigkeit macht vor allem den Eindruck, daß man sich sagen muß: Wie viel muß dieser Riesenbau gekostet haben, und wie viel Uebermuth gehört zum Gedanken, eine Oede in ein Paradies umschaffen zu wollen! Und bei dem Springen der großen Wasser konnte ich nie umhin, an die zahllosen Menschenopfer zu denken, welche die anstrengende Arbeit in den unterirdischen Speisungskanälen gekostet hat.

Mit nicht weniger Uebermuth, aber mit unendlich mehr Reiz und Anmuth, weil man da die Natur zum Vorbilde genommen hat, ist der englische Park angelegt, in welchem das kleine Trianon, das Chálet und die Laiterie Marie Antoinettens stehen. Man hat gesagt, die Anlage dieses Parks, in welchem auf die langweiligste Fläche die romantischen Abwechslungen von Felspartien, schattigen Anhöhen, Wasserstürzen und Grotten gezaubert sind, habe viel zum Ausbruch der Revolution beigetragen, oder wenigstens zu den Excessen, in welchen der Pöbel seine Wuth an Versailles gesättigt. Ich will dieß nicht bestreiten, denn am Ende ist es nicht sehr zu verwundern, wenn das hungrige Volk durch den Anblick vergeudeter Millionen zur Wuth gereizt wird; der Mensch hat viel vom Raubthiere, und namentlich auch den Zerstörungstrieb, welchen der Hunger aufstachelt. Aber es liegt ein unbeschreiblich poetischer Zauber über diesen Baumwipfeln, im Rieseln des kleinen Wassers, das sich verstohlen aus der Grotte hervordrängt, in der, wie man erzählt, die unglückliche Königin den Chevalier de Maisonrouge empfangen hat, in der Schweizerei, wo die reizende Sennin eine Idylle leben wollte; und wie wohlthuend ist es schon, in den Gruppen dieses Parks nicht daran erinnert zu werden, daß man alle diese Gewächse herbefohlen hat und hoffähig zugestutzt; man ist doch hier unter Bäumen, Wiesen und Gesträuchen, nicht unter den grünen Regimentern, welche von der Scheere des Gärtners in tadelloser Paraderichtung hingestellt sind, gerade wie Gardegrenadiere, welche die Revue passiren.

Die Kaiserin liebt diesen Theil des Versailler Parkes. Wenn der Hof in St. Cloud den Sommeraufenthalt genommen hat, kommt sie fast täglich in den Morgenstunden herüber und sitzt träumerisch im Schatten dieser Bäume, deren jeder eine Geschichte erzählen könnte, die von Größe, Glück und Liebe handelt und mit Blut geendigt hat.

Der Napoleonstag naht heran mit seinen Festen und Feuerwerken, und der Kaiser ist nicht in Paris. Er wird den Tag in Châlons zubringen unter den Truppen, welche man eben wieder für neue Ereignisse zu haranguiren anfängt, und so möchte ich Sie einladen, mir an den Ort zu folgen, wo der Kaiser in diesem Augenblick unter seinen Truppen lagert, und zum Schlusse noch das Bild anzusehen, welches ich Ihnen vom Lagerleben in ein paar Zügen so gut als möglich entwerfen will.

Das Lager ist ziemlich weit von Châlons entfernt. Es ist auch eine Zweigbahn angelegt, welche von Châlons hinführt und der man es in jeder Beziehung anmerkt, daß sie nicht den Bedürfnissen des regelmäßigen Verkehrs ihr Entstehen verdankt. Ausgemusterte Waggons, von deren Mangel an jeglichem Comfort man sich leicht einen Begriff macht, wenn man die französischen Eisenbahnwagen überhaupt kennt, poltern mit erstaunlicher Langsamkeit durch ein paar Stationen bis zum Bahnhofe von Petit Mourmelon, an welchen Ort sich der rechte Lagerflügel anlehnt. Den ganzen Ort bilden eigentlich nur die Magazine und Schoppen für's Betriebsmaterial, wovon eine ziemliche Menge hier, noch mehr aber in Châlons vorhanden ist, um den Nachschub aller Lagerbedürfnisse in ununterbrochenem Gang zu erhalten. Die Reisegesellschaft ist gewöhnlich lebhaft und angenehm genug. Es sind meist Offiziere, die von Ausflügen in's Lager zurückkehren, oder Kameraden dort besuchen wollen. Der französische Offizier der Linie, dessen Aeußerem häufig viele von den Anforderungen fehlen, welche salonfähig machen, hat doch immer jene artige Verbindlichkeit des Benehmens, welche den Franzosen überhaupt auszeichnet. Seine Gespräche drehen sich wohl auch meistens um Avancement, die Unzulänglichkeit der Gage, Pferde und Weiber, er gebraucht häufig charakteristische Ausdrücke, welche etwas nach Regietabak riechen, ist aber im Ganzen ein anständiger und dabei lustiger Kumpan. In seinem Anzug läßt er der Erfindungsgabe um so freieren Spielraum, je weniger streng in dieser Hinsicht die Vorschrift ist; er kann seine kleinen Eitelkeiten und Phantasien in Bart, Halstuchschleife ꝛc. ungehindert befriedigen und hierin den etwaigen Wünschen der petite épicière zuvorkommen, welche eben sein Herz ausfüllt. Der Schnitt seiner Inexpressibles ist stets charakteristisch, und

hieran erkennt ein geübtes Auge vor Allem auch den Offizier, welcher bürgerliche Kleidung trägt. Handschuhe zieht er nur im Dienste an, dann schnallt er auch seinen Degen um und knöpft die Tunique zu; außer Dienst trägt er diese fast immer offen, kokettirt dabei mit einer gut gewölbten Brust und schlanker Taille und führt statt des Degens den englischen Reitstock oder die Gerte. Das rothe goldgestickte Käppchen mit dem geraden Schirm sitzt über dem gebräunten Gesicht, welchem der gepflegte Schnurr- und Knebelbart ein recht martialisches Aussehen gibt.

Kleine Damen, welche in Paris hinter der Kirche Notre Dame de Lorette wohnen und Bekannte oder Freunde im Lager haben, sind auch manchmal von der Gesellschaft. Die ganze Fahrt dauert zwei Stunden; am Bahnhofe stehen Omnibusse, welche in's Lager und nach Grand Mourmelon fahren, der Ortschaft, die am linken Flügel des Lagers liegt, aber der Mittelpunkt für alle Bedürfnisse und Belustigungen ist, welche Offizier und Soldat anspricht.

Soldaten und Pferde werden tüchtig in Athem gehalten mit Exerciren, Märschen und Manövern. Doch wenn auch der Tag anstrengend und heiß war, so verliert doch für den Abend niemand die Laune für's Vergnügen. Der petit fantassin, welcher den eigentlichen Kern der französischen Armee ausmacht, mit seiner unverdrossenen Ausdauer, Genügsamkeit und der Lebhaftigkeit seines Angriffs, ist im Lager wie zu Hause. Er weiß sich die Baracke, das Zelt oder selbst den Fleck Erde unter freiem Himmel, wo er eben seine Lagerstätte aufschlagen muß, so bequem einzurichten wie nur möglich, und dabei ist er fröhlich und guter Dinge, sogar voll ausgelassenen Uebermuths, so lange das Glück ihm lächelt. Es ist possierlich anzusehen, mit welcher Lebendigkeit sich die rothen Hosen im Lager herumtreiben; es gibt kein Spiel, das da nicht vorkäme, und kein Pariser Vorstadttheater oder Café chantant hat witzigere Lustigmacher, als das Lager. Hier ist das Vergnügen wohlfeil; die Regimentsmusik spielt auf und die Soldaten machen sich selbst den nöthigen Spektakel dazu.

Jetzt ist alles doppelt lebhaft, denn der Kaiser ist da; er bewohnt auf der Kuppe einer sanft ansteigenden Anhöhe eine nett gezimmerte Baracke, die mit den übrigen Häuschen für die Dienstoffiziere, Adjutanten und Kanzleien eine Gruppe von Gebäuden bildet, welche den Namen „Pavillon de l'Empereur“ trägt. Wiesenwuchs und frisch angelegte Nadelholzpflanzungen geben der Anlage ein freundliches Aussehen. Die Aussicht ist imposant; sie beherrscht das ganze Lager mit seinem Gewimmel und Getriebe, entfernt genug, um nicht alle schmutzigen Details sehen zu müssen, und doch wieder genug nahe, um einen lebendigen Eindruck des Ganzen zu empfangen.

Wer von den Soldaten ein paar Mutterpfennige beisammen hat oder einige kleine Ersparnisse von Zulagen und Löhnung, der versäumt es nicht, gegen Abend nach Grand Mourmelon zu wandern, wo man eine Art von Paris auf einen kleinen Raum zusammengedrängt findet, oder eigentlich eine Carrikatur davon. Alles was specifisch Pariser Vergnügen ist, wird hier für die Zeit des Lagers von Spekulanten tant bien que mal geboten. Eine Bude, ein Café neben dem andern, und in jedem Gäste genug. Auch die Offiziere reiten, fahren und gehen, sobald es dunkel wird, nach Mourmelon hinüber, so daß die Hauptstraße, welche aus dem Lager dahin führt, um diese Zeit recht lebhaft und beinahe so lebensgefährlich zu passiren ist, wie der Boulevard an der Porte St. Martin.

Daß ein Ball im Freien nach dem Vorbild von Mabille und Chateau des Fleurs nicht fehlen darf, versteht sich. Man benutzt dazu einen ziemlich artigen Park, welcher zwar nicht so glänzend beleuchtet ist, wie Mabille, aber eben so schattige Laubgänge und dunkle Grotten bietet, wie die Closerie des Lilas. Auch hier natürlich der unvermeidliche Cancan, und da man es im Lager mit der Sittenpolizei nicht so streng nimmt, und die mahnenden Sergeants de ville nicht da sind, welche mit ihrem: „Dansez plus décemment,“ den übertriebensten Ausschweifungen mancher femme écervelée Einhalt thun, so bekommt man hier noch ganz andere Sachen zu sehen, als man allenfalls an den Pariser öffentlichen Bällen zu ertragen gewöhnt ist.

Ich kann es noch immer nicht begreifen, wie die Franzosen und namentlich die Französinnen, welche doch sonst so graziös sind, auf diesen Tanz verfallen konnten, der von Anmuth keine Spur mehr hat. Es ist im Cancan nichts von der sinnbetäubenden Gluth und Ueppigkeit anderer, besonders südlicher Nationaltänze; es ist nichts darin als carrikirende Frechheit und platte Obscönität; ein Gliederverrenken, welches den Affen im Jardin des Plantes alle Ehre machen würde, von dem ich aber noch eher begreife, daß man es mitmachen kann zur gymnastischen Uebung, als es zu seinem Vergnügen ansehen.

Es wird oft spät in der Nacht, bis der Trupp der Reiter und Fußgänger wieder in das Lager zurückkehrt, um die wenigen Stunden Ruhe zu genießen, welche vor dem Frühmanöver des nächsten Tages zur Verfügung sind.

Ich stand noch auf dem Balkon des Hotels Bellevue, das dem Pavillon de l'Empereur gegenüber fast in der

Mitte des Lagers steht, als unter den Zelten und in den Baracken schon alles still geworden war. Dann und wann ließ ein übermüthiger Hengst der Chasseurs oder Husaren sein helles Gewieher durch die Nacht tönen, oder ein verspäteter Nachzügler kam mit unsicherem Schritt und im lauten Selbstgespräch, an welchem auch der Wein seinen Antheil haben mochte, von den Vergnügungsstätten Mourmelons; sonst war alles lautlos und ruhig. Die Flammen auf den Leuchtthürmen warfen ihren Reflex aus großen Metallspiegeln über die Linien des Lagers. Alles schien im tiefen Schlafe zu liegen, nur vom Pavillon de l'Empereur herüber strahlte das helle Licht einer Lampe, ob aus dem Zimmer des dienstthuenden Offiziers oder aus dem einsamen Cabinete des Kaisers, vermag ich nicht anzugeben.

Der glückhafte Bahnzug.

II.

O du Rüpel von einem Hausknecht in der goldenen Birn! Kaum haben wir uns niederlegt, so poltert der Kaliban uns schon aus dem Schlafe. Eben schlägt die vierte Morgenstunde. Wir hatten darauf gerechnet, uns nicht vor fünf Uhr zu erheben. Sind wir denn Weiber, die sich stundenlang striegeln, bügeln und strählen? Schade um die kostbaren fünf Dutzend Minuten gesunden Schlafes; aber geschehen ist geschehen, und ich tröste mich um so leichter, als dem allzudienstfertigen „Mostschädel" nichts von alledem widerfahren ist, was ich im ersten Augenblick ihm angewünscht. (Mostschädel ist in Niederösterreich der volksthümliche Spitzname der Oberösterreicher; unter Most versteht man hier Apfelwein, das Erzeugniß des hochgelegenen Landes ob der Enns.) Das ganze Haus wird lebendig. Literatur und Kunst haben die Stille der Nacht nicht verschont und finden keine Ursache, den Tag durch Schweigen zu begrüßen. Mein Stubengenosse posaunt nach einem Figaro; endlich erscheint eine Gestalt, ist aber nicht mit dem Scheermesser, sondern mit dem Brenneisen bewaffnet und beglaubigt sich als einen La Fleur. Der Barbier hat sich indessen zu einer Gesellschaft von Vollbärten verirrt. Endlich werden die Verwechselungen eingerenkt. Mit der Zeit rückt auch der Kaffee heran. Um halb sechs Uhr fahren wir vorschriftsmäßig angethan zum Bahnhofe ab, wo sich eine überaus glänzende Gesellschaft einfindet. Ich habe selten noch so viele unkriegerische Uniformen und Orden beisammen gesehen als auf dem Bahnhofe zu Linz. Graf Constantin Mathias von Wickenburg, welcher als Vorsitzender des Verwaltungsraths der Westbahn hier das vollendete Werk zu vertreten und den Wirth vorzustellen hatte, schien an der Last seiner Orden, Sterne und Goldstickereien schwer genug zu tragen. Der Graf feierte einen Ehrentag nach vierjähriger Arbeit. Im Jahr 1856 war ihm die Oberleitung des zu beginnenden Werkes übertragen worden, und in diesem Auftrage lag eine Genugthuung für die rauhe Weise, womit Felix Schwarzenberg beim Eintritt in das Ministerium den damaligen Gouverneur der Steiermark aus dem Staatsdienste entfernt hatte. Doch das sind alte Geschichten, an die nur insofern zu erinnern, als sie dazu dienen, dem hellen Glanz sich als dunkle Folie zu unterlegen und ihn dadurch zu heben. Wohlverstanden: der Posten eines Präsidenten im Verwaltungsrathe einer zu erbauenden Eisenbahn an und für sich war kein glänzender für einen Mann, der in einem der stattlichsten Kronländer zwei Jahrzehnte hindurch des Kaisers Landpfleger und zum Schlusse seiner Verwaltung einige Tage lang ernannter Minister des Innern gewesen; aber nach sieben Jahren unfreiwilliger Ruhe konnte Wickenburg nicht ehrenvoller (obschon allenfalls glänzender) in die öffentliche Wirksamkeit zurückberufen werden, als indem ihm die Regierung die Leitung eines Werkes übertrug, dessen politische und handelspolitische Bedeutung ihm den ersten Rang unter allen Schienenwegen des Reiches schon zum voraus anwies.

Bald nach sechs Uhr traf der Hofzug ein. Der Kaiser, begleitet von sechs oder sieben Erzherzogen und einem stattlichen Gefolge, wurde feierlich und mit herzlichem Jubel empfangen. Die Gäste fuhren sofort in zwei Zügen voraus nach Salzburg. Welch ein herrlicher Weg, den ein heller Morgen mit Sonnenschein

übergoß! Im Anfang auf diesem Wege hegt der Fremdling keine sonderlichen Erwartungen; die allerdings fruchtbare und lustig anzuschauende Ebene zeigt sich nichts desto weniger eintönig. Um Fruchtfelder, Wiesen, Gehöfte eines Flachlandes zu betrachten, brauchen wir nicht nach Oberösterreich zu fahren. Gestern Abend, als wir vor Linz über die Traunbrücke fuhren und bald darauf einen vollen Blick auf die Riesen am Gmundener See gewannen, bildeten wir uns ein, wir würden am nächsten Morgen schnurstracks mitten in die Berge hineinfahren. Warum nicht lieber gar auf den Traunstein hinauf und über den Spitzelstein zum Schemberg! Die Eisenbahn zieht nicht auf Gemsenpfaden, die Lokomotive hat nicht gelernt auf Steigeisen und Schneeschuhen sich zu bewegen. Und nur ein bischen Geduld, bald werden wir die gewaltigen Berge des Salzkammerguts wiedersehen, und bald darauf auch mitten in die Herrlichkeiten des Herzogthums Salzburg hineinfahren.

Wir langen auf der Welserheide an. Nach und nach begrüßen uns die Felsen wieder. Links zuerst der Traunstein mit seiner allmählig auftauchenden Nachbarschaft. In demselben Maße, wie sie sich wieder dem Blicke entziehen, wachsen andere empor, bis uns am Saume des ebenen Landes anmuthige Thalgründe die Aussicht auf die Felsenhäupter hie und da verkleiden, natürlich niemals für lange, bis wir endlich in die Pracht und Herrlichkeit des Salzburger Paradieses einfahren.

Wenn ich den Weg von Linz bis Salzburg mit allen seinen wechselnden Bildern auch nur übersichtlich zu beschreiben unternehmen wollte, wüßte ich das noch weniger fertig zu bringen, als etwa einer, welcher die Gegend, indem er sie auf den Schienen durchflog, zum allerersten mal gesehen. Und das hat seinen besondern Grund. Vor einem Menschenalter habe ich zwei glückliche Jahre in selbigen Landschaften zugebracht und sie in allen Richtungen auf jugendlichen Füßen unermüdlich durchkreuzt, hier als Jäger, dort als Lustreisender mit dem Wanderstab in der Hand. Das Fußreisen war damals eine allgemeine freie Kunst, welche dem heutigen Geschlechte nur noch aus Ueberlieferungen gleich einem halbverklungenen Mährchen bekannt ist, und die eine spätere Zeit wird wieder entdecken müssen; der glückliche Erfinder wird zweifelsohne nicht minderes Lob ernten als der feine Kopf, der bei unsern Lebzeiten die Glasmalerei wieder in das Leben zurückgeführt hat. Als ich, der Fußreisende von ehedem, nun im Fluge durch die wohlbekannten Gegenden hindurchgeführt wurde, fühlte ich mich wie toll und thöricht im Kopfe. Die alten Erinnerungen wurden durcheinander gerüttelt und geschüttelt und liegen nun in einer wahrhaft heillosen Verwirrung, so daß ich sie schwerlich mehr in Ordnung bringen kann, bevor ich den Weg nicht etlichemal auf den Schienen hin und her mit großer Aufmerksamkeit zurückgelegt.

Und was die Aufmerksamkeit betrifft, so wurde sie dießmal noch zum Ueberfluß in doppelter Weise abgezogen, erstens durch die Aeußerlichkeiten des festlichen Tages, zweitens durch eine bedeutende Persönlichkeit, mit der mich eine glückliche Fügung zusammen geführt. — Der Zug wurde überall feierlich begrüßt. Die Häuschen der Bahnwärter, die Haltplätze und Bahnhöfe prangten in ländlichem Schmuck von Blumenkränzen und Laubgewinden. Ueberall flatterten kaiserliche und bayerische Fahnen. Schützengilden, Beamte, Schuljugend, Stadtbewohner, Landvolk standen gedrängt in sonntäglichem Aufputz. Ueberall knallten Pöller, knatterten Gewehre, schmetterte Musik, dröhnte tausendstimmiger Jubelruf. Als besonderes Bild sind mir die Bergknappen von Wolfsegg im Gedächtniß zurückgeblieben. Umgeben von ihren Vorgesetzten, von Herrenweibern in städtischer Tracht, von kernhaften Dirndln mit gefällig geknüpften Kopftüchln standen die wohlgewachsenen Bursche in schwarzer Gnomentracht, eine lange Reihe, vor der Mündung eines lachenden Wiesenthales, umsäumt von bewaldeten Hügeln, von deren einem ein stolzes altes Schloß niederblickte, ernst und freundlich zugleich wie die schwarzen Gesellen und ihre dunkeln Spielleute.

Der Mann, mit welchem mich ein günstiger Zufall zusammengeführt, war Hebbel. Es klingt fast komisch, daß ich den Dichter bisher nicht gekannt, mit dem ich seit einem Jahrzehnt die Luft derselben Stadt athme. Nichts wäre einfacher gewesen, es hätte sich sogar von selbst verstanden, daß ich, der Angekommene, zu ihm hingegangen wäre. Ich hätte es auch gerne gethan, wenn mich nicht eine Betrachtung abgehalten. Man besucht und gegenbesucht sich und kommt dabei eigentlich doch zu nichts als zur Kenntniß der Außenseite; höchstens gewinnt man eine Möglichkeit mehr, daß ein Zufall die rechte Bekanntschaft vermittle. Indessen, wenn der Zufall will, so bedarf er einer solchen Eselsbrücke nicht; gar häufig aber verschmäht er sie, und zwar gerade zum Trotz, und man hat die edle Zeit mit alberner Visitenschneiderei verloren. Sobald aber ihrer zwei, die sich kennen, ohne je mit einander gesprochen zu haben, im Wagen bei einander sitzen, und zwar bei einer so besondern Gelegenheit, fürwahr, dann müßte der böse Feind seinen Schabernack treiben, wenn sie nicht gehörig den Mund aufthäten, um frisch vom Herzen weg zu reden. So ist geschehen von Linz

bis Salzburg; danach sind wir auch zusammen geblieben von Salzburg bis München, wo wir dasselbe Zimmer bezogen, und von München zurück bis Salzburg, und da ist zum Reden auch mancher tiefe Trunk gekommen, der jedesmal vortrefflich gemundet hat. Ein guter Tropfen ist niemals zu verachten, aber seine rechte Würze erhält er, wenn man neben einem ehrlichen Gesellen sitzt, der frank und frei das Herz auf der Zunge tragen darf und trägt, und der entweder im Parteienkampfe dieser Zeit sich den Sinn unbefangen zu erhalten glücklich genug war, oder — wie der noch glücklichere Hebbel — gar keinen Harnisch trägt und keiner Fahne folgt, wozu freilich nicht jeder das Recht hat wie er. Uebrigens muß ich, um etwaiger Mißdeutung vorzubeugen, noch eigens anmerken, daß Hebbels Stellung in dieser Beziehung nicht etwa aus Gesinnungslosigkeit und Schwäche hervorgeht. Er hat es bewiesen. Während der Tollheiten des Jahres 1848 hat er, wie ihr euch entsinnen werdet, nicht geschwiegen, und seine Mittheilungen aus Wien in der Allgemeinen Zeitung haben ihm von Seiten der Rothen damals bedenkliche Verfolgungen zugezogen. Man sagt gewöhnlich, Hebbel sey ein Däne; das ist nicht richtig. Er ist zwar dänischer Unterthan, aber ein Ditmarsche, also ein Deutscher, geboren auf der Scholle, wo sein Geschlecht freier Landsassen schon seit unvordenklichen Zeiten Haus hält und, will's Gott, auch bleiben wird. Wenigstens blüht und gedeiht es gegenwärtig dort in kräftigem Nachwuchs. Der Dichter trägt in seinem Aeußern ganz das urdeutsche Gepräge: Augen von reinem Blau, helles Haar, noch helleren Bart, zarte Haut, obschon stark gebräunt, feine und doch kräftige Züge.

Der Bahnhof von Salzburg beherrscht von seiner Anhöhe eine weite Aussicht; daß sie wunderbar herrlich ist, versteht sich in solcher Landschaft von selbst. Hohensalzburg, die Veste auf dem Felsenblock, stellt sich von dieser Seite am allervortheilhaftesten dar, insofern es überhaupt ein Mehr oder Minder hier geben kann. Der herrlichste Sommertag erhellte die Gegend. Kein Wölkchen trübte den Himmel, wohl aber eines die Erwartungen; es war ein Nebelfleck, der an der Flanke eines Felsenberges sich festgesetzt, scheinbar ganz dicht hinter Hohensalzburg, so daß ich mir einzureden versuchen konnte, er bestehe aus Pulverdampf, obschon meines Wissens die Geschütze auf der Burg, welche später donnern sollten, an selbigem Tage noch nicht gelöst worden. Bekanntlich ist keine Schönheit wegen ihrer wandelbaren Launen dergestalt verrufen, wie Salzburg wegen seiner Regenwetter. Wer kennt nicht den uralten Schwank von jenem, der seit sieben Jahren nicht zu Salzburg gewesen und an seinen Gastfreund von dort, dem er in Afrika begegnet, die Frage stellt: „Regnet es noch in Salzburg?“ Schon Agricola erzählt das Geschichtchen, nicht etwa Cnejus Julius Agricola, des Tacitus Schwiegervater, sondern Johann Agricola, dessen Vater vermuthlich mit seinem ehrlichen deutschen Namen „Bauer“ geheißen haben wird.

Im hellsten Sonnenschein empfingen wir in voller Gala den Kaiser auf dem Bahnhofe, und bald darauf auch den König von Bayern, der mit stattlichem Geleit von München her angefahren kam. Mit dem König erschienen mehrere Prinzen seines Hauses; wenn ich nicht irre, waren es drei. Der Bayernkönig sieht viel jünger aus, als ich nach den statistischen Angaben des Hofkalenders mir ihn vorgestellt. Leutselig grüßte er nach allen Seiten hin, und das Lächeln des runden Gesichtes mit dem dunkeln Bart trug ein Gepräge von herzlichem Wohlwollen, das schier mehr noch als die Züge selbst an seine Mutter, die gute und schöne Königin Therese erinnerte. Bei der Ankunft des Monarchen war geschehen, was das Programm vorgeschrieben, und zum Glockengeläut, zum Donner der Geschütze, zum Knallen der Böller, zum Schmettern der Musik hatte sich der eben so herzliche als freiwillige Jubel gesellt, in welchen die Tausende von Zuschauern an den Schranken ausbrachen. „Nach der gegenseitigen Begrüßung und nach einer kurzen Ansprache des Präsidenten des Verwaltungsrathes der Kaiserin Elisabeth-Bahn, Grafen von Wickenburg,“ hieß es weiter in der gedruckten Vorschrift, „wird in dem Vestibule des gemeinsamen (österreichisch-bayerischen) Bahnhofes, zum Andenken an die Vollendung des ganzen Werkes, ein Schlußstein von Ihren Majestäten gelegt und in feierlicher Weise von dem Herrn Fürsterzbischofe von Salzburg und Primas von Deutschland, Doctor von Tarnoczy, kirchlich eingeweiht. Eine gleiche Weihe erhalten hierauf vom Perron des Bahnhofes aus die Bahn und die langsam vorüberziehenden Locomotive und Waggons.“ Ich kann bezeugen, daß es genau so geschehen ist, wie das Programm besagte, obschon ich keinen Platz mehr im Vestibule erhielt. Die Einweihung der Bahn durch den Primas von Deutschland war ein überaus feierlicher Augenblick, ergreifend auch durch den Gedanken, daß diese Bahn und diese Feier einen von den Riegeln vorschoben, welche die Wiederkehr der Zeiten eines Fürsten Primas des Rheinbundes abwehren sollen und werden. Geräuschlos glitten die bekränzten Locomotive, wie von ihren Blumenketten gezügelt, vorüber. In einer vielleicht allzu wunderlichen Gedankenverkettung fiel mir der Löwe ein, den Eros auf ihm reitend am Gängelbande führt. Am Ende jedoch wird es kein

Herenwerk seyn, den alltäglichen Eros zu einer höheren Liebesmacht in der Vorstellung zu erheben; das erscheint um so leichter, als das Feuerroß ja ein viel gewaltigeres Ungethüm und schwerer zu bändigen ist als der Wüstenkönig, weßhalb die Macht, welche es bewältigt, in demselben Verhältniß stärker seyn muß.

An die Feierlichkeiten der Schlußsteinlegung schloß sich das Festmahl. Die Majestäten mit ihren Umgebungen nahmen in einem Wartsaale das Gabelfrühstück ein, die übrigen Gäste in einer Waarenhalle, welche von der Stadt Salzburg zu diesem Zwecke prachtvoll und sinnreich aufgeputzt worden. Die Mitte des ungeheuern Raumes nahm an der Flanke, dem Haupteingange gegenüber, ein erhöhtes Gerüste ein, wo der Verwaltungsrath thronte. Rechts und links zogen sich in mehrfachen Reihen, unabsehbar lang, die Tafeln hin. Die Musik spielte draußen vor der offenen Thüre von der Größe eines Scheunenthores. Man saß kühl und behaglich in der luftigen Halle. Die Bewirthung hatte im Auftrage des Verwaltungsrathes Herr Sacher aus Wien übernommen. Sacher ist eine Berühmtheit in seiner Art, ein „Delicatessenhändler," wie man heutzutage ein Gewerbe nennt, das aus der ehemaligen Zunft der Tafeldecker erwachsen ist. Er hat sich seines Auftrages in rühmlichster Weise erledigt. Speise, Trank und Bedienung waren musterhaft. Eine Gesellschaft von sechs Personen mitten in Wien könnte nicht besser versorgt, nicht aufmerksamer und flinker bedient werden, wie im fernen Salzburg die vielen Hunderte versorgt und bedient wurden. Von allen den kleinen Unannehmlichkeiten, welche ich bisher für die unvermeidliche Beigabe öffentlicher großer Schmausereien gehalten, blieb uns jegliche erspart.

Natürlich fehlte es nicht an Trinksprüchen. Einen davon brachte der bayerische Abgeordnete Freiherr von Lerchenfeld aus. Da der Redner einen Büchsenschuß entfernt von mir sprach, habe ich kein Wort verstanden, sondern nur den Jubel der näheren Umgebung vernommen und einige Tage später erst seine Worte in den Zeitungen gelesen, vermuthlich etwas später als ihr. Gegen Ende des Mahles kamen der Kaiser und der König zu einem Rundgange durch die Halle. Unmittelbar zuvor hatte sich gleich einem Lauffeuer die Kunde von ihren Trinksprüchen verbreitet, deren Wortlaut in demselben Augenblick in alle Welt hinaus telegraphirt worden, und den man in London und Paris früher kennen lernte als an der Tafel in der Salzburger Festhalle. Aber den Geist der Reden kannten wir, und begeistert durch eine solche Kundgebung aus entscheidendem Munde, empfingen wir die zwei deutschen Fürsten mit einem Jubel, der wie kaum noch ein anderer aus tiefster Seele kam. Freunde und Bekannte drückten sich die Hände, Unbekannte fielen sich um den Hals. Alle fühlten, daß sie den weltgeschichtlichen Augenblick erlebt hatten, wo es aller Welt kund ward, daß der böse Zauber (hoffentlich für recht lange Zeit) gebrochen sey, welcher im vorigen Jahre über ganz Deutschland die Schmach des Friedens von Villafranca-Zürich gebracht und uns mit allem Ungemach der Schule von 1796 bis 1813 in entehrender Wiederholung bedrohte, gleich Schülern, die im Examen durchgefallen sind und den schlechtbenutzten Cursus nochmals durchzumachen haben! Aus den Trinksprüchen der zwei gekrönten Häupter erfuhren wir, daß die Teplitzer Begegnung ihren Zweck erreicht habe. Das Verdienst, sie vermittelt zu haben, gebührt dem König Max. Gott segne ihn dafür. Ich war einen Augenblick lang versucht, den Wortlaut der beiden Sprüche hier einzuschalten, doch habe ich sofort mich eines besseren besonnen. Ihr Inhalt hat sich ja unvergeßlich unserem Gedächtniß eingeprägt, und die nach uns kommen, finden ihn auf den ehernen Tafeln der Geschichte mit tiefem Griffel unvergänglich eingegraben.

„Nach Beendigung des Mahles wird zufolge freundlicher Einladung von Seite Bayerns die Fahrt nach München angetreten," lautete die fernere Weisung, der alle Welt sich mit Bereitwilligkeit fügte. Im hellsten Sonnenschein verließen wir Salzburg, die prächtige Alpenstadt. Lange hielt die Herrlichkeit des Wetters nicht mehr aus. Die bösen Zeichen vom Morgen sollten sich nur allzuschnell bewähren. Das Gewölk staute sich am Gebirge. Ein Hagelschlag prasselte nieder, wie ich ihn noch selten in solcher Ausdehnung gesehen. Ganze Strecken Landes schienen beschneit. Ein darauf folgender Regen brachte uns um die Herrlichkeit der sonst so schönen Aussichten. Wir hatten Rosenheim hinter uns, bevor sich das Wetter besserte. Durch das Thal der Mangfall fuhren wir in goldenem Abendschein. München erreichten wir in der Dunkelheit. Bengalische Flammen begrüßten uns im Bahnhofe, dessen aufgeputzte Räume eine zahlreiche Menge füllte. Böllerschüsse, Musik, Zuruf empfingen den anlangenden Festzug.

Zum goldenen Laube.

Novelle aus dem vorigen Jahrhundert.

(Fortsetzung.)

Drittes Kapitel.

Die da in der Mitte rühren sich auch.

In jener düstern Zeit, von welcher unsere Geschichte handelt, jener nachtdüstern Zeit, wo Schulmeister am Hungertuche zehrten, Kirchenpatrone knauserten und Kirchenpatroninnen, trotz der menschen- und volksfreundlichsten Gesinnungen, tauben Ohren predigten, in jener entschwundenen Zeit bestand noch die geheime Verbrüderung der Lumpensammler und Dintensieder, welcher man erst in unsern Tagen auf die Spur gekommen und einigermaßen Herr geworden ist. Sie hatten ihre Helfershelfer in allen Würden und Aemtern und setzten nach und nach durch, daß über jedes „Gotthelf!“ welches der Rathsdiener dem niesenden Bürgermeister zurief, ein halbes Ries Papier vollgeschrieben wurde. Was früher von Mund zu Mund im Freien und vor aller Augen verhandelt und abgemacht wurde, vom frühen Morgen an bis „wann die Sonne in Gold geht,“ das zog man nun in den Dunst der Schreiberkasernen; und wenn ehemals der Wald, das Wasser und der blaue Himmel bei einem Eidschwur zugehört und Zeugenschaft abgegeben hatten, so waren jetzt Aktenkasten, qualmende Staatsöfen, grün benagelte Pulte, rothnasige Schreiber und Inquisitoren, welche mißtrauisch über blinde Hornbrillen dreinschauten, die einschüchternde Umgebung der bei allen Heiligen Ausgefragten. Es entstand eine neue Seuche, der Schreiberkrampf. Ein Geschlecht wuchs heran, das an krummen Rücken, schmalen Brustkasten, ungleichen Schultern, tabakschnupfenden Nasen, Unverschämtheit nach unten, Unterwürfigkeit nach oben schon aus weiter Ferne kenntlich war, und das sich durch grüne Ueberzüge am rechten Arm, fettige Rockkragen, ungeheuerliche Kravattenschnallen, krumme, zu Zeiten auch lange Finger und sonstige Abweichungen von dem Ideal einer männlichen Erscheinung auszeichnete. Am Ende kam es dahin, daß eine neue Sprache erdacht wurde, die man Kanzleistyl nannte, und welche, wie bei Doctoren und Apothekern das Latein, den Zweck hatte, dem gemeinen Volke seine Einfalt und Ungelehrtheit und seinen tiefen Abstand gegen jenes fremd redende Geschlecht recht deutlich fühlbar zu machen. Darüber verlernte sich allmählig der Gebrauch der Zunge. Es kamen Jahre vor, wo in einigen Ländern rein gar nichts weiter gehört wurde als Federkreischen, Sandstreuen und Aktenzusammenfalten. Die Prediger auf den Kanzeln waren noch die Einzigen, welchen von Zeit zu Zeit ein Einfall kam, doch hatte man sich des Hörens in solchem Grade entwöhnt, daß, wo sich ein Prediger vernehmen ließ, sein Vortrag betäubend und einschläfernd wirkte. Alle Welt schien der Gefahr preisgegeben zu seyn, wie Dornröschen oder der alte Herr im Kyffhäuser unabsehbarem Schlafe zu verfallen.

Zum Glück kam, ehe der letzte einnickte, das Complott der Lumpensammler und Dintensieder an den Tag. Ein allgemeines Hallo rief die Schläfer zum Widerstande auf, man warf die Galläpfeltinktur aus den Fenstern, jagte von dannen, was sich jagen ließ, und brachte es endlich dahin, daß die völlig eingewachsene Zunge jetzt wieder zu lallen beginnt.

Diese glückliche Errungenschaft der Gegenwart war jener düstern Zeit indessen noch versagt, und so kommt es denn, daß, wie wir diese ganze abenteuerliche Geschichte aus alten Papierkörben zusammensuchten, auch über die Patronatsinquisition im goldenen Laube ein runder Aktenstoß vollgeschrieben worden ist, dessen Genauigkeit uns jetzt zu statten kommt. Mit seiner Hülfe erfahren wir genau, was die menschenfreundliche Kirchenpatronin beim sorgfältigen Untersuchen der zwei pomphaft ausstaffirten Landschönen an Schmuckstücken vorfand und etwa auch noch in Lade und Schrein aufstöberte. Wir geben der Toilette Barbaras den Vortritt.

Es heißt im Protokoll, sie kleide sich auf folgende „unanständige“ Art: 1) eine kostbare Mütze von Zobelgebräme und einem Ueberzug von drap d'or; 2) ein langer Pelz mit einer Schleppe, ingleichen ein Korsett und langen Rock von schielichtem Tafft, davon jenes auf der Brust und in den Aermeln mit silbernen Tressen bebrämt; 3) ein blau Korsett von Gros de Tours; 4) ein schielicht taffetnes Korsett 5) mit halbseidenen Röcken, über 6) einem großen Fischbeinrock mit Sprungreifen und Bügeln, benebst 7) Schleppen von seidenem Stoff, Damast, Brocard und Tafft mit gold- und silbernen Tressen besetzt, auch 8) kostbare Halstücher. — Man sieht, daß die gelähmte Wirthin zum goldenen Laube nicht ohne Ursache den Kopf schüttelte, und zwar Tag und Nacht.

Dennoch bringt das Protokoll über den Anzug der Panitzin noch eine Nummer mehr heraus. Um der Gerechtigkeit willen mag auch ihr Kleiderschatz der Vergessenheit entrissen werden. Sie trug also, heißt es: „1) bei Gevatterschaften moutonirten Haarputz, 2) mit kostbaren Spitzen, sonst aber 3) zur Communion ein Nachtzeug und langes schwarzes Kleid von drap des dames, welches dieselbe noch dazu schleppe; außerdem 4) ein Pelzkorsett von fehgrauem Werke mit Ueberzug von Tafft oder Gros de Tours, auch auf der Brust und Ermeln silbernen Spitzenbesatz; ingleichem 5) ein erbsfarbenes piquirt Tafftkorsett, ferner 6) ein karmoisinrothes dergleichen, 7) ein blaues Gros de Tours dergleichen, 8) große Fischbeinröcke, 9) lange, halbseidene und papeline Röcke, auf dem Kopfe und Halse aber kostbare seidene, imgleichen mit goldenen und silbernen Tressen besetzte Tücher.“

Die Panitzin erklärte im übrigen zu Protokoll, sie werde unter keiner Bedingung zur Bauerntracht zurückkehren, denke überhaupt den Hof ihres Vaters zu verlassen und sich in der Stadt zu verheirathen, da ihr die Landluft zu scharf sey. Herr Julius Cäsar von Hartz droht seinerseits mit dem forum deprehensionis. Barbara setzte sich mit aufgeworfenem Köpfchen zur Wehr, ohne sich dennoch zu verhehlen, daß es an einer Närrin im Orte übergenug gewesen sey.

Nun gab es ein Ehepaar in Dennschütz, das, nächst dem Kirchenpatron und seiner Gattin, an der neuen Kleidertracht den größten Anstoß genommen hatte. Das war die Gemeinderichterin und der Gemeinderichter Schnalz, der sogenannte Hamster von Dennschütz, in dessen Scheuern noch im Junimonat Korn gedroschen wurde. Die Schnalzin hatte eigentlich zuerst den Einfall gehabt, städtische Kleider anzulegen. Bis zum Anpassen des Bügelreifrocks war es damit gediehen; aber nun sollte auch noch die Schleppe angeschafft werden, und hier widersetzte sich der Gemeinderichter. Noch seyen die Kornpreise nicht danach angethan, sagte er; da müsse erst ein Hungerjahr dazwischen kommen, und dann werde er sich's noch zwei mal überlegen. So ging der Reifrock denn, als „durchaus nicht nach dem rechten Schnitte gemacht,“ an den städtischen Schneider zurück, um später der Henßelin, als frisch aus der Werkstatt kommend, verkauft zu werden. Eine Anzeige beim Kirchenpatron war die erste Flattermine, welche die Gemeinderichterin gegen die Tochter des goldenen Laubes anlegte. Die Inquisition und das Doppelprotokoll folgten auf dem Fuße. Nun war vor der Hand dem Rangstreit ein Waffenstillstand aufgezwungen. Am morgenden Sonntage werde, so war anzunehmen, weder die Panitzin noch die Henßelin zur Kirche gehen, und so durfte die Gemeinderichterin hoffen, die ihr gebührende Stellung als erste Frau des Orts nicht wieder in Gefahr gebracht zu sehen.

In der That, es gab am folgenden Sonntage kein Rauschen und Bauschen mehr zwischen den Kirchenstühlen. Der Bauer Panitz trank beim Wirth zum goldenen Laube seinen Morgentrunk; der beiden geltende Angriff hatte sie einmal wieder vereint. Die Predigt zu versäumen, dazu war die Gelegenheit ohnehin vortrefflich geeignet.

Mit dem Orgelspiel war es übrigens heute so schlecht beschaffen, daß die der Orgel zunächst stehenden Bänke sämmtlich leer blieben und eine große Anzahl Dennschützer sich draußen vor der Kirchthüre hielten. Unter ihnen stand der aufsätzige Rector und knöpfte seinen fadenscheinigen Rock bald auf, bald zu, unentschlossen, ob er eine Schicksalswendung zum Guten abwarten, oder schon heute sich mit der Schwester dem Vagabundiren wieder zuwenden sollte. Denn noch vor zehn Jahren hatte er, ein vierzehnjähriger Bursche, mit der schwarzbemalten Geige und einem Ränzel voll Mäusefallen durch allerlei Herren Länder sich kreuz und quer umher getrieben; seine kleine Schwester hatte getanzt, Luftsprünge gemacht, auf dem Kopf gestanden, brennendes Werg verschluckt, die Beine um den Nacken geschlungen, gewahrsagt und auf dem Tambourin getrommelt. Vor zehn Jahren erst war er aus dem Wanderleben herausgerissen und von einem alten Sonderling um seines Violinspiels willen in's Haus genommen worden. Vor zehn Jahren erst hatte er die Orgel spielen und eine Schreibfeder gebrauchen gelernt, man hatte ihm seinen Zigeunernamen genommen, hatte ihn und die Schwester in irgend einer Dorfkirche mit Wasser benetzt, ihnen das Christenthum beigebracht, hatte sie allmählig an ein stetiges Leben gewöhnt, und als der alte Sonderling das Zeitliche segnete, den lebhaften gelehrigen Burschen einem blinden Schulmeister zur Aushülfe beigegeben. So war er in einem entlegenen Gebirgsdorf aus einem wandernden Musikanten nach und nach zum Rector umgestempelt worden, hatte geschulmeistert, so lange man ihn festhielt, hatte seine Stelle gewechselt, so oft ihm die Zeit lang wurde, und war endlich vor fünf Jahren in Dennschütz eingerückt, wo das Buchstabenmalen noch zu den seltenen Künsten zählte und wo ein gichtischer Organist seit langem erklärt hatte, mit der Orgel des heiligen Jacobus müsse der Böse sein Wesen getrieben haben, keine Taste wolle mehr pariren.

Fünf Jahre waren es nun, die er in Dennschütz ausgehalten hatte, den Sommer über im Freien unter

dem Birnbaum Schule haltend, während des langen Dennschützer Winters aber im Tanzlokal des Wirthshauses zum goldenen Laube; fünf Jahre, während welcher ihn allmorgendlich der Hammer des herkulischen Hufschmieds aus dem Bette gepocht und die Dennschützer Kartoffelaristokratie, bei welcher er die Reihe herum sein Mittagessen einfordern mußte, ihm jeden Lippenschmatzer und Zungenschnalzer als gefräßige Merkmale eines hergelaufenen Hungerleiders angerechnet hatte; fünf Jahre waren es, seit er, um seinen und Christels wachsenden Bedürfnissen Genüge zu schaffen, zum Verfertigen der hölzernen Mäusefallen zurückgekehrt war, seit er dem Bader die Quacksalberrecepte aus alter Schweinslederweisheit zusammen schrieb, seit er mit der Scheere Silhouetten mit spitzen Nasen ausschnitt, bei Hochzeiten und Kindtaufen geigte und allabendlich durch die unnachgiebigen Grenzen seines kurzen Bettgestells fühlbar daran erinnert wurde, daß ein Dennschützer Schulmeister nicht wie Kraut im Felde in die Höhe zu schießen befugt sey. Fünf Jahre hatte er gedarbt, die zunehmende Fadenscheinigkeit seines Rocks mit stillem Ingrimm beobachtet, sich mit dem Hamster, der ihn als nächste Instanz zu maßregeln hatte, herum gebissen, Plane zum Davonlaufen geschmiedet, auf dem Sprung gestanden, wirklich das Weite zu suchen, immer von neuem, unzählige, unvergessene male — und nun hielt ihn noch derselbe Magnet zurück, welcher den unsteten Landstreicher so lange Zeit schon wider seinen Willen auf seiner Schulmeisterbank im Tanzlokal zum goldenen Laube festgehalten hatte, hielt ihn mit unsichtbaren Armen fest und log ihm vor, die Dennschützer würden sich's schon noch überlegen, wenn er nur ein wenig Geduld auftreibe.

Während er so dastand und die gläsernen Knöpfe zählte, überlegten sich's wenigstens zwei Personen in Dennschütz, wie die Grille des Rectors Rex einmal ernstlich bei Worte zu nehmen sey, und wie man ihm ein Bein stellen könne, über das er auf die Nase und für immer in den Sand stürzte. Dieses Bein wollte ihm die Frau des Hamsters stellen. Nicht daß sie von junonischer Schönheit war und ihm den Kopf zu verwirren dachte. Ihr Mann hatte schon am dritten Tage nach der Hochzeit sie als Vogelscheuche in die Erbsen zu stellen gedroht, und ihre eckigen Ellbogen verglich der Bader, so oft er einen Rausch hatte, mit dem zerbrechlichen Sprunggeräth einer Heuschrecke. Aber ihr Gehirn war von mehr als gutem Durchschnittsgewicht, und wem sie übel wollte, der konnte nur Baumwolle in die Ohren stopfen, wenn er die Galle niederhalten wollte. Es gab eine Veranlassung zu diesem Groll der Gemeinderichterin gegen den Rector, und der Hamster sorgte durch spöttisches Wiederholen des unliebsamen Worts für ein Offenhalten der Wunde. Bei der Trauung des Richterpaars war die Sache zur Sprache gekommen. Der reiche Schnalz hatte gelacht, als sie den Rector zur Rede gestellt wissen wollte. Es stehe einmal im Gesangbuch, hatte er gesagt, und da müsse es wohl wahr seyn. Freilich! aber warum wählte der Rector gerade zur Trauung diesen Choralanfang?

> Wie schön ist unsers Königs Braut —
> Wenn man sie nur von ferne schaut!

Es mußte böswillige Absicht zu Grunde liegen; sie wollte ihm den Schabernack schon gedenken, und sie hatte schon mehr als einmal Wort gehalten.

Heute nun verfiel sie auf etwas, wozu die gestrige Niederlage der neumodischen Partei ihr Muth gab. Sie hatte es auf die Fuchsmütze der Christel abgesehen. Seit wann war es Sitte, daß eine hergelaufene Rectorsschwester sich anmaßen durfte, gleich der Gemeinderichterin eine Pelzmütze zu tragen? noch dazu auf einem Ohr und die schwarzblaue Flechte oben drüber, wie es nie und nirgends Brauch war. Kein Mädchen in der ganzen Gemeinde trug sich anders als in Schleier und Haube. Es hatte sie schon seit zwei Sonntagen verdrossen. Jetzt konnte man einmal die Zähne zeigen.

Während der Klingelbeutel herum ging, wurde im Hamsterstuhl die gerichtliche Wegnahme sothaner Mütze beschlossen, und der Gemeinderichter, dem ein gewitzter Kopf weniger im Orte als ein wünschenswerther Zuwachs seiner eigenen Machtstellung erschien, erfaßte begierig diesen Anlaß, um den Rector völlig zu Boden zu schlagen. Er war ihm lange ein Dorn im Auge gewesen. Schon seit dem Streite um die alte Kanzeldecke, wobei der alte Diaconus dem Rector zum Siege verhalf, galt Rex für den gescheidtesten Kopf im Orte, und mancher, der früher zum Gemeinderichter gelaufen war, erholte sich jetzt Raths bei dem schwarzhaarigen Schulmeister. Man sprach davon, daß er noch einmal Gemeinderichter werden könne, und meinte, um die Krakelfüße, die der Hamster auf's Papier male, sey's ohnehin nicht schade. So hatte der Rector denn im Laufe der Jahre eine Art Anhängerschaft erworben, die ihm zwar kein geräumigeres Bett und kein Bier zum Mittagstische verschaffte, wohl aber mit ihm gemeinsam gegen so manches, was ihnen nicht gefiel, die Faust im Sacke ballte.

Alles das überdachte der Gemeinderichter, als er vor dem Aufbruch aus der Kirche die kurze Nase und die vollen Wangen in seinen dreieckigen Hut steckte, als bete er das Vaterunser. Auch an seine eheliche Vogel-

scheuche dachte er, und wie er sich eben die häßlichste und ihm, dem reichen Hamster am wenigsten ebenbürtige ausgesucht habe, um seinem Gemeinderegiment im Hause selbst alle Zeit ein glänzendes Beispiel von Alleinherrschaft voranstellen zu können. Das fehlte noch, daß nach so fest durchgeführtem Plane ein Mensch wie der fadenscheinige Rex ungestraft den Auffässigen spielen könne. Da gäbe es denn doch noch Mittel und Wege, — „und die Herrlichkeit, in Ewigkeit, Amen!“ schloß er hörbar laut, da er plötzlich merkte, man werde auf sein ungewöhnlich langes Gebet aufmerksam.

Mit der ihm eigenthümlichen hochherrlichen Miene herablassend die Gemeinde grüßend, verließ er seinen Kirchenstand, hinter ihm drein die dürre Frau des Alleinherrschers, deren Unterordnung unter seine Majestät er geflissentlich durch rücksichtsloses Gebahren vor aller Welt zur Schau trug. Namentlich pflegte er die zuschnellende Glasthüre beim Hinausgehen aus der Kirche allemal knapp vor ihrer Nase aus der Hand zu lassen, so daß die Gemeinderichterin von neuem öffnen mußte, während er unbekümmert seiner Wege ging.

Allmählig brachen auch die übrigen Kirchgänger auf, die braune Christel unter ihnen. Sie schob die blauschwarze Flechte wieder über die Mütze, letztere ein klein wenig auf die Seite und nickte dem an der Kirchthüre mit dem Almosenbecken stehenden Nachtwächter verstohlen zu, indem sie sich auf den Kirchensteig wandte, wo sie den Bruder verlassen hatte.

Er war nicht zu finden. Sie stand ein paarmal still, um ihm Zeit zu lassen, nachzukommen, und blieb dadurch hinter den übrigen heimgehenden Kirchgängern zurück. Als ziemlich alle um die Kirchhofsmauer gebogen waren, sah sie den Gemeindediener im vollen Amtsstaat auf sich zukommen. Sie fürchtete, er sey berauscht, und wich auf die Seite. Aber ehe sie es hindern konnte, hatte er ihr die Pelzmütze vom Kopfe genommen, wobei er ihr bedeutete, wenn ihr nach dem „aparten Ding“ verlange, so möge sie's von der Gemeinderichterin wieder fordern; mit der Kleiderordnung lasse sich nicht spassen.

So ging die Christel baarhaupt mit lose herabhängenden Flechten heim, Thränen des Zorns in den Augen und einmal über das andere dem sich gelassen entfernenden Gemeindediener nachrufend: „Das sage ich dem Rex. Wartet nur! der wird Euch! Schelm Ihr, Dieb, Galgenvogel!“

Viertes Kapitel.

Zwei alte Leute, die niemand schaden.

In einigen Gegenden besteht der Brauch, daß Predigten berühmter Kanzelredner, durch den Druck vervielfältigt, von minder begabten Amtsbrüdern statt eigener Predigten vorgetragen werden, und man rühmt namentlich den Pastoren jenseits des Canals nach, daß sie auf solche Weise zuweilen selbst auf der Kanzel wirklich Gediegenes vorbringen. Es hat freilich dieser Gebrauch seine bedenklichen Seiten, und der Pfarrer von Dennschütz, Diaconus Elterlein, welcher in bescheidener Selbstunterschätzung sich zu ihm bekannte, mußte oft die größten Anstrengungen machen, um in die Predigten seines Musterredners Spener solche Lokalanspielungen einzuflechten, welche ihm eben zum Aussprechen reif schienen. Spener, welchem die theologische Fakultät zu Wittenberg in ihrer Unfehlbarkeit nicht mehr und nicht weniger als 264 Irrthümer vorgeworfen hatte, galt ihm schon wegen seiner freimüthigen Zurechtweisung des ausschweifenden Kurfürsten Johann Georg III. für eine Art übermenschlicher Erscheinung, deren geistiges Vermächtniß nicht durch willkürliche Einschiebsel und Zuthaten in seiner Lauterkeit angetastet werden wollte. Dennoch gab es hin und wieder Rügen über Dennschützer Ungebührlichkeiten, Schlägereien, unehrbares Verhalten von Burschen und Dirnen, Gesetzübertretungen, elterliche Pflichtvergessenheit, unzureichende Pastoratsgebühren, Altarpfennige, Traugroschen, magere Osterhühner, welke Martinsgänse, schimmelige Weihnachtsschinken und verwandte Dinge, über welche ein Pfarrer nicht ungestraft wegsehen darf, wenn die Gemeinde im schuldigen Gehorsam erhalten werden soll. Nun hatte der Diaconus Elterlein herausgefunden, daß diese Rügen inmitten einer Spenerschen Musterpredigt wie vergoldete Pillen im Gehäuse einer Oblate hinabglitten und dabei die beste Wirkung thaten, wohingegen seine Schüchternheit alles verdarb, wenn er selbstständig nach beendigter Predigt seinem Herzen Luft machte. Er pflegte daher ganze Stunden am Sonnabend dem künstlichen Einflechten solcher Nutzanwendungen zu opfern und zwischen dem Pflichtgefühl, welches zum Aussprechen der Rüge drängte, und dem Respekt vor der Unverletzlichkeit des fremden Geisteswerks die heftigsten Kämpfe zu bestehen.

Er war ein kleingewachsener alter Herr mit freundlichem Gesicht, leiser Stimme, einem schwarzen Käppchen auf dem gepuderten Kopf und einer Menge Absonderlichkeiten, die seine ihm in vielen Stücken zum Verwechseln ähnliche Gattin in fünfunddreißigjähriger, kinderloser Ehe mehr gehütet und großgezogen, als verwischt hatte. Noch war des Frankfurter Rathsherrnsohns bekannter Ausspruch:

> Eigenheiten bleiben schon von selber haften;
> Du cultivire deine Eigenschaften!

nicht ersonnen worden, und wenn die alte Frau mit den rothen Apfelwangen, dem unzähligen Durcheinander von Stirnfältchen — Schlupfwinkel, wohin sich ihre Jugendtage geflüchtet hatten — mit der eingefallenen Oberlippe, der Kneifbrille auf der bescheidenen Nasenspitze und den grauen Löckchen unter brauntaffetner Haube, wenn diese alte gutmüthige Frau am Sonnabend Nachmittag den Topf mit glühenden Torfkohlen unter ihres Eheherrn Studirtisch schob, wenn sie ihm die irdene Samstagspfeife nebst dem Kanasterbeutel auf den Bücherbord legte, die Zinnlampe anzündete, die Messingschelle auf's Tintenfaß stülpte, den Amselkäficht mit einem Tuche behängte, den Fenstervorhang zuzog und sich dann im Nebenzimmer geduldig zu ihrem Töpfchen Warmbier setzte, ohne vor Beendigung des Predigtausarbeitens selber Licht anzuzünden, da erschienen ihr alle kleinen Gewohnheiten des Diaconus Elterlein so bedeutsam, so ehrwürdig, daß sie die kleinste Aenderung daran als eine Verunstaltung seines Bildes betrachtet hätte. Wo trennt sich überhaupt der Begriff von Eigenschaften und Eigenheiten in einer von langjährigem Gemüthsleben umsponnenen Auffassung des Allernächsten? Frau Brigitte Elterlein ahnte von einer solchen Trennung nichts.

Nicht einmal den bedeutenderen Geist, aus welchem der Diaconus seine Eingebungen und Gedanken schöpfte, sonderte sie von demjenigen ihres Eheherrn. Sie waren eben gleichgesinnte Brüder, der eine, Spener, etwas älter als der andere, Elterlein, und jener diesem daher mit dem Aussprechen von beiden gemeinsamen Ueberzeugungen zuvorgekommen. Längst war es ihr klar geworden, daß der Nachgeborene durch die ihm nun zugefallene Arbeit des Einschiebens und Aenderns bei weitem die schwierigere Aufgabe zu lösen übernommen habe. Sie konnte zuweilen, vor dem Bilde Speners stehend, nicht den Gedanken unterdrücken, daß er auf manches wohl im voraus schon brüderlich Bedacht hätte haben können. Dabei übertrug sie unbewußt die Hochachtung vor dem Freimuth Speners in Sachen seines ausschweifenden Landesherrn auf ihren Ehegemahl und dessen kühne Parteilichkeit für einen so freimüthigen Mann. Nicht daß der Diaconus Elterlein in Wort und That seinen Gesinnungen einen Ausdruck bedenklicher Art geliehen hätte; im Gegentheil, er vermied zuweilen gewisse verfängliche Wendungen seines Musterpredigers und hatte während nahezu fünfzigjähriger Dienstzeit das Gleichniß vom Zinsgroschen und von dem Schwerte, das der Obrigkeit in die Hand gegeben sey, bei jedem öffentlichen Anlaß seiner Gemeinde vor die Augen gehalten. Aber es lag in seiner ganzen Natur eine solche Friedfertigkeit, daß ihm jedes Bekennen zu den Aeußerungen eines kampflustigeren Temperaments das Ansehen eines wirklichen Streiters und Siegers gab, und zahllose male hatte Frau Brigitte mit innerer Rührung sich diesem Eindrucke hingegeben und sich von dem Gedanken durchdrungen, daß es anders in der Welt aussehen würde, wenn es nur in jedem Jahrhundert Leute gäbe, die so fest in der Schanze ausdauerten, wie der Diaconus Elterlein. Daß diese Schanze im gesicherten Innern der Festung lag und von einem außerhalb derselben gelegenen Standpunkte kaum wahrnehmbar war, das entging ihr um so eher und wäre ihrem Verständniß auch um so minder belangreich erschienen, als sie selbst in dieser Festung mit eingeschlossen und nie mit der Außenwelt in nahe Berührung gekommen war. Das Bedürfniß, Aeußeres und Inneres in Einklang zu setzen, war aus diesem nämlichen Grunde weder dem stillen Diaconus noch seiner, nur im Lichte ihres Eheherrn lebenden Gattin je beschwerlich geworden.

Es war der erste Sonnabend Nachmittag herangekommen, welcher dem verhängnißvollen Mützensonntag folgte. Eine drückende Schwüle hatte draußen in der Natur einem Gewitter Platz gemacht, dessen letzte Schläge eben zwischen niederrauschendem Regen verhallten. Die Wasser des Gänse- und Unkenteichs jenseits der Kreidemühle waren über ihre Ufer getreten und überschwemmten die Straße mit lehmgelben Strömen. Zweige, abgerissene Blätter, fortgewehtes Heu, am Wege stehen gebliebene und von der Fluth weggeschwemmte Feldgeräthe, der Hut des Sauhirten, zwei Schuhe unbekannter Eigenthümer, eine ertrunkene Feldmaus und drei junge, federlose, durch den Sturm aus dem Nest geschleuderte Nebelkrähen trieben unter dem Fenster des Diaconus Elterlein vorüber. Es strömte noch von allen Dächern, kein Vogel wagte sich noch aus seinem Schlupfwinkel, kein Fuhrmann traute sich noch aus dem Schutz des Nothdachs zum goldenen Laub hinaus, wo er durchnäßt mit seinem leinenumspannten Wagen eingekehrt und der Biermagd mit wassertriefenden Zudringlichkeiten beschwerlich gefallen war; aber das Gewitterstürmen auf dem Glockenthurme hatte aufgehört und der gichtische Pensionär des Dennschützer Rectorats, welchem seit fünf Jahren der Thürmerposten zugefallen war, saß athemlos auf der Glockenbank, erschöpft von der Arbeit des Sturmläutens und sehr befriedigt, daß sich das Gewitter verzog.

Am Fenster seiner Studirkammer stand der freundliche Diaconus. Er hatte während des Gewitters fleißig in den „Sturm- und Wetterandachten“ seines verehrten Meisters gelesen und schloß nun die Thüre, um während des Predigtumformens nicht durch das Brodeln des nebenan auf dem Herde harrenden

Warmbiers gestört zu werden. Heute vor Allem bedurfte er der Sammlung. Es hatten sich im Laufe der Woche eine Menge Dinge zusammengefunden, deren die Predigt gedenken mußte, und der Gedenkzettel, welcher sie enthielt, ragte fingerlang über das Spener'sche Predigtbuch hinaus. Die Johanniseier mußten schon in der nächsten Woche eingesammelt werden; es war zweckmäßig, durch ein paar Worte anzudeuten, daß faule Eier weder auf Erden noch im Himmel einen erfreulichen Geruch verbreiteten. Auch der erste Grummetschnitt für das Pfarrhaus stand bevor. Das Gleichniß von dem dürren Gras, das in den Ofen geworfen werde, schwebte ohne faßliche Handhabe vor dem Geiste des Diaconus. Es galt, wenn sich's glücklich fassen ließ, die Einschiebung in die Spener'sche Predigt zu versuchen, und hier begann erst die rechte Schwierigkeit. Noch anderes, weiter abliegendes mußte eingeflochten werden. Der Vorfall mit der Mütze konnte nicht umgangen werden und dennoch vermehrte eben dieser die schon großen Verlegenheiten. Wie sollte sich der Diaconus zu den Parteien verhalten?

„Brigitte!“ rief er nach langem, vergeblichem Ueberlegen, „habe doch die Freundlichkeit, auf eine Minute hereinzukommen.“ Die Gerufene pochte an, trat ein und blieb dann ehrfurchtsvoll auf der Schwelle stehen. — „Ich wollte dich bitten,“ begann der Diaconus, indem er die Pfeife bei Seite legte und die schwarze Kappe zurecht rückte, „mir zu wiederholen, wie die Christel zu der kostbaren Zobelmütze und dem Ueberzug von ...“ — „Von drap d'or,“ ergänzte die rothbackige Frau. — „Von drap d'or gekommen ist? Du siehst, meine Liebe, daß die ganze Gemeinde aus dem Munde ihres Seelsorgers zu vernehmen erwartet, was sie von dem Vorfalle zu denken hat.“

Mit der neuen Mütze hatte sich's, aus Brigittens weitläuftiger Antwort den knappen Inhalt zu geben, folgendermaßen verhalten. Sie wünschte — damit begann sie — der alte Herr dort an der Wand hätte etwas Aehnliches erlebt und dem Diaconus nicht die Mühe und Noth hinterlassen, solche verwickelte Begebenheiten in die Predigt erst gewaltsam hineinzuschieben.

Der Diaconus wollte freundlichst darauf hindeuten, daß Mühe und Noth im Dienste eines heiligen Amtes nicht mehr Mühe und Noth seyen, wohl aber Staffeln auf der großen Leiter zur Vollkommenheit. Nach diesen Vor- und Gegenbemerkungen ergab sich, daß die Frau des Diaconus aus dem Munde ihrer Pathin erfahren habe, die Fuchsmütze der Christel stamme von dem Nachtwächter und sey ihr von diesem zu ihrem sechzehnten Geburtstage verehrt worden; die Zobelmütze dagegen habe ihr die Pathin selbst, d. h. des Henssels Barbara, geschenkt, aber heimlich, niemand wisse etwas davon, und zwar der Gemeinderichterin zum Verdruß — — „oder zum Possen,“ schob der Diaconus ein. — „Oder zum Possen,“ ergänzte die rothbackige Frau.

Nach Erledigung der Herkunftsfrage wollte der freundliche Herr noch gebeten haben, seinem Gedächtnisse in Bezug auf der Christel weiteres Verhalten zu Hülfe zu kommen, worauf die Befragte versichern zu müssen glaubte, der Rector Rex habe geschworen, er wolle jedem, der seine Schwester „antippe,“ geschweige denn ihr die Mütze wegnehme, mit dem Kopfe zuvörderst in den grünen Unkenteich werfen.“ — Der Diaconus seufzte. — „Und der Gemeindediener habe deßhalb noch nicht gewagt, sich an der neuen prächtigen Mütze zu vergreifen.“

Nachdem die Frau des Diaconus geschlossen hatte, klinkte sie leise hinter ihrem Rücken die Thüre auf, schob sich hinaus und schloß sie wieder, ohne daß es Geräusch machte. Der Pfarrer Elterlein zündete seine Thonpfeife an, nahm sein Käpplein vom gepuderten Kopfe und begann, wie er bei angestrengtem Denken zu thun pflegte, es zwischen jedem Pfeifenzuge mit dem thönernen Pfeifenstiele auszuklopfen.

Er hatte schon vorher die während der Woche auswendig gelernte Predigt aufgeschlagen und solche Stellen roth angestrichen, wo sich die Bildersprache einer vermehrten Blüthenlese fügsam zeigte. Dieß waren in der bekannten Predigt Speners über „die Hauptlehren, daß Christi Amt nicht sey zu richten, sondern selig zu machen,“ mit dem einschränkenden und widerlegenden Zusatze: „Solches müssen wir aber recht verstehen,“ — unter andern Stellen vornehmlich diejenige, welche von „giftigen Spinnen“ redet.

Er las sie zweimal leise, dann laut: „Es ist aber solches ein grausamer Betrug deß leidigen Teuffels, der aus der schönsten und lieblichsten Blum deß Mittler-ampts Christi als eine giftige Spinne das ärgste Gifft machet.“ — Nicht ohne innere Bewegung verweilte er bei diesem kräftigen Gedanken seines Meisters. Es kam der alte Jammer über ihn, daß er hier ein erbärmliches Tagesereigniß hineinkleben wolle, ähnlich der Mauerschwalbe, welche den Straßenschlamm an die Tempel Roma's klebe, um ihrem gemeinen Bedürfniß inmitten der verunstalteten Herrlichkeit ein Nest zu bauen. Er sagte sich diesen Vergleich nicht heute zum erstenmal, und er hatte auch nicht die Gewißheit, daß ein anderer ihn nicht schon vor ihm ausgesprochen. Die Gewohnheit indessen, als blinder Passagier auf dem geistigen Fuhrwerk anderer mit aufzuhocken, hatte die Feinheit seiner Empfindung in Sachen von Einschiebseln

und Anhängseln mehr abgestumpft, als er sich's selbst bewußt war, und so brachte er denn nach anderthalb Stunden Schmauchens, Umhergehens, Käppchenabnehmens und Ausklopfens den ganzen Inhalt des Gedenkzettels glücklich unter das Dach der Spener'schen Predigt. Er hätte gern noch des Huts erwähnt, welcher dem Sauhirten im Gewitterregen abhanden gekommen war und zwischen den ungefiederten Krähen und den herrenlosen Schuhen am Pfarrhause vorüber trieb. Aber dann lag das Bedürfniß nahe, auch des Gewitters, der verschont gebliebenen Felder, der möglich gewesenen und nicht gekommenen Schlossen Erwähnung zu thun, und die Dehnbarkeit der Predigt vom Richteramt Christi hatte denn doch auch ihre Grenzen.

Er kam zu dieser letzteren Gedankenwendung, ein paar Augenblicke nachdem das Warmbier im Nebenzimmer mit starkem Gebrause übergekocht war und einen stark würzigen Duft durch die Thürspalten bis zu seinem Schreibtisch entsandt hatte. — „Brigitte!“ rief er und schellte zugleich. Als keine Antwort erfolgte, legte er hastig die Pfeife aus der Hand und öffnete die Thüre. Brigitte war noch nicht in ihrem Sorgenstuhl; aber draußen im Flur hörte er ihre Stimme und vernahm deutlich, wie sie alle Anstrengungen machte, eine andere, laut und unruhig redende Stimme zum Leiserreden zu bewegen, damit er nicht in seinem heiligen Geschäfte gestört werde.

„Meine Liebe,“ rief er, die zweite Thür öffnend und hinausleuchtend, „laß mein Pfarrkind herein kommen und nimm dich zugleich des Warmbiers an.“ „Die Henßelin?“ setzte er hinzu, indem er seinen langen geblümten Hausrock um die schwarzseidenen Beinkleider schlug und in's Zimmer zurück leuchtete. „Was führt dich her, meine Tochter?“

Barbara versuchte ihre Bewegung zu meistern. Sie war außer Athem, und die ungewählte Hauskleidung, in welcher sie gekommen, bewies, daß ihr Kopf von außergewöhnlichen Dingen erfüllt war. — Während des ärgsten Gewitters, rief sie, seyen Husaren vom Steinbruch herüber gekommen und hätten den Thurm erstürmt, wie Diebe in der Nacht.

Brigittens Kneipbrille rutschte von der Nasenspitze und der Diaconus setzte die Zinnlampe vor stummem Erstaunen in das brodelnde Warmbier, um nach seiner vom Kopfe gefallenen Kappe zu greifen.

Der alte gichtische Rector, fuhr Barbara fort, sey mit Gewalt vom Thurm herab geholt worden; unten habe man ihn näher besehen und in den Thurm zurück gestoßen. Auf den j u n g e n Rector sey's abgesehen gewesen. Er habe beim Eindämmen des Gänseteichs mit geholfen. Da seyen die Husaren über ihn gekommen.

Ein Pfiff im Nebenzimmer erklang in diesem Augenblick und richtete alle Blicke unwillkürlich nach der halb geöffneten Kammerthür, wobei das apfelrothe Gesicht der Frau Elterlein sich entfärbte und ihrem Gatten der geblümte Hausrock aus den ihn vorn zusammen haltenden Händen glitt. Er gewann indessen unverzüglich seine Fassung wieder und sagte: „Die Amsel ist's! Habe die Gefälligkeit, meine Liebe, die Schürze vom Käfigt fortzunehmen und dem Thiere seinen Abendsalat zu geben. Es ist es so gewohnt. — Aber setze dich doch, Barbara,“ fuhr er wohlwollend fort, seiner freundlichen Miene vollkommen wieder mächtig, seit die gefürchtete Ueberrumpelung sich als eingebildet erwiesen hatte. „Setze dich! Es ist mir leid, daß ich in der morgenden Predigt des Vorfalls nicht mehr Erwähnung thun kann. — Nur Ein Blatt Salat, meine Liebe! — Aber am vierten Sonntage nach Trinitatis wird die Gemeinde vernehmen, was ihr Seelsorger über die Sache denkt, und ich stehe nicht an, jetzt schon zu erklären, daß Eingriffe dieser Art an die Zeiten des dreißigjährigen Krieges erinnern, von denen ein mir nahe befreundeter Geist sagte, der Teufel habe damals seine Flegeljahre durchgemacht, immer den Fall vorausgesetzt, daß die Husaren wirklich Böses im Schilde führten.“

Barbara hatte kein Wort gehört. Ihre beim zweifelhaften Licht der Zinnlampe braun scheinenden Augen hafteten unbeweglich am Boden und die geschweiften Brauen zuckten ohne Unterlaß. Sie wühlte mit der Hand im röthlich goldenen Haar, das, obschon wieder in Treffen geflochten, doch in unzähligen krausen Löckchen gegen die Rückkehr zur alten Gewohnheit rebellirte.

„Ich laufe zum Gemeinderichter!“ rief sie plötzlich, vom Stuhle aufspringend, als sey ihr endlich klar geworden, daß hier beim freundlichen Pfarrer ihre kostbare Zeit ungenützt verstreiche. „Er soll mir schon Rede stehen, wohin sie den Rex geschleppt haben. Gute Ruh!“

Und ohne des freundlich zu weiterem Verweilen und Erzählen einladenden Diaconus weiter zu achten, schlug sie ihren Rock zum Schutz gegen den noch immer herabströmenden Regen über den Kopf und lief, wie sie gekommen war, von dannen. „Die unglückliche Zobelmütze!“ rief sie im Laufen einmal über das andere. „Ich bin an allem Schuld! Sie stecken ihn unter die Soldaten, und es wird kein Hahn nach ihm krähen!“

(Fortsetzung folgt.)

Correspondenz-Nachrichten.

Berlin, September.

Witterung. — Der neue Berliner Sommer. — Umschwung der politischen Stimmung. — Theater.

Allmählig kehren unsere Reisenden zurück, und die Residenz, wenn auch die Höfe noch fern sind, nimmt ihren alten Charakter wieder an; ja sie thut das in diesem Jahre früher als gewöhnlich, denn überall wurde der Sommeraufenthalt, den die Witterung unerträglich machte, gekürzt, und da uns die Temperatur den ganzen Sommer hindurch in Herbststimmung hielt, so war jeder Tag eine Mahnung zur Heimkehr. Man will behaupten, daß die ankommenden Eisenbahnzüge in diesem Jahre ganz besonders verstimmte Gesichter und verdorbene Toiletten zeigten. Vielleicht kommen die getäuschten Hoffnungen auf Sommerfreuden dem Heimathsorte zu gut und lehren den Werth desselben schätzen, gegen den man mit der ersten Frühlingsregung sehr ungerecht zu werden pflegt. Wir Zurückgebliebenen können jedenfalls mit dem dießjährigen Berliner Sommer ganz zufrieden seyn, und verdanken das nicht allein der allgemein kühlen Witterung, sondern auch den zunehmenden Schutzmitteln gegen Staub und Hitze, die mit allen Beiläufern früher den Sommeraufenthalt in Berlin eben so ungesund als unerträglich machten. Dank sey das den reizenden Gartenanlagen, in die sich unsere größeren Plätze (früher die kolossalen Staubreservoirs, von denen ausgehend dicke Sandwolken durch die Straßen rollten) gewandelt haben, Dank der Wasserleitung mit ihren vielverspotteten Springbrunnen, die die Rinnsteine säubert und die heißen Trottoirs und Pflastersteine tränkt und kühlt, Dank dem zunehmenden Fremdenverkehr, der Comfort und Schutz gegen die Sommercalamitäten der großen Stadt fordert. Ueberall zeigen sich Etablissements im Freien, mit blühenden Topfpflanzen umstellt; in allen Straßen sind Bäume längs den Häuserreihen gepflanzt, die Schatten zu bieten anfangen, die heißen Sonnenstrahlen als grüner Schild auffangen und Frische ausathmen; die Blumenkeller, eine Industrie, die gleichfalls erst aus dem letzten Jahrzehnt stammt, stellen ihre ambulanten Gärten auf der Straße zur Schau, und alles das arbeitet mit an der Kühlung und Reinigung der Luft.

Der Himmel war freilich meist trübe und die regenfreien Tage sind zu zählen. Die Gewitterschwüle lag drohend über uns und zeigte nur unerwartete Sonnenblicke, und der politische Horizont brachte, wie er, neben der allgemeinen Schwüle für uns fast unvermuthete, aber glänzende Lichtblicke. Wer die auswärtige Presse in ihrer Stimmung gegen Preußen vor wenig Monaten mit der heutigen vergleicht, wird kaum den Umschwung begreifen; wer sich der geharnischten Reden in unserer Kammer in diesem Frühling erinnert, wird sich eines Lächelns nicht entwehren, wenn er sie auf die jetzige Situation anwendet, und alles das, weil dem Auslande einmal klar wurde, was wir alle wußten, daß der jetzige Lenker unserer politischen Geschicke in unerschütterlichster Redlichkeit und einfachster Uneigennützigkeit nichts von allem dem Mißtrauen verdient, mit dem man ihn und seine Vertreter außerhalb der preußischen Grenze überfreigiebig zu betrachten und zu beurtheilen liebte. Der Umschwung unserer politischen Stimmung in Deutschland ist wesentlich ein Sieg der Redlichkeit und Offenheit, zu der freilich eben so sehr die Machinationen jenseits des Rheins, als die, zum Theil noch sehr utopischen Einheitsbestrebungen in Deutschland Fürsten und Regierung drängten. Eins haben unsere Volksvertreter aus den Erfahrungen der letzten Monate lernen können, daß die auswärtige Politik nicht in den Parlamentssälen gemacht wird, und daß bei den „geharnischten Reden" mehr Gefahr als Gewinn ist.

Jene Reden, namentlich die gegen Dänemark gerichteten, von denen wir übrigens kein Wort zurückgenommen haben möchten, während wir die gegen unsere deutschen Bundesbrüder durch den Jubel in Baden-Baden und die befriedigenden Vorfälle in Teplitz mit Freuden übertönt sehen, führen uns auf komischer Brücke zu unsern Kunstinstituten hinüber. Eine untergeordnete Sängerin unserer königlichen Opernbühne, die den Sommer in Kopenhagen zubrachte, hat dort öffentlich gesungen, und zwar, wie verlautete, mit ihrem Talente das Siegesfest der Dänen über deutsche Waffen verherrlichen helfen. Die Aermste schwelgte vielleicht noch in der Rückerinnerung an die ungewohnten Beifallsklänge, als die öffentlichen Blätter sich zu regen anfingen, die Ungenannte plötzlich zur Vielgenannten wurde, und die schwärzeste Druckerschwärze ihr ihr schwarzes Vergehen vorhielt. Ja unsere Generalintendanz donnerte den Machtspruch über den Belt hinüber, daß die unpatriotische Kunstnovice die geheiligten Bretter der königlichen Oper niemals wieder betreten solle. Vergebens erklärte die Dame öffentlich, daß sie noch unbedeutender als Politikerin denn als Sängerin sey, daß sie nicht entfernt eine Ahnung davon habe, daß die Dänen sich eines Sieges über deutsche Waffen zu freuen hätten, daß die Bedeutung des von ihr verherrlichten Festes ihr völlig unbekannt geblieben wäre, vergebens, der Machtspruch blieb. Aber die Opernferien waren zu Ende, es sollte wieder gesungen werden in den Räumen, die Terpsichore mehr und mehr erobert, die Primedonnen fehlten (ich sage nicht, ob

nur zeitweise oder überhaupt), auch die unbedeutende Dänenfreundin wurde nothwendig; ihr pater peccavi erzielte einen glänzenderen Erfolg als früher irgend ein Ton ihrer liederreichen Kehle — ihr wurde vergeben. Placate der Generalintendanz verkündeten in den Foyers und auf den Gängen des Opernhauses dem verstimmten Publikum, daß die Schuld der Sängerin sich bei näherer Untersuchung als übertrieben herausgestellt hätte, bürgten mit ihrem eigenen rigorosen Patriotismus für die Entschuldbarkeit und baten um Nachsicht. Das Publikum, das unsere Oper seit langer Zeit in der Nachsicht übt, nutzte diese jahrelangen Geduldsstudien und ließ sich das Wiederauftreten der Dame und ihre Susanna im Figaro gefallen, und wir lassen es dahin gestellt seyn, nach welcher Richtung hin die Milde am größten war. — Auch unser Schauspiel machte nach den langen Sommerferientagen den Eindruck des blauen Montags, an dem noch nicht alles wieder recht eingreifen will in den Ernst des Geschäftes, oder etwa eines Kinderspiels, bei dem die halberwachsene Jugend Hausherrn, Hausfrau und Gäste mit komischer Grandezza parodirt. Ernstlich gesprochen, man hätte uns zur Wiedereröffnung unseres ersten Instituts für das recitirende Drama mit einer Vorführung der Minna von Barnhelm verschonen sollen, in der nur zweite und dritte Kräfte beschäftigt waren, die obenein ohne jede Zusammenwirkung einen Eindruck der Auflösung machten, der die neue Saison als trauriges Omen bei ihrem ersten Erwachen bezeichnete. Eine moderne Eintagserscheinung hätte diese Behandlung weniger fühlbar gemacht als ein classisches Werk; verlängerte Ferien hätte man sich gern gefallen lassen, denn es ist wichtiger, wie man an einem Institute von solcher Bedeutung spielt, als daß man spielt. Was müssen die Fremden gedacht haben, die Berlin noch immer überfüllen, und für die Abende, namentlich bei zweifelhaftem Wetter, auf die Theater angewiesen sind? Hoffentlich rechneten sie uns den Sommer und die Beurlaubung der ersten Kräfte an, und wir möchten sie nicht mit der Enthüllung enttäuschen, daß erste Kräfte, Lust an der Sache, warmes künstlerisches Zusammenwirken für beständig an unserer Hofbühne beurlaubt sind. Es ist das ein betrübendes Thema, das sich nicht in dem kurzen Raum, den eine Correspondenz gestattet, die obenein noch auf das ganze Feld unseres socialen Lebens und unserer Kunstverhältnisse angewiesen ist, erschöpfen läßt; blicken wir aber auf die erschreckenden Lücken in unserem Personal, die oft unbegreifliche Besetzungsmißgriffe nothwendig machen, so befällt uns eine unbesiegbare Besorgniß um unsere Hofbühne, an die nicht nur bedeutende künstlerische Erinnerungen uns knüpfen, sondern die auch vermöge ihrer Stellung in dem intelligenten Berlin, vermöge der bedeutenden Geldmittel, über die sie zu gebieten hat, eine glänzende Stellung unter den deutschen Bühnen einzunehmen berechtigt und berufen wäre. Die Ursachen dieser Mängel sind nicht mit Einem Worte zu nennen, und namentlich würde es ungerecht seyn, sie lediglich der jetzigen Oberleitung zur Last zu legen, der wir Fleiß, Redlichkeit und unermüdlichen Eifer zusprechen müssen, wenn wir uns auch, und zwar von Anfang ihrer Leitung, in künstlerischer Beziehung nicht haben mit ihr einverstanden erklären können. Daß aber etwas, und zwar Eingreifendes, für die königliche Bühne geschehen muß, liegt nun so klar auf der Hand, daß auch die Fernstehendsten es einsehen müssen, und aus dieser Einsicht entspringen die mannigfachen Gerüchte über einen bevorstehenden Wechsel in der Intendanz, die wir jedoch vorerst alle als leere Gerüchte, zum Theil als böswillige Erfindungen und grundlose Reclamen bezeichnen müssen. So viel aber ist unzweifelhaft, daß die Wiedereröffnung der Saison uns, wie schon erwähnt, mit bangen Besorgnissen erfüllt. Keine Lücke im Personal ist ausgefüllt. In der Oper soll eine Sängerin aus Paris von gutem, aber nicht glänzendem Rufe in der Kunstwelt, Md. Miolan, auf einen Monat französisch zwischen unsern deutschen Sängern ihre Coloraturen entfalten, dann eine italienische Operngesellschaft den Kampf mit ihren Landsleuten am Victoria-Theater beginnen, endlich ein neues Ballet mit allem Aufwand des Costüms, der Decoration und der Maschinerie in den Kampf geführt werden. Das sind verzweifelte Mittel, mit letzter Anstrengung die Kasse zu füllen, aber künstlerisch sind sie nicht, und das Aufbieten fremder ephemerer Kräfte ist ein Eingeständniß, daß die eigenen nicht mehr ausreichen, die Concurrenz auszuhalten. Auch im Schauspiel hat uns Pensionirung und Entlassung brauchbare Mitglieder entzogen, und der Ersatz scheint geringer als nothdürftig zu seyn. Die Hofbühne kehrte ärmer aus ihrer Ferienreise zurück, als sie uns verließ, und schließt sich so dem Bilde an, das wir von den Heimkehrenden auf der Eisenbahn entworfen.

Wir wollen nicht auf unsere Verluste näher eingehen, aber eines müssen wir genauer gedenken, weil uns dieser Verlust an's Herz geht. Am 16. Juli starb nach längerer Krankheit der Hofrath Theichmann, geheimer expedirender Secretär der Generalintendantur der königlichen Schauspiele. Geboren 1791, trat er schon 1815 als Büreaubeamter beim königlichen Theater ein und blieb in dieser Stellung durch vier Generalintendanzen. Alle literarischen und künstlerischen Notabilitäten, die in dieser langen Zeit mit dem königlichen Theater in Beziehung traten, und ich nenne allein Goethe für Alle, standen mit Theichmann in persönlich freundschaftlichem Verhältniß, zu dem sein immer jugendlicher Enthusiasmus für die Kunst, sein vortreffliches Herz, die unermüdlichste Gefälligkeit und bescheidenste Aufopferung für andere veranlaßten. Er hat vielleicht niemals gekränkt, und unzähligemal versöhnt und vermittelt. Wie vielen wird dieser Mann fehlen, die sich an seine stille Thätigkeit gewöhnt hatten! Wir zählen uns durchaus zu diesen, und als sich die Corridore des Schauspielhauses dem Publikum wieder öffneten, haben wir bei jedem Schritt, fast unwillkürlich, das freundliche Gesicht des kleinen ergrauten Mannes gesucht. Einer der guten Geister der königlichen Bühne ist in ihm geschieden.

Die Theater zweiten Ranges fordern uns zu einem Rückblick auf ihre Sommerleistungen auf, und da begegnen wir zwei Erscheinungen, die unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen, dem Orpheus in der Unterwelt von Offenbach und, um mit besonders Erfreulichem zu schließen, das Gastspiel der Wiener Burgtheater-Schauspieler.

Die Offenbach'sche parodirende Götteroper, die uns in recht verdienstvoller Darstellung im Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater vorgeführt wurde, hat dort seit Monaten einen Kassenerfolg gehabt, der ohne Beispiel ist. Die Musik ist frisch, in's Ohr fallend, das Sujet so anspruchslos, als Parodie voll von köstlichem keckem Humor, eine reiche Ausstattung und eine Auswahl anmuthiger Darstellerinnen in leichtestem Balletcostüm dazu gerechnet, was konnte Auge und Ohr mehr verlangen? Wir freuen uns dieses Erfolges ganz besonders, da er dem sinnlosen Possentreiben einen Damm zu setzen verspricht; wir freuen uns des Sieges, den die Ariette über das Couplet, die Frivolität über die glatte Zote, die unverhüllten Beine über die sentimental verhüllte Immoralität, der leichte Esprit über die sinnloseste Plattheit errungen haben, mehr des bezwungenen Feindes, als der Waffen wegen, die den Sieg erstrebten. Wir wollen dem Sieger gerade nicht den Lorbeerkranz aus den geweihten Händen der Muse zuwerfen, aber wir wünschten, daß Kritik und Geschmacksrichtung die Breche benutzten, die diese leichten Geschosse aufgerissen. Die Posse war immer tiefer gesunken, aber sie lebte von der Theilnahme der Menge. Nehmt ihr diese, und sie muß untergehen, wie sie es längst verdiente, oder sich regeneriren, wie der Geschmack es erheischt. Wenn der Orpheus dazu beitrug, sey er uns doppelt willkommen. Das Vaudeville der Franzosen hat man vergebens auf unserer deutschen Bühne einzubürgern versucht, selbst die komische Oper hat in den letzten Jahren ihre Anziehungskraft verloren; die Abart des Vaudevilles dagegen, die Posse, die ihren unzusammenhängenden Stoff, ihre geistlosen und unpoetischen Genrebilder, ihre falsche Sentimentalität, vermischt mit plattesten Hanswurstiaden, durch das Couplet zusammenknüpfte und genießbar machte, durch das Couplet, das die Gunst des großen Haufens mißbrauchend, nach allen Seiten hin die Grenzen der künstlerischen Licenz überschritt, diese Posse hat unstreitig zur Verderbniß des Geschmacks beigetragen. Die Opernposse nähert sich wenigstens in musikalischer Beziehung wieder den künstlerischen Gesetzen des Klanges, wenn auch so leicht geschürzt als die Göttinnen des Offenbach'schen Olympes; ihr keckster Humor fordert wenigstens Witz und Geist, und indem sie den Ausstattungskram, dessen sie bedarf, überbietet, drängt sie vielleicht unwillkürlich den guten Geschmack auf anderem dramatischen Gebiete zur Einfachheit zurück.

Das andere Ereigniß des Sommertheaters, das Gesammtgastspiel einiger Wiener Burgtheater-Schauspieler am Wallner-Theater, ist viel bedeutender. Mit Ausnahme der ewig jugendlichen, mit unverwüstlicher Anmuth ausgestatteten Amalie Haizinger, waren es nicht die hervorragendsten Erscheinungen des Wiener berühmten Lustspiels, und doch war die Anerkennung des Berliner Publikums eine über alle Erwartungen günstige und warme. Der Vergleich mit den Leistungen unserer königlichen Bühne lag sehr nahe und fiel glänzend zu Gunsten der Gäste aus. Die Erklärung dieses Erfolgs liegt auf der Hand. Schule, Zusammenspiel und einheitliche Auffassung haben das bewirkt, vielleicht auch in etwas die Verstimmung, die das Publikum nun einmal gegen das Hoftheater gewonnen hat, und die sehr gefährlich ist. Wir sehen, diesem Institute wird von allen Seiten Concurrenz gemacht, durch die Italiener mit dem Ensemble der musikalischen Leistungen, mit der Frische der Stimmen und der einheitlichen Schule der Sänger, durch die Opernposse mit der Ausstattung, durch die Wiener Gäste mit Zusammenspiel. Hoffen wir denn, daß es endlich den Weg einschlagen möge, auf dem es alle diese Nebenbuhler besiegen muß, den Weg der künstlerisch edelsten Auffassung, des fleißigsten Zusammenwirkens; denn Kleiderpracht und Decorationsreichthum decken die Schäden der Kunst nicht mehr, und der erschütterte Kredit ist nicht durch glänzendes Ballet wieder zu gewinnen, das höchstens der erschöpften Kasse aufhilft. Nur eine gänzliche Regeneration der königlichen Bühne kann sie retten. Mit der Hoffnung auf diese wollen wir heute schließen.

Paris, September.

Die Reise des Kaisers. — Akademische Preise.

Ueber die Reise der beiden Majestäten laufen aus den Provinzen Berichte ein, welche an die Kästchen und Körbchen erinnern, worin man zu Neujahr den Damen Zuckerbrod präsentirt. Es sind wahre Bonbonnièren, bebändert, bemalt, parfümirt, mit poetischen Blumen behängt über und über, voll superfeiner Schmeicheleien, eingemacht in Honig und Rosenzucker. Aus Lyon ließ sich die Patrie schreiben: als sie die Abreise des Kaisers erfahren, habe sich die Napoleonische Sonne pünktlich eingefunden, wie immer bei dergleichen Gelegenheiten, und habe sich dem kaiserlichen Zuge angeschlossen. Ist das nicht allerliebst? Aber es kommt noch besser. In Lyon ist ein wunderthätiges Bild sammt Kirche, Notre Dame de Fourvières. Lyon ist durch die Kopfhängerei und Muckerei seiner Bewohner bekannt. Als die Kaiserin dahin wallfahrtete, schrie das Volk: „Da ist sie selbst, Notre Dame de Fourvières!" Das wäre für die Lyoner Orthodoxen eine Ketzerei und sündhafte Abgötterei, die wir auf Rechnung des Journalisten setzen müssen; solche Blasphemien sind nie in der heiligen Stadt Lyon gesprochen worden. Wichtiger als diese wedelnden Scherwenzeleien ist der enthusiastische Empfang des Kaisers in Croix rousse. Dieser Stadttheil ist von lange her ein Herd des Aufruhrs; hier wohnen die Canuts oder Seidenweber, 60,000 an der Zahl. Unter Louis Philipp steckten sie die Fahne der Empörung auf, mit der Inschrift: „Durch Arbeit leben, oder fechtend sterben." Das Bürgerkönigthum antwortete mit Kartätschen, und als der Aufstand niedergeschmettert war, bekümmerte man sich nicht weiter darum. Die Charte und die Kammern, weiter kannte man nichts. Die Canuts waren beim Besuch des Kaisers alle auf den Beinen, sammt Weib und Kind; die Töchter weiß gekleidet, überreichten Boukets. Der Tag ist für die kaiserliche Dynastie so viel werth wie eine gewonnene Schlacht. An der Aufrichtigkeit des Empfangs ist nicht zu zweifeln, 60,000 Mann besticht man nicht. Das kaiserliche Itinerar ist gut berechnet. Dijon und Lyon sind durch den neuen Handelsvertrag mit England begünstigt und eine enthusiastische Aufnahme war also gewiß, eben so in den neu annexirten Landen, die Frankreich übrigens mehr kosten, als sie eintragen; sie haben bloß in strategischer Hinsicht Bedeutung. Die Dekorationen und der Illuminationsapparat bei den Festivitäten, die aus Anlaß dieser Reise stattfanden, hat, nebst der erforderlichen Mannschaft, Godillot geschickt; in verschiedenen Transporten sind allein 100,000 farbige Lampengläser (verres de couleur) nach dem Süden abgegangen. Von Marseille wird nach Algerien übergeschifft. Godillot macht dabei wieder glänzende Geschäfte. Innerhalb zehn Jahren ist er Millionär geworden. Es ist noch nicht lange her, daß Madame Godillot Morgens um sechs Uhr schon im Atelier war, wo sie als erste Ouvrière fungirte. Jetzt hat sich das sehr geändert. Monsieur Godillot ist Maire von Saint Ouen und wird nächstens seinen Fonds verkaufen. Gaudeant bene nati!

Die Académie française hat nach altem Herkommen ihre jährliche feierliche Sitzung zu Ehren des Ludwigstags gehalten. Lange Zeit war es das Namensfest der Könige von Frankreich, und von daher wurzelt es so fest in den Erinnerungen und Sitten der Nation, daß der Ludwigstag ein allgemeiner Feiertag geblieben ist. Auf Promenaden, in den Restaurants, in den Cafés und Theatern ist es so lebhaft, wie an den höchsten Festtagen. In jedem Hause wohnt zum mindesten ein Louis. Man kann den Pariser nicht mehr ärgern, als wenn man ihm bemerkt, dieser Name sey germanischen Ursprungs. „Das mag seyn," wurde mir kürzlich erwiedert, „allein wie alles, was die Barbaren gebracht, haben wir den Namen civilisirt, und aus eurem abscheulichen Clodowig, das kein civilisirter Mensch aussprechen kann, haben wir das wohlklingende Louis geschaffen, das Ihr Herrn selbst angenommen habt." — Was in den Sitzungen der Académie française geschieht, ist längst bekannt. Beiläufig vierzig — es fehlt immer der eine oder der andere — Schöngeister, im blauen Frack mit Palm- und Lorbeerzweigen, die in grüner Seide auf den Schößen, Krägen und Taschen eingestickt sind, sämmtlich erprobt in der Kunst Phrasen zu messen, die Glieder einer Periode zu ponderiren, die Gedanken mit Styldecorationen im neuesten Geschmacke dergestalt zu behängen, daß man ihn selbst nicht mehr sieht, und bloß seine Freude hat an der schönen Montur — bei den Parisern ist der Gedanke eigentlich nur da, um Toilette zu machen, — diese etwas verwitterten Sänger der Liebe und des ewigen Frühlings traten zum Theil selbst als exekutirende Virtuosen auf, oder theilten den Jüngern, die ihnen nacheifern, die Preise aus. Diese bestehen in Summen von 1, 2 bis 3000 Fr. für Gedichte, akademische Abhandlungen, Reden und dergleichen, welche Preise häufig in die Tasche der Verleger übergehen, weil dergleichen Schriften in der civilisirtesten Stadt der Welt nicht mehr ziehen. Wer ernste Literatur treiben will, muß ein paar Romane oder Vaudevilles schreiben, um nicht zu verhungern. Unter den gekrönten Werken verdient die Uebersetzung der göttlichen Comödie des Dante in französischen Terzinen vor allem eine ehrenvolle Erwähnung.

Die Preise, welche die Académie française austheilt, sind, wie ich eben bemerkt habe, unbedeutend. Was ist selbst eine Summe von 10,000 Franken für ein Werk wie die Geschichte der Jeanne d'Arc von Wallon in zwei compakten Quartbänden, die wenig Absatz finden werden?

Man ist die hohen Bücherpreise nicht mehr gewöhnt, seit die wohlfeilen Ausgaben zu einem Franken der Band über Hand genommen. Die Pariser interessiren sich leidenschaftlich für das Mädchen von Orleans, so lange sie als junge Schäferin erscheint, die unter einem Eichbaume auf ihre Stimmen horcht, oder ihre Fahne durch das Schlachtgetümmel wehen läßt, oder auf dem Scheiterhaufen steht und bittere Thränen vergießt, wie in der schönen Messénienne von Casimir Delavigne; allein einem Forscher zusehen, wie er an seinem Schreibtische in staubigen Documenten kramt, vergilbte Fascikel durchstöbert, Quellen sichtet und Thatsachen prüft, das ist der Masse des Publikums viel zu langweilig. — Die Poesie und die Beredtsamkeit werden alljährlich mit einer Medaille von 2000 Franken abgefunden. Da verfügt die Akademie der schönen Künste über ganz andere Belohnungen. In den fünf Sectionen, Sculptur, Malerei, Architektur, Kupferstecherkunst und Malerei, erhält der erste Preisträger (grand prix de Rome) ein Stipendium, welches ihm erlaubt, auf Kosten der Regierung fünf Jahre in Rom zuzubringen, unter der Bedingung, daß er alljährlich mindestens Ein Werk nach Paris schicke, als Zeugniß seines Fleißes und seiner fortschreitenden Befähigung. Warum aber bloß Rom besuchen? Warum das hundert und tausend mal Copirte immer wieder von neuem copiren? Warum besuchen die Zöglinge nicht auch den Norden, wo sie Werke finden würden voll sittlicher Würde und zugleich voll Feuer und Leben, und in einem großartigen Style, von dem die Griechen keine Ahnung hatten? Ihre Gottheiten sind Kinder der Freude, ihre durchaus sinnliche Schönheit erfordert Ruhe; so bald die Leidenschaft sich regt, wird der eigenthümliche Charakter der griechischen Skulptur gestört — das Gleichgewicht der Linien und die sonnige Heiterkeit der Züge. Davon habe ich heute wieder ein auffallendes Beispiel im Palais des beaux Arts gesehen, wo die Werke von sieben Preisbewerbern ausgestellt sind. Die Aufgabe war, den Orestes darzustellen im Augenblick, wo er am Altare der Minerva Schutz sucht gegen die Eumeniden, die ihn verfolgen. Die meisten sind den Ueberlieferungen der Schule treu geblieben; sie haben den Muttermörder als vollkommen beruhigt dargestellt; zu den Füßen der Göttin hat sich das geängstete Gemüth plötzlich beschwichtigt, und somit haben sie eine schulgerechte, nach griechischen Principien modellirte Figur geliefert, mit dem bekannten fehlerfreien und nichtssagenden Gesichtstypus, nicht besser und nicht schlechter als diejenigen, die wir zu hunderten in den öffentlichen Ausstellungen gesehen. Der einzige Künstler, der hier etwas geleistet hat, ist gerade der, welcher von der Schule abgewichen ist. Sein Orestes ist kein Jüngling, sondern ein Mann in reiferen Jahren; Leben und Kraft in den schärfer vorspringenden Muskeln; er hat sich an den Altar festgeklammert und blickt ängstlich, den Kopf über die rechte Schulter drehend, nach den Rachegöttinnen, die ihm nacheilen; die Augen sind weit aufgethan, das Haar sträubt sich, die Züge sind krampfhaft zerrissen — man ahnt die Nähe der unheilbringenden Erinnyen. Die Handlung ist auf erschütternde Weise dargestellt, es ist ein Kunstwerk, das nicht geringe Fähigkeiten verkündet und dem der Preis nicht wohl entgehen kann. Deplanchat heißt der abtrünnige Kunstjünger, den die Akademie, wider ihren Willen vielleicht, nach Rom schicken wird. Die öffentliche Meinung spricht sich zu energisch zu dessen Gunsten aus, als daß sie wagen würde, den Ungehorsamen ihre Entrüstung fühlen zu lassen. „Qui nous délivrera des Grecs et des Romains?“ Die Poesie haben die Romantiker glücklich erlöst; die Bewegung theilte sich der Malerei mit, und was diese seitdem geleistet, ist bekannt genug. In der Skulptur und in der Baukunst dauert der Kampf noch fort; es walten da ganz besondere Verhältnisse ob, die wir ein andermal näher beleuchten werden.

(Schluß folgt.)

Vom Oberrhein, September.

Die Ruinen von Burkheim, Sponeck und Limburg am Rhein.

Läge der Kaiserstuhl in einem an Naturmerkwürdigkeiten und Schönheiten minder reichen Lande als in Baden, oder hätte er sich auf die Ebene zwischen Karlsruhe und Mannheim gelagert, so prangte gewiß sein Ruhm in allen Reisebeschreibungen, und Abbildungen seiner Burgruinen, idyllischen und romantischen Thäler und Bergeinschnitte zierten alle Wände. Der Kaiserstuhl ist kein Berg, sondern eine Gruppe von Bergen und Hügeln, die rhein-

abwärts unfern von Breisach und nordöstlich davon nicht weit von Freiburg beginnt, bald bis ganz nahe an den Rhein sich herandrängt und stromabwärts ziehend nach ungefähr vier bis fünf Stunden Weges wieder in der Ebene sich verliert. Einige ihrer Köpfe ragen hoch über alle andern hervor, jedoch erreicht keiner die Höhe auch nur mittlerer Schwarzwaldberge. Aehnlich wie der Ettersberg bei Weimar steht diese Gruppe völlig isolirt, ohne Höhenzusammenhang mit dem Hauptgebirge, auch ohne jenseits unmittelbar am Rhein hin eine Fortsetzung zu haben. Von einem kräftigen und emsigen Menschenschlage stark bevölkert, ist sie besäet mit Dörfern, Weilern und Höfen, auf allen Wipfeln bewaldet, darunter mit Reben bepflanzt, in den Thälern und Gründen prangt sie mit dem heitern Segen eines wohlgeordneten Obst-, Feld- und Wiesenbaus. Ueberall kommen Umsicht und Fleiß der Natur zu Hülfe. Der früher nicht im besten Geruch stehende Wein bessert sich in jüngern Zeiten jährlich in der Rebenkultur wie in der Kellerwirthschaft, genießt jetzt schon eines ehrenvollen Rufes und erfreut sich eines steigenden auswärtigen Absatzes. Den unmittelbaren Markt beleben die umliegenden Städte Breisach, Freiburg, Emmendingen, Endingen, Riegel. Mit dem Ueberrhein hängt das Völkchen fast nur durch den Weg über Breisach zusammen. Der Rhein bildet dem Kaiserstuhl entlang einen Archipel von Inseln, Sandbänken und Untiefen, mit wechselndem Thalweg. Die Schifferei beschränkt sich auf kleine Fahrzeuge und Fischfang.

Von Touristen wird diese anziehende Gebirgsgruppe bisher wenig besucht; die Presse hat ja noch beinahe gar nichts dafür gethan und die Weinreisenden fühlen keinen Beruf, für den Besuch einer Gegend Propaganda zu machen, wo wohlfeiler Wein in Fülle zu haben ist, und für mancherlei Weinmacherkünste sich sehr verwendbar beweist. Die heutige Welt spekulirt unablässig auf Aussichten, auf financielle und politische sowohl wie auf landschaftliche. Wo man von einem Maulwurfshügel ein paar Pücklerisch gruppirte Bäume, einen Rasenfleck und eine Entenpfütze übersehen kann, da findet sich auch gewiß bald ein gutmüthiger Schwärmer, der durch eine emphatische Beschreibung Schaulustige anlockt, Touristen bezaubert, und ein Zeichner, der von allen solchen Herrlichkeiten auf Stahl, Kupfer oder Stein ein Memento fertigt und dabei seiner Phantasie behaglichst den Zügel schießen läßt.

Landschaftlich reizende Ansichten allein bilden, wie gesagt, heutzutage nicht mehr hinlängliche Zauberkraft zu Weckung und Anspornung der Reiselust; Aussichten will man haben, Romantik, Ruinen früherer Jahrhunderte im blühenden Rahmen unserer raffinirten Cultur, trostende Gegensätze zwischen dem Sonst und dem Jetzt, lebendige Zeugnisse des Fortschritts, ernste Warnungen vor dem Rückschritt. Wohlan, dieß alles findet der Reisende hier auf einen so engen Raum zusammengedrängt, daß man von Lahr bis Freiburg und Breisach hinauf, ja von jeder Zwischenstation der Eisenbahn, eine sehr angenehme Spazierfahrt dahin machen und die verschiedensten Eindrücke genießen kann. Die hier über schroffen, mitunter sehr wilden Felswänden horstenden Burgruinen sind freilich an Größe und Herrlichkeit mit jenen der Wartburg, des Heidelberger Schlosses, des Hohenzollern &c. nicht vergleichbar; das Werk der Zerstörung wurde an ihnen auch gründlicher vollbracht und die Jahrhunderte sind schonungsloser darüber hingefahren. Nur einzelne Fronten starren hohläugig empor, Reste von Thürmen stehen im Schutt ihrer früheren Zinnen begraben, manche Grundbaue ragen kaum mehr über den Erdboden hinaus, die Umrisse sind mitunter schwer zu finden, überrast, unter Gestrüppe versteckt, aus dem wenigen noch Aufrechten kann oft nur ein geübtes Architektenauge auf die gewesenen Formen schließen. Dazu erscheint nirgends eine Spur von Erhaltungslust oder Restauration. Aber mit weithin reichenden Panoramen und Aussichten rheinauf und rheinab über das köstliche Elsaß, bis tief in die Vogesen, wird ein Besuch überreich belohnt, und in diesem Betracht haben sie kaum einen Vergleich mit manchem der lautest gepriesenen Bergschlösser zu scheuen.

Fünfviertel Stunden Weges unter Breisach rückt eine Höhenreihe der Gebirgsgruppe westlich in die Ebene herein, bis nahe an den Rhein. Hier erheben sich die Trümmer einer ehemals mächtigen Burg auf hoher Felswand am westlichen Ausgang des Fleckens Burkheim oder Burgheim. Eine halbe Stunde Weges weiter abwärts ragt, nur durch einen bedenklichen Fahrweg von einem Arm des Rheins getrennt, die Sponeck. Sie ist jetzt Eigenthum eines Freiburger Bürgers, der ein Wohnhaus daran gebaut hat, leider im rücksichtslosesten Kasernenstyle, während das unter ihm am Ufer errichtete Häuschen für die Grenzzollwache die glückliche Form gewonnen hat, welche die Häuschen der badischen Bahnwärter so anmuthig und malerisch macht. Eine gute Stunde Weges davon rheinab und hart über dem Altrhein schaut die Limburg trauernd weit in die Welt hinaus. Zu ihren Füßen am Ufer steht eine durch ihr Aeußeres eben nicht sehr einladende Wirthschaft, die offenbar für die immerhin kurzen Besuche weit zweckmäßiger auf der Höhe angebracht wäre, und bei einiger Rücksicht auf den dahin gehörigen Styl diesem schönen Punkt einen neuen Reiz verleihen würde.

Hat der Blitzstrahl eines Bischofs von Basel oder Straßburg diese Ritternester getroffen? Hat ein Zähringer sie zertrümmert oder Rudolph von Habsburg die Reichspolizei daran geübt? Hat der Bauernkrieg seine Greuel bis hieher verbreitet, oder einer der Franzosenbesuche damit die Zahl ihrer schmachvollen Denkmale vermehrt? Ich weiß es nicht und niemand scheint es recht zu wissen, denn die Leute der Umgegend, die sonst an Sagen nicht arm ist, konnten mir darüber nicht einmal eine Sage zum Besten geben, und die Geschichte erzählt gar wenig von diesen Burgen.

Ueber alle drei Burgen haben wir in der That nur

sehr zerstreute und magere Nachweise. Darnach war Burkheim abwechselnd im Besitz der berühmten Abtei Einsiedeln, der Fürstenberger, der Tübinger Pfalzgrafen, deren von der Leyen und kam endlich an die breisgauischen Freiherren von Fahnenberg, in deren Besitz es noch ist. Der ziemlich belebte Marktflecken Burkheim bewahrt noch in seinem Herenthurm ein trauriges Denkmal früherer Justizgreuel unter Obhut der Kirche, denn darin saßen sieben arme Weiber eingekerkert, welche nach langer Inquisitionspein endlich 1613 als Hexen verbrannt wurden. Ob so schöne gottselige Zeiten wohl wieder kommen? Vielleicht, haben wir doch jetzt wieder gelehrte und fromme Männer, welche den Teufel leibhaftig riechen, sehen, husten und nießen hören und deßhalb auf der Sonnenhöhe vollkommenster Rechtgläubigkeit und voll Herrschgelüste und Siegeswonne in ihrer sich selbst preisenden Demuth stolz auf die andere irrgläubige Menschheit herabblicken.

Noch interessanter und völlig isolirt liegt Burg Sponeck auf einem Felsen am Rhein, von Wald und einer die Oede mehr und mehr verdrängenden Cultur bekränzt. Ueber ihren Ursprung weiß man noch weniger als über ihre Zerstörung. Früher war sie abwechselnd Eigenthum mehrerer württembergischer Lehnträger, ging von diesen an die Bischöfe von Constanz, später an die Freiherrn von Berckheim, bald durch die Pfalzgrafen von Tübingen wieder an Württemberg, endlich an die jetzigen Besitzer, die Freiherrn von Fahnenberg. Irrig ist die hin und wieder ausgesprochene Ansicht, daß diese Burg der Stammsitz der jetzt in Baden wohnenden Reichsgrafen von Sponeck sey. Diese Reichsgrafen entsprangen der Ehe des Herzogs Leopold Eberhard von Württemberg mit Fräulein Sabine von Hedwiger und erhielten bei ihrer Erhebung in den Reichsgrafenstand ihren Namen nach dem ausgestorbenen Geschlechte der Grafen von Sponeck.

Am merkwürdigsten erscheint ohne Zweifel die dritte Ruine, merkwürdig vorzugsweise für Kaiserhaus und Volk von Oesterreich, aber auch für alle Deutsche diesseits wie jenseits des Rheins, unter vaterländischen oder französischen Farben: es ist die Limburg auf dem Lützelberge, der Geburtsort Kaiser Rudolphs von Habsburg. Es ist sehr bezeichnend für die maßlose Zerklüftung und Zerrissenheit des deutschen Wesens durch alle Jahrhunderte, daß auch die Geschichte der Geburtsstätte des Kaisers in undurchdringliches Dunkel gehüllt bleibt, der mächtigen Herzens und klaren Geistes so manchem schweren Unfug durch alle deutschen Gauen ein Ende zu machen, Ruhe herzustellen und gesetzliche Ordnung einzuführen nicht erfolglos sich bestrebt hat. Rudolph ist der Stammherr des noch jetzt über Oesterreich herrschenden Kaiserhauses, einer der glänzendsten Sterne durch alle Jahrhunderte dieses Hauses; aber auch Oesterreich scheint sich um Erforschung der Geschichte dieser Burg sehr wenig bekümmert zu haben. Weiß man von ihr doch nur im Allgemeinen, daß sie ein Besitzthum der Grafen von Habsburg gewesen, von diesen nach und nach an mehrere Ritterhäuser übergegangen, den Pfalzgrafen von Tübingen zu Theil geworden, alsdann dem Habsburgischen Kaiserhause wieder zugefallen und jetzt Eigenthum des Freiherrn von Gerardi ist, der eine halbe Stunde Wegs davon in dem betriebsamen und hübschen Dorfe Sasbach wohnt.

Eine Wiederherstellung dieser merkwürdigen Burg erscheint so ziemlich zwecklos und würde wohl auf nichts anderes hinauslaufen, als auf die künstlerisch mehr oder minder glückliche, sehr theure Darstellung eines Baus, den man nicht kennt und aus den wenigen noch übrigen Spuren nicht errathen kann. Aber es ist eine Ehrenpflicht der Deutschen, vor allen des Kaiserhauses Oesterreich, dem weiteren Verkommen dieser Trümmer Einhalt zu thun, zu erhalten, was noch vorhanden ist. Hier wäre der schickliche Ort für ein allgemein deutsches Denkmal: eine riesige Säule mit der Statue Rudolphs, weit hinüberblickend in jene Wasgauberge, die das ehemals deutsche Elsaß von dem deutschen Lothringen trennen und uns stets ermahnen sollen zu deutscher Wachsamkeit und Einigkeit, damit wir nicht noch mehr Juwelen aus unserer Nationalkrone verlieren.

Diese drei Burgen, wie ich einmal gelesen zu haben mich entsinne, mit den drei Gleichen zu vergleichen, ist völlig ungeeignet. Diese liegen bekanntlich auf drei fast gänzlich isolirten Bergkegeln und gewähren ringsum die lachendsten Panoramen in die gesegnetsten Gegenden von Thüringen, während unsere drei Burgen einer ganz andern Gebirgsform angehören, in das badische Land hinein keine sehr weiten Aussichten gewähren, aber durch die unmittelbare Nähe des Rheins einen um so prächtigeren Vorgrund und Leitpfad auf- wie abwärts für ihre elsassischen Panoramen erhalten haben.

Der Kaiserstuhl und diese drei Burgruinen verdienen, daß jeder Freund von Naturschönheiten von der Heerstraße der Eisenbahn einen Absprung mache. Gewiß wird jeder diesen Aufenthalt von nur acht bis zwölf Stunden nicht bereuen und die angenehmsten Bilder und Erinnerungen davon heimbringen. Wer von unten kommt, wandere von Lahr, Riegel, Emmendingen oder Endingen aus in den Kaiserstuhl; wer von oben kommt, wähle Freiburg zum Ausgangspunkt. Paradestraßen sucht kein Erfahrener bei solchen Kreuz- und Querzügen, aber leicht fahrbare Wege und treffliche Fußpfade finden sich dort überall und führen immer zurecht. Nirgends fehlt es an ländlicher Erquickung und heiteren, freundlichen Menschen.

F. v. B.

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 40. 30. September 1860.

Den Vortheil hat der Dichter:
Wie die Gemeinde prüft und probt,
So ist sie auch sein Richter;
Da wird er nun gescholten, gelobt,
Und bleibt immer ein Dichter.

Goethe.

Schiller als Historiker.

Unter den zur Feier des Schiller-Jubiläums im vorigen Herbste ausgeschriebenen Preisaufgaben haben wir seiner Zeit auch eine von der k. k. Akademie der Wissenschaften in Wien gestellte gefunden: über den Werth Schillers als Geschichtschreiber und seinen Einfluß auf die Geschichtschreibung. Etwas Näheres über dieselbe ist uns um so weniger bekannt geworden, da wir nie daran dachten, um den ausgesetzten Preis concurriren zu wollen. Dagegen riefen einige Bemerkungen, mit welchen der Wiener Correspondent des Morgenblatts die Nachricht von dieser Preisaufgabe begleitete, sogleich einen stillen Widerspruch bei uns hervor, den wir uns nicht länger enthalten können auch laut auszusprechen. Vielleicht, daß wir damit einige „freiwillige" Beiträge zur Lösung der Preisfrage geben, zu deren erschöpfender Beantwortung wir, wie gesagt, weder Lust noch Muße haben.

Der Correspondent meint die Ausschreibung dieses Preises von Seiten der Akademie als ein „gelehrtes Böcklein" bezeichnen zu müssen. Er ist der Ansicht, bei der Feier Schillers könne man nur den großen Dichter im Auge haben; dieser allein sey der Gegenstand des allgemeinen Enthusiasmus. Die Geschichtswerke Schillers gehören, vom wissenschaftlichen Standpunkte aus betrachtet, bei allem schöngeistigen Werthe ihres Vortrags gewiß nicht zu jenen Leistungen, die seinen Namen unsterblich gemacht hätten, sondern nur sein Name habe sie in das Schlepptau der Unsterblichkeit genommen. Bei der Geschichtschreibung komme es erst in zweiter Linie darauf an, wie ein Buch geschrieben sey; die Hauptsache bleibe das, was darin stehe, ob es richtig sey und in welcher Weise es die Sachlage darstelle. Nach des Correspondenten unmaßgeblicher Meinung kommt nun den Geschichtswerken Schillers nur nach jener formellen Hinsicht einiges Verdienst zu, während sie in der Hauptsache, nach der materiellen Seite, ohne alle Bedeutung sind. Eine gediegene Arbeit über den Werth Schillers als Historiker, meint er nun, würde nicht umhin können, dieß an's Licht zu bringen, und demnach haben die gelehrten Herrn zur Jubelfeier des großen Unsterblichen einen Preis darauf gesetzt, an seine menschlichen Schwächen zu erinnern, die mit seinen sterblichen Ueberresten begraben bleiben sollten. Eine Schillern günstige Lösung kann er sich daher nur in der Weise denken, daß der Preis von hundert Ducaten einem feilen Lobhudler zufalle, der aller Wissenschaft zum Hohn ein paar Bogen voll hohler Redensarten zusammenschmiere, um eine verlorene

Sache wie ein rabulistischer Winkeladvokat durchzulügen, so daß man Ursache hätte, für den großen Todten zu beten: Gott bewahre ihn vor seinen Freunden, die seine einzigen Feinde sind!

Diese Ansicht unseres Correspondenten ist wahrscheinlich eine weit verbreitete; namentlich glauben wir nicht zu irren, wenn wir annehmen, daß sie hauptsächlich in jenen mittleren Kreisen herrsche, welche über die officielle Bewunderung des großen Dichters hinaus zu seyn glauben, ohne daß sie sich doch die Mühe genommen hätten, die Spreu von dem Weizen kritisch zu sondern, deren Urtheil es also, selbst wenn es formal richtig seyn sollte, auf jeden Fall an der materialen Begründung fehlt, welche doch gewiß für jedes Urtheil, sey es ein historisch- oder ästhetisch kritisches, die Hauptsache bleibt. Die gewöhnlichen Bewunderer lassen sich allerdings von dem schöngeistigen Werthe des Vortrags blenden, oder nicht einmal das, sondern sie nehmen eben Alles, was ihnen unter der Firma des verehrten Namens dargeboten wird, unbesehen als etwas „Herrliches" an. Die tägliche Erfahrung lehrt, daß an einem Mann von anerkannter Größe gewöhnlich das am meisten Bewunderung findet, was dieselbe am wenigsten verdient, während umgekehrt das Ausgezeichnetste oft so gut als gar nicht gekannt wird. So verhält es sich mit nicht wenigen der Schillerschen Gedichte, welche eine unbefangene Kritik nicht umhin kann zu den „menschlichen Schwächen" zu zählen, gegenüber von den meisten seiner vortrefflichen prosaischen Aufsätze. Daß auch bei den Besten nicht Alles gleich vollkommen seyn könne, das drängt sich freilich jeder fortgeschritteneren Einsicht von selbst auf; wo aber eigentlich die partie honteuse sey, ist eine schwierigere Frage, bei deren Beantwortung Vorurtheil und mangelhafte Kenntniß den größten Mißgriffen ausgesetzt sind. So gilt für ausgemacht, daß Schiller der größte Dichter sey; es fällt daher gewiß Wenigen ein, diese seine Größe näher zu untersuchen und die einzelnen Gedichte auf die kritische Wage zu legen. Dagegen ist es ganz natürlich, daß man auf die Meinung kommt, das Uebrige sey für den großen Dichter nur Nebensache gewesen; in der Geschichte z. B. habe er sich nur honoris causa versucht, weil seine äußere Stellung als Professor in Jena es verlangt, oder die Studien zu seinen dramatischen Arbeiten es mit sich gebracht haben.

Hieran schließt sich dann so leicht das weitere Räsonnement: ein Mann, dessen Stärke hauptsächlich in dem blühenden Styl des Dichters bestanden, werde den Mangel an gelehrter Arbeit und positiven Kenntnissen, die man von ihm vernünftigerweise gar nicht habe erwarten können, durch belletristische Blumen haben zudecken wollen; ein gebildeter Mann könne daher diesen Arbeiten nicht wohl einen andern Werth zugestehen als den des lebendigen, schöngeistigen Vortrags. Kommt dann noch hinzu, was man leicht hören kann, daß Schiller in seiner Geschichte des dreißigjährigen Kriegs oder des Abfalls der vereinigten Niederlande die Lücken seiner Quellen mit seiner schaffenden Phantasie ausgefüllt habe, daß seine Darstellung nicht in Allem zuverlässig und seine Resultate durch neuere Forschungen weit überholt seyen, so ist das Urtheil fertig, das für den ersten Anblick außerordentlich verständig zu seyn scheint, im Grund aber auf lauter Vorurtheilen und blinden Voraussetzungen, auf einem falschen Pragmatismus und Rationalismus beruht. Je mehr wir nun Grund zu der Annahme zu haben glauben, daß diese Betrachtungsweise die in weiten Kreisen vorherrschende sey, um so weniger können wir damit übereinstimmen, daß die Wiener Akademie der Wissenschaften einen gelehrten Bock geschossen, indem sie für die beste Arbeit über den Werth Schillers als Geschichtschreiber und seinen Einfluß auf die Geschichtschreibung einen Preis von hundert Dukaten ausgesetzt hat. Vielmehr scheint uns dieser Theil von Schillers geistiger Entwicklung und diese Seite seiner Leistungen nicht nur an sich wichtig genug, sondern einer eingehenderen Beleuchtung auch besonders bedürftig zu seyn. Wie schon gesagt, sind wir der Meinung, daß es weder eines Rabulisten noch eines Lobhudlers bedürfe, um auch hier das wahre Verdienst Schillers in das gebührende Licht zu setzen.

I.

Ist es, müssen wir vor allem fragen, so ganz ausgemacht, daß die deutsche Nation in Schiller nur den großen Dichter feiert? In welchem Sinn ist diese Behauptung richtig, und in welchem ist sie es nicht? Daß diejenigen, die von Schiller nichts kennen als seine Dramen und lyrischen Gedichte, an den Dichter allein denken, versteht sich von selbst. Und eben so gewiß ist, daß die, deren Kenntnisse nicht weiter gehen, weitaus die Mehrzahl bilden. Aber auch dieses große Publikum hat doch ein ziemlich sicheres Gefühl davon, daß die Poesie nicht eine von den übrigen geistigen Qualitäten zu trennende Virtuosität ist, daß man den Dichter von dem Manne nicht schlechthin scheiden kann. Ist daher auch bei Schiller der Dichter das bei weitem Ueberwiegende, und wurde er von den meisten zunächst nur als solcher in's Auge gefaßt, so war ihnen doch, mehr oder weniger klar bewußt, alles übrige, alle großen Eigenschaften des Mannes in diesem Einen involvirt, und man kann sagen, daß andererseits gerade in dem

Bewußtseyn der Menge, in dem Gesammtbewußtseyn der Nation der Dichter wieder verschwand vor dem überwältigenden Eindruck des ganzen Mannes, des Vertreters der classischen Bildung und Humanität, des großen historisch philosophischen Kopfes, in welchem die geistige Anlage und Bildungsweise seiner ganzen Nation sich repräsentirt. Man hat es ja der Schillerfeier von gewisser Seite gerade zum Vorwurf gemacht, und in gewissem Sinn ist auch unläugbar etwas Wahres daran, daß das specifisch Poetische über dem Historischen und Philosophischen zu wenig zu selbstständiger Anerkennung kam, daß man aus der Feier ein Tendenzfest der politischen und religiösen Aufklärung machen wollte.

Es wird hier am Platze seyn, über das Verhältniß der Poesie zu den übrigen Seiten und Thätigkeiten des Geistes überhaupt etwas Näheres zu sagen. Wenn wir nicht irren, so bezeichnet gerade die Jubelfeier Schillers einen Wendepunkt, der in der allgemeinen Anschauung dieses Verhältnisses eingetreten ist. So unbestritten natürlich von jeher Schillers Geltung als des großen Dichters, als des einen unserer poetischen Dioscuren war, so wollte man ihn doch bekanntlich andererseits auch wieder nicht recht als den eigentlichen und wahren Dichter anerkennen. Die Schillersche Richtung war lange Zeit eine in der deutschen Aesthetik verpönte, und es fehlte nicht viel, daß man ihn nicht als das hervorragendste Beispiel zur Warnung aufstellte, wie ein Poet nicht seyn und wie er es nicht machen solle. Wenn wir jetzt an die in den letzten Decennien herrschende Anschauungsweise zurückdenken, die wir ja selbst auch getheilt haben, so muß es uns komisch erscheinen, wie eine traditionelle Verehrung des großen Dichters mit einer gewissen Geringschätzung desselben Hand in Hand gehen konnte. Vor zwanzig Jahren schon betheiligten wir uns mit aller Begeisterung an den Schillerfesten, während wir uns doch nicht verbergen konnten, daß der Gefeierte keineswegs unser Mann sey, während wir uns immer wieder vornehm von ihm zurückzogen und seine unbedingten Verehrer als profanum vulgus ansahen. Es war dieß die Zeit, während welcher das ganze gebildete Deutschland sich in den beiden ästhetischen Heerlagern gegenüberstand, um den albernen Streit auszufechten, welches der größere Dichter sey, Schiller oder Goethe, statt dem Rathe des letzteren zu folgen und sich zu freuen, daß die Nation zwei solche ganze Kerls habe. Was man an Schiller aussetzte, brauchen wir hier nicht zu wiederholen; wer hätte nicht das in so zahllosen Variationen vorgetragene Lied von der Schillerschen Reflexionspoesie gehört oder selbst darein miteingestimmt? Auch die Genesis dieser Anschauung wollen wir nicht weiter entwickeln; ist sie doch in allen literarhistoischen Abrissen und Compendien historisch und theoretisch gründlich genug vorgetragen worden. Aber daß dieselbe zum guten Theil auf theoretischer Oberflächlichkeit und auf historischer Unwissenheit beruhte, das können wir uns nicht enthalten hier auszusprechen, und insbesondere wollen wir uns durch keine falsche Scham abhalten lassen, unsere Unkenntniß Schillers, seiner Werke, seiner Studien, seines geistigen Entwicklungsgangs einzugestehen. Erst in neuerer Zeit hat man, hauptsächlich veranlaßt durch den unschätzbaren Schiller-Goetheschen Briefwechsel, angefangen sich um alles dieses ernstlicher umzusehen. Dieses eingehendere Studium von Schillers prosaischen Aufsätzen und vor allem der Einblick, welchen der veröffentlichte Briefwechsel mit Goethe in das Innere seines Geisteslebens, in sein energisches, gewissenhaftes Arbeiten und Streben gewährte, hat uns erst über das Wesen seiner Poesie aufgeklärt und, wenn wir nicht irren, wesentlich dazu beigetragen, unsere Begriffe von Poesie überhaupt zu berichtigen.

Wie wir Schiller jetzt kennen, wird es niemand mehr einfallen, die alten Ausstellungen an seiner Poesie in der alten Weise zu wiederholen. Wer dieß thun wollte, würde durch den Dichter selbst unmittelbar beschämt, der das von den Späteren meist oberflächlich und gedankenlos Gesagte unendlich tiefer erkannt und ausgesprochen hat und so der beste Kritiker und Richter über sich selbst geworden ist. Er verbirgt sich nicht, wie häufig es ihm begegne, daß die Einbildungskraft seine Abstraktionen, und der kalte Verstand seine Dichtung störe, „denn gewöhnlich übereilte mich der Poet, wo ich philosophiren sollte, und der philosophische Geist, wo ich dichten wollte.“ Sein Geist, so urtheilt er über sich selbst, wirke nicht intuitiv, wie der Goethes, sondern mehr symbolisirend, und so schwebe er, als eine Zwitterart, zwischen dem Begriff und der Anschauung, zwischen der Regel und der Empfindung, zwischen dem technischen Kopf und dem Genie.

In diesen bekannten Stellen seiner Briefe, denen sich viele ähnliche leicht anreihen ließen, hat er seine Eigenthümlichkeit besser als ein Fremder erkannt und sich mit rücksichtsloser Offenheit darüber ausgesprochen. Aber er ist sich auch bewußt, daß diese Mängel keine absoluten sind; er verspricht sich ein schönes Loos, wenn es ihm gelinge, dieser beiden einander entgegen arbeitenden Kräfte, des philosophisch abstrahirenden Verstandes und der abstrakten Einbildungskraft, so weit Meister zu werden, daß er einer jeden durch seine Freiheit ihre Grenzen bestimmen könne. Die theoretische

Möglichkeit, den spekulativen und den intuitiven Geist, Verstand und Einbildungskraft mit einander zu versöhnen und zu vereinigen, hat er klar erkannt: „Sucht der erste mit keuschem und treuem Sinn die Erfahrung, und sucht der letzte mit selbstthätiger freier Denkkraft das Gesetz, so kann es gar nicht fehlen, daß nicht beide einander auf halbem Wege begegnen werden. Zwar hat der intuitive Geist nur mit Individuen, und der spekulative nur mit Gattungen zu thun. Ist aber der intuitive genialisch und sucht er in dem Empirischen den Charakter der Nothwendigkeit auf, so wird er zwar immer Individuen, aber mit dem Charakter der Gattung erzeugen; und ist der spekulative Geist genialisch, und verliert er, indem er sich darüber erhebt, die Erfahrung nicht, so wird er zwar immer nur Gattungen, aber mit der Möglichkeit des Lebens und mit gegründeter Beziehung auf wirkliche Objekte erzeugen."

Hiemit hat er das Wesen des poetischen Geistes, zwar in einer etwas doctrinären Form, aber mit einer im Wesentlichen sehr richtigen Erkenntniß ausgesprochen, und er suchte nun das theoretisch Mögliche bei sich selbst auch praktisch zu realisiren. Die beiden Hauptwege aber, auf denen er zu der Vereinigung dieser Opposita zu gelangen hoffen durfte, waren ein gründliches philosophisches Studium, um mit selbstthätiger freier Denkkraft das Gesetz, im Empirischen den Charakter der Nothwendigkeit, in den Individuen den Begriff der Gattung zu suchen, und andererseits die Geschichte, um für den Begriff auch wirkliche Objekte, Individuen mit der Möglichkeit und Wirklichkeit des Lebens zu finden. So stellt er die Poesie als die Blüthe und Frucht einer ganzen reichen Geistesentwicklung, der höchsten philosophisch historischen Cultur dar, und er hat sein ganzes Leben hindurch in treuer Arbeit, mit immer näher dringender Vertiefung nach diesem Ziele gerungen.

Lehrreicher, deutlicher als irgend ein anderer Dichter zeigt uns daher Schiller, wie wenig die Intuition der wahren Poesie von empirischer und spekulativer Wissenschaft, von Philosophie und Geschichte zu fürchten habe, wie sie vielmehr dadurch erst eine wahrhaft erfüllte und selbstbewußte werden könne. Den meisten unserer neueren Poeten wäre zu wünschen, daß sie, anstatt von Schillers Reflexion wie von einem Popanz sich schrecken zu lassen, vielmehr seinen Fleiß und sein ernstes Studium sich zum Muster nähmen. Die unglückliche, mißverstandene Doctrin von der Unmittelbarkeit hat unsere Poesie nachgerade so leer und nichtig gemacht, daß wir nach Inhalt und Gedanken uns vergebens umsehen. Der nothwendige Rückschlag gegen diesen Nihilismus der Unmittelbarkeit aber ist es, daß in der allerneuesten Zeit diese Poesie der blauen Blumen und des rothen Klees in die unmittelbarste Prosa, in gereimte und ungereimte Novellen und Idyllen zu verlaufen sich anschickt. Gegen diese Leere kann nur Arbeit helfen, ein Bienenfleiß, der die Blüthen der Geschichte und Philosophie in poetischen Jungfernhonig zu verarbeiten weiß. Der Dichter darf nicht der unmittelbare Ignorant seyn, der von der ganzen Welt nichts wissen will und meint, den Seinen gebe es der Herr im Schlaf. Nicht jeder ist ein Sänger von Gottes Gnaden; nicht jedem ist der Schnabel so gewachsen, daß er singen kann, wie der Vogel singt, der in den Zweigen wohnt. Selbst dem großen Goethe sind unter seine entzückendsten Nachtigallenschläge eine Menge unreiner, rein prosaischer Spottvogeltöne gekommen. Schiller war anfänglich auch reiner Naturalist, und er hat in dieser seiner ersten Periode, in der Lyrik weniger als im Drama, Einzelnes von so unmittelbarer Kraft und Naturwahrheit hervorgebracht, wie sie sich in seinen späteren ungleich vollendeteren Arbeiten nirgends mehr findet; seine angeborene poetische Genialität schlug durch und überwand auf einzelnen Punkten seine damals unläugbare wissenschaftliche und künstlerische Uncultur, wie die Sonne durch den Nebel bricht. Er selbst aber verbarg sich am allerwenigsten die Leerheit und Rohheit dieses Naturalismus, und nun stellt er uns das bewundernswerthe Schauspiel dar, wie das der Kraft zum Höchsten sich bewußte Genie mit unwiderstehlicher Energie alle Hindernisse der Natur, jeden Mangel der Bildung überwindet, um sich in den reinen Aether der Kunst emporzuschwingen. Die schlechte Reflexion überwindet er durch die wahre; die Spekulation wird zur Intuition, die Abstraktion gelangt zu wirklichen Objekten, die nicht nur die Möglichkeit des Lebens, sondern das Leben selbst in seiner ganzen geistigen und geschichtlichen Fülle haben.

Die beiden Hauptwege, auf denen Schiller dieses Ziel erreichte, sind, wie schon gesagt worden, Philosophie und Geschichte, und diese zwei sind Eins. Bisher hat man in der Regel auf die erstere das Hauptgewicht gelegt und Schillers Entwicklung hauptsächlich aus seinem Kantianismus zu erklären gesucht. Wenn wir aber beide überhaupt trennen wollen, so glauben wir nicht fehlzugehen, wenn wir behaupten, daß er der Geschichte noch ungleich mehr verdankt als der Philosophie, daß sie für seine Entwicklung hauptsächlich entscheidend wurde. Unter allen unsern Dichtern ist er vorzugsweise der historische; seine höchste Ehre ist ebenso eine historische wie eine poetische. Wir denken hier natürlich vorzugsweise an Wallenstein, dieses Meisterstück historisch dramatischer Poesie. Das

Ungünstigste, was die Kritik über dieses Stück zu sagen vermöchte, würde sich ja gerade darin zusammenfassen lassen, daß es zu sehr historisches Kunstwerk sey. Es ist nicht ganz ohne Grund, wenn man Schiller vorgeworfen hat, so weit er auf dem festen historischen Boden sich bewege, sey er untadelhaft, wo er aber diesen verlasse und aus der bloßen poetischen Imagination schöpfe, da gehen seinen Gebilden Wahrheit und Leben ab. Man kann, um mit ihm zu sprechen, von den rein poetischen oder imaginären Figuren im Wallenstein, insbesondere von Thekla sagen: er habe hier nur die Gattung, nur das Geschlecht, ohne individuellen Charakter, ohne die Möglichkeit des Lebens, ohne gegründete Beziehung auf wirkliche Objekte erzeugt. In der eigentlich historischen Entwicklung aber ist jeder Zug so treffend, so ganz im Costüm und aus dem Geist der Zeit, daß wir sagen möchten: die Poesie der Geschichte hat hier Fleisch und Blut an sich genommen. Der Historiker, dem die speciellsten Quellen, die individuellsten Anekdoten zu Gebot stehen, versuche es einmal, uns ein so prägnantes, lebendiges Bild von dem dreißigjährigen Krieg und seinem Soldatenleben zu geben, wie es Schiller in Wallensteins Lager vor uns entrollt. Und das Individuellste hat hier zugleich symbolische, ideale Bedeutung; das Individuum hat den Charakter der Gattung, das Locale und Temporäre wird zum Allgemeingeltenden und Bleibenden; das humoristische Ganze ist eine ununterbrochene Kette von Sentenzen, die uns wie ein Buch der Weisheit in den verschiedenartigsten Situationen jederzeit präsent sind. So ist hier Empirisches und Ideales, Poesie und Geschichte in einander, daß wir kaum zu sagen vermögen, nach welcher Seite unser Genuß größer ist. Das poetische Werk ist nicht nur für die Menge, sondern selbst für den höher Gebildeten zugleich eine historische Quelle, und zwar eine Hauptquelle, der codex regius, aus welchem er seine Anschauung von dem Charakter der Zeit und des Mannes schöpft, eine Anschauung, die sich bei den Meisten lebenslang erhält, deren idealer Glanz sich durch keine spätere empirische Zuthat verdunkeln läßt.

Wie uns aber hier das Gedicht prosaische Autorität hat, so haben manche von den prosaischen historisch philosophischen Aufsätzen Schillers für uns die poetische Weihe und Beglaubigung, daß wir sie nicht als wissenschaftliche Abhandlungen, sondern als Postillen und Evangelien der Bildung und Humanität lesen. Und man sage hier nicht, das sey eben der Fehler, daß eines das andere corrumpire, daß der kalte Verstand die Dichtung und die Einbildungskraft die Abstraktionen des Verstandes störe, daß der Poet den Philosophen und der philosophische Geist den Dichter übereile. Die Werke, von denen hier die Rede ist, gehören nicht einer verwerflichen Zwitterart an, sondern bei aller selbstständigen, eigenthümlichen Vortrefflichkeit weiß sich die eine Gattung zugleich den Reiz der andern anzueignen. — Wer wollte nach allem diesem noch behaupten, daß der Dichter nicht auch ein Historiker seyn könne und gewesen sey?

Werde ich aber nicht zum Lobhudler und Rabulisten, indem ich dem den Geschichtschreiber suchenden Leser dafür den Dichter unterzuschieben suche? mache ich mich dadurch nicht eines täuschenden Quiproquo schuldig? An den Dichter natürlich wagt sich die Kritik nicht heran; dem größeren Publikum wenigstens steht seine Autorität ganz unantastbar da. Wenn ich nun, was niemand bestreiten kann, sage: der große Dichter ist am größten als historischer Dichter, sein vollkommenstes poetisches Werk ist zugleich das ausgezeichnetste historische, so kann man nicht ohne einiges Recht einwenden, das sey eine unerlaubte Parabase, ich suche die Untersuchung der eigentlichen Frage zu umgehen, indem ich mich mit dem Dichter hinter die Mauern eines poetischen Asyls verstecke, wohin ihm prosaische Augen nicht zu folgen vermögen. Geht es mir bei der Würdigung Schillers als Geschichtschreiber nicht zuletzt gerade so, wie es dem unvergleichlichen Manne bei seinen Geschichtswerken ergangen seyn soll, daß der Werth der Kritik wie der zu kritisirenden Werke wesentlich nur in dem schöngeistigen Vortrag oder gar bloß in hohlen, aller wahren Wissenschaftlichkeit spottenden Redensarten bestände?

Meine Absicht war dieß gewiß nicht; ich glaube, daß das historische Verdienst Schillers keiner künstlichen Winkelzüge bedarf, sondern die strengste Erörterung vom rein wissenschaftlichen Standpunkte aus wohl verträgt. Einer solchen muß freilich vor allem die Bemerkung vorausgeschickt werden, daß man billigerweise jede Leistung eines Mannes, welchem Fach derselbe auch angehören möge, immer nur beurtheilen darf nach der Zeit, in welcher dieselbe erfolgte, nach den Bedingungen, von denen ihr Urheber abhängig war, nach den Mitteln, die ihm zu Gebot standen. Herodot bleibt der unsterbliche Vater der Geschichte, wenn heute auch jeder Schulknabe ihm an Kritik überlegen ist, und Joinville oder Froissard üben einen unwiderstehlichen Reiz auf uns aus, wenn wir auch zum voraus wissen, daß das, was sie uns erzählen, nicht immer richtig und mit der gehörigen Pragmatik dargestellt ist. Schillers Zeit liegt uns nun allerdings nicht so ferne, wie das Zeitalter Herodots oder das der mittelalterlichen Chronisten; es werden daher Viele der Ansicht seyn, der Unterschied zwischen Damals und Jetzt sey nicht so

bedeutend, daß er auf unser Urtheil von erheblichem Einfluß seyn könnte. Ohne uns besonderer Wissenschaftlichkeit und Fachkenntniß rühmen zu wollen, müssen wir aber dagegen bemerken, daß diese Meinung denn doch auf ziemlicher Unkenntniß des Sachverhalts beruhen dürfte. Der Unterschied zwischen dem Anfang und dem Ende des vorigen Jahrhunderts ist allerdings in allen Stücken und in der Geschichtschreibung ganz besonders ein so gewaltiger, wie er sonst oft zwischen einem halben Jahrtausend kaum mitteninne zu liegen pflegte. Schillers anerkanntes Verdienst aber ist es, mehr als vielleicht irgend einer der großen Männer des achtzehnten Jahrhunderts, wenigstens mehr als jeder andere in Deutschland, zur Ausfüllung dieser außerordentlichen Kluft beigetragen zu haben.

Von dem unermeßlichen Fortschritt, welchen die deutsche Sprache und Literatur innerhalb weniger Decennien gemacht, kann sich ja jeder leicht überzeugen, wenn er das nächste beste Buch, gleichgültig welchen Inhalts, zur Hand nimmt, das vor jener classischen Periode geschrieben worden ist, die wir vorzugsweise mit Schillers und Goethes Namen bezeichnen, und es mit einem beliebigen andern vergleicht, das seine Entstehung der zunächst folgenden Zeit verdankt. Das Steife, Altfränkische in Sprache und Wendungen, das Pedantische, Geistlose der Auffassung und Behandlung wird ihm bei jenem ersteren aus jeder Zeile in die Augen springen. So war es damals bei den ausgezeichnetsten Scribenten, während später auch bei dem dürftigsten Inhalt wenigstens unser Ohr nicht beleidigt wird.

Diese rasche Entwicklung stellt sich ja bei niemand anschaulicher und greifbarer dar als gerade bei Schiller selbst. In der ersten Hälfte der achtziger Jahre, als Schiller das deutsche Publikum mit seinen ersten stürmischen Dramen überraschte, da trug ihn zwar sein hoher Cothurn, die Gewalt seiner poetischen Empfindung in diesen dichterischen Erzeugnissen auch zu einer edleren Sprache hin; in der eigentlichen raisonnirenden oder referirenden Prosa aber, kann man wohl sagen, war er des Deutschen noch gar nicht mächtig; er konnte noch nicht eine Zeile ordentlich deutsch schreiben. Ein ähnlicher Abstand läßt sich in seinen lyrischen Gedichten aus dieser und der späteren Zeit nachweisen. So fing der Mann an, der zehn Jahre nachher als bewundertes Muster eines edeln, classischen Ausdrucks dastand. Diesen ungeheuren Fortschritt hatte er allerdings, individuell betrachtet, der ihm eigenen außerordentlichen geistigen Energie zu verdanken, mit der er die Mängel seiner früheren Bildung nachzuholen und das hohe Ideal, das er sich vorgesteckt hatte, zu erreichen suchte. Vom allgemein historischen Gesichtspunkt aus angesehen aber ist es die geistige Energie jener Zeit überhaupt, von welcher Schiller eben so getragen wurde, wie er von der andern Seite ihr die kräftigsten Impulse gab.

Das sind bekannte Dinge; es ist aber nicht überflüssig, daran zu erinnern, um von diesen allgemeinen literarischen Zuständen aus eine um so lebendigere Anschauung von dem Stand der damaligen Geschichtschreibung zu gewinnen. Konnte man überhaupt noch nicht schreiben, so war es auch unmöglich Geschichte zu schreiben. Denn wenn man sagt, es komme bei der Geschichtschreibung erst in zweiter Reihe darauf an, wie ein Buch geschrieben sey, die Hauptsache bleibe immer, was darin stehe, so ist das zwar vollkommen wahr, aber es ist nicht die ganze Wahrheit. Form und Inhalt, das kann jeder aus seiner eigenen Erfahrung wissen, sind keineswegs so gleichgültig gegen einander, daß nicht eines auf das andere metamorphosirend einwirkte, eines nicht vom Wesen des andern annähme. Der Stoff wird durch die Form ein ganz anderer, und mit eben so viel Recht man sagt: das Was ist das Erste, kann man den Satz auch umkehren und behaupten; es kommt nicht auf den rohen, todten Stoff an, sondern auf mehr oder weniger lebendige und geistvolle Weise der Behandlung. Namentlich kann man sagen: bei einem historischen Werk ist nicht allein das die Hauptsache, was darin steht, sondern ebenso das, was nicht darin steht.

Von hier aus läßt sich der Zustand der Geschichtschreibung, wie Schiller ihn fand und reformirend in denselben eingriff, besonders anschaulich machen. Der letzte Professor an der obscursten deutschen Universität hatte ohne Zweifel unendlich mehr positive historische Kenntnisse als Schiller zu der Zeit, da er nach Jena berufen war und sich auf seine erste Vorlesung vorbereitete. Er selbst ist in seinen Briefen hierüber offenherzig genug und gewiß nicht bloß aus stolzer Bescheidenheit, sondern ganz aufrichtig. Denn mit dem Bekenntniß seiner Unwissenheit verbindet sich auch das erhebende Gefühl, was er leisten könnte, wenn ihm eine Jahre lange ausschließliche Beschäftigung mit der Geschichte vergönnt wäre. „Ich wollte,“ schreibt er an Körner, „daß ich zehn Jahre hintereinander nichts als Geschichte studirt hätte, ich glaube, ich würde ein ganz anderer Kerl seyn. Meinst du, daß ich's noch werde nachholen können?“ — Vieles hat er im Lauf der Zeit vermöge seines rastlosen Fleißes nachgeholt, wenn er seinem Ideal hierin auch niemals nahe kam, in jener ersten Zeit aber stand er an Kenntnissen hinter seinen Fachgenossen gewiß unendlich zurück. Eines jedoch hatte er vor ihnen voraus, was ihm eine eben so große

Ueberlegenheit über sie alle gab: Geschmack und Takt in der Auswahl und Gruppirung und die philosophische Divinationsgabe, die zwar Schuld daran war, daß die Geschichte, wie er selbst sagt, unter seiner Feder hier und dort manches wurde, was sie nicht war, da sie ihm in letzter Beziehung doch immer nur ein Magazin für seine Phantasie blieb, von der er aber auch erwarten durfte, sie werde ihn befähigen, daß er „vielleicht auf Unkosten der historischen Wahrheit hie und da mit jener philosophischen zusammentreffe."

Die Geschichtschreibung jener Zeit war der Art, daß Schiller allen Grund hatte zu klagen: „Ich bin dazu verdammt, mich durch die geschmacklosesten Pedanten durchzuschlagen, um Dinge daraus zu lernen, die ich morgen wieder vergesse." Es waren Bücher, in denen viel stand, Quartanten voll sehr richtiger Notizen, die aber nicht den mindesten Werth hatten, weil sie ohne allen Geist und Geschmack zusammengetragen waren, denen man daher ein Buch weit vorziehen mußte, welches nicht den zehnten Theil dieser Gelehrsamkeit enthielt, das vielleicht eine sehr unzuverlässige Quelle für künftige Historiker war, dem man aber das Verdienst nicht absprechen konnte, das Wichtigste ausgewählt und in innern Zusammenhang gebracht zu haben. Diese geistreiche Auswahl und Verbindung ist das Haupterforderniß des Geschichtschreibers. Dieß hat auch Schiller im Sinn, wenn er, in gerechter Würdigung seines Verdienstes bei seiner Geschichte des Abfalls der Niederlande, an Körner schreibt: „Du selbst sey aufrichtig und sage, ob du es einem Mann, der dir das, was du lernen mußt, durch Schönheit und Gefälligkeit reizend machte, nicht mehr Dank wissen würdest als einem andern, der etwas noch so Schönes auftischt, das du entbehren kannst. Ich selbst, der ich jetzt genöthigt bin, seichte, trockene und geistlose Bücher zu lesen, was gäbe ich darum, wenn mir einer die niederländische Geschichte nur so in die Hände lieferte, wie ich sie dem Publikum liefern werde!"

(Fortsetzung folgt.)

Zum goldenen Laube.

Novelle aus dem vorigen Jahrhundert.

(Fortsetzung.)

Fünftes Kapitel.

Auf die Seite geschafft.

Es lag eigentlich keine Garnison in Rauslitz. Weder Mascov noch Graf Moritz von Brühl, wenn sie in den dicken Folianten der Dresdener Kriegskanzlei hätten nachschlagen lassen, würden herausgebracht haben, daß Rauslitz eine Garnison hatte, wie es dennoch der Fall war. Der Rittmeister von Schmetter lag, so weit die dicken Folianten der Dresdener Kriegskanzlei aussagten, mit dreißig Silberstrich-Husaren in dem Oertchen Mockritz. Er hatte auf eigene Verantwortung, angeblich wegen Ausbruchs einer Pferdeseuche, Quartierwechsel vorgenommen, die deßfallsige Mittheilung auch ausgefertigt, aber nicht abgesandt, da er zurückcommandirt zu werden fürchtete, und hatte solcherart den ehrbaren Bürgern von Rauslitz die bedenkliche Auszeichnung verschafft, ihren Töchtern durch dreißig Schnurrbärte die Köpfe verdrehen zu lassen. Heutzutage würde die zehnfache Anzahl schnurrbärtiger Reitersleute nicht halb so viel Reize auszuüben im Stande seyn. Nicht daß ein schmucker Dollman mit lang herabhängenden Klunkern allen Zauber verloren hätte; so lange das Herausputzen phantastisch gekleideter Mannspersonen einen Hauptposten in den militärischen Budgets und eine wesentliche Aufgabe gewissenhafter Kriegsminister bildet, so lange werden Jugend und Lebenslust an den bunten Paradevögeln mehr Geschmack finden, als an den nicht auf Staatskosten gekleideten Mitbewerbern um Jener Gunst, an Ackerbauern, Bergmännern, Handwerkern, und wie die armen Teufel alle heißen, denen niemand ein buntes Röcklein anzieht und kein Feldscheer die Haare kräuselt. Das Regiment Silberstrich würde heutzutage weniger Weibereroberungen machen als zur Zeit des Rittmeisters Schmetter, und zwar weil die heute allgemeine Schnurrbartsmode damals eine nur ihm verliehene Auszeichnung war. Ein berühmter Redner der Paulskirche hat auf den Werth der Tradition

in solchen forterbenden Auszeichnungen hingewiesen. Ob er das Regiment Silberstrich dabei im Auge hatte, läßt sich nicht füglich mehr ermitteln; gewiß ist, daß dieses bärtige Regiment, dessen Stammbaum bis auf den Türkenkrieg hinab seine Wurzeln schlug, an dieser Auszeichnung wie an einem Ehrenpunkt fest hielt, und daß sich's durch Einbüßung desselben für entehrt gehalten haben würde, während es ihm durchaus nicht unehrenhaft schien, in Kriegszeiten zu brandschatzen, zu plündern und jedem Gelüste Zügelfreiheit zu gönnen, in Friedenszeiten aber in solchen Ergötzlichkeiten das zu leisten, was hinter dem Rücken des Gesetzes irgend durchschlüpfen mochte.

Der Quartierwechsel hatte übrigens, neben der beständigen Scheu des Rittmeisters von Schmetter vor Pferdeseuchen, wie in früheren ähnlichen Fällen auch dießmal wesentlich in Schulden seinen Grund. Bei der Langsamkeit der Rechtspflege pflegten Gläubiger, welche in solchen Beziehungen zu schnurrbärtigen Husarenrittmeistern standen, nicht viel anderes thun zu können, als den Credit ihrer Schuldner preiszugeben, und durch diesen stillen, aber bald allgemein gewordenen Widerstand sah sich Herr Augustus von Schmetter genöthigt, der drohenden Pferdeseuche, d. h. der eingerissenen Kreditlosigkeit, durch Garnisonsverlegung aus dem Wege zu gehen.

Nun gab es freilich für Leute in seiner Stellung noch gewisse Finanzquellen, welche durch solche Zwischenfälle nicht verstopft wurden; dahin gehörte namentlich das Rekrutenpressen. Man hört von Leuten stockmilitärischen Geschmacks noch heute häufig beklagen, daß dieses, ehemals über dem wehrlosen Bürger- oder Bauernsohn beständig hängende Damoklesschwert seit den Friedenszeiten rostig geworden, ja wohl gar an die Kette gelegt worden ist. Wenn Herr Julius Cäsar von Hartz sich darüber auszusprechen gehabt hätte, so würde er ohne Zweifel jenen Gebrauch zu den „ehrwürdigen Stützen des Staatslebens" gezählt haben, deren Erschütterung nur ungestüm vorwärts drängende Tollköpfe wünschen könnten. Dennoch ist dieser Brauch dahingestorben wie die Elennthiere Durchlaucht des Fürsten von Anhalt-Dessau, und es scheint fast, daß der gesunde Organismus, dem der Kirchenpatron Alles in Geduld und Vertrauen anheim gegeben wissen wollte, noch mancherlei Verwandtes mit der Zeit ausstoßen wird, wenn ihm hülfreiche Hand geleistet wird.

Dießmal trug das Geschäft dem Rittmeister kaum die darauf verwandten Hufnägel ein. Der Dennschützer Hamster, welcher auf seinem Wege zum Reichthum manchen Groschen auch aus schmutziger Pfütze aufgenommen hatte, suchte sich nach erlangter Amtswürde einflußreiche Leute zu verbinden und gab zu diesem Zwecke hin und wieder auch solchen Anleihern Kredit, bei denen er auf gewisse verschwiegene Dienste, wenn auch nicht auf baare Rückzahlung rechnen durfte. Er hatte sich in ähnlicher Absicht den Rittmeister zu verpflichten gewußt und stand mit ihm bei jedesmaligem Jahresschluß in brieflicher Fehde, wobei auf der einen Seite die Versicherung, man bestehe auf endlicher Rückzahlung, und auf der andern die Gegenversicherung, es sey unmöglich, des Gemeinderichters Kratzelschrift zu entziffern, nicht gespart wurden.

Wenn übrigens der Gemeinderichter für die veranstaltete Aufhebung seines Feindes keine Entschädigung leistete, so war der Fang eines so stattlichen Burschen an sich doch schon keine schlechte Beute, und der Rittmeister brauchte nur für schleunige Ueberlassung des Rekruten an irgend einen weiterab und der Grenze näher stehenden Feldwebel Sorge zu tragen, um immer noch ein paar Flaschen rothen Ofener Gewächses für diese Herausgabe einwechseln zu können. Und hierauf war auch der Plan des Gemeinderichters gebaut.

Der Zufall, oder eigentlich das hitzige Naturell des ehemaligen Zigeuners wollte, daß dieser Plan in Gefahr kam zu scheitern. Rex hatte sich, als man ihn beim Eindämmen des Gänseteichs überfiel und aufhob, zur Wehre gesetzt. Er war deßhalb in Eile gebunden worden, und so brachten ihn die entsendeten drei Husaren nach fünfstündigem Ritte bei Nacht und Nebel in die Wohnung des Rittmeisters, der eben in weinheiterer Laune nach Hause gekommen war. Rex hatte aber beim Binden seiner Arme für einen Ritzhieb, der seine olivenbraune Wange blutig zeichnete, sich durch beherztes Umsichbeißen schadlos gehalten, und des einen Husaren rechter Arm war bei diesem Anlaß mit acht tiefen Zahnspuren bedacht worden, Spuren, deren schönes Ebenmaß die Bewunderung selbst eines Fauchard errungen haben würde. Diese schmerzhafte Verwundung machte ärztliche Hülfe nöthig.

„Canaille!" rief der Rittmeister, den Gebundenen Rector beim fadenscheinigen Rock schüttelnd, „ich werde dir die Zähne ausbrechen lassen und dich unter die Schanzgräber stecken. Grade gestanden!" Und er maß das Zimmer mit seinen leichtfüßigen Schritten zu dreien malen. Er war schon seine fünfzig Jahre alt, dieser leichtfüßige Rittmeister, aber seine Bewegungen hätten kaum auf die Hälfte dieser Lebenssumme schließen lassen. Ein wiegendes Hin- und Herwerfen des Kopfes, dem unermüdlichen Rechts- und Linksschwenken eines eingesperrten Eichkätzchens nicht unähnlich, gab ihm das Ansehen, als erblicke er bei jeder Kopfwendung einen lästigen Gläubiger und weiche nun geschwind auf die

entgegengesetzte Seite, um dort die nämliche Entdeckung zu machen und ihr auf gleiche Weise aus dem Wege zu gehen. Wahrscheinlich hatte diese Gewohnheit in der That einen verwandten Ursprung, wie denn die Bewegungen der meisten Menschen sich auf Ursachen unkörperlicher Art zurückführen lassen. Man konnte nicht füglich unzuverlässiger, aufschneiderischer, verschuldeter, gedrängter und alles leichtsinniger hinnehmend aussehen, als dieser fünfzigjährige, schlanke, leichtfüßige Rittmeister. Nicht einmal fett zu werden, hatte man ihm Zeit gelassen, obschon er aus allen Töpfen gespeist zu haben schien. Hinter wie vielen Gardinen er gesteckt hatte, das würde kein Rechenkünstler zusammen zu zählen sich getraut haben; aber daß er hinter keiner bis zum Hundertzählen Zeit gehabt hatte, diesen Eindruck empfing der oberflächlichste Beobachter schon beim ersten Blick.

Während Herr von Schmetter, von einem Ende des Zimmers bis zum andern eilend, die Fluchtversuche vor drängenden Gläubigern fortsetzte, stand Rex todtmüde gegen die Wand gelehnt, die Zähne zornig zusammen gebissen, die Wange mit geronnenem Blute bedeckt, die Hände von den Stricken wund, das Herz glühend vor Wuth über die ihm angethane Gewalt. Aber anderes noch wühlte in ihm. Ein jahrelang genährtes Hoffen, das nie zum Aussprechen gelangt war, lag — er hatte endlich damit gebrochen — verschüttet hinter ihm, und diese Niederlage war empfindlicher als Alles, was man ihm seitdem angethan hatte. Schon als er über dem Anstarren der Silhouette in jener hellen Juninacht eingeschlafen war, glaubte er nicht mehr an seine alte Hoffnung. Der Hochmuthsteufel war wenige Tage zuvor in die Erbin „zum goldenen Laube" gefahren und die ohnehin große Kluft zwischen dem fadenscheinigen Rectorsrock und dem Bauernstaat Barbaras hatte sich durch die herrschaftliche Ummodelung des letzteren in's Unermeßliche erweitert. Er war, sobald seine Schwester ihm von dieser Verwandlung Kunde hinterbrachte, der Wirthstochter aus dem Wege gegangen und sah sie zum ersten mal in dem neuen Aufputz, als der Kirchenpatron im „goldenen Laube" Hofstaat hielt. So lange hatte er, unentschlossen und verstimmt, ihren Anblick gemieden. Jetzt wollte er sie sehen; er wollte dem Hoffen und Harren mit Einem Schlage ein Ende machen, wollte ihr ein zorniges Abschiedswort sagen und dann in's Weite ziehen, um sich nie wieder vor einen andern Karren spannen zu lassen, als denjenigen einer nomadisirenden Zigeunerbande. Und zu diesem Wege einen Vorwand zu haben, war ihm die neue Drahtfalle als ein passender Anlaß erschienen, und um sein Verweilen im goldenen Laube bis zu Barbaras verzögertem Erscheinen ausdehnen zu können, hatte er über die Mängel seiner Stellung geklagt, Klagen, die ihm durch langjährige Uebung mundgerecht geworden waren und deren Abweisung ihm erwünschte Gelegenheit bot, seinem allgemeinen Grolle Luft zu machen. Aus dem zornigen Lebewohl aber war nichts geworden. Es hatte ihn etwas in Barbaras Wesen verwirrt gemacht; er war unentschlossener als zuvor in's Freie geeilt, und als jener vornehme Reiter ihn unter'm Birnbaum sitzen sah, war das musikalische Traumleben seines Zigeunergemüths wieder im Uebergewicht gewesen. Seitdem büßte Christel ihre Pelzmütze ein. Es kam ihr, beide wußten nicht von welcher Hand, eine andere zu, vielleicht um sie in den Krieg gegen die alte Kleiderordnung zu verwickeln, vielleicht um den Rector nur noch unversöhnlicher mit dem Gemeinderichter zu verfeinden. Aber eines wie das andere war dem in seiner Schwester Beschimpften jetzt recht. Er wollte seine Kräfte zeigen, ehe er das Feld räumte, und wenn etwa die Barbara selbst hinter diesem verhängnißvollen Geschenke steckte, so mochte sie sehen, daß er in seinem fadenscheinigen Rocke mit den grünen Glasknöpfen den Kopf nicht minder keck zwischen den Schultern trage, als sie, trotz Schneckenhügel und Fischbeinrock. So hatte er mit geballter Faust die Woche verstreichen lassen, des Sonntagskirchganges harrend, wo sich zeigen mußte, wer in dem bevorstehenden Kampfe um Christels neue Mütze zu ihm, wer zu dem Gemeinderichter stehen würde. Der Ueberfall während des Gewitters hatte Alles vereitelt. Während fünf Stunden unfreiwilliger Flucht war ihm seitdem Zeit gelassen worden, im grollenden Herzen jedes Weh, das ihm bereitet ward, noch einmal und verschärft durch körperliche Schmerzen durchzukosten. Aber vergiftet durch ohnmächtigen Zorn, verdoppelte er geflissentlich noch den wühlenden Schmerz seines Innern, indem er sich einredete, Barbara stehe hinter diesem ganzen Verhängniß, sie verspotte und verhöhne ihn und habe ihn zu Boden geworfen, weil er Thor genug gewesen war — sie zu lieben.

Er stampfte mit dem Fuß und der leichtfüßige Rittmeister rief ihm fluchend zu, er werde ihn in den Stock stellen lassen. — „Nur zu!" gab Rex trotzig zurück. — Herr von Schmetter hielt einen Augenblick inne. „Ich glaube, der Kerl raisonnirt noch?"

„Warum bin ich hieher geschleppt worden?" fragte der Gebundene. „Ich werde bis zum Kurfürsten gehen, um Euch zur Verantwortung ziehen zu lassen."

Der Rittmeister warf den Kopf ein paarmal hin und her, als sey ihm die Keckheit des Menschen ein völlig unbegreifliches, ihm in seiner Erfahrung nie

vorgekommenes Ding. Aber wie man heute über Dieß und Jenes aus guten Gründen seine Ansicht füglich für sich behält, so verhielt sich's zu jener Zeit mit dem Worte „Polen," über welches jede Art Meinung, selbst die beifällige, ihre Gefahren mit sich brachte. Und so war die Aufhebung des Rectors hinlänglich erklärt, wenn er über Polen raisonnirt hatte.

„Warum Er hieher geschleppt worden? Er hat über Polen raisonnirt. Darum!" Der Rittmeister hatte, mit dieser niederschmetternden Keule bewaffnet, vor der Keckheit des unbegreiflichen Menschen keine Furcht mehr. Er ließ die Widerreden des Gebundenen mit kurzen Lalalas ablaufen und befahl seinem Diener endlich, den Strafrekruten hinauszunehmen und ihm eine Schütte Stroh hinzuwerfen. Morgen mit Tagesanbruch werde er weiter geschafft. — „Also Strafrekrut? Ich will Euch schon davon kommen!" — „Lalala!" — So schloß dieser Auftritt. Gestiefelt und gespornt warf sich der Rittmeister auf sein Bett.

Sechstes Kapitel.

Es kommt bessere Gesellschaft.

Es ist ein wundersames Ding um eine Sommernacht, die sich von dem Lärm eines Gewitters erholt und der erquickten Natur Zeit läßt, die feuchte Frische beim Sternenscheine recht mit allen weit geöffneten Poren in sich hinein zu saugen. Unausgesetzt tropft's noch von den Zweigen der Bäume; alle Quellen und Brünnlein schwatzen ohne Unterlaß; der aufgeweichte Acker ruht behaglich aus, wie ein durch langen, erlabenden Trunk Gesättigter; jeder Zaun, den die Sommergluth bleichte, jede Planke, welche der Sonnenstrahl ausdörrte, jedes Schindel- und Strohdach, das im weißen Mittagslichte so manche Woche lang zu Silber und zu Gold verglühte, sie alle halten die kühlende, ausweitende Regenspende aufathmend fest und scheinen sich des langen Weges zu freuen, den das Tagesgestirn noch bis zu seinem Wiederaufgange zurückzulegen hat.

Auch die Nachtigall hinterm Birnbaume, dem Sommerquartier der Dennschützer ABCschützen, benutzt die balsamische Nacht zu den hellsten und weitest ausholenden Sangweisen, und der Bierwirth im breiten Doppelbette sagt, zwischen dem Fingerschnippen, einmal über das andere: „Wie schön der Vogel pfeift!" Dann hält das Kopfschütteln neben ihm eine Weile inne; aber bald hebt's von neuem an, denn die gelähmte Wirthin zum goldenen Laube hat von der Aufhebung des olivenbraunen Rectors auch ihr Theil gehört, und sie ist trotz aller Anstrengungen nicht verstanden worden, als sie „das Kind," den Bierwirth, auf Such- und Spähwege ausschicken wollte, dem Verschwundenen auf die Spur zu kommen. Sie hat große Stücke auf den fadenscheinigen Rector gehalten und hat gehofft, mit der Zeit werde er dem Bierwirth doch noch das Zahlen- und Buchstabenmalen beibringen, zu dessen Erlernung dieser schon zu alt zu seyn behauptet. Aber der Bierwirth ist zu Bett gegangen und dem Rector haben andere nachspüren müssen, noch dazu alle ohne Erfolg.

Am spätesten ist die Barbara heimgekommen, etwas vor ihr die Christel, beide jetzt in der Nebenkammer noch vollauf mit Planen für den morgenden Tag beschäftigt, nachdem die eingeschlagenen Richtungen sich nach mehrstündigem Umherfragen als nicht zum Ziele führend erwiesen. Die Wirthstochter hat den Gemeinderichter nirgends auffinden können und ist dann zum Nachtwächter gelaufen, damit er die flinksten Burschen auf die Beine bringe. Ihrer Zwölfe sind zu Fuß, zu Pferde und zu Wagen dem Verschwundenen nachgesetzt, aber wegen des Gewitters ist die Entführung von nur wenigen, selbst auf der Flucht vor Regen und Blitz Begriffenen beachtet worden, und die Angaben lauten so widersprechend, daß schon bei den nächsten Häusern die Nachfragen erfolglos geblieben sind. Ein halbes Dutzend abgejagter Pferde stehen jetzt wieder in den Dennschützer Ställen, ein paar Räder haben Sprünge bekommen, ein Bursche ist beim Heimkommen in den grünen Unkenteich gestürzt und hat eine volle Viertelstunde sich gegen das sumpfige Element gewehrt, ehe man ihn auf's Trockene zog; dem Nachtwächter ist seine Picke unter die Füße gekommen und sein Horn hat sich unter dem Huf eines der abgejagten Pferde um eine volle Terz im Ton verändert. Es ist fast schon die halbe Nacht vorüber, aber in einer Menge von Häusern sieht man noch Licht, hört man noch ruhmredige Geschichten, trocknet man noch durchnäßte Kleider, prahlt man noch, der Fuchs solle schon zum Loche heraus, raisonnirt man noch über Gemeinderichter, Kirchenpatron, Reitergesindel, und hat nicht übel Lust, die schwachbrüstige Panitzin, über die man vor Kurzem noch spottete, um ihres Reifrocks willen als ein Weibsbild zu preisen, das wohl wisse, wie man den hohen Herren eine Nase drehen könne; der Henßler sey das Herz viel geschwinder in die Schuhe gefallen. Auch der grüne Weber mit seinem einen Fuß im Steck ist aufgeregter, als seit langem. „Was betrübt dich, mein Gemüthe?" hat er seit dem Dunkelwerden unabläßig mit lauter Stimme gesungen, und erst seit die Nachtigall zu schlagen anhob, ist er stiller geworden. Wenn sie aussetzt, stimmt er das alte Einsiedlerlied an:

Komm, Trost der Nacht, o Nachtigall!
Laß deine Stimm mit Freudenschall
Auf's Lieblichste erklingen.
Komm, komm und lob den Schöpfer dein,
Weil andre Vögel schlafen sein
Und nicht mehr mögen singen.
Laß dein Stimmlein laut erschallen, denn vor Allen
Kannst du loben Gott im Himmel hoch dort oben!

Dazwischen horcht er wieder und spricht von den Freuden des Reiches Jesu, wie sein Meister sie in den Kühlpsalmen verherrlicht. Er fährt oft mit der Hand über die rothberänderten Augen und über die schmale, schiefe Stirn und macht der Biermagd auf der Ofenbank böse Träume. Aber dann schlägt die Nachtigall wieder so sanft, so trostbringend, daß dem grünen Weber ein Schauder durch's Herz geht, als habe sich ein Stückchen blauer Himmel und ein dünner Faden goldenen Sonnenscheins durch den Nebel Bahn gebrochen, in welchem er sich hoffnungslos verirrt glaubte.

Stiller ist's in andern Häusern. Die Gemeinderichterin schläft so fest und siegestrunken, als fordere sie alle Posaunen von Jericho heraus, sie nur einen Zoll breit auf die Seite zu blasen. Selbst die Gegenwehr, zu der ihre rechts und links bohrenden Ellbogenspitzen den Hamster, ihren vollwangigen Eheherrn, zwingen, belästigt sie nicht viel mehr, als das Spechtklopfen den schlafenden Baum. Der freundliche Pfarrer träumt von geduldigen Zuhörern, denen er erst an einem der nächsten Sonntage seine Meinung über ihre Erlebnisse eröffnen wird; die rothbackige kleine Frau hinter dem nämlichen Kattunvorhang stellt im Traume den alten Herrn an der Wand über die mancherlei Lücken zur Rede, welche seine Predigten enthalten, und über die Noth und Mühe, welche ihrem Diaconus daraus erwachse. Dazwischen durchweht sie ein sanftes Gefühl der Bewunderung für den unerschrockenen Freimuth, mit welchem der Diaconus in der Schanze stehe und ausharre.

Und wieder schlägt dazwischen die Nachtigall und dem grünen Weber ist's in einer lichten Minute, als wolle sie sagen: „Arme kleine Menschen ihr! was plagt ihr einander und verkümmert euch die kurze Spanne Zeit von der Wiege bis zum Grabe? Mondenlang hab' ich's euch in allen Tönen vorgesungen, wie's Besseres auf Erden gibt, und ihr habt wieder nichts verstanden, habt wieder nicht begriffen, wozu mir die liedergesegnete, liebesingende Kehle vom Meister aller Dinge geschenkt ward, habt nichts an euch geändert, keine Quelle der Freude sicher eingehägt, und müßt nun wieder ein rundes Jahr ohne mich fertig werden. Denn morgen ist Johannistag und heute Nacht hat's mit dem Singen und Klingen ein Ende."

Sonderbar! keiner hörte, was die Nachtigall in ihren Gesang hineinlegte, ob ihr auch viele lauschten, keiner als der närrische Psalmist und weitab noch ein einziger Anderer. Zwischen Tausenden von Schläfern war auch der wieder nur ein vereinzelter Wacher, der über Manches in der Welt den Kopf zu schütteln pflegte, wie es der grüne Weber that; der nicht müde ward, ihr zu sagen, wo es fehle, nur mit andern und weiseren Worten als der grüne Weber. Feine Saiten hatte sein Inneres; sie klangen melodisch, so oft ein Hauch der Wehmuth, der Freude, der Andacht darüber ging. Weit und breit horchte es auf, wenn die Saiten klangen. Hoch und niedrig kannte, liebte, scheute den Klang dieser Saiten, denn auch spöttische Töne standen ihnen zu Gebot. Wenn er diese anschlug, verkroch sich die Scheinheiligkeit, zog der Geiz seine Knochenfinger ein, ließ die Ungerechtigkeit ihr Opfer los, dem sie in sicherem Verstecke das Herzblut auszusaugen im Begriff war, beschwichtigte sich die Streitsucht, warf die Verstellung ihre Maske fort und griff nach dem knorrigen Stocke der Wahrheit. Er war ein geliebter und zugleich gefürchteter Mann, dieser einsame Wacher mit dem fein besaiteten Innern, mit der wunderlichen Nachtigall in der Brust, mit der seltenen Himmelsgabe im Herzen, welche die Menschen Poesie nennen. Er war ein geliebter und zugleich gefürchteter Mann. Der größte König unserer Zeitrechnung hatte mitten im Kriegslärm Muße gefunden, ihn aufzusuchen, und als er in der Befürchtung, einen Heuchler in ihm zu durchschauen, sich getäuscht sah, nannte er ihn den „vernünftigsten" unter allen ihm bekannten deutschen Gelehrten. Der Bruder dieses Königs ehrte den Sänger, indem er ihm sein Schlachtroß schenkte. Ein edler Mann, der nicht gekannt seyn wollte, sorgte für den Tisch des Reiters und die Krippe des Pferdes. Und damit auch das Volk sein Schärflein beitrage, kam eines Tags ein armer Bauer auf den Einfall, für des Dichters Ofen zu sorgen: er brachte ihm eine Fuhre Holz zum Geschenk.

Es war erstes Morgengrauen, als dieser gesegnete Verwalter der besten Himmelsgabe am offenen Fenster eines Stübchens stand, das er noch vor Tagesanbruch in aller Stille zu räumen beabsichtigte. Weinreben bewegten sich im letzten Nachthauche und pochten an die Scheiben. Ueber ihm zwitscherten junge Schwalben im Nest und auf dem Giebel des Strohdaches klapperte der Storch. Die Nachtigall — nicht die im Hagrosenbusch singende, Dennschütz lag fünf Stunden weit entfernt — die Nachtigall hüpfte unter dem Fenster in

den Fruchtgebüschen umher und suchte nach einem Morgenimbiß. Sie sang nicht mehr und der am Fenster stehende einsame Wacher dachte mit Wehmuth an das allgemeine Loos jedes Singens — an das Verstummen und an die ernste Bedeutung dieses leichthin gesprochenen Wortes. Und doch durfte eben er am tröstlichsten darüber denken, denn was nicht dem Verstummen anheim fallen sollte, das waren eben die Lieder, die er gesungen hatte.

Und während er schweigend am Fenster stand, bliesen weit und breit in deutschen Landen die Thürmer seine Gesänge in den stillen Johannismorgen hinaus und ihre andächtigen Worte leiteten in Dorf- und Stadtkirchen weit und breit die Frühpredigt ein. „Die Himmel rühmen des Ewigen Ehre," so klang's von dem einen Thurm herab; vom andern tönte es: „Mein erst Gefühl sey Preis und Dank!" und anderswo hallte weithin der Lieblingschoral frommer Beter:

„Wie groß ist des Allmächt'gen Güte!
Ist der ein Mensch, den sie nicht rührt?
Der mit verhärtetem Gemüthe
Den Dank erstickt, der ihm gebührt?
Nein, seine Liebe zu ermessen,
Sey ewig meine größte Pflicht;
Der Herr hat mein noch nie vergessen,
Vergiß mein Herz auch seiner nicht!"

Ein Nachhall dieser Empfindungen versöhnte die mannigfachen Gefühle, welche der Abschied von dem gastlichen Stübchen in ihm wachgerufen hatte. Acht Tage fast waren verstrichen, während welcher er den Freund allmorgendlich von diesem Fenster aus unter seinen Bäumen und Blumen hatte umherwandeln sehen. Nun war die Ferienzeit zu Ende. Heim ging's nach der geschäftigen Universitätsstadt, und zwar nicht mit leichtem Herzen. Eine Last von unentwirrbaren Fäden nahm er mit, Fäden, welche auf Unterschlagungen, Fälschungen, Erpressungen, Gesetzesbiegungen mannigfacher Art zurückzuführen schienen und die sich doch — alle Versuche waren längst gemacht worden —, auf nichts anderes als Wahrscheinlichkeiten und Vermuthungen zurückführen ließen. Er hatte wieder einen Blick in Verhältnisse gethan, die von der Fäulniß rechtskranker Zustände angefressen waren, und denen sich doch weder mit der Sonde, noch mit dem Messer beikommen ließ. Eine Menge Personen, deren Namen er früher mit Achtung hatte nennen hören, waren durch die Andeutungen seines Freundes in ein ungünstiges Licht gerückt worden; andere, die er zum ersten mal nennen hörte, beschwerten sein Gedächtniß mit dem traurigen Zuwachs solcher Namen, deren makelhafter Klang verstimmend nachtönt und erhebenden Eindrücken die Stätte schmälert. Der des Dennschützer Kirchenpatrons und derjenige des Gemeinderichters waren unter diesen neuen Namen. Es war ihrer im Zusammenhange mit Persönlichkeiten Erwähnung geschehen, deren Angelegenheiten der Freund zu ordnen und zu verfechten gehabt hatte. Mit juristischem Behagen hatte er den Feriengast in niedergeschlagenen Untersuchungen, nicht gestatteten Beweisführungen, abgelehnten Zeugenzulassungen und in dem ganzen vielverbarrikadirten Gebiet der Fragen über Recht und Unrecht umhergeführt, allemal mit des Dichters eigenem Spottlied: „Ja, ja, Processe müssen seyn!" in ironischer Anklage seines eigenen Berufs diese Rundblicke schließend.

Als der Feriengast, im Begriff von dannen zu reisen, am Fenster stand und in den Junimorgen hinaus schaute, drückte ihn die halbe Mitwissenschaft einer Menge längst dem Aktenmoder überantworteter Seufzer und Klagen Bedrückter oder Uebervortheilter, und er warf sich vor, seine Liebe zu der Menschheit ohne denkbaren Nutzen um einen Theil ihrer Wärme gebracht zu haben, indem er ihren Nachtseiten zu nahe gekommen war. Was sollten ihm nun alle diese anspielenden Stichwörter, deren Aussprechen kein Unrecht ungeschehen machte, ob sie auch geröthete Wangen noch so rasch in bleiche verwandelten? Wie hatte ihm der Einblick in jenes Gemeinderichters rasches Reichwerden die Vorfreude auf das Wiedersehen der wunderlichen Dennschützer so gründlich verleidet! Es war ihm kaum noch irgend etwas in dem Orte anziehend und er beschloß die Rückreise gar nicht über Dennschütz zu nehmen.

Während dieses Ueberlegens hatte die Morgenröthe die Wipfel des vor ihm liegenden Baumgartens zu färben begonnen. Lerchen wirbelten in der Luft, Finken schmetterten in den Hollunderhecken, der Kukuk rief im nahen Walde und im Stalle wieherte das Pferd, als mahne es zum Aufbruch. Abschied war nicht mehr zu nehmen; die Freunde hatten sich schon am Abend über dem letzten Glase Rheinwein die Hände geschüttelt. So verließ der Feriengast denn das noch schlafende Haus und war nach wenigen Minuten auf der regengetränkten Landstraße.

Etwas seitwärts lief ein Feldweg, dessen höhere Lage dem Gewitterregen besseren Abfluß gewährt hatte. Der Reiter bog auf ihn ab. Er war noch nicht weit geritten, als er in der Ferne aus einem Dorngebüsch den Kopf eines Militärpferdes hervorblicken sah. Das abgedankte Schlachtroß des Prinzen Heinrich wieherte, und sogleich klang aus drei Pferdehälsen lustiger Bescheid zurück. Näher kommend, sah er einen alten Husaren beschäftigt, den Armverband eines jüngeren

Kameraden wieder herzustellen. Der letztere ächzte bei jeder Berührung; ihm war der ganze Oberarm geschwollen und er fluchte ohn Unterlaß, wobei er des Aelteren beschwichtigende Reden nicht beachtete. Ein dritter Husar bewachte einen Gefesselten, welcher, abgewandten Gesichts, im nassen Grase saß.

Der Reiter hielt sein Pferd an. „Wohin so früh?“ fragte er. — „Seyd Ihr ein Doctor?“ gab der Alte zur Antwort, indem er, den Knoten des Verbands in den Zähnen, die herabgeglittene Binde zu lösen versuchte. — „Kein Doctor, wie es hier Noth zu seyn scheint. Was fehlt dem Manne?“ — „Hat eine Bißgeschwulst,“ versetzte der Alte, ohne die fluchende Antwort des jungen Kameraden zu beachten. „Ist gestern auf einen Fang ausgesandt worden und hat sich nicht vorgesehen. Ein Doctor in der Nähe?“ — „Gleich vorn im Orte,“ erwiderte der Reiter.

Er wollte näheren Nachweis hinzufügen, aber sein Auge hatte so eben den jetzt halb zu ihm gewandten Kopf des Gefangenen erkannt. — „Sehe ich recht?“ rief er mit theilnehmendem Unwillen. — „Der Rector aus Dennschütz!“ gab der Gefangene zurück. „Wer seyd Ihr?“ — „Einer, der Euch helfen möchte.“

Ein ruhegebietender Zuruf des alten Husaren schnitt die Antwort ab. — „Hier wird nicht inquirirt!“ sagte er barsch und nahm die Binde wieder zwischen die Zähne. — „Der Gemeinderichter steckt dahinter!“ rief der Gefangene, ohne die Drohung des neben ihm stehenden Husaren zu beachten. „Man will mich unter die Rekruten stecken. Sagt in Dennschütz, daß ich diesen Weg geführt worden bin. Sie sollen mir wieder heraushelfen, wenn sie Mark in den Knochen haben.“ Seine rabenschwarzen langen Haare schüttelten sich bei den letzten Worten und die feurigen Augen glühten vor Wuth und zorniger Erregung. — „Der Gemeinderichter —?“ wiederholte der Reiter. „Schnalz? oder wie heißt er?“ — „Derselbe!“

Die anfängliche Barschheit des alten Husaren hatte während des Fortgangs des Zwiegesprächs nachgelassen. Er schien dem ganzen Geschäft nicht sonderlich hold zu seyn und jetzt die Möglichkeit zu berücksichtigen, daß des Fremden Interesse für den Gefangenen eine Untersuchung des Handstreichs nach sich ziehen könnte. Schon einmal hatte der Rittmeister unter ähnlichen Umständen plötzlich nachgegeben. Er hielt es für rathsam, diesen möglichen Fall im Auge, sich vor der andern Möglichkeit sicher zu stellen, daß der Rittmeister ihn selbst im Sande stecken lasse, ein Auskunftsmittel, zu welchem jener bei früheren Gelegenheiten schon gegriffen hatte.

„Ihr mögt wohl aus der Residenz seyn?“ sagte er einlenkend und des Reiters Pferd von der Seite betrachtend. „Seyd Ihr Willens, Euch mit dieser Sache zu behelligen? Vielleicht thätet Ihr besser, Euern Geschäften nachzugehen. Es dankt Euch keiner, wenn Ihr mit dem Militär anbindet.“ — „Mein Freund,“ versetzte der Reiter, das gewonnene Uebergewicht an dem veränderten Ton des alten Haudegens wahrnehmend, „ich habe eben heute Zeit und Laune, der Sache etwas näher nachzufragen. Wenn es damit beschaffen ist, wie ich vermuthe, so thätet Ihr gut, Euern Kameraden zum Doctor zu führen und mir dadurch Zeit zu geben, ein Wort mit Euerm Vorgesetzten zu reden. Wie heißt er?“

Der Alte sah seine Kameraden an, strich sich den Bart und sagte, er habe nie einen so jämmerlich geschwollenen Arm gesehen. Wäre eine Kugel im Fleische stecken geblieben, er würde sich besser zu helfen wissen als mit diesem verwünschten Biß. Er glaube beinahe, daß er den Umweg in den Ort hinein verantworten könne, denn der Arm hätte gestern Abend schon vom Feldscheer untersucht werden sollen, und wenn der immer über Durst trinke, so sey das Grund genug, um sich anderswo Raths zu erholen. Es könnte der kalte Brand dazu kommen.

Nach manchem Hin- und Herreden wurde beschlossen, den Gefangenen unter Bewachung im Dorngebüsch zu lassen; der Gebissene sollte während dessen zum Doctor reiten, und der alte Husar wollte dem Fremden bis in die Nähe des Rittmeisters das Geleit zurück geben. In einer halben Stunde erst, so versprach er, werde er mit dem Rekruten weiter reisen. Bis dahin sey Zeit genug, um Contreordre zu erwirken.

„Ich danke Euch!“ rief der im Grase Sitzende den davon Reitenden nach. „Ich habe nie über Polen raisonnirt. Der Gemeinderichter fürchtet sich vor mir. Helft mir nach Dennschütz zurück, damit ich ihm die Rippen zerschlage.“

Der Reiter hörte den Schluß nicht mehr. Mit lustigem Gewieher war sein Roß im Galopp mit ihm davon gegangen; das Klappern der Säbelscheide hatte, so schien es, dem ehemaligen Schlachtrosse gar eigene Jugenderinnerungen geweckt. Es machte dem Husarenpferde Mühe, Schritt mit ihm zu halten. Der Alte bemerkte es nicht ohne Verwunderung; aber dem Reiter wurde die Bewegung bald zu stark; er verkürzte den Zügel. „Geduld, Bellona!“ rief er und streichelte des Pferdes Hals. „Magister und Professoren sind solche Sprünge nicht gewöhnt!“

(Fortsetzung folgt.)

Der glückhafte Bahnzug.

III.

Der Rathhaussaal zu München in seiner ehrenfest alterthümlichen Herrlichkeit bot den Gästen einen so traulichen Aufenthalt, als sich nur einer denken läßt. Welch seltsame Gegensätze, die sich hier zu einem harmonischen — ich hätte schier geschrieben: melodischen — Ganzen zusammenfanden! Die stattliche Halle aus den Tagen der Ahnen, beleuchtet durch Gas; die riesigen Standbilder bepanzerter Recken aus dem Stamme Agilulfs, und das heutige Geschlecht an den langen gedeckten Tafeln. Vom Standpunkt der Agilolfinger aus ließe sich allenfalls auch über die winzigen Verhältnisse der Trinkgeschirre einiges beibringen; aber zweierlei Umstände wehren jegliche unliebsame Seitenbemerkung ab: 1) ist die bayerische „Halbe" ein ganz anständiges Gefäß für unsere Zeit der kleinen Schlucke; 2) kann man die besagte Halbe ja immer wieder vollschenken. Und letzteres ist am Abend des 12. August in reichlichstem Maße geschehen, so daß selbst die Recken ihre stille Freude daran gehabt haben dürften.

Der Magistrat hatte die Gäste zu einer Abendunterhaltung beschieden, zu der sie sich — wahrscheinlich ohne Ausnahme — verfügten, sobald sie vom Bahnhofe aus in ihre Wohnungen befördert worden und Besitz von ihren Hausschlüsseln genommen hatten. Mancher von denen, welche aus Wien gekommen, mag wohl zum erstenmal im Leben mit einem Hausschlüssel bewaffnet ausgegangen seyn. Der geräumige Saal war dicht mit langen, sehr schmalen Tafeln besetzt. Ueberall blieb nur ein schmaler Durchgang für den Gast zu seinem Stuhl, und für den Ganymed oder für die Hebe mit dem braunen Trank, welcher — gleichsam als rother Faden — die alterthümliche Oertlichkeit und ihre zeitgenössischen Gegensätze vermittelnd an einander band. Das Münchener Sommerbier ist im laufenden Jahre so trefflich gerathen als je zuvor. Wir hatten uns schon zu Rosenheim durch einen Stegreiftrunk, ich wollte sagen: Wagentritttrunk, davon überzeugt. Ehedem trank man in jener Stadt am Inn das Gebräu von Hohen-Aschau, der alten Burg auf dem Felsen über den tiefen Kellern. Aber was hilft der beste Felsenkeller, und stäcke er mitten unter dem Wendelstein selbst, wenn in den lagernden Fässern kein preiswürdiges Naß sich birgt, wie es in den Tagen des Grafen von Preysing einst zu treffen war? In den Händen des Grafen von Waldbott-Bassenheim scheint Hohen-Aschau seinen alten Ruhm eingebüßt zu haben; indessen steht diesem ein neuer Aufschwung bevor, da die Herrschaft im Zwangswege versteigert und von einem reichen Bierbrauer erworben worden ist, gegen dessen Kunst kein Zweifel aufkommen kann, denn ein Stümper in Gambrinischen Dingen kommt bei den Bayern auf keinen grünen Zweig und vermag keine Herrschaft im Werthe von mehr als einer halben Million zu kaufen; noch weniger erwirbt er das Vertrauen seiner Mitbürger in dem Grade, wie der neue Besitzer von Hohen-Aschau, der schon die Auszeichnung erlebt hat, in die zweite Kammer gewählt zu werden.

Das Münchener Bier ist nicht so stark und wirkt nicht betäubend wie das in Wien, besitzt aber mehr Stoff und zeigt sich, um den Ausdruck der Biermannen zu gebrauchen, um vieles „süffiger." Zum Trank wurde kaltes Fleisch gereicht, und diese willkommene Einfachheit der Bewirthung trug nicht wenig dazu bei, in aller Geschwindigkeit die rechte Stimmung in Gang zu bringen. Bald dampften die Glimmstengel, und man saß in dulci jubilo beisammen wie in der Kneipe. Wir hätten sammt und sonders nichts weiter bedurft, um bis tief in die Nacht hinein beisammen zu sitzen und die Wahrheit des alten Studentenverses an uns zu erproben: Fugit Euro citius hora edax rerum. Aber es gab auch sonst noch allerlei Anregung und Kurzweil. Eine „Banda" (wie man auf altösterreichisch sagt) machte Musik. Die alten Burschen brauchten nicht „Cantus" zu rufen; die „Bürger-Sänger-Zunft" sang uns etwas vor, lauter schöne Sachen, u. a. das unsterbliche Lied des alten Ernst Moritz Arndt vom großen Vaterland und das wackere Kaiserlied „Gott erhalte Franz den Kaiser." Sie trugen es im ursprünglichen Wortlaute vor, wie billig, denn das Lied ist seinerzeit auf den deutschen Kaiser Franz II., nicht auf den österreichischen Franz I. gemacht worden, und sein Text soll nicht verändert werden „draußen im Reiche," bevor der zweite Franz einen Nachfolger erhalten hat. Der Bürgermeister von München hielt eine Ansprache, um die Gäste zu begrüßen. Der Bürgermeister von Wien, Freiherr v. Seiller, beantwortete sie. Der liebenswürdige Dichter Franz v. Kobell las uns ein paar niedliche Gedichte in bayerischer und in pfälzischer

Mundart vor. Zu seinen seltenen Gaben gesellt sich die bei einem heutigen Dichter allerseltenste: ein ausgezeichneter Vortrag. Bei unsern Vorgängern war das anders; ich weiß noch aus meinen Jugendtagen, daß die Dichter ihre Verse sehr häufig mit Geschicklichkeit vortrugen. Unsere Zeit hört meistentheils nur mit den Augen. Ich war höchlich erfreut, Kobell einmal von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Sein Bild hat sich meinem Gedächtniß um so fester eingeprägt, als mir schon seit einer Stunde der eigenthümliche Kopf mit dem dichten, mähnenartig gesträubten Silberhaar, das freisame Antlitz mit den starken, kühn gezeichneten Zügen, den blitzenden Augen, dem dunkeln Bart aufgefallen war. „Wie mag diese frische stramme Eiche mit dem schneebelasteten Wipfel wohl heißen?“ hatte ich mich in meinen Gedanken mehr als einmal gefragt und war freudig überrascht, als ich in dieser eigenthümlichen Erscheinung den mir so lange schon werthen Dichter und Waidmann entdeckte.

Noch ist ein Glanzpunkt des fröhlichen Abends zu erwähnen, der in seiner Gesammtheit überhaupt zu den besten meiner Erinnerungen vom glückhaften Bahnzuge gehört. Eine kleine Locomotive fuhr vor; die Vorderseite öffnete sich; die dunkle Nische barg ein allerliebstes Kind von fünf oder sechs Jahren in der Tracht einer altmünchnerischen Kellnerin, angethan mit der classischen Riegelhaube und mit dem Geschnür von Silberketten auf der Brust. Die Kleine warf österreichische Bandschleifen mit bayerischen Flatterbändchen aus und vertheilte einen gereimten Festgruß, um dann im Geleit eines Beschützers und vielfach von diesem getragen sich auf einen Rundgang zu begeben, der über zwei Stunden dauerte. Jedem, der die erhaltene Bandschleife mit dem daran befestigten Knopfe am Knopfloche trug — und wohl keiner hatte sie verschmäht — gab das wohlgerathene Ebenbild der Fee Cerevisiana eine Patschhand sammt Rede und Antwort auf etwaige Fragen. Margaretha Meisl nannte sich das liebe Ding, wenn ich das Lispeln der zarten Kinderstimme im Rauschen des fröhlichen Lärms recht verstanden habe. O Nanerl, Waberl, Burgerl, Kathi, Pepi, Resi, und wie ihr sonst alle geheißen habt, gambrinische Nymphen mit silbernem Geschnür und mit der schwalbenschwanzförmigen Zier von silbernen oder goldenen Fäden auf dem glattgescheitelten Haupte, ihr alle hattet euch für uns alte Bursche in der kleinen Margret wieder verkörpert. Schaut nur recht hin, ihr Gelbschnäbel, so waren diejenigen gekleidet und angethan, die vor Jahren auf das Klappern unserer Zinndeckel hörend die leergetrunkenen Krügl wieder am unversiegbaren Zapfen füllten. Uebrigens steht mir nichts ferner als die vermessene Behauptung, daß die Kellnerinnen von damals hübscher, handsamer und gefälliger gewesen seyen als die heutigen; sie waren nur hübscher gekleidet in ihrem althergebrachten Aufputz von bleibendem Metallwerth. Im übrigen unterschätze ich keineswegs den Vorzug Münchens vor Wien, daß es noch Kellnerinnen besitzt; in Wien hat sie der josephinische Zopf seinerzeit hinweggefegt unter dem unhaltbarsten aller Vorwände, über dessen Werth eine lange Erfahrung seitdem vollen Aufschluß gegeben hat. Die Geschichte von den abgeschafften Kellnerinnen gehört in das Hauptstück von jenem Scharfsinn, welcher Ursach und Wirkung verwechselt und etwa die Uhr feststellt, damit die Zeit nicht vorrücke.

Zu später Stunde bereitete uns der Graf von Wickenburg noch eine angenehme Ueberraschung. Beim Aufbruch hielt er aus dem Stegreif eine recht herzliche und verständige Dankrede an den Bürgermeister von München mit wahrhaft jugendlichem Feuer. Wenn ihr bedenkt, wie der Vertreter der Westbahn schon seit neunzehn Stunden auf den Beinen war, und was er alles während der langen Zeit von Amts wegen an Begrüßungen, Trinksprüchen und Antworten geredet, werdet ihr diese unermüdliche Frische des Geistes und Körpers nicht unbewundert lassen. Der Herr von Steinsdorf war sichtlich überrascht, wie wir alle, zog sich aber mit vieler Geistesgegenwart aus der Sache.

Eine geraume Weile nach Mitternacht brach Hebbel mit mir auf. Wir gehörten lange noch nicht zu den letzten. Er ist vor wenigen Jahren erst wieder einmal in München gewesen und weiß in der neuen Stadt Bescheid, so daß wir uns ganz leidlich nach Hause fanden, obschon nicht ganz ohne Irrweg. Wir hatten unsere Herberge in der Karlsstraße draußen beim Kaufmann Hueber, dem man nachrühmt, daß er die besten Zündhölzchen führe. Das ist richtig, nur nicht in dem boshaften Sinne dieses zweideutigen Lobspruches, denn auch Cigarren von preiswürdiger Beschaffenheit hat er auf dem Lager. Mir wenigstens kamen sie gut vor. Freilich bin ich nicht verwöhnt; dafür sorgt schon unsere Regie in solcher Weise, daß der alte Ausdruck „regaliren“ längst seine ursprüngliche Bedeutung in ihr Gegentheil verkehrt hat. Ich hätte mir gern einen Vorrath von Glimmstengeln nach Wien mitgenommen, mußte es aber ehrenhalber bleiben lassen, da ich erfahren, daß gleich der Polizei auch die Zöllner den Auftrag erhalten hatten, die Lustfahrer des glückhaften Bahnzuges in keiner Weise zu behelligen. Dadurch sprach sich ein Vertrauen in unser Anstandsgefühl aus, das zu täuschen doch gar zu gemein gewesen wäre.

Der Vormittag des 13. August gehörte den Gästen zu freier Verfügung. Diejenigen, welche die Sehens-

würdigkeiten „des goldenen Sattels auf dem dürren Klepper" in Augenschein nehmen wollten, waren zum Krottenhof beschieden, von wo sie unter freundlicher und kundiger Leitung in kleinen Abtheilungen umhergeführt wurden. Ich für meine Person ging meinen eigenen Weg. Mir ist nichts widerwärtiger, als mich „bädeckern" zu lassen. Von einer Sammlung, die ich im Fluge durchfahren, bleibt mir kein Eindruck zurück als der eines moralischen Katzenjammers. Und dann hatte ich ja die weit umfassende Doppelaufgabe, im alten München meine Erinnerungen aufzufrischen, sie mit den eingetretenen Veränderungen zu vergleichen und das neue München mit seinen vielen mir unbekannten Straßen zu durchwandern, was ich übrigens nicht ganz und gar zu Fuße fertig bringen konnte und wollte. Die Zeit war kurz, die Strecken sind lang. Im Handumwenden war die streng bemessene Frist verstrichen, doch habe ich in der Erinnerung wieder den Maßstab gefunden, der mich belehrt, daß ich innerhalb der so schnell verstrichenen sechs Stunden gar mancherlei gesehen und erfahren, das ich mir aufbewahren kann.

Die königliche Regierung hatte uns in den Krystallpalast zum Bankett geladen. Das Gebäude aus Eisen und Glas gehört fürwahr nicht zu den unbekannten Größen; Gestalt und Eintheilung sind durch zahllose Aufrisse und Grundrisse, wie durch ausführliche Beschreibungen aller Welt geläufig, abgesehen davon, daß sich mit dem Namen „Glaspalast" schon an und für sich eine ganz bestimmte Vorstellung verbindet, seit am Gestade des Flüßchens Serpentine das Urbild dieser gläsernen Gezelte sich erhob. Bei alledem gewährte das Innere einen überraschenden Anblick. Das Transsept war durch Hecken von hohen Treibhauspflanzen von den Flügeln getrennt und zu einem Riesensaal geformt worden, dessen Verhältnisse sich erst nach und nach durch Vergleich und Berechnung dem erstaunten Blick in ihrer ganzen Großartigkeit offenbarten. In der Mitte steht eine Wasserkunst, deren Wasserstrahl rauschend stieg und plätschernd niederfiel. Ich gedachte dabei des berühmten Distichons: „Im Hexameter steigt des Springquells rauschende Säule; im Pentameter drauf fällt sie melodisch herab." Es war eine Heroide, welche uns der Born vortrug. In weitem Halbkreis umschloß die Doppelreihe der gedeckten Tafeln, gegen den Eingang zu offen, die Wasserkunst. Diese Tafeln waren für eine nicht geringere Anzahl von Gästen in Bereitschaft gesetzt, als zu Salzburg beisammen gewesen; nichtsdestoweniger blieb des Raumes genug übrig, so daß ich mich nicht gewundert hätte, wenn die Aufwärter auf Ponys umhergeritten wären. Die unteren Scheiben waren verhängt, die Galerien mit Wappenschildern und anderem Schmuck sehr hübsch verziert. Die Höhe über dem Eingange nahm die Musik ein. Auf den Galerien über dem Transsept gab es eine gedrängte Masse von Zuschauern, von denen viele mit wahrhaft staunenswerther Standhaftigkeit bis zum Ende aushielten; ein Zeichen, daß sie sich bei der Augenweide wohl befanden.

Nicht lange nach drei Uhr erschienen die Majestäten mit Gefolge, empfangen, wie sich gebührte. Der Kaiser trug das bayerische, der König das österreichische Heergewand. Der hohen schlanken Gestalt des Kaisers gereichten die Epauletten, der gedrungenen des Königs deren Mangel zum Vortheil. Liegt nicht auch in diesem kleinen Umstande eine Lehre, deren mahnende Nutzanwendung auf größere Dinge leicht zu finden wäre? Die hohen Herren hielten sich eine geraume Weile auf, um mit den Anwesenden zu verkehren. Nach ihrer Entfernung begann das Gelag. Auch hier wurde gut gegessen und vortrefflich getrunken. Bei jedem Gedeck lag ein hübsches Kunstblatt in Farbendruck mit der Inhaltsanzeige der zu erwartenden leiblichen Genüsse. Von den Einzelnheiten erwähne ich nichts, bis auf die Champagnerkelche mit den hohlen ausgebauchten Stengeln, worin der Rest vom edlen Naß so verführerisch tobte, daß man nicht umhin konnte, ihn zu sich zu nehmen, obschon dieß immer eine neue Füllung zur nothwendigen Folge hatte, so daß in diesem Wechselspiel vom großen und kleinen Schluck die Fröhlichkeit sich bis zum Uebermuth steigerte. Viel zu früh schlug die Theaterstunde, und dennoch war es Zeit, daß sie schlug. Gar zu genau wurde sie übrigens nicht eingehalten. Die Halbscheid versäumte den ersten Akt der Festoper. Wie viele den zweiten Akt auf ihren Sperrsitzen verschliefen, konnte ich nicht zählen. Das hell erleuchtete Haus mit seiner geputzten Gesellschaft bot den prächtigsten Anblick dar. Droben auf der Bühne wurde Oberon gesungen, gesprochen und getanzt, gut genug für die Umstände, unter denen die künstlerische Leistung doch nur Nebensache blieb. Ob im übrigen die Münchener mit ihrer Oper zufrieden seyn mögen oder nicht, läßt mich unberührt. Jedenfalls haben sie vor dreißig Jahren in dieser Beziehung bessere Zeiten erlebt, und die habe ich mitgenossen. Dankbar bewahre ich sie in der Erinnerung.

Am nächsten Morgen wurden wir wieder eingepackt und gen Wien in rascher Fahrt befördert. Der herrlichste Tag beleuchtete die reizenden Aussichten bis Linz. Dort aber ging ein Gewitter nieder. Ich hatte es erwartet, denn seit Jahrzehnten bin ich es gewohnt, daß es an dem Tage regnet, an welchem ich Salzburg betreten. Ehedem pflegte ich diese Annehmlichkeit an Ort und Stelle zu erleben, aber bei der raschen

Beförderungsweise unsere Tage kann man den Guß nicht abwarten und muß ihn durch Aeolus sich nachschicken lassen. Nächtlicher Weile trafen wir in Wien ein, wo am nächsten Tage (15. August) den Münchener Gästen zu Ehren ein prachtvolles Fest im Augarten stattfand, dem beizuwohnen ein mißgünstiger Zufall mich verhinderte, so daß ich nichts davon weiß, als was ich in den Zeitungen gelesen. Für meine Person hat sich also der glückhafte Bahnzug mit dem Abend des 14. August abgeschlossen. Doch muß ich noch eine Anmerkung hinzufügen. Ich habe auf diesen mit eisenbahnlicher Flüchtigkeit beschriebenen Blättern nichts anderes geschildert, als was unmittelbar an mich herangetreten. Meine Beschreibung ist demnach nur ein Steinchen zu einem reichen Mosaikbilde, aber das Steinchen ist jedenfalls ächt und wird dem nicht unwillkommen seyn, welcher sich aus zusammengelesenem Stoffe ein großes Ganzes zusammensetzen will.

Correspondenz-Nachrichten.

Aus Mecklenburg, September.

Charakter des Landes und der Bauerschaft.

Das ächte Volksthum mit seinen charakteristischen Sitten und Gebräuchen hatte sich in Mecklenburg, diesem dem größeren Weltverkehr so lange Jahre hindurch ferner stehenden Lande, bis vor kurzem merkwürdig frisch und lebendig erhalten, ohne daß die Kenntniß von ihm bisher in weitere Kreise eingedrungen wäre. Sehr schnell hat sich dieß geändert; das naturwüchsige Volk, der sogenannte Bauer, ist in der letzten Zeit in zu gewaltsame und plötzliche Berührung mit dem geschliffeneren Städter gekommen, als daß er nicht seine Eigenart hätte zum großen Theil verlieren, mindestens durch äußerliche Politur überfirnissen müssen. Nur noch dem älteren Geschlechte wohnt die Naivetät des Charakters bei, welche gar nicht weiß, daß sie sich durch ein Eigenartiges von andern Leuten unterscheidet, aber gerade deßhalb um so fester an jenem hängt, als es ihr im einfältigen Herzen haftet. Die junge Welt folgt der Mode der Städter und befindet sich jetzt zum nicht geringen Theile in jenem Uebergangsstadium der menschlichen Entwicklung, welchen man bezeichnend die „Flegeljahre" zu nennen pflegt. Jung und Alt versteht sich nicht mehr. Der geputzte Jüngling trägt, wie er es von den Städtern gesehen hat, seine Cigarre in geschlossener Faust auf dieselbe Art, wie er etwa seinen Dreschflegel handhaben würde; der Alte schüttelt darüber den Kopf und murmelt vor sich hin: „Jochen ward liederlich up de Tehen gahn!" (Joachim wird gewaltig auf den Zehen gehen.) Aber was hilft es? Joachim thut doch, was er will, und zur Verständigung sind diese Naturen einmal aus viel zu hartem Holze geschnitzt. Aber die Jugend wächst herauf, und mehr und mehr verwischt sich die ursprüngliche Art der Leute, aus dem Ganzen werden Bruchstücke, und nicht lange wird es währen, so verschwinden auch diese, wenn nicht etwa ein Antiquar sie im Schatzkästlein seiner Erinnerungen aufbewahrt. Es ist eine fürsorgende Weisheit, daß die Regierung sich bemüht, durch möglichste Erhaltung des Hergebrachten die Heftigkeit des Wechsels zu mindern und die Religiosität, welche das Volk noch in allen Schichten bewahrt hat und welche die beste Grundlage alles neuen Auferbauens ist, möglichst zu erhalten und zu kräftigen. — Aber der Wechsel findet dennoch statt; deßhalb werden wir im Folgenden versuchen, das ursprüngliche charakteristische Wesen unserer Landsleute, unter welchen wir natürlich hier nur den in sich rein erhaltenen Theil des Volks, die eigentlichen Bauern, begreifen, in kurzen Zügen zu schildern und somit einen Beitrag zu den ethnographischen Schilderungen der deutschen Stämme zu liefern, welche man jetzt zu sammeln allseitig so eifrig bemüht ist.

Des Volkes Art läßt sich nicht erforschen ohne Kenntniß der Landesart; jene schließt sich an diese und haftet an ihr, wie die Frucht am Baume. Wir haben daher zunächst die Oberfläche unseres Landes kurz zu beschreiben. Mecklenburg zerfällt in zwei sich streng von einander scheidende Theile, welche man als das Gebiet des fruchtbaren Bodens (Thon, Lehm u. s. w.) und als das des Sandes bezeichnen kann. Das erstere Gebiet ist das größere; denkt man es sich als das Allgemeine, so findet sich auf ihm, und zwar vornämlich im südlichen Theile des Landes, der geologisch jüngere Sand in einem durchschnittlich mehrere Meilen breiten Streifen aufgelagert. Dieser Sandstreifen aber zieht sich nicht, wie in Holstein, parallel mit der Küste der See, noch hat er überhaupt eine Richtung, deren Gesetzlichkeit oder Nothwendigkeit sich klar erkennen ließe. Von der Stadt Fürstenberg in Strelitz zieht er sich in

nördlicher und nordwestlicher Richtung über die Städte Strelitz, Waren, Parchim nach Crivitz, wo ein Knotenpunkt ist, von welchem aus er nördlich bis zur Stadt Neubukow, westlich über Ludwigslust nach Hagenow geht und den südwestlichen Theil des Landes, eine große Heideebene, füllt. Hier finden sich viele tiefe Niederungen, welche einen großen Reichthum an Rasenelsen enthalten. Auf ihm liegen die großen Seen Mecklenburgs, der Zierker See, die Müritz, der Kalpin-, Malchower-, Flesen-, Plauer-, Krakower-, Goldberger See und eine Menge kleinerer, eine um so merkwürdigere Erscheinung, als eben der Sand die höchste Gegend des Landes bezeichnet, welche — sich von Ost nach West allmählig senkend — dort eine Höhe von durchschnittlich zweihundert, hier von hundert Fuß über dem Spiegel der Ostsee hat. Eine kleinere Sandfläche findet sich im Nordosten des Landes bei Rostock, von wo sie sich in die Landenge Wustrow (vulgo Fischland) erstreckt. Alles übrige gehört dem Gebiete des fruchtbaren Bodens an; es ist das eigentliche „Alt-Mecklenburg" mit seinen großen Gütern und gesegneten Fluren.

Im gleichen Verhältnisse mit der Oberfläche des Bodens steht die Physiognomie des Landes. Erscheinen uns die Sandfelder als mehr oder minder öde, traurige Flächen, auf welchen die Dörfer weit zerstreut neben Landgütern von fast unermeßlichem Umfange liegen, in denen das Auge meilenweit vergebens von den ausgedehnten düstern Nadelholzungen sich fortsehnt nach dem erquickenden Grün eines Laubwaldes, in denen der Ackerbau nur spärlich gedeiht und sich auf dürftige Roggen-, Haferund Buchweizenernten beschränkt, in denen sich die Brachfelder mit einer dichten, üppigen, grauen Flor des „Mäuseklees" (Trifolium arvense) überziehen, durch ihre einförmige Farbe unangenehm berührend, so treten dagegen die fruchtbaren Landstriche in ganz verschiedener Weise vor uns auf. Ueberfäet mit zahlreichen Dörfern zwischen Obstgärten und herrlichen Weizen-, Raps- und Kleefeldern, umkränzt mit saftigen Laubwäldern, deren Bäume uns auf vielen Stellen (z. B. in den schönen, auch von Riehl erwähnten Buchwaldungen bei Doberan) durch ihre schlanken Stämme und majestätische Höhe wahrhaft überraschen, so liegt es vor uns, wellenförmig hügelig, reich an Flüssen, Bächen und kleinen Landseen, mit weiten grasreichen Wiesen, mit zahlreichen Kirchthürmen, welche oft schlank und hoch in die Ferne schauen, belebt von Heerden und thätigen Menschen, wohin der Blick auch schweift, ihm von prachtvollen Wäldern umrahmte Bilder bietend, im Norden aber ihn über die Wogen der Ostsee hinaus in's Unermeßliche entrückend.

Es herrscht eine beständige, jede Einförmigkeit verscheuchende Abwechslung der Scenerie in unserem Lande, welches zwar keine großartigen, aber dafür desto mehr liebliche Gegenden aufzuweisen hat. Die fast durchweg mit hohen Hügeln umrahmten Seen des nördlichen Theiles bieten große Naturschönheiten, an welchen besonders der Malchiner See reich ist, der weite Waldungen und große Schlösser auf seinen hohen Ufern trägt, um deren willen seine Umgebung nicht selten mit dem Namen der „mecklenburgischen Schweiz" bezeichnet wird. Flur und Wald, Fluß und Wiese, See und Hügel — das sind die Factoren, welche überall die Landschaftsgemälde Mecklenburgs zusammensetzen. Und wenn man nördlich von dem Diederichshäger Berge bei Doberan weit über die Ostsee, oder von dem Schönberge bei Travemünde über jene hinaus auf die holsteinische Küste und die Insel Moen mit ihren Kreidefelsen schaut, Lübeck, Travemünde und das fruchtbare, an Siedelungen reiche Heimathland zu seinen Füßen, dann erkennt man, welche herrliche Gemälde aus jenen einfachen Elementen zusammengesetzt werden können. Deßhalb ist auch das Innere des Landes, obwohl verhältnißmäßig flach, nicht einförmig, und selbst in den Sandgegenden bieten die Seen und das oft sehr coupirte Terrain Punkte von großer Schönheit und mit überraschender Fernsicht dar.

Daß ein Land, wie das geschilderte, zum Betriebe des Ackerbaues vornehmlich bestimmt ist, versteht sich von selbst. Der Boden bietet im Ganzen nur wenige mineralische Schätze für größeren Fabrik- und Gewerbetrieb; die Flüsse, welche in tausendfachen Windungen durch die weiten Wiesen ziehen, sind mit geringer Ausnahme für die Schifffahrt auf immer verschlossen; der Seehandel, welcher allerdings betrieben wird, ist durch die geringe Größe des Landes und seiner Städte beschränkt oder hat sich zum Transitoverkehr mit den Handelsemporien Deutschlands ausgebildet. Daher der große Umfang des Bauernstandes in Mecklenburg und dessen äußerlich so günstige Stellung, welche ihm das Princip des festen Beharrens an dieser zur zweiten Natur gemacht, aus der sich wieder die bestimmte Ausbildung seiner Eigenart mit Nothwendigkeit ergeben hat. Und weiter, entsprechend der Gestaltung des Landes und der Bodenbildung, ist es ein in zwei gesonderte Gruppen geschiedener Bauernstand, welcher uns bei dem flüchtigsten Blicke entgegentritt. Der fette Bauer, welcher mit seinen großen stattlichen Rossen den ergiebigen Boden des nördlichen Gebietes bearbeitet, ist ein anderer als der, welcher mit Kühen oder kleinen mageren Pferden den Sand zur Cultur zwingt. Es ist charakteristisch, daß ersterer von seinen „Pferden," letzterer von seinen „Mähren" spricht. Die ganze Bauerschaft des Landes aber ist, einzelne Ausnahmen abgerechnet, über welche wir später noch sprechen werden, des gleichen sächsischen, nach Vertreibung der Wenden im Laufe des dreizehnten Jahrhunderts eingewanderten Volksstammes; die angedeutete Zweitheilung hat sich also erst am jetzigen Wohnsitze — als eine Folge der Lebensweise und der Ernährung — gebildet. Darüber wird man sich nicht wundern dürfen, wenn man bedenkt, daß hier die Erblichkeit der Hufen (sessio) immer streng festgehalten wurde, und daß selbst wenn in Kriegszeiten die Bevölkerung auf eine Zeitlang vertrieben oder theilweise ausgerottet wurde, die Zurückgekehrten oder Uebriggebliebenen nach aller Wahr-

scheinlichkeit sofort die frühere Heimath wieder aufsuchten. Der Besitz ist für unsere Anschauung demnach als ein durch fünf Jahrhunderte ungestört gebliebener zu betrachten.

Der nördliche Bauer ist ein ächter Repräsentant seines fruchtbaren Bodens, der sich in seiner ganzen äußern Erscheinung zunächst an die Marschbauern Holsteins anschließt. Er ist entweder von gedrungenem kräftigem Körperbaue und großer Wohlbeleibtheit, die oft so weit geht, daß er im buchstäblichen Sinne des Worts kaum noch „aus den Augen sehen" kann, oder er ist groß, starkknochig, ungemein kräftig und gesund. „Rögen in de Bost und Speck up de Rippen," dessen rühmt er sich wohlgefällig. Merkwürdig ist es jedenfalls, daß man gewöhnlich in einem Dorfe die großen, im andern die kleinen beleibten Leute findet, fast streng von einander geschieden, selten vermischt, und daß diese Verschiedenheit auf Generationen hindurch erblich geworden ist, ein Umstand, welcher sich nur daraus erklärt, daß diese Menschen selten außerhalb ihres Dorfes und doch auch nicht in zu naher, schwächender Verwandtschaft heirathen. Von den in andern Dörfern, zumal wenn diese zugleich in andern Kirchspielen liegen, Wohnenden sagen sie: „He is nich mit uns' Water döfft" (er ist nicht mit unserem Wasser getauft), und gehen nicht gern nähere Gemeinschaft mit solchen ein. Aus der Körperverschiedenheit darf übrigens auf eine Stammesverschiedenheit hier nicht geschlossen werden, da Sitte und Wesen, Wohnung und Wirthschaftsweise, kurz die ganze Eigenart der Leute durchaus dieselbe ist. Das weibliche Geschlecht scheidet sich ebenfalls in zwei Theile; man findet entweder gedrungenen, starkknochigen Körperbau, welcher als der schönere angesehen wird, oder schlanke, doch kräftige Gestalten mit ovalen, zuweilen äußerst lieblichen Gesichtern. Alle diese Leute sind stattliche Erscheinungen und legen im großen Selbstgefühl, welches ihnen eigen ist, einen ungemeinen Werth auf das äußere Auftreten. Wenn sich der Bauer auf der Straße sehen läßt, so soll seine Person die „ganze Straße zieren," wie er fest glaubt. Dieses Bewußtseyn gibt ihm etwas Ernstes, Gravitätisches, selbst Würdiges; es ist ihm immer gegenwärtig und durchdringt sein ganzes Benehmen selbst im Kreise seiner Familie und Untergebenen. Seine bürgerliche Stellung trägt dazu das ihrige bei; er sieht die vielen Aermeren um sich her, die Städter, deren sechs an dem sich sättigen, was ihm allein Bedürfniß ist; er hat den vollen Geldbeutel in der Tasche, Weizen auf seinem Boden, prächtige Kühe im Stalle — was Wunder, daß er sich in hohem Grade fühlt? Da die Eintheilung der Hufen sich aus einer Zeit herschreibt, in welcher der Ackerbau bei weitem nicht die heutige Vollkommenheit erreicht hatte, so besitzt er gewöhnlich ein so großes Areal, daß er vier Pferde und zehn bis fünfzehn Kühe im Stalle haben muß, daß er seine Wirthschaft durch Knechte und Tagelöhner betreiben läßt und leider den lieben langen Tag hindurch kaum selbst thätig mit eingreift. Dieß alles bestimmte schon von lange her die Ausbildung seines Wesens und seiner äußern Erscheinung. Auf dem trefflichen Boden nährt er sich reichlich; die schwersten Speisen, Speck, Schinken, Mehlklöße („Klump"), Eier, Butter, Schwarzbrod von ungesiebtem Roggenmehle (Pumpernickel) — alle charakteristischen Speisen der Westphalen sind auch seine Lieblingsgerichte, an welchen sich das kräftige Geschlecht von einer Generation zur andern in ungeschmälertem Bestande auferzieht. Mit der körperlichen Fülle verbindet sich zwar eine gewisse geistige Trägheit; aber da er heute noch nicht in der Lage ist, von seiner Geisteskraft besondern Gebrauch zu machen, da er für das Alltagsleben guten natürlichen Verstand besitzt, so wird ihm jene als ein Mangel nicht klar, und es ist noch nicht zu entscheiden, wie Uebung und größere Ausbildung seine geistige Natur gestalten werden.

Der Bewohner des Sandgebietes, so weit er von unzweifelhaft sächsischer Abstammung ist, erscheint äußerlich als ein anderer Mensch, zwar auch kräftig, aber doch viel behender, von feinerem Knochenbau und im Allgemeinen geringerer Größe. Corpulente Personen sind hier selten, der ganze Mensch trägt hier den Stempel strengerer Arbeit und minder kräftiger Nahrung. Natürlich, auf diesem Boden wächst ohne Mühe nichts, die Einnahme ist geringer, also muß der Bauer selbst die Hände rühren, die Zahl der Kühe und Pferde ist verhältnißmäßig klein, die Beschaffung des Düngers nimmt alle Sorge in Anspruch. Statt des Weizens tritt die Kartoffel in den Vordergrund und bildet zugleich den Haupttheil der Nahrung. Die bürgerliche Stellung ist, da merkwürdigerweise die Größe der Hufen in allen Landestheilen durchschnittlich ziemlich dieselbe ist, hier eine bedeutend geringere, das Selbstgefühl weniger stark, Sitte und Eigenart haben sich in minderem Grade concentrirt. Die Kartoffel ist eine Pflanze, deren Anbau zu größerer Spekulation zwingt, als der des Weizens, in ihrer Folge hat sich schon der Bau des Kohls hie und da eingebürgert, und ihnen werden binnen kurzem ohne Zweifel der Hanf und der Tabak folgen. Es zeigt sich hier dieselbe Erscheinung wie in der benachbarten Mark, daß der Sand- und Moorboden in plötzlicher Wendung der Cultur zum Anbau der Handelspflanzen geleitet wird und auf natürlichem Wege geleitet werden muß, ein für die Administration sehr wichtiger Umstand; denn derselbe hat den größten Einfluß auf das Wesen der Leute. Statt sie, wie es im gewöhnlichen Laufe der Dinge geschehen soll, allmählig mehr und mehr in sich zu concentriren, löst er sie ab von ihrer Eigenart, bringt sie in größere Berührung mit der Welt und kann ihnen unter ungünstigen Umständen die Kraft des Selbstbewußtseyns und Selbstwillens nehmen, welche ihnen den sittlichen Halt in der bürgerlichen Gesellschaft zum großen Theile verliehen hatte. Hievon zeigt die Gegenwart schon einzelne, wenn auch nicht geringe Spuren. Die Bewohner der Sandgebiete sind geistig viel rühriger und regsamer, als die zuerst geschilderten; aber sie sind auch ein weit weniger conservatives, viel unruhigeres

Element im Staate, dazu verhältnißmäßig dem Branntwein und andern ungehörigen Neigungen mehr hingegeben als jene. So liegt denn in dem natürlichen Laufe der Dinge neben dem sonst Wünschenswerthen immer zugleich eine Gefahr verborgen, zu deren Ableitung es einer weisen, über dem Volke stehenden Hand bedarf.

(Fortsetzung folgt.)

Paris, September.

(Schluß.)

Alte Bücher. — Französische Touristen. — Ausstellung älterer französischer Gemälde.

Aus dem palais des beaux arts führte mich der Rückweg über die Carrousselbrücke. Ich benutzte die Gelegenheit, um eine halbe Stunde zu bouquiniren. Das Wort kommt her von bouquin, Scharteke, und heißt so viel als in den Bücher- und Broschürensammlungen herum stöbern, die längs den Quais aufgestellt sind. Man findet da alles mögliche: Altes und Neues, Gutes und Schlechtes, Schulausgaben der Klassiker zu 2—4 Sous der Band, und illustrirte Reisebeschreibungen im reichsten Einbande, Gebetbücher und frivole Schriften von Piron und Grécourt, Sammlungen von Feuilletonromanen und literarischen Zeitschriften. Sogar die Revue des deux mondes muß sich's gefallen lassen, von ihren aristokratischen Höhen herab auf diesen literarischen Trödelmarkt zu steigen. Man kann hier sämmtliche Bühnenwerke von Molière, Corneille, Racine, Voltaire in einem Bande, in populärer Ausgabe, zu 1 Fr. 50 Cent. haben (nämlich Molière in einem Bande, Corneille in einem Bande u. s. w.), die Fabeln von Lafontaine, von Florian, Paul und Virginie, Telemach zu 10—15 Sous der Band. Von deutschen Büchern habe ich Gottsched's Uebersetzungen, Gellert's Fabeln, die Meidingerschen Grammatiken, hie und da ein besonders gedrucktes Trauerspiel von Schiller gefunden. In diesem bric-à-brac steckt zuweilen ein Schatz, dessen Werth der Händler nicht kennt; eine Elzivir- oder Cazotteausgabe, die erste Ausgabe des Rabelais; mancher Bibliomane sucht eine Edition von einem bekannten Buche, die einen Druckfehler auf einer gewissen Seite hat. Man sieht diese Herren von Kasten zu Kasten gehen; sie haben die Taschen voll und einen Band unter jedem Arm, und mustern noch immer mit derselben Lüsternheit die vor ihnen aufgestellten alten Bände, wie eine junge hübsche Dame die neuen Hüte an einem Modeladen. Sie sind neidisch auf einander und verfolgen sich mit eifersüchtigen Blicken; hat der Nachbar einen Fund gethan, so ist das in den Augen der andern gewissermaßen ein an ihnen begangener Diebstahl; es ist die Leidenschaft mit allen ihren Peripetien, Aengsten und Genüssen. Die ganze poetische Literatur des achtzehnten Jahrhunderts liegt da begraben; Delille in Prachtbänden, die um 10 Sous losgeschlagen werden und die vielleicht 20 Franken gekostet, und die niemand anrührt. Die Tragödien modern stoßweise in diesen Grüften der Vergessenheit; einst trugen sie den Dichtern Geld und Ehrenstellen ein; denn mit einem oder höchstens zwei Trauerspielen war man ein gemachter Mann. Unter dem ersten Kaiserreiche bekam Luce de Lanceval für seinen „Tod Hektors“ eine Pension von 6000 Franken. Man kann dreist annehmen, daß Klytemnestra weit öfter zu Paris ihren Mann ermordet hat und von ihrem Sohne getödtet worden, als zu Athen selbst. Die Uebersetzungen römischer und griechischer Schriftsteller gehen ebenfalls zu Spottpreisen ab. Ich habe darunter wohl ein Dutzend Französirungen des Horaz gefunden. Mit Horaz hat es dieselbe Bewandtniß, wie früher mit der Tragödie; man kann die Uebersetzer des berühmten römischen Lyrikers nach hunderten zählen. Der neueste ist Jules Janin. Man hat ihn so oft mit seinen lateinischen Citaten aufgezogen, daß er durch dieses Wagniß die Schreier zum Schweigen bringen wollte. Seine Uebersetzung ist in einem Octavbändchen ohne den lateinischen Text erschienen; ich habe die erste Ode aufgeschlagen und die zwei ersten Zeilen gelesen, welche also lauten: „A Mécène, à l'auteur de ma gloire et de ma fortune.“ Was sagen Sie dazu? Ich schlug das Büchlein zu, „und an jenem Tage lasen wir nicht weiter,“ wie Francesca und Paulo im Dante. Denken Sie sich, der ernste, witzige und so verständig besonnene Römer trüge über der Toga eine Hanswurstjacke, eine allerliebste, aus reichen Stoffen zusammengenähte, nach dem neuesten Schnitte — aber eine Hanswurstjacke. Dagegen habe ich die Ehre, Ihnen einen trefflichen Uebersetzer in der Person des Fürsten v. Polignac vorzustellen. Im letzten Hefte der Revue germanique habe ich ein französisches Gedicht: „Gott und die Bajadere,“

von ihm gefunden, das mit seltener Virtuosität dem Goethe'schen Meisterwerke nachgebildet ist; sein Vers hat eine Biegsamkeit, eine Behendigkeit, welche die Geübtesten in Erstaunen setzt; dabei ist der Charakter der Goethe'schen Poesie durchaus beibehalten; wohlklingende Sprache, Ruhe in der Begeisterung, splendide Beleuchtung des Ganzen, ohne zu blenden und ohne rhetorisches Geflunker. Ich habe den Faust des Herrn v. Polignac noch nicht gelesen, werde mich aber nunmehr darnach umsehen.

Unsere Reise geht jetzt nach dem Boulevard des Italiens 26, wo wir die Ausstellung der Bilder aus der französischen Schule im achtzehnten Jahrhundert in Augenschein zu nehmen haben. Da wir aber so eben erst aus dem Kunstpalast kommen, so will ich Ihnen zur Abwechslung einiges über die Erlebnisse und Reiseeindrücke des Monsieur Alberic Second erzählen, der zuerst nach Homburg und sodann in die Landgrafschaft Hessen-Kassel gereist ist. Von Homburg vertrieb ihn die Musik, „die nicht aufhören wollte, da die Musici immer wieder von vorne anfingen," was wir durchaus nicht bezweifeln. Monsieur Alberic wandert also nach Friedberg und entdeckt hier die besagte Landgrafschaft; er fügt ausdrücklich hinzu: „denn wir sind hier in der Landgrafschaft Hessen-Kassel." So steht's gedruckt in der neuesten Nummer des Monde illustré. In Nauheim entdeckt er keine Grafschaft, sondern einen Landsmann, der noch oben drein ein Koch ist und ihn durch seine treffliche Küche für den bekannten Rehschlegel mit Pflaumenmuß schadlos hält. Dann gelangt der Pariser Journalist nach Frankfurt; hier macht er große Augen und stimmt einen andern Ton an; er bewundert die alte Reichsstadt; statt aber den Franzosen Neues darüber mitzutheilen, zieht er einzelne Stellen aus V. Hugo's Rheinreise aus, der sich ein eigenes Frankfurt zusammen gepinselt hat, das kein Mensch vor ihm gesehen und niemand nach ihm erblicken wird. V. Hugo nennt es die Stadt der Karyatiden. Im Leichensaale auf dem Friedhof zu Frankfurt hat er ein Abenteuer; einer der Scheintodten wird in seinem Beiseyn wieder lebendig. Ehe wir diese Stadt mit Alberic Second verlassen, müssen wir noch eine charakteristische Stelle erwähnen, die sich auf seine musikalischen Leiden in Homburg bezieht; darin heißt es wörtlich also: „Der Verfasser des Lohengrin und des Tannhäuser hat Unter-Wagner (wie man sagt: Unter-Lieutenant) erzeugt, welche der Melodie noch aufsäßiger sind als er selbst. In dem finstern Repertoire dieser Meister wählt der Kapellmeister seine ascetischen Concerte." Damit begnügt sich aber Monsieur Alberic Second keineswegs, er reist dem Verfasser des Tannhäuser nach und trifft ihn zu Wiesbaden. Unterwegs ein herrliches Land; der Main nimmt „majestätische" Proportionen an, indem er sich dem Rhein nähert. Zu Mainz wird bloß der Dom erwähnt, und zwar nach Victor Hugos Beschreibung. „Wiesbaden ist die hübscheste Stadt, die man sich denken kann, die feinste und zierlichste, die sich in den fünf Welttheilen befindet, eine Stadt, wie man sie sonst nur im Traume erblickt." Das Theater ist geräumig, zweckmäßig abgetheilt (bien coupé), einfach, ohne alle Vergoldung und mit trefflicher Sonorität. Niemann ist ein stattlicher Mann mit mächtiger Bruststimme, und — hier hat der Unerbittliche endlich sein Schlachtopfer erreicht! Er wohnt einer Vorstellung des Tannhäuser bei, wo gleichfalls Meyerbeer, Henri Herz und Seligmann zugegen sind. Das Orchester wird gelobt, aber Tannhäuser! weder Handlung noch Interesse im Textbuch, weder Anmuth (charme) noch Melodie in der Partitur. „Ich möchte lieber mich auf vierzehn Tage in den Leichensaal auf dem Kirchhofe von Frankfurt einsperren lassen, als noch einmal Wagners Oper anhören." Nachdem der ergrimmte Journalist also seinen Rachedurst befriedigt und den Barbaren, den antimelodischen Tonsetzer mit der Feder todt geschlagen, legt er befriedigt das Mordinstrument nieder. Auf die folgenden Briefe sind wir begierig, und werden nicht ermangeln darüber zu berichten; es hat immer Interesse zu erfahren, was der Ausländer von uns und unsern Sitten und Gebräuchen denkt; wir lassen uns auch wohl mitunter ein Epigramm gefallen, nur keine Albernheiten, wie wenn z. B. Alberic Second das deutsche Bett mit einem Dominokästchen vergleicht, und das Betttuch mit dem doppelten Weißen (double blanc).

Es ist nunmehr hohe Zeit, in die Ausstellungssäle auf dem Boulevard des Italiens zu treten. Am Eingange große Tafeln mit Inschriften in riesengroßen Lettern, Verzeichnisse der Meister, die man da für seine 20 Sous zu sehen bekommt, wie die Restaurants hin und wieder ihre Küchenzettel nach der Straße heraus hängen, um Gäste anzulocken. Im ersten Zimmer sind uns sofort die unvergleichlichen Pastelle von Latour aufgefallen. Latour, einer der genialsten unter Frankreichs Künstlern, ist im Allgemeinen nicht so bekannt, als er es verdiente, und man wird hoffentlich einige kurze biographische Andeutungen über diese, auch in anderer Hinsicht originelle Erscheinung nicht ohne Interesse lesen. Sein Porträt von des Meisters eigener Hand zeigt eine volle, derbe, fleischigte Gesichtsbildung, mit halb offenem, lang gespaltenen Munde, um den ein gutmüthiges Lachen spielt; aus den Augen blitzt Humor und eine kecke Zuversicht. Von den Großen ließ er sich nichts gefallen. Bestellten ihn vornehme Damen, Markisen oder Prinzessinnen, und ließen sie ihn im Vorzimmer warten, so ging er seiner Wege und kam nicht wieder; an Kunden fehlte es ihm nicht. Einst wurde er nach Hof gerufen, er sollte den König abconterfeien. Der König führte ihn auf ein Belvedere. „Was zum Henker," brauste der Künstler auf, „soll ich hier in dieser Laterne machen, die von allen Seiten den Sonnenstrahlen offen ist? Zum Malen muß man das Licht nur von einer Seite haben." — „Ich hatte absichtlich den Ort gewählt, um nicht gestört zu werden," entgegnete der König. — „Ich wußte nicht, Sire," erwiederte der kecke Maler, „daß es nicht in des Königs Macht stehe, allein zu seyn, wenn er es will." Noch toller machte es Latour der Pompadour; er bat sie

um Erlaubniß, sich's bequem machen zu dürfen, was ihm gestattet wurde. Sofort macht er seine Schuhschnallen los und seine Strumpfbänder und seinen Halskragen, nimmt seine Perrücke ab und setzt ein schwarzseidenes Käppchen auf. Kaum hat er angefangen zu arbeiten, so erscheint Ludwig XV. „Madame," sprach der Maler nicht ohne Heftigkeit zur Markise, „Sie hatten mir versprochen, Sie würden allein seyn." Der König lachte und bat ihn fortzufahren. „Ich bedaure den Befehlen Ew. Majestät keine Folge leisten zu können." Und hiemit packte er seine Siebensachen zusammen, brachte im Nebenzimmer seinen Anzug in Ordnung und empfahl sich. Das Porträt wurde erst später fertig und befindet sich im Louvre. Bei diesem burschikosen Auftreten, bei dieser rüden und derben Ungenirtheit besaß — und deßwegen ließ man ihm das alles hingehen — Latour ein feines, zartes Talent, voll Frische und Leben. Unter seinem Crayon nimmt der farbige Staub die Tinten der lebhaftesten Oelfarben an. Er ist dabei ein correcter Zeichner; die Hände an seinen Porträts sind von unendlicher Schönheit, und was wir nicht genug loben können, durch den überladenen Prunk, die raffinirte Eleganz, welche seine Modelle umgeben, weiß er zur Natur durchzudringen. Das Costüm behandelt er mit Geschick und Leichtigkeit und seine Frauenköpfe haben in dieser Beziehung historischen Werth. In der Ausstellung finden sich zehn Bildnisse von der Hand dieses Meisters, der die meisten Notabilitäten seiner Zeit gemalt hat. Latour war fleißig und erwarb sich ein bedeutendes Vermögen, das er theilweise zu wohlthätigen Zwecken verwendete. So stiftete er eine jährliche Rente von 500 Livres, über welche die Akademie von Amiens verfügen konnte, sey es um „eine schöne That oder eine für die Kunst förderliche Erfindung zu belohnen." Für den leidenschaftlichen Künstler stand beides auf derselben Stufe. Zu Saint-Quentin, seiner Vaterstadt, wo er 1705 geboren wurde, gründete er eine unentgeltliche Zeichnungsschule und ein Waisenhaus. Er starb 1788.

Der zweite Saal überraschte mich. Neue Namen fand ich da nicht, allein von den allbekannten Meistern Watteau, Boucher, Largillière, Chardin u. a. traten mir da Werke entgegen, von denen ich keine Ahnung gehabt. Das Musée du Louvre, das 600,000 Franken für die bekannte Madonna von Murillo vergeudete, hat von den französischen Malern dieser Epoche, scheint es, wo nicht das Schlechteste, doch das Schwächste ausgesucht, um es in seinen Sälen aufzustellen. Nach dem, was ich dort von Boucher gesehen hatte, erschien er mir als ein geschickter Pinselführer, welcher Geld und Ruf erwarb, indem er die Gelüste seiner Zeitgenossen ausbeutete. Der Louvre hat ein halbes Dutzend Boucher, jedes Bild ohngefähr zwei bis drei Schuh hoch; darauf sitzen Schäfer und Schäferinnen in seidenen Kleidern, gepudert und bebändert, und machen sich zu thun mit Turteltäubchen, oder weiden Schäfchen an einem seidenen Bande, oder küssen sich auch wohl in aller Unschuld. Die Ausführung ist leidlich, das Ganze aber von einer unleidlichen Steifheit und nervenreizender Unnatur. In der Ausstellung hingegen hat man zwei mächtige Tafeln von Boucher aufgehängt: Sonnenaufgang und Sonnenuntergang, über neun Fuß hoch und fast eben so breit. Auf dem ersten Bilde ist eben Phöbus vom Lager der Thetis aufgestanden und blickt Abschied nehmend zu der Göttin hernieder, welche von Tritonen und Amoretten umgeben ist. Aurora hat sich bereits emporgeschwungen und streut Blumen aus. Das Verhältniß des Sonnengottes zur Göttin des Meeres spricht sich noch zarter und inniger am Abend aus, wo er in die Arme der harrenden Freundin zurückkehrt. Durch diese sinnige Auffassung ist das Frostige, das einem gewöhnlich aus dergleichen mythologischen Sujets entgegenweht, beseitigt worden; man sieht bloß zwei Liebende, die sich trennen und wiedersehen; es ist ein reizendes Drama, das mit entsprechender Virtuosität ausgeführt worden. Boucher erreicht hier eine Höhe, wo er den besten Meistern seiner Nation gleich steht. Als jetziger Besitzer wird ein anonymer „Kunstliebhaber" angeführt, der eine hohe Person seyn soll. Beide Bilder wurden für die Pompadour gemalt und nach ihrem Ableben für 9800 Livres verkauft. Wir haben in dieser Ausstellung wider alles Vermuthen des Interessanten so viel gefunden, daß wir noch oft dahin zurückkehren müssen. Besonders werden uns die vielen historischen Porträts, Marie Antoinette, die Markise Du Chatelet, Voltaires Freundin, der Girondist Gensonné, Talleyrand, Bonaparte und Robespierre beschäftigen.

Kopenhagen, September.

Städte und Bäder am Sund. — Begeisterung für Garibaldi. — Gymnastik. — Bayerisches Bier. — Selbstmord. — Kunst. — Presse.

Der Verkehr mit der gegenüberliegenden schwedischen Provinz Schonen ist in diesem Sommer sehr lebhaft gewesen. Trotz des naßkalten Wetters, das sich fast die ganze Saison erhalten hat, hatten sich viele Fremde, besonders aus Deutschland und Schweden, in dem bei Helsingör gelegenen Badeorte Marienlyst eingefunden, und da jenseits des Sundes die Brunnenanstalt Ramlösa ebenfalls zahlreiche Gäste angezogen hatte, gehörten die gegenseitigen Ausflüge nach Schweden und Seeland zur Tagesordnung. Auf schwedischer Seite ist gewöhnlich das Bergwerk Höganäß Zielpunkt der Ausflüge, auf dänischer der Binnensee Erroen mit dem am Ufer gelegenen Schlosse Friedensburg, das jetzt zur vorläufigen Residenz des Königs eingerichtet ist. Die Brunnenanstalt Ramlösa bei Helsingborg hatte früher eine berüchtigte Spielbank, die für den Norden das nämliche leistete, was Baden und Homburg für Deutschland und Frankfurt sind. Jetzt ist der sonst lieblich gelegene Ort auf die Anziehungskraft seiner Mineralwasser beschränkt, kann aber noch nicht an Comfort und Eleganz mit dem Helsingörer Seebade Marienlyst wetteifern, das deßhalb von allen denjenigen vorgezogen wird, die nicht krankheitshalber die Badeorte besuchen. Wenn aber im Betreff der Bäder der Vortheil auf dänischer Seite, so ist es mit den gegenüberliegenden Städten der umgekehrte Fall. Helsingör hat durch die Abschaffung des Sundzolls seinen Wohlstand eingebüßt, während Helsingborg im entschiedenen Wachsthum begriffen ist und sein Selbstgefühl durch einen rücksichtslosen Radicalismus in den einheimischen Angelegenheiten und stürmische Demonstrationen für die Freiheit Italiens an den Tag legt. Ehrensäbel wurden an Garibaldi überschickt, sein Einzug in Neapel wird mit Beleuchtung der Stadt gefeiert, die beiden Winkelblätter des Oertchens sind seines Lobes voll. Damit verhält es sich freilich ebenso in der Hauptstadt Stockholm; auch dort werden die Thaten des italienischen Freibeuters in festlichen Gelagen und in den immer an Umfang zunehmenden, wie an Gehalt abnehmenden Monstreblättern „Aftonbladet" u. s. w. gefeiert. Es hängt diese Begeisterung mit dem bornirt protestantischen Bewußtseyn des Volkes zusammen, von dem der Dichter Tegnér gesagt, daß ihm nichts über sein Lutherthum und seinen Branntwein gehe. Der Branntwein gehört freilich mit dazu, ohne denselben wäre die gehörige „Muntration," wie man dort zu sagen pflegt, nicht zu erzielen. In Beziehung auf italienische Sympathien stehen wir hier entschieden vor unsern Nachbarn jenseits des Sundes zurück; allerdings wird auch hier der Garibaldismus bejubelt, zu allgemeinen Demonstrationen hat man es jedoch nicht gebracht. Hin und wieder läßt irgend ein nordischer Urbär den Wunsch laut werden, daß auch wir einen Garibaldi haben möchten, um die Deutschen aus Schleswig zu vertreiben und den skandinavischen Bundesstaat herzustellen, gewöhnlich aber hegt man das freilich nicht eingestandene Gefühl, daß ein Garibaldi eher unsern deutschen Mitbürgern zur Hülfe kommen dürfte. Daß jeder revolutionäre Unternehmer bei uns auf Sympathien rechnen kann, folgt übrigens aus dem durchaus revolutionären Zustande, in den wir seit 1848 gerathen sind, aus den Hindernissen, die noch immer von Seiten der legitimen Regierungen dem hiesigen Treiben entgegengesetzt werden. Mit Schadenfreude blickt man auf die österreichischen Calamitäten hin, weil man dieser Macht ihre Einmischung in die dänisch-holsteinischen Verhältnisse nicht verzeihen kann.

Der Dampfschiffsverkehr bringt uns alle Tage zahlreiche Gäste aus Schweden, die ihr Glück als Dienstboten, Handwerker oder gar als Verbrecher versuchen wollen. Die Schweden spielen eine große Rolle in unserer Criminalstatistik, mehrere derselben haben sogar das Schaffot besteigen müssen. Falschmünzer in Malmö haben bedeutende Störungen in unserem Papiergelde veranlaßt, bis die Schuldigen endlich entdeckt wurden. In Schweden ist durch die vielerlei Arten von cursirendem Papiergeld die Falschmünzerei ziemlich verbreitet gewesen; dießmal wurde der Versuch mit Fälschung der dänischen Fünfthalerscheine gemacht. Begreiflicherweise tragen dergleichen Umstände nicht zum Credit unserer Nachbarn unter dem gemeinen Volke bei, das ohnehin die Concurrenz und die Verschleppung des einheimischen Geldes in's Ausland haßt. An den öffentlichen Vergnügungsorten trifft man zuweilen Schweden als Sänger, Guitarrespieler und dergleichen, obgleich die Deutschen gewöhnlicher sind. Längst hat man auch hier den Versuch gemacht, das Turnen als Förderungsmittel der Gesundheit von Deutschland und Schweden aufzunehmen. In Schweden, besonders in Stockholm, wird dasselbe in umfassender Weise von Leuten jeden Standes und jeden Alters betrieben. Auch das weibliche Geschlecht bleibt nicht zurück; es gibt für dasselbe eigene Turn- und Schwimmanstalten. Neuerlich wurde unter großem Zulaufe die öffentliche Schwimmprobe der Damen abgehalten, deren Leistungen, von der Mamsell Eckberg geleitet, allgemein bewundert wurden.

Die Sommersaison, deren durchgängige Nässe und Kälte weder der Gesundheit noch der Erholung zuträglich war, hat keine andere bemerkenswerthe Neuerung dargeboten, als die stets zunehmende Vermehrung der bayerischen Bieranstalten. Es scheint, als sey der Nationalfusel, der berühmte dänische Schnaps, durch den bayerischen Eindringling in seiner Existenz bedroht. Immer vernimmt man

von neuen Bierlokalen, die einander an Eleganz übertreffen, ohne, wie es sonst mit den Vergnügungsanstalten der Fall ist, die Eigenthümer zu ruiniren. Abends sind diese Lokale gedrängt voll, man findet hier Leute allerlei Art unter einander gemischt. Ob die gehoffte Verbesserung der Gesundheit des Volkes durch die Verdrängung des Branntweins wirklich eingetreten sey, wollen wir dahingestellt seyn lassen. Die sogenannte bayerische Waare ist freilich keineswegs ächt, sondern meistens gefälscht, und kein Münchener würde an derselben Gefallen finden. Die Trunkkrankheiten sind noch immer sehr häufig; mit der zunehmenden Nahrungslosigkeit kommen fast alle Tage Selbstmorde vor. Es ist statistisch festgestellt, daß Selbstmorde hier häufiger als in andern Ländern vorkommen. Der jetzige Sommer hat ungewöhnlich viel dergleichen Fälle gebracht, und doch werden bei weitem nicht alle bekannt. Das Bekanntwerden beschränkt sich meistens auf diejenigen Fälle, wo die Leichname der Ertrunkenen oder Gehängten an öffentlichen Oertern aufgefunden und von der Polizei in der Zeitung zur Anzeige gebracht werden.

Gehen wir zu erfreulicheren Gegenständen über, so darf vor allem eine Gemäldeausstellung, die Behufs der Geldsammlung für den Aufbau der verbrannten Frederiksburg veranstaltet wird, nicht vergessen werden. Die ausgestellten Gemälde sind theilweise Arbeiten der dänischen Maler des vorigen Jahrhunderts, die dem jetzigen Publikum wenig bekannt sind. Sonst findet hier alle Jahre eine Ausstellung der Kunstprodukte des verflossenen Jahres statt, die aber in diesem Jahre nur wenig Interessantes darbot. Natürlich nehmen die Gemälde immer den größten Raum ein, doch fehlen auch die Bildhauerarbeiten, meistens freilich nur Porträtbüsten, nicht. Leider hat ein Cliquewesen in der Kunstwelt überhand genommen, das dem Gedeihen der Kunst Verderben droht. Der Anführer derselben ist freilich kein Künstler, sondern ein Kunsthistoriker, der durch seine gesellige Verbindungen einen großen Einfluß ausübt. Er hat die Devise „Nordische Kunst“ auf seine Fahne geschrieben, womit man bei der herrschenden Stimmung nicht verfehlt sein Glück zu machen. Im Gegensatz zur human-classischen Richtung Thorwaldsens wird von dieser Coterie ein nordischer Anstrich der Kunst gefordert, der sich freilich bis jetzt nur durch die Wahl der Gegenstände bekundet. Wenn z. B. diese Wahl auf interessante, besonders norwegische Landschaftspartien fällt, so ist dagegen nichts einzuwenden; anders aber verhält es sich, wenn man ungehörige Gegenstände aus der nordischen Mythologie herbei zieht, die sich zur bildlichen Darstellung gar nicht eignen, wie neuerlich mit der sogenannten „Hochzeit Agiro“ von Hansén der Fall war, das bis jetzt das einzige historische Gemälde der „nordischen“ Kunstclique geblieben ist. Die Opposition gegen diese Clique hat bis jetzt nicht durchzudringen vermocht. Die vermögendsten Politiker unseres vorigen Märzregiments, O. Lehmann, Clausen u. s. w. unterstützen dieselbe durch ihren Einfluß, und die hiesige Presse ist nur das einstimmige Echo der tonangebenden Politiker.

Man sollte es in der That kaum glauben, aber es ist nichts desto weniger der Fall, daß die seit 1848 gestattete unbedingte Preßfreiheit dem Aufkommen einer guten Presse wenig förderlich gewesen ist. Was die Blätter an Umfang gewonnen, haben sie an Gehalt verloren; in der That ist nichts sonderbarer, als daß die Zeitungen eines so kleinen, armen Landes an Umfang kaum der Times nachstehen. Was aber noch schlimmer als die Dürftigkeit der Blätter, ist ihre Charakterschwäche. Vor 1848 hatten wir Blätter verschiedener Färbung, entgegengesetzter Richtung, seit 1848, und besonders seit der Wiederherstellung der Demokratie im Jahr 1855, sind die Zeitungen nur ein einstimmiges Echo der herrschenden demokratischen Vorurtheile; wer Ein Blatt gelesen, hat sie Alle gelesen. Nur um der leidigen Concurrenz willen führen sie mit einander einen kleinen Krieg. Fast alle Wochen schießen neue Pilze auf dem gedüngten Boden der Presse auf, die nicht durch eigenthümliche Richtung, wohl aber durch Klatschneuigkeiten und durch Wohlfeilheit den älteren Genossen ihre Abnehmer abzugewinnen suchen. Ohne große Wohlfeilheit geht das freilich nicht, was kürzlich ein sonst entschieden pöbelschmeichlerisches Blatt, die Illustrirte Zeitung, hat erfahren müssen. Nachdem dieselbe ein Jahr hindurch mittelst aus den auswärtigen „Illustrirten“ entlehnter Zeichnungen und demokratisch nationaler Diatriben vegetirt hatte, hat sie jetzt einen Nothruf an das mitleidige Publikum erlassen, um nicht Hungers sterben zu müssen. Sie hofft, daß die Nation Ehrgeiz genug habe, um mit andern Nationen, besonders den stammverwandten Norwegern, durch den Besitz einer eigenen „Illustrirten Zeitung“ wetteifern zu wollen. Was es übrigens mit dieser Eigenheit zu bedeuten habe, ersieht man am besten aus der Thatsache, daß die Stockholmer Krönungsfeier, von der man doch zunächst eine originale Zeichnung hätte erwarten sollen, sowohl in den schwedischen, als in den norwegischen und dänischen „Illustrirten“ aus den französischen und englischen Bildblättern entlehnt werden mußte.

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 41. 7. Oktober 1860.

— Wie wundervoll, groß ist der Mensch!
Verschiedenster Naturen Wundermischung,
Entfernter Welten auserwählte Bindung!
Der Mittelpunkt vom Nichts zur Gottheit! —
Ein Schattenbild von grenzenloser Größe!
Unendlich — und Insekt! ein Wurm — ein Gott!

Herder.

Auf der Höhe.

Ueber der Entschlaf'nen Gräbern
Bau'n die Lebenden den Thron,
Und in dieses Sommers Düften
Weh'n des nächsten Keime schon.
Doch nur dir, o Menschenseele,
Wurde dieser Kunde Glück,
Und in's Künft'ge und Vergang'ne
Blickst du vorwärts und zurück.

Riesig in den Gang der Jahre
Ragt des Eichenstammes Kraft,
Unbewußt, daß ein Jahrtausend
An dem Wunder hat geschafft;
Und der Vogel, der im Laube
Einen Halm zum Neste legt,
Ahnet nicht, daß er die Freude
Eines nächsten Lenzes pflegt.

Du allein, o Menschenauge,
Hast den Vorhang aufgelüpft,
Dein Geschlecht aus Näh' und Ferne
In ein leuchtend Bild verknüpft,
Zwischen alt- und neuer Erde
Die Atlantis überbrückt,
Und in Goldgefäß von heute
Frucht des Alterthums gepflückt.

Um den Lorbeer deiner Väter
Läßt dich werben deine Zeit,
Und du hast an ihre Thaten
Deines Daseyns Spur gereiht;
Doch am tiefsten prägt in's Leben
Seine Ewigkeit der Mann,
Der für seinen Menschenglauben
Als ein Opfer sterben kann.

Morgen, was du heut gewesen,
Dankt ein Andrer dem Geschick,
Aber aller Zeiten Fülle
Zeigte dir ein Augenblick;
Noch die Hoheit darfst du denken
Eines letzten Menschensohns,
Und im Wehen dieser Stunde
Schwebt der Geist Anakreons.

J. G. Fischer.

Schiller als Historiker.

(Fortsetzung.)

Um recht „wissenschaftlich“ zu Werk zu gehen und jeden Vorwurf schönredender, lobhudelnder Deklamation abzuschneiden, wollen wir nur einen in der Geschichtschreibung jener Zeit hochberühmten Namen nennen: Spittler. Dieser ausgezeichnete Zeitgenosse und Landsmann Schillers, den dieser selbst an verschiedenen Orten mit dem größten Respekt nennt, war ihm natürlich an gelehrtem Wissen weit überlegen. Nicht dieser Gelehrsamkeit aber verdankte er seinen Ruhm, wie denn überhaupt noch keiner durch bloßes Wissen groß geworden ist, sondern der genialen Manier, mit welcher er die Geschichte von dem unfruchtbaren Wust, der in den früheren Compendien aufgehäuft war, zu befreien und ihre Lehren praktisch fruchtbar zu machen wußte. Er ist darin mit Schiller verwandt, daß er, einer der ersten unter den deutschen Gelehrten, Bücher schrieb, die anziehend zu lesen waren und dem denkenden Kopf die verschiedenartigste Anregung gaben, daß er die geistlosen Quartanten mit ihrem todten Schatz von unfruchtbarer Gelehrsamkeit in handliche, lichtvolle Oktavbände zusammenzog. Gerade mit Spittler aber ist Schiller besonders zusammenzustellen. Ein Mann, der hier eine unbestreitbare Autorität und nichts weniger als für Schiller parteiisch eingenommen ist, Schlosser, fügt ihn in den Entwicklungsgang der deutschen Geschichtschreibung in der ehrenvollen Weise ein, daß er sagt: „Er war der dritte unter denen, welche seit der Reformation unserer Literatur das Leben auf historischem Wege zu berühren suchten.“ Der erste von diesen dreien, der die Ansprüche rechtfertigte, die man gegenwärtig an einen Geschichtschreiber macht, und die freilich von ganz anderer Art sind als die, welche man im Alterthum und Mittelalter machen konnte, war Schlözer, den Schlosser so charakterisirt: „Prosaisch, wie er war, bewunderte er die reale Seite des Lebens, er machte aufmerksam auf die Fortschritte der Menschheit in der neueren und neuesten Zeit und deutete ganz vortrefflich alle die neuen Beziehungen an, welche die Geschichte seit der Entdeckung von Amerika erhalten hat.“ Er war der erste, der über das bloße Aggregat zusammengewürfelter Notizen hinausging und sie zu statistischen Uebersichten, zunächst nach der realen, finanziellen Seite, verarbeitete. Der zweite war Spittler, der die Geschichte für Staatseinrichtung und Staatsverwaltung, also mehr in politischer Beziehung, fruchtbar zu machen suchte. Schiller nun, als der dritte, „bediente sich ihrer, um die ganz verflachten Ansichten des bürgerlichen Lebens zu veredeln, Sinn für Aufopferung für die größten Wohlthaten des Lebens, für Freiheit und Religion, zu wecken, und eine poetische Betrachtung realer Verhältnisse der starren juristischen und reichshistorischen der deutschen Reichsgeschichten entgegen zu setzen; er lehrte, wie man Geschichte, ohne sie wesentlich zu verfälschen, zu einem poetischen Gemälde des Lebens benutzen könne.“

Natürlich, sagt Schlosser, wäre es höchst ungerecht, wenn man Schiller mit Spittler oder irgend einem andern Geschichtschreiber von Fach vergleichen und ihn mit dem Maßstabe messen wollte, womit man den eigentlichen Historiker zu messen pflegt. Nicht von Schillers Verhältniß zur Geschichte als Wissenschaft kann die Rede seyn, sondern nur von seiner Wirksamkeit für das geistige Leben in seiner Zeit überhaupt. In dieser Beziehung leuchtet sogleich ein, daß er es war, der die Geschichte erst aus dem Dunkel an's Licht brachte. „Wenn man alle historischen Werke seiner Zeit, selbst Spittlers und Schlözers Werke, ja sogar Johann von Müllers, damals dem Thucydides gleich geachtete Schweizergeschichte betrachtet, so wird man sehen, daß alles Ausgezeichnete in diesem Fach nur dem Gelehrten zugänglich war; das andere war weder durch Darstellung noch durch Inhalt anregend. Die Geschichte, d. h. das Bild des Lebens, war Gelehrten überlassen, die sich um Jahrzahlen und Namen zankten, oder Pedanten, die sie unter breitem Gerede erstickten, oder Rechtsgelehrten, die sie zu Deduktionen mißbrauchten; es war daher eine Wohlthat für die Literatur, daß ein großer dichterischer Geist die Geschichte des höchst prosaischen deutschen Lebens mit ächter Poesie durchflocht.“

Mit solcher Anerkennung spricht sich ein Mann von Fach über die Verdienste des Dichters um die Geschichtschreibung aus. Schlossers Urtheil hat aber um so mehr Gewicht, da er bei aller subjektiven Lebendigkeit seiner Darstellung doch gerade derjenige unter den großen Historikern ist, der auf äußere Eleganz und poetischen Schmuck am allerwenigsten Werth legt. Vermöge jener Subjektivität ist er allerdings am besten im Stand, das Verdienst einer poetischen und philosophischen Geschichtsbehandlung zu würdigen; von der andern Seite aber

ist es fast unvermeidlich, daß ihn die Geringschätzung der Form nicht ungerecht mache gegen einen Schriftsteller, dessen Virtuosität so überwiegend nach dieser Seite liegt. Schlosser ist daher auch weit entfernt, die Schillersche Manier dem eigentlichen Historiker zur Nachahmung zu empfehlen. Er stellt es als etwas höchst bedenkliches hin, den Charakteren der historischen Welt, wie im Roman, poetische Haltung und Rundung zu geben, die wir in der Erfahrungswelt nie antreffen, sie aus den höchst unvollkommenen Materialien, die uns zu Gebot stehen, nach der Analogie dichterisch und psychologisch zu entwickeln, die einzelnen Handlungen, Ereignisse, Katastrophen überall zu motiviren, die Einzelnheiten auszumalen und mit Worten zu schmücken. Mit dieser Warnung wendet er sich aber nur an die Mittelmäßigkeit der belletristischen Schönredner, welche den Ernst und die Wahrheit der Geschichte beeinträchtigen, ohne dafür durch wirklich poetische Auffassung und Schönheit der Form zu entschädigen; den genialen Kopf nimmt er davon aus. „Den Dichter, dem die Geschichte nur Mittel, nicht Zweck ist, geht das nicht an, denn er bereichert, wie Schiller gethan hat, auf jeden Fall seine Nation mit einem unsterblichen Werk und schafft für künftige Generationen ein Lehrbuch, welches edle Gesinnungen und große Gedanken weckt.“ Schillers Arbeiten werden von den Deutschen auf ähnliche Weise betrachtet, wie Plutarchs Biographien von den Griechen. „Sein Verdienst um die Nation wird also dadurch nicht geringer, daß er oft etwas schildert, was sich nicht strenge beweisen läßt.“

Wenn Schlosser noch ausdrücklich hinzufügt, Woltmanns und vieler anderer Schicksal werde jeden, „der nicht als Genie von seinen Zeitgenossen schon anerkannt sey,“ warnen, den gewöhnlichen Weg zu verlassen, um Schillern nachzustreben, so ist damit in gewisser Beziehung allerdings anerkannt, daß Schillers Geschichtswerke nicht zu denen gehören, die seinen Namen unsterblich gemacht hätten, sondern daß nur sein Name sie in das Schlepptau der Unsterblichkeit genommen habe. Dieß kann auch, recht verstanden, unbedenklich zugestanden werden. Schillers historische Arbeiten haben natürlich den größten Theil ihrer bleibenden Geltung dem unsterblichen Namen ihres Urhebers zu verdanken. Es ist ein wohl begründetes Gebot jeder tieferen Kritik, die einzelnen Leistungen eines Mannes nicht bloß in atomistischer Besonderung, jedes nur an und für sich, sondern auch im genetischen Zusammenhang mit dessen ganzer Persönlichkeit, nach ihrer geistigen Totalität zu betrachten. Dadurch wird nun allerdings Manches hervorgehoben und erhält eine Bedeutung, die es an sich und als Werk eines Andern unstreitig nicht gehabt hätte. Wäre also z. B. die Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande von einem andern Verfasser eben so geschrieben worden wie von Schiller, so ließe sich wohl denken, daß sie sich nie auch nur annähernd die außerordentliche Geltung errungen hätte, die dem Werke Schillers zu Theil wurde, weil er als Genie von seinen Zeitgenossen bereits anerkannt war. Wenn aber so von der Person des Meisters vielleicht noch mehr Glanz auf sein Werk zurück fällt, als dieses im Stande ist zur Verherrlichung des Meisters beizutragen, so läßt sich doch niemals so genau unterscheiden, auf welcher Seite das überwiegende Moment ist, sondern beide heben und unterstützen sich gegenseitig.

Auf jeden Fall aber ist die Bewunderung, welche das Publikum einem solchen Werke um seines Meisters willen zollt, in der Regel doch keine so ganz blinde. Es liegt ihr die richtige Erkenntniß zu Grunde, daß wenn ein Anderer es eben so, namentlich in Beziehung auf Materie und Inhalt eben so gemacht hätte, es dennoch ein anderes wäre. Das Genie ist original und unnachahmlich. Wenn seinem Produkt ein anderes noch so ähnlich ist, so unterscheidet es sich davon doch ganz specifisch das eine mal mehr durch die Genialiät der ganzen Conception, das andere mal durch die eigenthümliche, für jeden andern unerreichbare Frische und Prägnanz des Ausdrucks. Von letzterem insbesondere finden sich in Schillers historischen Schriften die zahlreichsten und ausgezeichnetsten Beispiele. So erinnere ich mich eines Ausdrucks in der Geschichte des Abfalls der Niederlande, der mir seit dreißig Jahren frisch im Gedächtniß geblieben ist. Es war dieß vielleicht das erste historische Buch, das ich selbstständig las, wie es ohne Zweifel bei unzähligen Andern eben so der Fall war, bei denen deßwegen der Eindruck desselben ebenfalls um so tiefer und nachhaltiger war. Wo nun Schiller den verschiedenen Charakter der auf einander folgenden niederländischen Regierungen schildert, sagt er von Alexander Farnese: „des Prinzen von Parma cäsarischer Geist.“ Damals war noch weniger von cäsarisch die Rede als heutzutage, und wo man sich des Ausdrucks bediente, da gebrauchte man ihn im ursprünglichen Sinn, man nahm ihn nicht von den schlechten Imperatoren her, sondern von dem großen Julier, dem „krummnasigen“ Römer mit den Adleraugen, dem Helden der gallischen Kriege. Ist es nun da nicht äußerst treffend und eröffnet der Phantasie des Lesers den schönsten Spielraum, wenn der jugendlich rasche und energisch vordringende, an immer neuen geistigen Hülfsmitteln unerschöpfliche Farnese mit dem großen Römer in dieser geistreich prägnanten Weise zusammengestellt wird, der Eroberer Antwerpens mit dem

Belagerer Massiliens? Man stelle sich nun vor, wie ein Schriftsteller gewöhnlichen Schlags zur damaligen Zeit beide etwa mit einander verglichen haben würde, um den Unterschied des Stümpers vom genialen Kopf recht lebhaft zu empfinden. Da wäre vielleicht eine pedantisch gelehrte Erinnerung an die einzelnen Punkte, wo die beiden Kriegshelden denselben Boden betreten haben und über dieselben Ströme gesetzt seyen, oder eine eben so gründlich langweilige Vergleichung der verschiedenen Stratageme und Maschinen, die Cäsar vor Massilia und der Prinz von Parma vor Antwerpen oder Gianibelli innerhalb der belagerten Stadt angewendet haben, oder irgend etwas der Art, was höchst genau und richtig seyn könnte, aber gewiß eben so geist- und geschmacklos wäre. Das Wohlgefallen, das ich an des Prinzen von Parma cäsarischem Geiste finde, ist individuell und zufällig; es ist dieß gewiß nicht der bedeutendste und glücklichste Ausdruck, der in dem Buche vorkommt. Darum beweist er aber nur um so mehr für den anregenden Einfluß desselben, der auf eine Menge der feinsten Gedanken und geistreichsten Aussprüche beruht, die sich dem Gedächtniß eben so einprägen wie etwa die unvergleichlichen plastischen Bezeichnungen Goethes im Götz oder Egmont.

Wir haben Schiller mit einigen gleichzeitigen deutschen Historikern zusammengestellt, um dadurch sein eigenthümliches Verdienst besser zur Anerkennung zu bringen und auch diejenigen, die ohne gelehrte Autoritäten nicht seyn können, davon zu überzeugen. Noch näher vielleicht wäre die Vergleichung mit fremden, englischen und französischen Schriftstellern gelegen, namentlich mit den letzteren. Die Franzosen haben berühmte Schriftsteller, die zunächst als poetische und belletristische Stylisten glänzen, die sich aber auch durch historisch philosophische Werke verewigt haben. Niemand nun in Frankreich, und selbst in Deutschland nicht, ist es noch eingefallen, ihnen ihr besonderes Verdienst streitig machen zu wollen, wenn auch ihre Ansprüche in Beziehung auf Kenntnisse und eigentlich historischen Sinn noch zweifelhafter sind als die Schillers. „Die Deutschen," bemerkt in dieser Hinsicht Schlosser gewiß mit Recht, „waren und sind zu streng in ihren Forderungen an den historischen Schriftsteller, weil gewöhnlich ihre Kritiker mehr Kathederphilosophie haben, als Erfahrung und gesunden Menschenverstand; die Franzosen und Engländer fordern zu wenig, wir haben daher fast gar keine allgemein lesbare historische Werke; die Franzosen übermäßig viele."

Auf die Engländer wollen wir uns hier nicht weiter einlassen; über einen von ihnen, der hier namentlich zur Sprache kommen könnte, den „wollüstigen Einsiedler" Gibbon, wie ihn Byron treffend bezeichnet, hat Schiller, ohne ihn näher zu kennen, ein sehr richtiges Urtheil gefällt: „Was ich von Gibbon gelesen habe, so viel nämlich übersetzt ist, die zwei ersten Theile, hat mir ungemein viel gegeben, ob ich gleich gestehen muß, daß ich mir ihn nicht ganz zum Muster wählen würde." Voltaire, der ihm ungleich weniger geben konnte, würde er sich wohl auch nicht ganz zum Muster gewählt haben. Daß aber diese beiden weit mehr in dieselbe Kategorie gehören, ist einleuchtend. Warum gelten nun die historischen Arbeiten Voltaires, die Geschichte Karls XII., das Jahrhundert Ludwigs XIV., nicht nur den Franzosen für bleibende Meisterstücke, sondern werden auch in Deutschland fortwährend als solche gelesen? Voltaire ist unstreitig noch weniger Historiker im eigentlichen Sinn als Schiller; aber auch in Beziehung auf ihn trifft der unmittelbare Instinkt des Publikums mit der richtigen Einsicht des wahren Sachverhalts zusammen. Auch von ihm gilt, daß es kein großer Name ist, der seine historischen Werke in das Schlepptau der Unsterblichkeit genommen hat; aber auch von ihm ist nicht minder wahr, daß er durch seine leichte, durchsichtige Behandlung geschichtlicher Gegenstände, durch seine reizende Erzählung unendlich mehr für Bildung des Geschmacks und Hebung des historischen Interesses gethan hat, als wenn er ein halbes Dutzend unbekannter Notizen aus Archiven hervorgezogen hätte. Das letztere hätten Viele können; in dem andern steht er unübertroffen da.

Konnte Voltaire als Historiker zur Vergleichung mit Schiller zu leicht erfunden werden, so ist ein anderer, von mehr Gewicht und ernsterer Bedeutung, Montesquieu, keineswegs zu hoch und schwer hiezu. Gerade mit Montesquieu hat Schiller seiner ganzen geistigen Anlage und Richtung nach unverkennbare Verwandtschaft. Dieser spricht sich selbst in der Zeit, da er seine historischen Studien anfing und noch ganz Neuling darin war, einmal so aus: „Wie weit mich diese Art von Geistesthätigkeit führen wird, ist schwer zu sagen; aber mir schwant, daß, wenn sich meine Lust nach der Proportion, wie sie angefangen hat, vermehrt, ich am Ende dem Publicisten näher bin als dem Dichter, wenigstens näher dem Montesquieu als dem Sophokles." Die Bezeichnung Montesquieus als eines Publicisten verdient für die damalige Zeit mehr Anerkennung als in der heutigen; auf jeden Fall ist sie eine richtige. Als Publicist, hinsichtlich seiner juristisch politischen Kenntnisse nun ist Montesquieu unstreitig Schillern weit überlegen. Was dagegen seine eigentlich historischen Arbeiten betrifft, so steht er hier mit unserem Dichter auf dem gleichen Boden. Wollten

wir die Geschichte der Größe und des Falls der Römer mit dem Werke eines neueren Historikers vom Fach, wie Mommsen oder Schwegler, oder auch nur mit Gibbon vergleichen, so würde ihr Werth natürlich außerordentlich zusammenschwinden und nicht viel mehr davon übrig bleiben als der Vorzug der belletristisch geistreichen Darstellung. Das wäre aber eben so ungerecht, wie wenn wir Schiller mit der Elle eines Kathederprofessors messen wollten. Für Montesquieu war die Geschichte auch nur Mittel, nicht Zweck; sie war ihm ein Mittel, edle Gesinnungen und große Gedanken zu wecken, reinigend und erfrischend auf sein Zeitalter einzuwirken. Seinen philosophischen Abriß der römischen Geschichte hat er nicht geschrieben, um ein Specimen flüchtiger Quellenforschung und Niebuhrscher Hypothesenkunst zu hinterlassen, sondern um seinen unter Luxus und Hofdespotie erschlafften Zeitgenossen ein ergreifendes Bild römischer Einfachheit, Größe und Tugend hinzustellen, um sie durch den gewaltigen Contrast dieser grandeur und décadence aus ihrer Verkommenheit aufzuschütteln und zu ernsterem Sinn, zu kühneren Thaten zu ermannen. Wie tief seine Predigt von der römischen vertu in sein Jahrhundert eingedrungen ist, davon haben die Jahre der Revolution ein eben so erhabenes als furchtbares Zeugniß abgelegt. In dieser gewaltigen Publicistik steht Schiller mit ihm auf gleicher Höhe; ihr Verhältniß zu den Geschichtschreibern gewöhnlichen Schlags läßt sich mit den Worten bezeichnen: „Wo die Könige baun, haben die Kärrner zu thun.“

II.

Wir haben im Vorstehenden zwar eine anerkannte historische Autorität zu Hülfe gerufen, um die wissenschaftlichen Rigoristen und Kritiker zu überführen, daß auch Leute von gediegenen Kenntnissen und Feinde aller belletristischen Oberflächlichkeit geneigt sind, Schiller auch auf dem Gebiet der Geschichte ein bedeutendes Verdienst zuzugestehen. Gleichwohl könnten verbissene Zweifler immer noch sagen: alles ihm gespendete Lob beweise eigentlich mehr gegen als für seine historische Befähigung im gewöhnlichen correcten Sinn des Worts; wenn man behaupte, man dürfe Schiller nicht mit den Historikern vom Fach vergleichen, die Geschichte sey ihm nicht Zweck, sondern Mittel gewesen, er habe der Nachwelt nicht ein streng historisches Quellenbuch hinterlassen, sondern durch ein plutarchisches Lesebuch anregend und veredelnd auf sie einwirken wollen, so nehme man damit dem Historiker ja gerade so viel, als man dem Rhetoriker zulege. Die gewaltige Einwirkung auf seine Zeitgenossen wie auf die nachfolgenden Zeiten will man ihm nicht abstreiten, aber man wendet ein, daß dieselbe ja eingestandenermaßen keine rein historische, sondern eine psychologisch dramatische sey. Auch die Vergleichung mit Voltaire und Montesquieu könnte ihm am Ende nicht viel helfen, da sich nicht ohne Grund geltend machen ließe, die historischen Schriften des einen, die sich allerdings fortwährend in ihrem alten Ansehen behauptet haben, lese man eben auch nur wegen ihres romantischen Reizes und ihrer classisch fließenden Diction; mit dem andern aber lasse sich Schiller wohl zusammenstellen, wo es sich um leichtere Nebenarbeiten handle, das Hauptwerk Montesquieus aber sey von einer wissenschaftlichen Strenge und Höhe, daß der deutsche Schriftsteller bei weitem nicht daran reiche. Man könnte, mit Einem Wort, auch hier wiederholen: auf die eigentliche Frage sey noch immer nicht eingegangen, sondern die Entscheidung künstlich auf ein anderes Gebiet übergespielt, wie früher auf das der Poesie, so hier auf das der moralisch psychologischen Rhetorik.

Darauf läßt sich nun freilich nicht viel anderes erwiedern als: es komme eben darauf an, welchen Begriff man von Geschichte habe, welche Forderungen man an sie stelle. Verlange Einer nichts weiter von ihr als die Aneinanderreihung von beglaubigten Thatsachen, und wolle er der lichtvollen Durchdringung, der geistreichen Auswahl und Gruppirung durchaus keinen Werth zugestehen, so möge er immerhin eine pedantische Reichshistorie der Geschichte des Abfalls der Niederlande, einen wohlgeschulten Professor dem genialen Schriftsteller vorziehen. Mit dieser Apostrophe an den richtigen Verstand des Einzelnen wollen wir uns aber nicht aus der Schlinge zu ziehen suchen; wir wollen den Leser nicht in die Zange des Dilemmas einzuklemmen suchen, daß er entweder Schiller loben oder sich pedantisch und geschmacklos bekennen muß. Wir räumen ein, daß es bei dem Historiker vor Allem darauf ankommt, welche Idee von Geschichte er hat, und dann, wie er sein Ideal zu verwirklichen sucht, wobei dann die entscheidende Frage die seyn wird, auf deren Beantwortung man wahrscheinlich auch hier vor Allem wartet, wie es sich mit der historischen Treue verhalte, ob der betreffende Schriftsteller öfters etwas schildere, was sich nicht streng beweisen läßt, oder ob er gar die historische Thatsache fälsche, so daß man Gefahr laufe, durch seine Lectüre eine ganz irrige Vorstellung zu erhalten und sich nach einem bewährten Fachhistoriker umsehen müsse, um diese falschen Eindrücke wieder zu berichtigen. Auf diese beiden Hauptpunkte wollen wir Schillers historische Versuche noch genauer ansehen.

Nach der Idee der Geschichte zu fragen, wird

zwar manchem überflüssig scheinen, weil er meint, das verstehe sich von selbst. Es gehören aber gewiß keine besonders tiefen Kenntnisse dazu, um einzusehen, daß hievon zunächst das Charakteristische der Geschichtschreibung nach Zeiten und Individuen abhängt. Eine andere Idee von Geschichte hatte man im Alterthum, eine andere im Mittelalter, eine andere in der neuen Zeit. Ein Individuum mit demselben Talent kann nicht dieselbe Geschichte schreiben, je nachdem es die chronistische oder eine universalistische Vorstellung von ihr hat. Wie außerordentlich verschieden die historischen Begriffe noch im achtzehnten Jahrhundert von unsern gegenwärtigen waren, haben wir vorhin durch Schlosser bestätigen hören. Schiller nun war gewiß den meisten seiner Zeitgenossen vorausgeeilt, wenn er den Begriff der Universalgeschichte so weit faßt, daß er sagt: „Eigentlich sollten Kirchengeschichte, Geschichte der Philosophie, Geschichte der Kunst, der Sitten und Geschichte des Handels mit der politischen in eins zusammengefaßt werden, und dieses erst kann Universalhistorie seyn. Mein Plan ist es, diesen Weg zu gehen, und zwar so früh als möglich dazu Hand an's Werk zu legen." Hiemit stand er vollkommen auf der Höhe der Geschichte und es war nicht vermessen, wenn er dieses Bewußtseyn in den Worten aussprach: „Ich sehe nicht ein, warum ich nicht in zehn Jahren der erste Historiker Deutschlands sollte werden können?" Freilich war dieses Ziel damals noch weit schwerer zu erreichen als heutzutage, da es noch an allen Hülfsmitteln und Vorarbeiten fehlte, während die Schwierigkeit gegenwärtig mehr in der Bewältigung des überreich Gegebenen liegt. Die Größe seiner Aufgabe selbst also, verbunden mit dem Mangel an Zeit, dem Lückenhaften seiner früheren Bildung, der schlechten Beschaffenheit seiner Hülfsmittel und der Eilfertigkeit, mit der er arbeiten und das hastig Gewonnene eben so schnell verwerthen mußte, dieses alles zusammen mußte Schillern nothwendig von dem richtig erkannten Ziele weg, auf Abwege und Willkürlichkeiten führen.

In seiner akademischen Antrittsrede: „Was heißt und zu welchem Ende studirt man Universalgeschichte?" entwickelt er die Geschichte aus dem Gegensatz des Einst und des Jetzt. Könnte irgend ein Volk, könnte die ganze Menschheit seyn, was sie ist, wenn nicht die ganze Geschichte vorhergegangen wäre? Von dem gegenwärtigen Augenblick bis zum Anfang des Menschengeschlechts hinauf zieht sich eine lange Kette von Begebenheiten, die wie Ursache und Wirkung in einander greifen. Aus der ganzen Summe dieser Begebenheiten hebt der Universalhistoriker diejenigen heraus, welche auf die heutige Gestalt der Welt und den Zustand der jetzt lebenden Generation einen wesentlichen, unwidersprechlichen und leicht zu verfolgenden Einfluß gehabt haben. Statt also mit dem wirklichen Verlauf der Begebenheiten von dem Ursprung der Dinge bis zu ihrer neuesten Ordnung herabzusteigen, rückt der Universalhistoriker im Gegentheil von der neuesten Weltlage aufwärts dem Ursprung der Dinge entgegen, und das Verhältniß eines historischen Datums zu der heutigen Weltverfassung ist es, worauf gesehen werden muß, um Materialien für die Weltgeschichte zu sammeln.

Es leuchtet ein, wie ungleich fruchtbarer diese Betrachtungsweise seyn muß, als die ab ovo, von dem Ursprung der Dinge anfangende. Hier ist sogleich der praktische Anhaltspunkt gegeben im Gegensatz gegen das bloß chronikenartige, interesselose Aneinanderreihen unverstandener Thatsachen. Die Geschichte bekommt dadurch die Aufgabe, sämmtliche im Verlauf der Dinge auseinandergetretene Wissenschaften unter einem gemeinschaftlichen Brennpunkt zu sammeln und so die ursprüngliche Harmonie des Geistes wieder herzustellen, indem die Universalgeschichte die Centralwissenschaft wird, die alles in ihren Kreis zieht. Aber je großartiger und schöner der Plan, um so unsicherer und dürftiger wird der Ausbau, da die vorhandenen Mittel dazu unmöglich ausreichen. Denn zwischen dem Gang der Welt und dem Gang der Weltgeschichte ist ein großer Unterschied; jener ist einem ununterbrochenen fortfließenden Strom zu vergleichen, wovon aber in der Weltgeschichte nur hie und da eine Welle beleuchtet wird. Die wichtigsten Begebenheiten erscheinen aus Mangel an Quellen oft isolirt; wenn auch ihr Zusammenhang mit der gegenwärtigen Gestalt der Welt von selbst in die Augen springt, so sind wir doch nicht im Stand, den Grund ihrer Erscheinung in der Zeit, wo sie sich zeigten, oder in dem Volk, bei dem sie aufkamen, nachzuweisen, wie dieß z. B. bei dem wichtigsten Factum für die Weltgeschichte, bei der Entstehung des Christenthums der Fall ist. So bliebe denn die Weltgeschichte stets nur ein Aggregat von Bruchstücken, das den Namen einer Wissenschaft nicht verdiente, wenn ihr nicht der philosophische Verstand zu Hülfe käme, der diese Bruchstücke durch künstliche Bindungsglieder verkettet und das Aggregat zum System erhebt. Der Verstand schließt nach der Analogie, ein für die Geschichte mächtiges Hülfsmittel, „das aber durch einen erheblichen Zweck gerechtfertigt und mit eben so viel Vorsicht als Beurtheilung in Ausübung gebracht werden muß;" er fühlt den unwiderstehlichen Trieb, alles um sich herum seiner eigenen vernünftigen Natur zu assimiliren, und jede ihm vorkommende Erscheinung zu der höchsten Wirkung, die

er erkennt, zum Gedanken zu erheben; was er als Ursache und Wirkung in einander greifen sieht, ist er geneigt, als Mittel und Absicht zu verbinden. Es fällt ihm schwer, sich zu überreden, daß diese Folge von Erscheinungen, die in seiner Vorstellung so viel Regelmäßigkeit und Absicht annahm, diese Eigenschaften in der Wirklichkeit verläugne; es fällt ihm schwer, wieder unter die blinde Herrschaft der Nothwendigkeit zu geben, was unter dem geliehenen Lichte des Verstandes angefangen hatte eine so heitere Gestalt zu gewinnen. Er nimmt also diese Harmonie aus sich selbst heraus und verpflanzt sie außer sich in die Ordnung der Dinge, d. h. er bringt einen vernünftigen Zweck in den Gang der Welt und ein teleologisches Princip in die Weltgeschichte.

Ueber das teleologische Princip bei Schiller darf man sich nicht wundern; es hat keine Verwandtschaft mit irgend einer Theodicee oder einem moralischen Ausgleichungsversuch, wogegen er vielmehr als gegen eine Lüge, einer schlaffer Verzärtelung entsprungene, falsch verstandener Schonung überall, namentlich in dem Aufsatz über das Erhabene, auf's strengste eifert. Das teleologische Princip ist ihm nichts anderes, als was wir heutzutage Idee heißen, die immanente Vernunft des geschichtlichen Processes. Schiller spricht also hier das Princip der philosophischen Construktion der Geschichte aus, wenn er auch das Wort dafür nicht hat. Auch an diesem fehlte es übrigens nicht. Nachdem er in einem Brief an Goethe seine Gedanken über wissenschaftliche Methode entwickelt hatte, antwortet dieser darauf: „Wenn man die Reihe von Begebenheiten, woraus doch eigentlich die Geschichte der Wissenschaften besteht, so vor Augen sieht, so lacht man nicht mehr über den Einfall, eine Geschichte a priori zu schreiben; denn es entwickelt sich wirklich alles aus den vor- und rückschreitenden Eigenschaften des menschlichen Geistes, aus der strebenden und sich selbst wieder retardirenden Natur.“ Wenn nun aber die bisherige Entwicklung Schillers einen so ganz philosophischen Anstrich hatte, wenn es namentlich ein eben so wahrer als schön ausgedrückter Gedanke ist, daß der philosophische Historiker die Harmonie aus sich selbst heraus nehme und sie in die Ordnung der Dinge außer sich verpflanze, daß er den in sich aufgenommenen thatsächlichen Stoff aus sich heraus zur Geschichte construire, so sticht dagegen das Folgende nicht nur hinsichtlich des Gedankengehalts grell ab, sondern auch die Sprache scheint ein ganz anderes Gepräge zu haben. Wenn nämlich, fährt Schiller fort, der Historiker die einzelnen Erscheinungen nach diesem teleologischen Princip prüfe, so finde er es eben so unzähligemale bestätigt als widerlegt. Er erklärt daher die Frage für unentschieden, „und diejenige Meinung siegt, welche dem Verstande die höhere Befriedigung und dem Herzen die größere Glückseligkeit anzubieten hat.“ Hiemit gibt er das von ihm so eben aufgestellte Princip selbst wieder auf und fällt, so zu sagen, aus dem Idealismus in einen willkürlichen Empirismus und Rationalismus zurück.

Man darf sich übrigens bei Schiller solche Widersprüche nicht befremden lassen, die eben beweisen, was uns nicht einfällt läugnen zu wollen, daß die Geschichte nicht sein täglicher Beruf war, in den er sich mit handwerksmäßiger Sicherheit eingelebt hatte, sondern daß er dazu immer nur von einem allgemeineren Interesse den Anstoß erhielt. So überrascht er uns in der Abhandlung: „Ueber das Erhabene,“ die wir seiner Antrittsrede über das Wesen der Universalgeschichte unendlich vorziehen, da er hier mit ganz anderer philosophischer Schärfe und Kühnheit argumentirt und weit mehr er selbst ist, mit einer der dort entwickelten gerade entgegengesetzten Geschichtsanschauung. Hier will er nichts von Ordnung und Zweckverbindung wissen, sondern stellt den entgegengesetzten Satz auf: „Wenn man einer Reihe von Dingen alle Verbindung unter sich nimmt, so hat man den Begriff der Independenz, der mit dem reinen Vernunftbegriff der Freiheit überraschend zusammenstimmt.“ Unter dieser Idee der Freiheit, erklärt er sich weiter, fasse die Vernunft in eine Einheit des Gedankens zusammen, was der Verstand in keine Einheit der Erkenntniß verbinden könne, unterwerfe sich durch diese Idee das unendliche Spiel der Erscheinungen, und behaupte also ihre Macht zugleich über den Verstand als sinnlich bedingtes Vermögen. Durch diese Idee der Freiheit können sich Menschen von erhabener Gemüthsstimmung für allen Fehlschlag der Erkenntniß entschädigt halten; denn die Freiheit in allen ihren moralischen Widersprüchen und physischen Uebeln sey für edle Gemüther ein unendlich interessanteres Schauspiel als Ordnung ohne Freiheit, wo der selbstherrschende Wille sich zum dienstbaren Glied eines Uhrwerks herabsetze.

Nun die Hauptstelle: „Aus diesem Gesichtspunkt betrachtet, und nur aus diesem, ist mir die Weltgeschichte ein erhabenes Objekt. Die Welt, als historischer Gegenstand, ist im Grunde nichts anderes, als der Conflikt der Naturkräfte unter einander selbst und mit der Freiheit des Menschen, und den Erfolg dieses Kampfes berichtet uns die Geschichte. So weit die Geschichte bis jetzt gekommen ist, hat sie von der Natur (zu der alle Affekte im Menschen gezählt werden müssen) weit größere Thaten zu erzählen, als von der selbstständigen Vernunft, und diese hat bloß durch einzelne Ausnahmen vom Natur-

gesetz in einem Cato, Aristides, Phocion und ähnlichen Männern ihre Macht behaupten können. Nähert man sich (nur?) der Geschichte mit großen Erwartungen von Licht und Erkenntniß — wie sehr findet man sich da getäuscht! Alle wohlgemeinten Versuche der Philosophie, das, was die moralische Welt fordert, mit dem, was die wirkliche leistet, in Uebereinstimmung zu bringen, werden durch die Aussagen der Erfahrung widerlegt, und so gefällig die Natur in ihrem organischen Reich sich nach den regulativen Grundsätzen der Beurtheilung richtet oder zu richten scheint, so unbändig reißt sie im Reich der Freiheit den Zügel ab, woran der Spekulationsgeist sie gern gefangen führen möchte. Wie ganz anders, wenn man darauf resignirt, sie zu erklären, und diese ihre Unbegreiflichkeit selbst zum Standpunkt der Beurtheilung macht! Eben der Umstand, daß die Natur, im Großen angesehen, aller Regeln, die wir durch unsern Verstand ihr vorschreiben, spottet — — dieser Abfall der Natur im Großen von den Erkenntnißregeln, denen sie in ihren einzelnen Erscheinungen sich unterwirft, macht die absolute Unmöglichkeit sichtbar, durch Naturgesetze die Natur selbst zu erklären, und von ihrem Reiche gelten zu lassen, was in ihrem Reiche gilt, und das Gemüth wird also unwiderstehlich aus der Welt der Erscheinungen heraus in die Ideenwelt, aus dem Bedingten in's Unbedingte getrieben."

Hier haben wir also statt eines teleologischen Princips die Idee der Nothwendigkeit, welche mit der der Freiheit eins ist, die absolute Independenz, unter welcher die Vernunft in eine Einheit des Gedankens zusammenfaßt, was der Verstand erst zur Einheit der Erkenntniß zu verbinden vermochte, welche den Geist unwiderstehlich aus dem Reich der Erscheinungen in die Ideenwelt, vom Bedingten zum Unbedingten treibt. Abgesehen von dem philosophischen Werth dieser Deduction, welche auf jeden Fall ein höchst interessanter Versuch ist, das letzte Räthsel zu lösen, die individuelle Freiheit mit der absoluten Causalität zu versöhnen, scheint uns diese Ansicht weit mehr die Schiller eigenthümliche zu seyn als die in der Antrittsrede vorgetragene, und wir gestehen, daß wir sie um ihrer Originalität und Kühnheit willen der letzteren, die mehr von der gewöhnlichen Anschauung ausgeht, unbedingt vorziehen. Das Nebeneinander zweier so ganz entgegesetzten Anschauungsweisen wird man daraus zu erklären haben, daß bei Schiller zwei gleich starke Interessen einander gegenüber stehen, von denen er abwechslungsweise den überwiegenden Impuls erhält, das moralisch philosophische und das physiologisch psychologische. Das eine begeistert ihn für Freiheit und Tugend, für abstrakte, idealistische Unabhängigkeit von allen Bedingungen der Sinnenwelt, das andere führt ihn eben so unwiderstehlich auf die gewaltige Naturkraft der Leidenschaften und das dramatische Schauspiel ihres Kampfes hin. Beide ergänzen sich gegenseitig und eines ist für eine lebendige Geschichtsbetrachtung insbesondere so wesentlich als das andere.

Es ist aber nicht bloß diese Duplicität seiner geistigen Anlage, das gedoppelte Interesse, das ihn nach verschiedenen Seiten treibt, woraus sich manche scheinbare Widersprüche bei Schiller erklären lassen, sondern er hat auch viele Schwächen und Oberflächlichkeiten eines früheren Standpunktes durch ein nachfolgendes tieferes historisches und philosophisches Studium berichtigt und ergänzt. Der kleine Aufsatz: „Etwas über die erste Menschengesellschaft, nach dem Leitfaden der mosaischen Urkunde," ist z. B. nichts als eine lebhaft ausgemalte Darstellung der trivialen Vorstellungen, wobei nicht einmal der schöngeistige Werth hoch anzuschlagen ist. Hätte Schiller nichts anderes geschrieben, so wäre es freilich wohl gethan, an diese menschlichen Schwächen nicht zu erinnern, sondern sie mit seinen sterblichen Ueberresten im Grabe ruhen zu lassen. Eben so ist „die Sendung Moses" ganz in rationalistischer Anschauungsweise jener Zeit befangen, welche alle Staaten auf absichtlichen Priestertrug gegründet seyn läßt. Schiller weiß in der Manier jener Zeit viel über die egyptischen Mysterien zu sagen, welche nach seiner Meinung der vollkommenen Erkenntniß eines wahren Gottes zur absichtlich täuschenden Hülle dienen. In diese Mysterien ist Mose eingeweiht, er kennt den wahren Gott Jao. Soll er nun, um sein Volk aus der Knechtschaft zu befreien, ihm diesen wahren Gott verkündigen? Aber der wahre Gott ist ja eigentlich der Gott der Egypter, der sich um das Volk Israel nicht bekümmert, und dieses Volk ist ein Sklavenpöbel, dem er nicht von ferne Sinn für eine Wahrheit zutrauen darf, die das Erbtheil weniger egyptischer Weisen ist. Einen falschen, fabelhaften Gott darf er aber seinem Volk auch nicht verkündigen, dazu ist er zu aufgeklärt und edel, und zu klug. Er darf sein Werk nicht auf Betrug gründen, denn es soll ja für die Ewigkeit gegründet seyn. „Es bleibt ihm also nichts übrig, als ihnen seinen wahren Gott auf eine fabelhafte Art zu verkündigen." Er prüft also seine Vernunftreligion und untersucht, was er davon und dazu thun muß, um den Aberglauben auszurotten, den Glauben aber zu erhalten. Indem er so nach der Fassungskraft und den Bedürfnissen der Hebräer sich richtet, macht er aus dem Jao der Egypter, dem unter Mysterien versteckten wahren Gott, seinen Jehovah.

(Fortsetzung folgt.)

Zum goldenen Laube.

Novelle aus dem vorigen Jahrhundert.

(Fortsetzung.)

Siebentes Kapitel.

Lohnt sich's?

Der fünfzigjährige Rittmeister hatte vom Fenster aus die Weiterbeförderung des Rekruten überwacht. Als die Husaren mit dem Rector ihm aus dem Gesicht gekommen waren und er die Gefahr überstanden glauben durfte, fiel ihm ein, daß der Punsch vom Abend vorher erbärmliches Kopfweh zurückgelassen habe, und er griff sofort zu seinem gewöhnlichen Hausmittel, indem er, seinen Kopf weit aus dem Fenster streckend, Wasserkrug und Wasserkanne über demselben entleerte. Der Puder desertirte ohne Widerstandsversuch und ergoß sich in langen weißen Rinnen über Stirne, Nase und Wangen, so daß des Rittmeisters Gesicht dem eines regenüberfallenen Müllers nicht unähnlich sah.

Dieses Gesicht verzog sich zum Ausdruck zornigen Erstaunens, als sich in der Ferne Rossehufe hören ließen und gleich darauf der alte Wachmeister mit dem städtisch gekleideten Reiter im seidenen Schooßrock, kurzen Hosen, Schnallenschuhen und sauber gefälteltem Jabot, zum Vorschein kam. In einiger Entfernung vom Hause machte der Wachmeister rechtsumkehrt und der Fremde trabte auf seiner stattlichen Bellona bis unter das Fenster des Herrn von Schmetter.

Dieser war rasch ins Zimmer zurückgetreten und bemühte sich, während er leichtfüßig auf- und abschritt, für den ihm zugedachten Besuch des Fremden die nöthige Haltung zu gewinnen. Nachdem der letztere die Treppe erstiegen und beim Eintreten den ersten komischen Eindruck des pudergestreiften Gesichts überwunden hatte, gelang es ihm, den cavalieren Ton des andern nach und nach in seine Schranken zurückzuweisen.

„Ich habe," sagte er endlich, „nicht die Absicht, mich in Ihre Berufsgeschäfte zu mischen. Ist der Rector straffällig und Sie haben die Weisung erhalten, ihn fortzuschaffen, so senden Sie ihn fort. Nur auf Eines will ich Sie aufmerksam machen. Aus bestunterrichteter Quelle weiß ich, daß der Gemeinderichter von Dennschütz bereits in ähnliche und nicht immer gesetzliche Sachen verwickelt war, und daß Sie mit zur Verantwortung gezogen werden möchten, wenn der vorliegende Fall zur Anzeige gelangt."

Der Rittmeister lief unablässig im Zimmer auf und ab, indem er den Kopf von einer Seite auf die andere warf. „Hol' der Henker alle Gefälligkeitsdienste!" rief er dazwischen. „Es könnte mir eben noch fehlen, hier in Untersuchung verwickelt zu werden," wollte er hinzusetzen, denn der eigenmächtige Garnisonswechsel ließ jede derartige Untersuchung sehr bedenklich erscheinen. „Es könnte mir eben noch fehlen! Aber was in aller Welt machen Sie mir und sich um jenes fadenscheinigen Menschen willen Mühe? Lassen Sie ihn doch in Gottes Namen Soldat werden. Er ist ein hübsch gewachsener Bursche und bringt's, wer weiß, noch wie weit."

Der Fremde wollte zu einer schulgerechten Erklärung der Begriffe von Recht und Unrecht ausholen; er wollte dem leichtfüßigen Manne darthun, daß wo Gewalt vor Recht geht, allen Schlechtigkeiten Thor und Thür geöffnet werde; daß wer, wie er, dem Volke Gehorsam, Treue, Frömmigkeit, Genügsamkeit predige, doppelt verpflichtet sey, ihm beizustehen, wo man seine Rechte verletze und seine guten Anlagen durch Gesetzlosigkeit vergifte; daß ein schlechter Mann sey, wer das Auge schließe, um nicht zu sehen, was seinem Bruder Böses widerfahre; er wollte eine Menge Wahrheiten hinzufügen, welche, ihm unbewußt, die geheimen, sehr geheimen Glaubenssätze des Diaconus Elterlein enthielten; aber, obschon nicht gewohnt, gleich jenem nur in den Schanzen innerhalb der Festung Waffen zu tragen, so kam es doch nicht zum Aussprechen dieser tröstlichen Dinge, denn die anberaumte halbe Stunde war nahezu verstrichen und der Transport mochte sich jetzt eben zur Verfolgung seines Reiseziels in Bewegung setzen.

„Der Gefangene," sagte der Fremde aufstehend und seinen saubern Jabot zurechtbiegend, „könnte, wenn Sie ihn loslassen, eben noch eingeholt werden. Ich rathe Ihnen weder zu, noch ab. Haben Sie mit seiner Beseitigung, wie ich verstanden zu haben glaube, nur einen Gefälligkeitsdienst beabsichtigt, so lenken Sie vielleicht lieber jetzt ein als später."

„Keine Gefälligkeitssache!" warf der Andere dazwischen. „Aber so wie so wird's jetzt Lärm machen. Ich versichere Ihnen, Sie thäten mir einen wahren Dienst, wenn Sie sich keine Mühe machten."

Es war nach dem matten Widerstande des Rittmeisters augenscheinlich, daß er den Gefangenen ohne irgend welche Verantwortung wieder ausliefern konnte. Als er wiederholt sich überzeugt hatte, daß früher oder später eine Untersuchung folgen werde, und daß es, nach einmal mißlungenem Geheimhalten des ganzen Streichs, das Beste sey, unter dem Vorgeben eines Irrthums sich die Sache vom Halse zu schaffen, bemühte er sich nur noch, dieses letztere Vorgeben einleuchtend erscheinen zu lassen, und willigte endlich in die Freilassung des Gefangenen.

Sofort wurde der Diener des Rittmeisters dem Transport nachgesendet und in weniger als fünf Minuten waren die drei Husaren mit ihrem vierten Manne wieder vor dem Hause.

Der leichtfüßige Rittmeister schalt den Wachmeister über die Unterbrechung seiner Reise, den Gebissenen über die Unvorsichtigkeit beim Aufheben des Rekruten, den letzteren über seine vorlaute Zunge, die sich's nicht wieder einfallen lassen möge, über Polen zu raisonniren. Er gab sich eine ungemein wichtige Miene und sagte, der Gemeinderichter sey der größte Esel, der je eine Perrücke getragen habe. Und nachdem er solcher Art die widersprechendsten Auffassungen des ganzen Vorfalls jedem der Betheiligten zur freien Auswahl anheim gegeben hatte, ließ er dem Gefangenen die Stricke lösen, klopfte der Bellona den Hals, hoffte den Herrn einmal in der Residenz wiederzusehen, bat, mit flüsternder Geheimthuerei, des zufälligen Aufenthalts der dreißig Mann Silberstrich lieber keine Erwähnung zu thun, und empfahl sich mit wohlwollender Handbewegung. Nachdem für den unberittenen und erschöpften Rector ein Wägelein aufgetrieben war, machten sich der Rector und er auf den Weg nach Dennschütz.

Die erste Stunde des Wegs verstrich, ohne daß ein Wort geredet wurde. Der Rector hatte dem Andern beim Besteigen des Wagens mit Leidenschaftlichkeit die Hände geküßt, dann aber war er in Nachdenken versunken, und so fiel denn auch der zierlich gekleidete Mann auf Prinz Heinrichs abgedanktem Schlachtroß in Grübeleien zurück. Er überlegte, nicht ohne Trauer, wie wenig sich Leute aus den untern Ständen gegen An- und Eingriffe der verschiedensten Art zu schützen im Stande seyen; wie jeder sie, einem Regenwurm oder einer Fliege gleich, auf seinen Angelhaken spieße, um damit irgend einen Vortheil zu erfischen; wie ein städtisches Kleid, ein dreikantiger Hut, eine Bekanntschaft in der Residenz mehr gälten und mehr ausrichteten, als die kräftigsten Fäuste und der tüchtigste Nacken; wie da kein Band bestehe, das die zersplitterten Kräfte zusammenhalte, ihnen ein Gefühl des Zueinanderstehens einflöße und sie daran gewöhne, ihre Angelegenheiten selbst wahrzunehmen. Es kam ihm die verwilderte ABCschützengarde ins Gedächtniß, welche unter dem Birnbaume den Schiefertafeln das Garaus machte. Er gedachte der aufsätzigen Antwort des geigenden Rectors: „Wißt ihr einen, der sich bei lebendigem Leibe schinden lassen will, den sendet nur her!“ Und auch das wunderliche Kleiderexamen fiel ihm ein, das er, vor dem „goldenen Laube“ Rast machend, im obern Stocke hatte vor sich gehen hören: „Nr. 6 einen großen Fischbeinrock mit Sprungreifen und Bügeln, Nr. 7 Schleppen von seidenem Stoff, Damast, Brocard und Taffet.“ Der Schalk in ihm wollte die Mundwinkel in die Höhe ziehen, aber die Trauer über die Hoffnungslosigkeit dieser ungesunden Zustände überwog und das feine geistige Gesicht des Reiters umwölkte sich nur noch dichter.

Endlich brach er das Schweigen. „Nun Ihr wieder frei seyd,“ sagte er, sich zu dem neben ihm fahrenden Rector wendend, „nun mögt Ihr mir ein wenig von Euren weiteren Planen reden. Ihr waret nicht in der besten Laune, als ich Euch zum erstenmale sah. Wer war das Mädchen mit den langen blauschwarzen Zöpfen, das vor Euch saß?“

„Meine Schwester war's,“ antwortete Rex und bemühte sich den bescheidensten Ton anzuschlagen. „Um ihretwegen freu' ich mich heim zu kommen.“ — „Ihr waret,“ sagte der andere, „kein gar strenger Schulmeister; die Jungen um Euch her thaten, was ihnen eben genehm war.“ — „Ich hatte ihnen bedeutet, der Rector habe den Dienst gekündigt.“ — „Ging das so von einem Tag zum andern?“ — Rex schwieg. — „Mir kam's gleich vor, als thäte Euch ein stärkerer Zaum Noth, als liebtet Ihr's, einen Trumpf auszuspielen.“ Und als Rex nicht antwortete, setzte der Andere hinzu: „Was der Meister sich erlaubt, glaubt der Lehrling auch thun zu dürfen. Ihr habt wohl nicht bedacht, daß ohne Zucht und gutes Beispiel noch kein Rechner und Schreiber ein braver Bürger geworden ist.“

Rex sah sich nach dem Reiter um. Er hatte es freilich nie bedacht und er wunderte sich, wie sehr ihm der mildredende Mann in seiner ernsten Ruhe überlegen war.

„Die Biermagd,“ fuhr dieser fort, „sagte mir, der Kirchenpatron habe an jenem Tage Euch mit Verbesserungsanträgen abgewiesen. Wart Ihr darum aufsäßig geworden?“ — „Zum Theil,“ antwortete Rex mit zögernder Stimme. — „Was hatte Euch sonst noch außer Fassung gebracht?“ — „Ich wollte nicht länger Bettelmann seyn!“ sagte der Andere, mit glühendem Auge den Kopf herumwerfend. „Ich war lange genug

Narr gewesen. Sie tragen den Kopf hoch in dem kleinen Dennschütz. Ihr werdet Euch wundern, wenn Ihr die neue Kleidertracht seht."

Der Reiter schwieg nun seinerseits; aber bei sich dachte er: sollte auch dem der Modenteufel im Fleische stecken und er um des schlechten Rockes willen auf und davon wollen? — Eine Weile stockte das Gespräch. Sie waren durch ein Dorf gekommen und holten eine bunte Menge Burschen und Mädchen ein, welche mit Blumen hinter dem Ohr und mit dem Gesangbuch in der Hand von der Predigt heimkehrten.

Der Reiter grüßte und sein Gesicht heiterte sich beim Anblick der vielen frisch rothen Wangen merklich auf. „Es braucht Zeit," dachte er vor sich hin, „um diese der Scholle so eng verbundenen Naturen zu Grunde zu richten. Segen und Heil dem Geschlecht der Ackerbauer! Auf ihnen ruht die Zukunft." Er sah sich nochmals nach den Zurückgebliebenen um und freute sich bei dem Gedanken, daß auch sie vielleicht heute mit seinen Liedern dem Himmel Preis und Dank dargebracht hatten. Als er sich aber wieder zu dem Rector wandte, fiel ihm dessen verdüsterte Stirn doppelt auf und er fragte sich, was es bedeuten könne, wenn ein junger, hübscher Bursche beim Anblick so fröhlicher Dirnen nichts zu empfinden scheine.

„Ihr habt noch etwas anderes auf dem Herzen," sagte er endlich. „Rückt nur heraus mit der Sprache. Es ist Euch ein Mädchen untreu geworden oder Ihr habt's mit einer verdorben." — Rex ließ keine Antwort hören.

Also hier schien's zu fehlen. Aber freilich, wie konnte ein so armselig versorgter Schulmeister an's Heirathen denken? Der Reiter warf sich fast vor, auf ein Gebiet gekommen zu seyn, wo weder Hacke noch Pflug helfen konnten. „Vor allem," sagte er, „muß dahin gestrebt werden, Eure Stellung zu verbessern. Wenn Ihr mit Ingrimm an's Lehren geht, können die Kinder nur Ingrimm von Euch lernen. Ist die Gemeinde wohlhabend genug, einen Rector anständig zu versorgen?" — „Ihr seht," versetzte Rex mit Bitterkeit, „daß Geld genug da ist, um Schleppen und Reifröcke anzuschaffen." — „Hm," gab der Reiter zur Antwort und verfiel von neuem in Grübeleien.

Als eine Raststelle erreicht war und die Pferde verschnauften, suchte er den auf dem Hof des Schenkhauses umherschlendernden Gefährten über Wirthschaftssachen auszukundschaften, um sein Urtheil über ihn nach einer andern Seite hin zu befestigen. Er fand in seinen Antworten weniger Erfahrung als offenen Kopf, und dieser Eindruck, den er gleich bei dem ersten Begegnen seines schwarzaugigen Blicks empfangen hatte, verstärkte sich, als er, auf Unterrichtsgegenstände zurücklenkend, ihn zu Aeußerungen über dieses sein eigentliches Fach veranlaßte.

Nachdem der Reiter während des übrigen Theils der Reise zu demselben Zwecke manche Frage gestellt und manche Antwort herausgelockt hatte, stellte sich bei ihm die Ueberzeugung fest, daß der zigeunerhafte Mensch voll halbentwickelter Anlagen stecke und bei etwas weiter gediehener Bändigung für seinen Posten besser tauge, als mancher städtische Magister, der ihn vielleicht wegen seiner olivenbraunen Farbe für zu schlecht hielte, die Perrücke des Magisters auszuschütteln. Es schien ihm nicht unwahrscheinlich, daß wenige im ganzen Ort ihm an natürlichem Verstande überlegen seyn dürften, und er glaubte, diese fremdländische Pflanze werde den Boden, der sie festzuhalten und gedeihen zu lassen verstehe, verbessern. Dieses Festhalten und zu gedeihlicher Entwickelung Bringen war freilich eine vielleicht unlösbare Aufgabe; aber mit der Freude, welche ein an Klarheit und Zweckmäßigkeit gewöhnter Geist beim Erblicken eines deutlich vorgezeichneten Weges empfindet, begrüßte er schon diesen ersten Markstein, der aus der Ueberschwemmung des Dennschützer Gemeindewesens hervortauchte.

„Besonnen seyn, gescheidt seyn, aus eigenem Stolze besser seyn, als die andern es zu verlangen scheinen, die Zunge im Zaum halten, kein Raisonneur seyn — und dann auch im schlechten Rock den Kopf hoch tragen!" So hatte der Reiter summirt, was des Rectors neues Glaubensbekenntniß seyn müßte, wenn er sich ferner seiner annehmen sollte. Und der fadenscheinige Rector hatte ihm mit glühendem Blick und nassem Auge die Hand geküßt.

Sie trabten und rasselten in den Ort hinein, als in allen Häusern eben die Sonntagstöpfe vom Feuer gehoben wurden und die Zinnlöffel in Erwartung der leckern Festkost von einem Mundwinkel zum andern wanderten, um endlich, herausfordernd in die Höhe gerichtet, neben der harrenden Schüssel mit den festschließenden Fäusten ihren Posten zu beziehen.

Achtes Kapitel.

Ein Sumpf wird trocken gelegt.

Wenn man früh Morgens durch feuchte Wiesenthäler wandelt, wo der Nebel auf und nieder wogt und Strauch, Baum, Haus, Brücke, Markstein, Mensch und Thier bald verschleiert, bald auf ungewisse Zeit erkennen läßt, um im nächsten Augenblicke wieder alles unkenntlich durcheinander zu mischen, da schaut man oft verlangend nach Osten und sehnt sich nach dem

klaren Sonnenauge, das diesem Wirrsal ein Ende machen wird. Es gibt zu allen Zeiten Geister, die weit genug über ihre Umgebung hinausblicken, um von dem unter ihnen wogenden Durcheinander der Zeitströmungen, Sonderinteressen, Verkehrtheiten, Irrgänge, Wünsche und Bestrebungen einen gleich chaotischen Eindruck zu empfangen und ungeduldig die Stunde herbeizuwünschen, wo Zweckbewußtseyn und Klarheit die Oberhand gewinnen werden. Zum Glück ist es ihnen nicht immer versagt, selbst herbeizuführen, was sie ersehnen. Zuweilen bedarf es, wie bei der Entwirrung eines bunt verschlungenen Knäuls, nur eines winzigen Dinges, der Auffindung des Fadenanfangs oder Endes, um die irregehenden Kräfte in nutzbare Bahnen zu leiten. Ein klein wenig Ausdauer mehr, als dem großen Haufen eigen ist, und Amerika ist entdeckt. Ein wenig Beobachtung mehr, als die durchschnittlich aufgewandte, und die scheinbar regellos und beängstigend das Weltall bewegenden Naturkräfte werden in die Schranken ihrer eigenen Gesetze eingedämmt.

Dennschütz, noch im chaotischen Wirrwarr seines zerfahrenen Winkeldaseyns, lag im Mittagssonnenscheine röstend da, von einem dunkeln Unbehagen belästigt, daß alles verkehrt gehe, und dem Schatten dieses Unbehagens verfallen, dem ebenfalls undeutlichen Eingeständniß, daß es für dieses Verkehrtgehen keine Abhülfe gebe. Als der mildredende Mann mit dem besonnenen Auge und der klaren Stirn in diesen röstenden Ort hineinritt, hätte ein vorahnender Instinkt die Anfänge einer atmosphärischen Säuberung wahrnehmen können, die mit dem Manne auf Prinz Heinrichs abgedanktem Streitroß ihren friedlichen Einzug hielt. Aber ein fein organisirtes prophetisches Auge war in Dennschütz nicht vorhanden, und so schleppte sich denn in der Sonnengluth der kurze Schatten des Wägeleins und des Reiters langsam und müde über die schlecht gehaltene Straße dahin, ohne daß jemanden das Wort, große Ereignisse werfen ihren Schatten vor sich hin, in den Sinn gekommen wäre.

Mit den Nachforschungen nach dem Entführten war es heute lässig genug gegangen. Die gestern dazu Ueberredeten glaubten mehr als genug gethan zu haben; die nicht zu überreden gewesen waren, ließen sich die Fruchtlosigkeit der gestrigen Mühen jener andern als Vorwand dienen, um auch heute ihre Kleider und Stiefeln zu schonen. Außer dem Nachtwächter, welcher den richtigen Weg getroffen, aber nicht als solchen erkannt hatte, und der Schwester des ehemaligen Zigeuners, welche Schleichwege im Walde suchte und dadurch auf völlig falsche Fährte gekommen war; außer der Barbara endlich, welche ihren Vater heute zum Einspannen bewogen hatte, nach zweistündigem Umherstreichen ihn aber nicht von der Umkehr abhalten konnte — außer diesen wenigen um den Verschwundenen Bemühten krähte höchstens der Hahn im Hofe des Hufschmieds nach ihm, da die übliche Seifenwasserdouche aus dem Fenster des Rectors heute Morgen ausgeblieben war und demzufolge keine Regenwürmer sich zum Frühstück des Spornträgers eingestellt hatten.

Desto eifriger wurde zwischen Viertopf und Wurstschüssel auf allerhand Leute gescholten und geschimpft, denen es im ewigen Leben nimmer gut gehen könne, und nähmen sie die Hamsterbacken auch noch zehn mal so voll. Bei einigen erreichte der Verdruß eine solche Höhe, daß sie mit dem Gerstensaft heute ihren Durst nicht stillen zu können erklärten und noch einen Schluck gebrannten Wassers bedurften, um die wund gesprochene Kehle einigermaßen wieder in Ordnung zu bringen. Gleich nach der Kirche war dieses Bedürfniß im Wirthshause zum Vorschein gekommen, und wie sich sonst wohl ein von Wechseln und Schuldscheinen Verfolgter aus Verzweiflung dem Trunke ergibt, so zeigte sich hier bei einer ganzen Anzahl Mißlauniger das nämliche Verlangen nach einem betäubenden Tröster, der an die Stelle des bloß moralischen Unbehagens ein moralisch physisches Unbehagen zu setzen geeignet war.

Der grüne Weber, dem der Wirthshausqualm zu Kopfe gestiegen war, verwünschte alles, was Schnallen, Sterne, Degen, Aufschläge und Puder trug, in den tiefsten Schlund der Hölle und begoß seinen erhitzten Geist von Zeit zu Zeit mit einem der Kühlpsalter seines lebendig verbrannten Meisters. Im obern Stock des Wirthshauses saß der von dem Raub des Rectors durch reitende Boten benachrichtigte Kirchenpatron, ungewiß, ob er sich dem allgemeinen Unwillen über diesen Vorfall anschließen oder sich zu der Meinung bekennen solle, der zigeunerhafte Mensch sey durch den gesunden Organismus des Staatslebens ausgestoßen worden. Der Gemeinderichter hatte eigenmächtig gehandelt und den Mann, welcher nicht gedrängt seyn wollte, bei diesem Handstreiche inmitten seines hartnäckigen Gegenstemmens in die Luft gehoben. Herr Julius Cäsar von Hartz neigte nach seiner Gewohnheit zu dem Auskunftsmittel, gegen minder energische Naturen sich nun doppelt zäh zu zeigen, und da die vielköpfige Gemeinde zu diesen Naturen gehörte, so schwebte die Schale des Schulmeisters gegen die des entschiedener aufgetretenen Hamsters bereits merklich in der Luft. Auch die Kirchenpatronin war mit gekommen. Ein Ereigniß, welches so ganz dem Charakter des Faustrechts entsprach, konnte auf die männliche Haltung ihres Volks, von welcher sie in der Uebersetzung des Tacitus gelesen hatte, nur

kräftigend wirken. Sie zweifelte nicht, daß eine Zeit der Enkel und ein schönerer Morgen kommen werde, wo u. s. w.; aber jetzt gelte es vor Allem, das Gift der Verweichlichung fern zu halten, bei welcher Gedankenwendung ihre breite Stirn sich umwölkte und ein Zusammenziehen ihrer tuschgewichsten Brauen dem dreifach kinngepolsterten Discant, welcher neben ihr saß, zu verstehen gab, Crebillon der Jüngere könne füglich, während sie rede, aus der Hand gelegt werden. Sie wandte sich dann, Zustimmung heischend, an die hundertlockige Allongeperrücke ihres kleinen, verdrießlichen Gemahls; da dieser aber die Vergißmeinnichtaugen abwendete, so begnügte sie sich, den steinharten Schädel des Erprinzen Bambu mit ihrem Fächer zu tupfen und dabei ein Gesicht zu machen, als schmerze es ihre menschenfreundliche Seele, nicht alle Kinder der Goldküste vor Sklaverei und Pflanzerpeitsche behüten zu können.

„Mein Gott!“ rief der Kirchenpatron plötzlich, in ungewöhnlicher Aufregung die beringte Hand an den Galladegen legend, „wie kommt der hieher?“ Er blickte durch's Fenster, während er die Frage in die Luft warf, und die Kirchenpatronin sagte, im Sessel sich zurechtlehnend: „Rosambert, ich bitte Sie nachzusehen, was Herrn von Hartz begegnet ist.“

Der Discant erhob sich würdevoll, aber gehorsam, und stimmte bei, er sey es allerdings.“ Die Kirchenpatronin wendete nun auch den Kopf weit genug nach der Seite, um auf die Straße blicken zu können, und gab mit einem herben Lächeln ihre Meinung im gleichen Sinne ab.

„Und der Mensch neben ihm, der jetzt eben aus dem Wagen steigt,“ hob der Patron von neuem an, „ist, wenn ich recht sehe, der zigeunerhafte Mensch selbst.“ Er machte sein verdrießlichstes Gesicht und setzte hinzu, es sey unmöglich, sich über den Andern zu irren; er selbst, Herr Julius Cäsar von Hartz, habe drei Vorlesungen des „kleinen Mannes“ mit angehört, und wenn er auch den größten Theil derselben verschlafen, so würde er doch seine widerhakige Nase und seine unverschämte Art, den Kopf hoch zu halten, unter Hunderten auf den ersten Blick heraus kennen.

„Man sagt,“ versetzte die Patronin, nicht ohne zu verrathen, daß sie ihrer Sache nicht gewiß sey, „man sagt, er habe das Reimen aufgegeben und werde namentlich keine Satiren mehr schreiben.“ Sie fand nicht gleich ein wegwerfendes Wort für Satire, setzte aber unmittelbar darauf hinzu: „keine Schmähgedichte mehr.“ Der Kirchenpatron hatte nicht davon gehört, erinnerte aber daran, daß der „kleine Mann“ jetzt gerade in der Mode sey und man vorsichtig zu seyn Ursache habe.

„Ich kann ihm das abscheuliche Gedicht, „die Betschwester“ nicht vergeben,“ sagte die Kirchenpatronin mit einem Blick gegen die Gypsdecke des Zimmers. „Obschon es lächerlich gewesen wäre, dergleichen auf sich zu beziehen, so hat mir doch die Art, wie in dem Gedicht das „Bekleiden von Kanzel und Altar,“ das „zwölf Lieder stimmt sie täglich an“ und anderer gottloser Spott sich an ächter Frömmigkeit vergreift — es hat mir, sage ich, die stille Freude am kirchlichen Leben gründlich verleidet. — Sie wissen, wie aufrichtig mein kirchlicher Sinn war.“ Den Enkeln, setzte sie hinzu, werde, wie sie hoffe, „ein Morgen bescheert seyn, wo ächte Frömmigkeit nicht mehr nöthig habe, sich hinter der Maske der Verweichlichung und Modesucht — der Zuchtruthe für den Rücken der Hochgestellten — zu verbergen.“

Während der Kirchenpatron zu wiederholen für gut fand, der „kleine Mann“ sey gerade in der Mode und man müsse sich vor seinen Gönnern — Graf Moritz von Brüls an ihrer Spitze — in Acht nehmen, während dessen entfernte sich der vom Pferde gestiegene Reiter mit seinem olivenbraunen Begleiter in der Richtung des Pfarrhauses. Es hatten sich eine Menge Fenster und Thüren aufgethan, während sie vorüber gingen, und als sie die Pforte des Pfarrhauses hinter sich schlossen, sammelte sich halb Dennschütz unter dem Vogelbauer der pfeifenden Amsel des Diaconus Elterlein.

Es war ein wohlriechender Duft, welcher den Eingetretenen in die Nase zog, denn die kleine apfelwangige Frau mit den unzähligen, niemand störenden Stirnfältchen, der eingefallenen Oberlippe, der Kneifbrille auf der bescheidenen Nasenspitze und den grauen Löckchen unter der Taffethaube, diese kleine, gutmüthige Frau liebte es, dem Sonntag die Ehre zu geben und ihrem verehrten Diaconus die besten Leckerbissen aufzutragen, welche in dem Bautzner Kochbuche von Anno 1709 verzeichnet standen. In diesem Musterkochbuche waren die Feiertagsgerichte mit rothen Buchstaben gedruckt, gerade wie die Feste im Leipziger Mückenkalender und die Evangeliennachweise in des seligen Speners gesammelten Predigten. Sie hätte gegen eine ehrwürdige Ueberlieferung zu verstoßen geglaubt, wenn sie, während ihr Diaconus die rothen Evangelien in der Bibel nachschlug und mit rother Dinte unterstrich, für den Sonntagstisch nicht ebenfalls ein roth ausgezeichnetes Gericht aussuchte, und so war dießmal ein junges Ferkel an die Reihe gekommen. Gewürznägelein, ein zu jener Zeit noch seltener Artikel, guckten aus der braungerösteten Kruste des lecker bereiteten Thiers wie die Banderillas heraus, mit denen die Opfer des Stiergefechts gereizt werden. In Ermangelung einer Citrone war der Rüssel des kleinen Borstenträgers mit einem halbreifen Apfel geschmückt und in jedem seiner

niederhangenden Ohren prangte ein duftiger Jasminbüschel — Orangenblüthen schrieb das Kochbuch vor, aber auch in diesem Punkte glaubte die rothwangige kleine Frau, nach dem Beispiele ihres Diaconus, den Autor mit einiger Freiheit commentiren zu dürfen.

Der Duft dieses eben aufgetragenen Sonntagsgerichts durchzog das ganze saubere Pfarrhaus wie ein entgegengerufenes „Zu guter Stunde!" Der Begleiter des Rectors schien indessen einen Augenblick in Bedenken, ob er das Mahl des Pfarrers durch sein Hereinbrechen stören solle. Er warf den Blick durch's Fenster auf die Straße zurück, überlegend, ob das Wirthshaus ohne Aufsehen zu erreichen sey. Die draußen versammelten Neugierigen schnitten jedoch den Rückweg ab, und nach einigem Ueberlegen glaubte er das Ansehen seines Schützlings nur heben zu können, indem er seine Angelegenheit allen übrigen Geschäften vorgehen ließ.

Als daher Frau Brigitte oben an der Treppenkanzel erschien und herunter fragte, was das für ein Zusammenlauf vor dem Pfarrhause sey und wer da unten stehe, beantwortete er ihre Frage dahin, daß er den Diaconus in dringenden Gemeindegeschäften zu sprechen wünsche. Bald darauf wurde eine zugedeckte Schüssel in die Küche zurückgetragen und die damit beauftragte Magd lud zum Treppenersteigen ein. Sie machte beim Anblick des Rectors ein Gesicht, als sey ihr ein Gespenst begegnet, und verschwand hurtig in der Küche.

Am obern Treppenabsatze stand der freundliche Diaconus. Er schien nur den städtisch gekleideten Besucher, welchem der Rector folgte, zu gewahren, und nahm rasch das schwarze Käppchen vom gepuderten Haar, indem er in seiner leisen Weise von Ehre und Freude sprach und sich bei jedem Worte verneigte. Erst als beide oben standen, fiel sein Blick auf den olivenbraunen Rector und wendete sich dann fragend zu dessen feierlich ernstem Begleiter, welcher mit augenscheinlichem Vorbedacht die Erklärung seines Besuchszwecks hinausschob, bis die Thüre des Studirzimmers sich aufthat und die drei Männer auf den vorhandenen drei Rohrstühlen untergebracht waren. Die kleine Frau zog sich lautlos in's Nebenzimmer zurück.

(Schluß folgt.)

Aus meiner Pilgertasche.

Generalsuperintendent Dr. Röhr und das Duell.

Röhrs hohe, etwas steife und ungelenke Gestalt, seine starken, fast kalten Züge mit der großen kolbigen Nase und dem meist strengen Blick, sein volltönendes, zuweilen wie Blechinstrumente schmetterndes Organ, das didaktorische und peremtorische in der Unterhaltung, wie in seinen Schriften, das offene, nicht selten sehr derbe Geradezu in seinen kategorischen Erörterungen, bildeten ein mehr Vorsicht und Zurückhaltung gebietendes, als besonders anziehendes Ensemble. Dennoch konnte er sehr liebenswürdig seyn und alsdann auch mit einer Art von Humor auf Heiteres eingehen. Er würde die gesammte Kirche und deren Diener absolut beherrscht haben, hätte ihm nicht der gelehrte, classisch gebildete, poetische und diplomatische Lebemann, Oberconsistorialpräsident Dr. Peucer, bisweilen einen Riegel vorgeschoben. Beide geistreiche Männer beobachteten sich beständig sehr aufmerksam und kamen aus gegenseitigen Häkeleien nicht heraus. Zwischen der geistlichen und weltlichen Oberherrschaft im Oberconsistorium waltete ewig Eifersüchtelei, geheime Intrigue oder offene Widersacherei.

Wie bedeutend mir auch Röhr erschien, so hatte ich ihn doch nicht aufgesucht, weil ich ihm in alle Consequenzen seiner rationalistischen Ansicht und Lehre weder folgen konnte und wollte, noch geneigt war, mich in dergleichen Kämpfe einzulassen. Wir fanden uns zufällig bei den Ausstellungen, wo ich als Vorstand des Gartenbauvereins fungiren mußte. Ein zufälliges, fast tägliches Zusammentreffen beim Spaziergang durch den Park führte uns unmerklich näher zusammen. Wir streiften dabei über eine Menge von Erscheinungen in der Natur und im Menschenleben umher, ohne uns auf ein theologisches Gebiet zu verirren, sogar nicht, als er von seiner interessanten Reise zur Theologenversammlung in Genf, von seiner neuen Bekanntschaft mit dem gelehrten und geistreichen Rector der jesuitischen Lehranstalt zu Freiburg in der Schweiz sehr lebhaft erzählte; auch nicht, nachdem er so offen und edel

der Deutschkatholiken sich angenommen und die von mir erhaltenen Schriften des Abbé Chatel, des Stifters der französisch katholischen Kirche, so interessant gefunden, daß er mich um Mittheilung aller folgenden bat. Indessen gelangten wir doch einmal unversehens auf das zwischen uns stillschweigend verpönte Gebiet, und zwar durch eine von mir absichtlos hingeworfene Frage. Bei einer zufälligen Durchblätterung meines leider sehr unvollständig gewordenen Tagebuchs stoße ich heute auf jene Mittagsstunde, welche ich fast ganz aus dem Gedächtnisse verloren hatte. Diese Lektüre belehrt mich, wie leicht es dem ehrlichsten Schriftsteller geschehen kann, daß er unschuldigerweise Plagiate als eigene Weisheit auskramt; ich finde mit Schrecken, daß der Kern meiner Vorrede zu einer projektirten Geschichte des Duells fast wörtlich enthält, was Röhr damals darüber ausgesprochen und was mir nun als eigener Gedanken vorschwebte. Dasselbe geschieht indessen gewiß noch häufiger bei Tonsetzern mit Motiven, Gedanken, Sätzen, Melodien anderer Meister, welche sich ihnen einst eingeprägt haben, in der Seele schlummern und dann plötzlich erwachend wie durch Inspiration wieder lebendig hervorspringen.

Allgemeinste Sensation erregten einige Duelle mit skandalösen Nebenumständen und mysteriösen Verknüpfungen, worüber Zeitungen und Broschüren allerlei Hypothesen und Enten in der Welt umherfliegen ließen. Darauf kam die Rede bei unserem Promenadegespräch. Mir entwischte die Aeußerung: „Wissen möchte ich doch, wie eigentlich das Duell hat entstehen und zum herrschenden Vorurtheil werden können."

„Sie wissen das nicht?" fiel Röhr stehen bleibend ein, „Sie, der Verfasser der Geschichten der Ritter-, Mönchs- und Nonnenorden, wissen das nicht?" — „In der That nicht; niemals fand ich Anlaß, darüber zu denken und nachzuforschen."

„So sind die Herren Ritter; was ihnen nicht recht in ihren Kram paßt, das lassen sie unberührt gemüthlich bei Seite liegen; wobei nicht die sogenannte Standesehre oder sonst ein Standesvortheil in die Augen springt, das mag in Gottes Namen unerörtert auf sich beruhen." — „Scherz bei Seite, ich weiß es wirklich nicht, aber lernen wollen wir es nun schon."

„Nun, im Speciellen wird das Lernen weder zu leicht noch so schnell gehen, wie Sie wohl glauben mögen; aber im Allgemeinen beschränkt sich die Lehre auf sehr Einfaches, obschon auf den ersten Blick sehr Auffälliges und nach allen unsern Begriffen kaum Glaubbares. — Nach unsern Begriffen ist das Duell als Zweck oder als Mittel unverantwortlich vor der gesunden Vernunft, in direktestem Widerspruch mit dem Christenthum, in den meisten civilisirten Staaten ein schweres Vergehen gegen das positive Gesetz, das in dem vielhundertjährigen Gebrauch vergeblich eine Entschuldigung sucht und noch weniger eine historisch göttliche Berechtigung finden kann, wie ein literarischer Jongleur behaupten wollte. Dennoch ist unser heutiges Duell nicht mehr und nicht weniger als der Abkömmling, der Bastard einer ursprünglich christlichen Erfindung, eines heillosen förmlichen Institutes der römisch katholischen Kirche."

„Das ist stark" — „Aber buchstäblich wahr. Diese Erfindung fällt in jene scheußlichen Zeiten, wo immer neue Züge von Barbaren verheerend über die Trümmer der früheren Züge daher schritten, wo die wundervolle Propaganda der Benediktiner nur mit einzelnen Colonien in Frankreich, Spanien und England die Keime der Cultur verbreitet hatte; wo die Staaten noch nicht große, einheitliche, auch nur feudalistisch geordnete Complexe bildeten, sondern nur aus Conglomeraten von Hunderten durch Gewalt zusammengebrachter Herrschaften bestanden, die nur Herren und Sklaven enthielten, kein anderes Recht kannten als das auf die Macht des Eigenwillens und des Schwertes gegründete, wo also an Gesetze und Gerichtsverfahren im eigentlichen Sinne nicht gedacht werden konnte, wo Stürme von außen, Conflikte und die wildesten Leidenschaften im Innern eine unaufhörlich umgestaltende oder vernichtende Gährung unterhielten, nur einzelne hervorragende Persönlichkeiten vorübergehend einen entscheidenden Einfluß gewannen, die Bildung, und zwar eine sehr prekäre und zweideutige, nur allein beim Clerus zu finden war, und daher auch eine gewisse Oberherrschaft über alle Dinge von der Kirche beansprucht, geübt und täglich fester begründet werden konnte."

„Herzlichsten Dank, daß Sie sich herbeigelassen, die Sache ab ovo zu erörtern." — „Es gibt Dinge, die durchaus ab ovo behandelt werden müssen, wenn man verstanden seyn will. Heillos nannte ich jenes Institut der Duelle; es ist auch wirklich heillos an sich selbst und in seinen bis zu uns herabreichenden Folgen. Dennoch findet es seine natürliche Rechtfertigung in der allgemeinen Wüstenei jener Zeit, im unvergänglichen Drang nach einer gesetzlichen Ordnung, im Geist der Kirche, der uns das Wunder vergegenwärtigt, über 1500 Jahre lang sich selbst treu geblieben zu seyn. — Die Bildung des Clerus mußte naturgemäß streben, der allgemeinen Verwilderung Zaum und Gebiß anzulegen, gesetzliche Verhältnisse anzubahnen, der göttlichen Justiz auf Erden Ansehen zu verschaffen. In der That besaß auch die Geistlichkeit allein dazu den Beruf und die Mittel.

Wissenschaftlich, philosophisch darüber zu theoretisiren wäre damals lächerlich gewesen, man mußte alles auf den Geist der Zeit, des Glaubens und Aberglaubens basiren, man konnte ein eigentliches Justizverfahren nicht improvisiren und unmittelbar auf die Barbarei pfropfen. Nebenbei mag denn auch unter dieser oder jener Inful wohl der schlaue Gedanken gespukt haben, daß durch ein solches Institut das Ansehen und die Macht der Kirche wesentlich gewinnen würde."

„Das mag wohl die Hauptsache bei jenen Gedanken gewesen seyn." — „Lassen wir das dahingestellt seyn. — Die allgemeine christliche Ansicht von Allgegenwart, Allmacht und Allgerechtigkeit Gottes concentrirte und verkörperte sich gewissermaßen in dem Glauben an eine speciellste Beobachtung aller individuellen Gesinnungen und Thaten durch Gott, an seinen unmittelbaren Eingriff in die Justiz und sein unmittelbares Urtheil durch Bestrafung oder Belohnung. Auf diesen Glauben gründete denn der Clerus sein verhängnißreiches Institut der Gottesgerichtskämpfe oder Gottesurtheile, d. h. öffentlicher gerichtlicher Zweikämpfe unter gewissen Regeln und religiösen Ceremonien zwischen zwei Rechtsparteien, oder dem eines Verbrechens Angeklagten und dem Ankläger bei Ehrenverletzungen, wobei Gott dem gerechten und unschuldigen Theile den Sieg verleihen würde und das Leben des Besiegten der Gnade des Siegers anheimgestellt seyn solle. Da ohnehin für Frauen ein Mann als Kämpfer sich stellen mußte, so wurde gleich im Anfang eine Stellvertretung im Allgemeinen bei diesen Kämpfen für zulässig erklärt. Die Regeln und Formen änderte die Kirche in der Folge nach Umständen in den verschiedenen Zeiten und Ländern. Neben solchen Kämpfen liefen überall jene eben so vernunftwidrigen und dabei häufig betrügerischen Feuer- und Wasserproben als Beweismittel für Unschuld oder Schuld nebenher, bis tief in das Mittelalter herein, wo die Staaten zu einigem Selbstbewußtseyn, zu einer feudalistischen Ordnung herangereift, mit geschriebenen Gesetzen versorgt waren und ein Gerichtsverfahren eingerichtet hatten, welches an mancherlei Uebelständen und Unvernunft freilich jenen Ordalien ꝛc. kaum nachstand, indessen doch den großen Vortheil gewährte, daß diese Gesetze dem menschlichen Verstande und der Wissenschaft die Wege zu allmähliger Besserung nach allen Seiten eröffneten. — Der Erbadel genoß zwar manche Bevorzugung auch unter dem neuen Gesetze, aber er hatte sich in das Turnieren und Kämpfen so verliebt, daß er auch hierin eine Sonderstellung erstrebte und die Freiheit, unter Ebenbürtigen sein Recht mit dem Schwerte zu verfolgen und sich über das Staatsgesetz zu stellen, sich eigenmächtig aneignete. So blieben die Zweikämpfe unter Adeligen und neue Formalitäten wurden dafür ersonnen. Die Leute der Wissenschaft, welche damals gleichen Rang mit dem Adel genossen, wollten auch in diesem Ehrenunfuge sich ihm gleichstellen: so schlichen sich die Duelle auf den Universitäten ein. Die Offiziere der nach und nach in's Leben gerufenen stehenden Heere waren meistens Adelige oder die Degenquaste verlieh ihnen von selbst gleichen Rang; sie konnten unmöglich dem Adelsvorrecht entsagen, und so herrschten bald die Ehrenkämpfe auch bei allen stehenden Heeren. Nachdem spätere welterschütternde Ereignisse mancherlei gerechte und mancherlei sehr unvernünftige Begriffe von Gleichheit verbreitet hatten, griff damit auch der Duellunfug weiter um sich und herrscht jetzt seuchenartig durch die ganze Gesellschaft, wogegen alle verpönenden Staatsgesetze bis jetzt eben so machtlos geblieben sind, wie alle Lehren des Christenthums und des gesunden Menschenverstandes."

„Und welches Mittel würden Sie zur Vertilgung dieses Uebels anrathen?" — „Gar keines. Im Allgemeinen gibt es ohnehin keine Panaceen, und gegen diese Krankheit dürfte nur ein einziges Specificum sich wirksam zeigen — die Zeit mit ihrem Fortschritte in vernunftgemäßer Aufklärung. Ein durch viele Jahrhunderte fortgepflanztes und genährtes Vorurtheil kann niemals durch positive Gesetze ausgerottet werden."

„Sollte nicht der Vorschlag von allgemein einzuführenden Ehrengerichten, die in allen Fällen entscheiden, ob die Parteien sich friedlich versöhnen können, oder ob ein Zweikampf, und zwar öffentlich, stattfinden solle, alsdann wirken, wenn gleichzeitig vom Gesetz unnachsichtlich Infamirung über jeden verhängt würde, der ohne einen Spruch des Ehrengerichts sich heimlich in ein Duell einläßt?" — „Vermindern kann der Staat dadurch vielleicht die Zahl der Duelle, verhindern gewiß nicht. Uebrigens wird sich irgend ein Staat schwerlich herbeilassen, sich selbst und der Macht seiner Gesetzgebung ein solches Armuthszeugniß auszustellen und zu legalisiren, was er selbst für unmoralisch, unvernünftig und gesetzwidrig erklärt und erklären muß."

„Aber die Kirche?" — „Die protestantische Kirche kann dagegen nur lehren und predigen, Schritt für Schritt auf dem Wege der Vernunft und Aufklärung weiter führen; augenblicklich wirksamer könnte wohl die römisch katholische Kirche eingreifen, wenn sie einige ihrer Mittel, in deren Wahl sie in andern Dingen gerade nicht sehr bedenklich ist, dagegen ernsthaft und energisch in Anwendung brächte. Doch — rühren wir hier nicht in diesem Brei. Guten Tag!"

Correspondenz-Nachrichten.

Paris, September.

Das Kirchweihfest zu Saint Cloud. — Das Gehölz von Boulogne.

Vorigen Sonntag schien zufällig die Sonne, aber so matt, wie die Altweibersonne — die Franzosen sagen: l'été de la St. Martin. Wir gingen über den Platz de l'Etoile, der nach dem Niederreißen der Barrière um ein Drittheil an Umfang gewonnen hat und nach der äußersten Peripherie um sechs Fuß niedriger gelegt worden, so daß für das Auge der Triumphbogen gestiegen ist. Mit den acht Boulevards, die ihn durchschneiden, mit den acht palastartigen Hotels, die in weiten Abständen sich im Kreise um das Monument stellen oder zum Theil noch stellen werden, ist der Platz gegenwärtig der größte und imposanteste der Hauptstadt.

„Prachtvoll und großartig ist das alles," bemerkte mein Freund Alfred, ein junger Sohn Germaniens, der sich zu Paris noch nicht zurecht gefunden, den das brausende Straßenleben krankhaft aufregt, und der sich gegen den gewaltigen Eindruck der Riesenstadt mit leidenschaftlicher Bitterkeit stemmt, wie ich das oft bei energischen Naturen bemerkt habe; „allein die berühmte Straße der Kaiserin, das werden Sie mir zugeben, ist denn doch weiter nichts, als eine dreifache schnurgrade, langgestreckte und langweilige Rennbahn, langweilig wie ein Exercierplatz für Kutscher, Reiter und Fußgänger; drei Sandwüsten, auf denen vom Morgen bis Abend die Sonne liegt, und wohin sich im hohen Sommer vor sechs Uhr Abends und nach zehn Uhr Morgens niemand hinwagen kann, ohne sich der Gefahr auszusetzen, zu ersticken. Und damit ja nirgends der leiseste Schatten Obdach gebe, hat man die dünn gesäeten Baumgruppen, welche recht stattliche Weihnachtsbäume abgeben könnten, weit vom Wege hinweg geschoben." — „Allerdings," erwiederte ich. „Sie werden mir aber Ihrerseits zugestehen, daß der Ort zu einem Hinterhalte sich sehr eignet, daß man von den Anhöhen die ganze Strecke bis zu den Champs Elysées übersieht, daß man von da recht gut erkennen kann, wer im Wagen sitzt, würde er auch von sechs Pferden im scharfen Trabe gezogen, und daß ferner von dort aus leicht ein Schuß fallen könnte, der dem Schicksale Europa's eine andere Wendung gäbe." — „Abscheulich!" brauste der junge Mann auf, der zum erstenmale den Schauplatz großer politischer Begebenheiten betrat. „Mir graut vor Ihrem Paris! Da ist kein Winkel, wo man sich nicht gewürgt hätte; wo man immer den Putz, den Flitter, die Schminke etwas bei Seite schiebt oder abwischt, da kommt Gebein von Erschlagenen, von Schlachtopfern der Bürgerkriege zum Vorschein. Auf den liberalsten aller ihrer Souveräne hat sie zehn oder zwölfmal die königsmörderische Flinte abgedrückt. Mir schaudert vor Ihrem Paris."

Da die Avenue über 4000 Fuß Länge und 300 Fuß Breite hat, so ist es kein Wunder, daß die auf einem so großen Raume zerstreuten 8000 Stück Pflanzen, Stauden und Bäume so wenig Effekt machen. Diese so dürftig scheinende Vegetation besteht aber aus den seltensten und schönsten Species, die mit großen Kosten aus den Baumschulen von Paris, von der Loire, aus dem südlichen Frankreich, Algerien und Belgien herbeigeschafft wurden. Unterdessen hatten wir die Linie der Festungswerke überschritten und die jungen Birkenschläge wiegten sich lustig und kräftig in der Sonne, die sie so lange entbehrt hatten. Wäre die Anlage nicht so ungeheuer geworden, sie wäre reizend; aber ein künstlicher Wald von fünf bis sechs Stunden im Umfange ängstigt. Die Fußpfade durchschlingen sich labyrinthisch, die Bäche thun, als hätten sie sich selbst ihren Weg gesucht; allein das Labyrinth ist vorgezeichnet, den Bächen hat man Kieselsteine vorgeschoben, damit sie darüber hinschäumen sollten. Man ist der Natur so nahe gekommen, daß einen eine Art von Grauen anwandelt, wie in einem Wachsfigurencabinet. Man sehnt sich zuletzt nach den Zeiten zurück, wo die Natur hier noch natürlich war, wo mächtige Eichenschläge in den Lüften brausten; sie bildeten den Wald von Rouvrai (von robur, Eiche), der sich bis hinter Batignolles und Montmartre hinzog; Spuren davon sind in den Parks von Monceaux und Saint-Ouen übrig geblieben. Aber freilich fuhr man damals nicht in eleganten Equipagen hindurch, da sah man keine fröhlichen Gesellschaften ihr Diner auf dem Rasen verzehren, und keine englischen Keepsakesgestalten flogen auf ihren Ponys vorüber, daß die grünen Schleier im Winde flatterten. Da hauseten hier kecke Gesellen, welche ihr Nachtquartier im Walde hatten, bei Sturm und Wind campirten, und sich erkühnten, das Gepäck des tapfern Duguesclin zu plündern. Wenn sie sich das gegen den Connetable des Königs erlaubten, so kann man sich einen Begriff machen, wie es seinen übrigen Unterthanen erging.

Wir waren den untern Teich entlang geschlendert — die Franzosen sagen bald See, bald Fluß (rivière); es kommt ihnen so genau nicht darauf an. Alfred klagte über Hitze. „Freuen wir uns," sagte ich, „anstatt zu klagen; haben wir so doch Einmal in diesem Sommer geschwitzt." Wir ließen uns auf den Drahtsesseln nieder, die in hinlänglichem Vorrath längs der Hauptstraßen aufgestellt sind, im Schatten und auf einem Punkte, von wo aus man

das Gewässer bequem überschauen kann, das dem See im Schwetzinger Garten gegenüber immer noch für ein Weltmeer gelten kann. Hier entspann sich folgendes Gespräch zwischen uns.

„Sie haben mir, Herr von C., so eben Paris zum Präsent gemacht." — „Wie so?" — „Sagten Sie nicht: mir schaudert vor Ihrem Paris?" — Alfred lachte. — „Ich würde ganz gut dabei fahren, obgleich die reiche Hauptstadt nicht eben in glänzenden Umständen ist. Wissen Sie wohl, daß die letzte städtische Anleihe von 104 Millionen nicht bis zur Hälfte gedeckt worden ist? Einige sagen, daran seyen die Drusen schuld, andere, die Maroniten, oder die Moslim, oder die Söhne des himmlischen Reiches, oder Garibaldi, Lord Palmerston u. s. f." — „Das kommt davon, wenn man mit aller Welt Händel anfängt." — „Lassen wir das; wir sind nicht hier, um zu kannegießern, sondern um uns Gottes freier Natur zu freuen, so viel nämlich davon übrig geblieben ist. Diesen See habe ich werden sehen. Es ist nicht so gar lange her, daß ich trockenen Fußes darin herumwandelte und auf die Inseln kletterte, die weiter nichts als dürre Erdhaufen waren, mit Ginster, Heidekraut und verkrüppelten Eichen. Kaum ein Jahr nachher stand hier auf den Inseln ein Park, der wohl dreißig Jahr alt schien; die Bäume waren aus andern Revieren des Waldes hieher gereist, und wie Sie sehen, leiden sie keineswegs an Heimweh. Die beiden Teiche, der untere und der obere, haben zusammen eine Länge von 3000 Schuh, die größte Breite beträgt 300 Schuh, die Tiefe schwankt zwischen 2—4¼ Schuh. Die zwei Inselchen, die durch eine Duodezbrücke zusammenhängen, sind recht niedlich gezeichnet und allerliebst aufgeputzt, und würden mir noch mehr behagen, wenn nicht alles so ängstlich abgewogen und berechnet wäre. An der Spitze des größten Eilandes hat man die düstern Tinten der Tannen und Erlen durch einen charmanten Kiosk zu mildern gesucht. Die Trauerweide hier am Kanal, der beide Inseln trennt, würde recht poetisch seyn, wäre sie dazu da, um an diesem Orte der Freude an die Vergänglichkeit des Irdischen zu erinnern, sie ist aber bloß dazu hergepflanzt, um durch ihr ewiges Schwanken und Wiegen, durch das Flattern der langen Zweige, die ihre Schatten bis über den Wasserspiegel hinaus spielen lassen, die Starrheit der etwas hölzernen Brücke zu corrigiren; es soll das hölzern kein Wortspiel seyn."

„Die Kunst gestaltet sich bei jedem Volke seiner Natur und seinen Bedürfnissen gemäß. Wenn übrigens das Schöne durch die Einheit in der Mannigfaltigkeit bedingt wird, so haben diese schon etwas zu viel besprochenen Seen volle Ansprüche auf Schönheit; denn auch die Fische, die darin hausen, sind Produkte der Kunst. Schauen Sie mich nicht so ungläubig an, sie sind sogar unsere Landsleute, Abkömmlinge der Donausalmen und Forellen. Man hat an 100,000 Eier aus Deutschland kommen lassen — wer sie gezählt hat, wird nicht gesagt — und hat sie hier mittelst des neuen Incubationsverfahrens ausgebrütet. Einige 50,000 von den jungen deutschen Schuppenträgern wurden in diese Gewässer verpflanzt. Dieß geschah 1855, und im Februar 1856 hatten zwei Salmen und eine Forelle die Ehre der Académie des sciences vorgestellt zu werden; sie erfreuten sich der vollkommensten Gesundheit, und die Forelle wog zwei Pfund (ein Kilogramm)." — „Das ist ein starkes Stück; nach Verlauf eines halben Jahres!" — „Bedenken Sie, daß sie künstlich ausgebrütet war. Um übrigens das Gemälde zu vollenden, sehen Sie hier ein anderes Produkt der Kunst, diese junge Dame mit ihrer Mutter oder Tante; wenn ich mich nicht täusche, so trägt sie die Nationalfarben, roth, blau und weiß, auf Wangen, Stirn und Mund."

Beide Damen stiegen nicht weit von uns in die Equipage, die ihrer harrte; die ältere rief dem Valet de pied zu: „à Madrid." — „Nach Madrid?" fuhr Alfred auf, „gibts hier im Gehölz vielleicht auch ein Wien und ein Berlin? weidet sich der französische Hochmuth an solchen Hauptstädten in nuce? haben sie ja schon Rue de Berlin, Rue de Vienne —" — „Gemach, gemach! In diesem Namen lebt im Gegentheil eine der empfindlichsten Kränkungen fort, die dem Nationalstolz zugefügt worden. Franz der Erste, König von Frankreich, ließ dieses Schloß nach seiner Befreiung aus der spanischen Gefangenschaft erbauen, und tröstete sich in den Armen der schönen Herzogin von Etampes, die später auch einen seiner Söhne tröstete. Hier wohnten nach einander Heinrich II., der Hugenottenmörder Karl IX., der dabei ein großer Freund der Dichtkunst war und selbst dichtete, die schöne Seele! und Heinrich III., der hier eine Menagerie errichten ließ. Hinterher befahl er, die Bestien todtzuschießen, weil ihm geträumt hatte, er werde von Löwen und Bären zerrissen; dieser Traum schien ihm zu weissagen, daß er von den Ligueurs ermordet werden würde, sagt der Schriftsteller, dem ich diese Notiz entnommen. Indem er also seine Bullenbeißer, Bären und Löwen niedermachen ließ, vernichtete er in seinem Sinne seine Feinde in effigie; bekanntlich half ihm das nicht viel. Das Schloß Franz I., welches wie der Alcazar und Alhambra mit bunten Fayenzekacheln verziert war, steht nicht mehr; seitdem wurden mehrere andere Lustschlösser hier erbaut, die auch schon wieder verschwunden sind; nur die Keller sind geblieben, auf welchen sich heutzutage eine Villa befindet, die den Namen Madrid behalten hat."

Die Revolution verfuhr mit dem Gehölze wie Heinrich III. mit seiner Menagerie, mit dem Unterschiede, daß ihr das Gehölz nicht gehörte; sie hieb ganze Schläge um. Kaum hatte sich der Nachwuchs, den Napoleon I. hatte pflanzen lassen, entfaltet, so kamen die Alliirten 1815; zwischen dem Ranelagh und der Porte Maillot hausten die Engländer und kochten ihren Thee mit den Tannen, Fichten, Erlen und Birken, die ihr Erzfeind nicht für diesen Gebrauch hatte setzen lassen.

Das Gehölz, das heutzutage einen Umfang von 765

Hectaren hat, schließt unter andern auch das Dorf ein, von welchem es seinen Namen hat; dieses hieß in älteren Zeiten Menus les Saint Cloud, so viel wie Klein Saint Cloud. Im Anfang des vierzehnten Jahrhunderts erhielten Bürger dieses Ortes, welche eine Wallfahrt nach Boulogne sur Mer unternommen hatten, wo sich ein wunderthätiges Marienbild befindet, bei ihrer Rückkehr die Erlaubniß, Notre-Dame de Boulogne eine Kirche in ihrem Dorfe errichten zu lassen, das aber erst in späteren Zeiten, nach dem Tode Ludwigs XI. seinen älteren Namen gegen den heutigen vertauschte. Das Ganze ist mit Ringmauern umgeben, welche Franz I. errichten ließ. Nach Surênes zu erstreckt sich aber heutzutage das Gehölz bis an die Seine, und es ist mit der großen Ebene von Longchamps vereinigt worden; einen Theil davon hat man zu einem Hippodrom benutzt, nicht dem Hipprodrom, wo die Truppe des Herrn Arnault ihre Kunststücke macht. Das übrige ist in einen Park verwandelt, mit weiten Rasenplätzen (pelouses) und Baumgruppen und Gärten, von deren Umfang man sich darnach einen Begriff machen kann, daß nicht weniger als 200,000 Stauden, Bäume, Zierpflanzen ꝛc. dazu verbraucht wurden. Da, wo früher die Porte de Longchamps stand, hat man einen Wasserfall angelegt oder fabricirt; die Felsen wurden aus dem Walde von Fontainebleau hergeschafft. Das Wasser, welches die beiden Teiche speist, wird mittelst der Dampfpumpen von Chaillot aus der Seine geschöpft und mittelst einer Röhre von Bronze durch die Ebene von Passy in einer Tiefe von einem Meter unter dem Boden fortgeführt. Diese Röhre führt in's Gehölz am Thore de la Muette. Die aus den Teichen abfließenden Wasser stürzen sich durch die Cascade in die Ebene von Longchamps und fallen zuletzt in die Seine. Die Cascade ist 42 Fuß hoch, bei einer Breite von 180 Fuß. Von diesem Punkte führt der Weg nach der Brücke von Saint Cloud durch Boulogne.

Kaum hatten wir diesen Flecken im Rücken, so fing bereits das Fest an zu lärmen. Wagen an Wagen flogen über die Straße, und die Jungen bliesen auf ellenlangen Mirlitons. Das Mirliton ist das Wahrzeichen von Saint Cloud, eine aus Rohr geschnittene Querpfeife, kürzer oder länger, manche von riesigen Dimensionen. Der Mechanismus des Instruments ist mir unbekannt, ich weiß nur so viel, daß die Jungen darauf blasen und dadurch näselnd schwirrende, schrillende, ohrzerreißende Töne hervorbringen. Bei jedem im entferntesten mit musikalischem Sinne begabten Volke würde das Mirliton durch die Polizei verboten, oder es käme vielmehr gar nicht auf. Die größeren sind mit Denksprüchen verziert, die auf gleicher Höhe mit der Musik stehen, z. B. Amour est en toute saison, mais n'a pas toujours raison. — Femme, navire, planète, ne vont pas comme on souhaite. — Dans les beaux et grands discours ne sont pas les belles amours. Schade um das Goldpapier, die Flitter, die Bänder und selbst um die Sprüche, die man an diese abscheulichen Pfeifen vergeudet. Man hat das Mirliton selbst in Chansons besungen; aus Paris, zur Ehre der Hauptstadt sey es gesagt, ist es verschwunden.

Es war halb fünf, die großen Wasser sollten eine halbe Stunde später spielen. Wir drängten uns durch das Gitter in den Park, doch konnten wir nur einige hundert Schritte vordringen. Ein Seitenweg führte uns auf die Anhöhe, an die Stelle, wo die obere Cascade von der untern getrennt ist. Die obere, von Lepautre, ist die kleinste, sie hat 108 Fuß im Profil und in der Länge, und endet in die Allee, genannt du tillet, wo wir eben standen. Die untere, im grandiosen Style von dem berühmten Mansard gebaut, steigt in einer Länge von 270 Fuß und in einer Breite von 100 Fuß majestätisch bis zum Kanal in die große Allée des portiques hinab, wo der Jahrmarkt gehalten wird. Diese Cascade verbraucht 3700 Ohm Wasser in einer Stunde. Ich gehe hier in einiges Detail ein, weil die grandes eaux von Saint Cloud auch im Auslande berühmt sind. Wir standen im Gedränge und warteten wie viele tausend Andere, die da seit Mittag Posto gefaßt hatten. Nachdem wir eine Zeitlang die Schildwachen betrachtet hatten und den plumpen Herkules und die Faunen — was haben diese hier zu thun? — und die verwitterten Statuen der Seine, der Marne, der Loire, beschäftigte ich mich nicht mehr mit dem, was um mich her vorging; die Bilder der Vergangenheit gingen an mir vorüber. Es ist hier wie in Paris: Pracht, Reichthum, Kunstschätze in Menge, und dahinter Blut, Mord, Gewaltthat. Hier im Schlosse von St. Cloud war es, wo Heinrich III., von dem oben die Rede war, endlich von einem wilden Thiere zerrissen, d. h. vom fanatischen Jacques Clement erdolcht wurde. In der Orangerie, die kaum ein paar hundert Schritte vom Platze liegt, wo wir standen, ließ der erste Consul am 18. Brumaire die Repräsentanten des Volks zum Fenster hinaus werfen. Karl X. residirte zu St. Cloud, als er die berühmten Ordonnanzen erließ, welche Europa erschütterten. — Zuletzt überwältigte uns die Langeweile, wir stiegen nach dem Schlosse hinauf, um die in historischer Hinsicht so merkwürdige Residenz in Abwesenheit der Majestäten wo möglich zu besehen; wir hatten vergessen, daß der kaiserliche Prinz zurückgeblieben war. Es wurde uns nicht einmal gestattet, bis zum Gitterthor vorzudringen; in einer Entfernung von zweihundert Schritten wurden wir durch einen Gendarmen angehalten. „Warum dürfen wir nicht wenigstens aus der Ferne einen Blick auf das Schloß werfen?“ fragte ich etwas heftig. „Wir haben nichts Böses im Sinn.“ — „Gewiß nicht,“ lachte der Brigadier freundlich und höflich, wie selbst die Gendarmen in Frankreich sind, „allein c'est ma consigne.“ Als wir nach der Stadt hinab gingen, löste sich das Räthsel, der kaiserliche Prinz kam von seiner Spazierfahrt nach Hause; der Wagen, der nur eine schwache Eskorte hatte, bewegte sich im Schritt über den Marktplatz. Mein Begleiter, Alfred von B., ist ein Diplomat in herbis; zu Paris will er sich im französisch Schreiben üben, worüber ich eine heimliche Schadenfreude habe, weil

er die Sprache nicht leiden und nicht entbehren kann. Beim Anblick des kleinen Prinzen brach bei ihm der diplomatische Instinkt durch: er zog den Hut ab. „Ein allerliebster Junge!“ rief er ganz begeistert. „Sehen Sie nur, was für schöne, liebe Augen!“ Die Wahrheit zu gestehen, war ich selbst überrascht; nach den mancherlei Anekdoten, die man sich hin und wieder erzählt, hielt ich den kleinen Mann, den ich nie so in der Nähe betrachtet, für störrig und hochfahrend; er hat im Gegentheil etwas Naives und Kindliches in seinen Zügen, und war ganz verlegen in dieser Menge von Menschen, die ihn grüßten. Er zog das Hütchen mit dem trikoloren Federbüschchen so linkisch ab und grüßte so demüthig und verlegen. Die Frau Bruat lachte herzlich, so wie die übrigen Damen im Wagen; es war eine Familienscene coram populo, die um so weniger verdächtig war, da kein einziges Vivat gehört wurde.

In St. Cloud war für uns kein Unterkommen zu hoffen; wir traten den Rückweg über Surênes an (lateinisch Sorenae und auch Serenae). Hier fand zwischen den Katholiken des königlichen Heeres und den Ligueurs die berühmte Conferenz statt, in Folge deren Heinrich IV. zur katholischen Kirche übertrat. „Paris vaut bien une messe,“ soll er gesagt haben; daß er es gedacht, mag seyn, aber er war zu klug, um es zu sagen. Wie kommt's, daß der hiesige Wein, der einst so gesucht wurde, jetzt so verschrieen wird? Der triftigste Grund ist wohl, daß er einst besser war als jetzt. Alle Jahr am 21. August wird hier ein Rosenmädchen gekrönt. Bei Surênes ist ein Lustschloß des Baron von Rothschild, das den 25. Februar 1848 in Brand gesteckt und geplündert wurde; am 11. November desselben Jahrs wurden zwanzig von der Bande zu zwanzig, fünfzehn und zehn Jahren Zwangsarbeit verurtheilt.

Nachdem wir uns im Restaurant „au rendez vous des joyeux canotiers“ restaurirt hatten, warteten wir eine Stunde auf den Bahnzug, der von St. Cloud dreimal uns an der Nase vorbei fuhr, weil er uns nicht mitnehmen konnte. Als wir endlich erlöst wurden, hatte sich die Zahl der Wartenden dergestalt vermehrt, daß man auf die Waggons Sturm lief und im Tumulte ein Passagier sogar seinen Hut verlor. Es war neun Uhr, als wir im Bahnhof der Rue Saint Lazare ankamen, von wo aus ich mich gesenkten Hauptes längs den Häusern nach Hause schlich, denn der des Hutes Beraubte war kein anderer als Ihr ergebenster

Dbg.

Wien, September.

Ein Rattenkönig. — Stephansthurm. — Nutzanwendung. — Reichsrath. — Strauß oder Brei? — Die Parteien. — Oberhaus und Unterhäuser. — Die allgemeine Erregung und einige ihrer Ursachen. — Der Krieg in Aussicht. — „Das Vaterland.“ — Röderseder von Berlin. — Stiel und Styl. — Sprachliches. — Die Lebens- und Rentenversicherung „Anker.“

Ein wahrer Rattenkönig von Eindrücken ist es, der uns in Anspruch nimmt; wenn ich einen herausfangen möchte oder ein paar davon, bringe ich ihn von den andern nicht anders los, als indem etliche Stücke mitgehen, die nicht dazu gehören, oder solche, die dazu gehören, zurückbleiben. Und das ist nicht etwa eine Absonderlichkeit in meiner Art und meinem Wesen, obschon derlei mir allerdings in höherem Grade eigen ist als manchem andern, sondern eine so ziemlich allgemeine Erscheinung. Der ausgemachteste Spießbürger kann sich ihrer Wirkungen nicht ganz und gar erwehren; auch das stillste Teichwasser muß ja Ringe spielen lassen, wenn ein Stein hinein plumpt. Ich schaue den Stephansthurm an, der wöchentlich mehr einschrumpft, ein stummes und doch so beredtes Beispiel für eine Zeit, die mit ihren angeblichen Verbesserungen eines Werkes, das vier Jahrhunderte ausgehalten, bevor es baufällig wurde, schon nach sechzehn Jahren einpacken mußte und nun, um nicht abermals Spott und Schande zu erleben, keine andere Wahl hat, als den Thurm genau so wieder aufzuführen wie Meister Pilgram es vorgeschrieben und vorgemacht. Nichts desto weniger gibt es ihrer viele, welche die schadhaft gewordene Pyramide des Gemeinwesens nicht nach der alten und wohlerprobten Vorschrift einer ständischen Vertretung herstellen wollen, sondern nach Lehrbegriffen arbeiten möchten, deren Verderblichkeit eine Probezeit von siebzig Jahren unwiderleglich, und zwar zu wiederholten malen dargethan. Eine solche Vorstellung, die sich mit aller Gewalt aufdrängt, führt mit Nothwendigkeit auf den Reichsrath (den „verstärkten“) zurück, der seine Sitzungen seit dem 10. Sept. wieder aufgenommen hat und seitdem in rascher Reihenfolge abwickelt. Seinen Verhandlungen folgt die Aufmerksamkeit einer Welt. Ihr Eindruck wird zu Paris und St. Petersburg kaum weniger stark wirken als zu Wien und in ganz Oesterreich. Eine verhängnißvolle Frage knüpft sich daran, die Frage: Was wird daraus werden? Die

Antwort heißt: Strauß oder Brei. Ein drittes gibt es nicht mehr, denn wenn der Reichsrath in der Luft verpuffte, wäre im Augenblick das Unglück fertig, wie es die bewußten Umsturzmänner allmählig in Gang gebracht zu sehen von ihm hoffen, gleichwie die unbewußten Jakobiner es erwarten, ohne zu berechnen, welche Folgen die Erfüllung ihrer Wünsche haben würde. Auf der festen Redlichkeit der Mehrzahl des Reichsraths beruht die Hoffnung, daß die hohe Versammlung sich nicht in einen Reichstag nach dem Muster von 1848 verwandle, sondern zu einem Oberhause reife, wie es die Einheit und Untheilbarkeit des Reiches haben muß, wenn es nicht zerfallen soll. Der Begriff eines Oberhauses aber bedingt in Oesterreich nicht wie anderswo ein einziges Unterhaus, sondern deren mehrere, nämlich die in der Herstellung begriffenen Kronlandstage; denn die Kronländer sind in Sprache, Sitte, Bedürfnissen und Bildung viel zu verschieden von einander, als daß sie ihre örtlichen Angelegenheiten in gemeinsamer Vertretung befriedigend ordnen könnten. Darin lag ja der Grund, welcher seinerzeit die endgültige Beseitigung der todtgeborenen Verfassung von 1849 zur unabweislichen Nothwendigkeit machte.

Es wird schier keiner besondern Erwähnung bedürfen, wenigstens für die, welche die Verhandlungen des Reichsrathes gelesen haben, — und wer hat sie nicht gelesen? — daß die Theilnahme hier sich zur fieberhaften Erregung gesteigert hätte, auch wenn die kirchliche Frage nicht in's Gefecht geführt worden wäre. Eine Hauptursache der gesteigerten Erregung bilden die Händel in Wälschland. Neapel ist gefallen. Verrath und Feigheit haben dem König Franz unmöglich gemacht, sich ritterlich zu wehren. Kein Degen war ihm geblieben als der eine an seiner Hüfte. Der Sarde überzieht den Papst mit Krieg. Im Heere Lamoricières verschwören sich die eingeborenen Führer, sinnen die römischen Soldaten auf Verrath. In Venezien schwillt dadurch den Meuterern der Kamm. Alles das ist Wasser auf die Mühle unserer Wühler und gibt ihnen Stoff, die Massen noch weiter zu bearbeiten, unter welchen der Garibaldischwindel ohnehin nur allzuzahlreiche Opfer zählt. Um das Maß des Ungemachs zu füllen, fehlt nichts als der offene Ausbruch des Krieges, der jetzt nur noch als Frage einer kurzen Spanne Zeit erscheint, im übrigen jedoch gewiß ist. Selbige Frage dreht sich nur um die Wahl, ob Oesterreich dem Angriffe zuvorkommt, um in Ancona sein wichtigstes Bollwerk an der Adria zu behaupten, oder ob es den bereits unumwunden angekündigten Angriff auf Venedig abwartet. In ersterem läge ein großer Trost für uns, und zwar aus zwei Hauptgründen. Erstens wäre es ein Zeichen von der bereits erfolgten Verständigung der drei östlichen Großmächte überhaupt; zweitens würde dadurch die Umsturzpartei vom Dniester bis zum Gebiet des Rheins genöthigt seyn, eben um dieses Zeichens willen, die Segel einzureffen.

Was ich oben vom Rattenkönig sagte, hat sich bewährt. Ich wollte eigentlich nur die Tagesnachricht vom abnehmenden Stephansthurm melden; statt dessen ist von den Dingen gesprochen worden, welche hauptsächlich eine Erregung der Gemüther hervorbringen, wie sie vor zwölf Jahren und vor einem Jahre waltete. Was ihre Art betrifft, so ist die Verwandtschaft mit den Wallungen von 1848 nicht zu verkennen. Dieß zu läugnen wäre eitle Mühe.

Das neue große Blatt, im gemeinen Leben die Adelszeitung genannt, hat mit dem 1. September unter der Ueberschrift „das Vaterland" seine Laufbahn angetreten. Mit geistigen Kräften, mit reichen Hülfsmitteln ausgestattet, hat es diese Laufbahn in gediegen tüchtiger Weise begonnen und kann nicht verfehlen, sich zur Anerkennung durchzufechten. Dafür zeugen schon die zahlreichen Angriffe, die es seit dem ersten Tage seines Bestehens erfahren. Man hat von gegnerischer Seite nicht einmal den Versuch gemacht, es todtzuschweigen.

Eben im Begriff, meinen Brief zu schließen, drängt sich mir unter lächelndem Tadel eine Bemerkung eigener Art auf; statt die herrschende Stimmung zu beschreiben, scheint bisher der Brief darauf berechnet, die Zahl der Beispiele zu vermehren und eine Einwirkung zur Schau zu tragen, über der zu stehen der Verfasser verpflichtet wäre. Ganz und gar thut selbiger Schein mir nicht Unrecht; doch ein Theil fällt auf den Strom der Zeit selber zurück, dessen hochgehende Wogen und reißende Wirbel der Spiegelung kleiner Gegenstände am Gestade Eintrag thun. Man erfährt wenig von allem, was zwischen den großen Welthändeln und der Notizengreißlerei mitten inne liegt; aber etwas kommt hie und da doch vor in diesem Mittelgrunde. So ist z. B. ein Gegenstand zu erwähnen, der für uns alle erheblich genug ist, die wir die Feder als Schwert oder als Pflugschar führen. Ich denke, daß diese „wir alle" eine stattliche Schaar bilden, wenn man uns insgesammt, Freund und Feind, zusammen zählt. Doch gilt die Sache vorzugsweise den Alten und den nicht ganz Jungen unter uns, die Jahre hindurch mit Federkielen geschrieben, bevor sie zur Stahlfeder griffen. Der Stahl drängte sich uns so zu sagen gewaltsam in die Hand, und wenn wir auch seine Vorzüge nicht verkannten, so dachten wir doch nicht ohne schmerzliches Bedauern an die Weichheit des Federkiels zurück. In vorwurfsvollem Ton fragten wir die Verfertiger, ob sie denn gar nicht im Stande seyn würden, eine Stahlfeder von weicher Schnellkräftigkeit herzustellen? Sie gaben sich auch alle Mühe und kamen der Lösung ziemlich nahe, ohne jedoch sie zu erreichen, bis endlich in Berlin ein fündiger Kopf das Räthsel löste, indem er, das Eisenblech zur Seite schiebend, eine Mischung erfand, die, alle Vorzüge des Stahls und des Kiels vereinigend, die Mängel beider hebt. Woraus die Metallmischung der Röderfeder von Berlin eigentlich besteht, weiß ich nicht; vermuthlich werden es andere Leute auch nicht wissen und gleich mir zufrieden seyn, daß sie einmal in jeglicher Beziehung ganz bequem schreiben können. Ich für meine Person vermag das schon eine geraume Weile,

aber im allgemeinen hatte die Sache ihren besonderen Haken; die Röderfeder, für welche es doch in ganz Deutschland Niederlagen gibt, hatte zu Wien keine. Wir konnten Stahlfedern aus London, aus Paris, aus Berlin Dutzendweise wie in Schächtelchen hier kaufen; unsere eigenen Tintengriffel von Stahl wurden ziemlich gut gemacht, bis sie in neuester Zeit sich bedeutend verschlechterten; wollten wir aber Röderfedern erhalten, so mußten wir Verbindungen in Berlin selbst, oder in München, Stuttgart rc. haben, um eine Schachtel voll mit allen post- und zollamtlichen Umständlichkeiten zu beziehen. Das ist langweilig. Diesem Uebelstande wird nun abgeholfen; auch Wien erhält seine Niederlage von Röderfedern. Ich denke, daß diese vorzügliche Feder allmählig den ersten Platz einnehmen dürfte, woran ich nur den Wunsch knüpfe, daß der deutsche Stiel, indem er den fremdländischen verdrängt, ein gutes Vorzeichen auch für den deutschen Styl bedeuten möge. Der Wunsch ist kühn genug, Angesichts der scheußlichen Sprachschänderei, die bei uns tagtäglich zunimmt in demselben Verhältniß, in welchem gerade bei denjenigen Zeitungsblättern, die von der großen Masse gelesen werden, die Menge der halbgebildeten und fahrlässigen Mitarbeiter zunimmt. Die Spalten der Tagespresse wimmeln vom unreinen Gethier der unberechtigten Fremdwörter, und diese werden häufig nicht nur durch fehlerhafte Anwendung, sondern auch durch gewaltthätige Umbildung wahrhaft zu Vogelscheuchen. Als Beispiel führe ich an: Sanctionirung, Garantirung, Tracirung. Ferner kommen einzelne deutsche Worte in der falschen Anwendung des gemeinen Mannes zur Geltung in der Schriftsprache. So der Ausdruck: zumuthen, welcher bisher die Bedeutung eines unberechtigten Verlangens hatte, jetzt aber seinen ursprünglich nur lerchenfelderischen Sinn des Beschuldigens auch in gebildeten Kreisen geltend macht. Wenn man ehedem sagte: „Der X muthet dem Y einen Diebstahl zu," so hieß das so viel als: „Der X verlangt vom Y, daß er einen Diebstahl begehe;" nach dem neueren Gebrauche kann man es aber auch dahin verstehen, daß X den Y für einen Dieb ausgebe. Diese Veränderung im Sinne eines Wortes ist allerdings kein unerhörter Vorgang; jede Sprache, sogar die akademisch abgegrenzte französische, hat derlei Verwandlungen bis in die neuesten Zeiten aufzuweisen; indessen möchte ich nicht behaupten, daß der neue und entschieden überflüssige Doppelsinn im Worte „zumuthen" einen Fortschritt in der Sprachentwicklung bekunde.

Ich habe noch eine Erscheinung im Verkehr zu erwähnen, von der ich allenfalls schon längst hätte reden dürfen, wenn ich nicht vorgezogen, erst abzuwarten, wie sie sich entwickeln werde; denn manche Dinge treten mit großem Gepränge auf, scheinen glänzende Erfolge zu erzielen und gehen doch wieder in die Brüche. Das Beispiel der Creditactien hat mich vorsichtig, mißtrauisch sogar gemacht; man denke an ihr rasches Steigen vom ersten Tage an bis zum September 1857 zurück und betrachte den Curszettel von heute. Vor drei Jahren standen „Credit" nahe an 100 Procent über Gleich, heute stehen sie 20 Procent unter dem Strich und weichen noch von Tag zu Tag. Andere Leute sind in dieser Beziehung noch mißtrauischer als ich, besonders solche, die mit den mir gänzlich fremden Sorgen um Geld und Gut behaftet sind; nichts destoweniger hat die neue Lebensversicherungs-Gesellschaft „der Anker" seit ihrem Entstehen vor etwa einem Jahre sich allgemeines Vertrauen erworben und gesichert. Die Grundsätze, worauf im Allgemeinen die Versicherungen von Renten in verschiedenartiger Form, von Capitalien für die Hinterbliebenen u. s. w. beruhen, sind längst bekannt, gleichwie ihre Nützlichkeit im Grundsatze anerkannt. In England z. B. gehört es seit Jahrzehnten zu den Erfordernissen einer anständigen Haushaltung, in irgend eine Versicherung eingepfründet zu seyn. Im westlichen Deutschland ist diese Art von Fürsorge für die alten Tage, für die Hinterbliebenen, für die heranwachsenden Kinder oder Enkel ebenfalls schon lange sehr beliebt. In Oesterreich kennt man ebenfalls schon seit dreißig Jahren eine Versorgungsanstalt, aber sie hatte wegen ihrer mangelhaften Einrichtung nur geringen Erfolg, da sie noch weniger Vortheil bot als die einfachste Capitalanlage. Das ist jetzt durch den „Anker" anders geworden, der — wie seine veröffentliche Berechnung ausweist — auf mathematisch sichern Grundlagen fußt und sich ein Vertrauen erworben hat, das seinen Bestand und seinen Aufschwung sichert. Die Satzungen der Gesellschaft zeichnen sich namentlich durch uneigennützige Menschenfreundlichkeit aus; unter anderem werden durch das Aufhören der Einzahlungen die früher erlegten Beträge nicht verwirkt, sondern man erhält sie mit Abzug einer ganz geringen Gebühr auf Verlangen zurück, oder kann sie später wieder aufnehmen, wobei die Zeit der Unterbrechung so berechnet wird, als hätte man von Anfang an verhältnißmäßig geringere Einzahlungen geleistet. Wenn ich z. B. eine Summe von hundert Gulden jährlich durch drei Jahre erlegt habe, das vierte Jahr überspringe und im fünften wieder zahle, so werde ich angesehen, als hätte ich vier Jahre hinter einander je 75 Gulden gezahlt. Ferner hat der Einzahlende nach Verlauf der ersten fünf Jahre schon Anspruch auf ein Darlehen, dessen Betrag von fünf zu fünf Jahren im Verhältniß steigt. Es ist begreiflicherweise nicht meines Amtes, hier die Satzungen einer Tontine zu entwickeln; ich wollte nur ein paar von den Punkten hervorheben, welche die Beliebtheit einer Anstalt erklären, der sich auch viele Leute zuwenden, die für den Augenblick reich sind, aber just deßhalb in noch höherem Grade als wir andern Proletarier in Handschuhen die Wechselfälle dieser bedrohlichen Zeitläufe zu fürchten haben bei der wachsenden Belastung des Grundbesitzes, bei der zunehmenden Entwerthung der öffentlichen Papiere, bei dem einreißenden Elend in allen Kreisen des Gewerbes und des Handels.

Morgen (22. September) soll im Reichsrathe die große Verhandlung über die grundsätzlichen Fragen beginnen,

welche durch die Gutachten der Mehrheit und der Minderheit des Ausschusses der XXI. angeregt wurden. Beide Schriftstücke sind bereits aus den Zeitungen bekannt geworden, und das der Mehrheit hat durch seinen Wortlaut einige ausgesprengte Verdächtigungen widerlegt, unter andern die, daß seine Urheber föderalistische Zwecke anstreben. Man braucht kein Prophet zu seyn, um vorherzusagen, daß ein Sturm im Reichsrathe bevorsteht.

Aus Mecklenburg, September.

(Fortsetzung.)

Charakter des Landes und der Bauerschaft.

Von der Bevölkerung des Sandgebietes muß diejenige ausgeschieden werden, welche in den tiefer gelegenen Theilen desselben, zumal zwischen den Flüssen Rögnitz und Sude wohnt und das ehemalige Land Jabel inne hat. Es ist historisch gewiß, daß sich in diese damals unfruchtbare, sumpfige und waldige Gegend die Reste des vertriebenen wendischen Volks zurückzogen, und daß die deutschen Einwanderer, deren Besitzlust ein so ödes Gebiet nicht reizte, sie hier in ziemlicher Ruhe leben ließen. Noch im Anfang des sechzehnten Jahrhunderts wurde hier wendisch gesprochen, und war diese Gegend als eine unfruchtbare Heide, die Jabelheide, bekannt. Wenn wir nun heute noch gerade hier eine im äußern Typus von den übrigen Bewohnern Mecklenburgs sehr streng geschiedene Bevölkerung treffen, magere, sehnige Männer, klein und groß, aber nie korpulent, vierschrötige, eckige Weiber, beide mit dunkeln Haaren und Augen und von gelblicher Hautfarbe, so dürfen wir wohl, obgleich geschichtliche sichere Nachweise fehlen, in ihnen Abkömmlinge des wendischen Volks vermuthen. Diese Vermuthung wird dadurch bestätigt, daß sich ein gleiches Völkchen auf den gräflich Hahnschen Gütern des nördlichen Mecklenburg-Strelitz findet, und in Bezug auf diese steht es historisch fest, daß sich ein Theil des vertriebenen Wendenvolks in diese Gegend wandte, und daß hier damals, wie theilweise noch heute, ein großer wilder Wald die Gegend bedeckte. Die betreffenden Dörfer heißen Bassow, Roga, Pleetz, Salow, Bresewitz, Ramelow (Namen, welche stark an die wendische Sprache erinnern), Dahlen und Schwanbeck. Zwischen den letzten vier Dörfern lag ein großer Eichen- und Buchwald. Mitten darin sah man (nach der Mittheilung eines Augenzeugen) zu Anfang dieses Jahrhunderts die Steinfundamente eines, wohl im dreißigjährigen Kriege verwüsteten Dorfes, Namens Wendorf. Auch in Bresewitz standen Kirchenruinen, und eine halbe Meile nordwestlich von Ramelow in einer Wiesenniederung liegen die malerischen Trümmer der Burg Lanzkroon, welche im nordischen Kriege zerstört wurde. Wahrscheinlich ist damals auch die nahe liegende, jetzt wieder bewohnte Burg Clempnow zerstört worden. Hier war die Tracht der Männer schwarz, die Weiber trugen rothe Strümpfe und schwere schwarze Röcke in Menge (fünf Röcke, deren jeder fünf Pfund wog, waren keine Seltenheit), sie heiratheten beständig unter einander, benahmen sich überhaupt wie ein von ihren Nachbarn gesonderter Stamm; auch sie waren wahrscheinlich Wenden. Diese Leute sind dort, wo sie mit der Welt weniger in Berührung kommen, geistig und körperlich träge, in der Nähe der Städte jedoch regsam und theilweise außerordentlich lebhaft, tüchtige, sorgsame Ackerbauer, welche ihren Sandboden gründlich benutzen, daneben aber leidenschaftlich, erregbar, dem Branntwein und Spiel in ziemlich hohem Grade zugethan, unlenksam und leichtsinnig. Schon dieß scheidet sie scharf von dem sächsischen Stamme; sie haben aber auch keine ausgebildete Eigenart, wenig Selbstbewußtseyn und vielen Aberglauben. Bei ihrer anschmiegenderen Natur war ganz natürlich, daß sie Sitten und Lebensweise — soweit äußerlich wahrnehmbar — von den Sachsen entlehnten, und dieß trug vornämlich dazu bei, daß erst die jüngste Zeit, deren Augen für solche Unterscheidungen geschärft sind, ihre wahrscheinliche Abstammung wieder zu erkennen vermochte.

Im großen Ganzen gehören also die Mecklenburger dem Stamme der blonden, blauäugigen Sachsen an. Wir wollen nun die Leute nach ihren Siedelungen und Eigenthümlichkeiten etwas näher betrachten.

Blicken wir zunächst auf die Dörfer, so erkennen wir auch hier, wie in andern Ländern eine zwiefache Art der Anlage, einmal solche, welche in einer langen, einfachen oder doppelten Zeile (Straße) einer wahrscheinlich uralten Heerstraße entlang erbaut wurden, und dann solche, in welcher sich die Gehöfte in einem Kreise um einen freien Platz (Markt, Ring) legen, so daß die „große Thür" der Häuser (die Einfahrt) diesem zugewandt ist. Bei den ersteren, wenn sie Pfarrdörfer sind, stehen die Kirchen gewöhnlich etwas abseits der Straße, bei den letzteren inmitten des Marktes, in beiden Fällen nach altherkömmlicher Sitte

vom Friedhofe umgeben. (Jüngere Dörfer und neuere Bauwerke in älteren Dörfern richten sich selbstverständlich bei ihrer Anlage nach der Zweckmäßigkeit und bleiben hier billig unberücksichtigt.) War bei den Dörfern der ersteren Art die Heerstraße das die Anlage Motivirende, so muß man bei denen der zweiten um so mehr auf eine alte Sitte schließen, als sich auch in andern Ländern, Schlesien, Polen, der Lausitz u. s. w. die gleiche Bauweise um den Markt selbst in den kleineren Städten findet. Diese Bauweise dürfte wendischen Ursprungs seyn. Bei der Wahl des Ortes für diese Dörfer befolgte man, wie es scheint, ebenfalls einen festen Plan. Es gibt nämlich sehr viele Dörfer in unserem Lande, für welche nach heutigen Begriffen ein durchaus unzweckmäßiger Platz ausgewählt wurde. Wir sehen solche, in denen die Ortschaft an den Abhängen eines Kreises steiler Hügel umher, der Markt inmitten des durch jene gebildeten Thalkessels liegt, so daß die beladenen Erntewagen mühsam und gefährlich bergauf oder bergab geschleppt werden müssen. Was, fragen wir mit Recht, kann diese Bauweise begründet haben? Der Teich inmitten des Marktes kann es nicht seyn, denn solcher finden sich im ganzen Lande unzählige, mit bequemerer Umgebung; die Höhenlage selbst, welche man zu einem Merkmal der deutschen Siedelungen in andern Ländern gemacht hat, ist es hier wenigstens nicht, denn theils finden sich viele Dörfer mit unzweifelhaft wendischen Namen in gleicher Lage, theils kann in unserem Flachlande die Höhenlage ein Charakteristicum nur da seyn, wo Deutsche und Wenden in unmittelbarer Gemeinschaft wohnten, und die Lage auf dem Abhange eines Hügels ist immer noch keine bestimmt ausgeprägte Höhenlage. Der Grund lag nach unserer Ansicht in der damaligen Weise der Ackerwirthschaft, welche hauptsächlich aus Viehzucht und Wiesenbau bestand. Man nimmt es deutlich wahr: die Dörfer wurden auf dem minder werthvollen Acker den Wiesen möglichst nahe angelegt, und um dieß zu ermöglichen, war man oftmals zu der geschilderten Art des Anbaus gezwungen. Wiesenbau und Viehzucht waren im zwölften und dreizehnten Jahrhundert die Hauptmomente der Wirthschaft bei allen nördlicheren Völkern. Die Wenden trieben jenen nun aber auf Waldwiesen und in Wäldern (cultura silvestris), obwohl sich jetzt natürlich nicht mehr entscheiden läßt, wo sich damals Wald befand; wahrscheinlich war mit geringer Ausnahme das ganze Land Ein großer Wald, da die sächsischen Colonisten — wie Helmold sagt — zuerst mit der Art das Land cultiviren mußten. War dieß der Fall, so ist die besprochene Art der Anlage dadurch erklärlich, daß die Sachsen die wendische Siedelungsart, wie sie solche fanden, annahmen und beibehielten; denn die Siedelung setzt gelichtete Räume voraus und mußte der Cultur offenbar voraufgehen.

Die Häuser in den Dörfern sind sehr große Bauwerke mit mächtigen Strohdächern, welche auf fünf bis sechs Fuß hohen Wänden liegen, von denen nur das Gerüst aus eichenen Balken besteht. Die Ausfüllung ist sehr leicht und in ihrer Art praktisch. Um scharfkantige Stangen wird Stroh gewunden, dieses mit Lehm beschmiert und das Ganze in eine Kerbe der Balken eingeschoben. Darauf wird das Fach mit Lehm gefüllt, die Unebenheiten glättet man mit einem kleinen Brette und übertüncht das Ganze mit einer Kalklösung. Ein großes, zur Einfahrt für den Erntewagen bestimmtes Flügel-, auch wohl vierfach getheiltes Thor, welches gewöhnlich offen steht oder mit einer niedrigen Lattenthür geschlossen ist, empfängt den Eintretenden. Auf dem Querbalken über dem Thore stand früher — jetzt selten — der Name des Besitzers neben einem Denkspruche und der Hausmarke eingeschnitten. Auf der Dachspitze („de Wiem"), welche nie geschlossen ist, sondern nebst der großen Thüre beim gänzlichen Mangel eines Schornsteins für den Abzug des Rauches dient, stehen überall die gekreuzten Pferdeköpfe mit auswärts gekehrten Mäulern („Mulapen", d. h. Maul offen), jenes dem Odin geweihte Wahrzeichen, welches sich in verschiedener Form in vielen Gegenden findet, wohin die Wenden nie gelangt sind. Auf die Thür folgt eine sehr große Flur, „Diele," welche zugleich als Dreschtenne dient, an deren Seiten sich die Pferde- und Kuhställe nebst den Kammern für das Gesinde befinden. Der Raum über der Diele dient zur Aufbewahrung des Heus. Im Hintergrunde derselben ist ein Quadrat eingemauert, welches die Behausung der Familie enthält, und in der durch dasselbe mit der Wand der Ställe gebildeten Ecke liegt der Herd. Hier wird gekocht; der Rauch steigt empor, damit er den über dem Herde (in den „Ofen") hängenden Speckseiten, Schinken und Würsten („Knackwürste") sein Aroma mittheilt, durchstreicht das Heu („Braunheu" ist also keine Erfindung der Gegenwart) und geht alsdann aus dem offenen Giebel fort. Die Wohnstube („de Dönsk"), welche der ganzen Familie dient, ist groß, mit Backsteinen gedielt und mit einem sehr großen Ofen versehen, welcher vom Herde aus geheizt wird. Die Möbeln sind sehr bescheidener Art. Um zwei Wände ziehen sich hölzerne Bänke, vor welchen ein weißer tannener Tisch steht; an der einen Wand steht ein Milchschrank mit gewürfeltem Vorhange, an der andern und über der Thür ist ein Gesimse für Bibel, Gesangbuch u. s. w. Eine schwarzwälder Uhr, ein Lehnstuhl neben dem Ofen, in einzelnen Gegenden ein hölzernes Faulbett mit Kopfkissen („Räkel" genannt von dem Zeitworte „räkeln," sich faullenzend strecken) vollenden die Einrichtung.

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 42. 14. Oktober 1860.

— *Loca dira, arcesque nefandae.*
Statius.

Bilder und Geschichten aus der Mark Brandenburg.

(s. Nr. 36.)

1. Küstrin.

An der großen Heerstraße zwischen Ost und West, in der Mitte der Monarchie, liegt die alte Oderfestung Küstrin. Seine Geschichte, in Gutem und Bösem, zählt zu den interessantesten Städtegeschichten der Mark. Es sah viele Dinge geschehen. Seine Belagerungen, leider keine leuchtenden Edelsteine im Wappenschilde preußischer Ehre, sind berühmt geworden; vor allem aber ist der Name Küstrins mit der Jugendgeschichte Friedrichs II. für immer verwoben und dadurch überall ein bekannter Klang geworden, wo man den Namen des großen Königs nennt.

Die Glanzzeit Küstrins indeß gehört einer früheren Epoche an. Als der sterbende Kurfürst Joachim Nestor seinen Sohn zu sich berief und ihn schwören ließ: „der alten Lehre treu zu bleiben," als die Schmalkaldischen zum Heereszug gegen den Kaiser sich rüsteten und später noch, als Kurfürst Moritz gegen den Sieg bei Mühlberg den Zug gegen Insbruck in die Wage warf, damals, in den Tagen des Markgrafen Johann, blühte Küstrin. „Markgraf Hans," der jüngere Sohn Joachim Nestors, war nach dem Tode des Vaters (der ältere Bruder erhielt die Kur) mit der Neumark, d. h. mit dem Lande jenseits der Oder belehnt worden. Er residirte in Küstrin, der neumärkischen Hauptstadt, baute ein Schloß und schuf einen Glanz um sich her, den die Stadt weder vorher gekannt hatte, noch nachher wieder erreichte. Auch die Befestigungen sind sein Werk. Es ist wahrscheinlich, daß die Arbeiten um 1535 begonnen und daß der italienische Baumeister Giromella, dem auch die erste Befestigung Spandaus zugeschrieben ward, daran das Beste that. Markgraf Hans war treu, tapfer und gut lutherisch. So lang es seyn konnte, stand er zum Kaiser. Vom schmalkaldischen Bunde hielt er sich fern und trug auf seiner Fahne den Spruch: „Gebet dem Kaiser was des Kaisers ist, und Gott was Gottes ist." Als er aber 1548 das protestantenfeindliche Augsburgische Interim, das der Kaiser zum Reichsgesetz erheben wollte, unterzeichnen sollte, gewann sein lutherisch Herz die Oberhand, und mit den Worten: „Nimmermehr werd' ich dieß giftige Gemengsel annehmen; lieber Blut als Tinte!" warf er die Feder fort. Der Kaiser sah ihn zornig an und gebot ihm, die Versammlung zu verlassen. Er ging nach Küstrin zurück und schrieb an seine Stubenthür folgende Worte:

Wiltu Gott dienen alle Zeit,
Schick dich zu Kreuz und Traurigkeit,

In Anfechtung halt fest, dich drück,
Hab' guten Muth, weich' nicht zurück,
In steter Hoffnung leb' und trag',
Was dir auf Erden begegnen mag;
Bei Gott halt' an mit Gebet und Gnad',
Der gibt dir Trost, Stärk, Hülf und Rath;
Denn gleich wie's Gold durch's Feuer probirt,
Also auch Gott sein Volk regiert,
Drum thu dich demselben ergeben,
Er hilft stets auf zum ewigen Leben!

Küstrin verdankt ihm seine ganze Bedeutung; Festung, Schloß, alles stammt aus seiner Zeit. Auch für Kanonen sorgte er, die ein Rebhuhn als Zeichen und darunter die Inschrift führten:

Das Rebhuhn mit seinem Schnabel pickt,
Daß mancher drob zu Tod erschrickt.

Von diesen Kanonen existiren noch einige im Berliner Zeughaus. Markgraf Hans konnte das alles schaffen, denn er war sehr reich. In einer alten Soldinischen Chronik befinden sich folgende Angaben: „Der Durchlauchtigste Fürst Herr Johannes Markgraf zu Brandenburg hat bei seinem Absterben 1571 an baarem Gelde vierundzwanzig Wispel alte Düttchens hinterlassen. Jedes Düttchen hat jener und dieser Zeit gegolten zwei gute Reichsgroschen und drei Pfennige; eine Metze gestrichen Geld alte Düttchen macht demnach 528 Thaler, macht ein Scheffel 8448 und ein Wispel 202,752 Thaler. Summa der ganzen Hinterlassenschaft (24 Wispel) 4,866,048 Thaler. Dieß war die Glanzzeit Küstrins. Die Neumark fiel an die Kur zurück; von da ab ging es rückwärts. Der dreißigjährige Krieg kam, dann der siebenjährige, der das alte Küstrin vernichtete.

Am 15. August 1758 rückten die Russen vor die Stadt. Man ließ ihnen Zeit, ihre Batterien in unmittelbarer Nähe aufzufahren, und innerhalb zwei Stunden war alles ein Aschenhaufen. Verrath und Feigheit waren nicht mit im Spiel, aber Ungeschick und Unschlüssigkeit hatten viel verschuldet. Oberst Schack von Wuthenow wollte seine gemachten Fehler gegen den König entschuldigen. „Schweig' Er!“ antwortete dieser; „ich bin schuld; warum hab' ich ihn zum Commandanten gemacht?“

Das Jahr 1758 hatte die Stadt Küstrin vernichtet, aber der Festung Küstrin war ihre militärische Ehre geblieben, sie war nicht übergeben worden. Fünfzig Jahre später sollte auch diese verloren gehen. Oberst von Ingersleben hatte am 24. Oktober 1806 dem König versichert: „die Festung halten zu wollen, bis ihm das Schnupftuch in der Tasche brenne;“ am 31. Oktober übergab er die fast uneinnehmbare Festung (Napoleon nannte sie une forteresse formidable) an 250 Franzosen. Frau von Ingersleben spie vor ihrem Gemahl aus und trennte sich auf immer von ihm. Ingersleben selbst, als er in französische Dienste treten wollte, erhielt den Bescheid: „der Kaiser könne keinen Soldaten brauchen, der seinen Kriegsherrn verrathen habe.“ Der beklagenswerthe Mann starb erst viele Jahre später, elend und vergessen, auf einem Dorf in der Nähe von Wittenberg. *

Die denkwürdigste, die am meisten historisch gewordene Zeit Küstrins ist unbestritten das Jahr 1730 bis 1731, die Zeit des Kronprinzen Fritz. Ehe wir zu einer Besprechung derselben übergehen, ist es nöthig noch einmal auf den 15. August 1758 zurückzukommen. Das Bombardement durch die Russen nämlich und die Einäscherung der Stadt in Folge desselben, ist Schuld daran, daß sich die Geschichtschreibung über verschiedene Dinge, die in naher und nächster Beziehung zu dem Aufenthalte des Kronprinzen stehen, namentlich also über die Lokalitäten, die er Anfangs bewohnte, durchaus nicht mit der Klarheit und Sicherheit verbreiten kann, die wünschenswerth wäre und die man bei einem so viel durchforschten Gegenstande, der wenig über hundert Jahre zurückliegt, fast erwarten sollte.

Vom alten Küstrin überlebten mit Ausnahme des Schlosses, dessen dicke Außenwände stehen blieben, nur drei Gebäude das Bombardement: ein Thorthurm, die Hauptwache und die Garnisonskirche. Die beiden ersteren sind seitdem verschwunden; die letztere existirt noch und befindet sich bis diesen Tag im Stadtsiegel Küstrins, von fliegenden Bomben überschüttet, aber zugleich von der Sonne beschienen, mit der Umschrift:

---

* Das Ende fast aller der Generale und Commandirenden, denen, gleichviel ob mit Recht oder Unrecht, die Schuld für die Katastrophe von 1806 beigemessen wird, war ein sehr trauriges. Massenbachs Schicksal ist bekannt; Rüchel wurde zu den Todten geworfen; Fürst Hohenlohe, der, bei Jena geschlagen, bei Prenzlau die unselige Capitulation geschlossen hatte, verbrachte seine letzten Lebensjahre in völliger Einsamkeit (in Oberschlesien). Als Generallieutenant von Pirch, der früher Adjutant des Fürsten gewesen war, ihn nach Beendigung der Kriege von 1813 bis 1815 besuchte, fand er ihn in einem alten Ueberrocke. Pirch blieb zu Tisch und der Fürst entschuldigte sich, daß er seinem Gaste nichts als eine Wassersuppe vorsetzen könne. Er war völlig mittellos, glücklicherweise auch bedürfnißlos. Uebrigens war er ein tapferer und hochherziger Mann, der neben den „Ingerslebens“ jener Epoche zwar genannt, aber nicht mit ihnen verwechselt werden darf.

ex ruinis den 15. August 1758. Dieser alten Garnisonskirche gilt zunächst unser Besuch. Sie dient jetzt als Magazin, als „Schirrhaus," wie die Küstriner sagen, und ist auf Bastion Philipp gelegen, von wo aus man das Oder- und Warthebruch in ihrer üppigen Fruchtbarkeit überblickt. Mit Ausnahme einer Schwellentreppe, die aus alten Grabsteinen mühelos zusammengesetzt ist, zeigt sich nicht das Geringste, das Veranlassung geben könnte, diesen ärmlichen Bau für ein Gotteshaus zu halten. Vier Wände, ein Dach und ein Dutzend kleine, vergitterte Fenster — jedes Privathaus ist ein Prachtbau dagegen. Diese ärmliche Kirche gab nichtsdestoweniger zu einem Processe Veranlassung, der über hundert Jahre schwebte und einem als ein „Viel Lärm um Nichts" erscheinen könnte, wenn es in Fragen des Rechts etwas Kleines und Geringfügiges gäbe. Küstrin focht in diesem Streit mit der Ausdauer eines John Hampden und blieb schließlich Sieger. Der Streit, der kaum umhin kann zu allerhand Betrachtungen über Sonst und Jetzt zu führen, war in aller Kürze der. Die Küstriner Bürger hatten sich in alter Zeit auf dem Wallgang eine Kirche gebaut. Die Kirche war unbestritten ihr Eigenthum. Zur Zeit des großen Kurfürsten suchte der Kommandant bei der Stadtbehörde nach, seine Soldaten zum Gottesdienst in die Wallgangskirche schicken zu können; wurde gewährt. Etwa vierzig Jahre später, zur Zeit des „Soldatenkönigs," zeigte das Festungskommando dem Magistrate an, daß die Kirche Garnisonskirche sey und daß die Küstriner Bürgerschaft nicht länger Verfügung über dieselbe haben könne. Allgemeine Auflehnung. Der Kommandant droht mit Gewalt, so bleibt nichts anderes übrig, als eine Klage beim König. Vergeblich; der König fragt an bei der Kommandantur, erhält Bescheid und entscheidet den Streit durch folgende Kabinetsordre: „Mein lieber Oberst von Reichmann, was Ihr mir wegen des Zustandes der dortigen Garnisonskirche, als worüber der Magistrat sich eine Jurisdiction anmaßen will, berichtet, solches habe ich mit mehrerem aus Eurem Schreiben vom 17. d. ersehen; und habt Ihr solches in's Künftige dem Magistrat auf keine Weise zu verstatten, sondern es soll solche Kirche von dem Gouvernement dependiren. Ihr habt also Eure Gerechtsame zu mainteniren. Ich werde Euch dabei auf alle Weise zu souteniren wissen. Ich bin Ew. wohlaffektionirter König Friedrich Wilhelm." Der Kommandant, begreiflicherweise ermuthigt durch diese Ordre, begann jetzt ein städtisches Thor- und Brückengeld zu erheben, um einen Prediger und Cantor für seine eroberte Soldatenkirche besolden zu können. So mußten die Küstriner noch für das bezahlen, was man ihnen genommen hatte. Mit einem Muth, der in der Zeit des absoluten „Nicht raisonniren!" aller Achtung werth war, protestirte die Bürgerschaft gegen alle Uebergriffe und bezeichnete die Kabinetsordre als einen baren Gewaltstreich. Zur Zeit Friedrichs des Großen wurde der Streit wieder aufgenommen, aber, wie sich denken läßt, mit demselben Erfolg; eben so unter seinem Nachfolger. Erst Friedrich Wilhelm III., mit jenem unverbrüchlichen Rechtssinn, der für Soldat und Bürger die Gesetze gleicher Billigkeit anerkannte, befahl eine Revision des Processes und verhalf der Stadt zu ihrem Recht. Nachdem die Rechtsfrage erledigt war, kamen die streitenden Parteien leicht zu einer Versöhnung. Die Stadt trat die Kirche ab und empfängt dafür, bis diesen Tag, einen jährlichen Zins.

Seit der Franzosenzeit hat kein Gottesdienst mehr in dieser Kirche stattgefunden und man könnte sich versucht halten, diese vier grauen Mauern für einen Bau anzusehen, der von Uranfang an eine Remise war und weiter nichts, wenn man nicht in jüngster Zeit unterhalb der Kirche ein weites Gewölbe mit allerhand Särgen entdeckt hätte. Der am besten erhaltene dieser Särge, mit einem Kupfereinsatz, trug die Aufschrift: „Hildebrand von Kracht, Oberst und Kommandant von Küstrin." Man öffnete den Sarg und fand einen ächten Kracht. Die Krachte sagen nämlich von jedem Familienmitglied, das unter sechs Fuß lang ist: „Der ist aus der Art geschlagen." Dieser maß drei Zoll darüber.

Um diese alte Kirche her befand sich ein Kirchhof. Auf diesem Kirchhof wurde Katt beerdigt. Erst auf die Bitten seines Vaters, des Generallieutenants von Katt, wurde der Sarg wieder ausgegraben und nach Ostpreußen in das Erbbegräbniß der Familie gebracht.

Der Name Katts führt uns wieder auf die Fridericianische Zeit, auf das Jahr 1730. Die oft erzählten Ereignisse wiederhole ich nicht. Am 5. September war Kronprinz Friedrich unter Escorte in Küstrin eingetroffen, am Morgen des 6. Novembers fiel Katts Haupt. Jeder, der nach Küstrin kommt, wird den Wunsch haben, die betreffende Lokalität kennen zu lernen. Ich theile hier mit, was ich davon gesehen und großentheils durch die Güte des Herrn Kommandanten selbst habe in Erfahrung bringen können.

Nach der Oderseite hinaus, hart am Ufer des Flusses, liegt Bastion Brandenburg. Auf der Höhe dieser Bastion erhebt sich das alte markgräfliche Schloß, das unter den ersten Königen vom Kommandanten bewohnt wurde, jetzt aber als Kaserne (Schloßkaserne) dient. Es bildet ein Viereck und war früher von

mehreren Thürmen flankirt. Von diesen Thürmen existiren nur noch zwei: ein niedriger Rundthurm an der Westecke und ein hoher achteckiger Thurm an der Ostseite. Es steht fest, daß Kronprinz Friedrich in diesem ehemaligen Schlosse gefangen saß und daß Lieutenant Katt auf dem Wallgang der Bastion in Front des Schlosses enthauptet wurde. Einige Historiker sprechen zwar von einem „Hof," auf dem die Hinrichtung erfolgt seyn soll, diese Angabe indeß scheint auf einem Irrthum zu beruhen. Katts Haupt fiel auf dem Wallgang; aber an welcher Stelle fiel es und von welchem Fenster aus war „der entlaufene Obristlieutenant Fritz" gezwungen, dem furchtbaren Schauspiele zuzusehen? Ueber den ersten Punkt, also über die Stelle, wo die Hinrichtung stattfand, scheinen sich die gegnerischen Partien neuerdings geeinigt zu haben, nicht so über das Fenster, an welchem der Kronprinz stand.

Die in Frage kommende Lokalität ist folgende. Die Ostecke des Schlosses hat einen zwei Fenster breiten Anbau, aber so, daß dieses angebaute Stück um etwa sechs Schritt zurück liegt und dadurch einen kleinen hakenförmigen Platz schafft, der nach vorn hin offen ist, nach hinten zu aber von der Giebelseite des Hauptgebäudes und der Frontseite des Anbaus geschlossen wird. Auf diesem Platze erfolgte, wie man jetzt allgemein annimmt, die Hinrichtung, und zwar zehn Schritt von den zwei Frontfenstern des Anbaus, und etwa achtzehn Schritt von dem Seitenfenster des Schlosses entfernt. An dieser Hinrichtungsstelle befindet sich jetzt eine Art Gartenhaus, das aus einem runden, thurmartigen, massiven Unterbau und aus einem viel späteren Fachwerkaufsatz besteht. Der Unterbau (etwa zehn Fuß hoch bei zwanzig Fuß Durchmesser) macht entschieden den Eindruck eines alten Mauerwerks, wodurch die Hypothese an Wahrscheinlichkeit gewinnt, daß die Plattform dieses hohen Fundaments schon vor 1730 als allgemeine Exekutionsstätte gedient habe. Gleichviel indeß, ob Katt auf diesem permanenten Schaffott (wenn es ein solches war) oder aber auf einem eigens an dieser Stelle errichteten „schwarzen Gerüst" vom Leben zum Tode gebracht wurde, jedenfalls bekundet es einen eigenthümlichen Geschmack, daß diese Hinrichtungsstätte, wie geschehen, zum Ausbau eines Gartenhäuschens mit Wohn- und Schlafzimmer gewählt werden konnte. Die Aussicht ist entzückend und die Blumen an den Fenstern nehmen sich freundlich genug aus; an jedem 6. November aber und auch sonst wohl, wenn der Sturm über „Bastion Brandenburg" hinpfeift, muß man das „Gruseln" an dieser Stelle trefflich lernen können, an einer Stelle, die zwischen Schaffott und Pavillon nur mühsam die Mitte hält. „Blut ist ein ganz besonderer Saft." Die Sache wird nicht wesentlich anders dadurch, daß man den alten Unterbau selbst zu einem Kartoffelkeller eingerichtet hat.

Ueber die Hinrichtungsstätte ist man einig, nicht so über das Fenster, von dem aus der Kronprinz Zeuge jenes blutigen Vorgangs war. Der Streit wird auch schwerlich noch geschlichtet werden und Besucher von Bastion Brandenburg haben deßhalb die Verpflichtung, zwei Lokalitäten statt Einer in Augenschein zu nehmen. Das scheint unzweifelhaft, daß nur von den drei vorhandenen Parterrefenstern die Rede seyn kann, da aus allen Schilderungen mit großer Gewißheit hervorgeht, daß der Kronprinz den furchtbaren Hergang unmittelbar und zwar in gerader Linie vor Augen hatte. Hätte er von den Zimmern des ersten Stocks aus (wie auch gelegentlich versichert worden ist) der Hinrichtung beigewohnt, so würde er, bei der Enge des Raums, gezwungen gewesen seyn — man verzeihe den Ausdruck — wie in einen Topf hineinzublicken. Daß diese Ansicht überhaupt ausgesprochen werden konnte, hat wohl darin seinen Grund, daß das Schloß ein bewohntes Souterrain besitzt und die Parterrefenster ziemlich hoch liegen.

Das jetzt zugemauerte Giebelfenster (achtzehn Schritt vom Schaffott) gehört einer weiß getünchten Kammer an, wo die Töchter des Kasinowirths ihre Garderobe aufbewahren. In langer Reihe und musterhafter Ordnung (den jungen Damen unser Compliment) hingen die gestärkten Kleider an der Wand entlang ausgerüstet, mit einer Miene unendlicher Friedlichkeit und in nichts an die Worte erinnernd: „Pardonnez, mon cher Katte! Wollte Gott, ich könnte an Ihrer Stelle seyn!" Nur eine Minorität von Stimmen hat sich übrigens für dieses Zimmer und das zugemauerte Fenster entschieden.

Die beiden andern Fenster (im Anbau) gehörten bis vor kurzem den beiden Kasernenstuben Nr. 21 und 22 zu. Als der alte Wrangel vor einigen Jahren in Küstrin war und die Garnison inspicirte, wurden ihm auch jene beiden Zimmer gezeigt. Er äußerte die Ansicht, daß es sich geziemen dürfte, diesen historischen Zimmern eine andere Bestimmung zu geben und sie nicht länger als bloße Kasernenstuben zu benutzen. Diese Ansicht kam lang gehegten Wünschen entgegen. Aus den zwei Zimmern ist inzwischen Eines geworden, ein hübsch ausgeschmückter Casinosaal, in dem die Officiere der Garnison zu Mittag speisen und an Balltagen ihre Damen zum Walzer führen. An den beiden Fenstern hin, an deren einem aller Wahrscheinlichkeit nach der Kronprinz stand, läuft jetzt eine Art Estrade, auf der die Musici zum Tanze spielen. Die grauen

Nebel jenes finstern Novembermorgens sind längst verflogen. Der Lebende hat Recht. Nichts mehr erinnert an die Fridericianische Zeit, mit Ausnahme eines hochlehnigen Lederstuhls, auf dem der Kronprinz bald nach seiner Befreiung saß und arbeitete, wenn er als jüngster Kriegsrath den Sitzungen des Regierungscollegiums beiwohnte. Die Russen nahmen 1758 diesen Stuhl mit nach Petersburg, fünfzig Jahre später kam er nach Frankfurt a. O. zurück, von wo aus ihn die Küstriner sich als Geschenk erbaten und erhielten. * Dieser Stuhl indessen genügt nicht. Auge und Herz verlangen mehr. Ein historisches Bild gehört an die Hauptwand des Saals, den beiden Fenstern gegenüber. Nimmt man Anstand, eine Scene aus der Katt'schen Tragödie selbst als Vorwurf zu wählen, so wähle man irgend einen andern Moment aus dem momentreichen Leben des großen Königs. Uebrigens wäre ein Bildniß Katts (auch wohl vom Standpunkt militärischer Gewissenhaftigkeit aus) nicht eben verwerflich. Diese Vorgänge sind ja längst Geschichte geworden und können auf bedenkliche Sympathien oder Desertionsverherrlichung nicht länger gedeutet werden. Für den Fall, daß der Vorschlag, den ich mir zu machen erlaubt habe, Anklang findet, stehe hier die Notiz, daß sich im Charlottenburger Schloß über der Thür, die aus dem Arbeitszimmer des Königs in sein Schlafzimmer führt, ein gutes Porträt Katts befindet, und zwar in der Uniform des damaligen Regiments Gensdarmes.

Im Februar 1732 verließ Kronprinz Friedrich Küstrin. Er sah es erst am 22. August 1758 wieder, drei Tage vor der Zorndorfer Schlacht. Die Stadt lag in Trümmern. Der Gedanke mochte in ihm aufsteigen: dieß ist nicht der Ort deiner Freuden. Wenn er zur Besichtigung der Truppen kam, wohnte er in der „kurzen Vorstadt;" die Stadt selbst betrat er nie wieder. Die Leiche seines Freundes stand am Thor und wehrte ihn ab.

* Dieser Stuhl ist nicht zu verwechseln mit dem Friedrichsstuhl, der in der nah gelegenen Zorndorfer Mühle steht. Friedrich schlief auf ihm in der Nacht vor der Zorndorfer Schlacht. Er hielt sich des Sieges so sehr versichert, daß er (eine Thatsache, die nicht allgemein bekannt ist) seine Generale mit den Worten begrüßte: „Messieurs, la bataille est gagnée." Er unterschätzte damals noch die Russen und beurtheilte sie mehr oder weniger nach dem Baschkiren- und Kalmuckengesindel, von dem einige Hunderte als Gefangene in sein Lager gebracht worden waren und ihn zu dem oft citirten Ausspruch veranlaßt hatten: „Seh' er, Wedell, mit solchem infamen Krop muß ich mich herumschlagen." Bekanntlich wäre die Schlacht ohne Seidlitz und speciell ohne den Rittmeister von Wakenitz, der die berühmten Worte sprach: „Keine Schlacht ist verloren, so lange das Regiment Garde du Corps nicht angegriffen hat," verloren gegangen.

Schiller als Historiker.

(Fortsetzung.)

Das könnte nun freilich jeder philosophirende Magister jener Zeit eben so geschrieben haben, ja man könnte es nicht unbillig und parteiisch heißen, wenn die Gegner der Schillerschen Weltanschauung gerade diesen Aufsatz als specimen egregium der damals herrschenden Philosophie und Geschichtsbehandlung hinstellen wollten. Um so heller aber leuchtet Schillers Verdienst, wenn er durch eigene Anstrengung sich über seine Zeit empor arbeitet, durch eigenes Studium eine philosophisch und historisch richtigere Erkenntniß erringt. Derselbe Mann, der hier noch Alles aus einer bewußten, künstlichen Absicht hervorgehen läßt, zeigt uns in den Briefen „über die ästhetische Erziehung des Menschen" eine ganz andere Einsicht in die Entstehung der Staaten und gibt uns die schönste und geistreichste Kritik des Rousseauschen contrat social. Die Natur, sagt er dort, fängt mit dem Menschen nicht besser an, als mit ihren übrigen Werken; sie handelt für ihn, wo er als freie Intelligenz noch nicht selbst handeln kann. Aber eben das macht ihn zum Menschen, daß er bei dem nicht stille steht, was die bloße Natur aus ihm machte, sondern die Fähigkeit besitzt, die Schritte, welche jene mit ihm anticipirte, durch Vernunft wieder rückwärts zu thun, das Werk der Noth in ein Werk seiner freien Wahl umzuschaffen, und die physische Nothwendigkeit zu einer moralischen zu erheben. Er kommt zu sich

aus seinem sinnlichen Schlummer, erkennt sich als Mensch, blickt um sich her und findet sich — in dem Staat. Die Noth, der Zwang der Bedürfnisse hat ihn hinein geworfen, ehe er diesen Stand in seiner Freiheit wählen und nach Vernunftgesetzen einrichten konnte. Aber mit diesem Nothstaate kann er als moralische Person, als freies, intelligentes Wesen nicht zufrieden seyn. Er verläßt also die Herrschaft der Nothwendigkeit und „holt auf eine künstliche Weise in seiner Volljährigkeit seine Kindheit nach, bildet sich einen Naturstand in der Idee, der ihm zwar durch keine Erfahrung gegeben, aber durch seine Vernunftbestimmung nothwendig gesetzt ist, leiht sich in diesem idealischen Stand einen Endzweck, den er in seinem wirklichen Naturstand nicht kannte, und eine Wahl, deren er damals nicht fähig war, und verfährt nun nicht anders, als ob er von vorn anfinge, und den Stand der Unabhängigkeit aus heller Einsicht und freiem Entschluß mit dem Stand der Verträge vertauschte."

Wieder eine der schönsten Stellen aus Schillers Prosa, die gegen jenen gewaltthätigen, alles aus planmäßiger Berechnung herleitenden Rationalismus ebenso ein Gegengewicht und Correctiv bildet, wie die aus der Abhandlung über das Erhabene entlehnte classische Stelle mit ihrem überschwenglichen Freiheitsgefühl der von Schiller sonst in der Geschichte gefundenen teleologischen Zweckbeziehung ergänzend und berichtigend gegenüber steht. Um noch an einem weiteren Beispiel zu zeigen, wie das eine Interesse Schillern oft zu einseitigem Enthusiasmus fortriß, während das entgegengesetzte ihn wieder zum richtigen Gleichgewicht zurücktrieb, und tieferes Studium ihn eine gerechtere Schätzung lehrte, wollen wir seine Begeisterung für classische Kunst, für hellenisches Menschenthum einer näheren Betrachtung unterziehen.

Dieser Enthusiasmus gilt bekanntlich als der Punkt, welcher Schillers ganzes Denken und Dichten beherrscht habe. Von dieser Seite aus hatte er auch von jeher die meisten Angriffe zu erfahren, indem man ihm seinen Hellenismus, bald wegen der damit verbundenen aristokratischen Exclusivität, bald wegen der darunter versteckten antichristlichen, paganischen Gesinnung, als ein verkehrtes und verderbliches Princip vorrückte. Andererseits freilich hat man denselben ebenso einseitig bewundert und gepriesen. Von den diese classische Weltanschauung aussprechenden Gedichten soll nun hier nicht die Rede seyn; das Wesen derselben ist überhaupt so bekannt, daß es keiner besondern Erklärung und Schilderung bedarf. Nur aus den Briefen „über die ästhetische Erziehung des Menschen" wollen wir einige Stellen ausheben, welche uns den historisch philosophischen Zusammenhang vorzüglich deutlich erkennen lassen. Im fünften und sechsten Brief gibt er eine drastische Schilderung der modernen Culturzustände, deren Gebrechen er alle aus dem Mangel geistiger Harmonie ableitet. Das gegenwärtige Geschlecht, meint er, als Einheit betrachtet, könne wohl seinen Rang vor den besten der Vorwelt behaupten; aber in geschlossenen Gliedern müsse dann der Wettkampf beginnen und das Ganze mit dem Ganzen sich messen. „Welcher einzelne Neuere tritt heraus, Mann gegen Mann, mit dem einzelnen Athenienser um den Preis der Menschheit zu streiten?" Diese individuelle Inferiorität, der Mangel eines ganzen Menschen, ist die Frucht der Cultur, welche mit den Ständen und Geschäften auch die verschiedenen Zweige des Wissens und die Geistesthätigkeiten selbst, das intuitive und speculative Vermögen, Imagination und Abstraction, schärfer geschieden und den innern Bund der menschlichen Natur zerrissen hat. „Bei uns ist das Bild der Gattung in den Individuen bruchstückweise auseinandergeworfen, so daß man von Individuum zu Individuum herumfragen muß, um die Totalität der Gattung zusammenzulesen. Bei uns, möchte man fast versucht werden zu behaupten, äußern sich die Gemüthskräfte auch in der Erfahrung so getrennt, so wie der Psycholog sie in der Vorstellung scheidet, und wir sehen nicht bloß einzelne Subjecte, sondern ganze Klassen von Menschen nur einen Theil ihrer Anlagen entfalten, während daß die übrigen, wie bei verkrüppelten Gewächsen, kaum mit matter Spur angedeutet sind." — Wie ganz anders in der griechischen Welt, bei jenem schönen Erwachen der Geisteskräfte, wo noch kein Zwiespalt die Sinne und den Geist gereizt hatte, ihr Eigenthum feindselig gegen einander abzuscheiden und ihre Marken zu bestimmen! „Zugleich voll Form und voll Fülle, zugleich philosophirend und bildend, zugleich zart und energisch sehen wir die Griechen die Jugend der Phantasie mit der Männlichkeit der Vernunft in einer herrlichen Menschheit vereinigen."

Es entgeht nun natürlich keinem Geschichtskundigen, daß diese Periode der Klassicität bei den Griechen, wie bei jedem andern Volk, der so zu sagen verschwindende Moment zwischen der Zeit der Rohheit und der Zeit der Ueberfeinerung war. Dagegen verblendete sich auch Schiller keineswegs. Im zehnten Brief gesteht er, daß alle historische Erfahrung dagegen spreche, das Gefühl der Schönheit auszubilden, das der wahren Cultur des Menschen so gefährlich sey; die Energie des Charakters, welche über der ästhetischen Cultur immer zu Grunde gehe, könne durch keinen andern noch so großen Vorzug ersetzt werden. Daß die schöne Kunst immer nur mit dem Verfall der Tugend und Freiheit

in das Stadium ihrer höchsten Blüthe eingetreten sey, weist er an dem Beispiel aller Nationen, der Römer, der Araber, der neueren Italiener nach. Von den Griechen insbesondere sagt er: „So lange Athen und Sparta ihre Unabhängigkeit behaupteten und Achtung für die Gesetze ihrer Verfassung zur Grundlage diente, war der Geschmack noch unreif, die Kunst noch in ihrer Kindheit, und es fehlte noch viel, daß die Schönheit die Gemüther beherrschte. — Als unter Perikles und Alexander das goldne Alter der Künste herbeikam und die Herrschaft des Geschmacks sich allgemeiner verbreitete, findet man Griechenlands Kraft und Freiheit nicht mehr u. s. w." Dieß nöthigt ihn, im Folgenden das griechische Ideal ganz aufzugeben und einen Begriff der Schönheit zu suchen, „der eine andere Quelle hat als die Erfahrung, und schon aus der Möglichkeit der sinnlich vernünftigen Natur gefolgert werden könnte." — „Mit einem Wort: die Schönheit müßte sich als eine nothwendige Bedingung der Menschheit aufzeigen lassen."

Ganz ähnliche Gedanken sind es, die ihn in dem kurzen Aufsatz „über Völkerwanderung, Kreuzzüge und Mittelalter" leiten. Auch hier geht er davon aus, daß Freiheit und Cultur, so nothwendig sie dem Begriff nach zusammengehören, so daß sie nur in der Vereinigung mit einander zu ihrer höchsten Fülle gelangen können, in der Wirklichkeit, in ihrem Werden so schwer zu verbinden seyen. Alle verfeinerten Nationen des Alterthums haben die Blüthe ihrer Cultur mit ihrer Freiheit erkauft. Der Grund davon ist, „weil sie ihre Ruhe von der Unterdrückung erhielten." Die Cultur gereichte ihnen also zum Verderben, weil sie aus dem Verderblichen entstanden war. In der neuen Welt ist dieß anders. Nur Europa hat Staaten, die zugleich erleuchtet, gesittet und unterworfen sind; sonst überall wohnt die Wildheit bei der Freiheit und die Knechtschaft bei der Cultur. Es kann keine Frage seyn, daß wir gegen den blühendsten Zustand, worin sich das Menschengeschlecht sonst jemals befunden, uns unendlich verbessert, daß wir gegen die schönsten Zeiten Roms und Griechenlands die unläugbarsten Fortschritte gemacht haben. „Griechenland und Rom konnten höchstens vortreffliche Römer, vortreffliche Griechen erzeugen — die Nation, auch in ihrer schönsten Epoche, erhob sich nie zu vortrefflichen Menschen." Die Athener kannten nichts als Barbaren, die Römer waren durch ihren eigenen Arm bestraft, da sie auf dem ganzen großen Schauplatz ihrer Herrschaft nichts mehr übrig gelassen hatten als „römische Bürger" und „römische Sklaven." Wir haben das stolze römische Bürgerrecht nicht, aber wir haben ein Gut, das an Werth zunimmt, je größer die Anzahl derer wird, die es mit uns theilen, wir haben Menschenfreiheit.

Der Beweis, daß zu diesem Ziel der nächste Weg durch das Chaos des Mittelalters geführt habe, ist nun freilich ein ziemlich wunderlicher und erkünstelter. Schiller argumentirt so: sollte dem neuen Menschengeschlecht das Opfer erspart werden, seine Cultur mit dem Verlust der Freiheit zu erkaufen, sollten beide sich bei ihm vereinigen, so mußte es seine Ruhe auf einem ganz andern Weg als dem des Despotismus empfangen. Kein anderer Weg aber war möglich als die Gesetze, und diese kann der noch freie Mensch nur sich selber geben. Dazu aber wird er sich nur aus Einsicht und Erfahrung entweder ihres Nutzens, oder den schlimmen Folgen ihres Gegentheils entschließen. Jenes setzte schon voraus, was erst geschehen und erhalten werden soll; er kann also nur durch die schlimmen Folgen der Gesetzlosigkeit dazu gezwungen werden. Gesetzlosigkeit aber ist nur von sehr kurzer Dauer und führt mit raschem Uebergang zur willkürlichen Gewalt. Ehe die Vernunft die Gesetze gefunden hätte, würde die Anarchie sich längst in Despotismus geendigt haben. „Sollte die Vernunft also Zeit finden, die Gesetze sich zu geben, so mußte die Gesetzlosigkeit verlängert werden, welches in dem Mittelalter geschehen ist." Nur Einmal in der ganzen Weltgeschichte hat sich die Vorsehung das Problem gestellt, daß die Staaten die Erleuchtung abwarten, daß die späte Vernunft die frühe Freiheit noch finden sollte, und so hat sie es gelöst. „Durch den langen Krieg der mittleren Jahrhunderte hielt sich das politische Leben in Europa frisch, bis der Stoff endlich zusammengetragen war, das moralische zur Entwicklung zu bringen."

Diese Argumentation hielt Schiller selbst für ein Meisterstück, das zu dem Besten gehöre, was er je geschrieben habe. Er war eigentlich überrascht davon, daß dieser Gegenstand unter seiner Feder ein so ganz anderer geworden, als er ihn anfänglich in Gedanken gehabt. In der ersten Begeisterung der Freude darüber, daß es ihm gelungen sey, so viel Gehalt des Gedankens in einer so glücklichen Form zu vereinigen, empfiehlt er diese Arbeit seiner Schwägerin Karoline und bedauert, daß sie nicht wohl die ganze Schönheit derselben genießen könne, weil sie einige genaue historische und politische Kenntnisse voraussetze, die ihr fehlen und als Frau recht gut fehlen dürfen. „Es war mir aber nie so lebhaft, daß jetzt niemand in der deutschen Welt ist, der grade das hätte schreiben können als ich." Es ging ihm hier wie jedem, dem sich ein neuer Gesichtspunkt, eine neue Idee offenbart, zumal wenn diese mit der hergebrachten und von ihm selbst bisher

verfolgten Anschauungsweise im Widerspruch steht: er meint etwas ganz Apartes, Nochniedagewesenes gefunden zu haben. Ganz bezeichnend für dieses Gefühl ist es, wenn er, wegen seines Selbstlobs sich entschuldigend, sagt: „Ich spreche wie ein fremder Mensch von mir, denn wirklich bin ich mir in dieser Arbeit selbst eine fremde und neue Erscheinung geworden." Darum kann er sich auch der Ahnung eines Selbstbetrugs nicht erwehren, da die noch zu große Wärme des Kopfs leicht auf sein Urtheil habe übergehen können.

Für jene Zeit war diese Apotheose des Mittelalters allerdings noch etwas durchaus Neues und Originales; die heutigen Verehrer Schillers aber werden nicht wenig verwundert seyn, wenn sie bei dem Apostel der Aufklärung und Freiheit die romantische Doktrin in solcher Ausbildung finden. Ihr Zusammenhang mit seiner übrigen Gesammtanschauung ist aber nicht schwer zu finden. Er fand im Mittelalter noch einen höheren Idealismus als in der classischen Zeit; er bewunderte den Enthusiasmus, der einem Vernunftidol Alles zu opfern im Stande war. Wenn es wahr ist, daß nur die Herrschaft seiner Ideen über seine Gefühle dem Menschen Würde verleiht, so war die Menschheit ihrer höchsten Würde nie vorher so nahe gewesen, als sie es gegen das Ende des Mittelalters war. Mag das Widersinnige eines Glaubens, der für die Scheingüter einer schwärmenden Einbildungskraft, für leblose Heiligthümer zu bluten befiehlt, noch so groß seyn, man darf darum die heroische Treue, womit diesem Wahnglauben Gehorsam geleistet wurde, nicht weniger hoch schätzen. Die Willigkeit des Gemüths, sich von übersinnlichen Triebfedern leiten zu lassen, dieses edelste aller menschlichen Vermögen, söhnt den philosophischen Beurtheiler mit allen rohen Geburten eines unmündigen Verstandes, einer gesetzlosen Sinnlichkeit aus.

Uns ist es nun zwar ein Leichtes, die Selbsttäuschung zu durchschauen, vermöge welcher dem idealistischen Poeten und Historiker das subjektive Gemüthsideal sich an die Stelle des objektiven Vernunftideals schob; wir wissen, daß hier nicht die Ideen über die Gefühle herrschen, wie Schiller meint, sondern umgekehrt diese über jene, und daß diese Herrschaft eine um so absolutere ist, je dürftiger und unklarer der ideale Gehalt. Das ist uns jetzt alles ganz geläufig, weil wir inzwischen in der Phänomenologie des Geistes unendlich weiter gekommen sind. Für Schiller aber kann es kein Vorwurf seyn, daß er auch hier der Sache in die äußersten Consequenzen nachging und auf das Extrem gerieth; er theilt darin das Loos aller Menschen von tieferem Gemüths- und Geistesleben. Zum Ruhm dagegen muß es ihm gereichen, daß er die verschiedensten Standpunkte anticipirte, den romantischen eben so wie den der objektiv idealistischen Geschichtsconstruktion. Daß er auch in der Nacht des Mittelalters die historische Nothwendigkeit und Vernünftigkeit zu begreifen wußte, ist auf jeden Fall etwas Höheres, ein Fortschritt gegen die rationalistische Betrachtungsweise seiner Zeit, die in Mose wie in Gregor VII. nichts anderes als den pfiffigen Kopf zu finden wußte, der mit seiner höheren esoterischen Weisheit sich nach der Fassungskraft und dem Bedürfniß der Zeit richtete und den wahren Gott auf eine fabelhafte Weise verkündigte. Schiller war, wie wir gesehen haben, dieser Zeitströmung ebenfalls unterworfen; um so mehr verdient es Anerkennung, daß er sich durch eigene Anstrengung zu höheren Gesichtspunkten emporarbeitete, mit welchen er den meisten seiner Zeitgenossen voraneilte. Wäre ihm die Muße vergönnt gewesen, sich diesem Fach Jahre lang ausschließlich hinzugeben und die Mängel seiner früheren Bildung nachzuholen, wäre er nicht der große Dichter gewesen, dem dieser sein eigentlicher und wahrer Beruf alles andere verschlang, sein Selbstvertrauen hätte ihn nicht betrogen und er wäre der große Historiker geworden. Er war aber in der That ein großer Historiker, wenn das den Historiker ausmacht, neue Gesichtspunkte zu eröffnen und andern den Riß vorzuzeichnen, nach welchem sie weiter zu bauen haben. So außerordentlich auch die Forschungen seyn mögen, durch welche das geschichtliche Material in der neuesten Zeit auf einzelnen Punkten vermehrt und beleuchtet worden ist, an der Gestalt der Universalgeschichte im Ganzen verändern alle Detailforschungen doch verhältnißmäßig wenig. Hier hängt ungleich mehr von der geistigen Energie ab, mit welcher der denkende Kopf die Massen zu durchdringen und nach den fruchtbarsten Gesichtspunkten darzustellen weiß.

III.

Es bleibt uns noch übrig, die bedeutenderen historischen Schriften Schillers in Beziehung auf geschichtliche Zuverlässigkeit und Treue genauer zu prüfen. Dieß wird, wie schon gesagt, der Hauptpunkt seyn, den die Meisten im Auge haben, wenn ihnen Schillers Verdienste auf diesem Gebiet zweifelhaft erscheinen. Irren wir nicht, so rühren diese Zweifel daher, daß die meisten Leser nicht weiter gekommen sind als bis zum Schluß der Vorrede zu der Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande, wo Schiller selbst beklagt, daß es nicht in seiner Macht gestanden, diese Geschichte aus ihren ersten Quellen zu studiren, und hinzufügt: „Meine Absicht bei diesem Versuche ist mehr als erreicht, wenn

er einen Theil des lesenden Publikums von der Möglichkeit überführt, daß eine Geschichte historisch treu geschrieben seyn kann, ohne darum eine Geduldprobe für den Leser zu seyn, und wenn er einem andern das Geständniß abgewinnt, daß die Geschichte von einer verwandten Kunst etwas borgen kann, ohne deßwegen nothwendig zum Roman zu werden." Von dieser Stelle hat man vielfach nur den zweiten Theil in's Auge gefaßt und sich daran gehalten, den ersten aber, der jenem doch zur nothwendigen Ergänzung und Berichtigung dient, ganz übersehen. Ist man nun nicht in der Lage, selbst zu prüfen und zu vergleichen, so findet man es natürlich sehr bequem, die Miene des Sachverständigen annehmen, Schillers historische Schriften für leichte Waare ausgeben und dazu auf seinen eigenen Ausspruch sich berufen zu können, den man dazu noch verdreht und falsch auslegt. Denn auch an diesem Dictum übersieht man wieder die Versicherung, daß ein mit poetischer Lebendigkeit geschriebenes Buch nicht nothwendig zum Roman werden müsse, oder vielmehr man nimmt diese Versicherung für einen bloßen Euphemismus und hält bloß das für ernstlich gemeint, daß der Historiker von einer verwandten Kunst etwas geborgt habe. Kommt dazu noch die Aeußerung eines wirklich gelehrten und sachverständigen Mannes, wie Schlosser, der zwar ausdrücklich erklärt, daß Schillers Verdienst dadurch nicht geringer werde, aber eben doch auch sagt, er schildere oft etwas, was sich nicht streng beweisen lasse, so hat man eine weitere Autorität und das Urtheil steht fest aus zweier oder dreier Zeugen Mund.

Das Urtheil Schlossers hat auch in unsern Augen so viel Gewicht, daß wir ihm kaum zu widersprechen wagen. Es fragt sich aber zunächst: was versteht er denn darunter, daß Schiller da und dort etwas schildere, was sich nicht streng beweisen lasse? Will er ihm damit Schuld geben, daß er Thatsachen entstelle, oder auch nur, daß er aus verdächtigen Quellen solche aufnehme, die nicht gehörig constatirt seyen? Verstehen wir ihn nicht falsch, so meint er zunächst weder das eine noch das andere, sondern will nur sagen, Schiller fülle bisweilen eine Lücke, die sich in den vorhandenen Quellen finde, durch eine Conjectur aus oder erlaube sich in der Schilderung der Charaktere psychologische Hypothesen und Ausschmückungen. Ob diese Hypothesen richtig oder unrichtig sind, kommt dabei nicht in Betracht, es handelt sich nur darum, daß sie sich nicht beweisen lassen, was sich eigentlich von selbst versteht. Es ist also weniger eine Frage der Thatsachen als des Raisonnements. Nun hat sich Schiller in seinem Urtheil über historische Begebenheiten natürlich eben so oft geirrt als jeder andere geistreiche Schriftsteller, der sich nicht mit dem bloßen trockenen Referat begnügt. Dagegen muß ihm, was nicht jeder geistreiche Schriftsteller von sich rühmen darf, die strengste Wissenschaft bezeugen, daß gerade die fortschreitende Forschung seine Auffassung des Abfalls der Niederlande und des dreißigjährigen Kriegs mehr und mehr bestätigt hat, und daß durch die in neuester Zeit entdeckten Briefwechsel und andere authentische Quellen die Richtigkeit seiner psychologischen Schilderung oft bis in die einzelnsten Züge auf eine merkwürdige Weise bestätigt wird.

Der Laie scheint überhaupt von historischen Quellen oft eine sehr sonderbare Vorstellung zu haben, als ob durch Auffindung neuer Dokumente der Geschichte etwa eben so viel Volumen von neuen Thatsachen zuwüchse. Das könnte höchstens von der ältesten Geschichte gelten, wo die Urkunden so dünn gesät sind, daß eine einzige oft für ganze Jahrhunderte herhalten muß, wiewohl das Schicksal älterer und neuerer Forscher auch hier zur Vorsicht mahnen sollte. Was aber die neuere Geschichte betrifft, so kann man nicht wohl erwarten, daß durch neu aufgefundene Quellen auch ganz neue Begebenheiten an's Licht kommen und die Dinge eine ganz andere Gestalt gewinnen werden. Es gibt kaum einen andern Zeitraum, für den in neuester Zeit so viel interessantes neues Material gewonnen worden wäre als den der Regierung Philipps II. und des Abfalls der Niederlande. Man weiß urkundlich, was, wie viel und zu welchen Stunden der König gegessen hat; nach dem gedruckt erschienenen und von Motley hauptsächlich benutzten Briefwechsel läßt sich seine Beschäftigung von einem Posttag zum andern nachweisen. Welch ausgiebiger Fund für Schiller, der seine erste Dissertation über die „Philosophie der Physiologie" schrieb, wäre es gewesen, zu erfahren, daß diese spanischen Habsburger sich hauptsächlich von Reis und Hühnern nährten und überaus starke Esser waren! welch physiologisch psychologische Schlüsse hätte er darauf bauen können! Wir hätten es ihm gegönnt, Philipp im Kabinet belauschen zu dürfen, zu sehen, wie der mächtige König selbst seine Einnahmen und Ausgaben berechnet und trotz eines Rechnungsfehlers von 663,000 Dukaten, den er zu seinen Gunsten macht, noch ein Deficit von neun Millionen herausbringt, weil alle seine Einkünfte so erschöpft und verpfändet sind, daß er von seinem ganzen unermeßlichen Reich nur eine Million Dukaten jährlich aufbringen kann. Für Schiller, der die vergebliche Arbeit des Despoten, die kleinlichen Mittel einer Tyrannei, die nur von einem Tag zum andern lebt, vermöge seiner geistigen Intuition so trefflich zu schildern wußte, wäre es ein auserlesener Genuß gewesen, mittelst dieses Briefwechsels das Gewebe der

Arglist so im Detail durchschauen zu dürfen, um zu sehen, wie Philipp den Meister der Intrigue selbst, den ihm doch immer unentbehrlichen Granvella, überlistet und so mit seiner Arglist nur sich selber schlägt. Wenn ihm aber auch alles dieses offen gestanden wäre, er hätte seine Geschichte im Ganzen doch nicht viel anders schreiben können, als er sie geschrieben hat. Was wir hier nach authentischen Berichten bis in's Einzelne kennen lernen, das hatte er vermöge seiner psychologisch poetischen Intuition und Divination ohne diese Hülfsmittel bereits in großen geistreichen Umrissen umschrieben, und Motley, dem Alles zu Gebot stand, kommt oft bis auf's Wort auf die Schillerschen Ergebnisse hinaus, da er keinen treffenderen Ausdruck zu finden wußte. Der Dichter wird beinahe zur classischen Quelle für den Historiker.

Motley gilt für einen gelehrten Forscher; es wird nicht außerhalb unserer Aufgabe liegen, sein Werk mit dem Schillerschen etwas näher zu vergleichen. Beide sind einander nach Tendenz und Charakter sehr nahe verwandt. Was wir oben als ein von sachverständiger Seite ausgegangenes Urtheil über Schillers Geschichte des Abfalls der Niederlande angeführt haben, das sagt der Uebersetzer von Motleys Buch ganz so, und zwar mit mindestens eben so viel Recht, von diesem: es sey keine wesentlich gelehrte Arbeit, sondern eine auf reichen Studien beruhende, aus den Quellen selbst geschöpfte, raisonnirende Darstellung der Ereignisse, welche es zum Gegenstand habe; es sey nicht der einzige, vielleicht nicht einmal der vornehmste Zweck des Verfassers, eine klare und authentische Darstellung der Thatsachen und ihres Zusammenhangs zu geben, er sey vielmehr durchaus auch bestrebt, auf Gemüth, Phantasie und Gesinnung seiner Zeitgenossen in direkter und umfassender Weise einzuwirken. Gerade hierin liegt aber auch hauptsächlich das Anziehende des Buches, welches in Beziehung auf Interesse, Kraft, Reichthum der Darstellung, wie auf die Kunst anschaulicher Charakter- und Sittenschilderung alle Vorzüge der modernen englischen Geschichtschreibung theilt und den besten Werken derselben vollkommen gleich steht. Wir finden hier im Einzelnen bestätigt, was oben als allgemeines Urtheil über die Geltung englischer und französischer Geschichtswerke im Verhältniß zu der Anerkennung unserer eigenen gesagt wurde, daß man nämlich den fremden schlechthin als Vorzug anrechnet, was man an den deutschen als unberechtigtes subjektives Räsonnement, als unbefugte belletristische Zuthat aussetzt.

Dieses Bestreben, auf Gemüth und Phantasie der Leser einzuwirken, tritt aber bei dem Engländer um so einseitiger und störender hervor, da seine Absicht nicht wie bei Schiller eine ideale und idealistische, sondern eine sehr partikularistisch praktische, die Erreichung eines politischen Parteizwecks ist. Dieß zeigt schon der Titel des Buchs an, der ursprünglich lautet: „The rise of the dutch republic, a history." Schon dieser Titel schien dem Uebersetzer so tendenziös affektirt, daß er ihn im Deutschen für schlechterdings unzulässig hielt und „Abfall der Niederlande" hinzusetzen zu müssen glaubte. Dieser Titel nämlich verräth sogleich, wie der Uebersetzer richtig bemerkt, die durchaus praktische Anschauung des Engländers, dem es nicht darum zu thun ist, ein bekanntes Kapitel der Geschichte mit Benutzung der neuesten Quellen zu bearbeiten, sondern von dem Ursprung der stammverwandten Republik aus fortwährend Seitenblicke auf die Verfassung des eigenen Landes und die von demselben ausgegangenen Freistaaten jenseits des Oceans zu werfen, und überall seine politischen Principien und Ideen zu verfechten. Um diesen Zweck zu erreichen, zieht er alle Register, von denen er sich eine Wirkung auf die verschiedenen Temperamente und Geistesrichtungen versprechen zu dürfen glaubt. Er deklamirt über die Diplomatie der Regierungen, welche nach großen sittlichen Ideen, nach den Planen der Staatsmänner und den Hoffnungen der Völker nichts frage und die Menschheit als nur um ihretwillen vorhanden ansehe, wie wenn er eine Parlamentsrede zu halten oder einen Artikel in ein politisches Parteiblatt zu schreiben hätte. Da aber, wie er meint, Deklamationen über Gewissensfreiheit und religiöse Tyrannei auf manche Geister nur einen unbestimmten Eindruck machen, während sich gewaltig auf sie wirken lasse durch aktenmäßig trockenen, concreten, cynischen Bericht, so ist er so gewissenhaft, seine genaue Quellenkenntniß auch hiefür zu benützen und zur Erbauung des Lesers eine Henkerszeche auf den Tisch zu schreiben, wie folgt: „An Meister Jacques Barras, den Henker, für zweimaliges Foltern des Jean de Lannoy, zehn Sous. Demselben für Hinrichtung des Besagten Lannoy durch Feuer 60 Sous. Dafür, daß er dessen Asche in den Fluß geworfen, 8 Sous."

An einem deutschen Schriftsteller würde man diesen Cynismus, das unverholene, nackte Geständniß, die Geschichte zur Entflammung der Leidenschaften mißbrauchen zu wollen, schlechterdings unerträglich finden. Der Engländer geht aber mit der historischen Wahrheit auch ganz anders um. Schiller muß sich von seinem Freund Körner tadeln lassen, daß er die Wirkung seines Buchs durch die Unparteilichkeit beeinträchtige, vermöge der er sich nicht erlaube, das Thörichte und Niedrige in dem Betragen der Niederländer zu entschuldigen, wodurch das Interesse für sie, die doch die Helden der

Geschichte seyen, nothwendig geschwächt werde. Selbst in des Prinzen von Oranien Art zu handeln, meint Körner, bleibe bei Schillers Darstellung ein Schein von Inconsequenz, der vielleicht zu vermeiden gewesen wäre, wenn der Dichter den Mangel an befriedigenden Nachrichten zuweilen durch Hypothesen hätte ersetzen wollen. Daß er den Charakter Egmonts nicht besser benützt, sondern ihn über die Gebühr zurückgesetzt habe, werfen ihm Andere vor. Jeder einsichtige Leser wird die Stelle der Einleitung angemerkt haben, worin Schiller erklärt: „Es ist nicht das Außerordentliche oder Heroische dieser Begebenheit, was mich anreizt, sie zu beschreiben. Auch erwarte man hier keine hervorragende, kolossalische Menschen, keine der erstaunenswürdigen Thaten, die uns die Geschichte vergangener Zeiten in so reichlicher Fülle darbietet. Das Volk, welches wir hier auftreten sehen, war das friedfertigste dieses Welttheils, und weniger als seine Nachbarn des Heldengeistes fähig, der auch der geringfügigsten Handlung einen höheren Schwung gibt. Der Drang der Umstände überraschte es mit seiner eigenen Kraft und nöthigte ihm eine vorübergehende Größe auf, die es nie haben sollte und vielleicht nie wieder haben wird. Es ist also gerade der Mangel an heroischer Größe, was diese Begebenheit eigenthümlich und unterrichtend macht, und wenn sich andere zum Zweck setzen, die Ueberlegenheit des Genies über den Zufall zu zeigen, so stelle ich hier ein Gemälde auf, wo die Noth das Genie erschuf und die Zufälle Helden machten."

In dieser schönen Stelle spricht Schiller, gewiß aufrichtig, die Absicht aus, sich bei Schilderung der niederländischen Geschichte von keinem romantischen, dramatischen Interesse leiten zu lassen, sondern sich ganz unter die Objektivität der Thatsachen zu stellen. Wo er in rednerischen Schwung geräth, da ist es immer das allgemeine ideale Pathos, die reine Begeisterung für menschliche Freiheit, welche ihn ergreift. Der Engländer dagegen sucht die Thatsachen ganz nach seinem individuellen Parteistandpunkt zu arrangiren; er ist nicht der erhabene Redner für die allgemeinen Güter der Menschheit, sondern der geriebene Advokat, der kein Mittel unversucht läßt, seine Clienten im besten Licht darzustellen. Seine überall und auf's nachdrücklichste ausgesprochene Tendenz ist, die niederländische Bewegung als eine Sache, nicht des Adels, sondern des Volks erscheinen zu lassen. Ihm kann man nicht vorwerfen, daß er das Thörichte und Niedrige im Betragen der Niederländer nicht zu entschuldigen wage; er trägt den modernen Begriff von Volk auf die ohne höhere Führer durchaus einfluß- und machtlose Masse über und läßt die vox populi schlechtweg eine vox Dei seyn, weil sie zu der, allen stammverwandten germanischen Völkern als nachahmungswürdiges Beispiel dienenden dutch republic führt. In dem niederländischen Adel erblickt er nichts als die den Gegensatz gegen das demokratische Volk bildende Aristokratie und sucht ihn daher in einer Weise herabzuwürdigen, daß die spanische Grausamkeit gegen ihn fast als gerecht und wohlverdient erscheinen muß. Den Grafen Egmont insbesondere stellt er so erbärmlich, als bloßen „Mann des Dienstes" dar, daß man die „wohlwollende Verachtung," mit welcher sich Granvella über ihn äußert, eigentlich in der Ordnung findet. Mit Ausnahme des Prinzen von Oranien ist es nur der Herr von St. Aldegonde, für welchen er, als für den niederländischen Hutten, besondere Sympathien hat und ihn auf alle Weise zu verherrlichen sucht. Wilhelm von Oranien ist ihm natürlich identisch mit dem niederländischen Volk; er kann sich doch nicht verbergen, daß ohne ihn „das Volk" eigentlich nichts wäre, und sucht ihn daher auf eine Weise, welche auch der deutsche Uebersetzer des Buchs für unnöthig und ungerechtfertigt erklären muß, von jedem Flecken rein zu waschen. Er verfehlt dadurch nothwendigerweise seinen Zweck und erreicht gerade das Gegentheil, indem er auf die Schwächen seines Helden aufmerksam macht und durch seine rabulistische Vertheidigung den Leser zu um so strengerer Beurtheilung herausfordert. So namentlich aus Veranlassung von dessen Heirath mit der Prinzessin von Sachsen, wo der Prinz sich durch eine zum mindesten sehr diplomatische und zweideutige Erklärung zwischen Katholicismus und Protestantismus hindurchzuwinden, von der einen Seite sich bei Philipp und der niederländischen Regierung nicht zu compromittiren und von der andern die Verbindung mit den deutschen Protestanten sich offen zu erhalten suchte. Hier läßt er sich von seinem apologetischen Eifer zu folgender Aeußerung hinreißen, die wegen der Niedrigkeit ihres Tons unsern sittlichen und ästhetischen Geschmack geradezu anwidert: „Wer also von allen diesen unschuldigen Lämmern, Philipp von Spanien, der Kurfürst von Sachsen, oder der Kardinal Granvella, war durch die Aeußerungen oder Handlungen des Prinzen betrogen worden? Kein Einziger. Man darf kühn behaupten u. s. w."

(Schluß folgt.)

Zum goldenen Laube.

Novelle aus dem vorigen Jahrhundert.

(Schluß.)

Der Fremde hob nun mit wohlgesetzter Rede an, die allgemeine Bedeutung des Lehramts zu beleuchten. Er selbst sey Magister gewesen, gegenwärtig noch Professor, und durchdrungen von der Wichtigkeit, welche unter allen Ständen in erster Reihe dem Lehrstande beizulegen sey. Er sprach dann von dem Bande, welches die sämmtlichen Zweige dieses großen Baumes zusammenhalte, wobei er die Wurzeln dieses Baumes mit den lehrenden Müttern verglich, bis er, zum Gipfel des Baums hinaufblickend, die Krone desselben dem heiligen Amte des Seelsorgers entsprechend fand — der Diaconus verneigte sich verlegen — ein großes Ganzes, nicht trennbar, wenn auch verschieden abgestuft. Während er die Pflichten, welche dieser Zusammenhang auferlege, auseinandersetzte, holte Frau Brigitte im Nebenzimmer rasch ein viertes Gedeck zu dem bereits für den vornehmen Gast bereit gelegten dritten, und der Diaconus segnete sich im Stillen, daß er dem Rector, wie es seine Absicht gewesen war, nicht bedeutet hatte, draußen auf dem Vorplatze stehen zu bleiben, während der Herr mit ihm zu conferiren habe.

Nun ging der Fremde auf die ihm durch Zufall näher bekannt gewordenen Dennschützer Schulverhältnisse über, betonte die Rechtlosigkeit der Rectorstellung, die unzweckmäßige Lokalität, während des Winters im Tanzsaal, während des Sommers auf offener Straße, erklärte, auf welche Weise er den als Rekruten Fortgeschleppten der Gemeinde wiedergewonnen habe, und fügte hinzu, daß er seine Schritte vornämlich deßhalb zuerst zum Pfarrhause gewendet habe, um der ganzen Gemeinde darzuthun, wo diese Mängel am bittersten empfunden würden, und wo die dem ganzen Lehrstande angethane Beleidigung am empfindlichsten getroffen habe.

Der Diaconus seufzte und stimmte mit wiederholtem Verneigen bei, mit einiger Beklemmung an die Schwierigkeiten denkend, welche ihm aus dem Bewußtseyn, beleidigt worden zu seyn, erwachsen mußten. Frau Brigitte, welche eine zweite Flasche Wein aus dem Keller geholt hatte, kam horchend an die Thüre, ungewiß ob die nächste Auseinandersetzung nicht die Ueberzeugung bringen werde, daß Beten und Fasten dem traurigen Ereigniß besser entsprächen als Bratenessen und Weintrinken.

Es war nicht ganz verständlich, was der Diaconus unter häufigen Hustenanfällen auf diesen wohlgeordneten Vortrag erwiederte; doch ging aus dem Schlußsatze hervor, daß er selbst bereits die Pflicht erkannt habe, in seiner nächsten Predigt, am vierten Sonntage nach Trinitatis, seine Meinung mit einem Freimuth auszusprechen, wie sie der ihm ewig theure Spener dem Kurfürsten Johann Georg III. gegenüber nicht größer gezeigt hätte. Bereits heute habe er von „giftigen Spinnen“ geredet und er hoffe, man werde ihn verstanden haben.

Nachdem er geschlossen hatte, überlegte der gewesene Magister von neuem, was nach den Aeußerungen des freundlichen Mannes von ihm und seinem Beistande zu hoffen seyn werde. Der Diaconus benutzte die Pause, um dem schweigend dasitzenden Rector die Hand zu reichen und dabei einen nicht ganz verständlichen Bibelspruch zu citiren. Dann hoffte der Diaconus, der Herr Professor werde ihm den Genuß einer so gelehrten Unterhaltung auch noch während eines kleinen Mittagsmahles, das nebenan bereit stehe, schenken, und rechnete darauf, der Rector verschmähe eben so wenig eine kleine Stärkung, bei welcher Gesprächswendung nebenan ein Geräusch entstand, als werde die Magd schleunigst aus der Thüre geschoben, um das wohlgeruchspendende Ferkel von neuem aus seinem Schwitzbade zu holen, und Gläserklirren verrieth, daß es auch am edlen Getränk nicht fehlen werde.

Es konnte der neuen Würde des Rectors dieses Hinzuziehen zu der Tafel des Diaconus nur förderlich seyn, und da ein näheres Bekanntwerden mit den Eigenschaften des letzteren die Wahl der zu ergreifenden Mittel erleichtern mußte, so nahm der Professor das Anerbieten dankbar an.

Sofort öffnete die kleine Frau die Thüre und zeigte sich, mit einer bis an den Hals reichenden weißen Schürze angethan, völlig gerüstet, um die wieder zu Gnaden angenommene Festtagskost vorzuschneiden und jedem erreichbar zu machen. Sie warf dem Rector dabei manchen ihrer gutmüthigsten Blicke zu und strahlte, als alle Messer, Gabeln und Zähne vollauf bei der Arbeit waren, im dreifachen Freudenrausche, einmal des Diaconus wegen, der ihr kaum je so bedeutend, ehrwürdig

und freimüthig erschienen war; dann des Fremden wegen, der ein besonders gelahrter Mann seyn mußte, und der den Dennschützern begreiflich machen werde, wie man selbst in der Residenz von dem Diaconus denke; endlich des geborgenen Rectors wegen, wenn nicht eigentlich mehr noch ihrer Pathin, der Barbara, wegen, die sie, in weiblicher Lust am Ehestiften, bereits als Frau Rectorin an seiner Seite zu sehen glaubte.

Um den Einblick in das Speisezimmer zu erleichtern, hatte sie, unter dem Vorgeben, frische Luft hereinzulassen, die Fenster weit geöffnet, und von der gegenüberliegenden Häuserreihe aus sahen die Neugierigsten der Gemeinde der sonderbar zusammengestellten Tischgesellschaft bewundernd zu.

Während diese halb feierliche, halb gemüthliche Handlung vor sich ging, der Professor zwischen dem Essen Erkundigungen aller Art einzog, der Diaconus mit leiser Stimme replicirte, der Rector unersättlich unterbrachte, was ihm Frau Brigitte aus der Fülle ihrer Schüsseln und ihres guten Herzens spendete, während dessen hatte der Hamster zehnmal seit einer halben Stunde die Farbe gewechselt und selbst die Hamsterin reden lassen, als habe er vergessen, daß er nur deßhalb die Häßlichste zum Weibe genommen, um allein im Hause das Wort zu führen. Seine vollen Wangen, sonst etwa wie bauschige Spaliermatten in bengalischer Beleuchtung aussehend, hatten nach und nach die Regenbogenschattirungen bis zur gelbgrauen Mitteltinte hinab durchgespielt, in welcher die vor ihm dampfenden Mehlklöße glänzten, und seine kleinen Augen nahmen sich, mühsam darüber hinausschauend, nicht viel anders als die vereinzelten Korinthen aus, welche die haushälterische Hamsterin den Mehlkugeln heute, des Festes wegen, gegönnt hatte. Aber er rührte keinen Bissen an. Nachdem er lange stumm dagesessen hatte, ließ er sich von seiner ehelichen Vogelscheuche den dreikantigen Hut auf den Kopf stülpen und begab sich in ungewöhnlichem Geschwindschritt in den ersten Stock des goldenen Laubes.

Dort fand er die Kirchenpatronin in heftiger Wechselrede mit ihrem Gemahl begriffen. Die beleidigende Verletzung des Präcedenzrechts, welche Herr von Hartz in der Bevorzugung des Diaconus erblickte, der Thatsache gegenüber, daß Dennschütz eben in dieser Stunde seinen Kirchenpatron innerhalb seiner Marksteine wisse, diese Verletzung veranlaßte ihn zu einer Aufzählung seiner 126 Klassen. Der Gemeinderichter empfing bei seinem Eintritt von jeder der aufgeregten Parteien einen Theil der reichlich hin und her fliegenden Wortgeschoße und durfte, als der Kirchenpatron schließlich, die Hand am Galladegen, sich von aller Gemeinschaft an den Unvorsichtigkeiten jenes ungestümen Duodeztyrannen lossagte, die Ueberzeugung mit auf den Heimweg nehmen, daß sein Regiment in den letzten Zügen liege.

Inzwischen hatte der kleine Mann mit der Allongeperrücke von Neuem seinen Trommelposten an den Fensterscheiben bezogen, und der Hamster keuchte noch auf den untersten Treppenstufen, als jener mit dem Rufe: „Er kommt!" die Kirchenpatronin aus ihrer vernachläßigten Lage aufscheuchte und in standesziemliche Positur brachte, den Sieur Rosambert aber bewog, sein Buch aus der Hand zu legen, wobei sich seine Flötenlippe gefällig zusammenzog.

Und abermals hätte ein vorahnender Instinkt eine Zunahme der atmosphärischen Säuberung wahrnehmen können, ein leises Aufathmen nach abnehmendem Druck, eine gewisse Frische, die auf gesunde Luft deuten mochte, ein Dahinschwinden der bösen Triebe, welche in versumpften Zuständen gedeihen, ein Keimen und Ausbrechen der besseren Triebe, die da entgegengesetzter Bedingungen zu ihrer Entwicklung bedürfen. Aber ein so fein organisirtes Prophetenauge war in Dennschütz nicht vorhanden, und die Neugierigen, welche dem fremden Herrn auf seinem Wege bis zum goldenen Laube das Geleit gaben, merkten über das Gaffen und Schwatzen selbst kaum, was in ihrer Brust vorging.

Dennoch spielten sie bereits in dem moralischen Conversationsstück im ersten Wirthshausstock, wenn auch nur als Statisten, mit. Der kleine Mann, welcher nicht gedrängt seyn wollte, sich aber ohne Mühe in die Luft heben ließ, verlor den Boden unter seinen Füßen, sobald er sich zwischen die draußen zusammengelaufene Menge und den höflichen Verfechter des Lehrstandes eingeklemmt sah. In moderner Ausdrucksweise hätte man, was im goldenen Laube vorging, eine durch Sturmpetition unterstützte Palastrevolution nennen können. Der bisher vom Kirchenpatron in seiner mißbrauchten Würde gehaltene Gemeinderichter, gewissermaßen der Talleyrand von Dennschütz (entsprechende Würdenträger auf heimischem Boden wollen uns eben nicht einfallen) wurde von Herrn Julius Cäsar von Hartz seines Portefeuilles enthoben, und der letztere, immer noch in der Luft schwebend, gab sogar den Wunsch zu erkennen, die Gemeinde möge aus ihrer Mitte, wie in früherer Zeit, selbst den ihr tauglichst Scheinenden bezeichnen. Es war, um dieses Zugeständniß zu erreichen, kaum nöthig, daß der Beschützer des Rectors die mancherlei vertraulichen Mittheilungen errathen ließ, welche ihm während seiner Ferienzeit aus dem Munde seines rechtskundigen Freundes in Nauslitz gemacht worden waren. Er merkte bald, daß die leisesten Anspielungen in dieser Richtung genügten, und

er hielt nach erprobter Wirkungsfähigkeit in weiser Sparsamkeit mit ihnen zurück.

Da nun auch der Bau eines Schulhauses angeregt wurde und der Kirchenpatron mit einem Griff nach seinem Galladegen versicherte, er habe sich seit langer Zeit mit einem Plane dazu beschäftigt, hielt der Andere den Zeitpunkt gekommen, um die allzuweit aufgezogenen Schleusen des Patronatswohlwollens für jetzt wieder niedriger zu stellen, und er sprach seine Ueberzeugung dahin aus, daß die Gemeinde hiezu ihre eigenen Mittel aufbringen sollte. Die Kirchenpatronin, welche schon vor dem Eintreten des Verfassers der Betschwester ihre Schönpfläſterchen beseitigt hatte, stimmte dieser Meinung mit einem Entblößen ihrer blendenden Fauchards bei, fand in derartigen Kraftzumuthungen hoffnungsvolle Beweise der ungeschwächten Gesundheit ihres Volks, und zweifelte nicht, daß eine Zeit der Enkel kommen werde, wo ihnen alles das u. s. w., eine allgemeine Nutzanwendung, welche den steinharten Schädel des gähnenden Exprinzen Bambu wieder mit dem Fächer der menschenfreundlichen Frau in Berührung brachte.

Noch am Nachmittage dieses denkwürdigen Tages wurde unter der alten Eiche auf dem nördlich vom Unkenteiche gelegenen Hügel ein neuer Gemeinderichter gewählt. Die Wahl fiel auf einen alten Mann, von dem niemand etwas Nachtheiliges wußte und dessen hervorragendste Eigenthümlichkeit die war, daß er niemals — er zählte 69 Jahre — seinen Fuß in die Schenke gesetzt hatte. Keiner hatte sich je einfallen lassen, ihm ein Verdienst daraus zu machen. Es wäre für einen feinen Instinkt wieder ein atmosphärisches Symptom gewesen, daß dieser stille, alte Mann jetzt allen, ohne daß sich's genau sagen ließ warum, der Geeignetste dünkte, um der Gemeinde vorzustehen. Er selbst schien nichts Sonderbares daran zu finden und nahm die Würde ohne Einrede an, indem er sich nur die Unterstützung des schriftkundigen Rectors ausbedang.

Auch ein anderes Symptom wäre dem feinen Beobachter, welchen Dennschütz nicht aufzuweisen hatte, schwerlich ganz entgangen. Der freundliche Diaconus sprach aus dem Stegreife und überdieß nicht in der ihm sonst gewöhnlichen Spenerschen Ausdrucksweise. Zwar hallte in seinem Vortrage noch Einzelnes nach, was über und vor Tisch von dem Fremden gesprochen worden war, aber es fanden sich eigene Gedanken dazwischen zerstreut und er schwitzte vor innerer Erregung. Das war ihm, so lange die apfelwangige Frau Brigitte denken konnte, nie begegnet; sie stand darum auch während der ganzen Rede hinter ihm, unablässig mit der Hand ihn am Chorrock zupfend und dazwischen „Herr Diaconus" und „lieber Elterlein" flüsternd. So hatte er noch niemals in der Schanze gestanden; ihr ahnete richtig, daß der alte Herr an der Wand künftig seltener als bisher auf Borg in Anspruch genommen werden würde.

Ein drittes Symptom, und das wäre jenem feinen Beobachter besonders merkwürdig erschienen, war das Verstummen des grünen Webers, seit ihn der allgemeine Witterungsumschlag aus seinem Käfigt in's Freie hinaus geschwemmt und wieder auf beide Füße gestellt hatte. Er, der so manches Jahr lang Tag und Nacht raisonnirt und alle hohen Herrschaften in den Schlund des Beelzebub verwünscht hatte, er raisonnirte nicht mehr, kaum so viel — aber auch sie verlernten's in den ersten fünf Minuten — kaum so viel als die Dennschützer selbst, da ihnen der Beschützer des Rectors die Pflicht darlegte, jetzt aus der eigenen Tasche ein Schulhaus herzustellen und dem Schulmeister einen eigenen Herd darin zu erbauen. Gerade fünf Minuten raisonnirten sie dagegen, und gerade fünf Minuten sagte ihnen der Andere in wohlgesetzter Gegenrede bittere Wahrheiten in's Gesicht; dann beruhigten sie sich bei dem rechts und links treffenden Stichworte, daß, wenn eine Gemeinde ja Prunk und Staat machen wolle, kein besseres Staatmachen sey als mit einem ordentlichen Schulhause im Ort und einem noch viel ordentlicheren Lehrer darin.

Ja, Prunk und Staatmachen! Da lag der wunde Fleck, und der Redner schonte keinen seiner Zuhörer. „Wie dem dummen Bauern im Affenwalde ist's euch gegangen," sagte er, „und ihr könnt von Glück reden, daß die Wendung bei Zeiten kam. Ein herrschaftlich Weizenfeld lag neben dem Felde des dummen Bauern, ein schlecht bestelltes Feld, roth von Mohnblumen über und über. Aber der dumme Bauer meinte, das wolle er schon nachmachen; platzen vor Aerger solle der herrschaftliche Nachbar, wenn er's gewahre. Da ist er nach der Stadt gelaufen und hat Mohnsamen gekauft und hat das bunte Unkraut für gutes Geld in seinen Weizen gesäet. Werde der Nachbar Augen machen, hat er gedacht, wenn der sehe, das Bauernfeld trage accurat den nämlichen rothen Rock wie das herrschaftliche Feld. Aber als die Erntezeit kam, hat sich gezeigt, was unter dem rothen Rocke gediehen ist — leeres Stroh. Nun, der Bauer hat den Ofen damit heizen können, und an den Pfoten hat er gesogen, so oft die andern im Dorf zum Imbiß, zur Mittag- und zur Abendkost läuteten, ganze zwölf Monate lang. Da ist's ihm während des Hungerjahrs klar worden, daß ein voller Beutel dazu gehört, um Unkraut im Felde stehen zu lassen, und daß solch rother Rock mehr kostet als den bloßen Schneiderlohn. Und gerade so hätt's euch gehen können."

Als er so den Dennschützern unter der alten Eiche

in's Gewissen geredet hatte, mahnte die sinkende Sonne zum Aufbruch, und wenige Minuten darauf saß der Reiter im Sattel und trabte, von manchem Zurufe begleitet, von dannen. Niemand, außer dem Kirchenpatron und seiner Begleitung, hatte eine Ahnung, wer er war, noch fragte man darnach, so wenig bedurfte, was er gesagt hatte, der Autorität eines Namens. Der ihm am längsten nachblickte, war der grüne Weber mit den roth geränderten Augen und der schmalen, schiefen Stirn. Es tropfte ihm etwas von den Wimpern hinab und auf die hagern Wangen; vielleicht blendete ihn der Sonnenuntergang; er hatte so lange keinen Sonnenuntergang gesehen.

Als aber der Diaconus am selbigen Abende sein Warmbier trank, die Amsel ihr Salatblatt verspeiste und Frau Brigitte nach ihrer Gewohnheit ein geistliches Lied dazu las, blieb sie an einem Verse hängen, der ihr wie ein gereimter Widerhall der friedlichen Stimmung erschien, welche sich nach dem heutigen Tage über ihren lieben Heimathort verbreitet hatte. Da hieß es im Liede:

„Genieße, was dir Gott beschieden,
Entbehre gern, was du nicht hast.
Ein jeder Stand hat seinen Frieden,
Ein jeder Stand hat seine Last."

Der Diaconus hatte aufgehorcht. Er setzte seinen Krug Warmbier aus der Hand, blätterte in dem Buche zurück, bis er den schlechten Kupferstich fand, welcher des Dichters Züge wiederzugeben bestimmt war, sah lange auf das Blatt, zog Brigitte zu sich herüber und sagte, plötzlich seiner Sache gewiß: „Das war er selbst — Gellert!"

Letztes Kapitel.

Wie der trocken gelegte Sumpf gutes Ackerland hergibt.

Man sagt, Aesop habe die kleinen Spiegel den großen vorgezogen. Bekanntlich hatte er Ursache dazu, so weit seine eigene Gestalt in Betracht kam. Er hielt aber auch, wenn seine Fabeln als Thorheitsspiegel der Menschheit gelten können, auf Knappheit des Umfangs. Da nun, um auf den Kern zu kommen, in dem Dennschützer Unkenteiche möglicherweise auch eine Art Spiegel gefunden werden möchte, welcher Anderes noch abspiegelt als den Dennschützer Himmel mit seinem engen, kleinen Gesichtskreis — man ahnt oft selbst nicht, was sich herauslesen läßt — so mag uns die Maxime Aesops vor dem Zuvielthun warnen. Höchstens wollen wir die scharfen Seiten noch mit einem Rahmen umgeben, mit einem Kranze, welcher in der Auffassung unserer ungeduldigen Leserinnen fröhlichere Farben und Bänder hat, als der langweilige Richtkranz eines neuen Schulhauses.

Nicht daß wir die sechzehn-, jetzt siebzehnjährige Christel unter die Haube bringen wollten. Ihre Fuchspelzkappe hat den Winter über wieder gute Dienste gethan und mag noch ein anderes Jahr die Stelle der Haube vertreten. Seit alle Welt in Dennschütz zur Ehrbarkeit zurück gekehrt ist, hat auch die Christel ihre schwarzblauen Zöpfe nicht anders getragen, als es ehemals Brauch war, nämlich hinten lang herabhängend und eine grüne Bandschleife unten dran. Wer hinter ihr drein geht, weiß es ihr Dank, denn schönes Haar gehört zu den fröhlichsten Anblicken.

Auch dem Nachtwächter wollen wir das Nachtwandern nicht noch schwerer machen, als es schon ist, und ihm noch eine Weile den Trost gönnen, daß er als Einsamer nichts versäumt, wenn er Nachts die öden Straßen auf und ab bläst. Der Thürmer von St. Jacobus ist schon hinfällig; noch ein klein wenig Geduld und der Nachtwächter richtet sich auf dem Thurme ein. Die ehemals scharlachrothe Kanzeldecke mit der goldgestickten Jahreszahl 1700 zieht dann mit hinauf; 's ist schon Alles hin und her besprochen, und Platz wird oben schon zu machen seyn. Die Christel meint, schlimmsten Falls baue man aus dem Schallloche hinaus und stelle die Wiege unter den Glockenstuhl; dafür wolle sie schon Rath schaffen.

Aber wenn diese beiden Geduld haben — und ihnen wäre auch ohne Geduld nicht zu helfen — ein Anderer hat keine Geduld mehr, der schlanke, glühaugige, olivenbraune, zigeunerhafte Geiger, und der muß uns zu dem Kranze verhelfen, den wir nun einmal brauchen.

Es hat allerhand Annäherungen, Ausweichungen, Umgucken, Augenniederschlagen, Kopfwegbiegen, Händeverstecken, Schmollen, es hat allerhand unbegreifliche Dinge zwischen ihm und der Barbara gegeben, Dinge, von denen alte Leute nichts mehr verstehen und von denen weder im Dennschützer ABCbuch noch im Bautzner Kochbuch zu lesen ist. Anfangs freilich hat die Barbara immer links gesehen, so oft der neue Tuchrock des Rectors rechts vorüber passirte. Und seine eckige lange Nase mit dem starken Sattel ist nicht minder zur Seite ausgewichen, wenn die lebendig blickenden, etwas zu nahe stehenden Augen der Barbara mit den geschweiften Brauen in Sicht kamen. Diese Zeit ist vorüber gegangen. In der folgenden Periode haben die jetzt kürzer gestutzten, straffen rabenschwarzen Haarstränge

des Schulmeisters zuweilen einen verstohlenen Blick aus Augen erhalten, welche am Tage blau, am Abend braun in die Welt gucken, einen verstohlenen Blick, nur um des leidigen Talges willen, von dem jene Haare ehemals zu glänzen pflegten und der, früherer Abmahnungen eingedenk, seit einiger Zeit abgeschworen worden zu seyn scheint. Darauf, in der dritten Periode, haben sich die zwei glühend schwarzen Augen des ehemals zigeunerhaften Menschen zuweilen nach dem röthlich goldenen Haar hinüber verirrt, das sich wieder in Flechten hat winden lassen und von keinem gekräuselten Schneckenhügel mehr weiß. Die vierte Periode beginnt mit der Verlegung des im Herbst wieder bezogenen Schultanzlokals nach dem neuen Schulhause, wobei der olivenbraune Rector sich im Brauhause feierlich verabschiedet, die zu nahen Augen plötzlich unter Wasser treten und in die Kammer flüchten, von dem neuen Rectorrock verfolgt und von der verhüllenden Schürze im Stich gelassen werden, dann ganz tagblau und vorwurfsvoll Dinge erzählen, die der neue Rock nicht geahnt zu haben behauptet, und die dahin führen, daß man Hand in Hand wieder zum Vorschein kommt, Eines noch lebendiger und erleichterter blickend als das Andere. Mit dieser Periode zugleich nimmt das Kopfschütteln der Wirthin zum goldenen Laube merklich ab; es wird noch schwächer, als der zahlenkundige Rector eine Art Einnahme- und Ausgabenübersicht der Wirthschaft zusammenstellt und die Meinung abgibt, mit Ordnung und Sparsamkeit werde man's in einigen Jahren dahin bringen, die Schulden abzutragen und das Wahrzeichen der Wirthschaft neu zu vergolden; es hört ganz auf, als der Rector sich allabendlich im Sitzzimmer einfindet, um die von Barbara den Tag über an die schwarze Tafel geschriebenen Einnahme- und Ausgabezahlen nachzurechnen und in ein großes rothlinirtes Buch einzutragen, welcher Verrichtung das „Kind" mit großer Aufmerksamkeit zusieht, indem es nur bedauert, schon zu alt zu seyn, um das Zahlenmalen noch zu erlernen.

Dann kommt die fünfte Periode, wo die Zigeunernatur wieder, hoffentlich zum letzten mal, in Ausbrüchen von Ungeduld zu Tage tritt, wo die Maurer, nach Vollendung der Schulstube, nicht rasch genug die übrigen Theile des Schulhauses, den Herd, die Kammer, und was sonst zum Hauswesen gehört, fertig schaffen, wo der Rector selbst die Kelle zur Hand nimmt und den bedächtig sich Zeit lassenden zeigen will, wie man sich im Dienst rühren kann, wo er so glühende Blicke schießt, daß jedes Strohdach des Ortes in Gefahr scheint, Feuer zu fangen, und wo er halbe Nächte lang mit der heimgekehrten Nachtigall um die Wette musicirt. In dieser unruhigen Periode, von welcher die lebendigen Augen der Barbara auch ihr Theil erzählen, vergreift sich diese an den seidenen Schleppen in der Rumpelkammer und vernäht sie zu Bettdecken und sonstigen nützlichen Gegenständen der Schlafkammer. Um die nämliche Zeit etwa knappt sich der grüne Weber täglich ein halbes Groschenbrod ab, indem er nüchtern schlafen geht, um den wesentlichsten Wirthschaftstheil, den Kessel- oder Hehlhaken, für den Herd des neuen Paars spenden zu können; zugleich nimmt er sich vor, am Hochzeitabend einen seiner Kühlpfalter abzusingen, und verspricht sich davon für beide Lebensgenossen die heilsamsten Wirkungen. Und nicht minder in derselben Periode trägt sich der Diaconus mit dem Mittelsatze eines Briefes an den gelahrten Gast seines Johannismahls — die Ueberschrift war ihm wie durch den Adler des Evangelisten eingebungsweise aus blauer Luft herabgekommen — und er klopft allabendlich, während nebenan das Warmbier brodelt, sein schwarzes Käppchen mit dem Pfeifenstiele aus, unter dem Klopfen überlegend, wie er nur in die rechten Worte kleide, was ihm selbst, was dem Rector, was der Pathin seiner lieben Brigitte, was der ganzen Gemeinde Gutes begegnet ist, seit der gelahrte Gast sich zu des Diaconus Johannis-Ferkel herabgelassen. Und die Frau Brigitte häkelt für ihre Pathin bereits an einer — einer — Aber es ist unglaublich verfrüht und wir wollen's lieber gar nicht verrathen, woran die apfelwangige kleine Frau bereits denkt und häkelt.

Als auch diese Periode abschließt und die Zeit heran rückt, wo zweien Menschen die ganze Welt nichts anderes zu seyn scheint, als eine eben entdeckte Rosenlaube, in die noch niemand als der Mond und die Sonne und das Morgen- und das Abendgold hineingeleuchtet, da findet sich unter den Hochzeitgaben auch eine Vermißte wieder, die längst vergessen war und die von einer reuigen Nachbarin zurückgebracht wird, bei welcher die atmosphärische Säuberung erst jetzt zu wirken begonnen hat. Die reuige Nachbarin hat die Vermißte in einem Sack unterm Arm und thut anfangs wunderpfiffig, warum sie so lange den Mund gehalten habe, bis ihr das Blut in's Gesicht steigt und sie, mit einem Kuß auf die Hand der eben Frau Rectorin gewordenen Barbara, sich verschämt aus dem Staube macht. Und im Sacke watschelts und schnatterts — die Gans sitzt darin, dieselbe entflogene Gans, welche einst die Staatsdame im Reifrocke nicht schlachten wollte und die sich auf und davon machte, als die gelähmte Wirthin zum goldenen Laube kopfschüttelnd nach ihr griff, die nämliche Gans mit dem einfältigen Blick in die Höhe; aber sie hat ein halbes Dutzend junger gelber Gänschen in

ihrem Gefolge, und wie sie schnatternd durch die Reihen der Hochzeitgäste watschelte, zischelt die Frau des Diaconus ihrer Pathin etwas in's Ohr, worauf diese erwiedert, der Himmel werde es schon recht machen; wo zwei und drei sich sättigten, fände sich auch noch Nahrung für sechs und mehr.

Und hier schießt dem neuvermählten Rector ein Gedanke durch den Kopf, einer jener selbstständigen Einfälle, die, wenn sie Hand und Fuß haben, für alle folgenden Einfälle und Regimentsvorrechte des neuen Eheherrn von guter Vorbedeutung seyn sollen und ihm in seinem frisch angetretenen Stande Selbstständigkeit verheißen. Der Mann, dem die zwei Gatten ihr Glück verdanken, ist ein Mann der Feder. Ein Prinz hat ihm sein Roß geschenkt, ein unbekannter Wohlthäter sorgt für sein täglich Brod, ein armer Bauer heizt ihm den Ofen — wie wär's, wenn die heimgekehrte Gans des Dennschützer Rectorpaars, sie selbst und im Laufe der Jahre ihr Nachwuchs, dem Manne der Feder die Schreibfedern lieferte? — eine kleine Gabe nur, aber vielleicht doch nicht zu schlecht, um gewagt zu werden, zumal als des Eheherrn erster selbstständiger Ehestandseinfall, dem die Frau Rectorin ihre Beistimmung nicht versagen wird.

Die Barbara will sich's überlegen; sie hätte für ihr Leben gern einen besseren Einfall, nur um der Vorbedeutung willen. Er fängt früh an zu commandiren; aber während sie noch, von den andern nicht beachtet, die Gans ihrem neuen Stalle zuzutreiben und nachzusinnen meint, ob denn nicht ein besserer Einfall kommen wolle, während dessen hat sie die Gans schon bei der Schwinge erwischt. Sie rupft ihr eben die letzte Schwungfeder aus, als der Diaconus seine Standrede über den Werth der Dankbarkeit zu höheren und immer höheren Umblicken emporsteigen läßt, bis er zu dem Ausspruche gelangt — und hier zieht er sein Käppchen und zeigt auf das Kupferbild in dem „geistlichen Liederbuche" der Frau Diaconus — bis er zu dem Ausspruche gelangt, daß kein Mensch größer und besser wirken könne auf seine Zeit und ihre Folgegeschlechter, als der Mensch, von dem man sagen dürfe: er hat das Herz auf dem rechten Flecke.

Robert Waldmüller.

Correspondenz-Nachrichten.

Paris, September.

Theater.

Das Gymnase dramatique gibt seit einigen Tagen ein vieractiges Lustspiel, das sich von den Tendenzstücken der Herrn Dumas des Jüngeren, Octave Feuillet u. a. dadurch besonders unterscheidet, daß die Tendenz in den Hintergrund geschoben ist, daß sie erst zuletzt durchschimmert, und daß der eigentliche Charakter des Lustspiels nicht durch unzeitiges Predigen getrübt wird. Monsieur Perrichon ist ein Kutschenfabrikant, der sich mit einem bedeutenden Vermögen zurückgezogen hat. In einer Stadt, wo täglich an 60,000 Wagen und Fuhrwerke aller Art im Umlaufe seyn sollen, muß das Wagenbauen allerdings ein einträgliches Geschäft seyn. Monsieur Perrichon ist der Typus des Pariser Bourgeois; ein gutmüthiger, unbewußter Egoist, mit Zuversicht auftretend, geldstolz, doch ohne Arroganz; er hilft gern, er unterstützt und protegirt gern. Das Protegiren ist überhaupt eine Manie der Pariser, die sich durch ihre Eitelkeit erklärt, und auf diesen nationalen Charakterzug haben die beiden gewandten Dichter ihren dramatischen Roman gegründet, der den Titel: le voyage de Monsieur Perrichon führt. Der Titel und selbst der erste Akt war, scheint es, bereits auf's Papier geworfen, ehe sie noch recht wußten, wo es hinaus sollte. Monsieur und Madame Perrichon und ihre Tochter Jette (Henriette) reisen nach der Schweiz. Im Bahnhof beginnt das Mißgeschick des ersteren. Er ist in seinem Leben wohl nicht weiter gekommen als nach St. Cloud oder Vincennes, er nimmt Billette erster Classe für sein Gepäck und miethet einen Bagagewagen für sich und seine Familie, er verirrt sich in den Galerien. „Wo ist die Kasse? wo wird die Bagage gewogen? wo sind die Wartesäle?" Die Beamten geben ihm keine Antwort, oder schicken ihn einer dem andern zu. Auch kommen Frau und Tochter abhanden. Das ist alles recht ergötzlich, allein die Komik ist wohlfeil. Im zweiten Akt schürzt sich der Knoten. Die Familie Perrichon ist nach Chamouny gereist; zwei Freunde, Armand und Daniel, die sich um Henriettens Gunst bewerben, sind ihr nachgereist. Die beiden Rivalen, statt sich zu fordern, wie das so ziemlich der Brauch ist, wenigstens bei den Theater-

ehen, bleiben gute Freunde; jeder versucht sein Glück, keiner darf den andern stören, dem Sieger bleibt die Braut. Perrichon ist in die Schweiz gekommen, nicht allein um an der Table d'Hote zu speisen und die englischen Touristen zu sehen; ihn gelüstet nach Felsklüften und Wasserstürzen. Vergebens warnt ihn seine Frau, er schnallt sich mächtige Sporen an die Stiefeln und trabt in die Alpenwelt hinein auf einem Maulthier, das ihn abschüttelt und davon läuft; er ist in Gefahr, in den Abgrund hinabzurollen, als Armand ihm zu Hülfe eilt. Hier kommt nun das eigentliche Lustspiel zum Vorschein. Perrichon ärgert sich, daß ihn Armand gerettet. „Welches Glück, Papa, daß Armand gerade dazu kam, als Sie das Maulthier abwarf!“ — „Lieber Mann, wie sehr sind wir dem guten Armand verbunden!“ Das muß er den ganzen Tag hören, und zuletzt verabscheut er seinen Retter. Daniel benutzt den Fingerzeig; er hat Perrichon nicht gerettet, es bleibt noch übrig, sich von ihm retten zu lassen. Daniel fällt absichtlich in eine nicht sehr tiefe Schlucht, aus welcher ihn Perrichon zieht. Dieser triumphirt, er spielt nun gleichfalls die Rolle eines Retters, und seine Eitelkeit ist gerettet. Henriette und Armand verzweifeln, denn dieser ist der Vorgezogene. Zu allem Glück wird Daniel, der seine List gegen den besiegten Rivalen ausplaudert, von Perrichon belauscht; das übrige läßt sich errathen. Geoffroy ist unvergleichlich in der Titelrolle. Die Verfasser sind Labiche und Edouard Martin; le voyage de Monsieur Perrichon wird während mehreren Monaten ein Kassenstück bleiben.

Auch Monsieur Prudhomme ist verreist, und zwar nach Italien, allein nicht als Tourist. Ihn gelüstet weder nach den Alpen, noch nach dem Lago maggiore, noch nach den Kunstschätzen von Florenz und Rom; er läuft seiner Frau und seiner Tochter nach, die ihm durchgegangen sind. Schon dieß mißfällt an dem Stücke, das die Variétés unter dem allerdings pikanten Titel: „Monsieur Prudhomme, chef de brigands,“ geben. Dieser Philister ist dann doch — im Gegensatze zu Robert Macaire — ein ehrlicher Kerl; so albern seine Lehren und Sentenzen auch klingen mögen, so sind sie am Ende doch gut gemeint, und zeugen in ihrer trivialen Fassung von honetter Gesinnung. Wenn nun aber seine Angehörigen selbst vor diesen Lehren davon laufen, so ist dieß eine Persiflage, die weiter geht, als ziemlich ist. Monsieur Prudhomme war zuletzt Schulmeister in Batignolles. Wann wird man denn einmal aufhören, die Schulmeister zu höhnen? Was verlangt man nicht alles von diesen Parias unserer Gesellschaft! Gründliche Kenntnisse, musterhaften Lebenswandel, rastlosen Eifer, Geduld und aufopfernde Liebe, und dafür wirft man ihnen ein Stück Brod hin, das sie unter Aerger und Kummer hinunter würgen. Das Wort Schulmeister ist zuletzt ein Spitzname geworden! — In Italien fällt Prudhomme einer Räuberbande in die Hände, die ihn zum Hauptmann ernennt. Hier nun rückt er mit seinen bekannten Gemeinplätzen heraus und sucht seine Spießgesellen zu bekehren, zum Guten zurückzuführen; dafür wird er ausgelacht, geräth später in Gefangenschaft und läßt an seine Richter ein Rechtfertigungsschreiben gelangen, auf welches hin er in Freiheit gesetzt wird. Das Stück hat Fiasco gemacht, und das Parterre hätte strenge Gerechtigkeit geübt, hätte nicht Henri Monnier durch frühere Leistungen sich viele Freunde erworben, und ich hätte die Posse mit Stillschweigen ihrem Schicksal überlassen, wenn nicht Prudhomme ein allbekannter Typus des Pariser Philisterthums wäre. Seit dreißig Jahren reitet aber Henri Monnier auf ihm, und es wäre jetzt genug. Ohnedieß leidet die Figur an einem unheilbaren Gebrechen, an der Gefahr, daß Dinge, die an und für sich Achtung, oder gar Ehrfurcht verdienen, verunglimpft und in ein lächerliches Licht gestellt werden. Monsieur Prudhomme kann dieses mal nicht von dem Stücke sagen, „es sey der schönste Tag seines Lebens,“ wie er einst von einem Ehrensäbel sagte, den er als Nationalgardist erhalten hatte: „Ce sabre est le plus beau jour de ma vie!“ In den Grotesken des bekannten Zeichners Cham spielt Monsieur Prudhomme eine bedeutende Rolle. Cham behandelt diese Figur auf eine eigenthümliche Weise, und mit mehr Geist und feinerem Takte als der Erfinder selbst.

Wie oft hat es schon geheißen: die Tragödie stirbt! die Tragödie ist todt! und immer wird sie wieder lebendig, und die Toga und das Peplum werden wieder beim Theaterschneider bestellt, und es müssen neue Dolche und neue Giftbecher herbeigeschafft werden. Der Grund dieser fortwährenden Resurrektionsversuche der großen Todten ist zunächst darin zu suchen, daß die Romantiker kein gesundes, lebensfähiges Drama auf die Beine gebracht haben. Marion Delorme und Christine et sa cour waren glückliche Anfänge; allein die kaum eröffnete Bahn wurde bald wieder verlassen. „Je ne veux plus de succès littéraire,“ sagte eines Tages A. Dumas d. ä. in meinem Beiseyn; „je ne veux pas crever de faim.“ Dieß ist das Losungswort der meisten unter den heutigen Dramatikern; das große Drama des Théâtre français erheischt ganz andere Kräfte und Talente von ganz anderem Kaliber, als die drastisch wirkenden und leicht zugänglichen Schrecknisse des Melodrams. Nie aber wird das Bedürfniß einer wahren, hohen Poesie, die Sehnsucht nach dem Ideal sich ganz verlieren. Wozu sonst in allen gebildeten Ländern die Gymnasial- und Universitätslehrer, die keine andere Sendung haben, als das heilige Feuer in den Herzen der Jugend anzufachen, zu nähren und zu wahren? Im Odeon, dem einzigen größeren Theater im Pays latin, gibt man seit einiger Zeit wieder: „les Horaces“ von P. Corneille. Eine Mademoiselle Karoly macht Aufsehen in der Rolle der Camille, der Schwester der Horazier. Dieselbe war eine der vorzüglichsten in dem Repertoire der Rachel, und seitdem fangen alle jungen Schauspielerinnen, die sich berufen glauben, die berühmte Jüdin zu ersetzen, damit an. Ein mit Umsicht und unparteiischer Strenge redigirtes Blatt sagt über dieses Debüt: „Wenn Mademoiselle

Karoly sich nicht durch einen künstlichen (factice) Triumph blenden läßt, und sich vor der Uebertreibung hütet, die ihr Spiel verunstaltet, so wird sie in Bälde unter den vorzüglichsten Talenten des Odeon ihren Platz haben."

Die Proben des Tannhäuser gehen „langsam voran." Ein Chorist, der dabei beschäftigt ist, sagte mir gestern: „Ah! Monsieur, comme c'est ennuyeux!" Er wollte dadurch aber keineswegs die Musik an und für sich herabsetzen, sondern bloß die Mühe ausdrücken, sich in dieselbe hineinzustudiren; so schien es mir wenigstens.

Aus Mecklenburg, September.

(Schluß.)

Charakter des Landes und der Bauerschaft.

Neben der Stube ist die Kammer mit dem mächtigen Ehebette, in welchem oft fünf bis sechs Federbetten liegen, so daß man förmlich mit Hülfe eines Stuhls hineinsteigen muß, mit der „Lade" (Koffer), welche das Hauptstück der bräutlichen Aussteuer bildet, und einigen Stühlen. Manche der Möbeln sind einfach mit Oelfarbe angestrichen; Roth ist die gewöhnliche und Alltagsfarbe, Blau die Prunkfarbe, oft finden sich beide vereinigt. Die Wohnung ist niedrig und gewöhnlich räucherig; Reinlichkeit im Hause gehört nicht zu den Tugenden, deren sich die hiesigen Bäuerinnen mit Recht rühmen dürfen. Im Winter, wenn die Brutgans vier Wochen hindurch in der Ofenecke auf ihren Eiern und Jungen sitzt, wenn die Pfeifen von drei bis vier männlichen Personen dampfen, der Rauch nicht in die schwere Atmosphäre abziehen will und in der stark geheizten Stube die Anwesenheit der Menschen auch noch auf andere Weise sich bemerklich macht, ist der Aufenthalt für den Ungewohnten sehr peinlich.

Auf der Seite des Hauses, wo die Ställe liegen, beginnt sofort der Dungplatz, welcher gewöhnlich den ganzen Hof einnimmt; daneben, vor den Fenstern der Wohnstube, liegt der Obstgarten, in diesem ein aus Backsteinen einfach erbauter Backofen, und an den Seiten des Hofes stehen, je nach der Größe des Areals, eine oder zwei Scheunen, auch wohl der Schweinestall, wenn solcher nicht mit im Hause ist, Wagenschuppen, Ziehbrunnen („Soot") u. dgl. Jede einzelne Gegend des Landes hat eine oder die andere unwesentliche Eigenthümlichkeit in der Bauart aufzuweisen, deren Schilderung unserem Zwecke fern liegt. Es ist auch schon in der Einleitung gesagt, daß wir ein altes Bauerngehöft schildern wollten, wie es deren freilich noch viele gibt, wie sie aber jetzt höherer Verordnung weichen müssen. Die Zukunft muß es lehren, ob der Bauer auch in den neuen massiven Steingebäuden seine Eigenart bewahrt; wir zweifeln daran. In ihnen, zu welchen natürlich Sophas, Spiegel, Schränke und andere Unentbehrlichkeiten des modernen Lebens gehören, mag es sich bequemer wohnen; aber es ist ein Beweis von der Kraft der Eigenart, daß der hiesige Bauer mit der zähesten Ausdauer an seinem alten Hause hängt und lieber an diesem bis auf's Aeußerste flickt und bessert, ja es mit Balken stützt, wenn es fallen will, als daß er freiwillig ein neues baut. An Mitteln fehlt es ihm nie, er hat oft bedeutende Summen ohne Nutzen im Strumpfe eingewickelt in der „Lade" liegen; ihn leitet die Macht der Gewohnheit, das Zeichen eines in sich vollendeten Volkes.

Wie die Anlageart der ältesten Dörfer, so ist auch der Baustyl der Häuser wohl unzweifelhaft wendischen Ursprungs. Wir haben oben gesagt, auf welche Weise wir es erklären möchten, daß die Deutschen hierin wendischen Styl beibehielten. Die Wenden bauten unzweifelhaft schon Lehmgebäude in wenigstens ähnlicher Art, wie sie noch heute die älteren Häuser zeigen; auf den alten wendischen Burgplätzen finden sich zwischen den Scherben ihrer an offenem Feuer gebrannten Geräthe zahlreiche Bruchstücke gelehmter (nach dem hiesigen Volksausdrucke „geklehmter") Wände. Diese Wohnungen hatten, außerdem, daß man sie vielleicht fertig vorfand, das für sich, daß sie leicht und schnell erbaut werden konnten, im Sommer kühl und im Winter warm und dabei außerordentlich dauerhaft waren. Uebrigens soll sich das Gesagte nur auf Baustyl und die Art der Anlage beziehen. Gewiß waren die ältesten Wohnungen, wie auch Helmold sagt, klein und wurden erst allmählig nach den Bedürfnissen der fortschreitenden Wirthschaft durch Anbaue vergrößert (daher die manchen örtlichen Verschiedenheiten). Mit der Besitznahme des Sachsen und dessen Anbau wurde aber das Haus ein deutsches Bauerhaus; das aus der Heimath Westphalen, woher die große Masse der Colonisten Mecklenburgs stammte, eingeführt uralte Zeichen der gekreuzten Pferdeköpfe wurde dem Giebel aufgesetzt und endlich die Fremdheit des Styls selbst vergessen. Diese Ansicht, welche sich uns unwillkürlich bei

der Betrachtung der Verhältnisse aufdrängt, setzt zwar einen immerhin bedeutenden Wechsel in der Eigenart der damaligen Leute voraus, von dem wir zugestehen müssen, daß er eine seltene Erscheinung im Volksleben ist; doch darf auch nicht übersehen werden, daß ein solcher durch den Wechsel der Heimath schon angebahnt, durch den eroberten, noch keineswegs gesicherten Besitz gefördert und durch den Zwang des Augenblicks in einem durchaus unbebauten Waldlande aufgedrungen wurde.

Sind wir bis in die Wohnstube gelangt, so tritt uns natürlich die Familie entgegen. Wir können uns hier, obwohl Stoff in genügender Maße vorhanden wäre, auf weit gehende Untersuchungen nicht einlassen; nur die prägnantesten Merkmale des Lebens in seinen verschiedenen Beziehungen heben wir hervor. Da erblicken wir zunächst eine auf's Entschiedenste durchgeführte Familienordnung, in sich vollkommen und nach bestimmten Grundsätzen abgeschlossen. Der Familienvater ist das unbeschränkte, seiner Stellung sich sehr bewußte Oberhaupt des Kreises; ihm gehorchen Alle, selbst die Hausfrau, welche, obwohl in durchaus freundlicher Weise, ihm doch unbedingt untergeben ist. Es herrscht ein ausgeprägtes Rangverhältniß, welches dadurch immer lebendig erhalten wird, daß die Hufe in ungeschmälertem Umfange stets auf den ältesten Sohn übergeht. Nur die Bauern des Fürstenthums Ratzeburg (welche sich auch dadurch von den übrigen unterscheiden, daß sie von jeher freie Besitzer ihrer Hufen, letztere stets nur Pächter derselben waren) können unter allen ihren Kindern den Erben wählen. Es ist natürlich, daß der Gehöftserbe eine vor seinen Brüdern bevorzugte Stellung hat, und daß auch zwischen diesen noch das Princip der früheren Geburt in einigem Maße zur Geltung kommt, eben so daß die Söhne immer den Töchtern vorangehen. Der Erbe ist eine Art Aufseher über die Geschwister, obwohl er beständig bei der Arbeit helfen muß; der Zunächstfolgende ist „Großknecht" und beaufsichtigt die Pferde, der dritte „Kleinknecht" und regiert das Ochsengespann, der vierte hütet die Kühe, der fünfte die Schafe, der sechste die Gänse. Die drei letzteren haben aber nicht den Rang der Knechte, sondern sind noch „Jungens." In Ermangelung von Söhnen miethet man Knechte für das ganze Jahr und Jungens für den Sommer, die Zeit des Hütens. Die älteste Tochter ist „Großmagd" und besorgt die Küche, die zweite ist „Kleinmagd" und regiert im Departement der Kühe, so wie die dritte, die „Dirne" (dat Gohr), in dem der Schweine. Aber jeder Rang will erworben und verdient seyn, jeder Sohn und jede Tochter muß von der Pike auf dienen, jeder avancirt erst nach dem Abgange (durch Versorgung u. s. w.) des Vorgängers, oder es normirt das Alter, wenn die Söhne, wie sehr oft der Fall ist, lebenslänglich auf dem Gehöfte bleiben. Dann sind sie verheirathet Tagelöhner, unverheirathet Knechte. Viele bleiben ledig, ein durch das unvermeidliche Gefolge unehelicher Geburten vergrößerter Uebelstand der Geburtserbfolge. Uebrigens bedingt das Alter nur in Rücksicht auf den Besitz ein Ansehen, die Person ist unwesentlich. Die hohe Werthhaltung des Besitzes ist ja allen Völkern deutschen Stammes gemeinschaftlich. Hier erkennt man dieß deutlich, wenn die Eltern, was gewöhnlich geschieht, ihre Hufe bei der Verheirathung an den Erben abgeben, sich „auf das Altentheil begeben." Sie sind damit ganz und gar von jener geschieden, leben nicht nur für sich allein in der Altentheilswohnung, welche zu jeder Hufe gehört, sondern nehmen auch an der Wirthschaft durchaus nicht mehr Theil. Es erscheint uns als ein charakteristisches Zeichen deutschen Geistes, daß ein Mensch sich von seiner seit Jahren gewohnten Beschäftigung so plötzlich und gänzlich zurückziehen kann. Aber der Grund liegt darin, daß der Bauer sich nur als Nutznießer der Hufe betrachtet und deßhalb befriedigt ist, sobald er diese an den Nachfolger abgegeben hat. Er legt nun den Herrn ab und wird der Alte, und „de ollen Lüde" genießen bei weitem nicht das Ansehen, welches jetzt dem Sohne zu Theil wird. Damit soll jedoch nicht gesagt seyn, daß der Bauer es an kindlicher Liebe fehlen läßt; im Gegentheil, wie das ganze Familienleben, so sind auch die Familiensitten streng geregelt und werden genau befolgt. Die Familientugenden werden also stets geübt, sie sind aber Gewohnheitssache, wie alles übrige, und deßhalb freilich keine Tugenden mehr.

Die Dorfgemeinschaft ist ein eben so genau in sich Begrenztes, wie die der Familie; die Rangstufen sind entschieden bestimmt. Einer aus der Zahl der Bauern ist der Schulze und leitet unter Aufsicht des Amtes die gewöhnlichen Geschäfte, sammelt die Pächte, Abgaben und präsidirt den Berathungen. Sollte eine Bauernversammlung stattfinden, so schickte der Schulze noch vor wenigen Jahren einen geschälten Weidenzweig durch den Nachtwächter oder Kuhhirten im Dorfe umher und jeder Bauer bescheinigte die Ansage dadurch, daß er seine Hausmarke in den Zweig schnitt. Jetzt sind Zweig und Marke meistens außer Gebrauch gesetzt, aber die Redensart: „de Knüppel geit um" (der Knittel geht um) hat sich noch erhalten. Unter den Versammlungen diente jährlich eine zur Wahl des Bauern, welcher den Ortsbullen halten sollte, und der Gewählte führte ein Jahr hindurch den Namen „Bullenvare" (Bullenvater) — auch eine Ehre. Tagelöhner nehmen an den Zusammenkünften nicht Theil, die Bauern rangiren, mit Ausnahme des Schulzen, nach der Größe der Hufen, die Hüfner sitzen um den Tisch, die Büdner (welche kein Gespann halten) stehen umher; die Dorfgemeinschaft ist eine erweiterte Familie.

Ueber sie hinaus schließen die Lebenskreise des Bauern mit der Kirche und dem Amte ab. Er ist ein treuer Sohn der Kirche und gläubiger Christ; es soll hier nicht untersucht werden, inwieweit dazu die Gewohnheit mitwirkt, doch scheint uns der gewohnheitsmäßige Besuch des Abendmahls u. s. w., indem jede Dorfschaft mit der Communion wechselt, dem bewußten und bedürfnißvollen Genusse desselben nachtheilig zu seyn. Der Obrigkeit ist er ebenfalls anhänglich und gehorsam, so weit er weiß, daß

seine Pflicht reicht; da er aber natürlich ein abgesagter Feind aller Neuerungen ist, so wird er jedem Befehle, der ihn im Althergebrachten stört, Widerstand entgegensetzen, jedem Eingriff in seine Rechte aber hartnäckig widerstehen. Er ist in ersterer Beziehung leicht, in letzterer sehr schwer zu lenken, da er sofort „obsternatsch" (obstinat) wird. Vom Amte gehen die Befehle zu administrativen Neuerungen ihm zu; das merkt er sich und bildet sich daraus ein dauerndes stilles Mißtrauen gegen dasselbe, wozu er überhaupt außerordentlich leicht geneigt ist. Ueberredung hilft nichts, dazu ist er zu „hartköpsch" und hält sich selbst für viel zu klug; den Beweisen hört er ruhig zu, ohne eine Miene zu verziehen, aber auf die bündigsten Beweise überrascht er durch sein entschiedenes: „Nee, Herr Amtmann!" Ein Ja gibt er schwer heraus, ein absolutes nie; sieht er ein, daß er gegen einen Befehl nichts machen kann, so schweigt er, geht aber gewiß mit dem Gedanken fort: „Dat will ick irst aftöben" (das will ich abwarten, nämlich: ich will erst abwarten, was dann kommt, wenn ich es nicht thue). Solche Leute, so ruhig, ernst und scheinbar phlegmatisch im gewöhnlichen Leben, verlieren allen Halt, wenn sie in Leidenschaft gerathen. Zuerst fließt die sonst bedächtige und langsame Rede in Strömen von Donnerwettern, „Düwel hal" (hol' dich der T.) und sonstigen Flüchen und Schimpfreden dahin, dann ergreift eine wahre Berserkerwuth den Menschen, und kommt es zur Prügelei — eine Belustigung, mit welcher man gern das Jahrmarkt-„Fest" schließt — so wird er mit seiner großen Körperkraft ein gefährlicher, alles zu Boden schlagender Gegner. Es ist wahrhaft furchtbar, wenn man sie in diesem Zustande sieht; blutend aus Mund und Nase, die Augen geschwollen, die erste beste Waffe schwingend, schäumend und tobend, weicht er nie einem Gegner, nur der Uebermacht. Ein solcher Zorn verraucht in langer Zeit nicht. Wir sahen einmal zwei Knechte sich schlagen und erfuhren nach vielen Wochen, daß sie, wenn sie sich begegneten, immer wieder, ohne ein Wort zu sprechen — in der Wuth sind sie stumm — auf einander zufuhren und stets nur gewaltsam getrennt werden konnten; man mußte den einen aus dem Dorfe entfernen. Glücklicherweise entsteht ein solcher Zorn nur langsam und selten. Beides übrigens, die Hartnäckigkeit im Zorn und das langsame Anschwellen desselben, sind Eigenheiten, welche entschieden gegen wendische Abstammung sprechen.

Die Tracht der Leute ist die altsächsische, nur seit wenigen Jahren erst durch die städtische Mode corrumpirt, welche besonders in Folge des Soldatenlebens sich festsetzt. Einzelne Gegenden des Landes zeichnen sich durch einige Eigenthümlichkeiten im Schnitt oder in der Farbe ihrer Kleidung aus. Darin liegt aber nichts Unerklärliches, wenn man erwägt, daß die Colonisirung des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts durch Geistliche geleitet wurde, welche von allen Gegenden her Ansiedler herbei riefen, daß hier jede Ansiedelung für sich blieb und im Laufe der Zeit in ihrer wesentlichen Eigenthümlichkeit sich um so mehr erhalten konnte, als die Sachsen zur Ausgleichung derselben nie aufgelegt waren. So gibt es denn bei und in Warnemünde Abkömmlinge der Dänen, welche hier — urkundlich — eine Colonie gegründet haben; bei Rostock die sogenannte Biestower Bauern (wendischen Stammes?), deren Farben schwarz und roth sind, deren Kleidung an die der Altenburger Bauern und der Bewohner des Klettgaues im südlichen Schwarzwalde erinnert; bei Bützow die sogenannten Zepeliner Bauern, welche sich wie die Mönchguter auf Rügen kleiden; auf der Insel Poel bei Wismar Menschen mit besonderer Kleidung, über deren Abstammung sich nichts auch nur muthmaßlich sagen läßt. Alle die Genannten sind in zu geringer Zahl vorhanden, als daß sich von hieraus Forschungen mit einiger Aussicht auf Erfolg anstellen ließen; die zahlreicheren Biestower Bauern aber sind zu sehr gemischt.

Die reine sächsische Tracht der Männer sieht man nur noch bei alten Leuten, die Frauentracht dagegen ist auch heute noch fast durchaus die alte, nur hie und da mit modischem Flitter geschmückt. Die Männertracht besteht aus einer langen Weste von selbstgemachtem wollenen Zeuge, schwarz oder bunt, mit einer Reihe blanker Zinnknöpfe, welche man sich früher wohl selbst goß, und einer braunen halbwollenen oder schwarzen Tuchjacke mit einer Reihe gleicher, etwas größerer Knöpfe, welche aber meistens nicht geknöpft wird. Die kurze enge Hose ist schwarz, an den Knieen mit ledernen Bändern geschlossen und von Leinwand selbst gemacht; die wollenen Strümpfe sind weiß, die Stiefeln lang, doch die Strümpfe nicht ganz bedeckend und mit einem großen Ausschnitte am oberen hinteren Rande. Man trägt auch starke oben mit Riemen geschürzte Schuhe. Den Hals bedeckt ein ziemlich lose geschlungenes schwarzes oder buntes („bunt" heißt beim Volke alles, was nicht schwarz oder weiß ist) Tuch, aus dem der buntgenähte Hemdkragen hervorsteht. Das Haar trug man nach alter Sitte, welche aber seit vierzig und mehr Jahren abgekommen ist, vorn kurz, hinten lang, zurückgekämmt und auf dem Hinterkopfe durch einen messingenen kleinen Kamm zusammengehalten. Der Hut („Teulhoot") war klein, rund, mit zwei Zoll breitem Rande. Sonntags zur Kirche trägt man einen langen schwarzen, an den Hüften faltigen, gern bunt gefütterten, Tuch- („lakenschen") Rock, ursprünglich ohne Kragen. Noch gehört zu dieser Tracht eine kurze Meerschaumpfeife mit Silberbeschlag und ein tüchtiger, sehr langer „Handstock," eine Tracht, welche in ihrer Gesammtheit einen guten, würdigen und ernsten Eindruck macht.

Freundlicher ist die wohlerhaltene weibliche Tracht. Ueber einem leinenen Unterhemde („Hemdschürze") trägt man ein schneeweißes, baumwollenes Oberhemd mit langen Aermeln, am Halse gekräuselt, mit gestickten Manschetten und Achselstücken, und über der Brust durch eine silberne Schnalle („Brüschen," Brosche) zusammengehalten; darüber ein buntes geblümtes Mieder („Bostliew," Brustleib), hinten kurz, vorn ausgeschnitten und mit einem

rothen oder grünen seidenen, in Gold und Silber façonnirten breiten Bande eingefaßt. Im Hause und Dorfe geht man so in Hemdärmeln („Hemdsmaugen"), zur Kirche wird noch eine ganz gleiche, aber weitere und auf der Brust geschlossene Jacke übergezogen. Das gewöhnlich sehr hübsch gestickte seidene Halstuch wird unter das Mieder gesteckt und verhüllt den Busen, welchen zum Ueberfluß bei Putz noch ein mit Seide bezogener, oft gestickter und mit Band besetzter Latz von steifer Leinwand („Bostbauk," Brusttuch) bedeckt. Wer recht „stolz" (d. i. schön) seyn will, zieht drei bis vier dunkle, selbstgemachte Tuchröcke über einander, welche alle hinten in vielen steifen Falten liegen und unten handbreit mit seidenem Bande besetzt sind. Die wollenen Strümpfe sind weiß, die Schuhe mit hohen spitzigen Hacken und großen, viereckigen silbernen Schnallen besetzt. Das Haar bildet im Nacken einen Knoten, welcher durch einen aus hartem Holze geschnitzten Pfeil („Nestnadel") zusammengehalten wird; es ist mit einer aus drei Dreiecken genähten schwarzen Mütze („Hüll") bedeckt, welche nur den Hinterkopf umfaßt, und deren Nähte Sonntags mit reicher Gold- und Silberstickerei besetzt sind. Unter dem Kinn wird sie durch ein breites seidenes (rothes) Band geschürzt, während ein gleiches als Schleife am Hinterkopfe tief in den Nacken hinunter hängt. Ein kleiner, nicht gekräuselter Spitzenstrich umgibt die Mütze und rahmt das Gesicht bis an die Wangen ein. Der dicke, aus Span geflochtene Hut ist mit rothem Zeuge gefuttert und umschließt den ganzen Hinterkopf bis vorn an den Strich der Mütze, wo er mit krausem Rande etwas absteht; den Besatz bildet ein breites Seidenband. Eine breite seidene Bandschärpe hält die Schürze um den Leib, und große silberne Ohrringe, so wie Halsbänder von Glasperlen oder Korallen fehlen nicht. — Die geschilderte ist die Tracht der Mädchen; Frauen und „Jungfrugens" (eben Verheirathete) unterscheiden sich durch die dunklere Farbe ihres Anzugs.

Der Gesammteindruck der Tracht tritt uns immer als ein besonders freundlicher entgegen, wenn man zur Zeit der Ernte an eines unserer großen Kornfelder tritt und einen ganzen Schwarm munterer, lachender Gestalten beschäftigt sieht. Wie wohl jedem Ackerbau treibenden Volke, ist die Ernte auch dem unsrigen eine Zeit erhöhter Freude und Geschäftigkeit; das weißeste Linnen und das bunteste Band werden hervorgesucht, und nach zwölf- bis vierzehnstündiger Arbeit zieht man Abends wohlgemuth und singend zum „Hofe" heim.

Daß dieses Volk, welches wir hier in seinen äußern Beziehungen geschildert haben, in sich ausgebildet wie es ist, naturfrische Sitten besitzt und an eigenthümlichen Gebräuchen nicht arm ist, versteht sich. Wir hoffen ein andermal auch letztere näher betrachten zu dürfen.

Aus dem Wupperthal, Oktober.

Der Kirchentag. — Eine christliche Literatur.

In den Tagen vom 11. zum 14. September hatte Barmen die Ehre, daß in seiner Mitte der eilfte deutsche evangelische Kirchentag abgehalten wurde, dessen dießjährige Sitzungen bedeutungsschwerer gewesen sind, als die meisten früheren. Sie haben hier das Interesse sämmtlicher Parteien, sowohl der in als außer der Kirche stehenden, in hohem Maße in Anspruch genommen und werden nicht verfehlen, allerwärts große Aufmerksamkeit zu erregen und sehr entgegenstehende Stimmungen hervorzurufen; es handelte sich nämlich um den Einfluß, den der Kirchentag sich vorgenommen hat, auf die Literatur auszuüben.

Man hatte das Ehegesetz und die Dissidentenfrage vom Programm gestrichen, um Spaltungen zu vermeiden, und vorgezogen, solche Gegenstände zur Verhandlung zu bringen, an denen man „brüderlich und in Eintracht sich erbauen könnte." Die Frage über die Stellung der weltlichen Literatur zum Christenthum schien dafür geeignet. Sie wurde zur Hauptfrage, welche die heftigsten Diskussionen hervorrief und in jeder Sitzung auf's neue wieder zur Sprache kam. Den Vortrag hatte Professor Lange aus Bonn übernommen. Bekanntlich ging Lange, der aus Sonnborn, einem Dorfe in der Nähe von Elberfeld stammt, bis zu seinem siebzehnten oder achtzehnten Jahre hinter dem Pfluge — in ähnlicher Weise wie der geniale Düsseldorfer Maler Mintrop, der bis zu seinem dreißigsten Jahre Ackerknecht war. Durch seine ungemeine geistige Energie hat sich Professor Lange zu seiner jetzigen Stellung emporgeschwungen. Seine wissenschaftliche Bedeutung ist anerkannt, trotz Humboldt, der ihn in dem Briefwechsel mit Varnhagen zu den größten deutschen Mittelmäßigkeiten rechnet. Dazu ist er, wenn auch nicht eigentlich ein Dichter, doch eine dichterische, feinfühlende Natur. Schon vor

einer Reihe von Jahren hat er Gedichte, christlichen Inhalts, herausgegeben, unter denen sich einige von großer Schönheit befinden und die wohl eine weitere Verbreitung verdient hätten, als ihnen geworden zu seyn scheint. Nach Allem ließ sich erwarten, daß Lange die weltliche Literatur nicht mit dem Maßstabe messen würde, welchen die extreme kirchliche Partei anzulegen pflegt, und diese Erwartung ist nicht getäuscht worden. Er unterschied in der weltlichen, der humanistischen Literatur, zwei Grundformen, eine gesetzlos wilde und eine menschlich edle, eben so auf dem Gebiet des Confessionalen eine Literatur des Heiligen und der starren Satzung. Indem er die extremen Richtungen auf beiden Seiten verwarf, erkannte er an, daß der wahre Humanismus der Entwicklung des Christenthums die wesentlichsten Dienste geleistet habe. Beide seyen jetzt in eine schiefe Stellung zu einander gerathen und die edelsten Weltmenschen seyen von Vorurtheilen gegen das Christenthum erfüllt, weßhalb er es für dringende Pflicht des Christenthums halte, auf eine Versöhnung hinzuarbeiten und das normale Verhältniß wieder herzustellen, nämlich die Einheit des Glaubenslebens und des Humanismus, welche in der menschlichen Anlage begründet und in Christus principiell verwirklicht sey. Alsdann könne man siegreich der Coalition der beiden verwerflichen Richtungen, des gesetzlos wilden Humanismus und der starren Satzung entgegen treten. Er wies dabei auf Frankreich hin, wo heutigen Tages Frivolität und Satzung auf gefährliche Weise verbunden auftreten, das „Univers" die alten Classiker abschaffen wolle und in Novellen und Dramen die größten Verbrechen in glänzender Darstellung gefeiert werden.

Die Rede Langes war wie ein Brand in ein Pulverfaß geschleudert. Krafft, Prediger an der reformirten Gemeinde in Elberfeld, der Mann der starren Satzung, der protestantische Schildträger des „Univers," sprang auf, um sich entschieden gegen jede Versöhnung zwischen Humanität und Christenthum auszusprechen. Ihm ist die ganze große Literatur eine Bundesbrüchigkeit, eine Verläugnung Gottes. Was sie Schönes und Edles enthalten mag, ist Schein und Täuschung und hält nicht vor im Augenblicke des Sterbens. Zudem ist all dieses Schöne und Edle überflüssig, denn was der Mensch an Poesie bedarf, ist in der Bibel enthalten. Sodann: ist die Gewalt des Dichters, die Kunst seiner Darstellung so groß, daß er zwingt, auf ihn einzugehen, Antheil an seinen Gebilden zu nehmen, so ist er ein Zauberer, und „jeder weiß, was das Wort Gottes über Zauberei sagt." Das war die Entgegnung auf die geistvolle Rede Langes. — In der That, man glaubt zu träumen. Der Dichter, der wirkliche, wahrhafte, ist ein Zauberer; die Zauberei aber ist in der Bibel verflucht, also — Wäre diese Lehre schon im Mittelalter bekannt gewesen, wie würden die Holzstöße geflammt haben und wie gern würde man sie von gewissen Seiten jetzt wieder anzünden!

Dr. Nitzsch suchte die Ansichten zu vermitteln, was natürlich mißlingen mußte. Daß der bekannte Hofprediger Krummacher aus Potsdam (früher in Elberfeld) ebenfalls gegen den Humanismus ankämpfen würde, war vorauszusehen; aber ein wirksamerer Bundesgenosse erstand Krafft in der Person des Zeichenlehrers an der Webeschule in Elberfeld, Rödel, von dem ich indeß gleich von vornherein zur Ehre Elberfelds bemerken muß, daß Elberfeld nicht die Ehre hat, seine Vaterstadt zu seyn. Er ist, wenn ich nicht irre, von Wien dorthin berufen. Rödel erklärte auf die naivste Weise von der Welt, daß er in Schiller, Goethe und Shakespeare nur Träber gefunden. Nun, jeder nach seinem Geschmack; aber aller Ernst hört bei solchen Geständnissen auf und die Erwiederung gehört dem Kladderadatsch, der sie auch in gebührender Weise ertheilt hat.

Daß die Gemüther anfingen sich zu erhitzen, ist leicht erklärbar; ach! und man hatte doch beabsichtigt, solche Fragen auf das Programm zu setzen, bei deren Besprechung man sich „brüderlich und in Eintracht erbauen könnte." Professor Lange ging dem Pastor Krafft persönlich zu Leibe und machte ihn auf die Consequenzen seiner Ansichten aufmerksam: er müsse seine eigene Bildung abstreifen und den Elberfelder Schulen, wo noch Classiker traktirt würden, auf Tod und Leben den Krieg erklären. Gewiß, und Mangel an Consequenz kann man sicherlich Krafft nicht vorwerfen. Er hat sich über das Elberfelder Gymnasium sowohl von der Kanzel herab als in Privatkreisen in eben nicht parlamentarischen Ausdrücken ergangen, und einen Unterricht verdammt, der nur zur Folge haben könnte, daß die Kinder über den alten Göttern den Einen wahren Gott vergäßen; aber der Direktor des Gymnasiums hat, wie es scheint, sich noch nicht dazu verstehen wollen, das classische Latein des Cicero durch das Suppenlatein der mittelalterlichen Mönche zu ersetzen. In der Schillerfeier erblickte Krafft seiner Zeit nur einen literarischen Götzendienst, und doch hat er früher, wie man sagt, Hegel studirt und für Kunst geschwärmt. Die Zeiten und Anschauungen sind wandelbar. Darin allerdings mag er doch Recht haben, daß eine Versöhnung zwischen Christenthum und Humanismus nicht möglich ist, da das Christenthum wohl ein großes humanistisches Element in sich trägt, der Humanismus aber kein christliches. Eine Annäherung könnte nur von Seiten des Christenthums aus erfolgen, indem es das specifisch Christliche nach und nach abstreifte, also aufhörte Christenthum zu seyn und schließlich ganz in den Humanismus überginge.

Die Debatten haben zu dem Endresultat geführt, daß Professor Lange, von Dr. Hoffmann aufgefordert, sich bereit erklärt hat, eine Zeitschrift zu gründen für die Aufnahme christlicher Gedichte, Novellen und Romane und für die Begründung eines sichern christlichen Urtheils. Dagegen ist nichts zu sagen; aber man ist von der andern Seite weiter gegangen. Es soll gegen die schlechte Literatur, „die besonders durch die nichtswürdigen Leihbibliotheken vertreten ist," eine christliche Literatur geschaffen und durch „planmäßige Colportage" verbreitet werden. Der „praktische Wegweiser durch die christliche Literatur" soll

das Gute prüfen und sichten, ein Index librorum prohibitorum das Schlechte namhaft machen. Also ein protestantischer Index, auf welchem ohne Zweifel Shakespeare, Schiller und Goethe zunächst figuriren werden! Das geht allerdings über die Pappelbäume. Es möchte den Herren Eines zu rathen seyn, sich vor der Lächerlichkeit zu hüten. Der Buchhändler Oelbermann in Bonn (in jüngster Zeit bekannt geworden durch seine, bei Hoffmann und Campe erschienenen Gedichte, so wie durch sein kürzlich herausgekommenes Herzliederbuch) kündigt schon mit großem Behagen an, daß sein Lager mit all den Werken reichlich versehen sey, welche auf dem Index librorum prohibitorum der Herren Krafft und Genossen erscheinen würden. Die verpönten Bücher werden sicher nur um so eifriger gelesen werden. Oder hat man den Willen und die Macht, die alten Strafen wieder einzuführen, Kirchenbann und Gefängniß?

Eine christliche Literatur soll geschaffen werden. Das ist allerdings leicht dekretirt, aber ich fürchte, die Ausführung wird in die Brüche gerathen. Um Kunstwerke zu schaffen, selbst wenn sie rein christliche Stoffe behandeln, dazu gehört noch etwas anderes als ein rechtgläubiges Gemüth. Daran scheint man nicht gedacht zu haben, und bei dem vollständigen Mangel eines Verständnisses für das Wesen der Kunst, wie er vielseitig zu Tage trat, ist das allerdings nicht zu verwundern. Man kann keinen Dichter machen, wie man Prediger und Consistorialräthe macht. Ein Dichter ist nicht das Werkzeug einer Partei, weder einer politischen noch einer religiösen. Soll ein christlicher Dichter entstehen, so ist es nur dann möglich, wenn das ganze Volk wieder lebendig vom Christenthum durchdrungen wird, und ich fürchte sehr, daß die Wege, welche man bis jetzt eingeschlagen hat, am wenigsten zu diesem Ziele führen.

Nach einer Eröffnung von Dr. Wichern hat ein Freund des Kirchentags einen Preis von hundert Dukaten ausgesetzt für die beste Kritik der heutigen verderblichen Volks-, Roman-, Novellen- u. s. w. Literatur (es ist nicht gesagt worden, ob der bekannte Roman Eritis sicut Deus auch darunter verstanden ist), und wie dieser Literatur am besten entgegen gewirkt werden kann. Der Feldzug wird also eröffnet werden. An einen Erfolg glaube ich selbst da nicht, wo er zu wünschen wäre, wo sich der Angriff gegen die wirklich schlechte, die unsittliche Literatur richten wird, die auch in Deutschland anfängt sich einzubürgern.

Es wurde noch gelesen: von Professor Schlottmer aus Bonn über die Bedeutung des alten Testaments für die christliche Erkenntniß, von Dr. Wichern aus Hamburg und Consistorialrath Carus aus Posen über innere Mission. Die letzte Sitzung war einer rein praktischen Frage gewidmet, der Frage über die Erziehung und Bewahrung des weiblichen Geschlechts in den arbeitenden Ständen. Dieser Gegenstand ist allerdings von großer Wichtigkeit und verdient nach allen Seiten hin beleuchtet zu werden. Namentlich auch für unser Thal ist er von Bedeutung, in dem sich ein so großes Fabrikproletariat befindet. Durch höheren Lohn bewogen, gehen die Töchter aus den arbeitenden Klassen, indem sie die Stellung einer Magd verschmähen, als Arbeiterinnen in die Fabriken, um hier ihren Sonntagsputz mit der Entäußerung alles häuslichen Gefühls und mit sittlichem Ruin zu erkaufen. Die Sache hat noch einen andern Uebelstand im Gefolge. Die Mägde werden dadurch sehr selten und anmaßender in ihren Forderungen, so daß manches Hauswesen sich dadurch gestört sieht und manche Hausfrau in eine halb komische, halb ernste Verzweiflung geräth. Unter den 2800 Dienstmädchen in Elberfeld gibt es nur einige hundert einheimische; die übrigen sind eingewandert, meistens aus Nassau und Hessen.

Auf welche Art übrigens dem Verderbniß in den Fabrikzuständen begegnet werden soll, ist noch nicht abzusehen. Die Fäulniß ist aufgedeckt und der Grund des Uebels liegt klar vor Augen, aber die Mittel zur Abhülfe sind noch nicht gefunden. An gutem Willen fehlt es, hier im Thal wenigstens, den meisten Fabrikanten nicht; ihr Wille scheitert an der unerbittlichen Gewalt der Maschine, die auf der einen Seite Menschenkraft erspart, um sie dafür auf der andern in desto größerem Maßstabe und in der unheilvollsten Weise zu verwenden. Eine Trennung der Geschlechter in den Arbeitsräumen, wie sie der Kirchentag verlangte, ist nur in seltenen Fällen durchzuführen und wird schwerlich die erwarteten Erfolge haben. An die Herstellung eines patriarchalischen Verhältnisses zwischen Fabrikherrn und Arbeiter, worauf ebenfalls gedrungen wurde, ist gar nicht zu denken. Was erreicht werden kann, freilich auch nur in beschränktem Maße, ist eine Verbesserung der Wohnungen, und in dieser Beziehung ist in Elberfeld der vortrefflichste Anfang gemacht. Vor etwa zwei Jahren hat sich ein Bauverein gebildet, der außerhalb der Stadt nach dem Cottagesystem Häuser baut mit vier bis sechs Wohnungen, jede Wohnung mit besonderem Eingang. Jedes Haus ist von Grün umgeben und zu jeder Wohnung gehört ein kleines Stück Gartenland. Die Ansiedelung liegt sehr malerisch in der sogenannten „Distelbeck.“ Aber die Zahl der Häuser ist noch zu gering und der Miethpreis vielleicht zu hoch.

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 43. 21. Oktober 1860.

Suspendit picta vultum mentemque tabella.
Horat:

Das Bild des Sohnes.

Erzählung.

Wenn man mit Recht den Genfer See und seine ganze Umgebung einem köstlichen Schmucke vergleichen darf, mit welchem die Erde sich wie zu einem Feste geschmückt, so muß man staunen, inmitten aller dieser Pracht noch einzelne Punkte zu finden, welche gleich einer seltenen Perle selbst den Reichthum an Gold und Edelsteinen, der sie einfaßt, erhöhen. Ein solch kleines Paradies im Paradiese findet der Reisende, wenn er auf der Landstraße von Lausanne her am Eingang von Vevay ankommt, da, wo sich vor dem Städtchen eine dichte, doppelte Kastanienallee den See entlang erstreckt, dessen Wellen plätschernd an die niedere Mauer schlagen, die man hier dem Element entgegen gebaut und so diese Art von Promenade um einige Fuß über den Spiegel des Wassers erhöht hat. Eine kleine Strecke seitwärts von dieser Allee, gerade dem Landungsplatz der Dampfboote gegenüber, erhebt sich ein neues, stattliches Gebäude im gothischen Styl, welches augenblicklich durch seine Größe und äußere Eleganz auffällt. Dieses Schlößchen P., wie man es in der Umgegend nach seinem Besitzer nennt, ist in dem Reisehandbuch erwähnt als ausgezeichnet durch einen herrlichen Garten mit tropischen Gewächsen, dessen Besuch zweimal in der Woche den Fremden und Einheimischen gestattet ist.

Wo die Natur sich so verschwenderisch zeigt, pflegt man in der Regel weniger nach der Kunst zu fragen, und ich würde wohl theilnahmlos an diesem Fleckchen Erde vorüber gegangen seyn, hätte mir nicht eine freundliche Reisegefährtin, eine Dame aus Lausanne, schon unterwegs zufälligerweise dieses Schlößchen P. als ein Wunder des Waadtlandes, als ein Muster von edler und eleganter Ausstattung gepriesen. Dieß machte mich neugierig, um so mehr, als sie mir sagte, auch die Gemächer seyen dem gothischen Styl des Gebäudes gemäß eingerichtet und das Täfelwerk der Fußböden, so wie die Schnitzereien, welche die Möbeln und Wände zierten, alle in Vevay selbst gemacht, ein Industriezweig, auf welchen das Waadtland stolz ist und worin man es dort zu einer seltenen Vollkommenheit gebracht hat. Da nun wohl der Besuch des Gartens, nicht aber der des Hauses, und am wenigsten in Anwesenheit der Besitzer, dem Fremden gestattet ist, bot mir die Dame freundlich an, mir bei Herrn von P. die Erlaubniß auszuwirken, die Gesellschaftszimmer besehen zu dürfen, da sie mit der Familie seit lange befreundet war und dort vor ihrer Weiterreise einen Besuch abstatten wollte.

Als ich am Nachmittag nach dem Hause schlenderte,

fand ich in der That den Portier bereits unterrichtet. Man öffnete mir freundlich die Gartenthüre, und ich befand mich bald in der Mitte eines so reizend ausgeschmückten Raumes, wie ich ihn in der That selten gesehen hatte. Der Portier hatte mich dem Gärtner übergeben, welchen meine ungeheuchelte Bewunderung so schnell mir befreundete, daß er mir mit sichtlicher Freude durch die kleine herrliche Schöpfung folgte, mir den Namen jedes seltenen Baumes oder Strauches nannte und mich auf die interessantesten seiner Pflanzen aufmerksam machte. Es war eine reizende Vermischung der Gewächse unserer und einer fremden Zone. Palmen wiegten ihre federartigen Zweige neben einer deutschen Kohlbuche, und die zackige Aloe schoß riesenmäßig aus einem ihr zu Hause ungewohnten grünen Rasenteppich empor. Eine Menge von Tropenpflanzen, welche wir in Deutschland selbst im Sommer unter schützendem Glase halten müssen, waren mit den Töpfen eingegraben und verwebten sich um so natürlicher mit der Pracht der südlichen Gewächse, welche hier ohnedem einheimisch sind. Es war zu Ende des Monats August und Alles stand in der vollen, brennenden Blüthenpracht des Sommers. Wo sich nur eine Mauer oder ein Geländer erhob, waren sie entweder mit dem stark duftenden Jasmin überkleidet, oder von den verschiedenartigsten blühenden Schlingpflanzen bedeckt, die lustig daran empor kletterten. Ein bedeckter Gang, welcher von dem Wohnhause nach der Orangerie führte, bildete gleichsam ein Blüthenmeer von rothen und blauen Winden in seltener Größe, welche sich in zierlichen Festons weiter und weiter durch die Blüthenkronen einer Reihe von Oleandern schlangen, die in rosenfarbener Gluth in die hohen Bogenfenster des Gewächshauses herein nickten.

Dieses Gewächshaus war jetzt leer und zeigte sich als einen hohen, breiten Salon, mit verschiedenen Kaminen versehen und mit eleganten Rohrstühlen, Sesseln und Sophas ausgestattet. Mein Führer belehrte mich, daß diejenigen Gewächse, für welche selbst der kurze Winter von Bevay zu herbe ist, in der rauhen Jahreszeit hier aufbewahrt werden und dann den lieblichsten Wintergarten bilden, während der freie Raum draußen keineswegs verödet liegt mit seinen immergrünen, glänzenden Lorbeerhecken, unterbrochen von Lauben des Laurus Pinus, der schon im Februar oder März seine kleinen weißen Blüthen dem Strahl der Sonne öffnet.

Während ich davon träumte, wie reizend es seyn müsse, einen Winter in diesem Glassalon voll Grün, Blüthen und Sonnenschein hinzubringen, sprang ein Knabe von etwa acht Jahren herein, lief auf den Gärtner zu und rief in reinem Deutsch: „Großvater, ich habe dich schon überall gesucht!“ Dabei faßte er mit seinen zwei kleinen Händen die große, harte Hand des Mannes, der für einen Großvater noch etwas zu jung aussah. Eben so sehr wie mit dieser Benennung contrastirte die Kleidung des Kindes, nach welcher zu schließen, es eher der Familie des Besitzers, als der des Gärtners angehören mußte.

„Was willst du denn schon wieder, kleiner Quälgeist?“ antwortete der Gärtner, mit dem ich bis jetzt französisch gesprochen, gleichfalls deutsch, doch mit so entschiedenem Accent, daß ich unbedingt sicher war, ächtes süddeutsches Blut vor mir zu haben. Zwar waren es kaum einige Wochen her, daß ich zum letztenmal deutsch gesprochen, dennoch schlug mir das Herz vor Freude, den lieben, vertrauten Ton zu hören. Ich reichte dem Manne schnell die Hand. „Wir sind Landsleute, wie ich höre,“ sagte ich auch auf deutsch; „wo sind Sie her?“

Sein ganzes Gesicht verzog sich zu einem Lächeln, als er mir antwortete: „Ich bin aus Baden, aus dem Oberland, und ich kann mein Deutsch noch ganz gut, wenn ich auch schon seit fast zwanzig Jahren nicht mehr da droben war.“

„So lange schon sind Sie hier?“ — „Ja wohl, so lange bin ich bei den Herrn von P., und was Sie hier sehen, dieser ganze Garten ist mein Werk. Es ist nichts darin, was ich nicht selbst gepflanzt, oder unter meiner Anleitung pflanzen lassen.“

Wir waren während dieses kurzen Gesprächs wieder hinausgetreten und er überflog seine Schöpfung mit einem Blicke, der eben so stolz als glücklich war. Der Mann flößte mir Achtung ein. Eine Anlage, so geschmackvoll, die auf einem verhältnißmäßig kleinen Raum eine solche Mannigfaltigkeit der seltensten und wohlgepflegtesten Gewächse vereinigte, war mehr das Werk eines Künstlers, als eines einfachen Gärtners, wie er mir anfänglich erschienen war, und ich drückte ihm herzlich meine Freude darüber aus, daß es wieder ein Deutscher sey, der hier im fremden Lande so Schönes zu Stande gebracht.

„Ja,“ sagte er, „diese Pflanzen und Bäume sind mir alle wie meine Kinder, und wie fernen Ländern sie auch angehören mögen, es ist mir gelungen, sie bei uns heimisch zu machen. Sehen Sie diesen ungeheuern Ricinusstrauch, er ist ganz mit Nüssen bedeckt; in einigen Wochen wird man drunten in der Apotheke von Bevay das Oel aus den fetten Kernen pressen. Es ist das erste Ricinusöl, welches unter unserem Himmelsstriche erzeugt wurde. Ein neuer Handelsartikel für die Schweiz ist damit wohl nicht gewonnen, aber es macht mir doch Freude, den Strauch so weit gebracht zu

haben, daß es der Mühe werth ist, das Oel aus seinen Früchten herzustellen."

Von da führte er mich weiter zu einer Gruppe der seltensten Coniferen. Die brasilianische Tanne mit dem schwanenartigen, lichtgrünen Gefieder, die peruanische und die andalusische Fichte, deren Zweige so weich und anmuthig niederhangen, wie sanftverschlungene Mädchenarme, und bei deren Anblick wir uns nur mit Mühe daran erinnern können, wie nahe sie unsern finstern Schwarzwaldtannen verwandt sind, deckten den englischen Rasen mit zierlichen Schatten und neben ihnen erhob sich eine riesige gefüllte Datura, ihre langen, weißen Blüthendolden auf uns niedersenkend. Im schönsten Contrast mit dieser südlichen Gruppe stand einige Schritte seitwärts ein Wäldchen junger Birken, die schlanken Wipfel sanft bewegt, vom frischeren Lufthauch, der vom See herüberstrich, und daran sich schließend leitete eine Reihe hochstämmiger, kräftiger Myrthen- und Granatbäume, mit weißen und rothen Blüthen übersäet, zu einem kleinen Hügel hin, welcher hinauf nach der Terrasse des Schlosses führte. Ungeheure Hortensien, in einzelne Gruppen zerstreut, breiteten hier mächtige rohe Blüthenbüschel auf den frischen Rasen, und wohlthuend begrüßte zuletzt das Auge das dunkle, ehrwürdige Grün der alten Kastanienbäume, welche die geräumige Terrasse als letzte Grenze abschlossen und gleichsam eine Fortsetzung der Allee zu seyn schienen, welche hier von außen den Garten nach der Seeseite hin umzirkte und die Trennungsmauer malerisch verbarg.

Ein kleiner Hügel, mit Felsen und Epheu bedeckt, der sich hie und da dicht um zierliche Bänkchen von Eisenguß wand, daß sie gleichsam grüne Muscheln bildeten, welche unwiderstehlich zum Sitzen einluden, führte hinauf unter die breite Veranda, von blühenden Schlingpflanzen fast erdrückt und rings umstellt mit mächtigen Orangebäumen, blüthe- und früchteüberladen, das helle, saftige Grün auf's Lebhafteste mit dem dunkeln Schatten der Kastanien contrastirend. Zwischen den breiten Blättern derselben aber wogt und flimmert das tiefe Blau des Sees, ein Anblick, so zauberhaft, so unvergeßlich schön, daß die bloße Erinnerung daran hinreicht, die Seele in eine gehobene Stimmung zu versetzen. Doch waren wir noch nicht bis hinauf gelangt, als der Kleine, der an der Hand des Gärtners mit uns ging und den ich, gefesselt von all der Schönheit um mich her, fast vergessen hatte, plötzlich ausrief: „Großvater, ehe wir hinauf gehen, laß mich noch nach den Pfirsichen sehen, ob sie bald reif sind!"

Der Mann blieb stehen. „Es ist gut, daß du mich erinnerst, Henri," sagte er; „da dem Herrn unser Garten so gut gefällt, sieht er gewiß auch gern eine Probe unserer Obstcultur. Ist es Ihnen gefällig, wieder ein wenig mit mir zurückzugehen?" — „Gerne," erwiederte ich, „aber erklären Sie mir doch, wie es kommt, daß das Kind Sie Großvater nennt; so alt sind Sie doch noch nicht, oder bleibt man in dieser herrlichen Umgebung ewig jung?" — „Das gerade nicht — der Kleine nennt mich nur so seit dem Tode des alten Herrn von B., und auch darum, weil ich seine Mutter liebte wie mein eigen Kind. Halb ist es von ihm kindliche Gewohnheit, einen älteren Mann so zu nennen, zum größeren Theil der Wunsch seines eigenen Vaters, der mir diesen Ehrentitel einträgt."

Der Kleine war uns um einige Schritte vorausgesprungen und sah sich jetzt fragend um, ob wir ihm folgten. Es war ein zartes Kind mit blonden Locken und den reizendsten dunkeln Augen, die ich je gesehen. Wie zwei Sonnen strahlten sie in dem feinen Gesichte, und dabei war ihr Ausdruck so heiter und schalkhaft, daß man leicht erkannte, eine frohe Seele belebe sie. Ehe ich noch mehr fragen konnte, rief der Kleine freudig: „Siehst du, Großvater, heute sind sie schon wieder viel röther, bald darf ich davon essen!" — „Er denkt nur an's Essen," sagte der Gärtner mit einem halben Seufzer und deutete mit der Hand nach einer hohen Mauer vor uns. Ein Pfirsichbaum, wohl an zehn Fuß hoch, bedeckte dieselbe in fast doppelter Breite mit weithin gestreckten Aesten. Es war ein Anblick zum Malen, der lebendige Beweis, wie häufig die Frucht noch schöner ist als die Blüthe. Zwischen den glänzend grünen Blättern, alle so frisch, als ob sie eben der Mai hervorgezaubert, hing dicht gedrängt Frucht an Frucht, sanft gefärbt gleich der zarten Wange des Kindes, das sehnsuchtsvoll daran hinauf schaute. Es mochten Hunderte von Pfirsichen da hängen, aber einer war genau wie der andere, keine welke oder verkrüppelte Frucht entstellte das schöne Bild, welches der Baum darbot. „Das ist Papas Baum," sagte das Kind lebhaft. „Nicht wahr, Großvater, er hat ihn gepflanzt? Wenn ich groß bin, will ich auch so schöne Pfirsiche wachsen lassen."

Ich stand nachdenkend und betrachtete den Baum, dann sagte ich: „Seit Jahren habe ich so schöne Früchte nicht gesehen, doch war früher einmal ein Gärtner in Heidelberg, der brachte ähnliche Pfirsiche auf den Markt." — Der Gärtner wendete sich rasch um und fragte: „Wohnen Sie in Heidelberg?" — „Ja wohl," war meine zerstreute Antwort, denn ich sah mit Wohlgefallen bald auf den schönen Baum, bald auf das liebliche Kind; dann rief ich aus: „Es ist wahrlich

Schade, diese Früchte zu essen, sie sollten immer so hängen bleiben!"

„Ja wohl ist's Schade," sagte der Mann, aber der Kleine unterbrach ihn lebhaft: „Nein, Großvater, sie schmecken gut und im nächsten Jahr kommen wieder andere." — „Das kann man nicht wissen," antwortete der Mann sinnend, „deine Mutter, Kind, war wie dieser Baum, so frisch und zart und duftig, und nun ist sie auch nicht mehr da." Er wischte sich mit der Hand über die Augen und fuhr dann freundlich fort: „Sobald die ersten Früchte reif sind, Henri, bekommst du sie, verlasse dich darauf, jetzt aber müssen sie noch einige Tage hängen." — „Ich will sie auch gar nicht für mich, nur für den Papa — aber jetzt muß ich auch zu ihm, zu meinem lieben Papa," rief, sich selbst unterbrechend, der Kleine, und in hastigen Sprüngen lief er den Kiesweg entlang, den Hügel hinauf und verschwand hinter den Bäumen der Terrasse.

Wir folgten ihm langsamer. „Dieß ist wohl das Kind des Hauses?" fragte ich meinen Begleiter. — „Ja wohl," sagte er, „der Augapfel des Hauses, um den sich Alles dreht. Ich meine oft, ich hätte meine zwei Mädchen, so sehr sie mir auch an's Herz gewachsen sind, doch kaum halb so lieb als ihn." — „Sie sind also verheirathet?" — „Ja, als ich hierher kam, ließ ich eine Braut in Deutschland zurück; ich war arm von Haus aus und wußte noch nicht, ob es mir hier glücken würde; aber es war mein guter Stern, der mich in dieses Haus führte. Der alte Herr von P., der einen tüchtigen Kunstgärtner suchte, gab mir Mittel genug und freie Hand und keine Befehle, aber guten, tüchtigen Rath, und so sah ich schon nach einem Jahre, daß ich hier bleiben, daß ich schalten und walten könne nach meinem Wunsche. Daß mein Wunsch und Wille gut waren, davon haben Sie sich hoffentlich selbst überzeugt. Nachdem das Häuschen, welches Sie wohl vorhin dort am Ende des Gartens bemerkt, gebaut war, gab mir Herr von P. auf einige Wochen Urlaub. Ich reiste nach Hause und holte meine Frau ab, die Tochter eines kleinen Beamten in K., wo ich sie kennen gelernt, als ich in den dortigen Hofgärten meine Kenntnisse vervollständigte. Obgleich ihr Anfangs hier manches fremd und sonderbar vorkam, ward sie doch bald heimisch, denn wir liebten uns herzlich, und nun sprechen wir freilich jedes Jahr von einer Reise nach Deutschland, aber es kommt immer nicht dazu."

„Man reist doch jetzt so schnell." — „Das ist es nicht, meine Bäume und Pflanzen sind es, die mich halten. Heute müssen diese gepflegt und gewartet werden, morgen wieder andere, und ich bin wie eine eifersüchtige Mutter, die ihre Sorge um die Kinder keinem Andern anvertrauen mag. Vom Sommer verschiebe ich es auf den Winter, vom Winter wieder auf den Sommer — es geht halt nicht. Aber grüßen Sie mir das liebe Deutschland von ganzem Herzen."

Wir standen während dieses Gesprächs schon eine Weile auf der Terrasse und blickten auf die klare, durchsichtige Wasserfläche und die gegenüber liegenden Savoyer Gebirge, welche bereits anfingen sich im Strahl der sinkenden Sonne röthlich zu färben. „Es ist ein schönes, herrliches Land," fuhr mein Begleiter fort, „man kann es hier schon aushalten, um so mehr, wenn man, wie wir, einige deutsche Freunde hat, und überdieß wissen Sie ja, wo es Einem wohl geht, da findet man die Heimath."

Ich war im Begriff ihm zu antworten, um unser Gespräch noch etwas auszudehnen, da es mich interessirte, etwas Näheres über den jetzigen Besitzer des Hauses zu erfahren und über die intime Beziehung, in welcher offenbar der Sohn und einstige Erbe dieser köstlichen Besitzung zu dem, wenn auch gebildeten, doch einfachen Manne stand. Da trat ein alter Bedienter, in eine geschmackvolle Livree auf's Sorgfältigste gekleidet zu uns und erkundigte sich sehr höflich auf Französisch, ob ich der Herr sey, welcher das Haus zu sehen wünsche, später sey es nicht mehr wohl möglich. Ich drückte dem deutschen Landsmann die Hand, stellte die Möglichkeit eines Wiederkommens in Aussicht und folgte dem Diener in das Haus.

Die geschmackvolle Ausstattung desselben entsprach sowohl dessen Außenseite, als der Gartenanlage, und was die Holzarbeit betrifft, so fand ich, daß meine Reisegefährtin davon keineswegs zu viel gesagt hatte. Die Wände des Speisesaals waren nach Schweizersitte ganz mit geschnitztem Eichenholz getäfelt, die Büffets, die Sessel und der Fuß des Eßtisches mit reichen Skulpturen von demselben Material geziert. Die Wände der Gesellschaftszimmer bedeckten kostbare Sammttapeten von dunkler Farbe, gehoben durch wenige, aber kostbare Goldrahmen, die vorzügliche Kupferstiche und einige ausgezeichnete Oelgemälde einfaßten. Auch hier waren die Möbeln mit kunstreichen Schnitzereien geziert und breite Vorhänge von dunklem Seidendamast, welche die hohen Bogenfenster fast verhüllten, gaben den Gemächern einen Anstrich von Düsterheit, welcher angenehm mit dem glänzenden Licht, der hellen Bläue der Landschaft contrastirten. Mehr jedoch als die Bilder, die kostbaren Uhren, Statuetten und Vasen, welche die marmornen Simse der Kamine zierten, interessirte mich die eingelegte Arbeit der Fußböden, die in Wahrheit ausgezeichnet genannt werden durfte. Besonders geschmackvoll

war die Zeichnung derselben und ich freute mich um so mehr darüber, als auch dieß großentheils ein Erzeugniß deutschen Fleißes war, denn wie ich gehört, hielten sich viele deutsche Handwerker, und besonders Kunstschreiner, in Vevay auf.

So gelangten wir nach und nach an das Ende der Zimmerreihe, die mit einem kleinen, besonders reizend ausgestatteten Boudoir schloß, welches jedoch noch mehr als die übrigen Zimmer den Charakter des mittelalterlich Düstern trug. Das einzige Fenster war mit Glasmalereien bedeckt, welche ihre bunten Lichter auf die violette Sammttapete streuten, da die Abendsonne dem Fenster gerade gegenüber stand und jetzt ihren vollsten Strahl auf den Kaminsims und die Gegenstände ergoß, welche sich darauf befanden. Unter diesen nahm ein Oelgemälde, das in schmucklosester Einfachheit ohne Rahmen oder sonstige Einfassung darauf stand, sogleich meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch. Es war ein wunderbares Bild, welches mich dergestalt fesselte, daß ich erst nach einiger Zeit durch das verlegene Räuspern des Bedienten daran erinnert wurde, daß ich wohl schon viel zu lange für ihn hier stand. Der Gegenstand war äußerst einfach. Eine junge Mutter in italienischer Tracht, auf einem niedern Schemel sitzend, hält ihren nur mit einem Hemdchen bekleideten Knaben dem Vater entgegen, welcher in der Tracht eines Arbeiters sich an eine niedere Mauer lehnt, den Kopf in die Hand gestützt, und die Gruppe vor ihm betrachtet.

Wer hat nicht schon eine Menge ähnlicher Bilder gesehen? Und doch war vielleicht noch nie im Ausdruck des Mannes die Liebe des Vaters zu seinem Kinde so treu, so menschlich schön wiedergegeben. Das sanfte, innige Lächeln, welches die bleichen, melancholischen Züge dieses Gesichtes belebte, der tiefe Blick des Auges, mit dem es auf dem jauchzenden Kinde ruhte, die ganze Wonne des Vaterherzens, die um die Lippen spielte — man mußte dieß selbst gesehen haben, weil so ein Bild überhaupt gar nicht zu beschreiben ist.

Ich hatte schon Madonnen aller Art gesehen, die Verkörperung der Mutterliebe in ihrer rührendsten und anziehendsten Gestalt, aber nichts hatte mich noch momentan so tief ergriffen, als der Ausdruck des Vaterherzens, wie er sich in reinster Menschlichkeit auf diesem Gesichte wiederspiegelte. Nur ein großer Künstler konnte das Bild gemalt haben. Ich wandte mich zu dem Diener und fragte nach dem Namen desselben.

„Es ist von einem italienischen Maler,“ antwortete er kurz; „den Namen weiß ich nicht, aber das Bild gefällt Allen, die es sehen.“ Noch einmal weilten meine Blicke darauf, ehe ich ging, und nun erst fiel mir etwas auf, was ich vorher ganz übersehen. Fast schien es, als müßte das Gemälde von zwei verschiedenen Händen gefertigt seyn. Die Mutter, das Kind, so wie das ganze Beiwerk kamen in der Ausführung nicht weit über die Mittelmäßigkeit hinaus. Sie waren auch sorgfältig gemalt, aber es fehlte ihnen der poetische Schwung, die Innigkeit, welche den Vater charakterisirten und auf den Beschauer so mächtig wirkten. Wie gerne hätte ich noch mehr gefragt, aber der Alte gab sichtliche Zeichen der Ungeduld; ich erinnerte mich, daß ich nur einer Gefälligkeit den Zutritt in diese Räume verdanke, und verließ nach einem letzten, langen Blick auf das Bild das Zimmer. Der alte Diener öffnete mir mit zierlicher Verbeugung eine Glasthüre nach der Terrasse und ich verließ den Garten, nachdem ich mich noch einmal, jedoch vergebens, nach dem Gärtner umgesehen hatte.

Am folgenden Tage machte ich einen Ausflug in das Rhonethal, als ich aber am Abend nach Vevay zurückkehrte, stand mir immer wieder das Bild vor Augen und damit der lebhafte Wunsch, es vor meiner Abreise noch einmal zu sehen. Ich betrachtete dieß zwar selbst als eine Unbescheidenheit, aber wie verzeihlich ist eine solche bei einem leidenschaftlichen Kunstliebhaber, wo es sich um ein bedeutendes Kunstwerk handelt! Als ich nun gar am andern Morgen erfuhr, daß an diesem Tage der Garten des Herrn von P. dem Publikum auf zwei Stunden geöffnet sey, hielt es mich nicht länger und ich beschloß, es noch einmal zu wagen, ob mir das Glück so günstig sey, als das erste mal.

Nachdem ich einige Zeit im Garten umhergewandelt, ohne meinen Freund den Gärtner anzutreffen, entschloß ich mich kurz, nach seiner Wohnung zu gehen und ihn offen in mein Interesse zu ziehen. Wie ich nun am Gewächssalon vorüber ging, hörte ich plötzlich eine helle Kinderstimme, die mir ein schalkhaftes: „Bon jour, Monsieur!“ zurief, und gleich darauf entdeckte ich zwischen den Blüthen eines Oleanderbaums die schönen dunkeln Augen des kleinen Henri.

„Komm' mit mir, zeige mir den Weg zu dem Großvater,“ sagte ich, worauf er rief: „Was wollen Sie bei dem Großvater? Er ist nicht zu Hause.“ — „Wie Schade!“ sagte ich fast unwillkürlich; „das ist mir wirklich sehr leid.“ — „Warum?“ rief das Kind. „Sagen Sie mir, was er soll.“ — Ich lächelte. „Dieß wird mir nicht viel nützen; ich wollte den Großvater fragen, ob ich nicht noch einmal die Zimmer besuchen darf, welche ich vorgestern gesehen.“

Der Kopf verschwand blitzschnell zwischen den Zweigen und ich hörte gleich darauf den Kleinen sagen:

„Papa, der Herr, den ich vorgestern gesehen, der mit dem Großvater deutsch sprach, möchte noch einmal unsere Zimmer sehen.“ Im nächsten Augenblick wurden die Zweige des Baumes auseinander gebogen; neben Henri stand ein großer, schlanker Mann, das leibhaftige, wenn auch etwas ältere Original des Vaters, welchen ich noch einmal zu sehen so lebhaft wünschte.

Ich nahm etwas verlegen den Hut ab und er redete mich freundlich in reinem Deutsch an: „Womit kann ich Ihnen dienen, mein Herr?“ — „Sie sehen einen Unbescheidenen vor sich,“ antwortete ich, „aber Ihre herrliche Besitzung macht mich mehr dazu, als mein Naturell. So viel Schönes die Ufer des Leman auch dem Reisenden bieten, Ihr Garten, Ihr Haus, und die Perle Ihres Hauses, ein seltenes Gemälde, das ich darin erblickte, werden mir immer unvergeßlich seyn.“

„Von welchem Gemälde sprechen Sie?“ erwiederte er. „Mein Vater war ein großer Kunstfreund, und ich darf wohl sagen, daß manches ächte Kunstwerk unsere Räume ziert.“ — „Ich spreche von dem herrlichen Bilde auf dem Kamin eines kleinen, reizenden Zimmers, welches in wahrhaft poetischer und idealer Weise die Vaterliebe darstellt.“

Ich mußte natürlich die Wahrheit sagen, und getraute mich doch kaum den Mann dabei anzusehen, welcher offenbar zu diesem Bilde gesessen und dessen Lebensschicksal gewiß in irgend einer Beziehung dazu stand. „Dachte ich mir's doch,“ sprach er halblaut vor sich hin, dann fuhr er freundlich fort: „Es gehört zu meinen größten Lebensfreuden, wenn dieses Bild gewürdigt und geschätzt wird. Fremde kommen im Ganzen nicht viele in das Haus und unsere Waadtländer haben wenig Sinn für dergleichen. Ich freue mich, wenn es Ihnen Genuß gewährt, und bin gerne bereit, es Ihnen noch einmal selbst zu zeigen.“

Er trat mit diesen Worten an die Thüre des Salons, bat mich einzutreten und führte mich durch den bedeckten Gang nach dem Innern des Hauses; der Kleine hüpfte vor uns her. Trotz dieser Freundlichkeit fühlte ich mich etwas beengt, vielleicht nur darum, weil eine derartige Zuvorkommenheit gegen Fremde im „Wälschland,“ wie man in den deutschen Kantonen den französischen Theil der Schweiz nennt, zu den größten Seltenheiten gehört. Indem wir nun durch die lange, glänzende Zimmerreihe schritten, die ich schon einmal durchwandert, blieben wir bald vor diesem, bald vor jenem Kupferstich oder Gemälde stehen, und schnell verlor sich mein Gefühl von Bangigkeit, denn unsere Ansichten und Urtheile waren so sympathisch, daß mich wenigstens, als wir uns nach einer halben Stunde dem Gegenstand meiner Wünsche gegenüber befanden, die Empfindung beschlich, als ob ich mit einem alten Bekannten spräche, und aus der ungezwungenen Weise, mit der Herr von P. sich mir gegenüber gab, schien ein ähnliches Gefühl hervorzugehen.

Mit der liebenswürdigsten Freundlichkeit rückte er mir einen Stuhl zurecht, damit ich das Gemälde recht nach Muße betrachten könnte. Es fesselte mich fast noch mehr als das erstemal; wiederum vergaß ich auf Momente, daß ich nicht allein war, und als ich, durch ein kleines Geräusch des Kindes veranlaßt, mich endlich umsah, begegnete meinem Blick in der Wirklichkeit fast ganz dieselbe Scene, die mir das Bild darbot. Vielleicht noch wehmüthiger, noch inniger als dort blickte das dunkle Auge des Mannes auf das liebliche Kind, welches sich an seine Kniee schmiegte. Mein Herz schwoll von Rührung; von jeher war mir der sichtliche Ausdruck der Vaterliebe ergreifender als der des Mutterherzens, weil er weniger instinktiv, mehr durchgeistigt und bewußt ist.

„Daß ich ein Maler wäre, und eine Kopie dieses Bildes mit mir nehmen könnte!“ rief ich. — „Es ist mir lieb, daß Sie keiner sind,“ antwortete er ruhig, „denn dieß müßte ich Ihnen verweigern.“ — „Wie, wollen Sie immer allein der Besitzer eines solchen Kunstwerks bleiben, soll es nie vervielfältigt und der ganzen Welt bekannt werden?“ — „Nein, es kann Ihnen nicht entgangen seyn, daß es eigentlich ein Familienporträt ist.“

„Gewiß nicht,“ erwiederte ich etwas kleinlaut, „aber wie viele Madonnen, die wir als bloße Werke der Phantasie bewundern, mögen in gleicher Weise entstanden seyn.“ — „Das will ich nicht bestreiten; wenn in hundert Jahren dieses Haus noch steht und dieses Bild noch darin existirt, mag man damit machen, was man will, und es als eine künstlerische Seltenheit bewundern. So lange ich und Henri leben, mögen sich unsere Gäste und mancher fremde Besucher daran erfreuen, und es soll kein Tag vergehen, wo mein Sohn und ich uns nicht vor diesem Bilde des edelsten Mannes erinnern, aber mehr braucht vorläufig die Welt nicht davon zu wissen.“

„Und ist der Künstler auch damit einverstanden?“ — „Das ist er.“ — „Kennen Sie noch andere Werke von ihm?“ — „Gewiß, eine ganze Menge.“ — „Es ist mir unbegreiflich, daß ich nie etwas von ihm gehört. Ich war vorigen Herbst in Italien, habe viele Galerien besucht, viele Werke der Neuzeit gesehen, bin aber dem Namen nirgends begegnet.“

Herr von P. lächelte: „Sie werden ihn auch nirgends finden als hier. Würde es Sie interessiren

noch mehr von ihm zu sehen?“ — Meine Augen leuchteten vor Freude. „Sie würden mich überglücklich machen,“ rief ich, „doch bin ich beschämt, Sie als völlig Fremder so sehr zu belästigen.“ — „Sie sind ein Heidelberger, wie ich von meinem Kunstgärtner höre,“ antwortete er lächelnd, „und haben als Solcher ein besonderes Anrecht auf meine Gastfreundschaft.“ — „Kennen Sie Heidelberg?“ — „Ob ich es kenne? Ich habe dort die schönste Zeit meines Lebens zugebracht.“

Ich sah ihn betroffen an; eine dunkle Erinnerung, die mir vorschwebte und mich peinigte, seit ich das merkwürdige Bild zum erstenmal gesehen, ward mir plötzlich klar. „Sie sind — nein, es kann nicht seyn! es ist unmöglich!“ rief ich. — „Sie täuschen sich nicht,“ erwiederte er, „ich bin wirklich der Gärtner Heinrich, bei welchem Sie, Herr Professor, manche Traube und manchen Pfirsich kaufen ließen und der Ihnen mit die angenehmsten und lehrreichsten Stunden seines Lebens verdankt. Darf ich Ihnen zum Willkomm in meinem Hause die Hand bieten?“

(Fortsetzung folgt.)

Schiller als Historiker.

(Schluß.)

So viel über die historische Objektivität und Unparteilichkeit dieses neuesten Geschichtschreibers, der die Geschichte der Befreiung der Niederlande mit Benutzung aller bis jetzt gefundenen historischen Quellen erzählt hat. Nun noch ein Wort über Styl und Darstellungsweise. Wenn man Schillern das Belletristische seines Vortrags vorrücken zu dürfen glaubt, so lese man einmal bei Motley nur die erste Seite des ersten Kapitels, welches mit der Abdankung Karls V. beginnt. Diese Scene wird in einer Weise geschildert, daß jeder historische Roman füglich eben so anfangen könnte. Nicht die geringste Kleinigkeit der äußerlichen Erscheinung ist vergessen, jedes Einzelne mit der Genauigkeit des romantischen Genremalers in das pikanteste Licht gesetzt. Freilich ist auch Alles urkundlich belegt, mit einer Gewissenhaftigkeit, die wir fast übertrieben und langweilig nennen möchten. Was hat diese diplomatische Genauigkeit und Urkundlichkeit im Kleinen für einen Werth, wenn man sie nur dafür benutzt, bei Auffassung und Darstellung der Verhältnisse im Großen desto subjektiver und willkürlicher zu verfahren? Es ist überhaupt eine eigene Sache um diese Quellenmäßigkeit. Da haben wir allerdings auf der einen Seite einen Reichthum von interessanten Notizen, von pikanten Anekdoten und einzelnen charakteristischen Zügen, an denen jeder Buchstabe urkundlich belegt werden kann; von der andern Seite aber machen sich die abstrakten Sätze, die politischen Tendenzen, das willkürliche subjektive Gerede um so breiter. Man kann von solchen Geschichten nicht mehr sagen, was Schiller von der seinigen, daß sie von einer verwandten Kunst etwas geborgt habe, ohne deßwegen zum Roman geworden zu seyn; es ist nicht mehr eine Durchdringung und Verschmelzung, sondern in unangenehmer Geschiedenheit stehen neben einander der historische Roman oder die politische Parteischrift, und andererseits der aus allen Archiven zusammengesuchte, gelehrte und kritisch approbirte Quellenauszug.

Fassen wir nun Alles zusammen, so ergibt sich nach unserer gewissenhaftesten Ueberzeugung, daß der neueste Bearbeiter freilich das genaueste und zuverlässigste Detail geben konnte, wo Schiller sich mit oberflächlichen Umrissen begnügen und die fehlenden Nachrichten mit Conjecturen ergänzen mußte. So richtig er im Allgemeinen die Charaktere zeichnen mochte, so gewinnen sie doch erst durch diese neu gefundenen Urkunden das eigentliche historische Fleisch und Blut. Hinsichtlich der Darstellung der Verhältnisse im Großen und Ganzen aber fragt es sich sehr, auf wessen Seite der Vorzug der größeren Wahrheit und historischen Richtigkeit ist. Schiller, dessen Hauptquelle seine ideale Begeisterung war, hat die Dinge gewiß unbefangener und unparteiischer dargestellt als Motley, der scheinbar sich ausschließlich an die authentischen Quellen gehalten hat, in Wirklichkeit aber von den subjektivsten Motiven getrieben wird. Wollte jemand, dem die Geschichte noch ganz unbekannt ist, sich ein lebendiges und treues

Bild von dem Abfall der Niederlande verschaffen, so würden wir ihn vor dem urkundlichen Motley warnen und an den poetisch schaffenden Schiller weisen.

Und mit allem Aufwand seiner historischen Gelehrsamkeit erreicht Motley erst seinen Zweck nicht, weil er ihn viel zu nackt zur Schau stellt und mit zu kleinlichen Mitteln dafür arbeitet. Die Wirkung seines Buchs ist auf die Zeit- und Parteiströmung berechnet und hängt von ihr ab; wird irgendwo etwas Neueres entdeckt, so ist es antiquirt und hat nicht einmal mehr Quellenwerth. Schillers Wirkung dagegen ist eine bleibende, weil er von einem großartigen Pathos getrieben wird; er hat nicht für eine politische Partei, nicht für ein Decennium, sondern für die Menschheit, für die Jahrhunderte geschrieben. Wem dieß zu überschwenglich ist, den wollen wir nur auf Eines hinweisen. Motley sieht, wie schon erwähnt worden, selbst ein, daß Declamationen über Gewissensfreiheit und religiöse Tyrannei auf manche Geister nur einen sehr vagen und schwachen Eindruck machen; deßwegen greift er nach drastischerem Mittel und sucht durch die cynische Trockenheit aktenmäßiger Berichte zu imponiren. Auf den einsichtsvollen und gebildeten Leser aber wird er den Eindruck mit dem einen wie mit dem andern verfehlen; man merkt seine Absicht und wird verstimmt. Schiller ist auch gegen Philipp II. gerecht; dem Mann, gegen den er als Anwalt der Menschheit auftritt, läßt er doch die Wahrheit der Geschichte zu gut kommen und sagt so schön als richtig von ihm: „Europa ließ ihn für den Mißbrauch einer Gewalt büßen, von der er in der That nie den ganzen Gebrauch gehabt hatte.“ Ueber Karl und Philipp, den Vater und den Sohn, fällt er das für die feinste psychologische Beobachtung zeugende Urtheil: „Beide konnten, wie mich dünkt, bessere Menschen gewesen seyn, als sie wirklich waren, und im Ganzen nach denselben Maßregeln gehandelt haben. Was wir dem Charakter der Person zur Last legen, ist sehr oft das Gebrechen, die nothwendige Ausflucht der allgemeinen menschlichen Natur.“

Und nun gibt er seine schöne Erklärung von der Genesis der politischen und religiösen Despotie, welche für alle Zeiten eine Quelle der Belehrung und sittlichen Kräftigung seyn wird. „Die Herrschaft über viele Millionen, führt er aus, ist eine zu starke Versuchung für den menschlichen Stolz, und eine zu schwere Aufgabe für menschliche Kräfte. Der Mensch kann sich nicht über alle Theile allgegenwärtig verbreiten wie der unendliche Geist; deßwegen kommt er durch Classification seiner Beschränkung zu Hülfe und setzt gleich dem Naturforscher Kennzeichen und eine Regel fest, die seinem schwankenden Blick die Uebersicht erleichtert, und wozu sich alle Individuen bekennen müssen. Dieses leistet ihm die Religion. Sie findet Hoffnung und Furcht in jede Menschenbrust gesät; indem sie sich dieser Triebe bemächtigt und sie einem Gegenstande unterjocht, hat sie Millionen selbstständiger Wesen in ein einförmiges Abstractum verwandelt. Jetzt verwirrt die unendliche Mannigfaltigkeit der menschlichen Willkür ihren Beherrscher nicht mehr; es gibt jetzt ein allgemeines Uebel und ein allgemeines Gut, das er zeigen und entziehen kann, das auch da, wo er nicht ist, mit ihm einverstanden wirkt. Jetzt gibt es eine Grenze, an welcher die Freiheit stille steht, eine ehrwürdige, heilige Linie, nach welcher alle streitenden Bewegungen des Willens zuletzt einlenken müssen. Das gemeinschaftliche Ziel des Despotismus und des Priesterthums ist Einförmigkeit, und Einförmigkeit ist ein nothwendiges Hülfsmittel der menschlichen Armuth und Beschränkung.“

Das sind keine Deklamationen, sondern es ist die Herausstellung der Sache selbst, welche die verschiedenartigsten Geister mit der gleichen unmittelbaren Gewalt der Wahrheit ergreifen muß. Wer hierin nicht den genialen Kopf erkennt, dem ist nicht zu helfen. Dieser geniale Geist aber ist auch ein großer Historiker, während Motley und die gelehrten Historiker dieses Schlags bloße historische Dilettanten und Stümper sind.

Von der Geschichte des dreißigjährigen Kriegs pflegt man in noch höherem Grade als von der des Abfalls der Niederlande zu behaupten, daß sie durch die neueren Forschungen und Entdeckungen eine ganz andere Gestalt gewonnen habe, als die ihr Schiller nach dem damaligen Stand der Wissenschaft geben konnte. Das wäre nun natürlich nicht seine Schuld, sondern die der Zeit. Eine billige Beurtheilung müßte davon ausgehen, was ihm zu Gebot stand für diese Arbeit und was er darauf verwendete. Wenn man bedenkt, daß es das Geschäft von vier Monaten war, daß er täglich vier Stunden zum Schreiben und etwa zwei zum Lesen bestimmt hatte, und dabei durch häufige Krankheitsanfälle unterbrochen wurde, so wird man gestehen müssen, daß er für diese Zeit quantitativ und qualitativ Außerordentliches leistete. Diese Anerkennung ist eine in jeder Hinsicht um so verdientere, wenn man weiter in Anschlag bringt, daß für diesen so umfangreichen und überaus verwickelten Stoff noch weniger zugängliche, verarbeitete Quellenschriften vorlagen, als für die Geschichte der Niederlande, daß Schmidts Geschichte der Deutschen, die seit vielen Jahren als unnützer Ballast in allen Bibliotheken fortgeschleppt wird, damals die einzige genießbare deutsche Geschichte war. Wenn er daher gesteht, daß er nur zwei Stunden zum Lesen

bestimmt hatte gegen vier zum Schreiben, so sehen wir freilich, wie sehr er von der Hand in den Mund lebte, wenn er aber nicht ganz auf die ersten Quellen zurückgehen wollte, was für ihn in jeder Beziehung eine Sache der Unmöglichkeit war, so ist nicht leicht zu sagen, wie er es anders hätte machen können. Gerade diese Eilfertigkeit, meint er, sey vielleicht sogar förderlich für seinen historischen Styl gewesen, den er hier wirklich weniger fehlerhaft finde als in der niederländischen Geschichte. Rascher und leichter fließt die Erzählung hier allerdings als dort; daß aber jenes erstere Werk ungleich gediegener und von höherem Werth ist als diese Geschichte, wird keinem Zweifel unterliegen. Eben so wenig aber wird man Schiller das Verdienst streitig machen können, auch hier das erste Licht in die Sache gebracht, die Hauptpunkte hervorgehoben und dem deutschen Volk ein Lesebuch gegeben zu haben, durch welches sein Interesse für die vaterländische Geschichte in einer so bedeutungsvollen Epoche geweckt und ihm eine bleibende Quelle des Genusses ebenso wie der Belehrung eröffnet wurde.

Indem wir so den relativen Werth dieses Schiller'schen Werkes, wie derselbe durch den damaligen Stand der Wissenschaft und die übrigen besondern Verhältnisse bedingt wird, hervorheben, sind wir jedoch keineswegs gemeint, die Bedeutung desselben hierauf zu beschränken und es durch die neuesten Forschungen im Wesentlichen für überholt zu halten. In der Geschichte des dreißigjährigen Kriegs treten die tiefsten und verwickeltsten politischen Beziehungen hervor, welche selbst auch auf die Gestaltung der gegenwärtigen Verhältnisse von höchstem Einfluß sind und zum Theil jetzt erst recht gewürdigt werden können. Der Conflikt des guelphischen und ghibellinischen Interesses namentlich ist ein so complicirter, daß es außerordentlich schwer fällt, sich entschieden auf die eine oder die andere Seite zu stellen, da jede eben so viel für als gegen sich hat, wovon wir ja leider bis auf den heutigen Tag die traurige praktische Erfahrung machen müssen, da unsere ganze politische Weisheit noch immer in dem unauflöslichen Dilemma zwischen Einheit und Freiheit, zwischen ghibellinischer Allgemeinheit und guelphisch partikularistischer Subjektivität stecken bleibt. Diese tieferen Beziehungen nun sind erst durch die neuere Wissenschaft recht klar zu Tage gebracht, nachdem die Geschichte jener Zeit von den verschiedensten Standpunkten aus dargestellt und die Verhältnisse durch zahllose Monographien bis in's Detail aufgehellt worden sind. Für Schiller waren sie in diesem Umfang und dieser Ausbildung noch nicht vorhanden; seine Motive waren sehr klar und einfach. Zunächst wurde er getrieben

von dem entschiedensten Haß gegen jene religiös politische Despotie, deren Begründetseyn in der allgemeinen menschlichen Natur er, wie wir gesehen haben, schon in seinem ersten Werk so meisterhaft nachgewiesen hatte. So wenig eingenommen und befangen er daher auch für das protestantische Dogma war, so trat er doch auf's allerentschiedenste auf Seite der Reformation, weil er in ihr zunächst einen Damm gegen die politische Unterdrückung und dadurch auch nothwendig eine Schutzwehr für die geistige Freiheit erblickte. Er war also entschiedener Guelphe, und wenn er vermöge seiner poetischen Empfänglichkeit auch für die Berechtigung jeder historischen Existenz Sympathie hatte, so konnte es doch nicht anders seyn, als daß ihm manche intimere Beziehung entging, daß er die Schwächen auf der einen Seite übersah und für das Großartige der andern weniger ein Auge hatte. Gerade diese Einfachheit oder, wenn man will, Dürftigkeit und Oberflächlichkeit seines Standpunktes aber bewahrte Schillern vor den Verirrungen aller Art, in welche die neueren Schriftsteller, indem sie die Sache tiefer zu fassen vermeinten, gerathen sind. Nachdem man die verschiedensten Richtungen eingeschlagen hatte und die Auffassung der historischen Sachlage zu verwickelt geworden war, daß der einfache ehrliche Liebhaber der Geschichte unmöglich mehr wo ein und aus wußte, hat doch die Wahrheit und der einfache gesunde Menschenverstand wieder durchgeschlagen, und von der historisch politischen Blasirtheit ist die Wissenschaft zu jenem oberflächlichen, klaren Standpunkt Schillers zurückgekehrt.

Wir können hier natürlich nicht die ganze Geschichte der Literatur über den dreißigjährigen Krieg durchnehmen, um zu zeigen, welche Wandlungen dieselbe durchgemacht hat, sondern müssen uns begnügen, einige Hauptpunkte hervorzuheben. Das Hauptinteresse aller kriegerischen und politischen Beziehungen concentrirt sich um die beiden hervorragenden Gestalten Gustav Adolfs und Wallensteins. Sie sind die eigentlichen Helden des Kriegs, und Schiller hat sie als solche mit besonderer Vorliebe behandelt, den Schwedenkönig eben so wie den Friedländer, dessen räthselhaften Charakter aufzuschließen er sich Jahre lang mit immer gleicher Gewalt angezogen fühlte. Dem Charakter des nordischen Helden, den er eben so episch zu behandeln im Sinn hatte wie jenen dramatisch, ist er nicht weniger gerecht geworden. Wenn man sich erinnert, wie ganz entschieden Schiller auf protestantischem Standpunkt stand, so muß man ihm um so höher anrechnen, daß er es auszusprechen wagte: „Es war nicht mehr der Wohlthäter Deutschlands, der bei Lützen sank. Die wohlthätige Hälfte seiner Laufbahn hatte Gustav Adolf geendigt, und

der größte Dienst, den er der Freiheit des deutschen Reichs noch erzeigen kann, ist — zu sterben."

Mit richtigem historischem Blick zählt er die einzelnen Facta auf, welche die ehrgeizigen Absichten des schwedischen Monarchen auf's unzweideutigste beweisen. Seine Auffassung ist von der Wissenschaft immer mehr bestätigt worden und steht über allem Zweifel erhaben. Darüber aber hat er das Großartige, Heldenhafte und Uneigennützige im Charakter Gustav Adolfs, dem der Sieg des Protestantismus und die Idee eines protestantischen Kaiserthums in seiner ganzen Gedanken- und Gefühlswelt so eng verknüpft waren, daß er das Eine nicht ohne das Andere wollen konnte, nicht im mindesten verkannt. Sein poetischer Genius hat ihn davor bewahrt, in dem protestantischen Helden den bloßen Politiker zu erblicken, der nur auf den günstigen Augenblick wartete, die religiöse Maske abzuwerfen und offen mit seinen herrschsüchtigen Planen hervorzutreten, wie er nach der Darstellung Gfrörers erscheint, oder gar ihn als eigennützigen, beutegierigen Abenteurer zu schmähen, der sich unberufen in die Angelegenheiten Deutschlands gemischt habe, wie es der Erzlutheraner Leo thut.

Der Hauptfortschritt der neueren Geschichtschreibung in Auffassung des dreißigjährigen Kriegs besteht überhaupt darin, daß man, die Anerkennung aller geistigen Interessen und idealen Potenzen verläugnend, einen rein politischen Kampf, den Conflict der durch die ganze damalige Weltlage entfesselten verschiedenartigsten, aber an niedriger Selbstsucht einander durchaus gleichen Mächte und Triebfedern daraus zu machen suchte. Schiller nun, so fern ihm auch alles dogmatisch religiöse Interesse lag, so sehr er das elende Glaubensgezänke der protestantischen Theologen und ihrer Höfe verachtete, war doch zu sehr Idealist und Psycholog, um nicht die subjektive Macht des Glaubens vollkommen zu würdigen und darin die, wenn auch noch so inadäquate Hülle der Ideen, des höheren und reinen geistigen Gehaltes zu ehren. Deßwegen ist seine Auffassung auch nie eine durch die Gemeinheit der Erscheinung beschränkte und niedrige, sondern eine von der Idee getragene und würdige. Wie schön verbindet er z. B. in seinem Nachruf an Gustav Adolf die teleologische Geschichtsbetrachtung mit jener antik fatalistischen, die wir aus der Abhandlung über das Erhabene kennen gelernt haben: „Durch welche Hand er auch mag gefallen seyn, so muß uns dieses außerordentliche Schicksal als eine That der „großen Natur" erscheinen. Die Geschichte, so oft nur auf das freudenlose Geschäft beschränkt, das einförmige Spiel der menschlichen Leidenschaft auseinander zu legen, sieht sich zuweilen durch Erscheinungen belohnt, die gleich einem kühnen Griff aus den Wolken in das berechnete Uhrwerk der menschlichen Unternehmungen fallen und den nachdenkenden Geist auf eine höhere Ordnung der Dinge verweisen."

Räthselhafter und daher der Controverse in weit höherem Grade unterworfen als Gustav Adolf ist die Erscheinung Wallensteins. Daß dieser Charakter von Schiller in seinem großen Drama psychologisch tiefer entwickelt wird als in der geschichtlichen Erzählung, ist unbestreitbar; die Umrisse der Zeichnung aber sind alle auch schon in dieser vorhanden. Es fragt sich nun, wie weit diese psychologisch bewundernswürdige Darstellung mit der historischen Wahrheit übereinstimme. Man hat seit Schiller die eigenen hinterlassenen Papiere Wallensteins gefunden und vorgegeben, daß hiedurch die frühere Ansicht, welcher auch Schiller folgte, gänzlich beseitigt werde. Nach unserer Ueberzeugung aber gilt auch hier, was wir schon oben über solche neu entdeckte Quellen und ihre historische Bedeutung gesagt haben: es ist selten, daß durch sie ein größeres Maß neuen Stoffs herbeigeschafft und die bestehende Auffassung im Ganzen und Wesentlichen umgestaltet würde. Vielfach geben sie, statt die vorhandenen Lücken auszufüllen und das Urtheil sicher zu stellen, nur Anlaß zu neuen gewagteren Combinationen; sie reizen die Neuerungssucht, alles Alte über den Haufen zu werfen und dadurch jedes bisherige Resultat problematisch zu machen. Die aufgefundenen Papiere geben eigentlich keine positiven Anhaltspunkte, sondern lassen nur den negativen Schluß zu: weil sich in ihnen von den verrätherischen Planen, die man Wallenstein Schuld gibt, nichts finde, so habe er sie gar nicht gehabt. Wie willkürlich und trügerisch aber dieser Schluß ist, leuchtet von selbst ein: wenn Einer ein Verbrechen im Sinn hat, so wird er es wohl in den seltensten Fällen der Welt urkundlich hinterlassen. Schiller hat es nicht nur poetisch schöner, sondern auch psychologisch tiefer und ohne Zweifel auch, wenigstens der Hauptsache nach, historisch richtiger dargestellt, wenn er seinen von den Winken der Sterne abhängigen Helden zwischen Wollen und Nichtwollen schwanken und mit magischer Gewalt in sein Schicksal hinein gezogen werden läßt. Zu einer über alle Zweifel erhabenen Gewißheit in dieser Sache hat man es auch mit den besten bis jetzt vorhandenen Quellen nicht gebracht und wird es wohl auch nie bringen, so wenig als über die näheren Umstände bei Gustav Adolfs Tod und eine etwaige verbrecherische Mitwirkung dabei. Es kann sich hier nur darnach fragen, was — nach Schillers Ausdruck — dem Verstande die höhere Befriedigung und dem Herzen die größere Glückseligkeit anzubieten hat, d. h. was mit

den gegebenen Zeugnissen am wenigsten im Widerspruch steht und die größte innerliche psychologische Wahrscheinlichkeit hat.

Um den Leser in den Stand zu setzen, selbst zu vergleichen und zu urtheilen, geben wir eine Darstellung der Plane Wallensteins nach Gförer, dem man wenigstens Scharfsinn und Combinationsgeist nicht absprechen kann.

Nach Gfrörer ist Wallenstein von Anfang an nicht ein ehrgeiziger, beutegieriger Condottiere, sondern ein Held, der für eine Idee kämpft, nämlich für die Wiederherstellung des alten, durch keine fürstliche Territorialmacht eingeschränkten Kaiserthums; er ist der ghibellinische Held, des Kaisers treuester, aber bei diesem verleumdeter und von ihm mißkannter Freund. Allerdings vergaß er sich selbst nicht und strebte zuerst auf's eifrigste nach dem Besitz von Mecklenburg; aber dieß hing mit seinen tieferen Planen zusammen, die neben dem eigenen noch mehr des Kaisers Vortheil und Ansehen im Auge hatten. Er wollte nämlich sämmtliche niederdeutsche Fürsten verdrängen — mit Mecklenburg hatte er den Anfang gemacht — und eine neue Militäraristokratie an ihre Stelle setzen, deren weitere Träger zunächst Pappenheim und Tilly seyn sollten, denen ähnliche militärische Herzogthümer von dem Raube des Herzogs von Braunschweig-Wolfenbüttel zugedacht waren. Diese neuen Emporkömmlinge sollten dann die alten fürstlichen Dynastien des mittleren und südlichen Deutschlands in die Mitte zwischen sich und den Kaiser nehmen und so diesen zum alleinigen Herrn Deutschlands machen. Aus diesem Plan, der von des Kaisers und Wallensteins Feinden, vor allen von dem staatsklugen Maximilian von Bayern, wenigstens theilweise bald durchschaut wurde, fände das Widerstreben des letzteren gegen den gewaltigen ghibellinischen Feldherrn eine tiefere Begründung, als die ihm gewöhnlich gegebene. Dieser mächtigste unter den guelphischen Fürsten sah wohl ein, daß bald keine Fürstenkrone in Deutschland mehr sicher gewesen wäre, nachdem Wallenstein offen ausgesprochen hatte: „Man braucht keine Fürsten und Kurfürsten mehr, es ist Zeit, denselben das Gasthütlein abzuziehen; wie in Hispanien und Frankreich Ein König ist, also soll auch in Deutschland nur Ein Herr allein seyn.“ Es gab aber noch mehrere, die ein solches Aufkommen der kaiserlichen Macht eben so wenig zu dulden im Sinn hatten, und so bildete sich denn eine geheime Coalition gegen den Kaiser, deren Häupter Maximilian, Richelieu, der Papst und die Jesuiten waren. Diese suchten den Kaiser auf alle Weise zu schwächen und in alle möglichen Händel zu verwickeln, vor allem aber suchten sie ihn seines treuen Dieners, der allein ihm diesen großen Plan ausführen konnte, zu berauben. Maximilian brachte also den Regensburger Reichstag zusammen, wo er mit allen deutschen Fürsten, die gleich ihm keine Reichseinheit, keinen mächtigen Kaiser, sondern eine unmächtige deutsche Freiheit wollten, auf den Sturz des Feldherrn drang, der ihnen allen ein Dorn im Auge war. Wallenstein grub zwar seine Mine noch tiefer; er wollte gerade diesen Regensburger Reichstag zum Verderben seiner Feinde benützen, sie mit einander überfallen und ihnen eine Art von deutscher Bartholomäusnacht bereiten, um den Kaiser mit einem großen Schlag, und wenn es auch das ungeheuerste Verbrechen war, zum Ziele zu führen. Dieser große Plan scheiterte an der Unschlüssigkeit und Unfähigkeit des Kaisers und die guelphischen Fürsten triumphirten über den ghibellinischen Feldherrn.

Es liegt uns nicht ob, diese Combination einer eingehenderen Beurtheilung zu unterziehen; auf den ersten Anblick leuchtet ein, daß Wallenstein allerdings überall, wo er die deutschen Reichsfürsten, ohne Unterschied der Confession, demüthigte, im Interesse des Kaisers handelte; eben so klar aber ist, daß jede Annahme einer bewußten Absicht von Seiten Wallensteins, im Interesse einer solchen ghibellinischen Idee zu handeln, vollkommen in der Luft steht und dem Gebiet der bloßen Conjektur angehört. Jeder derartigen Hypothese steht aber nach unserem Dafürhalten die ganze Idee, die wir von Wallensteins Individualität haben, auf's entschiedenste entgegen. Wir können uns hierauf nicht näher einlassen, mußten aber das Bisherige vorausschicken, um Gfrörers Ansicht über Wallensteins Verhalten von seiner zweiten Erhebung bis zu seiner Katastrophe besser verstehen und beurtheilen zu können. Auch nach seiner zweiten Berufung, meint dieser neuere Historiker, habe der kaiserliche Feldherr noch immer an seinen alten Planen festgehalten. So tief wäre die ghibellinische Idee bei ihm eingewurzelt gewesen, daß ihn alle erfahrenen Demüthigungen nicht davon hätten abbringen können. Nicht in der Absicht eines Verraths, sondern nur um seine Rache zu kühlen und den Kaiser seine Unentbehrlichkeit fühlen zu lassen, habe er diesem den Vertrag von Znaim abgenöthigt. Den schwierigeren Theil des Planes hatte Gustav Adolf, der durch die Niederwerfung der katholischen Liga ganz im Interesse des Kaisers handelte und dessen bester Verbündeter war, bereits ausgeführt. Nach dem Tode des Königs schien einem katholisch ghibellinischen Kaiserthum wenig mehr im Wege zu stehen. Die Entscheidung aber zögerte sich wider alles Erwarten hinaus, der Krieg zersplitterte sich in eine Masse von Einzelnkämpfen; ein großer Schlag wollte nicht gelingen; sobald die protestantische

Sache am Unterliegen war, goßen Frankreich und die andern Mächte wieder Oel auf das erlöschende Feuer. Die schwedische Macht zerfiel zwar durch innerliche Zwietracht immer mehr, aber des Kaisers Hülfsmittel reichten nicht hin, sie ganz zu unterdrücken. Wallenstein nahm also seine Zuflucht zur List und Intrigue. Vor allem suchte er die mächtigsten protestantischen Fürsten, die längst wider ihre schwedischen Schutzherren murrten, auf seine, auf die kaiserliche Seite herüber zu ziehen. Damit aber dieß gelingen konnte, mußte er glauben machen, daß von dieser Seite nichts mehr zu fürchten sey. Um nun diesem unglaublichen Vorgeben einigen Wahrscheinlichkeitsschimmer geben zu können, stellte er sich an, als liege ihm nichts mehr am Herzen als die Demüthigung Oesterreichs, und als suche er den Kaiser deßhalb zum Frieden zu zwingen. So bekam es einen Sinn, wenn er, dessen ganze Existenz auf dem Krieg ruhte, den Friedfertigen spielte und über die Verheerungen des Kriegs, über das allgemeine Elend klagte. So konnte er unterhandeln und die Gegner des Kaisers verwirren, daß keiner mehr wußte, wo er hielt. Sachsen und Brandenburg waren auf dem Punkt zum Kaiser überzutreten; Franzosen und Schweden wurden von ihm hinters Licht geführt. Indessen hielt er seine Streitkräfte in Böhmen beisammen, um im rechten Zeitpunkt hervorzubrechen und den letzten Stoß zu führen. Der Plan mußte unfehlbar gelingen; aber wieder war der Kaiser nicht fähig, ihn zu fassen. Er glaubte endlich an den Verrath seines treuen Dieners, da nicht bloß die Rivalen desselben am Hof und in der Armee ihn davon zu überzeugen suchten, sondern namentlich auch die Jesuiten und ihr Anhang, die den wahren Sachverhalt durchschauten und die Plane einer kaiserlichen Allgewalt ihrer Verwirklichung nahe sahen. So mußte Wallenstein fallen, und da man auf andere Weise ihn nicht entfernen konnte, so mußte er mit Gewalt aus dem Weg geräumt werden.

Ohne auf diese Darstellung, die sich auf die neuesten Quellen stützt und den modernsten Standpunkt in dieser Frage repräsentirt, näher einzugehen, wollen wir auch hier nur darauf aufmerksam machen, wie täuschend die anerkanntesten Thatsachen mit den willkürlichsten Hypothesen gemischt sind. Die Facta sind unbestreitbar richtig, aber sie erhalten durch die Kunst des Historikers eine ganz fremdartige Bedeutung. Es zeigt sich hier auf's deutlichste, daß es bei der Geschichtschreibung nicht allein auf das Was, sondern eben so auf das Wie ankommt, nicht auf das, was in einem Buche steht, sondern auf die Weise, wie es dargestellt ist. Wir gestehen, daß alle neuere Forschung uns nicht so weit zu imponiren vermag, daß wir den seinem Kaiser treuen, für die ghibellinische Idee bis zum letzten Augenblick kämpfenden Wallenstein dem Friedländer vorziehen möchten, wie wir ihn durch Schiller kennen. Allerdings steht diese eiserne Gestalt so gewaltig vor uns, daß sie uns vielleicht verblendet und befangen macht, daß wir sie uns nicht mehr anders vorstellen könnten, wenn auch die klarsten authentischen Quellen ein anderes Bild näher legten. Aber nach Allem, was uns über ihn sicher berichtet ist, von dem baro bohemus Waldstein in Altdorf und Burgau an bis zu dem großen Herzog von Friedland, nach allen diesen historischen Zügen müssen wir doch das ursprüngliche Schillersche Bild für das richtigere halten, von dem wir auszugehen haben, um die Plane und Gesinnungen des Mannes, das innere Triebwerk seiner Seele zu beurtheilen. Wenn aber auch nur ein Zug an diesem Bilde richtig ist, wer könnte sich dann entschließen, den Herzog von Friedland für einen idealen ghibellinischen Helden zu halten?

Was also historische Glaubwürdigkeit und Zuverlässigkeit betrifft, so möchten wir auch in Beziehung auf die Geschichte des dreißigjährigen Kriegs allen angehenden Geschichtsfreunden rathen, die Lectüre Schillers als ein Präservativ gegen die verführenden Einflüsse der neueren Quellen- und Fachhistoriker zu gebrauchen. Hat man sich nach ihm eine unbefangene Vorstellung des ganzen Sachverhalts angeeignet, so kann es nichts schaden, aus diesen manches Detail, das sich bei ihnen unstreitig viel vollständiger findet, und manchen neuen und tieferen Gesichtspunkt, den die Wissenschaft seitdem eröffnet hat, kennen zu lernen. Schillers großes und bleibendes Verdienst ist es eben, die Geschichte dieses Kriegs für die ganze Nation von dem wahren protestantischen Standpunkte aus vermöge der Autorität seines Genies und Namens so hingestellt zu haben, daß die historischen Mirmidonen mit ihren erkünstelten Parteihypothesen dagegen nimmer aufkommen können, daß man immer wieder zu der einfachen Wahrheit zurückkehren muß. Kommt nun diese materielle Richtigkeit noch zu dem ungeheuren formellen Einfluß, den Schiller durch seine historischen Schriften auf seine Zeitgenossen unläugbar ausübte und den er auch noch auf die Gegenwart hat, so ist es gewiß nicht Sache ignoranter Lobhudlerei, wenn man von seinem Werth als Geschichtschreiber und seinem Einfluß auf Geschichtschreibung spricht.

Pariser Briefe.

(s. Nr. 39.)

VI.

Ich habe in einem früheren Briefe ziemlich viel von Pferden erzählt; ich hoffe, man hat mir's nicht übel genommen und meine anspruchlosen Briefe deßhalb nicht aus dem Salon verbannt, weil sie etwas nach Bouquet de Jockey-Club (im wahren Wortsinn) dufteten. Indem ich also dieß voraussetze, knüpfe ich meinen hippologischen Betrachtungen von neulich noch einige Notizen über die kaiserlichen Stallungen an. Diese Stallungen, in der Cour Coulaincourt des neuen Louvre hergestellt, sind wirklich so interessant, daß es der Mühe lohnt, sich an den General Fleury mit der Bitte um eine Eintrittskarte zu wenden.

Wenn man vom Quai aus durch die hohe in schönen Verhältnissen ausgeführte Thorhalle des Hofes Coulaincourt eintritt, wird man vom Portier zuerst in das Dienstzimmer geleitet, wo man die Karte vorweist und auf seine Wanderung einen kaiserlichen Lakaien als Wegweiser und Cicerone mitbekommt. Man hat nun zur Linken die Eingangsthüren der Stallungen, zur Rechten eine Auffahrtsrampe, mit netten Statuen und einem nicht übel modellirten Wolf geziert, dessen Rachen Wasser in ein marmornes Becken speit.

Die erste Stallung hat zwölf Stände mit den Reitpferden des kaiserlichen Oberstallmeisters und der Adjutanten. Die Race der Pferde ist durchgängig englisch, die Taille über Mittelgröße, die Proportionen hübsch, alle Muskelpartien ausgeprägt, wie es die gute Condition bei richtigem Körperbau mit sich bringt. Die innere Einrichtung der Stallungen ist luxuriös und geschmackvoll. Hoch, licht und luftig, zwischen den Pfeilern leicht überwölbt, die Stände geräumig und aus dunklem, polirtem Holze hergestellt — das alles zusammen macht den Eindruck des größten Comforts. Die Tage, an welchen man die Stallungen besuchen darf, sind bestimmt (ich denke, es sind zwei in der Woche), und an diesen Tagen wird auch den Pferden besonders sorgfältige Toilette gemacht. Decken, Gurten, Halftern waren von ziemlich tadelloser Nettigkeit; besonders machen die hell polirten Stahlketten, welche an den Standsäulen befestigt sind, um daran die gesattelten und zum Vorführen bereit stehenden Pferde anzubinden, den angenehmen Eindruck der Eleganz. Das Beschläge der Pferde schien mir nicht so sorgfältig in Ordnung gehalten, wie dieß z. B. in den kaiserlichen Stallungen zu Wien der Fall ist. Ueberhaupt steht die Toilette des Stalles, namentlich in den Details, gegen die des eben genannten zurück. Der Geschmack und das Verständniß des Kaisers und Fleury's konnten wohl das allgemeine Arrangement und das Material schön und ausgesucht herstellen, aber die Einzelnheiten der Wartung, die feinen Toilettenkünste am Pferde lassen sich bis in's Kleinste sorgsam und geschmackvoll nur mit einem Personal durchführen, welches Liebe zum Pferde hat, also nicht mit Franzosen.

Die nächste Stallung, mit der vorigen nicht in Verbindung, enthält die Leibpferde des Kaisers. Hier stehen die Pferde — sechzehn an der Zahl — in elegant eingerichteten „loose boxes," deren Wände dunkelbraun polirt sind; marmorne Futtermuscheln und blank gescheuerte eiserne Heukörbe zieren dieselben, wie die Stände des zuerst beschriebenen Stalles. Die Pferde, welche sich sonst in der Box frei bewegen, sind an Empfangstagen den Besuchern zu Ehren angehängt, damit man sie besser besehen könne; wenn man begünstigt ist, darf man wohl auch in die Box zu dem einen oder dem andern Pferd herantreten und es näher prüfen. Außer wenigen Orientalen, welche der Kaiser zum Geschenk erhielt, sind hier nur englische Pferde, deren Gliederbau der Pferdekenntniß des Generals Fleury alle Ehre macht. Es thut dem Auge wohl, hier wieder einmal diese kräftigen Verhältnisse zu sehen, während man sonst oft und viel spindelbeinige und langhalsige Schiebeböcke als englisches Vollblut aufführen sieht. Die Dunkelfuchsen sind stark vertreten; zwei darunter — Buckingham und Hamilton — sind die chevaux favoris und de confiance des Kaisers. Er reitet sie gewöhnlich bei den Manövern und Revüen. Den letzteren hat er auch bei Solferino geritten. Der Kaiser, der ein vorzüglicher Reiter ist, liebt kräftige und feurige Pferde; er reitet aber nicht nur kühn und sicher, sondern auch mit Verständniß und leichtem Anstand, d. h. also, er reitet nicht französisch, sondern nach der deutschen Schule. Der bekannte, nun verstorbene Stallmeister Mayer in Mannheim ist sein Lehrer gewesen; der Prinz stand mit Mayer in intimem Verkehr, und wenn er den Vormittag auf der Reitbahn zugebracht und tüchtig „gearbeitet"

hatte, erholte er sich nicht selten im Familienkreise Mayers von seiner Ermüdung, schaukelte die kleinen Kinder auf seinem Knie und plauderte über Sport und Pferde. Auch später noch blieb er mit Mayer in Verbindung, der seinen Stall versorgte und manches tüchtige Pferd nach Arenenberg geschickt hat zu der Zeit, wo Napoleon noch nicht in der Lage war, seinen Stallmeister um die Blüthe der Vollbluts nach England zu senden. Die Familie Mayer hat noch einen Brief Louis Napoleons aus jener Zeit; er ist in recht gutem Deutsch geschrieben und voll von jenem lebhaften Interesse für das Pferdewesen, welches, seit Napoleon Kaiser ist, dem Pferdestand Frankreichs schon so wesentliche Dienste geleistet hat.

Vom kaiserlichen Leibstall kommt man endlich in den eigentlichen Hofstall, eine herrliche Perspective von Ständen für 120 Pferde in zwei Reihen. Da stehen die kaiserlichen Daumontzüge, durchgängig Braunen, die kräftigen Deichselpferde, die schlankern und leichtern Voraus- und Piqueurpferde. Es sind einige sehr elegante englische Züge darunter, der Zug zu sieben Pferden; doch meistens sind es norddeutsche Pferde, Hannoveraner und Mecklenburger, von viel Fundament. Für den Dienst des kaiserlichen Prinzen sind die kräftigsten und verlässigsten ausgewählt; denn der Prinz fährt mit seinen Frauen in großen bequemen und schweren Wagen. Er fährt auch nie ohne Escorte; ein Flügel von Guiden oder einem andern Cavallerieregiment der Garde, welches eben den Dienst hat, sprengt dem Wagen voraus, eine Abtheilung folgt demselben. Das alles fliegt im raschesten Tempo durch die Straßen, während der kleine Prinz den Soldaten, die ihn salutiren, den Gruß militärisch erwiedert und den Frauen, die sich vor ihm verneigen, Kußhändchen zuwirft.

Nächst den Stallungen sind die Sattel- und Geschirrkammern von großem Interesse. Die Beschirrungen für die Gallagespanne und die Sättel der grande tenue sind kostbar, doch verschwindet ihre Pracht neben dem wahrhaft orientalischen Luxus, womit jene Pferderüstungen ausgestattet sind, welche dem Kaiser vom Sultan, vom persischen Schah und vom Vicekönig von Egypten verehrt worden sind. Die Geschirre, Sättel und Zäumungen für den gewöhnlichen Gebrauch sind vom besten Material und elegantem Schnitt und durchgängig französisches Erzeugniß. Eine geräumige Remise faßt eine beträchtliche Anzahl von Wagen für die tägliche Verwendung; die Ausstattung der kaiserlichen Wagen ist von solider Eleganz, einfach und doch kostbar und geschmackvoll. Die Wagen für die großen Auffahrten der Gesandten, die Krönungs-, die Hochzeitswagen, so wie die, welche bei der feierlichen Taufe des Prinzen verwendet wurden, sind in Versailles in einer unansehnlichen Remise nächst dem kleinen Trianon untergebracht. Sie sind mit verschwenderischem Luxus ausgestattet, haben werthvolle Wandgemälde und schwere Vergoldung und stammen zum Theil noch aus der Zeit des ersten Kaisers. Der Garde, welcher dem Publikum die Wagen zeigt, erzählt zugleich deren Geschichte und verfehlt nicht, so viel als es sich thun läßt, dabei von der „Restauration" des Kaiserreichs zu sprechen. Man bedient sich überhaupt mit Vorliebe der Formen und der technischen Ausdrücke der Legitimität. Der Erwählte von acht Millionen hat wohl nicht übel Lust, seine Dynastie mit ein wenig Nimbus vom „göttlichen Recht" zu umgeben; denn welche andere Absicht kann er dabei haben, wenn er die Asche des großen Kaisers aus dem Invalidendome, wo man ihr ein eben so sinniges als großartiges Mausoleum aus Marmor errichtet hat, nach St. Denis in die Gruft der alten Könige übersiedeln läßt? Und daß dieß geschehen wird, davon ist sehr stark die Rede.

Alles in Allem läßt der Marstall des Kaisers, und was dazu gehört, in Bezug auf Comfort der Einrichtung, Gediegenheit des Materials und Geschmack der Zusammenstellung nichts zu wünschen übrig. Daß, wie gesagt, in den Details die sorgsame Hand manchmal zu vermissen ist, liegt darin, daß die Wärter eben Franzosen sind, welche es recht gut verstehen, das Pferd auszunützen, aber keinen rechten Sinn für dieses edle Thier haben. Die Stalletablissements, welche um den mäßig großen Hof Coulaincourt im Louvre gruppirt sind, können natürlich auf jene Großartigkeit keinen Anspruch machen, welche den kaiserlichen Marställen in Wien aufgeprägt ist. Diese Marställe sind für sich ein Riesenbau, sie bilden nicht nur ein ganzes wohlgeordnetes Arsenal von Equipagen im besten Geschmack der Gegenwart, sondern auch ein kleines Museum von Fahr- und Reitmobilien entschwundener Generationen. Alles ist da im großen Style angelegt; die langen, in den richtigsten Proportionen gehaltenen, mit Eleganz und Bequemlichkeit eingerichteten Stallungen für fünf- bis sechshundert Pferde, die weitläufigen Sattel- und Schirrkammern, mit der Koketterie einer Pariser Etalage angeordnet, die zahlreichen Remisen, die gedeckte Reitschule, die Reit- und Fahrbahnen in den Hofräumen, die Sattlerateliers, die Wagner- und Schmiedewerkstätten — eine ganze Industriewelt im Kleinen — dieß ist ohne Zweifel viel grandioser, als alles Aehnliche irgendwo sonst. Wenn aber die Wiener Marställe unstreitig ein prachtvoller Pferdepalast sind, so könnte man den Marstall im Louvre dem graziös eingerichteten kleinen Hotel einer petite maîtresse vergleichen, einem

Bijou, wie das berühmte niche-à-fidèle in der Avenue der Champs Elysées, ein reizender kleiner Bau, der zwischen den dichten Baumgruppen eines schattigen Parks wie halb verstohlen auf die elysäischen Felder auslugt. Dieses kleine Hotel gäbe reichlichen Stoff für einen großen Roman. Den Helden dieses Romans kennen die Leser wohl — ganz Paris kennt ihn — er ist heute ein großer Staatsmann, oder wenigstens steht er am Platze eines solchen und genießt das Vertrauen des Kaisers.

Um wieder von den Stallungen zu sprechen, meine ich, dieselben haben, außer den kaiserlichen in Wien, wohl keinen Rivalen. Der Stuttgarter Hofstall enthält wohl manches Pferdejuwel, aber diese Juwelen sind ungefaßt, denn die Einrichtung des Stalles ist höchst einfach. Die Königin von England, deren Marstall billigerweise luxuriös und mustergiltig fournirt seyn sollte, hat kaum ein Pferd, welches der Rede werth ist, und steht in dieser Beziehung hinter ihren reichen Unterthanen weit zurück, deren Renn- und Jagdstallungen allein oft ein fürstliches Vermögen repräsentiren, wie der Rennstall des Lord Stamford in der Nähe von Oxford.

Außer den Leib- und Gebrauchspferden im Louvre gehören zum Dienste des Kaisers noch die Pferde der kaiserlichen Leibpost, deren Züge in St. Cloud und St. Menehould stehen. Das sind Pferde von den eleganten und kräftigen französischen Racen, Limousins für die Vorreiter, Normänner als Karossenpferde. Sie sind solid, aber einfach beschirrt und tragen um den Hals das Abzeichen der französischen Post, den Schellenkranz, jenen Schellenkranz, von dessen unermüdlichem, Tag und Nacht nie unterbrochenen Geklingel man bis zur gelinden Verzweiflung verfolgt werden kann, wenn man zufällig in der Rue J. J. Rousseau wohnt, wo die Centralpost mitten in dem noch übrigen schon ziemlich abgewickelten und entwirrten Knäuel von engen Straßen des alten Paris liegt.

Es waren eigenthümliche Umstände, unter denen ich die kaiserliche Post das erstemal in Funktion sah. Vor dem Militärkaffeehause auf der Piazza Brà in Verona, von wo aus der Blick den ganzen Corso bis zur Porta Nuova hinauf bestreicht, stand in den ersten Tagen des Juli vorigen Jahres wie gewöhnlich eine Gruppe von Offizieren, welche ziemlich lebhaft die neuesten überraschenden Ereignisse, den plötzlich abgeschlossenen Waffenstillstand, die Zusammenkunft der beiden Kaiser in Villafranca und die Fluth von Gerüchten und Vermuthungen besprachen, die sich daran knüpften. Die Laune war eben nicht die beste, das begreift sich. Welches Soldatenherz konnte auch nach dem verunglückten Feldzug leicht und freudig schlagen! Da kommt von der Porta Nuova her den Corso hinab ein kleines Cortege, ein vierspänniger Reisewagen mit Vorreitern in den kaiserlich französischen Farben, die verschwitzten Pferde Schellenkränze um den Hals, voraus und dahinter ein kleines Piket österreichischer Uhlanen als Ehreneskorte.

Im Wagen saßen zwei Herrn in französischen Uniformen, rothe goldgestickte Käppis auf dem Kopfe und weiße Taschentücher, wie bei den englischen Soldaten in Indien, von dem Käppi auf Nacken und Schultern herabfallend zum Schutze gegen die stechende Sonne. Der Wagen fuhr ziemlich langsam und wir hatten Muße, dessen Insassen zu betrachten. Im Anfang wußten wir nicht recht, was wir aus dem aufgedunsenen, gelbbräunlichen Gesichte des Offiziers zur Rechten machen sollten, welches mit ziemlicher Theilnahmlosigkeit den Blick aus ein paar matten Augen auf die Umstehenden fallen ließ. Die kaiserlichen Livréen, der Adler und Namenszug am Wagenschlag orientirten uns, und wir begriffen, daß das der berühmte Held Plon-plon seyn müsse. Man hat immer gesagt, der Prinz Napoleon gleiche seinem großen Oheim; er hat allerdings ein faux-air von ihm, und mancher Zug im Gesichte des Prinzen mag den Gesichtslinien des Kaisers nachgebildet erscheinen; aber eine eigentliche Aehnlichkeit, die am Ende doch weit mehr auf dem Ausdruck des Gesichts als auf dessen bloßen Linien beruht, konnte ich weder damals noch irgend ein andermal herausfinden, obgleich ich später noch oft Gelegenheit fand, die Züge des demokratischen Neffen mit den besten Porträts des Kaisers zu vergleichen.

Prinz Plon-plon, dessen Heldenthaten in der Krimm bei der französischen Armee noch im besten Andenken stehen, war vor wenigen Tagen erst im Hauptquartier des Kaisers zu Valeggio von den unblutigen moralischen Niederlagen eingerückt, welche er auf seinem Zuge durch das projektirte Königreich Etrurien erlitten hatte. Da der Kanonendonner, der, wie man sagt, den Nerven des Prinzen so übel bekommen soll, verstummt war, so konnte er natürlich sofort als handelnde Person in den Vordergrund treten. Er machte also einen Ausflug nach Verona, um am Hoflager Franz Josephs einen Besuch abzustatten, wozu ihn niemand eingeladen hatte. Die vertriebenen italienischen Großherzoge und Herzoge weilten als Familienglieder natürlich an diesem Hoflager, und der ungebetene Besuch des Prinzen, welcher eben von dem verunglückten Versuche kam, die Erbschaft jener Herzoge anzutreten, war unter diesen Umständen um so auffallender. Prinz Napoleon stieg vor der Casa Greppi aus, wo das

kaiserliche Hauptquartier aufgeschlagen war, und verschwand den Blicken der Neugierigen, die sich alsbald ansammelten, unter der Vorhalle, welche zu den kaiserlichen Gemächern führt. Die Menge begnügte sich also, ihre Neugierde an dem Gespann, den Postillons und den Vorreitern zu befriedigen, welche ihre Pferde wuschen, rieben und abschirrten.

Der Prinz blieb bis gegen Abend. Ich ritt eben von der Porta Nuova gegen Piazza Brà hinab, als ich dem kaiserlichen Postzug begegnete, welcher den Corso hinauf nach Valeggio zurück fuhr. Offiziere und Soldaten grüßten militärisch, als der Wagen an ihnen vorüber kam, aus der Menge der neugierigen Italiener aber, die in Gruppen den Weg entlang sich aufstellten, erhob sich keine Hand zum Gruße, wohl aber manches vernehmliche Zischen und Pfeifen.

Die meisten Menschen haben ihre Marotte; der Prinz hat die Marotte, König zu werden. Diese fixe Idee hat seinem Vetter in den Tuilerien manche schwere Sorge bereitet, namentlich zu der Zeit, wo Prinz Napoleon noch als drohende Macht dem kaiserlichen Kabinete gegenüber stand. Heute ist er weniger furchtbar; denn sein krankhafter Ehrgeiz bei einem, wie gesagt, etwas delikaten Nervengewebe hat ihn manchmal in lächerliche Situationen getrieben; in Frankreich ist aber nichts so tödtlich wie die Lächerlichkeit; deßhalb ist man heute in den Tuilerien etwas beruhigter darüber, daß der Prinz noch immer auf keinem Throne sitzt.

Der Louvre, dieser Riesenbau, dessen Ausführung das Centrum von Paris von einem Neste alter Häuser befreit und ihm dafür prachtvolle Plätze und imposante, wenn auch etwas eintönige Straßen gegeben hat, ist seiner Vollendung nahe. An dem Ausbau des Innern wird unermüdet fortgearbeitet; der Architekt Leflö leitet das Ganze. Es ist mit einigen Schwierigkeiten verknüpft, in den Arbeitsstätten Zutritt zu erhalten; man darf sich aber die Mühe nicht verdrießen lassen, eine Protection im Staatsministerium für einen Erlaubnißschein nachzusuchen, wenn man sich für architektonische Arbeiten interessirt. Die Hauptobjekte, deren Vollendung man noch im Laufe dieses Jahrs erwartet, sind die Einrichtung der kaiserlichen Bibliothek und die Appartements des Staatsministers Fould; es bleiben dann noch die große Salle d'état nebst den Empfangsälen, welche daran stoßen, und die große doppelarmige Hauptstiege, welche zu den Gallasälen führt.

Die kaiserliche Bibliothek, in dem Risalit gelegen, dessen reiche, durch zwei kolossale Karyatiden ausgezeichnete Façade auf das gegenüber liegende Palais royal sieht, enthält weite, zweckmäßig, aber schlicht eingerichtete Räume. Die Uebertragung der Bücher und Manuscripte ist schon im Gange. Interessanter als die Bibliotheksäle ist der Flügel, in welchem die Appartements für den Staatsminister Fould hergerichtet werden. Die Wartgalerie, der kleine Audienzsalon, die Speisesäle werden mit geschmackvollem Luxus ausgestattet; schönes Schnitzwerk, reiche Vergoldung, feine Gemälde in zierlichen Wandmedaillons sind mit wählerischer Sorgfalt bei der Dekoration dieser Räume in Anwendung gebracht. Wer ein Gastronom ist, oder gar sich auf Gastrosophie versteht, der unterlasse es ja nicht, die Officinen zu besehen; sie sind ein förmliches culinarisches Zeughaus. Da gibt es Windöfen für die Filets, Herde mit offener Feuerstelle für die Spießbraten, Oefen für die Pastetenbäckerei, Kühlöfen, und wie das Rüstzeug sonst noch heißt, alles mit Gas beleuchtet und geheizt; das Departement ist reichlich mit Wasser versehen und im größten Maßstabe angelegt. Ob wohl Herr Fould schon zu der Zeit, als er dem Prinzen Louis Napoleon noch aus seinen kleinen und großen Geldverlegenheiten half, den Plan zu dem luxuriösen Bau entworfen hat, der nun für ihn so herrlich ausgestattet wird?

Die Salle d'état ist wohl provisorisch eingerichtet — der Kaiser hat die Würdenträger und den gesetzgebenden Körper bereits dort empfangen — aber der Saal ist zu diesem Behufe gleichsam nur als Theaterdecoration hergestellt worden, und macht deßhalb bei Tage keinen sonderlichen Eindruck. Er steht z. B. dem goldenen Saal im Rathhause zu Augsburg weit nach, der aber auch das Großartigste und Schönste in Bezug auf Verhältnisse ist, was ich bisher in der Art gesehen habe.

Die doppelarmige Hauptstiege ist in der Anlage groß und bis in die Einzelnheiten der Ausführung, so weit sie beendet ist, künstlerisch gehalten. Säulenschäfte und Geländer sind mit zierlichem, in den Stein gehauenem Laubwerk wie umrankt, eine Verzierung, die nur an einem Steine möglich ist, welcher ähnlich dem hier verwendeten sich gegen den Meißel weich, gegen die Einflüsse von Zeit und Luft aber hart und zähe verhält.

Die Tuilerien mit ihrem einzigen Stockwerke und dem riesigen Dache darüber stehen gegen die Louvrebauten ziemlich zurück und zeigen der Place du Carrousel eben keine architektonisch schöne Fronte. Sie gleichen bei ihrer geringen Tiefe und Höhe einem langen Corridor, welcher für eine Seilerwerkstätte passendere Dimensionen hätte, als für einen Kaiserpalast. Der Umbau ist auch bevorstehend. Im Palais de l'Elysée Bourbon, wo Louis Napoleon als Prinzpräsident residirt hat, werden Gemächer für die kaiserliche Familie in Stand gesetzt; denn Napoleon will für die

Dauer des Adaptirungsbaues seinen Sitz in denselben Räumen aufschlagen, welche die Soiréen, bei denen Miß Howard einst die Honneurs machte, die Bankette, bei welchen der Champagner und die bonapartistischen Reminiscenzen den guten Willen der Generale bearbeiten halfen, und die geheimen Sitzungen gesehen haben, in welchen der Prinz mit seinen Vertrauten die Ueberraschungen des 2. December vorbereitet hat.

Ich habe aber nun so viel trockene Beschreibungen gebracht, daß ich fürchte, einen guten und namentlich den schönen Theil der Leser an dem Faden meiner Erzählung unvermerkt in das Gebiet der Langeweile hinübergeleitet zu haben, ein Gebiet, das man nirgends so sehr flieht, wie in Paris, dem man daher auch nirgends so behutsam aus dem Wege gehen sollte, wie in Berichten über Paris. Ich will also lieber wieder in's frische lebendige Pariser Treiben hineingreifen; und natürlich ist das erste, was mir dabei unter die Hände kommt, eine Crinoline. Die Frauen sind ja die Seele des Pariser Lebens, und die Crinoline ist — nicht etwa die Seele der Französin, aber immerhin ein wesentlicher Bestandtheil d'une femme qui se respecte.

Man hat viel von der Abschaffung der Crinoline gesprochen, und darüber sind nicht bloß die Frauen in ganz Deutschland erschrocken, welche sich ohne Crinoline kaum mehr denken können, auch den Besitzern der großen Industrieetablissements ist das Gerücht in die Glieder gefahren, und als Surrogat für alle möglichen unvorgesehenen Fälle hat man schnell die Schleppen wieder eingeführt. Die Kaiserin hatte sich's einen Augenblick selbst in den Kopf gesetzt, den Faltenwurf ihrer Robe fernerhin nicht mehr durch die Crinoline aufzubauschen; sie erschien auch wirklich eines Abends mit den Vertrautesten unter ihren Hofdamen ohne Crinoline im kleinen Cercle. Aber woran das Auge gewöhnt ist, das kann es nicht leicht missen, unvermittelte Gegensätze erträgt es nicht; kurz, die Kaiserin kam sich in ihren frei niederfallenden Gewändern neben den Crinolinen so lächerlich vor, daß sie die Idee aufgab, sich ohne Crinoline zu behelfen. Uebrigens mußte der Funken, welchen die Idee der Crinolinelosigkeit mit dem kaiserlichen Versuch einmal unter die Weiber geworfen, bei der massenhaften Anhäufung von leichter Waare, auf die er fiel, nothwendig da und dort Brand legen. Bei den Leichtesten unter den Leichten schlug die helle Flamme auf und verbrannte die Crinoline. Aus ihrer Asche stieg eine neue Mode empor, deren Trägerinnen Korkziehern nicht unähnlich sind, auf deren Heft ein Paradiesvogel sitzt. Ob diese langen niederwallenden Schleppkleider wirklich gut sind, Bäume, um welche sie sich schlingen, zu entwurzeln, wie die Zeichner des Charivari in ihren Carricaturen andeuten, kann ich nicht bestimmen; zuverlässig aber sind sie gut, sich um Muttersöhnchen zu schlingen und sie aus dem Boden der Solidität zu ziehen und in die Mistbeete des demi monde zu übersetzen, namentlich wenn sie so wenig fest in jenem Boden haften, wie dieß bei den Pariser Mutter- oder eigentlich Ammensöhnchen, und wohl auch bei andern gewöhnlich der Fall ist.

Wie dem auch sey, das Resumé meiner Beobachtungen bleibt jedenfalls die verbürgte Nachricht, daß die Crinoline vorläufig noch nicht abgeschafft ist und es auch in der nächsten Zeit nicht wird, und ich bin überzeugt, daß diese Botschaft viele Leserinnen sehr für meine übrigen Mittheilungen stimmen und mich zu einer Art von persona grata machen wird. Unser Geschmack ist nun einmal schon in die Crinoline verrannt. Die Griechen hatten es leicht, schön zu werden; unter schlanken Säulen, zierlich geschwungenen Vasen und faltigen, dem schlanken Körper sich leicht anschmiegenden Gewändern erblickten sie das Licht der Welt. Was für ein verkrüppeltes Geschlecht muß aber aus der nächsten Generation werden, wenn die gegenwärtige, wohin sie schauen mag, nichts sieht als Crinolinen! Denn alle unsere Geräthschaften tragen mehr oder weniger diesen Typus. Die schlanken Gefäße haben bauchigen Terrinen Platz gemacht, alle Vasen, die wir noch haben — für den täglichen und nächtlichen Gebrauch — sind à la Crinoline.

Nachdem ich übrigens mein ästhetisches Gewissen beruhigt habe, indem ich zugebe, daß die Crinoline häßlich ist, muß ich offen bekennen, daß ich ein Anhänger der Crinoline bin, quand même.

Correspondenz-Nachrichten.

Aus dem Odenwald, September.

Wo ward der Siegfried der Nibelungen erschlagen?

Die Herausgeber, Bearbeiter und Commentatoren der Nibelungen, besonders von der Hagen, A. W. Schlegel, K. W. Göttling, Simrock, Primesser rc. haben sich immerdar viele Mühe gegeben, die im Gedicht erwähnten und beschriebenen Oertlichkeiten und Gegenden aufzusuchen, wo es die auftretenden Helden gelebt und gehandelt haben läßt, da längst nicht mehr bezweifelt wird, daß es wenigstens in seinen Hauptzügen eine historische Grundlage habe. Die verschiedenen, sehr von einander abweichenden, oftmals außerordentlich gewagten, auch vielfach sehr unwahrscheinlichen, eine völlige Unkenntniß der Gegend zeigenden Meinungen und Hypothesen jener gelehrten Forscher hat zuerst der bekannte Domkapitular Dahl in Mainz in der Abhandlung: „Etwas über das Nibelungenlied, namentlich über den Ort, wo Siegfried erschlagen ward," in den Quartalblättern des Vereins für Literatur und Kunst zu Mainz, Jahrgang 1831, Heft 3, verglichen und geprüft, zugleich aber seine eigene Ansicht aufgestellt und urkundlich zu belegen gesucht.

Die Burgundionen, ein deutsches Volk, welches ursprünglich zwischen der Oder und Weichsel wohnte, näherten sich nach dem ersten Sturm der Völkerwanderung dem Rhein. Bereits um das Jahr 412 hatten sie die von den Alemannen verlassenen Gegenden in Besitz genommen und Worms zum Mittelpunkte ihres Reiches erhoben. Unter den burgundischen Königen, welche im vierten und fünften Jahrhundert regierten, wird Gundahar, Gunthar oder Günther genannt, dem in dem Gedichte eine so bedeutende Rolle zugetheilt ist. Dieser König Günther veranstaltet eine Jagd und beschließt von Worms aus dahin zu reiten, und zwar „hin zum Waschenwalde." Siegfried will mitreiten „in den tan." Als ihm Chriemhilde abräth, entgegnete er, „in kurzen Tagen" werde er wiederkehren. Die Ritter wollen „über Rin;" sie reiten „von dannen in einen tiefen Wald," „geladen viel der Rosse chan vor in über den Rin."

Dahl hat nachgewiesen, daß alle früheren Meinungen bezüglich dieses Waldes — es seye der Wasgau- oder Vogesenwald, oder die waldige Insel Neusatz im Rhein u. s. w. — unrichtig sind, und suchte dagegen auszuführen, dieser Wald sey die Wildbahn des Virnheimer- oder großen Lorscher Waldes, dessen Grund und Boden zwar dem Kloster Lorsch, der Königsbann aber dem Stifte Worms gehört habe, worin ein Bezirk vorkomme, welcher urkundlich „die Wildpant" genannt worden.

Es ist dieß ein Irrthum, der kaum der Widerlegung bedarf. Dahl wurde dazu verleitet, weil Simrock in seiner Uebersetzung des Nibelungenliedes einen unrichtigen Ausdruck gewählt hatte; denn er gab die Worte „gen des Wildes abeloufe" mit „der Wildbahn gegenüber." Simrock (das malerische und romantische Rheinland, Seite 89 und 90) bedauert es höchlich, durch diese etwas allzufreie Uebertragung die Veranlassung zu diesem Irrthume gewesen zu seyn, indem er jedenfalls statt „Wildbahn" habe „Wechsel" sagen müssen.

Indem also Dahl alle früheren Meinungen vollständig beseitigt, selbst jedoch sich nicht weniger geirrt hatte, war man so weit wie früher, man wußte immer noch nicht, wo die Ritter ihren Lagerplatz gewählt hatten. Da gelang es den eifrigen Nachforschungen des nun verstorbenen Staatsrath Knapp in Darmstadt (Archiv für hessische Geschichte und Alterthumskunde, Band IV., Heft 2), die fragliche Stelle in einer Weise zu bezeichnen, welche wohl keinen Zweifel mehr zuläßt. Der tiefe Wald, in welchen die Ritter reiten, ist der Odenwald. Grimm (die deutsche Heldensage, Seite 153 folg.) gibt aus der Ueberarbeitung der Nibelungen-Noth folgende Strophe. König Günther sagt:

„Nu wir herewerte ledic worden sin,
So will ich jagen riten von Wormez über den Rin,
Unt wil kurcewile zem Otenwalde han,
Jagen mit den Hunden, als ich viel dicke han gethan."

Die Hohenemser Handschrift des Nibelungenliedes enthält nachstehende Strophe (Hagen, das Nibelungenlied in der ältesten Gestalt, Seite 106; Grimm, a. a. O. Seite 153):

„Von demselben Brunnen, da Sivrit ward erschlagen,
Sult ir din rethen moere von mir hören sagen.
Vor dem Otenwalde ein Dorf lit, Otenhain,
Da vlinzet noch der brunne; das ist zwifel dahein."

Das Lied vom „hörnen Siegfried" sagt (das Heldenbuch in der Ursprache, herausgegeben von F. H. von der Hagen und Alois Primesser, Theil II., B. 177 fgde.):

„Wie also die drei jung Künge Sügfrieden trugen Haß,
Bis daß die zwee geschwigen, vollendeten beide das,
Daß Sügfried todt gelage, ob einem prunnen kalt
Erstach in der grymmig Hagen dort uff dem Ottenwald."

Hiernach dürfen wir als erwiesen betrachten, daß die Lagerstätte und das hier in Rede stehende Jagdrevier nur

im Odenwalde zu suchen ist, indem der Urtext des Gedichtes den angeführten alten Ueberlieferungen nicht widerspricht:

„Sie hieſzen herebergen vor dem grünen Wald."

Nachdem die Jagdgesellschaft die Ebene des Rheinthals durchzogen hatte, war nur in den ausgedehnten, damals noch dem Urzustande nahen Waldgebirgen des Odenwaldes ein Jagdrevier anzutreffen, das die gewünschte reiche Ausbeute versprach. Auch scheint das Beiwort „grün" nicht bedeutungslos dazustehen, da es vorzugsweise von Laub- und nicht von Nadelhölzern gebraucht zu werden pflegt, der Odenwald aber in früheren Zeiten fast ausschließlich nur mit Laubwaldungen bedeckt war, und es wollte der Dichter damit vielleicht andeuten, die Lagerstätte sey nicht in dem durchzogenen Nadelwald, „tan," sondern in den grünen Eichen- und Buchenwaldungen des Odenwaldes gewählt worden:

„Da sie jagen solden, uf einen wert vil breit."

„Wert" bedeutet nach Dahl und von der Hagen einen freien grünen Wiesenplatz. Unweit Heppenheim beginnt ein schmales Thal, das Kirschhäuser Thal genannt, welches mitten in das Waldgebirge, in das Thal der Weschnitz (früher Wisgoz) nach den wildreichsten Jagdrevieren führt. Oberhalb Fürth, wo sich dieses Thal ausdehnt, und vor den Waldgebirgen, welche dasselbe südöstlich begrenzen, war wohl ein grüner Anger — Wert — der sich zur Lagerstätte eignete und an das zur Jagd auderſehene Revier anstieß, leicht zu finden. In diesem Thale selbst war aber die Jagd wohl nicht, da dasselbe frühe schon angebaut war, wie aus der Schenkungsurkunde über die Mark Heppenheim von Karl dem Großen an das Kloster Lorsch vom Jahr 773 und der im Jahr 795 hinzugefügten Grenzbeschreibung (Cod. Lauresham. I, 16 sq.) hervorgeht, indem diese Urkunden schon eine größere Anzahl Dörfer, z. B. Fürth, Rimbach rc. anführen. Wie ich weiter unten nachweisen werde, war der Hauptschauplatz der beabsichtigten Jagd auf einem hohen Bergrücken zwischen dem Gradellenbacher und Göttersbacher Thal, eine bis zwei Stunden seitwärts von Fürth.

Mehrfach gemachte Versuche, einige Walddistrikts- und Ortsnamen dieser Gegend zu deuten und auf „Waschenwald" zurückzuführen, übergehe ich als allzu gewagt und unwahrscheinlich.

„Do nam ein alter jägere einen spürhunt,
Er brachte den herren (Siegfried) in einer churzen stunt,
Da sie vil tiere funden." —

Er erlegt Löwen, Auerochsen, wilde Schweine, und überhaupt so viel, daß die Jagdgesellen sagen:

„So lat uns, her Sivrit, der tier ein teil genesen,
Ihr tot uns hiute lére den Berch und och den Wald."

Demnach fand die Jagd etwa eine kurze Stunde von dem Ruheplatz statt, in den Bergen, also keinenfalls in der Ebene des Virnheimer oder Lorscher Waldes. Nun rufen die Hörner zum Imbiß; Siegfried folgt dem Rufe, fängt aber unterwegs in der Geschwindigkeit noch einen Bären, den er lebendig mitnimmt. Bei dem Imbiß wundert sich Siegfried, daß die Schenken keinen Wein herbeibringen. König Günther sagt:

„Ez ist von Hagenen schulden: der wil uns erdürsten lan." —
Do sprach von Troneje Hagne: „viel lieber Herre min,
Ich wande, daz daz pirsen hiute solde sin
Da zem Spehtesharte, den win den sand ich dar."

Diese Entschuldigung würde lächerlich erscheinen, wollte man annehmen, Hagene habe das etwa sechzehn Wegstunden entfernte, auf dem rechten Mainufer liegende ausgedehnte Waldgebirg gemeint, welches den Namen Spessart oder Speßhard führt. Es war dieses vielmehr ein in der Nähe befindlicher Walddistrikt, welcher diesen Namen hat. Eine in dem großherzoglich hessischen Staatsarchive zu Darmstadt aufbewahrte Urkunde vom Jahr 1430 erwähnt, daß zu Waldmichelbach in Gegenwart verschiedener Beamten „die Ersamen zentgreff, zentschopfen und das zent Volk" aufgefordert wurden, „Rechte wahre kundschafft zu sagen von des Wildpans wegen an der Langenhart, an der Speßhart, uff dem Dubenberg an der hindern Bache." In dem Lehnbrief Pfalzgraf Ludwigs für Schenk Otto von Erbach vom 21. Mai 1443 ist unter den Lehen verzeichnet: „Item den walt by Gudersbach, den man nennet den Spessart." (In dem Erbacher Archiv aufbewahrt.) Noch mehrere ältere Urkunden sind vorhanden, namentlich von 1554 und 1613, welche von diesem Walddistrikte unter dem Namen „Speßhart bei der Buche" und „Speßhart" sprechen, und noch jetzt führt derselbe Distrikt diesen Namen. Er liegt eine Viertelstunde südlich von Großellenbach und links von dem nach Waldmichelbach führenden Thale, und hat etwa zwei Stunden im Umfang. Es kann offenbar Hagenes Entschuldigung nur auf diesen Distrikt sich bezogen haben, will man demselben nicht eine Absurdität in den Mund legen, oder der poetischen Licenz des Dichters allzugroßen Spielraum gestatten. Ich glaube, diese Erläuterungen und Angaben haben mehr als Wahrscheinlichkeit für sich; weniger ist dieses mit nachfolgenden Vermuthungen des Staatsraths Knapp über den Brunnen der Fall, an welchem der Mord vollbracht wurde.

Als Hagene sich wegen des mangelnden Weines in der angeführten Weise entschuldigt, äußert Siegfried, „es wäre dann besser gewesen, die Lagerstätte näher am Rheine zu wählen." Nun sagt Hagene:

„Ich weiz hie vil nahen einen brunnen chalt."

Siegfried sagt:

„Er wolde für die berge zue dem brunnen gan."

Hagene schlägt einen Wettlauf nach dem Brunnen vor, Siegfried nimmt den Vorschlag an:

„Da sie wollten dannen zur der linden breit."

Siegfried erreicht den Brunnen zuerst:

„Daz swert daz lest er schiere, den chocher leit er dan,
Den starchen ger (Speer) er leinte an der linden ast,
Bi des brunnes vluzze stunt der herliche gast."

Während Siegfried sich niederbeugt, um aus der Quelle zu trinken (oder, wie das Lied vom „hörnen Siegfried" sagt, sich darin zu kühlen) durchsticht ihn Hagene von hinten. Der tödlich verwundete Held ergreift seinen Schild — die übrigen Waffen hat der Mörder vorher heimlich weggebracht — und:

„Do was gestruchet Hagene vor seiner hant ze tal,
Von des slages chrefte der wert viel lute erhal."

Gleich darauf stirbt Siegfried, und die Uebrigen fragen, was nun zu thun sey?

„Do sprach von Troneje Hagene: ich bring ihn in daz lant ꝛc.
Do erbieten sie der nahte und fuoren über Rin."

Nach diesen verschiedenen Stellen liegt der Brunnen, an dem des Helden tragisches Ende erfolgte, nicht weit von der Lagerstätte vor den Bergen, und bei demselben befindet sich eine Linde. — Diese Merkmale — fährt Knapp fort — sind offenbar nicht der Art, daß man dadurch genöthigt wurde, die verhängnißvolle Quelle außerhalb des Odenwaldes, oder auch nur außerhalb der Umgebungen des Weschnitzthales zu suchen; an kühlen Quellen und alten Linden hat es in jener Gegend wohl nie gefehlt. Die oben aus dem Lied vom „hörnen Siegfried" angeführte Strophe macht ebenfalls den Odenwald, und zwar ganz bestimmt, zum Schauplatze der blutigen That; auch der Ueberarbeiter des Nibelungenliedes versetzt sie dahin; indem er aber den Ort noch näher, und zwar so bezeichnet:

„Vor dem Ottenwalde ein Dorf lit, Otenhain,
Da vliuzet noch der brunnen; daz ist zwifel dahein,

gab er den Gelehrten gerade Veranlassung, denselben nun außerhalb des Odenwaldes zu suchen; denn unter allen jetzt noch bestehenden oder ausgegangenen und überhaupt in Urkunden vorkommenden odenwäldischen Dörfern findet sich kein Otenhain. Dahl hält darum die erwähnte Strophe für verfälscht, oder für ganz unrichtig. Dumpech (Geographia pagorum vet. Germaniae cisrhenan. S. 44) widerlegt mit triftigen unabweisbaren Gründen die Ansicht derjenigen Schriftsteller, welche in Otenhain das auf der linken Rheinseite gelegene alte Ottinchheim erkennen wollen, nimmt aber an, daß der im Kraichgau liegende Flecken Odenheim von dem Dichter gemeint sey, eine Ansicht, welcher auch Grimm (Vorzeit und Gegenwart, S. 378) nicht abgeneigt ist; beide bedenken aber nicht, daß dieser Marktflecken (drei Stunden von Bruchsal) achtzehn Stunden von Worms entfernt ist, — abgesehen davon, daß alle übrigen Umstände dagegen sprechen.

W. Grimm (deutsche Heldensage, S. 153 f.) bemerkt zwar: ein Odenheim in dem Wormser Gau komme in einer Urkunde von 786, die Odenheimer Mark in andern etwas späteren vor (Cod. dipl. Lauresham. Nr. 12, 1286, 2557) und glaubt, es sey wahrscheinlich, daß der Ueberarbeiter des Nibelungenliedes diesen Ort meine, weil nach einer Urkunde (Nr. 33, S. 38) ein Wald in dieser Mark liege, den man zum Odenwalde gehörig betrachten möge. Diesem steht jedoch entgegen, daß der Wormser Gau sich nicht über die Gegenden zwischen Rhein, Neckar und der Bergstraße erstreckte (Dahl, hist.-topogr.-stat. Beschreibung des Fürstenthums Lorsch, S. 117), und daß jene Urkunden wohl von Odernheim in Rheinhessen zu verstehen seyn mögen. Es ist also kein Dorf Otenhain zu finden, dessen Lage mit den übrigen von den Dichtern angegebenen Oertlichkeiten zu vereinigen wäre; darum wird aber die Handlung selbst dem Odenwalde nicht entrückt, weil in dieser Beziehung alle Versionen übereinstimmen, nur in der speciellen Bezeichnung des Ortes muß ein Irrthum oder Mißverständniß unterstellt werden, wovon später noch einmal.

Weil in der Nähe des ominösen Brunnens eine Linde gestanden haben soll, so hat man denselben in Lindenfels, einem in der Nähe liegenden Marktflecken, finden wollen, für welches aber außerdem nichts als der Name spricht. Dagegen gedenkt Bader (Sagen des Neckarthales, der Bergstraße und des Odenwaldes, S. 350, Note 1) einer lauteren Bergquelle, welche sich in dem Walddistrikt „Speßhart" befinde. „Siebenzigjährige Greise erinnerten sich," sagt er weiter, „daß vor Zeiten eine uralte Eiche dabei gestanden, auch sollten sich in der Vorzeit zwei Männer daselbst ermordet haben. Ein einfaches niederes Kreuz habe einst die Stelle bezeichnet, jetzt liege der Stein herausgerissen da, ohne Spur einer Jahrzahl oder Inschrift."

Der hessische Kreisrath Rautenbusch und der Revierförster Balz, in deren Verwaltungsbezirk die Gemeinde Grasellenbach gehört, und an welche sich Knapp gewendet, schrieben an denselben. Rautenbusch: „Der Bürgermeister zu Affolterbach habe ihm gelegentlich eines Wiesenganges das Siegfriedsbrünnchen genannt und erzählt, daß diese in der Gemarkung Grasellenbach gelegene Quelle seit Menschengedenken, wohl aus dem Grunde, weil der Sage nach hier der Ritter Hagene den Ritter Siegfried getödtet habe, so genannt werde. Dasselbe sey ihm an dem nämlichen Tage bei Begehung der Gemarkung Grasellenbach von dem dortigen Bürgermeister, jedoch ohne Nennung der Namen der beiden Ritter, mit der Bemerkung erzählt worden, daß der Walddistrikt Speßhard genannt werde u. s. w. Balz hatte geschrieben: „In der Gemarkung Grasellenbach, etwa eine Viertelstunde südlich von dem Orte, und links des nach Waldmichelbach hinführenden Thales liegt der Distrikt Speßhart (oder Speßhardskopf), auf welchem die Quelle sich befindet, an der ehemals der Held Siegfried soll ermordet worden seyn. Alte Leute erzählen, daß sie von ihren Voreltern gehört, es sey ein gewisser Siegfried, den man nur den „gehörnten" geheißen habe, in dem Momente, als er sich an der

Quelle, um zu trinken, niedergelegt, von seinem Schwager erstochen worden; daher der Name Siegfriedsbrunnen. An der Quelle soll eine große Eiche gestanden haben, die vor ungefähr fünfzig Jahren sey umgehauen worden; auch sollen daselbst gehauene Steine vorhanden gewesen seyn, von denen sich aber jetzt nichts mehr vorfindet. Von einer Linde, die in der Nähe der Quelle gestanden, so wie von einem Lindenbrunnen konnte ich nichts erfahren, dagegen soll früher eine starke Linde in dem Orte Grasellenbach selbst gestanden haben. Ich bemerke noch, daß die Quelle, an der Siegfried soll getödtet worden seyn, deßwegen von den Bewohnern von Grasellenbach gefürchtet wird; auch erzählen die Alten, daß von Hirten, die sich um die Eiche an der Quelle gelagert, ein großer schwarzer Mann sey gesehen worden, weßhalb dieser Ort als ein Gespenster- und Geisterort bezeichnet wird."

Diese Nachrichten genügten dem genannten Forscher, freudig auszurufen: „So hätten wir denn einen Brunnen gefunden, dessen Name, so wie die von dem Ursprunge dieses Namens überlieferte Sage, nicht minder als seine geographische Lage, ganz mit den Forschungen übereinstimmt, welche wir über die von der Jagdfahrt berührten Oertlichkeiten angestellt haben, und die eben dadurch einen erhöhten Grad von Wahrscheinlichkeit erhalten. Der bedeutsame Speßhart ist da, die Entfernungen sind den Zeitverhältnissen entsprechend, in welchen sich die ganze Erzählung bewegt, und selbst die Linde fehlt nicht (?), will man dem Dichter die Freiheit gestatten, sie aus dem Dorfe an die nur wenige Minuten abgelegene Quelle zu versetzen, oder die dortige uralte Eiche in eine Linde zu verwandeln."

Der Brunnen wurde sofort mit Steinen eingefaßt, der Platz durch passende Anlagen verziert und im Jahr 1845 durch ein vielbesuchtes Fest eingeweiht, bei dem es an Reden und Trinksprüchen nicht fehlte. Besonders war die Heidelberger Universität dabei in erfreulicher Anzahl ihrer Musensöhne vertreten. Alljährlich an bestimmtem Tage versammelt sich Jung und Alt hier zu einem kleinen Volksfeste, und fortwährend pilgern Freunde des Nibelungenliedes, dieses Kleinods unserer alten Volkspoesie, an den „Siegfriedsbrunnen," worauf sie mit erneuter Theilnahme die Aventure lesen, „wie Sifrit erslagen wart."

Aber trotz alle dem ist dieser „Siegfriedsbrunnen" nicht der Brunnen, an welchem Siegfried erschlagen wurde, wie ich in wenigen Zeilen auf eine, wie mir scheint, unwiderlegliche Weise darzuthun im Stande bin.

1) Das erwähnte Siegfriedsbrünnchen liegt auf dem Speßhard, und zwar ganz nahe bei seinem höchsten, „Speßhardskopf" genannten Gipfel. Das ist unbezweifelt. Nun verlangte, wie wir oben gesehen haben, Siegfried bei dem Jägermahle zu trinken; — es ist aber kein Wein da, weil Hagene ihn „zum Speßharte" geschickt hat. Da die Gesellschaft sich aber mitten auf dem Speßhart befand, so wäre diese Entschuldigung doch gewiß lächerlich, ja geradezu absurd gewesen. Somit ist es klar, daß die Gesellschaft sich nicht im Speßhart befand, wo der Wein hingebracht war. 2) Hagene sagt, er wisse in der Nähe einen kühlen Brunnen, und schlägt einen Wettlauf dahin vor, der auch sofort ausgeführt wurde. Betrachten wir aber die dortige Oertlichkeit, so liegt der fragliche Brunnen auf einem so steilen, ohne Zweifel damals noch mehr wie jetzt ganz mit Wald verwachsenen Bergrücken, daß ein Wettlauf von dem Grasellenbacher Thal hinauf durchaus undenkbar ist, um so mehr als die Entfernung von dem „Anger," auf welchem die Jagdgesellschaft nach Knapps Vermuthung gespeist hatte, bis zu dem Brunnen, nicht, wie derselbe angibt, nur einige Minuten, sondern eine volle halbe Stunde beträgt. Die poetische Licenz würde so stark seyn als die, welche eine alte Eiche für eine Linde nimmt, oder gar eine Linde, welche in Grasellenbach gestanden haben soll, eine halbe Stunde weit nach dem Brunnen versetzt, während doch der Dichter dieser Freiheit nicht bedurfte und ganz einfach in dem Liede statt „Linde" „Eiche" sagen konnte. 3) Linden wuchsen damals im Odenwalde nicht wild, sondern nur an solchen Orten, wohin man sie gepflanzt hatte, an Mahlstätten, oder an Stellen, die irgend eine Bedeutung hatten. Will man nun von Knapps Hypothese bezüglich des nothwendigen Baumes absehen, so wäre es allerdings nicht unmöglich, daß wirklich früher eine Linde da gestanden; — aber wie in aller Welt wäre eine Linde an diese ganz unscheinbare, jedenfalls schon damals unbedeutende Quelle an dem steilen Abhange des Speßhardskopfes gekommen, welche nie eine Bedeutung in den Augen der Einwohner, ja nicht einmal einen besondern Namen gehabt? 4) Denn trotz der erwähnten Auskunft des oben angeführten Försters hat man nach den Versicherungen der ältesten Bewohner Grasellenbachs und der Umgegend von diesem Brunnen niemals etwas, weder den Namen, noch eine Sage gekannt, bis sie durch die eifrigen Nachforschungen mehrerer Herren erfahren hätten, daß hier der „hörnerne Siegfried" erschlagen worden sey. Die unter der Bevölkerung in neuerer Zeit vorgefundene Sage scheint demnach, wie man mehr dergleichen Beispiele kennt, erst in neuerer Zeit zu derselben gekommen zu seyn, und auf keiner alten Ueberlieferung zu beruhen. (Simon, Geschichte der Dynasten und Grafen zu Erbach und ihres Landes. Frankfurt 1858, S. 114—117.)

Mit dieser Zerstörung der seither festgehaltenen Illusion entsteht aber wieder neuerdings die Frage: Ist denn der in Rede stehende Brunnen nicht aufzufinden, nachdem die Gegend, in welcher die Jagd abgehalten wurde, in so enger Begrenzung festgestellt ist? Die nachstehende Beantwortung dieser Frage wird jedenfalls noch weiter dokumentiren, daß der erwähnte „Siegfriedsbrunnen" der ächte in keinem Falle ist.

Ein Theil des bei Guttersbach liegenden Dorfes Hiltersklingen (Hilterselingen of der hart in dem bereits erwähnten Schenkungsbriefe vom Jahre 773 und der Grenzbeschreibung von 795 genannt) auf der linken Thalseite, der mit seiner Gemarkung bis auf die Höhe und von dem Ende der Gemarkung Weschnitz in der Breite von einer

Viertelstunde ungefähr drei Viertelstunden weit dem Thale entlang zieht, heißt „die Hart" (hart nennt man eine waldige Berghöhe). Dieser Distrikt heißt in der mehrfach angeführten Grenzbeschreibung von 795 „Burgunthart und Eichenesbart."

Die fröhlichen Zeitgesellen lagern auf einem schoenen Anger zwischen dem hohen Speßhard auf der rechten und der Burgunthart auf der linken Seite. Am Fuße dieser Hart, auf der rechten Seite des oben genannten Hiltersklinger Wiesenthales und der Burgunthart zur Linken, liegt ein Brunnen, der Lindelbrunnen genannt, in einem nach ihm „das Lindel" genannten Distrikte, ganz nahe an der Staatsstraße, die von Erbach nach Fürth zieht. Dieser Brunnen ist in der oft erwähnten Grenzbeschreibung von 785 „Lintbrunnen" genannt, und hier wurde unstreitig Siegfried ermordet, denn hier treffen alle Umstände zu: die Oertlichkeit neben einem Wiesengrunde, der bereits schon im achten Jahrhundert bis in unsere Tage vorhandene Name des Lindbrunnens, der mit Zuverlässigkeit darauf hindeutet, daß hier vor Alters eine Linde gestanden, die unmittelbare Nähe der „Burgunthart," deren Name gleichfalls hier bedeutungsvoll ist, weil sie an die Burgunden oder Burgundionen erinnert, die einst hier ein Jagdrevier hatten; endlich die etwa anderthalb Stunden bis zum Speßhard, wohin Hagene den Wein geschickt hatte, betragende Entfernung, so daß, wenn auch dem Gedichte keine wahre Begebenheit zu Grunde liegen sollte, doch jedenfalls der Dichter diese Lokalität gekannt und für seine Dichtung benutzt hat.

Der Lindelbrunnen ist gegenwärtig etwas versumpft, war aber früher ohne Zweifel sehr stark, weil das Wasser eine bedeutende Vertiefung bis zur Chaussee herab, die sogenannte Lindelsdelle gemacht hat. Das Wasser dieser Quelle ist noch jetzt so stark, daß es selbst in den trockensten Sommern nicht versiegt, auch spricht für die frühere Bedeutung dieses Brunnens der Umstand, daß er als ein Grenzpunkt angesehen wurde.

Es bleibt nur noch übrig, einige Worte über das „Dorf Otenhain" zu sagen, welches nach der Angabe des Ueberarbeiters des Nibelungenliedes „vor dem Otenwalde" liegt, in dessen Nähe der Brunnen seyn soll, an dem Siegfried seinen Tod fand. Die in nachstehenden Zeilen niedergelegten Vermuthungen entnehme ich der mehrfach erwähnten Abhandlung Knapps in dem Archiv für hessische Geschichte und Alterthumskunde.

Daß sich in und um den Odenwald ein so genanntes Dorf nicht findet, ist bereits angegeben; in alten Urkunden (1613) kommt aber bei der Beschreibung jener Gegenden ein Distrikt vor, welcher unter andern auch „Dotenhan" genannt wird. — Wer den besondern Dialekt der Odenwälder kennt, weiß, daß sie statt „Hain" überall „Han" sagen, und es ist sonach durchaus nicht unwahrscheinlich, daß die volksübliche Benennung des fraglichen Distriktes ursprünglich aus Todten- oder Dotenhain entstanden ist. Die Namen Dotenhain und Otenhain differiren nur durch Einen Buchstaben, der bei mündlichen Ueberlieferungen leicht überhör werden konnte, und eine irrige Uebertragung des Namens des Distriktes, bei dem das Dorf liegt, auf dieses selbst, oder eine Verwechslung zwischen Dorf und Bezirk von Seiten des Ueberarbeiters des Nibelungenliedes möchte nicht als durchaus unwahrscheinlich verworfen werden können. Substituirt man also dem Dorfe Otenhain den Distrikt Dotenhain, so paßt auch diese specielle Ortsbezeichnung mit den übrigen ermittelten Oertlichkeiten sehr gut zusammen.

Dieser jetzt noch eben so genannte Distrikt ist der nordöstliche der Gemarkung Grasellenbach, eine halbe Stunde von dem Orte entfernt, und grenzt an den Hiltersklinger Wald, wo die Wasserscheide zwischen Main und Neckar sich befindet. In alten Zeiten hatte dieser Bezirk vielleicht eine größere Ausdehnung und näherte sich dem Orte mehr, so daß man sagen konnte, das Dorf, in dessen Umgebung Siegfried erschlagen worden, liege bei dem Dotenhain.

Diese Erklärung hat allerdings Wahrscheinlichkeit für sich, besonders wenn man bedenkt, daß der Umstand, welcher dem Erklärer das meiste Anliegen macht, nämlich die Entfernung des fraglichen Distriktes von Grasellenbach, nicht nur bei Annahme des Lintbrunnens als Ort der That verschwindet, sondern vorzugsweise diese neuere Ansicht unterstützt; denn je weiter dieser Distrikt von Grasellenbach entfernt ist, desto näher rückt er dem eigentlichen Schauplatze; er ist aber weiter als eine halbe Stunde entfernt von diesem Orte, er grenzt an den Hiltersklinger Wald, und dieser zieht bis an den oft genannten Lintbrunnen hin.

Es ist jedoch nicht nöthig, diese Conjekturen weiter zu verfolgen, oder einen größeren Werth darauf zu legen, indem ich hoffen darf, auch abgesehen von denselben, es mehr als wahrscheinlich gemacht zu haben, daß der lokalkundige Dichter des Nibelungenliedes bei der hier behandelten Episode den Odenwald, insbesondere das Wiesenthal zwischen dem Speßhart und der Burgunthart, und den Lintbrunnen im Auge gehabt habe.

H. Hensler.

Aus dem Wupperthal, Oktober.

(Schluß.)

Der Kirchentag. — Wackernagels Rücktritt. — Zur Literatur des Volkslieds. — Theater.

Die ganze Reformangelegenheit wird übrigens weiter verfolgt werden. Es hat sich zu dem Ende eine Commission gebildet, der mehrere kenntniß- und einflußreiche Fabrikanten beigetreten sind. Und doch zweifle ich, ob ihre Bestrebungen einen größeren Erfolg haben werden, als die, welche schon früher, namentlich auch in England, zu demselben Zweck gemacht worden sind. Das ist eben der Fluch der Industrie, daß sie uns dieses moderne Helotenthum mit all seinen sittlichen Auswüchsen und seiner Verkommenheit geschaffen hat, — hat schaffen müssen. Sie kann nicht ohne dasselbe bestehen. Ein Umsturz ist allerdings bei diesen gekünstelten, unnatürlichen und auf die Spitze gestellten Verhältnissen unausbleiblich. Wann er erfolgen wird, ist eine Frage der Zeit; — er wird wahrscheinlich ein grauenvoller seyn.

Seinen Protest gegen die deutschen Spielhöllen hat der Kirchentag auch in diesem Jahre erneuert. Um solche und andere Schmach von Deutschlands Boden wegzufegen, reichen Proteste nicht hin.

Im Anschluß an die Verhandlungen des Kirchentags über Literatur fand die, in meinem vorigen Berichte erwähnte Vorlesung des Pastors Köbner im Saale des Casino in Elberfeld statt. Die Gemüther waren abgespannt und die Vorlesung vielleicht deßhalb nicht so besucht, wie erwartet werden durfte. Sodann war auch der Vortrag dazu geeignet, die Wirkung des Stücks gründlich zu verderben. Der Mann las, wie eben ein Pastor zu lesen pflegt, alle Dirnen- und Mordgeschichten mit demselben salbungsvollen Tone. Elberfeld aber ist durch das meisterhafte Lesen Palleskes etwas verwöhnt worden.

Von allgemeinerem Interesse ist die Nachricht, daß der Direktor der Elberfelder Realschule, Professor Dr. phil. Wackernagel (der Bruder Wilh. Wackernagels) sich bewogen gefunden hat, nachdem er der Schule erst eilf Jahre vorgestanden, auf Pensionirung anzutragen, und daß sein Antrag, „weil derselbe auch im Interesse der Stadt liege," von dem Gemeinderath einstimmig bewilligt worden ist. Die innern Verhältnisse der Schule waren schon seit Jahr und Tag so haarsträubend, der Zwiespalt zwischen der Direktion und dem übrigen Lehrerpersonal so offenkundig, daß eine Aenderung nothwendigerweise herbeigeführt werden mußte, sollte nicht der Bestand des ganzen Instituts gefährdet werden. Auf welcher Seite die Schuld gelegen hat, mag hier unerörtert bleiben. Wackernagel ist vorzüglich bekannt geworden durch seine ausgezeichnete Monographie des Kirchenliedes. Das ist das Gebiet, auf dem er zu Hause ist, das Kirchenlied und seltsamerweise zugleich die Mathematik; seine mathematischen Kenntnisse werden von solchen, denen ein Urtheil darüber zusteht, sehr hoch gestellt. — Bei der Redaktion der neuen Gesangbücher, welche die evangelischen Gemeinden zu Elberfeld eingeführt haben, hat seine Mitwirkung durch Herstellung der ursprünglichen Texte, welche in den bis dahin gebrauchten Gesangbüchern auf entsetzliche Weise verballhornt und verwässert waren, die wesentlichsten Dienste geleistet. In jüngster Zeit hat er die geistlichen Lieder Paul Gerhards neu herausgegeben (das Buch ist schon in zweiter Auflage erschienen), so wie die geistlichen Lieder Johann Heermanns (geboren 11. Oktober 1585 zu Rauten in Niederschlesien, gestorben 17. Februar 1647 zu Lissa), des größten Dichters, nach Wackernagel, den die schlesischen Lande hervorgebracht. In der Einleitung macht er darauf aufmerksam, daß Clemens Brentano in seinem bekannten Gedichte: „Drauß vor Schleswig an der Pforte," die Verse, welche das alte Mütterlein singt, aus Heermann entliehen hat:

Eine Mauer um uns baue,
Singt das fromme Mütterlein,
Daß dem Feinde vor uns graue,
Hüll' in deine Burg uns ein.

Sie sind einem größeren Gedichte Heermanns entnommen, von dem Wackernagel in überschwänglicher Weise sagt, daß von keinem Dichter aus alter oder neuer Zeit etwas aufgewiesen werden könnte, das sich ihm vergliche. Die Strophe, in welcher jene Verse vorkommen, lautet:

Jesu, der du Jesus heißt,
Als ein Jesus Hülfe leist!
Hilf mit deiner starken Hand,
Menschenhülf hat sich gewandt.
Eine Mauer um uns bau,
Daß dem Feinde davor grau
Und mit Zittern sie anschau.

Der Schluß des Buchs zeichnet sich durch einige Wunderlichkeiten aus. Die Titel der verschiedenen Ausgaben der Heermann'schen Lieder sind auf das sorgfältigste nachgedruckt. Jeder Druckfehler ist auf das genaueste wiederholt, jeder winzige Holzschnitt haarscharf beschrieben, jede roth gedruckte Zeile besonders angegeben. Was für ein Gewinn für die Literatur überhaupt oder auch nur für das Verständniß der Heermann'schen Lieder darin steckt, ist schwer zu erkennen. Die armen Setzer aus dem dreißigjährigen Krieg, die sich jetzt noch müssen vorrücken lassen, daß sie ein Blatt mit a i j, statt a i i j bezeichnet haben!

Das Neueste, was Wackernagel herausgegeben, ist ein „kleines Gesangbuch geistlicher Lieder für Kirche, Schule und Haus," eine in der That sehr werthvolle Sammlung, welche geistliche Lieder aus den frühesten Zeiten, von 1200 ab, bis in die neuere Zeit mit den Originalweisen enthält. Bei Herausgabe dieses Werkes ist Wackernagel für die Entzifferung der alten Noten und Schlüssel und Uebertragung in die jetzige Schrift die Unterstützung des Musikalienhändlers und Verlegers Dr. Arnold in Elberfeld von größtem Werth gewesen, was er in den zugegebenen Noten auch mit Anerkennung ausspricht. Ueberdieß verdankt er Arnold einige der werthvollsten Beiträge, z. B. einige Lieder von Heinrich von Laufenberg vom Jahre 1429. Dr. Arnold selbst ist ein äußerst interessanter und geistig sehr bedeutender Mann, der sich die Erforschung des deutschen weltlichen und religiösen Volksliedes in Wort und Weise zur Lebensaufgabe gestellt hat. Er sammelt schon lange Jahre, und es ist ihm gelungen, die herrlichsten Schätze aufzufinden und dabei in Bezug auf Entstehung und Entwicklung des Mensuralgesanges — eine deutsche, keine wälsche Erfindung — zu den wichtigsten Aufschlüssen zu gelangen; aber er kann sich noch immer nicht entschließen, seine Sammlungen zu veröffentlichen, weil ihm noch zu vieles fehlt, was er noch zu finden hofft.

Das Theater in Elberfeld wurde am 30. September in würdiger Weise eröffnet mit einem Vorspiel von Karl Stelter, in welchem Merkur — unter den heidnischen Göttern der einzige, der noch im Wupperthal verehrt wird — seine Schützlinge, die Thalerherren in Sperrsitz und Loge, anfleht, für Thalia und Melpomene die Beutel aufzuthun, sodann durch Graf Essex von Laube. Die Aufführung war vortrefflich, ungeachtet die einzelnen Mitglieder sich noch ganz fremd sind und nur wenige Proben hatten stattfinden können. Das größte Verdienst gebührt dabei Herrn Löwe, in dessen Hände die Hauptleitung der hiesigen Bühne gelegt und der von wirklich künstlerischen Intentionen erfüllt ist. Es scheinen unter ihm die glänzenden Zeiten Immermanns rückkehren zu wollen, sowohl in Bezug auf die abgerundeten Darstellungen, in welchen auch die kleinste Nebenrolle nicht vernachlässigt wird (wie leicht kann die Ungeschicklichkeit eines Thürstehers die Wirkung einer ganzen Scene vernichten!) als auch, und zwar vor Allem in Bezug auf das Repertoire. Die Bühne zu Elberfeld soll sich unter ihm vom Thespiskarren wieder zu einer wirklichen Kunstanstalt empor heben. Auf dem Repertoire, wie es für die nächste Zeit festgestellt ist, stehen unter andern: von Shakespeare den Kaufmann von Venedig, Othello, den Sommernachtstraum, Romeo und Julie und Viel Lärm um Nichts; von Lessing Emilia Galotti; von Kleist der Prinz von Homburg und der zerbrochene Krug; von Schiller Wallenstein und Tell; von Goethe Clavigo und Götz von Berlichingen; von Calderon das Leben ein Traum und stille Wasser sind tief; von Molière der Geizige; von Freitag die Journalisten; von Laube Prinz Friedrich und Monaldeschi. Von neuen Stücken kommen unter andern zur Aufführung: Düwecke von Mosenthal, Graf Waldemar von Freitag, Don Juan d'Austria von Puttlitz, der Zunftmeister von Nürnberg von Oscar von Redwitz, Elisabeth Charlotte von Paul Heyse und das Mährchen von König Drosselbart von Friedrich Roeber.

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 44. 28. Oktober 1860.

Siehe den Schmetterling, der aus der Puppe geschlüpft ist:
Seele, dein eigenes Bild, wenn du dich selber befragst.

Griechische
Anthologie.

Das Geheimniß des Psyche-Mythus.

Von C. G. Carus.

Durch die Sagen aller Völker gehen Ahnungen von der Geschichte der menschlichen Seele. Bald tiefsinnig und bald unbehülflich, bald bilderreich und schön und bald bloß phantastisch und formlos, reihten Vorstellungen dieser Art von jeher sich an Vorstellungen, und aus allen leuchtete, nur bald mehr, bald weniger klar, die Sehnsucht, das Räthsel unseres Daseyns zu lösen und entweder wahrhaften Ausschluß über das Schicksal unserer Seele zu erhalten, oder mindestens mit dem Traume von einem solchen sich über das Unerfülltbleiben jener Sehnsucht zu täuschen.

Aber wunderbar, als das letzte und höchste Geschöpf der Erde aus der dunkeln Schranke der Thierheit heraus trat und der erste Gedanke auf der Stirn des Menschen aufblitzte, da war ihm auch schon die Qual eingeboren, nach dem Zweck seines Hervortretens zu forschen, nach einem festen Zielpunkte seiner Gedanken sich zu sehnen und hinauszugreifen mit seinem Denken über dieses Daseyn selbst, damit er nach dem lebendigen Gefühl von diesem Wo? auch klar erkenne wohin und wozu?

Man darf es wohl einen mächtigen Beweis nennen von der wundervollen Natur des ganzen Menschenwesens, daß es nun gerade auf sich selbst diesen Zauber ausübte, so daß es mit unwiderstehlichem Zuge immer wieder hineinblicken mußte in diesen Abgrund, dessen Tiefe es vollständig zu ermessen nie im Stande war. — Der Baum der Erkenntniß, dessen vorwitzig genossene Frucht unsern Ahnherrn aus dem Paradiese trieb, der Quellenspiegel, an welchem Narkissos dahinschwand, der Isisschleier, den kein Sterblicher heben sollte, dieses alles sind nur Variationen über ein und dasselbe Thema und deuten immer auf die eine, nie ganz zu verwirklichende Mahnung, die auf dem Tempel zu Delphi stand, auf das „Erkenne dich selbst."

Es ist interessant genug, sich umzusehen in der Geschichte, wie das Sehnen nach dem Wissen von der eigenen Seele keineswegs nur die Philosophen bewegt und erregt, wie vielmehr, selbst halb unbewußt, durch die feineren und edleren Gemüther aller Zeiten dieser Zug hindurchgeht, und dadurch vielfältig die Ursache geworden ist, daß gehabte Ahnungen davon wenigstens in Gleichnissen und bildlichen Darstellungen für andere irgendwie festgehalten und wiedergegeben wurden. Wunderschöne Dichtungen und sinnige Naturanschauungen von Völkern mannigfaltiger Art bewahren uns auf diese Weise geheimnißvolle, merkwürdige Erkenntnisse. Wie bedeutungsvoll erscheint uns in solchem Sinne schon die

Mythe vom Raube der Proserpina. Wenn auch zunächst in dem zur Unterwelt hinabgerissenen theuern Kinde der Ceres, welches endlich zeitweise wieder zu den Lichtgöttern herauf steigt, die poetische Verklärung des Pflanzenlebens gegeben ist, wie es, im Samenkorn der dunkeln Erde anvertraut, im Frühlinge wieder dem Lichte entgegen sproßt, so lag doch auch hier schon gleichzeitig nahe genug die Deutung auf das Schicksal der Seele in ihrem fortwährenden Getheiltseyn zwischen den Göttern des Lichts und der Finsterniß, und gab auch in diesem Sinne zu vielfältigen Anwendungen bereiteste Gelegenheit. Noch bedeutsamer waren aber von jeher gewisse Bilder aus der wirklichen, lebendigen Welt, und unter ihnen keines schlagender und zugleich tiefsinniger als die Geschichte des Schmetterlings; ja dieses Gleichniß wurde so früh schon herbeigezogen, daß das sinnige Volk der Griechen von da an sogar ein und dasselbe Wort brauchte für Athem, für Seele und für den dem Lichte nachziehenden Schmetterling, das Wort Psyche. Aehnlich dem spricht später der ernste Dante es geradezu aus: „Gewürm sind wir geboren, auf daß der himmlische Schmetterling aus uns gebildet werde."

Und so sehen wir denn auch auf alten Kunstwerken vielfältig den Schmetterling als Sinnbild der Seele abgebildet. Amor sengt ihn mit der Fackel, nährt ihn auf dem Pfeile mit Nektar, und Schmetterlingsflügel schmücken nur darum auch die jungfräuliche Gestalt der Psyche. Wir aber, wenn wir beim hellen Lichte der Wissenschaft unserer Zeit das Auge schärfer auf die Geschichte des wirklichen, natürlichen Schmetterlings werfen, wenn wir überblicken, wie in den mannigfachen Vorgängen bei den Metamorphosen dieses Geschöpfs nicht nur im Ganzen und Großen die Wandelung von Raupe zu Puppe und vollkommenem Insekt bedeutungsvoll, als Gleichniß seelischer Entwicklung, sich darstellt, sondern dergleichen Deutungen im Einzelnen hundertfach dem Kundigen entgegentreten, so bewundern wir eine solche sinnvolle Tiefe des Naturlebens mehr und mehr und gelangen endlich dahin, überall aus den Gestalten des organischen Lebens große Gedanken göttlichen Geistes eben so herauszulesen, wie wir aus den Lettern eines Buches die Ideen des Verfassers entziffern.

Noch ist indessen ein solches geistiges Schauen in die uns umgebende Welt weit entfernt, Gemeingut zu seyn, kann und soll es auch nie im Allgemeinen werden; es ist ja aber von jeher dankbar aufgenommen worden, wenn merkwürdige Naturvorgänge — und an der Natur ist eigentlich alles merkwürdig — auf die rechte Weise verallgemeinert, und nach ihrem eigentlichen Sinne aufgeschlossen wurden, und so scheint es, gleichsam als Einleitung zur Deutung jenes griechisch-römischen Mythus von der Psyche, wohl nicht unangemessen, hier zuerst Einiges von all den mancherlei erstaunlichen Metamorphosen zu erzählen, die da vorgehen müssen, wenn das zarte, kleine Ei eines Schmetterlings durch so verschiedene Phasen in die Gestalt des ausgebildeten beflügelten Geschöpfs übergehen soll. Vielfache Parallelen zu Entwicklungsvorgängen in der Seele des Menschen werden sich dabei ganz ungesucht und wie von selbst herausstellen.

Der Naturmythus des Schmetterlings.

Wie alle Geschichte aus mystischem Dunkel hervorgeht, so auch die eines solchen bunten, beweglichen Geschöpfs. Ob Weltkörper, ob Pflanze, ob Thier, ob Mensch, überall ist die erste Gestaltung aller Wesen eine einfachste und verbirgt sich tief hinter dem Schleier der Isis. Diese einfachste Urgestalt Aller ist aber die Sphäre, die Gestalt auch des fallenden, oder vielmehr in der Luft schwebenden Tropfens, die Form, welche die indifferenteste von allen ist und eben deßhalb die ursprüngliche bleibt für alle. Wir nennen nun eine solche flüssige, nach außen fester begrenzte Ursphäre alles vegetativen, wie alles animalen Lebens, die Zelle, und eben eine solche dem bloßen Auge unsichtbare Zelle, oder kleinste und zarteste wasserhelle geschlossene Sphäre, an welcher weder ein unten noch oben, weder ein rechts noch links zu unterscheiden ist, ist denn auch das, was als erster Keim das Werden des Schmetterlings begründet. Dieser Keim, dieses Atom von Zelle aber erhält alsbald eine Geschichte. Kaum ist es entstanden, und so entstanden, daß es doch eigentlich noch gar kein Seyn für sich hat, so erfährt es während eines Fortrückens durch wunderbar zarte, spiralig gebogene Kanäle eine Berührung mit einer andern der dort angehäuften Zellen, und dieser Moment entscheidet über sein künftiges Daseyn und all seine weitere Entwicklung; von diesem Augenblick an ist es nicht mehr bloß eine Zelle, nicht mehr bloß ein Keim, es ist ein Ei, d. h. nicht mehr ein unbestimmtes, sondern ein bestimmtes Etwas, und alles, was ihm nun ferner begegnet, kann von nun an bloß Entwicklung, d. h. weitere Ausbildung des seit dieser mystischen Berührung innerlich Gewordenen genannt werden.

Können wir nun nicht hier schon ausrufen: „Wie sehr erinnert solch plötzliche Wandlung an Vorgänge in der Geschichte der Seele!" Nicht allein, daß auch sie einen wunderbar verborgenen mystischen, uns unbewußten

Ursprung hat, alles unbewußte Seelenleben erfährt ja in ähnlicher Weise durch erste Begegnung mit dem Eindruck einer äußern Welt plötzlich den Anfang eines Weltbewußtseyns; ja es kommen auch später im bewußten Seelenleben noch dergleichen Momente vor, wo eine einzige Begegnung mit Anderem oft über die Richtung einer ganzen weiteren Entwicklung entscheidet.

Doch wir lassen diese erste Analogie und verfolgen jene Fortbildung weiter. So wächst also das jetzt in seiner Lebensrichtung unwiderruflich bestimmte Ei des Schmetterlings mehr und mehr seinem Tage entgegen, und endlich kommt die Zeit, wo das Geschöpf an die Außenwelt tritt, jedoch nicht ohne daß zu seiner Erhaltung vorher von vielen Seiten in merkwürdigster Weise fürgesehen worden. Bald findet es sich mit abgestreiften Schmetterlingsflügelschuppen gegen Unbilden der Witterung geschützt, bald ruht es, gedeckt von gummiartigen Ueberzügen, an der Rinde der Bäume, oder es ist überhaupt so tief verborgen, daß feindliche Mächte es schwerlich ausfindig machen. In allen diesen Schutzmitteln aber, die ein noch ungeborenes Wesen in seinem von ihm selbst gänzlich ungeahnten Innern bewahren sollen, welche tief verborgene Liebe und Weisheit! Und wie sehr finden wir uns dabei überall erinnert an jenes geheimnißvolle Walten, welches jedesmal auch der Seele des Menschen die Stätte ihres Wirkens bereiten muß, wenn überhaupt ihr irgend ein Wirken gegönnt werden soll. Denn gewiß, nirgends in der Geschichte der Menschheit sehen wir einen bedeutenden Geist seine Wirkung entfalten, dem nicht vielfältig wunderbarer Schutz zu Theil geworden wäre, dem nicht eigenthümliche Vorläufer vorausgegangen, der nicht seine Wege auf die entschiedenste Weise, wenn nicht gebahnt und geebnet, doch mindestens überall vorgezeichnet fand; und nicht bloß bei ausgezeichneten Persönlichkeiten ist dem so, selbst bei der Geringsten Einem, sobald wir nur alles recht beachten wollen, erkennen wir, daß Dieß und Jenes ganz nothwendig gerade so vorgekehrt seyn mußte, wie es sich vorgekehrt fand, wenn eben dieses Wesen, wie es nun auch seyn mochte, irgendwie seine bestimmte Existenz erfüllen sollte. Eben solche Voraussicht nun, eben solches prometheisches Walten der Natur, ist also auch schon dem Schmetterlingsei gegönnt und bedingt es, daß, so wie nun der wärmende Sonnenstrahl mittelbar oder unmittelbar es berührt, der Entwicklungsproceß in seinem Innern alsbald sich entfaltet.

Aber auch hier darf gleich wieder eine bedeutsame Parallele nicht übergangen werden. Wenn ich sage, solch zartes Ei ruhe unentwickelt, bis zu der bald früher, bald später eintretenden Periode, da die belebende Wärme ein schlummerndes Leben und eine merkwürdige Organisation in ihm weckt, so können wir den Zustand eines solchen Eies bis dahin nicht anders als ein „latentes,“ d. h. ein verborgenes, gleichsam verheimlichtes Leben nennen, — und sofort muß uns beifallen: kommt dergleichen nicht auch in der Seele des Menschen überall vor? Wie viele Vermögen, Talente, Neigungen, Gefühle, Kunstfertigkeiten, ja krankhafte Zustände, und am Ende selbst wohl Verbrechen ruhen oft verborgen in unserem Innern und sind somit der Anlage nach deutlich vorhanden, aber niemand ahnt sie, selbst nicht der eigene Geist! Aber die Gelegenheit findet sich, die Ereignisse rufen das Schlummernde wach, und auf einmal tritt freudig oder erschreckend ein neues Ungeahntes hervor. Das latente Leben wird zum offenbaren.

Ist endlich aber jene latente Periode des Eies vorüber (und sie dauert zuweilen lange; die meisten dieser Keime überwintern, und bekanntlich brachte man ja so zuerst die Eier des Schmetterlings der Seidenraupe heimlich in hohlen Bambusstäben nach Europa, wo sie trotz der langwierigen Reise völlig entwicklungsfähig ankamen), so beginnt jetzt bei einwirkender Sonne jenes geheimnißvolle Regen innerhalb der Eischale, wodurch allmählig aus eistoffigen Säften und nach innerer Zellentheilung das zusammengekrümmte Räupchen mit allen Wundern seiner innern Bildung sich entwickelt und endlich in seinem Bau sich vollendet. Wenige Tage reichen hin, eine so große Metamorphose durchzubilden, und so gelingt in kurzer Zeit eine innere Gliederung des jungen Geschöpfs, wobei für Nahrung und Athmung, Säftebewegung und Nervenleben die zierlichste Organisation sich verwirklicht und darstellt, eine Organisation, welche zunächst dadurch als eine sehr eigenthümliche erscheint, daß die Gebilde des materiellen Lebens über alles, was dem Sinnenleben dient, so mächtiges Uebergewicht haben. Noch ist kein Organ eines feineren Sinnes am Schlusse des Eilebens entwickelt, kein wahres Auge wächst dem Lichte entgegen, kein anderes besonderes Sinneswerkzeug, mit Ausnahme des Gefühls, deutet auf ein künftiges freieres Regen in der Außenwelt, dagegen erfüllen fast das ganze Innere weitschichtige Ernährungsorgane, und selbst was von fein gegliederten Muskelbändern sich ausbildet, deutet alles auf den Zweck zu erreichenden und zu bewältigenden Futters.

Alles dieß stellt sich aber auch wieder dar als ein vollkommenes Gleichniß der Seele des Menschen, eines Wesens, in welchem ebenfalls die niederen, materiellen Bedürfnisse so viel früher als die höheren geistigen erwachen und sich bethätigen.

Und so bricht denn jetzt die Schale; der durchsichtige, zarte Wurm gelangt an die Außenwelt, und

der erste Akt seines Freiwerdens ist sofort ein unwillkürliches sich Hinbewegen, wo ihm seine leibliche Nahrung gewiß ist. Dieser ganze Moment des Selbstständigwerdens des Geschöpfs durch Zerreißen der Eischale ist somit wieder ein Hauptabschnitt in der Bildungsgeschichte des Schmetterlings, und ein besonderer Accent ist auf ihn gerade deßhalb zu legen, weil damit dem Beobachter der Natur sogleich eines der merkwürdigsten Entwicklungsgesetze recht augenfällig entgegen tritt, dessen Anerkennung immer von der größten Bedeutung bleibt für das leibliche sowohl als für alles geistige Leben. Mit wenigen Worten ausgedrückt, heißt dieses Gesetz: „Alle Bildung und Gliederung organisch lebendiger Körper geschieht im Einzelnen nur durch Theilung oder Spaltung, während alles Schaffen künstlicher Gebilde umgekehrt nur durch Zusammensetzung möglich wird.“ — So einfach aber dieses Gesetz ist und so gewiß es in allem Bilden tausendfältig sich bewährt, so wenig ist es im Allgemeinen noch gekannt, ja oft nicht einmal geahnt; hier aber ist es um so mehr hervorzuheben, da es auch auf die Geschichte der Seele so bedeutsame und vielfache Anwendung leidet.

Sonderbar überhaupt — man gestatte mir diese Zwischenbemerkung —: dieses unser Zeitalter, gekrönt durch gewaltige Erfindungen im praktischen industriellen Leben, gewöhnt, die merkwürdigsten Constructionen wie durch Zauber hervorzurufen, und mit der Kraft seiner Maschinen vielfältig die gewöhnlichen Naturkräfte bedeutend zu überbieten, ist dadurch übermüthig geworden und blickt mit geringerer Ehrfurcht auf den stillen Bildungsvorgang des vegetativen und animalen Lebens; ja man kann wohl hie und da Stimmen hören, welche meinen, sobald nur die Wissenschaft ihren Willen recht anspannte, wäre es am Ende wohl gar möglich, so gut wie man Dampfmaschinen baut, auch organische Körper zusammenzusetzen, oder doch organische Säfte durch Chemie zu erzeugen. Dergleichen Thorheit hätte nie Wurzel fassen können, wäre der obige allgemeine Satz nur etwas mehr allgemeiner zum Bewußtseyn gekommen. Zwar hatte schon Goethe in den tiefsinnigen Zeilen:

> „Was künstlich ist, verlangt geschloßnen Raum,
> Natürlichem genügt das Weltall kaum,“

einen großen Schritt gethan, den ungeheuern Unterschied alles Künstlichen vom Natürlichen scharf zu bezeichnen; aber die Wissenschaft selbst hatte damals noch zu große Lücken, als daß ihm die ganze Tragweite dieser seiner eigenen Worte vollkommen deutlich aufgehen konnte, und mochte daher auch der größte Dichter der letzten Jahrhunderte in genialer Weise sich schon mannigfach mit dem Gedankenbilde der Urpflanze abgemüht haben, immer blieb ihm noch manches der höheren Geheimnisse verschlossen, namentlich fehlte ihm durchaus noch die Erkenntniß von der großen Bedeutung natürlicher Theilung und Spaltung für die fortschreitende Bildung alles Lebendigen.

In unserem Falle aber finden wir sogleich wieder die vollkommenste Bestätigung jenes Gesetzes der Theilung bei Betrachtung der weiteren Entwicklung des Schmetterlingseies, und zwar keineswegs etwa bloß darin, daß die Schale des Eies sich spalten muß, damit das Würmchen, aus welchem das künftige Licht- und Luftgeschöpf werden soll, in's Freie hervorgehe; auch im Innern des kleinen Wesens selbst geht durchaus alles nur durch Sonderung und Theilung hervor, überall ist das Allgemeine das Erste, und das Besondere entspringt nur aus dessen Auseinanderlegung.

Ich brauche wohl kaum darauf hinzuweisen, wie deutlich uns auch hier die vollkommenste Parallele mit dem Seelenleben entgegentritt. Oder sagt nicht etwa jedem schon das Zurückdenken an das Erwachen seines eigenen Bewußtseyns, wie immer nur dadurch, daß erst Vorstellungen und dann Begriffe sich sonderten, und daß Einzelnes nach und nach aus Gesammteindrücken sich löste, alles Erkennen, ja zuhöchst alles Wissen hervorging? Schon das erste Mittel zu allem Erkennen, zu allem Begreifen, die Sprache, ist ja der deutlichste Beleg hiefür. Nur der nicht an die Selbstbeobachtung innerer Vorgänge Gewöhnte kann sich vorstellen, auch die früheste Bildung der Sprache erfolge durch Zusammensetzen aus einzelnen Buchstaben, wie etwa später das Kind beim Lesenlernen die ausgeschnittenen Buchstaben zu Worten zusammensetzt, während doch gerade umgekehrt die ersten lallenden Klänge und Laute, die das Kind hervorbringt, einen ganzen Gegenstand, ja selbst einen ganzen Satz bedeuten, was sich merkwürdigerweise in den Sprachen mancher Eingeborenen Nordamerikas deutlich erhalten hat, die wunderlich lange zusammenhängende Laute aussprechen, welche einen ganzen Vorgang (wie etwa „in einem Kahne über einen Fluß setzen“) ausdrücken, und aus welchen dann erst hernach das europäische Ohr die einzelnen sprachlichen Elemente in Buchstaben heraussondert, ganz so wie jene vier einzelnen Buchstaben, die wir im Worte „Mama“ unterscheiden, dem kleinen Kinde nicht im entferntesten als gesonderte existiren, da ihm vielmehr der Laut des ganzen Wortes als ein untrennbar Gemeinsames erscheint.

In dieser Weise also, stets vom Ganzen in die Theile gehend, die zugleich das stete Gesetz unserer Geistesentwicklung ist, geht nun auch in der wachsenden

Raupe Zelle aus Zelle allmählig hervor, wodurch allein das Wunder der fortgehenden Vergrößerung sich uns erklärt. Organ wächst so aus Organ hervor, es entstehen Nahrungs- und Luftwege, ein noch bloß aderförmiges und doch schon wirklich schlagendes Herz, ein vielverzweigtes, aber noch fast gleichförmig durch alle Körperringe als Kette einzelner Ganglien sich verbreitendes Nervensystem. Endlich aber, als besonders wunderbar, entstehen Gebilde, welche für den gegenwärtigen Zustand des kleinen Thiers noch durchaus keinen Zweck und Werth haben, sondern für einen erst noch bevorstehenden Lebenszustand sich bilden. Als solche erkennen wir nun zunächst die sogenannten Spinngefäße, die den köstlichen Saft bereiten, dem der Mensch alle Pracht seiner seidenen Gewänder verdankt, den Saft, aus welchem die Seidenraupe am Ende ihres Raupendaseyns ihre vorübergehende Grabhöhle, den Cocon, sich spinnt, ein Material also, welches für die Raupe, so lange sie Raupe blieb, noch durchaus gleichgültig war und dessen ganze Bestimmung somit ihr erst in Zukunft offenbar wird.

Gewiß wieder eine höchst merkwürdige Erscheinung, dem Naturkenner freilich in tausend und abertausend einzelnen Vorgängen wohl bekannt, aber fast nirgends mit dieser Klarheit und so allgemein verständlich sich darbietend, wie hier. Sich selbst völlig unbewußt trägt das Geschöpf hier ein eigenthümliches Gebilde in sich, dessen einzelnes Leben nur dann erst Bedeutung erhält, wenn die Verwandlung des ganzen Organismus herannaht, welches aber vor dieser eben so gut auch nicht da seyn könnte, so daß wir hiemit vollkommen das ausgesprochen finden, was ich bereits in mehreren meiner Schriften als „das Prometheische" * in die Sprache der Wissenschaft eingeführt habe. In diesem Sinne darf man es also entschieden aussprechen: die Raupe erbaue in sich eine zwiefache Klasse von Gebilden, die einen, welche auf den gegenwärtigen, die andern, welche auf den künftigen Lebenszustand des Geschöpfs sich beziehen.

Welch tiefer, geheimnißvoller Sinn liegt aber schon in einem solchen einzigen Satze! Ein Leben, dessen erste einfachste Geschichte bereits manche merkwürdige Analogie mit unserer Seelenentwicklung darbot, bietet nun bei weiterer Ausbildung Erscheinungen dar, welche auf das Höchste deuten, und es wäre ohne Zweifel der schönste Triumph aller Wissenschaft, wenn man auch hier, wie in so mancher anderer Beziehung, die vollständige Parallele in unserem Seelenleben nachzuweisen im Stande wäre. Der strenge logische Beweis dafür, daß wir in diesem unserem Leben Eigenschaften zu entwickeln bestimmt sind, deren Blüthe und Reife erst ein künftiges Leben uns gewähren könne, wäre dann mit einemmal gefunden. Jedenfalls sagt man nicht zuviel, wenn man einstweilen behauptet, daß, philosophisch betrachtet, das einzige Phänomen jener Entwicklung mehr Tiefsinn berge, als alle bloß äußerliche Fortbildung der Organismen im Ganzen. Bei dieser letzteren sehen wir ja jeden Zustand, Ei oder Raupe oder Puppe, ganz abgesehen von seinem höheren Ziele, der gereiften Form des Schmetterlings, auch an und für sich eine besondere Lebensperiode erfüllen und eine eigene Lebensaufgabe wirklich lösen. (So könnte ja z. B. die Raupe leicht an und für sich ein vollständiges Thier seyn, auch wenn sie sich gar nicht verwandelte; und wirklich gibt es ja ähnlicher Geschöpfe genug, aus welchen niemals ein Schmetterling wird.) Jene Spinnorgane dagegen sind für den Körper, dem sie angehören, ein wirkliches hors d'oeuvre, und könnten für das eigentliche Raupenleben eben so gut wegfallen, da sie dazu so wenig nöthig sind, als etwa Flossen oder Schwimmblasen; erst die Zukunft ist es, welche ihr Daseyn rechtfertigt.

* Prometheus heißt der „Vorausbedenkende."

(Fortsetzung folgt.)

Bilder und Geschichten aus der Mark Brandenburg.

(s. Nr. 42.)

5. Gusow.

Die Stettiner hatten sich unterfangen,
Eine Scheere ausgehangen
Dem Feldmarschall nur zum Hohn.
„Wart', ich will euch auf der Stelle
Nehmen Maaß mit meiner Elle,
Kreuzmillionschockschwerenoth.“

Lied vom Derfflinger.

Unser Weg führt uns heute östlich, über das Plateau des Barnim hinweg, bis an den Südrand des Oderbruchs. Wir finden hier Land und Leute wesentlich verschieden von dem, was wir bis jetzt beschrieben haben; alles ist reicher, ursprünglicher, ungezähmter, das Leben hier pulst voller. Ob es ein stärkerer Beisatz von slavischem Blute ist, der hier eine Reihe abweichender Erscheinungen schafft, oder ob es einfach die größere Fruchtbarkeit des Bodens ist, die hier das Leben üppiger, saftvoller gestaltet — es sey dahin gestellt. Es scheint als ob die Civilisation hier jüngeren Datums sey und noch nicht Zeit gehabt habe, das kaum eingefangene Steppenpferd zu zügeln und zu zähmen.

Das Oderbruch ist ein etwa zwei bis drei Meilen breiter und sieben Meilen langer Uferstreifen, der sich an der linken Seite der Oder zwischen Lebus und Oderberg entlang zieht, ein Marschland, eine Niederung, die nach Westen hin von einem Höhenzuge, nach Osten hin vom Flusse selber begrenzt wird. In alten Zeiten waren diese Niederungen Sumpf, ein Spiel- und Tummelplatz des Flusses, der sich auf ihnen, so oft ihn die Laune anwandelte, mit breitem Behagen erging. Vor etwa hundert Jahren aber zog die Hand des Menschen zwischen Fluß und Sumpf einen viele Meilen langen Damm hin und wandelte dadurch das wüste, erlenbestandene Sumpfland in ein großes Fruchtland um, das heutige Oderbruch. Man unterscheidet ein Nieder-, Ober- und Mittelbruch, von denen das Niederbruch (zwischen Oderberg und Freienwalde) durch die Schönheit seiner Wiesen, das Mittelbruch aber durch die besondere Fruchtbarkeit seiner Aecker ausgezeichnet ist. Unser Besuch heut gilt weder dem einen noch dem andern, sondern dem südlichst gelegenen Theile des Bruchs, dem Oberbruch, von dessen Hügelwand wir nach zwei Seiten hin das Bruch und das im Vordergrunde gelegene Dorf Gusow überblicken. Doch ich greife unserer Reise vor.

Eine Nachtfahrt hat uns an Rüdersdorf und Müncheberg vorbei bis in das Städtchen Selow geführt. Wir gönnen uns eine Stunde Rast und fahren nun, bei Morgensonne und Lerchenjubel, der nach Norden hin gelegenen Niederung zu. Auf halbem Wege, wo das Plateau abzufallen beginnt und eine Pappelallee, von Gusow aus, ihre Vorposten hoch hinauf schickt, um uns in Empfang zu nehmen, halten wir, um uns an dem Landschaftsbilde zu erfreuen, das jetzt in prachtvoller, überraschender Schönheit vor uns liegt. Der Gottessegen berührt hier das Herz mit einem ganz eigenthümlichen Zauber, mit einer fromm gestimmten Freude, wie sie die Patriarchen empfinden mochten, wenn sie inmitten menschenleerer Gegenden den gottgeschenkten Segen ihres Hauses und den Reichthum ihrer Heerden zählten. Wo die Hand des Menschen in harter, nie rastender Arbeit der ärmlichen Scholle ein paar ärmliche Halme abgewinnt, da kann die Vorstellung in ihm Platz gewinnen, als sey er es, der diesen armen Segen geschaffen habe; wo aber die Erde hundertfältige Frucht treibt und aus jedem eingestreuten Korn einen Reichthum schafft, da fühlt sich das Menschenherz der Gnade Gottes direkt gegenüber und begibt sich aller Selbstgenügsamkeit. Ein Blick von dieser Selower Höhe läßt uns in solchen Gottessegen schauen. Die ohnehin dicht gelegenen Dörfer rücken im endlosen Coulissenbilde näher und dichter zusammen und alles verschmilzt zu einer weitläuftig gebauten Riesenstadt, zwischen deren einzelnen Quartieren die Fruchtfelder wie üppige Gärten blühen. Wer hier um die Pfingstzeit seines Weges kommt, wenn die Rapsfelder in Blüthe stehen und ihr Gold und ihren Duft über das Bruchland ausstreuen, der glaubt sich wie auf Zauberschlag in ferne Wunderländer versetzt, von denen er als Kind geträumt und gelesen. Unvergeßlich aber wird der Eindruck für den, den ein glückliches Ohngefähr an einem heiligen Pfingstabend (wie es mir vor einer Reihe von Jahren vergönnt war) zum ersten mal an diesen Höhenrand führt. Die Feuchte des Bruchs lag wie ein dünner Schleier über der Landschaft, alles war Frieden, Farbe, Duft, und der ferne, halb ersterbende Klang von dreißig Kirchthürmen vermählte sich in der Luft, als läute der Himmel selber die Pfingsten des nächsten Morgens ein.

Die Pappelallee geleitet uns bergab und macht erst am Fuße des Hügels einem breiten Kastanienwege Platz,

der uns bis an den Eingang des Dorfes führt. Gusow ist ein großes und reiches Dorf, das bis in die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts ein Besitzthum der Familie von Schapelow war. Um 1646 vermählte sich Georg Derfflinger, damals noch in schwedischen Diensten, mit einem Fräulein von Schapelow und brachte sich dadurch in den Besitz der betreffenden Familiengüter, zu denen außer Gusow noch das benachbarte, etwas weiter in's Bruch hinein gelegene Platikow gehört. In einem viel gesungenen Liede heißt es, daß sich der alte Reitergeneral, auf eine Anfrage seines kurfürstlichen Herren, diese schönen Güter als Kriegs- und Siegeslohn erbeten habe; diese Angabe ist aber falsch; Gusow und Platikow fielen ihm als Frauenerbe zu. Platikow, um diese kurze Notiz unserem Besuche in Gusow voraus zu schicken, besaß bis ganz vor kurzem in der sogenannten „Theerbutte des alten Derfflinger“ eine Art von Sehenswürdigkeit, die mehr als manches Wichtigere den Namen des berühmten Feldmarschalls im Volke lebendig erhielt. Mit dieser Theerbutte hat es folgende Bewandtniß.

Auf der Spitze des Kirchthurms, wo sich sonst die Wetterfahne zu drehen pflegt, befand sich ein ziemlich räthselhaftes Ding von der Form eines großen Hutes, das allerdings einer Theerbutte nicht unähnlich sah. Es hieß (vielleicht um die Verwegenheit des alten Reitergenerals, vielleicht auch nur um die Niedrigkeit des Kirchthurms zu charakterisiren), des alten Derfflingers Pferde seyen scheu geworden; er aber, um die Widerspenstigen zu strafen und zu zähmen, sey über den Kirchthurm weggefahren, bei welcher Gelegenheit die Theerbutte des Wagens an der Kirchthurmspitze hängen geblieben sey. So weit die Sage. Noch vor fünf Jahren existirte beides, der Thurm und die Butte oben auf. Jetzt aber haben sich die Platikower einen neuen Kirchthurm bauen lassen und zur Aufbringung der Kosten ihren alten Thurmschmuck, der sich als ein kupferner Cylinder auswies, mit daran gegeben. Ein Kupferschmied in Selow hat alles an sich gebracht, und die historische Theerbutte für drei Thaler und fünfzehn Silbergroschen nach Pfund und Loth meistbietend erstanden. Das nennt man historischen Sinn.

Gusow selbst, nach dem wir uns jetzt zurückwenden, war beinahe fünfzig Jahre lang (von 1646—95) Georg Derfflingerscher Besitz; aber der alte Reitergeneral pflegte nur besuchsweise auf seinem Gut zu residiren und bewohnte gemeiniglich das Berliner Palais, das ihm der Kurfürst geschenkt hatte, das jetzige d'Heureuse'sche Haus am Kölnischen Fischmarkt. * Erst von 1687 ab, wo der Herzog und Marschall von Schomberg zum Generalissimus in den Marken ernannt worden war, eine Ernennung, die einer Pensionirung Derfflingers ziemlich gleich kam, wurde Gusow die dauernde und ausschließliche Residenz des letzteren. Der Kurfürst hatte ihm diese Ernennung des Herzog-Marschalls eigenhändig angezeigt und in verbindlichster Weise geschrieben, „er werde sicher als einer seiner liebsten, ältesten und treuesten Diener diese seine gefaßte Resolution in Unterthänigkeit approbiren.“ Der alte, schwer gekränkte Herr aber konnte nicht umhin, in nicht zu mißverstehender Weise darauf zu erwiedern, „daß seine treu geleisteten, unterthänigsten, langwierigen Dienste, wozu er auch den Rest seines Lebens gänzlich gewidmet habe, wohl hätten gnädigst considerirt werden mögen.“ Die Empfindlichkeiten nach dieser Seite hin bleiben immer dieselben; dem alten Zieten war es, achtzig Jahre später, auch nicht recht, daß er den Erbfolgekrieg nicht mehr mitmachen sollte, und das bestgemeinte „schon' er sich“ wird immer wie ein Stachel und eine Kränkung empfunden.

Derfflinger war 81 Jahr alt, als er sich für den Rest seiner Tage nach Gusow zurückzog; er lebte noch acht Jahre daselbst in ungestörter Ruhe und starb endlich im neunzigsten Jahre seines bunten, vielbewegten Lebens. Die berühmtesten preußischen Reitergenerale sind alle alt geworden: Derfflinger 89, Zieten 87, Blücher 77; Seidlitz, scheinbar eine Ausnahme, war durch wüstes Leben an seinem frühen Tode Schuld.

Derfflinger und Zieten haben sehr viel mit einander gemein: ihre Frömmigkeit, * Ehrlichkeit und

---

* Diesem Hause war es vorbehalten, 1848 noch einmal eine historische Rolle zu spielen, freilich keine, die dem alten Derfflinger gefallen haben würde. Hier sowohl wie in dem gegenübergelegenen Kölnischen Rathhause hatten sich die Aufständischen verschanzt und wurden erst nach hartnäckigem Kampf überwunden. Die Vertheidiger des Rathhauses wurden alle niedergemacht bis auf den Führer, den sein Muth und seine Geistesgegenwart rettete. Er trat dem Offizier mit offener Brust entgegen und wurde von diesem sofort niedergehauen; so kam er mit dem Leben davon, weil man Anstand nahm, einen Schwerverwundeten zu tödten. Eine Kugel, die aus dem d'Heureuseschen Hause, dem ehemaligen Derfflingerschen Palais, abgefeuert wurde, drang durch das große Balkonfenster des Schlosses in einen dahinter gelegenen Bildersaal ein und schlug aus einem figurenreichen Oelbilde (das sogenannte „Huldigungsbild)“ den Kopf des Königs heraus. Auf demselben Balkon stand 24 Stunden später der König und erlebte jenes oft beschriebene, furchtbare „Hut ab!“

* Es heißt, daß der alte Derfflinger, als er bei Tisch die Nachricht empfing, sein Sohn sey beim Sturme auf Ofen gefallen, ruhig ausgerufen habe: „Warum hat sich

Derbheit, ihre besondere Popularität, ihre bevorzugte, sehr markirte Stellung zu den zwei größten Hohenzollern und das Aussterben ihrer Familie in der nächsten Generation. Freiherr von Poellnitz sagt in seinen Memoiren vom alten Derfflinger: „Das elende Handwerk eines Hoffmanns war ihm fremd; Eigennutz und Prachtliebe haßte er gleich stark;“ und die Worte am Rheinsberger Obelisken, in die Prinz Heinrich (Bruder Friedrichs des Großen) die Charakteristik **Zietens** zusammenfaßte, lauten: „Was ihn mehr auszeichnete als sein rascher Blick und sein hoher Muth, das waren seine Rechtschaffenheit und Uninteressirtheit (désintéressement) und seine Verachtung gegen alle diejenigen, die sich auf Kosten unterdrückter Völker bereicherten.“ Man erkennt leicht die völlige Uebereinstimmung. Auch darin sind sie sich ähnlich, daß beide (wie übrigens viele unserer preußischen Generale) gute Landwirthe, überhaupt gute Wirthe waren und etwas vor sich brachten.

Wir fragen nun nach den Sehenswürdigkeiten Gusows. Bemerkenswerth sind **das Schloß, der Park** und **die Kirche**.

Das Schloß, ein ziemlich einfaches Gebäude ohne Schönheit oder nennenswerthe Eigenthümlichkeit, besteht aus einem Corps de Logis, das noch von Derfflinger selbst herrühren soll, und aus zwei Vorderflügeln. Seine Lage am Südrande des Parks ist sehr anmuthig. Ein breiter Graben umgibt den Bau nach allen vier Seiten hin, so daß er wie auf einer künstlichen Insel liegt, zu der zwei Brücken führen. Die Hinterfront gewährt eine schöne Aussicht in die weiten Anlagen des Parks hinein. Das Innere des Schlosses bietet nichts von historischem Interesse, vielleicht mit Ausnahme einiger Böller, die in der Halle stehen und aller Wahrscheinlichkeit nach der Derfflingerschen Zeit angehören; wenigstens sind es Falkonets von der Art, wie sie während der Schwedenzeit so vielfach in Gebrauch waren. Manches, was früher von interessantem alten Hausrath im Schlosse vorhanden war, hat inzwischen, als nicht länger salonfähig, das Feld räumen und im Dorfe ein Unterkommen suchen müssen. So befindet sich im Hausflur des Gusower Gasthofes ein altes Bild, das ein Reitergefecht zwischen Schweden und Brandenburgern darstellt. Die Klinge eines märkischen Dragoners fährt seinem Gegner durch die Brust, und so erbärmlich die Pinselei ist, so erweckt sie doch dadurch Interesse, daß sie höchst wahrscheinlich die Illustrirung eines Vorgangs aus dem Leben des alten Feldmarschalls ist.

Der **Park** ist ungewöhnlich groß und neben den schönsten Baumpartien auch reich an jenen gepflegten Rasenplätzen, die die Engländer „Lawn“ nennen. Der alte Derfflinger, dem Gusow, wie so vieles andere, auch diesen Park verdankt, war besonders darauf aus, südliche Bäume, Cedern und Cypressen, großzuziehen. Die Cedern, wohl zwanzig an der Zahl, bilden eine Gruppe, eine Parkpartie für sich, die den Namen „Libanon“ führt. Die Hauptzierde aber ist eine mehr denn sechzig Fuß hohe Cypresse, von drei Fuß Durchmesser, von der es heißt, daß sie der schönste derartige Baum in den Marken sey, ein Prachtstück, das König Friedrich Wilhelm IV. vergeblich bemüht war für Schloß Sanssouci zu erwerben. Nach meiner botanischen Kenntniß ist es übrigens keine Cypresse, sondern ein Taxodium.

Die **Kirche** ist ein alter Bau aus wahrscheinlich vorlutherischer Zeit; dafür spricht das reliefartig in Holz geschnittene und übermalte Altarbild. Derfflinger aber erweiterte und renovirte die Kirche, und zwar, wie eine Inschrift hinter dem Altarbilde besagt, von 1666 bis 1670, nach dem Tode seiner zweiten Frau, „seiner seligen, hochadligen, herzliebsten Barbara, Rosina von Behren.“ Rechts und links vom Altar befinden sich Kirchenstühle mit den Wappen folgender Familien: v. Schapelow, v. Berfeld, v. Rilicher, v. Promnitzer, v. Stosch, v. Haubitz, v. Löben, v. Hacke, v. Redern, v. Schulenburg, v. Röbel, v. Winkstern. Die gewöhnliche Kriegs- und Gedenktafel, die ebenfalls in der Nähe des Altars ihren Platz hat, zeigt, daß die Gusower 1813 — 15 des alten Derfflinger würdig gefochten haben. Von 42, die auszogen, blieben 24, nur 18 kehrten heim.

Die eigentlichen Sehenswürdigkeiten der Kirche sind das **Grabmonument** und das **Grabgewölbe** des alten Feldmarschalls.

Das Grabmonument, wenn ich nicht irre, in gewöhnlichem Kalkstein ausgeführt, befindet sich rechts vom Altar, ziemlich in der Mitte der Kirche. Es hat sehr gelitten und bedarf der Renovirung. Einige Stücke sitzen so lose, daß die Kirchgänger, Angesichts einer immer drohenden Gefahr, die Plätze unter dem Monument vermeiden. Zwei Standarten bilden eine Art Einfassung des Ganzen. Sie sind von schwerer, hellblauer Seide und führen, nach mühevoll vorgenommener Entzifferung, den Bannerspruch: „Agere fuit pati fortiora.“ Es heißt, es seyen schwedische Fahnen, doch ist das jedenfalls ein Irrthum. Die Metallspitze der

---

der Narr nicht besser in Acht genommen.“ Ist diese Anekdote ächt, so beweist sie allerdings mehr Derbheit als Frömmigkeit.

einen Standarte zeigt deutlich ein F. III. (Friedrich III.) was wohl kaum einen Zweifel darüber läßt, daß es brandenburgische Feldzeichen sind, wahrscheinlich Standarten von Derfflingers eigenen Regimentern. Zwei Cavallerieregimenter und ein Fußregiment führten seinen Namen.

Das Monument selbst besteht, wie alle derartigen Arbeiten, aus einem Steinsarkophag, über dem sich die Büste und unter dem sich das Wappen Derfflingers befindet. Die Büste ist, mit Rücksicht auf die Zeit und das schlechte Material, keine verächtliche Arbeit; ein ausdrucksvolles Gesicht, ziemlich mager, die einzelnen Theile eher klein als groß, eigenes, fast gekräuseltes Haar und ein kleiner, bürstenartiger Schnurrbart; der ganze Kopf den kleinen Kupferstichporträts des alten Helden, denen man mitunter in Bilderkalendern begegnet, wenig ähnlich, aber lebhaft an den Gesichtsausdruck unseres „alten Wrangel" erinnernd, dessen Ahnherrn er bei Fehrbellin besiegte. Der Sarkophag ist ein schlichter, ausgehöhlter Steinkasten, in dem der zerbrochene Feldmarschallsstab des Alten liegt. Der Stab ist von Eichenholz, an beiden Enden mit starkem Goldblech und der Länge nach mit kleinen vergoldeten Nägeln beschlagen. An der Front des Sarkophags befindet sich folgende Inschrift: „Der Hochwohlgeborne Herr, Herr George, Reichsfreiherr von Derfflinger, Sr. Kurfürstlichen Durchlaucht zu Brandenburg Hochbestallter Geheimer-Kriegsrath, Statthalter des Herzogthums Hinterpommern und Fürstenthums Camin, General-Feldmarschall über dero Armee und Obergouverneur aller Festungen &c. Herr auf Gusow, Platikow, Wulkow, Clessin, Hermersdorf, Schildberg und der Quitteinischen Güter in Preußen &c. ist auf diese Welt geboren Anno 1606 den 10. Marty (März) zu Neuhofen in Ober-Oestreich im Lande ob der Ens und auf seinem Gute Gusow selig im Herrn entschlafen Anno 1695 den 4. Februar. Sein Alter 89 Jahr weniger 1 Monat." Die vier letzten Zeilen dieser Inschrift widerlegen einzelne Irrthümer, denen man, vielleicht gestützt auf die Pöllnitzschen Memoiren, noch immer hie und da begegnet. Pöllnitz bezeichnet Böhmen als Derfflingers Heimath und gibt an, daß er in Berlin gestorben sey. Beide Angaben werden durch diese Grabschrift am ehesten berichtigt.

Das Grabgewölbe Derfflingers befindet sich links vom Altar, unter den Sitzbänken eines Kirchenstuhls. Eine einfache Fallthür, wie sie in alten Häusern vom Wohnzimmer aus in den Keller zu führen pflegt, überdeckt hier das Gewölbe und Eisenkrampe und Vorlegeschloß thun das übrige. Der Schlüssel, wenn man um die Erlaubniß bittet, in das Gewölbe hinabsteigen zu dürfen, ist nie zu finden. Der Küster verweist auf die Kastellanin, die Kastellanin auf den Rendanten, der Rendant auf den Prediger und der Prediger wieder auf den Küster; so daß man, nachdem man das halbe Dorf durchlaufen ist, sich schließlich überzeugt, daß der Schlüssel nicht gefunden werden soll. Das erste Gefühl ist ein Gefühl des Aergers und der Verstimmung; man glaubt, es werde einem ein gutes Recht vorenthalten, das Recht, an den Sarg eines Mannes treten zu dürfen, der dem Lande, unserer Geschichte und unserem eigenen Herzen angehört. Diese erste Verstimmung indeß modificirt sich einigermaßen, sobald wir erfahren, welchen Unbilden die irdischen Ueberreste des alten Helden viele Jahre hindurch ausgesetzt gewesen sind. Der alte Feldmarschall, so erzählt man uns, war im vollen Staat beigesetzt worden. So schlief er ein volles Jahrhundert lang in seiner Gruft zu Gusow, ohne daß sich Freund oder Feind um ihn gekümmert hätte; erst als vor dreißig oder vierzig Jahren der Sinn für das Heimische in unserem Volk zu erwachen begann, fanden sich Reisende ein von nah und fern, die den alten Derfflinger sehen wollten. Mit der Zeit wurde es völlig Mode und Unterhaltungssache, neben dem schönen Gusower Park auch die Gruft des alten Feldmarschalls zu besuchen. Eine Mischung von Frivolität und Curiositätenkrämerei fing an ihr Spiel zu treiben, und ehe ein Dutzend Jahre um war, lag der alte Feldmarschall nackt, entkleidet in seinem halb erbrochenen Sarge, nur angethan mit zwei großen Reiterstiefeln, die man ihm wie zur Verhöhnung gelassen hatte. Eine zufällige Meldung davon gab an höchster Stelle Anstoß, und der Wunsch wurde ausgesprochen, den alten Feldmarschall ehrlich gebettet und vor profaner Neugier geborgen zu sehen. Solcher Wunsch war Befehl. Der offen stehende, zerbrochene und zernagte Holzkasten, der nur dem Oberkörper des alten Helden noch ein Ruhebett gegönnt hatte, wurde jetzt sammt dem Todten in einen schweren Eisensarg gesetzt und der Deckel ein für alle mal geschlossen. — Die irdischen Ueberreste des alten Feldmarschalls, die so viele Jahre lang eine Sehenswürdigkeit der Gusower Kirche waren, haben seitdem aufgehört eine solche zu seyn; der Leib selbst ist fest verwahrt und nur an den geschlossenen Sarg des alten Helden kann überhaupt noch ein Besucher treten. Aber dieser Sarg und die Gruft, wo er steht, sollten wenigstens zugänglich seyn. Wir begreifen und wir billigen alles, was geschehen ist, um vor weiterer Profanirung zu schützen; aber wir können andererseits den Wunsch nicht unterdrücken, daß alle diejenigen, die nach Gusow pilgern, um den Begräbnißplatz des alten Derfflinger zu sehen,

nicht darauf angewiesen seyn möchten, sich mit dem Anblick von Fallthür und Vorlegeschloß zu begnügen. Wenn man früher mehr zeigte, als nöthig war, so zeigt man jetzt zu wenig. Das Motiv ist in beiden Fällen dasselbe — Indifferenz. Früher äußerte sie sich darin, daß man jeden, der wollte, durch die Kellerthür hinabsteigen ließ, jetzt dadurch, daß man die Kellerthür ein für allemal verschlossen hält. Der Besucher an dieser Stelle hat ein Gefühl, daß nicht alles so ist, wie es seyn sollte. Der alte Derfflinger müßte in Gusow deutlicher, leibhaftiger zu dem Reisenden sprechen, wenn nicht als Mumie (worauf wir Verzicht leisten), so doch in Erz oder Stein. Was da ist, genügt nicht. Die schöne, monumentenreiche Kirche im benachbarten Friedensdorff (einem Besitzthum der berühmten Familie von der Marwitz, von der wir in einem folgenden Artikel zu sprechen gedenken) zeigt am besten, wie man eine historische Vergangenheit zu conserviren hat. Ein Volk, dessen beste Kraft in seinem Patriotismus steckt, hat in gewissem Sinne ein Anrecht an seine großen Männer, und es ist Pflicht, eine Empfindung zu pflegen und zu nähren, an die der Ernst kommender Zeiten immer wieder sich wenden wird.

Das Bild des Sohnes.

(Fortsetzung.)

Wir drückten einander herzlich die Hände, aber ich mußte wohl so erstaunt und verblüfft aussehen, daß Herr von P. trotz der Melancholie, welche seine Züge fortwährend beschattete, in ein herzliches Lachen ausbrach. — „So hat dennoch die Sage nicht ganz gelogen," sagte ich endlich, „welche unerschütterlich hinter dem gebildeten, feinen Gärtner mit der liebenswürdigen jungen Frau einen fremden Prinzen vermuthete, welchen ein romantisches Liebesschicksal antrieb, allem Glanz der Welt zu entsagen." — „Es ist Alles wahr, bis auf den Prinzen, der sich statt dessen als Republikaner herausstellt," erwiederte er immer noch scherzend.

In diesem Augenblick erscholl ein starker Glockenton; Herr von P. sah nach der Uhr. „Sie entschuldigen mich," sagte er; „meine Mutter ist an strengste Pünktlichkeit gewöhnt, ich muß Sie jetzt verlassen, es ist unsere Tischzeit. Wie gerne möchte ich Sie nach der schönen deutschen Sitte ohne weitere Ceremonien zu mir laden, aber bei einer strengen Waadtländerin ist es nicht zu wagen, ihr unvorbereitet einen fremden Gast zuzuführen."

„Auch dürfte ich so im Reisekleid kaum vor einer Dame in diesen eleganten Räumen erscheinen." — „Da läge nichts daran, an übergroße Eleganz in der Kleidung sind wir in der Schweiz nicht gewöhnt; schenken Sie mir jedoch das Vergnügen, das Gouter mit uns einzunehmen. Wenn es Ihnen alsdann passend ist, etwas früher zu kommen, so werde ich mir ein Vergnügen daraus machen, Ihnen noch andere Bilder dieses Malers zu zeigen."

Ich willigte mit Freuden ein, obgleich ich eigentlich beabsichtigt hatte am Nachmittag weiter zu reisen. Diese Begegnung war jedoch zu interessant, um nicht meinen Reiseplan darnach umzuändern. Ich verabschiedete mich rasch von Herrn von P., nachdem ich versprochen, gegen Abend wieder zu kommen, und ging nach meinem Hotel.

Es mochte neun bis zehn Jahre her seyn, als man in Heidelberg viel von einem seltsamen Paare sprach, welches ein kleines, unscheinbares Häuschen dicht bei Neuenhain gekauft hatte und bewohnte. Das Haus war von einem ziemlich großen, meist mit Obstbäumen bepflanzten Garten umgeben und hinter demselben streckte sich ein kleiner, gut gelegener Weinberg die Höhe hinan. Der Kleidung nach schienen es einfache Gärtnersleute, wer sie aber näher ansah, oder mit ihnen sprach, war sogleich betroffen von dem intelligenten, vornehmen Ausdruck der Züge und der gebildeten Sprache derselben. Die junge hübsche Frau war offenbar eine Deutsche, der Mann hingegen sprach das Deutsche, wenn auch fließend, doch mit fremdartigem Accent. Ihre Lebensweise glich ganz der der arbeitenden Klasse; den Mann sah man täglich im leinenen Kittel mit einem Gehülfen in seinem Garten oder Weinberg arbeiten, die Frau verkaufte das Obst, die Blumen und Gemüse, welche sie zogen, im Garten selbst

und besorgte ihren Haushalt mit Hülfe eines kleinen Mädchens; aber manche neugierige Köchin, welche dort ihre Einkäufe machte, erzählte zu Hause der Herrschaft, wie fein die Gärtnersleute, wie nett und zierlich die kleinen Zimmer eingerichtet seyen, in denen sich ein Piano befand und eine ganze Wand mit schön eingebundenen Büchern bedeckt war. Natürlich gab dieß zu allerlei Gerede Anlaß. Die Damen fingen an ihre Einkäufe bei dem räthselhaften Gärtnerpaare selbst zu besorgen, und die Herren wanderten hinaus, um Boukets oder Blumenstöcke zu holen. Jedermann wollte mit der schönen Frau sprechen und den interessanten Mann beobachten, der sich ganz wie ein gewöhnlicher Gärtner benahm und dabei wie ein vornehmer Mann aussah.

Es konnte nicht fehlen, daß diese Neugierde den Leuten schnell lästig wurde; nach wenigen Wochen schon besagte eine höfliche Anzeige im Wochenblatt dem Publikum, daß der Gärtner Heinrich zu desselben größerer Bequemlichkeit seinen Gehülfen allwöchentlich zweimal mit den Erzeugnissen seines Gartens auf den Markt schicken werde und daß man etwaige Bestellungen bei diesem machen könne. Neue Vermuthungen knüpften sich an diese Aenderung, als man aber bald darauf wahrnahm, die junge Frau sey die glückliche Mutter eines Knaben geworden, fand man es schon natürlicher.

In einer Stadt wie Heidelberg, wo sich die Fremden so sehr drängen, daß fast jede Woche eine neue interessante Erscheinung auftaucht, würde das Gärtnerpaar bald der Vergessenheit anheim gefallen seyn, wäre es nicht Heinrich gewesen, der allwöchentlich das feinste Tafelobst, die vorzüglichsten Gemüse auf den Markt lieferte. Besonders waren es seine Trauben und Pfirsiche, um die man sich zur Herbstzeit fast stritt; im übrigen lebten die Leute so still und einförmig dahin, daß sich bald niemand mehr um sie kümmerte.

Sie mochten etwa seit drei Jahren in Heidelberg leben, als ich für den Winter Vorlesungen über Kunstgeschichte ankündigte, welche ich schon seit einigen Jahren nicht mehr gehalten hatte. Die Zahl meiner Zuhörer war, wie gewöhnlich, nicht unbedeutend und bestand nicht allein aus Studirenden; dennoch fühlte ich mich seltsam überrascht, unter ihnen den Gärtner Heinrich zu entdecken, wie gewöhnlich in der einfachen Kleidung eines Arbeiters, aber als einer der Aufmerksamsten und Eifrigsten unter den Hörenden. Er fehlte fast nie, und unwillkürlich gewöhnte ich mich daran, wenn ich anfing, sein dunkles, sprechendes Auge zu suchen, das aus einer fernen Ecke des Saales, wo er seinen gewöhnlichen Platz hatte, zu mir heraufleuchtete wie ein sanft umwölkter Stern. Der Mann fing an mich so lebhaft zu interessiren, daß ich mehrmals versuchte, ihn beim Herausgehen noch einzuholen, um einige Worte mit ihm zu wechseln, aber vergebens; er verschwand jedesmal so schnell wie ein Schatten. Während des folgenden Sommers sah ich ihn nur manchmal im Vorbeigehen, entweder in seinem Weinberg oder im Garten beschäftigt; ein einzigesmal fand ich ihn an der Gartenthüre stehend, einen reizenden kleinen Knaben auf dem Arm; als ich zu ihm aufsah, grüßte er mich mit leichtem Anstand, verschwand aber sogleich hinter den Bäumen. Im nächsten Winter war er wieder mein Zuhörer, benahm sich jedoch dabei abermals in so scheuer, zurückgezogener Weise, daß ich jeden Versuch, ihm näher zu kommen, aufgab.

Gegen den Herbst erzählte der Gehülfe, welcher Heinrich gedient, seitdem er in Heidelberg wohnte, seinen erstaunten weiblichen Kunden, sein Herr sey weggezogen, habe ihm das kleine Anwesen gegen ein Billiges überlassen, und er führe nun die Gärtnerei auf eigene Rechnung. Es begannen neue erfolglose Bemühungen von Seiten der dienenden Damen, endlich von diesem Famulus etwas Näheres über den räthselhaften Gärtner zu vernehmen. Aber er blieb standhaft; entweder wußte er wirklich nichts über ihn, oder er war gegen weibliche Neugierde wie im Feuer gehärtet. Er war so fleißig, wenn auch nicht ganz so geschickt, als sein Herr, gedieh mit seinem Handel, und das Interesse, welches sich nunmehr an die kleine Gärtnerwohnung knüpfte, drehte sich nur noch lediglich darum, welche von seinen schönen Kunden sie vielleicht einst mit ihm theilen würde.

Ich war zur Zeit dieses Vorgangs auf einer kleinen Ferienreise begriffen. Bei meiner Rückkehr fand ich unter andern Briefen ein Billet, in welchem man mir mit gutgewählten, herzlichen Worten für den Genuß dankte, den meine Vorlesungen dem Schreiber gewährt hätten. Unterzeichnet war das Briefchen: „Heinrich, Gärtner.“

Wie überrascht ich nun war, in Herrn von P. diesen Heinrich wiederzufinden, und zwar durch eine so seltsame Verknüpfung von Umständen, kann sich jeder vorstellen. Ich konnte den Abend kaum erwarten und war so aufgeregt, daß ich schon von vier Uhr an unter den Kastanien am See hin und her ging, die fünfte Stunde erwartend, welche mir Herr von P. bezeichnet hatte, da man gewöhnlich das Gouter gegen Sieben einnimmt und er mir vorher noch die Bilder zeigen wollte. Als es endlich Zeit war und mich der Diener in den Salon führte, fand ich Herrn von P. bereits dort meiner harrend. Er bot mir herzlich die Hand

und sagte: „Ich muß Ihnen noch einmal meine Freude ausdrücken, Herr Professor, Sie in meinen Räumen empfangen zu können. Ich kann Ihnen nicht sagen, welchen Genuß ich aus Ihren Vorlesungen geschöpft, wie viel Schönes ich daraus gelernt. Wenn Sie den Geschmack unserer Einrichtung bewundern, so gehört dieses Verdienst zum Theil auch Ihnen, durch Ihre Belehrung wurde der Schönheitssinn erst recht in mir lebendig. Doch kommen Sie, wenn es Sie noch interessirt, will ich Ihnen vor dem Gouter die versprochenen Bilder zeigen."

Ich folgte bereitwillig meinem Führer die breite Treppe hinauf in ein Zimmer zur Linken, dessen Fenster eine entzückende Aussicht über den See gestatteten. Das Zimmer war sehr einfach; die getäfelten Wände, wie man es in der Schweiz sehr häufig findet, mit einem grünlich weißen Firniß überzogen, waren mit größeren und kleineren Gemälden und Skizzen fast ganz überdeckt. Außerdem befand sich in dem Zimmer eine vollständige Malereinrichtung, und zwar so aufgestellt, als ob es der Künstler eben erst verlassen und jeden Augenblick zu seiner Beschäftigung zurückkehren könnte. Neben der Staffelei auf einem Tischchen lag die Palette mit eingetrockneten Farben und die Pinsel darauf. Auf einem andern Tische stand der offene Malerkasten und neben dem Sessel vor der Staffelei lehnte der Malstock. Eine fertige Leinwand stand darauf, auf der sich in wenigen, zitternden Linien die Umrisse eines Kindergesichtes zeigten.

Ich betrachtete die Bilder der Reihe nach, während Herr von P. auf einem niedern Stuhle neben dem Kamin sitzend mir schweigend mit den Blicken folgte. Die Gemälde stellten die verschiedenartigsten Dinge dar, doch waren es meist Landschaften, darunter einige recht gute italienische, und Genrebilder. Auch einige Porträts befanden sich dabei, darunter das eines Knaben in verschiedenen Lebensaltern, in welchem ich leicht Herrn von P. erkennen konnte. Die Bilder waren alle sorgfältig mit geübter Hand gemalt, sinnig und geschmackvoll arrangirt, keines bekundete indessen ein außerordentliches Talent. Sie glichen sämmtlich der Mutter und dem Kinde auf meinem Lieblingsbilde; von der tiefen Poesie, der Innigkeit des Ausdrucks, welcher dort den Vater beseelte, fand sich nur selten eine Spur.

„Ich sehe mich in meiner ersten Meinung bestärkt," sagte ich endlich: „das köstliche Bild, welches Sie besitzen, muß von zwei verschiedenen Künstlern gefertigt seyn. Wohl finde ich in diesen Gemälden dieselbe technische Fertigkeit, das Talent, mit welchem Mutter und Kind gefertigt sind, aber den genialen Künstler, die Tiefe des Gemüths, welche den Vater geschaffen, suche ich vergebens."

Herr von P. war aufgestanden und näher getreten. „Dennoch versichere ich Sie," sprach er ernst, „daß die nämliche Hand das ganze Bild gemalt, und Ihr Staunen wird sich verringern, wenn ich Ihnen erst den Künstler nenne." — Ich sah gespannt zu ihm auf. — „Alle diese Bilder und das, welches Sie unten gesehen," fuhr er fort und ein Zug von Wehmuth ging über sein Gesicht, „sind von meinem Vater gemalt. Das Gefühl des Vaters hat ihn weit über sein Talent hinausgehoben, hat ihn das Kunstwerk schaffen lassen, welches Sie so sehr zu schätzen wissen; seine übrigen Schöpfungen gehen, wie Sie sehen, kaum über die Leistungen eines hübschen, aber nicht sehr bedeutenden Talentes hinaus."

Eine Thräne glänzte in seinem Auge, er trat an das Fenster und sah still hinaus in die Landschaft. Nach einer kleinen Pause sagte er gefaßter: „Ich sehe, wie sehr Ihre freundliche Theilnahme erregt ist; wenn es Sie nicht langweilt, erzähle ich Ihnen später die Geschichte des Bildes, und damit die meines Lebens. Es wird zum ersten mal seyn, daß ein Mensch sie von meinen Lippen vernimmt, aber Sie sind mir ja innerlich schon lange nicht mehr fremd und ich berechne den Grad meines Vertrauens nicht nach Stunden und Jahren des Bekanntseyns, sondern nach der Art des geistigen Bandes, das mich mit einem Andern verbindet. Sie waren mein Lehrer: ich weiß, daß Sie mich verstehen werden, wie Sie auch beim ersten Blick den tiefen Werth meines theuren Bildes erkannt. Doch lassen Sie uns jetzt hinunter gehen; meine Mutter wird uns erwarten, und da kommt auch wirklich Henri schon, uns abzurufen."

Die Thüre flog auf, der liebliche Knabe hüpfte herein, begrüßte mich freundlich und flog dann jauchzend auf den Vater zu. „Papa, ich bin fertig mit Lernen; ich war sehr brav, ich darf wieder bei dir seyn!" rief er und bedeckte den Vater, der sich liebevoll zu ihm niederbeugte, mit Küssen. Durch die offene Thüre folgte ihm der alte Diener und meldete feierlich, der Thee sey servirt. Wir gingen hinunter und traten in den mir bereits bekannten Speisesaal, welcher im Waadtland in keinem besseren Hause fehlt, und in dem alle Mahlzeiten eingenommen werden müssen, handelte es sich auch nur um eine einfache Tasse Kaffee oder Thee. Fast in demselben Augenblick öffnete sich eine andere Thüre uns gegenüber und eine hohe, schwarz gekleidete Dame trat herein, auf den Arm eines nicht mehr ganz jungen und schüchtern aussehenden Mädchens gestützt. Herr von P. stellte mich den Damen vor; die

ältere war seine Mutter, die jüngere deren Gesellschafterin.

Frau von P. nahm am obern Ende der Tafel Platz, an ihrer rechten Seite Henri, der plötzlich mäuschenstill geworden war, zur Linken die Gesellschafterin. Herr von P. und ich reihten uns an.

Die letzte Mahlzeit am Tage, das sogenannte Gouter, ist charakteristisch für die Westschweiz und die südlichen Kantone. Im vornehmsten Hause wie in der kleinsten Hütte ist es Sitte und Gebrauch. In keinem Falle wird davon abgewichen, man ladet nie zum Souper, man ladet nur zum Gouter ein, welches dann freilich in außerordentlichen Fällen bezüglich der Schüsseln in einer Weise ausgedehnt wird, daß ein Schweizermagen dazu gehört, um binnen einer Stunde die verschiedenartigen Gerichte, welche man dabei aufträgt, in sich aufzunehmen. Das eigentliche Fundament des Gouter besteht aus Thee oder Kaffee, welchen letzteren besonders die geringeren Klassen lieben, und Brod. Butter wird von strengen Schweizern eigentlich als Luxusartikel betrachtet und figurirt für die Einheimischen nur bei seltenen Gelegenheiten auf dem Tische. Butter und Käse zusammen zu essen, gilt vollends als eine höchst verwerfliche Verschwendung. Außer dem Brod gibt es jedoch fast immer noch eine warme oder kalte Obst- oder Mehlspeise, welche mit dem Thee genossen wird, oder Confituren. Fleisch erscheint dabei nur bei seltenen Veranlassungen.

Diese höchst einfache Mahlzeit, welche gewöhnlich zwischen sechs und sieben Uhr eingenommen wird, beschließt den Tag mit seinen Geschäften, unterbricht aber den Sommerabend in sehr lästiger Weise. Denn der Cultus des Gouter geht über Alles, niemand darf dabei fehlen, und eben so unmöglich ist es, dasselbe auf eine passendere Stunde zu verschieben. Wenn der schönste Moment des Tages kommt, die Zeit, welche dem Sonnenuntergang voraus geht und ihm folgt, wenn ihr rother Strahl das herrliche Panorama des Leman mit glühenden Farben bedeckt, dann sitzt der Waadtländer in der Regel in seinem engen Speisezimmer über seiner Theetasse, und es können Wochen vergehen, ehe man sich nur Einmal nach der Pracht da draußen umschaut. Fast alle die zahllosen Landhäuser, welche an dem Ufer des Sees zerstreut liegen, haben ihre Terrasse, von welcher aus man die Landschaft überschauen kann, aber niemand, außer einer deutschen Hausfrau, wird es einfallen, den Theetisch im Freien herzurichten, so daß man sich wenigstens beim Mahle dem Anblick dieser köstlichen Natur überlassen kann. Das Eßzimmer ist für die Mahlzeiten bestimmt, folglich muß auch unfehlbar darin gegessen werden. Ländlich, sittlich; doch sind solche kleine Züge charakteristisch für eine ganze Bevölkerung.

Daß wir also, um zu meiner Erzählung zurückzukehren, das Gouter bei Herrn von P. nicht auf der Terrasse zwischen den duftenden Orangebäumen, wie man es in Deutschland gewiß gethan hätte, einnehmen konnten, versteht sich von selbst. Doch saß ich glücklicherweise dem breiten Bogenfenster gegenüber und konnte durch die hellen Scheiben sehen, wie erst die Felsen von Meillerie drüben am savoyischen Ufer sich rötheten und dann, als die Sonne tiefer sank, die weißen, säulenartigen Felsen der Dent d'Oche gleich einem Glutofen schimmerten. Ich hatte um so mehr Gelegenheit, mich der Betrachtung der Natur nicht ganz zu entziehen, als die Unterhaltung während des Gouter eine höchst einsylbige war. Frau von P. wechselte mit mir kaum die nothwendigsten Begrüßungsworte. Nachdem wir uns gesetzt, sprach die Gesellschafterin ein sehr frommes Gebet und dann servirte sie den Thee. Die Tafel von polirtem Eichenholz ohne Tischtuch, gleichfalls Landessitte, war kostbar ausgestattet mit schwerem Silber und feinem Porcellan, die übliche Obst- oder Mehlspeise vervollständigt durch vorzügliches Backwerk, feines Obst in eleganten Fruchtschalen, Crêmes und verschiedene warme Gerichte.

Frau von P. bildete einen eigenthümlichen Contrast mit dem poetischen, farbenvollen Bilde da draußen, wenn mein Blick, von dem Fenster zurückkehrend, auf ihre hagere Gestalt und ihr strenges, ernstes Gesicht fiel, das mir von dem andern Ende der Tafel entgegen blickte. Sie wechselte zuweilen ein Wort mit Henri, das offenbar freundlich gemeint war, aber keine Sympathie in dem Kleinen zu wecken schien, denn seine Stimme klang ängstlich gepreßt, so oft er der Großmutter antwortete. Die Gesellschafterin sprach nur, wenn sie eine Tasse Thee oder sonst etwas anbot, und lediglich Herr von P. behielt die ungezwungene, freundliche Weise bei, welche mir so wohl an ihm gefiel.

Zum Glück dauerte die Mahlzeit nicht lange. Nach der Beendigung sprach die Gesellschafterin abermals ein Gebet, dann erhob sich Frau von P. würdevoll, küßte den kleinen Henri auf die Stirn und sagte, zu ihrem Sohne gewendet: „Mon cher, der Prediger von Savigny wird heute Abend unsere Andacht leiten; der junge Mann ist sehr inspirirt, willst du mit Monsieur und Henri beiwohnen?" — „Ich danke herzlich, liebe Mutter," antwortete Herr von P. respektvoll; „ich bin für jetzt noch in Anspruch genommen und möchte Sie und Ihre Freunde durch mein späteres Kommen nicht stören."

Frau von P. verbeugte sich hierauf würdevoll gegen mich, in dem sie gewiß schon längst den Ketzer geahnt, und verließ das Zimmer, wie sie gekommen, auf den Arm ihrer Begleiterin gestützt. „Herr von P.,“ sagte ich, nachdem sie sich entfernte, „ich fürchte, meine Anwesenheit stört Sie, und das möchte ich um Alles in der Welt nicht.“ — „Keineswegs,“ antwortete er, „diese Einladung meiner Mutter ist nicht mehr als reine Form. Mit eiserner Consequenz von Zeit zu Zeit wiederholt, wird sie jedesmal eben so entschieden abgelehnt. Meine Mutter glaubt mir dieß im Interesse meines Seelenheils schuldig zu seyn, da ich aber mein Seelenheil ganz wo anders finde, als in ihren Conventikeln, danke ich standhaft dafür. Es sollte mir auch leid seyn für den armen Jungen,“ fuhr er fort, indem er Henris Kopf zärtlich zwischen seine Hände nahm, „wenn er diese Dinge mit anhören müßte, die mir die halbe Kinderzeit verbittert haben.“

Mit diesen Worten öffnete er die Glasthüre, die vom Nebenzimmer auf die Terrasse führte, und wir traten hinaus in den köstlichen, frischen Abend, von dem Duft der Orangenblüthen ganz durchhaucht, die friedliche Stille nur unterbrochen durch das leise Plätschern der Wellen, die sich am Fuß der Terrasse brachen und in duftiger, zauberischer Bläue zu uns heraufleuchteten. Noch war es nicht zu spät, noch konnten wir auf einige Minuten den köstlichsten Anblick genießen. Die Sonne war bereits hinter der Jurakette hinabgesunken, nur einen lichten Saum zurücklassend, der den langen, fast schwarzen Streif einfaßte, welchen der Jura im schärfsten Contrast zu den zackigen, aber ganz in blauen, durchsichtigen Duft gehüllten Vorgebirgen der Savoyer Alpen, bildet. Wie ein langer, endloser Gedankenstrich zieht sich der Jura durch die ganze Westschweiz, erst bei Basel in einigen wildromantischen Auswüchsen sich verlaufend. Finster, fast wie neidisch blickt er herüber nach den wechselnden Formen der Berge, die den See eingrenzen, und die jetzt bereits leise Dämmerung deckte. Aber im Hintergrunde des Sees schimmerten die Walliser Alpen, welche dort gleichsam die Welt abzuschließen scheinen, erst jetzt in rosiger Gluth, während die Spitzen der schlanken Dent du Midi von weißen Wolken umhüllt waren, zwischen denen es hie und da gleich Funken aufblitzte, wo die festere Eiswand gleich einem Metallspiegel den scheidenden Sonnenstrahl zurückwarf. Das altergraue Schloß von Chillon hob sich dunkel von dem blauen Spiegel des Sees ab, aus dem es aufzuwachsen scheint, und von Lausanne her schaukelten sich einige Fischerbarken nach Vevay herauf, mit ihrem leicht geblähten, doppelten Segel, dem altromanischen, wie es schon die Römer hier gebraucht, einem Zug von Schwänen ähnlicher, als Schiffen. Zu unserer Rechten ragten die grotesken Formen der Felsen von Noze und der Dent du Jaman phantastisch in den mit roth angehauchten Federwölkchen bedeckten Abendhimmel.

„Welch herrliches, unvergleichliches Land!“ rief ich entzückt. — „Das Land ist in Wahrheit herrlich,“ wiederholte mein Wirth nachdenklich; „wenn ihm nur auch immer die Menschen glichen, welche es bewohnen!“ — „Sie scheinen Ihre Landsleute kaum günstiger zu beurtheilen, als Rousseau that,“ antwortete ich. — „Ich muß ihm leider in vieler Hinsicht beistimmen, wenn er in der Vorrede zu seiner neuen Heloise sagt: „Ich fand die Umgebung von Vevay, Clarens und Montreux so reizend, daß ich dachte, sie sey wohl im Stande solche Menschen hervorzubringen, wie Julie, Clara und St. Preux, aber man muß sie nicht in Wirklichkeit dort suchen.“

„Sollte dieser Ausspruch nicht zu hart und ungerechtfertigt seyn?“ — „Nein, wenn Sie erst recht verstehen, was Rousseau eigentlich damit sagen wollte. Gewiß fehlt es auch hier nicht an guten und trefflichen Menschen, aber was uns Waadtländern fast durchschnittlich mangelt, das ist die Poesie und Wärme des Herzens, der innere Schwung, das Feuer der Phantasie und der Begeisterung, mit denen Rousseau seine poetischen Gestalten ausgestattet.“ — „Dieß sind Mängel, welche ich an meinem gütigen Wirthe nicht bemerkt. Sie widerlegen sich selbst,“ sagte ich lächelnd.

Er sah mich nachdenklich an. „Ausnahmen gibt es ja überall,“ antwortete er; „auch hat vielleicht gerade Rousseaus Ausspruch und die Kenntniß seiner Schriften, besonders das tiefe Naturgefühl, welches sich in seiner neuen Heloise ausspricht, etwas dazu beigetragen, mein Gemüth tiefer zu entwickeln. Wenn er bei uns nicht zu sehr als Ketzer verpönt wäre, würde er gewiß noch öfter den nämlichen Einfluß üben.“

„Daß etwas Wahres an seinem Ausspruch ist, habe ich schon früher, ehe Sie es mir bestätigten, herausgefühlt. Rousseau scheint selbst bis zu einem gewissen Grade an den von Ihnen angedeuteten Mängeln gelitten zu haben; einestheils beweist dieß sein Leben, anderntheils machen die Gestalten, welche er mit so großer Liebe darstellt, bei aller ihrer Schönheit doch öfter den Eindruck von Abstraktionen, als von wirklich lebendigen Gestalten.“

„Ich stimme Ihnen vollkommen bei. Rousseau war eine durch und durch unharmonische Natur, und dieß fühlt sich in allen seinen Schriften heraus. Was ihm aber besonders fehlte, war die Kenntniß einer wahrhaft reinen und poetischen Weiblichkeit. Er hatte die

Absicht, in Julie das Muster eines vollkommenen Weibes hinzustellen, und in vielen Beziehungen ist ihm dieß in hinreißender Weise gelungen; aber ohne daß er es wollte, hat sie dabei entstellende Züge angenommen, jenen Frauen entnommen, wie er sie leider nur zu gut gekannt und von denen wohl nicht Eine ihm als ächtes Vorbild dienen konnte. Den Französinnen, die er kannte, fehlte die Reinheit, den Waadtländerinnen die Poesie. Ich hingegen habe eine ächte Julie besessen, und in gewissem Sinn verdanke ich es ihr gewiß, daß Sie mich zu den Ausnahmen zählen, welche Rousseaus harter, aber gerechter Ausspruch nicht trifft."

„Ich mache noch eine: den Schöpfer des herrlichen Bildes, als welchen Sie mir Ihren Vater nannten." — „Darin widerspreche ich Ihnen gewiß nicht," rief er lebhaft, „und ich freue mich, an diesem Abend mit einer gleichgesinnten Seele von ihm reden zu können. Henri, mein Kind, du darfst jetzt zu dem Großvater gehen, sey artig und grüße ihn freundlich von mir."

Der Kleine umarmte den Vater und sprang dann munter fort. Die volle Mondscheibe, welche golden hinter den jetzt fast ganz schwarzen Gebirgen des Chablais herauf kam, während die erbleichenden Alpen sich riesigen Gespenstern gleich empor reckten, zog eine lange, goldene Furche auf dem zitternden Spiegel des Sees, als wir uns nun auf weichen Sitzen unter den Orangebäumen niederließen und unsere Cigarren anbrannten.

Nach einer kleinen Pause begann Herr von P.: „Sie haben meine Mutter gesehen und Sie kennen die Probe von dem Gemüth meines Vaters, jenes Bild, in welchem der Mensch den Künstler so weit übertrifft. Ich brauche Ihnen demnach kaum weiter zu sagen, wie ungleicher Natur dieses Paar immer gewesen; dergleichen Ungleichheiten begegnet man aber in unsern waadtländischen Ehen sehr häufig. Nur in den seltensten Fällen wird hier eine Heirath aus tieferer Neigung, aus wahrer Uebereinstimmung der Herzen geschlossen. Fast alle unsere Ehen sind gemacht; die Familie beschließt darüber und die jungen Leute müssen folgen. Von den romantischen Verlöbnissen, wie man sie in Deutschland so häufig findet, wo die Treue oft ein Jahrzehnt überdauert, ehe sie zu ihrem Ziele gelangt, weiß man bei uns fast nichts. Auf die Verlobung muß fast unmittelbar die Hochzeit folgen; es gilt beinahe für eine Schande, in jedem Fall für eine außerordentliche Ausnahme, wenn zwischen beiden ein längerer Zeitraum als von sechs bis höchstens acht Wochen liegt. Braut und Bräutigam kennen sich oft kaum, wenn sie nach dieser kurzen Frist mit einander vor den Altar treten. Es ist ein Geschäft, welches abgeschlossen wird, und gleich einem Geschäft, kalt, ruhig und trocken, entwickelt sich meist das eheliche Leben jugendlicher Geschöpfe, denen der Anblick dieser herrlichen Natur nur selten tiefere Gefühle einzuflößen vermag. Sie wissen es oft von Kindheit auf nicht anders, als daß sie diesen oder jenen Vetter, diese oder jene Cousine heirathen werden, oder fehlen diese in der Familie, so tritt die Tochter oder der Sohn eines befreundeten Hauses an die Stelle. Daß in der neueren Zeit der Mittelstand anfängt diesem Mißbrauch entgegen zu arbeiten, werden Sie um so begreiflicher finden, wenn ich Ihnen sage, daß man es endlich einsieht, wie dieses fortwährende Heirathen von Verwandten unter einander die Generationen verdirbt, und wie sich vorzugsweise in unserer Aristokratie, sowohl in den deutschen wie in den französischen Kantonen, eine Menge jener unglücklichen Geschöpfe finden, die dem Cretinismus mehr oder weniger verfallen sind, ganz abgesehen davon, daß diese Aristokratie selbst schon lange nicht mehr die Intelligenz des Landes repräsentirt. Unsere Patricier und der reiche Bauernstand hingegen halten noch fest an dem alten Princip, und es wird auch noch eine Weile dauern, bis eine Umgestaltung unserer gesellschaftlichen Zustände diese tief eingewurzelte Sitte ausrottet."

„Industrie, Eisenbahnen, Maschinen werden wohl schließlich auch bei uns der mächtige Hebel seyn, welcher solche Ueberlieferungen, unter denen unsere freiere menschliche Entwicklung noch seufzt, überwindet. Sie lächeln, daß ich Eisenbahnen und Ehe so kühn miteinander verbinde, aber wenn Sie länger hier lebten, und zwar in Familien, würden Sie überrascht seyn, zu finden, bis zu welchem Grade der Gesellschaft das belebende Element junger Männer fehlt. Sie finden fast nur Papas, Knaben und eine Masse von Damen, unter denen die Unverheiratheten keine kleine Rolle spielen. Das weibliche Element hat bei uns in den höheren Klassen das entschiedene Uebergewicht, sowohl der Menge als der Intelligenz nach, wenn wir bloße Verstandesentwicklung so nennen dürfen. Sobald unsere Knaben heranwachsen, schickt man sie zur Erziehung in die deutschen Kantone, oder in's Ausland; nur wenige kehren dauernd zurück, um sich in der Heimath zu fixiren. Wir haben natürlich weder Beamten- noch Offiziersstand; wer nicht Theolog, Lehrer oder Arzt werden will, und keinen Landbesitz hat, dem bleibt so gut wie keine Auswahl. Unsere Industrie ist zu gering, und man betrachtet sie noch zu sehr als Handwerk, als daß die Söhne der höheren Stände sich ihr im Kantone selbst widmen könnten. Die Klassen unserer Gesellschaft sind sehr streng von einander geschieden und eine Menge von Beschäftigungen, welche in andern Ländern keineswegs die Gesellschaftsfähigkeit ausschließen, sind hier

zu Lande ein unübersteigliches Hinderniß, um in feinerem Kreise aufgenommen zu werden."

„Wollte ich Großmann z. B., den Sie gewiß als gebildeten Mann haben kennen lernen, zu mir zum Gouter oder Diner einladen, so würde man dieß unerhört finden; selbst mein Vater hätte dieß nicht über sich vermocht. Unter diesen Umständen gewährt die Enge unseres Kantons jugendlichen Kräften wenig Spielraum. Eine Menge unserer jungen Leute, die sich als Architekten, Techniker oder Kaufleute ausgebildet haben, verlassen ihn jährlich, um sich vielfach in Oberitalien, Frankreich oder noch weiter weg einen Herd zu gründen. Manche holen sich dann eine Waadtländerin zur Frau, aber die eigentlichen Heirathskandidaten sind diejenigen, welche im Lande bleiben, und sobald sie von einer auswärtigen Universität oder Erziehungsanstalt heimgekehrt sind, fängt man an für sie zu denken und zu wählen. Wie sollte dieß auch der junge Mann für sich selbst thun, da fast alle Vereinigungspunkte fehlen, wo sich die Geschlechter begegnen und ungezwungen mit einander verkehren können! Außer in der Kirche sehen sie sich etwa bei einem officiellen Gouter, das gewöhnlich bereits in der Absicht, eine Heirath zu stiften, veranstaltet ist. Bälle und sonstige öffentliche Vergnügungen gibt es nicht in einem Lande, wo das Tanzen, besonders in den höheren Ständen, aus Frömmigkeit verpönt ist, und wo außerdem, selbst wenn man einen Ball veranstalten wollte, mindestens zwanzig Tänzerinnen auf einen Tänzer kämen."

„Wie gesagt, die Frauen sind überall in der Majorität, und sie entschädigen sich größtentheils für den kargen Umgang mit dem andern Geschlechte durch Beten und Abendandachten, in denen die Prediger der église libre die Hauptrolle spielen. Da sie meist gut unterrichtet sind und durchschnittlich lebendigeren Geistes als die Männer, werden diese in der Regel von ihnen beherrscht. Aber das Wissen liegt in ihnen wie eine todte Masse, es macht sie nicht vorurtheilsfreier, nicht zugänglicher für Neues, das außerhalb ihres gewohnten Gesichtskreises liegt. Sie haben nur Verstand, keinen Geist, und so bleiben sie steif, kalt, trocken und pedantisch, trotz aller Kenntnisse. Höchstens entwickelt sich dadurch ihre Beredtsamkeit, und es ist ein hohes Ziel des Ehrgeizes für viele unserer vornehmen Damen, als begeisterte, oder, besser gesagt, als fanatische Rednerinnen bei ihren frommen Privatzusammenkünften zu glänzen. Das methodistische Wesen, die Bigotterie hindert bei uns, wie überall, wo sie sich geltend machen kann, jede freiere Geistesentwicklung. Um ihr treu zu bleiben, müssen sich unsere Frauen geflissentlich Alles ferne halten, wodurch sie geistesfreier und duldsamer, wodurch ihr Gemüthsleben gefördert werden könnte, denn das Herz entwickelt sich zu wahrer, schöner Blüthe ja nur durch den Geist. — Sie wissen nichts von Deutschland, nichts von deutscher Bildung und Literatur, ja kaum etwas von unsern deutschen Kantonen, und Frankreich und seine literarischen Erzeugnisse sind ihnen vollends ein Gräuel. Näher verwandt fühlen sie sich mit England, aber es ist wieder nur die religiöse Seite, welche hier ausgebeutet wird. Alle frommen Romane, die in England und Amerika erscheinen, finden Sie hier, in der Ursprache sowohl als in französischen Uebersetzungen. Außerdem besitzen wir in dieser Gattung eine eigene kleine Literatur, und um diese Lektüre fast allein dreht sich das geistige Interesse der Frauen des höheren Standes. Sie begreifen demnach, wie köstlich auch unsere Sonne lache und unsere Berge erglühen, daß selten ein empfänglicher Sinn diesen Herrlichkeiten entgegen kommt; dagegen können Sie dieselben häufig in enthusiastischen Reden als Wunder Gottes preisen hören."

(Fortsetzung folgt.)

Correspondenz-Nachrichten.

Genf, Oktober.

Die Presse und die Parteien in Genf. — Beginnender Kampf zwischen Deutschthum und Franzosenthum in der Schweiz. — Erwachende Sympathien für Deutschland. — Zur Chronik.

Das scheußliche Bild eines Ungeheuers im ästhetischen Sinn, welches Horaz im Eingang der Ars poetica entwirft, findet auch auf die Politik der Gegenwart nur allzusehr seine Anwendung, wo es uns aus dem Labyrinth der heutigen Zustände überall in abschreckendster Mißgestalt entgegentritt. Blicken wir nach Italien: überall die Vereinigung der extremsten Gegensätze zu Erreichung von Zwecken, die niemals das sind, wofür man sie ausgibt; überall vage Freiheitsideen und abstraktes Heldenthum mit diplomatischem Lug und Trug im lächerlichsten Bunde. Dort Cavour, der gewissenlose Länderverschacherer, und Napoleon, der Vernichter zweier Republiken, als Protektoren der italienischen Freiheit; hier Garibaldi, der heute dem Urrevolutionär Mazzini, dem starr consequenten, fast möchte man sagen dem einzigen ehrlichen Mann unter den italienischen Freiheitsaposteln, die Hand drückt, morgen sich von Cavour dupiren läßt; Garibaldi, der heute ein Bataillon von Priestern bilden läßt, das zuerst in Rom einmarschiren soll, und morgen den Wahnglauben des Volks zu Hülfe nimmt und das Wunder des heiligen Januarius als Köder auswirft. Die Galantuomo-Revolution und der Aberglauben, die schamlose Perfidie Cavours und der französische Despotismus als Pathen an der Wiege des wiedergeborenen Italiens!

Spectatum admissi risum teneatis amici!

Ja man möchte lachen, wenn das Bild nicht zu abschreckend häßlich, zu sittlich empörend wäre. Das Traurigste aber bei der Sache ist, daß jenes italienische Possenspiel, jene principlose Erbärmlichkeit nicht nur möglich ist, sondern noch heute, nachdem die Cavoursche Lügenpolitik offen vor aller Welt daliegt, ihre gläubigen Anhänger, ja ihre Bewunderer innerhalb und außerhalb Italiens findet. Kann denn in jener naturwidrigen, die einfachsten sittlichen Principien, die Wahrheit und die Ehre verhöhnenden Umarmung, wie wir sie in Italien vor sich gehen sehen, etwas anderes als ein monströser Bastard von Staat erzeugt werden? Laßt die Todten ruhen! Aber die, welche seit eilf Jahren auf den Kirchhöfen von Neapel und Rom den ewigen Schlaf schlafen, welche ihr verhöhnt habt und verspottet, als sie im Kampf für ihre Ideen fielen, es waren ehrliche Männer gegen euch! Es wäre Zeit, daß wieder ein Dichter das Wort für die Todten an die Lebendigen ergriffe. Aber solche Dichter gibt's nicht mehr, sie sind — unter die Bankagenten gegangen.

Das doppelte Spiel der französischen und piemontesischen Diplomatie und Presse ist durch seine unerhörte, die cynischste Weltverachtung bekundende Schamlosigkeit sprichwörtlich geworden, allein bis heute ist es stets gelungen. Das Treiben der Großen findet Nachahmung bei den Kleinen. Doppelzüngigkeit, Lüge und Frechheit sind nicht bloß erlaubte, sondern gewissermaßen legitimirte Kunstgriffe und Grundsätze in der Politik geworden. Bald werden folgerichtig, wie in den politischen Völkerbeziehungen, so auch im Privatverkehr jene Grundsätze nicht mehr die Verachtung ernten, mit welchen sie bis dahin gebrandmarkt waren.

Ein treues Bild dieser gegenwärtigen Verkommenheit und Verschwommenheit des politischen Urtheils bei den Massen, der öffentlichen Meinung, dieses Mangels an Erkenntniß und an dem moralischen Muth der Kritik und principiellen Consequenz eines wohllöblichen Publikums, wodurch allein die Escamotagen der Herrn Acteurs möglich werden, finden wir nun in einem großen Theil der europäischen Presse wieder; und trifft die französische der Vorwurf, sich sklavisch und mit vollem Bewußtseyn zum beliebigen Werkzeug der ränkevollen und falschen Politik der Regierung herzugeben, so finden wir dagegen in fast allen Ländern Europas Blätter, die vielleicht weniger bewußt, dagegen mit um so größerer Bornirtheit und politischen Unmündigkeit den egoistischen Zwecken des französischen Herrschers und seiner italienischen Helfershelfer den allerschönsten Vorschub leisten. Wenn dereinst ein Geschichtschreiber nach Jahrhunderten die Geschichte unserer Zeit nach keinen andern Quellen als nach gewissen Zeitungen schreiben wollte, so hätten wir kein Recht, ihm Vorwürfe zu machen, wenn er zu dem Urtheil gelangte: Europa war reif, von Frankreich beherrscht zu werden. Das Gesagte gilt von der Schweiz wie von andern Ländern, ja wir haben hier sogar ein Blatt, das, einzig in seiner Art, ohne die geringsten Skrupel in derselben Nummer den entgegengesetztesten Strömungen folgt. Als die „Revue de Genève" sich vor einigen Monaten in die „Nation Suisse" umtaufte, gaben wir uns für einen Augenblick der Hoffnung hin, der neue Gevatter werde von nun an ausschließlich die Richtung des Blattes bestimmen, und wir würden jenes Befürworten der französischen Politik, wodurch die „Revue" eine so zweideutige Berühmtheit erlangt hatte, aus dem Organ James Fazys ein für allemal verschwinden sehen; man konnte sich um so mehr dieser Vermuthung hingeben, als auch eines jener andern unter französischen Auspicien begründeten Blätter, „les nationalités,"

seit dem savoyischen Anschluß sich auf Schweizerboden nicht mehr recht sicher zu fühlen schien und von Genf nach Turin übergesiedelt war. Süße Täuschung! Die Katze läßt das Mausen nicht, und Fazy scheint sich von der Politik des „le Pour et le Contre,“ wie er sie schon vor dreißig Jahren als Journalist in Paris trieb, nicht lossagen zu können. Was soll man auch von einem Blatte sagen, wo, wie in der „Nation Suisse,“ an der Spitze als Premier-Genève ein fulminanter Helvetia-Artikel gegen Napoleon, gegen die schweizerischen „Eisenbahnbarone,“ gegen eine unentschiedene Bundespolitik u. s. w. steht, während wir auf der zweiten oder dritten Seite einer Pariser Correspondenz begegnen, welche regelmäßig diejenigen Ansichten in der Schweiz zu verbreiten bemüht ist, die der jedesmaligen französischen Politik am dienlichsten sind? Was sollen wir zu einem Blatte sagen, wo in der einen Spalte gegen die französischen Provocationen in Genf, Waadt und Wallis gedonnert, und dicht daneben die süßschmeichelnde Einladung der Schweizer zu dem französischen Nationalschützenfest abgedruckt wird? Ein politisches Anzeigeblatt aller Parteien, worin alle Meinungen gegen die betreffenden Insertionsgebühren Aufnahme fänden, könnte sich „Nation Suisse“ zum Muster nehmen. Ist da nicht auch etwas von dem horazischen Ungethüm vorhanden?

Die „Nation Suisse“ ist in der That kein Parteiblatt, wofür sie wohl noch gehalten wird, sie ist das Organ einer persönlichen Politik, einer Coterie, einer Clique, die nur in so weit die Consequenz eines Princips anerkennt, als es ihren eigenen jedesmaligen Anliegen gutdünkt, sonst aber lavirt und je nach Bedürfniß den verschiedensten Interessen dient. Das Schlimmste aber ist, daß diese persönliche Politik bis heute in Genf keinen Gegner fand, welcher ihr mit Erfolg die Spitze bieten konnte. Die altconservative Partei hat sich von ihrem Sturz im Jahr 1846 nicht wieder erholt, im Gegentheil, sie ist immer mehr zusammengeschrumpft und zerfallen. Es fehlte ihren Repräsentanten an dem, was in allen Staaten, vorzüglich aber in Republiken nöthig ist, an Volksthümlichkeit. Die altconservative Partei war und ist im Besitz materiellen Reichthums, hoher Bildung, einer achtbaren Moralität, solider häuslicher Tugenden; aber zwischen ihr und dem Volke hatte sich eine Kluft gebildet, zu deren Ausfüllung man nichts that, die immer größer wurde. Die Volksbedürfnisse steigerten sich, man beachtete sie nicht; der Volksgeist erwachte und brach sich neue Bahnen, man ergab sich einer mattherzigen Frömmelei und zaghafter Philisterhaftigkeit, und schloß sich ab vor den brausenden Stürmen der Gegenwart. Die Zeit James Fazys kam, Saaten, die er nicht gesäet, reiften für ihn, und er verstand sie zu ernten, während viele seiner Gegner die Hände in den Schooß legten, andere seufzten und beteten. Vieles ist jetzt anders und besser geworden; viele hervorragende Männer, die durch ihre Geburt der altconservativen Partei angehören, haben die Fehler ihrer Väter erkannt, aber noch scheint selbstständige Kraft zu fehlen, wenn schon die Genfer Opposition seit den französisch-schweizerischen Wirren im Allgemeinen einen lebhafteren Antheil an den öffentlichen Angelegenheiten genommen hat als seit den letzten vierzehn Jahren.

Man muß gestehen, daß im Punkte der innern Parteiverhältnisse Genfs gerade die neuesten Ereignisse James Fazy wieder sehr zu statten gekommen sind. Er hat bei den obschwebenden Wirren mit raschem Entschluß, der den gewandten Staatsmann immer charakterisirt, sich auf die Seite der schweizerischen Patrioten geworfen, auf die Seite, wo die conservative Partei, und das halten wir für ihren höchsten Ruhm, immer gestanden hat. Mochte nun jene Schwenkung aufrichtig oder nur durch die Umstände geboten seyn, sie brach für den Augenblick der Opposition die Spitze ab. Einigkeit ist im gegenwärtigen Augenblick vor allen Dingen noth, innere Parteifragen mußten vor der Gefahr der Lage schweigen. So verschwand denn aus dem Organ der Conservativen, dem mit so vieler Tüchtigkeit redigirten Journal de Genève, die polemische Kritik des herrschenden Systems, natürlich nur interimistisch; es handelt sich um einen Waffenstillstand, nicht um einen faulen Frieden. Auch ist alle Hoffnung vorhanden, daß in den innern und äußern Kämpfen die tüchtigeren Elemente der gegenwärtigen Parteien sich erproben und sich näher treten, und daß, auf diese Voraussetzung gestützt, eine Neubildung heranreift, die veraltete und unhaltbar gewordenen Anschauungen fallen lassend und auf der andern Seite die verwerflichen Auswüchse der gegenwärtigen politischen Ordnung der Dinge beseitigend, es verstehen wird, die lebens- und zukunftsfähigen Seiten der vorhandenen politischen und socialen Zustände Genfs auf sittlicher und nationaler Grundlage weiter zu entwickeln.

Die einzige belohnende und einigermaßen befriedigende Thätigkeit, welche heute noch innerhalb der Aufgaben eines Journalisten liegen kann, ist, aus dem Schutt und dem Wust der gegenwärtigen europäischen Misère die, allerdings oft dünn gesäeten Keime einer besseren Zukunft hervorzusuchen und zu sammeln. Der französisch-schweizerische Conflikt hat, wie wir schon in früheren Briefen hervorgehoben, in dieser Richtung einige Ausbeute geliefert. Es ist dieß zugleich seine culturhistorisch wichtige Seite: der Beginn des Kampfes zwischen dem germanischen und romanischen Element, den Weltanschauungen und der sittlichen Weltstellung dieser beiden Racen, wobei wir, wohlverstanden, die gesammte Intelligenz, überhaupt alle tüchtigeren Elemente auch der französischen Schweiz auf germanischer Seite finden. Für die Franzosen, ihre Politik, ihre socialen Meinungen und Ansichten bestanden bisher entschiedene Sympathien in der Schweiz, während gegen die Deutschen — es wäre thöricht, dieß in Abrede stellen oder übersehen zu wollen — gewisse Vorurtheile und Abneigungen ziemlich feste Wurzeln geschlagen hatten. Ihre literarische und wissenschaftliche Ueberlegenheit konnte man nicht läugnen, allein es war hergebrachte Sitte, über die „politische Unmündigkeit“ der Deutschen

sich mit wohlweisem Spott, ja selbst mit hochmüthigem Herabsehen zu äußern. Es wäre eine interessante Aufgabe, zu untersuchen, wie es kam, daß französisch politische Anschauungen und die Vorliebe für Frankreich in der ihrer Abstammung nach zum größern Theil, ihren föderativen Institutionen nach durchaus germanischen Schweiz sich einschleichen konnten. Für die deutsche Schweiz wäre dabei sogleich jene Vorliebe der germanischen Race für das Fremde in Anschlag zu bringen, welche auch in unserer deutschen politischen und literarischen Geschichte gewisser Perioden so viel Unheil angerichtet hat, bis wir sie endlich nach harten Erfahrungen hoffentlich für ewige Zeiten über Bord zu werfen uns entschlossen. Die franzosenfreundliche Stimmung in gewissen Kreisen des Kantons Waadt dürfte sich auf die alten Sympathien zurückführen lassen, welche die Bewohner jener herrlichen Landstriche für ihre Befreier von dem einst glühend gehaßten Joch der Berner hegten. Wie dem auch sey, ein Umschwung hat auch dort wie in Genf begonnen und wird, trotz der geheimen Sympathien gewisser Blätter und gewisser Persönlichkeiten, um so gewisser seinen Weg machen, wenn, wie wir hoffen dürfen, auf deutscher Seite sich Willens- und Thatkraft zeigt. Bereits haben auch selbst die untersten Volksschichten, bei denen die französische Propaganda am leichtesten Eingang gefunden hatte, in ihrer Weise, d. h. etwas tumultuarisch, mit ihren alten Freunden gebrochen, und die Vorfälle in Genf bei der Rückkehr der Einwohner des Pays de Gex von ihrer Kaiserhuldigung in Thonon, die Demonstrationen gegen die französische Tricolore in Vevay und neuerdings in Sitten waren die etwas handgreiflichen Antworten der westschweizerischen Gassenpolitiker auf die diplomatischen Noten des Herrn von Thouvenel, ein helvetisches suffrage universel mit Fäusten. Der Genfer politische Pöbel, der gern bei allen europäischen Ereignissen in dieser oder jener Form sein Votum abgibt, brachte dann freilich auch einem der im Kirchenstaat gefangenen höheren Schweizeroffizier ein Charivari, ohne Zweifel, um das politische Gleichgewicht wieder herzustellen.

Eine entschiedenere Hinneigung zu Deutschland zeigt sich zunächst in den tüchtigeren Organen der Presse, gleichviel von welcher Parteifarbe. So ruft die radicale Glarner Zeitung allen den Schweizern zu, die noch heute das eigentliche Ziel der italienischen Bewegung nicht begreifen: „Sollen wir das mit uns stehende, die Schweiz deckende, mit der Schweiz angegriffene Oesterreich vor allem pedantisch zur Herausgabe des Meeresschlüssels von Venedig und des Festungsvierecks zwingen, während der Feind Elsaß, Lothringen, Dünkirchen, Savoyen, Nizza bereits im Schlunde hat, und nach Ligurien und der Insel Sardinien, nach dem spanischen Lande bis an den Ebro, nach allem Lande diesseits (und bald auch jenseits) des Rheins die Klauen ausstreckt? Sollen wir für den sogenannten Nationalitätsgrundsatz Opfer von uns und unsern Bundesgenossen fordern, während der Feind selbst gegen denselben zu Felde zieht und unsere Opfer doch nur gegen uns ausbeuten würde? Aber vor allem denken wir an uns selbst und seyen wir bereit, im Fall eines Angriffs mit allen denen zu halten, die mit uns halten!“ Eine in Schaffhausen erschienene kleine Broschüre: „In der zwölften Stunde,“ geißelt scharf die angemaßte Civilisationsmission Frankreichs seit ihrem Eintritt in die Weltgeschichte, und befürwortet mit Wärme den engen Anschluß der Schweiz an Deutschland. Eine in Genf seit kurzem begründete Zeitung in deutscher Sprache, die „Genfer Grenzpost,“ verlangt, daß, da die schweizerische Neutralität mit der Einverleibung des savoyischen Neutralitätsgebiets in Frankreich bereits faktisch ihr Ende erreicht habe, die schweizerische Presse die Frage, auf welcher Seite die Eidgenossenschaft bei einem beginnenden Weltkriege stehen wolle, auf deutscher oder französischer, schon heute rückhaltlos verhandle. Endlich begrüßen wir als ein ganz besonders erfreuliches Zeichen der Zeit, daß am 26. August in Zürich Deutsche und Schweizer den Jahrestag der Schlachten bei St. Jacob und an der Katzbach, so wie den Todestag Körners und Palms, bedeutungsvoll genug, gemeinschaftlich begangen haben, bei welcher Gelegenheit G. A. Wislicenus für die Deutschen, Hauptmann Senn für die Schweizer den so verwandten Gefühlen Ausdruck liehen.

Politisch Lied, ein garstig Lied, lautet der etwas blasirte Spruch, der, seit ihn der Altmeister dem lustigen Bruder Brander in den Mund gelegt, tausendmal wiederholt wurde, wenn man sich des trüben Eindrucks der wirren Tagesereignisse erwehren wollte. Aber so ist unsere Zeit angethan, daß die politischen Beziehungen uns alle gefesselt halten, und so mußten sie denn auch den Grundtext meines heutigen Briefes bilden. Die Literatur, die Kunst, die Gesellschaft, das gesammte geistige Leben der Völker seufzt unter diesem gewaltigen Druck des politischen Elends der Gegenwart. Wie wenig Erfreuliches und Bedeutendes entfaltet sich unter dieser dumpfen Atmosphäre auf jenen Gebieten, die der heitern Luft geordneter Zustände, des Sonnenlichts der Herrschaft des Rechts und der Freiheit vor allem bedürfen! Erst wenn die Politik der Unsittlichkeit, des Lugs und des Trugs entthront ist, erst wenn die Wahrheit und die Ehre wieder in ihre Rechte eingesetzt sind, dann erst werden wir ein neues frisches und fröhliches Leben in den Regionen des Geistes wieder erwachen sehen können. Sammeln wir also bis dahin die Keime einer bessern Zukunft, welche der Wucht der Zeiten noch nicht erlegen sind.

Nicht reich ist in der That die Ausbeute, welche uns die Schweiz während der letzten zwei Monate für unsere literarische Chronik lieferte. Doch haben wir noch zwei Ereignisse in dieser Richtung zu erwähnen, die ihrer Natur nach auch ein deutschnationales Interesse in Anspruch nehmen. Zunächst die Feier des vierhundertjährigen Jubiläums der Universität Basel, welches am 6. und 7. September begangen wurde und, wenn auch auf schweizerischem Boden, ein ächt deutsches akademisches Bild darbot.

Wenn es weiter nichts wäre, so würden schon die drei schweizerischen Universitäten, Zürich, Bern und Basel, diese Pflanzstätten deutscher Wissenschaft, genügen, das Band mit dem Mutterland zu knüpfen und zu erhalten. Die Allgemeine Zeitung (vom 17. bis 19. September) hat einen ausführlichen Festbericht gebracht, wir notiren daher hier nur, daß die Reden der Abgeordneten der deutschen Universitäten, namentlich die des Professors Beseler aus Berlin, einen sehr günstigen, tiefen Eindruck auf das schweizerische Publikum hervorbrachten, der ganz besonders auch in manchen Organen der französischen Schweiz, wie im Journal de Genève, einen lebhaften Nachhall fand. Beseler wies auf die alten nationalen Bande zwischen Deutschland und der Schweiz hin, auf die reiche Fundgrube, welche die eidgenössischen Lande der deutschen nationalen Wissenschaft noch heute darbieten in alten urgermanischen Rechtsgebräuchen, Volksgewohnheiten, Sagen und literarischen Denkmälern; er hob andererseits hervor, wie die politischen Institutionen der Schweiz die Sympathien des deutschen Volks besitzen, und wie dieses, sollte die Zukunft schwere Prüfungen in ihrem Schooße bergen, zum Beistande der Schweiz bereit seyn werde. Gibt es in der Schweiz vielleicht auch noch manche Blätter, die, dem alten politischen Duiel und Schlendrian folgend, ihre Spalten lieber mit piemontesischen Siegesberichten und Bewunderung Cavours als mit so gewichtigen Worten füllen, so wissen doch andere wieder den Werth derselben zu schätzen und zu würdigen.

Berührte das Basler Fest zunächst die gelehrten Kreise, so brachten uns dagegen die Zeitungen einen interessanten Beitrag zur Kenntniß des Freiburger Volkslebens. Früher war man gewohnt, aus diesem Kanton meist nur von Fortschritten der französischen Sprache und französischen Bildung zu hören. Um so angenehmer mußte es überraschen, als man im August erfuhr, daß an zwei auf einander folgenden Sonntagen Schillers Wilhelm Tell hier in seiner historischen Heimath Angesichts der großartigen Alpennatur von deutsch redenden Bauern aus Plansayon und Umgegend unter Gottes freiem Himmel vor einer unabsehbaren Zuschauermenge zur Aufführung gebracht worden. Abgesehen von der Wichtigkeit für die Geschichte des modernen Dramas, hat dieses Stück schweizerischen Griechenthums, welches hoffentlich zahlreiche Nachahmung finden wird, unverkennbar auch seine hohe nationale Bedeutung. Was könnte deutlicher reden, als die Aufführung dieser Apotheose des helvetischen Nationalhelden, welche die Schweiz dem deutschen Dichter verdankt, in diesem gegenwärtigen Augenblick durch Landleute eines zum großen Theil französischen Kantons? Wie wir übrigens auch früher schon mehrfache Gelegenheit gefunden, von den Fortschritten der deutschen Literatur in der französischen Schweiz zu berichten, so können wir heute noch beifügen, daß kürzlich vom Journal de Genève die Errichtung eines Lehrstuhls für deutsche Literatur an der Genfer Akademie in Anregung gebracht und mit aller Wärme empfohlen wurde. Um diesen Schritt des Genfer Blattes ganz zu würdigen, erinnere man sich nur an die von der französischen Schweiz ausgehende Opposition gegen die Gründung eines eidgenössischen Polytechnicums in Zürich als eines vorwiegend deutschen wissenschaftlichen Instituts. So ändern sich die Zeiten! Ob freilich die gegenwärtige Regierung Genfs die Wichtigkeit der Sache erkennen wird, und ob sie im Stande wäre, den rechten Mann zu wählen, ist eine ganz andere Frage.

W. L.

Paris, Anfang Oktober.

Kannegießer. — Concurs um den römischen Preis. — Monsieur Alberic. — Der Palast des kaiserlichen Prinzen. — Ein macaronischer Dichter. — Theater.

Die Politik ist gegenwärtig die Hauptbeschäftigung der Pariser. Vom Morgen bis in die Nacht liest man Zeitungen und kannegießert. Auf den Promenaden, in den Passagen, auf der Straße, in den Cafés, im Salon, im Theater, wohin man kommt, ist von nichts Anderem die Rede als von Garibaldi, Neapel, Sicilien, Cavour, Piemont, Lamoricière. Sollten Sie glauben, daß ich Franzosen gehört habe, welche die Niederlage Lamoricières voraus gesagt, und die frohlockten, als die Prophezeiung eintraf? „Und jetzt," setzten sie hinzu, „jetzt kommt Garibaldi mit 12,000 von seinen Teufelskerls, und in acht Tagen zieht er im Triumph auf's Kapitol, ein zweiter Rienzi." (Gelächter auf der andern Seite des Tisches; die Scene spielt im Estaminet —) „Dem es gehen würde wie dem ersten, wenn er je das Kapitol beträte! Aber dafür ist gesorgt; 12,000 Banditen gegen 20,000 Franzosen! Wenn's noch 12,000 Franzosen gegen 20,000 Garibaldische wären, dann könnten die letzteren hoffen, daß die Hälfte von ihnen davon käme." — „Banditen, meinetwegen, aber diese Banditen haben beide Sicilien erobert." — „Sie haben offene Thüren eingestoßen." Jetzt verkündet ein Exrepublikaner, Victor Hugo sey in Neapel eingetroffen. — „Dann ist er sammt Garibaldi verloren, denn dieser erklärt damit Napoleon III. den Krieg," ruft die letztere Partei frohlockend

aus. Es scheint in der That, daß V. Hugo* sich wieder an den Dictator gedrängt hat, und zwar dieses mal nicht nicht in einer Broschüre, sondern in Person. Welch ein Piedestal für einen republikanischen Dichter, dieser Vesuv, das Sinnbild des stets aus sich selbst sich wieder erzeugenden revolutionären Elements! „Jetzt gebt Acht," heißt es weiter auf derselben Seite des Tisches, „jetzt wird er hinaufsteigen und wird von dort aus seine feuerflammenden Dithyramben in die Welt hinaus schleudern, und niemand wird ihn verstehen und der Lazzaroni wird ihm den Rücken kehren und seinen Kapuziner oder Franciskaner aufsuchen." Käme V. Hugo nach Paris, wie würde er sich wundern! Er ist beim Jahr 1848 stehen geblieben, und seitdem hat sich alles von außen und innen geändert. Man hat den republikanischen Rausch ausgeschlafen und den Katzenjammer überstanden. Die materiellen Interessen haben gesiegt, der Arbeiter ißt und trinkt sich satt, liest das Siècle bei seiner Demi-tasse und ruft „Vive l'empereur!" Mag man sich darüber ärgern oder freuen, die Thatsache besteht.

Gehen wir in das Faubourg St. Germain, so ändert sich die Scene. Hier treten uns streng abgeschlossene Zustände entgegen; die lärmenden Collisionen zwischen entgegengesetzten Meinungen hören auf, hier ist nur Eine Meinung, Eine Ueberzeugung, Ein Glaube, Ein unbeugsamer, leidenschaftlicher, fanatischer Glaube. In der adeligen Vorstadt hat sich die katholische Satzung in ihrem orthodoxen Absolutismus erhalten; an den gebotenen Tagen werden die Fasten pünktlich eingehalten; manche fromme Seele läßt sich das Quantum Brod abwägen, das sie am Freitage genießt. Fast jede Familie hat außer ihrem Beichtvater einen Hausabbé, der in der Kapelle der Frau Marquise oder Vicomtesse täglich die Messe liest und für den König und die Königin von Frankreich betet. Der Katholicismus ist die letzte Stütze dieser sinkenden Ruinen der alten Monarchie; daher die Opfer, die hier für die gute Sache gebracht wurden; enorme Summen gingen von hier nach Rom ab und setzten den General Lamoricière in Stand, die päpstliche Armee auf einen sehr achtbaren Fuß zu bringen. Lamoricière hatte sich gegen die Schaaren Garibaldis gerüstet, denen er gewachsen war; einen Angriff von Seiten Piemonts konnte er nicht ahnen. Und jetzt die Niederlage, die alle Hoffnungen mit Einem Schlage vernichtet; viele Offiziere aus den ersten Familien Frankreichs sind in der Schlacht um's Leben gekommen oder verwundet worden, oder in Gefangenschaft gerathen. Vor allen beweint man den Tod des ritterlichen Generals Pimodan. Ueber Lamoricières Schicksal ist man in größter Besorgniß. Es herrscht in diesen schwer geprüften Regionen eine Erbitterung, die selbst den sonst besonnenen Falloux zu einem unbesonnenen Schritt verleitete; er hat über die Vorgänge in Italien eine Philippika veröffentlicht, worin Stellen vorkommen wie diese: „Gerechtigkeit darf man heutzutage nicht mehr bei den Königen suchen, denn sie berauben einander wie Banditen, die im Walde die Reisenden ausplündern." Ferner: „Einige Wächter des öffentlichen Gewissens haben sich durch Arglist und Trug verführen lassen; ihre Glückwünsche haben bis zur letzten Station (étape) die Politik begleitet, welche ohnfehlbar den Sturz des heiligen Stuhls herbeiführen muß." Wer sind diese „Wächter des öffentlichen Gewissens?" Welche Politik ist hier gemeint?

Anstatt diese brennenden Fragen zu beantworten, wozu ich keine Veranlassung oder auch keinen Beruf habe, führe ich Sie einmal wieder, und zwar für dieses Jahr zum letzten mal, in das Palais des beaux arts, wo sich neun Bilder den grand prix de Rome streitig machen. Die zu lösende Aufgabe war, den Sophokles darzustellen, den seine Söhne vor Gericht geladen, um ihn unter Curatel stellen zu lassen, weil der Greis, wie sie vorgaben, nicht mehr im Stande sey, sein Vermögen zu verwalten. Sophokles steht vor den Richtern und liest ihnen, um sich zu rechtfertigen, sein letztes Trauerspiel „Oedipus auf Colonos" vor. Der Saal war gedräng: voll, wir hatten schönes Wetter und es wurde kein Entrée bezahlt. Ich drängte mich durch die Zuschauer und besah mir die neun Tafeln der Reihe nach und war am Ende so klug wie zuvor. Ich würde in große Verlegenheit kommen, wenn man mich um mein Votum anginge; sie haben alle neun fast gleiche Ansprüche auf den Preis, und daher verdient ihn keiner. Je länger man diese frostigen Compositionen ansieht, wo die Richter sich nicht minder zu langweilen scheinen als das Publikum, das sie beschaut, desto klarer wird einem, daß die Concurrenten den Oedipus auf Colonos nicht gelesen, daß ihnen Sophokles ein Mythus ist, daß es ihnen gleichgültig ist, ob er unterliegt oder siegt — und damit ist Alles gesagt. Und doch war da ein ergreifendes Drama darzustellen. Diese Richter, welche mit freudigem Staunen, entzückt den prächtigen Accorden horchen, die den achtzigjährigen Lippen entströmen, der schwer beleidigte Greis, der mit Stolz sein schönstes Werk über das Haupt seiner undankbaren Kinder hindonnern läßt, und diese selbst, die in einiger Entfernung, durch den Zauber dieser Dichtung und das Bewußtseyn ihrer Schuld überwältigt, in Thränen ausbrechen und kniend die flehenden Arme nach dem gekränkten Vater ausstreckte — dergleichen ist keinem eingefallen. Wo sollten sie's hernehmen? Die école des beaux arts geht aus Griechenland nicht heraus, ohne es anders zu kennen als von außen. Mit der Technik ist nichts gethan; der Geist, der die Gestalt beleben soll, muß geweckt werden, und der wird nur durch die Dichter geweckt. Heutzutage, bei der Menge guter Künstler, ist die höchste Bildung des Geistes so unentbehrlich als die Fertigkeit in Führung des Pinsels und des Meißels.

Monsieur Alberic Second (s. d. vorigen Brief) setzt seine Reise fort. Er ist guter Dinge. Die Leintücher wie Servietten und der Braten mit Obst sind verschmerzt; er

* P. S. Victor Hugo sitzt ruhig zu Jersey. Für seinen letzten Roman in sechs Bänden sind ihm 150,000 Franken angeboten worden, er fordert 300,000 Franken. Credat Judaeus Apella.

schwelgt im Anblick des Rheingaus, bemerkt im Vorbeigehen, daß die Ueberreste des Palastes Karls des Großen unter französischen Kugeln zusammengestürzt seyen, und zwar unter Ludwig XIV. Der große König hat genug zu verantworten in dieser Hinsicht; es ist nicht nöthig, ihm eine Schuld aufzuladen, die er, unseres Wissens, nicht zu verantworten hat. Unsern Reisenden, der einigermaßen stolz auf diese vandalischen Verwüstungen zu seyn scheint, verweisen wir auf Michelets letztes Werk: Révocation de l'édit de Nantes. Auf dem „Dampffische" geht's flott her; es wird ein homerisches Mahl beschrieben. Während ein Wind blies, der Kathedralen hätte aus der Wurzel reißen können, setzen sich die Deutschen mit dem größten Ernste zu Tisch und schlingen wie die Ogres, und zwar wie Ogres, die seit drei Wochen nichts zu sich genommen hätten; ganze Berge von Kalbfleisch, Rindfleisch und Hammelfleisch werden aufgetragen, dazwischen Bratwurst mit Rothkraut (das Gericht, das ihm so spanisch vorkommt, kann er täglich im berühmten Restaurant zum boeuf à la mode speisen sehen), Salmen, Confituren und ganze Massen von Pudding; schier ein Pudding kam auf den Mann. Eine junge, schmachtende Engländerin, eine Keepsakegestalt, hieb tapfer ein in den Sauerkohl mit Wurst, in die Berge von Hammel-, Kalbs- und Rinderbraten 2c. und las dabei in Lamartines Meditationen. — Schön gebrüllt Löwe! Alles arrangirt, um Effekt zu machen. Ems gefällt ihm sehr; es ist das Rendezvous der Aristokratie; zugleich werden die französischen Minister, Generale 2c. aufgezählt, die sich hier aufzuhalten pflegen. Vor Ehrenbreitstein hat er Respekt, es ist die stärkste Festung der Welt; seit 1816 hat Preußen über hundert Millionen darauf verwendet. Der Moseler Wein mundet sehr; ein Gast meint, es wäre un vin demoiselle (Wortspiel: die Mosel heißt im Französischen bekanntlich moselle). — Das nächste mal kommen wir noch einmal auf Monsieur Alberic zurück.

Der Kaiser ist wieder in St. Cloud, wie Sie bereits wissen. Gleich nach ihrer Ankunft begab sich die Kaiserin nach Rueil, um in der dortigen Pfarrkirche am Sarge der Herzogin von Alba ihre Andacht zu verrichten; von Rueil aus werden deren körperliche Ueberreste nach Spanien gebracht, um in der Familiengruft beigesetzt zu werden. Die Kaiserin liebte ihre Schwester sehr, obgleich das Gerücht geht, bei der Vermählung derselben mit dem Herzog von Alba habe sie sich einer Anwandlung von Neid nicht erwehren können und habe gesagt: „Nun muß ich auch einen Herzog heirathen, sonst bleibe ich ledig." Ihr ahnete damals nicht, daß das Schicksal ihr eine Kaiserkrone bestimmte. Bekanntlich besaß Kardinal Richelieu in Rueil ein Lustschloß, ein Mittelding zwischen Kloster und Kaserne; Festungsgräben und Wachtposten, und eine Kapelle. Bald schmetterte die Trompete, bald läutete die Glocke zur Messe. Schloß und Gärten und Park, alles ist verschwunden. Weiterhin ist das ehemalige Lustschloß der Kaiserin Josephine, Malmaison (mala mansio). Fürwahr ein böses Haus! Hier stieg Napoleon in den Wagen, der ihn nach Larochelle führte. Die Stelle ist durch eine abgestumpfte Säule bezeichnet, welche die Inschrift führt: „Dernier pas de l'empereur." Und hier befand sich Ludwig Philipp bei der Königin von Spanien Marie Christine, und man wollte sich eben zu Tisch setzen, als die Nachricht vom Sturze des Herzogs von Orleans eintraf. Eine Stunde von Malmaison ist Louvecienne mit dem prachtvollen Schlosse, das Ludwig XV. der Dubarry bauen ließ. Die Gebirgsabhänge bis nach Saint-Germain en Laye hin haben reizende Partien; reiche Gelände in malerischer Abwechselung folgen auf einander, bis zu den Terrassen von St. Germain. Weit hin, zwischen dieser Stadt auf der einen Seite und Montmartre auf der anderen, breitet sich ein imposantes Panorama aus: im Vordergrunde die Ebene, durch welche sich die Seine in vielen Krümmungen windet, Chatou mit seinen Gärten und unzähligen Villas und seinen zwei Brücken; links La Jonchère, Bougival, Louvecienne, die Wasserleitung von Marly; im Hintergrunde das Gehölz von Vesinet und die Berge von Andresy und Pontoise. Wundern Sie sich nicht, daß ich Ihnen dieß alles so umständlich beschreibe: im Gehölze von La Jonchère hat Napoleon III. die Stelle ausgewählt, wo sich der Palast des kaiserlichen Prinzen erheben soll. Die Arbeiten werden nächstens in Angriff genommen. In der Nähe ist Villeneuve l'Etang, eine kaiserliche Villa, und in geringer Entfernung von dieser Saint Cloud; das Ganze wird durch die Festung des Mont Valerien beherrscht — und beschützt. Das Gehölz von Vesinet ist bereits, wie die Gehölze von St. Cloud und Vincennes, in einen Park umgewandelt. Die bekannte Primadonna der Pariser großen Oper, Madame Rosine Stolz, hat da ein Wirthshaus gebaut, wo aber bloß Sänger, Schauspieler und Künstler beherbergt werden sollen.

Ist Ihnen ein Dichter Namens Samuel Frey bekannt? Er muß zur Zeit der Ligue sich in Rueil aufgehalten haben. Durch Zufall kam mir ein macaronisches Gedicht von ihm in die Hände, das den vielversprechenden Titel: Esmeuta Ruellica führt. Mit diesem Aufruhr verhält es sich folgendermaßen. Zu jener Zeit waren die Weinbauern des Städtchens gehalten, ihre Weine nach Paris zu führen und auf dem Grèveplatz zu verkaufen. Gegen diese Einschränkung ihres Gewerbes lehnten sich die Winzer auf; eine Schwadron „Reiter" (reîtres), welche von Paris nach Rueil geschickt wurde, stellte die Ordnung wieder her. Wie es bei den epischen Dichtern Brauch ist, ruft Frey im Anfange seiner Erzählung die Musen an:

> Musae nudipedes, seu vos ad littora Chatou
> Gardetis vaccas, seu dejeunetis in agris,
> Dicite, cur animis tantae vigneronibus irae.

In der Beschreibung des Aufruhrs ist mir besonders folgender Vers aufgefallen, welcher durch gelungene Onomatopöie das Sturmläuten schildert:

> Tin-tan-tin iterans, don don don donque sonabat.

Der Raum gestattet keine weiteren Citate. Dem Namen nach war dieser Samuel Frey von deutscher Abkunft; ich habe nichts näheres über den närrischen Menschen erfahren.

Das Vaudevilletheater gibt einen artigen Act, „une tasse de thé." Diese einactige Form ist seit den Caprices des Herrn Alfred de Musset sehr in Aufnahme; sie dienen entweder als lever de rideau, oder werden zwischen zwei größere Stücke eingeschoben, die aber nicht groß genug sind, einen Abend zu füllen. Das Pariser Publikum hat einen robusten Magen, und nimmt sechs, sieben und selbst acht Aufzüge zu sich, ohne im Geringsten incommodirt zu werden. — Camoufflet, so heißt die lustige Person des Stücks, war auf der Hochzeit, wo er vor einem ergrimmten Gläubiger Reißaus nimmt. Von diesem verfolgt, geräth er in eine Reihe von Kutschen und rettet sich in ein Coupé. Kaum hat er den Schlag zugemacht, so peitscht der schlaftrunkene Kutscher die Pferde und hält erst am Thorwege eines Hotels an. Während Camoufflet sich zu verstecken sucht, kommt der Herr Baron mit Gemahlin; es entspinnt sich eine Ehestandsscene, welche damit schließt, daß der Baron achselzuckend erklärt, er sey nicht im mindesten eifersüchtig, und mit lächelndem Munde „gute Nacht" wünscht. Eben sinnt die Frau Baronin über ein Mittel nach, die vorgebliche Gleichgültigkeit des Herrn Gemahls auf die Probe zu stellen, als Camoufflet erscheint und ihr seine Noth klagt. Die Frau Baronin hat ihr Mittel gefunden; sie nimmt Camoufflet freundlich auf, kokettirt mit ihm, spricht von Musik, von Liebe, sie erklärt ihm, daß er ihr Intendant werden soll. Camoufflet weiß nicht, wie ihm geschieht; seine verkehrten Antworten geben zu ergötzlichen Verwechslungen Anlaß. Die Baronin entfernt sich auf einige Augenblicke; der Baron, der einen Theil der Unterhaltung angehört, tritt auf und erklärt Herrn Camoufflet, daß er sich mit ihm schlagen müsse, wogegen Camoufflet protestirt und den wahren Hergang der Dinge erzählt. Um sich an der Gemahlin zu rächen, schickt der Baron ihn mit zwei Rappieren in den Hof, wo er die Klingen so gewaltig an einander schlägt, daß die Frau Baronin glaubt, es sey Ernst, und als der Herr Intendant allein mit den Rappieren zurück kommt, glaubt sie, ihr Mann sey geblieben, und sinkt in Ohnmacht. Der Baron springt hinzu und die während des Verlaufs des Stücks mehrmals bestellte und wieder abbestellte Tasse Thee wird endlich im Boudoir der Frau Baronin aufgetragen. Die Intrigue ist, wie Sie sehen, sehr leicht geschürzt; das Interesse concentrirt sich in der Rolle des Camoufflet, die leicht und glücklich hingezeichnet ist, und deßen drollige Einfälle niemals den Anstand verletzen. Ich habe auch besonders deßwegen des Stückes erwähnt, weil es in dieser Hinsicht eine wahre Neuigkeit ist.

(Schluß folgt.)

London, Oktober.

Die heurige Ernte. — Ueberhandnahme von Verbrechen. — Geisterumfug.

Unter den vielen „brennenden" Fragen, die von allen Seiten auf uns eindringen, ist leider die Wetterfrage noch immer die brennendste. Sie dürfen mir also nicht verargen, daß ich meinen Brief damit eröffne. Der Stand der Frage ist einfach. Seit dem Anfang der Ernte, die in Folge des feuchten und kühlen Sommers ungewöhnlich spät begann, hatten wir mit Ausnahme von zwei guten Wochen das ungünstigste Wetter, das man sich nur denken kann. Obgleich wir bereits tief im Oktober sind, ist noch ein volles Drittel des Getreides auf dem Felde, und was die eingebrachte Frucht angeht, so hat sie meistens von der Näße bedeutend gelitten. Es unterliegt unter solchen Verhältnissen keinem Zweifel mehr, daß die heurige Getreideernte Englands den Durchschnitt bei weitem nicht erreicht, und daß wir uns auf eine Theurung gefaßt machen müssen. Sind die mittleren Preise des Weizens, dieses „Stabs des Lebens," bisher auf keine beunruhigende Höhe gestiegen, so ist das einzig und allein der schlechten Beschaffenheit des dießjährigen Weizens zuzuschreiben, der eine sehr dicke Schaale, aber äußerst wenig Mehlgehalt hat. Um unsere Aussichten noch zu verschlimmern, hat die Kartoffelkrankheit in Irland sowohl, wie in England und Schottland furchtbare Verwüstungen angerichtet, so daß die Kartoffeln, nach dem Weizen hier zu Lande das wichtigste vegetabilische Nahrungsmittel, schon jetzt um die Hälfte theurer sind, als voriges Jahr um diese Zeit. Zum Glück haben wir Obst die Hülle und Fülle, und tausende von armen Leuten, die sonst in's Workhouse gekommen wären, finden

in dem Verkauf von Äpfeln, Birnen u. s. f. eine genügende Erwerbsquelle. — Trotz der häßlichen Witterung läßt der Gesundheitszustand der Bevölkerung nichts zu wünschen übrig. Laut dem letzten Berichte des Registrar General starben im vorigen Quartal in London bloß 12,916 Personen; 1150 weniger als 1856; 1343 weniger als 1857; 1429 weniger als 1858 und 3094 weniger als 1859. Dieses Resultat erscheint noch günstiger, wenn man die vermehrte Bevölkerung in Anschlag bringt.

Während aber die Natur den Menschen mit auffallender Schonung behandelt, häufen sich die Todesfälle durch Gewaltthätigkeit in einer erschreckenden Weise. Hatten wir in früheren Jahren epidemische Krankheiten, so haben wir gegenwärtig eine Epidemie der Verbrechen. Kein Tag verfließt, den nicht irgend ein empörender Frevel befleckte, und die Zeitungsberichterstatter, die sonst aus ihrer Phantasie zu schöpfen pflegten, um den Hunger des Publikums nach dem Grauenhaften zu befriedigen, haben nun in den Riesenspalten ihrer Blätter nicht hinreichenden Raum für die detaillirte Schilderung des Wirklichen. Unheimlich ist die teuflische Geschicklichkeit, die tiefe Berechnung, welche die Urheber vieler dieser Verbrechen an den Tag legen, und wodurch sie die Nachforschungen der Behörden vereiteln. „Murder will out,“ sagt ein englisches Sprichwort, aber es bewahrheitet sich jetzt nicht. Ich will hier nur des sogenannten „Road-Mords“ erwähnen. Wie den Lesern wohl bekannt ist, verschwand vor ungefähr zwei Monaten das vierjährige Kind eines zu Road wohnenden reichen Mannes, und wurde, kurz nachdem man es vermißt hatte, im väterlichen Hause mit abgeschnittenem Hals gefunden. Man vermuthet jedoch, das Kind sey erstickt und die Wunden erst nach dem Tod zugefügt worden, um den Argwohn in einen falschen Kanal zu leiten. Die Untersuchung, welche erfolgte, führte nicht zum mindesten Resultate; die Personen, an die sich der Verdacht heftete, konnten der That nicht überwiesen werden, und heute ist das scheußliche Verbrechen in eben so undurchdringliches Dunkel gehüllt, wie am Morgen, wo die Leiche entdeckt wurde. Freilich in diesem Fall ruht auch ein großer Theil der Verantwortlichkeit auf den Magistraten, denen die Voruntersuchung oblag, und die mit einer für uns Deutsche unbegreiflichen Nachlässigkeit zu Werke gingen. Das englische Gerichtsverfahren hat seine Vorzüge, aber es leidet auch an schweren Mängeln, und einer dieser Mängel besteht darin, daß die Justizverwaltung auf dem Lande nicht in den Händen von Fachmännern ist, sondern von den Grundeigenthümern ausgeübt wird, die zwar ausgedehnte Landgüter, allein nicht die mindeste Gesetzeskenntniß besitzen.

Hopley, der Schulmeister, der jüngst zu mehrjährigem Gefängniß verurtheilt wurde, weil er einen seiner Schüler todtgeprügelt hatte, hat eine weitläuftige, sorgfältig ausgearbeitete Vertheidigungsschrift veröffentlicht. Er behauptet, im Recht gewesen zu seyn, und stellt sich als den Märtyrer seiner Erziehungsgrundsätze hin. Ich glaube, es ist Hopley ernst mit seinen Behauptungen. Gewiß ist, daß er vor der Katastrophe, die ihn in den Kerker brachte, allgemein für einen menschenfreundlichen, milden, aber pedantischen Mann galt. Er ist beiläufig der Verfasser verschiedener Flugschriften, in welchen die Interessen der ärmeren Klassen mit unläugbarem Talent verfochten werden.

Der Aufsatz im Cornhill Magazine über das Tischrücken rc., aus dem ich seiner Zeit Auszüge gab, hat hier eine ungeheure Sensation erregt und den Geisterunfug auf die Spitze getrieben. Die „Spiritualisten,“ d. h. die Leute, welche entweder an die Existenz „körperlicher Geister“ glauben, oder von dem Glauben anderer leben, haben in diesem Augenblick in London nicht weniger als fünf Zeitungen. Der vornehmste literarische Vertreter der Sekte ist Howitt, der früher für den Materialismus schwärmte, und vor seiner Bekehrung eines ziemlichen schriftstellerischen Rufs genoß. Home, das berühmteste „Medium,“ hat vor einigen Wochen plötzlich seine „Kraft“ der Geisterbeschwörung verloren. Ein paar sceptische Advokaten, die den Artikel im Cornhill Magazine gelesen hatten, statteten nämlich Home einen Besuch ab und baten ihn, sie, wie er gehe und stehe, in das Haus eines befreundeten Naturforschers zu begleiten, und dort einen Tisch in die Luft zu heben und den „Geistern“ gewisse Fragen vorzulegen. Dieses Ansinnen war nicht nach dem Geschmack Homes und zwang ihm die Erklärung ab, er sey für den Moment seiner Kraft beraubt, hoffe sie aber bald wieder zu gewinnen. Nicht so klug war eine andere spiritualistische Autorität, eine Mrs. Marshall, die von einem Mitarbeiter der Wochenschrift: „Once-week, und von Reynolds, dem Redakteur und Eigenthümer des politischen Wochenblatts Reynolds Newspaper, schmählich auf's Eis geführt wurde, und deren „Geister“ nicht einmal orthographisch zu klopfen vermochten.

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 45. 4. November 1860.

On hait le bal, on hait la comédie,
Pour tout plaisir la ville psalmodie
Du bon David les antiques concerts:
Des prédicants la morne et dure espèce
Sur tous les fronts a gravé la tristesse.
Voltaire.

Das Bild des Sohnes.

(Fortsetzung.)

„Ich habe Ihnen eine Schilderung im Allgemeinen gegeben, und zugleich damit das Bild meiner Mutter, denn diese Frauen unterscheiden sich gar wenig von einander. Ihr Bildungsgang, die Beziehungen, unter welchen sie aufwachsen, sind sich zu gleich, um große Verschiedenheiten zu gestatten. Die Mutter fanatisirt die Tochter bereits als Kind für la sainte foi, und so abhold man sonst allen Excentricitäten und Phantastereien ist, und oft wahres Gefühl so benennt, in dieser Richtung ist alles schön und erlaubt. Die geringe Zahl der Männer, von denen außerdem ein guter Theil dem Predigerstande angehört, muß sich wohl oder übel unter diesen Geist beugen. Träge von Natur, wenig zu Anstrengung, und besonders nicht zu geistiger geneigt, machen sie, oft sehr gleichgültigen Herzens, die hergebrachten religiösen Gebräuche mit, und bringen dann die Abende in ihrem Cercle zu, während die Frauen unter sich zusammenkommen, um zu beten oder sich über kirchliche Angelegenheiten zu unterhalten."

„Was ich Ihnen hier sage, gilt hauptsächlich von unserer höheren Aristokratie; den mittleren Stand durchweht, besonders seit der Revolution von 1845, ein sehr verschiedener Geist, und nun begreifen Sie auch, in wie fern ich Ehe, Industrie und Eisenbahnen so nahe verknüpfen konnte. Wenn erst unsere jungen Männer anfangen im Lande selbst ein besseres Unterkommen zu finden, wenn sie es nicht mehr massenweise verlassen müssen und somit das männliche Element, im Geist der Neuzeit gebildet, wieder das Uebergewicht gewinnt, wird es hoffentlich den finstern calvinistischen Geist zurückdrängen, der nicht allein die Spitzen unserer Gesellschaft beherrscht, sondern den man von dort aus auch dem Volke auf jede Weise aufzunöthigen sucht. So entwickelt sich dann auch wohl unsere junge Frauenwelt durch den häufigeren Verkehr mit jüngeren Männern in vorurtheilsloserer Weise, und ungezwungener als gegenwärtig werden sich frei die Herzen finden, welche für einander passen. Unsere jungen Mädchen werden sich dann nicht mehr ohne weiteres den ersten besten zum Gatten aufnöthigen lassen, wie sie es jetzt in der Regel thun, weil es unwahrscheinlich ist, daß ein zweiter kommt, wenn nicht besondere Umstände sie zu dieser letzteren Annahme berechtigen. Doch, entschuldigen Sie, daß ich Sie so weitläufig von diesen Dingen unterhalte."

„Im Gegentheil, Sie erwecken mein größtes Interesse; als bloßer Reisender lernt man leider fast nur den Charakter der Natur, selten den der Bevölkerung

kennen." — „Allerdings, und doppelt schwer ist dieß bei uns, wo man sich fast mit der Scheu der Sensitive vor jeder Berührung mit Fremden zurückzieht, selbst von denen noch, die durch Arbeit und langjährige Gewohnheit bei uns heimisch geworden sind. So kommt es auch, daß der Zufluß der Fremden uns vielmehr noch zäher an unserer Art und Weise festhalten läßt, als daß die Berührung mit ihnen zu unserer Entwicklung beitrüge. Doch kann ich dieß nicht ganz schelten. Der Strom von Reisenden, welcher alljährlich unser Land durchzieht, ist zu bedeutend; wir müssen uns bis zu einem gewissen Grad davon abschließen, um uns nicht selbst zu verlieren."

„Sie haben darin vollkommen Recht, aber um so überraschender erscheint mir die freundliche Zuvorkommenheit der Dame, welche mich eigentlich hier bei Ihnen eingeführt hat." — „Sie gehört auch schon von Natur aus ein wenig zu den Ausnahmen; überdieß ist sie viel gereist und darum weniger mißtrauisch und abgeschlossen gegen Fremde. Dazu kommt eine Art von Stolz auf unsere freundliche Besitzung, die sie gleichfalls als gereiste Frau mit feinerem Sinn zu schätzen weiß, als manche ihrer Landsmänninnen. Sie mag es dem Fremden gern beweisen, daß man auch bei uns Kunst und Geschmack zu pflegen weiß. Doch kehren wir zu meinen Eltern zurück."

„Mein Vater war der einzige Sohn der reichen Familie von P., deren Besitz hier am See sich seit Jahrhunderten in gerader Linie fortgeerbt und durch Fleiß und Sparsamkeit vergrößert hat. Noch mein Großvater fuhr mit seinen Knechten hinaus auf Wiese und Feld und half ihnen arbeiten, denn der Landbesitz ist unser Stolz und unser Adel vergißt nicht, daß er zum großen Theil dem Bauernstande entstammt. Sie können heute noch manchen unserer reichsten und angesehensten Adeligen mit einem alten Strohhut auf dem Kopf, in Hemdermeln auf einem Heuwagen stehen und aufladen helfen sehen. Dieß setzt ihn durchaus nicht herunter, aber einem braven Handwerker seines Städtchens freundschaftlich die Hand zu drücken, dazu wird er sich lange nicht so leicht entschließen."

„So sehr ich diesen Kastengeist verabscheue, muß ich andererseits gestehen, daß in jenen ländlichen Beschäftigungen etwas Patriarchalisches liegt, eine Einfachheit der Sitten, die mir gefällt, wenn es auch nicht nach dem Geschmack eines Jeden ist, sie zu üben. Mein Vater, eine stille, in sich gekehrte Natur, fand wenig Gefallen daran und man ließ ihm die Freiheit, sich seine Beschäftigung zu wählen. Er zeigte von früh auf Talent und eine große Vorliebe für Malerei; man gab ihm einen tüchtigen Künstler zum Lehrer und auch sonst genoß er eine sorgfältige Erziehung. Als er erwachsen war, brachte er einige Zeit in Paris und auf einer deutschen Universität zu, weniger um ein bestimmtes Fach zu studiren, als um einer Sitte zu genügen, die schon damals von reichen Schweizerfamilien befolgt wurde. Sie müssen das graue, alterthümliche Haus bemerkt haben, welches an der Ecke des Gartens steht, wo er sich nach der Landstraße hin abschließt. Dieß ist unser Stammschloß, und wir haben es bewohnt, bis wir vor einigen Jahren das neue Haus hier bezogen. In jenes Haus von seinen Reisen zurückgekehrt, wollte man ihn, wie es schon lange bestimmt war, mit einer Cousine, meiner Mutter, verheirathen. Sie war, wie sie noch ist, im waadtländischen Sinn sehr gebildet, sehr verständig und sehr fromm, dabei von eisenfestem Charakter, unerschütterlich in ihren Grundsätzen und allem Fremden eben so abgeneigt, wie mein Vater, als natürliche Folge seiner Reisen und seiner künstlerischen Richtung, sich dadurch angezogen fühlte. Meine Mutter hat ein einziges mal, bei ihrer Hochzeitreise, einige unserer deutschen Cantone besucht, weiter ist sie nie gekommen. Wenn hier unten am See die Hitze unerträglich wird, dann macht sie, wie Alle thun, welche Berufsgeschäfte nicht abhalten, und wie sie es schon bei ihren Eltern gewohnt war, einen Séjour in den Bergen, wo wir verschiedene Chalets besitzen. Dort lebt sie ganz in der nämlichen Weise wie hier. Durch ihren Einfluß bewogen, haben besonders in der letzten Zeit sich viele reiche Bauernfamilien der methodistischen Richtung angeschlossen, deren Anhänger, wie Sie wissen, das Volk früher spottweise Momiers nannte und die sich nun als église libre constituirt haben. Man sucht Proselyten zu machen, hält seine Sonntags- und Abendandachten in irgend einem Bauernhause, stellt junge Prediger an und amusirt sich so auf seine Weise. Denn, glauben Sie es mir, wie himmlisch und überirdisch sich auch alle diese Bestrebungen ausnehmen, man findet doch hauptsächlich sein Amusement, seine Klatscherei, seine kleinen Intriguen dabei so gut wie in andern gesellschaftlichen Beziehungen. Was der Wohlthätigkeitssinn dabei Gutes und Schönes wirkt, nehme ich natürlich aus, aber Sie wissen ja auch, daß dieser bei ganz entgegengesetzten Geistesrichtungen eben so wohl und oft in vernünftigerer Weise gepflegt wird."

„Dieß also war die meinem Vater bestimmte Braut, mit der ihn keinerlei Sympathie weder des Geistes noch des Herzens verband. Er war gleichfalls in mancher Hinsicht Waadtländer durch und durch; langsam in seinen Entschlüssen, unentschiedenen Charakters, aber voll Feinheit und Tiefe des Gemüths und

freieren Geistes als seine ganze Umgebung. Sein Herz erbebte beim Anblick der gar nicht unschönen, aber steifen, trockenen Braut, die den Bräutigam als fait accompli annahm und weder durch bräutliches Erröthen, noch durch scheues Zurückweichen zärtere Gefühle des Herzens verrieth. Die Gnade des Herrn hatte ihr diesen Mann geschickt, es war der Wille des Himmels, daß sie seine Frau werde; ihr menschliches Empfinden hatte, wenigstens scheinbar, weiter nichts damit zu thun."

„Zum Glück für meinen Vater hatte man die Sache noch geheim gehalten, und diesem glücklichen Umstand verdankte er es, daß man seinen flehentlichen Bitten einen Aufschub gewährte. Er erklärte seinen Eltern, er fühle noch keine Neigung, sich zu verheirathen, er könne sich nicht binden, ehe er das Land seiner Sehnsucht gesehen, ehe er in Italien gewesen und dort seine Kunststudien vollendet habe. Ein Jahr Urlaub ward ihm noch gestattet; er eilte nach Florenz, von da nach Rom. Er hat mir oft erzählt, heiterer und glücklicher sey er in seinem früheren Leben nie gewesen als in dieser Zeit. Daß seine Studien nicht nutzlos gewesen, daß er wirklich das Schöne in sich zu entwickeln verstand, das sehen Sie an diesem Hause, an diesem Garten, Schöpfungen, durch die er sich über die spätere Einförmigkeit und Trostlosigkeit seines Lebens erhob. Als das Jahr verstrichen war, dachte mein Vater nicht an Rückkehr; er hatte sich in der Nähe von Rom in einer Villa eingemiethet, arbeitete, studirte und ließ die Zeit an sich vorüber gleiten. Den Mahnbriefen von zu Hause setzte er die zähe Energielosigkeit seines Naturells entgegen. Er war ein guter Sohn, er wollte folgen, wollte abreisen, aber er konnte sich nicht entschließen, und so verstrich Jahr um Jahr. Nur ein waadtländisches Elternpaar, eben so passiv als der Sohn, konnte sich dieß ruhig gefallen lassen."

„Weniger gelassen ertrug es die Braut. Unter der kalten Hülle barg sich ein Vulkan von Ehrgeiz und Eitelkeit; die Kälte des Bräutigams empörte sie, sein Verschmähen weckte eine Art von Leidenschaft in ihr. Sie erklärte ihren Eltern, daß sie sich nicht länger als die Braut ihres Cousin Henri betrachten und die Bewerbungen eines Predigers von Lausanne annehmen werde. In Folge dieser klugen Berechnung gerieth die ganze Familie in Aufruhr. Die Eltern der Braut wollten eine so vortheilhafte Verbindung, wie die mit meinem Vater, nicht aufgeben und seine Eltern waren untröstlich, une personne si distinguée als Schwiegertochter zu verlieren. Ein alter Freund des Hauses, eine Art von homme d'affaires, ward persönlich nach Rom geschickt, meinen Vater abzuholen; denn daß man mit Briefen nicht viel ausrichten würde, war vorauszusehen. Armer Vater, das kleine Stückchen Poesie und Sonnenschein, das sein Leben erleuchtet, schwand für immer dahin! Er liebte seit zwei Jahren eine Römerin, schön, tugendhaft, unterrichtet. Er hing an ihr mit dem ganzen Feuer eines frischen, unverdorbenen Herzens, aber dabei war seine Empfindung so schüchtern und zurückhaltend, daß erst kurz vor der Katastrophe das Geständniß der Liebe und Gegenliebe zwischen ihnen gewechselt wurde. Im ersten Rausche des Glückes vergaß er, daß er verlobt, daß er der Sohn einer streng calvinistischen Familie war, welche niemals eine Katholikin in ihrer Mitte aufnehmen würde. Er hoffte dennoch auf die Einwilligung seiner Eltern, er wiegte sich in Zukunftsträumen. Da erschien mit einem male der alte Herr Z. und sein Luftschloß lag in Trümmern. Das ganze schwere Geschütz der Familientradition, der Landessitten ward gegen dasselbe aufgepflanzt, seine Pflicht als Patricier, als einziger Sohn eines der ältesten Adeligen des Landes ihm vor die Seele geführt. Und dennoch hoffte er seine Eltern zu erweichen, wenn er sich persönlich an sie wendete. Er nahm Abschied von der Geliebten, reiste mit Herrn Z. nach Vevay zurück, und — nach drei Monaten war er der regelrechte Gatte von Fräulein Angelika von X."

„Bei dem Charakter meines Vaters, bei dem ungeheuern Einfluß, welchen Sitte, Hergebrachtes, Familie so oft selbst auf stärkere Naturen ausüben, konnte es nicht wohl anders kommen. Aber sein Leben war auf immer verdüstert; der Vorwurf, seiner Liebe nicht alles geopfert zu haben, nagte stündlich an seiner Seele und seine Frau war nicht die Persönlichkeit, ihn mit linder, leiser Frauenhand voll Liebe und Schonung über diesen Schmerz hinwegzuführen. Sie wußte es, daß er sie nicht liebte, daß eine andere sein Herz besaß, und sie heirathete ihn dennoch; denn dieser Mann war ihr nun einmal bestimmt, sie hatte das erste Recht auf ihn, sie durfte und brauchte ihn nicht aufzugeben. In jedem andern Lande, unter allen andern Verhältnissen müßte man ein solches Verfahren zum mindesten sehr unschön nennen. Den streng religiösen Ansichten meiner Mutter, ihrer Ehrfurcht vor dem Hergebrachten gegenüber würde dieses Urtheil zu herbe seyn; aber Sie sehen auch daraus, wie sehr die eigentliche Fülle des Gemüths ihr mangelte, wie wenig sie zu ihrem eigenen Glück das Herz des Gatten bedurfte. Zu seiner Entschuldigung muß vorerst dienen, daß die Hindernisse, welche ihm entgegen traten, allerdings beinahe unübersteiglicher Natur waren, besonders noch zu jener Zeit, und die Tragik des Lebens hatte diese Hindernisse einer Natur

entgegengeworfen, welche nun einmal durchaus nicht dazu geschaffen war, sie zu überwinden."

„Wenn die Mutter den Vater niedergeschlagen sah, gab sie ihm ein religiöses Buch in die Hand und hielt ihm eine lange Rede über die angeborene Verderbtheit der menschlichen Seele, statt auf seine trübe Stimmung einzugehen und ihn zu erheitern. Er aber war innerlich viel zu frei, um sich mit bloßen Formen und Formeln für den ganzen Inhalt eines Lebens entschädigen zu können. Er wendete sich wieder seiner theuern Kunst zu, die ihm allein Trost spendete und fing an — eine Erinnerung an sein geliebtes Italien — seltene Blumen und Pflanzen, die er dort geliebt, zu pflegen. So vergingen mehrere Jahre, da kam ich als erstes und einziges Kind zur Welt. Beide Eltern waren jetzt nicht mehr ganz jung und fast schien es, als ob dieses Band sie fester aneinander knüpfen solle. Aber es schien nur so; kaum fing ich an zu denken, so bemächtigte sich die Mutter meiner mit eifersüchtiger Hast. Sie mußte mich ja vor allen Dingen für den Glauben retten und gewinnen, und daß es damit bei dem Vater schlecht bestellt war, wußte sie nur zu gut, obgleich er gewissenhaft alle religiösen Gebräuche mitmachte, die man von ihm als Familienvater und Edelmann erwarten konnte. Meine Mutter unterließ nichts, um mich dem Einfluß des Vaters so viel als möglich zu entziehen. Um dem himmlischen Vater zu gefallen ward der irdische gar manchmal in seinem heiligsten Gefühl gekränkt, zurückgesetzt und seiner vornehmsten Rechte beraubt. Der Himmel müßte wirklich so seyn, wie unsere Fanatiker ihn sich vorstellen, so finster und ungerecht, wenn er sich nicht manchmal solchen Verkehrtheiten widersetzen sollte. Meine geistige Organisation widerstrebte allen Wünschen der Mutter auf's Entschiedenste. Je mehr man mich von dem Vater zu entfernen suchte, desto heißer, eigensinniger liebte ich ihn. So weit ich mich zurück erinnern kann, war er mir der Repräsentant der Freiheit und Bewegung, meine Mutter und ihre Umgebung der Typus der Langeweile und des Zwanges. Wenn wir auf dem Lande waren und an Sonntagabenden sich die fromme Bauerngemeinde in der salle à manger unseres Chalet versammelte, um Stundenlang Psalmen zu singen, weinte ich aus Verzweiflung. Während der Predigt unterbrach ich fortwährend die Andacht meiner Mutter und deren Umgebung durch naseweise Fragen; enfin, trotz aller Mühe, die man sich mit mir gab, trotz der leuchtenden Vorbilder, die man mir unter den Kindern unserer Verwandtschaft aufstellte, wollte die Gnadensonne doch immer nicht über mir aufgehen."

„Sie können aus dieser Schilderung entnehmen, daß ich als Kind nicht weniger heiter und lebhaft war, als mein kleiner Henri jetzt ist, und außerdem war ich enfant gâté nach jeder Seite hin, außer da, wo mir mein Vater gegenüber stand. Meine Mutter, wohl fühlend, daß ihre kalte Verstandesrichtung, ihre Unfähigkeit mit mir zu spielen und auf meine kindliche Natur einzugehen, mich von ihr entferne, suchte mich auf der andern Seite dadurch an sich zu fesseln, daß sie meinen kleinen Schwachheiten schmeichelte, mich in Launen unterstützte, jeden kindischen Wunsch befriedigte um ja meine Seele nicht aus den Händen zu verlieren — meine Seele, die man zu verderben sich nicht scheute, damit sie den äußern Glaubensformen erhalten bliebe. Meine gesunde Natur und die geduldige Resignation meines Vaters durchbrachen alle diese Schranken. Er ließ die Mutter gewähren, aber er war immer für mich da, wenn ich ihn brauchte, immer freundlich, immer auf die Bedürfnisse meiner kindlichen Natur eingehend. Meine Unarten duldete er nicht, gleich der Mutter und ihrer Umgebung, sondern setzte ihnen ernste Strenge entgegen. Vielleicht war es auch der unverstandene Anblick seiner trüben Seelenstimmung, was mich schon als Kind wehmüthig berührte und zu ihm hinzog, so wie das Vereinzelte seiner Stellung. Meine Mutter sah ich immer umgeben von einem kleinen Hofstaat frommer Damen und inspirirter Prediger; er ging meist allein, in sich gekehrt, aber wo ich ihm nur von ferne nahte, da leuchtete aus seinem Auge eine Welt von Güte und Liebe mir entgegen. Je mehr ich mich an ihn anschloß, je inniger und liebevoller, je heiterer ward er. Wenn wir ganz allein waren, konnte er mit mir spielen wie ein Kind, und ich verehrte ihn bald wie einen Heiligen."

„Meiner Mutter entging dieser Vorzug, den ich dem Vater trotz aller ihrer Bemühungen vor ihr gab, natürlich nicht; ihre eifersüchtige, stolze Natur fühlte sich dadurch mehr gekränkt, als ihr Mutterherz. Sie wollte mich entfernen, mich einem Institut übergeben, aber gleich dem Löwen, der sein Junges vertheidigt, zeigte mein Vater hierin, vielleicht zum ersten mal in seinem Leben, volle Energie. Er erklärte, seinen Sohn bei sich erziehen zu wollen; tüchtige Lehrer kamen in das Haus, er lernte und arbeitete mit mir und die Mutter mußte sich fügen, und that es um so eher, als ich, älter und vernünftiger geworden, auch ihr mehr zu Willen lebte und mit Resignation ihre frommen Uebungen mitmachte. Aber das geistige Band, welches Eltern und Kinder am schönsten verbindet, fehlte zwischen uns fast ganz, wir wurden uns innerlich täglich fremder und verstanden uns fast nach keiner Richtung mehr. Ich langweilte mich bei der Mutter und sie nannte mich „insipide,"

weil ich nicht zu unterscheiden wußte, ob der Prediger von Vevay oder von Montreux la prière inspirée am besten vortrug — Inspirationen, von denen ich nun einmal überzeugt war, daß sie Monsieur le pasteur wohl ausgearbeitet zu Hause in seinem Pulte liegen hatte."

„Das Leben mit dem Vater gestaltete sich um so schöner. Er, der Jahre lang sich gewissermaßen von Tag zu Tag mühsamer weiter geschleppt hatte, fing wieder an hoffnungsreich in die Zukunft zu schauen. Er wollte die Resultate seiner Studien in Architektur und Horticultur dazu verwenden, mir eine Besitzung zu gründen, auf der ich einst froh im Kreise einer eigenen Familie leben sollte. An meinem vierzehnten Geburtstage fing er an den Plan zu diesem Schlosse und dem Garten zu entwerfen, welcher letztere allerdings schon existirte, aber nach alt französischem Zuschnitt, wie ihn einst sein Großvater angelegt. Er gab Auftrag, ihm einen tüchtigen Kunstgärtner zu verschaffen, und war bald so glücklich, Großmann zu finden, der auf alle seine Plane einging, sein Fach vollständig verstand und mit dem zusammen er dieses kleine reizende Paradies geschaffen. Bald ging es auch eifrig an den Bau des neuen Hauses, für den sich selbst die Mutter lebhaft interessirte; denn diese Erweiterung entsprach vollkommen ihren Ideen vom Ansehen und dem Reichthum unserer Familie, Ideen, welche durch die Vorschriften der christlichen Demuth und der Hintansetzung äußeren Glanzes keineswegs beeinträchtigt wurden."

„Ich verlebte damals eine schöne, glückliche Zeit; die Stunden, welche mir das Lernen frei ließ, brachte ich mit dem Vater im Garten zu, wo ich unter seiner und Großmanns Leitung nicht allein die Blumenzucht, sondern auch die Obst- und Gemüsecultur ganz regelrecht erlernte. So kam es, daß ich später nicht bloß den Gärtner spielen, sondern es auch wirklich seyn konnte. Indessen wuchs unser Bau, der Garten gedieh und die Jahre schwanden dahin, fast ohne daß wir es merkten. Das einförmige Stillleben, dessen wir uns damals erfreuten, glich der Windstille vor dem Sturm. Die Mutter hatte sich mehr als früher an uns angeschlossen; der Bau des Hauses und vornehmlich die Ausschmückung der Gemächer interessirte sie, und als verständige Frau ertheilte sie manchen klugen Rath. Es fügte sich glücklich, daß das künstlerische Gefühl des Vaters mit ihrer geistigen Richtung diesesmal fast vollständig harmonirte. Die gothische Architektur, das braune Täfelwerk, die dunkeln Tapeten und Vorhänge gaben dem Ganzen einen mittelalterlich düstern, fast kirchlichen Anstrich, welcher der Mutter ungemein zusagte und den der Vater gewählt hatte als Gegensatz und wohlthuenden Ruhepunkt für das Auge gegenüber den hellen, blendenden Farben der Umgebung. So herrschte denn unter dem schützenden Einfluß der Thätigkeit und einer angenehmen Beschäftigung in unserem Familienleben für einige Zeit mehr Harmonie und Herzlichkeit als sonst. Aber unvermeidlich kam die Zeit, wo ich in die Reihe der erwachsenen und sich selbst bestimmenden Menschen mußte aufgenommen werden. Ich war zwanzig Jahre alt, ich sollte die Welt sehen, denn bis jetzt hatten sich alle meine Reisen auf kleinere Ausflüge in der Schweiz selbst beschränkt, und dann — was konnte ich als einer der reichsten Adeligen des Kantons sonst beginnen? — heirathen, eine Familie gründen, meinen Namen fortpflanzen und — sterben. So jung ich noch war, so wenig ich das Leben noch kannte, mich fröstelte bei dem bloßen Gedanken an ein solches Daseyn; aber nach Art der Jugend wendete ich so schnell als möglich meine Gedanken von dieser Perspektive wieder hinweg. Einstweilen gefiel es mir ganz gut, daß einige junge Cousinen, welche meine Mutter schon jetzt häufiger, als sonst gebräuchlich, in unser Haus zog, mich wie einen Stern erster Größe betrachteten, ohne daß jedoch eine oder die andere mein Herz hätte wärmer schlagen machen. Die unvermeidliche Heirathsfrage ward natürlich bereits hinter meinem Rücken in der ganzen Verwandtschaft lebhaft discutirt; doch kannte mich meine Mutter hinlänglich, um dem vernünftigen Vorschlag des Vaters, man möge mir mindestens innerhalb der Familie freie Wahl lassen, nicht entgegen zu treten. Weiter hinaus durften sich meine Wünsche natürlich kaum erstrecken."

„Mein armer Vater zitterte für mein Lebensglück, er wußte nur zu gut, wie das seinige zerstört worden war, er wünschte wenigstens, daß ich mich innerhalb dieses Kreises als gereifterer Mensch selbst entscheide. Ich war feurig und phantasievoll, zwei von den Nichten meiner Mutter recht hübsch, es hätte also leicht geschehen können, daß mein junges Herz schon damals wählte; aber den Cousinen fehlte bei aller Anbetung, die sie mir zollten, die Unbefangenheit. Ich fühlte es schnell heraus, wie das Wörtchen Heirath im Hintergrund aller ihrer Gedanken stand, sobald sie mit mir verkehrten. Aber gerade daran mochte ich am wenigsten denken, ich wollte hinaus, wollte die Welt sehen, und so sehr mich ein romantisches Liebesabenteuer vielleicht entzückt hätte, das Gefühl und Bewußtseyn der Freiheit wollte ich jetzt noch um keinen Preis verlieren."

„Ich verließ Vevay in Begleitung eines meiner früheren Lehrer und brachte zwei Jahre abwechselnd in Frankreich und Deutschland zu. In Ihrem schönen

Vaterlande fühlte ich mich vorzugsweise wohl, und was meiner Gemüthsentwicklung etwa noch fehlte, verdanke ich dem dortigen Leben, meinem Umgang mit deutschen Männern und Frauen. Den Schluß meiner Reisen jedoch sollte ein Jahr in Italien bilden, eine Zeit, schon seit lange mit meinem Vater im Geiste unzähligemal voraus erlebt. Dorthin wollte er mich selbst begleiten, mir alles zeigen, was ihn erfreut hatte, woran er sich gebildet, mir anvertrauen, was er dort erlebt und erlitten. Wir freuten uns beide darauf wie die Kinder, obwohl die Mutter den Plan höchst verwerflich fand. Welche geheime Antipathie sie gegen Italien hegte, das ihr einst den bestimmten Gatten so lange vorenthalten, wußte ich damals noch nicht; als offenen Grund gab sie ihren entschiedenen Widerwillen an, den Gatten und Sohn so lange Zeit in einem ganz katholischen Lande zu wissen. Ein anderer Grund war ihre beständige Furcht, ich könnte auf meinen Reisen eine Herzensverbindung eingehen, die ihre liebsten Plane zerstörte. Ich suchte sie darüber so viel als möglich zu beruhigen; ich stellte ihr vor, wie die Bewegung, die Abwechslung der Reise mich viel zu sehr beanspruche, um meinem Herzen freien Raum zu lassen. Sie wollte mich durchaus zu einer Entscheidung drängen, aber ich versprach ihr nicht mehr, als daß diese gleich nach meiner Rückkehr erfolgen solle, und ich ganz gewiß während der Reise nur an Kunst und Natur und an nichts weiteres denken wolle."

„Dennoch wollte sie uns nicht ziehen lassen; da brach unsere unblutige Revolution vom Jahr 1845 aus, ein Schlag für die Aristokratie und die fromme Partei. Ich will Sie von diesem Sturme in einem Glas Wasser nicht weitläufiger unterhalten, nur soviel, daß von diesem Augenblick an meine Mutter sich fanatischer als je ihren Bestrebungen auf dem kirchlichen Gebiet hingab. Sie wissen, wie der aufgeregte Pöbel damals die Versammlungen der sogenannten Momiers beunruhigte, wie ein großer Theil der Geistlichen aus der gemeinschaftlichen Kirche ausschied, weil sie sich weigerten eine Proklamation zum Lobe der demokratischen Verfassung von der Kanzel herab zu verlesen. Mit Entzücken wurden sie in den Conventikeln der Vornehmen aufgenommen und schnell bildete sich die église libre, welche sich als selbstständige Sekte constituirte und ihre Geistlichen selbst besoldete. Diese sind natürlich vom Staate nicht anerkannt und können somit auch nicht von der allgemeinen Militärpflicht befreit werden, gleich den Landesgeistlichen, was die komische Folge hat, daß unsere jungen Candidaten der église libre jeden Herbst während der Kantonalübungen aus dem schwarzen Rock in die Uniform schlüpfen müssen, und sie so im wahren Sinne des Wortes die ecclesia militans vorstellen. Aber auch mit der Zunge wissen sie tapfer zu streiten, und es würde Sie gewiß interessiren, einer der Congregationen beizuwohnen, die sich in eigenen Betsälen versammeln. Besonders interessant ist dieß auf dem Lande, in den Bergen, wo irgend eine fromme Bauernfamilie ein Zimmer zu diesem Zwecke einräumt, und nun kommt Vornehm und Gering oft Stundenweit, um dem Service beizuwohnen, und man könnte fast glauben, zur Zeit der Christen- oder Protestantenverfolgungen zu leben, und einer heimlichen, jeden Augenblick von feindlichem Ueberfall bedrohten Versammlung der Anhänger der neuen Lehre beizuwohnen. So gefährlich ist es jedoch keineswegs; man läßt die Leute ruhig gewähren, und sie sind es im Gegentheil, welche die Andersglaubenden verfolgen und zu bekehren suchen."

„Ihre Hauptstützen findet die „église libre," wie das Pietistenwesen der Neuzeit überhaupt, vorzugsweise in den höchsten Spitzen der Gesellschaft. Es gehört in den Städten zum bon ton, an der Volkskirche vorüberzugehen und sich in die überfüllte Congregation zu drängen, wo der pasteur der église libre seine sogenannten inspirirten Gebete hersagt und seine Zuhörer für den wahren Glauben, den er allein besitzt, zu begeistern sucht."

„Welches Feld der Wirksamkeit diese Umtriebe, die Bildung neuer Gemeinden, die Wahl der Prediger meiner Mutter eröffneten, können Sie sich vorstellen. Alle ihre Zeit, alle ihre Gedanken waren für eine Weile damit angefüllt und milderten ihr den Schmerz über die Demüthigung der aristokratischen Partei. Mein Vater stand zwischen zwei Feuern; auch sein aristokratisches Gefühl war tief verwundet, doch hatte er selbst zu viel unter der Herrschaft der Frömmigkeit gelitten, um nicht einzusehen, wie heilsam für die fernere Entwicklung des Volkes die neuen Maßregeln der Regierung bezüglich der Kirche waren. Wie hätte er es aber wagen dürfen, in seinem Kreise einer solchen Meinung Ausdruck zu geben? Wie immer hielt er auch jetzt äußerlich an der Convenienz, an der Tradition des waadtländischen Edelmanns fest, nicht bloß aus Charakterschwäche, sondern auch aus einem wirklichen Gefühl der Pflicht, die er gegen seinen Stand zu erfüllen hatte. Er ließ also meine Mutter frei gewähren und lieh ihr bei ihren Bestrebungen seine Hülfe und seinen Namen so weit, als sie dessen als seine Gattin der Welt gegenüber bedurfte."

„In mir hingegen gährte ein gefährlicheres Element; ich freute mich offen des freieren Geistes, der unsern schönen Kanton durchwehte, und begrüßte die

Niederlage, welche der methodistischen Partei widerfuhr, von ganzem Herzen. Doch mußte ich schnell einsehen lernen, wie schwierig es für den Einzelnen ist, den Ansichten einer ganzen Kaste entgegenzutreten, und wie viel schwieriger noch für ihn, sich die Sympathie der Gegenpartei zu erwerben. Um letzteres zu können, hätte ich mich in die vollständigste Opposition zu meinen Eltern, zu allen meinen früheren Beziehungen setzen müssen. Ich fühlte meine Ohnmacht, die Thatlosigkeit, zu welcher meine Lage mich verdammte, und ich ward nachdenklich und düster. Meine Mutter, mit Schrecken gewahrend, wie ich fast auf dem Punkte stand, mich öffentlich ihren Bestrebungen entgegenzusetzen, betrieb nun unsere Abreise nach Italien eben so eifrig, als sie dieselbe früher zu hintertreiben gesucht. So beruhigte ich mich denn wenigstens für den Augenblick, und war so glücklich fortzukommen, daß ich versprach, bald nach unserer Rückkehr ernstlich an meine Verheirathung zu denken."

„Ein schönes, glückliches Jahr brachte ich mit dem Vater in Italien zu; manches werthvolle Bild, welches Sie hier bewundern, haben wir von dort mitgebracht, manche Zeichnung für die Parketböden und das Schnitzwerk der Möbeln entworfen, die, hieher gesendet, unterdessen von den geschickten Händen unserer Handwerker ausgeführt wurde. Endlich mußten wir zurückkehren, und oft fiel es mir heiß auf's Herz, daß ich mich nun zu einer Gattin entscheiden müsse, und wir dann gemeinschaftlich mit den Eltern das neue Haus bewohnen würden. Dennoch kehrte ich mit den besten Vorsätzen in die Heimath zurück; ich, der mit vollster Seele an ein weibliches Ideal glaubte und es sich zu finden getraute, wollte mich den Eltern zu Liebe in die Convenienz des Landes fügen und leben, wie sie gelebt. Das früh ergraute Haar des Vaters erinnerte mich daran, wie bald ich ihn verlieren könnte; ich wollte ihm Enkel schenken, die im Garten, den er für mich angelegt, im Hause, das er für mich gebaut, ihn umspielen und sein Alter erheitern sollten. Wie man dieß häufig thut, malte ich mir aus der Ferne das Zuhause in schöneren, lebhafteren Farben aus, als es die Wirklichkeit gestaltet. Was mir dort unangenehm gewesen, trat in den Hintergrund; ich sah in Gedanken nur die Freude der Mutter, uns wieder zu besitzen; denn wie Sie wissen, ist das Fünkchen Wärme, welches kalte Naturen in Momenten der Aufregung zeigen, oft rührender und ergreifender als die Wärme eines häufig überfließenden Herzens; ich freute mich, den Fortschritt unseres Baues zu sehen, ihn zu bewohnen — ich wollte nur Licht und keinen Schatten erblicken."

(Fortsetzung folgt.)

Das Geheimniß des Psyche-Mythus.

(Schluß.)

Ein einziger Blick auf die Mannichfaltigkeit innerer Gebilde, in welche sich der aus dem Ei hervorgegangene zweite Zustand des werdenden Schmetterlings gliedert, hat uns schon zu sehr merkwürdigen Gedanken und Analogien herangeführt; indeß reiht sich hier sogleich noch eine andere, höchst folgenreiche und bedeutende Thatsache an, und dieß ist die Häutung, welche der Verwandlung der Raupe in den Puppenzustand vorangeht, ein Vorgang wieder so eigen und geheimnißvoll, wie kaum ein anderer. Gleichsam unmittelbar unter unsern Augen vertauscht die Natur jetzt eine Bildung mit der andern, läßt das von nun an alle Nahrung verschmähende Geschöpf die eigene abwelkende Oberhaut abwerfen und verwandelt hierauf, häufig nachdem erst aus den oben erwähnten Spinngefäßen eine fein gewobene, mehr und mehr isolirende Hülle geschaffen worden, die neu zu Tage gekommene Oberfläche in einen hornartigen, wohlgegliederten Panzer, innerhalb dessen endlich die letzte große Metamorphose vor sich geht.

Auch hier Analogien über Analogien mit fortschreitenden Seelenzuständen! Wie bedeutungsvoll ist zuvörderst das Verschmähen aller Nahrung vor solcher Verwandlung, dann das Abwerfen des Aeußerlichen, das sich immer mehr Isoliren und sich in tiefe Verborgenheit und Ruhe Zurückziehen! Alles Bedeutende und Große, was auch im menschlichen Geiste sich vorbereitet, ist es denn nicht wirklich eben so unzertrennlich

von einem solchen sich Zurückziehen, einem solchen Verschmähen des Aeußerlichen und dem Versenken in Einsamkeit und Ruhe? Ganz wie es dort heißt: „Es bildet ein Talent sich in der Stille."

Und wie viele und mancherlei solche Perioden durchlebt diejenige Seele, welche überhaupt einer höheren Reife entgegen zu wachsen bestimmt war! — In Momenten dieser Bedeutung (wie es ja tausendmal geschildert worden) verliert dann gewöhnlich diese Seele mit einem male alle Freude und Theilnahme an gewohnten Interessen und Thätigkeiten, wirft auch sie gleichsam ihr Aeußeres ab, ein stilles für sich Seyn wird ihr erstes Bedürfniß, und nur die Einsamkeit wird aufgesucht; aber im Innern brütet es mächtig; da schweben die Gedanken rastlos um das Eine erwählte höchste Ziel, und nach und nach geht nun aus solchen Zuständen ein neuer Mensch oder irgend eine neue, aber durch alles dieß lang vorbereitete That hervor, eine That, die nicht selten irgendwie große Rückwirkung auf die Menschheit überhaupt äußert.

Diese Analogie ist so schlagend, daß längst vielfältig Ausdrücke wie „Puppenzustand" oder „eine noch verpuppte Individualität" u. s. w. fast sprüchwörtlich geworden sind und häufig zu Gleichnissen gedient haben, nur daß so im Allgemeinen und ohne die Kenntniß des Details dieser Metamorphose die Parallele nur unvollkommen erscheinen muß, und daß eben das so ganz Allegorische derselben um so viel mehr verliert, je weniger sie selbst gekannt ist.

Wie es aber stets die schwierigste Aufgabe für den Psychologen bleibt, jede große, tief eingreifende Umwandlung im Innern eines Seelenlebens in ihrem letzten Umschwunge genau und vollständig zu entziffern und in allen Motiven sich deutlich zu machen, so ist auch in der Metamorphosengeschichte dieser zarten, ätherischen Geschöpfe diejenige Umbildung, welche in der Puppe unmittelbar den Schmetterling zeitigt und aus einem fast unbeweglichen, dunkeln, sinn- und gliederlosen Wesen das luftige, farbige, mit Tastfäden und hunderten von Augen, mit sechs Füßen und vier Flügeln ausgerüstete Insekt hervorgehen läßt, für alle Morphologie der verwickeltste, am schwersten zu bewältigende Vorwurf. Man möchte sagen, nichts sey so sehr dazu gemacht, uns tief in die Trophoniushöhle der Natur mit all ihrer Traum- und Zauberwelt einzuführen, als ein Blick in die Wunder einer solchen innern Verwandlung. Vergebens fragst du: „Was ist das für eine geheimnißvolle Kraft, die in einer scheinbar indifferenten eistoffigen Schicht, welche unmittelbar unter der harten Puppenschale gelegen ist und gewissermaßen nur eine neue Hautdecke vorstellt, mit einem male jene mannichfaltige Sonderung in Glieder, Flügel, Sinnesorgane und Farbenschüppchen hervorruft, wodurch die neue Gestalt des Papilio oder der Phaläna sich auszeichnet?" Denn nie wird dir hier eine andere Antwort entgegen tönen, als die: „Es ist die Idee, d. h. der von Ewigkeit her vorgezeichnete Gottesgedanke, welcher eben einen solchen Organismus dachte, und der hier in noch ungebildetem Stoff mit solcher Vollkommenheit sein Werden feiert."

Dem Forscher selbst, geschweige denn dem Laien, würde aber ein Vorgang dieser Art für immer unbegreiflich und zauberhaft vorkommen, träten nicht hier als Erläuterung und erklärende Beispiele andere Momente der ewigen Schwankung und Verwandlung des Naturelementes uns entgegen. Schon das, was wir Krystallisation nennen, wenn es recht vollständig und übersichtlich uns vor Augen kommt — wie etwa im Sonnenmikroskop das Anschießen krystallisirender Salze, oder in der Winterkälte das Anfrieren unseres eigenen Hauches in Blumen- und Arabeskengestalt am Fenster, mag wohl dazu dienen, einigen Begriff von einer solchen lebendigen Metamorphose zu gewähren, welche aus gleichförmiger innerlicher Umhüllung eines Puppenkörpers alle bunte Gliederung der Außengestalt eines Schmetterlings hervorbildet; allein noch einleuchtender wird es ohne Zweifel, wenn wir etwas von den Wundern der Infusorienwelt herbeiziehen, von den Wundern, in welche Männer wie Ehrenberg die Fackel der Wissenschaft so hell haben hineinleuchten lassen. Man hat berechnet, daß eine einzige jener lebendigen, selbstständigen Zellen, welche man Monaden nennt, durch den Akt fortgesetzter Selbsttheilung in Zeit weniger Stunden tausendfach sich zu vervielfältigen im Stande ist, indem immer jedes neu entstandene kleine Wesen wieder in zwei, diese zwei wieder in vier, diese vier wieder in acht sich spalten u. s. w., so daß also aus Einem in kurzem ein unzählbarer Schwarm sich entwickelt.

Ist nun an diesem Beispiel die Thatsache eines organischen Fortwachsens eines Einzelgebildes durch immer neue Theilung recht deutlich geworden, so muß es jetzt dem Geiste offenbar leichter werden, sich auch vorstellig zu machen, wie innerhalb eines Ganzen, durch verschiedenartige Sonderung jener Zellen, aus denen ja alles Organische besteht, eine einfache, in sich gleichartige Fläche in vielfache Gebilde sich zu gliedern vermag. Und eben nur ein solches Spalten und Theilen ist es ja, wodurch das verpuppte Geschöpf seinem neuen höheren Blumendaseyn entgegen reifen kann und wirklich entgegen reift. Was es aber sey, wodurch diese sich gliedernde Mannichfaltigkeit so schön geordnet wird, daß sofort die reizende Form und die zierlichen Farben

allen möglichen inneren Gegensätzen zum Zielpunkt des reinen Selbst-, ja Gottesbewußtseyns und zur höheren Willensfreiheit sich fortbildet, die nichts anderes ist, als das Festhalten am göttlichen Gesetze.

Und nur so weit wollte ich hier den Naturmythus von der Entwicklung des Schmetterlings fortführen und als Gleichniß seelischer Entwicklung darlegen, damit zunächst daran eine Ahnung davon aufgehe, wie tief die Geheimnisse sind, welche aus dem uralten Buche der Natur sich herauslesen und lösen lassen, wenn man Eifer daran wendet, diese Schriften in rechter Weise zu verstehen. — Ich denke, es kann nicht fehlen, daß jeder, dem in dieser Weise das Geheimniß dieses N a t u r m y t h u s recht klar aufgegangen ist, dadurch zugleich die rechte Vorbereitung erhalten hat, um nun auch den K u n s t m y t h u s von der Psyche, wie er seit zwei Jahrtausenden auf so viele Geister eigenthümlich gewirkt hat, vollständig zu fassen. — Und so wenden wir uns denn jetzt zum P s y c h e m y t h u s der A l t e n.

Es ist zum voraus jedenfalls merkwürdig und für die Natursymbolik des Alterthums bezeichnend, daß kaum eine andere der vielen Dichtungen desselben so tief in die neuere Zeit eingegriffen hat, als gerade d i e s e. Schon der große Raphael hat uns in den reizenden Bildern in

... wagte, um sie zu werben; vielmehr fing man an, ihr gleich der Aphrodite göttliche Verehrung zu weihen. Dieß erregte den Zorn der Göttin und sie gebot dem Eros diesen Frevel zu rächen. Eros sah Psychen und entbrannte selbst in Liebe zu ihr. Um sich ihres Besitzes zu versichern, mußte sonach ein Orakel verkündigen, Psyche solle zur Sühne des Landes auf einen hohen Felsen geführt und dort einem Ungeheuer zur Beute gegeben werden. Wirklich führte man alsbald die Arme in einem Trauerzuge dahin und überließ sie ihrem Schicksal. In Verzweiflung will sie sich jetzt von einer Klippe herabstürzen, aber ein Zephyr trägt sie sanft in ein schönes Thal, wo sie von unsichtbaren Dienerinnen gepflegt wird, während zu Nacht Eros heranschwebt, um sich ihr in Liebe zu gesellen. Glücklich vergehen so viele Tage und Nächte, aber nie erblickt sie ihren Geliebten, und endlich von der Einsamkeit der Tage gequält, dringt sie in Eros, den Besuch ihrer Schwestern zu gestatten. Diese kommen wirklich, und deren Mißgunst flüstert ihr die erschreckenden Worte zu: ihr Geliebter, da er sich so vor ihr verberge, sey sicher irgend ein Ungeheuer, welches in kurzem ihr den Tod bringen werde, wenn sie ihm nicht zuvorkomme und ihn selbst tödte. Die Betrogene glaubt der argen Rede, bricht des Eros Gebot, nie nach ihm zu forschen, und nähert sich beim Schein einer

erst hart züchtigen und legt ihr dann die schwersten Prüfungen auf, welche sie indeß mit der unsichtbaren Hülfe des Eros alle glücklich besteht. Nur als sie aus der Unterwelt das geheimnißvolle Salbengefäß der Persephone heraufbringen soll, verführt sie wieder die Neugier, es zu öffnen; der Dunst des Styx, der daraus aufsteigt, betäubt sie und sie fällt in Todesschlaf regungslos zu Boden. Aber der göttliche Liebende erweckt sie alsbald zu neuem Leben, fleht zum Zeus für die Hartgeprüfte und dieser schüttelt zuletzt bejahend die ambrosischen Locken, und Eros und Psyche gehen ein zur Freude des Olymps.

So die Erzählung des Apulejus, ein Mährchen, das, so wie es ist, schon ganz aus dem alten großartigen Styl des Alterthums herausgeht, und in seinen einzelnen Ausschmückungen bereits offenbar an die Ueppigkeit der römischen Kaiserzeit sich anlehnt. Nichtsdestoweniger liegt ein Gehalt darin so schöner und tiefsinniger Art, daß man schon deßhalb entschieden glauben dürfte, seine eigentliche Quelle entspringe viel tiefer und möge wohl, wie schon Buonaroti und Creuzer ausgesprochen haben (freilich ohne es streng archäologisch erweisen zu können), in alten, zu Ehren des Eros gefeierten Mysterien ihren ersten Grund finden. Eben indeß, weil hier alle bisherigen philologischen Untersuchungen durchaus keine volle Gewißheit geben konnten, und weil sonach dem freien Nachdenken allein voller Spielraum gegeben ist, lassen wir diese Streitigkeiten ganz bei Seite, versuchen es nur mit den Thatsachen der Erzählung selbst und bemühen uns, indem wir sie von jedem, wahrscheinlich später zugesetzten Tand entkleiden, denjenigen Kern herauszufinden, welcher als eigentlicher Schlüssel des Verständnisses, als das wahre Mysterium dieses Mythus betrachtet werden darf.

Seit die griechische Sprache dem Schmetterling, und zwar doch zunächst seiner wunderbaren Verwandlung halber, den gleichen Namen gab mit der menschlichen Seele, und seit das tiefmenschliche Gefühl dieses Volks auch erkannte, wie der stärkste Hebel, die mächtigste Triebfeder aller psychischen Entwicklung immer zuletzt nur die Liebe sey, d. h. die Liebe nach dem umfassendsten Sinne des Wortes, mußten auch in altgriechischer Denkweise Psyche und Eros stets in naher Beziehung verbunden bleiben, und oben ist bereits angedeutet worden, wie eine solche Beziehung schon in sehr alten Kunstwerken vielfältig und schön ausgesprochen ist. Schon mit dieser Erkenntniß wird uns jetzt aber klar, der wahre Schlüssel zur rechten Deutung der Sage von Psyche und Eros könne einzig und allein liegen in der in platonischer Weise aufgefaßten Geschichte der innersten göttlichen Idee unseres Daseyns selbst, d. h. in der Geschichte der Entwicklung der Seele.

Was aber wäre sonach nun das eigentliche Wesen dieses ganzen Psyche-Mythus? Gewiß nichts anderes, als Folgendes: Der mit Schönheit begabten jüngsten Schwester von dreien, erst verehrt, dann hart behandelt im äußern Leben und nun einsam sich selbst überlassen, geht die Idee einer höheren Liebe auf und durchdringt und erhebt sie geheimnißvoll und wunderbar vor vielen. Die so Beglückte mißtraut aber dem höheren Einflusse, und auf unschöne, verbotene Weise dringt sie ein in das sie umgebende Geheimniß, so daß demzufolge diese Liebe sich von ihr wendet und sie der Verzweiflung überläßt. Sie verläßt aber die unglückliche, von Göttern und Menschen Verstoßene nicht ganz. Die Gottheit findet in ihr noch die Sehnsucht und das Streben nach Wiedererkämpfung des Verlorenen, und ohne sich ihr unmittelbar zu offenbaren, steht sie ihr bei in diesem Kampfe, trägt sie rettend durch Gefahren aller Art, und so kehrt endlich die Verirrte wieder in das verlorene Reich zurück und empfängt die Seligkeit höherer Vollendung und Beglückung in Liebe.

Ist denn nun nicht, so aufgefaßt, gar vieles in der Geschichte der Seele diesem gegen zwei Jahrtausende alten Mythus in tiefsinnigster Parallele ganz nahe gerückt? Aus wie verschiedenen Regionen klingen hier Stimmen an! einmal frei poetische, dann manche indische, ja zuletzt rein christliche, welche alle dahin deuten: an das Unbewußte der schönen Seele* trete unter glücklicher Constellation die Idee einer höheren Liebe heran, um so diese Seele allmählig zur Vollkommenheit des bewußten Geistes zu führen. Wenn aber übereilender Selbstwille dem erwachenden Bewußtseyn falsche Wege zeige, wenn er das Streben der Seele auf ein unreines Ziel wende und es der Idee jener Liebe entfremde, dann strafe Qual unbefriedigten Verlangens und das Ringen nach unmöglicher letzter Erkenntniß, sowie tantalisches Sehnen nach einem nahen und doch unerreichbaren Glück, die vom Wege reiner Entwicklung abgewichene Seele und stürze sie in Verzweiflung. Aber selbst noch da wache über ihr das Auge dieser göttlichen Liebe (wie Dante einmal sagt: „gleich der Mutter über dem Sohne, der im Wahnsinn liegt"), und wo das Bessere noch nicht ganz erstorben ist, wo irgend noch ein Ringen zur ächten Höhe geistigen Lebens

* Daß übrigens der Psyche, der Seele des Menschen, in jener Sage noch geringere Schwestern beigegeben werden, könnte leicht auf die unbewußten Ideen im Naturleben, auf die Seelen des Planeten, der Pflanzen- und der Thierwelt gedeutet werden.

chen sey, so bleibt es nun doch immer noch eine merkwürdige und nicht zu umgehende Aufgabe, nachzudenken und zu erklären, weßhalb das Alterthum, das sonst überall sich so gern und nahe an die Natur hält, hier, wenn es jetzt auch einmal die Seelenentwicklung symbolisch darstellen wollte, nicht geradezu den einfach reinen Gang der Naturentwicklung, wie er vom Unbewußten unbeirrt geradezu und unfehlbar zur klaren Höhe des selbstbewußten Geistes aufsteigend gedacht werden könnte, in eine Parabel gekleidet habe? Denn eben jener Naturmythus, den uns die Entwicklungsgeschichte des Schmetterlings so deutlich vorzeichnete, hätte ja als Bild einer solchen rein fortschreitenden unbeirrten Entwicklung sich mit vollkommener Folgerichtigkeit anwenden lassen, während diese Psychesage im Gegentheil durchaus auf eine, so zu sagen gebrochene Entwicklungsgeschichte, d. h. auf eine durch den Abfall vom Göttlichen gehemmte und dann erst wieder sich aufrichtende gegründet wird.

Ist indessen der feine Sinn des Alterthums irgend woran deutlich zu erkennen, so ist er es gerade darin, daß er hier wirklich nur in eben dieser Weise entschieden hat. In einem solchen Gleichniß mußte nämlich nothwendig und vor allen Dingen der ungeheure Abstand hervorgehoben werden, welcher zwischen unbewußtem und bewußtem Seelenleben in dieser Beziehung be-

unserer eigenen Daseynsform vom ersten Anfang bis zur völligen Reife von statten. Kommen hier Abweichungen vor, so werden sie stets durch äußere Einflüsse bedingt, aber nie kann es der Pflanze oder dem Thiere einfallen, einmal etwa aus eigenem Antriebe auch anders zu wachsen, als sie eben wachsen sollen. Das große Gesetz stiller Nothwendigkeit greift hier durch alles hindurch. Wie Sonnen und Planeten ihren gemessenen Gang gehen, so wächst die Pflanze, so wächst das Kind endlicher Reife entgegen. Jede Art von Willkür ist hier völlig und für immer ausgeschlossen.

Anders dagegen der Gang des bewußten Seelenlebens. Schon die einfachste Sinnenerkenntniß wird nur durch Irrthum zum Rechten geführt. Dadurch, daß das Kind zehnmal fehlgreift, lernt es richtig greifen; dadurch, daß das gehen Wollende viele mal fällt, lernt es richtig schreiten, und dadurch, daß der sehend Gewordene hundertfältig die Entfernung und Größe der Objekte falsch beurtheilt, lernt er zuletzt richtig urtheilen; kurz, es kann keine Fähigkeit des Geistes je anders zu ihrem Höhepunkte gelangen, als dadurch, daß sie vorher vielfach geirrt, daß sie zuerst nach unzähligen Scheinbildern gegriffen hat, bevor das Urbild ihr aufgeht. Ein Satz, der so wahr ist, daß alles, was wir Erziehung nennen, zuletzt ja nur darin seine Bedeutung findet, daß sie viele, ja die meisten solcher Ab-

zuletzt doch immer auf einen falschen Begriff über das uns wahrhaft Gemäße bezogen werden muß, auf einen falschen Begriff, welcher uns zuletzt dahin bringen kann, daß wir mit Heftigkeit gerade dem nachstreben, worin, weil es jenem in der Tiefe der Seele liegenden Magnete für Wahrheit und Recht widerspricht, geradezu der Keim unseres eigenen Verderbens liegt, so lernen wir hieraus einsehen, daß dem Menschen zwar keineswegs das Böse an und für sich, wohl aber in Bezug auf jenes anfänglich vielfach unvermeidliche Irren die Anlage dazu angeboren sey, eine Anlage, welcher wir, nach der jedem bewußten Geiste eigenen Freiheit zwar nachgeben können, welche wir jedoch in Folge unseres eingeborenen Höheren und Göttlichen stets zu dämpfen und endlich zu besiegen die Aufgabe haben.

Wie ja schon das Zusammenwirken mehrerer Sinne die Bedeutung hat, die Irrthümer des einen durch Beziehung auf den andern zu verbessern, d. h. wie z. B. das Tasten die Irrungen des Sehens oder Hörens verbessert u. s. w., so ist uns in jenem Höheren und Göttlichen der Idee unseres eigenen Wesens ein Gewisses oder, wie wir es nun nennen, das Gewissen mitgegeben, welches, indem es einerseits schon im Unbewußten mit unendlicher Weisheit wirkt, andererseits unser bewußtes Erkennen zu lenken und zu regeln bestimmt ist. Und so sehen wir denn allerdings, daß, wenn in der Entwicklungsgeschichte des Schmetterlings die Natur rein eine ununterbrochene aufsteigende Linie zu verfolgen hat, die Entwicklungsgeschichte unserer Psyche dagegen in andere Bahnen gewiesen ist und ihr Ziel nothwendig nur mit vielfachen Schwankungen erreichen kann. Wir fühlen aber auch, daß in eben diesem Schwanken und dem dadurch der Seele erregten Kampfe zwischen hundertfältigen Scheinbildern und dem Einen Urbilde unzweifelhaft die Quelle inneren Erstarkens und die Möglichkeit einer so viel höheren Vollendung gegeben sey, so daß wir nunmehr erst deutlich den Grund erkennen, warum für die Entwicklung des Geistes, d. h. eben der selbstbewußten Psyche, nimmermehr bloß einfaches, unbewußtes Fortwachsen vom Keime bis zum vollendeten Organismus (sey es Pflanze oder Schmetterling) das passende Gleichniß hätte abgeben können, und warum man durchaus nach andern Symbolen suchen mußte, wollte man gerade hiefür ein treffendes Spiegelbild zeichnen.

Mag es daher auch seyn, daß in den frühesten naiven Perioden des Alterthums der Schmetterling an und für sich, wie er von der Raupe zur Puppe und endlich zum geflügelten Luftgeschöpf wird, geradezu der menschlichen Psyche verglichen wurde (wie wir ja jetzt noch etwa die aufwachsende Jungfrau der schlank aufsteigenden Lilie, oder dem grün aufwachsenden und endlich in der Blüthe sich krönenden Rosenstrauche vergleichen), sobald tiefere Betrachtungen Platz gegriffen, und schon nachdem Plato seine schönen Gleichnisse vom Wagenlenker des Zwiegespanns aus edlem und aus unedlem wildem Rosse ausgesprochen hatte, mußte es zum Bewußtseyn kommen, nicht allein, daß die Seele immer nur nach manchen Irrthümern und Prüfungen das Ziel reinen Glückes erreichen könne, sondern auch, daß nur Eros, daß nur die höhere Liebe es sey, welche mit der ihr eigenen eingeborenen Götterkraft, d. h. als Liebe zu allem Wahren und Schönen und Guten, den Strauchelnden aufzurichten, den Irrenden zurechtzuweisen, den Schwachen zu kräftigen, ja ihn endlich zur wahren Verklärung des Lebens zu geleiten vermöge.

Waren aber in der Folge der Zeiten dergleichen Erkenntnisse einmal wahrhaft aufgegangen, so mögen wir wohl voraussetzen, einerseits, daß vielleicht zuerst in gewissen Mysterien einzelne Andeutungen davon gegeben worden, indem der Hierophant dem Neophyten allerhand Prüfungen auflegte und ihm dadurch das Geheimniß des Weges zur eigenen Geistesentwicklung aufschloß; andererseits, daß dergleichen Lehren sich endlich zu einem Mythus von der Geschichte der Psyche ausbildeten, welcher endlich zur Zeit der römischen Kaiser in dem uns nun vorliegenden fast mährchenhaften Gewande auch dem Volke ausführlicher bekannt wurde.

Sey dem indeß wie ihm wolle, wir dürfen uns jedenfalls Glück wünschen, daß in diesen anmuthigen Bildern das Alterthum zu so viel anderem Großen auch ein reizendes und bedeutungsvolles Bild hinzugefügt und uns zurückgelassen hat, bei welchem, wenn irgend woran gezweifelt werden sollte, man zuletzt immer am meisten darüber in Ungewißheit bleiben wird, was daran anziehender und wichtiger genannt werden dürfe, ob die Zierlichkeit und Rundung der Form, oder der eigenthümliche Tiefsinn und die unerschöpfliche Schönheit des innersten Gehalts.

---

schaftsbildern, wie sie unsere Mark so vielfach bietet, noch reicher aber an historischen Erinnerungen. Einer unserer Lustgarten-Omnibusse führt den Reiselustigen über Pankow und Schönhausen, dessen Villen und Gärten wie im Fluge mitgenommen werden, bis nach Französisch-Buchholtz, von wo aus das Wandern beginnt und die Füße das Beste thun müssen.

Wir unsererseits, in jenem stolzen Reisegefühl, das sich nach Strapatzen sehnt und jeden Schweißtropfen mit einem Lächeln der Zufriedenheit begleitet, hatten den Omnibus verschmäht und trafen, nach gewissenhafter Absuchung einiger Dorfkirchhöfe, erst mit der untergehenden Sonne in Buch ein. Gleich der Eintritt in's Dorf ist malerisch und anziehend. Eine Feldsteinbrücke wölbt sich über ein Wässerchen, das schäumend einen Bergabhang hernieder kommt; die Häuser steigen in leiser Schlangenlinie bergan; links hin, das Dorf in seinen Arm nehmend, zieht sich der waldartige Park, während zur Rechten sich Wiesen und Felder dehnen, deren Stille nur von Zeit zu Zeit das Rasseln und Stampfen der vorüberfahrenden Eisenbahnzüge unterbricht.

Wir haben die Feldsteinbrücke passirt und die Gasse führt uns an freundlichen Wohnungen vorbei bis in die Mitte des Dorfs. Hier begegnen wir endlich auch dem Anblick, den Herz und Auge seit einer halben

keit in's Feld und der verzweifelte Stand unserer Angelegenheiten bessert sich wenigstens in so weit, daß uns ein Strohlager und zwei Deckbetten zugestanden werden. Ultra posse nemo obligatur; wir danken der Wirthin für ihren guten Willen, beurlauben uns auf eine halbe Stunde und machen unsern ersten Gang in den Park.

Die Zeit des Sonnenuntergangs und die Dämmerungsviertelstunde, die ihm folgt, ist gewiß die geeignetste, diesen schönen Park zu durchschreiten. Die grauen Schleier des Abends sind es, die ihn kleiden. Es gibt andere Parks, die man bei Sonnenlicht besuchen muß. Wo Springquellen hoch in die Luft steigen und des Lichts bedürfen, um in Farben zu schillern, wo Blumenstücke in den Rasen eingewoben sind oder Statuen in den grünen Nischen stehen, da ist es gerathen, in Morgenfrühe auf und ab zu schreiten und des heitern Bildes voll Klang und Farbe sich zu freuen. Aber ein solcher Park ist es nicht, in den wir eben eingetreten sind. Nicht Cascaden und Fontainen sind hier zu Haus, sie sind zu laut, zu geräuschvoll; kein Bach rieselt und plätschert hier über Steine hinweg, als liefen spielende Kinder durch den Garten; ein breiter Graben durchschneidet statt seiner die ganze Quere des Parks und dehnt sich aus mit der dunkeln Stille eines Teichs. Die Buche ist hier zu Hans, deren Zweige in das

alle sonstigen Mängel hinweg. Die Magd erschien inzwischen, um unser Nachtlager herzurichten. Zwei umgekehrte Stühle (die vier Beine nach oben) gaben die Schrägung her; zwei Bündel Stroh wurden ausgebreitet und das rothe Deckbett vollendete den Bau. Einer dicken, wulstigen Päonie nicht unähnlich lag es da, in deren Faltenfülle wir endlich verschwanden. Müdigkeit sorgte für Schlaf. Statt unserer Träume sey die Geschichte Buchs erzählt; sie wird uns andern Tages zu statten kommen, wenn wir Schloß und Kirche besuchen.

Als die Hohenzollern in's Land kamen, gehörte Buch der Familie von Röbel; dieselbe blieb fast volle drei Jahrhunderte im Besitz des Gutes und verkaufte es erst um 1675 an den Freiherrn Gerhardt Bernhardt von Poellnitz. Wir werden weiter unten von ihm hören. — Die Familie von Poellnitz besaß Buch nur kurze Zeit. Die Söhne des Freiherrn veräußerten es bereits 1724 an den Staatsminister von Viereck. Nach Ableben des letzteren ging das Gut an seinen Schwiegersohn, den nachherigen Staatsminister von Voß über, dessen Nachkommen es noch jetzt besitzen. Der gegenwartige Besitzer ist der Graf von Voß-Buch.

Vier Familien in vier Jahrhunderten: die Röbel, Poellnitz, Viereck, Voß. Den drei letztgenannten werden wir auf unserem Umgang noch mannichfach begegnen; nicht so dem Namen der Röbel. Alles was Schloß und Kirche bieten, ist aus „nach ihrer Zeit," mit Ausnahme eines werthvollen Besitzthums im Kirchenarchiv, das den Namen dieser Familie wenigstens mittelbar zu ehrendem Gedächtniß aufbewahrt. Es sind dieß die zehn Tomi Wittenbergenses Lutheri, die dem Joachim von Röbel, einem begeisterten Anhänger der neuen Lehre, von Philipp Melanchthon, der eigens nach Buch gekommen war, um zwei Kinder Joachims über die Taufe zu halten, zum Geschenk gemacht wurden. In den zehnten Band hat der Reformator selbst einen Paulinischen Spruch aus dem Brief an die Colosser (Kapitel 3, Vers 16) eingetragen, der da lautet: „Lasset das Wort Christi unter euch reichlich wohnen in aller Weisheit, lehret und vermahnet euch selbst mit Psalmen und Lobgesängen und geistlichen lieblichen Liedern, und singet dem Herrn in eurem Herzen." Darunter das Datum und die Jahreszahl 1559.

Die Sonne weckt uns bei guter Zeit. Das rothe Deckbett, trotz aller Schwere, hat leicht wie eine Feder auf uns gelegen, und aufspringend, so gut es die gewichtige Masse gestattet, eilen wir an's Fenster und lassen den Sommermorgen ein. Ein vorsorglich mitgenommenes Kaffeequantum sichert uns ein unverfälschtes Frühstück und die Lindenbäume draußen sorgen für Duft und Klang. Ein Blick noch auf das Strohlager, den Schauplatz unseres stillen Muths, und wir treten in die Dorfgasse hinaus, um zunächst dem Schlosse, dessen weißgelbe Wände zwischen den Baumstämmen hindurch schimmern, unsern Besuch zu machen.

Das Schloß ist ein Flügelbau von jener einfachen Art, wie ihrer das vorige Jahrhundert auf unsern märkischen Rittergütern so viele entstehen sah. Sie haben untereinander eine große Familienähnlichkeit. Wenn sich Buch von ähnlichen Bauten unterscheidet, so ist es nur durch eine noch größere Einfachheit. Aller Schmuck scheint geflissentlich vermieden. Keine Säulen, die Balkon oder Porticus tragen, kein Fries, kein Fenstersims nicht Thurm, nicht Erker; selbst die Rampe fehlt, die sonst wohl den Eindruck der Stattlichkeit schafft oder steigert. Ein paar dünne Arabesken schnörkeln sich um die Thür und ein halbes Dutzend Orangenbäume fassen den Kiesplatz ein, der zwischen dem Hause und dem Grün des Parkes liegt. Und doch hat man das bestimmte Gefühl, daß hier Reichthum und adelige Gesinnung wohnen. Das Haus gleicht einem einfachen Kleide, einfach und altmodisch dazu, aber der Park, der das Ganze umzirkt, ist wie ein reicher Mantel von niederländischem Tuch, der die Frage nach dem Rockschnitt verstummen und vergessen macht.

Der Eintritt in das Schloß wird uns freundlich gestattet. Die Eindrücke, die das Aeußere gemacht, wiederholen sich hier. Der bürgerliche Comfort, die kleinen Niedlichkeiten, in deren Hervorbringung die Neuzeit so erfinderisch gewesen ist, sie fehlen hier; aber diese Nippes fehlen entweder, weil das Herz des Besitzers an andern Dingen hing, oder weil er in sein ästhetischem Sinn empfand, daß der moderne Kram zu dem historisch Ueberlieferten nicht passen würde. Wir sind nicht unempfindlich gegen das heitere Neue, wir lassen es nicht nur gelten, wir freuen uns auch desselben; aber jene todten Dinge, die, je älter sie werden, mehr und mehr in wirkliches Leben hinein zu wachsen scheinen, an ihnen haftet doch immer der wahre Reiz, und die Pflege dieses Ueberlieferten ist der Zug wirklichster Vornehmheit, dem man in Schlössern und Häusern begegnen kann. So auch hier.

Die Roccocozeit, draußen in der Welt seit hundert Jahren begraben, hier tritt sie uns in aller Aechtheit entgegen, und könnten die Gestalten aus ihren Rahmen heraustreten, sie würden sich nicht verwundert umschauen in diesen Räumen, in denen Stoff und Form, Schmuck und Kunst, alles beim Alten geblieben. Porzellanornamente, mit denen der Geschmack unserer Urgroßväter die Zimmereinrichtung zu verzieren liebte, haften noch in Gestalt von Knöpfchen und Täfelchen,

ein sehr merkwürdiger Bau. In einer alten Beschreibung Berlins und seiner Umgegend wird sie die „schöne Kirche zu Buch" genannt. Dieser Ausspruch mag statthaft gewesen seyn, als es in der ganzen Mark Brandenburg keine zehn Menschen gab, die eine häßliche Kirche von einer schönen unterscheiden konnten, in jener Epoche allgemeiner Geschmacksverirrung, wo man durch Laternenthürme und Kuppeln wie Butterglocken die einfach nobeln Formen der frühen Gothik, wie sie sich ganz besonders in den Feldsteinkirchen unserer Dörfer erhalten hatte, ersetzen zu können glaubte. Die Kirche zu Buch ist nicht schön, nur eigenthümlich ist sie, dabei stattlich, und von gewisser Entfernung aus gesehen, nicht ohne malerischen Reiz. Die Grundform ist ein griechisches Kreuz, aus dessen Mitte sich eine merkwürdige Mischung von Kuppel- und Etagenthurm erhebt. Suchen wir diese Bauart zu beschreiben. Jeder kennt jene Garten- und Speisepavillons, die sich in den Parkanlagen des vorigen Jahrhunderts in Rheinsberg, Monbijou und Sanssouci so vielfach finden, und die aus sechs oder acht korinthischen Säulen bestehen, die ein gewölbtes Dach tragen. Denkt sich der Leser drei solcher Pavillons, der eine immer kleiner als der andere, auf einander gestellt und den Säulenbau des untersten kreuzartig erweitert, so hat er ziemlich genau ein Bild

können. Der andere Raum ist hell und geräumig. Beide Theile der Gruft haben übrigens das gemeinsam, daß die darin aufgestellten Todten zu *Mumien werden*. Die hintere Gruftkammer beherbergt nur einen einzigen Sarg, in dem andern Gewölberaum aber befinden sich einundzwanzig Särge, von denen vierzehn zur Linken und sieben zur Rechten stehen; zwischen beiden ein Gang. In den vierzehn Särgen zur Linken sind Mitglieder der Familie Viereck (darunter der Minister und seine beiden Frauen) beigesetzt; die sieben Särge zur Rechten aber umschließen Mitglieder der Familie Voß.

Wodurch diese Mumificirung erfolgt, ist noch nicht aufgeklärt. Es herrscht keine Spur von Luftzug, aber es fehlt auch jene dumpfe Feuchte, die sonst an solchen Orten heimisch ist. Vielleicht ist es diese Trockenheit der Luft, die die Erscheinung erklärt. Die mumificirten Körper sehen weiß aus, sind verhältnißmäßig wenig eingetrocknet und zeigen noch eine gewisse Elasticität von Haut und Fleisch. Der hier zuletzt Beigesetzte ist der Staatsminister Otto Karl Friedrich von Voß. In den Sargdeckel ist eine Metalltafel eingelegt, die einfach den Namen und die Titel des Verstorbenen und die nöthigsten Daten (geb. den 8. Juni 1755 ꝛc.) trägt. Es ist dieß derselbe Otto Karl Friedrich von Voß, der zur Zeit der Hardenbergschen Verwaltung,

von Rheinsberg, heimlich, ohne Aufsehen und ohne Verletzung des Staatskanzlers sprechen zu können. Unmittelbar nach dem Tode Hardenbergs wurde Voß Präsident des Staatsraths und des Staatsministeriums. Mit jugendlichem Eifer stürzte er sich in die Geschäfte, aber es war ihm nicht vorbehalten, dauernd zu organisiren. Er überarbeitete sich, erkältete sich während einer Feuersbrunst, die gerade damals in Buch ausbrach, und zog sich einen Rückfall zu, als er seinen ersten Vortrag beim Könige hielt, zu dem er nicht anders als in Schuhen und Strümpfen hatte gehen wollen. Sein Tod war die Folge; er starb am 30. Januar 1823.

Der schwere eichene Sarg, der sich in dem dunkeln Hintergewölbe befindet, steht gemeinhin offen. Der daneben befindliche Deckel ist mit tausenden von schwarzen Nägelchen beschlagen, die sich bei näherer Untersuchung zugleich als eine Inschrift des Sarges ergeben. Die Entzifferung ist schwierig und ich kann nur für die annähernde Richtigkeit derselben bürgen. Die Inschrift lautet: „Der Hoch-Hochwohlgeborne Herr Herr Gerhard Bernhard Freiherr von Poellnitz, Erbherr auf Reschau (in Preußen), auf Buch, Caro und Birkholz (in der Mark), churfürstlich brandenburgischer Geheimer Kriegsrath, General-Wachtmeister und Oberstallmeister, Oberster im Dragoner-Regiment Goerner; residirte in Berlin, Cöln und Friedrichswerder, geboren 1617, gestorben den 2. August 1679.“ — Der völlig mumisirte Körper, der am ehesten einem mit einer dicken elastischen Ledermasse überzogenen Skelette gleicht, ist völlig unbekleidet und nur mit einem graumelirten Domino oder Reisemantel zugedeckt, an dem noch hunderte von Flittern wie aufgenähte Silberschuppen glitzern. Der Schädel ist groß und prächtig geformt, das Gesicht aber klein und von feinen Formen. Die Stirn zeigt eine Fraktur des Schädelknochens, wie es heißt in Folge eines Säbelhiebes, den der Freiherr in einer der Schlachten des dreißigjährigen Krieges empfing. Die Nasenspitze ist abgeschlagen. Das geschah bei folgender Gelegenheit. Die Franzosen, kurze Zeit nach der Jenaer Schlacht, kamen auch nach Buch und quartierten sich in die Kirche ein. Voll Uebermuth schleppten sie den Mumienkörper des Freiherrn aus der Gruft nach oben und begannen frivole Spiele mit ihm. Bei der Gelegenheit fiel er um und brach das Nasenbein. * Es ist in der That ein mehr denn fragliches Glück, der Nachwelt in dieser Form erhalten zu werden, und wir begreifen völlig die Empfindung einiger Mitglieder der Voß'schen Familie, die ihrem letzten Willen den Wunsch hinzugefügt haben: „Nur nicht in unsere Gruft!“ Gebhard Bernhard von Poellnitz übrigens, dessen Mumie in so wenig neidenswerther Weise eine Sehenswürdigkeit der Bucher Kirche geworden, ist durchaus nicht (wie so oft geschieht) mit dem Touristen, Kammerherrn und Memoirenschreiber Karl Ludwig von Poellnitz zu verwechseln, den Friedrich der Große durch die Worte: „ein infamer Kerl, dem man nicht trauen muß; divertissant beim Essen, hernach einsperren,“ ziemlich zutreffend charakterisirt hat und dessen Memoiren gegenüber doch der Ausspruch wahr bleibt: „sie sind leichter zu tadeln als zu entbehren.“ Gebhard Bernhard von Poellnitz war der Großvater des Memoirenschreibers und, wie es sich für einen General und Oberstallmeister geziemt, mehr ausgezeichnet mit dem Degen als mit der Feder.

Ein Zweifel, den nichts destoweniger der Freiherr Truchseß von Waldburg gegen den Muth und die soldatische Ehre des Oberstallmeisters erhob, führte zu einem der seltsamsten Duelle, die je gefochten worden. Die beiden Gegner trafen sich (1664) auf dem sogenannten „Ochsengrieß,“ einer Wiese in der Nähe von Wien. Sie hatten beide von Berlin aus diese Reise machen müssen, weil die vielen Duelle, die damals am brandenburgischen Hofe vorkamen, zu den allerschärfsten Erlassen gegen den Zweikampf geführt hatten. Das Duell sollte zu Pferde stattfinden und die Kugeln in möglichster Nähe a tempo gewechselt werden. Der Oberstallmeister ritt an den Freiherrn Truchseß heran und fragte ihn, ob er gesagt habe: er habe ihn (den Poellnitz) coujonirt und keine Satisfaction bekommen können. Truchseß antwortete: „Ja, das habe ich gesagt.“ Darauf wurden die Pistolen abgefeuert und in Gegenwart der Secundanten frisch geladen. Poellnitz fragte voll Courtoisie: „ob man die Pferde wechseln wolle,“ was Truchseß ablehnte. Man ritt nun in lebhaftem Schritt an einander heran und schoß auf nächste Distanze. Die Kugel des Truchseß streifte den Oberstallmeister über den Bauch, die Kugel des letzteren aber traf den Truchseß tödtlich. Er sank zur Seite und hielt sich mühsam im Sattel. Poellnitz fragte ihn jetzt: „Müsset Ihr nunmehro nicht zugestehen, daß Ihr mir Unrecht gethan und

* In einem andern märkischen Dorfe (Campehl, in der Grafschaft Ruppin) kam eine ähnliche Geschichte vor. Uebermüthige Franzosen schafften die Mumie des Herrn von Kalbutz aus der Gruft in die Kirche und begannen, in höllischer Blasphemie, ihn als Gekreuzigten auf den Altar zu stellen. Einem unter den Uebelthätern mochte das Herz schlagen. Als er beschäftigt war, die linke Hand festzunageln, fiel der erhobene Mumienarm zurück und gab dem unten stehenden Franzosen einen Backenstreich. Dieser fiel todt um; Schreck und Gewissen hatten ihn getödtet.

Eichenschnitzwerk an Kanzel und Altar, an Chor und Kirchenstühlen leiht dem Ganzen etwas Vornehmes, wenn auch freilich der Eindruck protestantischer Nüchternheit bleibt. In der Mitte wölbt sich die Kuppel, nicht ohne eine gewisse Stattlichkeit, aber der Bilderschmuck, den man innerhalb derselben versucht hat, hebt die günstige Wirkung zum Theil wieder auf. Ein Moses mit den zwei Sinaitafeln auf seinen Knien und eine büßende Magdalena, die ihren Fuß auf Drachen und Todtenkopf setzt, sind Leistungen, die auf eine mehr denn kindliche Stufe vaterländischer Kunst zurückweisen.

Der Ostflügel der Kirche bildet eine Art hohen Chor; Altar und Kanzel trennen ihn von dem Haupttheil völlig ab und nur zwei Treppen zur Rechten und Linken des Altars unterhalten die nöthige Verbindung. Es scheint, daß es die Absicht des Baumeisters war, hier Raum für eine Art Campo Santo, für eine marmorne Gedächtnißhalle zu schaffen, eine Annahme, die dadurch bestätigt wird, daß sich die bereits beschriebene Gruft unter diesem Theil der Kirche befindet. Den Intentionen des Baumeisters ist aber nur Einmal entsprochen worden. Ein einziges, allerdings sehr reiches und prächtiges Grabmonument erhebt sich an dieser Stelle, das von Glume herrührende Marmordenkmal des Ministers von Viereck. Zieht man den Geschmack jener Zeit in Erwägung, der in dem Hange nach geistreicher Sym-

Noch eine Stelle bleibt uns übrig, an die wir heran zu treten haben. Unter der Kuppel, genau in der Mitte der Kirche bemerken wir eine Vertiefung im Fußboden, als seyen hier die Ziegel, womit der Fußboden gepflastert ist, zu einem bestimmten Zweck herausgenommen und später wieder eingemauert worden. Wir bemerken nun auch, daß die Vertiefung die ohngefähre Länge und Breite eines Grabsteins hat, als sey es Absicht gewesen, hier eine Steintafel einzulegen. Wir stehen in der That an einem Grabe. Hier an dieser unscheinbaren Stelle wurde die schöne *Julie von Voß*, bekannt unter dem Namen Gräfin Ingenheim,* in aller Stille beigesetzt. Ihr letzter Wunsch war gewesen, *nicht* in die Mumiengruft der Familie gestellt zu werden. Ihr Wunsch wurde

* Die Beziehungen des Königs (Friedrich Wilhelms II.) zur Rietz-Lichtenau sind bekannt. Es lag dem Hofe daran, die allmächtige Favoritin zu beseitigen und die Huldigungen und Aufmerksamkeiten, die der König der schönen *Julie von Voß* erwies, schienen das bequemste Mittel dazu zu bieten. Julie von Voß aber war kalt und von einer, für jene Zeit wenigstens, herben Moral, die es verschmähte, die Nachfolgerin einer Madame Rietz zu seyn. Endlich gab sie nach, aber nur unter der Bedingung, daß sie dem Könige an die linke Hand angetraut werde. Diese Antrauung erfolgte. Der König indeß kehrte bald zu seiner lieben Rietz zurück und diese Demüthigung

erfüllt. Hier unter der Kuppel der Kirche ruht die schöne Frau in einsamer Gruft, sicher vor dem Auge zudringlicher Neugier, ja selbst der Theilnahme derer entzogen, die an dieser Stelle vorübergehen und keine Ahnung haben, was die Vertiefung in den Steinen des Fußbodens bedeutet.

Ueberall in Buch, in Kirche, Schloß und Park, begegnet der Besucher den Spuren der schönen Gräfin, allerhand Zeichen und Gegenständen, die leise an sie mahnen, aber nirgends ihrem Namen. Wie in Familien, wo das Lieblingskind stirbt, Eltern und Geschwister stillschweigend übereinkommen, den Namen des theuren Hingeschiedenen nie mehr auszusprechen, so auch hier. Eine Gruft ist da, aber es fehlt der Stein; aus reichen goldenen Rahmen heraus blickt in den Wohnzimmern des Schlosses ein Frauenbild, auffallend durch Schönheit und stille Majestät der Züge, aber die Kastellanin nennt den Namen nicht und nur das Doppelwappen zu Füßen des Bildes gibt andeutungsweise Aufschluß. Wir treten von dem Bilde hinweg und in den Park hinaus. Die eine der dunkeln Alleen führt uns an einen abgelegenen Platz, stiller, dunkler noch als der Park überhaupt. Edeltannen umschreiben ein Oval und scheiden es ab von dem Rest des Parks. Inmitten dieses dunkeln Eilands, das die Tannen bilden, erhebt sich ein Monument, dessen eine Seite ein sinniges Reliefbild trägt: der Engel des Todes hüllt eine Sterbende in sein Gewand; ihr Antlitz lächelt, während ein Kranz von Rosen ihrer Hand entsinkt. „Soror optima, amica patriae," so lautet die Inschrift. Aber der Name der geliebten Schwester fehlt.

Correspondenz-Nachrichten.

Wien, Oktober.

Ende der Theaterzeitung. — Warschau und Capua. — Dr. Görgen †. — Anastasius Grün und Bauernfeld. — Proceß Richter. — Die Verkündigung der Verfassung. — Theater.

Die Theaterzeitung hat sich doch nicht zu halten vermocht. Eine Probe von Dreivierteljahren lieferte den Beweis, daß die Zeit, worin Bäuerle etwas galt, auch in ihren letzten Nachzüglern sich verliert. Der Nachfolger Bäuerles hatte fürwahr seine Sache so gut gemacht, als sie sich fertig bringen ließ; die Romane waren dem jetzigen Zeitgeschmack so genau angemessen wie ein Rock vom Meister Gunkel, dem Hauptschneider Wiens, dem wähligsten Zierbold; an den brieflichen Mittheilungen, am Notizenkram und dem andern Füllsel war nichts auszusetzen, als was im Allgemeinen an solchem Gehack und Häckfel überhaupt auszusetzen ist, nämlich sein Daseyn selbst, oder vielmehr, um es ganz richtig und geradheraus zu sagen: die Ursachen seines Daseyns, die leidige Oberflächlichkeit, die zerfahrene Ungeduld des kränkelnden Denkvermögens. Das Theater mit sammt allem, was drum und dran hängt, steht eben nicht mehr im Vordergrunde der öffentlichen Theilnahme, und die Nachzügler aus der „gemüthlichen" Zeit sind, wie gesagt und jetzt bewiesen worden, vollends ausgestorben. Die Politik allein nimmt alles Dichten und Trachten in Anspruch, vollends jetzt, seit wir keinen Morgen vom Schlafe erwacht sind, ohne die Frage zu thun: ob heute wohl das amtliche Blatt die Entschlüsse des Kaisers in Betreff der Landesstatute verlautbaren werde? Jeden Abend sagte das Gerücht: „Die betreffenden Erlasse sind bereits gesetzt, und morgen früh werdet ihr sie in der Wiener Zeitung lang und breit lesen." Vom Inhalte macht sich ein jeder seine besondere Vorstellung, worauf ich nicht zurückzukommen brauche, da ich vor nicht langer Zeit erst die Standpunkte der Parteien bezeichnet habe, die seitdem unverändert geblieben sind, wenn auch, wie aus mannigfachen Zeichen erhellt, der verbissene Grimm in den Reihen der Chauvins des Umsturzes sich gesteigert hat. Sehr natürlich aus verschiedenen Ursachen erklärlich, vor allen wegen Warschau und Capua. Die Zusammenkunft in Warschau kommt zu Stande, und wie auch der neuliche Peersschub in Berlin thatsächlich ihre Bedeutung in unsern Vorstellungen abgeschwächt habe (um von den Anfechtungen durch bloßen Wortkram nichts zu sagen), dennoch gibt es selbst unter den entschiedensten Rothen, geschweige denn unter der Maagerschen Partei keinen, der zu behaupten wagte, die drei großen Monarchen Osteuropas würden zusammenkommen, um sich mit einander ganz gemüthlich auf den sandigen Boden der bis zum 20. Oktober fertigen Thatsachen zu stellen, um dort eine neue Grundveste zu legen. Was Capua betrifft, so haben dort die Sympathiephilister des Hauptschnappbahns eine schwere Niederlage erlitten, wenn auch er selber mit seinen Banden vom

ein Kranz von Rosen über ...
... amica patriae," ...
Aber der Name der geliebten ...

...chien.

... Grün mit Bauernfeld. — ...
... Theater.

Jeden Abend sagte das Gericht: ...
... sind bereits gezeigt, ...
der Wiener Zeitung lang ...
... sich ein jeder seine ...
... nicht zurückzukommen brauche, ...
... erst die Standpunkte der ...
... unverändert geblieben ...
... Zeichen erhielt, ...
... der Charakter des ...

mer der Irrenanstalt zu Döbling, worin Nicolaus Lenau die letzte Zeit seines thierischen Lebens zubrachte, nachdem sein geistiges bereits erloschen war. Die Leitung der Anstalt hatte Görgen (gegen eine Leibrente von 10,000 fl. jährlich) seit 1. Juli d. J. abgegeben; nothgedrungen nachdem Stephan Szechenyi, der seit einigen Jahren als freiwilliger Kostgänger in der Anstalt gelebt, sich erschossen, und der Vorsteher eine Rechtfertigung veröffentlicht hatte, die billige Bedenken gegen den unversehrten Bestand seiner eigenen Verstandeskräfte anregte. Wegen des traurigen Vorfalles schwebte eine Untersuchung, und es scheint, daß Görgen in Anklagestand gesetzt werden sollte, aber nicht wegen eines Verbrechens, sondern wegen eines Vergehens. Der Unterschied ist wohl zu merken; ein Vergehen im Sinne des Gesetzbuches zieht keine entehrende Strafe nach sich. Der Tod hat in Bezug auf die Gerichte das Verfahren überflüssig gemacht, indessen soll die Wittwe auf Fortsetzung dringen, um das Andenken des Verstorbenen vom Verdacht zu reinigen. Görgen war, lange bevor Lenau und Szechenyi ihn in's Schlepptau der Berühmtheit genommen, eine Stadtfigur durch seinen leiblichen Umfang. Sein Aussehen erinnerte an den unsterblichen Sir John. Auch bei ihm ließ sich mit dem Prinzen die Frage stellen: „Konnte so viel Fleisch kein bischen Leben halten?“ Er war höchstens 46 Jahre alt, als er starb.

Zu den hervortretenden Zwischenfällen des Alltagslebens gehörte dieser Tage ein Gedicht, (sit venia verbo!) das Bauernfeld an Anastasius Grün gerichtet. ...

der Betrachtung, daß Anastasius Grün und Bauernfeld seit dreißig Jahren gute Gesellen waren, die sich auf dem über allem Parteistreit erhabenen Boden der edeln Kunst verträglich zusammenfanden. Es ist ein beklagenswerthes Zeichen unserer wirren wilden Zeit, daß die Parteiwuth sich in den heiligen Hain einschleichen kann, um die Gemüther zu erhitzen. Das eben angeführte Beispiel steht leider nicht vereinzelt und wird auch schwerlich das Capitel dieser trüben Erfahrungen schließen.

In kurzer Frist, am 5. November, steht eine öffentliche Gerichtsverhandlung bevor, welche Licht über dunkle Begebenheiten zu verbreiten geeignet scheint: das Schlußverfahren in Sachen des ehemaligen Direktors der Creditgesellschaft, Richter. Ueber seine Verhaftung habe ich schon vor ziemlich langer Zeit berichtet. Für jetzt sey nur erwähnt, daß die Anklage gegen ihn im Zusammenhang mit den Unterschlagungen steht, deren Freiherr v. Eynatten, welcher sich im Gefängnisse selbst entleibt hat, beschuldigt wurde. Die Summen, um welche der Staat verkürzt wurde, drücken sich in nicht weniger als in sieben Zahlstellen aus. Verwickelt sind viele Personen, wenigstens durch ihre Namen, in das Verfahren. Auch noch anderweitige Ursachen wirken mit, um eine Neugierde zu erregen, deren fieberhafte Spannung selbst durch den Blick auf die bevorstehende Zusammenkunft in Warschau und auf die erwartete Verkündigung der Landesstatute nicht gemildert wird.

* * *

Wien, 24. Okt. ...

Ich stellte überall die überflüssige Frage, was es gebe, und erhielt regelmäßig die Antwort: „Constitution." Das Wort würde mich erschreckt haben, wenn ich nicht seit zwei Tagen mit Bestimmtheit gewußt hätte, daß von einer Constitution nach französischem Zuschnitt nicht die Rede seyn könne. Eine Verfassung ist es, die wir erhalten haben, eine ständische, welche die Rechte der Vertretung auf alle Klassen der bürgerlichen Gesellschaft ausdehnt, ohne die geschichtlichen Rechte der Kronländer und einzelner Stände zu beeinträchtigen. Als allgemeiner Mittelpunkt für die Reichsangelegenheiten bleibt der verstärkte Reichsrath im Sinne des offenen Briefes vom 5. März. Auf die Einzelheiten gehe ich natürlich nicht ein; diese hat zur Stunde, da ich schreibe, die Nadel am elektrischen Drahte schon in alle Welt hinauspunctirt, zur Freude aller wahren Freunde des großen deutschen Vaterlandes, die ein starkes und von den verderblichen Fesseln des polizeilichen Zwanges und der Schreiberwillkür befreites Oesterreich wollen, wie zum Verdruß der Umsturzpartei und ihrer unbewußten Werkzeuge, deren Verlangen nach einem sogenannten Reichstag stand, der — aus Urwahlen nach Kopfzahl und Schatzung hervorgegangen — die heillose Verwirrung von 1848 auf's neue herbeigeführt haben würde. Auf eine solche Form der Vertretung waren allerdings die Hoffnungen der zahlreichen Klasse von Sympathiephilistern gerichtet, woran es in Wien so wenig fehlt als anderwärts. Ich habe heute auf der Gasse manche bezeichnende Aeußerung darüber im Fluge erhascht. Der zehnte Mensch, den man auf der Gasse sah, war mit einer Wiener Zeitung bewaffnet, und mancher klagte, daß wir keine „Constitution" erhalten hätten. Das ist gerade nur natürlich in einer Zeit, wo Garibaldi und Victor Emanuel die volksthümlichsten Namen sind und dem Volke allerlei Rotteck-Welckerische Brocken unverdaut im Magen liegen.

Mit der Verkündigung der Verfassung bringt die Wiener Zeitung gleichzeitig eine Reihe von Handschreiben des Kaisers, welche sich theils auf Ausführungsmaßregeln beziehen, theils wichtige Ernennungen und andere Personalien enthalten. Die von den Landtagen zu stellenden Reichsräthe sind auf die Zahl von hundert erhöht. Ein Kriegsministerium ist errichtet und Graf von Degenfeld-Schomburg damit betraut. Erzherzog Albrecht gibt seine hohe Stellung in Ungarn auf und übernimmt die Führung eines Heerkörpers unter Benedek. Diese Selbstverleugnung des Prinzen wird sehr hoch angeschlagen. Der tapfere Benedek wird des Kaisers Feldhauptmann in Wälsch-Oesterreich, auf einem Posten, wo er demnächst Gelegenheit erhalten dürfte, seinen vergeblichen Erfolg von San Martino (am linken Flügel bei Solferino) zu einem Siege zu vervollständigen, um nachzuholen, was nach der Schlacht von Novara vor bald zwölf Jahren versäumt wurde.

Da sich der Kaiser auch als König von Ungarn wird krönen lassen, so dürften die Magyaren wohl zufriedengestellt seyn, was ihnen jetzt von Herzen zu gönnen, da ja alle andern Kronländer in ihre Rechte wiedereingesetzt werden und von ihrer Selbstständigkeit gerade nur so viel abgeben, als für die Einheit des Kaiserreichs nothwendig erscheint. Nur die Ultra-Magyaren werden nicht ganz einverstanden seyn, weil die von ihnen so heftig angefochtene Selbstständigkeit des Königreichs Kroatien und des Großfürstenthums Siebenbürgen gewahrt bleibt. In Bezug auf die serbische Woiwodschaft und auf das Temeser Banat wird der Kaiser eine Umfrage erheben lassen, um danach ihre Verhältnisse später zu regeln, d. h. zu entscheiden, ob sie dem Königreiche Ungarn einzuverleiben seyen oder nicht.

Heute geht der Kaiser nach Warschau ab, wo die drei Monarchen sammt ihren Ministern zusammentreffen werden. Nur Freiherr von Schleinitz (der neue Haugwitz) wird fehlen. Die Erkältung, welche ihn in Berlin zurückhält, wird vielfach für einen Vorwand gehalten. Man meint, daß nicht ein Schnupfen ihn befallen, sondern er sich durch die Beschlüsse verschnupft fühle, welche — auf diplomatischem Wege bereits vereinbart — zu Warschau verbrieft und besiegelt werden sollen. Wir wollen hoffen, nicht nur daß diese Angaben richtig seyen, sondern auch daß sothane Beschlüsse Hand und Fuß haben. Sollten sie bloß dahin zielen, den Frieden durch furchtsame Zugeständnisse an fertige Thatsachen zu erkaufen, so würden dadurch die Maulwürfe, deren aufgeworfene Haufen wir überall erblicken, einen Freibrief erhalten, den gehörig auszubeuten diese Wühler schwerlich versäumen dürften, unterstützt, wie sie sich wüßten, vom großen Schnapphahn in Neapel, vom größeren in Turin und vom größten Politicus an der Seine. Einstweilen scheinen die Zeichen gut zu stehen. Stünden sie nicht gut, so hätte ja unser Kaiser keine Wahl gehabt, als entweder den Belagerungszustand über sein gesammtes Reich zu verhängen oder sich zu den unvernünftigsten Zugeständnissen herzugeben, wie sie auf Kosten der allernächsten Zukunft einem kranken Gemeinwesen für eine kurze Spanne Zeit einen falschen Anstrich frischer Lebendigkeit verleihen.

Das Burgtheater hat vor mehreren Wochen Kleists Prinzen von Homburg wieder vorgeführt, der vor vier Jahrzehnten nach einer oder zwei Darstellungen „aus Rücksicht auf das Militär" zurückgelegt werden mußte. Zu jener Zeit war ein Prinz von Homburg, wenn nicht bereits Hofkriegsrathpräsident, so doch nahe daran es zu werden, und der soll Anstoß daran genommen haben, daß der Dichter einen Sprößling des fürstlichen Hauses, und dazu noch einen hohen Offizier, öffentlich vor den Augen von Weibern und Civilisten sich vor dem Tode fürchten ließ. Man schien es für unzulässig zu halten, wenn die Vorstellung aufkäme, daß einen Soldaten jemals derlei menschliche Schwächen anwandeln könnten. Gegenwärtig ist man hierorts in dieser, gleichwie in so mancher andern Beziehung weniger empfindlich, zweifelsohne aus ähnlichen Ursachen, wie man in körperlicher Rücksicht sich weniger vor der Zugluft und den Einflüssen der Witterung überhaupt fürchtet, seit das frische Wasser und die Bewegung in

erwachend aus dem Siegesrausch und aus dem seligsten Traum erwiderter Liebe. Eine solche Möglichkeit ablehnen wollen, heißt nichts anderes als behaupten, das Menschenherz laufe ohne Abweichung in einer streng vorgezeichneten Bahn wie Mond und Sterne. Ich sage mit gutem Vorbedachte nicht: wie eine Uhr oder sonst ein Werk der Mechanik, denn Uhren und andere Mechanismen unterliegen mancherlei Abweichungen. Die eigentliche Frage kann sich also nur darum drehen, ob der Dichter Recht und Fug gehabt habe, seinen Helden durch eine solche Verirrung zu führen? Durch eine solche Fragestellung aber wird — wenigstens kommt es mir so vor — die Antwort von selber gegeben, man müßte denn beweisen, daß Heinrich von Kleist kein ächter und rechter Dichter gewesen. Einen solchen Beweis zu führen dürfte wohl auch der spitzfindigsten Kritik nicht gelingen. Der Dichter ist schon viel zu lange todt, als daß ein Parteigänger noch irgend einen auch nur vorübergehenden Erfolg gegen ihn erfechten könnte, von der Art etwa, wie sie gegenwärtig im Süden Europas gegen die lebendigen Grundsätze des unwandelbaren Rechtes

meister von Nürnberg" auf dem Burgtheater zum Besten der Invalidenstiftung dargestellt werden. Die Vorstellung ward urplötzlich abgesagt, „weil Anschütz krank geworden." Das Stadtgerücht dagegen behauptet: das Stück sey noch in der letzten Stunde beanstandet worden und die Krankheit des greisen Künstlers nur ein Vorwand. Vor der Hand dürfte die Wahrscheinlichkeit dieser Angabe noch in Frage stehen. Freilich ist wahr, daß Anschütz schon einmal krank werden mußte, und zwar nach der ersten Vorstellung eines Werkes, das seitdem ganz beseitigt wurde; aber damals hatte sich die Darstellerin einer Rolle, deren Anstößigkeit beim Lesen in milderem Lichte erschienen, befleißigt, durch eine allzu grelle Darstellung die abstoßende Wirkung zu erhöhen. Derlei wäre bei einem Werke vom Dichter der Amaranth nicht zu befahren. Unter der Larve des Gerüchtes könnte sich leicht ein Wunsch verbergen, ein impium desiderium; Redwitz hat viele Widersacher, die — so viel an ihnen liegt — ihn nicht zur Geltung wollen gelangen lassen. Uebrigens kann es nicht lange währen, bis wir erfahren, was am besagten Gerüchte ist.

Schlachtfeld bis nach Neapel lief und sich sofort nach England einschiffte, ist von seinem bedenklichen Kanonenfieber wieder völlig genesen.

Trotz der ungünstigen Erfahrungen des Sommers, entwickeln die Londoner Theaterdirektoren eine bedeutende Rührigkeit. Wir haben gegenwärtig nicht weniger als drei Opern, eine englische und eine italienische in Her Majesty's und eine englische im Coventgardentheater, letztere unter der Leitung des Herrn Harrison und der Miß Pyne. Gye, der mit seinem Concurrenten Smith nach wie vor auf dem gespanntesten Fuße steht, hat für den Moment das Feld geräumt, trifft aber großartige Vorbereitungen für die nächste Season. In „Old Drury" hat die Wintercampagne vorigen Montag begonnen, und zwar unter dem Management des allumfassenden Smith, dem seine zwei Opern nicht genügen. Er hat eine Menge tüchtiger Schauspieler, Komiker wie Tragiker, gewonnen, und so weit man jetzt urtheilen kann, ist der Erfolg in finanzieller Beziehung zum mindesten sicher gestellt. Unter andern ist auch Charles Kean nebst seiner Gattin für einige Nächte engagirt und wird in seinen besten Shakespeareschen Rollen auftreten. Charles Kean hat es durch seine unermüdlichen Anstrengungen bekanntlich erreicht, daß er für den ersten lebenden Tragiker Englands gilt. Seit dem Tode Douglas Jerrolds, der in das allgemeine Lobconcert nicht einstimmen wollte, gibt es hier keinen Kritiker, der Charles Kean nicht seinem genialen Vater Edmund Kean an die Seite setzte. Ich fürchte, das Verdikt der Nachwelt wird anders lauten wie das der Mitwelt. Kean liebt das Puffen zu sehr, um nicht von vornherein den Argwohn Unbefangener zu erregen. Wo sich eine Gelegenheit bietet, drängt er sich vor das Publikum, ein Beweis, daß er selber nicht recht an die siegreiche Macht seiner Talente glaubt. Und hat er uns nicht schon mit einer voluminösen Autobiographie (die freilich nicht unter seinem Namen erschienen ist) und mit einer weitläufigen Geschichte seiner Leistungen als Manager des Princeßtheaters beschenkt? Wie er sich die Freundschaft der Theaterkritiker erwirbt, das zeigt folgendes Beispiel. Vor ungefähr zwei Jahren enthielt der Town Talk, ein seitdem verstorbenes Witzblatt, einen scharf geschriebenen Artikel über Kean. Kaum hatte der ehrgeizige Schauspieler den Aufsatz gelesen, so schickte er dem Verfasser eine Einladung zu einem reichen Diner zu und schmeichelte ihm so geschickt, daß der Kritiker (Yates) in einen begeisterten Lobhudler verwandelt wurde. Es sey übrigens ferne von mir, die Verdienste, welche Kean um das moderne englische Drama hat, abzustreiten. Nur soll man ihn nicht mit Künstlern vergleichen, von denen ihn die breite, unübersteigliche Kluft trennt, welche das Genie von dem Talent scheidet.

Auf dem Gebiet der periodischen Literatur herrscht ein wunderbar reges Leben. Thackerays „Cornhill Magazine" ist für den Gründer eine solche Goldmine geworden (es hat gegen 100,000 Abonnenten), daß wir uns nicht wundern können, wenn die Plane zu ähnlichen Unternehmungen wie Pilze aus dem Erdboden hervorschießen. Für den Januar 1861 sind bereits drei neue Monatsschriften angekündigt. Unter andern beabsichtigt Sala, einer der populärsten unter den jüngeren englischen Schriftstellern, ein „Magazin" herauszugeben. Sala war früher Mitarbeiter der Dickens'schen „Housholdwords" und schrieb sich damals so in den Styl von Dickens hinein, daß seine Beiträge häufig mit denen des Redakteurs verwechselt wurden. Später schloß er sich an Thackeray an und copirte dessen Styl mit dem nämlichen Erfolg, wie er vorher den Styl Dickens copirt hatte. Man sieht, er besitzt mehr Nachahmungstalent als Originalität. Seine Fruchtbarkeit ist fabelhaft. Binnen der letzten vier Jahre hat er ein Werk über Rußland, drei Bände Londoner Skizzen (die mit seinem Porträt geschmückt sind), eine längere Arbeit über Hogarth (im Cornhill Magazine) und unzählige in verschiedenen Wochenblättern zerstreute Aufsätze und Novellen geliefert und sich dabei noch als Schauspielerdilettant und als öffentlicher Vorleser versucht. Die Jagd nach Ruhm und Geld hat eben ihre Schwierigkeiten und erlaubt keine Ruhe und keine Rast.

Die Klopfgeister machen uns noch immer viel zu schaffen. Aber es ist endlich zu hoffen, daß dem Unfug bald ein Ziel gesteckt wird. Reynolds, der Herausgeber des verbreitetsten unter den hiesigen politischen Wochenblättern, hat nämlich Home und den Rest der Media in der Presse aufgefordert, entweder in seinem (Reynolds) Hause, oder in irgend einem öffentlichen Lokale, für das er bezahlen will, Geister zu beschwören, Tische in die Luft zu heben und die sonstigen Geisterkunststücke zu produciren. Weigern sich die „Media," so verdammen sie sich selber, nehmen sie aber die Herausforderung an, so wird es leicht seyn, den Humbug aufzudecken. Jedenfalls ist es gut, daß einmal etwas geschieht, denn die Apostel des Spiritualismus (lucus a non lucendo) haben schon Tausenden von Leuten nicht nur das bischen Verstand aus dem Kopfe, sondern auch das Geld aus der Tasche gelockt, was, beiläufig, ohne die verachtende Neutralität der Männer der Wissenschaft wohl nicht möglich gewesen wäre.

Paris, Anfang Oktober.

(Schluß.)

Porträts. — Arbeiten der römischen Pensionäre. — Weinernte. — Der Prinz von Aquila. — Seelenmesse für Pimodan.

In der Auslage der Kunsthandlung Goupil auf dem Boulevard Montmartre sind die Bildnisse der Personen zu sehen, die in Italien gegenwärtig eine Rolle spielen. Inmitten dieser Herrschaften in reich gestickter Uniform nebst Band und Ordensstern tritt einem eine eigenthümliche Gestalt entgegen, in rothem Hemde, mit rothem Barte und kleinen lauernden Augen. Sie haben Garibaldi erkannt; Schlauheit und verwegene Energie beherrschen diese Züge; sie sind fein gezeichnet, aber starr und ermangeln aller Distinktion; auch fehlt ihnen der Widerschein einer höheren Intelligenz. Diese belebt dagegen die etwas massiven Gesichtsformen Cavours; die fest zusammengepreßten Lippen und das grelle Auge deuten auf leidenschaftliche Heftigkeit. Zwischen beiden erscheint vermittelnd die allbekannte Physiognomie Napoleons III.; keine Muskel zuckt, in eisiger Kälte scheint jeder Nerv erstarrt; man glaubt eine Maske von Bronze zu sehen, bis in den tief liegenden Augen sich das innere, ruhig fortglimmende und schaffende Leben enthüllt. Mit Freuden begrüßen wir Franz Joseph von Oesterreich, treuherzig, bieder, mit hellem Verstande, und gleichsam ängstlich im Winkel versteckt, erblickt man den jungen König von Neapel, mit regelmäßigen Zügen, die von bourbonischem Blute zeugen; ein schmerzlicher Ausdruck gibt dem jugendlich blühenden Antlitz Interesse. Statt der Kaiserin Eugenie bekommen wir die Königin Marie Christine von Spanien zu sehen; die vielen Stürme, welche über ihr Leben hereingebrochen sind, haben ihre Gesundheit unangetastet gelassen; kaum vermag das Mieder die üppigen Formen zu bändigen; den Zügen hat, trotz dieser exuberanten Fülle, der Künstler einen Reiz zu verleihen gewußt, der auch wohl dem Original nicht fehlt, obgleich es schon lange her ist, daß man ihre Schönheit pries. Bei Goupil habe ich auch das erste Bildniß des kaiserlichen Prinzen gesehen, welches gleicht. An und für sich ist es ein anmuthiges Lockenköpfchen, obgleich hier etwas stark idealisirt; was aber die Erscheinung besonders anziehend macht, ist der heitere Blick, womit das unter Stürmen geborene und aufgewachsene Kind in die Welt schaut, wo es einstens manch heißen Kampf bestehen wird. Wenn der Prinz Malmaison besucht hat, so ist ihm wohl die Statue des Königs von Rom gezeigt worden, ein Kind, wie der Prinz jetzt, mit langen lockigen Haaren; die Augen und die gefalteten Händchen flehen den Himmel an, der Himmel aber hat sein Gebet nicht erhört. Es ist eine Statue von carrarischem Marmor, die im Peristyl aufgestellt ist, zwischen vier jonischen Säulen. Vom Herzog von Bordeaux und vom Grafen von Paris wird ihm schwerlich ein Bildniß unter die Augen kommen, allein später werden ihm ihre Namen genannt werden und oft in seinen Träumen auftreten.

Als ich oben versprach, Sie in diesem Jahre nicht wieder in das palais des beaux arts zu führen, hatte ich nicht überlegt, daß die Sendungen der französischen Malerakademie in Rom noch nicht eingetroffen waren. Das Bedeutendste darunter ist die Hinrichtung des Märtyrers St. Hippolyt, von Giacometti. Die Pariser Schule treibt die Kirchenmalerei im Allgemeinen nur als Handwerk. Man kann immerhin auf gut Glück eine Scene aus dem Leben Jesu, einen der vier Evangelisten, einen der in Frankreich besonders gefeierten Heiligen fertig machen, wenn eben nichts besseres zu machen ist; früh oder spät findet das Absatz. Die Regierung bestellt alljährlich ein gewisses Quantum von diesen Gegenständen für die Departements, und mit einiger Protektion gelingt es Einem wohl, eine Kreuzigung, eine Kreuzabnahme, einen Petrus oder Johannes unterzubringen. Besonders gesucht sind die Madonnen; für Notre Dame hat man in Paris und in ganz Frankreich eine Devotion, wie sie nicht inbrünstiger in Italien gefunden werden kann. In Lyon versäumte der Kaiser der Franzosen nicht, Notre Dame de Fourvières seine Aufwartung zu machen, er hätte sonst in Croix rousse nicht die enthusiastische Aufnahme gefunden, über die sich die Rothen so sehr geärgert haben. In dem Bilde, welches er am Ende seines fünfjährigen Aufenthaltes eingesendet — mit dem fünften Jahre ist das Stipendium abgelaufen — beweist Giacometti, daß er seine Zeit nicht verloren, daß er fleißig copirt und sich die Hand geübt hat, daß er ein flinker Maler geworden ist, der sich an alles wagen kann, an Menschen, Thiere und an Architektur, und bei dem die Leiden des Märtyrers, der von zwei wilden Hengsten über die Straße geschleppt wird, nur schwache Sympathien geweckt haben. Als Probe seines dreijährigen Fleißes zu Rom hat der junge Clément einen netten vierzehnjährigen Burschen in Oel gemalt, der nackt, aber in anständiger Haltung auf dem blumigen Rasen kauert, und mit freudigem Lächeln ein Nest voll schreiender junger Amseln füttert; etwas zu rosig gehalten, durch Anmuth und Frische ansprechend. Obgleich hie und da ein guter Baumschlag, ein ausdrucksvoller Kopf zum Vorschein kommt, so ist im Ganzen das übrige unbedeutend und die jungen Pensionäre der französischen Akademie zu Rom hätten dieß alles eben so gut zu Paris gemacht; jedenfalls wäre ein Abstecher auf ein Jahr nach Düsseldorf und München nicht überflüssig gewesen. Allein Gallien ist in Sprache und Kunst noch immer dem alten Rom unterthan.

Bei der Rückkehr von seiner Reise nach dem südlichen

Frankreich und Algerien fand der Kaiser der Franzosen die vier Pferde vor, die ihm der Kaiser aller Reußen zum Geschenk geschickt hatte. Sie waren während seiner Abwesenheit eingetroffen und wurden sammt ihren Führern im Hôtel des cent gardes einquartiert. Während dieser ganzen Zeit fanden letztere eine sehr gastfreie Aufnahme bei den Hundertgarden und man trank eifrigst und pflichtschuldigst auf das Wohl der beiden respectiven Souveräne. Als Napoleon III. nach Saint Cloud zurückgekehrt war, ließ er sich die vierbeinigen Russen vorstellen nebst den zweibeinigen; den vier Subalternen schenkte er eine goldene Uhr nebst Kette, der Brigadier erhielt eine Banknote von fünfhundert Franken. Sie haben nun ihre Rückreise nach Petersburg angetreten und werden noch lange von der Wunderstadt Paris reden, von ihren endlosen Boulevards und ihren herrlichen Weinen. In dieser Beziehung kamen sie im besten Zeitpunkte; wir hatten hinter einander mehrere gute Ernten; leider läßt sich von der dießjährigen nicht das nämliche rühmen. „Morgen herbsten wir," sagte mir gestern, Sonntag, ein Winzer zu Saint Ouen; „die Trauben dauern Einen, wenn man sie ansieht; wir machen dieses Jahr nichts als Piquette und werden froh seyn, wenn wir vier Sous für das Litre bekommen." Aus dem Süden kommen die Nachrichten günstiger; dort wird ein sehr trinkbares Gewächs erzielt werden, nach den köstlichen Trauben zu urtheilen, die wir von den Rhoneufern und aus einigen Departements erhalten, welche von der Garonne bewässert werden.

Am Sturze des Hauses Bourbon in Neapel ist jetzt wohl nicht mehr zu zweifeln. An und für sich und durch die Mittel, die man angewendet, ist es eines der bedeutungsvollsten Ereignisse der Neuzeit. Der Prinz von Aquila ist hier eingetroffen; er hat ein Hotel im Gehölze von Boulogne gekauft, das er fürstlich dekoriren und möbliren lassen will. Der bekannte Künstler Gerome ist mit dem Ausmalen der Appartements beauftragt worden; für die Ornamentation und Vergoldung der Zimmerdecken sollen für 50,000 Fr. Goldblätter bestellt werden. Das Gehölz von Boulogne ist ein ganz artiger Aufenthalt, indeß wird der Prinz Neapel oft vermissen. Statt der Orangebäume findet er hier Birken, Fichten und verkrüppeltes Eichengestrüpp; für den Vesuv ist der Mont Valérien ein schlechter Ersatz, und es ist selbst noch keinem Pariser Feuilletonisten in den Sinn gekommen zu sagen: „Voir le bois de Boulogne et puis mourir." Ein anderer Bruder des verstorbenen Königs von Neapel, der Prinz von Syrakus, ist gleichfalls hier angekommen; er kennt Paris bereits von seinem letzten Aufenthalt im Jahr 1848 her. — In Notre-Dame sind die Exequien für Herrn von Pimodan gehalten worden. Cardinal Morlot, Erzbischof von Paris, hielt das Amt. Der ganze Faubourg St. Germain war zugegen. Daß aufrichtige Thränen während des Gottesdienstes geflossen sind, wird man gern glauben: die Schlacht bei Castelfidardo hat nicht allein über das Schicksal von Mittelitalien entschieden; man hatte von der Schilderhebung der katholischen Mächte geträumt; vielleicht hoffte man eine Reaction in Frankreich selbst zu bewirken, und alle diese Wünsche und Pläne wurden durch einen einzigen Schlag vernichtet, und Monsieur Bonaparte, wie der Kaiser der Franzosen in der adeligen Vorstadt betitelt wird, behauptet das Feld. General Lamoricière wird von seiner Familie erwartet; seiner Rückkehr nach Frankreich steht nicht das geringste Hinderniß im Wege. Sein Feldherrnruf hat übrigens durch die Niederlage, die er einem fünffach überlegenen Feinde gegenüber erlitten, nicht das geringste von seinem Glanze verloren. Morgen, Dienstag, wird in der Kathedrale von Orleans ein Trauergottesdienst für die bei Castelfidardo gebliebenen Helden gehalten werden, wie die katholischen Blätter melden. Monseigneur Dupanloup wird die Leichenrede halten. Wenn sie im Druck erscheinen darf, werde ich nicht ermangeln, etwas darüber zu sagen. Wenn auch in politischer Hinsicht der Redner sich in Acht nehmen muß, so haben wir doch jedenfalls ein Meisterwerk zu erwarten, denn der Bischof von Orleans ist, wie bekannt, ein trefflicher Redner und kann es als Stylist selbst mit Villemain aufnehmen.

Der Schlachtenlärm, der jetzt wieder Europa erschüttert, nachdem wir kaum durch die bekannten Worte: L'empire c'est la paix, waren beruhigt worden, hat einen Statistiker veranlaßt zu berechnen, wie viel Menschen seit Erschaffung der Welt — nach der mosaischen Zeitrechnung — der Krieg gewürgt hat, und er hat, nach den von den Geschichtschreibern aller Völker angegebenen Ziffern, die ungeheure Zahl von 1500 Millionen zusammengebracht.

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 46. 11. November 1860.

> Qui n'aurait pitié de ce peuple? Les Russes des classes élevées vivent aujourd'hui sur des préjugés, sur une ignorance qu'ils n'ont plus. — S'oublier, s'étourdir, tel est le but apparent de toutes les existences. C'est un phénomène moral dont on ne peut être témoin sans verser des larmes.
>
> La Marquis de Custine.

Russisches Treiben.

Aus einem größeren erzählenden Gedichte * von Emanuel Geibel.

Wenn Wald und Haide junges Grün gewinnen,
Das Veilchen schüchtern aus dem Grase sieht,
Die Wolken segeln und die Bäche rinnen,
Und hoch der wilde Schwan im Blauen zieht,
Da wacht dem Deutschen in Gemüth und Sinnen
Alljährlich auf der alten Sehnsucht Lied,
Ein leis' Erinnern fühlt er in ihm wogen,
Daß einst sein Stamm von fern in's Land gezogen.

Und wieder möcht' er wandern, schweifen wieder
Nach traumverheißnem Glück auf fernen Au'n,
Bald nordwärts, wo umschwärmt vom Seegefieder
Auf's Meer basalt'ne Pfeilergrotten schau'n,
Gen Mittag nun, wo sanft in's Thal hernieder
Um Lorbeerwipfel sonn'ge Lüfte blau'n,
Und über's Grab uralter Heldenzeiten
Den blühenden Teppich Ros' und Rebe breiten.

Das zog den Angelsachsen über's Meer,
Das ließ, ob blutig auch um solch Gelüsten
In welsche Grüfte sank manch deutsches Heer,
Stets neuen Römerzug die Kaiser rüsten;
Das trieb mit blanker Waar' und blanker Wehr
Der Hansa segelnd Volk zu Lieflands Küsten,
Das läßt noch heut, wo dumpf die Stämme fallen,
Im Urwaldrauschen deutschen Gruß erschallen.

Die Fremde lockt uns all. Und wem an's Haus
Der Fuß gebannt, der schickt auf luft'ger Schwinge
Den Wolkenpilger, den Gedanken, aus,
Daß forschend er, was draußen liegt, durchdringe.
So zieht noch heut erobernd fern hinaus
Der deutsche Geist, im weitgezognen Ringe
Sich an des fernsten Auslands Wundergaben
Vertraut und allempfänglich zu erlaben.

Zu Theil ward uns die echoreiche Brust
Vor allen Völkern. Hell, wohin wir schritten,
Klang's in uns nach. Des Griechen Schönheitslust,
Des Römers Hochsinn, den Humor des Britten,
Des Spaniers Andachtsglut und Ehrenblust,
Des Franzmanns Witz und leichtgefäll'ge Sitten,

* Vergl. Geibels Neue Gedichte S. 279. ff. — Zu besserem Verständniß des mitgetheilten Gesanges sey hier nur gesagt, daß im Vorhergehenden Julian, der in Deutschland geborene und erzogene Sohn Valers und Annas, nachdem er im Alter von sechzehn Jahren plötzlich beide Eltern verloren, von seinem Oheim, dem Grafen Paul, nach Rußland beschieden worden war.

Des Patriarchen Glück, der in den Landen
Des Aufgangs schweift — wer hat's wie wir verstanden?

Das Leben aller Weltgeschlechter schlossen
In unsres wir. Wir haben kühngemuth
Den fremden Geist in deutsch Gefäß ergossen,
Die fremde Form durchströmt mit deutschem Blut.
Da ward, im Ringen tiefer nur genossen,
Zum Eigenthum uns das entlehnte Gut.
So ist der Vers auch dieses Liedes hier
Des Südens Kind, und doch gehört er mir.

Doch wohin schweif' ich? Redet' ich doch nur
Von deutscher Wanderlust, um zu erzählen,
Daß unser Held auch ihre Macht erfuhr,
Und Zeit nicht fand, sich um sein Loos zu quälen,
Als er nun rasch an Wald, Gebirg und Flur,
Bethürmten Städten, Brücken, Wappenpfählen
Vorüberflog, und jede Sonn' im Steigen
Bestimmt schien, neue Wunder ihm zu zeigen.

Die bunte, wechselvolle Gegenwart,
Drin Bild auf Bild sich drängte sonder Bleiben,
Besing ihn ganz. Doch denk' ich seine Fahrt
Hier nicht als ersten Weltgang zu beschreiben;
Ihr lest schon ohnedieß genug der Art,
Seit als Geschäft selbst Frau'n das Reisen treiben;
In's Steppenschloß geleit' ich euch statt dessen,
Das ihr, so hoff' ich, noch nicht ganz vergessen.

Dort war die Gräfin — ich erwähnt' es schon —
Gestorben, und mit ihr zu Grab gegangen
Die Zeit der milden Herrschaft, da ihr Sohn,
Graf Paul, nicht mit dem Erb' ihr Herz empfangen.
Das seine scheint geformt aus rauhem Thon;
Im Handeln rücksichtslos wie im Verlangen,
Ist er gewohnt nach Willkür nur zu schalten,
Was kleine Seelen gern für Stärke halten.

Stets unberechenbar wie Wind und Flut,
Die bös nicht sind, doch unheimliche Mächte,
Weil kein Gesetz in ihrem Stürmen ruht,
Herrscht er, umbangt vom Schwarm leibeigner Knechte.
Sie wissen, wallt in Leidenschaft sein Blut,
Kein Maß dann kennt er, fragt nach keinem Rechte,
Und zeigt er Güt' und Großmuth oft zum Staunen,
Auch die sind blind wie eines Raubthiers Launen.

Zwar trägt er kurz verschnitten Bart und Haar
Und statt des Pelzgewands den Rock der Franken;
Doch sonst, als eingewurzelter Bojar,
Von keinem Brauch der Vorzeit mag er wanken;
Vor nichts sich beugend als vor Gott und Zar,
Prunksüchtig, herrlich, gastfrei sonder Schranken,
Sitzt er jahraus, jahrein auf seiner Scholle,
Gleichgültig wie der Weltlauf draußen rolle.

Zur Gattin hatt' er einst ein Weib erwählt
Aus jenen Thälern, wo der duft'ge Wind
Von Schiras nahem Rosenwald erzählt,
Liebreizend, wie's nur dort die Frauen sind;
Doch war von ihm vergöttert und gequält
Sie früh dahin gewelkt. Das einz'ge Kind,
Marina, das dem kurzen Bund verliehn,
Läßt er in Moskau klösterlich erziehn.

Doch ist er drum nicht einsam. Auf dem Schlosse
Fehlt's nie an Gästen; Küch' und Stall sind reich;
Da zecht und tafelt man, man prüft die Rosse
Vom Don und aus der Krimm, man fischt im Teich;
Auch geht's zur Wolfsjagd wohl mit hellem Trosse;
Und stöbert's draußen, bettet man sich weich
Um's lodernde Kamin und zieht in Reifen
Den blauen Rauch aus langen Bernsteinpfeifen.

Zu Nacht gibt's andre Lust; Armleuchter winken
Auf grünem Tisch im Viereck aufgestellt,
Die Karte biegt sich, Haufen Goldes blinken
Und wechseln, wie des Glücks Entscheidung fällt.
Dazwischen mahnt der Wirth zum fleiß'gen Trinken,
Und höher schwillt der Satz und lauter gellt
Fluch und Frohlocken, bis nach Mitternacht
Schlaf oder Rausch dem Spiel ein Ende macht.

Des Grafen liebster Gast ist Fürst Basil,
Sein Gutsnachbar, vertraut mit ihm seit Jahren,
Ein Dreiß'ger kaum; doch frischer nicht um viel,
Als Paul, der kräftig blüht bei grau'nden Haaren.
Gleich diesem liebt er Tafellust und Spiel,
Und ist als Schütz und Reiter wohl erfahren;
Im weitern — sind sie gleich sich unentbehrlich —
Zwei schärfre Gegensätze triffst du schwerlich.

Denn vier, fünf Sprachen redend, vielgereist,
Glatt, biegsam, stets im Kleid von neustem Schnitte,
Besitzt Basil, was man als Weltton preist,
Und glänzt als Leu in der Bojaren Mitte.
Um alles, was er thut und redet, gleißt
Der Firniß vornehm unnahbarer Sitte.
Er hat gelernt zu scheinen; schwer ermißt
Dein Blick, was Form an ihm, was Wesen ist.

Nur manchmal, wenn in rauschendem Vergnügen,
Beim Tanz, am Spieltisch ihm die Nacht entflohn,
Da lischt beim Morgengrau'n auf seinen Zügen
Der Gleichmuth jählings aus, ein kalter Hohn
Umzückt die Lipp' und straft ihr Lächeln Lügen;
Unheimlich dann in seiner Stimme Ton
Erklingt ein Etwas, daß du ahnen mußt,
Ein dunkler Dämon wohn' in dieser Brust.

Doch künftig mehr von ihm! Erzählen wir! —
Ein Spätherbstmorgen ist's, und weiß zur Stunde
Noch Stepp' und Park vom Reif, da beut sich dir
Ein lebhaft Schauspiel in des Schloßhofs Runde.
Mit Körben, Flaschen, Pelzen tummeln hier
Kosak und Diener sich, es bellen Hunde,
Gewehre rasseln, Rosse stampfen, Wagen
Stehn angeschirrt — man will hinaus zum Jagen.

Im vielgeschäft'gen Schwarm gebeut erhitzt
Der rothe Petrow, den sein Bambusstecken
Als Haushofmeister kund gibt; spähend blitzt
Sein Aug' aus busch'gen Brau'n nach allen Ecken,
Er murrt und flucht, verhaltner Ingrimm sitzt
Auf seiner Stirn in brennend rothen Flecken;
Man merkt's, ihm wandelt was die Gall' in Gift,
Was ihn noch näher als sein Dienst betrifft.

Bald wird's auch klar; denn plötzlich wuthentfacht
Bleibt dort sein Blick am letzten Fenster hangen:
Er sieht, was längst die Eifersucht ihm sacht
In's Ohr geraunt, wie zwei sich drin umfangen.
Ein junger Bursch ist's in Kosakentracht,
Blitzäugig, schlank, gebräunt an Schläf und Wangen;
Und schlicht, als Magd gekleidet, eine Dirne,
Mit schwarzen Zöpfen und mit weißer Stirne.

Im dunkeln Grund der Kammer, Brust gedrückt
An Brust, noch glaubt das Paar sich ungesehen,
Doch wandelnd ist der Frühstrahl vorgerückt,
Daß sie vom vollsten Glanz umfluthet stehen.
Sie merken's nicht; auf Petrows Antlitz zückt
Indeß ein Wetter hin von Zorn und Wehen;
Erst bleibt er stumm und starr, doch schäumend drauf
Zum Fenster schießt er fort mit jachem Lauf.

Und „Sergej," schreit er, „Hund, betreff' ich hier
Dich müssig bei der Buhlin? Wart, bescheeren
Den Segen, Bürschchen, soll die Knute dir!
Beim weißen Zar, ich will dich küssen lehren,
Dich und die Dirne, die zur Heil'gen schier
Vor uns sich log, die Spätzin sonder Ehren" —
Nun läßt von Schimpfausdrücken eine Folge
Er hageln, die nur heimisch an der Wolge.

Sein Gutes hat das Schelten. Der Gedanken
Gewittergährung schafft es wieder still;
Ein Trost oft ist's, zumal bei Leberkranken.
Auch schimpften würd'ge Männer von Achill
Bis Leo, der den Gegner meist beim Zanken
Mit bergsturzgleichem Schmäh'n verschütten will.
Doch nie wohl war ein Wortschwall so gewürzt
Mit Gift, wie der von Petrows Lippen stürzt.

Indessen sind die zwei hervor an's Licht
Getreten, er verstört und sie in Thränen;
Doch da der Wüthrich nun in's Angesicht
Die Faust ihr ballt, knirscht Sergej mit den Zähnen:
„Mir magst du dräun, allein der Olga nicht,
Die andres nichts verbrach, als abzulehnen,
Was schamlos war." Er ruft es, und vom Grimme
Gekränkter Neigung zittert ihm die Stimme.

Doch jener schwingt zur Antwort wuthentstellt
Sein Rohr ihm blind um Schultern, Haupt und Lenden,
Und da's bereits beim vierten Schlag zerspellt,
Ergreift er aus des nächsten Dieners Händen
Ein Jagdgewehr, das grad' in's Aug' ihm fällt,
Die Zücht'gung mit dem Kolben zu vollenden;
Schon holt er aus zum Streich und ächzt verbissen,
Da fühlt' er plötzlich sich die Waff' entrissen.

Wild schaut er um, — und — stutzt. Denn er gewahrt
Ein völlig fremdes Antlitz vor dem seinen;
Ein Jüngling, luftbraun wie von langer Fahrt,
Steht neben ihm; bespritzt an Rad und Leinen
Hält nahebei ein Fuhrwerk leichter Art.
Inmitten des Gelärms — so muß es scheinen —
Ist dieß genaht, und rasch vom Sitz gesprungen
Hat ihm der Ankömmling die Wehr entrungen.

Der Troß der Diener gafft verwundrungsvoll
Den Kühnen an, der fest und ohne Zagen
Auf Petrow schaut. Der schreit und weiß nicht, soll
Er ihn erdrosseln, soll die Schmach er tragen;
Doch scheint's ihm sichrer, eh er seinem Groll
Luft macht, mit wem er Streit beginnt, zu fragen.
Da hemmt ihm jener kurz den Redestrom,
Indem er forscht: „Wo ist Graf Paul, mein Ohm?"

Es ist Julian; ihr habt ihn längst erkannt,
Der eben recht kam, was hier Brauch, zu schauen;
Doch hat er kaum den Herrn als Ohm genannt,
Als auf des Haushofmeisters trotz'gen Brauen
Die dräuend aufgethürmte Wolkenwand
Sich eilt, in grinsend Lächeln hinzuthauen,
Und ihm der Mund, noch heiß vom Schimpfgelüst,
Den Saum des Rockes unterthänig küßt.

Kurz ist das Leben und die Kunst ist lang —
Bei dieser Stell' hab' ich's auf's neu empfunden,
Denn was ich hier in sieben Stanzen zwang,
Das war geschehn in kaum so viel Sekunden:
Gezeter, Wehschrei, Ruf des Staunens klang
In Ein verworren Tongemisch verbunden;
Ein Durcheinander gab's so wild verstört,
Wie man's in Meyerbeerschen Opern hört.

Da steigt Graf Paul, der sich vom Frühstück eben
Erhoben hat beim Ausbruch des Geschreis,
Vom Schwarm jagdlust'ger Freunde rings umgeben,
Herab zum Hof. Doch eh' Julian noch weiß
Dem Ohm zu nah'n, stürzt Olga schon mit Beben
Zu Füßen ihm, von Scham und Sorgen heiß,
Um unter Schluchzen meldend, was geschehen,
Für sich und Sergej Gnad' und Schutz zu flehen.

Die Dirn ist jung und hübsch. Und da vom Wein
Des Grafen Adern rasch und fröhlich schlagen,
Und auch Basil, der sich am dunkeln Schein
Von Olga's Auge letzt mit Wohlbehagen,
Ihm zuwinkt, dießmal gnädig zu verzeihn,
So ist die Sache gütlich bald vertragen.
Petrow zieht murrend ab und aus dem Chor
Der Diener tritt Julian und stellt sich vor.

Graf Paul, der immer kurz ist im Bescheid,
Küßt ihm die Stirn und spricht: „Du bist willkommen!
Mach dir's bequem; dein Zimmer steht bereit,
Dir wird ein Feuer jetzt, ein Imbiß frommen.
Ich aber muß zur Jagd; zur Abendzeit
Bleibt weit'res Zwiegespräch uns unbenommen.
Gehab' dich wohl indeß, mein Freund. Bedienen
Mag dich der Bursch, dem du zum Heil erschienen."

Er spricht's und grüßt, und zu den Gästen dann,
Die seiner warten, ist er eingestiegen;
Und rasselnd jagt davon das Viergespann,
Um das im bunten Schwarm die Reiter fliegen.
Noch eh' Julian sich recht besinnen kann,
Sieht er den Schloßhof wie verödet liegen;
Nur Sergej blieb, durch finst're Gäng' und Thüren
Den neuen Herrn auf sein Gemach zu führen.

— — — —
— — — —

(Schluß folgt.)

Das Bild des Sohnes.

(Fortsetzung.)

„Natürlich war zu Hause fast Alles anders, als ich es mir gedacht. Die Mutter war eifriger als je mit der Kirche beschäftigt und der Geist des Hauses dadurch einförmiger, langweiliger und trockener, als er zu irgend einer Zeit gewesen. Die Cousinen hatten die naive Frische der ersten Jugend verloren; der fromme Ernst fing bereits an auch auf ihren jugendlichen Stirnen zu thronen. Ich wollte von den Eindrücken meiner Reise erzählen, vom Schönen, das ich gesehen — man hörte kaum darauf, man antwortete mir mit Schilderungen der Frömmigkeit der Landleute dieser oder jener Gegend. Abermals hatte ich nur darum gelernt, nur darum mich weiter entwickelt, um noch empfindlicher die Kluft zu fühlen, welche mich von der Anschauungs- und Empfindungsweise meiner Umgebung trennte."

„Die beiden Nichten meiner Mutter, welche mir früher am meisten gefallen, hatten die Zeit unserer Abwesenheit bei ihr zugebracht. Sie suchten ihr fast bis zum Ueberdrusse zu Gefallen zu leben; eine wollte die andere an Gläubigkeit überbieten, aber ich bemerkte nur zu wohl, wie ihre Blicke während des Gottesdienstens über das Psalmenbuch zu mir herüber flogen,

wie sie sich gegenseitig eifersüchtig bewachten, welcher von ihnen ich wohl die größte Aufmerksamkeit schenke, wie sich jede selbst in das schönste Licht und die andere herabzusetzen suchte."

„Gegen den Herbst bezogen wir das neue Haus, und nun fing meine Mutter an mich sehr ernstlich an mein Versprechen zu erinnern. In meinem Innern regte sich eine Trostlosigkeit und Langeweile, wie ich sie noch nie empfunden. Der ganze Fluch eines thatlosen Lebens lastete mit einem male auf mir. Bis jetzt hatte ich das Ziel und die Aufgabe gehabt, mich auszubilden, mich zu entwickeln, nun, da ich fast zum Manne gereift war, sollte ich die Hände in den Schooß legen, nur genießen, nur vegetiren und mich an ein Wesen ketten, von dem ich im voraus wußte, daß es nur die wenigsten meiner Empfindungen und Ansichten würde theilen und begreifen können. Hätte ich mich wenigstens frei und unbefangen nach einer Gattin umsehen dürfen, wo ich wollte; aber auch das war mir verwehrt, und die Liebe kommt da gewiß am wenigsten, wo man sie innerhalb einer gezogenen Schranke finden will oder soll. Eben so beschränkte sich die ganze Thätigkeit, welche ich öffentlich üben konnte, auf die religiöse Agitation. Meinen Vater hatte die Kunst getröstet, die neue Anlage seines Gartens und Hauses; ich aber hätte ihm wie Alexander der Große einst Philipp zurufen können: „Du hast mir nichts zu thun übrig gelassen!" hätte ich nicht gesehen, wie die Freude an seinem Werk selbst ihn, den zärtlichsten aller Väter, meinen Seelenzustand übersehen ließ. Ich trieb mich unruhig umher, mich mit tausend Planen tragend, was ich beginnen könne für das Wohl des Kantons und die Bewohner von Vevay. Aber was ich auch beginnen mochte, Alles was der Neuzeit nützen konnte und ihr angemessen war, brachte mich in Conflikt nicht allein mit dem Gesellschaftskreise, dem ich angehörte, sondern auch mit den Eltern."

„Wir bewohnten das Schlößchen kaum seit einigen Wochen, so war ich darin schon Alles überdrüssig, und zum Erstaunen und zur Betrübniß meines Vaters, der meine üble Laune kaum zu deuten wußte, lief ich eines Tages hinauf in das Gebirge und vergrub mich für einige Wochen in einem Chalet, das wir oberhalb Montreux besitzen. Dort beschloß ich, meinem Vater vorzuschlagen, im Verein mit mir ein großes industrielles Unternehmen zu gründen, das mir Beschäftigung, Lebenslust und Spannkraft des Geistes geben sollte. Ich war dagegen zum Opfer entschlossen, mich den Wünschen der Mutter zu fügen und mich mit meiner Cousine Marie, der hübschesten und lebhaftesten von beiden, trauen zu lassen. Aber es sollte anders kommen."

„An einem Samstag Abend kehrte ich spät nach Hause zurück und begab mich am folgenden Morgen, wie gebräuchlich, mit der übrigen Hausgenossenschaft in den Betsaal der freien Gemeinde, welcher sich seit einigen Wochen drüben in unserem alten Hause befand. Langweilte mich schon die langathmige und theatralisch vorgetragene Predigt unseres jeune pasteur, eines Pietisten vom reinsten Wasser, so hatte ich doch noch größeren Abscheu vor dem Kirchengesang der Gemeinde. Obgleich unsere Psalmenbücher, wie Ihnen wohl unbekannt ist, mit Noten versehen sind und auch in der Nationkirche, wo Orgeln und tüchtige Vorsänger sich befinden, diese schönen alten Psalmen von Goudimel recht gut vorgetragen werden, konnte sich doch unsere kleine Gemeinde dieses Vorzugs nicht rühmen. Wir waren damals noch ohne Orgel und jeder sang so ziemlich nach seiner eigenen Eingebung, so daß ich jedesmal Gott dankte, wenn diese Ohrenqual vorüber war. Um so überraschter war ich, an diesem Morgen eine größere Harmonie zu vernehmen. Eine helle, gut geschulte Sopranstimme stimmte die einfache Melodie an und führte sie so gut durch, daß nicht allein Uebereinstimmung, sondern auch Schwung und Ausdruck in den Gesang kam. Ich sah mich lange vergebens nach der unbekannten Künstlerin um, da ich sie unter unsern vornehmen Damen suchte; endlich entdeckte ich zwischen Großmann und seiner Frau, die sich von unserem Gottesdienst nicht ausschließen konnten, eine junge Dame von zwei- oder dreiundzwanzig Jahren, bleich, schlank, mit herrlichen dunkeln Augen und einfach in schwarze Seide gekleidet. Sie war die Sängerin, und nun erinnerte ich mich, daß Großmann mir schon vor längerer Zeit gesagt, er erwarte eine Verwandte aus Deutschland zum Besuch, die den Winter bei ihnen zubringen würde, da ihre Gesundheit etwas angegriffen sey und man das mildere Klima für sie zuträglicher halte."

„Gewiß auch eine Fromme!" dachte ich verdrossen, als ich hörte, wie warm und innig sie wieder am Schluß des Gottesdienstes sang; „aber doch wenigstens eine wirklich inspirirte," mußte ich unwillkürlich hinzusetzen. Bestärkt wurde ich in dieser Meinung, als ich sah, wie meine Mutter der jungen Dame mit ausgezeichneter Artigkeit für die Mühe dankte, welche sie sich gebe, den Gesang zu verbessern. Bald war sie auch noch von andern Damen umringt und wir verließen das Haus, ohne daß ich Lust gehabt hätte, mich bei Großmann oder sonst jemand näher nach der Sängerin zu erkundigen. Es überraschte mich keineswegs, sie am Abend beim Gouter im Speisesaal zu finden, nachdem meine Mutter uns bei Tisch mit Lobeserhebungen unterhalten über die ernste und liebenswürdige

Weise, mit welcher das fremde Fräulein schon seit einigen Sonntagen in der Kirche vorsinge, und wie sie nothwendig une jeune personne très-pieuse seyn müsse. Unser jeune pasteur hatte auch nichts Eiligeres zu thun, als sich neben la jeune pieuse zu setzen und sie in eine Unterhaltung mit sich zu verwickeln, die, wie ich vom andern Ende des Tisches her hörte, in französischer Sprache geführt wurde, in welcher sich die Fremde mit ziemlicher Gewandtheit ausdrückte."

„Ein waadtländischer Sonntag ist in den vornehmeren Häusern ganz eben so langweilig als ein englischer. Unsere Damen copiren letzteren mit mathematischer Genauigkeit, und die unschuldigste Beschäftigung ist streng verpönt. Um so breiter macht sich an diesem Tage die Klatscherei, da man ihn doch irgendwie herumbringen muß, und so entfloh ich jedesmal gleich nach dem Gouter, um regelmäßig einige Stunden bei Großmann und seiner Familie zuzubringen. Auch an diesem Tage ging ich, wie gewöhnlich, nach der Gärtnerwohnung und war erstaunt, gleich darauf Fräulein Anna M. eintreten zu sehen. Frau Großmann hatte mir eben erzählt, daß sie eine Nichte von ihr, die Tochter eines Beamten in K. sey, daß sie beide Eltern vor nicht langer Zeit verloren und, da ihre Geschwister verheirathet waren, jetzt gewissermaßen allein in der Welt stehe. Sie besaß ein kleines Vermögen, hinreichend für ihre Bedürfnisse; da sie aber sehr gut unterrichtet war, beabsichtigte sie im Frühjahr eine Stelle als Erzieherin anzunehmen. Den Winter wollte sie in Vevay zubringen, theils wegen ihrer Gesundheit, theils um sich noch in der französischen Sprache zu üben. Ich wurde dem Fräulein vorgestellt, aber wir hatten kaum einige Worte gewechselt, da schellte es an der Thüre und gleich darauf trat unser jeune pasteur ein, dessen Gesicht sich bedeutend verlängerte, als er mich erblickte."

„Es spielte zwischen uns beiden fortwährend ein versteckter Krieg; ich konnte den Schleicher nicht leiden, und er wußte sehr wohl, daß er nur durch die Gnade meiner Mutter in unserem Hause, wo er ein häufiger Gast war, geduldet wurde. Er wendete sich sogleich an Fräulein Anna, bedauerte, daß sie so schnell weggegangen, und bat sie im Namen meiner Mutter drüben im Betsaale noch einige Psalmen mitzusingen. Sie suchte sich zu entschuldigen, aber er war so dringend, daß sie endlich nachgab und an seinem Arme wegging. Ich blieb auch nicht mehr lange; ich fühlte mich gelangweilt und beengt durch den Gedanken, daß nun wohl auch bei Großmann der fromme Geist einziehen werde, während ich dort früher manchmal ohne Gefahr meine Laune darüber konnte spielen lassen."

„Nach einigen Tagen sah ich klar, daß Herr Landry bestimmte Absichten auf Fräulein Anna haben müsse, und daß wunderbarerweise meine Mutter, die sonst alles Fremde haßte, diese Absichten unterstützte. Mich konnte dieß natürlich nur in der Meinung bestärken, daß die junge Dame von untadelhafter Frömmigkeit sey, und ich wich ihr aus, wo ich nur konnte, da ich an den einheimischen Frommen gerade genug hatte."

„An einem köstlichen Oktobermorgen saß ich hier auf der Terrasse und schmiedete an meinen neuen Planen, da kamen meine Mutter und Herr Landry im Gespräche den kleinen Hügel herauf. Sie sahen mich sitzen; da jedoch der Gegenstand ihrer Unterhaltung, wie es schien, kein Geheimniß war, sprachen sie ungenirt weiter.

„Ich gebe Ihnen Recht, Landry," sagte meine Mutter, „zaudern taugt nichts in solchen Dingen, Sie müssen sich schnell erklären." — „Werde ich aber auch erhört werden?" — „Warum nicht? Alle jungen Mädchen heirathen gern und wir dürfen uns diese gute Gelegenheit, eine so gewandte Sängerin für unsern saint service zu gewinnen, nicht entgehen lassen." — „Gewiß nicht, gnädige Frau, Sie wissen, daß ich immer bereit bin, dem Himmel jedes Opfer zu bringen." — „Gewiß, dieß weiß ich, und er wird Sie dafür seiner Gnade würdig achten. Aber entscheiden Sie sich schnell." — „Wollten Sie nicht meine Fürsprecherin seyn, gnädige Frau?" — „Gerne, sobald sich die schickliche Gelegenheit dazu findet."

„Damit traten beide durch die offene Flügelthüre in den Salon. Ich war empört; also wieder nur aus Berechnung, nur um eine gute Sängerin für den saint service zu gewinnen, warf sich Herr Landry zum Freier und Anbeter der jungen Fremden auf und unterstützte ihn meine Mutter. Daß er jedoch außerdem in das Mädchen verliebt war und sich nur stellte, als ob er dem Himmel ein Opfer bringen wollte, bezweifelte ich durchaus nicht. Ich ärgerte mich, als ich in diesem Augenblick die helle Stimme Annas vernahm, die mit den Kindern des Gärtners heiter plauderte, und ging in das Haus. Ganz gewiß hatte sie Landry zu Hoffnungen berechtigt.. „Wahrscheinlich sollen wir zu gleicher Zeit verheirathet werden, Monsieur Landry und ich," dachte ich, „aber ich werde mich nicht so sehr beeilen."

„Am Abend achtete ich näher auf die Unterhaltung, welche zwischen meiner Mutter, Anna und dem jeune pasteur geführt wurde. Es wunderte mich nun nicht mehr, daß man sie in letzter Zeit fast jeden Abend zusammen zum Gouter geladen hatte. Meine Mutter,

die ihr Terrain jedenfalls ganz genau wollte kennen lernen, katechisirte das Fräulein förmlich wegen ihres Glaubens und das der deutschen Frauen im Allgemeinen. „Man hat mir erzählt," sagte sie mit einem Schauder, „daß es in Deutschland freigeistige Frauen gibt, welche so gut wie gar nichts glauben; ist dieß wahr?"

„Unsere Erziehung und Bildung," antwortete Anna bescheiden, „ist so verschieden von der, welche die Frauen hier zu empfangen scheinen, daß wir Deutschen allerdings in Manchem anders denken, als dieß bei Ihnen der Fall ist." — „Sie weichen mir aus; die Hauptsache ist, ob Sie glauben oder nicht glauben." — „Dieß ist schwer zu sagen, da es so verschiedenen Glauben gibt," lautete die Antwort, und nun war ich erstaunt zu hören, mit welcher Gewandtheit sich Anna von dem schlüpfrigen Gebiet des Glaubens auf das historische Feld zurückzog, wie sie die Unterschiede der verschiedenen protestantischen Glaubensbekenntnisse darlegte und zeigte, wie unter deren Einfluß sich auch verschiedene Richtungen herausstellen mußten. Von dem, was sie selbst glaubte, sprach sie nichts. Meine Mutter konnte nicht viel darauf erwiedern; jede Formel ihrer eigenen Kirche war ihr geläufig, aber da sie sich ja im vollständigen Besitz der ächten Erkenntniß wähnte, hatte sie sich um das Wesen der andern nie viel bekümmert. Annas Wissen auf diesem Felde imponirte ihr offenbar, obgleich ihr ein enthusiastischer Ausbruch über die Herrlichkeit de la sainte foi überhaupt angenehmer gewesen wäre. Herr Landry lächelte selbstgefällig; ohne Zweifel freute er sich im voraus, bald eine auf dem theologischen Gebiete so bewanderte Frau zu besitzen, und jedenfalls zogen beide den Schluß daraus, daß Anna zu den auserwählten Schafen und nicht zu den Böcken gehöre, weil sie hierin so gut erfahren war. Mir jedoch fing es an klar zu werden, wie fein dieses Mädchen, ohne ihre Ansichten gerade zu verläugnen, sich die unfruchtbarste aller Streitigkeiten, die über religiöse Dinge, fern zu halten wußte. In jedem andern Kreise würde ich sie vielleicht der Heuchelei beschuldigt haben, hier wußte ich nur zu gut, daß es kein anderes Mittel gab, mit den Menschen friedlich zu verkehren, als sie von dieser Seite durchaus zu schonen."

„Sind Sie auch, wie es scheint, nicht ganz in unsern Begriffen aufgewachsen, mein liebes Kind," sagte meine Mutter endlich freundlich, indem sie aufstand, „werden wir Sie doch gewiß mit der Zeit unserm wahren Glauben ganz gewinnen." — Anna senkte den Kopf, ohne zu antworten, und gewahrte nicht, wie der jeune pasteur sie mit verliebten Blicken betrachtete. Es war ein Wochentag und der weltliche Gesang folglich keine Sünde. Also öffnete meine Mutter den Flügel und bat Anna, ein Lied zu singen. Außer in der Kirche hatte ich sie noch nicht gehört, da ich gewöhnlich gleich nach dem Gouter wegging und nur heute länger geblieben war, weil mich das Gespräch interessirte. Anna hatte keine glänzende Stimme, aber überaus lieblich und mit vollendetem Ausdruck sang sie Lieder von Beethoven und Schubert, die mir von Deutschland her bekannt waren. Ich hatte in langer Zeit keine ansprechende Musik gehört, und wie ich dem Flügel gegenüber saß und dem Gesange lauschte, empfand ich ein Glück, einen Frieden, wie seit lange nicht. Es war mir zu Muthe, als ob ein Ton aus einer andern Welt mich grüßte, ein Hauch von Sehnsucht und Poesie. Ich schloß die Augen; ich fühlte, wie Liebe zu einem theuren Wesen und Arbeit für dasselbe meinem Leben allen Reiz und alle Wonne verleihen könnten, wie es dieß allein sey, was meinem Daseyn fehlte, bei allen Vorzügen, welche mich vor Tausenden auszeichneten. Ich war gewiß nicht undankbar gegen das Schicksal, aber was ist das für ein Glück, welches wir uns täglich neu vorzählen müssen, um nur das Leben ertragen zu können, während das Herz vergebens nach Befriedigung dürstet. Als ich mich endlich meinen Träumereien entriß, hatte Anna schon eine Weile geendet und ihren Mantel umgenommen. Landry stand neben ihr, bereit sie nach Hause zu begleiten. Das Licht der Lampe fiel voll auf ihr feines, leicht geröthetes Gesicht, die Augen strahlten wie zwei Sonnen und spiegelten noch die Erregung nach, in welche die Musik sie versetzt hatte."

„Und sie sollte wirklich diesen Schleicher heirathen?" dachte ich, verbeugte mich kurz, ohne ihr das kleinste Wort der Anerkennung gesagt zu haben, und ging in mein Zimmer, unzufriedener mit mir selbst und meinen Verhältnissen als je. Am andern Tage war ich mit Großmann im Gewächssalon an unsern Pflanzen beschäftigt, da lachte er plötzlich laut auf und sagte: „Was doch die Frauenzimmer für schlechte Menschenkenner sind! Gestern Abend, als unsere Anna von drüben herüber kam, sagte sie: „Die gnädige Frau ist schon außerordentlich fromm, aber der junge Herr ist es wohl noch viel mehr; denn es scheint, daß er selbst an Wochentagen den weltlichen Gesang nicht liebt."

„Ich?" rief ich ganz bestürzt und fühlte, wie ich über und über roth wurde, denn es fiel mir ein, wie unfreundlich und kurz ich der Fremden bis jetzt immer begegnet war. „Ja, Sie," antwortete Großmann, immer noch lachend. „Ich weiß nicht, wie sie darauf

kommt, aber ich dachte wohl, daß Sie diese Idee komisch finden würden."

„Nun," sagte ich, „ich habe dasselbe von Ihrer Nichte gedacht und mich derselben, da ich hier fromme Leute genug sehe, nicht sehr genähert." — „Nicht möglich!" rief er aus; „sie ist ja leider das gerade Gegentheil Ihrer ganzen Umgebung, aber sie darf es sich nicht merken lassen, weil dieß nur Verdrießlichkeiten gäbe. Am ersten Tage ihres Hierseyns mußte sie meiner Frau und mir feierlich versprechen, sich in keinerlei Religionsstreitigkeiten einzulassen und die Gebräuche, welche hier im Hause eingehalten werden, mitzumachen, gleich uns auch."

„Aber ihr frommer Gesang in der Kirche?" — „Nun, sie ist durch und durch musikalisch und schwärmt für diese alten Psalmen, welche sie überaus ernst, einfach und feierlich findet. Daß man sie so schlecht vortrug, machte ihr bitteres Herzeleid. „Onkel," sagte sie, „wenn ich deinem Wunsche gemäß jeden Sonntag zur Kirche gehen soll, so muß ich darin Ordnung schaffen, sonst halte ich es nicht aus; denn es ist zum Sterben, wie man hier singt." Und so singt sie denn nun vor wie ein Küster zum Entzücken der gnädigen Frau und ihrer Freunde." — „Und des Herrn Landry," setzte ich mit scharfer Betonung hinzu."

„Ja, er macht ihr den Hof, wie es scheint," fuhr Großmann fort; aber im selben Augenblick trat Anna rasch und hoch erröthend aus dem Gang, der das Wohnhaus mit der Orangerie verbindet, und ging auf ihn zu. Noch einige Schritte von ihm entfernt, rief sie lebhaft: „Onkel, ich muß dich nothwendig sprechen." Da sah sie mich und wich erschrocken zurück."

„Ist es so eilig?" fragte Großmann, sich umwendend, ich aber sah Anna fest an und war überzeugt, daß sich die „schickliche Gelegenheit" gefunden, welche meine Mutter gesucht, um ihr die Absichten ihres Schützlings mitzutheilen. So gern ich auch nach Großmanns letzter Mittheilung und meiner Beobachtung vom vorigen Abend nun ein Gespräch mit ihr angeknüpft hätte, sah ich wohl, daß der jetzige Moment dazu nicht passend sey, und empfahl mich rasch."

„Daß meine Vermuthung mich nicht betrogen, bestätigte sich bei Tisch. Meine Mutter sah unendlich finster drein, und kaum hatte der aufwartende Diener sich entfernt, als sie sich, zu meinem Vater wendend, sagte: „Wie ich dir schon oft gesagt, Großmann ist von dem Himmel noch lange nicht auserwählt, und wir sollten ihn eigentlich gar nicht in unserer Nähe dulden." — „Großmann," erwiederte mein Vater ruhig, „ist nun so lange bei uns und hat uns noch keinerlei Anstoß in seinem Leben gegeben; sollte es jetzt der Fall seyn?" — „Nicht er unmittelbar, aber seine Verwandte, diese jeune Allemande; mit ihr bin ich im höchsten Grade unzufrieden."

„Mit ihr? Du warst es doch, ma Chère, die sie protegirte und die von ihrem schönen Gesang entzückt war." — „Weil ich glaubte, daß sie aus Andacht so schön singe, weil ich mich für überzeugt hielt, daß sie unsern heiligen Glauben, wenn auch vielleicht jetzt noch nicht ganz, doch bald völlig theilen würde. Ich hatte ihr Bestes im Auge und habe ihr in Landry's Namen einen Heirathsantrag gemacht, welchen sie jedoch schnöde zurückgewiesen." — „Vielleicht wünscht sie sich noch nicht zu verheirathen." — „Das ist der Grund nicht. Als ich in sie drang, erklärte sie mir plötzlich sehr unumwunden, daß sie nie einen Mann heirathen könne, dessen religiöse Richtung so sehr von der ihrigen abweiche. Dieß hatte sie den Muth, mir offen in's Gesicht zu sagen."

„Diese Offenheit ist achtungswerth," bemerkte mein Vater schüchtern. — „Es wäre achtungswerther," antwortete die Mutter streng, „wenn sie sich bemühte, an ihr Seelenheil zu denken. Daran scheint aber der kleinen Hypokrite wenig gelegen. Welche Schlange habe ich in meinem Busen genährt! Ich könnte noch hoffen, sie dem Besseren zu retten, hätte sie mir nicht mit eiserner Ruhe gestanden, sie sey früher katholisch gewesen — quelle horreur — sey im letzten Jahre deutschkatholisch geworden — eine Sache, von welcher ich fürchte, daß sie sehr gottlos ist — und passe darum wohl in keiner Weise für die Frau eines Predigers in unserem Lande. Le pauvre Landry!"

„Landry wird eine passendere Frau finden," tröstete mein Vater lakonisch. — „Ich fürchte," fuhr meine Mutter fort, „der Himmel will ihn strafen, weil er sie zu sehr geliebt; aber sie sang so fromm in der Kirche, sein kindlich reines Herz war tief ergriffen." — „Er hoffte ohne Zweifel durch seine Heirath auch etwas zur Verbesserung unseres Kirchengesanges beizutragen," sagte ich. — „Sans doute," erwiederte meine Mutter eifrig, denn ich sprach so ernst und abgemessen, daß sie die Ironie, welche in meinen Worten lag, nicht merken konnte. — „Einstweilen," fuhr sie fort, „habe ich Mademoiselle zu verstehen gegeben, daß ihre ferneren Besuche mir nicht angenehm seyn werden."

„Mein Vater begnügte sich als Antwort darauf mit einem Kopfnicken, ich schwieg gleichfalls; aber bald nach Tisch ging ich hinüber zu Großmann. Anna fing nun an mich lebhaft zu interessiren. Großmann war allein und erzählte mir unaufgefordert, seine Nichte habe Herrn Landry diesen Morgen einen Korb gegeben und meine Mutter sey sehr erzürnt darüber. „Anna

wird nun natürlich nicht mehr hinüber gehen;" so schloß er seine Erzählung; „übrigens ist mir die ganze Geschichte unangenehm und ich wollte, Herr Landry hätte ihr die Ehre nicht erwiesen."

„Nun, Großmann," sagte ich, „ich darf Ihre Nichte hoffentlich manchmal hier ein Lied singen hören und ihr so beweisen, wie sehr ich den weltlichen Gesang und vornämlich den aus ihrem Munde liebe." — Großmann zuckte die Achseln: „Ich weiß, daß Sie zu redlich sind, Monsieur Henri, meiner Nichte durch Hofmachereien den Kopf zu verdrehen, und sie ist ein zu vernünftiges Mädchen, um nicht auch freundschaftlich mit einem jungen Manne verkehren zu können, der ihr in jeder Beziehung fern steht und fern bleiben muß. Also —" — „Also meinen Sie, meine Cousine Marie brauche nicht eifersüchtig zu werden und Monsieur Landry eben so wenig?"

„Machen Sie, daß es endlich Ernst wird mit der Hochzeit, es bleibt Ihnen doch nichts anderes übrig." — „Wir wollen sehen," antwortete ich übermüthig und trat grüßend Anna entgegen, die eben mit Frau Großmann hereinkam.

„Wie wundervoll ist es hier!" rief sie lebhaft, nachdem sie meinen Gruß erwiedert. „Ach, Onkel, wenn wir doch dieß alles mit uns nach Deutschland nehmen könnten!" — „Sie möchten dieß wohl lieber thun, als diese schöne Welt mit unserm Herrn Landry theilen?" fragte ich keck. Sie stutzte, erröthete über und über und wandte sich unwillig hinweg.

„Mademoiselle," rief ich, „entschuldigen Sie meine Indiscretion, aber es ist nur eine gerechte Strafe dafür, daß Sie mich für noch frommer hielten, als Ihren unglücklichen Anbeter. Nein, auch hier gibt es Menschen, die freier denken und unter dem Zwang von Formeln seufzen, denen sie sich nicht immer entziehen können."

Sie sah mich überrascht an, der Ernst ihres Gesichtes ging in ein Lächeln über, dann sagte sie: „Es ist gewiß recht undankbar von mir, aber eigentlich bin ich froh, daß alles so gekommen. So sehr ich die freundliche Zuvorkommenheit Ihrer Frau Mutter schätze, welche allerdings mehr meinem Gesang als meiner Person galt, so bange wird mir doch oft bei dem Gedanken, mich Monatelang zusammenehmen und ganz anders erscheinen zu müssen, als ich in Wirklichkeit bin. Jetzt werde ich freilich drüben in Ihrem schönen Hause als Ketzerin verabscheut werden, aber es steht mir doch frei, zu thun und zu reden wie ich will." Tiefaufathmend, wie von einer Last befreit, setzte sie sich nieder und bald waren wir in ein lebhaftes Gespräch über Deutschland verwickelt.

„Ich brauche Ihnen kaum zu sagen, wie von diesem Tage an mein Lebensschicksal entschieden war. Ich dachte nicht mehr an Industrie, Religion, Reformation; alle meine Gedanken drehten sich um den Stern, der mir in der Gärtnerwohnung aufgegangen war. Fast jeden Abend nach dem Gouter ging ich hinüber zu Großmann und verlebte Stunden voll Glück und Sonnenschein. Wenn Anna nicht sang, lasen oder sprachen wir zusammen, und Großmann wie seine Frau, die natürlich immer gegenwärtig waren, lebten förmlich mit uns auf. Wir lachten und spielten oft wie die Kinder, und wenn ich dann am andern Morgen mit heiterer Miene in das Zimmer meines Vaters trat und ihm vom Abend vorher erzählte, theilte auch er nachträglich unsere Fröhlichkeit. Er war glücklich, mich wieder heiterer zu sehen, glücklich, daß ich ihn nicht mehr mit Planen peinigte, auf die er mir zu Liebe einging, welche auszuführen er jedoch in sich selbst die Unmöglichkeit erkannte."

„Mein Verhältniß zu Anna gestaltete sich in ganz eigenthümlicher Weise. Nicht eine Spur von Leidenschaft mischte sich in unsern harmlosen Verkehr, aber mit jedem Tag wuchs in mir die feste Ueberzeugung, daß nur sie das Weib sey, dessen Besitz mich ganz beglücken könne. Wie weich, wie bildungsfähig, wie liebenswürdig war sie unsern Waadtländerinnen gegenüber, wie viel tausendmal interessanter und origineller als sie alle! Doch liebte ich nicht blind, ich beobachtete zugleich, und nicht nur mein Herz, auch meine Vernunft waren bald vollständig von ihr erfüllt und beherrscht. Glücklicher als Rousseau fand ich hier eine wirkliche Julie, voll Bildung, wahrer Herzensgüte, Einfachheit und kindlicher Harmlosigkeit, dabei von einer Reinheit und Würde, die mir bei dem bloßen Gedanken, wie ich ihr einst näher treten, wie ihr meine Liebe bekennen solle, das Herz erbeben machte. Mein Gefühl war um so freudiger und voller, als ich vom ersten Tage an entschlossen war, ihm freien Lauf zu lassen und ihm keine Schranke entgegenzusetzen, die nicht aus mir selbst entsprang."

„Sie sehen, wie sehr ich damals noch enfant gâté war, aber darum auch frei von ängstlichen Bedenken und Entsagungsideen. Was Anna empfand, wußte ich nicht; sie blieb sich immer gleich in ihrer sanften Ruhe und Freundlichkeit. Mit bewunderungswürdigem Takt benahm sie sich meiner Mutter gegenüber; sie besuchte jeden Sonntag nach wie vor die Congregation mit Großmann und seiner Familie und in ihrer ganzen Haltung lag die vollkommenste Achtung vor einem Gottesdienste ausgedrückt, der nicht der ihrige war, den sie aber darum nicht haßte oder lächerlich fand, wie

ja der aufgeklärteste Mensch immer zugleich auch der duldsamste ist, weil frei von jeglichem Dünkel und geistigem Hochmuth. Sie sang mit wie sonst auch, ohne sich vorzudrängen, und es gelang ihr, ihren Gegnern ein respektvolles Benehmen abzunöthigen. Doch entging es mir nicht, wie Landry sehnsuchtsvoller als je nach ihr hinüberschielte, sobald meine Mutter ihn nicht beobachtete; denn sie würde es ihm nie verziehen haben, hätte er jetzt noch einen Funken Neigung bewahrt für ein Frauenzimmer, das einer so gottlosen Gemeinschaft wie der deutschkatholischen angehörte. Wahrscheinlich doppelt angereizt durch die abschlägige Antwort, war er jetzt augenscheinlich auf eigene Rechnung, nicht mehr bloß im Interesse des Himmels, verliebt, und es verging fast kein Tag, wo nicht in der Gärtnerwohnung eine geheime Sendung von ihm einlief, fromme Schriften und Traktätchen enthaltend. Daß sie wirkungslos blieben, versteht sich von selbst. Gefährlicher war es, daß er schnell mit dem feinen Instinkt der Eifersucht in mir einen Nebenbuhler entdeckte und meine Mutter darauf aufmerksam machte."

„Nachdem sie mit den Heirathsplanen für Landry gescheitert, hatte sie sich wieder um so eifriger denen für mich zugewendet, und da sie mein Versprechen hatte, würde ich kaum gewußt haben, wie ich eine Verlängerung meiner Freiheit erlangen sollte, hätte mich nicht, wie es fast schien, der Himmel selber begünstigt. Der Vater Mariens, schon seit lange leidend, starb plötzlich, somit konnte vor Ablauf des Winters von keiner Verlobung die Rede seyn, und außerdem war die Mutter durch diesen Todesfall für einige Zeit ganz in Anspruch genommen, da sie der trauernden Familie alle Tröstungen der Religion zu spenden hatte. So gewann ich ungestört die Wochen, welche hinreichten, mein Herz ganz an Anna festzuketten, und als endlich die Mutter, durch Landry aufmerksam gemacht, mir erklärte, daß sie meine häufigen Besuche bei Großmann sehr unschicklich finde, seit seine Nichte da sey, war es schon zu spät. Ich antwortete ihr ruhig, ich sey immer in dieser Weise bei Großmann aus- und eingegangen, auf meinen Reisen habe ich gleichfalls ungestört mit Weibern verkehrt und wolle mir in der Heimath dieses Recht nicht nehmen lassen. So hatte ich mir freilich das Feld für einen Augenblick wieder erobert, aber, wie ich wohl wußte, nicht auf lange."

„Während ich mich nun der Abende bei Großmann in Annas Nähe erfreute, hatte sie sich fast eben so unbemerkt als in das meinige auch in das Herz des Vaters eingestohlen. Unser milder Winter gestattet fast jeden Tag einen Spaziergang, oft auch das Sitzen im Freien; dabei trafen sie sich erst zufällig, dann regelmäßig zur nämlichen Stunde. Wenn sie eine Weile gegangen, ließen sie sich gewöhnlich auf jener kleinen, von Epheu umrankten Bank nieder, auf welche durch die blätterlosen Zweige der Kastanien warm die Wintersonne schien. Lange konnten sie dort neben einander sitzen und wurden nicht müde, sich zu unterhalten, bald ernst, bald neckisch, wie es eben kam. Ich hütete mich dann wohl, ihr Gespräch zu unterbrechen; ich war glücklich, daß auch mein Vater sie lieben und schätzen lernte, aber oft stand ich von ferne und betrachtete sie in stillem Glück, wie sie so dasaßen, Vater und Tochter im schönsten, freundlichsten Einvernehmen. Wie leicht hätte es in Wirklichkeit so seyn können! aber dort, wenige Schritte von uns, hauste der finstere Geist der Bigotterie, des Vorurtheils, des Stolzes auf zufällige Geburt! Da breitete sich eine paradiesische Welt um uns her, Kunst und Reichthum hatten ihre Reize noch erhöht, ein Vater, gütig und wohlwollend, ein Mädchen voll Geist, Gemüth und Liebenswürdigkeit, ein junger Mann, welcher nach dem Besten strebte und rückhaltlos liebte, bewohnten diese Räume. Sollten sie ihr Glück zertrümmern lassen, sollten sie sich beugen von dem dunkeln Phantom, das seine strenge Hand über diese gesegneten Lande breitet?"

„Nenne man es Egoismus, oder wie man wolle: ich beschloß in meinem Herzen, dem Gefühl solle sein Recht widerfahren, nun und nimmer wolle ich mich unter eine feige, sentimentale Entsagung beugen, sondern das Glück genießen, das der Himmel mir geschickt. In einer solchen Stunde, wo ich, an jenen Baum gelehnt, unser geistiges Terrain in dieser Weise übersah und seine Gegensätze lebhafter als je empfand, faltete ich die Hände und gelobte mir mit einer Andacht, wie ich sie noch nie in der Kirche empfunden, alle Hindernisse, die mich von Anna trennten, zu überwinden, den Kampf um sie aufzunehmen, wie es auch kommen möge. Befand ich mich doch im Rechte der Natur, der Vernunft, der Wahrheit gegenüber, und das Vorurtheil existirt nur, so lange man es anerkennt. Doch erst mußte ich wissen, ob mich Anna auch wieder liebe, und noch heute wollte ich es erfahren."

(Schluß folgt.)

Shakespeares Hamlet.

Quellen der Tragödie; Beziehungen in derselben auf Zeitgenossen Shakespeares und auf gleichzeitige historische Ereignisse; Zeit der Abfassung des Hamlet.

Die Kritik eines poetischen Werks kann eine rein ästhetische, oder aber, wenn wir so sagen dürfen, eine historische seyn, entweder eine solche, welche die Dichtung rein für sich betrachtet, ganz abgesehen von ihrer Entstehung, den in ihr enthaltenen Anspielungen und den Quellen, die der Verfasser benutzt hat, oder eine solche, welche eben die Quellen und äußern Beziehungen der Dichtung zu ermitteln sucht.

Unstreitig steht nun die rein ästhetische Kritik höher als die bloß historische; jene allein ist es, welche über den Werth eines poetischen Werks zu entscheiden hat. An jedes poetische Werk muß man die Anforderung stellen, daß es an sich verständlich sey. Sein Werth oder Unwerth kann nicht abhängen von dem Verständniß der mehr oder weniger klaren Anspielungen, welche es enthält, oder von der Kenntniß der vom Dichter benutzten Schriften. Aber auch die historische Kritik hat ihren Werth; trägt sie doch häufig viel dazu bei, die Bedeutung einer Dichtung in ihren Einzelnheiten klar zu machen, und bietet uns oft einen höchst interessanten Einblick in die Entwicklung der Ideen des Dichters.

Werthers Leiden z. B. werden in ihrer Bedeutung auch von solchen Personen begriffen, welche gar nichts von dem Einflusse wußten, den der Selbstmord des jungen Jerusalem und Goethes eigene Erlebnisse auf das Werk gehabt haben; aber welchem Freunde Goethes wäre es nicht von Interesse, die persönlichen Erlebnisse des Dichters zu kennen, welche ihm bei Abfassung dieses Werks vorgeschwebt haben?

Für das Verständniß von Shakespeares Hamlet sind Goethes Aeußerungen im Wilhelm Meister Epoche machend gewesen, aber später haben viele der ersten Gelehrten Deutschlands für die ästhetische Kritik der Tragödie gewirkt. Wir wollen hier nur an die Arbeiten von Tieck, Schlegel, Ulrici, Gervinus erinnern, denen sich als neuester Commentator Kreyssig in seinen Vorlesungen über Shakespeare nicht unwürdig anschließt.

Was aber die historische Kritik des Hamlet betrifft, so ist für diese noch sehr viel zu thun. Unseres Wissens ist die Sage von Amlethus, welche Saxo Grammaticus mittheilt, und die doch die Grundlage der Fabel unserer Tragödie bildet, in ihrer Vollständigkeit in Deutschland wenig bekannt. Eine genaue Vergleichung dieser alten Sage mit unserem Drama ist von hohem Interesse; wichtiger aber noch für das richtige Verständniß des Stücks ist die Betrachtung der Anspielungen auf gleichzeitige historische Ereignisse und auf mehrere Zeitgenossen Shakespeares, welche sich im Stücke finden. Denn es ist unläugbar, daß der Dichter an manchen Stellen die Königin Maria Stuart, deren Sohn, König Jacob von Schottland, Alexander Ruthven, Laird von Gowrie, und Anna Margaretha Douglas im Auge gehabt hat.

Diese Anspielungen sind nicht nur von Wichtigkeit für das richtige Verständniß des Stücks, sie haben für uns noch das Interesse, daß sie uns erkennen lassen, wie Shakespeare gewisse Zeitgenossen und Zeitereignisse beurtheilte, daß sie uns zeigen, welche Ideen den Geist des Dichters zur Zeit der Abfassung des Hamlet beschäftigten. Zugleich geben sie einen ziemlich sichern Aufschluß über die Zeit der Entstehung, oder doch der letzten Umarbeitung des Hamlet.

Die bisherigen Commentatoren des Dichters haben diese Beziehungen gänzlich unbeachtet gelassen. Die Versuche, welche wir in einigen kleinen Aufsätzen im deutschen Museum gemacht haben, diese Beziehungen nachzuweisen, sind von den beiden größten Shakespearekennern Deutschlands, Gervinus und Ulrici, so günstig beurtheilt, daß wir es unternehmen, sie im Folgenden vollständig zusammenzustellen. Wir schicken eine Uebersetzung der Sage von Amlethus voraus.

Die Erzählung des Saxo Grammaticus im dritten und vierten Buche seiner historia Danica lautet wie folgt:

Zu derselben Zeit (nämlich zur Zeit des fabelhaften Königs Roricus von Dänemark, der lange vor Christi Geburt geherrscht haben soll) werden Horvendill und Fengo, deren Vater Gervendill Präfekt von Jütland gewesen war, von Roricus zu Nachfolgern des Gervendill in der Herrschaft über Jütland ernannt. Horvendill hatte drei Jahre regiert und mit großem Ruhme Seeräuberei getrieben, als der König von Norwegen, Colerus, eifersüchtig auf den Ruhm Horvendills, beschloß, diesen Seeräuber aufzusuchen, um durch den Sieg über ihn seinen Ruhm zu verdunkeln. Er traf mit der Flotte des Piraten zusammen. Beide Flotten waren auf einer mitten im Meere gelegenen

Insel gelandet. Beide Feldherrn, Colerus und Horvendill, trafen einander nun zufällig in einem Walde der Insel, wohin sie die Anmuth der Gegend gelockt hatte. Da fragte Horvendill den Colerus, welche Art des Kampfes er vorziehe; er selbst würde am liebsten durch einen Zweikampf zwischen ihnen beiden ihren Streit entscheiden. Colerus nahm den Vorschlag an; beide schlossen noch den Vertrag, daß der Sieger den Besiegten ehrenvoll begraben solle, und schritten sofort zum Kampfe. Horvendill warf seinen Schild zur Seite, ergriff, ohne sich selbst zu decken, das Schwert, zerhieb den Schild des Colerus und tödtete ihn durch Abhauen des Fußes. Dann ließ er ihn dem Vertrage gemäß mit königlichen Ehren beerdigen und ihm einen Grabhügel aufwerfen. Hierauf verfolgte und tödtete er die im Seeraub und Kriege geübte Schwester des Coler, Namens Sela.

Dem König Roricus sandte er einen Theil der Beute, gewann dadurch dessen Freundschaft und heirathete seine Tochter Gerutha, welche ihm einen Sohn Amlethus gebar. Von Neid getrieben trachtete nun Fengo seinem Bruder nach dem Leben, sättigte durch das Blut desselben seine verderbliche Leidenschaft und bemächtigte sich der Gattin des ermordeten Bruders, indem er sich neben dem Brudermorde auch der Blutschande schuldig machte. Um seine grausame That zu beschönigen, behauptete er, sein Bruder habe Gerutha trotz ihrer Sanftmuth gehaßt, und er habe nur, um sie zu retten, seinen Bruder getödtet.

Amlethus, der Sohn des Getödteten, stellte sich verrückt, um nicht den Verdacht seines Oheims zu wecken, und dieser schlauen Verstellung verdankte er seine Rettung. Täglich kam er mit Schmutz bedeckt in die Wohnung seiner Mutter und warf sich dort an die Erde. Seine ganze Erscheinung, so wie alles, was er sprach oder that, gaben ihm das Ansehen eines Wahnsinnigen. Zuweilen setzte er sich an den Herd und schnitzte hölzerne Keile, härtete sie im Feuer und brachte Haken an ihrer Spitze an. Auf die Frage, was er mache, erwiederte er, er mache scharfe Stacheln, um seinen Vater zu rächen. Diese Antwort ward zwar viel verhöhnt, erregte aber doch zuerst bei Einigen den Verdacht, daß er nicht wahnsinnig seyn möchte.

Die Anhänger Fengos suchten daher auf mancherlei Art zu erforschen, ob der Wahnsinn Amleths nicht bloß ein verstellter sey. So veranstalteten sie eine Zusammenkunft Amleths mit einer Jungfrau, wobei sie heimlich lauschten, in der Hoffnung, bei dieser Gelegenheit zu erkennen, ob Amleth wirklich wahnsinnig sey oder nicht. Amleth ward jedoch durch einen treuen Freund, seinen Milchbruder, gewarnt und wußte die Lauscher zu täuschen. (Die von Saxo weitläuftig erzählten Einzelnheiten dieser Versuchung Amleths übergehen wir, da sie für uns kein Interesse haben.)

Hierauf suchte ein Anhänger Fengos, der mehr von sich eingenommen als gewandt war (praesumtione quam solertia abundantior), Amleth noch auf eine andere Weise zu prüfen, indem er ihm Gelegenheit zu einer Unterredung mit seiner Mutter in deren Gemache verschaffte, sich selbst aber als Lauscher unter der Fußdecke versteckte. Als Amleth in das Zimmer getreten war, geberdete er sich als Wahnsinniger, krähte wie ein Hahn, sprang auf der Decke umher, und als er auf diese Weise bemerkte, daß jemand unter der Decke lag, erstach er den versteckten Lauscher. Die Leiche desselben schnitt er in Stücke, kochte dieselben in Wasser und warf sie in eine Cloake, wo sie den Schweinen zum Fraße dienten. Hierauf kehrte er in das Gemach seiner Mutter zurück. Als diese über seine That laut jammerte, sprach er zu ihr: „Mutter, du bist die schlechteste von allen Frauen. Eine abscheuliche und verruchte, blutschänderische Ehe hast du geschlossen, indem du dem Mörder deines ersten Gemahls dich vermählt und den Mann schmeichelnd liebkosest, der den Vater deines Sohns getödtet hat. Du hast gehandelt nach Art der unvernünftigen Thiere, welche eilen, sich wieder zu begatten; wie ein vernunftloses Geschöpf hast du rasch deinen ersten Gatten vergessen. Nicht ohne Grund stelle ich mich thöricht, denn ich zweifle nicht, daß, wer seinen eigenen Bruder getödtet hat, auch gegen die nächsten Verwandten mit gleicher Grausamkeit wüthen wird. Ich strebe nach Rache für meinen Vater, aber ich muß Zeit und Gelegenheit zur Ausführung abwarten. Du hast nicht nöthig, über meinen Wahnsinn zu klagen; du solltest lieber deine Schande beweinen. Uebrigens denke daran, zu schweigen!“ — Durch solche Schmähung führte er seine Mutter zur Tugend zurück und bewog sie, ihre frühere Liebe der gegenwärtigen Lockung vorzuziehen.

Fengo konnte nicht ermitteln, wo jener Mann geblieben sey, der den Amleth beim Gespräche mit seiner Mutter hatte belauschen wollen. Als Amleth darnach gefragt wurde, versicherte er, der Mann habe sich in eine Cloake begeben, sey dort im Kothe versunken und von Schweinen gefressen worden.

Fengo beschloß nun, seinen Stiefsohn umzubringen; allein da er aus Rücksicht auf dessen Großvater Roricus und auf seine Mutter dieß nicht offen zu thun wagte, versuchte er es durch die Hülfe des Königs von

Britannien zu bewerkstelligen, und sandte Amleth dorthin. Dieser trug vor der Abreise seiner Mutter auf, nach einem Jahr für ihn die Leichenfeier zu halten. Mit ihm reisten zwei Anhänger Fengos, welche einen Runenstab mit sich führten, auf welchem der König von Britannien ersucht wurde, Amleth tödten zu lassen. Amleth durchsuchte aber das Gepäck der Begleiter, während sie schliefen, fand den Runenstab, schabte die Runen aus und änderte den Inhalt des Auftrags dahin, daß der König gebeten wurde, die Begleiter Amleths zu tödten und ihm selbst seine Tochter zu vermählen.

Die wunderbaren Abenteuer Amleths in England, welche Saxo weitläufig erzählt, übergehen wir. Vermählt mit der Tochter des Königs von England, kehrte er gerade nach einem Jahre allein nach Jütland zurück. Wieder stellte er sich verrückt. Mit Schmutz bedeckt, trat er in den Saal, in welchem für ihn das feierliche Leichenmahl gehalten wurde, und erregte bei allen Anwesenden Entsetzen, weil man ihn längst für todt gehalten hatte. Er trat zu den Dienern, welche Wein einschenkten, und nöthigte die Gäste zum fleißigen Trinken. Da er hiebei öfter sein Schwert aus der Scheide herauszog und sich mit der Schärfe an den Fingern verwundete, machten die Gäste sein Schwert in der Scheide fest. Als nun die versammelten Anhänger Fengos sämmtlich berauscht eingeschlafen waren, riß Amleth den an der Decke des Gemachs aufgehangenen Vorhang herab, so daß er die sämmtlichen Schlafenden bedeckte und einhüllte, befestigte den Vorhang mit den früher angefertigten hölzernen Keilen am Fußboden und steckte das Gemach in Brand. Die Flamme verzehrte den ganzen Palast und sämmtliche berauschte Gäste kamen im Feuer um. Vorher schon hatte sich Amleth in Fengos Schlafgemach begeben und dort sein in der Scheide festgemachtes Schwert mit dem Fengos vertauscht. Nun weckte er seinen Oheim, sagte ihm, seine Anhänger werden vom Feuer verzehrt und er, Amleth, sey gekommen, den Mord seines Vaters zu rächen. Auf diese Rede sprang Fengo vom Bette auf und wurde, indem er vergebens sich bemühte, das in der Scheide festgemachte Schwert zu ziehen, von Amleth niedergehauen.

So hatte Amleth es verstanden, sich durch den vorgegebenen Wahnsinn zu schützen, hatte seinen Vater vollständig gerächt und sich eben so tapfer als weise gezeigt. (Fortior an sapientior existimari debeat, incertum reliquit.) Am folgenden Tage versammelte sich das Volk vor dem verbrannten Palast, Amleth hielt eine Rede an dasselbe, erinnerte an den blutigen Mord seines Vaters, dessen verstümmelte Leiche das Volk gesehen habe (ipsi — so läßt Saxo ihn sagen — laceros Horvendilli artus, ipsi corpus crebris vulneribus absumtum vidistis), rechtfertigte seine That und bewog das Volk, ihn an Fengos Stelle zum Fürsten zu wählen. Amleths Mutter blieb am Leben und im Besitze ihrer Schätze. Amleths spätere ruhmvolle Thaten und Kämpfe in Schottland, England und Scandinavien, so wie sein Tod in einer Schlacht in Jütland berühren uns hier nicht. Noch zu Saxos Zeiten zeigte man seinen Grabhügel auf einer Haide in Jütland, die noch im sechzehnten Jahrhundert „Amleths-Haide“ genannt wurde. Das Gesammturtheil über ihn faßt Saxo in die Worte zusammen: „Wäre sein Glück seiner Tüchtigkeit gleich gekommen, er hätte den Glanz der Götter erreicht und die Thaten des Hercules übertroffen.“ (Fulgore Deos aequasset et Herculea virtutibus opera superasset.)

Dieß ist die Sage von Amleth, welche die erste Grundlage unserer Tragödie bildet. Ein Franzose, Belleforest, gab im Jahre 1564 eine novellistische Bearbeitung derselben heraus, in welcher Amleth ein Fürst der Ditmarsen genannt wird, die aber im übrigen mit unwesentlichen Aenderungen ganz mit der Erzählung des Saxo übereinstimmt. — Vergleichen wir nun hiemit die Fabel des Shakespeareschen Dramas, so finden wir neben vielen Entlehnungen doch auch sehr erhebliche Abweichungen.

Auch im Drama sucht Hamlet den Mord seines Vaters zu rächen und stellt sich zu dem Ende wahnsinnig. Die Art, wie sein Gespräch mit Ophelia belauscht wird, erinnert daran, wie die Anhänger Fengos Amleth bei der Zusammenkunft mit einer nicht genannten Jungfrau belauern wollen. Die Rolle von Amleths Milchbruder spielt im Drama Horatio, die des mehr von sich eingenommenen als gewandten Anhängers des Fengo Polonius. Der Tod des Polonius, auch die Art, wie seine Leiche durch Werfen in eine Cloake versteckt wird, sind der alten Sage entlehnt, eben so die Sendung Hamlets nach England und die List, durch welche er sich seiner Begleiter entledigt. Während in jener Sage Amleth, aus England zurückgekehrt, plötzlich bei der für ihn selbst gehaltenen Leichenfeier zum Staunen der Gäste erscheint und sich wieder verrückt stellt, tritt Hamlet im Drama nach seiner Rückkehr aus England zuerst auf einem Kirchhofe auf, hört vom Todtengräber, daß man ihn für todt halte, und wohnt dann der Leichenfeier der Ophelia bei, bei welcher er erst unüberlegter Weise den Laertes reizt und dann wieder die Haltung eines Verrückten annimmt. — Der Schluß des Dramas weicht freilich durchaus von dem der Sage ab, allein auffallend

erscheint es, welche Rolle in beiden die Vertauschung zweier Schwerter spielt, in der Erzählung des Saxo die Vertauschung von Amleths und Fengos Schwert, im Drama die Vertauschung der Rapiere des Hamlet und des Laertes.

Betrachten wir nun noch die ferneren Abweichungen in den Einzelnheiten des Dramas und der Sage. Zunächst ist im Drama die Handlung von dem weniger bekannten Jütland nach der Insel Seeland und nach Helsingör verlegt. Ferner sind in demselben statt der Sitten des rohesten Alterthums, welche wir in der Erzählung des Saxo finden, überall die des sechzehnten Jahrhunderts geschildert. Dieß spricht sich in allen Momenten aus. Während Horvendill mit dem Coler vor dem Zweikampf ausdrücklich übereinkommt, daß der Sieger die Leiche des Besiegten nicht unbeerdigt lassen solle, — ganz wie Hector beim Homer einen ähnlichen Vertrag dem Achilles vorschlägt, — schließen im Drama Hamlets Vater und Fortinbras einen versiegelten und verbrieften Vertrag, daß dem Sieger das Land des Besiegten zufallen solle. An die Stelle des Runenstabs der Sage treten im Drama briefliche Aufträge. Shakespeare läßt Hamlet mit Horatio in Wittenberg studiren, Laertes reist nach Paris, die Reden der Hofleute, die Schauspieler, kurz alle Einzelnheiten des Dramas stellen die Sitten des sechzehnten Jahrhunderts dar.

Wichtiger noch erscheint, daß der Charakter Hamlets im Drama ein ganz anderer ist, als in der Erzählung des Saxo. — Hamlet ist im Drama liebenswürdig, scharfsinnig, witzig, gelehrt, ein Freund und Gönner der Schauspielkunst, auch nicht ohne persönlichen Muth; aber es fehlt ihm gänzlich jene Energie und Entschlossenheit, welche den Amleth der Sage vorzüglich auszeichnet. Er selbst wirft sich ja wiederholt auf's Bitterste diesen Mangel an Energie vor; während Saxo alles Ernstes Amleth mit Hercules vergleicht, läßt Shakespeare, offenbar im Hinblick auf diese Worte des Saxo, den Hamlet sich selbst zum Spott mit dem Hercules vergleichen:

„Meinem Ohm vermählt,
Dem Bruder meines Vaters, doch ihm ähnlich
Wie ich dem Hercules!"

Aber auch die äußere Handlung des Stücks weicht in vielen sehr wichtigen Punkten von der der Sage ab. Horvendills Ermordung geschieht nach der letzteren durchaus nicht heimlich. „Ihr selbst," sagt Amleth zum Volke, „habt seinen mit Wunden bedeckten Leichnam gesehen." Amleths Mutter hat am Morde in keiner Weise Theil genommen; es wird ihr nichts zum Vorwurf gemacht, als daß sie nach dem Tode ihres Gemahls dessen Mörder geheirathet habe.

Ganz anders im Drama. Hamlets Vater wird heimlich im Schlaf ermordet. Es bedarf einer Geistererscheinung, um Hamlet seine Ahnung vom Morde seines Vaters zu bestätigen. Noch wichtiger ist, daß Hamlets Mutter nicht bloß Ehebrecherin, sondern auch Theilnehmerin der Mordthat gewesen. Dieß wird wiederholt im Drama ausgesprochen, namentlich Akt I, Scene 5:

„Ja, der blutschänderische Ehebrecher,
Durch Witzeszauber, durch Verräthergaben
(O arger Witz und Gaben, die im Stand
So zu verführen sind!), gewann den Willen
Der scheinbar tugendsamen Königin
Zu schnöder Lust;"

und Akt III, Scene 3, wo Hamlet zur Königin sagt:

„Ja, eine blut'ge That!
So schlimm beinah, als einen König tödten,
Und in die Eh' mit dessen Bruder treten!"

und auf die Frage der Königin: „Als einen König tödten" erwiedert: „Ja, so sagt' ich."

Hamlet sieht daher in seiner Mutter die Mörderin seines Vaters. Die Pietät gegen seinen Vater verlangt, daß er dessen Mord räche, die Pietät gegen seine Mutter widerstreitet dem, denn er kann diese Rache nur ausüben, indem er den zweiten Ehemann seiner Mutter erschlägt. Es ist im Wesentlichen derselbe Conflikt, welchen die Dichter des Alterthums in der Sage von Orestes behandelt haben. Auch Orestes kann den Mord seines Vaters Agamemnon nur rächen, indem er die Kindespflicht gegen seine Mutter verletzt. Bei ihm überwiegt die Pietät gegen den Vater; er erschlägt nicht bloß seinen Stiefvater Aegisth, sondern auch seine Mutter. Dem rohen Charakter der ältesten Zeit entsprach diese Handlungsweise; schon die griechischen Tragiker jedoch sahen ein, daß die That des Orestes dem moralischen Gefühl widerstrebe, sie stellten sie daher als im ausdrücklichen Auftrage Apollos geschehen dar, und ließen den Orestes trotz dieses göttlichen Auftrags der Verfolgung der Furien anheimfallen, von welcher er nur durch die Dazwischenkunft Apollos und der Athene gerettet wird. Shakespeare konnte den Conflikt unmöglich in derselben Weise wie die Dichter des Alterthums behandeln. Schon im alten Testament ist in dem bekannten Spruche: „Des Vaters Segen baut den Kindern Häuser, aber der Mutter Fluch reißt sie wieder ein," die Pflicht gegen die Mutter nicht minder hoch gestellt, als die gegen den Vater;

vollends aber der Anschauung der neuern Zeit, welche auf der christlichen Moral beruht, würde es durchaus widersprechen, wenn die Pflicht gegen die Mutter des Vaters wegen gänzlich mißachtet würde. Der Dichter selbst trägt auch Sorge, jede Vermuthung zu entfernen, als könnte Hamlet zum Morde seiner Mutter schreiten. Er läßt den Geist (Akt I, Scene 5) sagen:

„Doch wie du immer diese That betreibst,
Befleck' dein Herz nicht, dein Gemüth ersinne
Nichts gegen deine Mutter!"

Diese Mahnung wiederholt Hamlet sich selbst (Akt III, Scene 1) vor dem nächtlichen Gespräch mit seiner Mutter, und der Geist selbst fordert ihn während desselben auf, seiner Mutter zu schonen.

Der Dichter hätte nun den tragischen Conflikt so lösen können, daß Hamlet, wie in der Erzählung des Saxo, bloß seinen Stiefvater erschlug und seine Mutter am Leben und im Besitze ihrer Schätze ließ. Allein, abgesehen davon, daß auch bei einer solchen Lösung Hamlet die Pietät gegen seine Mutter schwer verletzte, mußte es das ästhetische Gefühl beleidigen, wenn von zwei gleich schuldigen Personen, Hamlets Mutter und seinem Oheim, nur die eine ihre Strafe fand. So wie daher der Conflikt der Tragödie einmal angelegt ist, paßt schwerlich eine andere Lösung als die, welche der Dichter dem Stück gibt, nämlich der Untergang der ganzen Königsfamilie, des schuldlosen Hamlet sowohl als seines schuldigen Oheims und seiner nicht minder schuldigen Mutter.

Der Schluß der Tragödie, der von der Erzählung des Saxo so gänzlich abweicht, ist somit durch die Eigenthümlichkeit des tragischen Conflikts des Dramas wohl begründet; allein es entsteht die Frage, wie kam der Dichter dazu, diesen tragischen Conflikt so ganz anders als in der alten Sage zu gestalten? Warum namentlich machte er Hamlets Mutter zur Mitschuldigen des Mordes ihres Gemahls?

Zu den Beweggründen, welche den Shakespeare hier leiteten, gehört unserer Ansicht nach auch ein Umstand, der für das richtige Verständniß des ganzen Dramas große Bedeutung hat, aber bisher von den Commentatoren desselben gänzlich übersehen ist, der Umstand, daß Shakespeare Beziehungen auf geschichtliche Ereignisse seiner Zeit im Auge hatte.

Königin Maria Stuart, Shakespeares Zeitgenossin, hatte ihren Gemahl, Lord Darnley, der den Titel eines Königs von Schottland führte, umbringen lassen und drei Monate nachher den Theilnehmer am Morde, Lord Bothwell, geheirathet, und Marias Sohn, König Jacob von Schottland, sah in seinem Stiefvater und seiner Mutter die Mörder seines Vaters. — Diese Analogie mit der Fabel des Dramas ist so auffallend, daß man nicht umhin kann, anzunehmen, der Dichter habe sie absichtlich herbeigezogen. Dazu kommt die auffallende Aehnlichkeit zwischen der in der Erzählung des Saxo nicht vorkommenden Person des Laertes und dem im Jahre 1600 auf Befehl Königs Jacob von Schottland hingerichteten Lord Ruthven Laird von Gowrie, ferner die nicht minder augenfällige Uebereinstimmung zwischen dem Wahnsinn der Ophelia und dem der gleichfalls zu Ende des Jahres 1600 verstorbenen Anna Margaretha Douglas. Doch um hierüber besser urtheilen zu können, müssen wir die Geschichte Schottlands jener Zeit, so weit sie die persönlichen Schicksale des Königshauses betrifft, etwas näher betrachten. — Wir folgen hiebei, was namentlich das Leben der Maria Stuart betrifft, vorzugsweise der Darstellung Buchanans, des Erziehers Königs Jacob, dessen Geschichtswerk bereits im Jahre 1583 erschienen war, und gerade zu Shakespeares Zeit in England im größten Ansehen stand.

Maria Stuart, Königin Wittwe von Frankreich und regierende Königin von Schottland, lebte mit ihrem zweiten Gemahl, dem Lord Darnley, der in der Reihe der Könige von Schottland unter dem Namen König Heinrich aufgeführt ist, seit der Ermordung ihres Sekretärs Rizzio durch Darnley in völliger Entfremdung. Sie knüpfte ein Liebesverhältniß mit Lord Bothwell an, einem kühnen, aber gewissenlosen Manne, und von dieser neuen Leidenschaft verblendet, beschloß sie, Darnley umbringen zu lassen. Um diese Absicht auszuführen, versöhnte sie sich zum Schein mit dem erkrankten Darnley und veranlaßte ihn, auf eine Besitzung bei Edinburg zu kommen, wo sie ihn pflegte.

Eines Abends verließ sie die Wohnung ihres Gemahls unter dem Vorwande, einem Feste beiwohnen zu wollen; in der Nacht drangen die von Bothwell im Einverständniß mit der Königin gedungenen Mörder in das Gemach Darnleys, den sie schlafend fanden und im Schlafe erwürgten, und sprengten dann die Wohnung, wo das Verbrechen verübt worden, mit Pulver in die Luft, um die Spuren des Mordes zu verdecken. Die Anstifter des Mordes waren mit so ruhiger Ueberlegung zu Werke gegangen, daß z. B. am Abend vor der That ein kostbares Bett der Königin auf deren Geheiß aus dem Hause, in dem Darnley schlief, heraus geschafft worden war, damit es nicht bei der Zerstörung des Hauses mit zu Grunde gehe. Sie warfen — sagt Buchanan — ihre Ehre weg und suchten an einem Gegenstand von geringem Geldwerth zu knausen. (In tanta famae prodigalitate exiguae pecuniae parci.)

Der Verdacht des Mordes richtete sich sofort gegen Bothwell. Lord Lennox, Vater des ermordeten Darnley und somit Großvater des damals wenige Monate alten Prinzen Jacob, klagte ihn offen des Mordes an; allein die Königin trat als seine Beschützerin auf. Wenige Wochen darauf vermählte sie sich mit Bothwell, nachdem dieser sich zu diesem Zwecke in aller Eile von seiner Ehefrau hatte scheiden lassen. Auffallend ist dabei, daß Darnley für den schönsten Mann seiner Zeit gegolten hatte, während Bothwell häßlich war.

Bald nach der abermaligen Verheirathung der Königin brach ein Aufstand der schottischen Großen gegen sie aus, unter dem Vorwande, Bothwell aus Schottland zu vertreiben. Bothwell ward namentlich auch beschuldigt, daß er versucht habe, den jungen Prinzen Jacob in seine Gewalt zu bringen, um ihn ermorden zu lassen. — Maria Stuart ward, als sie mit einem Heere den Aufrührern entgegen ging, von ihren Truppen im Stich gelassen und von ihren Gegnern gefangen genommen; Bothwell mußte aus Schottland fliehen. Der gefangenen Königin zeigten die Aufrührer eine Fahne, auf welcher die Leiche des ermordeten Darnley und daneben ihr Sohn Jacob, auf den Knien um Rache flehend, dargestellt waren. Es erfolgte die Absetzung der Königin und die Krönung ihres kaum ein Jahr alten Sohnes; der Halbbruder der Königin, Lord Murray, ward zum Regenten ernannt. Maria Stuart entfloh aus der Gefangenschaft, in welcher sie eine Zeitlang gehalten worden, versuchte nochmals, die Krone wieder zu erlangen, war jedoch gezwungen, nach einer verlorenen Schlacht im Jahre 1568 nach England zu fliehen, wo Königin Elisabeth sie unter offenbarer Verletzung des Völkerrechts gefangen hielt.

Der Kampf zwischen den Anhängern des jungen Königs Jacob und denen seiner Mutter hörte mit der Gefangennahme der letzteren noch lange nicht auf. Der Regent Lord Murray ward durch einen Anhänger der Maria Stuart meuchelmörderisch erschossen, auch Lord Lennox, Jacobs Großvater von väterlicher Seite, ward im Kampfe mit den Anhängern der Königin erschlagen. Erst nach vielen Kämpfen gelangte Jacob zum unbestrittenen Besitze der Herrschaft. Seine Erziehung war in den Händen der bittersten Feinde seiner Mutter gewesen. Fast während der ganzen Dauer seiner Regierung schwankte er zwischen der Hinneigung zu den Anhängern seiner Mutter, welche deren legitime Rechte vertheidigt hatten, und den Gegnern derselben, welche sie abgesetzt, Bothwell vertrieben und ihn selbst noch als Kind auf den Thron erhoben hatten. Er war neunzehn Jahre alt, als die Königin Elisabeth seine Mutter vor Gericht stellen und zum Tode verurtheilen ließ. Er verwendete sich allerdings bei der Königin von England für seine unglückliche Mutter, es gelang ihm aber bekanntlich nicht, deren Hinrichtung zu hindern, auch machte er keinen Versuch, dieselbe zu rächen.

Die Schwäche und Unentschlossenheit, welche er bei dieser Gelegenheit zeigte, mußten ihm im höchsten Grade zur Schande gereichen. Auch während seiner sonstigen Regierung gab er vielfache Beweise von Schwäche, während es ihm auf der andern Seite keineswegs an guten Eigenschaften fehlte. Er war in hohem Grade mild, gelehrt, namentlich — was in jener Zeit auch einem Fürsten zum Ruhme gerechnet wurde — in der Theologie bewandert, so daß er sogar theologische Schriften veröffentlichte; ferner war er Freund und Gönner der Künste, insbesondere der Schauspielkunst. Letzteres bewies er unter andern durch die That, als in den Jahren 1599—1601 sich ein Theil der Schauspielergesellschaft, zu welcher Shakespeare gehörte, unter Leitung des John Fletcher in Schottland aufhielt. Ob Shakespeare selbst damals mit John Fletcher Schottland besucht hat, ist bekanntlich unter den Freunden des Dichters bestritten und läßt sich wohl nicht mit Sicherheit ermitteln. Gewiß ist, daß, als Jacob im Jahre 1603, nach dem Tode der Elisabeth, König von England wurde, er in den ersten Tagen nach seiner Ankunft in London der Schauspielertruppe, zu welcher Shakespeare gehörte, ein Privilegium ertheilte, und daß er sich auch während seiner übrigen Regierung als einen sehr eifrigen Gönner der dramatischen Kunst zeigte. — Es ist ferner unzweifelhaft, daß er während der letzten Regierungsjahre der Elisabeth in England allgemein beliebt war. Nur dadurch war es möglich, daß er ganz ohne Kampf, unter Zustimmung des Volks im Jahr 1603 den englischen Thron besteigen konnte.

Zu seinen eifrigsten Anhängern hatten die Lords Essex und Southampton gehört, beide, namentlich der letztere, Gönner und Freunde Shakespeares. Ihre Absicht bei dem Aufstande, welchen sie im Jahre 1600 gegen Elisabeth unternahmen, war dahin gegangen, König Jacob Anerkennung seines Erbfolgerechts auf den englischen Thron und die sofortige Regentschaft zu verschaffen. Essex hatte bei seinem Unternehmen vorzugsweise auf die Unterstützung König Jacobs gerechnet; dieser hatte mit einem Heere in England einfallen sollen, konnte sich aber im entscheidenden Augenblick nicht entschließen zu handeln, so daß das ganze Unternehmen scheiterte. Essex wurde im Februar 1601 auf Befehl der Königin Elisabeth hingerichtet; viele seiner Anhänger mußten gleichfalls das Schaffot besteigen und Lord Southampton, der angesehenste Theilnehmer der Verschwörung, wurde in den Tower geworfen. Wiederholt

verlangte Elisabeth, daß er vor Gericht gestellt werde, in welchem Falle seine Hinrichtung unzweifelhaft war; nur seine Krankheit, welche sein Erscheinen vor Gericht unmöglich machte, verzögerte seine Verurtheilung, bis er durch den Tod der Elisabeth und Jacobs Thronbesteigung aus dem Tower befreit und zugleich vom dankbaren König zu hohen Ehren erhoben wurde.

Schon vorher, im Jahre 1600, hatte in Schottland ein Ereigniß stattgefunden, welches wir nicht unerwähnt lassen können, die Verschwörung und der Tod Alexanders Ruthven, Lairds von Gowrie.

Ein Lord Ruthven hatte sich an den unruhigen Bewegungen während der Regierung der Maria Stuart, namentlich auch an der Ermordung des Rizzio im Jahre 1566 lebhaft betheiligt. Der Sohn dieses Ruthven, von seinem Schlosse Gowrie gewöhnlich Laird von Gowrie genannt, war wegen eines Aufstandes gegen Jacobs Regierung, in den er verwickelt seyn sollte, des Hochverraths beschuldigt und im Jahre 1582 hingerichtet worden. König Jacob hatte jedoch später den Söhnen des Hingerichteten die confiscirten Güter desselben zurückgegeben. Der älteste dieser Brüder, Alexander Ruthven, führte den Titel eines Laird von Gowrie und genoß bedeutendes Ansehen in Schottland; er hatte große Reisen gemacht und sich namentlich während seines Aufenthalts in Frankreich als gewandter Cavalier in allen ritterlichen Uebungen, vorzüglich auch in der Fechtkunst hervorgethan. Während er sich in Italien und Frankreich aufhielt, hatten ihm, als seine Güter noch confiscirt waren, die Lehnsleute seines hingerichteten Vaters durch einen treuen Diener Namens Rhynd wiederholt Unterstützung geschickt. Die Treue dieses Rhynd wird in mehreren Schriften jener Zeit rühmend hervorgehoben.

Am 5. August 1600 ließ sich nun König Jacob durch eine dringende Einladung des John Ruthven, eines jüngeren Bruders des Laird von Gowrie, verleiten, mit wenigen Begleitern letzteren auf seinem Schlosse zu besuchen. Kaum war der König dort angekommen, bewog ihn John Ruthven, ihm allein in ein Thurmgemach zu folgen, und kündigte ihm dort an, „er wolle den Tod seines Vaters rächen, der König sey sein Gefangener." Es gelang indessen dem König, welcher bei dieser Gelegenheit mehr Muth bewies, als er sonst zu zeigen pflegte, vom Fenster des Thurms aus sein Gefolge zu Hülfe zu rufen. Zwischen Jacob und John Ruthven, welcher den König hindern wollte, um Hülfe zu rufen, kam es zum Kampfe; beide rangen mit einander. John Ruthven packte den König bei der Kehle und letzterer war kaum noch im Stande, sich zu vertheidigen, als einer seiner Begleiter herbeieilte und auf Befehl des Königs den John Ruthven niederstieß. Die letzten Worte des sterbenden Ruthven waren der Ruf: „Ich hatte keine Schande davon!"

Der ältere der beiden Brüder Ruthven, der Laird von Gowrie, hatte sich während des eben beschriebenen Kampfes vergeblich bemüht, das Gefolge des Königs aus dem Schlosse zu entfernen; er griff, als er den Tod seines Bruders vernahm, die Begleiter des Königs mit dem Degen an und ward von denselben gleichfalls getödtet. Durch Beschluß des Parlaments wurden hierauf sämmtliche Güter des Hauses Ruthven confiscirt, und es ward verboten, daß jemand künftig in Schottland den Namen Ruthven führe. Nur den Schwestern der beiden erschlagenen Brüder, von welchen eine Hofdame der Königin war, ließ der König Jacob den Besitz ihres Vermögens.

Die Braut des Laird von Gowrie, Anna Margaretha Douglas, welche, während sie am schottischen Hofe lebte, in hohem Grade die Zuneigung Königs Jacob besessen hatte, so daß man sogar glaubte, der König sey in sie verliebt, ward durch den Tod ihres Bräutigams so erschüttert, daß sie, unmittelbar nach Empfang der Nachricht, in Wahnsinn verfiel und in diesem Zustande nach wenigen Wochen starb.

(Schluß folgt.)

Correspondenz-Nachrichten.

Dresden, Oktober.

Randglossen. — C. M. v. Webers Denkmal.

☾ Wenn diese Herbstblätter unter die Druckerpresse kommen, ist die große Frage längst entschieden, die große Lebensfrage nicht nur unserer Winzer, sondern die Lebensfrage jener Ungezählten, welche reden wollen und doch keinen Stoff dazu in der Zeitung finden — die Frage, ob wir eine Wein- oder Essiglese zu erwarten haben? Um die Gemüther zu zerstreuen, ist das Weber-Comité auf den freundlichen, wenn auch befremdlichen Einfall gekommen, die Enthüllung der Statue Carl Maria von Webers jetzt schon vorzunehmen. Am 11. Oktober, an einem weder durch die Geburt noch durch den Tod des Eutiner Mozart ausgezeichneten Tage, hat man in der That den rothen Vorhang fallen sehen, und Dresden ist seit jenem Tage im Besitz eines Künstlerstandbildes.

Die Feier selbst war freilich wenig geeignet, diese Freude zu begeistertem Ausdruck zu bringen. Es regnete und stürmte wie in der Wolfsschlucht, und selbst der Mannheimer Mustermaschinist hätte hier Naturstimmen entdecken können, welche Samiels Umgebung noch in phantastischem Grauen steigern würden. Man stand überdieß bis an die Fußknöchel im Wasser und die ganze Festversammlung wagte nicht einen Augenblick sich des aufgespannten Taffets zu begeben. Unter Zähneklappern hörte man — oder hörte vielmehr nicht — die Festhymnen von Rietz, componirt nach der Dichtung Gustav Kühnes, spitzte man vergeblich die Ohren nach den windverwehten Reden Professor Hettners und Bürgermeister Pfotenhauers, beide in bloßem Kopfe auf offenen Rednerbühnen; mit Zähneklappern accompagnirte man den Oberonmarsch und ging schließlich verdrießlich nach Hause.

Es wäre vielleicht nicht politisch gewesen, nach der Schillerfeier schon jetzt wieder einen einfachen Sterblichen zum Mittelpunkte eines Volksfestes zu machen. Unsere nivellirende Zeit ist ohnehin nur allzu geneigt, die irdisch Allmächtigen über denjenigen zu vergessen, welche bei der Theilung der Erde zu kurz gekommen. Wer will es rücksichtsvollen Leuten verdenken, wenn sie in dieser ihrer Specialität sich zu allen Zeiten glänzend zeigen möchten, es blicke nun ein Tiber oder ein Marc Aurel auf ihre Dienstbeflissenheit herab? Sie sind einmal da, um eine bestimmte Gesellschaftsschichte zu vertreten, und wo sie keine Widersacher haben, führen sie das Wort. Dennoch kann man beklagen, daß so manches in ihren Augen unpolitisch ist, was dem Rohesten im Volke auf ein paar Stunden eine festliche Stimmung bereiten und ihn mit erfrischtem Gemüth wieder an die Tagesarbeit gehen lassen könnte, und vor allem kann man beklagen, daß so wenige überhaupt ahnen, welches lustige Völkchen aus uns weingesegneten Menschen unter andern Einflüssen zu machen wäre.

Aber das sind vielleicht nur Grillen eines mit Schnupfen und Brustkatarrh Heimgekommenen, wird man sagen, und wenn man nun wirklich eine großartige Weberfeier im geschlossenen Raume mit Vorführung seiner populärsten Lieder und Weisen gefeiert und dann erst im Sonnenscheine des schönen Mai das Standbild in's Freie gestellt hätte, abermals zur Vereinigung seiner Verehrer und Bewunderer, was fände das Besserwissen nicht auch dann noch an Rügen geltend zu machen! Da steht er ja doch endlich, der Carl Maria von Weber! Was kann man noch mehr wollen?

Ja, leider steht er da, und leider ist der Bau, hinter den man ihn gestellt, wie er selbst, auf Jahrhunderte berechnet und wird nimmer rechtsumkehrt machen. Bekanntlich ist das Dresdener Theater in Form eines Halbrunds gebaut. Die Vorderseite, der Bogen nämlich, wendet sich der katholischen Kirche zu und ist mit den Steinbildern von Goethe, Schiller, Shakespeare, Molière und andern dramatischen Dichtern geschmückt. Wer von der Elbbrücke nach dem Zwinger oder dem neuen Museum wandert, geht an dieser Vorderseite vorüber. Die Rückseite des Theaters hat weder die Frequenz, noch sonstige Eigenschaften der Vorderseite. Nun, hier hat man den Weber versteckt. — Da die wenigsten Fremden, welche die schöne Elbstadt besuchen, je in diese Provinz der Coulissen-Facchini und Lampenputzer von selbst gelangen dürften, so ist es gut, ihnen durch diese lokalen Winke zu Hülfe zu kommen. Und dennoch wird das Sprichwort vom „Rom besuchen und den Papst nicht gesehen haben" im Laufe der Zeit ohne allen Zweifel hier seine landläufige Uebertragung und Anwendung finden; ja es ist nicht so unwahrscheinlich, daß die Kunstgeschichte späterer Jahrhunderte von einem glücklichen Reisenden berichten wird, der, ein anderer Lord Galloway, die Entdeckung der Weberstatue in seinen Denkwürdigkeiten verewigt, wie jener den Marmorkopf des Claudius als Uhrgewicht im Escurial ausfindig machte und solcher Art der Vergessenheit entzog.

Wie wir hören, hat der hier im Staatsdienst angestellte Sohn Webers mit unermüdlichem Eifer gegen den seinem Vater zugedachten Platz remonstrirt, ist sogar bei der Majestät selbst um eine Aenderung dieses Standorts eingekommen. Alles vergebens; um so mehr vergebens, als man sich auf Rietschel selbst berufen konnte, der leider in seiner Bescheidenheit das Werk seiner Hände mit der

Persönlichkeit, welche sie verherrlicht, verwechselte und den anspruchlosesten Platz in eigener Anspruchslosigkeit für sein Werk gut genug fand. Mit Einem Wort, man hat Weber so gestellt, daß er die Rückseite des Theaters anschaut, und der große Platz vor dem Theater bleibt nach wie vor für eine höher gefürstete Statue vakant.

Zum Glück hat Rietschel den guten Gedanken gehabt, Weber nicht geradeaus blicken zu lassen, so daß er den Jägercorps, der allwöchentlich sein Freischütz-Trara zum Besten gibt, nicht nach gethaner Arbeit aus der Hinterpforte in's Freie entschüpfen zu sehen braucht. Er steht mit nach rechts geneigtem, träumend halb aufwärts schauendem Haupte da, den linken Arm leise an ein Notenpult von zierlichster Form gelehnt, auf welchem eine Componistenpartitur liegt. Die Rechte sammelt die Falten des von der Schulter herabwallenden Mantels und hält zugleich ein Waldblumenbouquet. Die Linke begleitet mit zartester Fingerbewegung die dem Geiste eben aufgehende Melodie. Das Ganze ist unendlich duftig und selbst das unschöne Gesicht des reizbaren Meisters mit der langen Nase und dem unbedeutenden Kinn vermag in seiner Porträtähnlichkeit nur im Profil den Eindruck zu beeinträchtigen.

Hätten sie ihn nur in die grünen Anlagen gesetzt! Wir haben in unserer Gartenstadt so manches Plätzchen, wo er eben so unscheinbar in Bronze ein Augenlabsal der Vorübergehenden seyn konnte, wie er bei Lebzeiten unscheinbar im Hosterwitzer Bauernhäuschen sich's genügen ließ, und mit seinen Phantasien die lauschend stehen Gebliebenen erquickte. Vielleicht überlegt sich's das Denkmalscomité und macht die schlimme Wahl des Platzes durch einen Ankauf jenes bescheidenen Häuschens gut. Das Strohdach dürfte nicht mehr lange Geduld haben.

Wir haben der Rietschelschen Arbeit den Zoll unserer Achtung abgetragen. Es bleibt uns leider noch die Klage, daß Rietschels Befinden wieder ernstliche Störungen erlitten hat. Die Brust ist leidender als seit langer Zeit. Möchten das ihm vom Staat erbaute neue Atelier und das neue Haus, das man ihm auf Lebenszeit überwies, durch ihre günstige Lage und ihre bequeme Nähe eine baldige Genesung unterstützen.

Dresden, Oktober.

Die Weber-Feier in Dresden am 10. und 11. Oktober 1860.

☐ So eben komme ich von der Enthüllung des Denkmals für Carl Maria von **Weber** und beeile mich, sowohl von diesem Akte, als von den sonstigen dahin zielenden Festlichkeiten in der Kürze Bericht zu erstatten.

Den Anfang damit machte der hiesige Tonkünstlerverein durch ein am Vorabend des eigentlichen Festtages im Hotel de Saxe veranstaltetes Concert, wo vorherrschend Webersche Compositionen zur Aufführung kamen und wo auch Webers Büste aufgestellt war. Ein Quartett (B-dur) für Pianoforte, Violine, Bratsche und Cello, eine Sonate für Pianoforte allein (C-dur, Op. 24) und einige Lieder von Weber gaben ein möglichst allseitiges Bild von der musikalischen Thätigkeit des Meisters, wobei natürlich die Oper, als nicht an diesen Ort gehörig und mit den Kräften des Vereins unausführbar, bei Seite blieb. Hätte der Tonkünstlerverein noch über andere Mittel als nur seine eigenen zu gebieten gehabt, so hätte sich diese Vorfeier vielleicht noch würdiger und umfassender gestalten lassen. Ein Prolog in Versen oder eine Rede in Prosa, welche letztere die Stellung Webers in der neueren Musikgeschichte nachwies, hätte das Concert einleiten können, dann konnten Ouvertüren Weberscher Opern, die beliebtesten Chöre daraus, die ansprechendsten Lieder des Meisters, sodann Instrumentalquartette und Pianofortesonaten mit einander wechseln. Mit den beschränkten Mitteln aber, die dem Verein zu Gebote standen, hat er durchaus Rühmliches geleistet und das sehr zahlreich versammelte Publikum höchlich befriedigt. Es bedarf nicht der Versicherung, daß die vorgeführten Instrumentalstücke meisterhaft exekutirt wurden. Der Tonkünstlerverein, dem Referent selbst die Ehre hat anzugehören, besteht zum größten Theil aus Kammermusikern, d. h. aus Künstlern, die auf ihren betreffenden Instrumenten Meister sind und bei denen die bloße Uebung, eine bloße Concertprobe, das nur versuchsweise Spielen eines Tonstücks a prima vista so gut ist, als bei minder vorgeschrittenen Spielern eine wirkliche Concertaufführung. Ueber diese rein technische Seite des Gegenstandes ist deßhalb hier auch nichts weiter zu erwähnen. Dagegen gab der Gehalt der Tonstücke, ihre Anlage und der darin wehende Geist Anlaß zu einer Reihe interessanter Beobachtungen, von denen hier einige, im Interesse der Würdigung des Meisters, Platz finden mögen.

Vor allem mußte schon dem Laien der sehr bemerkbare Unterschied zwischen Weberscher Kammermusik und der der Wiener Classiker, also Haydns, Mozarts und Beethovens, auffallen. Ein Haydnsches oder Mozartsches

Streichquartett, eine Beethovensche Klaviersonate ist etwas durchaus anderes, als die gleichnamigen Compositionen Webers. Jene drei sind eben die Classiker der deutschen Tonkunst wegen des gediegenen, auf die höchste Schönheit gerichteten Geistes und wegen der einheitlichen, plastisch geschlossenen Form, welche sie ihren sämmtlichen Tonschöpfungen zu geben wußten. Jeder Tonsatz bei ihnen baut sich aus Einem Gedanken, aus Einem oder wenigen Motiven auf, trägt Ein ganz bestimmtes Gepräge, athmet von Anfang bis zu Ende Eine sehr prägnante Stimmung, kurz, ist in sich ein eben so gerundetes, auf sich beruhendes Ganzes, wie es die unsterblichen Götterbilder des griechischen Meißels sind. Diesen Eindruck hat der kundige Musikfreund von jeder Composition der genannten drei Koryphäen, diese absolut schöne Darstellung erhebt sie auf die Höhe der Unsterblichkeit und macht sie zugleich zu Vorbildern aller Nachstrebenden auf dem Gebiete musikalischer Produktion. Weber dagegen mit seinen gleichgesinnten Zeitgenossen ist kein Classiker mehr, sondern repräsentirt seine Zeit mit ihren geänderten Anschauungen, mit dem neuen Geiste, der sie erfüllte, nämlich die Zeit der Romantik, die sich in der deutschen Poesie und Musik zu einer besondern Kunstform verkörperte. Hier ordnet sich das künstlerische Individuum nicht mehr dem Geiste der Schönheit unter, sondern stellt sich mit seinem absoluten Ich darüber, beherrscht ihn mit seiner souverän gewordenen Genialität und setzt die Inspirationen dieser Genialität an die Stelle der erhabensten Ideen, an die Stelle der künstlerischen Schönheit. Wo sich nun aber das Centrum, der treibende Impuls des Kunstschaffens so gründlich geändert hat, wie hier, da zittern die neu entstandenen Schwingungen naturgemäß bis an die Peripherie; wo, wie hier, der producirende Geist ein so durchaus anderer, ein viel subjektiverer, willkürlicherer geworden ist, da muß nothwendig auch die Form der betreffenden Kunstwerke eine andere werden. Die klassische Einheit und Geschlossenheit löst sich auf und die einzelnen Glieder, bis dahin in das Element innerer Gleichmäßigkeit gebunden, treten als selbstständige Stücke aus einander, als glänzende, blendende Einzelbilder in den Vordergrund. Die hohe, einheitliche Form ist zerbröckelt und das Tonstück ist nur noch eine lockere Zusammenfügung verschiedenartiger Einzelmotive, kurzer, für sich bestehender Miniatur- und Genrebilder in Tönen. Zugleich aber tritt noch ein anderer charakteristischer Zug in dieser romantischen Produktionsweise zu Tage: das ist der freie Schwung der Tonformen, die in's Brillante und Virtuosenhafte zerflatternde Form, die Herrschaft der Bravour mit dem Gefolge der Rouladen, Cadenzen, Triller u. s. w. — Alles ganz natürlich: wo der hohe Geist des Ernstes, der Solidität, der objektive Geist der Unterordnung unter die Idee des Kunstwerks nicht mehr vorhanden ist, und wo die künstlerische Genialität sich selbst als Machthaberin über ihr eigenes Schaffen und die zu gebrauchenden Formen fühlt, da muß sie diesem innern Mangel, dieser fehlenden Concentration durch äußere Reizmittel nachzuhelfen suchen. Nicht mehr das Ganze ist schön und in sich vollendet, aber die Einzelheiten werden dafür zu aller sinnlichen Schönheit der Klangwirkung herausgearbeitet, zu schwungvollen Glanzstücken für effektvolle Bravour mit bewußter Tendenz hingestellt.

Für diese musikgeschichtlichen Bemerkungen lieferten denn nun auch die vorgeführten Instrumentalwerke Webers den schlagendsten Beweis. Weder das Quartett noch die Klaviersonate sind mehr ein Ganzes, aus wenigen Thematen sich organisch entwickelnd, von innerer Nothwendigkeit dictirt und zusammengehalten, zeigen nicht mehr jene wohl erwogene, kunstreich angelegte und durchgeführte Logik und Dialektik des Tonsatzes, die sich bei den Wiener Meistern bis in das feinste Geäder ihrer Schöpfungen nachweisen läßt. Vielmehr bestehen diese Tonstücke aus lauter kurzen, isolirten Sätzen, von denen allerdings jeder in seiner Einzelnheit reizend ist, aber eben mit dem Gesammtwerke nicht innerlich und nothwendig zusammenhängt, sondern sehr wohl für sich allein genossen werden kann, für sich allein vollständig befriedigt und gefällt.

Neben dieser bruchstückweisen, rhapsodischen Grundanlage nun aber, welche die musikalische Romantik im Allgemeinen kennzeichnet, treten nun freilich auch einzelne Züge hervor, welche den Weber'schen Genius speciell charakterisiren und lebhaft an seine Opernmusik erinnern, die die populärste Seite seiner musikalischen Thätigkeit geworden ist. Dahin rechnen wir z. B. gewisse pikante Rhythmen, darunter auch heitere Tanzrhythmen, die allerdings in die ernste Kammermusik oder in eine gediegene Klaviersonate nicht gehören. Aber wir zürnen dem Meister nicht, der sich hier an unpassender Stelle solche etwas triviale Licenzen erlaubt; ist es doch derselbe, dem wir auch die so beliebte „Aufforderung zum Tanz“ verdanken. Dahin gehört ferner der Reichthum an schönen, ächt volksthümlichen Melodien, die noch dazu durch edle Modulation etwas höchst Einschmeichelndes haben; außerdem manche tändelnde, humoristische Züge, in denen der Componist sich einen liebenswürdigen Privatscherz erlaubt und seinem Publikum ein unschuldiges Schnippchen schlägt, so unter anderem, wenn im Scherzo des Quartetts das Cello in tiefer Tonlage ein lustiges Violinthema für sich allein durchzuführen sucht und es doch nur unbeholfen herauszupoltern vermag. Endlich dürfen wir auch manche grelle oder wüste Accorde nicht verschweigen, die sich gleich dämonischen Geistern mitten in die heitere Klarheit des Tonflusses einschleichen und dem Componisten der „Wolfsschlucht“ wie aus dem Gesicht geschnitten sind — übrigens ein Zug, der bei Weber nur erst vereinzelt und dann allerdings auch höchst wirkungsvoll auftritt, bei seinem nächsten Nachkommen, Marschner, aber sich zum förmlichen Ingredienz des musikalischen Schaffens gesteigert hat. Denn dessen Stärke besteht gerade in der Darstellung des Wilden und Leidenschaftlichen, während bei Weber dieses Element nur in episodenhafter Vereinzelung zu Tage kommt.

Waren somit die Weber'schen Stücke für Kammermusik

auch kein außergewöhnlicher ästhetischer Genuß, da wir eben durch den Wiener Classicismus an einen höheren Maßstab, an gegründetere Ansprüche gewöhnt sind — in der That waren sie ja nur ein Tribut des concertgebenden Vereins, der dem Meister und dem ihm geltenden Ehrentage dargebracht wurde — so boten sie doch den Reiz der Seltenheit, da bekanntlich Weber'sche Instrumentalcompositionen selten oder nie zur Aufführung kommen, und in noch höherem Grade den Reiz historischer Reflexion über Classicität und Romantik, über Subjektivität und Objektivität des künstlerischen Schaffens. Die Eigenthümlichkeit des einen tritt nur neben dem andern anschaulich hervor; nur durch die Romantik geht der vermittelnde Uebergang von der classischen Epoche der Wiener Meister zum Epigonenthum der musikalischen Gegenwart; nur durch sie wird uns der Fortschritt von dem Damals zu dem Heute, der Gegensatz der beiden, so verschiedenen Jahrhunderte verständlich. Dieses Bewußtseyn erachten wir für den Hauptgewinn der Weber'schen Concertaufführung.

Die bei weitem dankenswertheste Gabe der Aufführung aber und zugleich die für den Componisten sprechendste waren einige Weber'sche Lieder, von Frau Jauner-Krall, königlichen Hofopernsängerin, vorgetragen, ganz eben so meisterhaft wie die Instrumentalwerke in ihrer Weise. Es waren die drei bekannten und populären Lieder: „Das Mädchen an das Schneeglöckchen,“ „das Veilchen im Thale“ und „Unbefangenheit.“ Wir hatten die Sängerin bis dahin nur in der Oper und im Oratorium gehört und sie besonders als Susanne in Figaros Hochzeit und als Regimentstochter schätzen gelernt; aber wir gestehen, sie als Liedersängerin nicht minder trefflich gefunden zu haben. Den Charakter des Innigen, Schmerzlichen, Traurigen traf sie eben so richtig wie die Stimmungen der Naivetät, der Heiterkeit, der anmuthigen Koketterie.

Was nun aber diese Lieder zu den schönsten Stücken des Concertes machte, war der einfache Umstand, daß sie dem Gebiete der Gesangmusik angehören, dieser eigentlichen Heimath des Weber'schen Genius; liegt ja doch die Oper, die des Meisters Namen volksthümlich und unsterblich gemacht hat, innerhalb derselben Grenzen. Bei Webers Kammermusikstücken hat man den Eindruck, daß sie unmöglich sein Bestes seyn können, daß er sich vielmehr nur der Vollständigkeit halber auch darin versucht habe, ohne damit etwas Besonderes, etwas Neues oder Epochemachendes geben zu wollen. Bei Weber'schen Gesangstücken aber, sey es ein Lied oder eine Arie oder ein Chor aus irgend einer seiner Opern, merkt man sofort seine Stärke, seine Genialität, man fühlt und bekennt sich: hier liegt der Schwer- und Höhepunkt der Weber'schen Muse. Denn hier eben ist es, wo die eigenthümliche Stellung der Romantiker zur Tonkunst, ihre fragmentarische, episodenhafte Produktionsweise in der Musik in volle Kraft tritt. Schon der dichterische Text mit seinen verschiedenen Empfindungen und Situationen gestattet dem Componisten nicht ein solch einheitliches Produkt, wie wir es von einem reinen Instrumentalwerke fordern und in den Schöpfungen der Classiker wirklich vor uns haben. Dagegen gibt der Text, im Lied wie in der Oper, dem Componisten eine Reihe verschieden gefärbter Seelenzustände, einen reichen Wechsel entgegengesetzter Scenen und Vorgänge, deren jeder auch musikalisch eine selbstständige Behandlung, ein besonderes Colorit in Anspruch nimmt. Hier tritt daher das Kleine in der Musik in sein Recht, hier gilt es, die individuelle und momentane Einzelempfindung zu belauschen, das einzelne subjektive Erlebniß zu copiren, lauter kleine Genrebilder und musikalische Porträts zu zeichnen und so aus kleinen Gruppen und Idyllen das Ganze, sey es Lied, sey es Opernsatz, mosaikähnlich zusammenzusetzen. Und dieses Talent der musikalischen Miniaturmalerei besitzt Weber in ausgezeichnetem Grade. Zwar beschränken sich Webers Lieder fast ohne Ausnahme nur auf enge Dimensionen, es sind meist kurze, leichte, heitere Sätzchen, die schnell vorüber gehen und deren man bequem mehrere nach einander anhören kann; dafür aber vereinigen sie auch alle Reize in sich, welche uns gerade an dieser Gattung entzücken: Wahrheit und Innigkeit der Empfindung, zarter, maßvoller Ausdruck, sprechende, frappante Deklamation. Ja in diesem kleinen, graziösen Liede ist Weber geradezu unübertroffen; er, der diese Gattung der deutschen Tonkunst eigentlich erst in's Leben gerufen, ist noch bis auf den heutigen Tag Anfang und Ende: vor ihm hatte noch kein deutscher Componist ähnliche Lieder geschaffen (einzelne Perlen von Haydn und Mozart stehen zu vereinzelt da, als daß sie hier in Betracht kommen könnten), und nach ihm hat noch keiner Besseres in dieser Gattung geliefert. Und auch in seinen Opern sind diejenigen Partien, denen Weber vornehmlich seine Popularität verdankt, immer die eigentlichen Lieder oder die dem Liede ähnlichen Sätze. „Leise, leise, fromme Weise,“ „Wir winden dir den Jungfernkranz,“ „Glöcklein im Thale“ — das sind noch jetzt die Weisen, die jedes Schulkind kennt, die jede Dienstmagd liebt und zu singen weiß. Aber Keiner hat auch jemals den Volkston so glücklich zu treffen gewußt, als Weber; keiner von allen unsern gelehrten Kunstcomponisten und Kapellmeistern hatte eine so gesunde volksthümliche Faser, eine so leichte und zutreffende Erfindungsgabe für einfache, ansprechende Melodien. Allerdings kam ihm seine Zeit, kam ihm das neu erwachte Nationalgefühl, die wieder gewonnene Freude am Leben, der rege gewordene Sinn für die Vergangenheit des deutschen Volks mit ihren historischen Helden und Glanzepochen, mit den nationalen Schätzen in Dichtung und Kunst außerordentlich zu statten; seine Zeit hob ihn, die allgemeine Begeisterung entflammte ihn und half seiner Schöpfungskraft jene glückliche Hinneigung zum Volksthümlichen geben, die seinem Namen und seinen Werken eine lange Dauer in der Verehrung der Nation verleihen wird. Aber die Anlage zu dieser Produktivität, die Gabe solcher volksthümlichen Melodiebildung mußte er von der Natur bekommen haben, und sein eigenes Verdienst

dabei ist nur, daß er sie so glücklich entwickelt, so naturgetreu und rein von falschen Einflüssen gehalten hat.

Damit hängt nun aber sofort der andere Vorzug zusammen, wodurch sich Webers Lieder unter allen ihren Fachgenossen so vortheilhaft auszeichnen, nämlich die äußerst richtige, äußerst sprechende Deklamation. Wie sehr sich Zeitgeschmack und Urtheilsfähigkeit in dieser Hinsicht geändert haben! Liest man die frühesten Kritiken über die Weber'schen Lieder in den zwanziger Jahrgängen der Leipziger Allgemeinen musikalischen Zeitung, so kann man sich des Lächelns nicht erwehren über das Kopfschütteln, welches diese kleinen Neulinge damals den wohlweisen Kritikern erregten. Sie erkennen die reizenden Melodien, das schön Gesangliche, auch die Neuheit und Originalität dieser Lieder an, finden aber doch die Deklamation gar zu kühn, gar zu gesucht und zu theatralisch für das bescheidene Lied, und rathen dem jungen Componisten allen Ernstes, doch ja recht bald von diesem gefährlichen Irrwege zurückzukommen. Daß auch andere angehende Musiker vor der nämlichen Gefahr dringend gewarnt werden, versteht sich bei der ängstlichen Gewissenhaftigkeit der Recensenten jener guten alten Zeit von selbst. Also gerade dasjenige verkannte man, gerade an dem nahm man Anstoß, was diese kleinen Lieder so reizvoll, so unvergänglich gemacht hat. Denn eben diese sinngetreue Recitation des Textes, dieses feinfühlige Abwägen und Wiedergeben der Worte nach ihrer Bedeutung oder ihrer Bedeutungslosigkeit, diese ganze sprechende Wahrheit und dramatisch anschauliche Verlebendigung des poetischen Textes — dieß gerade ist es, was zu den Weber'schen Vorzügen der Melodiosität und Volksthümlichkeit noch den letzten Ring der Vollendung fügt und wodurch diese Lieder erst den vollen Eindruck des Allverständlichen, ihre herzerobernde Zündkraft und Schlagfertigkeit bekommen. Wohl sind Webers Melodien an und für sich weich und fließend, wohl ist seine ganze Gesangweise ansprechend und einschmeichelnd, aber es würde ihr der letzte, entscheidende Schlag zum vollen Siege fehlen, wenn die Lieder nicht zugleich so lebenswarm deklamirt, so überzeugend und überwältigend dramatisirt wären; hierin erst liegt der Schlußstein ihrer Vollendung, das Geheimniß ihrer Wirkung. Es fehlt ihnen nur noch die Unterstützung der wirklichen Action, um diese Lieder sofort als lauter kleine Bühnenstücke erscheinen zu lassen. Das dritte wenigstens von den drei vorgetragenen Liedern ist so vollständig eine Opernarie, wie man sich nur eine wünschen kann, nur von der Bühne in den Concertsaal oder in das Familienzimmer verlegt. Diesen Eindruck hatten wir von dem Vortrag der Frau Janner-Krall um so mehr, als sie das Lied ohne Notenblatt, frei dastehend sang, wodurch es uns völlig als eine kleine Handlung, als eine lebendige, im Augenblick erst vorfallende Bühnendarstellung zum Bewußtseyn kam. Ich bin deßhalb so offen zu bekennen, daß ich nach dem Vortrag dieses Liedes den Saal verließ, denn alles Folgende konnte diesen entzückenden Eindruck nicht entfernt erreichen; wenn man dieses Lied gehört hatte, brauchte man nichts weiter, alles andere blieb neben dieser Lebenswahrheit monoton und matt. Das Beethoven'sche Oktett, welches das Concert beschloß, war wohl nur gewählt, um dem Publikum zu guter Letzt ein mehr in's Gewicht fallendes, vollstimmiges Tonstück vorzuführen und es befriedigt und gesättigt aus dem Saale scheiden zu lassen; denn mit Nothwendigkeit gehörte es an diese Stelle nicht und würde, auch wenn ich es gehört hätte, aus unserer Besprechung ausgeschlossen bleiben, die sich nur mit den Weber'schen Compositionen zu beschäftigen die Absicht hat.

(Schluß folgt.)

Paris, Oktober.

Quinets Merlin. — Der zoologische Garten im Bois de Boulogne.

Schon seit geraumer Zeit treibt E. Quinets Zauberer Merlin hier seinen Hocuspocus. Ich bin im Rückstande mit dem Buche; um das Versäumte möglichst schnell wieder einzubringen, gestehe ich gleich von vorne herein, daß meines Bedünkens dieser Zauberer Merlin kein Hexenmeister ist. Das Gedicht ängstigt wie Alpdrücken; in der Luft, die darin weht, fühlt der Verstand dieselben Beschwerden, wie die Brust in den erstickenden Herbstnebeln. Symbolische Gestalten gleiten da an uns vorüber, schönstens aufgeputzt, in blitzendem Festgewande einer überreichen Rhetorik, aber ohne Fleisch und Bein, ohne Saft und Kraft, eitel Dunst und Schatten. Und wie die Wolkengebilde der Phantasie es nie zu einem wahren, sinnlichen Leben bringen, mit unsern menschlichen Leiden und Freuden nichts gemein haben, und ewig fern bleiben von den Regungen unserer intimsten Gemüthswelt, so verbleichen

hier die lebendigen Thatsachen der Geschichte und verschwimmen über ihre festen Umrisse in die endlosen Räume einer unsinnigen Phantasmagorie hinaus. Im argen Irrthum sind, die da wähnen, das Phantastische müsse oder dürfe sich der innern Consequenz und der logischen Wahrheit überheben; diese sind gerade da am unentbehrlichsten, wo sie zu mangeln scheinen. Die intellektuelle Anarchie, die in Quinets Epopöe spukt, und die vielleicht ihre Erklärung in seinen politischen Lehren findet, mußte zu Widersprüchen führen, die denn auch nicht ausgeblieben sind. Die Hölle selbst, dieser Ursitz der Lüge, kann ohne Wahrheit nicht bestehen. Nun läßt aber Quinet im Anfang des Gedichtes die höllischen Mächte zu einem Congreß zusammentreten; sie beschließen, die Zeit sey gekommen, dem himmlischen Christus einen Christus der Unterwelt entgegen zu stellen. Das sieht nun beim ersten Anblick aus wie ein großartig kühner Gedanke; schaut man genauer zu, so ist's Unsinn. Christus hat das Menschengeschlecht von der Erbsünde erlöst; dieß ist seine Sendung auf Erden gewesen; daraus folgt, daß der höllische Erlöser — sich selbst erlösen würde. Seine Mutter soll ebenfalls eine Jungfrau seyn. Die Auserwählte ist Seraphina, eine Königstochter in Gallien; zu welcher Zeit? in welcher Stadt? Es gibt Leute, die meinen, das thue nichts zur Sache, und diese wissen nicht, daß Grund und Boden und Zeit die ersten Bedingungen sind zum wirklichen Leben poetischer Figuren. Seraphina zieht sich in ein Kloster zurück, das sie zumauern läßt. Als aber an einem schönen Maitage ein schmucker Reiter mit goldenem Helm vor dem Kloster erscheint und eingelassen zu werden verlangt — „er bringe ihr Kunde aus Nazareth und Bethlehem —" da thut sich die Mauer auf und der Ritter im goldenen Helme tritt ein — und Merlin erblickt in Folge dieses Besuchs das Licht der Welt — das Wie erlassen Sie mir wohl — und bringt eine formidable Baßstimme mit, und erklärt seiner Mutter, er könne bereits lesen, was Mutter Seraphina höchlichst erfreuen muß, da sie sich der Mühe überhoben sieht, ihm das ABC einzuquälen. In Merlin, dem Sohne der Kirche (Seraphina) und des Heidenthums (der Ritter mit dem goldenen Helm) wollte Quinet die epische Legende der französischen Tradition darstellen. Merlin hat auch ein Buch bei sich und liest flott vom Blatte weg. Und als die französische Tradition — d. h. Merlin — eines Tages mit „Knöcheln" spielt (aux osselets), stampft sie plötzlich mit dem Fuße und ruft aus: „Ich will ein Zauberer werden!" Sie braucht also nur zu wollen, und ein bischen unwirsch zu thun, so geschieht's. Und dessen freut sich ein Pariser Blatt und ruft frohlockend aus: „In der That, der so clastische und leutselige Genius, der so mildherzig ist, daß die bedrängten Völker stets an ihn sich wenden, und so großmüthig, daß, trotz seiner Brutalitäten, seine Feinde sich nicht erwehren können ihn zu lieben — ist dieser französische Genius nicht in der That ein Zauberer?" Offenbar hat Quinet seine Landsleute angesteckt: ein mildherziger Genius, der brutal ist, kann sich mit einem höllischen Heilande messen. Und wenn ihn die Feinde lieben, warum sind sie ihm feind? Sodann geht Merlins Uhr zu früh; er zaubert bevor er noch zum Zauberer sich ermannt hat. Die ganze Stelle gibt mir Aufschluß darüber, wie die sonst so besonnenen und gescheidten Franzosen, denen alles Nebeln und Schwebeln zuwider ist, und die alles philosophische und poetische Faseln mit unerbittlichem Spotte verfolgen, den Zauberer Merlin im Triumphe durch die Spalten ihrer Journale führen.

Und selbst da, wo Quinet seinen Landsleuten etwas die Wahrheit sagt, weiß er es so anzufangen, daß es fast ein Compliment scheint. Nachdem er Lutetia gegründet — hier ist ein Anachronismus; wie kann Merlin Paris gründen, da seine Mutter Seraphina schon in den Anfängen des Christenthums lebt, und Cäsar bereits vor Christi Geburt den Parisii einen Besuch abstattete? — nachdem Merlin Lutetia gegründet, sagt er in Erwiederung auf die spitzfindigen Sophismen der Doctoren dieses jungen Volkes: „Hütet euch, daß ihr nicht vor lauter Geist (esprit) ihn verliert!" Er las in der Seele des unstäten Volkes, das flatterhafter ist als das Blatt am Baum, und sein Herz erfüllte sich mit Bitterkeit. Gegen die Pariserinnen ist Quinet sehr ungalant. Sie setzen Merlin in Erstaunen (l'étonnaient profondement) und er begriff sie nimmermehr. Was soll aber das heißen? Merlin, die französische Tradition, begreift die französischen Frauen nicht? Bald schreitet der heilige Christoph über den Rhein, das Jesuskind auf den Schultern tragend, und an allen Orten baut der französische Genius Kirchen. Zum Unglück war Merlin ein Phantast. Seine Glaubensüberzeugung war nicht so tief, als er meinte. „Zuweilen ließ er die Tempel unvollendet, z. B. den Kölner Dom, den er in dem Zustande ließ, worin man ihn heutzutage erblickt." Ich setze absichtlich die Stelle dem Wortlaute getreu hieher. Dießmal wird der Spaß zu ernsthaft; will sich vielleicht der französische Genius die Autorschaft unseres wundervollsten Denkmals anmaßen? Das wäre etwas zu brutal! Und was sagen Sie zu dem Christus der Unterwelt, den die höllischen Mächte dem himmlischen Christus entgegenstellen und der diesem Kirchen baut? Doch genug; in den Irrgängen des unsäglich langen Gedichtes brummt und summt einem der Kopf als läge man unter dem großen Bourdon von Notre-Dame während des Läutens. Das Gesagte reicht hin, darzuthun, wie gefährlich es ist, längst festgesetzte, bewährte und allgemein anerkannte Thatsachen neuerdings der Willkür der Legende preiszugeben. Dieses Umwandeln bestimmter Ueberlieferungen in den Mythus halten wir für eine der ärgsten Versündigungen wider die Wahrheit und den innern Connex des Geschehenen, wodurch man die Geschichte ihrer Würde beraubt und sie zu einer gemeinen Ballerina macht, die bloß dazu da ist, das Publikum durch ihre Sprünge zu belustigen. Indem wir dieses aussprechen, haben wir keineswegs die Absicht, dem literarischen Ansehen Quinets zu nahe zu treten; er ist bei alle dem einer der eminentesten Köpfe unserer Zeit.

Sein Merlin ist vortrefflich geschrieben; in dieser Hinsicht ist Quinet einer der glänzendsten Träger der französischen Tradition, um mich seiner eigenen Ausdrücke zu bedienen; aber Merlins Wünschelruthe hat er nicht gefunden.

Und nun wollen wir in's Freie. Ich fürchte mein Bericht hat ganz sachte den Leser in einen schlummerartigen Zustand eingesummt. Das Wetter ist zwar unstät wie Merlins Genius; bald piepen die Sperlinge fröhlich in der Sonne auf den Dächern, bald schlägt der Regen wider die klirrenden Schiefer; allein man ist das himmlische Wasser so gewohnt, daß man sich nach einigen trockenen Tagen ordentlich darnach sehnt, einmal wieder durchnäßt zu werden; es gehört zum Wohlbefinden, und ich kenne einen humoristischen Studiosus medicinae, der mir versicherte, ein gewaltiger Regenguß habe ihn neulich von einem trockenen Husten kurirt. Jedenfalls kann man sich mittelst eines Schirmes und der Omnibus in so weit wahren, daß man mit schmutzigen Stiefeln davon kommt. Somit machen wir uns auf den Weg nach dem zoologischen Garten im Gehölz von Boulogne, den ich Ihnen auf unserer neulichen Promenade nicht zeigen konnte, weil er erst dieser Tage dem Publikum geöffnet wurde.

Das neue naturhistorische Institut wird bloß von Thieren minorum gentium bewohnt, d. h. von solchen Arten, welche durch ihre Kräfte, ihr Fleisch, ihre Wolle dem Handel oder der Industrie nützen. Die Magnaten der Thierwelt residiren ausschließlich im Pflanzengarten. Für mein Theil misse ich sie gern; den hohen Herrschaften gegenüber wird einem schier unheimlich. Da haben sie besonders im Jardin des Plantes einen Königstiger aus Bengalen, lang gestreckt, mit massivem Knochenbau; wenn er so seiner riesenhaften Länge nach im Käficht ausgestreckt liegt, den runden Katzenkopf auf den breiten Vordertatzen ruhend, dann schießt sein gelbgrünes Auge so lüsterne Blitze auf die Zuschauer, daß man sich mit Besorgniß fragt: wäre es nicht möglich, daß einmal eine Stange seines Gitters bräche? Weder des Tigers zorniges Knurren, noch des Löwen dumpf abgestoßenes Gebrüll, weder das gellende Pfeifen des Falken, noch das heischere Krächzen des Geiers erschrecken die friedlichen Bewohner des Boulogner Gehölzes; nirgends ein Käficht oder sonst ein Behälter; nichts erinnert sie daran, daß sie in der Gefangenschaft leben, und bei gemäßigt liberalen Gesinnungen können sie sich mit der Portion Freiheit, die man ihnen gelassen, wohl begnügen, das Känguruh ausgenommen, das auf Grund seiner langen Hinterbeine und der ungeheuern Sätze, die es damit bewerkstelligt, allenfalls protestiren und einen größeren Raum verlangen könnte.

Ich habe vergessen zu bemerken, daß sich der Eingang in der Nähe der Porte Maillot befindet, zwischen der Porte des Sablons und Neuilly. Man gelangt in den Park durch ein Gitterthor, das zwei zierliche Pavillons mit einander verbindet; rechts im Gebüsche das Direktionsgebäude; links das noch unvollendete, prachtvolle Treibhaus. Eine bequeme Chaussée mit breiten Trottoirs führt in das Revier der Gänse und Enten. Manche Hausfrau wird hier die Nase rümpfen und denken: „die sind auch bei uns zu haben.“ Allerdings haben sie die gewöhnlichen Racen, den Plebs; aber der zoologische Garten besitzt eine wahre Enten- und Gänsearistokratie. Sie kommt aus Südamerika, von den Sandwichsinseln, aus Gambia, aus Canada, von der Donau und von Toulouse. Was haben die pommerschen Gänse verschuldet, daß man sie übergangen? Ist Preußenhaß dabei im Spiel? Interessant ist es zu sehen, wie sich die Amerikanerin von den Töchtern Afrikas entfernt hält; auch will die Gans von der Donau nichts mit der Toulouserin zu schaffen haben. Die Aristokratie ist tief in der Natur begründet, und die absolute Gleichheit nicht einmal bei den Gänsen möglich. Auch Enten gibt es da, aus Holland, von der Halbinsel Labrador rc. Unter den Schwänen bemerkt man schwarze aus Australien; ein weißes Paar mit schwarzem Halse soll das einzige Exemplar in Europa seyn. Die schnatternde Colonie läßt sich's wohl seyn auf den fetten Rasengründen, und schwimmt nach Belieben auf dem See und dem Flusse herum, die auch hier angelegt worden sind. Ein See mehr oder weniger, darauf kommts nicht an. Ich habe so eben im Siècle gelesen, die Wasserleitung von Marly solle über Bougival nach dem Mont Valérien geführt werden, wo eine Stückgießerei errichtet wird. L'empire, c'est la paix.

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 47. 18. November 1860.

— Die Menschheit wird gerächt,
Weil Sklaverei verderbt so Herrn wie Knecht.
Chaucer.

Russisches Treiben.

Aus einem größeren erzählenden Gedichte von Emanuel Geibel.

(Schluß.)

Die ersten Wochen fliehn ihm rasch dahin;
Verwirrt, befangen durch die Macht des Neuen,
Läßt ohne Rückhalt er den jungen Sinn
Sich vom Gewühl, das ihn umgibt, zerstreuen;
Auch reizt des Hauses Füll' ihn im Beginn,
Der Prunk, an dem sich Wirth und Gäste freuen;
Er reitet, jagt und läßt den Wein sich schmecken,
Um spät erschöpft auf's Lager sich zu strecken.

Doch als zum andern mal, seitdem er kam,
Der Mond sich füllt, und Tag für Tag im trägen
Genuß vergeht, will ein Gefühl von Scham
Und Ueberdruß in seiner Brust sich regen;
Bestürzt gewahrt er, daß man sonder Gram
Der Sammlung Ernst, des Hauses besten Segen,
Hier zu entbehren weiß, und alles flieht,
Was Geist und Herz in Höhn und Tiefen zieht.

Für die, so mit ihm leben, ist die Welt
Ein Haufen einzig nutzbar todter Dinge;
Nur auf Besitz, Genuß und Glanz gestellt,
Kreist all ihr Daseyn dumpf im engen Ringe;

Doch ihm, dem deutsches Blut die Adern schwellt,
Wuchs früh befiedert des Gedankens Schwinge;
Ihm muß im Großen, ahnt er, wie im Kleinen
Ein göttlicher Zusammenhang erscheinen.

Denn wie du suchst im Ird'schen ein und aus,
Ein Ding in sich beschlossen triffst du nicht;
Was da ist, deutet über sich hinaus
Auf ein Unendliches, das ihm entspricht;
Durch Art des Wachsthums, durch Gestalt des Baus,
Durch Einklang, Zahl, Verhältniß, Farb' und Licht,
Ist's Gleichniß eines Höhern und verkündet
Das ew'ge Maß, nach dem das All gegründet.

Das ist's, was so geheimnißvoll dich rührt,
Wenn tief im Frühlingswald auf Blüthensteigen
Dein Sinn die Ordnung alles Werdens spürt,
Wenn dir die Mitternacht im Sternenreigen
Des ew'gen Wandels Bild vorüberführt;
Das überwältigt dich so tief und eigen,
Wenn du Musik hörst; im versöhnten Klange
Enthüllt sich das Gesetz vom Weltengange.

Zwar wohnt davon in unsres Freundes Brust
Unsichre Dämmrung nur; nicht alt genug
Ist er, um klar zu seyn, doch unbewußt
Nimmt sein Empfinden oftmals solchen Flug.
Der Schauder wird ihm dann zur höchsten Lust,
Der an die Grenzmark ihn des Ew'gen trug,
Und trunken stammelnd möcht' er Kunde geben
Von dem, was so bewegt sein tiefstes Leben.

Doch wie die Seel' ihm schwillt: hier ist kein Ohr,
Das freundlich ihren dunkeln Weisen lausche,
Kein innig Herz, an das er, wie zuvor
An Berthold, seines Schaun's Geheimniß tausche;
Er heißt ein Schwärmer, spricht er's aus, ein Thor,
Den man verlacht, als faselt' er im Rausche;
So zieht er, tiefverletzt am zartsten Flecke,
Zurück sich in sich selber, gleich der Schnecke.

Der Mann erträgt des Schweigens Einsamkeit,
Sie sucht der Greis, und birgt in stiller Zelle
Den klargediegnen Schatz. Doch zu der Zeit,
Wo stürmisch noch des innern Lebens Quelle
Aufsprüht in seliger Verworrenheit,
Getrübt noch hier, dort wie Krystall schon helle:
Willst du den jungen Sprudel da verschließen,
So brennt's, wie Thränen, die nach innen fließen.

Die Qual erduldet jetzt Julian; und doch
Ist's kaum das Herbste, daß er einsam schmachtet;
Die eis'ge Hoffart kränkt ihn tiefer noch,
Damit der Mensch den Menschen hier mißachtet.
Er siehts: wer einmal auferwuchs im Joch,
Wird als ein Stück der Scholle nur betrachtet,
Ein hörig Ding, das nach Gefallen man
Brauchen, verschleudern und zerbrechen kann.

's ist wahr, Graf Paul nährt den Leibeignen gut,
Doch wie ein Lastthier nur zum Ziehn und Tragen;
Was seiner Seele wohl und wehe thut,
Darnach ist's wider allen Brauch zu fragen;
Ein Wort kaum heischt des Bauerkindes Blut,
Das überfahren ächzt vom Herrschaftswagen.
Der Schlag, der eines Burschen Auge traf,
Gilt zehn Kopeken, ist der Bursch ein Sklav.

Fürwahr, nach Gleichheit wußt' ich nie zu schrei'n,
Ob rings erhitzt auch tausend Stimmen riefen;
Und Lug erschien mir's, sah ich überm Rhein
Ein ewig Bruderthum dem Volk verbriefen.

Auf Erden werden Herrn und Diener seyn,
So lang sich Berge thürmen, Thäler tiefen;
Doch Eine Freiheit ist, die ich begehre,
Daß man im Menschen Gottes Bildniß ehre.

Denn glänzt von dieser Stirn in reinerm Licht
Die heil'ge Gluth auch, die uns eingeboren,
Indeß sie dort aus Hüllen trüb und dicht
Nur selten aufzückt, halb in Qualm verloren;
So gar verthiert kein menschlich Angesicht,
Es zeigt: Hier schläft ein Geist zum Heil erkoren,
Ein stummer Keim, berufen zur Vollendung,
Und den zertreten, ist wie Tempelschändung.

O Licht und Luft dem Keim, auf daß er frei
Empor sein ringend Leben könne strecken!
Das Messer an's Geschwür der Sklaverei,
Daran die Welt noch krankt an allen Ecken!
Kein Purpur mag's, wie kaiserlich er sey,
Kein Freistaatsbanner, sternbesät, verdecken.
O Licht und Luft, Despoten, groß und klein,
Mögt ihr Fabrikherrn, Pflanzer, Fürsten seyn!

Fürwahr, Gewinn nicht schafft ihr euch, ihr schafft
Den Tod euch selber oder euern Erben,
Macht ihr im Wald der Menschheit, der von Saft
Nur grünt der Freiheit, Stamm an Stamm ersterben.
Ein Blitz dereinst, und jählings riesenhaft
Durchsaust die Trockniß flammendes Verderben.
Wie wollt ihr dann dem Ungeheuren wehren?
Der Brand wird euch und euer Haus verzehren.

Doch nichts von Zukunft. Unser Held auch denkt
Nicht deß, was kommen wird. Im tiefsten Herzen,
Weil Worte fruchtlos, birgt er, was ihn kränkt,
Und lernt die Kunst, bei wunder Brust zu scherzen.
Doch stiehlt er oft, mit Bitterkeit getränkt,
Sich hastig fort von des Gelages Kerzen,
Und jagt hinaus, als könn' er in den Weiten
Der dunkeln Wildniß seinem Weh entreiten.

Oder in seines Zimmers Einsamkeit
Auf's Lager wirft er sich, und in die Kissen
Das Antlitz drückend, schluchzt er aus sein Leid.
Da tauchen wie aus Nebelfinsternissen
Ihm auf die Bilder seiner jungen Zeit,
Die Schemen jenes Glücks, das ihm entrissen,
Und wie sie licht, doch leer vorüberziehn,
Kommt alle Qual des Heimwehs über ihn.

So lebt Julian durch lange bange Tage
Ein Leben, das er nur am Drucke fühlt,
Dem Meerfisch ähnlich, der vom Wogenschlage
Beim Sturm in süßes Wasser ward gespült.
Einsylbig steht er, mit verhaltner Klage
Im bunten Lärmen, der das Schloß durchwühlt,
Ein Fremdling für den Ohm und für Basil
Ein Wunderthier, und alles Spottes Ziel.

Doch gibt's ein Wesen, das sich sonder Hehle
Ihm anschließt und ihm dankbar Liebe zeigt,
Sein Bursche: Sergej, dessen muntre Seele,
Was Ehr' ist, ahnt und sich der Güte neigt.
Der taub oft war dem dräuendsten Befehle,
Erräth den Wunsch jetzt, den sein Herr verschweigt;
Auf's beste sorgt er ihm für Roß und Waffen,
Und weiß ihm wohnlich sein Gemach zu schaffen.

Auch lehrt er unsern Freund den Falken ziehn,
Den Wolf in Gruben fahn, den Fuchs im Eisen;
Und läßt des Abends jener am Kamin
Zur theuern Ferne die Gedanken reisen,
So singt er seines Stammes Melodie'n
Ihm sacht zur Cither, schwermuthvolle Weisen,
Daraus des Volkes Seel' in Tönen klagt,
Was sie mit Worten nicht zu klagen wagt.

Doch spürt Julian, wie Mond an Mond sich reiht,
Daß Sergej, dessen Sinn von tausend Possen
Zu Anfang sprüht' in heller Munterkeit,
Allmählig stumm wird, traurig und verdrossen;
Kein Zweifel, ihn bedrückt ein ernsthaft Leid,
Doch hält er's ängstlich im Gemüth verschlossen,
Und weicht den Fragen aus; allein mit Schrecken
Soll bald sein trüb Geheimniß sich entdecken.

Zur Zeit, da unter'm Schnee der Steppe sacht
Des Frühjahrs erste Triebe schon sich rühren,
Sitzt einst Julian noch wach um Mitternacht
Und liest am Feuer bei verschlossnen Thüren;
Der späten Stunde hat er heut nicht Acht,
Weil Uhlands Lieder ihn nach Deutschland führen.
Da plötzlich weckt aus seiner Träumerei
Vom Garten schallend ihn ein geller Schrei.

Zum Fenster stürzt er, beugt sich draus hervor,
Und späht. Doch nichts vermag sein Blick zu trennen
Vom Schwarz der Nacht; nur kommt es an sein Ohr
Wie dumpfes Murmeln und verworrnes Rennen;
Und jetzt am Teich sprüht Fackelblitz empor
Und läßt ein scheu Gewimmel ihn erkennen.
Da schallt zum andern mal das Weherufen
Und treibt auch ihn zum Park hinab die Stufen.

Ein schaurig Bild ist's, was ihn dort empfängt,
Er sieht, wie man um eines Mädchens Leiche
Beim rothen Loderschein sich hülfreich drängt;
Doch ist's zu spät; längst starrt im Tod die bleiche
Gekniffne Lippe, wirr zerflutet hängt
Das lange Haar, drin Röhricht klebt vom Teiche;
Das Auge stiert verglast, die Kleider triefen;
Man zog sie eben aus den eis'gen Tiefen.

's ist Olga; klar beim düstern Fackelbrand
Erkennt Julian den kalten Raub der Welle;
Die Züge sind's, drauf, ach, noch jüngst nichts stand,
Als Hoffnung, Liebreiz, Jugend, Rosenhelle;
Das Alles löschte nun des Todes Hand
Und setzte wüstes Grausen an die Stelle
Und eis'gen Stillstand, gleich als wollt' er zeigen,
Ihm sey die Blüthe wie die Frucht zu eigen.

Noch graut's Julian, wie alles kam, zu fragen,
Da fällt sein Blick auf Sergej. Bleifarb steht,
Verstört, die Wimper graß emporgeschlagen
Der Bursche da; von seinen Lippen geht
Tonlose Regung, doch du kannst nicht sagen,
Sind's Flüche, was er murmelt, ist's Gebet;
Nur das ist klar, er starrt der Welt vergessen
In einen Abgrund, den er zagt zu messen.

Und wie Julian nun dem Verzweiflungsvollen
Sanft naht, von banger Ahnung schwer das Herz,
Und Worte spricht, die forschend trösten sollen,
Zuckt jener auf, als träf' ihn schneidend Erz.
Ein Aechzen nur, aus tiefster Seel' entquollen,
Ist seine Antwort; so im Todesschmerz
Aechzt wohl der Hirsch, durchbohrt vom Jagdgeschosse.
Da stürmt auch Fürst Basil daher vom Schlosse.

Doch kaum wird dieß Gesicht der Bursch gewahr,
Als flammend Roth ihm Schläf' und Stirn umgießt;
In seinem Blick entlodert tödtlich klar
Das Feuer, das des Tigers Auge schießt,
Wenn Beut' er wittert, und sein Rückenhaar
Gesträubt von Blutdurst wild sich aufwärts spießt.
Das Messer reißt er am geschnitzten Stiel
Vom Gurt und wirft sich schäumend auf Basil.

„Verführer," schreit er — und zu heiserm Kreischen
Wird ihm das Wort, indeß er blind vor Wuth
Stoß führt um Stoß, den Gegner zu zerfleischen —
„Da sieh dein elend Opfer, wie's die Fluth
Dir vor die Füße wirft, Gericht zu heischen!
Wohlan denn, Zahn um Zahn und Blut um Blut!
Weit ist der Himmel und der Zar ist weiter;
Doch ich bin da! So stirb, Vermaledeiter!"

Und eh sich noch, den Angriff abzuweisen,
Ein Arm dem Rasenden entgegenstemmt,
Stürzt schon Basil, indem in weiten Kreisen
Sein rauchend Blut den Schneegrund überschwemmt;
Doch ward zum Glück das mörderische Eisen
Vom falt'gen Pelz, den jener trug, gehemmt;
Er lebt, und wie nun Alles um den Wunden
Sich müht, ist Sergej in der Nacht verschwunden.

Shakespeares Hamlet.

Quellen der Tragödie; Beziehungen in derselben auf Zeitgenossen Shakespeares und auf gleichzeitige historische Ereignisse; Zeit der Abfassung des Hamlet.

(Schluß.)

Unserer Ansicht nach hat Shakespeare, indem er den Charakter der Königin, Hamlets Mutter, zeichnet, namentlich wenn er sie am Morde ihres Gemahls theilnehmen und sich so schleunig wieder verheirathen läßt, offenbar Maria Stuart im Auge gehabt, die Ermordung des Lord Darnley und ihre Verheirathung mit Bothwell. Der Charakter des Hamlet selbst ist nicht dem des Amleth der alten Sage, sondern dem Königs Jacob von Schottland nachgebildet, wie solcher Shakespeare in den Jahren 1600 und 1601 erschien. In der Person des Laertes liegt eine Hindeutung auf den am 5. August 1600 getödteten Laird von Gowrie, in der Ophelia eine Beziehung auf Anna Douglas. Was die erste und wichtigste dieser Beziehungen betrifft, so haben wir bereits hervorgehoben, daß König Jacob in seiner Mutter und seinem Stiefvater die Mörder seines Vaters sah, ganz wie dieß bei Hamlet in Bezug auf seine Mutter und seinen Oheim der Fall ist. Lord Darnley wurde im Schlafe erwürgt, ganz wie Hamlets Vater, nach den Worten des Dramas, „schlafend, in seiner Sünden Blüthe, ohne Nachtmahl, ungebeichtet, ohne Oelung" gemordet wird. Die anstößige Hast, mit welcher die Königin im Drama sich wieder vermählt, entspricht ganz der hastigen Verheirathung der Maria Stuart nach der Ermordung Darnleys. Wiederholt wird im Drama mit dem größten Nachdruck hervorgehoben, daß Hamlets Vater sehr schön gewesen, sein Oheim dagegen häßlich sey. Wer erinnert sich nicht der herrlichen Stelle Akt III, Scene 4:

Seht hier, auf dieß Gemälde und auf dieß,
Das nachgeahmte Gleichniß zweier Brüder.
Seht, welche Anmuth wohnt auf diesen Brau'n!
Apollos Locken, Jovis hohe Stirn &c.
In Wahrheit ein Verein und eine Bildung,
Auf die sein Siegel jeder Gott gedrückt.
Dieß war Eu'r Gatte. — Seht nun her, was folgt &c.

In Bezug auf die moralische Verschuldung der Königin ist nichts gleichgültiger, als der Umstand, ob ihr ermordeter Gemahl schön oder häßlich war; auch ist in der That die äußere Schönheit eine Eigenschaft, die bei Männern, die erwachsene Söhne haben, wie dieß doch nach dem Drama bei Hamlets Vater zur Zeit seiner Ermordung der Fall ist, kaum noch sehr in Betracht kommt. In der Erzählung des Saxo ist von der äußern Erscheinung so wenig des Horvendill als des Fengo die Rede. Wie kam nun Shakespeare dazu, wiederholt und mit so vielem Nachdruck die Schönheit von Hamlets Vater hervorzuheben? Gewiß aus keinem andern Grunde als weil Darnley für den schönsten Mann seiner Zeit galt, und es damals allgemein aufgefallen war, daß die Königin von Schottland den häßlichen Bothwell dem schönen Darnley vorgezogen hatte.

Doch kommen wir zur Hauptsache: Hamlets Charakter. Hamlet ist gelehrt, er hat in Wittenberg, einer vorzugsweise theologischen Universität, studirt, er ist geistreich, liebenswürdig, ein Freund und Beschützer der Künste, namentlich der Schauspielkunst; aber ihm fehlt die Eigenschaft, die für einen Fürsten die nöthigste

von allen ist, Thatkraft und Entschlossenheit. In allen diesen Beziehungen gleicht er nun König Jacob. Freilich ist Hamlet weit geistreicher, als sein fürstliches Urbild je war, aber dürfen wir uns wundern, wenn Shakespeare zur Zeit, als er unser Drama vollendete, nämlich in den Jahren 1600 und 1601, König Jacob günstiger beurtheilte, als dieser es verdiente? Erscheint es nicht als natürlich, daß die günstige Meinung, welche ganz England, namentlich auch Shakespeares Gönner und Freunde, die Lords Essex und Southampton, zu jener Zeit in Bezug auf den König von Schottland hatten, auf das Urtheil des Dichters von Einfluß war? Und mußte nicht auch der Umstand, daß sich der König von Schottland so sehr als Gönner desjenigen Theils der Shakespeareschen Schauspielergesellschaft zeigte, der sich in den Jahren 1599 — 1601 in Schottland aufhielt, dazu beitragen, Shakespeare günstig für diesen Fürsten zu stimmen? Als der Dichter später Jacobs Regierung in England selbst kennen lernte, mag er wohl weniger günstig über ihn geurtheilt haben.

Noch müssen wir auf einige Nebenumstände in der Schilderung Hamlets aufmerksam machen. Derselbe wird beschrieben als „fett und kurz von Athem“ (Akt V, Scene 2); auch dieß stimmt mit dem Aeußern Königs Jacob überein. — Eine Eigenthümlichkeit dieses Königs war, daß er keinen bloßen Degen sehen konnte. Wenn er den Ritterschlag zu ertheilen hatte, wandte er sein Gesicht ab, um nicht die Klinge des Degens zu sehen. Angeblich war diese krankhafte Scheu dadurch herbeigeführt worden, daß, als Maria Stuart hoch schwanger war, der Sänger Rizzio in ihrer Gegenwart ermordet wurde. Etwas dieser Eigenthümlichkeit Aehnliches findet sich nun freilich bei Hamlet nicht, allein offenbar mit Rücksicht auf die erwähnte Eigenthümlichkeit Königs Jacob läßt Shakespeare Hamlet in der vierten Scene des ersten Akts von dem Naturmal sprechen, welches einzelne Menschen ohne ihre Schuld entstelle. Die Worte lauten:

So geht es oft mit einzeln Menschen auch,
Daß sie durch ein Naturmal, das sie schändet,
Als etwa von Geburt (worin sie schuldlos,
Weil die Natur nicht ihren Ursprung wählt,)
Ein Uebermaaß in ihres Blutes Mischung,
Das Dämm' und Schanzen der Vernunft oft einbricht,
Auch wohl durch Angewöhnung, die zu sehr
Den Schein gefäll'ger Sitten überrostet —
Daß diese Menschen, sag' ich, welche so
Von Einem Fehler das Gepräge tragen,
(Sey's Farbe der Natur, sey's Fleck des Zufalls)
Und wären ihre Tugenden so rein,
Wie Gnade sonst, so zahllos, wie ein Mensch
Sie tragen mag, in dem gemeinen Tadel
Steckt der besondre Fehl sie doch mit an rc.

Betrachten wir noch die Art, wie Hamlet unmittelbar vor dieser Rede das Laster der Trunkenheit tadelt, wie er ferner sich gegen Horatio Akt I, Scene 2 über den Müßiggang ausspricht,

Im Ernst, was führt Euch her von Wittenberg?

Horatio.

Ein Hang zum Müßiggehn, mein theurer Prinz.

Hamlet.

Das möcht' ich Euern Feind nicht sagen hören.
Noch sollt Ihr meinem Ohr den Zwang anthun,
Daß Euer eignes Zeugniß gegen Euch
Ihm gültig wär'. Ich weiß, Ihr geht nicht müßig.

Offenbar legt Shakespeare in allen diesen Stellen in den Charakter des jungen und geistreichen Prinzen einen Zug von Pedanterie, der unwillkürlich an das Urbild Hamlets, König Jacob, erinnert.

Die Person des Laertes kommt in der alten Sage gar nicht vor. Wie der Laird von Gowrie, dessen Titel „Laird“ im Englischen ganz so klingt wie der Name Laertes, hat Laertes nach dem Tode des Polonius nur Einen Zweck vor Augen, Rache für den Tod seines Vaters. Ihm, wie jenem unglücklichen Laird, ist jedes Mittel zur Rache recht, er schreckt vor keiner Ehrlosigkeit, vor keiner Büberei zurück, um seinen Zweck zu erreichen. Und auch der Ausgang des verbrecherischen Unternehmens ist bei beiden derselbe. Was der sterbende Laertes sagt, Akt V, Scene 2, auf die Frage:

„Wie stehts Laertes? —
So wie die Schnepf' in eigner Schling' erwürgt!
Mich fällt gerechter Weise mein Verrath,“

das konnte in der That auch der sterbende Laird von Gowrie sagen.

Wir haben des Aufenthalts des Laird von Gowrie in Paris und seines Rufs in ritterlichen Uebungen erwähnt. Gewiß ist es keine bloß zufällige Uebereinstimmung, daß auch Laertes nach Paris reist, daß auch Laertes wegen seiner Fertigkeit in der Fechtkunst gerühmt wird. Als Hamlet mit dem Laertes beim Grabe der Ophelia ringt, packt dieser ihn bei der Gurgel und Hamlet ruft:

„Ich bitt' dich, laß die Hand von meiner Gurgel,
Denn, ob ich schon nicht jäh und heftig bin,
So ist doch was Gefährliches in mir,
Das ich zu scheu'n dir rathe. Weg die Hand!“

Wir wissen aber, daß auch John Ruthven beim Ringen mit König Jacob diesen an der Gurgel packte und deßhalb auf Befehl des Königs, so wenig dieser sonst „jäh und heftig" war, niedergehauen wurde, und daß nach der Meinung der besten Autoritäten Shakespeare wenige Monate nach jenem Kampfe zwischen dem Laird von Gowrie und König Jacob seine Tragödie, so wie wir sie jetzt haben, ausarbeitete.

Wenn nun so Hamlet an König Jacob, Laertes an den Laird von Gowrie erinnert, so erinnert der Wahnsinn der Ophelia, veranlaßt durch den Tod des Polonius, an den von uns erwähnten Wahnsinn der Anna Douglas, welcher durch den Tod des Laird von Gowrie herbeigeführt wurde und nach wenigen Wochen mit dem Tode der Unglücklichen endigte.

Noch ist eine Nebenperson in unserem Stücke, bei welcher der Dichter offenbar eine Beziehung auf eine wirkliche Person im Auge gehabt hat. Es ist dieß der Diener des Polonius, Reinhold, der in Akt II, Scene 1 auftritt, und schon durch seinen Namen an den von uns erwähnten Diener des Laird von Gowrie, Rhynd, erinnert. Wie dieser Rhynd dem verbannten Laird von Gowrie Geld aus der Heimath überbrachte, so wird Reinhold an den Leartes mit Geld und Papieren abgeschickt.

Neben so vielen und bedeutsamen historischen Beziehungen und Anspielungen, welche von den bisherigen Commentatoren gänzlich übersehen sind, findet sich eine verhältnißmäßig unbedeutende Anspielung, die bereits von den älteren englischen Commentatoren hervorgehoben ist. In der Rede des Rosenkranz Akt II, Scene 2 wird nämlich ein Kindertheater erwähnt, durch dessen Erfolge die übrigen Theater litten. („Es hat sich da eine Brut von Kindern angefunden, kleine Nestlinge, die ganz erschrecklich schreien und höchst grausamlich dafür beklatscht werden. Diese sind jetzt Mode und schelten so sehr auf die gemeinen Theater ꝛc.") — Diese Anspielung geht, wie schon Tieck in den Noten seiner Uebersetzung sagt, auf ein Kindertheater, welches im Jahr 1600 in London großes Aufsehen machte und dem Erfolg der übrigen Bühnen bedeutenden Abbruch that.

Es ist klar, daß alle diese geschichtlichen Anspielungen keine eigentliche Allegorie enthalten; ist doch im Gange der Handlung des Hamlet so außerordentlich vieles, was in keiner Weise mit den Schicksalen Königs Jacob VI. übereinstimmt — so z. B., daß Hamlet beim Tode seines Vaters schon ein Mann von dreißig Jahren ist, daß er Wahnsinn fingirt, ferner der ganze Schluß der Tragödie — daß jeder Gedanke an eigentliche Allegorie sofort hinwegfällt. Eben so wenig aber kann man annehmen, daß der Dichter durch seine Anspielungen Jacob habe schmeicheln wollen. Unmöglich konnten diesem Könige die Hindeutungen auf die Theilnahme seiner Mutter an der Ermordung seines Vaters und auf die anstößige Vermählung derselben mit Lord Bothwell Gefallen erregen. Noch weniger konnte es ihm schmeichelhaft seyn, wenn er sich selbst im Hamlet erkannte, daß dieser als ein Mann ohne alle Energie dargestellt ist.

Die Anspielungen in unserer Tragödie haben unserer Ansicht nach ihren Grund vorzugsweise darin, daß es Shakespeare ein Bedürfniß war, Charaktere und Begebenheiten des wirklichen Lebens, welche ihn selbst lebhaft angeregt und viel beschäftigt hatten, poetisch darzustellen. Sehr natürlich war es, daß der Charakter und das Schicksal Königs Jacob den Dichter namentlich während der letzten Lebensjahre der Königin Elisabeth und während des Aufenthalts eines Theils der Shakespeareschen Schauspielertruppe in Schottland viel in Anspruch genommen hatten. Welcher Dichter fühlt aber nicht den Drang, das, was ihn geistig bewegt, auch poetisch darzustellen? So wie Goethe durch das, was er selbst in Wetzlar erlebt, und durch den Selbstmord des jungen Jerusalem angeregt wurde, ähnliche Verhältnisse und Seelenzustände in seinem Werther zu schildern, ohne daß es ihm eingefallen wäre, eine Allegorie schreiben zu wollen, so ist auch Shakespeare durch die Beobachtung seiner Zeitgenossen und ihrer Erlebnisse bestimmt worden, ähnliche Charaktere und Begebenheiten in seinem Hamlet darzustellen.

Die dramatischen Dichter jener Zeit, und namentlich Shakespeare selbst, pflegten überhaupt oft Anspielungen auf gleichzeitige Ereignisse in ihre Stücke aufzunehmen. Bekannt sind z. B. die Anspielungen, die Shakespeare im Macbeth auf die Vereinigung Schottlands und Englands unter König Jacob macht; in Romeo und Julie findet sich eine Anspielung auf das Erdbeben, welches im Jahre 1580 in England stattfand (Kreyssig, Vorlesungen über Shakespeare, Th. II, S. 183). Im Lustspiel Verlorene Liebesmüh wird ein gewisser Monarcho, ein zu jener Zeit in London lebender Fechtlehrer, erwähnt; im Sommernachtstraum findet sich eine früher fälschlich auf Maria Stuart bezogene Anspielung auf die unglückliche Lady Lettice Essex. — Im Locrine endlich, einem Stücke, welches von Shakespeare überarbeitet ist, finden sich viele unverkennbare Anspielungen gerade auf die Geschichte der Maria Stuart. Von gleichzeitigen dramatischen Dichtern liebte namentlich Ben Jonson derartige Anspielungen. So hat er ein Stück geschrieben, in welchem er die Verschwörung des Laird von Gowrie, die zu jener Zeit das größte

Aufsehen gemacht hatte, natürlich unter Veränderung der Namen der Hauptpersonen, behandelt. Seine Darstellung dieses Vorfalls war jedoch höchst beleidigend für König Jacob. Sowohl Ben Jonson als sämmtliche Schauspieler, welche bei Aufführung dieses Stücks mitgewirkt, wurden daher nach den harten Gesetzen jener Zeit wegen Majestätsbeleidigung verurtheilt, ausgepeitscht und mit abgeschnittenen Ohren an den Pranger gestellt zu werden, welche barbarische Strafe ihnen nur durch die Gnade des Königs erlassen wurde.

Die Anspielungen auf Zeitereignisse im Hamlet geben uns nun aber auch ein Mittel an die Hand, über die Zeit der Abfassung unseres Dramas und über dessen Verhältniß zu dem früheren englischen Stück gleichen Namens, welches nicht von Shakespeare herrührt, wenigstens mit einiger Wahrscheinlichkeit zu urtheilen. — Folgendes sind die wichtigsten Thatsachen, welche wir hiebei zu berücksichtigen haben.

Bereits im Jahre 1587 wird ein Drama Hamlet erwähnt. Es ist allgemein angenommen, daß dieses Drama nicht von Shakespeare herrührt, der erst in den Jahren 1588 oder 1589 angefangen haben soll, für die Bühne zu schreiben, sondern von einem unbekannten Dichter. Es wird ferner eine Aufführung des Hamlet im Jahre 1594 erwähnt; in einer Schrift aus dem Jahre 1596 kommen endlich die Worte vor: „Er sieht so bleich aus wie das Gespenst des Geistes, der im Theater so jämmerlich schrie: „Hamlet, revenge!" (Siehe Kreyssig, Vorlesungen, Bd. II, S. 265). In einem Verzeichnisse aller von Shakespeare geschriebenen Stücke aus dem Jahre 1598, welches von einem gewissen Meres herrührt, wird Hamlet nicht erwähnt, in demselben Jahre gedenkt aber ein Zeitgenosse, Harvey, bereits des Hamlet als eines Stücks von Shakespeare, welches vorzugsweise den Beifall der älteren Leute gewinne. Die älteste gedruckte Ausgabe unseres Dramas ist aus dem Jahre 1603. Sie wurde wahrscheinlich ohne Zuthun des Dichters veröffentlicht und weicht in manchen Punkten, doch nicht sehr erheblich, von den späteren Ausgaben ab. Im Jahre 1604 erschien hierauf Hamlet in einer vom Dichter selbst besorgten Ausgabe, mit der Angabe, das Stück enthalte in dieser Gestalt fast doppelt so viel als das frühere Stück. („Newly imprinted and enlarged to almost as much again as it was.")

Hieraus ergibt sich nun folgender Hergang der Entstehung unseres Dramas als höchst wahrscheinlich. — Das bereits im Jahre 1587 erwähnte Drama Hamlet rührt nicht von Shakespeare her, allein schon vor dem Jahre 1598 bearbeitete unser Dichter die Hamletsage; sein Drama fand, wie Harvey bezeugt, bereits vielen Beifall, wurde jedoch von Meres deßhalb nicht unter den Werken des Dichters aufgezählt, weil es keine eigentliche Originalarbeit desselben, sondern nur eine freilich wohl sehr verbesserte Umarbeitung jenes bereits im Jahr 1587 existirenden Stücks war. Im Winter des Jahres 1600 auf 1601 arbeitete nun aber Shakespeare das Stück gänzlich um, erweiterte es auf das Doppelte seines Inhalts und gab ihm die Gestalt, welche es in der Ausgabe von 1603 und mit nicht erheblichen Aenderungen in der von 1604 und den späteren Ausgaben hat.

Die sämmtlichen Scenen, in denen Laertes auftritt oder die sich auf Laertes beziehen, so wie die, in denen der Wahnsinn der Ophelia vorkommt, können, wenn anders unsere Annahme richtig ist, daß im Laertes eine Beziehung auf den Laird von Gowrie und in Ophelias Wahnsinn und Tod eine solche auf den Wahnsinn und Tod der Anna Margaretha Douglas liegt, erst am Ende des Jahres 1600 hinzugefügt seyn, da der gewaltsame Tod des Laird von Gowrie am 5. August 1600 und der Tod seiner Verlobten erst mehrere Wochen später erfolgte.

Welche Scenen aus der früheren Bearbeitung des Dramas beibehalten sind, läßt sich natürlich nicht ermitteln; nur das steht durch die Erwähnung in der Broschüre von 1596 fest, daß schon in jener früheren Bearbeitung der Geist von Hamlets Vater diesen mit den Worten: „Hamlet, revenge!" zur Rache aufrief.

Eine Hindeutung auf die Geschichte der Maria Stuart fand sich übrigens gewiß schon in jenem ersten, nicht von Shakespeare herrührenden Stücke, denn das Jahr 1587, in welchem dasselbe zuerst erwähnt wird, ist ja gerade das Jahr der Hinrichtung der Maria Stuart. — In einer Zeit, wo sich ganz England mit dem Schicksale dieser unglücklichen Königin beschäftigte, wo namentlich die Verbrechen derselben vom Parlament und allen Anhängern der Königin Elisabeth auf's Schärfste gerügt wurden, mußte einem dramatischen Dichter, der die alte Sage des Saxo Grammaticus behandelte, die Versuchung sehr nahe liegen, in sein Stück eine Anspielung auf die Königin der Schotten hineinzulegen. Die eigenthümliche Charakteristik Hamlets dagegen, welche so gänzlich vom Inhalt der alten Sage abweicht und von der wesentlichsten Bedeutung für unser Drama ist, ferner der Gegensatz zwischen den Charakteren und dem Benehmen des Hamlet und des Laertes, so wie die Schilderung des Wahnsinns der Ophelia gehören unzweifelhaft Shakespeare allein an und lassen unser Drama, trotz der Benutzung jenes älteren Stücks eines unbekannten Verfassers, als eine

durchaus originelle Schöpfung dieses größten aller neueren Dichter erscheinen.

Zum Schluß wollen wir noch einige Einzelnheiten des Dramas betrachten, wobei wir jedoch weit entfernt sind, einen förmlichen Commentar liefern zu wollen.

Das Stück beginnt mit der Scene, in welcher dem Horatio, Bernardo und Marcello der Geist von Hamlets Vater erscheint und, ohne zu ihnen zu reden, wieder verschwindet. Der Geist tritt außer dieser Scene noch dreimal auf, einmal in Gegenwart Hamlets, Horatios und der beiden Soldaten, wobei er nur Hamlet winkt, dann in der Scene, in welcher er mit Hamlet allein spricht, und endlich während des Gesprächs zwischen Hamlet und seiner Mutter, in welcher letzteren Scene er nur dem Hamlet, nicht aber seiner Mutter wahrnehmbar ist.

Es hat nicht an Kritikern gefehlt, welche dieses vielfache Erscheinen des Geistes tadeln. Kreyssig sucht den Dichter unter andern auch damit zu entschuldigen, daß er die Geistererscheinung nur aus der alten Sage beibehalten habe. Allein, wie wir bereits gesehen haben, findet sich die Geistererscheinung in jener Sage gar nicht. Sie bildet gerade eine Abweichung unseres Dramas von derselben. Der Dichter läßt sich jedoch auf andere Weise rechtfertigen. Schon Lessing hat richtig ausgeführt, daß auch im ernsten Drama dem Dichter jede Ueberschreitung der physischen Naturgesetze erlaubt sey, so weit nicht ihr zu starker Contrast mit der Einsicht des Zuschauers den Eindruck des Lächerlichen hervorbringe; nur im Gebiete des Denkens, Empfindens und Wollens müsse Alles natürlich zugehen. Diesen Erfordernissen entspricht nun aber das Auftreten des Geistes in unserem Drama. In der Scene, in welcher der Geist bloß dem Hamlet und nicht seiner Mutter sichtbar ist (ähnlich wie Banquos Geist bloß von Macbeth, nicht aber von dessen Gästen gesehen wird), ist der Geist nur ein verkörpertes Phantasiebild Hamlets; die beiden andern male erscheint er dagegen allen anwesenden Personen. Vorzüglich gelungen scheinen uns die beiden ersten Scenen, in denen der Geist auftritt; sie erwecken bei den Zuschauern in hohem Grade das Gefühl, welches Gespenstergeschichten, gut erzählt, selbst bei dem gebildeten Zuhörer hervorzubringen pflegen, das Gefühl, daß „es doch wohl viele Dinge zwischen Himmel und Erde gebe, von denen sich unsere Schulweisheit nichts träumen läßt." Am bedenklichsten vom ästhetischen Standpunkte aus ist jedenfalls die Scene, in welcher der Geist Hamlet anspricht; die lange Rede des Geistes fordert den Unglauben der Zuschauer weit mehr heraus, als das bloße Erscheinen desselben thun würde. Wir selbst waren einst Zeuge, wie bei einer allerdings höchst ungeschickten Darstellung dieser Scene im königlichen Schauspielhause zu Berlin das ganze Publikum, lange ehe die Rede des Geistes beendigt war, in convulsivisches Gelächter ausbrach. Doch wird die Gefahr des Lächerlichen auch bei dieser Scene eben nur bei ganz ungeschickter Darstellung eintreten. Daß sie aber vorhanden sey, beweist auch der Umstand, daß nach glaubwürdigen Berichten auch während Shakespeares Leben gerade der Ruf: Hamlet, revenge! im Theater wiederholt das Gelächter der Zuschauer hervorrief. Diese Scene gehört übrigens ihrer Grundlage nach schon dem ersten im Jahr 1596 erwähnten Entwurfe unseres Stückes an, denn aus diesem Stücke wird gerade der Ruf des Geistes: Hamlet, revenge! erwähnt und ist wohl schon aus dem früheren Drama des unbekannten Verfassers von Shakespeare in sein Stück aufgenommen.

Unwillkürlich drängt sich aber bei den Geisterscenen unseres Dramas die Frage auf, ob Shakespeare selbst an Geister und Gespenster geglaubt habe? Daraus allein, daß er Geistererscheinungen vortrefflich darzustellen weiß, folgt für seine Ueberzeugung noch nichts; indessen ist es wohl höchst wahrscheinlich, daß er in dieser Beziehung die Ansicht theilte, welche bei den einsichtigsten und gelehrtesten Männern seiner Zeit und seines Vaterlandes die herrschende war. Diese Ansicht ging dahin, daß zwar bei weitem die meisten Gespenstergeschichten auf Betrug oder Selbsttäuschung beruhen, daß sich jedoch keineswegs alle auf diese Weise erklären lassen. Diese Ueberzeugung läßt sich namentlich klar in dem von uns erwähnten Geschichtswerke Buchanans erkennen. So erzählt derselbe gerade in Verbindung mit der Ermordung Lord Darnleys im achtzehnten Buche seiner Geschichte Schottlands eine Geistererscheinung, deren Zeugen drei angesehene schottische Edelleute gewesen seyn sollen, und die kaum weniger wunderbar ist als die Geistererscheinung im Hamlet.

In der zweiten Scene des ersten Akts tritt Hamlet auf. Er spricht den Entschluß aus, nach Wittenberg zurückzukehren, gibt aber diese Absicht auf die Bitten und Vorstellungen des Königs und seiner Mutter hin wieder auf. Dieser ursprüngliche Entschluß zur Rückkehr nach Wittenberg ist offenbar für Hamlet der einzig richtige, denn er ist, wie sein Gespräch mit Horatio (Akt I, Scene 2) zeigt, auf's Tiefste erschüttert durch den Tod seines Vaters und die schimpfliche übereilte Wiederverheirathung seiner Mutter; er kann nicht wünschen, Zeuge der Orgien seines Stiefvaters und der Schande seiner Mutter zu bleiben; eben so wenig darf er sich aber jetzt schon für berechtigt halten, gegen seinen Stiefvater und seine Mutter, „die Erbin

dieses kriegerischen Reichs," wie sie in unserer Scene genannt wird, die Waffen zu erheben. Weit entfernt daher, wie manche Kritiker thun, anzunehmen, daß der Entschluß zur Rückkehr nach Wittenberg durch Hamlets Schwäche veranlaßt wäre, können wir nur darin eine Schwäche des Helden unseres Dramas erblicken, daß er diesen Entschluß so rasch und leicht fallen läßt.

Die dritte Scene zeigt uns die Abreise des Laertes nach Paris und macht uns mit der Liebeswerbung Hamlets um Ophelia bekannt. In gewisser Beziehung ist dabei die Wahrscheinlichkeit der Handlung verletzt, denn es ist kaum zu begreifen, wie Hamlet, eben erst aus Wittenberg angekommen, mit Schmerz um seinen Vater erfüllt und mit der Absicht umgehend, nach Wittenberg zurückzukehren, Zeit gefunden haben soll, Ophelien mit wochenlanger Liebeswerbung zu bestürmen. Man darf nicht etwa annehmen, daß ein längerer Zeitraum zwischen Scene 2 und Scene 3 liege, denn Scene 4 spielt, wie ausdrücklich gesagt wird, am Abend des Tages, an dessen Morgen Scene 2 spielt. Die wahre Rechtfertigung dieser Unwahrscheinlichkeit liegt vielmehr, wie uns scheint, im Rechte der dichterischen Freiheit, vermöge deren der Dichter über eine kleinliche Berechnung der zu jeder Handlung nöthigen Zeit erhaben ist.

Scene 4 und 5 enthalten das Gespräch zwischen Hamlet und dem Geiste seines Vaters. Als letzterer den Hergang des Mordes erzählt, ruft Hamlet aus: „O, mein prophetisches Gemüth!" ein Beweis, daß er von Anfang an das wahre Sachverhältniß geahnt hat. Höchst auffallend ist, wie Tieck mit Recht hervorhebt, die Art, wie sich Hamlet unmittelbar nach der Geistererscheinung gegen Horatio, Bernardo und Marcello ausspricht, indem er ihnen entgegenruft: „Ha! heisa, Junge! komm, Vögelchen, komm!" dann sein Benehmen, indem er von seinen Gefährten den Eid der Verschwiegenheit fordert, namentlich das dreimalige Wechseln des Ortes bei der Eidesleistung und das sonderbare Rufen des Geistes unter der Erde.

Wir wissen eben so wenig wie Tieck eine befriedigende Erklärung dieses eigenthümlichen Schlusses der fünften Scene zu geben; höchst wahrscheinlich ist uns aber, wie wir bereits bemerkt haben, daß diese Scene großentheils wörtlich aus dem früheren Entwurfe des Stücks, vielleicht schon aus dem Drama von Shakespeares Vorgänger, beibehalten ist. Hiefür spricht namentlich auch die lateinische Floskel „hic et ubique," deren sich Hamlet bedient, als der Ruf des Geistes auch an der zweiten zur Eidesleistung gewählten Stelle sich hören läßt. — Die dramatischen Vorgänger Shakespeares liebten es, derartige lateinische Floskeln in ihre Stücke einzumischen, Shakespeare huldigt aber dieser Sitte nur in seinen frühesten Dichtungen, nicht in den späteren Werken. Wir möchten daher schon aus dem Gebrauche dieser Floskel schließen, daß Shakespeare den ganzen Schluß der Scene aus dem früheren Stücke beibehalten hat, vielleicht aus keinem andern Grunde, als weil das Publikum diese Scene einmal lieb gewonnen hatte.

In dem nun folgenden zweiten Akte stellt sich Hamlet verrückt. Der Grund dieser Simulation ist im Stücke nicht deutlich angegeben. In der Erzählung des Saxo liegt der Grund für die Verstellung des Amleth klar vor und besteht, wie ausdrücklich wiederholt gesagt wird, darin, daß Amleth sich durch den Anschein des Wahnsinns vor den Nachstellungen seines Oheims zu schützen sucht. Dieser Grund der Verstellung paßt aber für unser Drama nicht, denn Hamlet äußert in den ersten Akten durchaus keine Besorgniß vor Nachstellungen seines Oheims, auch ist seine Verstellung von der Art, daß sie eher geeignet seyn möchte, den Verdacht seines Oheims zu erwecken, als denselben zu beschwichtigen. — Man muß daher wohl annehmen, daß Shakespeare zwar den verstellten Wahnsinn selbst aus der alten Sage entlehnt, aber der Verstellung andere Motive untergeschoben hat. In unserem Drama dürfte der Grund dieser eigenthümlichen Simulation wohl der seyn, daß Hamlet, von Gram gebeugt und von den heftigsten Seelenkämpfen bestürmt, sich durch seine Verstellung der Beobachtung des Hofes und der Pflicht, den Festen und Gelagen desselben beizuwohnen, zu entziehen sucht. Wenn man nun aber vom Standpunkte der Aesthetik an das Drama die Anforderung stellen muß, daß die Motive der handelnden Personen klar ersichtlich seyn sollen, so wird dieser Anforderung allerdings in Bezug auf den simulirten Wahnsinn Hamlets nicht vollständig Genüge geleistet.

Eine nicht unerhebliche Rolle spielt im zweiten Akte Polonius. Sein Charakter ist offenbar den Worten nachgebildet, mit denen Saxo die ihm entsprechende Person schildert: „Amicus regis praesumtione quam solertia abundantior." Er ist in der That ein treuer Anhänger des Königs, keineswegs ohne Gewandtheit, aber, wie sein Auftreten fast in jeder Scene zeigt, weit mehr von sich eingenommen, als gewandt. Was das Gespräch des Polonius mit Reinhold (Akt II, Scene 1) betrifft, so steht dasselbe mit der Haupthandlung in gar keiner Verbindung. Man hat öfter behauptet, dieses Gespräch solle dazu dienen, über den Charakter des Polonius Aufklärung zu geben, allein über diesen Charakter geben die übrigen Scenen hinlänglich Aufschluß. Wir sind der Meinung, daß der Dichter beim

Reinhold an den von uns erwähnten Rhynd dachte und deßhalb diese Scene in sein Stück aufnahm.

Höchst interessant ist das Gespräch Hamlets mit den Schauspielern. Unzweifelhaft hat Shakespeare in demselben seine eigenen Ansichten über die Schauspielkunst dem Hamlet in den Mund gelegt. Beachtenswerth ist namentlich die Definition des Dramas (Akt III, Scene 2): „Das Schauspiel, dessen Zweck sowohl Anfangs als jetzt war und ist, der Natur gleichsam den Spiegel vorzuhalten, der Tugend ihre eigenen Züge, der Schmach ihr eigenes Bild und dem Jahrhundert und Körper der Zeit den Abdruck seiner Gestalt zu zeigen.“ Es ist im Wesentlichen dieselbe Definition des Dramas, welche Cervantes im Don Quixote (Band II, Seite 301 der Tieckschen Uebersetzung) dem Pfarrer in den Mund legt. „Die Comödie,“ sagt dieser, „soll nach des Tullius Meinung ein Spiegel des menschlichen Lebens seyn, ein Musterbild der Sitten, eine Darstellung der Wahrheit.“ Shakespeare und Cervantes waren bekanntlich Zeitgenossen, wahrscheinlich hat jedoch keiner von beiden vom andern irgend etwas gewußt; beide haben ihre Definition des Dramas offenbar dem Cicero entlehnt; Cervantes sagt dieß ausdrücklich, und Shakespeare deutet in den Worten: „dessen Zweck sowohl Anfangs als jetzt war und ist,“ klar an, daß er eine alte von jeher gültige Definition des Dramas gebe; aber er nennt den Namen des Cicero nicht, weil es in den Werken seines reiferen Alters nicht seine Art ist, mit seinen Kenntnissen zu prahlen und seine Ansichten durch Autoritäten zu unterstützen. Wenn hiemit die Art, wie er in Akt I, Scene 5 die lateinische Floskel: „hic et ubique,“ anbringt, contrastirt, so scheint uns, wie schon erwähnt, eben dieß ein Beweis, daß der Schluß der fünften Scene des ersten Aktes viele Jahre früher geschrieben ist, als die meisten andern Scenen unseres Dramas.

Einen herrlichen Eindruck macht bei jeder guten Aufführung die Darstellung des Schauspiels im Schauspiel (Akt III, Scene 2) und die Beobachtung des Königs durch Hamlet und Horatio während derselben. Einen wunderbaren Contrast aber bietet Akt III, Scene 3 dar, wo wir den König betend erblicken, während Hamlet mit einem Dolche bewaffnet vorübergeht und einen Augenblick schwankt, ob er den Betenden tödten soll oder nicht. Der König ist trotz seiner Laster, wie Tieck mit Recht hervorgehoben hat, nicht so elend, wie Hamlet ihn darstellt. Er ist nicht ohne Kraft und Entschlossenheit. Er tritt dem Laertes und dessen rebellischer Schaar allein entgegen, im Vertrauen auf das Uebergewicht der Majestät, und er beschwichtigt sie wirklich. Einen versöhnenden Zug seines Charakters bildet die Liebe zu der verbrecherischen Königin, welche er nie verläugnet und z. B. in Akt IV, Scene 7 so schön gegen Laertes ausspricht:

> Seine Mutter,
> Die Königin, lebt fast von seinem Blick;
> Und was mich selbst betrifft, — sey's was es sey,
> Entweder meine Tugend oder Qual, —
> Sie ist mir so vereint in Seel' und Leben,
> Wie sich der Stern in seinem Kreis nur regt,
> Könnt' ich's nicht ohne sie.

In dem Gebete (Akt III, Scene 3) zeigt sich nun auch bei dem tief verderbten Könige die Macht des Gewissens. Er ist überzeugt, daß Gottes Gnade ihm verzeihen kann, und spricht diese Ueberzeugung in den herrlichen Worten aus:

> „Wie? wär' diese Hand
> Auch um und um in Bruderblut getaucht,
> Gibt es nicht Regen g'nug im milden Himmel,
> Sie weiß wie Schnee zu waschen?“

Aber er weiß auch, daß er nicht durch Gold oder Güter die Gunst des Himmels erkaufen kann, sondern nur durch wahre Reue, und er fühlt, daß er diese wahre Reue nicht hat. — Die Qualen des Gewissens bei einem mächtigen, verstockten und dabei sehr klugen Sünder sind wohl nie so treffend geschildert, als in dieser Scene unseres Dramas.

Was die Umstände in Betreff der Rückkehr Hamlets aus England betrifft, so ist der Dichter absichtlich von der Erzählung des Saxo abgewichen. Während in der letzteren Hamlet freiwillig mit dem Vorsatze zurückkommt, den Mord seines Vaters zu rächen, gelangt er im Drama durch einen fast wunderbaren Zufall nach Hause, indem er von Seeräubern gefangen genommen und gegen oder doch ohne seinen Willen wieder nach Dänemark gebracht wird. Offenbar wollte Shakespeare dem Hamlet jede absichtliche Willensbestimmung nehmen und ihn in seiner Unschlüssigkeit rein als Spielball des Zufalls darstellen.

Betrachten wir noch den Schluß der Tragödie. Ein doppelter Mordplan ist gegen Hamlet geschmiedet. Laertes will ihn beim Kampfspiele mit einem vergifteten Rapiere verwunden, und außerdem ist vom Könige für ihn ein Giftbecher bereitet. Allein Laertes fühlt Gewissensbisse und zögert, Hamlet zu verwunden; den Giftbecher ergreift Hamlets Mutter und trinkt daraus trotz des Versuchs des Königs, sie daran zu hindern. Hamlet tadelt den Laertes, daß er mit ihm im Kampfe spiele; jetzt erst verwundet ihn Laertes, im Durcheinanderwerfen verwechseln beide die Rapiere, — was ohne Zweifel so zu verstehen ist, daß sie nach

Beendigung eines Ganges die Rapiere hinlegen, und daß beim Wiederergreifen der Rapiere jeder das des andern bekommt, — Hamlet verwundet nun den Laertes, seine sterbende Mutter warnt ihn, nicht aus dem Becher zu trinken; Laertes, der zu spät Reue fühlt, entdeckt ihm, daß das Rapier vergiftet ist, und jetzt erst, nachdem seine Mutter todt hingesunken ist, also keine Rücksicht der Pietät ihn mehr zurückhält, nimmt Hamlet Rache am Könige, indem er ihn ersticht.

Man sieht, der Schluß hätte einer sehr geringen Aenderung bedurft, um einen der alten Sage mehr entsprechenden Ausgang zu bieten. Laertes brauchte nur etwas früher ernstliche Reue zu empfinden, die Königin brauchte nur etwas früher die Mittheilung zu machen, daß der Becher vergiftet sey, so wurde Hamlet gerettet und konnte den Thron besteigen. Aber Shakespeare mußte einen von der alten Sage abweichenden durchaus tragischen Schluß des Dramas wollen. Man hat in England bekanntlich nach Shakespeares Tode diesen Schluß abgeändert, so daß eine Versöhnung Hamlets mit Laertes zu Stande kommt, auch Ophelia am Leben bleibt und das Stück nach dem Tode des Königs mit der Heirath Hamlets und Ophelias schließt. Lange Zeit ist das Stück in England nur mit diesem veränderten Schlusse gegeben worden; gegenwärtig ist es aber wohl unbestritten, daß der Dichter Recht hatte, dem Drama einen tragischen Schluß zu geben. Ein Drama, welches wie das unserige mit einer so furchtbaren Verbindung von Blutschuld und Schande beginnt, in welchem der Held in seiner Mutter die ehebrecherische Mörderin seines Vaters sehen muß, kann nicht schließen wie ein gewöhnliches Schauspiel; das ästhetische Gefühl fordert vielmehr, daß das ganze fluchbeladene Haus Hamlets den Untergang finde und mit dem jungen Fortinbras ein neues Geschlecht den Thron besteige. Einen versöhnenden Charakter hat der Dichter dem Schlusse, so weit dieß überhaupt möglich war, dadurch gegeben, daß der letzte Gedanke der unglücklichen Königin ist, ihren Sohn zu retten, daß Laertes seine verrätherische That bereut und daß Hamlet mit seiner Mutter und Laertes versöhnt stirbt. Laertes sagt:

„Laßt uns Vergebung wechseln, edler Hamlet!
Mein Tod und meines Vaters komm' nicht über dich,
Noch deiner über mich!“

Hamlet entgegnet:

„Der Himmel mache
Dich frei davon! Ich folge dir. — —
Arme Königin, fahr' wohl!

Aus dem ganzen Tone unseres Dramas wird es übrigens in hohem Grade wahrscheinlich, daß der Dichter persönlich, als er in der Zeit vom August des Jahres 1600 bis zum Frühjahr des Jahres 1601 dem Stücke seine jetzige Gestalt gab, sich in einer ernsten, zur Trauer geneigten Stimmung befunden hat. Ueber die Ursachen dieser Stimmung des Dichters können wir freilich nur Vermuthungen aufstellen. — Es ist möglich, daß die Gefahr, in welcher sich zu jener Zeit die Lords Essex und Southampton, die Gönner und Freunde des Dichters, befanden, auf seine Stimmung eingewirkt hat. Der Aufstand des Essex, in Folge dessen derselbe hingerichtet und Southampton in den Tower geworfen wurde, fand allerdings erst im Februar 1601 statt; allein schon mehrere Monate vorher hatten sich Essex und Southampton die entschiedene Ungnade der Königin Elisabeth zugezogen, Essex war überdieß seiner Aemter entsetzt und in einer Art Haft gehalten. Shakespeare kannte aber gewiß den Charakter und die Gesinnung seiner beiden Gönner hinlänglich, um das tollkühne Unternehmen, welches für beide so traurig ausfallen sollte, Monate vorher wenigstens als wahrscheinlich vorauszusehen.

Möglich ist es, wie gesagt, daß diese Verhältnisse auf die Stimmung des Dichters eingewirkt haben, gewiß aber, daß seine Stimmung, welcher Art sie auch gewesen seyn mag, die poetische Kraft seines Geistes in keiner Weise beeinträchtigt hat; denn wie man auch über manche Einzelnheiten unseres Dramas urtheilen mag, so kann doch darüber kein Zweifel obwalten, daß Hamlet durch die Originalität, Tiefe und Mannichfaltigkeit seines Inhalts verdient, den größten Meisterwerken, welche die Poesie alter und neuer Zeit geschaffen hat, ebenbürtig an die Seite gesetzt zu werden.

Magdeburg, im September 1860.

Carl Silberschlag.

Das Bild des Sohnes.

(Schluß.)

„Es war ein köstlicher Wintertag; Frau Großmann hatte mir gesagt, daß sie nach Tisch mit den Kindern in Geschäften nach Clarens gehen müsse, ihr Mann war im Garten beschäftigt, Anna zu Hause allein. Mit klopfendem Herzen zog ich am Nachmittag die Schelle an des Gärtners Thüre und mein Athem stockte, als mich Anna mit einem Erröthen und Erschrecken empfing, welches ich noch nie an ihr bemerkt, weil wir uns noch nie, außer auf kurze Momente im Garten, so ganz ohne Zeugen gegenüber gestanden hatten. Wir blieben beide stumm; es war mir unmöglich, erst mit gleichgültigen Phrasen ein Gespräch anzuknüpfen. Ich ergriff ihre Hand, führte sie an's Fenster, von welchem aus man den See in seiner ganzen Herrlichkeit erblickte, und sagte: „Anna, Sie lieben unsere reizende Gegend, darf ich hoffen, Sie Ihnen ganz zur Heimath zu machen? Können Sie Deutschland und seine Menschen vergessen, kann meine Liebe Sie dafür entschädigen, daß Sie nur wenig Gleichgesinnte bei uns finden?"

„Ich sprach so ruhig als möglich, aber meine Stimme und meine Hände zitterten. Sie hatte ihre freie Hand über die Augen gelegt und ein Strom von Thränen quoll darunter hervor. So standen wir einige Momente in bebender Erregung."

„Anna," sagte ich endlich leise, „lieben Sie mich nicht?" Ein dumpfer Seufzer antwortete mir, dann machte sie ihre Hand los und sagte: „O, Herr von P., Sie hätten es nicht so weit treiben sollen!" — „Warum nicht, Anna?" rief ich voll Bestürzung."

„Sie faßte sich gewaltsam. „Weil doch nur Schmerz und Herzeleid für uns Alle daraus erwachsen wird. Ich hatte es mir so schön gedacht," fuhr sie fort und hob das Auge zum Himmel, „wie die Zeit, welche ich hier zugebracht, in Ihnen und mir, als die reichste und schönste Erinnerung unseres Lebens, fortdauern werde, aber geheimnißvoll, unbesprochen, wie auch die Muschel schweigend die Perle umschließt. Sie haben geredet, nun ist der Zauber dahin, nun werden wir kranken und siechen und uns verzehren, wie arme Sterbliche thun, aber nicht mehr lieben, gleich den Göttern, ohne Wunsch und Sehnsucht." Sie hatte die Hände auf die Brust gepreßt und ihr Auge blickte thränenerfüllt, aber begeistert empor."

„Anna!" rief ich, „Sie schwärmen; wir werden den Göttern gleichen, wenn wir uns lieben wie Menschen, denn in der Erfüllung, in dem Besitz, nicht in der Entsagung liegt das Glück!" Ich stürzte zu ihren Füßen und wollte ihre Hände ergreifen; aber sie wich scheu zurück. — „Nein," sagte sie, „nein, es darf nicht seyn!" — Ich war in Verzweiflung. „Anna," rief ich, „warum darf es nicht seyn? Glaubst du, ich habe nicht Alles voraus bedacht, ich wisse nicht, welche Hindernisse ich zu bekämpfen habe?" — „Sie sind unüberwindlich," sagte sie düster; „ich kann nun und nimmermehr Ihr Weib werden."

„Weinend sank sie auf ihren Sitz am Fenster. Ich kniete vor ihr und sah flehend zu ihr auf. Sie fuhr sich mit der Hand über Augen und Stirn, nahm dann meine Hand fest zwischen die ihrigen und sagte, während tiefe Glut ihr Antlitz färbte: „Herr von P., ich will Ihnen die Wahrheit nicht verschweigen: ich liebe Sie, wie ein Weib nur einen Mann lieben kann, von dem sie weiß, daß er Allem entspricht, was ihr Herz und ihr Geist verlangen. Wären Sie ein Mann meines Standes, wären Sie arm, würde ich aller Hindernisse spotten, welche die fromme Richtung Ihrer Mutter einer Verbindung zwischen uns in den Weg legen wird. Ich würde sie durch Demuth, Freundlichkeit und Festigkeit am Ende überzeugen, daß wir im Geist und in der Wahrheit oft frommer sind, als die, welche an den Buchstaben glauben, aber — ich kann mich nicht wie eine ketzerische Bettlerin in Ihr reiches und vornehmes Haus drängen. Alle Demuth, deren ich in gleichen Verhältnissen fähig bin, würde sich unfehlbar in Stolz umwandeln, wenn ich nur einen Moment fühlen müßte, man glaube, ich demüthige und bequeme mich, um dadurch den Sohn und reichen Erben des Hauses zu erlangen. Sie sehen, daß daraus für niemand Glück erwachsen kann. Aber selbst wenn ich mich aus Liebe so weit selbst aufgeben sollte," fügte sie mit trübem Lächeln hinzu, „würde Ihre Mutter doch noch zu stolz seyn, um in eine Verbindung zwischen uns zu willigen, mich doch nie freudig als Tochter begrüßen, eben so wenig, wie ich mich ihr aufzudrängen vermag."

„Während sie sprach, hatte meine leidenschaftliche Erregung sich etwas gelegt; ich sah Anna an, ich wiederholte fast maschinenmäßig: „Also, wenn ich arm

wäre, würdest du mich nicht zurückweisen?" — Sie nickte traurig mit dem Kopf, da faßte ich sie in meine Arme und bedeckte sie mit Küssen. „Dann bist du mein, auf ewig mein!" rief ich außer mir, „wenn du nichts von mir verlangst, als das Opfer des elenden Geldes! Anna, wir werden zusammen arbeiten, zusammen erwerben, ich werde glücklicher seyn, als ich je im Schooße des Reichthums gewesen!"

„Sie wollte sich mir entwinden, sie rief verzweiflungsvoll: „Lassen Sie mich, lassen Sie mich! Ich kann den Becher des Glücks ungenossen an meinen Lippen vorübergehen lassen, aber ich ertrage es nicht, auf seinem Boden die Hefe zu finden!" — Ich ließ sie nicht, ich strömte mein ganzes Herz, Alles, was ich in der letzten Zeit empfunden und gelitten, vor ihr aus. Sie ergab sich endlich; weinend küßte sie meine Stirne und sprach: „So nimm mich hin, Henri, als dein geachtetes Weib bei Arbeit und Entbehrung, aber nie als dein geduldetes in Reichthum und Ueberfluß!"

„Die Reihe zu handeln war nun an mir, und ich that es gleich am folgenden Morgen. Daß meine Mutter außer sich seyn würde, hatte ich im voraus gewußt und konnte ihr demnach eine eiserne Ruhe und Entschiedenheit entgegensetzen. Ich sprach zuerst mit ihr allein, erklärte ihr mit Feuer und Herzlichkeit den Zustand meines Herzens und schloß damit, daß ich ihr meinen Entschluß andeutete, das Elternhaus zu verlassen und mir und meinem Weib eine selbstständige Existenz zu gründen, wenn sie sich nicht entschließen könne, Anna freiwillig und mit dem Herzen einer Mutter bei sich aufzunehmen. Es wunderte mich nicht, daß sie über diese Alternative mit einem Achselzucken hinweg ging, weil sie eine solche Extravaganz für unmöglich hielt. Dann ermahnte sie mich ernst und gemessen, jeden Gedanken an eine so ungleiche Verbindung aufzugeben, und erklärte mir, sie erwarte, ich werde endlich mein Versprechen erfüllen und meiner Cousine Marie den längst erwarteten Antrag machen. Ich verließ ihr Zimmer, wie ich es betreten, weder ärmer um eine Hoffnung, noch reicher um eine Enttäuschung, aber entschlossener als je, dieses mal der Kälte, dem Vorurtheil und der Berechnung nicht den Sieg zu lassen."

„Viel schwerer fiel es mir, mich dem Vater mitzutheilen. Daß er mit Freuden Anna als Tochter begrüßen würde, daran zweifelte ich keinen Moment; wo es mein Wohl galt, hatte er sich mir noch nie widersetzt, aber wie er den nothwendigen Kampf mit der Mutter und seiner ganzen Umgebung bestehen würde, davon konnte ich mir kein klares Bild machen und wollte ich jetzt auch nicht. Er nahm meine Mittheilung auffallend ruhig auf, dann sagte er: „Henri, mein einziges, mein geliebtes Kind, ich habe dieß Alles so kommen sehen, und so wie es kam, soll es auch ausgeführt werden. Hättest du dich von selbst den Wünschen deiner Mutter gefügt und eine deiner Cousinen zur Gattin gewählt, so würde ich mich nicht widersetzt haben, obschon ich diese Art von Heirathen mißbillige. Aber bereits seit Jahren ist es fest in mir beschlossen, dir, sollte eine andere ernstliche Neigung in dir aufkommen, meine Einwilligung nicht zu versagen, vorausgesetzt daß der Gegenstand derselben kein unwürdiger sey."

„Ich war auf's tiefste gerührt und überrascht; so viel hatte ich nicht erwartet, ich brach in Thränen aus, umarmte meinen Vater und dankte ihm für so viel Liebe. — „Ja, mein Kind," sagte er, „ich liebe dich über Alles, aber indem ich deinen Wünschen entgegen komme, trage ich zugleich eine Schuld meines Lebens ab, die stets einen düstern Schatten darüber geworfen hat. Ich habe einst feige einer Jugendliebe entsagt, und habe dafür gelitten und entbehrt an der Seite eines ungeliebten Weibes, mit der mich kein geistiges Einverständniß verband und die ich darum eben so wenig beglücken konnte, als sie mich. Dieses Loos, Henri, dessen Herbigkeit ich nur zu schwer empfunden, soll dir nicht werden. Du sollst Anna, die ich bereits wie eine Tochter liebe, besitzen; der Segen des Vaters soll euch das Haus aufbauen; bitten wir Gott, daß der Mutter Fluch es nicht niederreiße."

„Wir werden diesen Fluch bekämpfen durch Arbeit und Entbehrung, mein Vater," rief ich. „Ich habe es Anna versprochen, mit ihr arm zu seyn, mit ihr zu arbeiten und zu erwerben. Wir werden der Mutter zeigen, daß zwei Herzen, die sich wirklich lieben, nichts brauchen als sich selbst und das tägliche Brod, das sie im Schweiße ihres Angesichts erworben, um glücklich zu seyn."

„Was wir beschlossen, erfüllte sich. Natürlich versäumten wir von unserer Seite nichts, keine Vorstellung, keine herzliche Bitte, um das starre Mutterherz zu wenden — es war vergebens. Als sie unsere Entschlossenheit sah, selbst die des Vaters, welche sie bis zu einem gewissen Grade fürchtete, da er sie doch zwei oder dreimal in seinem Leben ihr gegenüber gezeigt, hätte sie sich vielleicht doch gefügt, aber Landry ließ es nicht zu. Er war wüthend auf Anna und mich, er stellte es der Mutter als eine vom Himmel selbst auferlegte Pflicht vor, hier nicht nachzugeben. Doch kämpfte sie einen harten Kampf und fast wankte meine Entschiedenheit, als ich sie bleich und zum erstenmal in meinem Leben wirklich innerlich leidend sah. Aber

ich durfte jetzt nicht mehr weichen, ich hatte jetzt eben so heilige Pflichten gegen Anna zu erfüllen.“

„Viele Plane für unsere Zukunft wurden gemacht und wieder verworfen. Ich bestand darauf, von meinem Vater nicht mehr Geld anzunehmen, als Annas kleines Vermögen betrug. Ich prüfte meine Kenntnisse und fand bald, daß meine Bildung, so viel auch dafür geschehen, doch nur dilettantenhaft war, weil ihr das bestimmte Ziel gefehlt hatte. Ganz gründlich verstand ich eigentlich nur das Geschäft des Kunstgärtners. Diese Erkenntniß war weder mir noch Anna unlieb; wir konnten so am stillsten und unbemerktesten leben, auf einem kleinen, eigenen Besitz, nur umgeben von der Natur und frei von lästigen Gesellschaftsformen. So ward endlich beschlossen, daß wir uns in Heidelberg, welche Stadt Anna besonders liebte und die mir von früher noch im besten Gedächtniß war, niederlassen wollten. Zwar blutete mir das Herz, den Vater so entfernt von uns zu wissen, er aber war heiter und gefaßt. „Es muß so seyn,“ sagte er sanft abwehrend, wenn ich meinen Schmerz darüber äußerte, „ich muß dieses Opfer bringen, es versöhnt mich mit mir selbst, und wegen eurer Zukunft ist es besser so. Die Mutter wird nicht unerbittlich bleiben, wenn sie dich erst einige Jahre entbehrt hat.“

„Ich war volljährig und meiner Verheirathung stand daher nichts im Wege. Ende Februar wurden wir in Clarens getraut, erst auf der Mairie, dann in der Nationalkirche. Nur Großmann und seine Frau, mit denen wir, beiläufig gesagt, gleichfalls keinen kleinen Kampf zu bestehen gehabt, waren zugegen. Ich reiste sogleich mit Anna ab, in meinem Glücke Alles vergessend, was diesen Tag sonst verdüsterte.“

„Wie wir uns dann in Heidelberg niederließen und dort lebten, das wissen Sie. Mit meinem Vater stand ich in eifrigstem Briefwechsel und außerdem mußte mir Großmann jede Woche berichten, wie es ihm ging. Auch der Mutter schrieb ich zuweilen, empfing aber nie eine Antwort. So verstrichen uns fast zwei Jahre, voll Glückseligkeit, getheilt zwischen ehrlicher Arbeit, die der Himmel segnete, und geistiger Beschäftigung und Musik, welche Anna fortwährend pflegte, da ward mein Sohn, mein Henri geboren. Mein Glück brauche ich Ihnen nicht zu schildern, Sie haben es dargestellt gesehen. Ich ergoß mein vollstes Gefühl in den Briefen an den Vater, und wer hätte mich darin auch besser verstehen können, als er? Er war, wie Großmann mir berichtete, seit unserer Trennung mehr in sich gekehrt als je, aber anscheinend heiter und gesund. Er malte wieder viel, was er in den letzten Jahren weniger gethan, und sorgte in seiner ruhigen, geräuschlosen Weise für einen Kreis von Hülfsbedürftigen, der meist aus fremden Arbeitern bestand. Die Geburt des Enkels erfüllte ihn mit unaussprechlicher Freude, er hoffte, daß auch das Herz der Mutter dadurch weicher gestimmt werde. Einen Augenblick schien es so, dann hüllte sie sich wieder in ihr finsteres Schweigen, denn Landry, unser Feind, war noch nicht versöhnt, obgleich er auf dem Punkte stand, sich mit der von mir verschmähten Cousine Marie zu verheirathen und nach Lausanne als Prediger überzusiedeln. Diesem Paare wendete sie ihr ganzes Interesse zu, und die Geburt des Enkels ging bezüglich ihres Verhältnisses zu uns spurlos vorüber.“

„Der Vater, welcher lange auf diese Zeit gehofft, als einer Versöhnung mit uns am günstigsten, fing an sich in Sehnsucht und Verlangen nach uns zu verzehren. Sein eigenes Herz zu beschwichtigen, begann er das Bild zu malen, welches Sie so sehr bewundern. Er kannte jeden meiner Züge so genau, daß er des Originals nicht dazu bedurfte. Sonst hatte er, außer in meinen Knabenjahren, mein Porträt nicht malen können, weil ihm meine Züge zu vertraut waren, als daß er im Stande gewesen wäre, deren Eigenthümlichkeiten mit dem Pinsel treu wieder zu geben. Jetzt, in der Entfernung ward mein Aeußeres ihm erst wieder gegenständlich, und so saß er täglich vor seiner Staffelei, nur mit uns beschäftigt. Oft malte er gar nicht, sondern sah mein Bild nur an, fügte hier einen kleinen Zug hinzu, löschte dort einen Punkt aus, und so mag es wohl kommen, daß die technische Vollendung desselben viel bedeutender ist, als bei allen seinen übrigen Werken. Im wahren Sinne des Worts ist dieses Bild mit seinem Herzblut gemalt; seine eigene sehnsüchtige Empfindung, das reinste, herrlichste Gefühl, welches ihn in seinem Leben beseelt, legte er in den Zügen des geliebten Sohnes nieder, wie dieser sein eigenes Kind betrachtet. Es mag Ihnen verwunderlich dünken, weßhalb er nicht gleiche Sorgfalt auf Mutter und Kind verwendete, doch finde ich dieß ganz natürlich. Das Kind war für ihn ein bloßes Phantasiebild, und wie Sie gesehen, war seine Phantasie nie sehr lebhaft; die Mutter kannte er wohl, aber sie war ihm eine frembere Erscheinung, die er sich nach mehreren Jahren der Trennung nur mit Mühe ganz treu in das Gedächtniß zurückrufen konnte. Die Aehnlichkeit mit meiner Frau ist daher auch nicht sehr groß, und wird noch beeinträchtigt durch die Wahl der italienischen Tracht. Er that dieß, weil er kein eigentliches Familienporträt zu malen beabsichtigte; nur die Wonne, die tiefe, selige Empfindung eines Vaterherzens wollte er darstellen, wie sie in meinen Briefen an ihn sich

ausſprach und in ſeiner eigenen Bruſt das treueſte Echo fand. So ſchuf ſein Gemüth, welches ſich ſeit Jahren ganz in mir concentrirt hatte, ein Werk, das weit über Kräfte hinausging, die nie den Stempel des Genialen trugen. Dieſes Bild iſt gelebt; daher die außerordentliche Wirkung, welches es faſt auf jeden Beſchauer ausübt."

„Ueber ein Jahr arbeitete der Vater geheimnißvoll daran; es war ſein Schooßkind, ſein Glück, ſein Alles. Er ſprach mit ihm, wie mit mir, er ſchrieb ſeine Briefe vor der Staffelei, was ich alles natürlich erſt ſpäter hörte. Endlich entſchloß er ſich, Großmann ſeinen Schatz zu zeigen. Der ehrliche Mann war tief davon ergriffen, Thränen rannen über ſeine Wangen und er rief: „Herr von P., wenn Sie dieſes Bild der gnädigen Frau zeigen, wird ſie gewiß nicht länger widerſtehen; ſie wird vor Sehnſucht nach dem einzigen Kinde vergehen." — „Meinen Sie?" antwortete er mit einem ſtrahlenden Lächeln; „den nämlichen Gedanken habe ich auch ſchon lange gehabt; ſoll ich es verſuchen?" — „Ja, wenn dieß die Großmutter nicht erweicht, wenn ſie aus dieſem Bilde nicht ſieht, wie ſehr Sie ſich ſelbſt nach Ihrem Kinde ſehnen, dann iſt ſie keine Mutter, ſondern ein Felſen." — „Nun wohl, in zwei Monaten wird unſer kleiner Henri zwei Jahre alt; an dieſem Tage will ich das Bild drunten in ihrem kleinen Boudoir, das Henri ganz nach ihrem Wunſche für ſie eingerichtet, aufſtellen und dann den Himmel bitten, daß er ihr Herz bewege."

„Aber hat Sie denn Ihr Vater nie in Heidelberg beſucht?" unterbrach ich hier den Erzähler.

„Nein," antwortete er, „dieſe Rückſicht waren wir beide der Mutter ſchuldig. Ich hatte ohne ihren Segen geheirathet, ich galt in ihrer und des Vaters Familie für einen halben Flüchtling, und obgleich er allerdings den Schritt, welchen ich gethan, heimlich unterſtützt hatte, durfte er ſie doch der Welt gegenüber nicht bloßſtellen. Unſer Haus ſollte erhalten werden für eine erhoffte ſchönere Zeit, nicht aus einander fallen, und dieß wäre unfehlbar geſchehen bei dem erſten öffentlichen Schritt, den mein Vater zu meinen Gunſten gethan. Aber auch dem Gefühl der Mutter war man es ſchuldig, ſie nicht wie eine aus unſerem Kreiſe Ausgeſtoßene zu behandeln. Jeden Brief, welchen er von mir und meiner Frau empfing, legte er auf ihren Arbeitstiſch; es verging kein Geburtstag, kein Jahreswechſel, an welchem ich ihr nicht meine Glückwünſche ausdrückte, vereinigt mit denen Annas. Sie ſollte uns nicht fremd werden; die Pforte unſerer Herzen ſtand weit offen, jeden Augenblick bereit ſie zu empfangen, wenn ſie ſich uns nahen wollte. Ihr Charakter war zu ehrenhaft, als daß ſie nicht vor meinem und Annas Benehmen, vor unſerem einfachen, anſpruchsloſen Leben Achtung empfinden mußte. In einer weichen Stunde hatte ſie endlich dem Vater ſo viel zugeſtanden, und er durfte ſo die leiſe Hoffnung in ſich nähren, ihr Muttergefühl durch das Bild vielleicht ſo tief zu rühren, daß ſie verzeihen könne."

„An Henris Geburtstag ſtellte er das Bild alſo auf dem Kamin drunten auf, wie es noch daſteht, ohne Rahmen oder ſonſtigen Schmuck, und bat ſie, nach dem Frühſtück mit ihm herüber zu gehen. Als ſie vor demſelben ſtanden, ſagte er, ihre Hand ergreifend: „Liebe Angelika, heute ſind es zwei Jahre, daß uns fern von unſerem Hauſe ein Enkel geboren wurde. Obgleich ich ihn noch nicht geſehen, iſt dieſer Tag doch meinem Herzen unausſprechlich theuer, und ich bin ſicher, daß du das Gleiche empfindeſt, wenn du dich auch nicht darüber ausſprichſt. Ich habe unſere Kinder gemalt, ſo wie ich ſie mir denke in ihrem ſtillen und beſcheidenen Glück, das ſie durch Fleiß und Demuth ſich täglich neu erringen. Erlaube, daß ich dir an dieſem Tage ein Geſchenk mit einem Bilde mache, welches dir wenigſtens im Geiſte von ihnen, und beſonders von unſerem einzigen, geliebten Sohne erzählt." Seine Stimme brach in Thränen, als er fortfuhr: „Möge ſein täglicher Anblick dein Herz verſöhnen, mögeſt du ihm bald die Mutterarme wieder öffnen, damit Freude und Glück unter dem Dache einkehren, das wir für den Sohn gebaut und welches er jetzt ſchon ſo lange nicht mehr mit uns theilt."

„Während er ſprach, hatte meine Mutter keinen Blick von dem Bilde verwendet; eine Thräne rollte langſam über ihr bleiches Geſicht und nach einer Pauſe ſagte ſie leiſe: „Ich danke dir, Henri" — ein Name, den ſie dem Vater nur in ſehr weichen Momenten gab — „ich danke dir recht ſehr, ich werde mich vor dieſem Bilde bemühen, mich ganz mit einer Begebenheit auszuſöhnen, welche allen meinen Grundſätzen und Wünſchen zuwider geweſen iſt, aber ich hoffe im Glauben und im Herrn zu ſiegen."

„Angelika!" rief der Vater, „erinnere dich vor dieſem Bilde jeden Tag, daß Gott ein gütiger Vater iſt und ſein erſtes Gebot die Liebe. Suche deinen Sieg im edelſten Gefühle, das dem Menſchen von Gott ſelbſt eingehaucht iſt, in der Elternliebe, und du wirſt das Beſte erwählt haben." — Damit verließ er ſchnell das Zimmer, während die Mutter ſchluchzend in den Seſſel am Kamin niederſank."

„Wenn ich Ihnen einen Roman erzählte, ſo würde meine Geſchichte jetzt faſt beendigt ſeyn; die Wirklichkeit ließ jedoch eine ſchnelle Löſung unſerer geſpannten

Verhältnisse nicht zu. Eine so strenge, eiserne Natur, wie die meiner Mutter, wurde nicht auf Einen Schlag besiegt; es dauerte noch Monate, bis der Kampf in ihrem Innern beendigt war, bis sie sich zu dem Entschlusse überwinden konnte, nicht allein mich und das Kind zu sich zurückzurufen — dieß wäre ihr schon leichter möglich gewesen — sondern auch Anna in einer Weise bei sich aufzunehmen, wie es ihr als meiner Gattin und der Mutter meines Sohnes zukam. Lassen Sie mir den schönen Glauben, daß es wirklich der erwärmende Anblick des Bildes gewesen, was das Eis ihres Innern nach und nach hinwegschmolz. So viel ist gewiß, daß kein Tag verging, an welchem sie es nicht lange betrachtete. So gewöhnte sie sich an unsern Anblick, an unser Zusammenseyn, bis die Sehnsucht sich auch in ihrer Brust zu regen begann. Auch mußte sie endlich gewahren, wie die Gesundheit des Vaters täglich schwankender, sein Aeußeres immer hinfälliger wurde. Er krankte an der Sehnsucht nach uns und die Spannung der letzten Zeit, ob die Mutter endlich nachgeben würde oder nicht, trug das Ihrige dazu bei, ihn mehr und mehr aufzureiben. Großmann schrieb mir davon natürlich nichts, aber die Mutter machte er sehr entschieden darauf aufmerksam. So ward sie mit jedem Tage weicher und nachgiebiger. Erst schickte sie uns Grüße durch den Vater, dann kamen einige Zeilen an mich und zuletzt ein Brief, in welchem sie uns einlud, den Winter in Vevay bei den Eltern zuzubringen. Begleitet war dieser Brief von einer wahren Jubelhymne des Vaters; erst jetzt, an den Aeußerungen seiner Freude begriff ich ganz, bis zu welchem Grade schmerzlich ihm die Trennung von uns gewesen. Wir säumten natürlich nicht lange; nach vierzehn Tagen waren wir schon unterwegs nach Hause. Hier unter der Veranda standen Großmann und der Vater, zitternd vor Freude und Erwartung dem Schiffe entgegen sehend, das uns den See herauf brachte. Von der Wonne dieses Wiedersehens keine Sylbe, es war fast zu viel für Menschenherzen. Drinnen in ihrem Boudoir, vor dem geliebten Bilde, erwartete uns die Mutter; es schien, als müsse sie bis zu dem letzten Moment Kraft aus seinem Anblick saugen, um zu vollbringen, was sie sich vorgesetzt. Ich stürzte ihr zu Füßen, sie drückte mich weinend an ihr Herz, umarmte Henri, erhob sich dann, küßte Anna, die ihr voll bescheidener Würde entgegen trat, auf die Stirn und sagte: „Meine liebe Tochter, sey mir willkommen!"

„Nun war alles gut; so hatte ich Recht behalten, so hatte das entschiedene, warme, ausdauernde Gefühl die Engherzigkeit, die Intoleranz, die verknöcherte Convenienz am Ende doch besiegt. So würde es noch weit öfter siegen, wenn nicht läppische Sentimentalität es zu häufig entnervte."

„In Friede und Glück floß uns der Winter dahin; die Mutter nahm zwar wie gewöhnlich wenig Antheil an unserem Verkehr, aber sie war freundlich gegen Anna, herzlich gegen mich und zärtlich, so weit dieß in ihrer Natur lag, gegen Henri. Der Kleine hing auch bald recht sehr an ihr, doch wiederholt sich wunderbarer-, oder besser gesagt natürlicherweise, bei ihm das nämliche Gefühl, welches mich einst beherrschte, und das ihn, je älter er wird, je mehr von ihr entfernt, trotz der Mühe, welche ich mir gebe, ihn der Großmutter innig zugethan zu machen, eine Mühe, die freilich durch meine andere Sorge, ihn vor jeder religiösen Aufregung zu bewahren, oft neutralisirt wird."

„Wir lebten natürlich den Neigungen der Mutter so viel als möglich zu Gefallen. Anna sang wieder in der Congregation und ich versäumte mit Henri keine Morgenandacht. Ueber alle Beschreibung schön gestaltete sich jedoch unser Verhältniß zum Vater; mit unendlicher Innigkeit schlossen er und Anna sich an einander. Es war, als ob beide fühlten, wie bald das Schicksal sie aus diesem Zauberkreis der Liebe hinwegnehmen sollte, um uns Zurückbleibenden das Daseyn zu einer Wüste zu veröden."

Herr von P. erhob sich bei diesen Worten rasch und trat an den Rand der Terrasse, während von unten in diesem Augenblick die silberhelle Stimme des kleinen Henri ertönte. Er fing das heraufeilende Kind in seinen Armen auf, drückte es fest an sich und setzte sich dann wieder schweigend nieder. Ich mochte ihn in diesem Moment nicht stören und lehnte mich in einiger Entfernung an einen Kastanienbaum, das wundervolle Bild vor mir betrachtend, dem ich bis dahin, von der Erzählung meines Wirthes ganz gefesselt, wenig Aufmerksamkeit geschenkt. Der Mond, welcher jetzt hoch über uns am wolkenlosen Himmel strahlte, ergoß sein vollstes Licht über den See, die Gebirge und das Städtchen, und bot so dem Auge einen Anblick voll großartiger Majestät. Ich schauderte fast bei der Erhabenheit dieser Natur, deren groteske Formen im scharfen Mondlicht viel schroffer hervortraten, als am Tage, während der See gleich einem silbernen Strome dahinglitt, in seiner zitternden Bewegung Millionen von glänzenden Schaumperlen aufwerfend. Schneeweiß leuchteten die Alpen in unheimlichem Glanze, und gleich schwarzen Geisterhänden griffen die zerrissenen, zerklüfteten Felsspitzen des nördlichen Gebirges in den Himmel hinein, so daß der Blick sich fast erschrocken zurück zu der Erde wendete und den Wohnungen der Menschen, die so friedlich dalagen, so hell beschienen, daß man

jedes Haus hätte zählen können, jeden Schatten, welchen der Vorsprung eines Daches oder Kamines bildete. Von da tauchte er sehnsüchtig unter in dem duftigen Hintergrund des Sees, der gleichsam eine blaue Grotte bildete, in welcher das helle, leuchtende Bild wie ein Mährchentraum zauberhaft verschwamm.

Nach einer Weile legte Herr von P. seine Hand auf meine Schulter und sagte: „Ich habe Sie gewiß ermüdet, aber ich bin gleich zu Ende."

„Herr von P.," erwiederte ich, „das Vertrauen, welches Sie mir in dieser Stunde schenkten, ist das schönste Angedenken, das ich aus Ihrem herrlichen Lande mit mir nehme." — „Auch mir ist unendlich wohl, daß ich mich einmal ganz ausgesprochen, daß ich gewissermaßen mein eigenes Leben an dem Auge eines Andern, eines Mannes, den ich liebe und schätze, konnte vorübergleiten lassen. Doch hören Sie mich weiter."

Wir setzten uns wieder; Henri lag in seines Vaters Armen, halb eingeschlummert an dessen Brust gedrückt. Herr von P. fuhr fort: „War es gewöhnliches Menschenschicksal oder hatten wir wirklich eine Strafe verdient, weil wir ohne den Segen und die Einwilligung der Mutter uns unser Glück begründet — ich weiß es nicht, genug, der größte Schmerz, welcher das Menschenherz bedroht, denn er wird durch nichts wieder ausgeglichen, als durch eine vielleicht vergebliche Hoffnung, trat an uns heran. Die Freude des Wiedersehens hatte dem Vater auf einige Monate anscheinend seine Gesundheit zurückgegeben, zur Frühlingszeit jedoch bekam er einen heftigen Krankheitsanfall und er erholte sich von da an nicht wieder. Mein Trost ist, daß er nicht viel litt und daß seine letzten Stunden durch unsere Nähe versüßt wurden. Mit jedem Tage ward er schwächer und hinfälliger, und als er fühlte, daß er nicht lange mehr leben werde, bestand er darauf, noch Henris Bild zu malen. Sie haben droben auf der Staffelei die letzten Striche gesehen, welche seine zitternde Hand auf die Leinwand warf. Ohnmächtig trugen wir ihn von dort hinweg in sein Bett und nach wenigen Wochen standen wir an seiner Bahre. Wie uns zu Muthe war, kann nur ermessen, wer unsere Geschichte kennt. Ich war so trostlos und gebrochen, daß ich in den ersten Wochen nicht bemerkte, wie krank auch Anna war. Sie hatte es sich nicht nehmen lassen, den Vater bis auf den letzten Moment selbst zu pflegen, sie wich kaum von seinem Lager, und ich gestehe Ihnen, daß selbst ihr Verlust es mich nicht kann bereuen lassen, daß wir alle unsere Kräfte der Pflege dessen gewidmet, der uns so unbeschreiblich, so selbstlos geliebt."

„Kurze Zeit nach dem Tod des Vaters warf ein zu frühes Wochenbett auch sie auf das Krankenlager. Ihre Brust war nie stark und diese ward in Folge davon angegriffen. Was nützte uns jetzt unsere weiche Luft, unser gepriesenes Klima? Sie erlag nach Jahresfrist demselben Schicksal, das schon so viele hier gefunden, die aus fernen Ländern hierher geeilt, neues Leben zu suchen, und denen statt dessen nur ein stilles Grab droben neben unserer Martinskirche geworden. Nur noch eine Reihe bald kostbarer, bald einfacher Leichensteine erzählt von ihrem Schicksale. Dort oben habe ich auch mein holdes, geliebtes Weib gebettet."

„Ich habe wohl," sagte ich, „das einfache Grab mit den frischen Blumen auf dem Friedhofe gesehen; ich ahnte nicht, daß es Sie so nahe angeht." — „An jenem Grabe habe ich auch wieder Ruhe und Erhebung gefunden. Ich muß leben für meinen Sohn, ohne Wunsch für mich, wie mein Vater auch gethan. Er ist meine Zukunft, mein Alles. Die Mutter, gleichfalls gebeugt durch diese Schicksalsschläge, lebt eifriger als je den Angelegenheiten der Kirche, und so wie unser ganzes geistiges Leben ein getrenntes war, suchen wir auch jetzt wieder nicht Trost bei einander, sondern auf sehr verschiedenen Wegen. Ich bin längst daran gewöhnt, immerhin aber bleibt es ein tiefer Schmerz, mit den Menschen, welche die engste Bande des Blutes mit uns verbinden, nicht auch in geistiger Sympathie leben zu können. Man duldet einander, aber man beglückt sich nicht."

„Was ich einst für mich thun wollte, werde ich nun für Henri fördern. Mein Vater lebte der Kunst, ich will der Industrie meine Kräfte widmen. Henri muß ein tüchtiger Techniker werden; sobald er alt genug ist, gehe ich mit ihm nach Deutschland und England zu unserer beiderseitigen Ausbildung. Wir wollen zusammen arbeiten für unsern Kanton, daß sein Gewerbsfleiß nicht hinter den Anforderungen und Bedürfnissen der Neuzeit zurückbleibe. Ein frisches, neues Band muß die alte Aristokratie wieder mit dem Volksleben verbinden. So lange meine Mutter lebt, werde ich aus Rücksicht für sie in den kirchlichen Angelegenheiten passiv bleiben, sobald sie todt ist, schließe ich mich der Nationalkirche öffentlich an und hoffe damit meinen Standesgenossen ein gutes Beispiel zu geben. — Mit Großmann und seiner Frau verbindet mich fortwährend das innigste Gefühl der Freundschaft. Seit des Vaters Tode nennt ihn Henri Großvater, damit ich selbst den Klang dieses theuren Namens nicht entbehre und um dem Kinde von frühauf einzuprägen, wie sehr ich selbst den wackern Mann ehre. — Ich bin innerlich gefaßt und ruhig und hoffe die Lebensaufgabe, welche ich mir gestellt, redlich zu erfüllen, aber es hat mir wohlgethan,

mich einmal mitzutheilen, und ich danke Ihnen recht sehr für Ihre freundliche Theilnahme."

Er reichte mir bei diesen Worten die Hand, wir erhoben uns beide und blickten einander voll an; in seinen und meinen Augen standen Thränen. „Ich habe Ihnen zu danken," antwortete ich leise. „Rousseau hat diese schöne Welt nur mit Menschen seiner Phantasie bevölkert, ich habe, glücklicher als er, wirkliche Menschen gefunden. Aber lassen Sie mich an diese Stunde die Hoffnung eines Wiedersehens knüpfen."

„Gewiß," sagte er und wendete mir das schlafende Gesicht des lieblichen Kindes zu, „diesen bringe ich Ihnen einmal, damit er Schönes und Gutes von Ihnen lerne, gleich dem Vater." — „Auf Wiedersehen in Deutschland also!"

Am nächsten Morgen reiste ich ab; vom Dampfboote aus sah ich noch Herrn von P. auf der Terrasse seines reizenden Gartens stehen, Henri an der Hand haltend und mir ein freundliches Lebewohl zuwinkend.

Correspondenz-Nachrichten.

London, Oktober.

Zwei Fehler John Bulls. — Schienenwege für Straßen. — Die neue unterirdische Eisenbahn. — Literarisches. — Die Klopfgeister verstummt.

John Bull hat zwei große Fehler, die sich neuerdings bedenklich entwickelt haben: er macht gern Wind, und sieht andere Völker über die Achsel an. Was die erste Untugend betrifft, so will ich hier nur Ein Beispiel anführen. Als Garibaldi in Sicilien landete, gerieth das englische Volk in Ekstase. Man hielt Dutzende von Sympathiemeetings, alle Zeitungen brachten tagtäglich Sympathieleitartikel, kurz man floß von „Sympathie" über. Aber mit bloßen Sympathieäußerungen nicht zufrieden, entschloß man sich zu Thaten. Der Plan wurde gefaßt, den Italienern Geld und Freiwillige zu schicken. Flugs an's Werk. Unzählige Comités bildeten sich. Begeisterung ohne Grenzen. Kein Zweifel, die gewaltigsten Resultate waren gewiß; der „moderne Washington" hatte mindestens eine Million Pfund Sterling und 50,000 Freiwillige zu erwarten. Die Resultate liegen nun vor uns, und welche Enttäuschung! Statt der gehofften Million, lumpige 5000 Pfund Sterling, und statt einer Armee von 50,000 „Freiwilligen" eine „Excursion" von 900 Individuen, die mit wenigen Ausnahmen sich nur des Solds wegen haben anwerben lassen, deren Unterhalt in England Garibaldi 10,000 Pfund Sterling kostet, das heißt doppelt so viel, als die „Nationalsubscription" beträgt, und die, ihren bisherigen Verrichtungen nach zu urtheilen, den neapolitanischen Kaffeewirthen gefährlicher sind, als den Truppen Franz des Zweiten. Parturiunt montes etc. O Humbug, dein Name ist John Bull!

Nicht so harmlos wie diese Windmacherei ist die Verachtung, mit der die Engländer fremde Nationen betrachten. Sogenannten barbarischen, oder halbbarbarischen Völkern gegenüber erzeugt jene Verachtung die brutalste Willkür, ja die scheußlichste Grausamkeit. Die Art und Weise, wie die Engländer während des letzten Aufstands in Indien hausten, ist in frischem Gedächtniß. Einen keines Verbrechens schuldigen Eingeborenen niederzuschießen, war eine verdienstliche Handlung. Was lag, und was liegt an dem Leben eines Indiers? Ein Indier ist ja ein „Nigger," und trotz der gesinnungstüchtigen Phrasen für die Abschaffung der Negersklaverei, ist das Leben eines Niggers weniger werth, als das eines Hundes. Und wie treiben es die englischen Soldaten nicht jetzt wieder in China! Obgleich von den friedlichen Einwohnern mit Freundlichkeit empfangen, sengen, brennen, morden und schänden sie; und die englische Presse hat für diese Gräuel kein Wort des Tadels. Wären es Oesterreicher, die solche Grausamkeiten verübten, dann würde die Entrüstung keine Schranken kennen, aber es sind Engländer, und ein Engländer kann einem Chinesen kein Unrecht zufügen. Im Verkehr mit civilisirten Nationen beobachtet man natürlich nothgedrungen etwas mehr Rücksicht, allein die Verachtung ist dieselbe. Der englische Käsekrämer, der den Continent bereist, dünkt sich ein höheres Wesen, das eine Zeit lang unter einem untergeordneten Menschenschlag vegetiren muß; er rümpft über alles die Nase, und benutzt jede Gelegenheit, um wider die Sitten und Gebräuche des Landes zu verstoßen. Gelingt es ihm nicht, mit dem Kopf durch die Wand zu rennen — was oft geschieht, da die Leute auf dem Festland meist wunderbar nachgiebig sind — trägt er eine Beule davon, so schreibt er ungesäumt an die Times, und die gesammte englische Presse ergreift sofort

seine Partei und schimpft aus Leibeskräften auf die „rohen" Ausländer, die in den Faustschlägen eines Engländers keine Schmeichelei erblicken wollen. Welchen Lärm hat hier nicht der Bonner Eisenbahnvorfall gemacht! Weil wir armen Deutschen einem ungehobelten Flegel zuliebe unsere Gesetze nicht rasch umändern, sind wir mit Einemmal „die dummste, feigste, niederträchtigste, sklavischste Nation der Erde" (ich citire) und völlig unwürdig der Allianz des edelmüthigen, gebildeten und humanen Englands. Nun, wir werden uns deßhalb nicht die Haare ausreißen; der Zorn John Bulls ist ehrenvoller für uns, als seine beleidigende Patronage.

Jede Neuerung hat einen schweren Kampf mit Vorurtheilen und Sonderinteressen zu bestehen, ehe sie sich siegreich Bahn bricht. Als das Projekt auftauchte, die Straßen Londons mit Gas zu beleuchten, erhob sich ein Sturm der Opposition. Die einen sagten, das Gas sey ungesund und werde Krankheiten erzeugen, die andern, es habe keine Ausdehnungskraft, und werde in den Röhren stecken bleiben; und wieder andere meinten, es sey unmöglich das Gas zu „legen," ohne die Straßen völlig zu verderben. Noch toller wurde seiner Zeit gegen die Einführung der Eisenbahnen geeifert. Bald hieß es, sie seyen „unmöglich," die Räder der Lokomotiven würden sich auf den glatten Schienen nicht fortbewegen, bald, hunderttausende von Menschen würden um ihr Brod gebracht werden. Eben so ging es mit den Seedampfschiffen. Die Gründung einer Dampferlinie zwischen England und Amerika wurde als eine „Utopie" verschrieen. Auf einem Meeting über diese Frage erklärte Lord Derby, der sicher kein Dummkopf ist, „die Idee sey absurd, und er werde das Dampfschiff aufessen, das über den atlantischen Ocean fahre." Gegenwärtig sind wir Zeugen eines ähnlichen Schauspiels. Ein Amerikaner, Namens Train, der ein für volkreiche Städte sehr geeignetes System von Schienenwegen (trainways) erfunden hat, befindet sich seit kurzem in London, und wünscht einige der breiteren Straßen mit Schienenwegen zu versehen. Er hat sich verpflichtet, im Fall des Mißlingens, Schadenersatz zu leisten, und zu diesem Behuf eine bedeutende Geldsumme bei einem hiesigen Bankier niedergelegt. Es ist eine Thatsache, daß die Straßen Londons, wie sie jetzt sind, für den rasch wachsenden Verkehr nicht mehr ausreichen; es ist eine Thatsache, daß die Einführung von Schienenwegen auf den Hauptstraßen den Verkehr erleichtern würde; es ist eine Thatsache, daß das Train'sche System, das bereits in Newyork und in Birkenhead mit bestem Erfolg erprobt ward, nicht bloß billig, sondern auch in jeder Beziehung durchaus praktisch ist; nichts desto weniger thürmen sich von allen Seiten Hindernisse gegen das Projekt auf. Nun, Vorurtheile und Sonderinteressen müssen ihre Rolle ausspielen. Haben sie ihren Athem erschöpft, so werden sie schon verstummen. Die Gasbeleuchtung ist heute in der civilisirten Welt fast allgemein, und niemand leidet darunter; die Erde ist mit einem Eisenbahnnetz umsponnen, und was hunderttausende zu Grunde richten sollte, hat Millionen Beschäftigung und der ganzen Menschheit unsagbare Vortheile verschafft; hunderte von Dampfschiffen überbrücken den Ocean, und wollte Lord Derby sein Versprechen erfüllen und jedes Dampfschiff aufspeisen, das die Reise zwischen Europa und Amerika vollendet, so hätte er Woche für Woche ungefähr ein Dutzend zu verschlucken. Und gleich diesen Neuerungen wird auch — wenn wir Kleines mit Großem vergleichen dürfen — das Schienenwegsystem Trains durchdringen und zur Geltung gelangen.

Ich erwähnte oben des Umstandes, daß die Straßen Londons dem Verkehr nicht mehr genügen. Diesem Uebel wird die unterirdische Eisenbahn theilweise abhelfen, welche seit etwa einem Jahre in Angriff genommen ist. Sie soll die Bahnhöfe des Westends mit denen des Ostends verbinden, und ist sie fertig, so muß sich unbedingt die Zahl der Fuhrwerke sehr vermindern, die jetzt Oxfordstreet, den Strand, Fleetstreet u. s. f. überfüllen. Eine andere hieher gehörige Verbesserung haben wir dem „Londoner Ausschuß für öffentliche Arbeiten" zu verdanken, ich meine die Errichtung von Tunneln für die Gas- und Wasserröhren und die Kloaken. Dadurch wird dem häufigen Aufbrechen des Pflasters vorgebeugt, und der Straßenverkehr folglich bedeutend erleichtert. Einstweilen ist erst Ein derartiger Tunnel gebaut, aber der Ausschuß beabsichtigt die zweckmäßige Neuerung allgemein einzuführen.

Auf dem Gebiete der Literatur herrscht außerordentliche Regsamkeit. Besonders rührig sind die Romanschreiber. Unter andern wird Dickens vom 1. December an in seinem „All the year round" eine längere Novelle veröffentlichen, betitelt: „Great Expectations." Hat auch Dickens in jüngster Zeit viel von seiner Popularität verloren, so ist das Publikum doch nicht wenig auf das angekündigte Werk gespannt, und es sind schon beträchtliche Bestellungen auf die Decembernummern von All the year round eingegangen. Auch Thackeray arbeitet an einem neuen Roman, der vom Anfang des nächsten Jahrs an in Monatheften erscheinen wird. Der Roman wird in Holland spielen und sich an die Geschichte des vorigen Jahrhunderts anlehnen. Unter den lebenden Schriftstellern Englands versteht es keiner so gut wie Thackeray, sich in die Vergangenheit zu versetzen und uns ihren Geist zu veranschaulichen. Sein Esmond, seine Skizzen über die englischen Humoristen aus den Zeiten der Königin Anna, seine Virginier und seine „vier George" sind Meisterstücke in dieser Beziehung. Hoffentlich gelingt es Thackeray in seinem neuen Roman, den Faden der Erzählung etwas fester zu halten, als in seinen Virginiern, die bei aller Kunst der Darstellung das Interesse des Lesers nicht genug zu fesseln vermögen. Die Breite und Plauderhaftigkeit, an der jener Roman leidet, verunziert auch die sonst trefflichen Skizzen über die „vier George" und verleiht ihnen einen unmännlichen Charakter. Im mündlichen Vortrag treten diese Mängel nicht so klar hervor wie in den Spalten

des Cornhill Magazine. Thackeray ist nämlich ein ausgezeichneter Vorleser und hat eine Manier trockenen Humors, die den kleinsten Witz für den Moment mit einer wunderbaren Kraft ausstattet und die leiseste Anspielung in ein schlagendes, zum Lachen reizendes Wort umwandelt.

Die Klopfgeister sind auf Einmal merkwürdig still geworden. Sie haben die Herausforderungen ihrer ungläubigen Feinde nicht angenommen und wollen, so scheint es, das Ungewitter der sceptischen Entrüstung vorüber brausen lassen, um dann wieder im Frieden ihr profitables Geschäft zu beginnen. Ihre Furcht vor einer ernsten Untersuchung ist so groß, daß sie sich sogar weigern, die Nummern verschiedener Banknoten zu errathen, obgleich sie dadurch besagte Banknoten als Eigenthum erwerben würden. Und die Klopfgeister haben doch bekanntermaßen eine ganz irdische Neigung für Banknoten, wie überhaupt für irdisches Geld.

Dresden, Oktober.

(Schluß.)

Die Weber-Feier in Dresden am 10. und 11. Oktober 1860.

Wir kommen nun zur eigentlichen Hauptfeier, zur Enthüllung des Denkmals selbst, welche am folgenden Tage, Donnerstag den 11. Oktober, stattfand. Wie schön hätte sich diese Feier gestalten können, wenn sie vom Wetter begünstigt gewesen wäre, wenn Sonnenschein und blauer Himmel auf den festlichen Vorgang hernieder gelacht hätten, wenn die bunten Fahnen lustig in die Luft hätten hinausflattern können, wenn Musik und Gesang und Reden von den Hunderten theilnehmender Festgenossen ungehindert und klar hätten vernommen werden können! Wie viel freier und freudiger wäre die Stimmung aller Betheiligten, wie viel weihevoller und des Meisters würdiger das ganze Unternehmen gewesen, wie viel ungetrübter die Rückerinnerung an den festlichen Tag, hätte nicht ein ganz besonderer Unstern gerade über diesen Vormittagsstunden gewaltet! Nun aber lautet das große Gesammturtheil über die Feier: sie ist zu Wasser geworden, sie hat unter dem triefenden Regen des Himmels und unter den nicht minder triefenden Regenschirmen der Menschen stattgefunden; die erste Berührung, welche der steinerne Meister von der undankbaren Außenwelt empfing, war eine gründliche Taufe, eine Leibwäsche von oben bis unten — übrigens ein dankbarer Stoff für einen Humoristen, um eine scherzhafte Beschreibung von der Feier zu geben.

Schon um zehn Uhr Vormittags bewegte sich, leider schon unter Regenschirmen, der Festzug vom Gewandhause in der innern Stadt nach dem Platz des Denkmals, in der unmittelbaren Nähe des Hoftheaters. Voran schritt das Militärmusikchor, es folgten die Mitglieder der königl. Kapelle unter dem Vortritt der Kapellmeister und Concertmeister, und den Beschluß machten die sämmtlichen Männergesangvereine der Hauptstadt. An Ort und Stelle angekommen, nahm diese zahlreiche Versammlung auf der erhöhten und umfangreichen Tribüne Platz, die man mit einer Bretterwand und mit hohen Stangen, auf denen die bunten Fahnen wehten, rings herum eingezäunt hatte; die übrigen Festtheilnehmer, welche nicht zum Zuge gehörten, blieben außerhalb der Barrière, darunter selbst Damen, die der bösen Witterung hartnäckig Trotz boten. Gegen eilf Uhr erschienen auf der Tribüne die Prinzen und Prinzessinnen des königl. Hauses, so wie bald nachher der König selbst; ihre Umgebung bildeten die Minister, einige Mitglieder des diplomatischen Corps und die Spitzen der königlichen und städtischen Behörden. Eröffnet wurde die regnerische Feier mit einem Festgesang für Männerchor und Blasinstrumente, der von Gustav Kühne gedichtet und von unserem neuen Kapellmeister Rietz in Musik gesetzt worden war. In der Kühne'schen Dichtung, die auch über ihren lokalen Zweck hinaus bekannt zu werden verdient, finden sich die energischen Strophen, die ich deßhalb hier mittheile:

> Soll sich Deutschland wiederfinden,
> Müssen, liegt's in Gottes Rath,
> „Schwert und Leyer" sich verbünden
> Zu der Freiheit kühner That.
>
> Deutsches Volk, du warst „gefallen,"
> „Aber Deutschlands Eichen nicht."
> „Du, du herrlichstes von allen" —
> Komm' und halt' dein Weltgericht!

Und weiter unten finden sich darin die sehr wahren und für Weber sehr treffenden Worte:

> Er hat den Sieg uns mit errungen,
> Hat unsre Träume wahr gemacht;
> So deutschen Sinn's hat nie erklungen
> Des Tones süße Zaubermacht.

An unsrer Eichenwälder Rauschen,
In unsrer Mährchen tiefstem Schooß,
Wie Kinder, die auf Wunder lauschen,
Zog unsres Meisters Kunst sich groß.

Und ob ihn uns die Fremde raubte
Dort an der stolzen Themse Strand,
Der Sturmwind ihn zu früh entlaubte:
Die Asche ruht im heim'schen Land.

Er ist der Unsre, wie im Leben
So auch im Tod, in Ewigkeit.
Sein Geist wird unser Volk umschweben
In Kampf und Sieg, in Lust und Leid.

Den gleichen Schwung der Begeisterung, das nämliche ächt deutsche Gepräge athmete die Musik, die, würdevoll und effektvoll zugleich, von sämmtlichen Sängerchören und Bläsern ausgeführt wurde. Natürlich war, wie bei aller Musik, die für das Freie bestimmt ist, das Blech darin nicht gespart, trotzdem aber konnte sie bei dem anhaltenden Wind und Regen zu keiner rechten Geltung gelangen; man mußte sehr in der Nähe stehen, um sie nur einigermaßen aufzufangen.

In noch stärkerem Grade erfuhr dieß Mißgeschick die nun folgende Festrede des Direktors des königlichen Antikenkabinets, Professor Hettner. Sehr passend knüpfte der Redner an die Zeit des ersten Auftretens Webers, an die Volksbefreiung Deutschlands vom Napoleonischen Joche an und führte aus, wie Weber, an jenen lebensstarken Stimmungen genährt, sich in der Liebe des Volkes durch seine melodischen, ächt volksthümlichen Tondichtungen dauernd befestigt habe. Webers Bedeutung wurde darin eben so klar als gebührend hervorgehoben. Auf den Schlußruf des Redners fiel die rothe Drapirung von dem Denkmal nieder. Sodann brachte Oberbürgermeister Pfotenhauer in kürzerer Ansprache dem Könige den Dank der Stadt für die Bewilligung des ganzen Unternehmens, für die beträchtliche königliche Unterstützung zu dem Denkmal. Leider verbietet mir der Raum, die Reden hier auszugsweise mitzutheilen, obgleich sie bei ihrer Tüchtigkeit wohl verdienten, auch dem größeren Publikum zu Gesicht zu kommen. Sämmtliche Exemplare des „Dresdener Journals," welches allein einen wortgetreuen Abdruck der beiden Reden brachte, sind bereits vergriffen. Den Schlußgesang endlich, von sämmtlichen musikalischen Kräften ausgeführt, bildete die Webersche Musik zu einem der patriotischen Gedichte Körners, statt dessen abermals Gustav Kühne einen geeigneten Text gedichtet hatte, der mit dem Segenswunsche für Sachsen schloß, als dasjenige Land, in welchem Weber seine eigentliche Kunstheimath gefunden.

Augenscheinlich hatte bei dieser ganzen Anordnung nur ein lokales, städtisches Interesse gewaltet; man hatte die rein örtliche Seite Webers, seine Stellung als weiland Dresdener Hofkapellmeister im Auge gehabt und so die Feier zu einer theils musikalischen, theils repräsentativen, höfischen gemacht. Wie vor einigen Jahren — allerdings in etwas anderer Weise — das Goethe-Schiller-Standbild in Weimar sich gleichfalls unter dem Einflusse des dortigen Hofes eine Aenderung des ursprünglichen Planes gefallen lassen mußte, indem man statt der antik idealen Gewandung im Modell das Zeitkostüm an die Stelle setzte; wie in Preußen fast jede Einweihung des Denkmals irgend eines seiner bedeutenden Männer — man denke an Friedrich den Großen und Gneisenau — in ein militärisches Schaugepränge ausläuft, so machte sich auch bei unserer Weberfeier der lokal städtische Patriotismus, die Würdigung des gefeierten Tonkünstlers in seiner bloßen Hofcharge zu ausschließlich geltend. Ob man Recht daran gethan? Ob man damit Webers Bedeutung getroffen? Wir lassen es dahingestellt, können aber doch nicht umhin, zu bemerken, daß Weber nicht bloß königl. sächsischer Kapellmeister war, sondern daß er ein höchst volksthümlicher Liedersänger ist, ja vielleicht der nationalste Operncomponist der ganzen neueren Zeit, an dessen Werken sich selbst das Ausland erquickt. Die Jugend wie die Erwachsenen, das Volk wie die Vornehmen, der Deutsche wie der Franzose und Engländer kennen und verehren Webers Opern, ja in der ganzen kultivirten Welt, wo man deutschem Wesen nicht abhold ist, singt man seine Weisen und Lieder. Es ist sehr die Frage, ob es in der neueren Musikgeschichte einen zweiten Tondichter gibt, der so allbekannt und allbeliebt geworden wäre, als Weber. Mozart ist jedenfalls als specifischer Musiker weit bedeutender, Rossini, Auber, Meyerbeer u. a. sind in ihrer Heimath vielleicht gefeierter; aber sie alle sind zugleich aristokratischer und kommen an volksthümlicher Erfindungsgabe und Sangbarkeit dem Componisten des „Freischütz" bei weitem nicht gleich. Dieser Gesichtspunkt ist es, der bei der Feier füglich hätte berücksichtigt werden können, um derselben den ihr gebührenden volksmäßigen Charakter zu geben. Der weite Kreis der festlichen Theilnehmer, von der Schuljugend herauf, durch die Handwerksinnungen hindurch bis zu den Musikchören und Festrednern hinan, hätte sich in der beherrschenden Spitze des anwesenden Königshauses, umgeben von den Würdenträgern des Hofes und der Verwaltung, gipfeln sollen. Und in dieser erweiterten Gestalt hätte selbst der strömende Regen dem Feste keinen sonderlichen Eintrag gethan, da es Thatsache ist, daß gerade Hindernisse, in Gemeinschaft vieler ertragen, den Humor und die joviale Erfindungsgabe wunderbar herausfordern.

Als Festoper an dem Tage hatte man sehr passend nicht den „Freischütz" gewählt, der dem Publikum in der That zu bekannt ist, sondern den „Oberon," der durch seinen romantischen Aufputz, durch glänzende Dekorationen und Verwandlungen, durch reizende Feentänze und sonstiges Zauberspiel auch dem sinnlichen Laien, dem Volke, wie es nun einmal ist, etwas Schönes zu sehen gibt. Auf dieser Seite liegt die populäre Zugkraft des Oberon, während der Freischütz seine volksthümliche Stärke in der

Musik trägt. Auch „Preciosa" hat man seit jenem Tage, neu einstudirt, wieder auf die Bühne gebracht.

So steht denn nun der Meister, nachdem die Nation ihm diesen Dank lange Jahre schuldig geblieben, durch die Freigebigkeit deutscher Fürsten und Stämme, durch die Gaben von Vereinen und Privaten, in der unmittelbaren Nähe des Hoftheaters in lebenswahrer Gestalt, würdig seiner kunstgeschichtlichen Bedeutung, würdig unseres verehrten Rietschel, der das Standbild entworfen. So wie hier, erschien er im Leben; und dieses sprechend treue Bild übergibt die Gegenwart der Nachwelt, daß auch sie ihn in seiner liebenswürdigen Erscheinung kennen und verehren lerne, wie sie ihn sicherlich aus seinen Werken schätzen lernen wird.

Paris, Oktober.

(Fortsetzung.)

Der zoologische Garten. — Die Leichenreden der Bischöfe. — Rendanten. — Hôtel monstre. — Théâtre monstre.

In einem besonderen Parke weiden Hirsche aus Borneo, Virginien, Rothhirsche; weiterhin die Antilopen mit hohlen und runden Hörnern, darunter ein Exemplar der größten Art, das Nilgau. Dieses schöne Thier hat die Größe eines Pferdes, es bewohnt das Flußgebiet des Indus und die Gebirge von Kaschmir, es hält sich in den dichtesten Waldungen auf, von wo das schnellfüßige Thier Morgens oder schon zur Nachtzeit ausbricht, um die Felder zu verheeren. Unbezähmbar ist das Nilgau und mit einem unerschrockenen Muthe begabt. Will es seinen Feind angreifen, so fällt es zuerst auf die Knie, rutscht in dieser Stellung vorwärts, schnellt dann rasch empor und stürmt mit unwiderstehlichem Ungestüm auf den Gegner ein. So beschreibt es Laurillard, ein Mitarbeiter Cuviers. Dieser Beschreibung entspricht das Nilgau im zoologischen Garten keineswegs; es scheint sehr sanfter Gemüthsart zu seyn, was sich wohl durch den Einfluß des Klimas erklärt.

Ein besonderes Revier ist den Lamas, Alpacas und verwandten Arten angewiesen; die Gesellschaft ist sehr zahlreich, und noch nie hat Frankreich eine so vollständige Sammlung dieser nützlichen Bewohner der Cordilleren besessen, deren Fortpflanzung so ziemlich außer Zweifel steht. Unter den wiederkauenden Thieren machen sich die Zebus oder Buckelochsen aus Sudan bemerkbar, die Yaks aus Thibet u. s. w.

Das Aquarium ist noch nicht vollendet. Durch die durchsichtigen Wände dieses Fischbehälters wird man die Bewegungen und die Lebensart einiger Gattungen beobachten können, die man bisher bloß in den Schränken der Museen kennen gelernt hat. In dieser Gegend haust das Känguruh, an dessen Sprüngen die Pariser sich sehr zu ergötzen scheinen. Die Honneurs dieser Thierausstellung theilt der langbeinige Springer mit einem Tapir, der in Gesellschaft zweier junger Pyrenäenhunde lebt; er hat seine Gefährten so lieb gewonnen, daß man nicht wagt ihn von ihnen zu trennen, aus Furcht, er möchte vor Kummer sterben. — Im Hühnerhof spazieren die schönsten Species des In- und Auslandes einher; in einer großen Volière flattern eine Menge Vögel, darunter der heilige Ibis aus Egypten. Unter den Bäumen erhebt sich über alle die Sequoia, der californische Riese. Und dann ist noch die Magnanerie da, wo Seidenwürmer gezogen werden.

Interessant und belehrend ist diese neue Anstalt der Stadt Paris jedenfalls. Ob der Handel und die Industrie daraus die Vortheile ziehen werden, die man sich davon verspricht, wird die Zukunft lehren.

Man hatte Stenographen nach Orleans, Poitiers, Chartres und andern Bischofssitzen geschickt, um die Leichenreden, die bei der Feier zu Ehren der bei Castelfidardo gebliebenen legitimistischen Krieger gehalten wurden, zu notiren. Ich habe Bruchstücke der Reden des Bischofs von Poitiers und des Bischofs von Orleans gelesen. Monseigneur Dupanloup war dießmal sehr vorsichtig, er beschränkte sich auf biblische Gemeinplätze, die nichts Compromittirendes enthielten; er sprach von den apokalyptischen Brunnen, aus denen Dünste der Hölle steigen und die Lüfte verfinstern. „Und von der Nacht begünstigt, schleichen die Raubthiere hierhin, dorthin, berauschen sich im Blute u. s. w." Diese Stellen wurden als die kühnsten bezeichnet. Der Bischof von Poitiers führt eine verwegenere Sprache. Er zürnt und donnert wie der Prophet Jeremias. „Manche meinen, der heil. Petrus habe weder die Stadt Rom noch die Umgegend besessen und sich in den Katakomben versteckt. Allerdings lebte der heil. Petrus in den Katakomben unter Nero, der ihn an's Kreuz schlagen ließ. Die Katakomben unter — ich will nicht sagen unter einem Nero, aber sous quelque César de bas-empire, ist es das, was ihr für den geistlichen Führer von zweihundert Millionen Menschen verlangt, so sagt es frei heraus. Was uns betrifft, so haben wir die feste Ueberzeugung, daß ihm auch

in den Katakomben der Beistand von oben nicht entgehen, und daß er auch unter dem Scepter der Tyrannen sein Werk vollbringen wird." Sous quelque César de bas-empire! Auf das Wortspiel brauche ich wohl nicht erst aufmerksam zu machen. Die Regierung thut, als höre sie nichts; sie beobachtet dießmal dieselbe Besonnenheit wie früher der opponirenden Akademie gegenüber.

Die älteren Stadtviertel sind jetzt meistentheils gelichtet. Die Cité und der Tempel brauchen nicht mehr auf den Sturmwind zu warten, um frische Luft zu erhalten. Die Häuserleichen, die seit Jahrhunderten moderten, sind aus dem Schmutze herausgegraben; an ihrer Stelle lachen heitere, wohnliche Behausungen, elegant und solid gebaut, die keinen andern Fehler haben, als daß sie zu theuer vermiethet werden. Und gleichzeitig hat man das Gassengewinkel zerstört, wo sich die Emeute festsetzen und barrikadiren konnte, und wo es schwer war, sie anzugreifen und aus ihren Schlupfwinkeln zu vertreiben. Sämmtlichen Verschönerungen liegt ein strategischer Zweck zum Grunde. Gegenwärtig bedroht hin und wieder der Hammer der Zerstörung auch aristokratische Wohnungen. Unter den Häusern, die zwischen dem Boulevard des Capucines und der Straße de la Ferme des Mathurins gefallen sind, befanden sich, zumal in letzterer Straße, splendide Hotels im besten Zustande und noch so jugendlich frisch, daß die Zeugen dieser Zerstörungsscene oft laut aufschrieen, wenn die reichen Appartements krachten und donnernd in Trümmer zerfielen. Das Hotel Lafitte in der Straße gleiches Namens ist dem Untergange geweiht. Die Straße hieß unter den Bourbons Rue d'Artois. Der Graf von Artois bestieg bekanntlich als Karl X. den Thron. Einer seiner heftigsten Gegner war Lafitte; der Bankier siegte über seinen Souverän und fallirte kurz nach dessen Sturz; ein warnendes Beispiel für Revolutionsmänner, die sich indeß wenig daran kehren; auch sind sie selten Millionäre. Eine Nationalsubscription rettete das Hotel, das nunmehr der Straße Lafayette weicht, welche bis zum künftigen Opernplatze fortgeführt wird. — Ein gutes Geschäft machen die Kapitalisten, welche das Hotel der Frau Lehon, im sogenannten Rond-point der Champs Elysées, gekauft haben. Es war — und ist zur Zeit noch — eine der schönsten Zierden des Pariser Elysiums; scheint die Sonne darauf, so blitzt es weit hinaus in die Ferne mit seinen hohen Spiegelfenstern und seinen vergoldeten Gittern. Pracht, Geschmack und Solidität vereinigten sich, um dem Hotel Lehon ein eigenthümliches Gepräge zu geben. Die Spekulation läßt sich dadurch nicht beirren; sie würde den Apollo des Vaticans in Stücke schlagen, wenn sie die Stücke mit Profit verkaufen könnte. Das Hotel des ehemaligen belgischen Gesandten, wo Frau Lehon in der Blüthe ihrer Schönheit die glänzendste Gesellschaft um sich versammelte, wird in eine schwere, plumpe Steinmasse verwandelt, mit fünf Stockwerken, zwei Entresols, einem sous-sol (Kellerwohnung), Mansarden und Zimmern, wie die Bienenzellen; in fünf Jahren ist das Hotel mit dem Ertrag der Miethe bezahlt.

Nicht weit davon, in der Straße Balzac, in der Nähe des Triumphbogens de l'Etoile, bewundert man das Palais des Herzogs von Braunschweig; man bewundert nicht weniger seine Juwelen; wenn er sie alle an oder auf sich hat, soll er zwanzig Millionen Franken werth seyn. Das Palais hat nichts zu befürchten, allein von dem daran stoßenden Garten nimmt die Stadt einen Theil in Anspruch; der Municipalrath bietet 400,000 Franken als Entschädigung. Für ein Stück Garten ist dieß ein schönes Stück Geld; der Herzog verlangt aber eine Million, und dieß wäre ein starkes Stück Geld. Zwischen beiden Theilen ist es zum Proceß gekommen, der noch vor dem Richter schwebt. Andern Berichten zufolge handelt es sich um das Palais des Herzogs, der dafür 1,360,000 Franken verlangt; es sollen ihm nur 360,000 Franken geboten worden seyn. Ferner wird das Hotel la Trémouille, eines der ältesten im Faubourg Saint Germain, versteigert, und dasselbe Schicksal bedroht noch einige andere. Les Dieux s'en vont! Die adelige Vorstadt ist in der größten Aufregung; die legitimistischen Blätter schlagen gewaltig Lärm; da sie in der Regel nur von ihrer Partei gelesen werden, so läßt man's ihnen hingehen. Figaro macht mit seinen, mitunter trefflichen Einfällen dem Siècle viel zu schaffen; das Siècle vermeidet indeß alle Polemik mit dem gefährlichen Gegner. Ferner wird selbst vom Garten des Luxemburg ein bedeutender Streifen weggerissen, der Straße wegen, die vom Odeontheater nach dem Platze des Pantheon führen wird. Es geht, wie Sie sehen, drunter und drüber hier mit Gärten, Häusern und Straßen; in manchen Gegenden der Stadt kann sich selbst der Pariser kaum mehr zurecht finden. Neulich fragte mich ein Bekannter nach der Straße St. Denis, wo er auf die Welt gekommen; ich wußte ihm keine Auskunft zu geben. Später stellte sich heraus, daß wir uns in der Straße St. Denis selbst befanden; an den stattlichen Häusern mit Altanen in allen Stockwerken, an den breiten Trottoirs waren wir irre geworden. Die größte und neueste Merkwürdigkeit ist aber die Passage Mirès. Sie führt aus der Straße Richelieu nach dem Boulevard des Italiens und schneidet die Ecke des Café Cardinal ab. Die Abkürzung des Wegs ist unbedeutend; es ist darauf abgesehen, Raum für Boutiken zu gewinnen, welche in diesen Gegenden zu ungeheuren Preisen vermiethet werden. Auf die meisten haben bereits Bijoutiers, Bronzehandlungen u. dgl. pränumerirt; eine neue und verderbliche Concurrenz für das Palais Royal. Ueber dem Eingange der neuen Passage liest man den Namen Mirès in goldenen Lettern auf einer Marmortafel; ein Witzling meinte, Mirès sey ein banquier de passage.

Der Schwiegerpapa des Prinzen Polignac — die Prinzessin sagt nach wie vor „Papa" zu dem bürgerlichen Bankier — geht ferner mit einem großartigen Projekte um: er will einen kolossalen Gasthof auf dem — künftigen — Opernplatze aufführen lassen, der das Hotel du Louvre

weit hinter sich lassen würde. Man erzählt sich Wunderdinge davon. So soll ein völlig neues Bausystem dabei in Anwendung gebracht werden, welches die leidigen Stiegen überflüssig machen würde. Da es allgemein Mode wird, größere Capitalien auf Neubauten zu verwenden, so steht zu erwarten, daß die noch immer unerschwinglichen Miethen ermäßigt werden. Für die Fremden, die im künftigen Hotel Mirès absteigen werden, soll in der großen — künftigen — Oper eine gewisse Anzahl Logen und Sperrsitze gemiethet werden. Einstweilen wollen wir abwarten, daß für's erste das neue Opernhaus zu Stande komme. Das neue Théâtre lyrique naht seiner äußern Vollendung; das dritte Stockwerk ist in Angriff genommen worden. Der Saal wird 1800 Zuschauer fassen, etwas weniger als die Oper in der Straße Lepelletier, die, nebst der Porte Saint Martin, für den größten Theatersaal in Paris gilt. Für die Queue ist in so fern gesorgt, als man sie unter Dach gebracht hat, wo sie stehen kann, ohne dem Wind und Regen bloßgestellt zu seyn; aber sie muß stehen. Am besten würde man thun, sie ganz abzuschaffen. Das Publikum läßt sich's aber gefallen, drei Stunden lang zwischen hölzernen Schranken eingepreßt sich zu langweilen, und die Unternehmer thun ganz Recht, sich diese Nachsicht zu nutzen zu machen — der Ausdruck ist zu gelinde. Der Pariser ist in allen Dingen an den Schlendrian gewöhnt. In den Cafés, wo er schweres Geld bezahlt, läßt er sich vom Wirthe und von den Garçons behandeln, als tränke er seine Demitasse um Gotteswillen; er weiß es nicht anders. Er macht Queue, weil er von Kindesbeinen an Queue gemacht, und wenn man es abschaffte, so würde dieß ihn in seiner Gewohnheit stören. Er demonstrirt einem, die Queue sey großstädtisch u. s. w.

Sodann ist von einem Théâtre monstre die Rede, wo abwechselnd französische und englische Stücke aufgeführt werden sollen. Man spricht von 6400 numerirten Fauteuils; die theuersten würden nicht über drei Franken kosten; die Entrée für den letzten Platz betrüge nicht über fünfzig Centimen. Durch Herabsetzung der Preise haben die meisten der jetzt erscheinenden Blätter ihr Glück gemacht. Das Journal pour tous, das 160,000 Exemplare absetzt, wird nur zu zehn Centimen verkauft; die Eigenthümer machen dabei glänzende Geschäfte. In der Bücherwelt hat man durch dasselbe Verfahren ebenfalls erwünschte Resultate erzielt. Wir zweifeln keinen Augenblick, daß, bei einer so bedeutenden Anzahl von Plätzen, trotz der billigen Preise das Théâtre monstre guten Fortgang haben wird, wenn es zu Stande kommt. Das Unternehmen erfordert bedeutende Capitalien, die, zumal unter den jetzigen Umständen, nicht so leicht aufzubringen seyn dürften. Für ein solches Riesengebäude, das außer dem Foyer noch einen Conversationssaal, ein Café und réfectoires (d. h. Restaurants) enthalten soll, würde die Erwerbung des Bauplatzes allein eine beträchtliche Summe in Anspruch nehmen. Der Name des Unternehmers ist mir entfallen. Auch soll von einer Librairie monstre die Rede seyn, über welche mir aber die näheren Nachweisungen fehlen.

Im Laufe des Oktober sind drei Celebritäten mit Tode abgegangen: der Maler Hersent, Oberchirurg Desprès in Bicêtre und Abbé Coeur, Bischof von Troyes. Hersent wurde 1774 geboren; kein Wunder, daß er in der letzten Zeit etwas in Vergessenheit gerathen war. Er erhielt einen zweiten grand prix de Rome in dem Jahre, wo Guérin den ersten Preis davon trug. Ich brauche kaum beizufügen, daß Hersent vorzugsweise mythologische oder doch antike Sujets behandelt hat. Seine bekanntesten Bilder sind: Gustav Wasas Thronentsagung, und Narciß, der sich in einer Quelle spiegelt. Sein sehr achtbares Talent war streng durchgebildet, durchaus akademisch, korrekt und ohne bedeutende Eigenthümlichkeit. Neben kühnen Neuerern wie Eugène Delacroix, Ary Scheffer und Decamps konnte er sich nicht halten.

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 48. 25. November 1860.

— If ever
You meet in some fresh cheek the power of fancy,
Then shall you know the wounds invisible
That love's keen arrows make.

Shakespeare.

Ein Sommer in den Vogesen, ein Winter in Rom.

Erzählung.

In der Bibliothek des hübschen Elsässer Landsitzes Sechère war nach Tische die gewöhnliche Gesellschaft versammelt. Meister Gerold las aus Tassos befreitem Jerusalem vor, während die Gräfin etwas ermüdet, öfters gähnend, auf der Chaise longue ausruhte, der Graf still vor sich hinlächelnd mit seinen beiden Daumen spielte und Cameriere Gregoire, gewöhnlich Pater Gregoire genannt, auf seine Stuhllehne zurückgebogen, die Liebesgötter am Plafond des Saales zu studiren schien.

„Meister," brach der junge Geistliche endlich los, „ich bitte Sie, schenken Sie uns diese Zuckerwasser-Poesie; man kann sie doch nicht länger mit anhören. Nehmen Sie dafür lieber den Virgil zur Hand, Ihres großen Dichters größeres Vorbild." — „Zuckerwasser-Poesie?" fragte Meister Gerold, unmuthig sein Buch zur Seite legend.

Die Gräfin hob scherzhaft drohend ihren Finger: „Cameriere, Sie sind in Italien halb aufgewachsen und haben so wenig Pietät für Tasso?" — „Ich kann mir nicht helfen. Eine Weile erfreut man sich an der Musik der Verse, der Anmuth, der Grazie des Vortrags, aber ein Gedicht, dem alle Tiefe der Conception, alle eigenthümliche Erfindung fehlt, dessen Gestalten, ohne Mark und Bein, im italienisch aristokratischen Costüm des sechzehnten Jahrhunderts einherstolziren, schwächliche Nachahmungen des Virgil und Homer — wie kann man bei dem seine Zeit verlieren!" — „Mit recht viel Sicherheit verurtheilt!" erwiederte der gereizte kleine Meister. „Bitte, sagen Sie mir aber, wenn Ihnen der Aristokratismus des Dichters hergebrachterweise zugestanden wird, bei welchem Poeten finden Sie eine solche Vollendung der Form, eine so meisterhafte Abrundung und Verarbeitung des Stoffes neben so viel Feinheit und Schwung der Empfindung, wie bei Tasso? Ich für mein Theil muß ihn immer wieder neben die größten Dichter seiner Zeit stellen."

„Feinheit und Schwung der Empfindung!" rief der Cameriere eifrig. „Alle Gefühle in seinem befreiten Jerusalem sind Halbheiten, wie er überhaupt nichts Ganzes und Großes zu empfinden fähig war, als ein Kunstpoet im wahren Sinne des Wortes!" — „Sprechen Sie nicht so wegwerfend von Kunstpoesie," wandte der Graf leise ein. „Seit der Wiederbelebung von Literatur und Poesie in Italien, ja in der ganzen damaligen gebildeten Welt, stand Meister Virgil allen schaffenden Geistern als Muster und Vorbild vor der Seele. Was unter diesem herrschenden Einfluß hervorgebracht wurde, müssen wir mehr oder weniger mit diesem

Namen belegen, und doch, welche Meisterwerke haben wir dabei zu bewundern!"

„Rechnen Sie," fragte Gregoire, „Dante und Ariosto, um nur bei den Italienern stehen zu bleiben, auch zu den Kunstpoeten?" — „Es wäre schwer, dieß so entschieden zu behaupten, aber Dantes großer Genius und Ariostos glänzender Geist waren durchaus nicht frei von des Altmeisters siegender Zauberherrschaft. Lassen Sie uns aber dieses Thema ein andermal fortsetzen, wir ermüden sonst die Damen. Lesen Sie Ihnen lieber etwas neuere italienische Poesie vor, weil wir heute durchaus mit Welschland zu thun haben müssen. Da hatte ich diesen Morgen Gedichte von Leopardi in der Hand, die ich, der Form und wahren Empfindung wegen, zu den trefflichsten rechnen möchte, die Italien in jüngster Zeit hervorgebracht."

„Leopardi ist dem Cameriere ja viel zu empfindsam," sagte Meister Gerold; „nehmen Sie die Juniusbriefe, die an der Wand gerade über Ihrem Kopfe stehen, oder Heinesche Lieder, wenn es Poesie seyn muß!" — „Heinesche Lieder," sagte der Cameriere, „habe ich neulich erst durch Mademoiselle Katharina kennen gelernt; bis Rom und Rio Janeiro hatten sie sich bisher noch nicht verirrt, und ich muß gestehen, daß ich sie sehr schön finde."

„Wußte ich doch, daß diese zum Tode traurigen, entsetzlichen Lieder nach Ihrem Geschmack seyn würden," sagte Katharina, die verwöhnte junge Nichte des Grafen. — „Das Entsetzliche," erwiederte Gregoire, „ist nur nach des Lesers Weltanschauung darin. Grelle Gegensätze, höchstes Licht und tiefsten Schatten lieben wir im Leben nicht so augenscheinlich neben einander hinzustellen, wie es Heine thut, und es in der Menschen Geschick doch in der That gestellt ist."

Der Philolog, der bisher am andern Ende der Bibliothek beschäftigt gewesen war, näherte sich jetzt der plaudernden Gesellschaft. Er blickte scheu unter seinen zusammengezogenen Augenbrauen hervor, schob aber zunächst seinen Stuhl neben die Chaise longue der Gräfin, ihm selbst unbewußt sein gewöhnlicher Platz. Die feine Frau empfing ihn lächelnd.

„Gut, daß Sie sich von Ihren Indern auch einmal wieder zu uns Franken herablassen," sagte sie. — „Ich hatte," erwiederte er, „in der Calcutta-Ausgabe des Mahabharata etwas nachzusehen, was mich sehr interessirte. Es ist ein sehr schönes Werk, das der Graf angeschafft hat, der Druck hätte nur noch etwas sorgfältiger besorgt werden können." — „Sie haben hier allerlei Verhandlungen versäumt, hätten vor allen Dingen Meister Gerold helfen müssen, Tassos befreites Jerusalem zu vertheidigen, das ihm der Cameriere verleiden will." — „In welcher Ausgabe lasen Sie, wenn ich bitten darf?"

Meister Gerold griff ungeduldig nach Hut und Stock, während der Graf gefällig dem Philologen den Tassoband hinreichte. „Kommen Sie, Cameriere," rief Meister Gerold, „es ist eine Sünde, wenn man länger hier im Saal bleibt; draußen nach dem Gewitterschauer ist eine so wundervolle Kühle, daß man viel besser thut, sich daran zu laben, als über alle Bücher der Welt herum zu streiten." Damit nahm der kleine, schiefgestaltete alte Herr, ein Maler, Kunstliebhaber von Amtswegen, den jungen geistlichen Herrn unter den Arm, und sie traten auf die Terrasse des Hauses.

Wahrlich eine entzückende Aussicht von der ansehnlichen Höhe, die das Schloß beherrschte, über die reichen Ebenen des Elsasses und die seitwärts lang hingezogenen, schön geformten Linien der Vogesen mit ihren vielen verfallenen Burgen, Kirchthürmen und Dörfern unter üppigster Waldung.

„Ein verwünschter Kerl, dieser Philolog," brummte der Meister vor sich hin, „und die Gräfin hat einen Narren an diesem trockenen Menschen gefressen, und der Graf also auch." — „Kann eben nicht sagen, daß er mir mißfällt, unser Philolog; Sie müssen nur außer seinem Fache nichts Menschliches von ihm verlangen."

„Ja, aber sitzen, gehen und stehen müßte er doch können, wenn er sich zu unseres Gleichen zählt. Haben Sie bemerkt, wenn er bei Tische sitzt, wirft er die Knochen, die er eben abgenagt, vor oder neben sich, spukt rechts und links um sich herum, als säße er allein in einer Kneipe. Dazu sein starkes Geschrei, wenn er irgend ein Wort sagt, sein curioser Blick von unten in die Höhe. Nie schaut er einem gerade in's Gesicht, und sein schmutziger Anzug! Ja, ja, Frau Gräfin, Sie haben Ihren Hautgout sehr weit getrieben, um an diesem Gesellen Gefallen zu finden."

Es war einer jener herrlichen Sommerabende, wie man sie bei großer Hitze nach kurzen, abkühlenden Gewitterschauern auf dem Lande so wonnig genießt. Meister Gerold und Pater Gregoire hatten ihre Wanderung nach einem entfernten Eichenwalde gerichtet, der, von weiten Triften unterbrochen, ab und zu mit Blumen überwucherten Moorgrund aufwies, wo der Meister, der gern botanisirte, reichliche Ausbeute für seine Liebhaberei finden konnte und ihn daher vorzugsweise besuchte. Sie gingen im duftigen Walde, dessen Bäume noch von dem starken Regen troffen, hin und her und redeten dieß und jenes. Plötzlich hören sie Pferdegetrappel, und nicht lange, so kommt Katharina mit dem kleinen Stallknechte daher geritten. Wie sie die beiden

Männer kommen sieht, begrüßt sie sie freudig und will auf sie zueilen, das Pferd tritt in eine sumpfige Stelle und stürzt. Katharina hält sich im Sattel, während der Pater und der kleine Jokey ihr zu Hülfe eilen, Meister Gerold sich in die Haare greift und einen Satz zur Seite macht.

Dem jungen Mädchen war bald geholfen, und sie rief lachend: „Meister, Meister, einen Tancred oder Rinald könnt ihr nicht vorstellen." — „Ich wollte," erwiederte er, „nur dem jungen geistlichen Cavalier nicht die Gelegenheit nehmen, Euch seine Galanterie zu beweisen." — „Etwas wie Falstaff gesprochen," sagte der Pater.

Katharina gab ihr Pferd dem Stallknecht, schürzte das beschmutzte Reitkleid auf und schlenderte mit den beiden Männern weiter. Eine Weile gingen sie still neben einander her, genossen der sanften Luft und des Gesangs der Vögel, die lieblich zwitschernd ihren Weg begleiteten. Ein Reh kam aufgescheucht aus dem Dickicht, schaute sie mit seinen hellen, klugen Augen an und war mit ein paar Sätzen verschwunden. Dann flog eine Eule, von ihren Tritten aufgescheucht, mit ihrem schweren unsichern Flügelschlag, an ihnen vorüber. Sogar ein Igel holperte eilig über den Weg in's dicke, feuchte Gras hinein.

„Ganz wie im Mährchen vom Rothkäppchen ist's hier," sagte Katharina; „mich soll nur wundern, ob der Wolf nicht sogleich erscheinen wird, und das Haus der Großmutter und die Großmutter selbst." — „Vielmehr ist's als müßte Genovefa hier mit ihrem Schmerzensreich hausen," fiel ihr der Meister in die Rede. — „Sie wollen doch," rief Gregoire, „Mademoiselle nicht zur Genovefa umwandeln?" — „Das weniger, sie würde schwer dazu passen."

„Es liegt der heiße Sommer
Auf deinem Wängelein,
Es liegt der Winter, der kalte,
In deinem Herzchen klein,"

singt Ihr Liebling Heine, und das stimmt zu meiner jungen Freundin bis jetzt vollkommen, wenn es auch weiter heißt:

„Das wird sich bei dir ändern,
Du Vielgeliebte mein!
Der Winter wird auf den Wangen,
Der Sommer im Herzen seyn."

„Was meinen Sie, Katharinchen, zu meinem Lied?"

„Daß Heine weit bessere und schönere gemacht hat, als gerade dieses, und daß Sie im Ganzen zufrieden seyn müssen, wenn ich kühlen Herzens einhergehe. Wer hat mich vor den Gefahren der Leidenschaft gewarnt wie Sie? Welch Entsetzen ergriff Sie, wenn Sie einen Roman in meinen Händen fanden! Ich glaube, Sie hätten, wie jene bekannte Dame, das Wort Liebe aus unserer Sprache streichen mögen, damit ich es nur nicht zu Gesicht bekäme."

„Stille, stille, beste Schwätzerin!" rief der Meister; „man denkt sonst, Sie haben sich Ihre Namensschwester, die Widerspenstige, zum Vorbild genommen. Nun, der Präsident mag sehen, wie er mit Ihnen fertig wird, und Ihre Erziehung weiter übernehmen, ich habe ihm mein Anrecht daran übertragen."

„Ja, welches Bild Sie ihm von mir entworfen, habe ich auch vernommen. Immer freilich noch besser, als wenn die Tante mich schildert. — „Ein liebes Kind, voll Anlagen, nur Schade, etwas störrisch, sehr interesselos, ohne Wärme und Hingebung, auch etwas zu genial — soll heißen unordentlich — Nun, das wird sich alles geben" — so hörte ich sie neulich von mir reden und fragte den Präsidenten, wie ich ihm nach dieser Schilderung gefiele." — „Und der sagte: „Liebe ist blind," und küßte Ihren Mund," versetzte der Meister.

Der Pater war bisher von dem Streite seiner beiden Nachbarn sehr unterhalten; plötzlich fragte er Katharina: „Kommt Ihr Verlobter morgen an?" — „Ich denke," antwortete sie. „Sie kennen den Präsidenten noch nicht? Wir werden viel von Verwaltungs- und Rechtsfragen zu hören bekommen. Dann reitet der Präsident gern mit mir über die Felder, weil ihn nichts so sehr interessirt als Landwirthschaft. Ein ganz praktischer Mann, recht das Gegentheil meines Oheims, der ja ganz Literatur, Poesie und Phantasie ist."

Sie gingen wieder eine Weile still neben einander her, dann blieb Katharina stehen und athmete tief auf. „Wie schön es hier ist in unsern Bergen! Ich möchte sie um die ganze Welt nicht missen. Wenn Sie wieder in Brasilien sind, werden Sie sich zu uns her sehnen, Cameriere. Freilich sind Sie solch ein Zugvogel, dem es unser Elsaß und unsere Vogesen nicht mehr anthun."

„Wir andern haben Heimath und heimathlich seyn lange verlernt," antwortete der Pater und sah das junge Mädchen düster an. — „Schrecklich!" rief Katharina — „Schrecklich?" fragte der Meister. „Warum schrecklich? Diese geistlichen Herrn haben das beneidenswertheste Loos von der Welt. Ohne Sorge um Weib und Kind, die liebe Misère des Lebens, sind sie überall zu Hause, überall gern gesehen, und wenn sie ihre Sache leidlich geschickt anzufangen wissen, überall Herrn der Situation. — Nein, beklagen Sie mir nicht die Herrn Prälaten, von denen Sie ein so elegantes Musterbild hier vor Augen haben."

„Ich hoffe nicht, Meister," sagte Gregoire, „daß

ich ein Musterbild Ihrer Rabelais'schen Geistlichkeit bin.“ — „Fragen Sie ihn lieber, warum er nicht selbst Prälat geworden ist, der gute Meister,“ sagte Katharina, „wenn er diesen Stand so beneidenswerth findet.“

So redeten sie weiter, bis sie der Weg in's Schloß zurück führte, wo sich allerlei Gäste aus der Nachbarschaft inzwischen versammelt hatten.

Andern Tages war der Präsident angekommen. Man war in der heitersten Laune. Die Gräfin, liebenswürdiger denn je, vergaß ihr Schooßkind, den Philologen (der, oft etwas vor sich hermurmelnd, seinen eigenen stillen Weg ging), um ganz Ohr für die drastischen Mittheilungen des Bräutigams zu seyn, der eben aus der N—er Kammer kam und allerlei Neues von dorther zu erzählen wußte. Ihr bleiches, beinahe häßliches und doch so interessantes Gesicht belebte sich sichtlich im Gespräch, und auch der Graf hörte still lächelnd zu und warf dann und wann eine feine Bemerkung in die Unterhaltung. Es war ein Gewitter, wie am Tage zuvor, und da man nicht hinaus gehen konnte, musicirte man nach dem Thee, das heißt, die Gräfin spielte, und ganz unübertrefflich, Clavier. Es war das einer ihrer glücklichsten Momente, wenn man sie am Instrumente sah, wo ihr ganzes Wesen durch das Talent geadelt erschien. Der Graf folgte ihr heute, wie immer, zum Flügel, ganz in Freude und Bewunderung seiner geliebten Karoline versunken. Auch der Präsident stand still horchend über einen Stuhl gebogen und folgte, mit den Fingern leise den Takt schlagend, in sichtlichem Vergnügen den lieblichen Phantasien der genialen Spielerin.

Nur Eines schien wunderbar: der Präsident hatte dem Anschein nach mehr Aufmerksamkeit für die Gräfin als für seine junge Braut, die in gemüthlicher Ruhe an einem Tische saß und arbeitete. Der Cameriere setzte sich neben sie, als die Gräfin geendet hatte und man reden durfte.

„Sie müssen den Philologen trösten, Fräulein Katharina, den die Gräfin heute ganz verläßt.“ — „Der Präsident unterhält sie,“ erwiederte Katharina. — „Und sind Sie nicht eifersüchtig?“ Katharina sah den Pater lächelnd an. — „Eifersüchtig?“ fragte sie. Da trat der Bräutigam heran, und in seiner derben Weise Katharina umfassend, sagte er: „Liebe Käthi, wir sollten doch in den Stall gehen und dem neuen Fuchs, den ich mitgebracht, einen Besuch abstatten. Hört es auf zu regnen, reiten wir zusammen hinaus.“

Katharina erröthete und etwas wie Unwillen überflog ihre Züge, doch rasch aufstehend, sagte sie: „Freilich wollen wir in den Stall gehen, und wenn ich mein Gebet besser hersage als Doctor Martin Luther, so bekomme ich den Fuchs und das Sattelzeug dazu.“ — „Was dem Mädchen immer für Geschichten einfallen!“ lachte der Präsident und beide gingen hinaus, den neuen Fuchs im Stalle zu besuchen.

Der Bräutigam hatte nur drei Tage Urlaub, weil ihn sein Platz in der Kammer wieder nach N. rief. Im Hause des Grafen hatte man während der Zeit nichts von der Langeweile zu fühlen, die gewöhnlich ein Brautpaar für die nächste Umgebung mit sich bringt. Der Präsident war mit seiner Käthi wie ein Onkel mit seiner Nichte, und diese in gleicher Weise mit ihm. — „Das ist,“ erklärte Meister Gerold dem Pater, „man hat das Kind so jung verlobt, daß es selber nicht wußte, was es that, und nun den Bräutigam nicht anders zu lieben versteht, als den Grafen, unsern edlen Hausherrn.“

„Und warum verlobte man das junge Mädchen so früh?“ — „Pah,“ sagte der Meister und fuhr mit der Hand durch seine struppigen Haare (eines seiner Lieblingsmanöver) und sah den Fragenden starr an. „Pah, Katharina ist arm und man mußte sie versorgen, und die Gräfin mag lieber allein im Hause walten, als neben solch einer hübschen Nichte, dazu war der Präsident sehr verliebt in sie.“

Also nach drei Tagen verließ der Bräutigam unsere Schloßgesellschaft. Man hatte ihn noch eine Strecke zu Wagen begleitet und kehrte von der Hitze erschöpft nach Hause zurück. Pater Gregoire war zurück geblieben und saß in der Bibliothek, allerlei Folianten vor sich aufgeschlagen. Er wollte studiren und konnte doch nicht, die Hitze war auch so ermattend. Einen Band nach dem andern nahm er zur Hand, durchblätterte ihn, an manchen Stellen wurde Halt gemacht, gelesen und gelesen. Es wollte nichts fruchten, die Gedanken hafteten nirgends; er sah Buchstaben, der Geist, der sie beleben sollte, war verschwunden. Den Kopf auf die Hand gelegt, ließ er vom vergeblichen Bemühen ab. Fiel ihm doch plötzlich das Kloster von Bologna ein, wo er als Knabe, von seiner schönen Mutter Abschied nehmend, einsam im sauber gepflegten Garten stand, der mit den hohen, von dunkeln Taxusbäumen umgebenen Mauern, den prangenden Blumen und dem Springbrunnen, sein Lieblingsaufenthalt war. Auch den Altar in einer Seitenkapelle der Klosterkirche, vor dem er später so viele Stunden im heißen Gebet und entzückenden Visionen hinbrachte, glaubte er vor sich zu sehen. Es war eine schöne Zeit, diese erste, fromme Begeisterung, in der der Knabe, zum Troste seiner Mutter und deren streng gläubigen italienischen Verwandten, dem Priesterstande entgegen reifte. Was für

Thaten träumte seine junge Seele, die er zum Ruhm und zur Ehre des heiligen Petrus vollführen wollte!

Dann sah er sich in Belgien, in dem reichen elterlichen Hause. Sollte er doch in Brüssel und Löwen seine Studien, sein Noviciat vollenden. Er sah die schöne, nun schon älter gewordene Mutter, zu der er immer einen unwiderstehlichen Herzenszug hatte, den knappen, gemessenen Vater mit dem kahlen Haupte und der stolzen Stirne, den frischen, lebensmuthigen Bruder, in glänzender Uniform, einen geborenen Soldaten, mit allen Liebenswürdigkeiten und Fehlern seines Standes, den einstigen Stammhalter seiner Familie.

Er glitt rasch an diesen Bildern vorüber. Damals war es, wo ihm zuerst der Stand, dem er sich, oder dem man ihn geweiht, drückend erscheinen wollte, wo ihn die Welt lockte, wo er seinen liebenswürdigen Bruder mit tausend quälenden Schmerzen beneidete. Alle diese Empfindungen — er hielt sie für Versuchungen des Teufels, Verlockungen des Fleisches, und war stolz, dagegen muthig und unablässig zu kämpfen. Welchen gewaltigen Kampf er auf sich lud, begriff er damals noch nicht.

So erhielt er die Priesterweihen und ging nach Rom. Wie er die ersten Jahre dort zugebracht? Statt der glühend frommen Begeisterung, die seine Knaben- und Jünglingsjahre getragen hatte, brütete seine Seele in dumpfer Versunkenheit dahin, aus der ihn nur dann und wann ein Gefühl jäher Verzweiflung weckte, einer Verzweiflung, die sich nach und nach in kalte Resignation umwandelte. Er hoffte, glaubte, wünschte nichts mehr. Gehoben und gestützt von den einflußreichen Verwandten, wurde er in Rom rasch befördert und seiner Neigung gemäß in der Secretarie der außerordentlichen kirchlichen Angelegenheiten angestellt. Von dort aus begleitete er verschiedene Missionen nach Madrid, Paris, Constantinopel, und schließlich hatte ihn der heilige Vater, nachdem er ihn zu seinem Cameriere ernannt, in besondern Geschäften nach Rio Janeiro gesandt, wo er mehrere Jahre zubrachte. Jetzt zurück gekommen, besuchte er seine Eltern in Belgien, ihrer Heimath, und den Grafen und älteren Familienfreund in Sechère. Seine Gesundheit hatte dem südamerikanischen Klima ihren Zoll zahlen müssen, so daß er die Einladung des Grafen, sich einige Wochen bei ihm im frischen Elsaß zu erholen, gern annahm.

So saß der Cameriere, den Kopf in die Hand gestützt und ließ sein Leben an sich vorübergehen. Er war so in sich versunken, daß er nicht bemerkte, wie sich die Thür der Bibliothek öffnete und leise Schritte ihm nahten. Plötzlich steht jemand neben ihm, Katharinas lachende Augen sehen ihn an. Der Pater zuckte zusammen.

„Sie erschrecken vor mir wie vor einem Gespenst," sagte sie. „Die Wahrheit ist, daß ich mir einen Spaß daraus machte, leise zu Ihnen heran zu schleichen, um Sie in Ihren tiefen Studien zu stören, daß heißt davon abwendig zu machen." — „Ich studirte nicht."

„Desto schlimmer, dann brüteten, grübelten und philosophirten Sie. Sie sind hier, um gesunder zu werden; lassen Sie den gelehrten Plunder und leben Sie ein paar Wochen froh und heiter wie wir Andern in unsern schönen Bergen."

„Heute ist es indeß zu heiß, um frisch und fröhlich zu leben," sagte der Pater. — „Recht eine Antwort in Ihrer Weise. Wissen Sie, daß mich diese Weise schon öfters außer Fassung gebracht hat? Warum sprechen Sie nicht wie andere ehrliche Leute unumwunden Ihre Meinung aus, warum diplomatisiren Sie beständig, und lassen höchstens von weitem Ihre Ansicht errathen und durchschauen? Der Präsident nennt das Ihre wälsche Manier."

„Ich werde mich befleißigen, des Präsidenten deutsche Manier nachzuahmen." — „Nein, das brauchen Sie nicht," lachte Katharina. „Aber sagen Sie mir gleich, damit ich sehe, ob meine Ermahnungen gefruchtet haben: wie gefällt Ihnen der Präsident?"

Der Pater sah das junge Mädchen einige Augenblicke scharf an. „Im Gegensatz zu aller Literatur, Kunst und Poesie machen sein gesunder Sinn und praktisches Wesen einen günstigen Eindruck." — „Und das ist alles, was Sie mir zu sagen haben?" — „Ich halte ihn auch für einen Ehrenmann, dem Sie Ihr Schicksal gewiß mit Zuversicht anvertrauen dürfen. Habe ich nun nach Ihrem Wunsche geantwortet?"

Katharina schwieg; dann sagte sie: „Für das wirkliche Leben sind die praktischen, prosaischen Naturen den idealen vorzuziehen." — „Gewiß, wenn auch diese mehr Reiz für uns haben, wir sie mehr lieben möchten, sind uns jene unentbehrlicher. Das Unentbehrliche ist uns aber selten das Genehmere." — „Ich würde den Satz umkehren," sagte das junge Mädchen.

Da polterte etwas in den Saal herein; es war der Philologe, der gewöhnlich fiel, wenn er über eine Schwelle trat. Ihm folgte bald die Gräfin mit starker Migraine von der Hitze des Tages. Sie ordnete den Thee draußen auf der Terrasse des Hauses an und ließ sich dort in einem Sessel nieder, wo sie, weit darin zurück gelehnt, wenig Notiz nahm von allem, was um sie vorging. Katharina machte die Wirthin

des Hauses, während der Graf sich abmühte, eine stattliche Dame aus der Nachbarschaft, une dame de la haute bourgeoisie, zu unterhalten, eine Aufgabe, die ihm von von keiner Seite erleichtert wurde, denn weder Pater Gregoire noch Meister Gerold schienen Willens zu seyn, ihr angenehmes Gespräch zu unterbrechen, um Madame Souliers anständige Unterhaltung zu genießen.

So trieb man's weiter, bis die Ankunft eines jungen Jägers alle Gesichter im Kreise erheiterte und belebte. Es war der Sohn des Präfekten aus Straßburg, der sich der Jagd wegen gern im Gebirge aufhielt und häufig in Sechère ansprach, ein junger Herr, der seine Tage vorerst in Uebermuth, Lust und Vergnügen hinbrachte, seines offenen, liebenswürdigen Wesens wegen aber überall gern gesehen war. Heute nun hatte er ein wundervolles Krebsvergnügen der Gesellschaft unten im Thale vorzuschlagen, wo die Thiere in der Dunkelheit bei Fackelschein gefangen werden sollten. Katharina war sehr bereit, die Partie mitzumachen, die Gräfin lächelte und schien ihre Migräne vergessen zu haben, und als die würdige Nachbarin ihren Besuch beendet hatte, brach der ganze Kreis auf, ihrem wilden Führer über etwas mühevolle, aber reizende Bergpfade hinab zu den Krebsen und Fackeln zu folgen.

In den nächsten Tagen war Katharinas Reitpferd lahm; sie konnte mit ihrem Oheim, oder auch allein mit dem Jokey nicht ausreiten und begleitete daher Meister Gerold und den Cameriere öfters auf ihren weiten Spaziergängen. Es gab da des anregenden, lebendigen und tiefen Gesprächs genug. Die Gräfin behauptete gereizt, man würde die Herrschaften nächstens umsonst um Mitternacht erwarten, so lange blieben sie bei ihren Promenaden aus.

Einmal hatte Katharina großen Spaß mit ihrem lieben Meister und dessen Mangel an Kühnheit, mit dem er sich gewissermaßen brüstete, wie andere mit überflüssigem Muthe es thun, weil, wie er behauptete, ein Mann von seiner Natur andere als physische Waffen brauche, um durch das Leben zu kommen. Eine halbe Stunde später überraschte sie ein starker Regenguß, der dem Meister in der Natur zuwider war. Er verstummte und spähte ängstlich nach irgend einem Unterkommen, einem Obdach. Wo aber ein solches auf freiem Felde finden? Endlich entdeckte er eine einzeln stehende hohle Eiche. Im Nu war er darin verborgen und kümmerte sich nicht um seine beiden Genossen, die vor seinem Schilderhause ganz durchnäßt Wache halten mußten. Des Paters Neckereien, der ihn mit einem Waldgott, einem Satyr verglich und behauptete, man würde ihn sogleich verwandelt aus seiner Baumesnacht hervortreten sehen, ließ er unbeantwortet. Als der Schauer vorüber war, trat er, sehr unbekümmert um seine verletzte Ritterpflicht, aus seiner Eiche und bot Katharina den Arm, um sie zu führen.

„Nein, das ist zu arg!" sagte diese. „Ich so naß wie eine gebadete Katze soll neben Ihrer selbstsüchtigen Sauberkeit und Trockenheit einher gehen? Da lasse ich mich doch lieber vom Cameriere, meinem Leidensgefährten, führen, der seine Dame im Unwetter nicht verläßt." Der ließ sich das nicht zweimal sagen, und so traten sie neckend und scherzend den Rückweg an, bis ein Wagen, vom Grafen ihnen entgegen gesandt, sie traf und nach Hause brachte.

(Fortsetzung folgt.)

Dresden.

Stadt- und Landschaftsbilder.

Diese Blätter gaben vor einiger Zeit einen Correspondenzartikel aus Dresden, der, gedrängt und geistvoll geschrieben, sich über zeitgemäße und lokale Vorfälle unserer Stadt mehr andeutend als ausführlich erging. Es waren liebenswürdige Plaudereien, zierliche Illustrationen um den festen Kern hiesiger Erscheinungen und Ereignisse, sehr angenehm zu lesen für denjenigen, der diese Ereignisse anderweitig bereits kannte und sie hier in pikanter Darstellung, in noch nicht gesehener Beleuchtung wiederfand. Für den Unkundigen und Fernstehenden dagegen waren es Hieroglyphen und Räthsel: er mochte sich an der geistreichen,

originellen Auffassung, an der gewandten Stylisirung erfreuen, aber er wußte nicht, was damit gemeint war; er sah nur den schimmernden Reflex, blieb aber im Unklaren darüber, woher das Licht kam, welches die leuchtenden Gestalten selbst seyn mochten. Gerade in dieser glossenartigen Kürze lag sowohl der Werth jenes Artikels, als auch das Unbefriedigende, das er für den mit den hiesigen Verhältnissen Unbekannten hatte.

In Rücksicht hierauf ist es den Lesern vielleicht nicht unangenehm, einmal etwas Ausführlicheres über unsern Ort und seine eigenthümlichen Reize zu vernehmen. Ja Dresden dürfte dieß mehr als irgend eine andere deutsche Großstadt verdienen, da es schon seit langen Jahren der Lieblingsaufenthalt von Ausländern und Touristen, das Ziel der Sehnsucht für erholungsbedürftige Reisende ist. Sicherlich wird keine von Deutschlands größeren Städten von einem solchen Strom Fremder heimgesucht, keine wird man so leicht schöner finden, zu keiner so gern die Erinnerung zurücklenken, als gerade zu Sachsens Hauptstadt. Mögen daher diese anspruchslosen Zeilen, die ein Bild der Stadt und ihrer Natur in gedrungener Darstellung zu geben versuchen, allen, welche sie bereits kennen, ein freundliches Gedenkblatt an die schönen Tage seyn, welche sie hier verlebt, denen aber, welchen der Ort noch fremd ist, eine freundliche Einladung, ihn einmal eines Besuches zu würdigen und sich seine gerühmten Reize in unmittelbarer Nähe zu betrachten. Wollen Sie mir aber auch zutrauen, daß ich Ihnen ein eben so erfahrener als unparteiischer Berichterstatter seyn könne? Nun, wenn der Aufenthalt an einem Orte seit anderthalb Jahren dazu geschickt macht, so bin ich es. Noch ist mir der erste Eindruck, welchen die Stadt mit ihren Umgebungen auf mich hervorgebracht, genau erinnerlich und es wird mir nicht an der Frische fehlen, auch in dem Leser den Zauber der Neuheit hervorzurufen. Eben so sehr aber dürfte der genannte Zeitraum hinreichend gewesen seyn, mich mit der Stadt und ihrem specifischen Charakter, mit der umgebenden Landschaft und ihren Naturschönheiten hinlänglich bekannt zu machen. Es wird nichts gewagt seyn, wenn die Leser sich einem solchen Beobachter, einem solchen fleißigen Naturwanderer getrost anvertrauen.

Man thut gewiß nicht zu viel, wenn man die Lage Dresdens so schön findet, wie nicht leicht die einer andern deutschen Großstadt; ja selbst mit den gepriesensten Städten des Auslandes dürfte es in dieser Beziehung jeden Vergleich aushalten. Bekanntlich liegt Dresden in dem flachen Elbthale zu beiden Seiten des Stromes, so jedoch, daß es nicht seiner Längenausdehnung nach sich an dessen Ufern hinzieht, sondern nur in der kurzen Querrichtung von dem Flusse geschnitten wird, seine eigentliche Länge aber abwärts vom Flusse in die Landschaft hineinstreckt. In diesem eigenthümlichen Zusammentreffen landschaftlicher Verhältnisse, theils des Stromes mit seinem belebten Spiegel, theils der grünen, flachen Ufergelände, welche auf ihren geräumigen Flächen einer umfangreichen Stadt sich auszubreiten erlauben, theils endlich in den sanften, lieblichen Hügelreihen, welche, mit Waldungen und Weinbergen gekrönt, den Abschluß des freundlichen Thales bilden — in dieser glücklichen Bodenformation und Bodenbekleidung ruhen die seltenen Vorzüge der Lage Dresdens, ruhen die Reize seiner landschaftlichen Umgebung. Wenn also das Zusammentreffen von lebendig fließendem Wasser und still dahingelagertem Hügellande die schöne Lage eines Ortes bedingt, so wird man zugeben, daß gerade Dresden das erwünschteste Loos in dieser Beziehung gefallen ist. Ich ziehe nicht die Parallele mit den deutschen Seestädten, mit Stettin, Hamburg oder Triest; deren Oertlichkeit ist eben eine durchaus andere und bekommt durch breite Strommündungen und Seeküsten ein ganz eigenes Gepräge. Unter den namhaften Städten des innern Deutschlands aber dürften sich höchstens Frankfurt a. M. und Wien, mehr vielleicht noch Heidelberg und Prag mit Sachsens Hauptstadt messen. Aber selbst diesen Vergleich zugegeben, wird es immer noch dahingestellt bleiben, auf welcher Seite das Uebergewicht der Vorzüge liegt. Alles in Allem genommen, würde schließlich doch Dresden die Palme gebühren, weil hier die ganze lokale Umgebung nach allen Himmelsgegenden hinaus mit lieblichen Punkten bedeckt ist, während sich bei den rivalisirenden Schwesterstädten die Schönheiten wohl immer nur auf einzelne Stellen concentriren. In Dresden kann man nach einer Seite hinausgehen, nach welcher man will, überall wird man es lohnend und überraschend, nirgends kahl und nüchtern finden. Selbst da, wo der nächste Blick nichts Interessantes entdecken kann, schweift er entzückt in die weitere Ferne und sieht sich dort von hoch gelegenen Berggipfeln und Landhäusern freundlich gegrüßt. Zudem aber darf nicht vergessen werden, daß Dresden als Haupt- und Residenzstadt des Königreichs manches enthält, was dem romantischen Heidelberg und dem altehrwürdigen Prag gänzlich abgeht: das sind seine Kunstschätze und Kunstgenüsse, das sind seine Gemäldegalerie und sein Theater, seine Bibliotheken und Concerte, also ein geistiges Moment, welches erst die befriedigende Ergänzung zu den Naturwundern bildet. Mit andern Worten, zu der reizvollen Natur kommen hier überall die Segnungen der Kultur; zu dem, was eine verschwenderische Vege-

tation dem Orte an Lieblichkeiten geschenkt hat, gesellen sich verklärend die Gaben und Wohlthaten edler Bildung und Sitte. Und eben in diesem Zusammentritt scheint mir ein zweiter eigenthümlicher Vorzug Dresdens zu liegen.

Denn nicht genug, daß sich der Körper der städtischen Häusermasse über die Uferlandschaft bequem dahin streckt; nein, die grüne Natur selbst tritt überall in das Weichbild der Stadt herein, durchflicht das Netz der Straßen und Plätze mit frischem Rasen und Laubgewinde und umspielt aller Orten die häusliche Existenz der Bewohner mit zierlichen Hausgärten und kletternden Rankengewächsen. Am wenigsten gilt dieß von dem ältesten Stadttheile, der alten Festung, was Dresden in früheren Jahrhunderten so gut war, wie alle damaligen Städte von einiger Bedeutung. Dieses Centrum ist nur ein Convolut von Steinmassen, eine möglichst große Menge von Gebäuden auf Einen Fleck zusammengedrängt; hier sind die Straßen eng und düster, Haus lehnt sich an Haus, Giebel steigt neben Giebel empor, und selbst die wohlthuende Freiheit geräumiger Höfe ist auf den kleinsten Umfang, auf wenige spelunkenähnliche Hintergebäude eingeschränkt. Hier ist demnach auch nichts von Baumwuchs und Gartenanlage, kein Athemzug der freien Natur, kein kühler Lufthauch oder ein Ausblick auf den blauen Horizont: hier ist alles Enge, Dunkelheit, sich drängender Nothbehelf; es muß eine starke Selbstverläugnung oder Gemüthsarmuth dazu gehören, in solch einem Babel'schen Häusermeer mit Behagen zu existiren.

Anders aber gestaltet sich die Sache, sobald wir diesen inneren Knäul der Stadt verlassen und uns in den Stadttheilen umsehen, welche sich an diesem ursprünglichen Körper gleichsam wie die ausgewachsenen Glieder angesetzt haben. Und da begrüßen wir das erste freundliche Naturbild sogleich in der Baumallee, zu welcher man die ehemaligen Festungswerke, die Wassergräben und Erdwälle und Ringmauern umgestaltet und geebnet hat, wie dieß ja bekanntlich der moderne Schönheitssinn in allen den Städten gethan hat, die früher von solch kriegerischem Bollwerk umgeben waren. In einem weiten Kreisbogen zieht sich diese Baumpflanzung, eine Reihe halbwüchsiger Linden oder Kastanien auf jeder Seite, um die alte Stadt herum und versammelt Kinder und Wärterinnen, Spaziergänger und eilige Geschäftsleute um so lieber unter ihrem Schatten, als ihnen die innere Stadt jeden Naturgenuß unmöglich macht. Wo in der unmittelbaren Nähe dieser Baumallee noch Raum genug von den alten Gräben und Wällen übrig war, hat man ihn überall sehr glücklich zu Gärten benutzt, die sich hinter den letzten Häuserreihen der ehemaligen Stadt, also zugleich als willkommene Erweiterung der engen Wohnräume, wohlthuend dahin ziehen.

Die Anlage dieser kleinen Hausgärten, die zuweilen ganze Straßen entlang vor den Häusern dahin laufen, ist ziemlich überall die nämliche. Ein frischer Rasenteppich breitet sich rund oder oval über die Gartenfläche, ringsum von gelben Kieswegen eingeschlossen und in der Mitte mit einem kleinen Bassin geziert, aus dem ein Wasserstrahl lustig in die Höhe steigt, um mit ununterbrochenem Geplätscher wieder herabzufallen. An den Seitenwänden des Gartens hat man Lauben angebracht und mit wildem Wein oder ähnlichem Geschlinge umzogen, wo die Insassen des Hauses je nach dem Stande der Sonne im Schatten Platz suchen; eine eben solche Laube hat man auch, hart an der Straße, auf einem künstlichen Hügel errichtet, wo man die Hausbewohner in den freien Nachmittags- oder Abendstunden beim Kaffee, bei der Handarbeit oder mit einer Lektüre sitzen sieht, um neben dem Genusse der freien Luft zugleich, so oft es ihnen beliebt, den Blick auf den belebten Straßenverkehr zu genießen. Das sind gar freundliche und für den Fremdling, der an solchen Anblick noch nicht gewöhnt ist, höchst wohlthuende Bilder, wenn hier der dankbare Naturfreund seine Stubenthätigkeit, ja seine ganze häusliche Existenz in's Freie verlegt und die Vorübergehenden zu Zeugen seiner Beschäftigungen und seiner unschuldigen Genüsse macht — ein höchst charakteristischer Zug des modernen Lebens, von dem die in's Haus eingezwängte Naturfremdheit früherer Jahrhunderte nichts wußte.

Umfangreicher und kunstvoller sind diese Hausgärten, wenn wir die Straßen der neu angebauten Stadttheile durchwandern und uns den Vorstädten nähern. Hier schwindet die Enge und Düsterheit der innern Stadt vollständig, hier ist keine hemmende Rücksicht auf Raumersparniß mehr sichtbar; wohlhabende Leute haben hier ihren Wohnsitz aufgeschlagen, indem sie große Grundstücke mit bedeutenden Kosten an sich brachten und zu reizenden Landsitzen umschufen. Hier merkt man überall, wie der jetzt mit Straßen bedeckte Boden früher Wiese und Feld und Obstgarten war, und wie leicht es den Ansiedlern gemacht wurde, die bebauten Flächen zu schönen Kunstanlagen umzugestalten. Diese Privatgärten sind in der That äußerst geschmackvoll und sehenswerth und lassen bei ihrem ansehnlichen Umfang die Eigenthümer ganz vergessen, daß sie noch mitten in der Stadt und ihrem bunten Treiben leben. Um den Eindruck der freien Natur nach allen Seiten zu haben, ist das Wohnhaus in die Mitte des Gartens gestellt und besteht gewöhnlich nur aus einem erhöhten Parterre,

selten aus zwei Stockwerken übereinander, da es ja nur eine ländliche Villa seyn soll, lediglich für den Gebrauch einer einzigen Familie bestimmt, und kein Spekulationsbau mit mehreren einträglichen Geschoßen zum Vermiethen. Die Mitte der Façade zeigt uns meist einen Gartensalon, der seine Flügelthüren nach dem vorgebauten Balkon öffnet und an der Außenwand mit Weinlaub und andern Rankengewächsen umkleidet ist. Oder die breite Mittelthür mündet auf eine freie Estrade aus, von der zu beiden Seiten Stufen in den Garten hinabführen. Ein Zeltdach von bunten Linnenstoffen schützt den Balkon und den innern Saal vor den Sonnenstrahlen und gestattet der Familie auch in den warmen Mittagsstunden den Aufenthalt im Freien. Der Garten selbst ist weit edler und geschmackvoller als die oben beschriebenen kleinen Hausgärten. Der Rasen, in großen, geschwungenen Flächen sich dahin breitend, ist durch künstliche Bewässerung wunderbar frisch erhalten; kleine Boskets mit hohem Gesträuch und stattlichen Topfgewächsen beleben die grüne Fläche; in der Mitte prangen Vasen oder Statuen oder ein krystallheller Wasserstrahl steigt aus dem Munde einer mythologischen Gestalt, Ruhebänke und Lauben sind eleganter und schattiger, als in den bescheidenen Hausgärten; ja manchmal findet der Besucher sogar prachtvolle Gewächshäuser, Grotten, von seltenem Gestein aufgethürmt, Behältnisse für ausländische Thiere oder ähnlichen Schmuck, der aber immer nur wohlthuend wirkt, weil man nirgends den Eindruck des Gesuchten, Affektirten hat.

Völlig Natur endlich wird die Stadt, wenn wir in die Vorstädte hinauswandern. Die monotonen, steinernen Häuserreihen hören hier ganz auf; die Straßen sind nur noch Gartenstraßen und Baumgänge; alle Häuser sind Landhäuser und Gartenwohnungen geworden, Feld und Anger wird in das städtische Weichbild hereingezogen, man rückt mit den Neubauten, deren immer mehrere nach allen Himmelsgegenden entstehen, hart an den Berg und Wald heran und kehrt so zum Anfang, nämlich zur Natur, zur Vegetation selbst zurück, in welche hinein schon die älteste Anlage der Stadt gestellt war. Ueberall wächst, wie wir sehen, die städtische Architektur mit der freien Landschaft zusammen; in die vegetabilische Natur hinaus verlegt die Cultur die Stätten menschlicher Existenz und schöner Gesittung.

Doch schicken wir uns nunmehr zu einer **Wanderung durch die Stadt und ihre Umgebungen** selbst an. Zu diesem Zwecke nehmen wir unsern Standort auf der frei gelegenen Brücke, welche sich über den Strom spannt, und von wo uns die ungehemmte Ueberschau über die Stadtmasse im Ganzen wie über die nächstliegenden imposanten Einzelnheiten offen steht. Wir stehen über dem Strome und übersehen nach Morgen und Abend seinen Lauf ein gut Stück weit. Dieser Strom nun scheidet die Stadt in zwei große Massen, in die **Alt-** und **Neustadt**, von denen jene als nachbarliche Schwester noch die Friedrichstadt, diese die freundliche, naturgrüne Antonstadt unmittelbar zur Seite hat. Beide große Stadthälften aber sind durch die beiden Brücken, die oben genannte eigentliche Elbbrücke, die auf siebzehn bis zwanzig Bogen und Pfeilern den Fluß stolz überwölbt, und weiter unten durch die sogenannte Marienbrücke mit einander verbunden; letztere aus zwei parallelen Passagen bestehend, von denen die eine dem Verkehr des Publikums, die andere, mit einer doppelten Schienenlage, zur Verbindung zweier Bahnhöfe dient. Auch machen die beiden Stadthälften nicht zwei gesonderte Verwaltungsbezirke aus, sondern stehen unter Einer Oberbehörde, deren Hauptbüreaus in der Altstadt liegen; nur ein besonderes Rathhaus besitzt die Neustadt, im übrigen ist sie mit ihren Bedürfnissen und Geschäften hinüber an die Centralorgane in der Altstadt gewiesen. Daß diese Trennung mit vielen Weitläufigkeiten verbunden ist, leuchtet ein; und wie beschwerlich namentlich die Postverbindung mit dem in der Altstadt liegenden Hauptpostamt für die Bewohner der Neustadt seyn muß, liegt gleichfalls auf der Hand. Aber Leben und Verkehr — das läßt sich nicht läugnen — wächst massenhaft durch diese ununterbrochene Verbindung zwischen den beiden Stadthälften, und die große **Elbbrücke**, auf der wir selbst Posto gefaßt haben, wogt früh und spät von einer wahren Fluth von Fußgängern und Fuhrwerken aller Art, während unter uns auf dem belebten Strome schwerfällige Frachtkähne langsam dahinziehen oder rauchende Dampfschiffe und leichte Gondeln munter stromauf und stromab gleiten. Zumal am Sonntag Nachmittag, wenn die Bevölkerung, Alles, was Beine hat, sich hin und her über die Brücke ergießt und hinaus in die öffentlichen Vergnügungslokale strömt, ist das bunte Treiben von Spaziergängern und Equipagen über die Brücke wahrhaft staunenswürdig und nur mit jenen dichten Carawanenströmen zu vergleichen, womit die Berliner Bevölkerung am Sonntag Nachmittag die „Linden" hinauf durch das Brandenburger Thor in den Thiergarten und besonders nach Charlottenburg pilgert.

Doch lassen wir dieses Gewoge für heute ruhig an uns vorüberziehen und wenden wir uns mit dem Gesichte zunächst der **Altstadt** zu — welch ein stattlicher Anblick von palastähnlichen Gebäuden und imposanten

Uferdekorationen! Da liegt unten zur Rechten, unmittelbar über dem Wasser, das sogenannte „italienische Dörfchen," d. h. eine Reihe von Restaurationslokalen in Form einstockiger, langgestreckter Holzbauten, mit dem freien Blick auf den Strom und das gegenüberliegende Ufer und mit Tischen und Stühlen im Freien, hart am Rande des Flusses, wo natursinnige Gäste ihr frugales Mahl in der erquickenden Abendluft und in der goldenen Beleuchtung der untergehenden Sonne einnehmen. Reizender noch ist der Anblick dieses halb amphibienähnlichen Lokals, wenn man in der Dunkelheit die Brücke passirt: da ist die ganze lange Fensterfronte inwendig erleuchtet und ihre unzähligen Kerzen spiegeln sich im Strome, während am Tage buntfarbige Fahnen auf dem Dache lustig in die Sommerluft flattern, gleichsam wie eine Allerwelteinladung an die Fremden, die in Dresden aus allen Nationen zusammenströmen und die Brücke unfehlbar passiren; ihnen winken die Fahnen mit ihren Landesfarben gleichsam den Heimathgruß und locken zum Eintritt.

Das ernste Seitenstück zu diesem weltlich bunten Bilde liefern die nächsten Gebäude, welche sich unserem Auge darstellen: die an Schnörkeln reiche katholische Hofkirche aus der Rococozeit, in der jeder durchreisende Fremde die weltberühmte Kirchenmusik am Sonntag Vormittag hören muß, wenn er nicht eine sehr wesentliche unter Dresdens Merkwürdigkeiten versäumen will, und wo er — vielleicht zum erstenmal in seinem Leben — die Bekanntschaft der Kirchenpolizei macht, die in der Gestalt soldatisch gekleideter Kirchendiener, mit mächtigem Stabe in der Rechten, gerade die unkundigen Fremden zur Ruhe und an die ihnen zugänglichen Plätze der Uneingeweihten verweist. Weiterhin sehen wir — ein Werk des revolutionsfreundlichen Architekten Semper — das neue Theatergebäude, welches Oper und Drama im Richard Wagnerschen Sinne gleichmäßig umschließt, und wo sowohl die Bürde-Ney und Tichatschek ihre unsterblichen Stimmen erschallen lassen, als auch Emil Devrient und Bogumil Dawison ihre classischen Bühnengestalten vorführen, ersterer in abrundender, idealisirender Weise, der andere mit realistischer Detailzeichnung nach dem wirklichen Leben.

Nur wenig entfernt davon prangt Sempers zweiter Prachtbau, die neue Gemäldegalerie, in edeln, einfach geschmackvollen Formen und im Besitz unschätzbarer Originale, unter denen Raphaels Sixtinische Madonna, Correggios heilige Nacht, die Madonna von Holbein, die Venus von Tizian und einige andere die hervorragendsten sind. Unserem Auge nur wenig sichtbar, aber die Reihe der genannten Prachtbauten nach dieser Seite abschließend, lehnen sich an das Theater die sogenannten Zwingeranlagen, die theils aus öffentlichen Promenaden mit dem frischesten Gras- und Laubwuchs bestehen, zwischen denen ein kleiner, von Gondeln und Schwänen belebter Teich glänzt, theils aus langgestreckten, einstockigen Gebäuden mit hohen Fenstern und grünen Zinkdächern, die entweder parallel neben einander herlaufen oder rechtwinklig auf einander stoßen und einen weiten Raum fast quadratisch bedecken. Jetzt sind in diesen Gemächern die königlichen Sammlungen naturhistorischen und technischen Inhalts untergebracht; ursprünglich aber sollten diese Baulichkeiten der Anfang zu den großartigsten Schloßbauten werden, die, wenn sie vollendet worden wären, das Imposanteste seyn würden, was vielleicht ganz Europa im Gebiete der Palastarchitektur aufzuweisen hätte.

Wenden wir jedoch nunmehr unsere Augen von diesen ausgedehnten Anlagen wieder rückwärts und suchen wir uns auf der linken Seite unseres Gesammtprospektes zu orientiren, so bildet den Uebergang von der Rechten zur Linken das königliche Residenzschloß, das wir, auf der Brücke stehend, gerade vor uns haben. Leider harmonirt es sehr wenig mit der Pracht seiner Umgebung, und noch weniger mit dem Zwecke, eine fürstliche Wohnstätte zu seyn. An Längenausdehnung zwar fehlt es ihm nicht, wohl aber an aller Schönheit. Wie ein altes dreistockiges Wohnhaus zieht es sich mit kahlen, grauen Mauern dahin und gähnt den Beschauer um so einförmiger an, als es ihm an allem plastischen Schmuck und besonders an jener Majestät der Anlage fehlt, die der Instinkt der Völker von den Residenzgebäuden ihrer Könige mit Recht verlangt. Am besten sind noch diejenigen Theile des Schlosses, die nach den Zwingeranlagen hinaus liegen; die Vorderfronte aber nach der Brücke und den übrigen Prachtgebäuden ist das Häßlichste und Unwürdigste, was man von fürstlichen Wohnungen nur irgend sehen kann.

Um so mehr dagegen erfrischt sich unser Blick, wenn wir ihn zur linken Hand auf der Brühl'schen Terrasse ruhen lassen und selbst einen flüchtigen Gang über dieselbe unternehmen. Eine sehr breite, schräge Freitreppe führt uns von der Brücke aus hinan zu den Laubgängen, unter denen wir mit vielen andern Besuchern dahinwandeln. An manch altem, kleinem Rumpelgemäuer, das hier noch aus den Zeiten der Entstehung zu Tage liegt, stoßen wir uns nicht, sondern schreiten schnell vorüber, sehen flüchtig die Akademiegebäude für bildende Kunst an, wozu man das ehemalige Brühl'sche Palais umgewandelt hat, und lassen

uns entweder vor einem der eleganten Kaffeelokale nieder, an denen kein Fremder vorübergehen darf, oder treten an das vordere Geländer und ergötzen uns an dem unvergleichlich schönen Anblick, der sich uns hier aufthut. Vor uns zur Rechten und Linken der breite Strom mit einem ansehnlichen Stück seines Laufes, unmittelbar unter uns die Stationsplätze für die ankommenden und abfahrenden Dampfschiffe mit all dem bunten Gewimmel der Passagiere, zur Linken die beiden Brücken, die sich von hier aus ihrer ganzen Länge nach präsentiren, drüben am andern Ufer die Neustadt mit ihren weiten, sich in's Freie verlaufenden Vorstädten, und endlich, so weit das Auge reicht, das ganze jenseitige Ufergelände des Stromes, mit grünen Wiesen und Weinbergen, mit weiß blickenden Landhäusern und Dörfern bunt übersäet und sich endlich in die Ferne verlierend — wir müssen entzückt bekennen: wirklich ein unvergleichlicher Anblick, wie ihn wenige große Städte, ja wie ihn vielleicht im nördlichen Deutschland keine einzige in dieser Weise bietet. Unstreitig haben die Küstenstädte des Südens, haben Triest und Genua, Neapel und Konstantinopel mit den Fernsichten über das Meer eine imposantere Lage; jedenfalls hat man von den Höhen der Alpen, oder schon von den bescheideneren Gipfeln unserer mitteldeutschen Berge ein umfassenderes Panorama über das blau dämmernde Land, und den Reiz erhabener Einsamkeit, idyllischen Naturfriedens haben Gebirgspunkte überhaupt vor den prosaischen Bildern des Städtelebens voraus. Aber innerhalb der Städte unseres Vaterlandes und aller der Ansichten, welche sie in landschaftlicher Beziehung gewähren, kann nichts Freundliches, Lieblicheres gedacht werden, als dieses Elbthal, von der Dresdener Terrasse gesehen. Wo man solchen Genuß mitten in einer Stadt haben und ihn, als Einwohner dieser Stadt, stündlich wiederholen kann, da darf man sich Schöneres für seine irdische Existenz kaum wünschen. Hätten andere Städte, hätte Berlin z. B. einen solchen Punkt, wie unendlich müßte es gewinnen an Berühmtheit und Weltverkehr!

Neben solchen Reizen ist dasjenige nun freilich sehr dürftig, was unser Auge drüben auf der Neustädter Seite erblickt, der wir uns jetzt flüchtig zuwenden. Und doch könnte das Alles nicht minder schön seyn, als die Terrasse in ihrer Weise es ist; denn auf dem Ufer drüben war die Gelegenheit zu einem Quai, zur Anlage von Uferstraßen geboten, wie sie nirgends zum zweiten mal geboten ist. Leider aber sind solche Uferanlagen nicht vorhanden, man scheint diese ästhetische Rücksicht niemals genommen zu haben, oder war vielleicht durch die besondern Eigenthumsverhältnisse der Besitzer daran verhindert. Kurz, das einladende Ufer liegt zum Theil noch als grüner Wiesengrund da, theils blicken dort heraus die kleinen Gärten und Hintergebäude der nächsten Straßenbewohner, die höchst unansehnlichen Pontonschuppen der Artillerie u. dgl. Das einzig hervorstechende Bauwerk ist das an seinem grünen Zinkdach kenntliche Japanische Palais mit prachtvollem Gärten rings herum, das in seinem untern Geschoß die königliche Münzsammlung und in sämmtlichen obern Sälen die höchst umfangreiche königliche Bibliothek enthält, die dem gelehrten Publikum zu unbeschränktestem Gebrauche offen steht.

Doch fast fürchte ich die Leser zu lange bei diesem allgemeinen Cultur- und Landschaftsbilde aufgehalten zu haben, und beeile mich daher, sie in das Innere der Stadt selbst einzuführen. Hier zeigt sie uns nun, je nach ihren einzelnen Quartieren, ein sehr wechselndes Gepräge, indem Altes und Neuestes, ärmliche Bescheidenheit und fürstliche Pracht in den städtischen Bauten sich vereinigt finden; ja in dieser Beziehung liefert vielleicht keine deutsche Stadt, so buntfarbige, so extreme Bilder, in keiner treten die Gegensätze der Zeitalter, der socialen Unterschiede und Vermögensverhältnisse so schlagend auf, als hier. Auf der einen Seite alterthümlich, auf der andern modern, in dem einen Stadttheil Erwerbs- und Handelsplatz, in einem andern elegante, vornehme Großstadt, bindet sie den Abstand der Zeiten, den langen Proceß städtischer Culturentwicklung in Einen Knäuel zusammen, den zu entwirren nicht ohne Interesse ist.

Verlassen wir unsern Standort auf der Brücke und gehen auf der Altstädter Seite durch das Georgsthor unter dem Schlosse hindurch, die Schloßstraße hinunter über den Altmarkt und sodann durch das Straßengewirr nach dem Neumarkt hinüber, so fallen uns zunächst die beiden imposantesten Kirchen auf, die Dresden in diesem Theil besitzt, nämlich die Kreuzkirche mit schlank aufsteigendem Thurm und die Frauenkirche mit weithin sichtbarer Kuppel. Mit mächtig dröhnendem Klange schallen von dem Kreuzthurme die Stundenschläge über Stadt und Umgegend, und von dort oben signalisirt der Thürmer durch eine bestimmte Anzahl Glockenschläge und eine nach der betreffenden Seite herausgesteckte Laterne die Feuersbrünste in Stadt und Vorstädten. Diese Kirche ist zugleich die Hauptpfarrkirche der Residenz; sechs Geistliche fungiren an ihr und eine Menge um Dresden herumliegender Dorfschaften sind in dieses Kirchspiel eingepfarrt. Die andere Kirche, drüben am Neumarkt, ist, wie gesagt, die Frauenkirche, kenntlich an der hohen Kuppel, die über die Häusermasse

der Stadt bedeutungsvoll emporragt und durch die sich die Residenz schon in beträchtlicher Entfernung dem Reisenden ankündigt.

In diesem Stadttheile nun, wohin ich den Leser hier zunächst geführt habe, sieht Dresden ganz alterthümlich, ehrwürdig, reichsstädtisch aus. In engen und dunkeln Straßen steigen die Häuser mit drei bis vier Stockwerken auf, den schmalen, massiven Giebel nach vorne gestreckt und mit Schnörkeln und Stuccaturen, hier und da auch noch mit Erkern und Spitzthürmchen geschmückt; die massiven Häuser selbst aber sind im Innern feucht und kalt, die Steintreppen ohne Licht und ausgetreten. Hier ist Dresden durchaus historisch, hier hat es Charakter, hier reden vergangene Zeiten mit ihrer bürgerlichen Ehrenhaftigkeit, mit ihrem soliden Wohlstand, mit der Beschränkung des Familienlebens auf einen kleinen Raum verständlich zu dem kundigen Beschauer. Noch heutigen Tages ist Dresden in diesem Theile Waarenlager, Handwerksstätte, Verkaufslokal. Hier prangen die größten Läden und Gewölbe mit den reich dekorirten Schaufenstern und mit immer neuen Gruppen von Beschauenden davor, und darüber strecken sich dicht gedrängt, mitunter fünf bis zehn an einem einzigen Hause, die kaufmännischen Aushängeschilder in die Luft. Hier liegen die theuersten Hotels, die besuchtesten Bier- und Frühstückslokale, die renommirtesten Conditoreien, die frequentesten Verwaltungsbureaux und Expeditionen der Behörden; hier ist der Hauptverkehr von Fußgängern und Fuhrwerken. Hier haben noch die sogenannten „Chaisenträger“ in gelbem Frack ihre Standquartiere, die in ihren engen Sitzkäfigen mit dicht verhängten Fenstern vornehme Damen, denen das Gehen unbequem ist, zu Visiten, Soiréen u. dergl. tragen; auch sind sie die allgemein gebräuchlichen Träger für Möbeln beim Wohnungswechsel, oder sie laufen botenweise über Land, befördern telegraphische Depeschen u. s. w. Hier auf dem Altmarkt breitet sich tagtäglich das bunte Marktgewühl mit seinen Budenreihen, dem massenhaften Gemüse- und Obstverkauf, mit den unzähligen hundebespannten Landwagen aus, die Milch und Butter, Fleisch und Brod zur Stadt bringen. Wie lange man den Markt noch auf diesem Platze dulden wird? Schon ist ernstlich davon die Rede, ihn anders wohin zu verlegen, und mit den Blumenverkäuferinnen, hier zu Lande „Kränzelweiber“ genannt, ist bereits ein bedauerlicher Anfang gemacht worden, indem man sie von ihrem bisherigen offenen Standorte mitten in die Budenreihen verlegt hat. Wir würden die Beseitigung des Marktverkehrs von dieser Stätte und noch mehr seine völlige Aufhebung sehr beklagen. Mag seyn, daß die Passage dadurch etwas gehindert wird, daß die Unruhe vielen Hausbesitzern in der unmittelbaren Nähe lästig ist; immer bleibt der Markt ein sehr respektables Stück Alterthum, ein sehr erfreulicher Rest von Volksthümlichkeit, die man um so mehr schützen muß, je weniger davon sich vor dem verwischenden Uniformirungstriebe der modernen Cultur retten und behaupten kann. Ueberall, wo uns dergleichen noch begegnet, hat jeder Wohlmeinende seine innige Freude daran und muß wünschen, daß es so lange als möglich erhalten bleibe, daß ländliche Bauerntracht, dörfliche Volksgebräuche und Volksfeste, landschaftliche Dialekte u. dergl. unverändert in alter Ueberlieferung fortbestehen mögen. Auch unserem Marktleben wünschen wir ein Gleiches und möchten der betreffenden Behörde rathen, schonend und schützend dabei zu Werke zu gehen und sich der Sache eher anzunehmen, als auf ihre Abschaffung zu denken. Der Markt ist überall noch eine letzte Zufluchtsstätte des schwindenden Volkslebens, ein wohlthuend frisches Bild von Regsamkeit und Heiterkeit inmitten unserer einförmigen, farblosen Großstädte.

Richten wir nun aber unsere Schritte weiter hinunter, von der Schloßstraße die Seestraße und Pragerstraße entlang bis zum böhmischen Bahnhof, oder sehen wir uns seitwärts in den neuentstandenen Straßen um, der Ammon-, Carola-, Sidonien-, Lüttichau-, Ferdinandstraße u. s. w., so ist Dresden hier, in diesem seinem neuesten Stadttheil, das gerade Gegenstück zu dem eben durchwanderten, nämlich ganz modern, vornehm, residenzlich, durch und durch Großstadt. Dieser Theil Dresdens ist die stille, todte Stadt. Handwerksstätten und Verkaufsläden hören hier auf, hier wohnen in den gleichhohen, gleichförmig gebauten Häusern nur reiche Leute, müßige Rentiers, Leute, die nicht arbeiten, sondern nur verzehren und genießen; die hohe Aristokratie aus russisch Polen und Altengland hat hier ihren Sitz. Hier ist es, wo die auf Spekulation gebauten Häuser wie Pilze aus der Erde schießen, wo fast fortwährend die weißen Vermiethungszettel an den Hausthüren kleben, zum Beweise, daß die Insassen flüchtigen Zugvögeln gleichen, die ihren Aufenthalt nach wenigen Wochen oder Monaten wechseln. Hier jedoch nimmt Dresden, und besonders da, wo es sich in's freie Feld hinausbaut, einen glücklichen Anlauf, mit der Eleganz der Wohnhäuser zugleich einen erfreulichen Naturgenuß zu verbinden. In diesem Stadttheil findet man Häuser und ganze Straßen, die ringsherum von Gärten eingeschlossen sind und die somit zu jener glücklichen Mischung von Hausbau und Naturgrün zurückkehren, die nun einmal, wie wir oben gesehen, in der Gesammtlage Dresdens begründet liegt und der deß-

halb auch keine neue Hausanlage, außer in der innern Stadt, entgehen kann. In diesem Stadttheil liegt z. B. der schöne Struvesche Garten, der außer kostbaren exotischen Bäumen und Topfgewächsen auch ausländische Vögel enthält, die eine ganz besondere Pflege erfordern. Der Eigenthümer dieses Gartens ist der in der ganzen gebildeten Welt bekannte Dr. Struve, der in seiner neben dem Garten gelegenen Fabrik alle möglichen Mineralwasser künstlich bereitet und davon jährlich über 50,000 Flaschen in alle Himmelsgegenden versendet — ein eben so einträgliches als für die leidende Menschheit heilsames Unternehmen.

Wieder ein ganz anderes Gesicht zeigt die sächsische Residenz in andern Stadttheilen, wenigstens in denen, die ihrer ganzen Anlage und ihrem Aussehen nach zu den ältesten gehören. Machen wir z. B. einen Gang durch die Plauensche oder Freiberger oder Pirnaische Vorstadt, so ist Dresden hier nichts weniger als residenzhaft, vielmehr bürgerlich kleinstädtisch, stellenweis sogar ärmlich und unschön. Auch die ganze Friedrichstadt, die sich gleichsam wie die dürftigere Schwester an die Altstadt auf demselben Elbufer anlehnt, trägt entschieden diesen anspruchslosen Charakter. Einzelne stattliche Gebäude, wie Hospitäler, Schulanstalten, Fräuleinstifte u. dergl. ragen allerdings auch hier durch großartige Anlage hervor; im Ganzen aber sind die Häuser niedrig, das Pflaster ist uneben, Trottoirs fangen an eine Seltenheit zu werden und die abgelegenen Seitenstraßen und Quergäßchen sind winklig und finster. Hier gibt es baufällige Hütten, die im ärmsten Dorfe an ihrer Stelle wären, hier sieht man im Vorübergehen durch die kleinen, trüben Fenster in die tiefliegenden Parterrestuben hinein; hier stehen zum Theil noch steinerne Wassertröge als öffentliche Brunnen, hölzerne Brücken führen über einen Mühlgraben. Hühner und Ziegen wagen sich mit der Naivetät des Landlebens vor die offene Hausthür, und schmutzige oder halbnackte Kinder vervollständigen dieses wenig schmeichelhafte Bild residenzlicher Kleinstädterei. In diesen Stadtvierteln hat das kleine Handwerk, der kleine Handel, das arbeitsame Proletariat seine Wohnstätten. Hier verrathen die Firmas über den Hausthüren die Menge von Vergoldern und Lackirern, von Stubenmalern und Photographen, die mit der großen Masse der hiesigen Maler an Anzahl und Erwerb wetteifern. Hieher haben sich die geräuschvollen oder übelriechenden Geschäfte zurückgezogen, die man in der vornehmen Binnenstadt kaum dulden würde, die Gerber und Schlächter und Seifensieder; ferner die Leichenbitterinnen und Todtengräber, die Holz- und Kohlenniederlagen, der Kleinhandel mit Obst und trockenen Gemüsen. Hier endlich sind auch die vulgären Gast- und Schankwirthschaften, die kleinen Restaurationen mit „heiterer Abendunterhaltung," die Ausspanngelegenheiten für Fuhrleute ein lokales Bedürfniß, und Bierbrauereien, Papierfabriken und Wassermühlen bezeichnen den letzten Rand, die verschwindende Peripherie der sich in's Freie verlierenden Stadt.

(Schluß folgt.)

Der Proceß Richter.

I.

Wien, im Anfang Novembers.

Wir sind hier leider mit einer Drachenbrut aus dem fauligen Morast entchristlichter und entsittlichter Menschen bedacht worden. Ich nenne nur vier Namen: Zugschwert, der Notar, welcher gegenwärtig die Kette des entehrten Verbrechers schleppt, Bruck, der Minister, welcher sich durch Selbstmord der irdischen Gerechtigkeit entzog, Freiherr von Eynatten, der Feldmarschall-Lieutenant, welcher sich im Gefängniß

erwürgte, und Franz Richter, der reiche Mann, der seit länger als einem halben Jahre in der Untersuchungshaft gesessen, bevor am 5. November der Tag anbrach, welcher zur Entscheidung über seine Schuld oder Schuldlosigkeit die Verhandlung öffentlich beginnen sehen sollte. Das Ergebniß solcher Entscheidung möge ausfallen wie immer, es kann uns das Recht nicht nehmen, den Proceß Richter zu den großen Aergernissen unserer trüben Tage zu zählen. Es ist allerdings möglich, daß der Angeklagte freigesprochen wird, und viele wünschen es, denen ich mich gern geselle, weil Richter auch in dem für ihn schlimmsten Falle nicht die Hauptperson in vorliegender Sache vorstellt; aber die Sache selbst bleibt nichts destoweniger das, als was ich sie oben bezeichnete.

Es wäre überflüssig, von der ungeheuern Spannung zu reden, womit ganz Wien die Enthüllungen des irdischen „dies irae" erwartete und sich auf die Anklageschrift des Staatsanwalts stürzte; besagte Schrift hat aber dem größten Theile der Leser eine Enttäuschung bereitet. Man war auf die Eröffnung gefaßt gewesen, Richter habe Millionen mit Turiner Griffen sich zugeeignet und den Spießgesellen Hunderttausende zukommen lassen; statt dessen dreht sich die Anklage im Hauptpunkte um etwa 20 bis 30,000 Gulden, womit er den Freiherrn von Eynatten bestochen haben soll, während die anderweitig ihm schuldgegebenen Durchsteckereien theilweise sich um ganz lumpige Summen drehen und nirgends sieben Zifferstellen erreichen, von denen das Gerücht geträumt. Indessen hat diese Täuschung nicht die allgemeine Theilnahme niedergeschlagen. Diese ist munter geblieben nach wie vor; die drei Hauptpersonen, um die es sich handelt — Bruck, Eynatten, Richter — scheinen bei alledem immerhin noch der Mühe des Aufpassens werth. Auch steht der Proceß Richter mit Parteileidenschaften in nicht allzu loser Verbindung. Die Anhänger des nicht einheimischen Liberalismus suchen vom Rufe des so unselig von dannen gefahrenen Finanzministers bei jeder Gelegenheit zu retten, was von den Trümmern noch zu bergen ist; wieder andere sind bemüht, Richter als ein Opfer des Strebens darzustellen, die Schmach, welche Eynatten der Uniform zugefügt, auf den bürgerlichen Rock abzuwälzen. Näheres brauche ich in Bezug auf die allgemeine Stellung der Parteien hier wohl nicht hinzuzufügen; es wird hinlänglich bekannt seyn, wie sie seit dem 21. Oktober sich gruppirt haben, während die weiteren Entwicklungen, Schwenkungen, Zettelungen künftigen Schilderungen vorbehalten bleiben — in diesen Blättern, so weit sie das Alltagsleben unmittelbar beeinflussen.

Ich gehe zur Darstellung der Sachlage über, wie sie aus der Auffassung des Anwaltes der Krone erhellt, der im Eingange seines Vortrages vor allem den Ton darauf legte, daß die schmerzlichste Entrüstung im ganzen Reiche laut wurde, sobald man erfuhr, daß ein Mann in Eynattens Stellung, beehrt mit dem Vertrauen des Kaisers, das Vaterland zur Zeit der bittersten Noth und der hingebendsten Opferwilligkeit betrogen habe, betrogen aus schnöder Habsucht. Als Generaldirektor der ökonomischen Angelegenheiten des Armee-Obercommandos hatte er vom Kaiser (unter dem 22. April 1859) die erbetene Vollmacht erhalten: „bei Sicherstellung der Bedürfnisse für das Heer von den Vorschriften für gewöhnliche Zeiten abzugehen, um nach seinem Ermessen mit der Creditanstalt oder mit vertrauenswerthen Männern sich unter der Hand zu verständigen." In Folge dessen sorgte Eynatten für Lieferungen, aber auf eine sowohl für ihn als für die Lieferanten strafbare Art mit Verletzung seiner Amtspflicht und unter Mißbrauch der Amtsgewalt. Die ersten Angaben darüber tauchten in Form dumpfer Gerüchte auf, nachdem er (am 4. Oktober 1859) eine Urlaubsreise nach Paris angetreten. Seine Stelle eines Generaldirektors ward anderweitig besetzt. Er selbst, hieß es, befinde sich auf der Flucht. In Folge eines Telegramms seiner Frau kam Eynatten am 3. Dec. zurück und bat beim Kaiser persönlich um eine Untersuchung. Die Bitte ward gewährt und schon am 8. Dec. der betreffende Ausschuß eingesetzt.

Kaum waren acht Tage vergangen, als der Ausschuß bereits wußte, daß Eynatten vom 1. Okt. bis 4. Dec. bei der Creditanstalt 25 Stück Nordbahnaktien, 22,000 fl. C.-M. in Metalliques und 12,000 fl. in ungarischen Grundentlastungsverschreibungen hinterlegt hatte, wo sie unter der Aufschrift „reines Depot," also als unbelastete Einlage zur Aufbewahrung gebucht waren. Bei der bekannten und polizeilich festgestellten Ueberschuldung des Eynattschen Ehepaares konnte der kriegsrechtliche Ausschuß nicht umhin, den Besitz eines solchen Betrages für auffallend zu halten. Befragt, gab Eynatten an: behufs seiner Urlaubsreise habe er vom Direktor Richter einen Creditbrief von 20,000 Francs erhalten und dafür das Vermögen seiner Frau zum Pfande gegeben. Dieses Pfand war am 4. December von der Creditanstalt zurückgegeben, aber von Richter in Verwahrung behalten worden, der es erst am 20. December ausfolgte. Frau von Eynatten sagte (insgeheim von ihrem Gemahl dazu angewiesen) am 18. December aus, die Werthpapiere seyen ihr persönliches Eigenthum, die 25 Stück Nordbahn habe Richter in ihrem Auftrage für 40,000 fl. an der Börse gekauft.

Das war offenbar unrichtig; eben so unrichtig die Angabe Richters (vom 8. Januar 1860), er habe, nachdem er im Juni die 25 Aktien gekauft, im Juli 34,000 fl. von der Baronin dafür erhalten. Er erbot sich damals, diese Aussage eidlich zu erhärten. Der Beweis ihrer Unrichtigkeit ergab sich aus den Büchern der Creditanstalt. Die Papiere waren am 15. Juli 1859 um 45,634 fl. von Seiten der Anstalt gekauft, unter dem Namen „J. C. Ritter" gebucht und am nächsten Tage an Richter ausgefolgt worden, welcher den Betrag dafür erlegt hatte. Trotz ihrer geheimen Verabredungen unter sich, wozu sie, auf freiem Fuße befindlich, alle Muße hatten, verwickelten sich Eynatten, seine Frau und Richter in dergestalt unlösbare Widersprüche, daß die Dame endlich bekennen mußte, die hinterlegten Papiere seyen nicht ihr Eigenthum. Nun gab Eynatten an, er habe dem Direktor Richter 20,000 fl. übergeben, um „Nordbahn" zu kaufen, und zwar für die Baronin. Aufgefordert, sich über den Ursprung dieser Summe auszuweisen, kam der „aere alieno perditus" dergestalt in die Sackgasse, daß sein Verbrechen offenbar wurde. Er hatte sich bestechen lassen. Seine Geständnisse waren jedoch nur theilweise; sie beschränkten sich darauf, daß er von einem Juden Namens Jung in mehreren Posten 39,000 fl. erhalten habe. Damit waren noch nicht einmal die bei der Creditanstalt hinterlegten Werthe gedeckt, auch wenn Metalliques und die Grundentlastung zum niedrigsten Curse gekauft worden, und Richter blieb verdächtig, dem General Eynatten einen Schandlohn von 26,101 fl. erlegt zu haben, was er auch zugesteht, nur mit dem Vorbehalt: er habe anfangs gemeint, den Mehrbetrag über 20,000 fl. für die 25 Nordbahnaktien dem General vorzuschießen, hernach aber sich entschlossen, der Baronin die Summe zu schenken. Nach seiner Aussage erlaubten ihm seine Verhältnisse, ein solches „cadeau" zu machen. Jedenfalls steht die Thatsache fest: im Frühjahr 1859 äußerte Eynatten gegen Richter den Wunsch, der Baronin Nordbahnaktien zu kaufen, gab dann später 20,000 fl., die er durch unerlaubte Geschäfte gewonnen, in Richters Hände, und nahm dafür 25 Stück Nordbahn im Werthe von mehr als 45,000 fl. entgegen, ohne ein Wort über den Mehrbetrag zu verlieren.

Obschon Eynattens Geständnisse sich auf die oben angeführten Umstände beschränkten, und obschon er unmittelbar vor seinem gewaltsamen Ende in der Nacht vom 7. zum 8. März d. J. schriftlich die Schuldlosigkeit Richters betheuerte, so wurde dieser nichtsdestoweniger eingezogen und in Untersuchung genommen, deren Ergebniß ein Anklagebeschluß war, der sich in der Hauptsache auf die eben vorgebrachte Angelegenheit begründet, aber auch noch andere Verbrechen in Rechnung bringt. Der Staatsanwalt beschuldigt den Franz Richter, Hauptdirektor der Creditanstalt für Handel und Gewerbe, Fabrikbesitzer, Inhaber des Ordens der eisernen Krone dritter Klasse, 52 Jahre alt, katholisch, verehelicht, Vater von sechs Kindern: des theils versuchten, theils vollbrachten Betruges und der vollbrachten Verleitung zum Mißbrauche der Amtsgewalt, — Verbrechen, welche im Strafgesetzbuche vorgesehen sind. Mit Richter ist sein Fabrikaufseher Krumbholz als Mitschuldiger angeklagt, den Staatsschatz und Privatleute betrogen zu haben. Der dritte Angeklagte, Bayer, gewesener Agent Richters, ist der „Uebertretung" der Verleitung zum Mißbrauch der Amtsgewalt beschuldigt. Hier ist zu wissen, daß das Strafgesetzbuch unter Uebertretung einen minderen Grad des Verbrechens versteht.

Es wird sich von selbst verstehen, daß ich auf die untergeordneten Punkte der Anklage hier gar nicht eingehe. Wenn man vernimmt, daß nach der Anklageschrift die Lieferungen für das Heer großentheils sehr schlecht ausgeführt, daß die Unterlieferanten von Richter gedrückt und geschädigt wurden, und daß ohne Eynattens mächtigen Schutz gar manches, was geschah, nicht geschehen konnte, so genügt dieß zum Verständniß. Höchstens könnte man noch an die bekannte Thatsache erinnern, daß Eynatten nach Beendigung des Feldzuges noch Unterschleife mit Entschädigungen für bestellte und im Zuge gewesene Lieferungen gewähren ließ, und daß Richter auch hiebei Gelegenheit gefunden haben soll, die Unterlieferanten zu verkürzen.

Zu den untergeordneten Punkten jedoch ist derjenige Theil der Anklage wohl nicht zu zählen, welcher sich auf den Freiherrn von Bruck bezieht, wiewohl dieser Name nur schattenhaft im Hintergrunde vorüber zieht. Richter hatte nämlich von Eynatten, „im Einvernehmen mit dem Finanzminister," die Ermächtigung erhalten, Silberwerthe zu kaufen, um sich behufs auswärtiger Zahlungen gegen das weitere Steigen des Agios zu decken; die Zahlungen waren für 1 bis $1\frac{1}{2}$ Million Ellen Zwilch bestimmt, welche im Auslande gekauft werden sollten, obschon sie im Inlande preiswürdig zu haben gewesen wären, und zwar um etwa dreißig Procent billiger. Anfangs Juli kaufte Richter durch die Creditanstalt für Rechnung des Staatsschatzes 20,000 Pfund Sterling zum Curse von 141. Der betreffende Vertrag beruhte, gleichwie ein früherer über die große Getreidelieferung im Werthe von fünfzehn Millionen, auf mündlichen Verabredungen und blieb der Aufsicht auf behördlichem Wege entzogen. Die

Zwilchkäufe wurden, nachdem 1200 Stück in Leipzig genommen, durch den Frieden von Villafranca unterbrochen. Am 18. August übergab Richter dem Obercommando die bezügliche Factura, wobei nebst dem Unterschiede der Valuta alle übrigen Spesen eingerechnet waren, was jedoch nicht hinderte, daß er am 8. November noch eine nachträgliche Forderung von 50,000 Gulden erhob, weil die oben erwähnten zu 141 gekauften Devisen in den Tagen vom 2. bis zum 22. August zu 108 bis 117 losgeschlagen worden. Den Verkauf hatte Bruck angeordnet, wie Eynatten schrieb, als er — aus dem Urlaub zurückgekehrt — eine verlangte Auskunft über diese Sache ertheilte. Man möge sich an den Finanzminister wenden, fügte Eynatten hinzu, und Bruck beantwortete die am 23. December 1859 an ihn gerichtete Anfrage des Obercommandos am 3. Januar 1860 dahin, daß die Forderung richtig und fällig sey. Das Geld wurde ausbezahlt. Nach der Anklage zog Richter vermittelst einer listigen Rückdatirung den größten Theil des Gewinns. Er hatte nämlich am 14. Juli aus Eigenem 12,000 Pfund Sterling (von den 20,000 für Rechnung des Aerars) gestellt; an diesem Tage galt die Devise London 118, acht Tage zuvor hatte sie 141 gegolten, und Richter datirte seinen Ankauf vom 7. Juli her. Die Devise war schon von früher her in seinem Besitz gewesen und er scheint sie auch behalten zu haben, da er stets ausländische Zahlungen für seine Fabrikbedürfnisse zu machen hatte; der Gewinn, den er so nebenbei einstrich, deckte den zu Eynattens Bestechung verwendeten Betrag.

Die Staatsbehörde hat in der ersten öffentlichen Sitzung noch eine nachträgliche Beschuldigung erhoben, die abermals einen Schatten auf das Andenken des Freiherrn von Bruck zu werfen geeignet scheint, ob schon sie unmittelbar nur gegen Richter geht. Bruck wollte den Abschluß des (1859) in London beabsichtigten Silberanlehens dadurch fördern, daß er hier englische Devisen losschlagen und auf auswärtigen Börsen Nationalanlehen aufkaufen ließ. Das geschah für die Creditanstalt durch Richter. Das Geschäft nahm den verkehrten Weg. Richter, von Bruck dazu aufgefordert, suchte den Schaden des Staatsschatzes dadurch geringer zu machen, daß er eigenmächtig hinter dem Rücken des Verwaltungsraths die zu 72 wieder losgeschlagenen Verschreibungen des Nationalanlehens mit 77 eintragen ließ und ungarische Grundentlastung um 2½ Procent niedriger berechnete als er sie für das Aerar angekauft. Daraus ist der Anstalt ein Schaden von 145,000 fl. erwachsen.

Dieser flüchtige Umriß wird meines Erachtens ausreichen, den Standpunkt der Anklage zu bezeichnen. Eben so glaube ich, daß die Einzelheiten der Verhandlung für ferner Stehende von nur untergeordneter Bedeutung seyn können, weßhalb ich den Abschluß meines Berichtes bis nach erfolgtem Spruch vertage. In Wien selbst ist die Theilnahme begreiflicher Weise fortwährend fieberhaft gespannt; man drängt sich massenhaft zum Gerichtssaale, man verschlingt mit dem unersättlichsten Wolfshunger die Sitzungsberichte, man spricht so zu sagen von nichts anderem. Italien und Warschau scheinen vergessen, der Zwist zwischen Ständischen und Constitutionellen ruht, und nur die Bierfrage gibt noch Lebenszeichen. Das Bier ist nämlich urplötzlich theurer geworden und eine Verschwörung zu leidendem Widerstande hat sich gebildet, die täglich größere Verhältnisse annimmt, so daß man bald nicht mehr wird wagen dürfen, in den kleineren Kneipen öffentlich Bier zu trinken, wenn man nicht Spott und Schande erfahren will. Noch ein Schritt weiter und man wird den an die Luft setzen, der seine Sehnsucht nach dem braunen Naß nicht zu verhehlen weiß. Doch so weit wird es hoffentlich nicht kommen; schon verspüren die Gambrinischen Satrapen empfindlichen Schaden und denken an eine heilsame Umkehr.

Literatur.

Die Loreley von Emanuel Geibel.

Wir haben das zierliche Buch mit einigem Befremden aufgeschlagen, denn so, wie wir die Ueberschrift über unsere Besprechung hinsetzten, so ohne alle nähere Gattungsbezeichnung tritt uns die Dichtung entgegen. Das zweite Blatt des Buches gibt uns die wehmüthige Erklärung. Da steht ernst, einsam, wie eine Grabschrift: „Dem Andenken Felix Mendelssohn Bartholdy's," und diese Worte erzählen uns die traurige Geschichte des Buches. Als Operntext für Felix Mendelssohn war es gedichtet, wie uns die Jahreszahl 1846—1847 noch näher bezeichnet; der Tod brach die Tondichtung ab, und nur einzelne Musikstücke waren vollendet, zum Theil aber so unleserlich geschrieben, daß sie unentzifferbar der Nachwelt verloren sind. Das Buch, das uns vorliegt, ist also ein Operntext, und wir könnten nur fragen, weßhalb es der Dichter nicht als solchen bezeichnet hat. Die Antwort wird uns der flüchtigste Blick in die Dichtung geben. Wie die Dedication es bezeugt, war es ein Text für Mendelssohn, aber auch nur für ihn. Mit ihm ist der Zweck der Composition zu Grabe gegangen, und somit ist es der Text zu einer Oper nicht mehr. Aber ist es denn ein Drama, oder ein Epos in dramatischer Form, oder eine Reihe lyrischer Gedichte, um den Faden einer dramatischen Handlung gereiht? Es ist eben von allem etwas, es kommt hie und da einer der Gattungsbezeichnungen näher, ohne den Begriff zu erschöpfen, und doch ist es ein Ganzes, kein Fragment, doch gehört es unserer Literatur als eine ihrer duftigsten Blüthen an, wenn wir auch dem Dichter Recht geben müssen, daß er es nicht näher bezeichnet hat, weil es nicht näher zu classificiren war. Der Kritik ist ihre Aufgabe dadurch freilich erschwert, denn mit welchem Maße soll sie messen, welchen Standpunkt dem Buche gegenüber einnehmen? Es ist eine Dichtung, die sich der gewohnten Einkleidung entzieht, die ihre eigenen Bahnen geht. Will die Kritik mit scharfen Blicken die Form ins Auge fassen, so macht ihr das der Name des Dichters unnöthig, des Dichters, der sich längst den unbestreitbaren Preis vollendeter Form und sicherster Beherrschung der Sprache errungen hat, dessen Dichtungen mit dem vollsten Wohllaut an das Herz schlagen. Wollen wir Charaktere und dramatische Motivirung kritisch beleuchten — wir haben es mit dem duftigsten Vorwurf der Poesie zu thun, mit dem Märchen.

Der Dichter hat die Loreley-Sage ganz selbstständig gestaltet, in einer einfachen dramatischen Handlung. Der Pfalzgraf Otto hat ungekannt die Liebe der schönen Lenore, der Tochter des Schenkwirths Hubert, gewonnen, während seine Vermählung mit der Gräfin Bertha bevorsteht. Die Winzer und Winzerinnen begrüßen den Brautzug, Lenore ist zur Sprecherin erwählt, sie erkennt den Geliebten und seinen Verrath, und gelobt sich dem Rhein als Braut um den Preis der Rache an dem Verräther. Gefeit, mit dämonischer Liebesgewalt geschmückt, tritt sie in die Vermählungsfeier, Otto verstößt die Braut und wendet sich in verbrecherischer Gluth zu Lenoren, die deßhalb als Zauberin vor das geistliche Gericht gestellt wird, das sie zwar freigeben muß, über Otto aber Bann und Interdict ausspricht. Bertha stirbt, Otto im halben Wahnsinn sucht Lenoren, will sie aus dem Kloster reißen, in das sie geflüchtet, und stürzt sich in den Rhein, als sie seine Werbung zurückweist. Lenore verschwindet als Rheinbraut in dem Krystallpalast des Flußgottes.

Dieß der einfache Gang der Handlung, um den sich eine Reihe wunderbar tiefer Liebesklänge, der dämonische Zauber der Geisterwelt und die frischesten Lieder voll Weinluft und Duft der Reben schlingen. Wir wissen nicht, ob wir der Energie im Ausdruck der Leidenschaft, der dämonischen Gewalt des Wortes oder dem vollen Jubelklang des Liedes den Vorzug geben sollen. Am besten lassen wir hier das Gedicht für sich selbst reden, und glauben, daß der Leser nicht trefflicher in die Stimmung des Ortes geführt werden kann, als durch das Lied, mit dem die Winzer ihre Fässer in die Kähne laden:

Hier vom goldnen Rüdesheimer!
Ingelheims Gewächs darnach!
Asmannshäuser sieben Eimer,
Aber zwölf von Bacharach!
Denn zur schönsten Jubelfeier
Will der Pfalzgraf unsern Wein;
Heute holt die Braut der Freier,
Morgen soll die Hochzeit seyn.

Legt die Tonnen fein und sauber,
Daß der Trank sich nimmer trübt,
Und sein Gold den vollen Zauber
Im krystallnen Becher übt.
Jede Vorsicht braucht auf's beste,
Wie's der Blüthe ziemt vom Rhein.
Hohes Fest hat durst'ge Gäste,
Rechter Durst will ächten Wein!

Uns war, als wehte die Luft der weinbekränzten Berge, als rauschte der Athem des deutschen Stromes durch diese Klänge. Dabei ist es ächt dramatisch, durch lyrische Stimmung uns auf den Boden der Handlung zu versetzen, wie das unser größter Dramatiker Schiller im Tell versucht hat; ächt dramatisch ferner ist es, das düstere Bild des Mährchens auf den hellen Goldgrund dieser Stimmung zu malen. Das Finale des ersten Aktes dürfen wir als bereits bekannt annehmen. In die Geisterstimmen der Winde

hinein tritt Lenore mit ihrer Racheforderung und verschenkt sich als Braut dem Rhein. Dieses einzige Musikstück, das uns Mendelssohn vollendet zurück gelassen, ist an vielen Orten aufgeführt und erhält erst durch das Erscheinen der ganzen Dichtung sein Verständniß und neben der musikalischen seine poetische Bedeutung. Schon dieses Musikstücks wegen war der Dichter es dem Publikum schuldig, das ganze Gedicht zu veröffentlichen.

Im zweiten Akt tritt Lenore, mit unwiderstehlichem Liebesreiz bekleidet, in die Mitte des Vermählungsfestes. Sie ist nicht mehr sie selbst, ihr Schwur, ihre Rache hat sie in die Geisterwelt entrückt, sie ist gefeit. Die Stimmung, die dämonische Gewalt, die sie durchglüht, ist nicht kürzer, nicht poetisch erschütternder wiederzugeben, als in den Versen, mit denen sie sich einführt:

Trink, o durstiger Zecher,
Feuriger Trauben Blut!
Trink im schäumenden Becher
Liebeverlangenden Muth!
Heiß durch Herz dir und Sinne,
Durch die lechzenden, rinne
Alle glühende Minne
Alle minnige Gluth!
— — — —

Schönheit steigt auf die Zinne,
Wirft den entzündenden Strahl;
Flammen, Flammen der Minne
Fahren allmächtig im Saal.
Aber im flackernden Scheine
Mit Salamandernatur
Spielt, sich ergötzend, die Eine,
Spielet die Jungfrau alleine —
Hütet Euch nur!

Und ferner, da sie als Zauberin vor dem geistlichen Gericht steht, wie läßt sich Rechtfertigung und Anklage rührender, einfacher, kürzer zusammenfassen, als in den Worten:

Meine schwarze Kunst, das ist mein Schmerz,
Mein Zauber ein gebrochen Herz,
Und Einer weiß, warum.

Wenn wir aus den Liedern der Liebe eines herauswählen sollen, so wird uns in der That die Wahl schwer, und fast müssen wir fürchten, zu weit zu gehen, wenn wir statt einer Besprechung immer nur des Dichters eigene Poesie bringen. Sey es uns jedoch vergönnt, ein Lied Lenorens aus dem dritten Akt zu citiren, das die Stimmung und Situation des Schlusses vollkommen in sich schließt:

Ich habe mein Herz verloren,
Das liegt im tiefen Rhein,
Ihm hab' ich mich verschworen,
Darf keines andern seyn.

Mein Sinn ist schwer, meine Brust ist leer,
Ich kenne nicht Lächeln, nicht Weinen mehr;
Ich habe mein Herz verloren,
Das liegt im tiefen Rhein.

Wie leicht ist Lust verdorben,
Und Lieb' ist eitel Noth!
Mir däucht, ich bin gestorben,
Und bin doch schön und roth.
Wann schlägt die Stunde, wann kommt der Tag,
Da Alles, Alles enden mag!
Ach, leicht ist Lust verdorben
Und Lieb' ist eitel Noth!

Fassen wir den Eindruck der gesammten Dichtung zusammen, so tritt uns in ihr Geibel als Lyriker und als Dramatiker entgegen. Nach beiden Richtungen hin müssen wir ihm den vollen Preis zuerkennen. Wir wüßten keine seiner früheren Gedichte, denen nicht die lyrischen Partien der vorliegenden Dichtung an Wohllaut der Form, an Tiefe der Empfindung, an der unnachahmlichen Poesie des Klanges vollkommen ebenbürtig wären, die sie nicht vielleicht an Energie des Ausdrucks überträfen, und das eben, weil sie zugleich dramatisch sind. Das dramatische Talent des Dichters hat sich uns vielleicht nie so entschieden documentirt als in der Loreley. Die einfache Handlung ist klar aufgebaut, die Situation steigert sich, die Abschlüsse der Akte sind prägnant und drastisch. Dabei ist der Knoten kurz und knapp geschürzt in Wort und Handlung. Es versteht sich von selbst, daß, da die ganze Anlage auf die Composition berechnet war, wir es hier mit einem lyrischen Drama zu thun haben, und daß wir den Maßstab des Operntextes, nicht des Schauspiels anzulegen haben. Ersterer will die Situation in der Empfindung, letzterer in der Reflexion gelöst haben, und beide verhalten sich zu einander wie der Monolog zur Arie. Den Epen in dramatischer Form gegenüber, deren unsere Literatur eine ganze Reihe aufzuzählen hat (und wir können dahin auch den Faust rechnen, trotz seines überragend philosophischen und metaphysischen Elementes), haben wir es hier mit einem lyrischen Gedicht in dramatischer Form zu thun. Diese dramatische Form aber ist vortrefflich und läßt uns in dem populärsten Lyriker der Gegenwart den sichern Dramatiker erkennen.

Weßhalb aber, könnte man fragen, soll die Dichtung, die von Anfang der Composition bestimmt war, nicht diesem Zwecke übergeben bleiben, obgleich der Tod den Meister, dem sie übertragen war, aus der Vollendung seiner Aufgabe herausriß? Wir möchten diese Frage zurückweisen, nicht allein aus Pietät gegen den Meister, dessen Andenken die Dichtung gewidmet ist, und nicht nur weil wir keinen andern Componisten wüßten, der es wagen dürfte, nach Mendelssohn diese, auf dessen ganze Eigenthümlichkeit berechnete Aufgabe zu lösen — wir weisen sie zurück nach dem Wesen des ganzen Gedichtes. Die Loreley ist eben kein Operntext in gewöhnlichem Sinne des Wortes,

und wir zweifeln, daß selbst Felix Mendelssohn die Composition vollendet haben würde, ohne manchen Zauber von der Poesie des Werkes zu streifen, wenn er auch hie und da manche Situation durch die Harmonie der Töne illustrirt hätte. Das Werk ist poetisch zu bedeutend, zu sehr schon componirt durch den Wohllaut des Verses, als daß es nicht gedeckt und erdrückt worden wäre durch die Zuthat der Melodie. Der Gesang, selbst in seiner höchsten Vollendung, müßte uns nothwendig vieles von dem Zauber des Gedankens und seines Ausdruckes verwischen, wenn er nicht selbst im Kampfe mit diesem unterläge und erblaßte. Viele Partien des Gedichtes vertragen für die dramatische Vorführung absolut nicht die Zugabe der Musik, und können nur durch die Recitation zur Geltung kommen, während andere freilich der Musik nicht entbehren können.

So müßten wir also auf die dramatische Aufführung einer Dichtung verzichten, die wir gerade in dramatischer Beziehung als besonders glücklich bezeichnen mußten, die uns außerdem als eine der edelsten und poetischsten Blüthen der deutschen Dichtung entgegen tritt, wenn sich nicht ein Ausweg finden ließe, und mag es freilich nicht leicht seyn, den Pfad dazu zu bahnen, so erscheinen uns doch die Schwierigkeiten nichts weniger als unüberwindlich. Nicht ohne Absicht haben wir oben an den Faust erinnert, den Goethe lange Jahre selbst für unaufführbar hielt, und der jetzt auf jedem Repertoir steht. Die Darstellung der Loreley, an die der Dichter seit dem Tode seines musikalischen Freundes sicher selbst nicht dachte, erscheint uns als eine würdige Aufgabe jener Bühnen, die über die reichen Mittel glänzender Ausstattung zu gebieten haben, und mit der Beihülfe der Musik und des Tanzes das ergreifende Mährchen vorzuführen im Stande sind. So wenig wir dem modernen Ballet das Wort zu reden gesonnen sind, so sehr müssen wir hier eine Gelegenheit für dasselbe erblicken, ächt poetischem Zwecke zu dienen. Was die Musik betrifft, so kann man uns einwenden, daß wir sie jetzt auf einmal verlangen, während wir sie früher zurückwiesen, doch befinden wir uns in keinem Widerspruch mit unserer früher vertretenen Ansicht. Die Musik soll eintreten, wo die Situation sie fordert, in den Liedern, Chören, Märschen, in den Geisterstimmen. Sie soll an einzelnen Stellen die melodramatische Begleiterin der Recitation seyn, an andern dieser ganz das Feld räumen. Die Hauptschwierigkeit würde immer in der Darstellung der Hauptrolle liegen. Sie erforderte eine Sängerin, die zugleich die dramatische Darstellung und die Recitation beherrschte, und da ist zu bedauern, daß unsere neuere Schule nur noch Opernsängerinnen oder Schauspielerinnen bildet, und daß die Zeit der Friederike Bethmann, der Corona Schrötter, der Caroline Jagemann, ja selbst der Schröder-Devrient vorüber ist, aber auch vor diesem Hinderniß würden wir nicht zurückschrecken, und wüßten Künstlerinnen an den deutschen Bühnen zu nennen, mit denen der Versuch zu wagen wäre. Als Beispiel nennen wir Johanna Wagner.

Es würde zu weit führen, wollten wir hier dem Regisseur, der aber zugleich Dichter seyn müßte, dem Componisten, dem Balletmeister und den Darstellern unsere Ansichten aufdrängen. Genug, wir halten das Gedicht für aufführbar, noch mehr, wir halten es für Ehrensache der deutschen Bühnenleiter, ihre Kräfte an diese freilich ungewöhnliche Aufgabe der Bühne zu wagen, Ehrensache in Rücksicht auf das Gedicht und auf den Dichter. Einstweilen aber müssen wir es dem Leser an's Herz legen, und da der Dichter dem Publikum nicht mehr empfohlen zu werden braucht, einfach aussprechen, daß er sich mit der Loreley ein neues Blatt in den vollen Kranz gewunden hat, den ihm die Gegenwart längst zuerkannte.

Correspondenz-Nachrichten.

Newyork, Oktober.

Aussichten auf die Präsidentenwahl. — Epidemische Angst im Süden. — Convention of Infidels.

Immer glänzender gestalten sich die Aussichten, daß am 6. November ein glorreicher Sieg der Republikaner der Herrschaft der Sklavenhalter und dem nichtswürdigen, treulosen und feigen Regiment der Demokraten des Nordens ein Ende machen wird, welches seit nunmehr fast acht Jahren das Land mit Schande bedeckt und es zum Gegenstand der Verachtung anderer Nationen gemacht hat. Am 9. Oktober fanden in Pennsylvanien, Ohio und Indiana die Wahlen für die Staatsämter statt, welche immer einen fast zuverlässigen Maßstab für das Ergebniß der Präsidentenwahl in diesen Staaten abgeben, und in allen erlitten die Demokraten eine unerhörte Niederlage, am unerhörtesten aber in Pennsylvanien, das früher als das Bollwerk der Demokratie im Norden galt. Die reichen Newyorker Kaufleute zittern für das Wohlwollen ihrer Kunden im Süden, für den einträglichen afrikanischen

Sklavenhandel, den sie nur durch das gefällige Augenzudrücken der demokratischen Behörden bis jetzt ungestraft und ungehindert in solcher Ausdehnung betreiben konnten, daß im Laufe eines Jahres nicht weniger als fünfzig Sklavenschiffe aus dem Hafen von Newyork ausgelaufen sind; sie bieten deßhalb ungeheure Summen auf, um Stimmen für ihre Candidaten aufzukaufen. In der Stadt Newyork, wo der Abschaum aller Nationen zusammenströmt, und besonders der roheste, unwissendste und ausgeartetste Theil der irländischen Bevölkerung sich stets zu bereitwilligen Werkzeugen der Demokraten hergegeben hat, und durch Anzahl eine mächtige Bundesgenossenschaft bildet, mag das Werk der Bestechung auch dieses Jahr wieder mit Erfolg betrieben werden, allein es vermag nichts gegen die überwältigende republikanische Majorität des Staates, der sich schon im Jahre 1856 für Fremont erklärte und — der bevölkertste in der Union — durch die fünfunddreißig Stimmen, die er bei der Wahl abzugeben hat, eine Hauptstütze der republikanischen Partei bildet.

Eines der glänzendsten Schauspiele, die man seit langer Zeit gesehen, wurde den Einwohnern von Newyork vor kurzem in einem großartigen Fackelzug der Wide Awakes geboten. Dieß ist der Namen, welchen die Mitglieder der republikanischen Clubs sich seit dem Anfang des dießjährigen Wahlkampfes beigelegt haben, ein Namen, der eigentlich unübersetzbar ist, da er in der wörtlichen Uebertragung „Weit-Aufgeweckte" alle Kraft verliert. Die Wide Awakes haben sich für ihre öffentlichen Demonstrationen eine eigene Uniform erwählt, bestehend in einem kurzen ledernen Mantel und einer ebenfalls ledernen Mütze. Ueberall, wo es Wide Awakes gibt, hatten sie zwar schon früher Fackelzüge veranstaltet, doch waren dieselben lokal geblieben, und es wurde beschlossen, endlich eine Demonstration in großartigem Maßstab zu machen und die Wide Awakes aus allen Theilen des Landes zur Theilnahme einzuladen. Aus Connecticut, Maine, Rhode-Island und Newjersey und aus vielen Orten des Staates Newyork hatten sich die Clubs eingefunden, und am 3. Oktober genoß man das prachtvolle Schauspiel eines Fackelzuges von fast 20,000 Mann, welche, sechzehn in einer Reihe, einen wahren Lichtstrom bildeten. Der Anblick war unbeschreiblich malerisch. Jede einzelne Organisation hatte ihre eigenen Fahnen, Banner, Embleme und Mottos, ihren eigenen Anführer und ihre Musikbande. Die Marschälle oder Ordner des Zuges waren reich mit Goldstickereien, wehenden Federn und glänzenden Sternen geschmückt und die Uniformen strahlten in den verschiedensten Farben, da manche Compagnien blaue, andere rothe, gelbe, schwarze oder übersilberte Mäntel und Mützen trugen, welche im Licht der Fackeln einen brillanten Effekt machten, der noch durch zahllose Raketen, Roman Candles und anderes Feuerwerk erhöht wurde. — Einen höchst wohlthuenden Eindruck machte der Anstand und die Ruhe, welche ohne Ausnahme von den Wide Awakes beobachtet wurde. Kein wildes, rohes Gebrüll, keine Ausbrüche von Pöbelhaftigkeit, wie sie bei allen demokratischen Demonstrationen unvermeidlich und unabänderlich vorfallen, störten den imposanten Eindruck. Keine der gewöhnlichen Carricaturen auf politische Gegner oder der bitteren, oft so gemeinen Ausfälle in den Inschriften, welche die Banner sonst bei derartigen Gelegenheiten zu verunzieren pflegen, waren an diesem Abend sichtbar. Es war augenscheinlich die beste Classe, der wahre Kern des Volkes, welcher hier vertreten war. Man hatte ernstliche Störungen von Seiten der demokratischen Rowdies befürchtet, und in der That verfehlten die Banden, welche die five Points und ihre Nachbarschaft unsicher machen, die sogenannten Dead Rabbits und Short Boys, die schon so oft ernstliche Straßengefechte veranlaßten, auch nicht sich zu sammeln und den Zug mit Zischen, Drohungen und Schimpfreden zu begrüßen. So mächtig jedoch war der Einfluß der Ruhe, Würde und Ueberlegenheit der Republikaner, daß selbst die Rowdies davon überwältigt wurden und außer einigen pöbelhaften Ausrufungen und Flüchen keine erheblichen Störungen vorfielen. Nur aus einem Hause wurde feige und niederträchtig ein Ziegelstein geworfen, durch den einer der Fackelträger eine ernstliche Verletzung erlitt. — Wenige Tage darauf fand eine große demokratische Versammlung statt, mit der ebenfalls ein Fackelzug verbunden war, und hier hatte man die schönste Gelegenheit, Vergleiche anzustellen. Einen grelleren Contrast konnte es nicht geben; es war eine wahre Orgie pöbelhafter Ungebundenheit. Mehrere Theilnehmer des Zuges versuchten mit ihren Raketen eine republikanische Fahne in Brand zu stecken, welche über der Straße hing, und als sie sich auf Broadway dem Hauptquartier der republikanischen Clubs näherten, griffen sie die harmlos dort auf dem Trottoir versammelten Mitglieder desselben unversehens an und es kam zu so stürmischen Auftritten, daß die Polizei einschreiten mußte und nur mit Gewalt die Ruhe herstellen konnte. Bis jetzt hat die Demokratie das ihr inwohnende Element der Gemeinheit und Rohheit noch bei keiner Gelegenheit verläugnet und es erscheint in Wahrheit unbegreiflich, daß ein einigermaßen gebildeter und nicht ganz verwahrloster Mensch — gleichviel, was seine politischen Ansichten — nicht von Widerwillen und Abscheu erfüllt werden sollte.

In schneidendem Contrast mit der freudigen Aufregung, die im ganzen Norden die große Masse der Nation im Vorgefühl des nahen Sieges erfüllt, steht die ohnmächtige Wuth der Sklavokratie im Süden, und nicht genug, daß sie den Verlust ihrer politischen Macht und ihres bisherigen Uebergewichts unvermeidlich und nahe vor sich sieht, leidet sie einmal wieder an ihrer alten Krankheit, dem panischen Schrecken vor einer angeblichen Sklaveninsurrektion. Man möchte diese Angst ein chronisches Uebel nennen, welches sich zwar nicht in allen Theilen des Landes zu gleicher Zeit zeigt, aber gleich einem Krankheitsstoff, der im Körper herumzieht und bald ein Organ, bald das andere ergreift, von einem Ende der Sklavenstaaten zum andern wandert, aber fast niemals aufhört, sie in diesem oder

jenem Winkel zu quälen. Während des Sommers herrschte ein solcher panischer Schrecken in Texas. Mehrere Menschen wurden gehängt, andere mißhandelt, getheert und gefedert und aus dem Staat vertrieben, und eine große Zahl von Negern gemordet, ohne daß irgend welche Thatsachen an's Licht gekommen wären. Gegenwärtig ist das Uebel von neuem in Norfolk, in Virginien aufgetreten und scheint für den Augenblick in denjenigen, welche davon befallen sind, alle Urtheilskraft und Geistesgegenwart dergestalt zu vernichten, daß sie durch die lächerlichsten und abgeschmacktesten Erfindungen bis an die Grenze des Wahnsinns getrieben werden. Dieß war der Fall in Texas, wo man das Gerücht ausgebreitet hatte, die Neger seyen mit ungeheuern Massen Strichnyn versehen, mit dem sie beabsichtigten die Brunnen zu vergiften und dadurch die ganze weiße Bevölkerung auszurotten. Die Geschichte, welche jetzt Norfolk und seine Umgegend in fieberhafter Aufregung erhält, ist gerade eben so wahrscheinlich und glaubwürdig; man erzählt sich nämlich schreckenbleich, daß nächstens ein Schiff ein Heer von Abolitionisten, wohl mit Waffen und Munition versehen, an's Land setzen würde, welche kämen, um die Sklaven mit Gewalt zu befreien. An der Spitze soll ein freier Neger, genannt Dick Ryan, stehen. Hätte es mit dem panischen Schrecken sein Bewenden, so könnte man aus der Ferne mit Behagen zusehen und noch seine Schadenfreude an den selbstbereiteten, wohlverdienten Qualen der Sklavokratie haben, allein wie immer bei solchen Anlässen sind es die Hülflosesten und Unterdrücktesten von allen, die Sklaven und die freien Neger, auf welche die ganze Wucht des Unheils fällt, und ein System des Schreckens und der Tortur wird gegen sie in Anwendung gebracht, so fürchterlich, als nur die Inquisition im Mittelalter es aufzuweisen hatte. Auf die unverbürgtesten Gerüchte hin werden Sklaven wie freie Neger in Massen ergriffen und durch die Peitsche gezwungen, alles zu gestehen, was man von ihnen hören will, und eben so summarisch werden die angeblichen Verschworenen und ihre Mitschuldigen auf das Gewicht dieser mit der Peitsche erzwungenen Geständnisse entweder todtgepeitscht oder gehängt. Auch Mord aus Irrthum oder auf bloßen Verdacht hin kommt fortwährend vor. Ein armer irländischer Arbeiter wurde von einer Patrouille niedergeschossen, für kein anderes Vergehen, als weil er bei ihrem Herannahen davon lief, eben so ein freier Neger, der es rathsamer fand, die Flucht zu ergreifen, als sich wegen angeblich brandstifterischer Aeußerungen verhaften zu lassen. Die eifrigsten Nachforschungen werden nach dem fürchterlichen Dick Ryan angestellt, ein Wesen, dessen Existenz mindestens so unverbürgt ist als die der Seeschlange, und es ist keineswegs unwahrscheinlich, daß eines Tages irgend ein armer Neger von einem Vagabunden als dieses gräßliche fabelhafte Unthier erkannt und auf dem Fleck an den nächsten Baum gehängt wird. Die Sklavenhalter selbst räumen ein, daß ein solches Schreckenssystem zur Aufrechthaltung der Sklaverei nothwendig sey, nichtsdestoweniger aber behaupten sie, dieselbe sey der größte Segen für den Sklaven wie für seinen Besitzer und das ganze Volk; indessen geben selbst ihre eifrigsten Vertheidiger im Norden zu, daß es nicht eben sehr angenehm sey, unter einer Bevölkerung zu leben, welche jeder Wicht oder Dummkopf in jedem beliebigen Augenblick in solche wahnsinnige Angst zu versetzen die Macht hat, wo die öffentliche Ruhe von den Bekenntnissen abhängig ist, die einem Sklaven mit der Peitsche dictirt werden, und der ruhigste Einwohner zu jeder Zeit der Gefahr ausgesetzt ist, wegen angeblich abolitionistischer Gesinnungen oder wegen des bloßen Besitzes irgend eines im Süden mißliebigen Buches mißhandelt, in's Gefängniß geworfen, ja wohl gar gemordet zu werden.

Vor einigen Tagen fand hier eine Versammlung der Freidenker, „Convention of Infidels," statt. Mit dem Namen Infidels werden alle diejenigen belegt, welche sich keiner der herrschenden Sekten anschließen, und unbekümmert um Kirche und Geistlichkeit ihren eigenen Weg gehen. Hier, wo die Religion unter den Massen fast ganz Modesache ist, und außerdem als Mittel benutzt wird, Stellung und materiellen Gewinn zu erlangen, wo tausende einen Freidenker für nicht viel besser als einen Mörder, oder mindestens als einen Räuber ansehen, gehört bedeutender moralischer Muth dazu, in entschiedene Opposition mit den Vorurtheilen der Majorität zu treten; ja, viele würden sich schon scheuen, in einer solchen Versammlung nur gesehen zu werden. Trotz des Anathems hatte sich eine zahlreiche und augenscheinlich überaus anständige und gebildete Versammlung eingefunden. Die Redner waren größtentheils ältere Männer mit den Spuren eigenen Denkens in den gefurchten Gesichtern, die sich nach und nach aus den Banden beengenden Sektenwesens herausgearbeitet hatten. Auch Ernestine Rose, jene ausgezeichnete Frau, deren ich schon früher zu erwähnen Gelegenheit hatte, und welche jederzeit auf der Seite des Fortschritts anzutreffen ist, nahm an den Verhandlungen lebhaften Antheil. Der Zweck der Versammlung war, über die geeignetsten Maßregeln zu berathen, durch welche die Massen von dem verdummenden Einfluß einer heuchlerischen, gesinnungslosen und feigen Geistlichkeit zu befreien seyen, und dadurch Sittlichkeit, allgemeine Menschenliebe und Fortschritt zu befördern. Eine Reihe von Beschlüssen wurde zu diesem Zweck beantragt, über welche höchst belebte Discussionen stattfanden. Einigemal erhoben sich unter den Zuhörern Opponenten, die mit der höchsten Geduld und Höflichkeit angehört wurden. Einer unter andern griff die ganze Convention in so heftigen, groben und beleidigenden Ausdrücken an, daß er in jeder andern Versammlung wahrscheinlich hinausgewiesen worden wäre. Man gab ihm jedoch volle Zeit seinen Zorn auszulassen, und sobald er geendigt hatte, wurde er von einem alten Herrn mit langem weißem Bart und Haar, seltsam scharfen Zügen und nicht weniger scharfer Logik dergestalt überwältigt, daß er sich später nicht mehr hören ließ. — In Deutschland wirkt man zumeist durch Bücher, hier durch öffentliche

Versammlungen, Reden und Debatten, und wenn dadurch auch nicht so viel tieferes Nachdenken hervorgerufen wird, so läßt sich doch nicht läugnen, daß viele, die nicht Geduld, Gründlichkeit oder Zeit genug haben, um Werke höheren Inhaltes zu lesen, durch das Anhören verständiger Reden zum Selbstdenken angespornt werden.

Ich kann nicht schließen ohne noch eines „Ratifikationsmeetings" der deutschen Republikaner zu erwähnen. Karl Schurz war der Hauptredner des Abends und erregte stürmischen Enthusiasmus. Er ist einer der glänzendsten Redner selbst hier, wo Rednertalent recht eigentlich zu Hause ist. Er besitzt bedeutenden Gedankenreichthum, eine glänzende Diction, unwiderstehlichen Witz und Humor, und spricht mit einer Leichtigkeit und Gewandtheit, welche um so größern Eindruck macht durch die Frische und Natürlichkeit, welche über seinem ganzen Wesen ausgegossen sind. Da ist nichts Gekünsteltes, nichts mühsam Gesuchtes, alles ist unmittelbar und frisch und scheint das Ergebniß des Moments zu seyn. Er beleuchtete und widerlegte die kurz zuvor in einer Versammlung der deutschen Demokraten gefaßten Beschlüsse, welche er so zerlegte, daß in der That nichts davon übrig blieb als der Name. Mehr und mehr begreifen die Deutschen ihre Stellung hier und gehen von der sogenannten Demokratie zum Republikanismus über.

Wien, Oktober.

Requiem zur Erinnerung an Pimodan. — Fest für die Kreuzfahrer.

Auch hier, wie überall wo irgend nur Katholiken wohnen, ist ein feierliches Todtenamt für die in der Schlacht von Castelfidardo Gefallenen gehalten worden. Die kaiserlichen Erzherzoge, der Herzog von Modena, der Erzherzog von Este sammt vielen Generalen, so wie eine ziemlich bedeutende Anzahl von päpstlichen Offizieren, welche aus der Gefangenschaft kamen, wohnten dem Requiem bei, welches der päpstliche Nuntius celebrirte. Der Name, welcher im Gebet am meisten genannt worden seyn mag, war der Pimodans. Dieser tapfere Krieger, aus Frankreichs edelstem Blute entsprungen, hatte die Sporen unter Oesterreichs Bannern verdient und war in der an Helden so reichen Zeit von 1848 und 1849 zu den ausgezeichnetsten Offizieren des kaiserlichen Heeres gerechnet worden. Als einen Krieger habe ich ihn nie mit Augen gesehen. In meinem Gedächtniß lebt er fort als der rosenwangige Knabe von acht bis neun Jahren, den ich im Kreise blühender Geschwister vor beinahe drei Jahrzehnten traf. Sein Vater, damals ein Mann in der Blüthe seiner Jahre, hatte Frankreich nach der Julirevolution verlassen. Der kirchlichen Erinnerungsfeier für die edeln Todten folgte am nächsten Tage ein gemüthliches Fest für die mit dem Leben entronnenen Opfer des unerhörtesten Verrathes. Der Tag war durch ein zufälliges Zusammentreffen der Umstände ein geweihter. Am Morgen war das große Ereigniß vom 21. Oktober eingetreten, wovon ich in meinem vorigen Briefe gesprochen habe. Hier füge ich nur noch hinzu, daß der Kaiser, als er Abends von Schönbrunn zum Nordbahnhofe fuhr, um sich nach Warschau „einzuschiffen," (man erlaube mir das Wort) alle Häuser auf seinem Wege durch die Vorstädte und die Stadt erleuchtet sah. So in der Stadt am Kohlmarkt, am Graben, am Stephansplatz, in der Bischofs- und Rothenthurmgasse. Die Leopoldstadt spiegelte sich mit tausenden von Lichtern im Donauarm. Nicht minder glänzten die Jägerzeil und der aufgeputzte Bahnhof. Die gedrängten Massen brachen beim Erscheinen des Kaisers überall in begeisterten Jubelruf aus. Und dieser Jubel hat sicherlich bessere Aussichten für die Haltbarkeit seiner Gründe als ein gewisser Freudenrausch an einem berüchtigten Märzabend, nachdem Ferdinand der Gütige „alles bewilligt" hatte und mit dem damaligen Thronfolger Erzherzog Franz Joseph durch die erleuchteten Gassen in offenem Wagen fuhr, begrüßt von den Herzensergießungen einer Stadt, die nur allzubald die natürlichen Folgen der von kindlicher Güte ohne Ueberlegung gewährten Zugeständnisse erfahren sollte. Einen großen Theil seiner früh gereiften Einsicht verdankt der Kaiser zweifelsohne den besagten Folgen jenes Märztages. Er wird keine Studentenherrschaft und Arbeiterkrawalle, keine Barrikaden und Gassenmetzeleien heraufbeschwören, wie sein gütiger Oheim; darum schmeichelt er nicht dem Pöbel in die Wette mit den Feinden der Ordnung, darum stellt er nur die gerechten Begehren der Vernünftigen und Getreuen zufrieden, und eben deßhalb wird sein Werk Bestand haben. Die Märzverfassung von 1848 hat durch den Pfuhl der rothen Pöbelherrschaft zur eisernen Säbelherrschaft und dann zum starren Schreiberzwang geführt; die Oktoberverfassung von 1860 wird zur Freiheit führen,

wenn auch nichts weniger als auf gebahnter Straße, aber doch nicht durch den Sumpf der völligen Auflösung und Zersetzung alles Gemeinwesens.

Doch zurück zum Feste für die Kreuzfahrer. Eine bedeutende Anzahl von Einwohnern Wiens hatte sich zusammengefunden, um es zu veranstalten und ihm beizuwohnen. Zum Festordner war der unermüdlich rührige Franz Breither, Ritter des päpstlichen Sylvesterordens, bestellt. Im bürgerlichen Leben ist Breither Fabrikant und Kaufmann. Er hat den „Oesterreichischen Volksfreund“ auf seine Kosten und Gefahr gegründet; auf seine Kosten und Gefahr führt er als verantwortlicher Herausgeber das Blatt seit beinahe fünf Jahren fort. Der Gartensaal beim Sperl war für den Abend bestellt worden, und mit gutem Vorbedacht kein schwelgerisches Gelag, sondern ein anständig bescheidenes Mahl angeordnet worden.

Im Hauptgebäude des Sperl gab es Spiel und Tanz. Der Eingang wimmelte von Halbgesellschaft in sonntäglichem Aufputz. Die Omnibus mit der Aufschrift „Sperl“ auf der Laterne rasselten überfüllt auf dem Pflaster daher. Fiaker und Comfortables spieen zerknitterte, zusammengepreßte Reifröcke aus, die sich sofort wieder aufbauschten. Hinter dem Hauptgebäude liegt ein ziemlich geräumiger Baumgarten, der in der schönen Jahreszeit von Tischen und Stühlen für die Gäste besetzt ist, für deren Anzahl sie nicht immer genügen. Im Hintergrunde öffnet sich ein langer schmaler Saal, eigentlich eine breite Galerie, nach der Gartenseite zu verglast. Ich habe in diesem Raume schon Bälle und andere Kurzweil gesehen; dießmal hielten ihn zwei lange Tafeln besetzt, an der obern Seite durch eine dritte verbunden. Für die Zahl der Gäste waren sie schier nicht ausreichend, trotz ihrer ausgiebigen Länge von einem Ende zum andern des stattlichen Raumes. Die Mehrzahl der Stimmführer und hervorragenden Mitglieder des Severinusvereins und seiner Zweigvereine hatte sich eingefunden. Von den hier anwesenden päpstlichen Offizieren wird wohl keiner gefehlt haben. Es war eine hübsche Anzahl beisammen. Ihr Heergewand entspricht in Schnitt, Farbe, Abzeichen der französischen Uniform. Der Schnitt ist sehr kleidsam, die Beinkleider gefallen mir entschieden besser als die österreichischen. Dagegen möchte ich den Schnitt unserer Waffenröcke vorziehen, gleichwie ich die Epauletten überhaupt für eine Entstellung halte, besonders aber die nach der französischen Art für die Unter- und Oberlieutenants, weil sie — nur auf einer Seite betroddelt — den Mann schief erscheinen lassen. Der Nachtheil ist um so unbequemer, da ja die Lieutenantszeit in die schönsten Jugendjahre fällt und im Frieden einer alt und dick werden kann, bevor sich auf den Schultern das Ebenmaß herstellt. Im Kriege geht's freilich schneller. Der Hauptmann, neben dem ich bei Tische saß, zählt vielleicht noch nicht vierundzwanzig Lenze. Er ist ein Wiener Kind, Sohn eines Generals, der in seiner Jugend noch gegen den ersten Napoleon gekämpft. Zu den Gästen gesellte sich der berühmte Delegat von Pesaro, Msg. Bella, der mit dem General Schmid gefangen wurde. Er ist ein Mann im Anfang der Vierzig, glatt, glau und rund, stark von Zügen, fein von Ausdruck. Es versteht sich von selbst, daß es nicht an Trinksprüchen fehlte. Der rüstige Greis, Friedrich von Hurter, begrüßte mit einem den heldenmüthigen Monsignore. Sebastian Brunner (judaeis autem scandalum) brachte ein Lebehoch auf Buß aus, der auf der Rückreise nach Freiburg seit einigen Tagen hier verweilt und selbstverständlich sich unter den Gästen befand. Nicht minder versteht sich von selbst, daß er eine Ansprache von langathmiger Dauer hielt und daß sie, gedankenreich von Inhalt und feurig vorgetragen, die Hörer hinriß und begeisterte. Die Gesellschaft trennte sich fein bürgerlich zu früher Stunde; es wird nicht viel über eilf Uhr gewesen seyn.

Paris, Oktober.

(Schluß.)

Abbé Coeur †. — Despres †. — Theater.

Abbé Coeur stand im vollen Glanze seines Ruhmes. Ueberhaupt handelt es sich hier um einen andern Maßstab. Der französische Clerus fühlt schon längst das Bedürfniß, sich außerhalb der engen Schranken des Seminarunterrichts umzusehen; er muß mit seinen Gegnern fortschreiten, um sich nicht von diesen überholen zu lassen. Daß er dieses einsieht, ergibt sich unter anderem auch aus dem Lebenslauf des Abbé Coeur. Nach zurückgelegten Gymnasialstudien lehrte er die Rhetorik im College von Saint Chamant, er war kaum achtzehn Jahre alt. Ein Jahr später ließ er sich als Studirender in die höhere Unterrichtsanstalt zu Lyon aufnehmen, die unter dem Namen Maison des chartreux bekannt ist, und wo er drei Jahre lang dem Studium der philosophischen Wissenschaften oblag. Hierauf brachte er drei Jahre in Paris zu, wo er, wahrscheinlich mit Dispens seiner geistlichen Vorgesetzten, untern andern auch die Vorlesungen der drei liberalen Professoren besuchte, welche ungeheuren Zulauf hatten. Cousin suchte damals den Parisern begreiflich zu machen, was er selbst von der Kant'schen Philosophie begriffen.

Seine Vorträge, so wie Guizots, des Protestanten, geschichtliche Dissertationen und Differtionen, und des Sceptikers Villemain geistreiche Improvisationen über französische und auswärtige Literatur, mögen die strenge Orthodoxie des jungen Clerikers oft schmerzlich berührt haben; allein er sah, wo man hinaus wollte, und sein Geist stärkte sich in der täglich sich erneuernden Polemik zwischen den liberalen und den katholischen Blättern. Nach einem dreijährigen Aufenthalte in der Hauptstadt kehrte er nach Lyon zurück, wo er nach sechsjährigen Vorstudien endlich in das Oberseminar (grand séminaire) trat und Theologie absolvirte. Nachdem er die Weihen erhalten, widmete er sich der Kanzelberedtsamkeit. Sein eminentes Talent fand bald allgemeine Anerkennung. Er predigte fast in allen bedeutenden Städten Frankreichs. Zu Paris trat er mit großem Erfolge auf; es war eben zur Zeit, wo Lamennais, der zugleich Ultramontaner, Republikaner und Generalvikar war, durch sein Buch „Des progrès de la Révolution“ Schrecken in der katholischen Kirche verbreitete. Neben Ravignan und Lacordaire, dessen beredtem Gegner, glänzte bald Abbé Coeur. Später ward er zum Professor der geistlichen Beredtsamkeit an der Sorbonne ernannt. Nach der Februarrevolution bestieg er den bischöflichen Sitz von Troyes. Als Redner zeichnete ihn eine Innigkeit, eine Milde aus, die an Fenelon erinnert. Die letzten Ereignisse in Italien übten einen nachtheiligen Einfluß auf seine Lebenskräfte, und der noch rüstige Mann — er war 1805 zu Tarare geboren — starb am gebrochenen Herzen.

Doctor Despres war, wie gesagt, Oberchirurg im Spitale von Bicêtre. Er gehörte zu den Medicinern, die Geld verdienen. Es zerfallen nämlich sämmtliche Pariser Doctores in zwei Classen: zur ersteren gehören die Glücklichen, die es zu etwas gebracht haben, zu der andern diejenigen, welche sich glücklich schätzen, wenn ihnen ein Krankenbesuch mit zwei Franken honorirt wird. In einer Stadt, wo die Marktschreierei herrscht von oben bis unten, erfordert dieses Metier eine Rührigkeit, eine mise en scène, die nicht jedermanns Sache ist. Die geschicktesten Aerzte kommen oft erst nach langen Jahren dahin, daß ihr Name so bekannt wird wie der eines Sängers, der anfängt, oder einer Sängerin, deren Debüt angezeigt ist. Sind sie aber einmal so weit, dann holen sie das Versäumte ein; ein berühmter Arzt fordert was er will, und es wird ihm gezahlt. Doctor Despres erhielt von einem meiner Bekannten, der ihn zu seinem Sohne auf's Land abgeholt, 150 Fr. Der Besuch nahm dem Arzt kaum drei Stunden von seiner Zeit weg. Es gibt aber gegenwärtig medicinische Notabilitäten in Paris, welche für dieselbe Fahrt 1000 Fr. verlangen würden. Ein berühmter Augenarzt — ich meine nicht Doctor Suhel — wurde eines Tages von Lord X. consultirt. In zehn Minuten war das kranke Auge untersucht, das Recept geschrieben. Auf die Frage des Patienten, was er schuldig sey, war die Antwort 500 Fr. Der Engländer fand wahrscheinlich die Forderung ganz normal, er zog sein Portefeuille aus der Seitentasche und nahm eine Banknote hervor, die er ihm ohne alle Schwierigkeit einhändigte. Der ordinirende Arzt, aus dessen Munde ich die Thatsache habe, war zugegen; er machte seinem Kollegen Vorstellungen über die enorme Forderung. „Es ist viel Geld,“ erwiederte der Oculist, „allein ich werde alt, ich muß Geld verdienen; lange genug habe ich mich geplagt, ehe ich auf einen grünen Zweig kam. Der Mann ist reich, die Reichen müssen für die Armen bezahlen, diese bediene ich umsonst.“ So erklärt man sich, wie der berühmte Wundarzt Dupuytren ein Vermögen von sieben Millionen hinterlassen konnte.

Unsern Bericht über Theater können oder müssen wir kurz fassen; nirgends Novitäten von Belang; Reprisen in der großen, in der italienischen, in der komischen Oper und im Théâtre lyrique. Die Italiener haben mit der Somnambula begonnen. Bellinis tragische Musik ist eine Turteltaube, die zwischen Myrthen und Rosenhecken auf einem zierlichen Grabe girrt und in Italien ist er außer Mode. Italien horcht auf Verdis Trompetenstöße und Paukenschläge; er ist dort der Mann seiner Zeit, und was ihn uns widerlich macht, das bejubeln in ihm seine revolutionirenden Landsleute. — Im Trovatore debütirte ein neuer Tenor, Tanlani. Neu ist er bloß für uns, leider, er hat schon überall in der Welt herum gesungen; bei heftigen Gemüthsaufwallungen findet das etwas verbrauchte Organ seine frühere Kraft wieder. In der großen Oper ist endlich der Prophet wieder auf's Repertoire gekommen, wo seine Stelle so lange vakant geblieben, weil keine Sängerin zur Hand war, welcher man die so dramatische Partie der Fides anvertrauen konnte. Unter den Sängerinnen, welche nach der Viardot sich darin versucht haben, nimmt die Tedesco die erste Stelle ein. — Im Théâtre lyrique ist in Vorbereitung: Nella, von Maillart, der durch seine Dragons de Villars so schnell einen glänzenden Ruf erworben hat; ferner wird dieses Theater im Laufe des Winters aufführen: „Die Ruinen von Balbeck,“ von Michel Carré, dem großen Opernfabrikanten, der Scribe vom Markte zu verdrängen droht. — In den Bouffes parisiens hat Orphée aux enfers die 261ste Vorstellung erreicht. Nächstens „l'hotel de la poste,“ von Gille und Dufresne, die sich durch les valets de Gascogne vortheilhaft bekannt gemacht haben.

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

// Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 49. 2. December 1860.

Suburbani jugera pulchra soli.
Martial.

Dresden.

Stadt- und Landschaftsbilder.

(Schluß.)

Gar nicht wieder zu erkennen, besonders wenn man die zuletzt beschriebenen, etwas ärmlichen Straßenbilder noch in der Erinnerung hat, ist Dresden nach der entgegengesetzten Richtung hinaus, in der sogenannten Antonstadt, der sich wiederum die Prießnitz als Schwesterstadt anschließt. Um auf's Schnellste dorthin zu gelangen, entfliehen wir, von dem Pegasus einer Droschke entführt, der Altstadt, schweben eiligst über die große Brücke in die Neustadt hinüber, eilen an der Hauptwache, dem Neustädter Rathhause und der Kaserne vorüber, die mit Baumreihen bepflanzte Hauptstraße hinauf und verlassen unsern Eilwagen am Bautzener Platz, wo sich das neue Stadtbild vor uns aufthut. „Aber wie?" fragt einer unserer Begleiter, „hier soll noch ein neuer Stadttheil anfangen? hier, wo rings herum nur noch grüne Anlagen zu sehen sind, hinter denen sich nur einzelne und, wie es scheint, die letzten Wohnhäuser schüchtern verstecken?" — „Nur gemach," antworte ich ihm. „Sie wollen gefälligst bemerken, daß von dem weiten Platze, auf dem wir uns befinden, nach allen Richtungen Straßen auslaufen. Lassen Sie uns einige derselben ein Stück entlang gehen, andere ganz bis zu Ende durchmessen, so werden Sie bald andern Sinnes werden und sich von ihrer Kleingläubigkeit durch den Augenschein überzeugen."

In der That sieht man von dieser Vorstadt nichts, bis man mitten darin ist, oder vielmehr, man ist nirgends mitten darin, weil sie eben kein geschlossenes Ganzes, keine beisammen liegende Häusermasse bildet, sondern ein zerfließendes, zerflatterndes Gewebe von Häusern, die über die grüne Landschaft dahin gesäet sind. Dieser ganze Stadttheil ist in die Natur hinaus gebaut und hinter Bäumen versteckt. Hier ist Dresden durch und durch ländlich, dörflich, oder, wenn man will, südländisch, ein Idyll im Grünen, Dorf und Stadt beisammen, die Residenz auf dem Lande. Sonst haben die Vorstädte von Dresden, wenn auch keine Thore, so doch wenigstens sogenannte „Schläge;" es gibt einen Plauenschen, einen Freiberger, einen Pirnaschen, einen Dohnaschen Schlag u. s. w., als letzten Abschluß der Stadt gegen die Chausseen und das freie Feld draußen. Hier aber in der Antonstadt hört auch dieses unscheinbare Bollwerk auf, die Stadt verschwimmt in die Natur, man kann nicht angeben, wo die städtischen Wohngebäude aufhören und die Landschaft anfängt. Die Straßen sind nicht mehr zusammenhängende

Häuserreihen, Giebel an Giebel, Fronte neben Fronte, sondern nur noch Land- und Gartenstraßen, und die Häuser sind keine massiven Steinkasten, keine Menschenkäfige mehr, sondern zierliche, überall frei in die Natur geöffnete Gartenhäuschen und Sommeraufenthalte. Diese ganze Antonstadt besteht nur aus Gartengrundstücken, das freundliche Wohnhaus mitten darin. Und in dieser naturwüchsigen Gestalt zieht sich dieser Stadttheil auf der einen Seite bis an die Elbe hinunter, mit der Aussicht auf den Strom und die ihn einschließenden Wiesen, auf die gegenüber liegenden Häuser und Dörfer und Berge, und auf der andern — wo man ihm den besondern Namen „Prießnitz" gegeben hat — rückt er bis hart an die Hügelreihen heran, ja bis in den Wald hinein, der hier im Norden die Stadt und Aussicht begrenzt. Dort unten bezeichnet die „Wasserstraße" das Ende des städtischen Weichbildes; hier an Berg und Wald gibt es zuletzt nur noch Forst- und Baumstraßen, die Häuser heißen nur noch „Waldhütten" und „Waldvillas."

Lieblicheres kann in der That nicht gedacht werden, als diese Landsitze mitten in einem schön gepflegten Stück grünen Naturwachsthums. Tritt man unten im Parterre aus dem Gartenzimmer, so sieht man sich in einer grün umlaubten Veranda; sehnt man sich im obern Stock in's Freie, so braucht man nur auf den offenen Balkon zu treten und das kleine Paradies, der grüne Rasen mit Gewächsen darin, von mäßigen Bäumen beschattet und von gelben Kieswegen durchzogen, breitet sich traulich zu unsern Füßen aus. Hier ist nichts mehr von städtischem Getöse, kein Staub, kein Gedränge, keine Conflikte mit den Nachbarn, nur grüne Vegetation, frische Luft und erquickende Freiheit. Man belauscht die Natur in allen Wechseln des Jahres, man erfreut sich ungestört an all ihren verborgenen Einzelschönheiten, und doch hat man immer den sichern Rückzug des Wohnhauses und mitten im Landleben die Vortheile städtischen Comforts. Solch ein reizendes Landhaus mit Gärtchen zu besitzen, oder dort selbst nur als bescheidener Miethsmann zu wohnen — es dünkt mich nächst der Gesundheit und dem häuslichen Glück der höchste menschliche Wunsch für diese Erde. Aber freilich, die dieses Glück genießen, wissen es selten zu schätzen, und die es zu schätzen wüßten und herzlich dankbar dafür seyn würden, denen wird es nie oder nur ausnahmsweise zu Theil.

Doch hinweg mit solch sentimentalen Anwandlungen, die einem Touristen ohnehin nicht ziemen. Dieser muß auch das Wünschenswertheste mit kaltem Blut ansehen können, ohne es sogleich für sich in Anspruch zu nehmen; er muß ein Auge haben, zu schauen, eine lebendige Phantasie, zu schildern, aber kein zu weiches Gemüth, alles Schöne gleich besitzen oder an jedem lieblichen Orte bleiben zu wollen. Deßhalb hinweg von diesen Bildern städtisch ländlichen Naturgenusses, die uns das Herz nur schwer machen! Und um sie gleich gründlich zu vergessen, führe ich die Leser ganz und gar aus der Stadt hinaus auf das Land und füge nun im Folgenden zu meinen Schilderungen aus dem Stadtleben noch einige Illustrationen aus der Umgebung Dresdens, Federzeichnungen von den schönsten Punkten der nächsten Natur, von öffentlichen Gärten und Restaurationen.

Die Wahl ist uns nicht schwer gemacht und auch der Weg dort hinaus nicht weit. Wir befinden uns in der grünen Antonstadt und schlagen uns sogleich die Bautzener und Schillerstraße hinauf, so genannt seit der vorjährigen Novemberfeier, weil diese Straße nach dem historisch gewordenen Loschwitz hinausführt, wo Schiller bei seinem Freunde Körner gewohnt hat und diesen Weg muthmaßlich oftmals gewandelt seyn mag. Aber auch wenn der große Dichter diese Straße niemals betreten hätte, würde sie doch den Ruhm genießen, in der ganzen gebildeten Welt bekannt zu seyn. Jeder Fremde, der Dresden besucht — und deren sind, Jahr aus Jahr ein, viele tausende aus aller Herren Ländern — hat auch diese Straße wenigstens Einmal zu Fuß oder zu Wagen passirt, weil sie zu den namhaftesten Lokalitäten der Umgegend führt; und zu Hause bei seinen Reiseberichten hat er diese Straße sicherlich nicht vergessen, so daß auch die Seinigen sie kennen und sie gewiß selbst einmal besuchen werden. In Paris und London so gut wie in Petersburg und Newyork weiß man von der „Schillerstraße" bei Dresden zu erzählen. Und in der That gehört diese Passage zu den schönsten, die es geben kann; ein Spaziergang dort hinaus wird in der ganzen Welt seines gleichen suchen. Ursprünglich ist diese Straße allerdings eine bloße Chaussee, der Verbindungsweg nämlich zwischen Dresden und Bautzen; aber was hat man daraus gemacht, wie hat man sie zur reiz- und wechselvollsten Kunstpromenade umzuschaffen gewußt! Zusammenhängende Häuserreihen sieht man nur wenige; dafür aber liegen zu beiden Seiten fast lauter Landhäuser und Sommerwohnungen in den freundlichsten Gärten, wo, in Veranden und Lauben, in Pavillons und auf Balkonen, die Bewohner sich der genußreichen Freiheit bewußt werden. Und um dem Ganzen vollends den traulichen Charakter einer Gartenstraße zu geben, hat man auf der einen Seite einen bequemen Fußweg für die Spaziergänger, auf beiden Seiten aber fortlaufende Reihen von Kastanien angepflanzt, unter deren halbdunkelm

Schatten man selbst zur heißen Mittagsstunde höchst behaglich dahinwandelt, denn die Bäume sind nicht mehr so jung, daß sie die Sonnenstrahlen nicht abhielten, noch auch so alt, daß sie den Weg finster und unheimlich machten, vielmehr geben sie gerade das rechte Maß von Schatten und Schutz und gestatten überall die Umgebung in heller Tagesbeleuchtung zu sehen.

In dieser halb naturwüchsigen, halb vornehmen Gestalt zieht sich die Straße wohl ein Stündchen, von der innern Stadt an gerechnet, hinaus. Da mit Einem mal hören die Gartenwohnungen auf und das ganze Panorama des Elbthals öffnet sich zur Rechten vor dem entzückten Blicke des Wanderers. Ruhig wallt unten der Strom im breiten Bette, von segelgeschwellten Kähnen und rauchenden Dampfschiffen belebt, seine beiden Ufer von saftigen Wiesen mit weidenden Heerden eingefaßt, im Hintergrunde aber, dem Beschauer gerade vor Augen, die sonnigen Rebenhügel, an denen die weißen Häuser von Loschwitz, die kleinen Weinbergshütten der Dorfbewohner und die prachtvollen Villas der reichen Städter malerisch hinaufklettern, während am Horizont die vereinzelt stehenden Sandsteinkegel der sächsischen Schweiz sich matt abzeichnen und rechts davon in dämmernder Ferne die Höhen der böhmischen Bergzüge nebelduftig herüberwinken. Dieses ganze zauberhafte Bild aber will mit vollen Blicken aufgenommen seyn, weil es sich nur kurze Zeit dem Auge darbietet. Denn kaum sind wir fünf Minuten, etwa bis zum „Waldschlößchen," gegangen, so tritt von links und rechts, von den Hügeln herunter und vom Elbufer herauf, der Wald bis dicht an die Landstraße heran und gibt uns bis vor Loschwitz das Geleit; erst im Innern des Dorfes, bis wohin wir fortwährend ein wenig bergan steigen, haben wir an frei gelegenen Stellen, zwischen Häusern und Gartenbäumen hindurch, wieder einen flüchtigen Durchblick auf das schöne Thal unten und die freundlich belebten Berge gegenüber. Nimmt man nun zu diesen Reizen einer schön bebauten Landstraße und ungestörter Waldeinsamkeit, in der man dahin wandelt, noch das rege Leben von Fußgängern und Wagen, die uns wenigstens auf der ersten Hälfte des Weges begleiten und immerfort wechselnde Scenen vor uns entfalten, lauter fröhliche, dem Vergnügen nachgehende Menschen, oder solche, die ihrer Arbeit oder der ländlichen Hütte zueilen, so wird man einräumen, daß diese Wanderung zu dem Anmuthigsten gehört, was die Phantasie sich überhaupt schaffen kann.

Fürchte der geneigte Leser nicht Langeweile, wenn ich ihn den eben zurückgelegten Weg noch einmal führe. An dieser Straße liegt nämlich zugleich eine Anzahl von Restaurationslokalen und sonstigen Gebäuden, die eben so schön, eben so weltbekannt sind als die Passage selbst, und die wir nothwendig besuchen müssen, wollen wir uns keine Versündigung gegen unsere Touristenpflicht schuldig machen. Wir werden bemerken, daß die Anlage dieser Lokale im Wesentlichen überall dieselbe ist, daß aber trotzdem jedes einzelne wieder etwas Neues und Originelles bietet. Um uns aber überall nach unserer Bequemlichkeit umsehen zu können, lassen wir den Omnibus, der von früh bis spät Abends jede halbe Stunde von der Brücke am Schloß bis zum Waldschlößchen hin und zurückfährt und an mehreren dieser Lokale anhält, ruhig an uns vorbeipassiren und verlassen uns auf unsere eigenen Füße. Nur einzelne allgemeine Bemerkungen möge es erlaubt seyn, zur bessern Orientirung voranzuschicken.

Fast ohne Ausnahme liegen diese öffentlichen Vergnügungsorte zu unserer Rechten, also nach der Elbe hinaus, und erstrecken sich deßhalb vorn von der Straße bis, auf der entgegengesetzten Seite, zum Strom, wo der Garten oder Weinberg mit sanfter Neigung in's Thal hinabsteigt und der Blick über den Fluß und seine Uferlandschaft hinausschweift. Von beiden Seiten, oben von der Straße und unten vom Elbwege her, kann man in jedes dieser Lokale eintreten. Während der sonnigen Mittags- oder Nachmittagsstunden ist der obere Weg, unter dem Schatten der Kastanienalleen, zu empfehlen. Macht man aber die Promenade in den kühleren Tagesstunden oder in der kälteren Jahreszeit, so thut man gut, den unteren Weg an der Elbe zu wählen, wo die spärliche Wärme der Nachmittagssonne noch höchst wohlthuend an den Garten- und Weinbergsmauern ruht, an denen man bis nach Loschwitz entlang geht. Die vorübergleitenden Kähne, die herabsinkende Dämmerung, die untergehende Sonne, die Lichter in den Dorfhütten und Landhäusern, die von beiden Ufern durch die Dunkelheit blinken, dieß alles läßt sich auf diesem Wege mit vollstem Behagen genießen.

Die Anlage unserer Lokale selbst zeigt uns zunächst einen großen, freien Baumplatz, mit Tischen und Stühlen besetzt, wo Concerte und sonstige Vergnügungen im Freien abgehalten werden, sodann zur Seite das eigentliche Restaurationsgebäude, dessen Parterre, außer einigen Vorzimmern, gewöhnlich aus einem einzigen, sehr geräumigen Saale besteht, wo die Concerte während der rauheren Jahreszeit stattfinden. Nicht selten treffen wir außer dem großen noch einen kleineren Salon, ein besonderes Orchester für das Musikchor, ein Carouffel für Kinder und endlich eine Vogelstange für die Schießvergnügungen oder eine Stange für die Fahne,

die bei Volksfesten und öffentlichen Feierlichkeiten aufgezogen wird; auch eine Kegelbahn gehört zu den Requisiten des allgemeinen Amüsements. Daß die billigen Preise ein Hauptanziehungsmittel für das hiesige große Publikum sind, weiß jeder, der den Vergleich zwischen Dresden und andern großen Städten ziehen kann. Während man in Berlin für eine Tasse Kaffee in allen anständigen Gartenlokalen 2½ Silbergroschen zahlt, hat man sie in Dresden überall für 1½ Neugroschen; nur auf der „Terrasse“ fordert man uns zwei Neugroschen dafür ab. Daß das Bier hier an der Quelle und bei dem kolossalen Verbrauch der Dresdener Bevölkerung billig ist — bei uns trinken die Damen so gut wie die Männer ihr „Töpfchen“ — versteht sich von selbst, und wem das schmackhafte „Waldschlößchen“ oder „Felsenkeller“ noch zu theuer ist, der hält sich durch ein Glas „einfaches“ schadlos, das man an manchen Orten schon zu fünf Pfennigen haben kann. Ohne Beispiel aber dürfte es in der Statistik der öffentlichen Vergnügungen seyn, daß man für ein Concert von zwanzig und noch mehr einzelnen Piecen — und diese Concerte enthalten nicht bloß Tanzmusik und werden überall vortrefflich exekutirt — für ein Concert, das von vier Uhr Nachmittags bis in die Nacht hinein dauert, nicht mehr als 2½ Neugroschen Entrée bezahlt. Wo in der gebildeten Welt möchte solch eine wohlthätige Einrichtung zum zweiten mal vorkommen? Wo aber wäre auch — wie wir dieß später sehen werden — ein so dankbares, massenhaft versammeltes Publikum bei diesen Concerten zu finden, als hier in Dresden? — Doch ich darf nicht im voraus zu viel von den Herrlichkeiten unserer Vergnügungslokale verrathen, sonst möchte uns am Ende die Lust vergehen, sie selbst persönlich in Augenschein zu nehmen. Treten wir also, ohne weitere Anpreisungen, unsern Rundgang an.

Gleich der Anfang ist sehr gemüthlich und wahrhaft poetisch. „Restauration zur stillen Musik“ nennt sich das erste Lokal rechts an der Bautzener Straße. Ist das nicht allerliebst? Klingt das nicht geheimnißvoll wie aus höheren Sphären? Denn ein Geheimniß bleibt diese „stille Musik;“ der Culturhistoriker kann daran, da es an allem positiven Anhalt für die Erklärung fehlt, seinen Scharfsinn im Conjekturiren üben. Soll der Name nur ein bescheidener Euphemismus dafür seyn, daß dort nie wirklich Musik gehört, kein wirkliches Concert gegeben wird? Denn in der That entbehrt das Lokal, bis auf höchst seltene Ausnahmen, der öffentlichen Gartenconcerte, die in Dresden etwas Stehendes und Allbeliebtes sind, gänzlich. Oder will das Wort nur den einsamen, idyllischen Naturaufenthalt bezeichnen? Rauschen die Bäume dort so verstohlen? Hört man dort keinen Zank von Trunkenen, kein Geräusch von klappernden Kellnern und Biergläsern? Liegt auf diesem Lokal wirklich der Frieden einer bessern Welt? Ich glaube, der Besucher thut gut, seine Erwartungen in dieser Hinsicht nicht zu hoch zu spannen, huldigt aber im Herzen dem Zartsinn des Urhebers, der seine anspruchslose Besitzung unter die Firma der unhörbaren Musik gestellt hat, als ob es ein kleines Elysium wäre. Mehr mit Verehrung gegen den sinnigen Stifter, als mit Entzücken über die Traulichkeit des bescheidenen Aufenthalts scheiden wir von der Stätte; die wirklich zarte, ächt poetische Mystifikation ist das beste daran. Aber wir ahnen dahinter einen naiv schöpferischen Volksgeist, der sich mitunter, mitten in der nüchternen Prosa des Lebens und hart am Gewühl der Heerstraße, zu so glücklichen Inspirationen begeistern kann.

Es folgt am Anfang der Schillerstraße das berühmte „Linck'sche Bad,“ bei welchem sich übrigens Name und Bestimmung keineswegs entsprechen, denn das Bad ist nur noch eine historische Antiquität und erinnert an den Ursprung des Lokals, von dem die heutige Gestalt nichts mehr erkennen läßt. Aber wir merken, der Geist der Geschichte schwebt um diese Räume, das „Bad,“ wie es die Dresdener schlechthin nennen, ist der älteste der hiesigen Vergnügungsorte. Früher spielte hier während der Sommermonate an bestimmten Abenden der Woche das Personal des Hoftheaters, jetzt besteht „das Bad“ ohne dieses Reizmittel, und es besteht glänzend. Sein jüngstes Ereigniß ist der Brand im Oktober vorigen Jahres, der, angeblich aus explodirendem Gas, aber ohne menschliche Schuld entstanden, das ganze Innere des großen Concertsaales verzehrte, das seitdem aber prächtiger, und ganz in der frühern Ausstattung wiederhergestellt ist. Zu Weihnachten schon konnte der neue Raum unter dem massenhaften Zudrange des Publikums eingeweiht und dem täglichen Gebrauche übergeben werden. Abgesehen aber von diesen historischen Vorzügen, ist „das Bad“ zugleich das umfangreichste, das eleganteste unter Dresdens öffentlichen Lokalen; der Garten und der Saal fassen ein größeres und gewählteres Publikum, als selbst das weltbekannte „Waldschlößchen,“ dessen Bekanntschaft wir sogleich machen werden. „Das Bad“ ist vorherrschend der Sammelplatz der Aristokratie, sowohl der Geburts- wie der Bildungsaristokratie, die Arena der besten Concerte, die Dresden besitzt, der glänzendsten Festessen. Besonders die Concerte der Mannsfeldtschen, früher Hünerfürstischen Kapelle haben nach außen eine Berühmtheit und für die einheimischen Musikliebhaber die meiste Anziehungskraft. Es ist vorgekommen, daß

das Musikchor von einem einzigen Concert die beträchtliche Einnahme von nahe an 200 Thalern erzielte, und dabei zahlt jede Person nur 2½ Neugroschen, Kinder aber und Dienstboten gehen ganz frei aus. Dreimal in der Woche sind diese Concerte für ein gemischtes Publikum, einmal, und zwar regelmäßig am Donnerstag Abend, für ein Auditorium von Kennern bestimmt. In jenen überwiegt die oberflächliche Tanz- und Unterhaltungsmusik, in letzterem zeigt das Programm nur wohltönende Namen, die Ouvertüren und Symphonien unserer classischen Musikepoche; mitunter auch Sätze der Neueren und Neuesten, wie Mendelssohn und Schumann, Berlioz, Lißt und Richard Wagner, kommen zu Gehör, und zwar in sehr guter Ausführung, die an Präcision der Einsätze und Feinheit der Nüancirung nur von unserer Hofkapelle übertroffen wird. In dieser Beziehung ist die Thätigkeit unseres verehrten Musikdirektors Mannsfeldt eben so rühmenswerth, als die Liebigs in Berlin, des unlängst verstorbenen Messer in Frankfurt a. M., Bilse's in Liegnitz, Golde's in Erfurt und Magdeburg u. s. w. Alle diese Dirigenten haben um die Popularisirung unserer classischen Meisterwerke die namhaftesten Verdienste. Schade nur, daß Mannsfeldt sich nicht dazu entschließen kann, die schlechten Tanzpiecen aus dem Programm seiner Donnerstagsconcerte ganz zu verbannen. Wir räumen ein, daß gerade diese leichte Waare das sicherste Lockmittel für das große Publikum ist, das von Haydn und Beethoven herzlich wenig versteht und auch für seinen Gaumen etwas Ausgesuchtes haben will. Aber muß es denn immer ein großes Publikum seyn? Und ist denn für dieses nicht durch die übrigen Concerte hinreichend gesorgt? Wäre es für das Auditorium nicht ein höherer Genuß und für den Dirigenten nicht eine größere Ehre, wenn das betreffende Donnerstagsprogramm völlig rein gehalten würde von den Helden des Tanzbodens und von den hüpfenden Quinkeleien der Italiener? Wie nimmt sich eine Polka-Mazurka von Strauß oder Lanner oder ein Pas-de-Trois von Rossini zwischen einer Mozartschen Ouvertüre und einer Beethovenschen Symphonie aus! Aber noch Eines entgegnet man uns, was wir zurückzuweisen haben: die Concerte sind in ganz bestimmte Abtheilungen gebracht, die Symphonie füllt regelmäßig den dritten Theil, und da auch die Anfangsstunde, so wie die Dauer der einzelnen Theile eine ganz bestimmte ist, so weiß jeder, der sich allein an der Symphonie erbauen will, genau, wann er zu kommen hat, und nach beendigter Symphonie ist ihm das Weggehen unverwehrt. Immer aber kommen wir auf unsern obigen Satz zurück: die Ehre des betreffenden Musikchors und die Reinheit der classischen Musik fordert, daß wenigstens eines der zahlreichen Wochenconcerte nur gute Sachen zur Aufführung bringe. Das öffentliche Musikleben Dresdens würde einen bedeutenden Schritt vorwärts thun, wollte der Dirigent diesen Argumenten der guten Sache ein williges Gehör schenken.

Einen andern Uebelstand übergehen wir, weil er uns zu weit von unserer Umschau abführen würde, daß nämlich die Concerte während der Sommermonate im Freien unter rauschenden Bäumen und bei störendem Gläsergeklirr abgehalten werden. Eine Beethoven'sche Symphonie und ähnliches gehört unserem Dafürhalten nach nicht in ein Gartenconcert, nicht in ein Restaurationslokal, und sey es das nobelste von der Welt, sondern nur in die Stille des Concertsaals, wo man sich dem hohen Eindruck mit ungestörter Andacht hingeben kann. Doch wollen wir auf diese Weise des Genusses vor der Hand gern verzichten, wenn nur der erst erwähnte Uebelstand baldigst beseitigt wird.

Feenhaft aber ist die äußere Erscheinung des Lokals bei diesen Concerten, wenn an den betreffenden Winterabenden der ganze Saal mit seiner strahlenden Erleuchtung aus all den großen Fenstern wie ein Zauberschloß durch die Dunkelheit blitzt, oder wenn in den späten Abendstunden der Sommerconcerte der geräumige Garten von allen Bäumen in Lampenlicht strahlt und seinen magischen Glanz von oben über die hundertköpfige, buntfarbige Zuhörermasse gießt — fürwahr ein Anblick wie aus der Wunderpracht der Mährchenwelt. Dazu paßt aber, wie gesagt, nur ein Ländler von Gungl und Consorten, aber keine Beethoven'sche Symphonie. — Wir brauchen kaum hinzuzufügen, daß im Linck'schen Bade, abgesehen von den Concerten, auch für alles Uebrige bestens gesorgt ist. Für Separatgäste ist der kleine Salon, die sogenannte Mansarde, geöffnet, Kinder und Dienstmädchen im Gefolge der Herrschaft vergnügen sich beim Caroussel oder auf dem kleinen Schießstand, wo beim glücklichen Schuß eine Figur hinter der Scheibe hervorspringt, oder sehen sich die zierlichen Rehe an, die mit einem Gatter eingezäunt sind u. s. w. — kurz, die gebildete Gesellschaft findet für alle ihre Wünsche volle Befriedigung, und nächstens auch — wir erlauben uns die kühne Weissagung — die Befriedigung für unser musikalisches Gewissen.

Zur Abwechslung mache ich den Besucher auf ein Gebäude anderer Art aufmerksam. Gehen wir nämlich auf der Schillerstraße weiter, so fällt uns linker Hand ein schönes Gartengrundstück mit imposantem Wohnhause auf: es ist die Villa Renz, desselben Renz, der als homerischer Rossebändiger eine europäische Berühmtheit erlangt hat. Als Bürger von Dresden hat er sich — oder besser, seiner Familie — diesen

geschmackvollen Landsitz gebaut, da er selbst meist abwesend ist, indem er mit seiner Gesellschaft die Hauptstädte, die großen Messen und Märkte des Continents bereist. Da ist immer nur der flüchtige, leicht gebaute Brettercirkus sein Haus, seine Rennbahn; hier am Orte hat er ein um so solideres Wohnhaus, unbestritten von sämmtlichen Anlagen in der Nähe Dresdens die architektonisch schönste. Schon der Garten vor dem Hause macht durch seine einfache Gruppirung, durch ausländische Gewächsstauden in dem breiten Rasen den Eindruck der Freiheit, des edeln Geschmacks. Man sieht, hier haben Berlins kunstsinnige Hände gewaltet, der schöpferische Geist Lennés hat hinter dieser Anlage gestanden und stillschweigend seine Gesetze diktirt, seine Linien gezogen. Auch beim Wohnhause dürfte der Einfluß Strack'scher Vorbilder bestimmend gewesen seyn. Allerdings hat es etwas befremdliches, dem normannischen Burgenstyl in einem Privathause, in einem Sommersitz zu begegnen, den wir uns doch so idyllisch, so naturverwandt als möglich, also etwa im Schweizerstyl construirt denken. Nun, wenn das Privathaus so hoch, so in die freie Natur hinaus gerückt liegt, wie die Renz'sche Villa, daß man lebhaft an die Lage der alten Raubschlösser und Ritterburgen auf Bergzinnen und Felsvorsprüngen erinnert wird, dann wird man auch wohl mit dem Styl des mittelalterlichen Burgbaus und unter anderem auch mit dem Wartthurm auf der Mitte des flachen Daches einverstanden seyn, worin sich der imposante Bau seinen charakteristischen Abschluß gibt.

Geradegegenüber der Renz'schen Villa liegt Kraffts Restauration, im Volksmunde gewöhnlich nur „Kraffts" genannt. Um dieses Lokal leuchtet kein Glanz einer historischen Vergangenheit, vielmehr ist hier Alles Gegenwart, Modernität, augenblicklicher Genuß. Das Lokal ist durchaus anständig und empfängt in seinen Räumen täglich zahlreiche Besucher aus den gebildetsten Ständen; daneben aber hat es den Vorzug, auch bürgerlich, selbst volksthümlich zu seyn, so daß auch kleine Handwerker oder Soldaten und Dienstmädchen, zumal Sonntags, dort ein offenes Asyl finden. Am stärksten und gemischtesten ist der Besuch, wenn „Vater Krafft" seinen Gästen „ein Späßchen zur Ueberraschung" bereit hält, oder wenn er seine Frühlings- und Rosenfeste, seine Vogelschießen und Kirmeßen und Georginenfeste veranstaltet und zum Schluß die „elektrische Sonne" spielen läßt, welche die Umgebung fast bis zur Tageshelle erleuchtet und schon manchen Fernwohnenden mit dem Schreckbild einer Feuersbrunst getäuscht hat. In solchen Fällen sind auch die Concerte durchaus volksthümlich, indem sie nur heitere Unterhaltungsmusik, Opernpotpourris, Märsche, Tänze u. dgl. bieten. Sechs Theile mit vierundzwanzig einzelnen Nummern müssen die lange Zeit von drei oder vier Uhr Nachmittags bis eilf Uhr Nachts ausfüllen. Je später, desto stärker wird der Andrang des Publikums, und die bengalische Beleuchtung oder die elektrische Sonne am Schluß bescheint mitunter tausende höchst vergnügter Gesichter. Das Lokal hat also mehr einen demokratischen Anstrich; man kann dort, so weit es in Städten überhaupt möglich ist, noch wirkliches Volksleben, höchst drastische Volksscenen erleben. Drohen diese zuweilen durch allzugroße Heiterkeit bedenklich zu werden, so besitzt der routinirte Wirth Energie und Artigkeit genug, die überseligen Störenfriede unschädlich zu machen.

Ganz ähnlich verhält sich's mit dem Waldschlößchen, wohin unsere weitere Wanderung uns führt. Auch hier sitzen vornehme und kleine Leute brüderlich durch einander. Man hat von diesem Lokal, so lange man es nicht aus Anschauung kennt, gewöhnlich eine falsche Vorstellung, zu der der Name selbst verleitet. „Waldschlößchen" — klingt das nicht höchst ländlich, traulich, naturnahe? Meint man nicht mitten im grünen Walde zu sitzen, etwa wie vor einem einsam gelegenen Försterhause oder einer Köhlerhütte? Statt dessen aber finden wir hoch über der Straße, so daß wir verschiedene Treppen hinansteigen müssen, gewaltige Gebäude mit hohen, langen Fronten, die auf den massenhaften Verbrauch an Ort und Stelle und auf den großartigen Export nach außen schließen lassen, und davor einen höchst geräumigen Baumplatz, am Rande mit einer Brüstung eingefaßt, wo wir uns niederlassen, um beim „Töpfchen" die schon bekannte Aussicht auf Strom und Thal zu genießen; nur der nächste Blick auf die unten vorüber führende Straßenpassage ist durch die Kastanienbäume verdeckt, nicht eben zum Vortheil des Gesammtbildes. Hier sitzen wir denn nun an der weltberühmten Quelle des gepriesenen Gerstensaftes, an einem der Fürstenthrone im weiten Reiche des Königs Gambrinus; denn von diesem Hauptcentralpunkte moderner Bierfabrikation gehen jährlich viele tausende von Fässern und Eimern in alle Welt, und in allen Zungen der durstenden Erde hat dieses Naß seine dankbaren Zecher, seine begeisterten Lobredner. Wahrlich, ein erhabenes Gefühl, so unmittelbar an dem Borne selbst zu schöpfen, sich so im beherrschenden Stammsitz einer großen Gemeinschaft zu wissen, eines Reiches auf breitester Grundlage, mit völliger Gleichstellung Aller vor dem Gesetz, mit unbedingter Hingabe der Unterthanen an ihren Fürsten und Herrn.

Mit dem „Waldschlößchen" nun aber schließt sich die freie Aussicht für den Wanderer; er schreitet von

jetzt an zwischen Gärten und Wald weiter, zunächst am Elysium vorüber, das früher gleichsam ein öffentliches Lokal war, jetzt aber eine Privatbesitzung ist und während des letzten Sommers von dem Fürsten Thurn und Taxis bewohnt wurde. Das Wohnhaus, noch höher als das Waldschlößchen gelegen, ist nicht von Bedeutung, obwohl der Blick, bei der freien Lage hart über dem Elbufer prachtvoll seyn muß, wohl aber der Garten, der etwas von den schwebenden Gärten der Semiramis hat. In weitem Halbkreisbogen zieht er sich mit Terrassenabsätzen bis in's Thal hinunter; den breitesten Absatz auf der mittleren Höhe hat man zur Anlage einer Fontäne mit Bassin benutzt, von dem als Centrum die umgebenden Bosquets strahlenförmig auslaufen, und zugleich laufen sämmtliche Beete der Anlage von oben herab in diesem Mittelpunkt zusammen. Die Zwischenräume zwischen den zierlichen Baumreihen auf den einzelnen Terrassen hat man durch Festons und Bogenguirlanden verbunden und Schlingpflanzen an Stäben und umgebenden Fäden pyramidisch zugespitzt hinangezogen. Ueber den ganzen Raum vertheilt sieht man an geeigneten Punkten offene Ruhebänke, umwachsene Lauben, chinesische Pavillons, und hat so, trotz der Gleichförmigkeit der Totalansicht, doch von jedem Standorte einen neuen Blick. Wir dürfen uns schmeicheln, in dieser Anlage den reizendsten und geschmackvollsten Garten in der ganzen Umgebung Dresdens kennen gelernt zu haben.

Sehr im Widerspruch hiermit steht das nächste und letzte Restaurationslokal, wenigstens seinem Namen nach. Saloppe, vollständig „bretterne Saloppe," nennt sich dieser Vergnügungsort, jedenfalls mit offenherziger Hinweisung auf seine frühere Gestalt, da es ursprünglich nur eine hölzerne Blockhütte war und somit ein höchst patriarchalischer Aufenthalt für seine genügsamen Gäste, eine Restauration gleichsam in den Windeln, im Negligé. Noch heutzutage, wo ein massives Wohnhaus mit angebautem Glassalon und daran stoßendem Garten an der Stelle liegt, hat das Lokal etwas Behagliches, fast Nachlässiges. Es liegt nämlich abseits von der Landstraße auf dem Hügelzuge über der Elbe und ist nur für den Kundigen auf einem einladenden Seitenwege zu erreichen. Hier sitzt man nun, abgeschieden von der belebten Passage, von keinem Menschen gesehen, von keinem controlirt, im süßesten Wohlgefühl, in unverkümmertem Naturgenuß. Diese unbelauschte Einsamkeit, diese weihevolle Stille der Umgebung ist der seltene Reiz dieses Aufenthalts. Das Glashaus aber, mit langer Fronte nach dem Flusse hinausschauend und im Winter schon von der bloßen Sonne durchwärmt, ist ein gar willkommener Rückzug vor Sturm und Regen, dessen Prasseln und Toben das Behagen des Genusses nur noch behaglicher macht.

Mit der „Saloppe" hört die Reihe der öffentlichen Lokale auf und es folgt nur noch der ehemalige „Findlatersche Weinberg," jetzt die Besitzung des Prinzen Albrecht von Preußen mit dem stolzen Schloß, das sich nach der Straße heraus in seiner ganzen Schönheit präsentirt. Uebrigens hat es etwas Niederschlagendes, den Eingang nicht von Schildwachen, sondern nur von unschuldigen Lakaien gehütet zu sehen, die hier an Sommertagen behaglich auf Stühlen vor der Thür sitzen und die Spaziergänger mustern. Denn selten nur ist der Prinz anwesend und das Dienstpersonal lebt auf seinen Sinecuren gute Tage. Zwei andere, noch weiter hinausliegende Schlösser oben am Berge, ebenfalls Privatbesitzungen, sind nur von der Elbseite her sichtbar. Darunter schaut besonders das eine im Burgenstyl, mit Zinnen und Eckthürmchen und Balkonen, gar trotzig auf die Landschaft hinunter, und der eine der hochragenden Thürme tritt so keck über den Abhang vor, als ob er den feindlichen Angriff zuerst zurückschlagen wollte — ein vollständiges Stück Mittelalter in moderner Rüstung, eine kriegerische Zwingburg, wie verwundert in das friedliche Thal hinabblickend.

Dieß wären die namhaftesten Punkte in Dresdens Umgebung nach dieser Seite hinaus. Unmöglich können wir alle übrigen eben so ausführlich besprechen, denn ihre Zahl ist Legion, und nur noch Ein Landschaftsbild hebe ich aus der Gesammtmasse hervor: den „Großen Garten." Ich würde vor meinem Gewissen nicht bestehen können und die Ungnade aller Dresdener auf mich laden, wollte ich diesen Juwel in Dresdens landschaftlichem Kranze unbesprochen lassen.

Welcher Dresdener liebte nicht seinen „Großen Garten?" und welcher Fremde hätte ihn nicht besucht und schön gefunden? Ein weites, grünes Gehege, ein hochstämmiger, dichtbelaubter Baumpark, nur eine Viertelstunde östlich von der Stadt, mit dunkeln Waldpartien und lichten Wiesengründen wechselnd, von Fahrwegen und Fußpfaden durchschnitten, mit sieben Restaurationslokalen versorgt und in der Mitte mit einem Schloß im Rococogeschmack geziert, die Haupteingänge und großen Rundplätze mit weiß leuchtenden Göttergruppen besetzt, ist der Garten eine von jenen Parkanlagen, wie sie die noch junge englische Gartenkunst im vorigen Jahrhundert bei den meisten Residenzen Deutschlands schuf. Die breiten Durchschnittswege strecken sich geradlinig dahin, alle übrigen schlängeln sich mannigfaltig gewunden durch das braune Dickicht. Hier sieht sich der Besucher von grüner Einsamkeit umschattet, dort überrascht ihn ein künstlicher Durchblick

durch das dunkle Gehölz auf die sonnige Ferne, auf das nächste Dorf, hinunter nach der sächsischen Schweiz. Dresdens sämmtliche Umgebungen bieten keinen so majestätischen Wald, keinen so kühlen Schatten, noch so gangbare Wege. Darum ist der „Große Garten“ das tägliche Mekka der Dresdener Bevölkerung und eine nicht zu umgehende Sehenswürdigkeit für durchreisende Touri-..n. Wahrhaft großartig ist das Treiben am Sonntag, :nd hat, so weit meine Kenntniß des deutschen Vaterlandes reicht, nirgends seines Gleichen. Schon in aller Frühe, manchmal noch in halber Dunkelheit, ziehen ganze Familien mit vollständig geputzten Kindern massenweise hinaus — eine heitere Wallfahrt zum schönsten Naturtempel. Alle Kaffeelokale füllen sich mit Durstigen; das Frühconcert in der „Großen Wirthschaft“ (halb sechs Uhr) findet bereits ein dicht gedrängtes Publikum und ein entfernteres in der Umgebung, welches den hallenden Klängen der Musik durch die grünen Räume lauscht, und nun wird es den ganzen Tag von Besuchern nicht leer. Am stärksten aber ist der Strom am Nachmittag. Da läßt sich in der „Großen Wirthschaft“ ein zweites Concert hören; da gibt das „Sommertheater“ eine Nachmittagsvorstellung und nachher noch eine zweite Abends; da sind von kleinen Leuten in der „halben Portion“ alle Plätze besetzt, während die Vornehmen den „Hofgärtner“ und die „Conditorei“ belagern. So gehts fort bis zum spätesten Abend; viele ziehen, förmlich berechnet und systematisch, aus einem Lokal in's andere. Der erquickendste Aufenthalt ist unstreitig vor der „Conditorei,“ da ist der Garten am freiesten, die Passage am buntesten. Prachtvolle Kastanienalleen führen um den weiten Platz, der jetzt gerade in allen Reizen der buntfarbigen Herbstmalerei prangt. In der Mitte liegt ein klarer Teich mit Schwänen darauf und einem chinesischen Häuschen zu ihrem Nachtquartier, an hellen Wintertagen aber wimmelts auf der blanken Eisfläche von Stuhlschlitten und Schlittschuhläufern. Kinder stehen am Geländer des Teiches und locken die Schwäne durch hingeworfene Bissen an's Ufer; die hohe Welt geht in der warmen Nachmittagssonne spazieren und steigt dann wieder in die nebenher fahrenden Equipagen — lauter freundliche und für den Beobachter lehrreiche Bilder, die Aristokratie und das Proletariat der Residenz inmitten der freien Natur, wo allgemeine Gleichheit herrscht — bekanntlich die einzige, deren wir uns erfreuen.

Eine wehmüthige Reliquie aus früherer Zeit kauert an einer einsamen Stelle des „Großen Gartens“: das Sommertheater nämlich aus den kurfürstlichen Prunktagen Augusts II. und Augusts des Starken, ein von Wald umschlossener Raum, auf der schräg ansteigenden, halb kreisförmigen Erhöhung noch die terrassenförmigen Sitzreihen für das Auditorium und gegenüber auf der grünen Fläche der ehemalige Raum für die Bühne. Wer lebhafter Phantasie ist, hört noch heute die Geister der Akteurs, die Geister der üppigen Durchlaucht und hochgebornen Excellenzen geheimnißvoll um die stille Stätte schauern.

Allermodernster Art ist dagegen die Anlage des „zoologischen Gartens“ in einer Seitenpartie des Parks, mit dessen Einrichtung man noch gegenwärtig beschäftigt ist, wir zweifeln, ob zum Vortheil des Ganzen. Die stille Poesie des Waldlebens hat wahrlich nicht gewonnen, wenn dem einsam Dahinwandelnden urplötzlich eine der Bestien ihren rohen Morgengruß entgegen blökt, oder wenn sich in die Concertklänge der nahegelegenen „Großen Wirthschaft“ das wüste Geschrei der vierfüßigen und befiederten Gefangenen wie eine hämische Parodie auf die edle Menschenkunst mischt. Doch das Unternehmen liegt in der Zeit, mehr noch vielleicht im Ehrgeize der Residenz, auch einen Thiergarten, wie andere Großstädte, besitzen zu wollen. Uns scheint, als haben weder die ernsten Zwecke der Wissenschaft, noch die ästhetische Schönheit des Lokals dabei gewonnen. Höchstens als Spielerei oder Curiosität sieht es der Unbetheiligte an, zu der ihn jetzt, wo die Sache noch in den Anfängen liegt, die Neugierde treibt. Ist dieses Bedürfniß erst einmal befriedigt, so werden die Dresdener das Ding sehr gleichgültig betrachten, um so mehr, als sie sich den Vierfüßern gegenüber als Uneingeweihte erscheinen müssen, denen die Umzäunung und die Warnungstafel am Eingange den Zutritt verbieten. Den Genuß des Gartens im Ganzen aber kann diese Separatanlage nicht stören.

Was ist es nun aber schließlich, was all diese Naturpunkte so anziehend macht, was all diesen Vergnügungsörtern den unausgesetzten Besuch zuführt? Die wenigsten, nur von ihrem Instinkt geleitet, werden sich Rechenschaft darüber zu geben wissen. Nicht die körperliche Bewegung des Spazierganges, die ja bei den Fahrenden ohnehin wegfällt, nicht das Enthobenseyn aus dem städtischen Lärm und Staub, nicht die augenblickliche Freiheit von persönlichen Widerwärtigkeiten erscheint uns als die treibende Kraft, sondern der mit dem leiblichen Wohlgefühl verbundene Naturgenuß. Unsere Mahlzeiten, unsere Sitzungen am Frühstückund Kaffeetisch, die wir sonst in unsern vier Pfählen, im alltäglichen, reizlosen Wohnzimmer zwischen Kindergeschrei und Wirthschaftsgeräusch abzuhalten pflegen, verlegen wir hier mit einem mal an einen ganz neuen, meist lieblichen Ort; wir sitzen mit der Tasse Kaffee oder dem Töpfchen Bier höchst behaglich unter grünen

Bäumen, in freier Umgebung, vor einer lockenden Fernsicht, zwischen fröhlichen Menschen, die uns nicht kennen und nicht beachten. Ein schattiges Laubdach wölbt sich über unserem bescheidenen Platz, der blaue Himmel lacht darein, die liebe Sonne beleuchtet freundlich die ganze Gegend; Mutter Natur ist Zeuge unseres Genusses, ihr sind wir hier so nahe, mit ihr fühlen wir uns hier so verwandt, wie sonst niemals; unsere Empfindung zerfließt in ihre Weiten, in ihre Unendlichkeit, eilt auf Flügeln der Sehnsucht in die Ferne. Das ist der ungekannte Reiz dieser Gartenaufenthalte. Hat man nun zu Hause noch obenein sein Päckchen Arbeit, sein Häuflein Kinder, oder hat man gar häuslichen Unfrieden, Krankheit u. dgl., was hier alles, sey es auch nur für Stunden, dahinten gelassen und vergessen ist, so wächst das Freiheitsgefühl in der schönen Natur bis zur Täuschung des vollen Glücks, bis zur Harmonie des reinen Menschseyns. Möchte allen Naturfreunden und Wanderern, auch denen, die unsere entzückende Umgebung besuchen, das zweite erspart bleiben, damit sie sich dem ersten allein und voll hingeben können! Fürwahr, die Natur hat eine viel tiefere Verflechtung mit unserem Gemüthsleben und unsern alltäglichen Verrichtungen, als die meisten wissen oder einräumen.

Ein Sommer in den Vogesen, ein Winter in Rom.

(Fortsetzung.)

Wir schildern das Leben auf dem Elsasser Landhause nicht weiter in seinen kleinen Einzelheiten. — Der Herbst fing an sich zu nahen und man dachte an baldigen Aufbruch, um im Winter den gewöhnlichen Aufenthalt in der süddeutschen Residenz zu nehmen, wie denn der Graf seine Hauptbesitzungen in Schwaben hatte, und nur aus großer Vorliebe für den ererbten Familiensitz den größten Theil des Sommers in Sechère verbrachte.

Von unsern guten Bekannten hatte sich der Philologe nach München gewandt und fehlte der Gräfin wie ein treues Hausthier. Sie stritt im Ernst und Scherz desto mehr mit dem kleinen Meister, der immer zur Opposition gegen sie bereit war, wie er denn für die jüngere Hausfrau seines alten Freundes überhaupt wenig Sympathie bezeigte. Er tröstete sich an seiner Staffelei, wo er gewöhnlich immer dieselben Bilder copirte — weil's mit ihnen wie mit guten Büchern ginge, die man immer wieder und wieder studiren müsse, um etwas daraus zu lernen, sagte er. — „Soll heißen von schlechten Bildern und Büchern," ergänzte der Pater einstmals, worüber es zwischen beiden Männern zu ergötzlichem Streite kam.

Der Cameriere war auf kurze Zeit nach Brüssel gegangen und hatte versprochen, auf seiner Rückkehr nach Rom und Rio Janeiro noch einmal in Sechère anzusprechen.

An einem neblichen, naßkalten Oktobermorgen saß die Gräfin am Kaminfeuer und las Zeitungen, und sagte aller Welt einige unzufriedene Worte, die Katharina am wenigsten geduldig ertrug. Sie warf den Mantel um und ging mit ihrem schwarzen Liebling, dem großen Hunde, in den Park hinaus. Da strichen sie hin und her über röthlich gelbe Blätter, die schon reichlich von den Bäumen fielen und vom starken Thau durchnäßt waren. Katharina gedachte mit Leid des schönen, dahingegangenen Sommers, zog ihren Mantel enger um ihre Schultern zusammen und schritt einer Erhöhung entgegen, von der man sonst eine herrliche Aussicht, beinahe bis nach Baselland hinab hatte, die heute aber nur endlosen Nebel zeigte.

Auf einer Seite des Platzes stand ein Pavillon, des jungen Mädchens Lieblingsaufenthalt. Die Jäger hatten dorthin Tags zuvor einen angeschossenen Adler gebracht. Das arme Thier, an einem Strick befestigt, hockte traurig in einer Ecke des kleinen Gebäudes und schaute Katharina erschrocken mit seinen scharfen Augen an. Während sie davor steht und es mitleidig betrachtet, bellt der Hund, springt mit ein paar Sätzen davon und kommt bald darauf mit dem Grafen und dem Cameriere zurück, die er mit lauten Freudenbezeugungen begleitet.

„Wir suchten dich überall," sagte der Graf, während das junge Mädchen den Cameriere freudig begrüßte,

„da fiel dem Pater ein, du wärst vielleicht auf deinem Lieblingsplatze trotz Nebel und Kälte, und wirklich finden wir dich hier in ganz aparter Gesellschaft."

„Das arme Thier, lassen Sie es fliegen oder todtschießen, lieber Oheim!" — „Die Jäger wollen damit ihre kleine Menagerie im Schloßgarten vermehren, läßt man ihn jetzt fliegen, stirbt er unfehlbar." — „Besser er stirbt, als daß er neben Affen und Papageien gefangen gehalten wird. Einen Adler würde ich nie so herabwürdigen."

Damit trat sie dem Thier unvorsichtig nah, das sogleich die scharfe Kralle in ihre kleine Hand setzte und sie blutig riß. Mademoiselle schrie auf und barg die blutende Hand im Schnupftuche.

„Wir sollen mit Adlernaturen nicht spielen," sagte Cameriere, indem er rasch einige Blätter von Zeitlosen pflückte, mit denen der Rasen umher besäet war, und sie auf Katharinas Wunde legte. — „Besser eine Wunde von einem Adler, als von einem Hunde oder einer Katze," versetzte sie.

Der Graf betrachtete aufmerksam die Zeitlosen, die der Pater gepflückt hatte, und sagte dann: „Diese Blumen erinnern mich immer lebhaft an die Gärten der römischen Villen, an die Anemonen, die den Rasen dort wie einen Teppich überziehen. Nach Rom muß dich der Präsident auch führen, Katharina, wenn du verheirathet bist."

„Guter Gott, wie passen aber Rom und der Präsident zusammen?" — „Junge Eheherrn sind immer galant, und der Präsident wird sich an deiner Freude dort ergötzen. Uebrigens verzeih, liebes Kind, ich habe einen Brief von deinem Verlobten in der Tasche, den ich zu mir steckte, weil ich wußte, daß du im Park warst; ich vergaß ganz ihn dir zu geben."

Er gab Katharina den Brief und beide Männer gingen wieder dem Hause zu, während das junge Mädchen ihnen langsam folgend las, was ihr Bräutigam schrieb. Vor der Thür des Gartensaals standen die Herrn still.

„Nun, Katharina, hast du nichts vom Präsidenten zu erzählen?" fragte der Graf. — „Dießmal wirklich nichts," sagte sie erzwungen leicht hin. Der Cameriere war erschrocken über die Todtenblässe, welche die sonst so frischen Wangen des jungen Mädchens bedeckte.

Damit ging man in den Saal, wo die Gräfin eben wieder sehr schön spielte und sich selbst und andere den verdrießlichen Herbsttag vergessen ließ. Katharina verschwand, und war den ganzen übrigen Tag nicht mehr sichtbar. Es hieß, sie sey unwohl; auch den nächsten Morgen fehlte sie beim Frühstück. Niemand schien besonders Notiz davon zu nehmen, nur Meister Gerold fragte ein paar mal nach seinem Liebling, und der Cameriere hatte seine eigenen Gedanken über den wunderbaren Eindruck, den des Bräutigams Brief auf das junge Mädchen gemacht hatte. Er ging zerstreut im Garten umher, bis er an die Stelle kam, an der sie gestern Katharina mit dem Adler gefunden. Wenn ihn nicht alles täuschte, so saß sie selbst wieder in dem kleinen Pavillon, dessen Aussicht heute in der ganzen Pracht entwickelt war. Seine nahenden Schritte schienen sie nicht zu stören. Den Kopf auf die Hand gestützt war sie in tiefe Gedanken versunken.

„Was fehlt Ihnen, Mademoiselle Katharina?" fragte er ganz nahe bei ihr stehen bleibend. Als er keine Antwort erhielt, fragte er noch einmal und eindringlicher. „Was fehlt Ihnen, Mademoiselle Katharina?" Das Mädchen hob jetzt den Kopf in die Höhe, und zeigte dem Geistlichen ihr bleiches, verstörtes Gesicht. „Nichts besonderes," sagte sie und versuchte ihren gewöhnlichen Ton anzustimmen. „Der Präsident schreibt mir nur, daß er versetzt ist, einen andern Wohnsitz aufschlagen muß und dazu wünscht, daß ich in drei Wochen seine Frau werde."

„Als Sie sich mit dem Präsidenten verlobten, dachten Sie auch daran ihn zu heirathen?" — „Ich wußte nicht, was ich that, ich dachte nichts damals, als meinem Onkel einen Gefallen zu thun." — „Und jetzt, nun Sie wissen, was Sie thun wollen, ist Ihnen die Verbindung mit dem Präsidenten peinlich?" — „Peinlich?" rief Katharina, „sie ist mir fürchterlich, unerträglich, lieber sechsfachen Tod erdulden!" Und dabei rang sie die Hände und legte sie über den Kopf.

Des Paters Antlitz überflog ein Schein von Glück, wie man ihn nie an ihm bemerkt. Er schwieg, dann sagte er etwas höhnend: „Und, Katharina, Ihre kleine Verzweiflung wird sich geben. Sie werden sich besinnen, daß der Präsident ein vortrefflicher Charakter, ein Ehrenmann ist, der Ihnen, die Sie verwaist sind und ohne andern Schutz als Ihren Oheim da stehen, eine glänzende Stellung in der Welt bietet und Sie schließlich zu einer beneidenswerthen Frau machen wird."

Katharina wandte sich heftig ab. „Zürnen Sie mir nicht, Katharina," fuhr der Pater fort. „Sie wissen bis jetzt weder was Glück, noch was Verzweiflung ist. Verzweiflung! Wer diesem fürchterlichen Gespenst anheimgegeben ist, das uns Tag und Nacht verfolgt, bis das Gehirn verdorrt, das Herz erstarrt und der Mensch, dieses gottgesegnete Geschöpf, einem Schemen gleich umhergeht, ich sage, wer ihm anheimgegeben war, der bebt bei seinem bloßen Namen zusammen und möchte seine Hände stets segnend über das Haupt ihm theurer

Seelen halten, damit sie auch nur von seinem Hauche verschont bleiben."

Das junge Mädchen hatte sich wieder zum Pater gewandt, und schaute ihn entsetzt an, während er sprach. Seine Natur wirkte dämonisch auf die ihre. „Und wenn ich," rief sie, „bisher weder erfahren, was Glück noch was Verzweiflung ist, so ahne ich beides. Ihr fürchterliches Gespenst steht vor mir und streckt seine Arme nach mir aus. Daneben sehe ich ein Glück, o, ein Glück, um das alle Engel des Himmels mich beneiden würden!"

„Katharina," rief der Cameriere, „Katharina!" und ergriff des jungen Mädchens Hand. Seine Stimme ließ ihre Seele erbeben und erzittern, sie wagte nicht aufzusehen. Wie über sich selbst erschrocken, ließ er sogleich ihre Hand fahren; ein Schauer durchzuckte seine ganze Gestalt. Er legte die Hand über die Augen und blieb so einige Minuten stehen. Dann sagte er trocken: „Wir gerathen in sehr extravagante Gespräche, gerade als sollten wir in einem modernen französischen Roman figuriren. Lassen Sie uns vernünftig und verständig seyn, wie es sich heutzutage in der Welt schickt. Soll ich als wahrer Freund zu Ihnen sprechen — als solchen nehmen Sie mich an, Katharina" — und dabei klang seine Stimme wie vorher, nur weit trauriger, „so rathe ich Ihnen, schieben Sie die Verbindung mit dem Präsidenten auf, verlangen Sie noch ein Jahr Ihre Freiheit und dann — ja dann werden Sie seine Frau."

Katharina rührte sich nicht. Des Paters Brust flog, er athmete mühsam und doch rief er scherzend: „Wohlan, Mademoiselle Katharina, Muth, Muth! das Leben ist so kurz, daß sich's nicht der Mühe lohnt, lange über Glück oder Unglück, dem wir anheim gegeben seyn sollen, zu verhandeln. Zufrieden seyn, was Ihnen auch der Tag, was die Tage bringen — damit ist alles gethan. Ihrer Schönheit würde ohnehin Gram nicht stehen, die muß hell leuchtend seyn. Es wäre eine Sünde, wollten Sie sie muthwillig verderben und damit Ihrer Tante ein ganz besonderes Vergnügen machen."

Der leichtsinnige Ton des Freundes empörte Katharina. Sie stand eilend auf, warf den Kopf etwas nach hinten und sagte: „Sie haben Recht, meiner Schönheit zu Liebe werde ich Ihrem guten Rathe folgen." Und damit schritt sie eilend dem Hause zu. Der Cameriere folgte ihr langsam nach.

In seinem Zimmer angekommen, warf er sich zu Boden, rang die Hände wund, ließ seinem Schmerze freien Lauf, wie es seine leidenschaftliche Natur verlangte, die er ja immer und immer in Schranken halten mußte. Abends beim Thee, unten im Gartensaal, erschien er ganz wie gewöhnlich, nur der Gräfin fiel seine starke Blässe auf. Sie fragte ihn, ob er unwohl sey? Katharina schaute dabei auf und begegnete seinen Blicken, die sie mit einer Art von Haß erwiderte.

„Also morgen soll es wirklich zur Abreise kommen?" fragte Meister Gerold. — „Es ist die höchste Zeit," erwiederte der Cameriere, „daß ich in Rom eintreffe und meine Ordre für Brasilien einhole. Man ist dort sehr ungehalten, daß ich meinen Urlaub so in's Endlose ausdehne." Der gute Meister schüttelte den Kopf und im Chor wurde die rasche Abreise des beliebten Gastes bedauert. Nur Katharina arbeitete dem Anschein nach ruhig an ihrer Stickerei weiter. Von dem Briefe des Präsidenten schien sie nichts gesagt zu haben, wenigstens wurde dieses Thema gar nicht berührt.

Der Wagen, der den Cameriere fortführen sollte, stand am andern Tage vor der Thür. Er schritt aus dem Zimmer des Meisters Gerold, mit dem er ein langes Gespräch gehabt, in den Gartensaal, um vom Grafen und der Gräfin Abschied zu nehmen. Katharina saß im Nebenzimmer und zeichnete an einem Tische. Er trat zu ihr heran, sie stand auf. „Leben Sie wohl, Mademoiselle Katharina, der Himmel behüte Sie und mache Sie glücklich."

Sie reichte ihm stumm ihre Hand, und ihr bleiches, verwachtes Gesicht sah ihn schmerzlich fragend an. „Glauben Sie, Katharina," sagte der Pater rasch und heftig, „hätte ich sechs Leben für Sie einzusetzen, ich gäbe sie hin, jeden Blutstropfen gäbe ich freudig einzeln hin, um Ihr Glück damit zu erkaufen. Aber so gut wird es mir nicht werden," fügte er einige Augenblicke später traurig hinzu. — Das junge Mädchen drückte jetzt seine Hand mit ihren beiden Händen fest zusammen und sagte kaum hörbar: „Leben Sie wohl, Gregoire."

Er blieb einen Moment vor ihr stehen, düstern gesenkten Blickes, als wage er nicht mehr die Gestalt, die vor ihm stand, zum letztenmal anzublicken, und verschwand dann in der Thüre.

Vier oder fünf Jahre später finden wir in Rom im österreichischen Gesandtschaftshotel eine kleine, auserlesene Gesellschaft, die sich wöchentlich am bestimmten Tage dort zu versammeln pflegte und der anzugehören von besonders gutem Tone war, obgleich es nichts weniger als sehr interessant und unterhaltend dort zuging. Die Elite der vornehmen Aristokratie, die höhere Geistlichkeit, einige wenige gut geheißene Künstler bildeten den Kern der Gesellschaft, an die sich ausnahms-

weise diese oder jene namhafte Persönlichkeit, die Rom berührte, anschließen durfte.

Die Herren standen heute wie gewöhnlich inmitten der Wohnzimmer der Dame vom Hause, die zu diesen kleinen Empfangstagen allein geöffnet wurden, und unterhielten sich, während einige jüngere Leute mit den verheiratheten und älteren Damen auf den Sophas umher schwatzten und scherzten. Die ältesten Damen in starker Toilette mit ihren Fächern und glänzenden Augen erschienen am kokettesten. In der Perspektive sah man die jungen Töchter des Hauses mit andern hübschen Kindern in bescheidener Zurückgezogenheit weilen, das heißt, sie wagten den eigentlichen Gesellschaftsboden nicht zu berühren.

Mitten in der Gruppe plaudernder Männer entdecken wir eine bekannte Physiognomie, Cameriere Gregoire, jetzt Monsignore Gregoire. Schon längere Zeit aus Rio Janeiro heimgekehrt, war er am Hofe des heiligen Vaters besonders gern gesehen, weil man seine Talente benutzte, seine Gewandtheit bei allen diplomatischen Verwicklungen kaum missen konnte und der Schärfe seines Urtheils großes Gewicht beilegte. So weissagte man seinem Ehrgeize, trotz seiner Jugend, in kurzem die bedeutendsten geistlichen Würden, die er doch nur erstrebte, um sie nachher desto gründlicher zu mißachten.

Monsignore Gregoire schien vom Gespräch eines wohlbeleibten, gar heiter aussehenden geistlichen Herrn wenig erbaut; er antwortete seinem freundlichen Partner dieß und jenes und schaute gedankenlos bald hier-, bald dorthin. Plötzlich blieben seine Blicke am Kamine des Nebenzimmers haften. Eine junge Dame saß dort weiß gekleidet in Moll und Spitzen, sehr einfach und doch zierlich. Sie spielte mit dem Fächer und warf ihren pikanten, feinen Kopf öfter nach hinten, während sie heiter mit einigen jungen Männern sprach, die sie umgaben.

„Guten Abend, Cameriere," rief eine laute Stimme, und der Präsident, unser guter Freund aus Sechère, ergriff des jungen Geistlichen Hand und schüttelte sie mächtig. „Hätte kaum geglaubt, Sie hier zu sehen, dachte Sie, Gott weiß auf welcher wüsten Insel des großen Oceans. Nun, es ist doch schön, daß wir uns hier zusammenfinden, eine ganze Elsässer Kolonie, denn außer meiner Frau begleitete uns noch die Gräfin für den Winter hierher. Der Wittwenstand ist der armen Frau zu einsam. Sie wissen wohl kaum, daß der Graf gestorben ist? Ja die Damen! der Teufel plagt sie, Rom zu sehen, und da muß ich armer Mann alles zu Hause im Stich lassen und sie herführen. Aber kommen Sie zu meiner Frau, die wird sich sehr freuen, Sie wieder zu sehen." Damit nahm der Präsident Monsignore Gregoire unter dem Arm und führte ihn zu jener Dame am Kamin.

„Käthi, sieh hier, welchen guten alten Bekannten aus Sechère ich dir bringe," rief er. — Katharina wandte sich um und sah den Prälaten, der sie mit seinen scharfen Falkenaugen musterte. Einen Augenblick war es, als erbleiche sie, dann rötheten sich ihre Wangen lebhafter als vorher; doch gab sie rasch und freundlich dem guten alten Bekannten ihre Hand zum Willkommen. Monsignore Gregoire ergriff die ihm gebotene Hand und sagte: „So ist Ihr Lieblingswunsch doch erfüllt und der Präsident hat Sie nach Rom geführt, Madame de Berger."

„Sehr gegen seinen Willen hat er es gethan," erwiederte sie, „findet sich jetzt aber in bester, liebenswürdigster Laune in das Unvermeidliche." Dabei lehnte sie sich auf den Arm ihres Mannes, der ihr vergnügt die kleine Hand klopfte. — Man sprach harmlos weiter, und schließlich wurde natürlich der Cameriere auf's dringendste vom Präsidenten eingeladen, seine alten Elsässer Freunde in Rom nicht zu vernachlässigen.

Am andern Tage gegen Abend, ehe man in Rom speist, saß Monsignore Gregoire in einem jener modernen eleganten Salons der Piazza d'Espagna, wie sie uns dort so zuwider sind, Gräfin Sophie und Frau von Berger ihm gegenüber auf dem Sopha, der Präsident und ein langer phlegmatischer Kurländer, Vetter der Gräfin, zur Seite. Man sprach oberflächliche Dinge, obgleich die Gräfin sichtlich erfreut schien, Monsignore Gregoire wieder zu sehen, da sie sich von seiner Gegenwart für ihren römischen Aufenthalt viel Annehmlichkeit versprach. Bei Tische belebte sich das Gespräch mehr und mehr, nur Gräfin Sophie nahm den Cameriere beinahe ausschließlich für sich in Anspruch, während der Präsident dem Kurländer über italienische Rinder- und Schafszucht lange Vorträge hielt, in welche Katharina hier und da ein Scherzwort zu großem Vergnügen ihres Mannes einfließen ließ, das aber den Lippen des trockenen Kurländers kein Lächeln abgewinnen konnte.

Nach Tische zog sich Gräfin Sophie sehr bald zurück, die Herrn gingen in ein Nebenzimmer, Cigarren zu rauchen. Katharina stand im Salon und schürte in Gedanken versunken leichthin Kohlen im Kamine. Bald darauf war der Cameriere neben ihr. Er sprach nicht, die junge Frau fühlte nur, wie sein prüfendes Auge auf ihr ruhte.

Plötzlich hob sie den Kopf und sagte, in ihrer eigenthümlichen raschen Weise lächelnd: „Sie studiren mein Gesicht, Monsignore, wie eine fremde Landkarte,

auf der man eben nicht zu Hause ist und Mühe hat, sich zurecht zu finden."

„In der That scheinen Sie mir merkwürdig verändert!" — „Glaube es wohl, ich habe in den letzten vier Jahren viel leben und erleben müssen." — „Das sieht man Ihnen an, Ihre Züge sind eigenthümlicher ausgeprägt als sonst, sehr pikant, aber—" — „Aber?" fragte Katharina. — „Der Zauber der ersten Jugend, der halben Kindheit, jenes ganz unbewußten Seyns ist gewichen." — „Schade," setzte er wie zerstreut hinzu.

„Schade!" wiederholte Katharina etwas spottend, „schade ist es in dieser Welt um viele Dinge, die unwiderruflich dahin sind, schade um meinen Oheim, den wir nicht mehr unter uns haben; schade um —"

Hier hielt sie inne und sagte: „Ich vergesse, mit wem ich spreche; Ihr philosophisch spitzfindiger Geist wird mir sogleich auseinander setzen, wie Bedauern irgend eines Dinges dieser Welt einem richtig denkenden Kopfe nicht ziemt." — „Sie könnten doch auch meiner strengen Orthodoxie jene Weltanschauung, der Sie mich würdig achten, zuschieben," sagte der Cameriere scherzend. — „Die Orthodoxie will leider mit Ihnen nichts zu thun haben, Monsignore!" — „Und doch bin ich in vielen Dingen starkgläubig, kann z. B. den Glauben an eine oder die andere Seele, die ich einmal für ächt erkannt, schwer oder nie aufgeben, wenn sie auch mit so viel Tand und Flitterwerk umgeben ist, daß sie für Zeiten unkenntlich erscheint."

Katharina sah den Cameriere ernst an. Da trat der Präsident mit dem Kurländer in's Zimmer und forderte Monsignore Gregoire zu einer Partie Schach auf. Dieser lehnte unter irgend einem Vorwande ab, die Herren entfernten sich und Katharina blieb allein.

Die Elsässer Kolonie hatte sich in Rom angenehm und bequem eingerichtet. Um die Gräfin sammelten sich Gäste aller Art zu Tische wie zum Abend, da der Präsident seine Frau für zu jung erklärte, um Leute zu empfangen. Der Gräfin Talent zog besonders Musiker und Musikliebhaber an, und die eleganten Leute verschmähten nicht, wenn sie nichts Besonderes vorhatten, einige Stunden gute Musik zu hören, wie man sie sonst in Rom, die Kapelle des Papstes ausgenommen, selten antraf. Wurde es dem Präsidenten zu viel mit der edlen Kunst, ließ er alle Quartette, Quintette, Arien und Doppelgesänge im Stich und führte seine junge Frau von einer Gesellschaft zur andern, bestens unterhalten vom Gewühl der Fremden, dem bunten Gemisch aller Nationen, die sich im Winter in den Sälen der römischen Großen und der fremden Würdenträger versammeln. Er hatte davon viel mehr, als wenn er Morgens die Damen in Gallerien, Museen und Kirchen begleiten mußte, ein Amt, dem er sich so viel als möglich entzog.

Frau von Bergers Erscheinung wurde in der römischen Gesellschaft mit großem Beifall aufgenommen. Man fand sie eben so hübsch und zierlich, als geistvoll unterhaltend, und überall drängten sich die Männer um sie her, um sie zu feiern und zu verwöhnen. Katharina genoß ihre Erfolge mit größter Unbefangenheit, „mit leichtsinniger Frivolität," sagten einige ältere deutsche Damen, die sie in Gesellschaft gewöhnlich zu übersehen pflegte. Und doch zog öfter etwas wie ein düsterer Schatten über ihr Angesicht, mitten im übermüthigsten, leersten und nüchternsten Geschwätz, dem sie sich hingegeben, wie Erinnerung aus einer andern, viel besseren Welt, der sie einst angehört.

Der Präsident war über den Empfang, der seiner Frau in der römischen Gesellschaft zu Theil ward, erfreut und geschmeichelt, und sah ihrem libellenartigen Wesen in der Mitte der bunten, tändelnden Welt mit äußerstem Wohlgefallen zu; überließ sie aber gewöhnlich bald ihrem eigenen Schicksale und suchte seinen Platz am Spieltische oder unter andern bekannten Herrn auf.

Die Gräfin machte ihm einmal in Gegenwart des Cameriere scherzend Vorwürfe, daß er seine junge Frau allen Verführungen der römischen Welt Preis gäbe, ohne sie zu beschützen und zu überwachen.

„Wollen Sie mich gar zum eifersüchtigen Ehemann machen, Gräfin?" sprach er. „Lassen Sie Katharina ihren Weg gehen, die ist klüger als all das Volk um sie herum; ich kenne sie, es thut's ihr so leicht keiner an." — „Wie allen Frauen, die etwas zur Koketterie neigen, von der wir unsere hübsche Katharina nicht ganz frei sprechen können." — „Besser eine kokette als eine sentimentale Frau, ein wenig Koketterie steht allen Weibern gut; nicht wahr, Cameriere?"

Dieser saß und schnitt einen Bleistift für Mademoiselle Feauveau, eine talentvolle, geniale Bildhauerin, die öfters im Hause der Gräfin gesehen wurde und jetzt eben den Entwurf einer musicirenden Kindergruppe zu Papier bringen wollte. „Ich denke je nach den Ansprüchen, die man an Frauen macht," warf er hin. — Mademoiselle Feauveau schaute von ihrer Arbeit auf. „Ihnen, Signora, könnte man nichts davon wünschen," wandte er sich zu seiner Nachbarin, „denn wo Koketterie in der Kunst auftritt, vergiftet sie Alles und Jedes."

„Doch nicht immer," erwiderte diese. „Bei alten Genrebildern können wir sie kaum entbehren, es kommt nur darauf an, wie naiv sie gebraucht wird. Solch niederländische Schönheit in ihrer behaglichen weißen

und blonden Fülle — nehmen wir ihr die unschuldige Koketterie, mit der sie ihrem Ritter gegenüber dasteht oder ihn verstohlen anschaut, so richten wir das Bild zu Grunde, während uns eine Pariser Rebecka vor Isack, wie wir sie heute früh bewundern sollten, anwidert. Freilich in den hohen Styl darf sich Koketterie nie versteigen." — „Da haben wir die Antwort für den Präsidenten," sagte der Cameriere. „Allen Frauen im hohen Styl ist Koketterie unmöglich, während sie uns bei leichten biegsamen Naturen erfreut, ja entzückt."

Und bei diesen Worten trat Katharina, die arme Sünderin, die den ganzen Streit herbei geführt, mit dem jungen Marquis Amadée in's Zimmer. Er hatte Frau v. Berger oben in ihren Räumen aufgesucht, eine Vergünstigung, die nur Wenigen vergönnt war, und beide schienen in angenehmem Gespräch mit einander die gewöhnliche Versammlungsstunde der Gräfin ganz übersehen zu haben.

„Es ist eben ausgemacht, Katharina," rief der Präsident, „daß du nicht zum höheren Styl der Frauenwelt gehörst." — Die junge Frau sah verwundert lächelnd auf. „Ganz sicher nicht," sagte sie, „auch bescheide ich mich sehr gern, zur lieben Simplicität und Einfältigkeit unseres armen Geschlechts gezählt zu werden. Wie kam man aber dazu, mich so passend zu charakterisiren?"

„Das brauchst du nicht zu wissen, liebes Kind, aber trinke nur deinen Thee und putze dich dann eilig, wir müssen noch zum Fürsten Chigi, den wir vorige Woche versäumt." — „Ach, diese ewigen Routs!" rief Katharina, offenbar unwillig, den angenehmen Kreis der Gräfin verlassen zu sollen. Sie trank etwas schmollend ihren Thee, versuchte aber keine Einwendungen gegen den Willen ihres Gemahls, und erschien in nicht gar langer Zeit in hell seidenem Kleide mit vielen Schleifen daran und im Haare, so lieblich, daß alle, selbst der Gemahl, davon betroffen waren.

„Zu häßlich siehst du so gerade nicht aus, Katharina," sagte er, seine Frau musternd, „aber nun komm' auch, es ist die höchste Zeit. Marquis, Sie wollten ja mit uns fahren?" — Und alle drei verschwanden unter der Thüre.

Marquis Amadée de Montesson, Frau v. Bergers und der Gräfin erklärter Liebling, war eine stille melancholische Gestalt, wie wir sie unter den modernen Franzosen wenig zu finden gewohnt sind. In der Bretagne ganz in ländlicher Zurückgezogenheit unter der Leitung eines Abbé, der ihm etwas Leben beibrachte, aufgewachsen, und aus einer jener altaristokratischen Familien, die sich mit Louis Philipp, dem Bürgerkönige, nie versöhnen konnten, stammend, verließen ihn seine ersten Kindheitseindrücke nie. Ernst in sich versunken, mit feuriger Einbildungskraft und einem hervorragenden Zug zum Idealen, erschien er als ein ächter Sprößling jener alt-bretonischen Ritterwelt, die in Romanzen und Minneliedern unter uns fortlebt.

„Man sieht Sie immer unter Ihren Ahnenbildern Verse machen, Ritterromane lesen, dann in Ihren Gedanken mit Knappen und Edelfräulein auf die Falkenjagd ziehen, Marquis," sagte die Gräfin. — „Mein Fräulein aber würden Sie schwerlich seyn wollen," antwortete er lächelnd.

Der Marquis nun hatte bei dem Fürsten Chigi, wo es eben zuging, wie in allen römischen großen Gesellschaften, seinen gewöhnlichen Platz neben Frau v. Berger eingenommen, als sie ermüdet von allem Getreibe und vielem Geschwätz in einer Fensternische ausruhte. Er erzählte ihr von einem italienischen Bildhauer, dessen Bekanntschaft er gemacht, den er ihr bringen wollte. Die Wohnung des jungen Mannes malte er ihr, hinter dem Theater des Marcellus, ganz im ächt römisch bürgerlichen Styl gehalten, und wie er da mit seiner Mutter und einer reizenden dreizehnjährigen Schwester ein eigenthümlich poetisches Leben führte.

Katharina, die zuerst kaum gehört, was ihr der Marquis sagte, wurde immer aufmerksamer. Sie sah das niedrige Zimmer in weißem Stuck mit dem rothen Steinfußboden, seinem großen Bett und dem Tisch mit bunter Decke darauf, das Weihbecken an der Thüre, viele Heiligenbilder an den Wänden, und zum Fenster hinaus in das kleine Gärtchen, dessen halb eingefallene Mauern mit dickwucherndem Epheu überdeckt waren. Die alte Mutter saß in einer Ecke der Stube mit dem Gebetbuch in der Hand, die Tochter nicht weit von ihr vor einem kleinen Tischchen, an dem sie schlechte künstliche Blumen verfertigte. Im Nebenzimmer trieb Signore Giorgio sein Wesen in der Mitte seiner Gypsabgüsse, Modelle und Zeichnungen.

Amadée hielt einen Augenblick inne und sah seine Nachbarin lächelnd an; seine sanften angenehmen Züge zeigten so viel Freude über die Begier, mit der Katharina seiner Rede folgte, ja sie sprachen so viel innige Zuneigung und Liebe aus, daß die junge Frau einen Moment verlegen darüber wurde.

„Wer weiß zuletzt," sagte sie, sich rasch besinnend, „wie viel Poesie Sie Ihrem Signore Giorgio und seiner ganzen hübschen Wirthschaft andichten, Marquis, und ob ich nicht gewaltig ernüchtert würde, wenn Sie mich zu ihm führten."

Bei diesen Worten sah sie von ungefähr auf und

begegnete den Blicken des Cameriere, der sie und ihren Begleiter von Kopf bis zu den Füßen mit einem Ausdruck von Geringschätzung und Hohn maß, der ihr das Blut in die Wangen trieb, und sie gleich darauf erbleichen ließ. „Ist Ihnen nicht wohl, Frau v. Berger?“ fragte der Marquis besorgt. — „Nicht ganz,“ erwiderte sie, „ich würde gern nach Hause fahren, wenn Sie meinen Wagen finden könnten.“

(Fortsetzung folgt.)

Molières Sittencomödie und die gelehrten Frauen auf seiner komischen Bühne.

Auf den Brettern, die die Welt bedeuten, nimmt die Sittencomödie einen der ersten Plätze ein, von ihr gilt ganz besonders dieß bekannte Wort des Dichters. Molière, der Vater des classischen Lustspiels, der haute comédie, hat auch hierin für die französische und die dieselbe nachahmende ausländische Bühne die ersten Muster aufgestellt. Die von ihm geschaffene Charaktercomödie hat vor allem folgenden Inhalt und folgende Aufgabe. Die Betrachtung des wirklichen Lebens, die Art und Weise, wie die menschliche Eigenthümlichkeit in demselben zum Vorschein kommt, die Gegensätze, in denen sie sich in gegebenen Verhältnissen zu andern Menschen bewegt, die Reibungen, die daraus entstehen, die Einseitigkeit, die ihn mit der Welt in Conflikt bringt, die Narrheit, zu der sie sich steigert, die Thorheit, zu der sich eine besondere Sitte und Zeitrichtung emporschraubt, vor allem aber die psychologische Begründung solcher Eigenthümlichkeiten und das schließliche Zurückweisen alles Einseitigen und Ueberspannten auf ein gesundes Maß.

Die eine Species dieser Gattung, die Sittencomödie, unterscheidet sich von der Charaktercomödie nur dadurch, daß darin die Helden und ihre Umgebung als von einer besonderen Anschauungsweise ergriffen erscheinen und daß sie unter dem Einfluß einer eigenthümlichen Sitte oder Mode stehen, ohne daß sie dabei aufhören, wirkliche Charaktere, psychologisch begründete Gestalten zu seyn, während andererseits die Charaktercomödie ihre Figuren nie ganz von Ort und Zeit loslöst, sondern dieselben unter Wirkung von Zeitgeist und Sitte stellt. Der wahre Comödiendichter setzt seine Personen immer auf einen festen gesellschaftlichen Boden und taucht sie in die Atmosphäre einer bestimmten Zeitrichtung, das gehört durchaus zur Individualisirung des Epischen. Molières Alcest ist Misanthrop, er ist aber auch Franzose und Edelmann des siebzehnten Jahrhunderts; Tartüffe ist Heuchler, er treibt aber sein Handwerk anders, als er es heute und bei uns thun würde.

Die Sittencomödie darf auch nicht verwechselt werden mit dem sogenannten dramatischen Sittengemälde, das sehr harmlose Zwecke verfolgt und sich mit culturhistorischen oder ethnographischen Ausmalungen begnügt. Malen als solches ist nicht des Comöden Aufgabe, sondern das Verspotten durch Malen und zwar durch übertreibendes Malen, durch Carrikiren.

Er verspottet aber, weil er vermöge seiner Genialität einen Standpunkt einnimmt, wo ihm das Verkehrte als etwas Verkehrtes erscheint, wenn auch die Welt um ihn her es für etwas Großes und Schönes ansieht, weil er wie jeder genialische Mensch der Natur treu geblieben ist, während Zeitgeist und Sitte an Einseitigkeit, Verbildung und Verkünstelung krank sind; er wird mit seinem unverwüstlichen gesunden Menschenverstande Kritiker dessen, was seinem Ideal des Wahren, Guten und Richtigen widerspricht, und stellt, da er zugleich Dramatiker ist, die Zeitbilder dessen, was er als Urbild in der Seele trägt, in lebendigen Gestalten auf die Bühne hin, wo die Thoren sich am Gegensatz der Vernünftigen spiegeln, wo sie einander überbieten, sich den Weg verrennen und sich zuletzt an ihrer eigenen Thorheit so mürbe reiben, daß die Vernunft mit oder ohne Hülfe der List oder des Zufalls den endlichen Sieg gewinnt und den ihr gebührenden Platz wieder einnimmt. Die Sittencomödie ist vermöge ihrer dramatischen Schlagkraft in diesem Sinn ein unendlich wirksameres Correctiv, als die bloß literarische Satire.

Eine jede Zeit treibt Blasen empor, die nur platzen, um in andern Gestalten und Farben wieder aufzusteigen, eine jede Richtung des Zeitgeistes, so begründet und heilbringend sie auch seyn möge, hat ihre Kehrseite, wo das Einseitige sich in's Thörichte, das Geistreiche in's Aberwitzige, das Pathetische in's Phantastische

verzerrt; und das ist der Punkt, wo das Reich des Comus beginnt, wo die Satyrn einziehen und ihre Geißeln schwingen. Die für die Comödie ergiebigsten Momente der Weltgeschichte waren immer solche, wo eine Culturepoche anfängt sich zu überleben, wo die Form noch bleibt, während der Inhalt schwindet und schon einer neuen Zeitrichtung Platz gemacht hat, wo, um auf ein schlagendes Beispiel hinzuweisen, der magere Landjunker die weite mittelalterliche Rüstung anlegt und in der prosaisch gewordenen Welt romantischen Abenteuern nachgeht. Der Gegensatz, das Grundelement des Komischen, kommt hier zur vollen Geltung. In eine solche Zeit fiel Molière, als er mit seinen précieuses ridicules den ersten Entwurf zur modernen Sittencomödie schuf.

Der romantische Geist des Mittelalters hatte sich ausgelebt, aber ein Rest davon, die Galanterie, war noch geblieben, und dauerte, durch sentimentale Romane genährt, noch in den exclusiven Kreisen der Hauptstadt fort, um sich immer mehr auszuhöhlen, um vom emporstrebenden Bürgerstande nachgeahmt zu werden und in ihm die Blüthe des Lächerlichen zu erreichen.

Ein zweiter günstiger Moment nämlich ist der, wo in äußerlich ruhigen, von keinem großen Kriege gestörten Zeiten eine gesellschaftliche Krisis eintritt, wo das Band der Classen und Stände sich lockert, wo der reiche Parvenu den Vornehmen spielt und der arme Vornehme sich zu den Bürgerstöchtern und ihrer Mitgift herabläßt. — Auch in diesen Moment fiel Molières Auftreten. Der zunehmende Wohlstand der Bürgerclassen gab diesen ein Selbstgefühl, das durch die Art und Weise, wie der König den Adel herabzudrücken und die bürgerlichen Talente heraufzuziehen wußte, sehr gehoben wurde. Es entstand daraus eine buntfarbige Mischung der Gesellschaft, in die die Betheiligung der Frauen ein neues, bis dahin weniger bekanntes Element brachte. Molières Bühne, auf der so viele Parvenüs, sich encanaillirende Adlige, Pedanten, Charlatans und hochtrabende Bürgerstöchter herumlaufen, gibt einen lebendigen Reflex davon. Auch hier kommt ein wesentliches Element des Komischen, der Widerspruch zwischen Schein und Wirklichkeit, zur vollen Geltung.

Doch folge mir der Leser jetzt zur Betrachtung zweier Molièreschen Comödien, die zur Erhärtung obiger Sätze dienen mögen, und in den harten Kampf, den der Dichter in ihnen gegen die Blaustrümpfe seiner Zeit bestand, ein Kampf, aus dem er als Sieger hervorgegangen ist. Er hat sie wirklich todt gemacht, wenn sie auch, wie zu erwarten, später in anderer Gestalt wieder auferstanden sind. Das aber ist keine Kleinigkeit und ein seltenes Beispiel von der Wirksamkeit der Satyre. Juvenal, Quevedo, Boileau und Lord Byron, die sie in ähnlichem Sinne handhabten, haben das nicht erreicht. Vor Beginn des Kampfes war das Wort Précieuse ein Ehrentitel, den die vornehmen Damen zur Zeit Ludwigs XIV. sich selbst gegeben hatten, und nach Beendigung desselben wollte keine mehr so heißen. Es wurde gleich dem Namen Tartuffe eine Beleidigung, ein Scheltwort.

Bevor wir diesen Kampf schildern, ist es nöthig, den Leser mit dem Feinde bekannt zu machen. Er war allerdings stark und mächtig und kann uns noch heute, wo er sich, wie gesagt, zum Blaustrumpf entpuppt hat, bange machen. Obgleich die Species sich verschieden gestalten, so wird man doch noch das Gemeinsame der Gattung in unsern gelehrten Frauen herausfinden und in ihnen die Enkelinnen der Molièreschen Großmütter erkennen. Die Form der menschlichen Thorheiten ist veränderlich, aber der Kern bleibt derselbe, und der wahre Menschenkenner und Menschendarsteller, was der Comödiendichter doch vor allem seyn muß, wird immer durch die wandelbare Außenseite, durch Sittenform und Costüm, die er der Zeit entlehnt, das ewig Gleiche des menschlichen Wesens hindurchblicken lassen. Indem er als Satyriker die Gesellschaft comödirt, comödirt er zugleich als Psycholog die menschliche Natur, sonst ist er kein wahrer Dichter, sonst verschwinden seine Schöpfungen mit dem à propos der Gelegenheit, die sie hervorgerufen, und der Verkehrtheiten, denen sie gegolten. Wie viele dramatische Zeitsatyren, wie viele Tendenzstücke sind trotz des gewaltigsten Aufsehens, das sie bei ihrem Erscheinen machten, in's Dunkel der Vergessenheit und in die Winkel der Bibliotheken und Literaturgeschichten verschwunden, bloß deßhalb, weil ihnen das über Zeitgeist und Nationalität Hinausgehende allgemein Menschliche fehlte.

Das aber ist bei den in Frage stehenden Molièreschen Stücken nicht der Fall. In Frankreich werden sie noch heute gespielt, und jetzt gerade mehr als früher, und die Typen, die zuerst in ihnen aufgestellt sind, leben noch heute auf den ausländischen und auf der deutschen Bühne, wohin sie besonders durch Holberg, Schröder und Kotzebue gebracht worden sind, und wo sie von späteren Dichtern neu aufgestutzt und costümirt wurden. Die alte empfindsame Tante, die überall einen Liebhaber für sich wittert; der gutmüthig polternde Alte, dessen gesunder Menschenverstand vor dem Aberwitz der pantoffelführenden, hochtrabenden Frau zu Schanden wird; die beiden Schwestern, die ätherische, überbildete, und die natürliche, naive; die impertinente Zofe, die in Alles ungefragt hineinredet, das sind Gestalten des neueren Lustspiels, zu denen Molière

die Vorbilder gab. Doch werfen wir jetzt einen Blick auf die gesellschaftlichen und geistigen Zustände Frankreichs in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts, um zu begreifen, weßhalb der Dichter, dessen Mission es war, seiner Zeit den Spiegel vorzuhalten, das Thema der weiblichen Schöngeisterei öfter im Vorbeigehen und in zwei Stücken speciell behandelt hat.

Frankreich, das durch sein Zeitalter Ludwigs XIV., durch den literarischen Glanz desselben, durch seine classische Epoche eine Zeitlang ganz Europa geistig unterjocht hat, stand beim Beginn derselben selbst noch unter einem ausländischen Einflusse, von dem seine großen Schriftsteller es zu befreien berufen waren. Dieser Einfluß war ein doppelter, ein italienischer und ein spanischer, aber in seiner Wirkung gemeinsamer. Er hemmte auf längere Zeit die weitere Entwicklung des altgallischen, ächt französischen Geistes, der früher schon so kräftige Blüthen getrieben hatte, und rief eine Neigung zur Emphase, zur Sentimentalität und Ueberspannung hervor, die im Grunde nicht im französischen Wesen liegt, deren Nachwirkung aber man unter anderem noch in Corneille erkennt und die sich nie ganz aus der Tragödie und den höheren Gattungen der lyrischen Poesie verloren hat, während Molière sich bald von ihr befreite, Boileau sie als Kritiker bekämpfte und Lafontaine ihr gegenüber Einfachheit und Natürlichkeit zum Princip seines Styles erhob.

Jene beiden, schon längst in Künstelei und Unnatur befangenen fremden Literaturen, deren gemeinsamer Vertreter der Chevalier Marini in Paris war, überschwemmten die dortigen vornehmen ästhetischen Kreise mit jenen sentimentalen Schäferromanen, die der Diana des Spaniers Monte-Mayor und dem Pastor Fido des Italieners Guarini nachgeahmt waren, und mit jenen Idyllen, Eclogen, Sonetten und Madrigalen, in denen Rhetorik die Stelle der Poesie, Künstelei die der Natur vertritt, und theilten selbst der Conversationssprache jenen geschraubten Charakter mit, den man Marinismus und Gongorismus nennt.

Die vielen Italiener, die im Gefolge der Catharina und Maria von Medicis nach Frankreich gekommen waren, leisteten diesem Wesen, gegen das schon der elegant nüchterne Dichter Malherbe sich erhoben hatte, großen Vorschub. Mit der italienischen Weichlichkeit und Ziererei verband sich der spanische Schwulst, die Ueberschwenglichkeit und der Antithesenkram, der jener Literatur eigen ist. Doch nicht allein der literarische Geschmack, auch die Sitten hatten noch viel Ausländisches, besonders Spanisches beibehalten; es pflanzte sich in den höheren Kreisen eine Galanterie, eine Pseudoromantik fort, die in keiner Beziehung mehr zum wirklichen Leben stand. — Zur eigentlichen Carrikatur aber wurde dieselbe, als die bürgerlichen Classen sie nachahmten und sie mit unbewußter Komik parodirten.

Unter den Salons, in denen das angedeutete Wesen zuerst in Blüthe kam und sprüchwörtliche Berühmtheit erlangte, zeichnet sich der des Hôtel de Rambouillet aus. Er war eine neue Auflage der Minnehöfe aus der Troubadourzeit und wurde die Mutter der späteren bureaux d'esprit, der literarischen Salons und Soiréen, deren noch nicht genug beobachteter Einfluß sich durch die ganze französische Geschichte bis zur letzten Republik hindurch zieht. Die hier zu schildernden Wunderlichkeiten des Hôtel de Rambouillet sind zugleich barocker und harmloser als alles, was später in den Salons der Regentschaft, der Encyclopädisten, der Revolution, der Kaiserzeit und der Restauration ausgebrütet wurde, zeugte aber doch schon von dem Einflusse, den die Frauen seitdem in Frankreich durch den Salon auf Literatur, Kunst und Politik mehr wie anderswo ausgeübt haben.

Schon während der langweiligen, interesselosen Regierung Ludwigs XIII. versammelte die Marquise Catharine von Rambouillet einen Kreis von schöngeistigen Männern und Damen um sich, um den Musen einen Tempel zu bauen und am Altare den Grazien zu opfern; sie selber war die Göttin dieses Tempels und die viel besungene Muse mittelmäßiger Poeten, eines Racan, Voiture und Sarrassin. Die Damen dieses Salons waren sehr bewandert in den Romanen des Fräulein von Scudéry und der Madame de la Fayette, sie wußten den Cyrus und die Clälia auswendig und sehnten sich, wie das oft geschieht, den Heldinnen jener Romane an Einfluß auf die Männer, an Huld und poetischer Verklärung zu gleichen. Deßhalb gerirten sie sich, wie jene, und ließen sich als Phyllis, Chloris und Amaranth den ihnen zu Theil werdenden Weihrauch gern gefallen. Das beliebte Umtaufen der Vornamen durch Anagramme hatte dabei mitunter seine Schwierigkeit, besonders bei dem prosaischen Namen Catharine, aus dem mit Hülfe dreier Dichter zuletzt Arthenice wurde. Paris hieß nicht mehr Paris, sondern Athen, Poitiers Aregos, Lyon Mylet. Voiture nannte sich Valerius, Sarrassin Sesostris. Es gab für jedes Ding zwei Namen, einen vornehmen und einen gemeinen. Soumaise hat ein ganzes dickleibiges Wörterbuch dieser Spielereien herausgegeben, aus dem hier einiges mitgetheilt werden möge. Der Spiegel hieß der „Rathgeber der Grazien," der Maler war ein „stummer Dichter," sich kämmen hieß „labyrinthiser les cheveux," tanzen „Liebesbuchstaben schreiben mit den Füßen," der geheime Ort hieß „la lucarne des antipodes, die Schlafmütze „le confident de la nuit," sich verheirathen

„donner dans l'amour permis," ein junger Anbeter „un novice en chaleur." Selbst die Unterröcke hatten ihre besonderen Namen; der obere hieß „la modeste," der mittlere „la friponne," der untere „la secrète." Die Damen nannten die Heirath „das Ende der Liebe," „den Abgrund der Freiheit."

La Bruyère sagt über diese Zusammenkünfte: „Vor nicht langer Zeit sah man einen Kreis von Personen beiderlei Geschlechts, die durch Geistesaustausch und Unterhaltung sich zu einander hingezogen fühlten. Sie überließen dem gemeinen Volke die Sorge, verständlich zu sprechen. Durch das, was sie Delicatesse, Feinheit und Sentiment nannten, hatten sie es so weit gebracht, daß sie sich selbst nicht mehr verstanden; um in diesen Unterhaltungen etwas zu gelten, dazu bedurfte es nicht des gesunden Menschenverstandes, sondern des Geistes, nicht des ächten, sondern des falschen, in dem die Phantasie eine Hauptrolle spielt."

Die Sitten dieses Kreises waren eben so barock, als die Redeweise. Die Damen affektirten unter- und gegeneinander eine romanhafte Gefühlsexaltation und nannten sich nur ma chère; sie verlangten von ihren Anbetern einen jahrelangen, entsagungsvollen Opferdienst. Julie, die Tochter Catharinens oder vielmehr Arthenices, die bald eben so gefeiert war, wie die Mutter, ließ ihren Zukünftigen, den Herrn von Montausier, sechzehn Jahre schmachten, ehe er das Jawort bekam, und er unterzog sich dieser Hungerkur; stand doch in den Romanen der Mademoiselle de Scudéry zu lesen, man müsse, um die Stadt des Liebesglückes zu nehmen, erst das „Dorf der Liebesbriefe" gewinnen und das „Schloß der kleinen Aufmerksamkeiten" erobern. Die „Landkarten der Liebe und Zärtlichkeit," die als Illustrationen dazu herauskamen, zeigten diese Punkte genau an und enthielten auch zugleich den „See der Intimität," „den Strom der Neigung" und den „Fluß der Zärtlichkeit," „les grandes eaux du fleuve du Tendre."

Die Frage: Wer ist unglücklicher, ein verschmähter, ein eifersüchtiger oder ein getrennter Liebender? wurde da oft verhandelt. Ernsthafte Gespräche über nichtige Dinge, Liebesmetaphysik, Herzensanalysen, Vorlesungen von Epigrammen, Sonetten und Endreimen mit denen die Sitzung begann, waren der gewöhnliche Stoff der Unterhaltung. Die Damen luden sich durch Rondeaux ein und legten sich zur Empfangsstunde im phantastisch verzierten Alcoven in's Bett. Dieser Ort hieß les ruelles, und die männlichen Besucher hießen Alcovisten, eine Art cavaliere servente. Sie waren mehr Ehrenwächter als Ehrenräuber, mußten aber, ehe sie zugelassen wurden, erst allerlei Proben bestehen; sie mußten beweisen, daß sie „le fin, le vrai fin, le fin du fin" verstanden. Die einflußreichen Ceremonienmeister und Examinatoren hießen „les grands introducteurs des ruelles;" unter ihnen werden zwei Abbés Bellebas und Du Besson als hervorragend genannt.

Das möge genügen über diese Dinge, von denen die Memoiren und Briefsammlungen der Zeit voll sind. Das Precieusenthum hörte in Folge des Molière'schen Stückes nach und nach auf, aber die weibliche Betheiligung an Literatur und Wissenschaft blieb, und gewann sogar unter Ludwig XIV. eine so große Ausdehnung, daß man die geistig angeregten Damen in drei Categorien theilen konnte, erstens in Nachfolgerinnen des Kreises vom Hôtel Rambouillet; sie hießen les spirituelles, die Geistigen, nicht Geistreichen; esprit steht hier im Gegensatz zu matière. Sie beschäftigten sich besonders mit Moral, Philosophie und Aesthetik, lasen Plato, Descartes und Pascal und wechselten zwischen geistlichen Uebungen im Gebetzimmer und dem Besuche der Akademien. Zu ihnen gehörten die Maintenon, die Sévigné und die bekannte Madame de Longueville. Die zweite Classe waren die savantes, die sich mit den eigentlichen Wissenschaften, mit Mathematik, Physik und höherer Astronomie, wie es jetzt bei uns Mode ist, beschäftigten; zu ihnen gehörten die Deshouillières und die Dacier. Die dritten waren die galantes, an deren Spitze die verführerische Ninon de l'Enclos mit ihrem philosophirenden Freunde d'Evremond stand. Bei ihnen handelte es sich besonders um Geist, Witz und Anmuth; sie sind die Vorläuferinnen der Encyclopädistinnen, die ersten Vertreterinnen der libertinischen Lebensphilosophie.

(Schluß folgt.)

Correspondenz-Nachrichten.

Wien, November.

Nestroys Abschiedsfeier. — Ihre Stellung in Bezug auf die Zeitumstände. — Aechter und rechter Künstlertriumph. — Helena v. Stellwag verurtheilt. — Der Mörder des Schriftsetzers.

An der Wiener Gemüthlichkeit ist lange noch nicht Hopfen und Malz verloren, wenn sie auch die Kinderschuhe ausgetreten hat. Wo es der Mühe werth erscheint, kommt sie sprudelnd in urkräftiger Fülle zum Vorschein. Nestroys Abschiedsabend hat es bewiesen. Oder wäre diese lärmvolle Festlichkeit voll eben so lauten als wehmüthigen Jubels zugleich ein Leichengepränge für alles Wesen von ehedem gewesen, um mit der Empfindsamkeit zugleich die Empfindung selbst zu den alten Mondscheinen zu werfen, und mit dem letzten Träger des alten sogenannten Volksstückes zugleich alle herzliche dankbare Theilnahme an künstlerischen Leistungen überhaupt fahren zu lassen? Das wäre fürwahr ein gewaltiger, aber auch ein trauriger Salto mortale von einem Aeußersten zum andern. Die allzu erregbare Kindlichkeit müßte ohne Uebergang zu greisenhaft kindischer Stumpfheit umschlagen. „Das gibt's nicht!" sagt die volksthümliche Redensart. Ich kann und ich will auch keinen so trübseligen Voraussetzungen Raum gönnen, sondern halte mich an die handgreiflichen Thatsachen. Der Nestroy-Abend war eine solche. Ueberraschend genug. Zehn Tage zuvor war des Kaisers weltgeschichtliches Manifest nebst der Herstellung der ungarischen Verfassung erschienen. Dazwischen lagen: der Fürstentag von Warschau und die Verkündigung der Verfassung für das Kronland Steiermark. Die Leidenschaften waren innerhalb der zehn Tage im höchsten Grade erregt worden. In Ungarn hatte die Umsturzpartei die äußersten Anstrengungen gemacht, die Flamme des Aufruhrs anzufachen; niemand vermochte auf der Stelle zu unterscheiden, ob die Pöbelaufläufe zu Pest nicht etwa der Anfang einer allgemeinen Feuersbrunst seyen. Dazu gab es auch in Wien selber Spuk genug; ein paar leise Aula-Anklänge, und zwar sowohl hier wie in Prag. Einige Studenten hatten sich eigenmächtig als Ausschuß aufgestellt, die Erlaubniß zu einem Fackelzuge der akademischen Jugend erwirkt und wurden in allgemeiner Versammlung, wobei sich auch Nichtstudenten eingefunden, unter gewaltigem Lärm verläugnet. Unmittelbar darauf kam vom Hofe die Weisung, daß alle öffentlichen Freudenbezeugungen unerwünscht kommen würden, so daß auch die beabsichtigte Beleuchtung der Hauptstadt unterbleiben mußte. Am Vorabend eines Krieges ist derlei wohl auch nicht angezeigt, und der Krieg ist doch nur eine Frage der Zeit. Gegenwärtig scheint der Ausbruch am Mincio bis zum Frühling vertagt zu seyn. Der kluge Mann an der Seine sorgt dafür; wenigstens wüßte ich keine andere Erklärung für das Einschreiten der französischen Seemacht gegen die Angriffe der sardischen Schiffe auf die Truppen des Königs Franz II. an der Mündung des Garigliano und auf Gaeta, welches Einschreiten um so mehr überraschte, als man zu wissen glaubte, L. Napoleon habe mittelst Telegramm den Raubkönig ermahnt, so schnell als möglich in Neapel aufzuräumen, um die Arbeit am Mincio noch vor Winters Anfang in Angriff nehmen zu können.

Alle diese gewaltigen Gemüthserregungen, die hier tief empfunden werden, haben nicht verhindert, daß Nestroys Abschied am Abend des 31. Oktober zu einem großartigen Triumph wurde. In einer politisch stillen Zeit, wie sie war, als Nestroy vor beinahe dreißig Jahren seine hiesige Laufbahn begann, wäre ein solcher Triumph in viel geringerem Grade geeignet gewesen, den Betreffenden mit Stolz zu erfüllen. Unter den gegenwärtigen Umständen kann niemand behaupten, daß die Langweiligkeit der Windstille irgend einen Einfluß geübt. Die Huldigung der Dankbarkeit war dem Sturm und Drang der verhängnißvollen Tage abgewonnen.

Nestroy gab als Stückwerk eine Auswahl aus seinen Lieblingsrollen zum Besten. Das überfüllte Haus kam den ganzen Abend hindurch nicht zu Athem vor lauter Beifallsgeschrei und Heiterkeit. Der geniale Künstler hat während seiner langen Laufbahn nie mit frischerer Laune gespielt als an diesem Abend. Der alte Knabe hatte sich ein paar Dutzend Winter vom Nacken geschüttelt. Ich habe nie einen tolleren Theaterabend erlebt. Der lustige Sturm diesseits der Lampen tobte wie Aufruhr; jenseits schien es, als müsse der Darsteller sich den Boden der Beliebtheit für neue dreißig Jahre sichern, er der Scheidende. Dem fröhlichen Lärm war nur eine verhältnißmäßig geringe Gabe von Wermuth beigemischt; nicht mehr als nöthig, um den Empfindungen einen stärkenden Beigeschmack zu geben. Sehr erklärlich: nur als Direktor hat Nestroy Abschied für immer genommen, nicht so von der Kunst. Er macht sich in seiner Vaterstadt Graz seßhaft, wo er

ein Grundstück erworben; aber er hat verheißen, im neuen Treumanntheater, wo seine alte Gesellschaft unter dem trefflichen Komiker Karl Treumann beisammen bleibt, Gastrollen zu geben. Da er erst 58 Jahre zählt und der Direktionssorgen enthoben ist, kann er menschlicher Berechnung nach sich noch ziemlich lange frisch und rüstig erhalten; und die dramatische Kunst läßt bekanntlich ihre Lieblinge nicht los, so lange noch ein Faden an ihnen hält. Auch tröstet man sich mit dem Gedanken, daß Nestroy noch einige Stücke schreiben werde, um sie dann in eigener Person vorzuführen.

Vom heiteren Spiel mache ich einen Sprung zum bittersten Ernst. Dieser Tage ist die schöne Helena Stellwag von Carion für fünf Jahre den Eitelkeiten dieser Welt entrückt worden, um in rauhem Gewand und mit eisernem Geschmeide an den zarten Gliedern Buße zu thun. Sie ist die Tochter eines angesehenen Biedermannes, der bedeutende Summen zu verwalten hatte, die ihm anvertraut worden. Im Alter von neunzehn Jahren begann Helena, das Vertrauen ihres Vaters mißbrauchend, Unterschleife zu begehen und das ihm anvertraute Geld durchzubringen, in dergestalt großartigem Maßstabe, daß binnen vier Jahren 80,000 Gulden in die bodenlose Versenkung fielen. Ueber die Art und Weise, wie sie das Geld angewendet, kann ich weniger sagen als ich zu wissen glaube. Der Staatsanwalt hat nämlich bei der öffentlichen Schlußverhandlung beantragt, der Sittlichkeit zulieb die Zuhörer bis zur Verkündigung des Urtheils zu entfernen. So geschah es. Und da nun, was zu hören anstößig war, zu lesen sich wohl auch nicht schicken würde, lasse ich die Einzelheiten hinter der versperrten Thüre des Gerichtssaales. Indessen glaube ich einen Umstand erwähnen zu sollen, welcher die mißbrauchte Schwäche des alten Herrn für die entartete Tochter in ihrem ganzen Umfange kennzeichnet. Helena beschwichtigte das Erstaunen des Vaters über ihren unverhältnißmäßigen Aufwand durch die Angabe, daß ein hoher Herr sie verehre. Diese Erklärung genügte ihm. Den Namen des Fürsten, welcher hier in's Spiel gezerrt wurde, lasse ich wie billig ungenannt; doch kann ich nicht umhin, eigens anzumerken, daß er nicht unmittelbar dem Wiener Hofe angehört. Auch dürfte leicht herauszurechnen seyn, daß er nur in der allerflüchtigsten Beziehung zu Helena gestanden haben kann, denn sonst wäre sie nicht in Versuchung gerathen, ihren Vater zu bestehlen.

Nach der schönen Büßerin, die möglicherweise nach überstandener Strafe noch eine Laufbahn rechtschaffenen Wandels antreten kann, ist ein Verbrecher abgeurtheilt worden, für den es hienieden nur noch Strafe und kein Daseyn in der bürgerlichen Gesellschaft mehr geben kann; ein Raubmord ist es, den er begangen hat, der Thatbestand folgender. Am 3. Juni dieses Jahres ward auf der Schmelz, dem freien Plane zwischen der Mariahilfer Linie und dem Neuen Lerchenfeld ein schwer Verwundeter angetroffen, ein junger Schriftsetzer aus Sachsen Namens Gustav Ellerich, bis auf's Hemd ausgeschält. In Pflege genommen, erwachte er für ein Weilchen aus der Betäubung, so daß er sagen konnte, wie er auf den Platz gekommen, wo er Abends zuvor eingeschlafen. Mehr wußte er nicht; nicht einmal, daß er verwundet sey, und letzteres hat er bis zu seinem Tode, der einige Stunden darauf erfolgte, weder selbst gemerkt noch sonst erfahren. Die Hauptverletzung bestand in einer Quetschung des Gehirns durch Zertrümmerung der Hirnschale, mit einem stumpfen, aber scharfkantigen Werkzeuge gewaltsam bewirkt, etwa mit einem Stein. Seine Aussagen genügten, dem Thäter auf die Spur zu kommen und ihn dem Arme der weltlichen Gerechtigkeit zu überantworten.

Der Jünger Guttenbergs war zu Schiffe von Passau heruntergeschwommen. Unterwegs hatte er Kameradschaft mit einem Gefährten geschlossen, der gleich ihm nach Wien wollte. Dieser Gespann heißt Kaspar Striegel von seiner Mutter her, ist aus Eichstädt in Bayern gebürtig, besitzt in Wien Angehörige, hat verschiedene Beschäftigungen versucht und auf der gewundenen Laufbahn mehrfache Rast in Strafanstalten gehalten. Am späten Nachmittag des 2. Juni stiegen Ellerich und Striegel mitsammen zu Nußdorf an's Land, kehrten bei einem Schenkwirth ein und zechten. Der Sachse, erst 21 Jahre alt und des Weines nicht gewohnt, scheint bei dieser Gelegenheit sich einigermaßen benebelt zu haben. Dort will Striegel sich vom Ellerich getrennt haben, um zu seiner Schwester zu gehen, und, weil er diese nicht getroffen, auf einem Kälberschiffe bei der sogenannten Lamplmauth zu übernachten. Zu seinem Unglück erwies letztere Aufführung augenblicklich sich als falsch; die Schiffe bei der Lamplmauth waren just in der Nacht vom 2—3. Juni polizeilich durchsucht und kein Fremder dort betroffen worden. Ferner ist durch Zeugenaussagen erhoben, daß Ellerich zu Nußdorf geäußert, er werde in Fünfhaus übernachten, und Striegel hinzugefügt: „Wir gehen über die Schmelz.“ Dieser Weg war der kürzere nach dem vom Schriftsetzer angegebenen Ziele. Diese Umstände machten den Striegel schon an und für sich verdächtig; dazu kam noch, daß er bei seiner Verhaftung im Besitz derjenigen Gegenstände betroffen worden, welche der Leipziger während des kurzen Erwachens aus der Betäubung als sein verschwundenes Eigenthum genau beschrieben hatte. Die Auskunft, welche der Verhaftete über diese Gegenstände ertheilte, war die gewöhnliche; zuerst behauptete er, sie seyen schon seit lange in seinem Besitze gewesen, hernach gab er zu, einige davon am 3. Juni Morgens von verschiedenen Unbekannten gekauft zu haben.

Nachdem die Untersuchung ferner herausgestellt, daß Striegel an seinen eigenen Kleidern Blutflecke hatte, die auszuwaschen versucht worden, und daß er die andern bei ihm betroffenen Gewandstücke am 4. Juni in feuchtem Zustande, theilweise mit (ebenfalls unvollkommen ausgewaschenen) Blutspuren, zu seiner Schwester gebracht; wo sie zum Trocknen aufgehängt wurden; so zog die Staatsanwaltschaft den Schluß: Striegel sey derjenige, welcher mit

Ellerich von Nußdorf fortgegangen und sich mit demselben auf der Schmelz zum Schlafen niedergelegt habe, folglich dürfte er auch der seyn, welcher den Schlafgesellen tödtlich verletzte und seiner Habseligkeiten beraubte. Demnach ward die Anklage auf Raubmord gegen ihn erhoben und vom Gerichte angenommen. Der öffentlichen Gerichtsverhandlung habe ich nicht beigewohnt, weßhalb ich mich darauf beschränken muß, den Ausgang zu melden. Das Urtheil lautete auf lebenswierigen schweren Kerker. Der Mörder hat seine That nicht eingestanden, zugesehen hat ihm niemand, und so ist auch er, wie vor ihm Schmidt, der Mörder des Karl Hurt, dem Galgen entronnen. Die Mörder haben einsehen gelernt, daß mit einem Geständniß nichts zu gewinnen ist als das Halsband von Darmsaiten, und der neue Fall wird nicht dazu dienen, dieser Kerkerphilosophie Eintrag zu thun.

Paris, November.

Decazes †. — Hotel Dieu. — Theater. — Rich. Wagner. — Autographen.

Der kürzlich verstorbene Herzog Decazes stand zu Anfang der Restauration in der Blüthe seiner Jahre. Ein geistreiches Auge belebte die regelmäßigen Züge, und bei aller Tüchtigkeit des Charakters wußte er, wo's Noth that, sich zu biegen und zu schmiegen. Er besaß gute juristische Kenntnisse, war ein flinker Geschäftsmann und ein trefflicher Humanist. Decazes ist wohl der einzige Staatsmann, der durch sein Latein sich zum Minister emporgeschwungen hat. Ludwig XVIII. fühlte sich geschmeichelt, seine Virtuosität in dieser Sprache vor einem Kenner produciren zu können. Beide übersetzten den Horaz um die Wette, zuweilen sogar in Versen, und ich brauche nicht beizufügen, daß in diesen Exercitien der Souverän stets Primus war. Als Staatsmann — und dieß war am Ende wohl die Hauptsache, bekannte sich Decazes zu gemäßigt liberalen Ansichten, und **was** Ludwig XVIII. wollte, und **wie** er es wollte, läßt sich am besten aus dem Gange der Begebenheiten und der Verwaltung unter dem Ministerium Decazes erkennen. Der Dolch des Sattlergesellen Louvel reichte hin, die Bourbons zu stürzen. Dem Günstling Ludwigs XVIII. glitt der Fuß im Blute des Herzogs von Berry aus. Die Politik des Königs wurde gewaltsam aus der Bahn getrieben, die er sich vorgezeichnet. Die Folgen davon sind allbekannt. Den Herzog Decazes sah ich zum letztenmal in der Pairskammer: Herzog von Broglie hielt eine Rede über oder vielmehr für die sogenannten spanischen Heirathen. In einer Tribüne neben der, wo ich saß, hatten die Prinzessinnen, d. h. die Töchter und Schwiegertöchter L. Philipps, Platz genommen. Der Bischof von Evreux begleitete sie und Decazes machte ihnen die Honneurs als Großreferendär der Pairskammer. Eine gewandtere, feinere, glattere Rede habe ich nie gehört. Broglie sprach drei viertel Stunden ohne anzustoßen, ohne sich zu wiederholen. Guizot senkte gedemüthigt sein knochiges, damals schon greises Haupt. Die Prinzessinnen schienen entzückt; Decazes saß in einem Winkel der Tribüne und stierte vor sich hin, und zuletzt schlief er ein. Er hatte die Politik mit dem Ackerbau vertauscht, und seine Meierhöfe, seine Heerden, interessirten ihn mehr als die Heirath des Herzogs von Montpensier. Der Charivari machte sich oft mit Frau von Decazes zu schaffen, „welche die beste Milch in Paris verkaufe." Der Herzog war damals ein stattlicher Greis, von kräftig gegliederter Statur; trotz der glänzenden Pairsuniform deutete seine Art und Weise mehr auf einen Pächter als auf einen gewesenen Premierminister. Bei seinem Leichenbegängnisse waren Deputationen von Freimaurern zugegen: er war zu Lebzeiten Präsident des oberen Rathes des Ordens (conseil suprême). Auch Ludwig XVIII. war Freimaurer. Als der Zug vorüber ging, dünkte mir, ich sähe die Dynastie der Bourbons zu Grabe tragen.

Um nicht wieder das Hotel Dieu zu vergessen, wie in meinem letzten Berichte, machen wir uns sofort auf den Weg dahin. Es liegt oberhalb der Morgue, gleichfalls an der Seine, auf der Südseite der Insel der Cité, dicht bei Notre-Dame. Ehemals wurden die Spitäler stets in die Nähe der Kirchen gebaut, nicht aber, wie die Communisten sagen, weil die Bischöfe die Verwaltung der Güter der sämmtlichen Gemeinde hatten, sondern sie stehen gleichsam wie das Beispiel neben der Regel, sie ruhen wie das Kind am Busen der Mutter. Die Entstehung dieses weltberühmten Hospizs, das die Inschrift zeigt: Medicus et hospes, reicht in die ältesten Zeiten der Merovinger. Als Stifter wird Landry, der achte Bischof von Paris,

genannt, unter Chlodowig oder Clovis XI., wie noch immer die Franzosen sagen; ihre Sprachwerkzeuge, die von Kindheit an ausschließlich an die vokalreichen Sylben der romanischen Sprachen gewohnt sind, schauderten vor den germanischen Consonanten zurück, sie werden sich aber wohl zuletzt daran gewöhnen müssen. Dieser Clovis XI. war ein barmherziger und vernünftiger Mann. Die Silberplatten, womit sein Vater die Gebäude der Abtei St. Denis bedecken ließ, befahl er abzuheben und Münzen daraus zu schlagen, die er unter das Volk vertheilte. Nicht allein Kranke nahm das Gotteshaus auf, sondern auch Vagabunden, Hülfsbedürftige jeder Art, Reisende, selbst Ausländer. Das war sehr tolerant und liebevoll und grausam zugleich. Man pfropfte das Haus so voll, daß bei Hungersnöthen manchmal sechs Kranke in Ein Bett gelegt, und sechs Betten über einander gestellt wurden, wie Gräberschichten. Zur Zeit, wo die Pest wüthete, welche Boccaccio in seinem Decamerone beschreibt, trug man täglich fünfhundert Todte aus dem Hotel Dieu auf den Kirchhof des innocents. In einem Zeitraum von dreißig Jahren, von 1562—1592, starben hier 100,000 Menschen, auch grauete es den Armen vor diesem Medicus, und das Hotel Dieu wurde als der Vorhof des Grabes betrachtet. Das dauerte bis zur Revolution; * im Jahr 1786 hatte die Anstalt 1219 Betten und nahm zuweilen 2500 Kranke auf, und ausnahmsweise 6000. Gegenwärtig werden im Hotel Dieu ausschließlich acute Krankheiten behandelt, und zwischen der Zahl der aufgenommenen Individuen und den Hülfsmitteln der Anstalt ist ein vollkommenes Gleichgewicht hergestellt.

Die Merkwürdigkeiten in dem Gebäude sind leicht zu übersehen. Zwei schwerfällige Säulen tragen das Portal, welches in ein Vestibule führt. Hier treten den Besuchenden zwei Menschenfreunde entgegen; der eine, eine gypserne Gestalt, welche eben so geringen Aufwand an Geld als an Talent veranlaßt hat; gegenüber ein stattlicher freundlicher Herr in gestickter Uniform, aus weißem Marmor. Letzterer ist kein anderer als der weltberühmte Philanthrop Baron Monthyon, der den Hospizien von Paris 5,312,000 Franken hinterlassen hat. Bei einem solchen Gönner konnte man schon ein paar tausend Franken springen lassen; der gypserne Mann aber, der heilige Vincenz von Paula, hatte bei Lebzeiten alles den Armen geschenkt und starb verschuldet und insolvent, er mußte sich mit Gyps behelfen. Auf einer Marmortafel liest man die Namen der Chirurgen und Aerzte, die sich um die Anstalt verdient gemacht, unter ihnen Bichat der große Physiolog, dessen unsterbliches Werk: „Vom Leben und von dem Tode," in der Wissenschaft Epoche macht. In's Innere dringen wir nicht, das Gebäude ist selbst siech und leidend, und dann ist nichts trauriger, als der Anblick von Leiden, wo wir nicht helfen können. Die Kirche von Saint Julien le Pauvre ist nackt, kalt und ärmlich.

---

* In der Revolution hieß es: Hospice de l'humanité.

Im Hotel Dieu soll der Dichter Gilbert in Noth und Elend gestorben seyn. Es ist eine klägliche Legende, die schon vielen gefühlvollen Seelen Thränen gekostet hat. Gilbert singt irgendwo: Au banquet de la vie, infortuné convive etc., und man nimmt in der Regel, was Dichter singen, für baare Münze an. Ich könnte darüber drollige Dinge sagen, doch will ich's Handwerk nicht verderben. Gilbert ist nicht im Hotel Dieu gestorben; er ließ sich dort trepaniren und dann in seine Wohnung zurückbringen, Rue de la Jussienne, wo er 1780 starb, die Wunde hatte er durch einen Sturz vom Pferde erhalten. Arme Dichter pflegen nicht zu reiten, sie sind froh, wenn sie ganze Schuhe beim Regenwetter haben. Gilbert ließ sich vom Pariser Clerus besolden, um die Philosophen (Voltaire, Rousseau, Diderot) anzugreifen. In der letzten Zeit bezog Gilbert aus der Schatulle des Königs eine Pension von 800 Franken, vom mercure de France 300 Thaler; die erzbischöfliche Kasse, genannt „des économats" zahlte ihm einen Jahrgehalt von 500 Livres, und von den Tanten des Königs erhielt er 600 Livres zu Neujahr, zusammen 2200 Livres nach heutigem Geld. Victor Hugo bezog gegen das Ende der Regierung Karls X. eine Pension von 2000 Franken, und Victor Hugo ist ein Talent von ganz anderem Kaliber als Gilbert, der indeß nicht ohne Verdienst ist. Es gibt von ihm einige Verse, die in allen Schulrhetoriken zu finden sind, darunter folgender auf das heutige Rom:

> Veuve d'un peuple-roi,
> Mais reine encor du monde.

der unterdessen etwas veraltet ist.

Im Théâtre français hat „Considération," Lustspiel von Camille Doucet Glück gemacht. Considération heißt hier so viel wie guter Ruf, das Ansehen, in welchem man steht. Im Titel wittert man sogleich die moralisirende Tendenz der Schule des A. Dumas des jüngeren und des H. Barrière. Der Text der Predigt lautet dießmal: „Wer sich verheirathet, soll einen unbescholtenen Vater haben." In einer weiteren Synthese heißt es: „Wer heirathet, soll keinen bankerotten Vater haben." Nun hat aber der Sohn die Wahl nicht; er muß den Vater nehmen wie er ist, und am Ende läuft die ganze Geschichte darauf hinaus, daß, wenn ein Kaufmann fallirt hat, sein Sohn keine Frau findet. Im Stücke verheirathet sich der junge Dubreuil, der Ehecontrakt ist unterzeichnet, da erfährt Monsieur Bernard, der künftige Schwiegerpapa, daß der Vater des Schwiegersohns fallirt hat und die Heirath wird rückgängig, bis Dubreuil der Vater sich rehabilitirt hat, woraus dann allenfalls noch sich folgern läßt, daß Geld das einzige Mittel ist, sich Ansehen zu verschaffen. Wenn die Grundelemente der Handlung confuse und unbestimmt sind, so ist dagegen die Ausführung nur zu loben. Für den Ausländer ist indeß die Darstellungsweise des Pariser Dichters etwas zu sehr

im Pariser Geschmack, wie sich denn hier zu Lande immer wieder von neuem die Neigung zum Prätentiösen, Hypergalanten und Charmanten kund gibt.

Richard Wagner bereitet eine Herausgabe seines Werkes: „Ueber die zukünftige Oper" in französischer Sprache vor. Es ist im Grunde, wie bekannt, nur ein Panegyrikus auf sich selbst. Wir guten Deutschen lassen uns dieß gefallen, „der Mann streicht sich heraus und setzt die größten lebenden Meister herab, wer weiß, er hat vielleicht Recht," so sagen wir zu uns selbst und gehen in die gepriesenen Opern und thun dem Componisten den Willen. Die Franzosen sind nicht so gemüthlich, sie lassen das Urtheil, das der Componist über sich selbst fällt, nicht gelten. „Daß ein Künstler sich selbst ein kleines Pantheon aufbaue auf seine eigene Faust und ausrufe: die Musik ist groß und ich bin ihr Prophet, das will mir nicht in den Kopf," sagte neulich ein kleines Blatt, „am Ende ist mir Meyerbeers Prophet am liebsten, und ich verharre bei meiner Ansicht, ein Componist muß es seinen Opern überlassen, sich geltend zu machen." Ich habe Wagner aus dem Gesichte verloren; er soll gefährlich krank seyn. Mit dem Tannhäuser geht es langsam. Niemann hat mehrmals Erlaubniß zu kurzen Kunstreisen sich erbeten, dieß hat man ihm nicht allein nicht gestattet, man hat ihm nicht einmal erlauben wollen, sich hier in Paris hören zu lassen, nicht eher als im Tannhäuser sollen ihn die Pariser hören. Rossini soll an einer neuen Oper schreiben. Diese Ente taucht von Zeit zu Zeit in der Tagespresse wieder auf. Die neue Oper Rossinis ist zur Legende, zum Mythus geworden, bestimmt aber weiß ich, daß die Schwestern Marchisio den Wilhelm Tell unter des Meisters Leitung einstudiren.

Ein Vaudevillist Namens Grangé ist Kaffeewirth geworden; sein Café ist eines der glänzendsten auf den Boulevards. Im Lande der Gleichheit gibt's keinen Unterschied zwischen den Ständen, sondern bloß zwischen den Einkünften. Die Frau eines Restaurants fährt in ihrer Equipage, und die Frau eines hohen ministeriellen Beamten muß mit einem Fiaker sich behelfen. Siraudin, gleichfalls ein Vaudevillist, hat sich als Conditor etablirt. Sarah Felix verläßt das Théâtre français, wo sie ihre mächtigste Stütze, die Rachel, verloren hat. Sarah widmet sich dem Austernhandel; aber der günstige Zeitpunkt für ein solches Geschäft dürfte vorüber seyn. Seit dreißig Jahren sind die Austern um das Doppelte theurer geworden, sie sind von acht Sous auf sechzehn Sous das Dutzend gestiegen. Die Consumtion hat dadurch bedeutend abgenommen und muß bei so enormen Preisen fortwährend abnehmen.

Nächstens wird hier eine Autographensammlung versteigert aus der Verlassenschaft eines kürzlich verstorbenen Finanzbeamten Namens Lajarrier in Nantes. Briefe von Voltaire fehlen selbstverständlich nicht, der Mann hat deren so viele in die weite Welt geschickt. Auch sind die Autographen von Mirabeau sehr häufig. Zwei Seltenheiten enthält aber die Sammlung: ein Handbillet Ludwigs XIII. an Richelieu, worin der König seinen Minister bittet, alles, was er in Bezug auf eine bevorstehende Reise geschrieben, zu vergessen und ihn darüber ungesäumt zu beruhigen. Das zweite Stück ist ein Schreiben von Marie Antoinette an die Prinzessin Lamballe: die unglückliche Königin fordert ihre eben so unglückliche Freundin auf, nicht nach Paris zu kommen und sie ihrem Schicksale zu überlassen.

Kopenhagen, November.

Stürme und Schiffbrüche. — Verschiedenheit des Küstenvolks von dem im Binnenlande.

In diesem Herbste haben furchtbare Stürme die hiesigen Gestade heimgesucht. Die umliegenden Fahrwasser gehören zu den gefährlichsten auf dem Erdball. Die schwedische Küste schiebt sich in zahllosen Riffen, die theils über die Wasserfläche sich erheben, theils sich unter derselben verbergen, in die See hervor, die jütische ist besonders auf der Nordseeseite gefährlich, wo es freilich keine Felsen gibt, um so mehr aber Sandbänke, die sich meilenweit in die

See erstrecken. Haben sich die Schiffe im stürmischen Wetter in eine solche Bank eingebohrt, werden sie bald von den Wellen zertrümmert, und die Rettung der Menschen hängt davon ab, ob das Wrack mit Booten und Rettungsapparaten zu erreichen ist. Oft ist dieß selbst bei ganz kurzem Abstande vom Lande unmöglich und die Küstenbewohner können nichts thun als der Katastrophe zusehen, wenn das Wrack zertrümmert und die Menschen als Leichen auf das Land geworfen werden, wie neuerlich mit einem britischen Schiff Arctic der Fall war, wo nur sehr wenige gerettet wurden. Ein zwischen hier und London fahrender Dampfer, Ehor, ist gänzlich verschwunden, im Ganzen wurden 5 Dampfer und gegen 200 Segelschiffe während der Dauer der Stürme auf der Nordsee vernichtet. Zuweilen haben die Wellen so viel Kraft, daß sie große Schiffe über die Gründe hinweg auf's Land werfen, wo dann die Leute durch das Zerschellen des Schiffs meistens verstümmelt oder getödtet werden. Die Küstenbewohner sind ein kräftiger, unerschrockener Menschenschlag, der zu jedem Wagniß bereit, aber auch von Gewinnsucht und Härte gegen die Schiffbrüchigen nicht freizusprechen ist. Bildet ja gerade das Strandungswesen einen Haupterwerbszweig für die arme Bevölkerung und wurde sogar früher auf der Kanzel dieser traurige Gewinn von Gott erbeten! Alles was man in jenen Gegenden bemerkt, gibt Zeugniß von dieser Erwerbsquelle, die Hausgeräthe, Möbel, Wandbekleidungen der Häuser verrathen ihren fremdartigen Ursprung. Wer den Bewohnern sein Leben und Gut zu verdanken hat, muß es theuer bezahlen, und auch bei den neuerdings stattgehabten Schiffbrüchen wird über die maßlosen Ansprüche und die Rohheit, womit sie geltend gemacht wurden, vielfach geklagt. Trotz dieser Habgier hat doch das westjütische Küstenvolk vor den Binnenländern der Halbinsel viel voraus. Während die Habsucht beiden Arten gemeinschaftlich ist, tritt bei dem binnenländischen Bauer die Faulheit an die Stelle der Unermüdlichkeit der Seeleute, die Feigheit an die Stelle des Muths. Mehrmals, besonders während des Krieges, ist es bei den Aushebungssitzungen vorgekommen, daß starke, wohlgewachsene Kerle — lange Schlingel, wie Heine sagen würde — in Thränen ausbrachen, und noch immer wird der bäuerliche Bestandtheil der Armee durch jedes Kriegsgerücht in die größte Angst versetzt. Schlafen und Essen ist der Lebensgenuß des jütischen Bauern, und er wurde sehr unangenehm durch die ganz verschiedene Sitte der einberufenen deutschen und schwedischen Arbeiter berührt, die bei dürftiger Nahrung ihm es in der Arbeit bei weitem zuvorthaten. Auf dem Reichstag, wo die Bauernschaft so überwiegend an Zahl und Einfluß ist, hat sich dieses eigenthümliche Naturell durch die immer wiederholte Forderung der Abschaffung des Turnwesens verrathen. Vor vierzig Jahren wurde ein sehr bescheidener Turncursus in den Dorfschulen eingeführt. Man hoffte dadurch einiges Leben in die trägen Gliedmaßen zu bringen. Bei dem Widerstande der Bevölkerung war aber wenig auszurichten und die förmliche Abschaffung des Turnens würde wenig an dem Thatbestand ändern. Freilich wird das Ergebniß jetzt, wo die dänischen Soldaten mit den hier garnisonirenden holsteinischen verglichen werden können, für das Nationalgefühl nicht schmeichelhaft. Den schlaffen, gedrückten, gebeugten Gestalten der dänischen Bauernsoldaten gegenüber erscheint die Beweglichkeit und die Haltung ihrer holsteinischen Waffenbrüder im vortheilhaftesten Lichte. Und doch gehen die hiesigen demokratischen Bestrebungen darauf aus, die bereits errungene Cultur auf dieses sogenannte volksthümliche Niveau herabzudrücken. Sowohl auf dem Reichstage als in zahlreichen Flugschriften kann man täglich die Weisheit wahrnehmen, daß das vielfache Studiren die Leute vom Volke entferne, nur die in Sprüchen, Sagen, Mährchen verkörperte Volksweisheit sey des Erlernens werth, alles übrige sey vom Uebel. Dieser bekanntlich vom Kalifen Omar bei der Verbrennung der alexandrinischen Bibliothek ausgesprochene Grundsatz ist neuerlich des Langen und Breiten von dem alten Volkspfaffen Grundtvig gepredigt worden, der hier eine eigenthümliche national-religiöse Secte gestiftet hat, welche die entnervte Staatskirche ganz zu verschlingen droht.

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 50. 9. December 1860.

Les chastes soeurs, épouses de leur Dieu,
De leurs vertus embaument ce beau lieu.
Voltaire.

Die Beginenhöfe in Belgien, namentlich in Gent.

Von Friedrich Oetker.

Unter den zahlreichen Arten weltlicher und geistlicher Genossenschaften in Belgien gehören die Beginenstifte oder Beginenhöfe zu den merkwürdigsten. Es sind darunter Vereinigungen von unverheiratheten Frauenzimmern zu verstehen, die nach gewissen Regeln und unter bestimmten gemeinschaftlichen religiösen Uebungen zusammen leben, aber dabei je aus eigenen Mitteln oder durch eigenen Erwerb sich unterhalten, und nur für die Dauer ihres Aufenthalts in der Anstalt Keuschheit und ordnungsmäßigen Gehorsam geloben.

Man kann nicht leicht etwas Eigenthümlicheres sehen, als diese umfriedeten Höfe, diese Städtchen in der Stadt, mit Kirche, Conventen, Häusern, mit Bewohnerinnen, bei denen Geistlichkeit und Weltlichkeit, Freiheit und Gebundenheit, Gemeinsamkeit und Selbstständigkeit, Beten und Arbeiten, Dienen und Befehlen in mannigfaltigster, wunderlichster Weise vereinigt sind. Klingt es auch etwas zweifelhaft oder großrednerisch, wenn die Beginenhöfe ein „Ruhm" Belgiens genannt worden sind, so ist doch so viel richtig, daß sie in hohem Grade die Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen und daß Belgien als ihr eigentliches Vaterland betrachtet werden muß. Und in Belgien ist wiederum Gent der Ort, wo sie vorzugsweise gediehen sind. Noch jetzt zählt diese Stadt in ihren beiden Höfen nahe an tausend Beginen, während das übrige Land in etwa zwanzig Höfen nur wenig über die Hälfte besitzt.

Ueber den Ursprung dieser Einrichtungen herrscht noch Dunkel. Nicht einmal über die Ableitung des Namens, wofür auch Beguinen, Beghinen, Begginen rc., vorkommt, ist man einerlei Meinung. Nach einigen soll der Lüttich'er Priester Lambert, der wegen seines Stammelns le Begues oder le Bègue, vom Volke Beghot genannt worden, der Stifter und die Veranlassung der Benennung gewesen seyn. Schon der Mönch Aegidius de Aurea Vallis, welcher um 1230 eine Kirchengeschichte schrieb, hat diese Ableitung angenommen. Von beghot soll dann begutten und das hochdeutsche Wort bigot herkommen. Allein es ist dagegen erinnert worden, daß Lambert den Lüttich'er Hof erst 1184 errichtet habe, während doch schon um 1065, 1129 und 1151 eine Beginenanstalt zu Vilvorde unweit Brüssel urkundlich erwähnt werde. Einen mehr scherzhaften Einwand gegen die Ableitung des Namens der Beginen von bégayer hat ein französischer Abbé S. in einem Briefe aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts erhoben, indem er meint, das Stammeln sey doch gerade kein Fehler des schönen Geschlechts,

welches in der Regel die Zunge gut gelöst habe — qui d'ordinaire a la langue bien déliée.

Andere haben den Namen von beggan, to beg, bitten, betteln, abgeleitet, weil die Beginen früher umhergezogen seyen und ihren Unterhalt erbettelt hätten. Noch andere haben die heilige Begga, Mutter Pipins von Heristal, für die Stifterin dieser Schwesternschaften angesehen. Diese Ansicht, obwohl sicher die am wenigsten haltbare, ist in Belgien durchaus gäng und gäbe geworden.

Früher gab es auch in Deutschland Beginenanstalten, namentlich in Schwaben und am Rhein. In Waldsee soll sogar schon 1100 ein Beguinarum collegium gestiftet worden seyn. In Köln und Aachen führt der erwähnte Brief des Abbé S. noch um 1731 Beginenstifte auf. In andern Städten, z. B. in Braunschweig, gibt es noch jetzt Beginen-Straßen und dergleichen Benennungen, welche an Aehnliches erinnern. An diesem Orte heißt auch eine Armenanstalt für alte Frauen Beginenhaus; es war dabei das Sammeln von sogenannten Jahreszeitgeldern üblich. Indessen ist das eine Armenstiftung aus dem sechzehnten Jahrhundert.

Eben so hatte Frankreich früher mehrere beguinages, namentlich in denjenigen Theilen, welche vordem zu Belgien gehörten oder damit in naher Berührung standen, als in Arras, Bethune, Douai, Lille, Valenciennes, Dünkerken ꝛc. In Reims gab es noch im siebzehnten Jahrhundert zwei Beginenhöfe. Neuerdings hat man im südlichen Frankreich zu Castelnaudary, Departement der Aude, den Versuch der Wiedereinführung von Beginen gemacht. Ein Priester Namens Louis de Soubiran-La-Louvière wurde 1847 von den Genter Beginenhöfen so erfüllt, daß er sich die Gründung einer ähnlichen Anstalt vorsetzte und zu dem Ende im Jahr 1854 mit einer Nichte, Mademoiselle Sophie Thérèse de Soubiran, und einem andern jungen Mädchen nach Gent kam, und diese auf Anweisung des Bischofs Delebecque einen Monat lang im großen Beginenhofe zubringen ließ, um alles genau kennen zu lernen. Am 14. November 1855 fand die feierliche Einweihung durch den Bischof von Carcassonne statt, und die strengkatholische Gazette du Languedoc meinte dabei: „Le caractère de notre siècle est un caractère de restauration et de rénovation.“

Am zahlreichsten sind die Beginen von jeher in den Niederlanden, namentlich in Belgien, gewesen. Man kennt über achtzig Höfe, von denen die meisten dem dreizehnten Jahrhundert, die beiden Genter der ersten Hälfte dieses Zeitraums, die jüngsten dem fünfzehnten Jahrhundert angehören. Zu Looz im Limburgischen wurde noch 1497, zu Hoogstraten 1433 ein Beginenhof gestiftet. In Lüttich allein sollen gegen zwanzig Anstalten bestanden und um 1241 an 1500 Beginen gelebt haben; in Mecheln waren um 1577 gegen 1200. Brüssel zählte im Jahr 1631 gegen 500, Diest 300, Antwerpen 200, Löwen 200, Gent über 550. Herzogenbusch in Holland hatte gegen 300; die letzte Begine starb daselbst 1675. Jetzt befinden sich in Holland nur noch zwei Höfe, zu Amsterdam und zu Breda, jeder etwa mit zwanzig Personen, oder Klopjes, wie sie gewöhnlich genannt werden. In Belgien ergaben sich bei der Volkszählung 1846 noch zwanzig Höfe mit zusammen 1549 Bewohnerinnen. Die Angaben deutscher Bücher von 5000 oder gar 6000 sind ganz unrichtig. Gent hatte davon, wie schon erwähnt, über die Hälfte, nämlich 974, während die Zahl unter der holländischen Regierung, namentlich 1828, nur 894 betrug. Seit 1846 ist der Bestand in Gent ungefähr derselbe geblieben. In den meisten andern Städten dagegen scheinen die Beginen sich fortwährend zu vermindern. In Lier gab es 1784 an 180, 1828 noch 74, um 1850 nur noch 49; in Löwen sind sie von 1828 bis 1856 von 90 auf 48, in Mecheln gar von 127 auf 47 gesunken. Dendermonde hat noch an 80, Antwerpen, wo sie meist Kwezels oder Scheinheilige heißen, 40, Brügge 30. Brüssel und Ypern haben ihre Höfe unter Wilhelm I. aufgehoben. In Geraerdsbergen und St. Troyen sind sie seit 1828 erloschen, in Audenaerde und Hasselt trotz aller Anstrengung dem Erlöschen nahe. Auch der angeblich älteste Verein zu Vilvorde ist 1840 ausgestorben. In Mecheln haben viele Beginen ihre Häuser eigenthümlich gekauft; der einzige Convent ist ohne Novizen und die schöne Beginenkirche wird wohl mit der Zeit eine andere Bestimmung erhalten.

Die Genter Höfe scheinen daher eine ganz ungewöhnliche Anziehungskraft zu haben und mit den Sitten und Anschauungen der Umgegend im besten Einklange zu stehen. Und in der That, wer die Nettigkeit und Sauberkeit dieser eingefriedigten Häuschen, die stille Sonntagsruhe dieser harmlosen Stätten in der weiten, lauten Stadt voll reizenden Lebens und rastloser Leidenschaft gewahrt, wer sich der Mühen und Täuschungen, der Schmerzen und der Verzweiflung des Daseyns erinnert, der kann es begreiflich finden, daß es Herzen gibt, die hier eine Zuflucht suchen und unter Gottesdienst und friedlicher Thätigkeit ihre Tage leise hinbringen mögen.

Beide Höfe liegen nahezu an den Endpunkten der Stadt: der eine, het groot beggynhof geheißen, nordwestlich in der Nähe des Brügger Thores und des Brügger Canals; der andere, der kleine Hof, in

entgegengesetzter Richtung, nicht fern von der Eisenbahn. Sie sind mit Mauern und zum Theil mit Gräben umgeben und bilden zwei abgeschiedene, selbstständige Stadttheile mit je einem Thore, das Abends geschlossen und während der Nacht nur aus ganz besondern Gründen geöffnet wird. Beim großen Hofe hat man aus der Wohnung des Pfarrers noch einen besondern Zugang über Graben und Mauer angelegt, um den nächtlichen Zugang zu Kranken und Sterbenden zu erleichtern.

Die Einrichtungen in beiden Höfen haben manches Abweichende, sind aber doch im Ganzen gleicher Art, wie überhaupt durch erzbischöfliche Verordnungen aus dem Anfang des siebzehnten Jahrhunderts den belgischen Beginenhöfen, die sonst sehr abweichende Bräuche und Satzungen hatten, mehr Einförmigkeit gegeben worden ist.

Jeder Hof hat seine eigene, mit gedielten Betplätzen versehene Kirche, woneben ein großer, mit Linden umpflanzter Grasplatz sich befindet. Ringsum, in angemessener Entfernung, liegen die Gebäude, von kleinen, gepflasterten und äußerst sauber gehaltenen Straßen und Gäßchen durchschnitten. Die Bauart und noch mehr der äußere Anstrich der Häuser hat etwas Eigenthümliches: sie sind nämlich durchgehends von rothen Backsteinen erbaut und fast überall an den Ecken, an den Fenster- und Thüröffnungen mit weißen, gekerbten Einfassungen geziert, was einen heitern, fast bunten, aber doch nicht gerade ungefälligen Eindruck hervorbringt. Die Giebel sind meist nach der Straße gekehrt; steht das Haus der Länge nach an derselben, so hat es gewöhnlich einen oder mehrere nach vorn gerichtete Erkergiebel, die, von Backsteinen gemauert, in treppenförmigen Absätzen, mitunter bis zur Höhe des Dachfirsts, empor steigen.

Diese Bauform war in den letzten Jahrhunderten in den brabantischen und flandrischen Städten allgemein üblich, verliert sich aber seit einem Menschenalter mehr und mehr; nur die Beginenhöfe scheinen daran festzuhalten. Die treppenförmig auflaufenden Giebel kommen übrigens schon sehr frühe vor; man sieht das namentlich an einem merkwürdigen Gebäude, an der sogenannten Grafteie zu Gent, das in seinen ältesten Theilen noch an die romanische Bauzeit zu streifen scheint.

Der große Beginenhof besteht aus achtzehn Conventen und 103 besondern Häusern, der kleine aus sieben Conventen mit etwa 90 Gebäuden. Die Zahl der Convente war schon um 1630 dieselbe, während damals der große Hof nur 37, der kleine nur 60 besondere Häuser hatte. Jedes Haus ist durch einen kleinen ummauerten Vorhof von der Straße und von den Nachbargebäuden getrennt. Die Hofthüre wird verschlossen gehalten, sie ist mit einem kleinen Schau- und Sprechgitter versehen und hat einen Schellenzug zum Anmelden zur Seite. Im Hofraume befinden sich gewöhnlich einige zierliche Blumenbeetchen, auch wohl ein paar Obstbäume, Beerengesträuche und dergleichen; Weinreben oder Epheu oder Geisblatt ranken an den Wänden, wie es eben die Lage und der Geschmack der Bewohnerinnen mit sich bringt. Hinter den Gebäuden befinden sich ebenfalls kleine Plätze zum Bleichen oder sonstigen wirthschaftlichen Gebrauche. Der große Hof umfaßt auch einiges Gartenland mit Wiesenwachs, Obstbäumen &c. Doch ist dieser wirthschaftliche Theil von dem eigentlichen Hofe durch einen wassergefüllten Graben getrennt. Der kleine Hof hat für die Oberin einen Küchengarten nebst Stallung u. s. w.

Jedes Haus führt neben der städtischen Nummer einen geistlichen Namen, der außen an der Hofthür zu lesen ist, z. B. Huys von St. Livinus, Alexius, zum heil. Kreuz, zur heil. Barbara &c. Auch die Convente sind in ähnlicher Weise benannt, z. B. ter Engelen, Joannes Baptista, S. Begga; doch haben einige auch ganz anders, ganz weltlich klingende Namen, z. B. ter Eecken (zu den Eichen), ter Steenen, ten Hove etc. Diese letzten sind ohne Zweifel ältesten Ursprungs.

Daneben hat jeder Hof noch eine Gesammtbezeichnung, nämlich nach den besondern Schutzheiligen desselben, welche beim großen Hofe die heilige Elisabeth, beim kleinen die Jungfrau Maria ist. Der letzte wird daher und weil er auf einem ehemaligen Wiesengrunde angelegt worden, het hof van onze Lieve Vrouwe ter Hoije genannt.

Jeder Convent hat eine Vorsteherin, welche von den übrigen Bewohnerinnen desselben aus den Schwestern des Hofes gewählt wird. Ablehnung ist nicht zulässig. Die Wahl geschieht eigentlich auf ein Jahr, dehnt sich aber gewöhnlich stillschweigend auf Lebenszeit aus, wenn die Gewählte zur Fortführung der Geschäfte bereit ist, wornach sich die Schwestern nach Ablauf der Amtszeit erkundigen. Sie wird juffrouw, d. h. Jungfrau genannt, während die Schwestern unter einander sich gewöhnlich ma soeur anreden. Die Vorsteherin handhabt die häusliche Zucht und Ordnung und leitet die Andachtsübungen, welche zu gewissen Stunden im gemeinschaftlichen Bet- und Arbeitssaale stattfinden. Sie hat auch die Erlaubniß zum Ausgehen, zur Annahme von Besuchen und dergleichen zu ertheilen.

Die Conventsvorsteherinnen ihrerseits wählen in ähnlicher Weise die Oberin, groot-juffrouw (groß-jungfrau) oder grande-dame genannt, welche dem ganzen Hofe vorsteht, und ein paar Gehülfinnen, im

großen Hofe auch zwei Beirathende, zur Seite hat. Ihre Gewalt ist in allen Dingen der genossenschaftlichen Zucht und der innern Einrichtung sehr umfassend, ja fast unbeschränkt. Sie muß alle Jahre zwei mal sämmtliche Convente und Häuser untersuchen, wobei die Beginen nichts versteckt halten dürfen. Jede Ungehörigkeit in Kleidung oder Geräth oder in der Zimmerausstattung wird gerügt.

Zur Aufnahme unter die Beginen ist katholisches Glaubensbekenntniß, unbescholtener Jungfrauen- oder Wittwenstand und daneben die Nachweisung eines gewissen Einkommens erforderlich. Das letzte geschieht um deßwillen, damit die Armen- und Siechenhauskassen nicht zu sehr belastet werden; denn, obwohl jede Begine verbunden ist, für ihren Unterhalt aus eigenen Mitteln zu sorgen, so tritt doch bei Verarmten und Gebrechlichen die Gemeinschaft ein, zu welchem Ende jeder Hof eine „Infirmerie" oder ein Siechenhaus, verbunden mit einigen Zellen für Geisteskranke, hat. Um das Jahr 1824 verlangte man ein jährliches Einkommen von 100 Gulden, scheint aber mit dem Nachweis nicht allzustreng gewesen zu seyn. Neuerdings gab man im großen Hofe das verlangte Einkommen zu 110 Franken an, im kleinen zu 10 Pfund Grote oder 60 Gulden, was ziemlich dasselbe ist. Vermögende müssen einen Eintrittsbetrag an die allgemeine Kasse zahlen, meist bis zu 54 Gulden.

Ein bestimmtes Aufnahmealter scheint nicht vorgeschrieben zu seyn, es kommen fünfzehnjährige Novizen vor, der Eintritt von Wittwen wird im großen Hofe, der etwas strengere Einrichtungen als der kleine hat, als sehr selten bezeichnet.

Die Neuaufzunehmenden müssen eine Prüfungszeit von etwa zwei Jahren im Convent bestehen. Nach dem ersten Jahre wird das Kleedsel oder die Einkleidung vorgenommen, wobei, wie beim Eintritt, ein Festmahl gegeben wird. Ist das zweite Jahr gut vollbracht und beharren sie dann bei ihrem Vorsatze, so findet die kirchliche Einweihung oder die Bruiloft, d. h. die Hochzeit, statt. Es ist das, wie man leicht denken kann, ein Ereigniß, woran nicht nur die Braut und deren Familie, sondern auch der betreffende Convent, ja der ganze Hof, den lebhaftesten Antheil nimmt. Alles ist dann noch sauberer, als gewöhnlich; man streut Blumen oder bunte Papierschnitzel von der Wohnung bis zur Kirche; eine feierliche Messe wird veranstaltet, die Braut trägt eine Krone von Perlen und Flitter, Kränze und Gedichte werden gespendet, ein Hochzeitsmahl wird gegeben: kurz, der ganze Vorgang hat den Anschein eines heiteren Vermählungsfestes, nur daß der Bräutigam hinzugedacht werden muß. Selbst die Brautjungfern fehlen nicht, denn zwei kleine Mädchen begleiten die Aufzunehmende den ganzen Tag, sitzen während des Gottesdienstes vor dem Hochaltare neben ihr, und halten die Enden des Tuches, wenn ihr das Abendmahl gereicht wird.

Auffallend war mir's, daß der Braut kurz nach Empfang der Hostie von einer Mitschwester ein Glas Wein gereicht wurde. Man versicherte mir, es geschehe solches nur, um die Nüchterne vor Ermattung zu bewahren; indessen geht bald die Feierlichkeit zu Ende. Dieselbe schließt mit Verlesung einer Art Ermahnung in lateinischer Rede, wovon die guten Seelen natürlich kein Wort verstehen. Dann nehmen die Priester, nach Ablegung der Meßgewänder, die Vermählte in die Mitte und führen sie unter Geleit der Zugehörigen in das Conventshaus, wo inzwischen das Hochzeitmahl auf Kosten der Braut oder ihres Gesippes in Bereitschaft gesetzt ist.

An den Festmahlen dürfen nur eine gewisse Anzahl Verwandte als Gäste Theil nehmen. Man gab die Anzahl beim Kleedsel zu acht, bei der Bruiloft zu zwölf an; im letzten Falle sind Männer mit Ausnahme der thätig gewesenen Priester ausgeschlossen. Nach beendeter Tafel, wobei es oft sehr heiter hergehen soll, wird ein Spaziergang gemacht oder der Nachmittag in sonstiger Weise verbracht. Auch die Conventsangehörigen, welche außerhalb des gemeinsamen Schwesterhauses wohnen, werden nicht vergessen; sie bekommen je einen Teller Reisbrei oder dergleichen zugestellt.

So ist der Vorgang im kleinen Hofe. Im großen, der in mehreren Stücken ein etwas strengeres Gewand trägt, finden sich einige Abweichungen. Man spricht dort nicht sowohl von einer Bruiloft als von einem Steedsel oder einer Bestätigung. Am festlichsten wird die Einkleidung begangen, wobei Verwandte, wenn ich recht berichtet bin bis zu achtzehn, am Mahle Theil nehmen können.

Früher scheinen diese Festmahle oft großartig und bis zur Ungebühr ausgelassen gewesen zu seyn. Der Abt Van Ryckel rügt um 1630, obwohl schon 28 Jahre zuvor sehr ernste Verbote ergangen waren, „die maßlosen Ausschreitungen an den Tagen, wo sich die Jungfrauen Gott weihten; sie erfreuten sich nicht im Herrn, sondern im Wein und Schlemmereien (voratrinis), in Eitelkeiten und Thorheiten (insaniis falsis), indem mit allerlei Arten goldener, silberner und porzellanener Gefäße Staat gemacht werde x."

Nach der Hochzeit muß die Neuvermählte noch vier Jahre, also im Ganzen sechs Jahre, im Conventshause zubringen. Hat sie alsdann das achtundzwanzigste, und im großen Hofe, wie man sagt, das dreißigste

Lebensjahr schon vollendet, so steht es ihr frei, in einem der besondern kleinen Häuschen zu wohnen, welche für zwei oder mehrere Personen eingerichtet sind. Ist sie aber noch keine 28 oder 30 Jahre alt, so muß sie die fehlende Zeit noch im Conventshause zubringen. Allein darf keine wohnen. Doch wird es gestattet, mit einer weltlichen Freundin oder mit einem Dienstmädchen zusammen zu leben.

Jede Schwester hat ihr eigenes Bett, ihre eigenen Möbeln und Geräthe, überhaupt ihre selbstständige Einrichtung, und ist dabei ziemlich unbeschränkt. Selbst Bier- und Weinflaschen fehlen nicht. Kostbares Zimmergeräthe, Teppiche und Tapeten, gestickte Vorhänge und dergleichen sind jedoch untersagt. Ich sah nur geweißte Wände und sehr einfache Tische und Stühle, aber alles in höchster Sauberkeit. Die kleinen Häuschen, auch die kleinsten, sind für die wenigen Personen, von welchen sie bewohnt werden, ungemein geräumig; in einem der zweischläfrigen sah ich z. B. ein gemeinschaftliches Wohn- und Empfangzimmer, zwei Kammern, zwei Küchen, Keller- und Bodenraum rc. Andere sehen freilich etwas ärmlicher aus, aber auch andere noch geräumiger.

Es fiel mir auf, fast gar keine Heizvorrichtungen anzutreffen; indessen löste sich das Räthsel. Ein Hauptgeräthstück einer Begine ist nämlich der Feuertopf. In den Conventen zeigte man mir ganze Batterien dieser beliebten Leibwärmer, wofür man den bezeichnenden Ausdruck lollapotten hat, der an den alten Namen der Lollarden oder Lollebrüder erinnert. Oefen sind dort gar nicht gebräuchlich.

Die Convente haben außer dem schon erwähnten Bet- und Arbeitssaale und außer den erforderlichen Wasch- und Küchenräumen mit zahlreichen Herdplätzen oder irdenen Kohlenkochtöpfen, ein großes Zimmer für feierliche Vorgänge oder vornehme Besuche, und einen gemeinschaftlichen Eßsaal, der refter, d. h. refectorium genannt wird. Dieser letztere ist besonders bemerkenswerth, weil er der Hauptschauplatz der Sonderwirthschaft in der Gemeinsamkeit ist. Hier nimmt jede ihren Kaffee, wozu man das Wasser gemeinschaftlich kocht; hier empfängt sie auf besondere Rechnung von dem Biere, das gesammter Hand eingelegt wird u. s. w., je nachdem des Hauses Einrichtung getroffen ist. Im großen Hofe ist mehr Sonderung und Alterthümlichkeit, im kleinen mehr Gemeinsamkeit und Neuerung. Hier hat man sogar in den meisten Conventen schon gemeinschaftliche Tafeln eingeführt. Sonst aber hat jede Schwester ihren besondern Eßplatz. Rings an den Wänden des Refters stehen nämlich kleine eichene Schränke von ziemlich gleicher Form und Einrichtung, welche nicht bloß zur Aufbewahrung von Tischgeräth, von Brod, Salz, Bier u. dgl. dienen, sondern auch als Tische gebraucht werden. Schlägt man die beiden Klappthüren auf, so läßt sich in angemessener Höhe ein Schieber ausziehen, welcher die Stelle einer Tafel vertritt. Auf diese Weise sitzen die Schmausenden zwar in aller Nähe bei einander, drehen aber dem Gegenüber nicht das Antlitz, sondern den Rücken zu, und sind auch von den beiden nächsten Nachbarinnen durch die beiderseitigen Klappthüren geschieden, etwa wie unverträgliche Pferde oder Kühe durch Krippenbäume und Krippenbretter getrennt werden. Ein solcher Schrank heißt in Gent schapraei (nicht eetkast, wie in deutschen Reisebüchern zu lesen ist) und wird bei jeder Schwester als ein Hauptstück der Mitgift betrachtet. — Uebrigens ist diese Schrankeinrichtung ein Erbstück uralter Zeit, und sicher nicht der Unverträglichkeit wegen eingeführt worden.

Allem Anscheine nach leben sämmtliche Schwestern, die eines Hofes sowohl als die Bewohnerinnen der einzelnen Convente und der besondern Häuschen in bester Eintracht. Die häusliche und gottesdienstliche Ordnung ist streng geregelt und wird durch lange Gewohnheit zur andern Natur; im übrigen aber scheint alles, einige Bedeutungslosigkeiten abgerechnet, in harmloser Ruhe zu verfließen; selbst da, wo die Kohlen für die Lollepotten und für die irdenen Kochtöpfe der Einzelnen von einem gemeinschaftlichen Herd genommen werden, geht es ohne erheblichen Zank ab, was gewiß alles mögliche ist. Als ich fragte, ob es auch zuweilen Streit gebe, und welche Strafen man in solchen Fällen habe, wurde ich kaum verstanden. Dergleichen komme ja gar nicht vor, hieß es. Nur ein paar der Jüngsten, wovon eine noch Novize war, kicherten dabei in's Tuch und meinten, da hinten auf dem Bleichhofe da gebe es allerdings mitunter ein rechtpartytje. Indessen hat es auch damit gute Wege. Solche kleine Schlägereien sind nicht mehr als muntere Ueberbleibsel der Kinderspiele, wie denn selbst Aeltere mitunter an den Spielen der Jüngeren noch in aller Kindlichkeit Theil nehmen sollen. Besonders wird der St. Petersabend, wo man vordem auf dem Grasplatze die Petersfeuer anzündete, als eine Gelegenheit zu ungewöhnlicher Heiterkeit und Festlust erwähnt, namentlich im kleinen Hofe.

Ueberhaupt darf man sich das Leben der Beginen nicht allzusehr als ein Daseyn klösterlicher Beschaulichkeit und Düsterheit denken: sie singen und lachen und scherzen und sind selbst, unbeschadet der Ehrbarkeit und godvruchtigheid (Gottesfurcht), den Späßen und Schwänken der Welt nicht abhold.

Früher muß es noch lebhafter hergegangen seyn,

denn der Erzbischof von Mecheln verbot zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts wiederholt das Tanzen; ja es kommt sogar ein Verbot gegen öffentliches Singen zuchtloser Lieder vor. Kann man auf ein Sprüchwort Gewicht legen, so müssen sich die Beginen auch durch Flunkern und erfinderische Ausschmückung von Stadtgesprächen ausgezeichnet haben, denn es heißt in Flandern: het is een beggynelogen, es ist eine Beginenlüge. Vor allen Dingen halten sie gern einen ordentlichen Schwatz, oder, wie es auf gut vlämisch heißt, sie klappen gern. Sobald sie ein gewisses Zutrauen gefaßt haben, steht ihnen das Mundwerk selten still. Dasselbe findet man freilich auch bei vielen eigentlichen Nonnen, namentlich bei solchen, welche den Dienst in den Kranken- und Siechenhäusern versehen und in sonstigen milden Anstalten beschäftigt sind. Ich habe selten so viel gesprächige Heiterkeit und freudigen Berufseifer gefunden, als bei den Oberinnen und Dienerinnen, bei „Müttern" und „Schwestern" in einigen Stiftungen, wo doch nicht selten mit tausenderlei Widerwärtigkeiten und Launen zu kämpfen ist. „Wir thun es ja für den Herrn," darin liegt ihr Antrieb, ihre Kraft, ihre Freudigkeit, ihr Lohn.

Ich war durch Frauen, die selbst für meine godvrucht gut gesagt hatten, bei einigen Beginen eingeführt worden, und daher mochte es wohl kommen, daß ich mit ungewöhnlicher Offenheit behandelt wurde; auch hielt man sich bei meinen vielen Fragen, wie es schien, zu der anziehenden und willkommenen Folgerung berechtigt, daß ich damit umgehe, in Deutschland ein Beginenhaus zu gründen. Aber auch sonst, glaube ich, kann es nicht eben schwer halten, sich von ihrem heiteren Wesen zu überzeugen.

Als ich im kleinen Hofe den Betsaal eines Convents besah, nöthigte man mich wiederholt, auf dem etwas abgesondert und auf einer kleinen Erhöhung stehenden Stuhle der Vorsteherin Platz zu nehmen. Ich merkte wohl, daß es dabei auf etwas Besonderes abgesehen war; da ich aber an das, was man im Auge hatte, gerade am wenigsten dachte, so erregte ich nur um so mehr Heiterkeit, und als es endlich gelungen war, mich zum Niedersitzen zu bringen und mir rasch mit einem Taschentuche die Stiefeln abzuwischen, wodurch ich nach Genter Brauch verbindlich wurde, „etwas zum Besten zu geben," da hatte das Lachen vollends keine Grenzen. Und auch am folgenden Tage, als meine liebenswürdigen Freundinnen die Uebersendung eines Körbchens mit allerlei Schnopereien besorgten, soll der Spaß nicht gering gewesen seyn, so daß der duitschman zu den guten Schwestern in die besten Beziehungen kam.

Wie sehr man Spiel und Heiterkeit liebt, entnahm ich auch daraus, daß in einem besondern Zimmer des Conventshauses ein Fortepiano mit einem großen Pack Musikalien sich befand. Eine alte Verordnung des Erzbischofs von Mecheln, welche den Gebrauch musikalischer Instrumente verbietet, ist also wohl nicht mehr in Wirksamkeit. Dasselbe Zimmer diente zugleich als Fremdenzimmer. Es ist nämlich gestattet, nächste Verwandte von Schwestern mit Vorwissen der Oberin zu beherbergen, namentlich auch Männer. Bei Priestern wird nicht einmal Verwandtschaft verlangt; auch sonstige Ausnahmen kommen vor, nur dürfen die Gäste dann nicht in den Conventshäusern übernachten, sondern man führt sie nebst den nöthigen Betten zur — „Großjungfrau," die in der Regel auch eine Altjungfrau ist, und lagert sie dort ein. Im übrigen aber werden Mannspersonen nicht geduldet, nicht einmal kleine Knaben. Früher waren Männlein vor vollendetem achten Jahre zulässig, allein in späterer Zeit ist man strenger geworden. Schon 1602 war das Erziehen von Knaben und zugleich das Halten von Hunden bei drei Gulden Strafe verboten.

Die Zimmer und Säle in den Conventshäusern sind wie die in den Sonderhäusern sehr einfach. Die einzige Ausschmückung besteht in Blumen, Gemälden, Heiligenbildchen und dergleichen. Auch die Fremdenzimmer werden sehr einfach gehalten. Die Betten im großen Hofe sind überall mit schwarzwollenen Vorhängen versehen. Keine Schwester darf bei Licht zu Bett gehen.

In den Eingängen der Conventshäuser sind folgende Sätze und Mahnungen unter Glas aufgehängt: „De liefde maekt religieusen en moniken; zonder deze zyn de kloosters hallen en de bewoonders duyvelen; met deze zyn zy voorwaer een paradys op der aerden en de inwoonders de englen selve." Das ist: „Die Liebe macht Religiosen und Mönche; ohne sie sind die Klöster Höllen und die Bewohner Teufel; mit ihr sind jene fürwahr ein Paradies auf der Erde und die Einwohner den Engeln gleich."

Ferner:

Die wilt komen in myn' zaelen,
Mag niemands gebrek verhalen;
Zyt vrolyk, en spreekt van God!
Kwaeden agterklap is hier verbod.
Ik begryp niemand in't zyne,
Want ick heb genoeg aen't myne.
Waeren wy met liefde ontstaken,
Wy zagen geene gebreken,

Nog geen ander mans misdaed,
Maer alleen ons eygen kwaed.
Laet ons leven zonder klagen,
Willen wy aen God behaegen!
Zyt oodmoedig in den grond,
En gestigtig in den mond!..
Hoort gy somtyds draeve maeren,
Peyst op God, die u kan spaeren.
Die den wille Gods verkiest,
Wint altyd, en noit verliest.

Das ist:

Wer will kommen in meine Säle,
Daß er Niemands Gebrech erzähle!
Seyd fröhlich und sprecht von Gott!
Böse Nachrede ist gegen Gebot.
Ich greife Niemand in das Seine,
Denn genug, daß ich schaffe das Meine.
Thät uns wahre Lieb' entzünden,
Wir gewahrten keine fremden Sünden,
Noch andern Mannes Missethat,
Sondern nur das eigene Quad.
Laßt uns leben sonder Klagen,
So wir wollen Gott behagen!
Seyd demüthig in des Herzens Grund,
Und erbaulich mit Wort und Mund!
Hört ihr zuweilen von trübem Walten,
Denkt an Gott, er kann euch halten.
Wer den Willen Gottes erkürt,
Gewinnet stets und niemals verliert.

Der Ruf der Beginen ist der beste. Natürlich fehlt es nicht an anstößigen Ausnahmen, und auch Van Ryckel hat einen eigenen Abschnitt über die gefallenen Beginen, wie er denn namentlich eines unglücklichen Geschöpfs gedenkt, das eine Uebelthat, wodurch es der Schande entgehen wollte, mit dem Tode zu büßen hatte; aber im Ganzen scheinen solche Vorfälle doch außerordentlich selten zu seyn.

Schon vor Jahrhunderten ist den belgischen Anstalten großes Lob ertheilt worden. Als in Deutschland und Frankreich zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts ähnliche Genossenschaften der Ketzerei rc. bezüchtigt und in Folge dessen aufgehoben wurden, blieben die belgischen ziemlich unangefochten oder wurden wieder hergestellt, unter dem Bedeuten jedoch, sich nicht, wie die verbotenen Vereine, mit Streitereien über Glaubenssachen zu befassen.

(Fortsetzung folgt.)

Molières Sittencomödie und die gelehrten Frauen auf seiner komischen Bühne.

(Schluß.)

Trotz aller hier zu Tage geförderten Verkehrtheiten gibt doch auch dieses ganze Treiben Zeugniß von dem regen geistigen Leben, das sich im siebzehnten Jahrhundert so glänzend in Frankreich entfaltete. Das Streben dieser Salons war ein zum Theil berechtigtes und schönes; sie haben auch zur Verfeinerung und Veredlung der Sprache beigetragen und ihr neben den vielen unsinnigen Wendungen und Ausdrücken doch auch manche gesunde geschenkt, die noch heute gelten. Für die wirklich großen Geister sind dergleichen Zusammenkünfte nicht, sie sind der Tummelplatz der kleinen. Bossuet, Pascal, Racine, Larochefoucauld, die mitunter daran Theil nahmen, fühlten sich da nicht befriedigt, eben so wenig wie Byron, Goethe und Schiller in den ästhetischen Thees ihrer Zeit; aber andererseits bedenke man auch, daß es das Schicksal aller derartigen Zusammenkünfte ist, durch Formalismus und Pedanterie lächerlich zu werden, selbst wenn keine Frauen dabei sind. Man erinnere sich nur an unsere Sprachgesellschaften des siebzehnten Jahrhunderts, an die fruchtbringende Gesellschaft und den Palmenorden, der italienischen Akademien zu geschweigen. Für die Kunst geistbelebter Unterhaltung, für die Freude an einer lebendigen Geselligkeit, die weder der Weinflasche noch des Kalbsbratens bedarf, für den Reiz, den die Frauen auf dieselben ausüben, kurz für das, was den französischen Salon lange Zeit zum angenehmsten der Welt gemacht hat, muß man hier die Wurzel suchen, wenn auch das Streben, den guten Ton zu finden, oft zum geschraubten und verzerrten führte, und wenn auch

neben der breiteren Ausdehnung, den der Sinn für Bildung dort gewann, zugleich das literarische Coterien- und Cliquewesen immer mehr emporwucherte.

Molière selber ist weit entfernt, den literarischen Bildungstrieb zu verdammen; er sagt ausdrücklich in der Vorrede zu den Précieuses ridicules, daß er nur die Nachäfferinnen derselben im Auge gehabt habe, und gibt uns in den Femmes savantes sein Glaubensbekenntniß von weiblicher Bildung, das keineswegs den schönen Worten der Leonore in Goethes Tasso: „Ich freue mich, wenn kluge Männer sprechen ꝛc." widerspricht. Er läßt den Clitander sagen:

„Gern mag ich's, wenn ein Weib von Allem Einsicht hat,
Doch will in meinen Sinn das Streben nicht hinein,
Daß es gelehrt sich macht, nur um gelehrt zu seyn.
Ich lieb' es, wenn die Frau'n in manchen Dingen schweigen,
Und wenn sie wissen, selbst ihr Wissen nicht zu zeigen,
Wenn sie ihr Studium nicht einem jeden nennen,
Und wenn nicht jeder weiß, was sie verstehn und kennen,
Autoren nicht citiren und keine Phrasen machen,
Nicht immer geistreich sind in den geringsten Sachen.

Eine so reiche Ernte comödienbarer, so zu sagen handgreiflicher Stoffe bringt unsere nivellirende Zeit, in der die Spitzen origineller Albernheit abgestumpft sind und wo der schwarze Frack Alles gleich gemacht hat, nicht hervor, denn die Crinoline allein kann doch nicht viel helfen.

Wie gesagt, Molières Geißelhiebe waren mehr den Copien als den Originalen der Preciösen zugedacht, die bei der ersten Aufführung zugegen waren, die lachten, als gälte es ihnen nicht, die aber doch sehr bald einlenkten und sich seit jenem Abend nicht mehr Preciösen nannten.

Molière hat auch bei dieser Warnungscomödie den Bürgerstand, den er liebt und zu dem er gehört, im Auge und sucht ihn hier von Schönthuerei und Verbildung zu curiren, wie er ihn in der Comtesse d'Escarbagnas von der Nachäffung vornehmer Manieren, im Bourgeois Gentilhomme und George Dandin vom Parvenüwesen und im Tartuffe von der Bigotterie zu heilen sucht. Er will die Verheerungen nachweisen, die ein mißverstandenes, von Eitelkeit gestacheltes Bildungsstreben in den Gemüthern und Familien anrichtet, besonders wenn es von anmaßenden Pedanten und schmarotzenden Charlatans ausgebeutet wird, und will zeigen, daß bloß äußerlich durch die Mode angeregte, aber nicht aus innerem Bedürfniß entstandene Bestrebungen, statt die Frauen zu heben und zu bereichern, ihre gewöhnliche Schwäche nur um eine vermehren, die da heißt: anspruchsvolle Affektation.

In den Précieuses ridicules machte er den ersten Angriffsversuch mit einem Erfolge, der ihm auf einmal die einzuschlagende Bahn eröffnete und ihn zum vollen Bewußtseyn seiner Mission brachte. Ein Mann im Parterre rief: „Courage, Molière, voilà la vraie comédie!" und er selber sagte: „Jetzt brauche ich den Terenz und Plautus nicht mehr zu studiren und in den Fragmenten des Menander herumzustöbern." — Mit diesem Stücke entsagte er allerdings den Nachahmungen, der Farce und dem Intriguenspiel, und brachte zuerst die Gesellschaft seines Landes und seiner Zeit auf die Bühne; die Sittencomödie war gefunden und Molière stellte sich in ihr mit einem kühnen Sprunge als den Darsteller seiner nächsten Umgebung, als den Kritiker der Gesellschaft seines Jahrhunderts hin.

Dieses Stück in Einem Akte und in Prosa wurde 1659 zuerst aufgeführt und wurde gleich sechsmal nach einander wiederholt. Ich versuche in Kürze eine Idee von demselben und den femmes savantes zu geben, die vor allem auch dadurch merkwürdig sind, daß sie eine praktische Wirksamkeit, einen Einfluß auf Sitte und Ton ausgeübt haben, wie man dieß so nachweisbar fast von keinem andern Erzeugniß der komischen Muse behaupten kann.

Der Inhalt des ersteren, einaktigen, in Prosa geschriebenen Stückes ist mit wenigen Worten folgender: Zwei junge Damen aus der Provinz leben seit einiger Zeit in Paris und werden dort von der Modekrankheit angesteckt. Sie haben die Romane der Scudéry gelesen und einige Herrn und Damen jener geistreichen Cirkel kennen gelernt. Jetzt finden sie auf einmal, daß ihre beiden Zukünftigen sehr langweilige, prosaische Leute sind; sie sehnen sich nach etwas Höherem, geistig Vornehmerem und schicken ihre Verlobten fort, worüber Vater Gorgibus, der mit den vortheilhaften Partien gar wohl zufrieden war, in leicht erklärliche und sehr humoristisch vorgestellte Wuth geräth. Die verschmähten Liebhaber sind aber Leute von Geist; sie wissen sich zu rächen. Ihre beiden gewandten Bedienten müssen sich als vornehme, schöngeistige Herrn bei den Fräulein introduciren. Das thun die gewandten Bursche, die sich im Costüm eines Vicomte und Marquis drollig genug ausnehmen und bald reißende Fortschritte in der Intimität der von ihnen entzückten Fräulein machen. Sie sind mit ihrer Eroberung im schönsten Zuge, als ihre beiden Herrn erscheinen, ihnen verabredetermaßen die vornehmen Röcke herunterreißen und sie (nicht verabredetermaßen) gehörig durchprügeln. Mit der Beschämung der jungen Damen und einer derben Strafrede des Alten, der alle Sonette und Romane, um deren willen seine Töchter jetzt alte Jungfern werden,

zum Teufel wünscht, schließt diese noch halb possenhafte Comödie, die besonders in den Scenen, wo die beiden keden Burschen die schöngeistigen Seigneurs ihrer Zeit parodiren und gelegentlich in äußerst humoristischer Weise in ihre Bedientennatur zurückfallen, und wo die Damen über die ihnen gemachten Complimente in Ekstase gerathen, eine reiche Fülle von Komik entfalten. Fast in jedem Wort ist eine Anspielung enthalten, und alles dient dazu, die Verschrobenheit der über ihren geistigen Horizont hinauswollenden Bürgerstöchter auf's Hellste zu beleuchten. Das ganze Wörterbuch der Preciösen kommt dabei zur Anwendung.

In den vierzehn Jahre später (1673) erschienenen Femmes savantes wird nun alles, was dort nur Entwurf und Skizze war, zum ausführlichen Gemälde. Die Behandlung erweitert sich mit dem Stoffe. Jetzt werden alle Species des Genus Blaustrumpf, die verheiratheten und die jungfräulichen, vorgenommen, und zugleich mit ihnen die Pedanten und Schöngeister. Jetzt wird die schriftstellerische Anmaßung, das literarische Cliquenwesen der Zeit in die satirische Lauge hineingetaucht. Zum Beweise diene folgende Stelle:

„Wir führen jede Schrift, sey's Prosa, sey's Gedicht,
Mit Lob und Rede ein nach unsrer eignen Weise,
Denn nirgendwo ist Geist, als hier in diesem Kreise.
Verfolgen werden wir, was jeder andre treibt,
Und finden, daß man hier nur gut und geistreich schreibt."

So spricht eine der Damen, die eine weibliche Akademie gründen will.

Dabei aber ist die Sitten- zugleich Charaktercomödie und erfüllt, was psychologische Behandlung, Gruppirung der Gestalten, Lebendigkeit des Dialogs und Eleganz der Sprache und des Verses betrifft, so sehr die höchsten Kunstanforderungen, daß sie mit dem Misanthrop und Tartüffe als maßgebendes Muster der haute comédie in der französischen Literatur dasteht.

Wir werden auch dießmal auf den gewöhnlichen Schauplatz jener Bühne, in eine emporgekommene, wohlhabende Familie geführt, wo das Spießbürgerthum mit vornehmen Anwandlungen, die altväterische Tradition mit geistreichen Gelüsten im Streit liegt. Der Hausherr, der aber nichts weniger als Herr des Hauses ist, der Pantoffelheld Chrysal, sagt darüber in einer Anwandlung übler Laune:

„Man forscht an jedem Punkt nach Wahrheit und nach Licht,
Doch was man wissen soll, das leider weiß man nicht;
Man sucht die Bahn des Monds, der Sterne zu verstehen,
Der Venus und des Mars, wo nichts für uns zu sehen;
Und bei der Wissenschaft, die auf zum Himmel fliegt,
Denkt man nicht an den Topf, der mir am Herzen liegt.
Ja, das Gesinde selbst studirt euch zu Gefallen,
Doch was zu thun er hat, thut keiner mehr von Allen.
Die Lehre der Vernunft treibt jeder hier im Haus,
Doch ach! die Lehre treibt mir die Vernunft hinaus;
Das Fleisch verbrennt im Topf beim Studium der Geschichte,
In's Feuer läuft die Brüh' beim Lesen der Gedichte" u. s. w.

In dieses Haus hat sich ein schöngeistiger Tartüffe, ein literarischer Industrieritter eingeschlichen; er beutet die dort herrschende ästhetische und literarische Richtung, die er nach Kräften befördert, aus, gewinnt durch Schmeicheleien die philosophirende Mutter und die ästhetisirende Tante des Hauses, um die junge schöne Tochter Henriette, die allein frei geblieben ist vom Modefieber, und ihre reiche Aussteuer zu gewinnen. Aber der Vater will sie dem Clitander, dem Sohn eines alten Jugendfreundes, der sie liebt und von dem sie geliebt wird, zuwenden. Daraus entsteht ein Kampf, der sich zum Vortheil der schöngeistigen Partei neigt und das Lebensglück der Liebenden bedroht. Madame erklärt, sie wolle den Schöngeist zum Schwiegersohn, und Vater Chrysal streicht schon, wie immer, die Segel, da nimmt sich Oheim Arist der Bedrängten an. Im Augenblick der Contraktunterzeichnung bringt er einen von ihm selber fabricirten Brief, der den durch Bankerot veranlaßten Verlust von Henriettens Mitgift verkündet. Der Schöngeist entsagt und Clitander, der auch ohne Mitgift liebt, führt die Braut heim.

Dieß der, wie immer bei Molière, sehr einfache Faden der Handlung, an den sich noch einige Nebenhandlungen knüpfen. Sie läuft fast parallel mit der des Tartüffe, wo gleichfalls das gesammte Personal sich in zwei feindliche Gruppen theilt und der Conflikt durch den Sieg der Vernunft, durch Enttäuschung der Verblendeten und Entlarvung der Betrüger gehoben wird. Dabei aber ist ein großes Gewicht auf Charakteristik und Sittenschilderung gelegt und die größte Sorgfalt auf die Sprache verwendet, die in Persiflirung des damaligen geschraubten Tons eine bewundernswürdige Virtuosität entfaltet.

Bei dem Gegenstand, um den es sich hier handelt, war das Ueberwiegen der Conversation unvermeidlich, wenn er in seinem ganzen Umfang und mit aller Schärfe gefaßt werden sollte. Man kann aber nicht sagen, daß das Ganze in eine sogenannte Literatur- und Lesecomödie ausarte und für die Darstellung zu blaß sey. Die verspotteten Dinge sind so grell und haben in einzelnen Scenen, z. B. wo die vortrefflich kochende, aber ungrammatisch sprechende Köchin wegen

eines Sprachschnitzers aus dem Hause gejagt wird, wo der Schöngeist den in Enthusiasmus vergehenden Damen seine albernen Sonette vorliest, eine so drastische Wirkung, die Charaktere sind mit so sicherer, plastischer Gestaltungskraft hingestellt, daß es dieser Comödie, trotz ihres didaktischen Zweckes, keineswegs an einer noch heute auf dem Théâtre français sich bewährenden Bühnenwirksamkeit fehlt.

Vor allem aber haben die Charaktere eine innere Wahrheit, die durch die Carricatur der Umrisse hindurchblickt, und Molière hat mit bewundernswerther Kunst den Weibern in ihrer Thorheit so scharfe und feine Nüancen zu geben gewußt, daß man ohne Personenangabe aus jedem ihrer Worte die besondere Närrin in ihrer Eigenthümlichkeit heraus erkennen würde. Wenn die Mutter sagt:

„Ja, rächen will ich uns am männlichen Geschlechte,
Das bis zur Sklaverei uns gern herunterbrächte,
Das zur Alltäglichkeit des Geistes Fluch verdammt,
Und das uns armen Fraun des Wissens Bahn verrammt."

so ist es ganz ihrem Charakter entsprechend, wenn die sensitive Armande, Henriettens platonisirende Schwester, hinzufügt:

„O wie die Männer schwer sich am Geschlecht vergehn,
Die unsrer Einsicht kaum was andres zugestehn,
Als die Geschicklichkeit, ein altes Kleid zu flicken
Und einiges Talent im Waschen, Bügeln, Stricken!
Wir alle müssen uns dem großen Kampfe weihn
Und uns vom Geisteszwang auf immerdar befrein."

Noch charakteristischer aber ist es für sie, wenn sie gleich in der Expositionsscene der Schwester sagt:

„Mein Gott, wie wohnt dein Geist doch stets in niedern Sphären,
Wie ist die Rolle klein, die du zu spielen denkst,
Wenn du dich ganz und gar auf Haus und Hof beschränkst!
Tief steht das Weib, wenn es nichts Höh'res denken kann,
Als Wickelkinder nur und ein Ideal von Mann!
Laß dem gemeinen Volk, das jeden Schwungs entbehrt,
Die groben Freuden, die der Ehestand gewährt,
Und suche, statt den Mann zum Herrscher dir zu wählen,
Mit der Philosophie dich ehlich zu vermählen."

Henriette antwortet darauf:

„Wär' auf Philosophie ein jeder Sinn gestellt,
Ein kleiner Philosoph käm' dann wohl nie zur Welt."

In der Schöpfung dieser Henriette bewährt sich Molière als Meister. Sie hebt sich im Gegensatz zu ihrer verschrobenen Umgebung äußerst natürlich und liebenswürdig hervor. Sie ist in ihrer geistigen Gesundheit und Derbheit reiner, als ihre empfindsam lüsterne Schwester, sie hat sich ganz aus sich selber herausgebildet und durch die Beobachtung der sie umgebenden Verkehrtheit den rechten Weg gefunden; sie ist eine harmonische, sicher in sich begründete Natur und gleicht in ihrer sanft gehaltenen Idealisation einer jener Goetheschen weiblichen Gestalten, die uns allen an's Herz gewachsen sind.

Es würde einer eigenen Abhandlung bedürfen, wollte ich die Charaktere in ihrer philosophischen Begründung und ihren komischen Motiven einzeln durchnehmen und einzelne Züge oder ganze Scenen zur Begründung meiner Ansicht vorführen. Wir würden dabei auf manches stoßen, das als specielle Anspielung auf dortige und damalige Verhältnisse für uns sein Salz verloren hat oder auch für unsern ästhetischen Geschmack zu grell ist; dagegen würde auch manches so erscheinen, als wäre es auf unsere eigenen ästhetischen Thees mit und ohne Butterbrod, auf unsere wissenschaftlichen Vorlesungen für Damen, auf das Treiben unserer literarischen Coterien, auf unsere schriftstellernden Frauen speciell gemünzt. Das Auffinden der Aehnlichkeiten zwischen hier und dort, zwischen damals und jetzt hat einen besondern Reiz, und die Satire, als eine nicht beabsichtigte, gewinnt an Milde, ohne an Schärfe zu verlieren.

Doch es ist diese Comödie, in der sich Zeit- und Charakterschilderung verschmelzen, in der die Poesie nicht unter der didaktischen Tendenz leidet, in der man die Absicht merkt, ohne verstimmt zu werden, und die als Muster und Vorbild ihrer Gattung dasteht, vor allem auch wichtig durch ihren praktischen Einfluß auf Zeitgeist und gesellschaftlichen Ton, den eine Menge Zeugnisse bestätigen, einen Einfluß, den nur die durchgreifende Wirksamkeit der Bühne und die furchtbare Macht des Lächerlichen in Frankreich zu erklären vermag, und für den andere Länder kaum etwas Analoges aufzuweisen haben. Das Stück wies zu seiner Zeit die Frauen auf ihren wahren Beruf zurück, ohne, wie Schlegel behauptet, weiblicher Bildungslosigkeit das Wort zu reden. Es zeigte die Kahlheit des bloß äußerlichen schöngeistigen und wissenschaftlichen Treibens, es entlarvte die Heuchelei der dasselbe ausbeutenden Literatur; ja es that noch mehr, es nahm sich der Ehemänner an, denen über solchem Treiben die Suppe verbrannte, der Knopf unangesetzt und der Strumpf ungestopft blieb, und malt uns den vernünftigen Mann unter dem Pantoffel der thörichten Frau. Noch heute dient das Stück in Frankreich zum Arsenal, aus dem man seine Waffen holt, wenn es einen Kampf gegen verkehrte weibliche Erziehung, gegen bas bleus und intrigante Literaten gilt.

So viel möge genügen, um auf das erste Muster der classischen Sittencomödie hinzuweisen, in dem nicht, wie in den spanischen Stücken des Lope de Vega, des Calderon und Zarate, die einen ähnlichen Stoff behandeln und Molière scheinen bekannt gewesen zu seyn, die weibliche Verschrobenheit nur an einem einzelnen Individuum lächerlich gemacht wird, sondern wo sie sich als die Krankheit einer ganzen Zeit, einer ganzen Gesellschaft darstellt. Das ist ja ein Vortheil, den der Comödiendichter in einem concentrirten Lande wie Frankreich, in einer tonangebenden Hauptstadt wie Paris hat, daß seine Gestalten Repräsentanten einer ganzen Richtung sind, daß seine Sittenbilder ganze Sphären der Gesellschaft reflectiren und seine Geißelhiebe auf eine Menge bestimmter Personen fallen.

Es sollte mir lieb seyn, wenn der Gedanke, der mir bei Bearbeitung dieses Stoffes gegenwärtig war, sich als ein richtiger herausstellte. Ich meine nämlich, in literargeschichtlichen Untersuchungen müsse der culturhistorische Gesichtspunkt stets den ästhetischen begleiten, und vor allem scheint mir dieß bei der Comödie und speciell bei der Sittencomödie nothwendig, die als Spiegelbild des wirklichen Lebens nur aus demselben und aus der Zeit, in der sie spielt, erklärt werden kann, während sie andererseits dem geschichtlichen Studium großen Vorschub leistet. Sie führt uns ja das Vergangene als gegenwärtig geschehend vor und stellt uns das, was Memoiren und Briefe erzählen, lebendig vor Augen. Ich bin weit entfernt, dieser schon halb auf dem Wege zur Prosa liegenden Gattung den höchsten ästhetischen Werth zu vindiciren und sie den freieren und phantasiereicheren Schöpfungen eines Aristophanes, Shakespeare und selbst Calderon gleichstellen zu wollen; es scheint mir aber, als würde sie bei uns nicht genug gewürdigt und angebaut. Unsere etwas vornehme Aesthetik, die leicht das Scharfe, Klare und Bestimmte als prosaisch verachtet, und andererseits die geringe Sorgfalt, die wir im Lustspiel der gründlich motivirten Charakteristik und der Natürlichkeit, Lebendigkeit und Eleganz des Dialogs widmen, scheinen mir Schuld zu seyn an der Wirkungslosigkeit unseres komischen Theaters, das in andern Ländern so großen Einfluß auf Sitte, Gesellschaft und selbst auf Politik hatte, und das auch bei uns zu den Zeiten Schröders, Ifflands und selbst Kotzebues seine Wirkung nicht verfehlte, weil es mit Zeit und Sitte in enger Verbindung stand und dieselben, wie auch Lessings Minna von Barnhelm that, so treu abspiegelte.

Ich habe die culturhistorische Bedeutung der Sittencomödie Molières nachzuweisen gesucht, weil sie bei ihm am schärfsten hervortritt; doch zweifle ich nicht, daß eine nähere Vergleichung anderer komischen Bühnen mit den Sitten und Verhältnissen der Zeit zu ähnlichen Aufschlüssen führen würde. In Menander, Plautus und Terenz lernen wir das bürgerliche und Familienleben der Alten kennen. Figaros Hochzeit von Beaumarchais und Le Sages Turcaret setzen die Zustände in Scene, aus denen die französische Revolution entsprang, und blicken wir in Wicherleys, Congreves und Farquhar's Lustspiele, so tritt uns daraus die Unhaltbarkeit der Stuart'schen Restauration und die unter ihr herrschende Sittenverwilderung in erschreckender Weise entgegen. So ist es mit allen andern sittengeschichtlichen Epochen; sie sind zu ihrer Zeit nicht allein durch Satiren, Carricaturbilder und Pasquille illustrirt worden, sondern auch durch Lustspiele, die selbst bei untergeordnetem ästhetischem Werth wegen des geschichtlichen Zusammenhangs interessant und des Studiums würdig erscheinen.

Ad. Laun.

Ein Sommer in den Vogesen, ein Winter in Rom.

(Fortsetzung.)

Der Marquis war kaum aufgestanden, Katharinas Wunsch zu erfüllen, als Monsignore Gregoire zu ihr heran trat. „Ich stellte Ihnen in Sechère doch ein richtiges Horoscop, Madame de Berger,“ sagte er sehr gelassen; „man preist Sie hier als eine der glücklichsten, beneidenswerthesten Damen unserer Gesellschaft.“

„Man schilt mich so,“ sagte Katharina; „freilich immer besser gepriesen als bemitleidet; meinen Sie

nicht?" — „Ganz einverstanden," sagte der Cameriere, „was aber Mitleiden mit Ihnen zu thun haben sollte, wüßte man wahrlich nicht, es müßte denn seyn, daß Sie sich von Vergnügungen, Verehrung, Anbetung erschöpft und überbürdet sähen." Dann, Katharinas Anzug prüfend, fuhr er im leichtfertigsten Tone fort, ihren Putz, ihre Schönheit zu rühmen. Katharina gerieth außer sich, er hätte nichts erfinden können, was sie aus seinem Munde so tief verletzte, als diese nüchternen Phrasen und Schmeicheleien, die man an jede leichtfertige, leere Frau verschwendet. Sie konnte nicht antworten, Thränen traten ihr in die Augen. Monsignore Gregoire war einen Augenblick betroffen, als aber der Marquis hereintrat und Frau von Berger den Arm gab, um sie in den Wagen zu führen, überflog ein bitteres Lächeln seine Züge und er wandte sich zur Gesellschaft zurück.

„Wissen Sie auch," sagte am andern Tag Mademoiselle Feauveau zu Katharina, als diese neben ihr in ihrem Atelier saß und schon eine Weile zugesehen, wie sie einen Engelskopf modellirte, „wissen Sie auch, daß ich längst über den Marquis ein Wort mit Ihnen reden wollte? Man nennt ihn Ihren erklärten Liebhaber."

„Was thut es? Irgend einen wird man immer so nennen." — „Aber der Marquis liebt Sie." — „Ich liebe ihn nicht." — „So wird er unglücklich." — „Eine Weile, dann tröstet er sich wieder." — „Sie sind sehr leichtsinnig, Katharina, mehr als ich je gefürchtet."

Katharina fiel der Freundin um den Hals. — „Sprechen Sie nicht so, wenn mich alle Menschen dafür halten, thun Sie es nicht. Mein Herz ist öde, leer, zerbrochen, zertreten, trotz allem äußern Schein von Heiterkeit. Es ist mein rasch bewegliches Temperament, das mich fortreißt und mit dem Leben spielen läßt wie mit eitlem Tand, den man ohne viel Bedenken hinwirft, um ihn nicht wieder aufzuheben. Geben Sie meinem ganzen Seyn Inhalt und Gewicht, so wird es besser werden." — „Armes Kind," sagte Mademoiselle Feauveau und drückte Katharina an sich, „man hat Ihre Jugend verwahrlost und nun rächt sich das fürchterlich."

Katharina, die verwöhnte Katharina, sah die Freundin groß und verwundert an. „Mich verwahrlost?" rief sie. „Mein Oheim hat mich erzogen. Hätten Sie ihn gekannt, den edelsten, besten aller Menschen!" — „Und doch wußte er Sie nicht dahin zu führen, wo allein Gehalt und Gewicht für unser ganzes Seyn zu finden ist."

„Ich weiß wohl, was Sie meinen," sagte die junge Frau nach einigem Stillschweigen. „Ich müßte frömmer seyn, fromm wie Sie, Angelika. Geben Sie mir Glück, es würde mir den Weg zum Himmel bahnen!" — „Unglück ist besser dazu geeignet." — „Nicht doch, nicht doch, ein zertretenes, gedrücktes Herz, wie soll es die Herrlichkeit Gottes fassen? Wo die einzieht, muß Glorie, Jubel, Hosiannagesang ertönen."

Mademoiselle Feauveau arbeitete weiter, dann sagte sie ruhig: „Ich wollte aber mit Ihnen von dem Marquis reden. Sorgen Sie, daß Sie ihm nicht zu viel Leid anthun, er ist zu gut dazu." — „Gewiß, Angelika, ich will mit ihm reden, er ist so klug und verständig, daß er alles verstehen wird, was ich ihm zu sagen habe. Wenn es ihm zu viel Mühe macht, hier in Rom zu bleiben, will ich ihm rathen, fort zu gehen!"

„Wie leichthin Sie das sagen, wie wenig Mitleid mit dem Marquis!" — „Wer hat mit mir Mitleid!" rief Katharine heftig, „ein jeder muß auf dieser Welt mit sich selbst fertig werden." — „Kind, Kind!" sagte Mademoiselle Feauveau vorwurfsvoll.

Die junge Frau fuhr mit der Hand über ihre Stirn. „Wohl, Angelika, ich bin ungerecht gegen Amedée. Er ist besser als Viele seines Gleichen. Ich will heute Abend noch mit ihm so sanft und gut reden, daß kein herbes Gefühl, kein Stachel in seinem Herzen zurück bleiben soll."

Und sie hielt Wort, weder Stachel noch bitteres Gefühl blieb im Herzen des Marquis zurück, als seine Unterredung mit Frau v. Berger geschlossen war. Die Bestätigung alles dessen, was er längst geahnt, gewußt, sich nur nie ganz eingestehen mochte, aus Katharinens Munde zu vernehmen, schmerzte ihn tief. Als sie in ihn drang, Rom zu verlassen, sagte er: „Wozu wollen Sie mich dazu bereden, Madame Katharina? Stört meine Gegenwart Sie, so will ich gehen; wenn nicht, so gönnen Sie mir die kurze Zeit, die ich noch um Sie seyn kann. Mein Gefühl für Sie wird nie ein anderes werden, wo und an welchem Orte ich auch seyn mag."

„Gewiß wird es ein anderes werden! Sie sind so jung, so enthusiastisch, so voll Phantasie; leben Sie nur ein Jahr, ein halbes Jahr ohne mich, so denken Sie meiner wie einer Schwester, ich will sagen, sehr lieben Schwester." — „Und Madama Katharina, Sie, die so nüchtern, so erfahrungsreich und aller Phantasie baar sind — würden Sie es an meiner Stelle thun?"

Frau v. Berger erröthete, lächelte dann gerührt

und gab dem Marquis die Hand. „Jung oder alt, enthusiastisch oder nüchtern, machen wir einen Bund auf dauernde, wahre Freundschaft! Die will ich Ihnen alle Zeit in treuer Liebe und herzlicher Zuneigung halten." — „Amen!" sagte Amedée und drückte Katharinens Hand an seine Brust, dann an seine Lippen.

Die Folge dieses Gesprächs war, daß der Marquis das Haus der Gräfin fortwährend besuchte und in seinem Betragen gegen Frau v. Berger nichts änderte. Mademoiselle Jeauveau fand ihn nur noch ernster und melancholischer als sonst, und Katharina that ihr mögliches, um die Abreise ihres Mannes zu beschleunigen, der in Gemeinschaft mit dem Marquis einen Ausflug in den Orient besprochen hatte. Die Damen wollten dann in Begleitung des kurländischen Vetters Neapel und Sicilien besuchen.

Setzte der Marquis sein gewohntes Leben mit unsern Elsäßer Freunden in gewohnter Weise fort, so blieb der andere Hausfreund, Monsignore Gregoire, beinahe ganz aus. Seit jenem Abend beim Fürsten Chigi hatte man ihn, ein oder zwei flüchtige Besuche bei der Gräfin ausgenommen, in deren Hause nicht gesehen.

„Unser Cameriere," sagte diese, „ist ein barocker Mensch, man muß ihn gehen lassen, bis ihm wieder die Laune kommt, mit uns zu leben." — „Wälsche Race," brummte der Präsident.

Katharina schwieg über das Ausbleiben ihres ehemaligen Freundes. Vielleicht fühlte sie sich dadurch erleichtert, seine Gegenwart that ihr weh, verletzte sie beständig. Während er mit allen übrigen Hausgenossen auf bequemste und behaglichste Weise verkehrte, vernachlässigte er sie ganz oder trieb Scherze und Neckereien mit ihr, die sie mit einem so eisigen Hauche anwehten, daß ihre Seele davon erkrankte.

Eines Morgens schien es Katharina, als habe sie Monsignore Gregoire vor Maria Maggiore gesehen, da sie in übermüthiger Laune zu Pferde mit dem Präsidenten und dem Marquis in großem Gewühl vor der Kirche hielt, um dem bunten und heitern Feste des heiligen Antonius zuzusehen, wo den schön geputzten Ochsen, Eseln, Pferden, Schweinen, kurz allen Thierarten, Segen und Weihwasser zu Theil wird. Ihr Pferd war auch reichlich mit Blumen und Bändern geschmückt. Von einem der nahe stehenden Knaben, der Boukets und Kränze feil bot, nahm der Marquis einen der schönsten und drückte ihn Katharina auf's Reiterhütchen, während sie ihr edles Thier anspornend und sich verneigend vor dem Geistlichen hielt, der es gleich allen übrigen mit Weihwasser bedeckte. Lauter Beifall brach unter den Zuschauern aus. „Chè donna graciosa! Brava la bella forestiera!" rief man von allen Seiten, und von allen Seiten wurde sie mit Blumen und Sträußen überschüttet. Katharina dankte, sich zierlich verneigend, für die reichen Spenden und sprengte hell glänzend vor Lust und Vergnügen an dem heitern Spiele, mit ihren beiden Begleitern davon.

Frau v. Berger hatte sich nicht geirrt. Monsignore Gregoire hatte wirklich vor Maria Maggiore gestanden, der anmuthigen Scene beigewohnt, aber von Lust und Heiterkeit war auf seiner Stirne nichts zu lesen gewesen. Er verließ in Gedanken vertieft die fröhliche Menge vor der Kirche, und lenkte auf den Weg nach dem Lateran ein, von da dem Monte Celio vorüber in die Via Appia, die Gräberstraße.

Kein anderer Weg hätte ihm heute angemessener erscheinen können. Immer weiter ging er und schaute nicht auf die weite Campagna, die in ihrer Oede und Verlassenheit so ernst und mächtig zu uns spricht, nicht auf die Sabiner- und Albanerberge, die mit ihren milden Formen das ganze große Bild so wohlthuend abschließen, heute aber nur matt und wenig anlockend beleuchtet waren.

Eine Procession alter Weiber zog singend und betend, von einem wenig priesterlich erscheinenden Geistlichen und einem Chorjungen geführt, an ihm vorüber. Er folgte ihnen. Bei St. Sebastian verschwanden die frommen Leute, ihre Andacht zu verrichten, und Monsignore Gregoire schritt weiter dem Circus Maxentius zu. Dem zur Seite liegt eine verwilderte Vigna, dort ruhte er auf den Mauerresten eines kleinen Tempels aus und schaute auf das Grab der Servilier, das ihnen wenigstens zugeschrieben wird. Er schaute und sah doch nichts. Ein Gedanke verfolgte ihn, ein einziger hirnversengender Gedanke. Er rang, sich ihm zu entwinden, sich selbst zu entfliehen, der Stunde, dem Tage, der Zeit überhaupt, die ihn endlos öde und leer anstarrte, um sich in das All der Ewigkeit zu versenken.

Umsonst. — Der eine hirnversengende Gedanke war immer wieder da. Die Ewigkeit wollte von dem an das Irdische gebannten Mann nichts wissen. Eine Stunde nach der andern verging. Die Sonne neigte sich und die kalte Abendluft durchschauerte seine Glieder. Er sah auf, die Berge waren hinter trübem Nebel verschwunden und ein eben solcher Schleier hatte sich über die ganze Campagna gelagert. Die lautlose Stille um ihn her unterbrach nur das heisere Bellen eines Hundes, und bald darauf stieg ein magerer Engländer, das Reisehandbuch unter dem Arm, mit großen Schritten dicht an ihm vorüber, sein zottiger kleiner

Hund hinter ihm her. Aufgeschreckt aus seinem Brüten, folgte der Cameriere der Gestalt von ferne.

Gebeugten Hauptes, er, der sonst so stattlich und herrisch einherging, trat er den Rückweg nach der Stadt an, ohne eigentlich zu wissen, wohin er seine Schritte wandte. Schon hatte er den Venetianischen Platz erreicht und bald auch seine Wohnung, als durch den Nebel, der die spärliche Beleuchtung selbst dieses belebtesten Theiles von Rom noch spärlicher als gewöhnlich erscheinen ließ, zwei Männergestalten an ihm vorübergingen, die ihn beinahe streiften.

„Ei sieh da, unser Cameriere," rief die Stimme des Präsidenten, der mit dem Kurländer aus einem seiner Lieblingscafés nach Hause ging. — „Wo stecken Sie denn, daß man Sie gar nicht mehr sieht? Kommen Sie, speisen Sie mit uns, nachher geht es in den Vatican; da hat sich die Gräfin ein besonderes Vergnügen mit Beleuchtung der Statuen ausgedacht und wir müssen alle mit." — Monsignore versprach den Abend noch heran zu kommen; zu Tische sey er gebeten.

Gegen acht Uhr war er wirklich im Wohnzimmer der Gräfin, von ihr etwas kühl, wenn auch freundlich aufgenommen, vom Präsidenten mit lautem Geschrei empfangen.

„Nun wären wir doch wohl alle zusammen, um unsere Vatican-Wallfahrt anzutreten," sagte er, im Kreise umhersehend, der aus Mademoiselle Jeauveau, dem jungen Musiker, einem belgischen Maler, dem Kurländer und der Gräfin bestand. — „Fehlt nur noch der Marquis und Katharina. Cameriere, gehen Sie hinauf, sie zu holen, sonst müssen wir noch, Gott weiß wie lange, warten."

Monsignore Gregoire, der neben Mademoiselle Jeauveau gesessen, die ihn immer anzog, wenn er in ihrer Nähe war, stand auf, um der Aufforderung des Präsidenten zu genügen. Die Kämpfe, die seine Seele den Tag über erduldet, hatten ihn so abgespannt, daß er stumpf und gleichgültig an Frau v. Bergers Thüre klopfte und auf ihren Ruf hereintrat.

Die junge Frau erschrack, als sie ihn erblickte. Sie saß in einer Sophaecke, vor ihr einige Bücher aufgeschlagen, in denen sie aber nicht gelesen zu haben schien, denn ihre Augen waren roth, als hätte sie geweint. Als Monsignore Gregoire sich seines Auftrags entledigt, Katharina aber nicht sogleich aufstand, ihm zu folgen, nahm er einen Stuhl und setzte sich an ihren Tisch.

„Ich habe unnützer Weise geweint," sagte sie etwas verwirrt, „darum mag ich nicht sogleich hinuntergehen und den Leuten meine rothen Augen zeigen." — „Und warum hatten Sie geweint, Mad. de Berger? Ist der Marquis nicht artig gewesen, gibt es eine kleine Verstimmung?"

Katharina schwieg einen Augenblick, dann sagte sie: „Warum verspotten und verhöhnen Sie mich jedesmal, wenn Sie mich sehen, Cameriere? Ist das Ihre wahre Freundschaft, von der Sie mich in Sechère so gerne unterhielten? Gibt Ihr Herz Ihnen kein anderes Mittel an, eine junge Frau, die in einer bunten frivolen Welt sich ganz allein überlassen ist, vor Dingen zu wahren, die Sie nicht billigen oder nicht recht finden?"

Der Cameriere sprang auf. „Mad. de Berger," rief er, „was soll Ihnen meine Freundschaft, was kann sie Ihnen neben der Liebe des Marquis seyn, als eben auch ein Hohn, eine Abgeschmacktheit."

„Ihre Freundschaft ein Hohn, eine Abgeschmacktheit? und was habe ich mit der Liebe des Marquis zu thun? Er ist sehr gut und reichlich der Beste von all den jungen Leuten, die wir hier haben; aber wie ich ihn lieben sollte, das wüßte ich wahrlich nicht anzufangen." — „Desto schlimmer, desto schlimmer, Mad. de Berger, so behandeln Sie den Marquis wie die herzloseste, kälteste Kokette. Er jammert mich aufrichtig."

Katharina stand auf, um nach Hut und Shawl zum Hinabgehen zu klingeln; als sie aber die Hand nach der silbernen Glocke ausstrecken wollte, sank der Arm an ihrer Seite nieder — „O, Gregoire!" rief sie, und so schmerzlich klang der Name, daß der Cameriere zu ihren Füßen lag.

„Katharina, Verzeihung, ich weiß nicht, was ich sage, ich glaube nicht, was ich sage; mein böser Dämon treibt mich, Sie anzuschwärzen. Bittere, schwarze Eifersucht treibt mich dazu. Ich gönne Sie ja niemand, nicht zwei Augenblicke gönne ich Sie irgend jemand. Zu einem Ausbund von Untugend möchte ich Sie machen, um meine Seele loszuringen von der Ihren, der qualvollen Gewalt, mit der sie fest und immer fester an Sie gebannt ist." Dann aufstehend sagte er langsam: „Und doch ist alles umsonst, ich kann nur leben und athmen, um Katharina zu lieben."

Frau de Berger stand da, bedeckte mit beiden Händen ihr Gesicht und schwieg; ein leises Frösteln überflog ihre Gestalt.

„Hat Katharina kein Wort, keinen Laut des Trostes für mich?" fragte der Cameriere, und als sie weiter schwieg, sagte er: „Um Gotteswillen, Katharina, ein Wort, ein einziges Wort!" Da hob die junge Frau den Kopf in die Höhe und sagte: „Sie haben mich

hier in Rom mit Verachtung und Geringschätzung überhäuft, wenn Sie sich überhaupt meiner erinnern mochten. Sie haben mein Herz zertreten, ganz unbarmherzig zertreten, Gregoire! Heute lieben Sie mich, um mich morgen zu hassen. Ich weiß nicht, was ich Ihnen gegenüber empfinde — ich fürchte mich vor Ihnen."

„Katharina fürchtet sich vor mir! Das ist, was ich erreicht habe!" und ihre Hand fassend, fügte er leise hinzu: „Und doch liebtest du mich einst, Katharina, in Sechère liebtest du mich, damals als ich mich losriß, mit welchen Schmerzen. Gott allein weiß es, damit dein junges, liebliches Leben von keinem dunkeln Schatten berührt würde."

„Wohl, in Sechère; das sind längst hingegangene Zeiten," sagte Katharina wie träumend, und ihre Hand blieb in der des Cameriere.

„Käthi! Cameriere!" rief unten an der Treppe der Präsident, und die laute Stimme durchzuckte Gregoire wie ein scharf geschliffenes Messer. Ein lang hingedehntes Oh! entfiel seinen Lippen und er drückte der jungen Frau Hand fester in der seinen.

„Wir müssen hinab," sagte Katharina, schellte jetzt wirklich nach Hut und Shawl und war bald mit ihrem Begleiter unten im Zimmer der Gräfin. — „Ich wollte eben die Geschichte von Jodel und dem Pudel aufführen," sagte der Präsident scherzend, „aber da seyd ihr ja beide und nun müssen wir auch zu unserer Wallfahrt aufbrechen, sonst ist's für heute zu spät."

Im Vatican war man angekommen und wollte heute das Museo Pio-Clementino genießen. — Wer ist in Rom gewesen und hat nicht die Statuen des Vatican bei Fackelbeleuchtung gesehen! Es ist ein magisches Spiel, dessen Eindruck nicht zu widerstehen ist. Erstaunenswerth ist die Geschicklichkeit der Leute, mit der sie Schatten und Licht auf diese Marmorwelt wirken lassen, so als träte jede einzelne Gestalt in ihrem ursprünglichsten Wesen uns entgegen. Und doch ist es ein Zauberspiel, mit dem die Größe und Einfachheit ächter Kunst nichts zu thun haben mag.

Mademoiselle Jeauveau fühlte so; sie war auch ungern mit der Gesellschaft nach dem Vatican aufgebrochen, sie hatte es nur der Gräfin zu Liebe gethan, die empfindlich werden wollte da sie die Begleitung abschlug. Sie stand ihr auf diese und jene Frage Rede, erklärte ihr, was sie wissen wollte, und hörte mit stillem Aerger den überschwänglichen Entzückungsausbrüchen des jungen Musikers zu, der, wie sie behauptete, von Bildhauerei so viel verstand, wie eine blindgeborene Henne vom Tageslicht. Die übrige Gesellschaft, vom großartigen Eindruck des gebotenen Schauspiels bewältigt, beobachtete ein feierliches Schweigen und gruppirte sich nach Laune um die jedesmal beleuchtete Statue. Nur nach und nach lösten sich die Zungen, und der belgische Bildhauer wechselte leise seine Ansichten und Bemerkungen mit dem Cameriere, oder wandte er sich der Gräfin zu, deren richtiges Verständniß und feiner Kunstsinn ihn anzog, während Katharina bleich und angegriffen den Arm des Marquis angenommen hatte, dessen Aufmerksamkeit sichtlich zwischen ihr und den zu bewundernden Kunstwerken getheilt war.

So hatte man den Bracio nuovo durchschritten und konnte sich von dem Belvedere und seinen Hauptschätzen nicht trennen, von dem Antinous, dem Laocoon, dem Apoll, dem Perseus und den beiden Faustkämpfern des Canova. Der Kurländer, der bisher den Mund nicht geöffnet hatte und, beide Hände in der Rocktasche, der Gesellschaft in stattlichem Gange gefolgt war, verzog ihn doch etwas, während er dem Präsidenten einen boshaften Seitenblick zuwarf, der unruhig hin und her ging, irgend ein eingemauertes Relief halb betrachtete und, zur Hauptstatue zurückkehrend, „schön, sehr schön" zwischen den Zähnen murmelte. Endlich hörte er auf zu schnupfen, denn man schickte sich an, durch die Sala degli animali hindurch die Galleria delle statue zu erreichen, um dort die vorzüglichsten Bildwerke anzusehen.

„Diese hübschen Bestien wären mir lieber als all die Götter und Helden, die wir da drin anstaunen müssen," raunte er dem Vetter zu. Der Vetter schwieg wie immer und stellte sich dicht neben die Gräfin, die gerade mit dem Belgier Cleopatra bewunderte, jenes wunderschöne schlafende Weib mit dem Schlangenarmbande, das man auch des treulosen Theseus Ariadne nennt. Er stand anscheinend gleichgültig da und verlor doch kein Wort von den Bemerkungen der beiden feinsinnigen Kunstkenner.

Frau von Berger, deren Kräfte heute längst erschöpft waren, hatte sich an den Sockel einer Merkurstatue gelehnt, die seitwärts steht, und sah zerstreut vor sich nieder. Da hörte sie plötzlich des Cameriere wohlklingende Stimme neben sich. — „Ich sollte Sie um Verzeihung bitten, Madame de Berger," sagte er, „daß ich vorhin einen Augenblick mich selbst, die ganze Welt Ihnen gegenüber vergaß. Aber ich kann es nicht. Es gibt Momente im Leben, wo wir alle Herrschaft über uns selbst hingeben müssen, wo uns eine Gewalt ergreift, gegen die wir umsonst ankämpfen. — Wem ist da die Schuld beizumessen? Ich glaube Ihnen versprechen zu können, daß Sie vor jeder Wiederholung

solcher Momente geschützt sind, wenn wir die kurze Zeit, die Sie noch in Rom sind, mit einander zubringen dürfen." — „Ich weiß, Sie können alles was Sie wollen, Cameriere. Mein Wunsch ist wie der Ihre, daß wir uns in Friede und Freundschaft wieder finden, um uns in Friede und Freundschaft, nicht in Unfriede und Ungerechtigkeit, wie bisher, zu trennen." — „Um uns nicht in Unfriede und Ungerechtigkeit zu trennen," wiederholte der Cameriere langsam.

Da aber kam die Gesellschaft auf sie zu, und der Rückweg wurde nun wirklich eilends angetreten. Die Gräfin hatte den Präsidenten und alle kunstmüden Seelen endlich erlöst.

Wie klein ein Kreis Menschen auch ist, der sich auf einige Zeit zusammen findet, wie wenig äußerliche Störungen oder Veränderungen auch auf ihn einwirken, gestaltet sich doch oft das Verhältniß der einzelnen Persönlichkeiten zu einander von selbst ganz anders. Unsere Elsässer Freunde lebten in Rom fort wie bisher, nur die Fasten hatten begonnen, und mit ihnen waren die großen Feste und Routs beschlossen und die Theater nicht mehr geöffnet. Man bewegte sich in kleinen Cirkeln, durchstreifte Tags über Kirchen, Galerien, Villen, entlegene Ruinen, wobei der Cameriere jetzt meist der gern gesehene Führer war, während Amedée de Montesson sich mehr und mehr von diesen Ausflügen zurückzog.

Katharina vergaß nur zu bald ihre Scheu vor dem ehemaligen Freunde. Alles, was sanft, schön, geistvoll in ihm war, trug er ihr entgegen und umgab sie mit einem Zauber, dem sie sich nicht mehr entziehen konnte. Die Größe, der hohe Ernst hingegangener Herrlichkeit, Kunst, Poesie, alles, was Rom und Rom allein nur bietet, und ihr jetzt von dem Cameriere erschlossen wurde, erfüllte sie ganz und gar, lieh ihrer Seele Schwingen, die sie weit über alle Kleinheit und Nichtigkeit des Lebens hinweg führten.

Nicht so ideal gestaltete sich das Verhältniß der Gräfin zum Präsidenten. Die feine Frau fuhr fort ihn auf solche Weise zu beherrschen, gewann solchen Einfluß auf ihn, daß bald im ganzen Hause nur noch ihr Wille maßgebend war. Katharina lächelte oft, wenn sie den lauten, derben Mann in der Gräfin Nähe nur flüstern hörte, wenn sie ihn ihr gegenüber voll zarter Rücksichten und Aufmerksamkeiten sah, die sonst seiner Natur ganz fremd waren. Sie lächelte, denn alle diese Dinge ließ sie herzlich gerne geschehen, wenn man sie selbst nur ungestört ließ. War doch alles, was ihre Tante anordnete, klug, geschickt, meist liebenswürdig, wenn ihr auch durchweg jene Herzenswärme fehlte, die allein unsere Umgebung wahrhaft gedeihen läßt. Im Uebrigen nahm die Gräfin die Huldigungen des Präsidenten wie etwas, das sich von selbst versteht, an, und war nach ihrer Weise freundlich gegen jedermann, am freundlichsten für den kurländischen Vetter, ja sie hatte für diesen allein Sinn und Gedanken, da er ihr in seinem endlosen Phlegma und unverwüstlichen Gleichmuth als der interessanteste Mensch von der Welt erschien.

So beschäftigt übersah sie, wie ihre Nichte von Tag zu Tage in wunderbarem Glanze erblühte. Sie war schöner denn je, aber es war der Zauber der Seele, der sie unwiderstehlich erscheinen ließ, während sie bisher die Leute durch Verstand, Anmuth, Witz angezogen, und ihr Wesen selten einen ganz harmonischen Eindruck gemacht hatte. Weniger übersah die Gräfin, wie der Cameriere, jetzt wieder täglicher Hausgast, bedeutend liebenswürdiger als sonst war, alle Bitterkeit, Schärfe mehr und mehr ablegte, und seine reichen Gaben oft in hinreißender Weise im Gespräch geltend machte. Aber sie war gewohnt, ihn als einen launenhaften, baroden Menschen zu betrachten und behauptete scherzhaft, neugierig zu seyn, wie lange Monsignores gnädige Stimmung für ihr Haus dauern würde. Und wirklich war der Cameriere so ganz Herr seiner selbst, daß es dem schärfsten Beobachter schwer gewesen wäre, den wahren Zustand seiner Seele zu ergründen, den schärfsten Beobachter konnte er täuschen, aber ächte Freundschaft und Liebe, die Frau v. Bergers Geschick überwachten, ahnten, in welchem Zusammenhange sie mit jenem hochbegabten, undurchdringlichen Wesen stand.

Des Marquis fragender, prüfender Blick, der oft lange auf Katharinas Zügen ruhte, ängstigte, peinigte sie. Sie las so viel Sorge und Schmerz in seinen Mienen, und in ihr war doch nur hohes Glück, Jubel, unendliche Freude. Wie sollte sie da, wenn auch nur seinen Blicken, Rede stehen?

Mademoiselle Feauveau hatte einmal, in einem unbewachten Augenblick den Cameriere beobachtet, da sie mit Frau v. Berger nach Aqua Cetosa gefahren war, jenem lieblichen Brunnen, wo sich vor uns eine so stille, sanfte Tiberlandschaft entfaltet. Er begegnete ihnen beiden dort unvermuthet, und sein Auge leuchtete von so heller, inniger Freude, als er Katharina plötzlich ansichtig wurde, ihr Gesicht strahlte in so lichtem Abglanze von dem seinen, daß die Freundin keines Wortes, keiner Erklärung bedurfte, um der jungen Frau Erblühen, des Cameriere umgewandeltes Wesen zu begreifen.

Der sorgloseste in unserem Kreise war der Präsident. Von jeher zu praktisch, um sich viel mit Gefühlen „sentiments," wie er es nannte, abzugeben, ließ er um sich her geschehen, was geschehen wollte, unterhielt sich auf den Gütern des Duca A...., eines Freundes des Cameriere, mit der Jagd, machte Ausflüge nach allen Weltgegenden des Kirchenstaats, um Culturzustände zu beobachten und statistische Notizen zu sammeln, und freute sich auf das Osterfest, als auf den Schluß seines römischen Aufenthalts.

(Schluß folgt.)

Correspondenz-Nachrichten.

Paris, November.

Die Literatur und das Leben. — Loretten. — Zuckerbäcker und Gargottiers.

Die moderne französische Literatur hatte man in der letzten Zeit ungestört gelassen, zum größten Verdrusse der Schriftsteller. Die hellsten Sterne am poetischen Himmel fingen an zu erbleichen und die lärmendsten Notabilitäten verstummten; da erhob sich kürzlich im Heiligthum der Justiz eine Stimme, die ihnen neuen Glanz und neues Leben verlieh, freilich ohne es zu wollen. Vor drei Jahren schon krönte die Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften eine Schrift, welche darzuthun suchte, alles Uebel, das seit fünfundzwanzig Jahren über die Welt hereingebrochen — die Kartoffelkrankheit also mit einbegriffen — haben Balzac und G. Sand verschuldet. Im Laufe des vorigen Jahrs ging man ihnen neuerdings zu Leibe, aus Anlaß eines famosen Processes. Eine vornehme Dame hatte, ihres Hauses Ehre zu wahren, ihrer Tochter Kind lebendig verbrannt. Hatte sie das in einem Roman gelesen? Keineswegs. Selbst E. Sue und Frédéric Soulié, die die Memoiren des Teufels geschrieben, waren nur Stümper gegen Madame — ich habe ihren Namen vergessen. Neuerdings nun, bei Eröffnung der Gerichtssitzungen für 1860—1861 gab ein Staatsprokurator oder ein Substitut eine Homilie über die sittenverderbende Literatur zum Besten. Man beschuldigt die gleichzeitigen Schriftsteller, daß sie Verbrecher schildern und ihnen verruchte Grundsätze in den Mund legen. Nun war aber von jeher das Verbrechen, die Schuld, der Vorwurf der poetischen Conception. Ein Ehebruch ist die Quelle der Ilias, und die treulose Helena wird, wie Sie wissen, von den trojanischen Greisen bewundert. In Hinsicht der Gräuel und Schrecknisse kann es die Familie der Atriden selbst mit den Borgia aufnehmen. Sieht man nicht bei Aeschylus, wenn ich nicht irre, den Orestes, das bloße Schwert in der Hand, seine Mutter verfolgen, und hört man nicht aus dem Innern des Palastes das Angstgeschrei der Clytemnestra, die von ihrem Sohne den Todesstoß empfängt? Ihr bewundert, und mit Recht, die Griechen, aber Unrecht habt ihr, V. Hugo zu steinigen. Ist Shakespeare ein Bösewicht, weil er Richard III. so ausführlich und so meisterhaft abconterfeit? Und der edle Schiller, wenn er uns nachweist, durch welche gräßliche Sophismen Franz Moor sich zum Vatermorde ermuthigt; wollte er dadurch Vatermörder erziehen? Steht nicht Karl Moor als ein warnendes Beispiel da an der Schwelle der französischen Revolution? Wenn man Schiller mißverstanden, an wem liegt die Schuld? Läßt sich eine Gesellschaft durch einen Roman corrumpiren, so war nicht viel an ihr zu verderben. Und wenn die Produkte dieser verschrieenen Literatur so viel des Giftes enthalten, warum hat man sie erscheinen lassen? warum haben sich damals die Gerichte nicht in's Mittel geschlagen? die wirklich gefährlichen Bücher sind ihnen nicht entgangen, und Proudhon weiß davon zu sagen. Alle diese Imprecationen gegen Dramen und Romane erinnern mich an den Pächter in der Residenz, der den Kanzler Burleigh prügeln will, weil er die schöne Königin von Schottland in's Unglück gebracht. Mir ist hier keineswegs darum zu thun, der neueren französischen Literatur das Wort zu reden, ich will nur der Kunst ihre Unabhängigkeit vindiciren. Mit einem solchen Deutungssystem würde kaum Ein Dichter dem Vorwurfe entgehen, daß er die Sitten verderbe und Mord und Verrath predige.

Schließlich nur noch Eine Bemerkung, sie ist entscheidend. Man klagt mit Recht über die Schandthaten, die sich täglich mehren. Männer vergiften ihre Frauen, Frauen lassen den Mann durch ihre Liebhaber todtschlagen. Söhne prügeln die kranke Mutter ein paar Jahre hindurch und erdrosseln sie zuletzt. Aber unter diesen Bösewichten ist kaum Ein Gebildeter, kaum ein Drittel davon kann lesen; die wenigsten haben einen klaren Begriff von Recht und

Unrecht. Nicht selten haben junge Leute, die der Vatermord auf's Schaffot geführt, nachdem sie die Tröstungen der Religion angehört, in Verzweiflung ausgerufen: „Hätte man mir das alles früher gesagt, so wäre ich nicht hier!“ Nicht die Literatur, nicht die Poesie erzeugt Todtschläger und Mordbrenner, sondern die Unwissenheit. Was allenfalls Unheil anrichtet, das sind die Zoten und unflätigen Possen der sogenannten kleinen Theater, die Späße über Ehe und Hahnrei — ich rede nicht pro domo — die Memoiren der Mamsell Rigolboche; aber diese alle läßt man ihr Wesen treiben: sie verletzen keines Menschen Eitelkeit!

Daß ich's nicht vergesse, Mademoiselle Rigolboche hat man eingesteckt, und nicht wegen ihrer Sprünge, nicht wegen ihrer Memoiren, sondern sie ist im Gehölz von Boulogne neulich auf der Promenade mehrmals dicht vor die Equipage der Kaiserin hingeritten und hat ihr mit verhöhnender Frechheit in's Gesicht geschaut. Des andern Tages erschien ein Polizeibeamter bei ihr und transportirte sie nach Saint-Lazare. Sollten Sie glauben, daß es Damen gibt, welche das glänzende Elend solcher Geschöpfe beneiden? So lange die Jugend dauert, dauert die Herrlichkeit: Kutsche und Pferde, Kaschmirs, Soupers in der Maison d'or — und dann — wissen Sie, was nach Verlauf von zwanzig Jahren aus hundert Loretten geworden, die im Stadtviertel Breda wohnten? Siebzehn davon waren frühzeitig an der Schwindsucht gestorben, achtzehn waren auf der Polizei eingeschrieben, an die dreißig waren Gesellschaftsdamen bei jungen Anfängerinnen; vier waren nach Californien ausgewandert; zwei hatten sich in Frankreich und zwei im Auslande verheirathet; fünf waren wahnsinnig geworden; fünf hatten sich um's Leben gebracht aus Noth oder Verzweiflung, eine Einzige aus Liebe. Die übrigen waren femmes de ménage, portières, hausirten mit Galanteriewaaren u. dgl. Diese scharmanten Sünderinnen lesen zum Glück nicht, sonst hieße es: „Seht, wohin die armen Geschöpfe durch eure Romane gerathen sind!“ Im Café nehmen sie wohl zu Zeiten ein Blatt in die Hand, um sich eine Contenance zu geben, wobei es dann wohl vorkommt, daß sich eine an ihre etwas minder unwissende Gefährtin mit der Frage wendet: „Ich halte das Journal doch nicht verkehrt?“

Besuchen wir noch auf einen Augenblick den oben erwähnten Schauspieler, der Zuckerbäcker geworden, Monsieur Siraudin — ein süßer Name (von Sirop herzuleiten) in seiner Conditorei, Straße de la Paix, die eigentlich Napoleonsstraße heißen sollte, denn sie führt zur Vendômesäule, die Napoleonssäule heißen sollte. Eine Pariser Conditorei ist eine wahre Bonbonnière; so fein und niedlich und gleichsam aus Goldschaum und Blumenduft gewebt, und so gebrechlich und leicht hingestellt, daß, fühlte man nicht den festen Boden unter den Füßen, man schier fürchten würde, der Wind könnte im nächsten Augenblicke alles wegwehen. Ganz besonders reizend ist die Auslage (montre) an den Schaufenstern des Ladens: auf großen, breiten Krystallplatten stehen die zierlichsten Vasen, Etagères, Körbchen, Kistchen und Kästchen; die Arbeit übertrifft hier den Stoff; diese allerliebsten Fantaisien bestehen aus weiter nichts als aus dünner Pappe, für's Auge aber hat diese die Festigkeit und den Glanz des Silbers, und die Kunst hat ihr süßestes daran verschwendet. Die Malereien daran sind nicht viel werth, aber die Farben haben einen unbeschreiblichen Reiz. Da ruht auf einem Bette aus allen möglichen Blumen eine Nymphe oder Schäferin. Die Schäfereien sind sehr beliebt in der Conditorei: eine der berühmtesten führt seit undenklichen Zeiten den Namen „au fidèle berger.“ Die Robe unserer Schönen ist oben, auf der linken Seite etwas verschoben, so daß die Stelle des Herzens in Gefahr geräth. Auf einer goldenen Wolke, rechts von ihr, schwebt ein neckischer Amor, welcher von einem kandirten Bogen ein verzuckertes Pfeilchen abschnellt. Das Kästchen ist sammt dem Inhalte fünf Franken werth und wird um fünfundzwanzig verkauft, um Neujahr nämlich. Die übrige Zeit des Jahres werden diese bibelots gar nicht verkauft. Siraudin hat seine Anstalt im besten Momente eröffnet und zwar gestern Montag den 19. Die schönsten oder schöneren Actricen vom Theater des Palais-royal besorgten den Verkauf. Ravel sammt dem übrigen männlichen Personale der Truppe leisteten ihnen Beistand, ein unfehlbares Mittel, das Publikum anzuziehen. Den Schauspieler und besonders die Actrice umgibt in den Augen des größten Theils der Zuschauer ein Nimbus, wie ihn kaum die großen Dichter und Componisten haben.

Ich komme auf Siraudin wieder zurück und verweilte so lange in seiner Conditorei, weil sein Entschluß, dem Theater zu entsagen, oder beide Geschäfte neben einander fortzutreiben, ein charakteristisches Zeichen der Zeit ist. In der Industrie macht man ganz behaglich sich ein Vermögen zusammen, die Kunst aber erheischt fortgesetzte Anstrengungen, zuweilen Entbehrungen und lohnt in der Regel karg. Wer nun die Kunst als ein Geschäft treibt, und nicht in der Arbeit selbst seinen Lohn findet, der sieht mit Verdruß, wie seine Freunde und Bekannte nach einer Reihe von Jahren sich ein Haus, ein Landhaus ankaufen, und das Geld dazu als Restaurateurs, als Limonadiers, als Gargottiers ganz behaglich erworben haben. Ich habe wohl bereits von le petit Ramponeau gesprochen, einer Anstalt wie eine Abtei, mit eigenem Schlachthause, eigener Bäckerei und einem Dutzend großer Speisesäle, ohne die Zimmer und das daran stoßende Kaffeehaus zu rechnen. Hier speisen täglich an fünfhundert Arbeiter. Dergleichen, wenn auch kleinere Anstalten, sind mehrere Hundert an den Barrièren, und bei der täglich zunehmenden Zahl der Arbeiter machen sie sammt und sonders glänzende Geschäfte. Ein Gargotier, der monatlich tausend Franken zurücklegt, ist keine seltene Erscheinung. Ich zweifle gar nicht daran, daß die Zeit nahe ist, wo die Poeten den Tag durch als Köche ihre Beefsteaks und Gigots verkaufen und Abends im Salon der Frau Gräfin oder dem Herrn Staatsrath ihre neue Tragödie vorlesen. Dann wird der

Dichter statt zu hungern, die Hungrigen speisen, und dann wird das goldene Zeitalter blühen für die Dichter, aber nicht für die Kunst.

Ein deutscher Bäckergeselle hat's umgekehrt gemacht, er hat den Backofen verlassen und einen Handel mit Antiken angefangen. Das Geschäft war um so ergiebiger, da er selbst die Waare fabricirte. Er machte Gefäße, Statuetten aus Blei, überzog sie mit einem Firniß, begrub sie eine Zeitlang in den Erdboden oder ließ sie im Wasser liegen, und die Antiquität war fertig. Der Mann scheint sein Handwerk sehr gut zu verstehen, denn die geübtesten Kenner ließen sich durch seine Fabrikate täuschen. „Ich habe eine solche Menge solcher Werke gefertigt," sagte er vor Gericht aus, „daß kaum vier Pferde die Last ziehen könnten." Sein Associé, ein Franzose, besorgte den Verkauf. Beide wurden freigesprochen. „Die Elemente, welche die Prellerei (escroquerie) construiren, seyen nicht hinlänglich nachgewiesen." Ob der Appellhof wohl dieses Urtheil bestätigen wird?

In der Theaterwelt gibt es durchaus nichts Neues. Das Palais Royal gibt eine Parodie von „Redemption," ein Beweis, daß O. Feuillet mit seinem Stück wirklich einen großen Erfolg gehabt hat. „Considération" von C. Doucet hat ein sehr temperirtes Glück gemacht. Man sagt, der Kaiser habe sich das Stück vorlesen lassen und nach beendigter Lectüre geäußert, „das ist Poesie, wie ich sie liebe: elegante Prosa."

Kopenhagen, November.

(Schluß.)

Die Gräfin Danner. — Musik. — Die Flotte.

Bei der Zurückgezogenheit, worin der König seiner ehelichen Verhältnisse wegen lebt, konnte man fast vergessen, daß es hier überhaupt einen Hof gibt. Auch haben wir so eben zwei Hoffeste erlebt, die auf Veranlassung der Confirmation zweier Kinder des Thronfolgers und aus Anlaß der goldenen Hochzeit des Landgrafen Wilhelm von Hessen gegeben wurden. Bei solchen Gelegenheiten muß der König ex officio als Haupt seines Hauses auftreten. Die gezwungene Abwesenheit seiner Frau, die noch immer von der Schwelle der prinzlichen Gemächer entfernt gehalten wird, erzeugt in ihm eine verbissene Stimmung, die nicht verfehlt in leicht verständlichen Demonstrationen sich Luft zu geben. Nach solcherweise erwiesener Bravour kehrt er zufrieden nach Hause, um sich beim Geneverglase von seinen Commensalen bewundern zu lassen. Seine Gemahlin tröstet er über die Abneigung der Prinzessinnen dadurch, daß er ihr einen sehr wesentlichen Einfluß auf die Staatsgeschäfte zugesteht und kaum ist seit 1848 ein Ministerium ohne ihre Mitwirkung zu Stande gekommen. Die Rasmussen-Danner ist die uneheliche Tochter eines Frauenzimmers, das später an einen hier wohnenden Tischler verheirathet wurde. Aus der Ehe entsprangen mehrere Kinder, unter denen ein Schneider und ein Zollassistent, die vom König als Schwäger bezeichnet wurden. Die Danner hatte aus früheren Verhältnissen mehrere Kinder, deren Schicksal unbekannt ist; doch würde ihre maßlose Habsucht unerklärlich seyn, wenn sie nicht für ihre Leibeserben das Geld sammelte. Als ihre Vertrauensmänner in Geldsachen, die oft sehr delikater Natur seyn sollen, bezeichnet man gewöhnlich einen Beamten der Civilliste, Etatsrath Klam und den Reichstagsmann Christensen, einen sehr renommirten und tief in Schulden steckenden Demagogen. Derselbe kann aber für die wirksame Unterstützung der demokratischen Partei einstehen. Auch er hat deßhalb in neuerer Zeit einen Einfluß auf die Bildung der Ministerien gehabt; selbst ist er zu anrüchig, um in ein Ministerium eintreten zu können. Durch die Beihülfe solcher Leute hat die Gräfin das Landvolk für sich gewonnen und gewöhnlich theilt sie auf ihren Reisen die ihrem königlichen Gemahl erwiesenen Ehren. Nur in der Hauptstadt hat sie das gemeine Volk gegen sich, dessen Skandalsucht Scribenten der niedrigsten Art unaufhörlich gegen die Gräfin ausbeuten. Es hilft wenig, daß sie Einen durch Geld zum Schweigen bringt, denn sofort tritt bei der hier herrschenden unbedingten Preßfreiheit ein anderer an seine Stelle, der ebenfalls seinen Antheil an der Beute fordert. Bei diesen Preßverhältnissen kommt der Gräfin ihre bevorzugte Stellung theuer zu stehen. Mehrmals hat sie ihre politischen Parteigenossen ersucht, mittelst eines auf dem Reichstag einzubringenden Gesetzes dem Skandal ein Ende zu machen; die Demokraten haben sich aber bei gutem Willen bis jetzt noch nicht stark genug gefühlt, um irgend welche Beschränkung der Preßfreiheit beantragen zu dürfen. Da aber die kleinen Theater auch den Skandal auszubeuten versuchten, redeten die demokratischen Deputirten einer strengen Theatercensur das Wort.

Diese kleinen Theater, deren Anzahl jetzt auf vier gewachsen ist, machen einander eine wüthende Concurrenz. Zum Theil führen sie dieselben Sachen auf, und suchen durch kostspieligen Aufwand das Publikum auf ihre Seite zu ziehen. Auch werden auswärtige Virtuosen, französische Zuaven, die Tänzerin Pepita und andere spanische Tänzer herbeigezogen, die dann wiederum Zankäpfel zwischen den Theaterdirektionen werden, die sich gegenseitig bis zum Ruin überbieten. Neuerlich ließ sich der Norweger Ole Bull als Violinist im Casino hören. Trotz der erkünstelten Begeisterung, womit hier zur Zeit alles Norwegische aufgenommen wird, kann man es sich doch nicht verhehlen, daß sein Spiel mit dem des Herrn Vieuxtemps, der sich im Frühjahr hier hören ließ, keinen Vergleich aushält. Seine Manier ist zu bizarr, um nicht hin und wieder Anstoß zu geben, sein Auftreten zeugt von einem ungemessenen Selbstgefühl, das leider seinen Landsleuten überhaupt eigen ist. In Norwegen hat Ole Bull seine frühere dramaturgische Thätigkeit aufgegeben, die in kurzer Zeit von einem andern, einem gewissen Björnson, mit eben so wenig Erfolg aufgenommen wurde. Ein rein norwegisches Nationaltheater hat zur Zeit noch nicht zu Stande kommen können; das Christianianer Theater bezieht noch immer zum großen Theile seine Schauspieler aus Dänemark.

Die Aussicht auf einen möglichen Conflikt mit Preußen hat ein reges Leben auf unsern Schiffswerften hervorgerufen. Man hat es im Reichsrathe ausgesprochen, daß es sich jetzt nicht wie früher von einer ungehinderten Blokade der Häfen, sondern von einem Kampfe mit der neuen preußischen Marine handle. Außerordentliche Geldmittel wurden Behufs Instandsetzung der Flotte und Anschaffung von Dampfmaschinen bewilligt. Das vom Stapel-Laufen eines Kriegsschiffes war immer ein Festtag für Kopenhagen. Der sonst unzugängliche Neuholm (Schiffswerft) wird alsdann dem Publikum eröffnet. Das neue Schiff steht noch auf der Baustelle an Pfähle gestützt. Nachdem der Marineprobst es mit seinem Namen getauft hat, werden die Pfähle weggehauen und das Schiff rutscht unter dem Jubel des in ihm geborgenen Bauvolks in's Meer herab, indem die Flamme, der gewaltigen Reibung wegen, vom Boden hell auflodert. Früher pflegte man die Flotte als der „Dänen Weg zum Ruhm und zur Macht" zu bezeichnen, und wirklich hat sie auch in diesem Jahrhundert, z. B. in der Schlacht von 1801, Bedeutendes geleistet. Die Eckernförder Katastrophe vom Jahre 1849 und die so häufig vorkommenden Auffegelungen und Strandungen haben das maritime Selbstgefühl um ein Bedeutendes herabgestimmt, und die Zuneigung des Volkes hat sich besonders dem „tappern Landsoldat" zugewendet. Doch ist der gemeine Seemann, der zum sogenannten festen Stock des Holms Gehörige noch immer populär, da die Mißgeschicke nur den Offizieren zugeschrieben werden. Sowohl in der Heranbildung der See- als der Landoffiziere wird jetzt eine radikale Veränderung vorgehen, indem die Cadettenanstalten gänzlich abgeschafft und die militärische Instruktion nur Erwachsenen, die bereits den Elementarunterricht genossen, ertheilt werden soll.

Aus dem Odenwalde, November.

Schloß Erbach und seine Sammlungen.

Deutschland ist reich an schönem Berg- und Hügelland, und namentlich schmücken den südwestlichen Theil desselben einige Gebirgszüge, zu denen man um ihrer reizenden Natur willen, hat man sich einmal durch diesen großartigen Hochgenuß gelabt, immer wieder mit besonderer Vorliebe zurückkehrt, während die Bewohner derselben, zwingen sie Schicksal oder Beruf, die Heimath auf längere oder selbst nur auf kürzere Zeit zu verlassen, gleich dem Schweizer, von schmerzlichem, unbesiegbarem, ja nicht selten tödtlichem Heimweh ergriffen werden, das schon mehrmals selbst solche, welche durch anhaltendes Mißgeschick aus dem geliebten engeren Vaterlande vertrieben, sich jenseits des großen Oceans ein neues Vaterland erwerben wollten, mit unwiderstehlicher Sehnsucht zwang, die alte Heimath, die sie doch lieblos ausgestoßen hatte, wieder aufzusuchen!

Unter diesen reizenden Landstrichen steht unter den ersten der Odenwald mit seinen herrlichen Bergen und lieblichen Thälern, von unzähligen frischen köstlichen Quellen bewässert, mit seinen „Blumen-, Fürsten- und Rosen-Auen," mit seinen Erinnerungen und Ueberresten aus der strengen Römerherrschaft und dem mittelalterlichen Minne- und Ritterthum, mit seinen wildreichen Forsten und fischreichen Flüßchen und Bächen, und verdient von Allen besucht und beachtet zu werden. — Mit vollem Rechte hat man in neuerer Zeit diesem von der Natur so reich ausgestatteten Landstriche den Namen der „hessischen Schweiz" beigelegt, die reizenden, vielgestaltigen Höhen der Gebirgs-

züge gewähren eine zahllose Menge der mannigfaltigsten Punkte mit weitgedehnter Aussicht. Der herrlichste Anblick lohnt die geringen Mühen des Wanderers, der von den Höhen der Berge sich den Fernblick in diese lachenden idyllischen oder romantischen Thäler mit üppig frischer, das Auge erquickender Vegetation verschafft.

Herrliche Kunststraßen durchziehen diesen verhältnißmäßig kleinen Landstrich nach allen Seiten und erleichtern gar sehr die Communikation in früher vielfach gepriesener Weise, aber leider verschwindet diese Erleichterung für diejenigen, welche durch die Eisenstraßen und das schnaubende, im Fluge dahineilende Dampfroß verwöhnt sind. Ringsum ist der Odenwald mit Schienenwegen umgeben, auf der einen Seite längs der Bergstraße zieht die Mainneckarbahn von Heidelberg nach Darmstadt, auf der andern die neue Mainz-Aschaffenburger Bahn von Darmstadt nach Aschaffenburg, auf der dritten Seite die Bahn von Aschaffenburg nach Würzburg, und auf der vierten endlich ist die sogenannte badische Odenwaldbahn, welche Würzburg mit Heidelberg verbinden wird, bereits lebhaft in Angriff genommen. Aber keine von allen durchschneidet bis zur Stunde den eigentlichen Odenwald, und wenn auch eine solche Bahn in möglichster Vermeidung des so ungünstigen bergigen Terrains längs des Mümlingbettes in der Folge als verbindendes Glied der großen europäischen Eisenstraßen unvermeidlich seyn und den innern Odenwald jedenfalls — wenigstens nach einer Richtung hin — durchschneiden wird, so hat es doch zur Stunde noch den Anschein, als ob das eben angetretene Decennium diese vielfach erwünschte, fast zur Nothwendigkeit gewordene Erleichterung nicht bringen werde.

Früher, als die Schönheiten und Merkwürdigkeiten des Landes in immer weiteren Kreisen bekannt geworden, durchzogen fortwährend ganze Schaaren von Touristen diese Gegenden und konnten sich nicht genug wundern, wie es möglich gewesen, daß dieser „lachende Erdwinkel" so lange in fast völliger Abgeschlossenheit sich erhalten und von der reiselustigen Welt unbemerkt bleiben konnte; diese Fremdenzüge nahmen aber sichtbar ab, als Deutschland und die angrenzenden Länder mit einem Eisenbahnnetze nach und nach überzogen und damit das flüchtige Reisen und das flüchtige Beschauen Mode wurden; seit einigen Jahren jedoch scheint dieses Verhältniß, wenigstens in Bezug auf den Odenwald, sich wieder zu ändern, denn von Jahr zu Jahr steigt die Anzahl der Reisenden auf eine höchst erfreuliche Weise, man scheint das Wort des Dichters:

> Warum immer weiter schweifen?
> Sieh' das Schöne liegt so nah!

beherzigen zu wollen und es kann und wird nicht ausbleiben, daß eben die so nahe ringsum ziehenden Eisenbahnen ihre frühere Versündigung wieder gut machen und aus weiter Ferne eine doppelte Anzahl Fremder dem Odenwalde zuführen werden.

Wer einen besonders romantischen Standpunkt sucht, um einen bleibenden Eindruck von des Odenwaldes anmuthiger Größe zu gewinnen, der ersteige die Schloßruine zu Lindenfels. Von dort schaut man hinab in das gesegnete Weschnitzthal; zahlreiche Dörfer winken uns friedlich inmitten frischen Walds oder wellenförmiger Saatfelder, und auf kühn sich über einander thürmenden Bergeshöhen stehen hochwipfelige Tannen und harte kräftige Eichen, und manche Erinnerung an alte, längst entschwundene Zeiten und Ereignisse in malerischen Ruinen, an die in dem Munde des Landmanns sich schauerliche Sagen oder bedeutungsvolle Ereignisse knüpfen, ziehen am kundigen Beschauer vorüber.

Von Lindenfels, als dem Herzen des Odenwaldes und dem Mittelpunkte seiner Schönheiten, führen wohlunterhaltene Kunststraßen, wie bereits erwähnt, und einladende Fußpfade nach allen Richtungen hin, so daß diese Landstriche auch von solchen Freunden der Natur bereist werden können, welche die Anstrengung einer größeren Fußwanderung vermeiden wollen oder müssen.

Das schönste und reizendste unter den vielen schönen Thälern des Odenwaldes ist unstreitig das Mümlingthal, das bei Beerfelden beginnt. Vom Krähberge — Jagdschloß des Grafen von Erbach-Fürstenau — aus blickt das überraschte Auge dieses Thal hinab bis nach Fürstenau, von wo es weiter zieht bis nach Obernburg am Main. Man verfolgt hier den Saum des Odenwaldes längs der Bergstraße, weiter unten leuchtet der Otzberg hervor mit seinem weißen Thurme, und unbestimmt weit hinten dämmert selbst der Taunus, dem schärferen unbewaffneten Auge sichtbar, herauf. Die Mümling, welche dem Thale den Namen gibt, entspringt im Städtchen Beerfelden 1670 Fuß über der Meeresfläche. Aus dreizehn Röhren, rechts und links der Straße, entquillt diesem einzigen Brunnen des Städtchens von über 3000 Einwohnern ein frisches reichliches Wasser, den Anfang jenes Flüßchens bildend, das in vielfachen Windungen das liebliche Thal durchzieht und nach einem achtstündigen Laufe, während dessen es eine nicht unbeträchtliche Anzahl Mühlen, Fabriken und Eisenwerke getrieben hat, bei Obernburg in den Main fällt.

Schon vor tausend Jahren gehörte der größte Theil dieses Thales zu dem Blum- oder Plum-Gau (Plumgowe). Hohe Bergrücken umschließen zwar sein Wassergebiet, doch laufen die Vorberge von den entfernteren Gipfeln in dem Thale nicht allzunahe zusammen und lassen Raum für eine breite Wiesenaue, für obstreiche Gärten und fruchtbare Felder. Darum haben sich die Menschen auch hier häufiger in Städtchen und Flecken angebaut.

Zwei Stunden nördlich von Beerfelden und 890 Fuß über der Meeresfläche liegt das Städtchen Erbach, die Residenz des Grafen von Erbach-Erbach mit 2400 Einwohnern. Die ältesten Nachrichten von dem Schlosse und Städtchen Erbach reichen nur bis zum Jahre 1303, während mehrere andere unbedeutende Orte der Umgegend viel früher genannt werden. Damals bestand der Ort aus dem Schlosse, einem für die Ritter des Tempelordens bestimmten

Hause in der Nähe des Schlosses und einigen Wohnungen für die Burgmänner, Dienstmannen, Leibeigenen, Knechte, Mägde und übriges Hofgesinde, im Ganzen sechzehn mit einer Mauer umgebenen Häusern. Das hohe Alter des Schlosses erkennt man aus den Ueberresten des alten Castrums, namentlich an dem großen runden Thurme aus gewaltigen rauhen sogenannten gebuckelten Quadersteinen (rustica). Das gegenwärtige Schloß ist erst im Jahr 1736 entstanden, jener Thurm aber mit seinen 10 Fuß dicken Mauern (er ist 122 Fuß hoch und hat 135 Fuß im Umfange) ist ein Ueberrest des ältesten Baus. Die Vermuthung einiger Schriftsteller (Freher, Prischer), daß dieser Thurm römischen Ursprungs sey, hat wenig für sich, besonders spricht dagegen der Umstand, daß auch das oben erwähnte Tempelhaus aus denselben gebuckelten Quadern erbaut ist.

Von hohem Interesse für den Alterthumsfreund sind die in dem Schlosse aufbewahrten, in weitern Kreisen bekannten und genannten schätzbaren Sammlungen, welche der im Jahr 1823 verstorbene Graf Franz von Erbach-Erbach mit unendlicher Mühe und vielen Kosten nach und nach zusammengebracht hat.

Der Rittersaal in gothischem Styl bildet einen großen Raum in schönen Verhältnissen mit herrlichen alten Glasmalereien in den hohen Fenstern. Diese ungewöhnlich reiche Sammlung von Gemälden hat das Verdienst, daß sie Kunstwerke dieser Art aus allen Jahrhunderten seit Entstehung dieser Kunst bis zu ihrem Verfalle enthält. Das erste Fenster stiftete Kaiser Adolph von Nassau in das Chor des Nonnenklosters zu Altenburg in der Wetterau; das zweite enthält Wappen des gräflichen Hauses Ortenburg im besten Style gemalt, das dritte Wappen des Hauses Erbach aus dem sechzehnten Jahrhundert. Die beiden folgenden Fenster standen im Chore der Kirche zu Wimpfen; sie enthalten Malereien aus den ältesten Zeiten (in der untersten runden Scheibe des fünften Fensters ist die Geburt Christi dargestellt, in einer Nebenkammer sitzt der heilige Joseph andächtig an einem Kamin und kocht dem neugeborenen Kinde Brei!); diese Scheiben kamen von Ulm.

Auch in einer Nebenkapelle der Begräbnißkapelle ist ein Fenster mit Glasmalerei. Mit diesem Fenster hat es eine eigene Bewandtniß. Die alte Kirche in Beerfelden enthielt viele schöne Glasmalereien. Eines der Fenster wurde im Jahr 1803 durch die damals bestehende vormundschaftliche Regierung, welcher das Patronat über die Kirche zustand, dem Grafen Franz für seine Sammlungen geschenkt und von diesem in die erwähnte Kapelle gesetzt. Als aber die Einwohner des Kirchspiels den Verlust bemerkten, verlangten sie Auslieferung des Eigenthums ihrer Kirche, und da dieses nicht alsbald und in Güte geschah, entstanden Unruhen bedrohlicher Art. Es kam ein landesherrlicher Commissär zur Untersuchung des Vorfalls in den Odenwald, es wurde zweimal Militär zur Execution nach Beerfelden gelegt, die Anführer der Tumultuanten wurden verhaftet und nach Darmstadt gebracht, woselbst sie mehrmonatliche Correctionshausstrafe verbüßen mußten. Die Querulanten wurden mit ihren Ansprüchen auf den Civilweg verwiesen.

Bei der damals noch bestehenden Reichsverfassung mußte der Graf von Erbach bei dem Reichshofrathe in Wien verklagt werden, was auch sofort geschah, wobei ein zu jener Zeit aus gräflichen Diensten entlassener Beamter die Hand im Spiel hatte. Der Proceß wurde mit Hartnäckigkeit und Ungestüm geführt, mehrere Deputationen wurden nach Wien geschickt, wo sie Monate lang verweilten; es half aber Alles nichts, der Proceß ging verloren, weil das, was geschehen war, als ein Recht des Kirchenpatrons anerkannt wurde. Auch erschien die Sache nur als ein Tausch, denn man hatte alsbald ein anderes gemaltes Fenster in die Kirche eingesetzt. Das Kirchspiel hatte etwas über vierzigtausend Gulden Proceßkosten zu tragen. Im Jahre 1810 am 29. April wurde Beerfelden durch einen furchtbaren Brand innerhalb drei Stunden bis auf neun Häuser eingeäschert; die vielen Strohdächer, der durch die hohe, bergansteigende Lage des Städtchens begünstigte Zugwind und der Mangel an Wasser, weil, wie bereits erwähnt, nur ein einziger Brunnen da ist, machten jeden Löschversuch vergeblich. Da auch die Kirche niederbrannte, so wäre natürlich auch das erwähnte Fenster — wie es mit dessen Stellvertreter der Fall war — verloren gewesen, wenn es nicht durch jenen Tausch nach Erbach gekommen wäre; die Angehörigen des Kirchspieles hätten sich also um so mehr dabei beruhigen können, als das Fenster erst durch die vermeintlich widerrechtliche Wegnahme einige Wichtigkeit für sie erlangt hatte. Trotzdem rückte im Jahre 1848 bei dem auf die Februarrevolution folgenden Märzsturm ein Haufen der Kirchspielsangehörigen vor das gräfliche Schloß in Erbach in drohender Haltung und verlangte in höchst kategorischer Weise Zurückgabe des Fensters. Der Graf gab der Gewalt nach und befahl die Auslieferung, und im Triumphe wurde es in die Kirche gebracht, wo es sich heute noch befindet, da der Graf nach Wiederherstellung der Autorität der Behörden auf sein Recht verzichtete.

Kehren wir nach dieser Abschweifung in den Rittersaal zurück. Was man in demselben sieht, stimmt bis auf jede Einzelheit zusammen, und dieß macht auf den Eintretenden einen überraschenden Eindruck. Man erkennt gleich, daß hier nicht nur interessante Alterthümer gesammelt und aufgehäuft worden, sondern daß ein verständiger, mit Liebe und Kenntniß strebender Geist ordnend gewaltet hat. Selbst das Schloß an der Saalthüre ist ein beachtenswerthes altes Kunstwerk und der Ofen ist von der alten Ritterburg Rodenstein dahin gebracht. Die mannigfaltigsten Rüstungen aus den verschiedensten Zeitaltern setzen den gewöhnlichen Beschauer in Erstaunen und fesseln unwiderstehlich den Kenner solcher alterthümlichen Schätze. — Gleich am Eingang rechts und links der Thüre stehen zwei Ritter in ihren Rüstungen; der eine, Kunz von Schott, ein fränkischer Edelmann, war ein berüchtigter Raubritter

und beständiger Feind Göz von Berlichingens. Er soll mit demselben Schwerte, das er in der Hand hat, im Jahre 1523 enthauptet worden seyn. Der andere Ritter, Eppelein von Gailingen, war ebenfalls wegen seiner Räubereien im Jahr 1381 zu Neumarkt in der Oberpfalz gerädert worden.

Die im Saale aufgestellten Figuren sind mit ihren ächten beglaubigten Rüstungen bekleidet und meistens geschichtlich bekannte Männer. Ihrer sechs sind zu Pferde. Konrad von Künsberg, Erasmus Schenk von Erbach und ein Graf von Leiningen stehen auf der einen, Kurfürst Johann Ernst von Sachsen, Kaiser Friedrich III. und Graf Eitel Friederich von Hohenzollern auf der andern Seite. Männer und Pferde sind vollständig gerüstet, wie sie in den Krieg oder zum Turniere zu ziehen pflegten. — Rüstungen zu Fuß sind: Cosmus II. Großherzog von Florenz, Peter Strozi, Marschall von Frankreich, Johann Jakob Medichino, Markgraf von Marignano, Conrad von Bemelberg, Philipp der Gute, Herzog von Burgund, Maximilian I., römischer Kaiser, Gustav Adolph, König von Schweden, Albrecht von Wallenstein, Herzog von Friedland, Albrecht, Markgraf von Brandenburg (der deutsche Alcibiades genannt), Göz von Berlichingen, Franz von Sickingen und mehrere andere. Auch ist die kleine Rüstung aufbewahrt, welche Thomele, Leibzwerg Erzherzogs Ferdinand von Oesterreich getragen, als man ihn bei einem Hochzeitsfeste in einer Pastete auf die Tafel setzte.

In der Begräbnißkapelle befindet sich eine historisch interessante Sammlung von alten Erbacher Grabdenkmälern, meist aus dem bei Schloß Fürstenau gelegenen Kloster Steinbach, alle aus dem dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert. In der Nebenkapelle steht der Sarg Eginhards (Einhards) und seiner Gattin Emma (Imma), der als Geschenk des Großherzogs Ludwig I. von Hessen aus dem Kloster Seligenstadt dahin gekommen. Derselbe hat hier ein besonderes Interesse, weil man früher glaubte, es seyen dieß die Stammeltern der Grafen von Erbach, eine Vermuthung, die historisch nicht erwiesen ist. — Die urkundlichen Nachrichten über die ersten deutschen Bewohner des Odenwaldes gehen nur bis in das achte Jahrhundert zurück. Egilward, ein Würzburger Mönch aus dem Anfang des eilften Jahrhunderts (er wurde im Jahre 1001 magister scholarum eines dortigen Stiftes) erzählt im Leben des heiligen Burchard, ersten Bischofs von Würzburg, der um das Jahr 753 gestorben ist, demselben sey die Villa Michelnstadt von Karlmann, Majordomus des fränkischen Königs Chilperich, dem Bruder des nachherigen Königs Pipin, der bekanntlich über diese Gegenden herrschte, im Jahre 742 geschenkt worden, Burchard habe die Absicht gehabt, zu Michelstadt ein Mönchskloster zu stiften, sey aber auf der Reise dahin nur bis Homburg am Main gekommen und daselbst gestorben. Obgleich die betreffende Schenkungsurkunde in den Würzburger Archiven nicht aufgefunden wurde, so wird diese Nachricht doch von verschiedenen Seiten bestätigt. Michelstadt kam jedoch später wieder — vermuthlich durch Tausch — an Kaiser Ludwig den Frommen. Am 11. Januar 815 schenkte dieser wegen der vielen und guten Dienste, die ihm einer seiner Getreuen, Namens Einhard, geleistet habe und noch leiste, diesem und dessen Ehegattin Imma den Ort Michlinstadt im Odenwald mit Feld und Wald rund um, innerhalb zweier Leugen oder einer Rasta; dabei sind vierzehn Knechte mit ihren Weibern und Kindern und über dieses vierzig Leibeigene männlichen und weiblichen Geschlechts 2c. — Hierauf bauten nun verschiedene ältere Schriftsteller mehrfach die Behauptung, weil Erbach nur eine halbe Stunde von Michelstadt entfernt, also jedenfalls innerhalb der erwähnten Schenkung liege, so sey Einhard jedenfalls der erste urkundlich nachgewiesene Herr von Erbach gewesen und somit der Stammvater dieses alten Dynastengeschlechts. Vielfache Beweise sprechen jedoch dafür, daß Einhard keine Söhne hinterlassen, so wie auch der früheren Behauptung, seine Gattin Imma sey eine Tochter Kaiser Karl des Großen gewesen, wichtige Gründe entgegen stehen. — Den vorhandenen Urkunden nach kann man mit Sicherheit nur einen Eberhard von Ertbach, welcher wahrscheinlich im Jahre 1148 gestorben ist, als den Stammvater der Grafen von Erbach ansehen. Er soll dem Pfalzgrafen Conrad von Staufen bei dessen vielen Eingriffen in geistliche Besitzungen, namentlich in seinen Streitigkeiten mit den Erzbischöfen von Trier und Cöln und dem Bischofe von Worms trefflich gedient haben, worauf der Pfalzgraf ihm zum erwähnten Bezirke verholfen habe. Ob dieser Eberhard von Ertbach erst mit den Hohenstaufen, an welche die rheinischen Erbgüter des im Jahr 1125 im Mannsstamme erloschenen fränkischen Kaiserhauses durch Vergleich mit Lothar II. im Jahr 1135 gelangten, in diese Gegend gekommen ist, oder ob bereits seine Vorfahren in der Gegend von Erbach ansäßig gewesen sind, vielleicht unter die Magnaten (domini) gehört haben, deren Beneficialgüter, wie Einhard in der Michelstädter Grenzbeschreibung sagt, damals an diesen Bezirk grenzten — liegt im Dunkeln. Von diesem Zeitpunkt an erhoben sich nun aber die Herren von Erbach immer mehr aus dem Dunkel, in welches ihr Geschlecht und ihre Geschichte früherhin gehüllt gewesen, und mit jeder Generation vermehrte sich ihre Macht, ihr Ansehen und ihr Reichthum. Sie vereinigten durch Kauf, Tausch, Heirath und Gunst der größeren benachbarten Häuser die erledigten Güter anderer Edlen, und erwarben und befestigten die Landeshoheit der Herrschaft und nachmaligen reichsunmittelbaren Grafschaft noch lange vor dem westphälischen Frieden. Das Ansehen dieses Hauses muß bedeutend gewesen seyn, als im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert noch die reiche Bickenbach'sche Erbschaft und mit ihr ein großer Theil der Bergstraße, als Habizheim und andere später wieder verlorene Besitzungen am Rhein, Main und Neckar dazu gehörten, als mehr als siebzig edle Vasallen ihren Hof zierten und das Vertrauen der Stände und freien Städte des Reiches sie vielmals zu Voigten und Schirmern des Landfriedens

erkor. Viele dieses altberühmten Geschlechts zierte Geist, Muth und Kraft. Mehrere kamen in's heilige Land, in den Kampf gegen die Türken, ja nach Tunis in Sklavenketten (Graf Georg Albrecht 1617), andere dagegen gelangten auf die hohen bischöflichen und erzbischöflichen Stühle von Worms (Gerlach von Erbach, Fürstbischof zu Worms 1303 — 1332) und Mainz (Dietrich von Erbach, Erzbischof und Kurfürst von Mainz 1434 — 1459), und später sehen wir sie als entschiedene Freunde der Reformation im standhaften Kampf für ihren Glauben.

Noch einmal führe ich den Leser in das Schloß zu Erbach, um denselben auf einige weitere Merkwürdigkeiten aufmerksam zu machen:

Die Gewehrkammer bewahrt Feuerwaffen von ihrer ersten Erfindung und rohen Einrichtung bis zu der gegenwärtigen Vervollkommnung in sehr belehrender Uebersicht. Der Waidmann erblickt hier mit wahrer Lust seltene Kabinetsstücke von mühsamer und künstlicher Arbeit. Man sieht hier auch viele türkische Gewehre, Dolche und Schwerter, und Waffen und Kleidungsstücke amerikanischer und asiatischer Völkerschaften. In der Hirschgalerie befindet sich außer mehreren seltenen Naturspielen eine bedeutende Geweihsammlung von großer Vollständigkeit, die mit dem Spießer beginnt und bis zum Zweiunddreißig-Ender geht, in ganz ausgezeichneten Exemplaren. — Eine Sammlung vieler römischer und einiger griechischer Alterthümer ist in einigen Sälen aufgestellt. Man sieht in diesen Zimmern nichts, was nicht antik wäre, oder dem nicht wenigstens eine Antike zum Vorbilde gedient hätte. Die Verzierungen der Wände, die Stühle u. s. w. sind solche Nachbildungen. In dem ersten Zimmer steht eine in Tivoli gefundene Statue Hadrians, deren Beine und Arme restaurirt sind, und eine Statue Merkurs als Kind. Unter den zwanzig bis dreißig) Büsten fällt besonders ein Kopf Alexanders des Großen auf, der ebenfalls in Tivoli gefunden wurde und den man versucht ist, für ein Produkt griechischer Kunst zu halten. Die Kandelaber sind Antiken im Museum zu Portici getreu nachgebildet, die Lampen aber antik. Die beiden Tischblätter sind antike Mosaik, und selbst das Dintenfaß ist eine ächte antike Vase. Eine schöne, mit Isisköpfen und Rebenblättern verzierte, für sieben Dochte eingerichtete antike Lampe dient zur Beleuchtung. Die Spangen aus Bronze, welche die Vorhänge zusammenhalten, sind Armspangen, und wurden in römischen Gräbern bei Eschau gefunden. Unter den an der Wand aufgehängten Trophäen befinden sich ein Helm, der auf dem Schlachtfeld von Cannä gefunden worden, einige Centurienadler, ein Legionsadler und ein Thierkopf von Bronze, bei Terracina im Meere gefunden, der vielleicht ein Schiffsrostrum war.

Alle diese Sammlungen werden den Fremden mit vieler Zuvorkommenheit geöffnet und gezeigt.

Der Freund altdeutscher Nationalliteratur findet im gräflichen Hausarchiv die älteste Pergamenthandschrift des „welschen Gastes," eines Gedichtes von Thomasin von Tirckeler (Zerclar). Dieser Dichter war aus Friaul und vollendete um 1216 sein für Kenntniß der Sitten und Ansichten jener Zeit höchst wichtiges, systematisch durchgeführtes Lehrgedicht, von welchem bis jetzt nur Bruchstücke gedruckt sind. Die Erbacher Handschrift mit Abbildungen ist von 1248 und ohne Zweifel die prachtvollste von allen, die bis jetzt von dem Gedichte aufgefunden sind.

Noch befindet sich im Schlosse ein altes Oelgemälde, auf welchem ein Kampf dargestellt ist, der am Johannistage 1621 beim Schlosse stattfand. Der dreißigjährige Krieg war für die Grafen von Erbach so wie für ihr ganzes Land eine Zeit der schwersten Leiden. Vom Ende des Jahres 1620 an wurde die Grafschaft durch die kaiserlichen Völker unter Tilly, welcher damals sein Hauptquartier in Darmstadt hatte, auf's furchtbarste heimgesucht. Unter anderem überfiel am 22. Juni 1621 eine Streifpartie von Croaten die wehrlose Vorstadt von Erbach, sie plünderten und mordeten was ihnen in den Weg kam. Graf Ludwig III. von Erbach, mit dem Beinamen der Ritter, damals im wohlbefestigten Schloß anwesend, kam mit sechs Reitern herzu, um die Feinde zum Abzug zu bewegen, wobei er in die größte Lebensgefahr kam. Die Croaten umringten ihn, setzten ihm Pistolen auf die Brust und drohten ihn niederzuhauen. Des andern Tages kehrten sie in verstärkter Anzahl zurück, plünderten abermals, steckten einige Häuser in Brand und trieben allein der Herrschaft 65 Stück Vieh und drei Schafheerden weg, ohne was sie den andern Leuten wegnahmen. Auch am folgenden Tage — es war das Johannisfest — erschienen sie zum drittenmal und versuchten das Schloß zu erstürmen. Schon hatten sie das eine Thor mit Aexten eingeschlagen und nur durch die muthige Gegenwehr der Besatzung unter dem Befehl des Grafen selbst wurden sie zurückgetrieben. Einer Sage nach sollen in dem entscheidenden Augenblick einige Körbe Bienen auf die stürmenden Unholde geworfen worden seyn, und erbärmlich zerstochen von diesen zahlreichen aber kleinen Hülfsvölkern hätten jene eilig die Flucht ergriffen. Das oben erwähnte Oelgemälde vergegenwärtigt den Sturm und die endliche Niederlage der raubgierigen Croaten. Zur Erinnerung an die glückliche Abwehr der Feinde wurde in Erbach alljährlich — noch zu Anfang dieses Jahrhunderts — auf Johannis das sogenannte Croatenfest gefeiert.

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 51. 16. December 1860.

Man's love is of man's life a thing apart,
'Tis woman's whole existence. —

Alas! the love of women! it is known
To be a lovely and a fearful thing;
For all of theirs upon that die is thrown.

Byron.

Ein Sommer in den Vogesen, ein Winter in Rom.

(Schluß.)

„Finden Sie nicht, daß Käthi jetzt ganz charmant ist?“ fragte der Präsident beim Nachtische den Cameriere, nachdem er mit seiner Frau allerlei Kurzweil getrieben hatte, worauf sie sich stets gern und willig einließ, und sie sich eben auf ihr Zimmer zurück gezogen hatte, — „hübscher und munterer denn je?“ — „Folge Ihrer guten Erziehung, Präsident,“ antwortete Monsignore, und etwas wie Röthe wollte seine Züge überfliegen.

„Ja, das will ich glauben,“ fuhr der Präsident fort, „der selige Graf hatte seine Nichte gewaltig verzogen, es wäre nie etwas aus ihr geworden, wenn sie nicht so gescheidt gewesen wäre, einen ordentlichen Mann zu heirathen, der sie zur Vernunft gebracht hat. Eine Weile behauptete sie, nicht genug Leidenschaft für mich zu haben, und so auf Liebe warten zu müssen. Sie verstehen, wie das die jungen Mädchen meinen. Ich hatte dann etwas Geduld, und schließlich ist meine Käthi zur Besinnung gekommen.“ Der Präsident lachte dabei gutmüthig und zündete seine Cigarre an, um im Nebenzimmer zu rauchen und zu lesen.

Monsignore Gregoires Augen fielen auf Mlle. Feauveau, die noch am Tische saß und Brodkügelchen drehte. „Mad. de Berger ist jetzt wirklich sehr schön,“ hob sie an, „sie gedeiht, wie von unbekannter Hand gepflegt, das holdeste, lieblichste Geschöpf, das man finden kann. Doch sieht man ihrem Erblühen mit schmerzlicher Bewunderung zu. Wie lange wird's dauern, dann ist die schöne Blume verwelkt, gebrochen, um spurlos zu vergehen, wenn sie nicht gar zertreten wird.“

Monsignore Gregoire setzte sich neben Mlle. Feauveau. Den Kopf auf die Hand gestützt, sagte er tief bewegt: „Lassen Sie Katharina blühen und prangen, freuen wir uns doch wahrlich nicht am wenigsten der Herrlichkeit jener Blumen, die wir am Abend sicher verwelkt wissen. Unser ganzes Seyn ist ihnen ja gleich; wenig Stunden, Momente höchsten Glückes, um das sich's allein der Mühe lohnt zu leben, dann Staub, Asche, die nach des großen Meisters Willen ihrer Wandlung warten.“

Mademoiselle Feauveau schwieg ergriffen. Es gibt eben Schicksale, gegen die wir irdischen Menschen umsonst ankämpfen, die, einer geheimnißvollen Kraft anheim gegeben, ihrem Ziele entgegen geführt werden — Sie mochte das fühlen. Nach einer Weile sagte sie: „Sie wollen die Gräfin und Frau v. Berger nach Palermo begleiten?“ — „Das nicht, aber ich will die

Damen dort noch einige Tage besuchen, ehe ich nach Rio Janeiro gehe. Ich will dort von Katharina Abschied nehmen," setzte er kaum hörbar hinzu.

Das Osterfest, von dem Präsidenten so heiß ersehnt, war vorüber. Er und der Marquis wollten sich über Civita Vecchia nach Malta und Griechenland einschiffen, während der kurländische Vetter Anstalten traf, die Damen nach Neapel und Palermo zu führen, wo ihm Duca A... bereitwilligst eine seiner schönen Villen zur Verfügung gestellt hatte, die leer und unbenutzt dastand.

Als Amedée von Frau v. Berger Abschied nahm, saß sie und ordnete Veilchen und Anemonen, die eben in der Villa Pamphili gepflückt waren. „Wo oder wie werde ich Sie wiedersehen, Madame Katharina," sagte er und ergriff tief bewegt ihre Hand. Die Frage fiel ihr plötzlich schwer auf's Herz. Was über Rom hinaus aus ihr werden sollte, daran wollte und konnte sie nicht denken. „Gott weiß, wie oder wo," sagte sie langsam, „überall finden Sie mich aber als Ihre warme, treue Freundin wieder."

Palermos Schönheit wirkte zuerst betäubend auf unsere kleine Reisegesellschaft. Man war ganz Anschauung, ganz Genuß und schien aus diesem Zustand nicht mehr erwachen zu können, die Welt jenseits des Meeres ganz vergessen zu haben. Die Gräfin behauptete, hier immer bleiben zu müssen, worüber der Vetter den Kopf schüttelte und mit einem eigenthümlich komischen Ausdruck seine Cousine anblickte. „Glauben Sie nicht, daß ich hier recht eigentlich hingehöre?" fragte sie ihn. — „Bewahre, Sie gehören im Winter nach Paris, im Sommer überall hin, wo es schön genug ist, eine Weile auszuruhen."

„Wie ungerecht Sie gegen mich sind! Bin ich nicht in den Vogesen, in Sechère, in tiefster Einsamkeit, glücklich gewesen?" — „In einer Einsamkeit, die stets ein Kreis ausgewählter Menschen mit Ihnen theilte." — „Nun ja, wie Johannes in der Wüste leben wir heutzutage nicht mehr, immer waren wir aber in Sechère einsam genug." — „Madame Katharina hält vielleicht unter den sicilianischen Wilden etwas länger aus, wie unsere Cousine, vorausgesagt, daß sie keines besondern Freundes entbehrt und einen andern stets zur Hand hat, an dem sie ihren Witz übt."

Katharina sah zerstreut von ihrer Zeichnung auf, die sie auf den Knieen hielt, um vom Fenster aus eine leichte Skizze aufzunehmen. „Wenn ich auch nicht immer hier bleiben möchte," sagte sie, „würde ich doch gerne in Palermo begraben seyn." — „Welche düstere Gedanken, Katharina!" — „Nicht so düster als Sie meinen, Tante. Ich finde nur, man müßte hier herrlich vom Leben ausruhen."

„Warum es nur immer heißt vom Leben ausruhen!" sagte der Vetter. „Man soll es ökonomisch eintheilen, Schatten und Licht verständig auf sich einwirken lassen und sich vor allen Dingen mit einer guten Dosis Gelassenheit versehen, allen Vorkommnissen, die die Leute Schicksal nennen, gebührend entgegen zu treten, und die Sache macht sich dann von selbst ohne viele Noth und Mühe."

„Das heißt, man soll sich mit Ihrem Phlegma und Ihrer Gleichgültigkeit dem Leben gegenüber wappnen und ist dann im Besitz aller Weltweisheit." — „So ziemlich, Madame." — „Nun, bei Gott, ich will lieber mit den Thörichten thöricht, mit den Kindischen kindisch seyn, als Ihr Weltweisheitsrecept befolgen." — „So sind Sie, Madame Katharina."

Die Gräfin, die nie leiden konnte, wenn der Vetter sich mit ihrer Nichte in ein längeres Gespräch einließ, unterbrach beide, um ihnen ein Schiff zu zeigen, das mit vollen Segeln in den Hafen einlief. „Vielleicht sind unsere Freunde, der Cameriere und der Duca darauf," sagte sie, „und wir können endlich unsere Ausflüge nach Catania unternehmen."

„Ich sehe nicht ein, warum wir auf die Herrn warten müssen, um eine Tour nach Catania und Girgenti zu machen." — „Weil die Herrn Sicilien genau kennen, der Duca als Eingeborener Wege und Stege uns bahnen wird, und die Ausflüge unter seinem Schutze tausend Annehmlichkeiten bieten, die auf andere Weise für uns wegfallen."

Der Kurländer schwieg. Wenn man ihm widersprach, war er übler Laune und alle Weltweisheit dahin. In solcher Stimmung öffnete er nicht den Mund, auch gab ihm alle Liebenswürdigkeit, alle Redekunst der Gräfin nicht das Wort wieder. Frau von Berger packte ihre Zeichnungen und Stifte zusammen, und ging hinauf in das andere Stockwerk, in dem ihre Zimmer lagen.

Eine Stunde nach der andern verging. Der Abend wollte hereinbrechen und die Sonne neigte sich schon dem Meere zu. Die junge Frau saß auf ihrer Loggie, schaute hinaus auf den Golf und ließ den leisen Seewind durch ihre zurückgeschlagenen Haarflechten ziehen. Weinranken umwucherten den Balkon so wild, daß die Fernsicht auf Hafen und Meer, die lang hingezogene Stadt mit ihren Palästen und den herrlichen Monte Pellegrino vielfach beengt war, und man nur einzeln, wie auf ein Bild im Rahmen, hier und da einen Blick auf die Zauberwelt draußen werfen

konnte. Heliotrop, feiner Jasmin, besonders aber Orangenblüthen in dem vernachlässigten Garten der Villa verbreiteten einen betäubenden Geruch.

Katharina saß fortwährend da, träumend den Blick nach jenem Schiff gerichtet, das die Gräfin bezeichnet und das nun schon längst Anker geworfen und alle Ausschiffungsanstalten getroffen hatte. Plötzlich hört sie Schritte den Corridor entlang, dann leises Pochen an ihrer Thüre. Ihr Herz steht still, doch erhebt sie sich, tritt in ihr Zimmer. „Gregoire!" ruft sie, fliegt dem Cameriere, der eingetreten ist, entgegen und — liegt in seinen Armen.

Ein Laut des Entzückens antwortet ihr, dann drückt der Cameriere die Geliebte stumm an sein Herz, zum erstenmal drückt er sie an sein Herz und immer fester und fester hält er sie umschlungen, als sollte sie ihm nie mehr geraubt werden. Als sich Katharina endlich der Umarmung entwunden hatte und auf einen Sessel niedergesunken war, lag er zu ihren Füßen, glühende, beflügelte Worte der Liebe redend. Er sprach italienisch, wie er gewöhnlich that, wenn er ergriffen war. Die junge Frau saß bleich und zitternd da, ihre Hand hielt die seine.

„Gregoire, so sind Sie wirklich da, um Abschied für immer zu nehmen?" sagte sie und sah dabei den Cameriere, sich zu ihm hinüber beugend, so schmerzlich an, daß er aufsprang, die Hand vor die Stirn legte und wie in Verzweiflung im Zimmer auf und nieder ging. Frau von Berger war in ihren Sessel zurückgesunken und Gregoire stand wieder neben ihr.

„Katharina!" rief er leise, legte seine brennenden Hände auf ihren Kopf, küßte ihre Haarflechten, ihre Augen, ihren Mund, „wie soll ich an Trennung, an Tod in diesem Augenblick denken, wenn ich ganzes, volles Leben vor mir habe, dich sehe, dich an mein Herz drücken darf! Nur heute laß uns ganz ausschließlich glücklich seyn, die wenigen Augenblicke, die uns vom Schicksal gegönnt sind."

Und Katharina ließ den Freund gewähren, war glücklich wie er. Welt, Menschen, Pflicht, Gewissen waren für sie nicht da, sie sah nur den Geliebten, nach dem sich ihre Seele gesehnt, seit sie sich selbst begriffen hatte, die ganze Welt durch ihn.

So flog die Zeit dahin, bis Barbara, die alte Pflegerin Katharinas, leise an die Thür pochte und die Herrschaften zur Gräfin rief, die unten den Cameriere mit Ungeduld erwartete.

Vierzehn Tage blieben Monsignore Gregoire und Duca A., zugleich Gast und Hauswirth der Damen, in Palermo. Man machte die verheißenen Ausflüge nach Catania, Girgenti, Segesta, und Duca A. als Eingeborener vertrat die Ehre seiner Insel, machte es sich zur Freude, den Führer durch die classische Wildniß zauberhaft malerischer Landschaften, durch die eintönig üppigen Fluren seiner Heimath abzugeben.

In der Stadt selbst hielt er es für seine Pflicht, der Gräfin von Palermitaner Großen so viel vorzuführen, als zu finden waren, um sie zu unterhalten, und erreichte bald ihre völlige Anerkennung für seine Bemühungen. Sie war von ihrem Wirthe entzückt. Er gehörte zu jenen italienischen Naturen, die in liebenswürdiger Naivetät ihren Enthusiasmus für alles Gute zur Schau tragen und bis zu einem gewissen Grade immer produktiv und anregend sind. Welche Tage verlebte man zusammen!

In heiterster Anmuth bewegte sich der kleine Kreis, durch Geist, Witz, Jugend, Schönheit, Liebe und Poesie getragen. Die Gräfin behauptete, die Zeiten des Boccaccio wieder zu erleben. Niemand schien zu ahnen, welch eine Welt von unendlichem Glück und unendlichen Qualen zwei Herzen erfüllte, die sich unter äußerlich so anmuthiger Form in der Gesellschaft bewegten. Niemand schien es zu ahnen, und doch konnte man bemerken, wie bei steilen Bergpartien Katharina öfter allein zurück blieb, den Kopf tief auf ihr Thier gebeugt, die Wangen so bleich. Trat dann Monsignore Gregoire zu ihr heran und führte ihr Maulthier, so genügten ein Blick von ihm, ein paar Worte, ihre Wange zu röthen, ein Lächeln um ihren Mund spielen zu lassen.

Eines Abends, da man spät auf der Veranda der Gräfin in heiterem, übermüthigem Gespräch saß und Katharina den Kurländer weidlich neckte, hörte man unten auf der Landstraße ein wehmüthiges sicilianisches Abschiedslied. Die junge Frau stockte in der Rede, sie erbleichte, Thränen traten in ihre Augen. Der Cameriere sandte einen flehenden Blick zu ihr hinüber, der ihr bald die Kraft gab, das Gespräch in angefangener Weise fortzuführen.

Die kluge Gräfin wollte wie die ganze kleine Gesellschaft von allem dem nichts sehen. Des Cameriers Abreise nach Rio Janeiro beruhigte sie durchaus. Wozu unnütze Auseinandersetzungen, dachte sie, die die Sache immer mehr verschlimmern als verbessern! Aber die glücklichen Tage in Palermo hatten ihr Ende erreicht. Glück ist ja doppelt beflügelt!

Der Kurländer stand auf der Veranda und schaute aufmerksam auf den Hafen hinaus. Katharina folgte ängstlich seinen Blicken. Wieder ein Schiff war es, das beider Aufmerksamkeit fesselte, aber keines, das heiß ersehnte Freunde brachte. Auf dem Dampfer, den

sie betrachteten, herrschte rege Thätigkeit, wie immer Tags zuvor auf den Fahrzeugen, die sich zu weiter Fahrt anschicken. Katharinas Todesurtheil wurde dort unterschrieben.

„Wollen Sie nicht mit mir in den untern Saal gehen, Madame Katharina," sagte der Kurländer gutmüthig, der jungen Frau den Arm reichend; „die Hitze ist hier so groß." — „Lassen Sie mich hier," rief sie heftig, „ich bin am liebsten hier, unten ist es schwüler." Und sie blieb auf ihrem Platze.

Abends versammelte man sich zum letztenmal bei der Gräfin, aber man saß einsylbig, beklommen neben einander. Der Duca und die Gräfin führten beinahe ausschließlich die Unterhaltung, und man war froh, als sich eine Bande umherziehender Musikanten meldete, die Herrschaften mit ihren Künsten zu unterhalten. Katharina zog sich während des Gesanges auf ihre Zimmer zurück. Die kühlende Nachtluft wehte durch die offene Thür, sie brachte, wie letzthin, balsamischen Blüthenduft, aber brennende Wangen der jungen Frau hatte sie nicht zu kühlen. Diese saß bleich, einer Statue gleich, da.

Nicht lange darauf lag auch Gregoire zu ihren Füßen. Sie traten dann stumm auf die Veranda hinaus — was hatten sie sich zu sagen? Sie mußten scheiden. Das Meer lag so groß und still vor ihnen da, der Mond warf glänzende Streiflichter darüber hin, und der Monte Pellegrino erschien in der Ferne noch feenhafter als gewöhnlich. Der Lärm der Stadt und des Hafens verklang weit hin. Alles lud zu Frieden, stiller Andacht und Beschaulichkeit ein.

Auf Katharinas Geist senkte es sich wie Seherkraft. „Wenn du gegangen bist, Gregoire, gehe auch ich," sagte sie endlich. „Ohne dich versiegt mein Daseyn, versagt mir der Lebensathem." — Der Cameriere schloß die Geliebte einen Augenblick leidenschaftlich an seine Brust. „Soll ich hier bleiben, Katharina, wieder kommen?" — Sie sah ihn schmerzlich lächelnd an. „Wie wäre es möglich, Gregoire!" — Und er legte die Hand an die eiskalte Stirn und lehnte wie vorhin am Eingang der Veranda, den Kopf gesenkt, ein Bild stummer Verzweiflung.

„Ist der Präsident gesühnt," fuhr sie leise fort, „wirst auch du den Menschen, deinem Berufe wieder gegeben seyn. Gott wählte mich zu seinem Werkzeug, höre mich an, Gregoire, um dich zu seinem wahren, ächten Priester zu erziehen. Wenn dein Herz nicht mehr für mich schlägt, wird es für die ganze Menschheit in Liebe und Mitgefühl schlagen. Ich habe es erwärmt, belebt, ich habe dir die Liebe gelehrt, ohne die wir ein tönend Erz und eine klingende Schelle sind."

Der Cameriere schwieg. Er stand noch immer regungslos auf demselben Platze. Katharina faßte sanft seine Hand und sah ihm in's Auge. „Werde ich Recht behalten, Gregoire?" — „Ich verstehe nicht, was du sprichst," rief er, den Kopf erhebend. „Alle deine Worte, ich begreife sie nicht. Ich weiß nur, daß ich dich hingeben soll, dich zum letztenmal sehen soll, du nicht mehr mein seyn sollst." Und dabei sank er vor Katharina zusammen. Aber wozu den Kampf, die Qualen dieser beiden Seelen noch länger ausmalen?

Mitternacht war vorüber und der Duca begleitete seinen Freund bis auf das Schiff, das noch diese Nacht die Anker zu weiter Fahrt lichtete. — „Kann ich nichts für dich, für Madame Katharina thun?" fragte er, als er des Cameriere Hand zum letzten mal drückte. — „Nichts, gar nichts, Agostino, der Himmel behüte dich." Und damit trennten sie sich.

Unser Bericht ist jetzt bald zu Ende. Der Präsident kam, die Damen abzuholen, hatte aber dem Marquis nicht erlaubt, ihn zu begleiten. — „Der arme Teufel muß erst wieder andere Grillen fangen," sagte er zu der Gräfin, „und Katharina etwas vergessen."

Seine Frau fand der Präsident sehr übel aussehend, schalt auf sicilisches Klima, hoffte in Deutschland oder im Elsaß ihre Wangen bald wieder erglühen zu sehen und führte sie nach Sechère, wohin sie lebhaft verlangte, während die Gräfin mit dem Kurländer in Nizza zurückblieb.

Ob und welche Erklärungen zwischen den beiden Eheleuten stattgefunden, wissen wir nicht, nur so viel, daß Katharinas Wangen in den Vogesen nicht mehr erblühten, wohl aber von jenem fieberischen Feuer erglühten, das ihrem Arzt, ihrer nächsten Umgebung, dem guten Meister und der alten Barbara als mahnender Vorbote eines nahen Endes erschien.

Der Präsident, der in R. seine Obliegenheiten erfüllte, wollte von Gefahr für seine Frau nichts wissen. Wenn er nach Sechère zum Besuche kam, brachte er gewöhnlich Gesellschaft mit, trieb sein breites, joviales Wesen vor wie nach, vielleicht, wenn er um Katharina besorgt war, noch lauter als sonst, um sich zu betäuben.

Dem kleinen Meister zog sich das Herz zusammen, sah er, wie sein Liebling bemüht war, in alter Lebendigkeit und Anmuth des Präsidenten Redereien zu begegnen. Ach, die Augen glänzten so wunderbar, aber ein trockener Husten schnitt ihr das Wort im Munde ab: sie sah ihn dann lächelnd bittend an, statt ihrer den Wortkampf fortzusetzen.

Der letzte Schnee desselben Jahres war noch nicht verschwunden und Leberblumen und Veilchen wagten

noch nicht ihre Köpfe aus der feuchten Erde zu erheben, als Katharina von den Freunden in ihr stilles Grab gelegt wurde; von den Freunden, denn Mlle. Feauveau hatte den Weg von Paris, wo sie jetzt lebte, bis Sechère nicht zu weit gefunden, um der geliebten Katharina wenigstens die Augen zuzudrücken. „Der Mensch, wie Gras sind seine Tage, das da früh blühet und bald welk wird: wie eine Blume auf dem Felde; der Wind gehet darüber hin und sie ist nicht mehr vorhanden.“ Und sie gedachte ihres Gesprächs mit dem Cameriere in Rom, als sie der jungen Freundin zum letztenmal die bleiche Stirn küßte und die schweren braunen Flechten ordnete.

Der Präsident stand tief erschüttert am Grabe seiner Frau, die er doch so geliebt, wie er lieben konnte. Alle Unbill, alles Uebel, das sie ihm angethan, war längst vergessen und vergeben. Er blieb in den ersten Tagen fassungs- und haltungslos. Wie es aber seiner Natur geziemte, trauerte und klagte er nicht lange um das, was unwiederbringlich dahin war, und weil ihm längere Einsamkeit unerträglich war, bot er der Gräfin seine Hand, die sich eine Weile bedachte, ob der Präsident oder der kurländische Vetter ihr bessern Schutz und Halt in der Welt gewähren möchte. Dem Präsidenten wurde indeß der Vorzug gegeben. In wie fern er in seiner zweiten Ehe glücklicher war als in der ersten, lassen wir dahin gestellt seyn; jedenfalls wagte er den Gedanken an das Nichtglücklichseyn nie in sich aufkommen zu lassen, so sehr und ganz und gar beherrschte ihn die Gräfin.

Der gute Meister Gerold hatte Monsignore Gregoire einen Brief Katharinas nach Rio Janeiro geschickt, den sie ihm kurz vor ihrem Tode zu dem Behufe eingehändigt hatte. Er wußte, daß er ihn erhalten, sonst fehlte alle und jede Kunde über ihn. Eines Tags, gegen den Herbst, saß die alte Barbara in einem der hohen geräumigen Zimmer des Schlosses Sechère und sah in den Park hinaus, wo durch gelb und röthlich gefärbte Bäume die Sonne ihre Strahlen hell auf den schön gepflegten Rasen warf, auf dem Herbstblumen und Winterrosen in üppigster Pracht blühten. Der Gärtner arbeitete mit seinen Gehülfen emsig hin und her. Für wen mühte er sich ab, wer freute sich seiner Sorge, seines Fleißes?

Im Hause war alles so still, daß man die Uhren picken und die Mägde unten in der Spinnstube leise singen hörte. Der Alten war, als sähe sie ihre liebe junge Herrin mit ihrem fröhlichen leichten Tritt durch die weiten Alleen schreiten und mit dem großen Hunde an ihrer Seite spielen. Der Hund war auch da, er bellte und sprang mit großen freudigen Sätzen, aber nicht seiner Herrin, sondern einer dunkeln Männergestalt entgegen, die in den Gängen des Parks auf und niederschritt. Sie blieb stehen, liebkoste den Hund, blieb wieder stehen und liebkoste ihn wieder. Endlich trat sie aus der Allee hervor, und Barbara erkannte deutlich des Cameriere bleiche Gesichtszüge. Er schritt bis zum Eingang des Schlosses vor, betrachtete es lange, ging dann zu dem Rasenparterre, pflückte von den Winterrosen, Katharinas Lieblingsblumen, und verschwand. Trug er die Blumen auf Katharinas Grab?

Die Alte wagte nicht herunter zu gehen, sie starrte der Erscheinung nach, bis sie nichts mehr von ihr entdecken konnte, und nahm dann ihr Gesangbuch zur Hand, um für die Seele ihrer Herrin, vielleicht auch für die des fremden Mannes, der ihr eben erschienen war, zu beten.

Ob Monsignore Gregoire Katharinas Prophezeihung zur Wahrheit gemacht? Er blieb in Brasilien, abwechselnd in Rio Janeiro und St. Juan de la Frontera, weil ihm der Wirkungskreis dort bekannt und in seiner Ungemessenheit lieb geworden war. Amedée O.... begegnete ihm einmal in Rom, wo er, in der Würde eines Bischofs von St. Juan de la Frontera, seine Diöcese zu vertreten hatte.

„Ich sah ihn,“ berichtete der Marquis Mlle. Feauveau von diesem Zusammentreffen, „ich sah ihn, und sah ihn doch nicht, so ganz anders als sonst und so überwältigend war mir sein Anblick: die äußere Erscheinung wie jemandes, der zu früh gealtert ist, aber in seinen Zügen lag so viel Friede, Milde, Ruhe und Gelassenheit, wie nur der empfindet, der diese Welt längst überwunden hat, auf dieser Erde weilt, ohne ihr eigentlich mehr anzugehören.

Die Beginenhöfe in Belgien, namentlich in Gent.

(Fortsetzung.)

Besonders günstig äußerte sich der Pater Michael Ophovius, der 1626 zum Bischof von Herzogenbusch ernannt wurde, über die belgischen Beginen; er ertheilte ihnen im September 1631, so wie den belgischen Frauenzimmern überhaupt, ein merkwürdiges Zeugniß. „In den Höfen übernachten keine Mannspersonen," sagt er; „keine Begine bleibt über Zeit außer dem Hofe, keine geht ohne Urlaub der Oberin aus der Stadt." — „Die belgischen Mädchen empfinden in dem gemäßigten Klima selten ein gefährliches Feuer; Christus zum Bräutigam erwählend, glauben sie es angenehm, von keinem Manne zu wissen" — oder, wie ein anderer übersetzt hat, „können sie sehr wohl jeden andern Bräutigam missen" — raro ignem noxium sentiunt Belgicae virgines, et nescire virum suave putant, Christum sponsum habentes.

Vielleicht wird mancher diesem Zeugnisse keine große Bedeutung beilegen wollen. Allein merkwürdigerweise urtheilte schon hundert Jahre früher ein gewiß unverdächtiger Fremdling fast eben so. Es war dieß der Gesandte der venetianischen Republik, Vincenz Quirini. Derselbe gedenkt in einem 1505 an den Senat erstatteteten Berichte auch der Beginen, und bemerkt darüber Folgendes: „Sie betragen sich sehr ehrbar, theils unter einer guten Aufsicht, theils und wohl vornehmlich, weil in diesem Lande sowohl Frauen als Männer von kälterem Blute sind als in irgend einer andern mir bekannten Gegend."

Das hat im Verhältniß zu südlichen Ländern gewiß seine Richtigkeit gehabt; im Uebrigen aber wird man das „kalte Blut" nicht allzuhoch anschlagen dürfen, weder für damals noch für jetzt. Gewiß ist jedoch, daß die Aufsicht streng war, und daß der unerlaubte Umgang mit Beginen vorzugsweise als ein schweres Vergehen betrachtet und bestraft wurde. Die Urtheilsbücher des Genter Stadtarchivs liefern dazu verschiedene Belege. Als z. B. 1537 der Genter Schöff Jan Sutterman sich dergleichen hatte zu Schulden kommen lassen und dabei klar wurde, daß er sogar ein Gewohnheitssünder war —dat hi noch bi costumen zulc ghewoone was te doene — schonten ihn die Amtsbrüder nicht. Er mußte seinen keerle, d. h. sein Amtskleid, auf den Platz legen, ward dann vor Gericht bis auf's Blut gehauen, hiernächst auf einen Wagen gesetzt, an die „vier Wegscheiden" der Stadt geführt und daselbst öffentlich vom Büttel gegeißelt. Was mit dem Beginchen geschah, weiß ich nicht anzugeben. Aus einem noch jetzt üblichen Sprüchworte läßt sich aber entnehmen, daß auch bei den Beginen die Geißelungen nicht ganz ungebräuchlich, wenn auch selten gewesen sind. Gibt es etwas Besonderes zu gaffen, so sagt man noch immer: „Daer is een beggyn te geeselen!"

In neuerer Zeit hat der Stadtrath von Gent seinen Beginen ein sehr lobendes Zeugniß ertheilt. Als Wilhelm I. in den zwanziger Jahren nicht abgeneigt war, beiden Höfen ein Ende zu machen, nahm sich die Stadtbehörde mit großer Wärme und gutem Erfolge der Bedrohten an. In einer Vorstellung vom 30. Oktober 1824 an den König heißt es unter anderem: „Die Beginen sind gottesfürchtig, sittig, arbeitsam, ehrbar, einfach, sparsam und unterthänig; sie befassen sich durchaus nicht mit politischen Dingen; es besteht bei ihnen nicht im geringsten Gütergemeinschaft, jede behält ihr Eigenthum und lebt von ihrem Einkommen oder von ihrem Erwerb, und was sie hinterlassen, wird nach den Gesetzen unter die Berechtigten vertheilt." Die Unterdrückung der Beginenhöfe, meinte der Magistrat, würde eine „unausfüllbare Lücke" entstehen lassen.

Stirbt eine Begine, so wird gewöhnlich eine öffentliche Versteigerung ihres Nachlasses veranstaltet, und die Genossinnen sehen es als einen Ruhm und eine Ehre an, wenn recht tüchtig geboten wird, was natürlich den Angehörigen zu Gute kommt. Bei besonderer Beliebtheit oder bei dem Rufe großer Gottesfürchtigkeit werden zuweilen für die geringfügigsten Dinge sehr ansehnliche Preise gezahlt und die erworbenen Stücke als Reliquien bewahrt. Zu den Nachlaßgegenständen gehören auch die verschließbaren Betpulte, welche man in den Kirchen sieht.

Im kleinen Hofe, und vermuthlich auch in einigen andern, bestand früher der Brauch, daß die Oberin sich aus dem Nachlasse einer verstorbenen Schwester das beste Bett oder ein anderes Stück auswählte; sie hatte dagegen die Verbindlichkeit, in Kriegszeiten dem Landesherrn eine Anzahl Betten zu liefern, wofür dieser der Anstalt Schutz und Schirm angedeihen ließ. Diese Einrichtung soll bis zur Zeit der französischen Umwälzung bestanden haben.

Die Todten werden ein paar Tage in vollem

Anzuge auf dem Bette ausgestellt. Man legt sie, als wenn sie schliefen, mit einem Kreuz in den zusammengefalteten Händen und einem Kranze von künstlichen Blumen auf dem Haupte, zwei brennende Lichter zur Seite. Ein paar Schwestern sitzen daneben, und fast alle Bewohnerinnen des Hofes kommen zum letzten Besuche. Auch Fremde, auch Männer, werden freundlich zugelassen.

Die Beginen sind, wie schon bemerkt, durch kein unauflösliches Gelübde gebunden. Sie können nicht nur mit Gestattung der Oberin längere Zeit bei den Ihrigen zubringen, sondern haben auch volle Freiheit, sich zu jeder Zeit zu verheirathen oder sonst von der Genossenschaft loszusagen, ohne irgend keine Vermögenseinbuße oder dergleichen zu erleiden; natürlich mit Ausnahme des Eintrittsgeldes. Indessen betrachten es die Höfe als eine Art Ehrensache, daß Verheirathungen oder sonstige Ausscheidungen unterbleiben, und nach Allem, was man hört, scheint die Zahl der Austretenden auch wirklich außerordentlich gering zu seyn. Auch Ausstoßungen, welche bei groben Ordnungswidrigkeiten vorkommen können, sind sehr selten.

Die Austrittsberechtigung bildet ein wohlthätiges Gegengewicht zu den großen Amtsbefugnissen der Oberin. Man muß sich eben in einander schicken, wenn man auch nicht ganz zufrieden mit einander ist. Vor einigen Jahren kam es vor, daß eine fünfzigjährige Schwester mit ihren Obern in so heftigen Zwiespalt gerieth, daß sie wirklich das Stift verließ und nach einiger Zeit zum großen Aerger ihrer Angehörigen und des Beginenhofes sich sogar verheirathete, und das mit einem weit jüngeren Manne.

In früheren Jahrhunderten hat man versucht, mit geistlichen Strafen strenger zu seyn, ist aber aus guten Gründen gar bald davon zurückgekommen.

Das Beginenleben muß wohl für viele eine willkommene Mitte oder das anziehendste Schweben zwischen Freiheit und Gebundenseyn, zwischen Absonderung und Gemeinsamkeit, Arbeit und Beschaulichkeit gewähren. Schon vor Jahrhunderten ist dieß hervorgehoben worden. Johannes Malderus, Bischof von Antwerpen, der sich 1631 über die Beginenhöfe ausließ, sagt unter Anderem: „Obwohl es sehr verdienstlich ist, sich durch feierliche Gelübde von Keuschheit, Gehorsam und Armuth an Gott zu verbinden, so findet man doch in Belgien viele gottesfürchtige Frauenzimmer, die von solcher Gemüthsart sind, daß sie dergleichen lieber l e i s t e n, als sich dazu v e r p f l i c h t e n mögen; sie ziehen vor, fortwährend rein zu l e b e n, als fortwährende Reinheit zu g e l o b e n, sie wollen lieber stets g e h o r c h e n, als Gehorsam v e r s p r e c h e n, lieber immer bei mäßigem Leben der Armuth mit dem Ueberschuß zu Hülfe kommen, als sofort alles auf einmal hingeben."

Ein großer, ja wohl der größte Theil der Genter Beginen besteht aus Bäuerinnen der nächsten Umgebung. Die Landleute in Flandern schätzen sich oft eben so glücklich, eine Tochter in den Beginenhof gebracht zu haben, als sie gut verheirathet zu wissen. Namentlich bemittelte, aber ungewöhnlich kinderreiche Väter und Mütter nehmen früh darauf Bedacht, eine oder die andere ihrer Töchter so auszustatten. Die Beginenhöfe sind für die flandrischen und brabanter Bauern, was anderswo die Fräuleinstifte für den Adel sind.

Daneben ist das Beispiel und der Rath von Basen und Bäschen, die schon eingeweiht sind und mit den Heimathdörfern fortwährend in Verkehr bleiben, sehr anlockend. Vor allem aber sind es die Priester und besonders die vom Lande stammenden, welche auf die stete Bevölkerung der Beginenhöfe, in denen sie gar oft die Gespielinnen der Kinderjahre wieder finden, Einfluß üben.

Indessen werden auch viele G e n t e r i n n e n, und sogar einige aus den höheren Ständen, unter den Beginen gefunden. Selbst solche, die nicht selber in die Genossenschaft eintreten wollen, aber nach einer ruhigen und billigen Zurückgezogenheit sich sehnen, suchen nicht selten ein Unterkommen in den umfriedeten Räumen, indem sie entweder bei Verwandten wohnen oder einen eigenen Haushalt sich einrichten. So hörte ich, daß gegenwärtig einige Wittwen in den Beginenhöfen leben, die ihren Töchtern dahin gefolgt sind. In früheren Jahrhunderten scheint es sehr üblich gewesen zu seyn, heranwachsende Mädchen unter den Beginen ausbilden und wohnen zu lassen, weil man sie nirgends besser und gesicherter aufbewahrt wußte. Quirini sagt allgemein (1505), daß die Töchter, bis sie heirathsfähig seyen, in den Beginenstiftern erzogen würden.

Es läßt sich nicht läugnen, daß die Beginenhöfe und eben so die neuen klösterlichen Einrichtungen in Belgien gar manchen kräftigen Arm einer tüchtigen Thätigkeit entziehen. Doch wird man geneigt seyn, dieß in einem etwas andern Lichte zu betrachten, wenn man bedenkt, mit welcher Freudigkeit und welchem Opfermuthe die gottergebenen Geschöpfe in zahlreichen milden Anstalten thätig sind und namentlich der Krankenpflege und dem Unterrichte sich widmen. Daß dergleichen Stiftungen und Einrichtungen mitunter aus sehr weltlichen Anläßen in's Leben gerufen werden, und mittelbar nicht selten zur Verfolgung kirchlich politischer Zwecke dienen müssen, ändert dabei wenig; die guten Schwestern wenigstens grämen sich gewiß wenig darum,

ob die Herrschaft in den Händen der Klerikalen oder der Liberalen ist.

Auch die Beginen widmen sich vielfach dem Unterricht und der Krankenpflege und sind nebenbei in anderer Weise thätig. In jedem Hofe besteht eine Freischule für arme Kinder, und die neueintretenden Schwestern werden bereitwillig in mancherlei weiblichen Handarbeiten unterwiesen. Als bei der berüchtigten Landung der Engländer auf Walchern eine ansteckende Seuche sich verbreitete und in Gent weder die Krankenhäuser noch die Krankenwärter ausreichten, und viele Soldaten ohne Hülfe lagen, stellten sich gegen achtzig Beginen zum Dienst in den zu Hospitälern umgewandelten Kirchen und verharrten vom September 1809 bis zum Frühjahr 1810 in dieser gefährlichen Hülfeleistung. Mit derselben Aufopferung und Unerschrockenheit waren 1813, wo beide Beginenkirchen als Krankenhäuser dienten, und später in den Schreckenszeiten der Cholera, namentlich 1832, zahlreiche Schwestern als Krankenwärterinnen in den öffentlichen Anstalten thätig. Das dankbare Vaterland widmete ihnen bei der letzten Gelegenheit eine werthvolle Denkmünze.

Die sonstige Beschäftigung der Beginen besteht, abgesehen von den Haushaltsverrichtungen, in Nähen, Stricken, Sticken, Spitzenklöppeln rc.; die meisten sieht man mit der Nähnadel thätig. Früher müssen sie vorzugsweise gesponnen haben, denn ein Sprüchwort sagt, um einen altgewohnten Zustand zu bezeichnen:

Alles moet blyven als't was,
't Beggyntje moet spinnen vlas,
En de Pater drinken uit het grote glas.

(Alles muß bleiben wie's war, das Beginchen muß Flachs spinnen und der Pater aus dem großen Glase trinken.)

Ein anderes Sprüchwort aber lautet: Wirken ist selig, sagte das Beginchen, da that sie nichts — Werken is zalig, zei't beggyntje en ze deed niets — woraus hervorzugehen scheint, daß gerade nicht alle immer sehr thätig gewesen sind.

Nach dem Berichte Quirinis ist vordem auch Linnen gewebt worden. „Jede," sagt der Venezianer weiter, „lebt von ihrer Arbeit und Verschiedene werden dabei reich." Letzteres kommt heutzutage nicht mehr vor; aber viele sind doch als gesuchte Arbeiterinnen bekannt, und verdienen sich, wenn die sonstigen Hülfsquellen auch etwas versiegen, ein leidliches Auskommen. Bei den meisten ist der Bedarf nicht sehr groß; 300—400 Franken jährlich scheint der mittlere Aufwand zu seyn. Das ist viel und wenig, wie man's eben nimmt. Es gibt Gegenden genug, wo ganze Familien kaum so viel aufzuwenden haben. Als man den Verbrauch einer Begine einst einer jungen Engländerin, die 200 Pfund oder nahe an 4800 Franken Nadelgeld hatte, in Pfunde Sterling übersetzte, riefen beide gleich erstaunt aus: „16 pounds! — 4800 francs speldengeld!"

Am wenigsten kostet den Beginen ihre Kleidung, da sie keiner Mode unterworfen ist und aus dauerhaften Stoffen besteht. Jede bunte Farbe, alle Seide, alles Schmuckwerk und dergleichen ist untersagt. Ueber die Einrichtung wurden im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts mehrere einzelne Vorschriften gegeben, während früher nur Einfachheit im Allgemeinen angeordnet war. Das Hauptstück ist ein weißes Leinentuch, das in eigenthümlichen Falten und Formen um den Kopf gesteckt und fortwährend statt der Haube getragen wird. Die Todten bekommen es mit in den Sarg. Im Vlämischen wird es einfach Doek, im Französischen meist linceuil genannt. Bei den Oberinnen hat es eine etwas abweichende Form und heißt dann Barbette. Unter diesem Tuch tragen die Genter Beginen eine einfache, eng anschließende Haube nebst einer Binde, die unter dem Kinn befestigt wird, beides von weißem Leinen. Die Haube heißt wie die Trägerin selbst, nämlich vlämisch beggyne, französisch béguin, béguinet.

Zu diesem Kleidungsstück kommt ein Rock oder ein Kleid von schwarzem oder bläulichem Tuch, mit langen Aermeln und gleichfarbigem Unterkleid. Es dient bei schlechtem Wetter zugleich als Mantel und Kaputze, indem es von hinten über den Kopf gezogen wird. Regenschirme sind erst ganz kürzlich gestattet worden, aber noch nicht für den Gang zur Kirche. Die bläuliche Farbe ist die feierlichere und bei großen Festen vorgeschriebene. Die Fußbekleidung besteht ausschließlich aus weißen Strümpfen und Lederschuhen.

Beim Ausgehen wird ein großes, etwa zwei Ellen breites und doppelt so langes Tuch von schwarzem Kamelot, mit einem eingelegten Pappstück, über den Kopf geschlagen, so daß die Zipfel über Schultern und Arme bis auf die Knöchel herabhängen. Ein solches Tuch heißt falie (französisch faille), was in der Genter Mundart etwa fälde oder fäldje klingt.

Den eigenthümlichsten Anblick gewähren die Beginen in der Kirche. Sie hüllen sich dann in große, weiße, längliche Leinentücher, die sie länglich-viereckig zusammengelegt auf dem Kopfe oder auch wohl unter dem Arme mittragen und beim Eintritt in die Kirche, ehe sie sich niedersetzen, entfalten und gleich den Falien, die so lange abgenommen werden, überhängen. Dieß geschieht mit großer Aufmerksamkeit und Gleich-

mäßigkeit. Im kleinen Hofe hängen die beiden hintern Zipfel glatt übereinander, im großen nahe beisammen und regelmäßige Falten bildend, wobei von Innen mit angebrachten Stecknadeln nachgeholfen wird. Man sieht dann in der weiten Kirche, mit wenigen Ausnahmen, nichts als schneeweiße Gestalten. Die Kopfumhüllung heißt vouwte oder vaute, was wohl mit dem französischen voûte zusammen hängt. Sobald der Gottesdienst beendigt ist, werden die Tücher vor dem Austritt aus der Kirche wieder in die alten Falten zusammen gelegt.

Es ist Brauch, diese Tücher nicht zu plätten, sondern nur zu pressen; warum, habe ich nicht erfahren können. Neu Eingetretene tragen vor der Einkleidung nur Falien, keine Vauten. Auch die Oberinnen und ihre Gehülfinnen bedienen sich einer solchen Umhüllung nicht immer; sie tragen öfter eine Kopfbedeckung von schwarzem Tuch, kapproene geheißen, welche einige Aehnlichkeit mit den bekannten helgoländer Hüten hat, nur daß die Falten ringsum in gleicher Länge bis über die Schultern herab hängen. Im kleinen Hofe dient die kapproene auch als Trauerzeichen.

Alle Beginen, die nicht durch Krankheit oder in sonstiger Weise entschuldigt sind, müssen zwei bis drei mal täglich dem kirchlichen Gottesdienste beiwohnen: das erste mal schon früh um halb fünf Uhr, Winters etwas später, das letzte mal Nachmittags beim „Lob" (het lof), das an Sonntagen um drei Uhr, an andern Tagen später und zur Herbst- und Winterzeit erst nach eingetretener Dämmerung stattfindet. Nichts Eigenthümlicheres, und man kann sagen, auch nichts Feierlicheres als eine solche Beginenversammlung in der weiten, stillen, spärlich erleuchteten Kirche. Ueberall Schweigen, überall weißverhüllte, in Andacht hingesunkene Beterinnen; nur hie und da eine dunkle Gestalt, die zwischen den übrigen um so ergreifender hervortritt; nur dann und wann ein Hüsteln, das selbst in der Andacht nicht unterdrückt werden konnte. Plötzlich erklingen die Töne der Orgel, Gesang erschallt, wundervolle Accorde rieseln herab, wie aus einer unsichtbaren Höhe, und legen sich gleich rührenden Mahnungen und tröstlichen Friedensworten sanft ans Herz.

In einigen Büchern ist der Abendgottesdienst der Beginen so geschildert, als stimmte die Gesammtheit der hellen weiblichen Kehlen den Gesang an. Das ist unrichtig und steht mit den Bräuchen der katholischen Kirche in Belgien im Widerspruche. Es singen nur einige eingeübte Stimmen. Erst in den jüngsten Tagen haben die Redemptoristen den Versuch gemacht, den Chorgesang, wie in den Rheinlanden, einzuführen.

Die häuslichen Andachtsübungen in den Conventen bestehen in Gebeten, im Vorlesen von Abschnitten aus der Bibel &c., und finden meistens während der Arbeit statt. Sie wiederholen sich in regelmäßiger Ordnung vier- oder fünfmal täglich und werden durch die Conventsglocke angekündigt. Auch um neun Uhr, zur Zeit des Schlafengehens, werden noch Gebete gesprochen. Die Gebete und Lesestücke sind theils in vlamischer, theils in lateinischer Sprache. Jede Begine muß z. B. täglich sieben lateinische Bußpsalmen lesen. Bei dringenden Beschäftigungen im Hauswesen werden Entbindungen ertheilt, jedoch unter Vorbehalt treulicher Nachholung des Versäumten, so daß man in Wahrheit sagen kann, das Tagewerk der Beginen ist Beten und Arbeiten. Die abgesondert Wohnenden haben mehr Freiheit und stehen nur unter der Großjungfrau. Außer den Kirchen haben die Genter Höfe noch einige Kapellen und Betplätze, welche wie jene auch von andern Einwohnern der Stadt, ja von fernen Pilgern besucht werden. Besonders berühmt ist die Kapelle der heiligen Godelieve im kleinen Beginenhofe. Namentlich am 6. Juli, dem Todestage der Heiligen, hat dieses Gotteshaus außerordentlichen Zulauf, der bis zum 13., dem Schluß der Octave, anzuhalten pflegt.

Godelieve wird von ihrem Lebensbeschreiber, dem Mönch und Pastor Drogo zu Ghistel, als eine ungemein gottesfürchtige und duldersame Frau geschildert. Sie soll im eilften Jahrhundert in einem Dorfe zwischen Boulogne und Calais geboren und von einem angesehenen Vlaming Namens Bertholf geehlicht worden seyn; „durch die Tücke des höllischen Feindes" wurde sie aber ihrem Manne nach dem Hochzeitsfest zuwider, obwohl sie so schön war, daß selbst ein böses Auge nichts zu tadeln fand, „es sey denn ihr schwarzes Haar und ihre schwarzen Augenbrauen." Auch die blonde Schwiegermutter ward, „in die Stricke des Teufels fallend," gegen sie eingenommen und nannte sie „die Krähe aus der Fremde." Kurz, die Ehe hatte keinen Segen und keinen Frieden. Godelieve aber ertrug alles in Geduld. Als Bertholf sie hindarben lassen wollte und ihr nur Brod und Wasser gewährte, theilte sie fortwährend ihr kleines, später noch vermindertes Stück mit den Armen, lief indessen endlich baarfuß, und nur „von einem Töchterchen begleitet," davon zu ihren Eltern. Bertholf ward veranlaßt, sie wieder zu sich zu nehmen; doch war der Frieden kein aufrichtiger. Der Teufel gab ihm ein, sie ermorden zu lassen: sie ward Nachts erwürgt und darauf vollends ertränkt, welches letztere „nicht ohne besondere Fürsehung Gottes geschehen ist, damit sie durch's Wasser gesäubert werde, wenn je noch ein irdischer Fehl an ihr gehangen."

Das geschah zu Ghistel in Westflandern, wo

sofort nach ihrem Tode, wie Sagen und Aufzeichnungen berichten, mancherlei Wunder sich begaben. Der Mordplatz verwandelte sich in weiße Steine, die Erde ward zu Perlen, das Wasser heilte Fieberkranke, Krüppel wurden gerade; ja als man Korn kaufte, um Brod an die Armen auszutheilen, ward es von selbst gemahlen und vermehrte sich über die Maßen. Die Gebeine der Gemordeten wurden in einem Sarg mit silbernen Löwenfüßen bewahrt; als einst Diebe kamen, um die Verzierungen zu stehlen, richtete sich der Kasten „auf die Hinterpfoten“ und die Bösewichter wurden so verwirrt, daß sie nicht aus dem Orte zu kommen wußten.

Am 30. Juli 1084 erfolgte die feierliche Erhebung der Gebeine und darauf die Heiligsprechung. Im Jahre 1380 wurden die Ueberbleibsel in einen neuen Kasten gelegt, der sich aber nicht so gut als der frühere, gegen diebische Beraubung zu wahren wußte. Um 1557 ließ man einen kostbaren silbernen Behälter anfertigen und 1623 fand eine nochmalige feierliche Besichtigung und Verpackung der „kastanienfarbig“ gewordenen Gebeine statt. Es geschah dieß bei Gelegenheit der processionsweisen Zurückführung derselben von Brügge, wohin sie zur Zeit der Bilderstürmereien geflüchtet worden waren. An der Procession nahm die Geistlichkeit von weit und breit und der Ghisteler Magistrat mit brennenden Kerzen Theil. Seitdem kam die Verehrung der Heiligen in Flandern, besonders zu Ghistel und Gent, in neuen Schwung, und dauert bis auf den heutigen Tag.

In der Genter Kapelle verabreicht man geweihtes, durch das Blut der Heiligen gekräftigtes Wasser gegen Halsübel, Augenweh u. dgl. Die Kapelle besitzt außerdem noch einen Anziehungsgegenstand von nicht minderem Belang, nämlich „den schwarzen Gott,“ worunter das Volk ein von Alter geschwärztes Kreuzbild versteht, das aus dem alten Castell und somit wohl aus den Ueberbleibseln der ehemaligen Abtei St. Bavo herstammen soll.

Die geistliche Leitung und Beaufsichtigung der Beginenhöfe wird im Allgemeinen von den kirchlichen Oberhirten geübt; beim großen Hofe zu Gent nehmen sie die Predigerherren oder Dominikaner in Anspruch, sich dabei auf mehrere Verfügungen der Gräfin Margarethe von Konstantinopel und ihrer Nachfolger berufend. Die weltliche Oberaufsicht stand von jeher den Landesfürsten zu; von diesen, namentlich von den Stifterinnen Johanna und Margaretha von Konstantinopel, ferner von König Philipp III. (1623) hatten die Genter Höfe auch ihre Regeln und Satzungen.

Die Stiftung und erste Einrichtung wird gewöhnlich in das Jahr 1234 gesetzt, auch hat man 1834, vom 5. bis zum 13. Oktober, unter großem Zulauf das sechshundertjährige Jubiläum im großen Hofe begangen. Indessen wird dieser schon in einer Urkunde von 1227 erwähnt.

Die Höfe wurden von den Stifterinnen und andern Mildthätigen vielfach begabt, scheinen aber lange Zeit ein ziemlich dürftiges Ansehen behalten zu haben. Die Hauptsorge war auf die Gottes- und Siechenhäuser gerichtet. Die Beginen wohnten noch 1417 in „strohernen Häusern;“ indessen fanden sich dergleichen auch sonst in Gent, wie denn noch um 1524 eine Strohdeckergilde in voller Thätigkeit vorkommt. An mancherlei Ereignissen, an freudigen wie an trüben, fehlte es den kleinen Siedelungen nicht. Namentlich wurden sie mehrere male durch Brand heimgesucht. So ward 1674 die Infirmerie des großen Hofs eine Beute der Flammen. Die Bilderstürmereien scheinen ziemlich leicht an den Beginenhöfen vorüber gegangen zu seyn, während die Patres Beichtväter des großen Hofes sammt allen Predigermönchen 1578 aus Gent verjagt wurden und erst 1584 zurückkehrten.

Im Jahre 1657 stiftete man in der Kirche des großen Hofs eine Brüderschaft zur Befreiung von Christensklaven, 1711 eine Genossenschaft vom heiligen Kreuz; beides unter großen Feierlichkeiten. Eine glänzende Festlichkeit hatte 1665 am 19. November statt, wo die Reliquien der heiligen Elisabeth eingebracht wurden, welche der Kapuziner Karl von Aremberg von der Infantin Isabella erhalten hatte und sie den Beginen der heiligen Königstochter wieder überließ. 1721 und 1782 wurden die Brüderschaften vom Rosenkranz und vom heiligen Sakrament errichtet, worauf die Jahre der Umwälzungen folgten.

Kaiser Joseph II. ließ die Beginenhöfe unangefochten, soll aber, wie erzählt wird, den Wunsch oder Rath ausgesprochen haben, daß man in den Conventen gemeinsam essen möge, was, wie wir gesehen, neuerdings zum Theil geschieht. Vielfach wird angenommen, daß auch die französische Zeit spurlos an den Beginenhöfen vorüber gegangen sey. Dieß ist aber unrichtig, wie so vieles andere, was man über Belgien in Umlauf gebracht hat. Zwar wurde das Gesetz vom 1. September 1796 über die Aufhebung der geistlichen Orden 2c. auf die Genter Höfe nicht angewendet, weil man durch eine geschickte Wendung den Hauptnachdruck auf die Versorgung von Schwachen und Gebrechlichen und somit auf ihre Siechenhäuser legte; allein ohne Anfechtung und mannichfache Aenderungen blieben sie darum nicht. Am 14. Mai 1797 stellten die drei Kapellane des großen Hofs ihre Thätigkeit ein, weil sie den verlangten Eid, wodurch die Souverainetät des

französischen Volks anerkannt und Unterwerfung unter die Republik gelobt wurde, nicht leisten wollten. Im December desselben Jahrs erhielten die Beginen Befehl, ihre hergebrachte Kleidung abzulegen; gleichzeitig wurden die besondern Thore der Höfe entfernt, die Heiligenbilder und Heiligennamen beseitigt, die Kreuze abgenommen, ja die Kirchen selbst eine Zeitlang geschlossen. Auch die Großjungfrauen wurden zur Seite gestellt. Bisher hatten diese unter Aufsicht der Landesregierung die Höfe, welche als „selbstständige Körperschaften" betrachtet wurden, verwaltet; jetzt traten städtische Beamte an die Stelle und die Höfe wurden in Gemäßheit der Vorschriften vom 3. und 27. September 1800 und vom 18. Juni 1801 als öffentliches Gut behandelt.

Die Abschließung des Concordats von 1801 machte in geistlicher Beziehung manchen Eingriffen ein Ende. Die Kirche des großen Hofs, welche schon am 31. Mai 1801 wieder geöffnet worden war, wurde eine Succursale vom St. Michaelis Kirchspiel, die des kleinen eine Hülfskirche von St. Jakobs. Die Eigenthums- und Verwaltungsverhältnisse aber wurden nicht wieder hergestellt. Die Beginenhöfe sind keine besondere Körperschaften mehr, sondern, wie die öffentlichen milden Anstalten überhaupt, Zubehör und Eigenthum der Stadt und werden gleich jenen von der dafür bestehenden Behörde verwaltet. Insbesondere gilt das auch von den Conventsgebäuden und den kleineren Wohnhäusern, welche daher von der Commission in Bau und Besserung erhalten und an die Bewohnerinnen zu vertragsmäßigen Preisen vermiethet werden. Die Unterhaltung der Siechen und Armen liegt der Commission ebenfalls ob; sie zahlt für jede Person in den Infirmerien täglich einen Franken, was 1856 für beide Höfe 21,582 Franken betrug. Die Preise der vermietheten Wohnungen betrugen 1824 nach der oben erwähnten Eingabe an den König etwas über 8100 Gulden, abgesehen von 65 Häusern, welche damals an verschiedene Beginen auf deren Lebzeit „verkauft" waren. Seitdem scheint man aber bedeutend aufgeschlagen zu haben, und es fehlt selbst nicht an Klagen darüber. Gegenwärtig hat man den Grundsteuerbuchsanschlag zum Grunde gelegt und der Gesammtbetrag macht etwa 30,000 Franken aus, was freilich hinter dem wahren Werth noch immer zurück steht.

(Schluß folgt.)

Silhouetten aus Weimar.

I.

Nach-Goethesche Persönlichkeiten.

Ein Besuch für wenige Tage in Weimar verwandelte sich für mich in einen Aufenthalt von 24 Jahren; Zeit genug, um eine Stadt von 12,000 Einwohnern so ziemlich kennen zu lernen.

Weimar ist eine Stadt der gesunden Luft, einer nicht großartigen, aber heitern Umgebung, einer eben nicht sehr reichen, aber um so lebensfrohern Bevölkerung, stolz auf den Glanz ihrer Traditionen, voll freundlicher Rücksicht für Gelehrte, Literaten und Künstler, freundlichsten Entgegenkommens für Fremde, sehr lebhafter Geselligkeit durch alle Klassen, anständig heitern Tones, freisinnig, ziemlich ungebunden im Wandel, ohne bedeutende Anstrengung in Handel und Industrie, ohne eigentlichen Separatistengeist in den Ständen und Klassen, obgleich in ein Dutzend geschlossene Gesellschaften und Vereine gespalten, was den öffentlichen Orten ein noch kleinstädtischeres Gepräge verleiht, als es sonst wohl der Fall seyn würde. Von confessionellem Unfrieden ist keine Rede; die meist rationalistisch erzogenen Protestanten, das kleine Häufchen der Katholiken und die Paar Familien Juden leben in eben so traulichem Verkehr, wie Civil und Militär, im Allgemeinen auch Adelige und Bürgerliche. Der Hof hatte zwar manches abgestreift, was dem früheren Leben unter Karl August so viel Glanz und Anziehungskraft verliehen. Die Zügel der Etikette waren etwas straffer angezogen, die einst volksthümlichen Jagden in eigentliche Hofjagden umgewandelt, die Formen in allen

Beziehungen bestimmter, entschiedener. Indessen blühten noch immer die literarischen Soiréen, die Unterhaltungen über Wissenschaft und Kunst, Vorlesungen im Familienkreis des Regenten von Einheimischen und Fremden, auch blieb keine Gelegenheit unbenützt, die Liebe des Fürstenhauses für Wissenschaft, Literatur und Kunst zu bethätigen. Die bedeutende Bibliothek war durch ihre liberalen Einrichtungen und eine überaus freundliche Verwaltung dem Publikum so zugänglich und nützlich, wie es, außer Gotha, in keiner andern deutschen Residenz der Fall ist, und der Gebrauch zeigte sich so lebhaft, daß oft 20—25,000 Bände ausgeliehen waren. *

Die Glanzperiode von Amalie, Karl August, Wieland, Goethe, Herder und Schiller war für Weimar vorüber, unwiederbringlich vorüber. Der eifrigste Willen und die edelste Opferbereitwilligkeit vermögen ja nicht Genies zu schaffen, Verstorbene wieder in's Leben zu rufen. Mit der Leiche Goethes war jene Glanzperiode zu Grabe getragen worden. Seit jener Stunde hatte sich der Besuch und die zeitweise Ansiedelung von Fremden wesentlich vermindert, damit auch naturgemäß das Leben und der Flor mancher Gewerbe. Aber der Geist jener Periode schwebte noch sichtbar befruchtend über der Stadt und verlieh ihrer Geselligkeit eine Anmuth, welche keine andere deutsche Stadt im Allgemeinen so anziehend gewähren konnte. Er beseelte die Bewohner mit einem edeln Stolz, der nur bisweilen bei einzelnen Mindergebildeten zu einer Art von komischem Hochmuth und zur Lokalempfindlichkeit sich verstieg, ohne sich dem Fremden lästig zu machen, noch in's Lächerliche auszuarten.

Die goldene Zeit von Weimars literarischer Oberherrschaft war vorüber, aber die Erinnerung daran umgab die Stadt mit einem eigenthümlichen Nimbus vor allen Städten Deutschlands, und der Geist jener Periode waltete, wie gesagt, gewissermaßen noch fort und wurde in der ganzen Bevölkerung lebendig erhalten durch die fortwährenden Wallfahrten von Fremden nach den Wohn- und Grabstätten der großen Verstorbenen, und vorzüglich durch eine Menge höchst achtungswerther Männer in allen Gebieten von Wissenschaft, Literatur und Kunst, vertheilt durch alle Schichten der Gesellschaft.

Von damals noch lebenden, zum Theil auch in den weitesten Kreisen rühmlichst bekannten Notabilitäten jener Periode, erinnere ich hier an Herzog Bernhard von Weimar, gleichhoch geachtet als Mann, Reisebeschreiber und Feldherr. Kanzler von Müller †, der in seinem Weimar-Enthusiasmus auch nach dem Tode von Augustus das Mäcenat nur um so eifriger fortbetrieb und durch seine Memoiren unschätzbar geworden wäre, wenn er sich hätte entschließen können, Alles was wahr ist zu sagen, oder wenn solche nicht mit allzuängstlichem Zartgefühle redigirt worden wären. Consistorialpräsident Dr. Peucer †, vom reinsten classischen Geist und humanistischen Streben, ein glücklicher Lebemann, eleganter Schriftsteller. Generalsuperintendent Dr. Röhr †, mit seinem scharf ausgeprägten Antiromanismus und oft bis an die äußersten Grenzen streifenden Rationalismus, körnig, geradezu, etwas derb in Schrift, Predigt, Amt und Leben. Beide, im Consistorium beständige und oft nichts weniger als milde Gegner, erhielten die Wagschalen der geistlichen und weltlichen Oberherrschaft so ziemlich im Gleichgewicht. Finanzminister Freiherr von Gersdorf †, ein Ehrenmann durch und durch, als solcher sehr populär, ungemein hastig, mit sich selbst in fortwährend heftigem Kampf zwischen Hochtorythum und Metternichianismus mit dem Geist und Fortschritte der Zeit, trotz eines unermeßlichen Amtseifers in Berufsarbeiten noch Zeit genug findend für wissenschaftliche Studien und sehr schätzbare Abhandlungen im Gebiete der classischen Literatur. Staatsminister Dr. Schweizer †, berühmt durch seine frühere Professur in Jena, seine Theilnahme am Wartburgfest, seine Adelsablehnung und juristischen Schriften; äußerlich sehr abgemessen und kalt, im Innern von edelm Schrot und Korn, nicht populär, 1848 der Volksstimme gemäß entsetzt, weil man ihn für den eigentlichen Träger und Lenker der gesammten Staatsrichtung betrachtete, oder wenigstens als solchen verschrieen hatte. Die Brüder, Freiherren von Fritsch, der Staatsminister wegen seiner Augenleiden ohne bedeutenden Verkehr mit der Gesellschaft, der Hofjägermeister †, ein origineller alter Jüngling, ein heiterer maitre des plaisirs aller aristokratischen Vergnügungen. Der an Bein und Arm der rechten Seite halb gelähmte Hofmarschall und Theaterintendant Freiherr von Spiegel †, der dem Hof und dem Theater das fürstliche

* Vulpius hatte als Bibliothekar sehr viel Geld auf Romanliteratur verwendet, Goethe ein System für Anschaffungen weder aufgestellt noch befolgt; Riemer kam in die Zeit der nothwendigen Ersparungen am Etat behufs der Abzahlung alter Rückstände und befolgte eben so wenig ein bestimmtes System. So entstanden merkliche Lücken und bei manchen bedeutenden Werken Unvollständigkeit. Der Umsicht und Energie des Hofraths Preller scheint eine tüchtige Reorganisation und ein System in den Anschaffungen vorbehalten zu seyn, und der Geist der jetzigen Regierung wird ihn dabei nicht im Stich lassen.

A. d. V.

Gepräge zu erhalten verstand, allen mitunter unfürstlichen Einschränkungen sich abhold zeigte, lebte und leben ließ, in Vorzügen und Schwächen ein ächter Cavalier seiner Jugendzeit, allgemein beliebt. General von Beulwitz, wegen der Nachwehen seiner Kriegswunden und zunehmender Augenschwäche von wenigem Belang für das gesellige Leben, bedeutend durch seine Stellung als entschiedener Liebling des regierenden Herrn und warmer Freund des Wissens und der Bildung. Der Oberst und der Major von Germar †, beide erprobte Offiziere der Napoleons- und Befreiungskriege, beide lebendigsten Hanges für alle Lebensgenüsse, beide trotz der zerrütteten Oekonomie sehr populär, der Major von reicher Wissens- und Lebensbildung. Der General und Oberstallmeister von Seebach †, eine hervorragend originelle Persönlichkeit, je nach Situation und Laune der gewandteste Hofmann, der schlichteste Weinhausgenosse, der stolzeste Aristokrat, der leutseligste Lebemann in anderer Gesellschaft, ohne sich jemals das mindeste zu vergeben, dem neuen Hofregime entschieden abgeneigt, Protektor aller Engländer und alles Englischen, tiefst eingeweiht in Gestüt- und Pferdekunde, vertraut mit manchen Zweigen der Literatur ohne warme Theilnahme dafür, voll stets schlagfertigen, schonungslosen Witzes, der wahre Prince de Ligne von Weimar, bei Hof und bei seinen Standesgenossen mehr gefürchtet als geliebt, aber sonst überall der beliebteste Mann, der die Wüstenei der, Altenburg genannten, Anhöhe mit seinem Geschmack in ein Palais und Gärten und Wäldchen verwandelt hatte, von seinen Reisen in Dänemark, Schweden, England, Frankreich, Spanien, Marocco rc. immer prächtige Schnurren anzubringen wußte und noch in seinen greisen Tagen eine Reise nach Ostindien projektirte, weil er von einer dort vorkommenden eigenthümlichen Pferderace gelesen hatte.

Der Geh. Medicinalrath von Froriep †, vordem Leibarzt beim König von Würtemberg, Professor an der Universität Erfurt, bei deren Aufhebung nach Weimar übergesiedelt, Schwiegersohn Bertuchs und Erbe von dessen berühmter bibliographischer Anstalt; eine wissenschaftliche Potenz hohen Rangs, ein Mann voll Würde und Ehre, abwechselnd sehr liebenswürdig heiter oder schroff und fast abstoßend ernsthaft, das Gedeihen der Anstalt seinen idealen Ansichten opfernd, gern mit dem Hof verkehrend; er machte ein stattliches Haus. Die Leibärzte und Geh. Hofräthe Dr. Huschke und Dr. Vogel, jener in seinem Fache auch als Schriftsteller rühmlich bekannt, ungemein beliebt durch alle Klassen, dieser nebenbei dem Studium der schönen Wissenschaften und Künste warm ergeben, ein trefflicher Gesellschafter. Geh. Hofrath Helbig †, ein braver, freundlicher, beliebter Mann, bedeutend als Chatoullier des regierenden Herzogs, überall vermittelnd, versöhnend, beschwichtigend, aber in dieser schwierigen Stellung so vorsichtig geworden, daß ein bestimmtes ja oder nein nicht aus ihm herauszubringen war; liebenswürdiger Protektor der Gelehrten, Literaten und Künstler, ohne selbst in Wissenschaft, Literatur oder Kunst sich vertieft zu haben. Der Landesdirektions-Präsident von Schwendler †, im Amt eben so rührig, behend, geistreich und belebend, wie im geselligen Kreise. Der Kammerdirektor Staatsrath Thon, ein Mann voll Geist, Wissen und Rechtsgefühl, eisern im Bereiche seiner Amtspflichten und Amtsansichten, darum vielfach verkannt. Nach 1848 ein hervorragendes Mitglied der Landstände. Regierungsrath Emminghaus, ein Mann des römischen und deutschen Rechts von Rang, schätzbar wegen seines Pandektenwerkes. Dr. Fleischhauer †, ein juristischer Haudegen, in der Gesellschaft ein jovialer, mitunter fast burschikoser Kumpan, ein kühner und schonungsloser Eiferer gegen allen Feudalunfug, kindlich glückselig, wenn es im L'hombre und Whist ihm wohl erging. Oberbaudirektor Coudray †, als Architekt von Goethe sehr überschätzt, als Dekorateur erfindungsreich und geschmackvoll, in der Gesellschaft, besonders als Wirth, sehr angenehm. Präsident Weilandt †, früher Gesandter in Paris, Weltmann, reich an wissenschaftlicher Kenntniß und Lebenserfahrung, trotz seiner Augenleiden ein anmuthiger und belehrender Gesellschafter. Hauptmann Weilandt †, Kartenzeichner in der Bertuch-Frorieps̈chen Anstalt, sehr belebend als Vorstand einer geschlossenen Gesellschaft.

Herr von Schorn, Vorstand der großherzoglichen Kunstanstalten, ausgezeichnet eben so durch Wissen und Geschmack, wie durch Ehrenhaftigkeit, oft etwas schroff und starr in seinem Wollen, daher nicht immer in bester Harmonie mit den Künstlern, besonders wenn Herrscherlaunen ihn anwandelten. Geh. Hofrath Riemer †, rühmlich bekannt als Lexikograph und Vertrauter Goethes, weniger bedeutend als Oberbibliothekar, eine unerschöpfliche Fundgrube philologischer, literarischer und historischer Notizen, der viel mehr hätte sagen und lehren können als er wirklich gethan, im Allgemeinen sehr gutmüthig, im gereizten Zustande sehr derb, voll beißender Sarkasmen. Bibliothekar Kräuter †, früher Secretär bei Goethe, weder von tiefem Wissen, noch von sehr feiner äußerer Politur, dennoch ungemein liebenswürdig, unschätzbar für Gelehrte und Literaten, ein wahrhaft classischer Bibliothekar durch unermüdliche Gefälligkeit, durch die allumfassende Kenntniß des gesammten Bibliothekbestandes und durch Berufseifer. Hofrath Eckermann †, Goethes Liebling,

europäischen Rufs durch seine Gespräche mit diesem, Privatbibliothekar und Vorleser beim Erbgroßherzog, gutmüthig, harmlos, in guten Stunden bis zur Humoristik heiter, weltunkundig, mit einer Menagerie von Vögeln viel Zeit vertrödelnd, und mit seinem kleine Hunde und Katzen zerreißenden Steinadler Aergerniß bereitend, als Dichter minder glücklich, allgemein beliebt. Dr. Weissenborn †, ein Mann der Naturwissenschaften, Cicerone und Lehrer aller Engländer, sehr geachtet wegen seiner Bravheit, trefflicher Gesellschafter, obschon er sich immer krank, mitunter sogar ernstlich glaubte, ein lebendiges Rebhuhn im Leibe zu haben; starb halb und halb aus Aerger nach einem erbitterten Kampf gegen Buchhändler Jansen und dessen Kram mit Geheimmitteln. Der Pagenhofmeister Rath Sondershausen, Theolog, dem alles Lebendige und Todte, alles Irdische und Ueberirdische sich zu einem Gedicht gestaltet, der auch ohne Zweifel als Dichter eines größeren Bekanntseyns sich zu erfreuen hätte, wenn er sich einer gewissen Ueberschwänglichkeit und oft schwülstigen Dunkelheit entwinden wollte, seinem Freimuth nicht so ängstlich Zaum und Gebiß anlegte. Hofrath Stephan Schütz †, der früher berühmte Erzähler und Almanachsdichter aus dem abwechselnd Anacreon, Ovid, Swift und Sterne hervorblitzten, heute ein prächtiger Gesellschafter und humoristischer Lebemann, der attisches Salz auf jedes Gericht streute, morgen ein seltsamer Sonderling, der trotz Sturm und Unwetter Einsamkeit in irgend einer entlegenen Dorfkneipe sucht und dort ein paar Stunden verträumt. Dr. Chr. F. Schmidt und Bergcommissär Dr. Hartmann, beide von reichster encyclopädischer Gelehrsamkeit in allen Gebieten der Technologie, sehr fleißige und gewandte Schriftsteller. Die durch Kopf, Bildung, reiche Lebenserfahrung und mancherlei Unternehmungen sehr interessanten beiden Hofbuchhändler W. Hoffmann und B. F. Voigt †, der gutmüthige, humorreiche Lokaldichter, Registrator Irrgang, ein wahres Conversationslexikon über alles frühere Leben und Treiben von Weimar. Der talentvolle, aber im lokalen Recensionswesen und in dessen fatalen Consequenzen fast ganz verkommene Secretär Händel. Der hessen-homburgische Hofgärtner J. Mootz † und der Weimar'sche Hofgärtner E. Skell, beide von reichstem und mit der Zeit fortschreitendem Fachwissen, voll Liebe für ihre schönen Aufgaben. Jenem vorzüglich verdankt Weimar die neue Anlage seines schönen Karlsplatzes. Die theilweise eines allgemeinen Ruhmes sich erfreuenden Tonsetzer und Musiker N. Hummel †, Eberwein, Götze, Lobe, Rembe †, Theuse † rc., die aus den Zeiten von Schiller und Goethe noch lebenden Schauspieler Graff †, Heide †, Lortzing †, Holdermann †, dieses liebenswürdige, früher als Held, nun als Dekorationsmaler verdienstvolle Original. Der wegen seiner wundervollen Stimme und als früherer Direktor des Weimar'schen Theaters rühmlichst bekannte Bassist Stromeyer †. Der durch seinen Cyclus von Lutherscenen zu europäischem Ruhm gelangte vortreffliche Zeichner, Kupferstecher Schwerdgeburth.

Im Gebiete der Malerei entsinne ich mich nur der würdigen Landschafter Professor Preller und Prof. Kaiser, des trefflichen Restaurateurs Prof. Lieber, der Fräulein Seidler, des Zeichners der in Goethes Sammlung befindlichen Bildnisse von Goethes Freunden und Bekannten, Prof. Schmeller rc. Eine bedeutende Rolle spielt in der gesammten haute volée der fast ganz germanisirte Engländer Herr von Parry, früher Mitarbeiter an dem Tiefurter Journal, ein ungemein liebenswürdiger Mann, edler Bildung, edlen Sinnes und edler That, vom Höchsten bis zu den Hütten herab gleich hochgeachtet. Legationsrath Dr. K. Panse, vordem der Vertraute Ad. Müllers, sehr bewanderter Historiker und Publicist, früher als Redakteur der Weimar'schen officiellen Zeitung sehr unbeliebt, 1848 als Herausgeber des Blättchens „die Revolution" sehr gefürchtet, seitdem durch seine besonnene demokratisch-constitutionelle Zeitung „Deutschland" populär und von Einfluß auf die allgemeine Stimmung. Prof. Weber, gründlichst gelehrter philologischer Schriftsteller, im geselligen Kreis ungemein liebenswürdig durch heitere Laune und Witz. Freiherr A. von Sternberg, Zögling A. v. Kotzebues, Liebling der Salonwelt als pikanter Gesellschafter und ungemein glatter Schriftsteller. Der kaiserlich russische Staatsrath Freiherr Ap. von Maltitz, auch in den schwierigsten Zeiten allgemein geachtet, wohlthätig nicht selten über seine Kräfte, der edelste Enthusiast für Alles, was er als wahr und schön erkannt, Poet durch und durch, reich an Wissen und Erfahrung, ein Schatz für die Gesellschaft. Herr von Eckendal †, Schwede, Geschichtschreiber und Philosoph in deutscher Sprache. Daneben die in verschiedener Weise interessanten und populären Damen: Gräfin Henkel von Donnersmark †, Gr. Fritsch, Gr. Marschall †, die Freifrauen von Spiegel, von Gersdorf (frühere Gräfin Pappenheim) †, von Egloffstein; von Stein, Frau von Schwendler †, Frau von Pogwisch, Frau von Goethe, die als Fräulein Jagemann und Künstlerin hohen Ranges so berühmte Frau von Heigendorff †, die als Schriftstellerinnen mehr oder minder bekannten Frau Charlotte von Ahlefeld †, Fräulein Natalie von Herder, Frau von Schorn, die Freifrauen von Bitzthum und von Groß (Amalie

Winter), Frau Rath Wangemann und zeitweise Fräulein Schopenhauer. *

Wahrlich, der tüchtigen und liebenswürdigen Leute genug, um die Oeden einer Hofetikette fruchtbar zu beleben, selbst in einer größeren Stadt nach allen Richtungen ein edles, geistiges Leben zu erhalten, jedem geselligen Kreise geistigen Reiz zu verleihen und sogar bis auf die untersten Klassen mildernd einzuwirken. Daher trotz aller, in der kleinen Stadt unvermeidlichen Rücksichten, Aengstlichkeiten und Befangenheiten im Allgemeinen eine so heitere Freiheit und Bewegung, und eine Freimüthigkeit im Austausch der Ansichten, Gefühle und Ideen, wie solche in höherem Grade kaum wünschenswerth erscheinen dürften und, offen gestanden, wenn man aus andern Residenzen kommt, anfänglich befremden und scheu machen, aber gar bald befreunden.

Zwar starben viele der genannten in den Jahren 1834—1858, aber die Zeit füllte auch diese Lücken wieder mit neuen Potenzen sehr erfreulich aus. Eben so wenig wie bei obigen soll mein Verzeichniß etwas irgend einer Rangliste ähnliches andeuten, um dieses noch klarer zu machen, gebe ich die Namen in alphabetischer Folge.

Freiherr Beaulieu von Marconnay, Oberhofmeister und Theaterintendant; Dr. Franz Dingelstedt, Generalintendant des Hoftheaters; Dr. Dittenberger, Oberhofprediger; Freifrau von Donop, Romanschriftstellerin; Durand †, Regisseur und Hofschauspieler; von Eckendal †, Sohn des obigen, Oberstaatsanwalt; Dr. Frankl, ein Wiener, Dichter; Graf Fredro †, Pole, Napoleons-Soldat, Trauerspieldichter, vieler Sprachen mächtig; Dr. Fries, Sohn des Philosophen, ausgezeichneter Advokat und Führer der demokratischen Partei im Leben und in der Kammer, jetzt einer der Vorstände vom Nationalverein; Dr. Rob. Froriep, Geh.-Med.-Rath, Sohn des obigen und Besitzer der jetzt verkauften Bertuch'schen Anstalt; Genast, Regisseur und Schauspieler; W. Genast, dessen Sohn, Staatsanwalt, dramatischer Dichter; Dr. de Goullon, Bezirksphysikus, Homöopath; Freiherr von Groß, Oberstaatsanwalt, jetzt in Eisenach; Hoftheatermaler und Maschinist E. Händel; Hofgärtner Hartwig, erst in Ettersburg, jetzt im Park zu Weimar; Prof. Hermann, Redakteur der Weimarer Zeitung, jetzt Professor in Marburg; Hoffmann von Fallersleben; der englische Dramendichter D. Horrocks; der Bildhauer von Hoyer; der Landschaftsmaler K. Hummel, Sohn des oben genannten; H. Jäde, 1848 Führer der stürmischen Partei, jetzt glücklicher Jugendschriftsteller; Concertmeister Joachim; Chevalier Lawrence, Engländer, Hochtory, der die halbe Welt bereist hat, Verfasser des Romans „das Reich der Nairn" in vier Sprachen; Gymnasialprofessor Lieberkühn, philologischer, pädagogischer, belletristischer Schriftsteller; Hofkapellmeister Dr. Franz Liszt; der Publicist von Mangold, jetzt in Göttingen; der Oberregisseur und Schauspieler H. Marr, jetzt in Hamburg; der Sekretär und Chatoullier der Frau Erbgroßherzogin Hofrath Marschall; der Historienmaler Prof. Martersteig; Musiklehrer und Virtuos Montag; der Belletrist, Advokat Dr. Alph. Peucer; Hofgärtner Petzold, jetzt wieder in Muskau; der Oberbibliothekar Hofrath Preller; Hofrath Dr. Reimann, Leibarzt Ihrer kaiserlichen Hoheit der Frau Großherzogin; der Maler Rembe, jetzt in London; der Historiograph Dr. Röse; der Belletrist Rugo; der Gymnasialdirektor Hofrath Sauppe, jetzt Professor in Göttingen; der Philologe Dr. Ad. Schade; der Vorsteher der großherzoglichen Kunstanstalten, Hofrath Schöll; der Belletrist Franz von Schober, erbgroßherzoglicher Privatbibliothekar; der Porträtmaler Schramm; der Maler Al. Simon; der Finanzminister Thon; der Ministerpräsident Freiherr von Watzdorf; der Minister von Wydenbruck; die ein schönes Haus machende Fürstin Wittgenstein &c.

Dazu Jahr aus Jahr ein der unmittelbarste Verkehr mit den bedeutendsten Professoren von Jena, ein ununterbrochener Besuch von Notabilitäten der Wissenschaft, Literatur und Kunst aus allen europäischen Ländern, die beständige freundlichste Anregung und Aufmunterung von dem Fürstenhaus, die der strengeren Etikette enthobenen literarischen Abende am Hof, die ungemeine Liberalität in der Handhabung der reichen Bibliothek gegenüber dem Publikum, die treffliche Einrichtung des Lesemuseums, die Verbesserung der Localitäten der geschlossenen Gesellschaften, die interessanten Verhandlungen der Landstände und der Schwurgerichte, der nach allen Richtungen mannichfach erleichterte

* Die älteren dieser Damen waren es, deren Besuchen der gute Carl Friedrich fast täglich einige Stunden widmete, an deren Geist, Bildung und Talenten er die angenehmste Unterhaltung fand, oder deren Charakteroriginalität ihn bestens amusirte. Immer wurde dabei der Bonton der Etikette festgehalten. Von allen am häufigsten besuchte er die geistreiche, seelenvolle Frau von Ahlefeld, deren Umsicht und Aufrichtigkeit auf ihn um so mehr zu wirken schien, weil alle ihre oft sehr ernste Bemerkungen stets Achtung der fürstlichen Würde und Hinweisung auf den fürstlichen Beruf athmeten und, weil sie nur in äußersten Fällen gegen Einzelne auftrat, gewöhnlich versöhnend und vermittelnd sprach. Sie war sehr populär durch ihre Leutseligkeit und ihr höchst bescheidenes, einfaches Leben.

A. d. V.

Reiseverkehr, die stets rege erhaltene Aussicht auf eine wesentliche Verschönerung der Stadt durch die Statuen von Goethe, Schiller, Herder, Wieland, Carl August — Alles dieß mußte wohl auf Leben und Geist der kleinen Stadt eine um so höhere Wirksamkeit äußern, da der Sinn dafür hier schon mit der Muttermilch eingesogen, durch die Erziehung täglich neue Nahrung und neuen Schwung erhält. Wer nicht Vorurtheil, Schroffheit oder Uebersättigung mitbringt, wird sich bald in dieser ächt deutschen Stadt einwohnen, in ihrem Leben und Geist heimisch fühlen.

(Schluß folgt.)

Todesschau.

(Nach William Cullen Bryant.)

Für ihn, der bei der Liebe zur Natur
Verständniß auch für ihre Laute hegt,
Ist sie nicht theilnahmlos. Frohlockt sein Herz,
So scherzt und lächelt sie voll Huld ihm zu,
Und wieder in die Wolken seiner Stirn
Haucht sie ein weiches, sanftes Mitgefühl,
Vor dem die Schatten unvermerkt entfliehn.
Wenn über deinen Geist, dem Mehlthau gleich,
Gedanken kommen von dem bittern Kelch
Der letzten Stunde, und dir Bild auf Bild
Von Todesangst und Kreuz und Leichenstein,
Lautlosem Dunkel und dem engen Haus
Gespenstisch aufsteigt und dich schaudern macht:
Tritt unter Gottes freies Himmelszelt,
Und lausche der Natur, da ringsumher,
Aus Hain und Quellen und dem Luftmeer rings
Der Ruf an dich ergeht —: ein Kurzes noch,
Und nicht glänzt die allgüt'ge Sonne dir
In ihrem Lauf; nicht bleibt im kühlen Grund,
Wo unter Schluchzen dein Gebein versenkt,
Noch in des Oceans Umarmungen
Ein Rest von dir. Die Erde fordert dich,
Aus Staub geboren, wird zu Staub dein Leib,
Und umgewandelt, jeder Menschenspur
Entäußert, wirst auf ewig du
Vermischen mit den Elementen dich,
Ein Bruder seyn dem starren Felsenblock,
Und zähen Schollen, die der Pflug zersprengt
Und jäh der Bauer stampft. Die Eiche wird
Durchbohren mit den Wurzeln deinen Staub.

Doch gehst zu deiner ew'gen Ruhstatt du
Vereinsamt nicht, noch magst du wünschen dir
Ein sel'ger Kissen. Betten wird dein Haupt,
Zu Patriarchen aus der Vorwelt, Königen,
Den Großen, Weisen, Guten dieser Welt,
Holdsel'ger Schönheit und Propheten sich
In einem Riesengrab. Die Hügel rings
Mit Felsenstirnen, wie die Sonne alt;
Die Thäler, die dazwischen lautlos ruhn;
Der heil'ge Urwald; Ströme, Königen
Vergleichbar; Bäche, unter Seufzern stets
Den Plan befeuchtend, und um Alles dieß
Des Weltmeers öde, graue Wüstenei —
Was anders sind sie, als der ernste Schmuck
Der großen Menschengruft? — Das Sonnengold,
Die Wandelsterne und des Mondes Horn,
Sie glänzen durch der Zeiten Stille auf
Ein Golgatha. Die auf dem Erdball gehn,
Sind eine Handvoll gegen jene nur
In seinem Schooße. Nimm die Fittige
Der Morgenröthe und zur Wüste fleug,
Verliere in des Urwalds Tiefen dich,
Wo ewig nur der eignen Brandung lauscht
Der Oregon — die Todten doch sind hier!
Millionen seit der Welterschaffung sind
Gebettet hier in diesen Oeden rings
Zum letzten Schlaf — die Todten herrschen hier.

So wirst du ruhn; doch wenn dein Scheiden nun
Kein Mensch beachtet und kein Freund beweint?
Die ganze Menschheit theilt dein Schicksal nur!
Der Frohe lacht, wenn fortgegangen du,
Das Elend schleppt sich fort, und nach wie vor
Jagt jeder seinen Lieblingsträumen nach.

Doch werden Lust und Arbeit insgesammt
Sie lassen, um bei dir ihr müdes Haupt
Zu betten. Wie der Jahre langer Troß
Dahinzieht, wird die große Menschensaat —
Der ros'ge Jüngling und der starke Mann,
Das Weib, die Jungfrau, an der Mutterbrust
Der holde Säugling, wie der Silbergreis —
Versammelt werden zu dir, Halm nach Halm,
Von dem Geschlecht, das nachfolgt seiner Zeit.

So lebe, daß, wirst du gefordert einst
Zur großen Karawane, die sich wälzt
Dem Schattenreiche zu, wo Aller harrt
Ihr Kämmerlein im stillen Todeshaus,
Du gehst, nicht wie gepeitscht in's finstre Loch
Vom Steinbruch Nachts der Sklave — nein verklärt
Und glaubensfroh dich deinem Hügel nahst,
Wie Einer, der sein müdes Haupt verhüllt
Und sich zu süßen Träumen niederlegt.

Georg Pertz.

Correspondenz-Nachrichten.

Wien, December.

Zwischenfälle zum Proceß Richter. Erkrankung des Vorsitzenden. — Ein Zungendrescher. — Bourgeoisie. — Stametz-Mayer. — Preßklage. — Neue Preßzustände. — Umtriebe gegen die Verfassung. — Strauß oder Brei? — Die reisenden Kaiserinnen.

Der Proceß Richter war durch die Erkrankung des Vorsitzenden unterbrochen worden. Jetzt schleppt er sich seit einer Woche durch endlose Zeugenverhöre, die sich „im engen Cirkeltanz wie junge Katzen mit dem Schwanz" drehen, allenfalls auch „mit wenig Witz;" nur vom Behagen, das Mephisto den Gästen in der Kellerkneipe nachrühmt, war bisher nichts zu entdecken. Nächster Tage jedoch steht die große Schlacht zwischen dem Staatsanwalt und dem Vertheidiger zu erwarten. Dieser Vertheidiger ist einer der schlagfertigsten Zungendrescher Wiens, geistreich, scharfsinnig, bissig, und hat um so mehr von den Stimmen für sich, die in öffentlicher Meinung machen, als er zu der Fahne geschworen, welcher die Bourgeoisie folgt. Ich bitte mich um des französischen Wortes „Bourgeoisie" halber nicht der Sprachschänderei zu beschuldigen; es ist ein Kunstausdruck, der sich Gott sey Dank nicht übersetzen läßt, denn das rechtschaffene deutsche Bürgerthum ist fürwahr etwas ganz anderes, als dieser aus entchristlichten Getauften und aus Reformjuden zusammengeklebte Sauerteig im Staate. Die Spannung, womit man auf die Vertheidigungsrede harrt, trägt vieles dazu bei, die Zeugenverhöre langweilig finden zu lassen; nichts desto weniger stempeln gerade diese den Angeklagten, in Bezug der Anklage auf Betrug, zu einer Krähe, welcher die andern nicht die Augen aushacken. In weiten einflußreichen Kreisen findet man die „kleinen" Unterschleife und Uebervortheilungen, deren Richter beschuldigt wird, ganz in der Ordnung. Aus dieser Stimmung ist ein Zwischenfall hervorgegangen, den ich nicht unerwähnt lassen kann. Im Verlaufe des Verfahrens schrieb Herr Mayer, einer der Söhne und Erben des verstorbenen Hauptes der rühmlich bekannten Firma Stametz-Mayer, an den Vorsitzenden einen Brief, dessen Angaben in Bezug auf Fabrikation und Lieferung gewisser Stoffe die Vertheidigung des Angeklagten erschweren könnten, insofern sie festgestellt würden. Der Gerichtshof beschloß, Mayer vorzurufen. Darob entstand großes Halloh. An der Börse wurde Mayer gleichsam in Acht und Bann gethan. In Cafés, in Bierhäusern, in öffentlichen Blättern wurde ihm allerlei Spott und Schande zugefügt, wozu theilweise sein Privatleben herhalten mußte. Inwiefern, muß ich hier andeuten, damit auswärtige Leser nicht etwa herausdeuteln, daß man ihn unehrenhafter Dinge beschuldige. Er ist ein tüchtiger Geschäftsmann, welcher mit ausgezeichneten Fähigkeiten eisernen Fleiß verbindet; aber er verschmäht nicht, seine Jugend und seinen Reichthum zu genießen, und zwar in einer Weise, wie sie seinem besonderen Geschmack entspricht. So hat er unter anderem vor sechs oder sieben Jahren der bekannten Tänzerin Pepita den Hof gemacht, und dabei vielen andern den Rang abgelaufen. Die Spanierin hatte eine große Auswahl unter alten und jungen Anbetern; sie gab demjenigen den Vorzug, welcher mit Reichthum und Freigebigkeit eine in ihren Augen besonders vortheilhafte äußere Erscheinung verband, was außer den Zurückgesetzten wohl alle Welt natürlich fand. Ich denke, daß dieser Wink genügen dürfte und ich nicht nöthig habe, den glitschigen Boden der Lästerchronik weiter zu betreten, um den Stand der Dinge zu bezeichnen. Ex ungue leonem. Doch muß ich noch einem Mißverständniß begegnen, welches aus dem Namen entspringen könnte. Mayer ist kein Jude, sondern ein „alter Christ." Beim Tode des alten Mayer habe ich dessen Lebensgeschichte in diesen Blättern erzählt; er war

ein Schwabe, der unter den allerbescheidensten Verhältnissen nach Wien kam, wo das Glück seinen Fleiß und seine Fähigkeiten mit so außerordentlichem Erfolge krönte, daß er das Haupt des Hauses Stametz wurde, dessen Firma er seinen eigenen Namen hinzufügte. Unter den Blättern, welche Mayer angriffen, traten zwei in den Vordergrund: ein großes politisches, die „Ostdeutsche Post," und das kleine Witzblatt „Figaro." Und da nun Mayer den Gerichtshof ersuchte, ihn — weil er von allen Seiten eingeschüchtert werde — der Zeugenschaft zu entheben, so fand der Staatsanwalt sich veranlaßt, gegen die beiden Blätter eine Klage anzustrengen. Wenn diese Klage zugelassen wird, was ich natürlich nicht zum voraus wissen kann, so haben wir abermals eine Gerichtsverhandlung in Aussicht, welche die allgemeinste Theilnahme anregen wird, wäre es auch nur darum, weil sie in so naher Beziehung zum Proceß Richter stehen würde.

Wir sind der vollen unbeschränkten Oeffentlichkeit, wie sie jetzt herrscht, noch nicht dergestalt gewohnt, daß wir immer und überall sie mit dem rechten Takte zu handhaben verstünden. Allerdings hatte bereits vor Jahr und Tag der Freiherr von Hübner die Tagespresse der drückendsten Fesseln entledigt, aber nach seinem beklagenswerth schnellen Rücktritt war manche der älteren Verwaltungsgewohnheiten wieder aufgetaucht, bis das kaiserliche Wort vom 20. Oktober den Spuk endgültig bannte. Es war daher wohl zu beklagen, aber keineswegs zu verwundern, daß die Presse theilweise die Zurückhaltung vergaß, welche man einer schwebenden Verhandlung gegenüber dem Gerichtshofe schuldig ist, so daß man gegen die Achtung für die Gerechtigkeit verstößt, sobald man für oder gegen die Schuld eines Angeklagten auftritt. Es geschah, war aber deßhalb nicht so ganz vom Uebel, weil die unerfreuliche Erscheinung eine erfreuliche gebar. Nämlich so: die Verwaltung schritt nicht ein, sondern eine Mittheilung in der amtlichen Zeitung machte in ruhig ernster Weise auf die Unziemlichkeit, der Gerechtigkeit vorgreifen zu wollen, aufmerksam. Die Mahnung wirkte. Zugleich aber hatte die eingegebene Mittheilung gesagt, daß es nicht am Platze sey, die Schatten Vorangegangener in den Proceß zu verwickeln; diese Rüge wurde abgewiesen, weil es ja die Anklageschrift selbst gewesen, welche die bleichen Schatten der Selbstmörder Bruck und Eynatten heraufbeschworen. Besagter Zurückweisung schlossen sich auch solche an, denen die Rüge nicht gegolten, und sogar ein Blatt, welches noch vor der Wiener Zeitung sich gegen das Vorgreifen entschieden ausgesprochen.

Die Tagespresse zeigt übrigens auch ohnehin, daß sie der polizeilichen Bevormundung entlassen ist. Die bisher verhängten „Verwarnungen" sind zurückgenommen, und man folgert daraus, schwerlich mit Unrecht, daß diese Verwaltungswaffe gänzlich bei Seite gelegt worden. Und als hätte es nie dergleichen gegeben, stürmen einige sogenannte liberale Blätter gegen die Quelle dieses wesentlichen Zugeständnisses, gegen die Verfassung des Reiches und der Kronländer los. Mit einem Freimuth, der an sich lobenswerther ist, als die Grundsätze, denen er dient, bekennen sie geradezu, daß sie eine „Constitution" verlangen, vor allem eine Vertretung des Landes nach Kopfzahl und Schatzung, mit der Befugniß für die Wähler, ihre Abgeordneten außerhalb ihrer Bezirke zu erkiesen. Für den wohlgeordneten ständischen Strauß heischen sie den demokratischen Brei. Der Wunsch begreift sich von Seiten derer, die ihn vorbringen; sie möchten sich und die Ihren in der Wahlkammer sitzen sehen, um schöne Reden zu halten und sonst noch allerlei zu bewerkstelligen. Was kümmert es sie, daß eine solche Vertretung an die Stelle der alten Büreaukratie eine neue schieben würde, sobald nur sie den Vortheil und die Ehre davon ziehen? Der Kampf wird mit großer Erbitterung und scharfem Nachdruck geführt, und seine Heftigkeit ist immer noch im Wachsen. Für heute bezeichne ich allein die Thatsache; sie zeigt die Albernheit der draußen vielfach wiederholten Beschuldigung: in Oesterreich fehle die Preßfreiheit. Nur den halbamtlichen Blättern scheint das volle Maß zu fehlen; ihre blöde Zurückhaltung trägt noch das alte Gepräge, und daraus glaubt man folgern zu dürfen, daß ihre Gönner hie und da selber noch nicht recht wissen, was sie eigentlich wollen. Desto schlimmer für sie. Mit Glanzhandschuhen und Lavendelwasser zu arbeiten, ist jetzt nicht am Platze, wo man Blitze reden und Mühlsteine weinen sollte.

Die Kaiserin ist am 17. November nach Madeira abgereist, um dort zur Herstellung ihrer angegriffenen Gesundheit zu überwintern. Unter allen Umständen müßte es sich von selbst verstehen, daß darüber viel gesprochen und vielerlei geschwatzt würde; jetzt aber wird um so mehr „geplauscht," als es offenbar Leute gibt, die sich angelegen seyn lassen, den Hof zum Gegenstande böswilliger Klatscherei zu machen. Auch dieser Umstand erinnert an das 1789er Paris. Dazu kommt, daß die Einbildungskraft, ohnehin schöpferisch genug, noch von außen Anregung erhält, seit die Gemahlin des Franzosenkaisers auf den eigenthümlichen Einfall gerathen ist, ihre Erholung im schottischen Winter zu suchen, statt etwa in Granada oder in einer andern schönen Gegend ihres sonnigen Vaterlandes.

London, December.

Regsamkeit auf dem Gebiete der Literatur. — Sala's Monatschrift. — Aus der Theaterwelt. — Wie es ein englischer Bischof treibt. — Projektirte Eindämmung der Themse. — Telegramm „für die Million."

Die bekannten Vorzeichen der „fröhlichen Weihnachtszeit" treten uns bereits überall entgegen. Plumpuddingsclubs und Gänseclubs (letztere sollten eigentlich Schnapsclubs heißen, denn auf jede Gans, die an die Mitglieder vertheilt wird, kommen zum mindesten sechs Flaschen Gin und Rum) sind im vollsten Gang; die Laden werden herausgeputzt und füllen sich mit „Weihnachtswaaren"; ungeheure Maueranschläge kündigen die jährliche Viehausstellung auf den 11., 12. und 13. December an, und sogar Christbäumchen haben sich schon in Coventgarden hervorgewagt. Daß wir während der bevorstehenden Festzeit auch nicht der geistigen Nahrung ermangeln werden, dafür bürgen die ungewöhnlich zahlreichen Weihnachtsannonceen der Buchhändler. Die literarische Wintersaison ist überhaupt außerordentlich lebhaft und fruchtbar, und da Angebot und Nachfrage sich wechselweise bedingen, müssen wir aus dieser Ueberfluthung des Büchermarkts auf ein entsprechendes Lesebedürfniß des Publikums schließen. Und es gibt keinen Literaturzweig, der nicht reichlich vertreten wäre: Kindermährchen (meistens leider kindisch, aber nicht kindlich geschrieben, und stets durch eine abgeschmackte „Moral" verunstaltet), Romane aller Art, humoristische, satirische, romantische, idyllische und religiöse; Geschichtswerke, Gedichtesammlungen, religiöse Streitschriften, statistische und politische Abhandlungen — nichts fehlt. Die Regsamkeit, welche seit kurzem auf dem Gebiete der Literatur herrscht, ist beiläufig zum Theil daraus zu erklären, daß man die Nothwendigkeit fühlt, sich endlich einmal mit etwas anderem als mit Tagespolitik zu beschäftigen, die fast zwei Jahre lang das Monopol gehabt hatte.

Die neue Monatsschrift, deren erstes Heft Mitte dieser Woche gleichzeitig in England und Amerika erscheinen wird, führt den Titel: „Temple Bar," welcher dem des Thackeray'schen „Magazine" ein wenig äffisch nachgeahmt ist. Sala, der Herausgeber, kann eben seine Natur nicht verläugnen; er hat jedoch nicht die Absicht, das Cornhill Magazine einzuholen, nein, er will es aus dem Felde treiben, ihm die Leser abgewinnen. Thackeray liefert für einen Schilling einen Band von 130 Seiten; Sala liefert für dasselbe Geld einen von 150 Seiten; Thackeray öffnet seine Spalten den Klopfgeistern, Sala bekämpft die Klopfgeister durch einen der berühmtesten Londoner Kanzelredner, den Reverend Bellew, der das Handwerk eines Predigers und Propheten mit dem eines industriellen Geldmachers (ich meine nicht Industrieritters) verbindet, und in dem Bankerothofe eben so gut zu Hause ist, wie in der Kirche. Zum Unterredakteur hat sich Sala einen gewissen Yates auserkoren, der vor einigen Jahren die allerdings nicht schöne Form der Nase Thackerays tadelte, und dadurch in einen leidigen Streit mit dem großen Novellisten verwickelt wurde. Da Yates damals übel anlief, und seitdem zum Schweigen verdammt war, dürfen wir uns auf weitere Artikel gegen Thackerays Nase gefaßt machen. Aber werden sie den Besitzer der Nase von seinem hohen Platz herunterwerfen? Wird Sala seinen Zweck erreichen? Ich bezweifle es. „Temple Bar" hat seinen Sala, seinen Yates, seinen Bellew, und noch ein halbes Dutzend „Kanonen" von ähnlichem Kaliber; allein „Cornhill Magazine" hat Thackeray, und ungeachtet seiner häßlichen Nase ist Thackeray Manns genug, um leichter Mühe mit den anstürmenden Kriegsschaaren fertig zu werden.

Smith, der famose Theaterunternehmer, hat Glück, und sein Glück ist kein Zufall, es ist eine Eigenschaft. Das Genie ist immer glücklich, wenn es rechnen kann, und Smith ist ein Genie in seiner Art, und er versteht das Rechnen aus dem Fundamente. Wie alle Genies hat er eine Freude an Schwierigkeiten; er hält es unter seiner Würde, ein Werk zu beginnen, das nicht für hoffnungslos gilt, und das Wort „unmöglich" ist aus seinem Wörterbuch ausgestrichen. Als er das Drurylanetheater übernahm, wo vor ihm so mancher den Ruin gefunden hatte, prophezeite ihm jeder baldigen Bankerot. Smith kümmerte sich nicht um die schlimmen Weissagungen, und verwandelte binnen eines Jahrs das Drurylanetheater in eine Goldgrube. Als er später Her Majestys pachtete, rieben seine Feinde sich vergnügt die Hände; aber ihre Hoffnungen erfüllten sich nicht. Smith trieb den bösen Geist aus, der dem riesigen Musentempel inwohnte, und dem armen Lumley das Mark ausgesogen hatte; und ist es ihm auch noch nicht gelungen, goldene Früchte von seiner Spekulation zu ernten, so hat er wenigstens seine Stellung gesichert, und sich den Weg zum Erfolg gebahnt. Und das will wahrlich viel heißen. Die gegenwärtige Wintersaison in Her Majestys ist unläugbar eine sehr günstige in financieller Beziehung. Fräulein Titiens und Signor Giuglini sind die Magnete der italienischen Oper, und die englische Oper ist durch Macfarrens „nationales" Tonwerk „Robin Hood" über Erwarten populär geworden. Die Engländer behaupten, Robin Hood sey ein Meisterstück, und sind in Ekstase. Ob sie Recht haben, vermag ich nicht zu entscheiden, da es mir an der erforderlichen Musikkenntniß mangelt, aber wir dürfen nicht vergessen, daß die Engländer jede Oper eines Landsmanns mit patriotischer

Begeisterung zu begrüßen pflegen. Der nationale Sinn ist stärker in ihnen als der künstlerische.

Einem Gerücht nach ist Macready durch die liberalen Anerbietungen Smiths bewogen worden, einen Contrakt zu unterzeichnen, durch welchen er sich zu mindestens sechsmaligem Auftreten in Drurylane verpflichtet. Hoffen wir, daß das Gerücht nicht der Begründung entbehre. Macready ist zwar hoch in den Sechzigen, aber das Alter hat seinen Fähigkeiten keinen Abbruch gethan, und er ist frisch und kräftig, wie ein Mann in den besten Jahren.

Unter den Engländern der sogenannten gebildeten Klassen hat sich die Ueberzeugung fest eingewurzelt, England sey das religiöseste Land der Erde, das christlichste Reich par excellence. Aber dieser angenehme Glaube steht unglücklicherweise mit der Wirklichkeit in schroffem Widerspruch. Es ist wahr, wenn John Bull die chinesische Mauer einschießt, um dem Opium freien Eingang zu verschaffen, und wenn er ein paar tausend Indier, die sich ihrer unterdrückten Nationalität zu lebhaft erinnert, wie Hunde nieder schießt oder zur Abwechslung von Kanonen bläst, so verfehlt er nicht, es im Namen der Religion zu thun, es ist wahr, er bringt jedes Jahr ein rundes Sümmchen zusammen, um die Heiden Asiens, Afrikas und Australiens zum Christenthum zu bekehren, allein darauf beschränkt sich auch so ziemlich sein Christenthum. „Aber," wendet man mir wohl ein, „John Bull geht doch pünktlich alle Sonntage zweimal in die Kirche?" Ja, der John Bull, welcher einen feinen Rock trägt und über 150 Pfund Sterling jährlich zu verzehren hat, ist ein äußerst pünktlicher Kirchenbesucher; aber der John Bull, der keinen feinen Rock trägt und der weniger als 150 Pfund das Jahr hat, ist in keiner Kirche zu erblicken. Mit Einem Wort, die Religion ist in England eine Sache der Reichen. Der Arme, das ist die Masse des Volks, hat keine Religion, wenigstens nicht das, was die Reichen unter Religion verstehen. Die Staatskirche, wie überhaupt die Kirche, existirt nicht für ihn. Er ist einfach ein Heide, und ein so verstockter Heide, daß die englischen Missionäre gar nicht daran denken, ihn zu bekehren. Woher es kommt, daß das eigentliche englische Volk sich ganz außerhalb des Bereichs der Kirche befindet, das will ich hier nicht untersuchen. Bloß Eines Grunds sey erwähnt — der weltlichen Gesinnung und der Habsucht der englischen Geistlichkeit, die eine auffallende Vorliebe für die guten Dinge dieser Erde an den Tag legt, und sich keineswegs von dem milden, aufopfernden, selbstverleugnenden Geist der Apostel beseelt zeigt. Beispiele bieten sich zu Hunderten, ein flagrantes entdecken wir in den heutigen Zeitungen. Lord Plunkett, Bischof von Tuam (Irland), hat in der Nähe von Partry im Norden Irlands ein großes Gut. Schon im verflossenen Jahr machte er einen Versuch, die darauf wohnenden irischen Kleinpächter, die ihm nicht genug Rente bezahlen, von Haus und Hof zu vertreiben. Aber er stieß damals auf Hindernisse und konnte erst vor mehreren Tagen an die Ausführung seines Plans schreiten. Am 21. November zog der Verwalter des edeln Bischofs an der Spitze von hundert Soldaten und zwanzig berittenen Constablern in Partry ein, und erstürmte die Hütten der „widerspenstigen" Pächter nach einem kurzen, aber heftigen Kampf. Bischof Plunkett ist jetzt in den Stand gesetzt, sein Gut nach englischem Muster zu bewirthschaften, und so seine Einkünfte wesentlich zu vermehren; daß der Sieg, den er erfochten hat, über hundert Familien in der gegenwärtigen rauhen Jahreszeit des Obdachs und des Brods beraubt, das verursacht dem braven Kirchenfürsten keine Gewissensbisse. Er hat das Gesetz auf seiner Seite, und der Ruin seines Nächsten ist sein Gewinn, also fiat justitia, pereat mundus.

Im Laufe des künftigen Jahrs wird wahrscheinlich ein großartiges Bauwerk begonnen werden, welches London in gleichem Maße zur Zierde und zum Nutzen gereichen wird. Das Werk, von welchem ich spreche, ist die, bereits vor zweihundert Jahren von Christopher Wren, dem Architekten der Paulskirche, projektirte Eindämmung der Themse (Thames Embankment), und die Errichtung von breiten Kais auf beiden Flußufern. Die Kosten sind auf ungefähr zwei Millionen Pfund Sterling veranschlagt, allein so hoch der Preis ist, er ist nicht zu hoch für ein solches Werk, das der Ueberfüllung der vorhandenen Verkehrsstraßen steuern, und London in eine der schönsten Städte der Welt verwandeln wird.

Der elektrische Telegraph, der bisher in England fast ausschließlich für die Reichen arbeitete, soll nun auch den Massen, „der Million," dienstbar gemacht werden. Unter dem Namen der United Kingdom Telegraph Company hat sich nämlich eine Gesellschaft gebildet, welche Telegramme von und nach jedem Theil des Vereinigten Königreichs zum Preise von je einem Schilling (für eine bestimmte Anzahl von Worten) zu befördern beabsichtigt.

Paris, November.

Der zoologische Garten. — Der Park von Monceaux. — Die neuen kaiserlichen Verordnungen. — Die Tragédie.

Die Wiener Zeitung „Presse" interessirt sich, scheint's, sehr für unsern Thiergarten. Ihr Feuilleton vom 17. November bringt meinen ersten Bericht unter dem 12. d. M. und zwar vollständig so, wie ich ihn für's Morgenblatt geschrieben. Es fehlt weiter nichts als die Angabe der Quelle, aus welcher die Presse geschöpft hat. Nur muß ich in der That sehr bedauern, daß ich ihr nichts Neues über das Institut mitzutheilen habe, ausgenommen allenfalls, daß man gesonnen ist — oder seyn soll — auf den Winter die Strauße mit wollenen Pantalons zu versehen, als Schutzmittel gegen die Gicht. Man würde ihnen auch Paletots anziehen, wenn nicht die Federn dadurch Schaden litten. Die schönen Tage sind jetzt vorüber; die Besucher und die Zwanzigsousstücke bleiben aus. Wovon werden die Herrschaften leben? sie sind meist in ihren Appartements, wo man ihnen einheizt, bis auf bessere Zeiten. Beer, der Eigenthümer oder Pächter des Pré Catelan, soll verrückt geworden seyn; man hat ihn in ein maison de santé gebracht. Seine Geschäfte befanden sich bereits nicht im blühendsten Zustande, als ihm der zoologische Garten den letzten Stoß gab. Das neue Institut scheint auch dem Jardin des plantes Besorgnisse zu erregen: da ist plötzlich in den Treibhäusern desselben ein mit Früchten beladener (en pleine fructification) Kaffeebaum aufgeschossen, von dem man seit einigen Tagen in allen Blättern liest.

Der Park von Monceaux wird nicht zerstört, wie es anfangs hieß und wie man auch wohl die Absicht gehabt haben mochte. Es wäre ein thörichtes Beginnen gewesen, den schönsten Baumwuchs, der weit und breit zu sehen ist, umzuhauen, während man an andern Punkten mit großen Kosten Squares anlegt. Es wird von Monceaux nur der für eine Doppelreihe fünfstöckiger Häuser nöthige Raum losgerissen, das übrige wird als öffentliche Promenade benützt. Vor 118 Jahren ließ Philipp Egalité, der Vater des letzten Königs von Frankreich, den Park im englischen Geschmack anlegen. Der Herzog war Anglomane, vielleicht aus Haß gegen Ludwig XVI. In diesem Punkte theile ich den Geschmack des Citoyen Egalité; der französische Garten mit seinen geraden Linien, seinen Dreiecken und Quadraten, wo Blumen und Bäume wie zur Wachtparade aufgestellt sind, ist mir ein Gräuel. Monceaux wurde nach Carmontels meisterhafter Zeichnung angelegt. Man warf Hügel auf und grub Thäler aus; ein Fluß wurde durch weite Wiesengründe zwischen den anmuthigsten Baumgruppen hingeleitet. Cascaden rauschten, Springbrunnen plätscherten zwischen Kiosks, Tempeln, Pagoden, Schweizerhäuschen und gothischen Ruinen, alles durcheinander, wie in einem romantischen Drama, und um vollends dem klassischen Hofstyle Trotz zu bieten, pflanzte man an der höchsten Stelle eine Windmühle auf.

Nach dem Tode des Herzogs ward Monceaux Nationaleigenthum, die Nation hatte den Besitzer gemordet und folglich trat sie an dessen Stelle, eines andern Grundes bedurfte es damals nicht. Die Nation tanzte in Monceaux, der Convent hatte Tanzsäle, Kaffeehäuser, Spiele u. dergl. für sie einrichten lassen. Das dauerte zehn Jahre, dann wurden die Gitter dem Publikum verschlossen. Es hatte sich unterdessen allerlei ereignet. Die Nation wurde expropriirt. Der erste Consul schenkte Monceaux seinem Collegen Cambacérès, der ihn kurze Zeit nachher inständig bat, ihn vom Präsente zu befreien, nicht allenfalls aus Gewissensscrupel, aber er war nicht reich genug, die weitschichtige Anlage zu unterhalten, die ihm nichts eintrug. Unter der Restauration ward der Park dem Hause Orleans zurückgegeben, das im Besitze blieb bis zur Promulgirung des Dekrets vom Januar 1852. Während der Schreckenszeit befand sich in einem Winkel des Gartens ein Todtenacker. Hier wurden am 25. März und 10. Juli 1793 Danton und Camille Desmoulins beerdigt. Kurze Zeit nach des letztern Hinrichtung brachte man auch die sterblichen Ueberreste seiner Frau Lucile hierher, die aus Gram über seinen Tod gestorben war. Wie konnte ein Weib den Generalprokurator der Laternen lieben, wie er sich selbst nannte?

Kehren wir zur Gegenwart zurück; sie bietet Interessantes genug. Der unvermeidliche Garibaldi ist vom Schauplatz abgetreten, d. h. aus den Journalen verschwunden, sein Name wird noch hin und wieder bei Meutereien geheult, wie, wenn das wilde Heer vorüber ist, einzelnes Rüdengebell durch die Finsterniß winselt. Garibaldi hat sich bekanntlich auf die Insel Caprera zurückgezogen, er soll an einer Theorie der Annexion arbeiten. Vorigen Montag verkündete uns der Moniteur, Frankreich sey über Nacht ein quasi-constitutioneller Staat geworden. Man geht hier in allem rasch zu Werke. Im Jahr 1848 war die Republik in vierundzwanzig Stunden fix und fertig; sie war freilich darnach. Im Punkte der liberalen Concessionen werden indeß die Franzosen ein wenig wie die Kinder behandelt, denen man nicht alle Bonbons und alle Spielsachen auf einmal gibt. Warum fiel Achilles Fould in Ungnade? Wie fielst du vom Himmel, glänzender Stern, Sohn der Morgenröthe? Ach! er war kein Stern, und war kein Sohn der Morgenröthe; er war eine obskure Wolke, welche die kaiserliche Sonne eine Zeitlang vergoldete. Ueber den wahren Grund seines Sturzes ist mir

gar vieles erzählt worden, das nicht hieher gehört. Am meisten mag wohl dazu die Spannung beigetragen haben, welche zwischen ihm und einem Mitgliede der kaiserlichen Familie herrschte. Es ist hiebei nicht zu übersehen, daß Fould Mitglied des geheimen Familienraths bleibt; auch soll ihm der Kaiser das Portefeuille der Finanzen angeboten haben. Billault tritt aus dem Ministerium des Innern, wo ihn Persigny ersetzt; eben so hat Maigne im Finanzministerium Forcade Laroquette zum Nachfolger. Ich weiß wohl, daß ich mich da in Details einlasse, die nicht in mein Departement gehören; die liberalen Concessionen fangen schon an zu wirken! Die Politik gewinnt wieder an Interesse. Möge es ihr gelingen, die Chroniqueurs und die Romanfabrikanten aus den Journalen zu vertreiben! Erlauben Sie mir nur noch diese einzige Bemerkung beizufügen, daß es allerdings der Regierung mit der zuletzt bewilligten constitutionellen Verfassung Ernst zu seyn scheint: Billault und Maigne sind Minister ohne Portefeuille, um in den parlamentarischen Debatten ihre Departements zu vertreten; Forcade und Persigny leiten unterdessen die laufenden Geschäfte. Es wird heiße Kämpfe absetzen. Seit acht Jahren haben die Franzosen nicht perorirt. Wie wird sich Lamartine ärgern, daß er sich der Politik ganz und gar entfremdet! Und Thiers und Guizot müssen stumm zuhören.

Die Administration der schönen Künste und der komischen Oper geht an das Oberhofmarschallamt über. Der Staatsminister behält die Oberaufsicht über die große Oper, wie es heißt, auf des Grafen Walewski ausdrückliches Verlangen. Sobald von der großen Oper die Rede ist, kommt einem der Tannhäuser von selbst in die Feder. Hat man Ihnen die Anekdote von dem Neufundländer erzählt? Auf gut Glück mag sie hier stehen. Ein Franzose hatte den Hund von einem Engländer, der Paris verließ, zum Geschenk erhalten. Der Beschenkte entsetzte sich anfangs vor dem Präsente, das ihn zu ruiniren drohte; da erfuhr er, daß man zur Oper Richard Wagners Hunde im Bellen nach dem Takte abrichtete. Er hatte nichts eiliger, als den Fundländer der betreffenden Behörde vorzustellen, erhielt aber den Bescheid, der Chor sey vollzählig. Zum Glück fand sich ein Liebhaber, der die Bestie ihm mit 500 Franken bezahlte.

Es scheint ein für allemal, daß die tragédie — erlauben Sie mir das französische Wort — wie der ewige Jude auf dem Karmel nicht sterben kann. Man hat sie verhöhnt, man hat sie carrikirt, man hat sie ausgepfiffen, man hat sie mit Füßen getreten, man bezahlt sie kümmerlich — es hilft alles nichts. Vorige Woche ist Cinna an demselben Abende im Théâtre français und im Odeon gegeben worden; hier gab Mlle. Karoly die Emilie, dort Mlle. Devoyod. Welche von beiden ist Siegerin geblieben? Ich hoffe, keine. Zuverlässiges habe ich bis jetzt nicht darüber erfahren. Vorigen Montag gab die große Oper zum erstenmal Farfallo, le papillon. Harmonisch ist der Name eben nicht. Zu einem Schmetterlinge ist aber die Livry hinlänglich qualificirt: sie ist dürre und lang wie eine Hopfenstange und hat Beine, die kein Ende nehmen.

Aus dem Odenwalde, November.

(Fortsetzung.)

Schloß Erbach und seine Sammlungen. — Römische Alterthümer.

Schlimmeres für die Grafschaft erfolgte, als mit dem unglücklichen Ausgang der Nördlinger Schlacht die Hülfe wieder schwand, welche man von den Schweden erwartet hatte. Nun stieg die Noth ins Entsetzliche. Niederländer und Spanier, Franzosen, Bayern, Croaten, Oesterreicher und Schweden, alles durchstürmte und verheerte mit- und durcheinander die unglückliche Gegend. Da ward aller Vorrath des Landes, aller Wohlstand verzehrt oder mit Füßen getreten, die Menschen getödtet, geschändet, ihre Wohnungen in Pferdeställe verwandelt und dem gequälten, zertretenen Menschen blieb nichts übrig als eitler Widerstand oder Flucht in die Wälder. Nur dort, auf entlegenen unzugänglichen Waldhöhen war anfangs noch einiger Schutz, aber auch dieser schwand für Tausende, als mit dem Jahre 1630 die Pest und mit ihr in das öde verwaiste Land eine förmliche Hungersnoth kam. Es ist kläglich, in welch schmerzlichen Ausdrücken selbst die Herren des Landes diese entsetzliche Noth der unglücklichen Gegend schildern: „wie sie selbst nun Herren ohne Leute in einem wüsten Lande kaum noch auf kurze Zeit für ihren Mund das Brod hätten." Die Vernachlässigung der Felder, die Zerstörung der Saaten und die Vervielfältigung der Armeen, die über die ausgesogenen Länder daher stürmten, mußten um so mehr solche Zustände herbeiführen, als zuletzt noch

Mißwachs das unsägliche Elend steigerte. Nun verließen die fremden Völker allmählig das Land. „Selbst die Polacken, die noch im Lande herumstreiften, hatten keine Lust mehr in ihrem Hauptquartier Beerfelden zu bleiben, und der Obristwachtmeister Protowsky bat Celsissimum nur um ein Attestat, daß nichts mehr vorhanden sei."

Außer dem Schlosse mit dem uralten Thurme und seinen Sammlungen sind von merkwürdigen Gebäuden nur noch das Rathhaus mit dem damit verbundenen mitten in dem Städtchen gelegenen Thore, welches in seinen aus den oben beschriebenen Quadern bestehenden Grundmauern sehr alt ist, vorhanden, so wie das gleichfalls schon erwähnte Tempelhaus.

Unser Wirth wußte uns so vieles Interessante von dem nahen Wildparke des Grafen von Erbach, und besonders von dem auf dessen Höhe liegenden vielbesuchten Jagdschlosse Eulbach — der Sommerwohnung der Gräflichen Familie — zu erzählen, daß wir uns leicht zu einem Abstecher dahin entschlossen, und wir hatten die Ausführung des raschen Entschlusses nicht zu bereuen.

Von dem Städtchen Erbach führt gegen den Main hin eine vor etwa fünfundzwanzig Jahren erbaute, im Ganzen jedoch wenig benutzte Chaussee beständig aufwärts, von beiden Seiten von Wald eingeschlossen, nach dem anderthalb Stunden entfernten Jagdschlosse, das mehr als zweitausend Fuß über der Meeresfläche auf dem waldumkränzten Plateau des Berges liegt. Hier stand — wie urkundliche Nachrichten uns belehren — vor mehr als tausend Jahren das Dörfchen Ulnbuch, welches nebst der ganzen Gegend ringsumher im Jahre 819 der bekannte Einhard oder Eginhard dem Kloster Lorsch schenkte. Später wird es in Urkunden Ulnbach, dann Eulenbuch, endlich Eulenbach, zuletzt Eulbach genannt. Noch im dreißigjährigen Kriege standen 16 Häuser hier, die von 81 Menschen bewohnt wurden. Jetzt steht nur das gräfliche Jagdschloß da mit einigen Nebengebäuden. In dem modern und recht geschmackvoll eingerichteten, erst in neuerer Zeit mit gothischen Thürmchen geschmückten Schlößchen bewahrt man eine große Anzahl Widerwuchs von Hirschgeweihen und mehr als 500 Rehgeweihe, welche sich sämmtlich durch außerordentliche Stärke oder seltsame Mißgestaltung auszeichnen, und daher für Waidmänner und Naturforscher Interesse haben und vielfach bewundert werden.

Höchst auffallend für die ziemlich rauhe und unwirthliche Gegend trifft man in dem ausgedehnten, theilweise in englischem Geschmacke angelegten Garten, herrliche, meistens außerordentlich üppig gediehene Baumgruppen und viele zum Theile seltene Holzgewächse, die der kundige Forstmann nicht leicht da suchen wird. Es finden sich da wahre Prachtexemplare von Magnolia tripetala, Bignonia catalpa, Liriodendron tulipifera, Pinus strobus, P. canadiensis, P. maritima, Robinia viscosa, R. carazana, Aesculus flava, A. pavia, Acer negundo, A. striatum, A. dasycarpum, mehrere amerikanische Eichenarten u. s. w. Treten wir dem Jagdschlosse gegenüber durch das Thor in den Garten, so führt eine herrliche breite Allee auf einen freien mit hohen Waldbäumen umgebenen Platz, in dessen Mitte ein etwa 30 Fuß hoher Obelisk steht. Bei näherer Besichtigung finden wir, daß er aus sehr alten Steinen zusammengesetzt ist; es sind theils die aus altrömischen Bauwerken bekanntenr auhen gewölbten Quadersteine, theils gewöhnliche Mauersteine. Eine Inschrift belehrt uns, daß sämmtliche Steine in der Nähe aufgefundenen Ruinen altrömischer Bauwerke entnommen sind. In den vier Ecken des freien Platzes stehen römische Votivsteine.

Wir gehen weiter und kommen nach einigen hundert Schritten, während der in mannigfachen Windungen hinziehende Weg bald durch freie Rasenplätze, bald durch kleinere oder größere Waldpartien führt, an ein Mauerwerk, welches ebenfalls aus altrömischen Steinen aufgeführt ist; man sagt uns, es sei ein römisches Grab, welches, so wie es in der Nähe gefunden worden, mit der größten Vorsicht hieher versetzt worden, so daß jeder Stein — man hatte sie zu diesem Zwecke alle numerirt — genau wieder an die ihm zugehörige Stelle kam. Ich werde später auf diese Bauwerke zurückkommen.

Bei der weiteren Wanderung finden wir, rechts und links am Wege und im Gebüsche, noch mehrere römische Votivsteine, Altäre, Figuren, Bildsäulen (diese meistens sehr verstümmelt), und endlich ein größeres Mauerwerk; es ist ein Theil eines römischen Kastells, das man ganz in derselben Weise wie jenes Grab hieher versetzt hat.

Am östlichen Ende des Gartens ist ein kleiner See von mehreren hundert Schritten Umfang. Der im Jahre 1823 verstorbene Graf Franz — der Großvater des jetzigen Besitzers — ließ diesen See mit großen Kosten anlegen. In den berüchtigten Hungerjahren 1816 und 1817 beschäftigte er längere Zeit mehrere hundert Menschen aus den benachbarten Orten in dieser Weise und ernährte Alt und Jung, die sonst sicherem Verderben preisgegeben waren, da sie die schwere Zeit aus eigenen Mitteln in keinem Falle überdauern konnten. Der See wurde ausgegraben und die Erde zur Seite aufgehäuft, so entstand zugleich ein ansehnlicher Hügel, auf welchem eine Ruine erbaut wurde, deren Haupttheile Gebäuden des vierzehnten und sechzehnten Jahrhunderts entnommen sind. Von der Spitze des Thürmchens hat man eine ausgezeichnete, die Mühe des Besteigens reich lohnende Fernsicht nach verschiedenen Seiten. In der Mitte des Sees erhebt sich eine kleine Insel, auf welcher sich eine kleine Kapelle befindet, mit alten, merkwürdigen Glasmalereien in den Fenstern. — Das Jagdschloß liegt in dem gräflichen Wildparke, welcher mit Hoch- und Damwild besetzt ist und einen Umfang von etwa sieben Stunden hat.

Die uns in dem Garten an verschiedenen Stellen mannigfach entgegen tretenden Denkmale aus den Römerzeiten veranlaßten mich mit Sorgfalt nachzuforschen, von welchen Stellen sie hieher versetzt worden, welche Bedeutung sie hatten, welchen Zwecken sie dienten in Mitten des

Odenwaldes — dieses Theils des (nach Julius Cäsar) sechzig Tagereisen langen und neun Tagereisen breiten hercynischen Waldes.

Die ältesten im Odenwalde aufgefundenen Denkmale frühester Cultur sind unzweifelhaft römischen Ursprungs. Ein gewisser Johann Marquard, Hofmeister des Grafen Eberhard zu Erbach bemerkte zuerst im Jahr 1519 zu Bullau, eine Stunde von Eulbach, einen Stein mit römischer Inschrift. Ob aber die Gegend vor dem Eindringen der Römer schon bewohnt gewesen, oder ob diese hier den ersten Grund zur Cultur gelegt, wird wohl nie mit Bestimmtheit ermittelt werden. Es liegt indessen im natürlichen Gange der Dinge, daß ganz mit Waldungen bedeckte Gebirge, zumal wenn keine besondere Fruchtbarkeit den Boden auszeichnet, später cultivirt und bevölkert werden, als ebene Striche, die der Ansiedelung weit weniger Schwierigkeiten entgegensetzen, und werfen wir einen Blick auf die römischen Schilderungen des ganzen hercynischen Waldes und auf das, was von dieser Gegend besonders gesagt wird, so muß der Odenwald in der That damals wenig zur Niederlassung Einladendes gehabt haben. Weder der Reichthum, noch die Fruchtbarkeit oder Schönheit des Landes oder dessen Annehmlichkeit konnte dazu veranlassen. Noch jetzt, nach Verlauf von achtzehn Jahrhunderten ist gerade diese Gegend, in welcher sich die Römer niederließen, arm, und gibt den Bewohnern nichts, was sie ihr nicht durch die mühevollste Arbeit abzwingen; noch jetzt ist der größte Theil mit Waldungen bedeckt, noch jetzt ist das Klima in dem größten Theile des Jahres rauh und kalt. Welch unheimlicher Aufenthalt muß also der Odenwald damals gewesen seyn, als ihn die Römer zuerst betraten, wo seine Oberfläche ein zusammenhängender, furchtbarer, fast undurchdringlicher Urwald war! Seine Cultivirung konnte nur ein außerordentliches Ereigniß, irgend eine dringende Nothwendigkeit herbeiführen, und dieses ist unzweifelhaft seine militärische Besetzung.

Aber kein einziger römischer Schriftsteller erzählt uns Thatsachen, welche den bestimmten unzweideutigen Beweis enthalten, daß die Heere jenes Volkes in diese Gegenden vorgedrungen sind und hier sich dauernd niedergelassen haben. Der Alterthumsforscher muß deßhalb dem Geschichtsforscher zu Hülfe kommen. Indem jener die hinterlassenen Denkmale aufsucht und würdigt, gibt er diesem Gelegenheit, aus den Resultaten seiner Forschungen die Lücken der Geschichte theils mit Gewißheit, theils doch mit mehr oder weniger Wahrscheinlichkeit auszufüllen. — Die militärische Wichtigkeit, welche gerade ein solcher an sich so abschreckender Landstrich durch die Art erhielt, wie die Deutschen damals ihre Kriege zu führen gewohnt waren, mußte den Römern die Eroberung und Behauptung desselben zur Nothwendigkeit machen. In solche wilde, unwegsame Waldungen zogen sich die Deutschen damals häufig wie in Festungen zurück; hier sammelten sie sich wieder, zogen Verstärkungen an sich und fielen unvermuthet über die Feinde her. Zu solchen Operationen hat der Odenwald eine durchaus schickliche Lage. Er beherrscht die Ebenen von der Bergstraße bis an den Rhein und von Darmstadt bis Frankfurt und Aschaffenburg. Weder in dem nächst gelegenen Main- und Neckarthale, noch in dem Winkel zwischen dem rechten Ufer des Rheins und dem linken des Mains durften die Römer an einen ruhigen Aufenthalt denken, so lange dieses ansehnliche Waldgebirge den Deutschen offen stand. Täglich konnte sich ein Heer im Gebirge sammeln und unvermuthet aus dieser großen Festung einen Ausfall in die benachbarte Ebene oder in jene Thäler machen, ja die Nähe des Rheins erlaubte auch dorthin eine überraschende Expedition. Also nur der eigenen Sicherheit wegen, nicht aus Eroberungssucht besetzten und behaupteten die Römer diesen Theil der ihnen so furchtbaren silva hercynia und führten durch denselben ihre große, von der Donau durch das Hohenlohische herabziehende befestigte Linie bis an den Main.

Die Länder zwischen dem Main und der Donau waren vor Trajan der römischen Herrschaft nicht unterworfen, aber sein Nachfolger Hadrian schob die Grenzen des Reiches hinaus und befestigte sie durch jene Linie, welche einen ansehnlichen Theil des Odenwaldes durchzog, unter dem Namen „hohe Straße," „Teufelsmauer," „Pfahlhecke" oder „Pfahlgraben" bekannt ist, und zur Verbindung des Odenwaldes mit dem vom Rhein her über Wiesbaden und Aschaffenburg nach Obernburg ziehenden Wehrgraben (vallum genannt) diente. Der Bergrücken, welcher sich von Mudau über Schloßau, Hesselbach, Würzberg, Eulbach und Vielbrunn bis Obernburg erstreckt, wo ihn die Mümling durchschneidet, welche von ihrem Ursprunge in Beerfelden bis Höchst parallel mit seiner westlichen Seite lauft, ist einer der höchsten des Odenwaldes, von ungewöhnlicher Länge (acht Stunden Weges) und nicht unbeträchtlicher Breite. Ueber diesen Gebirgsrücken zieht nun die erwähnte Pfahlhecke oder Teufelsmauer.

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 52. 23. December 1860.

Hat dieser goldne Schmuck ein Haupt umfangen,
Das würdig und erleuchtet ihn getragen,
Hat unter dieses Purpurmantels Prangen
Ein hohes königliches Herz geschlagen?
Ein Herz, erfüllt von heiligem Verlangen,
Von reger Kraft, in weitesten Bezirken
Belebend, hülfreich, menschlich groß zu wirken?

Uhland.

Silhouetten aus Weimar.

(Schluß.)

II.

Die Großherzogin Großfürstin Maria Paulowna.

Von allen Frauen, die bei meiner Pilgerfahrt durch alle deutschen Lande mir vor Augen gekommen, glaube ich keine aufrichtiger und wärmer verehren zu müssen, als die verstorbene Großherzogin Großfürstin Maria Paulowna von Weimar. Einen Panegyricus hier zu schreiben habe ich nicht Lust, und zu einer Lebensbeschreibung fehlen mir manche der unentbehrlichsten Mittel; ich will nur skizziren, wie sie in verschiedenen Momenten mir selbst erschienen ist, wie sie, auch bei dem unbedeutendsten Anlaß, die Helle ihres Geistes, die Güte des Herzens und ihr unwandelbar edles, wahrhaft landesmütterliches Streben unbefangen offenbarte; wie sie in allen Dingen, wobei es sich um Förderung, Besserung und Verschönerung handelte, anzuregen, zu ermuntern, zu vermitteln, wie sie Rath und That zu verbinden wußte; wie sie Zutrauen und Offenheit zu erwecken verstand, ohne jemals ihrer hehren Würde das geringste zu vergeben.

Die Reize des einstigen Hoflebens unter der Herzogin Amalie hatten schon frühzeitig meine jugendliche Phantasie so sehr beschäftigt, daß oft die lebendigste Sehnsucht nach Weimar in mir erwachte. Nun war das Ziel jener Sehnsucht erreicht, ich wohnte in Weimar, eine zweite Amalie waltete am Hof, dieser Hof war mir leicht zugänglich, meine ersten hohen Gönner ermunterten mich eifrigst mich vorstellen zu lassen, und — ich widerstand. Das eigentliche Warum diesen Gönnern zu bekennen, besaß ich noch nicht genug Vertrauen zu ihrem Geist und Charakter; nur mein Beichtvater, die ehrwürdige Charlotte von Ahlefeld vernahm es, polemisirte viel und warm dagegen, fügte sich aber endlich, nicht meinen Gründen, sondern meinem entschiedenen Entschluß.

So hatte ich bereits fast eilf Jahre in Weimar gelebt, fern vom Hof, in anmuthigster Gesellschaft, glücklich in einem Meere von Arbeiten und Studien, in der Gesellschaft die Erholung, auf der Jagd, in den Gärtnereien Weimars, Jenas, Erfurts, Gothas 2c. stets wieder Erfrischung und Ermuthigung findend. Als neuantretendem Vorstand des Gartenbauvereins gebot mir die Pflicht, bei dessen hoher Protektorin, der Frau Großherzogin Großfürstin mich zu melden, ihre Wünsche und Befehle zu erbitten. Angesichts dieser unausweichlichen

Pflicht erwachte mein Gewissen und beunruhigte mich einigermaßen in der Erinnerung an einen früheren Aufsatz in einer bekannten Zeitschrift, in dem ich einiges erörtert hatte, was zwar in keiner Hinsicht beleidigen sollte noch konnte, aber doch gegen uralte Ansichten und Gewohnheiten anstieß, was in einer kleinen Stadt immer unangenehm aufregt und, wie mir zugeflüstert worden, in den höchsten Kreisen eben nicht Freude hervorgerufen hatte.

Ziemlich verzagt und verdrießlich trat ich den sauern Gang in's Schloß an. Fassung und Zuversicht kamen, wie es mir meistens zu geschehen pflegt, erst wieder, als die Flügelthüre in das Audienzzimmer sich vor mir öffnete. Einen Moment blieb ich allein mit dem öffnenden Lakaien. Mein damals noch ganz junges „Buch der Rosen" lag vor mir einsam auf einem prächtigen Tischchen. Das stößte mir neuen Muth ein. Sie trat ein, der Lakaie ging hinaus. Mit ihr kam der alte Schwede, der stattliche Oberstallmeister Baron Bjelke und stellte sich regungslos in Parade auf, das Hofdämchen nickte mir hinter ihrem Rücken freundlich zu. Die Großherzogin hatte ich oft gesehen, im Theater, im Park, in Belvedere, aber jetzt erschien sie vor mir Auge in Auge, in voller Fürstenwürde und Frauenanmuth. Mir war wunderlich zu Muthe und einer gewissen Befangenheit konnte ich mich nicht sogleich entwinden.

Nach den ersten Worten eines gewöhnlichen Empfangs begann sie: „Wie lange wohnen Sie nun hier?" — „Bald eilf Jahre." — „Da müssen Sie bekennen, daß es sehr lange währte, bevor man des Vergnügens theilhaftig wurde, Ihre persönliche Bekanntschaft zu machen. — Darf ich fragen, weßhalb Sie eigentlich sich nicht haben vorstellen lassen?"

Diese Frage voll gnädigen Vorwurfs machte mich verlegen, sie mußte beantwortet werden, ich hatte nicht den Muth mit gewöhnlichen glatten Redensarten mir herauszuhelfen, ich platzte mit der Wahrheit heraus: „Die Hofetikette hat mich abgehalten, Gewährung eines meiner theuersten Wünsche zu suchen."

„Die Hofetikette? Sind Sie denn ein so abgesagter Feind von Formen? Hat nicht jede Gesellschaft ihre Formen, muß sie nicht solche haben? Kann also ein Fürstenhof ohne Formen bestehen?" — „Gnädigste Frau — ich bin verheirathet." — „Ich weiß es und hörte schon oft zu meiner Freude, daß Sie glücklich verheirathet sind." — „Sehr glücklich, darin hat mich der Himmel über Verdienst begünstigt." — „Nun: was hat die Hofetikette mit Ihrem Glück zu schaffen? Was fürchten Sie von ihr?" — „Meine Frau ist nicht adeligen Stammes, die Hofetikette verwehrt ihr also den Zutritt, und mein Gefühl verbietet mir die Theilnahme an jeder Gesellschaft, zu der die Thüren ihr verschlossen sind." — „Das ist ein Gefühl und eine Ansicht, die nicht gerade den Verstand überzeugen, aber dem Herzen wohlthun, und die man schweigend ehren muß. — Es gereicht mir sehr zum Vergnügen, daß der Verein einen so thätigen, erfahrenen und das Gartenwesen warm liebenden Mann zum Vorstande gewählt hat. Um so Besseres hoffe ich davon, weil Sie kein Eingeborener, also frei sind von hundert kleinen Seitenblicken und Nebenrücksichten, worin der Eingeborene stets unvermeidlich mehr oder minder befangen bleibt. Arbeiten Sie frisch und muthig für die gute Sache, und wo es etwa meiner Hülfe bedarf, seyen Sie stets des besten Willens versichert."

Mit huldvollstem Wink und Blick beendigte sie die Audienz, auch Herr von Bjelke nickte sehr freundlich: mir war ein Stein vom Herzen. — Vierzehn Tage danach wurde ich zu ihr berufen. Sie befand sich schon im Audienzzimmer, hinter einem Tisch, auf dem eine große farbige Planzeichnung lag.

„Ich habe Sie heute wieder zu mir gebeten, um einiges in Betreff des Gartenbauvereins mit Ihnen zu besprechen, wozu uns damals die Zeit mangelte. Vor Allem sagen Sie mir ganz offen: haben Sie einen Wunsch in Betreff des Vereins?" — „Was ich dem üblichen Vorstandsberichte an Eure kaiserliche Hoheit vorbehalten hatte, gebietet dieser gnädigste Befehl, jetzt hier auszusprechen. Alles glaube ich mit einem einzigen Worte aussprechen zu können: der Verein besteht dem Namen nach, er vegetirt, aber er **lebt** nicht, die Hauptelemente des Lebens fehlen ihm."

„Darüber bitte ich doch um nähere Erklärung." — „Das wirkliche Leben eines Gartenbauvereins äußert sich naturgemäß durch seine Einwirkung auf den Geist des Publikums, auf Förderung und Veredlung des Gartenwesens, nicht durch sein Daseyn und den Prunk seines Namens allein. Wirken kann ein solcher Verein lediglich durch Veröffentlichung seiner, praktischen Zwecken gewidmeten Verhandlungen, oder durch Veranschaulichung gewonnener Verbesserungen in seinem Versuchsgarten, und durch Ausstellungen. Zu allen diesen Aeußerungen fehlen unserem Vereine die Mittel — das Geld."

„Mein Gott, Geld und immer Geld! Ich gebe so gerne, aber der Pflichten sind auch so viele, gebieterischere als für solche Zwecke. — Darüber läßt sich wohl am zweckmäßigsten näher sprechen, wenn Ihr nächster Vierteljahrsbericht mich über Alles ausführlich belehrt haben wird. — Aber hat denn der Vorstand auch schon Wege gesucht, auf welchen das Uebel wenigstens gemindert werden könnte?" — „Allerdings, einmal den

an sich selbst naturgemäßen Anschluß an den vom Staat unterstützten landwirthschaftlichen Verein, und dann eine Einigung aller Vereine der thüringischen Lande zu einem großen Ganzen." — „Beide Gedanken sind schön, einleuchtend! Wie weit sind Sie damit bereits gekommen?" — „Bis zum betrübenden Ende. Anschließen will sich unser Verein dem landwirthschaftlichen, aber nicht sich demselben unterordnen. Die Lebensäußerungen des landwirthschaftlichen Vereins waren auch in der That bisher so wenig lockender Natur, daß eine solche Weigerung kaum zu verargen seyn dürfte, wenn man damit die Leitung und deren Resultate in andern Ländern vergleicht." *

„Scharfe Worte, die ich ohne nähere Beweise nicht nach ihrer ganzen Bedeutung gelten lassen kann." — „Eurer kaiserlichen Hoheit stehen die Beweise augenblicklich zu Befehl." — „Jetzt nicht, zu gelegener Zeit. Und wie steht's mit der Einigung der Vereine?"

„Leider wie es noch immer in Deutschland mit manchem Werk der Einigung steht: die nationalen Sympathien sind noch nicht mächtig genug zur Unterdrückung aller kleinlichen Lokalantipathien und Vorurtheile. Wir scheiterten auch mit diesem Plane." — „Das ist sehr unerfreulich. Ich erwarte in Ihrem Berichte auch darüber Ansichten, wie unser Verein in und aus sich selbst neue Kraft entwickeln und — wie Sie sich ausdrücken — zum Leben gelangen könne. Vielleicht erkennen Sie darin eine günstige Einleitung, wenn der Verein durch praktisches und öffentliches Wirken dem Publikum sich bemerklich macht. Hier liegt eine Aufgabe, die diesem Zwecke zu entsprechen wohl geeignet seyn dürfte, und der Thätigkeit des Vereins auch würdig ist. Diese Zeichnung und die Erklärung dazu umfassen den Plan zur Wiederherstellung des Karlsplatzes. Er gefällt mir sehr im Ganzen und im Einzelnen, ich wünsche dessen baldigste Ausführung, und zwar durch den Verein. Sind Sie auch dieser Ansicht?" — „Der Verein wird sich durch diese Aufgabe sehr geschmeichelt fühlen, ihr alle seine Kräfte widmen." — „Gut. Der Karlsplatz ist städtisch, also hat der Stadtrath über die Umwandlung zu verfügen und die Mittel dazu zu beschaffen. Ich werde mit dem Oberbürgermeister vorläufig sprechen und alsdann den Plan Ihnen senden. Die Möglichkeit, das Wie und die Zeit der Ausführung ist Sache des Vereins, worüber ein baldiger Vorschlag mich sehr erfreuen wird."

Sie trat an ein Fenster, winkte mir eben dahin und begann voll inniger Wehmuth: „Noch Eines! Sie sehen hier diese schönen Kastanienbäume, sie sind seit meinem Hierseyn so herrlich herangewachsen, ihr Anblick ist mir zur Gewohnheit geworden, der Gedanke, sie bald nicht mehr sehen zu sollen, betrübt mich sehr, dennoch müssen sie fort." — „Müssen? wenn Sie, gnädigste Frau, es nicht wollen?" — „Allerdings. Die Bäume und der Platz, worauf sie stehen, gehören nicht dem Schloß, sondern der Stadt."

„Die Stadt denkt gewiß nicht daran, ihrer allverehrten Fürstin Unangenehmes zu thun." — „Das glaube ich auch; aber ein Gesetz meines Gemahls gebietet die Wegschaffung aller Bäume, welche Wohnhäusern zu nahe stehen." — „Diese Bäume stehen ja schon so lange unangefochten, und des Gesetzes Strenge wird wohl nicht angerufen werden, oder wenigstens einer Milderung fähig seyn, wo es sich von Wünschen und Neigungen Eurer kaiserlichen Hoheit handelt."

Mit einem ernsten, strafenden Blick mich betrachtend, entgegnete sie: „Das können Sie nicht im Ernst gesagt haben. Ich bin die Gemahlin des Gesetzgebers, also vor Allen verpflichtet, die Heiligkeit des Gesetzes zu erkennen und zu wahren, meine Wünsche und Neigungen müssen vor dem Gesetze schweigen. Genug, der Stadtrath wird seine Pflicht thun und diese Bäume beseitigen; aber wahrscheinlich wird er mir auch gestatten, den freien Platz auf meine Kosten in eine gartenähnliche kleine Anlage zu verwandeln, um mich von dem Anblick eines öden Straßenpflasters zu befreien. Diese Anlage soll der Gartenbauverein besorgen; haben Sie also die Güte, möglichst bald einen Plan mir vorzulegen und dabei auch die Sparsamkeit möglichst zu berücksichtigen."

Damit schloß diese lange Audienz. Drei Tage danach erschien ich wieder mit der erfreulichen Meldung, daß dem Gesetz vollkommen genügt worden, indem der Bürgermeister die unterste, ihr nicht sichtbare Reihe von Bäumen in vergangener Nacht hatte fällen lassen, und der einzige Hausherr, dem die obere Baumreihe sehr nahe in die Fenster schaute, mir bestimmtest erklärt hatte: „So lange Gott unsere gute Frau Großherzogin am Leben erhält, stören mich diese Bäume nicht, und

---

* Erst dem Ministerium Watzdorf, dem das Land außerdem so viel zu danken hat, war es vorbehalten, dem landwirthschaftlichen Verein wahres Leben einzuhauchen, ihm Energie und Schwung zu verleihen, besonders aber durch jene großartige Ausstellung, und die ehrenvolle Auszeichnung landwirthschaftlicher Verdienste, dem Vereine die Bedeutung und Würde in den Augen des Volks zu verschaffen, ohne welche eine umfassende und durchgreifende Wirksamkeit nirgends möglich ist. Herr von Watzdorf hat die schwierige Aufgabe: „einen solchen Verein zu beherrschen, ohne ihm bureaukratische Fesseln anzulegen und die freie Bewegung zu hemmen" glücklich gelöst.

A. d. V.

stören sie sonst jemand, so darf er ja ausziehen." Innigst gerührt dankte sie für die so schnelle als unverhofft freudige Erledigung einer Frage, welche sie in der That sehr unangenehm berührt hatte.

Nicht so wohlfeilen Kaufs kamen wir mit dem Umbau des Karlsplatzes zu Stande. Der unserer trefflichen Großherzogin so sehr am Herzen liegende Reformplan war in der That sehr hübsch, sinnreich, nach allen Seiten pittoresk, oberflächlich betrachtet leicht und wohlfeil ausführbar. Allein der Künstler hatte eine Hauptrücksicht bei Baum- und Strauchanlagen, einen Blick unter den Boden vergessen, die für die Stadt wichtigen Röhrenfahrten ganz unbeachtet gelassen. Eine Durchführung dieses Plans hätte unabwendbar eine gänzliche Verlegung der Röhrenfahrten ꝛc. nothwendig gemacht, dadurch ein langwieriges Rumoren in jenem Stadttheil, die Ausgabe von Tausenden verursacht und beträchtliche Zeit erfordert; oder, sofern man Alles lassen wollte wie es war, der fast noch unangenehmeren Gefahr ausgesetzt, daß bei den so häufigen Reparaturen der Röhren jedesmal die schönsten Gruppen hätten demolirt werden müssen, um, mit neuen Kosten und Drangsalen wieder angelegt, vielleicht bald wieder ein ähnliches Schicksal zu erleben. Der schöne Platz wäre niemals in den Zustand eines richtigen Verhältnisses im Wuchs seiner verschiedenen Pflanzungen gekommen. Diese Betrachtungen führten naturgemäß zur Ablehnung des hohen Auftrags, und die Lotterie, welche mich sonst sehr stiefmütterlich zu behandeln pflegte, begünstigte mich jetzt mit dem Haupttreffer, d. h. mit der kitzlichen Aufgabe, die hohe Frau mit dieser Ablehnung bekannt zu machen.

Mein mit allen Gründen ausführlichst gewappneter Ablehnungsbericht gelangte Abends zu ihr. Schon am folgenden Morgen zu ihr berufen, besorgte ich fast eine Aufkündigung aller Huld und Gnade gegen den Verein und gegen mich selbst. Ohne weitere Vorrede ging sie sogleich an den Gegenstand selbst und begann mit bemerkbarer Innigkeit: „Das Schicksal versagte mir zwar die Erfüllung manches theuren Wunsches und mancher schönen Hoffnung, aber die Menschen verwöhnten mich dagegen so ziemlich durch stets bereite Gefügigkeit und unterthänigstes Entgegenkommen. Sie können sich also leicht denken, daß Ihre so entschiedene Ablehnung, ein so formelles Nein auf meinen Wunsch, mich gestern Abend ziemlich befremdete und verstimmte. Es bedurfte in der That einiger Selbstüberwindung, um mich nach der flüchtigen Durchsicht Ihres Berichts der alten, nützlichen Gewohnheit zu fügen, auf den ersten Eindruck hin kein Urtheil zu fällen und keinen Beschluß zu fassen, sondern zuvor ernst zu prüfen. Mit der Zeichnung vor Augen, ließ ich mir daher diesen Morgen den Bericht vorlesen. Es ist mir hiernach unangenehm, diesen schönen Plan nicht ausgeführt sehen zu können, aber andererseits entsprang daraus auch die angenehme Ueberzeugung, daß der Verein die Aufgabe mit männlichem Ernst behandelt und meinen Wunsch ganz offen der Wahrheit opfern zu müssen geglaubt hat. Dieser Kelch schmeckt etwas bitter, wirkt aber beruhigend und stärkend. Herzlich danke ich dem Verein und besonders Ihnen für dieses offene und brave Nein."

Ich fühlte mich so ergriffen, daß ich nur mit einer ehrfurchtsvollen Verbeugung antworten konnte. Huldreichst lächelnd fuhr sie sogleich wieder lebhaft fort: „Indessen sollen die Herren ja nicht glauben, so wohlfeilen Kaufes einer Aufgabe sich entledigt zu haben. Geht es nicht auf diese Weise, so ist es nun unsere Sache zu überlegen, wie wir auf einem andern Wege an's Ziel gelangen können. Am einfachsten ist es wohl meines Bedünkens, daß der Verein einen Vorschlag macht." — „Daran zu denken, haben wir uns bereits erlaubt. Mit dem Beistande von einigen Fachmännern beriethen wir die Möglichkeit, der Hauptidee des uns gnädigst übertragenen Plans treu zu bleiben, zu ändern was die Lokalverhältnisse erfordern, ein Ganzes wohlfeil herzustellen. Geruhen Sie, hier das Resultat unserer Arbeit eines Blicks zu würdigen."

Ich überreichte ihr den Plan. Freudigst überrascht nahm sie denselben mit dem Ruf: „Also selbst daran gedacht? Schön, sehr schön! Sehen Sie, Herr von Bjelke, das nenne ich die Wünsche seiner Fürstin verstehen und berücksichtigen, einer Sache mit Liebe sich hingeben!" Zu mir sich wendend, fuhr sie fort: „Mit dieser Arbeit hat der Verein mir eine große, unverhoffte Freude gemacht, ich bitte ihm dieß zu sagen und ich werde meinen Dank schriftlich aussprechen. Voll Vertrauen lege ich nun die Sache ganz in die Hand des Vereins. Hoffen wir, im nächsten Frühling verwirklicht zu sehen, was dieser Plan enthält."

Diese Hoffnung wurde erfüllt. Der Verein hatte dem Hofgärtner Mootz und mir die Ausführung übertragen. Im Frühling war die ganze Umwandlung vollbracht, und Bäume und Sträuche und Rasen grünten und die Blumenbeete entfalteten ihre ersten Knospen.

Den edlen Gleichmuth ihrer schönen Seele bewährte die Fürstin auch inmitten der wildesten Stürme von 1848, nachdem sogar die Mehrzahl der Soldateska offen der Volkspartei sich geneigt gezeigt hatte und nur noch das kleine Bataillon der Bürgerwehr die Ordnung in der Stadt aufrecht erhielt, indem sie gleiche Herablassung, Leutseligkeit und Mildthätigkeit wie durch die ganze Zeit ihres Daseyns in Weimar äußerte, ohne

ihrer Würde und ihrem Stolz das Mindeste zu vergeben. Unter andern Erscheinungen jener denkwürdigen Tage hatte auch der vom Staat anerkannte Verein der Tagarbeiter Weimars und dessen Verfassung ihre Aufmerksamkeit und Großmuth besonders erregt, obgleich unter dessen Mitgliedern der republikanische Fahnenträger und einige der lautesten Schreier sich befanden. Als Vorstand dieses noch jetzt bestehenden Vereins genoß ich auch die Freude, von ihr Behufs näherer Erläuterungen über dessen Fortgang öfters eingeladen zu werden und dem Vereine hiernach stets wieder ermunternde Worte ihrer warmen Theilnahme zurückbringen zu können. Bei dergleichen Berichterstattungen kam denn auch naturgemäß manches zur Sprache, was den Verein selbst nicht unmittelbar betraf. Ich hatte mir zum unverbrüchlichen Gesetz gemacht, jede ihrer Fragen über neue Zeiterscheinungen, Stimmungen, Aeußerungen, stets der Wahrheit gemäß zu beantworten, weil in solchen Zeiten Umgehungen der Wahrheit, Beschönigungen und Bemäntelungen doppelt nachtheilig, mitunter sogar gefährlich werden können.

Eines Tages fragte sie am Schluß der Vereinsberichte wie gewöhnlich nach den Tagesneuigkeiten. Ich antwortete: „Hin und wieder brummt man darüber, daß Eure kaiserliche Hoheit den entlassenen Minister Schweizer noch zuweilen huldreich empfängt. Schlauköpfe wittern und manche andere Leute besorgen dabei Reactionsgelüste." — Mit einem wundervollen Lächeln der Wehmuth entgegnete sie: „Darauf mußte ich gefaßt seyn, aber deßhalb werde ich meinem Herzen keine Gewalt anthun. Mein Gemahl und seine Minister regieren, ich habe mich stets nur redlichst bemüht, dem schönen Namen und Beruf einer Landesmutter nach Kräften zu genügen und in diesem Bereiche zu wirken. Dabei war mir der Minister Schweizer stets ein treuer und besonnener Rath und Gehülfe. Mag er immerhin als Staatsmann geirrt haben, in meinem Wirkungskreise bewies er sich stets als treu ergeben, gut und klug. Dafür bin ich ihm Dank schuldig, dafür schenkte ich ihm mein volles Vertrauen und Wohlwollen, und diese Gefühle dem würdigen Gefallenen jetzt zu verheimlichen oder vorzuenthalten, wäre feig und unedel. Man fordert jetzt überall der Freiheiten so viele, so darf wohl auch ich die Freiheit ansprechen, ein Gefühl des Wohlwollens und der dankbaren Anerkennung zu offenbaren, Einflüsterungen der Bosheit oder Dummheit zu verachten!"

Der Hunger pochte stürmisch an alle Thüren und Fenster des Thüringer Waldes und eines Theils der hohen Rhön. In einzelnen Gebieten der Nachbarlande traten bereits sehr bedenkliche Symptome des Hungertyphus schauerlich hervor. Officielle Berichte schilderten die Gefahren und Nöthe sehr dringlich, die Sage vergrößerte und verschlimmerte Alles wie gewöhnlich. Ungeachtet der redlichsten und eifrigsten Bemühungen der Behörden kann der Staat nicht immer ausreichend, und in solchen Fällen nur selten schnell genug helfen: die allgemeine Mildthätigkeit und Bruderliebe muß zu Hülfe kommen.

Ich versammelte einige Freunde und Bekannte. Nach einer kurzen Berathung constituirten wir uns als Hülfscomité für die Gebirgsbewohner, wobei mir die Ehre des Vorsitzes zu Theil wurde. Am folgenden Tag erschien in der Zeitung jener kurze und einfache Aufruf an die Weimaraner und drei Tage danach konnten wir schon mehrere tausend Pfunde Brod und beträchtliche Vorräthe von Mehl, Getreide, Reis und Hülsenfrüchte den Bezirken von Ilmenau und Dornburg senden. Wir blieben dabei beharrlich bei dem Grundsatze, nur den Bezirksdirektoren zu geben, was sie für die speciellen Bedürfnisse ihrer Bezirke für nöthig erachteten, niemals unmittelbar zu spenden. Wir sammelten und gaben Monate hindurch so lange fort, bis die Behörden uns die Befreiung vom Uebel verkündeten. Keine Hungerkrankheit war im ganzen weimarischen Gebirge ausgebrochen, und wir besaßen am Ende noch ein hübsches Kapital, welches wir an die drei Bezirke behufs lokaler Verbesserungen vertheilen konnten.

Jener Aufruf hat mir viele Freunde gemacht, und die unermüdliche Thätigkeit und stets augenblickliche Hülfe des Comité eine angenehme Sensation durch das ganze Land erregt. Jetzt fühle ich die Pflicht, endlich zu bekennen, was früher zu sagen mir verwehrt gewesen: der Gedanke zu jenem Aufruf und Hülfscomité war ursprünglich nicht meine Sache, sondern im Geist und Herzen der edeln Fürstin entstanden. Ihr also hauptsächlich schuldet man den Dank für die daraus entsprungenen wichtigen Wohlthaten.

Eines Morgens hatte Maria Paulowna mich rufen lassen und ohne lange Vorrede sogleich begonnen: „Gewiß haben Sie schon von der in unserem Gebirg um sich greifenden Noth gehört und gelesen. Hier sind neue Nachrichten darüber und die Bitten um Hülfe mehren sich täglich. Der Fürst und der Staat sollen und werden thun, was sie vermögen, aber bei allen den unumgänglichen Einrichtungen kann nicht immer alles so schnell geschehen, als die Abwehrung der Noth oft erfordert. Außerdem liegt etwas Erhebendes in dem Gedanken der Brüderlichkeit unter den Bewohnern eines Landes und der entgegenkommenden mildthätigen Sorge. Unser Volk ist stets zum Geben bereit, sobald es durch einen vernünftigen Grund dazu angeregt wird.

Ein solcher Grund liegt jetzt leider vor: die wachsende Noth im Gebirg, die in den Nachbarländern bereits gefährliche Krankheiten hervorruft. Ich erinnerte mich Ihres erfolgreichen Aufrufs für den Verein der Handarbeiter, und sogleich reifte der Entschluß, Sie um einen ähnlichen Versuch in dieser Angelegenheit zu bitten."

„Eurer kaiserlichen Hoheit Befehlen zu gehorchen ist mir stets Freude." — „Nun, so erlassen Sie morgen in Ihrer Zeitung einen Aufruf an das Herz und Ehrgefühl der Weimaraner, einfach, warm, kurz, und heben Sie darin vorzüglich hervor, daß es Weimars würdig sey, nicht den höchsten Grad des Uebels abzuwarten, sondern ihm vorzubeugen. Zu Annahme und Verwendung der Gaben bilden Sie ein Comité. Geben Sie nirgends unmittelbar, weil Sie ja die Bedürfnisse der verschiedenen Lokalitäten und Familien erst mühsam studiren müßten, sondern geben Sie nur durch die Hand der Bezirksdirektoren, welche das Alles schon genau kennen und zuverlässige Männer sind. Damit kann Alles rasch genug und in erfolgreicher Ordnung geschehen, und, was immerhin jetzt zu erwägen ist, die Beamten kommen auch dadurch in eine freundliche, wohlthuende Berührung mit ihren Untergeordneten. Haben Sie mich verstanden?" — „Ja, gnädigste Frau." — „Wollen Sie zum Werk schreiten?" — „Mit herzlichster Freude."

„Das wußte ich vorher. Aber geben Sie mir zugleich stillschweigend Ihr Wort, daß niemand erfahre, woher dieser Gedanke gekommen, Sie stehen dadurch freier in Ihrem Wirken und ich kann unbefangener befürworten und einschreiten wo es nöthig ist. Wie der Geist der Zeit sich kund gibt, glaube ich einen schöneren Erfolg vorauszusehen, wenn die Sache rein aus der Mitte des Volks selbst hervorzugehen scheint. Wir im Schloß werden alsdann dem allgemeinen Wohlthun uns anschließen. Im Gebiet von Ilmenau scheint augenblickliche Hülfe ziemlich dringend zu seyn. Sollten nicht schnell genug Gaben eingehen, so melden Sie es mir sub rosa und ich werde nicht auf mich warten lassen. Nun, an's Werk!"

Alles geschah genau nach dem Befehl, und der schöne Erfolg krönte den edeln Gedanken der hohen Frau und die Klugheit ihrer Voraussicht.

Genau nach meinen augenblicklichen Aufzeichnungen nach jeder Audienz habe ich hier erzählt, was vielleicht manchem gewöhnlichen Leser unbedeutend erscheint, aber immerhin einen flüchtigen Blick in den Geist der merkwürdigen Frau gewährt, ein Streiflicht auf den Adel ihres Herzens wirft, und ahnen läßt, was sie in bedeutenderen Beziehungen gedacht, gesprochen und gewirkt haben mag. Hätte Kanzler von Müller in seinen Denkwürdigkeiten Alles, was wahr ist, gesagt, hätte Minister Schweizer Memoiren hinterlassen, hätten Herr von Bjelke und Herr von Vitzthum oder die Gräfin Fritsch auch nur oberflächliche Notizen über ihre Erlebnisse und Erfahrungen in der nächsten Umgebung dieser Fürstin aufgezeichnet, so besäßen wir unschätzbare Materialien zu einer Lebensbeschreibung. Wir müssen darauf verzichten, ihr ein solches würdiges Denkmal zu setzen. Zum Glück bedarf es dessen nicht: die allgemeine Erinnerung voll Ehrfurcht und Liebe erhält den Namen von Maria Paulowna stets lebendig, und alle Anstalten für Wissenschaft, Kunst, Erziehung und Wohlthätigkeit des ganzen Landes sind glänzende Denkmale ihres segenvollen Daseyns.

F. v. B.

Die Beginenhöfe in Belgien, namentlich in Gent.

(Schluß.)

Im Jahr 1856 betrug der Miethzins im großen Hofe 17,969 Franken 52 C., im kleinen 11,882 Fr. 20 C. Das Hauptvermögen besteht aber in Grundstücken ꝛc., welche 1856 einen Pachtgeldertrag von 51,897 Fr. 20 C. und 11,918 Fr., überhaupt 63,815 Franken 20 C. lieferten. Der Miethzins der Häuschen für zwei oder drei Personen beträgt etwa 100—150 Franken jährlich. Auch in Steuersachen und andern öffentlichen Belastungen sind die Beginen nicht bevorzugt, sondern werden sowohl der Gemeinde als dem Staat gegenüber ganz wie andere Unterthanen behandelt.

Im December 1814 wurde den Beginen gestattet,

ihre ehemalige Kleidung wieder anzulegen, was die Schwestern des großen Hofes am 2. Juli 1815 unter großer Festlichkeit thaten.

Es hat nicht an Beginen gefehlt, welche durch ihren Lebenswandel zu großem Ansehen, ja zu einem gewissen Ruf von Heiligkeit gelangt sind. Wie sehr die Aufmerksamkeit des Volkes auf sie gerichtet war, geht schon aus den zahlreichen Sprüchwörtern hervor, welche auf sie gemünzt sind. Will man ein kräftiges Gebet bezeichnen oder einen Umstand, der nicht eintreten wird, so heißt es: „Daer heeft een beggyn vor gebeden,“ (dafür hat eine Begine gebetet). Zwar fehlt es auch nicht an übeln und zweideutigen Anspielungen und Redensarten, namentlich in den Refreinen und Possenspielen der Rederykers des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts; auch die holländischen und Antwerpener Beinamen klopjes, kwezels rc. sind nicht eben schmeichelhaft; allein im Verhältniß zu den Nonnen und Mönchen, die man unter anderem als „Onz' Heeren braedverkens,“ d. h. unseres Herrn Bratschweine, oder in noch ärgerer Weise bezeichnet und bespricht, werden sie doch sehr gnädig behandelt.

Ueber die Gottinnigkeiten und Wundererlebnisse vieler Beginen sind dicke Schriften vorhanden. Namentlich hat der mehrgenannte Abt Van Rydel zu Löwen diesem Gegenstande mehrere hundert Quartseiten gewidmet. Aber im Ganzen findet sich wenig, was ein ungewöhnliches Interesse oder gar eine höhere Bedeutung haben könnte. Das meiste sind Erscheinungen und Wunderlichkeiten, wie sie aus den von Heiligen- und Wundersucht erfüllten Ländern und Zeiten häufig genug berichtet werden. Manches läuft auf bloße Launen und dergleichen hinaus.

Da ist z. B. eine, die bald in 24 Stunden nichts genießt, bald wieder sehr viel und sehr lecker schmaust; eine andere nagt noch die Knochen ab, die ihre Genossinnen den Katzen vorgeworfen haben; eine dritte fährt kühn über Land und die Pferde bleiben vor einer Herberge stehen; noch andere gerathen in bedenkliche Anfechtungen, so daß nur ein „Mirakel“ sie rettet; eine Erdbeerenfreundin überwindet sich und gibt das Geld den Armen; eine Fallsüchtige wird in mancherlei Gestalt „vom höllischen Feind gequält“ und bricht dabei einmal eine Rippe; eine Trübsinnige und Leidbegehrliche will immer bei den Unverträglichsten wohnen und bittet Gott, ihr „das Fegefeuer schon auf Erden“ zu geben u. s. w.

Einige Ueberlieferungen aus früherer Zeit haben einen sagenhaften Charakter. So lebte im großen Hofe zu Löwen eine Begine, die sich einer wunderbaren Begabung, Fische zu fangen, erfreute. Hatte sie Lust, ein Gericht Fastenspeise zu bereiten, so setzte sie ein kupfernes Becken in die Dyle und lockte die Schwimmer herbei. Diese gehorsamten ihrem Rufe, ja sie stritten sich voll Eifer um die Ehre, in das Becken zu gelangen. Hatte die gute Seele dann ein Mittagsmahl ausgelesen, so warf sie den Rest wieder in's Wasser und rief ihnen zu: „wachset und mehret euch!“ (groeit en vermennig vuldigt). Im vorigen Jahrhundert ward das Becken noch gezeigt.

Um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts lebte zu Delft eine fromme Begine, Namens Gertrude, gewöhnlich Gertrud van Oosten genannt, welche sich durch prophetische Gaben auszeichnete und später zu den Heiligen oder wenigstens Glückseligen gerechnet worden ist. Sie war zugleich Dichterin oder doch treffliche Sängerin, und wurde durch Liebesgeschicke veranlaßt, sich von der Welt zurückzuziehen und in der Stille des Beginenhofs ihre „Sünden“ zu bekennen und zu büßen. Sie war eine Dörflerin von Voerburch und pflegte in Delft mit noch zwei andern Mädchen „auf Brücken“ und an sonstigen öffentlichen Plätzen zu singen, namentlich ein Lied, welches mit den Worten begann: „Het daeghet uit den Oosten,“ wodurch sie den erwähnten Beinamen bekam. Gertrud hatte einen Geliebten, aber der Geliebte war seinen Versprechungen nicht getreu. Vergebens wandte sich die Verschmähte an die Nebenbuhlerin und mahnte sie, ihr den Bräutigam nicht zu nehmen. Die Hochzeit ward vollzogen und Gertrud hatte nur die Genugthuung, für ihre Feindin, die ein schweres Wochenbett hatte, beten und sie erlösen zu können. Sie scheint nicht immer ohne Anfechtung geblieben zu seyn. Da sie Kinder liebte, erschien ihr der Teufel oft in Gestalt eines „klagenden Knaben;“ aber sie rief ihm zu: „Weiche, denn du bist nicht der Geliebte meiner Seele!“ Einst versenkte sie sich so innig in die Geheimnisse der Geburt des Herrn rc., daß ein Mirakel sich begab: „Coeperunt ipsius virginis ubera tumescere lacteque manare. *

Gertrud starb am 6. Januar 1358, ihr Lieblingslied aber lebt noch als Volkslied fort. Ihr Lebensbeschreiber meint, sie habe dasselbe, vom Geiste getrieben, auf ihren geliebten Jesus bezogen; indessen war es nur die Darstellung einer sehr weltlichen Liebesbegebenheit. Die Melodie muß sehr beliebt gewesen seyn, denn es wurden schon im fünfzehnten Jahrhundert geistliche Lieder darnach gedichtet und gesungen. Da das Lied zu den schönsten Balladen gehört, welche aus alter Zeit auf uns gekommen sind, so mag es manchem wohl nicht unwillkommen seyn, dasselbe hier eingeschaltet zu

* Acta Sanctorum — mens. Januarii — I. p. 348. 349.

finden. Der Inhalt, der zu Anfang etwas dunkel erscheint, ist folgender:

Ein liebewerbender Ritter oder Reitersmann hat seinen glücklichen Nebenbuhler erschlagen. Der Tag bricht an, er muß vor dem Anhange seines Gegners fliehen. Unter dem Fenster der Geliebten noch weilend, ruft er: „Wären Alle meine Freunde, die meine Feinde sind, ich führte dich davon." — „Wohin wolltet Ihr mich führen?" fragt das Mädchen. — „Unter den Lindenbaum, zu Lust und Freude;" erwiedert er. — „O, ich liege schon in meines Lieben Armen," entgegnet sie. — „Das ist nicht wahr," ruft der Mörder; „geh' nur unter die Linde, da liegt er erschlagen." Das Mädchen geht und findet den Geliebten in seinem Blute. Sie bittet Vater und die Genossen, ihr den Todten bestatten zu helfen, aber Alle schweigen. Da „kehrt das Mädchen sich um und ging weinend hinaus."

„Sie nahm ihn in ihre Arme,
Sie küßte ihm den Mund,
Sie küßte nicht kurze Weile,
Sondern also manche Stund.

Mit ihren blonden Haaren,
Daß sie rieb ab das Blut;
Mit ihren sanften Händen,
Daß sie die Augen schloß.

Mit seinem blanken Schwerte,
Daß sie das Grab ihm grub;
Mit ihren schneeweißen Armen,
Daß sie zur Erde ihn trug."

Und als alle Liebespflichten vollbracht sind, nimmt sie den Schleier.

Das Lied ist nach einem alten Antwerpener und nach einem Amsterdamer Liederbuch wiederholt abgedruckt und in Deutschland, namentlich durch Hoffmann von Fallersleben (Horae Belgicae II, 101 und zweite Ausgabe Nr. 16), so wie durch Uhland (Volkslieder 1844, Nr. 95) bekannt geworden. Willems in Gent (Oude vlam. Liederen, 1846, p. 101) hat hier und da geändert, aber nicht immer glücklich, obwohl er sich einer „kritischen Wahl" rühmt. Wir geben hier nur den Schluß des Liedes und die Melodie.

Si nam hem in hare armen,
Si kuste hem den mont,
Si kuste gheen korter wilen,
Maer also menegher stont.

Met haren blonden haren,
Dat si wreef af dat bloet;
Met hare sachte handen,
Dat si syn ooghen sloet.

Met sinen blanken swaerde,
Dat si der't grafken groef;
Met haer sneewitten armen,
Dat sine ter aerden droech.

„Nu willik mi begheven
In een klein kloosterkyn,
Ende draghen de swarte wilen
Ter eeren des liefsten myn."

Met haren blanken handen
Dat si dat belleken klonk,
Met hare heldere stemme,
Dat si de vigilie sonk.

Largho.

Het dag-het uit den Oo-sten, Het lich-tet o - ver-al - - Hoe wei-nich weet myn lief - - - ste, Waer dat ik he-nen sal - - - -

Nicht selten standen Beginen in so großem Ansehen, daß man sich selbst in weltlichen Dingen bei ihnen Raths und Trostes erholte. Die Genter Gerichtsbücher gedenken um 1373 eines Falles, wo die bei einem Mord Betheiligten die Oberin des großen Beginenhofes zur Schiedsrichterin ernannten. Einen sprechenden Beleg liefert auch folgender Vorgang, der zugleich einer der schönsten Züge aus dem Leben niederländischer Fürsten und Ritter ist.

Maria, die Schwester Johanns I., Herzogs von Brabant, eine eben so schöne als tugendhafte und geistbegabte Fürstin, wurde an König Philipp den Kühnen von Frankreich vermählt. Philipp hatte schon aus erster Ehe mit Isabella von Arragonien einen Sohn. Als dieser plötzlich starb, wie man annahm, an Gift, lenkte ein frevelhafter Günstling, Peter La Brosse, den Verdacht des untröstlichen Vaters auf die Königin. Maria ward eingekerkert und vor einen besondern Gerichtshof gestellt. Sey es, daß ein verhängnißvoller Schein gegen sie sprach, sey es, daß des Anklägers Ränke überwogen, kurz die unglückliche Fürstin wurde schuldig erkannt und zum Feuertode verurtheilt. Es blieb ihr indeß noch ein Rettungsmittel und sie zögerte nicht, davon Gebrauch zu machen: sie verlangte ein Gottesurtheil, einen Zweikampf. Aber wo einen Kämpfer finden, in dem fremden Lande,

unter den Augen des gefürchteten Gegners, des erzürnten Königs?

Schon nahete der letzte Tag und die Verlassene ergab sich in ihr furchtbares Geschick. Da trat ein fremder Pilgersmann zu ihr ein. Die Trostbedürftige schüttete ihr Herz aus. „Gottlob, daß du unschuldig bist,“ sprach Johann, denn kein Anderer war der fahrende Bruder; „nun sey getrost!“ Maria sank in die Kniee; sie betete; sie betete lange und inbrünstig, während Johann kämpfte und den Söldling des Anklägers zu Boden streckte. Niemand wußte, wer der fremde Rittersmann war. Erst als die erlöste Königin dem „lieben Bruder“ um den Hals fiel, ward die Sache kund, und der Jubel des Volks wollte nicht enden.

Maria war nun frei und gerechtfertigt. Aber im Herzen des Königs blieben noch dunkle Zweifel. Da hörte er von einer heiligen Begine. An diese wandte er sich und war dann völlig beruhigt, als die fromme Schwester die Königin für völlig unschuldig erklärte.

Im großen Hofe zu Gent haben vornehmlich zwei Beginen, denen in neuester Zeit eine dritte hinzugetreten ist, einen besondern Ruf erlangt. Die erste ist unter dem Namen Matteken bekannt und soll um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts gelebt haben. Ihre Geschichte ist verschiedene male von Poeten, z. B. von Prudenz van Duyse, behandelt und auch in die deutsche Schriftenwelt, wenn ich nicht irre durch Eduard Duller, eingeführt worden.

Matteken war dürftig und so gotterfüllt, so dem Lesen geistlicher Schriften ergeben, daß sie keine andere Nahrung nöthig zu haben schien, als geistige Speise. Doch der Mensch ist schwach, so lang er lebt. „Nescio quid humanum passa est aliquando,“ sagt van Ryckel, dem die Geschichte vom Pfarrer und von der Oberin des Hofs erzählt wurde. Matteken fühlte es bitter, wenn andere heiter zusammen kamen oder zur Großjungfrau eingeladen wurden, und sie so vergessen allein saß. Als einst die Schwestern wieder beisammen waren, wurde es ihr so schwer und weh um's Herz, daß sie zum Hause des Herrn eilte und vor einem Kreuzbilde ihre klagende Seele ausschüttete. „Es ist zu dir, mein Herr und Gott,“ sprach sie leidmüthig und mit weinenden Augen, wie eine gedruckte Tafel in der Kirche verkündet, „daß ich nahe wie zu meinem besten Freunde und unter tausend Auserwählten. Du kennst meine Schwäche und daß mich niemand eingeladen hat, gleich den andern, denn ich habe keine Freunde.“ — „Geh zur Großjungfrau,“ redete liebreich das Bild, „und sage ihr, daß sie dich heute zu Tisch empfangen solle.“ — „Wohl Herr! doch sie wird mir nicht glauben.“ — „Geh nur! und dieß soll dir ein doppelter Beweis seyn, daß ich dich gesandt; sage ihr, daß sie ihren Psalter und die vom Beichtiger ihr auferlegte Buße noch nicht gelesen hat, und daß ihr wollenes Hemd, das sie morgen anthun wollte, aufgetrennt war und von der Hand meiner Mutter mit einem rothen Faden zugenähet ist.“

Damit ging Matteken zur Großjungfrau, und diese, durch das offenbare Mirakel getroffen, denn Alles befand sich in Wirklichkeit wie verkündigt, behielt die arme Schwester zu Tisch. Nach dem Essen zog man zur Kirche, um Gott zu danken. Das „heilige Kind“ aber vermochte das Uebermaß von Freude und Erhebung nicht zu tragen; sie sank zusammen und hauchte betend ihren Geist aus. Da fingen von selbst die Glocken an zu läuten; alle Schwestern eilten herbei, hüllten den knieenden Leichnam in die Falie und bestatteten ihn ehrfurchtsvoll zur Erde. Das begab sich um das Jahr des Herrn 1470.

Vermuthlich war es am Dienstag vor Fasten; denn alljährlich wird an diesem Tage noch eine große Messe zum ewigen Gedächtniß gesungen, welche man Mattekens misse nennt. Auch war es zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts noch Brauch, daß die Großjungfrau allen Schwestern im großen Saal des Siechenhauses ein Fastnachtsessen gab, was Mattekens feest hieß. Der große Saal aber, worin sich die Bildnisse der Großjungfrauen und eine Reihe alterthümlicher Stühle befinden, führt noch bis auf den heutigen Tag den Namen Mattekens kamer. Das Brod, welches besonders für das Fest gebacken wurde, heißt Mattekens brod; es soll, einmal auf den Tisch gebracht, dem Schimmel nicht mehr unterworfen gewesen seyn. Ein Stück, das man einem Fieberkranken gab, versichert der Löwener Abt, machte ihn stehenden Fußes gesund. Ein anderer wurde von der Ruhr geheilt ꝛc. Das Haus und die Kammer, welche Matteken bewohnt, sollen noch vorhanden seyn, und führen ihren Namen.

Als Erzherzog Albert und Isabella, die nicht leicht einen berühmten Betplatz unbesucht ließen, zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts nach Gent und in die Kirche des großen Beginenhofs kamen, hörte man Albert fragen: „Wo ist der gekreuzigte Gott, der zu einem Beginchen gesprochen hat?“ Man zeigte ihm das Bild, das noch jetzt über dem Altare des heiligen Kreuzes vorhanden ist und von zahlreichen Leidtragenden besucht wird, und die Fürsten knieeten mit ihrem Hofgesinde nieder zu beten. Matteken sitzt am Fuße des Kreuzes, der Mund des Christusbildes ist geöffnet, was „so ergreifend ist,“ sagt Moulaert, „daß es jedermann zur Gottesfürchtigkeit erweckt.“ Sicherer ist, daß die

Bildnerei wegen ihres hohen Alters für die Kunstgeschichte Bedeutung hat. Es springt in die Augen, daß die ganze Ueberlieferung etwas Sagenhaftes hat und vermuthlich mit Ueberbleibseln aus grauer Zeit in Verbindung steht, die sich in den Beginenhöfen Jahrhunderte lang erhielten.

Eine zweite, in hohem Ansehen stehende Begine ist die Schwester Maria van der Linden, die am 15. September 1645 starb. Es werden eine Menge Wunderbegebenheiten aus ihrem Leben und Wirken erzählt; ja es mag von ihren Lobrednern selbst daran gedacht worden seyn, sie unter die Zahl der Heiligen zu erheben. Ich kann mich indessen darauf beschränken, einen der vielen Vorgänge zu erwähnen, der zugleich mit der Rechtspflege jener Tage in Verbindung steht.

Einer ihrer nahen Verwandten, ein sehr leichtfertiger Gesell, wird mit mehreren Genossen der Münzfälschung bezüchtigt. Maria besucht ihn und erhält die Versicherung, daß er zwar übel gelebt habe, des angeschuldigten Verbrechens aber nicht theilhaftig sey. „Bist du unschuldig," sagt sie, „so gebe Gott, daß Ketten und Banden der Folterbank zerspringen, wenn du gemartert wirst." Sie erhält vom Kerkermeister die Erlaubniß, die Marterwerkzeuge zu sehen, betet vor der Peinbank, und als der Angeklagte gefoltert werden soll, springen Ketten und Banden wiederholt in Stücke. Die Richter vernehmen mit Erstaunen, was sich zugetragen. „Das muß eine Zauberin seyn," sagen sie, und lassen die Schwester zum Schreck der Genossinnen verhaften und vorführen. Allein Maria zeigt ihr Gebetbuch, das schon so oft eine außerordentliche Kraft bewährt hat, und weiß den Hergang so einfach und überzeugend darzustellen, daß die Herren gar leicht erkennen, wie „nicht durch Teufelswerk, sondern durch die Kraft Gottes die Banden gebrochen werden." Beide werden für unschuldig erklärt und auf freien Fuß gesetzt.

Es wird nicht bemerkt, ob die Gerichtsakten mit dieser Erzählung einer lateinischen Handschrift von Pater Robyn aus dem Jahr 1720 übereinstimmen. Der Verfasser scheint dem Beginenleben sehr gewogen gewesen zu seyn; denn er erklärt es für „eine List des Teufels," daß ein Beginchen einst auf den Gedanken gekommen, Nonne werden zu wollen, was durch Marias Beistand verhindert wurde.

Die dritte Schwester ist Therese Verhaeghe, gestorben am 2. Januar 1853, deren ich schon oben gedachte. Sie pflegte besonders bei dem Bilde des heiligen Antonius in einer Mauerblende zu beten, und erlangte dadurch, wie eine Inschrift besagt, Alles was sie begehrte. Der Heilige kam ungemein in Aufnahme. Eine Menge wunderbarer Genesungen werden erzählt, und zahlreiche Krücken in allen Gestalten neben dem Schrein aufgehängt, sollen Zeugniß geben von den erhörten Gebeten, welche vor dem Bilde gesprochen wurden. Auch an Opfergaben, an Schmucksachen, an Leuchtern &c. fehlt es nicht. Der Betplatz ist mit einem Glasdache überschirmt; daneben erhebt sich eine kleine freundliche, etwas überladene Kapelle: alles von Schwester Therese gestiftet und in's Leben gerufen, deren Angedenken durch ein eisernes Kreuzbild mit einer Inschrift auf dem kleinen Hofraum hinter der Kapelle bewahrt wird.

Als die fromme Begine gestorben war, strömten Tausende und aber Tausende herbei, um sie nochmals zu sehen, sie den Kindern zu zeigen, sie von diesen berühren zu lassen &c. Der Zudrang war so groß, daß die Polizei einschreiten und mehrere Diener an die Thüre stellen mußte, um den tagelangen Aus- und Eingang zu regeln.

Man ersieht hieraus, daß die Genter Beginenhöfe allem Anscheine nach noch eine lange Lebenszeit haben werden. Sie sind dem Volke durch Gewohnheit, durch zahlreiche Ueberlieferungen und durch mancherlei wirkliche oder gewähnte wohlthätige Begebnisse lieb und werth geworden, und selbst die höheren Stände, die in neuerer Zeit den klosterartigen Zuthaten der katholischen Kirche, sey es aus Berechnung, sey es aus Ueberzeugung, vielfach eine besondere Theilnahme zugewendet haben, erblicken in den Beginenhöfen nützliche oder mindestens unschädliche Anstalten. Die Priesterschaft vollends ist ihnen durchgängig zugethan. Man würde von Stadt- und Staatswegen sicher keine neuen gründen; aber so lange nicht ein ganz ungewöhnlicher Umschwung der Dinge und der Meinungen stattfindet, wird an die bestehenden keine zerstörende Hand gelegt werden. Und in der That, wenn auch einige Aenderungen in den gegenwärtigen Regeln und Einrichtungen wünschenswerth seyn mögen, wer wollte dem Unglück, der Dürftigkeit die ehrbare Zufluchtsstätte nehmen, wer möchte so manchem verlassenen, vereinsamten, gepreßten Herzen die tröstliche Heimath der Ruhe und der Gemeinsamkeit in Gottesdienst und Thätigkeit verschließen?

Als ich zum letztenmal einen abendlichen Beginenhof besuchte, war es an einem jener heiteren Märztage, welche die sonnigen Vorboten des Frühlings zu seyn pflegen. Die Genter feierten eben ihren berühmten Mittfastenmarkt. Ich hatte mich eine Zeitlang unter den Tausenden von schaulustigen, lachlustigen, schreilustigen, eß- und trinklustigen Städtern und Dörflern

umhergetrieben, welche die weite Fläche des St. Petersplatzes in dichten Wogen erfüllten. Ich hatte mitgegafft und mitgehorcht vor den zahlreichen Buden und Schaugerüsten, wo in den verschiedensten Sprachen, in den wunderlichsten Costümen, unter den schreiendsten Bildern, mit und ohne Musik, mit und ohne Trommeln, mit und ohne Sprachrohr, im wildesten Durcheinander, alles Mögliche und Unmögliche ausgerufen wurde. Da standen und schrieen und trompeteten die Bildersteller, die Wahrsager, die Guckkästler, die Bereiter, die Tänzerinnen, die Stelzenspringer, die Taschenspieler, die Radschläger, die Umschwinger, die Gleichgewichthalter, die Herkulesse, die Feuerfresser, die Gaukler aller Art; geschminkt und ungeschminkt, geschmückt und ungeschmückt, ließen sie draußen errathen, was drinnen zu erwarten sey. Da waren Buden mit unverhüllten Schönheiten und mit noch unverhüllteren Krankheiten und Scheußlichkeiten; da wurden Waffeln und Pfannkuchen gebacken, Bratwürste angepriesen, Cigarren ausgerufen; da schoß man nach der Scheibe, da spielte man um Hosenträger, Kämme, Taschenmesser und andern Schnurrkram; da würfelte man um Pfeffernüsse und hackte nach Honigkuchen: kurz in tausenderlei Gestalten traten Gewinnsucht und Genußsucht lärmend zu Tage. Hören und Sehen verging mir zuletzt. Ich eilte davon, kehrte auf Umwegen heim und stand unversehens vor der Pforte des Beginenhofs.

Welcher Unterschied! welcher Gegensatz! Dort die tobende wüste Gier, hier der Frieden des stillen Genügens! Dort der lärmende Tag, hier der leise Hauch des sinkenden Abends! Ich durchwandelte einige der schmucken Gäßchen und trat dann in die Kirche, die sich allmählig mit Beterinnen füllte. Lange saßen sie da, die weißen verhüllten Gestalten, in stiller Andacht; dann erklang die Orgel und lieblicher Gesang senkte sich herab, wie das Schlummerlied einer Mutter, die im dunkeln Kämmerlein sich betend und segnend über ihr Kind neigt.

Als die Andacht beendet war, hatte sich ein frischer Nachtwind erhoben; die Schwestern umhüllten das Haupt mit ihren dunkeln Gewändern und verschwanden nach allen Richtungen hinter den schirmenden Pforten ihrer friedlichen Behausungen. Drinnen die Ruhe gottergebener Seelen; draußen die Ruhe der schweigenden Nacht.

Und doch ob wohl alle Pforten hinter befriedeten Herzen sich geschlossen? ob nicht da oder dort noch weltliche Lust verborgen? ob nicht hüben oder drüben hinter den dunkeln Fenstern ein sehnendes Verlangen sich geregt, eine getäuschte Hoffnung geklagt, eine süße schmerzliche Erinnerung geweint?

Albrecht Dürer als Schriftsteller.

Von Otto Roquette.

Die Geschichte der Kunst zeigt die häufig wiederkehrende Erscheinung, daß bedeutend begabte künstlerische Naturen den Drang fühlten, sich neben ihrer bildenden Thätigkeit auch nach literarischer Seite hin auszusprechen. Bald war es der Strom subjektiver Empfindungen, dessen hervorbrechende Gewalt sie trieb, Meisel oder Pinsel mit der Feder zu vertauschen, um der Fülle ihres ergriffenen Innern einen unmittelbareren Ausdruck zu geben, bald ein umfassendes Wissen, bald ein reiches Leben, dessen Erfahrungen sie zu schriftlicher Aufzeichnung drängte. Um nur der Größten einige zu nennen, so erinnern wir an Michel Angelo und seine Sonette, an Lionardo, der eine Reihe gelehrter und technischer Werke verfaßte, an Benvenuto und seine eigene Lebensbeschreibung. Zu diesen gesellt sich Albrecht Dürer, dessen schriftstellerische Werke nicht nur zur Vervollständigung seines künstlerischen Charakterbildes gehören, sondern auch für die Kunst- und Sittengeschichte seiner Zeit, so wie für die Entwicklung der deutschen Prosa nicht hoch genug angeschlagen werden können.

In Dürer sehen wir eine jener unendlich begabten Naturen, die mit dem unbedingten Triebe, in's Große zu wirken, doch überall eine Schranke an den äußeren Bedingungen fanden. So vervielfachte sich seine Thätigkeit in's Kleine, eroberte sich durch schöpferische Genialität im Einzelnen, was ihm im Ganzen versagt ward, und verfolgte eigene Ziele an Stelle derjenigen,

die ihm eine befangene und kleinliche Anschauung der Zeit und vorzüglich seines Vaterlandes vorenthielt. Bei ihm war es nicht jene dämonische Gewalt individueller Empfindung eines Michel Angelo, nicht Lionardos weltmännisch praktische Vielbildung und Vielseitigkeit, nicht Benvenutos erlebnißreiches Selbstbewußtseyn, was ihn zum Schreiben trieb; nein, es war das Elend des deutschen Lebens, der Druck und die Engherzigkeit der öffentlichen und bürgerlichen Verhältnisse. Was bei jenen Italienern, die trotz mancher Kämpfe sich in ihrem künstlerischen Wirken doch von großen Verhältnissen getragen und unterstützt sahen, nur als ein Ueberschuß ihrer Kraft zu betrachten ist, das muß bei Dürer als ein nothwendiges Glied seines innersten Wesens angesehen werden. Sein Drang, sich schriftlich auszusprechen, war nur eine von den Quellen, die sich aus der niedergehaltenen Vollkraft seines Innern losrangen, aber, wie sie vom Urquell seines künstlerischen Strebens stammte, wußte sie den Weg zu dem gemeinsamen Strome, in dem sich alle wieder vereinigten, zu finden.

Dieser Genius, welchen ein Rafael neben sich, ja bedingungsweise über sich stellte, fand in Deutschland nichts, was ihn in umfassenderem Sinne hätte fördern können. Als Sohn einer mächtigen Handels- und Reichsstadt, wie Nürnberg, hatte er zwar ein Gemeinwesen vor Augen, das von mancher Seite her wohl einige Anregung bieten konnte, aber er selbst war an die Dürftigkeit bürgerlichen Kleinlebens, und dazu schon im Jünglingsalter (in seinem 23. Jahre) durch den Willen seines Vaters an eine zwar schöne, aber ungeliebte Frau gefesselt, die böse Agnes, die seine Natur nicht verstand und ihm die Tage verbitterte.

Im öffentlichen deutschen Leben fehlte im Anfang des sechzehnten Jahrhunderts, bis in das zweite Decennium hinein, jeder lebendige innere Aufschwung. Die freiere humanistische Richtung, wie sehr auch verbreitet, erstreckte sich für's Erste nicht über die Kreise der Gelehrten, und konnte der Kunst keine unmittelbare Anregung geben. Wie die staatlichen Verhältnisse Deutschlands sich in den letzten Regierungsjahren Maximilians verwahrlost und träge hinschleppten, so konnten sie auf die bürgerlichen Zustände auch nur niederdrückend und verknöchernd wirken. Daher blieb die geistige Atmosphäre Nürnbergs, bei aller reichsstädtischen Machtentfaltung, doch eben so beschränkt und regungslos wie überall in Deutschland. Wie hart und schwer Dürer diesen Druck empfand, zeigt einer seiner Briefe aus Italien. Trotz seiner Liebe zum Vaterlande fürchtet er sich doch vor der Heimkehr, und so schreibt er an seinen Freund Pirkheimer im Herbst 1506: „O wie wird mich nach der Sonne frieren! Hier bin ich ein Herr, daheim ein Schmarotzer!" Er kann keine Hoffnung hegen, in Nürnberg jenes künstlerische Leben zu finden, das ihn in den Städten Italiens überall umgab. Er sieht voraus, daß man bei den handwerklichen Begriffen, die man daheim von der Kunst hatte, ihm kein Verständniß entgegen bringen werde, er macht sich mit Schrecken auf das ganze, durch eine unglückliche Ehe nur noch qualvollere Kleinleben, das ihn erwartete, gefaßt.

Zwar sollte er einige Zeit darauf die reformatorische Wiedergeburt Deutschlands erleben. Alle seine Hoffnungen beflügelten sich. Er las mit Eifer Luthers Traktate, die wie Blitzstrahlen in Millionen Herzen zündeten, er hörte seinen Landsmann Hans Sachs von der Wittenbergischen Nachtigall singen, und warf sich an der Hand seines Freundes Pirkheimer mit ganzem Gemüth in das neue freiere Geistesleben. Rührend und großartig zugleich ist seine schreckenvolle Klage auf die Nachricht, daß Luther auf der Rückkehr von Worms gefangen und getödtet worden sey. (Wir kommen später auf diese Stelle seines Tagebuchs zurück.) Auch die Welt in größeren Kreisen zog Dürern bald an sich. Er reiste zum Reichstage nach Augsburg, reiste nach den Niederlanden, er bewegte sich in der Umgebung des neuen Kaiser Karls V., verkehrte vielfach mit der Statthalterin Margarethe von Parma, er ward von Fürsten, einflußreichen und berühmten Männern ausgezeichnet. Die niederländischen Städte erwiesen ihm fürstliche Ehren, die Maler veranstalteten ihm Feste, er durfte sich als einen der Ersten und Bedeutendsten seiner Zeit betrachten. Aber alle diese Auszeichnungen, oder auch nur Anregungen, konnte er sich nur auf Reisen und unter bewegteren Weltverhältnissen holen, denn bei der Heimkehr empfingen ihn die alten, erdrückenden Zustände immer von neuem.

Und doch hatte er die kindlichste Anhänglichkeit an seine Heimath, eine Unfähigkeit sich von ihr zu trennen, die seiner künstlerischen Entfaltung keineswegs förderlich war. Wie man ihm schon in Venedig ein Jahrgehalt geboten hatte, unter der Bedingung, daß er Nürnberg mit der Lagunenstadt vertausche, so wiederholte man in Antwerpen ein ähnliches Anerbieten unter noch günstigeren Verhältnissen. Aber Dürer mochte an einen Abschied von Nürnberg nicht denken, und trug so durch seine deutsche Kleinbürgerlichkeit selbst dazu bei, daß sich die Schranken um ihn verengerten. Denn in Deutschland wurde ihm keine Wirksamkeit eröffnet, in der er die ganze Macht seiner Begabung in großen Zügen hätte entfalten können. Zwar fehlte es ihm nicht an Aufträgen, die zum Theil vom Kaiser selbst

ausgingen, aber diese erstreckten sich nur auf Holzschnitte zur Illustrirung gelehrt-allegorischer Werke. Der Holzschnitt war in Deutschland seit Erfindung der Buchdruckerkunst die eigentlich populäre Kunst, die Tradition hatte sie im Volksleben eingebürgert. Während die italienische Kunst von glänzenden Höfen, mächtigen Städten und reichen Klöstern gepflegt ward, und in Palästen, Villen und Kirchen sich in aller Großartigkeit entfaltete, hatte sie in Deutschland einen durchaus bürgerlichen Charakter, und konnte sich nur in kleinem Kreise ergehen. Auf diese Grenzen sah sich nun auch Dürer angewiesen, und so sehr er den Druck fühlte, so ward es ihm durch die Verhältnisse, durch Vereinsamung, vielleicht auch durch die Macht der Gewohnheit immer mehr erschwert, die gegebenen Bedingungen zu überwinden.

Es ist hier nicht unsere Aufgabe, Dürers künstlerische Entwicklung auch innerhalb dieser Beschränkungen, und wie alles Bedeutende, was die Zeit brachte, sich in seinem Schaffen widerspiegelte, darzustellen; trotzdem aber war das Gesagte nöthig, um zu erklären, wie er dahin kam, sich in seinen letzten Lebensjahren fast ausschließlich schriftstellerischer Arbeit zuzuwenden. Er war zu der Ueberzeugung gekommen, daß er auf jeden freieren und größeren Spielraum für seine bildnerische Schöpferkraft verzichten müsse. Aber die Fülle von Stoff, welche in ihm lebte, wollte trotz der Ungunst der deutschen Verhältnisse verwerthet werden. So trieb ihn das Bedürfniß sich auszusprechen auf ein anderes Gebiet, auf dem er sich nun selbst seine Aufgaben stellte. Dieselben waren in der That nicht klein, und erstaunlich ist es, mit welchem Fleiß, mit welcher Mühe und minutiöser Sorgfalt er daran bei aller Größe des Unternehmens arbeitete.

Außer seinen Briefen aus Italien ist das Frühste, was wir an schriftlichen Denkmälern von Dürer besitzen, sein Tagebuch auf der niederländischen Reise (1520—1521). Es ist für sein Leben, Trachten und Denken, für die Kunstgeschichte und die Culturverhältnisse der Zeit die wichtigste seiner schriftlichen Hinterlassenschaften. Diejenigen Werke aber, welche er selbst für den Druck bestimmte, drängen sich in die letzten drei Jahre seines Lebens zusammen (1525 bis 1528). Zuerst erschien die „Unterweisung der Messung mit Zirkel und Richtscheit“ &c., dann der „Unterricht zur Befestigung der Städt, Schloß und Flecken,“ und endlich (obwohl vor den beiden genannten geschrieben) die „vier Bücher von menschlicher Proportion.“

Wenn man bedenkt, in welcher verwahrlosten Weise die Gelehrten jener Zeit, die doch des lateinischen Ausdrucks Meister waren, den deutschen Styl handhabten, wie unbeholfen z. B. Pirkheimer, der die Geschichte des Schweizerkriegs in classischem Latein schrieb, sich in seinen Briefen mit der deutschen Sprache zermartert, so muß Dürers Schreibart wahrhaft wunderbar erscheinen. Die Erklärung liegt zum Theil darin, daß er eben kein Gelehrter war und in natürlicher Unbefangenheit aussprach, was er dachte. Dürer schrieb, wie er malte oder zeichnete; immer bestimmt in der Anschauung, aber oft ringend mit der Darstellung; bald sich mit Worten herumquälend, ohne ganz den Ausdruck zu treffen, und plötzlich durch die geistvollsten, in klarster Form ausgesprochenen Gedanken und Wendungen überraschend; redselig über Dinge, auf die wenig ankommt, aber meist präcis und treffend in der Ausprägung des Grundgedankens; handwerklich befangen in Nürnberger Manier, und wieder ganz von künstlerischer Hoheit erfüllt; pedantisch und lehrhaft, und gleich darauf kindlich, naiv, von liebenswürdigster Frische.

Diese Mängel seiner Schreibart lassen sich nicht verhehlen, aber sie werden von den Vorzügen bei weitem überwogen. Dürers Schriften lassen sich, wenn man sonst die ganz verzwickte und planlose Orthographie (die er nicht verschuldet) überwunden hat, leichter lesen, als die Mehrzahl gleichzeitiger Werke. Nach Luther, der die deutsche Sprache aus dem Gröbsten herausarbeiten mußte, um sie wieder neu zu erschaffen, nach ihm gut zu schreiben, war nur halb ein Verdienst, aber daß Dürer es gleichzeitig mit Luther, und zum Theil vor ihm, so verstand, zeugt von einer in jener Zeit ganz ungewöhnlichen logischen Klarheit — mochte dieselbe auch rein naiv und instinktmäßig seyn.

Wie Dürer im Leben und in seinen schriftlichen Bekenntnissen sich als einen eifrigen Anhänger des Reformators beweist, so zeigt auch sein Styl die Einwirkung der Lektüre Lutherscher Schriften. Er hat nicht das Kernhafte und populär Schlagende, das z. B. in den Traktaten „An den christlichen Adel deutscher Nation,“ oder wider die aufrührerischen Bauern, herrscht, aber er strebt nach jener Genauigkeit und Deutlichkeit des Ausdrucks, und bringt ganz die individuelle Natürlichkeit, die Luther in seinen Schriften walten ließ, zur Erscheinung. Dürer war tief religiös, und so kann er seine künstlerische Anschauung von der christlichen nicht trennen. Wie er weder in Italien noch daheim „antikisch“ malen wollte, so kommt er bei aller Kunstbetrachtung und Theorie stets auf christliche Anschauung zurück. Er bewundert in der Schönheit nur die Herrlichkeit der göttlichen Macht, und seine Freude an der Kunst äußert sich wie religiöse Andacht. Er ist weit entfernt, mit diesen Empfindungen zu spielen,

darin zu verschwimmen oder intolerant zu werden, aber er hält sie als Grundpfeiler seines künstlerischen Wesens und somit seiner Kunstbetrachtung ausgesprochen fest.

Indem wir nun daran gehen Dürers Schriften im Einzelnen näher zu betrachten, müssen wir uns bei den beiden zuerst erschienenen, der Messungslehre und der Befestigungskunst, auf das Nothwendigste beschränken. Es sind rein technische Werke, die Dürers Styl und sprachliche Verdienste nicht in der Ausprägung zeigen, wie die beiden andern Schriften.

Die Messungslehre ist Pirkheimer zugeeignet, und, wie die Einleitung sagt, zum Selbstunterricht für Lehrlinge geschrieben. In vier Büchern wird zuerst von den Linien und ihren verschiedenen Formen gehandelt, immer mit Rücksicht auf den Zeichner. Durch Illustrationen wird der Text verdeutlicht. Das zweite Buch geht zu den Flächen über, während das dritte die Lehre von den Figuren bringt, nebst allerlei Anweisungen für Bauleute. Das vierte handelt von der Ausmessung der Körper und geht dann zur Optik und Perspektivlehre über. Am Schlusse dieses Werks kündigt Dürer seine bereits vollendete Proportionslehre an.

Auch die Befestigungskunst ist in vier Bücher getheilt, welche die verschiedenen Arten der Befestigungskunst, von einzelnen Bollwerken bis zu der ganzer Städte, darstellen. Dürer sagt, daß er diese Arbeit zu Nutz der Deutschen im Angesicht vielfacher Kriegsgefahr, besonders im Hinblick auf die Abwehr der Türken verfaßt habe. Die beigefügten Holzschnitte erweitern sich gegen den Schluß bis zur Darstellung ganzer Belagerungsbilder. Das Werk wird noch heute von Taktikern als brauchbar beachtet.

Die Proportionslehre ist die bedeutendste Schrift Dürers, ein Werk von außerordentlichem Fleiße und nachhaltigstem Erfolg. Er erforscht, zeichnet und vergleicht die menschliche Gestalt darin nach allen ihren Erscheinungsformen und Altersstufen, und knüpft daran Untersuchungen, Auseinandersetzungen und Ansichten über Kunst und Schönheit. Es wurde vielfach in andere Sprachen übersetzt.

Wir heben einige Stellen aus diesem Werke heraus, und zwar aus dem Ende des dritten Buches, wo er sich am eingehendsten über seine Ansichten ausspricht. *

„Ich glaub daß kein Mensch leb, der da in der mindsten lebendigen Creatur sein schönstes End möcht bedenken, ich geschweig dann in einem Menschen, der da ein besunder Geschöpf Gottes ist, dem ander Creaturen unterworfen sind. Das gib ich nach, daß Einer ein hübschers Bild betracht und mach, denn der Ander, aber nit bis zu dem End, daß es nit noch hübscher möcht seyn, denn solichs steigt nit in der Menschen Gemüth. Aber Gott weiß solichs allein, und wem er's offenbarte, der west es auch. Die Wahrheit hält allein innen, welch der Menschen schönste Gestalt könnte seyn, und kein andre. Nach solchen Dingen rathschlagen die Menschen, und haben unzählig viel unterschiedliches Urtheil, und suchen mancherlei Weg darnach, wiewohl man die Häßlich eher bekommt, denn das Hübsch. In solichem Irrthum, den wir jetzt zumal bei uns haben, wollt ich gern helfen so viel ich könnt, daß die grobe Ungestalt unsres Werks abgeschnitten und vermieden blieb, es wär dann Sach, daß Einer mit sunderem Fleiß ungestalt Ding wollt machen. Nun kommen wir, wie vorgemeldt, wieder zu der Menschen Urtheil. Die achten etwan zu einer Zeit ein Gestalt hübsch, zu der andern Zeit erwählen sie ein andre dafür. So nun dieselben bei den Meistern ein Werk erfordern, so soll der Meister so viel können, daß er ihr Begierd sättige, so ist er zu rühmen. Dazu muß er einen gewaltigen Brauch haben, soll er ihren Willen leisten, ihm wär dazu nuß so er im Gemüth verständ, weliches die recht Maaß wär, und kein andre, daß er auch dasselb mit dem Werk wird können anzeigen."

„Die rechten Künstler erkennen im Augenblick, welchs ein gewaltsam Werk ist, und sich gebiert ein große Lieb daraus dem der's versteht. Das wissen die rechten Gesellen wohl und wissen, was in dem ein rechter Brauch ist, denn das Wissen ist wahrhaft, aber die Meinung betreugt oft. Darum glaub ihm Keiner selbst zuviel, auf daß er nit irrig in seinem Werk werd und verfehl. Deßhalb ist fast nüß dem der mit Solchem umgeht, daß er mancherlei guter Bild seh, und oft die von berühmten guten Meistern gemacht sind worden, und daß man auch dieselbigen davon hör reden. Aber jedoch, daß du allweg ihrer Fehler wahrnehmst und der Besserung nachdenkst und daß dich nit ob Gered allein zu einer Art (über-) reden die ein Meister führt, denn ein Jedlicher macht gern ihm selbst gleich, was ihm wohlgefällt. Aber so du ihr viel vernimmst, so nimm das Best heraus zu deinem Brauch, denn die Irrung ist schier in allen Meinungen. Darum wie gut wir ein Werk machen, noch möcht es allweg besser gemacht werden, gleichwie mit den Menschen, wie hübsch man ein findt, so mag noch ein schönerer gefunden werden, aber ein Jeder nehm das Gewisser an, er lern's von Einem, oder daß er das selbst aus dem Leben erfindt. Doch hüt sich ein Jeglicher von denen

* Die Schreibung habe ich nicht beibehalten, ihre Inconsequenz und Buntheit verwirrt nur den Leser.

zu lernen, die da wohl von der Sach reden und darneben mit ihren Händen allweg sträfliche, untüchtige Werk gemacht haben, der(en) ich viel gesehn hab, denn wenn du ihn(-en) folgest, so verführen sie dich, das bezeugt ihr Werk und ihr Unkunst. Dann es ist ein große Unterscheid, von einem Ding zu reden, oder dasselb zu machen. Darum ist aber nit verworfen, so einem ein Unverständiger ein Wahrheit sag, daß man's darum nit glauben sollt, denn es ist möglich, es sag dir ein Bauer den Irrthum deines Werks, aber er kann dich darum nit berichten und lernen (lehren) wie du denselben bessern sollst."

„Ein Jedlicher, der in dieser Kunst vor (-her) nie nichts gelernt hat und will aus diesem Büchlein ein Anfang schöpfen, der muß dieß mit Fleiß lesen und lernen verstehn was er liest, und deß weniger für sich nehmen, und sich in demselbigen wohl üben, auf daß er's könn machen, und alldann erst ein andres anfahen zu machen. Dann der Verstand muß mit dem Gebrauch anfahen zu wachsen, also daß die Hand könne thun, was der Will im Verstand haben will. Aus solchem wächst mit der Zeit die Gewißheit der Kunst und des Gebrauchs. Denn diese zwei müssen bei einander seyn, denn eins ohn das ander soll nichts. Man soll auch merken, wiewohl ein gemeiner Mann das Besser vor dem Schlechtern erkennt, noch dann versteht (so versteht doch) niemand vollkommlicher ein Werk zu urtheilen, dann ein verständiger Künstler, der da solches durch sein Werk oft bewiesen hat. Nun möcht Mancher sprechen, wer will allwegen die Müh und Arbeit haben, mit Verzehrung langer Zeit bis daß er allein ein einig Bild also meß, darauf viel Müh lege, so es doch oft dazu kommt, daß einer in kurzer Zeit etwan zwainzig oder dreißig unterschieblich Bild muß machen. In solchem ist meine Meinung nit, daß einer zu allen Zeiten all sein Ding soll messen. Aber so du wohl messen hast gelernt und den Verstand mitsammt dem Brauch hast überkommen, also daß du ein Ding aus freier Gewißheit kannst machen und weißt einem jedlichen Ding recht zu thun, alsdann ist nit allweg Noth, ein jedlich Ding allweg zu messen. Denn dein überkommen Kunst macht dir ein gut Augenmaaß, alsdann ist die geübt Hand gehorsam, denn so vertreibt die Gewalt der Kunst den Irrthum von deinem Werk, und wehret dir die Falschheit zu machen, denn du kannst sie und wirst durch dein Wissen unverzagt und ganz fertig deines Werks, also daß du keinen vergeben Strich oder Schlag thust. Und diese Behendigkeit macht, daß du dich nicht lang bedenken darfst, so dir der Kopf voll Kunst steckt, und durch solichs erscheint dein Werk künstlich, lieblich, gewaltig, frei und gut, und wird löblich vor männiglich, denn die Gerechtigkeit ist mit eingemischt."

Wir kommen nun zu dem interessantesten von Dürers Schriftwerken, zu seinem Tagebuch auf der Reise nach den Niederlanden (1520—1521). Er hat dasselbe nicht für den Druck bestimmt. Zum erstenmal mitgetheilt wurde es im Auszug in Murrs Journal zur Kunstgeschichte, Theil VII. 1779, später gab es Campe in Nürnberg, zugleich mit Dürers Briefen und seinem sonstigen handschriftlichen Nachlaß, unter dem Titel: „Reliquien von Albrecht Dürer" 1828 heraus. Dieses Reisejournal zeigt mehr als alle übrigen Schriften, den Künstler wie den Menschen, den Mann der Zeit wie den Schriftsteller, in seiner ganzen Originalität. Wir gehen daher genauer auf dasselbe ein.

Der Sommer 1520 war eine erwartungsreiche Zeit für Deutschland. Die Wahl des jugendlichen Karl V., des Enkels Maximilians, als Nachfolger auf dem Kaiserthron, war endlich entschieden, und man hoffte von seinem Regierungsantritt eine Schlichtung der politischen und religiösen Spaltungen. In den Niederlanden sollte Karl, aus Spanien kommend, zuerst öffentlich auftreten, um sich dann zur Krönung nach Aachen zu begeben. Tausende strömten nach den niederländischen Städten, um Augenzeugen der ersten politischen Handlungen oder auch der Feste zu seyn. Auch Dürer vermochte es nicht, in der Enge der Mauern Nürnbergs zurückzubleiben, er konnte Anregungen, Vortheile aller Art von diesem Weltschauspiel erwarten, und so beschloß er dem allgemeinen Zuge zu folgen. Aber allein durfte er nicht reisen, Frau Agnes, seine „Rechenmeisterin," wie er sie nennt, und eine Magd, Susanna, mußten mitgenommen werden. Durch den Verkauf von Kupferstichen und Holzschnitten hoffte er nicht nur die Reisekosten zu decken, sondern versprach sich noch Gewinn dazu.

An einem „Pfinztag (Donnerstag) nach Chiliani" machte sich die Gesellschaft auf den Weg. Die Reise ging zuerst nach Frankfurt am Main, den Rhein hinab nach Köln und Antwerpen. Gleich der Anfang der Rheinreise zeigt uns ein anschauliches Bild der unabsehbaren Reihe von Zollscheerereien jener Zeit auf dem deutschen Strome. Doch hatte sich Dürer vorgesehen. „Darnach fuhren wir gen Höchstett, da wies ich mein Zollbrief, da ließen sie mich fahren. Und kamen darnach gen Lohr, da wies ich auch mein Zollbrief, da ließen sie mich fahren. Darnach kamen wir gen Neuenstadt und wiesen unsern Brief, da ließen sie mich fahren. Auch hab ich 10 Pf. ausgeben für Wein und Krebs. Darnach kamen wir gen Rotenfels, da wies ich mein Zollbrief, also ließen sie mich frei, und da

lagen wir über Nacht und verzehrten 20 Pf., und am Mittwoch fuhren wir weg und für Sanct Clarig (?) und kamen gen Haudenfeldt, darnach kamen wir gen Homburg, da zeige ich mein Zollbrief, da ließ man mich fahren. Darnach kamen wir gen Wertheim und zeiget mein Zollbrief, da ließ man mich ziehen, und ich verzehret 57 Pf. Darnach fuhren wir gen Portzel, da wies ich mein Zollbrief, da ließ man mich fahren."

Nach einem kurzen Aufenthalt in Köln war die erste große Hauptstation in Antwerpen. Noch am Abend der Ankunft wurde Dürer von seinem Gastfreund zum Faktor des Fugger'schen Hauses geführt, wo man ihm zum Willkomm ein „köstlich Mahl" zubereitet hatte. Feste folgen auf Feste, des Sehenswerthen findet er kein Ende zu erzählen. „Am Sonntag, was auf Sanct Oswaldtag, da luden mich die Maler auf ihr Stuben (Innungshaus) mit meinem Weib und Magd, und hetten alleding mit Silbergeschirr und andern köstlichen Gezier ein überköstlich Essen. Es waren auch ihre Weiber alle da, und da ich zu Tisch geführet ward, da stand das Volk auf beeden Seiten, als führet man einen großen Herrn. Es waren unter ihnen auch gar trefflich Personen von Mannen, die sich alle mit tiefem Neigen auf das allerdemüthigste gegen mich erzeigten, und sie sagten, sie wollten alles das thun, als viel möglich das sie westen (wüßten) daß mir lieb wäre. Und als ich also saß, da kam der Herren von Antorff (Antwerpen) Rathsbot mit zweien Knechten, und schenket mir von der Herren von Antorff wegen 4 Kannen Wein, und ließen mir sagen, ich soll hiemit von ihnen verehret sein und ihren guten Willen haben. Das sagt ich ihnen unterthänigen Dank und erbot meine unterthänige Dienst. Also da wir lang fröhlich bei einander waren und spat in die Nacht, da belaithen (begleiteten) sie uns mit Windlichtern gar ehrlich (ehrenvoll) heim, und baten mich, ich soll ihren guten Willen haben und annehmen, und sollt machen was ich wollt, darzu wollen sie mir allbehülflich sein."

„Item mein Wirth hat mich geführt in der Maler Werkstätt zu Antorff im Zeughaus, da sie den Triumph zurichten, dadurch man den König Karl sollt einführen. Dasselb Werk ist lang 400 Bögen, und ein jeglicher 40 Schuh lang, und wird auf beeden Seiten der Gassen aufgemacht, hübsch geordnet, zweier Gaden hoch, darauf wird man die Kammerspiel machen, und dies kost zusammen von Schreinern und Malern 4000 fl., und dies Ding ist alles überköstlich gemacht."

„Auch hab ich gesehn die Ding, die man dem König aus dem neuen gulden Land (Mexico) hat gebracht. Eine ganz guldene Sonnen, einer ganzen Klafter breit; desgleichen ein ganz silbern Mond auch also groß, desgleichen zwo Kammern voll derselben Rüstung, desgleichen von allerlei ihrer Waffen, Harnisch, Geschütz wunderbarlich, gar seltsame Kleidung, Bettgewand (?) und allerlei wunderbarlicher Ding zu menschlichem Brauch, das da viel schöner zu sehen ist dann Wunderding. Diese Ding sind alle köstlich gewesen, daß man sie geschätzt hundert tausend Gulden werth. Und ich hab aber all mein Lebtag nichts gesehn, das mein Herz also erfreut hat, als diese Ding, und hab mich verwundert der subtilen ingenia der Menschen in fremden Landen, und der Ding weiß ich nit auszusprechen, die ich da gehabt hab."

Von Antwerpen ging die Reise nach Brüssel. Auch da gab es glänzende Aufnahme, reiche Bekanntschaften und Sehenswürdigkeiten. Die Statthalterin, des Kaisers Tante, zeichnete ihn aus, und sah ihn öfter bei sich. „Item Madonna Margaretha, die hat zu Brüssel nach mir geschickt, und mir zugesagt, sie woll meine Förderinsein gegen König Karl, und hat sich sonderlich ganz tugendlich gegen mir erzeigt. Ich hab ihr meinen gestochnen Passion geschenkt, desgleichen ein solchen ihrem Pfenningmeister (Schatzmeister) mit Namen Jan Marini, und hab ihn auch mit Kohlen konterfeit."

Auf Margarethens Fürsprache bestätigte der Kaiser wirklich Dürers Privilegien und fügte neue hinzu. Er hatte später Gelegenheit, ihn in der Nähe zu sehen; denn König Christian von Dänemark, der ebenfalls nach Flandern gekommen war, lud ihn zu dem Feste ein, welches er dem jungen Fürsten gab. Es würde zu weit führen, all die Berühmtheiten aufzuzählen, denen Dürer nahe trat. Erwähnt mögen hier nur drei seyn. Quintin Messys, der Maler, der in Antwerpen ein glänzendes Haus machte, und der gelehrte Erasmus von Rotterdam. Am nachhaltigsten und interessantesten aber für ihn war die Bekanntschaft mit einem Schüler Raphaels, Tommaso Vincitore aus Bologna, mit dem er auf all den Hin- und Herreisen immer wieder zusammentraf. Er nennt ihn Thomas Polonier, oft auch bloß Polonius. Der Schüler, der ihm von dem zu früh verstorbenen Meister erzählen konnte, war ihm werth, zumal da Polonius sich ihm, den Raphael aus der Ferne so sehr verehrt hatte, herzlich anschloß. Sie tauschten Zeichnungen und beschenkten sich, wo sie sich fanden.

Rührend ist es nun zu lesen, wie Dürer alles, auch das geringste, in sein Buch einträgt. Jeden Pfennig, den er ausgibt, jede Rechnung, jedes Trinkgeld, jedes Geschenk, was er macht oder erhält. Frau Agnes mag wohl immer hinter ihm gestanden haben. „Item der Tomasin hat meinem Weib geschenkt 14 Ellen guten dicken Harraß zu einer Hölli, und dritthalb Ellen halben Atlas zu Unterfüttern. Item der Faktor von

Portugal hat mir Wein in die Herberg geschenkt, portugalisch und französisch. Item der Signor Ruderico von Portugal hat mir geschenkt ein Fäßlein voll eingemachten Zucker allerlei Sort, darinnen mehr ein Zuckerkanden Schachtel, mehr zwo Schüssel voll Zucker Penet, Marzipahn und allerlei andere Zuckers, und etlich Zuckerrohr, wie sie wachsen. Dagegen hab ich sein Knecht 1 fl. zu Trinkgelt geben. Mehr hab ich zu Zehrung gewechselt ein schlechten Gulden um 12 Stüber." — „Thomas Polonier, ein guter Maler, hat mir ein gulden Ring geschenkt, antiga, gar mit ein guten geschnitten Stein, ist 5 fl. werth, aber mir hat man zweifach Geld dafür wollen geben. Dargegen hab ich ihm geschenkt meines besten gedruckten Diegs, das ist werth 6 fl. Item 3 Stüber für ein Calecut geben. Ich hab ein Stüber dem Boten geben, 3 Stüber hab ich mit Gesellen verzehrt." — Item der Steffan Capello hat mir ein Cederbaumen Paternoster geben, dargegen soll und hab ich ihn konterfet. Item hab ich 4 Stüber geben für Kesselbraun und ein Lichtscheerlein. Ich hab 3 Stüber für Barbier geben. Felix hat mir 100 Ostria (Austern) geschenkt. Ich hab 7 Weißpfennig geben für schwarze Kreiden. Ich hab den Tomasin Gerhard, Tomasins Tochter, ihren Mann, den Höning Glaser, den Jobsten und sein Weib, und den Felix zu Gast gehabt, das kostet 2 fl."

Er kauft Bücher und Flugschriften, den Eulenspiegel und Luthers Condemnation, verzeichnet, daß seiner Frau die Tasche abgeschnitten worden und was darin gewesen, ferner was er der Magd Susanna geschenkt, was er an Merkwürdigkeiten für seine Freunde in Nürnberg eingekauft, und was jedes Stück kostet. Vor allem aber wird streng gebucht, was er „für Kunst," nämlich für den Verkauf seiner Kunstblätter, eingenommen hat.

Wir können Dürer nicht auf seiner ganzen Kreuz- und Querreise begleiten. Nur ein paar Hauptpunkte seyen noch berührt. Er reiste zur Kaiserkrönung nach Aachen. „Item am 23 Tag Octobris (schreibt er) hat man König Karl zu Ach (Aachen) gekrönt, da hab ich gesehn alle herrlich Köstlichkeit, dergleichen keiner, der bei uns lebt, köstlicher Ding gesehen hat. Wie dann das alles beschrieben ist worden." — Auf der Rückreise machte er in Antwerpen einen großen Mummenschanz mit, wobei er die Masken für mehrere vornehme Personen entworfen und gezeichnet hatte. Darauf ging die Reise nach Köln. „Ich hab zu Köln auf dem Tanzhaus des Kaiser Karls Fürstentanz gesehn, zu Nacht nach Allerheiligen Tag 1520, das war köstlich zugericht."

Ueber diese Feste geht er rascher hinweg und beruft sich auf bereits veröffentlichte Beschreibungen. Dagegen bleibt er mit Vorliebe bei bürgerlichen Festen stehen, erzählt von Bekanntschaften mit Künstlern, und notirt alle die vielen hundert Porträts, die er überall, sey es rasch in Gesellschaften, oder zu Hause, gezeichnet. Aber weit die interessanteste Stelle des ganzen Tagebuches ist seine schmerzliche Klage, als die falsche Nachricht nach Antwerpen kam, Luther sey bei der Rückkehr von Worms verrätherisch überfallen und den Händen seiner Feinde überliefert worden.

„Am Freitag vor Pfingsten im 1521 Jahr kamen mir Mähr gen Antorff, daß man Martin Luther so verrätherisch gefangen hätt, denn da ihm des Kaisers Karols Herold mit dem kaiserlichen Gläit war zugeben, dem ward vertraut, aber sobald ihn der Herold bracht bei Eisenach in ein unfreundlich Ort, saget, er dörfe (bedürfe) sein nit mehr, und ritt von ihm. Alsbald waren 10 Pferd da, die führten verrätherisch den verkauften frommen, mit dem heiligen Geist erleuchteten Mann hinweg, der da war ein Nachfolger des wahren christlichen Glaubens. Und lebt er noch, oder haben sie ihn gemördert, das ich nit weiß, so hat er das gelitten um der christlichen Wahrheit willen, und um daß er gestraft hat das unchristliche Papstthum, das da strebt wider Christi Freilassung, mit seiner großen Beschwerung der menschlichen Gesetz, und auch darum, daß wir unsers Blut und Schweiß also beraubt und ausgezogen werden, und dasselb so schändlich von müßiggehendem Volk lästerlich verzehrt wird, und die durstigen, kranken Menschen darum Hungers sterben. Und sonderlich ist mir noch das Schwerest, daß uns Gott vielleicht noch unter ihrer falschen blinden Lehr will lassen bleiben, die durch die Menschen, die sie Väter nennen, erdicht und aufgesetzt haben, dadurch uns das köstlich Wort an viel Enden fälschlich ausgelegt wird, oder gar nichts fürgehalten."

„O höchster himmlischer Vatter, geuß in unser Herz durch deinen Sohn Jesum Christum ein solch Licht, dabei wir erkennen, zu welchen Boten wir zu halten gebunden sind, auf daß wir die andere Beschwerniß mit gutem Gewissen fahren lassen. Und so wir diesen Mann, der da klärer geschrieben hat, denn nie keiner in 140 Jahren gelebt, dem du einen solchen evangelischen Geist geben hast — (hier fehlt das Verbum, wahrscheinlich „verlieren sollen") — bitt wir dich, o himmlischer Vatter, daß du deinen heiligen Geist wiederum gebest einem, der da deine heilige christliche Kirch allenthalben wieder versammel."

„Darum sehe ein jeglicher, der da Martins Luthers Bücher liest, wie sein Lehr so klar durchsichtig ist, so er das heilig Evangelium führt, darum sind sie

in großen Ehren zu halten, und nit zu verbrennen, es wär dann, daß man sein Widerpart, die allzeit die Wahrheit widerfechten, in's Feuer würf, mit allen ihren opinionen, die da aus Menschen Götter machen wollen. Aber doch, daß man wieder neuer Lutherischer Bücher Druck hätt. O Gott, ist Luther todt, wer wird uns hinfür das heilig Evangelium so klar fürtragen! Ach Gott, was hätt er uns noch in zehn oder zwanzig Jahren schreiben mögen! O ihr alle fromme Christenmenschen, helft mir fleißig beweinen diesen gottgeistigen Menschen, und ihn bitten, daß er uns einen andern erlauchten Mann send!"

In diesen Herzensergießungen, von denen wir nur ein paar Bruchstücke mittheilten, kann Dürer kein Ende finden. Aber wie er später zu großer Freude erfuhr, beruhte sein Schmerz nur auf einem Gerücht, denn Luther war durch Kurfürst Friedrich des Weisen Hülfe auf der Wartburg vor seinen Feinden geborgen.

Dürers Reise nach den Niederlanden hatte nicht den Erfolg, den er sich davon versprochen. Anstatt eines materiellen Verdienstes mußte er noch Geld aufnehmen, um nur die Kosten der Heimreise bestreiten zu können. „Ich hab in allen meinen Machen, Zehrungen, Verkaufen und andrer Handlung Nachtheil gehabt im Niederland, gegen großen und niedern Ständen, und sonderlich hat mir Frau Margareth für das ich ihr geschenkt und gemacht hab, nichts geben." — So kehrte er, zwar durch manche Anschauungen und Erlebnisse reicher, nach Nürnberg zurück, aber doch ohne die äußere Förderung, die seinem Talent gebührte.

Außer diesen Schriften Dürers besitzen wir eine Reihe seiner Briefe, Familiennotizen und Tagebuchblätter. Alle diese zeigen den Genius, dessen gebundene Schwingen sich vergeblich loszuringen streben, und der gemartert von der Last des Lebens, umsonst nach äußerer und innerer Freiheit seufzt. Auch in Versen versuchte er sich ab und zu, doch ohne Glück. Selbst sein Freund Pirkheimer ließ dieselben nicht gelten, doch nur darum, weil sie nicht nach der Tabulatur der Meistersänger waren. Wir heben zum Schluß dieser Zeilen ein paar Verse aus einem Gedicht aus, welche, ohne großen Werth zu beanspruchen, doch ein Zeugniß von der edlen, reinen Gesinnung Dürers geben mögen.

„Wer stets begehret Knie zu biegen,
Daß man sich vor ihm soll schmiegen,
Ist besser einen solchen meiden,
Denn mit Betrübniß von ihm leiden.
Denn welcher dein guter Freund ist
Der braucht gegen dir kein arge List,
Daß er dir nichts in Uebel kehrt
Und dir doch allweg Uebels wehrt,
Auch dich nimmer in Nöthen lat,
Und in Anfechtung für dich stat.
Der auch allzeit Mitleiden trägt
So du mit Trauren bist bewegt,
Und der dich nimmer geringer acht,
Als er sich allweg selber macht."

Correspondenz-Nachrichten.

Newyork, November.

Die Präsidentenwahl. — Republikaner und Demokraten.

Der Wahlkampf ist beendigt. Zum erstenmal seit vielen Jahren hat die Sklaverei-Propaganda, die Demokratie, eine entscheidende Niederlage erlitten, und Abraham Lincoln, der Candidat der Republikaner, ist mit überwältigender Majorität zum Präsidenten erwählt. Wohl niemals seit dem Bestehen der Republik war der Wahlkampf heißer und leidenschaftlicher, und mehr als jemals war es ein Principienkampf, ein Kampf zwischen den Grundsätzen der Freiheit und der Sklaverei. Für die Demokratie war es ein Kampf der Verzweiflung, auf Leben und Tod, und je mehr in Folge der innern Spaltungen der Partei alle Aussichten auf einen günstigen Ausgang schwanden, um so leidenschaftlicher und bitterer wurden die Angriffe und Ausfälle gegen die Republikaner. Der ganze Süden versuchte es mit dem Einschüchterungssystem, seinem alten Kunstgriff, und täglich drohten die südlichen Blätter und Redner mit Losreißung von der Union im Fall der Erwählung Lincolns. Die gehorsamen Diener der Sklaverei

im Norden, so wenig sie auch selbst an die Verwirklichung der alten Drohung glaubten, schnitten ebenfalls bedenkliche Gesichter, und erklärten das Unheil unvermeidlich, allein das Volk zeigte sich dem alten Popanz entwachsen und ließ sich nicht mehr von ihm zu Bette jagen, und als im Oktober Pennsylvanien bei seinen Staatswahlen durch eine große republikanische Majorität keinen Zweifel mehr über das Ergebniß der Präsidentenwahl daselbst ließ, sah jeder Mensch mit gesunden Sinnen ein, daß die Erwählung irgend eines der übrigen drei Candidaten, Bell, Douglas oder Breckenridge, eine absolute Unmöglichkeit sey. Jetzt heftete sich die letzte Hoffnung der Demokraten an Newyork, welches durch seine dreiunddreißig Stimmen die Entscheidung zu geben hatte, und so gewiß man auch war, daß die Stadt, der Herd des Abschaums aller Nationen, Dank den Massen roher unwissender Irländer, wie immer, eine demokratische Majorität abgeben würde, eben so gewiß war auch die mächtigere republikanische Majorität im ganzen Staat. Im Westen und Osten hatte die Demokratie nicht den Schatten einer Hoffnung; Newyork allein war noch ungewiß, und war deßhalb in der letzten Zeit der Schauplatz, auf dem sich die Bemühungen und Wahlumtriebe der Demokraten hauptsächlich concentrirten. Hier hatten einige reiche Kaufleute, das Haus Henry Smith und Townsend an der Spitze, welche für ihre Kunden im Süden fürchteten, nach unendlichen Intriguen und vorzüglich durch Bestechung eine Fusion der drei antirepublikanischen Parteien zu Stande gebracht, und ließen alle Minen springen. Hätte nun der Staat Newyork aber eine demokratische Majorität hergestellt, so wäre damit allerdings noch keiner der drei Candidaten zum Präsidenten gewählt gewesen, allein Lincoln hätte, wenn auch mehr Stimmen als jeder Einzelne seiner Gegner, doch nicht mehr die zur Wahl erforderliche absolute Majorität über Alle derselben gehabt. In einem solchen Fall, der jedoch seit dem Bestehen der Republik noch nicht eingetreten ist, wird nach der Constitution der Präsident vom Repräsentantenhaus gewählt, und falls auch dort keiner der Candidaten die nöthige Majorität erhalten kann, kommt die Sache an den Senat, welcher zwar nur einen Vicepräsidenten ernennt, der jedoch in Ermangelung eines Präsidenten als solcher funktionirt. Auf diese Combinationen hatten die Demokraten ihre letzte Hoffnung gebaut. Sie wußten, daß im Repräsentantenhaus ebenfalls nicht die absolute Majorität zu erreichen, und am 4. März, wo der Präsident sein Amt anzutreten hat, die Sache um keinen Schritt weiter seyn würde, und dann der Senat, in welchem die Sklaverei noch eines ihrer festen Bollwerke besitzt, nicht verfehlen könnte, sogleich Joe Lane, einen der extremsten Sklaverei-Propagandisten zum Vicepräsidenten zu ernennen. Ein solcher Zustand der Dinge hätte die fieberhafte Aufregung und Spannung, in der das ganze Land sich immer zur Zeit der Präsidentenwahl befindet, durch den ganzen Winter verlängert; in allen Geschäften hätte Stockung eintreten müssen, eine Geldkrisis und damit eine unabsehbare Calamität wäre unvermeidlich geworden; allein jene Patrioten wollten dennoch dem Volk alles dieses Unheil auferlegen, ehe sie sich die Macht entreißen ließen. Alle möglichen Kunstgriffe wurden versucht. Unter anderem erließen mehrere der großen Kleiderhandlungen, welche an ihren südlichen Kunden ungeheure Summen verdienen, ein Circular an ihre deutschen Schneider, die ihre hauptsächlichen Arbeitskräfte ausmachen, und theilten ihnen mit, daß im Fall eines Sieges der Republikaner der Süden sich unfehlbar losreißen würde, daß dadurch alle Geschäfte mit dem Norden ein für allemal abgebrochen wären und folglich alle Schneider, welche gegenwärtig für jene Häuser gearbeitet, ihr Brod verlieren müßten. Nur durch die vereinten Anstrengungen der Demokraten könnte solches Unheil abgewendet werden, und schließlich wurde jeder Schneider ermahnt, für den demokratischen Wahlzettel zu stimmen. Man hatte auf die Unwissenheit und Leichtgläubigkeit der Schneider gerechnet; dieselben ließen sich jedoch nicht so leicht in Angst jagen, und beriefen eine Versammlung, um zu berathen, welches Verhalten unter den Umständen am zweckmäßigsten wäre. Die Erlasser des Circulars hatten ebenfalls ihre Emissäre dorthin geschickt, welche ihnen die schrecklichen Folgen eines republikanischen Sieges in den düstersten Farben darstellten und allgemeine Revolution, Anarchie und Negerrebellion prophezeiten, aber auch diese Schreckschüsse trafen nicht und einer der Schneider erwiederte ruhig: „Nun, wenn die Sklaven im Süden frei werden sollten, so werden sie bald Tuchröcke brauchen und eben so gute Kunden für uns abgeben als jetzt ihre Herren."

Ungeheure Summen wurden aufgeboten, um Stimmen aufzukaufen, aber was in der Stadt Newyork gelang, schlug auf dem Lande unter dem wahren Kern des Volkes fehl. Es wurden sogar Versuche gemacht, eine künstliche Geldkrisis herbeizuführen und die Fonds herabzudrücken, um die Massen durch einen panischen Schrecken in die demokratischen Reihen zu treiben, aber dieser nichtswürdige Kunstgriff erregte nur Empörung und fiel auf diejenigen zurück, von denen er ausgegangen war, da jeder ihn durchschaute und überdieß einsah, daß das Gedeihen von Handel und Industrie ganz von der Beendigung des Wahlkampfes abhing und durch jede Verlängerung desselben nothwendig leiden mußte. Bald wurde es klar, daß das Spiel hoffnungslos für die Demokratie verloren war, und als letzten Ausweg versuchten die Diener der Sklaverei es noch mit dem entschiedensten Betrug, und beschlossen als letztes, verzweifeltes Mittel, die demokratische Majorität in der Stadt durch ungesetzmäßiges Stimmen dergestalt anzuschwellen, daß sie der republikanischen Ueberzahl auf dem Lande die Spitze bieten könnte. Dieß ist jedoch nicht mehr so leicht als in früheren Zeiten, als die demokratischen Schläger am Wahltage truppweise durch die Stadt zogen und ungestraft in jedem Distrikt ihre Stimmen abgeben konnten. Gegenwärtig wird nämlich vor dem Wahltag in jedem Bezirk ein

Verzeichniß der stimmfähigen Bürger angefertigt; wo die Umstände verdächtig scheinen, wird nachgeforscht, und da derjenige, welcher einen unbefugt Stimmenden nachweist, eine Belohnung von hundert Dollars erhält, ist es kein Wunder, daß es bei den Wahlurnen nicht an aufmerksamen Wächtern fehlte. Vortreffliche Dienste leisteten auch die „Wide Awakes," die an den Polls das Abstimmen überwachten und durch ihre ruhige, entschlossene Haltung den Schlägern und Rowdies, die bei früheren Gelegenheiten viele stimmberechtigte Bürger mit Gewalt von den Wahlurnen fern hielten und wegstießen, dergestalt imponirten, daß der Wahltag ruhiger als jemals und — eine unerhörte Thatsache — fast ohne irgend welche Excesse ablief, und das Ergebniß ist eine republikanische Majorität von fast 50,000 Stimmen im Staat Newyork.

Die „Wide Awakes" bildeten überhaupt einen hervorstechenden Zug des diesjährigen Wahlkampfes. Die republikanische Partei ist bekanntlich noch neu und trat vor vier Jahren, als sie Fremont zu ihrem Candidaten wählte, zuerst selbstständig auf. So schnell sie auch anwuchs und sich ausbreitete, ermangelte sie damals doch jener systematischen Organisation, der die Demokratie einen so großen Theil ihrer Macht verdankte. Seitdem haben die Republikaner ihre Zeit wohl angewendet; durch den ganzen Norden und selbst in einigen der Grenzsklavenstaaten bildeten sich täglich mehr republikanische Clubs, und bei dem Beginn des Wahlkampfes traten die Mitglieder derselben unter dem Namen der „Wide Awakes" als eine vollkommen organisirte und imposante Macht auf. Ein Blick auf die Wide Awakes — sey es bei ihren Versammlungen, Umzügen oder irgend welcher andern Demonstration — genügte, um einen zu überzeugen, daß man die Repräsentanten des besten, gebildetsten Theils der Nation vor sich hatte. Es war ein wahres Vergnügen, alle diese wohlgebildeten, größtentheils jungen Männer beim Licht ihrer Fackeln mit ihren farbigen Mänteln am Abend ihre Umzüge halten oder irgend einen gefeierten Redner geleiten zu sehen. In ihren Bewegungen herrschte eine fast militärische Gewandtheit und Uebereinstimmung, und sie zeichneten sich in dieser Hinsicht besonders vortheilhaft vor den Demokraten aus, ganz von den Ausbrüchen der Rohheit, dem wilden Geschrei und den vielen Betrunkenen zu schweigen, welche die unabänderlichen Begleiter jeder demokratischen Demonstration sind. So oft die Wide Awakes auch von den demokratischen Rowdies angegriffen und noch öfter mit Ueberfällen bedroht wurden, gingen sie doch immer unbewaffnet, und so gut und erfolgreich sie sich auch zu vertheidigen wußten, waren sie selbst niemals die Angreifer und nirgends haben sie sich bis jetzt den geringsten Exceß zu Schulden kommen lassen.

Eine nicht minder charakteristische, aber viel weniger anziehende Erscheinung ist der sogenannte Fancy-Mann, der demokratische Rowdy von Profession, der während des Wahlkampfes in seiner vollen Glorie leuchtet, aber auch während des übrigen Theils des Jahres sein Unwesen treibt und eine Classe der Menschheit bildet, von welcher der deutsche Leser schwerlich eine Vorstellung hat. Der politische Rowdy besitzt weit verbreiteten und unbedingten Einfluß in einem großen Kreis seines Gelichters und hat bei den Wahlen oft über tausend Stimmen und mehr zu verfügen, für die er unglaublich hoch bezahlt wird. Er ist deßhalb für den Politiker und seine Genossen eine wichtige, ja unentbehrliche Person und darf sich in dieser Eigenschaft jede Schandthat ungestraft erlauben. Gewöhnlich ist er nebenbei Preiskämpfer und Spieler von Profession, doch gibt es auch Fancy-Männer, welche dergleichen nobeln Passionen nur zum Zeitvertreib huldigen und bloß die Politik als Geschäft treiben. Der Fancy-Mann wohnt in einem eleganten Hotel, wo er sich nichts abgehen läßt und zumal im Schenkzimmer, dem „Bar room" zu Hause ist. Er trägt die feinste Wäsche und ist nach der letzten Mode gekleidet, und nur der Eingeweihte erkennt ihn auf der Straße für das, was er ist. Zügellos und ausschweifend im höchsten Grade, ist er außerdem der bösartigste und gefährlichste Raufbold und bei dem geringsten Anlaß bereit, jeden, der ihm in Weg kommt, auf der Stelle niederzuwerfen oder zu erschießen. Häufig auch fallen die Rowdies, wenn sie handgemein werden, einander mit den Zähnen an und beißen sich, bestialischer als wilde Thiere, Ohren und Nasen ab, ein Verfahren, das unter dem Namen Mayhem regelmäßig seinen Platz in dem städtischen Verzeichniß von Verbrechen einnimmt. Ist der Fancy-Mann im Rausch oder in besonders übermüthiger Laune, so schlägt und schießt er auf der Straße ganz fremde Menschen ohne allen Anlaß nieder, ohne deßhalb fürchten zu müssen, der Criminaljustiz in die Hände zu fallen, da seine Gönner dafür sorgen, daß man seiner nicht habhaft wird. Wird er dennoch einmal verhaftet, so begrüßt ihn einer der demokratischen Stadtrichter, der vielleicht eben einen armen Teufel, der etwa eine goldene Uhr gestohlen hat, zu mehrjähriger Zuchthausstrafe verurtheilte, als alten Freund und läßt ihn auf sein Wort, sich zur Untersuchung zu stellen, frei ausgehen. Diese kommt niemals an die Reihe, und im Gefühl seiner Straflosigkeit scheut er sich vor keinem Verbrechen und begeht oft drei bis vier Mordthaten, bis ihm endlich mit Gleichem vergolten wird und er in irgend einer verrufenen Branntweinschenke von den Händen eines seiner Genossen fällt. Jedoch ist es auch keineswegs ein so unerhörtes Ereigniß, daß er durch die Gunst seiner hohen Beschützer mit der Zeit ein städtisches Amt erhält und als Aldermann oder Mitglied des Common Council zu Würden und Einfluß gelangt. Ja, der gegenwärtige Präsident war schamlos genug, ein Individuum dieser Art, Isaiak Ryndérs, „für geleistete Dienste" zum Vereinigten Staaten-Marschall von Newyork zu ernennen, welchen Posten er ohne Zweifel bekleiden wird, bis der Antritt des neuen Präsidenten alle Beamten der gegenwärtigen Regierung ferneren Bemühungen für den Staat überhebt.

Während in den freien Staaten Lincolns Ernennung mit lautem Jubel begrüßt wurde, tobt und wüthet der Süden wie wahnsinnig. In Georgia und Süd-Carolina sind die gesetzgebenden Versammlungen berufen worden, um über die Frage der Losreißung von der Union zu entscheiden. Einigen Tollköpfen mag es schon Ernst damit seyn, doch wird der ganze Lärm wie Rauch verfliegen. Der Norden kann sehr wohl ohne Süd-Carolina und Georgia fertig werden, diese aber nicht ohne den Norden, der ihnen ihre Baumwolle abnimmt und von dem sie für alle Erzeugnisse der Industrie abhängig sind. Ueberhaupt würden sie finden, daß es leichter ist, von Losreißung zu schwatzen als sie auszuführen. Sie müßten alsdann unabhängige Staaten bilden, ihr eigenes Heer und ihre eigene Flotte haben, wozu es ihnen vor Allem an Geld fehlt. Kein Mensch mit gesunden Sinnen kann im Ernst einen solchen Schritt anrathen, aber der Fanatismus der Sklaverei scheint die Leute dort ihrer gesunden Sinne beraubt zu haben und sie ihrem eigenen Ruin entgegen zu führen. „Wen Gott verderben will, den macht er erst toll."

London, December.

Was die „Schlachten der Industrie" kosten. Das letzte Kohlminenunglück. — Der Road-Mord. — Einheimische Bekehrungsversuche der englischen Geistlichkeit, Religion und Boxerei. — Literarisches.

Es ist ein Lieblingsthema der Dichter, die Schrecknisse des Kriegs auszumalen und mit den Segnungen des Friedens zu vergleichen. Der Contrast ist ohne Zweifel groß, aber nicht so groß, als die Poeten sich einbilden. Auch der Frieden hat seine Schlachten, und diese Schlachten verschlingen mehr Menschenleben, als die Schlachten des Kriegs, obgleich sie nicht so blutig sind. Betrachten wir nur die unzähligen Opfer, welche jährlich an dem Altar der Industrie fallen. Hier in England, wo die Industrie sich am ungehemmtesten entwickelt hat, erreicht das Durchschnittsalter der arbeitenden Millionen nicht die Hälfte, in manchen Geschäften nicht ein Drittel des Durchschnittsalters der sogenannten höheren Klassen. Mit wenigen Ausnahmen werden die Soldaten, welche die „friedlichen Schlachten der Industrie" kämpfen, in der Blüthe der Jahre hingerafft. Sie sterben nicht unter dem Donner der Kanonen, ihre Brust ist nicht von Kugeln zerrissen, nicht vom Schwert zerfetzt; aber sterben sie im stillen Kämmerlein und nicht auf dem Schlachtfeld, so sterben sie doch an den Wunden, welche sie in der „friedlichen" Schlacht davongetragen. Jeder Tag rafft so, geräuschlos und unbarmherzig, Myriaden hin. Und hat die Industrie etwa nicht auch ihre blutigen „Schlachten?" Man lese die englischen Fabrikberichte. Alle sechs Monate bringen sie eine lange, lange Liste von „Händen," die durch die Maschinen in den Fabriken getödtet oder verstümmelt worden sind. Vierzig Todte und 3400, sage drei Tausend vierhundert Verwundete, das ist in neuerer Zeit die gewöhnliche Zahl während eines Jahres. Noch furchtbarer sind die Listen, welche sich in den Minenberichten finden. Verwundete kommen in diesen Listen nur selten vor, aus dem einfachen Grund, weil die Explosionen in den Kohlengruben fast immer unmittelbar tödtlich sind. Die Zahl der Minenarbeiter, die jährlich in den Gruben das Leben verlieren, beläuft sich durchschnittlich auf Zweihundert, bald mehr, bald weniger. Eine der unheilvollsten Katastrophen dieser Art ereignete sich vorigen Samstag in der Black Vein Pit (Süd-Wales). Morgens um fünf Uhr (am Samstag beginnt und endet die Arbeit in den meisten Kohlengruben früher, als an den übrigen Wochentagen) stiegen 199 Männer, gesund und frisch, in die Grube hinab. Fünf Stunden später entzündete sich das nicht genügend abgeleitete Gas mit einem entsetzlichen Knall, und ehe es möglich war, von außen Hülfe zu leisten, hatten von den 199 Männern 170 aufgehört zu leben. Nur 29 wurden gerettet. Von den Leichen sind erst die wenigsten hervorgezogen; denn die Grubenwerke haben von der Explosion so gelitten, daß man noch nicht auf den Boden steigen kann. Ueber die nächste Ursache des Unglücks werden wir wohl stets im Dunkel bleiben. Wahrscheinlich hatte einer der Arbeiter, dem strengen Verbot zum Trotz, seine Sicherheitslampe geöffnet, um sich die Pfeife daran anzustecken. Doch wie dem auch sey, die eigentliche Ursache liegt in der Nachlässigkeit der Grubenbesitzer, welche für eine bessere Ventilation hätten sorgen sollen. In Bezug auf die Ventilation der Gruben hat das Parlament freilich verschiedene gute Gesetze aufgestellt, allein leider werden dieselben nicht sehr gewissenhaft beobachtet, um so weniger, da die Uebertretung in pekuniärer Hinsicht profitabler ist, als die Befolgung, und da die Zuwiderhandelnden nicht leicht von einer Jury verurtheilt werden. Aehnlich steht es um die Fabrikgesetze, deren Verletzung

bekanntlich die Regel ist. Männer, die einen so bedeutenden lokalen Einfluß haben, wie Mineneigenthümer und Fabrikanten, brauchen das Verdikt einer lokalen Jury, deren Mitglieder ihnen befreundet, oder von ihnen abhängig sind, nicht zu fürchten.

Von dem außerordentlichen Einfluß, welchen in England, besonders auf dem Lande, das Geld in Justizsachen ausübt, liefert die Geschichte des Road-Mord-Processes ein in die Augen springendes Beispiel. Mehr als fünf Monate sind jetzt seit der That verflossen, und vor acht Tagen geschah der erste ernstliche Schritt zur Entdeckung und Bestrafung des Schuldigen. Hätte die öffentliche Meinung nicht den Attorney-General gezwungen, die eben so liederlich wie parteiisch betriebene Untersuchung wieder zu eröffnen, so wäre das Verbrechen von ewiger Nacht umhüllt geblieben. Und warum? Fehlte es an Spuren? an Verdachtsgründen? Keineswegs. Wie wir nachgerade, Dank den privaten Nachforschungen eines Herrn Saunders, erfahren haben, lagen von vornherein die gravirendsten Thatsachen gegen den Vater des getödteten (schwerlich gemordeten) Knaben vor, Thatsachen, die mit der vollsten Beweiskraft ausgestattet sind. Aber — Herr Kent hat ein jährliches Einkommen von 3000 Pfund Sterling, er bekleidet ein Staatsamt, und ist obendrein ein unehelicher Sohn des verstorbenen Herzogs von Kent, also ein Halbbruder der Königin. Die gravirenden Thatsachen wurden systematisch unterdrückt, der Coroner sah durch die Finger, der Jury wurde blauer Dunst vorgemacht, die Polizei bemühte sich, das Publikum durch die Verhaftung von Personen, gegen die nicht der mindeste Verdacht existirte, irre zu leiten, und, wie bereits gesagt, die Verschwörung — denn anders ist es nichts — zu Gunsten des Herrn Kent wäre sicher gelungen, wenn nicht die öffentliche Meinung sich in's Mittel geworfen hätte.

Das Schicksal des Schulmeisters Hopley, der jüngst wegen Todprügelung eines Zöglings zu zweijährigem Zuchthaus verurtheilt ward, hat leider in den englischen Schulen nicht die gehofften Früchte getragen. Der Stock regiert nach wie vor, und vergangene Woche wurde abermals ein Knabe zu Tode geschulmeistert, und zwar in einer öffentlichen Schule zu Exeter. Die Coroners-Jury, welche über der Leiche dieses neuen Märtyrers einer verkehrten Erziehungsmethode saß, hat gegen den betreffenden Lehrer ein Verdikt auf Todtschlag ausgesprochen. Ob es noch vieler solcher „Fälle" bedarf, ehe der Stock aus den englischen Schulen verbannt wird?

Ich erwähnte in meinem letzten Brief der religiösen Indifferenz, durch welche sich die Massen hierzulande auszeichnen. Seit einiger Zeit arbeiten unsere Geistlichen mit großer Emsigkeit daran, die dicke Kruste dieser Indifferenz zu durchbrechen und das Volk in die Kirchen zu locken. Sie halten Vorlesungen über religiöse Gegenstände; sie gründen „christliche Associationen für junge Leute" zum Behuf des Predigthörens und Theetrinkens; sie geben nächtliche Kaffeegesellschaften für Freudenmädchen; sie organisiren religiöse Concerte und Abendunterhaltungen in glänzend beleuchteten, feenhaft ausgeschmückten Theatern und sonstigen Vergnügungslokalen, und da dieß alles nicht schnell genug zum Ziele verhilft, sind sie schließlich auf eine wirklich originelle Idee verfallen. Sie faßten nämlich den genialen Gedanken, die Begeisterung des Volks für die edle, wenn auch nicht sehr christliche Boxerkunst zu benutzen, und einen renommirten Faustkämpfer, Namens Weaver, der seiner Zeit manches Nasenbein einschlug, aber später „erleuchtet" wurde, als Volksprediger nach London zu berufen. Weaver kam, sah, und siegte. Nachdem er mehreremal in kleineren Sälen seine Attraktionskraft bewährt hatte, trat er am Sonntag in den heiligen Riesenräumen der Exeter Hall auf und predigte vor mindestens 3000 Arbeitern und Costermongern, die er durch die an frühere Thaten erinnernden Lufthiebe seines herkulischen Arms in Entzückung versetzte. Ich war selber eine Viertelstunde lang zugegen, und muß bekennen, daß Weaver auf sein Auditorium einen tiefen Eindruck hervorgebracht hat. Die religiösen Journalisten haben Recht, zu triumphiren. Es war ein Triumph — für die Boxerei.

Die erste Nummer der Sala'schen Monatsschrift „Temple Bar" erblickte am Donnerstag das Licht der Welt. Sie ist reichhaltig und verdient das Lob, welches ihr von den meisten Zeitungen gespendet wird. Von den 100,000 Exemplaren, welche Sala drucken ließ, sind jedoch bis jetzt höchstens 40,000 verkauft, und auf weiteren Absatz ist kaum mehr zu zählen. Der Erfolg des Unternehmens ist unter diesen Umständen durchaus nicht als gesichert zu betrachten.

Der neue Roman, den Thackeray vom 1. Januar an im Cornhill Magazine veröffentlichen wird, trägt den Titel: „Die Abenteuer Philipps, auf seinem Wege durch die Welt, zeigend, wer ihn bestahl, wer ihm half, und wer ihn im Stiche ließ." Nach der Illustration auf dem Annoncenblatte im Cornhill Magazine zu urtheilen, wird die Geschichte zum Theil im Orient spielen. Ursprünglich beabsichtigte Thackeray, sie in einer besonderen Form zu publiciren, aber die stete Concurrenz, welche sein „Magazin" gegenwärtig zu bestehen hat, brachte ihn auf andere Gedanken.

Aus dem Odenwalde, November.

(Schluß.)

Schloß Erbach und seine Sammlungen. — Römische Alterthümer.

Im Nordgau und Hohenlohischen verbindet eine große fortlaufende Mauer die einzelnen Kastelle und bildet auf diese Weise eine befestigte Linie; im Odenwalde findet man von einer solchen Mauer keine Spur, dagegen lief von Mudau bis Obernburg ein gepflasterter Weg, der durch neun in fast gleicher Entfernung von einander stehende Kastelle beschützt wurde. Rechts und links von diesen Kastellen zogen sich bald einfache, bald doppelte Gräben mit Aufwürfen hin; die Zwischenräume von einem dieser Gräben zum andern waren durch große, in den Boden geschlagene Pfähle wie durch eine Mauer gesichert, daher der Name „Pfahlgraben“ oder „Pfahlhecke.“ Wo etwa das Terrain weniger günstig war und deßhalb die Linie bei einem Angriffe weniger Sicherheit zu gewähren schien, waren besondere kleine Kastelle errichtet. Diese Kastelle kommen mit den weiter oben, namentlich im Hohenlohischen gefundenen überein und waren ganz nach den Grundsätzen angelegt wie die Römer ihre großen befestigten Lager nach den Beschreibungen des Polybius, Hyginus und Vegetius anzulegen pflegten. — Sie haben alle die Gestalt eines länglichen Vierecks mit abgerundeten Ecken, sind zwischen 300 bis 350 Fuß lang und 250 bis 300 Fuß breit. Die Seiten sind genau den vier Himmelsgegenden zugekehrt. Rings um dieselben laufen Gräben, welche zum Theile — besonders an den Thoren — ausgemauert waren. Ihre Tiefe betrug 12 bis 18 Fuß, ihre Breite 7 bis 11 Fuß. Die äußere Mauer war ohne Kalkverbindung und zwischen dieser und dem Graben ein Raum von zwei bis drei Fuß. Die Steine sind — auf der dem Feinde zugekehrten Seite — große, mit dem sogenannten Zweispitze behauene Quadern (rustica), welche in senkrechter Stellung auf einander geschichtet sind. Diese Mauer hatte ein fortlaufendes Gesimse und auf demselben mit einem Zwischenraume von je 7 Fuß, Zinnen von 3½ Fuß Länge und eben solcher Höhe. Hinter dieser Hauptmauer, mit derselben parallel, lief eine sogenannte Futtermauer ungefähr in gleicher Höhe. Den Raum zwischen beiden Mauern füllte Schutt von kleinen Steinen und etwas Erde; der Durchmesser betrug auf der Grundfläche sechs Fuß. Wider die Futtermauer lehnte sich ein Wall von Erde, worauf der Soldat im Gefechte stand, und dessen sanfte Abdachung nach innen der Besatzung das Besteigen desselben überall erleichterte.

Genau in der Mitte jeder der vier Seiten des Kastells waren eben so viele Thore angebracht, jedes 14 Fuß breit. Der Thorweg war gepflastert, ebenso der vor den Thoren hinlaufende Graben, worauf die hölzerne Brücke ruhte. Das von allen am besten erhaltene Kastell wurde, wie bereits erwähnt, mit aller Genauigkeit und Sorgfalt in den Eulbacher Garten versetzt.

Spuren von Gebäuden, welche der Besatzung zur Wohnung gedient haben konnten, fanden sich zwar in den Kastellen im Hohenlohischen, aber nicht in einem einzigen der Odenwälder Kastelle, doch ist nicht zu bezweifeln, daß solche vorhanden waren, da die Römer nicht bloß für kurze Zeit hier standen, sondern diese Linie in einem Zeitraume von dritthalb Jahrhunderten besetzt hielten. Wahrscheinlich waren die Wohnungen nur aus Holz erbaut, woran es ja ringsum nicht fehlte.

Längs der ganzen Teufelsmauer in Zwischenräumen von zehn bis fünfzehn Minuten, bald zur Rechten, bald zur Linken der Communikationsstraße, jedoch nur im Rücken der eigentlichen Pfahlhecke und ganz nahe bei derselben liegen etwa dreißig Gräber in fast gleicher Form aus rohen, ohne alle Ordnung zusammengeworfenen Bruchsteinen, welche einen 5 bis 7 Fuß hohen Hügel bilden, dessen Durchmesser auf der Grundfläche 24 bis 36 Fuß beträgt. Ganz nahe bei denselben sind die sogenannten Brandhügel; diese sind nur von Erde aufgeschüttet, flacher, aber von größerem Umfange als die Gräber und mit einem Graben umgeben.

Nachdem man bei Untersuchung dieser Grabhügel die hinzugeworfene Erde und die Bruchsteine entfernt hatte, traf man herabgestürzte Mauersteine an, und unter diesen fand man die Mauer der Gräber selbst noch 3½ bis 6 Fuß hoch in unverletztem Zustande. Sie bildeten ein regelmäßiges Quadrat, das theils 15, theils 18 Fuß im Durchmesser hatte. Die Mauer war 3 bis 3½ Fuß dick und durchgängig von Quadern. Daß diese Gräber zerstört worden, liegt überall deutlich vor Augen, die Ausmittelung ihrer ursprünglichen Höhe war daher vielen Schwierigkeiten unterworfen, indessen fand man doch mehrmals alle Ecksteine und konnte daraus schließen, daß das Mauerwerk an einem solchen Grabe, mit Einschluß des Sockels, des Gesimses und des Frieses einen Würfel bildete, d. h. eben so lang als hoch und breit war. — Das wohlerhaltenste dieser Gebäude hat man ebenfalls in Eulbach aufgestellt.

Es ist gewiß auffallend, so große, regelmäßige, befestigte Gräber anzutreffen, welche unzweifelhaft alle nach Einem Plane zu gleicher Zeit und wohl schon bei der Anlage der ganzen Pfahlhecke, unmittelbar an dieselbe grenzend, in fast gleichem Abstande von einander entstanden sind. Es wird dadurch jedenfalls die mehrfach ausgesprochene Vermuthung fast zur Gewißheit erhoben, daß diese Gräber zugleich eine Art befestigter Wachthäuser bildeten, welche stets mit einer Reihe von Wachposten besetzt waren, die bei ihrem erhöhten Standpunkte und der nicht über eine Viertelstunde betragenden Entfernung einander gegenseitig sehen und dadurch fortwährend mit einander in Verbindung bleiben konnten.

Endlich befindet sich bei jedem Kastelle ein größeres Bad von der gewöhnlichen Einrichtung. Viele gefundene Steine und Bildsäulen mit Inschriften lassen keinen Zweifel, daß die bekannte 22ste Legion diese stark befestigte Linie besetzt hatte.

Alles spricht dafür, daß all die erwähnten Befestigungswerke unter Hadrian bald nach dem Jahre 121 nach Chr. Geburt erbaut worden sind, und weil er zuerst sämmtliche Bauleute, die beim römischen Heere zum Befestigen, Verschanzen und Verzieren der Lager und Festungen gebraucht wurden, in ein abgesondertes, in Kohorten und Centurien getheiltes Corps vereinigt hat, so darf man dieser Einrichtung hauptsächlich die Gleichförmigkeit und Regelmäßigkeit jener Bauwerke zuschreiben. Unter Septimius Severus, von welchem eine Münze in einem dieser Kastelle (bei Vielbrunn) gefunden wurde, und noch unter Caracalla, ob er gleich den Alemannen bereits eine Schlacht liefern mußte, bis zur Zeit des Alexander Severus behaupteten die Römer die befestigte Linie und bauten sogar unter des letzteren Regierung das Bad auf dem Breuberge, wie eine Inschrift bezeugt. Später wurde der alemannische Völkerbund immer mächtiger, durchbrach endlich unter Aurelians Regierung um das Jahr 271 den römischen Wall und setzte über den Rhein. Kaiser Probus trieb jedoch die Alemannen im Jahr 277 wieder über den Rhein und Neckar zurück und sicherte nun die römischen Grenzen durch eine Steinmauer, welche der Aberglaube späterer Zeiten ihrer Größe wegen dem Teufel zuschrieb und sie „Teufelsmauer" nannte. Von dieser Mauer finden sich jedoch im Odenwalde keine Spuren und somit ist nicht anzunehmen, daß der Durchbruch an diesem Theile der Verschanzungen erfolgte.

Das in sich schwach gewordene römische Reich konnte indessen trotz verstärkter Verschanzungen dem ferneren Andrange der muthigen Alemannen nicht lange mehr Widerstand leisten. Bald nach Probus Tod, schon am Ende des dritten und im Anfange des vierten Jahrhunderts, herrschte dieser Völkerbund vom Main bis zur Donau und in diese Periode fällt die gänzliche Zerstörung dieser Linie.

Muß man billig erstaunen, wenn man die Pfahlhecke oder Teufelsmauer vom Rhein bis zur fernen Donau verfolgt, über den beharrlichen Fleiß der Römer, welche im Angesicht des ewig unruhigen, kühnen und tapfern Feindes und ungeachtet der vielen Hindernisse durch Klima und Beschaffenheit des Bodens ein solches Werk, das wenige seines gleichen hat, zu Stande brachten, so muß man andererseits auch das Volk bewundern, das Muth und Freiheitsliebe genug besaß, dem geübtesten, hinter diesem kolossalen Vertheidigungswerke aufgestellten Heere nur seine tapfere Brust entgegen zu setzen, und das aus einem Kampfe von beinahe drei Jahrhunderten, worin es nie der gänzlich überwundene Theil war, durch seine Beharrlichkeit endlich als Sieger hervorging.

Etwa eine Stunde unterhalb Eulbach, neben dem Erbach'schen Park, beginnt der fürstlich Leiningensche bedeutend größere Thiergarten mit einer Fläche von ungefähr 25,000 preußischen Morgen und einem Umfange von 18 bis 20 Stunden, den er durch Ankauf einiger ganzen Ortsgemarkungen, z. B. Kailbach, Gallenbach, Neubrunn 2c. erhielt, welchen der im Jahre 1857 verstorbene Fürst Carl Emich bewerkstelligte. Er ist durchweg mit Pallisaden eingefriedigt und enthält mehr als tausend Stück Reh-, Damm- und Edelwild, auch eine Anzahl Schwarzwild.

In einem wildromantischen Thalkessel des Thiergartens, auf einer nur mäßigen Anhöhe liegt das fürstliche, umfangreiche Jagdschloß Waldleiningen. Dieses, in dem neueren (englisch-) gothischen Style erbaute, ausgedehnte Schloß, zu welchem nur rothe Sandsteine (die Quadern vielfach aus den vier Stunden entfernten Steinbacher Brüchen bei Michelstadt) verwendet wurden, hat bereits sehr bedeutende Summen gekostet. Es wird daran seit mehr als zwanzig Jahren — natürlich mit manchen Unterbrechungen — gebaut, und es ist zur Stunde noch nicht fertig. Der Gründer desselben, der oben erwähnte Fürst Carl Emich — Stiefbruder der Königin von England — starb vor drei Jahren, und es hat leider den Anschein, als ob der prachtvolle Bau nicht vollendet und fortwährend nur von einem Aufseher bewohnt werden solle. Der junge Fürst residirte nach seiner, vor zwei Jahren erfolgten Vermählung mit einer badischen Prinzessin nur wenige Wochen in Amorbach und Waldleiningen, und reiste dann mit seiner jungen Gemahlin nach England, für das er große Vorliebe zu haben scheint, wo er mehrere Jahre als Schiffslieutenant auf der Flotte der Königin, seiner Tante, zubrachte.

Eine Viertelstunde von da — unmittelbar an der Straße von Eberbach nach Amorbach — liegt die kolossale fürstliche Bierbrauerei Ernstthal, berühmt durch den vortrefflichen Gerstensaft, den sie liefert, hart an einer ansehnlichen, aus festem Sandstein bestehenden Anhöhe, in welche die ausgedehnten Felsenkeller eingehauen sind, und wodurch das vortreffliche Material zu den weitläufigen, großartigen Gebäuden gewonnen wurde.

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.